Anſichten

von der

Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft

Von

D. G. H. Schubert.

Mit 2 Kupfertafeln.

Dresden, 1808,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.

[illegible]
[illegible]
MONAC.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

[illegible]
[illegible]

Seinem

Freunde und Zuhörer

Herrn J. Gerhard von Kügelgen

berühmten Hiſtorienmahler

der Verfaſſer.

Sey denn, würdiger Meiſter! der geringen Gabe freundlich.

Feldblumen ſind es, geſammlet in der frühen Dämmerung eines neuen Tages, ehe uns die Morgenröthe zu einem ernſteren Tagewerk gerufen. Wir finden unter ihnen nicht die Blumen, welche Du liebſt: nicht die hohe Lilie oder die glühende Roſe, ſelbſt die Blätter des wildwachſenden Lorbeers werden vermißt; ſey es, daß der Boden dieſen Gewächſen ungünſtig, und daß die Jahreszeit ſolchen Zärtlingen noch zu rauh war; oder daß wir ſelbſt beym eiligen Aufraffen jene übergangen. Vielmehr erblicken wir unter den ländlichen Blumen einige ohne Duft, und leicht verwelklich. Doch laß ſie welken! Das Leben wird noch andre Blüthen tragen. Die Liebe aber zu Dir wird beſſer und unvergänglicher ſeyn als dieſe Gabe, beſſer und unvergänglicher als das Leben.

Bey dem Leſen dieſer Vorleſungen möge man nicht vergeſſen: daß ſie zunächſt einem ſehr gemiſchten Kreiſe, von verſchiedenem Alter, Geſchlecht, Stand und Denkweiſe beſtimmt waren. Wenn daher die Ausführung zuweilen eine andre geworden, als ſie zum Theil noch die erſte Vorleſung verſpricht; ſo hat die Schuld nicht ganz an dem Verfaſſer gelegen. Eine blos zum Druck beſtimmte Schrift darf wohl eher jenes Publikum allein vor Augen haben, dem ſich die Seele tief im Innern geneigt fühlt; Arbeiten von der Beſtimmung der jetzigen, werden, auch gegen unſren Willen, die Farbe der Umgebungen, der Aufnahme und der Zeit an ſich tragen. Mögen ſich daher dieſe Vorleſungen daſſelbe gemiſchte, vielartige Publicum wieder ſuchen, dem ſie im kleineren Kreiſe zu gefallen ſtrebten!

Die Thatſachen bey der Geſchichte der Orakel, Vorahndungen u. a. hätten ſich freylich um Vieles vermehren laſſen, doch haben mich einige Gründe bewogen, ſelbſt beym Druck mäßig damit zu ſeyn.

Noch bemerke ich, daß der wiſſenſchaftliche Anhang zur ſechsten Vorleſung auch als ein beſonderes Werk, unter dem Titel:

Neue Unterſuchungen über die Verhältniſſe der Größen und Eccentricitäten der Weltkörper,
abgedruckt iſt.

Dresden, im July 1803.

der Verfaſſer.

[illegible]
UNIVERS.
MONAC.

Erſte Vorleſung,

welche eine kurze Ueberſicht des Inhalts dieſer Unterſuchungen giebt.

Wenn vielleicht die Forderungen, welche ein Theil meiner Zuhörer an die Naturwiſſenſchaftlichen Vorleſungen die ich heute beginne, machen wird, in der Folge unbefriedigt bleiben müßten, ſo will ich wenigſtens, ſo viel an mir iſt, dieſe Unzufriedenheit nicht unvorbereitet laſſen, und gleich am Anfange unverhohlen ſagen, was diesmal von mir zu erwarten ſey, und was nicht?

Die Naturwiſſenſchaft bey ihrem jetzigen Umfange, ſelbſt nur in einem dürftigen Umriſſe, in einem geringen Auszuge darzuſtellen, würde mit den äußerlichen Gränzen ſolcher Vorleſungen, wie die meinigen ſeyn müſſen, in völligem Mißverhältniſſe ſtehen; auch ſind in neuerer Zeit Werke, welche ſich dieſes Ziel vorgeſetzet, in ſo hinlänglicher Menge geſchrieben, daß ich eine ſolche Arbeit für ſehr entbehrlich halten würde. Wenn man ſich daher in meinen Vorträgen eine vollſtändige Ueberſicht über den Innhalt der geſammten Naturwiſſenſchaft, ſeit den vielfältigen Entdeckungen und Erweiterungen der letzten Jahrzehende verſprochen, ſo wird man ſich getäuſcht finden. — Nicht minder werden vielleicht ſelbſt die Gegenſtände von denen ein großer Theil dieſer Vorleſungen handeln wird, Einigen unerwartet und ungelegen kommen. Wir werden nämlich in dieſen Abendſtunden, jene Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, welche bisher öfters außer Acht gelaſſen worden, mit nicht geringerem Ernſt als andre allgemeiner anerkannte Gegenſtände betrachten, und von verſchiedenen jener Gegenſtände die man zu dem Gebiet des ſogenannten Wunderglaubens gezählt hat, handeln. Nicht in der Abſicht, daß durch dieſe Unterſuchungen vergeſſene oder müßig gelegene Thatſachen blos einmal hervorgeholt, und der Menge gezeigt würden, oder daß ich in ihnen eine Vertheidigung und Rechtfertigung derſelben übernähme, deren reine Thatſachen niemals bedürfen werden. Vielmehr habe ich meinen Vorleſungen zum Theil dieſen Innhalt gewählt, weil es mir ſchien, als ob aus der Zuſammenſtellung jener, von Vielen verkannten Erſcheinungen, ein eigenthümliches Licht, auch über alle andren Theile der Naturwiſſenſchaft verbreitet würde, in welchem ſich dieſe leichter und glücklicher zu jenem Ganzen vereinigen ließen, das ich in dem kurzen Umfang dieſer Unterſuchungen aufzuſtellen bemüht ſeyn werde.

Das älteſte Verhältniß des Menſchen zu der Natur, die lebendige Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen, der Zuſammenhang eines jetzigen Daſeyns mit einem zukünftigen höheren, und wie ſich der Keim des neuen zukünftigen Lebens in der Mitte des jetzigen allmälig entfalte, werden demnach die Hauptgegenſtände dieſer meiner Arbeit ſeyn. Damit ich meine Zuhörer ſo weit als möglich in den Stand ſetzen möge, gleich Anfangs über den Gang dieſer Unterſuchungen zu urtheilen, will ich jezt den Innhalt derſelben wie in einem Gemählde der Seele vorüber führen, damit zugleich der Sinn des Ganzen, welcher aus dem Geſammteindruck von der Phantaſie leicht ergriffen wird, hernach auch in den einzelnen Theilen leichter verſtanden werde. Und zwar werde ich hierbey vorzüglich jene Züge hervorheben, aus welchen der Zweck des Ganzen am leichteſten erkannt wird, und mich deshalb bey dem Innhalt einiger der nächſten Vorleſungen, welche von dem älteſten und urſprünglichen Verhältniß des Menſchen zur Natur (von ſeinem Naturzuſtand) handeln werden, am längſten verweilen.

Wir werden zuerſt, über den Urſprung unſres Geſchlechts, über das älteſte Verhältniß deſſelben zur Natur, die heilige Sage der älteſten Völker befragen. Einſtimmig werden uns Alle, Egypter und Indier, Chineſen und Mexicaner, ja Isländer und Schweden, die Kunde einer hohen, untergegangenen Naturweisheit, und einer frühen Blüthenzeit der Cultur unſres Geſchlechts bringen. Hierauf ſehen wir uns, jenſeit der Kluft vieler Jahrtauſende, nahe am Pol, in dem Wunderlande Atlantis, wo die Gluth der noch jugendlichen Erde, einen beſtändigen Frühling, und dort wo jezt das Land von beſtändigem Eiſe ſtarrt, hohe Palmenwälder erzeugt. Es wohnt hier mit den Thieren des Südens, jenes der Erde geweihte Urvolk, welches, einen Theil des Jahres nur von dem Licht der Geſtirne geſehen, der Sonne vergeblich entgegen harrt. Noch in der erſten heiligen Harmonie mit der Natur, ohne eignen Willen, erfüllt von dem göttlichen Inſtinkt der Weiſſagung und Dichtkunſt, ſehen wir unſre noch junges Geſchlecht, unter dem Scepter des Uranus froh. Damals hat nicht der Geiſt des Menſchen die Natur, ſondern dieſe den Geiſt des Menſchen lebendig erfaßt, und die Mutter, welche das wunderbare Weſen gebohren, hat es noch einige Zeit aus der Tiefe ihres Daſeyns ernährt. Es hat in jenen Tagen nicht der Geiſt des Menſchen den Geſtirnen, ſondern dieſe dem Daſeyn des Menſchen Geſetze gegeben, wie den Bewegungen der Erde, und die Weisheit der alten Welt war: Alles und ganz zu thun, was ihr die Natur gelehrt.

Auf einen ſchnellen Blick wird das alte Ideal der Könige in erhabenem Glanz geſehen, wie ſie, ein Vorbild des Göttlichen, Vermittler und Erhalter der alten Harmonie mit der Natur geweſen. Das Geſetz der Natur und der höhere Einfluß, waren die erſten Herrſcher der Menſchen, und als Stellvertreter ſind diejenigen gewählt worden, welchen ſich, als den reinſten Organen, der höhere Einfluß am innigſten mitgetheilt. Nicht den Herren ſondern das getreue Organ der höheren Natur, hat jene Zeit in ihren Königen verehrt, und wir ſehen noch in der älteſten Geſchichte einiger Völker, den ehrwürdigen König ſelber, als Prieſter dem Dienſte der Natur vorſtehen, ſein graues Haupt auf hoher Sternwarte der Kälte der Nacht Preiß gegeben, und das geweihte Auge für ſein ſchlummerndes Volk den alten Bund des Menſchen mit der Natur bewahren. Von den Arbeiten der alten Könige, unſterblich wie dieſe Erde, und wie die ewigen Geſtirne ſelber, wird hierauf ein ernſtes Wort zu reden vergönnt ſeyn.

Von dem urſprünglichen Verhältniß des Menſchen zur Natur, von welchem wir, damit das eigentliche Weſen der Naturwiſſenſchaft, und das der Natur ſelber, in ſeiner ganzen Tiefe ergriffen werde, ausgehen, ſagt uns die älteſte Geſchichte nur dunkle Worte. In den Myſterien und der heiligen Weihe jener Völker, welche dem Urvolk der Welt noch am nächſten verwandt geweſen, vernimmt die Seele einige halbverſtändliche Töne, welche tief aus der Natur unſers Weſens gekommen, dieſes tief erſchüttern, und wir fühlen bald von den Klagetönen des erſten Menſchengeſchlechts und der Natur, unſer Herz zerſchnitten, bald den Geiſt von einer hohen Naturandacht bewegt, und von dem Wehen einer ewigen Begeiſterung durchdrungen. Aus dem Tempel der Iſis, von den redenden Säulen des Thot, in den Geſängen der egyptiſchen Prieſter, werden wir jenen dunklen Laut vernehmen. An einſamer Küſte, unter den ſchwarzen Gebirgen Islands, wird uns die Edda jene Stimme aus den Gräbern deuten, und die Phantaſie wird noch einmal jene Prieſter heraufführen, welche die heilige Kunſt ihres Gottesdienſtes durch ſtrenges Schweigen der künftigen Zeit verborgen. Ja an den Altären Mexicos, unter jenen Säulen, welche das Blut und die Thränen von tauſend Menſchenopfern geſehen, wird das Auge noch die letzten Züge der hohen Vergangenheit erkennen.

Hierauf möge die Seele, auf dem vielbeſungenen Felſen zu Delphi, in einſamen Wald, ſich Stille zu einer neuen Betrachtung ſammlen. Aus der Ferne grauer Jahrtauſende, wird in der Tiefe der Grotte, die Stimme der Orakel, und die Begeiſterung der Pythia vernommen. Dann, nicht ohne Beruf, dringen wir tiefer in den heiligen Hayn zu Dodona, als den Fragenden vergönnt war. Auf einſamen Berg, von weiſen Felſenmaſſen umgeben, ſehen wir bey ſtiller Nacht, nach von der heiligen Quelle berauſcht, den Eingeweihten in die Höhle des Trophonius hinabſteigen, wo ihn, fern von dem letzten Schimmer der Sterne, eine ungeſehene Gewalt in das innre Heiligthum der Viſionen und dumpfen Stimmen hinabreißt. Von ähnlicher Natur, als dieſe älteſten Orakel, wird uns in den Wäldern Virginiens, und in der geweihten Verſammlung nordiſcher Barden, prophetiſcher Wahnſinn, und eine wilde Weiſſagung begegnen.

So führen wir die Geſchichte jener Zeit, wo der Menſch noch Eins mit der Natur geweſen, und wo ſich die ewigen Harmonien und Geſetze derſelben, deutlicher als ſonſt je in ſeinem eignen Weſen ausgeſprochen, dem Geiſt vorüber, damit nachher an dieſem großen Beyſpiel auch in der untergeordneten Natur die Einheit aller Einzelnen mit dem Ganzen verſtanden werde.

Wir nennen noch jetzt jene Augenblicke, wo ſich unſer Weſen im innigſten Einklange mit der ganzen äußern Natur befindet, die der höchſten Luſt, des höchſtens Wohlſeyns. Auch jene erſte Zeit, welche unſer Geſchlecht in tiefer Harmonie mit der ganzen Natur verlebt, wird uns von allen Völkern der darauf folgenden Vorwelt, als eine Zeit des ſeeligen Friedens, und paradieſiſcher Freuden beſchrieben. Sie iſt es, welche die Griechen und einige noch viel ältere Völker, unter dem Nahmen des goldenen Zeitalters preiſen. Eine Zeit der Kindheit iſt es geweſen, höher aber als dieſe hülfloſe Kindheit, welche wir jezt kennen. Sterbliche Mütter ſind es, welche jetzt gebähren, jener Kindheit hat eine unſterbliche Mutter gepflegt, und der Menſch iſt von jener unmittelbaren Anſchauung eines ewigen Ideals ausgegangen, iſt unbewußt in der Mitre jener höchſten Erkenntniſſe und Kräfte geweſen, welche nun das ſpätere Geſchlecht in hohen aber mühſeligen Kampfe wieder erringen muß.

Es pflegen die Weſen in der ganzen Natur nur dann eines vollkommenen Vereins fähig zu ſeyn, wenn ſich das eine dem andern vollkommen unterordnet. Der Menſch iſt im Anfang ein untergeordnetes Organ der Natur geweſen. Nicht aber jenes Theils derſelben, welcher nur die Baſis der eigentlichen höheren iſt, ſondern jenes ewigen und göttlichen Geſetzes, nach welchem der Menſch ward. Unſer Geſchlecht, anfangs nur ein Theil der Mutter, aus welcher es der höhere Einfluß gezeuget, hat an dem Daſeyn, an dem vollkommenen Weſen derſelben Theil genommen, und ohne ſein Verdienſt, wie alles von außen Geliehene, war an ihm die hohe Vollendung und heilige Harmonie der höchſten Natur ſichtbar. Damals iſt der Fatalismus, — das völlige Dahingeben alles Willens in ein ewiges Geſetz — an ſeinem Ort geweſen. Noch erſchien die Natur dem Menſchen göttlich und rein, alſo war es auch der Einklang mit ihr.

Allmälig hat in ſolcher unmittelbarer Mittheilung, der Menſch das höhere Weſen der Natur ſelbſtſtändig in ſein eignes aufgenommen. Der göttliche Keim, deſſen zartes Beginnen die Mutter gepflegt, wird im Gemüth des Menſchen ſtark, und ſiehe! der Bruſt und des Bedürfniſſes der Mutter entwachſen, fragt der junge Knabe nach ſeinem Vater, und nach jenem göttlicheren Ideal, durch welches dieſe Natur, und aus ihr der Menſch geworden. Hierauf ſehen wir in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaft, welche mit der Urgeſchichte unſres Geſchlechts Eins iſt, den alten Bund des Menſchen mit der Natur übertreten. Wie die Nacht mit ihren hohen Geſtirnen, verbleicht in der Morgendämmerung eines neuen, höheren Bedürfniſſes, die alte Abhängigkeit und Harmonie mit der Natur.

Aber vor der Morgendämmerung geht das kalte Wehen der letzten Nachtwache vorher, und verlaſſen von der mütterlichen Schwinge, erſtarrt auf einige Momente das noch zarte Geſchlecht. Unter dem Scepter der ehernen Zeit, als das kühne Volk die Stimme in ſeinem Buſen verſtehen gelernt, und der eigne Wille ſich der Stimme der Mutter widerſetzet, ſieht die Natur mit traurigem Unwillen den Geiſt des Menſchen ſich ihren Armen entwinden, und ein andres Geſetz, eine andre Heimath als die Erde ſelber ſuchen. Da ſchweigt die Stimme der kühnen Begeiſterung, der Menſch verſteht die Natur nicht mehr, und durch ſein eignes Streben, verſtoßen aus der Mitte der ſeeligen Anſchauung, iſt die alte Weisheit, nur noch in der Aſche glimmend, ihrem Untergange nahe. Es verläugnen nun die Herrſcher die alte Beſtimmung, und, vorhin ein Vorbild der Ergebung und heiligen Anſchauung, wird der König als Eroberer, ein Verbild des eignen Willens. Es gefällt dem Menſchen, die Erde, welche vorhin anzubauen heiliges Geſetz war, zu zerſtören, der Fruchtbarkeit ſeines Geſchlechts, vorhin als ein Symbol des Göttlichen verehrt, durch blutige Kriege Einhalt zu thun, und wie in der alten Zeit das Einzelne vollkommen dem Bunde mit dem Ganzen ſich ergeben, ſo kämpft dieſe nachfolgende, daß die Natur, daß das ganze Geſchlecht dem Einzelnen untergeordnet ſey.

In jenem dumpfen Kampfe, noch ohne Bewußtſeyn, iſt die hohe Kultur, welche der urſprüngliche Zuſtand des Menſchen war, bey ganzen Völkern untergegangen, und in entarteter Rohheit, harren dieſe noch jezt des neuen Morgens. Andre ſind in gewaltigem Unglück früher gereift, und wir ſehen den harten Kampf und die wüſte Zerſtörung jener Zeit, nirgends ſo mächtig wüthen, als im weſtlichſten Aſien und im ſüdlichen Europa. Da wird plötzlich, aus den Trümmern der alten Zeit, wie die Stimme eines Träumenden, die Sehnſucht des Menſchen nach dem höheren und göttlicheren Ideal vernommen, und die zerſtörte Welt von dem erſten matten Schimmer des neuen Morgens erhellt. Einzelne Weiſe, welche wie Wächter auf der Zinne, die Stunden der Nacht bewahren, verkünden die Nähe des Morgenroths. Hierauf werden von einem bangen Sehnen nach etwas Höherem, ganze damalige Völker ergriffen, und unter der eiſernen Laſt des Römerreichs, unter dem blutigen

Stachel der kleineren Fürſten, wird, noch ohne Klarheit, in dem Buſen der Welt die Gluth einer ewigen Liebe wach. Da iſt der Blick der ſterbenden alten Zeit nach dem Orient gewendet, aus welchem, wie einzelne Stimmen verkündigten, das neue Heil aufgehen wird. Endlich, ſiehe! iſt die Stunde der Erfüllung gekommen, und mitten unter blutiger Verfolgung, unter der Geißel der Tyranney, wird mit erhabenem Jubel die Vermählung des menſchlichen Gemüths mit dem göttlichen Ideal gefeyert. Hierauf ſchweigen gegen Chriſti Geburt die Orakel alle, und die geheime Gewalt der Natur über den Menſchen wird zerſtört. Nur noch in einzelnen Lichtblicken, nie im alten Glanz, erhebt ſich das Heydenthum auf der weſtlichen Erde, und zuletzt iſt in der neugebildeten Naturwiſſenſchaft, aus der alten Zeit nur noch ein verſtümmelter und verkannter Schatten der alten Aſtrologie und Alchymie, im Mittelalter zurück.

Nur bis dahin, wo der Menſch nun aufhörte, Eins mit der Natur zu ſeyn, und wo dieſe als etwas Aeußeres, als Gegenſtand vor ihn hintrat, ſehen wir die Geſchichte der Naturwiſſenſchaft mit der Urgeſchichte unſres Geſchlechts unzertrennlich vereint. Von hier an begegnen wir dieſer nicht weiter, und was vorhin als Naturcultus mit dem beſſeren Daſeyn des Menſchen, ja mit jedem Augenblick ſeines Lebens innigſt verſchmolzen war, tritt nun als Naturwiſſenſchaft auf, ohne ſichtlichen Zuſammenhang mit den weiteren Schickſalen des Menſchen, in ſeinen neuen, künſtlicheren Verhältniſſen.

Wir folgen derſelben nun nur noch in einigen Zügen, bis zu jener Zeit, wo wieder deutlicher wird, daß jenes, wovon die Naturwiſſenſchaft ausgegangen — die Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen — das eigenthümliche Weſen und letzte Streben derſelben ſey, und wie ſich in ihrer Mitte, aus jenen Materialien, welche auch der Innhalt dieſer Unterſuchungen ſind, eine neue höhere Zeit derſelben bereitet. Doch wird dieſes eigenthümliche Streben erſt ſpät deutlich ſichtbar.

Für das Ganze iſt der Anfang der neueren Zeit, wo der Wille des Menſchen gleichſam mündig geworden, der Eintritt des Chriſtenthums; einzelne Völker aber ſind einſeitig und in einigen Beſtrebungen, jener neuen Zeit früher entgegengereift, und ſind wie in den Künſten, ſo in der eigentlich ſogenannten Naturwiſſenſchaft, unſre Vorgänger geweſen. Von jenen einzelnen Beſtrebungen aus, wird der Geiſt ſogleich in die Zeiten des Mittelalters geführt, wo der bis dahin verborgene Keim ſich in der erſten Hoffnung zeigt. — Es pflegen jederzeit große und kühne Ideen, wenn ſie ſich, kaum im Gemüth empfangen, nur noch als Ahndungen regen, für den Mund unausſprechlich zu ſeyn, und den Geiſt wie formloſe Weſen, wie eine Gluth ohne Licht zu umſchweben. So haben auch das göttliche Ideal der neuen Zeit, faſt anderthalb Jahrtauſende mit tiefer Innigkeit in ihrem Schooß ernährt, ohne daß es gelungen wäre, weder in den Künſten noch in den Wiſſenſchaften, es auszuſprechen. Als hierauf die erſten Verſuche gemacht worden, das bis dahin blos Empfundene zu geſtalten, geſchahen dieſe in tiefer Einfalt. Wir nennen nämlich einfältig, wo die noch kindliche und unvollendete Form einem zu großen, zu erhabenem Innhalt unterliegt, wo das unerreichte Ideal unmittelbar zu uns ſpricht, und der Geiſt des Künſtlers oder des Weiſen in frommer Ergebung ſchweigend, und faſt blos paſſiv erſcheint. Alles Große erſcheint zuerſt in dem Gewand der Einfalt, und nur ein geringer Innhalt iſt es, deſſen ſich der Geiſt des Menſchen ſogleich bemeiſtern, den er ſogleich in vollendete Form zu zwingen vermag.

Zu jener Zeit, als in Italien der Lehrer des Raphael und ſeine Zeitgenoſſen in frommer Einfalt die neue Kunſt hervorgerufen, hat ſich in Deutſchland der Geiſt der neuen Naturkunde zuerſt geregt. Hierauf wurde zugleich in den Künſten und in der Naturkunde das hohe Ideal der neuern Zeit ausgeſprochen. Ein Zeitgenoſſe des Raphael und Michel Angelo, wagt es der unſterbliche Kopernikus die erſtorbene Naturweisheit mit dem hohen Geiſt und Sinn der neuen Zeit wieder zu beleben. Der alte Wahn, daß die Sonne und alle ewigen Gewalten des Himmels ſich um unſre kleine Erde bewegten, welcher in der alten Zeit, wo der-

Menſch ſelber noch ganz von der Erde abhängig war, geherrſcht hatte, wird von ihm zerſtört. Nicht mehr die Erde, ſondern das Univerſum, nicht mehr die einzelne Erſcheinung, ſondern das Ideal, führen als Genien die Herrſchaft der neuen Zeit.

Endlich wird von dem größten Aſtronomen aller Zeiten, von Kepler, das ewige Geſetz des Himmels, und mit ihm der Eingang in das innerſte Heiligthum der Naturwiſſenſchaft gefunden. Der Vorhang öffnet ſich ein wenig, um hernach, vielleicht auf Jahrhunderte, das innre Licht wieder deſto dichter zu verhüllen. Wie der Menſch in der neueren Zeit als etwas Beſonderes aus der Harmonie mit dem Ganzen hervorgetreten, hat ſein Verſtand alle andre Weſen in dieſen Abfall mit verſtrickt, und ſehr vielfältig abgeriſſene, blos durch einigen mechaniſchen Zuſammenhang verbundene Dinge in die lebendige Natur hineingedichtet. Deshalb iſt jener Rieſenſchritt Keplers, iſt das Licht, welches der deutſche Sinn für alle Zeiten angezündet, Anfangs dem Anſchein nach ohne Einfluß geblieben, und neben Keplers erhabenen Anſichten, hat ſich noch zu derſelben Zeit, in Frankreich, eine mechaniſche und handwerksmäßige Anſicht einer todten Natur gebildet, in welcher ſich wie Würmer, welche ein moderndes Gebein benagen nur noch die mechaniſchen Kräfte bewegen. Wir ſehen die Geſchichte der Wiſſenſchaft, nicht ohne Zuſammenhang mit der Bildungsgeſchichte unſres Geſchlechts auf einen ſcheinbaren Abweg gerathen, damit erſt im Kleinen und Einzelnen jene Materialien ausgearbeitet würden, welche der Genius einer künftige Zeit zum hohen Bund zuſammenfügen wird. Nicht die Entdeckung des Geſetzes der Schwere; nicht die der Electricität und verwandter Naturerſcheinungen, die man ſämmtlich mechaniſch zu deuten gewußt, konnten jenem allgemeinen Gange der Meinungen Einhalt thun, bis endlich in der letzten Zeit, bey einer Höhe der einzelnen Erkenntniſſe wie ſie vorhin noch nie erreichte, die rechte Naturanſicht, zum Theil noch einzeln und in zerſtreuten Funken wieder hervorbricht, und ſich dem Geiſt, in Thatſachen, welche die andre Parthey nur vergeblich zu läugnen bemüht iſt, aufdringt.

Dieſen bedeutungsvollen Zuſtand der jetzigen Naturwiſſenſchaft, das vielſeitige Hervorblicken einer neuen Zeit aus ihrer Mitte, werde ich dann, ſo viel es der Umfang und die Beſtimmung dieſer Arbeit erlauben, bemüht ſeyn, meinen Zuhörern darzuſtellen, und ich werde ſchon in der fünften Vorleſung mit dem was aus der heutigen Aſtronomie hieher gehört, beginnen.

Wir ſehen in unermeßlichen Fernen jene tauſende der Milchſtraßen, welche nach dunklen Geſetz und in unbekannten Bahnen ſich bewegen. Die Geſchichte unſers Planetenſyſtems beginnt mit der der Sonne. Dann ſieht das Auge, von der Ferne ungehindert, die jetzige Natur und Ausbildung der Planeten, und es führen uns Spuren einer dunklen Analogie in das nur zum Theil erforſchte Reich der Kometen. Hierauf ſchließt ſich unmittelbar an die Aſtronomie die Phyſik im Großen an, es begegnet uns hier zuerſt das Geſetz der Schwere, und wie die große magnetiſche Periode aus andern Naturverhältniſſen der Erde, als Planeten, hergeleitet zu werden vermag, zeigt ſich der Magnetiſmus überhaupt als das erſte Koſmiſche, das heißt auf die Verbindung aller einzelnen Weltkörper zu Einem Ganzen hindeutende Phänomen. Wir vertrauen uns ſeiner Führung an, und ſiehe auf einfachem Wege, führt uns derſelbe zu der erhabenen Quelle des Lichts und der Wärme. Wenn hierauf in einem etwas größeren Zuſammenhang, dem innern Sinn Vieles klar geworden, was einzeln ſtehend ſchwerer zu faſſen ſcheint, wenden wir uns von dem unermeßlichen Ganzen zu dem Einzelnen, und der Blick, welchen ein gränzenloſer Umfang nur zu leicht zerſtreut, ſammlet ſich wieder auf unſrer kleinen Erde.

Wir ſehen dieſe, in den Tagen der Urzeit noch flüſſig, und wenn wir über Einiges, das noch dunkel ſchien, die jetzige Beſchaffenheit einiger andern Planeten befragt haben, wird der Seele jene Zeit, wo aus der alten Fluth die Gebirge ſich gebildet, klar und lebendig. Noch findet das Auge kein organiſches Leben über der gränzenloſen Fluth, und dieſe wird nur nach chemiſchen Geſetz bewegt. So tritt uns, in der

Geſchichte jener dunklen Zeit, die Chemie als Lehrerin und Führerin auf, und wenn wir ihr Gebiet, wie es ſeit den letzten Jahren ſich ungemein bedeutend erweitert darſtellt, überblicken, bringt es der Standpunkt, welcher hierzu nöthig iſt, von ſelber mit ſich, von dem Geſetz der Bildung und der Geſtalten einige Züge zu entwerfen.

Wir ſehen uns von neuem auf dem mütterlichen Planeten. Die Gewäſſer haben unter dem Einfluß der Zeiten ſich vermindert, und ſchon bewegt das erſte Vorbild unſrer jetzigen Atmosphäre ſeine mütterliche Schwinge. Siehe da regt ſich das Gewäſſer von tauſend Lebendigen, deren wunderbare Formen jetzt nicht mehr auf Erden geſehen werden, und in denen die Natur, an der Gränze zwiſchen Thier- und Pflanzenwelt, unentſchieden zwiſchen zweyen Richtungen ſchwebt. Jene Geſtalten und den Boden welcher ſie gezeugt, begräbt ein neuer Kampf der Elemente, und unverſtändlich, mit wunderbaren Zügen, ſpricht der Geiſt einer grauen Vergangenheit nur noch aus ſeinen Felſenhöhlen herauf. Das friedliche Leben, das ſchon einheimiſch auf der Erde geweſen, ſcheint von neuem von dem Streben der todten Maſſe verdrängt. Da wächſt, eben durch die Zunahme der tiefen Empfänglichkeit, die Macht des Lichts, und in einem neuen Kreiſlauf der entgegengeſetzten Kräfte, wird das Unorgiſche zum zweytenmal beſiegt.

Vielartiger und mächtiger, bey einem ſchon freyer und größer gewordnen Spielraum, erhebt ſich jetzt die energiſche Welt von neuem. An den Polen wie es ſcheint, zuerſt, weil auf eine Weiſe die wir noch jetzt bey Jupiter und Saturn finden, durch den täglichen Umſchwung die allgemeine Waſſermaſſe nach dem Aequator hin noch über den höchſten Gebirgen geſtanden, während das Land der Pole ſchon frey aus der Fluth hervortrat. Schon ſehen wir den Geiſt der Natur, durch zum Theil jetzt untergegangene Formen, nach dem höchſten Punkt der irdiſchen Bildung einen hohen Anlauf nehmen, und wo nicht ſchon der Menſch ſelber, wie aus Verſchiedenem nicht unwahrſcheinlich iſt, aufgetreten war, ſo ſchien doch bis zu ſeinem Erſcheinen nur noch ein Schritt zu ſeyn. Da ſinkt die Welt noch einmal, wie von langer Anſtrengung ermüdet, in die Tiefe des mütterlichen Elements, und die vielſtrebenden Kräfte, umfängt noch einmal der alte chaotiſche Schlummer. Bis endlich, geſtärkt zu dem letzten höchſten Werk, die wieder erwachende Natur den Menſchen, und das Angeſicht der jetzigen organiſchen Welt erzeugt. Von dieſer, von dem Reiche der Pflanzen, ſeinen mannigfaltigen Geſtalten und Geſetz der Bildungen, hierauf von der Thierwelt und dem Geſetz ihrer Entwicklung von dem Wurm bis hinauf zum Menſchen, wird ein großer Theil dieſer Vorleſungen handeln. Endlich, wenn in einigen Zügen die allgemeine Geſchichte des Lebens, ſo weit ſie uns klar zu werden vermag, vorübergeführt iſt, wird die

Unterſuchung über die Beſtimmung des Menſchen und über die Bedeutung einiger ſeiner Anlagen, über ſeine Vergangenheit und Zukunft, ſich ſchüchtern, in dem Bewußtſeyn ihrer Mangelhaftigkeit, dieſem anſchließen.

Wir würden bey der großen Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, bey dem ungeheurem Umfange des Gebiets der Wiſſenſchaft, nicht im Stande ſeyn, mit der gewöhnlichen Weiſe der Darſtellung etwas Ganzes und lebendig Anſchauliches zu geben, wohl aber hoffen wir von jenem Geſichtspunkt aus, den wir gleich Anfangs bezeichneten, dieſen Bemühungen einigen Zuſammenhalt und feſten Mittelpunkt zu geben. Eben jene oft verſäumten Thatſachen des Wunderglaubens; und was ihnen gleicht, (denn wenn man einmal einige Thatſachen hieher rechnet, möge man auch erlauben daß wir alle andre ihnen nahe verwandte mit ihnen zuſammenſtellen) werden uns jenen lichten Punkt gewähren.

So, um wieder mit der erhabenſten Naturwiſſenſchaft zu beginnen, laſſen es in der Aſtronomie das Geſetz der Schwere, und zum Theil ſelbſt die Kepleriſchen Geſetze, wenn man bey der gewöhnlichen Erklärung derſelben ſtehen bleibt, noch unentſchieden, ob das Syſtem der Weltkörper ein nach nothwendigen Geſetz verbundenes Ganze bildet, wo ein Glied das andre vorausſetzt, oder ob blos die Anziehung der Materie, die durch höheren Zufall einzeln entſtandenen Maſſen, mechaniſch zuſammenhält. Unmittelbar aus der gewöhnlichen Theorie, läßt ſich wenigſtens gegen die mechaniſche Hypotheſe, wenn ſie nur etwas vorſichtiger iſt als die von Büffon aufgeſtellte, nichts Gründliches einwenden. Nimmt man aber ſelbſt nur das ſchöne von Bode aufgeſtellte Verhältniß der Entfernungen, von welchem es neuerdings erweisbar iſt, daß ſelbſt die Differenzen an die man ſich bisher geſtoßen, aus einem nothwendigen Geſetz entſtehn; nimmt man einige andre, neuerlich zur Sprache gekommene Verhältniſſe der Größen, Sonnenfernen, Eccentricitäten und Tageslängen der einzelnen Planeten hinzu; ſo zeigt ſich auf einmal das Planetenſyſtem als ein organiſch verbundenes Ganze, wo jedes Einzelne in der innigſten und nothwendigſten Beziehung auf die übrigen Glieder, und auf das Ganze ſteht. — In der Phyſik werden die Phänomene des Magnetismus, der Elektricität, der Wärme und des Lichts, wahrlich nicht aus der Annahme eigenthümlicher, halbkörperlicher Stoffe, ſondern einzig aus der Beziehung des Einzelnen auf das All deutlich.

So ſind auch in der Meteorologie die Lehre von den Perioden, dann das Phänomen der Vorempfindung künftiger Wetterveränderungen, das bey einer Menge von Thieren und Pflanzen, und an kranken organiſchen Theilen wahrgenommen wird, in der Geognoſie unter andern die bekannte Beziehung, in welcher alle Vulkane und Erdbrände auf unſern ganzen Planeten miteinander zu ſtehen ſcheinen, obgleich dabey durchaus an keine unterirdiſche Communication zu denken iſt, blos aus einer innigen Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen zu erklären.

Es laſſen uns in der Chemie jene oft beobachteten Phänomene, welche dem der ſogenannten Abſtumpfung gleichen, auf Ein allgemeines Geſetz, auf Einen Grund der Wechſelwirkung, ſo wie viele andre Thatſachen auf Eine allen Irdiſchen gemeinſchaftliche Grundform ſchließen, von welcher die Dinge bey ihrem Entſtehen ausgehen, und zu welcher ſie bey dem Uebergang in ein neues höheres Daſeyn, zurückkehren. Jene Grundform aber iſt nichts anders als derjenige Zuſtand des Einzelnen, wo daſſelbe auf dem höchſten Gipfel der Negativität, der Empfänglichkeit für höhere Einflüſſe, mit dem Ganzen wieder am innigſten vereint iſt.

Wem hat nicht in der ſchönen Zeit des Frühlings der ſogenannte Pflanzenſchlaf, und das zarte Geheimniß der Blumenliebe, welches die weit getrennten Geſchlechter bald durch Inſekten, bald durch andre noch wunderbarer ſcheinende Mittel zu vereinen weiß, von tiefen Sinn geſchienen, oder wem wären jene Sympathien des Pflanzenreichs, worunter die des ſchon lange aufbewahrten Weins mit der Rebe von welcher er genommen iſt, in der Zeit ihrer Blüthe gehört, unbekannt? Nicht minder ſind auch die Sympathien des Thierreichs mit der äußern Natur, wo z. B. das Be dürfniß und ſeine äußre Befriedigung zugleich aufwachen, bekannt. Wir werden von dieſen Erſcheinungen einige der Bedeutendſten herausheben, und ſo auch in der Botanik eine hohe Beſtätigung der Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen finden.

Die Geſchichte jener Reihen, in denen die Natur im Pflanzen- wie im Thierreich von den unterſten zu den höchſten Formen aufſteigt, wird uns hierauf die innige Beziehung der verſchiednen Geſchlechter der Dinge auf einander deutlich machen. Endlich werden wir in mannigfaltigen Erſcheinungen, das Eingreifen eines künftigen höheren Daſeyns, in das jetzige minder vollkommene anerkennen, und wie der tief im Innern unſers Weſens ſchlummernde Keim eines neuen Lebens, in gewißen Momenten, wo die Kräfte des jetzigen ruhen, deutlich hervorblickt. Hier iſt es vorzüglich, wo alle die Erſcheinungen, welche jenen Thatſachen eigentlich ihren Nahmen gegeben haben, die des thieriſchen Magnetismus, der Vorahndungen, Träume, Sympathien und dergleichen, zuſammen eintreten werden.

So geſchieht es, daß indem wir uns gerade an den bisher in den einzelnen Naturwiſſenſchaften am meiſten verſäumten, oder dunkel gebliebenen Phänomenen feſthalten, die Natur, von welcher ſonſt nur zerſtreute Theile, welche wiederum das Gemüth nur zerſtreuen, nicht lebendig anſprechen können, ſichtbar würden, unſre Seele als ein lebendiges harmoniſch verbundnes

Ganze ausſpricht, Ein Grund, Ein Geſetz, und Eine allgemeine Geſchichte alles Lebens und Daſeyns klar hervortritt.

Ich will den Sinn meiner heutigen Vorleſung und zugleich den Plan meiner ganzen Arbeit, noch einmal in wenig Worte zuſammenfaſſen. Zuerſt ſoll in der Urgeſchichte des Menſchen erkannt werden: daß die innigſte Harmonie ſeines Weſens mit der ganzen äußern Natur, der urſprüngliche Zuſtand deſſelben war. Hierauf ſoll in aller Naturwiſſenſchaft derſelbe ewige Grund, dieſelbe Beziehung des Einzelnen auf das Ganze wiedergefunden werden, und wenn ſich hierdurch auf einen Moment der allgemeine Sinn und Geiſt der Natur vor der Seele verklärt, möge das Gemüth lernen, daß die Kräfte des Einzelnen nur für das Ganze, nur in Harmonie mit dieſem ſind, und daß es das höchſte Ziel, der höchſte Beruf des Lebens ſey, daß das Einzelne ſich ſelber und ſein ganzes Streben, dem allgemeinen, heiligen Werk des Guten und Wahren zum Opfer bringe.

Zweyte Vorleſung.

Von dem urſprünglichen Verhältniß des Menſchen zu der Natur, oder von ſeiner älteſten Cultur.

Unter jenen Thatſachen, welche der jezt noch herrſchenden Anſicht am meiſten widerſtreben, und welche bisher noch am wenigſten aus der Theorie zu erklären waren, gehören die aus der älteſten Geſchichte unſres Geſchlechts, welche ich zum Theil in meiner heutigen Vorleſung aufführen werde. Denn noch immer ſcheint zu unſrer Zeit die Frage, ob der Menſch bey ſeinem Eintritt in dieſe Natur von dem Zuſtand der Wildheit und Rohheit ausgegangen, oder von dem Genuß jezt verlohren gegangner Kräfte und Erkenntniſſe? bey den Meiſten unentſchieden, und es hat ſogar jene Parthey, welche das Erſtere behauptet, ſeit einem Jahrhundert die meiſten Anhänger gefunden.

Man gab hierbey vor, der Erfahrung gefolgt zu ſeyn, welche uns den Urzuſtand des Menſchen in jenen ſogenannten wilden Völkern vorbildete, die abgeſondert von andern gebildeteren, wie Kinder, noch zu den Füßen der Cultur ſäßen. Der Mangel und ein tägliches Bedürfniß; die Furcht, welche einem von der Natur unbewaffnet und unbekleidet gelaſſenen Weſen vor andern eigenthümlich geweſen ſey, das freundliche oder feindliche Zuſammentreffen der verſchiedenen Individuen und Familien, hätten zuletzt Gewerbe, Religion, Cultus, Sitten und andre höchſte Vorrechte unſrer Natur erzeugt. Aber eben dieſer Meynung, die ſich ſo ſehr auf Erfahrung beruft, wird von aller Erfahrung am meiſten widerſprochen, und ſchon der erſte Blick auf die heilige Sage aller beſſeren Völker, welche wahrlich auf etwas Tieferen und Urſprünglicheren beruht, als daß ſie die Schlüſſe eines umherſchweifenden Verſtandes erreichen möchten; auf die Werke der Dichter, deren Begeiſtrung nicht ohne Grund die Offenbarung des Wahren, und die Gabe des Sehens genannt wird, und aller ins Tiefe gehenden Geſchichtsforſcher der älteren Zeit, ſo wie auf eine Menge hiſtoriſcher Denkmähler, widerlegt ſie.

Wenn Religion, ein Erzeugniß der Furcht, aus rohem Anfange entſtanden, wie kommt es denn, daß die Religionen, je älter ſie ſind, deſto reinere und erhabnere Anſichten enthalten? wie man z. B. von der Religion der Indier ſeit einiger Zeit zugeſtehen müſſen, ſie ſey bisher faſt durchaus verkannt worden, und erſt bey den vielſeitigeren Anſichten der letzten Jahrzehende eröffne ſich das Innre ihres tiefen, weiſen Sinnes. Wenn die Sprache durch Mittheilung der von verſchiednen Individuen verſchieden aufgefaßten Naturlaute (thieriſcher Stimmen z. B.) entſtanden, als die Menſchen von der äußren Noth zur Geſellſchaft gezwungen worden, und ſich von den unvollkommenſten Anfängen allmählig entwickelt hat, wie kommt es, daß, wie ſich beweiſen läßt, die vollkommnere Sprache — die metriſche, früher geweſen als die Proſa? Denn nicht etwa Griechenland allein erwähnt des erſten Gebrauchs der ungebundnen Rede als einer neuen Erfindung, ſondern es iſt die Mythologie, dieſe älteſte hiſtoriſche Urkunde der alten Welt, von den Ufern des Ganges bis zu der Küſte des Eismeers, in Verſen enthalten, und auch die älteſten aſtronomiſchen Beobachtungen und Naturtheorien der aſiatiſchen Völker, ſind in Gedichten bewahrt.

Wenn Mangel und Dürftigkeit dem Menſchen die Wiſſenſchaften gelehrt, warum hat ſich die alte Welt gerade mit ſolchen Unterſuchungen am meiſten und angelegentlichſten beſchäftigt, welche, wie zum Theil meine heutige Vorleſung zeigen wird, mit der Nothdurft des Lebens in gar keinem unmittelbaren Zuſammenhang ſtunden?

Selbſt jene ſogenannten wilden Völker, die zu der gewöhnlichen Vorſtellung von dem Naturzuſtand des

Menſchen Veranlaſſung gegeben, deuten durch Mythen die ſie aus alter Zeit bewahren, durch hiſtoriſche Denkmähler, oder durch einige Züge ihrer Sprache, auf einen frühen Zuſammenhang mit Völkern, bey denen ein viel höherer Grad von Bildung nicht zu verkennen iſt, ſo daß ſie uns vielmehr als ausgeartete, von einer viel höheren Bildung ihrer Urältern herabgeſunkne Stämme, denn als Naturmenſchen erſcheinen müſſen. So müſſen wir mithin mehr der andern Parthey Recht geben, welche den Menſchen von dem Genuß höherer Erkenntniſſe und Kräfte ausgehen läſſet. Und für dieſe ſehen wir die ganze Natur ſelber Zeugniß geben.

Es begegnet uns nämlich überall zuerſt die natürliche Nothwendigkeit, und im Thierreich der Inſtinkt, ehe ſich die Weſen zu einiger Selbſtſtändigkeit erheben. So wird auf den niedrigſten Stufen der Natur, im Steinreich, ein ſtrenges und klares Geſetz der Formen, die Kriſtalliſation gefunden, während die freyeren Geſtalten des Pflanzenreichs jenen natürlichen Zwang ſchon in etwas überwinden. Das nothwendige Geſetz der Wechſelwirkung mit der äußeren Natur, wird im Thierreich Inſtinkt genannt, und dieſer tritt anfangs in ſeiner ganzen Strenge und Härte als Kunſttrieb auf, bis er hernach in den höheren Organiſationen als eigentlich ſogenannter Inſtinkt erkannt wird. Endlich wacht der Wille, und die Selbſtſtändigkeit des natürlichen Strebens erſt ganz zuletzt — im Menſchen auf.

Und in der Geſchichte des Menſchen ſelber, ſehen wir das neugebohrne Kind zuerſt durch den Inſtinkt in ſeine neue Heymath eingeführet, und dieſer früheſte Begleiter pflegt ſpäter, wo der Wille ſich entwickelt, bloß ohnmächtiger zu werden, nie ſich ganz zu entfernen.

Es pflegt das, was unmittelbar nach einem nothwendigen Naturgeſetz geſchieht, jene eigenthümliche Vollendung, Selbſtſtändigkeit und Zweckmäßigkeit in ſich zu vereinen, welche der Natur ſelber in allen ihren Wirkungen eigenthümlich iſt. Wir finden ſelten, daß der natürliche Trieb Täuſchungen oder Mißgriffen ausgeſetzt ſey, wohl aber iſt dieſes in gewiſſer Hinſicht der Wille. Es müſſen die Dinge, welche einen ſolchen Kunſttrieb oder Inſtinkt ausüben, als unmittelbare Organe der Natur betrachtet werden, welche ſich die Einzelnen um ſo mehr unterordnet, je unvollkommner ſie ſind. Wenn es die eigenthümliche Beſtimmung und das Weſen unſrer Natur iſt, wodurch ſie ſich von der Natur andrer Weſen unterſcheidet, daß ſie zur Selbſtſtändigkeit, zu einer freyen harmoniſchen Ausübung eines guten und harmoniſchen Willens zu gelangen ſtrebt, wenn hierinn unſre höchſte Vollendung, unſer höchſtes Ziel beſteht, ſo muß, wie in der Natur Alles von einem geringeren Anfang ausgeht, die Ausübung des freyen Willens bey dem erſten Eintritt des Menſchengeſchlechts, eben ſo wie bey dem des Kindes, unvollkommener geweſen ſeyn als ſie es nun iſt, in demſelben Verhältniß aber iſt der Menſch mehr der natürlichen Nothwendigkeit und der Abhängigkeit von der Natur unterlegen.

Wenn damals der Menſch ein Organ der Natur geweſen, ſo war er dieſes auf ſeine Weiſe, — menſchlich. Es hat ſich daher die natürliche Nothwendigkeit und der Kunſttrieb des Menſchen viel erhabener geäußert als der des Thieres, und nach der Meynung eines meiner Freunde, (Carl v. Raumer) welcher zu beweiſen pflegt was er behauptet, - war Aſtronomie das Aelteſte was der Menſch als Organ des Planeten aus welchem er erzeugt worden, ausgeſprochen (offenbarte).

Schon die älteſte Geſchichte der Aſtronomie, wie uns dieſelbe Bailly, Montucla und andere berühmte Schriftſteller gegeben haben, vermag dieſe Anſicht zu bezeugen.

Möge man immer jene Angaben von dem Alter der aſtronomiſchen Beobachtungen, welches die Chaldäer bis auf 473 ja auf 493 *) und 720 **) Jahrtauſend vor Alexander hinaufſetzen, und welches andere alte Völker nicht viel geringer angeben (die Egypter, Chineſen u. a.) weil wie es ſcheint in einigen alten Sprachen das Wort Jahr von ſchwankender Bedeutung iſt, für unzuverläſſig halten;*) möge ſelbſt die etwas beſcheidnere Erzählung der egyptiſchen Prieſter, welche, da ſie, auf die Wandelbarkeit ihrer beweglichen Jahre deutend, dem Herodot berichtet, daß die Sonne ſchon viermal den gewöhnlichen Lauf verändert habe, ſich hierbey auf eine mehr als eilftauſendjährige Erfahrung beriefen, unglaublich gefunden werden; ſo wird man wenigſtens eine Menge von Thatſachen, welche Bailly, der ja ſelbſt die Zahlen der Jahre in der alten Geſchichte ſo ſehr als möglich herunter zu ſetzen ſuchte, aufgeſtellt hat, und welche ſämmtlich das Alter der Aſtronomie auf 7000 Jahre ſetzen, nicht läugnen mögen. So wenn man ſelbſt jene drey und zwanzig und ein halb Jahrtauſend alte Beobachtung der Indier, nach welcher alle fünf älteren Planeten an einem Punkt des Himmels vereinigt waren, kühn genug erſt aus ſpäteren Rechnungen aufgeſtellt glaubte, blieben doch wenigſtens jene Tafeln von der Zunahme der Tage, welche die Braminen noch jetzt haben, in ihrem 7600jährigen Alter unbeſtritten,**) und eben ſo alt ſcheint eine ähnliche Beobach-

---

*) Nach Epigenes.

**) Nach Beroſus bey Bailly.

---

*) Verſchiedene, ſonſt ziemlich übereinſtimmende Schriftſteller, die z. B. von der egyptiſchen Geſchichte handeln, ſetzen dieſelben Zeiträume, einige auf 48863, andre auf 23000 Jahre. M. ſ. Bailly.

**) Dieſe Tafeln ſetzen nämlich die Schiefe der Ecliptik über 25 Grad, mithin anderthalb Grad mehr als ſie jetzt beträgt. Da ſie nun in 1900 Jahren (von Hipparch bis zu uns) um 23 Minuten abgenommen hat, hätte ſie, wenn tung auf die ſich Theon Smyrneus bezieht. *) Auch jene beſtändige Correktion, welche die Indier an der Bewegung der Sonne anbringen, und welche durch die Verminderung der Dauer des Sonnenjahres hervorgebracht ſcheint, deutet auf ein gleiches Alter der aſtronomiſchen Beobachtungen, da jene Verminderung ſich erſt nach vier Jahrtauſenden beſtimmen ließ. Eine andre Correktion, welche in den aſtronomiſchen Tafeln der Indier, für den wahren Ort der Sonne unſrer Mittelpunktsgleichung entſpricht, und welche auch in anderer Hinſicht ſehr merkwürdig iſt, ſcheint ſich auf eine gegen ſechstauſend Jahre alte Beobachtung zu gründen. (6029) **)

Obgleich die Zeit der Erfindung des Thierkreiſes in Egypten, die von Einigen auf 15 Jahrtauſende geſchätzt wird, (ſo von Dupuis) von Andern um Vieles vermindert iſt, obgleich auch das eigentliche Zeitalter des Uranus und Atlas, denen die Sage verſchieden-

---

ſie — wie man voraus zu ſetzen pflegt — gleichförmig abnähme, 7600 Jahre gebraucht, um von ihrem damaligen Werth auf den jetzigen herunter zu fallen.

*) Er ſcheint nämlich auch auf eine Schiefe der Ecliptik von 25 Grad zu deuten.

**) Das Apogaeum der Sonne ſcheint darin in den 20° der Fiſche geſetzt, was, wenn man auf ein Jahrhundert 1° 49′ 10″ Bewegung der Sonnenferne rechnet, jene Beobachtung in das 4221ſte Jahr vor Chriſto zurücke ſetzt. (S. Bailly.)

ne Erfindungen in der Aſtronomie, und eine ſehr vollkommene Ausübung derſelben zuſchreibt, ſo wie dieſe Zueignung jener Entdeckungen etwas ungewiß iſt, gehen doch die Beobachtungen von dem Aufgang des Sirius, und die Erfindung des großen Egyptiſchen Jahres (von 1460 Jahren) in das fünfte Jahrtauſend vor unſrer Zeit hinauf, und dieſes Volk rechnete einem Bruchſtück des Beroſus nach zu ſchließen, ſeit jener Zeit ſchon nach Sonnenjahren. Auch die Beobachtungen, welche Calliſthenes dem Ariſtoteles ſendete, fiengen ſich von dem 4042ſten Jahre vor unſrer Zeit an. Ueber fünf Jahrtauſende alt wird die Intercalationsperiode der Perſer geſchäzt, und eine Angabe ihrer aſtronomiſchen Schriften, welche vier Sterne der erſten Größe in die vier Cardinalpunkte des Thierkreißes ſezt, iſt faſt von demſelben Alter. An dieſe Zeit reichen auch faſt die älteſten Beobachtungen der Chineſen hinan,*) und das Zeitalter des Fohi, welchen die alte Sage als einen großen Aſtronomen und den Erfinder der Sphäre rühmt, fällt noch um einige Jahrhunderte weiter hinaus (auf 4731 Jahre) und ſchon in dem fünften Jahrtauſend vor unſrer Zeit lebten die wegen ihrer tiefen aſtronomiſchen Kenntniſſe am meiſten geprieſenen Könige dieſes Volkes. Ja ſelbſt bey den alten Scandinaviern war die Einführung ihres beſtimmten Calenders wenigſtens drei und ein halb Jahrtauſende alt, wie ſich aus dem kleinen Unterſchied ihres vorausgeſetzten und des wahren Jahres, welcher in einem Jahre nur Minuten beträgt, und erſt in vielen Jahrhunderten zu Tagen anwächſt, erkennen läßt. Endlich erſcheint auch in der Geſchichte von Mexico die Aſtronomie ſehr frühe.

---

*) Die neuerlich für wahr anerkannte Beobachtung der merkwürdigen Conjunktion am Tage des Neumonds iſt 4257 Jahr alt, die älteſte von Gaubil als richtig bewieſene Sonnenfinſterniß Beobachtung. 3962 Jahre.

Keine der hier angeführten Thatſachen beweiſt, daß die Aſtronomie in jenen fernen Zeiten erſt im Beginnen, im Begriff ſich auszubilden geweſen ſey, vielmehr ſcheinen einige der wichtigſten unter ihnen zu bezeugen: daß dieſe Wiſſenſchaft damals ſchon auf dem höchſten Gipfel ihrer Vollendung geſtanden, ja daß ſie ſelbſt von dort an ſchon im Abnehmen geweſen ſey. Jene aſtronomiſchen Tafeln der Indier, die ſich auf die Schiefe der Ecliptik beziehen, waren blos vor 7000 Jahren genau, und die ſpäteren Zeiten haben die Abweichung derſelben von der Wahrheit nicht mehr zu berichtigen vermocht. Eben ſo iſt jene, wahrſcheinlich ſehr alte Weiſe, die Finſterniſſe zu berechnen, von der ich nachher reden werde, von den ſpäteren Menſchenaltern mechaniſch nachgeſprochen worden, ohne daß dieſe ihren Sinn verſtanden, oder ihre Abweichung von der Beobachtung zu berichtigen vermocht hätten.*)

---

*) Auch die eine Mittelpunktsgleichung, deren ſich die Indier bey Berechnung des wahren Orts der Sonne bedienen,

Und doch blüheten in Indien die Aſtronomie und die letzten Ueberreſte des alten Naturcultus ſpät noch einmal auf, als Salivaganan, der faſt zu Chriſti Zeiten lebte, *) die untergehende Herrlichkeit der alten Welt durch ſeine Reformation noch einmal zurückzuführen geſucht.

Auch die Calender der alten Scandinavier, deren ich eben erwähnte, beweiſen ſo wie andre Thatſachen der Art blos daß ſeit vier Jahrtauſenden die Beobachtung unterlaſſen und ſo die feſtgeſetzte Zeitrechnung zu berichtigen verſäumt ſey, nicht aber daß ſie erſt ſeit jener Zeit Aſtronomie zu üben angefangen.

Ja was noch mehr iſt, die noch übergebliebenen Arbeiten der Aſtronomie jener fernen Jahrtauſende, laſſen mit Sicherheit auf eine Vollendung derſelben ſchließen, die in gewiſſer Hinſicht die der jetzigen Aſtronomie, wo nicht übertraf, doch mit ihr wetteifern konnte. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht die Weiſe wie die Indier noch jezt die Finſterniſſe berechnen, welche mit nicht geringer Klarheit für die Höhe der frühen Aſtronomie dieſes Volks zu ſprechen vermag. Wir danken die erſte äußerliche Kenntniß dieſer Berechnungsweiſe vorzüglich dem gelehrten Le Gentil, der ſei

---

ſcheint erſt ſpäter zu einer ſchon vor 6000 Jahren vollendeten Theorie hinzugekommen.

*) Er ſtarb 78 n. Ch.

ner Gelehrſamkeit und ſeiner europäiſchen Cultur nichts zu vergeben glaubte, indem er bey einem Tamuler im indiſchen aſtronomiſchen Calcul Unterricht nahm. Auf Le Gentils Bericht gründet ſich auch die hiervon handelnde Stelle in Baillys ſchon oft angeführtem Werke, die ich ihrer Wichtigkeit halber ganz herſetzen werde:

„Was der Aſtronomie der Indier zur größten Ehre gereicht, ſind ihre Methoden die Finſterniſſe zu berechnen. Sie calculiren mit einer großen Geſchwindigkeit, und dabey mit vieler Genauigkeit. Die Brahminen ſcheinen aufgezogene Uhrwerke zur Berechnung der Finſterniſſe zu ſeyn. Ihre Regeln ſind in Verſen, die ſie bey der Operation recitiren. Ihre Verfahrungsarten ſcheinen von außerordentlicher Einfachheit zu ſeyn. Die Theorie des Mondes, die verwickeltſte unſrer neuen Theorien, verlangt bey ihnen keine ſchwierigen und mühſamen Berechnungen. Man kann nicht umhin zu glauben, daß dieſe Tafeln und Regeln der Brahminen von einer gelehrten Theorie herrühren. Die Principien derſelben ſind heut zu Tage unter einer blinden Fertigkeit verſteckt, welche die große Kunſt der früheren Zeit einfach und ſicher gemacht hat. Herr Le Gentil hat nicht mehr als 22 bis 24 Minuten Unterſchied zwiſchen ihrem Calcul und der Beobachtung zweyer von ihm hiermit verglichenen Mondfinſterniſſe gefunden. Es iſt bemerkenswerth, daß die Brahminen bey dieſen beyden Finſterniſſen mit größerer Genauigkeit die Zeit der Dauer angegeben haben, als die

Tafeln von Maier, die genaueſten, welche wir beſitzen.“

„Aber ungeachtet dieſes hohen Alters einer Theorie, die für uns noch unter der mechaniſch gewordnen, von einem Zeitalter an das andre (zuletzt ſelbſt ohne den eigentlichen Sinn zu verſtehen) überlieferten Ausübung verborgen iſt, haben dennoch die Verfahrungsarten, deren ſie ſich jezt zur Berechnung der Finſterniſſe bedienen, einen Nahmen, welcher in ihrer Sprache neu bedeutet. Zu Benares in Bengalen beſitzen die Brahminen andre, welche man alte nennt.“

Wir werden anderwärts belehrt *) daß die Brahminen bey dieſen Berechnungen vorzüglich Zahlen zu Grunde legen, welche die Dauer der verſchiednen Zeitalter der Erdgeſchichte bezeichnen ſollen. Die Hauptzahl hierbey iſt 432, und es beträgt das erſte und längſte Zeitalter viermal, das 2te drey, das 3te zwey, das 4te einmal 432000 Jahre (1728 -- 1296 -- 864 und 432000) ſo daß die ganze Dauer der Welt wiederum 4320000 Jahre begreift. Wir leben nach der Meynung der Indier jetzt in dem vierten Weltalter, (dem des Elends) von welchem jetzt (1808) viertauſend neunhundert und neun Jahre verſtrichen ſind. Es beruht die Zahl dieſes letzten Zeitalters, welches auf das 3101ſte Jahr vor Chriſto hinaufgeht, nach der Meynung der Aſtronomen auf einer wahrhaften hiſtoriſchen Epoche, und iſt nach wirklichen Sonnenjahren gerechnet. Die Zahlen der übrigen Weltalter hat man aber bald halbe Tage (ſo die erſte von 1728000 Jahren, welche man mit den Angaben der von Erſchaffung der Welt bis zur Sündfluth verſtrichenen Zeit bey andern Völkern zuſammen zu ſtimmen ſuchte) bald Achttheile eines Tages bedeuten laſſen. Es ſcheint nicht ſchwer zu beweiſen, daß dieſe Zahlen nichts Willkührliches, ſondern unmittelbar wenigſtens aus der Natur des Planeten genommen ſind.

Auf eine tiefe Bedeutung derſelben ließ ſchon die Uebereinſtimmung ſchließen, vermöge welcher wir die Zahl 432 bey mehreren Völkern verehrt finden. Nicht blos wurde in Griechenland von einem Nachfolger des Cleoſtratus, von Meton, welcher ſich außer dieſem durch die Einführung des 19jährigen Mondcyclus berühmt gemacht, die Zahl 432 in dem ſogenannten goldnen Cyclus verherrlicht; ſondern wir finden die Zahl 432000 auch in der babyloniſchen Geſchichte, in der Zahl der erſten Periode, und noch mehr ſcheinen die Zahlen der Jahre der alten egyptiſchen Chronik aus der Zahl 432 zuſammengeſetzt. Dieſe Chronik zählt überhaupt 36525 Jahre,*) hiervon erfüllte 30000 die Regierung der Sonne, 3984 die der 12 großen Götter, 217 die der 8 Halbgötter, und es blieb dann 2324 für die übrige bis auf Nectanebus verfloßne Zeit. Nun iſt aber die Zahl 432, oder aus Gründen die ich ſpäter anführen werde $432,_{8}$ in $3984 = 9,_{20464}$ mal enthalten. Das Quadrat hiervon iſt $84,_{725}$ während $432,_{8}$ in $36525 = 84,_{3891}$ mal enthalten iſt. Daß dies wirklich der Sinn dieſer Zahlen ſey, erkennen wir aus der gleich darauf folgenden 217. Nehmen wir nämlich 2 mal 217 oder 434 (genauer $434,_{16}$) ſo iſt die Zahl wie oft $434,_{16}$ in 36525 enthalten iſt, genau das Quadrat von der, wie oft jene Summe in 3984 enthalten war. Anderer, wahrſcheinlich aus 432 zuſammengeſetzten Zahlen *) nicht zu gedenken.

---

*) 365.25, bekanntlich die Zahl eines Jahres in Tagen.

Es iſt jene Zahl 432 aus den Naturverhältniſſen unſers Planeten zu andern Weltkörpern, beſonders zu Sonne und Mond entlehnt, und ich habe anderwärts gezeigt, **) daß die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne 216 Sonnen, die des Mondes von der Erde wenn man dabey der Einen dort gebrauchten Angabe folgt, 216 Mondenhalbmeſſer beträgt, daß man mithin, wenn man von der elliptiſchen Form der Bahnen abſieht, dieſe als Kreiſe betrachten kann, von denen jener 432 Sonnen, dieſer 432 Mondenhalbmeſſer im Durchmeſſer hat. Die Zahlen der Zeit und

---

*) Z. B. der jener perſiſchen Sage die den Berg Alberdi 800 Jahre (wahrſcheinlich 864 was zweymal 432 oder der magnetiſchen Periode gleich iſt) bis zu ſeiner jetzigen Höhe anwachſen läſſet.

**) In meinen Ahndungen einer allg. Geſch. d. Leb. II.

Raumverhältniſſe der einzelnen Planeten, ſind ſich, wie ich an dem angeführten Ort gezeigt habe, häufig verwandt. So beträgt unter andern auch die von Burkhard berechnete große magnetiſche Periode, 864, oder zweymal 432 Jahre. (gewöhnlich nimmt man nur 860) Es wird hieraus erkannt, wie ſehr die Zahlen 216 und 217 *) 432 und andre aus ihnen zuſammengeſetzte Zahlen genau nach der Natur, nicht willkührlich aufgeſtellt waren, und daß ſchon die Indier auf Verhältniſſe Rückſicht genommen haben, auf welche wir kaum ſeit einem Jahrzehend wieder aufmerkſam geworden ſind.

So wird uns erſt noch die Zukunft die Gründe jener einfachen Berechnung des wahren Durchmeſſers des Mondes und der Sonne, wovon es auch zwey verſchiedene Arten (wahrſcheinlich eine ältere und eine neuere) giebt, lehren, und die Erkenntniß dieſer Gründe würde von

---

*) Die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne beträgt, wenn wir, wie in einer der nachfolgenden Vorleſungen geſchehen iſt, den Halbmeſſer des feſten Kerns der Sonne nach Abzug der leuchtenden Atmoſphere 96275 Meilen ſetzen, 216,41 ſolcher Sonnenhalbmeſſer. Die Egypter ſcheinen dieſe Entfernung, oder irgend ein andres mit ihr in Beziehung ſtehendes Verhältniß unſers Planeten, das ihrer Angabe zu Grunde lag, zu 217, oder den oben erwähnten Zahlen zu Folge genauer 217,78 angenommen zu haben. Vielleicht daß dies mit einer andern Sage dieſes Volks, welche die beſtändige Abnahme der Jahreslänge, und mithin auch der mittleren Entfernung der Erde von der Sonne lehrte, in einigen Zuſammenhange ſtund.

nicht geringerer Wichtigkeit ſeyn, als es allem Anſchein nach die der Berechnung der Finſterniſſe ſeyn muß.

Wenn in einiger Hinſicht jene älteſten Aſtronomen der Erde, allem Anſchein nach Kenntniſſe beſeſſen haben, die uns jezt noch erſt zu erringen ſind, ſcheinen ſie in andrer wenigſtens nicht hinter der jetzigen Theorie zurück geweſen zu ſeyn. Das Kopernicaniſche Syſtem iſt nach Bailly bey den Indiern urſprünglich einheimiſch, obgleich ein Theil der Brahminen die Erde für unbeweglich hält. Die jährliche Bewegung der Fixſterne und das Vorrücken der Nachtgleichen, iſt nicht minder bey mehreren jener alten aſtronomiſchen Völker, vorzüglich bey den Indiern, ziemlich genau bekannt geweſen, nicht minder wurde, wie ſchon früher erwähnt iſt, auf die Neigung der Erdaxe genau Rückſicht genommen. Selbſt die Geſtalt und der Umfang der Erdkugel müſſen, nach Einigen zu ſchlieſſen, jenen Zeiten nicht unbekannt geweſen ſeyn, jenes läßt ſich aus der Lehre der von den egyptiſchen Prieſtern unterrichteten griechiſchen Aſtronomen, welche die Ausdehnung der Erde von Oſt nach Weſt für größer hielten, als die von Nord nach Süd, dieſes aus einer in mehr als einer Hinſicht merkwürdigen Angabe der Chaldäer ſchließen. Die Aſtronomen dieſes Volks pflegten nämlich den Umfang der Erdkugel beyläufig ſo zu beſtimmen, daß ein Menſch, wenn er einen mäßig guten Schritt hielte, ſie in einem Jahr (von 365¼ Tag) umgehen könnte. Rechnen wir aber den Umfang der

Erde zu 9000 Lieues, eine Lieue auf eine Stunde, ſo kommt jene Angabe der Wahrheit wirklich bis auf den 38ſten Theil nahe, indem 24mal 365¼ Lieues 8766 iſt, und der geringe Unterſchied gründet ſich vielleicht darin, daß die Menſchen jener Zeit beſſer zu Fuße waren als die jetzigen es ſind, oder daß es der vollkommen geſunde Menſch, deſſen natürliche Größe und Geſchwindigkeit demnach ſogar mit der Größe des Planeten den er bewohnt, in einem merkwürdigen Verhältniß ſtehen, überhaupt iſt.*)

Viele jener Kenntniſſe finden ſich gemeinſchaftlich bey mehreren von einander ſehr entfernten Völkern, andre ſcheinen, einige an dieſes, andre an jenes Volk vertheilt. Zu jenen gehört unter andern die Benennung der Wochentage durch die verſchiedenen Planeten, und die bey allen, ſelbſt den entfernteſten Völkern gleiche Aufeinanderfolge der zur Bezeichnung gebrauchten Weltkörper.**) So willkührlich dieſe Anordnung ſcheint, da ſie ſich weder auf die Verſchiedenheit der Entfernungen, noch auf ſonſt etwas, worauf man gewöhnlich Rückſicht zu nehmen pflegt, gründet, iſt ſie dies doch nicht, wie vielleicht ſchon aus dem erhellen wird, was ich in meiner angeführten Schrift über die ſehr natürliche Beziehung, in welcher Sonne und Mond, Jupiter und Merkur, Saturn und Venus ſtehen, erwieſen habe.*)

---

*) Es kommen nach jener chaldäiſchen Rechnung 24,64 jetzige Lieues auf den Tag, oder rechnet man nur 24, ſo beträgt ein ſolcher Stundenweg 14088 alte Pariſer Fuß, mithin 368 mehr als eine Lieue. (der Unterſchied beträgt nur $\frac{1}{38,49}$.)

**) Sonne — Mond — Mars — Mercur — Jupiter — Venus — Saturn.

Gemeinſchaftlich war auch überdies allen Völkern der alten Welt der Gebrauch der Zahlen 7 — 9 — 60 und anderer aus ihnen zuſammengeſetzten Zahlen, und auch von dieſen ſcheint es, als ob ſie aus tiefen Naturverhältniſſen entlehnt wären.**) Dagegen bedienten ſich die aſtronomiſchen Völker der neuen Welt, wie wir wenigſtens von den Mexikanern wiſſen, vorzüglich der ſonderbaren Zahl 13, und pflegten ſtatt den ſiebentägigen der öſtlichen Völkerſtämme, dreyzehntägige Wochen u. ſ. w. anzunehmen. Man könnte verſucht werden, dieſe Zahlen für eben ſo willkührlich zu halten, als die der decadiſchen Eintheilung, die man vor einiger Zeit in Frankreich gebraucht, wenn nicht die Ausübung bewieſen hätte, wie bedeutend die Zahl 13 in den Zahlenverhältniſſen des Planeten iſt, indem die Mexikaner mit Hülfe dieſer Zahl nicht nur eine eben ſo genaue Zeiteintheilung als die Völker der öſtlichen Welt erlangt haben, ſondern ſich derſelben auch bey Berechnung der Finſterniſſe mit einem ähnlichen Glück bedienten, als andre Völker der ihrigen. Es iſt nämlich nicht blos die Zahl der Umläufe des Mondes, oder der Rotationen der Sonne (von der Erde aus geſehen) während eines Erdenjahres, eine Annäherung an 13, ſondern auch eine Menge andrer Verhältniſſe des Planeten, von denen ich einige anderwärts (a. a. O.) aufgeſtellt habe, ſind von der Natur durch die Zahl 13 ausgedrückt.

---

*) Man hat bekanntlich noch einen andern Grund dieſer Aneinanderſtellung der Planeten in der Eintheilung der Stunden gefunden.

**) Die 60jährige Periode wird von Einigen von dem Jupiter hergeleitet, der ſich dann jedesmal in Beziehung auf die Erde wieder an derſelben Stelle des Himmels befindet. Doch hat die Zahl 60 wahrſcheinlich noch eine bey weitem vielſeitigere Bedeutung gehabt.

Gewiſſe Kenntniſſe, welche nicht minder mehreren Völkern gemeinſchaftlich waren, ſind von Einigen als ein Beweis angeſehen, daß man ſich in der älteſten Zeit der Teleſcope bediente. So die Annahme von Gebürgen im Monde *) und die Kenntniß der eigentlichen Beſchaffenheit der Milchſtraße, die man als aus lauter kleinen Sternen zuſammengeſetzt betrachtete. Beſonders in den Sternverzeichniſſen der Indier finden ſich eine Menge Sterne angegeben, die jezt blos Teleſcopiſch ſind. Doch ſcheint das eigentliche Fernrohr dem ganzen Orient unbekannt geweſen, und jene tibetaniſchen Aſtronomen, deren ich ſchon anderwärts erwähnt habe, kannten die 4 Jupitersmonde blos aus alter Ueberlieferung, und erſtaunten nicht wenig, als ſie die

---

*) M. ſ. Bailly.

Eigenſchaft eines Teleſcops, die Gegenſtände näher zu bringen, bemerkten. Ich habe in meiner ſchon angeführten Schrift dieſe glückliche Scharfſichtigkeit der Vorwelt aus der damaligen Beſchaffenheit der Atmosphäre hergeleitet.

Andre Kenntniſſe ſcheinen an verſchiedene Völker vertheilt, und nach Baillys Meynung erſcheinen dieſe wie Bruchſtücke aus dem großen Ganzen einer frühen Theorie, welche Einem Urvolk eigenthümlich war, deſſen nach verſchiedenen Gegenden auswandernden Stämme, einige dieſe, andre jene Reſultate oder Regeln einer vollendeten Theorie mit ſich führten. Wie von einer Verſchiedenheit der innern Naturanlage getrieben, finden wir die einen Völker blos Sonnen-, andre blos Mondfinſterniſſe beobachten (jene die Chineſer, dieſe die Chaldäer, in Indien u. a. beyde) ſo wie einige Völker ſich vorzüglich Einen Planeten wählten, deſſen Lauf und übrige Verhältniſſe ſie beſtändig beobachteten. (die Chaldäer den Saturn.)

Gewiß iſt es, daß ſelbſt da, wo jene Ueberreſte einer alten Aſtronomie noch am vielſeitigſten und vollendetſten vorhanden ſind, ihre wahre Bedeutung für unſre jetzigen Kenntniſſe nur erſt ſehr dunkel aus den Irrthümern der ſpäteren Zeit hervortritt. Wenn man lieſt, daß die Egypter den Mond für den 72ſten Theil der Erde hielten, da ſeine Maſſe nach Bernoulli wirklich der 71ſte Theil der Erdmaſſe iſt, kömmt man in

Verſicherung, bey den Alten Kenntniſſe der wahren Größe und Dichtigkeit dieſes Weltkörpers vorauszuſetzen und nicht minder laſſen, wie ſchon erwähnt, die ſo oft gebrauchten Zahlen 216 und 432 auf eine Kenntniß des Halbmeſſers der Sonne und des Mondes ſchließen, obgleich dieſe Vermuthung auf der andern Seite wieder entkräftet wird, wenn man findet, daß dieſelben Egypter und Indier (freylich wohl immer die ſpäteren) jene den Mond nur 49 Meilen von der Erde entfernt, dieſe den Mond ferner glaubten als die Sonne. Es iſt aber auch leicht möglich, daß dieſe Zahlen aus andren noch unbeſtimmten Verhältniſſen der Erde zu jenen Weltkörpern entlehnt ſind, in denen ſie ſich (wie ſchon die magnetiſche Periode vermuthen läßt) wiederfinden, und vielleicht wird uns ihre Erforſchung in der Folge noch von der größten Wichtigkeit ſeyn.

Wenn auch die Aſtronomie im engern Sinne, und zwar in einer Vollendung wie ſie bey uns nach einigen Seiten hin kaum jetzt noch erreichte, am deutlichſten aus der Kulturgeſchichte des früheſten Alterthums hervorblickt, und das höchſte Lebenswerk des damaligen Menſchengeſchlechts geweſen ſcheint, ſind doch nächſt ihr auch Spuren in der Geſchichte jener Vorzeit enthalten, welche auf eine ähnliche fleißige Ausübung und Kenntniß auch andrer Naturwiſſenſchaften ſchließen laſſen. Nächſt den Verhältniſſen ſeines Planeten zu andern Weltkörpern, hat ſich der menſchliche Geiſt von Anfang auf die Geſchichte der Erde ſelber gewenret. Die alten Sagen der von einander entfernteſten Völker, der Indier wie der Isländer, der Chineſen wie der Mexikaner, ſprechen bald dunkler bald deutlicher von großen Naturrevolutionen. Auch dieſe Sagen gehören zu jenen „Wundern der Geſchichte, Räthſeln des Alterthums, die Unwiſſenheit verwarf, und welche die Natur uns aufſchließen wird.“ *)

Wir wollen hier nur Einer ſolchen Sage gedenken, welche ſich in der Isländiſchen Edda befindet. Gangler, ein alter nordiſcher König, fragt daſelbſt die drey ſymboliſchen Geſtalten der Gottheit, in dem Pallaſt zu Asgarten, über den Anfang der Dinge. Jene antworten: Im Anfang, ehe noch irgend ein Ding war, gab es eine leuchtende feurige Materie. **) Hernach als die Ströme der Fluthen ſich ausbreiteten von ihrem Urſprung, ward das geheimnißvolle ***) Weſen, das ſie enthielten, zu einer feſten Maſſe, welche anfieng ſtille zu ſtehn, und nicht weiter floß. Es vermiſchte ſich mit ihnen (ein Gift) der geheimnißvolle Einfluß, daß ſich das Feſte vollends nach allen Seiten gebildet, wie Eis. Da entſtunden, heißt es ferner, in dem weiten leeren Abgrund verſchiedene Lager der feſt gewordnen Maſſe, eins über dem andern. Es war ein Theil der neuentſtandenen Materie nach jenem feurigen Quell des gemeinſchaftlichen Urſprungs gewendet, ein andrer entbehrte dieſes Einfluſſes, und es wehte von dem letzteren ein gewaltiger Sturm nach jenem hin. Was zwiſchen beyden lag war ruhig wie ein ſtilles Meer. Da gieng aus dem ewigen Urſprung ein Hauch von Wärme aus, über die feſt gewordnen Maſſen, daß die erkalteten Dünſte derſelben in Tropfen zerronnen, aus welchen ſich ein Menſch bildete, durch die Kraft Deſſen, welcher jenen Hauch der Wärme geſendet. Der erſte Menſch hieß Ymer.

---

*) Schelling.

**) Dieſe findet ſich bey den meiſten Völkern in den religiöſen Sagen über den Urſprung der Welt. Wir werden ſie hernach auch in der Natur wiederfinden.

***) Gift.

Freylich iſt an dieſer alten Sage nur Einiges ganz begreiflich, was mit unſern jetzigen Anſichten von der Entſtehung und Bildung des Planeten wohl übereinſtimmt. Vor wenig Jahren würde auch dieſer Theil der alten Sage noch wenig verſtändlich geweſen ſeyn, denn länger iſt es kaum, ſeitdem die eigentliche Geognoſie bey uns entſtanden. Wir können deshalb kühn hoffen, daß auch der übrige für uns noch dunkle Theil, der Zukunft klärer ſeyn werde. Viel verſtändlicher und ausführlicher ſollen von der erſten Entſtehung der feſten Erdmaſſe aus den Fluthen, die Sagen der Indier reden.

Auch einige andre Naturwiſſenſchaften ſind von nicht geringerem Alter als die ſchon erwähnten. Ein uraltes indiſches Gedicht enthält ſchon eine Art von

Botanik, wo, wie aus andren ähnlichen Arbeiten der Vorwelt ſcheint, von den Naturkräften der Pflanzen, und von der Bedeutung ihrer Geſtalten und Farben geredet iſt. Einen wenigſtens eben ſo alten Urſprung, in der tiefſten Vorzeit, hat die Geſchichte des Steinreichs, beſonders der Edelſteine und Metalle, von denen jene wiederum eine ſymboliſche Bedeutung bekamen. Auch einige Grundlehren der Chemie und Phyſik, die von dem Urſprung und dem Weſen des Lichts, und von jenem Urſtoff, welcher als derſelbe allen verſchiedenen Körpern zu Grunde liegt, handeln, finden ſich klar in den religiöſen Sagen der Vorzeit, wobey ich nur an die vorhin erwähnte Stelle der Edda, und an jenen bekannten indiſchen Mythus von der Entſtehung des Mondes und anderer Sterne aus einem flüſſigen Element, und von jener wunderthätigen Subſtanz welche die Genien aus der Tiefe deſſelben hervorziehen, erinnere. *) Die Geſchichte der Thierwelt iſt in den Naturcultus der Vorzeit ſo innig verwebt, daß wir auch dieſe Naturwiſſenſchaft, und zwar in einem tiefen, über die Eigenſchaften und innern Anlagen der einzelnen Geſchlechter ein klares Licht verbreitenden Sinne, im höchſten Alterthume wiederfinden.

Der gemeinſchaftliche Beſitz dieſer Erkenntniſſe, der ſich bey vielen der weit entlegenſten Völker findet,

---

*) In Bhogovotgita finden ſich mehrere merkwürdige Anſichten über das Licht, den Aether u. ſ. w.

die Bemerkung: daß, wie durch eine zufällige Vertheilung, einzelne Völker dieſes, andre jenes Fragment einer frühen Naturtheorie bewahrt haben, davon immer Eins das Andre zu ergänzen vermag, führten ſchon längſt auf die Vermuthung, daß jene tiefen Naturkenntniſſe von Einem, höchſtgebildeten Urvolk herſtammen. Verſchiedene Thatſachen, die ich ſpäter anführen werde, verſetzen den Wohnort dieſes Volks, und wie es ſcheint, den Ausgangspunkt unſres Geſchlechts, weit hinauf nach Norden, und das im Alterthum viel geprieſene Land Atlantis, (es ſcheint daſſelbe was auch bey vielen andern orientaliſchen Völkern unter andern Nahmen in der alten Sage vorkömmt,) war vielleicht unter einem Grade der Breite gelegen, der jetzt der Bevölkerung wenig günſtig ſeyn würde.

So reicht, wie es ſcheint, der Beſitz jener Kenntniſſe ſelbſt noch über die älteſte Geſchichte der einzelnen (von dem Urvolk ſchon getrennten) Völkerſtämme hinaus; und es waren jene (wenn wir ſie ſo nennen wollen) Wiſſenſchaften, der fernſten Vorzeit eigenthümlich. Von der Aſtronomie beſonders ſcheint es gewiß, daß ſie ſo alt ſey als unſer Geſchlecht ſelber. Denn wenn wir der einen oder andern Angabe von dem Alter der Welt, oder vielmehr von dem Eintritt des Menſchen in dieſelbe folgen, begleiten uns immer die erſten und zwar öfters gerade die wichtigſten aſtronomiſchen Arbeiten, bis an den äußerſten Anfang dieſer

Zeit hinauf. So, wenn wir nun mit Bailly den Anfang der Geſchichte bis auf das 7te oder 8te Jahrtauſend herunterſetzen, finden ſich gleich aus jener Zeit die indiſche Beobachtung von der Schiefe der Ecliptik und die dazu gehörigen Tafeln der Tageslänge, und andre Arbeiten denen ſchon Zahlenverhältniſſe zu Grunde liegen, die wir erſt jezt zu verſtehen anfangen. Weiter herunter, von Geſchlecht zu Geſchlecht, ſehen wir die eigentliche tiefe Wiſſenſchaft ſtatt zunehmen immer abnehmen, und die Völker, welche ſowohl in Hinſicht ihres Alters als Charakters der neuen Weltperiode am nächſten verwandt ſind, waren wie ich in der nächſten Vorleſung zeigen werde, am unwiſſendſten darinnen. So erſcheint das, was bey uns Wiſſenſchaft iſt, in jener älteſten Zeit mehr als Offenbarung eines höheren Geiſtes an den des Menſchen. Denn was wäre das für eine Wiſſenſchaft die gleich oder nahe bey ihrem Entſtehen am vollkommenſten, ſpäter immer unvollkommner gefunden würde?

Eine gewöhnliche Anſicht läßt jene alte Ausübung der Aſtronomie aus ihrem Bedürfniß beym Ackerbau entſtehen. Obgleich eine vollſtändige Widerlegung derſelben nicht hieher gehört, ſey es doch erlaubt nur Einiges hierüber zu ſagen.

Gerade der Ackerbau, zu deſſen Gunſten die Aſtronomie erfunden ſeyn ſoll, iſt offenbar ſpäteren Urſprunges, und ſcheint ſo wie der Bau des Weines und überhaupt jede Kunſt der Cultur des Landes, erſt in der Zeit der Entſtehung und Verbreitung der Myſterien unter den Völkern entſtanden und verbreitet. Von dieſen aber werden wir ſpäter ſehen, daß ſie ſich erſt aus den Zeiten des Verfalls und Untergangs der eigentlichen alten Zeit, und jenes Naturcultus von deſſen letzten Ueberreſten wir vorhin ſprachen, erhoben haben.

Wenn, nach einer allgemeinen Sage, die Erde im Anfang in der höchſten Fülle und Ueppigkeit die Lebensbedürfniſſe hervorbrachte, und jener kräftige Trieb der erſten Zeit allmählig abnahm, ſo kam ſich die Natur durch den Menſchen, den ſie den Ackerbau gelehrt, erſt dann zu Hülfe, als die Zeit des erſten Ueberfluſſes ſchon vorüber war.

Wir haben in den älteſten Sagen der meiſten oder aller Völker, Beweiſe, daß die erſte Vorwelt von freywachſenden Früchten, und nächſt dem von der Milch der Kühe gelebt habe. Doch gehört hierher nicht die Verehrung der Kuh, welche dem ganzen älteren Orient ein Symbol der ernährenden mütterlichen Erde iſt, vielmehr hat dieſe eine viel tiefere Bedeutung in der Geſchichte des Planeten und der Thierwelt, und überhaupt ſcheint aus ſpäter anzuführenden Gründen der Gebrauch der Milch als Nahrung ſchon viel ſpäter als der urſprüngliche der Früchte, doch ſind gewiß beyde in der Geſchichte des Ganzen älter als der Ackerbau.

In dem neulich bekannt gewordnen, aber wie man ſagt vielleicht nicht durchaus ächtindiſchem *) Gedicht Chartah Bhade, ſtellt der Gott Parabrahma, als er nach einer vieltauſendjährigen Anſchauung ſeiner ſelbſt den Entſchluß gefaßt, den abgefallenen Geiſtern eine Statte der Läuterung und Wiedergeburt zur erſten Reinheit, — das Weltall und die 87 Wege der Seelenwanderung zu erſchaffen, den Stier unmittelbar neben den Menſchen, als Gefährten und Ernährer. Es war, wie wir aus demſelben Gedicht ſehen, dem älteren Orient geboten, von den freywachſenden Früchten und nächſt dem von der Milch der Kühe zu leben, und in einigen Ländern hat ſich erſt, wie es ſcheint in einer viel ſpäteren Zeit, der Stamm der Ackersleute (von auswärts her?) angeſchloſſen. Auch in der alten perſiſchen Sage, die übrigens noch von andrer Bedeutung iſt, fieng der Menſch erſt im dritten Weltalter (jedes zu dreytauſend Jahren) an das Land zu bauen, nachdem er, mit dem Stier zugleich an einem erhabenen Ort geſchaffen, daſelbſt in ſeeligen Frieden 3000 Jahre, und andre 3000 Jahre mit demſelben auf der Erde, ohne Leid und Anfechtung gelebt hatte. Nach der Edda war mit dem erſten Menſchen Ymer zugleich als Gefährtin die heilige Kuh Oedumla aus jener feuchtbaren Flüſſigkeit gebildet, und ernährte den Ymer, und des Ackerbaues geſchieht erſt bey ſpäteren Generationen Erwähnung.

---

*) Es iſt wahrſcheinlich etwas moderni- und engliſirt.

So würde ohnfehlbar auch der Vorwand wegfallen, daß die Noth, die man ja zu unſrer Zeit für die Lehrerin alles möglichen Guten hält, den erſten Menſchen die Aſtronomie zum Behufe ihrer Feldarbeit gelehrt habe. Man hat bey dieſen und andern ähnlichen Anſichten zu wenig auch auf den damaligen Charakter jener ſogenannten Wiſſenſchaften Rückſicht genommen. So gieng das was wir jezt Aſtronomie nennen, im Alterthum wie es ſcheint, von einer beſſeren Art der Aſtrologie aus, das heißt: von dem Zuſammenhang der Geſchichte alles Einzelnen, mit den Bewegungen der Geſtirne — mit der Geſchichte des Ganzen.*) Selbſt der Menſch erkannte ſich als einen Theil der in der ewigen Nothwendigkeit der Zeiten wandelnden Weltkräfte, und das Geſetz dieſer Nothwendigkeit, an jenen erkannt, wurde ihm der Maasſtab ſeines eignen Schickſals.**) Auch von den übrigen Naturwiſſenſchaften iſt es ſchon erwähnt, wie ſie Anfangs von der Anſchauung der innern Naturkräfte und der höhern Bedeutung der einzelnen Dinge für das Ganze ausgiengen.

---

*) Wenn dieſe Art von Aſtrologie (die man ja nicht mit ihrem ſpäteren, ausgearteten Schatten verwechſeln möge) nicht früher war als die Aſtronomie im engeren Sinne, ſo war ſie wenigſtens mit ihr von gleichem Alter.

**) Aehnliche Anſichten die noch Kepler, den man deshalb öfters der Schwärmerey beſchuldigt, die Seele und das Leben der Aſtronomie nannte, herrſchten damals allgemein.

Auf der andern Seite unterſcheidet ſich jener älteſte Anfang der Naturwiſſenſchaft von dem jetzigen Zuſtand derſelben darinnen, daß jener eigentlich zunächſt nicht Wiſſenſchaft, ſondern vielmehr Naturcultus, Religionslehre der Völker war. Viele religiöſe Sagen der Indier, handeln von der Geſchichte des Planeten und ſeiner Ausbildung, die Aſtronomie und alle jene Lehren derſelben, von denen wir hier gehandelt haben, waren nicht allein in Indien, Egypten, und bey andern alten Völkern ein Eigenthum der Prieſter, und in den Religionsbüchern der Völker aufbewahrt, ſondern faſt alle Feſte und Religionsübungen waren, wo nicht aſtronomiſchen Urſprungs, doch in Beziehung auf die Geſchichte des Planeten und ſein Verhältniß zur Sonne.

Nur ein flüchtiger Blick auf die älteſte Geſchichte der Völker, nur einzelne Züge aus derſelben, können uns belehren, wie die Aſtronomie und überhaupt Naturcultus, nicht Mittel zu irgend einem äußerlichen Zweck, ſondern höchſtes, heiligſtes Werk des Lebens, der erhabenſte Beruf des damaligen Menſchen war. Bey vielen Völkern wo die Claſſe der Prieſter nicht dieſen höchſten Beruf übernommen, waren die Könige zugleich Oberprieſter, und als ſolche übten ſie vor allem Volke den aſtronomiſchen Cultus. So werden die Nahmen der alten Könige Uranus, Saturn und Atlas, welche ſich in der Naturweisheit vor andern Sterblichen hervorgethan, ſo unſterblich ſeyn als die

Aſtronomie und das Menſchengeſchlecht ſelber. Ja als ſchon etwas ſpäter die Cultur des Landes, auch als neuer Religionscultus, den Völkern gegeben wurde, zeigten ſich abermals die Könige als wohlthätige Verbreiter und Oberprieſter deſſelben. In dieſer Hinſicht iſt die Wallfahrt der Iſis, welche bey andern Völkern als Ceres verehrt worden, von dem Alterthum geprieſen. Aus der Nacht der Vergangenheit ſpricht von jenen Säulen, die uns Diodor von Sicilien beſchreibt, der Mund jener mit Recht vergötterten Gatten (Iſis und Oſiris), welche nach der alten Sage den Thron der Egypter beſeſſen. „Unſre Geſetze, rufen ſie uns zu, ſind ewig. Wir ſind es, welche den Menſchen erhabene Naturweisheit, und den Anbau des Landes gelehrt haben. Von dem Eiſe des Pols bis zu den Wüſten Indiens, von der Quelle der Donau bis zu dem einſamen Geſtade ſüdlicher Meere, haben wir die Welt, nicht als Eroberer, ſondern als wohlthätige Genien durchwandelt.“

Ja ſelbſt in der Geſchichte Chinas wird einer der älteſten Könige, Hoangti, welcher in dem 5ten Jahrtauſend vor unſrer Zeit gelebt, als Urheber mehrerer aſtronomiſchen Entdeckungen geprieſen. Mit ihm zugleich wird ſein Miniſter Yuchi, welcher der alten Sage nach den Polarſtern beſtimmt, und die Sphere erfunden hat, in der Geſchichte der Wiſſenſchaft ſtets berühmt bleiben. In dieſer hat ſich auch der König Chueni, welchen einige Jahrhunderte ſpäter das chineſiſche Volk um ſeiner tiefen aſtronomiſchen Kenntniſſe willen auf den Thron erhoben, als Urheber der erſten aſtronomiſchen Tafeln welche die Chineſen kennen, und als Beobachter der ſchon erwähnten Conjunction der 5 Planeten hervorgethan. Nicht minder groß in der Aſtronomie war der König Yao. Ueberhaupt waren, wie bey einigen andern Völkern des Orients (Chaldäern, Babyloniern, und zum Theil auch Perſern,*) ſo auch in China die Aſtronomie und der Naturcultus eine Hauptangelegenheit des Regenten, und noch im 3ten Jahrtauſend vor unſrer Zeit, wallfahrtete der König mit ſeinem ganzen Hof an jedem erſten Tage des Neumonds in das Haus der Vorfahren, wo bey dem Schlachten eines Lammes von dem erſten Miniſter die Zeit und der Tag des Jahrs feyerlich, wie ein Geheimniß, verkündigt wurde. Hierauf ſtieg der König ſelber mit den Miniſtern auf die Sternwarte, und was nach allen vier Gegenden des Himmels beobachtet, oder Neues geſehen war, verzeichnete man in einem hierzu beſtimmten Buche. Nicht minder berühmt ſind die Nahmen der Chaldäiſchen und Perſiſchen Könige, in der Geſchichte der Aſtronomie, und Belus ſo wie Dſiemſchied ſind unſterblich geworden wie Sterne. Auf dieſe Weiſe haben die alten Könige ihr eignes Daſeyn mit der Geſchichte des Himmels und der irdiſchen Natur verwebt, und indem ſie, wohlthätig wie die ſchafſende Natur, deren Organe und Symbole ſie geworden, ganzen Völkern und künftigen Jahrtauſenden die hohe Gabe der Cultur und der heiligen Gebräuche verliehen, waren ſie ein wahrhaftes Abbild des Göttlichen und ſind unſterblich geworden wie die Natur. Es hat hierin das Alterthum eine viel wahrhaftere Anſicht von der Beſtimmung der Könige (Stellvertreter des Göttlichen auf Erden zu ſeyn) gezeigt, als die neuere Zeit — — — ja wenn in der Klarheit der künftigen Jahrtauſende der Ruhm einer ſolchen neueren Größe zerrinnen wird wie Rauch, ſtehen jene glänzend wie hohe Eisgebirge.

---

*) Evechous und Belus bey den Chaldäern, bey den Perſern Dſiemſchied u. ſ. w.

So war, was jezt nur Einzelne beſchäftigt, in der ältern Zeit die höchſte Angelegenheit ganzer Völker, der erhabenſte Beruf ihrer Könige, und was jezt als Wiſſenſchaft mehr äußerlich iſt, war aufs innigſte mit dem Weſen und ganzem Daſeyn des Menſchen verwebt. Es führt uns dieſes auf den tiefen Urſprung jenes älteſten Naturcultus, von welchem wir in der nächſten Vorleſung handeln werden.

Dritte Vorleſung.

Urſprung der Sprache und des Naturcultus. Untergang des letzteren. Die Myſterien.

Nach dem Ausdruck einiger Weltweiſen, wird ſich die Natur im Menſchen ihrer ſelber erſt bewußt, dieſes iſt der Sinn, durch welchen ſie nach Vollendung ihres eignen Weſens endlich ſich ſelber betrachtet. Dieſe erſte Beſtimmung des Menſchen, Organ zu ſeyn, durch welches die Natur ſich ſelber anſchauet, hat im Anfange ſein ganzes Weſen, ſein ganzes Daſeyn erfüllt, und er hat über der Natur ſich ſelber vergeſſen, während ſich das Streben der ſpäteren Zeit in einer Anſchauung dieſer Anſchauung verlohren.

Schon eine der älteſten Weiſſagungen, die Geſänge der Whole (Woluspa), welche in der früheren Edda, wie es ſcheint das Aelteſte ſind, ſagen daſſelbe. „Vor Anbruch der Zeit, heißt es, war weder Sand noch Meer, weder Sturm noch Wind; noch war keine Erde und kein Himmel, ſondern nur ein empfängliches Chaos. Da erſchien die Sonne vom Mittag her, und es keimte das erſte Grün. Als nun die Sonne zuerſt mit ihren Strahlen den links ſtehenden Mond, nach der Rechten die Heere des Himmels erleuchtete, da wußte die Sonne ihren Saal noch nicht noch der Mond ſeine Veſte, die Sterne kannten ihre Stätte noch nicht. Bis die Söhne der Götter zu dem Thron des höchſten Gottes giengen, welcher für das Dunkel den Nahmen der Nacht offenbarte, und den Morgen, Mittag und Abend, die Zeiten und den Wandel der Geſtirne mit ihrem Nahmen benannte.“

So ſcheint dieſe alte Sage zu verkünden, wie die Natur durch das lebendige Wort, durch den Geiſt des Menſchen erſt ihr eignes Weſen erkannt habe, ſich ihrer gleichſam erſt ſelber bewußt worden ſey. Das Wort aber, die Rede, erſcheint als höhere Offenbarung. — Eine ähnliche Anſicht von dem göttlichen Urſprung und der Heiligkeit der menſchlichen Rede, findet ſich bey vielen alten Völkern. Wir wiſſen daß bey den Perſern dem lebendigen Wort eine ſchaffende Kraft, und die höchſte Gewalt über den Geiſt und das Weſen der Dinge zugeſchrieben worden. Das Sprechen geſchahe durch höhere Begeiſterung, wie die des Dichters oder Sehers; dem Sprecher des lebendigen Worts waren die Zukunft und Vergangenheit offenbart, weil der ewige Geiſt, in welchem das Künftige iſt, wie das Vergangene, durch ihn ſprach. Es wurde von der ganzen älteren Zeit der Rede ein unmittelbarer Urſprung aus dem höheren Einfluß gegeben, und fürwahr die Meynung; es habe die geſellſchaftliche Noth dieſelbe, aus einzeln aufgefaßten und geſammleten Naturlauten erfunden, konnte nur in neuerer Zeit erdichtet werden. Hierin glich die Sprache der Vorwelt dem Dichten, daß, wie es ſcheint, alle Rede metriſch, in Verſen ausgeſprochen war, und die älteſte Sprache die wir kennen, die Sanſcrit, iſt nicht etwa die unvollkommenſte, wie nach der gemeinen Anſicht zu vermuthen wäre, ſondern gerade die vollkommenſte, reichſte, und doch einfältigſte, die wohlklingendſte und rythmiſchſte.*)

Es wird dieſe Anſicht der alten Zeit, welche die erſte Sprache aus unmittelbarer Offenbarung herleitet, nur aus der älteſten Naturphiloſophie verſtanden. Nach dieſer ſind und beſtehen alle Weſen in jedem Augenblick ihres Daſeyns nur in und durch den höheren Einfluß, welcher nur Einer, allen gemeinſchaftlich iſt. In den Augenblicken wo ſich das Daſeyn der Dinge am höchſten entfaltet, iſt es der Geiſt dieſes höheren Einfluſſes, welcher an ihnen offenbar wird, dieſer iſt das Licht in der Flamme, in der Rede der Geiſt, in der Vermählung die Liebe. Es leuchtet dieſe Anſicht des Einen

---

*) M. ſ. Jones Werke.

Geiſtes in Allen, aus den Religionslehren der Perſer und Indier, ja vielleicht aus denen der Egypter hervor.

Aus dieſen Lehren des Alterthums wurde begreiflich, wie dem Menſchen in den Augenblicken der Begeiſterung und Weiſſagung das Geheimniß der Natur, der Zukunft und Vergangenheit offenbar würde, und dem Blick das Entfernteſte in nahe Anſchauung träte. Jener höhere, Allen gemeinſchaftliche Geiſt, in welchem das Geſetz alles Wandels der Zeiten iſt, der Grund des Künftigen wie des Gegenwärtigen, wird das vereinigende Mittel, durch welches die Seelen der von Zeit und Raum getrennten Dinge ſich nahe treten, und das Gemüth, wenn es in den Augenblicken der Begeiſterung in die Tiefe jenes Naturgeiſtes verſunken, tritt wie dieſer ſelber mit den einzelnen Dingen in einen geiſtigen Zuſammenhang, und empfängt die Gabe gleich ihm in das Weſen derſelben zu wirken.

Dieſes iſt die Meynung über den Urſprung der Sprache und des Naturcultus, welche anderen Anſichten des Alterthums am meiſten angemeſſen iſt, oder aus dieſen ſelber hervorgeht, und es iſt billig, daß wir dieſe zuerſt vernehmen, wie in der Geſchichte eines einzelnen Menſchen, das, was er über ſich ſelber gedacht und geſprochen, zunächſt berückſichtigt wird.

Wir ſehen uns durch verſchiedene dunkle Spuren in der Geſchichte der Natur, und vielleicht auch der des

Alterthums, noch auf eine andre Meynung von dem Urſprung der Sprache und zugleich jener Naturweisheit, welche das erſte war was der Menſch ausgeſprochen, hingeführt. Dieſe Meynung ſcheint der gewöhnlichen, welche die Sprache aus Naturtönen herleitet, etwas näher verwandt, aber zugleich beſtätigt ſie auch, vielmehr als auf den erſten Blick ſcheinen könnte, die Anſichten des Alterthums. Es wird angenommen, daß die Atmosphäre das Mittelglied einer beſtändigen Wechſelwirkung zwiſchen unſrem Planeten und denen andern Weltkörpern ſey. Wie der Mond und die Sonne noch jezt einen ſichtbaren und merklichen Einfluß auf die Veränderungen des Luftkreißes haben, wie nach Einigen noch jezt verſchiedene Stellungen und wechſelſeitige Beziehungen der entfernteren Planeten auf einander durch verſchiedene neue Bewegungen in der Atmosphäre ausgezeichnet ſind; ſo müſſe dieſer Einfluß früher, bey einem, wie ſich beweiſen ließe, viel empfänglicherem Zuſtand des Luftkreißes, viel merklicher geweſen ſeyn. Man fände noch jezt in der Bildungsgeſchichte des Planeten Spuren der heftigſten Bewegungen in der flüſſigen Atmosphäre, einige Planeten unſres Syſtems, deren Beſchaffenheit dem Urzuſtande des Unſrigen noch nahe ſcheint, gaben noch jezt faſt täglich ein Beyſpiel von ſolchen heftigen Bewegungen in ihre Atmosphäre, welche die mittlere Geſchwindigkeit des Schalles bey uns ſieben, ja elfmal überträfe, während die heftigſten Bewegungen in unſern jezigen Luftkreiſe 12 ja 13 mal langſamer wären als der Schall. Wenn es wahrſcheinlich ſey, daß jene äuſſern Einflüſſe, welche Veränderungen in der Atmoſphäre zu bewirken pflegen, in jenem Zuſtand der Erde, welcher dem jetzigen des Jupiter näher ſtund, Bewegungen der Luft erzeugten, die an Geſchwindigkeit dem Schalle wenigſtens gleich kamen, ſo ſey die Frage nicht ungereimt: ob nicht das, was jezt als Sturm mit einem rohen und anorgiſchen Laut erſcheint, damals als wirklicher Ton vernommen ſey, ob nicht die alten Sagen von der Harmonie der Weltkörper, von den Tönen des Univerſums, wirklich einige Wahrheit enthielten? Hieraus würde dann begreiflich, warum Aſtronomie unter den Wiſſenſchaften, Muſik unter den Künſten das Aelteſte ſey. *) Den Rythmus der Bewegungen der Welten, wie er ſich in der Atmoſphäre abſpiegelt, habe der Menſch zuerſt nachgeſprochen, und hierdurch eingeweihet in das harmoniſche Geſetz des Ganzen, habe ſein Gemüth den Zuſammenhang der Naturereigniſſe, und die Beziehung der einzelnen Dinge auf das Ganze erkannt. Auf dieſe Weiſe ſey die älteſte Naturweisheit und die Sprache ſelber, durch unmittelbare Offenbarung der Natur an den Menſchen entſtanden.

Es laſſen ſich freylich zur Beſtätigung dieſer Meynung keine direkten Beweiſe führen. Doch wird zu

---

*) Das muſikaliſche Syſtem der Chineſen fängt nach Rouſſier eben da an, wo das der Griechen aufhöret.

unſerer Zeit von allen Seiten anerkannt, daß, wenn der Natur bey dem erſten Entſtehen der organiſchen und lebendigen Körper aus ihr, einige Mitwirkung zugeſchrieben werde, wie dies nicht anders möglich iſt, hierbey die Atmoſphäre vorzüglich thätig geweſen ſeyn müſſe, aus deren Wechſelwirkung mit etwas Flüſſigem wir noch jezt die erſten Anfänge des Thier und Pflanzenreichs hervorgehen, und das Leben in dem beſtändigen Bedürfniß des Athmens erhalten ſehen. Dieſes läßt allerdings eine viel vollkommnere und wirkſamere Natur der Atmoſphäre in jener früheren Zeit vorausſetzen. Auf der andern Seite kennen wir noch jezt einige merkwürdige Naturereigniſſe, bey denen die Bewegungen der Luft noch von einem wirklichen, gleichſam articulirten Ton begleitet ſind. Von dieſer Art iſt vornehmlich jenes merkwürdige Phänomen, welches unter dem Nahmen Luftmuſic, oder Teufelsſtimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern wahrgenommen iſt. Es iſt dieſes, den Eingebohrnen wohlbekannte Phänomen, noch bis in die neueſte Zeit von ſo vielen glaubwürdigen Reiſenden beobachtet, daß ſich an ihm ſchon längſt nicht mehr zweifeln läßt. Wir wollen es nach dem Bericht eines Augenzeugen,, welcher der Erzählung der Eingebohrnen und aller früheren Reiſenden nicht glauben mögen bis er es ſelber beobachtet, beſchreiben:

Es läßt ſich dieſe Naturſtimme vorzüglich in ſtillen heitren Nächten, doch, wie aus andern ähnlichen

Naturerſcheinungen wahrſcheinlich iſt, vor nahen Witterungswechſeln hören. Sie hat es mit elektriſchen Lufterſcheinungen gemein, daß ſie mit Blitzesſchnelle bald wie aus ungeheurer Ferne, bald ganz in der Nähe vernommen wird. Am meiſten Aehnlichkeit hat ſie mit einer tiefen klagenden Menſchenſtimme,*) hierbey aber pflegt ſie, wie alle Naturtöne, eine ſo tiefe Wirkung auf das menſchliche Gemüth zu äußern, daß ſelbſt die ruhigſten und verſtändigſten Beobachter, welche die natürliche Entſtehung dieſer Naturbegebenheit wohl einſehen, ſich eines tiefen Entſetzens, und gleichſam eines zerſchneidenden Mitleids mit jenen, den menſchlichen Jammer ſo entſetzlich nachahmenden Naturtönen nicht erwehren können. Wir kennen auch in unſern Himmelsſtrichen, wo die Atmoſphäre doch zu allen elektriſchen und ähnlichen Erſcheinungen weit weniger geeignet iſt, einige jenem verwandte Phänomene, die wirklich atmoſphäriſchen Urſprungs ſind, mit denen man aber viele andre, die von Thieren herrühren, und die doch eigentlich (durch ihre Langſamkeit und ganz andern Ton) von jenen leicht zu unterſcheiden wären, öfters verwechſelt hat. Auch die meiſten Anerkannt elektriſchen Meteore ſind bekanntlich von einem eigenthümlichen Ton begleitet. *)

---

*) Klagend, wie alle Töne der jetzigen planetariſchen Natur. Zuweilen ſpielt jene Stimme wie in den Tönen einer raſchen Menuet, wobey ſie eine eben ſo gräßliche Wirkung auf die Sinnen der Zuhörer äußert. (G. Wolf.)

Ein drittes Zeugniß, welches für jene Meynung zu ſprechen ſcheint, empfangen wir aus der Geſchichte der alten Orakel. Bey einem der älteſten, dem zu Dodona, war es der Klang der vom Wind bewegten Metallbecken, und das Rauſchen der Luft in den Zweigen der hohen Eichbäume, aus welchen von den Prieſtern das Zukünftige geweiſſagt wurde. Dieſe Art der Weiſſagung aus den Naturtönen der Atmosphäre, ſcheint unter allen die älteſte. — Auch die Wahrſager des älteſten Nordens haben aus dem Rauſchen der hohen Bäume das Zukünftige verkündigt. Darum heißt es noch in einer der früheſten Weiſſagungen — in der viele Jahrtauſende alten Voluspa —:

„Siehe ich kenne einen Eſchenbaum, ſein Nahme heiſſet Göttlich, Hocherhaben. Er ſtehet ewig grüne an wohlverwahrten Brunnen, **) in Gottes Haus, hoch iſt dem weiten Himmel, und von ihm gähet der Regen aus über alle Thäler. Von ihm ſtammen drey weiſſagende Jungfrauen her, entſprungen aus jenem See, der über dem Stamme des Baumes fluthet, die eine die heiſſet Vergangen, die andre Jetzt, die dritte heiſſet Fernkünftig.“

---

*) Vor Zeiten muß die Atmosphäre viel mehr Anlage zu ſolchen tönenden Lufterſcheinungen gehabt haben. Man findet davon viele Berichte bey den Alten (z. B. bey römiſchen Schriftſtellern) denen man nicht immer den Glauben verſagen kann.

**) Urdarbrunnr, von Einigen wird Urdar durch Necessitas überſetzt. — Dieſer Brunnen und jener Eſchenbaum mit ſeinen drey myſtiſchen Wurzeln ſcheinen überhaupt in der nordiſchen Mythologie eine ſehr tiefe Bedeutung zu haben.

Vielleicht ſpricht dieſe alte Weiſſagung noch viel mehr für jene Meynung, als auf den erſten Anblick ſcheint. Doch die Erklärung ſey welche ſie wolle, jene Thatſachen, welche einen tieferen Blick des Menſchen in die Natur bey der erſten Vorwelt vorausſetzen, bleiben unläugbar und dieſelben. Jene Güter des Wiſſens, welche bey uns jetzt eine lange und mühſam fortgeſetzte Beobachtung, einzeln wieder hervorgegangen, und noch mehr als dieſe, hat das Alterthum in einem lebendigeren Zuſammenhange als wir beſeſſen.

Sey es aber, daß der Geiſt des erſten Menſchen, wie der der Kinder, empfänglicher und abhängiger von der Gewalt der Natur, ein Inſtrument geworden, auf welchem der Geiſt derſelben ſeine ewigen Harmonien ausgeſprochen, oder ſey es daß die Natur noch in der Kraft der eben vollendeten Schöpfung, einer tieferen Einwirkung auf ihr letztes Werk fähig war und daß ſo die Gewalt der noch jugendlichen Mutter über das neugebohrne, noch zarte Kind größer, der Zuſammenhang zwiſchen beyden inniger war: ſo mußte entweder der ſelbſtſtändiger und vollendeter werdende de Menſch ſich jener Obergewalt mehr entziehen, oder der Menſch wurde allmählig, während die Gewalt jenes höheren Einfluſſes der (veraltenden) Natur abnahm, auf ſeine eigne Kraft zurückgewieſen, und zur Selbſtſtändigkeit genöthigt. Sey es nun, daß eins oder das andre, oder was wahrſcheinlicher iſt, beydes zugleich ſtatt gefunden, ſo mußte, je eigenthümlicher ſich die Natur des Menſchen im Verlauf der Zeiten entwickelte, deſto mehr jene urſprüngliche Vollkommenheit deſſelben, die nicht ſein ſelbſtſtändiges Eigenthum war, abnehmen. Der eigne Wille iſt es geweſen, der den Fall des Menſchen aus ſeiner damaligen Höhe bewirkt hat, und eine eigenthümlichere Vollendung ſeines Weſens hat ihn gegen den höheren Einfluß der Natur unempfänglicher und unabhängiger gemacht.

So hat die Geſchichte des Menſchen, als das hohe Glück der alten Zeit von dem höheren Streben der neueren, welches den Menſchen zur Selbſtſtändigkeit erhebt, verdrangt war, durch vielfältiges Unglück und den Untergang ganzer Völker, zu der höchſten Blüthe der neuen Welt, dem Chriſtenthum, den Uebergang gefunden, und die neue Zeit giebt auf eine eigenthümlichere und ſelbſtſtändigere Weiſe dem Menſchen zurück, was er in der alten verlohren. Die wichtige Frage, was der Grund geweſen ſey, daß jene hohe Naturweisheit, einmal erſchienen, wieder untergieng? daß das hohe Glück der Urzeit ſich unſrem Geſchlecht nur zeigte, ſo daß der Verluſt nur um ſo ſchmerzlicher geworden? läßt ſich demnach beantworten: daß auch hier, wie dies ein allgemeines Naturgeſetz iſt, ein ſchon verhandnes hohes Streben, durch ein neues höheres verdrängt ſey.

Obgleich ich von dieſem Verhältniß der neuen Zeit zur alten noch in der nächſten Vorleſung handeln werde, ſcheint mir es doch hier am rechten Orte, zu zeigen: daß auch ſchon in der früheren Welt dieſe Anſicht über den Untergang des hohen Glückes der alten Zeit, und über Untergang und Tod überhaupt geherrſcht habe. Für mich liegt ſie in den Myſterien, welche die ſcheidende alte Zeit, wie eine ſcheidende Mutter, den traurenden unglückſeeligen Geſchlecht der ſpäteren Weltalter zum Troſt zurückgelaſſen.

Es iſt ein ewiges Naturgeſetz, das ſo klar da liegt, daß es ſich dem Geiſt des Menſchen zuerſt aufdringen müſſen, daß die vergängliche Form der Dinge untergeht, wenn ein neues, höheres Streben in ihnen erwacht, und daß nicht die Zeit, nicht die Außenwelt, ſondern die Pſyche ſelber ihre Hülle zerſtört, wenn die Schwingen eines neuen, freyeren Daſeyns ſich in ihr entfalten. Ich habe in dem erſten Theil meiner ſchon angeführten Schrift, da wo ich von einem ſcheinbaren Streben der Dinge nach ihrer eignen Vernichtung gehandelt, in vielen Beyſpielen gezeigt, daß gerade in der Gluth der ſeeligſten und am meiſten erſtrebten Angenblicke des Daſeyns, dieſes ſich ſelber auflöſet und zerſtört. Es welkt die Blume ſogleich, wenn der höchſte Augenblick des Blühens vorüber iſt, und das bunte Inſekt ſucht in der einen Stunde der Liebe zugleich die ſeines Todes, und empfängt in dem Tempel der Hochzeit ſelber ſein Grab. Ja es ſind bey dem Menſchen gerade die ſeeligſten und geiſtigſten Augenblicke des Lebens, für dieſes ſelber die zerſtörendſten, und wir finden öfters in dem höchſten und heiligſten Streben unſres Weſens, einen ſeeligen Untergang. Die erhabenſten und göttlichſten Blüthen in der Geſchichte unſres Geſchlechts, ſind am ſchnellſten vergangen, am ſchnellſten von dem Andrange ihrer Zeit, oder vielmehr von ihrem eignen Streben zerſtört worden, obwohl das Werk ſelber das ſie gethan, für alle Zeiten gethan iſt. So wird, wenn die Weſen mit allen Kräften gerungen, daß ſie den Geiſt einer höheren Vollendung ergreifen möchten, der Genuß ſelber der Tod, und nur das Streben nach jenem höchſten Moment hat das Leben aufrecht erhalten. Jedoch iſt jenes Streben nicht vergeblich geweſen, und eben die Gluth jener zerſtörenden Augenblicke, für die bisherige Form des Daſeyns zu erhaben, erzeugt den Keim eines neuen höheren Lebens in der Aſche des untergegangenen vorigen, und das Vergängliche wird, (berührt und verzehrt von dem Ewigen) aus dieſem von neuem wieder verjüngt. Auf dieſe Weiſe wird uns eine der künftigen Vorleſungen in vielen Thatſachen die aus der Natur ſelber geſchöpft ſind, zeigen, wie gerade in den höchſten Augenblicken des jetzigen Daſeyns der Dinge, die Anlagen zu einem künftigen höheren erzeugt werden, und oft in dieſen ſelber, oder bald nachher ſichtbar werden. Aus dieſem Grunde ſind jene höchſten Augenblicke zerſtörend, weil ein neuaufgehendes höheres Streben das alte verdrängt, weil von nun an die Empfänglichkeit für die Einflüſſe des jetzigen Daſeyns ſich vermindert.

Es hat auch die Vorwelt in dieſem Geſetz, welches die höchſten Momente des Lebens unmittelbar mit dem Tode verknüpft, das Geheimniß der Liebe und des Todes, die Hoffnung einer unſterblichen Fortdauer unſres Weſens, und den Troſt über den Untergang der hohen alten Vergangenheit gefunden. Es wurde deßhalb in den Myſterien der Egyptier und zu Eleuſis, auf die Geſchichte der alten Zeit gedeutet, *) und den Eingeweihten die Ausſicht einer ſeeligen Fortdauer nach dem Tode gegeben. Das Bild, unter welchem in den Myſterien der Tod erſchien, ſtellte dieſen dem Gemüth vielmehr lieblich und ſüß, als ſchrecklich dar, und die Einweihung wurde deßhalb als ein Mittel gegen die Furcht vor dem Tode geprieſen. **) Ja es ward noch den Sterbenden, und nach einem frommen Glauden ſelbſt den Todten der Hinübertritt in ein neues Daſeyn durch die heilige Weihe erleichtert. *)

---

*) Plutarch. Iſis et Oſiris

**) Heyne ad Apollodor.

Doch ich will jetzt Einiges hieher gehörige aus den Myſterien ſelber erzählen. In einem traurigen Spiele, ſtellten die egyptiſchen Prieſter in ſtillen Frühlingsnächten die Leiden und den Tod des Oſiris vor. Ein ſchöner See an dem Tempel bey Sais war der Schauplatz, und es erſchienen in dieſen Myſterien Särge und Gräber. Zugleich bedeutete Oſiris die zeugende, hervorbringende Kraft. **) Nach der gewöhnlichen Sage war dieſer Gatte der Iſis von dem Typhon zerriſſen, und dieſes erhabene Götterpaar erſchien dem Alterthum zugleich als Vorbild der höchſten Vollendung und der tiefſten Leiden. Den Leichnam des Oſiris trieben die Wellen an die phöniciſche Küſte bey Biblos, wo eine junge Staude den Sarg und den Leichnam in ſich empfängt und voll Mitleid in ihrem Stamm begräbt. Als den heiligen Stamm der König des Landes umzuhauen befohlen, da erſcheint plötzlich die einſame, in Schmerzen verſunkene Göttin, erſt in Geſtalt eines Weibes, ſchweigend, nur durch himmliſchen Duft ſich verrathend, auf dem Brunnen ſitzend, hierauf als Schwalbe, ſeufzend auf dem gefällten Baume. Der offenbar gewordnen Gottheit wird der theure Leichnam zurückgegeben.

---

*) Beſonders wurde dieſes von dem Samothraciſchen geheimen Gottesdienſt geglaubt. — M. vergl. Saint-Croix.

**) Ueberhaupt war der Phallusdienſt, der ſich in allen Myſterien fand, überall mit Symbolen des Unterganges und Todes verbunden.

Dieſe Wanderungen der Iſis ſind in die Eleuſinien übergegangen, wo die Iſis als Ceres, Oſiris als Proſerpina erſcheint. *) Es war die Proſerpina eine Göttin des Todes und der ewig neuentſtehenden Keime, ihr Nahme von Phosphorus hergeleitet, welcher ſchon im Alterthum als eine Fackel des Todes und der Liebe verehrt war. Nach einer egyptiſchen Sage war auch, um die Leiden der ewigen Göttin zu vermehren, der junge Sohn der Iſis, Horus, von dem Typhon getödtet. In den Eleuſinien war er durch den jungen Jachus dargeſtellt. Dieſer, bald ein Sohn der Ceres, bald der Proſerpina genannt, wird als Säugling abgebildet. Jener Tag, wo man den Tod des jungen Jachus beweinte, war in den Myſterien der Heiligſte. Zugleich wurde an ihm, in Körben verwahrt, das Symbol der ewigen Wiederverjüngung der Natur und des Schaffenden verehrt (der Lingam). Die Blumen der Liebe — Myrten und Roſen, deuteten in den Myſterien auf den Tod. So erſchienen Liebe und Tod, das ſeeligſte Streben des Gemüths und der Untergang des Individuums vereint,

---

*) S. Saint Croix. Die Beerdigung des Oſiris und die Entführung der Proſerpina in die Unterwelt, hatten dieſelbe Bedeutung.

Auch in den Feſten des Adonis, wurden die ſüße Liebe und der Tod zugleich verherrlicht, und in den Myſterien der Cureten wurde Jaſion, welcher in der Liebe der großen Göttin ſeinen Untergang gefunden, beweint. Während die Klagen um die Liebe und den Tod des Adonis, von den phöniciſchen Frauen in freyer Natur, die an dieſen Klagen Theil genommen, geführt wurden, geſchahen die Myſterien der Corybanten, in denen der junge Cadmillus an die Stelle des Adonis trat, bey ſtiller Nacht, in einſamer Höhle. Dieſer frühe hingeſchiedene Jüngling, wurde in einer ſpäteren Umwandlung dieſes Gottesdienſtes, als Cupido, als hervorbringende, ſchaffende Liebe dargeſtellt, welches er, wie aus einigen andern ſcheint, auch ſchon früher andeutete. *) Auf ähnliche Weiſe wird in den Myſterien der Daktylen, welche den Berg Ida in Phrygien durch ihre geheime Lehre verherrlichet, durch den jungen Celmis das Sehnen der jugendlichen Liebe, und der frühe Untergang derſelben bezeichnet. In der Nachtgleiche des Frühlings, wurde, gleichfalls in Phrygien, von den Korybanten das Trauerfeſt des Attis gefeyert, welcher, wie Adonis, in der erhabenen Liebe einer Göttin eine kurze Seeligkeit genoſſen. Blos der erſte Tag war traurig, an

---

*) Der junge Cadmillus wurde (ſo erzählte man dem Volk) von ſeinen beyden Brüdern ermordet, welche die Zeugungstheile in einer Kiſte mit ſich entführten. Eine Kiſte mit einem ähnlichen Inhalt ſpielte bey allen jenen Ceremonien eine ganz vorzüglich wichtige Rolle.

Ihm wurde eine Pinie mit dem Bild des Attis umgehauen, am zweyten wurde auf Hörnern geblaſen, endlich am dritten, zugleich mit der Einweihung, wie es ſcheint, die Wiederkehr ins Leben gefeyert. Ein ſolches Wiederaufleben des geliebten Geſchiedenen, eine ewige Wiedererneuung aus dem Tode, wurde in allen Myſterien verherrlicht. Erſt in den Zeiten des Verfalls der Myſterien, wurde dieſes Feſt von den Prieſtern mit einem blutigen Wahnſinn gefeyert, und mit einem traurigen Geſange, mit zerſtreuten Haaren, mit bloßem Schwerd und brennenden Fackeln, irrten ſie durch Wald und Berg, bis dieſer Wahnſinn einen grauſamen Ausgang nahm. *) Frühere Zeiten hatten hiermit einen ſowohl erhabneren als lieblicheren Sinn verbunden.

Nach der heiligen Reinigung im Fluſſe Meilichus, mit Epheu bekränzt, feyerte die zarte Jugend zu Patrae, in dem Feſte des Bachus öffentlich, wie es ſcheint, mehr ein Feſt der Liebe als des Todes. Es ſollte dieſe Gottheit den jungen frühe untergegangenen Jachus in den Myſterien andeuten.

In den Myſterien des Mithra iſt das untergehende Streben der alten Zeit durch den heiligen Stier, welchen der ältere Orient als ein Symbol der hervorbringenden Erde verehrt, dargeſtellt. Es wird hier

---

*) Selbſtentmannung.

durch den Scorpion und die Schlange daſſelbe bezeichnet, was in den egyptiſchen Myſterien Typhon iſt *) und aus dem gemarterten Leibe des untergehenden Thieres, erhebt ſich, ewig, und zur Schöpfung der neuen Zeit thätig, die hervorbringende Kraft, aus welcher Blumen und Thiere aufkeimen. Auf dem Aſte eines neuausſchlagenden Baumes, verkündet mit prophetiſchem Geſange ein Rabe das Aufleben der neuen Zeit aus der untergehenden alten, und während der Genius der Zeit den Stier erlegt, wird in Oſten das Bild der aufgehenden Sonne, in Weſten das des niedergehenden Mondes geſehen.

So iſt in allen jenen Myſterien, der Tod und die Liebe, der Untergang und die Wiedererneuung der Dinge, zu Einem Bild vereint, dargeſtellt worden. Dieſe Vereinigung ſo entgegengeſetzt ſcheinender Dinge, iſt in der indiſchen Mythologie wo möglich noch deutlicher. Eben der Gott Shiven, welcher mit ſeiner Gattin das Bild des Zerſtörenden, des Unterganges, des Todes iſt, wird zugleich als Sinnbild der allerzeugenden Urkraft verehrt. Die Gemahlin des Gottes iſt zugleich Königin des Schreckens, des Todes und Göttin der Liebe, des ſinnlichen Vergnügens und des Urſprungs der Dinge. **) Wenn bey dem groſſen

---

*) Dieſe werden an den Geſchlechtstheilen des Stieres nagend dargeſtellt.

**) S. d. P. Paulinus ſyſtema Brahmanicum. Uebrigens ſind beyde Gottheiten wie überhaupt die Myſterien und

Feſte dieſer Göttin, welche alle Schrecken und alle Liebreize in ſich vereint, ihr ſchweres Bildniß auf einem Wagen mit ſchneidenden Rädern nach dem Ganges geführt wird, ſieht man, mit Blüthen begränzt, in frölichem Wahnſinn, als ob ſie zum Hochzeitaltar giengen, eine Schaar Begeiſterter, welche ſich unter die Räder des Wagens werfen, und bey dem Klange der Hörner von den Meſſern derſelben in Stücke zerſchnitten, ſich ſelber zum Opfer bringen. — Auf dem Berge Meru, auf goldenem Tiſche, ſteht in der ewigen Lotosblüthe das Symbol des Gottes-Shiven, welches das in den griechiſchen Myſterien verehrte des irdiſchen Urſprungs iſt *) zugleich mit dem heiligen Dreyeck, dem Symbol der zerſtörenden und zeugenden Göttin Bhovani. **) Dieſe Vereinigung des Zerſtörenden und Zeugenden, des Todes und der Liebe, iſt nach dem Ausſpruch eines indiſchen Dichters nicht allein den Menſchen, ſondern ſelbſt den Göttern als ein Räthſel voll tiefen heiligen Sinnes hingeſtellet.

Endlich, damit ich das Uebrige kurz faſſe, gehen, abgeſehen von etwas Aehnlichem bey den Mexi-

---

noch mehr alle Menſchenopfer, in der indiſchen Mythologie ſehr ſpät entſtanden und gehören allerdings ſchon den Zeiten des Verfalls an.

*) Ein Lingam.

**) Dieſes wird für ein Symbol der weiblichen Zeugungskraft gehalten.

canern *) die Züge jenes Inhalts der Myſterien, bis in die heilige Sage der Scandinavier, und der alten deutſchen Stämme hinüber. Balder, der ſchönſte und beſte unter allen Götterſöhnen, iſt vor Allen zu einem frühen Tod erſehen. Was hilfts daß ſein Vater die alte Whole, deren Leichnam Jahrhunderte lang der Schnee und das Eis bedeckt, und der Thau des Himmels benetzt hat, durch grauſamen Zauber in der letzten Ruhe ſtört, und zum Weiſſagen zwingt, was hilfts, daß alle Dinge, das Waſſer und die Luft, Erde, Feuer und Eiſen, alle Gifte, Pflanzen, Thiere und Menſchen, außer der kleinen Staude Miſtilteire vor dem Pallaſt des Odin, welche zu jung zum Schwur geachtet war, mit heiligem Eide geloben, den Balder nicht zu töden, es wird doch der Sichere, allen Elementen Unverletzliche, durch die zu gering geachtete Pflanze, von einem Blinden erſchlagen. Hierauf, als mit dem unſterblichen Ring des Odin in die Unterwelt hinabgeſendet, der ſchnelle Hermode um die Gunſt der großen Göttin mit lauterem Getös als fünfmal fünftauſend Tode die Brücke zum Schattenreich durchſtürmet, als die ganze Natur durch ihre Thränen den jungen Halbgott zurückruft, bleibt aller dieſer Jammer vergeblich, weil ein einziges feindliches Weib in die Klagen der ganzen Natur nicht einſtimmt,

---

*) Doch wird in der merkwürdigen Sage von dem Gott der Luft faſt noch mehr eine entfernte Aehnlichkeit mit der heiligen Sage vom Idris oder Henoch gefunden.

und nur der ewige Ring des Odin, der, jeden neunten Tag einen ihm ähnlichen Ring gebährend, ſeitdem zugleich ein Sinnbild der neuen Erzeugung aus ſich ſelber und des Todes iſt, wird zurückgebracht.

So iſt es ein Hauptinnhalt der meiſten Myſterien und heiligen Sagen, daß der Tod aus der Liebe, Untergang des Individuellen aus dem höchſten Trieben der Seele hervorgienge. Hiermit verliert der Tod ſeine Schrecken, und es erſcheint in ihm der Moment, wo jene höheren Organe, jene höheren Kräfte, die wir während des Lebens vergeblich erſtrebt haben, in uns durch die Flamme eines großen Augenblicks erweckt werden. Alsdann wird der Pſyche dieſe Hülle zu enge, es vergeht dieſe Form, damit eine neue höhere aus ihr wiederkehre. —

Es deuteten die alten Myſterien, wie wir es von den meiſten wiſſen,*) außer dieſem noch ganz vorzüglich auf die Geſchichte der hohen, untergegangenen Urzeit, und auf die Gründe dieſes Unterganges. Nach dem ewigen Naturgeſetz unterlag die große Vorwelt, als ſie ihre letzten und höchſten Kräfte an das kühnſte und erhabenſte Werk gewagt. Es wird dieſey in verſchiedenen Sagen angedeutet (als jener Thurmbau, Kampf der Titanen u. ſ. w.) am häufigſten jedoch wird das Bild gebraucht, daß der Menſch in der Liebe und der innigen Gemeinſchaft einer Gottheit eine kurze Seeligkeit, und frühen Tod gefunden. Aber eben in jenem Naturgeſetz, deſſen tiefer Sinn in den Myſterien gedeutet wurde, lag der Troſt über das frühe Verſinken des alten Glüks. Nur die alte Form war vernichtet, weil ſie dem höheren Streben der neuen Zeit, das in dem nämlichen großen Moment, welcher die alte zur letzten Blüthe und zugleich zum Tode geführt hatte erwachte, zu enge war. So wurde in dem Untergang der alten Herrlichkeit, die Zuverſicht einer höheren, unvergänglicheren gefunden.

---

*) Man hat deshalb in ſo vielen nichts andres als ein Andenken an einen Religionskrieg zwiſchen den Anhängern der neueingeführten Gottheiten der Myſterien und denen der alten, worinnen jene anfangs noch unterlagen, zu ſehen geglaubt.

Und dieſes iſt der alte Weihgeſang der Myſterien, ein Brautlied und ein Lied der Gräber: Wer hat dich heraufgeführt hoher Frieden, wer hat dich uns gezeigt heilige Wonne! Als unſre Seele ſich erhub dich zu erfaſſen, ſtarbſt du, in der Gluth unſers Sehnens, der Kranz der Liebe ſank auf Gräber. — Dein eignes Streben o Menſch! hat mich, heilige Wonne heraufgeführt, in deinem eignen, noch höherem Streben, bin ich untergegangen. Eile hinaus zu immer höherem Ziel! ſiehe bald blühet der Kranz deines Sehnens von neuem. Der Winter eilet ſchnell vorüber, die Stunde des Todes und der Liebe kömmt nahe!

Wir finden, daß gerade das höchſte Streben in uns, jenes Sehnen, das ſich bey Einigen an mehr, bey Anderen an minder würdigem Gegenſtand, an gröberem oder geiſtigerem Genuß erſchöpft, uns zum Grabe führet; auf daß wir aus dieſem zu immer höherem Streben, immer höherem Sehnen wiedergebohren würden. Die Gluth aber jener höchſten Augenblicke, welche das Vergängliche an uns verzehrt, weil dieſes das Ewige nicht faſſen können, iſt das einzige Unvergängliche in uns. Dieſe ſchwebt heilig und ſchön über dem zerfloſſenem Angeſicht der Gruft, und ſie gehet mit uns hinüber, durch die Thore eines neuen, höheren Aufgangs. Das andre Alles iſt vergangen, den Glanz jener heiligen Augenblicke, welche uns zugleich geläutert und zerſtört, bringen wir mit uns hinauf. Wir halten die Weihe eines wahrhaft guten und heiligen Strebens, mit dem Leben nicht zu theuer bezahlt, und finden in dem Gelingen eines göttlichen Werkes, einen ſeeligen Untergang. Auf dieſe Weiſe pflegt ein kühnes Gemüth mit der Flamme zu ſcherzen, welche es verzehrt, und es erkennet in ſeinem Untergange den Aufgang eines neuen, immer beſſeren Strebens, in dem Grabe die höhere Wiedergeburt unſres unvergänglichen Sehnens.

Vierte Vorleſung.

Das jüngere Heydenthum. Die Orakel. — Aufgang der neuen Zeit.

Wir ſahen im Vorhergehenden, wie die zunehmende Selbſtſtändigkeit des Menſchen, dieſen der Obergewalt der Natur, zugleich aber auch den paradieſiſchen Freuden der erſten goldnen Zeit entzogen. Zugleich hatte die ſchaffende Gewalt der Natur, der Einfluß derſelben auf den Menſchen, an Intenſität verlohren, und der Menſch wurde ſelbſt äuſſerlich, in Hinſicht der erſten Lebensbedürfniſſe, auf ſeine eignen Kräfte zurückgewieſen, als die Mutter, welche ihn in der Fülle der erſten Zeit überflüſſig ernährt, mit ihren Gaben ſparſamer geworden. Es wurde jezt die Kultur des Landes nöthig, *) und es iſt einer der bedeutendſten Züge der Geſchichte, daß die Entſtehung und Verbreitung der

---

*) Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen.

Myſterien, deren Bedeutung wir im Vorhergehenden kennen lernten, mit der des Ackerbaues zuſammenfällt, und daß viele jener heiligen Gebräuche, die doch ſelbſt nach den Alten auf das Beginnen einer neuen Zeit und auf den Untergang eines ſchönen ſeeligen Beſitzes unſres Geſchlechts deuteten, zugleich mit dem Ackerbau in Beziehung ſtunden. Von dieſem wurden ſehr oft Bilder hergenommen, und die in die Unterwelt verſunkene Perſephone mit dem in die Erde gelegten Saamenkorn, das Wiederaufleben einer als tod beklagten Gottheit, mit dem Hervorſproſſen deſſelben verglichen. In andren Myſterien wurden die Bilder aus der Aſtronomie genommen, und Anſpielungen auf die Abweſenheit der Sonne und das Wiedererſcheinen derſelben gemacht. (Wenigſtens iſt es Einigen — vorzüglich Gatterer — eben ſo gut gelungen, die egyptiſchen Myſterien aſtronomiſch zu erklären, als Andern jene ökonomiſche Erklärung der Eleuſinien.) Die Bedeutung der Iſis und Ceres in der ganzen alten Welt, die Einführung des Ackerbaues, welche ihr, die zugleich den Myſterien ihren Urſprung gegeben, allgemein zugeſchrieben wurde, *) laſſen leicht den Zuſammenhang der Cultur des Landes und der Myſterien erkennen.

---

*) Selbſt nach jenen alten Inſchriften auf ſteinernen Säulen, zu Niſa in Arabien, die Diodor von Sicilien beſchreibt.

Wenn aber, wie wir im Vorhergehenden ſahen, jene Weihungen die Klagen und den Troſt über den Untergang der alten herrlichen Vorwelt, und des Individuums überhaupt enthielten, wenn ſie zugleich tröſtend auf die aufgehende neue Zeit, deren mächtigeres Licht ja allein das ſchon verbleichende Geſtirn der alten Zeit vertrieben, hindeuteten, ſo war jener Zuſammenhang ſehr natürlich. Allerdings war in den Myſterien ungleich mehr bewahrt als Regeln des Landbaues: die Zuverſicht des künftigen Heils das aus dem neuen Streben des Menſchen erblühen ſollte. Aber die Stifter der Myſterien, welche übrigens auch die Cultur des Landes als Religionscultus einführten, haben hiermit den Völkern die nöthigen Hülfsmittel zu der nun nöthig gewordnen äußeren Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit des Menſchen von der ungleichen Gunſt der Natur (die man nun mehr nach eignen Willen zu erzwingen gewußt) in die Hand gegeben. Der Ackerbau iſt, wie wir ſchon früher ſahen, für die neue Zeit charakteriſtiſch.

Die Myſterien bilden einen ſchönen Uebergang der alten Welt zur neuen. In ihnen, oder mit ihnen zugleich, bewahrten die egyptiſchen Prieſter die noch übriggebliebenen Trümmer der alten Naturweisheit. Dieſe wurden nicht auf jene Weiſe mitgetheilt, wie wir zu unſrer Zeit die Wiſſenſchaft mittheilen, ſie wurden allem Anſchein nach im gewöhnlichen Sinne weder gelehrt noch gelernt; ſondern ein Abbild der alten Naturoffenbarungen, mußte das Verſtehen aus der Seele des Schülers ſelber, als Begeiſterung kommen.

Aus dieſem Grunde ſcheinen jene vielfältigen Vorbereitungen und Läuterungen gekommen, deren Strenge Viele von der Einweihung der egyptiſchen Prieſter zurückgeſchreckt, ja nicht ſelten den Schülern das Leben geraubt hat. Ein langes Faſten und die höchſte Nüchternheit, ſchienen vorzüglich nöthig, außer dieſem wurde der Leib durch die härteſten Anſtrengungen, und ſelbſt durch willkührlich hervorgerufene Schmerzen ohnmächtig, und ſo für äußere Einflüſſe und die Bewegungen des Gemüths empfänglicher gemacht. Es wurde hernach der Phantaſie in Bildern (wie noch ſelbſt aus der Beſchreibung der Eleuſinien ſcheint) der tiefſte Innhalt der Myſterien vorgeführt, und der innre Sinn mehr durch den Geſamteindruck des Ganzen entflammt als (wie bey uns geſchieht) durch ein Auseinanderſetzen der einzelnen Thatſachen unterrichtet. Auf dieſe Weiſe wurde den Eingeweihten nicht der tode Körper der Wiſſenſchaft übergeben, und es ſo dem Zufalle überlaſſen, ob dieſer ſich bey ihnen beſeelen würde oder nicht, ſondern der lebendige Geiſt der alten Naturweisheit ſelber.

Aus dieſem Grunde, weil nämlich der Innhalt der Myſterien mehr offenbart werden mußte, als gelehrt [illegible] mehr von innen aus der Begeiſterung und göttlichen Trunkenheit des Gemüths kam, als von außen durch mündlichen Unterricht, dürfte dieſelbe auch dem Volk nicht öffentlich verkündigt werden. Es wurde bey allen Prieſtern dieſer Zeit, von den Egyptern bis zu den alten Scandinaviern mit dem Tode beſtraft, wenn die Eingeweihten den Innhalt der Myſterien durch kalte Rede oder Beſchreibung, an Solche, welche die Begeiſterung der Weihe nicht empfiengen, entheiligten.*) Dem Volke durfte die Wahrheit nur in dunklen Bildern und Beyſpielen dargeſtellt werden, und ſelbſt dieſe Gleichniſſe durften bey den alten Scandinaviſchen Prieſtern nicht dem todten Buchſtaben anvertraut werden.**) So feſt war noch bey jener alten Welt der Glaube: die wahre Weisheit könne nicht ſowohl von dem Menſchen an den Menſchen mitgetheilt, als vielmehr einem empfänglichen Gemüth durch den höheren (göttlichen) Einfluß offenbart werden.

So erſcheinen uns die Myſterien noch als das letzte Denkmahl ihres Daſeyns, das die ſcheidende alte Zeit der neuen hinterlaſſen. Schon tragen die Völker bey denen jene heilige Weihe vorzüglich geblühet, einen von dem der alten Welt ſehr verſchiedenen Charakter, und die Myſterien ſelber deren edlerer Urſprung wohl gewiß ſcheint, ſind bey Vielen in die wildeſten Gräuel ausgeartet. Man befrage über jene Völker die Geſchichte der Aſtronomie und des Naturcultus, ſo wird man dieſen angebohrnen Vorzug des Menſchen bey ihnen allen weit unvollkommner und unausgebildeter finden.

---

*) S. Olaus Rudbeck. Die Hauptlehren ihrer alten Religion ſind deshalb mit ihnen untergegangen.

**) Nach Demſelben. Jene Mythen waren in Verſen.

Es iſt bekannt, welche große Mühe und lange Verſuche in Griechenland blos die einfache Eintheilung der Zeit gekoſtet hat. Noch ſind die Gedichte des Orpheus und Linus aſtronomiſchen Innhalts geweſen, und wir wiſſen aus der Tradition, die uns von ihnen noch Zahlen der Zeitrechnung aufbewahrt hat, daß ſie die Bedeutung jener merkwürdigen Zahl 432, deren Kenntniß nach unſrer Meynung ſchon ein tieferes Verſtehen der alten Naturweisheit vorausſetzte, gekannt haben. *) Doch tritt bald nachher über dieſe Gegenſtände die größte Ungewißheit ein. Als vorzüglich ungeſchickt und unbequem fällt die zweyjährige Intercalationsmethode auf, die wir noch zu unſers Aeltervaters Hippocrates Zeiten finden **) und wenn nicht die Olympiſchen Spiele der Chronologie zu Hülfe kämen, würde dieſe bey den Griechen noch ungleich ſchwieriger ſeyn als ſie es ſchon iſt. Jene wahrhaften und tiefen Kenntniſſe der Natur und des Weltgebäudes, welche Thales von den egyptiſchen Prieſtern, in deren Geheimniſſe er eingeweihet war, mitbrachte, vermochten ſich doch auf griechiſchem Boden nicht lange zu erhalten und ſchon ſeine nächſten Nachfolger und Schüler (beſonders Anaximenes*) erlaubten ſich wieder die Natur auf ihre Weiſe zu dichten.

---

*) Sie bedienten ſich bey der Zeiteintheilung der Zahlen 120 und 3600, beyde multiplicirt ſind die indiſche Zahl 432000.

**) Alle 2 Jahre mußte ein ganzer Monat eingeſchaltet werden.

Ueberhaupt hat man mit Recht anerkannt, daß die Aſtronomie der Griechen blos aus den verſchiedenen Meynungen ihrer Philoſophen beſtehe.

So waren, während bey andren älteren Völkern die Kenntniß von der Umlaufszeit der Weltkörper, der Perioden, der wahren Geſtalt und andrer Verhältniſſe derſelben, ein allgemeines Eigenthum geweſen, die Griechen Jahrhunderte lang vergeblich bemüht, nur die eigentliche Dauer des Jahres aufzufinden, und über die Geſchichte des Weltgebäudes, die jenen allgemein nach ihren Grundzügen bekannt war, erlaubten ſich dieſe nach Willkühr, jetzt dieſe dann jene Meynung zu hegen.

Eine nicht geringere Ungewißheit in der Eintheilung der Zeit, herrſchte bey den alten italiäniſchen Völkern, bis Numa hierin einige Abänderung traf.

---

*) Er lehrte wieder, die Erde ſey platt, das Himmelsgewölbe feſt, nachdem Thales ſchon die wahren Anſichten vorgetragen.

— Wenn ſich bey den Juden, wie Joſephus berichtet, die Sage erhalten hatte, daß die Patriarchen beſonders hohe Kenntniſſe der Natur, vornehmlich aſtronomiſche beſeſſen hätten, ſo waren doch dieſe ſpäter bey dieſem Volke wieder ganz zurückgetreten, und wir finden bey ihm keine Spuren des von uns ſo genannten aſtronomiſchen Inſtinkts.

So hatte ſich gerade bey jenen Völkern, wo der höchſte Moment der neuen Zeit (das Chriſtenthum) am vollkommenſten vorbereitet war, wo dieſer am früheſten und mächtigſten eintrat, der natürliche Charakter der alten Zeit (die Abhängigkeit von der Natur) ſchon am meiſten verlohren.

Schon war im jüngeren Heydenthum der Charakter der neuen Zeit, welchen die Macht des eignen Willens und das Streben nach der Vollendung deſſelben bezeichnet, erwacht, und dieſer iſt dem Weſen der alten Zeit, das in gänzlicher Hingebung des Einzelnen in die Einflüſſe des Ganzen beſtund, geradehin entgegengeſetzt. Deshalb ſehen wir ſogar in China die vieltauſendjährige Reihe der aſtronomiſchen Beobachtungen, und mit ihr den alten Naturcultus, mit dem Eintritt des berühmten Confucius und ſeiner neuen Lehre auf einmal gänzlich abgebrochen; ſo daß auch hier das Erwachen des menſchlichen Forſchungsgeiſtes und des freyen Strebens, zugleich den Untergang des alten Naturcultus bezeichnet.

Wo bey Völkern, an denen ſich der Charakter der neuen Zeit ſchon zu entfalten angefangen, noch Etwas aus der alten Zeit übrig geblieben, erſchien dieſes mehr krankhaft. Von der Art krankhafter Erſcheinungen waren vorzüglich die Orakel, welche im jüngeren Heydenthum noch einen Nachhall des eigentlichen und alten erkünſtelten. Krankhafte Erſcheinungen in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſind ſie geweſen, nicht aber durchaus Betrügerey, wie Einige Erklärer des Alterthums gewollt haben. Denn wenn auch in den letzten Zeiten des Verfalls dieſer heydniſchen Inſtitute, der Eigennutz und die Hinterliſt der Prieſter oft genug das ſeit Jahrhunderten begründete Anſehen der Orakel zu Betrügereyen misbrauchte, iſt doch eben dieſes langdauernde Anſehen bey ganzen Generationen, ſind viele Thatſachen, die wir noch aus der Geſchichte der Orakel wiſſen, eben ſo wenig aus Täuſchung zu erklären, als alle Erſcheinungen des Somnambulismus. Dieſer groben Anſicht, welche den Knoten, den ſie nicht zu löſen vermag, geradezu zerhaut, iſt die der erſten Chriſten, welche jene dunklen Erſcheinungen geradezu aus der Einwirkung eines ſchlimmen (krankhaften) Naturgeiſtes herleiteten, noch weit vorzuziehen.

Der Blick in das Zukünftige, die Gabe der Vorahndungen, iſt der menſchlichen Natur nicht fremd. Doch giebt es eben ſowohl eine von kranker und falſcher als eine von geſunder und wahrhaft ächter Art, obwohl jene für den ächten Forſcher eben ſowohl ein wahrhaftes Intereſſe haben muß, als dieſe, wie auch der Naturforſcher denſelben Bau der Blüthe erkennt, ſey es, daß dieſe der geſunde Baum in ſeinem natürlichen Boden und Clima getragen, oder daß ſie dem zarten, kränklichen Fremdling in einer ungünſtigen Heimath abgezwungen worden; nur daß jene an Duft und Glanz der Farben und durch die nachfolgende Frucht die innere geſunde Fülle vor dieſer andeutet, welche ſelten fruchtbar, das Licht der fremden Sonne mit matteren Farben erwiedert. — Geſunder Art iſt allerdings jene prophetiſche Anſchauung der Natur und Geſchichte, welche der erſten Vorwelt eigenthümlich war, und dieſe ſcheint noch jetzt der Natur beſſerer Menſchen in dem Augenblick einer höheren Begeiſterung nicht fremdartig. Geſunder und kräftiger Art ſcheint auch der Geiſt der Vorahndungen da geweſen, wo er, wie oft geſchehen, ganze Völker, ja ganze Welttheile ergriffen. Eine ſolche Vorahndung hat bekanntlich die Amerikaniſchen Völker in den entfernteſten Theilen des Welttheils, die untereinander ſchwerlich in unmittelbarer Verbindung geweſen, gleichzeitig auf die Ankunft der Europäer und des Chriſtenthums vorbereitet. Von einer alten, den verſchiedenſten Völkern bekannten Weiſſagung angekündigt, trafen dieſe Kinder der Sonne ganze Länder ſchon im Voraus zum Gehorſam oder doch zur Furcht geneigt, und ohne jenen dunklen Geiſt der Ahndung, welcher ihnen vorausgegangen, hätten ihre Waffen jene Wunderwirkungen kaum vermocht. — Eine ähnliche Vorahndung bey vielen Völkern, gieng auch dem Chriſtenthum ſelber, bey ſeiner erſten Verbreitung voraus.

Krankhafter Art dagegen ſind jene Vorahndungen, von denen ich mehrere Fälle in einer der ſpätern Vorleſungen anführen werde, und vielleicht daß von dortaus auch einiges Licht über die Natur der Orakel gewonnen wird. Es giebt hier eine Menge Thatſachen, welche der Natur der Orakel verwandt ſind, ſo daß, wenn dieſe nicht geläugnet werden können, auch jene nichts Unbegreifliches mehr behalten. Am nächſten aber ſtimmen mit der Natur der alten Orakel und mit der des Dämonismus jene Erſcheinungen überein, deren Mehrere Beda aus der Geſchichte der amerikaniſchen Völker, andre und neuere Reiſebeſchreiber aus der Geſchichte der wilden Bewohner von Madagaſcar, Borneo und Java erzählen. Auch hier ſehen wir wahnſinnig Begeiſterte ſich und Andren das zukünftige Schickſal, oder auch die krankhafte menſchliche Natur, die bevorſtehende Witterung,*) ja ſogar die Ankunft fremder Schiffe voraus verkünden. (Merkwürdig iſt vorzüglich die bekannte Geſchichte der Virginianerin.)

Dieſe Anſicht, welche die Orakel als krankhafte Erſcheinungen betrachtet, iſt ſchon in den früheſten Zeiten des Chriſtenthums herrſchend geweſen, und es wird die Begeiſterung der weiſſagenden Prieſterinnen von den damaligen Chriſten mit jenem krankhaften Wahnſinn verglichen, welchen ſie Dämonismus genannt; beyde zeigten dieſelben Symptome, und wurden auf dieſelbe Weiſe geheilt. Ja ſelbſt Lucan beſchreibt die Begeiſterung der Pythia wie einen dem epileptiſchen nicht unähnlichen Zuſtand, während derſelbe bey Virgil freylich unter einem edleren, erhabneren Bilde erſcheint, obgleich der übereinſtimmende Bericht aller Schriftſteller der damaligen Kirche, näher mit Lucans Beſchreibung übereintrifft.

---

*) In einem Fall bey Beda ſelbſt den Untergang einer nahen Kirche durch Erderſchütterungen.

Einige Erſcheinungen aus der Geſchichte der Orakel, ſind gewiſſen bey dem Somnambulismus beobachteten nicht unähnlich. Es gehört hieher ſelbſt die allerdings merkwürdige Gewalt der erſten Chriſten über Dämoniſche und über die von Apoll Erfüllten. Dieſe merkwürdige Thatſache läßt ſich ſchwerlich läugnen, da ſich die damaligen Kirchenväter hierauf ſo häufig wie auf etwas allgemein Bekanntes berufen, die Heiden ſelber zu Zeugen auffordern, und eine Menge vor aller Augen geſchehene Thatſachen, welche hieher gehören, anführen. So hält Tertullian die Gewalt über Dämoniſche und Begeiſterte von der erwähnten Art, für eine ſo unausbleibliche Eigenſchaft der Chriſten, daß er verlangte, diejenigen (als ſchlechte ungläubige Chriſten) mit dem Tode zu beſtrafen, denen jene Gewalt fehlte. Wir finden dieſe Eigenſchaft der Chriſten bey Lactantius auf die vom Apoll Erfüllten angewendet, und Minutius Felix erwähnt gegen die Heiden ſelber, als einer ihnen Allen bekannten und unläugbaren Thatſache, die Ohnmacht ihrer Götter, des Jupiter wie des Saturn und Serapis, wenn dieſe einen Menſchen mit dem Geiſt der Wahrſagung erfüllten, gegen die Gewalt der Chriſten. Eine Menge Fälle im ganzen Land und in Rom ſelber bekannt, wo der von Aerzten und Magiern vergeblich bekämpfte krankhafte Wahrſagergeiſt, dem Dräuen eines einfältigen Chriſten gewichen war, erzählt Juſtinus in ſeiner vor dem römiſchen Volk gehaltnen Schutzrede, andre, damals ſehr verbürgte, Tertullian in ſeinem Schreiben an den heidniſchen Landpfleger Scapula. Es wird dieſes von Athanaſius, Cyprian und Euſebius häufig beſtätigt, und man kann bey dieſen vielfältigen Berichten an nichts weniger als Betrug denken, da jene Thatſachen vor unzähligen nüchternen und den Chriſten nicht günſtigen Augenzeugen geſchahen.

Wie nun jene krankhaften Erſcheinungen auch in ihrer äußern Form einigen unter uns bekannten Nervenkrankheiten, und dem Zuſtand des künſtlichen Somnambulismus ähnlich ſind, kommen ſie auch darin überein, daß über magnetiſch Schlafende wie über Nervenkranke ein fremder feſter Wille nicht ſelten eine bewundernswürdige Gewalt äußert. Es beruhen bey dieſen hierauf einige Heilarten, welche das Volk anzuwenden pflegt, bey jenen iſt es bekannt genug, wie die Nähe einer Perſon von einem feſten und entſchiedenen Unglauben, die beſten Somnambülen, die andern Fällen oft genug bewieſen hatten, daß ihr Zuſtand keine Täuſchung war, in einen ſolchen unangenehmen geiſtigen Zuſtand ſetzt, wie die Annäherung eines geſunden und ſtarken Menſchen, der mit ihnen in keinem Rapport ſteht, ſie körperlich beängſtigt.

Es wirkte in jenen Fällen die Annäherung eines einzelnen Chriſten daſſelbe, was der Eintritt des Chriſtenthums im Ganzen. Denn obgleich die Orakel und alle mit ihnen verwandte Erſcheinungen des jüngern Heidenthums, noch in einigen ſchwachen Ueberreſten in die erſten Zeiten des Chriſtenthums hinüberlebten, ſehen wir doch dieſen Anfang der neuen Weltperiode zerſtörend auf jene Trümmer der alten wirken, und jenes Orakel, das zu den Zeiten des Conſtantius*) von Delphi ausgegangen, wie die im ganzen damaligen Rom und ſelbſt an dem Hof des Tiberius Aufſehen erregende Geſchichte des Schiffer Thamus, die uns Plutarch behalten, ſind, wenn auch nicht ganz zuverläſſig, doch wenigſtens nicht ohne Sinn. Es war allerdings die Obergewalt der Natur über den Menſchen, zugleich mit dem Eintritt des Chriſtenthums (in jener Sage der große Pan) unterlegen.

So müſſen wir, ſchon was die äußere Form anbetrifft, in den Orakeln die Wirkungen einer krankhaften menſchlichen Natur erkennen. Wenigſtens ſind ſie dieſes in den ſpätern Zeiten durchaus geweſen, wenn auch noch einige Spuren eines edleren Urſprungs und einer früheren Verwandſchaft mit der beſſeren Vorwelt in ihnen gefunden werden, wohin vielleicht die Anfangs unwillkührliche, aus der Natur der Sache ſelber hervorgehende metriſche Form der Orakel, und die Einrichtung einiger der älteſten Orakel deutet, obgleich auch die metriſche Form ſpäter blos willkührlich, als eine einmal hergebrachte Gewohnheit beybehalten ſcheint.

---

*) Vater des Conſtantin.

Aber auch dieſe Ausſprüche der Orakel ſelber beſtätigen jene Anſicht, indem in ihnen die Zukunft trübe, und in einem zweydeutigen Lichte, gleich den Phantaſien im Traume erſcheint. Noch mehr beſtätigt ſie die Weiſe wie jener Zuſtand der Begeiſtrung der Prieſter, in welchem ſie das Zukünftige vorausſagten, bey den meiſten Orakeln hervorgerufen wurde. Es geſchahe dieſes nämlich ſehr häufig durch gewaltſame Mittel.

Am reinſten, und der Natur der alten Zeit noch am meiſten verwandt, war in dieſer Hinſicht noch das Orakel zu Dodona, in ſeiner erſten und urſprünglichen Geſtalt, wovon ich ſchon weiter oben geredet habe. Bey andren Orakeln wurden die Ausſprüche in einem Zuſtand des künſtlichen Wahnſinns gegeben, der nach dem Zeugniß der Alten bald durch Dämpfe, welche gewiſſen Oeffnungen der Erde entſtiegen, bald durch berauſchende Quellen hervorgerufen wurde. In dem allmäligen Aufhören jener Ausflüſſe der Erde, wurde auch von den Alten der Grund des Verfalls der Orakel in ſpäterer Zeit gefunden. „Vor Zeiten ſagt ein ſpäterer Ausſpruch eines Orakels ſelber,*) entquollen der Erde eine Menge von Orakeln, Quellen und Dämpfen, welche mit göttlichem Wahnſinn erfüllten. Die Erde aber, vermöge jener Veränderungen, welche die Zeit herbeyführt, hat jene Quellen, Dämpfe und Orakel wieder in ſich aufgenommen. Nur noch die zu Micale, in den Gefilden von Didime, jene von Claros und das Orakel des Parnaß ſind geblieben.“ Dieſe und ähnliche Anſichten von dem Entſtehen und endlichen Aufhören der Orakel, wird man häufig im Alterthum finden.

Wenn auch bey einigen Orakeln, wo ſich dem Fragenden die Zukunft unmittelbar in ſich ſelber (durch Träume oder Viſionen) offenbarte, die Vorbereitung durch Faſten und Enthaltſamkeit geſchahe,**) wurde doch auch dieſe Nüchternheit zuletzt durch Einwirkungen von berauſchender Natur unterbrochen. So finden wir überall den Zuſtand jener wilden Begeiſterung, welchem ſich die Zukunft in trüben Lichte öffnet, durch gewaltſame Mittel herbeygeführt, unter denen wohl das

---

*) Bey Porphirius.

**) Wie bey dem des Amphiaraus in Attica und bey dem des Trophonius.

Schlimmſte das Vergießen von Menſchenblut geweſen.

Wir wiſſen nämlich aus der Geſchichte jener Zeit, daß die Orakel mit den Menſchenopfern zugleich aufhörten, daß beyde innig zuſammenhiengen. Beyſpiele, wo Menſchenopfer durch Ausſprüche des Orakels ſelber verlangt wurden, ſind aus dem Alterthum häufig bekannt. Es giebt überall — nicht blos in Griechenland — das jüngere Heydenthum ſein innres Verderben in Menſchenopfern und andren Grauſamkeiten zu erkennen, welche durch Schauder und durch das Entſetzen des Gemüths vor grauſam vergoßnem Blute, jenen Wahnſinn und die ſchlimme Gewalt der Natur über die menſchliche Seele unterhielten. So wurde auch der Götzendienſt zu Mexico, in welchem das ſpätere Heidenthum in ſeiner tiefſten Verworfenheit erſcheint, mit jener blutigen Vermählung einer unſchuldigen Jungfrau begonnen, womit dieſes Reich ſeine Größe und ſeine fürchterliche Gewalt über andre Völker begründet, und der blutgierige Kriegergeiſt dieſes Volkes durch unzählige jährliche Menſchenopfer groß genährt. Es wurde hier, wie anderwärts, die wilde Gluth eines an der menſchlichen Natur, — wenn dieſe als durchaus gutartig angenommen wird — unbegreiflichen Greueldienſtes, durch das rauchende Blut des eignen Geſchlechts angefacht, und die Nähe der höheren Welt, die ſich jener ausgearteten Zeit entzogen, in dem Anblick und beſtändigen Umgang des Todes geſucht. Und doch haben ſich ſelbſt mitten in dem mexikaniſchen Götzendienſt, wie ihn uns Clavizero beſchreibt, durch einige alte Sagen Spuren einer viel höheren, beſſeren Weisheit erhalten, die auch an jenen Völkern in der älteſten Zeit vorübergegangen ſeyn muß. *)

Es können uns die gewaltſamen Mittel, wodurch das jüngere Heidenthum jene falſche Begeiſterung erzwungen, belehren, wie verſchieden der höhere Einfluß, welcher die ältere Welt begeiſtert, von jenem geweſen, dem ſich die ſchon aus der erſten Unſchuld abgewichene jüngere ergeben. Wir finden allerdings (ſelbſt aus der Sage jener begeiſternden Dämpfe und Quellen leuchtet dieſes hervor) auch dieſe in einem Zuſammenhang und innigen Verein mit der Natur, aber mit der untergeordneten, mit der Natur im engeren Sinne. Dagegen war es, wie wir ſchon früher geſehen, der höhere (göttliche) Einfluß, aus welchem dieſe Natur und der Menſch geworden, deſſen Licht der Menſch Anfangs in der Natur geſehen. Bis, als bey dem Erwachen des eignen Willens dem Menſchen der Gott aus der Natur gewichen war, das leicht ir-

---

*) Doch iſt die Wahrheit, beſonders in den religiöſen Sagen dieſer amerikaniſchen Völker wie durch einen Geiſt der der Wahrheit geradezu entgegen ſtrebt, ſonderbar verkehrt und verdreht, und das Beſte, wie durch die Einwirkung eines unbegreiflichen ſchlimmen Willens, gerade zum Schlimmſten gewendet.

rende Geſchlecht das verlohrne Gut noch in der leeren Hülle ſuchte, und ſich ſo der Gewalt einer an ſich unter ihm ſtehenden Natur hingegeben, welche das Edlere in ihm zu niedrigem Götzendienſt herabwürdiget.

Es hat ſich das ältere und beſſere Heldenthum, vor jedem Blutvergießen ſchaudernd, blos durch Nüchternheit und in frommer Unſchuld der Offenbarungen der höheren Natur würdig gemacht, und auf dieſe Weiſe tiefe und lichte Blicke in ihr Inneres gethan. Als ſich aber dem allmälig reifer werdenden menſchlichen Geiſt, die Thore in das innre Heiligthum der Natur geſchloſſen, hat dieſer, aus einem noch unmännlichen Trieb, von der Tiefe hinauf einen Weg in daſſelbe, durch die Pforte des Todes und des Entſetzens, über blutige Leichname und zerfleiſchte Sterbende geſucht. Vergeblich — die alte Sonne gieng nicht mehr auf, und nur ſchwacher Schimmer wird in dem Grabgewölbe der alten Natur geſehen, die geſunde Begeiſtrung, artet aus in kranken Wahnſinn.

Endlich hat ſich in dem verarmten menſchlichen Gemüth, der blutige Widerſtreit durch den Eintritt des Chriſtenthums gänzlich gelegt. Der Stern, welchen jene Weiſen aufgehen ſahen, iſt zur Sonne geworden, und ſiehe, ſchon erfreuet ſich ein groſer Theil der Erde ihres Lichts. Der blutdürſtige Wahnſinn des ſpäteren Heydenthums, das vielfältige ſchmerzliche

Sehnen nach etwas Beſſerem und Gewiſſerem, iſt in der Klarheit des neuen Tages wie ein Traum vergangen; wo ſonſt ein trauriger Fels von Menſchenblut geraucht, ſtehet friedlich, und in erhabener Ruhe, das Kreuz, und jene grauen Schreckniſſe der Natur, welche ein zerrüttetes Gemüth vergötterte, ſind von einem wahrhaft göttlichen Ideal verdrungen.

Fünfte Vorleſung.

Das Weltgebäude.

Wenn uns die Geſchichte der alten Welt den Menſchen, als Einzelnes in dem innigſten Einklange mit der ganzen Natur kennen lehrt, ſo wird nun die Betrachtung der Natur ſelber überall ein gemeinſchaftliches Geſetz alles Daſeyns, und einen gemeinſchaftlichen höheren Einfluß, in welchem alle Einzelnen vereint ſind, anerkennen laſſen. Wir gehen hierbey von der Betrachtung des Weltgebäudes und ſeiner Entſtehung, aus.

Nach der noch immer faſt allgemein herrſchenden mechaniſchen Anſicht, entſtund das Weltgebäude, vermöge der aller Materie eingepflanzten Anziehung, aus Atomen, welche vom Anfange her in dem Weltenraum zerſtreut waren. Dieſe Atomen ſollen kleine, den Sinnen nicht mehr wahrnehmbare Körperchen, von ſehr verſchiedener Geſtalt, und weiter nicht mehr theilbar ſeyn. Aus ihrer verſchiedenen Form, welche bald viereckt, bald achteckig, bald rund oder ſonſt etwas ſeyn ſoll, leiten Einige die verſchiednen regelmäßigen Geſtalten der Körper her. Wenn im Anfange, als jene zerſtreuten Stäubchen hie und da in zufällige Bewegung geſetzt worden, einige von ihnen, vermöge der ihnen eingepflanzten Anziehungskraft ſich vereinten, wuchs dieſe Kraft mit jedem neu hinzukommenden Stäubchen, weil die Anziehung um ſo ſtärker iſt, je größer die Maſſen ſind. Die dichteſten und ſolideſten Stäubchen, — denn es wird ſchon unter den einzelnen Atomen eine verſchiedene Dichtigkeit für möglich gehalten, ſenkten ſich zuerſt nach jenem am früheſten entſtandenen Grundkeime der künftigen Weltkörper hin, die weniger dichten ſpäter, woher es an den einzelnen Welten zu erklären ſey, warum der Kern von der ſolideſten, die nach der Oberfläche zu befindliche Maſſe von der leichteſten und lockerſten Beſchaffenheit wäre. In einem beſtimmten Raume müßten ſich die Grundkörper meiſtens nach jenem Punkt hingeſenkt haben, wo die Anziehung durch das Zuſammentreffen der dichteſten Atomen zuerſt, und am ſtärkſten eingetreten, es müſſe ſich deshalb die größeſte Maſſe gegen den Mittelpunkt eines Syſtems finden. Die allgemeine Bewegung aller Atomen, welche der ganze Raum des jetzigen Planetenſyſtems vordem enthalten, nach dem zuerſt entſtandnen Mittelpunkt — nach der Sonne hin, wäre durch das Mitwirken der abſtoßenden Kraft, welche ihnen eben ſo wie die anziehende urſprünglich eigenthümlich geweſen ſey, ſeitwärts abgelenkt worden, hierdurch ſey eine kreisförmige Bewegung um jenen allgemeinen Mittelpunkt entſtanden, und die einzelnen Weltkörper, welche ſich in verſchiedenen Entfernungen von der Sonne, mitten in einer ſolchen wirbelnden Bewegung bildeten, hätten dieſe noch jetzt, in ihrem Umlauf beybehalten.*)

Dieſe Meynung, und wenn ſie ſelbſt die Regeln der mechaniſchen Wechſelwirkung der Dinge noch beſſer beobachtete als ſie ſchon gethan, widerſtreitet doch aller Analogie, ja aller wahren Natur geradezu. Wir wiſſen kein Beyſpiel weiter, daß irgend ein Weſen aus zerſtreuetem Unrath, welcher ſich durch wechſelſeitige Anziehung hier oder dorthin gehäuſt, entſtünde, und dieſer Urſprung wäre nur dem höchſten Gipfel der Körperwelt, dem Weltgebäude, einzig eigenthümlich. Jener loſe Staub, welcher unter dem Nahmen der Atomen allen Körpern zu Grunde liegen ſoll, hat ſich, ſo oft man ihn auch citirt, noch nicht vor den Richterſtuhl der Sinne ſtellen mögen, und die, welche ſeine Parthey genommen, haben dieſes durch ſeine ungemeine Kleinheit, welche ihn faſt zu einen unkörperlichen Körper macht, entſchuldigt. Aller andern nie aufzulöſenden Schwürigkeiten nicht zu gedenken, in welche uns die Annahme der Atomen verſtrickt; ſo wird der Entſtehung der Weltkörper durch ein ſolches zufälliges Zuſammenballen der zerſtreuten Grundſtoffe, auch noch durch ein Geſetz und mehr als mechaniſches Verhältniß der Größen der einzelnen Weltkörper widerſprochen, das uns unter andern in der nächſten Vorleſung beſchäftigen wird, und welches den Durchmeſſer derſelben, wenn die Elemente der Entfernung genau bekannt ſind, bis auf 100,000 Theile einer Meile anzugeben vermag.

---

*) Man ſehe über dieſes alles Kant.

Doch wir bedürften ſelbſt dieſer direkten Gegenbeweiſe nicht, um jener Philoſophie des Unraths zu widerſtreiten, da ſchon die Analogie, bey Solchen welche ſie achten, zu ihrer Widerlegung hinreicht. Wir ſehen in der ganzen Natur, ſo weit wir ſie kennen, die Dinge ihren Anfang aus einer gewiſſen geſtaltloſen Flüſſigkeit nehmen, und bey allmäliger Ausbildung aus einem flüſſigeren in einen immer feſteren Zuſtand übergehen. Die ganze Erdmaſſe, wie der einzelne Kriſtall, die organiſche Welt von den Früchten der Pflanze bis herauf zum Menſchen, ſind aus jener Flüſſigkeit entſtanden, und die organiſche Welt zeigt uns das allgemeine Geſetz der irdiſchen Entſtehung ſo deutlich, daß wir es nachher auch im Anorgiſchen leichter zu finden vermögen. Einzelne Weltkörper unſres Syſtems ſcheinen noch zum Theil in flüſſigem Zuſtand, und wie wir nachher ſehen werden, allem Anſchein nach ganze Weltſyſteme.

Jener flüſſige Zuſtand, (um ihn ſo zu nennen) aus welchem die Weſen in der ganzen körperlichen Natur entſtehen, iſt bey allen irdiſchen Dingen ſich nahe verwandt, und wahrſcheinlich iſt er ſich dies überall. Die irdiſchen Weſen nehmen bey ihrem Entſtehen und Vergehen einen allen gemeinſchaftlichen körperlichen Charakter an, den ich anderwärts (im 2ten Band meiner Ahndungen e. a. G. d. L.) beſchrieben habe. Jenes anfängliche Element, in welchem die Dinge beginnen und enden, wird als die Urſache aller Flüſſigkeit, nicht eigentlich als eine Flüſſigkeit ſelber betrachtet, und es hat daſſelbe faſt in der ganzen Natur die Eigenſchaft für ſich ſelber zu leuchten. Ueberhaupt iſt daſſelbe nichts anders, als der Zuſtand der höchſten Lebensempfänglichkeit, Bildungsfähigkeit der Dinge, der innigſten und tiefſten Ergebung in den höheren Lebenseinfluß, aus welchem ſie ſind. *)

Es ſey um ſo gewiſſer, behauptet die andre Parthey, welche der mechaniſchen Anſicht entgegenſtrebt, daß auch das Weltgebäude aus einem ähnlichen Zuſtand hervorgegangen wäre, da ſich allem Anſchein nach ganze künftige Weltſyſteme noch jetzt darinne befänden. In dieſer Hinſicht ſey vorzüglich der ſonderbare Nebelfleck im Orion, den neuerlich Schröter ſo vielfältig beobachtet hat, bedeutend. Dieſer merkwürdige Naturgegenſtand gehört zu jenen fixen Licht-

---

*) Dieſer Zuſtand iſt in der Körperwelt das, was der reine und hohe Urzuſtand des Menſchen, wo derſelbe noch ganz dem göttlichen Einfluß ergeben war, in der Geſchichte.

nebeln, die ſich nicht in Sterne auflöſen laſſen. Seine unregelmäßige Geſtalt iſt veränderlich, und oft in wenig Tagen ſieht man ihn nach einigen Seiten ſich ungeheuer ausdehnen, nach andern ſich zuſammenziehen. Die Stellen, innerhalb welchen ſolche plötzliche Veränderungen vorgehen, übertreffen öfters an Umfang unſer ganzes Planetenſyſtem bey weitem, und nicht ſelten ſieht man ſolche ungeheure Strecken mit einem ungewöhnlichen Lichte aufflammen, andre dagegen verlöſchen, wie dieſes beſonders die merkwürdigen Schröterſchen Beobachtungen eines zur Seite gleichſam herauswachſenden Zweiges jener Nebelſubſtanz im Jahr 1797, und der nach 6 Tagen wieder verſchwindenden Lichtmaſſe, die ſich mitten in der übrigen durch helleren Glanz auszeichnete, und die aufs geringſte geſchätzt, einen Durchmeſſer von 41'8 Millionen Meilen hatte, und noch mehr jene im Durchmeſſer wenigſtens 29000 Millionen Meilen betragende Contraktion des ganzen Lichtnebels, nach einer Seite hin, im Jahr 1800, gezeigt haben.

Dieſer Lichtnebel des **Orion** wird um ſo bedeutender, da einige Aſtronomen aus Gründen jenen höheren Centralkörper, um welchen ſich unſre Sonne zu bewegen ſcheinet, in dieſe Gegend geſetzt haben. Der Mittelpunkt unſers Fixſternenſyſtems, von welchem allem Anſchein nach unſre Sonne verhältnißmäßig nicht ſehr fern iſt, fällt nämlich nach der Gegend des Stiers oder Orions hin, und man hat ſogar das merkwürdige

Nebellicht im Schwerdt des Orions ſchon für den höheren Centralkörper ſelber gehalten.*)

Es giebt dieſes jenem allgemeinen Element alles körperlichen Urſprungs, aus welchem wahrſcheinlich auch dieſer (vermuthliche) Centralkörper beſteht, eine tiefe Bedeutung.**) Der ewige Urſprung der Dinge wirkt am mächtigſten und reinſten aus dieſen hervor, wenn ſie, noch nicht als etwas Beſonderes, ſelbſtſtändig Belebtes aus ihm herausgetreten, wenn ſie (in dem Zuſtand der höchſten Lebensempfänglichkeit) noch innig mit ihm vereint, von ihm durchdrungen ſind. Alsdann wirkt noch nicht das ohnmächtigere und blos ſymboliſche individuelle Leben, ſondern annoch das urſprüngliche und Göttliche in und aus ihnen.***) Dieſes iſt es, welches ſelbſt noch in der Sonne, nur ſchon weit mehr in die Welt des Beſonderen herabgeſunken und unreiner, und im Organiſchen im Gehirn, als herrſchende und belebende Kraft ſichtbar wird, und es ſind der Sonne die übrigen Weltkörper, dem Gehirn alle andre Theile nur darum untergeordnet, weil dieſe früher und tiefer aus der erſten Reinheit des Elements und aus der Gemeinſchaft des höheren Einfluſſes herabgeſunken ſind, in welcher ſich jene mehr erhalten haben. So erinnert uns dieſes Verhältniß an jene myſtiſche Figur, wo mitten in dem Kreiße der lebendigen, gewaltigen Kräfte, ein zartes Kind als Herrſcher ſitzt, und es bleibt die kindliche und mehr empfängliche Natur dem höheren Einfluß überall am nächſten verwandt.

---

*) S. Fr. Theodor Schuberts theor. Aſtron. p. 56.

**) In derſelben Bedeutung habe ich es auch ſchon anderwärts a. a. O. beſonders am Ende des erſten Abſchnitts dargeſtellt.

***) Wie nach der alten Sage aus dem erſten Menſchen in ſeinem urſprünglichen Zuſtand, welcher hierdurch „Herr der Außenwelt“ wurde.

Es iſt jener Lichtnebel im Orion, ſchon ſo weit wir den Himmel kennen, nicht der einzige in ſeiner Art, und wir finden in einer der letzten Herrſchelſchen Abhandlung über den Bau des Himmels, mehrere ähnliche Erſcheinungen aufgeführt. Es gehören hieher unter andern jene milchweißen Nebelmaſſen, von runder Geſtalt, welche in ihrer Mitte einen kleinen hellen Stern enthalten, indem ſich eben aus der Sichtbarkeit des Sterns in ihrer Mitte beweiſen läſſet, daß ſie nicht aus ſehr entfernten, nicht mehr erkennbaren Sternen beſtehen. Auch dieſe Weltſyſteme, die noch faſt ganz im (um uns ſo auszudrücken) flüſſigen Zuſtand ſcheinen, indem nur erſt in der Mitte die Ausbildung zu Sonnen ihren Anfang genommen, übertreffen nach einer beyläufigen Schätzung im Durchmeſſer die Entfernung des Sirius von uns mehrere hundertmale.

Ungewiſſer iſt es, ob jener milchweiſe Nebel, der ſich in dem merkwürdigen Nebelfleck im Fuchs befindet, wirklich auch von jener Art ſey, oder ob er blos der Unvollkommenheit unſerer Inſtrumente ſo erſcheine, eigentlich aber aus ſehr entfernten Sternen beſtehe. Doch iſt das erſtere ungleich wahrſcheinlicher, und es wäre auch dieſes ein Beyſpiel von einem erſt zum Theil zu Weltkörpern ausgebildeten Weltſyſteme, wo die Entwicklung nicht ſowohl in der Mitte, als nach einer Seite hin ſchon begonnen hat. Ueberhaupt dürfen wir nicht fern nach Fällen, welche eine ſolche ungleiche Entwicklung beſtätigen ſuchen, da das Weltſyſtem ſelber, zu welchem unſer Planetenſyſtem gehört, ein Beyſpiel dieſer Art gewährt, und in vielen Spuren ein ungleiches Alter und eine ungleiche Ausbildung der Sonnen aus denen es beſteht zu verrathen ſcheint.

Es hat Herſchel aus einigen Gründen unſrem Weltſyſtem einen jugendlicheren Zuſtand als den meiſten andern zugeſchrieben. Viele von dieſen werden nämlich von einer mehr runden Form gefunden, und es ſcheint, als ob dieſe in Hinſicht der innern Vollendung weiter vorgerückt wären als andre, denen dieſe runde Form noch fehlt. Es wird hierbey die Vorausſetzung gemacht, daß die Sonnen Anfangs ohne Ordnung durch einander geſtreut waren, und daß hernach die ihnen eingepflanzte Anziehungskraft die zu den einzelnen Syſtemen gehörigen Sonnen um einen gemeinſchaftlichen (mächtigeren) Mittelpunkt verſammlete, mithin in eine runde Form zuſammenfügte. Eine erſt ſeit kurzem wirkende Anziehungskraft, konnte die ſeit der Zeit ihres neulichen Entſtehens noch zerſtreut ſtehenden Sonnen noch nicht zur Ordnung bringen.

Unter dieſe gehört, nebſt mehreren andern, auch unſer Fixſternenſyſtem, wo nach Herſchels Vorausſetzung die Sonnen noch in einem zweyarmigen länglichten Streifen beyſammenſtehen; während andre entferntere Fixſternenſyſteme zum Theil ſchon die Vollendung des reiferen Alters (Kreiß- oder Elliptiſche Geſtalt) einige ſchon die des hohen Alters zeigen (wo die Anziehungskraft die einzelnen Sonnen ſchon enge um den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt zuſammengedrängt hat) noch andre vielleicht ſchon in dem Zuſtand des endlichen Unterganges und Verſinkens ſtehen, wohin der berühmte Beobachter jene merkwürdigen Körper von ungeheurem Umfange und von matten planetariſchem Lichte zählt, deren ich ſchon anderwärts erwähnt habe, und die von ihm für zuſammengeſunkene Fixſternenſyſteme gehalten werden.

Doch ſcheint die wahre Geſtalt unſres Planetenſyſtems, die uns ſpäter von der äußerſten Wichtigkeit werden wird, eine etwas andre zu ſeyn, als die von Herſchel angegebene. Aber obgleich dieſe in etwas von der Herſchelſchen Vorausſetzung abweicht, iſt doch dieſe in andrer Hinſicht ſehr gegründet, und es ſcheint unſer Fixſternenſyſtem, ſo wie wiederum in dem noch unermeßlicherem Ganzen, die einzelnen Fixſternenſyſteme unter ſich, ein Garten voller Gewächſe jedes Alters, eben aufkeimende, ſchon blühende, reife und wiederum verwelkende; ſo daß alle jene Zuſtände, welche das einzelne Syſtem, oder die einzelne Sonne vielleicht kaum in Millionen Jahren durchlaufen konnte, hier an den verſchiedenen Individuen und Syſtemen zu Einer Zeit gefunden würden; ſo daß das kurze Menſchenleben die Erfahrungen von Weltenaltern umfaßt.

Für dieſen ungleichartigen Zuſtand, für eine ſolche verſchiedne Entwicklungsſtufe der verſchiednen Welten unſers Fixſternenſyſtems, ſprechen mehrere Thatſachen. Wir finden nämlich auch verſchiedene andere ferne Fixſternenſyſteme, allem Anſcheine nach erſt zum Theil zu Sonnen ausgebildet, während der übrige Theil noch aus jener obenerwähnten Nebelartig leuchtenden Subſtanz beſteht, und es gehören hieher unter andrem jene rundlichen und unauflöslichen Nebel, die blos in ihrer Mitte ſchon ausgebildete Sterne enthalten, und der merkwürdige Nebelfleck im Fuchs, wovon ich vorhin ſprach. So finden wir auch auf der einen Seite mitten in unſerem Fixſternenſyſtem gewiſſe Sternhaufen, die ſich ſchon mehr zu einem beſondern Ganzen abſondern, *) zwiſchen denen mithin die anziehende Kraft länger ſchon wirken mußte, und die man daher von älterer Entſtehung ſchätzen könnte, als andre, wo dieſe Vereinigung noch nicht Statt gefunden; während auf der andern Seite allem Anſchein nach noch ganze künftige Weltgebäude ſich mitten in unſerem

---

*) Ein ſolcher Sternhaufen iſt in dem Sternbild der Krippe.

Fixſternenſyſteme eben neu erzeugen, wohin der erwähnte Lichtnebel im Orion gehört. *)

Für eben neuentſtehende oder untergehende Sonnen, könnten jene merkwürdigen Sterne gehalten werden, welche auf einmal an irgend einer Stelle des Himmels mit hellem Glanze erſchienen, hernach ganz wieder verſchwanden, oder doch an Licht abnahmen. Unter denen ganz wieder verſchwindenden ſind die beyden bekannteſten und ausgezeichnetſten der 1572 im Stuhl der Kaſſiopea beobachtete, der die größten und hellſten Sterne an Glanze noch übertraf, nach 2 Jahren aber wieder verſchwand, und der 1604 von Kepler im Ophiochus beobachtete, der ſchon nach einem Jahre wieder unſichtbar wurde. Andre neuerſchienene Sterne ſind geblieben, und haben nur in etwas an Größe abgenommen, und dieſe könnten vorzugsweiſe für neuentſtanden gehalten werden.

Einige Fixſterne hat ſelbſt ſchon die doch erſt wenige Jahrtauſende alte Beobachtung der neuen Aſtronomie merklich an Lichte zunehmen ſehen, während ſie andre eben ſo merklich daran abnehmen fand. Unter andern war der helle Stern im Adler, der jetzt faſt von der erſten Größe iſt, noch zu den Zeiten des Pro-

---

*) Schon Herſchel hält jene unauflöslichen Lichtnebel, da wo ſie um einen Stern in ihrer Mitte angehäuft ſind, für neuentſtehende Weltgebäude.

ſemäus nur von der dritten, während ein andrer Stern im großen Bären seit wenig Jahrhunderten von der 2ten bis zur 3ten Größe abgenommen hat.

Schon die wahrſcheinliche Verſchiedenheit der Größe und der Rotationsperioden, laſſen eben ſo wie in unſern Planetenſyſtem, auf einen verſchiednen Zuſtand der Vollendung, und auf eine verſchiedne Lebensdauer der einzelnen Sonnen ſchließen, vermöge welcher ſelbſt unter den zu gleicher Zeit entſtandenen, einige noch im erſten Wachsthum ſind, während bey andern das kürzere Leben ſchon am Ende ſteht. Auf eine Verſchiedenheit der Größe der einzelnen Sonnen, hat man aus einigen Herſchelſchen Beobachtungen geſchloſſen, welche freylich noch nicht zu den ſichern gehören, da unſre Inſtrumente und die ſchwankende Angabe der Parallaxe hierin noch keine große Sicherheit erlauben. So müßte Wega, die nach Herſchels Beobachtungen den dritten Theil einer Secunde im ſcheinbaren Halbmeſſer hat, wenn nach der allgemeinen Vorausſetzung die jährliche Parallaxe der nächſten Fixſterne nicht über 1 Sec. beträgt (mithin der ſcheinbare Durchmeſſer der Erdbahn *) in der Gegend jener Sterne 2 Sec.) im wirklichen Durchmeſſer 7 Millionen Meilen, oder 36 Sonnenhalbmeſſer betragen. Ja der Aldebaran, welchen Herſchel anderthalb, die Kapella, welche

---

*) Dieſer wird hier in einer geraden Zahl zu 40 Millionen Meilen angenommen.

er gar drittehalb Sec. im ſcheinbaren Durchmeſſer gefunden, müßten nach derſelben Vorausſetzung, jene im wahren Durchmeſſer 30, dieſe 50 Millionen Meilen, oder jene 261, dieſe 269 Sonnenhalbmeſſer betragen, mithin die letztere am Umfang ihres Aequators ¼ mehr als unſre Erdbahn.

So ungeheuer im Vergleich mit den Weltkörpern unſers Syſtems eine ſolche Größe jener Sonnen wäre, ſtünde ſie doch ſelbſt mit den Größenverhältniſſen, die wir hier finden, nicht in Widerſpruch. Abgeſehen ſelbſt von dem Verhältniß der Halbmeſſer der Planeten zu dem der Sonne, worinnen jene noch viel kleiner erſcheinen als unſre Sonne im Verhältniß zu jenen Rieſenſonnen (ſchon der Halbmeſſer des Mercurs als der 314te, der der Juno als der 621ſte, ja der der Veſta nicht einmal als der 3000te Theil des Sonnenhalbmeſſers) finden wir ſelbſt die einzelnen Planetenhalbmeſſer unter ſich in einem Verhältniß, welches jenem wenig nachgiebt, ja dieſes noch übertrifft. So iſt Jupiter ſchon in Hinſicht des Halbmeſſers 63 mal größer als Juno, ja 326 mal größer als Veſta (wenn wir dieſe 30 Meilen im Halbmeſſer ſetzen.)

Auf eine ſolche körperliche Verſchiedenheit der einzelnen Sonnen, läßt nun auch, wie ſchon erwähnt, die Verſchiedenheit ihrer Rotationsperioden ſchließen. Denn obgleich die Dauer einer Umdrehung der Weltkörper um ihre eigne Axe, oder eines Tages derſelben, in keinem unmittelbaren Zuſammenhange mit ihren Größenverhältniſſen ſteht, ſteht ſie doch, wie aus andern ſpäter anzuführenden Gründen ſcheint, mit der Stufe ihrer Ausbildung und Naturbeſchaffenheit in Verhältniß, und es deutet ſchon in unſern Planetenſyſteme die ziemlich übereinſtimmende Tageslänge der drey letzten Planeten, welche von der der vier zunächſt an der Sonne ſtehenden ſehr verſchieden iſt, eine ſolche Verſchiedenheit an. — So dauert nun auch eine Umdrehung unſrer Sonne um ihre eigne Axe 25 Tage 14 Stunden; während die Umdrehung andrer Sonnen von der kurzen Zeit von 3 Tagen, bis zu der von 13 Monaten zu währen ſcheint. Denn wenn wir mit vielen berühmten Aſtronomen, wie dies am wahrſcheinlichſten iſt, die Lichtveränderungen einiger Sterne von ihrer Umdrehung herleiten, welche uns bald eine hellre bald eine dunkler leuchtende Seite ihrer Oberfläche zukehrt, ſo müſſen wir unter andern bey dem veränderlichen Stern Algol eine 3tägige, bey jenem im Antinous eine 7tägige, bey dem in der Lyra eine, 13tägige Tagesdauer vorausſetzen, ſo daß demnach dieſe Sonnen einen viel kürzeren Tag hätten, als unſre Sonne. Dagegen aber giebt es wieder veränderliche Sterne, bey denen man aus denſelben Gründen auf eine 12 ja 14 mal längere Dauer des Tages ſchließen muß als bey unſrer Sonne. So hält der Stern Mira im Wallfiſch eine 11, der im Halſe des Schwanes eine 13 monatliche Periode der Lichtveränderung, und mithin eine eben ſo lange der Umdrehung um die eigne Axe.

So läßt ſich aus Allem, in dem unermeßlichen Ganzen aller Fixſternenſyſteme, und in den einzelnen Syſtemen insbeſondre, auf eine unendliche Verſchiedenheit in Hinſicht der Ausbildung ſchließen, und wir ſehen eine nimmer ſtille ſtehende Schöpfung, hier ganze Weltgebäude neu aus dem ewigen Element hervorrufen, während andre im Verlauf von vielleicht Millionen Weltenaltern die Zeit ſchon wieder heimgerufen hat. Eine gleiche Verſchiedenheit der Ausbildung läßt uns ganz in der Nähe, an den Weltkörpern unſers eignen Syſtems ſelber, noch denſelben Zuſtand erblicken, in welchem ſich die Erde vor Jahrtauſenden befunden, ja ſie läßt uns einige noch von den Gewäſſern der Tiefe bedeckt, „wüſte und leer, bewegt von dem Geiſt der erſten Schöpfung“ ſehen, während andre ſchon ſo veraltet ſind, wie dies die Erde erſt in fernen Jahrtauſenden ſeyn wird. Wir werden hiervon nachher reden, zuvor aber wollen wir noch Einiges über die Geſtalt der Weltſyſteme vorausſenden.

Nach einer andren, und in ſich ſelber kläreren Anſicht, welche übrigens der Herſchelſchen im Ganzen nicht widerſpricht, iſt die Geſtalt unſers Fixſternenſyſtems nicht die von Herſchel angenommene eines länglichen unregelmäßigen Doppelſtreifens, ſondern die einer wirklichen Sphere, deren Mittelpunkt unſre Sonne ziemlich nahe ſteht. *) Es bewegen ſich auch nach

---

*) Wenn einer von jenen Nebelartigen Weltkörpern im Orion, von deſſen einem wir früher geſprochen haben, der

dieſer Anſicht, die Firſterne um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, und es haben hierbey die Bahnen derſelben eine ähnliche Lage gegeneinander als die Planetenbahnen, das heißt, ſie liegen ſämtlich faſt in einer Ebne, ſind nur wenig gegen einander geneigt, ſo daß die Geſtalt unſers ganzen Firſternenſyſtems, oder unſerer Milchſtraße, nicht Kugel- ſondern Scheibenförmig iſt. Die meiſten Firſternenbahnen unſers Syſtems, haben einen gemeinſchaftlichen Knoten, wie wir dieſes ſpäter (im Anhang) auch bey den meiſten Planetenbahnen finden werden. An der Stelle dieſes Knotens erſcheint die Milchſtraße mehr zuſammengezogen und glänzender, und es fallen die zwey zuſammengezogenſten und glänzendſten Stellen der Milchſtraße wirklich (wie entgegengeſetzte Knoten) 180° von einander entfernt, gegen den 160ſten und 340ſten Grad der Rektascenſion. Das getheilte Ausſehen der Milchſtraße nach einer Seite hin, wird dadurch erklärt, daß eine große Anzahl der Firſternenbahnen in eine gemeinſchaftliche Ebne fällt, die von einer andern, in welche ebenfalls eine große Anzahl, von Bahnen fällt, etwas entfernt iſt, während in der

---

Mittelpunkt des Syſtems wäre; ſo betrüge auch die Entfernung der Sonne von dieſem wahrſcheinlich nicht viel mehr als etliche Firſternenweiten. Das Minimum der Entfernung jenes Nebellichts im Orion beträgt nach Schröters Angabe ohngefähr Eine Firſternenweite (bey der gewöhnlichen Vorausſetzung der jährlichen Parallaxe) indem nach ihm die Parallaxe der Erdbahn in der Entfernung jenes Nebellichts höchſtens eine Secunde beträgt.

Mitte zwiſchen beyden Ebenen nur wenige gefunden werden, ſo daß dieſer mittlere Raum dem Auge in der Milchſtraße leer erſcheint. *) Auch hiervon werden wir ſpäter in den Neigungen der Planetenbahnen etwas Aehnliches finden. Obgleich unſre Sonne nicht ſehr weit von dem Mittelpunkt des ganzen Syſtems entfernt ſcheint, ſteht ſie doch nicht genau in demſelben, und dieſer muß aller Analogie nach zu ſchließen, nach jener Seite des Himmels hinfallen, wo der Himmel am dichteſten mit Sternen beſäet iſt, (da nach der Seite wo der Mittelpunkt hinliegt, die größere Hälfte des ganzen Syſtems iſt) mithin, wie ſchon weiter oben erwähnt, ohngefähr in die Gegend des Stiers oder Orions.

Vielleicht daß dieſe Geſtalt der Sonnenſyſteme, nämlich die Scheibenförmige, allgemeiner iſt, als man bisher geglaubt, und daß ſie, eben ſo wie ſie ſich in dem Verhältniß der Planetenbahnen unſers Syſtems, und in dem der Fixſternenbahnen findet, auch bey den meiſten andren Fixſternenſyſtemen Statt findet. Jene verſchiednen Geſtalten unter denen die fernen Milchſtraßen von Herſchel beobachtet worden, können dann blos von den verſchiednen Stellungen, unter denen ſie geſehen werden, herrühren, und jene runden oder elliptiſchen Fixſternenſyſteme, werden von uns vielleicht

---

*) Man ſehe über dieſes alles F. Th. Schuberts theoretiſche Aſtronomie.

von oben her (in der Richtung der Axe), die mehr in die Länge gedehnten, von der Seite her geſehen. Jene Erſcheinung, aus welcher er auf eine wirklich kugelförmige Geſtalt jener runden Fixſternenſyſteme geſchloſſen, das dichtere Beyſammenſtehen der einzelnen Sonnen nach dem Mittelpunkte hin, würde ſich auch mit der Scheibenförmigen Geſtalt der Syſteme vereinigen laßen, indem hier eben ſo wie bey dem ähnlichen Verhältniß der Planetenbahnen und vermöge deſſelben Geſetzes, die Bahnen nach dem Mittelpunkte hin dichter zuſammenfallen müßten; ſo daß der Abſtand eines Fixſternes zu einem andern nach der Peripherie der Sphäre hin, aller Analogie zu Folge ungleich bedeutender iſt, als nach der Mitte hin.

In vielen jener rundlichſten Weltgebäude, ſieht man mitten unter den kleinen teleſcopiſchen Sternen einen größern und ſehr hellglänzenden, welcher der Wahrſcheinlichkeit nach für den Centralkörper des ganzen Syſtems gehalten wird. Dieſer vorzüglich glänzende Punkt, findet ſich nicht ſelten, beſonders bey elliptiſch geſtalteten, etwas außerhalb der Mitte, mehr nach dem einen Brennpunkt hin, und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſes Verhältniß, ſo wie bey allen Planeten und Trabantenbahnen in Hinſicht auf die Stellung des Centralkörpers, ſo auch in der Anordnung der Fixſternenſyſteme Statt finde, und daß aus Gründen die ich anderwärts (in meiner angeführten Schrift) aus einem ſehr allgemeinen Geſetz hergeleitet habe, der eigentlich herrſchende Mittelpunkt niemals mit dem mathematiſchen zuſammenfällt.

Es bilden jene Weltgebäude, bey denen der vorzüglich glänzende Punkt, welches der wahrſcheinliche Mittelpunkt iſt, ſchon den Sinnen wahrnehmbar etwas außerhalb des mathematiſchen Centrums fällt, den Uebergang zu jenen ſonderbaren Formen, wo derſelbe, wie der Kern bey den Kometen im Verhältniß zum Schweife, faſt ganz nach dem einen Ende des mehr länglicht (Fächerartig) ausgedehnten Syſtems hinfällt, nach welchem Punkte hin die Sterne dichter zuſammengedrängt ſcheinen, weil ſie nach dem andern hin weiter auseinander gelegen ſind.

Es ſcheinen jene lichten Punkte für das Daſeyn wirklicher Centralſonnen in einigen Syſtemen zu ſprechen, obgleich ſie auch von dem vereinten Licht dicht gegen die Mitte zuſammenſtehender Sterne herrühren können. In dem merkwürdigen ringförmigen Nebel in der Leyer dagegen, der noch ganz oder größtentheils aus der früher erwähnten leuchtenden Nebelſubſtanz zu beſtehen ſcheint, findet ſich die lichtere Maſſe des Ganzen nach dem Umfang hin verſammlet, während die Mitte nicht leer, ſondern nach Schröters Beobachtungen von einer weniger leuchtenden Subſtanz erfüllt ſcheint.

So ſcheint es, daß in Hinſicht der Geſtalten und Anordnung, im Bau der unermeßlichen Fixſternenſyſteme dieſelben Geſetze walten, wie in jener des Planetenſyſtems. Vielleicht, und ſehr wahrſcheinlich iſt es, daß auch dort, ſo wie hier die Bahnen der Kometen, viele Fixſterne außerhalb der allgemeinen Ebene der Anordnung, nach andern Richtungen (mehr nach den Polen des Syſtems) hinfallen, und daß hierdurch wirklich einige Syſteme, bey denen (ſo wie bey den Neigungen der Uranustrabantenbahnen) die Tendenz zu einer ſolchen Anordnung vorherrſcht, ſich mehr der Kugelform nähern. Uebrigens ſind die Einwürfe, welche man wohl ſonſt gegen die Lage der einzelnen Weltkörper der Fixſternenſyſteme in einer Ebene zu machen pflegt, von mindrer Bedeutung. Denn jener, daß die Natur überall den Raum ſpare, und daß ſich deshalb eine ſolche Raumverſchwendende Anordnung ſchwerer begreifen laſſe, möchte wohl nur von einem ſehr beſchränkten Standpunkte aus noch Statt finden; während ein andrer wichtigerer, welcher aus den Herſchelſchen Beobachtungen hervorgienge, aus jener Annahme ſelber beſeitigt würde. Herſchel fand nämlich eine ungemeine große Zahl *) (faſt die Hälfte) der von ihm beobachteten Milchſtraßen, von runder Geſtalt, zugleich aber lagen auch bey weitem die meiſten von dieſen nach den Polen unſers Fixſternenſyſtems, das heißt, nach jener Seite des Himmels hin, die am meiſten von der Milchſtraße, und mithin von der Ebne der allgemeinen Anordnung der Sonnen entfernt, von nur weni-

---

*) Gegen 1800.

gen und näheren Sonnen ſparſam erhellt iſt. Hieher gehören die mehrere hunderte Fixſternenſyſteme enthaltenden Nebelmaſſen im Haupthaar der Berenice, und gegenüber nach dem andern Pol des Syſtems hin, eine faſt eben ſo groſe, nur etwas weniger dicht zuſammenſtehende Menge von Weltgebäuden. Nehmen wir nun an: daß die Ebenen der einzelnen Fixſternenſyſteme im Ganzen wieder eben ſo wie im Einzelnen in einer Richtung liegen, und daß mithin auch die Pöle eine gleiche Richtung haben, ſo müſſen uns alle oder die meiſten nach den Polen unſers Syſtems hinfallenden Syſteme, troz ihrer eigentlich Scheibenförmigen Geſtalt, rund erſcheinen.

Wir werden anderwärts tiefere Gründe für die Anordnung aller Hauptkörper eines einzelnen Syſtems in Einer beſtimmten Richtung, in Einer Ebene aufſtellen, und daſelbſt mehr von der Natur jener Kraft, welche in ihren Wirkungen ſich immer ſo ſtreng der geraden Linie nähert, handeln. Es läßt die Stellung der Weltkörper und ihrer Bahnen, welche von den kleinſten Syſtemen (von dem Planeten ja ſogar von den Trabantenſyſtemen) an, bis zu dem höheren Ganzen der Milchſtraßen, ein und daſſelbe Verhältniß zeiget (wie ſpäter noch deutlicher wird) auf eine gemeinſchaftliche Richtung, auf einen Ausgangspunkt der ſchaffenden und herrſchenden Kraft, auf eine gemeinſchaftliche Urſache des Daſeyns ſchließen, nach welcher ſich Alle hinwenden, daß ſie (aus dem nicht mehr Körperziehen die Korper) aus jener Leben empfiengen und Daſeyn. —

Wir finden in unſrem Planetenſyſtem, ſchon ſo weit wir daſſelbe ſeit den meiſterhaften Beobachtungen vorzüglich zweyer Deutſchen, die ſich hierin ein unſterbliches Verdienſt erworben haben, (Herſchels und Schröters) kennen, eine ähnliche Verſchiedenheit der Entwicklungsſtufen und des Naturzuſtandes als in dem Syſtem der Sonnen. Wir ſehen die Größen der Planeten von der im Halbmeſſer noch nicht 30 Meilen großen Veſta bis zu dem 9783 Meilen großen Jupiter differiren, während die übrigen Naturverhältniſſe nicht minder bedeutend abweichen. So hat der viel kleinere Mercur nach Schröters Beobachtungen im Verhältniß zu ſeinem Halbmeſſer 8 mal höhere Gebirge als die Erde, und es ſteht ihm hierinnen, ſo wie an der ewigen Heiterkeit der Atmosphäre, Venus wenig nach; einige andre Planeten, vorzüglich einige der neuentdeckten (Pallas und Ceres) nähern ſich durch die Beſchaffenheit ihrer verhältnißmäßig ungeheuer großen und dichten Atmosphäre faſt den Cometen. Endlich ſo iſt ganz vor kurzem ein Planet entdeckt worden, der nicht blos durch ſeine ungemeine Kleinheit, ſondern mehr noch durch eine andre merkwürdige Eigenſchaft, alle Gränzen der planetariſchen Natur überſchreitet.

Es iſt die Veſta von der ich rede. Dieſer kleine Weltkörper hat, wie wir anderwärts ſehen werden, nur $29\frac{1}{2}$ Meile im Halbmeſſer, iſt mithin mehr als 29 mal im Durchmeſſer, faſt 25tauſend mal im körperlichen Innhalt kleiner als die Erde. *) Ohnerachtet dieſer außerordentlichen Kleinheit, fällt er aber mit einem ſo hellen, faſt Fixſternenartigen Licht in die Augen, wie dieſes die Erfahrung kaum an 10 mal im Durchmeſſer größeren planetariſchen Körpern zu zeigen pflegt, und ohne dieſe merkwürdige Eigenſchaft würde ſeine Entdeckung ungleich ſchwerer, ja faſt unmöglich geweſen ſeyn. **) Es ſcheint mithin hier wirklich ein Planet mit der deutlichen Eigenſchaft des Selberleuchtens aufgefunden, (obgleich er wohl hierinnen bey weitem den Sonnen - oder den Kometenartigen Körpern nachſteht) die man aus einzelnen Beobachtungen, an der Nachtſeite der Venuskugel u. a. gemacht, ſchon früher in einem ſchwachen Grad an den Planeten unſers Syſtems gekannt hat.

---

*) (24651)

**) Gleich bey ihrer Entdeckung erſchien die Veſta als ein heller Stern wenigſtens von der 6ſten Größe, während Pallas, Ceres und Juno wovon doch die erſtere faſt 2 die 2te 6, die 3te mehr als 5 mal im Durchmeſſer größer iſt, in einer nicht viel größern Entfernung kaum als Sterne der 7ten und 8ten Größe erſcheinen. Trotz dieſes lebhaften Lichts erſchien ſie in den beſten Teleſcopen nur wie ein kaum noch ſichtbarer Fixſternenpunkt von nicht einmal $\frac{1}{2}$ Secunde im Durchmeſſer. „Dieſer höchſt merkwürdige Umſtand, ſchreibt Schröter vom 6ſten May, daß ein ſo kleiner Körper ein ſo fixſternähnliches Licht, als Sonnenlicht zu reflectiren im Stande iſt, wird noch in Zukunft zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.“

Es ſcheint aus Vielen, daß nicht alle Planeten auf einer gleichen Stufe der planetariſchen Vollendung ſtehen, daß einige noch in der Zeit der erſten Ausbildung, andre im Zuſtand der ſchönſten Vollendung, noch andre ſchon dem Untergange nahe ſind. Es iſt nämlich der Weltkörper, welchen wir bewohnen, und aller vernünftigen Analogie zu Folge alle Weltkörper unſers Syſtems, aus flüſſigem Zuſtand (durch Niederſchlag aus dem Gewäſſer) entſtanden. Die Waſſermenge war, wie uns die ganze Natur des Planeten in tauſend Thatſachen lehrt, in den erſten Zeiten der Erdbildung verhältnißmäßig ungemein häufig, ſo daß ſie noch fern über dem Gipfel der höchſten Gebirge geſtanden. Im Verlauf von Jahrtauſenden hat ſie hierauf allmälig, bis zu ihrem jetzigen Stande abgenommen, und es ſcheint, daß ſie auch hiermit noch bey weitem nicht ihr Minimum erreicht habe, ſondern daß ſie noch immer abnehmen müſſe. (Ich werde hiervon noch weiter unten reden.) Die größere Waſſermenge, der flüſſigere Zuſtand, bezeichnen uns mithin den Zuſtand der frühen Jugend der planetariſchen Natur, während der mehr Waſſerleere, trocknere Zuſtand, ein höheres Alter dieſer Welten andeutet.

In dem Zuſtand des hohen Alters finden wir demnach den Mond, von dem ich anderwärts erwähnt habe, daß er faſt gänzlich ohne Waſſer, faſt ganz in dem letzten ſtarren und trocknen Zuſtand ſey, welcher aller Analogie zu Folge zuletzt alle Planeten erwartet.

Auf der Stufe einer ſpäteren Vollendung als die Erde, ſtehen auch ſchon Venus und Mercur, bey denen uns die ſtets heitre, Wolkenleere Atmoſphäre, auf eine geringere Menge der allgemeinen Waſſermaſſe ſchließen läßt, als die der Erde iſt. In dem Zuſtand der mittleren Vollendung, ſtehn wie es ſcheint, vorzüglich Mars und die Erde, obgleich die letztere ſchon etwas weiter in der planetariſchen Reife vorgerückt iſt als jener, und ſchon mehr nach der zweyten Lebenshälfte hinſteht. Dagegen ſind, wie ich dieſes anderwärts aus vielen Erſcheinungen geſchloſſen habe, Jupiter, Saturn und Uranus noch an ihrer ganzen Oberfläche mit Waſſer bedeckt, und dieſe Planeten ſcheinen noch auf einem dem anfänglichen Zuſtand der Erde (wo ſich noch ein Theil der feſten Oberfläche aus den Gewäſſern niederſchlug) verwandten Stufe der Entwickelung zu ſtehen. *)

Vorzüglich merkwürdige Körper unſers Syſtems ſind die Kometen. Wir ſehen dieſe auf einmal in ihrer ſinnlichen Geſtalt wie in der ganzen Beſchaffenheit einer ganz andern Ordnung der Dinge angehören als die Planeten. Wenn ſich dieſe in wenig elliptiſchen Bahnen, die größtentheils nicht ſehr bedeutend von der

---

*) Ich will mich hier, wo dieſe Vorleſungen gedruckt werden, ſtatt der weiteren Ausführung, auf den 2ten Band m. A. beziehen, und auch die Thatſachen die ich bey dieſer Gelegenheit noch neu hinzufüge, bis an einen andern Ort verſparen.

[illegible] abweichen, bewegen, ſehen wir dieſe in Ellipſe von ungeheurer Eccentricität ihren ſonderbaren Umlauf nehmen, der ſie nach der Meynung Einiger bald in das ferne Gebiet fremder Sonnen hinüberführt, bald ſie wieder mitten in die Tiefe unſres Syſtems hinein, der Sonne näher bringt, als irgend ein Planet ihr ſtehet. Doch ſcheinen ſie auf dieſem, wie wir gleich nachher ſehen werden, ſehr langen Umlauf, das Licht der Sonne, die ihnen an der äußerſten Gränze ihrer Bahn nur noch als Stern der erſten Größe glänzt, nicht zunächſt ſo zu bedürfen wie die Planeten, (wenn wir von der halben Ausnahme bey der Veſta abſehen) und es iſt wenigſtens ſeit den neuen Schröterſchen Beobachtungen über Cometen gewiß, daß ſie von der Natur der ſelberleuchtenden Körper ſind. Zwar wollten Caſſini und Calandrin Phaſen an dem Kometen von 1744 bemerkt haben, oder vielmehr einen dunklen Zwiſchenraum im Schweiſe nach dem Kern hin, den ſie für den Schatten des Kerns hielten, aber ſchon zwey wenigſtens nicht minder ſorgfältige Mitbeobachter, Cheſeaux und Heinſius läugneten dieſes gänzlich, und der Letztere der den Kern oval ſahe, fand ſtets den größeren Durchmeſſer deſſelben gegen die Sonne gerichtet. Wenn ſich jener dunkle Zwiſchenraum zufällig wirklich gerade hinter dem Kern gefunden, ſo iſt er demohnerachtet wohl von derſelben Natur geweſen, wie mehrere ähnliche von Schröter in der leuchtenden Atmosphäre des von ihm beobachteten Cometen beſchriebene. Auch außer dieſem hat man noch nie, ſelbſt bey den größten Kometen, Phaſen oder wirkliche Schatten beobachtet, und Meſſier, der doch mit ſehr guten Inſtrumenten und der größten Sorgfalt den ziemlich großen Kometen von 1769 und mehrere andre beobachtete, bemerkte nie eine Spur von einer Phaſe oder einem Schatten, ſo wie auch Schröter bey dem von ihm ſo genau beobachteten Kometen, nichts der Art bemerkte.

Es ſcheint aus den Unterſuchungen des zuletzt erwähnten Aſtronomen, daß der Kern der Kometen die Eigenſchaft des Selberleuchtens am vorzüglichſten beſitzt. Dieſes eigenthümliche Licht mußte durch die ziemlich dichte Atmosphäre, die den Kern ringsum umſchloß, zwar bedeutend geſchwächt werden, war aber demohnerachtet unverhältnißmäßig viel ſtärker als das Sonnenlicht, das erſt durch jenes dichte Medium zu dem Kern, von da noch einmal geſchwächt durch dieſelbe Atmosphäre zu uns hatte gelangen können, wodurch es dem Auge des Beobachters bis zum unmerklichen Dämmerungsſchein hätte erlöſchen müſſen. In einem mindern Grade beſitzt die Eigenſchaft des Leuchtens der ſphäriſche Lichtnebel, in deſſen Mitte der Kern liegt, den hiervon eine dazwiſchen gelegne, zur Erzeugung von nicht leuchtenden Meteoren (unſern Wolken ähnlich) geneigte Atmosphäre abſondert, und in einem noch minderen beſitzt ſie der Schweif, der ſich, allezeit in der Richtung der von der Sonne abgewendeten Seite, in ungeheuer ferne Räume des Weltſyſtemes verbreitet.

Der ſphäriſche Lichtnebel der den Kern umgiebt, iſt zwar nach der von der Sonne abgekehrten Seite des Kometen (nach der Seite des Schweifes) hin dichter, und fällt daſelbſt durch ein helleres Licht in die Augen, er hatte aber, wenigſtens in den Schröterſchen Beobachtungen des Kometen von 1799, nach der der Sonne zuwendeten Seite eine eben ſo große Ausdehnung, (nur daß er daſelbſt durch ſeine Feinheit undeutlicher wurde); ſo daß der Kern genau in ſeiner Mitte lag. Andre Beobachtungen, ſelbſt die Schröterſchen eines früher erſchienenen Kometen, ſchienen die Stellung des Kerns etwas außerhalb der Mitte jener Glanzſphäre, näher nach der Sonne hin zu ſetzen. — Es hat jene leuchtende Atmoſphäre einen Umfang, deſſen Gränze durch unſre beſten Inſtrumente noch bey weitem nicht zu erreichen iſt, und der nach Schröters Meynung vielleicht bis an die Gränze der andern Weltkörper reicht. Sein Verhältniß zum Durchmeſſer des Kerns, überſteigt alle Gränzen die wir die Natur in ähnlichen Fällen beobachten ſehen, und während der Halbmeſſer des eigentlichen Körpers nur 186½ Meilen betrug (etwas mehr als der der Ceres) wurde ſelbſt ſchon in der bedeutenden Entfernung des Kometen von der Erde, die Lichtſphäre bis zu einer Höhe von 21797 Meilen ſichtbar, während der Schweif ſchon bis zu einer Ferne von mehr als 600000 Meilen deutlich in die Sinnen fiel, und es wird mit Recht vermuthet, daß die eigentliche Ausdehnung beyder, gegen Millionen Meilen beträgt.

Denn es gehörte der Komet von dem wir hier ſprechen, und den die Schröterſchen Beobachtungen ſo merkwürdig gemacht haben, noch immer nicht zu den größten und augenfälligſten Körpern dieſer Art. Man hat einige geſehen, welche im Durchmeſſer des Kerns ſo groß und noch größer als Jupiter geſchätzt wurden, und nicht ſelten hat man den Schweif bis zu einer meßbaren Größe von vielen Millionen Meilen ausgedehnt gefunden (bey dem Kometen von 1769 betrug die ſichtbare Extenſion deſſelben gegen 40 Millionen Meilen) und dieſe in die Augen fallende, ſcheinbare Gränze der Erſtreckungen, war vielleicht nur ein ſehr geringer Theil der wirklichen. Doch ſind dieſe Weltkörper, wenn auch an Umfang des Kerns zuweilen den großen Planeten ähnlich, doch gewiß an Dichtigkeit und Maſſe ſehr von ihnen unterſchieden.

Man hat nämlich ſchon das gleiche Leuchten der Kometen nach allen Seiten, aus der durchſichtigen Beſchaffenheit dieſer Körper, die man zum Theil als flüſſig angenommen, hergeleitet, doch würde ſelbſt ein Waſſerball von jener bedeutenden Größe, die man bey einigen Kometen beobachtet, denen Sonnenſtrahlen gegen die andre Seite hin undurchſichtig werden, und die Annahme der Flüſſigkeit, die übrigens Vieles für ſich hat, kann die Nothwendigkeit, jenen Weltkörpern ein Selberleuchten zuzugeſtehen, nicht aufheben. Der Komet von 1799, der einzige bis jetzt mit einer ähnlichen Genauigkeit beobachtete und gemeſſene, behielt nach Schröter gegen 15 Tage lang, vom 30ſten Auguſt bis zum 14ten September, in 7 verſchiedenen Meſſungen, einen ziemlich unveränderten Durchmeſſer. Hierauf aber zeigte er ſich auf einmal, am 16ten September, unter den günſtigſten Umſtänden, um mehr als den 3ten Theil kleiner als ihn die bisherigen Meſſungen gaben, und dieſe Vermindrung der Größe nahm noch zu, ſo daß er (wenn man hierbey die geringe Verſchiedenheit der Entfernung in Rechnung brachte) am 19ten nicht einmal halb ſo groß als vorher erſchien. Hierauf nahm er bis zum 25ſten auf einmal plötzlich wieder bis auf drey Viertheile ſeiner vorigen Größe zu, ſank aber hernachmals, in nicht minder kurzer Zeit wieder bis auf die Hälfte der vorigen Größe herunter.

Aus der beſtändigen Größe, die der Komet in 7 Meſſungen behalten, ſchloß Schröter auf einen feſten Zuſtand deſſelben, während er das ſchleunige Abnehmen dieſer Größe aus einer atmosphäriſchen Verhüllung deſſelben (wie bey den Jupitertrabanten) herleitete. Zwar ſcheinen viele frühere Beobachtungen größerer Kometen die Möglichkeit einer ſolchen atmosphäriſchen Verdunkelung zu beſtätigen, doch ſcheint es aus andern Gründen und bis zu weitern Beobachtungen der Art, nicht wahrſcheinlich, daß die Kometenkerne von einer ähnlichen beſtändigen Natur wie die planetariſchen Weltkörper ſind. Die ſo häufig beobachtete, in die Sinnen fallende ungeheure Abplattung, welche ſie nicht mehr als Sphäroide, ſondern als Ellipſen, deren größere Axe nach der Sonne zugekehrt iſt (wo mithin die kleine Axe die eigentliche der Pole iſt) erſcheinen läßt;*) das beſtändige undeutliche verwaſchene Ausſehen der meiſten Kometenkerne, die nicht ganz zu läugnende Beobachtung von Kometen ohne Kern (wovon ſpäter mehr) die ungemein häufige und dichte Atmosphäre, wie es ſcheint von einer der unſrigen ähnlichen Natur, die den Kern umgiebt; endlich noch mehr die Eigenſchaft des Selberleuchtens, die auf eine Stufe der körperlichen Bildung ſchließen läßt, auf der die Körper überall in flüſſigem Zuſtand erſcheinen; machen es viel wahrſcheinlicher, daß die Kometen nicht zu den entwickelten und ausgebildeten Körpern unſers Syſtems gehören, ſondern daß ſie ſich noch im Zuſtand der erſten Bildungsfähigkeit befinden. Es wird dieſes noch durch andre Gründe beſtätigt, die vielleicht nicht minder wichtig ſind.

Man hat nämlich bekanntlich die Bahnen, auch der Kometen, ziemlich genau berechnen wollen, und nebſt den übrigen Elementen auch die Umlaufszeit beſtimmt. Es geben dieſe Berechnungen faſt ſämmtlich den Kometen eine Dauer des Umlaufs, und eine mittlere Entfernung, welche die aller andern Weltkörper unſers

---

*) Wie auch Heinſius den von 1744 beſchreibt.

Syſtems ungeheuer weit übertrifft. So beträgt nach Beſſels Berechnung die mittlere Entfernung des Kometen von 1769 über 3409 Millionen Meilen, ſeine Umlaufszeit 2089 Jahre,*) und dieſer Komet gehört vielleicht noch immer nicht zu den (nach ſolchen Rechnungen) am entfernteſten. Auch einer der größten Kometen unter allen, welche, ſo viel wir wiſſen, jemals beobachtet ſind, der von 1680, ſoll nach einer mäßigen und wie aus Einigen ſcheint, viel zu kurzen Angabe, mehr als 1700 Jahre zu einem Umlaufe brauchen, und man hat ihn für denſelben gehalten, welcher nach dem Tode des Julius Cäſar erſchien, und welcher wenige Umläufe früher, nach der Meynung Einiger, die Sündfluth bewirkt haben ſoll.

Kometen dieſer Art haben daher freylich eine Zeit, um unſre Rechnungen zu beſtätigen oder vernichten übrig, die über das Alter unſrer Beobachtungen ungemein weit hinausliegt. Doch hat es auch andre gegeben, welche die Rechnungen der paraboliſchen und elliptiſchen Hypotheſen der Aſtronomen wohl ſchon hätten beſtätigen können, wenn ſie in dieſem Falle auf ſo guten Grund gebaut wären als anderwärts.

---

*) Wenn man die Gränzen, innerhalb welchen bey dieſen genauen Berechnungen noch ein Irrthum möglich war, in Anſchlag bringt, und welche für die Umlaufszeit von 1691 bis 2673 Jahre betragen, iſt das Mittel aus beyden 2182.

So wurde die Bahn des merkwürdigen Kometen von 1770, von verſchiednen Aſtronomen, vorzüglich aber von den berühmten und geſchickten Herrn Meſſier und Lexel ſehr ſorgfältig beobachtet und (nach der elliptiſchen Hypotheſe) berechnet. Da dieſer Komet während ſeiner ziemlich langen Sichtbarkeit (vom 14ten Julius bis zum 2ten Oktober) einen Winkel um die Sonne von mehr als 170° beſchrieb, und da ſeine Sonnennähe überdies die der Beobachtung günſtigſte Lage, die ihn nicht in den Sonnenſtrahlen verſchwinden ließ, hatte, gab er hierdurch Gelegenheit, ſo genau wie dies ſonſt ſelten möglich iſt, ſeine Bahn zu berechnen. Aus allen Beobachtungen erhielt man einſtimmig das Reſultat: daß dieſer Komet 5½ Jahr zu ſeiner Umlaufszeit brauchte. Und doch iſt dieſer ſo genau und von ſo treflichen Aſtronomen berechnete Komet weder vorher noch nachher erſchienen, ein Umſtand, der nach den Worten eines berühmten Aſtronomen „da man ſo wenig in die Genauigkeit der Beobachtungen als der Berechnungen den geringſten Zweifel ſetzen kann, dieſe Erſcheinung zu einem unauflöslichen Räthſel macht.“ *)

Zwar haben Einige dieſes unverhoffte Außenbleiben jenes Kometen aus der Störung oder der Anziehung, welche Jupiter, dem derſelbe in ſeiner Sonnenferne ziemlich nahe kömmt, auf ihn ausgeübt habe,

---

*) F. Th. Schubert a. a. O.

hergeleitet, allein ſchon Lexel hatte dieſes bey ſeiner Berechnung erinnert, und zugleich dadurch widerlegt, daß er die Beobachtungen des Kometen ſowohl vor als nach ſeiner Konjunction mit dem Jupiter beſonders berechnete und mit einander verglich, und beyde mit derſelben Ellipſe übereinſtimmend fand.*) Auch gehörte dieſer Komet immer nicht zu den kleinſten, da einer Meſſung zu Folge, ſein Kern noch größer als die Erde geſchäzt wurde, und wir haben, ſo oft auch Kometen in der nächſten Nachbarſchaft der uns näheren Weltkörper vorübergiengen, noch nie Spuren einer ſolchen auffallenden Störung oder Unterbrechung des gewöhnlichen Laufs, ſowohl bey den Kometen als bey den Planeten in deren Nähe ſie kamen, bemerkt. Denn ſo gieng der Komet von 1540 zwiſchen Mond und Erde hindurch, und ſo nahe an dem Mond vorüber, daß er einen groſſen Schatten auf dieſen warf, ohne daß der Lauf des Mondes oder der Erde, und ſelbſt der des Kometen wäre geſtört worden, und der Komet von 1744 erfreute die Mercurbewohner, wenn dieſe gleich uns an aſtronomiſchen Beobachtungen Gefallen finden, mit einem ſo ungemein nahen Vorübergange, als, ſo weit wir die Geſchichte derſelben wiſſen, noch kein Komet die Erde, ohne daß man an beyden ſonderliche Veränderungen wahrgenommen hätte. Wo ſollen wir demnach, bey der anerkannten „Regelmäßigkeit und weiſen Vorherbeſtimmung des Laufs, der Stellungen (und Größen) aller Weltkörper gegen einander“ auch nur Wahrſcheinlichkeiten finden um daraus Beweiſe für eine ſolche Störung zu nehmen, da jene Regelmäßigkeit es unmöglich macht, daß zwey Weltkörper von gleicher Beſtimmtheit und Feſtſetzung der Bahnen und andren kosmiſchen Verhältniſſe, jemals, wie zwey völlig nach Zufall geſchleuderte Körper, mechaniſch zuſammenſtoßen, oder was in ſeiner Wirkung daſſelbe wäre, ſich ſo nahe kommen könnten, daß einer den Umlauf des andern (das beſtimmte Daſeyn, die Individualität deſſelben) ganz aufheben oder verändern könnte. Nun iſt zwar dieſe Zufälligkeit, dieſer blinde Mechanismus, den ſie ja an Seiten in die Natur hineingedichtet haben, wo ſie ſeiner gar nicht bedurft hätten, den meiſten Aſtronomen eben recht, und gar nicht unerwartet, doch werden ſchon die Beſſeren unter ihnen, die Möglichkeit eines ſolchen zerſtörenden Zufalls nicht zugeben mögen.

---

*) Man ſehe Lexels ganzes Verfahren in den Act. Acad. Petropol. nach, und ſuche doch einmal, ob man bey der ſchönen Günſtigkeit und Klarheit der dazu nöthigen Elemente der Beobachtung, und bey der Konſequenz der Methode etwas Gründliches daran ausſetzen könne. (Die geringe Neigung der Bahn kann, wie ſchon von Andern erwieſen iſt, der Rechnung keinen erheblichen Eintrag thun.)

So ſcheint uns ſchon dieſer eine Fall zu belehren, wie ſelbſt die klarſten und ſchärfſten Berechnungen der Kometenbahnen, nicht immer untrüglich ſind. Zwar iſt es nun bekannt: wie auf der andern Seite eine genaue Durchſicht des Verzeichniſſes aller bis zu unſrer

Zeit erſchienenen Kometen eine Uebereinſtimmung der Elemente (beſonders der Neigung der Bahnen, welche bey den Kometen das Wichtigſte ſcheint) der von 1456, 1531, 1607, 1682, jener von 1264 und 1556 endlich der von 1532 und 1661 gezeigt hat, und wie wirklich der erſte, der mithin eine etwas mehr als 75jährige Umlaufszeit hat, *) von Halley auf das Jahr 1759 vorausgeſagt wurde, und auch wirklich kam, während der zweyte, der ſeiner 129jährigen Umlaufszeit zu Folge, im Jahr 1790 erwartet wurde, ausblieb, ſtatt ſeiner aber in dieſem einen Jahre 3 Kometen ſendete, die ſämmtlich in ihren Elementen von ihm verſchieden waren. Auch der von 1759 war das eine Mal 13, ja ein andres Mal 18 Monate länger aus, als von 1607 zu 1682, was den Störungen der größeren Weltkörper zugeſchrieben werden.

Beſtimmte Meſſungen des Kerns, von Aſtronomen wie Schröter, wenn ſie ſich von einem Umlauf zum andern gleich blieben, würden vielleicht Aufſchlüſſe über die beſtändigere oder unbeſtändigere Natur des Kerns geben können. Doch wäre ſelbſt ein ziemlich übereinſtimmendes Verhältniß der Größen, der Anſicht, die wir nachher aufſtellen werden, nicht entgegen. Daß derſelbe Komet bey dem einen Umlauf mit einem Schweif erſchien, den er, als er von ſeinem langen Zug zurückkehrte, wir wiſſen nicht wo? verlohren

---

*) Von einer merkwürdigen Verwandſchaft dieſer Periode, ſo wie der des 2ten, weiter unten.

hatte, könnte gegen ſeine Identität noch nichts beweiſen, es zeigte nur, da aus weiter unten anzuführenden Gründen der Schweif eine elektriſche Erſcheinung iſt, daß derſelbe Körper das eine Mal ſich (vielleicht zur Erde, von wo aus wir den Schweif beobachten) poſitiv, das andre mal negativ verhalten.

Wenn aber das ſchon erwähnte Ausbleiben wenigſtens des einen Kometen, des von 1770, deſſen Bahn doch ſo klar beſtimmt war, wie es wahrſcheinlich iſt, nicht ohne weitere Beyſpiele bleiben ſollte, wenn in Zukunft ſo mancher, deſſen Bahn genau berechnet ſchien nicht wiederkehrte, dann würde vielleicht das, was die bloße Mathematik über die Kometenbahnen ausſagt, eine etwas tiefere Bedeutung erhalten. „Es muß nämlich, wenn man die Umlaufszeit aus Beobachtungen unmittelbar beſtimmen will, die elliptiſche Theorie zu Grunde gelegt werden. Wie unſicher aber dieſe Rechnungen ſeyn müſſen, erkennt man ſchon dadurch, daß man ohne merklichen Fehler, den beobachteten Theil der Bahn als paraboliſch betrachten, mithin die Umlaufszeit unendlich annehmen kann. Es iſt wahr, die Anomalie, der Radius Vector u. a. werden aus den Beobachtungen nach der elliptiſchen Theorie anders berechnet als nach der paraboliſchen, allein der Unterſchied iſt in der Kometenbahn ſo geringe, daß ſich die Beobachtungen um eine Kleinigkeit ändern dürfen, um eine Umlaufszeit von etwa 100 Jahren in eine unendliche zu verwandlen, und daß die geringſten Fehler die Umlaufszeit um mehrere Jahrhunderte, oder um eine Ewigkeit vergrößern können.“ So erſcheint nach dieſen Worten eines geiſtreichen Aſtronomen, ſelber die Bahn der Kometen als etwas Unbeſtimmtes, noch Formloſes — Flüſſiges, und obgleich ſolche Kometen wie der oft erwähnte von 1770, deren mittlere Entfernung ſo geringe, deren Eccentricität verhältnißmäßig ſo unbedeutend iſt, in Hinſicht ihrer Bahn ſich den feſten Bahnen der Planeten vielmehr nähern, und mithin leichter zu berechnen ſind, hat uns doch ſelbſt dieſer eine mit unſern Rechnungen im Stiche gelaſſen, wie vielmehr werden es andre, viel ſchwerer zu berechnende. Wir wollen daher jenen Kometen, die oft viel kleiner im Durchmeſſer des Kerns als der von 1770 *) erſt in Jahrtauſenden wieder zu kehren verſprechen, hierin keinen Glauben beymeſſen, und auf ſolche ſeltne Beſuche gar nicht erſt warten. Wenn ſchon in einem Umlauf von 5 Jahren ſo ſehr ſtörende Urſachen kommen können, welche Störungen werden erſt jenen begegnen, die ganzen Jahrtauſenden die Gelegenheit dazu anbieten, und die noch dazu ſich ſo weit über das Gebiet unſers Sonnenſyſtems hinauswagen. Was für anziehende oder abſtoßende Gewalten mögen erſt draußen auf ſie warten, wo, wie wir geſehen haben, noch ganz andre Weltenmaſſen ſind, als die unſers Syſtems. Denn wenn ſchon die mittlere Entfernung des Kometen von 1769, der gar nicht zu den

---

*) Schon der von Schröter beobachtete.

größten gehörte (in Hinſicht des wahren Kerndurchmeſſers) wenigſtens 3409 Millionen Meilen beträgt, ſo beläuft ſich ſeine weiteſte Entfernung gar auf 6816 Millionen Meilen, und andre Kometen ſind noch weiter über unſre Gränze hinaus geweſen.*)

Wie die Bahn ſelber nur zu ſehr an das Formloſe und Flüſſige gränzt, ſo ſcheint, man erlaube uns dieſen Ausdruck, die ganze Natur der Kometen für unſer Weltgebäude das Syſtem des Flüſſigen zu bezeichnen. Man hat ſchon von allen Seiten die Kometen „als das allgemeine Band angeſehen, welches das ganze Sonnenſyſtem umſchlingt, und eine nähere Verbindung zwiſchen den Planeten und der Sonne bewirkt“ in der ganzen Natur finden wir aber, daß bey einem ähnlichen lebendig zuſammenwirkenden Ganzen, die Verbindung zwiſchen den feſten und beſtändigen Theilen, durch ein dem Feſten entgegengeſetztes Flüſſiges geſchieht, daß überhaupt eine ſolche ſich immer wieder erzeugende Verbindung der Theile, nur durch den Gegenſatz zwiſchen Flüſſigem und Feſtem möglich iſt. Man hat ferner ſchon behauptet, daß die leuchtende Atmosphäre die den Kern der Kometen, gegen dieſen hin immer dichter werdend, umgiebt, nichts anders als der Aether ſey, oder wie man ſonſt das allgemeine Medium nennen will, in welchem alle Weltkörper unſers Syſtems enthalten ſind, welches ſonſt außer der Beobachtung der Sinnen liegende Element, jetzt durch die ſich in ihm bewegenden Kometen ſichtbar und ſinnlich gemacht wurde. So wäre, wenn auch der Schweif daſſelbe wäre, das was uns an den Kometen am meiſten in die Augen fällt, eine oft ungeheure Strecke (die wie erwähnt über 40 Millionen Meilen betragen kann) des für uns ſinnlich gewordenen Elements, das alle Planeten in ſich faßt, das ein runder Körper von oft unverhältnißmäßig geringem Umfang mit ſich fort bewegte. Wenn die erwähnte, oft ungeheuer ausgedehnte Atmosphäre, von einer ähnlich leuchtenden Beſchaffenheit wie der Kern, indem ſie nach dieſem hin ſich immer mehr verdichtet, zuletzt „die eigenthümliche Atmosphäre, die Atmosphäre deſſelben im engern Sinne bildet“ die doch wiederum ein Theil des Kometen ſelber iſt, ſollte nicht zuletzt auch der Kern der am meiſten verdichtete Theil deſſelben Elements, das hier noch immer ſeine vorige Eigenſchaften beybehalten, ſeyn? Wenn nun die Erfahrung der Kometen ohne Kern, oder jener wo der Scheinkern ſo wenig dicht geweſen, daß er die Strahlen der kleinen Sterne durchgelaſſen, wirklich mehr als ein Mal wahrgeweſen wäre? oder vielmehr auf der andern Seite, ohne daß wir uns auf jene verdächtigen Beobachtungen beziehen wollen, wenn nun der Kern ſeine ſcheinbar dichtere, für das Licht der bedeckten Geſtirne undurchſichtige Beſchaffenheit, wirklich nur als einen höheren Grad derſelben Eigenſchaft, die auch ſchon in einem minderen die leuchtende Atmoſphäre beſäße, hätte? Man möge nicht vergeſſen, daß auch in den Schröterſchen Beobachtungen, kleine Sterne, die an der Gränze der leuchtenden Sphäre noch durchſchimmerten, in dem dichtern Theile derſelben verſchwanden, obgleich dieſer wohl noch für größere, ſo wie für den Kern, durchſichtig geweſen wäre. Zwar wurde nun hier dieſe ſtärkere Undurchſichtigkeit dem ſtärkeren Lichte dieſes Theils der Sphäre zugeſchrieben, aber könnte nicht die ſcheinbar dichte Beſchaffenheit des Kerns aus derſelben Urſache herrühren? Müßte nicht auch eine beſtimmte Quantität Flüſſigkeit, ſey es daß das Quantum von außen (gleichſam durch das Gefäß, wie bey dem Blutumlauf) oder durch die herbeyführende Kraft beſtimmt ſey, wenn ſie ſich zu einer Kugel geformt durch den ewigen Aether bewegte, auch auf einem Theile ihrer Bahn, wo gleichſam wenig oder nichts von ihr conſumirt würde, von einer beſtimmten Größe erſcheinen? Könnte nicht ſelbſt, man erlaube mir das Bild, die Größe der Kometen ohngefähr eben ſo mit der Bahn (von der wir nur den Ort des Kometens und die Neigung meinen) im Verhältniß ſtehen, wie die Größe der Blutwelle die ſich durch dieſe oder jene Region des Körpers bewegt, davon abhängt, daß ſich in dieſer Region größere oder kleinere Gefäße befinden?

---

*) Wiewohl Platz wäre allenfalls genug zu ſolchen Excurſionen da. Wenn wir das Sonnenſyſtem mit dem Uranus in gewiſſer Hinſicht geſchloſſen annehmen, die körperliche Länge des Ganzen 800 Millionen Meilen, ſo iſt nach der gewöhnlichen Rechnung der nächſte Fixſtern noch 10000 mal weiter entfernt. Vergleichen wir, verſteht ſich bildlich, das Planetenſyſtem mit organiſchen Weſen, ſo beträgt dieſe Entfernung einer Sonne von einer andern ſo viel, als wenn Weſen unſrer Art auf der Erde ſo placirt wären, daß von einem zum andern $2\frac{1}{2}$ Meile Platz wäre. So wäre das Weltgebäude etwas ſchlecht bevölkert. Nach einer mäßigeren Angabe verhielte ſich dieſe Entfernung von einem Syſtem zum andern wie die zwiſchen Weſen unſrer Größe, die auf der Erde etwa den 6ten Theil einer Stunde, oder 10 Minuten Weges von einander wohnten. So nämlich nach der Huyghenſchen Angabe, die man aber für zu klein hält. Freylich muß man hier nicht die körperliche Größe, ſondern die Wirkungsſphäre in Anſchlag bringen.

Selbſt das Periodiſche der Wiederkehr der Kometen (der periodiſche Umlauf) hienge damit zuſammen, und vielleicht ließe ſich dieſe ſelbſt noch auf eine andre Weiſe als aus der elliptiſchen oder paraboliſchen Berechnung der Bahn finden, ja vielleicht daß ſelbſt das was neulich ein Arzt in einer erdichteten Witterungsprophezeihung über die periodiſche Wiederkunſt der Kometen, ohngefähr wie die der Nordlichter im Scherze geſagt hat, im Ernſte wahr wäre.

Merkwürdig iſt es in dieſer Hinſicht, daß jene Periode des Umlaufs des Kometen von 1759 dem 12ten Theil der großen magnetiſchen Periode oder dem 6ten ihrer Hälfte (der Zeit von 432 Jahren) ſo nahe iſt, während die des Kometen von 1556, welche 292 Jahre beträgt, ſo nahe der 3te Theil der groſſen magnetiſchen Periode, mithin der 6te der noch größern doppelten (1728jährigen) iſt. Denn 292 differirt von 288 nur 4 Jahre, mithin nur $\frac{1}{72}$, während wie ſchon erinnert die Umlaufszeit des Kometen von 1759 mehrere Male ungleich beträchtlichere Differenzen, die bis auf den 50ſten Theil ſtiegen, was für die Periode von 292 Jahren 6 Jahre betrüge, gezeigt hat, und wahrſcheinlich, wenn ſeine Umlaufszeit im Mittel wirklich an 72 Jahre gränzt, noch viel beträchtlicheren unterworfen iſt (die bis auf 1½ gehen können, ſo daß auch in den angezeigten Zahlen der Differenz 75 — 50 — 25 das Verhältniß 1 — 2 — 3 iſt.)

So giebt es denn, wie ich hier an mir gezeigt habe, und zwar hier nur ganz beyläufig und oberflächlich, anderwärts aber gründlicher zeigen werde, „Leute, welche noch im Ernſt behaupten können“ die Kometen wären nichts anders als Meteore in einem weiteren höheren Sinne, übrigens aber in ihrer Art (als dieſer beſtimmte Körper) eben ſo wenig beſtändig als die Wolke oder in einem noch „craſſeren“ Bilde, als die Blutwelle, die ſchon in dem nächſten Umlauf eine ganz andre iſt. Die Bahnen der Kometen ſind im Verhältniß zu den Bahnen der Planeten eben ſo wenig beſtimmt, als die Richtungen der nach allen Dimenſionen auslaufenden, und an der Gränze des Körpers auf einmal (erſt als Arterie dann als Vene) und ohne alle Vorbereitung in die gerade entgegengeſetzte Richtung umkehrenden Blutgefäße, die in dieſem Verhältniß auch das ausdrücken, was die Kometenbahnen in ihrer faſt paraboliſchen Geſtalt.

Noch unausgebildete Weltkörper, oder vielmehr Weltenmaſſe, ſind die Kometen allerdings, wie Einige behauptet haben, nur werden ſie ſo für ſich auch nie zur feſten Exiſtenz der übrigen Weltkörper gelangen. Neuen Lebensſtoff dieſen zuführend, von jenen den alten wieder zurücknehmend, treibt dieſes ſeltſame Geſchlecht ſein dunkles Spiel mitten in dem ewigen Aether.

Merkwürdig iſt noch das Verhältniß der Zahl der rückläufigen und vorwärtsgehenden, was ohngefähr iſt wie das der Venen und Arterien nämlich ſich gleich, und was auch von Zeit zu Zeit bey den vielen neuerſcheinenden Kometen, ſich immer gleich bleibt: Bekanntlich haben nämlich nicht blos alle 11 Planeten unſers Syſtems, und alle Trabanten deſſelben, die gemeinſchaftliche Bewegung von Weſt nach Oſt in ihren Bahnen, ſondern dieſe iſt ſelbſt allen ihren Rotationen ſo wie der der Sonne eingepflanzt. Man hat deshalb in früheren noch mechaniſcheren Zeiten, dieſe gemeinſchaftliche Richtung von einem allen gemeinſchaftlich von der Güte Gottes zuertheilten Stoße hergeleitet. Doch fand ſich ſpäter auf einmal daß ein großer Theil der Kometen, nämlich faſt genau die Hälfte, eine dieſer gemeinſchaftlichen Bewegung gerade entgegengeſetzte zeigen, — die von Oſt nach Weſt, eben ſo wie — während ſonſt alle Lebenseinflüſſe von innen nach außen gehen (vom Gehirn oder ſeinen Repräſentanten nach den Theilen) nur im Blutgefäßſyſtem eine ſolche Bewegung, und zwar gerade in der ganzen einen Hälfte deſſelben, nach der entgegengeſetzten Richtung gefunden wird. Merkwürdig iſt es nun in mehr als einer Hinſicht, daß während 1790 von den bis dahin berechneten 78 Kometen faſt gerade die Hälfte, 40, vorwärts liefen, die andern 38 verkehrt, jetzt unter den bis 1806 berechneten 95 Kometen, 48 vorwärts, 47 rückwärts laufen; daß ferner, während von jenen 78, 44 den Knoten auf der nördlichen Seite der Ecliptic hatten, 34 auf der ſüdlichen, unter den letzteren 95, 54 ihren Knoten nördlich, 41 ſüdlich hätten, ſo daß unter beyden Zahlen ziemlich das Verhältniß von 2 zu 3 iſt.

So hat ſich auch in dieſem Punkt in der Geſchichte der Kometen eine Art von höherer Periodicität gezeigt, die ich anderwärts noch auf eine viel evidentere Weiſe nachzuweiſen gedenke, wo ich die Möglichkeit zeigen werde, aus den Hauptelementen (Neigung, Ort der Sonnennähe und des Knotens) der beyden zuletzt erſchienenen Kometen, die des zunächſt künftigen bis auf einen gewiſſen Punkt vorauszuſagen.

Die Kometen haben ſich auch noch in einem Stück den elektriſchen Meteoren ähnlich gezeigt, das ich hier nicht ganz übergehen darf, beſonders da ein Beobachter wie Schröter neuerdings wieder darauf aufmerkſam gemacht hat. Es haben nämlich nach dem übereinſtimmenden Zeugniß mehrerer der beſten Beobachter *) die Schweife mehrerer großer Kometen eine eigenthüm-

---

*) Kepler, Cardanus, Cyſatus, Wendelin, Snell u. A.

liche „fluctuirende und vibrirende“ Bewegung gezeigt, als ob ſie in ſolchen Momenten neue Strahlen ſchöſſen, ſo daß jetzt der Schweif ſich verkürzte und zurückezog, dann in einem Augenblick durch einen neuen Strahlenſchuß wieder verlängerte und ausbreitete. Dieſe eigenthümliche Bewegung, war ſich nicht jedem Tag gleich, obwohl der Himmel unverändert heiter war. Selbſt Schröter beobachtete mit ſeinem großen 27füßigen Reflector an dem kleinen von ihm beſchriebenen Kometen eine ſolche Bewegung, nur in einem minder deutlichen Grade. — Zuweilen zeigten ſich noch außer dem Kern, und ſelbſt mit dieſem in entgegengeſetzter Richtung, neue Lichtſtrahlen, die wohl mehrere Tage anhielten, wie Corn. Gemma und andre Augenzeugen von dem von 1577 verſichern, und ſelbſt Meſſier ſahe an dem von 1769 etwas Aehnliches.

Es wird jene pulſirende Bewegung des Schweifs ſchon von Schröter mit den elektriſchen Phänomenen dieſer Art verglichen, mit welchen ſie auch einerley Urſache und einerley Bedeutung zu haben ſcheint. Hierauf deutet ſchon die Geſtalt der Schweiſe, welche nicht ſelten den elektriſchen poſitiven Strahlenbüſcheln ungemein ähnlich iſt. Die von der Sonne abgekehrte Seite des Kometen, an der ſich noch bisher immer ohne Ausnahme der Schweif aller beobachteten Kometen gezeigt hat, ſcheint ſich demnach poſitiv elektriſch zu verhalten, zu welcher wahrſcheinlich die andre Seite negativ iſt. — Vielleicht daß auch künftige Beobachtungen in der pulſirenden Bewegung der Kometenſchweife, jene Periodicität anerkennen, die Ritter in allen kosmiſchen Phänomenen der anorgiſchen Natur, von dem Galvanismus (im Magnetismus iſt er allgemein bekannt) bis zur Flamme, ſo ſchön nachgewieſen hat, und daß ſich auch hier in einem größeren Maasſtabe, der Lebenspuls der ganzen Natur wird nachweiſen laſſen. —

Es ſind die Kometen, wie wir oben erwähnten, Welten von ſelberleuchtender Natur. Von der Sonne ſind ſie darinnen unterſchieden, daß bey jener, wie bekannt genug iſt, der Kern von dunkler Natur iſt, und daß die ihn umhüllende Atmosphäre durch ihre Wechſelwirkung mit dem Kern, von der ich anderwärts gehandelt habe, *) die Eigenſchaft des Leuchtens empfängt. Dagegen iſt bey den Kometen der Kern leuchtender Natur, wo ſie nämlich einen haben, denn die Möglichkeit der Exiſtenz von manchen ganz flüſſigen, völlig kernloſen Kometen, wie ſie früheren Beobachtungen erſchienen ſind, wird ſelbſt von dem eifrigſten Vertheidiger eines fixen Kerns der meiſten Kometen, von Schröter, nicht geläugnet. **) Dagegen iſt gerade umgekehrt, bey den Kometen die den Kern zunächſt umhüllende Atmoſphäre, von dunkler oder weniger durchſichtiger Natur, und erſt außerhalb dieſer erſcheint wieder nebſt dem Schweif die ſelberleuchtende ſeine Dunſtkugel, die gleichſam um den Kometen mitten im Aether ein kleines Syſtem bildet, während in einem größeren Maaßſtabe dieſe dritte Atmoſphäre um die Sonne das Planetenſyſtem (mit dunklen Körpern gleich dem Kern der Sonne) iſt.

---

*) A. a. O.

**) Neueſte Beyträge, zweyte Abtheilung p. 165. Bey ſolchen Kometen ohne allen Kern, war blos die erwähnte leuchtende Atmosphäre nach der Mitte hin etwas verdichtet.

So verhalten ſich hierinnen die Kometen zu den übrigen Körpern des Syſtems, wie das 3te Glied einer in der ganzen Natur vorhandenen Wechſelwirkung. Dieſes iſt nämlich, wie ich ſchön in meiner erwähnten Schrift darauf hingedeutet habe, und im nächſten Bande derſelben noch weiter zeigen werde, das noch Geſtaltloſe, urſprüngliche Element, oder in der ſichtbaren Natur Etwas das dieſes repräſentirt. In der organiſchen Natur iſt es das Flüſſige, das Blut, das mit dem Gehirn in einem ähnlichen Gegenſatz ſteht, wie die Kometen mit der Sonne.

Es ſind die Kometen, die uns in gewiſſen Perioden *) ſichtbar werdende, unaufhörliche Bewegung der Lebenselemente **) unſers Planetenſyſtems, die jetzt von außen nach innen, dann von innen nach außen, allbelebend ſtrömen. Vielleicht, und wahrſcheinlich iſt es, daß ſie uns dieſe feſte Geſtalt nur heucheln, daß ſie dieſe überhaupt nur auf einem Theil ihres Laufs annehmen, während hernach, wie bey Wolken oder Meteoren in größerem Maasſtabe, Bahn und Geſtalt ſich wieder in die alte Unbeſtimmtheit auflöſen, was vielleicht überhaupt immer an einer gewiſſen Gränze ihres Laufs geſchieht, und daß ſo in der Auflöſung und Wiedererneuung derſelben, der Kreislauf des Ganzen unterhalten wird. Wo auch wirkliche Kerne in der Mitte der Kometennebel erſcheinen, geben dieſe durch ihre Haupteigenſchaft, das Element aus dem ſie beſtehen, und die aller dauernden Geſtaltung widerſtrebende Natur deſſelben zu erkennen, und es iſt ihnen auch dann die untergeordnete Function, den allgemeinen Kreislauf zu unterhalten aufgetragen.

---

*) Sie laſſen ſich vielleicht mit denen der Lebensaction der verſchiedenen Organe im thieriſchen Körper vergleichen, die auch zu verſchiednen Zeiten ihre Maxima erreichen.

**) Des Aethers im höheren Sinne.

So haben wir in dieſer heutigen Vorleſung, eine ewig neue, nie ſtille ſtehende Schöpfung ihr unendliches Tagewerk führen ſehen, und wie hier ganze Weltgebäude noch im Entſtehen, noch tief im Schooße des ewigen gemeinſchaftlichen Elements ruhen, andre hier in der höchſten Vollendung ihrer Kräfte das Lebenswerk des Umlaufs führen, während dort ganze Weltgebäude in das Element des Urſprungs zurückſinkend, einer höheren Verwandlung entgegen gehen.

Es muß ſich das Auge zuerſt an jene unwandelbare Gleichartigkeit und Beſtändigkeit der Natur in der

Zeit gewöhnen, welche ſie ewig, mit friſcher Fülle ſchaffend zeigt, wie vom Anfang. Die Anſicht jener Gleichartigkeit, wird uns vor jener Beſchränktheit ſichern, welche, auf der freylich veraltenden Natur der Erde allein haftend, dieſe, wie Greiſe die Abnahme der eignen Lebenskraft und das Herabſinken des eignen Daſeyns, ſo leicht in das Ganze hineindichtet. Wenn auch hier ganze Generationen veralten, keimen doch dort andre mit neuer Lebensfülle auf, denen das Daſeyn wieder eben ſo friſch und herrlich blühen wird, wie es jenen gethan, und wenn auch hier eine ganze Welt in der letzten Unfruchtbarkeit des Alters ihren Kindern ſelbſt die letzte Nothdurft nur karg gewährt, ſo läßt doch dort die Natur eine ganze Schöpfung in der erſten Unſchuld der Urzeit, erſt erwachen. Wenn auch auf Erden die goldne Zeit, die Zeit des Paradieſes längſt vergangen, und der Menſch hinaus getrieben worden in die letzten Kämpfe der Geſchichte, ſo erfreut ſich vielleicht ſelbſt noch auf Planeten unſers Syſtems, die Natur ihrer erſten, noch nicht aus dem ewigen Urſprung abgewichenen Bewohner, während vielleicht auf andern der Kampf der Geſchichte ſchon geendet, und der Menſch ſchon zur letzten, höchſten Klarheit des Lebens durchgedrungen iſt.

Wir wollen uns deshalb hüten, jene Schranken, welche das lange Werk der Zeiten zuletzt der Natur unſres Planeten geſetzet, auf die Geſchichte des Ganzen überzutragen, und in der ewigen Wiedererneuung der

Welten zu immer höherem Daſeyn, die Zuverſicht einer ſolchen unendlichen Wiedererneuung auch des einzelnen Daſeyns aus ſich ſelber finden.

Außer dieſem möge uns der Innhalt der heutigen Vorleſung ein nicht nach mechaniſchen Kräften ſich hier und dahin untereinander bewegendes, ſondern lebendig zuſammenwirkendes Weltganze, und — in dem Reich der Kometen, ein ſolches gemeinſchäftliches, um Alle geſchlungenes Band anerkennen laſſen.

Sechste Vorleſung.

Ueber einige Geſetze des Planetenſyſtems.

Bekanntlich war am Anfange der neuen Zeit jenes Vorurtheil faſt allgemein herrſchend, daß die Sonne und alle Weltkörper unſers Syſtems, ja ſelbſt die ungeheuer fernen Fixſterne, ſich täglich, und in einer größeren Periode jährlich um unſre kleine Erde, die in der Mitte ſtill ſtünde, bewegten. So weit hatte der ſchlimme Geiſt des Egoismus den Menſchen von der einfältigen, klaren Wahrheit, die ihm von Anfang an gar nicht unbekannt war, abgeführt.

So nahe auf der andern Seite die Wahrheit gelegen, daß ſie dem einfältigen, wenn auch zugleich ununterrichteten Gemüth ſich von ſelber aufdringen müßte, wenn man ihm nur die zu jeder Zeit bekannten Thatſachen vorlegte; iſt doch der erſte Schritt zu ihr zurück, dem menſchlichen Geiſt ſo unbegreiflich ſchwer geweſen, daß ſelbſt, als ſie nun wieder ſo rein und überzeugend ausgeſprochen war, daß eine Selbſtverläugnung dazu zu gehören ſcheint ſie nicht anzuerkennen, noch ein Jahrhunderte langer Kampf dazu gehörte, ehe ſie allgemein anerkannt worden, und daß ſelbſt noch viele der Beſſeren und Unterrichteten ihr noch lange hartnäckig widerſträubten.

Kopernicus war der erſte, der, wie man ſagt, durch das Leſen der Alten ſchon früher wieder auf die rechte Bahn der Unterſuchungen geleitet, die ſo einfache wahre Weltordnung wieder anerkannte, die ſeitdem von ihm den Nahmen hat. Die Erde nicht minder als alle Planeten, gehen in dem Kreißlauf ihrer Jahre um die Sonne, es bleibt hierbey der Erde nur der Mond als Begleiter, und die Täuſchung des täglichen Umlaufs des Weltganzen um das Stäubchen Erde, löst ſich durch eine — allgemein an faſt allen Weltkörpern bemerkte — tägliche Bewegung um die eigne Axe.

Die Gleichförmigkeit der Bewegungen aller Planeten um den gemeinſchaftlichen Centralkörper, erlaubte nun dem kühnen menſchlichen Geiſt, der, wenn einmal nur der erſte Schritt geſchehen, eben ſo unaufhaltſam zur Wahrheit ſtrebt, als leider im entgegengeſetzten Falle zum Irrthum, weiter zu ſteigen, und die tief unter der Weisheit der alten Zeit verborgenen *) Geſetze der Bewegungen und Entfernungen der Planeten ſelbſtſtändig und von neuem zu entdecken. Es war dieſes Keplern vorbehalten, deſſen Entdeckungen ſchon faſt vor 2 Jahrhunderten eine Bahn in das Innerſte der höheren Naturwiſſenſchaft eröfnet haben, auf welcher erſt die jetzige Zeit, durch jene Arbeiten, welche in Phyſik, Chemie und anderwärts geſchehen, weiter fortzuſchreiten anfängt, nachdem für die Ungeduld des menſchlichen Strebens die etwas ſpäteren Neutoniſchen Entdeckungen ein nicht unnützlicher Hemmungspunkt geworden. Es pflegt nämlich der Genius der Welt, wenn in Wiſſenſchaft oder Geſchichte den künftigen Jahrhunderten ein großes Werk obliegt, den Plan und die Gränzen des Ganzen in einzelnen großen Menſchen ſchnell zu überblicken, wie auch im Einzelnen ein wiſſenſchaftliches Gemüth bey irgend einer geiſtigen Arbeit am ſchicklichſten zuerſt nach einer ſchnellen Ueberſicht des Planes ſtrebt. Hernach wird langſam, durch die langfortgeſetzte Arbeit ganzer Zeitalter, das im Einzelnen ausgebildet, was der gewaltige Geiſt jener ſeltenen Menſchen im Ganzen erfaßte, und erſt ins Daſeyn rief. Allerdings iſt durch das glückſeelige Werk jener Einzelnen hiebey das Höch-

---

*) Es iſt nämlich nicht unwahrſcheinlich, daß jene weiſen Alten, von denen ich in der 2ten Vorleſung ſprach, auch die Kepleriſchen Geſetze gekannt haben. Verſchiedne Spuren leiten uns hierauf, wovon anderwärts gehandelt werden wird. Beſonders deutlich ſcheint es, daß ihnen die elliptiſche Geſtalt der Planetenbahnen bekannt war.

ſte und Meiſte geſchehen, wie auch in der phyſiſchen und geiſtigen Welt, der ſpäteren langſamen Entwicklung, erſt der Moment der Erzeugung und der lebendigen Idee des Ganzen vorausgehen mußte, ohne welchen jene nur krankhafte Auswüchſe und Molen erzeugt, und es würde ein Jahrtauſende langes, noch ſo langſames und mühſeeliges Fortarbeiten der untergeordneten Geiſter, das Werk des Ganzen nicht um ein Haarbreit fördern, wenn nicht aus jenen ſeltneren Genien der belebende, geſtaltende und ordnende Funke ausgienge. Was uns der Geiſt der Welt aus Jenen wahrhaf Berufenen und Begeiſterten, und was er uns in jenen höheren Momenten des Empfangens der Ideen offenbart, iſt das wahrhaft Göttliche unſrer Natur, und erſt ſpäter fügt ſich dieſem, allmälig in der Welt des Beſondern fortbildend, das Menſchliche an.

Was Kepler als Führer und Urheber des Ganzen den künftigen Zeiten zur weitern Ausarbeitung übergeben, das große Ganze, wozu er jenen die Ausführung und Anwendung im Einzelnen übertragen, fieng ſchon das ſeltne mathematiſche Talent des Neuton an, mühſam und mit tiefer Gründlichkeit auszuarbeiten. Dieſer war berufen, zuerſt Hand an das mächtige Werk zu legen, wozu der Baumeiſter nicht allein den Plan und Umriß, ſondern auch den nöthigen Boden und die Materialien gegeben. Dem Beyſpiele dieſes Mannes, deſſen Streben und deſſen Werk dem Geiſt des Zeitalters und der Menge naher verwandt war, als der des nur erſt ſpät erkannten Kepler, iſt nun bis zu unſrer Zeit eine große Zahl ſcharfſinniger und fleißiger Männer gefolgt, und ihnen danken wir es, daß die Kepleriſchen Entdeckungen nach einer Seite hin mit einer Gründlichkeit und Vielſeitigkeit angewendet und ausgeführt ſind, welche nichts oder wenig mehr zu wünſchen übrig läßt.

Wenn von dieſen nur zu oft Keplers Verdienſt verkannt, und das des Neuton dagegen zu ſehr erhoben iſt, wenn ſo über dem erſten Gehulfen der Meiſter verkannt und vergeſſen, über dem Medio, welches die Strahlen einer der Welt zu fernen Sonne, dieſer mitgetheilt, die erſte Urſache des Lichts ſelber vergeſſen iſt, ſo hat man hierin freylich unrecht gethan, doch wird ſich nur zu leicht, wo das Urtheil in den Händen der Mehrzahl iſt, dieſes gegen die Weiſe und das Streben der großern Zahl günſtig zeigen. Die Neutone wären häufiger, wenn die Kepler häufiger wären.. Ein Neuton könnte nicht ſeyn, ohne einen Kepler als Vorganger, oder alle ſeine mühſeeligen Beſtrebungen müßten nur taube unfruchtbare Gewächſe bringen. Dagegen wird ein Kepler jederzeit ſeinen Neuton finden, und könnte eher, wo es nöthig wäre, eine ganze Welt voller Neutone hervorrufen, als dieſer einen einzigen Kepler, wie denn unter den Mitarbeiten und Nachfolgern jenes großen Mathematikers viele ſind, die ihm an Talent und Mühſeeligkeit des Beſtrebens, wenn auch nicht an dem Glück des frühesten Erwachens zum neuen Tagewerk zur Seite ſtehen dürfen.

Es wäre lächerlich, dem Kepler die Kenntniß der allgemeinen Anziehung und Schwere abzuſprechen. Sogar den Hauptinnhalt und das endliche Reſultat der Arbeiten des Neuton, von den Neutonianen ſelber verkannt, und erſt künftigen Zeiten zum Ausſprechen gegeben, hat Kepler deutlicher gekannt, und in die Urſache der Bewegung der untergeordneten Welten um einen Centralkörper und der elliptiſchen Geſtalt der Bahnen, in die Urſache der allgemeinen Anziehung, tiefere Blicke gethan, als Neuton, wie ſich dieſes anderwärts wird zeigen laſſen. *) Ja ſelbſt die Ausführung jener Ideen, in dem Geſetz der Schwere, hat ſeinem ſeltnen Geiſt ſo nahe gelegen, daß er es nicht ohne Ausführung gelaſſen hätte, wenn ſeine weiterſtrebende Natur überhaupt zu dem Ausarbeiten des Einzelnen und Beſondern wäre gemacht geweſen. Denn es kann in der zeugenden und belebenden Urſache nicht zugleich die Eigenſchaft des langſamen mütterlichen Ausbildens liegen, und wozu die geringere Kraft der größern Menge, in einer lang anhaltenden Arbeit wohl hinreicht, das trägt die Natur nicht jenen Seltenen auf, deren höheres Tagewerk kein Andrer vollenden

---

*) Er leitete die Bewegung der Weltkörper um die Sonne, in einem ſpätern Werke ſchon ſehr deutlich aus der Wechſelwirkung beyder her.

würde, wie ein weiſer Regent nicht den Führer des Heeres zu dem Dienſt des gemeinen Kriegers, den Baumeiſter zum Handlanger misbrauchen wird. Dagegen hat ſich, obgleich kein Verſtändiger dem großen Neuton die Entdeckung des Geſetzes der Schwere ſtreitig machen wird, doch ohnſtreitig die Grundanſicht derſelben bey mehrern Zeitgenoſſen zugleich geregt, und der Keim zu den mathematiſchen Arbeiten jenes ſcharfſinnigen Mannes, war in einem ganzen Zeitalter zugleich vorbereitet, während Kepler noch immer nur zu einzig ſteht.

Stellen aus Keplers Werken, die mir eben zur Hand ſind, und die unter andern beweiſen können, wie nahe Kepler der Entdeckung des Geſetzes der Schwere geweſen, und wie er ihr unwillkührlich immer ſelber wieder ausgewichen, ſind ſelbſt einige aus ſeinem frühern Werk de motibus stellae Martis, die ich hier anführen will. Er beweiſt im 33ſten Capitel dieſes Buchs, daß die Kraft, welche die Planeten in ihren Bahnen bewegt, in der Sonne wohne, von der Sonne ausgehe, und daß deßhalb jene Bewegung um ſo ſchneller ſey, je näher die Planeten der Sonne ſtehen. Er vergleicht die anziehende und bewegende Kraft der Sonne mit dem Lichte, und bemerkt, daß obgleich ſie ein immaterieller Ausfluß wie das Licht ſey, doch ihre Wirkungen eben ſo wie die des Lichts, geometriſch unterſucht werden könnten. Aus der Vergleichung mit dem Magnete ſchließt er, daß die Kraft der Sonne ihrer Maſſe proportional ſey. (cum ejus mole crescit.) Am merkwürdigſten iſt aber in dieſer Hinſicht, was er im 36ſten Capitel deſſelben Werkes ſagt, wo er das Geſetz der Schwere, daß dieſe im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernungen ſteht, wörtlich ausſpricht, dann aber ſelber wieder von ſich weißt. Er erzählt nämlich daſelbſt; wie er ſich ſo lange mit dem Einwurf gequält habe, daß aus der Vergleichung der Anziehungskraft der Sonne gegen die Planeten mit dem Lichte (eine Vergleichung, die er, wie ich oben ſchon erwähnte, öfters macht) zu folgen ſcheine, daß dieſelbe im verkehrten Verhältnis der Quadrate oder Würfel der Entfernungen ſeyn müſſe, da es doch gewiß ſey, daß ſie, ſo wie die Geſchwindigkeit der Planeten in der Sonnennähe und Sonnenferne, nur dem einfachen Verhältnis der Entfernungen folgen könne. Er hebt dieſen Einwurf, der ihm aus der rechten Erkenntniß der Wahrheit ſelber entgegen kam, zuletzt dadurch, daß er durch verſchiedne unrichtige Sätze zu beweiſen ſucht, daß dieſes Verhältnis auch nur bey der Erleuchtung eigentlich Statt finde.

So hat, kann man ſagen, Kepler das Geſetz der Schwere nicht blos geahndet, ſondern wörtlich und klar ausgeſprochen, wie der erwähnte Innhalt des 36ſten Capitels ſeines Werks über Mars noch viel deutlicher zeigt, als die gewöhnlich aus ſeiner Harmonie der Welten angeführte Stelle über die Anziehung welche der Mond gegen das Meerwaſſer ausübt, wodurch er Ebbe und Fluth bewirkt. *) Die Wahrheit des Geſetzes, die ihm aber für die Anſicht, die ſich ſchon früher in ihm über das 2te von ihm entdeckte Geſetz gebildet hatte, nicht günſtig ſeyn konnte, war ihm demohnerachtet ſo einleuchtend, daß ihm nach ſeinem eignen Ausdruck dieſer Streit des wahren Geſetzes gegen eine früher gebildete Anſicht, wirklich quälend war, und daß er ihn deshalb auf alle Weiſe auszuweichen geſucht. Es wird dieſes höchſt begreiflich, wenn man ſieht, wie der Schluß, den er aus ſeinem 2ten Geſetz, das ſich, wie Neuton gezeigt hat, ſehr gut auch aus dem Geſetz der Schwere erklären läßt, gezogen, daß nämlich die durch die Kraft der Sonne bewirkte Geſchwindigkeit der Planeten bey ihrem Umlauf um dieſelbe, in den verſchiednen Theilen der Bahn, dem einfachen Verhältnis der Entfernung folgen müſſe, aus der freylich viel weniger künſtlichen von ihm gewählten mathematiſchen Methode nothwendig folgte. Er hielt ſich, indem er das, was er mit tiefen und wahrhaften Schlüſſen über das Geſetz der Schwere gefunden verwarf, nach ſeiner Ueberzeugung mehr an das, was ihm die Natur unmittelbar zu lehren ſchien, und es würde wohl jeder ächte Naturforſcher, wo in einem ähnlichen Fall zwiſchen

---

*) Sein Werk über Mars iſt bekanntlich eines der früheren. Vielleicht ließen ſich aus den ſpäteren Werken noch viel evidentere und deutlichere Stellen auswählen.

den auch noch ſo wohl zuſammenhängenden Schlüſſen des Verſtandes, und dem unmittelbaren Zeugniß der Natur gewählt werden muß, auf dieſelbe Weiſe handeln. . .

So weit war Kepler ohne Vorgänger, für ſich ſelbſt gekommen, zu einer Zeit, wo man noch nicht angefangen, die Mathematik auf die Geſetze der Bewegung anzuwenden, während Neuton nicht blos von Kepler alle Materialien, ſondern in Galilei, Huyghens, Hooke u. A. ſelbſt Vorgänger in der Methode der Ausführung gehabt hatte.

Wenn man daher Neutons großes Verdienſt, das wir ja mit aller Achtung anerkennen, von einer Seite etwas zu ſehr und über Gebühr über das Kepleriſche erhoben, ſo kann es auf der andern Seite nicht fehlen, daß ſich Einzelne durch ein natürliches Gefühl von Billigkeit zum Widerſpruch geneigt fühlen. Und weit entfernt „vor der Gründlichkeit der Neutoniſchen Werke,“ die ſie ja nicht an ſich ſelber, ſondern nur die Alles hemmende, ſich aller lebendigen Totalanſicht entgegenſetzende Beſchränktheit, die daraus auf die Zeitgenoſſen übergegangen, bekämpfen möchten, „zu erſchrecken“, ſetzen ſie dieſer Drohung eines übrigens ehrwürdigen Phyſikers, die eines andern wenigſtens eben ſo ehrwürdigen entgegen: „Noch konntet ihr Worte ohne Anſchauung nachreden. Gienge auch heute der Sinn der Natur auf, ihr würdet erſchrecken, und die Hälfte wenigſtens fliehen von der heiligen Stätte.“

Zwar iſt ſelbſt von Keplers aſtronomiſchen Arbeiten, *) ein großer Theil noch nicht bekannt, und noch viel weniger wie er es verdiente, gewürdiget, beſonders enthält meines Bedünkens nebſt einigen ſeiner letzten Werke, ſein Buch über die Harmonie der Welten unſchätzbare noch ganz verſäumte Wahrheiten, doch ſind diejenigen ſeiner Arbeiten, die allerdings für die ganze höhere Naturkunde von den wichtigſten Folgen waren, und noch vielmehr ſeyn werden, die 3 nach ihm benannten Geſetze des Umlaufs der Planeten, allgemein bekannt genug.

Es gründet ſich das erſte von ihm entdeckte, die elliptiſche Geſtalt der Bahnen, wie ich dieſes in meiner öfters erwähnten Schrift aus verſchiedenen Gründen hergeleitet habe, auf die allgemeine Nothwendigkeit der Wechſelwirkung der Gegenſätze, und Kepler ſelbſt ſcheint dieſes, wie ſich aus Vielen ſchließen laßt, ſchon anerkannt zu haben. Die Wechſelwirkung der Gegenſätze hat zur Folge, daß der untergeordnete, weibliche, in ſeiner Art zu einer ähnlichen (zeugenden) Thätigkeit beſtimmt wird, wie die war, die der höhere

---

*) Seine Verſuche in der Phyſik und Geognoſie können freylich nur zeigen, daß dieſe Wiſſenſchaften bey ihrem damaligen Stand, noch nicht für ihn eröfnet waren.

Gegenſatz an ihm geübt. Hierdurch wird die Baſis auf ihre Weiſe dem höheren Gegenſatz gleich, unabhängig von ihm, und dieſer, dem ſich ſeine Baſis, das Material ſeiner Thätigkeit entzogen, iſt hierdurch nicht allein außer Stand geſetzt aktiv zu ſeyn, ſondern er wird auch nun zu ſeiner Baſis, die gerade dann den höchſten Gipfel ihrer Activität erreicht hat, paſſiv. So folgt, wo die Gegenſätze in längerer und innigerer Wechſelwirkung vereinigt ſind, überall auf die Einwirkung des höheren Gegenſatzes ein Moment der verhältnißmäßigen Zurückwirkung der Baſis. Hierdurch aber wird dem höheren Gegenſatz ſelber jene Lebensempfänglichkeit zurückgegeben, ohne welche das Leben und die längere Wechſelwirkung in ihrer weiteren Fortdauer nicht beſtehen könnten.

Die weitere Ausführung dieſer Anſicht des erſten Kepleriſchen Geſetzes, durch mehrere analoge Thatſachen aus verſchiedenen Naturwiſſenſchaften, kann man an dem angeführten Orte leſen, wo man auch das 2te Kepleriſche Geſetz, daß die elliptiſchen Sectoren, welche die Planeten bey ihrem Umlauf, um die Sonne beſchreiben, den Zeiten, worin ſie beſchrieben ſind, proportional ſind, aus gleichen Gründen hergeleitet finden wird.

Das 3te Kepleriſche Geſetz, daß die Quadrate der periodiſchen Umlaufszeiten verſchiedner Planeten ſich verhalten: wie die Kubikzahlen der großen Axen ihrer

Ellipſen, erklärt ſich bekanntlich aus dem Geſetz der Schwere, daß nämlich die Schwere im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernung iſt. *) Die Neutoniſche Theorie hat ſogar aus dieſem Geſetz einen ihrer Hauptbeweiſe genommen.

Das Geſetz der Schwere iſt bekannt genug, und wie ſeine Form auch auf andre Naturkräfte übergeht. Es läßt ſich daſſelbe mathematiſch, ſchon aus der elliptiſchen Geſtalt der Bahnen herleiten, und ich habe zugleich anderwärts den Verſuch gemacht, es auf die noch allgemeinere und verſtändlichere Form der Wechſelwirkung zurückzuführen. Denn daß dieſe bey den Bewegungen der Weltkörper nicht blos ein leeres Wort ſey, ſondern recht eigentlich ſtatt finde, können unter andern einige neuerlich entdeckte Verhältniſſe, die an den Größen und Eccentricitäten der Planeten ſtatt finden, deutlicher beweiſen, als bisher möglich war. Ich habe dieſe Verhältniſſe, welche freylich ihrer ganzen Natur und ihrer Form nach nicht zu dem gehören können, was vor der Hand auf allgemeineren Beyfall hoffen kann, etwas unvollkommen im 2ten Band m. A. mitgetheilt. Die falſche Vorausſetzung, daß in jenem Verhältnis eine geometriſche Progreſſion ſtatt finde, auf welche ich erſt (nachdem ich vorher der Wahrheit näher geweſen) durch die Entdeckung der Veſta gekom-

---

*) Ich werde jedoch in dem nächſtfolgenden Band m. A. dieſes Geſetz noch von einer andern Seite anwenden.

men, hatte verurſacht, daß ich bey Beſtimmung des Veſtahalbmeſſers einen 8 mal größern Werth angegeben, und derſelbe Irrthum hatte den Uebergang, der von der erſten Reihe zur zweyten gefunden wird, und den Anfang der letzteren zu ſehen gehindert, obgleich dieſes ſpater die vorzüglichſten Stützen jenes Verhältniſſes geworden ſind. Ich habe deshalb in einem Anhange zu dieſen Vorleſungen, beſonders das Verhältnis der Größen noch einmal gründlicher und in ſich ſelber zuſammenhängender durchgearbeitet, als es in meiner erwähnten Schrift geſchehen, und obgleich hierbey nur erſt die gewöhnliche Annahme der Sonnenparallaxe vorzüglich gewählt iſt, da vielleicht bei einer geringen Veränderung der mittlern Entfernung der Erde, ſich vieles noch beſſer fügen würde, leuchtet doch ſchon aus dieſer vorläufigen Anordnung, ein Geſetz der Größen deutlich genug hervor.

Ich zweifle auch nicht, daß man es anerkennen würde, wenn nicht das Daſeyn der beyden Reihen die ſich ja auch nicht in dem von Planetenbahn zu Planetenbahn beſtändig bleibenden Geſetz der Schwere finden, Vielen zuwider wäre. Man möchte gar zu gern auch dieſe Verhältniſſe, damit ſie nur aus der Newtonſchen Theorie der Schwungkräfte erklärt werden könnten, auf einerley Weiſe von Mercur bis zum Uranus ablaufen laſſen, wobey es freylich recht bequem „beym Alten“ bleiben könnte. Doch wollte dieſes diesmal nicht wohl gehen, da dieſe Verhältniſſe noch auf eine etwas allgemeiner durch die ganze Natur verbreitete Nothwendigkeit zurückführen als ſelbſt das Geſetz der Schwere.

Wenn nun das Daſeyn der beyden Reihen, wie ich ſchon anderwärts gezeigt habe und noch zeigen werde, auch in den Verhältniſſen der Eccentricitäten, Rotationen und andrer hiermit verwandten Erſcheinungen wieder gefunden wird, wenn daſſelbe die Lage der Kometen und Planetenbahnen auf der Ebne des Sonnenäquators, und der Sonnennahenpunkte bezeugen, wie ſchon aus dem Anhang erhellen wird, wenn endlich auch die Neigungen der Axen und Bahnen und alle andre hieher gehörigen Verhältniſſe das Daſeyn der beyden Reihen beſtätigen, ſo gehört ein ſehr ungerechter Widerwille gegen alle Uebereinſtimmung der ſogenannten anorganiſchen Natur mit der Organiſchen dazu, um Alles zu läugnen.

Und auf dieſe Uebereinſtimmung brauchte hiebey noch gar nicht einmal Rückſicht genommen zu werden, wenn man nur an die ſelbſt nach Neuton der allgemeinen Schwere ſo nahe verwandten Phänomene des Magnetiſmus und ähnliche Naturwirkungen denken wollte, aus denen ſich das Daſeyn der beyden Reihen im Planetenſyſtem eben ſo notwendig ableiten läſſet, als aus der höheren organiſchen Natur. Ja es läßt ſich vielleicht in der Folge bey einer andern Gelegenheit zeigen, daß ſchon aus den Kepleriſchen Geſetzen, und aus dem der Schwere, obgleich dieſe allgemein und unverändert auf alle Körper unſers Syſtems, ſelbſt auf das Verhältnis der Trabanten zu ihrem Hauptkörper anzuwenden ſind, wenn man ſie nur recht verſteht, das Daſeyn zweyer Reihen im Planetenſyſtem nothwendig folgt.

Daß die Rotationsperioden, die bey den 4 der Sonne am nächſten ſtehenden Planeten übereinſtimmend nahe an 24 Stunden ſind, bey den 3 letzten (wenn man Herſchels neuen Entdeckungen über die Rotation des Uranus hinzunimmt) eben ſo übereinſtimmend nahe an 10 Stunden; daß die 3 letzten ſo wie jene 4 erſten in Hinſicht der Seltenheit der Monde auf der einen, *) der Menge derſelben auf der andern Seite; daß die Zonenartigen atmoſphäriſchen Streifen, die ſtarke Abplattung und die geringere Neigung der Axe auf der Bahn die 2te, das Daſeyn von mehr Wolkenartigen nach allen Richtungen bewegten Flecken, die äußerſt geringe Abplattung und die größere Neigung der Axe auf der Bahn, die erſte Reihe auszeichnen; Erſcheinungen, welche gleich auf den erſten Blick Jedem auffallen müſſen, hat ſchon längſt den tiefer Forſchenden jenen Gegenſatz verrathen. Zwiſchen beyden ſich entgegenſetzten Reihen, im Indiffe-

---

*) Der Mond unſrer Erde iſt, wie ſchon anderwärts erwähnt, nicht nur in der erſten Reihe eben ſo einzig als der Ring des Saturn in der 2ten; ſondern er iſt auch für jene gerade das, was dieſe für die 2te iſt.

renzpunkt ſind nun jene merkwürdigen 4 neuen Planeten entdeckt, die ihre Kleinheit und Naturbeſchaffenheit von den andern Planeten des Syſtems ſo ſehr unterſcheidet, daß man ſie Anfangs gar nicht mit dieſen zuſammenſtellen, ſondern (als Aſteroiden) in eine ganz neue Ordnung ſetzen wollte. Dieſe 4 Weltkörper ſind uns erſt der Schlüſſel zu jenen tieferliegenden Verhältniſſen des Planetenſyſtems geworden, und ohne ſie wäre hierinnen kein Fortſchritt möglich geweſen.

Einige der von uns bis jetzt ſchon durchgearbeiteten Verhältniſſe, können von den allgemeiner bekannten Kepleriſchen Geſetzen und von dem der Schwere, den Uebergang zu jenen machen, wo die beyden Reihen ſchon vollkommen entwickelt hervortreten. Zu den letzteren, wo ſich jener Gegenſatz der ſich unter den Planeten ſelber findet, in ſeinem ganzen Gewicht darſtellt, gehören die Verhältniſſe der Größen und Eccentricitäten, die ich beyde im Anhange aufführen werde. Aus jenen aber, welche den Uebergang zur Erkenntniß der beyden Reihen machen können, indem ſie in gewiſſer Hinſicht allen Gliedern des ganzen Syſtems gemeinſchaftlich, vom Mercur bis Uranus dieſelben ſcheinen, wie das Geſetz der Schwere, zugleich aber von einer andern Seite ſehr deutlich ſchon den Gegenſatz zwiſchen den Gliedern der erſten und zweyten Reihe, und zwiſchen dieſen im Ganzen hervorblicken laſſen, werde ich diesmal nur das Verhältnis der Neigungen und des

Orts der Sonnenfernen herausheben, indem ich anderwärts dieſe Arbeit noch vielſeitiger und vollſtändiger, als ein vollkommneres Ganze aufzuſtellen gedenke.

Die ausführliche Aufſtellung einiger dieſer Verhältniſſe, wird demnach im Anhange erfolgen, auf welchen ich mich auch hier bey einigen allgemeinen Bemerkungen über das Verhältnis der Halbmeſſer berufe.

Man findet den Halbmeſſer des nächſtfolgenden Planeten nach Meilen, wenn man die weiteſte Entfernung des vorhergehenden von der Sonne nach Sonnenhalbmeſſern mißt, dieſe Zahl mit einer andern, deren Urſprung in der weiteren Ausführung angegeben iſt, multiplicirt, und alsdann mit der erhaltnen Summe in die Sonnenferne des zu beſtimmenden Planeten nach Meilen, dividirt. Man braucht hierbey in der erſten Reihe nur die Größe des erſten Gliedes (des Mercurs) zu kennen, und die Elemente der Entfernungen; in der 2ten Reihe muß aber außer den Elementen der Bahn zugleich die Größe des nächſtvorhergehenden Gliedes bekannt ſeyn.

Denn hierin beſteht der Unterſchied der beyden Reihen, daß in der einen die Halbmeſſer durch eine Zahl beſtimmt werden, welche aus dem Verhältnis des erſten Gliedes zur Sonne hervorgeht, und die mithin von der Sonne aus erhalten wird, während in der andern dieſe Zahl aus den Verhältniſſen der Halbmeſſer der Planeten ſelber zu ihrer Entfernung erhalten wird. Dieſes iſt aber auch zugleich der Unterſchied der Sonnennähe und Sonnenferne bey jedem einzelnen Planeten. Es erſcheint nämlich in einem Verhältnis der Eccentricitäten, das wir mit dem der Größen zugleich ausführlich mittheilen werden, an der Sonnennähe jedes einzelnen Planeten das Verhältnis dieſer Entfernung zum Sonnenhalbmeſſer bedeutend, während dieſes in der Sonnenferne das Verhältnis der Zunahme der Entfernung zum Halbmeſſer des Planeten iſt; ſo daß die in jenem Verhältnis nöthigen Zahlen in der Sonnenferne der Planet, in der Sonnennähe die Sonne hergiebt.

In den einzelnen Planetenbahnen bezeichnet nämlich der Punkt der Sonnennähe den der vorherrſchenden Aktion der Sonne, der der Sonnenferne den der vorherrſchenden Reaction des Planeten, wie im Ganzen die Glieder der 2ten Reihe eben ſo wie das Aphelium in der einzelnen Bahn, eine vorherrſchende Reaction, die der erſten eine überwiegende Aktion der Sonne auszeichnet.

Die Weiſe, wie die Größen der einzelnen Halbmeſſer von einem vorhergehenden Glied zum nächſtfolgenden beſtimmt werden, läßt noch auf eine viel innigere und tiefere Vereinigung aller einzelnen Glieder unſers Syſtems zu Einem Ganzen ſchließen, als die

Gemeinſchaftlichkeit der Centalkraft. Es wird hier ſogar in den Verhältniſſen der entfernteren Planeten, das Daſeyn der vorhergehenden Glieder ſchon als nothwendig vorausgeſetzt, und der Halbmeſſer eines Planeten hat gerade dieſes Verhaltnis zu ſeiner weiteſten Entfernung von der Sonne, weil dieſes letztere Element bey dem nächſt vorhergehenden gerade jenes beſtimmte war. Dagegen wäre (nämlich dem äuſſern Anſchein und der gewöhnlichen Meynung nach) bey den Kepleriſchen Geſetzen und dem der Schwere bey irgend zwey einzelnen Planeten, oder ſelber bey einem allein das Verhältnis daſſelbe, wenn auch weder das nächſtvorhergehende noch das nächſtfolgende Glied vorhanden wären, und dieſem äuſſern Anſchein nach, könnte ſehr wohl ein einzelner Weltkörper in ſeinem Verhältniß zur Sonne beſtehen, ohne daß dabey das Daſeyn der andern nothwendig wäre.

Es wird in dem Verhältnis der Gröſſen noch auſſer dem was die Sonnenferne des nächſtvorhergehenden Gliedes hierzu beyträgt, ein nach beſtimmten Geſetz fortgeſetztes Steigen jener Zahl, welche die Reaction der Planeten auszudrücken ſcheint, deutlich gefunden, ſo daß dieſe Summe in einem folgenden Gliede nicht gerade dieſe beſtimmte ſeyn könnte, wenn ſie nicht ſchon in dem vorhergehenden Glied jene beſtimmte geweſen wäre. Dem Anſchein nach wächſt dieſe Zahl von Glied zu Glied in dem Verhältnis der Dimenſionen, oder der Potenzen, und ſie iſt bey dem nächſtfolgenden Glied das Quadrat, oder in einem Fall der einzig bey der Veſta gefunden wird, der Würfel jener des nächſtvorhergehenden Gliedes.

Es ſcheint ſich dieſes alles darauf zu gründen, daß (da die Sonnenferne den Moment der Reaction der Planeten bezeichnet) die Reaction des nächſtfolgenden Planeten um ſo viel ſtärker zu ſeyn vermag, je mehr die Action der Sonne ſchon in der Wechſelwirkung mit dem nächſtvorhergehenden Glied vermindert war. Aus dieſem Grunde muß, damit die Verhältnißzahl des Halbmeſſers der Planeten zu ihrer weiteſten Entfernung von der Sonne erhalten werde, jene in dem Verhältnis der Potenzen wachſende Zahl mit einer andern multiplicirt werden, welche den Grad bezeichnet, bis zu welchem die urſprüngliche Summe der Action des gemeinſchaftlichen Centralkörpers ſchon durch das vorhergehende Glied vermindert iſt. Es iſt dieſe Zahl keine andre, als die weiteſte Entfernung des nächſt vorhergehenden Gliedes, nach Halbmeſſern des Centralkörpers, weil in dieſer Entfernung die Action des letzteren um ſo viel geringer iſt als an ſeiner Oberfläche, je vielmal größer der Abſtand eines in dieſem Punkte ſtehenden Körpers iſt, als der eines an ſeiner Oberfläche ſtehenden. Wie nämlich Venus in ihrer weiteſten Entfernung von der Sonne 157 Halbmeſſer derſelben entfernt iſt, findet ſie auch an dieſem Punkt nur eine 157 mal geringre Action der Sonne, als wenn ſie an der Oberfläche derſelben ſtände. Der nächſtfolgende Planet Erde findet nun außer der ihm eigenthümlichen Summe der Reaction, auch nur den 157ſten Theil der urſprünglichen Wirkungskraft des Centralkörpers u. ſ. w.

Ich habe dieſes alles an dem öfter erwähnten Ort ſchon ſo weit auseinander geſetzt, daß ich mich hier einſtweilen (bis ich eine andre Weiſe der Darſtellung verſuchen werde) darauf berufen kann.

Es kommen alle jene Verhältniſſe und Geſetze auf Eins zurück, das eigentlich nicht mehr Geſetz, ſondern innre, allen Weſen auf mehr oder minder vollkommne Weiſe eingebohrne Nothwendigkeit des Lebens und Daſeyns iſt. Ueberhaupt erſcheint uns in der höheren Natur jene innre Nothwendigkeit nur von einem untergeordneten Standpunkt aus als Geſetz; als Etwas den Dingen von außen Aufgedrungenes, während uns, wenn wir weiter gehen, der Begriff von Geſetzen hier ganz verſchwindet. Nicht weil die Schwere im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernung abnimmt, müſſen die Weltkörper ſich in elliptiſchen Bahnen bewegen, oder umgekehrt, nicht weil die beſchleunigende Centralkraft die Weltkörper „zwingt“ gerade dieſe geometriſche Figur um den Centralkörper zu beſchreiben, muß ſie ſich verkehrt wie die Quadrate der Entfernung verhalten; ſondern beydes, die elliptiſche Geſtalt der Bahn und das Geſetz der Schwere gehen, wie ich anderwärts gezeigt habe, aus einer allgemeinen Nothwendigkeit der Wechſelwirkung hervor.

Das Bedürfnis eines höheren Einfluſſes, aus welchem das Einzelne hervorgegangen, und durch welchen es beſteht, vermag bey dem poſitiven Gegenſatz allein durch die Rückwirkung der Baſis, (die ihm ſeine Lebensempfänglichkeit zurückgiebt) befriedigt zu werden. So wird durch dieſe Wechſelwirkung der Gegenſätze allein eine Fortdauer des Lebens und Daſeyns derſelben möglich, und es löſen ſich auf dieſe Weiſe alle Verhältniſſe, alle Geſetze der in Wechſelwirkung begriffenen Natur, in das Verhältnis des Einzelnen zu ſeinem höheren Urſprung auf.

Siebente Vorleſung.

Von der ſogenannten anorganiſchen Natur.

Wenn die Materie, je näher ſie ihrem Urſprung, jenem Zuſtand der reinen Lebensempfänglichkeit der ſie bey ihrem Entſtehen auszeichnet, ſtehet, einer um ſo vollkommneren und höheren Lebenswirkung fähig, wenn ſie auf dieſer frühern Stufe ihres Daſeyns einer viel innigeren Gemeinſchaft mit dem höheren Einfluß theilhaftig iſt; ſo finden wir ſie dagegen in jenem Zuſtand, worinnen wir den größten Theil der uns umgebenden Natur erblicken, dem Anſchein nach aller ſelbſtſtändigen Thätigkeit nach außen beraubt, und gleichſam gefühllos für alle höheren Einflüſſe. Nur in Einem beſtändigen Streben, dem der Schwere, der innigen Vereinigung mit der Geſammtmaſſe des Planeten, ſehen wir jede andre Thätigkeit verſchlungen, und die Welt der anorganiſchen Körper ſcheint zu bekennen, daß ſie nur in Beziehung und Wechſelwirkung mit dem Planeten überhaupt etwas iſt.

Wenn man dieſen Zuſtand der anorganiſchen Welt mit jenem urſprünglichen vollkommneren vergleicht, erſcheint derſelbe als ein tiefes Herabſinken von einer höheren und früheren Stufe; und ſchon jene chemiſchen Gegenſätze, wenn ſie vorher flüſſig, und mit den erſten Spuren einer höheren ſelbſtſtändigen Thätigkeit, jetzt in der gegenſeitigen Vermiſchung ſich zu einem feſten Körper geſtalten, verlieren alle ihre frühere Thätigkeit nach außen.

Es iſt, wie anderwärts gezeigt worden, jeder lebendigen Natur, ſo wie auf der einen Seite der höhere Einfluß, ſo auf der andern ein untergeordnetes Material, eine Baſis nöthig, an welcher ſie das innre Leben ſchaffend (nach dem Vorbild des höheren Einfluſſes) übt und vollendet. Zu dieſer Baſis verhalten ſich jene ſchon untergeordneten Naturen wie höherer Einfluß; und wenn ſich nun ſo die Natur bis ins Unendliche aus ſich ſelber entfaltet, und das Bild des höheren Einfluſſes ſich immer mehr in endlichen Formen darſtellt, trübt und „verfinſtert" ſich zuletzt die Klarheit des urſprünglichen Zuſtandes, in dem der Materie.

Wir ſehen die Körper der anorganiſchen Welt nur dann wieder zu einer ſelbſtſtändigeren Thätigkeit und Empfänglichkeit nach außen zurückkehren, wenn ſie auf irgend eine Weiſe dem Erdganzen, dem ſie als unſelbſtſtändige Theile untergeordnet ſind, gleich, und hierdurch von der Abhängigkeit von demſelben frey geworden ſind. Auf der einen Seite geſchieht dieſes (wie anderwärts gezeigt iſt) in dem Magnetiſmus und der Electricität, auf der andern, jener entgegengeſetzten Seite, nach dem Uebergang in den flüſſigen und endlich am meiſten in den luftförmigen Zuſtand, im chemiſchen Proceß. In dieſen „kosmiſchen Momenten“ des Daſeyns werden die Einzelnen in die innige Vereinigung des Ganzen, und in das Geſammtleben der höheren Natur aufgenommen, und das magnetiſche Eiſen zeigt nun dieſelben Perioden des Daſeyns und der Wechſelwirkung, welche das Erdganze in ſeinem Zuſammenhange mit andern Weltkörpern zeigt, und es wird an allen, in dem Moment der Wechſelwirkung begriffnen Gegenſätzen die lebendige Harmonie des Ganzen wahrgenommen. — — *)

Wenn uns auch die jetzige irdiſche Natur in einem großen Theil ihres Umfanges nur einen ſtarren und unwirkſamen Zuſtand der Körper zeigt, ſo iſt ihr doch dieſer Zuſtand nicht immer eigenthümlich geweſen, und es finden ſich von allen Seiten Spuren eines viel bild-

---

*) Ich berufe mich hier bey dem Druck dieſer Vorleſungen, ſtatt einer weitern Ausführung, auf den Inhalt meiner öfter erwähnten Schrift, da ich in den Vorleſungen ſelbſt nur wenig von dieſer abgewichen bin.

ſameren, und an den Einflüſſen des höheren Ganzen theilnehmenderen Zuſtandes: jenes der allgemeinen Auflöſung und Flüſſigkeit.

Denn es liegt die Entſtehung der Erde durch Niederſchlag aus dem Flüſſigen den Augen ſo nahe, daß ſchon eine kurze Beobachtung derſelben den Menſchen davon überzeugen mußte. Das allgemeine Gewäſſer, das wir jetzt in ſeinen ungleich engeren Gränzen, als Meer kennen, hat Anfangs über dem Gipfel der höchſten Gebirge geſtanden. Die Gebirgsmaſſen, aus welchen der feſte Erdkörper beſteht, ſind ſämmtlich auf dem ſogenannten naſſem Wege gebildet, wie ihre Geſtalt im Einzelnen und Ganzen, ihr Gehalt an Waſſer und alle andre Eigenſchaften zeigen. Es ſieht der Menſch auf den Gipfeln der Gebirge, welche jetzt mehr als 13000 Fuß über der Meeresfläche erhöht ſind, die Ueberreſte von Thieren und Pflanzenartigen Weſen, welche den Grund des ehemaligen Meeres bewohnt haben. Verſteinerungen von ſolchen Meerthieren, fand Ulloa auf einem über 13000 Fuß hohem Gebirge der peruaniſchen Cordilleren, und Molina auf dem Gipfel des noch viel höheren Deſcabeſado, welcher in der Mitte der großen amerikaniſchen Gebirgskette ſteht.

Nicht minder hat man ſolche ehemalige Bewohner des Meergrundes auf dem Gipfel einiger der höchſten ſavoyiſchen Alpen, und auf den höchſten Gebirgsſpitzen der Pyrenäen, ſo wie auf den Höhen des ſüdlichen und nördlichen Afrikas gefunden. Zuweilen in ungeheurer Menge, ſelten oder nie einzeln, wie vom Zufall dahin geführt, und ſtets in eine harte Steinmaſſe, welche der Schlamm des ehemaligen Gewäſſers geweſen, feſtgekittet. Wie jene Thiere oder Thierpflanzen, welche noch zu unſrer Zeit jenen jetzt untergegangenen Weſen entſprechen, ſich in großer Menge und in ganzen Kolonien an Einem Ort verſammlet finden, ſo ſcheint auch jenes ſonderbare Geſchlecht der untergegangenen Vorwelt, in ganzen Schaaren den geweſenen Meeresgrund bedeckt zu haben. Am ausgezeichnetſten ſieht man dieſes in dem bekannten Thale des Trento, das von mächtigen Kalkgebirgen gebildet wird. Es liegen daſelbſt wie von der Hand eines künſtleriſchen Rieſen geordnet an der Oberfläche des ganzen Grundes, und an der Seite der kahlen Gebirge hinauf, Tauſende von Ammonsmuſcheln, von einer Rieſengröße, zum Theil wie in Reihen oder Strahlenweis, kleinere um die Großen verſammlet. Dieſe ungeheure Täfeley reicht bis 500 Fuß hoch an den Abhang der Berge hinan, wo in einer wilden Unordnung, wie nahe am Strande, wo die Bewegung der an der Küſte anbrandenden Wellen, die ruhige Anhäufung an dem Boden hindert, eine Menge Muſcheln und Pflanzenthiere von jetzt untergegangnen Geſchlechtern gefunden werden. Endlich verräth an dem Gipfel der Gebirge, ein in ruhiger Ordnung liegendes Heer von Lenticuliten, daß auch hier in noch früheren Zeiten ruhiger Meeresgrund geweſen.

Von andern Bergen, welche oft viel niedriger ſind als die vorhin erwähnten, hat die Fluth, welche nach verſchiedenen Richtungen hin einen lebhafteren Zug genommen, die ehemaligen Meeresproduckte hinweggeriſſen, und dieſe, von den Fluthen ſelbſt der jüngern Gebirgsarten, welche ſonſt von allgemeiner Verbreitung, auch über ihnen ſich abſetzen mußten entblößt, bieten wie nackte Geſchiebe, welche öfters in Flüſſen und Bächen unmittelbar neben kleinen Anhäufungen und Inſeln von Schlamm, und niedriger als dieſe gefunden werden, dem Auge den unmittelbaren Anblick der Urgebirge dar. Wir haben ein Beyſpiel davon ganz in der Nachbarſchaft dieſer Stadt, wo das älteſte Urgebirge, der Granit, in niedrigen Bergkuppen hervortritt.

Wie aber noch jetzt die Thiere, welche in unſern Meeren jenen erwähnten Ueberreſten der ehemaligen Thierwelt entſprechen, gewöhnlich nur an dem tiefſten Grund des Meers gefunden werden, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß jene Gebirgsgipfel, die von ſolchen Meerthieren bedeckt ſind, vorhin an dem tiefſten Grund des ehemaligen ungeheuren Meeres gelegen waren. — So iſt da ehedem tiefes Weltmeer geweſen, wo jetzt in ungeheurer Höhe über dem Meere Wälder ſtehen, oder die hohen Felſenſcheitel ein ewiger Schnee bedeckt.

Wenn jenes ehemalige Meer, wie hernach gezeigt werden wird, von dem jetzigen an Gehalt ungemein verſchieden war, ſo finden ſich doch an ſehr vielen Orten der Erde noch deutliche Spuren, daß ſie von einem Meere bedeckt waren, das dem unſrigen an Gehalt vollkommen glich. So ſtehen jetzt an der ſüdlichen Spitze von Afrika Wälder von Mimoſen an Thon und Salzgebirgen, welche in allen ihren Beſtandtheilen dem Bodenſatz der jetzigen Meere gleichen. Zwiſchen den Hügelreihen von ſolcher Beſchaffenheit, welche wie Mauern die immer höher und höher hinter einander ſtehen, die Ebenen der Südſpitze von Afrika in mehrere große Felder abſchneiden, liegt wüſte, und nur nach einigen Gegenden von durchziehenden Strömen, deren Waſſer jedoch der ſtarke Salzgehalt für Menſchen und Thiere ungenießbar macht in etwas befeuchtet, der Meeresſand, aus einer ſehr jungen Zeit.

Die große Wüſte Saarah in der nördlichen Hälfte von Afrika, iſt offenbar auch der Grund eines Meeres von der Beſchaffenheit des jetzigen geweſen. Mitten in dieſer, an einigen Stellen faſt 100 Meilen breiten Sandebene, liegen einzeln zerſtreut ganze Berge von Seeſalz, aus deren Mitte ein klarer Quell entſpringt, um welchen her ſich öfters wie Inſeln mitten im Meer kleine Palmenwälder gebildet haben, welche innerhalb eines ungeheuren Umfangs, der kein kleines Gras, kein Geſträuch hervorbringt, dem Auge wieder den Genuß des Grünen gewähren. Auf der mehr als 12tägigen Reiſe durch eine traurige Oede, finden hier, wo kaum einige verirrte Vögel hinkommen, die Caravanen, welche vom nördlichen Afrika der Goldſtaub der ſüdlichen Länder herablockt, einige Erquickung, und das Salz, welches den Gegenſtand ihres Handels aus macht.

Ohngefähr von ähnlicher Beſchaffenheit, und entweder der jetzt ausgetrocknete Grund eines ehemaligen ungemein groſſen Landſees, oder eines abgeſonderten Mittelmeeres, iſt die Wüſte Shamo, oder Cobi in Aſien. Jene faſt unerſchöpflichen Salzmaſſen, welche ſich noch jetzt in einigen Theilen von Pohlen z. B. bey Wilizka finden, ſind es nicht allein, welche uns verrathen, daß dieſes Land vor nicht gar fernen Jahrtauſenden Meeresgrund geweſen, ſondern es zeigen uns eine Menge ſehr ſichre Thatſachen, daß nicht allein der Aralſee mit dem Caspiſchen, und dieſes mit dem ſchwarzen Meer in Verbindung ſtund, ſondern dieſes Meer hieng durch die moraſtig tiefen Ebenen von Pohlen und einiger Theile des europäiſchen Rußlands mit dem Ocean der nördlichſten Welt zuſammen.

So iſt in den früheren Zeiten, wie es ſcheint, ſchneller, das allgemeine Gewäſſer Schritt vor Schritt zurück getreten, und dieſem iſt die jüngere organiſche Welt auf dem Fuße nachgefolgt. Wir ſehen ein ſolches deutliches Zurücktreten des Meeres an einigen Stellen ſchon im Verlauf von wenigen Jahrhunderten merklich. So finden ſich in Nordamerika und in einigen nördlichen europäiſchen Ländern, unter andern im Weſtgothland, in einer ziemlichen Entfernung von der Meeresküſte, ganze Hügel, welche aus Muſcheln von der Art beſtehen, wie ſie noch jetzt jene Meere hervorbringen, und öfters eine Lage von Sand, von einer Dicke von 30 Fuß über ſich haben. So iſt Preuſſen, wie an dem Bernſtein erkannt wird, welcher oft gegen 20 Meilen von der Küſte entfernt gegraben wird, gröſſtentheils neu aus dem Meer hervorgegangen (das Meer ſoll nach einer allgemeinen Sage bis Culm gereicht haben) und Schweden, von welchem nach alten Sagen vor Zeiten nur der höchſte Rücken des Hochlandes aus dem Meer hervorſtund, zeigt uns noch jetzt Städte auf, welche nun faſt in der Mitte des Landes gelegen, vor wenig Jahrhunderten an der Küſte ſtunden. Es ſollen dahin alle die Städte gehören, die den Beynahmen Sund führen, welchen ſie nur von ihrer Lage am Ufer erhalten konnten. Päſſe in den Scheeren, welche kaum vor einem Menſchenalter groſſe Schiffe hindurch lieſſen, ſind kaum noch Boten gangbar, und jene Gegend von Fellbaka die zu der nämlichen Zeit noch Meerbuſen war, iſt jetzt fruchtbare Wieſe. Ehemalige Buchten an einigen lappländiſchen Städtchen, liegen jetzt tief im Meer, anderwärts ſtehen Eiſenhämmer wo ſonſt Meeresgrund war. Der ehemalige Hafen zu Aiguemortes in dem ſich Ludwig der Heilige einſchiffte, liegt jetzt eine Stunde vom Meer, und ſelbſt das tiefer gelegne Pſalnodie lag ehehin an der Küſte. Der arabiſche Meerbuſen hat ſeit einigen Jahrhunderten an Ausdehnung ungemein viel verlohren, und die ehemalige Communication würde ſchon aus Mangel der Waſſerhöhe nicht mehr gelingen, ja das benachbarte Damiate, das noch im 13ten Jahrhundert an einem Hafen lag, ſteht jetzt 10 Meilen vom Lande entfernt. Eine Menge ähnliche Beyſpiele ließen ſich aus allen Weltgegenden anführen.*)

Freylich ſcheint auch anderwärts das Meer noch bey ſeinem jetzigen niedrigen Stand, dem feſten Lande Abbruch zu thun, und die Ausdehnung der Küſten zu vermindern. Es geſchieht dieſes an Stellen, wo eine beſtimmte Strömung das Waſſer mit vorzüglicher Gewalt gegen das Land treibt, wodurch Auswaſchungen entſtehen, welche die allmälig untergrabenen Ebenen und Hügel durch ihre eigene Laſt einbrechen machen. So ſtürzen, wie es ſcheint, an der Küſte von Dännemark einige Anhöhen, allmälig unterwühlt ins Meer. Die Inſel Rügen ſo wie andre benachbarte Gegenden, hat das Meer durch Hinwegſpülen und Untergraben bedeutend verringert. An den Küſten Dalmatiens iſt das Meer an einigen Stellen, wie es ſcheint, weiter eingedrungen als vor Alters, daſſelbe findet ſich bey Venedig und an den Ufern von Crain. Ueberhaupt ſcheint erſt in neuerer Zeit die Anſtrömung des Meeres nach dieſen Gegenden hin an Gewalt zugenommen zu haben, welches wahrſcheinlich auch von der allgemeinen Abnahme der Gewäſſer herrührt.

---

*) Sehr viele davon wird man in der neuen Bearbeitung von Kants phyſiſcher Erdbeſchreibung, von dem Herausgeber hinzugefügt finden, andre in Bergmanns phyſicaliſcher Erdbeſchreibung. Die neuen Unterſuchungen in Schweden über die immer weitere Abnahme des Meeres ſind bekannt.

Solche Verwüſtungen des Meeres, welche übrigens weder ſo allgemein noch von ſo weitem Umfange ſind als der Anbau eines neuen Landes aus demſelben, entſtehen wohl vorzüglich da, wo eine jüngere lockere und leichter auflösbare Gebirgsart, zu B. Kalk oder Kreidegebirge, auf älteren und feſteren aufliegen. Das nahe Meer drängt ſich allmälig an der Auflagerungsfläche hinein, und zerſtört ſo ſein eignes Werk an verſchiedenen Orten wieder.

Obgleich die Abnahme des allgemeinen Gewäſſers, die aus Vielem zu ſchließen, in den älteſten Zeiten viel ſchneller vor ſich gegangen ſeyn muß, jetzt nur ſehr langſam geſchieht, ſo iſt ſie doch deutlich vorhanden. Und dieſe muß unſrer Phantaſie zu Hülfe kommen, wenn dieſe nun in jene Zeiten zurückkehrt, wo noch die ganze Oberfläche der Erde, ſelbſt die höchſten Gebirgshöhen derſelben, tiefer Grund einer unermeßlichen Fluth geweſen, und wo jene Gebirge, wo die ganze Ausdehnung des feſten Landes, aus dem Waſſer niederſank.

So ſieht das Auge in jenen Gebirgsmaſſen, in denen ſich der Bildungstrieb der Erde zuerſt ausgeſprochen, den Boden und die zu Stein erſtarrten Wogen eines ungeheuren Meeres. Es ſehen dieſe Häupter der Gebirge, mit einem traurigen Unwillen auf das friſche Leben, das ſich zu ihren Füßen verbreitet und das ſie zuletzt überall aus dem unmittelbaren Anblick des Lichts hinwegzudrängen droht, hernieder. Einſt haben ſie auch, lebendige Theile der Erde, mitten in dem frölichen Kreiſe der Wechſelwirkung und des allgemeinen Lebens geſtanden, als ſie, noch nicht zu dieſen einzelnen Maſſen erſtarret, Theile der von dem Geiſt des allgemeinen Lebens bewegten Fluth waren. Als aber die Erde, zur Selbſtſtändigkeit und dem beſondern Daſeyn erwachend, immer mehr aus der Abhängigkeit und der unmittelbaren Verbindung mit dem höheren Weltganzen hervorgetreten, als das äußere Zeichen und Mittelglied dieſer Vereinigung, der flüſſige Zuſtand und die allgemeine Waſſermenge, immer mehr abnahmen, da geſtalteten ſich aus dem abnehmenden Gewäſſer die erſten Bildungen des Planeten, die Gebirge.

Wie die Pflanze, in einem unendlich kleineren Maasſtabe die Verſchiedenheit der Zeiten (beſonders der Tage und des Jahres) und der äußeren Einflüſſe, welche die Zeiten charakteriſiren, in ihrer Form und ganzen Weſen ausſprechen, ſo zeugen uns auch die Gebirge in ihren ſo ungemein charakteriſtiſchen Geſtalten von den verſchiedenen Weltaltern, und dem Geiſt des höheren Einfluſſes, welcher in ihnen geherrſcht. Auch

In ihnen muß ſich ſchon die nothwendige Aufeinanderfolge der Formen, und der Stufe der Entfaltung, welche der Bildungstrieb des Planeten überall von den tieferen zu den höheren Bildungen durchgehen muß, erkennen laſſen. Wir wollen deshalb, ehe wir die Geſtalten und äußern Eigenſchaften der Dinge im Einzelnen und Kleinen betrachten, die Grundformen der planetariſchen Schöpfung, und die Geſtalten der Erdoberfläche, wie ſie für ſich allein iſt, zuerſt ſchnell überblicken, hernach zu der Welt der einzelnen Geſtalten zurückkehren. Wir wollen bey dieſer Beſchreibung der einzelnen Gebirgsformen, nach der Folge des vermuthlichen Alters gehen, und hierbey blos auf die allgemeinſte Vegetation der Gebirge, und nur ſo weit ſie für dieſe charakteriſtiſch iſt, Rückſicht nehmen.

In häufig zerſprungenen maſſiven Klippen, in rundlichen Felſenmaſſen, welche wie zu einem Rieſenbau übereinander gehäuft liegen, kündigt ſich das älteſte Gebirge der Erde das wir kennen, das Granitgebirge, ſchon von ferne an. Nicht ſowohl die chemiſche Beſchaffenheit des Bodens, der durch Verwitterung aus dieſem Geſtein entſteht, als vielmehr die Höhe, in welcher der Granit aus den übrigen Urgebirgen hervorragt, ſcheint die Urſache jener Unfruchtbarkeit, welche dieſem Gebirge gewöhnlich zugeſchrieben wird. Doch ſehen wir in unſern Gegenden die Granitberge meiſt mit Wäldern von hohen Tannen und Fichten bedeckt, über deren Gipfel die Felſenwände wie die Trümmer alter Burgen hervorſehen. Das von öftern Riſſen und Klüften häufig zerſpaltene Granitgebirge, welches noch überdies durch die häufige Neigung ſeiner Felſenmaſſen zu der kugelförmigen Abſondrung zu einer Trennung der einzelnen Stücken geneigt iſt, findet ſich, bis zu ſeinem Fuß hinab, von losgeriſſenen, unordentlich umhergeſtreueten Felſenſtücken umgeben, welche ſeinen Thälern, die nur ſelten große Flüſſe, meiſt nur Bergſtröme in ſich enthalten, ein wildes und wüſtes Ausſehen giebt. Die höchſten Punkte des ſächſiſchen Erzgebirges, und ein Theil des angränzenden Böhmen, zeigen dieſe eigenthümliche Geſtalt und Umgebung der Granitgebirge deutlich, und die meiſten unſrer Gebirgsgegenden danken ihre eigenthümlichen romantiſchen Umriſſe, den Granitgebirgen, zwiſchen welchen ſie liegen. So iſt der Hauptcharakter des Granitgebirges, der zu ſeiner jetzigen äußeren Geſtalt das Meiſte beyträgt, die Tendenz der Hauptmaſſe zur Kugelform, die ſich ſelbſt noch an dem meiſt nur noch übrig gebliebnen feſteren Kern, deſſen weichere Schaale durch Verwitterung zerſtört iſt, zeigt. Doch wird ſchon mitten in dieſer Kugelgeſtalt des Ganzen, eine individuellere Ausbildung der einzelnen Beſtandtheile wahrgenommen.

Schon ungleich weniger ausgezeichnet, von minder auffallender und mahleriſcher Geſtalt, erſcheinen die darauf folgenden Urgebirge des Gneißes, Glimmer- und Urthonſchiefers. Meiſt ſchieferartig geſchichtet, ſchließen ſich dieſe den Formen des älteren Gebirges an, und der emporſtrebende kühnere Geiſt, der ſich im Granit in eigenthümlicher Wildheit, der allgemeinen Schwere durch eine beſondere trotzend erheben, ſcheint in dieſen ſpäteren Gliedern ſchon zu unterliegen, und in jenen Schichten, wo ſich alle einzelnen Theile mit gleicher Stärke nach dem allgemeinen Mittelpunkte drängen, ſchließen ſie ſich, ſo innig als möglich, der Oberfläche der Erde an.

Meiſt in niedrigeren Bergen als der Granit, welcher als Regent aus den höchſten Punkten hervorſieht, zeichnet dieſe Gebirgsarten die Neigung Ebenen zu bilden, mitten über den Gebirgsrücken hinweg oder zu ſeiner Seite, dem Auge von fernen aus. Hervorſtehende ſteile Klippen ſind in ihnen ſeltener, ſeltener die einzeln herumgeſtreuten Felſenſtücke, an welchen ſich der Lauf der ſchon größeren Nebenflüſſe, die in ihren Thälern gehen, brechen könnte. Nur die ſchwarzen, von ferne glänzenden Felſenwände des Thonſchiefers, werden zuweilen durch umherliegende in längliche Platten geſpaltene Steine, welche aus der eigenthümlichen Abſondrung dieſer Gebirgsart entſtehen, etwas unzugänglich gemacht, doch ſind dieſe Geſteinſtücke bey weitem weder ſo groß noch ſo kühn und weit umher geſtreut wie die des Granits. Das Gneisgebirge iſt in unſren Gegenden, vielleicht aus ähnlichen Gründen als der Granit, meiſt blos mit Schwarzwald bedeckt, und wo dieſer ausgerottet worden, erſcheint der Boden, dem Ackerbau weniger günſtig, in einer eigenthümlichen öden Geſtalt. Meiſt fruchtbarer und in unſrer Zeit ſchon mehr angebaut, ſind die Gegenden, deren Boden die beyden zuletzt genannten Gebirgsarten bilden.

So erſcheint ſchon in den zunächſt auf den Granit folgenden Gliedern, die kräftig entwickelte Individualität des älteſten Urgebirges, das in ſeinen runden Formen das Streben der Maſſe, eine ſelbſtſtändige kleinere Erde, mitten in der größeren zu bilden ausſpricht, der allgemeinen Schwere wieder ganz unterlegen, und es ſcheint überhaupt die Hauptmaſſe der anorganiſchen Welt im Granit, oder auf der weſtlichen Erde im Porphyr, das Maximum ihrer Vollendung, und zugleich die mächtigſte körperliche Höhe erreicht zu haben, während im Einzelnen und nach der einen Seite hin, ein neues Maximum des Anorgiſchen, in den Trappgebirgen der Flözzeit erreicht iſt.

Ausgezeichneter für das Auge, und zum Theil kühner und romantiſcher, treten die darauf folgenden Bildungen des Porphyrs und Sienits auf. Es bilden dieſe Gebirge, unter denen der Urzeit, zu welcher ſie gehören, eine zweyte merkwürdige Reihe, und wir ſehen ſie mit einem viel höherem Niveau über einen großen Theil, (beſonders der weſtlichen) Erde verbreitet, als die zuletzt erwähnten Glieder der Urzeit.

Von neuem, in der Hauptmaſſe zerſtreut, wird die Kriſtallgeſtalt einzelner Beſtandtheile, die ſich in den vorhergehenden Gliedern verlohren, wieder häufiger, und die hohen Felſen des Porphyr, der ſich nach einigen neueſten Beobachtungen auf der weſtlichen Erde ſo hoch erhebt wie keine andre Gebirgsart, und daſelbſt die Gipfel der höchſten Gebirge bildet, zeigen zum Theil jene Geſtalt der hohen Säulen und Pfeiler, welche einigen jüngeren Gebirgsarten eigenthümlich iſt. In den Gebirgen von höheren Alter zerſtreut, und meiſt in einzelnen Hügelgruppen hervortretend, bildet der Porphyr mitten in den Bergen anderer Art, einſam hervorſtehende Kuppen, welche das Auge, mitten aus einer gerade fortlaufenden Gebirgsfläche vorragend, und die Einförmigkeit der alten Bildungen unterbrechend, leicht auf ſich ziehen. Das Porphyrgebirge ſcheint den zerſtörenden Einflüſſen der Zeit und ihrer ſpäteren Waſſerfluthen an vielen Stellen unterlegen, und wie ſeine Bildungen ſehr oft in abgeriſſenen, von einander durch weite Entfernungen getrennten Hügeln erſcheinen, werden ſeine Gebirge ſelber von häufigen Riſſen zerſpalten geſehen, die ſich als erzführende Gänge zum Theil wieder ausgefüllt haben, öfters aber noch offen ſtehen. Die gewaltigſten Klüfte des Porphyrgebirges, und überhaupt wohl die mächtigſten unſers Planeten, ſind die beyden bekannten amerikaniſchen, welche neuerlich wieder von Humbold beſchrieben. Jene von Chota, deren ſteil und glatt emporſteigende Mauern gegen 5000 Fuß, mithin halb ſo hoch ſind, als der Gotthard, läuft mehrere Meilen weit mitten durch den zerſpaltenen Bergrücken hindurch, und das kaum 2000 Fuß breite Thal, durch die Ausfüllung von Gebirgsſtücken Sand und Dammerde entſtanden, ſteht mit ſeinen einſamen Chinawäldern einen großen Theil des Tages vor dem Sonnenlicht verborgen, in einer tiefen Nacht, während zu andrer Zeit die Hitze zwiſchen dieſen engen Felſenmauern unerträglich fällt. Der Unterſchied der ſüdamerikaniſchen und der europäiſchen Alpengebirge, in Hinſicht der Geſtalt, wird darinnen gefunden, daß dieſe in ihren höchſten Punkten aus Granit, jene aus Urporphyr beſtehen. Nicht jene ungeheuren hoch emporſtehenden Klippen, welche in der deutſchen Schweiz den einzelnen Bergen den Beynahmen Horn erworben haben, ſondern ein runder Umriß ſelbſt der höchſten Gebirgshäupter, zeichnet die höchſten americaniſchen Alpen im Ganzen vor denen der Schweiz aus.

Auch der Sienit, fällt wieder mit kühnen ſchroffen Felſenwänden ins Auge, ſo wie auch der einſam ſtehende, durch ſchneeweiſe Farbe und den eigenthümlichen Glanz, nicht minder als durch ſeine zerſprungenen und zerriſſenen Wände charakteriſirte Quarzfelſen.

Wir finden, wenn wir die äußere Geſtalt, welche ganze Gebirgsarten angenommen, ferner vergleichen, um zuerſt mit der ganzen Maſſe von dem Umriß des unförmlichen Felſen, bis zu der Geſtalt der organiſchen Körper aufwärts zu ſteigen, die Gebirge der zweyten Periode, der ſogenannten Uebergangszeit, wenig vor andern Gebirgen ausgezeichnet. Dagegen zeigen die der Flözzeit faſt alle einen eigenthümlichen Charakter. Mit ſchroff emporziehenden Bergwänden, oben ſelten zugerundet, oder ſpitz, ſondern eben, voller Höhlen und Klüfte, mit Thälern, deren Seiten ſeltener ſanft emporſteigen, öfterer hohen geraden Mauern gleichen, häufig in faſt viereckten Felſen, welcher hier einer und dort einer hohen Rieſengebäuden gleichen, zeichnet ſich das Sandſteingebirge gleich auf den erſten Blick aus. Wir haben ein ſolches in der Nähe, an der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz. Doch verdankt der Sandſtein dieſe ausgezeichneten Geſtalten nicht der Feſtigkeit ſeines Charakters allein, wie der Granit, ſondern das Waſſer mußte ſeiner Anlage zur verticalen Zerklüftung zu Hülfe kommen, indem es, bey einem höheren Stand mitten durch die zerklüfteten und erhärteten Sandmaſſen hindurchbrechend, nach zerriſſener Verbindung, die einzelnen ſchroffen Felſenmaſſen zurückließ.

In ſteil aufſteigenden nach oben öfters ſcharf zuſammenlaufenden Bergen, welche nicht wie das Sandſteingebirge in einzelne abgeriſſne Felſenwände zertheilt ſind, ſondern in langen Reihen zuſammenhängen, nicht mehr mit jenem etwas runderen und doch ſchärfen

Umriß des Porphyrgebirges, tritt nun das Kalkgebirge auf.

In weißen Felſen, welche, meiſt an der Seeküſte gelegen, dem Schiffer wie ferne Schneeberge erſcheinen; über das tiefe Grün der nordiſchen Eichenwälder einſam hervorragend, öfters mit ſchroff abgeſchnittnen aber in längeren Zuge zuſammenhängenden Wänden, erſcheint das noch jüngere Kreidegebirge, wie hohe Grabesſteine einer untergegangenen Rieſenwelt, und über ihm die Gräber der Hünen. Ein Naturmahler unſrer Zeit, deſſen Gemüth mit dem innerſten Sinn der Natur tief vertraut ſcheint, hat in einigen ſeiner Gemählde, welche meinen Zuhörern hinlänglich bekannt ſind, den Charakter der Kreidegebirge ſo meiſterhaft dargeſtellt, daß ich mich hierin blos auf ihn berufen darf.*)

Endlich, nachdem in einigen andern Gebirgen, unter andern im Gipsgebirge, der eigenthümliche Charakter ſchwächer geworden, und dieſe den kräftigeren Bildungen der übrigen Gebirge gleichſam nachahmend, dieſen nur untergeordnet erſcheinen, zeigt ſich wieder in den Trappgebirgen der Flozzeit, ein ſo deutlicher und beſtimmter Charakter als nur ſonſt irgendwo. Wer kennt nicht die ausgezeichneten Kegelgebirge des Baſalts, welche unter andern durch einen Theil von Böhmen gefunden werden. Auch die Baſaltberge unſres Erzgebirges zeichnen ſich unter allen andern Bergen deſſelben, wenn es fern von Norden her betrachtet wird, aus. Von häufigen Nebel und Höhenrauch bedeckt, weil der Baſalt, vermöge ſeiner bedeutenden Dichtigkeit die Dünſte ſehr anzieht, an ſeinem Fuß von Moor und Quellen umgeben, ſchwarz von Farbe, kahl, nur ſelten von einigen einſamen Sträuchern bekränzt, tragen die kegelförmig zugerundeten Baſaltberge ſtatt der üppigen Vegetation andrer Gebirge, oben auf ihren Höhen jene häufigen hohen Säulen, welche wie die Ueberreſte alter Naturtempel bald übereinander geſchichtet, bald einzeln umhergeworfen liegen. Dieſe eigenthümliche Neigung zur Säulenform, bildet in den Baſaltgebirgen bald jene Höhlen mit hohen mächtigen Pfeilern, wie die merkwürdigen Höhlen in Schottland und Irrland, bald beſtreut ſie ganze Thäler mit abgebrochnen gewaltigen Säulen, deren untere Hälfte noch aufrecht aus dem Boden hervorſteht. Zuweilen beſtehen, wenn eine — jedoch ſeltnere — Neigung zur kugelförmigen Abſondrung mitwirkt, die einzelnen Säulen, aus rundlich übereinandergehäuften Gliedern.

---

*) Der Landſchaftsmahler Friedrich zu Dresden.

Doch verſucht, nach dieſen vielfachen Geſtalten, welche der Baſalt angenommen, die Natur noch eine kühnere und romantiſchere Form, in dem noch jüngeren Porphyrſchiefer. Den Werken der Menſchenhände nachahmend, gleich hohen feſten Thürmen, von groteſker abentheuerlicher Form, ſtehen die ungeheuren

Klippen des Porphyrſchiefers hoch über den runden Gebirgshäuptern und den Schneehauben der ſüdamerikaniſchen Alpen empor. Die Porphyrſchieferklippen (welche auch einen Theil des böhmiſchen Mittelgebirges bilden) zeigen ſich ſo wie der Baſalt, öfters in Säulen zerſpalten. Aus dieſer Gebirgsart, wenn es nicht Sandſtein iſt, wie die Adersbacher Felſengruppen, ſcheinen jene abentheuerlichen Gebirge im nordweſtlichen China zu beſtehen, welche an Geſtalt in andern Weltgegenden nichts Gleiches haben ſollen. Wir kennen ſie vorzüglich aus Neumanns Reiſe. Die Geſetze der allgemeinen Schwere und der Gebirgsbildung, gleichſam im abentheuerlichen Spiel verletzend, ſehen wir dieſe Berge, an deren unzugänglichen Wänden die Aloe mit purpurnen Blüthen herabhängt, bald nach der Spitze zu faſt breiter als gegen den Fuß hin, bald krumm überhängend, jeden Augenblick Einſturz drohend, und dieſe abentheuerlichen Thurmartigen Felſenmaſſen durch die ſich der große Strom oft mühſam hindurchdrängt, ſcheinen den Chineſen zuerſt ein Vorbild jener ſonderbaren Geſtalten gegeben zu haben, welche ſie durch mühſame Bearbeitung einigen ihrer Berge zu geben pflegen.

Faſt ganz charakterlos, nur zu kleinen Hügeln, deren kleinliches Emporſtreben gleich im Entſtehen wieder platt niedergedrückt ſcheint, zeigen ſich die letzten Bildungen der Fluthen, die der aufgeſchwemmten Zeit.

Dieſes wäre das Angeſicht der Erdoberfläche, ohne Pflanzen und Thierwelt. Jede vorzügliche Gebirgsart hat ihren beſtimmten, von denen der andern weſentlich verſchiedenen Charakter, ihre beſtimmte Grundgeſtalt, der ſie ſich in der Form der Berge und der einzelnen Felſenmaſſen zu nähern ſtrebt. Wir ſehen gegen Ende der Urzeit, im Porphyr, endlich aber noch vielmehr zu Ende der Flözzeit, und hiermit der größern Fluthen überhaupt, die Neigung der Gebirge zur Säulenform ganz vorzüglich mächtig.

Von dem Symbol der allgemeinen Schwere, und der Vereinigung aller Theile zu einem einſtimmigen Ganzen, von der Kugelform, geht zuerſt in der Grundgeſtalt der Erde, dann im Einzelnen in der Abſondrung des Granits, die bildende Natur aus. Hierauf wendet ſie ſich in den darauf folgenden Gliedern zur Fläche, bis ſie endlich zuerſt als Annäherung, in der Geſtalt der ganzen Gebirge, dann immer vollkommener, auch in den einzelnen Theilen der Maſſe, die der allgemeinen Schwere entgegen, emporſtrebende, längliche Geſtalt des Pfeilers erreicht. Dieſe iſt wiederum Symbol des Magnetismus oder überhaupt des Gegenſatzes. So finden wir ſelbſt in den Geſtalten der ganzen Maſſe die Nähe der angränzenden organiſchen Welt vorausverkündiget, die Säulenform der Bäume und die Formen in denen ſich zuerſt das Thierreich ausſpricht. Doch liegt dieſe Annäherung hier nur in dem allgemeinen äußern Umriß, ein deutlicherer Uebergang wird gefunden, wenn wir die einzelnen Bildungen betrachten, wovon ich hier nur noch einige Worte hinzufügen will.

Der Quarz, welcher ſchon einen Beſtandtheil des Granits ausmacht, pflegt als Kriſtall in ſcharfen ſechsſeitigen Säulen, und in Pyramiden aufzutreten, während der Glimmer, welcher der 3te Beſtandtheil des Granits iſt, die Fläche in der Tafelform ſucht. Doch beginnen ſchon in dem Schörl, und noch mehr in den angränzenden Geſchlechtern, jene mehr abgerundeten, ſchilfartigen Kriſtalle, welche eine innigere Annäherung an die Geſtalt der Pflanzen ſcheinen. Es bleibt auch hierbey die im Einzelnen bildende Natur nicht ſtehen, wir ſehen die Geſtalten der Oberwelt in dem Reich der Metalle noch vollkommener abgeſpiegelt. Ueberhaupt muß, wie ich anderwärts gezeigt habe, der Uebergang aus dem Steinreich in das der Pflanzen und Thiere, in jeder Hinſicht in den Metallen geſucht werden. Die ſchönſten Farben, von dem Purpurroth der Granaten oder dem Roſenroth des Rubins bis zu dem ſchönen Grün des Schmaragds, treten im Steinreich blos durch die Einmiſchung der Metalle auf. Das Brennbare, im Phosphor oder einigen dieſem nahe verwandten Metallen, im Arſenik und Zink, dann im Schwefel, im Kohlenſtoff, der wenigſtens im geſäuerten Zuſtand gefunden wird, begleiten die Metalle von ihrem Entſtehen in dem älteren Urgebirge, bis zu ihren letzten und jüngſten Bildungen, und bezeugt auch hierdurch ihre chemiſche Verwandſchaft mit dem Organiſchen. Die

Baumförmigen, Blätterartigen, unter einander gewebten und hierin dem Bau des Thieriſchen Zellgewebes ähnlichen Bildungen einiger, beſonders der gediegenen Metalle, ahmen die höhere organiſche Welt, oft bis zur Täuſchung nach. Das ganze Reich der Metalle, ſcheint an den Gränzen der beyden Welten, aus dem Untergang und einer der Verweſung ähnlichen Vernichtung des Anorganiſchen entſtanden, und in ſich den Keim der neuen, organiſchen Zeit zu tragen.

Die Natur ſteht in der organiſchen Welt wieder aus einem Grabe und einem der Verweſung ähnlichen Zuſtande auf, und der Grund ihres Entſtehens iſt zugleich der des Unterganges der anorganiſchen Welt geweſen. So bauet ſich frölich eine neue Zeit aus den Trümmern der verſunkenen alten auf, hoffend wenn auch nicht durch die Dauer der körperlichen Maſſe, doch durch die Kraft des Geiſtes das Werk ihrer Hände feſter in die Tiefe der fernſten Zeit zu gründen, als jene untergangne Vorzeit.

Achte Vorleſung.

Die organiſche Welt.

Wenn uns auch, bey dem Eintritt in das Reich der Kriſtalliſationen, ganz andre Geſetze und Weiſen des Daſeyns zu begegnen ſcheinen, als in dem Syſtem der Welten; ſo iſt doch nirgends ein Mangel an Berührungspunkten, an Uebereinſtimmungen, ja an unmittelbaren Uebergängen. Es gehört dahin jenes ſchöne von Kepler entdeckte Verhältnis einiger Grundgeſtalten der Kriſtalle, das in ſeinem Werk über die Harmonie der Welten ſteht, und lange Zeit ganz vergeſſen ſchien. Er zeigt nämlich daſelbſt zwiſchen 5 Grundgeſtalten der Kriſtalliſation daſſelbe Verhältnis, was zwiſchen den 5 damals bekannten Planetenbahnen ſtatt findet.*) Dieſes führt aber, wie ich in meiner früher erwähnten Schrift gezeigt habe, in ſeiner Form und Bedeutung auf jene allgemeine Nothwendigkeit der Wechſelwirkung zurück, aus welcher ſich alle Geſetze des Planetenſyſtems herleiten laſſen, und es folgt das Daſeyn aller dieſer Geſetze ſchon aus jenem oft verkannten Verhältnis der Bahnen. Wir dürften alſo auch in den Kriſtalliſationen und jenen merkwürdigen Reihen (Suiten) die ſie oft bey einer einzigen Steinart bilden, den Spuren, die uns aus jenem Verhältnis entgegen kommen, mit Sicherheit folgen, um bald eine tiefe und allgemeine Uebereinſtimmung, auch aller anderen Verhältniſſe zu finden. Es wird dieſe Arbeit durch einen meiner Freunde geſchehen, der hierin die Entdeckungen der beyden vorzüglichſten Schulen (der Werneriſchen und Hauyſchen,) zu verbinden ſtrebt.

---

*) a, $a + b$, $a + 2.\,b$, $a + 4.\,b$, $a + 8.\,b$ u. ſ. w. wiewohl gerade das Glied 8 mal b, das bekanntlich in die 4 zuletzt entdeckten Planeten fällt, ſo wie auch Uranus oder $a + 64$ mal b damals noch fehl-

Ja dieſe Uebereinſtimmung geht noch weiter in die Lebensverhältniſſe der organiſchen Welt hinüber, wo ich ſie anderwärts aufzuzeigen angefangen habe. So zeigt ſich überall derſelbe Geiſt des Daſeyns und Lebens, überall Eine Nothwendigkeit, unter welcher ſeine Aeußerungen ſtehen.

Der Uebergang zum organiſchen Leben wird in den kosmiſchen Momenten der anorganiſchen Körper gefun-

---

ten. Das Verhältnis der Grundformen ließe ſich ohngefähr auf eben ſo viele Hauptglieder ausdehnen als das Planetenſyſtem in ſich faßt. (auf 8.)

den, in denen wir an einem andren Orte jenen Zuſtand derſelben erkannt haben, wo das Einzelne in die Gemeinſchaft des Lebens und Daſeyns eines höheren Ganzen tritt.

Es ſtellt in der gegenſeitigen Wirkung der höhere Gegenſatz dem niederen die belebende Urſache dar, wie in der Schwere die Sonne den Planeten, die Erde den einzelnen Körpern. Hierdurch wird an ihnen der Geiſt des Ganzen wie an dem Menſchen in den Momenten einer ähnlichen geiſtigen Wirkung das Göttliche offenbart, und was dort als Magnetismus, Licht u. ſ. w. erſcheint, wird hier als Begeiſterung geſehen.

Die organiſche Welt iſt, wie es ſcheint, mit der jetzigen Atmosphäre zugleich aufgetreten. Dieſe iſt erſt das höhere und vollkommnere Mittelglied einer Wechſelwirkung der beſondern irdiſchen Natur mit dem höheren Weltganzen, und wenn es auch den Einflüſſen deſſelben zuzuſchreiben iſt, daß ſchon in den früheren Zeiten der Gebirgsbildung, wo die Atmosphäre wenigſtens noch nicht mit der Erdfläche (die noch vom Waſſer bedeckt war) in Berührung ſtund, die Niederſchläge der verſchiednen Perioden von ſo ganz verſchiedener Beſchaffenheit gefunden werden, ſo daß mit Recht auf einen in andren Zeiten ganz veränderten Gehalt der Fluthen geſchloſſen wird; ſo hat ſich wenigſtens vor dem Auftreten der Atmosphäre, bei einem noch flüſſigeren Zuſtand des Erdkörpers, jener Einfluß eines höheren Ganzen nicht an die Einzelnen ſondern an die Geſammtmaſſe wenden müſſen. Erſt die Atmoſphäre läßt auch die einzelnen irdiſchen Dinge unmittelbar in Gemeinſchaft mit jenem höheren Einfluß treten, und macht hierdurch das beſondre, organiſche Leben möglich.

Es wird nämlich auch ſchon in den kosmiſchen Momenten der anorganiſchen Natur, jenes momentane Leben des Einzelnen durch die Vermittlung eines höheren Ganzen erhalten.

Im Magnetismus ſind es die beyden phyſicaliſchen Erdpole, oder die beyden erregbarſten Punkte des Planeten, durch deren Vermittlung der Magnet, deſſen herrſchender Pol ſich ſtets nach dem nächſten von jenen Punkten hinwendet, den höheren Lebenseinfluß empfängt, und auch in der Elektricität iſt es der Erdkörper, aus deſſen mittelbarer oder unmittelbarer Gemeinſchaft die Körper den Schimmer des erſten ſelbſtſtändigen Lebens empfangen. In beyden Proceſſen iſt es der eine, der poſitive Pole, welcher dem andern das Erdganze in ſich darſtellt, deshalb iſt der herrſchende Pol des Magnets durch eine unmittelbarere Abhängigkeit von dem Planeten, die ſich in ſeiner Neigung als größere Schwere ausdrückt, der poſitiv elektriſche Körper durch größere Cohärenz, welche daſſelbe, nämlich eine innigere Gemeinſchaft des Einzelnen mit dem Ganzen ausſpricht, vor dem negativen ausgezeichnet. Im chemiſchen Proceß ſchon, kehrt ſich dieſes Verhältniß, wie Ritter gezeigt hat, gänzlich um, und die Körper, welche in der Elektricität poſitiv waren, werden nun negativ und umgekehrt. Gerade die minder ſchweren und minder feſten Körper ſtellen nun in der Wechſelwirkung den höheren Einfluß in ſich dar, bis dieſer endlich im Verbrennungsproceß als Atmosphäre auftritt. Der poſitive Gegenſatz, in der Elektricität und im Magnetismus, repräſentirte die Erde in ſich, im chemiſchen Proceß, beſonders aber erſt beym Verbrennen, wird von dem poſitiven Gegenſatz das höhere Weltganze, zu welchem ſich wieder die Erde als Theil verhält, die Sonne dargeſtellt. Es iſt mithin überall derſelbe Grund des Lebens, daß nämlich das Einzelne durch die Wechſelwirkung der Gegenſätze, in die Harmonie des allgemeinen Lebens hineintrit, nur das höhere Mittelglied iſt verſchieden. Schon das Waſſer, oder überhaupt das Flüſſige, vertritt im chemiſchen Proceß die Stelle der Atmosphäre, endlich aber mit dem vollkommenen Eintreten des Luftkreißes in die Wechſelwirkung mit der feſten Maſſe, wird in dem Licht die äußerſte Gränze der Wirkſamkeit der anorganiſchen Natur erreicht, es tritt nun, ein Bildniß der auf der Erde einheimiſch gewordnen Sonne, das organiſche Leben mit ſeinen mannichfaltigen Geſtalten auf.

Dieſes iſt der Weg, welchen das Leben, überall daſſelbe, von den Lebensbewegungen des Magnets bis zu denen des Thieres, nimmt. Ich werde die innre Uebereinſtimmung des organiſchen Lebens mit den koſmiſchen Momenten der anorganiſchen Natur nach anderwärts deutlicher entwicklen, zugleich mit der Beſtätigung, daß jene große Verwandlung, durch welche daſſelbe Leben, das ſich vorhin als Wechſelwirkung des Anorganiſchen gezeigt, nun als Organiſches auftritt, durch das Hinzukommen des jetzigen Luftkreißes bewirkt iſt. Dieſes gleichzeitige Hervorgehen der organiſchen Welt und der Atmosphäre, zeigt ſich auch im Großen, in der Geſchichte des Erdkörpers.

Obgleich nämlich ſchon in der Urzeit, in welcher angenommen wird, daß die Erde, noch ganz von Waſſer bedeckt, von der unmittelbaren Berührung des Luftkreißes ausgeſchloſſen war, das noch künftige Erſcheinen des Thier und Pflanzenreichs ſchon vorbereitet erſcheint, finden wir doch die Spuren einer geweſenen organiſchen Welt erſt in der 2ten Periode, wo, nach zum Theil verſchwundenem Gewäſſer, ein Theil des Erdbodens frey in die Luft hervorragte. Von jenen Spuren, welche die Pflanzen und Thierwelt der ſpäteren Perioden ſchon in der Urzeit vorausverkünden, treten die des Pflanzenreichs zuerſt auf, und ſchon der Schörl, welcher in einigen Gegenden im Granit ſehr häufig iſt, ſcheint in ſeiner Geſtalt, inneren Textur und Farbe auf die künftige Vegetation hinzudeuten.

Wir ſehen jedoch gleich das erſte Glied der neuen Periode, wo der Uebergang zu der Zeit des Organiſchen gefunden wird, voller Ueberreſte von Pflanzenthieren, von jenen Mittelweſen, welche weder Thiere noch Pflanzen, ſondern auf eine unvollkommene Weiſe beydes ſind. Sie haben nur einige ſehr entfernte Aehnlichkeit mit Thierarten, die noch jetzt in den Tiefen der Meere gefunden werden, jedoch ſind die Geſchlechter, zu welchen ſie gehörten, als untergegangen zu betrachten. Wenn zu derſelben Zeit die Erde an einigen höher liegenden Stellen Gewächſe getragen, ſo waren es vorzüglich Waſſerpflanzen, und jene Rohrgewächſe die in der Grauwacke der Uebergangszeit verſteinert liegen, erzählen von einem üppig grünenden Küſtenland. Gleich die erſten Fluthen der 3ten Periode, nämlich die der Flözzeit, fanden jedoch ſchon ein grünendes und von blühenden Wäldern bedecktes Land, welches ſie in das von neuem anſtrömende Gewäſſer begruben. Die häufigen Kalkgebirge dieſer Zeit, enthalten in ihren älteſten Gliedern die Verſteinerungen von Meerthieren, deren Geſchlechter auch untergegangen ſcheinen, ſpäter nähern ſich dieſe Denkmähler einer früheren Thierwelt in Hinſicht ihrer Form den noch jetzt vorhandenen Thierarten. Zuletzt ſehen wir gegen Ende dieſer Periode, die Geſchichte einer ſehr vollkommenen Thierwelt, welcher nichts mehr zu fehlen ſcheint als die höchſte Blüthe — der Menſch, in den ſteinernen Urkunden jener vorübergegangenen Fluth aufbewahrt, und dieſe melden von hohen Palmenwäldern, in Gegenden, wo jetzt ſelbſt ein niedriges Gebüſch ſich zu wachſen weigert, von Elephanten und Nashörnern, Tapiren, Giraffen und Antilopen, von ehemaligen Flüſſen voller Flußpferde und Krocodile, da wo jetzt nur noch der nördliche Eisbär und das Rennthier wohnen.

Es iſt nämlich aus dem Vorhandenſeyn jener häufigen Ueberreſte organiſcher Weſen, in der Nähe der Pole, wovon wir hernach reden werden, gewiß, daß jene Gegenden in der früheſten Zeit, und wie es ſcheint, früher als alle andre Erdſtriche, der Aufenthalt und das Geburtsland einer ſehr vollkommenen organiſchen Welt waren. Die im Allgemeinen viel geringere Höhe der Gebirge nach den Polen hin, im Vergleich mit denen der Aequatorealgegenden, und verſchiedne andre Thatſachen machen es wahrſcheinlich, daß die Pole bey der allmäligen Abnahme des (über ihnen ungleich niedriger ſtehenden) Gewäſſers, aus dieſem ſchon hervortraten, als die, vermöge des täglichen Umſchwungs nach dem Aequator angehäufte Fluth, daſelbſt noch hoch über den Bergen ſtand. Die dünnere Luftſchicht in der Höhe der Schneeregion, die dichtere in den tiefen Thälern, ſind bekanntlich die Urſache des Temperaturunterſchieds der zwiſchen dem Gipfel der hohen Berge und den Ebenen ſtatt findet. Eine größere allgemeine Waſſermenge in früheren Zeiten, hatte auch eine größere Dichtigkeit der Atmoſphäre zur nothwendigen Folge, dieſe aber mußte wiederum eine viel ſtärkere (Wärmeerzeugende) Wirkung der Sonnenſtrahlen bewirken. Bey einer ungeheuer viel größeren Waſſermenge und mithin eben ſo viel dichtern Atmoſphäre in den früheren Weltperioden, mußte mithin die Wirkung der auch damals ſchon an den Polen nur ſenkrecht auffallendern Sonnenſtrahlen, ohne daß wir deßhalb eine veränderte Neigung der Erdaxe zu Hülfe zu nehmen brauchten, ſo heftig ſeyn, als bey dem jetzigen Zuſtand des Luftkreiſes zwiſchen den Wendekreißen.

Die Pole waren mithin, in den erſten Weltperioden, ſowohl wegen des noch vom Waſſer bedeckten Zuſtandes der Erdoberfläche, nach den Wendekreißen hin, als auch vielleicht ſelbſt wegen des zu hohen Wärmegrades jener Gegenden, nicht allein der Geburtsort, ſondern der vorzüglichſte und einzige Aufenthalt organiſcher Weſen. Ja nicht allein die Thier- und Pflanzenwelt, ſondern ſelbſt der Menſch ſcheint nach Einigen mehr von der Nähe der Pole als der Wendekreiße, ausgegangen, und der Aufenthalt jenes vorzüglich gebildeten Urvolks, von dem wir früher ſprachen, wird von Bailly, Rudbeck u. A. weit hinauf nach dem Nordpol verſetzt. Wir wollen wenigſtens einige der Gründe die dafür zu ſprechen ſcheinen, vernehmen.

Wie die Lehren und der Kultus der alten Prieſter der nördlichen Welt, vornehmlich der Schweden, mit denen der Egypter in Vielen übereinſtimmen, wurde auch von den alten Schweden ein Feſt, das wie das des Oſiris in Egypten 40 Tage dauerte, und dieſem in verſchiedenen Umſtänden glich, gefeyert. Statt des Oſiris wurde aber die in jenem nördlichen Himmel 40

Tage abweſende Sonne beklagt, und hierauf am 40ſten das Wiedererſcheinen der Sonne, wie in Egypten das Wiederaufleben des Oſiris gefeyert. Oſiris war ein Sinnbild der Sonne, und die äußere Form dieſes Cultus ſcheint demnach unter dem 68ſten Grade der Breite, mithin nördlicher als Umba am weißen Meere entſtanden. Die Fabel vom Vogel Phönix, vom Hercules, der Gottesdienſt des Janus, ſind von Bailly und Andern ſämmtlich aus jenem nördlichen Himmelsſtriche hergeleitet worden, wo die Sonne einige Zeit abweſend iſt. Die Verehrung des Saturn, ja der Iſis und des Oſiris, ſind, wie es ſcheint, aus Norden gekommen, und die des Saturn hatte ſich bis zu den ſpäteren Zeiten auf den nördlichen europäiſchen Inſeln erhalten.*) Ich könnte, wenn es hier am rechten Orte ſchiene, noch eine Menge Thatſachen anführen, welche alle Daſſelbe beweiſen; doch will ich nur noch eine in dieſer Hinſicht ganz vorzüglich merkwürdige Sage der Mexicaner hinzufügen.

Die Halbgötter, mit welchen der Himmel und die Erde nach ihrer dritten Verwandlung bevölkert worden, und von denen das jetzige Menſchengeſchlecht abſtammt, befanden ſich Anfangs in einem Lande wo keine Sonne war, das heißt, in der langen Polarnacht. Als ein junger Held dem erſehnten Licht ſich ſelber zum Opfer gebracht, wird ihnen die Gewißheit der Wiederkehr der Sonne. Hierauf, in einer langen Dämmerung, wie ſie an den Polen herrſcht, wird der Aufgang bald da bald dort erwartet, und die Helden ſtellen mit verſchiedenen Thieren eine Wette an, wo die Sonne ſich zuerſt zeigen würde, und der Irrthum des thieriſchen Vorgefühls wird mit dem Tode beſtraft. Endlich als die Sonne, wo ſie noch jetzt aufgeht, ſich gezeigt, erhebt ſie ſich, wie dies an den Polen geſchieht, nur in einem ſehr niedrigen Bogen, und die Helden über den ſcheinbaren Stillſtand ungeduldig, finden durch Citlis Kühnheit einen frühen Untergang. Einer von den Dienern, heißt es in jener Sage ferner, wird hinab in das Haus der Sonne geſendet. Es wandelt dieſer mit dem Geſange eines Liedes, das ihm der Halbgott gelehrt, auf einer Brücke von Wallfiſchen und Schildkröten hinab, womit die Sage anzudeuten ſcheint, daß der Süden noch vom Meere bedeckt war.

---

*) Nach Plutarch. Der Dienſt band ſich an den 30jährigen Umlauf des Saturn.

Doch verſetzen auch viele andre wichtige Thatſachen, den Wohnſitz jenes Urvolks unter den 49° der Breite, aus welcher Gegend viele aſtronomiſche Beobachtungen, die uns Ptolemäus u. A. aufbehalten haben, und unter andern das älteſte Urbild des Zend Aveſta herſtammen. *) Es könnte demnach ſehr wohl

---

*) Wie ſich ſchon aus dem im Zend-Aveſta angegebnen Verhältnis des längſten zu dem kürzeſten Tage (2 zu 1) ſchließen läßt.

ſeyn, daß unſer Geſchlecht im mittlern Aſien (wie Viele behaupten) entſtanden, erſt ſpäter, wo die ganze organiſche Schöpfung der frühern Welt ſchon unter den neuentſtandnen Sandwüſten des nördlichen Aſiens begraben war, in jenen Gegenden, die nicht auf einmal ſondern nur in ſehr allmäligen Uebergängen kälter wurden, ſeinen Aufenthalt nahm.

Es läßt ſich deshalb aus jenen Thatſachen weder etwas für noch gegen die Vermuthung ſchließen, ob der Menſch zu jener Zeit, wo jene mächtige organiſche Welt gegen Ende der 3ten Weltperiode unter den (meiſt mechaniſchen) Niederſchlägen der neuen Fluth begraben wurde,*) ſchon auf der Erde vorhanden war, und ob auch ſeine Geſchichte ſchon in die 3te Weltperiode (die Flözzeit) hinaufreicht?

Gewiß iſt es, daß man bisher unter den vielen Ueberreſten größerer Landthiere noch keine gefunden, welche Menſchen zugeſchrieben werden könnten, ältere Naturforſcher hatten, von einer leichten Aehnlichkeit getäuſcht, bald die Knochen von Elephanten für Gebeine von ungeheuren Rieſen, bald Schildkrötenſchaalen, ja den breitgedrückten Kopf eines Wels für Menſchenſchädel gehalten, doch will noch neuerlich Spallanzani auf einer Inſel des mittelländiſchen Meeres zahlreiche Menſchengebeine gefunden haben, an welche noch unſichere Beobachtung jene aus der Gegend von Cadix ſich anſchließt. Aber geſetzt auch, es fänden ſich in ganz Europa, welcher Welttheil, und zwar nicht einmal ganz, ſondern nur zum Theil, bisher allein gründlich durchforſcht werden, gar keine Ueberreſte von Menſchen, ſo wäre dieſes noch immer nicht hinlänglich, um zu beweiſen, daß zu jener Zeit noch gar keine vorhanden waren. Das Geburtsland des Menſchen ſcheint aus verſchiedenen Aſien, wohin unſre Forſchungen bisher doch nur wenig eingedrungen ſind. Vielleicht daß das damalige Geſchlecht der Menſchen ſich nur erſt über einen geringen Theil der alten Welt ausgebreitet hatte, und daß jenes große Grab, das die Gewäſſer dem untergegangenen Urvolk erbaueten, dereinſt an den blühenden Quellen des Ganges oder Indus gefunden wird.

---

*) Die meiſten jener vollkommenen Landthiere, deren Gerippe wir noch jezt im Norden finden, ſcheinen erſt nach Verlauf der 3ten Weltperiode, in einer noch ſpätern Fluth unter deren aufgeſchwemmten Sand ſie begraben ſind, untergegangen, doch finden ſich die Thierüberreſte, die man im nördlichen Frankreich ausgegraben, ſchon in einem jüngeren Gebirge der Flözzeit ſelber.

Außer dieſem hat vielleicht auch die leichtere Zerſtörbarkeit des menſchlichen Körpers, worinnen ſich dieſer vor allen größern Thieren auszeichnet, die Ueberreſte jener früheren Völker ſpäteren Nachforſchungen entzogen. Man hat zwar allerdings menſchliche Körper zu Mumien ausgetrocknet, lange Jahrtauſende aufbewahrt, bey einiger Begünſtigung aber von außen, wie die des Waſſers oder der feuchten Luft, verweſt der Leichnam des Menſchen viel ſchneller als der der Thiere, unter Knochen von verſchiedenen Arten, zerfallen die menſchlichen am erſten, und die Natur ſcheint durch den größeren Phoſphorgehalt ſeines Körpers, für ihren Liebling, den Menſchen, die Zeit der letzten Verwandlung verkürzt zu haben. Ja es ſcheinen jene äußeren Einflüſſe, welche die Verweſung von den thieriſchen Körpern der frühern Weltperioden, ſo lange Jahrtauſende abgehalten haben, nicht hinreichend, um der Zerſtörung des menſchlichen eine viel kürzere Zeit zu wehren. In dem Gips und Salzgebirge des nördlichen Frankreichs, ſind die Gebeine einiger Landthiere noch ziemlich wohl erhalten, dagegen ſahe man jenen im Salzburgiſchen gefundenen menſchlichen Körper, der vielleicht ſeit einigen Jahrhunderten in einer ähnlichen Salz und Gipsauflöſung, als die, woraus die erwähnten Gebirge entſtunden, gelegen, ſchon nach einigen Tagen an der Luft zerfließen.

Auf gleiche Weiſe zerfiel auch jener merkwürdige Leichnam, von welchem Hülpher, Cronſtedt und die ſchwediſchen gelehrten Tagebücher erzählen, in eine Art von Aſche, nachdem man ihn, dem Anſcheine nach in feſten Stein verwandelt, unter einem Glasſchrank vergeblich vor dem Zutritt der Luft geſichert hatte. Man fand dieſen ehemaligen Bergmann, in der ſchwediſchen Eiſengrube zu Falun, als zwiſchen zween Schachten ein Durchſchlag verſucht wurde. Der Leichnam, ganz mit Eiſenvitriol durchdrungen, war Anfangs weich, wurde aber, ſo bald man ihn an die Luft gebracht, ſo hart als Stein. Funfzig Jahre hatte derſelbe in einer Tiefe von 300 Ellen, in jenem Vitriolwaſſer gelegen, und niemand hätte die noch unveränderten Geſichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, niemand die Zeit, ſeit welcher er in dem Schachte gelegen, gewußt, da die Bergchronicken ſo wie die Volksſagen bey der Menge der Unglücksfälle in Ungewißheit waren, hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte treue Liebe bewahrt. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam, das Volk, die unbekannten jugendlichen Geſichtszüge betrachtend ſteht, da kömmt an Krücken und mit grauem Haar ein altes Mütterchen, mit Thränen über den geliebten Toden, der ihr verlobter Bräutigam geweſen, hinſinkend, die Stunde ſegnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein ſolches Wiederſehen gegönnt war, und das Volk ſahe mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieſes ſeltnen Paares, davon das Eine, im Tode und in tiefer Gruft das jugendliche Ausſehen, das Andre, bey dem Verwelken und Veralten des Leibes die jugendliche Liebe, treu und unverändert erhalten hatte, und wie bey der 50jährigen Silberhochzeit der noch jugendliche Bräutigam ſtarr und kalt, die alte und graue Braut voll warmer Liebe gefunden wurden.

Andre Beyſpiele von lange unverweſten Leichnamen, welche an der Luft ſehr ſchnell zerſtört wurden, kann man in meiner Geſchichte der Verweſung leſen. Es muß daher ſelbſt dieſe leichtere Verwesbarkeit der menſchlichen Körper, dieſe, wenn in den Niederſchlägen der Fluthen welche ihr Grab fanden, viel ſeltner gemacht haben, als die der Thiere, und wir dürfen es aus einigen wenigen negativen Beobachtungen nicht geradezu läugnen, daß zu jener Zeit Menſchen vorhanden waren. Um ſo mehr da ſich viele von jenen Thieren, welche wie es ſcheint, dem Menſchen in der Reihe der Weſen am nächſten ſtehen, in den Gebirgen und Sandlagern jener Perioden finden. So iſt der Elephant, wie aus den vielen Ueberreſten dieſes Thiergeſchlechts erhellet, in jenen Zeiten ungemein häufig verbreitet geweſen. Mit ihm zugleich findet ſich das Nashorn und der indiſche Büffel, der Tapir und das Flußpferd, Antilopen und andre vierfüſſige Thiere der Wendekreiße unter den jüngern Gebirgsſchichten der nördlichen Welt begraben. Einige von den Thierarten, welche mit dieſen als Verſteinerung gefunden werden, ſind nun untergegangen. So jenes merkwürdige Thier von Cuvier beſchrieben, das in einigen Zügen, beſonders in dem Bau und Verhältnis ſeiner Zähne, welches bekanntlich in der Charakteriſtik der Thiere von höchſter Wichtigkeit und Bedeutung iſt, eine ſo nahe Aehnlichkeit mit dem Menſchen hat, wie kein andres jetzt lebendes Thier, ſelbſt die Affen nicht. So ſind auch jene merkwürdigen Thierarten untergegangen, welche in der Einrichtung ihres Gerippes dem Faulthier gleichen, und deren einige von der Größe des Naßhorns, andre von der Größe des Pferdes, andre noch kleiner waren. Wir ſehen von allen dieſen zahlreichen, und in Hinſicht ihres Baues einzigen Thiergattungen, in der ganzen Natur nichts Aehnliches mehr, außer in dem Ai und Unau, und ein neuerer Naturforſcher bemerkt mit Recht, daß dieſe unglückſeeligſten und trägeſten Thiere unter allen, darum mit dem Angeſicht und der Kraftloſigkeit der Greiſe gebohren würden, weil ihr Geſchlecht, ein trauriger und veralteter Ueberreſt einer früheren Zeit, in die Reihe der jetzigen Weſen nicht hineinpaſſe, und gleichſam unwillig, wie Greiſe, denen unter den Zeitgenoſſen keine Gefährten und Zeugen ihrer Jugend mehr übrig geblieben, in dieſe fremdartige Natur hineinſähe.

Merkwürdig iſt es, daß alle, oder doch faſt alle Landthiere, deren Gerippe aus jener Zeit übrig geblieben, Pflanzenfreſſende ſind. Denn jene Gebeine von Bären, die man in den Kalkhöhlen zu Gäylenreuth, Scharzfeld und anderwärts gefunden hat, ſind offenbar aus einer viel jüngeren Zeit, und wenn ſie überhaupt durch eine Fluth umkamen, ſo war dies eine viel ſpätere, blos örtliche. Denn ſie liegen weder verſteinert noch ſelbſt zum Theil nur von dem herabſinternden Waſſer incruſtirt, frey in den Höhlen, wohin ſich die Thiere vielleicht bey einer ſolchen örtlichen Fluth wie die Cimbriſche, gerettet hatten. Zwar hat man die Ueberreſte einer Art von Elephanten gefunden, welche ſich im Bau der Zähne den fleiſchfreſſenden Thieren näherte, allein man hat mit Recht bemerkt, daß ſowohl die Schwerfälligkeit des Baues, als der Rüſſel, der doch das einzige Organ iſt, mit deſſen Hülfe der Elephant Speiſe nehmen kann, dieſes Thier höchſtens zum Fiſchfang fähig gemacht haben. Die Gebeine aus der Scharzfelder Höhle, die man für die einer Art von Löwen gehalten, werden neuerdings für die eines Seehunds oder eines ähnlichen Thieres anerkannt. Es wäre doch zu verwundern, wenn unter den vielen Ueberreſten von großen Landthieren einer ſüdlichen Zone, welche jetzt an Raubthieren Ueberfluß hat, nicht von einem einzigen Fleiſchfreſſenden Thiere jener Climaten Spuren gefunden würden, wenn überhaupt welche vorhanden geweſen wären. Wir werden aber ſpäter noch andre Thatſachen anführen, die es wahrſcheinlich machen, daß die Pflanzeneſſenden Thiere vor dem Menſchen, die Fleiſchfreſſenden ſammt den Affen nach dem Menſchen entſtanden ſind, und daß der Menſch zwar das oberſte Glied der ganzen Schöpfung ſey, daß es aber eben ſowohl von ihm hinabwärts eine gleichſam zurückſinkende Thierreihe gäbe, als es eine zu ihm hinaufſteigende giebt. Jene anjetzt ganz untergegangene Menſchenart, von welcher noch einige Individuen unter den egyptiſchen Mumien erhalten ſind, unterſcheidet ſich nicht blos im Bau der Stirne, der Naſe, der Backenknochen und durch die wie nach Galls Schädellehre bey den Pflanzenfreſſenden Thieren, weiter nach vornen und höher liegenden Ohren vor allen Varietäten des jetzigen Menſchengeſchlechts, ſondern ſelbſt darin, worin ſich die Menſchen in allen Zonen gleich ſind, und was für den natürlichen Charakter des ganzen Geſchlechts gehalten wird, in dem Bau der Zähne, weichen ſie gänzlich ab. Es ſind nähmlich die Eckzähne, die wir mit den Raubthieren gemein haben, von den Backzähnen nicht zu unterſcheiden, und auch die Schneidezähne haben platte Kronen. Dieſes, wahrſcheinlich älteſte Menſchengeſchlecht, iſt demnach blos Pflanzeneſſend geweſen, und auch in der Geſchichte des Menſchen wie in der der vollkommneren Thiere, iſt das Leben von Vegetabilien älter geweſen als das vom Raube.

So wie jene Pflanzenfreſſenden Thiere an körperlicher Größe und Maſſe das jüngere Geſchlecht der Raubthiere weit übertreffen, ſo zeichnen ſich überhaupt alle Bildungen jener früheren Zeit durch eine viel größere Maſſe vor den jetzigen aus. Wo kann die jetzige Natur Elephanten von jener ungeheuren Größe aufweiſen, wie diejenigen, deren Ueberreſte noch in den Gebirgen der nördlichen Welt gefunden werden? Jene Hirſche, deren Geweihe ſich, wie an den in Irrland gefundenen Schedeln, gegen 11 Fuß ausbreiteten, oder von denen das Geweih, wie jenes bey Worms gefundene, gegen 50 Pfund wog, jene Tapire, welche das Nashorn noch um den 4ten Theil an Größe übertreffen, jene indiſchen Büffel, die noch viel größer geweſen ſeyn müſſen, als der amerikaniſche Biſon, haben jetzt unter ihren Geſchlechtern nichts aufzuweiſen, das ihnen gliche. Man wird faſt bewogen, auch in der Vorwelt unſres Geſchlechts an Rieſen zu glauben, und obgleich viele von den Fällen, die man in neuerer Zeit, unter andern bey Calmet aus der alten Geſchichte geſammlet findet, ſehr zweifelhaft ſcheinen, ſo läßt ſich doch nicht gegen alle etwas Gründliches einwenden. Von ſehr zweifelhafter Art iſt die Geſchichte jenes Rieſengerippes, welches wegen einer nahen Inſchrift dem altdeutſchen König Theutobochus zugeſchrieben wurde, und das den Denkſchriften von Trevoux zu Folge gegen 13 Ellen lang und um die Schultern 5 Ellen breit war, obgleich dieſer Rieſe gegen jenen, deſſen Gerippe in der Gegend von Smyrna hinter einer Mauer ausgegraben ſeyn ſollte, und den man im franzöſiſchen Merkur vom Jahr 1727 beſchrieben findet, nur ein kleiner Zwerg geweſen wäre.

Auch an Menge der Individuen hat das Thierreich, an Ueppigkeit der Vegetation, das Pflanzenreich jener Zeit, vor denen jetzigen einen ungemeinen Vorzug gehabt. Wo fänden ſich jetzt noch ſolche ungeheure Heerden von Elephanten, wie die, deren Gebeine im nördlichen Amerika und in Sibirien ganze kleine Berge bilden, wo jene unzähligen indiſchen Büffel und Nashörner, aus deren Ueberreſten, mit denen der Elephanten vermiſcht, Cap. Billings im nördlichen Eismeer ganze Inſeln gebildet fand? Ueberall wo, beſonders in dem nördlichſten Theil von Sibirien, das jetzt nur an der Oberfläche aufthauende Land etwas entblöſt wird, ſieht man Ueberreſte von jenen Thieren hervorragen, ſo daß das Volk ſie für die Gebeine von Ungeheuern hält, welche wie der Maulwurf und einige Würmer, tief unter der Erde lebten, und ſich nur zuweilen nach der Oberfläche herauf wühlten. Das meiſte und beſte Elfenbein das in Europa verarbeitet wird, kommt von den in dem nördlichſten Sibirien ausgegrabenen Elephantenzähnen. — So findet ſich auch jetzt in den Wäldern großer Länderſtriche nicht ſo viel Holz mehr, als nur einzelne Berge derſelben in Steinkohlen verwandelt enthalten. Dieſe Bemerkung hat man unter andern von Heſſen gemacht. Wo finden ſich auch jetzt, ſelbſt in den fruchtbarſten Gegenden der Wendekreiße, ſolche unermeßliche Waldungen, wie die geweſen ſeyn müſſen, deren Kohlen ganz Island bis zu einer ungemeinen Tiefe erfüllen? Einen großen Theil dieſer verkohlten Holzmaſſen, die ſich in allen Ländern der nördlichen Welt finden, haben Erdbrände verzehrt, andre ſtreben aus ihren Gräbern, die ſie in vulkaniſchen Bergen gefunden, durch gewaltſame Ausbrüche hervor, doch hat uns nach dieſem allen die Vorwelt noch einen ſo großen Vorrath ehemaliger Wälder aufbewahrt, daß dieſe in einigen Ländern dem bloßen Bedürfniß der Einwohner auf viele Jahrhunderte hinreichen können.

Alle Ueberreſte von Pflanzen, welche in den nördlichen Ländern wirklich aus jener Zeit herrühren, und nicht etwa durch ſpätere, blos örtliche Fluthen im Sand verſchlemmt worden, ſind denen ähnlich, die wir jetzt nur zwiſchen den Wendekreißen finden. Baumartige Farrenkräuter, hohe Palmenbäume, werden als ehedem einheimiſche Gewächſe nicht allein in Deutſchland und beſonders in den Rheingegenden, ſondern bis hinauf an den nördlichen Polarkreis gefunden. Ja ſelbſt Sibirien hat Ebenholz und Zuckerrohrartige Gewächſe, anjetzt Verſteinerungen geworden, aufzuweiſen. Die ganze Natur der nördlichen Welt hat ſeitdem eine veränderte Geſtalt angenommen. Wir finden in Frankreich, der Schweiz und Deutſchland, Fiſch- und Schneckenverſteinerungen, deren Originale jetzt nur im indiſchen Meere wohnen, die Flüſſe von Deutſchland ſo wie ſelbſt die des nördlichen Sibiriens, haben Crocodile und Flußpferde enthalten; in Deutſchland weideten ſo häufige Heerden von Elephanten, daß man, unter andern in der obern Grafſchaft Katzenellenbogen, in einem Umkreiß von wenig Stunden die Gerippe von mehr als 50 Stück gefunden. Irrland und England, Pohlen, Island, das nördliche Rußland und Sibirien, ſo wie das nördlichſte Amerika, ſind voll geweſen von den meiſten Pflanzenfreſſenden Thieren der Wendekreiße, und wo jetzt ſelbſt die Birke nicht mehr gut gedeihen will, finden ſich die Ueberreſte von Palmenwäldern. Dieſe Thiere können nicht durch Zufall dahin gerathen ſeyn, am wenigſten durch Kriege, da niemand noch gehört hat, daß Krocodile, Flußpferde, Naſhörner und ähnliche Thiere im Krieg gebraucht worden wären. Oeſters hat man Spuren gefunden, daß jene Thiere in ganzen Heerden, die Alten mit den Jungen, von der ſchnell überhandnehmenden Fluth auf der Weide ergriffen wurden. Jener Kalktuff mit vielen Abdrücken ausländiſcher Sumpfgewächſe, wo man in Sibirien öſters die Gerippe von ganzen Elephantenheerden gefunden hat, iſt damals Sumpf geweſen, wo dieſe Thiere noch jetzt zu weiden pflegen.

Auch von einer Fluth die von Süden herkam, können jene Weſen der ſüdlichen Länder nicht nach Norden heraufgeführt ſeyn. Es iſt gänzlich falſch anzunehmen, daß die Fluthen aus Süden gekommen wären, vielmehr haben ſie, wo ſie nicht durch beſondre Umſtände von dieſer Richtung abgelenkt worden, einen faſt umgekehrten Lauf, den von Nordoſt nach Südweſt genommen. Denn der ſteile Abfall nicht blos aller großen, ſondern auch der meiſten mittleren und kleinen Gebirge iſt nach Südweſt, das allmälige Anſteigen nach Nordoſt, welches Verhältniß, beyläufig, auch auf dem Monde beobachtet wird. Man findet im nördlichen Aſien die Ueberreſte der ehemaligen Thier und Pflanzenwelt, blos unter den obern Lagern der Steppen und Ebenen, bis hinan zu dem hüglichen Land, das die letzte Gränze des nördlichen Abfalls des hohen Gebirgsrückens bildet; ein ſehr großer Theil des mittlern Aſiens, der meiſt aus reinen Urgebirgen beſteht, iſt von jener Fluth gar nicht berührt worden, ſondern hat frey über dieſelbe emporgeſtanden, ſo wie auch anderwärts die Gewäſſer, aus welchen die Flözgebirge gebildet ſind, nicht an die höheren Gebirgsrücken hinanreichten. Ein mehr als hundert Meilen breiter Damm hinderte mithin das Anſtrömen einer Fluth aus dem ſüdlichen Aſien ins nördliche. Ueberdies iſt es ganz unwahrſcheinlich, daß ſich bey einem ſolchen langen Umherfluthen jene Thiergerippe ſo wohl erhalten hätten, wie ſie noch oft gefunden werden, daß Mutter und Junges, ſo wie ganze Heerden beyſammen geblieben wären, oder daß ſich ſogar einige von ihnen, wie das junge Nashorn, das man in Sibirien ausgrub, noch mit Fell und Haaren, und mit dem nur zum Theil verdorbenen Fleiſch hätten erhalten können.

Auch die Erdaxe kann, dieſes iſt die letzte Hypotheſe, durch welche man jene Thatſachen zu erklären geſucht hat, ihre Lage nicht ſo ſehr verändert haben, daß der Aequator durch die Gegend der jetzigen Pole gieng.

Die Erde wird auch, ſeit ihrem Entſtehen, nie ohne eine der jetzigen ähnliche Neigung ihrer Axe geweſen ſeyn, und dieſe kann in gewiſſen großen Perioden nur wenig zu oder abnehmen. Wir haben geſehen, daß die Richtung der Erdaxe ſeit den älteſten aſtronomiſchen Beobachtungen, mithin ſeit etwa ſechstauſend Jahren, ſich nur um anderthalb Grad verändert hat, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Abnahme der Schiefe der Ecliptik ihre Gränzen habe, jenſeit welcher ſie wiederum zunimmt. Ich habe ſchon anderwärts darauf aufmerkſam gemacht, daß die Neigung der Erdaxe mit andern Naturverhältniſſen unſers Planeten in einer innigen Harmonie ſtehe, und daß, wenn dieſes aſtronomiſche Element ein andres werden ſollte, auch das Verhältnis der Erde zur Sonne und zum Mond ſich zugleich verändern müßte.

Außer dieſem müßte ſich der ehemalige Aequator ſo wie der jetzige durch jene größere Höhe der Gebirge auszeichnen, welche durch den täglichen Umſchwung der noch flüſſigen Maſſe erzeugt wird, und die Abplattung an den Polen, welche ſchon den älteſten Urgebirgen, die viele Weltenalter vor jener Naturbegebenheit vorhanden waren, eingedrückt iſt, konnte nicht ſtatt finden.

Es bleibt uns mithin nichts anders zur Erklärung übrig, als die Annahme, daß die Erde vor Zeiten wärmer geweſen ſey. Wir haben ſchon früher den Grund davon in einer dichteren Atmoſphäre gefunden. Die Schneelinie, welche jetzt in jenem Clima ſchon durch die Höhe von 8000 Fuß erreicht iſt, muß vor Zeiten in der Schweiz über ein halbmal ſo hoch gelegen haben, mithin dieſes Land um mehr als ein halbmal wärmer geweſen ſeyn, da man mehr als 4000 Fuß über der Region, wo jetzt noch Bäume wachſen können, erhöht, große, noch unveränderte Baumſtämme findet. Dieſe Thatſache iſt unter andern von dem Alpenberge Stella bekannt. — Das Eis der Gletſcher nimmt auch nach einer durchgängigen Erfahrung der Eingebohrnen mit jedem Jahre zu, und ehehin grüne Wieſen ſind jetzt von Eisflächen verdrängt, ſo wie das noch vor einigen Jahrhunderten blühende Grönland, jetzt eine traurige Wildniß voller Schnee und Eis iſt, wie die noch vor einem Menſchenalter freyen Häfen nördlicher Küſten jetzt von Eis verſperrt ſind, und von Norden abwärts, ein Wald nach dem andern ausſtirbt, ohne daß die Bedürfniſſe des Menſchen der vernichtenden Natur vergriffen.

Es muß auch nach dem Südpol hin vor Zeiten das Land von üppiger Vegetation und einer reichen Thierwelt geſchmückt geweſen ſeyn. Zwar hat man auf dem Feuerland und den angränzenden Gegenden nach Verſteinerungen noch nicht nachſuchen können, da ſelbſt in den langen Sommertagen dieſes traurige Land, das die ſchaffende Natur zu verlaſſen anfängt, von öfteren Schnee erſtarrt, man hat aber faſt auf jeder Seereiſe in dieſes Klima, die ſchwarzen und kahlen Klippen jener Wildniß von häufigen vulkaniſchen Feuer rauchen ſehen, und das zerſpaltene jähe Ausſehen der Felſen ſpricht von einer langen Arbeit der Vulkane. Dieſes Eyland ſcheint mithin an Brennmaterialien, und an Fülle der Vorräthe, die aus einer früheren Vegetation erhalten ſind, Island nichts nachzugeben.

Der Menſch allein, wenn die Weſen aller Art der veränderten Welt entfliehen, und die ganze lebende Natur ſich zum Hinwegziehen rüſtet, bleibt noch zuletzt auf den einſamen Trümmern zurück, weil die Liebe und die alte Anhänglichkeit des Gemüths die ſtarren Felſen verſchönern. Andre Weſen ſehen die Welt nur in ihrem natürlichen Reiz, der Geiſt des Menſchen fügt dieſem noch einen neuen Schimmer hinzu. So iſt jetzt jene nordiſche Nachtigall, deren einfach klagende Töne die Reiſenden früher Jahrhunderte beſchrieben, ſammt den dunkelgrünen Wäldern, und den Roſenlauben, aus Island verſchwunden. Auf ödem Gebirge, welchem der Sommer jetzt kein grünes Laub ſondern nur Gras und Blumen zurückbringt, ſingt der Menſch noch immer frölich, den allgemeinen Verfall nicht bemerkend, die alten Lieder ſeiner Väter, von jenen anjetzt verſchwundenen Lauben, dem tiefen Grün und dem Geſang der Nachtigall.

Neunte Vorleſung:

Das Pflanzenreich.

Wenn ſich auch in einigen äußeren Verhältniſſen zwiſchen dem wie es ſcheint, zunächſt anſtehenden Pflanzenreich, und der anorganiſchen Welt der Gebirge, gewiſſe Aehnlichkeiten fänden, ſo zeigt ſich doch gleich in einer Hinſicht, welche zuerſt in die Sinnen fällt, eine ſehr tiefgehende Verſchiedenheit.

Es iſt die anorganiſche Körperwelt nichts für ſich allein, ſondern nur in Beziehung auf das Erdganze, und wo ſie ihre ſchönſten Blüthen entfaltet iſt es doch nur ein Schein von ſelbſtſtändiger Individualität, zu welchem ſie zu gelangen vermag. Wenn auch die Verſchiedenheit der äußern Einflüſſe, welche von dem Weltganzen auf die Erde geſchahen, ſich in den verſchiednen Gebirgsbildungen der einzelnen Weltperioden verkündet; ſo konnten doch jederzeit dieſe höheren Einflüſſe ſich der einzelnen Maſſe nur durch das Erdganze mittheilen; es war die Erde, welche afficirt worden, und das Einzelne nahm nur mittelſt der Vereinigung mit ihr an jener Affection Theil. Es wird daher in allen Theilen der Erde, von den Küſten des Feuerlandes bis an die Grönlandiſchen Hügel, von den ſüdlichſten Inſeln des indiſchen Meeres bis an die nördlichſte Küſte von Aſien, derſelbe Granit oder Gneis, derſelbe Baſalt auf Ceylon und auf Island u. ſ. w. gefunden, ein Zeichen, daß überall nur durch dieſelbe Erde, durch dieſes Eine Ganze gewirkt wurde. Ja ſelbſt wo noch jetzt große Veränderungen dem Anſchein nach in einem einzelnen Theil der anorganiſchen Welt vor ſich gehen, ſehen wir ſogleich das Erdganze daran Theil nehmen, und kein einzelner Theil vermag für ſich allein, ſondern nur in Verbindung mit dem Ganzen bedeutende Veränderungen zu erleiden. Wir ſehen dieſes vornehmlich bey bedeutenden Ausbrüchen der Vulkane, wo durch eine tiefe Sympathie die zu ähnlichen innern Bewegungen geneigten Gegenden der entfernteſten Erdſtrecken zugleich mit afficirt werden, welche Mitleidenſchaft, nur zum Theil durch die Atmosphäre, durch die jenem Oxydationsproceß günſtiger gewordne Stimmung derſelben, bewirkt werden kann.

Dagegen zeigt ſich in der organiſchen Welt die Erde auf einmal wie von einem neuen fremden Willen, von dem Einfluß der Sonne ergriffen. Schon die Vegetation gehört nicht mehr der Erde allein, ſondern dem Einfluß eines höhern Weltganzen an, der ſich nun vermittelſt der Atmosphäre nicht mehr blos der ganzen Erde, ſondern dem einzelnen Daſeyn unmittelbar mittheilt. Während daher die Bildungen der anorganiſchen Welt überall als dieſelben erſcheinen, iſt die Pflanzenwelt in jedem Theil, ja faſt in jeder kleinen Gegend der Erde eine andre. Nur in Gegenden wo der Einfluß der Sonne geringer iſt, nach den Polen hin, oder auf hohen Gebürgsrücken, ſieht man, wie noch neuerlich Humbold erinnert, einförmig, in unzähligen Individuen, einzelne Pflanzengeſchlechter ganze Erdſtrecken ausſchließend bewohnen; näher nach dem Aequator, oder nach den wärmeren Gegenden des Fuſſes der Gebirge hin, ſtehen die mannigfaltigſten Pflanzenarten untereinander gemiſcht, und jeder Hügel, jedes Thal, trägt ſeine eignen Kräuter.

So ſpricht ſich die Verſchiedenheit der einzelnen Gegenden, gegründet auf die verſchiednen Modificationen, welche die Einwirkung der Sonne durch die Umgebungen der Berge und des Waſſers, und im Allgemeinen durch ihre Lage unter verſchiednen Graden der Breite erleidet, deutlich in den verſchiednen Pflanzen aus, welche ſie tragen.

Aber nicht blos die Beziehung einzelner Gegenden der Erde auf die Sonne im Allgemeinen, ſondern jene beſondre und in jedem Augenblick ſich verändernde, in welcher dieſelben in verſchiednen Zeiten mit der Sonne ſtehen, oder mit andern Worten die nie für die ganze Erde ſondern nur für einzelne Theile gleichzeitig ſtatt findende Verändrung der Tages- und Jahreszeiten, zugleich aber auch wie aus einigen ſcheint, ſelbſt die der größern Weltperioden, wie ſie ſich einzelnen Erdſtrichen darſtellen, ſpricht ſich in den Bildungen des Pflanzenreichs aus. So wird in der ganzen Pflanzenwelt überall derſelbe höhere Einfluß der Sonne, in allen ſeinen verſchiedenen Geſtalten, in allen ſeinen Modificationen durch Raum und Zeit ausgeſprochen.

Bekanntlich haben viele Blumen die Eigenſchaft, ihre Kronen zu gewiſſen Stunden des Tages zu ſchlieſſen und zu öffnen. Die Stunden des Erwachens und des Wiedereinſchlummerns (was ſich damit ausſpricht) ſind bey verſchiedenen verſchieden, einige öffnen ſich ſchon gegen Sonnenaufgang und ſchließen ſich ſpät, andre öffnen ſich nur den Strahlen der heiſſeſten Mittagsſtunden, noch andre ſchließen ſich dann ſchon wieder. Man hat hieraus eine Blumenuhr zuſammengeſetzt, wo aus dem allmäligen Erwachen und Wiedereinſchlummern der einzelnen Blumen auf die verſchiedenen Tageszeiten geſchloſſen wird. So hat auch jeder Monat, ja in Jahren von beſtändiger Witterung bey uns, ſtets aber zwiſchen den Wendekreißen, jede Woche ihre beſondern Kräuter, welche dann in der Blüthe ſtehen, und man würde in jenen Gegenden einen einfachen und untrüglichen Blumenkalender bilden können. Wir ſehen in vorzüglich feuchten oder heißen Jahren gewiſſe Gegenden voller Kräuter, von denen in andern Jahren keine Spur da war. Man hat dieſes beſonders auf Aeckern, an einigen Arten von Unkraut bemerkt. Einige ſind wenigſtens in Hinſicht der Häufigkeit, in welcher ſie erſcheinen, an die allgemeine Stimmung der Witterung einzelner Jahre gebunden, und ſo wird in der Vegetation, und in den bunten Zügen ihrer Blumen die Geſchichte der Zeiten und der in ihnen herrſchenden Stimmung beſchrieben.

Ja ſelbſt die Modificationen des Einfluſſes der Sonne auf gewiſſe Gegenden, die noch künftig geſchehen ſollen, werden öfters ſchon durch das Pflanzenreich voraus verkündigt. Man erkennt in der Weiſe des Blühens einiger Pflanzen die Witterung der noch künftigen Jahreszeiten. So wiſſen die Jäger und Landleute aus dem Blühen des Heydekrauts im Herbſte, die Strenge des darauf folgenden Winters zu beſtimmen, und irren ſich hierinnen ſelten. Jener empfindliche Strauch in Südamerika, von welchem Humboldt erzählt, verkündigt durch das Oeffnen oder Zuſammenfalten ſeiner Blätter ſicherer als irgend ein Wetterglas die künftigen Witterungsveränderungen voraus.

Aber auch größere Zeiträume, ſcheinen wie die kleineren durch das Erſcheinen oder Verſchwinden gewiſſer Pflanzengattungen angezeigt zu werden. Man hat hierauf ſchon von mehreren Seiten aufmerkſam gemacht, und jene Pflanzen zum Beyſpiel angeführt, welche von den ſorgfältigſten Botanikern auf den ganzen beſuchten Theil der Erde nur einmal gefunden worden ſind. Merkwürdiger als die gewöhnlich angeführten kleinen Kräuter, davon einige die man in ſehr entlegenen und wenig beſuchten Ländern gefunden, vielleicht ſchon deshalb ſo ſelten ſcheinen könnten, ſind jene Bäume, von denen es wahrſcheinlich nur Ein Individuum auf der Erde giebt.

Es gehört hierhin der ungeheure Baum von Toluca der in ſeinem Bau und den Verhaltniſſen ſeiner Blüthentheile ſich ſo ſehr vor allen bekannten Pflanzen auszeichnet, und in der jetzigen Pflanzenwelt eben ſo als Fremdling, als Uebriggebliebner einer fernen Vorzeit daſteht, als das Faulthier in der Thierwelt. Dieſer merkwürdige Baum, iſt, ſeiner Rieſengröße nach zu ſchließen, von einem ungeheuren Alter, und nebſt dem bekannten Baume Bacbab in Senegambien, und zwey andern Rieſenbäumen der bekannten Welt, gehört er unter die älteſten Bewohner unſers Planeten. Nahe an den Mauern von Toluca, in einer Höhe wo jetzt keine hohen Bäume mehr wachſen können, ſteht dieſer Fremdling einer fernen Vorzeit, noch einzig in ſeiner Art. Und wenn jene jüngeren Individuen, die man, wiewohl in allen nur zwey, in Guatimala gefunden, von derſelben oder einer ähnlichen Art ſind, ſo verkünden ſie vielleicht nur, daß dieſes alte, ſchon einmal verdrängte Geſchlecht, von neuem in dem Kreiße der organiſchen Welt wieder erſcheine, den es vielleicht in großen Perioden verläßt und wieder betritt.

So iſt das Erſte, was uns im Pflanzenreich, und überhaupt in der Welt des Organiſchen begegnet, jene Uebereinſtimmung der Lebensperioden der Einzelnen und ganzen Geſchlechter derſelben, mit den kleinern und größern Naturperioden. Wie der Stand der Sonne von den Blumen durch die Zeiten ihres Erwachens und Wiedereinſchlummerns angezeigt wird, einige in den Stunden der Nacht, andre in beſtimmten Zeiten des Tages das ſtille Feſt ihrer Blumenliebe feyern, ſo verkündigen ſie auch durch ihr Wiedererſcheinen die Zeiten des Jahres, ja den Verlauf größrer Perioden, welche über das Alter des Menſchen, und vielleicht über die Beobachtungen eines einzelnen Jahrhunderts weit hinausreichen. Auf dieſe Weiſe knüpfen wir das organiſche Leben ſchon von einer Seite, obgleich nur äußerlich, an die Erſcheinungen des Magnetismus, der Elektricität und des Lichtes an, von welchen wir eine ähnliche Uebereinſtimmung der Perioden, an welche ihre Veränderungen gebunden ſind, mit den Zeiträumen der ganzen Natur, früher erwähnt haben.

Das Leben zeigt ſich ſo zuerſt als kosmiſche Erſcheinung, bey welcher ſich das Einzelne ſelbſtſtändig und unmittelbar von demſelben Geiſt des Lebens ergriffen zeigt, welcher die ganze Natur bewegt. Das Einſtimmen in die Harmonie der allgemeinen Wechſelwirkung der Weltkräfte, iſt das Leben.

Die einzelne Pflanze iſt nicht in jedem Moment ihres Daſeyns in einer gleich deutlichen Harmonie mit dem höheren Weltganzen. Am ſchönſten zeigt ſich dieſe, in der Zeit ihrer Liebe, in der Zeit des Blühens, und wir ſehen dann auch zugleich die Pflanzen nach einer andern Seite hin in eine merkwürdige Beziehung und Sympathie mit ihren Umgebungen treten, welche noch mehr die Selbſtſtändigkeit ihres Lebens und die unmittelbare Wechſelwirkung mit dem äußern Einfluß bezeugen. Erſt die Blüthen empfangen bey den meiſten Pflanzen die Eigenſchaft des Schlummers, und die Empfindlichkeit gegen Berührungen. Erſt in der Zeit des Blühens tritt jene merkwürdige Sympathie mit dem Thierreich, vornehmlich mit dem Reiche der Inſekten ein, welche, wenn ſie den Blumenſtaub der einſam ſtehenden männlichen Blüthen geſammlet haben, dieſen den ferneſtehenden weiblichen überbringen, und hierdurch die Befruchtung bewirken. Eben ſo erwacht dann die Sympathie zwiſchen den verſchiednen Pflanzen und Pflanzentheilen ſelber. Um nur eines Beyſpiels der Art zu gedenken: ſo iſt bey der merkwürdigen Waſſerpflanze, Vallisneria, welche in einigen franzöſiſchen Flüſſen und Seen wächſt, der Stiel der männlichen Blüthe ganz kurz, ſo daß die noch unaufgeſchloßne Blüthe tief am Boden des Waſſers ſitzend, nur wenig Zoll über den ſumpfigen Grund hervorragt. Wenn ſich aber die Blüthe öfnet, und ihre Blätter, welche unaufhörlich Luft entwicklen, ausbreitet, wird ſie durch ihre eigene Leichtigkeit emporgezogen, und der leicht zerbrechliche Stiel zerreißt. Die weibliche Blüthe, welche von Natur einen ſtärkeren und längeren Stiel, der von dem Boden bis zur Oberfläche des Waſſers heraufreicht, beſitzt, hat zu gleicher Zeit, öfters in großer Entfernung von jenen, ihre röthlichen Blumen entfaltet. Zu dieſen ſchwimmen die losgeriſſenen männlichen Blüthen, von einer innern Sympathie getrieben, hinan, und auf dieſe ſonderbare Weiſe geſchieht hier die Befruchtung.

Es pflegen alle ausgepreßten Pflanzenſäfte, denen die Möglichkeit einer Gährung nicht ganz genommen iſt, zu jener Zeit, wenn die Pflanzen von denen ſie herkommen, blühen, eine neue Gährung zu erleiden, und viele können nur bis zu dieſer Zeit aufbewahrt werden.

Eben in der Zeit, wenn die Blüthen, von denen ſie ſich zu nähren pflegen, ſich eröffnen, ſieht man auch die verſchiedenen Arten der Inſekten aus ihren Gräbern hervorgehen. Die ſchöne Sympathie der Nachtigall und der Roſe, iſt von den Perſern in unzähligen Liedern beſungen, wie in dem blühenden Hayn der kleine Sänger von der Liebe zur ſchönen Blume ergriffen, die ferne Kluft, welche die Natur zwiſchen der Bluthe und dem Thiere befeſtiget, beklagt. Die Sympathie zwiſchen den verſchiedenen Pflanzen iſt bekannt genug. Einige nützliche Pflanzenarten haben irgend ein beſtimmtes Unkraut bey ſich, welches gewöhnlich in keinen andern Pflanzungen gedeiht. Viele Rankengewächſe werden zwar vermiſcht, bald um dieſen bald um jenen Baum geſchlungen geſehen, einige ſchöne Windenarten der ſüdlichen Welt, pflegen ſich aber nur an gewiſſe Bäume zu halten, und werden ſonſt nirgends gefunden. Die hohen einſam ſtehenden Palmen, haben faſt ſtets einige Arten von Lilien um ihren Stamm verſammlet, welche in der gemeinſchaftlichen Zeit der Blüthe an Duft und Farbenpracht, mit dem bunten Blüthenſchaft der Palmen wetteifern.

Ja eine ſolche Sympathie der Blüthen mit der äußern Natur, geht oft noch viel weiter. Die Bewohner von Kamtſchatka, ein dürftiges verlaſſenes Volk, haben faſt keine andre Nahrung, als die Fiſche, die ſie an den langen Sommertagen aus den Flüſſen nehmen, welche kaum den 4ten Theil des Jahres von Eiſe frey ſind, und außer dieſem die Zwiebeln eines purpurrothen Liliengewächſes, das unter den wenigen Gräſern und Schneeblumen die einzige Zierde ihrer bemooſten Thaler iſt. Steller der ſich nothgedrungen ziemlich lange dort aufhalten mußte, fand aus eigner Erfahrung die Naturregel, welche allen Eingebohrnen bekannt iſt, beſtätigt, daß nämlich gerade dann, wenn die Jahre dem Fiſchfang ungünſtig ſind, und wenn die Flüſſe ihrer gewöhnlichen Bewohner entbehren, jenes Zwiebelgewächs in ganz vorzüglicher Menge wächſt, und umgekehrt, wenn die Flüſſe reicher als gewöhnlich an Fiſchen erſcheinen, und der Vorrath an dieſen häufiger eingeſammlet wurde, gedeiht jene Liſie nur ſparſam und dürftig, ſo daß die Natur ſtets den Mangel auf der einen Seite, durch den Ueberfluß auf der andern erſetzt, und gütig für die Ernährung der Bewohner zu dem langen Winter ſorgt.

Gewiſſe Kräuter, unter andern das Heydekraut, welche im Herbſte blühen, und von der Natur zur Ernährung des Wildes und der Vögel beſtimmt ſind, blühen nach einer allgemeinen Erfahrung des Landvolkes, wenn ein milder Winter bevorſteht, nur ſehr ſparſam, und die Natur verſpricht alsdann für die Nahrung der Thiere durch andre Kräuter, und durch einen vom Schnee freyen Boden zu ſorgen.

Einige Pflanzen, deren Saamen mitten im Winter reifen oder die alsdann blühen, ſtimmen hierinnen mit einigen Thierarten überein, deren Brütezeit oder Zeit des Gebährens um dieſelbe Zeit fällt, und ſie dann eines reichlicheren Futters bedürftig macht.

So iſt es hier wie überall, die Zeit des Blühens, und der ſchönſte Moment des Lebens, wenn die Weſen am innigſten in den Einklang mit der ganzen Natur einſtimmen, wie wir dieſes künftig noch deutlicher ſehen werden, und das Einzelne erkennt dann den höheren Einfluß unmittelbar und ohne die (der Mannigfaltigkeit und Individualität widerſtrebende) Vermittlung des Erdganzen.

Zehnte Vorleſung.

Einige Bemerkungen über die Annäherungen des Pflanzen- zum Thierreich.

Die erſten Anfänge des organiſchen Lebens, entſtehen vor unſren Augen faſt überall, wo brennbare und gährungsfähige Stoffe, in Waſſer aufgelöſt, mit der Atmosphäre in Wechſelwirkung treten. Jene kleinen organiſchen Weſen, erſcheinen gleich Anfangs mit thieriſcher Beweglichkeit, bald als kleine Kugeln, die ſich unaufhörlich umkreißen, bald als länglichte faſernartige Körper, deren beyde Enden ſich immer einander nähern und ſich wieder entfernen, und noch außer dieſem in ſo vielartigen, mannigfaltigen Formen, daß unter den unzähligen Infuſionsthierchen, von denen jene Auflöſungen wimmeln, nur ſehr wenige ſich gleichen. Wenn jene vielbelebte Flüſſigkeit ſich ſelber überlaſſen bleibt, und die Verdünſtung derſelben überhand nimmt, verſchwinden jene kleinen beweglichen Körper allmälig, und die Oberfläche des Waſſers einnimmt, indem ſie einigen Zuſammenhang gewinnt, die Geſtalt kleiner, pflanzenartiger Weſen an. So findet ſich am erſten Anfange aller Organiſation, früher eine ſehr unvollkommene Thierwelt, ehe die erſten Keime der Pflanzenwelt ſich entwicklen, und auch im Großen ſcheint die Natur wenigſtens zum Theil einen ähnlichen Gang genommen zu haben, indem an verſchiednen Orten einige Geſchlechter der Würmer und Pflanzenthiere, früher die allgemeine Fluth belebten, ehe ſich Pflanzen aus ihr erzeugten.

Wir ſehen aber auch anderwärts die Natur einen hiervon ganz verſchiednen Gang nehmen. Der Feldſpath beſonders, welcher einen Gemengtheil vieler Gebirgsarten ausmacht, enthält einen Antheil von Kali, welcher ihn zum Verwittern geneigt macht. Wo nun die nackten Felſen, den Einwirckungen der Luft und des Waſſers ausgeſetzt, an ihrer Oberfläche durch Verwitterung in Staub zerfallen, pflegen ſich jene gelben, rothen oder ſonſt auf eine auffallende Weiſe gefärbten, öfters faſt lederartigen Weſen zu erzeugen, die wir Flechten nennen. Wir finden dieſes Pflanzengeſchlecht, welches die nächſte Gränze der Vegetation und des Steinreichs bildet, an den Rinden der Bäume, und an der Oberfläche der Steine ſehr häufig. Die unvollkommenſten Flechtenarten werden auf den erſten Blick kaum von von einigen Formen des Steinreichs unterſchieden, und welchen zum Beyſpiel von den Salzblüthen, blos durch eine etwas andre Form ab. Noch findet ſich hier kein zellichter Bau, keine Faſern und ſonſt nichts was ſie im innern Bau mit andern organiſchen Körpern gemein hätten. Wo dagegen das Geſchlecht der Flechten bey ſeinem Wachsthum hinläng[illegible]n Feuchtigkeit begünſtigt, ſeine vollkommenſten Fo[illegible] entwickelt, ſehen wir es durch die Lebermooſe in die gewöhnlichen Laubmooſe übergehen, welche wiederum mit vielen Polarpflanzen von viel vollkommneren Pflanzengeſchlechtern, eine genaue äußre Verwandſchaft zeigen. So findet ſich von den Flechten aus, ein Uebergang in die ſtarren Geſtalten des Steinreichs auf der einen, in die des vollkommneren Pflanzereiches auf der andern Seite, ohne daß von Weſen mit thieriſcher Beweglichkeit begabt, etwas wahrgenommen würde.

So ſcheint der erſte Schritt der bildenden Natur, von den ſteinernen Formen des Anorganiſchen, zu der belebten Welt der Pflanzen und Thiere, zufälligen Abänderungen unterworfen, und unter verſchiedenen äußern Umſtänden, ſich bald mehr der thieriſchen bald der vegetabiliſchen Welt zu nähern. Die unvollkommenſten Thiere gränzen eben ſo nahe an die anorganiſche Welt als die unvollkommenſten Pflanzen, und die gewöhnliche Vorſtellung einer in der Natur vom Steine bis zu den vollkommenſten Formen des Lebens aufſteigenden Reihe, irrt darinnen, daß ſie den Uebergang des Pflanzen- in das Thierreich ſo darſtellt, als ob die Natur erſt von den Flechten bis hinauf zu den Palmen bildend fortſchritte, dann von dieſen weiter ſu die unvollkommenſten und niedrigſten Stufen des Thierreichs herabſänke, oder als ob überhaupt das ganze Pflanzenreich mit allen ſeinen majeſtätiſchen Formen vorausgehen müßte, ehe das Thierreich, ſelbſt nur im erſten Keime, ſich entwickeln könnte.

Die unvollkommenſten Thiere, jene, welche die korallenartigen Meeresprodukte bilden, und ihre Verwandten, ſind allerdings halb von thieriſcher halb von pflanzenartiger Natur, und werden deshalb Thierpflanzen genannt. Auf der einen Seite läßt ſich aus ihnen durch verſchiedene Geſchlechter der Würmer ein Uebergang in das vollkommnere Thierreich finden, auf der andern gränzen ſie an gewiſſe unvollkommene, gallertartige Seepflanzen, welche in einigen ihrer vollkommenſten Formen unter andern einen Uebergang zu den Farrenkräutern zu bilden ſcheinen. Die Farrenkräuter, welche bey uns ſich nur ein wenig über den Boden erheben, erſcheinen nach dem Aequator hin, wo ihre Arten, ſo bald ſich nur hinlänglich feuchter Boden findet, ungemein häufig werden, in hohen baumartigen Formen, welche unmittelbar an die vollkommenſten Pflanzen unter allen, an die Palmen, unter andern an die Sagopalmen angränzen.

Wenn, wie es ſcheint, die Palmen nebſt den Piſanggewächſen, den höchſten und vollendetſten Gipfel der Vegetation bilden, ſo wird in dieſer Reihe, welche im Mittelweſen zwiſchen Thier und Pflanze, unmittelbar an das Anorganiſche angränzend, beginnt, und mit den Palmen endigt, der Gipfel ſehr ſchnell erreicht. In dieſe einfache Reihe, griffen keine andern Pflanzengeſchlechter, mit denen die Farrenkräuter faſt durchaus in keiner Verwandſchaft ſtehen, ein.

Wenn wir aber auf der andern Seite die Palmen und mehrere ſehr vollkommene Bäume, in der Geſtalt der Blüthen, und ſelbſt im ganzen Bau, ſich wieder an andre Pflanzen anſchließen ſehen, welche durch anders blühende Bäume und Sträucher, bis hinab zu den kleinen Feldblumen, und hiermit wie es ſcheint, durch die Mooſe bis zu den Flechten, ſcheinbare Uebergänge bilden; ſo gewinnt hierdurch die bildende Natur vielmehr das Anſehen einer in Kreiſen, oder in einem Bogen fortſchreitenden Kraft, als dasjenige einer in gerader Linie von dem tiefſten bis zu dem höchſten aufwärtsſtrebenden. Das Pflanzenreich erhebt ſich erſt an der Gränze des Steinreichs von den Flechten bis hinauf zu den Palmen, in langen und allmälig aufſteigenden Reihen, dann kehrt es auf einmal ſchneller als es hinaufgeſtiegen wieder herabſinkend, durch die Farrenkräuter zu den unvollkommenſten Waſſerpflanzen und hiermit von neuem zu den Gränzen der anorganiſchen Welt zurück, wie auch die Weltkörper, beſonders bey einer bedeutenden Eccentricität, den Theil ihrer Bahn, welcher näher an dem allgemeinen Mittelpunkt liegt als der andre, in viel kürzerer Zeit zurücklegen als dieſen.

Und vielleicht nicht von einer, ſondern von vielen Seiten nähert ſich das Pflanzenreich ſeinen höchſten Formen, und entfernet ſich hernach auf der andern Seite wieder eben ſo weit von denſelben. Die niedrigen Grasarten, welche einen großen Theil unſrer nordiſchen Ebenen und Hügel bedecken, ſind mit andern Grasarten der ſüdlichen Länder verwandt, welche von baumartiger Geſtalt erſcheinen, und öfters von einer Höhe ſind, welche die unſrer Eichen übertrift. Dieſe ſcheinen, durch einige Mittelglieder, Uebergänge wiederum in die vollendetſten Pflanzenformen zu bilden, ſo daß vielleicht auch hier von den unvollkommenſten Grasarten, die kaum eine Stufe höher zu ſtehen ſcheinen als die niedrigen Mooſe, eine ſtettige Reihe, bis hinauf zu den Palmengewächſen aufgezeigt werden könnte.

So müſſen wir ſchon im Pflanzenreich, bey einer genauen Betrachtung ſeiner Formen, die Meynung von der in nur einer ununterbrochner Richtung fortgehenden Ausbildung von unvollendeteren Formen zu immer vollkommneren aufgeben, und wir werden daſſelbe hernach auch im Thierreich müſſen.

Wenn aber Uebergänge von der Pflanze zum Thier ſollen aufgezeigt werden, ſo laſſen ſich dieſe faſt von jeder oder doch vielen Pflanzen von vollkommnerer Art finden. Nicht blos die empfindlichen Mimoſen, deren Blätter bey jeder äußeren Berührung, wie ein empfindliches Thier ſich zuſammenziehen, nicht jene ziemlich zahlreichen Pflanzen aus ſehr verſchiednen Geſchlechtern, welche den Mimoſen an Empfindlichkeit gleichen, bilden die einzige Annäherung der Pflanzennatur an die thieriſche, ſondern in den meiſten Blüthen der vollkommener organiſirten Kräuter, wird, in den höchſten Augenblicken des Blühens, welche zugleich die des Abſterbens der Blume ſind, eine thieriſche Reizbarkeit und wie von einem Inſtinkt getriebene Beweglichkeit, wenigſtens einzelner Theile gefunden.

Die Spuren einer ſolchen thieriſchen Reizbarkeit, laſſen ſich in der Pflanzenwelt ziemlich weit herab verfolgen. Wir müſſen jedoch mit denen eigentlich dahin gehörigen Erſcheinungen nicht die Bewegungen verwechſeln, die wir ſchon bey einigen moosartigen Gewächſen, oder bey den ſogenannten Kryptogamiſten finden, weil dieſe auf eine ſonderbare Weiſe nach mechaniſchen Geſetzen geſchehen. So würde die vollkommenſte Mechanik kaum jene merkwürdigen Verrichtungen hervorbringen, welche Sprengel an den reifen Früchten der Jungermannien, einer Art von Aftermoos beſchreibt. Die reifen Fruchtkörner erſcheinen dem unbewaffneten Auge, nur als brauner Staub, durch das Vergrößerungsglas geſehen, findet ſich jedes einzelne mit einer kettenförmigen Schleuder verſehen, welches, wie es ſcheint wegen ſeiner hygrometriſchen Beſchaffenheit, bey jedem Hauche ſich windet und hüpfet, wodurch die Saamen ausgeſtreut werden. Eine ähnliche Vorrichtung beſchreibt derſelbe Beobachter bey einer Flechtenart. Der Blüthenſtaub der meiſten Pflanzen nimmt nach neuen Verſuchen, eine gewiſſe hüpfende Bewegung an, wenn man ihn mit Weingeiſt benetzt, und von dieſem Verſuch kann man ſich leicht ſelber überzeugen. Bey jenen Gewächſen wo die Blüthen von entgegengeſetzten Geſchlecht getrennt ſind, und öfters in einer gewiſſen Entfernung, wenn auch beyde auf derſelben Pflanze ſtehen, ſieht man an heitern Tagen den Staub der männlichen Blüthen, welcher durch die Elaſtizität der häutigen Behältniſſe in denen er ſich befindet, ausgeſtreut wird, in kleinen Wolken um die Pflanze ſchweben, doch iſt noch nicht durch Erfahrung hinlänglich bewieſen, obgleich wahrſcheinlich, daß die weiblichen Blüthen eine ſichtbare beſondre Anziehung dagegen ausüben. Deutlicher dagegen iſt eine der thieriſchen ähnliche Reizbarkeit und Beweglichkeit, bey den entgegengeſetzten Blüthentheilen ſelber. Nicht allein bey der Berberis, richten ſich die Staubfäden wenn ſie mit einer Borſte, oder einer feinen Nadel an ihrer innern Seite berührt werden, ſchnell empor, und nähern ſich dem Piſtill, ſondern bey einigen andern, wie bey der Chondrilla, ſoll dieſe Reizbarkeit ſo weit gehen, daß ſie noch an denen von der Blüthe getrennten Staubfäden wahrgenommen wird. Daſſelbe verſichert ein italiäniſcher Schriftſteller von den Filamenten der Artiſchoken, Kugeldiſteln, und einiger Arten von Centaureen. Bey einer Art von Marchantia, findet ſich nach Murray, innerhalb der männlichen Blüthentheile eine zarte Wolle, die ſich, in der Zeit wo der Blüthenſtaub ausgeſtreut wird, unaufhörlich und willkührlich bewegt.

Bey vielen Blumen, wie bey der Glorioſa, bey der perſiſchen Kaiſerkrone, dem Steinbrech, der Kalmia und andren, gelangen die Antheren nicht alle zu gleicher Zeit zur Reiſe. Man ſieht dieſe hier einzeln, ſo bald ſie den höchſten Augenblick des Blühens erreichten, durch eine eigenthümliche und freywillige Bewegung dem Piſtill ſich nähern, von welchem ſie nach verlohrenem Blüthenſtaub wieder zurückſinken, und während ſie ſchon verwelken, wird ihre Stelle von jüngeren Antheren erſetzt. Bey dem großen gelbblühenden Cactus aus Jamaica, deſſen ſchöne Blüthen, welche einen Fuß im Durchmeſſer halten, ſich erſt gegen Abend aufſchließen, und ſchon vor Sonnenaufgang verblühen, bey den lieblichen aber eben ſo ſchnell vergänglichen Ciſtusblüthen, ſieht man, ſo lange die kurze Zeit der Liebe dauert, unaufhörlich einige Antheren in Berührung mit dem Piſtill.

Doch ſind es nicht allein die männlichen Blumentheile, welche in der höchſten Zeit des Blühens eine ſolche thieriſche Beweglichkeit zeigen; bey einigen Blumenarten wird dieſe auch an dem Piſtill bemerkt. Das der Collinſonia bewegt ſich erſt nach dem einen, dann nach einiger Zeit nach dem andern Staubfaden hin. So kömmt auch in allen jenen Blumen, deren Filamente von ungleicher Größe ſind, das Piſtill wohl auch zu ungleicher Zeit reifenden Antheren, wenigſtens durch allmälige Ausdehnung entgegen.

Ja es zeigen bey vielen vollkommneren Pflanzen ſelbſt noch die Behältniſſe der reifen Früchte eine ſolche thieriſche Reizbarkeit. So bey der Impatiens, wo die einzelnen Kapſeln bey der leiſeſten Berührung die Früchte in weiter Entfernung ausſtreuen; bey einigen Geranien, und ſelbſt bey der gemeinen Gerſte, deren Bart ſich bey feuchtem Wetter ausdehnt, und ſo die Früchte aus dem Boden ihres Behältniſſes hervorzieht, bey trocknem Wetter ſich verkürzt, und ſie ſo zurückhält. Ueberhaupt finden wir bey allen dieſen, dem Anſcheine nach reizbaren Fruchtbehältniſſen, jene hygrometriſche Beſchaffenheit, vermöge welcher ſie, gerade nur in feuchtem Wetter, wo die ausgeſäeten Früchte allein einen günſtigen Boden finden, das Ausſtreuen derſelben befördern, bey trocknem ſich verſchloſſen halten.

Es ſind dieſe Erſcheinungen, in der Geſchichte des allgemeinen Lebens von einer tiefen Bedeutung. Gerade in dem höchſten Moment des Blühens, welcher auch zugleich der des Verwelkens und des Todes iſt, zeigt ſich im Pflanzengeſchlecht eine Vorahndung des höheren thieriſchen Daſeyns. Es erwacht auf einmal eine vollkommnere Naturkraft, als Empfindlichkeit und Bewegung ſich äuſſernd, welche bisher nie an der

Pflanze hervorgetreten war. So hat die Blüthe, noch in dem Augenblick ihres Sterbens, ein deutliches Vorgefühl, und ſelbſt den lebendigen Ausdruck eines höheren Lebens, wie ſich auch bey dem Menſchen gerade in den höchſten, geiſtigſten Augenblicken ſeines Daſeyns, welche für dieſes zugleich die zerſtörendſten ſind, die Vorahndung eines höheren künftigen Zuſtandes zu entfalten ſcheint. Es werden in ſolchen Momenten das Organ und die bisher tief im Innern verborgnen Kräfte eines vollkommneren Lebens aufgeweckt und belebt, und wir erkennen ſie öfters in jenen Aeuſſerungen, welche wunderbar über die gewöhnlichen Gränzen unſrer Natur hinüberreichen. Die einmal erwachte Pſyche des höheren Lebens, bildet ſich nun mitten in der alten Hülle aus, und zerſtört dieſe, wie die wachſenden Flügel des Schmetterlings die ihrige, bald ſchneller bald allmäliger. Auf ſolche Weiſe wirken die höchſten Momente des individuellen Daſeyns, für dieſes ſelber zerſtörend, weil in ihnen ein künftiger höherer Zuſtand, in dem vorhergehenden unvollkommneren eingreift. Hierinnen bezeugt die Natur öfters, durch deutliche Thatſachen, die Unſterblichkeit der inneren Lebensurſache, und wir ſehen ein Daſeyn in das andre übergehen, ein künftiges in das vorhergehende hineinreichen, worauf wir noch künftig zurückkommen werden.

Wir ſehen dem zu Folge faſt jede vollkommnere Pflanze, wenigſtens in ihrer Blüthe, an das Thierreich angränzen. Und zwar ſcheint aus Verſchiedenem die benachbarte Gränze des Thierreichs hier durch die Welt der Inſekten und zum Theil der Würmer gebildet zu werden. Einige haben die Inſekten loßgeriſſene, gleichſam nun erſt vom Boden frey und ſelbſtſtändig beweglich gewordne Theile der Blumen genannt, und man hat noch neuerlich die Meynung vertheidigt, als entſtünden zuweilen die Inſekten auch außer dem gewöhnlichen Wege durch eine zufällige Hervorbringung, aus den krankenden Pflanzentheilen unmittelbar. Als Beweis hat man einige ausländiſche Inſekten angeführt, welche mit dem Anbau der Pflanzen, die ſie zu bewohnen pflegen, und die man durch Saamen aus fernen Welttheilen zu uns brachte, zugleich bey uns erſchienen.

Es haben faſt alle vollkommneren Pflanzen ihre beſondern Inſekten, die ſich im Raupenzuſtande von ihnen nähren, und als geflügelte Pſyche ihre Blüthen beſuchen. Unvollkommnere Pflanzen ernähren und hegen nur ſelten Inſekten oder Würmer, doch fand Sprengel, außerdem daß die Schwämme unzähligen Würmchen zur Wohnung dienen, ſogar in den männlichen Blüthentrieben eines kleinen Mooſes, der Barbula unguicularis, gegen den Herbſt eine Menge kleiner Würmchen, die den aalartigen Vibrionen des Eſſigs und Mehlkleiſters glichen. Der Nutzen oder vielmehr die Bedeutung dieſer kleinen Würmchen in dem Daſeyn jener Pflanze, iſt noch unbekannt. Wahrſcheinlich aber ſtehen ſie mit dieſem in einer eben ſo nothwendigen Beziehung, als ſo viele Inſekten mit dem der vollkommneren Blumen, welche die Natur im Pflanzenreich, wo die männlichen und weiblichen Blüthen an weit entfernten Bäumen ſtehen, als Boten der Liebe braucht, die der einſam, mitten in der Sandwüſte ſtehenden weiblichen Palme, den Blüthenſtaub der männlichen überbringen, und ſo dem Araber, der ſich daſſelbe zum Geſchäft macht, zu Hülfe kommen.

Sehr merkwürdig, und wie es ſcheint, nicht ohne tiefe Bedeutung, iſt die große Aehnlichkeit einiger Blumen, welche Blumenhonig hervorbringen, mit den Inſekten die ſie gewöhnlich zu berauben pflegen. Einige Orchisarten, unter andern die, welche deshalb Bienenorchis heißt, verſchiedene Arten des Ritterſporns, gleichen in gewiſſen Theilen ihrer Blüthe, nicht allein an Farbe, ſondern auch an Geſtalt, vollkommen den Inſekten, die ſich im geflügelten Zuſtand gewöhnlich zu ihnen geſellen. Die Fruchtbehältniſſe jener veränderlichen Art des Medicago, gleichen in einigen ihrer Metamorphoſen ganz einer Raupe, die ſich öfters auf ihm aufhält, und dieſe thieriſche Geſtalt nehmen auch die Saamen der Calendula an. Der untere Theil der Blumenkrone einer perſiſchen Irisart, gleicht in ſeinen bunten Farben und in der flügelartigen Ausbreitung ſeiner beyden Hälften, vollkommen einem Schmetterling jener Gegenden. Die Nectareen einer ſüdamerikaniſchen Art von Frauenſchuh (Cypripedium) ſind in Geſtalt, Far-

Farbe und Größe ſehr genau einer großen Spinne unſeres Landes ähnlich, die ſich, auf Beute lauernd, öfters unter den Blumen verbirgt. Nicht minder bemerkt man, daß das Grün der grünen Raupen ſich nach dem Grün der Pflanzen richtet, von denen ſie ſich nähren, doch geſchieht dieſes wahrſcheinlich durch eine ähnliche Uebereinſtimmung, wie diejenige iſt, die wir auch noch im höheren Thierreich finden, wo viele die Farbe ihres gewöhnlichen Aufenthalts tragen, wie die Polarthiere während des langen Winters ſogar die Farbe des Schnees annehmen.

Jene genauere Uebereinſtimmung der äußern Geſtalt einiger Pflanzentheile, mit der gewiſſer Inſekten, von der ich nur einige Beyſpiele angeführt habe, nebſt jenen Spuren eines Zuſtandes der Blüthentheile, welcher gleichſam die Verahndung des thieriſchen iſt, ſcheinen auf eine nähere Verwandſchaft der Pflanzen und der Inſekten hinzudeuten, und auf eine andre, als die iſt, welche aus der gewöhnlichen Annahme einer aufſteigenden Naturreihe hervorgienge. Die Blume ſcheint in dem höchſten Augenblick ihres Blühens, welcher zugleich das Ende ihres ſtillen Daſeyns iſt, das ſcheidende Leben den Inſekten zu übertragen, und in dieſe auszuhauchen, welche gerade in der Zeit ihrer Liebe und ihrer eignen Vermählung den Kelch der Blume beſuchen, und ſo, keines langen Zwiſchenzuſtandes bedürftig, ſcheint der entweichende Geiſt, durch neue Zeugung ſchnell in ein höheres Daſeyn hinüber zu gehen. Den Schmetterling mitten in dem Körper des Raupe, haben Schwammerdamm und andre geſchickte Anatomen aufgezeigt, vielleicht daß noch künftig, nicht zwar die Anatomie, ſondern vielmehr die tiefere Geſchichte des Lebens, ſchon in der Bluthe der Pflanzen, die nahe Verwandſchaft und Angränzung an den Zuſtand des Raupeneyes nachweiſen wird.

Gewiß iſt es, daß wenn wir dem erſten Anſchein nach urtheilen, keine größere Verſchiedenheit ſeyn könne, als die zwiſchen dem Bau des Thieres und der Pflanze. Lang gedehnte, mit einander verbundene Zellen, bilden die Längengefäße. Die einzelnen Zellen ſind nach der Wurzel zu breiter gedrückt, und minder lang, ſo daß ſie, beſonders bey unvollkommneren Pflanzen, faſt den Bienenzellen gleichen; weiter nach der Blüthe zu, dehnen ſie ſich mehr in die Länge, und wechslen nun mit andern Geſaßen ab, die ſich in Geſtalt der Schrauben mitten unter jenen hinaufwinden. Mit Recht hat man dieſen Bau der Pflanzentheile, die zur Geſtalt gewordenen innern Bewegungen des Thiers genannt, indem ſich die Oscillationen der innren thieriſchen Theile, der beſtandige Wechſel von Ausdehnung und Zuſammenziehung, welcher das Leben derſelben unterhalt, hier in dem beſtändigen Wechſel der beyden Gegenſatze, die überall daſſelbe ausdrücken, dem Raume nach, dem Auge darſtellt. Jede kleine Abtheilung jener Längengeſaße, iſt gleichſam ein kleiner Magnet, deſſen oberer oder poſitiver Pol, ſtets wieder den untern oder negativen des nächſtfolgenden hervorruft. Dieſelbe Oscillation, die ſich in der Bewegung der beyden thieriſchen Hälften ausdrückt, wird in dem Bau jener Spiralgefäße wiedergefunden.

So ſcheint ſich, was ſich im Thier noch überdies als Bewegung äußert, in der Pflanze ſchon allein im Wachsthum auszuſprechen. Nur bey einigen wenigen Pflanzen tritt dieſer lebendige Geiſt, der ſich ſonſt nur in dem ſtillen Werk des Vegetirens erſchöpft, auch als wirkliche, nach außen ſichtbare Bewegung auf. Zu dieſen gehört vorzüglich das merkwürdige Hedisarum gyrans, welches in unſern Gewächshäuſern nicht eben ſelten iſt. Man ſieht die größern Blätter dieſer Pflanze, ohne daß ſie das leiſeſte Lüftchen berührt, ganz von ſelber und mit einander abwechſelnd, bald ſich erheben bald wieder ſinken, während andere kleinere Blätter ſich unaufhörlich in kreisförmiger Bewegung ſchwingen. Die Bewegung der Blätter nach jedem äußern Reiz, iſt, wie ſchon erwähnt, nicht allein bey den Mimoſen, ſondern auch bey einigen andern Pflanzen nichts ſeltnes. Noch weniger iſt es jene Bewegung der Blüthen, die ſich nach dem Stand der Sonne richtet.

Ja gerade bey einer der unvollkommenſten Pflanzenarten, bey den Conſerven, einem kleinen faſt durchſichtigen Weſen, das öfters nur aus einigen zarten Fädchen beſteht, und an feuchten Orten wächſt, findet ſich noch eine wahrhaft thieriſche Beweglichkeit, die ſie, ſo bald das Licht auf ſie fällt, unaufhörlich zu einem unregelmäßigen Zittern und Schwanken nach allen Seiten treibt.

Ueberhaupt wird jener Gegenſatz zwiſchen der Thier- und Pflanzenwelt, erſt in den höheren Geſchlechtern ausgebildet. Der Kohlenſtoff und ſeine Verbindungen, welche die chemiſchen Beſtandtheile der vollkommneren Pflanzen ausmachen, ſind bey den Flechten und Mooſen, mithin auf den tiefſten Stufen des Pflanzenreichs, ſeltener, dagegen findet ſich bey den letzteren häufige Kalkerde, welche ſonſt das Thierreich auszeichnet, und die Flechten gleichen in ihren Beſtandtheilen, ſo wie auch in ihren bunten, prächtigen Farben, den Blüthen und Früchten der vollkommenen Pflanzen, welche auch in Hinſicht der Beſtandtheile die nächſte Gränze des Thierreichs bilden.

Die Natur geht überall, ehe die vollkommneren Gegenſätze ſich ausbilden, von unvollkommenen Mittelweſen aus, welche jedoch von der höchſten Wichtigkeit ſind, weil ſie die nahe Verwandſchaft der beyden entgegengeſetzten Richtungen bezeugen, und hierdurch auf das gemeinſchaftliche Eine, welches beyden zu Grunde liegt, hindeuten. Es wird ſpäter im Thierreich, *daſſelbe* in der Zeit, in einer Auseinanderfolge von verſchiedenen Bewegungen ausgedrückt, was ſich im Pflanzenreich nebeneinander, im Raume zu erkennen giebt.

Die erſten Anfänge des Thierreichs gleichen eben ſo ſehr den Pflanzen als den Thieren, wie bey den erſten Anfängen des Pflanzenreichs dieſelbe Unentſchiedenheit ſtatt gefunden. Gallertartig, durchſichtig, gleichſam aus kleineren und größeren Körnern unregelmäßig zuſammengeſetzt, erſcheinen die Polypen, an dem Pflänzchen oder ſonſt feſten Gegenſtand worauf ſie ſitzen, noch feſt gewachſen, und in ihm pflanzenartig wurzelnd. Ein bloßer Darmkanal mit Armen, pflegen ſie immer begierig nach den kleinen Gegenſtänden, welche im Waſſer umherſchwimmen, zu haſchen, und das Verzehrte geht ſchnell und unmittelbar in die allgemeine Maſſe des kleinen Körpers über. Die Jungen wachſen, wie Zweige und Sprößlinge bey den Pflanzen, aus dem Körper des alten Polypen hervor, und erreichen öfters dieſelbe Größe wie der alte, ehe ſie ſich von dieſem trennen. Oefters ſieht man aus den noch im väterlichen Körper feſtſitzenden Jungen, wiederum neue Junge hervortreiben, und dem mit Kind und Enkel verbundenen Alten, wird von ſeiner Nachkommenſchaft das Futter, nach welchem alle zugleich haſchen, ſtreitig gemacht. Bekannt ſind die Verſuche des Bonnet und Anderer, die ſeitdem unzählig oft wiederholt ſind, daß man den Polypen nach allen Richtungen zerſchneiden, ja umwenden kann wie einen Handſchuh, ſo daß die innere Höhle des Leibes herauskommt, ohne daß ſich derſelbe in allen Gewohnheiten ſeines Lebens ſtören läßt. So iſt dieſe ſonderbare Thierart den Pflanzen eben ſo verwandt als den Thieren, und nur darinn, daß ſie Futter von außen nimmt, wird ſie den letztern ähnlich.

Bekanntlich findet ſich auch bey dem Polypen, und dieſes iſt der merkwürdigſte Theil ſeines Lebens, in der Nähe ſeines Todes, im Herbſt, wenn die Pflanzen an denen er wohnte und er ſelber der überhandnehmenden Kälte weichen müſſen, eine Vorahndung des höheren thieriſchen Daſeyns. Er legt alsdann nach Bonnets Beobachtungen ein Ey, wie vollkommne Thiere, die ſich nicht durch Sproſſen fortpflanzen. Auch bey den meiſten Aphisarten, welche die Blattſtiele unſrer Pflanzen öfters bedecken, findet ſich eine ähnliche merkwürdige Erſcheinung. Dieſe Thiere, indem ſie lebendige Junge gebähren, gleichen hierinnen den durch lebendige Sproſſen ſich fortpflanzenden, indem ſie eigentlich Geſchlechtslos ſind. Erſt im Herbſt, nahe vor dem gemeinſchaftlichen Untergang, bemerkt man, daß die zuletzt lebende Generation aus Männchen und Weibchen beſteht, und dieſe pflanzen ſich nach der Weiſe der vollkommnen Thierklaſſen, durch Eyer fort.

So wird auch hier, wie in einigen Erſcheinungen, die wir ſpäter aus der vollkommneren Thierwelt anführen werden, das Eingreifen eines nächſtfolgenden

Daſeyns in das vorhergehende wahrgenommen, und dieſe ſind ſo wie die Glieder einer Kette verbunden.

Wenn wir den Weg, welchen die bildende Natur auf den erſten Stufen des Thierreichs nimmt, genau beobachten, ſehen wir, wie in der Geſchichte des einzelnen Thieres, gleichſam das Herz zuerſt auftreten. Denn das ganze Daſeyn einiger microſcopiſchen Thiere, von der Art jener aus Aufgüſſen erzeugten, beſteht in einer beſtändigen Aufeinanderfolge von Ausdehnung und Zuſammenziehung, was ſich öfters als ein beſtändiges Umkreiſſen ſelbſt noch bey den Räderthierchen andeutet. Noch iſt bey vielen dieſer Thierchen kein thieriſches Nahrungsnehmen beobachtet, und ſie ſcheinen wie kleine Pflanzen durch ein unmerkliches Einſaugen der Flüſſigkeit in der ſie leben, zu vegetiren. Obgleich bey den zunächſt angränzenden Zoophyten und einigen Würmern, weder Nerven noch Muskelartige Organe zu beobachten ſind, läßt ſich der Gegenſatz zwiſchen Nerven und Muskeln doch ſchon in ihnen vermuthen, weil ſie, wie Humbold in einem ſeiner früheren Werke gezeigt hat, ſich gegen den Metallreiz auf dieſelbe Weiſe empfindlich zeigen, wie höher ausgebildete, und offenbar mit Nerven und Muskeln verſehene Thiere. Dieſer Gegenſatz ſcheint mithin im Thierreich ſehr frühe, und faſt mit ihm zugleich einzutreten. Der Sinn für das Licht wird ſchon bey den Polypen, und ähnlichen unvollkommenen Thieren ſehr deutlich bemerkt, ohne daß doch irgend ein Organ vorhanden wäre, welches einem Auge gliche. Es ſcheint die ganze Oberfläche des Körpers jener Thiere, die Empfindlichkeit für das Licht zu beſitzen, welche bey andern nur dem Auge eigenthümlich iſt. Nicht minder wird bey einigen, wie ſchon erwähnt, ein unvollkommenes Verdauungsſyſtem gefunden.

Bey den Würmern, welche hierauf folgen, ſehen wir in allmaligen Uebergängen, ein deutlicheres Nervenſyſtem, mit jenen vielen Abſätzen hervorgehen, welche für kleine für ſich beſtehende Gehirne könnten gehalten werden. Die Organe der Verdauung ſind vollkommener ausgebildet, und es zeigt ſich, noch ohne Spuren eines Kreißlaufs, das Bedürfnis des Athmens, welches vermöge kleiner Oefnungen an den Seiten des Körpers, befriedigt wird. Unter den Sinnesorganen iſt das erſte, welches in ſeinen unvollkommenſten Spuren auftritt, das Auge. Für dieſe, oder für Repräſentanten derſelben, werden nämlich von Cuvier und Andern jene kleinen dunkel gefärbten Hügel gehalten, die an dem Kopfe vieler articulirter Würmer, da wo bey den Inſekten die Augen liegen, gefunden werden. Einige Arten von Blutigeln haben 2, andre 4, 6 oder 8, und eine ähnliche gleichſam zufällige Abändrung der Zahl, findet ſich auch bey den Augenartigen Organen der verſchiedenen Nereiden, während die Naiden und andre Würmer nur 2 beſitzen.

Auch bey den Inſekten, welche ſchon um eine Stufe höher ſtehen als die Würmer, finden ſich unter allen

Sinnesorganen die des Geſichts am vollkommenſten, und dem Auge der höheren Thierklaſſen am analogeſten ausgebildet. Denn ob es gleich gewiß iſt, daß die Antennen an dem Kopf derſelben ihnen zum Fühlen gegeben ſind, weicht doch bey ihnen die Natur, in der Lage und Anordnung dieſer Theile, aus den Gränzen der Analogie mit der höheren Thierwelt heraus. Ein ſcharfer Geruch ſehr entfernter riechbarer Gegenſtände, iſt bey verſchiedenen Inſekten bemerkt worden, ohne daß die Organe deſſelben entdeckt wären. So zieht die Bienen der Geruch der blühenden Linden in einer bedeutenden Entfernung an, und jene ausländiſchen Inſekten, die ſich ſeitdem bey uns eingefunden haben, ſeitdem die Pflanzen, auf denen ſie ſich gewöhnlich aufhalten, bey uns ausgeſäet wurden, konnte nur dieſer Sinn aus jenen großen Fernen hergeführt haben, wenn man ihre ſelbſtſtändige Erzeugung aus den Pflanzen nicht zugeben will.

Noch vollkommener organiſirt als die Inſekten, ſind die Mollusken, zu denen die Schnecken, die Muſcheln und andre Schaalenthiere, und die Tintenfiſche gehören. Mit Recht hat Cuvier dieſe Thierarten von den Würmern, zu denen ſie andre Naturforſcher geſellten, getrennt, und eine eigne Thierklaſſe aus ihnen gebildet, welche einen vollkommnen Uebergang von den Fiſchen zu den unterſten Thierklaſſen, den Inſekten und Würmern macht. Das Nervenſyſtem nimmt auf einmal eine ganz andre Geſtalt an, die vielen Abſätze deſſelben, welche kleinen Gehirnen gleichen, haben ſich faſt bis auf 2 vermindert, und während noch bey den Inſekten kein eigentlicher Kreißlauf der Säfte entdeckt iſt, und über jenen länglichten, beſtändig oscillirenden Kanal, am Rücken derſelben, den man für ein Herz gehalten, noch immer viele Ungewißheit herrſchet, findet ſich bey den Mollusken ſchon ein vollkommenes Herz, mit großen Blutgefäßen, die in der Anordnung ſowohl als im Bau ihrer einzelnen Theile, dem Herzen und den Gefäßen der vollkommneren Thiere gleichen. Auch die übrigen Eingeweide, der Magen, die Leber, zeigen eine große Aehnlichkeit mit denen der höheren Klaſſen. Aber ohngeachtet dieſer vollkommnen Ausbildung in den innern Theilen, finden wir bey verſchiedenen Geſchlechtern dieſer Thierklaſſe, keine Spuren mehr von jenen Sinnesorganen, die ſich auf den vorigen Stufen wenigſtens ſchon angekündigt hatten. Bey den Auſtern, Ascidien, Enten- und Perlenmuſcheln, ſo wie bey vielen andern Schaalenthieren, fehlt der Kopf ganz, und mit ihm zugleich alle Sinnesorgane, welche ſich bey vollkommneren Thieren an dieſem finden. Man hat dieſe Geſchlechter unter dem Nahmen der Acephalen oder Hauptloſen zuſammengefaßt. Hierauf gleich in jenen zunächſt angränzenden Schaalenthieren, welche zu dem Geſchlecht der Schnecken gehören, oder dieſen ähnlich ſind, finden ſich wieder die erſten Spuren eines Auges, welches endlich in den Tintenfiſchen faſt ſo vollkommen ausgebildet iſt, wie bey den Fiſchen. Zugleich findet ſich bey dieſer Thierart ein Gehörorgan, welches zwar in ſeinem ganzen Bau dem der Fiſche ziemlich nahe ſteht, jedoch nicht ſo vollkommen ausgebildet erſcheint, als das Auge.

So tritt auch hier, nachdem in einigen Geſchlechtern, wo ſich die bildende Kraft ganz auf die Vollendung der innern Theile gewendet, und die Ausbildung der äußern verſäumt zu haben ſcheint, die Sinnesorgane gänzlich verſchwunden waren, zuerſt wieder das Auge, und nächſt ihm das Ohr auf.

Ueberhaupt erkennen wir deutlich in der merkwürdigen Klaſſe der Mollusken einen Wendepunkt, an welchem ſich die Klaſſen der Thiere mit rothen kalten Blut (Fiſche und Amphibien) von denen der Thiere mit weißen kaltem Blut, ohne eigentlichen Kreißlauf, ſcheiden. Ein Theil der Schaalenthiere, mit noch unvollkommenem Kreißlauf, gehört noch herunter zu den tiefer ſtehenden Thierklaſſen der Inſekten, Würmer und Pflanzenthiere, bey dieſen ſehen wir allmälig die Sinnorgane, welche bey den Inſekten ſchon vorhanden waren, wieder verſchwinden, und es bleibt bey den Hauptloſen nur noch der Sinn des Geſchmacks, als der, welcher ſich, wie wir ſehen werden, zuletzt ausbildet, zurück. Dagegen zeigen ſich die Eingeweide, welche mit dem Syſtem der Sinnen und des Empfindens in einem beſtändigen Gegenſatz ſtehen, und welche dann am lebendigſten wirken, wenn jene unthätiger oder ohnmächtiger ſind, auf eine Weiſe ausgebildet, wie in keinem der frühern Geſchlechter. So erreicht die erſte Thierreihe ihren höchſten Gipfel in Weſen, welche allen Eindrücken der Außenwelt, dem Licht und den Tönen verſchloſſen ſind, und der Geiſt der Natur ſcheint ſich, ermüdet von dem erſten Tagewerk, in ſich ſelber zu vertiefen, betrachtend, und zum neuem Werke ſich bereitend. Eine ſolche Stille und Abgeſchiedenheit gegen die Außenwelt, ſcheint überhaupt öfters den letzten Ausgang des bisherigen und die Vorbereitung zu dem höheren Daſeyn zu bezeichnen, und auch das Gemüth des Menſchen, ermüdet von dem Streben nach außen, ruhet zuletzt in ſich ſelber aus.

Hierauf jenſeits dieſes erſten Wendepunktes des Thierreichs, begrüßt die neuentſtandene höhere Reihe zuerſt wieder das Licht, jedoch mit vollkommneren Organen, als in den tiefer ſtehenden Weſen. Es wird nun von der abentheuerlichen Geſtalt der Sepien der Uebergang zu den Fiſchen gefunden, und jenes ſonderbare Geſchlecht der Knorpelfiſche, das unter dem allgemeinen Nahmen der Meernadeln zuſammengefaßt wird, und zu welchem unter andern das Meerpferdchen gehört, bey dem die Naturforſcher lange in Ungewißheit geweſen, ob ſie es zu den Fiſchen oder zu den Würmern zählen ſollten, ſteht wenigſtens nicht fern von der Gränze der niedrigeren Organiſationen. Noch finden wir hier die Ueberreſte jenes fleiſchigen Mantels, welcher den Tintenfiſchen eigenthümlich iſt, in einer Haut, welche von dem hintern Theil des Kopfes nach dem Rumpfe hinläuft, und nur einen kleinen Zwiſchenraum für die Kiemenöfnung übrig läſſet.

Die Natur erringt nun in den Fiſchen, durch allmäliges Weiterbilden, die erſten Anfänge eines wirklichen Gehirns, die ſich noch in einigen kleinen Kügelchen, meiſt 5 an der Zahl, darſtellen, und ein vollkommneres in ſeiner Anordnung dem der Säugethiere ähnlicheres Nervenſyſtem. Der Kreißlauf nähert ſich nicht minder, beſonders in den höheren Geſchlechtern, dem der Säugethiere immer mehr, und das Blut hat bey allen die vollkommnere rothe Farbe, während bey den Schaalenthieren blos in der gefärbten Flüſſigkeit des ſogenannten Purpurbeutels, der ſich faſt bey allen findet, und bey den Sepien die ſchwarze Flüſſigkeit enthielt, eine Annäherung an das rothe Blut der höheren Thiere gefunden wird. Es finden ſich bey den Fiſchen alle Sinnesorgane, außer dem des Geſchmacks, in ziemlicher Vollendung, noch fehlen aber dem Rumpf die äußeren Glieder, die ſich bey den Schaalenthieren faſt gänzlich verlohren, während ſie bey den Inſekten ſchon ſehr ausgezeichnet hervortraten, und nur die Floſſen deuten auf die äußern Glieder der darauf folgenden höheren Geſchlechter hin.

Aus jener Abtheilung der Knorpelfiſche, welche feſtgewachsne Branchien hat, findet ſich der Uebergang in die Klaſſe der Amphibien. Es tritt hier wieder als der zuletzt ausgebildete Sinn, ein vollkommneres Organ des Geſchmacks zu den ſchon früher vorhandnen Sinnen. Einige Amphibien, unter andern einige größere Eydexenarten und Schildkröten, zeigen in dem Bau der innern Theile, eine große Verwandſchaft mit dem Bau der Vögel, und ſo wird hier ein zweyter, höherer Wendepunkt gefunden, welcher die Klaſſen der Thiere mit kalten rothen Blut, von den höheren der Thiere mit warmen rothen Blute ſcheidet. Jenes ſtille in ſich gekehrte Leben, die Stumpfheit der Sinnen, bey einigen die Langſamkeit der Bewegungen, bezeichnen auch hier die Vorbereitung zu einem höheren vollkommneren Daſeyn. Abermals hat ſich, wie bey den Molluskken, die ganze Lebenskraft nach der Ausbildung der innern Theile des Rumpfes hingewendet, und es ſcheint bey vielen Amphibien der Kopf und der Vereinigungspunkt des Nervenſyſtems nicht der lebendigſte und nothwendigſte Mittelpunkt des Daſeyns zu ſeyn, wie bey andern Thieren, woher auch die erſtaunliche Ausdauer dieſer Thiere kömmt. Man hat Schildkröten lange Zeit leben, und Speiſe nehmen ſehen, denen man den Schedel geöffnet, und das Gehirn herausgenommen hatte, andre lebten und bewegten ſich noch Wochen lang, nachdem man ihnen den Kopf abgeſchnitten.

Wie überall, finden ſich in der neubeginnenden höheren Thierreihe, welche durch die Klaſſe der Vögel an die Amphibien anſchließt, zuerſt die Sinnen, und vornehmlich das Auge und Ohr, und nächſt ihnen der Geruch ausgebildet. Die meiſten Vögel beſitzen dieſe Sinnen in einer anderwärts beyſpielloſen Schärfe. Mit einem vollkommneren Athmen, zeigt ſich hier ein vollkommnerer Blutumlauf verbunden, der Bau der innern und äußern Theile iſt nun faſt gänzlich dem der Säugethiere analog. Durch den merkwürdigen Ornithorinchus paradoxus, jenes ſonderbare neuerlich entdeckte Thier, das durch ſeinen Entenſchnabel und Entenfüße ſo wie im Bau einiger innren Theile den Vögeln, übrigens den Säugethieren gleicht, findet ſich deutlich der Uebergang von der Geſtalt des Vogels, in die des Säugethieres. Zu den übrigen Sinnesorganen tritt nun auch wieder die Zunge, deren höchſte Bedeutung erſt im Menſchen, wo ſie als Sprachorgan erſcheint, erkannt wird. Ueberhaupt findet ſich dieſes merkwürdige Organ bey dem Menſchen, und höchſtens nur noch bey einigen Affengeſchlechtern zu einer Vollkommenheit ausgebildet, wie ſonſt nirgends, und gerade die Zunge iſt das einzige Sinnesorgan das der Menſch in einer größern Vollendung beſitzt als die übrigen Thiere,*) während er an Schärfe des Geſichts, des Gehörs und Geruchs und an der Vollkommenheit des Baues dieſer Organe ſelber, von andern Thiergeſchlechtern vielfältig übertroffen wird.

---

*) Man vergl. Cuvier.

Es iſt die Gabe des Sprechens, welche zugleich mit jener der Vernunft, den hohen Vorzug unſrer Natur vor der der andern Weſen bildet.

Dieſes iſt, nur in einigen dürftigen Zügen, der Gang des allgemeinen Lebens von einer geringeren Vollendung zu immer höherer. Das Leben des ganzen Thierreichs ſcheint ſich durch ein ſtetes Vorwärtsſtreben nach dem des Menſchen hinzudrangen, und nach dieſem gleichſam zu ſehnen. In einzelnen lichten Blicken ſehen wir die Vorahndung des menſchlichen Daſeyns an dem thieriſchen vorübergehen, und öfters wird dieſes noch im Scheiden gleichſam durch ein fernes dämmerndes Bewußtſeyn verklärt, wovon ich noch künftig reden werde. Endlich tritt unſer Weſen in die lange Reihe der Lebendigen ein, wir wiſſen nicht woher, noch wohin? wir eilen. Der Weg hinter uns iſt dunkel, und nur zuweilen wird er durch Träume von einer ſonderbaren Innigkeit und Klarheit, die wohl untereinander, nicht aber mit dem jetzigen Daſeyn in Beziehung ſtehen, aufgehellt. Wir müſſen in dieſen, noch mehr aber in dem tiefen und dunklen Geheimniß der Sympathien und Antipathien, öfters die Erinnrung an einen vorhergegangnen Zuſtand anerkennen. Endlich tritt noch die tiefere Naturwiſſenſchaft, Aufſchlüſſe und gewiſſe Merkzeichen gebend hinzu, ſo daß der zurückgelegte Weg wie ein ferner dunkler Schatten von der Seele wahrgenommen wird. Was aber jenſeit iſt, wird uns nicht in dunklem Traum, nicht in dumpfen Vorahndungen verkündigt, ſondern nur in dem klaren lichten Werk des Lebens, in dem tiefen und heitren Streben des Gemüths verſtanden, und aus dieſem fällt ein ſeeliger Schimmer auf die dunkle Kluft jenſeits, welcher uns mit frölichem Vertrauen hinüberſchauen läſſet.

Elfte Vorleſung.

Bemerkungen über zwey Reihen in der Klaſſe der Säugethiere.*)

Wir haben jenes geiſtige Band, welches die Natur von Glied zu Glied gehend, um alle Lebendige geſchlungen, und wodurch die einzelnen Züge zu einer großen Schrift voll tiefen Sinnes werden, in einigen äußeren Umriſſen des Naturreichs, kaum geahndet, und es kann daſſelbe auch in den ferneren Unterſuchungen, die wir nun an jene anknüpfen wollen, nicht ſo dargeſtellt werden, wie es nur bey einem tieferen und längeren Verweilen bey dieſem Gegenſtand möglich wäre; doch wollen wir, ſo weit unſer Plan es erlaubt, noch ferner in andren Naturverhältniſſen auf jenen großen Zuſammenhang aller Einzelnen hindeuten.

---

*) Der Hauptinnhalt dieſer Vorleſung ſollte eigentlich in einem 2ten Anhang weiter ausgeführt werden. Doch erlaubt dies ſein Umfang und das Verhältnis deſſelben zu den Gränzen dieſes Buchs für diesmal nicht.

Das Pflanzenreich nimmt ſeine Nahrung noch einzig aus dem Boden, in welchem es wurzelt, und aus der feuchten Luft, oder dem Waſſer, welche es umgeben, und lebt ſo noch unmittelbar von dem Anorgiſchen. Wie immer die darauf folgende höhere Stufe gänzlich auf der vorhergehenden niedrigeren ruht, und erſt durch dieſe möglich wird, ſo wird die Vegetation noch gänzlich von der anorganiſchen Welt des Planeten getragen. Die Flechten und einige andre unvollkommene Pflanzen, ſcheinen noch Theile des verwitterten Felſen den ſie bedecken.

Das Waſſer iſt es vornehmlich, welches der Vegetation zum Nahrungsmittel dient. Dieſer merkwürdige Stoff geht, wenn man ihn auch noch ſo ſehr von fremden Beſtandtheilen gereinigt, durch die Vegetation in einen Zuſtand der Verwandlung über, welchen man an ihm dem Anſchein nach, ſchwerlich für möglich gehalten hätte. Die bekannten Verſuche einiger Chemiker, welche Pflanzenſaamen in deſtillirtem Waſſer und in verſchloſſenen, der Sonne ausgeſetzten Gefäßen keimen und aufwachſen ließen, lehrten: daß die ſo erhaltenen Pflanzen alle jene Erden und ſonſtigen Beſtandtheile enthielten, welche in der Aſche der freywachſenden gefunden werden. Das Waſſer wäre mithin in dieſen Verſuchen durch die Vegetation in Stoffe von feſter

Natur übergegangen, von denen es vorhin keine Spur zeigte. Doch wäre dieſer Fall nicht einzig. Wenn, wie die Geſchichte der Erde lehrt, einſt die Bildung der ganzen jetzigen feſten Maſſe aus dem Flüſſigen möglich war, wenn die Beſtandtheile dieſer feſten Maſſe, nicht alle zugleich in dem flüſſigen Chaos enthalten ſeyn konnten, ſondern der Gehalt der allgemeinen Fluthen zu verſchiedenen Zeiten verſchieden ſeyn mußte, ſo zeigen ſich ſchon hierinnen eine Menge Erſcheinungen, welche unſre jetzige Chemie noch nicht zu löſen vermag, und welche für die Möglichkeit des Ueberganges einer für einfach gehaltnen Grundform in die andre ſprechen.

Auch ſelbſt im Thierreich muß das Waſſer in gewiſſen Fällen noch ernährend wirken, wie im Pflanzenreich, ja ſelbſt für die Natur des Menſchen ſcheint ihm dieſes Vermögen nicht ganz abzuſprechen, und wir finden in den Büchern der Aerzte mehrere Beyſpiele verzeichnet, in denen ohne einigen Genuß von Nahrungsmitteln, durch bloßes Waſſertrinken das Leben lange Zeit gefriſtet wurde. Vier und zwanzig Tage erhielt ſich jener Schwermüthige, welcher aus Dürftigkeit und Lebensüberdruß den Hungertod erwählt hatte, blos bey dem Genuß des Waſſers kräftig, und als nach dieſer Zeit die hinzukommenden Freunde ihn von neuem Speiſe zu nehmen nöthigten, geſchahe der Uebergang zu der gewöhnlichen Weiſe des Lebens leicht, und in wenigen Tagen. Jener Wahnſinnige zu Haarlem, der ſich in ſeinem Wahn, an einen einſamen Ort begeben, lebte hier noch längere Zeit blos vom Waſſertrinken, wozu er noch Tabak geraucht. Mehrere ähnliche Fälle kann man in Smiths Werk über die Tugenden des gemeinen Waſſers leſen. Zur See ſind Etliche, ſelbſt nicht einmal durch's Waſſertrinken, ſondern blos durch das Anfeuchten der Kleider mit Seewaſſer, das von der Haut eingeſogen worden, mehrere Tage bey Kräften erhalten u. ſ. w.

In der Klaſſe der Würmer, der Thierpflanzen und ſelbſt noch der Molusken, iſt es nichts ſeltenes einzelne Gattungen ganz, oder doch größtentheils vom Waſſer leben zu ſehen, welches dann durch den Verdauungsproceß einer ähnlichen Verwandlung fähig ſeyn muß, als durch den der Vegetation. Nur in dieſen unterſten Klaſſen des Thierreichs findet man auch jene Gattungen, welche wie die Pflanzen noch ganz von der anorganiſchen Körperwelt leben, und ſich nebſt dem Waſſer blos von Steinen ernähren. Es gehören dahin unter andern jene Bohrmuſcheln, die ſich mitten in den härteſten Felſen, wie Würmer in eine weiche Maſſe hineinzehren, ſo wie jene kleinen Thiere, welche blos von der feuchten Erde leben. In dem höheren Thierreich erlaubt die Natur eine ſolche Genügſamkeit nicht mehr, oder doch nur in ſeltnen Fällen, und dieſes kann auch hierinnen eine höhere Potenz des Pflanzenreichs oder der vorhergehenden organiſchen Welt genannt werden, weil es blos von dieſer ſich nährt.

Wenn die erſte Stufe eines höher organiſirten Thierreichs die Klaſſe der Inſekten iſt, ſo finden wir hier, zugleich mit der vollkommneren Organiſation, beſonders der Eingeweide, die Ernährung von organiſchen Körpern, von Pflanzen. Die vollkommneren Waſſerthiere, welche ſich in Hinſicht der Organiſation hieran anſchließen, leben in den unterſten Geſchlechtern von Würmern, hernach jenſeit des erſten Wendepunktes, in dem Reiche der Fiſche, finden wir, daß die kleineren und ſchwächeren Geſchlechter, den größeren und ſtärkeren zur Nahrung dienen, und wirklich folgen ſich auch in Hinſicht der Ausbildung die Glieder einiger Reihen dieſer Klaſſe, ſo wie in der Größe.

Endlich ſo iſt auch in den höheren Klaſſen wieder der eine Theil an die Pflanzen, ein anderer an thieriſche Nahrung angewieſen; ſo daß wir in Hinſicht der Nahrung 3 Hauptabtheilungen finden, davon die eine noch blos von der anorgiſchen Welt, vornehmlich vom Waſſer lebt, die andre von Pflanzen, eine dritte am andern Ende gelegene von Thieren.

Die Nahrung, welche jeder Thierklaſſe angewieſen iſt, wird uns von der größten Wichtigkeit, wenn wir, wie jetzt geſchehen ſoll, die große Verſchiedenheit, welche in allen Verhältniſſen an den Thiergeſchlechtern der verſchiednen Abtheilungen gefunden wird, betrachten. Wir wollen uns dabey nur an die von Pflanzen- und Thieren lebenden Weſen und zwar vorzugsweiſe wieder nur an die aus der Klaſſe der Säugethiere halten. Wir ſehen in dieſer Klaſſe die von Pflanzen und die vom Raube lebenden Thiere, ſowohl ihrem jetzigen Beſtand als auch der Zeit des Entſtehens nach, zwey verſchiedne Reihen bilden.

Der gemeinſchaftliche höchſte Gipfel der Vollendung beyder, iſt der Menſch, während auch die äußerſten Enden beyder, welche in die Klaſſe der Vögel übergehen, in gewiſſer Hinſicht übereinſtimmen. — Es lehrt nämlich ſchon die Geognoſie, daß vor jener großen Revolution, welche faſt die ganze damalige Organiſation unter ihren Niederſchlägen begrub, entweder gar keine oder nur wenige Raubthiere vorhanden waren. Denn obgleich in allen Welttheilen, ſo weit man die jüngſten Gebirge der Flözzeit, oder die älteſten der aufgeſchwemmten durchforſcht hat, die Ueberreſte von unzähligen Säugthieren, deren Geſchlechter von Vegetabilien leben, gefunden werden, hat man doch von Raubthieren bisher faſt nur in den Höhlen, wie es ſcheint aus einer ſehr ſpäten Zeit, Ueberreſte gefunden. Die vielen Bärenknochen, nur ſelten vermiſcht mit einigen vom Geſchlechte der Hunde, die man meiſtens unverſteinert, und auf dem Boden frey liegend, zum Theil aber durch das kalkhaltige Waſſer, das an den Wänden jener Höhlen beſtändig niederſintert incruſtirt gefunden, rühren offenbar von Bären her, welche lange Jahrtauſende nach jener Naturbegebenheit, durch welche Elephanten und andre Thiere der Wendekreiſe in denſelben Gegenden ihren Untergang fanden, die deutſchen Wälder bewohnten, und bey einer ſehr ſpäten örtlichen Ueberſchwemmung, in die, zum Theil noch jetzt offenen Höhlen flüchteten. Die Natur erlaubt nicht, daß der nordiſche Bär und die Thiere der heiſſeſten Länder in einer Gegend wohnen. Schon dieſes macht einen gleichzeitigen Urſprung der Ueberreſte ſo verſchiedener Thiergattungen unwahrſcheinlich. Doch verſchwindet der Irrthum gänzlich, wenn wir die Gebirgsarten, in denen das ältere Thierreich begraben liegt, mit dem offenbar ſpät entſtandenen, allem Anſchein nach von keiner jener groſſen Fluthen berührten knöchernen Tafelwerk jener Höhlen vergleichen.

Ein einziges Thier, aus einer Gattung, von welcher es, wie wir eben ſehen werden, mehr als zweifelhaft iſt, ob ſie zu der einen oder der andern Reihe müſſe geſtellt werden, nämlich aus der der Beutelthiere, iſt offenbar von ſehr altem Urſprung, und dieſes hat unter andern mit den Tapiren und andren Verwandten des Elephanten das damals ſehr heiß gelegene Frankreich bewohnt. Während ſo, von allen Geſchlechtern der Raubthiere, ſo wie von denen der Affen, in der ältern Geſchichte der Erde keine Spuren gefunden werden, zeigen ſich dagegen die Ueberreſte von allen vollkommneren Pflanzenfreſſenden Thieren, vornehmlich von einer Menge, zum Theil gänzlich ausgeſtorbener Gattungen der ſogenannten Pachyder men, wohin der Elephant ſammt dem Rhinoceros, ſo wie alle Schweinartigen Thiere gehören.

Außer dieſem, abgeſehen von der Geognoſie, deren Ausſpruch hier allerdings von der höchſten Bedeutung iſt, verhalten ſich ſchon zoologiſch beyde Reihen ganz verſchieden, und in einiger Hinſicht ganz entgegengeſetzt. Wir finden nämlich, um nur Eins zu erwähnen, daß die Zahl der Rückenwirbel bey den von Vegetabilien lebenden Säugthieren immer zunimmt, je vollkommner die Organiſation der innern Theile iſt, umgekehrt aber nimmt ſie bey den Raubthieren immer mehr ab, je vollkommener ſie ſind. So finden ſich bey den meiſten Nagethieren, unter andern bey den Haaſengeſchlechtern, wie bey vielen mäuſeartigen Thieren, nur 12 Rückenwirbel, bey andren Thieren dieſer Abtheilung, wie bey dem zunächſt angränzenden wiederkäuenden Thieren, finden wir 13, bey den ſchon vollkommner organiſirtem Schweine, und einigen ſeiner Verwandten 14, endlich 18 bey dem Zebra, 19 bey dem Rhinoceros, 20 bey dem noch vollkommneren Tapir und Elephanten. Umgekehrt finden wir bey allen Raubthieren von höherer Vollkommenheit, bey dem Löwen, Tiger, ſo wie bey den andern vornehmſten Katzengeſchlechtern, nicht minder bey den vollkommenſten Geſchlechtern der Hundeartigen Thiere, nur 13 Wirbelbeine, während die unvollkommenen Raubthiere von dem Geſchlechte der Marder und Fiſchottern, ſo wie die unvollkommenſten Gattungen zunächſt angränzendem der Straußen, ſogleich vollkommen ausgebildet, fähig ſich ſelbſt, unter der Anführung der Mutter die Nahrung zu ſuchen, aus dem Ey hervorgehen, und das mütterliche Neſt verlaſſen. Es iſt nun nur noch ein Schritt bis dahin, wo auch die Nothwendigkeit des Brütens allmälig verſchwindet, und die Jungen ſogleich lebend, nicht mehr als Ey gebohren werden. Noch gränzt aber der nur halb vollendete, unreife Zuſtand, in welchem die Jungen der Phalangiſten und Känguruhs auf die Welt kommen, zunächſt an jenen der in Eyern eingeſchloſſenen, und des Ausbrütens bedürftigen, an. Ungeſtaltet und überaus klein gebohren, kaum noch mit Spuren der Vorder- und Hinterfüße, und hierinnen faſt in jenem Zuſtand, in welchem das junge Hühnchen im Ey am vierten Tage des Brütens iſt, werden die Neugebohrnen von der Mutter in jene häutige Taſche, darinnen ſich die Brüſte befinden, gelegt, worinnen ſie zugleich ausgebrütet und ernährt werden. Endlich fällt bey vollkommneren Säugethieren, dieſer dem Ausbrüten der Vögel in etwas ähnliche Mittelzuſtand der Jungen, allmälig hinweg; die der zunächſt angränzenden Geſchlechter, werden zwar noch blind und zum Laufen noch unfähig gebohren, doch zeigen ſich ſchon alle Theile vollkommen entwickelt.

So bedürfen die Jungen der meiſten Vögel, nachdem ſie als Eyer gebohren worden, nicht blos des Ausbrütens, ſondern auch nach demſelben noch, erſcheinen ſie unvollkommen entwickelt und der äußern Pflege bedürftig. Bey den Hünern und Straußenartigen Vögeln, wird das Junge zwar auch noch als Ey, und ohne Spuren des innern Lebens gebohren, doch zeigt ſich daſſelbe, unmittelbar nach dem Ausbrüten, vollkommen entwickelt, und ſeiner ſelber mächtig. Endlich gränzen hieran Thiere, deren Junge ſchon mit allen Zeichen des Lebens, nicht mehr als Ey gebohren werden, aber nur noch zum Theil ausgebildet ſind, während von Stufe zu Stufe immer mehr die Thiere nicht nur lebendig, ſondern auch vollkommen entwickelt zur Welt kommen.

Von den Geſchlechtern der Phalangiſten und Känguruhs finden wir einen deutlichen Uebergang zu den Nagethieren. Der gelblich weiſe Coscoes von Amboina hat die Größe eines Pferdes, das große Känguruh, das ſchon in ſeinen ungemein langen Hinterfüßen, die ihm allein zum Laufen dienen, während die müßig herabhängenden kleinen Vorderfüße, hierbey eben ſo unthätig ſind, wie die kleinen Flügel beym Strauße, den Anſtand dieſes zunächſt angränzenden Vogels nachahmt, übertrifft öfters noch den Strauß an Höhe. Die übrigen Geſchlechter der Phalangiſten und Känguruhs, von denen erſt vor kurzem einige neue entdeckt wurden, ſind kleiner. Einige von ihnen nähern ſich auch noch dadurch den Vögeln, daß ſie durch die lange Haut, welche, wie bey den Fledermäuſen von den vordern und hintern Füßen ausgeſpannt iſt, noch vom Baum zu Baum zu flattern vermögen. So der fliegende Phalangiſt des Cuvier. Einige kleinere Geſchlechter der Kanguruhs, unter andern das bekannte Potoru, ſind nur wenig größer als eine Ratte, und nähern ſich auch ſchon im Bau und Zahl der Zahne, ſo wie in der äußern Geſtalt, den Nagethieren. Aus dieſer Thierabtheilung gränzen zunächſt die mäuſeartigen Nagethiere an. Viele von ihnen ſind bekanntlich zum Fliegen oder wenigſtens zum Flattern fähig, doch gehören wahrſcheinlich von ihnen zu der erſten Reihe nur die Fledermäuſe im engſten Sinne, das heißt, die außer der Flughaut gänzlich den mäuſeartigen Thieren gleichen, während die größeren und anders geſtalteten Fledermäuſe an die Glieder der 2ten Reihe, wo dieſe ſich der Klaſſe der Vögel nähert, anſchließen. Es gehen jene Geſchlechter durch die der Eichhörnchen, unter denen es noch ein fliegendes giebt, wie es ſcheint, in die der Cabiais, endlich in die der Haaſen über, aus welchen ein Uebergang zu den wiederkäuenden Thieren gefunden wird. Nicht allein die kleinen Geweihe, die man zuweilen, wenn auch nur in ſeltenen und abnormen Fällen, an dem Kopf der Haaſen gefunden hat, ſondern andre Verhältniſſe im Bau, nähern die Geſchlechter der Haaſen einigen Arten von wiederkäuenden Thieren, und zwar ſind die, welche zunächſt angränzen, die Moſchusthiere. Kaum von der Größe eines Haaſen, mit hervorſtehenden Hundezähnen, noch ohne Geweih, erſcheint dieſes Geſchlecht zuerſt in dem kleinen indiſchen Memina, dann im eigentlichen Moſchusthier. Die Uebergänge in die Geſchlechter der Hirſche, Giraffen, Antilopen, Ziegen und Stiere, liegen dem Auge ſehr nahe. Nicht minder deutlich iſt der Uebergang von den wiederkäuenden Thieren zu den Schweineartigen, und nicht allein der Hirſcheber nähert ſich an Geſtalt den Hirſchen, ſondern das merkwürdige Schwein Tajaſſu, hat ſchon den innern Bau des Magens, welcher aus mehreren Abtheilungen beſteht, mit dem einiger wiederkäuenden Thiere, die bekanntlich 4 Mägen beſitzen, gemein. Der Elephant iſt in der Abtheilung der Säugthiere, welche mit den Schweineartigen beginnt, der höchſte Gipfel. Es treten nun in dem Verlauf der Reihe, die untergegangenen Geſchlechter der Paläotherien und Anoplotherien ein, von denen Cuvier viele Arten unter den Verſteinerungen von Montmartre entdeckt hat, doch iſt es von den erſteren wahrſcheinlich, daß ſie zwiſchen Rhinoceros und Tapir geſtanden haben. Durch ein nicht minder verlohren gegangenes Geſchlecht, jenes Rieſenthier, das Cuvier Megatherium nennt, und das in ſeinem Bau von allen jetzt vorhandenen Thiergattungen ungemein weit abweicht, ſieht man in vielen der erwähnten Verhältniſſe, ein Weiterſchreiten der Reihe. Dieſes Thiergeſchlecht, von welchem die Ueberreſte mehrerer Arten vorhanden ſind, iſt ſeinem ganzen Bau nach nicht minder ungeſchickt zum Gehen geweſen als das Faulthier, und bey der Größe ſeines Körpers, welche die natürliche Beſchwerde noch vermehren mußte, iſt es von der Natur auf einen engen

Raum, auf das Thal oder den Sumpf, in welchen es geboren worden, beſchränkt geweſen. Es giebt uns die ganze merkwürdige Familie der Faulthierartigen Geſchlechter, von welcher alle, bis auf einige wenige untergegangen ſind, ein Beyſpiel von einem nach einer Seite über die Gränze hinausgehenden, und darum mislingenden Streben der bildenden Natur. Die ganze Lebenskraft ſcheint ſich in den zuletzt aus der erſten Reihe hervorgehenden Geſchlechtern, mehr nach innen zurückzuziehen, die Thätigkeit nach außen nimmt ab, ja wie wir nachher ſehen werden, verſchwinden zuletzt ſelbſt die zu dieſer Thätigkeit nöthigen Glieder. Die Natur bereitet ſich, gleichſam tief in ſich gekehrt, zu ihrem letzten, höchſten Werke vor, damit aber überhaupt dieſer neue Schritt möglich werde, muß ſie in das Element, aus welchem Alles hervorgegangen, zurückkehren. Die Gränze der auf dem Lande lebenden Thiere der erſten Reihe, ſcheint in den Elephantenartigen, von da ſchließt ſie an die Cetaceen an. Dagegen hat die Natur in den Faulthierartigen Geſchlechtern, die erſte Reihe nach der einen Seite hin noch fortzuführen geſucht, und wir ſehen in dieſen z. B. die Zahl der Rückenwirbel auf 23 ſteigen. Es ſtrebt der Bildungstrieb der Erde, ohne erſt in das Meer und die alte Indifferenz der Geſtaltungen zurückzukehren, gleich in der Richtung der erſten Reihe das höchſte Ziel — den Menſchen zu erreichen. Vergeblich, ſie bringt es mit ihrer letzten Anſtrengung nur zur Affenähnlichkeit (in den noch jetzt lebenden Faulthieren) und die Glieder, die ſie dem höheren Geſetz entgegen hartnäckig behaupteten, ſind dieſen armſeligen Thieren völlig unbrauchbar. Bis zuletzt in dieſen Geſchlechtern, jener falſche Bildungstrieb der Natur, der ſich auf dem Lande, und in der einmal eingeſchlagenen Richtung behaupten wollen, kraftlos, in zwergartigen, gleich mit der Kraftloſigkeit der Greiſe gebohrenen Weſen erliſcht.

Dieſes Beyſpiel eines ſolchen einſeitigen, und deshalb verunglückten Strebens der bildenden Natur, iſt nicht einzig. Wir ſehen nach mehreren Richtungen hin die Natur einſeitig von dem allgemeinen Geſetz ihrer Bildungen abweichen, und ſtatt aufwärts zu ſteigen, ſich allezeit in unvollkommnere Formen verirren. Eigentlich iſt die ganze zweyte Reihe der Säugethiere, die der Raubthiere, ein ſolcher Abweg *) wie ſich an einem andern Ort deutlicher zeigen wird, und im Ganzen genommen eben ſo ſehr nur das Einzelne angehend, als alle ſolche Abweichungen (man denke nur an die ungeheure Zahl der Geſchlechter ſowohl als Individuen in der erſten Reihe, an die geringe Zahl in der zweyten.) Eigentlich iſt die Schöpfung der Lebendigen mit dem Menſchen geſchloſſen, doch gehört dieſes zweylebige Weſen der Erde kaum noch halb an. Es verſucht

---

*) Recht im Großen, das was Auswüchſe des organiſchen Körpers, die mitten in dieſem und auf ihm einen kleinen für ſich beſtehenden Organismus bilden wollen, im Kleinen iſt.

nun aber auch die Erde (gleichſam ohne jene höhere Beyhülfe, die ihr bey der Schöpfung des Menſchen nöthig war, durch ihre eignen Kräfte) die einmal ſo weit gerathene Schöpfung immer weiter (einſeitig) fortzuführen. Doch das an dem Gipfel der erſten Reihe vorübergegangene Ideal war über die Natur des Planeten erhaben. Es gelingen nur Affen ſtatt der Geſtalt des Menſchen, und auch von dieſen muß der innere noch in ſeiner Einſeitigkeit beharrende Bildungstrieb immer tiefer herab ſinken.

Die Geſchlechter der Meerthiere von den Verwandten des Seehundes ſcheinen ein ähnlicher Abweg von den Formen der Cetaceen aus, wenn ſie nicht ganz in die zweyte Reihe gehören. Ueberhaupt ſcheinen die häufigen Verwandtſchaften, und vielleicht ſelbſt Uebergänge die ſich bey vielen Geſchlechtern der erſten Reihe in ſolche der zweyten (beſonders in den niedern Klaſſen) finden, häufig durch eine ſolche Verirrung entſtanden. Vielleicht daß ſo angeſehen einige Glieder noch in die erſte Reihe (als Ausartungen) herüber gehören, die wir hernach in die zweyte aufnehmen werden. Solche Uebergänge machen vornehmlich die Rattenartigen und Nagethiere und ſie finden ſich am häufigſten gleich beym Beginnen der Säugethiere, in der Nähe der Klaſſe der Vögel, mithin in den zweydeutigen Fledermausgeſchlechtern, und ihren ungeflügelten Verwandten.

So ſcheint denn, wie oben erwähnt, das Streben der bildenden Natur, welches die erſte Reihe in ihrer Aufeinanderfolge hervorgerufen, in den letzten Geſchlechtern allmälig zu ermatten, und was ſich in den vorhergehenden Geſchlechtern jugendlich und kräftig in raſchen Bewegungen geregt, iſt hier zu der Gebrechlichkeit und Trägheit des ſpäten Alters herabgeſunken. Die Natur muß ſich nach einem neuen und höheren Ideal umſehen, welches die ſchon erſterbene Gluth von neuem anfacht, und die verlohrene Jugend höher und kräftiger zurückgiebt. Endlich tritt der Menſch auf, und es erringt mit ihm die Natur das höhere Geiſterreich. Höheres vermag ſie nun nichts mehr, es ſinkt die bildende Kraft von dem Gipfel den ſie errungen, wieder abwärts, und wir ſehen hernach nicht minder eine abwärts ſinkende Thierreihe, wie wir eine aufſteigende geſehen.

Ehe wir aber zu den Gliedern der zweyten Reihe übergehen, iſt es nöthig, eines äußerſt problematiſchen Umſtandes bey der erſten zu gedenken, den wir ſchon oben berührt haben.

Schon die zuletzt erwähnten Glieder der erſten Reihe, faſſen lauter ſolche Thiere in ſich, welche Sümpfe und waſſerreiche Gegenden lieben. Alle Schweineartigen, alle dem Elephanten verwandten Geſchlechter zeigen dieſe Neigung zu feuchten Plätzen. Endlich findet ſich in dem dem Tapir und den Geſchlechtern der Elephantenartigen Thiere ungemein nahe verwandten Flußpferd oder Hippopotamus ein Thier, welches faſt ſchen ganz im Waſſer lebt. Schon verkürzen ſich die Vorder- und Hinterfüße ſo ſehr, daß der Leib beym Gehen an der Erde ſtreift, die ganze Geſtalt iſt geſchickter zum Schwimmen als zum Gehen. An dieſe jetzt blos in Afrika lebende Thierart, gränzen nun unmittelbar die indiſchen und amerikaniſchen Geſchlechter der Seekühe, vornehmlich die der Dugongs und Lamantine an. Das zuletzt genannte ſinnreiche Thier, das blos von Pflanzen lebt, und oft am Ufer weidet, liebt die Geſellſchaft der Menſchen und die Muſik in einem hohen Grade, und die Amerikaner gewöhnen es ſehr leicht an ſich.

Schon ſind in dieſen Thierarten die Hinterfüße gänzlich verſchwunden, welche mit dem fiſchartigen Schwanz des nach hinten ſpitzig zulaufenden Leibes, unter der Haut zu einem Stück verwachſen ſind. Es ſchließen ſich nun unmittelbar die Cetaceen oder Wallfiſchartigen Thiere an, welche keine Spur der Hinterfüße mehr zeigen.

Bekanntlich gehören nicht allein die Wallfiſche und Cachelotten, ſondern auch die Delphine und Narwhals zu jenen im Waſſer lebenden warmblütigen Thieren, welche lebendige Junge gebähren, die ſie an ihren Brüſten groß ſaugen, und welche ſonſt im ganzen Bau mit den vollkommenſten Säugethieren übereinſtimmen. Der Wallfiſch iſt noch immer nicht hinlänglich anatomiſch unterſucht, dagegen hat die Zergliederung bey dem Delphin, einige der merkwürdigſten Thatſachen der Zoologie entdeckt.

Dieſes ſinnreiche Thier, deſſen beſtändige Liebe zu dem Menſchen und zur Muſik, ſchon von den Alten geprieſen war, geſellt ſich wirklich im Meere immer zu den Schiffen, und das vom feſten Lande verbannte Geſchlecht ſcheint ſich in ſeiner öden nur von einer unvollkommenen Natur bewohnten Heimath, der Nähe des Menſchen vor allen andern Thieren zu freuen.

Im Bau ſeines Gehirns zeigt ſich dieſes Thier dem Menſchen näher verwandt als alle andre Thiere, näher als der Elephant und die Affen. Wenigſtens zeigt ſich dieſe nahe Verwandſchaft in einigen Hauptzügen. Während nämlich bey den unvollkommneren Thieren, die Form des Gehirns mehr in die Länge, von vorne nach hinten gedehnt erſcheint, während der hintere Abſchnitt des großen Gehirns bey den meiſten ganz verſchwindet, und das kleine Gehirn unmittelbar nach dem Hinwegnehmen des Schedels ſichtbar wird, findet ſich bey dem Menſchen eine vollkommnere Entwicklung nach den beyden Seiten (der Durchmeſſer nach dieſen, nimmt im Ganzen und in den einzelnen Theilen zu) und das kleine Gehirn zeigt ſich völlig von den Fortſätzen des großen nach hinten bedeckt. Bey dem Delphin hat die Ausbildung des Gehirns nach beyden Seiten den höchſten Gipfel erreicht, und nicht minder findet ſich, wie bey dem Menſchen, das kleine Gehirn von den Fortſätzen des großen bedeckt. Ferner ſind es die tieferen und zahlreicheren Windungen, welche das Gehirn des Menſchen ſchon äußerlich vor dem aller andern Thiere auszeichnen. Schon die Affen haben bey weitem weniger Windungen, die hintern Theile des Gehirns bey den meiſten gar keine. Ja man hat bey dem Gehirn der verſchiednen Menſchen ſelber, je nachdem es von mehr oder minder geiſtreichen Menſchen war, mehrere oder mindere Windungen gefunden, und die Blödſinnigen zeigten an ihrem Gehirn die wenigſten und flächſten. Deshalb iſt es höchſt merkwürdig, daß gerade an dem Gehirn des Delphins, und wahrſcheinlich an dem der meiſten andern Cetaceen, eine ſo große Menge und ſo tiefe Windungen beobachtet werden. Man kann dieſe und andre Eigenſchaften, welche das Gehirn des Delphins auszeichnen, in Cuviers vergleichender Anatomie nachleſen.

Es erhält, wenn wir jene natürliche Beſchaffenheit vorausſetzen, eine andre Thatſache, welche Autenrieth in ſeiner Phyſiologie erzählt, eine um ſo tiefere Bedeutung. Der ſterbende Delphin ſoll ſeine Jäger, in deren Nähe ihn ein unwiderſtehlicher Naturtrieb geführt, und an welche ihn ſeine eigne Zuneigung verrathen, mit einem Blicke anſehen, in welchem ſich der Schmerz und gleichſam ein ſanfter Vorwurf oder ein Flehen um Mitleid ſo tief ausdrücken, als in dem menſchlichen, und in welchem durchaus keine Spur des Thieriſchen iſt. Es hat dieſer tiefe, ſinnige

Blick, den man ſonſt noch an keinem Thiere ſo deutlich bemerkt hat, viele Beobachter in Staunen geſetzt, da man ihn am wenigſten bey einem Weſen erwartet, das die Natur der beſchränkteſten häßlichen Thierklaſſe, den Fiſchen, äußerlich ähnlich gemacht hat. Vielleicht dämmert auch hier, in der Natur des ſterbenden Thieres der erſte Strahl eines Bewußtſeyns, und die Vorahndung eines künftigen höheren, — des menſchlichen Lebens.

Bey den Alten war der Delphin heilig, und noch iſt er es bey einigen heydniſchen Küſtenvölkern der alten Welt.

Jener Uebergang der Elephantenartigen Thiere, durch das Flußpferd und die Lamantine in die Geſchlechter der Cetaceen, von denen noch einige, die Narwhalls nämlich, das Hervorſtehen der Eckzähne, die von einer dauerhafteren Maſſe ſind als das Elfenbein, jenen vollkommenſten Landthieren ähnlicher macht, der höchſt merkwürdige, Menſchenähnliche Bau des Gehirns, andrer Uebereinſtimmungen der innren Theile gar nicht zu gedenken, laſſen uns die Cetaceen als eine merkwürdigere Abtheilung der Säugethiere betrachten, als ſie gewöhnlich ſcheinen. Vielleicht daß auch hier, wie in andern Thierklaſſen, die Natur, ehe ſie ihr höchſtes Werk beginnt, einer Wiedergeburt aus dem Element, aus welchem im Anfang Alles ward, bedarf. Doch will ich mich aller weiteren Folgerungen über dieſe Thatſachen enthalten, da das, was die Zoologie vielleicht in wenig Jahren unwiderſprechlich wird beweiſen können, jetzt allerdings paradox und lächerlich erſcheinen muß.

Wenn auch die letzten Glieder, welche zwiſchen den Elephantenartigen Thieren und dem Menſchen mitten innen liegen, etwas dunkel ſind, es ſey nun daß einige durch vorübergegangene Naturrevolutionen, ſo wie die oben genannten Geſchlechter, untergegangen ſind, oder daß wirklich erſt noch ein Uebergang in die Cetaceen nöthig iſt; ſo iſt doch die zweyte Reihe von ihrem Beginnen, bis zu den letzten Gliedern, durchaus deutlich und verſtändlich. Sie ſcheint, wie ſchon erwähnt, ſpäter entſtanden, als die erſte, und wir vermiſſen nirgends ein vielleicht verlohren gegangenes Glied in ihr, wie in der erſten. Die Geſchlechter der Affen bilden die erſten zunächſt an den gemeinſchaftlichen Gipfel angränzenden Glieder der zweyten Reihe. Die Natur vermag in ihnen ihrem höchſten Werk nur noch nachzuahmen, und wie die einzelnen Fluthen, nachdem ſie erſt allmälig ſtiegen, dann wieder ſchneller abnahmen, nimmt die Vollkommenheit ihrer Gebilde, nachdem ſie von den tieferen Stufen bis zu der höchſten geſtiegen, ſchneller wieder ab als ſie gewachſen. Von einigen Affengeſchlechtern findet ſich der Uebergang in die Hundeartigen Thiere, von andern in die Katzenartigen. An die zuerſt genannten ſchließen ſich die Bären an, die ſchon durch das Geſchlecht der Manguſten, oder Ichneumons, welches Cuvier aus Gründen unter die Verwandten des Bärengeſchlechtes ſtellt, einen Uebergang zu den Mardern und Fiſchottern machen. Gegen das Ende der Reihe erſcheinen wieder jene Arten von Beutelratten, welche deutlich zu den Raubthieren gezählt werden müſſen, wie auch am Anfange der erſten Reihe Thiere von der Verwandſchaft der Beutelthiere, jedoch von Pflanzen lebend, erſchienen. Einige von ihnen, unter dem Nahmen der fliegenden Katzen bekannt, ſind mit Flughäuten verſehen. Es ſchließen ſich von einer andern Seite wieder in gewiſſer Hinſicht faſt den Mäuſeartigen ähnliche Geſchlechter an, meiſt gröſſer von Körper als die der erſten Reihe, und die größten von ihnen gehören als Vampire, Phylloſtomen und Rhinolophen zu den Fledermäuſen. So kündigt ſich von dieſer Seite die abermalige Nähe der Klaſſe der Vögel, durch die Eigenſchaft des Fliegens an. Von der andern Seite machen aber den Beſchluß der zweyten Reihe, jene Raubthiere, die man ihres langgedehnten Körpers wegen, Wurmförmige genannt hat. Es gehören dahin die Geſchlechter der Wieſel, Marder, Iltiſſe und Fiſchottern. Aus dieſen findet ſich endlich in dem merkwürdigen Schnabelthier, das ſeinem Entenſchnabel und dem Bau der Füße nach, ſo wie durch den Nathloſen Schedel, und durch die knöcherne Scheidewand zwiſchen beyden Hirnhälften, ſchon den Waſſervögeln, ſonſt aber den Fiſchottern oder ähnlichen Thieren gleicht, ein deutlicher Uebergang aus den vierfüßigen Thieren zu den Waſſervögeln. So gränzt die Klaſſe der Säugethiere zweymal an die der Vögel an, einmal durch die Känguruhs und Phalangiſten an die Straußenartigen, ein andresmal durch das Schnabelthier an die Waſſervögel. Ein bemerkenswürdiger Umſtand ſcheint es, daß dieſe beyden von ſo verſchiednen Seiten an eine andre Klaſſe anſchließenden Thiergeſchlechter, davon das eine aus einer Menge verſchiedner Arten beſteht, beyde blos in Neuholland und den benachbarten Weltgegenden gefunden werden, und dieſer auch in andrer Hinſicht merkwürdige Welttheil, den ſeine Lage durch weite Meere von beyden Continenten trennt, ſo daß keine Einwanderung fremder Thiergattungen möglich war, bildet durch ſeine einförmige Thierwelt die Vereinigung zwiſchen den Vögeln und Säugethieren, und lehrt zugleich, daß bedeutende Erdſtrecken, wenn ſie von andern völlig abgeſchnitten ſind, in den Thiergeſchlechtern die ſie bewohnen jene Mannigfaltigkeit der Bildungen und Kräfte nicht zeigen, welche durch die Einmiſchung fremder Gattungen möglich wird.

Auch Frankreich, und ein geringer Theil des angränzenden Landes, hat, wie Cuvier bemerkt, in jenen Zeiten, wo die Thiere lebten, deren Reſte jetzt in den Gypsbrüchen zu Montmartre gefunden werden, eine eben ſo einförmige Thierwelt gehabt, als Neuholland, und die 20 oder 30 jetzt untergegangenen Thierarten von den obengenannten Geſchlechtern, waren ſich alle in ihrer Bildung und in der Stufe die ſie in der Thierreihe einnahmen, ſo ähnlich, wie die verſchiedenen Arten der Känguruhs und Phalangiſten von Neuholland. Alle ſtunden an der Gränze jener bedeutenden Kluft, die zwiſchen den Elephantenartigen Thieren und dem Menſchen iſt.

Auch bey den Vögeln ließen ſich jene merkwürdigen zwey Reihen, mit leichter Mühe nachweiſen. Nur zeigen jene beyden Enden, womit ſie an die Säugethiere angränzen, auf gleiche Weiſe eine dieſer höheren Thierklaſſe ähnliche, und hiermit nach dem gewöhnlichen Maaßſtab vollkommnere Organiſation. Man könnte ſomit verſucht werden, zwey Gipfel der Ausbildung anzunehmen. Die Zahl der Halswirbel (denn dieſe drückt hier das Verhältnis der beyden Reihen am leichteſten aus) wächſt in der einen Reihe von den unterſten Gliedern bis zum Strauß, von 11 bis auf 18, während ſie in der andern, von einem der vollkommenſten Waſſervögel, dem Schwan, bis zu dem letzten Glied dieſer Reihe, das in die Amphibien übergeht, von 23 bis auf 9 herabſinkt.

Die obige Aufſtellung jener beyden Reihen bey den Säugethieren, wird aber für unſern diesmaligen Zweck ſchon hinreichen, beſonders da ſich eine Gelegenheit finden wird, dieſen Gegenſtand der für die ganze Zoologie ohnſtreitig ſehr wichtig und bisher noch ſehr im

Dunkeln geblieben iſt, etwas ausführlicher zu behandeln.

Wir finden zuerſt, wenn wir nun den Hauptcharakter der beyden Reihen betrachten, daß die Geſchlechter der erſten eine auffallend viel größere Körpermaſſe vor denen der andern auszeichnet. Die größten Thiere der zweyten Reihe ſind der Eisbär und der große bengaliſche Tieger, während ſich die körperliche Größe in der erſten Reihe, nachdem ſchon früher die Geſchlechter der Stiere und des Roſſes, das Kameel und die Giraffen, ja gleich beym Beginnen das Rieſenhafte Känguruh, das zuweilen gegen 10 Fuß Höhe hat, aufgetreten, noch bis zu dem Elephanten, ja bis zu dem größten bekannten Thier der Erde, (wenn wir den fabelhaften Kraken ausnehmen) zum Wallfiſch erhebt. Die Glieder der erſten Reihe leben, wie ſchon erwähnt, faſt blos von Pflanzen, und nur einige Geſchlechter an beyden Gränzen, davon die einen an die Klaſſen der Vögel angränzen, die andern nach dem Ende der erſten Reihe hinſtehen, nähren ſich, jene von Inſekten, dieſe von kleinen Meerthieren. Der große Wallfiſch ſelber begnügt ſich, eine in den nordiſchen Meere ungemein häufige Schaalenloſe Molluske, die Clio borealis zur Nahrung zu nehmen. Dagegen ſind die Geſchlechter der zweyten Reihe, welche gleichſam eine zweyte neue Thierwelt mitten in der alten iſt, und das ſchon vorhergegangene Thierreich eben ſo zu ſeiner Baſis hat, als die erſte Reihe die Vegetation, eben ſo durchgängig fleiſchfreſſende.

Bey den Gliedern der erſten Reihe finden wir im Verhältniß zu ihrer bedeutenden Körpergröße, ein nur ſchwaches Muskelſyſtem, während die Muskeln bey den Geſchlechten der zweyten, im Verhältniß zu der viel geringeren Körpergröße, zum Theil ganz vorzüglich ſtark ſind. Ein viermal ſo kleines Raubthier bezwingt und tödtet öfters ein Pflanzenfreſſendes, das gegen ihm ein Rieſe ſcheint. Dagegen ſind die von Vegetabilien lebenden Thiere im Durchſchnitt ſinnvoller, gelehriger und klüger.

Die äuſſren Sinnen nehmen in der erſten Reihe, gegen den Gipfel hin, an Schärfe ab, die Bewegungen werden langſamer oder doch durch den ſchwerfälligen Bau des Körpers gehinderter, während ſich die Geſchlechter der zweyten Reihe durch eine muntre unermüdete Beweglichkeit, Leichtigkeit und Schnelle auszeichnen.

So ſcheint es ein allgemeines Naturgeſetz, dem wir in der Geſchichte alles Irdiſchen von neuem wieder begegnen, daß die Weſen von einer größeren Abhängigkeit von dem Planeten, von einer innigeren Einheit mit demſelben aufgeben müſſen, ehe ſie, wie nachher auf einer zweyten Stufe geſchicht, von jener Abhängigkeit zur Selbſtſtändigkeit, und zu einem eigenthümlichen Daſeyn gelangen. Die Schieferartig geſchichteten Gebirgsarten, welche in der erſten Hälfte der Urzeit ſo häufig ſind, zeigen den großen und faſt ausſchließenden Einfluß der Schwere auf die Bildung derſelben, während ſich erſt in der zweyten Hälfte der Urzeit die Gebirge zu etwas freyeren und ſelbſtſtändigeren Formen erheben, überhaupt aber in der jüngſten Hauptperiode, in der der Flözzeit, dieſe freyeren und kühneren Formen am häufigſten werden. So zeichnet auch die Pflanzenwelt im Ganzen vor dem Thierreich ihre Abhängigkeit von dem Planeten, und die Einheit mit demſelben aus. Erſt das Thier wird vom Boden frey und ſelbſtſtändig beweglich, während die Pflanze gleichſam nur noch ein Theil des Bodens iſt, in welchem ſie wurzelt. Es ſteht alſo auch in der organiſchen Welt jener paſſivere Zuſtand, wo das Einzelne nur noch in unmittelbarer Vereinigung mit ſeinem Ganzen beſteht, jenem voraus, wo das Einzelne ein Ganzes in ſich, und unabhängig wird. Endlich haben wir im Thierreich, und zwar vorzüglich in der Klaſſe der Säugethiere ſowohl der Zeit nach als dem Gange der allmäligen Ausbildung der Formen, eine Reihe voraufgehen ſehen, wo die Geſchlechter durch ihre größere Körpermaſſe und Schwerfälligkeit, durch die Langſamkeit ihrer Bewegungen, ja wie zum Beyſpiel die untergegangenen Rieſenthiere von dem Bau der Faulthiere, durch die Unfähigkeit zum eigentlichen Gehen, ſtatt deſſen nur ein mühſames Kriechen möglich war, von dem Boden abhängiger, der allgemeinen Schwere mehr unterworfen waren, welches ſich auch in dem durchgängig paſſiven Weſen und in der Pflanzennahrung ausſpricht. Erſt in der zweyten Reihe zeigt ſich der thieriſche Charakter freyer und ſelbſtſtandiger entwickelt. Darum iſt es jenem allgemeinen Naturgeſetz gemäß, daß auch in der Geſchichte des Menſchen zuerſt eine lange Periode der Hingebung und der Abhängigkeit von der äußren Natur, jener der Freyheit und Selbſtſtandigkeit vorausgieng. Wie die Kunſttriebe, die ſich blind und bewußtlos in dem Bau kunſtreicher Höhlen und andrer Wohnungen äußern, am vollkommenſten gleich am Anfang der erſten Reihe, und hiermit der ganzen Klaſſe der Saugthiere, in dem Biber und einigen andern Nagethieren erſcheinen, ſo zeigt ſich auch in der Geſchichte des Menſchen gleich Anfangs jener mathematiſch aſtronomiſche Kunſttrieb, den wir noch jetzt in den wiſſenſchaftlichen Denkmahlern der älteſten Vorwelt bewundern.

Die höchſte Vollkommenheit ſcheint in der Mitte zu ſchweben, und wenn auch der Menſch in ſeinem ganzen Bau ſich mehr nach der erſten Reihe herüberneigt, deren Gipfel er iſt, ſo ſcheint doch auch die höchſte Blüthe der zweyten, die Vollendung des Muskelſyſtems und der innren Theile, in ihm zugleich entfaltet. Die vollkommenſte Harmonie des Nervenſyſtems und der Sinnen, mit dem Muskelſyſtem, iſt es, welche den Menſchen vor allen Thieren auszeichnet. Es iſt die höchſte Thätigkeit und Wirkung des

Einen, nicht ohne die Rückwirkung des andern möglich, und aus dieſem Geſetz der Wechſelwirkung, gehen jene großen und bedeutungsvollen Erſcheinungen hervor, die uns in der natürlichen Geſchichte des Menſchen beſchäftigen werden.

Zwölfte Vorleſung.

Ueber die in einem jetzigen Daſeyn ſchlummernden Kräfte eines künftigen.

Wir ſprachen in einigen der vorhergehenden Vorleſungen von Reihen organiſcher Weſen, davon wir noch in der letzten die eine bis wenigſtens in die Nähe des Menſchen hinaufführten. Nicht ohne Bedeutung war hierbey das Wort aufſteigend, denn es ſcheint mehr als wahrſcheinlich, daß das allgemeine Leben wie aus einem tiefen Schlaf an der Gränze des Anorgiſchen erwachend, aus der Tiefe des Materiellen, in welcher es der Planet dem es vorhin untergeordnet geweſen, mit ſich hinabgezogen, eines allmäligen Hinaufſteigens und mannigfaltiger Uebergänge bis zum Daſeyn des Menſchen bedürfe. Vielleicht daß in kurzen wiſſenſchaftliche Beweiſe andrer Art für den tiefen Zuſammenhang des (z. B. thieriſchen) Daſeyns auf einer niedern Stufe mit dem auf einer höheren, und wie ſich dieſes ſchon aus jenem nothwendig herleiten laſſe, gegeben werden können, hier aber ſey es erlaubt, einige Worte von einem Zuſammenhange anderer Art, der zwiſchen einem künftigen höheren und einem vorhergehenden niederen Daſeyn ſtatt findet, zu reden, wie nämlich das, was in dem künftigen als wahrhaftes Vermögen, als Kraft in Erfüllung gehet, in einem vorhergehenden ſich als unbefriedigtes, ja ſelbſt für jetzt zweckloſes Streben voraus verkündigt. So iſt deutlich der Keim eines künftigen Lebens (gleichſam als Embryo) ſchon in dem vorhergehenden enthalten.

Es werden zwar die noch ungebohrnen Kräfte eines künftigen Daſeyns vornehmlich in einem krankhaften oder ohnmächtigen Zuſtand des jetzigen ſichtbar, wie ich dieſes in der nächſten Vorleſung zeigen werde, doch ſoll uns die heutige ſolche Vorboten eines neuen noch zukünftigen Lebens auch im geſunden Zuſtand der lebendigen Weſen zeigen.

Für das menſchliche Gemüth iſt die Betrachtung eines ſolchen Zuſammenhanges der verſchiednen Stufen des Daſeyns von einem ganz vorzüglichen Intereſſe, da ſich nirgends ſo deutlich und innig als in ſeiner Natur, eine künftige Welt, mit ihren tiefen noch unenthüllten Kräften, als bloßes Streben, und eine jetzige als blühender fröhlicher Genuß vermiſcht zeigen. Wir erkennen dieſe verſchiedenartige Miſchung nur zu deutlich in der Bildungsgeſchichte unſrer Natur, wo ſich dieſe etwas vielſeitig zu entfalten ſtrebt. Hiermit müſſen wir beginnen.

Wie kann ich aber hierbey beſſer thun, als wenn ich mich treu an die Arbeit eines meiner Freunde (des Landſchaftsmahlers Friedrich) anſchließe, und treulich die Bildungsgeſchichte unſrer Natur, wie ſie von ihm in den 4 Jahres- und Lebenszeiten dargeſtellt iſt, erzähle; ſollte es auch geſchehen, daß die Worte hinter ſeinem Pinſel weit zurückblieben.

Wir wiſſen nicht, welcher tiefe Reiz über der erſten Kindheit ruhet. Sey es daß ein Nachklang jenes unbekannten Traumes, aus welchem wir kamen, oder daß jener Abglanz des Göttlichen ſie verherrlicht, welcher am reinſten über dem Stillen und Kindlichen ſchwebet. Wir finden uns da, wo wir aus jenem Traum erwachen, wie in der Morgenröthe eines beſtändigen Frühlingstages, deſſen heitres Grün keine Spur eines ſchon vorübergegangnen Herbſtes unterbricht. Am klaren Quell des Lebens, in welchem ſich der ewige Himmel noch in der erſten Reinheit abſpiegelt, unter Blumen erwachen wir. Noch ſtrebt der Sinn nicht über den Saum der nahen Hügel hinaus, wir ſuchen und erkennen in der Natur nur die Blüthen, und das Leben erſcheint uns noch unter dem Bild der ſpielenden, unſchuldigen Lämmer. Da berührt ein frühe aufblühendes Gemüth der erſte Strahl jenes Sehnens *) das uns von der Wiege bis zum Grabe führt,

---

*) Einem von den Kindern fallen die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne an die Stirne. Es will ihr mit aus-

und unbewußt der unendlichen Ferne, die uns von dem ewigen Quell des Lichtes trennt, breiten ſich die kindlichen Arme aus, das nahe geglaubte zu umfaſſen. Doch ſchon die erſten Schritte ſind ein Irrthum, und wir eilen von dem einſamen Hügel der kindlichen Träume, auf dem wir die erſten aufgehenden Strahlen empfiengen, hinabwärts, in das tiefe Gewuhl des Lebens, wo uns neue Dämmerung umfängt.

Der klare Quell wuchs bald zum Fluſſe an, das innre Streben, ſtärker und kräftiger geworden, führte uns immer ferner mit ſich hinaus. Zwar vorüber waren ſchnell die Stunden der Morgenröthe, es blieben fern hinter uns die grünen Hügel der Kindheit, mit ihren Frühlingsblumen und dem Traum von ſpielenden Lämmern; doch heitrer und herrlicher ſcheint die zum Scheitel ſteigende Sonne, und der grünende Pfad iſt noch durch keine Klippen unterbrochen. Wenn ſich dann, in den Stunden des glänzenden Mittags, die Welt ſo frey und bluhend dem innern Sinne öffnet, wenn dem kühnen Gemüth, das noch nirgends die Gränze ſeines Strebens gefunden, das ferne hohe Gewölk noch als fernes Gebürge erſcheint, das es zuletzt noch leicht zu erreichen wähnt, da ſcheint in der ſüßen Zeit der Roſen alles tiefe Sehnen ſein Ziel gefunden zu haben. Dort wo die Lilie der Roſe ſich vermählt, wo

---

gebreiteten Armen entgegen, eilt aber, ſtatt zurück und weiter aufwärts auf den Hügel, gerade vor- und herabwärts, wo noch Schatten iſt.

jene ſchlanken Bäume mit dunkelgrünen Zweigen ſich umfaſſen, ſchlingt die jugendliche Liebe ihren Arm um uns. Da bedarf der alsdann vollkommen ſeelige Sinn nicht mehr der Welt außer ſich, wir träumen nur von der ſtillen einſamen Hütte auf grünem Hügel, von dem ländlichen Liede der Turteltaube, und dem einſamen Thale; vergeſſen iſt auf Augenblicke alles fernere Streben, und wir ruhen zum Erſten, und vielleicht wohl zum letzten Male aus, in einer gänzlich ſeeligen Gnüge. Denn ſiehe unter den Roſen und Lilien, ſtund auch die hohe Sonnenblume, welche mit treuem Haupt dem Gange des ewigen Lichtes folgt. Ein tieferes Sehnen in uns ward noch nicht befriedigt, und mit ernſtem Ruf weckt es das ewige Ideal von neuem auf.

Da gieng unter dem vielfältigen Streben, die Stunde des Mittags vorüber, vorüber die Zeit der Roſen und Lilien. Der Abend läßt die Flur in ihrer letzten, kräftigſten Geſtalt, in der Zeit der Reife ſehen. Die Blüthen, welche einſt das Gemüth erfreuten, ſind vorüber, nur einige haben Früchte getragen, die meiſten waren fruchtlos, und auf dem herbſtlichen Boden bluhet nur noch einſam, mit der Farbe des Abendroths, die ſpäte Zeitloſe, deren Früchte erſt in einem andern Frühling reifen. Die Träume von ſtillen Hütten auf blühenden Hügel, das Lied der Turteltauben, hat das wüſte Geräuſch der Stadt verdrangt. *) Endlich aber

---

*) Im Kindesalter ſieht man am grünen Quell noch bloß Bluthengebüſche, im Junglingsalter jenſeit des Fluſſes

iſt, jenſeit des Mittags, dem Gemüth klar geworden, was jenes tiefe Streben, jenes Sehnen in uns begehrt. Siehe mit dreygetheiltem Gipfel, erhaben über den Flug der Wolken, von ewigen Schnee verhüllt, blickt dort ein Sinnbild des Ueberirdiſchen und Unvergänglichen, das Alpengebürge herüber. Zwar die ehehin friedliche Bläue des Himmels iſt verhüllt, jene unvergänglichen Höhen ſtehen aber noch in ungetrübter Heiterkeit, von dem Glanz der Sonne ſtrahlend, ein hohes Sinnbild des ewigen Lichts. Da ſtrebt das Gemüth mit ſeinen höchſten Kräften nach dem unvergänglichen Gipfel; doch der Drang der Leidenſchaften in uns iſt zum Strom geworden, welcher Schiffe mit ſich hinabführt. Wir ringen öfters fruchtlos mit ſeinen Wellen, hinüber nach dem jenſeitigen Ufer und dem hohen Gebürge, und nur in den Stunden der Begeiſterung hebt ſich das Gemüth, wie jener Adler, welcher die Wolken und den Strom ferne zurückgelaſſen, nach den unvergänglichen Höhen. Wenn nun das innre Streben ermattete, von dem letzten Theil des Weges, welcher voller Felſen war und Klippen, da wird hier, am dieſſeitigen Ufer, ein Ruheort gefunden, unter dem Kreuz, welches friedlich über Felſen ſteht. Endlich erkennt das Gemüth an, daß die Heymath jenes Sehnens, das uns bis hieher geführt, nicht auf der Erde ſey. Eile dann hinab Strom! wo deine Wogen in

---

einzelne Hütten, im Mannesalter am Ufer des Stromes eine große Stadt, im Greiſenalter ſieht man ſich in einem Kirchhof.

das ewige Meer gehen, an ferner Küſte, vernahmen wir von einem letzten Ruheort. Wird doch dort die innre Gluth ſich kühlen, die tiefe Wunde heilen! Blühe dann ab arme Zeitloſe, wenn der Winter naht, einzige ſpäte Blüthe, welche keine Früchte trägt. Deine Früchte, du wunderbare Blume! wird jenſeit des Winters ein neuer ferner Frühling reifen.

Endlich ſiehe, die Sonne der hohen Mannskraft iſt hinunter. Des Weges letzter Theil war öde und einſam. Alle Blüthen waren vorüber, und ſelbſt die Früchte die ſie uns getragen! denn was wir für unſer ewiges Eigenthum gehalten, hat das Schickſal, deſſen freye Gabe es geweſen, zurückgenommen. Noch vor unſren Augen iſt in Trümmer geſunken ein Theil unſres Tagewerks, das für die Ewigkeit gebaut ſchien, und von der jungen Welt vergeſſen... Nur der Wille, das Streben in uns, das ſich bis ans Grab nur immer reiner und beſſer geworden, erhalten, war unſer, und an dieſem hält ſich das innre Vertrauen feſt. Erreicht iſt die ſtille Küſte, wo ſich der einſt ſo mächtige Strom ins Meer verlohren, und der graue Wandrer ſiehet ſich einſam unter Gräbern. Noch iſt das tiefe Sehnen, das uns bis hieher geführt, nicht geſättigt, ach ſelbſt die Hofnung des Sommers, welcher es reifen ſollte, iſt nun vorüber, und die Zeit des Schnees bedeckt die Saat eines künftigen Frühlings. Da blickt durch die Trümmer einer alten hohen Vergangenheit, der Mond mit vollem Licht herein. Der Himmel öffnet ſich dort über dem Meer, und zeigt ſich noch einmal in ſeinem klaren Blau, wie in der frühen Kindheit. Da wird in prophetiſchem Schimmer, jenſeit des Meeres die Küſte eines fernen Landes geahndet. Von ſeinem ewigen Frühling haben wir vernommen, und wie in ihm jenes tief im Innern wohnende, das wir als Knospe hinüberbringen, reifen wird. Nimm dann hinweg Zeit, auch die letzten Trümmer unſers Daſeyns, nimm hinweg auch die Erinnrung des zurückgelegten Weges, und laß uns, wenn dein ewiges Geſetz es ſo gebeut, ſchlummernd in dem lang erſehnten Vaterland ankommen!

So wird, wenn wir die Bildungsgeſchichte des menſchlichen Gemüths, wenn wir ſeine Entwicklung von der Wiege bis zum Grabe betrachten, mitten in dem Gang des irdiſchen Strebens, ein andres höheres erkannt, welches mit jenem faſt in Widerſpruch zu ſtehen ſcheint, oder welches wenigſtens in dem Gedräng des Lebens, ſelten oder nie aufzublühen vermag. Die hohe Welt der Poeſie und des Künſtlerideals, noch mehr die Welt der Religion, vermag in dem irdiſchen Daſeyn nie ganz einheimiſch zu werden, und pflegt der Vermiſchung mit den Elementen deſſelben zu widerſtreben. Auch ſehen wir nicht ſelten auf einzelne Momente, öfters durch gewaltſamer Weiſe, gewiſſe tiefe Kräfte unſres Weſens hervorſchimmern, welche an geiſtigem Umfange weit über die Gränzen unſrer jetzigen Fähigkeiten hinausgehen, und die wir uns doch vergeblich bemühen, im Gang des gewöhnlichen Lebens feſt zu halten.

Es wird uns nicht an Beyſpielen, aus allen Theilen der Naturwiſſenſchaft mangeln, welche vielleicht eben über dieſe dunkle und tief liegende Eigenſchaft unſres Gemüths, einiges Licht verbreiten können. Mit Recht iſt dieſelbe das Beginnen eines höheren überirdiſchen Daſeyns, und der Menſch ein zweylebendes Weſen, welches auf dem höchſten Gipfel der irdiſchen Natur, zugleich die erſten Anlagen der überirdiſchen in ſich vereinte, genannt worden. Wir ſehen in ihm jenes Streben nach geiſtiger Vollendung kaum erwachen, während des kurzen Daſeyns aber nie erfüllt werden. So greift aber in der ganzen Natur, ein höheres künftiges Daſeyn, in das vorhergehende unvollkommnere ein, bald als Vorahndung, bald ſchon deutlich in ſeinem erſten lebendigen Beginnen ſich regend. Möge es jetzt meinen Zuhörern gefallen, mir auch zu einigen andern Thatſachen, aus andren Gebieten der Natur zu folgen.

Es ſcheinen in gewiſſen Verhältniſſen, welche ich anderwärts entwickelt habe, die Planeten unſres Syſtems in einer ſo innigen Beziehung auf einander zu ſtehen, daß gewiſſe Eigenſchaften des nächſtfolgenden, entferntern Gliedes, aus denen des vorhergehenden beſtimmt werden können, ſo daß ein fortſchreitendes Verhältniß von dem näheren zu dem entfernteren Nachbarplaneten gefunden wird, und daß der entferntere eine höhere und vollkommnere Entwicklungsſtufe des allgemeinen planetariſchen Charakters, ein höheres Dasey deſſelben genannt werden kann. Merkwürdig iſt es, daß wenn man blos die Zahlen der Entfernung de nächſtfolgenden Planeten in Sonnenhalbmeſſern, mi der Zahl der eignen Tage des vorhergehenden währen eines ſeiner Jahre vergleicht, beyde nahe übereinſtimmend gefunden werden. So beträgt die weiteſte Entfernung der Erde von der Sonne, gegen 220 Sonnenhalbmeſſer, und von dieſer Zahl iſt die der eignen Tag des nächſtvorhergehenden Gliedes — der Venus — während eines ihrer Jahre, nur wenig verſchieden. Di Zahl der Erdentage während eines Jahres, beträg bekanntlich etwas über 365, die der weiteſten Entfernung des nächſtfolgenden Gliedes, des Mars von de Sonne, etwas über 360, mithin iſt zwiſchen beyde Zahlen nur wenig Unterſchied. Nun bezeichnet aber wie ich dieſes auch an einem andren Orte entwickelt habe, die weiteſte Entfernung der Planeten von der Sonne, nach Halbmeſſern derſelben ausgedrückt, da Maas der ſelbſtſtändigen Vollendung der Planeten, un der Zurückwirkung auf den Centralkörper, während de Gegenſatz der beyden Seitenhälften, welcher die Bewegung um die eigne Axe bewirkt, und hiermit auc die Zahl der eignen Tage der Planeten, auf ein vie tieferes und geiſtigeres Verhältniß derſelben, auf jene zu dem höheren Einfluß hindeuten, wodurch ſie nich allein mit dem höheren Centralkörper, ſondern durc dieſen mit einem viel höheren Ganzen in einen geiſti gen und harmoniſchen Zuſammenhang treten. So bezeichnet die Zahl der Sonnenferne nach Sonnenhalbmeſſern, bey dem nächſtfolgenden Glied, die ſchon wirklich erreichte Vollendung, das wirklich vorhandene Maas der innern Kräfte, während die der eignen Lage des vorhergehenden durch eine über das jetzige Daſeyn hinausgehende Gabe des höheren Einfluſſes beſtimmt iſt, ſo daß ſie mit Recht eine Vorahndung der wirklichen Vollendung auf der nächſtfolgenden höheren Stufe genannt werden muß, und daß, was auf dieſer in wirkliche Erfüllung gegangen, auf einer vorhergehenden ſich als bloßes Streben voraus verkündigt.

Es wird noch aus dem, was ich über Geognoſie geſagt, erinnerlich ſeyn, daß in den älteren Perioden der Erdbildung vornehmlich die Kieſelerde enthaltenden Gebirgsarten gefunden werden, während in den ſpäteren die häufigen Maſſen der Kalkgebirge vorherrſchen. Nahe aber an dem vollkommenſten und höchſten Gipfel der alten Zeit der Kieſelbildung, kündigt ſich im Gneiſe die darauf folgende ſpätere Welt in den Lagern des erſten Urkalks an, ſo daß, dem Streben der älteren Zeit noch untergeordnet, nahe an dem höchſten Moment jener frühern Schöpfung ſchon eine Vorahndung der ſpäteren gefunden wird.

So kündigt ſich auch in der Elektricität, ja vielleicht ſchon im Magnetismus, die tiefere chemiſche Wechſelwirkung der vollkommneren Körper an. Jedoch blos als Streben, als Vorahndung. Wenn nämlich die in der Cohärenz und Schwere unbewegt ruhenden Körper, eine ſtärkere Kraft als die ihrer Schwere iſt, gegen einander bewegt, wenn auf dieſe Weiſe gleichſam eine höhere geiſtigere Welt in die gröbere des jetzigen Daſeyns eingreift, wird als Elektricität, die wechſelſeitige Anziehung, das Streben nach Vereinigung erregt, und ſelbſt das, was auf den höchſten Stufen des chemiſchen Proceſſes, als wirkliches innres Weſen der Körper hervortritt, das Licht, wird im elektriſchen Proceß ſchon als Funke geſehen. Doch iſt die Vereinigung in der Elektricität nur an der Oberfläche möglich, ſie bleibt bey dem bloßen Streben ſtehen, während die innigſte Vereinigung der ganzen Maſſe, in allen ihren Theilen, das eigenthümliche Weſen des chemiſchen Proceſſes iſt. Dagegen greift hier, abermals nur als Streben, die erſte Vorahndung der darauf folgenden höheren Welt, des organiſchen ein, die ſich von den Geſtalten des an dem Gipfel der anorganiſchen Welt ſtehenden Waſſers, welche dieſes beym Gefrieren annimmt, bis zu der Ritterſchen Lehre der Perioden des Verbrennungs-proceſſes, deutlich zeigt.

Höchſt merkwürdige, und hieher vorzüglich paſſende Thatſachen ſind es, welche Sprengel aus der Geſchichte der Laubmooſe aufgeſtellt hat, um damit die Hedwigſche Befruchtungstheorie zu widerlegen. Jene kleinen länglichten Körper, die man für Antheren gehalten hat, und die ſich in den Blüthentheilen einiger

Moosarten finden, sind dieſes in gewiſſer Hinſicht wirklich, ſie ſcheinen aber zu jener Beſtimmung, die ſie bey den vollkommneren Pflanzen haben, noch unfähig. Die Früchte reifen bey den meiſten Mooſen, ohne daß ſich bey ihnen, oder ſelbſt bey andern in der Nähe ſtehenden Individuen, eine Spur jener Körper gefunden hätte, ja was noch merkwürdiger iſt; Sprengel bemerkte, daß in einigen Geſchlechtern jene Theile vorzüglich nur ſolchen Individuen eigenthümlich waren, welche aus Schwächlichkeit früher zu verwelken pflegten als andre, ohne Früchte zu reifen. Der Gegenſatz, der ſich in vollkommnen Blumen ſpäter in ſo bunter und herrlicher Mannichfaltigkeit entwickelt, iſt demnach hier in den Laubmooſen nur eben angedeutet, er tritt nur als unvollkommneres Streben nach der eigentlichen Beſtimmung der höheren Gegenſätze auf, ohne daß er je dieſe Beſtimmung wirklich zu erfüllen vermöchte. Ja das deutliche Hervortreten jenes höheren, über das jetzige Daſeyn hinausgehenden Strebens, iſt wie auch meiſt bey dem Menſchen, nur in einem krankhaften Zuſtand möglich, oder wirkt vielleicht ſelber erſt zerſtörend.

Im Pflanzenreich beſonders, iſt es recht deutlich, wie bey den ſogenannten aufwärtsſteigenden Reihen, deren Geſchichte ich mir einſt auf eine andre Gelegenheit vorbehalte, auf einer vorhergehenden Stufe das als bloſes, nicht gelingendes Streben angedeutet iſt, was auf einer darauf folgenden höheren, wirklich als Organ, und in ſeiner ganzen Erfüllung auftritt.

Faſt das ganze Pflanzenreich zeigt, wie ich ſchon in einer früheren Vorleſung erwähnt habe, in dem höchſten Moment ſeines Daſeyns eine Vorahndung des thieriſchen Lebens, die erſten noch unvollkommenen Spuren einer ſelbſtſtändigen Beweglichkeit und Reizbarkeit, und zugleich ſieht man bey dieſer erſten Dämmerung eines künftigen höheren Daſeyns, das jetzige erkranken und aufgelöſt werden. Ich habe ebenfalls etwas ähnliches, als ich eben von den Laubmooſen erwähnte, auch von einigen unvollkommenen Thieren, die auf den unterſten Stufen der Organiſation zu ſtehen ſcheinen angeführt, daß ſie nämlich in der Nähe ihres Todes die erſten unvollkommenen Uebereinſtimmungen mit vollkommneren Thieren zeigen.

Die Augen der höheren Gattungen ſind bey einigen Mollusken blos durch unvollkommene rundliche Körper angedeutet, welche zu nichts weniger als zu der eigentlichen Beſtimmung der Augen organiſirt ſcheinen. Dieſe Augenartigen Körper erſcheinen aber bey dieſer Thierklaſſe eben da, wenn ſie den Uebergang zu jenen Geſchlechtern zu machen im Begriff iſt, welche aller Sinnen, außer vielleicht des Geſchmacks beraubt ſcheint, während nun gleich darauf die Geſchlechter mit vollkommen organiſirten Augen, die ſich im Bau denen der Fiſche nähern, auftreten. Jene Organe zeigen ſich mithin, kurz vor ihrem völligen Verſchwinden, noch einmal in einer unvollkommenen Annäherung an die höhere Verwandlung, die ſie auf einer künftigen Stufe erwartet.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich, was indeß anderwärts geſchehen ſoll, auseinanderſetzte, wie ſich im ganzen Thierreich, das was auf den höheren Stufen vollkommen, und zu ſeiner Beſtimmung tauglich hervortritt, in den früheren als bloßes Streben, als unvollkommene dem Anſchein nach zweckloſe Anlage zeigt, wie ſich zum Beyſpiel in den Geſchlechtern der Fiſche, beſonders in jenen, welche dem egyptiſchen Biſchir verwandt ſind, auf eine ähnliche Weiſe, die erſten Anfänge der künftigen Gliedmaſſen, wie ſie bey den Amphibien hervortreten, unvollkommen voraus verkündigen. Nichts weniger als zu dem eigentlichen Gebrauch der Glieder fähig, jedoch auch ſchon als Floſſe nicht mehr ſo wie in früheren Geſchlechtern tauglich. Bey den Amphibien ſind gerade die Theile, welche ſchon Uebereinſtimmungen mit dem Bau der Vögel zeigen, dem Anſcheine nach die nutzloſeſten, ſo wie die Anlage der künftigen Finger die ſich bekanntlich ſchon an dem Flügel der Vögel zeigt, für das Daſeyn des Vogels ſelber völlig zwecklos iſt.

Man wird ſich erinnern, wie ich in meiner letzten Vorleſung von zwey entgegengeſetzten Reihen des Thierreichs ſprach, die beſonders in der Klaſſe der Säugethiere aufgezeigt wurden. Da wo die erſte Klaſſe, die der Pflanzenfreſſenden Thiere, ihrem Gipfel nahe iſt, in dem Geſchlecht der Elephanten, hat in früheren Zeiten das jetzt untergegangene Thier geſtanden, welches ſchon die erſten Anlagen der darauf folgenden

2ten Reihe zeigt. Allem Anſchein nach zwecklos. Denn obgleich dieſe Elephantenart im Bau der Zähne den Fleiſchfreſſenden Thieren nahe ſteht, hat ſie doch nicht allein die Schwerfälligkeit des Baues, ſondern noch mehr die Nothwendigkeit, alles vermittelſt des Rüßels zu ſich zu nehmen, der Mangel an Klauen, und der ganze übrige Bau, zu einem höchſt unvollkommenen Raubthier machen müſſen. Wahrſcheinlich hat ſich dieſes Thier höchſtens auf die Nahrung von Schaalthieren und andern unvollkommenen Uferthieren eingeſchränkt geſehen, wie auch der ungeheure Wallfiſch faſt blos von einer kleinen Molluskenart lebt. So hat ſich der Charakter der 2ten Reihe hier blos als Streben, als unvollkommene Anlage angekündigt, welche an ſich ganz unerreicht geblieben ſcheint. In ſolcher Hinſicht müſſen uns viele Naturanlagen, die uns in einzelnen Weſen ohne Beſtimmung und unnütz erſcheinen, eine tiefere Bedeutung erhalten. Was ſcheint auf den erſten Anblick zweckloſer als jene den Antheren ähnliche Körper bey den Mooſen, da ſie offenbar, ſelbſt bey dem Streben nach der Beſtimmung der Antheren ſowohl durch ihren Bau als durch ihre Stellung, endlich durch die frühere Vergänglichkeit der Individuen, die ſie tragen, zu derſelben gänzlich unfähig ſind. Was ſcheint ferner zweckloſer, als der ſogenannte Mittelknochen der Sepien, der ohne allen bemerkbaren Nutzen, und ohne einigen Zuſammenhang mit dem dermaligen Daſeyn, da liegt, wo ſich in den höhern Klaſſen die Wirbelſäule findet. Wie ſcheint die kleine und unvollkommene Lunge einiger Amphibien, die nicht wie vollkommnere Thiere dieſer Klaſſe durch Lungen, ſondern noch durch Kiemen athmen, welche denen der Fiſche ähnlich ſind, und welche das Thier behält, ſo lange es lebt, ſo ohne allen Zweck! So die der amerikaniſchen Gattung Proteus, und die der Sirene lacertina. Bey andren Amphibien, wie bey den Fiſchen und Salamandern, ſind zwar die Lungen in den erſten Tagen des Lebens, wo das Thier im Larvenzuſtande auftritt, auch noch unnöthig, indem daſſelbe zugleich mit Kiemen verſehen iſt, durch welche es athmet, aber dieſe Kiemen verſchwinden doch wenigſtens ſpäter, und das Thier hat nun einen wirklichen Nutzen von ſeinen Lungen, die ſich allmälig vollkommen entwicklen; bey jenen Thierarten dagegen, bleibt die kleine Lunge während des ganzen Lebens ohne alle Anwendung. Und doch ſind eben jene dem Anſcheine nach nutzloſen Anlagen, jenes bloße Streben das in dem dermaligen Daſeyn durchaus ohne Befriedigung bleibt, vielleicht gerade das Wichtigſte im ganzen Thier, indem ſie der unvollkommne Keim des künftigen höheren Daſeyns ſind, welcher ſich mitten in der Hülle des alten ſchon zu regen anfängt.

Es ſcheint, daß in jedem Weſen zwey verſchiedene und öfters entgegengeſetzte Naturen ſich berühren. Das jetzige Daſeyn, das ſich in allen ſeinen Beſtrebungen vollkommen ausſpricht, und ſich völlig zu vollenden vermag, und außer dieſem noch in bald deutlicheren bald minder deutlichen Spuren, ein Streben, das in dem jetzigen Daſeyn ohne Erfüllung bleiben muß, wohl aber in einem künftigen ſich vollenden wird. Es greift überall die höhere geiſtigere Welt eines künftigen Daſeyns ein. Jener höhere Keim, der noch ein Fremdling in den jetzigen Lebensverhältniſſen iſt, ſcheint gerade in den höchſten Augenblicken des jetzigen Daſeyns, bey der Pflanze zum Beyſpiel in dem höchſten Moment des Blühens, aufzuwachen, und dieſe Augenblicke ſcheinen deshalb, wie ich ſchon früher erwähnte, für das individuelle Leben ſo zerſtörend, weil der höhere fremdartige Keim, die alte, für ihn gleichſam zu enge, zu unvollkommene Hülle, ſelber auflöſt. Hierdurch wird das Gemüth auch mit jenem tiefen Sehnen, mit jenem Streben in ſeinem Innern ausgeſöhnt, was doch durchaus ein armer verwaiſter Fremdling in dem jetzigen Daſeyn ſcheint, und welches in ihm nur ſelten oder nie die geſuchte Gnüge findet. Es greift nur zu offenbar, auch bey dem Menſchen, in das jetzige unvollkommene Daſeyn, ſchon die Anlage eines künftigen höheren ein. Wer hat nicht davon gehört, wie bey Blödſinnigen, wenn ſelbſt noch nach dem Tode das Geſicht jenes thieriſche Ausſehen, jene düſtere und gleichſam verſchloſſene Zuſammengezogenheit aller ſeiner Theile behielt, die Mienen ſogleich ſich veredeln, und das ganze Geſicht ſich zuweilen faſt ſchön entfaltet, ſobald man von dem eingeengten Gehirn den oberen Theil des Schedels hinweggenommen? Der Schedel, der ſich in der erſten Hälfte des Lebens genau nach der Geſtalt des Gehirns gebildet, war ſpäter dem in der Nähe eines höheren Daſeyns noch vollkommener Entfaltung ſtrebenden, gleichſam zu eng geworden, und dieſes war vielleicht öfters die nächſte Urſache des Todes.

Jene Sterbenden, von denen ich in der nächſten Vorleſung erzählen werde, erhielten noch kurz vor dem Tode einen freyeren Gebrauch der Zunge, der ihnen während des Lebens, ungeachtet aller Mühe die ſie zu ihrer Bildung angewendet hatten, gänzlich verſagt war. Wie öfters ſehen wir in Menſchen, die ſich während ihres ganzen Lebens in einem wüſten und freudenloſen Spiel der Leidenſchaften umhergetrieben, den innigſten Wunſch, das lebhafteſte Streben nach einem in ſich vollendeteren und beſſeren Zuſtand erwachen, welches in dem jetzigen Daſeyn, das ſich aus ſeinem tiefen Irrthum nicht mehr zu retten vermag, durchaus ohne Befriedigung bleibt. Bey Einigen ſcheint, jenſeit der Mitte des Lebens, auf einmal ein neues mit dem vorhergehenden faſt im Widerſpruch ſtehendes Streben, mit einer ſolchen Heftigkeit hervorzubrechen, daß wir noch faſt an der Gränze des Lebens eine höhere Metamorphoſe ihres Weſen eintreten ſehen. Die Geſchichte einiger ſolcher Menſchen, hat Georg Müller in ſeinen Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Männer aufbehalten. Bey den Meiſten aber ſcheint das Leben erſt fern in der 2ten Hälfte, etwas klarer zu werden, und das Gemüth will nun öfters erſt eine höhere und glücklichere Richtung nehmen. Doch meiſt vergeblich.

Die Schranken der jetzigen Verhältniſſe laſſen das arme Streben nicht mehr zum Durchbruch kommen, und die meiſten ſelbſt der glücklicherer, gehen nur mit halbzerſprengter Chryſalide, aus welcher ſchon der Saum der künftigen Fittiche hervorblickt, zu Grabe. Was will ein ſolches, dem irdiſchen Leben ſo fremdartiges Streben, was will jene Pflanze, die einen glücklicheren Sommer bedarf, um zu blühen, in dieſem ungünſtigen Clima! Die Natur antwortet darauf wie wir zum geringen Theil ſchon vorher ſahen, durch tauſend Thatſachen.

Im Allgemeinen ſcheint ſich der Geiſt des höheren künftigen Daſeyns, jener geiſtigen Welt, welche an die jetzige angränzt, in dem menſchlichen Weſen als Religion oder als Begeiſterung, es ſey der Künſte oder des Wiſſens auszuſprechen. Dieſes höchſte und ſeeligſte Eigenthum des Menſchen, ſcheint auf der Erde nicht völlig einheimiſch zu ſeyn. Wir ſehen das tiefe Streben nach religiöſer Vollendung, und nach der Nähe des göttlichen Ideals, welches dem Gemüth beſtändig vorſchwebt, meiſt vergeblich mit der Zeit und Außenwelt ringen, und dieſe Eigenſchaft unſrer Natur gewinnt auf Erden kaum die erſten Knospen, nur ſelten einige frühe Blüthen. Dieſes Sehnen aber iſt es eben, welches, wenn es uns nur einmal mit ſeinen warmen Strahlen anblickte, die Banden löſt, die uns an der Erde gehalten, und von ihm durchdrungen, wird alſobald das Gemüth von jener eignen überirdiſchen Leichtigkeit, wie die Flamme des brennenden Körpers emporgetragen. Die Pſyche, von der Kälte der langen Nacht erſtarrt, ſchlief noch ihren tiefen Schlummer unter den welken Blumen, bis der erſte Frühlingsſtrahl ſie berührte, und die gebundnen Schwingen ſich löſten, und die Befreyte frölich zurückkehrte in die alte Heymath.

So lange in der thieriſchen, oder vielleicht ſelbſt der thieriſch menſchlichen Natur der höhere Geiſt, welcher uns über die Kluft zwiſchen dem jetzigen und einem künftigen Daſeyn hinüberführt, noch nicht erwachte, ſcheint es nach einer alten Meynung der Weltweiſen, daß der Planet noch nicht ſein Recht verlohren, und daß die Weſen durch den Tod nur in die Verwandlung einer neuen irdiſchen Form eingehen. Aber die Augenblicke jener höheren Begeiſterung, welche das menſchliche Daſeyn zu ſeinem höchſten Gipfel zu führen, und unſer eigentliches Weſen erſt zur Blüthe zu bringen ſcheinen, ſind unſrer Natur nichts Fremdes, und öfters werden ſie ſelbſt in einer ſonſt irren und wüſten Natur geſehen. Wenn es auch nur ein Augenblick des Blühens wäre, dieſer wird vielfältig in der menſchlichen Natur gefunden, und mit Recht für die beſte und ſeeligſte Zeit des Lebens gehalten.

Aber was iſt es, wenn wir hierüber ſelbſt nur das Geſetz der äußeren Natur befragen, was in der Natur der Weſen jene am tiefſten liegende Eigenſchaft, jenen

Keim eines höhern Daſeyns hervorruft? Nichts anders, als eine thätige und kräftige Ausbildung des jetzigen, in allen Anlagen. Nicht ein Verachten des irdiſchen Tagewerks und ein unthätiges unſrer Natur nicht ziemendes Schmachten nach dem höheren, nicht die allzueinſeitig nach innen gerichtete Beſchauung, ruft jenes ächte hohe Sehnen, jenes Streben, welches über die Gränzen der Zeit hinausgeht, in dem Gemüth hervor, vielmehr wird dieſes nur in einem fröhlichen Fördern des jetzigen Tagewerks gefunden. Denn ſo iſt es zwar der negative Pol des nächſt vorhergehenden Magnets, welcher in einer Reihe aneinanderſtehender Magnete, mit dem poſitiven des nächſten in Beziehung ſteht, es iſt gerade der negative Theil des vorigen unvollkommnen Daſeyns, welcher mit dem ſelbſtthätigen des Höheren in Berührung getreten. Oder mit andren Worten es tritt öfters die tiefer liegende Anlage des künftigen Daſeyns, vorzüglich nur in einem paſſiveren Zuſtand des jetzigen hervor, und die wunderbare kaum geahndete Tiefe unſrer Natur, offenbart ſich am meiſten in den Augenblicken der gänzlichen Hingebung oder ſelbſt des Schlummerns des jetzigen Strebens. Dieſes mag uns in der nächſten Vorleſung ſelbſt in einem andren Gebiet die Geſchichte des thieriſchen Magnetismus und der Vorahndungen bezeugen, die ich dort ausführlicher aufſtellen werde. Gewiß iſt es ferner, daß, wie jenes unendliche Weltall das uns die Nacht mit ihren Geſtirnen offenbart, in dem Lichte des Tages verſchwindet, ſo auch die Stimme des höheren Einfluſſes und jener höheren Welt, die ſich in der Tiefe des Gemüths wiederſpiegelt, in den Augenblicken der höchſten irdiſchen Thätigkeit unvernehmlich wird, aber ſo wie der negative Pol des Magnets und überhaupt jedes Gegenſatzes um ſo ſtärker iſt, je ſtärker der poſitive, ſo wird auch jene Hingebung, jene wahrhafte Paſſivität, welche uns der höheren Einwirkung fähig macht, erſt durch vorhergegangene Selbſtthätigkeit, und nur im Maaße derſelben möglich. Ueberhaupt müſſen die krankhaften Zuſtände, von denen ich nächſtens reden werde, nicht mit jener edlen und hohen Empfänglichkeit und wahrhaften Hingebung des ganzen Gemüths für den göttlichen Einfluß zuſammengeſtellt werden, die nur durch einen edlen Kampf nach außen zu erringen ſind, vielmehr gleichen ſie jenen gewaltſamen Mitteln, durch welche in dem Körper der zerſchnittenen Raupe die Flügel des künftigen Schmetterlings ſichtbar gemacht werden.

Endlich, wie in der Geſchichte des einzelnen Menſchen, jener am tiefſten liegende Keim ſich in der 2ten Hälfte des Daſeyns, und gegen das Ende des Lebens immer deutlicher entfaltet, und um ſo ſchöner, je klärer der Menſch in der Wechſelwirkung mit der Außenwelt ſich ſelber geworden, ſo ſcheint auch in der Geſchichte ſeines ganzen Geſchlechts jener Baum des Paradieſes, wie ihn die Dichter nannten, jene unſterbliche Gabe einer höheren Welt zuletzt immer fröhlicher und allgemeiner gedeihen zu müſſen. Wie in jenem Mährchen, von Göthe, *) deſſen tiefer Innhalt alle Geheimniſſe unſrer Natur umfaßt, liegt zwar der ewige Tempel noch jenſeit des großen Stromes, welcher das Irdiſche von dem Ueberirdiſchen, die Welt des Materiellen von der Geiſterwelt trennt, und nur Ein Fährmann fähret Alle hinüber, wo keiner wieder zurückkommt, während nur in der Klarheit des Mittags die tiefe Betrachtung, und in phantaſtiſcher Dämmerung der Aberglauben auf unvollkommene Momente über die ewige Kluft hinüberſchauen. Ach noch pflegt die tiefe ewige Liebe in uns, jenes unſterbliche Sehnen, unter dem Bild der ſchönen Lilie, nur zu tödten was ſie ergriffen, ſie, welche doch alles Leben aus dem Schoos der ewigen Nacht hervorgerufen. Aber ſiehe, ſchon ward die Stimme im Tempel vernommen, es iſt an der Zeit. Die ſchöne grüne Schlange — das klare Selbſtbewußtſeyn, die Reflexion, jene, welche einſt den Geiſt des Menſchen von der Unſchuld der erſten Kindheit herabgezogen, iſt in der Wechſelwirkung mit der Außenwelt, und durch den edlen Egoismus, der nur, wo er ausartet, als Eigennutz erſcheint, immer klarer und ſich ſelber durchſichtiger geworden, und die in der Felſenkluft ſchlummernde, hat einſt der Klang des hereinſtürzenden Goldes geweckt. **)

Wenn nun der ſchöne Jüngling mit deutſchem Eichenlaube begränzt, wenn der Geiſt jenes edlen Landes den jetzt die innren Kräfte gelähmt scheinen, dem eignen hohen Streben erlegen, und durch die Hand der schönen Lilie, der er vor allen treu gewesen in Schlummer versenkt iſt, dann wird die Zeit näher kommen wo der Tempel, welcher das Eigenthum einer andern Welt geschienen, über den Strom herüber, in das jetzige Daseyn eintreten wird. Dann werden beyde Welten tief im innern Wesen sich vereinen, die ewige Brücke iſt gebaut, wenn die bloße Reflexion in der Zeit ihrer schönſten Blüthe in den Händen der Lilie sich selber aufopfern, wenn jene tief im Innern liegende ewige Liebe aus dem Daseyn des Menschen hervortreten, und das irdische Streben verzehren wird. Dann erwacht der schöne Jüngling wieder, und wird herrschen. Der graue alte Fahrmann wird verherrlicht. Ja die Stimme hat schon einmal gerufen, es iſt an der Zeit. Schon erschien der Mann mit der Leuchte im Tempel, auch die Irwische kamen schon herüber, welche die Banden dieses letzten seltsam zusammengemischten Weltalters zerſtören, daß dieses in sich selber zusammenfallen muß. Alsdann erſt, werden die besseren Genien unsres Geschlechts, welche die frühere Welt beherrscht, wieder in dem alten Glanze hervortreten.

---

*) In den Horen.

**) Wie am Anfang der neueren Zeit. (Vorleſ. 2 — 3.)

Dreyzehnte Vorleſung.

Von dem thieriſchen Magnetismus und einigen ihm verwandten Erſcheinungen.

Ich weiß zwar wohl, daß die Gegenſtände meiner heutigen Vorleſung, zu den am meiſten anſtößigen und verkannten gehören, und daß man ſie, weil ſie aus der gewöhnlichen Theorie nicht wohl zu erklären ſind, lieber gänzlich abzuläugnen pflegt, ich werde mich jedoch hierbey mehr an dasjenige halten was wahr iſt, als an das was mit der gewöhnlichen Meynung übereinſtimmt.

Es iſt zwar gewiß, daß jede neue Entdeckung in unſrer Wiſſenſchaft, welche über die vorigen Gränzen etwas ſchnell hinaustrat, Anfangs mit einem blinden Enthuſiasmus übertrieben iſt, und daß öfters erſt ſpät das was eigentlich beſtehend und wahr in ihr geweſen, anerkannt wurde, ſo hat ſich auch der thieriſche Magnetismus, deſſen Geſchichte einen großen Theil meiner heutigen Vorleſung ausfüllen wird, in den Händen ſeiner erſten Jünger, durch eine Menge lächerliche Uebertreibungen mit Recht verdächtig gemacht. Denn was konnte lächerlicher ſeyn als die vornehmen Perſonen einer ganzen anſehnlichen Stadt, um eine ſogenannte Hellſehende verſammlet zu ſehen, welche die voller Vertrauen an ſie gerichteten Fragen mit einem ſich ſelber widerſprechenden Unſinn beantwortete, während jene die verworrenen Recepte, welche ſie verordnet, die ſonderbaren Viſionen und Wahrſagungen der Traumrednerin, nicht ſelten mit einem blinden Glauben hinnahmen. Doch leſe man nur die Schriften eines der würdigſten Magnetiſeurs der damaligen Zeit, des älteren Gmelin, und man wird finden, wie die beſſeren Anhänger jener neuen Entdeckung ſchon damals über dieſen Misbrauch derſelben dachten. Fragen aus der Metaphyſik, deren Bedeutung von den Fragenden öfters ſelber nicht verſtanden war, phyſikaliſcher Irthum, über welchen man Auskunft verlangte, Fragen über künftige politiſche Ereigniſſe, endlich ſelbſt die über Krankheiten gänzlich fremder Perſonen, und ihre Heilung, waren allerdings hier an ſehr unrechten Ort, man verlangte von einem Inſtrument von beſtimmter Einrichtung, daß es nicht allein die Töne aller andren Inſtrumente in ſich vereinen, ſondern außer den Tönen zugleich die Erſcheinungen des Lichts, der Wärme, ja der Elektricität gewähren ſolle. Meine Zuhörer werden hernach aus der Geſchichte des ſogenannten Somnambulismus und des Hellſehens ſelber entſcheiden können, wohin ſich der Geiſt in ſolchen Zuſtand eigentlich und ausſchließend richte, und worüber man fragen müſſe? Ich will nicht von einem noch ſchlimmeren Misbrauch jener Entdeckung ſprechen, welchen die Verdorbenheit und Sittenloſigkeit der Zeit und der Gegenden, in welchen man zuerſt Gebrauch davon machte, alsbald herbeyführte. Man wird von ſelber einſehen, wie wenig derſelbe mit dem Magnetismus zuſammenhieng, wie wenig er dieſem ſelber zuzuſchreiben ſey.

Jene unſchuldigen Uebertreibungen, — der etwas über die rechte Gränze gehende Enthuſiasmus, werden übrigens denjenigen nicht befremden, welcher die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften und ihrer Entdeckungen kennt. Als an der Gränze des Mittelalters die Verſuche mit dem gewöhnlichen Magnet, unter den Aerzten der damaligen Zeit allgemeiner und bekannter wurden, fehlte es nicht minder an jenem etwas übertriebenen Enthuſiasmus, welcher mit dieſer einen Entdeckung alle Geheimniſſe der Natur erklärt, das verborgenſte Innre derſelben geöffnet glaubte. Die Syſteme des Kircher, Helmont und einer Menge andrer, ſonſt mit Recht berühmter Naturforſcher der damaligen Zeit, enthalten eine ſolche Menge wunderbare Eigenſchaften, die man dem Magnet zugeſchrieben, ſo viele ſeltſame Erſcheinungen, die man aus magnetiſchen Kräften herleitete, daß die Zeit der erſten Entdeckung des thieriſchen Magnetismus ſchwerlich mehrere aufzuweiſen hat. Und doch blieb die Haupterſcheinung ſelder, auf welche die Phantaſie ſo Vieles gebaut hatte, unwiderſprechlich und wahr, ja was noch mehr iſt, man ſehe, ob nicht eine Menge jener Meynungen und Vermuthungen, ob die Anſichten, welche damals erwachten, nicht zum großen Theil durch die Entdeckungen der ſpatern Zeitalter gerechtfertiget ſind. Viele Erſcheinungen, welche damals ſchon anerkannt, ſpäter wieder vergeſſen und verkannt wurden, ſind in der letzten Zeit wieder ernſtlich zur Sprache gekommen, während freylich, als der erſte Enthuſiasmus erloſchen war, in dem Magnet nicht mehr, ſowohl der Schlüſſel vieler Naturgeheimniſſe, als ein Eiſen, welches andres Eiſen anzieht und abſtößt, und ſich frey aufgerichtet nach Nord und Süden wendet, mithin blos die Erſcheinungen, nicht mehr ihre Bedeutung geſehen wurde.

Man wird ſich noch erinnern, mit welchem Enthuſiasmus vor wenig Jahren die Entdeckung des Galvanismus aufgenommen wurde, wie man nun alle Geheimniſſe des thieriſchen Lebens gelöſt, das Mittelglied zwiſchen Seele und Leib, zwiſchen Nerven und Muskeln, und das Heilungsmittel der meiſten für unheilbar gehaltnen Krankheiten gefunden glaubte. Die Haupterſcheinung indeß iſt geblieben, obgleich der erſte Enthuſiasmus vorüber iſt, und dieſe Entdeckung hat allerdings ſo viele wichtige Folgen für die Naturwiſſenſchaft gehabt, daß ſie, ſo lange dieſe beſteht, nie zurückgeſetzt werden wird. Einen ähnlichen blinden Anhang hatten ſich ein Menſchenalter früher diejenigen erworben, welche die damals in ihrer jetzigen Geſtalt noch neue Electricität auf eine ähnliche übertriebene Weiſe zu dem einzig wichtigen Mittelpunkt aller Naturweisheit machen wollten. Man hat in dieſem allen nur darinnen gefehlt, daß man in dem einem glücklich gefundenem Punkte den ganzen Umfang der Naturwiſſenſchaft gegeben glaubte.

Doch wir täuſchen uns nur zu leicht, da wo wir innig wünſchen, mit übertriebener Hoffnung, und das Streben aller Jahrhunderte, endlich in das Innre dieſer dunkelſten Wiſſenſchaft unter allen einzudringen, hofft ſich in jeder neuen Entdeckung befriedigt zu ſehen. Es möge daher auch der thieriſche Magnetismus, bey welchem jene Hoffnung gerechter ſchien, als ſonſt jemals bey irgend einer andren Entdeckung, durch jenen übertriebenen Enthuſiasmus ſeiner erſten Jünger nicht verkannt werden. Wie bey andern Entdeckungen, möge man auch hier das was bleibend und wahr iſt, endlich anerkennen.

Damit ich bey einer treuen Erzählung der vorzüglichſten Erſcheinungen, die man im Zuſtand des magnetiſchen Schlafs beobachtet hat, um ſo ſicherer gehe, will ich aus allen Schriften der ältern Magnetiſeurs, die noch in die Zeiten des erſten geiſtigen Aufruhrs, den jene neue Entdeckung machte, hineinreichen, blos die des Heilbronner Gmelin zu Grunde legen, der, obwohl er nicht unter die ausgezeichnetſten Magnetiſeurs ſeiner Zeit gehörte, doch allgemein als einer der wahrhaftigſten und ſtrengſten anerkannt wird. Vielmehr will ich mich an die Schriften der Magnetiſeurs unſrer Zeit halten, welche Muth genug hatten, dieſe ſchon vergeſſene und zurückgeſetzte Bereicherung der Wiſſenſchaft, treulich zu benutzen und zu vermehren, theils weil dieſe beſonnener und kühler zu Werke giengen, theils weil die aufgeklärten und ungläubigen Zeugen unter deren Augen ein großer Theil ihrer Verſuche geſchahe, dieſe um ſo ſichrer machen.

Einer der gelehrteſten und wahrheitsliebenden Magnetiſeurs der ſpätern Zeit, lebt in unſrer Stadt, und ſeine Verſuche ſtehen in Reils Archiv. Ich werde mich auch häufig auf Heineckens *) vor einigen Jahren erſchienene vortrefliche Schrift berufen, da ſeine Beobachtungen zu den vollſtändigſten gehören, die in der neuen Zeit angeſtellt ſind: —

Reizbare und kränkliche Perſonen vom andern Geſchlecht, beſonders ſolche, welche an unheilbaren Nervenkrankheiten leiden, ſind zum Magnetiſiren am ſchicklichſten, weil dieſes zugleich heilſamer auf ſie wirkt als alle Mittel. Gewöhnlich bringt ſelbſt ein ſonſt glücklicher Magnetiſeur, in den erſten Tagen nichts anders hervor, als eine gewiſſe Müdigkeit und Schwe-

---

*) Oeffentlicher Lehrer und Phyſicus zu Bremen.

re in den Gliedern, und einige Neigung zum Schlafe, So erregte Heinecken bey ſeiner erſten Kranken, wo ſich doch alle Umſtände vereinigten um die glücklichſten Wirkungen hervorzubringen, durch die lang anhaltenden Bemühungen des erſten Tages nur einige Müdigkeit und Brennen in den berührten Daumen, der eigentliche Somnambulismus trat erſt am 4ten Tage ein. Ja bey der 2ten, nicht minder reizbaren Kranken, dauerte es 14 Tage ehe das täglich und lang fortgeſetzte Magnetiſiren nur den eigentlichen magnetiſchen Schlaf bewirkte, und erſt am 18ten Tag trat von ſelbſt der exaltirte Zuſtand des Somnambulismus ein, wo die Kranke viel und lebhaft ſprach. Doch ſcheint hierbey die Conſtitution des Magnetiſeurs einen Unterſchied zu machen. Gmelin und Pezold brachten öfters gleich beym erſtenmal Magnetiſiren auffallende Wirkungen hervor.

Der Zuſtand des eigentlichen Somnambulismus ſelber, tritt Anfangs mit jenen Zeichen ein, die dem gewöhnlichen Schlaf, beſonders nach einer Anſtrengung vorausgehen. Die Glieder ſinken ermattet, die Augenlieder können nicht mehr offen gehalten werden. Endlich ſchlieſſen ſich die Augen, gemeiniglich mit einem tiefem Odemholen. Der Gefühl- und bewußtloſe Zuſtand, welcher jetzt zuerſt eintritt, iſt dem gewöhnlichen Schlaf ſehr ähnlich. Er dauert zuweilen nur Minuten, zuweilen Stunden. Während deſſelben fragt man die Kranken eben ſo vergeblich als natürlich

Schlafende. Wenn aber nach einer mehr oder minder langen Dauer dieſes Zwiſchenzuſtandes abermals ein tieferes Odemhohlen bemerkt wird, wenn jetzt ſich auf einmal die Geſichtszüge ungemein erheitern, und alle Mienen eine gewiſſe hohe geiſtige Spannung verrathen, iſt gewöhnlich der eigentliche Somnambulismus eingetreten. Die Kranken beantworteten nun alle ihnen vorgelegte Fragen mit einer Klarheit und Lebhaftigkeit des Geiſtes, die man ſonſt nie an ihnen bemerkte. Sie beſchreiben ihren Zuſtand ſelber als den ſeeligſten den ſie jemals erfahren. Ihre Sprache veredelt ſich, Mädchen, welche das Hochdeutſche nur aus Büchern kannten, ſprachen es nun nach Heineckens Beobachtungen fertig, zugleich wird die wunderbare Eigenſchaft des Vorherſehens körperlicher Ereigniſſe erhalten, wovon ich ſpäter ſprechen werde. Dieſer Zuſtand geht zuletzt wieder in einen ähnlichen, von dem gewöhnlichen Schlaf nicht mehr unterſcheidbaren über, als der zu Anfang war, aus welchem nun die Kranken erwachen. Zuweilen ſahe aber auch Heinecke ſtatt des Erwachens, nun jenen noch mehr exaltirten Zuſtand eintreten, den er Doppelſchlaf nannte, wovon ich hernach reden werde. Bey dem Erwachen fühlen ſich die Kranken wie neu belebt. Alle Schmerzen ſind gelindert, die Verdauung und Ernährung iſt ungewöhnlich erhöht und verbeſſert. Die Kräfte nehmen bey längerem Magnetiſiren täglich zu, die Nervenzufälle verliehren ſich, und ſehr oft bewirkt ſo der Magnetismus was kein andres Heilmittel vermochte.

Dieſes ſind die für die Geſundheit ungemein wohlthätigen Wirkungen des organiſchen Magnetismus, die ihn zu einem der wirkſamſten Heilmittel gemacht haben. Doch ſollen uns dieſe medicinischen Wirkungen hier zunächſt nicht beſchäftigen, und wir gedachten ihrer blos ſo fern ſie dienen können, um über das Weſen und die Urſache der Haupterſcheinungen Aufſchlüſſe zu geben; vielmehr wenden wir uns zu jenen tiefer gehenden Wirkungen des thieriſchen Magnetismus, durch welche Eigenſchaften unſerer Natur erweckt werden, welche ſonſt nie oder nur undeutlich hervortreten.

Der Somnambulismus kündigt ſich ſogleich als eine mit dem gewöhnlichen Daſeyn nicht unmittelbar zuſammenhangende Erſcheinung an. Denn obgleich die Somnambülen mit der größten Lebendigkeit und Klarheit auf alle ihnen vorgelegte Fragen antworten, und in jeder Hinſicht witziger ſinn = und geiſtreicher erſcheinen als jemals im Wachen, ſo daß ſelbſt Naturen von ſehr mittelmäßigem Umfang, in dieſem Zuſtand, faſt über die Gränzen der gewöhnlichen menſchlichen Kraft hinaustreten, bleibt doch von dieſem allen bey dem Erwachen noch weniger zurück, als von dunklen Träumen.

Und doch iſt es ſo vielmehr als ein gewöhnlicher Traum, daß man nicht in Verſuchung geräth, es damit zu vergleichen. Die erſte Kranke des Heineken antwortete immer, wenn ſie gefragt wurde, ob ihr jetziger Zuſtand einem Traum gliche, daß derſelbe dasmit nichts gemein hätte, indem ſie vielmehr alles lebhafter und tiefer empfände, ſich ihrer ſelber viel klärer bewußt ſey, als jemals im Wachen. Ja der Somnambulismus ſcheint alles das was im Wachen unſer iſt, in einem vorzüglich hohen Grade in ſich zu vereinigen. Die magnetiſch Schlafenden erinnern ſich nicht allein aller Umſtände, die ihnen während des Wachens begegneten, mit einer ganz vorzüglichen Lebhaftigkeit und Genauigkeit, ſo daß ſie in Zeiten zurück, wohin die gewöhnliche Erinnerung nicht reicht, die kleinſten Begebenheiten, welche mit ihrer Krankheit in Beziehung ſtehen, angeben können; ſondern wir ſehen ſie auch außer den zuſammenhängenden Geſprächen wie ſie nur ein Wachender zu führen vermag, während des Somnambulismus in dem Zimmer, und ſogar außer dem Hauſe herumgehen, von allen Gegenſtänden die ihnen begegnen, Rechenſchaft geben, Beſuche machen, und die gewöhnlichen Arbeiten verrichten. Man kann alles dieſes in den beyden erſten Krankengeſchichten des Bremer Heinecken leſen. Was das wunderbarſte iſt, ſo haben ſie bey dieſem allen die Augen eben ſo feſt verſchloſſen, als die gewöhnlichen Nachtwandler, und wenn man die krampfhaft verſchloſſenen Augenlieder auch gewaltſam ein wenig öfnet, ſieht man die Augenſterne wie im Schlaf weit nach oben verdreht. Doch ich werde hiervon noch weiter unten reden. —

Alle Sinnen ſind in dieſem Zuſtand in einer ſolchen Schärfe zugegen, wie ſonſt nie im Wachen. Magnetiſirtes Waſſer wird, wenn die Verſuche auch noch ſo ſorgfältig gemacht werden, ſogleich durch den Geſchmack erkannt, obgleich der Magnetiſeur nur das Gefäß von außen berührt hat; jemand der ins Haus hineingieng, wurde von der erſten Kranken des Heinecken ſogleich angemeldet, obgleich niemand andres ſein Kommen bemerkt hatte. Der Geruch iſt ſo fein, daß dieſelbe Kranke, die während des Somnambulismus mit ihrem Vater ausgegangen war, in der Nähe eines Todtenackers nicht ausdauern konnte, obgleich die Begleiter durchaus keinen üblen Geruch bemerkten. Endlich ſo muß es auch einem vorzüglich reizbar gewordnen Gefühl zugeſchrieben werden, daß die Somnambülen nicht blos die unmittelbare Berührung, ſondern ſelbſt die Annäherung von Metallen ſehr deutlich, und oft ſchmerzhaft empfinden. Merkwürdig iſt es hierbey, daß das Gold, wenn es rein angewendet wird, den magnetiſch Schlummernden immer ein angenehmes Gefühl macht, ohngefähr wie die Berührung des Magnetiſeurs. Wir ſehen dieſes bey Gmelin und einigen andern Aerzten immer, Heinecken aber erſchwerte ſich den Verſuch dadurch, daß er eine goldne Uhr anwendete, wo das innre Triebwerk von andrem Metall war. Silber iſt wenigſtens in den meiſten Fällen nicht ſchmerzhaft, dagegen verurſachen die ſogenannten unedlen Metalle, vorzüglich Eiſen und Zink, die lebhafteſten Schmerzen, und werden hieran von den Somnambülen, wenn man ſie ihnen auch noch ſo unvermerkt nahe brachte, ſogleich erkannt. Dieſer Unterſchied der Metalle in ihrer Wirkung, wird aus vielen andren Verhältniſſen beſonders auch aus dem Galvanismus begreiflich, wo die edlen Metalle, beſonders das Gold an die äußerſte Gränze der einen, die unedlen Metalle, beſonders Zink und Eiſen, an die der andren Reihe fallen, und wo beyde ſich völlig entgegengeſetzt verhalten. Es iſt dieſes Gefühl für Metalle, welches wie ich hernach erwähnen werde, in gewiſſen Fällen auch an geſunden und wachenden Perſonen bemerkt wird, um ſo merkwürdiger, da es darauf hindeutet, daß jenes Wohlgefallen, welches der Anblick und die Berührung der edlen Metalle, beſonders des Goldes bey Vielen hervorbringt, vielleicht einen tieferen Grund in den Eigenſchaften unſrer Natur hat, als gewöhnlich geglaubt wird, und da der dunkle Trieb der die Menſchen Metalle zu ſuchen, und ihren Werth beſtimmen lehrte, ja ſelbſt der ſonſt räthſelhafte Geiz, hieraus begreiflich werden.

In dieſem allen hat jedoch der Somnambulismus noch nichts, was mit den gewöhnlichen Eigenſchaften des lebenden und wachenden Menſchen außer Beziehung wäre, jene ſcheinen nur in einem ganz vorzüglichen Grad erhöht und verfeinert, ich wende mich aber nun zu Eigenſchaften andrer Art, wovon ſich im gewöhnlichen Leben nichts Aehnliches zeigt.

Es gehört dahin zuerſt vornehmlich jene, welche man einem geſchärften Gemeingefühl zuſchreibt, und welche außerdem auch zum Theil bey Nachtwandlern gefunden wird, die Eigenſchaft äußere Gegenſtände zu bemerken, ohne ſie zu ſehen. Die Augen ſind im eigentlichen Somnambulismus immer ſo feſt verſchloſſen, daß ſie mit aller Gewalt kaum einige Linien weit geöffnet werden können. Die magnetiſch Schlafenden haben vor denſelben einen lichten Schein, der zuweilen einem öfteren Blitzen gleicht. *) Zugleich aber vermögen ſie mit ihnen durchaus nichts zu ſehen.

Das 16jährige Mädchen, das Heinecken faſt ein ganzes Jahr lang magnetiſirte, und hierdurch vom Tode rettete, hatte öfters, während des magnetiſchen Schlafs verſichert, daß ſie nichts mit den Augen ſehen könnte. Dennoch ſtund ſie, wie ſchon erwähnt, mit verſchloſſenen Augen auf, verrichtete weibliche Arbeiten, ſchrieb, ja ſie gieng ſogar aus, wußte auf der Straße immer wo ſie war, und erkannte und bemerkte alle Gegenſtände die ihr begegneten. Von dem Magnetiſeur öfters befragt, wie ſie dieſes vermöchte, verſicherte ſie immer, daß ſie zwar trotz jenem beſtändigen Licht vor dem Augen, dieſe nicht gebrauchen könne, daß ſie aber alles, was ihr begegnete und in ihrer Nähe wäre, auf eine andre Weiſe als durchs Geſicht, aber eben ſo als wenn ſie es ſähe, wahrnähme, dieſe Weiſe ſelber bliebe ihr übrigens dunkel und unbegreiflich. „Ihr ganzer Körper“ verſicherte ſie andre Male, ſey in jenem angenehmen Zuſtand „wie von Licht und Wärme durchfloſſen.“ Dieſe ſeltſame Eigenſchaft, die ſich übrigens bey allen höheren Graden des Som-

---

*) Auch von Gmelin oft bemerkt.

nambulismus findet, wurde bey Heineckens Kranken öfters auf die Probe geſtellt. Man verband die ohnehin ſchon feſt verſchloſſenen Augen noch zum Ueberfluß mit einem Tuch, und dennoch erkannte ſie die ſtillſchweigend in das Zimmer hereintretenden Perſonen ſogleich. Beſonders wurde der Magnetiſeur ſelber, wenn er ſo unkenntlich als möglich hereinkam, und von den Anweſenden mit einem fremden Nahmen begrüßt ward, von ihr ſogleich erkannt.

Ich will hier nicht einmal jener räthſelhafteren Verſuche gedenken, die übrigens von einigen ſehr glaubwürdigen Aerzten aufgeführt werden, wozu jener gehört, wo ein in die Gegend der Herzgrube gehaltner Brief von der magnetiſch Schlafenden geleſen wurde, welcher Verſuch auch neuerlich in der Nähe von Jena von einigen verdienſtvollen Männern wiederholt iſt. Ohnehin iſt das allgemeiner bekannte Vermögen der magnetiſch Schlafenden, in das Innre ihres eignen Körpers zu ſehen, ſchon befremdend genug. Eine vor wenigen Jahren in einer berühmten Univerſitätsſtadt magnetiſirte junge Bauerin, die von der innern Beſchaffenheit ihres Körpers auch nicht den mindeſten Begriff hatte, beſchrieb dem Magnetiſeur alle innre Theile der Bruſthöhle und des Unterleibes auf eine zwar bildliche, aber leicht verſtändliche Weiſe. Jene oft erwähnte junge Somnambüle des Bremer Heineckens, verſicherte, daß ſie während des magnetiſchen Schlafs, „wenn alle ihre Glieder, wie von Licht und Wärme durchdrungen wären, das Blut in ihren Adern ſieſen ſähe, ja ſie beſchrieb deutlich das große Nervengeflecht, welches den Magen und einen Theil der andern Eingeweide mit Nerven verſorgt, und das beym Magnetiſiren ganz vorzüglich afficirt ſcheint. Außer dieſem bemerkte ſie auch nach ihrer Verſicherung mehrere vom Rückenmark herkommende Nerven. Im Kopfe ſelber waren ihr nur 2 Nerven ſichtbar, wahrſcheinlich jene beyden gleichnahmigen Aeſte des merkwürdigen 5ten Paares, welche mit dem großen ſympathetiſchen Nerven in einigen Zuſammenhang ſtehen. Wenn auch dieſes junge Frauenzimmer, das wahrſcheinlich im Wachen nicht einmal wußte was ein Nerve war, vielleicht einmal zufällig bey dem Oeffnen eines Thieres die Eingeweide geſehen hatte, ſo hatte ſie doch gewiß nie von der Geſtalt jener Nerven durch die Sinnen eine Vorſtellung erhalten.

Nicht minder wunderbar als dieſe Eigenſchaft des Nach- innen Sehens, iſt jene merkwürdige des Vorherſagens aller körperlichen Veränderungen, welche auf die Krankheit Beziehung haben, und das Selberverordnen der Arzneyen. Während nämlich die Somnambülen, wie ſchon erwähnt, bey dem Erwachen ſich kaum erinnern können, daß ſie geſchlafen haben, wiſſen ſie jedesmal, wenn ſie ſich im magnetiſchen Schlaf befinden, ſehr wohl, was ſie ſonſt in dieſem Zuſtand geſagt und empfunden haben. Sie knüpfen deshalb öfters ein Geſpräch an, das ſie erſt einige Zeit darauf wenn ſie wieder im Somnambulismus ſind, fortführen. Aber was dabey das Wunderbarſte iſt, und im

Wachen nichts ähnliches hat, dieſe Zuſtände hängen nicht blos rückwärts, ſondern auch vorwärts ungemein unter ſich ſelber und mit allen ihnen verwandten körperlichen Ereigniſſen zuſammen. Kaum war das junge Mädchen, deſſen Geſchichte uns hier vorzüglich beſchäftigt, zum erſten Male durch das Magnetiſiren in jenen Zuſtand des höheren Bewußtſeyns verſetzt worden, wo ſie aber anfänglich noch nicht zu ſprechen vermochte, als ſie durch Zeichen zu verſtehen gab, daß ſie nach 3 Wochen, während des magnetiſchen Schlafes, werde ſprechen können. Dieſe Vorherſagung traf genau ein, und der erſte Gebrauch, welchen ſie von dieſer neuerlangten Gabe machte, war, daß ſie andre körperliche Veränderungen, und neue Perioden des magnetiſchen Schlafs vorausſagte, und ſich ſelber Mittel verordnete, die bey der Anwendung überaus wohlthätig befunden wurden. Ein andres Mal ſagte ſie voraus daß die ſchlimmen Zufälle ihrer Krankheit noch 4 Monate anhalten würden, daß ſie aber nur noch 3 Monate lang anhaltend magnetiſirt werden müſſe. Oefters ſagte ſie, voraus, daß ſie heute frey von Kopfſchmerzen ſeyn würde, und eben ſo oft kündigte ſie bevorſtehende Ohnmachten genau bis auf die Minute voraus an. Merkwürdig war es in dieſer Hinſicht beſonders, daß ſie, als einſt das von ihr ſelber verordnete Fußbad vergeſſen war, ſich dieſes Vergeſſens im magnetiſchen Schlaf erinnerte, und ſich ſchmerzlich darüber beklagte, weil ſie nun Abends um 8 Uhr fürchterliche Krämpfe mit Bewußtloſigkeit bekommen würde, die genau eintrafen. Oeſters, wenn ſie ſolche Krankheitsanfälle vorausſahe, gab ſie zugleich Mittel an, ſie zu lindern, welche dann wohlthätig befunden wurden. Bey dem Erwachen wußte ſie nie etwas von ihren Vorherſagungen, und die Anfälle, die ſie ihren Verwandten ſo genau vorausgeſagt hatte, kamen ihr ſelber völlig unerwartet.

Dieſe Vorherſagungen, die immer ſo pünktlich eintrafen, giengen öfters über mehrere Monate hinaus. So kündigte ſie ſchon am 25ſten März, mithin 7 Wochen vorher an, daß am 14ten May ihr magnetiſcher Schlaf ſeinen höchſten Gipfel erreichen, und daß ſie dann einen ganzen Tag ſchlafen würde, ja den Tag darauf, als ſie wieder im Somnambulismus zum Sprechen kam, beſtätigte ſie nicht blos dieſes, ſondern fügte noch hinzu, daß ſie über 18 Wochen wahrſcheinlich zum letzten Mal in dieſem Jahr magnetiſch ſchlafen würde, dann erſt wieder im künftigen Jahr am letzten Oſtertage. Dieſes alles wurde genau erfüllt, und der 14te May war einer der merkwürdigſten Tage in dieſer ganzen Krankengeſchichte.

Zuweilen ſagen die Kranken nicht blos körperliche Veränderungen, ſondern ſelbſt tieferliegende, geiſtige voraus. So wußte das oft erwähnte junge Mädchen die Fragen des Magnetiſeurs beſonders ſolche, welche die Beſchaffenheit ihres Zuſtandes angiengen, zu gewiſſen Zeiten noch nicht zu beantworten, ſie vertröſtete ihn dann aber immer auf irgend eine andre Zeit, die ſie genau angab, wo ſie auch wirklich deutlicher darüber zu ſprechen vermochte. Sie fieng dann immer von ſelber an, den Faden des neulich abgebrochnen Geſprächs wieder aufzufaßen, und löſte mit wenig Worten alles dunkel gebliebne auf. So wußte ſie voraus, wenn ihr geiſtiges Vermögen jenen Zuſtand einer höheren Klarheit erlangt haben würde, wo demſelben tiefer liegende Gegenſtände deutlicher ſeyn müßten.

Nur einmal ſehen wir in Heineckens Krankengeſchichten eine ſolche Vorherſagung unerfüllt geblieben, doch war auch da wirklich der magnetiſche Schlaf, während welchem ſie geſchahe, unvollkommner geweſen als ſonſt. Als nämlich das junge reizbare Fräulein, deren Krankengeſchichte die zweyte von ihm erzählte iſt, eines Tages viele Stunden lang ſich in einem unvollkommnen Somnambulismus befand, wo ſie die Augen zuweilen geöffnet hatte wie beym Wachen, und nur durch die eigenthümliche Sprache, die ſie jedesmal im magnetiſchen Schlaf zu ſprechen pflegte, dieſen Zuſtand verrieth, ſahe ſie, während eines ſolchen unvollkommnen Zwiſchenzuſtandes, einen Schieferdecker, der auf der Spitze des nahen Thurms arbeitete. Hierdurch wurden in ihr ſo viele traurige Vorſtellungen von Gefahren und plötzlichen Todesfällen erregt, daß ſie ſich dieſer Gedanken bald nachher auch im vollkommnen magnetiſchen Schlafe nicht entſchlagen konnte, wo ſie wie eine Sterbende von ihren Verwanden Abſchied nahm, und ihren Tod auf die nächſte Nacht vorausverkündigte. Als ſie am andern Tag wo ſie geſund und heiter, und von dem was ſie im magnetiſchen

Schlaf geſprochen nichts wiſſend, wieder erwacht war, von neuem magnetiſirt wurde, gab ſie dieſe Urſache ihrer geſtrigen Aengſtlichkeit ſelber an.

Unter die merkwürdigſten Vorherſagungen gehören wohl die, wo die Kranken ſich auf einen gewiſſen Tag Arzneyen verordneten, die auch dann wirklich indicirt ſchienen. So verordnete ſich die zuerſt erwähnte Kranke einmal auf einen der nächſten Tage ein Brechmittel. Als der beſtimmte Tag kam, waren wirklich jene Beſchwerden da, welche das Erbrechen rathſam machten. Die Wirkung der Arzneyen ward von ihr immer beſtimmt vorausgeſagt, und zwar ſogar jene, welche durchaus zufällig ſcheint, z. B. wie oft eine Purganz die ſie ſich nach einigen Tagen verordnet hatte, wirken würde. Bey dem Erwachen wußte ſie wie von allem, ſo auch von ihren eigenen Vorſchriften nichts, vielmehr ſträubte ſie ſich, die nie gern Arzneyen nahm, gegen die Mittel um die ſie vorher ſo angelegentlich gebeten, im Wachen ſo ſehr, daß ſie zuweilen Krämpfe bekam.

Es bleibt nun vorzüglich nur noch eine Erſcheinung des magnetiſchen Schlafs übrig, die ohnſtreitig zu den merkwürdigſten unter allen gehört, jene tiefe Sympathie der Somnambüle mit dem Magnetiſeur und andern mit ihr und ihm im Rapport ſtehenden Perſonen. Die junge 12jährige Rathsherren Tochter, von welcher der Heilbronner Gmelin erzählt, befand ſich in jenem Zuſtand, deſſen ich nachher noch mit einigen Worten gedenken werde, wo ſie nur die Stimme der mit ihr in Beziehung geſetzten Perſonen verſtund.

Mit ihrer älteren Schweſter, einer Wöchnerin, durfte ſie jedoch nicht erſt in dieſe Beziehung geſetzt werden; vielmehr befand ſie ſich ſchon von ſelbſt darinnen, und zwar in einer eben ſo innigen, oder faſt noch innigeren als mit dem Magnetiſeur. Als die neben ihr ſtehende Schweſter ihren kleinen Säugling an die Bruſt legte, glaubte das junge Mädchen, vermöge dieſer wunderbaren Sympathie, die hiermit verbundene Empfindung an ihrer eignen Bruſt zu fühlen. Als die Schweſter unverſehens mit einer Nadel am Arm verletzt worden, beklagte ſich die magnetiſch Schlafende, daß ſie jemand an dem entgegengeſetzten Arm geſtochen habe, und dieſer Verſuch zeigte, ſo oft man ihn machte, dieſelbe Wirkung. — Die magnetiſch Schlafenden wiſſen, vermöge dieſer Sympathie, um alle Bewegungen, welche der Magnetiſeur ſelbſt hinter ihren Rücken vornimmt, ja es ſcheint zuweilen als ob ſie die tiefſten Gedanken deſſelben erriethen. Zugleich ſcheint, wie ſie dieſes ſelber bezeugen, während jenes Zuſtandes ihr Wille mit dem des Magnetiſeurs nur einer.

Es ſcheint hieraus unter andern jene unſchuldige Zuneigung zu kommen, welche die Somnambülen an den Magnetiſeur und an Alles was ſein iſt, feſſelt.

Jene Sympathie mit dem Magnetiſeur geht öfters ſo weit, daß die magnetiſch Schlafenden nur ſolches Waſſer zu trinken verlangen, welches von ihm vorher berührt war. Die oft erwähnte Kranke wußte, ſo oft auch die Verſuche damit gemacht wurden, das magnetiſirte Waſſer immer von dem gewöhnlichen zu unterſcheiden. Ja Dinge, welche von dem Magnetiſeur berührt waren, wirken, wenn die Empfänglichkeit in dieſen Zuſtand verſetzt zu werden, ihren höchſten Grad erreicht hat, gleich ihm ſelber magnetiſchen Schlaf. So die magnetiſirten Flaſchen, bey Heineckens Kranker, die ſie vorher aus vielen nicht magnetiſirten heraus zu finden wußte. Ja die ſchon wiedererwachte Kranke, fiel von neuen in magnetiſchen Schlaf, als ſie die noch zufällig daſtehende Flaſche im Eifer des Geſprächs unvermerkt berührt hatte.

Ich weiß nicht ob aus dieſer ſonderbaren Sympathie mit dem Magnetiſeur, nicht zum Theil das erklärt werden muß, was die magnetiſch Schlafenden zur Heilung ihrer Krankheit vorſchlagen. Heineckens Kranke verlangten ſtets die Mittel, welche im Geiſt der Heilmethode waren, die ſich ihr Arzt zu eigen gemacht hatte. Aderläſſe, Brechmittel und Abführungen waren faſt der ganze Kreiß, um welchen ſich ihr Wiſſen bewegte, und im Geiſt der Schule, zu welchen ihr Magnetiſeur gehörte, waren auch die Anſichten, die ſie von ihrer Krankheit gaben. Dagegen wurde von den Kranken, die man vor einigen Jahren auf einer Academie magnetiſirte, wo der Magnetiſeur und alle ſeine junge Gehülfen einer andern Schule zugethan waren, von den magnetiſch Schlafenden nie ein Vorſchlag zu Brechmitteln oder Abführungen gehört, vielmehr verlangten ſie immer ſogenannte ſtärkende Mittel, welche bey der Anwendung wenigſtens eben ſo vortheilhaft gefunden wurden, als die von andren Somnambülen verlangten Abführungen. Auch äußerten ſie ſich über ihre Krankheit auf eine Weiſe, daß ihre Aerzte damit zufrieden ſeyn konnten. Doch laßt ſich vielleicht für dieſe Verſchiedenheit der Verordnungen der Somnambülen ein noch andrer näherer Grund finden. Vielleicht erfinden die magnetiſch Schlafenden, troz der Klarheit, mit welcher ſie ſich ihrer ſelber, und alles deſſen was ſie zunächſt angeht, bewußt ſind, niemals etwas das über die Gränzen ihres eigenen Weſens hinaus liegt. Ueber ihre eigne Natur und über das was ſie zunächſt berührt, wiſſen ſie dagegen auf eine bewundernswürdige Weiſe Auskunft zu geben, und über die Veränderungen, welche ſelbſtſtändig in dieſer vorgehen, belehrt ſie ein unerklärliches dunkles Gefühl, lange voraus. Dagegen giebt ihnen vielleicht das, was durch eine zufällige Kenntniß der entfernt liegenden äußern Natur bey der Heilung hinzugethan wird, eine vorhergegangne Erfahrung. Wie ſchon erwähnt, weiß ſich die Somnambüle an alles was ſie jemals im wachenden Zuſtand in Beziehung auf ihre Krankheit erfahren, mit einer beſondern Klarheit, und ungemein weit rückwärts zu erinnern. Sie weiß wohl, wie alle bey ihr angewendeten Mittel gewirkt haben, und vermöge dieſer Kenntniß ihrer Wirkungen, ſchlägt ſie die Arzneyen vor, die bey den körperlichen Umſtänden deren Annäherung ſie fühlt, angewendet werden ſollen. Deshalb könnte auch jene junge neuerdings auf einer gewiſſen Academie magnetiſirte Bäuerin, ſtets hartnäckig auf ſtärkenden Mitteln beſtanden haben, weil ſie aus

Erfahrung, während der vorhergehenden Behandlung, keinen andern kennen gelernt hatte, und aus demſelben Grunde konnten andre Kranke blos Abführungen, Brechmittel und Blutlaſſen verlangen.

Doch wenn auch dieſer Fall noch anders als aus der Sympathie der Somnambüle mit dem Magnetiſeur erklärt werden könnte, ſo iſt doch dieſe ſelber in andern Fällen, die ich ſchon oben anführte, unverkennbar. Eben ſo unverkennbar iſt die der Somnambülen unter einander ſelber, wenn ſie von demſelben Magnetiſeur behandelt ſind. Gmelins Patientinnen wurden durch eine beſondre und unwiderſtehliche Zuneigung aneinander gefeſſelt, und eben ſo fühlten ſich die beyden erſten von Heinecken magnetiſirten, innig aneinander angezogen. Ihre Nähe wirkte, wenn ſie beyde im magnetiſchen Schlafe waren, ſo wunderbar, daß ſie beyde nicht aus demſelben zu erwachen vermochten, bis man ſie getrennt hatte.

Jene tiefe Sympathie der magnetiſch Schlafenden mit dem ihr innig Befreundeten, und mit dem Magnetiſeur, zeigt ſich in einem andern Zuſtand, der von ihnen ſelber Doppelſchlaf genannt iſt, noch deutlicher. Es ſcheint dieſer eine höhere Potenz des gewöhnlichen Somnambulismus, ſo wie dieſer eine höhere Stufe des wahren Zuſtandes der Seele iſt. So wie nämlich im Somnambulismus alle die Eigenſchaften, welche die menſchliche Natur beym Wachen beſitzt, in einem viel höheren Grad zugegen ſind, wie in ihm alles was die Seele wachend weiß, mit einer ganz beſondern Klarheit überblickt wird; ſo ſind im Doppelſchlaf alle Eigenſchaften die ſich im gewöhnlichen Somnambulismus zeigen, in einer vorzüglichen Stärke da, und die in ihm Begriffenen wiſſen alles was ſie in jenem Zuſtand gedacht und geſprochen haben. Dagegen findet ſich, was wohl zu bemerken iſt, im gewöhnlichen Wachen auch nicht die Spur einer Erinnerung an den Zuſtand des Somnambulismus, eben ſo wenig als ſich in dieſem eine an das zeigt, was im Doppelſchlaf mit den Kranken vorgieng. Was uns hier dieſen Zuſtand vorzüglich merkwurdig macht, iſt, daß die im Doppelſchlaf befindlichen, nur für ihren Magnetiſeur Sinn haben, nur ſeinen Fragen antworten, und nur ſeine Nähe mit dem gewöhnlichen Wohlgefallen ertragen, während ihnen andre Perſonen, ſelbſt wenn ſie ſich nur unvermerkt nahern, Angſt und Schmerzen verurſachen. Wenn dieſe ſelbſt mit lauter Stimme und ganz nahe ſtehend, die Schlafenden anreden, werden ſie von ihr eben ſo wenig vernommen, als von einer feſt Schlafenden oder Ohnmächtigen.

In Beziehung mit ihr geſetzt, ſcheinen ſie ihr aus weiter Ferne und unvernehmlich, oder in einem unverſtändlichen Dialekt zu ſprechen. In dieſem Zuſtand nimmt die Somnambüle nur durch jene innige Verbindung der beyden Seelen, an dem Wachen des Magnetiſeurs Theil, für die übrige Außenwelt iſt ſie im tiefen Schlaf. In Gmelins Krankengeſchichten ſehen wir dieſen Zuſtand, wo die magnetiſch Schlafenden nur noch für ihren Magnetiſeur, mit deſſen Seele die übrige Eins ſcheint, Sinn und Bewußtſeyn haben, öfters eingetreten. Wahrſcheinlich blos deßwegen, weil ſich Gmelin das Magnetiſiren durch einen Iſolirtiſch erleichterte, während Heinecken der im freyen Zimmer magnetiſirte, hierdurch die Verbindung der Schlafenden mit der Außenwelt unterhielt.

Wenn nun ſchon im thieriſchen Magnetismus, wie offenbar in der oben erzählten Geſchichte der beyden Schweſtern, eine ſolche innige Vereinigung zweyer menſchlicher Weſen möglich iſt, wo das Eine an allen Bewegungen und Gefühlen des andern ſo Theil nimmt, als ob es ihm ſelbſt geſchahe; wenn dieſes tiefe Mitgefühl das ſich zwiſchen Magnetiſeur und Somnambüle zeigt, öfters noch in einiger Entfernung beyder wirkſam iſt, und das was mit jenem in unmittelbarer Beziehung war, auf dieſe einen eigenthümlichen Einfluß zeigt; ſo iſt von hieraus nur noch ein Schritt zu dem wunderbaren Mitwiſſen eines Entfernten um die Schickſale, vornehmlich aber um den Tod einer geliebten, nahe verwandten Perſon. Wir ſahen die Möglichkeit daß überhaupt zwey getrennte menſchliche Weſen in gewiſſer Hinſicht Eins zu ſeyn vermögen. Das Geiſtige in uns, ſelbſt wenn es hierin nur den körperlichen Kräften des Unorgiſchen, z. B. dem Licht, dem Magnetismus, der Elektricität gliche, wirkt durch keine Entfernung gehindert, auf Alles Verwandte hinüber. Oefters befanden ſich dabey die Perſonen denen ein ſolcher ungewöhnlicher Zufall begegnet, in einem dem magnetiſchen Schlaf ähnlichen Zuſtand. So war ein Freund von mir, der als Schriftſteller bekannt iſt, von der gefährlichen Krankheit ſeiner weit entfernten geliebten Schweſter nicht unterrichtet. In derſelben Nacht aber wo ſie ſtarb, ſieht ihn ſein in demſelben Zimmer ſchlafender Mitſchüler mit verſchloſſenen Augen aufſtehen, und mit vielen Klagen etwas niederſchreiben. Jener erinnert ſich am andern Morgen an nichts mehr, ſelbſt nicht daß ihm etwas Aehnliches geträumt habe. Das Papier das er in der vergangnen Nacht beſchrieben, wird hervorgeholt, um ihn mit den Zügen ſeiner eignen Hand zu überzeugen, und man findet ein Gedicht auf den Tod einer geliebten Schweſter. —

Es iſt bekannt, wie ſelbſt einer unſern Kantiſchen Philoſophen, einen ähnlichen Fall, wo ein junger Menſch den Tod ſeiner Geliebten durch eine Viſion voraus wußte, ſelber bezeugt. Doch ungleich merkwürdiger als dieſe Fälle, deren es eine unzählige Menge giebt, ſind die zum Theil von Aerzten bezeugten, wo, beſonders Wahnſinnige oder Nervenkranke, zuweilen aber auch geſunde Perſonen, ein ſeltſames Vorgefühl von dem nahen Tod andrer ganz fremder Menſchen zeigten. Die Geſchichte jenes römiſchen Mönches, der dieſes Vorgefühl auf dem Krankenlager hatte, und deſſen Vorherſagung bey allen genau eintraf, iſt bekannt. Merkwürdig iſt auch in dieſer Hinſicht die Peſt zu Baſel (am Ende des 16ten Jahrhunderts) wo die Anſteckung mit einer Art von Bewußtſeyn geſchahe, und wo faſt jeder Sterbende, ſelbſt in den bewußtloſen Phantaſien der letzten Augenblicke, den Nahmen deſſen anrief, der zunächſt nach ihm ſterben mußte. Jener Wahnſinnige, den Moriz anführt, wußte auch den nahen Tod fremder Perſonen voraus, und ſchien die nahe Auflöſung ihres Körpers an dem Geruch der Ausdünſtungen zu bemerken. Dieſer dunkle, am wenigſten verſtandene Sinn, ſcheint es auch, der einigen andern Perſonen, deren Geſchichte mir bekannt iſt, noch ganz Geſunden, das nahe Ende vorausſagen ließ.

Zwey von ihnen, davon ſich der eine in Berlin, ſo viel ich weiß, noch lebend befindet, der andre Schullehrer im Erzgebürge war, hatten dieſe Gabe in vorzüglich hohem Grade, und erſchreckten öfters ſich und ihre Verwandten durch eine ſolche unglückliche Vorherſagung. Obgleich, wie es ſcheint, durch den Geruch erweckt, ſtellten ſich dieſe Phantaſien auch andern Sinnen dar.

Wenn die magnetiſch Schlafenden ſich ſelber den Ausgang ihrer Krankheit, auf länger als ein Jahr vorausſagen, wenn ſie alles, ſelbſt was durchaus zufällig ſcheint, wenn es nur auf ihre Krankheit Beziehung hat, genau voraus wiſſen, ſo muß auch das dunkle Gebiet der Vorahndungen hierdurch einiges Licht erhalten. Meiſtens empfängt ſie die Seele im Traume oder in einem dem Traume ähnlichen Zuſtand, und es gleicht dieſer Zuſtand auch durch die Erhöhung aller geiſtigen Kräfte, und durch das Wonnegefühl, womit er meiſtens begleitet war, dem magnetiſchen Schlafe.

Ich könnte auch aus dieſem dunklen Gebiet unſrer Natur eine Menge auffallende Thatſachen anführen, doch begnüge ich mich an einigen, welche die Verwandſchaft mit dem thieriſchen Magnetiſmus am meiſten zeigen.

Es geſchahen die meiſten und merkwürdigſten Vorahndungen dieſer Art, in den Augenblicken einer frommen Begeiſterung, oder pflegten die Geſtalt einer ſolchen anzunehmen (recht nach der Meynung der Alten, welche allen Blick in die Zukunft dem Geiſt des höheren, alle Dinge umfaſſenden Einfluſſes zugeſchrieben.) So verkündigte ſich dem Philipp Melanchton der nahe Tod in einem alten Kirchengeſange, worin er im Traume das Sehnen nach der letzten Auflöſung beſungen, dem bekannten Hottinger auf ähnliche Weiſe in einem Spruch aus der Bibel. Jene Wöchnerinn *) ſo wie die Euphroſine Elvers, und die Predigerstochter zu Schmölln haben die Nähe des Todes in dem Zuſtand einer nie gefühlten Wonne voraus geſehen, und nicht ſelten haben ſelbſt Kinder in dieſem Zuſtand mit einer Klarheit und Stärke, welche über ihre Jahre erhaben war, den Verwandten und andern Gegenwärtigen, ſo wie ſich ſelber, das künftige Schickſal voraus geſagt. **) Häufig iſt beſonders eine ſolche Vorahndung des nahen Todes bey unſchuldigen Kindern, wovon mehrere Fälle bekannt ſind.

Dem alten Chryſoſtomus kündigt ſich die nahe Befreyung aus den Banden des Irdiſchen durch ein frommes feuriges Geſpräch mit dem längſt verſtorbnen Lehrer an, und ein ähnliches Glück, nur ſanfter und Jungkränklicher, wiederfährt dem jungen Mädchen, von welchem Gregorius ſchreibt.

---

*) Nach Grelmann.

**) Ein Fall der Art bey Michael Sachs.

Vielen hat ſich die Nähe der letzten Auflöſung durch eine ſüße Muſik offenbart. In den letzten Stunden iſt dieſe Erſcheinung häufiger und allgemeiner bekannt. Bey vollkommen Unpoetiſchen nimmt öfters eine ſolche Offenbarung des Zukünftigen die Geſtalt der Begeiſterung und Poeſie an, und jenem Domherrn zu Werda am Rhein, ſpricht ſich die Vorempfindung des unvermuthet nahen Endes in Verſen aus.

Selbſt die Sprache und das klare Bewußtſeyn kehrt bey ſolchen, welche ſie ſeit langer Zeit verlohren, in ſolchen Augenblicken der Vorahndung wieder. So jenem kranken Greis zu Buzow, der ſeit 28 Jahren gelähmt und gänzlich ſprachlos war, und dem ein freudiger Traum, der ihm das Ende ſeiner langen Leiden verkündigte, die verlohrne Rede auf den letzten Lebenstag zurückgab. Selbſt einem wirklichen Taubſtummen (Krauſe) der vor einigen Jahren zu Jena ſtarb, hat man gleich am Anfang der letzten Krankheit ſeinen nahen Tod mit einem von ihm noch nie ſo deutlich vernommenen Wort verkündigen hören. Dieſer war nämlich in einem berühmten Taubſtummeninſtitut zwar unterrichtet, hatte aber wegen eines fehlerhaften Organs nie vernehmlich ſprechen gelernt; jetzt aber in der Begeiſterung der letzten Stunden wurde die bis dahin gebundne Zunge gelöſt *) wie ſich auch bey Blödſinnigen

---

*) Merkwürdige Fälle von Vorahndungen, oder von einer momentanen Zurückkehr der Sprache bey ſtumm gewordnen ſind mehrere bekannt, obwohl ſie nicht zunächſt hieher gehören. So iſt es die Vorahndung einer Taubſtummen, welche die Madame Beaumont erzählt, wo ein naher Verwandter durch die ſtummen unabläſſigen Bitten von einer nahen Gefahr an die er ſich begeben wollen zurück gehalten wurde; bekannt iſt auch wenigſtens in unſrer

nach dem Tode, und ſelbſt nach zerſtörtem Schedel das Geſicht noch auf einmal veredelt und verklärt.

Eine andre Verwandſchaft zeigt der Somnambulismus mit dem neuerlich ſehr zur Sprache gekommenen Gefühl für Metalle.

Wenn es nämlich unläugbar iſt, daß die Metalle auf alle magnetiſch Schlafenden, ſelbſt aus einiger Entfernung, wie ſchon in Gmelins vielfältigen, und bis zur höchſten Qual der Somnambulen wiederholten Verſuchen ſichtbar wird, heftig einwirken, ſo wird hieraus dieſe Gabe, die ſich an gewiſſen Menſchen auch im geſunden Zuſtand gezeigt hat, begreiflicher. Es iſt ſchon aus Humbolds früheren Verſuchen bekannt, daß ſelbſt die vom Körper getrennten, ſchon faſt todten Nerven, bey der Wirkung der Metalle im Galvanismus, eine Art von Atmosphäre um ſich zeigen, und daß deſ-

---

Gegend, die Geſchichte des Fräuleins Ludwiger zu Deſſau, wovon einige Zeugen noch leben. Dieſe hatte einſt in ihrer früheſten Kindheit, die Unachtſamkeit der Wärterin der ſie die eben abweſende Mutter vertraut täuſchend, eine große Menge ſehr ſtarken Brandwein getrunken, und die nur mit Mühe vom Tode Gerettete, erhielt ſeitdem nie wieder das Bewußtſeyn, Sprache und Beweglichkeit der Glieder, und an Geſtalt immer einem Kinde ähnlich bleibend, lag ſie verſchiedene Jahre in dumpfer Starrheit zu Bette. Die Pflege des hülfloſen Kindes, befahl die ſterbende Mutter ihren andern Töchtern noch in der letzten Stunde an, und dieſe nahmen ſich des zurückgelaſſenen Kindes mit unermüdeter Sorgfalt an. Nur an einem einzigen Tage, (dem Hochzeittag der einen Schweſter) vergaß man dem Kinde ſeine Nahrung zu reichen. Zuletzt, mitten in den Zerſtreuungen des Feſtes, erinnern ſich alle drey Schweſtern zugleich der verſäumten Pflicht, und zugleich nach dem Zimmer der Kranken hineilend, ſehen ſie das Kind, das ſich ſonſt nie ohne fremde Hülfe aufrichten konnte, ſich frey und mit einer heitern Miene emporheben, und den ſtaunenden Schweſtern verſichern: „die Mutter ſey eben hier geweſen und habe ihr ſchon ihr Eſſen gereicht." Es war dieſes das erſte und das letzte Wort des kranken Kindes, das einige Zeit hernach ſtarb, ohne daß ſich jemals wieder etwas Aehnliches an ihm gezeigt hätte.

daß ſchon die angenäherten Metalle dieſelben Zuckungen hervorbringen, wie in andern Fällen die unmittelbar berührten. Auch iſt es bekannt, daß im Galvanismus die edlen Metalle, die ſich von den unedlen ſchon dadurch unterſcheiden, daß ſie unter der Einwirkung der Luft und des Waſſers nicht ſo verkalken (roſten) als die unedlen, ſich zu dieſen auf ganz entgegengeſetzte Weiſe verhalten, eben ſo wie im magnetiſchen Schlaf. Jene Atmoſphäre, wenn wir dieſen Ausdruck hier brauchen wollen, iſt nun bey einigen lebenden und ſonſt geſunden Perſonen von ſolchem Umfang, daß dieſe ſelbſt von ziemlich entfernt unter ihren Füßen, oder neben ihnen verborgnen Metallen einige deutliche Empfindung haben.

Jenes geſchärfte Gemeingefühl, durch welches die magnetiſch Schlafenden außer ihnen befindliche Gegenſtände erkennen, ohne ſie eigentlich zu ſehen, iſt, wie ſchon erwähnt, auch den gewöhnlichen Nachtwandlern eigen. Auch dieſe ſieht man mit verſchloſſenen Augen herumgehen, und dabey alle ihnen entgegenſtehende Gegenſtände ſorgfältig vermeiden, oder beym Klettern, die feſten Stellen für den Fuß glücklich herauswählen. Sie ſchreiben in dieſem Zuſtand ſo deutlich als ſonſt, ſehen nach der Uhr, und ſagen genau die Stunde an, und benehmen ſich in Allem, als ob ſie ſähen. Auch in Krankheiten iſt zuweilen, wenn ſonſt alle Sinne unwirkſam wurden, noch ein ſolches ſehr geſchärftes Gemeingefühl übrig. So erkannte das kranke Mädchen, deſſen Geſchichte der Irrländer Cecies aufbehalten hat, nachdem auf dem langen Krankenlager das Geſicht, und zuletzt auch das Gehör vergangen waren, die eintretenden Bekannten eben ſo durch ein gewiſſes dunkles Gefühl, ſobald ſie in ihre Nähe traten. Ein ſolches Gemeinfühl wird auch zuweiten bey Ohnmachten, und vielleicht bey einem ihnen verwandten noch tieferen Zuſtand, bey dem angehenden Tod gefunden.

Vorzüglich merkwürdig iſt aber jenes innere Licht, welches nach der Ausſage der magnetiſch Schlafenden ihren ganzen Körper durchſtrömt, und das nicht minder in den zuletzt erwähnten Zuſtänden gefunden wird. Es wird bey tiefen Ohnmachten öfters ein eigenthümliches Leuchten vor den Augen geſehen, und die aus tiefen Ohnmachten und Scheintod Erwachenden, beſchreiben den nach der Ausſage faſt Aller ungemein ſeeligen Zuſtand, in welchem ſie ſich befanden, öfters ſo, daß ſie von einem hellen glänzenden Schein umfloſſen geweſen wären.

Ueberhaupt iſt es dieſe Verwandſchaft des thieriſchen Magnetiſmus mit dem Tode, welche die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit verdient. Die Natur hebt ſolche ſonſt unheilbaren Krankheiten, die nur dem Magnetiſmus weichen, durch den Tod, und giebt ſo durch eine vollkommene Umwandlung, der kranken menſchlichen Natur die verlohrne innre Harmonie zurück. Der Magnetiſmus, welcher nicht ſelten ein Erſtarren der Glieder wie im Tode, und andre hiermit verwandten Symptome zur erſten Wirkung hat, iſt auch hierin das im Kleinen, was der Tod im Großen und auf eine vollkommnere Weiſe iſt. Auch Ohnmachten und der noch tiefer mit dem eigentlichen Tod verwandte Scheintod ohne Bewußtſeyn, zeigen ſich, ſo wie ſie von einem gleichen, oder vielmehr noch viel höheren Wonnefühl begleitet ſind als der Somnambuliſmus, nicht minder heilſam als der magnetiſche Schlaf, und die aus ihm Erwachenden ſind meiſt von der vorhergegangenen Krankheit, die ſie in dieſen Zuſtand verſetzt, vollkommen befreyt, ja auf eine unbegreifliche Weiſe geſtärkt.

Ja ſelbſt jenes innre Licht und Hellſehen, erinnert an den Phoſphor und an den leuchtenden Zuſtand, welchen die Verweſung an den toden organiſchen Körpern hervorruft. Von den Phänomenen der Elektricität, und wohl noch tiefer hinab, bis hinauf zu denen der Vereinigung der Geſchlechter im Organiſchen, ſehen wir überall das brennbare Weſen auf dem höchſten Gipfel des Daſeyns und der Wechſelwirkung erſcheinen, durch die höchſte Thätigkeit des Lebens hervorgerufen werden. Zugleich werden in jenen Augenblicken, wo der Phoſphor in ihnen erwacht, die Weſen einer weiteren und allſeitigeren Wechſelwirkung mit der Außenwelt fähig, und dieſe tritt den vorhin auf die nächſte Berührung beſchränkten Körpern, dann erſt in wirkliche Anſchauung, fängt dann erſt an für ſie zu exiſtiren. So tritt der verbrennende Körper, wie die Pflanze und das Thier in der Zeit des Blühens und der Begattung (der Erſcheinung des Phoſphors) mit einer ſonſt für ihn nicht vorhandnen Außenwelt und mit einem höheren Ganzen in innige Beziehung. Das Sehen ſelber iſt, wie wir anderwärts ſahen, mit Recht ein Selberleuchten des Auges genannt worden, welches mithin blos durch die Eigenſchaft des Leuchtens mit der Außenwelt in jene Beziehung tritt, die wir Anſchauen nennen.

Auf der andern Seite ſehen wir durch alles das, was das brennbare Weſen erweckt, die Thätigkeit des Lebens erhöht, und in einem höheren Maas das Leben ſelber zerſtört werden. Auf die letzte Weiſe bewirken die Gifte, von der Verwandſchaft des Phoſphors, und der Bliz, auf gleiche Weiſe als ein zu hoher Grad von Leidenſchaften eine augenblickliche Vernichtung des organiſchen Lebens, und bey vielen Weſen fällt der Moment wo das thieriſche oder vegetabiliſche Leben am mächtigſten erhöht iſt, der Moment der Begattung, mit dem des Todes zuſammen. Wenn daher bey jenem unmäßigen Grade der Leidenſchaften oder der Erhöhung der Lebenskräfte, das brennbare Weſen deutlich hervortritt, muß dieſes auch anderwärts, bey jeder vorzüglichen Erhöhung der Lebenskräfte, wenn auch minder nach außen bemerkbar, erwacht ſeyn. Wie daher das Sehen bey dem Auge, ſcheint auch jenes Sehen der Somnambülen nach Innen, und mit verſchloſſnen Augen nach außen, und alle andere Phänomene des Hellſehens, durch das Freywerden jenes merkwürdigen brennbaren Weſens bewirkt zu werden.

Auch bey jenen dem Tode öfters vorausgehenden Erſcheinungen einer hohen Begeiſterung, der Vorahndungen, und andern Zuſtänden die dem Somnambulismus und dem Hellſehen ſo nahe verwandt ſind, ſcheint jenes brennbare Weſen,*) das im Tode und in der erſten Periode der letzten Auflöſung ſo vorzüglich bedeutend wird, ſchon Theilweiſe und auf Momente frey zu werden, und jene Momente ſind daher nicht Vorahndungen des Todes, ſondern der angehende, auf

---

*) Da auf dieſe Weiſe der Tod dem Zuſtand des Somnambulismus ſo nahe verwand iſt, muß auch jene ſo klare Ueberſicht über alle untergeordnete Zuſtände, und alles was im Wachen geſchehen, die beym Hellſehen ſtatt findet, ohne daß zugleich im Wachen Erinnerung an das Hellſehen da iſt, ſehr bedeutend werden. Nur möge man nicht alles was bey dem noch lebenden und unzerſtörtem Körper ſtatt findet, auf einen Zuſtand ausdehnen, wo der Organismus dem wir die Details der Erinnerung anvertrauen, nicht mehr iſt. Gewiß iſt es aber, daß, wie ſelbſt im gewöhnlichen Zuſtand des Somnambulismus keine Erinnerung an das iſt, was im Doppelſchlaf geſchehen, wir uns wohl an der Gränze des jetzigen Daſeyns in Zuſtänden befunden haben können, die uns ſelbſt in den höchſten Augenblicken des Lebens nur dunkle Ahndung werden, und die vielleicht erſt im Tode, wo wir wieder in einen gleichen Zuſtand treten, von uns wieder überblickt werden.

Augenblicke, oder Theilweiſe ſchon eintretende Tod ſelber. Sie ſind, wie wir in der vorhergehenden Vorleſung ſahen, die Momente wo die menſchliche Natur die Anker nach einer ſchöneren Heymath lichtet, und wo die Schwingen des neuen Daſeyns ſich regen.

So bezeichnet das Erwachen des brennbaren Weſens, wie im Anorgiſchen das Erſcheinen des Lichts,*) überall den Moment, wo die irdiſchen Dinge ſich über die Natur des Planeten erheben, wo ſie von dieſem frey werden, und in eine höhere Ordnung der Dinge eintreten. Auch für das menſchliche Daſeyn ſcheint ſich zuletzt die Befreyung von dem Planeten auf eine ähnliche Weiſe nach Außen kund zu geben, und vielleicht iſt die Geſchichte unſrer letzten Verwandlung, ſchon mit dem Erſcheinen des Phoſphors geendigt.

---

*) Nach dem 1ſten Theil m. Ahnd.

Vierzehnte Vorleſung.

Schluß.

Es blieb uns noch Einiges zur Löſung der in der letzten Vorleſung aufgeſtellten Erſcheinungen übrig, vielleicht daß uns ſchon dieſes am Schluß des Ganzen noch einmal zu dem Hauptinnhalt dieſer Unterſuchungen, und zu ihren endlichen allgemeinen Folgen zurückführt. Jene äußerliche Weiſe, wie der organiſche Magnetismus in einem hierzu empfänglichen Körper hervorgebracht wird, ſcheint nur die natürliche Wirkung des Nervenſyſtems auf die untergeordneten Theile, in einem vorzüglichen Grade zu erhöhen. Die Bewegung, welche der Magnetiſeur von dem Haupte des zu Magnetiſirenden nach den unteren Theilen deſſelben äußerlich macht, ſcheint der innern Wirkung des Gehirns nach denſelben Theilen, welch in einer gleichen Richtung geſchieht, zu Hülfe zu kommen, und die gewöhnliche Wirkung des Gehirns auf die Muskeln über die gewöhnliche Gränze hinaus zu verſtärken. Nach dem allgemeinen, früher ſchon oft erwähnten Geſetz, erfolgt dann, wenn die Einwirkung des Nervenſyſtems auf den untergeordneten Gegenſatz ihren höchſten Gipfel erreicht hat, die Rückwirkung des letzteren, und in dieſem Fall um ſo ſchneller und ſtärker, jemehr die ſchwache Lebenskraft des Nervenſyſtems der kränklichen Somnambüle durch die über das gewöhnliche Maaß erregte

Wechſelwirkung erſchöpft war. Hieraus iſt anderwärts der Schlaf, und ſelbſt der Tod hergeleitet worden. Eine ſolche Rückwirkung der untergeordneten Theile, beſonders des Magens und der mit ihm zunächſt verbundenen Organe auf das Gehirn, während welcher ſich dieſes paſſiv verhält, iſt auch die Urſache des magnetiſchen Schlafs und ſeiner merkwürdigen Erſcheinungen. Es wird an dieſem, ſo wie an den mit ihm verwandten Phänomenen erkannt, daß eine gänzliche Paſſivität, gleichſam eine Abweſenheit der höheren Kräfte in uns nöthig ſey, damit jene fremdartige, tief im Innern ſchlummernde Natur ſichtbar werde.

Was zuerſt jene Sympathien angeht, die Wirkung entfernter und unter ſich verwander Weſen auf einander, ſo gründet ſich dieſe auf die verſchiedenen Grade der geiſtigen Erregbarkeit der einzelnen Organe, oder Individuen. Die unſelbſtſtändigſten, wie dieſe ſchon an ſich dem höheren Einfluß am meiſten untergeordnet ſind, werden auch für alle äußeren Einwirkungen am leichteſten afficirbar ſeyn; in organiſchen Körpern wird der unvollkommenere Gegenſatz dieſe größere Erregbarkeit beſitzen. Dagegen wird zwar die Lebendigkeit des vollkommneren Gegenſatzes (des Nervenſyſtems) minder leicht von außen erweckt, ſie iſt aber alsdann auch um ſo ſtärker, ſo daß vor ihr die des untergeordneten verſchwindet. Es wirken aber in der Körperwelt nach einem bekannten Naturgeſetz, dieſelben Weſen deſto ſtärker auf einander, je näher ſie ſich berühren; je mehr ſie ſich dagegen entfernen, deſto ſchwächer wird die Wechſelwirkung. Während nun die vollkommneren Organe die dem Geiſtigen in uns unmittelbarer und näher verwand ſind, von denſelben Gegenſtänden nur dann afficirt werden, wenn ſie ihnen näher ſind, wird auf die untergeordneten Organe, die, wie wir anderwärts ſehen, im Traume und den ihm verwanden Zuſtänden zum Gemüth ſprechen, auch von den Entfernten gewirkt. Doch wird dieſe ſchwächere Wechſelwirkung dem Gemüth nur dann vernehmlich, wenn die ſtärkere der vollkommneren Organe wenigſtens auf Momente, aufgehoben iſt oder ruhet. Es geſchieht dieſes auf dieſelbe Weiſe, nach welcher jene entfernten Sonnen die uns nur als Sterne erſcheinen, erſt dann ſichtbar werden, wenn die unſrige, nähere, untergegangen iſt. Es iſt daſſelbe allgemeine Geſetz, nach welchem jene an ſich eben ſo ſtark oder noch ſtärker leuchtenden Sonnen, blos weil ſie viel entfernter ſind, auf die Erde und unſre Augen ſchwächer wirken, als die nähere Sonne, und nach welchem die ſtärkere Wechſelwirkung derſelben mit der Erde am Tage, die ſchwächere der andern Geſtirne unvernehmlich macht. Wie dieſe auch am Tage vorhanden iſt, mag auch im geſunden und wachen Zuſtand der vollkommneren Organe, jene dunklere Sympathie entfernter Weſen immer wirkſamer ſeyn, ſie vermag aber erſt in ſolchen Momenten wie die des magnetiſchen Schlafs, des Nachtwandlens, Wahnſinns und andern ähnlichen krankhaften Zuſtänden hervorzutreten.

Auch einige Phänomene jenes von innen ausgehenden Lichts, laſſen ſich vielleicht hieraus erklären. Während nämlich die Einwirkungen äußerer naher Gegenſtände, welche durchs Auge geſehen werden, zwar viel ſtärker ſind, als die, welche vermittelſt des Gemeingefühls zu uns gelangen, ſind doch auch dieſe, zugleich mit jenen, immer vorhanden. Das Gemüth hat in der Erinnerung die Einwirkungen der nahen Gegenſtände, welche durchs Auge geſchahen, mit der gleichzeitigen Wirkung derſelben aufs Gemeinfühl ſo vereint, daß jetzt, wenn im magnetiſchen Schlaf die Außenwelt blos noch auf das allgemeine Gefühl einwirkt, in der Seele die gleichnahmigen Vorſtellungen, welche ehedem zu derſelben Zeit durch das Sehen erweckt wurden, zugleich hervortreten, ſo daß ſie das vermittelſt des Gemeinfühls Erkannte zu ſehen glaubt. Ueberdies ſind ſich die Weiſe wie wir mit äußern Gegenſtänden vermittelſt des allgemeinen Gefühls in Wechſelwirkung treten, und die, wie ſie uns bey dem Sehen afficiren, viel näher verwandt als es ſcheint, und auch die Wirkungen des Gemeingefühls geſchehen durch eine ähnliche Thätigkeit des Brennbaren als die des Auges. Zu wünſchen wäre es in dieſer Hinſicht ſehr, daß Verſuche mit dem organiſchen Magnetiſmus bey Blindgebohrnen gemacht würden, weil hier vielleicht der Zuſtand des Somnambulismus, in der erwähnten Hinſicht, ſonderbare Erſcheinungen zeigen würde.

Wie ſchon erwähnt, erwachen aber auch zuweilen in jenen von dem geſunden Leben abweichenden Zuſtänden viel tiefer liegende Kräfte unſrer Natur, deren Wirkſamkeit von einem viel erhabeneren Umfange iſt. Wir haben in ihnen aus der Analogie des Ganzen die noch unausgebildeten Organe eines künftigen höheren Daſeyns geſehen. Auch in ihnen pflegt das eigentliche innre Leben noch ſo ſchwach zu wirken, daß es dann wenn das ſtärkere, des jetzt noch übermächtigen irdiſchen Daſeyns, in voller Kraft wirkt, nicht zu erkennen iſt, und nur dann ſeine hohe Schwinge regt, wenn dieſes gehemmt iſt.

Auch die Vorahndungen müſſen aus denſelben oder ähnlichen Urſachen hergeleitet werden. Wir werden dieſe dunkle Erſcheinung der Seelenlehre leichter verſtehen, wenn wir ſie mit verwandten Phänomenen der untergeordneten Körperwelt zuſammenſtellen.

Veränderungen des Wetters, die noch künftig ſind, und von denen wir ſelbſt durch die beſten Werkzeuge in der ganzen übrigen Natur noch keine Anzeichen bemerken, werden durch gewiſſe Pflanzen, unter welche der merkwürdige weſtindiſche Wetterſtrauch (Poriera hygrometrica) gehört, nicht minder als durch verſchiedne ganze Thierarten, mehrere Tage vorher, ehe ſie eintreten vorausverkündiget. Dieſe Thierarten gehören meiſt zu der Claſſe der Inſekten, und zwar was vorzüglich zu bemerken iſt, zu jenen Gattungen, wo die meiſten Individuen geſchlechtslos ſind, oder doch von unvollkommner Entwicklung des Geſchlechts. Solche thieriſche Witterungsverkünder, ſind nämlich vorzüglich einige Arten von Ameiſen und Bienen. Da nun in der ganzen organiſchen Natur, jene Ausbildung ein ganz vorzügliches Zeichen der innren, ſelbſtſtändigen Vollendung iſt, ſo wird hiermit jene Eigenſchaft, als eine Gabe, gerade der unvollkommenſten Thiere erkannt. Unter den Vögeln ſoll es aus ähnlichen Gründen vorzüglich der Kukuk ſeyn, an welchem eine ſolche Vorempfindung der noch künftigen Witterungsveränderungen wahrgenommen wird, und es iſt bekannt, daß dieſes Thier, vermöge einer minder vollkommnen Organiſation, ſelten, oder wie Einige behaupten, niemals, die eignen Jungen auszubrüten vermag.

Hiermit ſteht in Verbindung, daß eine ähnliche Vorempfindung der nahen Wetterverändrungen, auch ſehr häufig an einzelnen kranken Theilen des lebenden, und ſonſt geſunden Organismus wahrgenommen wird. Es iſt nämlich bekannt, daß langwierige Wunden oder Narben ehemaliger tiefer Verletzungen es mit einigen andern organiſchen Fehlern des menſchlichen Körpers gemein haben, öfters einige Tage ſpäter eintretende Kälte oder auch eine plötzliche Abnahme der Kälte durch

Schmerzen vorauszuſagen. Dieſe Schmerzen bewirkt auch eine zufällige ſchnelle Abwechslung der Temperatur, in welcher ſich jene Theile befinden, unmittelbar. Es ſcheint demnach etwas, wovon noch keine einzige Spur vorhanden iſt, auf dieſe Organe ſchon zu wirken, welches ein Widerſpruch wäre, wenn dieſe Naturerſcheinung ſich nicht auf andre Weiſe löſen ließe.

Auch bey jenen allgemein verbreiteten Volkskrankheiten, welche eine Folge der in gewiſſen Jahren herrſchenden Witterung ſind, ſieht man kränklichere und reizbarere Individuen früher davon ergriffen werden, ehe vielleicht ſelbſt jene Stimmung der Witterung oder doch wenigſtens die allgemeine, vielen gleichzeitige Seuche, eingetreten iſt. Andre vorzüglich unreizbare Naturen, oder ſolche, bey denen wenigſtens die Organe, welche jene Krankheit am meiſten afficirt, im vorzüglichſten Grade unreizbar ſind, ſehen wir noch ſpät an der allgemeinen Krankheit darniederliegen, wenn dieſe bey der Menge ſchon längſt vorüber iſt. — Nach demſelben Geſetz ſehen wir auch, wenn dem Körper eine allgemeine und heftige Krankheit bevorſteht, dieſe zuerſt nur gewiſſe Organe, mehr oder minder afficiren, und ſo ihre Annäherung dem Arzte durch gewiſſe einzelne Vorboten vorausverkündigen. Dieſer Theil der Lehre von den Symptomen hängt unmittelbar mit der Lehre von den Perioden der Ausbildung und der Funktionen der einzelnen Organe zuſammen, denn es geſchieht dieſes nach demſelben Geſetz, nach welchem die zarteren und ſchwächlichern Individuen derſelben Art, früher ſich entwickeln, und früher wieder verblühen, als die ſtärkeren und geſünderen, oder nach welchem die minder ſelbſtſtändigen Organe früher ausgebildet und früher wieder zu ihrer Beſtimmung untüchtiger werden, als die vollkommneren, ſelbſtſtändig entwickelten.

Wir erkennen nämlich aus einfachen Thatſachen, von denen mehrere im Laufe dieſer Unterſuchungen aufgeſtellt ſind, daß alle einzelne, ſelbſtſtandig belebten Weſen, untereinander und mit ihrem Ganzen in einer eben ſolchen innigen vorherbeſtimmten Harmonie ſtehen, wo daſſelbe Leben in Allen zugleich, ohne daß des von einem andern hierzu beſtimmt werden müßte ſich vollendet, wie die einzelnen Theile eines lebenden organiſchen Körpers. Bey dieſem wird, wenn ihm eine Krankheit, oder eine andre bedeutende Veränderung ſeiner Natur nahe iſt, die Dispoſition dazu in allen einzelnen Theilen zugleich entwicklet, und nur bey einigen früher, bey andern energiſcheren ſpäter vollendet und äußerlich ſichtbar, bey jenen mehr wichtigen Theilen nur als minder bedeutendes Symptom, bey dieſen als Hauptcharakter der Krankheit. So zeigen ſich auch die verſchiedenen Lebensperioden des geſunden Organismus, in allen Theilen auf gleiche Weiſe vorbereitet, obgleich ihnen einige früher andre ſpäter entgegenreifen. Auf dieſelbe Weiſe ſind nun auch gewiſſe Naturveränderungen, welche ſich den Sinnen vorzüglich in der Atmoſphäre, als Witterungswechſel ſichtbar machen, in allen Lebendigen ſelbſtſtandig vorbereitet. Es müſſen ſelbſt dieſe Naturbegebenheiten an ein nothwendiges Geſetz gebunden ſeyn, in einer nothwendigen Aufeinanderfolge ſtehen, obgleich dieſes Geſetz nur erſt durch die genaueren Forſchungen der neuen Zeit, aus einzelnen Thatſachen geahndet wird. Derſelbe Lebensgeiſt, der in der äußern Natur die einzelnen Veränderungen, in nothwendiger Aufeinanderfolge hervorruft, wohnt auch in allen einzelnen organiſchen Weſen, und erzeugt in ihnen, harmoniſch mit jenen, und nach demſelben Geſetz der Aufeinanderfolge, jenen entſprechende Veränderungen; das was in den organiſchen

Weſen eine Folge der äußern Naturwechſel ſcheint, wird in dieſen ſelbſtſtändig, und ohne von jenen beſtimmt zu ſeyn, entwicklet; die Pflanze oder das Inſect, deren Leben nur ein Jahr dauert, ſind auch, von demſelben Geiſt, welcher die Wechſel der äußern Natur leitet, beſeelt, ein Bild des Jahrs in welchem ſie gebohren wurden, und die Perioden und Naturwechſel, welche während dieſem eine nach der anderen hervorgehen, werden auch ſelbſtſtändig in dem kurzen Leben jener Dinge entwicklet. So trägt jedes Leben die Zeit und den Grund ihres Wechſels ſelbſtſtändig in ſich, wie die äußere Geſchichte des einzelnen Menſchen eigentlich aus ſeinen innern Weſen hervorgeht.

Wie nun überall das Leben der minder vollkommnen Weſen ſich früher entwicklet, die einzelnen Wechſel deſſelben früher eintreten und einen kürzern Verlauf halten, ſo geſchieht es, daß jene unvollkommnen Organiſmen von allen jenen Wechſeln, die in ihnen, wie in der äußern Natur von den höhern Einfluß geweckt werden, früher ergriffen werden, während die vollkommneren mit der ganzen Natur gleichen Schritt halten, mit ihr zugleich jene allgemeine Veränderungen erleiden, und zugleich mit ihr wieder in den vorigen gleichmäßigen Zuſtand zurückkehren. Daſſelbe iſt der Fall bey kranken Theilen des organiſchen Körpers. So erſcheint das als Vorempfindung der künftigen Witterungswechſel, was ſchon die dieſen entſprechende und unabhängig von den Veränderungen der Atmoſphäre in jenen Weſen entſtehende Naturveränderung ſelbſt iſt.

Auf dieſelbe Weiſe laſſen ſich nun auch die in der vorhergehenden Vorleſung aufgeſtellten merkwürdigen Thatſachen der Vorahndungen und das Vorauswiſſen bevorſtehender körperlicher Veränderungen im thieriſchen Magnetismus erklären. Ich habe daſelbſt noch unterlaſſen zu erwähnen, daß dieſe Erſcheinung dem magnetiſchen Schlaf nicht allein eigenthümlich iſt, ſondern daß ſie ſich auch in einigen Nervenkrankheiten, vorzüglich in ſolchen die mit der Epilepſie verwandt ſind, zeigt, wo ſie oft eben ſo merkwürdig hervortritt, als das ſchon einige Mal erwähnte Vorauswiſſen des nahen Todes, von welchem eine Menge Fälle bekannt ſind. — Nach dem ſchon erwähnten Geſetz, müſſen einige unvollkommene Organe, die bevorſtehenden Veränderungen, die ſich dann, wenn von ihnen auch die wichtigeren, dem Leben nothwendigeren Organe ergriffen werden, als heftige Krankheitsanfälle darſtellen, früher erleiden. Es ließen ſich hiervon viele Beyſpiele aus der Lehre der Symptome und erſten Vorboten der Krankheiten anführen. Da aber die eigenthümliche Thätigkeit jener unvollkommneren Organe für das Ganze nur von geringerer Bedeutung iſt, und mit dem Leben deſſelben in keiner ſo nothwendigen Beziehung ſteht, werden auch die an ihnen ſchon eingetretnen Verändrungen nicht bemerkt, vielmehr werden ſie durch die ſtärkere, noch unveränderte Wechſelwirkung der wichtigeren Theile, eben ſo unmerklich gemacht, wie ein fernes ſchwächeres Licht von einem mächtigeren nähern, ein leiſeres Geräuſch von einem ſtärkern. Wenn aber im thieriſchen Magnetismus und den ihm verwanden Zuſtänden, jene ſtärkere Wechſelwirkung der innern Lebenskräfte momentan aufgehoben wurde, werden nun auch jene Veränderungen der ſchwächern Organe, die nach einem nothwendigen Geſetz gerade dann wachen, wenn die höheren Organe ſchlummern, der Seele vernehmlich. Nun hatte aber jenes frühere Eintreten der Krankheiten und körperlichen Veränderungen, bey einzelnen reizbaren Organen, auch ſchon ſonſt, im gewöhnlichen Zuſtand des Lebens ſtatt, nur war ſich die

Seele deſſelben nicht klar bewußt geworden. Dieſe, wenn auch nur dunkel gemachte Erfahrung, kommt derſelben jetzt zu Hülfe, wenn ſie die Zeit, welche ſonſt verſtreichen, ehe das, was jene einzelnen ergriffen, ſich des ganzen Organismus bemächtiget, auch auf den jetzigen Fall anwendet. Auf dieſe Weiſe ſcheint den magnetiſch Schlafenden jenes wunderbare, und für ſich allein unglaublich ſcheinende Vorherwiſſen möglich. —

Selbſt jenes etwas lange Vorherwiſſen, von welchem ich etliche Fälle Heinecken nacherzählte, welches öfters über mehrere Monate hinausreichte, wird uns weniger befremden, wenn wir bemerken, wie einzelne Organe anderen in Hinſicht der Entwicklung ſelbſt um viele Jahre vorausgehen. Und zwar dieſes im geſunden Zuſtande des Körpers. Es iſt daſſelbe Leben, das ſich in den einzelnen Organen eines und deſſelben individuellen Weſens ausſpricht, und in ihnen entwickelt, und dennoch bildet ſich daſſelbe, wie ich anderwärts gezeigt habe, z. B. an dem Auge, ſchon in den erſten Jahren der Kindheit aus, während es ſich an andern, z. B. an dem Magen, erſt gegen die Mitte des Lebens, bey andern Organen noch ſpäter vollendet. Daſſelbe individuelle Leben, das aus der ganzen Natur des Individuums hervorgegangen, an allen Organen denſelben beſtimmten Charakter zeigt, hält mithin bey jenen früher reifenden Theilen, von ſeinem Beginnen bis zu ſeinem höchſten Gipfel, einen, wenig Jahre dauernden Verlauf, während welchem aber alles das, mit ſeinem beſtimmten Charakter, und in ſeiner beſtimmten Aufeinanderfolge hervortritt, was bey vollkommneren Organen in dem langen Verlauf eines halben Menſchenlebens entwickelt wird. Ein aufmerkſamer Sinn könnte in dem kurzen Lebenslauf jener einzelnen

Theile, den des ganzen Organismus, mit allen ſeinen einzelnen Begebenheiten leſen, und wirklich iſt es bekannt, daß gewiſſe krankhafte Zufälle, welche in früheren Jahren an einzelnen, minder wichtigen Organen wahrgenommen werden, auf Krankheiten hindeuten, von welchen andre wichtigere Theile in einem ſpätern Alter befallen werden. So erfolgen bey jenen, welche Anlage zu den Hämorrhoiden haben, öfters in frühern Jahren Blutungen aus der Naſe, im Jünglingsalter, wo die Lunge ihre höchſte Ausbildung erreicht, aus dieſer, bis endlich erſt ſpäter die Krankheit an andre, langſamer ſich entwickelnde Organe übergeht. —

So behalten jene merkwürdigen Thatſachen nichts mehr, was mit den unveränderlichen Geſetzen der Natur, und mit andern Erſcheinungen derſelben in Widerſpruch ſtünde. Vielmehr können ſie uns zu einem der wichtigſten und klareſten Beweiſe jener vorherbeſtimmten Harmonie des Lebens aller Einzelnen, mit dem ihres Ganzen dienen, welche ein Hauptgegenſtand dieſer Unterſuchungen geweſen. Dieſe würde aber ſelber ohne jene tiefere Bedeutung bleiben, welche ihr eigenthümlich iſt, wenn ſie uns nicht zuletzt auf ihren innern Grund zurückwieſe.

In dem Organiſchen iſt es die inwohnende Lebensurſache, die Seele, welche, indem ſie in allen einzelnen Theilen ihr eigenthümliches Weſen, ihr eignes inneres Leben ausſpricht, jene Harmonie des Lebens aller Einzelnen, und die tiefe Sympathie deſſelben möglich macht. In der äußeren Natur iſt es nicht minder jener allgemeine höhere Einfluß, welcher bald mehr bald minder mittelbar das Leben der Einzelnen hervorruft, und in jedem Moment erhält. Dieſer iſt das unſichtbare Band, welches um alle Beſonderen geſchlungen, den Uebergang von einem Daſeyn zu einem andern, und das ewig harmoniſche Zuſammenwirken des Weltalls in allen ſeinen Theilen möglich macht. Er iſt die Lebensſeele, welche von oben ausgehend, alle Natur bis in das Aeußerſte und Kleinſte durchdringt.

Jenes allgemeine geiſtige Band, von einer gemeinſchaftlichen Lebensurſache nach Allen ausgehend, vermag auch allein alles das zu löſen, was in jenen Thatſachen, welche dieſe Unterſuchungen enthielten, noch dunkel geblieben. Möge es vergönnt ſeyn, den Inhalt derſelben noch einmal kurz zurückzurufen, um aus ihm ſelber jene lezte Auflöſung zu finden, welche wir geſucht haben. Wir ſehen hiebey noch von dem Inhalt der Einleitung, welcher das älteſte Verhältniß des Menſchen zur Natur war, einſtweilen ab, weil wir ihn am Schluſſe wiederfinden werden.

Zuerſt ſahen wir am Anfange des naturwiſſenſchaftlichen Theiles dieſer Unterſuchungen, wie im ganzen unendlichen Weltall nirgends ein Stillſtand des ſchaffenden, ſich immer neu wiedergebährenden Lebens ſey. Jene Weltſyſteme, welche wie das wozu unſre Sonne, mit allen jenen Millionen der Milchſtraße gehört, im Vergleich mit dem kurzen enge beſchränkten Daſeyn des Menſchen, von ewiger und unendlicher Natur geſchienen, ſind, wie aus vielen damals angeführten Thatſachen ſchien, nicht alle von gleichem Alter, oder von gleichem Stande der Ausbildung. Einige ſcheinen den Kräften der allgemeinen Anziehung ſchon unterlegen, und die einzelnen Welten aus dem gemeinſchaftlichen Untergange einer neuen höheren Verwandlung entgegen zu gehen, andre tragen das Anſehen der ſchönſten Blüthe eines noch jugendlichen Daſeyns, an deſſen früheſten Eingang noch andre ſtehen, welche noch eben aus dem allgemeinen Element der Körperwelt, in ihren erſten, noch undeutlichen Umriſſen hervortreten. Es ſcheinen aber auch die einzelnen Planetenſyſteme, und in ihnen wieder die verſchiedenen Weltkörper, von einer ähnlichen ungleichen Vollendung, und einige der letzteren ſind ſchon der äußerſten Gränze des planetariſchen Daſeyns nahe, während andre noch in der erſten Ausbildung deſſelben begriffen ſind. Es verhält ſich hiermit, wie mit den einzelnen Theilen des lebenden organiſchen Körpers, von welchen ſich auch die minder ſelbſtſtändigen viel früher ausbilden, andre ſpäter, während zuletzt doch alle zugleich mit dem Ganzen untergehen.

So wurde aus dieſen zuerſt aufgeſtellten Thatſachen erkannt, daß jener ſchaffende Lebensgeiſt, welcher auch dieſe Welt einſt aus ihrem Element hervorgerufen, nie ruhet; ſondern ewig in neuen Schöpfungen begriffen, iſt ſein Tagewerk eben ſo ewig und endlos der Zeit als dem Raume nach. Er iſt es, welcher dieſe hier erweckend aus dem Schlummer der Elemente, in jenen das Leben ſeiner letzten Vollendung, und der neuen, immer höheren Verwandlung entgegen führt.

Hierauf ſahen wir, wie die einzelnen Weltkörper unſres Syſtems einem allgemeinen Geſetz gehorchen, und wie nicht allein jeder einzelne mit dem nächſt vorhergehenden und mit dem darauf folgenden in einem genauen Zuſammenhang ſteht, ſondern wie alle Glieder des Syſtems, durch die Scheidung in zween Reihen, in eine innige Beziehung und Wechſelwirkung treten. Hieraus mußte erkannt werden, daß nicht allein Eine Urſache Alle zum Daſeyn hervorgerufen, ſondern daß dieſe ewig allgegenwärtig noch in ihnen wirkt, ſie erhält, indem ſie die nur in ihr Lebenden unter ſich vereint, und zu unaufhörlicher Wechſelwirkung bewegt. Denn der höhere Einfluß iſt es allein, deſſen unaufhörliche Gegenwart die Gegenſätze erweckt, und ihre Wechſelwirkung möglich macht, durch ihn allein empfängt, wie im lebenden organiſchen Körper durch die Seele, der höhere Gegenſatz das Leben, welches er dem untergeordneten mittheilt.

Die endlichen Weſen vermögen das Unendliche und Göttliche, aus welchem ſie ſind, nicht unmittelbar anzuſchauen, nicht unmittelbar das Leben aus ihm zu empfangen, ſondern dieſes wird ihnen, nach dem Maaße ihrer Empfänglichkeit, durch andre höhere vermittelt. Den einzelnen Körpern, welche zu dem Planeten gehören, welchen wir bewohnen, ſtellt dieſer die allgemeine Lebensurſache in ſich dar, welche ſie einſt hervorgerufen, und in welcher ſie allein beſtehen und erhalten werden. Es ſpricht ſich dieſes Verhältniß durch die Schwere aus, welche die Körper unaufhörlich nach dem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte hintreibt, worinnen dieſe zu erkennen geben, daß ſie nur in und durch ihren Planeten ſind. Die Schwere iſt das erſte und einzige, wodurch ſich auf den unterſten Stufen der irdiſchen Bildung, der höhere Einfluß in dem Daſeyn der Dinge zu erkennen giebt. Wir bemerken noch kein andres Streben in ihnen, als durch Schwere und Cohärenz, mit dem höheren Ganzen, durch welches ſie beſtehen, Eins zu ſeyn. — Nur eine Stufe höher ſehen wir aber den erſten Schimmer einer höheren Welt, im Magnetismus aufgehen. Es wird hier durch den höheren Gegenſatz, oder durch den poſitiven Pol, dem andern, oder negativen, das Erdganze vermittelt. Deshalb, ſo bald der Gegenſatz erwachte, werden die Dinge nicht mehr allein von ihrem Planeten, ſondern auch gegenſeitig von einander ſelber angezogen. Der höhere Einfluß wird ihnen nicht mehr allein aus dem Planeten, ſondern auch einem aus dem andren. Zugleich, wenn nun im Magnetismus ein einzelner Körper dem andern das darſtellt, was ſonſt allen einzelnen Körpern das Erdganze, tritt er in die Verhältniſſe des Planeten, (deſſen Abbild er iſt,) zu andern Weltkörpern und zu dem höheren Ganzen. Wir bemerken deshalb die Bewegung nach den Polen der Erde, und jene periodiſchen Veränderungen, welche den größern Perioden des planetariſchen Daſeyns entſprechen. — Daſſelbe Verhältniß und dieſelbe Urſache der Wechſelwirkung, wurde in der Elektricität und im Galvanismus erkannt.

Während nun die Körper um ſo mehr von dem Planeten abhängen, um ſo ſchwerer und cohärenter erſcheinen, je unvollkommner und unſelbſtſtändiger ſie in ſich ſelber ſind, ſehen wir ſie, je vollkommner der Gegenſatz in ihnen erwacht, und je mehr ſie in der Wechſelwirkung deſſelben dem Erdganzen gleich werden, deſto unabhängiger von dieſem, deſto leichter werden. Jenſeit der Elektricität, als die höchſte Blüthe des chemiſchen Proceſſes, tritt die Luftform hervor, jener Zuſtand der Körper, wo ſie weder durch Cohärenz, noch durch jenen bedeutenden Grad der Schwere, der die andren Körper an ihrer Stelle feſthält, an den Planeten gebunden ſind. Dieſe Freyheit und Selbſtſtändigkeit wird dadurch erlangt, daß ſie das Weſen des Planeten vollkommen in ſich ausſprechen. Sie gehören nun nicht mehr dieſem, ſondern vielmehr einem höheren Ganzen an, zu welchem ſich, der Planet ſelber als Theil verhält, und das ſich den Sinnen als Sonne darſtellt. Endlich wird in dem Licht des Verbrennungsproceſſes, welcher erſt durch, die Gegenwart der Atmosphäre möglich wurde, in dem poſitiven Gegenſatz jenes höhere Ganze, die Sonne ſelber dargeſtellt. Mit dem Eintritt des Lichts iſt nun die äuſſerſte Gränze der anorgiſchen Welt erreicht, und jenſeit derſelben erhebt ſich das organiſche Leben.

Die Gegenſätze, aus deren Wechſelwirkung ſich daſſelbe erhebt, ſind Anfangs faſt noch unverändert die, welche ſich im Verbrennungsproceß thätig zeigen, und an ſeinen erſten Anfängen wenigſtens, läßt ſich das organiſche Leben mit Recht mit ihm vergleichen, obwohl dieſer Vergleich öfters zu weit getrieben worden. Es wird im Organiſchen in dem höheren Gegenſatz, welcher zuletzt im Thierreich als Nervenſyſtem erſcheint, die Urſache des allgemeinen Lebens immer höher und vollkommner dargeſtellt. Dieſe iſt es, welche, als ſie ſich zuerſt den Dingen in dem Planeten, vollkommner dann in der Sonne offenbarte, zuletzt unmittelbarer und inniger, in dem Werk des Lebens und der Wechſelwirkung ſeiner Gegenſätze, endlich in dem geiſtigen Ideal deſſelben angeſchaut wird. Es iſt dieſelbe, die hier als Schwere, dort als Licht, hier als Leben, dort als Bewußtſeyn und Begeiſterung erſcheint.

So zeigte ſich uns von den erſten Regungen einer ſelbſtſtändigeren Thätigkeit im Anorgiſchen, ein ununterbrochner Weg zu der Geſchichte des organiſchen Lebens. In den Geſtalten der Gebirge, in den Hauptformen ihrer Maßen, wurde das Streben nach den vollkommneren Formen des Organiſchen geſehen, und wie die älteſten, in der Kugelform noch ein Sinnbild der allgemeinen Schwere waren, ſpäter in der Säulenform der organiſche Gegenſatz, und der erſte dunkle Grundriß der Vegetation ſich ankündigte. Bald nach dieſer Zeit wurden die Spuren einer vollkommneren organiſchen Welt gefunden, minder vollkommne Weſen hatten ſchon in früheren Perioden gelebt, und waren unter ihren Gebirgen begraben. Es ſprach dieſe älteſte Geſchichte der Erde, deren Urkunden unvergänglich in Felſen geſchrieben ſteben, von Weſen, deren Geſchlechter theils ganz untergegangen ſind, oder die doch an Größe und Mächtigkeit des Körperbaues unter ihren noch jetzt vorhandnen Geſchlecht, nichts Gleiches haben. Zugleich wurden die Ueberreſte von Thieren und Pflanzen einer fernen heißen Zone in Gegenden geſehen, welche in der Nähe der Pole, jetzt nur eine dürftige Thier- und Pflanzenwelt in ſich gedeihen laſſen. Jene glückſeeligere und kräftigere Vergangenheit, von welcher dieſer Nachlaß der Vorwelt zu uns ſpricht, war jedoch nicht in einer Veränderung der aſtronomiſchen Verhältniſſe des Planeten gegründet, dieſe ſcheinen vielmehr mit dem Daſeyn und dem eigenthümlichen Weſen deſſelben unzertrennlich verbunden; ſondern es hatte jener üppigere Zuſtand der Erdoberfläche ſeinen Grund in der früheren Beſchaffenheit der Atmoſphäre. Wie überhaupt die Geſchichte des organiſchen Lebens, mit der des Lichts im Verbrennungsproceß beginnt, und dieſer ſelber erſt durch die Luftform möglich wird, ſo begann auch das Daſeyn der vollkommneren organiſchen Welt, da, als der Luftkreis den höchſten Gipfel ſeiner Vollendung erreicht hatte. In Zahl der Individuen und größerer Körpermaſſe, ſprach ſich zuerſt jener ſchaffende Lebensgeiſt aus, welcher ſpäter in edleren Formen, und in einem freyeren Streben ſich offenbarte.

Von jener organiſchen Vorwelt wendeten wir uns hierauf zu der jetzt beſtehenden lebenden Natur. Es wurde zuerſt in den Perioden des Pflanzen- und thieriſchen Lebens, jene innige Harmonie der Einzelnen mit dem Leben des Ganzen erkannt, welche ſo oft der Gegenſtand dieſer Unterſuchungen war. Die Formen der Pflanzenwelt ſchienen ſich dem höchſten Gipfel derſelben, durch zwey verſchiedene Wege, welche ohne Zuſammenhang mit einander waren, zu nähern, und wir ſahen von den unvollkommnen Geſtalten der Flechten und Mooſe, durch die der vollkommneren Kräuter und baumartigen Gewächſe, ein Hinaufſteigen bis zu den Palmen, während auf kürzern Wege eine andre, mit jener nicht zuſammenhängende Reihe, von den Palmen durch die Farrenkräuter, bis zu den unvollkommenſten Seegewächſen hinabreichte. Aehnliche zwey entgegengeſetzte Reihen, wurden ſpäter auch in den verſchiedenen Klaſſen des Thierreichs anerkannt, doch wurden ſie vorzüglich nur durch die der Vögel und Säugethiere hindurchgeführt. Jener Gegenſatz, welcher ſchon zwiſchen Thier und Pflanzenwelt beſteht, ſprach ſich in den höchſten Formen der Säugethiere in den beyden entgegengeſetzten Thierbildungen der von Pflanzen und der vom Raube lebenden aus. Auf der Seite der einen war ein Uebergewicht der körperlichen Maſſe, und der Productionskraft überhaupt, auf der andren eine überwiegende Ausbildung der Muskeln. Sey es nun, daß, wie es wirklich aus einigen damals aufgeführten Thatſachen geſchienen, die Geſchlechter der Pflanzenfreſſenden Thiere früher entſtunden, als die der Raubthiere, und daß ſchon die zahlreichen Geſchlechter der Seethiere, welche mit den jetzt lebenden ſo wenig übereinſtimmend, in den Gebirgen früherer Zeiten gefunden werden, der Anfang der erſten, hinaufwärts ſtrebenden Reihe wären, während die jetzigen Geſchlechter jener unvollkommnen Thiere, das letzte Werk der ihrem Verſchwinden nahen Productionskraft der äußern Natur, und das letzte Ende der jüngeren zweyten Reihe ſind; oder ſey es, daß beyde ſich entgegengeſetzte Reihen zu gleicher Zeit entſtunden, ſo ſind ſie uns ein deutlicher Beweis für jene höhere Seele, welche über allen einzelnen Geſchlechtern ſchwebend, erſt durch die Vereinigung aller, ein vollendetes ſelbſtſtändiges Ganze bildet. Denn indem ſich die Kräfte der thieriſchen Natur in der tiefſten Reihe nur nach der einen Seite ausbilden, entfalten ſie ſich doch in der zweyten nur eben ſo unvollſtändig nach der andern Seite. Ja dieſe zweyte Reihe iſt nur in Beziehung auf die erſte. Erſt in beyden Reihen zuſammen, ſcheint ſich das innre Weſen der Thierwelt vollkommen auszuſprechen, und ſelbſt in den äußerlichen Verhältniſſen des Menſchen, ſtellte ſich dieſes, wenigſtens wie er Anfangs auftrat, noch nicht vollkommen dar, ſondern wir ſehen ihn in Hinſicht ſeiner körperlichen Bildung ſich mehr nach der einen Seite herüberneigen. Nur in dem ſchaffenden Geiſt, aus welchem ſie alle ſind, nur in dem höheren Einfluß, in welchem das Leben Aller erhalten wird und beſteht, ſind die Einzelnen die nur in Beziehung auf einander ſeyn können, ein vollſtändiges Ganze, und in ihm allein löſt ſich der

Widerſtreit der entgegengeſetzten Richtungen, denen wir in der äußern Natur begegnen, vollkommen auf, wie auch jene Töne, welche einzeln zuſammengeſtellt, Mißtöne waren, erſt in dem Geiſt des Künſtlers, wo ſie ſich harmoniſch vereinen, ein vollendetes Ganze, voll tiefer innrer Bedeutung werden. So iſt auch das hohe Ideal der menſchlichen Natur, in keinem Einzelnen vollkommen ausgeſprochen, ſondern es wird erſt durch alle Individuen, ja durch die einzelnen Weltalter, in dem großen Werk der Geſchichte vollendet. Nur der Genius, welcher über den Schickſalen der Einzelnen wie über der Geſchichte des ganzen Geſchlechts waltet, wird die mannigfaltigen, und öfters ſich wiederſtreitenden Beſtrebungen der verſchiednen Zeiten zuletzt in ſeeliger Harmonie vereinen. Jener überall waltende höhere Einfluß, welcher auf eine erhabnere Weiſe in dem Werk der Geſchichte ſich offenbart, wurde auch in jenen tiefen Sympathien, in jener vorherbeſtimmten Harmonie, worinnen die einzelnen Geſchlechter der Pflanzen und Thiere mit der äußren Natur ſtehen, anerkannt, nach welcher es geſchieht, daß die Bedürfniſſe eben dann erwachen, wenn ihre Befriedigung nahe iſt, oder daß die Natur dem Mangel, welcher auf der einen Seite entſteht, durch Ueberfluß auf einer andern abhilft.

Am erhabendſten und ſchönſten offenbart ſich aber jener höhere Einfluß, wo er als geiſtiges Band um alle verſchiedenen Stufen des Daſeyns der Dinge geſchlungen, den Uebergang bildet von einem jetzigen Daſeyn in ein höheres künftiges. Wir ſahen aus vielen Thatſachen, welche eine der letzten Vorleſungen aufſtellte, wie jedes Weſen, während es ſich noch in der Beſtimmung des gegenwärtigen Daſeyns vollendet, ſchon den Keim eines künftigen in ſich trägt, welcher in den höchſten Momenten des jetzigen erwachend, ſich zuweilen auf kurze Augenblicke ſichtbar macht. Wie derſelbe ſchon in jenen Zuſtänden des noch lebenden Körpers, wo die noch übermächtigen Kräfte des gegenwärtigen Lebens ſchlummern, oder gehemmt ſind, ſich deutlich regt, ſo wird er noch vielmehr im Tode, wenn das was ihn verdunkelte hinuntergegangen, aufleben. Es geſchieht, wie anderwärts gezeigt iſt, der Uebergang in ein neues Daſeyn, durch einen Zwiſchenzuſtand, welcher jenen ſeltnen Zuſtänden, wo ſich ganz neue ſonſt nie geſehene Eigenſchaften unſrer Natur entfalten, mehr verwand iſt. — Was vermöchte aber in den Weſen jene mit dem jetzigen Leben in keinem Zuſammenhang, ja öfters im Widerſpruch ſtehenden Eigenſchaften zu erwecken, als eben jener höhere Einfluß, in welchem alle einzelne, an ſich oft einſeitige Zuſtände des Daſeyns der Dinge, erſt ein Ganzes werden. Dieſer iſt es, welcher den Weſen in den höchſten Augenblicken ihres Lebens, am innigſten gegenwärtig iſt, und er, welcher ſie einſt zu dem jetzigen Tagewerk hervorgerufen, erzeugt ſie dann zu dem neuen höheren. In ihm allein beginnt alles Leben, und in ihn kehret nach vollendetem Laufe alles zurück, auf daß es aus ihm von neuem höher wiedergebohren würde.

Offenbar deuten jene tieferen Eigenſchaften, welche zuweilen wie hohe Fremdlinge, bey einem unvollkommnen Daſeyn verweilen, auf Etwas, das über die eigenthümlichen Gränzen der gegenwärtigen Kräfte und Beſtrebungen weit hinaus geht, und was nicht eine Wirkung der jetzigen Umgebungen, welche weit unter ihm ſind, ſeyn kann. Der höhere Einfluß, welcher über dem jetzigen Daſeyn iſt wie über dem künftigen, vermag allein die neue Zeit mitten in der alten vorzubereiten, und das was in dem Weſen der Dinge von ewiger Natur iſt, unter den Trümmern aufrecht zu halten.

So ſchwebt dieſer heilige Einfluß von oben, belebend und erhaltend, allgegenwärtig über Allen. Nach ſeiner innigen Vereinigung, und daß ſie ſeiner immer inniger und unmittelbarer theilhaftig würden, ringen alle Naturen, mit ihren tiefſten Kräften. Den Meiſten aber offenbart ſich der höhere Einfluß durch Vermittlung, und dieſe ſchauen das, was ſie in ſeiner höheren Klarheit nicht zu ertragen vermöchten, in andern endlichen Weſen von einer vollkommneren Natur als ſie ſelber ſind, an. Den Planeten iſt es die Sonne, welche ihnen die ewige Urſache des Daſeyns darſtellt, geringeren irdiſchen Körpern die Erdmaſſe. Nur der Geiſt des Menſchen vermag ſich in den höchſten Augenblicken der Weihe, der unmittelbaren, geiſtigen Anſchauung des Göttlichen zu nähern. Doch hat er dieſes nicht immer ſo wie jetzt vermocht. Wir haben am Anfang dieſer Unterſuchungen auf eine Periode der Geſchichte unſers Geſchlechts gedeutet, wo der Menſch jenes höhere Licht nur noch in dem Geiſt jener Welt anſchaute die er bewohnt. Aſtronomie, inniger Einklang mit dem Leben ſeines Planeten und den Perioden deſſelben, war damals ſein Gottesdienſt geworden, und das ewige Ideal ſeiner Natur ſprach nur noch ſymboliſch, und in körperlicher Hülle zu ihm, den Sinnen vernehmlich.

Wie in der Geſchichte der irdiſchen Körperwelt, zuerſt die Maſſe des Planeten den einzelnen Körpern Vermittler des höheren Einfluſſes wird, ſo ſtund am Anfang der natürlichen Geſchichte unſers Geſchlechts (nur von dieſer haben wir gehandelt) das göttliche Ideal, nur noch vermittelſt des Geiſtes der Natur mit dem Menſchen in Berührung. Unmittelbar wird in der Körperwelt der höhere Einfluß empfangen, wo die Dinge ſich demſelben einander ſelber darſtellen, ſo gelangte auch der Menſch zu einer reineren und innigeren Anſchauung des Göttlichen, als ſich ihm daſſelbe in der höchſten und ſeeligſten Blüthe ſeiner eignen Natur ſelber darſtellte. Wie mit der Erſcheinung des Lichts, als des erſten reinen Repräſentanten des höheren Einfluſſes, die frühere Welt des Anorgiſchen ihre letzte Gränze erreicht hat, und nun von hier an die höhere des Organiſchen beginnt, war auch in jenem höchſten Moment der menſchlichen Geſchichte, die frühere Zeit vollendet, und eine neue höhere begonnen. Doch wird, wie auch die Geſchichte unſers Geſchlechts in früheren und ſpäteren Zeiten ihren Gang genommen hat, und nehmen wird, wie auch die des einzelnen Menſchen in ihren mannigfaltigſten Beſtrebungen ſich ausſprechen möge, überall, wenigſtens in einzelnen Spuren, das eigenthümliche Streben unſrer Natur erkannt, das höhere göttliche Ideal immer inniger anzuſchauen, immer reiner und höher in ſich auszuſprechen.

Es ſcheint das höchſte Ziel unſrer Bildung, daß wir das eigentliche Weſen jenes tiefen innren Strebens, und das wornach es unwandelbar gerichtet iſt, rein und innig anerkennen, und daß wir alsdann nach jenem innern Kampfpreiß unſers Daſeyns mit allen Kräften, treulich und unermüdet ringen. Auf dieſe Weiſe allein wird unſrem Geſchlecht, und zwar ſelbſtſtändiger und bleibender, jene heilige Unſchuld und hohe Vollendung aller Kräfte wiederkehren, welche es am Anfang ſeiner Geſchichte verherrlichte, und jene glückliche Nachwelt wird ſich das durch ihr eignes hohes Streben wieder erringen, was der erſten Vorwelt ohne ihr Verdienſt, von der Natur gegeben war.

Anhang.

Zuſätze

zur zweyten Vorleſung, p. 39.

Spuren der alten Naturweisheit, in der Anordnung des Thierkreiſes.

Selbſt die uralte Eintheilung und Anordnung des Thierkreiſes, iſt viel tiefer in der Natur gegründet, als man wohl gewöhnlich glaubt. Der Punkt, wo wir in der Zeit der Frühlingsnachtgleiche die Sonne ſehen, und der noch in der heutigen Aſtronomie der erſte Grad der Länge iſt, hat nicht blos für unſre Erde, ſondern für alle Planeten unſres Syſtems, eine ſo tiefe Bedeutung, daß wir ſeine Anwendung bey dieſer uralten Anordnung des Thierkreiſes für mehr als zufällig halten müſſen. Es fällt nämlich dieſer Punkt, nicht blos für eine gewiſſe Zeit, ſondern nach einem unveränderlichen Geſetz, und beſtändig (m. ſ. hierüber ſchon den nächſtfolgenden Anhang gegen das Ende) mit dem Knotenpunkt der Veſtabahn auf der Ebene des Sonnenaequators zuſammen. Dieſer iſt aber (ſchon nach den 3 letzten §. des folgenden Anhanges) in dem Verhältniß der Lage der Planetenbahnen gegen die Ebene des Sonnenaequators von derſelben Wichtigkeit, als der Halbmeſſer des Mercur in dem Verhältniß der Größen (nach §. 4.) Zwar beträgt nun der Unterſchied zwiſchen dem Knotenpunkt der Veſtabahn und dem Aequinoctialpunkt unſres, mit der Veſta in einer äußerſt merkwürdigen Beziehung ſtehenden Planeten, (m. ſ. den folgenden Anhang) noch immer gegen ½ Grad; allein dieſer geringe Unterſchied, der in der Natur, wie ſich künftig zeigen wird, wahrſcheinlich gar nicht ſtatt findet, hebt ſich ganz, wenn man den aus Beobachtungen doch immer nur ſehr ohngefähr zu beſtimmenden Knotenpunkt des Sonnenaequators auf der Ebene der Erdbahn, aus welchem dann die der übrigen durch Rechnung gefunden werden, nur wenig verändert. (Wahrſcheinlich iſt derſelbe viel näher an dem Ort wo das Aphelium der Veſta hinfällt, als wir ihn geſetzt haben.)

Auch die Eintheilung des Thierkreiſes in zwölf Theile, davon jeder 30 Grad hält, hängt nicht blos mit der Zahl der Mondumläufe während eines Jahres zuſammen (dann wäre in andrer Hinſicht die Zahl der Zeiteintheilung der Mexicaner der Wahrheit faſt eben ſo nahe gekommen); ſondern wie ſchon im §. 27. des folgenden Anhanges erinnert wird, iſt der Abſtand von 30 Graden, in den Verhältniſſen der Neigungen der Bahn, und der Lage der Knoten und Abſiden, für das ganze Planetenſyſtem ſehr bedeutend.

Die Zahl 60, durch welche jeder Grad ſeit uralten Zeiten getheilt wird, die daraus folgende der Minuten: 21600, ſcheinen ſich auf andre Naturverhältniſſe der Planeten zu gründen, davon das eine beſonders p. 38 und 39 des vorſtehenden Werkes erwähnt iſt. Zwanzig mal 21600 wäre die oft erwähnte, in der Geſchichte unſres Planeten tief gegründete indiſche Zahl 432000, während die Zahl der Secunden der noch jetzt gebräuchlichen Eintheilung des Thierkreiſes — 1296000, der Zahl des zweyten indiſchen Weltalters (3 mal 432000) entſpricht, aus welcher Zeitperiode ſich vielleicht jene Eintheilung herſchreibt.

Zuſätze

zu der ſechsten Vorleſung, p. 171.

Ueber die Verhältniſſe der Größen, Eccentricitäten und Rotationen der Weltkörper unſres Syſtems.

I. Verhältniß der Halbmeſſer zu den Entfernungen.

Ich habe in meinen Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens (zweyten Theiles erſten Band, Leipzig 1807) ein Verhältniß der Halbmeſſer der Planeten zu ihren Entfernungen von der Sonne aufgeſtellt, mittelſt welchem ſich die Größe des zunächſt entfernteren Planeten aus gewiſſen Verhältniſſen des vorhergehenden näheren Planeten genau beſtimmen läſſet. Jene erſte Darſtellung iſt jedoch nicht ohne bedeutende Mängel geblieben, die vorzüglich aus der irrigen Meynung hervorgegangen, daß gewiſſe in jenem Verhältniß vorzüglich bedeutende Zahlen, von denen wir hernach reden werden, von Glied zu Glied blos in geometriſcher Proportion wüchſen. Jener Irrthum, der erſt durch die Entdeckung der Veſta veranlaßt war, hatte auch auf die Beſtimmung des Veſtahalbmeſſers den vorzüglichſten Einfluß gehabt, und denſelben unverhältnißmäßig viel größer angeben laſſen als er wirklich iſt. Er hatte ferner verhindert, die ſehr nahe liegende, und zu vielen Aufſchlüſſen führende Weiſe, den Jupitershalbmeſſer aus den Verhältniſſen der nächſtvorhergehenden Glieder zu beſtimmen, aufzufinden, wodurch die Entſtehung der ganzen (ſogenannten) 2ten Reihe dunkel geworden, und außer allem Zuſammenhang mit der erſten geſetzt war. Ja ſelbſt in den zugleich aufgeſtellten Eccentricitätsverhältniſſen, war durch jene Annahme eine bedeutende Lücke entſtanden, da der Uebergang, welchen jetzt die Veſta von der einen Seite zur andren bildet, dadurch weggefallen. Aus dieſem Grunde habe ich es für nöthig gehalten, jene Verhältniſſe der Größen und Eccentricitäten, hier noch einmal vollſtändiger und deutlicher aufzuſtellen.

1.

Zuerſt wird es gut ſeyn, uns über das eine, bey jenen Verhältniſſen vorzüglich nöthige Element, über die Entfernungen zu vereinigen. Wir würden hierbey eine leichtere Auskunft finden, wenn die Elemente aller Planetenbahnen ſchon wie die der zuletzt entdeckten, auf die Gaußiſche Weiſe berechnet wären, indem wir uns dann ohne weitre Auswahl an dieſe Berechnungen halten würden; vor der Hand aber wird es gut ſeyn, bey den 5 älteren Planeten zwiſchen den faſt allgemein herrſchenden La Placeſchen und La Landeſchen Angaben, und jenen neueren, die ſich im 3ten Band des Traité élémentaire de Phyſique par L. Briſſon. Paris 1798 finden, *) ein Mittel zu wählen.

---

*) Beſonders da ich die lezteren Angaben in meiner erſten Darſtellung jener Verhältniſſe vorzüglich vor Augen gehabt habe.

Mittlere Entfernungen der Planeten in Halbmeſſern der Erdbahn:

	Nach La Place und La Lande	Nach der Angabe bey Briſſon	Mittel aus beyden.
Mercur	0,387100	0,387100	———
Venus	0,723332	0,723330	0,723331
Erde	1,000000	———	———
Mars	1,523693	1,523690	1,5236915
Jupiter	5,202792	5,200980	5,201886
Saturn	9,540724	9,540070	9,540397

Bey den neuerdings zwiſchen Mars und Jupiter entdeckten 4 neuen Planeten, legen wir dagegen unverändert die neueſten Gaußiſchen Elemente; bey dem Uranus, weil bey dieſem die Differenz zwiſchen den La Placeſchen und Briſſoniſchen Angaben, beſonders bey denen der Eccentricitäten zu unverhältnißmäßig groß iſt *) die gewöhnlichen, bey uns herrſchenden Elemente zu Grunde. Hiernächſt iſt die mittlere Entfernung der:

Veſta **) 2,355135
Juno ***) 2,667133
Ceres †) 2,767405
Pallas ††) 2,768948 die des
Uranus 19,081800 was zugleich mit der Angabe der mittleren Entfernung bey Briſſon übereintrifft.

---

*) Die Eccentricität des Uranus iſt nach La Place 0,046683 der halben großen Axe ſeiner Bahn, nach der Angabe bey Briſſon nur 0,00249 derſelben.

**) IIIte Elemente.

***) VIte Elemente.

†) XIte Elemente.

††) Xte Elemente

Auf dieſelbe Weiſe verfahren wir bey den Eccentricitätsverhältniſſen, wo wir wiederum bey den 5 älteren Planeten ein Mittel zwiſchen jenen beyden verſchiedenen Angaben wählen werden:

Verhältniß der Eccentricität zur halben großen Axe.

	Nach la Place und Lalande.	Nach der Angabe bey Briſſon.	Mittel aus beyden.
Mercur	0,205513	0,205890	0,20570150
Venus	0,0068848	0,00698158	0,00693319
Erde	0,016814	0,016850	0,01683200
Mars	0,093088	0,0929979	0,09304295
Jupiter	0,0480767	0,0482178	0,04814727
Saturn	0,0562336	0,0570037	0,05661863

Bey den 4 zuletzt entdeckten Planeten beträgt die Eccentricität nach den angeführten Gaußiſchen Elementen, bey der:

Veſta	0,09330500
Juno	0,2549441
Ceres	0,07834860
Pallas	0,24501980

Bey Uranus iſt die gewöhnliche Angabe der Eccentricität: 0,046683 wir werden aber in der nächſtfolgenden Tabelle, aus Gründen, die wir ſpäter anführen werden, dieſes Element einſtweilen 0,04461378 ſetzen.

Da wir nun die Größe der Planetenhalbmeſſer nach Meilen beſtimmen werden, iſt es nöthig, demnächſt auch das andre Element — die Entfernungen, in Meilen auszudrücken. Wir bleiben bey dieſer Beſtimmung der Entfernungen der bey uns gewöhnlichſten mittleren

4. Angabe der Sonnenparallaxe, aus welcher die mittlere Entfernung der Erde zu 24266,44 Erdhalbmeſſern, oder 20857008 Meilen folgt, getreu.

Entfernungen der Planeten nach deutſchen Meilen, funfzehn auf einen Grad.

	Sonnennähe.	Mittlere Entfernung.	Sonnenferne.	Unterſch. zwiſch. Sonnennähe und Sonnenferne, oder doppelte Excentricität.
Mercur	6412966,2	8073747,6	9734529	3321562,8
Venus	14981922,44	15086520,15	15191117,86	209195,42
Erde	20505943	20857008	21208073	702130
Mars	28822773,6	31779645,7	34736517,8	5913744,2
Veſta	44920988,4	49121087	53321185,6	8400197,2
Juno	41446601	55628847	66811093	25364492
Ceres	53197524	57719789	62242054	9044530
Pallas	43601598	57751975	71902352	28300754
Jupiter	103272002,05	108495777,55	113719553,05	10447551
Saturn	187719120	198984136	210249152	22530032
Uranus	380233449	397989255	415745061	35511612

2.

Wir ſuchen nun für jene Entfernungen einen natürlicheren Maaßſtab, den Halbmeſſer der Weltkörper ſelber. Es moge hierbey als allgemeines, für alle gültiges Maas, der Halbmeſſer des gemeinſchaftlichen Centralkörpers — der Sonne aufgeſtellt werden, während wir zugleich bey jedem einzelnen Planeten, die Entfernungen nach eignen Halbmeſſern beſtimmen wollen.

Wir begegnen hierbey einer nicht geringen Schwürigkeit. Es kann bey den Planeten blos der eigentliche feſte Körper in Anſchlag gebracht werden, demgemäß ſollte auch bey der Sonne blos der Halbmeſſer des feſten Kerns genommen werden. Nun wird aber bekanntlich der eigentliche feſte Körper der Sonne blos da, wo ſich die ihn verhüllende leuchtende Atmosphäre öffnet — nach dem Aequator hin — geſehen, und was wir bey der Sonne meſſen, iſt nicht der Umfang des feſten Körpers allein, ſondern zugleich die ihn bis zu einer nicht unbedeutenden Höhe umgebende leuchtende Lufthülle. Die Höhe der letzteren müßte demnach von dem Halbmeſſer, welcher aus den Meſſungen erhalten wird, abgezogen werden, erſt dann werden wir jenen wahren Halbmeſſer, den wir hier ſuchen, erhalten. Alle Meſſungen müſſen hier freylich, wie Schröter gezeigt hat,*) äußerſt unſicher, und bedeutenden Irrthümern ausgeſetzt ſeyn, da es ihnen an ſicherem, bey ähnlichen Meſſungen unumgänglich nöthigem Schatten fehlt, doch wollen wir uns einſtweilen an die hierüber vorhandnen Meſſungen des berühmten Herſchel halten. Es ſetzt dieſer die Höhe der leuchtenden Atmosphäre der Sonne zwiſchen 1843 und 2765 engliſchen Meilen, oder da ſich dieſe zu den deutſchen Meilen verhalten, wie 826 zu 3811,6, zwiſchen 399,4 und 599,2 deutſchen Meilen. Wir halten uns näher nach der einen äuſſerſten Gränze als der Mitte, und beſtimmen die Höhe der leuchtenden Lufthülle zu 570 Meilen, mithin, da wir, wie gewöhnlich, den Halbmeſſer der Sonne 96946 Meilen ſetzen, den Halbmeſſer des eigentlichen feſten Kerns, nach Abzug jener Höhe der Atmosphäre, zu 96376.*) Demnach ſind jene Entfernungen in Sonnenhalbmeſſern:

---

*) In ſeinen älteren Beyträgen.

	Sonnennähe.	Mittlere Entfernung.	Sonnenferne.
Mercur	66,5411	83,7734	101,0057
Venus	155,4528	156,5381	157,6234
Erde	212,7702	216,4128	220,0555
Mars	299,0658	329,7464	360,4270
Veſta	466,1013	509,6816	553,2620
Juno	430,0310	577,2063	724,36179
Ceres	551,9789	598,9020	645,8251
Pallas	452,4113	599,2360	746,0607
Jupiter	1071,553	1125,755	1179,957
Saturn	1947,778	2064,664	2181,550
Uranus	3945,312	4129,547	4313,783

---

*) In meiner ſchon oben angeführten Schrift habe ich die leuchtende Atmosphäre zu 536, mithin den Halbmeſſer des feſten Sonnenkörpers, zu 96410 geſetzt, woher die Verſchiedenheit der Zahlen entſtanden iſt.

3.

Wenn wir beyläufig die Entfernungen in dieſem letzteren Maasſtabe ausgedrückt, mit den Zahlen derſelben Entfernungen, nach Halbmeſſern der jedesmaligen Planeten vergleichen, wird unſre Aufmerkſamkeit zuerſt durch einige Verhältniſſe erregt, welche freylich nur ohngefähr und mit geringer Genauigkeit ſtatt finden. Wir ſehen nämlich, daß bey Venus, Erde und faſt auch noch bey Mars, die Cubicwurzel der Entfernung in eignen Halbmeſſern doppelt ſo viel iſt, als die Quadratwurzel derſelben Entfernung nach Sonnenhalbmeſſern, oder daß zwiſchen beyderley Zahlen das Verhältniß von a^2 zu $2 a^3$ ſey. Während nämlich bey der Venus die Entfernung in Sonnenhalbmeſſern das Quadrat einer Zahl iſt, welche nahe an 13 ſteht, iſt dieſelbe in Venushalbmeſſern ausgedrückt, der Würfel von 2 mal 13 oder 26; bey der Erde iſt die erſtere Zahl das Quadrat von faſt 15 (14,711) während die Entfernung in Erdhalbmeſſern der Würfel von 29, oder dem Doppelten dieſer Zahl iſt. Dagegen iſt ſchon bey Mars jene Zahl das Quadrat von etwas mehr als 18, während dieſe der Cubus von mehr als 2 mal 19 iſt (39,72).

Auf eine ähnliche Weiſe, und mit nicht größerer Genauigkeit, finden wir bey Jupiter, Saturn und faſt auch noch bey Uranus, die Cubicwurzel der Entfernung in Sonnenhalbmeſſern, gleich der Biquadratwurzel derſelben Entfernung in Halbmeſſern des jedesmaligen Planeten, oder zwiſchen den Zahlen des Abſtands nach beyderley Maasſtäben, das Verhaltniß von a^3 zu a^4. So iſt bey Jupiter die mittlere Entfernung nach Sonnenhalbmeſſern, der Würfel von 10,4, während wenigſtens die Sonnenferne das Biquadrat dieſer Zahl iſt; bey Saturn iſt 12,48 die Cubicwurzel der Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern, während wenigſtens die Sonnenferne nach eigenen, das Biquadrat dieſer Zahl iſt (genauer von 12,47). Dagegen iſt bey Uranus die Cubicwurzel der Zahl des Abſtandes nach der erſteren Weiſe ausgedrückt, nur wenig mehr als 16, während die Biquadratwurzel der andren Zahl faſt 18 iſt.

Von einer gewiſſen Seite bildet ein andres Verhältniß dieſer Art, das bey dreyen der 4 zuletzt entdeckten Planeten ſtatt findet, zu jenem das wir bey Jupiter, Saturn und Uranus fanden, den Uebergang. Wir erkennen nämlich vorzüglich bey Ceres, in der Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern, faſt die Quadratwurzel derſelben Entfernung nach Cereshalbmeſſern (jene iſt 551,97 dieſe das Quadrat von 550,1). Eine Annäherung an dieſes Verhältniß wird auch bey Pallas bemerkt, während daſſelbe bey Juno in einem Theil ihrer Bahn, der der mittleren Entfernung ziemlich nahe liegt, genau ſtatt findet. Dieſes Verhältniß a zu a^2 gleicht nämlich jenem von a^3 zu a^4 ſchon darin daß a in a^2 eben ſo viel mal enthalten iſt als a^3 in a^4, nämlich a mal.

4.

So unbedeutend jene beyläufigen Verhältniſſe für ſich allein ſeyn würden, ſo wichtig und bedeutend werden uns dieſelben in ihrer anderweitigen Anwendung. Es leuchtet von ſelber ein, daß ſie auf dem Verhältniß der beyderſeitigen Halbmeſſer beruhen. Wenn wir demnächſt jenes erſtere Verhältniß von a^3 zu a^4, daß wir bey Venus, Erde und Mars ſtatt finden ſahen, auch für den erſten Planeten des ganzen Syſtems, für Mercur ſuchen, wo daſſelbe zwar zwiſchen den Zahlen der Entfernungen nicht vorhanden iſt; ſo finden wir zwiſchen dem Halbmeſſer des Mercurs und der Sonne das Verhältniß von 39,13582)^2 zu 78,27164)^3 wobey wir den Halbmeſſer des Mercur nahe an dem Reſultat der Schröterſchen Meſſungen, zu 307,8254 Meilen *) angenommen haben.

Wenn wir nun (einſtweilen abgeſehen von der Weiſe, wie der Halbmeſſer der Venus von Mercur aus beſtimmt wird) 2 mal 78,27164 mit der Zahl der Sonnenferne der Venus nach Sonnenhalbmeſſern (157,62347) multipliciren, ſo erhalten wir 24674,89 was genau die Sonnenferne des nächſtfolgenden Planeten (Erde) nach eignen Halbmeſſern iſt. Oder anders ausgedruckt, wenn wir mit der erhaltnen Zahl 24674,89 die mithin das Verhältniß des Halbmeſſers der Erde zu ihrer weiteſten Entfernung von der Sonne ausdruckt, in die Sonnenferne derſelben nach Meilen dividiren, erhalten wir für ihren Halbmeſſer genau 8591½ Meilen.

Multipliciren wir ferner 4 mal 78,27164 mit der Zahl der Sonnenferne der Erde nach Sonnenhalbmeſſern (mit 220,0333) ſo erhalten wir 68896,432, wel-

---

*) Die letzte Schröterſche Angabe iſt das Mittel aus zwey ſehr genauen Beſtimmungen, davon die eine, die ſich auf die Zeit des Durchgangs gründet, den Mercurhalbmeſſer nach Meilen zu 306,80 die andre auf Meſſungen gegründete, auf 308,81 [illegible] (Mittel aus beyden [illegible] Secunden oder 304,96 Meilen.) Von der einen Angabe weicht unſre Annahme noch keine ganze Meile ab.

che Zahl, wenn wir damit in die weiteſte Entfernung des nächſtfolgenden Planeten Mars, nach Meilen dividiren, für den Halbmeſſer deſſelben 504,18673 Meilen giebt, während derſelbe nach den vortreflichen Schröteriſchen Meſſungen 503 beträgt. *) Ferner wird aus der Zahl der Sonnenferne des Mars nach Sonnenhalbmeſſern (360,4270) multiplicirt mit 16 mal 78,27164, 451379,4 erhalten. Es fällt ſogleich in die Augen, daß dieſe Zahl das Verhältniß des Halbmeſſers der Juno zu ihrer Sonnenferne ausdrückt; denn wenn wir damit in die weiteſte Entfernung der Juno nach Meilen dividiren, finden wir ihren Halbmeſſer zu 154,6617 Meilen, während derſelbe wirklich nach Schröter 154,5625 mithin nicht ganz $\frac{1}{10}$ Meile weniger beträgt. **)

Es bleibt uns nun noch ein Planet, allem Anſchein nach noch von Mars aus zu beſtimmen übrig, die zuletzt entdeckte Veſta. Dieſer kleine Planet nimmt ſeine Stelle noch vor der Juno, zunächſt an Mars ein. Da nun ſonſt überall der Halbmeſſer des nächſtfolgenden Planeten aus der Sonnenferne des vorhergehenden beſtimmt wird, ſo muß auch der der Veſta von Mars aus gefunden werden, und auf die Sonnenferne dieſes Planeten muß ſich deshalb, da wir ſchon die Verhaltnißzahl des Junohalbmeſſers durch ſie beſtimmt ſahen, das Größenverhältniß nicht blos eines, ſondern zweyer nächſtfolgenden Planeten gründen.

---

*) S. Lilienthäliſche Beobachtungen der neuentdeckten Planeten Ceres, Pallas und Juno.

**) Ebendaſelbſt.

Es ſind nun, nach den vorgehenden Gliedern zu ſchlieſsen, zwey Fälle möglich. Entweder die Zahl 78,27 wächſt von Glied zu Glied in geometriſcher Progreſſion, (1 — 2 — 4 — 8 — 16,) und dann muß der zwiſchen Mars und Juno gelegenen Veſta die Zahl 8 mal 78 u. ſ. w. zukommen, oder jene Zahl wächſt, wie 4 das Quadrat von 2, 16 das von 4 iſt, in der Progreſſion der Dimenſionen, was freylich aus andren tiefer liegenden Gründen wahrſcheinlicher wäre. Das erſtere wurde von mir im 2ten Band m. Ahnd. vermuthet, und deshalb der Veſtahalbmeſſer viel zu groß gefunden; das letztere findet wirklich ſtatt. Da nämlich die 2te Potenz von 4 mal 78, ſich ſchon in Juno darſtellt, ſo bleibt für Veſta, obgleich dieſem dem Mars näheren Planeten eigentlich die geringere Zahl zu gehören ſchiene,*) nur noch die 3te. Wirklich aber erhalten wir, wenn wir 64 mal 78,27164 mit 360,4270. (Sonnenferne des Mars) multipliciren: 1805518, und dieſe Zahl, wenn wir damit in die weiteſte Entfernung der Veſta nach Meilen dividiren, giebt für den Halbmeſſer derſelben. 29,512 Meilen, was ſchon mit den erſten und einmaligen Schröterſchen Meſſungen ſehr nahe übereintrifft. Es fand derſelbe nämlich in der bis jetzt einzig bekannt gemachten Meſſung vom 26ſten April 1807, den Halbmeſſer dieſes überaus kleinen Weltkörpers, nicht einmal ½ Secunde, ſondern ohngefähr nur 0",433 mithin bey der damaligen Entfernung der Veſta von der Erde, ſehr nahe an unſrer Angabe.

Mit 64 mal 78,27 ſcheint der äußerſte Gipfel jener bis zur Veſta zunehmenden Progreſſion erreicht, und wir ſehen nun bey den gleich nach Juno folgenden Planeten Ceres und Pallas die Verhältnißzahlen der Halbmeſſer zu der weiteſten Entfernung, außer Zuſammenhang mit der Zahl 78,27. Doch wird uns auch hier das bey den früheren Gliedern gefundene Verhältniß treu bleiben, wie ſich hernach zeigen wird. Ehe wir aber weiter gehen, blieb uns noch ein bisher übergangenes Glied übrig, die Beſtimmung jener Verhältnißzahl des Halbmeſſers bey der Venus, aus der Sonnenferne des Mercur.

---

*) Hiervon werden wir die Gründe ſpäter ſehen.

5.

Es muß uns dieſes noch fehlende Glied vorzüglich in einer Hinſicht ſehr wichtig ſeyn, indem uns daſſelbe Aufſchlüſſe verſpricht, die uns hernach auch zur Auffindung des erſten Gliedes jener wahrſcheinlich*) von Ceres und Pallas an eintretenden zweyten Reihe, leiten können. Die Sonnenferne des Mercur nach Sonnenhalbmeſſern beträgt 101,0057. Wenn wir dieſe Zahl mit 101,0057 (mithin mit ſich ſelber) + 78,27164 (179,2773) multipliciren, ſo erhalten wir 18108,03, und dieſe Zahl, wenn wir damit in die Sonnenferne der Venus nach Meilen dividiren, giebt den Halbmeſſer derſelben zu 838,916 Meilen, was zwiſchen den Angaben zweyer berühmten Aſtronomen — Schröters und Bodes — davon jener den Venushalbmeſſer zu 834 dieſer zu 844 Meilen ſetzt, faſt mitten innen, und nur wenig näher nach der Schröterſchen Angabe ſteht.**) Jene Zahl 179,27 ſcheint, wie wir ſie auch

---

*) Schon nach §. 3.

**) Da jedoch, wie man §. 24. ſehen wird, ſehr wahrſcheinlich auch die Zahl 78,27, die eigentlich aus 24 entſtanhier darſtellen, 1 mal $78{,}_{27}$ verbunden mit der Zahl der Sonnenferne ſelber zu ſeyn, wiewohl ſich ihre Entſtehung auch noch anderwärts herleiten ließe. Es iſt nämlich die weiteſte Entfernung des Mercur nach eignen Halbmeſſern ($31623{,}_5$) das Quadrat von faſt 178 ($177{,}_{83}$) mithin eine Annäherung an die wirklich vorkommende 101 + 78. Jedoch würde mit $177{,}_8$ der Halbmeſſer der Venus ſelbſt noch über die Bodeſche Angabe etwas hinausfallen, und wir müſſen auch aus andren Gründen, die wir bey der Pallas finden werden, jene Quadratwurzel der Verhältnißzahl des Mercurhalbmeſſers, für eine bloße Annäherung an die auf andren Gründen beruhende wirklich vorwaltende Zahl halten.

Denn ſo iſt es nicht ohne tiefe Bedeutung, daß bey den Monden, und vorzüglich bey den Jupitermonden, die Verhältnißzahl des nächſtfolgenden aus der Jupiterferne des vorigen nach Jupiterhalbmeſſern (die ganz natürlich hier das ſind, was in unſrem Verhältniß die Sonnenhalbmeſſer) ſo erhalten wird, daß dieſe Zahl der Jupiterhalbmeſſer mit ſich ſelber multiplicirt wird, (eben ſo wie bey Mercur 101 mit ſich ſelber) wozu dann noch eine andre, ſich bey mehreren Gliedern gleichbleibende Zahl tritt (eben ſo wie dort 78). Der

---

den iſt, Anfangs dieſem Urſprung näher ſteht, (wie die aus 63 entſtandne 58½ die wir ſpäter anderwärts finden werden, Anfangs als $61{,}_8$ ja als 62 erſcheint) ſo würde es vielleicht der Wahrheit noch angemeſſener ſeyn, wenn wir nach den Schröterſchen Meſſungen den Halbmeſſer der Venus zu 834 Meilen beybehielten. Dann iſt das Verhältniß deſſelben zur weiteſten Entfernung wie 1 zu $18214{,}_{91}$ in welcher Zahl das ſpäter blos noch als $78{,}_{27}$ auftretende andre Element, noch als $79{,}_{188}$ erſcheint.

einzige Unterſchied, welcher ſich hierbey findet, iſt, daß bey jenen Monden das Quadrat des Apojovii mit jener andern Zahl, welche hier 4 iſt, multiplicirt wird (die Verhältnißzahl des Halbmeſſers eines nächſtfolgenden Jupitermondes zu ſeiner Entfernung von dem Centralkörper iſt faſt genau das Quadrat des Apojovii des vorhergehenden, 4 mal genommen). Dagegen wird in unſrem bey Mercur erwähnten Falle nicht das Quadrat von 101, ſondern die einfache Zahl ſelber mit 78 multiplicirt, und alsdann dem Quadrat von 101 hinzugefügt, und während bey den Monden in der Verhältnißzahl des nächſtfolgenden Gliedes vorzüglich nur das Quadrat jener erwähnten Zahl vorherrſcht, und die andre Zahl (4) dieſer nur untergeordnet erſcheint, tritt hier ſchon die für die ganze eine Hälfte des Planetenſyſtems charakteriſtiſche 78,27 ſelbſtſtändig, in unmittelbare Verbindung mit der Zahl der Sonnenferne ſelber.

So erſcheint der zunächſt an der Sonne ſtehende Planet in einiger Hinſicht noch mit halbem Mondcharakter, und die hier am kräftigſten wirkende Schwere des Centralkörpers ſtrebt etwas Aehnliches zu bewirken, wie die der Hauptplaneten an den Monden. Doch erwacht auch zugleich der eigenthümliche Charakter der Planeten in der ihnen, wie wir ſahen, bis zur Veſta eigenthümlichen Zahl 78. Durch dieſe tritt Mercur wirklich als das erſte Glied in jene Reihe, die mit Veſta endet, und es ſteigt dieſelbe von 1 mal 78 bis 64 mal 78.

6.

Von Ceres und Pallas an ſcheinen uns, wie ſchon erwähnt, alle Spuren jenes Verhältniſſes, das ſich durch 5 Glieder ſo treu geblieben, zu verlaſſen, und wir ſehen uns auf einmal wieder völlig im Dunklen. Entweder war aber auch jenes erſterwähnte Verhältniß ein bloßes Spiel des Zufalls, oder auf eine völlig analoge Weiſe, muß ein ſolches Verhältniß bis zum Uranus fortgehen.

Wir nehmen hierbey unſre Zuflucht wieder zu jenen erſt erwähnten ohngefähren Verhaltniſſen, denen wir ſchon das Auffinden der erſten Reihe *) verdankten. Man wird ſich erinnern, daß, eben ſo wie ſich bey den 3 der Sonne näheren Planeten, die Zahlen des Abſtands nach Sonnen- und eignen Halbmeſſern verhielten wie a^2 zu 2 a^3, dieſe bey den 3 letzten Planeten in das Verhältniß von a^3 zu a^4 traten. (nach §. 3.) Die für die ganze erſte Reihe charakteriſtiſche Zahl 78,27 wurde dadurch gefunden, daß wir das Verhaltniß a^2 zu 2 a^3 zwiſchen dem Halbmeſſer des erſten Gliedes der Reihe, des Mercur, und dem der Sonne aufſuchten; auf dieſelbe Weiſe mußte hier das Verhaltniß a^3 zu a^4 zwiſchen dem Halbmeſſer des erſten Gliedes einer wahrſcheinlich nun beginnenden zweyten Reihe, und dem der Sonne geſucht werden. Wir haben aber, da a^3 in a^4 eben ſo wie a in a^2 a mal enthalten iſt, und a nichts anders ausdrückt, als wie oft der Halbmeſſer des Planeten in dem der Sonne enthalten iſt, hierbey blos nöthig mit dem Halbmeſſer des erſten Gliedes dieſer wahrſcheinlichen zwey-

---

*) Reihe oder Progreſſion, weil von Planeten zu Planeten ein beſtimmtes Fortſchreiten gewiſſer Zahlenverhältniſſe ſtatt findet. In dieſem Sinne wird uns ſelbſt die ernſteſte Mathematik jenen Ausdruck vergönnen.

ten Radius in dem der Sonne zu dividiren; und die gefundene Zahl wird die ſeyn, die wir ſuchten.

Allein es wäre dann zuerſt noch ein weſentlicher Umſtand zu berückſichtigen. Es wurden vom Mars aus die Größen zweyer Glieder beſtimmt. Hat kein zufälliger Irrthum uns getäuſcht, ſo muß die Größe des nächſtfolgenden Hauptkörpers jener vorausgeſetzten zweyten Reihe (des Jupiter) aller Analogie zu Folge auch nicht von einem ſondern von zwey vorhergehenden Gliedern beſtimmt werden, und es müſſen ſich nach der einen Seite hin auf den Jupiter eben ſo 2 vorausgehende der Sonne nähere Planeten beziehen, als nach der andern hin auf den Mars 2 folgende entferntere. Wir müſſen deßhalb das Verhältniß des Halbmeſſers zu dem der Sonne bey 2 Gliedern ſuchen, und aus den gefundenen Zahlen das Mittel wahlen.

Jene 2 Planeten, welche ihrerſeits ſich auf den Jupiter beziehen müſſen, könnten, ſo weit unſre jetzigen Entdeckungen reichen, keine andren ſeyn, als Ceres und Pallas, die ihre Stelle zwiſchen Juno und Jupiter einnehmen. Der Halbmeſſer der Ceres, wenn wir ihn nach Schröters Meſſungen zu 176 Meilen annehmen, iſt in dem der Sonne 547,59 der der Pallas, nach Schröter 227¼ Meile, 423,63 mal enthalten. Das Mittel aus beyden iſt 485,6.

Wirklich aber iſt die Zahl der Sonnenferne in Sonnenhalbmeſſern bey der Juno, von welcher aus, als dem nächſtvorhergehenden Glied, die Größe der Ceres beſtimmt werden mußte, in der Verhältnißzahl des Halbmeſſers der letzteren (genau 176 Meilen angenommen) zu ihrer Sonnenferne (724,361$\frac{7}{9}$ in 353648) 488,2201 mal enthalten, und eben ſo iſt die Sonnenferne der Ceres, als des nächſtvorhergehenden Gliedes, in der Verhältnißzahl des Pallashalbmeſſers (227$\frac{1}{2}$ Meile angenommen) zu ihrer weiteſten Entfernung (645,8251 in 315992) 489,38058 mal enthalten. Das Mittel aus 489,3805 und 488,2201 iſt 488,8003, welche Zahl, wenn wir ſie als die eigentlich ſtatt findende annehmen, mit 724,3618 multiplicirt, jene Verhältnißzahl bey der Ceres zu 354068,78 bey Pallas zu 315679,58 giebt, wodurch wir, wenn wir damit in die Sonnenfernen derſelben nach Meilen dividiren, den Cereshalbmeſſer zu 175,79 den Pallashalbmeſſer zu 227,77 Meilen, mithin jenen nur $\frac{1}{4}$ Meile kleiner, dieſen $\frac{1}{4}$ Meile größer erhalten, als ſie die ſorgfältigen Schröterſchen Meſſungen geſetzt haben.*)

7.

Es erregt von neuem unſre Aufmerkſamkeit, daß die Zahl 488, oder wenn wir lieber jener aus den Halbmeſſern erhaltenen folgen wollen, 486 (von dem Unterſchied beyder ſpäter mehr) durch 2 Glieder hindurch dieſelbe bleibt, ohne wie doch in der ganzen erſten Progreſſion geſchahe, zu ſteigen. Wir müſſen uns, wenn wir weiter ſchließen, allmälig auf das Eintreten der 2ten Progreſſion, (Reihe) und auf den Uebergang der erſten in ſie vorbereitet finden. Es pflegen in der ganzen Natur die Kräfte nur zu ſteigen oder zu ſinken, und ſo bald ſie nicht mehr ſteigen, ſehen wir ſie ihrem Verſinken, ihrer Auflöſung nahen.

---

*) Genau genommen, iſt bey Pallas faſt gar keine Differenz mit den Meſſungen. Denn der ſcheinbare Durchmeſſer von 4'',104 giebt für den Halbmeſſer genau 227,71 was von der Theorie nur $\frac{1}{16}$ Meile abweicht.

Aber welche Vermuthungen auch durch die Weiſe, wie bey den beyden zuletzt betrachteten Gliedern die Größen beſtimmt wurden, in uns erwachten, ſo ſcheint Anfangs doch keine vermögend uns die Weiſe, wie der Halbmeſſer des nächſtfolgenden Planeten, Jupiter, von Ceres und Pallas aus beſtimmt wird, aufzuſchließen. Denn wenn wir auch, wie aus dem Vorhergehenden nothwendig folgte, ein Mittel aus den Sonnenfernen beyder ſuchen (dieſes würde aus 645,8251 und 746,0607 = 695,9429 ſeyn) eben ſo wie wir, von dem zwiſchen Mars und den beyden auf ihn folgenden Planeten beobachteten Verhältniß geleitet, auch auf der andern Seite aus den Größen jener beyden zunächſt vor Jupiter ſtehenden Planeten die mittlere Zahl 488 fanden; ſo ſteht doch dem Anſcheine nach jene Mittelzahl beyder Sonnenfernen mit dem Verhältniß des Jupiterhalbmeſſers, zu der weiteſten Entfernung dieſes Planeten, in keiner ſolchen Beziehung, wie aus Allem, was uns 8 vorhergehende Glieder gelehrt haben, zu folgen ſchiene. Wir ſind genöthigt, jenes bey allen vorhergehenden Gliedern beobachtete Verhältniß, als blinden Zufall aufzugeben, oder dieſes muß auf irgend eine andre Weiſe auch zwiſchen Jupiter und ſeinen beyden Vorgängern nachgewieſen werden können.

In ſolcher Ungewißheit befragen wir wieder, wie vorhin, den Anfang der erſten Progreſſion. Ihm ähnlich in Allem wird auch der der 2ten ſeyn müſſen.

Was in der erſten Reihe Mercur iſt, ſind in der zweyten die in allen Verhältniſſen (wie in ihrer Entfernung) enge verbundenen beyden Planeten Ceres und Pallas; was in der erſten Venus, iſt in der zweyten Jupiter. Es muß mithin auf eine analoge Weiſe wie Venus von Mercur aus; ſo Jupiter, in Hinſicht ſeiner Größe, von Pallas und Ceres aus beſtimmt werden können. Nun ſehen wir, daß bey Mercur, wenn wir das Verhältniß des Halbmeſſers der Venus zu ihrer Sonnenferne finden wollten, die Zahl der Sonnenferne (101) mit ſich ſelber multiplicirt werden mußte, daß mithin die Sonnenferne dieſes erſten Gliedes der erſten Reihe hierbey ſelbſtſtändiger und freyer auftrat, als ſonſt irgendwo; wir müſſen mithin vermuthen, daß auch zur Beſtimmung des Jupiterhalbmeſſers, die Zahl der Sonnenferne des vorhergehenden Doppelgliedes, ſelbſtſtändiger und mehr für ſich allein wirken werde als bey den übrigen Gliedern. Ferner wurde, wenn wir den Halbmeſſer der Venus von Mercur aus herleiteten, zu dem Quadrat von 101 eine aus einmal 78 und 101 erhaltene Summe hinzuaddirt; vermuthlich wird deshalb auch 488 ſich auf eine ähnliche Weiſe bey Jupiter thätig zeigen. Wenn aber unſre oben geäußerte Vermuthung, über jenen ſonſt nur in dem ſehr untergeordneten Gebiet der Monde ſtatt findenden Fall, den wir auch bey Mercur beobachteten, wo nämlich das Quadrat der Sonnenferne des einen Gliedes zur Größenbeſtimmung des andren hauptſächlich beytrug, ſich wirklich auf etwas wahres gründete; wenn dieſer halbe, untergeordnete Mondcharakter des Mercur, wirklich von einer mächtiger als bey jedem andren Gliede wirkenden Centralkraft der ihm näher als allen ſtehenden Sonne herrührte; ſo dürften wir freylich am Anfange der 2ten Progreſſion, deren erſte Glieder ſchon weiter von der Sonne entfernt, und mithin einer geringeren Schwere ausgeſetzt ſind, als ſelbſt die letztern Glieder der erſten Reihe, ſeine Eigenſchaft der Monde, und der zunächſt an der Sonne ſtehenden, der Schwere am meiſten untergeordneten Planeten, nicht wieder zu finden hoffen; vielmehr würde eine mehr als 50 mal verringerte Anziehung des Centralkörpers, den übrigens für beyde ähnlichen Fall etwas verändern.

Einige Elemente mit ihren vermuthlichen Eigenſchaften ſind uns jetzt zu der geſuchten Verhältnißzahl gegeben, noch mangelt jedoch die Kenntniß der Vermiſchung jener Elemente. —

Die Natur kann ſich bey ſolchen Progreſſionen, wo ſich ein Glied ſo nothwendig auf das nächſtvorhergehende und nächſtkünftige bezieht, keinen Sprung erlauben, und wenn die in der erſten Reihe charakteriſtiſche Zahl 78 in den letzten Gliedern auf ihren 64 und 16 fachen Werth geſtiegen war, ſo kann in den zunächſt angränzenden Gliedern, die noch unbekannte charakteriſtiſche Zahl, nicht auf einmal auf den einmaligen Werth heruntergeſunken ſeyn. Wenn wir um die ofterwähnte Verhältnißzahl bey der Erde zu finden, die Sonnenferne der Venus (157,623) mit 156,543, um die des Mars zu finden, die Sonnenferne der Erde (220,05) mit 313,086, um die der Juno und Veſta zu beſtimmen, die des Mars (360,427) mit 1252,344 und mit 5009,385 multipliciren mußten, ſo erkannten wir in der erſten 2 mal, in der 2ten 4 mal, in der 3ten und 4ten 16 und 64 mal 78,27164. Jene Zahlen ſämmtlich waren mithin zuſammengeſetzte. Es iſt deßhalb zu vermuthen, daß auch die Zahl 488,8 zuſammengeſetzt ſey.

Es erhellt aber aus einem andren Verhältniß, d
zwiſchen den Rotationsperioden und Eccentricitäten
verſchiedenen Planeten ſtatt findet, (m. ſ. §. 13 bis 2
daß, während in der ganzen erſten Reihe bis zur J
no die Zahl 39,135 und die doppelt ſo große 78,
herrſchen, von Ceres und Pallas an ſtatt ihrer die Za
len 60 oder 59 und ihre Hälfte 30 oder 29 eintret
Ich will mich vorläufig hierauf berufen.

Wie in jenem gleich Anfangs erwähntem Verhä
niß die Zahl 78 oder 2a dem Halbmeſſer des (größer
Centralkörpers -- der Sonne, ihre Hälfte 39 ode
dem kleineren Halbmeſſer des Planeten entſpricht,
bezieht ſich auch hier, wie anderwärts erhellen w
die Zahl 60 auf die Sonne, ihre Hälfte — 30
den Planeten.

Aus jenen Zahlen iſt nun auch offenbar 488,8
ſammengeſetzt, ſey es nun, daß wir ſie als 8
61,1 oder als 16 mal 30,5 betrachten wollen. D
wenn wir, wie die Größenverhältniſſe der Ceres
Pallas erhalten werden, wenn man die Sonnenfe
des nächſtvorhergehenden Gliedes mit 8 mal 61,
was vielleicht der richtigere Ausdruck iſt, mit 16
30,5 multiplicirt, jetzt das Mittel beyder Son
fernen (695,9429) 16 mal, oder die Summe bey
Sonnenfernen (645,8 + 746,06 = 1391,88) 8
nehmen, ſo erhalten wir auf beyde We
11135,0864. Wenn wir alsdann wiederum 8
61 oder 16 mal 30,5 (488,8) hinzu addiren, erh
ten wir 11623,8867, was genau die Zahl iſt,
oft der Halbmeſſer des nächſtfolgenden Gliedes (J
ter) in ſeinem weiteſten Abſtand von der Sonne ent
ten iſt. Denn wenn wir mit jener Zahl in die S

nenferne des Jupiter nach Meilen dividiren, erhalten wir ſeinen Halbmeſſer zu 9783,267 Meilen, was von den Schröterſchen Meſſungen, an welche ſich die deutſchen Aſtronomen ſämmtlich halten, *) nur ¼ Meile abweicht.

Wir ſind hier, bey dem Anfang der 2ten Reihe, dem völlig analog verfahren, was uns der der erſten gelehrt hatte. Während die erſte Reihe von unten, aus einem faſt Mondenähnlichen Zuſtand, gleichſam mit einem noch unentwickelten Planetariſchen Charakter beginnt, entſpringt der Anfang der 2ten ſchon aus dem höchſten Gipfel der erſten. Während dort die charakteriſtiſche Zahl in ihrem einfachen Werth erſcheint, tritt ſie hier, einen allmäligen Uebergang von dem Ende der erſten zum Anfang der 2ten Progreſſion bildend, gleich mit einem mehrfachen Werthe auf. Während dort, wie bey den Monden, die Sonnenferne des erſten Gliedes mit ſich ſelber multiplicirt wird, müßte ſie hier einfach auftreten, wenn nicht derſelbe Grund, welcher die Zahl 61,1 gleich aufs Achtſache geſteigert erſcheinen läßt: die Nähe des Gipfels einer vorhergehenden Reihe, ſie in demſelben Maaße vermehrte. Endlich ſo wird, während dort die hernach von Glied zu Glied ſteigende, und durch die ganze Progreſſion ſich treu bleibende Zahl 78,27, mit 101 multiplicirt werden mußte, die Zahl 488, die, wie wir ſehen werden, blos aus dem Einfluß der nahen erſten Reihe entſtanden, hier zum letzten Male auftritt, blos gleichſam mechaniſch hinzugefügt. **)

---

*) Die ältern Meſſungen, denen die franzöſiſchen Aſtronomen folgen, ſetzen ſeinen Halbmeſſer 10 Meilen größer.

**) Noch eine Analogie des erſten Doppelgliedes der zweyten Reihe, mit dem erſten Glied der erſten, kann hier nicht

Obgleich 488,8 wie ſchon erwähnt, auch als 8 mal 61 betrachtet werden könnte, ſo wie 1135 als 8 mal die Summe beyder Sonnenfernen, ſo könnte es doch in einiger Hinſicht der oben gewählten Weiſe, die uns das Mittel aus dem Verhältniß der beyden Halbmeſſer zu dem der Sonne wählen ließ, angemeſſener ſcheinen, wenn wir ſie als 16 mal 30,5 betrachteten. Alsdann aber zeigte ſich hierinn, gleich bey ihrem Beginnen, die zweyte Progreſſion ungemein bedeutend von der erſten verſchieden. In dieſer herrſchte die Zahl 78 oder a, die wie erwähnt, dem Sonnenhalbmeſſer entſprach, in jener tritt dagegen die Zahl a (als 30,5) auf, die dem Planetenhalbmeſſer entſpricht; ſo daß dort die charakteriſtiſche Zahl von der Sonne, hier von den Planeten aus erhalten würde.

8.

Wenigſtens wird dieſer Charakter der zweyten Progreſſion in dem Verhältniß der nun folgenden Glieder deutlich. Die Zahl 488 war ſchon von Juno zu Ceres, von Ceres zu Pallas ſich gleich geblieben. Bey der Beſtimmung der Größe des Jupiter durch die beyden letztern, war ſie vollends müßig, blos durch die einfache Addition hinzugetreten. Wir müſſen ſie nun wahrſcheinlich in den nächſtfolgenden Gliedern ganz

---

ganz übergangen werden. Wir erhielten bey Mercur als Quadratwurzel ſeiner Sonnenferne in eignen Halbmeſſern, die zur Beſtimmung des Venushalbmeſſers ſehr wichtige Zahl 178, und nach §. 13 und 24 auch aus der mittlern Entfernung die Zahl 78. Bey Pallas wird als Quadratwurzel der mittlern Entfernung nach eignen Halbmeſſern die Zahl 503,54 erhalten, oder 8 mal 62,942 wo eben ſo wie in der erſten die Zahl 78 (nach §. 24) die bald darauf erſcheinende 61 nach ihrem Urſprung — 63 — näher ſteht.

verſchwinden ſehen,*) und wie dieſe Zahl, den Uebergang von der einen Reihe zur andren bildend, mehr noch den Charakter der nahen erſten Progreſſion trägt; ſo tritt nun der der zweyten deutlicher entwickelt auf.

Wir nehmen, indem wir unſre 2te Reihe weiter führen, wieder zu dem gleich Anfangs an ihr bemerkten beyläufigen Verhältniß von a^3 zu a^4 unſre Zuflucht. Wie ſchon an dem Beginnen dieſer Reihe die Zahl 488 als 16 mal 30 von der Seite der Planeten aus gegeben wurde, ſo iſt es vielleicht Grundcharakter der ganzen zweyten Progreſſion, daß die Zahlen nicht von der Sonne aus, ſondern von den Planeten erhalten werden. Die Sonne iſt nur eine, der Planeten viele; jene Zahl müßte für jedes Glied eine eigenthümliche andere ſeyn.

Nach jenem Verhältniß a^3 zu a^4, iſt die Biquadratwurzel der mittleren Entfernung des Jupiter nach eignen Halbmeſſern, 10,262056. Da der Zahl der Glieder nach, Saturn in der zweyten Reihe der Erde in der erſten entſpricht, (das 3te Glied iſt) wollen wir, wie wir, um den Halbmeſſer der Erde zu finden, 2 mal 78,7 nehmen mußten, auch hier 2 mal 10,262056 nehmen.**) Wir multipliciren damit wie gewöhnlich

---

*) Doch iſt es ſehr merkwürdig, daß man genau die Verhältnißzahl des Saturnhalbmeſſers zu der Sonnenferne dieſes Planeten erhält, wenn man jene Verhältnißzahl beym Jupiter (11623) 2 mal nimmt und dann 2 mal 488 hinzufügt.

**) Wenn die Stufe des nächſtvorhergehenden Doppelgliedes 8, und 488,9 = 8 mal 61,1 war, ſo iſt nun 2 wieder die Sonnenferne des Jupiter nach Sonnenhalbmeſſern (1179,957 mit 20,524112) und erhalten faſt genau die Verhältnißzahl des Saturnushalbmeſſers zum weiteſten Abſtand dieſes Planeten. = 24217,4576. Denn wenn wir mit dieſer Zahl in die Sonnenferne des Saturn nach Meilen dividiren, wird der Halbmeſſer deſſelben zu 8681,718 Meilen, mithin nur 17 Meilen größer, als ihn die gewöhnlichen Angaben ſetzen, gefunden.

9.

Wir haben uns nicht getäuſcht. Denn wenn wir, die Wahrheit unſres zuletzt gewählten Verfahrens prüfend, auch aus der mittleren Entfernung des Saturn nach eignen Halbmeſſern die Biquadratwurzel ſuchen, (dieſe iſt 12,304196) und dieſe — ganz analog der erſten Reihe, nun viermal genommen mit der Sonnenferne deſſelben nach Sonnenhalbmeſſern (49,210784 mit 2181,5506) multipliciren, erhalten wir 107368,835 für die Verhältnißzahl des nächſtfolgenden Gliedes — Uranus, zu ſeiner weiteſten Entfernung. Wenn wir den Halbmeſſer dieſes Planeten mit den franzöſiſchen Aſtronomen *) zu 3867 Meilen ſetzen, und uns ganz an die gewöhnlichen Angaben ſeiner mittlern Entfernung und Eccentricität halten, ſo finden wir jene Verhältnißzahl 107724. Wenn wir aber aus andern Gründen, welche bey dem Verhältniß der Eccentricitäten angeführt werden ſollen, die Eccen-

---

die Cubicwurzel von 8, eben ſo wie 4 bey Mars die Cubicwurzel der in dem nächſten Glied erreichten 64 war. Auch hierin wären ſich dann die angränzenden Enden beyder Progreſſionen verwandt.

*) S. bey Briſſon.

tricität dieſes Planeten, von der man längſt erwähnt hat, daß ſie noch einiger Correction bedürfen werde, nur um 0,0002069 kleiner ſetzen, als nach De Lambre und La Place *) nämlich zu 0,044613783 und alsdann mit jener von Saturn aus erhaltenen Summe in die weiteſte Entfernung des Uranus nach Meilen dividiren, ſo finden wir ſeinen Halbmeſſer zu 3872,118 Meilen, mithin nur 5 von jener Angabe verſchieden.

Nun ſetzen zwar die deutſchen Aſtronomen bekanntlich den Halbmeſſer des Uranus zum Theil viel geringer, aber es ſind auch uns viele Möglichkeiten, beſonders gerade für den Halbmeſſer des Uranus übrig, um ihn bedeutend zu verkleinern. So läßt z. B. eine ſehr geringe Veränderung der von uns gewählten Sonnenparallaxe und mittlern Entfernung der Erde, eine ſehr geringe Verminderung des Halbmeſſers des feſten Sonnenkörpers, den Halbmeſſer des Uranus, weil bey dieſem entfernteſten Planeten dieſe Differenzen am meiſten anwachſen, ganz ſo finden, wie ihn die deutſchen Meſſungen gaben, zugleich bleiben hierbey die Größenbeſtimmungen für die übrigen Planeten bis in die Gegend des Jupiter oder Saturn bis auf unbedeutende Brüche einer Meile, völlig unverändert. Was auch ſonſt noch für Mittel übrig blieben, um die Beſtimmung des Uranushalbmeſſers genau den deutſchen Meſſungen anzufügen; ſo würde dieſe Mühe doch vor der Hand ganz vergebens ſeyn, da ſich vielleicht in kurzem, bey einer neuen Berechnung der Uranusbahn, jene bis jetzt noch geringen Schwierigkei-

---

*) Wir haben geſehen, daß die beyden Angaben, denen wir folgten, öfters viel bedeutender differirten, nämlich bey Mercur um 0,00037 bey Saturn um 0,00078 ja den Uranus ſelber um 0,044188 .....

ten, entweder vergrößern oder ganz verliehren können, und da wohl auch Meſſungen des Saturn, wie die Schröterſchen, uns noch belehren müſſen, ob vielleicht (was freylich ſehr unwahrſcheinlich iſt) auch die Cubicwurzel der mittleren Entfernungen des Jupiter und des Saturn nach Sonnenhalbmeſſern, bey Beſtimmung des nächſten Gliedes in Anſchlag gebracht werden müſſen, *) was freylich auch den Halbmeſſer des Saturn etwas kleiner geben würde. (Auf der andern Seite wird dieſer auch um 3 Meilen größer, wenn wir ganz der La Placeſchen Angabe der Eccentricität folgen.

10.

So haben wir in den aufgeſtellten Größenverhältniſſen deutlich zwey Reihen oder Progreſſionen geſehen, die beyde einen ſehr verſchiedenen Charakter zeigten. Wir werden beyde Reihen mit ihrer eigenthümlichen Verſchiedenheit hernach auch in andern Verhältniſſen wieder finden, hier mögen uns nur noch einige vorläufige Bemerkungen über dieſelben erlaubt ſeyn.

In der erſten Progreſſion wurde die charakteriſtiſche Zahl aus dem Verhältniß des Sonnenhalbmeſſers zu dem erſten Glied gefunden, und dieſe Zahl blieb ſich durch 6 Glieder unverändert gleich, wie auch der Centralkörper für alle derſelbe iſt. In der 2ten Reihe dagegen, welche überhaupt die größten, zugleich aber auch die entfernteſten, (der Schwere gegen den Centralkörper in dem mindeſten Grade ausgeſetzten) Planeten unſers Syſtems enthält, wurde, wie es ſchien, gleich Anfangs die charakteriſtiſche Zahl (30) dem Ver-

---

*) Dann würde der Halbmeſſer des Uranus, ſelbſt wenn wir die von uns aufgeſtellte Angabe der Entfernungen unverändert ließen, um faſt 70 Meilen kleiner.

hältniß der Planetenhalbmeſſer zur Sonne hergenommen, und wie die Planeten ſelber immer von Glied zu Glied wieder andre ſind, ſo blieb auch nun die charakteriſtiſche Zahl nicht mehr wie in der erſten Reihe beſtändig, ſondern ſie wurde von Glied zu Glied eine andre. Wir mußten nämlich in der zweyten Progreſſion bey jedem einzelnen Hauptglied die Zahl nach dem Anfangs bemerkten Verhältniß a^2 zu a^4 aufſuchen, und da dieſes Verhältniß eben ſo wie das von a^2 zu $2a^2$ nicht der Sonnenferne allein, ſondern allen verſchiedenen Abſtänden zugleich angehört, ſo mußte jene Zahl aus der mittlern Entfernung geſucht werden. *) Wir haben hierbey vor der Hand nur noch auf die mittlere Entfernung nach Planetenradien Rückſicht genommen.

Höchſt merkwürdig erſchien in unſrem Verhältniß jener Punkt des Planetenſyſtems, wo beyde Progreſſionen zuſammentreffen. Es fällt dieſer in die 4 zuletzt entdeckten kleinſten Planeten, und wir haben an ihm Verſchiedenes beobachtet, was ſonſt ohne Beyſpiel iſt. Man könnte ſagen, daß ſich hier die Charaktere der beyden Progreſſionen vermiſchen, und daß die letzten Glieder der erſten Reihe (dieſes wird beſonders aus den Eccentricitätsverhältniſſen erhellen) ſchon etwas von dem Charakter der zweyten annehmen, während die beyden erſten Glieder der zweyten Reihe noch

---

*) Daher wie auch ſchon bey Pallas die oben (in der Note)
erwähnte Zahl 503,5 die eben ſo eine Annäherung an 488
ſchien als die Zahl 177,8 bey Mercur an 179, die Quadrat-
wurzel der mittlern Entfernung nach Planetenhalbmeſſern,
während bey Mercur die ihr ganz analoge Zahl 177,8 die
Quadratwurzel der Sonnenferne war.

etwas von dem der erſten an ſich tragen. Hierhin gehört die eigentliche Herleitung der zuſammengeſetzten Zahl 488, aus 16 mal 30,5, oder was noch deutlicher iſt, die unverändert ſelbſt noch in die Beſtimmung des Jupiterhalbmeſſers eingehende Zahl 16, (oder auch 8) die der Anfang der zweyten Progreſſion noch von dem zunächſt angränzenden letzten Glied (der Entfernung nach) der erſten Reihe, von der Juno, mit herüber genommen hat. Durch die Angränzung der zweyten Progreſſion iſt auch, wie ſich deutlich beweiſen ließe, die merkwürdige Ausnahme entſtanden, welche das mehr geſteigerte Glied Veſta (als 64) der Entfernung nach noch vor dem tiefer ſtehenden, (der Juno, als 16) eintreten läßt, doch wird es zu Bemerkungen dieſer Art noch dann Zeit ſeyn, wenn dieſer noch immer in unſrem Verhältniß ſehr problematiſche Planet, durch die weiteren Unterſuchungen der Aſtronomen noch mehr beſtimmt ſeyn wird.

11.

Wir haben nun, nachdem die Größen beſtimmt ſind, zur leichteren Ueberſicht nur noch die verſchiedenen Abſtände der Planeten nach eignen Halbmeſſern, und den Werth der letztern nach Meilen hinzuzufügen.

Entfernungen der Planeten nach eignen Halbmeſſern.

Nahmen.	Halbmeſſer nach Meilen.	Sonnennähe.	Mittlere Entfernung.	Sonnenferne.	Unterſchied zwiſchen Sonnennähe u. Sonnenferne oder doppelte Eccentricität.
Mercur	307,1256	20833,1	26228,3	31623,5	10790,41
Venus	838,916	17858,67	17983,35	18108,03	249,364
Erde	859,5	23857,99	24266,44	24674,89	816,905
Mars	504,1867	57167,1	63031,76	68896,432	11729,3
Veſta	29,532	1521077	1663297	1805518	284441
Juno	154,6617	267982,37	359680,8	451379,4	183397,04
Ceres	175,79105	302617,8	328343,1	354068,285	51450,443
Pallas	227,77008	191428,1	253553,8	315679,58	124251,42
Jupiter	9783,267	10555,98	11089,93	11623,8867	1067,90
Saturn	8081,718	21622,345	22919,90	24217,4576	2595,112
Uranus	3872,118	98197,777	102783,327	107368,885	9171,1075

12.

Es ſind uns nun nur noch einige beyläufige Bemerkungen über ein ähnliches Verhältniß bey den Monden, und zwar ausſchließend bey den Jupitermonden übrig, obgleich jenes Verhältniß, das ſich bey den Saturnusmonden findet (wenn man die Schröterſchen Meſſungen zu Grunde legt) nicht minder merkwürdig, und zu vielen Aufſchlüſſen führend erſcheint. *)

Zwar findet ſich bey den Monden die große Schwürigkeit, daß, während in unſrem Verhältniß jedesmal die weiteſte Entfernung eines Gliedes von dem Centralkörper, in Halbmeſſern des letzteren zur Beſtimmung des nächſtfolgenden genommen werden muß, in dieſem Falle nur die mittlern Entfernungen hinlänglich genau bekannt ſind; doch thut dies gerade bey den Jupitermonden, wo die Eccentricitäten nicht ſehr bedeutend ſind, beſonders wenn wir uns an die gewöhnliche, etwas größere Angabe der Entfernungen halten, wenig Eintrag. Nach dieſer bekannten Angabe betragen die Entfernungen der Jupitermonde von ihrem Hauptplaneten:

	In Jupiterhalbmeſſern.	In Meilen.
I.	5,985	58357,1
II.	9,494	92882,3
III.	15,141	148128,4
IV.	26,630	260528,3

---

*) Beſonders modificirt daſelbſt das Daſeyn des Ringes jenes Verhältniß auf eine äußerſt merkwürdige Weiſe.

Wir wollen diesmal, um uns vielleicht deutlicher zu machen, gleich mit dem zweyten Glied anfangen, und das erſte bis zuletzt laſſen.

Es iſt das Quadrat von 9,494 = 90,136 und die-
ſes 4 mal genommen, giebt 360,544 für die Verhält-
nißzahl des Halbmeſſers des nächſtfolgenden 3ten Mon-
des zu ſeiner Entfernung. Es verhält ſich aber, wenn
wir den Halbmeſſer des 3ten Mondes mit Schröter zu
409 Meilen ſetzen, dieſer zu ſeiner Entfernung wie
1 zu 362, oder, weil hier bey dem ſehr geringen
Werth der Verhältnißzahlen, ein ſehr geringer Unter-
ſchied derſelben den Werth des Halbmeſſers gleich ſehr
verändern kann, giebt die aus unſrem Verhältniß ge-
fundne Zahl 360,54 den Halbmeſſer des 3ten Mon-
des zu 410,84 Meilen, mithin faſt 2 Meilen größer
als die Schröterſchen Meſſungen. Dieſes Verhältniß
beſtätigt ſich dann auch bey dem 3ten Glied. Es iſt
nämlich das Quadrat der Entfernung des 3ten Mon-
des in Jupiterhalbmeſſern ($15{,}141^2 = 229{,}15$) 4
mal genommen, 917, und dieſe Zahl, wenn wir da-
mit in die Entfernung des 4ten nach Meilen dividiren,
giebt den Halbmeſſer deſſelben zu 284,11 Meilen,
während dieſer nach Schröter 285, mithin keine gan-
ze Meile größer iſt. Unterſchiede der Theorie und der
Meſſungen, die bey der Schwürigkeit der letzteren,
wo vielleicht Centeſimalen einer Raumſecunde eine
merkliche Differenz geben können, und bey der Unbe-
ſtimmtheit der Eccentricitäten, gering genug ſind.

Wir haben nun noch das Verhältniß des erſten zum 2ten Gliede, das wir vorhin übergiengen, zu betrachten übrig. Hierbey iſt es freylich nöthig, uns zum Theil auf etwas zu beziehen, was erſt in der

Folge und an einem andern Ort wird weiter auseinander geſetzt werden können. Wir finden auch bey den Monden (beſonders iſt dieſes bey den Saturnusmonden deutlich) gleich in Hinſicht der Größen 2 verſchiedene Reihen angedeutet, und die größeren Monde finden ſich wie im Planetenſyſtem die größten Planeten, gegen Anfang der zweyten Reihe, während die erſte viel kleinere Körper enthält. Bey der letztern müſſen mithin, wie im Planetenſyſtem bey den Gliedern der erſten Progreſſion, die Zahlen, aus welchen, mit der Entfernung des vorhergehenden Gliedes nach Halbmeſſern des Centralkörpers zuſammen, die Verhältnißzahl des nächſten Gliedes gebildet wird, viel größer ſeyn. Was höchſt bedeutend iſt, es findet ſich ſelbſt bey den Jupitermonden der Anfang der zweyten Reihe in derſelben Gegend, wie, nach dem was noch im Verlauf dieſer Abhandlung hierüber geſagt werden wird, im Planetenſyſtem.

Jene beyden Monde, deren Größe wir ſchon vorhin beſtimmten, bilden im Syſtem der Jupitermonde die zweyte Reihe, und wir haben nun nur noch die erſte zu betrachten. Doch iſt auch dieſe höchſt einfach, und der 2ten in ihrer ganzen Natur ſo nahe verwandt, daß wir ſie unmittelbar aus dieſer herleiten können.

Man wird ſich erinnern, daß im Planetenſyſtem bey den erſten Gliedern beyder Progreſſionen, wenn wir von ihnen aus die Verhältnißzahlen der nächſtfolgenden finden wollten, eine Zahl zu der andern aus der Sonnenferne ſchon erhaltenen, hinzuaddirt werden mußte. Dieſe wurde in der erſten Reihe von dem gemeinſchaftlichen Centralkörper — der Sonne hergeleitet. Es muß dieſes eine allgemeine Eigenſchaft der erſten Glieder aller Progreſſionen dieſer Art in unſrem Planetenſyſtem ſeyn *) denn wir finden daſſelbe auch in dem Verhältniß des erſten Jupitermondes zum 2ten. Wir werden nämlich noch in den Gränzen dieſer Abhandlung, in andern Naturverhältniſſen des Jupiter, die Zahl 13, neunmal genommen, oder 117 (was jedoch etwas überzählig als 117,755 erſcheint) wichtig finden. Seine Sonnenferne nach eignen Halbmeſſern iſt dagegen nur das Quadrat von 107,814, was eben ſo eine Annäherung an 117 iſt, wie (nach §. 24.) 78,27 an 84, 61 ja 58 an 63. Wir wiſſen nicht beſtimmt, welche von dieſen beyden, auf gleiche Weiſe von dem gemeinſchaftlichen Centralkörper hergeleiteten Zahlen in jener Größenbeſtimmung des 2ten Mondes aus dem erſten eigentlich thätig ſey, wenn wir aber aus beyden das Mittel (112,784) wählen, und dieſe Zahl zu dem Quadrat der Entfernung des 1ſten Mondes nach Jupiterhalbmeſſern ($5,983^2 = 284,649$) hinzuaddiren, erhalten wir 397,433 für die Verhältnißzahl des Halbmeſſers des zweyten zu ſeiner Entfernung, was den Halbmeſſer zu 233,705 Meilen giebt, während er nach den Schröterſchen Meſſungen 232,5, mithin nicht viel über eine Meile weniger beträgt.

So hat uns die Analogie, der wir ſchon öfter gefolgt waren, auch hier nicht verlaſſen, und wir finden das Verhältniß der beyden Reihen im Planetenſyſtem auch hier ausgedrückt. Nur freylich viel einfacher, und ſtets dem Hauptcharakter der Monde treu. Die erſte Progreſſion war von der zweyten nur darin

---

*) Wir ſehen etwas Aehnliches §. 22 und 23 bey den mittleren Entfernungen.

unterſchieden, daß in jener das Quadrat der Entfernung des vorhergehenden 8 mal, in dieſer dagegen 2 mal genommen die Verhältnißzahl des nächſtfolgenden beſtimmte. *) Uebrigens fand ſich bey dem erſten Glied ſelbſt die Nothwendigkeit jener merkwürdigen Addition wieder, die wir bey den erſten Gliedern jener Progreſſionen im Planetenſyſtem beobachteten. So bleibt ſich die Natur in den nothwendigſten Umriſſen jenes Verhältniſſes überall eben ſo treu als in den Geſetzen der Umläufe und Entfernungen.

II. Von einigen Verhältniſſen der Eccentricitäten.

Obgleich die nachſtehenden Unterſuchungen noch nicht jene tiefer liegenden Verhältniſſe der Eccentricitäten zu den Halbmeſſern der Bahnen unmittelbar, nicht das eigentliche Verhältniß der Rotationen berühren werden, welche Unterſuchungen, die ich an einem andern Ort zur öffentlichen Prüfung darlegen werde, zu den ſchwürigſten in ihrer Art gehören; ſo häufen ſich doch auch ſchon hier, in dem Verhältniß der doppelten Eccentricitäten nach Planetenhalbmeſſern zu der Sonnennähe nach Sonnenradien, die Schwürigkeiten vielmehr, als in den Größenverhältniſſen, die wir eben verlaſſen. Bey dem geringen Werth der meiſten Planetenhalbmeſſer im Vergleich mit ihren bedeutenden Entfernungen, konnte (außer bey Jupiter und Saturn)

---

*) So ſinkt die charakteriſtiſche Zahl in der 2ten Progreſſion auf die Hälfte herunter, eben ſo wie ſie im Planetenſyſteme, wenn wir 488 als 8 mal 61 betrachten, auch auf die Hälfte, von 16 auf 8 herunter ſinkt.

die Entfernung um ein Bedeutendes verändert werden, ohne daß dieſes auf die Beſtimmung der Größen merklichen Einfluß gehabt hätte, und es bewirkt, um nur noch ein maßiges Beyſpiel zu wählen, ſelbſt bey Mars ein Unterſchied von 80000 Meilen (oder 159 eignen Halbmeſſern), um welche wir ſeine Entfernung größer oder kleiner ſetzen, in der Beſtimmung ſeines Halbmeſſers kaum 1 Meile Unterſchied, während hier in den Eccentricitätsverhältniſſen ſchon Unterſchiede von wenig Planetenhalbmeſſern, ſehr merklich fallen. Doch wollen wir uns bemühen, unſer Verhältniß der Eccentricitäten, ohne durch jene Differenzen irre geleitet zu werden, ſo genau als möglich darzuſtellen.

13.

Wenn wir im §. 9. die Zahlen der Sonnennähen der Planeten nach Sonnenhalbmeſſern mit der doppelten Eccentricität nach Planetenhalbmeſſern (§. 11.) vergleichen, ſo fällt bey einigen Gliedern eine Verwandſchaft zwiſchen beyden ſogleich in die Augen. So verhält ſich der Halbmeſſer des Jupiter zu der doppelten Eccentricität deſſelben, wie 1 zu 1068, während faſt hiermit übereinſtimmend, der Halbmeſſer der Sonne zu der Sonnennähe dieſes Planeten ſich wie 1 zu 1071 verhält. Bey der Juno beträgt die Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern 430, während die doppelte Eccentricität derſelben, nach eignen Halbmeſſern, das Quadrat von 458,25 iſt. Bey Mercur iſt die Zahl der Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern in der doppelten Eccentricität nach eignen: 162 mal enthalten, während die Quadratwurzel ſeiner mittlern Entfernung nach eignen Halbmeſſern 161,95 iſt u. ſ. w. Dieſe beyläufigen Bemerkungen laſſen uns zwiſchen den Zahſen der Sonnennähe in Sonnenhalbmeſſern und der doppelten Eccentricität nach Planetenradien, überall ein beſtimmtes Verhältniß vermuthen, zu deſſen Auffindung wir nun eine ganze Aufmerkſamkeit wenden wollen.

14.

Wenn wir auf dieſe Weiſe jenes vorläufige Verhältniß noch weiter überblicken, finden wir bey Mars zwiſchen der doppelten Eccentricität nach eignen, und der Sonnennähe nach Sonnenradien das von 1 zu 39. Es ruft uns dieſes die in dem Verhältniß der Größen beobachtete Zahl 78 und ihre Hälfte 39 ins Gedächtniß, und wir fühlen uns zu der Vermuthung gedrungen, ob nicht auch in dieſem Verhältniß eine jener beyden Zahlen thätig ſeyn werde.

Hierdurch vorbereitet wenden wir uns wieder gleich zuerſt (von Mercur einſtweilen abſehend) zu Venus.

Es erſcheint uns die doppelte Eccentricität derſelben wie 1 mal 155,4528 (die Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern) + 94 (93,9). Wir werden hernach §. 23. die Abkunft dieſer Zahl des Ueberſchuſſes ausführlich entwickeln. Jetzt wird ſie uns auch ohne daß wir noch ihre Entſtehung kennen, gleich bey dem nächſtfolgenden Gliede höchſt wichtig. Denn wenn wir bey der Erde von der Zahl der doppelten Eccentricität nach Planetenhalbmeſſern (816,905) 94, oder genauer 94,525 (der Ueberſchuß iſt aus der Mangelhaftigkeit unſrer gewählten Angabe der Eccentricität entſtanden) abziehen, bleibt uns 722,38, in welcher Zahl die Sonnennähe unſres Planeten nach Sonnenradien

(212,7702) genau 3,39514 mal enthalten iſt. Es iſt aber 3,39514 die Cubicwurzel von 39,13582 oder der Hälfte der für die ganze erſte Progreſſion charakteriſtiſchen 78,27.

Wenn wir von hier weiter zu dem nächſten Gliede, dem Mars gehen, finden wir, wie ſchon erwähnt, zwiſchen der Sonnennähe deſſelben nach Sonnenhalbmeſſern, und der doppelten Eccentricität nach eignen, das Verhältniß von 1 zu 39,23978, was verhältnißmäßig ſo wenig von 39,13581 abweicht, daß eine ſehr zuläſſliche Veränderung der Eccentricität von 0,09313 der Bahn, die Differenz ganz aufhebt. Man könnte nun jenes Verhältniß ſo ausdrücken, daß ſich bey der Venus die Sonnennähe in Sonnenhalbmeſſern zur doppelten Eccentricität verhält wie 1 zu 1 (abgeſehen einstweilen von der 94) bey der Erde wie 1 zu 1^{2} mal 3,39514 mithin wie 1 zu einmal 3,39514, bey Mars wie $(3,39514)^{2}$ mal 3,39514, oder dieſe Zahl in der dritten Potenz.

Wenn wir wieder, wie bey den Größenverhältniſſen, von Mars aus ſogleich auf Juno übergehen, finden wir zwiſchen ihrer Sonnennähe in Sonnenhalbmeſſern, und der doppelten Eccentricität nach eignen, das Verhältniß von 1 zu 426,454. Es iſt dieſe Zahl, wenn wir ſie nach der Weiſe der vorhergehenden Glieder herzuleiten ſuchen, das Quadrat von 3,39514 in der 2ten Potenz, mithin dieſe Zahl in der 4ten, multiplicirt nicht mehr wie vorhin mit 3,39514 ſondern nur mit 3,2095, was die Cubicwurzel von 33,0613 iſt. So ſehen wir die Zahl 39 die uns bis hieher begleitet, allmälig wieder verſchwinden, und den Uebergang in eine andere, welche in der zweyten Reihe an ihrer Stelle auftritt, beginnen.

Wir wollen von dieſem merkwürdigen Uebergange, der ſich auch bey Veſta deutlich zeigt, einſtweilen noch abſehen, und gleich von hier zur andern Reihe fortgehen, zu welcher uns die Verhältniſſe der Rotationen überführen werden.

15.

Bey den Gliedern der erſten Reihe zeigt ſich 39,12872 oder eine ihr nahe verwandte Zahl, auch noch in dem Verhältniß der Rotationsperioden thätig. Es erſcheint aus anderweitigen Gründen dieſes Verhältniß mit dem der Eccentricitäten ſehr nahe verbunden*) und wir ſehen ſchon beyläufig, daß die Planeten, welche eine geringere Eccentricität haben, auch eine im Vergleich mit ihren Nachbarn kürzere Tagesdauer haben. Bey Mercur, deſſen Bahn ſehr eccentriſch iſt, dauert ein Tag 24 Stunden 4 Minuten. Dagegen dauert bey Venus, deren Bahn ſehr wenig eccentriſch iſt, ein Tag nur 23 Stunden 20 Minuten, während die Erde, mit ſchon etwas mehr eccentriſcher Bahn, einen 40 Minuten längeren Tag beſitzt, eben ſo wie Mars, wo die Eccentricität noch bedeutender iſt, noch 40 Minuten längere Zeit zu einer Umwälzung braucht, als die Erde. Bey Juno, deren Eccentricität noch bedeutender iſt, wird auch aus verſchiedenem eine noch längere Tagesdauer vermuthet. Eben ſo iſt bey Saturn die Bahn eccentriſcher und die Dauer der eignen Tage länger als bey Jupiter.

---

*) Um hier nur ganz beyläufig eines Umſtandes zu erwähnen, welcher die nahe Verwandſchaft der Eccentricitäts- und Rotationsverhältniſſe einſtweilen bezeugen mag, ſo iſt die doppelte Eccentricität bey der Venus in der Sonnenferne 72,[illegible] bey der Erde 30,[illegible] bey Mars 5,[illegible] mal enthalten, oder was daſſelbe iſt: die Sonnennähe zur Sonnenferne verhält ſich bey Venus wie 71,[illegible] zu 72,[illegible] u. ſ. w. Wenn wir nun bey Venus mit 72,[illegible] in die Zahl der eigenen Tage dividiren, ſo erhalten wir 3,[illegible] bey der Erde durch 30,[illegible] 12,[illegible] bey Mars durch 5,[illegible] 113,[illegible] Zieht man aber von der doppelten Eccentricität der Erde etwas über 94 ab, ſo bekommt man das Verhältniß, 731 : 24874 wie 1 zu 34, welche Zahl in der der Erdentage nur 10,66 mal enthalten iſt. 10,66 iſt aber genau die Quadratwurzel von der bey Mars erwähnten Zahl 113,[illegible] ſo wie 3,[illegible] die Quadratwurzel von 10,[illegible] iſt, was nahe an 10,66 ſteht. Wir erhalten bey Venus genau die Quadratwurzel von 10,66 (3,[illegible]) wenn wir die Eccentricität um [illegible] der Bahn vermehren (die doppelte um

Bey Uranus tritt auch in die Verhältniſſe der Rotation und Eccentricität etwas ein, was den übrigen

---

ſeben [illegible]) was jedoch aus dem oben erwähnten Verhältniß nicht zuläſſig iſt, und auch unnütz, da, wie wir anderwärts ſehen werden, auch ſelbſt dieſer kleine Unterſchied nicht ohne anderweitige Bedeutung iſt. So muß ſich denn auch in dem Verhältniß der Rotationen ganz daſſelbe wieder finden, was wir bey den Eccentricitäten ſehen. Das erſte [illegible] Glied in der Progreſſion der Eccentricitäten war die Erde (bey Venus nur noch 1 zu 1) wo ſich die Sonnenweite zur doppelten Eccentricität verhielt wie 1 zur Cubicwurzel von [illegible]. Wir mußten aber, um dieſes Verhältniß zu zeigen, etwas über 94 von der doppelten Eccentricität abziehen. Daſſelbe mußten wir hier thun, und dann treten die aus den Rotationen erhaltenen Zahlen in das ſchöne Verhältniß der Dimenſionen. Das Ausführlichere hiervon an einem andern Ort.

Gliedern der erſten Reihe nicht eigenthümlich iſt; dagegen verhält ſich bey Venus die Länge eines Tages zu der Länge eines Erdentages wie 35,9 zu 36,9, ein Erdentag zu einem Marstag, wie 36 zu 37, oder was faſt daſſelbe wäre: die Tagesdauer eines vorhergehenden Gliedes zu der des nächſtfolgenden verhält ſich wie 39,13 ÷ 3,3 zu 39,13 ÷ 2,3.

Außer dieſem erhalten wir beyläufig eine der Quadratwurzel der Zahl der eignen Tage ziemlich verwandte Zahl, wenn wir mit dem Quadrat von 3,395143 (was die Quadratwurzel von 39,1358 war) mit 11,527 in die Sonnennähe der obenerwähnten Planeten nach Sonnenhalbmeſſern dividiren. Bey Mars erhalten wir nämlich dann 25,9, während die Quadratwurzel der eignen Tage während eines Umlaufs 25,85 iſt. Bey der Erde iſt zwar die Quadratwurzel der eignen Tage 19,11 während jene Zahl in der Sonnennähe nur 18,458 mal enthalten iſt, ja bey der Venus iſt jene über 15 dieſe kaum 14, doch gründet ſich dieſer Unterſchied beyläufig, auf daſſelbe, was die ſchon bey den Eccentricitäten bemerkten Differenzen (durch 94) bewirkte.

16.

Wenn wir nun bey den Planeten der 2ten Progreſſion, ſo weit die Dauer ihrer Tage bekannt iſt, das Verhältniß derſelben unterſuchen, ſo finden wir die Länge eines Jupitertages zu der eines Saturntages, wenn wir jenen 9 Stunden 55 Minuten 50 Sekunden, dieſen 10 Stunden 16 Minuten ſetzen, wie 29,54 zu 30,54, oder wenn wir den letzteren nach dem Mittel mehrerer Herſchelſchen Beobachtungen um 15" länger ſetzen, wie 29,179 zu 30,179. Es findet ſich mithin ſchon hierin die Zahl 29 oder 30 ſtatt der 39 der erſten Progreſſion ein, und wie dieſer 78, entſpricht jener 60 oder 58.

Wir ſehen die Zahl 60 auch anderwärts in der 2ten Progreſſion. Es enthält ein Tag der Sonne etwas über 60 Jupiter- und faſt genau 60 Saturntage, während zugleich ein Saturnjahr 7 mal 60 (420) Sonnentage währet. *)

Wenn wir nun, ganz dem bey der erſten Progreſſion gewählten Verfahren analog, die Cubicwurzel einer ziemlich mittleren Zahl zwiſchen den obenerwähnten 29,17 und 29,54, die der Zahl 29¼ = 3,08111 wählen, ſo löſen ſich hierdurch auch in der 2ten die Eccentricitätsverhältniſſe auf. Es verhält ſich nämlich bey der Ceres die Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern zu der doppelten Eccentricität nach eignen, wie 1 : 93,21[illegible], bey der Pallas wie 1 : 274,643 während 29¼ multiplicirt mit 3,08111 (ihrer eignen Cubicwurzel) oder dieſe Zahl in der 4ten Potenz = 90,12276 iſt, und 90,12276 wiederum multiplicirt mit 3,08111 = 277,679 was eben ſo nahe an 274 als 90 an 93 ſteht.

Wir ſehen demnach auch hierin, wie bey den Größenverhältniſſen, die 2te Progreſſion ſich in ihren erſten Gliedern noch auf derſelben Höhe erhalten, wel-

---

*) Bey den Planeten der 1ſten Progreſſion herrſcht auch hierin, wie ich in meinen Abh. beyläufig gezeigt habe, die Zahl 78. Denn ſo enthält ein Mercurjahr 3⅜ Sonnentage, was die Cubicwurzel von 39 iſt, ein Venusjahr 8,7[illegible] was die Quadratwurzel von von mehr als 77 iſt u. ſ. w.

he die erſte in ihren letzten Gliedern erreicht hatte. Bey der Juno hatten ſich die Verhältnißzahlen der Excentricität, der 5ten Potenz der Cubicwurzel von 39 genähert, (m. vergl. auch weiter unten §. 19.) bey Ceres erreicht ſie die 4te, bey Pallas die 5te Potenz der Cubicwurzel von 29½, welche hier die Stelle von 39 vertritt.

17.

Es entſpricht nun, wie bey dem Größenverhältniß, der Zahl der Glieder nach in der 2ten Progreſſion Jupiter der Venus, und da hier die Gründe wegfallen, die nach §. 23. bey der letzteren den Ueberſchuß von 9¼ hervorbrachten, ſo verhält ſich die Zahl ſeiner Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern zu der der doppelten Eccentricität nach eignen, wie 1 zu 1. Denn der geringe Unterſchied der ſich noch hierbey findet, muß theils bey einer geringen Veränderung der Eccentricität verſchwinden, theils ſcheint er mit einem andern den wir weiter oben, bey der Venus, an dem gemeinſchaftlichen Verhältniß der Eccentricitäten und Rotationen bemerkten (ſ. d. Note zu §. 15.) in einer merkwürdigen Analogie.

Es müßte nun weiter in der 2ten Progreſſion Saturn ſich verhalten wie die Erde in der erſten. Es iſt bey dieſem Planeten die Zahl der Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern (1947,7784) in der der doppelten Eccentricität nach eignen, wenn wir die eben gewählte Angabe der Eccentricität beybehalten (2595,112) 1 mal + $\frac{647}{1947}$ enthalten. Wählen wir dagegen die La Placeiſche oder La Landeſche Angabe der Eccentricität, ſo iſt der Unterſchied zwiſchen Sonnennähe und

Sonnenferne nach Saturnushalbmeſſern = 2577,16 was einmal die Zahl der Sonnennähe (1947) + 630 iſt. 630 oder genauer 632,4 iſt aber in 1947,719 ſchon 3,08112 mal enthalten, und dieſe Zahl ſahen wir ſchon in den Eccentricitäten der beyden erſten Glieder dieſer Progreſſion thätig, wo wir ſie als die Cubicwurzel von 29⅓ kennen lernten.

Während daher in den Eccentricitätsverhältniſſen der erſten Progreſſion, die doppelte Eccentricität des 2ten Gliedes zur Sonnennähe ſich verhielt: wie 1* × 3,39 oder 1 mal 3,39 zu 1; ſo verhält ſie ſich bey dem 2ten Glied der 2ten zu derſelben; wie 1 + 1, dividirt durch 3,08112 ([illegible]) zu 1.

18.

Dieſes Verhältniß beſtätigt ſich denn auch bey dem nächſtfolgenden Glied. Es beträgt nämlich bey dem Uranus die Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern 3945,31, oder wenn wir der gewöhnlichen Angabe folgen, 3936,109. Es iſt aber $\frac{3945,31}{3,08112} = 1280,48$ während $\frac{3936}{3,08112} = 1277,7$ iſt. Auf der andern Seite beträgt die doppelte Eccentricität dieſes entfernteſten Planeten, nach eignen Halbmeſſern 9171,1074 oder wenn wir der gewöhnlichen Angabe in Allem folgen, 9609,17.*) Die letztere Zahl iſt 2 mal

---

*) Eine äußerſt geringe Abänderung des Verhältniſſes der Eccentricität für mittlern Entfernung, beträgt hier wegen der großen Ausdehnung der letztern, nach eignen Halbmeſſern gerechnet, verhältnißmäßig ungemein viel.

3936,767 + 1735, welche Zahl von 1277,7 nur noch um ¼ differirt. Nehmen wir jene verhältnißmäßig sehr geringe Abänderung der Eccentricität im Verhältniß zur halben großen Axe vor, deren wir uns schon oben vorläufig bedient haben, so beträgt 0,[illegible] um welche wir die Eccentricität kleiner setzen, gerade 458 Uranushalbmesser. Die Sonnennähe nach Sonnenhalbmessern wird jetzt 3945,31, die doppelte Eccentricität nach Uranusradien genau 9171,1075, was sich zu der ersten Zahl verhält wie 1 zu 2 + 7,[illegible].

[illegible] bey dem 3ten Glied der ersten Progression die Verhältnißzahl des ersten (3,39514) in die 2te Potenz versetzt wurde, wozu noch einmal 3,39514 womit jene Zahl noch multiplicirt wurde, trat, so wächst hier, bey dem 3ten Glied der 2ten Progression, die Verhältnißzahl blos durch einfache Verdopplung, wozu noch 1 dividirt durch 3,[illegible] hinzu addirt wird.*) Statt daß wir die erste Reihe sich in dem Verhältniß der Dimensionen verdoppeln sehen, wozu noch das jedesmal hinzukommende neue Moment multiplicirt wird, vermehrt sich die zweyte blos in einfachen Zahlen, und das neue Plus tritt durch Division hinzu. *Doch wird auch hierin zwischen beyden Reihen eben so wiederum die vollkommenste Analogie erkannt, wie bey den Größenverhältnissen.*

---

*) Man kann dieses Verhältniß auch durch 1 + 7,[illegible] multiplicirt mit 2,00000 (mithin 2) + 7,[illegible] ausdrücken.

19.

Wir ſahen in der erſten Abtheilung dieſer Abhandlung, wie da, wo beyde Progreſſionen, die eine an ihrem Gipfel, die andre an ihrem Anfange ſich begegneten, in gewiſſer Hinſicht die Charaktere ſich vermiſchten, und die eine etwas von der Natur der andern annahm. Wie ſich ſchon in der merkwürdigen Annahme bey Veſta, nach welcher dieſe als das höhere Glied der Progreſſion, der Sonne wieder näher ſteht als das zunächſt niedere, der nahe Anfang einer 2ten Reihe ankündigt, wovon anderwärts mehr, ſo wird noch in den Verhältnißzahlen des erſten Doppelgliedes der 2ten Reihe, die Natur des angränzenden Endes der 1ſten Reihe erkannt.

Auf dieſelbe Weiſe haben wir auch ſchon in den Eccentricitätsverhältniſſen, den Anfang der 2ten Progreſſion noch ganz mit dem Ende der letzten übereinſtimmend gefunden; auch zeigte ſich nichts von dem eigentlichen Charakter dieſer Reihe,*) und blos die Zahl 58, welche für dieſelbe charakteriſtiſch iſt, wie für die erſte die Zahl 78, verrieth uns ihr Daſeyn. Am merkwürdigſten jedoch iſt in dieſer Hinſicht jener Uebergang des erſten zur 2ten Progreſſion, der ſich bey Juno und Veſta findet.

Wir ſahen, daß in den Eccentricitätsverhältniſſen der Juno, die 4te Potenz der Zahl 3,395 nicht mehr mit 3,395, ſondern mit nur 3,2095 multiplicirt war. Es iſt dieſe die Cubicwurzel von 33,0613, während die Mittelzahl zwiſchen 29,25 und 39,13 = 34,19 iſt.

---

*) Von jener Diviſion nämlich.

Oder anders ausgedrückt: es iſt die bey dieſem Planeten beobachtete Zahl 426,854 = 39,13 × 10,898, was das Quadrat der Cubicwurzel von 35,97 iſt. Auf beyde Weiſen zeigt ſich eine allmälige Annäherung der bisher ſich gleich gebliebenen 3,395 an 3,08112.

Deutlicher noch iſt jedoch ſchon der Uebergang der einen charakteriſtiſchen Zahl in die andre, bey Veſta. Es iſt bey ihr die Sonnenferne nach Sonnenhalbmeſſern, in der doppelten Eccentricität nach eignen, 610,284 Mal enthalten, was nur noch wenig von 607,152 oder 39,12 multiplicirt mit dem Quadrat der Cubicwurzel von 61,1 (dem 8ten Theil von 488,8) oder 15,51294 abweicht. *)

Hiermit ſcheint auch im Zuſammenhang zu ſtehen, daß bey Juno die Zahl 62 in der Zahl der Sonnentage während eines Jahres, noch mehr aber, daß bey Veſta die Zahl 122, oder 2 mal 61, als Cubicwurzel der Verhältnißzahl des Halbmeſſers zur weiteſten Entfernung gefunden wird. **)

20.

Es wird nun blos noch das Verhältniß der Eccentricität bey Mercur zu berückſichtigen ſeyn, deſſen wir vorhin nur beyläufig erwähnt haben. Es iſt dieſes in ſeiner Art nicht minder merkwürdig, als jene Eigenſchaften, welche Mercur in dem Verhältniß der [illegible] ßen zeigt; doch wollen wir, da Vieles erſt in einigen der nächſolgenden §. weiter auseinander geſetzt werden kann, hier nur einige vorläufige Bemerkungen vor ausſenden.

---

*) 610 iſt 39,13 mal 15,59985 dieſe Zahl iſt das Quadrat der Cubicwurzel von 61,5552.

**) Bey Juno iſt die Cubicwurzel der weiteſten Entfernung nach eignen Halbmeſſern noch 78,709.

Es verhält ſich bey dieſem Planeten die Sonnennä he nach Sonnenhalbmeſſern zu der doppelten Eccentri cität nach eignen, wie 1 zu 162,161. Setzt man die Eccentricität nur 0,0000235 der mittlern Entfernung, oder um 7 Mercurhalbmeſſer kleiner, ſo erhält man genau das Verhältniß von 1 zu 161,9516 was die Quadratwurzel ſeiner mittlern Entfernung nach eignen Halbmeſſern iſt. Es ſey jedoch die Herleitung dieſer Zahl, welche ſie wolle, ſo iſt ſie, wie §. 24. deutli cher werden wird, aus 78,27 + 83,7 oder der mitt lern Entfernung des Mercur nach Sonnenradien zu ſammengeſetzt. Es ſteht, wie wir nachher ſehen wer den, 78 ſelber ſtatt 84, und ſo erſcheint 162 als 2 mal 78, wozu noch unverändert die Normalzahl, aus welcher hernach 78 hergeleitet iſt — 84 tritt.

21.

Nicht minder merkwürdig als bey den Planeten, müſſen, wie uns ſchon das was wir an unſrem Mond beobachten, vermuthen läſſet, die Eccentricitätsver hältniſſe bey den Monden erſcheinen. Denn wie es nicht ohne Bedeutung iſt, daß die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde eben ſo viel nach Monden halbmeſſern beträgt, als die der Sonne nach Sonnen halbmeſſern,*) daß ein Tag des Mondes faſt eben ſo

---

*) Nach der Beiſſonſchen Angabe der mittlern Entfernung des Mondes 216,71 nach der gewöhnlichen 219,41 die

Länge dauert als ein Tag der Sonne von der Erde aus geſehen, ja ſelbſt daß in den Entfernungen beyder Weltkörper von der Erde gerade das Verhältniß beobachtet iſt, das ſie uns beyde im ſcheinbaren Halbmeſſer gleich groß erſcheinen läſſet; ſo iſt es auch nicht ohne Bedeutung, daß die doppelte Eccentricität der Mondbahn nach Erdhalbmeſſern, faſt genau ſo viel beträgt, als die der Erdbahn nach Sonnenhalbmeſſern (jenes 7,73 oder wenn wir ein Mittel aus der Briſſonſchen und der gewöhnlichen Angabe wählen, 7,2, dieſes 7,25) während dieſelbe nach Mondenhalbmeſſern faſt genau die Quadratwurzel der doppelten Eccentricität der Erde nach Erdenhalbmeſſern iſt. (Die doppelte Eccentricität der Mondbahn nach Mondenhalbmeſſern iſt nach der gewöhnlichen Angabe = 28,46, die Quadratwurzel der doppelten Eccentricität der Erdbahn nach Erdenhalbmeſſern, oder von 810,905 iſt 28,47, welche Zahl auch beyläufig der in dem gleich anfänglich erwähnten Verhältniß a^2 zu $2a^3$ vorkommenden Cubicwurzel der mittlern Entfernung der Erde nach eignen Halbmeſſern nahe ſteht.)

III. Bemerkungen über einige merkwürdige Zahlenverhältniſſe.

Verhältniſſe der Art, wie die eben zwiſchen der Erd- und Mondbahn erwähnten, verdienen wohl die größte Aufmerkſamkeit, auch wenn ſie vor der Hand

---

mittlere Entfernung der Erde von der Sonne 216,41 Sonnenhalbmeſſer.

aus unſern gewöhnlichen Theorien unerklärlich ſcheinen könnten. Auch iſt jenes Verhältniß nicht einzig in ſeiner Art, und wir wollen uns ſeiner nur bedienen, um von ihm den Uebergang zu einigen andren ähnlichen zu machen, die wir ſchon jetzt auf das Dreyfache vermehren könnten, wenn unſer dießmaliger Plan es erlaubte.

83.

Wenn wir jenes bekannte Verhältniß, nach welchem, wenn wir die mittlere Entfernung des Mercur 4 nennen, die der Venus 4 + 1. 3 der Erde 4 + 2. 3 des Mars 4 + 4. 3 u. ſ. w. wird, nach der von uns früher gewählten Weiſe, in Sonnenhalbmeſſern ausdrücken, ſo finden wir, daß die Zahl 3 durchgängig 63 Sonnenhalbmeſſern entſpreche, während die andre Zahl, welche in der mittleren Entfernung des Mercur eigentlich als 84 erſcheint*) ſich bey mehreren Gliedern in 94, bey andren in 78 u. ſ. w. verändert.

Denn ſo iſt die mittlere Entfernung der Venus 1 mal 63 + 94, die der Erde 2 mal 63 + 94, die des Mars 4 mal 63 + 78 Sonnenhalbmeſſer. Die der Veſta iſt ziemlich genau 8 mal 63, und das gewöhnlich hinzuzuaddirende Moment verſchwindet faſt gänzlich. Dagegen zeigt es ſich bey der Juno wieder als 73, bey Pallas und Ceres als 94; eben ſo wie gegen Anfang des ganzen Syſtems. Bey Jupiter iſt die mittlere Entfernung 16 mal 63 + 117, bey Saturn 32 mal

---

*) Von dieſer Zahl muß, ganz natürlich, ausgegangen werden, dann verhält ſich 84 zu 63, wie 4 zu 3.

51

mal 63 + 49 endlich iſt ſie beym Uranus 64 mal 63 (mit 64 in der Veſta ſchloß ſich auch in den Größenverhältniſſen die erſte Reihe) und jener Ueberſchuß ſcheint wieder 94 zu ſeyn, obgleich er, wenn wir den Sonnenhalbmeſſer nur von der Größe ſetzen, wie hier geſchahe, 95 iſt.

23.

Für ſich allein betrachtet, mußte freylich dieſes ſchöne, in der Natur tief gegründete Verhältniß, den gewöhnlichen Mathematikern mißfallen, da die mittlere Entfernung des Merkur, die man doch als das jedesmal neu hinzukommende + vorausſetzte, auch nicht ein einziges Mal genau als dieſelbe (als 84 Sonnenhalbmeſſer) hierbey auftritt, ſondern bey einigen Gliedern dieſe, bey andern eine andre iſt.

Allein, abgeſehen davon, daß das Mittel aus 63 + 94 (wie jenes + am Anfang der erſten Progreſſion erſcheint) unſre oft erwähnte Zahl 78 iſt, und daß dieſe es iſt, welche zu der ihr auf der einen Seite liegenden 63 die auf der andern gelegne 94 hervorruft; ſo haben wir auch die Zahl 94 in den Excentricitätsverhältniſſen gerade der Venus, der Erde, der Ceres und Pallas, wo ſich dieſelbe auch bey der mittlern Entfernung zeigt, thätig gefunden. Es war dieſes die Zahl, welche von der doppelten Excentricität nach eigenen Halbmeſſern, bey der Venus wie bey der Erde abgezogen werden mußte, wenn jene Progreſſion, von der wir §. 14. ſprachen hervortreten ſollte. Bey der Venus war ſie, wie ſich in den Rotationsverhältniſſen gezeigt (Note zum 15ten §.) noch ein nothwendigerer Beſtandtheil der doppelten Excentricität, welche eben ſo 1 mal die Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern + 94 war, wie die mittlere Entfernung 1 mal 63 + 94; dagegen fieng ſie an bey der Erde, wo ſie ſich zum letztenmale zeigt, minder bedeutend zu werden, bis ſie bey Mars zuletzt verſchwand, und die Zahl 39,13 rein hervortrat. Eben ſo findet ſich denn auch bey der mittlern Entfernung des Mars nicht mehr die Zahl 94 als + ſondern das Doppelte von 39, unſre Zahl 78.

In der Entfernung der Venus (157) hat noch 94 über die nur einmal vorhandne 63 das Uebergewicht, in der der Erde verhält ſich doch 94 zu 126 noch wie 7 zu 9, hält mithin jener noch faſt das Gleichgewicht, während in den entfernteren Gliedern jenes immer neu hinzu zu addirende Plus, gegen das andre Element immer mehr zurücktritt, immer weniger bedeutend wird. Aus dieſem Grunde zeigt ſich jener, hiermit im offenbaren Zuſammenhange ſtehende Ueberſchuß über die den doppelten Eccentricitäten zu Grunde liegende Zahlen, blos bey der Erde und bey Venus, und vorzüglich unentbehrlich bey der Venus. So wird uns hierdurch aus jenem ſchönen, ſo oft verkannten Verhältniß der mittlern Entfernungen, eine ſonſt unerklärliche Erſcheinung bey den Eccentricitäten gelößt.

Wir ſehen nicht minder bey der Ceres das Verhältniß der doppelten Eccentricität nach eignen zur Sonnennähe nach Sonnenhalbmeſſern, wie 93,2109 zu 1, während auch bey dieſem Planeten die doppelte Eccentricität nach Sonnenhalbmeſſern gegen 94 (93,8) iſt. Bey der Pallas war jenes Verhältniß wie 3 mal 91 zu 1, und auch die doppelte Eccentricität dieſes Planeten nach Sonnenhalbmeſſern, beträgt beyläufig gegen

3 mal 98. Endlich ſo erſcheint bey Uranus, wo wiederum 94 zur mittlern Entfernung hinzutritt, die Zahl 93 auch in andren Verhältniſſen *) die uns künftig beſchäftigen werden, und ſeine doppelte Eccentricität nach Sonnenhalbmeſſern iſt 4 mal 92.

Noch inniger iſt die Zahl des Ueberſchuſſes bey Jupiter und Saturn mit den andern Naturverhältniſſen dieſer Planeten verbunden. Die Zahl der Sonnentage während eines Jahres des erſteren, iſt das Quadrat von 63, und dieſe Zahl erſcheint auch in dem (ſehr wichtigen) Verhältniß der Entfernung des Jupiter zu der des erſten Gliedes des ganzen Syſtems (Mercur) wieder. Der Ueberſchuß der mittlern Entfernung über 16 mal 63, beträgt bey ihm 117/73, oder 9 mal die Quadratwurzel der Zahl der Sonnentage in einem Jahr, während 9 das Verhältniß des Sonnenhalbmeſſers zu dem des Jupiter bezeichnet. Wir ſahen denn auch in dem Verhältniß des 1ſten Jupitermondes zum 2ten (§. 12.) wie wichtig jene Zahl 117 in der Geſchichte dieſes Planeten ſey. Endlich ſo iſt bey Saturn die Zahl der Sonnentage 7 mal 60 (60 drückt zugleich das Verhältniß eines Sonnen- zu einem Saturnustage aus) und die Zahl jenes Ueberſchuſſes bey der mittlern Entfernung, iſt das Quadrat von 7, welche Zahl, wie wir anderwärts ſehen werden, ihre

---

*) Unter andern auch in dem ſchon in meinen Ahndungen angeführten des Volumens der Weltkörper, wo derſelbe in der dort aufgeſtellten Progreſſion 93^3 wird (die einfache Zahl 92 fällt auch dort auf Venus und Erde.)

Wichtigkeit auch in den Verhältniſſen des Ringes und der Monde zu erkennen giebt. *)

24.

Wenn ſo die Zahl 7 mal 9 oder 63, ſchon in den Verhältniſſen der Entfernungen unverkennbar gefunden wird; ſo müſſen wir eine gewiſſe tiefere Bedeutung der Zahlen 7 — 9 — 12, auch in anderen Thatſachen, die uns die Geſchichte des Planetenſyſtems darbietet, anerkennen, und ſo ſehr man auch gewöhnlich eine ſolche Bedeutung der Zahlen zu verlachen pflegt, ſo wenig wird ſich gegen das unmittelbare Zeugniß der Natur ſelber einwenden laſſen.

Wir haben, bis jetzt die Glieder beyder Progreſſionen blos nach der Stufe, welche (der Zahl nach) jedes in ſeiner Reihe einnimmt, einander gegenüber geſtellt. Ein tiefer liegendes Naturverhältniß, das ich in meiner oft angeführten Schrift weiter auseinander geſetzt habe, läßt Jupiter mit Merkur, Venus mit Saturn, Uranus mit Mars in Beziehung ſehen (die Quadratwurzeln der Entfernungen des Jupiter, Saturn und Uranus nach eignen, ſind z. B. nahe die Zahl der Sonnenfernen nach Sonnenhalbmeſſern bey Mercur, Venus und Mars). Es verhalten ſich aber dann dieſe gegenüberſtehenden Glieder, in Hinſicht der Umlaufszeiten, wie 1 zum Quadrat von 7. Mit 7 mal 7 endigt auch das letzte Glied des ganzen Syſtems, im Verhältniß zum erſten, und es iſt die mittlere Entfernung des Uranus, 49 mal die des Merkur.

---

*) Dahin gehört nicht etwa allein die Zahl der Monde, die vielleicht gar eigentlich 8 iſt.

So fiel auch, wie wir ſahen, der wichtige Punkt unſers Planetenſyſtems, wo die erſte Reihe endigt und die 2te beginnt, in die 4 zuletzt entdeckten Planeten. Das Gebiet der Entfernungen derſelben, fällt aber, wenn wir die Sonnennähen und Sonnenfernen zugleich mit berückſichtigen, in dem §. 22. aufgeſtellten Verhältniß, gegen 7 bis 9 mal 63 Sonnenhalbmeſſer. Eben ſo fieng nach §. 12. bey den Jupitermonden die zweyte Reihe bey der Entfernung von neun Jupiterhalbmeſſern an. *)

Wenn die Zahl 584 in der 2ten Reihe, die in der aus der mittlern Entfernung der Pallas erhaltnen Zahl 503,541 noch als 62,942, in der aus dem gemeinſchaftlichen Verhältniß der erſten Glieder erhaltnen Zahl 488,8 noch als 61,1, in der Zahl 486 ſchon nur noch als 60,7, endlich in den Eccentricitätsverhältniſſen, Anfangs, (bey Ceres) noch als 59,996, dann nur noch (worinn ſie ſich dann bis zum Ende gleich bleibt) als 58,6 erſcheint, ſich deutlich, durch ſehr allmälige Uebergänge, von 7 mal 9 oder 63 ableiten läſſet, ſo läßt ſich in der 2ten Reihe eben ſo deutlich die Zahl 78,77 von 7 mal 12 oder 84 ableiten. Auch hier iſt die aus der mittlern Entfernung des erſten Gliedes erhaltne Zahl noch faſt genau 84 (83,77) wie die von der Pallas erhaltne noch faſt genau 63 war. In der nicht minder aus andern wichtigen Naturverhältniſſen des Merkur hergeleiteten Zahl 162, (aus 84 und 78 zuſammengeſetzt) erſcheint ſie, wenn wir das Mittel

---

*) Neunmal 63, oder 567, ſteht der mittlern Entfernung der Juno, als des letzten Gliedes der erſten Reihe, bis auf + [illegible] (vielleicht [illegible]) nahe, eben ſo nahe ſteht die Sonnennähe dieſes Planeten an 7 mal 63 u. ſ. w.

aus den beyden Elementen woraus ſie beſteht wählen, noch als 81. In der Weiſe wie der Halbmeſſer der Venus von Merkur aus beſtimmt wird, wahrſcheinlich (nach der Note zum §. 10.) noch als 79,329, bey den übrigen Gliedern der Reihe nur noch als 78,27, endlich in den Verhältniſſen der Rotationen (als das Doppelte von 37 und 36) und in der Eccentricität der Juno, worin dieſe ſchon den Uebergang zu der charakteriſtiſchen Zahl der 2ten Reihe macht, nur noch als 74 und 73. (auch in der Zahl des Ueberſchuſſes der mittlern Entfernung bey Juno iſt ſie nur noch 73.) So ſcheint es wirklich, daß, wie ſchon die Meynung des früheſten Alterthums war, jene Zahlen in dem Planetenſyſtem (wie denn wohl in der ganzen Natur) eine viel tiefere Bedeutung haben müſſen, als man jetzt gewöhnlich wähnt.

IV. Vorläufige Bemerkungen über die Lage der Apſiden- und Knotenpunkte der Planetenbahnen.

Wenn auch bey dieſen vorläufigen Bemerkungen, über eine beſondre Bedeutung einiger Zahlen, der Zweifel, ja ſelbſt der Widerwille, den ſie bey den meiſten Mathematikern erregen müſſen, eine ganz natürliche Folge der jetzt herrſchenden Anſichten ſcheinen muß; ſo ſollte man doch eigentlich weniger erwarten, daß das Daſeyn zweyer verſchiedner Progreſſionen in den Größen- und andern Naturverhältniſſen unſers Planetenſyſtems, in dieſer mathematiſchen Zeit etwas Anſtößiges haben könnte. Und doch habe ich dieſes bisher häufig, ſelbſt bey den vortreflichſten Mathematikern erſcheinen müſſen. Man ſcheint zu überſehen, daß dieſe 2 Reihen aus demſelben nothwendigen Grund entſtehen müſſen, welcher die elliptiſche Geſtalt der Bahnen hervorbringt, und daß ſie ſich ſehr wohl ſelbſt mit dem Geſetz der allgemeinen Schwere werden müſſen in Zuſammenhang ſetzen laſſen. Obgleich der Verfaſſer ſich unvermögend fühlt, für dieſe letztere Behauptung den mathematiſchen Beweis zu führen, wozu ein viel tieferer mathematiſcher Geiſt gehören wird, als der ſeinige, ſo hat er doch von einer andern Seite hinlängliche Gründe dazu, welche wohl anderwärts ihren Ort finden werden.

Einſtweilen könnte es gut ſeyn, blos als eine nun einmal vorhandne, nicht zu läugnende Thatſache (die Erklärung ſey welche ſie wolle) das Daſeyn jener beyden Progreſſionen auch in verſchiedenen andern Verhältniſſen der Weltkörper, welche jenen der Größen und Eccentricitäten ſehr ähnlich ſind, nachzuweiſen. Zwar wird uns hierzu vorzüglich eine alte Abhandlung Gelegenheit geben, welche dieſer erſten vielleicht bald nachfolgen kann, und worin man auch die einzelnen Planeten in den genauen Verhältniſſen der Rotationen, Neigung der Bahnen und der Axen, der Lage der Apſiden und Knoten u. a. in einem eben ſo nothwendigen Zuſammenhang mit einander finden wird, als in dem der Größen; ſo daß dieſe Verhältniſſe bey einem nächſtfolgenden Glied eben ſo nothwendig aus denen des vorhergehenden hergeleitet werden können, als die Halbmeſſer; doch will ich aus dem einen jener Verhältniſſe, welches die Lage der Knoten und Apſiden der Planetenbahnen angeht, noch einige vorläufige Bemerkungen hinzufügen. Da dieſe Bemerkungen blos dazu dienen ſollen, das Daſeyn jener beyden Progreſſionen zu beweiſen, ſo werden ſie ſich vor der Hand auf keine Weiſe über dieſe Gränze verbreiten, und ſelbſt das eigentliche Verhältniß, nach welchem ſich die Neigung der Bahnen, die Lage der Knoten und Apſiden des einen Planeten aus denen des andern genau beſtimmen laſſen, und welches beyläufig das einfachſte und am leichteſten in die Augen fallende unter allen iſt, wird außerhalb den nothwendigen Gränzen dieſer Abhandlung liegen.

25.

Es würde der Natur der Sache eben ſo wenig angemeſſen ſcheinen, wenn wir die Neigung der Planetenbahnen und die Lage ihrer Knoten auf die Erdbahn beziehen wollten, als wenn wir bey den Entfernungen aller Planeten, als gemeinſchaftlichen Maasſtab, bloß den Halbmeſſer der Erde anwenden wollten. Wir müſſen daher zuerſt jene Elemente auf die Ebene des Sonnenaequators beziehen.

Es wird die Neigung deſſelben auf der Ecliptik 7½°, die Lage ſeiner Knoten neuerdings auf den 68ſten*) und 248ſten Grad derſelben feſtgeſetzt. Vormals hat Caſſini in den Memoir. de l' Acad. royal. des ſc. für d. J. 1734, dieſe Berechnung für die 5 älteren Planeten vorgenommen, wobey er die Neigung des Sonnenäquators ſo wie wir, die Lage der Knoten in den 70ſten und 250ſten Grade der Ecliptic vorausgeſetzet; neuerdings aber hat der hieſige ſehr geſchickte Mathematiker, Herr Ingenieurlieutnant Fiſcher, von welchem in kurzem einige ſehr wichtige mathematiſche Arbeiten zu erwarten ſind, dieſe Berechnung nach denſelben Grundſätzen, von neuem für die erſterwähnte Annahme der Lage der Knoten vorgenommen, und auf die 5 ſpäter entdeckten Planeten ausgedehnt. Zugleich werden dieſe ſeine Berechnungen in 2 Figuren, welche dieſer Abhandlung beygefügt ſind, anſchaulich gemacht.

---

*) Vielleicht würden die nachſtehenden Berechnungen der Wahrheit noch näher gekommen ſeyn, wenn ſie, aus ſpäter anzuführenden Gründen, ſtatt des 68ſten, den 69ſten Grad der Länge zu Grunde gelegt hätten.

Wir ſetzen zur Vergleichung die Caſſiniſche Berechnung voraus, wobey zu bemerken iſt, daß aus ganz einfachen Gründen, die zum Theil in den Erläuterungen der 2ten Figur enthalten ſind, der Knoten der Bahnen auf der Ebene des Sonnenäquators, der dem aufſteigenden Knoten auf der Ebene der Erdbahn entſpricht, hier niederſteigender iſt, und umgekehrt.

Caſſinis Berechnungen der:

	Neigung der Planetenbahnen in Beziehung						u. d. Ortes ihres Knotens.			
	auf die Ecliptic.			auf den Sonnenäquator.			auf d. nördlich. Hälfte d. Ecliptic.		auf d. ſüdlich. Hälfte d. Sonnenäquators.	
Mercur	6°	55′	0″	3°	10′	6″	45°	9′	136°	7′
Venus	3	27	5	4	6	0	74	19	66	25
Erde	—	—	—	7	30	0	—	—	79	0
Mars	1	50	54	5	50	0	47	45	76	50
Jupiter	1	19	39	6	22	0	98	0	64	24
Saturn	2	30	35	5	55	0	112	56	53	17

Wir ſetzen nun, bey den nachſtehenden neueren Berechnungen, zugleich den Ort des aufſteigenden, oder nördlichen Knotens, auf der Ebene des Sonnenäquators hinzu, um hierdurch eine leichtere Ueberſicht zu gewinnen, die uns weiter unten nöthig ſeyn wird.

Fiſchers Berechnungen der

	Neigung der Planetenbahnen in Beziehung		des Orts ihres Knotens		
	auf die Erdbahn *)	auf den Sonnenäquator	des aufſteig. Knotens auf der Ecliptic.	des niederſteigenden, auf der Ebene des Sonnenäquators.	des aufſteigenden auf der Ebene des Sonnenäquators.
Mercur	7° 0′ 0″,7	2° 54′ 4″,09	45° 20′ 59″,	136° 51′ 15″,47	316° 51′ 15″,47
Venus	3 23 35,12	4 9 12,25	74 26 18,	62 44 32,7	242 44 32,7
Erde		7 30 0,		68 0 0,	248 0 0
Mars	1 51 0,14	5 49 54,98	47 37 34,	74 21 2,16	254 21 2,16
Veſta	7 8 10,7	4 27 31,43	103 18 28,	0 32 33,8	160 32 33,8
Juno	13 3 28,4	16 27 48,18	171 4 57,	17 3 21,	197 3 21,04
Ceres	10 37 33,7	3 43 28,02	80 53 23,	28 42 35,6	208 42 35,6
Pallas	34 37 41,	37 8 12,6	172 28 56,29	2 18 35,61	182 18 35,61
Jupiter	1 18 56,	6 24 15,86	98 5 16,	62 4 38,59	242 4 38,69
Saturn	2 29 50,	5 51 27,63	111 31 17,	51 11 40,61	231 11 40,61
Uranus	0 46 16,	6 44 5,28	72 46 47,	67 27 7,63	247 27 7,63

---

*) Nach einem Mittel aus der La Landeſchen und der in den Berliner Tafeln enthaltnen Angabe.

26.

Wir erkennen bey dem erſten Blick, den wir auf die Tabelle, welche den Ort der Knoten auf dem Sonnenäquator angiebt, richten, das beyläufige Verhältniß, daß der Knoten der Erdbahn faſt genau in die Mitte zwiſchen beyde äußerſte Enden fällt. Denn wenn wir das Mittel aus dem am weiteſten nach der einen Seite gelegenen Knotenpunkt der Veſta, und dem am weiteſten nach der andern liegenden des Mercur ſuchen, erhalten wir 68° 41′ 54″,63. *) Eben ſo erhalten wir 68° 32′ 47″,43 wenn wir das Mittel aus den Knotenpunkten der zu beyden Seiten der Erde (der Entfernung nach) gelegnen Planeten, Venus und Mars ſuchen, und der Knotenpunkt der Venus iſt faſt eben ſo weit abwärts von dem des zunächſt vorhergehenden Gliedes Mercur entfernt, als der des Mars von jenem des nächſtfolgenden Veſta (jener 74° 6′ dieſer 73° 48′).

Dagegen erhalten wir, wenn wir das Mittel aus der Summe aller Knotenpunkte von dem einen äußerſten — dem der Veſta aus gerechnet ſuchen, 51° 23′ 33″ **) und eben ſo, wenn wir das Mittel aus der Summe aller, von dem andren äußerſten Ende, von dem des Mercur aus gerechnet, abwärts gezählt, ſuchen, 84° 55′ 8″. Wir erhalten dann aber, wenn wir im erſteren Falle 51° 23′ 33″ von dem Knotenpunkte der Veſta aufwärts zählen, 51° 56′ 7″ der Länge, und genau eben ſo, wenn wir 84° 55′ 8″ von dem des Mercur abziehen, 51° 56′ 7″. *) Es fällt aber in die Augen, daß dieſer ſo aus beyden Mitteln erhaltne Punkt, mit dem Knotenpunkt des Saturn, der in der andern Reihe das der Erde entſprechende Glied iſt, ziemlich nahe übereinſtimmt, eben ſo wie der aus dem Mittel beyder Extreme erhaltne, mit dem Knotenpunkt der Erde. **)

---

*) Was vielleicht der Wahrheit näher ſteht, als die auch von uns gewählte, immer auf ſehr unſicheren Beobachtungen beruhende Angabe.

**) Wenn wir eben ſo das Mittel aus der Summe aller aufſteigenden Knoten, von dem der Veſta an gerechnet, ſuchen, erhalten wir 231° 32′ was mithin 51° 32′ entſpricht.

27.

Es erhält dieſe vorläufige Bemerkung, die ſich uns bey der Betrachtung jener Tabelle aufgedrungen, bald einige Bedeutung, wenn wir einen ähnlichen prüfenden Blick auf die nachſtehende Tabelle, welche die Orte der Apſidenpunkte enthält, richten wollen.

---

*) Die Summe der Entfernungen des Knotens der 4 Hauptplaneten der erſten Reihe (von Mercur bis Mars) iſt nahe an 136° 19′ oder dem Abſtand des Knotens bey dem erſten Glied von dem der Veſta. Eben ſo beträgt die Summe jenes Abſtandes bey der 2ten Reihe 28° 7′; — der des Knotens der Ceres (des erſten Planeten der 2ten Reihe) von dem der Veſta 28° 10′.

**) Da die Lage der Knoten der übrigen Planeten nur nach der bey der Erde vorausgeſetzten berechnet werden kann, dieſe aber ſehr leicht Irrthümern von ½ zu einem ganzen Grad ausgeſetzt ſeyn muß, ſo dürfen auch in dieſen beyläufigen Verhältniſſen Differenzen, die nicht mehr betragen, nicht zu hoch angerechnet werden.

	Längen der Sonnenferne.			Längen der Sonnennähe.		
Mercur	253°	33′	58″	73°	33′	58″
Venus *)	308	13	0	128	13	0
Erde	278	37	16	98	37	16
Mars	151	28	14	331	28	14
Veſta	69	50	31,9	249	50	31,9
Juno	233	17	1	53	17	1
Ceres	326	37	59	146	37	59
Pallas	301	3	11	121	3	11
Jupiter	190	21	4	10	21	4
Saturn	268	9	7	88	9	7
Uranus	347	6	44	167	6	44

Wenn wir die Summe aller Sonnenfernen, von dem Knotenpunkt der Veſtabahn auf dem Sonnenäquator an, welcher Punkt (der mit dem erſten Grad der Länge faſt übereintrifft) **) uns ſchon einmal von Wichtigkeit geweſen, zuſammen addiren, und hernach das Mittel aus allen ſuchen, finden wir auf die gewöhnliche Länge reducirt 248° 1′ 38″ 7. Zählen wir dagegen die Entfernung der Aphelien von dieſem Punkte aus nach der minus Seite hin, oder zurückwärts, was natürlicher ſcheint, da hier die meiſten (bis auf 2) demſelben näher ſind, und ziehen alsdann, wie nothwendig iſt, den Werth jener beyden, die nach der + Seite hin näher an dem gewählten Punkte fallen, ab, (des Mars und der Veſta) ſo finden wir, wenn wir durch Diviſion das Mittel aller ſuchen: 312° 56′ der Länge. Umgekehrt aber, wenn wir von dem Knotenpunkte der Veſta gerade aufwärts gezählt, aus der Summe der Perihelien das Mittel ſuchen, erhalten wir den 312° 56′ auf der andern Seite ziemlich entſprechenden Punkt: 138° 29′, ſo wie wir, wenn wir uns der andern Weiſe bedienen, den dem 248ſten Grad entſprechenden 68ſten finden. *)

---

*) Berliner aſtronomiſche Tafeln 1779.

**) Wie wir künftig bey dem Verhältniß der Neigung der Axen der Planeten auf ihrer Bahn ſehen werden, gar nicht zufällig; ſondern aus einem nothwendigen Grund. Man bemerke nur einſtweilen vorläufig, daß der Knoten der Erdbahn auf dem Sonnenäquator, faſt genau dem Aphelio der Veſta entſpricht, aus demſelben Grunde muß der Punkt, wo die Ebene unſers Aequators die Erdbahn ſchneidet, in den Knotenpunkt der Veſta fallen. Hiervon künftig. Ein ähnliches Verhältniß, iſt ſchon jetzt zwiſchen mehreren Planeten deutlich.

Addiren wir ferner alle Abſtände der Aphelien, die dem 248ſten Grade nach der + Seite hin am nächſten liegen, (noch innerhalb der Gränze von 180°), welches die von 7 ſind, ſo erhalten wir 347° 21′ 15″,**) addiren wir dann die der viere, welche von dieſem Punkt nach der ÷ Seite weniger als 180° entfernt ſind, ſo erhalten wir auch 347° 2′ 14″.***)

---

*) Das Mittel aus den Aphelien der 4 zulezt entdeckten Planeten, iſt auf die gewöhnliche Länge reducirt: 232° 42′, was ſowohl mit dem Aphelio der Juno als dem Knoten der Saturnsbahn auf der Ebene des Sonnenäquators übereinſtimmt.

**) Sehr merkwürdig iſt es, daß dieſe Zahl dem Aphelio des lezten Planeten des ganzen Syſtems, — des Uranus, von dem Knoten der Veſta an gezählt, ſo nahe ſteht.

***) Es iſt auch die Summe des Abſtands der Aphelien des Mercur, der Venus und der Erde von dem 248ſten Grade nach der + Seite hin, (96° 24′ 14″) faſt genau ſo viel, als der Abſtand des Apheliums des Mars von jenen Punkten nach der ÷ Seite beträgt, (96° 31′ 46″) während die Summe der Abſtände der Aphelien der Veſta und Juno von jenem Punkte, gerade 2 mal 96° 26′ (192° 52′) iſt u. ſ. w.

Wir ſehen demnach in dieſen Verhältniſſen die beyden Knotenpunkte der Erdbahn auf dem Sonnenäquator, oder was daſſelbe iſt, die Apſidenpunkte der Veſta, unverkennbar ausgezeichnet; und mit Recht, da der 69ſte Grad der Punkt iſt, wo von der Sonne aus geſehen, faſt mehr als wahrſcheinlich jener Weltkörper, oder jene höhere Subſtanz hinfällt, zu welcher ſich die Sonne wiederum verhält, wie die Planeten zu ihr.

Wenn wir nun zuerſt unterſuchen — und dieſes iſt was uns hier vorzüglich nöthig iſt, — welche Planeten ſich von dieſen Punkten aus gezählt nach der einen und der andern Seite hin entſprechen, ſo finden wir gerade wieder, wie in den Verhältniſſen der Größen und Eccentricitäten, daß der Venus auf der einen, Jupiter auf der andern, dem Mars auf der einen, Uranus auf der andern entſpricht. Denn ſo erhalten wir, wenn wir das Mittel aus den Aphelien der Venus und des Jupiter ſuchen, 248° 17′ 49″, aus den Perihelien 68° 17′ 49″ oder was daſſelbe iſt, das Aphelium der Venus iſt eben ſo weit nach der einen Seite hin von dem 248ſten Grad entfernt, als das des Jupiter nach der andern (beyde gegen 60°). Eben ſo erhalten wir, wenn wir den Punkt ſuchen, der, wo ſich die Aphelien des Mars und des Uranus am nächſten ſtehen, gleich weit von beyden abſteht (82° 10′ 45″) 68° 17′ 29″; auf der andern Seite iſt das Mittel zwiſchen beyden 248° 17′ 29″.

Auſſer dem 248ſten und 68ſten Grade, erhielten wir vorhin die Zahlen 133 und 313 als bedeutende: Es ſind dieſe aber nicht blos den Knotenpunkten der Bahn des Mercur auf der Ebene des Sonnenäquators (136 und 316) nahe, ſondern noch näher, und faſt genau jener Punkt, wo das Mittel aus den Apſidenpunkten der Pallas und Ceres, welche, wie wir ſahen; auch in allen andren Verhältniſſen als das erſte (Doppel) Glied der 2ten Reihe, dem Mercur in der erſten entſprachen, hinfällt. Denn wenn wir, wie wir bisher überall thun mußten, dieſe beyden Glieder nur wie ein einziges betrachten, und auch aus den beyden Apſiden nur eine (mittlere) wählen, iſt dieſe für den gemeinſchaftlichen Sonnennähenpunkt: 133° 50′ 35″ für den gemeinſchaftlichen Sonnenfernenpunkt 313° 50′ 35″. Umgekehrt ſieht nun auch das Aphelium des Mercur dem 248ſten Grade unter allen am nächſten, wie ſein Perihelium dem 68ſten u. ſ. w.

Wenn wir nun aber auch, wie wir vorhin bey den Knotenpunkten thaten, eben ſo von dem auf dem andern äußerſten Ende gelegnen des Mercur an zählen, finden wir, um nur das zu erwähnen, was uns jetzt zunächſt angeht, von ihm und jenem der Veſta aus gemeinſchaftlich, den 273ſten Grad. Denn dieſer iſt gerade eben ſo weit nach der andern Seite hin von dem 136ſten, oder dem Knotenpunkt des Mercur entfernt, als dieſer von dem der Veſta (136°). Vorhin (§. 26.) fanden wir gemeinſchaftlich von den Knotenpunkten der Veſta und des Mercur aus, den der Erde und den des ihr in der andern Reihe entſprechenden Saturn, jetzt aber finden wir (man erlaube uns einſtweilen dieſen Ausdruck) durch den abermals aus dem Verhältniß der Knotenpunkte der Veſta und des Merkur erhaltenen 273ſten Grad der Länge, die Sonnenfernen dieſer beyden Planeten. Es iſt nämlich das Mittel aus 268° 9′ 7″ und 278° 37′ 16″ = 273° 23′ 11″,5, welcher Punkt zugleich auch aus anderweitigen Gründen faſt derjenige iſt, wo das Maximum der Neigung der Pallasbahn, die unter allen die größte iſt, hinfällt.

Ein andrer Punkt, der von dem Knotenpunkte des Merkur aus erhalten wird, wenn wir von ihm aus gerade aufwärts, (nach der + Seite) die Entfernung aller Aphelienpunkte zählen, und aus der gefundenen Summe das Mittel nehmen, iſt der 281ſte, oder aus anderwärts anzuführenden Gründen *) vielmehr faſt genau der 283ſte, (der von den Apſidenpunkte der Erde und dem 273ſten Grad, zugleich aber auch aus den Knotenpunkten des Saturn und dem oben erwähnten 313ten, auf eine Weiſe, deren wir uns künftig bedienen wollen, erhalten wird). Es iſt aber dieſer Punkt nicht allein das Mittel zwiſchen den Aphelien des Merkur und jenem erwähnten des erſten Doppelgliedes der 2ten Reihe, ſondern auch faſt das Mittel zwiſchen jenen Punkten, wo die Bahnen der in allen Verhältniſſen, ſo wie Pallas und Ceres geſchwiſterlich verbundnen Planeten, Veſta und Juno, das Maximum ihrer Neigung erreichen.

Denn dieſe Vereinigung der Juno und Veſta, zeigt ſich auch bey einer nur oberflächlichen Betrachtung dieſer Verhältniſſe. Wir ſahen, daß ſowohl die Größen als Eccentricitätsverhältniſſe der Veſta und Juno, gemeinſchaftlich von Mars aus beſtimmt wurden. Eben ſo werden es denn auch die Apſiden, und es iſt das Aphelium der Juno nach der einen Seite hin, faſt genau eben ſo weit von dem des Merkur aus entfernt, als das der Veſta nach der andern (dieſes ÷ 81° 37′

---

*) Denn wir werden dieſen Punkt künftig noch in vielen andern Fällen ſehr ausgezeichnet finden.

42″ jenes + 81° 48′ 47″), Pallas und Ceres aber zeigen ſich auch darin wieder verbunden, daß, wenn man auf eine künftig anzuführende Weiſe, den Ort des Apheliums des nächſten Gliedes von der Juno aus beſtimmt, nicht der des Apheliums der Ceres, ſondern faſt genau das Mittel aus beyden Aphelien, 313° 50′ 35″ erhalten wird,*) ſo wie auch die Entfernung der Sonnenferne von dem Knotenpunkte, (welche Entfernung überall von der höchſten Wichtigkeit iſt) **) bey dem einen faſt eben ſo viel wie bey dem andern, nämlich bey Ceres 62° 4 bey der Pallas 61° 15 beträgt.

So werden auch in dieſen Verhältniſſen nicht blos unverkennbar deutlich zwey verſchiedne ſich entgegengeſetzte Reihen im Planetenſyſtem erkannt, ſondern die einzelnen Glieder derſelben ſtehen in derſelben Beziehung auf einander, Merkur auf Pallas und Ceres, Venus auf Jupiter, Erde auf Saturn, Mars auf Uranus, wie in den Größen- und Eccentricitätsverhältniſſen. Erde und Saturn erſcheinen hierbey jeder in ſeiner Reihe als die beyden wichtigſten Glieder, und die Natur hat dieſes auch gleich äußerlich den Sinnen bemerkbar gemacht, indem ſie unter allen Gliedern der erſten Reihe bloß der Erde einen Mond, unter allen Gliedern der Mondereichen 2ten Reihe, blos dem Saturn einen Ring verliehen hat. *)

---

*) Selbſt ſchon in dem ſehr beyläufigen, in der 2ten Reihe Statt findenden Verhältniß, nach welchem das Aphelium eines nächſtfolgenden Planeten von dem des vorhergehenden gegen 78 bis 80 Grade entfernt iſt. So viel beträgt nämlich der Abſtand zwiſchen den Aphelien des Uranus und Saturn, zwiſchen denen des Saturn und Jupiter, zwiſchen denen des Jupiter und dem Mittel aus den Aphelien der Pallas und Juno, endlich auch der zwiſchen denen der Juno und dem Mittel aus jenen der Ceres und Pallas.

**) Auch darinn laſſen ſich ſchon beyläufig beyde Progreſſionen, und die Wechſelbeziehungen der einzelnen Glieder derſelben erkennen, Wenn man nämlich die Abſtände der Apſiden von den Knotenpunkten vergleicht, ſind ſich dieſe Differenzen bey Mars und Uranus, dann wieder bey Erde und Saturn, endlich bey Jupiter und Venus am nächſten verwandt, und der jedesmalige Unterſchied wird uns künftig noch von der größten Wichtigkeit ſeyn. Bey Mercur iſt endlich der Abſtand des Apheliums von dem aufſteigenden Knoten (116° 42′) dem des Periheliums der Pallas und Ceres von demſelben Knoten (118) verwandt.

Ja ſelbſt, man erlaube mir hierüber nur noch einige Worte, jene, vielen Mathematikern mißfällige Wichtigkeit der Zahlen 63 — 7 — 9 — 12 u. ſ. w. rechtfertigt ſich auch hier.

Denn ſo ſind nicht blos der Abſtand von 30 Graden, oder der 12te Theil des Kreiſes, der von 60, oder der 6te, der von 51° (ſelbſt ſchon nach §. 26.)

---

*) Auf eine andre, tiefer liegende Beziehung zwiſchen Saturn und Erde, habe ich ſchon anderwärts aufmerkſam gemacht. Es iſt nämlich die große magnetiſche Periode der Erde (zu 864 Jahren) faſt genau das Quadrat eines Saturnjahres (dieſes iſt 29,40 Jahre, die Cubicwurzel von 864, iſt 29,30). Wir werden aber künftig, bey dem Verhältniß der Neigungen der Axen ſehen, daß eben ſo die große magnetiſche Periode bey Venus, mehr als wahrſcheinlich das Quadrat eines Jupiterjahres, bey Mercur das eines Ceres und Pallasjahres, ja ſelbſt bey Mars das eines Uranusjahres iſt; wobey natürlich jene Zahl (als Wurzel) gewählt werden muß, wie oft ein Jahr jener erſteren Planeten in dem des ihnen in der andren Reihe entſprechenden Planeten enthalten iſt. (Ein Pallas- und Ceresjahr enthält 19,[illegible] Mercur-, ein Jupiterjahr 19,27 Venus-, ein Uranusjahr 44,[illegible] Mars-Jahre.)

oder der 7te, der von 40, oder der 9te Theil des Kreiſes, wie wir künftig ſehen werden, in einer Menge von Fällen ausgezeichnet, ſondern wie man ſchon bey einer beyläufigen Betrachtung der Lage der Knotenpunkte und ihrer Abſtände ſehen wird, der Abſtand von 5° 42′ 51″, oder der 63ſte Theil des Kreiſes, zeichnet ſich bey jeder Gelegenheit aus. So viel faſt beträgt der Unterſchied zwiſchen den Knoten der Venus und der Erde, der Erde und des Mars; doppelt ſo viel, der zwiſchen den Knotenpunkten des Saturn und des Jupiter, der Juno und Ceres; vierfach ſo viel, der zwiſchen den Knoten der Ceres und des Saturn; (mithin ſechsfach ſo viel, der zwiſchen Ceres und Jupiter) dreyfach ſo viel, der zwiſchen den Knoten des Saturn und der Erde, der Veſta (oder der Pallas) und der Juno, u. ſ. w. Doch iſt die merkwürdigſte Uebereinſtimmung der Verhältniſſe der Lage der Apſiden, der Knoten und der Neigungen, mit jenen der Größen und Eccentricitäten, die, welche jenen Zuſammenhang der einzelnen Planeten unter einander, und die ſtete Beziehung eines vorhergehenden näheren Gliedes auf ein künftiges entfernteres beweiſt. Dieſe Uebereinſtimmung wird ſich uns ſogleich, bey den weiteren Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand, zu erkennen geben. Doch verſparen wir alle weitere vorläufige Bemerkungen darüber, bis zur Aufſtellung jenes einfachſten Verhältniſſes unter allen (das ſich ſelbſt dem Anfänger in allen ähnlichen Unterſuchungen aufdringen muß) ſelber, wo uns dann die leichteſte Rechnung den Ort der Apſiden und des Knotens, ſammt der Neigung, des einen Planeten aus denen eines andren der Sonne näheren, ſoll finden laſſen, und von wo ſich uns ein einfacher Weg, zu andern viel ſchwierigeren Unterſuchungen zeigen wird. Vielleicht daß dann auch der Innhalt dieſer Abhandlung, der jetzt nur noch zu ſehr als Fragment erſcheint, in vielſeitiger Verbindung mit andren beſtätigenden Thatſachen, an Klarheit ſo wie an Bedeutung viel gewinnen wird. *)

---

*) Seit einigen Tagen verbreitet ſich das fröhliche Gerücht eines neuentdeckten Planeten. Sollte ſich daſſelbe beſtätigen, ſo könnte wohl nichts Anders eine ſo klare und genügende Beſtätigung oder Correction der hier aufgeſtellten Verhältniſſe werden, als eben dieſe ſchöne Entdeckung in ihren weiteren Folgen.

Erläuterung der beyden Figuren.

Es iſt der vorläufige Zweck derſelben, die pag. 450 dieſes Anhanges mitgetheilten Berechnungen der Neigung der Planetenbahnen auf der Ebene des Sonnenäquators, anſchaulich zu machen; doch werden wir uns, beſonders der 2ten Figur, in einer nächſtfolgenden Abhandlung noch zu einer andern Abſicht bedienen.

Fig. 1) Wir ſehen demnach auf der 1ſten Figur die eine Halbſeite des Sonnenäquators, die man von dem 60ſten bis zum 240ſten Grad der Länge genommen, weil in dieſe Gränze, von der Sonne aus geſehen, die ſüdliche Hälfte der Bahn der meiſten und wichtigſten Planeten unſers Syſtems fällt. — Der Beobachter wird in dieſer Figur außerhalb des ganzen Syſtems, oder, was dieſelben Erſcheinungen giebt, in ſeine Mitte, auf die Sonne geſtellt. Alsdann ſieht er nach der gewählten Richtung, die Bahnen der Planeten in dem hier ausgedrückten Verhältniß nach Süden von der Ebene des Sonnenäquators abgehen: (ſich gegen dieſe neigen) nämlich Pallas, deren niederſteigender Knoten ſchon in den 3ten Grad der Länge, mithin außerhalb dieſer Figur fällt, am weiteſten; nächſtdem Juno, dann die Erde u. ſ. w.

Nur von den vier neu entdeckten Planeten, und vom Saturn, fällt der niederſteigende Knoten außerhalb, der aufſteigende innerhalb der Figur, wodurch auf der linken Seite ein Theil der nördlichen Hälfte ihrer Bahn ſichtbar wird; während auf der rechten ein Theil der Bahnen der andern Planeten, beſonders des Mercur, nördlich gegen den Aequator geneigt erſcheint.

Fig. 2) Wenn auf der erſten Figur noch nicht auf die Durchſchnittspunkte der andern Planetenbahnen mit der Erdbahn Rückſicht genommen worden; ſo hat man dieſes dagegen auf der 2ten Figur zu erreichen geſucht. Freylich iſt es nur unvollkommen gelungen! da das Ganze perſpektiviſch entworfen werden mußte, wodurch es, beſonders bey der Pallasbahn, unmöglich wurde, daß die Knoten auf der Ecliptik zugleich mit denen auf dem Sonnenäquator, genau angedeutet werden konnten.

Um nur einige Beyſpiele zu geben: ſo fallen die Knoten der Saturnusbahn auf dem Sonnenäquator, nach pag. 450 in den 51ſten und 231ſten Grad, die auf der Ecliptik gegen den 112ten und 292ſten; wirklich wird man ſie auf der 2ten Fig. in den erſterwähnten Punkten in der Mitte des Sonnenäquators finden, während ſie in den letztern den Kreis der Erdbahn durchſchneidet. Eben ſo ſieht man die Veſtabahn, wie nach pag. [illegible] nothwendig iſt, im 1ſten und 181ſten Grad in der Mitte des Sonnenäquators, während die Knoten auf der Ecliptik in den 103ten und 283ſten Grad fallen u. ſ. w.

Es kann ſchon dieſe Figur dienen, *ohngefähr* zu zeigen: wo die Durchſchnittspunkte einer Planetenbahn mit irgend einer andern hinfallen. So z. B. fallen die Knoten der Saturnus- auf der Marsbahn, in die Gegend des 33ſten und des 151ſten Grades, und wirklich ſieht man auch auf unſrer Figur in dieſer Gegend beyde Bahnen ſich durchſchneiden. Zugleich lehrt dieſe Figur, wie ſchon die 1ſte, ſehr anſchaulich: weshalb der zunächſt an dem aufſteigenden

Knoten auf der Ecliptik fallende Knoten auf dem Sonnenäquator, hier niederſteigender werden muß, u. ſ. w.

Auf der einen Seite der Figur, die für die meiſten Planetenbahnen von der Gegend des 70ſten bis zu der des 250ſten Grades geht, kann man ſich die ſüdlich vom Sonnenäquator abwärts geneigten Bahnen unterhalb, auf der andern Seite die nordwärts geneigten, oberhalb der Ebene des Papiers liegend denken.

Die Zahlen der Grade ſtehen auf der einen Seite jedesmal oberhalb des zu bezeichnenden Grades, deſſen Ende durch einen Strich angedeutet iſt.

Auf beyden Figuren iſt der Kupferſtecher bemüht geweſen, die Bahnen der verſchiedenen Planeten auf verſchiedene Weiſe dem Auge auszuzeichnen. P bedeutet den Punkt, wo das Perihelium, A den, wo das Aphelium, M auf der erſten Figur jenen, wo das Maximum der Neigung der jedesmaligen Planetenbahn hinfällt.

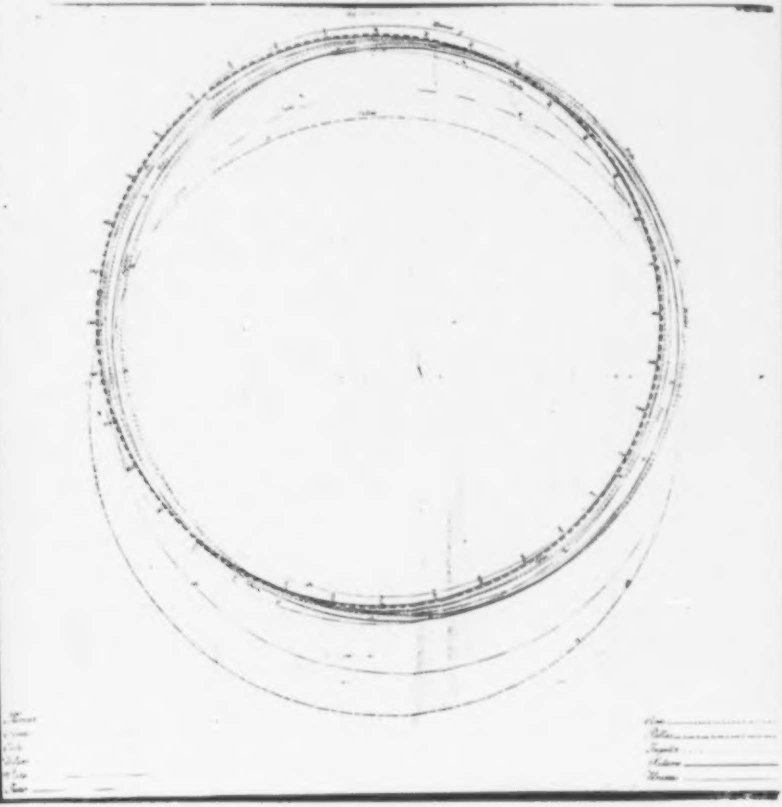
Wo mehrere Planetenbahnen zu nahe in einander laufen, hat man vorzüglich eine vorherrſchen laſſen, wogegen die andern an dieſen Stellen unſichtbar werden.

Bemerkung.

An einigen Stellen dieſer Abhandlung ſoll der Ausdruck: geometriſche Progreſſion, ausſchließend die einfache geometriſche Progreſſion bedeuten.

Druckfehler des Anhangs zur 6ten Vorleſung.

P. 390 Z. 13 v. u. (bey Juno) ſ. 0, 210 … 0, 210 …
p. 400 Z. 13 v. o. ſ. 4 mal 78 l. 4 (mal 78)
p. 418 Z. 6 v. o. l. ſahen ſ. ſehen.
p. 430 Z. 11 v. o. l. Cubicwurzel ſ. Quadratwurzel.
p. 404 Z. 14 und p. 413 Z. 22 v. o. del. ,
p. 443 Z. 10 v. u. l. nach einem ſ. eignem.
p. 446 Z. 12 v. u. l. 1ſten ſ. nten.
p. 453 Z. 4 v. o. l. §. 5 ſ. §. 10.
p. 457 Z. 9 v. o. l. dem ſ. den.
— Z. 4 v. u. l. Mars ſ. Mercur.



Reiſe
durch
# das ſüdliche Frankreich
und durch
Italien

von

Dr. G. H. Schubert.

Erſter Band.

Erlangen, 1827
bei Joh. Jac. Palm und Ernſt Enke.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Seinen verehrten Freunden

den Herren

Dr. Carl Bunſen

Miniſter Reſidenten Seiner Majeſtät des Königes von
Preußen in Rom. Ritter des rothen Adlerordens.

Dr. Erik Guſtaf Geijer

Ritter des Nordſternordens, einem der Achtzehn der
ſchwediſchen Academie, Profeſſor der Geſchichte
zu Upſala.

Dr. Joh. Nep. Ringseis

Königl. Bayer. Obermedicinalrath und Referenten im
Miniſterium, Mitgliede der Academie der Wiſſenſchaften,
Profeſſor an der Univerſität zu München.

Der Verfaſſer.

Vorrede.

Ich übergebe hier dem freundlichen Leſer ein Buch, welches, wie die Reiſe ſelber welche es beſchreibt unter ſehr verſchiedenen Sternen und mit einem ſehr verſchiedenen Glücke entſtanden und gemacht erſcheint. Trüber Himmel und Sonnenſchein dazwiſchen, auch ganze liebliche Tage; Poſtkutſchen-Lärmen und Getöſe der Handelsſtädte und dann wieder die Stille eines Paradieſes; neugieriges und doch unverſtändiges oder halbverſtehendes Betrachten von Gegenſtänden für welche eigentlich der innere Sinn fehlte, dann wieder ein Ausruhen des Auges und Herzens an ſolchen Dingen welche die ganze Seele füllen; Kälte und Hitze, ſelten die rechte, gute, mittlere Wärme; das ſind die Leiden und Freuden des Buches ſo wie ſie die ſeines Verfaſſers geweſen.

Der zweite Band wird hoffentlich Manches beſſer machen. Da ſind doch keine ſolchen, mir allerdings ferner liegenden, Betrachtungen und Bemerkungen mehr zu machen, wie z. B. die über Handelſchaft und Kriegsweſen bei Marſeille und Toulon; es wird ſich viel mehr und beſſere Gelegenheit finden den eigentlichen, innern Kern der

Reiſebeſchreibung, der ſich im erſten Band nur wenig zeigen konnte zu entfalten: die Betrachtung der reichen, mannichfachen Natur, die mich ja allein hingelockt hatte an die ferne Küſte. Denn während ich die hier im erſten Bande beſchriebenen Gegenden von Südfrankreich nur im Durchfluge geſehen, habe ich in Nizza ſechs Wochen in einer faſt ununterbrochnen und ruhigen Beobachtung der dortigen Natur gelebt, und auch in Neapel einige Wochen lang am Betrachten und Sammlen der Schätze des Meeres mich erfreut. Zudem hat, von Nizza an, durch ganz Italien, das innre Intereſſe und die Freude an der Reiſe faſt mit jedem Schritte ſich gehoben und die Seele hat da öfters in der Betrachtung eines einzigen Gemäldes einen innigeren, tiefer gehenden Genuß empfunden, als bei der Betrachtung mancher ganzen ſchönen, reichen Stadt des an ſolchen Werken gänzlich armen, ſüdlichen Frankreiches.

Der zweite Band dieſes Buches wird nun mit der Beſchreibung von Nizza und ſeiner Natur beginnen und dann den freundlichen Leſer weiter führen in das herrliche, dem deutſchen Sinn und Geiſt ſo nahe verwandte und befreundete Italien, in das hohe, mächtige Rom und das durch ſeine reiche Natur hochbeglückte Neapel.

München am 20. Auguſt 1827.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Inhalt.

1. Eingang. (aus einem Briefe an eine junge, deutſche Prinzeſſin) S. 1 – 6.

2. Vorbereitung zur Abreiſe S. 7. Reiſegeſellſchaft S. 7 – 9; Abgang zur Grenze S. 10 — 16.; Straßburg S. 17 — 21; die Diligence S. 21 — 23; die Vogeſen S. 23.; Belford S. 25; Lisle S. 26.; Beaume les Dames S. 27.; Beſançon S. 28, 29; Arbois S. 30, 31; Juragebirg S. 32.; Lons le Saulnier S. 33.; Bourg S. 34.; Annäherung an Lyon S. 35.

3. Lyon S. 36 — 78. Oſtertag Morgens S. 37 — 38; das ſtädtiſche Muſeum S. 39 — 41.; die Cathedrale S. 42 — 44; der Jourdierberg S. 45, 46.; der Kirchhof S. 47.; Vorſtadt Vaiſe, pierre scise, der bon Allemand, S. 48.; die Morandbrücke S. 49.; das Stadthaus S. 50.; Bibliothek S. 51.; das Hotel de Dieu S. 51 — 54.; Hospital de la Charité S. 55.; Rückblick auf die alte Beſtimmung und Geſchichte von Lyon S. 56 — 64.; Zerſtörungen der Revolution S. 65 — 70.; Trümmer der römiſchen Waſſerleitung S. 71.; St. Ainai S. 72.; Saonekai S. 73.; botaniſcher Garten S. 74.; Handel und Fleiß der Lyoner S. 75 — 77.

4. Reiſe von Lyon nach Avignon S. 79—126. Fahrzeug und Schiffsgeſellſchaft S. 79—82.; Vienne S. 83, 84.; Condrieu S. 85.; Weiterfahrt S. 86—88.; Tain und Tournon S. 89—90.; der Miſtral S. 91—92.; Valence S. 93—95.; Ausſteigen ans Land S. 96.; Anfang der Fußreiſe S. 97.; zweirädriges Fuhrwerk S. 98.; Montelimard S. 99.; La Palud S. 100—101.; Montdragon S. 102.; Mornas S. 103.; Triumphbogen des Marius S. 104—106.; Orange S. 107—108.; das alte römiſche Theater S. 109; Sorgues S. 110—111.; Avignon S. 112—121.; Reiſe von Avignon nach le Thor S. 122—126.

5. Das Thal von Vaucluſe S. 127—140. Lisle S. 127.; Felſenſchlucht von Vaucluſe S. 128.; Petrark und Laura S. 129, 130.; die Quelle S. 131, 132; Ausſicht auf der alten Burg S. 133—138.; Rückkehr nach le Thor S. 139—140.

6. Reiſe nach dem Pont du Gard S. 141—155. Brücke bei Avignon S. 141.; Gegend vor Remoulin S. 142—144.; die Gardonbrücke und ihre Umgegend S. 145—153.; Bauerntanz S. 154.

7. Nismes, Montpellier und Cette S. 156—242. Fahrt auf dem Diligencendach S. 156.; Nismes: die Esplanade S. 157.; der Tourmagne S. 158. 159; Volksrednerin S. 159; Savoyardenjungen S. 160, 161.; das römiſche Amphitheater S. 162—166.; Maiſon quarrée S. 167—170.; merkwürdige Quelle S. 171.; Tempel der Quelle S. 172—176.; Deutſche in Nismes S. 177.; römiſches Thor S. 177.; das Innere der Stadt S. 178.; das Muſeum S. 179, 180.; Gärtnerei, Fabriken, Lebensverhältniſſe und Sitten S. 182—185.; Abreiſe von Nismes S. 186.; Lünel S. 187.; Grand Camargue S. 188.; Ankunft in Mont-

pellier S. 189—192.; Peyrou Platz S. 192—194.; Arzneiverkäufer S. 194. 195.; botaniſcher Garten S. 196—199 ; biſchöflicher Pallaſt S. 200.; Börſe S. 201.; deutſche Familie in Montpellier S. 202. 203.; Gewerbthätigkeit, Volksleben, Clima S. 204—207.; Theure Aerzte S. 208, 209.; Deſudac S. 210—215 ; Abreiſe nach Cette S. 216.; Magelone S. 217.; Ungeſunde Küſtengegend S. 218—221.; Kräuter S. 222.; Frontignan S. 223.; Cette und das Meer S. 224—228.; Knochenbreccie S. 229.; Hafen S. 230.; die Stadt S. 231.; königlicher Canal S. 232, 233.; Umgegend und Verkehr S. 234, 235.; Rückweg nach Montpellier S. 236., erloſchener Vulcan S. 237, 238.; Abgang von Montpellier zurück nach Nismes S. 239—242.

8. Reiſe nach Beaucaire und St. Remy S. 243—260. Beaucaire S. 243—246.; Taraſcon S. 247, 248.; provençaliſche Dichtkunſt S. 249.; St. Remy mit ſeinen Alterthümern und berühmtem Irrenhauſe S. 250—260.

9. Reiſe über Aix nach Marſeille S. 261—275. Orgon und ſeine Umgegend S. 262—265.; Merindol S. 266; Aix und ſeine Quellen S. 267—269 ; altes Schlachtfeld S. 270, 271.; Cabriezquelle S. 272, 273.; die Viſta 274.

10. Marſeille S. 276—303. Erſter Eindruck S. 276, 277.; Privatlogis und häusliche Einrichtung S. 278, 279.; Stadt und Hafen, ſo wie Verkehr daſelbſt S. 280—286.; Terraſſe bei St. Johann S. 287.; Marktſchreier S. 288.; der Miſtral in Marſeille S. 289, 290.; Vernet S. 291.; alte Herrlichkeit der Stadt S. 292—295.; Cathedrale S. 296.; Puget S. 297 ; alte Weihnachtsfeier S. 298—300.; Gericht der vier Alten S. 301.; Mondreden S. 302.; Inſeln vor Marſeille S. 303.; Quarantaine S. 304, 305.

Peſt S. 306, 307.; Prof. Roux S. 308.; wiſſenſchaftliche Anſtalten und Sammlungen S. 309, 310.; Volksleben und Charakter S. 311 — 315.; Handel und Gewerbe S. 316, 317.; Abreiſe nach Toulon S. 318, 319; Cujes, Berg St. Beaume S. 320.; Thal von Ollioules S. 322, 323.

22. Toulon und Hyeres S. 324 — 356. Umgegend von Toulon S. 324.; der Hafen, das Arſenal und andere Merkwürdigkeiten der Stadt S. 325 — 339; Hyeres und ſeine Umgegend S. 340 — 352.; letzter Abend in Toulon S. 353 — 356.

23. Fußreiſe von Toulon nach Nizza S. 357 — 416. Lavalette S. 358.; Solieres S. 359; Cuers S. 360.; Eindruck dieſer Gegend S. 361 — 363.; Puget S. 364.; Gonfaron und ſeine Umgegend, ſammt dem Mohrengebirge S. 363 — 370.; Lüc S. 372.; Canet S. 374.; Vidauban S. 374.; Le Muy S. 375.; Pugeton S. 377.; Frejus S. 380 — 387.; Fußreiſe über das Eſterelgebirge S. 388 — 389; Cannes S. 399 — 403; Weg von Cannes nach Antibes S. 404; Antibes S. 405 — 409; Reiſe von Antibes nach Nizza S. 410 — 416.

1. Eingang.

(Aus einem Briefe an eine junge deutſche Prinzeſſin.)

Eure Hoheit haben an den Schickſalen und Begegniſſen des alten Erlangiſchen Briefſchreibers immer ſo gütigen Antheil genommen, daß derſelbe ſich einbildet Sie würden auch die Erinnerungen aus ſeiner lezten Reiſe, welche er Ihnen gerne mittheilen möchte, gütig aufnehmen. Solche Erinnerungen gleichen ja freilich getrockneten Pflanzen, welche jedoch, wenn ſie in das friſche, belebende Element einer jugendlichen Seele eingetaucht werden, wieder aufleben und oft ſchöner werden als vorher — wie die welken Blumen wenn man ſie in manche Heilquellen taucht.

Der alte Briefſchreiber hat ſich alſo wieder einmal, wie Eure Hoheit bereits wiſſen, ein unſchuldiges Vergnügen gemacht und iſt weit über das hohe Gemäuer der Alpen hinunter gereiſt ans Mittelmeer, in Gegenden, welche zwar auch noch Leid und Geſchrei, unſeren nordiſchen Winter aber wenigſtens nicht mehr kennen.

Ein unſchuldiges Vergnügen! — Jener Soldatenjunge, der ſeinen reichen Oheim beſucht hatte, bekam von dieſem als er Abſchied genommen einen Kronenthaler, mit der Weiſung: er ſolle ſich dafür ein unſchuldiges Vergnügen machen. Der Junge, der ſo viel Geld noch niemals in ſeinem Leben beiſammen gehabt, geht vier Stunden weit; das Geldſtück bald in der Taſche bald in der Hand. Da kommt er an eine Stadt, hungrig und durſtig. Ein unſchuldiges Vergnügen, denkt er, was iſt das? — Da ſtehen zwei Trompeter beim Thore, in der Nähe wohnt ein Bäcker. Bei dem kauft er Semmeln für ſechs Kreuzer, das andere Geld giebt er den Trompetern, daß ſie ihm dafür, während er da ſeine vier und zwanzig Semmeln verzehrt und klaren Brunnen dazu trinkt, der eine zum rechten, der andere zum linken Ohre hinein den Deſſauer Marſch ausblaſen. In der That ein unſchuldiges Vergnügen, bei welchem der arme Junge am Abend wieder eben ſo hungrig und durſtig geweſen wie am Mittag, und dieß auch bis zum Nachhauſekommen geblieben.

Ein ſolches unſchuldiges Vergnügen hat ſich denn der alte Briefſchreiber auch mit ſeiner lezten Reiſe gemacht. Denn das Auge wird nie ſatt vom Sehen, das Ohr wird nie ſatt vom Hören, bis am Abend endlich beide ermüdet neben einander einſchlafen. — Aber auch abgeſehen hievon, ſo hat der alte Briefſchreiber, wenn er jezt zurückdenkt an ſeine ſchöne Reiſe, an alle ihre Anſtrengungen und Friedensſtunden, ihre Freuden und Leiden, von der ſchönen Gelegenheit zu ſehen, zu hören, innerlich zu genießen und ſich zu nähren einen ſo ganz ähnlichen Gebrauch gemacht als der Soldatenjunge von ſeinem Kronenthaler, daß er ſehr in Verſuchung kommt zu glauben (wozu er ohnehin mehrere Gründe hätte) er ſelber ſey der kluge Junge geweſen. Denn was ein Häkchen werden will das krümmt ſich bei Zeiten und der Briefſchreiber findet noch jezt ganz das Naturell und die beſondere Sorte von Lebensklugheit in ſich, die der Soldatenjunge gezeigt.

Freilich hätte wohl der Soldatenjunge ſeinen Kronenthaler ebenſo wie der alte Briefſchreiber die ſchöne Gelegenheit etwas zu lernen geſcheiter und anders anwenden können! — Und dennoch! — —

Vielleicht war der Vater des Jungen Trompeter geweſen unter dem großen Friedrich von Preußen und hatte in ſeinen alten Tagen ſich und den Seinen den Deſſauer Marſch oft aufgeblaſen und jedesmal hernach von den Thaten und Freuden des Kriegsmannes geſprochen, wie der Junge auch einmal einer werden ſollte und wollte. Da wäre dann dieſem der Deſſauer Marſch, den ihm die beiden Trompeter für ſein theures Geld vorblieſen, eine Erinnerung an den lieben Vater ſeeliger geweſen und an ſeine gute Lehren und dagegen könnte wohl Niemand etwas haben, ſo ſeltſam auch das unſchuldige Vergnügen ausgeſehen.

Dem alten Briefſchreiber war es auch, auf ſeiner ganzen lezten Reiſe von Lyon an bis Neapel faſt immer ſo zu Muthe, wie Einem der da auf der Gräberſtraße von Rom aus weit und lang unter den Ruinen hinausgienge und der dabei eine ſo alte und weitläufige Bekanntſchaft hätte, daß jede Grabesinſchrift, jede Ruine, ihn an einen lieben, werthen alten Stammverwandten und Freund erinnerte. Denn es iſt von unſrem alten Briefſchreiber nur zu bekannt, daß er in gewiſſer Hinſicht jenen Siebenſchläfern gleiche, welche, da ſie, freilich etwas ſpät, erwachten, und nun mit ihrem altmodiſchen Gewand aus der Höle heraustraten, allerdings zwar aus dem Schlaf, nicht aber aus dem Traume ihrer alten, längſt vergangenen Zeit herausgekommen waren und aus dieſem lezteren auch nicht mehr herauskommen konnten. So hat denn unſer Siebenſchläfer, ſtatt zu lernen, oft Stunden lang, da unter den Ruinen des alten Lyons ſich in die Zeiten jener Helden geträumt, welche wie Attalus und Blandina, mit einer ganzen feindſeeligen, ſie tödtlich haſſenden Welt und Zeit um den großen Kampfpreis des Treuſeyns bis zum Tode gerungen und jenen obgelegen. Oder er hat von Orange bis St. Remi über das große, alte Räthſel der Bedeutung und Geſchichte ſeines Volkes geſonnen und ſich an dieſer Bedeutung gefreut; iſt in Italien in einem Monate langen Traume auf der Grabesſtätte großer, vergangener Jahrhunderte, unter den Fußſtapfen ihrer Hofnungen, Beſtrebungen und Thaten herumgewandelt, mit Horaz in Tivoli frölich erhoben, mit Tacitus am gewaltigen Waſſerfalle bei Terni in ernſteres Sinnen verſenkt geweſen; vor allem aber hat ſich der Träumer am liebſten bei jenen Spuren verweilt, welche in dem Lande großer Erinnerungen bis hinab gen Tretabern und Puteolen, von alten, theuern Freunden gefunden worden.

Und wenn da am Felſenberge bei Marſeille der Träumer am ſtillen Abend, entronnen den tauſend Stimmen von Menſchen, die laut, wie die unter ſie hineinlärmenden Papageyen, in allerlei Zungen am Hafenplatze durcheinander ſchrieen, den Meereswellen zuſahe, wie ſie nicht mehr hinausgeſcheucht von dem jezt ſchweigenden Miſtral, eine nach der andern der ſtillen Bucht zueilten, jede den Wiederſchein der Abendröthe an der Stirne tragend, und den Schiffern, welche dem Sturme des Tages entronnen, jezt fröhlich zu ihrer Hütte kehrten, und wenn dann von der nahen Kirche die Abendglocke ertönte, ſo bekannten Lautes wie in der Heimath; oder wenn ihn aus den Ruinen des lieblichen St. Remi die immer verſtändliche Sprache der kindlichen Liebe begrüßte: da war er oft Stunden lang nicht bei Marſeille, nicht in St. Remi, ſondern zu Hauſe bei den lieben Seinen. Oder wenn in dem Lande eines faſt beſtändigen Frühlinges — in dem Paradiesgarten der Provence — der Morgenwind unter den Wäldern der Cypreſſen erwachte, und nun, vor Aufgang der Sonne, die noch ſchlafende Knospe weckte; wenn aus den Gebüſchen von blühenden Ciſtusroſen und über den dunkelblauen Schwertlilien am Bache die Nachtigall das Lied der Sehnſucht begonnen und aus jeder Schlucht ein klarer Quell zu den Lilien des Thales hinuntereilte: da war es dem Träumer öfters als ſey ihm jene verborgene Welt näher und offenbarer als jemals geweſen, von welcher die ſichtbare Natur nur ein fernes, leiſes Abbild iſt, durch welches jene wie das Licht und die Wärme der Flamme durch eine dünne Wand, bald mehr bald minder deutlich hereindämmert. Und wenn da, beim Anblicke der für die Erinnerung unvergänglichen, himmliſch ſchönen Meeresbuchten zwiſchen Finale und Savona und zwiſchen Rapallo und Seſtri (beide Gegenden in der Nähe des königlichen Genuas) die Seele emporgeflügelt worden wie ein Adler; da hat ſie öfters wohl der Erdſcholle zu ihren Füſſen ganz vergeſſen und hat — die Arme, nicht Fiſch und nicht Vogel — träumend in der Mitte zwiſchen zweien Welten geſchwebt, von welcher ſie der einen, höheren, wohl ebenſo unwerth geweſen als die andere von ihr in jenen Augenblicken verlaſſen und vergeſſen war.

Eure Hoheit ſehen hieraus, was denn abermals, wie ſchon früher, von der Reiſebeſchreibung eines ſolchen Menſchen zu erwarten ſeyn werde. Er hat auf ſeiner Reiſe viel gefunden, an Steinen und Blumen, Krebſen und Schnecken und Fiſchen, auch wohl Thränen der innigſten Rührung, der Freude und Andacht, aber leider, (ja er ſagt dieß im rechten Ernſte, leider! —) nur wenig Verſtand und Einſicht.

Und dennoch will er es wagen dieſe Reiſebeſchreibung Eurer Hoheit und allen Ihren Geiſtes- und Herzensverwandten (o wären deren Viele) zu übergeben, ſo wie ſie eben iſt und werden wird. Denn er glaubt noch immer, daß es auch ſolche Seelen gebe, welche von der armen blauen Schwertlilie am Bache nicht verlangen, daß ſie belle wie der muntere Hund, oder gar ſinge wie die Nachtigall; ſondern die ſich ſchon freuen an der ſtummen blauen Blume, wenn ſie, ohne ihr Zuthun, vom Abendwinde bewegt und hin und her geweht wird. Ohnehin möchte ja der Träumer mit dieſen Mittheilungen gerade ſo laut auftappen auf der Stiege des Bemerktwerdens, als das ſpecifiſche Gewicht ihres Gehaltes es fordert, nämlich etwa ſo laut als der mächtige, gewaltige Schatten des Straßburger Münſterthurmes, wenn er am Abend immer weiter von einem Häuſerdach aufs andere hinüberſteigt.

2. Vorbereitung zur Abreiſe.

Alſo die Reiſe ſollte vor allem durch Südfrankreich nach Nizza gehen; reichten dann Zeit und andere Hülfsmittel weiter, auch nach Rom und Neapel. Die Hausfrau begleitete wie gewöhnlich, als Haushofmeiſter und Adjutant ihren alten Träumer und hat dieſem auch bei den Geſchäften des Einſammelns und Aufbewahrens von Naturalien gar brav beigeſtanden, hat unter andern wieder drei und zwanzig Tagereiſen zu Fuße und zwar zum Theil in ziemlich warmer Zeit und Gegend gemacht; iſt bei Valence zwar blos halb ſchiffbrüchig, bei Oneglia aber ganz und gar ins Waſſer geworfen worden, hat in Genua eine Hungersnoth mit ausgeſtanden, iſt auf den Aſchenkegel des Veſuvs geſtiegen, ohne ſich ziehen oder gar tragen zu laſſen, wie dieß, ſeitdem der Ausbruch von 1822 den Weg ſo gar ſchlecht gemacht hat, die Damen und ſelbſt manche Herren zu thun pflegen, hat ſich beim Hinüberſteigen über den Furkapaß gar nicht einmal geräuſpert, obgleich ſie überall mit eigenen Füſſen geſtiegen. Die Sonne ſchien ihr freilich in den heiſſen Julytagen in Neapel etwas ſtärker zu brennen als bei uns im März, auch meinte ſie zuweilen, ſie ihres Theils würde doch lieber in einem Gaſthauſe ſeyn, wo es etwas auf die Nacht zu eſſen und dabei ein reinliches Bette gäbe, als in einem ſolchen, wie wir ſie manchesmal trafen, wo es zwar nichts oder *faſt* nichts zu eſſen gab, dagegen viele andere Dinge die den Schlaf unruhig machten. Auch meinte ſie, und ich mußte ihr gewiſſermaßen rechtgeben, auf ebenem Boden und feſten Wege gienge ſichs doch leichter, als ſo in den heißen Mittagsſtunden über die faſt wegloſen, mit rolligem Geſtein bedeckten, gähen Wände der Seealpen. Ja ihre Eigenheit gieng ſo weit, daß ſie, wie ſie ſagte, „lieber zu Fuße über eine ganz ordinäre Brücke gehen, und dabei nur trocken bleiben, als über einen Waldſtrom der keine Brücke hatte, getragen und dabei ins Waſſer geworfen werden wollte. Doch hat die gute Frau ſelbſt bei manchen Beſchwerden der Reiſe ſich niemals weder auf Franzöſiſch, noch auf Italieniſch beklagt, ſondern blos auf Deutſch, und auch das ſelten genug und die Aepfelſchnitze mit Murmelthierfett geſchmalzen in Obergeſteln haben ihr eben ſo gut geſchmeckt, als das gar ſonderbare, an Geſchmack und Bereitung unbekannte Fleiſch, das uns in einem unterirdiſchen Speiſeſaal für Feuer- und Waſſerarbeiter in Neapel, gleich neben dem Marionettentheater der Lazaronis gereicht wurde. War ſie doch ſo ſelber dabei und konnte jeden Tag und jede Stunde ſehen, daß "ihrem Alten" gar nichts Beſonderes paſirte, daß er weder im Veſuv verbrannt, noch von Räubern geſpießt, auch nicht von Wölfen gefreſſen, noch im Meer, ja ſelbſt nicht einmal im Süßwaſſer eines Fluſſes oder Landſees erſoffen war. Und da nun am Ende die treue Seele die Reiſe mit allen ihren Beſchwerden überſtanden hat, meint ſie: ſie möchte einen Haufen Goldes nicht annehmen und dafür die Reiſe nicht mitgemacht haben. Denn was iſt's doch mit den Beſchwerden! — Der Leib, wenn er durchs Steigen über das Eſtrellgebirge noch ſo müd geworden, verſchläft bei Nacht in [illegible], tibes alle Müdigkeit ſo ganz, daß dieſe am andern Morgen gar vergeſſen iſt; er wird in Oneglia im warmen Bette, nach dem vorausgegangenen kalten Bad im Waldſtrom noch eher wieder trocken, als die naſſen Kleider am Kamin; die Quelle des Hungers, der ſich am erſten Abend in Genua, als ſich die geldloſen Reiſenden ungegeſſen ins Bette gelegt, heftig regte, wird ſchon am andern Morgen durch eine verſteckte Hülfe aus Würtemberg und einen unbekannten Tabaköpfeifer verſtopft und ſogleich alle Noth vergeſſen; dagegen jene Quellen lieblicher, ernſter, hoher Gefühle, welche faſt jeder Tag dieſer Reiſe aufſchloß, bleiben offen und lebendig, ſo lange überhaupt noch im Menſchenherzen das Thor irgend einer Erinnerung an etwas Vergangenes offen ſtehet.

An unſer wanderndes Paar hatten ſich denn auch, beſonders von Straßburg aus, mehrere reiſeluſtige, auch wackere, liebe junge Leute als Reiſegeſellſchaft und Sauvegarde mit angeſchloſſen. Meiſt deutſche Studenten, welche öfters in dem Lande der Sehenswürdigkeiten ſelber zur Sehenswürdigkeit geworden; nicht ſelten mehr Eßluſt als Geld, immer aber mehr guten Muth als Hab und Gut gehabt. Alle dieſe Reiſenden, zuſammen acht an der Zahl, ſtimmten in verſchiedenen Eigenheiten überein, ſie mochten z. B. im Sommer lieber in einem ungeheizten Zimmer ſitzen, als an der warmen Sonne ſchwitzen, wollten bei trockenem Wetter lieber ſogar mit Wein vermiſchtes Waſſer durch den Mund, als bei Regenwetter ganz reines Waſſer durch die Haut zu ſich nehmen, wollten auch wohl mehrmalen lieber etwas eher zu Bette gehen und dafür ſpäter aufſtehen, als umgekehrt.

Die eigentliche Reiſe und Reiſebeſchreibung geht mit von Lyon an, doch kann man auch nach Lyon von Erlangen aus nicht wohl kommen, ohne hin zu reiſen. Daher iſt ſchon vor dem Anfange der eigentlichen Reiſe Einiges paſſirt was einem zu Hauſe ſo leicht nicht widerfährt. Indeß mag das Alles, was zwiſchen Erlangen und Lyon zur ebenen Erde und im Wagen vorgefallen, noch als Vorbereitung zur Reiſe gelten.

Der erſte Vorbereitungstag reichte nur bis Ansbach. Wäre da einer nur noch um ein klein wenig abergläubiger geweſen als ers ohnehin ſchon iſt; ſo wäre er wohl gleich am andern Morgen wieder umgekehrt, denn alle Aſpecten ſchauten ſo trübe und finſter darein, als ſollte das Ende der Reiſe faſt eher kommen als der Anfang. Das Schneegeſtöber mit einzelnen Regenſchauern untermiſcht, welches auf dem Eilwagen eines Sturmwindes uns entgegenfuhr, zuweilen ſo ſtark als wollte es unſern Wagen auch wieder mit herumlenken, wäre das Wenigſte geweſen. Kamen doch auch Sonnenblicke dazwiſchen und am 16ten März wills ja ohnehin Niemand anders haben. Aber Beſorgniſſe um Jemand (theuer wie das eigne Leben) der nicht mitreiſte, ſondern krank zu Hauſe lag, hielten uns am erſten Abend faſt ſo lange wach, bis ohnehin um Mitternacht alle oder doch die meiſten Schläfer im Wirthshauſe aufgeſchreckt wurden. Ein Student den ich noch wenige Tage zuvor in Erlangen geſprochen, war, ohne ſeinen Willen, zwei Stockwerke hoch aus dem Fenſter aufs Steinpflaſter heruntergeſtürzt und wurde, zwar lebend, aber mit zerſchmettertem Arm und tiefen Wunden hereingetragen ins Haus *). Kaum

---

*) Er iſt ſeitdem wieder ganz hergeſtellt.

waren wir am andern Morgen aus der Stadt hinaus, da brach die Axe am Wagen und dieſer mußte wieder zurückgebracht werden. Da kehrte eine liebe Reiſegefährtin, welche am tiefen edleren Heimweh litt, wieder um; Riſt der Träumer aber und ſeine Hausfrau und noch ein Reiſegefährte, giengen, in jenem guten Muthe, der wie Oel im Waſſer immer oben aufſchwimmt, zu Fuße voraus, in der Erwartung daß ja wohl der Wagen bald nachkommen würde. Der Himmel war klar und heiter, kein Wind regte ſich mehr, die Morgenſonne zog herauf über die weiß bereiſten Hügel und Thäler, und Millionen kleiner Sonnenbilder glänzten ihr aus den Perlenſchnüren des Reifs entgegen. In dem ſchönen noch unbelaubten Walde durch welchen die Straße führte, hörte man noch keine ſingende Stimme als die des alten Riſt, der, ſo gut ers verſtund ſein Morgenlied: Aus meines Herzens Grunde u. ſ. w. herſang. Am Wege kamen dann überhandsweilen hübſche Dörfer, freundliche Kinder, welche mit geſeztem Schritte wie Schäflein zur Schule, oder hüpfend vor Freude, wie die Böcklein und Kälber aus der Schule nach Hauſe giengen; dazwiſchen wieder Hügel und Thal und Wald. So war denn zwar der Mittag, und mit ihm das ſechs Stunden weit von Ansbach entfernte Feuchtwangen, für unſere Fußgänger faſt unbemerkt herbei gekommen, nicht aber der Wagen. Indeß der ſchöne, ſonnige Nachmittag vergieng auch bald genug und der Abend kam nach, mit dem Wagen zugleich, der uns dann bei Mondenſchein noch immer zeitig genug nach Kreilsheim brachte. Dafür gabs auch am folgenden Tage prächtige Verſteinerungen, unmittelbar am Wege; die erſten Frühlingsblumen in einem tiefen, romantiſch gelegenen Thale, dann eine ſchöne Kirche und viele auf ihrer großen ſteinernen Treppe im Frühlingsſonnenſchein daſitzende Marktleute, in dem lieblich (im herrlichen Kocherthal) gelegenen Schwäbiſch-Hall, vor allem aber am Abend in Oehringen ein Zuſammentreffen mit einem treuen, theuren Menſchen, der noch einen andern Seinesgleichen mitbrachte, mit welchen Beiden wir dann den Oſterheiligenabend in dem Dörflein Schwabach, wo wir übernachteten, ſchon heute (um acht Tage voraus) feierten.

Am andern Morgen, als den lieben Palmſonntag das Geläute der Glocken und den herrlichen heitern Frühlingstag der Geſang der Lerchen ankündigte, zogen wir noch in aller Frühe durch das gute, alte Weinsberg, ſo geprieſen im Munde des ganzen deutſchen Volkes, wegen der Treue der Frauen. Hand in Hand mit der treuen Frau, die ja ihren Alten auch, ſo ſauer ihr das auch geworden ſeyn ſollte nicht in der Stadt zurückgelaſſen, ſondern als ihren "beſten Schatz" herausgeſchleppt hätte auf dem Rücken, wird es einem noch heimlicher an einem Ort ſolcher Erinnerungen. — In Heilbronn und Eppingen in der Kirche, da unter den andächtigen, treuherzig ausſehenden Geſichtern, wurde man es denn auch noch mehr innen, daß heute nicht bloß ein ſchöner Frühlingstag, ſondern Palmſonntag dazu ſey, und ſchon in einem Dörflein hinter Heilbronn, im Geſpräch mit den Wirthsleuten und einem gar wackern jungen Handwerker, noch mehr aber auf dem Berge vor Bretten, im Geſpräch mit einem merkwürdigen Landmann, bemerkte man wohl, daß man ſich in einem Theile von Deutſchland befinde, deſſen Schulen und Kirchen großentheils noch gar wohl verſorgt und beſtellt ſind.

Da vom Berge aus öffnet ſich denn am Abend, von der hinter Wolken hinabſinkenden Sonne beſchienen, die Ausſicht nach der weiten, ſchönen Ebene des Rheinſtroms hin, und Bretten liegt am Fuß des Hügels da. Die Gegend iſt ſo weit geöffnet, ſo reich, und dabei ſo mild und lieblich wie der Sinn und Geiſt des größten Mannes der in Bretten gebohren worden: des Philipp Melanchthon. Da im Wirthshaus befanden wir uns in der gemüthlichen Geſellſchaft einer Familie aus Würtemberg, die von großen Reiſen nicht ſonderlich Freund ſchien. Sie hatte aber auch auf ihrer kleinen Reiſe, durch Umwerfen des Wagens in einem einzigen Tage mehr Unglück gehabt, als uns Gott Lob in den faſt zweyhundert Tagen unſrer ganzen Reiſe begegnet iſt.

Montags am 20. März war freilich alle weitere Ausſicht durch Nebelgewölke verdeckt, aber an den waldigen Hügeln, meiſt aus angeſchwemmtem Land (Löß) gebildet, durch welche die Straße hinführte, zeigte ſich in beſonderer Häufigkeit die Nieswurz (Helleborus foetidus) noch in voller Blüthe und aus dem Oberſtubenfenſter eines kleinen Dorfwirthshauſes hinter Durlach ein räthſelhaftes junges Frauenzimmer, das, wie die Wirthin erzählte, hier ſeit mehreren Tagen, man wiſſe ſelber nicht auf was? warte.

Da war nun auch wieder das majeſtätiſche Gebirge des Schwarzwaldes mit ſeinen dunklen Tannenwäldern und Thalſchluchten. Die freundliche, überaus fruchtbare Ebene, mit ihren köſtlichen Weinpflanzungen, Baumgärten, Aeckern und Wieſen, lehnt ſich an den herrlichen Schwarzwald, — der mit mildem Ernſt auf ſie herunter ſchaut, — wie eine treue Hausfrau an ihren Gatten. Der fünf Jahren, als wir auf der Rückreiſe aus der Schweiz den Weg nach Raſtatt zu Fuß machten, kam uns vom Gebirge her ein ſo heftiger Sturm entgegen, daß wir faſt kein Auge gegen ihn aufthun konnten; heute aber ergoß ſich ein noch winterliches Schneegeſtöber, nachdem es vorher alle Gebirgshöhen mit friſchem Weiß überkleidet hatte, in die Ebene und auf die in ihr Reiſenden herunter. Deſto lieblicher und maleriſch ſchöner kam uns gegen Abend aus dem warmen, reinlichen Zimmer eines Wirthshauſes in Stollhofen, worinnen wir übernachteten, die freie Ausſicht nach dem dickbeſchneiten Gebirge vor. Hier ſahe ſichs ſchon bequemer als vom Wagen aus den Schnee- und Hagelwolken zu, wenn ſie in langen Streifen aus den Bergſchluchten her zu Thal und dann über den nahen Rhein hinüberzogen, und einige unſerer Reiſegefährten, die an demſelben Nachmittag zu Fuß im dickſten Schnee über den Kniebis hinüberſtiegen, wären wohl damals auch lieber bei unſrer entfernteren Anſicht vom Zimmer her geweſen, als bei der freilich viel näheren der Hagel- und Schneewolken, welche damals die Wanderer unter ihren dicken Nebelmantel nahmen und ihnen das Geleite gaben durch die Tannenwälder hindurch und bis ins Thal hinunter.

Am Abend im Wirthshaus gab es dann allerhand Erzählungen, welche zu der Gegend und dem heutigen Schneewetter gehörten. Eine iſt mir aus anderer, gar lieber Quelle bekannt und iſt von allen die ſchönſte. Zwei Mägdlein von 11 bis 12 Jahren wollten in einem benachbarten Dorfe des Schwarzwaldes an einem Spätwintertage ihre Verwandtin und Pathe beſuchen. Den [illegible] in der Hand gehen ſie aus ihrem Dörflein nach dem Walde und Gebirge hinaus und achten die Schneeflocken nicht ſonderlich, die freilich immer dichter und dichter auf ſie herabfallen, denn ſie ſind ja bald halben Weges, und jenſeits des Bergkammes und Tannenwaldes, auf den ſie jezt losgehen, kann man ſchon das Dorf, wo die Pathe wohnt, ſehen. Aber da ſie nun oben auf der Höhe und mitten im Walde ſind, wird das Schneegeſtöber ſo furchtbar, daß die armen Mägdelein gar keinen Weg mehr ſehen und nicht mehr vor noch rückwärts können. Da drängen ſie ſich am Rande eines Hohlweges in eine kleine Halle hinein, die der Schnee über ein Tannengebüſch hinweg gewölbt hat; vorher aber ſtecken ſie ihre beiden Kunkeln (Spinnrocken) in einander, ſo daß eine kleine Stange daraus wird, befeſtigen oben ein rothes Tüchlein daran, und ſtellen dann dieſes Rothzeichen auf dem Dach ihres Schneehäusleins auf. Da nun die Nacht kommt und das Schneegeſtöber immer ärger wird, ſo daß bald der ganze Eingang zur Halle zugeſchneyt iſt und man durch den Schnee hindurch das Geſchrei des Uhus und das Brauſen des Sturmes in den Tannen kaum noch hören kann, mag es wohl den armen Kindern bang genug geworden ſeyn. Sind ſie ja doch ohnehin da im Schnee bei lebendigem Leibe begraben, ohne Sarg und ohne daß der Todtengräber eine Schaufel angeſezt. Aber Gott ſchüzt die Kleinen vor wilden Thieren und dem tödtlichen Froſte und eng an einander gedrängt, ſchlafen ſie zulezt ein.

Ihre Eltern ſchlafen zu Hauſe auch ruhig, denn die glauben die Kinder ſind bei der Pathe wohl aufgehoben. Da ſie aber am andern Morgen einen Boten ausſchicken, der die Mädchen holen ſoll, und der findet ſie nicht, geht zugleich Alles was laufen kann mit Schaufeln und Schippen in den Wald um die Kinder zu ſuchen. Da ſieht man denn das Rothzeichen der Kleinen mit dem bekannten rothen Tüchlein noch ein wenig aus dem Schnee hervorſcheinen und die Leute denken ſich gleich, daß da auch die Mädchen ſelber nicht weit davon ſeyn können, und rufen und ſchreien. Die aber drinnen in ihrer dunklen kalten Kammer, hören das Rufen, und antworten darauf, verſuchen auch zugleich ſich mit den Händen heraus zu arbeiten. Das wäre aber unmöglich geweſen, wenn nicht die Männer außen, die den Laut von innen gehört hatten, mit Schaufeln den großen Schneehaufen der um die Mädchen her lag hinweg gearbeitet hätten. Denn der ganze Hohlweg war in der Nacht zugeſchneyt und zugeweht, und es war nur gut daß die kleinen Tannenbäumlein das ſchwere Dach von Schnee noch ſo getragen hatten, ſonſt wären die Kinder erſtickt.

Solcherlei Geſchichten vom Schwarzwald und vom großen Schnee wurden hin und her erzählt und dabei gab der Wirth, der in ſeiner Jugend auch in Augsburg und München und Regensburg geweſen war, ſeinen Gäſten einen guten, wärmenden rothen Affenthaler Wein.

Bei Kehl, wo wir am 2ten März, noch vor Mittag eintrafen, kommt man denn endlich auch an den Vater Rhein, und das Auge weiß da nicht mehr, ſoll es zuerſt den über die noch unbelaubten Bäume — hoch, wie eine mächtige, aus geiſterhaften Boden hervorgewachſene Pflanze — emporragenden Münſterthurm, oder den kräftigen Rheinſtrom beſchauen und bewundern. [illegible] kommt zu dieſen beiden Wundern gleich jenſeits

der

der Rheinbrücke eine Wunderſeltſamkeit von ganz anderer Art: die franzöſiſche Mauth, welche mit einer ſo wunderhaften Gewandtheit und Genauigkeit Koffer und Packete, Reiſetaſchen und Strickbeutel, worinnen Strickſtrumpf und Garn und einige Nähnadeln und Zwirn geweſen, durchſuchte, daß Riſt meinte: man müſſe den Leuten durchaus ein Trinkgeld für ihre viele Mühe geben. Das Geldſtück das man hatte ſchien aber zu groß und niemand war da, bei dem man mit Anſtand wechſelen konnte. Da ergriff die Hausfrau den Ausweg, daß ſie eine Tafel Chocolate, über welche noch Streit war, ob ſie frei paſſiren dürfe oder nicht? in Stücken brach und dem Mauthſoldaten ſo wie uns Andern jedem eines gab, und da nun ferner gar nichts Mauthbares an und mit uns befunden worden, zogen wir, frei wie ein Karpfen im Teiche, in das ſchöne Königreich jenſeits dem Rheine und in das merkwürdige Straßburg ein.

Das erſte Viertel der Gränzbeſchwerden (denn die andern drei kamen auf der Polizey in Straßburg noch nach) deutete nicht blos auf Regen und Wind, ſondern war gleich mit Regen und Hagel und Wind eingetreten und es war ganz gut daß die Reiſenden im Wirthshaus à la fleur eine ſo ſchöne warme Wirthsſtube und bald darauf auch in Nro. 19. einen warmen Ofen vorfanden. Dafür halfen wir auch am Mittag ſehr muthig eine Wette mit verlieren und gewinnen. Denn zwei anweſende junge Herren, beides Franzoſen, der eine aus Paris, unterhielten ſich auf Franzöſiſch über die deutſche Sprache und ihre Feinheiten. Unter andern geriethen ſie darauf das Wort cimetière deutſch geben zu wollen und der eine behauptete es hieße Kirchhof, der Pariſer aber ſagte, es müſſe Kirſch-hhof heißen. Der erſtere aber, ohnehin ein kurzer, ſtämmiger Menſch, ließ ſich von ſeinem Kirkhoff nicht abbringen und ſagte: er wiſſe es ſchon gewiß, denn er habe es die Deutſchen ſelber ſo ausſprechen hören. Darüber gerieth der Pariſer in Hitze und ſagte ſie wollten um einen ſehr guten Wein wetten, wer recht habe, denn das Wort könne gar nicht anders als Kirſch-hhof heißen. Der Stämmige gieng die Wette ein und hierauf wurden das deutſche Volk am Tiſche und der hinter dem Stuhl ſtehende Marqueur um ihre Meinung befragt, wer von beiden wohl recht habe? Wir Deutſchen aber entſchieden dahin: daß man bei uns zu Lande zwar gerade nicht Kirkhoff, aber auch gewöhnlich nicht Kirſch-hhof, ſondern Kirchhof für cimetière zu ſagen pflege, denn Kirſchen wären in der Sprache des gemeinen Volkes wieder etwas Anders als Kirchen und man könne jenes Wort auf franzöſiſch wohl beſſer durch cerises, als durch églises geben. — Ueber dieſe kühne Antwort der deutſchen Facultät lachte ein dicker Herr, der auch ein Franzoſe war, ſehr laut und ſagte: es hätte keiner recht, weder der Pariſer, noch der ſtämmige Herr und beide ſollten den guten Wein gemeinſchaftlich bezahlen und die deutſche Facultät ihn mittrinken helfen. Was denn auch geſchehen.

Die deutſche Facultät wäre nun gar gern gleich vom Tiſche weg nach dem herrlichen Münſter gegangen; aber erſt ſollten die Angelegenheiten des Paſſes und der Diligence in Ordnung gebracht werden. Was nun die Leute da auf dem Paßbüreau in Straßburg eigentlich bei dem Worte Zeit ſich denken mögen, iſt mir nicht recht klar geworden, und ſie müſſen das eben aus einem andern, uns Deutſchen unbekannten Compendium der Metaphyſik gelernt haben. Zuerſt, da wir hinkamen, hieß es: jetzt ſey noch nicht die rechte Zeit, ſondern erſt in einer halben Stunde. Da nun dieſe rechte Zeit kam, war vollends gar keine Zeit für unſere Päſſe, ſondern viel Anderes, Nöthigeres zu thun, und da endlich der Mann wieder Zeit hatte für uns, war die rechte Zeit zu den Päſſen für heute vorbei. Bis man zu verſtehen gegeben daß man ſich für eine beſondere Gefälligkeit des Paßmachens auch beſonders abfinden wolle, worauf es denn endlich vorwärts gegangen.

So blieb doch auch noch ein Reſtlein des großentheils recht unſelig verlorenen Nachmittags für den herrlichen Münſter übrig. Zwar ſahen wir dieſen nicht zum erſten Male, ſondern hatten uns ſchon vor fünf Jahren, bei unſerer Rückreiſe aus der Schweiz einige Tage lang an ſeinem Anblick erhoben und erfreut; aber dieſer mächtige Denkſtein einer ernſten Vergangenheit hat dem denkenden Geiſte immer, und wenn er ihn auch täglich genöſſe, etwas Neues zu ſagen. Es ſind Gedanken eines Menſchen, welcher mitten aus dem Gedränge einer ſichtbaren Welt und ihrer Erſcheinungen und aus dem Kampfgetöſe der Geſchichte unſeres Geſchlechts jene Stimme vernommen und verſtanden: laſſet uns nach oben eilen! Deutſchland hat ſeinen Shakeſpeare in der erhabenſten der Künſte, in der Baukunſt gehabt. In der That, bei einem längern Hineinſinnen in dieſe geiſtig wie leiblich rieſenhaften Gedankenbilder, könnte man zu einer Art von Hellſeher werden, welchem, wenigſtens auf Augenblicke, das große Räthſel der Vergangenheit und Zukunft unſers Geſchlechts klar würde, und Straßburg hat ſeit Erwin von Steinbachs Zeiten immer ſeine Hellſeher von allen Klaſſen und Arten gehabt.

In jenem ganzen Theil von Frankreich, welchen wir durchreiſeten, hat der Straßburger Münſterthurm keinen Genoſſen, und ſelbſt neben den ſchönſten Kirchen in Lyon, Avignon, Marſeille würde ſich jener öfters ſo ausnehmen, wie ein Prophet der hehren, alten Zeit in einer Geſellſchaft ſeiner gelehrten Commentatoren, oder wie eine Palme der Vorwelt, wenn ſie auf einmal aus ihrem Grabe auferſtehen könnte, unter den nach alt franzöſiſchem Geſchmacke verſchnittenen Gartenhecken und Taxuspyramiden, welche jezt da an ihrer alten Stätte ſtehen; oder wenigſtens doch wie König Lear von Shakespeare neben manchem übrigens ehrenwerthen franzöſiſchen Trauerſpiele. Selbſt neben dem herrlichen Mailänder Dom ſtehend würde der Straßburger Münſter in ſeiner hohen, edlen Einfalt vergnügen und entzücken und zuweilen ein ſinniges Auge noch länger und lieber auf ſich verweilen machen, als jener. Doch iſt es gut, daß ſolche Sonnen nicht neben einander ſtehen, ſondern eine jede geiſtige und leibliche Landsmannſchaft hat ihre eigene. Nur die Peterskirche in Rom hat auf dieſer Reiſe, freilich wieder in ganz anderer Art und Weiſe, mit einer gleichen erhebenden Gewalt auf die Seele des Träumers gewirkt, als der Straßburger Münſter.

Straßburg iſt ohnehin unſerem Träumer ein theurer, lieber Ort. Denn er weiß und kennt auch zum Theil da viele Menſchen, in deren Nähe ihm noch wohler wird als beim Anblicke des Münſters. Er will ſie aber nicht alle verrathen, weil ſonſt jeder im deutſchen Reiche mit Fingern auf ſie zeigen und ſagen würde: das ſind alſo auch ſolche Leute wie er ſelber. Nur den lieben Pfarrer Kraft nennt er, weil bei dem ohnehin ein gewiſſer Beinahme auf dem Zunahmen haftet, und dankt ihm da für ſeine liebevolle Aufnahme. Er möchte wohl mit ſolchen lieben Leuten einmal in einem Gebäu zuſammenwohnen, welches noch länger dauert als jenes des Straßburger Münſters.

Der ſtämmige Herr, dem wir heute Mittag die Wette hatten mit gewinnen und verlieren helfen, mochte denken zu ſo gutem Weine als er uns gegeben, gehöre ſich auch noch Muſik, und zwar umſonſt; er ſpielte uns im Zimmer neben an auf einer Geige, da wir ſchon zu Bette lagen ſo lange vor, und trillerte dazwiſchen ſo laute Baßtöne, daß wir das Einſchlafen faſt ganz vergeſſen hätten.

Mittwochs den 27ten März, Nachmittags um 2 Uhr, ziehen unſere Reiſenden ſammt ihren ſechs Reiſegefährten in das wandernde Haus der Diligence ein, in welchem ſie jetzt 3 Tage und 3 Nächte, bis nach Lyon, wohnen ſollten. Der liebe treue Oncle in Straßburg begleitete ſie bis zum Eingang ins kleine Haus, und — Gott gebe ein fröhliches Wiederſehen!

Das fahrende Haus einer ſolchen Diligence, wie die von Straßburg nach Lyon war, hat eben im untern Geſchoß 3 Zimmer, vorn ein ſehr ſchönes nach 3 Seiten mit Fenſtern verſehenes, mit Sammet und Seide austapezirtes und gepolſtertes, für drei Perſonen; in der Mitte eines, nur mit 2 kleineren Seitenfenſtern verſehenes, für ſechs Perſonen; an dieſem noch eines, das die Welt nur von hinten hinaus ſehen kann, abermals für drei Perſonen. Das vorderſte Zimmer koſtet die meiſte Mieſte *), das hinterſte die wenigſte und doch kommen die Reiſenden, welche in dieſem wohnen auch eben ſo geſchwind an Ort und Stelle, als die im vorderſten Zimmer.

Oben auf dem Dache ſitzen aber auch noch Leute neben dem einſamen Sperling — dem Conducteur, — Leute welche da den Regen und die ſchöne Ausſicht, Staub bei warmen und den Wind bei kühlem Wetter aus der erſten Hand haben. Dießmal jedoch junge Leute, welche bei Tag und bei Nacht frölich ſangen, und zwar auf Deutſch.

Unſer reiſendes Paar hatte, ſchon der ſtillen Woche zu Liebe in der ſie lebten, im vorderſten Zimmer eingemiethet in der allerdings im Ganzen richtig befundenen Vorausſetzung, daß ſie hier die 3 Tage, von Straßburg nach Lyon, hindurch meiſt allein und mithin ſtill für ſich leben könnten. Da wurde ſich denn gleich in dem freundlichen, kleinen Sammetzimmerchen häuslich eingerichtet. Die rechte Seite und das Fenſter nach Weſten hatte die Hausfrau und alle die Taſchen, die an der rechten Seite des Zimmers waren, dazu. Das Fenſter nach Oſten und die ganze linke Seite hatte Miſt; die großen Fenſter vorn hinaus, ſo wie die großen vorderen Taſchen, hatten beide gemeinſchaftlich. Da gab es denn eine kleine aus einigen lieben und unentbehrlichen Büchern beſtehende Haus- und Zimmerbibliothek, Arbeitsgeräthe für die Frau, denn in unſerm Stübchen ließ ſichs herrlich leſen und ſtricken, und in den Vordertaſchen allerhand Bequemlichkeiten und

---

*) Von Straßburg bis Lyon 58 Franken für die Perſon und 7 Franken für den Conducteur.

Vorräthe, wie man ſie in einem ſo kleinen Haushal braucht.

Vor Straßburg am Thore wurde heute (wahrſcheinlich der deutſchen Studenten wegen) ſo ſtrenge Nachfrage nach den Päſſen gehalten, daß ſich das ganze Corps der Mitreiſenden höchlich darüber verwunderte. Dafür zog nun auch das fahrende, von 15 Menſchen bewohnte Haus deſto ſchneller ſeine Straſſe, in den milden Frühlingsnachmittag hinaus, unter den ſchon ausſchlagenden, duftenden Bäumen hin.

Da zur Rechten, gegen Weſten, treten jezt zwiſchen Straßburg und Colmar die herrlichen Vogeſen mit ihren alten Ritterburgen und wunderſchönen Felſenzinnen näher heran und ziehen die Seele in Zeiten von ganz anderer Kraft und Tracht zurück. Ueber den alten Thürmen und Mauern und Felſenzinnen flammt dann die Abendröthe auf und da dieſe hinuntergezogen, bleibt noch als Nachklang des Tageslichtes — wie der Traum von den Geſchäften des Tages, — der Schein des Vollmondes zurück, und die Abendlieder der Deutſchen, welche dießmal die größere Hälfte der Bewohner des fahrenden Hauſes ausmachten, verhallen unter die lezten Töne der zur Ruhe gehenden Lerchen.

Es iſt eine eigene Sache um das Sparen in einem großen franzöſiſchen Wirthshaus, und das Wort menager muß wohl da noch eine andere Nebenbedeutung haben, bei der nicht viel herauskommt. — Der gute Onk in Straßburg hatte uns ſo reichlich geſättigt und gepflegt daß kein groſſer Hunger da war, als ſich in Colmar der größte Theil der Einwohner zweier Diligencen die hier ſich begegnen, zu Tiſche ſezte und aß. Doch beſtell ſich das eine von uns der kalten Nacht wegen eine Portion Suppe, die man ihm auch ohne Weiteres aus der großen Schüſſel, woraus die andern Gäſte bekommen hatten, reichte, das andere, daneben ſitzend, nahm ſpäterhin, wie Proſerpina den Granatapfelkern, ein Stückchen Käſe an, der als Nachtiſch herumgieng und den noch dazu der höfliche Marqueur ihm präſentirte. Aber nach Tiſche mußten die beiden Titularbeiſitzer und Acceſſiſten der Abendtafel eben ſo viel bezahlen, als die Andern, die ſich doch durch alle Vor- und Zwiſchen- und Nachgerichte ordentlich durchgegeſſen hatten; denn, ſagte der Marqueur, es hat dageſtanden, Sie hätten ſich von allen Gerichten zulangen können.

Das Nachtlager in einem ſolchen Diligencen-Vorderzimmer darf man ſich ſo gar unbequem nicht denken. Wenn, wie uns dieß die ganzen drei Nächte bis Lyon glückte, blos zwei Perſonen darinnen ſitzen, können dieſe faſt liegend in den weichen, bequemen Polſtern ſchlafen und der Schreiber dieſes hat in ſeiner kleinen fahrenden Miethwohnung faſt mehr und länger geſchlafen, als zu Hauſe, und auch die Hausfrau meinte, ſo wollte ſie es recht leicht 8 Tage lang ausdauern.

Noch halb im Traume ſahe man ſich denn bei La Chapelle im Wirthshaus, in einem Zimmer, das gedrängt voll Leute, vorzüglich voll Soldaten war, welche zum Theil noch in ſchlechtem Teutſch über die winterlich dicke Luft und ihre ſommerlich dünnen Mäntel ſchalten. War doch kaum noch ſo viel Raum, daß die kleinen weißen Suppenſchüſſeln, worinnen einem hier der Kaffee vorgeſetzt wird, auf den Tiſch giengen.

Bis Belford ſitzt man dann ſtill in ſeinem Diligencezimmer beiſammen, lieſt da und führt dieſelbe geiſtige Diät, als ob man zu Hauſe wäre in ſeinem Wohnzimmer. Der Tag iſt trübe, wird aber gegen Mittag ſo mild, daß man die Fenſter öffnen darf; in den Wäldern und Feldern zur Seite des Wegs ſchweigt Alles. Es iſt einer von jenen Frühlingstagen, an welchem es einem däuchtet, als ob die Natur ſtill und ſchweigend über das große Geheimniß nachſönne: wie denn auf einmal aus dem erſtorbenen Leibe des Winters eine ganz neue Welt der Lebendigen, unzählbar wie das Heer der Sterne, hervorgehen ſolle. Die Gegend iſt fruchtbar, aber mittelmäßig.

Da iſt man denn ſchon bei Belford, das bei ſeiner Citadelle unten im Thale liegt, zu welchem ſich von Weſten her die Vogeſen nahe herandrängen. Man beſieht ſich das Städtlein und die Citadelle, denn vor Belford (die Poſt iſt in der Vorſtadt gelegen) hält die Diligence mehrere Stunden; es iſt aber nichts da, was ſich der Erinnerung ſonderlich tief einprägt, und man iſt froh, wenn das mäßige Mittagsbrod eingenommen, und das Poſtkutſchenhaus wieder im Gange den Berg hinaus iſt.

Siehe da! ſchon Boten aus dem ſüdlichen Frankreich und Piemont: einſpännige Wägen, einer am andern, von Maulthieren gezogen, an denen Schellen hängen, wie bei uns die Pferde im Winter haben; das Thier und der Fuhrmann nach ihrer ſüdlichen Landesart ausgeſchmückt und gekleidet. In den Gärten der Dörflein, durch welche die Diligence geht, blühen Narziſſen und Veilchen, ſchon zeigt ſich wieder das Urgebirge (beſonders die Schiefer) der Vogeſen, über denen die von Arm hier die Straße führt; und wäre nicht Sprache und Tracht der Leute, ja ſelbſt die Bauart der Häuſer anders, ſo würde man meinen über einen Seitenarm des Speſſarts, oder ſelbſt am Saume des Odenwaldes hinzureiſen.

Die letzte Anhöhe, ſo ſteil, daß alle Bewohner der Diligence zu Fuß hinangehen müſſen, iſt dann auch erſtiegen, und es öffnet ſich noch am Abend die Ausſicht nach dem Juragebirge und nach dem Thal, das der Doubs durchläuft. Aus den hellen Fenſtern des Vorderzimmers der Diligence ſieht man die liebliche Gegend im letzten Abendroth und immer bleicheren Abendſchimmer allmählich vergehen, wie Wolken im Winter; einzelne Töne vom Abendliede einer ſingenden Amſel kommen noch herüber, bis man ſich, als eben die Lichter angezündet werden, in Lisle, am Ufer des Doubs ſieht.

Selbſt noch die ſpäte Abenddämmerung, die nicht viel heller war als der Schein des Vollmondes, der eben im Aufgehen geweſen, reichte noch hin, um uns von der Brücke des Doubs aus, in deſſen ruhigem Waſſer die Frauen des Orts noch Gefäße und Wäſche ſpülten und wuſchen, eine gar herrliche Ausſicht errathen zu laſſen. In den Häuſern des Oertchens, die nach der einen Seite hin in einer langen Reihe am Fluſſe hinabſtehen, entzündet ſich allmählich ein Licht nach dem andern. Die waldigen Hügel an beiden Seiten des Ufers hin erſcheinen wie Wolken. Die Straße gieng von hier an einen großen Theil des Abends und der Nacht hindurch immer ganz nahe am ſtillen Doubs hin, und das Thal, bald enger bald weiter, vom Monde beleuchtet, war ſelbſt noch bei Nacht ſo ſchön, daß man gerne aus dem Schlaf und Traum der Diligence von Zeit zu Zeit einen Blick hinauswarf. Ohnehin war das Wachen heut leichter als geſtern. Denn wenn man auch einmal eingeſchlafen war, weckte einen — nicht gerade die Sorge ums Umwerfen in dieſer Gegend, wo erſt vor Kurzem eine Diligence ein Unglück genommen — ſondern ein wahrſagender Traum, in welchem immer und jedesmal wieder Butter, Brod und Käſe, oder auch Käſe, Brod und Butter als Hauptperſonen vorkamen. Auch ohne ein ſo groſer Traumdeuter zu ſeyn, wie Riſt es iſt, hätte man allenfalls die Wurzel und Quelle, ſo wie die ohngefähre Bedeutung jenes Traums errathen können. Es war nämlich heute am Tage über zwar viel geſehen, aber wenig gegeſſen worden, und ſeitdem ſich der größte Theil der franzöſiſchen Einwohner aus der Diligence (von Belford an) verloren, bekümmerte ſich der Conducteur um die noch übrig gebliebene deutſche Volksmaſſe gar nicht viel. Er hatte dieſe ruhig bei Isle von der Doub'sbrücke aus die abendliche Ausſicht genießen laſſen, während er mit dem Poſtillon im Wirthshauſe indeß etwas anders genoſſen; er hatte jene ruhig im Städtlein Clairval die beim Mondſchein ſonderbar ausſehende Bauart eines alten Thurmes betrachten laſſen, während er, wie ſich nachher ergeben, gleich beim Thor Betrachtungen über den Wein von Clairval angeſtellt. Da endlich auch gegen Mitternacht die Diligence unbarmherzig durch Beaume les Dames hindurchgefahren, wurde ein Parlementär zum Conducteur hinauf aufs Dach beordert, welcher dieſem die Noth der deutſchen Beſatzung ſo dringend dargelegt, daß Jener, bei dem ohnehin nöthigen Wechſel der Pferde, vor einem kleinen Wirthshaus angehalten.

Und nun zweifle einer ferner an der Vorausſicht der Träume! Was brachte da die Wirthin? Etwa Eier, Schinken oder Kalbfleiſch? — Nein, ſie brachte wirklich einen großen Käſe und ein noch größeres Brod; und nur die Butter hatte der Traum als Nebenzierath und Ausſchmückung hinzugethan; denn Butter gab es nicht dazu.

Nachdem nun auch noch der hitzige Zank zwiſchen dem Conducteur und dem Poſtillon (einem geweſenen Soldaten unter der großen Armee) auſſen vor dem Wirthshauſe und dem Berg hinaus überſtanden war, wer konnte da wohl ſanfter und beſſer ſchlafen, als die beiden Bewohner des Vorderzimmers der Diligence! Sie merkten von Roulans und Allem was dazwiſchen gelegen, faſt gar nichts, und wachten erſt auf, da ſich ſchon am Morgen, nahe vor Sonnenaufgang, von der Höhe hinab Beſançon in einem Keſſel von Bergen zeigte.

Der Himmel war hell und klar, und der [illegible] ſchon deutlicher grünende Boden mit einem nur leiſen Reife bedeckt, die Lerchen ſangen emporgerichteten Blickes ihr Morgenlied, und ſelbſt der aus den ſonderbaren, auffallend hohen Schornſteinen der Stadt ganz gerade aufſteigende Rauch deutete auf einen ſchönen, heitern Tag hin.

Da ſind wir nun in dem alten Beſançon, das ſchon zu Julius Cäſars Zeiten eine ſehr große, ſchöne Stadt und, wie man damals glaubte, älter als Rom geweſen, und ſich doch immer noch als Stadt, freilich nicht gerade mehr als beſonders große, noch weniger als ſchöne erhalten hat. Doch reimen ſich auch gerade ſo die meiſt etwas alt und grau ausſehenden Häuſer beſſer zu den [illegible] nicht ſehr bedeutenden, grauen Ueberreſten [illegible] ten römiſchen Triumphthores, das man gegen die Citadelle hin findet.

Die Leute in einem ſchmutzigen, halb unterirdiſchen Kaffeehaus, das wir betraten, ſchürten erſt Feuer an; dagegen trafen wir in den Kirchen (denn es war heute ſtiller Freitag) ſchon viele andächtig betende Menſchen an. Hier ruhte die Seele wenigſtens auf einige Augenblicke recht lieblich aus. — Unter den Kirchen mag wohl die alte, am Fuße des Citadellenberges gelegene Cathedralkirche vor allen andern eine weitere Betrachtung verdienen; auch ihrer Gemälde (von Vanloo) und Marmorarbeiten (von Breton) wegen. Auch die Peterskirche und Magdalenenkirche (jene mit einer Kreuzabnahme von Breton) werden als ſehenswerth genannt.

Wer einmal mit einer franzöſiſchen Diligence den Bund um 80 Franken geſchloſſen: den Bund, ſich in drei Tagen und Nächten nicht von ihr zu trennen, und wer noch dazu, ſo wie wir, in Beſançon noch gar nicht recht auf der Reiſe, ſondern nur erſt in den Vorbereitungen zur Reiſe begriffen iſt, der muß ſich freilich Vieles gefallen laſſen. Gerne hätten wir den durchgehauenen Felſen, nordweſtlich vom Citadellenberg, und die Reſte eines römiſchen Kanals, gen Ancien hin, vor allen aber die aus ſechs und dreiſſig Gemächern beſtehende, aber mehr als vier Stunden weit von Beſançon abgelegene Grotte von Oſelles beſucht, aber die Diligence wollte von dieſen Wünſchen nichts wiſſen, und man mußte ſich bequemen.

Doch ſchon der Anblick da vom Citadellenberg hinab und von der Straße aus, die gen Arbois hinführt, war einzig werth; da ſtunden alle Obſtbäume, von denen es im Thal von Beſançon ganze kleine Waldungen giebt, in voller Blüthe, wie bei uns gegen Ende des Aprils oder im Mai, und am Berg hinauf, faſt unmittelbar an der Straße, blühte der lorbeerblätterige Kellerhals, (Daphne laureola,) die lieblichblaue, zweiblätterige Meerzwiebel (Scilla bifolia) und der Buxbaum, und aus den Gebüſchen ſangen die Vögel.

Aber zu dem ſchönen Frühlingstage, zu den blühenden Bäumen und Kräutern und ſingenden Vögeln paßte das Geſicht des Stubenburſchen, welchen indeß der Conducteur zu uns hinein ins Vorderzimmer gedrängt, nicht ſonderlich. Es war ein großer, dicker Herr, der zu dem Allen ſo gleichgültig hinaus ſchaute, wie Einer, mit welchem ich auch einmal ein Stück Weges gereiſt bin, und deſſen liebſter Sangvogel nicht die Nachtigall oder die Lerche, die Amſel oder Droſſel, ſondern die Kaffeemühle geweſen, deren leiſer Geſang am Morgen ihn ſogleich aufweckte und ganz guten Muthes machte, während er, wie er ſagte, bei dem Geſchrei der Hühner und der Nachtigall ſeines Nachbarn ganz ordentlich fortſchlafen könnte. Ueberhaupt ſahe dieſer umgekehrte Poet einen Vogel lieber in der Pfanne, als auf dem Baume, lieber gebraten auf dem Tiſche, als ſchreiend im Gebüſche, und ſo kam mir faſt unſer Stubenburſche auch vor.

In Arbois war es einem zum erſtenmale auf der ganzen bisherigen Reiſe ſo wunderfremd und ausländiſch zu Muthe, daß man doch endlich einmal inne ward, daß man in einem ganz andern Lande als Bayern ſey, und ſchon ziemlich weit vom Hauſe. Die Gegend, die am weſtlichen Fuße des Juragebirges, iſt ſo kräftig und großartig, als wild und lieblich; die alte Stadt mit [illegible] ren hohen grauen Häuſern hat verhältnißmäßig wenig Einwohner, und dieſe machten, ich weiß ſelber nicht warum? einen ſo fremdartigen Eindruck auf uns, als unſere jungen Begleiter auf ſie, denn dieſe waren hier zum erſtenmale Gegenſtand einer ſehr laut geäußerten Neugier, an welcher ſelbſt die Gensd'armes eine lobenswürdige Theilnahme bezeugt, als ſie, nur um gewiß zu erfahren, aus welchem Land und Volk die Leute wären, dieſe angehalten und die Päſſe geleſen. Selbſt die Pflanzenwelt um Arbois nimmt ſchon mehr und mehr eine ſüdliche Phyſiognomie an, und der Weinſtock wächſt hier ſchon ſo dick und hochſtämmig, wie man ihn nur in wärmern Ländern ſieht.

Die deutſche Beſatzung hatte ſich von dem vornehmen Gaſthof oder Poſthaus, wo der dicke Herr und noch einige franzöſiſche Bewohner der Diligence zu Mittag ſpeiſten, hinwegbegeben, in ein einſames, ſtilles, reinliches Wein- und Kaffeehaus, das in der breiteſten Gaſſe der alten Stadt liegt. Da ſchien die Frühlingsſonne lieblich hinein in den großen, einſamen Saal; die Wirthsleute waren gut und freundlich, und bei der Mahlzeit, die aus etlichen Eiern und Brod und Käſe beſtund, wozu es aber noch einen ſehr wohlfeilen und dabei vortrefflichen, champagnerartigen Wein gab, kam eine ausländiſche Menagerie ſammt ihrem Inhaber in den Saal hinein: ein Murmelthier ſammt einem kleinen Savojardenjungen, welche beide zwar nicht mit den Deutſchen auf deutſche Weiſe ſprechen, wohl aber Brod und Käſe auf ihre Weiſe mit ihnen eſſen und zum Theil auch Wein trinken und freundlich lachen konnten.

Es giebt doch wohl keinen treueren, gleichſtimmigeren Geſellen für die Seele des Menſchen, als drauß die freie Natur. Sie ſpiegelt ihm immer klar und wahr ſein eigenes Angeſicht, und das Licht zurück, das eben über dieſem ſteht und es beleuchtet. Da jenſeits Arbois, als wir der Diligence den Berg hinan weit voraus giengen, und dann auch im Vorderzimmer der Diligence, wohin der dicke Herr, ſeinen Platz im Mittelzimmer dafür eintauſchend, einen unſerer jungen deutſchen Freunde gebracht hatte, war es uns, als wüßten Blumen und Bäume, Felſengebirge und ſingende Vögel das, was der Menſch wußte und eben fühlte, und wollten mit jedem Ton, mit Farbe und Stellung, das mitſingen und ausdrücken, was im Menſchen war.

Der Weg zieht ſich hier lange Zeit über die Höhe hinweg, lehnt ſich links oder öſtlich an den Bergabhang des Jura-Kalkgebirges, rechts iſt ein tiefer, zum Thal gäh hinablaufender Grund voller Baumpflanzungen, Weingärten und Ortſchaften, und jenſeits jener tiefen Ebene erſcheint, am nordweſtlichen Horizont, der Bergzug des Montdor und gegen Südweſt der nördliche Saum der waldigen Sevennen. Der Nachmittag war da ſchön und ſtill und ernſt. Schienen doch ſelbſt die Städtlein durch die man kam, mit ihren alten Thürmen und Mauerzinnen, an ein andres, fernes Land erinnern zu wollen und der Seele war ſo, als athmete ſie die friſche, ſtärkende, heilende Morgenluft aus ihrem Vaterlande.

Bei den Bewegungen der Diligence müſſen ganz beſondere anziehende, in jedem Augenblicke mehr und mehr ſich beſchleunigende Kräfte wirken. Je weiter wir von Straßburg weg, je näher wir an Lyon kamen, deſto eiliger wurde der Lauf, deſto kürzer die Zeit des Stille-

ſtehens

ſtehens unſeres fahrenden Hauſes. In Poligny hatte der Conducteur mit dem Poſtillon eine Wette gemacht, über die Zeit zu welcher wir auf der nächſten Station eintreffen wollten und es dauerten einen dabei nur die armen, dürren, aber ſehr ſchnellen Pferde, welche von der Wette nichts hatten als unzählige Peitſchenhiebe.

In Lons le Saulnier, wo wir mit dem Scheine des aufgehenden Mondes zugleich ankamen, waren die Deutſchen nur einige Minuten unſchlüſſig und ſtreitig untereinander geweſen, weil vielleicht die eine Parthei wollte man ſolle Käſe und Brod, die andere aber man ſolle Brod und Käſe zum Abendeſſen wählen; da wurde ſchon der ſchöne Laden am Markte, worinnen es deutſches Bier gab und wohin ſich die viel klügere franzöſiſche Beſatzung der Diligence gleich im Augenblick der Ankunft gewendet hatte, des heutigen Feſttages wegen geſchloſſen, und man behielt, da die Pferde ſchon angeſpannt waren, nur noch Zeit mit eiliger Zurücklaſſung alles Weines und Käſes der in der Stadt war, einiges Brod aus einem benachbarten Bäckerladen in die Poſtkutſche zu retten. Indeß ſchlief ſichs auch ſo gar gut und ſanft die ganze Nacht hindurch, bis am Morgen der Conducteur das Dienſtmädchen des Poſtmeiſters der letzten Station vor Bourg, in Ermangelung eines andern Platzes, zu uns ins Vorderzimmer hineindrängte, welches denn ſich hier ſo benommen, als gehöre das Vorderzimmer ganz allein ihm an, bald aufgeſtanden, bald ſich geſezt, bald ſich vorn zum Fenſter herausgelegt und laute Geſpräche mit dem Conducteur oben auf dem Dache, oder mit dem Poſtillon vorn auf den Pferden gehalten, dann wieder in uns hineingeſchnattert, oder noch ein langes Geſpräch mit ſich ſelbſt, erſt leiſe, dann immer lauter gehalten, wobei es bald gelacht, bald ganz traurig ausſehend geſeufzt.

Bourg mit der ſchönen, jenſeits und außer der Stadt, doch zum Glück für uns unmittelbar an der Straße nach Lyon gelegenen Kirche, konnte nur ſehr eilig beſehen werden, denn wir hatten kaum vom Pater Prior die Erlaubniß erlangt die Kirche für uns öffnen zu laſſen und waren einige Minuten darinnen; da hörte man ſchon das nahe Klatſchen der Poſtillonspeitſche, und die Diligence heranrollen. Wir ſaßen denn, ohne Frühſtück, eilig ein und fanden da in unſrem Vorderzimmer ſtatt des Dienſtmädchens des Poſtmeiſters einen neuen Stubengenoſſen: einen Zeichenlehrer aus Bourg, einen gebornen Niederländer, der als halber Deutſcher bald deutſch bald franzöſiſch mit uns geſprochen. Die Gegend und der herrliche Frühlingstag waren heut faſt zu ſchön für die Reiſe in der Diligence. Doch kamen auch zuweilen Berge, bei denen es möglich war neben der langſamer fahrenden Diligence zu Fuße einherzugehen, und ſich zu erfreuen am Anblick der neuen, wenigſtens noch niemals im Freien geſehenen Blumen des ſüdlichen Frankreichs, und an dem Anblick der Alpenketten. Und gegen Abend, ſiehe da! rauſchte ſchon, mit dem erquickenden Frühlingsregen der ſich vom Gebirge her über den heitren Himmel gezogen hatte, zugleich der klare, muntre, kräftige Rhoneſtrom neben der Straße hin.

Auch der lezte Hügel war jezt erſtiegen; da lag das königlich ſchöne, große Lyon, die Beherrſcherin zweier Ströme, als ein großes Amphitheater von Häuſern, das ſich weit und breit an der Rhone hinunter ausdehnt vor uns, und mit Eintritt der Dämmerung war man ſchon im geräumigen, wohl eingerichteten Hotel des quatre Nations.

Der erſte Abend in Lyon gehört noch zum Diligenceleben, denn der Kopf iſt doch nach einem ſo langen, ununterbrochnen Fahren noch zu wüſt zum eigentlichen Sehen und Genießen. Durch ein enges Gäßlein gelangt man vom Hotel aus zu dem Terreauxplatze, dort ſteht, dem Muſeum faſt gegenüber, ein vornehmes Kaffeehaus mit lauter Spiegelwänden, in denen die Lichter der Kronenleuchter mehr als zehenfältig widerſtrahlen; da gieng einer der Reiſenden mit dem Zeichenlehrer noch hinein. Unter den lauten Schreiern und Sprechern die an allen Tiſchen ſaßen, wurde ihm aber zu Muthe wie auf einem ſchnell ſegelnden Schiffe, wenn die Seekrankheit ſich von ferne melden will und er dankte es dem wackern Zeichenlehrer daß dieſer ſo bald aufbrach und ihn wieder ins Gaſthaus führte.

Aber das ſchöne Lyon iſt wenigſtens einer eignen Ueberſchrift werth.

2. Lyon.

Wenn man die Höhe eines Berges aus dem Stand des Barometers beſtimmen will, muß man vor allem wiſſen wie um ſelbige Zeit und Stunde das Barometer unten im Thal geſtanden; ja man muß auch dazu wiſſen, wie kalt oder wie warm es eben damals geweſen. So muß man auch, wenn man in einem fremden Spiegel, den einem ein Reiſebeſchreiber vorhält, irgend eine Gegend, oder Stadt oder auch nur eine Korntenne betrachten und daraus wirklich kennen lernen möchte, zuerſt wiſſen wie der Spiegel beſchaffen geweſen, ob angelaufen und glanzfleckig oder klar; denn dem einen Auge erſcheint eine Sache ſo, einem andern anders. Das Auge, womit unſer Reiſebeſchreiber Lyon und andre Gegenſtände, die ihm auf dieſer Reiſe vorkamen, betrachtet, iſt zwar immer das Auge eines Träumers geweſen, aber eines ſolchen, der einen leichten Schlaf hat, und dem im Traume, noch mehr aber im Erwachen daraus, Alles eher ſchöner, wenigſtens aber nicht trüber und finſterer erſcheint als es iſt. Er ſoll auch bei Gelegenheit des Geſehenen immer ehrlich erzählen wie es in Dem beſchaffen geweſen, der das Geſehene geſehen.

Oſtertag war es, und die Sonne ſchien bereits hell und klar an die Dächer der hohen, dem Gaſthaus gegenüberſtehenden Häuſer, als unſere Reiſenden [illegible] und Haus und ihre enge Gaſſe verließen, und hinaustraten an die Rhone. Da am Ufer hinunter ſtehen Palläſte und vor ihnen die bereits grünende Allee von Bäumen. Brücken von edler, einfacher Bauart führen über den königlichen Strom, deſſen grünliches Waſſer den Urſprung aus dem nahen Hochgebirge verräth; von jeder Brücke, ja von jedem Punkt des Ufers hat man die Ausſicht auf Gebirge und Hügel, und ganze Heerden von Landhäuſern und Baumpflanzungen.

Da links vom Ende der Gaſſe, aus der man nach der Morandbrücke heraustritt, iſt ein Kaffeehaus; in deſſen großen, reinlichen Saal die Frühlingsſonne lieblich herein ſcheint und aus deſſen Fenſtern man die Ausſicht hat auf die Rhone und die Brücke, und auf den freien, ſchönen Platz; hier fanden ſich die beiden Reiſenden gleich am erſten Morgen ſo heimlich, daß ſie, während des dreitägigen Aufenthaltes, ihr Frühſtück jedesmal da einnahmen.

Darauf geht man denn (es war gegen 8 Uhr des Morgens) nachdem man einige Augenblicke von der Mitte der Morandbrücke aus den Geſammtanblick der Stadt und ihrer Umgebung genoßen, in der noch ſtillen, menſchenleeren Baumallee, an der Rhone hinunter, neben hohen, prächtigen Häuſern und öffentlichen Gebäuden hin, bis zur ſteinernen Guillotierebrücke, wendet ſich dann in die Stadt hinein über den ſchönen Bellecourplatz zum Ufer der Saone hinüber, auf welches von der Höhe her gewaltige Häuſermaſſen und blühende Gärten herunterblicken; Kirchen und Palläſte ſpiegeln ſich in dem ſtillen Strome, an deſſen Saume Schifflein an Schifflein liegt.

Von Minute zu Minute kommen mehrere von den hundert und dreiſſig tauſend Einwohnern der großen, ſchönen Stadt aus den Häuſern hervor, das Getümmel in den Gaſſen und an den Kaien wird immer größer; aber mitten im Getümmel iſt die Seele ſtill und allein, als ob ſie da außen vor einer großen Stadt, noch bewohnter und geräuſchvoller als Lyon, im einſamen Garten, an einem Felſen ſtünde, aus welchem einſt, an dieſem Tage, in früher Morgenſtunde, ein neues Weltgebäude des Geiſtigen hervorgegangen, viel höher als das Sichtbare der Felſen und Berge. So ſchlief oder lärmte jene große Stadt damals auch, wie jetzt Lyon, und nahm nichts wahr von dem was eben jezt außen im Felſengarten geſchehen: nichts von dem Geheimniß eines neuen Welttages, um welches nur erſt einige treue, ſtille Seelen wußten.

Die proteſtantiſche Kirche iſt viel zu klein um die große Menſchenzahl auf einmal zu faſſen, die ſich zur Gemeinde hält; es muß mehrere Male unmittelbar nacheinander Gottesdienſt gehalten werden, damit das gleich beim erſten Mal ganz gefüllte Gebäude ſich wieder leere und auch für Andere Raum werden könne. Wir fanden den freien Platz außen vor der Kirche ſchon ganz gedrängt voller Menſchen, welche hier ſtill warteten, bis der erſte Gottesdienſt ſich enden und der zweite beginnen würde. Da endlich die Thüren ſich öffneten, dauerte es ſehr lange ehe die vielen, vielen Menſchen, die da verſammlet geweſen waren, den Ausgang, und hernach die ſchon außen Stehenden den Eingang gewinnen konnten. In Zeit von einer Viertelſtunde war die Kirche wieder ſo gedrängt voll, daß nirgends, weder auf den Bänken noch in den Gängen, ein Platz mehr zu finden war, und daß ganze Haufen außen im Zwiſchenraume zwiſchen den äußeren Thüren und dem Eingang zur eigentlichen, innern Kirche mußten ſtehen bleiben. Der Mann der da nach dem Geſang des Pſalmes auftrat und von der großen Begebenheit des heutigen Feſtes ſprach, war aber auch eines ſolchen Herzudrängens werth. Er ſprach ſo wie einer der ſelber im Geiſte dabei geweſen, der das große Ereigniß des heutigen Feſtes ſelber in ſich erfahren und nun das verkündigte: "was er gehört hatte, was er geſehen hatte mit ſeinen Augen — vom Wort des Lebens."

Die ſteinerne Brücke (Pont au Change) über welche man von der proteſtantiſchen Kirche aus wieder herübergeht zur innern Stadt, gewährt eine Ausſicht nach dem blühenden und grünenden Fourbierberg und auf die mit Schifflein eingeſäumte Saone hinauf- und herabwärts, bei welcher man gerne hätte länger verweilen mögen, wenn das Gedräng der gegeneinander, herüber- und hinübergehenden Menſchen da nicht zu groß geweſen wäre.

Das Muſeum war heute, am erſten Feſttag, geöffnet; auch wir giengen hin. Das anſehnliche ſchöne Gebäude (ehemals ein Kloſter) geht mit ſeiner, von doriſchen und korinthiſchen Säulenordnungen getragenen Façade nach dem Terreauxplatz heraus. Beim Hineingehen kommt man zuerſt in einen Säulengang, der ſich um den ganzen viereckten Hof herumzieht. Schon hier ſind eine Menge, großentheils römiſche Alterthümer zu ſehen; alte Inſchriften, Grabſteine, Sarkophagen. Am meiſten zieht die Aufmerkſamkeit ein tauroboliſcher Altar, der Inſchrift nach aus Antonius des Frommen Zeiten, an ſich. Erinnernd an jene alten Sühnopfer, bei welchen ein Menſch, unten in einer Grube unter der Opferbühne ſtehend, ſich von dem Blute des geſchlachteten Stieres ganz benetzen ließ und hierdurch ſich ſelber oder Andere, ja ſelbſt eine ganze Stadt oder Provinz entſündigt und mit der Gottheit verſöhnt zu haben wähnte. Opfer, denen eine uralte Baſis zu Grunde gelegen. — Oben in den Sälen ſind Alterthümer der verſchiedenſten Art: ägyptiſche, griechiſche, römiſche, alt galliſche, und Gemälde, unter denen manche bedeutende, z. B. eine Verkündigung von Guido, die Anbetung der drei Weiſen von Rubens, Moſes Rettung aus dem Waſſer, von Paul Veroneſe. Ein Bild beſonders hat einen ſeltſamen Eindruck auf mich gemacht. Es war ein Eindruck, nicht angenehm, nicht ſinnlich erfreulich, aber tief und bleibend, wie ihn etwa der Anblick des Leichnams eines ehrwürdigen Todten machen würde, mit welchem man ſich unverſehens bei Nacht, in einſamer Kapelle, bei dem Scheine einer Fackel eingeſchloſſen fände. Da iſt eine betende Geſtalt, die Hände über die Bruſt gefaltet, das Geſicht bleich und mit den Zügen eines Todten, der im Frieden entſchlafen, das Auge aber offen und nach oben gewendet, mit jenem Ausdruck, den ich einſt bei einem Sterbenden geſehen, deſſen lezte Worte ein Lobespſalm geweſen. Ich wußte anfangs nicht was das Bild bedeuten ſollte, konnte aber nicht von ihm wegkommen zu den andern Bildern, und wenn ich einmal weggegangen, mußte ich immer wieder zu ihm hinſehen. Das Bild iſt von dem merkwürdigen ſpaniſchen Meiſter Espagnolet und ſtellt einen heiligen Franziskus von Aſſiſi vor. Nach der Legende wurde dieſer Heilige Jahre lang nach ſeinem Tode unverweſt, mit offenen, betend nach oben gerichteten Augen und betend gefalteten Händen gefunden, als ob ſelbſt noch an dem todten Leibe dieſe Richtung, welche am lebenden die beſtändige und vorherrſchende geweſen, unverwiſchbar geblieben wäre. Es iſt mir dieſes Bild auf meiner ganzen weiteren Reiſe durch Frankreich und Italien oftmals, wenn ich Dies und Jenes in der Welt geſehen, wieder eingefallen, und wie ein Bild ganzer jezt lebender Zeiten und Geſchlechter erſchienen. Bei den meiſten Leichnamen ſind die Augen geſchloſſen, in den Zügen ſchweben noch, für ewig feſtgeſtellt, die Wolken irdiſcher Sorgen und ungeſättigten Begehrens; einen Leichnam habe ich aber oft und viel betrachtet, der, ob er gleich nun todt und kalt iſt, doch noch die Augen betend nach oben gerichtet trägt; deſſen ſtarren Händen eine vorhergegangene, frühe Uebung des Lebens die Geſtalt des Betens für ewig aufgedrückt hat. Ja, beſſer wäre es, der Todte lebte und ſchiene nicht bloß zu beten, ſondern betete wirklich. Wenn aber in dieſen einſtmals der Geiſt des Lebens aus Gott führe und er von neuem auf ſeinen Füßen ſtände, da wäre die alte Richtung nach oben, und der Ton eines geiſtigeren Lebens ſchon in dem noch unverändert zurückgebliebenen Inſtrument gegeben und vorhanden.

Im Hotel des quatre nations, an einem Tiſch für drei Perſonen, kann man auch ſo feſtlich vergnügt beiſammen ſeyn, als ob man zu Hauſe wäre.

Der Nachmittag war reich und bunt für das Auge, wie keiner auf der ganzen bisherigen Reiſe. Unvergleichliche Alpenanſichten, unter ganzen Waldungen von blühenden Bäumen, ſchöne Kirchen, Spuren aus der mächtigſten Zeit der Römer, das Gedräng des feſtlich geſchmückten Volkes auf dem Saonekai und auf dem herrlich gelegenen, überall grünenden und blühenden Kirchhof, der Felſenmann und Pierre scise — — es war faſt zu viel für einen Nachmittag.

In Begleitung eines freundlichen und gefälligen Landsmannes, des Herrn Müller aus Nürnberg, der ſchon ſeit etlichen Jahren in Lyon lebt, giengen wir zuerſt über die Saone hinüber, nach der alten Hauptkirche der Stadt: der Kirche von St. Johann. Da hat man denn gleich etliche bemerkenswerthe Werke der Baukunſt, freilich von ſehr verſchiedener Art beiſammen: die prächtige, ſteinerne Tilſitbrücke, ſeit 1808 vollendet, den erzbiſchöfflichen Pallaſt und unmittelbar daranſtoßend die Cathedrale, ſammt der viel kleineren alten Stephanskirche.

Die Cathedrale mit ihren vier Thürmen und prächtigem Portal iſt von innen und außen ein ſchönes, merkwürdiges Gebäude. Man muß ſie aber eben nicht vergleichen, am allerwenigſten mit einem ſolchen Gebäude wie der Straßburger Münſter, oder doch auch noch ſonſt manche andere, minder berühmte Kirche in Deutſchland iſt. Denn da verliert die Lyoner Cathedrale nicht blos wegen ihrer geringern Größe, ſondern auch noch in anderer Hinſicht. Wenn ich beide Arten von Gebäuden verglich, ſo war mir es, als erinnerten ſolche, wie der Straßburger Münſter, an die Andacht eines Menſchen, der aus innrem Triebe des Geiſtes, aus dem Herzen betet; ſolche wie die Cathedrale zu Lyon, an die gute Geſinnung eines Menſchen, der ein Gebet aus einem Buche ablieſt. Bei der eigenen, innern Begeiſterung, z. B. des Mannes, der eine divina Comedia ſelber erſindet und dichtet, iſt Einheit und kräftige Zuſammenfaſſung; bei der von außen kommenden eines Man nes, der das Meiſterwerk blos lieſt, iſt Zerſtreuung und Abweichung der Seele bald auf dieſen bald auf einen andern fremden Gegenſtand hin. So mangelt auch der Kirche St. Johann in Lyon eine gewiße Zuſammenfaſſung und Einheit, welche man z. B. am Straßburger Münſtergebäu gar wohl durchfühlt. Es kommt dies nicht blos daher, daß gar verſchiedene Jahrhunderte am Lyoner Dom gebaut haben, (das Hauptſchiff iſt im 12ten Jahrhundert zu Philipp Auguſts Zeiten, das Portal unter Ludwig XI. im 15ten Jahrhundert vollendet,) ſondern daß kein ſo übermächtig groſer Gedanke des erſten Begründers des Baues die ſpäteren Baukünſtler mit ſich fortriß und ihm zu folgen zwang, wie dies bei manchen unſrer ſchönſten, zum Theil auch in gar verſchiedenen Jahrhunderten zu Stande gebrachten Kirchen der Fall war. Ueberdies, man erlaube nur noch die eine Bemerkung, ſchien mirs im Allgemeinen, als wenn eine gewiße ſehr tief gehende innere Verwandtſchaft des Deutſchen mit dem Italiäner, ſich auch in den Kirchengebäuden zeigte. Die bedeutenderen Kirchen in Italien waren mir alle verſtändlich; es war als redeten ſie in meiner eigenen deutſchen Zunge mit mir. Die Kirchen im ſüdlichen Frankreich dagegen mußte ich oft und lange anſehen, um den eigentlichen Sinn des Baukünſtlers zu begreifen; ſie reden eine fremde Sprache mit dem an ſeine heimathliche Baukunſt gewöhnten Deutſchen.

Es bleibt jedoch dabei: die Cathedrale von Lyon iſt eine der ſchönſten Kirchen, welche wir im ſüdlichen Frankreich geſehen; höchſt fleißig gearbeitet, bis auf die Bildnerei an den Thüren, im Innern noch immer, auch nach den Zerſtörungen der Revolutionszeit, reich geſchmückt durch ihre bunten Glasfenſter und z. B. durch die prächtige, ſorgfältig ausgearbeitete Seitenhalle des Cardinal Bourbon. Die berühmte aſtronomiſche Uhr, in einem kleinen, viereckten Thurm enthalten, der an dem einen Ende der Kirche ſteht, die ſchon ſo oft durch rohe Gewaltthätigkeit und wohl auch durch ihr hohes Alter zum Stillſtehen gekommen, die aber auch eben ſo oft, wie man uns ſagte, nach den Zerſtörungen der Revolution wieder in Gang gebracht worden, bedurfte freilich auch damals als wir ſie ſahen, einer neuen Reparatur: der künſtliche Hahn, oben auf der Kuppel, wollte beim Schlag der Stunde weder krähen noch mit den Flügeln ſchlagen, wie er dies ſonſt gethan; der Schweizer mochte ſeinen Hammer, womit er an die Glocke ſchlagen ſollte, nicht bewegen, der Heilige, der ſonſt an jedem Tag der Woche durch einen andern erſetzt wurde (jeder Wochentag war durch einen andern, der um Mitternacht heraustrat, bezeichnet) war am andern Tage noch derſelbe, der er geſtern und ſchon lange geweſen, das liebliche Glockenſpiel, das ſonſt am Ende jeder Stunde den Lobgeſang der Maria ertönen ließ, war verſtummt; Sonne und Mond hatten ſchon oft ihren Lauf und Stellung vollendet und verändert, ohne daß die künſtliche Sonne und Mond der Uhr es, wie ſonſt, nachgebildet hätten. Das hübſche Kunſtwerk erſchien aber auch ſo noch ſehenswerth.

Die kleine Kirche von St. Stephan, nun zuſammenſtoßend mit der Cathedrale, iſt, wie dies auch noch der alte, einfältige Umriß zeigt, aus einer Zeit, wo man noch geglaubt: der eigentliche Tempel Gottes ſey nicht der ſteinerne, ſondern der lebendige, der in den ſteinernen Hallen anbetenden Menſchen, wo man dann auch weniger Mühe darauf gewendet, jenen zu erbauen und zu ſchmücken, als dieſen rechtſchaffen zu bereiten. Und das iſt auch gut, und hält die Probe neben jedem Münſterbau aus. Die St. Stephanskirche, in Form eines Kreuzes erbaut, war ſchon im 5ten Jahrhundert Verſammlungsort der Chriſten. Die Fenſter enthalten Glasgemälde.

Und nun hinauf, zu der alten Mutter und Beherrſcherinn der Stadt Lyon, zu dem Fourbierberg, der noch jezt mit ſeinen Gärten und Gebäuden und alten Gemäuern den majeſtätiſchen Hintergrund bildet, durch welchen Lyons Lage ſo ſchön wird. Der Berg iſt etwas ſteil, aber in wenig Minuten iſt man da, wo bis zu ſeinem, wahrſcheinlich durch die früheren Zerſtörungen der Sarazenen herbeigeführten Zuſammenſtürzen, im Jahr 840 unſerer Zeitrechnung, das prächtige Forum des Trajan geſtanden, welches als for vieil dem ganzen Berg ſeinen jetzigen Namen gegeben. An der Stelle des alten Forums, und zum Theil aus ſeinen Trümmern erbaut, findet ſich da die alte, nicht ſehr große Kirche von notre Dame, durch ein wunderthätiges Marienbild berühmt. Nahe dabei ſtehet das alte Kloſter de la visitation, wie man ſagt, auf dem Grund und Gemäuer jenes Kaiſerpallaſtes, in welchem ſelbſt der Herrſcher der damaligen Welt, Kaiſer Auguſtus längere Zeit mit den Seinen gewohnt; in welchem Antonia, die Gemahlinn des Druſus, Jahre lang verweilte, als ſie ihrem Gemahl aus der ſchönen Kaiſerſtadt hieher, in das ferne, fremde Land und in das Getümmel des Krieges gefolgt war; hier war es, wo ſie den edlen Germanicus, freilich auch den an Geiſt und Herzen verkümmerten

Claudius gebahr. Auch Severus wohnte längere Zeit hier und der Pallaſt war der gewöhnliche Aufenthalt des römiſchen Präfekten.

Hier iſt man alſo recht im Mittelpunct des alten Lyons (Lugdunums) der Römerzeit, welches nicht unten im Thal, ſondern meiſt da auf dem Berge geſtanden. In der That die alten "Adler" wählten die Stellen zu ihren Herrſcherſitzen gut. Bei einer ſolchen Ausſicht, wie man da von der Terraſſe aus, gleich bei notre Dame hat, müßte wohl, ſollte man meinen, auch der trägſte Geiſt ein wenig zum Emporfluge getrieben werden.

Das erſte, was unſer Auge da gegen Oſten hin ſuchte und fand, war die Alpenkette, aus welcher ſich der gewaltige Montblanc in einem blendend weißen Lichte, und ſo deutlich hervorhob, als man ihn, wie man uns verſicherte, nur äußerſt ſelten ſehen kann. "Eine ſolche weiße Farbe und klare Geſtalt des Montblanc, bedeute immer nahen Regen." Und in der That, die Sicherheit dieſes Anzeichens erfuhren wir noch an demſelben Nachmittag. Aber ich hätte wollen gerne noch dreimal naß werden, für einen ſolchen Anblick. — Vor der Kette der Alpen zeigen ſich, wie eine zweite, etwas niedrigere Terraſſe, die Gebirge Chamberys und der großen Carthauſe, zu deren Füßen die reiche, geſegnete Ebene der Dauphine' allmälig hin[illegible]. Nach Norden ſieht man den Montd'or und Mont Eindrès; unten im nahen Thale die beiden herrlichen Ströme, die mächtigen Häuſermaſſen der Stadt und eine unzählbare Menge der Landhäuſer und Schlöſſer um die Stadt her, unter Baumpflanzungen und Rebenhügel verſtreut.

Nachdem wir uns bei dieſer Ausſicht ziemlich lange verweilt, giengen wir zwiſchen Gärten und blühenden Bäumen hinan und hinüber nach dem großen Kirchhof. Da feierten viele Menſchen unter den Gräbern das Feſt der Auferſtehung — es ſchien ein Gottesdienſt oben geweſen zu ſeyn, der eben geendigt hatte. Aber dieſer bunte Haufen wurde ſammt uns gar bald durch einen heftigen Gewitterregen zerſtreut. Die einen flüchteten ſich dahin, die andern dorthin; wir aber fanden am nordöſtlichen Abhange eine kleine Weinſchenke, in der wir uns vor dem Regen ſchützten. Unten im Erdgeſchoß, das etwas dunkel war, ſaß der Bruder Melcher, das heißt: ein armes Volk, das wenigſtens an Sonn- und Feſttagen wie vornehme Leute ausſehen will und ſollte es auch ſtatt dem Mantel die Küchenthür, ſtatt dem Degen die Ofengabel umhängen. Wir hätten uns recht gern zum Bruder Melcher hingeſezt, aber es war kein Platz da, die Frau Wirthin wies uns die Treppe hinauf ins obere Stock und wir hatten Urſache mit dem Tauſch zufrieden zu ſeyn. Die Ausſicht war da herrlich, beſonders ins Saonethal, zu unſern Füßen hinunter, auf die jezt überall grünenden und blühenden Felſen, die ſich da an den Strom enge und maleriſch hinandrängen. Aus den Gewitterwolken blinkten auch noch von Zeit zu Zeit der Montblanc und die Kette der Alpen heraus, bis zulezt Sturm und Regenguß dem Häuslein ſo nahe kamen, als wollten ſie es umwerfen und ins Saonethal hinunterſpülen.

Wenn nach einem ſolchen Frühlingsregen Alles friſcher grünt und duftet, wandelt es ſich ſchon in einer ganz mittelmäßigen Gegend lieblicher herum, geſchweige erſt in einer ſolchen, wie die des Fourbierberges bei Lyon. Da unten ſahe man, jenſeits der Vorſtadt Baiſe, die Straße, die nach Paris führt. Der armen Vorſtadt Baiſe ſieht man es noch immer an, daß ſie eine ſchlechte, böſe Jugend durchlebt hat; dieſer ehemalige Aufenthaltsort bedauernswürdig verſunkener Mädchen ſieht aus wie ein alter Bettler, der durch eigne Schuld ſo elend geworden. Wir wendeten um zur Stadt und giengen noch über die St. Vincentbrücke der Saone hinüber. Der enge Felſenpaß da bei Pierre scise ſoll ſchon durch die Römer (durch Agrippa) neben dem Strome hin geſprengt und erweitert ſeyn. Da auf Pierre scise ſtund einſt die Burg der Erzbiſchöffe, welche nachmals, bis zu ihrer Zerſtörung in den Zeiten der Revolution ein Staatsgefängniß geweſen.

Im Vorbeigehen wird dann auch das auf dem Felſenvorſprung ſtehende hölzerne Bildniß des guten Deutſchen: des Johann Fleberg betrachtet. Dieſer vom Allemand iſt ein ganz beſonderer Baukünſtler geweſen, welcher ſich in Lyon ein altes Denkmal, nicht in Marmor oder Granit, ſondern in den Herzen der Armen zu errichten gewußt, deren Vater er bei ſeinen Lebzeiten, und durch freigebige Stiftung auch nach ſeinem Tode geworden. Die alte, für unüberwindlich feſt gehaltene Burg auf Pierre scise haben ſie indeß von Grund aus zerſtört; das Denkmal, das ſich der gute Deutſche in die Erinnerung der Lyoner hineingebaut, hält noch immer Stand, und wenn wieder einmal das Bildniß aus Holz, in alter Ritterrüſtung, mit einem Beutel in der Hand, das den Johann Fleberg vorſtellen ſoll, von den Würmern gefreſſen iſt, da läßt das Volk ein andres machen.

führt es bei Sang und Klang durch die Stadt und ſtellt es wieder auf ſeine alte Felſenklippe.

Den Abend brachten wir noch, zehn Deutſche beiſammen, zwar dem Leibe nach in Lyon, in dem Oberſtübchen eines kleinen, dabei jedoch ſehr wohl verſorgten und reinlichen Koſthauſes zu, dem Geiſte nach aber in der Heimath; denn von dieſer wurde viel geſprochen und erzählt, weil der Menſch an ſolchen Feſttagen am meiſten Verlangen nach dem eigenen Heerd und Denen die da herumſitzen hat.

Der zweite Oſtertag war ſo ſchön, ſo lieblich und klar als man ſich nur aus dem Frühlingsmonat des ſüdlicheren Frankreichs einen Tag wünſchen und auswählen könnte. Es war als hätte die Rhone, denn dieſer wurde auch heute der erſte Beſuch gemacht, balſamiſche Gebirgsluft und den Geruch der Alpenpflanzen mit ſich gebracht. Auf der Morandbrücke, der Nachbarin unſers Kaffeehauſes, wurde lange auf und nieder gegangen und bald die gegenüberliegende Vorſtadt mit ihren Baumalleen und Gärten, bald wieder der prächtige Rhonekai mit ſeinen Palläſten und mächtig hohen Häuſern betrachtet. Ohnehin verdient die hölzerne, ſcheinbar überaus leicht und doch den ſtärkſten Eisgängen trotzende Morandbrücke eine genauere Betrachtung; ihr Erbauer, der treffliche Morand, hat mit dieſem Meiſterwerk gezeigt: daß ein ſolches übermächtiges Element wie der Rhodanusſtrom ſich leichter durch Verſtand und Ueberlegung, als durch die Gewalt der Maſſen bändigen laſſe. Die breiten Trottoirs für die Fußgänger ſind mit reinlichen Backſteinen belegt. Beim Hinübergehen zahlt man eine Kleinigkeit.

Es ſollte heute viel beſehen werden, darum war es Zeit ſich wieder hinein unter die Häuſer zu begeben. Das Stadthaus, das uns beim jedesmaligen Hinübergehen über den Terreaurplatz, mit ſeiner noch immer ſchönen Façade und ſeinem hoch dahinter emporragenden Uhrenthurm ſehr in die Augen gefallen, wurde zuerſt beſehen. Es wird für eines der ſchönſten in Europa gehalten, und ſchon unten, in der geräumigen, von Säulen getragenen Halle, ehe man ſich noch der Stiege von ſchwarzem Marmor und durch ſie den mächtigen Sälen nähert, verweilt man mit Verwunderung bei den bronzenen Statüen des Rhodanus und der Saone, und bei den römiſchen Alterthümern, welche die Wände zieren. Jene, die beiden, auf Löwen gelehnten Flußgötter, ſind eines der vorzüglichſten Werke des Meiſter Wilhelm Couſtou.

An dem Theatergebäude, hinter dem Stadthauſe, iſt nicht viel Beſondres zu ſehen, und man tritt da von neuem an den Rhonekai heraus. Nicht weit von der Morandbrücke hinabwärts, ſind die Rhonebäder, in einem hundert und ſechszig Fuß langem Schiffe erbaut zu ſehen, und ihnen gegenüber die prächtigen Gebäude des Lyceums und der Bibliothek. Dieſe letztere blieb auch nach den Verheerungen der Revolution noch ſehr ſehenswerth. Denn obgleich es ihr damals nicht viel anders ergangen als der Bibliothek zu Alexandria, indem die Revolutionsmänner auch glaubten die Werke der erleuchteten Gelehrten müßten beſſer brennen als Holz und Stroh, und daher Wochenlang die Oefen damit heizten; ſo blieb doch noch ein großer Theil der Bücher verſchont, unter denen beſonders einige prächtige chineſiſche Werke den reiſenden Gelehrten gezeigt werden. Der Hauptſaal iſt hundert und funfzig Fuß lang, ein und vierzig Fuß hoch; unten ſtehen die Bücher in Schränken, oben läuft eine Gallerie voll Bücherreihen mit einer Balluſtrade herum. Außerordentlich ſchön, und für einen der da leſen ſollte gar zu ſchön, iſt die Ausſicht von der Terraſſe der Bibliothek auf die Rhone und ihre Ufer, und die Alpenkette hinüber.

Heute, am Feſttage, diſputirten zwei Papagayen, der eine im vergoldeten der andere im grünen Käfich ſo laut neben der Bibliothek, daß man kaum ſein eigenes Wort vernehmen konnte. Ich verſtund nicht ganz, worüber ſie eigentlich ſtritten, nur hörte ich, daß es der eine Krah, Krah, der andere Kara, Kara ſprach, und darüber wurden ſie ſo zornig auf einander, daß die Käfiche zitterten. Selbſt die Sperlinge auf dem Dache wurden aufmerkſam auf den Streit. Sie hielten innen mit ihrem Geſchrei, flogen aber dann weg.

Wir giengen auch weiter, immer am Rhonekai hin, zur ſteinernen Guillotierebrücke. Von dieſer aus muß man zuerſt die prächtige Façade vom Hotel de Dieu betrachten, ſo wie zugleich die ganze Häuſermaſſe, welche hier vor einem liegt. Das öffentliche Krankenhaus (Hotel de Dieu) iſt eines der herrlichſten Meiſterwerke des trefflichen Soufflot, des Erbauers des Pantheons in Paris, und man kann wohl ſagen: daß wenig Fürſten in ganz Europa ſo gar prächtig wohnen als die Kranken in Lyon. Es iſt recht bezeichnend für den Grundcharakter der guten Stadt Lyon, die gleich bei ihrem Entſtehen zum Zufluchtsort für arme Vertriebene beſtimmt war und zum Hotel de Dieu in mehrfachem Sinne, daß ſie ordentlich eine Ehre darein geſezt hat, daß das Haus der

Kranken und Hülfsbedürftigen ſchöner ſeyn ſolle als jedes Haus, auch der reichſten Bürger der Stadt: ſchöner als jedes andere öffentliche Gebäude. Man begreift freilich, wenn man dieſen Pallaſt der Kranken (dem übrigens noch ein ganzer Flügel fehlt) eine Zeit lang betrachtet, und das Verhältniß der Höhe mit den übrigen Verhältniſſen vergleicht, warum Soufflot ſich der Thränen nicht enthalten können, als man ihm ſagte, daß zu der dritten Etage die er auf die beiden andern (eben ſo wie dieſe mit Säulen von joniſcher Ordnung) aufſetzen wollte, der beſtimmte Fond nicht reichen wolle, indeß wird auch die Sparſamkeit des Magiſtrats gar begreiflich; denn die gewaltige, prachtvolle Kuppel allein, ſo wie ſie vor der Revolution mit Statüen verziert beſtand, würde in unſerer Zeit den Fond mancher anſehnlichen Stadt erſchöpfen.

In dieſes Gebäude ſollte jeder Fremde hinein, es iſt, ſammt den vielen andern zu ähnlichen Zweck beſtimmten in der Stadt, ein Wahrzeichen von Lyon im höheren Sinne. Da gleich beim Eintritt eine geräumige Halle, der Hof mit den bedeckten Säulengängen, die breiten, ſteinernen Treppen, die mächtig langen Säle mit ihren vielen Fenſtern! — In dem einen Saal waren Kranke, welche mehr der Pflege als der Heilung bedurften. Und wie hatten ſie jene ſo reichlich! Alles ſah ſo überflüßig und wohl eingerichtet aus, wie in einem wohlhabenden bürgerlichen Hauſe. Aber in einem andern Saale (es war der dritte oder vierte den wir ſahen) lagen Kranke, dem Tode nahe. Einer war ſchon geſtorben, ein alter Mann, das Geſicht ſah ruhig aus, der offne Mund ſo, als wollte er eben noch etwas [illegible] ſagen. Aber in einem Bett daneben lag ein Jüngerer, todtkranker Menſch. Er hatte ſeinen Nachbar röcheln hören und ſterben, er ſelber aber, das ſah man ihm an, mochte nicht gern ſterben: das arme Geſicht voll Angſt und Schrecken, war vom Nachbar abgewendet, nach der Thür hin. Man hatte wohl denken ſollen es wäre ihm etwa tröſtlicher geweſen ſein Auge lieber nach der andern Seite, nach der Kapelle und dem Altar hinzuwenden, die aus jedem Saale im ganzen Krankenhaus ſichtbar ſind; aber es probiere es einer einmal ſelber, ſterbend, neben einem Sterbenden zu liegen. Vielleicht weit von der Heimath, unter ganz fremden Leuten. Das Sterben iſt ja nicht ſo leicht!

Im Saale der kranken Kinder war es lieblich dazu. Ein armes, bleiches, etwa vierjähriges Kind, in reinlichem Kleidchen und Bettchen, hatte ſich aufgerichtet. Mit ihm ſpielte ein anderes geſundes oder ſchon geneſenes, das am Bette ſaß. Das kranke Kind vielleicht heute zum erſtenmale ohne Fieber, lachte herzlich, und ein anders, im Bettchen gegenüber, das ſo matt war, daß es ſich nicht aufrichten konnte, lachte doch auch mit.

Aber wer hätte da in einem ſolchen Krankenhauſe (das ſchönſte, reichlichſt verſorgte das ich in meinem Leben geſehen) Alles genau betrachten und merken können! Beſonders in der Zeit wo wir da waren, wo von den faſt zweitauſend eiſernen Betten, welche in den vielen Sälenreihen ſtehen, nur wenige leer waren. An den Geneſenden und Geneſenen, ſo wohl verſorgt und gepflegt wie in keinem noch ſo gutem Hotel des quatres Nations, hatte man freilich am meiſten ſeine Freude, beſonders an den Kindern. Die Küche mit ihrer muſterhaften Einrichtung, die große reinliche Apotheke, meiſt von Frauen bedient, der Speiſeſaal für die Aufwärter und Aufwärterinnen, die Ausſicht, faſt aus allen, von der Sonne erwärmten und beſchienenen oberen Sälen, auf die Rhone und weit in die ſchöne Landſchaft hinaus, das alles gehört noch dazu, um dies Krankenhaus bis ins Kleinſte herunter zu einem der reichbegabteſten zu machen, die es in mehr als einem Lande giebt. — Unten vor dem Hauſe fanden wir unter andrem trefflichen Obſte auch noch ſehr wohlerhaltene, friſche Weintrauben, von ſehr gutem Geſchmack und dabei wohlfeil.

Auf der andern Seite von der Guillotierebrücke aus liegt dann gleich ein anders Haus der Gaſtfreiheit und Wohlthätigkeit der guten Lyoner: das Hospital de la Charité. Dies geräumige Gebäude wurde ſchon im 16ten Jahrhundert bei einer großen Hungersnoth von Armen (denen man dadurch Brod geben wollte) für Arme erbaut. Drei bis vier tauſend arme Waiſen, und verlaßene, ausgeſezte Kinder, werden auf Koſten dieſer wohlthätigen Anſtalt gepflegt und erzogen. Dies geſchieht aber meiſt auf dem Lande, bei Leuten denen man ſie zur weitern Erziehung übergiebt und die man hiebei in ſehr genauer Aufſicht hält. Blos ſo lange die Kleinen der erſten, ſorgfältigſten Wartung bedürfen, behält man ſie in dem großen Pflegehaus, und da ſieht man denn in dem einen Saale mehr als vierzig Wiegen beiſammenſtehen, worinnen die allerkleinſten, erſt neu aufgenommenen Kinderchen liegen, von denen das eine ſchläft, das andere ſchreit, das dritte eben geſäuget wird.

In dieſem merkwürdigen Hauſe iſt übrigens für die beiden Enden der Erdenwelt geſorgt: man findet beiſam nem den Eingang ins Leben, ſo wie den Ausgang daraus zu erleichtern. Arme, alte, meiſt über ſiebenzigjährige Leute, aus jener Klaſſe von Menſchen, die von ihrem vierzehnten Jahre an vom Tagesgrauen an bis in die ſpäte Nacht, ja oft auch die Nächte hindurch unausgeſezt arbeiten muß, nur um das kümmerliche Leben durchzubringen, haben hier auch noch eine Ausruhe- und ſtille Vorbereitungs-Zeit zur Ewigkeit. Mán treibt ſie zu keiner Arbeit an; wollen ſie aber etwas arbeiten, ſo gehört das Verdiente ihnen. Dabei haben ſie in dem Haus außer Kleidung, bequemer Wohnung und Betten auch vortreffliche Koſt und Pflege, täglich Fleiſch und jedes von ihnen eine Flaſche guten Weines.

Da in die Stadt hinein, auf dem ſchönen Bellecour-Platze, ſteht die Poſt, und ſchon deshalb wird dieſer Platz jedem Reiſenden lieb, beſonders wenn er da ſo gute, erfreuliche Briefe findet, als wir fanden. Die großen Häuſer und Palläſte, die vor der Revolution um den Platz herumſtanden, und die während derſelben waren zerſtört worden, ſind größtentheils wieder erbaut; auch die Raſenplätze ſind wieder da und die Reuterſtatue des berühmten Königs (Ludwigs XIV.) iſt neu aufgerichtet, aber noch von allen Seiten ſo mit Brettern verſchlagen, daß man nur durch die Spalten hinein Einiges ſehen kann, was die wachehabenden Soldaten noch dazu von uns nur von der einen (hinteren) Seite leiden wollten.

Und nun wieder auf den Fourbierberg, zur Kirche des heiligen Irenäus, zu den Ruinen der alten römiſchen Prachtgebäude, der Waſſerleitungen und Stadtmauern. Hier iſt man denn auf dem wichtigſten Schlachtfelde in ganz Frankreich. Freilich auf einem Schlachtſelbe von ganz beſondrer Art, wo jener wunderliche Krieg geführt worden, in welchem immer die Parthei den Sieg behält, welche äußerlich unterliegt, und wo nur Jene das Leben für morgen retten, denen man es für heut genommen. Lyon, das noch jezt wohlthätige, der Armen und Kranken und Verwaisten ſo mütterlich, wie keine andere Stadt die ich kenne, pflegende Lyon, war gleich bei ſeinem Entſtehen zum Zufluchtsort für arme Vertriebene, Heimathloſe beſtimmt: für die aus Vienne durch die Allobrogen verjagten alten Bundesgenoſſen der Römer. Es iſt ſchon ein alter Spruch: daß wenn jemand gerne herbergt, auch wohl einmal ein Engel zu ihm kommt, der das gaſtliche Haus ſegnet. So kam auch einmal in dieſes von den Römern gar wohl eingerichtete Gaſthaus ein Flüchtling aus dem Morgenland, der äußerlich ſchwach und unanſehnlich, innerlich aber ein ſtarker Engel Gottes war: der Engel der Demuth und des Chriſtenglaubens. Für dieſen Engel war, wie ſich bald nachher zeigte, Lyon eigentlich gebaut und zu ſeiner Herberge zugerichtet; hier ſollte der Ort ſeyn, wo er ſein Angeſicht über das Land umher nach Oſten und Weſten und Norden erheben, und das Land ſegnen ſollte.

In Afrika lebt ein kleines, verächtliches Inſekt, Termit genannt, das Häuſer erbaut, künſtlicher als die römiſchen Palläſte und Waſſerleitungen im alten Lyon waren. Dieſe kleinen Baumeiſter ſind wohl geſchickte, auch kriegeriſch rüſtige Leute, aber ſie tragen den Saamen des Fortlebens nicht in ſich, und blieben ſie allein, ſo würde es bald aus ſeyn mit ihnen und ihren Gebilden. Wenn nun da nach der Regenzeit, im dortigen Frühling, Alles friſch grünt und blüht, die geflügelten

Männlein und Weiblein ſich ſchwärmend in die Luft erheben, und ein großer Theil von ihnen den Winden und Vögeln zur Beute oder am Boden zertreten wird; da kommen auch einige der armen Flüchtlinge ganz müd und zum Tode matt, flügellahm und beſtaubt an die künſtliche Stadt der Termiten, und kriechen da hinein. Aber die Termiten, wenn ſie bemerkt was das für Leute ſind, ergreifen ſie ohne Erbarmen, und mauern etliche von ihnen lebendig in die Mitte der Wohnung ein, von wo ſie dann nie wieder ans freie Tageslicht herausdürfen. Das iſt freilich ein grauſamer, aber nothwendiger Inſtinkt; denn die Eingemauerten werden nun Mütter und lebendige Quellen des Fortlebens; gebähren Kinder für einen neuen, künftigen Tag. So ſieht noch ſonſt Manches im Haushalt der Natur grauſam aus, was doch gut und nothwendig iſt; und ſo iſt es im Haushalt Gottes auch.

Als die römiſchen, künſtlich bauenden Termiten in Lyon erkannt, was das für Menſchen wären, die da aus der Fremde zu ihnen hereingekommen; als ſie durch einen innern, gar ſichern Inſtinkt bemerkt, daß jene den Saamen des künftigen, neuen Lebens in ſich trügen, thaten ſie ihnen, durch einen Trieb, welcher ihnen ins Herz gegeben worden, ihr Recht an: ſie zu Vätern und Müttern einer ganzen neuen geiſtigen Zeugung zu machen. Erſt durften ſich die Gäſte, die den neuen Glauben der Geduld und Demuth gebracht, ſammt Denen, bei welchem der Engel Herberge genommen hatte, nicht mehr öffentlich, weder auf dem Markte noch in den Bädern, nirgends mehr außer ihren Häuſern ſehen laſſen. Der Pöbel ſchleifte und ſteinigte die ſtummen, ſchweigenden Schlachtſchafe; nahm ihnen ihre Habe und mißhanhelte welche er wollte. Da erkämpften die Schweigenden den erſten Sieg, und gewannen jenes Feld, welches "Feſtbleiben an Gott" heißet, und welches zwar äußerlich öd und verlaſſen iſt, daß da Leib und Seele verſchmachten, welches jedoch höher liegt, als alle Macht der Feinde, und ſiegreich auf dieſe herabſchaut. Da wüthete denn der Feind gegen die Felſen, welche Gott um die kleine Gemeinde geſtellt. Der alte, faſt neunzigjährige Biſchoff Pothinus hatte freilich, menſchlich zu reden, leicht bekennen. Denn wenn einer ſo viele Jahre und von Kindesbeinen an im Dienſte eines ſo guten Herrn geweſen, der ihm Alles vergeben, und ihn geheilt, der ihn getragen und mit Wohlthaten überhäuft hat, und er es nun ſchon voraus weiß: es kommt bald der Bote, der dich zu deinem Herrn rufen wird; da mag er wohl, wenn der Bote unten am Hauſe nach ſeinem Namen fragt, dieſen nicht verläugnen. Der alte Vater, nachdem er ein gutes Bekenntniß gethan, und dem ergrimmten Statthalter, der ihn gefragt wer der Gott der Chriſten ſei? geantwortet: "wenn du es würdig biſt, ſollſt du es erfahren" entſchläft, wenige Tage nachher, an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen im Gefängniß. Sanktus aber und Attalus, und die leiblich ſchwache, zarte Blandina; der Knabe Pontikus, und Alexander der edle Arzt, müſſen es dem Volke zeigen, daß eine Liebe ſei, ſo mächtig, daß der nach dem Geliebten ſtrebende Geiſt, gleich jenem Leander, durch die Wogen der Angſt und Martern, durch die Schmerzen der zerſchneidenden Meſſer, und der glühenden, das Fleiſch verbrennenden Bleche, freudig und muthig, ohne Aufhalten hindurchgehe. Selbſt da im ſinkenden, erſtickend dumpfigen Kerker, gewinnt die Geduld und der Glaube der Heiligen noch Jene, welche anfangs verläugnet hatten, aber durch eine beſondere Fügung Gottes den Bekennern beigeſellt worden waren. Dieſe bekennen dann auch noch den Namen, als ihnen, wenn ſie beim Abfall verharrten, Vergebung und Freiheit verkündigt worden, und ſterben freudig mit den Andern. Am lezten aber von Allen darf die zarte Blandina, die geiſtige Mutter der Andern, zur Ruhe und Freude eingehen, wohin der ſelber zum Lobgeſang gewordene Geiſt freilich ſchon längſt unter den Martern ſich erhoben. Es ſollte gezeigt werden: daß es dem Geiſt der Kraft und der Stärke gefalle, gerade das Schwächſte und Verachteteſte zu ſeinem Wohnſitze zu wählen, damit nicht Fleiſch ſich vor ihm rühme. — Selbſt noch gegen die Leichname der Heiligen und ihre Aſche wüthete der Zorn der Feinde.

Aber die einmauernden Termiten hatten ihre Sache demohngeachtet gar gut gemacht. Wenn ſo, von der vom Anbeginn an anders geſinnten Welt, Lehrer und Vater, Mutter und Gatte, Bruder und Freund geſchlachtet ſind, dann lernt der einſame Glaube, daß ſein Freund und ſein Troſt nicht die ſchlachtende Welt, ſondern Gott ſei, und ſteht in ſeiner Mauer, welche die drängende Welt um ihn gelegt, feſt und ſtill, und bringt Saamen für den Tag welcher kommen wird.

Als im Jahre 169 nach Chriſto jene Bekenner ihren Lauf freudig vollendet, waren der Kämpfer noch kaum fünfzig; der Andern, welche verborgen geblieben, auch nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl; als aber dreißig Jahre ſpäter, unter Severus, die Termiten abermals zum Einmauern erweckt worden, fanden ſie ſchon in Lyon Tauſende von Chriſten. Irenäus, ein Jünger des

Polykarpus, welchen noch Johannes der Apoſtel der Kirche geboren, war damals Biſchoff in Lyon. Er ſelber, und wie man ſagt, mit ihm neunzehntauſend Chriſten, bekannten im Jahre 202 unſerer Zeitrechnung unter dem Schwert der Mörder und Henker den Namen, welcher dann von hier an ſo mächtig und laut geworden, daß er bald durch ganz Frankreich und ſeine Nachbarländer gedrungen, und daß jedes der entſchlafenen Saamenkörner nicht dreißig, nicht ſechzig, ſondern tauſendfältige Früchte getragen.

Die Chriſten haben unter ihren heiligen Büchern eines, welches von jeher dem Verſtand der Weltweiſen und Weltgelehrten am meiſten zum Anſtoß geweſen: es iſt der Schlußſtein aller der andern Bücher, in ihm wird der Vorhang, welcher das Dieſſeits vom Jenſeits trennt gehoben, und das glaubende Auge ſieht hinüber auf den Ausgang. Dieſes Buch und ſein Inhalt waren jederzeit dann, wenn die Termiten aus Einmauern giengen, den Kämpfern, die jezt ſichtbare Güter, Freunde, den ſichtbaren Leib um etwas Unſichtbares laſſen ſollten, ganz beſonders zur göttlichen Stärkung und Kraft, und Blandina und Attalus dachten mitten unter den Martern an jene Sieger in weiſſen Kleidern, welche kommen ſind aus groſſer Trübſal, "an Jene, welche dem Lamme folgen, wohin es geht." Jenes Buch iſt eine geiſtige Rüſtkammer, auch für die Zeit der größten Kämpfe und Trübſalen, und Die welche ſolche erfahren, die wußten das.

Da waren wir denn nun an einem Orte, der lebhafter und näher als jeder andere den wir bis dahin geſehen, an einen geiſtigen Enkelſohn eines Apoſtels, und zwar des heiligen Johannes erinnert, und von jenem zeugt, ſo wie von allen ſeinen Mitkämpfern. Das unterirdiſche Kirchlein ſoll noch zu den Zeiten der Chriſtenverfolgungen zur Feier der heiligen Geheimniſſe gedient haben, und ſchon von dem Nachfolger des heiligen Irenäus, dem Biſchoff Zacharias, zu Anfang des dritten Jahrhunderts erbaut worden ſein. Nur ein Jahrhundert ſpäter, da durfte vor den Augen aller Welt über der unterirdiſchen Grabſtätte der einſt ſo Verhaßten eine für jene Zeit prächtige Kirche (die Kirche St. Juſt) erbaut werden; die in die Erde verborgene Saat gieng jezt öffentlich auf: was vorhin in den unterirdiſchen Kammern leiſe ins Ohr geſagt worden, das durfte jezt laut von den Dächern gepredigt werden.

Nach dieſer Seite des Fourbierberges, wenn man den Weg zu dem Irenäusthore hinauf nimmt, und über dieſes noch ein Stücklein Weges hinausgeht, findet man die meiſten Ruinen aus der alten Zeit: alte Gemäuer, Inſchriften, Waſſerbehältniſſe und Waſſerleitungen, Gränzſteine und Trümmer von ſchönen Kunſtwerken, öfters als Thürpfoſten einer armen Hütte, als Mauerſtein eines Gartengebäudes oder als Waſſertrog gebraucht.

Und wer kann da öfters errathen, von welchem zertrümmernden Unwetter der Vorzeit ein und das andere koſtbare Denkmal zur Ruine gemacht worden? Sind doch über dieſe Mutterſtadt, über dieſe alte und neue Engelherberge, gar viele Wetter gegangen, und wenig Städte ſind ſo oft wie Lyon im Schutt begraben worden, — ſo daß es gar aus zu ſeyn ſchien mit ihm, — und dann doch immer wieder ſchöner und herrlicher aus der Aſche erſtanden. Hatten wirklich Griechen aus Rhodus, im vierten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, da am Zuſammenfluß der Saone und Rhone eine Stadt erbaut; ſo ſcheint dieſe wenigſtens zu Cäſars Zeiten kaum noch vorhanden geweſen zu ſeyn. — Die groſe, ſchöne Stadt, deren Gebäude lauter Palläſte und Tempel waren, Kunſtwerke, davon jedes einzelne, wie ein alter Schriftſteller ſagt, eine ganze Stadt geehrt und geziert hätte, ward ſechzig Jahr nach Chriſto, unter Nero's Regierung, in einer einzigen Nacht durch eine furchtbare Feuersbrunſt zur Ruine, und noch jezt hält man die geſchmolzenen Maſſen und ſchwarz gebrannten Steine, die am Fourvierberge gefunden werden, groſentheils für Spuren dieſes Brandes. Sie ward wieder erbaut; bald ſah man ſie durch eins der erſten Kunſtwerke des Alterthums: durch Trajan's Forum, und ganze Reihen anderer, prächtiger Gebäude von neuem geziert; da geſchah unter Septimius Severus etwas, das öfter in der Geſchichte vorgekommen. Aus Menſchenfurcht und Liebedienerei gegen jenen groſen Kaiſer hatten ſich die Lyoner gebrauchen laſſen, um neunzehntauſend ihrer beſten Mitbürger und Brüder, blos weil ſie Chriſten waren, zu ermorden. Der Kaiſer mag dieſe Gefälligkeit, dieſe Dienſtwilligkeit, damals wohl durch Belobungsſchreiben belohnt haben, aber er mußte ſie gar bald wieder vergeſſen haben; denn als kurze Zeit hernach das jezt wieder ſo ganz, dem Wunſche des Kaiſers gemäß, orthodox heidniſch ausſehende, von Chriſten gereinigte Lyon durch ein politiſches Verſehen ſeine Ungnade auf ſich zog, ließ er es durch ſeine Soldaten zerſtören, und die Saone wurde roth gefärbt vom Blut, ihr weites Bett aufgefüllt von den Leichnamen Derer, welche dem Kaiſer zu gefallen, ſich als ſo eifrige Heiden gezeigt hatten.

Aus den Ruinen entſtand jezt bald eine bloß von Chriſten bewohnte Stadt, deren Mauern bis zu den Zeiten der Sarazenen kein Geſchrei heidniſcher Verfolgungen mehr berührte. In dieſem durch die Sarazenen herbeigeführten Ungewitter des achten Jahrhunderts ſtürzten jedoch viele der herrlichſten Gebäude, und die meiſten Einwohner kamen um. Aber nun folgte auch auf den verheerenden Sturm eine neue, wenig unterbrochene, liebliche Frühlingsruhe von acht Jahrhunderten, während denen Lyon vollends herunterſtieg von ſeinem alten Siz auf dem Berge ins Thal, über die Saone hinüber bis an die Rhone, und hier mit allen ſeinen Gaſſen und Kirchen ſich aufrichtete. Durch ganz Gallien und über ſeine Gränzen hinüber drangen die Segnungen des Bürgerſinnes und Bürgerfleißes von Lyon; der edle Peter Waldus, aus Lyon gebürtig, trug im 12ten Jahrhundert den beſten, älteſten Segen der Stadt: Gottesfurcht und einfältigen Chriſtenglauben in die Thäler von Piemont. —

Nach der Ruhe von acht Jahrhunderten, in der Mitte des ſechszehnten, kam dem gaſtlichen Lyon ein neues Ungewitter. Die Hugenotten zeigten damals: daß jeder religiöſe Eifer, auch wenn er ſich chriſtlich nennt, aufhöre chriſtlich zu ſein, ja daß er heidniſch werde, ſo bald er die Sache des Geiſtes mit Waffen des Fleiſches vertheidigen will. Die ſtärkſten Waffen des Chriſtenthums, womit dieſes zu aller Zeit die Welt überwunden und die Macht der Feinde beſiegt hat, ſind ſtilles Dulden, Glaube und Liebe, ſelbſt der Feinde. Wo dieſe drei aushielten bis zum Tode, da haben die ſterbenden Bekenner immer hundertfältig Mehrere zum Leben geweckt, und ſie als neue Zeugen des Namens auf den Kampfplatz geſtellt, als Derer waren welche abtraten von ihm; wo aber das ſtille, allenfalls blos abwehrende, niemals ſelbſt feindlich angreifende Dulden aufhörte, da war die Hoffnung aufs Unſichtbare: die Hoffnung aus welcher Geduld hervorwächst, vergangen und der Glaube, wo nicht erloſchen, doch dem Erlöſchen nahe. Darum hörten die Paulicianer, welche Jahrhunderte lang unter den blutigſten Verfolgungen nur zahlreicher geworden, auf zu beſtehen, als ſie die fleiſchlichen Waffen zur Selbſthülfe ergriffen, und die Waldenſer, die ſich mehr in dem freilich ſchwereren Waffenkampfe der eigentlichen Chriſten geübt, beſtehen noch jezt in ihren einſamen Thälern.

Dennoch war jenes Ungewitter für Lyon kein ſo ſchweres wie die andern. Die damaligen Feinde wütheten mehr gegen einzelne Gebäude und Kunſtwerke, und gegen das äußere Gewand der ihnen fremden Religionsform, als gegen die Menſchen, und unter allen ihren Zerſtörungen hat die der Bibliothek aus Karls des Großen Zeit, auf der St. Barbeninſel (auch der altdeutſchen) Literatur das meiſte Leid gethan.

Furchtbarer dagegen, und ganz ähnlich denen in der Heidenzeit, war jenes Wetter, welches das gute Lyon zur Zeit der Revolution betroffen. Lyon, der alte Sitz des Bürgerfleißes und bürgerlicher Ordnung, liebte das Alte, auf dem feſten Boden der Religion gegründete, Jahrhunderte lang als gut Erprobte mehr als das neue, auf Hochmuth und Gotteshaß begründete Syſtem der Revolutionsmänner. Wenn Lyon überdieß noch eine ganz beſondere Anhänglichkeit an ſeine Könige zeigte, ſo hatten dieſe es wohl um die Stadt verdient. Denn mehr

aber

cher gute Regent von Frankreich hätte das edle Lyon nicht geehrt und lieb gehabt? — Ließ ſich doch ſchon Karl der Große auf der St. Barbeninſel in der Saone, wo einſt die Chriſten während der erſten Verfolgungen einen Bergungsort gefunden, eine Burg, oberhalb des ſchon daſtehenden alten Kloſters auf den Felſen bauen. Eine Burg, in deren lieblicher Stille er ſeine lezten Tage in Frieden zu enden gedachte, und deren Säle und Gemächer er ſich ſchon mit allem, was ein ſolcher Geiſt zu ſeiner Erquickung und Ernährung in den Tagen der ſtillen Altersruhe wünſcht und braucht, herrlich ausgeſchmückt hatte, beſonders mit einer koſtbaren, reichen Bibliothek. Er kam aber nicht zu dem erſehnten Genuſſe, ſondern ward mit dem mühſamen Leben eher fertig, als mit der Vollendung der großen Lebenspläne. — Daß Heinrich der Vierte ſo gar oft und lange in Lyon verweilte, daß es ihm hier wohler war, als an jedem andern Ort, das hatte noch ſeinen beſondern Grund: denn die ſchönſten Erinnerungen ſeines Lebens knüpften ſich an Lyon. Jenſeits der Rhone an der Vorſtadt Guillotiere iſt noch jezt unter Baumpflanzungen und grünen Raſenplätzen das Schloß La Mothe zu ſehen, wo er ſeine Vermählung mit Maria von Medicis gefeiert, und Gabriele von Guadagne war aus Lyon; noch jezt iſt das Haus der Guadagnes jenſeits der Saone zu ſehen, und außer der Stadt, auf den Hügeln das Schloß La Duchere, Heinrichs und Gabrielens Lieblingsaufenthalt. Auch Franz der Erſte machte Lyon, deſſen Fabriken durch ihn zur Blüthe kamen, zum ſchönſten Juwel in ſeiner Königskrone.

An der, auf dieſe alten Verhältniſſe wohl begründeten Geſinnung der Lyoner, entzündete ſich die Wetterwollte. Ein Heer von hundert tauſend Raubmördern zog gegen ihre Stadt an, weil ſich dieſe unterſtanden, Robeſpierres Obergewalt zu widerſtreben. Da ſtellten ſich jenen hundert Tauſenden ſechstauſend edle Bürger entgegen, und der unerſchrockene Muth von dieſen hat die nur wenig befeſtigte Stadt drei Monate lang gegen die Uebermacht der Feinde vertheidigt. Und die Rettung wäre dem Edelſinn ſolcher Bürger gelungen, — dieß zeigte Percy's Heldenthat, als er die ſchon vom Feinde durch Verrätherei genommenen, furchtbaren Redoute mit gefälltem Bajonnet, Mann nicht blos gegen Mann, ſondern auch gegen mörderiſch wüthende Kanonen wiedergenommen; die Rettung wäre gelungen, da ja Frauen und ſelbſt unmündige Kinder den Heldenmuth der Männer und Brüder und Väter theilten und entflammten; wäre nicht der furchtbarſte Feind in den Mauern — in der Mitte der Bürger ſelber — geweſen. Die Schattengeſtalten der Revolutionsmänner, die ſonſt ihr Weſen nur bei Nacht getrieben, giengen jezt auch am hellen Tage, in der Todtenſtille, welche die Angſt durch alle Gaſſen geſtreut, umher, brachen die eiſernen Klammern ſelbſt aus der ſteinernen Georgsbrücke der Saone, ſo daß dieſe beim nächſten Andrang des Waſſers zuſammenſtürzte, warfen brennende Lunten unter die Dächer der Häuſer, welche die feindlichen Bomben verſchont gelaſſen, und niemand wagte es mehr, jene mordſüchtigen Haufen zu fragen: was thut ihr da? — Die vom Kampf Ermüdeten, die Verwundeten, welche mit dem Blute zugleich öfters auch die Hoffnung auf den guten Erfolg aufgegeben, ſchlieſen da unter den Geängſteten und Trauernden, da flog in einer Nacht das mächtig reiche Arſenal mit allen ſeinen Waffengeräthen und

Hülfsmitteln auf und ein ganzes Stadtviertel war zugleich zerſtört. Der Mörderhaufe in der Stadt, der den ganzen Nachmittag umhergeſtanden, hatte zündende Raketen und Lunten in die Keller geworfen. — Da ermattete der Muth der Vertheidiger; ſie glaubten die noch minder gekannten Feinde außer der Stadt menſchlicher, als die gekannten, nahen, in der Stadt, die täglich mehr verabſcheuten und gefürchteten. Der Menſch ohne Gott iſt aber überall derſelbe, er ſey nahe oder ferne, in oder außer der Stadt: er iſt ohne Treue und Glauben, voll Trug und Falſchheit und Mordluſt. Die Freiheitsmänner gelobten zwar Schonung des Lebens der Bürger, lachten aber bei ihren Eiden jener Leichtgläubigkeit, welche noch an Treue in ihnen glaubt. Kaum Meiſter von der Stadt geworden, da ſtürzt der wüthende Haufe, begleitet von dem gleichartigen Geſindel, das ſchon in der Stadt ſeiner gewartet, in die Kirchen; nicht etwa um hier Gott zu danken für den errungenen Sieg, ſondern um den inwendigen Haß gegen Gott an etwas auszulaſſen, das nicht Gott iſt, das aber ein frommes Gemüth an das Göttliche erinnert. Damals iſt das noch jezt, freilich nur in den beſchreibenden Geſchichtsbüchern der Kunſt unſterbliche Kunſtwerk von Rubens: der ſterbende Chriſtus, durch Säbelhiebe zerſchlagen und vernichtet worden, und der hölzerne Rahmen ſchien den Männern mit rothen Mützen wichtiger als das Bild ſelber, denn er war ſtark und ſeine Ecken ſpitzig genug um mit ihnen die andern Gemälde der ehemals ſo reich gezierten Kirche des Confalons zu zerſtören. In der Cathedrale ſtürzte unter den Hieben der Hauen und Aexte die künſtliche Chorbühne, vom Gipfel des Hotel de Dieu fielen, unter lautem Gelächter des

Geſindels die ſchönen Statüen der älteſten Stifter dieſes Verpflegungshauſes: des Childerich und der Oſtrogothe, denn ſie erinnerten an Könige und mithin an göttliche Ordnung, eben ſo wie die Reiterſtatüe des eigentlichen, geheimen Anfängers dieſer Bewegungen: Ludwigs des Vierzehnten.

Die Männer, welche der Stadt ihre alten Kunſtwerke genommen, brachten jedoch ein neues, das wirklich ihre Erfindung geweſen. Ein ſteinerner Grund wird in die Erde gelegt, es entſteht auf ihm ein Gebäu, meiſt von Holz, zwei Balken richtet man gerade in die Höhe. Sollen dieſe vielleicht an Thürme erinnern, irgend einem unbekannten Gott, Mäuſim, jener Männer zu Ehren? Einige von ihnen tragen ſchwer an dem Kunſtwerke, das hier aufgeſtellt werden ſoll: es iſt ein ſchneidendes Eiſen, das man bald mit Leichtigkeit zwiſchen den Balken auf und niederſchweben ſieht. Das iſt der neue Gottesdienſt der Revolutionsmänner, den ſie ſtatt des alten bringen: das Geſindel in der Stadt kennt und weiß, wer da die edelſten waren, die ſich am meiſten und kräftigſten der einbrechenden Uebergewalt der Barbaren entgegenſezten, die Edlen denn und die Reichen werden herbeigeſchleppt und unter das ſchwebende Eiſen gelegt. Aber der Tod geht da zu langſam, wenn er auch nur ein Tauſend ohne die Frauen und Kinder, geſchweige wenn er viele Tauſende mitnehmen ſoll.

Ohnehin iſt es ſo ſtill in der Stadt, daß wenn wieder eines der koſtbaren Gebäude unter den Schlägen der Hämmer und Keilhauen, oder durch die Gewalt der Minen zuſammenbricht, man den Fall durch alle Gaſſen hört; keine Uhr ſchlägt, keine Glocke darf ſich mehr hören laſſen, denn auch die Glocken haben einſt gedient den Menſchen, der jezt ſelber zum Gott geworden, an etwas zu erinnern, das mehr iſt als der Menſch. Die Männer kennen etwas, das lauter tönt als die Glocken und das auf angemeßnere Weiſe in die Herzen bringt. Ihr Feſt wird nicht in der Stadt, ſondern jenſeits der Morandbrücke in der Brotteaux-Allee gefeiert, wo noch vor kurzem Eide des Bündniſſes zwiſchen ihnen und den Bürgern Lyons gehört worden. Sitze ſind da bereitet, auf ihnen nehmen die Platz, welche es ſich gegenſeitig verſprochen: ſtatt der Häuſer und Palläſte an der Stelle, wo das nun bald zerſtörte Lyon geſtanden, eine Säule aufzurichten, roth gefärbt mit dem Blute ſeiner ehemaligen Bürger. Lyons edelſte Männer ſind eingeladen: Zeugen zu ſeyn, für heut und ewig, wie Jene ihre Feſte feiern. Das Geſindel führt die ſchweigenden Schaaren über die Morandbrücke hinüber. Die Zeugenſchaaren werden jenſeits geſtellt, bei den Feſtleuten ſtehen die Kanonen. Ihr Schall iſt lauter als der der Glocken, ſo oft er tönt werden wieder neue Haufen der Edlen zerſchmettert, bis zulezt die zerfleiſchten Leichname von Allen am Boden ſind. Menſchenblut wäre genug vorhanden, um eine Säule damit roth zu färben, ſo hoch wie die Thürme der Cathedrale; aber das Blut wird auch ohne Säule laut genug zeugen.

Dies war das lezte Unwetter, das über Lyon gekommen; ein Vorſpiel auch hier im Einzelnen von etwas künftigen, allgemeineren. Damals hat die verheerende Wuth die Saat, gegen welche ſie tobte, zum Theil noch in der Erde und ihren Blicken verborgen gefunden, und hat nur den Boden zerſchnitten und zerhauen, daß die

Saat leichter hervorkam. Wenn jedoch ein ſpäter im Jahr kommendes Gewitter blühende und reife Saaten, hervorgeſchoſſen aus dem Boden, findet, das vermag freilich mit mehrerem Bewußtſeyn zu raſen.

Da liegen alſo die Trümmerhaufen, welche alle jene Wetter, die über das gaſtliche Lyon ergangen, zurückgelaſſen, neben einander. Die hohen Waſſerleitungen der Römer, welche das Waſſer durch einen Weg von dreizehn Stunden hergeführt; die ſchwarz gebrannten Steine, noch vom Brande aus Nero's Zeit, daneben die Gebeine, welche von Severus ſprechen; Gemäuer, welches die Sarazenen wüſte gemacht, das zum Steingerippe gewordene Kloſter, das die Geſchütze der Revolutionsmänner zerſtörten. Der Träumer ſteht heute, am Oſtermontag, in der Mitte des klaren, warmen Frühlingstages da, und balſamiſche Düfte, aus den blühenden Bäumen und Kräutern, kommen über die Trümmer her. Jene, welche mordeten und ſtarben, ſind gegangen und nicht wiedergekommen, der Frühling aber mit ſeinem balſamiſchen Hauch kam wieder, und ein Frühling iſt, der ewig und unverändert da ſteht über den Wolken, und unſrer wartet, wenn der kurze Traum da unter den Wolken ausgeträumt iſt.

Die noch übrigen Bögen der alten römiſchen Waſſerleitung beim St. Irenäusthor, ſo wie die ganzen noch übrigen Trümmer dieſes bewundernswürdigen Werkes römiſcher Macht und römiſchen Fleißes, verdienen Beachtung. Hier, die dreizehnte, war nur eine der kleineren von jenen vierzehn Brücken, welche die Waſſerleitung an verſchiedenen Punkten ihres Laufes trugen; anderthalb Stunden von Lyon, bei Chaponaſt ſind noch die Reſte einer ungleich größeren zu ſehen, welche neunzig Bögen hatte, wovon zwei und ſechszig noch ſtehen. Das Waſſer des kleinen Flüßchens Ghier und des Baches Janan wurden in jenem Aquädukt aus den Schluchten des Pilaberges herübergeführt nach Lyon. In gerader Linie iſt der Punkt, von welchem das Waſſer herkam, acht Stunden entfernt, der Aquädukt mußte aber einen mehr als doppelt ſo langen Umweg machen und demohnerachtet noch drei Thäler, wovon das eine zweihundert, ein anders dreihundert Fuß Tiefe hatte, mittelſt bleiernen heberartig gelegten Röhren überſteigen. Der Punkt, von woher das Waſſer kam, liegt nur dreihundert ſechszig Fuß höher als die Waſſerreſervoirs des alten Lyons (bei Notre Dame), in welche ſie ihre Bäche hineinfuhrten.

Nicht fern von jenen Bögen beim Irenäusthor, in einem Garten, wo ein altes Gemäuer, ohnfehlbar noch zur Waſſerleitung gehörig, von den Bewohnern des im Garten gelegenen Häuschens für Ruine von einem alten Amphitheater ausgegeben wurde, hatten wir eine ganz entzückend ſchöne Ausſicht. Die beiden Ströme, bis zu dem jetzigen Punkte ihres Zuſammenfließens und zwiſchen da und dem Orte des alten Zuſammenfluſſes bei der Stadt, jene ſchöne, mit Alleen und Baumpflanzungen, ſo wie zum Theil ſchon mit Häuſern bedeckte Strecke Landes, welche Perrache durch Veränderung des Rhonebettes aus einer ehemaligen beſtändigen Ueberſchwemmungen ausgeſezten Rhoneinſel und dem alten Flußbette für die Stadt gewann; dazwiſchen die blühenden Bäume des Berges: das Alles machte einen ſonderbaren Contraſt mit der alten und doch ſchönen Stadt.

Beim Herunter- und Nachhauſegehen beſieht man dann wohl auch noch jenſeits, an der Saone hinabgehend die faſt am Saume der Stadt gegen den Perracheplatz gelegene alte Kirche St. Ainai, mit ihren ſehr mächtig (drei Fuß) dicken antiken Granitſäulen und manchen andern Spuren römiſcher Kunſt, welche daran erinnern, daß hier, wo ehedem der Zuſammenfluß der Rhone und Saone geweſen, der hochgeprieſene Tempel des Auguſtus geſtanden; jenes Kunſtwerk, von ſechszig galliſchen Landsmannſchaften *) dem großen Cäſar errichtet, das einſt ſo berühmt und durch die närriſchen Wettkämpfe der Rhetoren und Dichter, von Caligula hier angeordnet, ſo berüchtigt war. In Nürnberg wäre der Gefahr, der man ſich bei ſolchem Wettkampf ausgeſezt, ſchon leichter abzuhelfen geweſen als im alten Lyon: man hätte die Buchſtaben der Rede oder des Gedichts, das man vor dem komiſchen Kaiſer ableſen müſſen, von Zucker backen laſſen; hätte einem dann das Urtheil getroffen, das der Kaiſer über Die ausſprach, deren Machwerk ihm nicht gefallen: die Schrift mit der Zunge wegzuwiſchen, ſo wäre das nicht ſo gar ſchwer geweſen. Die Ruthenſtreiche hatte ja ohnehin Jeder ſich ſelber zu geben und konnte ſie nach Wunſche einrichten. Der Einfall des närriſchen Kaiſers war indeß ſo übel nicht; denn er zeigte was freikräftige Geiſter werth ſind, wenn ſie ſich um Ehre oder Gewinnes Willen dem Purpurträger zu lobenden, immer nur Beifall lispelnden Sclaven hingeben. Oefters werden in dieſer Gegend noch bedeutende Alterthümer aufgefunden, wie die ſchöne, zwanzig Fuß lange, ein Wettrennen vorſtellende Moſaik, wel-

---

*) Die Gallier zerfielen damals in mehr als 300 für ſich beſtehende Landsmannſchaften (Völker).

che durch M. Antons Beſchreibung und Abbildung bekannt iſt.

Das Stilleſitzen im Hotel des quatre Nations, unten an der Wirthstafel, auf welche ſchon die Nachmittagsſonne hineinſchien, that, nach ſo langem Herumgehen wohl, und das Eſſen hätte da geſchmeckt, auch wenn es nicht ſo vortrefflich geweſen wäre. Außer uns beiden und Herrn Müller waren nur noch wenig Gäſte da; die Andern hatte das heutige Volksfeſt und das liebliche Frühlingswetter ſchon hinausgezogen auf die St. Barbarainſel. Ein Engländer, mit beſcheidenem, klugen Geſicht ſaß uns gegenüber. Er hatte uns am Sprechen als Deutſche erkannt, redete uns als halbe Landsleute an und ſprach ſehr freundlich und verſtändlich über das deutſche Volk und ſeine Art und Weiſe, ſo wie über deutſche Literatur. Dies war das erſte günſtige Vorzeichen und Vorſpiel deſſen, was uns Engländer auf dieſer Reiſe ſo oft geweſen und geworden, beſonders in dem auch hierdurch unvergeßlich gewordenen Nizza.

Nach Tiſche ergiengen wir uns von neuem am Saonekai, der ganz voll geputzter Menſchen war, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen. Heute, am zweiten Oſtertag, iſt ein großes, berühmtes Volksfeſt auf der St. Barbarainſel, unter der Burg Carls des Großen. Wir folgten dem bunten Zuge ein Stück Weges und von einem etwas erhöhtem Standpunkte am Saoneufer aus ſahen wir den Menſchenſtrom bis hinunter zur Barbarainſel, den ſogenannten Thurm der ſchönen Deutſchen, das grünende Thal mit der Gegend, wo Rouſſeaus Lieblingsaufenthalt geweſen, und die Hügel mit allen ihren Landhäuſern und Schlöſſern. Die Saone, bis hinab zur

Inſel, war mit kleinen Schifflein und Böten geſchmückt; Muſik und Geſang ſchallten vom Waſſer herauf.

Auch ein berühmtes Kaffeehaus wurde dieſen Nachmittag beſucht und beſehen. — Nach dem botaniſchen Garten hinauf, der ſehr vortheilhaft auf einer Anhöhe gelegen iſt, giengen wir erſt an alten Häuſern und Mauern hin. Da wimmelte Alles von Bettlern: Krüppel und Lahme, und Elende aller Art. Das iſt die Geſtalt, in welcher die wenigen noch Uebrigen aus jenem Haufen, welcher einſt an Lyons Stelle die blutrothe Säule aufrichten wollte, meiſt erſcheinen.

Im botaniſchen Garten, deſſen Anlagen zugleich ein öffentlicher Spaziergang ſind, unter mannigfaltigen, hier ſchon blühenden und grünenden Bäumen, Geſträuchern und Kräutern, vergieng dann der Reſt des ſchönen Frühlingstages. Man hat in einem alten Gemäuer dieſes Gartens, der ehedem zu einem Benediktiner-Nonnenkloſter gehörte, Reſte eines alten Amphitheaters zu erblicken geglaubt. — Haufen von kleinen Kindern, unter der Aufſicht ihrer Wärterinnen, feierten hier im Grünen den zweiten Oſtertag anmuthiger und ſicherer, als unter dem Getümmel und Gedränge der St. Barbarainſel, und erhoben zum Theil ihre jubelnden Stimmen ſo laut, daß ſie die Nachtigall, die einſam im Gebüſche ſchlug, übertönten. — Auch noch der ſpätere Abend, im einſamen Zimmer des Wirthshauſes, war feſtlich und ſchön.

Der 28te März war trübe, und ein rauher Wind wehte von den Alpen herüber. Wohl gut, daß wir die ſchönſten und meiſten Fernausſichten ſchon in den vorhergehenden Tagen genoſſen hatten, heute wären ſie ganz verſchloſſen geweſen. Die alten Gaſſen mit ihren hohen, öfters ſieben bis achtſtöckigen Häuſern, machten heute einen trübſeeligen Eindruck; in unſerm Zimmer, geſtern noch ſo freundlich, war es dunkel wie in der Dämmerung; das Kamin, auf welches wir in den vorhergehenden Tagen gar nicht geachtet, wurde jezt, da man es geheizt, der angenehmſte Punkt der Stube. Dennoch ließ ſich der Tag auch reich und gut genug benutzen. — Zuerſt wurden einige Naturalienhändler beſucht. Ein ſehr ſchön ausgeſtopfter numidiſcher Jungfrauen-Reiher (Ardea virgo), eine prächtige Gazelle, mehrere Geyer, fielen unter den mancherlei ſüdfranzöſiſchen und amerikaniſchen, auch afrikaniſchen Vögeln und Säugthieren am meiſten ins Auge. Das aber gerade, wornach ich ſuchte, z. B. der kleine Trappe (Otis tetrax) war nicht da, und die Preiſe für die zum Verkaufen ausgebotenen Gegenſtände ſchienen ohngefähr dieſelben wie in Paris *) und im Allgemeinen höher als jene, welche wir in Marſeille, beſonders aber in Montpellier fanden. — Bergkryſtalle aus der Dauphinee und rothe Kupfererze aus dem nahe bei Lyon gelegenen Cheſſy ſieht man an verſchiedenen Orten der Stadt zum Verkauf ausgeſtellt.

Hernach wurden einige Kaufmannsläden und Fabriken beſucht. Da ſieht man ſich denn in mitten einer Betriebſamkeit und Bürgerthätigkeit, welche Lyon ſeit ſeinem Entſtehen ausgezeichnet hat. Statt der Leinwand und Gewänder, welche zu den Zeiten der römiſchen Cä-

---

*) Eine übrigens wohlerhaltene Gazelle wurde um 120 Franken geboten, das Männchen von Ardea virgo um 60, das Weibchen um 40 Franken.

ſaren die Frauen Lyons gewebt und bereitet, ſieht man jezt Seidenzeuge aller Art: Schawls und reiche mit Blumen und andern Figuren durchwebte Stoffe, Sammet, Stickereien, Treſſen, Bänder und Strümpfe. Das Material zu dieſen vielfältigen Arbeiten: die Seide, kommt meiſt aus den ſüdlicheren Küſten-Gegenden von Frankreich ſelber; doch wird auch in Lyon viel Seide aus Italien verarbeitet, obwohl man dieſe zum Theil, z. B. die neapolitaniſche für minder fein und gut hält als die ſüdfranzöſiſche. Ja die fleißigen Lyoner helfen ſelbſt den Morgenländern die bei ihnen gebaute Seide mit verweben und verſpinnen, und die meiſte levantiſche Seide, welche nach Frankreich kommt, geht nach Lyon. Es gehört aber auch etwas dazu um für mehr als dreißig tauſend Arbeiter und zu acht bis neun tauſend Centnern reiner Seidenwaaren das Material aufzutreiben, denn es gehen viele Seidenfäden auf ein Pfund und ganz Südfrankreich zuſammen baut kaum ſechstauſend Centner. — Außer den Seidenwaaren fertigt Lyon auch viele andere Zeuge: ſchönes Tuch, berühmte Hüte, mannigfache Eiſenwaaren, Drath, namentlich den vergoldeten Silberdrath, der zu den ſogenannten goldenen Treſſen genommen wird, wobei das Gold aber ſo verdünnt und ausgedehnt iſt, daß auf einen 220 Stunden langen Silberfaden nur ein Loth Gold kommt. Auch Farbenfabriken und Färbereien ſind berühmt.

In der That als ich ſo die Proben des Fleiſſes der Lyoner geſehen und davon Näheres gehört, als ich mir ſo die Genügſamkeit und das häusliche Leben derſelben betrachtet, hätte ich ſo manche meiner Landsleute zu mir hergewünſcht, welche von dem Charakter des franzöſiſchen Volkes ſo ganz ins Allgemeine ein Zerrbild in ſich herumtragen. Man kann allerdings zugeben, daß, wie ſchon Andere behauptet haben, Lyon in vieler Hinſicht den Charakter einer deutſchen Stadt ganz vorzugsweiſe unter andern Städten Frankreichs beſitze: ſo viel iſt jedoch gewiß, daß ein ſolches anhaltendes, unausgeſeztes, gründliches, künſtliches Arbeiten, als die Tauſende der ärmeren Menſchen in Lyon ſich zur Lebensgewohnheit gemacht, Bewunderung und Achtung in jedem Deutſchen erwecken müſſe, der ſelber in der Nähe unſerer ärmern, arbeitenden Volksklaſſe aufgewachſen, es weiß, was arbeiten und fleißig ſeyn heiße. Das fleißige Lyon ſteht auch unter den größern Städten Frankreichs vorzugsweiſe in dem guten Ruf der Sittlichkeit und ehrenwerther Zucht und Sitte.

Die Buch- und Kunſthandlungen, welche meiſt in einer Gaſſe zuſammengedrängt ſind, ſchienen uns freilich weniger reich und vollſtändig verſehen, als die unſerer größern deutſchen Städte; ſo ſehr ihnen auch die Menge gebundener und brochirter Bücher das Anſehen eines großen Reichthums giebt. Wir fragten vergeblich nach einigen in Paris erſchienenen, nahmhaften naturhiſtoriſchen Werken. — Unter den Kupferſtichen waren ſehr wenige bedeutende italieniſche und deutſche, meiſt ſahe man franzöſiſche und engliſche Arbeiten.

Die alte und nicht ſehr anſehnliche Kirche von St. Nizier, welche in der Gegend der Stadt liegt, wo der meiſte Verkehr herrſcht, iſt blos durch die unterirdiſche Halle merkwürdig, in welcher noch vor und zu den Zeiten der erſten Chriſtenverfolgungen Biſchoff Photin die kleine Gemeinde verſammelte. Am lezten Abend lernten wir auch wieder einmal, wie man das Erſparen einrichten müſſe, wenn dabei eben ſo viel aufgehen ſoll, wie beim Verſchwenden, und eine ähnliche Erfahrung hatten auch unſere jungen Freunde im Hotel des quatre Nations gemacht. Statt der Chocolade oder des Kaffees, welche wir gewöhnlich am Morgen in unſerm freundlichen Kaffeehaus bei der Morandbrücke genommen, hatten zwar jene im Wirthshaus ſelber blos Milch und Brod genoßen, mußten aber für dieſes Frühſtück faſt doppelt ſo viel bezahlen als wir für das unſerige. Statt der vielen, aufs ſchmackhafteſte bereiteten Gerichte, welche wir an unſrer Wirthstafel genoßen und dafür nebſt dem ſehr trefflichen Wein den in Frankreich gewöhnlich ſcheinenden Preis von 3 Franken entrichteten, hatten ſich Jene an einem Tiſch beſonders blos Suppe und Fleiſch, nur von einer Art, aber freilich wohl deſto mehr geben laſſen, mußten aber dafür faſt daſſelbe bezahlen, was uns angerechnet worden.

Und ſo war denn auch der lezte Tag in dem ſehens- und denkwürdigen Lyon vorbei, acht Pläze in einem Schiffe, das am andern Morgen auf der Rhone hinab nach Avignon gehen ſollte, ſchon gemiethet, Abſchied genommen von dem lieben, freundlichen Landsmann. Die Vorbereitungen zur Reiſe ſind nun beendigt und die eigentliche Reiſe ins ſüdliche Frankreich und nach Italien geht an.

4. Reiſe von Lyon nach Avignon.

Mittwochs am 29ten März bald nach fünf Uhr des Morgens durchzogen wir die ſtillen und noch menſchenleeren Gaſſen nach dem Saonekai hin. Unſer Schiff, oben mit Leinwand bedeckt und ziemlich groß, fiel bald in's Auge und verrieth ſich noch überdieß durch das Gedräng von Leuten umher, die ihr Gepäcke einluden, und Jeder einen guten Platz haben wollte. Wir, ſo verſicherte man uns, dürften uns nicht ſorgen um gute Plätze; für uns achte ſey ein eignes Zimmer im Schiff bereit, und ſo gaben wir denn den Nächſtſtehenden unſer Gepäcke und warteten des Signals zur Abfahrt in einem nahen Caffeehauſe.

Nach einiger Zeit machten wir uns auch zum Schiffe, und beſahen die Einrichtung ſeiner Zimmer und vor allem das unſrige. In der That eine zwar nicht ſehr koſtbare, aber ganz beſondere Einrichtung. Mein Gevatter hatte, da er einſtmals mit ſeiner ganzen Familie etwas zu weitläuftig in einem einzigen großen Zimmer einlogirt war, die Anordnung getroffen, daß jeder Theil der Familie, Er, die Frau, die Schwägerin, die drei Kinder, in einem eigenen Stadtviertel des Zimmers, das durch Kreideſtriche von dem andern abgeſondert war verbleiben mußte, und die Kinder, wenn der Alte zu arbeiten hatte, und ſie über den Kreideſtrich hinüber in ſein

Zimmerviertel einfielen, mußten zwar bald wieder hinaus, ſie bekamen aber vorher einige Prügel, um ihnen die Grundzüge des Natur- und Völkerrechts bei Zeiten ehrwürdig zu machen; in ihrem Stadtviertel durften ſie jedoch lärmen wie ſie wollten, das ging dem Alten nichts an.

Hier aber im Schiffe war ſchon die Anordnung in etwas höherem Style. Das Dach mit ſeinen hölzernen Latten, und der darüber geſpannten Leinwand war durch Säulen getragen, welche nicht ſowohl zu der doriſchen oder joniſchen Ordnung, als zu jener der hölzernen Pfähle gehörten; an den Seiten herum waren hölzerne Bänke. Der Styl, in welchem das innere Gebäude des Schiffes angeordnet war, brachte es mit ſich, daß die Zimmer nicht ſowohl durch Wände oder durch Kreideſtriche, als durch eine hölzerne Latte geſchieden waren; zur Bequemlichkeit des Schiffsvolkes, welches auf dieſe Weiſe, ohne erſt eine Thüre zu öffnen, ſo oft es Noth war, von einem Zimmer ins andere hinüberſteigen konnte. Das Zimmer für uns Deutſche hatte auſſer andern Annehmlichkeiten auch die, daß man in ihm dieſelbe Luft athmete, wie in den andern Zimmern; daß man ſich, ſo bald man aus der Leinwanddecke hervortrat, nicht mehr unter ihr befand, ſondern im Freien; und daß man mit der einen Hand, ſo oft man wollte, unter der Decke heraus in die Rhone hineinlangen konnte. Uebrigens ſtritt es ſich mit einem andern, gegenüber gelegenen, eben ſo groſſen, aber viel volkreicherem Zimmer um den Vorzug das lezte zu ſeyn. Man konnte, ohne nur einen Fuß über ſein Zimmer herauszuſetzen, Alles ſehen und zumal hören, was in den vier Zimmern paſſirte.

Uns gegenüber ſaß, in dem nächſt lezten, von Marktleuten und gemeinen Soldaten (meiſt Schweizern) bewohnten Zimmer eine Frauensperſon, an welcher uns, der freilich ungewöhnlich lange Bart weniger auffallend geweſen als das beſtändige Zanken mit den Nachbarn und Nachbarinnen, ſo oft dieſe dem Korbe zu ihren Füßen oder dem Gepäcke zu ihrer Seite etwas zu nahe gekommen. Neben uns im Zimmer Num. 1., welches auſſer den Annehmlichkeiten unſerer Wohnung, auch noch durch vieles Stroh ſich auszeichnete, das auf ſeinem Fußboden lag, wohnte eine Familie, die uns gleich anfangs viel vornehmer vorkam, als unſer einer zu ſeyn pflegt. Es war ein junger, beſcheidener Mann, dem man bald nicht blos den Offiziers-Stand, ſondern eine höhere, auch wiſſenſchaftliche Bildung anmerkte, und mit ihm ſeine Gemahlin, mit ihrem kleinen, lieblichen Kinde, das noch kein Jahr alt war, und einer jungen Kindeswärterin aus der Gegend von Freiburg im Breisgau. In dieſem ganzen Zimmer verſtunden Alle, ſelbſt das kleine Kind, etwas Deutſch, denn der Offizier mit ſeiner Gemahlin hatte längere Zeit in Deutſchland gelebt. Endlich, im zweiten Zimmer, war ein Herr, auch ein Offizier, der wahrſcheinlich ſeinen Taufſchein lange Zeit nicht angeſehen. Die Haare waren grau, die Zunge dabei aber gar zu jung, und nur wenn er ſchwieg war er ſtill. Bei ihm waren noch Etliche, welche verurſachten, daß er auf ſeiner Bank nicht allein ſaß.

Endlich, als das Schiff zum Abfahren bereit war, kam noch ein Mann, mit einem Geſicht das ausſah als könne es wohl etwas Bedeutendes ſagen wenn es wollte, zugleich aber auch ſo, als wäre manche Sorge und manche Unluſt über und unter ihm hingegangen. Dieſer Fremde wollte, da er das Schiff, in welchem eben die Bärtige gegen einen vierſchrötigen Schweizer ihre laute, zankende Stimme erhoben, ſo gar voll ſah, wieder umkehren; als er aber uns deutſch reden hörte, bedachte er ſich anders, begrüßte uns als Landsleute, und ſezte ſich zutraulich neben uns. So räthſelhaft uns auch im Ganzen dieſer intereſſante Mann geblieben, ſo erfuhren wir doch von ihm ſelber, daß er vom Niederrhein gebürtig, Offizier geweſen, und jezt im Begriff ſey nach Griechenland zu gehen.

Die Geſellſchaft war nun beiſammen, die Beſitzerin des Schiffes, welche halb am Bord, halb auf dem Continent ſtehend, die Bezahlung für jeden Hereintretenden angenommen, trat ganz hinaus aufs Feſtland, wünſchte glückliche Reiſe, und wir ſtießen vom Lande.

Da zog nun das Schifflein leicht am Saonekai hinunter, bei der alten, guten Kathedrale und dem blühenden Fourbierberge vorbei unter der Tilſitbrücke hin, und bald hernach auch unter der lezten Brücke der Saone, der Mulatierebrücke, ganz nahe beim Zuſammenfluſſe der beiden Ströme hindurch. Bald verfloß der Höhenzug zur rechten Seite des Stromes in eine hüglige Ebene; einzelne Landhäuſer und Oertchen ließen ſich noch zu beiden Seiten am Ufer ſehen, welche dann auch ein Wald verdrängte, der ſich bis an die Rhone herunter zieht, und jezt, ſiehe da, noch vor Mittag, lag das alte Vienne vor uns.

Vienne, das mir am meiſten durch die Geſchichte der Verfolgung der Chriſten zu Lyon und Vienne und dann auch durch die Geſchichte der Tempelherrn ſo merkwürdig geworden, als mich (damals noch Jüngling) Werner's Söhne des Thales, wie ein trüber, aber mächtiger Gießbach der Berge mit ſich fortgeriſſen. In Vienne war nämlich im vierzehnten Jahrhundert die Kirchenverſammlung, welche die Tempelherren, einen Orden, welcher bei ſeiner Entſtehung, noch mehr aber durch die Art und den Augenblick ſeines Vergehens fruchtbar für den ganzen kommenden Sommer der Zeit geworden, zum Untergang und zur Ausrottung verdammte. Nicht ganz mit Unrecht; dieſer Orden war ein Saamenkorn, das, weil es gar zu fleiſchig und ſaftig geweſen, bald in die Erde mußte — es hätte ſpäter die Keimkraft verlohren.

Oben auf der Höhe über der Stadt ſieht man ein altes Gemäuer — wie man ſagt aus der Römer Zeit, denn Vienne war ſchon mächtige Stadt, als Lyon noch nicht genannt worden. Aus dem Haufen und grauen Gewölk der alten Häuſer ragte doch vor allem die alte mächtige Kathedrale hervor, die, wenn ſie dem flüchtigen Ferneindruck, den ſie auf uns machte, auch in der Nähe entſpricht, ein ſehr bedeutungsvolles Gebäude ſeyn muß. Die Häuſer unmittelbar an der Rhone ſind anſehnlich und hübſch; da wo das Flüßlein Gere hereinfällt, klappern Mühlen und Räder der Stahl- und anderer Fabriken, welche es da giebt, und an dem Hügel hinauf glaubten wir die Halden und Bingen der Bergwerke zu ſehen, welche ſchon in früherer Zeit bei Vienne waren, und da noch ſind. Uebrigens iſt dieſe Stadt, früher ſo groß und mächtig, ſchon von dem vierzehnten Jahrhundert an allmählig heruntergeſunken, und iſt erſt jezt wieder eine Mittelſtadt von zwölftauſend Einwohnern. Es iſt denn doch oftmals als ſey kein rechter Segen in den ungerechten Bluturtheilen, wenn nicht die Städte, wie Paris, zu einem andern "Vergelts Gott" aufgeſpart werden, als das bloße äußerliche Herunterkommen iſt.

Ein wenig weiter unterhalb der Stadt ſieht man im Felde eine hohe Pyramide ſtehen, welche dem Katzenthurm bei Erlangen ähnlich, nur ganz anders, und freilich viel ſchöner iſt. Dieſe Pyramide iſt gar berühmt. Das Volk ſagt: da läge der berühmteſte Menſch in der ganzen Welt begraben; der Mann, den bei uns nicht blos jeder Profeſſor, nicht blos jeder Gelehrte und Dorfſchulmeiſter, ſondern jeder Bürger und Bauer, ja jede Frau und jedes Kind kennt, und — das iſt nun ſeit länger als einem Jahrtauſend ſo geweſen -- vielmals genannt hat und nennt; der Mann, von dem der Hottentotte und Kaffer, der Amerikaner und Aſiate, ſo wie faſt jeder Europäer der ſeit tauſend Jahren gelebt hat und noch lebt weiß: Pontius Pilatus; und die Kirchengeſchichte ſagt wirklich, daß dieſer berühmte Landrichter ſpäterhin ſey quieszirt und in die Gegend von Vienne cum spe pendendi, das heißt mit der Hoffnung und Ausſicht gehangen zu werden, ſey verſezt worden. Einige Gelehrte glauben aber doch, es ſey ein anderer Landrichter darunter begraben, als der Pontius.

Gegenüber von Vienne — es kam eigentlich eher als der Katzenthurm — lag St. Colombe, mit dem Schutzthurm einer alten Römerbrücke, von welcher noch ſteinerne Pfeiler im Waſſer ſichtbar ſind. Der alte Thurm wird auch vom Volke Pilatusthurm genannt: man glaubt der Landrichter ſey da heruntergeſprungen.

Wir aber ließen Beides, Vienne und St. Colombe und auch den Katzenthurm, fröhlich vorüberfahrend hinter uns, und zogen weiter an den Urgbirgsfelſen, welche bei Vienne und St. Colombe über die Rhone ſetzen, vorüber, nach Condrieu.

Da wurde gehalten. Man braucht hier nicht lange zu fragen, wo Etwas zu eſſen zu haben ſey: die Leute aus den Wirthshäuſern kommen einem ſelber bis zu dem Ufer herab entgegen und bieten gar vortreffliche und wohlfeile Koſt, Jeder in ſeinem Hauſe an. Wir aber, da wir in Lyon nicht in einem Hotel vom erſten Range, ſondern blos in einem vom zweiten eingekehrt, wollten hier etwas Uebriges thun: wir gingen nicht mit dahin, rechter Hand, in das kleine, gelbe Haus, wo die Bärtige und einige Marktleute und Soldaten hingingen; wir folgten nicht den beidgn Unteroffizieren und zweien Schweizern, welche ſchon ein Wirthshaus von etwas höherem Style erwählt hatten; wir folgten ſelbſt nicht dem Offizier, der mit etlichen Andern in Nummer zwei des Schiffes ſaß, ſondern wir gingen — allen andern Anerbietungen widerſtrebend — geradezu in das Hotel vom erſten Range, wohin die vornehme Familie in Nummer eins auch gegangen war. Dieſes Hotel hat die Ausſicht gerade zu den Fenſtern und zur Thüre heraus, und hat ſonſt noch manche gute Eigenſchaft.

Einer unſerer jungen Reiſegefährten, der in Lyon, zwar nicht im Eſſen und Trinken, wohl aber im Bezahlen etwas über ſeine Kräfte gethan, hielt hier einen ſtrengen Faſttag, und dieſer arme Menſch hat mir anfangs viel Kummer gemacht, denn während wir Andern mit gutem Appetit Verſchiedenes aßen und tranken, iſt er an einem Nebentiſche mit gar ſauerem Geſicht und einem großen Stück Weißbrodes allein geſeſſen. Später hat er, da er gehört und ſich beſonnen, daß in Condrieu ein gar berühmter Wein ſey, und eine berühmte Schafzucht, die Strenge ſeines Faſtens noch auf eine Bouteille Weines, und nachher ſogar, da wir Andern ſchon ſatt waren, auf die mäßige Hälfte einer Schöpſenkeule ausgedehnt, ſo daß nicht Jeder das hätte können aushalten. Und doch war der arme Büßende ganz vergnügt dabei.

Nach Tiſche ſollte man denn im Schifflein wieder ſo beiſammenſitzen. Es wurde allerhand geſprochen; einer meiner Nachbarn brachte ſogar die Geſchichte vom Barbieren über den Löffel, und weil er einmal beim Löffel geweſen, auch die berühmte vom ſilbernen Löffel auf die Bahn; es wurden jedoch beide Geſchichten zwar halb leiſe, damit die Franzoſen in Nummer eins und die Schweizer in Nummer drei ſie nicht hören ſollten, dabei aber allzu bekannt erzählt. Einer aber, der dabei ſaß, nahm jenem das Heft der Erzählung aus der Hand, und ſagte: er wiſſe die leztere Geſchichte anders und genauer, und ſo wie er ſie erzählen wolle, ſey ſie eine bayeriſche Originalſage. Die Geſchichte ſey nämlich nicht in Wien, ſondern in München paſſirt, und zwar bei dem Vater ſeliger des alten Filſerbräu. Ein Gaſt kam auch zu dieſem herein, am Mittwoch nach Pfingſten, dem da ſein Eſſen, und das Bier, und die Unterhaltung, und der gute alte Filſerbräu, und Alles was er hier ſah ſo wohl gefiel, daß er ſich zum Andenken an den vergnügten Mittag, mit einer Art von ſentimentaler Heimlichkeit, einen ſilbernen Löffel einſteckte und fortgieng. Das hatte aber ſein Nachbar, ein Herr Sekretär vom Stadtgericht, und noch einer geſehen, die ſagten es dem Wirth. Der alte ehrliche Filſerbräu wollte es anfangs nicht glauben, als er aber die Löffel gezählt, und es fehlte ihm einer, ſah er gar ſauer darein, und ſagte: wenn der Gaſt morgen wieder käme, und die andern Herrn Gäſte wären beiſammen, ſo wollte er ihn vor ihnen Allen recht beſchämen. Der Gaſt kam aber am Donnerſtag nicht wieder, auch nicht am Freitag und Sonnabend, ſondern erſt am Montag über acht Tage; denn er hatte den Löffel ſo lange einem Juden, der ihm einige andere Gefälligkeiten erwieſen, zur Anſicht gelaſſen. Und zwar kam er nicht als die andern Herrn Gäſte beiſammen waren, ſondern um zehn Minuten eher. Die Kellnerin brachte die Suppe, und legte ihm auch mit gar ernſthaftem Geſicht den Löffel hin. Ueber eine Weile kamen auch die andern Gäſte, und der alte Filſerbräu kam auch herein. Der Gaſt aber hatte ſich um den Leib ſein blaues Sacktuch, an das Sacktuch die Serviette, und an die Serviette den Löffel gebunden, womit er ſeine Suppe aß. Der Filſerbräu ſahe es mit Verwunderung, und fragte wie das gemeint ſey? Ach mein lieber Herr Wirth, ſagte der Gaſt, und zog den neulich eingeſteckten Löffel in Papier gewickelt aus der Taſche heraus, ich habe ihn nur angebunden, damit er mir nicht wieder hinunter fährt in den Mund, wie dieſer da neulich, denn der iſt gar zwölf Tage lang bei mir geblieben. Da nahm der ehrliche Filſerbräu den Löffel mit Vergnügen, zeigte ihn den Gäſten, und ſagte: da ſehen Sie, der Herr da iſt gar ein rechtſchaffener und ehrlicher Herr, er hat den Löffel nicht eingeſteckt, ſondern der iſt ihm unverſehens hinuntergefahren, und das kann jedem Chriſtenmenſchen paſſiren.

Die Gegenden zunächſt an der Rhone waren von Condrieu aus nicht gar beſonders. Was man vom Ufer aus ſahe, war eine Fläche voll Steingerölle, die Bäume — meiſt Maulbeerbäume — noch ganz kahl. Dazwiſchen kamen aber freilich einzelne Dörfer und Flecken, mit blühenden Obſtbäumen in ihrer Nähe; doch iſt es einem, wenn man aus dem Anblick der nahen bergigen Ufer, und der fernen Alpenkette auf einmal herunter kommt in die platte Ebene, als müſſe man fliegen, um nur wieder in die Höhe zu kommen, und wirklich hat auch Einer da das Fliegen verſucht; denn die Rhone kommt hier ganz nah bei St. Anonai vorbei, wo Montgolfier, — jenesmal Papierfabrikant daſelbſt, — den erſten Luftballon ſteigen ließ.

Der deutſche Offizier ſchlug vor, man ſolle etwas Deutſches ſingen, es war aber kein Sänger unter uns, unter den Schweizern und Franzoſen dagegen etliche ſo vortreffliche, daß man ſich zu ſchämen hatte, doch ſang man ſo gut es gieng. Gegen Abend, nachdem ſich mehrere Male, und beſonders zuletzt, die Bergzüge wieder ganz nahe zur Rhone herangedrängt, weil hier ein Urgebirgszug von dem merkwürdigen Centralpunkt des Puy de Dome aus und von den Cevennen über den Strom herüberſezt, kamen wir in ein gar ſchönes, mit Rebenhügeln und Obſtbäumen reich bepflanztes Thal.

Endlich landeten wir mit unſerm Schifflein, Tournay gegenüber an den kleinen Flecken Tain.

Es war noch ſo viel Tag, um die gar ſehenswerthe Brücke, welche zwiſchen Tain und Tournay über die Rhone geht, und in Eiſendrath, den man wie Stricke zuſammengedreht hat, hängt, etwas zu betrachten. Von Tournay ſah man wenig mehr; doch ſchimmerte ein ſchönes, mächtiges Gebäude (eine ehehin berühmte Bildungsanſtalt für Knaben und Jünglinge) vom andern Ufer herüber.

Da wir Deutſche vom Beſehen der Brücke hereinkamen in das Städtlein, war das Gaſthaus Nummer eins von der Franzöſiſchen Nobleſſe in Nummer eins und zwei des Schiffes, zu welcher ſich auch unſer deutſcher Offizier geſellt hatte, ſchon beſezt, und wir geriethen dann außen, wo die lezten Häuſer ſind, in eine Herberge von dritter oder vierter Sternengröße. Doch brannte in der Stube das helle Feuer des Kamins, und die Oellampe auch.

Hier war es ſehr ſchade, daß die Hausfrau die Karte von Frankreich hatte zu Hauſe liegen laſſen, auf der ich wegen des Hermitageweines, der bei Tain wächſt, einen rothen Stern hingezeichnet hatte. Ich dachte nicht mehr daran, und trank, weil ich das zu Hauſe am Abend auch ſo gewohnt bin, keinen Wein, ſondern ſahe bloß zu wie er den andern Gäſten ſo gut ſchmeckte. Indeß war das auch recht. Denn ich bin, um das dem Leſer aufrichtig zu geſtehen, was den Wein betrifft, gar verwöhnt. Bei uns zu Hauſe, in den Schönburgiſchen Landen, wird zwar ſelber kein Wein gebaut, aber nicht weit davon, bei Jena, iſt ein Weinland, deſſen vier berühmte Sorten von Wein ich in meiner Jugend, ſowohl in Weimar, wo ich auf Schulen geweſen, als auch in Jena manchmal getrunken habe. Der Schulwein, den man dort baut, iſt ſo gar ſtark noch nicht, den giebt man den Kindern die nicht zur Schule gehen wollen, und ſie gehen ein andermal doch lieber zur Schule, als daß ſie den Wein trinken, weil ſie ſagen, der ſey noch ſaurer als die Schularbeit. Der Strumpfwein, der ehedem nach Dornburg zu gebaut wurde, war auch ſo gar ſtark noch nicht, ſondern blos wegen ſeiner adſtringirenden oder zuſammenziehenden Eigenſchaft unter den Aerzten und Phyſiologen berühmt. Wenn man nämlich dieſen Strumpfwein, der von fuchsrother Farbe war, auf einen zerriſſenen Strumpf geſchüttet; ſo zogen ſich die Löcher von ſelber wieder zuſammen. Doch vermuthe ich, daß dieſe Sorte von rothem Wein ſeitdem in Jena ausgegangen, weil ich, als ich das lezte Mal dort geweſen, gar zu viel zerriſſene Strümpfe geſehen. Ungleich ſtärker iſt die dritte Sorte, welchen man den Dreimännerwein nennt, und welcher gleich zwiſchen Jena und Weimar, in einer gar günſtigen Lage nach Nordweſten wächſt, denn da müſſen zu jeder Bouteille drei Männer ſeyn. Nicht gerade deswegen, weil für einen oder für zwei davon der Rauſch zu ſtark wäre, wenn ſie ihn allein tränken; ſondern es muß immer der Mann, der den Wein trinken ſoll, von dem Einen gehalten werden, während ihm der Andere das Getränk eingießt, weil es ſo gar ſtark nach Eſſig ſchmeckt. Auch die vierte, ſtärkſte Sorte habe ich als Student einmal bei einem vornehmen Gönner getrunken: den ſogenannten Wendewein. Dieſer iſt aber ſo ſtark, daß man ihn nur an einem Orte trinken darf, wo ein recht guter Nachtwächter iſt. Denn wenn einen der nicht alle Stunden weckt, damit man ſich auf die andre Seite umwendet, ſo frißt der gar ſcharfe Wein die Seite, auf der man gerade liegt, durch. Da ich mithin ſeit meinem zarten Jünglingsalter an ſolche gar ſtarke Weinſorten gewöhnt bin, iſt es die große Frage, ob mir an jenem Abend der Hermitage-Wein geſchmeckt hätte?

Es war die Nacht recht kalt in unſerem Zimmer, woter den feinen, dünnen Decken von Sackleinwand, obgleich der Wind nur zu einem einzigen, wahrſcheinlich wegen des Mangels der Fenſterſcheiben nicht gar gut ſchließendem Fenſter hereinbließ. Indeß waren noch etliche Kleider, und ein altes grünes Stuhlkiſſen da, welche man auf die Leinwanddecken legen konnte, und erfroren iſt von uns beiden Niemand.

Doch war es gut, daß es bald darauf wieder Morgen wurde. Warme Getränke gab es auch, die etwas nach Caffee ſchmeckten, und Feuer am Kamin, um die Füße zu wärmen.

Der Wind, der ſich ſchon am vorigen Abend, während unſeres ſchlechten Singens erhoben, und die Nacht hindurch ſo durchdringend kalt ins Zimmer hereingeweht hatte, war Niemand anders als der berühmte Miſtral, von dem wohl jeder wird gehört haben, der Etwas von Südfrankreich und Piemont weiß. Es iſt der heftige Wind, der ſich beſonders in der Zeit, wenn bei uns der Schnee thaut, mit einer Gewalt wie ein über ſeine Dämme brechender See, über die Alpen und andere Bergketten herunterſtürzt in die tieferen Küſtengegenden, in deren leichtere, warme Luft, der ſchwere, kalte Luftſtrom des Nordens ſeinen Abfluß nimmt. Da wo der Sturm über die Alpengipfel, wie ein Waſſerfall hereinbricht, iſt er ſo gewaltig, daß er nicht nur Menſchen in den Schnee, oder in tiefe Abgründe ſtürzt, ſondern ſelbſt ſchwer beladene Laſtthiere. In Marſeille, und auch ſchon heute auf der Rhone, lernten wir ihn ſo kennen, wie er in der Ebene ſich aufführt. Das Schifflein ging immer ſchief, die Wellen ſchlugen ſtark heran, die Schiffsleute waren bald an dieſem bald an dem andern Theile des Fahrzeugs thätig und nöthig. Die Hausfrau, die überhaupt eine Seeheldin zu Lande, nicht aber zu Waſſer iſt, und die lieber im goldnen Schiff zu Erlangen in einem Hinterſtübchen nach dem Hof heraus, als in einem anderen Schiffe vorne heraus wohnen würde, ſieng an zu zagen und ſich zu fürchten; die Frauenzimmer in Nummer eins auch, nur das Kind nicht; denn das ſchlief ruhig bei dem Sturme. "Sie werden nun wohl, — ſagte ich zu dem jungen Frauenzimmer aus Freiburg, — Ihre Reiſe bald überſtanden haben; die unſrige geht ſchon ein Stückchen weiter als die Ihrige. — So? antwortete dieſe ſtaunend, hatte ich doch geglaubt, die unſrige ſey ſchon weit genug? — Nun ja, ſagte ich, ſie gehn nach Marſeille oder Toulon? — Freilich, ſagte das Mädchen, aber von Toulon aus nach der Inſel Bourbon, wohin es viel über tauſend Meilen weit ſeyn ſoll." — Ich erfuhr nun ſchon hier, und in Marſeille und Toulon noch mehr, daß der vornehme Offizier in Nummer eins der neue königliche Gouverneur der Inſel Bourbon ſey, welcher jezt in Begriff ſtund, über Toulon, wo ein neues, faſt ſchon ſegelfertiges Schiff für ihn bereit lag, nach ſeinem künftigen Poſten und Aufenthaltsort abzugehen. Er hatte die Waſſerfahrt auf der Rhone, um des kleinen Kindes willen gewählt, freilich aber dabei eine andere Einrichtung des Fahrzeuges, und beſſere Witterung vorausgeſezt.

Eine Zeitlang ging es mit unſerer Rhonefahrt noch ganz erträglich. Die Sonne brach mit ihren Strahlen zuweilen aus dem Gewölk hervor, und beleuchtete zu beiden Seiten des Stromes eine Landſchaft, welche gewiß zu den lieblichſten und großartigſten des ſüdlicheren Frankreichs gehören mag. Wir genoſſen dießmal, zuſammengedrängt in das meiſt verdeckte Schifflein, nur wenig davon, konnten nur von Zeit zu Zeit einen ungeſtörten Blick auf die nahen Felſenberge und ihre alten Schlöſſer richten, ſo wie auf die, mit noch laubloſen Rebenpflanzungen bedeckten Gewände des Ufers.

Da wo die Iſere etwas vor Valence in die Rhone fällt, erhub ſich der Sturm heftiger, und trieb unſer Fahrzeug mit geflügelter Eile an das Ufer bei Valence hinan. Gleich unten wo man landet, iſt ein großer, ſchöner, bequem eingerichteter Gaſthof, da wir aber hörten daß nur kurze Zeit hier gehalten werden ſollte, machten wir uns vor allem auf den Weg zur Stadt: erſt durch ſchmutzige, enge Gaſſen, dann eine Treppe hinan, an altem Gemäuer vorüber, und ſo zur Kathedrale und zum biſchöfflichen Pallaſt. Die Kathedrale hat in ihrem Innern und Aeußeren mehr etwas Düſteres und Unklares, als den kräftigen, kühnen, freien Ernſt ſo vieler unſerer deutſchen und italieniſchen Kirchen aus gleichem Zeitalter. Es ſind nicht alle Theile von gleichem Alter, und einige könnten wohl (wenn dieſer anders ans Kirchen-Bauen und Verzieren gedacht) an Cäſar Borgia's Zeit, der von Ludwig dem Zwölften zum Herzog und-Herrn von Valence gemacht worden, erinnern, mithin an das Ende des fünfzehnten und den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts. Der übrige Bau gehört großentheils einer früheren Zeit an. Haben ja ohnehin gar viele Hände und Zeiten an dieſem alten Valentia gebaut und zerſtört, welches ſchon in früher Zeit römiſche Colonie, dann ein Beſitzthum der Herrſcher von Burgund, und ſo abwechſelnd bald der fränkiſchen Könige, bald der Grafen von Provence oder von Toulouſe, dann wieder der franzöſiſchen Krone, dann des Cäſar Borgia, der Diana von Poitier, und bis zu den Zeiten der Revolution der Fürſten von Monaco geweſen. Man ſieht es aber auch der alten Stadt gleich an, daß ſie ſo allen möglichen Herren, und um jede etliche Menſchenalter einem andern angehört hat, wobei ſie faſt unter keinem, außer unter den Grafen von Provence und denen von Toulouſe recht warm und froh geworden. Sie ſieht, mitten in ihrer reichen, ſchönen Gegend, aus, wie ein mit zehnerlei alten, bunten Flecken ausgeflickter und unternähter Mantel, den ein altes, verarmtes Mütterchen auf eine ſchöne, grüne Wieſe hingebreitet hat; da ſieht man etwa als Portal an einem Hauſe ein Kunſtwerk aus dem Mittelalter, dort noch Flickflecken, ſogar aus der römiſchen Zeit. Was die letzteren Ueberreſte betrifft; ſo wird hiervon die Sammlung der Familie Suſſy gerühmt. — Hier in Valence hat Pius der Sechſte (im Jahr 1799) das Ende ſeiner Pilgerwanderung, und gleich jenem Oedypus mit den für immer den Schreckbildern der Erdennoth geſchloßnen Augen den Hafen gefunden. Hier in dieſer Stadt hat auch Napoleon als Jüngling eine ruhigere und vielleicht wahrhaft großartigere Zeit ſeines Lebens zugebracht, als die geweſen, welche er mühevoll und vergeblich an den Glanz ſeines auf keinen feſten Grund gebauten Thrones verwandt.

Als wir, nachdem wir uns oben auf dem freien Platze unweit der Kathedrale einige Südfrüchte gekauft, wieder hinuntergingen durch die gar trübſelig ausſehenden engen Gäßlein der Stadt, dachte ich mir Verſchiedenes. Valence, eine Stadt, jetzt nur noch von acht tauſend Einwohnern, liegt ſo da an einer der mächtigſten

Heerſtraßen von ganz Europa, — an dem Rhoneufer; ſchon die alten Römer haben ihm die Canäle gebaut, mit denen es nun umſonſt ſeine Wieſen und Felder und Maulbeerpflanzungen fruchtbar machen könnte; mit leichter Mühe würde eine ſolche Stadt Mittelpunkt und Zuſammenfluß des Handels und der Gewerbe einer ganzen reichen Umgegend, und doch ſieht alles ſo arm und unaufgeräumt aus, wie in wenigen deutſchen und italieniſchen Städten von gleicher Größe.

Gleich gegen über der Stadt wächſt, da wo der alte Thurm ſteht, der gute berühmte Wein von St. Peray. Sehen denn etwa die Leute in Valence den ganzen Tag ſtatt zu arbeiten lieber hinüber nach St. Peray und in ſeine Weinflaſchen? Freilich, die Ramsthaler im Würtembergerland haben auch einen edlen Wein, — den Doppel-Mauerbrecher — gleich vor Augen und in der Nähe, und ſind doch fleißige und ordentliche Leute; um Jena wächſt gar der edle Dreimännerwein, und die Leute könnten zwar auch fleißiger ſeyn als ſie ſind; doch ſieht es immer ganz anders bei ihnen aus, als in Valence. Indeß wer kann dieß ſo ſchnell bemerken: es giebt vielleicht in Valence gar viele Menſchen, die ordentlicher und fleißiger, und zumahl wohlhabender ſind, als das deutſche Volk, das da, an den freilich rußig genug ausſehenden Häuſern vorbeizog, und ſich darüber aufhielt.

Im Wirthshaus war nur eben noch Zeit eine Suppe zu nehmen und zu bezahlen; das Schifflein hatte Eile. Der Sturmwind, der es begleitete, und ihm den Arm ſo ganz wider Wunſch und Willen bot, hatte aber noch mehr Eile, der riß es im Vorbeigehen bald links, bald rechts an's Ufer, und den Schiffern ſahe man es an, daß ihnen der Miſtral zu myſtiſch und unbehandelbar geweſen; denn die Fahrt gieng zwar ſo ſchnell als nur denkbar, aber nicht immer dahin wo die Schiffer hinwollten, ſondern öfters an Sandbänke, wenn der Steuermann lieber im Waſſer geblieben wäre. Beim erſten und zweiten Male ließ man's ſich gefallen, und es achtete Niemand groß auf die ängſtlichen Geſichter, welche die arme Hausfrau geſchnitten; als aber die Sache gar zu oft wieder gekommen und zu arg geworden, fieng auch die Dame in Nummer eins, die Mutter des kleinen, zarten Kindes an, nicht blos ängſtliche Geſichter zu machen, ſondern laut auf zu ſchreien nach dem Lande; da mußte denn, gegen Mittag, ſtill gehalten werden, und durch ein dichtes Weidengebüſch kam man an einen kleinen Kanal oder Bach, über welchen uns ein Bauer eine Brücke von Brettern gemacht, und uns dann hinübergeführt zu ſeinem Hauſe.

Küche und Wohnzimmer ſind da, wie überall in ſolchen Häuſern jener Gegend, beiſammen; um den reinlichen, nußbaumenen Tiſch waren hölzerne Bänke; das Brod, und beſonders der Wein, den man hier bekam, waren ſo gut, daß man den letztern im Vaterlande auch bei Doktor- und andern Ehrenſchmäuſen den gelehrten Gäſten vorſetzen, und von ihnen mit Verwunderung trinken ſehen könnte.

Hier in dem freundlichen, ſtillen Bauernhäuslein bekam denn auch die Hausfrau Muth (woran es ihr freilich gerade auch ſonſt nicht fehlt), vorzuſchlagen, man ſolle doch das Schiff gehen laſſen wohin es möchte, und wir wollten auch gehen wohin wir möchten, nämlich zu Fuß oder zu Wagen den Weg hinunter nach Avignon.

Der

Der Vorſchlag war ſo übel nicht. Denn was hatte man bis jetzt, den dreitägigen Aufenthalt in Lyon abgerechnet von Frankreich geſehen? In der Diligence nur wenig, und im bedeckten Schifflein faſt noch weniger. Zu dem gieng man ſchon immer lieber zu Fuß, als zu Schiff oder Wagen. Es wurde alſo mit dem Schiffer geſprochen, der gedachte heute noch nach St. Esprit zu kommen, und wir, ohne lange zu fragen, wie weit es noch ſey? beſchloſſen und hofften auch noch heute dort einzutreffen.

Das Gefühl iſt faſt unbeſchreiblich, mit welchem ſich jetzt der Menſch wieder aus dem engen, dumpfigen Fahrzeug heraus im Freien ſah. Die Frühlingsſonne ſchien gar lieblich unter die blühenden Bäume des Bauernhofes herein, als wir um dieſen hinum nach der von hier eine halbe Stunde weit entlegenen Straße hinübergingen: mehrere Bauernhöfe, und ein Dörflein, ganz mit blühenden Bäumen umgeben, lagen dazwiſchen. Der kalte Miſtral war hinter uns, trieb uns nur vorwärts, der warme, liebliche Sonnenſchein fiel uns in's Geſicht; vor uns die hohen Berge mit Kirchen und Ortſchaften an ihrem Abhange und Fuße. Unvergeßlich iſt die Ausſicht auf der Dromebrücke vor Loriol. Nahe blaue Bergketten, und die glänzenden beſchneiten Alpengipfel über ihnen herausragend, überall grünende Felder und Auen und blühende Gärten, das ſchöne, tiefe Dromethal in die Berge hineingreifend. Das Schloß Creſt mit ſeinem Thurme liegt auch vor einem, ſo ſchön, daß Niemand daran gedacht, daß es ein Staatsgefängniß ſey. Zu Loriol, dem Aufenthaltsorte des trefflichen Faujas de St. Fond im Kaffeehaus wurde erſt erfahren, wie weit es noch nach St. Esprit ſey, nämlich zwölf Stunden.

Das ſchien denn doch für die Hälfte eines Nachmittags zum zu Fußgehen etwas zu viel, und es wurde beſchloſſen ein Fuhrwerk zu nehmen.

Es giebt da im ſüdlichen Frankreich eine Art zweirädriger Equipagen, welche man Battages nennt *). Sie ſind ſogar oben theils mit Leinwand, theils mit einem hölzernen Dachwerk verwahrt, an den Seiten ſind kleine Löcher zum Herausſehen, vor welchem aber ein bewegliches Leder hängt, vorn kann man nicht blos herausſehen, ſondern ſogar herausſteigen. So lange das Pferd oder Maulthier die Battage zieht und läuft, ſitzt man auf den hölzernen Bänken, eben ſo wie jede andere Herrſchaft, horizontal; wenn aber das Pferd hält, muß man ſich auch an der Bank und den Latten zur Seite feſthalten, ſonſt fällt man hinter ſich, auf die Paſſagiere, die im Hintergrund der Equipage ſitzen. Eine ſolche Battage, gleich neben einer Schmiedewerkſtatt, auſſen am An-

---

*) Der Nahme kommt von battre, ſchlagen her. Man ſagt dieſe Art von Fuhrwerk ſey ad usum Delphini, d. h. zum Nutzen irgend eines, ich weiß nicht welches Dauphins von Frankreich, erfunden worden. Da dieſer nämlich von ſeinem Inſtruktor die Schläge, die er oftmals und aus mehreren Gründen verdient hätte, nicht ſo ohne weiteres erhalten konnte, ließ man ſelbigen Dauphin, ſo oft er etwas Ordentliches verſehen, in eine königliche Battage ſitzen und er durfte darinnen ſo weit fahren als er vorher von der goldnen Mittelſtraße abgewichen war, was denn dieſelben Dienſte that, wie jede eben ſo derbe körperliche Züchtigung. In Ländern, wo die ſo wohlthätigen Schläge beim Militär abgekommen, wären die Battages als Erſatzmittel gar ſehr zu empfehlen.

dem Ende des Städtleins, war für uns auch zu haben, und es ſtund uns frei, ob wir die Frau mit dem Tragkorbe welche auch mitfuhr, vor oder hinter uns wollten ſitzen laſſen.

Auf einer herrlichen Chauſſee, immer zwiſchen Maulbeerbäumen hin, kamen wir nach dem gar in lieblicher Gegend gelegenen Montelimard. Hier war es freundlich, und die Wirthsleute in dem Hauſe wo wir hielten, waren es auch. Die Hausfrau aber, obgleich genug zerſtoßen und zerſchlagen in der Battage, war ſo froh über den glänzenden Erfolg der Landreiſe, daß ſie aus Dankbarkeit, auf ihre Koſten, mich und die drei Reiſegefährten, welche mit uns das Schiff verlaſſen hatten, mit wahrhaft vortrefflichem, ſüßen Wein bewirthete, aus der Gegend von Mornas.

Indeß wir da tranken, handelte der Beſitzer einer andern Battage, aus Montelimard, mit unſrem Battagenführer, um uns und den Ueberreſt des mit Jenem bis St. Palud ausgehandelten Lohnes. Statt eines Maulthieres ſollten wir ſogar zwei bekommen, und wir ließen dieß geſchehen, es war jedoch nicht gar wohlgethan.

In Frankreich giebt es nämlich zwei verſchiedene politiſche Partheien, welche immer die eine rechts, die andere links wollen. Das war an unſern hintereinander geſpannten Maulthieren recht ſichtbar, das vordere wollte bald rechts, bald links mit uns in den Abgrund, zuweilen auch blos in den Chauſſeegraben hinein, und der Battagenführer mußte immer wieder herunterſpringen von ſeinem Sitz an der Deichſel, um nur das politiſche Thier wieder gerade aus zu lenken. Der Wind bließ dabei tüchtig zu den Lederfenſtern, die nicht recht ſchloßen, herein, und mehr als einmal ſank die Reiſegeſellſchaft von den Bänken nach hinten herunter.

Dafür war aber auch im Wirthshaus zu St. Palud, wo der Haupteingang durch die Scheuer und den Stall in die Küche oder Stube gieng, der kalte Braten, den man da fand, zwar nicht gut, aber auch deſto kleiner, das Brod aber war groß, und der Wein gut genug. Die Hausfrau wollte jezt auch lieber ſchlafen als wachen, und man verlangte zu Bette. Die Wirthin führte uns beide aus der Küche hinauf in einen Saal, wo zwar ſehr viele groſſe, aber nicht ſehr gute Betten ſtunden. Sie bat, beim „Gute Nacht" ſagen, gar höflich, man möge die Thüre nicht ſchlieſſen, weil noch Andere da herein müßten. Es ſchien uns, ſie deutete hierbei auf die andere Seite des Saals, von wo etwa eine Thüre hinausgieng nach einem Nebenzimmer, nach welchem, wie wir meinten, der Weg durch unſern Saal gieng. Da die Betten ja ohnehin leer ſtunden, hatte die Hausfrau einige Kleider auf ein Nachbarbette des unſrigen gelegt, bemerkte aber mit Verwunderung, daß nicht blos der Hut, ſondern auch der Oberrock und ſogar die Strümpfe ſich von ſelber bewegten, und als man näher hinleuchtete, zeigte ſich, daß da in dem groſſen Nachbarbette zwar blos zwei Männer lagen, indeß war uns ſchon die Geſellſchaft dieſer Beiden etwas überraſchend. Der Hausfrau fieng an da in dem ruſſigen, weiten Saale, mit nur einem durch eiſerne Gitter verwahrten Fenſter, etwas unheimlich zu werden, und Riſt redete, um die Leute, wenn ſie etwa räuberiſche Abſichten hätten zu ſchrecken, ſehr laut von den Waffen, welche er bei ſich habe, legte dieſe auch ſämmtlich, nämlich ſowohl das

Brod- als das Gartenmeſſer, auf den Stuhl vor das Bette, neben die andern Sachen hin, ſo daß ſich ein unvorſichtiger Räuber, wenn er die Meſſer aufgemacht, und dann im Finſtern etwas hätte nehmen wollen, gar leicht in die Finger hätte ſchneiden können. Indeß durfte uns nicht bange ſeyn vor den Zweien da; denn es kamen noch gar zu viele Leute in den Saal herein, denen ſämmtlich die Wirthin beim Fortgehen ſagte, ſie ſollten die Thüre nicht zumachen, da vielleicht bei Nacht noch mehrere Gäſte kommen könnten. So war es ganz leutſelig in dem Saale zu ſchlafen; denn bis Mitternacht hatte man eine Geſellſchaft nach der andern geſehen, welche theils in den Saal, theils in das anſtoßende Nebenzimmer ſchlafen gegangen, und ich habe noch in keiner Nacht ſo mannigfaltig ſchnarchen hören, als im Nachtlager zu la Palud.

Am Morgen, noch vor Tag, brach ſchon ein Theil der ſchlafenden Karawane wieder auf; wie es ſchien Handelsleute, welche ihr ganzes Waarenlager, der Bequemlichkeit wegen, bei ſich getragen, und wovon etliche chlechtweg zu Fuße giengen, andere aber, die es ſchon weiter gebracht, fuhren, und zwar mit einer Art von Schubkarren, an welchem der Eine vorne zog, der Anere hinten ſchob. Es mußte ein Markt in der Nähe eyn, zu welchem dieſe vielen Kaufleute hinzogen. Auch wir machten uns auf, als die Strahlen der aufgehenden Sonne durch das junge, grüne Laub der eben auschlagenden Platanen hereinfielen, und bemerkten beim hindurchgehen durch das Städtlein, daß es da noch mehrere, wenn auch gerade nicht eben ſo ſchlechte Wirthshäuſer gegeben hätte, als unſere Communwirthſchaft geweſen. Der Wattagenführer mochte eben gemeint haben wir liebten große Geſellſchaft. Wir aber giengen gar fröhlich zu Fuße hinaus, in die unbeſchreiblich ſchöne, überall grünende und blühende Landſchaft, immer in der Allee von großen alten Maulbeerbäumen hin, welche nach Mornas führt. Der Miſtral wehte am Morgen ſo gar heftig noch nicht, und da wir einerlei Weg mit ihm giengen, war er uns eher förderlich, als hinderlich.

Gleich unterhalb la Palud ſieht man die Rhone im Morgenſonnenſcheine glänzen, die herrliche Brücke von St. Esprit dehnt ſich mit ihren majeſtätiſchen Bögen über den Strom hinüber. Nirgends war heute ein Fahrzeug auf dem Fluß zu ſehen, und da man uns ſchon im Nachtlager geſagt, daß unſer Schiff gewiß in St. Esprit habe Halt machen und ſeine Paſſagiere ausladen müſſen, hatten wir einen unſerer jungen Freunde als Abgeſandten nach St. Esprit geſchickt, der daſelbſt unſere andern Reiſegefährten abholen und zu uns auf den Landweg führen ſollte. Wir aber giengen gerade auf die vor uns liegenden Kalkgebirge zu, auf [illegible] Gipfel, von groteskem, zackigen Umriß mehrere alte Burgruinen liegen. Da an den Felſenſchluchten von Montdragon erfreute uns manche ſchöne blühende Pflanze, mancher, dem Süden angehörige Strauch und Baum, unter andern auch die erſten Oelbäume. Da blühte neben der niedlichen Traubenhyazinthe (Hyacinthus botryodes) unſerer Gärten, deren blaue Blümchen an allen Abhängen und Feldrändern wachſen, und neben der Droſch-Reſede (Reseda Phyteuma) die auffallendere Form mehrerer Euphorbien (Euphorbia Characias und E. serratifolia); an den Felſenbuchten zeigten ſich an mehreren Orten der edle Lorbeerbaum, mit ſeinen reichlichen gelblichen, und der Kirſchlorbeerbaum mit weißen Blüthen, neben immergrünen Eichen und einzelnen Cypreſſen. — Hohe Mauern ſind da zuweilen um die Gärten und grünenden Plätze gezogen, nicht zunächſt um ſie vor Räubereien zu ſchützen, ſondern um die Sandmaſſen abzuhalten, welche der hier faſt beſtändig wehende Miſtral darüber führen würde. An den Mauern zeigte ſich der Sand gleich den Windwehen des Schnees hoch aufgethürmt.

Der Anblick der grünen Wieſen, unter denen Waſſergräben ſich hinziehen, bei Montdragon, war beſonders durch den Contraſt, den die Wieſen mit den dunkelgrauen, nackten Felſenwänden zur Seite des Weges machen, überaus lieblich. Lämmer weideten da im Grünen, wie bei uns zu Hauſe; die häufigen Nußbäume darneben ſahen auch ſo heimathlich und bekannt aus; die Städtlein aber nicht, wenigſtens hätte ich ſie nicht meine Heimath nennen mögen. In Mornas beſonders, iſt es nicht die Bauart der Häuſer, ſind es nicht die ſchmutzig engen Gaſſen, und das ſchlechte Pflaſter, nicht die unebene Lage am Fuße des Felſens hinan, die einem ſo unheimlich däuchten, ſondern, wenn man ſo durch die menſchenleeren Gaſſen, an den alten, baufälligen Häuſern hingeht, wo nur ſelten ein Bewohner, die Armuth aber überall zu den Fenſtern und Thüren herausſchaut, iſt es einem, als ſeye man in einem durch Peſt oder Hungersnoth entvölkerten, jezt meiſt leer ſtehenden Armenhaus. Es iſt, als läge eine alte Blutſchuld auf dieſem armen Städtlein, von deſſen Felſenwänden der wilde Baron Adrets die von ihm gefangenen Catholiken herunter in die emporgehaltenen Piken ſeiner Soldaten zu ſpringen zwang. Auſſen in der Vorſtadt, durch welche eigentlich nur (wie bei den meiſten ſüdfranzöſiſchen Städten) die Straße führt, ſtehen indeß hübſchere und reinlichere Häuſer, in deren einem uns, von einer freundlichen, billigen Wirthin, Eier und Brod und Wein, obgleich nicht von jener vorzüglichen Sorte, wodurch Mornas berühmt iſt, gereicht wurden.

Am Nachmittag bließ der Miſtral ſo heftig, daß man kaum im Stande war mit dem Geſicht gegen ihn gekehrt Stand zu halten; denn auſſer der ziemlich durchdringenden Kühle, führte er auch Sand und kleine Steinchen mit ſich und in die Augen. Wir konnten daher auf die Braunkohlengruben, welche da zur Seite des Weges lagen, nur im Vorbeigehen einen Blick werfen; bei dem ſchönen Luſtſchloß mit hohen Cypreſſen, woran wir in der Nähe von Orange vorüberkamen, nur wenig verweilen, einigen für uns wünſchenswerthen Schmetterlingen, die wir an den Hecken am Wege bemerkten, eben nicht lange nachſetzen.

Da lag denn der Triumphbogen des Marius ganz einſam, im Freien auſſen, und darhinter das alte Orange. Wir bekümmerten uns da nicht um die verſchiedenen Meinungen der Alterthumsforſcher, wann und wem wohl der ſchöne Triumphbogen errichtet ſey? ſondern blieben bei der gewöhnlichen Anſicht, daß dieſes Denkmal an die Niederlage und den Tod unſerer alten deutſchen Väter unter Marius erinnern ſolle, und bei dem Eindruck, den er auf uns gemacht, ſtehen. Die kräftigen Gebundenen da, und die im Kampf vom Schlachtroß Ertretenen — — es war mir als ſähe ich einen eigenen Vater da gebunden abgebildet, meinen Bruder ſterbend unter den Roſſen. Der Miſtral brauſte ſchnell vorüber, als wollte er von dem Elend und den Kämpfen der Menſchen Nichts ſehen und wiſſen; der klare blaue Himmel aber, der als ein Bogen von ganz anderer Art, über den Triumphbogen ſich hinwölbte, tröſtete mich, denn der ſteht noch unverändert da, und ſtatt der alten, damals zum erſtenmale Früchte tragenden Eichbäume, welche Marius umgehauen, ſind tauſend junge und neukräftige aus dem fruchtbaren Boden des Vaterlandes hervorgekommen, in deren Zweigen die wärmende Herbſtſonne eine neue Aernte der Früchte zeitiget.

Jenes prächtige Kunſtwerk, welches Einige dem Triumphbogen des Severus in Rom zur Seite ſtellen wollen, iſt wenigſtens eines der ſchönſten, wohlerhaltenſten, unter allen welche wir in Frankreich aus der Zeit der Römer geſehen. Die herrliche Attika mit ihrem prachtvollen Geſims, welches in einer Höhe von 64 Fuß das Gebäude krönt, wird von drei Bögen, einem mittleren größeren, und zwei kleineren zu ſeinen Seiten, getragen. Mächtige korinthiſche Säulen ſtehen, zwei an den Seiten des mittleren größeren Bogens, am innern Saum der beiden kleineren Bögen, zwei an den Ecken der kleineren Bögen. Die Länge der Fronte beträgt ohngefähr eben ſo viel, als die Höhe des Gebäudes, nämlich gegen 64 Fuß, wenn nicht dort der neuere, ziemlich grobe Anbau mehr zugeſezt hat, als er ſollte. Doch iſt die Dimenſion der Tiefe mit jener Dimenſion der Länge harmoniſch; denn ſie beträgt gerade halb ſo viel, nämlich 33 Fuß. In Beaumonts Abbildung *) verhält ſich die

---

*) Travels through the maritime Alps from Italy to Lyons

Höhe des größeren Bogens zur Geſammthöhe wie 2 zu 9, die Höhe der kleineren Bögen zur Geſammthöhe wie 1 zu 3; es iſt dieſes jedoch ein Irrthum, und die Höhe des größeren Bogens iſt ohngefähr, wie bei dem Triumphbogen des Severus in Rom, die Hälfte der Geſammthöhe. Unter der Attika iſt überdieß ein herrlich gearbeiteter Giebel, von welchem ſich in Beaumonts, ſonſt ſo zierlicher Abbildung, keine Spur findet.

Das Basrelief an der Attika über dem mittleren (größeren) Bogen ſtellt ein wildes Gefecht dar: Reiterei und Fußvolk unter einander gemiſcht; zu den Seiten ſieht man Opfergeräthe und den Augurſtab. Ueber den kleineren Bögen ſind Trophäen, Schilde und Lanzen, auch Schiffſchnäbel und Dreizacke; auf einem der Schilde lieſt man das Wort Mario. Von den ſchmalen Seiten iſt nur die öſtliche noch ziemlich wohl erhalten; die weſtliche vom Wetter zerſtört. Vier korinthiſche Säulen erſcheinen auch hier, zwiſchen ihnen Trophäen, unter denen man Bilder von Gefangenen, je zwei und zwei mit auf den Rücken gebundenen Händen ſieht. Oben am Fries erſcheint ein Kampf von Gladiatoren.

Man hat nun freilich gezweifelt, ob dieß Gebäude, von einer ſo hohen Vollendung, ſchon aus den Zeiten des Marius herkommen könne. Indeß hat es auch in ſpäterer Zeit in Italien vor Raphael, in Deutſchland vor Albrecht Dürer, Meiſter gegeben, in denen ſich das noch Zukünftige ſchon mächtig ankündigte; ſo könnte ja auch die Zeit der alten Künſte, die ſich ja meiſt dem

---

across the Col de Tende, by the way of Nice, Provence, Languedoc etc. by Albanis Beaumont. London [illegible]

Urtheil entzogen hat, lange vor ihren mehreren Taſſos, ihre einzelnen Dantes und Petrarkas gehabt haben. Ueberdieß mag auch wohl eine ſpätere Zeit in jenem Triumphbogen die Siege der Römer, im Süden von Frankreich überhaupt, unter ihnen aber vornemlich jenen des Marius über die Deutſchen haben bezeichnen wollen.

Es war uns gar wohl zu Muthe, bei und unter dieſem Denkſtein der Herrlichkeit der alten Weltenherrſcher, und wir ertrugen die Gewalt des Miſtrals, der uns an manchen Stellen, wo ſein Zug am ſtärkſten war, faſt umzuwerfen drohte, und dabei öfters die Augen, durch allerhand hineingeworfene Dinge, welche er vom Boden aufgeleſen, auf mehrere Minuten zum Sehen unfähig machte, lange Zeit geduldig; dann aber erinnerte die ſchon tiefer ſinkende Sonne, daß für heute noch mehr zu ſehen und weiter zu gehen ſey, und wir begaben uns in das Städtlein. Dieſes iſt als Arauſio-Cavarum zur Zeit der Römer ſchon berühmt und groß; im Mittelalter aber auch noch ein Edelſtein in gar manches kleinen Grafen und Herren Hut und Schwert geweſen, bis es zuletzt, im Beſitz der franzöſiſchen Könige, und noch mehr ſeit den Zeiten der Revolution, als bloſer Bau- und Backſtein in das Gemäuer eines mächtigen Landes hineingefügt, und ſo völlig unſcheinbar geworden. Iſt es doch gewiſſermaſſen eine halb deutſche Stadt; nicht gerade wegen des Triumphbogens, der eine Niederlage der Deutſchen in der Nähe meldet; ſondern weil ein edles deutſches Fürſtenhaus lange Zeit über Orange geherrſcht hat, und weil dieſe Stadt, wenn es von Rechts wegen zugegangen wäre, noch jetzt einem deutſchen Königshauſe (dem von Preußen) angehören müßte. Denn ſeit 1531 war eine Linie des erlauchten Naſſauiſchen Hauſes, die ſich hiervon Naſſau-Oranien genannt, im erblichen Beſitz der alten Grafſchaft, und der große Kriegsheld, Prinz Moritz von Oranien, hat hier bei Orange, auf der Höhe, die unüberwindlich feſte Burg erbaut, welche Ludwig XIV. nachmals aus denſelben Grunde und mit denſelben Mitteln zerſtören laſſen, als die in ſo vieler Hinſicht ſeinen Fußſtapfen folgenden Revolutionsmänner manche andere ſehr feſt ſtehende Sachen in Frankreich zerſtört haben. Die ungeheueren Trümmer liegen noch auf der Höhe herumgeſtreut. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wäre, nach dem Tode Wilhelm III. von Naſſau-Oranien (zugleich Königes von England) Preußen der nächſte Erbe zu Orange geweſen, wenn nicht Ludwig XIV. geglaubt hätte, er ſey überall, wo es etwas zu beſitzen gab, noch etwas näher als der rechtlich Nächſte, und es ſich, nach dieſer Anſicht, ſelber zugeeignet hätte. Uebrigens hat es in Orange auch manche Kirchenverſammlung gegeben, und im Jahre 1365 hatte Kaiſer Carl IV. hier eine Univerſität geſtiftet.

In der Stadt ſah ich mir denn alle Leute darauf an, ob kein naſſauiſch deutſches Geſicht und Geblüt mehr darunter ſey, und bei einem Barbier, wo ich mich raſiren laſſen, ſahe es auch noch ſo halb und halb naſſauiſch aus; jedoch war die Weiſe, auf welche man bei dieſem Reinigungsproceſſe verfahren, ſchon zu vornehm für einen gemeinen, deutſchen Mann. Der Eine, nachdem eine alte Frau auf Franzöſiſch mit ihnen gezankt, hat mich eingeſeifſt, der Andere die Serviette gehalten, und nachmals die Haare gekämmt, der Dritte raſirt; darauf der Erſte wohlriechendes Waſſer, der Zweite wieder die

Serviette gebracht, der Dritte die Bezahlung angenommen und alle Drei beim Abſchied ſogar ſich verbeugt. — Indeß hatte die arme Hausfrau in ihres Herzens Angſt die ganze Stadt nach ihrem verlohren gegangenen Manne ausſuchen laſſen, den zulezt Einer hinter dem Vorhang einer Barbierſtube aufgefunden.

Nach genoſſenem Kaffee und Brod, wurde ſogleich aufgebrochen, nach dem alten römiſchen Theater. Und in der That, auch dieſes iſt noch gar ſehr des Beſehens werth. Ein deutſcher Landsmann, den wir in Orange unvermuthet getroffen, und der uns gleich als Deutſche erkannt, wies uns hin.

Hier wird die, bis zu einer Höhe von faſt 110 Fuß hinanragende Attika von zwei übereinander ſtehenden Reihen von Bögen getragen, und die Ausdehnung des Gemäuers in die Länge beträgt noch mehr als 300 Fuß. Ein Hauptthor führte da, zwiſchen zwei kleineren, vielleicht auch zum Aufſteigen nach der Bühne beſtimmten Thoren, hinüber zu den halbzirkelförmigen Sitzen der Zuſchauer. Eine alte, gute Frau, die ſich da mitten im alten Gemäuer ihr Schwalbenneſt angebaut, führte uns überall herum, kam aber mitten im Erzählen der Geſchichte und im Beſchreiben des alten Theaters, in das Erzählen und Beſchreiben ihrer eigenen armen Erdennoth hinein, wobei ſie, mit Recht, ſehr weinte, den die Bürger da, in den Zeiten der Revolution, welche außen unter dem herrlichen Triumphbogen ſelber, die Guillotine errichtet hatten, deren Beil die edelſten Bürger der Stadt und aller Nachbarorte ermordete, hatten auch ihren Vater, ihren Mann, und mehrere Verwandten da hinausgeſchleift und umgebracht.

Beim Hinausgehen aus der Stadt fanden wir noch blühende Lorbeerbäume, deren Zweige weit über die Mauern eines Gartens hinausragten, und bald hernach an den Höhen hinauf ziemlich ſtämmige Bäume von immer grünen Eichen (Quercus Ilex. und Qu. coccifer). In einem kleinen Wirthshaus, das auf dem Hügelgipfel daſtund, und in welches die Abendſonne gar freundlich hereinſchien, wurde auſſer trefflichem Brod und Wein auch eine franzöſiſche Bibel gefunden, in welche die Bewohner des Häusleins gar einen großen Werth ſezten.

Von hier an ſieht man den freilich ſchon vor Orange in's Auge fallenden herrlichen Windberg oder Montventour ſo nahe und deutlich, als könnte man in zwei Stunden auf ſeinem Gipfel ſeyn. Doch gehörten dazu mehr als acht; denn jener alte Gaſtſiz und Anhaltspunkt der von den Alpen herkommenden Stürme und Winde iſt hoch genug (6384 Fuß). Nach Weſten hin ſieht man die Sonne gegen die gewaltige Ebene der Rhone, wie gegen ein fernes Meer hinunterſinken; der Boden, aus lauter Rollſteinen gebildet, ein wahres Kieſelmeer, aus dem ſich Thymian und andere Gewürzkräuter als Futter für die Schaafheerden, die man da weidet, hervordrängen, iſt offenbar in alter Zeit der Grund eines Sees oder eines hier wogenden Waſſers geweſen.

Drei Stunden Weges iſt es von Orange nach Sorgues; da kommt man dann eben mit untergehender Sonne die kleine Anhöhe hinunter, und findet außen vor der hochummauerten, gar alt ritterlich ausſehenden Stadt einen Gaſthof, der einer der hübſcheſten auf der ganzen Reiſe geweſen. Die Fußreiſe hatte zwar heut von la Palud bis Sorgues nur einen Raum von neun Stunden Weges durchmeſſen, indeß hatte der Miſtral, mit ſammt dem Herumſteigen zur Rechten und zur Linken unſern Reiſenden ſchon eine hinlängliche Motion verſchafft, ſo daß dieſes gar feine Wirthshaus, mit ſeiner freundlichen Frau Wirthin und ihren Töchtern, das Stilleſitzen in dem großen ſchönen Saal, der nach einem in den Garten ſchauenden Balkon herausführte, ganz anſtändig und behäglich geweſen. Das gute Eſſen und der ſehr treffliche Wein, ſo wie die reinlichen Betten, waren es auch.

Doch ſcheinen da die Leute, wie im erſten Stande der Unſchuld, noch keinen Begriff vom Geldwechſeln zu haben. Auf unſer beider Theil waren für Nachtlager und Abendeſſen (die Perſon zu 2½ Franken) 5 Franken zu bezahlen, welche ich denn auch ſammt einem angemeſſenen Trinkgeld ſehr gern gegeben. Als wir beiden aber hernach noch ein kleines Frühſtück für etliche Sous genommen, und ich der Frau Wirthin ein recht blank ausſehendes Fünffrankenſtück zum Wechſeln hingereicht, wollte dieſe nichts wieder herausgeben, ſondern rechnete, der Kürze wegen, die ſchon bezahlten Sachen noch einmal. Wobei es denn auch, wegen des ſchlechten und unverſtändlichen Franzöſiſch, das wir dabei geſprochen, großentheils ſein Verbleiben gehabt.

Die Bäume aber auſſen, und die grünen blühenden Auen, und der blaue Himmel darüber, ſo wie der Montventour, ſchienen alle deutſch zu verſtehen, ſogar ein gutes deutſches Morgenlied, und die Vögel zu beiden Seiten des Weges ſangen auch darein.

Der Miſtral, der noch am Abend vorher in Sorgues alle Bäume in Bewegung geſezt und derb an Thür und Fenſter zerrüttelt hatte, war am Morgen etwas zur Ruhe gegangen, und erlaubte ſo den Genuß der ganzen Lieblichkeit dieſer Gegend, über welche er ſonſt ein ſehr eiferſüchtiger Herrſcher iſt. Es war kühl, wie bei uns an einem Morgen in der Mitte des Mais, aber der Hauch, der aus den Wieſen und Feldern herkam, war ſo balſamiſch, wie der, welcher in einer Spät-Sommernacht mitten unter den Gewürzkräutern unſerer deutſchen Kalkgebirge geſchlafen, wenn er ſich am Morgen aufmacht nach dem Thale herunter. Denn hier iſt ja das Thor zu dem Gewürzlande des ſüdlichen Frankreichs; obwohl Avignon noch bei weitem keinen ſo ſüdlichen Naturcharakter hat, als ſeine Lage unter dem drei und vierzigſten Grad der Breite vielleicht erwarten ließ. Denn durch dieſe Gegend geht eine Hauptſtraße der Nordwinde, welche in Avignon faſt das ganze Jahr hindurch wehen und die Leute nöthigen ihre Dächer und Schornſteine ſtets in feſtem, guten Baue zu halten, wenn ſie nicht immerfort vom Sturm zerſtört werden ſollen. Beſonders ſeit 1789 hatte man mehrere Winter, in welchen das Reaumurſche Thermometer 10 Grad unter den Gefrierpunkt fiel, während freilich die Hitze im Sommer öfters über 28 Grad beträgt. Jene hier nicht ganz ſelten eintretende Winterkälte hemmt ſelbſt den Bau der Oelbäume ſehr, und wir ſahen um Avignon meiſt nur ſehr kleine.

Die etlichen Stunden Weges von Sorgues nach Avignon vergiengen faſt unvermerkt, und die alte Stadt der Päbſte, deren Nähe ſich ſchon durch die rechts am Wege gelegenen, ſchönen alten Schlöſſer und Landhäuſer ankündigte, trat mit ihren vielen Thürmen und ihrem dreifach gekrönten Felſen immer näher heran. Da waren

ren wir ſchon vor der alten Stadtmauer, und in der That dieſe Mauer, ſo hoch, mit einer etwas herausragenden Zinne begränzt, in kleinen Abſtänden immer wieder mit einem Thurme verſehen, iſt ſo maleriſch ſchön, daß wohl Jeder, dem ſo etwas gefällt, ſich gern eine Viertelſtunde lang mit uns hingeſezt hätte vor die Mauer, und vor das prächtige, alte Thor. Als wir ſpäter in Rom z. B. in der Nähe des Laterans die alten Mauern betrachteten, fiel uns ein daß wir hiervon ſchon ein Abbild in Avignon geſehen hätten.

Die Gaſſen müßten freilich breiter ſeyn, wenn ſie zu den ſehr hohen, alten Häuſern paſſen ſollten. Auf dem Markte, wo wir uns Orangen kauften, fanden wir gar zwei Deutſche für Einen, welche uns gleich im Vorbeigehen an ihren Werkſtätten, ich begreife nicht woran? als Landsleute erkannt hatten, und uns nachgefolgt waren. Der eine, aus dem Oeſterreichiſchen gebürtig, ſagte: hier ſey viel zu verdienen und gut leben, und er wolle da bleiben; der andre, ein Norddeutſcher, ſehnte ſich wieder nach Hauſe.

Im Hotel de l'Europe fanden wir nicht blos den künftigen Gouverneur von Isle de France mit ſeiner Familie ganz wohl behalten, ſondern auch unſern deutſchen Offizier, und noch viele, großentheils ſehr vornehme Geſellſchaft. Auch unſere Sachen waren da. Jedoch hatte es unſerm Schiffer nicht gefallen ſeinen Contract zu halten: wir hatten ihm in Lyon für uns und unſre Effekten das ganze Fährlohn bis Avignon bezahlt, waren hierauf, faſt von Valence an, gefahren und gegangen, mußten aber eben deswegen jezt noch viel nachbezahlen, an einen Mann, welcher die Effekten zu Lande nachgeführt hatte. Jedoch traf das, durch Vermittlung der Frau Wirthin im Hotel, blos uns Deutſche. Denn die Franzoſen hatten ein für allemal erklärt ſie zahlten nichts.

Das Hotel de l'Europe in Avignon wird als eines der erſten Gaſthäuſer in ganz Frankreich gerühmt. Uns aber war es gar zu vornehm, und deshalb, beſonders der Hausfrau, zu unheimlich. Wir entflohen deshalb den tauſend und einen Einfällen und Erfindungen der vielen Köche, die da neben dem Wildpretsbraten ſich ſelber am Feuer brieten; wir entflohen den Torten und Paſteten, und den Lockungen der Marqueurs, und retteten uns, nicht weit vom Hotel, in einem anſtoßenden Gäßlein hinaufwärts, in eine ſtille, reinliche „Garküche“ würde man es in Nürnberg heißen, dort aber hat es einen vornehmeren Titel. Etliche Stufen hinunter, da kam man in einen recht hübſchen Saal mit Säulengängen, wo auch noch die Sonne hineinſchien. Der Wein war ganz vortrefflich, die Suppe und der Braten waren es auch, und ſo waren noch außerdem daß man ſich das Mißbehagen an der großen Wirthstafel erſparte, anderthalb Stunden Zeit, und jene eigentliche innere Heiterkeit gerettet, die an einer gar zu arg beſetzten Tafel faſt immer verloren geht.

Während wir da aßen, ſuchte uns das etwa achtjährige Mägdlein des Wirthes auf eine ganz beſondre Weiſe zu unterhalten. Dieſes Kind, mit geiſtvollen, ſchwarzen Augen, und ſehr wohlgebildetem Geſicht, ſang uns allerhand Lieder vor, mit einer Sicherheit und Stärke der Stimme, wie ich ſie bei einem ſo zarten Alter kaum für möglich gehalten. Da die Kleine bemerkte, daß wir auf ſie und ihren Geſang achteten, fieng ſie an mit theatraliſchem Anſtand und Geberden Arien aus einer Oper zu ſingen und ſtellte ſich dabei an, als ſey ſie auf einer Schaubühne. Ihr Vater erzählte uns, das Kind ſey erſt etliche Male im Theater geweſen, und habe jedesmal beim nach Hauſe kommen den größten Theil der gehörten Geſänge auswendig gewußt, und ſie auch ſeitdem im Gedächtniß behalten. Ein außerordentliches Talent in ſeiner Art! Freilich in jenem Lande eines beſtändigen Frühlinges und üppigen Bodens, wo tauſend liebliche Anlagen, wie Zierblumen in einem Fürſtengarten hervorbrechen, welche hernach abfallen ohne eine genießbare Frucht zu tragen. Die Blüthe der deutſchen Obſtbäume iſt freilich unſcheinbarer, als die Blüthe jener tauſendfältigen, ſchönen, von warmer Sonne hervorgerufenen Gartengewächſe; aber je unſcheinbarer ſie iſt, deſto gewiſſere Früchte pflegt ſie zu tragen.

Nach dem Eſſen beſahen wir uns zuerſt den botaniſchen Garten und das dabei gelegene Muſeum der Naturgeſchichte. Im Garten blühten ſchon, heute am erſten April, alle Hecken und Wände voll Roſen; die Sträucher des Corchorus japonicus, außen im Freien ſtehend, waren gedrängt voller Blüthen; ebenſo der Lorbeer und Kirſchlorbeerbaum. In der naturgeſchichtlichen Sammlung fielen uns einige ſchöne Geier (z. B. Vultur fulvus), etliche Flamingo's und verſchiedene bemerkenswerthe Verſteinerungen und vorweltliche organiſche Ueberreſte aus der Umgegend ins Auge. Am meiſten aber vergnügte uns ein lebendiger Mouflon (wilder Widder) aus Sardinien, den wir unten in dem Säulengang eines Hofes fanden. Er ſollte, ſagte der Aufſeher, ſehr bös und ſtößig ſeyn, und warnte uns vor ihm. Als wir ihm aber da ſeine ſchönen, lebhaften Gazellen-Augen, ſeine Hörner und das glänzende braune Haar bewunderten, hörte er ſelber ganz aufmerkſam unſern Lobſprüchen zu, und machte keine Miene uns zu ſtoßen.

Auch eine Sammlung von Alterthümern iſt hier in einem nahe anſtoſſenden Gebände zu ſehen, worinnen ſich allerhand römiſche, etruriſche, ägyptiſche, ſogar indiſche Kunſtwerke und Geräthſchaften befinden: ein Bildniß der Iſis von Baſalt, das man zu Avignon gefunden, ſo wie andre vom Kanopis und Apis; von Marmor ein Stuhl, worauf in der Zeit der alten Römer die Senatoren geſeſſen; ein altes muſicaliſches Inſtrument (Seſtra); eine Carricatur vom Kaiſer Caracalla, der Paſteten feil hält; eine Adlerſtandarte der alten römiſchen Reuterei. Merkwürdig iſt da auch ein Papirusſtreifen aus den Gräbern von Theben, mit Umriſſen welche die Einweihung in die Myſterien darſtellen ſollen. Auch neun Gemälde und andere Kunſtwerke ſind da, und in einem Nebenzimmer eine kleine Bibliothek, mit zum Theil ſehr ſchätzenswerthen (Kupfer-) Werken.

Vom botaniſchen Garten und der bei ihm befindlichen Antiquitätenſammlung aus, giengen wir dann hinan auf den dreigekrönten Felſen: gekrönt mit den Ueberreſten der alten, herrlichen päbſtlichen Burg, mit der Kirche Notre Dame de Dons, und mit der Felſenplatte, von wo die unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht iſt.

Da oben erwachen viele alte Erinnerungen aus der Jugend, wo man ſo gerne in und mit der Vergangenheit gelebt, auf. Ueberall wohin das Auge ſieht, ein wahrer Garten Gottes, und man kann es der Lady Montague nicht verdenken, wenn ſie die Ausſicht da ob von der Felſenplatte in Avignon, die ſchönſte Landanſicht genannt, welche ſie, die Vielgereiſte, in Europa geſehen habe. Wie Wellen eines anfangs ſtärker, zuletzt immer leiſer bewegten Meeres, erheben ſich da Hügel auf Hügel aus dem blaulich grünen Grunde, welchen der mächtige Rhoneſtrom durchzieht, bis zuletzt, beſonders nach Süden und Südweſt hinunter, der immer blauer werdende Wellengrund in eine Ebene verfließt, welche wie fernes Gewäſſer erſcheint. Nach Oſten ſetzt der Montventour, und das gelbliche Felſengebirge von Vaucluſe dem Hügelmeere einen hohen, feſten Damm entgegen; nach Nordweſten hin ſchließt ſich die Ausſicht in weiterer Ferne mit dem Zuge der Sevennen. Nördlich und nordöſtlich hinan ſieht man aus der friſch grünenden Ebene, unter einem Wald von Oelbäumen und Maulbeerbäumen halb verborgen, Carpentras, und ſo manche andre kleine Stadt, Dörfer und Landhäuſer in Menge hervorblicken; die Rhone, unmittelbar unter dem Felſen, umſchließt eine weit hinanlaufende, mit herrlichen Pflanzungen und einigen Gebäuden geſchmückte Inſel. Das alte Avignon ſelber, mit ſeinen vielen, hohen Glockenreichen Thürmen: welche zum Theil dem Auge durch ihr luftig durchſichtiges Säulenwerk auffallen, ſtehet dieſer wundervoll reichen Gegend gar wohl an, und man möchte da, beim Genuſſe ſolcher Ausſicht, wohl einmal alle die Glocken tönen hören, deren Menge der Stadt Avignon den alten Beinahmen der tönenden (läutenden) verſchafft haben.

Aber dieſer Garten Gottes war ſeit den älteſten Zeiten der Ort, da ſich die Stürme verſammelten, wenn ſie ausgehen das Land umher zu verheeren, und wenn die Stürme aufhörten zu wüthen, dann erwachten, wie dies ſchon ein altes Sprichwort von Avignon ſagt, giftige Dünſte, welche Alles verpeſteten. Iſt doch in dieſem Garten kein Flecken, der nicht mit Blut, zum Theil mit ſehr edlem Blut gedüngt wäre. Hier im Lande des Grafen Raimund von Toulouſe ſind zu Anfang des 13ten Jahrhunderts faſt aus jeder Stadt, jedem Dorf, jedem Schloſſe, Haufen von Zeugen hervorgegangen, welche lieber das Leben, als das Bekenntniß der Wahrheit aufgeben wollten: ein ganzes Gefilde voller reichen, gewichtiger Aehren, wurde in jener Zeit einer großen Erndte, mit ſammt dem Unkraut, das bereits hineingerathen, umgemäht, und in die Scheuern geſammelt; an allen Orten ließ damals der große Hausherr, in den Flammen der von den Alpen bis zu den Pyrenäen hin entzündeten Scheiterhaufen, das Gold von den Schlacken ſcheiden und läutern.

Der Sturm legte ſich, und es erhuben ſich in der Stille des nächſten (14ten) Jahrhunderts hier aus dem ſchönen Gartenland die verpeſtenden Dünſte, deren Wirkungen der edle, um jene Zeit lebende Petrark beſchreibt*).

---

*) Vorzüglich in ſeinen Briefen ohne Ueberſchrift (Franc. Petrarch. epistolarum sine titulo liber) z. B. im 10ten Briefe, beſonders gegen Ende, dann im 16ten Briefe u. a. m. Der Unmuth, womit der edle Mann die furchtbare Laſterhaftigkeit, den frechen Unglauben und die Verachtung alles Heiligen, ja alles natürlich Edlen in jenem occidentaliſchen Babylon (ſo nennt er das damalige Avignon) ſchildert, gränzt zuweilen, z. B. im 8ten Briefe, an Verzweiflung.

Von 1308 an war Avignon drei Menſchenalter hindurch der Siz des päbſtlichen Hofes, welcher freilich unter ſolchen Päbſten, wie der Bundesgenoſſe Philipps des Schönen: Clemens der fünfte, und ſein ſpäterer Nachfolger Clemens der VI. geweſen, dem unglücklichen Lande einen bleibenderen Nachtheil gebracht, und größere Gefahren, als die Henkerbeile und Scheiterhaufen, welche hundert Jahre früher hier wütheten. Von Avignon aus ließ Johann XXII. den Bannfluch über den edlen Kaiſer Ludwig den Baiern ergehn, und hiermit zugleich einen Strom von Verwirrungen über unſer ganzes Vaterland. Und dennoch erinnert da die noch immer ſchöne, ſehenswerthe, alte päbſtliche Burg, die jezt zur Caſerne geworden, an einen ſehr guten, edlen Pabſt: Benedikt XII., ihren erſten Erbauer, den Vater der Armen und Verlaſſenen, den Freund aller Guten. Auch die hohe Mauer um die Stadt hat ein frommer, guter Pabſt: Innocenz VI. erbaut, um hierdurch doch den erſten Anlauf der Räuberbanden, welche damals das innerlich zerrüttete und unglückliche Frankreich in ganzen Heeren durchzogen abzuwehren; und ſo ſind unter den 7 Päbſten, welche in Avignon von 1308 bis 1376 geherrſcht, noch zwei geweſen: Urban der fünfte und Gregor der eilfte, welche die ernſte Würde, die ihnen Gott gegeben, mit innerem Ernſt und Würde begleitet.

Avignon iſt bis 1790 ein Eigenthum des Kirchenſtaates geblieben, und war unter der milden Waltung des Krummſtabes äußerlich immer beſſer daran, als die Nachbargegenden, über welche das weltliche Scepter gewaltet. Nicht aber innerlich wohlhabender und ſelbſtkräftiger als jene; denn dieſes innerliche Eigenthum erwächſt aus keiner äuſſerlichen Begünſtigung, ſondern aus dem Boden des innerlich aufgeregten, beſſeren Willens ſelber. Hier auf dieſem Berge ſind Dinge zuſammengeſtellt worden, welche ſich zwar nicht in der Wortſprache, wohl aber in der Sprache einer tiefer greifenden, geiſtigen Hieroglyphik reimen. In denſelben Sälen und Hallen, wo unter Clemens V. und VI. die gräulichſte Wolluſt gehauſt, wüthete unter Jourdains Rotte in den Zeiten der Revolution eine eben ſo gräuliche Mordluſt, welche je zuweilen mit hölliſcher Wolluſt gemiſcht war. Da ganz nahe an der Burg, in welcher damals das Menſchen-Blut am Boden geraucht, und alle Mauern und Treppen gefärbt, ſteht der Thurm: Eiskeller genannt, in welchen die öfters vorher Tage lang gemarterten und geſchändeten Leiber, an den Gliedern verſtümmelt, noch lebend hineingeſtürzt wurden unter die verweſenden Todten. —

Wir wendeten uns hinweg, und ruhten auf einige Augenblicke aus, in der impoſanten aber dennoch das Gemüth nicht tief anſprechenden alten Kirche von Notre Dame de Dons, und dann an der ſchon erwähnten majeſtätiſchen Ausſicht der auf der Höhe gelegenen Felſenplatte. Jene alte Kirche ſoll ſeit Carls des Großen Zeiten an dem Platze, und zum Theil aus dem Gemäuer, eines zerſtörten Herkulestempels erbaut ſeyn, von deſſen alter Herrlichkeit noch in einer Seitenhalle der Kirche einzelne Trümmer aufgeſtellt ſind. Das Inwendige der ganzen Kirche gleicht — ſeit den Zerſtörungen der Revolution — ſelber großentheils noch den alten Trümmern des angeblichen Herkulestempels, die in ihr liegen, und auch die Gewölbe ließen keinen Eindruck zurück.

Von dem Burgberg gingen wir hinunter nach der

Stadt, in Begleitung eines Bürgers aus Avignon, der ſich uns, als zur evangeliſchen Confeſſion gehörig, zu erkennen gab. Dieſer führte uns noch in die ſchöne, an dem Irrenhauſe gelegene Kirche de la Miſericorde, deren Merkwürdigkeiten uns von einem geiſtlichen Herrn ſehr freundlich gezeigt worden. Es iſt hier das Haupt von Johannes dem Täufer von Guido Reni mit ſolchem Ernſt gemahlt, daß ſelbſt noch die Mienen des todtenbleichen, blutigen Geſichtes die Worte: „es iſt nicht recht“ auszuſprechen ſcheinen, zugleich aber auch jene feſte, innere Ruhe, welche Den der recht gethan und recht geſprochen im Tode nicht verläßt. — Auch von Rubens iſt dort ein Gemälde, welches den gleichen Gegenſtand behandelt, dann eine heilige Familie von Carl Maratti und noch verſchiedene gute Gemälde. Ein Crucifix von Elfenbein, ſechs und zwanzig Zoll hoch, aus einem Stücke gebildet, wird hier vorzüglich bewundert, als deſſen Meiſter Johann von Guillermin genannt werden. Es iſt mit großer Treue und ernſtem Fleiße, wie man ſagt während des langen Gefangenſitzens ſeines Meiſters, gearbeitet. Auf dem Angeſichte des Gekreuzigten will man, wenn man es von der einen Seite ſähe, den Ausdruck eines blos menſchlichen Schmerzens, von der andern Seite geſehen, jenen von einer mehr als menſchlichen innren Erhabenheit bemerken.

Das Innere der andern Kirchen, aus deren großer Menge wir nur noch einige wenige ſahen, macht zum Theil, ſeit den Zerſtörungen welche Jourdains Rotte hier verübt, nur den traurigen Eindruck eines durch Ueberſchwemmung zerſtörten Feldes. So namentlich die große, alte Franziskanerkirche.

Noch ſtund die Mittagsſonne hoch am Himmel, da gingen wir beiden den andern Reiſegefährten, welche noch in der Stadt etwas aßen, voraus, oſtwärts auf der Straße nach Vaucluſe hinaus an einem Canal und mehreren ſchönen Landhäuſern und blühenden Gärten hin, neben Feldern voll Krapp und andern Pflanzungen des ſüdlicheren Himmels vorbei. Ein junger Bürgersmann aus Avignon, der unterwegs zu uns kam, rühmte uns die Fruchtbarkeit ſeines Landes: den Seidenbau, den trefflichen Wein der Nachbarhügel, und die Früchte aller Art, ſo wie die guten Fiſche der Sorgue. Es war ein verſtändiger Mann, mit welchem ich mich gern unterhalten.

Beim nächſten Städtlein oder Flecken von Avignon aus, unter einem noch blühenden Aepfelbaum, im Garten eines kleinen Wirthshauſes, erwarteten wir unſere Reiſegefährten. Es wurde beſchloſſen noch eine Stunde weiter, nach einem andern Orte zu gehen. Als aber mit dem ſcheidenden Tageslicht zugleich der bisherige ziemlich gute Weg uns verließ, und wir uns auf einmal auf dem Hügel den wir erſteigen mußten, auf einer Maſſe von glatten, rolligen Kieſelgeſchieben fanden, welche bei jedem Schritte nachgaben, und dem müden Fuße nicht eben weich ſchienen, da kam, beſonders bei der guten Hausfrau, das verdoppelte Gefühl der Müdigkeit und Angſt dazu. Alte Räubergeſchichten und Mordthaten, die man ſonſt von dieſer Gegend geleſen, fielen uns ein, und heute bei Nacht ſchien es uns gar nicht ſo weit zu dem übel berüchtigten Walde von Caderache, als es etwa am Tage dahin ſeyn mag. Und wenn auch heute gerade keine Räuber aus jenem Walde kämen; ſo konnten doch die Leute, da aus der Gegend ſelber, von de-

Univ. Bibl.
München

nen ſich eine ganze Schaar ungebeten zu uns geſellt hatte, noch beſondre Nebenabſichten haben.

Endlich war der zum Nachtlager erwählte Ort erreicht. Er ſelber liegt auf dem Kalkfelſen, ſeitwärts der Straße, an dieſer aber ein kleines Wirthshaus, und weiterhin eine Mühle. In dem erſteren wollte die Wirthin, da ſo viele Köpfe der Unſrigen auf einmal zur Thüre hineinſahen, nachdem ſie uns beim Schein des kleinen Feuers ein wenig betrachtet, uns zwar Wein geben wenn wir ihn möchten, aber herbergen könne ſie uns nicht.

Alſo noch eine halbe Stunde weiter ſollten wir gehen? Das war, ſo ſchön und hell auch die Sterne aus dem heitern, blauen, ſüdlichen Himmel herunterſchienen, gerade nicht erwünſcht, und der gute Muth im Innern war auf eine Zeit lang getrübt. Er kam aber wieder, als le Thor näher kam und ich ſagte im Vertrauen auf mein gutes Glück zur Hausfrau, ſie ſolle nur aufpaſſen, ob wir nicht durch einen beſondern Inſtinkt der poetiſchen Ader, die ich von jeher an mir bemerkt, ſelbſt bei Nacht, im Finſtern, in ein Wirthshaus kommen würden, welches Petrark und Laura im Schilde führe. (Ich hatte nämlich von einem ſolchen das hier in der Gegend ſeyn ſollte gehört und geleſen). Am andern Morgen jedoch ſahe ich mit Verwunderung, daß unſer Wirthshaus ſtatt des Petrarks und der Laura, drei Mauleſel im Schilde führte.

Indeß war die Wahl ſonſt gut, denn ſo geehrt und hochgehalten ſind wir in keinem Gaſthaus in ganz Frankreich geworden, als da in der Wirthſchaft zu den drei Mauleſeln.

Die Frau Wirthin, eine ältliche, etwas korpulente Frau, die am Feuer des Heerdes ſaß, betrachtete uns zwar auch genau, da wir ſo ſpät Abends und ſo zu Haufen in das Zimmer hereintraten, nachdem ihr aber einer der Männer, die ſich unterwegs zu uns geſellt, etwas leiſe geſagt, und nachdem ſie die müde, gar nicht räuberiſch ausſehende Hausfrau geſehen, wurde ſie ſehr freundlich, bot uns Sitze in der Nähe des Caminheerdes an, und traf ſogleich Anſtalt zu unſerer Bewirthung. In der That, ein ſolches vortreffliches Abendeſſen hatte keiner von uns in dieſem kleinen, unanſehnlich ſcheinenden Gaſthaus erwartet; es gab da Fiſche und Geflügel, und beſonders an den köſtlichen eingemachten Früchten, und am Wein vom Montventoux bemerkte man, daß man in einer der reichgeſegnetſten Gegenden des ſüdlichen Europas ſey. Jener hellrothe, lieblich ſüße, feurige Wein vom Montventoux, war nach unſerm Geſchmack der beſte, den wir in ganz Frankreich kennen gelernt und giebt wohl dem Monteflaſcone Wein nichts nach.

Wir wurden hier aber noch auf andre Weiſe bewirthet, und dieß ſollte ſo ganz ein Abend der Provenze für uns werden. In einem Nebenzimmer an der Wirthsſtube oder Küche, wohin wir uns nach dem Eſſen begeben, kamen junge Handwerker und Bauern aus dem Ort und ſeiner Umgegend, welche provenzaliſche Lieder ſungen. Es waren einige Stimmen darunter, ſo voll und lieblich, und dabei ſo ſicher, daß ſie bei uns, wenn ſie ſich öffentlich hören ließen, für Sänger von ausgezeichnetem Range gelten würden; aber auch die andern alle waren gute Sänger; denn in dieſem Lande der ſchönen, reinen Luft und des Geſanges bringt Jeder die

Anlage zum Singen, und die Luſt ſie zu üben und zu entwickeln mit auf die Welt. Unter den Liedern, welche da geſungen wurden, waren mehrere Kriegslieder aus der Zeit von Napoleons Feldzügen, welche die meiſten der anweſenden Männer mitgemacht hatten; andre Lieder, wodurch ſich das eine durch eine gar beſonders liebliche, rührende Melodie auszeichnete, ſchienen eine Art von Balladen; aber gerade von dieſen lezteren Liedern verſtunden wir den Inhalt nur unvollkommen, weil er nicht franzöſiſch ſondern provenzaliſch war.

Nachdem die guten Leute, jemehr ſie unſre Theilnahme und Freude an ihrem Geſange bemerkten, deſto tapferer geſungen, und dabei den wenigen Wein, der vor ihnen ſtand, ausgetrunken hatten, wollte ich ihnen Wein auf meine Rechnung bringen laſſen. Sie aber weigerten ſich, auf eine höfliche und zugleich männlich ehrenhafte Weiſe etwas anzunehmen, bis ich zulezt dem Wirth ein Stück Geldes gegeben und ihm geſagt er ſolle dafür für uns und unſre Freunde da am Tiſche Wein bringen.

Der Wirth brachte darauf ein ſo großes Gefäß voll Weines, daß ich heute noch nicht glauben kann, daß dieſes mit unſerm Gelde bezahlt geweſen. Unſere Sänger, da der Wein kam, ſchenkten zuerſt uns, dann aber auch ſich ein, und ließen es ſich nun auch gefallen daß auch wir ihnen die Gläſer wieder füllen durften.

Auffallend war mir auch gleich an dieſem erſten, ſo ganz in Geſellſchaft provençaliſcher Landleute zugebrachten Abend, der Anſtand, das wahrhaft feine äußere Benehmen dieſer Menſchen, — der Wirthsleute, wie der

Gäſte. Sie tranken ihren Wein mit einer Mäßigkeit und Bedachtſamkeit, wie man es bei uns etwa an ehrſamen Frauen zu ſehen gewohnt iſt. Die Stellungen und alle Bewegungen der um den Tiſch Sitzenden, waren dabei ſo abgemeſſen und zierlich, wie ſie wohl unſrem wackern deutſchen Landvolk die ſtrengſte Gouvernante, der zierlichſte Hofmeiſter, in vielen Jahren nicht beibringen könnten. Bei dieſen Leuten pflanzt ſich das alles durch die Kraft des Beiſpiels, mit der Sprache zugleich, von Eltern auf Kinder fort.

Die Geſänge unſerer Provençalen tönten noch lange fort, nachdem wir uns zur Ruhe begeben, wurden aber, wie uns ſchien abſichtlich, immer ſanfter und leiſer. So angenehm ſind wir kaum jemahls in den Schlaf geſungen worden.

8. Das Thal von Vaucluſe.

Morgens (am Sonntag) den 2ten April mit Sonnenaufgang, waren wir auf dem Wege nach Vaucluſe und ſeiner Quelle. Die Straße geht von le Thor aus durch eine von ewigem Frühlingsgrün prangende Gegend, eine der reichſten welche ich jemahls geſehen. Auf dieſen Auen wird die Stimme der Winterſtürme nur ſelten, und auch dann nur auf einzelne Tage gehört; der Sommer aber iſt gemäßigt, durch die Luft der Gebirge, und durch den kühlenden Hauch welcher aus dem Gewäſſer der Sorgue emporſteigt, deren wohlthätige Arme nach allen Gegenden das Land durchwäſſern. Da gleicht das ganze blühende Thal jenem ſmaragdgrünem Gewand, mit Veilchen durchwirkt, in welchem Petrark ſeine Laura, an einem Frühlingsmorgen, zuerſt an heiliger Stätte geſehen *).

Liſle, mit ſeinen hohen, altgothiſchen Stadtmauern, noch mehr aber mit ſeinen prächtigen Baumalleen, welche außen vor der Stadt, wo das berühmte Hotel von Petrark und Laura liegt, die wohlthätige Sorgue begleiten und dann ihren Lauf ein Stück Weges an der Straße hin nehmen, iſt ein lieblicher Zwiſchenpunkt. Da wo man auf einem näheren, ſchönen Wieſenfußſteig die Stra-

---

*) Am Montag vor Oſtern, im Jahr 1327, in der Kirche zu Avignon.

ſie verläßt, und bei einer Krappmühle die Brücke findet, welche zum anderen Ufer der Sorgue hinüberführt, geht der Fußſteig an einer Sandſteinfelſenwand hinan. Von hier wird die Gegend immer reicher an ſeltenen ſüdlichen Pflanzen. Ein Tragant, an deſſen zierlichen Blättern und Blüthen ich mich ſonſt ſchon in den Gewächshäuſern und botaniſchen Gärten erfreut; Rosmarin und ſo manche Gewächſe, welche bei uns in den Sommermonaten die Gartenbeete zieren, blühten hier ſchon am zweiten April. Endlich tritt man da in eine Felſenhalle, deren Wände nach einigen Richtungen hin ſiebenhundert Fuß emporſteigen. Dieſe dürren, nur an etlichen Stellen von gewürzhaften Pflanzen bedeckten Felſenwände, umfaſſen den jugendlich reichen Quell der Sorgue mit dem ſmaragdgrünen Thal das ihn umgiebt, wie ein altes Heldenpaar den ſpät geborenen Säugling: die einzige Hoffnung des Stammes. Da drängt ſich die eine, dort die andere himmelhohe Wand an den ſchönen Lorbeergarten hinan, damit ja kein rauhes Lüftchen den Neugebornen berühre. Wir fühlten hier auch nicht die leiſeſte Spur vom Miſtral, der an jenem Tage, ſo wie am vorigen und folgenden, in der benachbarten Gegend von Avignon heftig geweht.

An dem Fuß der höchſten und mittleren Felſenwand iſt die Grotte, aus welcher der mächtige Quell, welcher, wenigſtens in der Jahreszeit in der wir ihn ſahen, gleich zum mächtigen, ſtarken Fluſſe wird, hervorgeht. Nicht brauſend, nicht ſchäumend, wie ein kleiner Quell, ſondern ſtill und ruhig, tritt dieſer See der verborgenen Tieſe an das Tageslicht des Paradieſes heraus, das er mit ſeinem Gewäſſer ernährt und umfängt. Etwa wie

das

das lang im Innern verborgene, hier ſtark und mächtig gewordene Gefühl eines tiefen Gemüths, auf welches der Fuß der Welt lange mit flachem Spotte getreten, auf einmal in einer groſen Stunde unaufhaltſam hervortritt, oder wie die Liebe in einem vorhin ehernen Herzen plötzlich beim Anblick des Geliebten erwachet.

Der See ſtürzt ſich rein wie flüſſiger Kryſtall der Berge vom Rand des Beckens über die Felſen hinunter; ſein Reichthum verſiegt nie, und iſt noch derſelbe, der er zu Plinius Zeiten geweſen; aus allen Schluchten und Klüften eilen Quellen nach dem Felſenſtrom hinunter und machen ihn auf einem nur etliche tauſend Schritt langem Laufe ſo mächtig, als es der vaterländiſche Main kaum am dritten Tage ſeines Laufes wird. —

So biſt du denn an dem Orte, nach welchem du dich ſchon als Jüngling hingeſehnt und hingeträumt. Hier hat, mitten in die Felſenhallen hinein und über den grünen Paradiesgarten hinüber, einer der edelſten und reichſten Geiſter aller Jahrhunderte ein Paradies des Geiſtigen hinübergebaut, welches für alle Zeiten bleiben wird. Hier hat Petrark das Leben einer Liebe gelebt, deren Schmerzen und Freuden er mit tief ergreifender Gewalt beſungen. Wer Petrark nicht blos aus ſeinen Sonetten und Canzonen, ſondern namentlich auch aus ſeinen Selbſtbekenntniſſen kennt, der hat wohl einen andern Blick in dieſen ſtillen, tiefen See gethan als Jene, welche nur die ſpiegelnde Oberfläche betrachten. Es iſt eine Liebe, deren Gegenſtand ewig, deren Dauer beſtändig und ewig, deren Seligkeit ewig. In jedem tiefen Gemüth liegt das Sehnen nach dieſer Liebe und ihrer Befriedigung. Es iſt etwa ein Hauch aus dem

Morgenlande des beſtändigen Frühlinges, ein Thautropfen, in welchem das Bild der ewigen Schönheit ſich ſpiegelt, die betende Geſtalt einer ſterblichen Laura, welche das Sehnen im Inneren an den Ausflug nach einem unſterblichen Oben erinnert, und es wird alsbald, wie ein ſtiller, mächtiger See die Liebe geboren, welche von da an Leben zeuget, überall wo ihr Gang durch die Zeit zur Ewigkeit hintrifft. Geiſter, welche wie Petrark dieſe Liebe gekannt und in ſich genährt, deren Walten und inneres Leben ſind bleibender als der Wechſel der Tage und der Lauf jener Gewäſſer, welche ſo lange der Gang der Zeit währt, Welle auf Welle aus dem Felſen hervorbrechen. Menſchen, welche jene Liebe nicht gekannt, die mögen etwa der Abgott eines entarteten Jahrhunderts werden; ſie ſind jedoch Dünſte, welche dem Wanderer in heiſſer, waſſerleerer Wüſte das Bild eines klaren Sees vorſpiegeln, die jedoch, wenn die Sonne höher geſtiegen oder der dürſtende Wanderer ernſtlich und näher herbeibringt, verſchwinden, und ſtatt der gehofften Befriedigung nur den Kiesgrund, dürr und nackt und waſſerleer, zurücklaſſen.

Petrark hat hier in Vaucluſe, wo er in der Nachbarſchaft des volkreichen Avignon das Leben eines Pilgers und Fremdlings in Welt und Zeit gelebt, ſeine vielbeſungene Laura nie geſehen, ſondern das alte Schloß da drüben, das Schloß Saumane, war damals Eigenthum eines Biſchofs von Cavaillon, welcher des Dichters Freund geweſen. Laura war die keuſche, tugendhafte Gemahlin eines ehrenveſten Herrn von Sade, deſſen Ehe ſie mit eilf Kindern geſegnet und Petrarks Lieder hatten in ihr, wie in ihm ſelber, nie etwas anderes als die Ahndung einer ewigen, himmliſchen Liebe geweckt. Petrark war

Geiſtlicher, welchen ein höheres Gelübde vor dem vergänglichen Rauſch der irdiſchen Liebe bewahrt. Laura ſtarb fünf und zwanzig Jahre vor Petrark im Jahr 1348 an der Peſt. Die Liebe aber, welcher jenes tiefe Gemüth ſo lange es mit dem Gewand von Staub umhüllt geweſen, den Namen Laura gegeben, ſtarb nicht, und Petrark hat ſeiner Laura mit einer rührenden Treue, bis zum lezten Hauche, Lieder der Liebe geſungen. Das iſt Himmelskraft und Himmelsnähe, in ein armes, irdiſches Element verkleidet — Es ſind heute fünfhundert Jahre ſeit Petrark hier gelebt, und noch ſind Augen da, welchen jene Töne der Liebe Thränen einer Rührung entlokken, welche weiß um was ſie weint *).

Als wir die Quelle ſahen war ſie im Zuſtand ihrer mittleren Frühlingsſtärke. Die ſteinerne Denkſäule des Petrark, welche eine Geſellſchaft in Avignon im Jahr 1809 errichten laſſen, war von Waſſer umfloſſen; wer die mächtige Quelle jezt ſah, konnte kaum glauben, daß man zu manchen Zeiten im Sommer trocknen Fußes über die Steine hinweg in die Felſenhöhle hineingehen könne, in welcher Petrark öfters in mondhellen Sommernächten freiwillig den ihm wohlbekannten Schauer der Tiefe aufgeſucht. Da wo ſich das Gewäſſer nur einen Bogenſchuß weit von der Felſengrotte entfernt, über die

---

*) Man ſoll jedoch Petrark in ſeiner eigenen Sprache leſen. Wie beim Nachtigallengeſange, iſt es nicht der in Sylben geſezte Text (wie ihn etwa Bechſtein in ſeiner Naturgeſchichte gegeben), ſelbſt nicht die Aufeinanderfolge der Töne, wie ſie etwa fürs Clavier geſezt worden, ſondern der unnachahmliche Ausdruck der Stimme ſelber, welche wahrhaft rührt und gefaßt.

Steinblöcke hinunterſtürzt, iſt es ſchon ſo mächtig und ſtark, wie die Rhone unter Obergeſtein, oder der Rhein Chiamut, und wird faſt mit jedem Schritte bis ins nahe Thal hinunter immer mächtiger.

Es ſcheint ſich hier ein tief und weit unter die Kalkgebirge hineingehendes, unterirdiſches Waſſerbecken zu öffnen, und als im Jahre 1783 das Waſſer dieſer ſonſt ſo ſilberklaren Quelle blutroth gefärbt hervorkam, und dieſe Farbe Wochen lang behielt, hat man eine ſolche Erſcheinung mit vieler Wahrſcheinlichkeit aus dem gleichzeitigen Zuſammenſtürzen eines eiſenſteinhaltigen Felſen am Mont Ventoux, gegen acht Stunden weit vom Quell entfernt, zu erklären geſucht. Wenn aber auf den Höhen des Mont Ventoux, und auf den Kalkwänden welche das Thal ſchirmen, der nur kurze Zeit dauernde Schnee ſchmilzt und wenn etwa aus noch entlegneren Gegenden das aufthauende Gewäſſer hinunterdringt in die Tiefe, iſt die Quelle ſo ſtark, daß ſie auf einzelne Tage, wie ein überwallendes Gefühl im Geiſtigen, ihrer eignen Erzeugniſſe am grünenden Rand ihres Bettes nicht mehr achtet, ſondern zerſtört, und im Jahr ſiebzehnhundert vier und achtzig, welches auch bei uns das Jahr großer Gewäſſer geweſen, hat ſie ſeit Menſchengedenken den höchſten Stand gehabt.

Wir konnten von dem herrlichen Quell, bei dem wir ſchon am Morgen von neun Uhr an geweſen, nicht wegkommen. Einige zeichneten das Bild der Gegend, Andere ſuchten die blühenden Kräuter, noch Andere ſuchten da ein Bild, welches ſich überall, wo man die Tropfen des bald vergänglichen Thaues etwas genauer betrachtet, in ihnen ſehen läſſet: bleibend, wenn jene vergehen, feſtſtehend, wo jene vorüber wallen wie leichte Nebel.

Erſt nach Mittage erhuben ſich die Füſſe wieder hinunter ins Thal, und nach dem Oertlein. Das Auge aber, als ob es oben am Quell in einem Buche voll großer Gedanken geleſen, ſahe kaum das was es jezt hier unten geſehen.

Siehe da! Vive le roi! vive le roi! — Ein alter ſeltſamer Bettler mit Haarzopf, dreieckigem Hut und abgetragenem altmodiſch vornehmen Kleide ſchrie das vive, und wie er mit ſehr beſonderem Ernſt und Anſtand ſagte, ſey es ihm von ſeinem erhabenen Monarchen erlaubt, ihn hier vor jedem Fremden, welcher dieſe Gegend beſuche, leben zu laſſen, und ſich dabei eine kleine Gabe zu erbitten. Dieſe bekam er denn auch, und die Träumer waren durch das vive wieder ein wenig zum Munter — heruntergekommen und zugleich zur Brücke, wo es über die Sorgue hinübergeht nach dem Oertlein, und den alten Burgruinen.

Bei einer Art von Thor führt der ziemlich ſteile Weg hinan nach der alten auf einem Felſenvorſprung liegenden Burg Sanmane, von welcher noch ziemlich vieles wohl erhaltenes Gemäuer ſteht. Dieſer Punkt und ſeine Ausſicht, und den ſtillen Frühlingsſonntag, wo wir hier geweſen, wird wohl meine Seele unverwiſchbar feſt halten, bis ſie das im Urbild geſehen, wovon alles das ſchön iſt auf Erden, nur ein die Wirklichkeit ahnendes, ſchwaches Traumbild geweſen. Oben in der reinen blauen Luft wiegten ſich in weiten Kreiſen zwei Falken, bald mit dem ſcharfſichtigen Auge nach dem grünen Paradies von Cavaillon, dann nach dem Rhonethal hin-

Wir, dann mit jauchzendem Geſchrei der Luſt nach dem Sorguethal und ſeinem Felſentempel gewendet; ſo wandelt hier anfangs auch das Menſchenauge in einem weiten Kreiſe der Luſt, bald da ſüd- und weſtwärts in den Garten, welcher der Geburtsort der provençaliſchen Poeſie geweſen, bald wieder hinüber zu der merkwürdigen Felſenkluft, welche einen tieferen Blick verſtattet in das alte Geheimniß der unterirdiſchen Waſſerwelt. Ein Bürger aus Avignon war auch heraufgeſtiegen auf den Berg neben der Burg, und betrachtete mit einem Fernrohr die weite, grüne, von ſpiegelndem Gewäſſer wie von weißen Schwänen durchzogene Ebene. Ihm, dem Nachbar aller dieſer Herrlichkeit, war dieſe doch gewiß nicht neu, und doch rief er immer von neuem voll Erſtaunen aus: o wie ſchön! und lud uns ein, auch durch ſein Fernrohr zu ſehen.

Nach dem anfänglichen Herumkreiſen ſetzte ſich denn der von einem ſolchen Frühlingsmittag trunken gewordene Vogel: das betrachtende Auge, zuerſt auf die gewaltige Felſenhalle und auf das Thal der Sorguequelle, welches, wie ein grüngekleideter auf die Beute der Felſenhöhen ausgehender Jäger, da zwiſchen den Wänden und Bergruinen hinanſteigt.

In der That dieſes Thal von Vaucluſe iſt unter Allem, was ich wenigſtens geſehen, das mächtigſte, gedankenvolleſte Muſter für eine gewiſſe Art von Gebirgsbildung. Die Felſenart iſt ein gelblicher, kieſiger, un Sandſtein abwechſelnder, von Feuerſteinlagen durchſetzter Kalk, der zur Formation des Kreidegebirges gezählt wird. Wer ſollte, wenn er in das weite Tha [illegible] Ferne hineinblickt, oder ſelbſt noch dann, wenn ſchon in ſein enges Ende hereintritt, es für möglich halten, daß es da auf einmal an der ſteilabgeſchnittenen, viele Meilen weit ins Land umher ſichtbaren Felſenwand endigen ſollte; ein Thal, das ein ſo mächtiges Waſſer führt? — Man meint immer, es werde wie in andern, ähnlichen Gegenden ein Ausgang rechts herum, an der gähen Felſenwand vorbei ſich öffnen. Aber die Kalkberge zu beiden Seiten, deren Lagen von Feuerſteinen wie aus den Kieſel abſetzenden Gewäſſern eines mächtigen Geyſerquelles dazwiſchen gefloſſen, ziehen ſich hinan bis zur mittleren Felſenwand und verfließen, — aus einem Stück mit ihr gebildet — unmittelbar in ihre Maſſe. So entſteht ein Amphitheater, in welchem vormals die Elemente einen furchtbaren Kampf gehalten, deſſen Geſchichte uns freilich nur, wenn ſie reden könnten, die Felſenthürme und Blöcke, welche noch wie Zuſchauer auf den Sitzen des Amphitheaters herumlehnen, genau berichten könnten. So gäh abgeriſſen iſt nimmer mehr gleich beim anfänglichen Entſtehen der Felſenzug zu Thale gegangen, denn weder das bildende, noch das — durch ein anbrandendes — Meer zerſtörende Gewäſſer ſtellt ſo ſcharf und ſchroff abgeſchnittene Flächen und Ecken hin. Dieſer Felſen, deſſen Zug vielleicht noch Stunden weit nach dem jetzigen Rhonethale hinabſetzte, iſt offenbar durch eine aus ſeinem Inneren ſelbſt herauswirkende Kraft zerriſſen; die ſiebenhundert Fuß hoch faſt ſenkrecht anſteigende Felſenwand, welche überall noch wie eine friſche Bruchfläche erſcheint, iſt gewaltſam geſprengt, und die abgeriſſenen Felſen als größere und kleinere Trümmer weit hinaus in die Ebenen und bis zu den Hügeln, welche die Rhone auf- und abwärts begleiten, geführt worden. Freilich das klare, [illegible] Waſſer der Sorgue, das da meiſt auf den Bergen geboren, aus ſeiner Felſenkluſt hervordringt, will uns das Geheimniß der Tiefe, aus der es herkommt, nicht verrathen; in ſeiner jetzigen tropfbar flüſſigen Geſtalt würde auch dieß Waſſer, und wäre es hundertfach mächtiger hervorgeſtrömt, das Felſengewände nicht zerriſſen haben. Aber wie dann, wenn bei einem gewiſſen Abſchnitt der Geſchichte unſerer veſten Erdfläche aus den geöffneten Brunnen der Tiefe nicht blos Waſſer in tropfbar flüſſiger Geſtalt, ſondern auch der furchtbar mächtigen der Dämpfe hervorgegangen wäre? Vulkaniſche Krater im gewöhnlichen Sinne, wie dieß Einige vermutheten, ſind freilich die unzähligen Klüfte und Höhlen, die man rechts und links neben der Quellengrotte in den Felſenwänden ſieht, nie geweſen, ſondern zum Theil frühere Ausgänge des Quellenwaſſers, aber auch dieſe Zerreiſſungen haben vielleicht das Gewäſſer einmal in anderer Form oder Temperatur durch ſich hingehen ſehen, als in der jetzigen kühlen Geſtalt der Gebirgsquellen. —

Ein Thal einzig in ſeiner Art. — Iſt die Sorgue auch nicht als Heilquelle bekannt; ſo müſſen doch die leichten Dämpfe, welche ſie ausathmet, etwas ganz beſonders heilſames haben. Es vergehen zuweilen anderthalb Jahre, ohne daß Vaucluſe einen einzigen Kranken aufzuweiſen hatte. In der Zeit eines ganzen Jahrhunderts hat es kaum zwei Winter gegeben, in denen das Thermometer etliche Grad unter den Gefrierpunkt heruntergeſunken und im Sommer kühlt die friſche Sorgue die Hitze des Mittags, ſo daß dieſe nur ſelten über einige zwanzig Grade des Reaumurſchen Thermometers hinanſteigt.

Unfern der alten Burg, vor deren Gemäuer wir jetzt ſtunden, zwiſchen ihr und dem Oertlein, hat Petrarks Wohnung geſtanden, tiefer nach der Sorgue hinunter war der eine ſeiner Gärten. Lorbeerbäume zeigt man noch, welche für Abkömmlinge von Petrarks Lorbeerbäumen gehalten werden. — Nicht hier in dieſer Burg, ſondern da nach der Durance hin, im Schloß zu Noves, war Laura geboren. Die Burg bei Vaucluſe gehörte dem Freunde Petrarks, Philipp von Cabaſſole, Biſchof von Cavaillon, deſſen Umgang Petrark hier öfter genoſſen.

Aber nun die Ebene da, nach der Gegend von Cavaillon und bis gen Avignon hinunter! Reiſende, welche beide Gegenden geſehen, haben dieſe Landſchaft mit der um Valentia in Spanien verglichen. Die Kanäle, meiſt von der Sorgue ausgehend, welche das Land nach verſchiedenen Richtungen durchziehen und bei Cavaillon die freilich wildere Durance, geben dem ohnehin guten Boden eine Fruchtbarkeit, wodurch derſelbe zum Gemüſegarten von einem großen Theil von Frankreich wird, aus welchem einzelne Erzeugniſſe (zum Beiſpiel die Wintermelonen) bis nach Paris geführt werden.

Faſt müde vom Sehen ruhten wir da im Schatten hinter dem alten Burggemäuer in dem grünen Raſen, blos noch das verödete Gemäuer und den blauen klaren Himmel im Auge. Aus dieſem ſapphyrenen Grunde ſind die Gedanken und Bilder einer ſeeligen Welt der Geiſter, in Petrark's Seele heruntergeſtiegen, wenn der Sänger unter Lorbeerbäumen, oder im Schatten der Felſen ruhend, Lauras Geiſt ſeinen Träumen ſich nahen geſehen, welcher dem Müden über das Grab her Bal-

[illegible] des Paradieſes zugeweht, und mit ihm von einer Vereinigung geſprochen, deren Beiſammenſeyn ewig nicht mehr geſtört wird; von einer Liebe, deren ſeeliger Frieden kein unruhiges Sehnen, keinen Schmerzen kennet, und welche ewig mit derſelben, immer wachſenden Kraft, erwiedert wird, mit welcher ſie ſelber liebt.

Jenſeits der Sorgue, nach der Seite des Oertchens gegen Avignon hin, hat ſich ſeit etlichen Jahren Vaucluſe ſehr angebaut. Da iſt, wie dieſes ja mehrere Reiſende gewünſcht, ein ganz hübſches Wirthshaus angebracht, mit ſchön tapezirten Zimmern. Wir waren ſchon am Vormittag, ehe wir zur Quelle giengen, da geweſen, hatten etwas Brod und Wein genoſſen, jezt aber am Nachmittag ſtunden da Chaiſen, und das Haus ſchien voll vornehmer Gäſte. Uns aber war ſo zu Muthe, wenn wir heute und eben jezt in große Geſellſchaft ſollten, wie einem der aus der traulichen Geſellſchaft in einem warm geheizten Zimmer im Winter herausſollte, in den von der Sonne blendendhell beſchienenen, kalten Schnee. Wir giengen weiter an der Sorgue hinunter und kamen bald wieder zu der Brücke und Krappmühle. Da gaben etliche von der Reiſegeſellſchaft, unter denen auch die Hausfrau geweſen, vor, ſie hätten Hunger, obgleich ſie doch erſt heute früh um acht noch einige Loth Brod und am Mittag einige freilich ſehr alte und nicht mehr eßbare Johannisbrodſchoten gekoſtet hatten. Dabei gab es denn wieder Gelegenheit die gutmüthige Gaſtfreundſchaft der Leute jener Gegend kennen zu lernen, und ſo etwas muß immer erwähnet werden. Wir waren doch unſerer acht, und lauter junge Leute von zwanzig bis ſechs und vierzig Jahren, mithin Leute im beſten Wachsthum und eßluſtig, dennoch wollte die gute Müllerin für die nicht unanſehnliche Menge von Brod und Wein, welche aufgegangen war, beim Abſchied nichts nehmen.

Bei Isle vergnügte uns ſehr der Anblick des da verſammelten Volkes, das ſich aus den engen Gaſſen des alten Städtleins herausgezogen hatte unter den Schatten der ſchönen Baumalleen, und an das Ufer der Sorgue. Es wurde da (wie wir es auch ſchon in Vaucluſe geſehen) von den Männern das Kugelſpiel gehalten, wo man die eine Kegelkugel nach der andern hinrollt — nicht ſo kühn in einem weiten Bogen durch die Luft ſchleudert wie in Piemont — und die Frauen ſaßen daneben auf den ſteinernen Bänken, oder luſtwandelten in den Alleen.

Isle ſelbſt gelüſtet es einem nicht eben genauer zu betrachten, nachdem man den erſten Blick in die düſteren, engen Gaſſen, und auf die rußig alten Häuſer geworfen.

In Thor war Alles voll Freude, daß die acht Deutſchen nicht in dem vornehmen Isle geblieben, ſondern ihr Wort brav gehalten hatten, und wiedergekommen waren. Sogar die Kinder auf der Gaſſe, hübſch ſonntäglich geputzt, ſtellten ſich unter den Fenſtern auf, und ein alter Bürgersmann hielt ſie dazu an, daß ſie die uneßbaren Johannisbrodſchotten, welche die Hausfrau, um den Strickbeutel leer zu bekommen, aus dem Fenſter heruntergeworfen, nicht blos aufheben, ſondern ſich dafür (die Mägdlein mit einem Knicks) gegen die Dame da oben bedanken mußten; denn er glaubte die Frau habe die Sachen abſichtlich für die Kinder herabgeworfen. Der Wirth aber gieng in ſeiner gutmüthigen Höflichkeit ſo weit, daß er, was uns leid that, die

Sonntagsgäſte, die im Saale vorn heraus waren, unſertwegen da heraus und in die unteren Zimmer führte, weil wir ganz zufällig heute in dieſem vordern Saal, ſtatt in unſrem geſtrigen groſen Zimmer nach dem Garten zu Platz genommen hatten.

In der That beim Abſchied von dieſen gutmüthigen Leuten that einem der Gedanke „für immer“ und „nie wieder ſehen“ wehe. Dem alten Wirth und ſeiner Frau ſchien es auch ſo zu gehen. Er brachte noch, als wir eben fort wollten, aus einem alten Schrank eine groſe Flaſche mit einem trefflichen Getränk, woven er uns noch jedem ein kleines Glas einnöthigte. Es ſchien ein ſehr edler, feuriger Wein, mit Gewürzen und Früchten angeſezt. Die Leute begleiteten uns heraus vor die Thür und blickten uns nach, ſo lange ſie uns nur noch ſehen konnten. Als ob liebe langjährige Genoſſen oder Verwandte, für immer Abſchied genommen hätten. In der That, die Liebe kommt leicht im Herzen des Menſchen auf. Wenn er nur nicht immer ſelbſt wieder die zarte Pflanze ausraufte und zerſtörte. Noch muß auch, um jeden Schatten zu vermeiden, der auf unſre lieben Wirthsleute in Thor fallen könnte, erwähnt werden, daß auch dießmal die Rechnung für das wahrhaft treffliche Abendeſſen ſehr billig geweſen. Freilich ſind hier Fiſche und die edelſten Gemüſe leicht zu haben und guter Wein auch; indeß wußten wir ja, wie der Preis anderwärts in Frankreich war, und konnten vergleichen.

6. Reiſe nach dem Pont du Gard.

Heute, alſo Montags am 3. April, zogen wir ganz fröhlichen Muthes durch die fröhliche Gegend hin nach Avignon zu. Es fiel nicht viel Bemerkenswerthes vor; unſer Weg nach Avignon, den wir nun auch bei Tage ſehen konnten, war an der rechten (nördlichen) Seite mit einem alten, mahleriſch auf dem Berge gelegenen Städtchen geziert, deſſen Bauart, wie wir ſie übrigens in Südfrankreich öfters gefunden, uns an die Abbildungen kleiner, alter Städte des jetzigen Morgenlandes erinnerte. Sehr gepuzte Landmädchen, welche den oben erwähnten kiesligen Hügel hinauf, hinter ihren Wagen zu Fuß gingen, vergnügten uns durch ihren Geſang. Bei Avignon beſahen wir noch die Ruinen der alten, ſchmalen, ſteinernen Rhonebrücke aus dem Mittelalter; freuten uns aber wahrhaft an der ſchönen, neuen, ſteinernen Brükke — die anſehnlichſte, die wir je geſehen, — welche von Avignon über die ſehr breite Rhone und ihre Inſel nach Villeneuve hinüberführt. Auf dieſer Brücke kam ein Invalid mit einem Stelzfuß zu uns, welcher unter Napoleons Garde geweſen, und mit jenem Feldherrn in gar manchem Lande Glück und Unglück getheilt hatte. Er erzählte uns, wie wir ihm, von Gegenden und Ländern die er kannte. Da that er es nicht anders, wir mußten in Villeneuve, im Wirthshaus jenſeits der Brücke, von [illegible] und Brod annehmen; auch blieb er in dem [illegible] ſtandhaft bei uns auf einer ſteinernen Bank [illegible], als wir auf eine Battage wartend, vom Pöbel, der uns, ich weiß nicht warum? auslachte, angeſtaunt und umringt wurden. Es gab jedoch hier keine eigentliche Battage, ſondern ſtatt ihrer einen unbedeckten Düngerkarren, dem man den von ihm gemachten Gebrauch noch angeſehen. Wir aber, durch unſer bisheriges Reiſeglück ſchon ſtolz geworden, wollten dieſen nicht, ſondern gingen lieber in der Mittagshitze zu Fuße. In Villeneuve gab es übrigens ein ſehr hübſch geweſenes, aber freilich nun meiſt verfallenes oder zerſtörtes Portal an einer alten Capelle, und noch verſchiedene andere Spuren aus einer prächtig bauenden Zeit des Mittelalters.

Die Gegend zwiſchen Villeneuve und Remoulin iſt zwar im Anfang noch ein ſchöner, reicher Oelgarten, dann aber wird ſie gar zu öde, ſtellenweiſe eine wahre Wüſte, auf welcher jedoch die tauſende von blühenden, ſüdfranzöſiſchen Haideginſtergeſträuchen (Ulex provincialis) mit ihren gelben, duftenden Blümlein dem Auge einige Weide gaben, bis von Zeit zu Zeit auch manchmal ein grünende Schlucht voll Oelbäume, Gärten und Felde ſich öffnete, oder ein Hohlweg mit einem Wäldchen un ſüdlichen Geſträuchen eingeſäumt ſich fand. Etwa a halbem Wege war ein Wirthshaus oder eine Poſt, b welcher reiſende Engländer hielten. In einem kleine Häuschen am Wege wurden unſre jungen Leute heu noch einmal (aller guten Dinge müſſen drei ſeyn) m Brod und Wein bewirthet, und zwar von Gensdarm die da ſaßen. Endlich noch die letzte, öde Anhöhe, v her ein Hüttchen — wo man dem friſchen Waſſer

Gefallen, das aus einem Ziehbrunnen mitten im Häuschen kam, etwas Wein getrunken — und nun die Ausſicht wieder in ein weites, von ſpiegelndem Gewäſſer durchzognes Thal, das ſich nach drei Seiten hin an Hügel lehnt.

Geſtern um dieſe Zeit, wo das Auge noch ſo gefüllt war von dem Anblick der Felſen bei Vaucluſe und des blühenden Adonis Gartens zu ihren Füßen, hätte ichs kaum glauben können, daß mich ſchon heute wieder eine Gegend von ganz anderer Art ſo vollkommen vergnügen könnte, wie das die von Remoulin that. Es war aber auch nicht allein die vorhergegangene, einige Stunden dauernde Entbehrung, auf dem öden Wege von Avignon hieher, welche das Auge wieder ſo empfänglich gemacht hatte; nicht allein die erquickend kühle Luft, welche nach der Hitze des Mittags vom Thal herauf wehte, und auf den Feldern am Wege die Saat, an der ſchon die Aehren hoch heraus waren, ſanft bewegte; nicht das Gefühl einer angenehmen Ermüdung, wie ſie auf eine Frühlingsfußreiſe zu folgen pflegt, und der Anblick des ſchon nahe gelegenen Nachtlagers: des mit anſehnlichem Thurme gezierten Remoulins: ſondern die Gegend iſt ſchon für ſich ſo, daß man es unſerem Landsmanne, dem Herrn von Seckendorf, nicht verdenken kann, daß er ſich dort angekauft und häuslich niedergelaſſen. Nach Norden hin, von der Abendſonne beſchienen, zeigten ſich in der Ferne die Sevennen, und bei Uzes am Bergabhang mächtige Bogenreihen, welche meiſt zur alten, römiſchen Waſſerleitung von Nismes gehörten; Gruppen von hohen Bäumen hie und da im Thal des Gard, darunter Ortſchaften in ſüdfranzöſiſcher Manier gebaut; in den Schluchten der Hügel allenthalben Oelgärten, und ſchon [illegible] begriffene, lieblich duftende Rebenpflanzungen.

Vor Remoulin hatte man noch einige Augenblicke geruht und den Frühlingsabend genoſſen; dann aber, als die letzten Strahlen der Sonne, wie müde Vögel aufflogen aus dem Thal hinauf nach den Bergſpitzen, kehrten wir ein zum Städtlein in ein freundliches, reinliches Gaſthaus. Dießmal hatte einer unſerer jungen Freunde es übernommen, mit dem Wirth ſchon im voraus den Preis auszumachen, für den man hier eſſen wollte; denn man hatte gehört es ſey in Remoulin ſehr theuer, und zehnerlei Gerichte verlangten wir nicht, ſondern nur einerlei. Der Preis den man bot, war gering, das Eſſen auch, aber genug zum Sattwerden; die Leute waren nicht durchaus höflich, aber doch auch bei weitem nicht ſo grob, wie ich und jeder andere deutſche Wirth in ſolchem Falle geweſen wären.

Am Morgen vor Sonnenaufgang, Dienſtags am 4. April, waren wir ſchon wieder außen vor der Stadt, wo noch ein kleiner, hübſcher, mit hohen Mauern gegen das Waſſer geſchützter Garten voll Orangenbäume in die Augen fiel, dann am Fluß, über welchen uns ein Fährmann hinüberſetzte. Man ſieht hier altes Gemäuer im Waſſer und an dem Ufer: Ueberreſte von einer Brücke, und wie man glaubt von einem alten, zerſtörten Ort.

Jenſeit des Fluſſes, wo ſchon reiſende fremde Damen mit ihrer Chaiſe unſerer Fähre warteten, bei einem ganz artigen Dörfchen, wo wir gefrühſtückt, wurde ein Wegweiſer nach dem Pont du Gard genommen. Wir waren noch nicht weit gegangen, da zeigte ſich uns das majeſtätiſche Werk von ferne, verbarg ſich aber bald

wieder

wieder hinter die Hügel. Einige von uns glaubten einen näheren, und zugleich auch mehr botaniſche Ausbeute verſprechenden Weg zu finden, wenn ſie in ein Seitenthal, links von der Straße, hineingingen. Doch wurde auf dieſem mühſamen Wege, auf welchem man über mehrere Seitenthäler und ihre Felſenwände hinauf und herunter klettern mußte, nichts gefunden, als der unvermuthete Anblick eines noch vereinzelt daſtehenden, über eine enge Schlucht hinüberſpannenden Bogens, der wahrſcheinlich auch zur Waſſerleitung gehört hatte, und einige ſchöne Liliengewächſe. Dabei blies auf den Höhen der Miſtral, der ſich von neuem erhoben, ſo kalt auf die durch Klettern heißgewordenen Wanderer, daß man ſchon unmuthig werden wollte, als von der lezten Anhöhe aus ſich der Pont du Gard ganz nahe zu unſern Füßen zeigte, bei welchem unſere Reiſegefährten, die auf der ſchönen, ebenen Straße geblieben waren, ſchon ſeit einiger Zeit auf uns gewartet hatten.

Wer ſollte aber auch da nicht Müdigkeit und Erhitzung vom Klettern, und Froſt vom Miſtral gleich im erſten Augenblick vergeſſen haben! Ich möchte gerade nicht Rouſſeaus Aeuſſerung über den Pont du Gard: daß dieſes das einzige Ding geweſen, das, ſo lange er auf Erden lebe, ſeine Erwartungen übertroffen habe, zu der meinigen machen, denn meine Erwartung iſt gar ſchon von vielen Dingen übertroffen worden; aber ſo viel iſt gewiß, daß mich jenes Machtgebäude der alten Welt, von welchem ich glaubte es ſey mir aus ſo mancher trefflichen Abbildung, die ich ſchon vor meiner Reiſe davon geſehen, ziemlich bekannt geweſen, wie ein ganz neuer Gedanke überraſchte. — Der freilich noch gewich-

[illegible] übermächtigere Eindruck, welchen die Ruinen von Perſepolis auf die Seele des Sehenden machen, ſoll vorzüglich durch die Stille der einſamen Wüſte, auf welcher jene Ruinen ſtehen, ſo gar gewaltig werden. Die Natur ohne den Menſchen ſchläft immer; er aber der Menſch geht unter ihren Geſtalten, wie ein einzig Wachender unter vielen tief Schlafenden herum, welche nichts ſehen noch verſtehen, was Jener thut und treibt. Wenn nun auf einmal die tief Schlafende, mit feſtverſchloſſenen Augen, anfängt zu dem Wachenden in ſeiner Sprache zu reden; wenn ſie ſeinem Gedanken auf dem vorborgenen Wege begegnet welchen dieſer nimmt, und ihn beantwortet; dann wird der Wachende, deſſen Macht und Schrecken ſonſt über einen groſſen Theil der Natur geht, ſelber unvermuthet von einem Schrecken ergriffen, welcher ihm aus dem Munde der Schlafenden kommt.

Die Gegend, in welcher der Pont du Gard ſteht, iſt eine menſchenleere Wüſte. Aber keine dürre, ſandige, in welcher kaum das Cameel und der einſame Strauß ein nährendes Geſträuch oder Kraut finden; ſondern eine lieblich grünende, von ernſten Felſen umſchloſſene, von einem friſchen Gebirgswaſſer durchzogene: wie man ſie etwa an alten, deutſchen Gemählden von der Taufe Johannis am Jordan zu ſehen gewohnt iſt. Auß dieſer Oede ſpricht denn auf einmal, wie ein lieblicher, vielſtimmiger Geſang, den ein Wanderer bei Nacht mitten aus den Felſen vernimmt, zwiſchen denkn er ſich ganz allein glaubte, der Pont du Gard ſeine bedeutungsvolle Rede.

Aber dieſes Meiſterwerk der Römerzeit hat ſeine Macht nicht blos von ſeiner Umgegend, wie einen frem den Rock geliehen. Es braucht nicht zu borgen, ſondern iſt für ſich ſelber ſtark genug, und der günſtige Gefährte — die Gegend — hilft ihr blos noch ſchneller über das Gemüth des nahenden Menſchen ſiegen. Die Natur thürmt freilich ihre Steinmaſſen höher auf als der Menſch die ſeinen, und es ſteht ſelbſt der höchſte Thurm, gegen einen mäßigen Berg, wie eine kleine, blühende Yſopſtaude gegen das alte Gemäuer da, aus deſſen Ritzen ſie hervorſchauet. Wie jedoch die ganze Sichtbarkeit und alle ihre Gegenſtände der Menſchenſeele unerfaßlich wären, und an ihr eben ſo wie am Thiere, gleich formloſen Schatten vorüberziehen würden, wenn ſie nicht dieſelben ſich durch Rede und Wort unterwürfig machte, und in ihre eigene Welt herüberzöge; ſo wird auch, was hoch und groß ſey, dem Menſchen erſt in ſeiner eigenen That, in ſeinem eigenen Werk verſtändlich. Erſt wenn ſein eigner Bau die Höhe erſteigt, begreift er, wie hoch ſie ſey.

Wenn man, ſchon in unſerm alten Nürnberg, das Dach der Lorenzerkirche, von der Morgenſonne beleuchtet, über alle Dächer der benachbarten, doch anſehnlich hohen Häuſer mächtig herausſteigen, wenn man die herrliche Domkirche zu Speier oder zu Straßburg, wie kleine Gebirge über das geſammte Heer der Häuſer ihrer Stadt hervorragen und gleichſam herüberſchweben ſieht; da wird die Phantaſie gleich den Vögeln, die frohlokkend um jene herrlichen Gebäude ſchweben, emporgeflügelt. Stünde aber der Pont du Gard neben der 117 Fuß hohen Lorenzerkirche zu Nürnberg oder neben den 126 und 127 Fuß hohen Domgebäuden zu Speier und Straßburg, ſo würde jenes Rieſengebäude der alten Römerzeit noch um ein Viertheil höher hinanragen, als die

Lorenzerkirche und um faſt ein Fünftheil höher, als das Dach des mächtigen Doms zu Speier und Straßburg. Ja ſelbſt neben den hohen Domkirchen zu Mailand und Magdeburg, welche beide 160 Fuß meſſen, dürfte ſich der Pont du Gard hinſtellen, denn er giebt dieſen an Höhe nur ſehr wenig nach (nur 4 Fuß). Und eben ſo wie an Höhe, übertrifft denn der Pont du Gard auch an Länge jene eben erwähnten, mächtigen Kirchengebäude. Denn ſeine oberen Geſchoſſe dehnen ſich faſt dritthalb mal weiter aus, als die Straßburger Domkirche ihrer Länge nach, anderthalb mal ſo weit, als der große Durchmeſſer des Colloſſeums zu Rom *).

Doch wir wollen das gewaltige Gebäude auch in ſeinen einzelnen Theilen etwas genauer beſchreiben.

Da zwiſchen zwei Felſen, über einen Bergſtrom hinüber, gehen zuerſt ſechs Bögen, jeder von ihnen 62 Fuß, mithin ſo hoch als ein Haus von ziemlich anſehnlicher Höhe. Aber über dieſen ſechſen wölben ſich ſechs andere eben ſo hohe Bögen auf, und da ſich in dieſer Höhe die Felſenwände ſchon weiter auseinander geben, ſchließen ſich an die ſechs noch mehrere, eben ſo große Bögen, zu beiden Seiten an, ſo daß das zweite Stockwerk des Baues in allem eilf Bögen enthält. Endlich aber, in einer Höhe, welche ſchon der Höhe der Thürme unſerer Landſtädte entſpricht, erhebt ſich da über den beiden Bogenreihen noch eine dritte, die aus einer gan-

---

*) Ueber dieſe Angaben vergleiche man v. Wiebekings höchſt intereſſantes und reichhaltiges Werk über die bürgerliche Baukunde und die dazu gehörigen Kupfer Tab. 8, 40, 50 u. f.

zen kleinen Stadt von 35 Bögen beſteht, über welchen dann die fünf Fuß hohe, oben mit breiten Steinplatten bedeckte Waſſerleitung hinläuft. Die Bögen der dritten Reihe ſind nur ein Drittheil ſo hoch, als jene der erſten und zweiten, nämlich einige zwanzig Fuß; bis zum Gipfel der Waſſerleitung aber immer ſo hoch, daß da auf dem 820 Fuß langen Raume 35 Häuſer unſerer Landleute neben einander Platz fänden. Ueberhaupt beträgt die geſammte Höhe der Waſſerleitung vom Spiegel des Fluſſes (bei ſeinem gewöhnlichen Waſſerſtande) an, bis hinauf zu den Steinplatten, welche ihren Gipfel decken, 156 Fuß *). Die unterſte Bogenreihe ſpannt gegen 500, die zweite 800, die dritte noch 20 Fuß mehr. Die Breite der unteren Bögenreihen, abgerechnet den Zuſatz der im vorigen Jahrhundert neu angebauten ſteinernen Brücke, beträgt 38 Fuß. Das ganze Werk iſt in einfach edlem toskaniſchen Styl gebaut; ſeine gewaltigen Quaderſtücken ſchließen ſo trefflich paſſend aneinander, daß ſie des Kittes zu ihrem Zuſammenhalt nicht bedurften.

Und ſo ſchwebt das majeſtätiſche Gebäude, wie ein großer, in einfachen Worten ausgeſprochener Gedanke, mit der Maſſe einer kleinen Stadt und mit der Höhe ihrer Thürme, von Berg zu Berg, über das Thal und den Strom hinüber. Es war beſtimmt das Waſſer zweier Bäche, aus den mehrere Meilen abgelegenen Bergen bei Uzes, nach Nismes (dem Nemauſum der Alten) zu führen. Wer der Stadt das wohlthätige Ge-

---

*) So nach Beaumont und Borde. Die frühere Angabe von Brown, welcher die Höhe zu 186 Fuß engliſchen Maßes beſtimmte, war zu groß.

ſchenk eines ſolchen friſchen Quellwaſſers eigentlich gemacht, ob Agrippa oder Adrian oder Antonin? iſt ungewiß; aus den Buchſtaben A. Æ. A. die man im vorigen Jahrhundert an einem Bogen der mittleren Reihe entdeckte, hat man vorzüglich auf Aelius Adrianus als Erbauer ſchließen zu können geglaubt.

Gewaltiges Werk des Alterthums! Sinnbild jenes Volkes ſelber, deſſen Reich und Gewalt damals von Welttheil zu Welttheil, von Volk zu Volk über den Erdboden hinüberreichte; ſo geordnet von dem bauenden Meiſter der Welt und Menſchengeſchichte ſelber, damit es als Waſſerleitung im Großen das Waſſer des Lebens von Volk zu Volke hinüberleiten möchte. —

Ein alter Mann, den eisgrauen Kopf tief zur Erde gebeugt, geht da an den Bögen vorüber. — Der Leib des Menſchen wird ſo bald alt; Gedanken jedoch, welche ein großer Geiſt in Wort und Werk verwandelt, ſprechen noch wie Merlins Stimme laut und verſtändlich zu den nachlebenden Geſchlechtern, wenn an den Leib, den ſich die Seele gemacht, ſchon längſt kein zurückgelaſſenes Gebein, kein Staub mehr erinnert.

Wenn auch der Name des alten, eigentlichen Erbauers des Aquäducts nicht mit voller Gewißheit genannt werden kann, ſo kann doch der Name ſeines Retters vor Untergang hier erwähnt werden, der Name des freilich ſonſt eben nicht in der Geſchichte rühmlich bekannten Intendanten Lamoignon de Basville. Man hatte nämlich im 17. Jahrhundert den Einfall gehabt, das müſſig ſtehende alte Gemäuer zu einer Brücke zu benuzen, und da das Abtragen und Einreißen über die damaligen Kräfte ging, verſuchte man es in die mehr als

Häuſer dicken Pfeiler der zweiten Reihe ſo große Lücken hineinzuſprengen und zu hauen, daß von einer zur andern das Gebälke einer für Fuhrwerk, Reiter und Fußgänger geräumigen Brücke gelegt werden konnte. Dieſer Plan wurde auch ſo roh und ſchonungslos ausgeführt, als ob man einen gemeinen Felſen zu ſprengen hätte, bei welchem nichts daran läge ob er halb oder ganz zuſammenſtürzte. Das Rieſenwerk hielt indeß auch dieſe zerſtörenden Angriffe aus, obgleich es jezt die oberſten zwei Fünftheile ſeiner ganzen Laſt, ein halbes Jahrhundert hindurch auf der nur noch einſeitig vollſtändigen Unterlage zu tragen hatte. Der erwähnte Intendant aber ließ im Jahr 1690 die verderbliche Brücke abreißen, die Breſche die man in die Bögen gemacht, ſo gut es gehen wollen, wieder ausfüllen, und einſtweilen nur einen von angebauten Erkern getragenen Steg für Fußgänger errichten, bis denn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Landſtände der Provence der Bau jener ſchönen, ſteinernen Brücke eingeleitet wurde, welche auf ſechs eben ſo großen und breiten ſteinernen Bögen, als die der unteren Reihe ſind, neben dieſer hinläuft.

Wir ſtiegen bald wieder an der Felſenwand hinan, zu der eigentlichen Waſſerleitung. Auf unſerem Wege fanden wir da im Gebüſch ſitzend einen Künſtler, der ſich das Bögengebäu und die Umgegend zeichnete. Oben brauſte der Miſtral mächtig, in der fünf Fuß hohen Waſſerleitung konnte man aber, wenn auch etwas gebückt, doch ganz geſichert von ſeinem durchdringenden Hauche von einem Ufer zum andern hinübergehen, und das Innere mit ſeinem feſten, waſſerdichten Boden und Wänden, war hierzu hell genug, denn von Zeit zu Zeit fehlt oben eine deckende Steinplatte, oder es bringt das Licht zu andern Oeffnungen herein, welche man hier vielleicht in jener Zeit angebracht, wo man den alten, längſt vom Waſſer verlaſſenen Canal als Brücke, wenigſtens für Fußgänger benuzt.

Von der Gardon Brücke aus, ſollte ein näherer Weg über die Berge hinüber nach der Straße von Nismes geſucht werden. Er ging durch eine damals überall blühende Wüſte, und ſo beſchwerlich er auch geweſen, ſo hat es uns doch nie gereut ihn eingeſchlagen zu haben. Wir fanden da noch blühende Tazetten neben den Tulpen des Frühlings und der blauen Schwertlilie der Berge (Iris pumila). Der blüthenreiche Schaft der Asphodellilie (Asphodelus ramosus) entfaltete eben ſeine Arme, die Ciſtusroſen ſtunden ſchon in Knoſpen. Einſam erſchien von Zeit zu Zeit im Gehäge der immergrünenden Eichen (Quercus Ilex), welche die Abhänge und Höhen ſparſam bekleiden, die zierliche Spinnenpflanze (Ophrys aranifera), öfter das blaue Rüſſelblümchen (Sisyrinchium caeruleum).

Die Ausſicht auf den Höhen war herrlich, und das laute Brauſen des Miſtrals kam uns, in dieſer lieblichen Wüſte, wie ein lautes Jauchzen des Frühlinges vor. Nach Norden die Cevennen, unter denen einzelne noch mit Schnee bedeckte Häupter ehrwürdig hervorragten; nach Oſten der Montventoux und ſeine Gefährten; nach Süden hin ſchließt ſich allmählich, weiter und weiter, das gewaltige Rhonethal und das Gebiet der Durance auf; von einer vorüberziehenden Wolke beſchattet, dann im klaren Sonnenſchein, ſahe man da Beaucaire und das gegenübergelegne Taraskon mit ſeiner mächtigen, düſteren Burg. In einer Schlucht der nordweſtlich ganz nahe neben unſerem Wege hinlaufenden Kalkberge erſchien ein Ort mit einem kräftig gebauten alten Schloß oder Kloſter, und in der Ebene nach Nismes hinunter lagen unter dichten Oelbaumpflanzungen einzelne Dörfer.

Der lezte Theil des Weges durch unſere blühende Wüſte war der beſchwerlichſte. Wir bemerkten erſt jezt, daß wir nicht einen kürzeren, ſondern eher einen längeren Weg gemacht, als die ebene Straße, und ſahen uns Remoulin faſt wieder gegenüber. Dabei war der Boden, auf dem wir gingen, ganz mit rolligen, ſpitzen Steinen überſäet, an welche unſere Füſſe noch nicht ſo gewöhnt waren, wie ſie dies nachmals auf dem Col de Brows in Piemont geworden, und die Sonne ſchien uns zwar heiß in's Geſicht; der Sturmwind aber in unſerem Rücken war, beſonders gegen Mittag, ſo heftig, daß man nicht wohl auf der Straße ſtehen zu bleiben, noch weniger aber mit zurückgekehrtem Geſicht auf die Hintengebliebenen zu warten vermochte, und daß er einem unſerer Gefährten, einen Zweig der blühenden Steinlinde (Phillyrea angustifolia), den dieſer eben erbeutet, wieder aus den Händen geriſſen und ihn weit über Stock und Stein hinweggeführt. Eine Rabenkrähe wollte ſich dem Sturm entgegenarbeiten, da ſie aber mit ſeiner Gewalt, welche wahrſcheinlich oben in der Luft noch viel größer geweſen als unten am Boden, eine Zeitlang vergeblich gekämpft hatte, wendete ſie plötzlich nach den Hügeln zu unſerer Seite um, und verbarg ſich unter den Oelgärten der Felſen.

Auch wir verbargen uns bald, zwar in keinem Oelgarten, aber in dem recht ſauberen und gutverſorgten Wirthshauſe eines kleinen Oertchens, das an der endlich wieder errichteten Landſtraße gelegen war. Die Frau Wirthin war freundlich und gut, und wurde immer noch freundlicher, da ſie merkte daß wir nicht mehr von ihr verlangten als ſie hatte, und daß uns ihr trefflicher Blumenkohl und wildwachſender Spargel, die Eier und der gute Wein ſo gut vorkamen, als ſie dies wirklich waren. Der Miſtral mochte nun immer brauſen: wir ruhten da gar lieblich aus, und Einige legten die geſammelten Pflanzen ein, Andere ſchrieben, Andere ſchauten müſſig in das Stücklein Languedoc hinaus, das eben vor uns lag.

Und ſiehe da — eine Bauernhochzeitsfeier in Languedoc, oder eigentlich eine Nachfeier. Der Muſikant mit Bändern gepuzt ging voran; hinter und neben ihm hüpften und tanzten artig gepuzte Landmädchen und junge Burſchen, im Kreiſe herum Kinder und andere fröhliche Zuſchauer. Der Tanz ging auf dem unebenen Boden da bald bergauf, bald wieder hergabwärts, und die Bewegungen blieben immer zierlich und gemeſſen. Zweie bildeten einen Bärentanz ab, der eine den Bären, der andere den Führer. Der Bär hatte einen ſchweren Tanz, ſo hügelauf und abwärts, und ich meine wohl, daß unter unſeren Bauern, wenn ſie ſchon ſo lange beim Hochzeitgelag geſeſſen hätten, wie dieſe da, wenige geweſen wären, die den Bären mit ſo ſicheren Füſſen gemacht hätten, als hier der Languedocker. Ich habe aber überhaupt auf dieſer ganzen Reiſe durch Südfrankreich und Italien keinen einzigen, von Trunkenheit taumelnden oder jubelnden Bauer geſehen; in der deutſchen Herren Länder aber jede Woche Mehrere. Indeß ſoll dieſes Lob, das ich da den Südländern gegeben, doch kein gar zu großes Gewicht haben. Dem

Deutſchen kommt der Taumel ſchneller in die Füße, dem Franzoſen und Italiäner aber leider leichter ins Herz, und ſchon auf dieſer kurzen Reiſe erfuhren wir mehrmalen, wie heute oder geſtern ſchon wieder ein Mord im Trunk: der Mord ſelbſt einer Frau durch den eigenen Mann oder eines ſonſt liebgeweſenen Trinkgeſellen durch ſeinen Nachbar und ſonſtigen Freund geſchehen. Das unreine Thier tritt übrigens im Trunk bei beiden heraus, nur daß es bei dem einen noch geſpaltene, mit ſtumpfem Horn bedeckte Klauen hat, die nicht ſo zerfleiſchen können, wie die ſcharfen Klauen, welche das reißende Thier des Anderen ſo oft und ſchnell hervorſtreckt. Ein Schwein läßt man oft und unverboten heraus in's Freie; denn es bringt keinen Menſchen um; die Tigerkatze dagegen pflegt Der, dem ſie zugehört, ſchon ſorgfältiger unter Schloß und Riegel zu halten, weil er weiß, daß ſie, einmal losgelaſſen, ohne Blut nicht wieder zurückkehren wird.

In einen Garten führte uns unſere freundliche Wirthin auch noch, der ihrer Beſchreibung nach über alle Maaße ſchön ſeyn ſollte. Wir hatten freilich ein anderes Maaß in unſerem Gedächtniß, und der Garten, welcher übrigens außer ſeinen ſchönen, zum Theil noch blühenden Obſtbäumen, auch mehrere Bäume und Sträucher im Freien ſtehend zeigte, die bei uns nur im höchſten Sommer das Gewächshaus verlaſſen, ſchien uns kaum ſo ſchön, als ſo mancher, den ſich in der Nähe unſerer größeren Städte ein begüterter Handelsmann oder Landeigenthümer anlegt. Der Garten gehörte einem vornehmen Herrn (Präfekten?), der uns ſehr höflich begrüßte und uns auch die anſehnliche, ſehr zweckmäßig eingerichtete Brandweinbrennerei zeigte, welche er gleich beim Garten angelegt hatte.

7. Nismes, Montpellier und Cette.

So hoch einhergefahren war die Hausfrau in ihrem ganzen Leben noch nicht, als an dem Nachmittag, wo wir nach Nismes kamen. Es geſchah indeß wirklich nicht aus Hochmuth, daß wir beide auf's Kutſchendach hinaufſtiegen zum Conducteur; ſondern weil in der Diligence ſelber in allen drei Zimmern kein Raum mehr für uns geweſen. Selbſt die Plätze auf dem Dache mußten in geflügelter Eile erſtiegen werden; da die Diligence kaum ſo lange warten können, bis eine Leiter aus dem nächſten Hauſe gebracht und angelegt war. Die Ausſicht wäre da oben wohl ſchön genug geweſen, wenn man ſie vor den Staubwolken, welche der Wind über uns herführte, hätte ſehen können, und ſitzen hätten wir auch können, wenn Sitze genug da geweſen wären. Indeß fand doch die Hausfrau noch einen neben dem Conducteur; ich aber fand einen Strick, an welchem ich mich, auf's Gepäck gelehnt, feſthalten konnte, ſo daß weder der Miſtral, noch die ſchnellen Bewegungen der Diligence mich herunterzubringen vermochten, ſondern nur ein höflicher Hausknecht am Poſtſtall zu Nismes, welcher eine lange Leiter anlegte, die Hausfrau artig hinunterführte, uns beide aber dann in das dicht dabei gelegene Hotel de Louxembourg begleitete.

Da wird man denn gleich, nachdem man ſich etwas umgekleidet und vom Staube gereinigt, von dem lieblichſten, reichſten Platze der ganzen Stadt: der Esplanade, welche unmittelbar vor dem Hauſe gelegen, hinuntergelockt in's Freie, und einmal da angelangt, geht man auch weiter. Die liebliche Ausſicht ins blühende Land hinaus, zieht da für heute weniger an, als das alte römiſche Amphitheater, welches gleich am andern Ende des Platzes mächtig in's Auge fällt.

Darwin, der kühne Engländer, macht in ſeinem merkwürdigen Gedicht: *Der botaniſche Garten*, den Vorſchlag, man ſolle, wenn einmal die Nationen klug genug geworden keinen Krieg mehr zu führen, die alsdann unnöthigen Kriegsſchiffe *dazu* benutzen, die ſchwimmenden Eisberge und Eisinſeln des Nordpols hinunterzuführen an die brennend heißen, dürren Küſtengegenden von Afrika. „Es würde da eine doppelte Abſicht erreicht: — der alte Hofgarten des Nordpols würde einmal nach und nach ausgeeiſt und eine Hauptquelle unſerer Winterkälte verſtopft, und in das zerſtörendheiſſe Gedränge der afrikaniſchen Sandwüſten käme doch auch ein kühlender Hauch hinein:“ ein Vorſchlag, zu deſſen Ausführung freilich ein eben ſo guter Wind gehörte, als jener geweſen, welcher die Phantaſie des kühnen, wakkeren Dichters geſchwellt. — Darwins Traum und Wunſch iſt mir indeß oft eingefallen, wenn ich, wie da in Nismes, mitten in das heiße Gedränge des alltäglichen Lebens eine ſo kühlende Eismaſſe aus der alten, ſtummen Vergangenheit hineingeſtreut geſehen; und wäre ich Fürſt, ich würde Sorge tragen, daß bei einer Stadt, in welcher das laute, bunte Gewühl des Tages zu heiß macht, eine Glyptothek ſtünde, in welcher es der vom Lärme müden Seele ſo ſtill und ernſt und kühl zu Muthe würde, wie dem Europäer, wenn er in die unbeſchreibliche Stille und Ruhe des Orients tritt. — Wir ſaßen da lange im Schatten eines Baumes auf einer ſteinernen Bank, und betrachteten das gewaltige Gebäude, das unter dem Schwarm der Häuſer und Palläſte ſeiner Nachbarſchaft daſteht, wie eine Adlereule, geblendet vom Licht des neuen Tages, unter dem Krähenſchwarm, welcher ſie umflattert.

Für heute ſchien es uns zu ſpät, um noch das Innere des Amphitheaters zu ſehen; wir benutzten den Schein der bald zu Rüſte eilenden Sonne, um noch die große, breite Straße von der Esplanade aus am Amphitheater und weiter nach oben am Maiſon quarree vorüber, vor allem aber den auf einer Höhe über den blühenden Gärten gelegenen alten römiſchen Thurm, Tourmagne genannt, zu beſuchen. Es war dies der geſchickteſte Punkt, um zuerſt eine Geſammtüberſicht über das Feld der hieſigen Sehenswürdigkeiten zu gewinnen. Die Natur hat damals unter den Trümmern einer groſſen Vergangenheit eben einen Abendgottesdienſt gehalten, bei welchem der ſüße Duft der blühenden Gärten als Weihrauch emporgeſtiegen, und mit ihm die Lerche der Felder, hinaneilend beim Geſange, als wolle ſie höher und höher ſchwebend, die immer tiefer ſinkende Sonne nicht aus den Augen laſſen, bis ſie zulezt den Punct fände, welchem die Sonne auch bei Nacht nicht untergeht. Die Nachtigall der Gebüſche ſchlug mit ſüßen Tönen darein, in den Gärten und Gartenhäuſern und bei den Hütten der Weinberge regten ſich überall fröhliche thätige Menſchen. Nur in dem hohen Gemäuer da wurde kein Fußtritt mehr gehört: Die Eigenthümer und Erbauer ſind längſt hinausgegangen und nicht wiedergekehrt, und keiner kann ſagen, wer ſie geweſen. Vielleicht daß ſchon die alten Weltenherrſcher, die Römer, dieſes Gemäuer, als verlaſſene Ruine einer hier vor ihnen zu Hauſe geweſenen Zeit, gefunden; denn Einige halten das Gebäude für einen Tempel der alten Gallier, wiewohl es durch ſeine Aehnlichkeit mit einigen Grabmählern des alten Roms wahrſcheinlicher wird, daß es urſprünglich zum Begräbniß einer edlen römiſchen Familie beſtimmt geweſen, und daß die nur nach innen offenen, thürmchenartigen Hallen Columbarien für die Aſchenkrüge werden ſollten und waren. Die ſpätere Zeit hat dann das Gemäuer, wie viele ähnliche Werke der Vorwelt, indem ſie hier hinweggenommen, dort angefügt, zu einem Feſtungswerke umgeſchaffen. Unter dem Thurm iſt ein Gewölbe, erinnernd an jenes, das unter dem Grabmal Caecilia Metella bei Rom gefunden wird. Der Boden des Gewölbes iſt mit herabgeſtürzten Mauertrümmern hoch bedeckt, und durch die Riſſe der Wände, wie zum Eingang, fällt das Licht herein. Wir eilten da bald wieder hinaus zur Südſeite des Thurmes, welche mit ganzen Büſchlein des ſchönen, zierlich blühenden Seeſteinkrautes (Alyssum maritimum) bedeckt war, und ſahen noch eine Zeitlang in den Frühling hinein, bis der Abendſtern, gleich dem Widder der Heerde vorantretend, die goldene Schaar der Sterne am Himmel angemeldet, und die Felder zu dunkeln begannen.

An dieſem Abend ſahen wir auch, zum erſtenmal, eine Probe ſüdfranzöſiſcher öffentlicher Beredſamkeit an einer prunkend-vornehm gekleideten Frau, welche in einem Wagen ſitzend, vor welchem zwei Trompeter herbliesen, Arzneien verkaufte. Der Wagen hielt, die Trompeter ſchwiegen, die Dame ſtund auf, machte eine leichte, graziöſe Verbeugung gegen die ſich alsbald um ſie her verſammlende Menge und hielt hierauf eine ſehr wohlfließende Rede über die Kräfte und Geheimniſſe der Natur, über die oft in den kleinen Pflanzen der Berge, welche niemand zu finden wiſſe als der Kenner, verborgenen Arzeneimittel. Sie zeigte hierbei Abbildungen von Pflanzen, und ein kleines, ſauber getrocknetes Herbarium vor, deſſen Pflanzen auf Papier genäht waren. Hierauf, ohne weiteren Uebergang, hob ſie ihre, mit wohlriechenden Eſſenzen gefüllten Gläſer empor; dieſe Arzeneien ſollten für alle mögliche Krankheiten helfen, deren Liſte ſie mit der größten Geſchwindigkeit hernannte. Alsbald trat einer aus dem Volk herzu und kaufte, beroch und koſtete die Sache. Das Beiſpiel machte den Andern auch Muth, und viele Leute kauften Eſſenzen, Päcklein mit Kräuterthee und Pulver.

Mitwochs den 5. April fanden wir beide uns ſchon auf der Esplanade vor dem Gaſthauſe, als von den Bewohnern der Stadt die meiſten noch geſchlafen. Ein Völklein war aber bereits munter, an welchem ich ſchon geſtern meine Freude gehabt: die Savoyardenjungen, die ich an keinem andern Orte in Frankreich ſo auf einem Haufen beiſammen geſehen, als hier an der Esplanade von Nismes. Das ſind meiſt die Kinder ſolcher Aeltern, aus den rauheſten, höchſten Gebirgsländern von Piemont, welche zwar im Sommer andern Leuten ihr Brod einernten und zubereiten helfen, die aber ſelber keines bauen

für

für ſich und ihre zahlreichen Kinder. Da müſſen dann dieſe, wenn der Frühling kommt, ausgehen in die benachbarten ebenen Länder, und Gott und gute Leute für ſich ſorgen laſſen, damit ſie ſelber, und auch die Aeltern das mühſame Leben ein Jahr weiter hindurchbringen können. Sobald die Sonne im März in die tieferen Thäler der Gebirge wieder hereinſcheint, werden die Kleinen ausgeſtattet zu ihrem Zuge in die wärmere Ebene hinunter, wo jezt ſchon alles blüht, während auf den Bergen die Sonne noch nichts beſcheint als den Schnee und die über ihn herausragenden dürren Felſengräten. Zwanzig und dreißig Kinder von ſechs bis dreizehn Jahren, ziehen zuſammen aus einem Thale aus, und haben nichts bei ſich, als Vertrauen auf Gott und gute Menſchen, und jeder etwa noch ein Stücklein Käſe und dürres Brod für die erſte oder auch noch zweite Tagreiſe. Man nimmt aber in Frankreich in jedem Dorf und in jeder Stadt die jungen wandernden Gebirgsleute ſo freundlich auf, wie bei uns die erſten Schwalben; kleine Dienſte gibt es überall zu verrichten, und dafür ein Nachtlager auf dem Hausplatz oder im Stalle und auch ein wenig Brod, bis ſich die Schwärme der kleinen Ausgewanderten, einer hier, der andere dorthin, in die Städte vertheilt haben, um da den Sommer hindurch, den Fremden und Einheimiſchen, Stiefeln und Schuhe zu putzen und in den kleinen Geſchäften der Häuſer hilfreiche Hand zu leiſten. Im Herbſte ziehen dann dieſe Oſtindienfahrer, der eine mit drei, der andere gar mit vier Gulden baaren Gewinns in der Taſche, gar fröhlich wieder in ihre Gebirge, wo ein ſolcher großer Gewinnſt den Aeltern und ihrem Haushalt ſehr zu ſtatten kommt. Ich habe mich, ſo oft ich ſie geſehen, immer wahrhaft ergözt und erfreut an dieſen kleinen Pilgrimen und Fremdlingen, und beſonders mit den jüngſten, ſechs- und ſiebenjährigen, manche Bekanntſchaft gemacht.

Das gegenüber gelegene Kaffeehaus lebte jezt auch auf, öffnete zuerſt, wie ſchlaftrunkene Augen, Thüre und Fenſter, dann erwachte der kehrende Beſen, das Feuer der Küche und zulezt die Taſſen und Gläſer. Nachdem wir uns noch eine Zeitlang, hinausblickend in die liebliche Ebene, in der jetzigen Welt orientirt und umgeſehen hatten, machten wir uns auf zum alten römiſchen Amphitheater. Dies war (jenes in Verona das erſte) das zweite Gebäude der Art, welches wir geſehen.

Es iſt gar characteriſtiſch für dieſen Ehegatten des alten deutſchen Volkes: für den Römer, daß ſolchen Gebäuden von ihm die meiſte Ehre angelegt worden, welche zu Kämpfen des Menſchen mit Menſchen oder mit den wilden Thieren der Wüſte gedient. War es doch die Beſtimmung jenes Volkes: das Schwert zu bringen und die eiſernen Waffen, zu allen Völkern der Erde, und die Thiere der Wüſte auszurotten und zu zähmen, damit die geiſtigern Coloniſten, welche nachkamen, leichter den Boden urbar machen und anbauen konnten. Ueberall wo man ſich irgend einer alten, vormals herrlich geweſenen und noch in ihren Trümmern erhaltenen römiſchen Stadt nähert, ragen über alle andere Ruinen der Tempel, der Grabmäler, der Palläſte und Triumphbögen, die Coloſſeen übermächtig und am ausgeprägteſten hervor; ſo wie man ſagt, daß an dem Angeſicht eines todten Menſchen jene Züge vorherrſchend feſt ſtehen bleiben, welche während des vorangegangenen Lebens die tiefeingeprägteſten, charakteriſtiſchſten geweſen, die andern aber verlöſchen. An dem Angeſicht der alten, todten, ägyptiſchen Welt, deuten die Pyramiden und Gräber der Könige, ſo wie die alten Hieroglyphengebilde der Obelisken, welche wie Leichenreden uralter Vergangenheit erſcheinen; bei einigen Völkern des Orients die Ruinen der Palläſte der lebenden Herrſcher auf ähnliche Weiſe jene innere Richtung, jenes Werk des Lebens, an, welches an ihnen das vorherrſchendſte, tiefgeprägteſte geweſen.

Unter den vier ausgezeichnetſten Amphitheatern, welche ich auf der jetzigen und vorhergehenden Reiſe geſehen: dem zu Rom, dem des alten Capua, dem zu Verona und dem zu Nismes, iſt das lezte das kleinſte, aber nächſt jenem zu Verona das vollſtändigſte. Es hat freilich in alten Zeiten öfters zu einer Feſtung gedient, und als ſolche ſogar Belagerungen ausgehalten und in Beaumonts Werk findet man noch die Abbildung der alten Thürmchen, welche die Weſtgothen oben an der Bruſtwehr erbaut hatten, welche aber nun ganz hinweggeriſſen ſind; dennoch hat das Anprallen des Krieges und aller ſeiner zerſtörenden Waffen der Felſenmaſſe des Gebäudes nichts geſchadet. Auch das arme Volk, das mehrere Menſchenalter hindurch in den Hallen und Umgängen des Amphitheaters gewohnt, und in der Arena ſelbſt ſeine Hütten gebaut hatte, konnte dem mächtigen, alten Gebäude keinen Nachtheil zufügen. Denn das leichte Gemäuer, welches es an die alten Werkſtücke des Amphitheaters angeklebt, iſt beim ſpäteren Aufräumen davon efallen, wie Schwalbenneſter von einem Kirchengemäuer, und mit der bald ablösbaren Rinde des inwendig an die zu Wohnungen gebrauchten Hallen angetünchten Kalkes, fiel auch zugleich der Schmutz und der Ruß herunter. Größeren Schaden haben die Begründer von bedeutenderen Gebäuden der Stadt gethan, welche einen Theil der Quaderſteine herausbrachen und hinwegführten. Uebrigens war gegen dieſes Hinwegführen und Abtragen des mächtigen Römerwerkes großentheils ſchon durch die ungeheure, rieſenhafte Maſſe der einzelnen Steine geſorgt, woraus das Ganze zuſammengeſezt iſt. Denn die meiſten Werkſtücke, aus denen die äuſſere Umfangsmauer gebaut iſt, ſind achtzehn Fuß lang und ſechs Fuß hoch, einige aber noch größer; jene, welche oberhalb dem Erdgeſchoß Geſims und Fries bilden, ſind meiſt achtzehn Fuß lang und zwei Fuß hoch und breit. Ein gewöhnlicher Steinmetz war mithin eben ſo wenig im Stande, dieſe Maſſen, die freilich nicht durch Mörtel und Kitt, ſondern durch ihr eigenes Gewicht und durch ſparſam angebrachte eiſerne Klammern verbunden ſind, hinwegzubewegen, als ein Hirt mit bloßen Augen die Saturnusmonde aus den Strahlen ihres Planeten herausfinden und erkennen kann. Verſuchte doch ſelbſt der rüſtige Karl Martell mit ſeinen kräftigen Kriegsleuten es vergebens, dieſes Coloſſeum, worinnen ihm die Saracenen lange Widerſtand geleiſtet, abzutragen, und da er geſehen, daß man den künſtlichen Felſen ſo leicht nicht abreiſſen könne, ließ er ihn eben ſtehen, und machte wieder eine Feſtung daraus.

Auch das Amphitheater von Nismes war ſonſt, an ſeinem nächſten Umfange, von alten Gebäuden und Mauern ſo bedrängt, daß man es nur von wenig Seiten ungehindert ſehen konnte. Jezt iſt es ringsum frei gemacht; denn eben als wir dort waren, wurden auch von den lezten alten Häuſern, welche gegen Nordoſten hin noch angebaut waren, mehrere niedergeriſſen. So kann man denn nun ganz um das mächtige, 1136 Fuß im Umfang betragende Gebäude herumgehen. Es iſt in toskaniſcher Ordnung erbaut. Sechszig Bögen oder Thore, jedes zwanzig Fuß hoch und zwölf Fuß breit, und immer ein Pfeiler von zwei Fuß im Durchmeſſer dazwiſchen, bilden das untere Stock; über dieſem ſteht ein ganz ähnliches, abermals aus ſechszig gleichgroßen Bögen gebildetes; dann folgt die etwa halb ſo hohe Attica. Unter den ſechszig Bögen des Erdgeſchoſſes bilden viere nach den vier Weltgegenden hinausſchauend die Eingänge zur Arena; die andern ſechs und funfzig führen in den Umgang, in die Säulenhalle, welche der ſich da verſammelnden Menge zu jeder Zeit Schatten und Schutz gegen Wind und Wetter gewährte, und zugleich den Eingang zu den oberen Sitzen enthielt. Es iſt im untern Geſchoß noch ein zweiter, innerer, nur halb ſo hoher Umgang, von welchem aus man zu den unteren Reihen der Sitze gelangen konnte. Auch im zweiten Stocke findet ſich ein Umgang, von wo aus durch jeden der ſechszig Bögen, mit einer niederen Bruſtwehr beſchützt, freie Ausſicht und Genuß der durchwehenden Luft war, während zwei andere im Innern des rieſenhaften Gemäuers angebrachte Hallengänge, der eine unter der Attica, der andere zwiſchen dem erſten und zweiten Stockwerk, ihr Licht von innen, von der Arena her, empfangen. Ueberhaupt waren zwei und dreiſſig Stufen von Sitzen, davon die oberſte, unmittelbar an der Attica gelegene für die edlen Frauen beſtimmt, gegen 1100, die unterſte, zunächſt an die Arena angränzende, 680 Fuß im Umkreis, beide, ſo wie alle übrigen zwei Fuß Höhe, drittehalb Fuß Breite hatten, ſo daß die geſammten Sitze bequem gegen 17000 ja 20000 Zuſchauer faſſen konnten. Zu den Sitzen führten aus den Säulenhallen und Umgängen neunzig in drei Reihen vertheilte Ausgänge oder Vomitorien: oben an der Attica, in den da hervorſtehenden Kragſteinen, ſind noch die Oeffnungen zu ſehen, in welchen die Leinwanddecke, welche die Zuſchauer gegen Sonne und Regen ſchüzte, befeſtigt werden konnte; unter den unterſten Sitzen zeigen ſich noch die Behältniſſe für die wilden Thiere. Das ganze Gebäu hat mit den Umfangsmauern 406 Fuß im größeren, 318 im kleineren Durchmeſſer; die Arena 228 und 198; die Höhe vom alten Pflaſter bis zur Zinne der Attica betrug gegen 78 Fuß, mithin gerade halb ſo viel als die Höhe des Pont du Gard. Von den vier in's Innere führenden Thoren iſt nur das nördliche, nach der damaligen Stadt hingehende mit einem Porticus und einigen halb erhabenen Bildhauerwerken: vorſtellend den Romulus und den Remus an der Wölfin ſäugend, zwei kämpfende Gladiatoren, nebſt zwei Stierköpfen und Adlern, geziert geweſen; die andern ſcheinen in ungeſchmückter Einfalt dageſtanden zu ſeyn. Unter der Arena werden noch Canäle bemerkt, durch welche jene zum Theil unter Waſſer geſezt werden konnte.

Der Saum der Attica iſt über vier Fuß breit, ſo daß wir da lange in der Morgenkühle geſtanden und gegangen, und die herrliche Ausſicht genoſſen.

Vom Amphitheater aus, welches wir übrigens zweimal beſuchten, gingen wir nach dem Maiſon quarrée und nach dem ſogenannten Dianentempel im Park. Auch das erſtere iſt ein Tempel geweſen, — wie man glaubt, den Söhnen Auguſts zu Ehren erbaut: — edel, anmuthig, prächtig. Es iſt mir beſonders auch an der Phyſiognomie jener alten römiſchen Tempel aus der Zeit der Kaiſer, wenn ich ſie mit der Phyſiognomie unſerer chriſtlichen Kirchen verglichen, deutlich geworden, was die Baukunſt in beiden Arten der Tempel andeuten wollen. In jenen erſteren iſt ein menſchlich klarer, bald verſtändlicher Gedanke in einer leicht faßlichen, ſymmetriſchen Ordnung ausgeſprochen; wohlzuſammenhängend in allen ſeinen Theilen, wie die Begebenheiten eines von Menſchen ausgedachten Romanes, oder wie die Reime eines wohlklingenden Gedichtes. In dieſen aber, in den (vorzüglicheren) chriſtlichen Kirchen, ſpricht der Menſch in höherer Begeiſterung jene ihrem tieferen Zuſammenhange nach unbegreiflicheren, unerfaßbareren Gedanken eines ſchaffenden und waltenden Geiſtes nach, welche in der Natur und in der Geſchichte vorliegen: Gedanken, aufregend und mächtig, wie die Lebenskraft, welche aus dem Innern des Leibes hervor die äußeren Glieder bildet und bewegt; aber auch eben ſo verhüllt und verborgen in ihren Anfängen, wie dieſe. Die erſteren, in ihrer ganzen, lieblichen Majeſtät, reden von einer offenkundigen, ſchon gegenwärtigen Herrlichkeit; die andren, gleich den Geſängen der Propheten, deuten in tiefſinnig ſymboliſcher Einfalt auf eine noch nicht ſichtbar gewordene, zukünftige hin.

Der ſchöne Tempel, vielleicht der prächtigſte, vollendetſte ſeiner Art, welchen ich auf der ganzen Reiſe geſehen, iſt in neuerer Zeit bis zum alten Pflaſter ausgegraben worden, auf welchem er nun, bis zu ſeinem unterſten Fuße entblößt, ganz frei ſteht. Man ſteigt mithin von dem jetzigen, um etwa ſechs Fuß höher gelegenen Pflaſter der Straße auf einer ſteinernen Treppe hinunter in den ausgegrabenen, viereckigen, ummauerten Raum, in deſſen Mitte ſich der Tempel auf ſeiner aus Quaderſteinen erbauten Baſis erhebt. Zwölf Stufen führen zum Eingang und ſeiner luftigen Vorhalle.

Ueberhaupt bildet das Gebäude ein Parallelogramm, deſſen Höhe, ſo wie Breite, die Hälfte der Länge ſind. Denn es iſt 76 Fuß lang und 38 Fuß breit, und eben ſoviel beträgt auch die Höhe. Es iſt in korinthiſchem Styl erbaut. Zehn freiſtehende Säulen, wovon ſechs an der Fronte des Eingangs, zwei an jeder Seite ſtehen, bilden mit dem auf ihnen ruhenden Fronton und Geſimſe die weite Vorhalle; die Säulen an den beiden langen Seiten und an der ſchmalen, langen Hinterſeite des Gebäudes, ragen nur zwei Drittheile ihres Umfanges aus dem Gemäuer hervor, das eine Drittheil iſt mit in die Wände aufgenommen. In allem zählt man, an den vier Auſſenwänden des Tempels, dreiſſig kannellirte Säulen, welche nach ſyſtyliſchem Verhältniß vertheilt ſind, ſo daß immer jede von der andern um zwei ihrer Durchmeſſer abſteht. An jeder ſchmalen Seite ſtehen, mit den Eckſäulen, ſechs; an jeder langen, mit den Eckſäulen, welche zweien aneinanderſtoſſenden Seiten gemeinſchaftlich angehören, eilf Säulen. Das zierliche Oliven-Laubwerk an den Capitälern, ſo wie die Laubgewinde am Fries, und die Zierrathen am Geſims werden mit Recht unnachahmlich, oder doch wenigſtens unübertreffbar ſchön genannt. Und was wäre an dieſem ſchmuckeſten, zierlichſten Gebäude ſeiner Art und ſeines Ranges nicht ſchön zu nennen, von dem mehr auf attiſche Art geformten Fuße der Säulen bis hinan zu dem leicht, auf Lämen-Köpfen ſchwebenden Dache. Iſt doch auch ſo manche feinere Zierrath, z. B. das zarte Karnies, das ſich wie ein Band, bei einem Drittheil der Höhe um die Wände und ihre Säulen herumzog, faſt ganz zerſtört.

Das Innere des Gebäudes oder die Cella war urſprünglich ſehr einfach, ohne alle Bögen. Sie empfing ihr Licht nicht durch Fenſter, ſondern durch das auch im korinthiſchen Style erbaute, gegen zwei und zwanzig Fuß hohe und acht Fuß breite Thor des Einganges, welcher ausnahmsweiſe bei dieſem Tempel nicht wie bei den meiſten andern Tempeln nach Oſten, ſondern nach Norden gekehrt iſt. Auſſen im Fries der Façade hat ſich ſtatt des Laubwerkes urſprünglich eine Inſchrift befunden, welche der gelehrte Seguier noch zu entziffern geſucht, obgleich er hierzu keinen weiteren Anhalt mehr hatte, als die Oeffnungen in denen die ehemals hier geweſenen Buchſtaben durch Stifte befeſtigt waren. So wie er die Inſchrift geleſen, läßt ſie, wie ſchon erwähnt, in dem kunſtreichen Gebäude ein Denkmal ſehen, welches das alte Nismes den Adoptiv-Söhnen und Enkeln des Auguſt: Cajus und Lucius Cäſar errichtet.

Es iſt jener Tempel in verſchiedenen Zeiten zu ſehr verſchiedenen Zwecken, einſtmals ſogar zum Pferdeſtall eingerichtet und benutzt worden. Damals haben ihn die Auguſtiner Mönche, die ihn dem Pferdelieb abkauften, vor dem Untergange gerettet und ſpäter (im Jahr 1689) wendete der nämliche Intendant von Basville, welcher oben als Retter der Gardon-Brücke genannt worden, Alles an, um dem Gebäude wieder Feſtigkeit und Dauer zu geben. Der große Miniſter Ludwigs XIV., **Colbert**, wünſchte ſogar dies alte treffliche Kunſtwerk nach Paris zu verſetzen, ſein Plan wurde jedoch von den nach Nismes geſendeten Baukünſtlern als unausführbar erklärt.

Jetzt ſieht man im Innern mehrere Gypsabgüſſe nach berühmten alten Meiſterwerken; auch Gemälde, unter andern einen heiligen Franciscus von Aſſis, welchem ein Engel erſcheint, von einem ſpaniſchen Meiſter. Der ſchöne hier eingemauerte Moſaikboden, welcher eine beſondere Beachtung verdient, wurde erſt vor wenig Jahren aufgefunden. Er iſt drei und zwanzig Fuß lang und vierzehn Fuß breit und ſeine vierzig weiß und ſchwarzen Felder ſind mit Meduſen-Köpfen, Häuptern von Frauen, mit Löwen, Hunden, Hirſchen, Pferden und Blumen ſeltſam ausgeſchmückt. Auch der ummauerte Vorplatz um den Tempel, enthält in den Wänden manche ſehenswerthe Reſte der alten Kunſt, unter andern auch ein altes Grabmahl. — Der Tempel und ſeine ganze Umgebung iſt jezt auch dadurch vor weiteren Mißhandlungen geſchüzt, daß ein eiſernes Gitter mit einer Thür, wozu ein beſonderer Aufſeher den Schlüſſel führt, auſſen um den eingemauerten Platz herumläuft.

Von Maiſon quarree aus, die große, breite, mit ſchönen Gebäuden gezierte Straße hinauf, über den weiten, gemauerten Canal hinüber, der das Waſſer der großen Quelle vom Park zur Stadt führt, gingen wir jezt in den Park hinein und zu der berühmten Quelle ſelber hin. Sie war in dieſer Jahreszeit noch voll und waſſerreich; im Sommer fließt ſie oft ſo ſparſam, daß ſie den Bedürfniſſen der Stadt und der auf ihre Hülfe rechnenden Fabriken kaum zur Hälfte genügt.

Es war mir die Bekanntſchaft dieſer merkwürdigen Quelle ſehr viel werth, da dieſelbe eben alls einen tieferen Blick in die Naturgeſchichte der Quellen überhaupt, und in einen Theil der Meteorologie thun läſſet, welchen man den unterirdiſchen nennen könnte. Man ſieht nämlich ihr Gewäſſer nicht bloß dann ſtärker werden und anwachſen, wenn in der Umgegend ein langer und ſtarker Regen gefallen, oder in den Gebirgen ein Wolkenbruch niedergegangen; ſondern der Quell ſchwillt auch mächtig und auffallend an, wenn in den gegen drei Meilen weit entfernten, nordweſtlichen Thälern, ein Sturm ohne Regen ſich erhoben. Gleich als hätte da das eigentliche Gewitter mit ſeinen waſſergebenden Nebeln und Gewölken ſeinen Lauf unter der Erde, in ihren verborgenen Höhlen und Klüften genommen, und ſeinen, dem Auge verhüllten Zug, deute in der oberen Region der hierbei oft völlig klaren Atmosphäre, ein jenem Zuge folgender Sturmwind an. Wie auf hohen Bergen, in klarer Luft, öfters nur der Sturmwind gefühlt wird, der in demſelben Augenblick über das Thal zu ihren Füßen eine Gewitterwolke mit heftigen Regengüſſen hinführt. Auch aus den Quellen und Waſſerbehältniſſen unſerer deutſchen Kalkgebirge, namentlich aus jenem des Czirknitzer Sees, ſtrömt oft das Waſſer mächtiger hervor als nach großen Regengüſſen, wenn der Sturm über das Gebirge nur die lezten kleinen Regenſchauer eines Gewitters geführt, das ſich ſchon großentheils unten in den Tiefen abgewittert hat. Auch da in dem Geheimniß der verborgenen Gebirgsgründe und Höhlen, wird durch denſelben Naturprozeß, wie in der oberen ſichtbaren Atmosphäre, jezt Gewäſſer gebildet, und in Maſſe niedergeſchlagen, jezt wieder zur Dampfform aufgelößt oder zerſezt, und es hat vielleicht die Tiefe auch ihre trocknen und naſſen Zeiten.

Die Quelle ſtrömt aus dem Fuß des Kalkgebirges in einem weiten Baſſin zu Tage aus, welches mehr als zwanzig Fuß Tiefe hat; öfters ſieht man ihren Strudel über die obere Waſſerfläche emporwallen und in die Höhe ſpringen. Das Gebirge iſt überall in der Nähe von Höhlen durchſezt, deren Züge in unbekannte Fernen und Tiefen hinlaufen. Jener, aus welchem die Quelle hervorbricht, ſcheint mit dem Hauptzug der Höhlen in Verbindung zu ſtehen.

Als man in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Quell und einen etwas tiefer gelegenen ſchlammigen Teich gereinigt, fand man in dieſem alte römiſche Bäder, deren im Kreis um den Rand des alten Baſſins herumgelegene Hallen noch ziemlich wohl erhalten waren. Die Reihe von Säulen auſſen um die Hallen her, ſo wie manche andere Verzierungen, ſind neu, und freilich die lezteren von einem etwas anderen Style als der römiſche geweſen, ſo daß jener ſich zu dieſem etwa ſo verhält, wie der Bericht, welchen eine Pariſer Putzmacherin von dem Inhalt eines ſhakeſpearſchen Trauerſpiels gegeben, das ſie eben im Theater aufführen geſehen, zu dem eigentlichen, von Shakeſpeare ſelber geſchriebenem Inhalt. — Man hat unter den Trümmern der alten Bäder eine Statue des Apoll und zwar anfangs blos den Rumpf, dann aber auch die meiſten übrigen abgebrochenenen Theile gefunden; ein Meiſterwerk aus den beſten Zeiten der römiſchen Kunſt. Dieſe ehrenwerthen Trümmer ſind hernach in dem ſogenannten Dianentempel aufgeſtellt worden.

Dieſer zulezt erwähnte Tempel, den man ſeiner Nachbarſchaft wegen, Tempel der Quelle genannt, glei-

et, ſo wie er nun da ſteht, einem Baume, welcher,
iß alle ſeine Aeſte und Zweige mit Laub und dem üp-
igſten Schmucke der Blüthen bekleidet geweſen, von
nem Wetter getroffen, und in tauſend kleinere und
rößere Trümmer zerſchmettert worden. An der Vorder-
ite werden noch die Bögen des Hauptthores und die
eiden kleineren Nebenthore bemerkt; von den Bögen,
elche ſich über dieſes untere Stockwerk ſymmetriſch ge-
ölbt, zeugen noch einzelne Trümmer. Es iſt aber auch
ie eine ganze Seite der Façade von dem Gemäuer über
er Nebenpforte an, modernes Flickwerk. Die Seiten-
hore, welche zu den ehehin durch Mauern von der in-
neren, größeren Tempelhalle geſchiedenen Nebenkammern
führten, ſind zugemauert, und es bedarf auch da keiner
beſonderen Eingänge, denn von den trennenden Wän-
den des Innern iſt nur noch ein Theil vorhanden. Ei-
nen ſonderbar ſchmerzlichen Eindruck macht der Anblick
dieſes Innerm Da ſind an den Wänden herum die
aufgeleſenen und aus dem Schutte hervorgegrabenen
Trümmer, Brocken und Bröcklein der alten, koſtbaren
Zierrathen, womit das Gebäude in ſeiner Blüthenzeit
geſchmückt geweſen, aufgeſtellt und ineinander gelegt.
Etwa ſo, wie ein Gärtner das Laub und die koſtbaren
Blüthen, — einige noch ganz, von andern nur die
zerſchlagenen Kronenblätter — von einem ſeltenen Baum
aufliеſet und ohne ſonderliche Ordnung zuſammenlegt,
wenn der Hagel und Sturm ſie zerriſſen und am Bo-
den zerſtreut.

Von der prächtigen, gewölbten, in einen ſcharfen
Rücken zulaufenden Decke, von den ſechszehn Säulen
des Seiten-Gemäuers, auf deren gezahntem Karnies das

Deckengewölbe geruht, und deren Capitäler von vermiſchter Ordnung, faſt jedes von andrer Zeichnung, herrliche Kunſtwerke geweſen; von den zierlich gezeichneten Plafonds, ſtehen nur noch einzelne übriggelaſſene da, als wollten ſie ſich bei dem jezt lebenden Geſchlecht darüber beklagen, daß man ihrer alte Herrlichkeit ſo wenig geachtet. An den äußeren Wänden der Seitenhallen waren, wie dies noch an der einen Seite zu ſehen, fünf Niſchen, jede acht Fuß hoch; im Hintergrunde des Hauptſaales, dem Eingange gegenüber, waren drei, eine mittlere, größere, und zwei kleinere zu ihren Seiten. Um die Niſchen ſtunden Säulen, von denen einige noch vorhanden ſind. Aus den Nebenkammern, über deren jede ſich ein eigenes rundes Dach gewölbt, führte hinten eine Thür zum innern Tempel; neben jenen beiden Seiten-Gängen waren auſſen die Höfe. Der Fußboden ſcheint, wie dies die einzelnen noch aufgefundenen Trümmer bezeugen, mit Moſaik belegt geweſen zu ſeyn, das Dach war mit Steinplatten bedeckt; das Tageslicht fiel, wie es ſcheint, nicht allein zu dem zwanzig Fuß hohen und eilf Fuß breiten, nach Oſten gekehrten Hauptthore, ſondern auch noch zu einem etwa zwölf Fuß hohen Fenſter herein, welches über dem Hauptthore aufgewölbt war. Die Größenverhältniſſe werden von Beaumont nach engliſchen Maaßen: die Länge zu 48½, die Höhe zu 40, die Breite zu 31 Fuß angegeben. Das Gemäuer beſtehet aus mächtig großen Quaderſteinen, welche ohne Kitt, nur durch ihre eigene Laſt und einzelne eiſerne Klammern zuſammengehalten werden.

Gegen die Meinung, daß dieſes Gebäude ein Veſta-Tempel geweſen, ſpricht ſeine viereckigte Form, während die Tempel der Veſta wohl immer von rundem Umriſſe geweſen: gegen die andere gewöhnliche, daß es ein Tempel der Diana war, wird eingewendet: daß in den Tempeln dieſer Gottheit ſonſt immer die joniſche Ordnung die vorherrſchende ſey, während ſich hier theils die korinthiſche, theils noch einige andere vermiſchte Ordnungen zeigen. Die Alterthumsforſcher haben daher das jezt götterloſe Gemäuer bald dem Gott Nemausus, dem Schutzgott der alten Stadt, bald mehreren Gottheiten zugleich geweiht; einige Freunde des geſellſchaftlichen Vergnügens unter ihnen machen es zu einer antiken Reſtaurations-Anſtalt, wo man warm gebadet und gymnaſtiſche Uebungen gemacht: eine Meinung über welche das Gebäude noch in ſeinen jetzigen Trümmern zu lachen ſcheinet.

Bis zum 16ten Jahrhundert hatte ſich dieſer Tempel, wie es ſcheint, ziemlich unzerſtört erhalten und war zulezt im Beſitz der Auguſtiner Nonnen geweſen, aus deren ſanfteren, ſeiner ſchonenden Händen, er dann in die der Holz- und Kornhändler gerathen. Als im Jahr 1576 ein Feind des damaligen Beſitzers Feuer darein gelegt und den Vorrath von Stroh und Holz entzündet hatte, zerſprengte die Gluth ſchon einen großen Theil der innern Zierrathen und des vorderen Gemäuers; was die Glut übrig gelaſſen, ſuchten im folgenden Jahre die Einwohner von Nismes abſichtlich niederzureiſſen, um den Marſchall von Bellegard zu verhindern, ſich in dem feſten Gebäu zu verſchanzen. Aber die Alten hatten ſo maſſiv und mächtig gebaut, daß den zerſtörenden Männern nur das Niederreiſſen der einen Seite gelungen, und auch im Jahr 1662, als man ſich hier Mauerſtücke zum Ausbeſſern der Feſtungswerke holen wollte, ſchien es bald rathſamer ſie anderwärts von einer leichter zu bewältigenden Form und Größe aufzuſuchen, als ſie hier aus dieſem künſtlichen Felſen, — feſter und verſchloſſener als ein natürlicher Felſen — herauszubrechen.

Endlich traten wir aus dieſen alten Tempeln auch wieder einmal heraus in den ewig neuen, friſchen Tempel der Natur. Hohe Kaſtanienbäume, und der ſchattige Lorbeerbaum, ſtunden in voller, duftender Blüthe, aus dem Gemäuer und Felſenwänden drängten ſich laſurblaue Schwertlilien, eine an der andern hervor, und neben ihnen die himmelblauen Blumen des großen Immergrüns (Vinca major). In den Blüthen des Kirſch-Lorbeerbaumes wiegten ſich Bienen (ſaugend da den Saft, der ihnen allein nicht ſchadet) tiefer in den Traum ihres wundervollen, geheimnißreichen Lebens hinein, oder gingen, wie Gedanken eines Forſchers, von einem Baum zum andern aus und ein; aus der Luft fiel ein ſchöner Schmetterling, von einem Vogel gejagt, auf die Hand herunter.

In den Gängen des Parkes und auf ſeinen ſteinernen Bänken, dann in den ſchattigen Lauben eines nahe am Eingang zum Park gelegenen Kaffee- oder Weinhauſes, weilten wir noch einige Zeit. Es war überall ſtill, und doch war es dem inwendigen Ohre immer als vernehme es aus der tief blauen Luft und aus den blühenden Lorbeerbäumen, den Ton der Freude und das Jauchzen des aufkeimenden Lebens.

Herr Heimpel Boiſſier auf deſſen Bekanntſchaft ich mich, und zwar wie ſich ſpäter zeigte, mit vollem Rechte innig gefreut hatte, war auf ſeinem Landgute; wir fanden ihn erſt auf unſerem Rückwege, als wir wieder durch Nismes nach Marſeille reisten. Bei einem deutſchen Wirthe, wo wir heute ſpeisten, machten wir ſchon am Mittag, noch mehr aber am Abend Bekanntſchaft mit vielen deutſch redenden Männern. Die Meiſten unter ihnen waren Soldaten unter den Schweizer-Regimentern, welche hier in Garniſon ſtehen, aus der deutſchen Schweiz gebürtig; mehrere jedoch auch, die wir am Abend ſahen, Bürger aus Nismes aus der handelnden und arbeitenden Klaſſe, welche der eine aus dieſem der andere aus jenem Theil von Deutſchland, in der Zeit ihrer wanderluſtigen Jugend hieher gerathen und dann auch da geblieben waren. Die Söhne dieſer deutſchen Väter, von franzöſiſchen Müttern gebohren, verſtunden, wie ich dies am andern Tage in dem einen Haushalt gefunden, nur wenige Worte Deutſch und unſere eingewanderten Landsleute ſind demnach in ihrem eigenem Hauſe wie im fremden Lande. Da treibt ſie denn das gar ſehr mit der Menſchennatur verwachſene Bedürfniß, die liebe Mutterſprache zu hören und zu reden, wenigſtens von Zeit zu Zeit an einen gemeinſchaftlichen Verſammlungsort der Deutſchen.

Am Nachmittag ſahen wir denn auch noch das alte römiſche Thor, das von 1194 bis 1791, mithin ſechs Jahrhunderte lang, unter einem Aufſchutt an der alten Stadtmauer verborgen gelegen war, und welches ſeiner alten, nur noch an den Rinnen, in denen einſt die Buchſtaben geweſen, erkennbaren Inſchrift nach von Auguſt, im 15ten Jahr vor unſerer Zeitrechnung erbaut war. Es hat zwei innere, zwölf Fuß weite, und zwei äuſſere, nur halb ſo weite Eingänge, und die Säulen und Pilaſter ſind von korinthiſcher Ordnung. Auch in der übrigen Stadt ſind noch manche Reſte aus der Zeit der Römer zerſtreut: Gemäuer und Trümmer alter Bildhauerarbeiten, antike Brunnen, halb erhobene Arbeiten an den Häuſern, und Spuren von Inſchriften.

Die eigentliche, innere Stadt hat enge, zum Theil ſchmutzige Gaſſen, deren alte, hohe Häuſer übrigens in den heißen Stunden des Nachmittags einen ſehr erwünſchten Schatten gaben. Da wurden denn Kaufmannsläden beſucht, Shawls beſehen und auch Einiges eingekauft; jedoch nicht ſo wohlfeil als wir es in einem Lande der Seide und Seidenwaaren vermuthet hatten und auch ſpäter in Livorno wirklich fanden. Am liebſten verweilten wir in der großen breiten Straße, welche von der Esplanade und dem Amphitheater an, am Maiſon quarree vorüber führt. Da ſtehen die ſchönſten Häuſer, unter denen ſich namentlich das Theater auszeichnet, ſelbſt die vielen Kaffeehäuſer da bringen Leben und Bewegung des Volkes herein, und die ſehr wohl verſorgten Buch- und Kunſthandlungen gewähren eine augenblickliche Beſchäftigung und Unterhaltung.

Auch die Bibliothek mit dem Antiquitäten- und Naturalien-Cabinet, iſt einer aufmerkſamen Beachtung werth. Ich ſahe zwar dieſe Schätze erſt auf der Rückreiſe von Montpellier, ihre Erwähnung wird jedoch hier am ſchicklichſten eine Stelle finden. Der gelehrte Seguier, der Freund und Lebensgenoſſe des berühmten Maffei in Verona, war in Nismes gebohren und erzogen worden, und hat hier auch, beſonders nach dem Tode ſeines Freundes Maffei, ſeine ſpäteren Lebensjahre zugebracht. Das Glück eines ſolchen Geburts- und Wohnortes hat wohl niemand beſſer zu ſchätzen und zu benutzen gewußt, als Seguier, wie dies jene Sammlungen zeigen, welche großentheils von ihm zuſammengebracht ſind. Er hatte, zum Alterthumsforſcher gebohren, ſchon als Knabe angefangen alte Münzen und Antiquitäten, von jeder für ihn erreichbaren Art zu ſammeln, und ſobald er zum freien Beſitz ſeines väterlichen Vermögens gekommen, wendete er dieſes zum großen Theil an, um, in einer Zeit, wo dieſes noch viel leichter war, und wo nur ſelten ein Nebenbuhler von gleicher Neigung ſeinen Wünſchen in den Weg getreten, Alles an ſich zu kaufen, was von Alterthümern bei einzelnen Privatleuten zerſtreut lag, oder gerade in jener Zeit aufgefunden wurde. Seguiers Eifer und Freigebigkeit regte damals alle Garten-Beſitzer und Weingärtner, Tagelöhner und Maurer auf, daß ſie jeden, vorhin vielleicht oft ſchon mit der Hacke oder Schaufel berührten, aber nicht weiter beachteten Stein hervorhoben und genauer betrachteten, und ſo wurde zu jener Zeit in zehn Jahren mehr aufgefunden, als vorher kaum in mehreren Menſchenaltern. In Verona, in Maffeis Umgang, bildete ſich dann Seguier noch vielſeitiger aus, und dort legte er ganz beſonders den Grund zu ſeiner reichen Naturalienſammlung. Als er dann in den lezten Jahren ſeines Lebens in ſeiner Vaterſtadt mit allen ſeinen Schätzen das ſchöne Haus bewohnte, dem man es jezt noch anſieht, daß hier ein Freund der alten Kunſt gelebt habe, ſchien ihm der Gedanke unerträglich, daß die großentheils in Nismes geſammelten Alterthümer in ein fremdes Land gerathen ſollten; er ſchlug daher die ihm von Rußland gemachten Anerbietungen zum Verkauf ſeiner Sammlung aus, und ſchenkte dieſe, ſeiner Augen Freude und Luſt, ſeiner Vaterſtadt.

Die Bibliothek, welche wenigſtens zum großen Theil Seguiers Eigenthum war, zeichnet ſich weniger durch Zahl der Bände (deren jedoch gegen 30,000) als durch Gehalt aus; es ſind da Werke, davon jedes einzelne eine Bibliothek zieren könnte, und von allen bis an die lezte Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Italien, Frankreich und England erſchienenen Pracht- und Kupferwerken werden wohl wenige bedeutendere fehlen. Der Naturforſcher wird ſich übrigens hier eben ſo reich befriedigt ſehen, als der Freund der Geſchichte und der Alterthümer; der leztere jedoch am meiſten. Unter den Alterthümern zeichnen ſich einige bronzene Gefäße von beſonderer Schönheit, und einige treffliche Statuen und Statuenfragmente aus; die Sammlung von geſchnittenen Steinen, ſo wie jene von Münzen, enthalten große Koſtbarkeiten an Kunſtwerth und Seltenheit. Das Naturalienkabinet iſt für mich am anziehendſten geweſen. In der ſchönen Conchylienſammlung ſahe ich einige Arten, welche ich bisher blos aus Abbildungen und Beſchreibungen gekannt hatte; unter den Mineralien fielen mir die auserleſenen Cöleſtine aus Sicilien auf, die prächtigſten, welche ich auch bis damals geſehen, und mehrere ausgezeichnet ſchöne metalliſche Foſſilien. Die organiſchen Ueberreſte, beſonders die Ichthyolithen aus der Gegend von Verona, ſind faſt durchgängig ſo deutliche ſchöne Stücke, daß man auch hieran ſieht, daß ſie ein Mann zuſammenbrachte, welcher überall verſtanden, was und wie man ſammeln ſolle.

Leider haben wir verſäumt und vergeſſen, die Buchetiſche Sammlung von römiſchen (auch ägyptiſchen, perſiſchen) Alterthümern, ſo wie von Gemählden, Wachsfiguren und anderen Kunſtſachen der ſpäteren Zeit zu beſehen. Ueberhaupt aber hat das ſchöne Languedoc, und namentlich die liebliche, reiche Umgegend von Nismes in der ſchönſten Zeit des Frühlings für jemand, der gern in der Natur lebt, einen ſo unwiderſtehlichen Reiz, daß man gar zu leicht aus den Häuſern hinaus, erſt auf die Esplanade oder in den Park, und dann weiter in's Freie gelockt wird.

Nismes iſt ja ſeit Jahrhunderten eine rechte Stadt der Gärten und Gartenfreunde, deren mannichfache Sämereien in alle Länder von Europa bis hinauf nach Rußland und Schweden verſendet werden. War doch auch ein Wohlthäter für ſein ganzes Vaterland, Traukat, welcher die Zucht der Maulbeerbäume, und mit ihr der Seidenwürmer in Südfrankreich eingeführt, ein Gärtner von Nismes; jener Traukat, durch deſſen Eifer und Thätigkeit in Zeit von 42 Jahren (von 1562 an) vier Millionen Maulbeerbäume in Languedoc und in der Provence, denen vorhin dieſer Baum fremd geweſen, angepflanzt und einheimiſch gemacht worden, welche Zahl ſich bald ſo vermehrte, daß Frankreich nicht blos alle Seide, deren ſeine Fabriken bedurften, ſelber bauen, ſondern auch noch welche in's Ausland verkaufen können. Auch Nicot, welcher den Tabak nach Frankreich gebracht, und von welchem dieſes Gewächs ſeinen wiſſenſchaftlichen Namen Nicotiana empfangen, war aus Nismes gebürtig. Gärtnerei und Botanik ſind noch überdieß aus einem andern Grunde Eigenthum und Erbrecht eines Theiles der Bewohner dieſer Stadt, da von hier aus ein ſehr bedeutender Handel mit Apothekergewächſen und Gewürzkräutern getrieben wird, welche zum Theil in Gärten gezogen und zum Theil wildwachſend auf den benachbarten Bergen gefunden werden. Selbſt die Blätter des Gerber-Sumachs ſind hier ein nicht unbedeutender Handelsartikel, und von ſpaniſchem Pfeffer baut man um Nismes jährlich gegen ſechshundert Centner. Dennoch hat dieſe ſchöne Gartenſtadt mit einem viel ungünſtigeren Clima zu kämpfen, als z. B. das Thal von Vaucluſe. Denn in Nismes ſinkt die Temperatur im Winter öfters mehrere Grade unter dem Gefrierpunct hinab, und tödtete nicht ſelten den größten Theil der Oelbaumpflanzungen. Zugleich ſind auch die Stürme hier faſt eben ſo häufig und verheerend, als in der Gegend von Avignon. Dennoch, wie geſagt, lebt ein großer Theil der Bewohner von Nismes von Gärtnerei und Pflanzenſammlen. — Und dies ſind mir noch die glücklichſten Bewohner der Stadt, welche einen Zweig des Handels und Gewerbes treiben, der ſie ſchon durch ſich ſelber öfters in's Freie hinausführt; die armen Seidenweber aber und Spinner und Seidenwinder, Strumpffabrikanten, Bandmacher und Färber, deren Zahl in dem betriebſamen Nismes ſehr groß iſt, mußte ich, nachdem ich einige deutſche Landsleute unter ihnen näher kennen gelernt, faſt bedauern. Denn von den zwölf Millionen Livres, welche die Fabrikherren und Kaufleute alljährlich aus den hier gefertigten Seidenzeugen löſen, kommt eben gar zu wenig an die gemeinen Fabrikarbeiter ſelber. Sie aber waren fröhlich und zufrieden dabei, und ich freute mich in ihre Seele hinein, daß dort die armen Leute für wenige Kreuzer ſich täglich mit einem Wein erquicken können und mit einem Weißbrod, welche unſern armen, eben ſo fleißigen Fabrikarbeitern der Gebirge, wenn ſie nur zuweilen das Wenige hätten, was dieſe da beim Nachhauſegehen übrig laſſen, ein rechter Feſttagsgenuß und Arznei ſeyn würden. Da iſt überall Oehl und Moſt und Kornes die Fülle, und bei dem deutſchen Wirth, bei welchem wir unſere Landsleute gefunden, tranken wir einen ſehr edlen Wein, die Bouteille für fünf Sous. Derſelbe hatte aber viel wohlfeilere Sorten, welche man in Deutſchland ſehr gut finden würde.

Eines aber freute mich dort unter den Deutſchen mehr als Alles: das war die Liebe und Einigkeit der verſchiedenen Confeſſionsverwandten unter einander. Hierin hat denn doch der deutſche Charakter und Landsmannſchaftsſinn etwas ganz Beſonders. Ich hatte ſo viel von den immer fortdauernden Reibungen und Kämpfen der Katholiken und Proteſtanten in Nismes gehört; hier aber unter den deutſchen Landsleuten waren Katholiken und Proteſtanten beiſammen, mit einer Liebe, welche von keinem ſolchen Unterſchiede weiß. Wenn zuweilen der franzöſiſch-katholiſche Pöbel noch in lezter Zeit auf alte Weiſe die arme, ſo lange zertretene Heerde der Proteſtanten wiederum zertreten und ſchlachten wollte, haben ſich die Schweizer, von denen die Regierung, in der Abſicht dieſem Unweſen zu wehren, einige Regimenter hieher verlegt hat, jederzeit, ſowohl die zahlreichen Katholiken unter ihnen als die Proteſtanten, der armen, bedrückten Partei angenommen.

Es ſteht alſo dort, was die Sicherheit des Lebens, der Freiheit, der Güter betrifft, freilich ganz anders mit unſern Glaubensgenoſſen, als noch vor wenig Menſchenaltern. Noch im Jahr 1703, am Palmſonntag, wurden einige Hundert in einer Mühle zum Gottesdienſt und zur Feier des Abendmahles verſammelte Proteſtanten, in dem von Dragonern umringten, und von ihnen angezündeten Gebäude, lebendig verbrannt *); noch vor etlichen Menſchenaltern war hier das Amt eines evangeliſchen Predigers mit beſtändiger Todesgefahr verbunden. Damals ſind auch ganze Schaaren, ſtill, geduldig, freudig zum Tode gegangen, oder haben ſich den Raub der Freiheit (denn in einigen Gegenden von Frankreich war ſchon der Beſuch eines Gottesdienſtes der Reformirten ein Verbrechen, das mit lebenslänglicher Galeerenſtrafe belegt wurde), den Raub der Güter und das Ausſtoßen aus der Heimath gerne gefallen laſſen, nur um das zu retten, was ihnen theurer als das Leben geweſen: ein unbeflecktes Gewiſſen.

Es leben in Nismes noch jezt viele Proteſtanten, welche damals den gemeinſamen Gottesdienſt, — der nicht in Häuſern gehalten werden durfte, — in der Wüſte, in einem Steinbruche, oder in einer Felſenkluft mitgefeiert haben. Eine Feier, bei welcher die, welche ſo zur Stadt hinausgehend „Seine Schmach getragen“ einen ganz beſonderen Segen des Ernſtes zu allem Guten, der Liebe zu Gott und dem Nächſten empfangen haben; einer Liebe, welche ſie fähig gemacht, bei jeder ihrer Verſammlungen für ihre Verfolger zu beten. Selbſt die Chriſten von andern Confeſſionen ſahen mit Rührung jene 12—15000 Geächteten an hohen Feſten hin-

---

*) Man vergl. Chr. Fr. Mylius Reiſe durch das ſüdl. Frankreich. 2ten Bandes 2te Abtheilung, S. 84.

ausſtrömen in das Gebirge, alle mit tiefem Ernſt und rechter Andacht. Beaumont war einſt Zeuge dieſer Andacht, und die damals zugleich mit ihm beim Gottesdienſt im Steinbruche anweſende herzogliche Familie von Braunſchweig bekannte, kaum je bei einer öffentlichen Gottesverehrung ſo gerührt geweſen zu ſeyn, als bei dieſer.

Es hat aber auch ſeinen guten Grund, weshalb dies ſo war. Ein Prediger, welcher nicht um Vortheil und Gewinnes willen, ſondern mit dem Bewußtſeyn ſein Amt verſieht, daß heute oder morgen, um dieſes Amtes willen, der Tod eines Miſſethäters auf ihn warte, ein Zuhörer, welcher es weiß, daß ſein Sehnen nach dem Worte ihm Leben und Freiheit des Leibes und Güter koſten könne; die müſſen wahrlich von einer mehr als menſchlichen — von göttlicher Kraft — getrieben ſeyn, von einer Liebe, welche mächtiger iſt, als das arme Leben und als der Tod.

Wie habe ich mich noch jezt an dem brennenden Eifer, an der Liebe dieſer Leute und ihres jungen Predigers erfreut, und gewünſcht, daß doch ein Saamenkörnlein ſolchen chriſtlichen Ernſtes in ſo manche Gegend herübergeweht werden könnte, welche in geiſtiger Hinſicht faſt nichts aufzuweiſen hat, als todte Gebeine.

Jezt, wie ſchon erwähnt, hat man den Proteſtanten auch die Rechte eingeräumt, welche die Juden ſchon längſt vor ihnen, ſelbſt in Avignon genoſſen, die Rechte: Menſchen zu ſeyn, deren höchſtes Eigenthum vor dem Thier voraus, freie Aeußerung der inneren Ueberzeugung iſt. Sie haben ihre eigene Kirche, ihre eigenen, öffentlich anerkannten Prediger, und unter ihnen iſt der größte Theil der gebildetſten, ernſteſten, edelſten Einwohner der Stadt.

Aber auch die andern Confeſſionsverwandten hatten und haben in Nismes hohe, edle Namen aufzuweiſen. Hier lebte der milde, treffliche Prälat Flechier, welcher mitten in den Zeiten der ärgſten Verfolgungen, im Jahre der Theurung 1709, die proteſtantiſchen Mitbürger eben ſowohl, als die katholiſchen, durch Aufopferung der eigenen Güter, vom Hungertode gerettet. Hier wurde geboren und lebte den ſchöneren Theil ſeines Lebens der Schriftſteller Florian und der berühmte Kanzelredner Saurin.

Wenn daher auch Nismes nicht mehr ſo, wie in jenen Zeiten, da es das reiche, mit zehn Thoren verſehene, prächtige Nemauſium der Alten geweſen, in welches die Römer ein Abbild ihrer ſtädtiſchen Verfaſſung und Herrlichkeit übergetragen; nicht mehr, wie damals, wo Agrippa hier verweilt, und wo Auguſt es mit ſeinen prächtigen Mauern geziert, oder wo der erlauchte Antonin da geboren worden, „ein Luſtgehege der Götter“ genannt werden kann; ſo iſt es dafür ein Garten Gottes in mehr als einem Sinne; ein Garten, in welchem gar manches Gewächs, Blüthen und Früchte, für die Ewigkeit getragen hat und noch trägt.

Donnerſtag den 6. April, nachdem wir uns am Morgen noch einmal auf der Eſplanade und bei dem Amphitheater herumgetrieben und an der Ausſicht und Anſicht erfreut, auch das andere, zum Theil noch ſtehende alte römiſche Thor, Port de France genannt, noch etwas genauer beſehen hatten, ſetzten wir uns auf ein ſehr einfaches Poſtfuhrwerk, der Courier genannt, welches eine freiere, luſtigere Ausſicht in den Frühling und in die liebliche Umgegend gewährt, als die Diligence, und überdies für heute auch die einzige Gelegenheit war, welche noch bei Tage nach Montpellier abging.

Wir hatten nicht Urſache unſere Wahl zu bereuen; denn da vornen auf dem Vorderſitze wurde dieſer ganze Vormittag zu einem Feſt im Freien, zu einer Frühlingsfeier in Languedoc. Der Maulbeerbaum trieb ſchon die erſten Blätter, Pflanzungen von Oehlbäumen zogen ſich in die Schluchten der Hügel hinein; der Morgenwind, der aus den köſtlichen Rebenpflanzungen herkam, die da ohne ſorgfältige Wartung und Düngung den edelſten Wein tragen, brachte balſamiſche Gerüche mit, und ſelbſt aus den Kalkſteinen am Wege ſchauten gewürzhafte Kräuter, beſonders der blühende Lavendel, hervor. Nach Süden und Südweſt hin zieht ſich die lange, wellenförmige Ebene gegen das Meer hinunter, über die Kalkhügel gegen Norden zeigten ſich an einigen Puncten die beſchneiten Gipfel der Cevennen. Wir waren ſehr bald bei dem Städtlein Lunel, deſſen berühmten, köſtlichen Wein wir, dem Rath des Poſtillons, der ein Weinkenner geweſen, folgend, ſchon in einem Wirthshaus vor Lunel verſucht hatten. In dem Städtlein ſelber konnte der Courier ſo wenig verweilen, daß wir nur einen flüchtigen Blick auf den wichtigen, bis zum Meere bei Cette führenden Canal und auf die Kirche der Stadt richten, und auf einem von Südfrüchten duftenden Platze Orangen aus Mayorka einkaufen konnten: die ſüßeſten und beſten, welche wir bis dahin jemals gekoſtet hatten. Im ganzen Städtlein, beſonders aber am Canal, ſcheint reges Leben und Verkehr.

Kommt man ja auch hier einem alten Hauptpunkt des europäiſchen Groß- und Welthandels immer näher, welcher noch vor einigen Jahrhunderten faſt ausſchließend im Beſitz des Verkehrs mit der Levante geweſen, und in welchem noch jezt die alte, großartige Thätigkeit nicht erloſchen iſt. Da treibt jeder Ort, jedes Dorf einen eigenthümlichen, zum Theil ausſchließenden Handel, oftmals mit den ſeltſamſten Kleinigkeiten, deren Ertrag dennoch die Bewohner ernährt, und in ihrem Maaße wohlhabend macht. So iſt, etwa eine Stunde von Lünel nordwärts, das Dorf Grand Gamargue an einem Hügel gelegen, das ſeit Jahrhunderten faſt für ganz Europa den Lackmus aus der Lackmuspflanze (Croton tinctorium) geliefert. Ein ganzes Dorf: Männer und Frauen und Kinder, bis auf wenige Leute, welche indeß das Haus behüten, zieht da am 25. Juli des Morgens, nach angehörter Meſſe, auf eine botaniſche Wanderung, einzig in ihrer Art, aus. Bald vor dem Orte zerſtreuen ſich die Haufen familienweiſe: die einen nördlich in die Cevennen, andere in die Kalkberge des niedern oder ſüdweſtlichen Languedocs, noch andere ſogar in die Bergzüge der Provence. Denn der Umkreis, welchen jenes botaniſche Volk durchwandert, dehnt ſich zum Theil bis 15 Stunden weit vom Dorfe aus. Kein Haufen, keine Familie verräth den anderen, wo ſie ihre Hauptärnte halten werde. Denn die Felſen und Schluchten, wo die Väter die Lackmuspflanze in Menge gefunden, werden den Kindern als ein geheimer Familienſchatz gezeigt und beſchrieben, und dieſe überliefern das jährlich neue Zinſen tragende Erbtheil eben ſo wieder an ihre Kinder. In wenig Tagen iſt die Excurſion geendet. Denn die Pflanzen müſſen noch friſch zur Stelle, wenn der Saft, den man aus ihnen, nachdem man ſie in eine Art von Oehlmühle zum Brei zerſtampft hat, herauspreßt, noch ſeine ganze ſchöne, olivengrüne Farbe haben ſoll, die man dann reinen Leinwandlappen durch mehrmaliges Hineintauchen mittheilt. Das Grün wird durch das flüchtige Laugenſalz, welches aus Maulthiermiſt oder aus Gefäßen mit faulendem Urin, mit ätzenden Kalk vermiſcht, über welche man die gefärbten Lappen breitet, aufſteigt, in jenes bekannte Lackmusblau verwandelt, welches, ehe man in dem Rochellemoos (Lichen Roccella und L. Parella) hierfür eine reichere und noch harmloſere *) Farbenquelle gefunden, in ganz Europa als Maurelleblau verbreitet geweſen, und noch jezt unter die nothwendigen Dinge jedes wohleingerichteteten chemiſchen und phyſikaliſchen Haushaltes gehört. Man baut übrigens auch jene Pflanzen in einigen Gegenden von Südfrankreich auf Feldern.

Da iſt man denn gegen Mittag ſchon vor Montpellier, deſſen Nähe einzelne prächtige Landhäuſer, von hohen Cypreſſen umgeben, ankündigen, und deſſen Häuſermaſſen und Thürme ſich auf dem Sattel eines Hügels mächtig hervorheben. Es war mir — der ſelber eine Art von Naturforſcher und Arzt — da ich dieſe Stadt

---

*) Der aus Croton tinctorium bereitete Lackmus hat eine verborgene aber heftige Schärfe in ſich, welche, wenn man ihn kaut, ſtarkes Brennen im Mund und Hals erregt. Der friſche Saft der Pflanze vertilgt Warzen.

jezt ganz nahe vor mir ſah, ſo zu Muthe, als wenn ich mich einem alten, weltberühmten Vater und Meiſter der Wiſſenſchaft näherte, des eisgraues Haupt ein wohlverdienter Lorbeer umflicht: es war mir, als müßte ich die Reiſemütze abnehmen, und den alten, ehrenwerthen Herrn da grüßen.

Montpellier, die alt- und hochberühmte Mutter- und Reſidenzſtadt der Arzneikunde und Naturwiſſenſchaft, eine Reihe von Menſchenaltern hindurch; vormals die Pflegerin aller Wiſſenſchaften, der erſehnte Zufluchtsort der Kranken aus allen Ländern von Europa; die Schule, in welcher Petrark gebildet worden und Peireskius, und eine Schaar, beſonders von großen, oder doch glücklichen Aerzten, welche niemand zählen kann. Es war mir ſo ganz beſonders wohl, da ich in die alte Stadt kam, als ſollte ich, nach Seite 2, den alten reichen Vetter beſuchen, der den Kronenthaler herſchenkt.

Wir waren von Nismes aus an einen Wirth addreſſirt, deſſen Name jedoch von einem Deutſchen ſo ganz beſonders geſchrieben worden, daß ihn niemand recht leſen, noch ausſprechen können. Der Poſtmeiſter wenigſtens konnte es nicht. Ein Pauvre, deſſen Kleidung auf eine Weiſe zerriſſen geweſen, daß man ihn nicht honteux nennen können, der an der Thür der Remiſe ſtund, und in etwas an den Hausknecht empfohlen zu ſeyn ſchien, wollte jenen faſt unausgeſprochenen und unausſprechlichen Wirth ſehr genau kennen, und erbot ſich uns hinzuführen, und dann auch das Gepäck nachzuliefern. Wir gingen mit ihm, und nachdem er uns erſt lange Zeit geradeaus, ſüdweſtwärts hinuntergeführt, wendete er auf den Rath einer alten Frau, welche er gefragt, links nach Südoſt um, und ließ uns da in der größten Mittagshitze manches Gäßlein der Stadt und Vorſtadt ſehen, das wir ohne ihn ſchwerlich geſehen hätten. Nach einiger Zeit iſt er jedoch bei dem Hauſe, wie es ſchien, eines Schönfärbers, der mit ihm und uns geſprochen, wieder anderen Sinnes geworden und hat uns wieder, ohne weiteren Unfall, ſehr weit nordweſtlich hinausgeführt, bis wir endlich zu der Waſſerleitung gekommen, die wir ſchon auf der erſten geradeaus Wanderung ganz nahe geſehen. Jezt waren wir außen vor der Stadt: rechts die Wieſen, links die Gärten, und wunderten uns ſehr daß der Wirth ſo weit außen wohne. Aber der feine Kopf von Führer wollte uns, wie es ſchien, nur zu einem Deutſchen bringen, gegen welchen wir uns etwa beſſer expliciren könnten als gegen ihn. Unglücklicherweiſe war jedoch der Mann nicht zu Hauſe, und die Frau verſtund eben ſo wenig Deutſch als der Pauvre deshonteux. Es wurde demnach von ihm und uns beſchloſſen, wieder nach der Stadt umzukehren, und da wir hierzu, die Stadt vor uns ſehend, ſeiner Führung weiter nicht bedurften, bezahlten wir ihm was vorher ausbedungen war. Er aber ſahe das Geld an und ſagte gleichſam verwundert und zugleich etwas trotzig, wie wir ihm denn ſo wenig anbieten könnten, da der Weg ſo gar weit und beſchwerlich geweſen. Da riß zum erſtenmal auf der Reiſe die Geduld gänzlich, und man wollte den Pauvre deshonteux prügeln. Er aber wollte nicht, ſondern entwich zwiſchen die Gartenmauern.

Man ging nun wieder in die Stadt hinein und zu dem Hauſe hin, wo der Courier gehalten, um zu ſagen, daß man unſere Sachen nicht an den Pauvre sans honte abgeben, ſondern an uns ſenden möchte, wenn wir erſt ein Logis gefunden. Und dieſes war bald gefunden, und zwar ein ſo ſchön gelegenes, in jeder Hinſicht bequemes und angenehmes, als wir es uns nur wünſchen können. Ein Weinſchenke, außen an der Eſplanade, nahm uns auf, und räumte uns beiden ein Zimmer ein, aus deſſen Fenſter wir die Ausſicht nach dem Meere hatten, das wie ein blauer Strich die Ebene begränzte.

Wir hatten aber bald dieſe Ausſicht noch viel herrlicher auf dem Peyrou Platze, nach welchem unſer erſter Ausgang hin gerichtet geweſen. Hier konnte man doch auch einmal mit Recht ſagen, daß einem die Welt etwas ſpaniſch vorgekommen. Nicht blos wegen des Bodens, auf welchem man geſtanden, welcher einſt — die Stadt und ihre ganze Umgegend — ein Theil des Königreiches Arragonien geweſen, ſondern weil man da zum erſtenmal in ſeinem Leben die beſchneiten Gipfel der Pyrenäen aus dem heiteren Himmelsblau über die niederen, näheren Gebirgsketten herausragen geſehen. Wir hatten aber auch gerade heute einen Frühlingsabend getroffen, ſo heiter und klar, wie ſelbſt in Montpellier die Abende nicht immer ſind. Nach Süden und Südweſt das Mittelmeer, tiefblau, und Schifflein mit weißen Segeln auf ihm; nach Weſten die Gebirgsketten, über deren ſchwarzblaue Wogen die Pyrenäengipfel, auch wie weiße Segel herausragten; nach Norden die Cevennen, vor ihnen aber, wie ein Sarkophag der alten Flötzzeit, der Montloup; von Oſten her ſchaute ein alter freundlicher Bekannter: der Montventoux herein, am Horizont aber weiterhin nach Oſt und Nordoſt, dämmerte es weiß, wie Alpengipfel der Piemonteſiſchen Gebirge.

Dieſer Luſtort wäre auch ſchön durch ſeine Ausſicht allein, ohne alle Verzierung. Indeß hat man es auch hieran ihm nicht fehlen laſſen. Die ſchönen Baumalleen, wo unter den Platanen ſchon die Roßkaſtanien in voller Blüthe ſtunden, der achteckige Waſſertempel, außen mit 16, inwendig mit 8 Säulen geziert, und einem Waſſerbaſſin in ſeinem Innern; die ſteinerne Waſſerleitung, welche mit zwei übereinandergeſtellten Bogenreihen über die Ebene hinüberſetzt, und vom Auge in weite Fernen verfolgt werden kann; das Heer von Luſtgärten und prächtigen Gartenhäuſern, das ſich rings umher an den Hügel hinandrängt, ſind ſchön und anmuthig, und auf den ſteinernen Bänken, da im Abendroth, ruht es ſich gut. Die Waſſerleitung iſt gewiß eines der bedeutendſten Bauwerke der Art, was die neuere Zeit hervorgebracht. Ihre größte Höhe beträgt etliche ſechszig Fuß, erreicht mithin faſt die Höhe der unterſten Bogenreihe der Gardonbrücke. Freilich aber nicht die anderen gewaltigen Maſſenverhältniſſe jenes unterſten Stockwerkes des Pont du Gard. Bei manchen anderen Verzierungen und Nachahmungen der alten römiſchen Kunſt in Montpellier und auch ſchon in Nismes iſt mir Vieles eingefallen, was ich nicht weiter ſagen will. Dieſe neueren Alterthümlichkeiten ſollten aber auch nicht ſo gar nahe an den ächten römiſchen Alterthümern ſtehen, denen man es anſieht, daß ſie aus einer Kraft und Macht hervorgegangen, welchen eine ganze Welt voll Hilfsmittel zu Gebote geſtanden, und welchen dieſe Art zu bauen ſo natürlich geweſen, wie dem Vogel das Bauen ſeiner Neſter. Es iſt aber auch nicht ein Volk im Nacheifern des Römergeiſtes und ſeines Bildens, ſo glücklich als das andere, wie ich dies in Rom geſehen, wo etliche Künſtler, welche keine Deutſche waren, ein Gemählde von Raphael kopirten. Einige Kunſtkenner, welche dabei ſtunden, behaupteten, Raphael habe ſchöner gemahlt und ganz anders, als dieſe da; Andere aber ſagten, dieſe hätten ſchlechter gemahlt und ganz anders, als Raphael. Ich will nicht entſcheiden, welche von beiden Partheien damals Recht gehabt; ſo viel iſt aber gewiß, daß an den Kopien ebenfalls Roth und Blau und Grün geweſen, wie am Original.

Alſo von dem großen, auffallend gebauten Thor war die Rede, das einen Triumphbogen in antiker Manier darſtellen ſoll, und an welchem Ludwig XIV. ſogar als Herkules mit oder ohne Perücke abgebildet geweſen. Auf dem Peyrouplatze ſelber war auch vor der Revolution die coloſſale Statue jenes berühmten Königes zu Pferde zu ſehen.

Beim Nachhauſegehen, in ſpäter Dämmerung, hörten wir auch noch auf dem Marktplatze eine Art von Vorleſung über die Arzneikunde und andere nützliche Dinge an, welche ſonderbar genug geweſen. Ein Kreis von Menſchen hatte ſich da gebildet, in der Mitte war ein Tuch zur Erde gebreitet, nach der einen Seite hin ſtund ein Tiſch voll Arzeneimittel in und außer Gläſern. Das Tuch ſtellte eine Theaterbühne mit ſammt ihren Kouliſſen, Decorationen und Vorhang vor; das Schauſpielerperſonal beſtund aus einem Manne und ſeiner Frau. Der Dialog war lebhaft, durchs laute Schreien ſowohl der Acteurs, als durch die gewaltſamen Geſticulationen. Es kamen witzige und unwitzige Sachen, welche zum Theil gerade nicht ſehr zur Sache gehörten. Vermuthlich ſollte jene Bewegung, bei welcher ſich das Schauſpielerperſonal den Rücken zukehrte und nach beiden Enden des Tuches ſchweigend auseinanderging, jedesmal das Ende einer Scene oder eines Actes bedeuten; die Acteurs kamen indeß immer bald in Frieden, in der Nähe des Tiſches, wieder zuſammen, und zulezt wurde der an der Arzneikunde ungläubige Mann von ſeiner gelehrten Frau, welche eine Menge alter Heiden, ſogar den Cicero, als Zeugen ihrer Behauptung angerufen, völlig bekehrt, ließ ſich, nachdem er ein Sündenbekenntniß aller ſeiner vielfältigen Krankheiten abgelegt, Arzeneimittel von ſeiner wunderthätigen Frau eingeben, und wurde ſogleich, zum groſſen Vergnügen der Zuſchauer, als ihm die Arzenei kaum die Gurgel befeuchtet, von allen ſeinen Leiden geheilt. Dieſer öffentliche Act endigte damit, daß Viele von dem verſammelten Volke ihre vier oder ſechs Sous nicht mehr anſahen, ſondern ſich dafür Päcklein Thee's oder Arznei in Gläſern einkauften. — Nicht weit davon ſtund ein anderer Kreis von Menſchen, in deſſen Mitte ein ähnliches Schauſpiel, jedoch von einem Entrepreneur von untergeordnetem Range, aufgeführt wurde, denn das geſammte Perſonal dieſes Theaters beſtund nur aus einem einzigen, lautſchreienden Manne, auch gingen ſeinem Theater alle die Decorationen, Gardinen und Vorhänge, welche bei der andern Truppe durch das ausgebreitete Tuch dargeſtellt wurden, ab.

Auf der Eſplanade, deren grünende Alleen von allen Seiten durch den Widerglanz der Kronleuchter erhellt waren, welche aus prächtigen Kaffeehäuſern und Weinſchenken hervorſchienen, war noch überall reges Leben. Auch wir miſchten uns unter das bunte Gedränge, bis wir uns endlich, ermüdet von dem ſchönen Frühlingstage und ſeinem mannichfachen Treiben und Genieſſen, in unſer einſames Zimmer zur Ruhe begeben.

Eine Nachtigall ſchlug da die ganze Nacht in den blühenden Gebüſchen vor unſerem Fenſter. Der Seele aber, gerührt von dem heutigen Anblick des fernen Meeres, war es, als hörte ſie in ihre Träume hinein ſchon das Brauſen dieſes herrlichen, mächtigen Elementes, und als würde die Stirne gefühlt von einem Wehen aus fernem Oſten, jenſeit des Meeres.

Wir waren am Morgen ſehr frühe, als nur einzelne Maulthiertreiber durch die noch ſchweigenden Gaſſen der Stadt zogen, ſchon auf dem Wege nach dem herrlichen Peyrouplatze. Bald hat die Morgenſonne die Zinnen des ewigen Schnees der Pyrenäen- und Sevennengipfel betreten, und den Schleier der Dämmerung aus den Thälern und Auen hinweggenommen. Die Natur ſahe aus wie das Angeſicht eines Forſchers der innern Tiefe, welcher, die Thräne der Rührung ſich vom Auge wiſchend, eben von ſeinem einſamen Gebet aufſtehet; der Morgenthau ſchwebte in leichten Wolkenſtreifen über die Ebene hin, aus welcher jezt grünende Hügel und Auen und Gärten deutlicher und deutlicher hervorblicken.

Unſer erſter Gang, ſobald in den benachbarten Gärten die Bewohner und Arbeiter wach zu ſeyn ſchienen, war in den botaniſchen Garten. Dieſer iſt nicht blos der älteſte in ganz Frankreich, ſondern man kann wohl ſagen: weltberühmter, als irgend einer in Europa. Ehe noch Paris und London, ehe noch Wien eigentliche botaniſche Gärten hatten, dachte ein Meiſter und Vater der damaligen Arzneikunde, zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, Richer von Belleval, daran, ſeiner Vaterſtadt einen eigentlichen, wiſſenſchaftlich eingerichteten Gewächsgarten zu geben. Jener alte Fürſt der Heilkunde war damals Profeſſor der Anatomie und Botanik. Der Fond, welchen man ihm zur Ausführung ſeines wohlthätigen Planes bewilligte, war ſo wenig ausreichend, daß Belleval von ſeinem eigenen anſehnlichen Vermögen noch mehr als 100,000 Livres hinzuthat. So entſtund jener Garten, damals der vollſtändigſte ſeiner Art, im Jahr 1593. Mehreremale ſahe ſein berühmter Begründer dieſe ſchöne Anlage bei den damaligen kriegeriſchen Unruhen verwüſten und von Grund aus zerſtören. Unermüdet aber, wie eine Ameiſe, welcher ein vorübergehendes Laſtthier den Bau zertreten, ſtellte er jedesmal ſeinen lieben Garten von neuem her. Belleval's Nachkommen haben noch jezt die von ihrem Ahnherrn ausgelegte Summe von der Regierung zu fordern, machen ſich jedoch wohl ſchwerlich Hoffnung, ſie jemals zu erhalten.

Die eine Abtheilung des Gartens voller Baumanlagen und ſchattiger Gänge, welche zugleich einen ſehr lieblichen Spaziergang gewähren, iſt den ganzen Tag für jedermann offen. Man ſieht da vorzüglich Pflanzungen und Schulen von Obſtbäumen und andern nützlichen baum- und ſtrauchartigen Gewächſen. In der Nähe des Gärtnerhauſes ſahen wir die erſten Dattelpalmen, ſo wie die Zwergpalme (Chamaerops humilis) im Freien ſtehend. Zahlreiche Arten von Roſen ſchmückten die Hecken; in einem eigenen Quartier des Gartens zeigten ſich, ſorgfältig gepflanzte, vielfältige Arten von

Wein. Es blühte bereits Paeonia tenuifolia und mehrere Mai- und Juny-Blumen unſerer deutſchen Gärten. In der andern Abtheilung des botaniſchen Gartens, welche zum allgemeineren Unterricht in der Gewächskunde dient, fanden wir allerdings, ſelbſt im Freien ſtehend, einen Reichthum an Arten, welcher nur bei gleichen Mitteln und gleichem Umfange der Gewächshäuſer, in einem Klima wie Montpellier erreicht werden kann; in einem Klima, wo der ganze Garten die Stelle unſerer Gewächshäuſer vertritt. Beſonders an Liliengewächſen war dieſer Garten überaus reich. Noch nie hatten wir ſo viele Arten von der Gattung Iris beiſammengeſehen; Strelitzia regina ſtund in voller Blüthe; in kräftigen Stämmen und mit vollblühenden, zum Theil in Früchten ſtehenden Exemplaren ſahe man da die Paradiesfeige (Musa paradisiaca); hochſtämmige Papyrusſtauden (Cyperus Papyrus); mehrere Arten von Epidendron, den Pandanus odoratissimus u. ſ. w.

Die Gewächſe des Gartens ſind nach den natürlichen Familien geordnet; der Name jedesmal ſauber und leſerlich beigeſchrieben; die Beete mit Bretern eingefaßt. Für die Waſſerpflanzen ſind theils einige Waſſerbehältniſſe angelegt, theils ſtehen dieſelben in mit Waſſer gefüllten Scherben. Der Garten hat im Ganzen, in einer keſſelförmigen Vertiefung angelegt und von hohen Mauern und Bäumen eingefaßt, eine ſehr geſchützte Lage, und dieſes thut ſelbſt im Klima von Montpellier Noth; deſſen Winter nicht immer ohne tückige Kälte, und deſſen einzelne Monate faſt ſämmtlich heftigen Stürmen ausgeſezt ſind. Freilich währt hier das lieblichſte Herbſtwetter bis gegen den December, und auch in der bis zum Jabruar dauernden kälteren Jahreszeit ſind eigentlich nur die Nächte kalt; während am Tage öfters die milde Maiwärme unſeres Vaterlandes herrſcht.

Um nur noch einige Worte über das Klima von Languedoc und namentlich von Montpellier im Vergleich mit dem von Nizza hinzuzufügen, in welchem wir ſo glücklich geweſen faſt zwei Monate zu verweilen; ſo darf man nur die Vegetation beider Orte betrachten, um zu erkennen, daß die mittlere Temperatur von Nizza und die Heiterkeit ſeines Himmels eine höhere ſey, als die von Montpellier. Um Nizza haben wir Oehlbäume von einem Alter und von einer der unſerer höchſten Birnbäume gleichenden Größe geſehen, wie uns weder in Languedoc, noch in der Provence, ja ſelbſt nicht in Italien, oberhalb Neapel, vor Augen gekommen. Nicht blos dieſe, ſondern neben ihnen ganze Wäldchen des Johannisbrodbaumes (Ceratonia siliqua), häuſerhohe Dattelpalmen, ächte Mimoſen, Orangengärten, welche duftenden Wäldern gleichen, bezeugen, daß in dieſe glückſelige Bucht die Winterkälte und verheerende Nachtfröſte kaum einmal in etlichen Menſchenaltern hineinkommen; während dagegen die Pflanzungen der kleinen Oehlbäume in Languedoc und in der Provence zum großen Theil erſt ſeit den kalten, zerſtörenden Wintern der lezten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts neu entſtanden, und auch ſeitdem noch von manchem Winterſturm entvölkert ſind.

Der botaniſche Garten von Montpellier hat für die Freunde der engliſchen Literatur noch ein ganz beſonderes Intereſſe. Hier ſoll einer, freilich neuerdings beſtrittenen Sage zufolge der Sänger der Nachtgedanken, Young, für den Leichnam ſeiner frühe verblühten Tochter, Narciſſa, mit Mühe einen Ruheort geſunden haben, welchen ihm der mönchiſche Fanatiſmus auf dem Kirchhofe verweigert hatte. Die Proteſtanten hatten damals in Montpellier keine Ruheſtätte für ihre Todten; Millin ſcheint das zu vergeſſen, wenn er den armen Young bei dieſer Gelegenheit eines ſtarren Eigenſinnes beſchuldigt. Das vermuthliche Grabmal der ſchönen Narciſſa iſt in ſpäterer Zeit ein Behältniß zum Aufbewahren von Gartengeräthſchaften und Pflanzenüberreſten geworden.

Aus dem botaniſchen Garten begaben wir uns, noch nüchtern wie wir waren, zur Stadt, um da zu frühſtücken. Der biſchöfliche Pallaſt, von uns freilich nur flüchtig geſehen, iſt jetzt zu Hörſälen, und überhaupt zum Gebrauch der mediziniſchen Facultät eingerichtet. Sehenswerth iſt der amphitheatraliſch gebaute anatomiſche Hörſaal. Abermals ein Fürſt der Heilkunde: La Peyronie, der berühmte Wundarzt Ludwigs XV. hat dieſen Hörſaal ſeiner Vaterſtadt Montpellier geſchenkt, indem er ihr und der ebenfalls von ihm begründeten Schule der Wundarzeneikunſt zu Paris ein Capital von 500,000 Franken vermachte. In das anatomiſche Theater von Montpellier kam dann jener berühmte antike Stuhl aus dem Amphitheater zu Nismes, welchen Seguier ſo gern ſeiner Vaterſtadt wieder erkauft hätte. In dieſem Stuhle war denn der Sitz für den Lehrer angebracht. Und allerdings hat es unter den Lehrern jener berühmten Hochſchule Namen gegeben, welche die Geſchichte länger und treuer aufbewahren wird, als die Namen der vornehmen Römer, welche einſt im Amphitheater des alten Nemausium den prächtigen Stuhl behauptet. Hier war auch der Mantel, in welchem der berühmte Rabelais die Doctorwürde empfangen. Da aber ſpäterhin jeder der zahlreichen jungen Doctoren, welche Montpellier alljährlich creirt, ein Fetzlein, wenigſtens von Rabelais Mantel mit ſich genommen, iſt dieſes alte, merkwürdige Kleidungsſtück ſchon längſt nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Form vorhanden geweſen. Die öffentliche Bibliothek von Montpellier iſt, ich weiß nicht auf welchem Wege, Erbin einer aus zwei und zwanzig Quartbänden beſtehenden Sammlung eigenhändiger Briefe der gelehrten und ſchreibſeligen Königin Chriſtina von Schweden geworden.

Das Hoſpital der Stadt iſt zum Gebrauch der kliniſchen Vorleſungen ſehr zweckmäßig und vortheilhaft eingerichtet, obgleich es kaum den achten Theil der Kranken des großen Pflegehauſes zu Lyon in ſich zu faſſen vermag.

An den Kirchen in Montpellier iſt wenig zu ſehen. Selbſt die Cathedrale erhebt ſich unter ihres gleichen nicht über das Mittelmäßige. Das beſte Gemählde in ihr: Simon der Zauberer, hat Bourdon zum Meiſter. An einigen andern in den Vorſtädten gelegenen Kirchen ſind die Façaden nicht unbedeutend. Das Gebände für die Börſe, ſchon zu ſeiner Zeit mehr maſſiv und ehrenfeſt, als ſchön und edel angelegt, iſt durch die Geſchichte ſeines Erbauers merkwürdiger als durch ſich ſelbſt. Einer der reichſten Kaufleute des 15ten Jahrhunderts, Jacques Coeur, welcher dreihundert Factoreien an den Küſten des Mittelmeeres beſaß, und mit deſſen Reichthümern ganze Flotten zur See gingen, hat es auf ſeine Koſten der Stadt erbaut. Dieſer Mann iſt ein Opfer ſeiner

Großmuth geworden. Er hatte vergeſſen in welchem Lande er ſey, und welchem König er diente, als er Carln VII. von Frankreich 200,000 Thaler geſchenkt, womit dieſer ſich die Normandie unterwürfig gemacht. Der König, gleich jenem Mann in der Fabel, war mit den goldenen Eiern nicht zufrieden; er wollte die Henne ſelber, die Quelle ſolcher Reichthümer. Jacques Coeur wurde unter nichtigem Vorwand zu ewigem Gefängniß verurtheilt, ſeine Güter eingezogen. Der arme Jacques entkam mit Hülfe ſeiner Freunde aus dem Gefängniß, wurde Admiral einer päpſtlichen Flotte, und ſtarb im Jahr 1456 auf Chios.

Ueberhaupt haben die Wohlthäter von Montpellier nicht immer großes Glück gehabt. Einer der Altväter und Fürſten der praktiſchen Chemie im 14ten Jahrhundert, Arnold Bachuone von Villeneuve, welcher wie man ſagt zuerſt den Bewohnern von Montpellier die Kunſt des Brandweinbrennens und der Bereitung der Parfums gelehrt, und der Stadt hiedurch eine Hauptquelle ihres Wohlſtandes gegeben, wurde auch aus Montpellier als der Zauberei verdächtig vertrieben, und endigte, von Ort zu Ort gejagt, zuletzt ſein Leben als Schiffbrüchiger, auf einer Fahrt von Palermo nach Rom.

Montpellier würde mir unvergeßlich bleiben, ſchon durch die Bekanntſchaften welche ich dort gemacht. Die mit dem trefflichen Lichtenſtein, dem Deutſchen an Geiſt und Art, wird mir, ſo lang ich lebe, eine liebliche Erinnerung bleiben. Dieſer merkwürdige Mann hat ſich durch einen wohlgeordneten Fleiß und Eifer nicht blos in ſeinem äußeren Beruf, als Kaufmann, ein anſehnliches Vermögen und in der ganzen Stadt den

Ruhm und die allgemeine Achtung eines verſtändigen, überall das Gute befördernden Bürgers erworben, ſondern zugleich in ſeinem inneren Beruf die unvergänglichen Güter einer höheren, edleren Bildung des Geiſtes und Herzens. In ſeiner Nähe und in ſeinem Familienkreiſe war es uns ſo zu Muthe, als ob uns ein gehaltvoller Auszug aus einem lieben, bedeutungsvollen Buche vorgelegt werde. Denn Lichtenſtein und ſeine nächſte Umgebung, zu welcher auch der treffliche Salzmann gehört, erſcheint mitten auf franzöſiſchem Boden, wie ein aus lauter deutſchen edlen Pflanzen geſammelter Blumenſtrauß. Durch Lichtenſtein machten wir auch die Bekanntſchaft des geiſtvollen und berühmten Marcell de Serres, des ſcharfſinnigen Geognoſten und Naturforſchers. Seine Sammlung von organiſchen Ueberreſten der Vorwelt, neuerdings durch die Entdeckung einer reichen Zoolithenhöhle bei Lunel ſehr vermehrt, iſt eine der bedeutendſten, welche ich geſehen. Die Sauberkeit der Exemplare, die treffliche Anordnung, die ſcharfe Sonderung der Arten muß jeden Kenner und Halbkenner innig erfreuen und befriedigen. Die Verdienſte dieſes unermüdet thätigen Mannes um die Naturwiſſenſchaft erſcheinen um ſo ruhmvoller, da ihm ſein äußerer Beruf als Rechtsgelehrter und öffentlicher Staatsdiener nur einzelne Stunden des Tages und der Nacht für ſeine Lieblingsneigung übrig läßt. Auch einen Naturalienhändler, Namens Rebelin, lernten wir kennen, welcher ſich hauptſächlich mit dem Sammlen und Verkauf von Landconchylien, Inſecten und Vögeln der hieran ſo reichen Umgegend von Montpellier beſchäftigt. Hier wird öfter der Flamingo in ganzen Zügen geſehen, und ſehr ſchöne Exemplare für wenig Franken gekauft. Auch die Geier der Mittelmeeresküſte, welche zu den Zierden unſerer Sammlungen gehören, ſind in Montpellier öfters ſehr wohlfeilen Kaufes.

Wir betrachteten noch mit großem Intereſſe das rege Leben und die Gewerbthätigkeit der merkwürdigen Stadt. Zwar iſt dieſe nicht mehr, wie im 12ten und 13ten Jahrhundert, während des damaligen Verfalls von Marſeille, ein Hauptpunct des Handels und eine Niederlage der Schätze der Welt zu nennen; aber ſie iſt noch eine der wohlhabendſten, fleißigſten Städte des ſüdlichen Frankreichs. Der Grünſpan von Montpellier, deſſen Fabrikation Bernhard von Paliſſy, einer der berühmteſten Chemiker des 16ten Jahrhunderts, als eines alten Erwerbszweiges ſeiner Vaterſtadt erwähnt, iſt noch jetzt für einen großen Theil der Frauen des Bürgerſtandes die ergiebige Quelle eines Nebenverdienſtes. Schon ſeit Jahrhunderten haben hier alte Mütterchen eine Art von Voltaiſchen Säulen gebaut, wenn ſie in die Töpfe voll gährender Weinhefen die vorher mit Grünſpanauflöſung beſtrichenen Kupferplatten ſo hineinſchichteten, daß immer zwiſchen zwei Kupferplatten eine Lage von Weintrebern kam. Auch der Weinſtein iſt ein altes Fabrikat der Stadt, welche überdies auch in der Bereitung des Vitriolöls und andrer chemiſchen Produkte, am meiſten aber durch ihre manchfaltigen wohlriechenden Eſſenzen ſich einen wohlverdienten Ruhm erworben. Das ſogenannte türkiſche Garn durch Grapp roth zu färben, hat Montpellier von Marſeille erlernt, treibt dieſes Geſchäft jedoch ſeit mehreren Menſchenaltern mit großem Vortheil.

Selbſt die Aecker und Gärten um Montpellier benten die eigenthümliche Richtung der Gewerbthätigkeit dieſer Stadt an. Da ſieht man ganze Felder voll Centifolienroſen, andere voll Heliotropien- oder Tuberoſen, und anderer duftender Blumen, zur Bereitung der wohlriechenden Waſſer.

Das Leben in Montpellier für geſunde Leute muß überaus leicht und angenehm ſeyn. Da ſind die trefflichſten Lebensmittel in Fülle zu haben; der köſtlichſte Wein, wohlfeiler, als unſere Landweine in den Gegenden wo ſie gebaut werden; Wildpret und die leckerſten Erzeugniſſe des Meeres, namentlich Auſtern und Muſcheln und Fiſche, ſind dort Erquickung für Alle; dazu der Ueberfluß an den köſtlichſten Südfrüchten, womit die Umgegend, ſo wie die benachbarten Küſtengegenden und Inſeln den Markt beſtändig verſehen, und an nichts Mangel, als an dem freilich hier leichter zu entbehrenden Holze. Statt des Eichen- und Olivenholzes, welches faſt nur die bemittelteren Bewohner zu bezahlen vermögen, bedient ſich die ärmere Volksklaſſe der Abgänge von Weinreben und der torfartigen Kuchen aus Gerberlohe und Olivenhülſen. Auch die Vergnügungen des geſelligen Lebens ſind in Montpellier leicht und wohlfeil zu haben. Der Beſuch des Theaters koſtet denen, welche abonnirt ſind und ſelbſt eigene Logen gemiethet haben, nur wenige Groſchen. Jene, welche den Abonnementspreis für die erſten Plätze bezahlen, jedoch ohne eine eigene Loge zu haben, ſich dahin begeben, wo eben noch Raum für ſie iſt, entrichten für jede Vorſtellung nur etwa 5 bis 6 Sous.

Das Volk ſcheint heiter und geſellig; am Sonntag Nachmittag, welchen wir hier zubrachten, ſahen wir die nehmlichen Leute, an deren munterem Fleiße wir uns an den Wochentagen erfreut hatten, in harmloſem Frohſinne, in den Alleen der Esplanade auf und nieder gehen, oder anderwärts die jungen Männer ſich im Kugelſpiele üben. Man ſagt daß hier im Munde des Volkes, beſonders der Frauen und Mädchen noch viele, ſchöne Volksſagen leben, welche noch jezt die alte Art des an Poeſieen ſo reichen Südlandes verkünden. Die Geſchichte der Stadt ſelbſt beſteht zum Theil aus einem Gewebe romantiſcher Begebenheiten, deren manche von einem anmuthig dichtendem Sinne als Ausſchmückung der eigentlichen, ſchlichten Begebenheit hinzugefügt ſcheinen. Die Entſtehung der Stadt aus dem zerſtörten Magelone, die rührende Geſchichte der armen, von ihrem Gemahl verſchmähten, dann aber mit inniger Liebe von neuem angenommenen Marie von Provence, Königin von Arragonien; der Heldenſohn, welcher aus dieſer wiedererwachten Liebe hervorgegangen, leben in Sagen, welche bis in die ſpäteſte Zeit vom Volke, ſogar zum Theil in eigenthümlichen mimiſchen Tänzen, z. B. in jenem des Pferdchens, vorgeſtellt und für die Erinnerung neu aufgefriſcht werden. Die Bewohner dieſer geſegneten Gegend ſind von Natur nicht zu jenem Uebermaas von Leidenſchaftlichkeit geneigt, welche wie es uns geſchienen, den Bewohnern der Seeküſte um Marſeille und Toulon ſo nahe liegt; an den Volksfeſten, welche in Montpellier häufig ſind, indem jedes Handwerk, jede Standesart ihr eignes, z. B. das Feſt ihres Schutzpatrons feiert, ſucht man mehr durch Geſchicklichkeit im Tanze, deſſen Bewegungen ein blaſendes Inſtrument begleitet, durch Kleider, worinn an dieſen Tagen das ärmere Volk die vornehme Welt nachzuäffen pflegt, und durch ſinnreich erfundene Abzeichen des einzelnen Handwerks die Sinnen zu vergnügen, als durch die roheren Vergnügungen des Eſſens und Trinkens. Die Wiſſenſchaft, wo ſie auf rechte Weiſe getrieben wird, wie dieß in Montpellier Menſchenalter hindurch der Fall geweſen, pflegt jeder Zeit in ihrer nächſten Umgebung Milderung und Veredlung der Sitten zu verbreiten, und wie eine wärmende Sonne auch dem vorhin undankbarſten Boden Früchte einer höheren Menſchenbildung zu entlocken. Es ſind die Künſte, ſo wie die Wiſſenſchaften, ein Werk derſelben, unſerem Geſchlecht ſeit ſeinem Beginne zugeordneten, guten Engel „durch deren Geſchäft dem Menſchen des Geſetz gegeben iſt.“

So angenehm es nun auch für geſunde Leute in dem mir ſo lieb gewordenen Montpellier zu leben ſeyn mag, ſo würde ich doch zu einem Aufenthalt für Kranke Nizza unbedingt vorziehen. Freilich zählt der heitere Landſtrich von Languedoc, in welchem die erſtere Stadt liegt, jährlich im Mittel nur 74 Regentage, während man für Paris 164 rechnet *), aber die faſt den größern Theil des Jahres hindurch herrſchenden heftigen Winde, ſo wie der plötzliche Wechſel der Temperatur, ſind für Bruſtkranke ſchädlich und zum Theil ſchnell tödtlich.

Hier gedenke ich deiner, du frühe gebrochne Roſe, welche fern im Norden aufgeblüht, in dem weitgeprieſenen Montpellier leibliche Heilung geſucht, ſtatt dieſer aber eine längere — ewige — Heilung, von einem ihr ſelber dunkel gebliebenen Sehnen gefunden, welches ſeit Jahren an dem allzuweichen Herzen genagt. Die ſchö-

---

*) Nizza hat, wie wir ſpäter ſehen werden, im Mittel etwa 65 Regentage.

nen Ueberreſte ſchlummern da unter dem Boden der grünenden und blühenden Terraſſe des Schloſſes, „Chateaubor“ deſſen freundlicher Beſitzer der einſamen Fremden hier eine Ruheſtätte gegönnt. Mir wachten alte, theure Erinnerungen auf. Wie oft war mir früher Montpellier mit dieſem ſeinem Grabe genannt und durch Erzählungen aus lieben Munde ſo tief bedeutungsvoll geworden. Denn die, welche hier fern von ihrem Vaterlande und ihrer Freundſchaft das ſtille Lager unter den ſüdlichen Cypreſſen gefunden, war die Gemahlin eines meiner liebſten Jugendfreunde.

Wenn vorhin von der groſſen Wohlfeilheit in Montpellier die Rede geweſen, ſo gilt dies nicht von der Küche der Aerzte und Apotheker, welche hier noch mehr als anderwärts die theuerſte zu ſeyn pflegt. Man ſagt, daß die Aerzte in Montpellier einem wohlhabend ſcheinenden Fremden, welchen der alte Ruhm ihrer Kunſt in ihre Stadt gelockt, für den erſten Krankenbeſuch 25 Louisdor anzurechnen pflegen, für ein bloſes Recept, welches ein Commis bei ihnen ſelber im Hauſe geholt, ließ ſich einer von ihnen 50 Franken bezahlen *).

Dieſes iſt doch noch mehr, als ein gewiſſer Arzt in Deutſchland, und zwar in Altenburg, im erſten halben Jahre ſeiner Praxis von einem durchreiſenden Capitaliſten oder ausländiſchem Gentleman für ein Recept ſich zahlen laſſen. Jener Arzt hatte damals überhaupt eine Praxis, welche ſehr reich an Zahlen, z. B. der Kranken geweſen, die jedoch ſämmtlich nicht ans Zahlen gedacht.

---

*) Man vergleiche H. Bronn's Briefe aus der Schweiz. Italien und Südfrankreich, gr. 8. Heidelberg 1826. S. 158.

dacht. Denn es waren Leute, die zwar am Freitag und in der Faſtenzeit kein Fleiſch gegeſſen, an andern Wochentagen und an Oſtern aber auch nicht, ſondern meiſt nur Brod und Kartoffeln, weil ihnen, wie damals ihrem Doktor ſelber, unter allen übrigen Lebensmitteln, blos die Luſt und das Waſſer nicht zu theuer geweſen. Da kam Einer, ein anſehnlicher Herr, ein reicher, ein großmüthiger Herr, der ſich wahrſcheinlich den Magen, weniger durch Faſten als durch Eſſen, verdorben, auf der Durchreiſe nach Leipzig zu unſrem Doktor, welcher gar bald merkte wen er da vor ſich habe und ſich für das Recept, das er dem Fremden verſchrieben, ſogar drei Groſchen wollte bezahlen laſſen. Jener aber, der gute Nobile, langte einen Gulden hervor und reichte dieſen dem Doctor, nahm auch ſchlechterdings die dreizehn Groſchen nicht an, welche ihm durch den Apotheker wieder herausgegeben werden ſollten. Der Doctor, als er den Gulden ſeiner verwunderten Frau gebracht, welche erſt geſtern noch als Austrag der bisherigen Praxis zwanzig Thaler in die Apotheke zahlen müſſen, ſagte dieſer: jezt ſähe ſie ſelber, daß ein praktiſcher Arzt reich werden müſſe, er möge es anfangen wie er wolle; dieſen Gulden habe er eben von einem vornehmen Herrn für ein einziges Recept erhalten. —

Ehe wir da, mit unſerer Beſchreibung und Schilderung, deren Farben freilich öfters den Ofenherdfarben gleichen, Montpellier verlaſſen, wird es gut ſeyn noch einer Geſchichte zu erwähnen, welche unter uns Deutſchen nur zu bekannt geworden und öfters auf die gute Stadt Montpellier einen gehäſſigen Schatten geworfen hat, welchen dieſe doch, der bei weitem größeren Mehrzahl ihrer Bewohner nach, niemals, weder jezt noch vormals verdiente.

Es iſt allerdings gegründet, daß noch im Jahr 1746 am 1. Februar hier in Montpellier ein edler Geiſtlicher der Reformirten: Deſubac, als Miſſethäter blos deshalb hingerichtet worden iſt, weil es von ihm erwieſen war, daß er evangeliſcher Prediger geweſen. Das erneuerte Verfolgungsedikt, das während Ludwigs XV. Minderjährigkeit ausgegangen, und in welchem ausdrücklich Todesſtrafe auf die Ausübung des Predigtamtes unter den Proteſtanten geſezt war, wurde damals in ſolcher Strenge gehandhabt, daß ſelbſt ein proteſtantiſcher Arzt: Anton Roux, lebenslänglich zu den Galeeren verdammt wurde, weil er einem Sterbenden Troſt aus Gottes Wort zugeſprochen hatte *). Stephan Arnaud wurde ebenfalls lebenslänglich auf die Galeeren geſezt, weil er einigen Leuten die Melodie zu einem Pſalm gelehret **). Der edle Prediger Ranc, welcher ſchon als ſechs und zwanzig jähriger Jüngling mit brennendem Eifer ſeinen Glaubensgenoſſen das Evangelium verkündigt, ward am 16. März 1745 zu Liron bei der Ausübung ſeines Amtes ergriffen, zu Valence in einen dumpfigen Kerker geworfen und nachdem man vergebens verſucht ihn zur Untreue gegen ſeine innerſte Ueberzeugung zu bewegen, oder ihm jene innere, ſelige Freudigkeit zu rauben, welche ſich ſelbſt auf ſeinem Angeſicht ausgedrückt, zu Die gehangen, hernach ſein Haupt auf einen Pfahl geſpießt und der Körper, zuerſt durch die Stadt geſchleift, dann in eine Cloake geworfen, aus welcher ihn jedoch eine gottesfürchtige, katholiſche Dame hervorholen und anſtändig begraben laſſen [*]. In demſelben Jahr wurde auch Jakob Roger, welcher bereits dreiſſig Jahre im Amt des Wortes gedient hatte, ergriffen, und am zwei und zwanzigſten Mai zum Tode verurtheilt. Dieſer, nachdem er noch vom Hofe des Gefängniſſes aus die Glaubensgenoſſen, welche in einem andern Kerker ſaßen, zum Treuſeyn bis zum Tode ermahnt hatte, iſt zu ſeiner Hinrichtung ſo fröhlich gegangen, wie einer, der nach mühſamer Pilgerfahrt die langerſehnte Heimath ſchon vor ſich liegen ſieht [**].

---

*) Fr. Eberh. Rambach, Schickſal der Proteſtanten in Frankreich. Zweite Auflage, Th. I. S. 313.

**) Ebendaſ. S. 322.

Am 11. December jenes Jahres wurde denn auch der etwa ſechs oder ſieben und zwanzig jährige Deſubac nahe bei St. Aggreres in Vivarez ergriffen. Es war dieſer ein ſelbſt von der Natur reichbegabter Jüngling, deſſen lieblicher Geſichtsbildung und edlen Geſtalt, zugleich neben der Milde, das Siegel einer verborgenen Majeſtät aufgedrückt geweſen. Seine großen Gaben des Geiſtes, ſo wie die Kraft des natürlich einnehmenden Weſens hatte derſelbe ganz dem Dienſt der Religion geweiht. Mitten in den Zeiten der Trübſale iſt die feurige, geheiligte Beredſamkeit dieſes jungen Predigers Tauſenden der gedrückten Glaubensgenoſſen ein mächtiger Engel des Troſtes geworden, hat ſie im Glauben geſtärkt und befeſtigt. Er war von den Armen und Verfolgten im

---

[*] Fr. Eberh. Rambach, Schickſal der Proteſtanten in Frankreich. Zweite Auflage, Th. I. S. 323 und 324.

[**] Ebendaſ. S. 324 und 325.

Lande mit einer Liebe geliebt, welche eine gerechte Erwiederung der Liebe war, die in ihm ſelber lebte und welche ihr eignes Leben für die Wahrheit und für das Beſte der Brüder nicht zu hoch gehalten.

Bald nach ſeiner Gefangennehmung wurde Deſubac unter einer Bedeckung von dreiſſig Dragonern nach Vernoux gebracht. Einige proteſtantiſche Bauern, ganz wehrlos, wagten es den Officier demüthig um Loslaſſung ihres jungen Predigers zu bitten. Der Lieutenant der Dragoner ließ Feuer auf die Unbewaffneten geben, davon ſechs ſogleich getödtet wurden, vier andere nahm man gefangen. Als die Nachricht der traurigen Verhaftung im Gebirge erſchollen, hat ſich eine Schaar alter Männer, Frauen und Kinder, man ſagt gegen zweitauſend an der Zahl, nach Vernoux aufgemacht, um dort abermals im Namen der Gemeinden um Loslaſſung ihres geliebten Lehrers zu bitten. Man hat an dieſer ſchwachen Schaar keine anderen Waffen geſehen als Thränen; keine anderen Worte von ihr gehört als Bitten und Flehen. Da ſind die katholiſchen Bürger von Vernoux, wahrſcheinlich durch eine gewiſſe Congregation, welche hierbei überall geſchäftig geweſen, zu einer That aufgehezt worden, zu welcher das Volk für ſich ſelber wohl ſchwerlich gekommen wäre. Sie gaben auf einmal Feuer auf die Schaar der verſammelten Greiſe und Mütter und Kinder; ihre Gewehre waren, wie aus den Folgen erſchienen, mit altem Kupferblech (dergleichen man ſich etwa bei Bereitung des Grünſpans bedient) geladen, ſo daß außer der ſogleich getödteten Schaar auch die Hunderte der Verwundeten großentheils an den Folgen ihrer Verletzungen ſtarben. Als hierauf eine wirkliche Empörung der Gebirgsbewohner auszubrechen drohte, obgleich ihre eignen Prediger, die ſich verkleidet unter die Haufen miſchten, aus allen Kräften dieſelbe zu beſchwören und zu ſtillen geſucht, fand man es für gut den allgeliebten Deſubac unter einer noch ſtärkeren Militär-Bedeckung nach Montpellier abzuführen. In dieſer Stadt erregte das Schickſal des bewundernswürdigen Jünglinges unter den Katholiken faſt eben ſo viel Theilnahme und Mitleid, als unter den eigenen Glaubensgenoſſen. Als man ihm gegen Ende des Januars 1746 ſein Todesurtheil angekündigt, war er der Einzige, welcher dieſes mit heiterer Ruhe anhörte; die Richter alle, ſelbſt der Intendant, konnten ihre Thränen nicht verbergen. Der leztere fragte noch den Verurtheilten: ob unter den Proteſtanten eine gemeinſchaftliche Kaſſe, heimliche Bewaffnung und eine geheime Verbindung mit auswärtigen Mächten ſtatt fände; er beſchwor ihn hierbei bei dem Gott, vor deſſen Richterſtuhl er bald erſcheinen werde, die reine Wahrheit zu bekennen. Deſubac antwortete hierauf ein ernſtes „Nein“. — Ich wußte dieß, ſagte der Intendant, aber es war mir befohlen Sie ſo zu fragen. — Freilich konnte dieſe Milde, dieſe mitleidige Geſinnung des bei weitem größten Theiles der Bewohner der Stadt den armen Deſubac nicht vor den Mißhandlungen einer gewiſſen Congregation ſchützen, welche ihn unter anderen, um ſeine felſenveſte Treue zu bezwingen, mitten in der damaligen Kälte halb nackt in einem luftigen Kerker ſitzen laſſen. Als man am Tag der Hinrichtung, am 1. Februar, den ſeligen Jüngling aus dem Kerker zum Richtplatz führte, ſah man ihn mit bloſen Füßen, in einem leichten Camiſol ohne Aermel, jedoch mit dem noch unveränderten, in jugendlicher Lieblichkeit blühenden

Angeſicht, über welches ſich eine heilige Freude ergoſſen, durch die mitleidig weinende Menge gehen. Zwei Trommeln wurden neben ihm gerührt, damit man die Stimme des Gebetes und die Segenswünſche, welche er über ſeine Feinde geſprochen, nicht hören möchte. Die Züge jedoch ſeines ſchon verklärten Angeſichtes, als er am Richtplatz noch einmal niederkniete und inbrünſtig betete, haben mächtiger an die Seele der Zuſchauer geſprochen als Worte. Da er zwei Stufen an der Leiter des Galgens empor geſtiegen, mußte er halten und zuſehen wie die bei ihm gefundenen Bücher religiöſen Inhaltes vom Scharfrichter verbrannt wurden. Mit lieblicher Freundlichkeit nahm er Abſchied von den beiden Jeſuiten, welche ihn zum Richtplatz begleitet hatten. Ein ſeliges Entzücken ſprach noch aus den Mienen des Sterbenden, und man konnte mit Recht ſagen, daß dieß bleiche, todte Angeſicht, vom Galgen herunter lauter und eindringender vom Wort des Lebens geſprochen, als jemals bei ſeinem Leben in einer Verſammlung der Gemeinde. Dieſes heißt treu ſeyn der Liebe, welche uns zuerſt geliebt, bis zum Tode *).

Selbſt dieſe einfache Erzählung des Vorganges kann lehren, daß es unrecht ſey, wenn man davon Gelegenheit genommen, Montpellier eines finſtern Geiſtes der Unduldſamkeit zu beſchuldigen. Jene Stadt, dem allergrößten Theil ihrer Einwohner nach, hatte nicht Theil an der Blutſchuld genommen. Man muß überhaupt bei den Geſchichten der Verfolgungen der Proteſtanten in Frankreich nie vergeſſen, welches Volk und welche da-

---

*) Rambach a. a. O. S. 325 u. 326.

mals herrſchende Verfaſſung man vor ſich habe. Man darf wohl kühn behaupten, daß ſolche gräuliche Unmenſchlichkeiten, wie man ſich in jenem Lande bei den Verfolgungen der Waldenſer und der Proteſtanten in den Sevennen erlaubt, Unmenſchlichkeiten, bei deren Ausſprechen die Zunge erſtarret, in Deutſchland aus ſolcher Urſache nie möglich geweſen wären. Der Deutſche hätte, und wären ihm dreiſſig Treiber auf dem Nacken geſeſſen, ſich wohl nie zu einer ſolchen Wuth gegen die Brüder entzünden laſſen; in ſeinem Lande ſind alle ähnliche Bewegungen der Art ungleich menſchlicher und gemäßigter geweſen. Dagegen hat der Franzoſe, wie dieß ſelbſt noch die Begebenheiten der Revolution bezeugen, *in dem Zuſtand ſeiner leidenſchaftlichen Wuth* eine natürliche Verwandtſchaft mit dem Osmannen, deſſen Bundesgenoß er früher als andere chriſtliche Völker geweſen iſt.

Man wird indeß gewiß in den Geſchichten der damaligen Verfolgungen gar öfters mit Rührung den Zügen einer mitleidigen Theilnahme und Liebe gegen die unſchuldig verdammten Proteſtanten, bei Catholiken begegnen, Zügen, welche einer ganz beſonderen Zuſammenſtellung werth wären. Selbſt die roheſten und wildeſten Seeleute ließen, ſo oft dieß unbemerkt geſchehen konnte, den wegen des Glaubens zu den Galeeren Verurtheilten ihre Hochachtung und Liebe merken *), und man ſahe öfters eine ganze Stadt oder Gegend in lebhafteſter

---

*) Schöne Beiſpiele der Art finden ſich bei *Rambach*. Theil II., 2te Abtheilung S. 454. 457. beſonders aber 459 u. f. 500 u. 503.

Theilnahme, durch welche jene Unglücklichen in ihren Ketten, die ſie zum Theil freudig als eine Zierde getragen, geführt wurden *). Jezt hat manche Stadt, welche damals nur Hinrichtungen der Proteſtanten geſehen, in ihrer Mitte Kirchen und Gemeinden, bei denen die Urenkel der ehemaligen ſo eifrigen Verfolger an der That ſelber erkennen, daß ein Werk der Erweckung, welches nicht von Menſchen, ſondern von Gott geweſen, durch Menſchenhand, ſey ſie auch die mächtigſte und gewandteſte, ſich nicht vertilgen laſſen, ſondern daß es, ſeit Jahrhunderten, durch die Taufe der Läſterungen, der Gefängniſſe, der Martern und Hinrichtungen, immer nur gewachſen und innerlich ſtärker geworden ſey.

Am Nachmittag (Freitags den 7. April) verließen wir Montpellier, um fürs erſte Cette und die benachbarte Meeresküſten-Gegend zu beſehen, dann aber noch einmal zu jenem Sitz der Wiſſenſchaften zurückzukehren. Wir ſahen den merkwürdigen Landſtrich bis nach Cette hin am erſten Tage zwar nur unvollkommen von der Diligence aus, am andern jedoch, wo wir den Weg zu Fuße machten, deutlicher und beſſer, und faſſen, was wir an beiden Tagen geſehen, hier in der Beſchreibung zuſammen.

Die ganze weite Ebene, welche ſich von der Rhone an, und von der jenſeits derſelben gelegenen Alpinen-Kette bis an die mäßigen Kalkberge bei Cette ausbreitet, iſt, wie dieß ihre Muſchelbänke bezeugen, in nicht gar zu fernen Weltaltern Grund eines Meeres geweſen,

---

*) Ebendaſelbſt S. 557 u. f.

deſſen thieriſche Bewohner von den jetzigen des Mittelmeeres nicht ſehr weit verſchieden waren. Ja ein großer Theil des flachen Landes gegen die Küſte hin iſt noch zu den Zeiten der Väter Meeresgrund geweſen; nach dieſer Gegend hin hat das hier ſeichte Gewäſſer, als würde es von den Bergketten, welche den weiten Halbkreis ſchließen, angezogen, eine Entladung ſeiner Sandmaſſen verſucht, welche ſeit faſt tauſend Jahren jenen Küſtenſtrich zu einer Kloake des Mittelmeers machen. Bis zu den Zeiten der Sarazenen iſt namentlich Magelone ein von Schiffen aller Länder beſuchter, reicher Hafenort geweſen. Da, wo noch jezt auf der kleinen Inſel die alte, ſchon längſt verlaſſene Domkirche mit ehrwürdigem Ausſehen ſteht, iſt noch in ſpäteren Jahrhunderten eine Stadt gelegen, welche durch die Nachbarſchaft des Meeres reich und glücklich geweſen. Aber dieſes Glück iſt vor den Augen der Bewohner zu Sande geworden, und von der hier ehemals vorhandenen Fluth zeugen nur noch einzelne Sümpfe und Lachen, aus denen ein verpeſtender, tödtliche Fieber erzeugender Hauch emporſteigt. Biſchof Pelletier iſt der lezte der ziemlich langen Reihe von Biſchöfen geweſen, welche Magelone im Mittelalter bewohnten und beherrſchten. Aber auch er mußte im Jahr 1536 dem ſtarken Engel der Peſt und Seuche, die einen großen Theil ſeiner Geiſtlichen dahingerafft, entweichen, und nach Montpellier ziehen. So iſt aus jenem, im Gebiet der Volkspoeſie ſo werthgeachtetem Orte, an welchem die ſchöne Magelone nach der ſchon von Petrark neu überarbeiteten lieblichen Dichtung ihren Peter wiedergefunden, ein verödetes Eiland voll giftiger Sümpfe geworden. Nicht gar fern von dem alten Magelone, bei dem Dorfe Perrols iſt ein ſolcher Sumpf, Namens

Boulidou gelegen, auf deſſen Fläche, bis zu einer Höhe von zwei Fuß eine Luftſchicht beſtändig brütet, welche dem ihr genäherten Thier oder Menſchen faſt augenblickliche Erſtickung bringt. Der alte Hafen von Aigues-mortes, welcher zu den Zeiten Ludwigs des Heiligen und ſpäter ein Bergungsort ganzer Flotten geweſen, iſt jezt weit hinaus verſandet, und die ehemalige Meeresbucht zu einer mit moorigem Grunde vermiſchten Düne geworden. Selbſt Lattes, der frühere Hafen von Montpellier, würde jezt ſeiner alten Beſtimmung nicht mehr entſprechen und Montpellier wäre ohne Cette ſchon längſt vom näheren Verkehr mit dem Weltmeer abgeſchnitten; ja Cette ſelbſt, zu deſſen Hafen doch die günſtigſte Lage gewählt worden, muß alljährlich durch einen Aufwand von mehr als 60000 Franken vom Verſanden ſeines Hafens gerettet werden. So ſchreitet hier unmittelbar an der Küſte der Auswurf, welchen das Mittelmeer macht, immer weiter vorwärts, und der Kloake des gewaltigen Elementes entſteigen immer giftigere Ausflüſſe. Frontignan ſagt man, habe die bedeutende Abnahme ſeiner Bewohnerzahl und ſeinen innern Verfall mehr den giftigen Ausdünſtungen des Meeres zuzuſchreiben, als dem Erfrieren ſeiner Oelbäume im Winter von 1789. —

So nimmt die Natur öfters mit blinder Gefühlloſigkeit ihren Weg mitten durch die blühenden Saaten des Menſchen, und es zerſtört ein einziger ihrer Schritte das was die ſchöpferiſche Menſchenhand kaum in ganzen Jahrhunderten hingeſtellt. In ſolchen Augenblicken erſcheint es als habe ſie jener Segnungen, deren ſie ſonſt auf jedem ihrer Wege pfleget, vergeſſen, und ſie zeiget dem erſchrockenen Menſchen nur das von Zerſtörungsluſt glühende Angeſicht Siva's des Vertilgers. Und dennoch, wenn mein Auge ihr auch auf dieſem geheimnißvollen Gange folget, erkennt es bald, daß die Vorübergehende nicht ſelten höhere Gaben zurück laſſe, als die geweſen welche ſie genommen, und daß ſie entweder, gleich jenen zerſtörenden Heuſchreckenſchwärmen, von denen Sparrmann erzählt, zunächſt nur die hemmende Decke des Unkrauts und dürren Geſträuchs hinweghebt, welche bei ihrem allmäligen Ueberhandnehmen das Gedeihen des nützlicheren Grüns verhindert, oder daß ſie, reiche Keime des Lebens ausſtreuend, den Menſchen nur einladet ihrer vorangehenden Gewalt mit lenkendem Geiſte zu folgen, um jeden ihrer Schritte in eine Wohlthat für ſich und ſein ſpäter lebendes Geſchlecht zu verwandeln. Dieſen einladenden Wink hatte **Nogaret von Calviſſer** erkannt, als er im vorigen Jahrhundert durch einen wohlgelungenen Verſuch den Küſtenmoorgrund auszutrocknen und zu bebauen in wenig Jahren ſich und ſeine Landleute und Pächter reich gemacht. Sein Grundeigenthum, deſſen jährliches Einkommen bei der Uebernahme deſſelben kaum 17,000 Franken geweſen, ertrug bei dem Tode des thätigen Mannes jährlich über 100,000 Franken.

Hätte doch Frankreich die von ihm ſeit drei Jahrhunderten zertretenen Schaaren der edlen, ernſter geſinnten Mitbürger, hieher ziehen laſſen, in dieſe vergifteten Küſtengegenden, und ihnen freien Arm gegeben zum Anbau derſelben, ſtatt ſie zu Tauſenden lebendig in die gemauerten Grüfte zu begraben *) oder ſie in den Flam-

---

*) Man vergleiche F. C. **Rambachs** eben angeführtes Werk, 2te Ausgabe, Band II. S. 151 bis 153.

men verderben *) oder die Unſchuldigen, welche hierbei groſsentheils ſtumm geblieben wie die Schlachtſchafe **) bald mit der leichteren Hinrichtungsart der Miſſethäter, bald aber durch langſamere, ausgedachtere Qualen zu tödten ***). Den „groſsen“ König unter andern würden ſeine fleiſsigen, genügſamen Menſchen ein reicheres Stück Landes erobert haben, als ſo manche ſeiner Armeen; würden ihm hier mehr genützt haben als in den Ketten der Galeeren, aus denen ſie nicht wie die gemeinen, mit ihnen zuſammengeſellten Verbrecher durch Verwundung oder Verſtümmelung im Kriege, ſondern nur durch den Tod frei geworden †). Die Geſchichte wüſste dann nichts zu ſagen von den Gräueln, in deren alltäglichſten Anfängen ſich der unreine Geiſt verrathen, aus welchem die Wuth der Verfolgung hervorgegangen ††). Sie wüſste nichts von dem Jammergeſchrei jener Säuglinge, welche man vor den Augen ihrer Mütter dem Tod des Verſchmachtens preis gegeben †††) nichts von den in den Müttern getödteten Früchten ††††) oder von jenen Ungebohrenen welche man mit Meſſern und mit Sicheln aus dem Verborgenen genommen und am Boden zertreten *). Der ſtumme Jammer des zerſtoßenen Lebens, welcher lauter gegen die Anfänger des Elendes gezeugt als die Stimme der Geſchichte, wäre in ein ſegnendes Gebet für Frankreich verwandelt worden, welches in dieſem keinen Voltaire, keine Revolution mit ihren Schreckniſſen hätte aufgehen laſſen. Denn nur aus einem auf ſolche Weiſe mit Blute gedüngten Boden gehen ſolche Gewächſe hervor.

---

*) Daſ. B. I. S. 291. S. 426. II. 125.

**) II. S. 169.

***) II. S. 140 — 145. I. S. 290 — 294. S. 369, 427 u. 428. „Gegen zehntauſend ſolcher Unſchuldiger ſind durch Aufhebung des Edikts von Nantes unter Ludwig XIV. lebendig den Flammen übergeben, gerädert, gehangen worden.“

†) II. S. 504.

††) I. S. 293. II. S. 146.

†††) II. S. 149.

††††) I. S. 295. II. S. 148.

Wenn der Anblick der verödeten, zum Theil verpeſteten Küſte, nur traurige Gedanken von mannichfacher Art zu erwecken vermag, ſo ſtimmt dagegen der etwas höher gelegene Landſtrich, durch welchen die gewöhnliche Straße von Montpellier nach Cette hinführt, die Seele ſchon frölicher. Freilich, um hier zuerſt eines Mangels zu erwähnen, welcher einem an die nördlichere Heimath gewöhnten Auge ſogleich auffällt, ſucht man da überall, weit hinaus, vergeblich nach einem einzigen ſchattigen Wäldchen. Die Bäche und Flüßchen haben an ihrem Ufer kaum ein ſie begleitendes Gebüſch; meilenweit ſucht man im Sommer die wenigen, ſeltenen Plätze auf, wo ein kleines Gehölz um einen Quell ſich herumdrängt, oder wo ein künſtlich angelegter Luſtgarten nothdürftigen Schatten gewährt. Die immer grüne Eiche, ſo ſchön ſie

---

*) Histoire de l'execution de Cabriere et Merindol. Paris 1645. und Rambach a. a. O. I. S. 107. Uebrigens hatte an den von Oppeda verübten Gräueln die Regierung ſelber weniger Schuld gehabt. Aehnliches geſchah den Waldenſern. M. v. Leger.

ſonſt iſt, ſteht überall nur vereinzelt und auseinandergeſtreut, und erreicht unſere nordiſche Eiche weder an Höhenwuchs noch dichter Belaubung. Wo etwa in anderen Gegenden der franzöſiſchen Mittelmeersküſte die Seefichte (Pinus maritima) aus dem Sandboden hervorwächſt, ſteht auch dieſe weitauseinandergeſtreut und vereinzelt, ſo, daß ihre Gehölze nicht den Schatten unſerer Kiefern- oder Fichtenwälder gewähren, eben ſo wenig als der Oelbaum und die am dürren Kalkboden emporglimmenden Rebenpflanzungen den Schatten unſerer Obſtbäume und Gärten. Dagegen drängen ſich allenthalben aus dem ſteinigen Grunde edle Gewürzkräuter hervor: Thymian und Lavendel neben dem Myrtenſtrauch und Tamariskengebüſch, ſo wie die immer dunkelgrüne Therebinthe. An jedem Hügelrande erſcheint in Menge die weiße Asphodellilie und mannichfache Arten von Ciſtusroſen. Aus einem ſolchen Steinmeer voll Gewürzkräuter, erhebt ſich unter andern die gar augenfällige, in mauritaniſchem Style erbaute alte Burg Lalanze; vormals, wie man ſagt, der Wohnſitz eines Majorkaniſchen Königs. Es hat hier, ſo wie an einigen weiter nach Cette hin gelegenen Felſen, deren einen Peter der Einſiedler bewohnt haben ſoll, die Natur ein Luſtſchloß und Ruhebette der Dämmerung und der nächtlichen Stunden hingeſtellt, duftend und koſtbar wie wenige ihrer Luſtörter. Denn dieſe Gegend iſt recht wie zu einer Lieblingsſtätte der Dämmerungsſtunden, in denen wir ſie ſahen und genoßen, gemacht. Alsdann ſteiget, gleich jenen lieblichen Erinnerungen an ein dunkles Vormals der Kindheit, welche der Traum uns vor die Seele führt, die Welt der Düfte herauf vom Boden, und es iſt als hätten ſich die Töne eines Liedes der Natur hier in Gerüche verwandelt, ſo unbeſchreibbar harmoniſch wirket das Zuſammenduften jener Gewürze der Felſen auf die Sinne. In der That, es liegt eine wundervolle Tiefe in den Empfindungen des Geruches: des Sinnes der Erinnerung an längſt Vergangenes und der Ahndung des Künftigen. In dieſen duftenden Felſen ſchweigt aber auch Alles ſo tief, als ſollte hier nichts vernommen werden als die Sprache der Gerüche. Kein Vogel ſang, die Biene war ſchon im Bette ihrer Blumen entſchlafen; das Meer mit den an ſeinen Ufern aufgehäuften künſtlichen Salzpyramiden wird zwar, ſtellenweiſe vom Wege aus ziemlich nahe geſehen, aber ſelbſt das lauteſte Brauſen ſeiner Wogen würde hier nicht herüberſchallen.

Noch vor Einbruch der Nacht ſahen wir die Kalkfelſen vor uns, welche die Bucht von Cette ſchützen, fuhren über die mächtig lange, ſteinerne Brücke, die jenſeits Frontignan über die Meeresbucht (den Etang de Thau) hinführt, und kamen ſo in die merkwürdige, kleine Hafenſtadt hinein. Nachdem wir uns ſchnell in einem freundlich gelegenen Wirthshaus, unmittelbar an der Brücke des großen Canals, welcher die Stadt theilt, einquartirt hatten, gingen wir noch auf dem langen Molo hinaus ans Meer, in welchem ſich eben die Abendröthe ſpiegelte und kehrten von dieſem erſtmaligen, längſt erſehnten Anblick des Mittelmeeres erſt als es ganz finſter geworden in unſere Behauſung zurück; wo uns ein mäßiger Genuß des balſamiſchen, ächten Frontignan Weines bald in feſten Schlaf und in fliegende Phantaſieen der Träume gewiegt.

Sonnabends am 8. April waren wir vor der Morgenröthe wach, und zogen durch die noch ſtillen Gaſſen hinunter nach dem Hafen. Der Anblick des Meeres und ſeiner Küſte war uns hier noch nicht frei genug; etliche von uns ſtiegen am Fuße des Citadellenberges und an den Steinbrüchen hinauf und erreichten endlich auf ziemlich beſchwerlichem Wege einen Punkt, von wo die Ausſicht wahrhaft entzückend war. Deutlicher noch als auf dem Perouplatz zu Montpellier zeigte ſich hier die Kette der Pyrenäen im Glanze der Morgenſonne und der ganz nahe erſcheinende Baſaltkegel bei Agde. Wir traten zum Meere hinunter, deſſen felſigte Buchten bereits mit grünenden Salicornien und andern Gewächſen der Meeresufer geziert waren.

Wie ein alter Freund, den man ſeit mehreren Jahren wieder zum erſten Male begrüßt, kam jezt der durchfriſchende, kräftige Hauch und Geruch des Meeres von der Fluth her: jener wohlbekannte, der mich an den Küſten der Oſtſee ſo oft geſtärkt und erquickt hatte. Es iſt dies der eigenthümliche Athem, welchen das Meer überall aushauchet wo es geſund und friſch iſt: wo ſeine Gewäſſer nicht über ſeichtem Sand und Schlammboden abſterben und faulen, ſondern gegen reinen Kies- und Felſengrund anbranden. Jener belebende Athem — ein leibliches Abbild des bewegenden Geiſtes, der einſt über der Tiefe der Gewäſſer geſchwebt. Es hat der eigenthümliche Hauch des Meeres, ſo verſchieden auch die begleitenden Umſtände, (z. B. Druck der Atmoſphäre) bei beiden ſind, in ſeiner Wirkung auf die Empfindung des Menſchen viel Aehnliches mit der Luft der Hochgebirge auf Alpenwieſen, denen eben der Frühling wieder erwachte, oder mit dem kühlenden Wind, welcher zuweilen

gegen

gegen Ende des Sommers in den Nachmittagsſtunden plötzlich über Wälder und Felder ſich erhebt und die erſten Zugvögel zu uns bringet.

Da im Mittelmeer und namentlich bei Cette, wird denn auch ſchon deutlicher als in der Oſtſee jene grünlich blaue Farbe des Gewäſſers bemerkt, welche der unſerer Alpenſeen gleichet, in die das thauende Waſſer der Gletſcher ſich ergießet. Hoch aufwallend erhebt ſich Welle auf Welle; es iſt eine neue Art von Lichtwelt, welche der Menſch, der zum erſten Male ans Meer tritt, da kennen lernt. Der blaue Himmel, mit ſeinem Monde und ſeinen tauſend Sternen iſt auch eine Lichtwelt, und eine erhabnere als das Meer; aber ſie ſtehet dem Menſchen zu ferne, als daß er das Durcheinanderbewegen ihrer Kräfte, das Brauſen ihrer Harmonien vernehmen könnte: ſie ſcheinet ihm bewegungslos und ſtumm. Der durchſichtige, glänzende Edelſtein läſſet mich auch in eine Lichtwelt der Tiefe blicken, aber dieſe iſt ſtarr und todt. Dagegen im Meere ſind die Banden, welche die Lichtwelt der Tiefe umſchloſſen halten, aufgelößt; es bewegt ſich da lebendig das tiefe Blau des Himmels, das dunkle Grün des Chryſoliths, das lichte Grün der Wieſen durcheinander und mitten durch den farbigen Grund ſchweben ſpiegelnde, glänzende Lichter hin, gleich funkelnden Sternen. Es iſt als ob alle feſtſtehende Formen der irdiſchen Sichtbarkeit auf einmal von ihrem Orte los geworden wären und zu wandeln begönnen; es erheben ſich die grünenden Hügel, die Thäler brauſen empor. Bei einem längern Hineinſehen wird dem betrachtenden Menſchenauge ſo zu Muthe, als ſähe es in ein ernſtes, tiefes, lebendes Auge der Welt hinein.

Die Stimme des Menſchen, das Geräuſch ſeines täglichen Geſchäftes wird da ſelten vernommen, nirgends werden in der freien Fluth Spuren der verändernden, bauenden Menſchenhand geſehen; mitten durch das Brauſen der Wellen gehet eine tiefe Stille hindurch, und es iſt etwas Heiliges in dieſer Stille! —

Das iſt das Geheimniß des Sabbaths der Natur und des Menſchen: wo mein eignes Wollen ſchweigt, wo das unruhige Drängen und Treiben der täglichen Geſchäftigkeit mit ſeinen Sorgen und Wünſchen aufhört, da wird aus der Stille das Weben und Wehen eines höheren Willens vernommen. Wird es doch dem Tagesmüden ſchon ganz wohl und ſtill zu Muthe, wenn er aus dem Getöſe der Stadt und ihren Gaſſen hinaustritt ins Freie, wo die Laute des Gedränges allmälig verhallen. Noch ſtiller wird ihm, wenn er auf dem einſamen Gebirge in eine Natur hineinſchauet, welche faſt noch im Genuſſe der anfänglichen Freiheit, von der verändernden, herrſchenden, hemmenden Menſchenhand nur wenig berührt worden. Da hört man nur unterweilen das Schreien der jungen Raben, welchen die Alten vom einſamen Gebirgsbache her das Futter gebracht, oder das Pfeifen des Murmelthieres von der gähen Felſenwarte herab; ſonſt hat da die Natur das Alltagsgewand des menſchlichen Lärmens und Treibens ausgezogen und ſich, unter den ſchweigenden, duftenden Alpenblumen, mit der Stille des Sabbathes überkleidet.

Aber dieſe Sabbathsſtille, dieſes Enthobenſeyn über das Geräuſch des Menſchentages, wird noch viel inniger und lebendiger empfunden beim Hineinblicken ins Meer, vom einſamen Geſtade aus. Weit und breit, ſo weit das

Auge reicht, iſt nichts das an den Menſchen und ſeine Behauſung erinnert; das Reich dieſes Erdenköniges hat hier ſeine Gränze und es herrſchet in unveränderter Majeſtät, ungehemmt und ungeſtört das uranfängliche Element: den Menſchen nur etwa als vorüberziehenden Gaſt aufnehmend und freigebig bewirthend. Darum verlieret ſich der Menſch, je länger ins Meer ſchauend deſto mehr, aus ſich ſelber, der gebundene Adler wird frei und erhebt ſich über das enge Thal das ihn gefangen hielt, hinauf in die heimathliche Höhe, die Seele ſchmecket den Frieden eines Sabbathes der Natur.

Es iſt nicht einerlei, in Beziehung auf den anfänglichen Eindruck, wo und wie man das Meer zum erſten Male ſieht. Einem Freunde der Natur, der die große Waſſerwelt noch nie geſehen, möchte ich wünſchen, daß er ſie zuerſt zwiſchen Nizza und Genua, etwa jenſeits Finale, oder auch ſüdoſtwärts von Genua, in der Gegend von Seſtri ſähe. Denn von einem ganz flachen Ufer aus, wie ſich dieſe öſters an unſerer deutſchen Oſtſeeküſte finden, überſchauet der Menſch nur eine Weite des Meeres von 14400 Fuß; dagegen wird ſein Blick von einer erhöhten Felſenwarte aus ungleich weiter über den ebenen Waſſerſpiegel hinübergetragen, und da am Mittelmeer hält es nicht ſchwer faſt unmittelbar am Ufer Standpunkte zu finden welche mehrere tauſend Fuß hoch über der Meeresfläche liegen. — In demſelben Verhältniß aber in welchem die Küſtengebirge hoch und gäh ſind, iſt die See tief und weitgründig, es ſind daher auch zu allen Jahreszeiten die Wellen im Mittelmeer und adriatiſchen Meere höher und mächtiger, die Brandung zwiſchen den Klippen hinan lauter und toſender als an der deutſchen Oſtſeeküſte und nur in der ſeichten, ſandigen Bucht von Spezzia ſehen wir dieſelbe Ruhe, dieſelben kleinen und kurzen Wellen, wie ſie, in der nämlichen Jahreszeit, die Oſtſee zeigt. Auch zeigt das Mittelmeer an der franzöſiſchen und ſelbſt an der italieniſchen Küſte noch immer einige Spuren von Ebbe und Fluth, wiewohl ſo ſchwach, daß jede ſtarke Bewegung der Winde den regelmäßigen Gang der Fluth verändern oder verſpäten, ja auf längere Zeit ganz unmerklich machen kann. Die Oſtſee zeigt an der deutſchen Küſte ſelbſt dieſe ſchwachen Spuren des Fluthenwechſels nicht mehr und ſteht daher auch in dieſer Hinſicht dem Mittelmeere an lebendiger Bewegtheit nach.

Die klare Fluth des Meeres, in einſamer Felſenbucht, lockte einige von uns zu einem erfriſchenden Seebad; das Bad aber weckte den Hunger, welcher in dem Hauſe eines Fiſchers, da man friſche Auſtern und Brod und Wein gefunden, leicht und wohlfeil befriedigt werden konnte. Bei dieſer Gelegenheit wurden wir abermals durch die Ehrlichkeit einer Frau erfreut, welche die Auſtern verkaufte. Wir hatten ihr, ohne es zu wiſſen, einige Sous mehr gegeben, als der gewöhnliche Preis für eine gewiſſe Zahl geſetzt war. Da brachte man uns noch einen ganzen Teller voll Auſtern als Zugabe.

Nicht fern von dem oberen Theil der Stadt, in welchem wir unſer Frühſtück genoſſen, finden ſich jene Steinbrüche, in deren Felſenmaſſe die berühmte Knochenbrecie vorkömmt. Wir lernten dieſe erſt ſpäter bei Antibes und Nizza näher kennen, bei Cette gelang es uns nicht den Ort zu finden wo ſie in größerer Mächtigkeit und Vollſtändigkeit anſteht. Dem fleißigen, gründlich forſchenden und beobachtenden Bronn gelang dieſes beſſer; dieſer fand, noch etwas über dem oberen Caſtell, etwa in der halben Höhe des Berges, in einem Weinberge eine ganze, mächtige Maſſe der Knochenbreccie muldenförmig eingelagert in eine Vertiefung des Grundgebirges, welches derſelbe, öfters dolomitartige, Kalk iſt, in welchem ſie bei Nizza, Antibes u. ſ. vorkommt. Das gewöhnliche, röthliche, thonichtkalkige Zäment ſchließet da dieſelben Knochenarten und dieſe in demſelben Zuſtande ein, wovon ſpäter die Rede ſeyn wird. Weiter hinabwärts in den Felſen und ſelbſt an den Wänden der Steinbrüche ſieht man noch einzelne Spalten mit dem bereits erwähnten röthlichen Zäment ausgefüllt, welches jedoch hier nur ſelten Spuren der Knochen in ſich führt.

Wir kehrten jezt nach dem Hafen zurück, wo wir endlich unſere übrigen Reiſegefährten, ſammt der Hausfrau wieder fanden, welche lange Zeit, von einer Brücke aus, dem Fang der Hornhechte zugeſehen. Wenn jener Raubfiſch, welcher da vom Meere hinein das ſtille Waſſer des Kanals beſucht um kleineren Fiſchen aufzulauern, begierig nach der friedlich ſpielenden Fiſchbrut hinfährt, ereilt ihn von oben her die ſcharfzinkige, langgeſtielte Gabel, welche der Fiſcher dem Seeräuber ſchneller ins Fleiſch hineinhakt, als dieſer die ſcharfen Zähne ins Fleiſch der andern Fiſche.

Im Hafen ſelber war jezt Alles voller Leben. Die Fiſcher waren faſt alle mit ihrer Beute aus dem Meere zurückgekehrt. Da war eine Fülle von ſolchen Fiſchen, welche wir bis dahin noch nie friſch, ſondern immer blos abgebildet oder als todte, farbloſe Präparate in den Sammlungen geſehen. Der Thunfiſch und die Makrele, ein bedeutend groſer Haifiſch unter bunten Lutjanen und Goldbrachſen des Mittelmeeres waren da neben der eßbaren Herz- und Dreieckmuſchel aufgehäuft. In dem von der Sonne erwärmten Gewaſſer des Haſens, noch mehr aber in dem noch ſtilleren Waſſer des Kanals, bewegten ſich unzähliche Meduſen, durchſichtig wie Gallert und zum Theil in Regenbogenfarben ſpielend; mühſam wälzten ſich auf dem klaren Grunde und nach dem ſeichten Ufer des Kanals hin, ſtachlichte Seeigel und röthliche Seeſterne. Wer ganz beſonders die Familie der Quallen und der ſtachelhäutigen Seethiere zum Augenmerk und Gegenſtand ſeiner Beobachtungen gemacht, der hat allerdings um Cette, beſonders an dem ruhigen Gewäſſer des Etangs und des Kanals, eine ſo günſtige Gelegenheit zum Sammlen und Beobachten, wie faſt an keinem andern Punkte der von uns beſuchten Mittelmeersküſte, nur etwa die ruhige Bucht von Spezzia ausgenommen und den kleinen Meerestümpel bei Monaco, unmittelbar neben der Stadt. Allenthalben ſonſt brandet das Meer ſo ſtark ans Ufer hinan oder iſt ſo tief, daß jene, die Stille liebenden Thiere, nur ſehr ſparſam und ſelten von der Küſte aus geſehen werden. In anderer Hinſicht hat es uns, wie der weitere Verlauf der Reiſebeſchreibung lehren wird, nie gereut daß wir doch die im Allgemeinen reicheren Küſtengegenden von Nizza und Villafranca zu einem längeren Aufenthalt vor Cette vorgezogen.

Wir wendeten uns, vom Haſen aus, noch zu einer etwas genaueren, längeren Betrachtung der Stadt. Dieſe mit ihrem wichtigen Haſen, iſt erſt nach des groſen Miniſters Colbert Anleitung im Jahr 1666 mit vielen

Koſten auf den zum Theil ſumpfig ſandigen Grund erbaut worden, und an den Kalkhügel hinan, welcher ſich gegen vierhundert Fuß hoch über das benachbarte Meer erhebt und zwiſchen ihm und dem Etang gelegen eine unvollkommen abgeſchloſſene Inſel bildet, indem ſich nach Südweſten hin ein ſchmales Felſenriff vom Berge bei Cette gen Agde zieht, nach Nordoſt aber der niedrige ſandige Damm, welcher den Etang von auſſen, vom Meer her umſchließt, bis nach Aiguemortes hin fortſezt. Dieſer Damm, durch die bereits erwähnten Auswürfe des Mittelmeeres gebildet, vergrößert ſich noch immer und bildet ſo mit dem zur anderen Seite gelegenen Felſen und Sanddämmen eine natürliche Vormauer, welche alle die am innern Küſtenrande, jenſeit des Etangs gelegenen Orte und Gegenden von dem unmittelbaren Verkehr mit dem Meere abſchließt. Eine ſolche, für ein ſo reiches Küſtenland höchſt ungelegene Handelsſperre, wird dann durch den Hafen bei Cette gehoben, denn dieſer bildet einen künſtlichen und freilich nur durch vielen Aufwand von Mühe und Koſten offen erhaltenen Ausgangspunkt, vom Etang hinaus nach dem freien Meere. Schon durch dieſen Umſtand, als Pforte des kleinen Binnenmeeres, wird jene Stadt ein wichtiger Punkt für den Küſtenhandel; ein anderer kommt aber noch hinzu der ſie zu einem Mittelpunkt des geſammten Handels von Frankreich, ja des großen Völkerverkehres zwiſchen dem atlantiſchen und Mittel-Meere macht. Mit dem Etang nämlich, der bei Cette eröffnet iſt, ſteht jener berühmte, mit Recht „königlich“ genannte Kanal in Verbindung, welcher das atlantiſche Meer mittelſt der Garonne mit dem Mittelmeere vereint. Eins der bewundernswürdigſten Werke der ganzen neueren Zeit, welches den Namen ſeines Unternehmers, des Paul

Riquet, eben ſo unvergeßlich in der Geſchichte jenes Landes machen wird, als jenen des großen Miniſters Colbert, welcher dem kühnen Plane die Ausführung erwirkt. Von der Ebene der Garonne ſteiget der Canal bis an die Waſſerſcheide von Nourouſe 192 Fuß aufwärts, von hier ſinkt er 584 Fuß hinabwärts nach dem Mittelmeer. Es müſſen mithin die Schiffe, welche vom Etang aus über Beziers hinanwollen gen Toulouſe, mittelſt der künſtlichen Schleuſſenbaſſins um 584 Fuß gehoben, und alsdann vom Hügel von Nourouſe an um 192 Fuß geſenkt werden. Die Sinnen werden von dem einfachen und zugleich gewaltigen Mechanismus überraſcht, vermöge deſſen das Auf- und Niederſteigen der Fahrzeuge von beiden Seiten her bewirkt wird: das Ohr durch das donnernde Getöſe mit welchem ſich das Waſſer des nächſt höheren Baſſins aus den geöffneten Schleuſſen in das nächſt niedere ergießt und hierdurch eine gleiche Waſſerhöhe in ihnen beiden herſtellt; das Auge aber zugleich von der Leichtigkeit mit welcher hierbei die 75 Fuß langen und 16 Fuß breiten Fahrzeuge mit ihrer 2000 Centner betragenden Laſt gehoben und geſenkt werden und durch die geöffneten Thore des Baſſins in das nächſt niedrigere oder nächſt höhere hineingehen. Oefters führt der Kanal von einem Hügelrand zum andern über gemauerte Bögen, gleich den römiſchen Waſſerleitungen hinüber. Auch da behält er ſeine gewöhnliche Waſſertiefe von 6 bis 9 Fuß, ſeine obere Breite von 60, die untere von einigen dreiſſig Fußen und unter den gemauerten Bögen nehmen die Flüſſe der Berge ungehindert ihren Lauf. Der Kanal bedarf dieſer ungeſtümen Waſſergabe, welche ehehin ſein Bette mit Sand und Schlamm gefüllt, nicht; er wird hauptſächlich aus dem bewundernswürdigen, anderthalb Stunden im Umfange haltenden Baſſin bei Ferriol verſorgt, in welches die näheren Waſſerquellen des ſchwarzen Gebirges ihren Ausgang nehmen. Da iſt ein Vorrath von 900000 Cubikklaftern Waſſer beſtändig bereit, auch in der trockenſten Zeit, wenn die andern Zuflüſſe fehlen, dem Kanal das nöthige Waſſer zu geben. Es beträgt die Länge des Kanals von Etang bis gen Toulouſe 32 Meilen, welche die gewöhnlichen Kanalſchiffe, von einem Pferd gezogen, in ſechs Tagen zurücklegen. Jenſeits Toulouſe nimmt ſie die Garonne auf. Es hatte jener Kanal allerdings über 8 Millionen Gulden (man ſagt 17 Millionen Livres) zu erbauen und zu vollenden gekoſtet, der jährliche reine Gewinn jedoch, welchen er der Regierung bringt, beträgt im Mittel 197000 Gulden. Ungleich bedeutender aber iſt, und in ſeinen Wirkungen unberechenbar, der Gewinn, den das ganze Land, durch welches der Kanal geht, von ihm ziehe, da es ſeine Produkte nun faſt 6 mal ſo wohlfeil zur See bringt und von dort fremde Waaren erhält, als dies zu Lande, ſelbſt bei den beſten Straßen möglich wäre.

Von dieſer günſtigen Nachbarſchaft des königlichen Kanals ziehe denn auch Cette bedeutenden Gewinn. Als Hauptgegenſtand ſeines Handels läßt ſich der Wein und Branntwein betrachten, welche hier und in der Nähe gebaut und gefertigt werden. Von dem letzteren werden im Durchſchnitt jährlich gegen 120,000 Eimer, an Wein über 100,000 Eimer ausgeführt. Das Oel und andere Erzeugniſſe der Südküſte gehen auch in bedeutender Menge von hier aus nach allen Ländern von Europa, und durch den Kanal führt Oberlanguedok ſeinen Ueberfluß an Getraide hier ein und von da weiter. Die Kaufleute in Montpellier leiten und beherrſchen großentheils den wichtigen Handel von Cette, wo ſie höchſt bedeutende Factoreien und Niederlagen haben. Alljährlich laufen mehrere hundert Schiffe aus den nördlichen Ländern von Europa und von der Nordſeeküſte von Frankreich hier ein, welche die ſüßen, feurigen Weine von Languedok hauptſächlich dem Norden zu führen, deren Bewohnern ſie dann einen vorübergehen Verſchmack von der warmen Welt des Südens und der Kraft der dortigen Natur gewähren.

Die Gegend um Cette iſt dürr und öd; nirgends ſieht man Wieſen, die einzelnen aromatiſchen Gewächſe, welche neben ſaftloſem Geſträuch aus den Felſenwänden hervorwachſen, vermögen nur ſpärlich die Ziegen und Eſel zu ernähren, deren Milch die Stelle der hier ſeltenen Kuhmilch vertreten muß. Doch findet man weiter hin in der ſumpfreichen Ebene gegen Magellone hinauf nicht unbedeutende Viehheerden, deren gutes, kräftiges Ausſehen von einer geſunden Weide zu zeugen ſcheint. Der Getraidebau der nächſten Umgegend beſchränkt ſich faſt ganz auf Waizen. Das ſchmackhafte Weißbrod von Cette wird großentheils mit Seewaſſer gebacken. Am Berg hinan gedeiht der Weinſtock trefflich.

Die Bewohner von Cette, wie es uns ſchien ein freundliches, gefälliges Völklein, in deſſen Munde das Patois der Küſtengegend einen treuherzigeren Klang hat, als anderwärts, beſchäftigen ſich großentheils mit dem Fertigen von Fäſſern, mit dem Fiſchfang und mit den Handlangerarbeiten bei dem reichen Handel, welcher von ihrem Hafen aus geführt wird. Man hat der Stadt ſeit ihrer Begründung große Freiheiten und Rechte eingeräumt. Unter den 9000 Einwohnern ſind mehr als der dritte Theil Proteſtanten. Den wackeren, fleißigen Leuten in Cette, welche öfters im Herbſt in Einem Tage etliche tauſend Fäſſer fertigen, wozu ihnen das Holz zum Theil aus fernem Norden zugeführt wird, wäre nur etwas mehr Reinlichkeit zu wünſchen. Die Gäßchen und Gaſſen der Stadt waren ſchon jezt, im April, von einem faſt unerträglichen Geruch der Unſauberkeit erfüllt.

Wir beſahen an dieſem Vormittag noch eine Bibliothek von gar beſonderer Art. Sie gehört dem trefflichen Hauſe Lichtenſtein und Viallar und der damalige Bibliothekar war Herr Eſchenauer. In jedem einzelnen Werke, welches wir da ſahen und kennen lernten, war unfehlbar mehr Geiſt enthalten, als oftmals in vielen Bänden unſerer berühmteſten Bibliotheken. Auch haben die Werke der Bibliothek von Cette, deren Ruhm bis zum Eismeer hinaufreicht, das Beſondere, daß ihren Inhalt Jeder, er ſei von welcher Nation er wolle, Jeder, der ſelbſt ſeine eigene Mutterſprache nur halb verſteht, ſogleich begreift, und davon gerührt wird. Dieſe große Bibliothek geht durch den unteren Theil zweier langen Gebäude hindurch. Die Werke ſind ſtatt des Einbandes in Fäſſern enthalten; der Inhalt von allen beſteht aus den feurigen Weinen der benachbarten Küſtengegend. Der freundliche Bibliothekar ſuchte uns den Inhalt mehrerer ſeiner Hauptwerke genauer kennen zu lehren, ſo daß wir am Ende fürchten mußten zu gelehrt zu werden, und die Unterſuchung abbrachen.

Am Mittag verließen wir Cette, um zu Fuße den Weg, zum Theil an der Meeresküſte hin, wieder nach

Montpellier anzutreten. Wir gingen unmittelbar am Saume des Meeres, auf dem vom Wellenſchlag befruchteten und hierdurch feſter gewordenem, feinen Sande hin. Der äußere Damm des Etangs wird ſchon durch die Menge der wohlerhaltenen Conchilien intereſſant, welche das Meer hier auswirft. Einzelne Gebüſche der Tamariske (Tamarix gallica), deren Knospen ſich ſchon entfalteten, dienen an den höheren Punkten durch ihre weithinlaufenden Wurzeln zur Befeſtigung des Sandes. An manchen Stellen zeigt ſich zwiſchen dem Meeresgänſefuß (Chenopodium maritimum) und den Salikornien das languedokiſche Kampherkraut (Camphorosma monspeliaca) und der ſtrauchartige Terpentinbaum (Pistacia therebintus). An dieſem Ufer hin fanden wir in großer Menge den Seefeiſtkäfer (Pimelia muricata) und verſchiedene Arten von Mumienkäfern (Ateuchus); weiterhin an der Straße auch die ſchöne Onitis Bison und noch andere Schätze dieſer Art *).

Da an der Küſte hinan ſind jene reichlicher tragenden Salinen, in deren Nähe das faſt mühelos aus dem Seewaſſer gewonnene Salz zu hohen Pyramiden aufgeſchichtet ſteht. Es tragen die Salzwerke bei Cette der Regierung jährlich über anderthalb Millionen Franken (720,000 Gulden) ein, denn dieſelbe erhebt von jedem Centner (120 Pfd.) Salz 15 Franken, mithin drei Kreuzer von jedem Pfund; während man an auswärtige Schiffe den Centner für einen halben Franken, das Pfund mithin um

---

*) Von Landſchnecken finden ſich in der Gegend: Helix cellaria, variabilis, rhodostoma, algira, conspurcata, adspersa, vermiculata; Cyclostoma elegans; Bulimus ventricosus u. ſ.

$^1/_8$ Kreutzer abgiebt, und dies bei der leichten Art des Gewinnens (meiſt durch das bloſe Vertrocknen der Lachen in welche man Seewaſſer geſchüttet) auch ſehr gut kann.

Die unfern der Küſte gelegene Höle von Miraval iſt in ihrem Innern durch den kleinen Teich voll klaren, friſchen Waſſers, in welchem viele Fiſche leben, merkwürdig. Eine kühle Luft kommt aus den Ritzen und Seitengängen hervor, an den Wänden und in den Felſenlöchern erwarten Fledermäuſe den Einbruch der Nacht.

Nachdem wir uns denn heute Vieles genauer und beſſer beſehen, als geſtern, kamen wir Abends, ziemlich ſpät nach Montpellier zurück, wo wir noch einige vergnügte Stunden im Kreiſe der Lichtenſteiniſchen Familie zubrachten.

Sonntags am 9. April hatte Herr Lichtenſtein eine Ausfahrt mit uns in Geſellſchaft des überaus gefälligen Marcell de Serres und des trefflichen deutſchen Naturforſchers Salzmann, der in Montpellier lebt, veranſtaltet. Marcell de Serres zeigte uns den erloſchenen Vulkan von Valmaharques. Es iſt dort der Baſalt ſchildförmig an die nördliche Seite eines Kalkhügels angelehnt und ein ziemlich fortlaufender Zug von Baſalt, welcher bald muldenförmig in die Vertiefungen eingelagert iſt, bald buckelförmig aufliegt, erſtreckt ſich ziemlich weit nach Weſten hin. Er umſchließt häufig blättrigen Augit und Olivin, auch zeigen ſich einzelne Kalktrümmer von ſeiner ehemals ſchlammigen und damals zugleich wahrſcheinlich heißen Maſſe umfloſſen, welche auch die Zwiſchenräume und Löcher jener Blöcke ausfüllte. Die erloſchnen Vulkane anderer Gegenden des ſüdlichen Frankreichs, na-

namentlich die leider auf unſerer dießmaligen Reiſe nicht geſehenen von Rochemaure und Clairmont mögen allerdings tiefere und deutlichere Blicke in die Geſchichte der Baſaltgeneſe thun laſſen, als dieſer da; doch kann man ſich auch hier ſchon überzeugen, daß jenes Flötztrappgebirge, der Tiefe in heißer Schlammgeſtalt entquollen ſey.

Gegen Mittag gewährte uns das freundlich unter Roſenhecken und blühenden Bäumen gelegene Landhaus des Herrn Lichtenſtein Aufnahme und gaſtfreie Bewirthung. Die Brouſſonetia (der Papiermaulbeerbaum) ſteht hier im Freien neben andern Bäumen und Geſträuchen, welche bei uns das Gewächshaus nur im Sommer verlaſſen. Unſere Sammlung wurde durch einen jungen Verwandten des Herrn Lichtenſtein noch mit ſüdfranzöſiſchen Inſekten beſchenkt; unſere Kenntniß der Gegend durch den Anblick einer alten, in Sandſtein eingeſchloſſenen Auſterbank vermehrt, zu welcher unſer lieber Gaſtfreund und Landsmann uns hinbegleitete. Der Sandſtein, welcher auf Kalk ruhend die Auſternbank in ſich ſchließt, ſcheint in ſeiner eigenen todten Maſſe von einer, organiſche Geſtalten nachäffenden, bildenden Kraft bewegt geweſen zu ſeyn; da liegen häufig Knollen von Geſtalt der Pflanzenfrüchte oder zweiſchaliger Muſchelkerne.

Im Nachhauſegehen betrachteten wir auch den aus angeſchwemmtem Schuttland gebildeten Berg, worauf die Citadelle liegt, etwas näher, und ergötzten uns dann noch lange an dem regen Leben, das ſich in den Alleen der Esplanade am ſchönen Frühlingsſonntag auf- und niederbewegte. Das Theater wurde nur von auſſen betrachtet, auch nach den „koſtbaren Pforten und eiſernen Gittern" ſich umgeſehen, welche an den berühmten Schuldenmacher erinnern, von dem Mylius in ſeiner Reiſe erzählt. Einer unter uns erzählte dabei von einem Manne deſſen zahlreiche Gläubiger lauter Altgläubige geweſen, weil in neuerer Zeit und ſchon ſeit verſchiedenen Jahren dem Manne niemand mehr glauben wollen. Dieſer konnte ſich, wie er ſagte, bloß aus einer gewiſſen, ſeiner Natur anklebenden Empfindſamkeit nicht dazu entſchlieſſen ſeine Altgläubiger zu bezahlen. Denn, ſagte er, jede ſolche Schuld erinnert mich an eine frohe, glückſeelige Stunde meiner vergangenen Jugend, und ich bin nun einmal ein wahrer Narr auf ſolche Erinnerungen und kann mir ſie gar nicht oft genug zurückrufen laſſen.

Der Abend kam diesmal wie unter lauter Muſik und Kerzenlicht heran, für uns beide aber auch zugleich die Stunde der Abreiſe. Wir trennten uns ungern von Montpellier, das uns in ſo kurzer Zeit ſo reiche wiſſenſchaftliche Belehrung und ſo liebe Bekantſchaften gewährt hatte. Aber die Abfahrt mit der nach Nismes abgehenden Diligence war einmal ſchon auf die heutige Nacht feſtgeſezt.

Wir wurden in ein Zimmer der Diligence hineingewieſen, in welchem ſchon drei andere Perſonen Plaz genommen hatten, die wir Anfangs im Dunkel nicht ſehen konnten, ſondern blos ſprechen hörten. Als der Schein der angezündeten Laterne durch die Fenſter hereinfiel, beleuchtete er das gar freundlich und treuherzig ausſehende Geſicht eines alten, dicken Cataloniers, der uns gegenüber ſaß. Es war dieſer, wie wir bald bemerkten, der Gegenſtand des Wizes und Spottes der beiden Franzoſen geweſen, mit denen er wahrſcheinlich ſchon ein längeres Stück Weges gereiſt war. Gar zutraulich er-

eröffnete er mir, in einem freilich nicht ganz verſtändlichem Franzöſiſch, woher er käme und daß er nach Marſeille zu reiſen gedenke, wohin ſein Sohn mit einem Schiffe kommen werde. Die Bekanntſchaft war gleich in den erſten Minuten unſeres Beiſammenſeins eröffnet, und da ich mich mit Intereſſe nach ſeiner Heimath erkundigte, gewann der alte Spanier eine ſo beſondere Gunſt und Liebe zu mir, daß er ſich zu mir ſetzte, mir von Zeit zu Zeit die Hand drückte und von ſeinem ſtarken Taback, welchen er theils kaute theils in kleinen Stückchen zerſchnitten und in ein feines Papier gerollt, rauchte, durchaus auch einen Antheil aufdringen wollte.

Von meinem alten Catalonier iſt mir auch, zum erſten Male auf dieſer Reiſe in Frankreich eine Genugthuung widerfahren, die ich längſt erwartet und wohlverdient hatte. Er hat mich nämlich nach meiner Ausſprache des Franzöſiſchen für einen gebohrenen Franzoſen gehalten und ganz dieſelbe Meinung von mir hat auch ſpäterhin ein unſchuldiges Landmädchen in der Provence gehegt. Es iſt mir das Urtheil dieſer beiden ganz Unpartheyiſchen um ſo mehr werth geweſen, da es mich in der Meinung, welche ich von jeher über meine Gabe franzöſiſch zu ſprechen gehegt, noch mehr beſtärkt hat. Der geneigte Leſer muß nemlich wiſſen, daß jenes Franzöſiſch das ich ſpreche, in gerader Linie, und zwar nur im vierten oder fünften Gliede vom königlichen Hauſe der Bourbons zu Paris herſtammt, denn der Schullehrer im Schönburgiſchen Lande, bei welchem ich es erlernt, hatte es ſeinerſeits von einem Manne, der zwar ſelber niemals in Paris geweſen, wohl aber ſein Lehrer; denn dieſer war Friſeur am Hofe Ludwigs XV. Mein

Franzöſiſch iſt daher gewiß ein gerechtes, ein royaliſtiſches Franzöſiſch, welches frei iſt von allen jenen Naſenlauten und von jenem Verſchlingen der Buchſtaben und Sylben, welche ſich das franzöſiſche Volk wahrſcheinlich während der groſſen Noth und herrſchenden Unreinlichkeit der Revolution angewöhnt hat; es iſt ein Franzöſiſch, das faſt ſo klingt wie Deutſch. Nicht ohne Betrübniß muß ich hierbei bemerken, daß zu der Zeit, als ich in Frankreich reiſte, vielleicht kaum ſechs Menſchen darinnen waren welche ein wahrhaftes und gerechtes Franzöſiſch ſprachen und einer von dieſen ſechſen deſſen Nahmen mir die Beſcheidenheit zu nennen verbietet, hat jezt jenes unglückliche Land wieder verlaſſen und lebt in München. Zwar auch den jetzigen Franzoſen iſt ein gewiſſer Sinn, ein gewiſſes Zartgefühl für den ächten Ausdruck ihrer Mutterſpräche nicht abzuläugnen, denn ſo oft ich irgend wo an einem öffentlichen Orte, z. B. in Marſeille in einem Kaffeehauſe, mein ächtes und royaliſtiſches Franzöſiſch geſprochen, hat es niemals an Solchen gefehlt, welche ihr Wohlgefallen durch lautes Lachen, oder durch Kopfnicken zu erkennen gegeben, aber leider mußte ich zugleich auch öfters die Erfahrung machen, das dieſe lauten Beifallgeber nicht einmal verſtunden was ich ſagen wollte. Mein eben erwähnter dicker Catalonier ging in ſeiner Anerkennung ſo weit, daß er mir gar zumuthen wollte, ich ſey aus Paris, in welchem Geſpräch wir jedoch durch ein, zufällig unter den beiden Franzoſen auf der andern Seite des Diligencenzimmers entſtandnes, lautes Gelächter unterbrochen wurden. — Der alte Spanier fieng nach einiger Zeit laut an zu ſchnarchen, wir Andern ſchlieſen auch ein, und kamen ſo unvermerkt, nur durch ein kurzes Verweilen auf der Zwiſchenſtation in unſerm Schlaf unterbrochen, und mit dem anbrechenden Tag zugleich in Nismes an.

Ich benutzte den mir noch bis zum Abgang der Diligence nach Beaucaire geſchenkten Vormittag, um die mir für immer werthe, liebe Bekanntſchaft unſers deutſchen Landsmannes, des Herrn Heimpel Boiſſier zu machen. Dieſe Bekanntſchaft iſt mir wahrhaft ein geiſtiger Ruhepunkt: ein Stärkungsmittel für das durch längeres Reiſen ſo gar leicht verödende Herz geweſen. Mein Freund wird hoffentlich nie das leſen, was ich hier von ihm ſchreibe; denn er bedarf ſolcher Bücher nicht. Die Landsmannſchaft mit dieſem lieben Manne, den ich, noch ohne ihn geſehen zu haben, durch einen gemeinſchaftlichen Freund in Nürnberg bereits kannte, geht noch etwas weiter, als auf deutſches Land und Sprache, und knüpft noch ein feſteres Band von Seele zu Seele. In Geſellſchaft dieſes Landsmannes lernte ich auch den trefflichen jungen Prediger der reformirten Gemeinde kennen, und beide führten mich zur Bibliothek und den andern mit ihr verbundenen Sammlungen, von welchen ſchon oben Seite 178. die Rede war.

Nachdem ich mit Heimpel Boiſſier noch einige Stunden zugebracht, in denen wir beide uns ſo nahe gekommen, und innerlich ſo bekannt geworden, als wären wir Jahre lang beiſammen geweſen, verließ ich das mir erſt heute recht theuer gewordene Nismes.

8. Reiſe nach Beaucaire und St. Remy.

Der Nachmittag an welchem wir von dem alten Nismes hinausfuhren nach dem königlichen Rhoneſtrom war wunderſchön. Wir beiden ſanden uns mit einem einzigen Reiſegefährten in dem geräumigen mittleren Zimmer der Diligence allein; unſer alter Catalonier war der Wohlfeilheit wegen im hintern Raume des Wagenſchiffes geblieben. Wir genoßen den lieblichen Frühlingsabend, beſtändig zum offenen Fenſter des Wagens hinausgeneigt, in ſeiner ganzen Schönheit. Vor Beaucaire, bei welchem ſchon der Uebergang über die Schiffsbrücke einen Aufenthalt macht, ſtiegen wir aus, um dieſen mehrfach intereſſanten Ort etwas zu beſehen. Im Vorbeigehen an der alten, auf einer Felſenwarte gelegenen Burg, dachte ich gar lebhaft an einen trefflichen Freund, welcher vor kurzem in deutſcher Zunge die Geſchichte der Nicolette von Beaucaire gar lieblich beſungen *). Freilich wird jeder Reiſende, welcher ſo wie wir zu einer andern Jahreszeit hier durchkömmt, bedauern müſſen, daß er dieſen merkwürdigen Ort nicht in der Zeit ſeiner eigentlichen Herrlichkeit: in der Zeit der weltberühmten Meſſe, welche am 22. July beginnt, geſehen habe. Dieſe Meſſe da an der Stra-

---

*) A. Gr. v. Platen in ſeinem Schauſpiel: Treue um Treue.

ſe eines uralten Weltenhandels: an der ſchiffbaren Rhone, ziehet ein buntes Völkergemiſch aus allen Nachbarländern herbei. Die kleine Stadt reicht alsdann zum Beherbergen der fremden Schaaren und der von ihnen mitgebrachten Güter bei weitem nicht hin. Eine zweite Supplementſtadt, aus bretternen Buden gebaut, mit freien Plätzen und Straßen und Seitengaſſen, geräumiger als die der eigentlichen Stadt ſelber, entſteht auſſen vor dieſer, auf einer großen Wieſe. So iſt das Land umher ganz überdeckt von Buden und Wägen und Zelten und zugleich iſt auch der Rhoneſtrom ganz erfüllt von Schiffen mit ſpaniſchen, ſardiniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Wimpeln; Spanier und Portugieſen, Italiener, Engländer und Schweitzer beſuchen die berühmte Meſſe und in dem Gewühl hört man die verſchiedenſten Zungen von Europa durcheinander ſprechen. Nach vollendetem Geſchäft am Abend, ſieht man da die Spanier ihre nationellen Tänze halten, die Italiener ſich zum landsmannſchaftlichen Geſpräch verſammeln, and jedes Volk auf heimathliche Weiſe, wetteifernd an ausgezeichneter Art und Glanz mit den andern, ſich vergnügen. Es geht hier wie in der Geſchichte des Barbiers von Sevilla: mit jedem Eſel mehr nimmt auch die Zahl der nöthigen Bedienung zu; ſo wird auch der Schwarm von Meſſfremden, die hier im Handel gewinnen wollen, von einer Menge von Leuten begleitet, welche den Gewinn gern mit ihnen theilen möchten. Da gibt es denn mannigfaltige Verkäufer von Wein und allerhand Leckereien; da aber von dieſen Genüſſen gar leicht jemand erkranken könnte, findet ſich bald eine ganze Schaar von Aerzten ein: die Aerzte können nicht ohne Apotheker ſeyn; es kommen mithin auch dieſe. Spielbuden und Gelegen-

iten zu andern Beluſtigungen werden in Menge errich-
t; da aber eine ſolche Luſt nicht ohne Streit abgeht,
id zum Streit die Rechtsgelehrten und Anwälde gehö-
n, ſo fehlt es auch an dieſen nicht, und für anderwei-
ge Folgen der Streitigkeiten ſorgen die Wundärzte,
elche auch zur Meſſe von Beaucaire in ziemlicher Zahl
rbeikommen. Wenn am Tage über die Seidenhändler,
e Oel-, die Leder-, die Tuch-, die Leinwandhändler
eſchäfte gemacht haben, deren Ertrag ſich auf Tauſen-
e von Franken beläuft, wobei wenig Worte gewechſelt
orden, ſo ſieht man am Abend das arme Volk der
rzneienverkäufer und ähnliche Kleinhändler mit gar vie-
n Worten und Geſchrei ſeine Geſchäfte machen, deren
etrag aufs Höchſte auf etliche Sous oder Franken an-
eigt. Auch an Dieben und Gaunern aller Art fehlt es
icht, welche unter allerhand Form und Geſtalt herum-
hleichen, um die Kaufleute bei guter Munterkeit und
ufmerkſamkeit zu erhalten. Das kleine Beaucaire, das
nſt nur 10000 Einwohner hat, iſt zur Zeit der Meſſe ſo
ervölkert, daß man rechnet, daß dann an jedem Tage
viel Menſchen ab- und zugehen, als gewöhnlich da-
nnen wohnen, nämlich 10000. Das ganze Städtlein
it ſammt ſeinen Einwohnern iſt aber auch jezt lediglich
ur für dieſe Meſſe da. Es ſcheint als bedürften die
ewohner von Beaucaire ein ganzes Jahr, um den
rberreiz, welchen der unmäßige Lärmen und die Ver-
ügungen der Meſſe bei ihnen erregt, wieder auszu-
hlafen. Arbeitſamkeit und Erwerben im Schweiß des
ngeſichtes iſt gerade ihre Sache nicht, die Meſſe allein
ringt ihnen aber auch ſo viel ein, daß ſie allenfalls zur
eſtreitung der nöthigſten Ausgaben im übrigen Theil
s Jahres hinreicht. — Ein ſonderbares Völklein! dem

es in der Zeit der Religionskriege dieſer Gegend einerlei geweſen, ob es jezt einmal Jahre oder Monate lang die Meſſe in der Kirche angehört, oder die Predigt der Reformirten; denn man pflegte ſich unten in der kleinen Stadt getreu und ohne einiges Bedenken nach der religiöſen Anſicht zu richten, welche oben auf der beherrſchenden Burg beliebt geweſen, die Burg aber, hier an der Heerſtraße der kriegeriſchen Kämpfe, war bald in den Händen der einen, bald der andern Parthei. Auch Beaucaire hat indeß eine ſchönere poetiſche Blüthenzeit gehabt; aus der Geſchichte der alten provençaliſchen Dichtkunſt fällt ein verklärender Strahl auch auf ſeine alte Burg und Mauernzinnen und ſchon zu den Zeiten der Römer iſt dieſer Punkt, wo Ugernum gelegen, von Bedeutung geweſen.

Die Rhone iſt hier ein breiter, ſchöner Strom. Eine anſehnliche Schiffbrücke bildet zwiſchen Beaucaire und dem gegenüber gelegenen Tarascon die Verbindung. Sie beſteht aus zwei Theilen, in deren Mitte eine ſandige Inſel liegt, auf welcher, wie man ſagt bereits die Römer den ſteinernen Damm begründeten, über welchen der mittlere, feſtſtehende Theil der Brücke gelegt iſt.

Mein alter Catalonier hatte ſich auf der Schiffbrücke wieder zu mir geſellt. In einem Franzöſiſch, welches ihm wahrſcheinlich wegen der Erſchütterung der Diligence eben ſo ſchwer zu ſprechen geworden als mir zu verſtehen, ſagte er mir, daß er bemerkt habe, daß ich kein Franzos, ſondern ein engliſcher Schiffscapitain ſey; er wolle mir daher eröffnen, daß ſein Sohn eine ganze Ladung von Korkſtöpſeln, von einer Beſchaffenheit, wie er ſie hier aus der Taſche ſeiner Jacke hervorgelangt und mir gezeigt, mit ſich bringen werde. Ich werde wohl Gebrauch machen können von den Korkſtöpſeln, welche in meinem Lande ſehr geſucht ſeyen; ſolle mich daher nur an ihn und ſeinen Sohn wenden, in Marſeille am Hafen, wie die Addreſſe zeige. Ich aber ſagte ihm, daß ich kein Schiffscapitain ſey, ſondern bloß ein reiſender Gelehrter, worauf er mich mit großen Augen angeſehen.

Jenſeits der Schiffbrücke kommt man in das gewerbthätige, lebhafte Tarascon. Da ſteht noch die wohlerhaltne Burg des guten Königes Renatus, von König Ludwig von Sicilien erbaut. Die Burg des Renatus, von welchem die Züge von Milde, Freundlichkeit und Humorismus noch jezt in der Sage des Volkes fortleben, welches bis auf dieſen Tag jener glänzenden Turniere gedenkt, denen der poetiſche Sinn jenes Herrſchers ihren eigenthümlichen, ſchönen Anſtrich gegeben, in welchem der ritterliche Geiſt des damaligen Jahrhunderts mit dem Gewand eines idylliſchen Schäferlebens ſich überkleidet. Selbſt die Legende, mit welcher die alte Geſchichte von Tarascon beginnt, trägt die liebliche Form und Einkleidung alter provenzaliſcher Dichtung. Die Gegend, ſagt man, wo einſt die Utricularier auf ihren, mit Luft gefüllten Schläuchen die Fremden und ihre Waaren hier über die Rhone geſezt, und welche nachmals von den Römern, durch die Anlage einer Brücke zu einer bequemeren Ueberfahrt geſchickt gemacht wurde, war bald nach Chriſti Geburt von einem Ungeheuer „Taraske“ genannt verheert, welches blos von Menſchenfleiſch ſich genährt. Dieſes krokodilartige Fabelweſen wohnte im Geſtade der Rhone, von wo es ſeine mörderiſchen Ausfälle in die Stadt faſt täglich wiederholte. Da kam aus fernem

Morgenlande die heilige Martha mit ihrem Bruder Lazarus. Was ganze bewaffnete Heere nicht vermochten, das gelang der göttlichen Gewalt, welche in der zarten Jungfrau wohnte. An leichtem Bande gefeſſelt, führte ſie das Ungeheuer in die Stadt, wo es von den Bewohnern getödtet wurde. In der Kirche der heiligen Martha hatte Vanloos Meiſter-Pinſel das Wunder dargeſtellt, welches noch jezt in dem volksthümlichen Schauſpiel zweier jährlicher Prozeſſionen, am Pfingſt-Montag und am Feſt der heiligen Martha nachgebildet wird.

Die Gegend jenſeits Taraſcon, ſo wie man dem lieblichen St. Remy näher kommt, wird überaus ſchön und anmuthig. Ihrem natürlichen Reichthum und Schmuck der Natur hat noch der wunderheitre Frühlingsabend einen beſonderen Liebreiz verliehen und in der Bruſt der Reiſenden, welche vielleicht ſelbſt durch die vorhergegangene ſchlafloſe Nacht weicher und beweglicher geworden, wachten Geſänge der Jugend und der Liebe und die dunkle Erinnerung früh gehegter Träume auf. Dieſes iſt ja das Land, wo nach einem langen Winterſchlaf kriegeriſcher Kämpfe und äußeren Elendes der Geiſt der Geſänge zuerſt ſeine Schwingen geregt; hier ſind die Berge, aus denen der Quell jenes beſeelenden Stromes entſprungen, deſſen Gewäſſer mit einer die Sitten mildernden Gewalt nachmals durch alle Nationen von Europa floß.

Es geht durch die ganze Natur ein inniges, dunkles Sehnen, wofür die Natur ſelber in ihrer Tiefe kein Wort zu finden vermag. Der Menſch ſoll dieſes Wort finden; wäre es gefunden, ſo würden die alten Banden gelöſt und die gebundene frei. Da erhebt am frühen Morgen die Dichtkunſt ihre Stimme, ſehnſüchtig klagend wie die Nachtigall; ihr iſt jenes Wehen der Liebe, welches durch Kräuter und Blumen und alle lebendige Weſen ſtrömt, in ſeinem Abbild verſtändlich geworden; und in den grünen Auen des Thales, unter den Cypreſſen-Hainen der Bäche läßt ſie die Worte des Liebenden und Geliebten vernehmen. Wenn ſie aber, vom Morgen bis zum Abend immer lautere und tiefere Töne geſungen, bemerkt ſie, daß der glänzende Thautropfen, an welchem ihr Auge ſehnend gehangen, nicht die Quelle des Lichtes ſelber geweſen, welche ſie geſucht. Der Abend kommt, die Sonne rüſtet ſich zum Hinüberziehen über die weſtlichen Gebirge; da ſchwellen die Töne der noch ungeſtillten Sehnſucht immer lauter und gewaltiger an, die Bruſt der Sängerin wird zerſprengt, Philomele ſinkt vom Baume und das unſterbliche Sehnen zieht der ſcheidenden Sonne nach, in die Heimath eines ewigen Leuchtens. — Es iſt die Poeſie der Liebe, wie ſie zuerſt in der Provence erwachte, ein Ringen des gebundenen, prophetiſchen Schwanes der im Menſchen wohnet, der ſtummen Natur ihre Töne, ihre Worte wieder zu geben; das Rauſchen des Quells, das Säuſeln der Winde, die Bewegungen des Meeres, der Geſang der Vögel und das Freudengeſchrei, ſo wie die Töne der Schmerzen der Creaturen des Feldes, wird in der Seele des Menſchen zu einem Geſange verklärt, deſſen eigentlichen, tiefen Sinn, Der wohl auch nachfühlt, welchem die Natur bekannt iſt.

So lieblich wie gegen St. Remy hin, dünkte uns, hatten wir noch nie das reiche Gemiſch der grünenden von Waſſerbächen und Kanälen durchzogenen Auen und der Weingelände, Olivengehäge und Cypreſſen-Haine geſehen: eingefaßt von beiden Seiten, in den von der Abendſonne vergoldeten Rahmen der alpiniſchen Gebirge.

Auf St. Remy hatten wir uns längſt gefreut; hier war beſchloſſen die Nacht und einen Theil des anderen Tages zuzubringen. Ein großes, ſchönes Wirthshaus nahm uns auf und kaum hatten wir das wenige Reiſegepäcke abgelegt, als wir uns, noch in der lezten Abendſtunde, aufmachten, um die viel geprieſenen Alterthümer, welche unfern des Städtleins liegen zu betrachten. Ein Mann begleitete uns hinaus.

Auch dieſe herrlichen Denkmähler, die wir erſt am andern Tage eigentlich kennen lernten, liegen, wie die Gardonbrücke, in einer einſamen Gegend, am Fuße zackiger Kalkberge, nahe am Eingang einer gähen Felſenſchlucht durch welche ein Bach läuft. Die Abenddämmerung hatte ſich ſchon in die Schluchten und Thäler niedergelaſſen; aber in den lezten Strahlen des Abendroths erglänzten noch auf dem Mausoleum die beiden Geſtalten, jener durch ſich ſelber und ihre liebenden Kinder glücklich geweſenen Gatten, welche noch jezt der Nachwelt ein Denkmahl menſchlicherer, höherer Gefühle, mitten aus einer kriegeriſch rohen, ausgearteten Zeit ſind. Die gebundenen Geſtalten am Triumphbogen, durch ihr langes Haar und durch kräftig ſchönen Umriß an deutſchen Völkerſtamm erinnernd, ſprechen von einem fernen Abend der Geſchichte, auf welchen ſeitdem ſchon längſt ein friſcher, fröhlicher Morgen der Völker gefolgt iſt. Wir ruheten auf den ſteinernen Bänken, unter laubreichen Bäumen, von Frühlings-Käfern und Dämmerungsfaltern umſchwärmt, bis endlich die erſten aus dem klaren Himmel hervorleuchtenden Sterne uns daran erinnerten, daß es jezt Zeit ſey für den wandernden Menſchen, zur Ruhe zu gehen. Unſeren Führer hatten wir, um den ſtillen Abend auch ſtill genießen zu können, wieder zurück geſchickt, und ſo gingen wir beide, Hand in Hand, von dem alten Denkmahl zärtlicher Gattenliebe, über die ſchweigende Gegend ſchweigend hinein zum Oertchen, und nach unſerem Gaſthaus.

In der That wer ein recht großer Liebhaber der Freuden des Mahles geweſen wäre, dem müßte das Gaſthaus in St. Remy ſchon durch das Abendeſſen, welches wir da erhielten, beſonders merkwürdig geworden ſeyn. Die freundliche Wirthin hatte an einer ganzen Fülle ſüdfranzöſiſcher Natur-Erzeugniſſe ihre Meiſterſchaft in der Kochkunſt gezeugt. Nur um der Merkwürdigkeit willen erwähne ich den Dualismus, welcher aus der ganzen Anordnung des Abendeſſens hervorſchien. Nach der Suppe war da zweierlei Eingemachtes, zweierlei Buddings, zweierlei Fiſche, zweierlei geflügeltes Wildpret, auf zweierlei Weiſe zubereitetes Wildpret aus der Klaſſe der Säugthiere, und ſo gingen die beiden Gegenſäze auch durch die Ordnung der Früchte, der Torten und des übrigen Nachtiſches hindurch. Auch von Weinſorten ſtunden immer zweierlei auf dem Tiſche. Ganz beſonders erfreute uns aber auch die Abendgeſellſchaft, welche mit uns bei Tiſche ſaß. Eine ehrenwerthe Familie, Landgutbeſitzer aus der ſüdlicher gelegenen Ebene: ein ältlicher, kräftiger Mann mit ſeiner Frau und zweien Söhnen in blühendem Jünglingsalter. Man merkte dieſer Familie, ohngeachtet der einfachen Kleidung, nicht bloß einen gemüthlichen Zuſtand der Wohlhabenheit, ſondern auch eine gewiſſe äußere Bildung an, welche freilich in jenem Lande ein gemeinſames Eigenthum aller Stände iſt. Mit einer gutmüthigen Höflichkeit nöthigte man meiner Frau eine wärmende Kohlpfanne auf, auf welche dieſe ihre Füße ſtellen mußte, „weil der Fußboden im Zimmer ſehr kalt ſey“. Bei Tiſche wurde ihr jedesmal zuerſt präſentirt und vorgelegt und ſie zum Zulangen von dem was unſeren Mitgäſten das Beſte und Delikateſte geſchienen, mit faſt zudringlicher Höflichkeit genöthigt. Die guten Leute bedauerten meine Frau gar ſehr, daß ſie eine ſo weite Reiſe mitmachen müſſe. Sie wunderten ſich, daß auch uns, in einem Lande, welches der Mann ſeiner Frau eben als ſehr kalt geſchildert hatte, Schnepfen und ſelbſt Südfrüchte nicht ganz fremd und unbekannt ſeyen.

Nach der Ermüdung des heutigen und geſtrigen Tages, that die Ruhe in den reinlichen bequemen Betten ganz beſonders wohl, und die Sonne beleuchtete ſchon die gegenüberliegenden Häuſer und die Allee der hohen Bäume, als wir zum Frühſtück ein Kaffeehaus beſuchten und von da uns wieder auf den Weg nach den alten römiſchen Denkmählern aufmachten. Heute ſahen wir alles erſt deutlich, darum ſoll auch die Beſchreibung erſt nun folgen.

Sobald man die jetzige, in der grünenden Ebene gelegene, Stadt nach Süden hinaus verläßt, zieht ſich der Weg nach einer mäßigen Anhöhe hinauf, welche von der bereits erwähnten Kalkgebirgskette begränzt wird. An einem Bache, welcher etwas tiefer an der rechten

Seite des Weges herunterläuft, zeigen ſich Baumpflanzungen, Olivengehäge und Weingärten, unter denen in der Ferne noch einzelne Bauernhäuſer ſtehen. Links von der Straße ſieht man größere Landhäuſer, und es fällt unter ihnen am meiſten das ſchöne Haus, in welchem die ſpäter zu erwähnende Heilungsanſtalt für Geiſtes-Kranke iſt, ins Auge. Die beiden römiſchen Denkmähler, ein Triumphbogen und ein Grabmahl, ſind ohngefähr eine halbe Stunde von der jetzigen Stadt entfernt. Sie ſtehen ganz nahe an einander, und ſind im Ganzen ſo wohl erhalten als wenige Denkmähler dieſer Zeit. Das herrliche Triumphthor, dem freilich, ſo wie einzelnen ſeiner Figuren, das ſchöne Haupt: die Kapitäler der edlen korinthiſchen Säulen und ein großer Theil der oberen Zierrathen abgeſchlagen ſind, hat in ſeinem jetzigen Zuſtande nur noch die Höhe von einigen zwanzig Fußen. Die innere Höhe des Bogens iſt etwa ſechszehn, ſeine Weite acht Fuß; ſeine Oeffnung gehet nach Norden und Süden. An den äußeren Ecken ſtehen zwei, und neben den Pilaſtern, welche das Bogengewölbe tragen, abermals zwei korinthiſche kanellirte Säulen, deren Halbmeſſer ein Siebentheil der Höhe iſt. Alle Verzierungen, von den Roſen an, welche in die ſechseckigen Vertiefungen des inneren Bogengewölbes eingeſezt ſind, bis zu den in der Höhe ſchwebenden, Palmen in der Hand haltenden Victorien: die Laubgewinde, die Opfergeräthe und Flöten ſind aufs Sorgfältigſte gearbeitet, und die Fichtenzapfen, Trauben, Epheugewinde, Oelzweige, Blumen und Früchte der Archivolte, von Bändern umſchlungen, erinnern in ihrer Zierlichkeit an die Ausſchmückungen ähnlicher Art und Gattung, welche man an Denkmählern aus den Zeiten der Herrſchaft Auguſts bemerkt.

Einen wahrhaft rührenden Eindruck machen da, in der ſtillen, einſamen Gegend, die gebundenen Geſtalten, Kriegsgefangene darſtellend, an beiden Seiten der Thoröffnungen. Es ſind vier Gruppen, jede aus einer männlichen und weiblichen Figur gebildet. Die eine ſchöne, weibliche Geſtalt, mit aufgelöſtem Haar, legt mitleidig tröſtend dem geliebten Krieger, deſſen Hände auf den Rücken gebunden ſind, ihre Hand auf die Schulter. In einer andern Gruppe breitet die neben dem gebundenen jugendlichen Helden ſtehende weibliche Geſtalt die Hände, wie bei einer lauten Klage aus, in einer dritten theilt die Gemahlin des Kriegers ſein Schickſal, auch ihr ſind die Hände auf den Rücken gebunden, während dagegen bei der vierten Gruppe, eine großentheils verſtümmelte weibliche Geſtalt, in faltigem Gewand, auf kunſtreichem Seſſel, neben dem Gefeſſelten dalehnt.

Es ergehet dem Geiſt eines Wanderers öfters wie ſeinem Leibe; jener ſieht ſich durch innere, wie dieſer durch äuſſere Bewegungen in Gegenden verſezt, welche er ſo und auf dieſe Weiſe nicht erwartet hatte. Mich führte der träumende Sinn aus der Heerſtraße aller der Meinungen und Anſichten, welche die Alterthumsforſcher über die Bedeutung und Entſtehung des Triumphbogens erbaut haben, hinüber auf das nur wenige Meilen entfernte Schlachtfeld, wo einſt unter Marius die Blüthe eines ganzen deutſchen Völkerſtammes gebrochen worden. Wundervoller Zug des einen Volkes zum andern! Das deutſche Volk und jenes der Römer ſind in der Geſchichte der beiden lezten Jahrtauſende gleich zwei Ehegatten verbunden geweſen, die ſchon in früher Zeit, durch den Willen der Eltern einander verlobt, lange Zeit jedoch ſich unbekannt geblieben. Dem wilden, in der Fremde entarteten Jüngling, wird, als die Zeit der Vermählung heran nahete, die züchtige, keuſche, in kräftiger Jugend blühende Jungfrau, zugeſendet. Die Beſcheidene bittet den künftigen Gemahl, er ſolle ihr nur ein Hüttchen an der Seite ſeiner Palläſte und Burgen, zur friedlichen Wohnung einräumen. Jener entläßt die Bittende, gemißhandelt und geſchlagen. Wußteſt du nicht, ſtolzer Geiſt des Römers, wer Die war, welche jezt noch als bittendes Mägdlein vor dir geſtanden? Sie wird bald wieder kehren als kräftige Kriegerin und in deine Palläſte, als Herrin einziehen; ungern, jedoch dem heiligen Willen des Vaters folgend, dem entarteten, weichlich gewordenen Schwächling die Hand zum langen Bunde der Jahrhunderte reichend. — Welche treue und ſtille Unterwürfigkeit wäre zu finden, die dir nicht die aufopfernd Liebende, in der für alle Völker Europens geſegnet geweſenen Ehe erwieſen hätte? Du aber, öfters mit Anderen buhlend, haſt ihre Treue nur ſelten erkannt und gelohnt, und die Geſchichte weiß von deinen Härten und Mishandlungen, welche die treue Jugendgenoſſin gerne vergeſſen und verſchweigen möchte. Doch der neue Morgen iſt nahe und vielleicht wird einſt auch dieſe duldende Treue anerkannt und belohnt.

Das nur zwölf Schritte weit, weſtlich vom Triumphthor entlegene Grabmahl, endigt in einer Höhe von etwa funfzig Fuß mit einer kleinen, tempelartigen Kuppel, welche von zehn korinthiſchen Säulen getragen wird. Unter dieſer, mit zierlichem Fries geſchmückten Wölbung ſtehen zwei Figuren in lang herunter wallendem, römiſchen Gewand: ein Mann und eine Frau, das Angeſicht nach Oſten gekehrt, als ſchauten ſie mit Sehnen dem über die Völker aufgehenden neuen Morgen entgegen. Die Inſchrift: SEX. L. M. JULIEI. C. F. PARENTIBUS. SUEIS welche ſich am zweiten Stocke, deſſen vier Thore nach den Weltgegenden geöffnet ſind, nach der Oſtſeite zu findet, ſcheint darauf hinzudeuten: daß die kindliche Liebe der Söhne des Julius Cajus dieſes Denkmahl den vorangegangenen Eltern errichtete. Es wird dieſes zweite, viereckte Stockwerk an den Ecken von vier korinthiſchen, kannellirten Säulen geſtüzt, über denen ein Fries hinläuſt, der mit den Bildern geflügelter Seepferde und Sirenen geziert iſt. Am Schlußſtein jedes der vier Thore, zeigt ſich ein Meduſenhaupt. Den Grund des ganzen Gebäudes bildet ein auf viereckigem, aus maſſiven Quaderſteinen gebauten, Sockel ruhender vierſeitiger Auffatz, deſſen Wände zwölf Fuß breit und acht Fuß hoch ſind. Die halberhabenen Arbeiten, an dieſen vier Wänden, ſcheinen von den Schickſalen jenes Mannes zu reden, dem zu Ehren das Denkmahl errichtet worden. An der Weſtſeite zeigt ſich ein Handgemenge des Fußvolkes und ganz nach vornen ein getödteter Krieger am Boden liegend; an der Nordſeite, gegen die Stadt hin, ſieht man ein Gefecht der Reiterei. Die Südſeite ſcheint einen Abzug vom Schlachtfelde anzudeuten: Reiter und Fußgänger durch einander gemiſcht, als Nebenfiguren ein Eber, ein aufbäumendes Roß, welches den Reiter verloren und — gleich einer Unglück weiſſagenden Sibylle, — ein unbekleidetes Weib am Boden ſitzend. Die Oſtſeite endlich ſtellet einen Triumpheinzug dar, deſſen Figuren, weibliche unter die männlichen gemiſcht vorwärts ſchreitend geſehen werden. Unter dem Geſimſe laufen wellenförmig gebogene Guirlanden, von ſchwe-

ſchwebenden Genieen geſtützt hin, dazwiſchen zeigen ſich die Larvengeſichter von Faunen.

Der Morgen war überaus lieblich und kühl; ein friſcher Wind, der ſich in den benachbarten Weingärten mit gewürzreichen Düften beladen, wehte aus der Ebene herauf, über deren nördlichen Saum die beſchneyten Gipfel der Alpengebirge hereinblickten. Wir ſaßen und ſtunden lange vor dem alten Grabmal, deſſen beiden Geſtalten die Morgenſonne ins Geſicht ſtrahlte: ein Sinnbild jenes ewigen Lichtes, zu welchem ſolche Seelen immer, ſelbſt aus der ſehnſuchtsreichen Dämmerung des Heidenthums, den Aufflug finden, *in denen die Liebe hienieden gelebt.*

An einer benachbarten Felſenwand ſahen wir dem Bauen einer Mauerbiene zu, welche, ebenfalls von zärtlicher Elternliebe bewegt, mit mühſamer Eile für die noch künftige Brut ſorgte. Ich ſah dieſes ſchöne Thier, mit gelbſeidener Wolle bedeckt, zum erſtenmal lebendig; zwei Zellen aus Sandſteinchen, feſt wie eine Gebirgsart aufgemauert, waren bereits fertig, und bei der Speiſe des Bienenbrodes lag wahrſcheinlich ſchon in jeder ein Ey; von der Seite her hatte die Künſtlerin ſchon das gewölbte Dach begonnen. — So baut auch in dieſer Region die Liebe zwiſchen Eltern und Kindern Denkmäler, welche ebenſo zu den kommenden Geſchlechtern der nachfolgenden Jahre ſprechen, als das Grabmal, das die Römer, die Söhne des Julius Cajus, ihren Eltern errichtet.

Die Bildung der Kalkfelſen, an deren Fuße die beiden Denkmäler ſtehen, iſt ſo ſonderbar, ſo auffallend, daß ſie wohl jeden ſeiner Füße mächtigen Wanderer zu einem Beſteigen und Durchſtreifen ihrer Höhen und Buchen einladet. Einzelne Zacken und Zinnen ſchienen uns wie alte Ruinen, bis ſich das Auge beim Näherkreten über ihre eigentliche Natur belehrt hatte. Wir folgten mühſam einer jäh in die Felſenwände geſchnittenen, von einem Bächlein durchſtrömten Schlucht. Ein empfindlich kühler Wind wehte uns aus derſelben entgegen; jenſeit des anderen Ausganges der Schlucht fanden wir uns in einer wildeinſamen Gegend, deren röthlichgraue, bizarre Felſenmaſſen einem Menſchengeiſte, wenn er öfter da verweilte, düſtere Gedanken und wunderliche Träume einzuflüſtern vermöchten. Hier hat vielleicht öfters jener, im Mittelalter berühmt geweſene Noſtradamus, der in St. Remy geboren und erzogen war, geweilt und gewandelt, und aus jenen düſteren Felſengrotten den erſten Anhauch ſeiner ſybilliniſchen Träume empfangen.

Schon im Nachhauſegehen begegnete uns der freundliche Kaufmann aus St. Remy, an welchen wir durch Herrn Heimpel Boiſſier empfohlen geweſen, und der uns bereits geſtern Abends im Wirthshauſe aufgeſucht hatte. Es war ſeine Abſicht geweſen uns in der Gegend herumzuführen, er hatte aber nicht gemeint daß wir ſo früh auf ſeyn würden. Der gefällige Mann begleitete uns jezt noch zu der allerdings ſehr merkwürdigen und ſehenswerthen Heilungsanſtalt für Geiſteskranke, welche unter der Leitung und Pflege eines ſehr verſtändigen Arztes ſteht. Dieſer ſucht hauptſächlich Muſik und Geſang als Heilmittel, in dieſem Lande des Geſanges anzuwenden; und die aus dem Rythmus ihrer geſunden Bewegungen getretene Seele kehret öfter zu dieſem zurück, wenn ſie durch die beſtändig einwirkende Macht der Töne genöthiget wird dem rythmiſchen Gange einer geſunden Seele zu folgen. Man hatte uns von einem deutſchen Landsmann aus Hamburg (v. H***) geſagt, welcher hier mitten in der lieblichen Natur, von finſterer Schwermuth umfangen, Jahrelang düſter ſchweiget. Ein Freund hatte mich erſucht den Unglücklichen deutſch anzureden; der Aufſeher des Krankenhauſes wollte indeß von einem jezt anweſenden deutſchen Kranken nichts wiſſen, wollte mich jedoch dennoch in das Zimmer des einen, aus ferner Heimath hieher gekommenen Leidenden führen, der vielleicht jener Deutſche ſeyn könne. Zu meiner Freude fanden wir das Zimmer leer, denn ein inneres Gefühl ſagte mir, daß die Töne der Mutterſprache in einem ſolchen Leidenden den innern Schmerz nur vermehren, ſtatt lindern müßten.

Die innere und äußere Einrichtung jener Heilungsanſtalt, verbunden mit der glücklichen Lage unter einem ſo lieblichen Himmelsſtriche, machen dieſelbe wohl zu einer der vollkommenſten in ihrer Art. Man ſcheint hier ſehr genau zu unterſcheiden, bei welchen Kranken das innere Leiden aus blos körperlichen Urſachen, z. B. aus den Folgen eines Wochenbettes, hervorgegangen; dieſe ſind geſondert, und werden auf eigenthümliche Weiſe behandelt. Ebenſo werden die von wilderer Raſerei Befangenen in beſonderen Zimmern verwahrt, und ganz anders behandelt, als die größere Zahl der Geiſtesirren und Schwermüthigen. Die gewöhnlichen Heilmittel, z. B. Bäder u. ſ. w., welche man auch in andern Heilanſtalten der Art findet, bedürfen hier keiner beſondern Erwähnung. Die Zimmer der einzelnen Kranken, ſo wie ihre Verſammlungsſäle und Kirche, ſind freundlich und ſchön eingerichtet; geſchloſſene Höfe für die Raſenden, Gärten mit ſchattigen Baumpflanzungen für die Andern, umgeben das ganze Haus. Merkwürdig war es uns, daß nach der Ausſage des Aufwärters der Wahnſinn bei den Meiſten durch politiſche Träume und Parteienwuth entſtanden. Eine Geſellſchaft von Kranken, welche da im Garten luſtwandelte, ſollte uns, ſo wollte es der Aufſeher, eines ihrer Lieblingslieder ſingen; ſie hatten aber hiezu keine Luſt. „Du glaubſt,“ ſchrie der Eine, welcher der Stimmführer der Andern geſchienen, dem Aufſeher zornig zu, „du glaubſt du ſeyſt ein beſſerer Royaliſt als ich und könneſt mir deßhalb befehlen, aber ich bin, ſo rief er mit immer ſteigendem Zorne, ein beſſerer Royaliſt als du, und laſſe mir nichts von dir gebieten.“ Die wahnſinnige Aeußerung wirkte alsbald mit anſteckender Gewalt auch auf einige Andere aus gleicher Urſache Kranke, welche ebenfalls mit lauter Stimme bezeugten, daß ſie gute Royaliſten wären.

Gleich finſteren Schatten, ſchweigend und düſter, wandelten unter den Bäumen einzelne aus Hochmuth Wahnſinnige; — (denn der Hochmuth ſelber iſt ſchon Wahnſinn, der ſich jedoch öfters ein ganzes Menſchenleben hindurch mit dem Anſcheine von Vernunft zu bekleiden weiß). Einzelne Kranke ſahen wir auch noch, deren Wahnſinn durch thieriſche (ſinnliche) Liebe erregt war; dieſe ſind häufig die gefährlichſten Kranken, welche bewacht werden müſſen, damit der wilde Trieb in ihnen nicht die nahe verwandte Form der Mordluſt annehme.

Wir kehrten jezt zum Städtlein zurück, um mit dem Courier nach Orgon abzugehen, wo wir die gegen Abend daſelbſt durchgehende Diligence abwarten wollten.

9. Reiſe über Aix nach Marſeille.

Ich weiß nicht welchen ganz beſondern, unwiderſtehlichen Zug das Meer, wenn es in der Nähe iſt, auf den erdgebohrnen Menſchen ausübt, welches Recht es auf dieſen, ſelbſt wenn er mitten in dem Feſtlande gebohren iſt, hat; ſo viel iſt aber gewiß, daß wir beide kaum den Abgang des Couriers, aus dem doch ſo lieb und werth gewordenen St. Remy erwarten konnten, um mit ihm nach Marſeille — ans Meer — abzugehen.

Das herrliche Frühlingswetter und die romantiſche Gegend wollten uns Anfangs verleiten von Orgon aus noch einige Stunden zu Fuße zu gehen; wir bemerkten aber, kaum vor den Ort hinausgekommen, daß wir noch zu wenig an die Frühlingshitze der Provence gewöhnt ſeyen, beſonders da unſere Kleidung noch gegen den Kälte-Anhauch des Miſtral und auf das nächtliche Fahren in der Diligence berechnet, und das Reiſegepäck für eine Wanderung zu Fuße zu ſchwer geweſen. Wir kehrten daher, etwas beſchämt, wieder nach dem Poſthauſe um, legten da das Reiſegepäck ab und beſchloſſen uns den Nachmittag hindurch in der äußerſt romantiſchen Umgegend zu ergehen.

Zuerſt beſuchten wir die Durance. Unmittelbar bei dem Städtlein prangten blühende und grünende Gärten, zwiſchen denen es ſich ſehr kühl und ſchattig hingehen ließ; die Ufer des reißenden Fluſſes ſelber ſind ſteinig und öde und verkünden überall die zu Zeiten wild verheerende Gewalt ſeines trüben Gewäſſers. Varioliten und andere Trümmer des fernen Urgebirges ließen den alpiniſchen Urſprung des Gebirgſtromes errathen. Vom Gehen auf ſteinigem Wege ermüdet ſuchten wir vergebens unter den laubarmen, immergrünen Eichen, welche an der nördlichen Uferſeite ſtunden, einigen Schatten. Dieſer wird deſto reichlicher gefunden, in dem ganz nahe bei dem Städtlein gelegenen, ſehr merkwürdigen, durchbrochenen Felſen, durch welchen auf eine mühſam durch den Felſen geſprengte Strecke von vier hundert und vierzig Schritten Ausdehnung der wohlthätige Kanal geleitet iſt, welcher einem, ehemals jenſeits des Berges ſtangnirendem Gewäſſer den Ausgang gebahnt, und der zu jenem wohlthätigen Syſtem von Bewäſſerung gehört, welches einem Landſtrich von faſt zwanzig Meilen Ausdehnung, Fruchtbarkeit gewährt, und zugleich eine, dem Verkehr ſehr wohlthätige Verbindung, zwiſchen der in ihrem eigenen Bette unbeſchiffbaren Durance und der Rhone bildet.

Wir beſtiegen jezt die weſt- und ſüdwärts von Orgon gelegenen Felſenhöhen, welche gleich über der Stadt mit den alten Ruinen einer Ritterburg, und mit dem verödeten Gemäuer eines ehemals anſehnlichen, erſt in den Zeiten der Revolution zur Ruine gewordenen Kloſters geziert ſind. Eine Gebirgsgegend von ſolchem Charakter wird nur hier, unter dem warmen Himmel der Provence gefunden. Im Ganzen ſind die Höhen ſo kahl und öde, daß ſie kaum den genügſamen Heerden der Ziegen Nahrung gewähren. Ueberall aber in den ſchattigen

Schluchten, ziehen ſich Oelbaumpflanzungen und hohe Feigenbäume hin, und Weingärten bekleiden den Fuß der Berge. Lebhafter als anderswo, wurden wir durch die eigenthümliche Geſtalt der von engen Thälern und Schluchten durchzogenen Berge an die Abbildungen erinnert, welche wir wohl ſonſt von den Gebirgsgegenden des ſteinigen Arabiens oder Palaſtina's geſehen. Wir beſtiegen auf einem zuletzt ſehr bequemen, an der gähen Felſenwand ausgehauenen Wege, die alten Ruinen, und überſchauten von einem weſtwärts noch höher gelegenem Punkte einen Theil der Bergkette und der nach beiden Seiten ſie begränzenden Ebenen. Die Alpinen, — ſo nennt man dieſen merkwürdigen Bergzug — ziehen ſich hier von Orgon und dem Ufer der Durance an weſtwärts hinüber bis nach dem Rhoneufer bei Tarascon. Ihre höchſten Gipfel ſind, von der Waſſerfläche der Rhone gerechnet, kaum über fünfhundert Fuß hoch. Die aromatiſchen Gebirgskräuter des Südens ſind an ihren kahlen Wänden, wenn auch nicht in Menge, doch in großer Mannichfaltigkeit zu finden; die ganze Fülle der Fruchtbarkeit des provenzaliſchen Himmels ergießt ſich in die Thäler, welche das Gebirge durchſchneiden, und beſonders an den Kanälen hin, welche von hier aus das Land durchziehen.

Nördlich von den Alpinen iſt die Ebene, oder das weite Thal, ebenſo beſchaffen, wie die bei St. Remy beſchriebene Gegend. Südwärts zieht ſich von den Bergen hinunter, in unüberſehlicher Ausdehnung, bis zum Meere abwärts, die merkwürdige Ebene Craw. Da ſieht man nichts als einen flachen, nur hie und da mit wellenförmigen Eintiefungen durchſchnittenen Steinboden, aus deſſen Zwiſchenräumen Thymian und Lavendel, und andere ſüdliche aromatiſche Kräuter in ſolcher Menge herverwachſen, daß ſie in der Zeit ihrer Blüthe der ganzen Ebene einen blauen Schimmer geben. Es iſt jene ſteinige Ebene den Winter hindurch der Aufenthaltsort und Weideplatz für unzählige Vieh- beſonders Schaafheerden. Die einſam lebenden Hirten ſind unter Leitung einzelner Oberhirten in beſondere Geſellſchaften geordnet. Wenn in der heißen Zeit des Sommers, in der alsdann verſengten Ebene, der Quell der Weide verſiegt; wenn der durſtige Wanderer durch den, die Geſtalt der Waſſerflächen nachäffenden Schein der Dünſte öſters getäuſcht, überall ſtatt der gehofften Erquickung nur den dürren, brennendheißen Steingrund findet; dann begiebt ſich der größere Theil der Hirten mit ihren Heerden nach den benachbarten Gebirgen, wo ſie abermals einſam und abgeſchieden, die Pflege des Viehes und das Geſchäft der Käſebereitung betreiben. Die Lebensweiſe jenes Nomadenvolkes iſt die einfachſte, welche man ſich denken kann. Nur ſelten wird durch ein wenig Brod oder etwas ſchlechten Weines eine Abwechslung in das beſtändige Einerlei ihrer gewöhnlichen, aus der Milch der Heerden bereiteten Mahlzeit gebracht. Vielen von ihnen wird auch nur ſelten das Glück der Zuſammengeſellung und mündlichen Mittheilung mit ihren Gefährten zu Theil. Es gewinnt aber auch, wenn man durch frühe Gewöhnung ſie verſtehen lernte, dieſe abgeſchiedene Einſamkeit, am rauſchenden Bache der Berge, der blaue Himmel über den Höhen, Abends mit den leuchtenden Gewalten der Sterne geziert, einen ſo unwiderſtehlichen Reiz für die Menſchenſeele, daß dieſe Hirten kaum den Frühling erwarten können, der ſie beim Klang der Schalmeien wieder hinaufruft, nach ihren einſamen Bergen.

Das Städtlein ſelber iſt ſo ſchmuzig, und hat ſo enge Gaſſen, wie die meiſten ſüdfranzöſiſchen Orte dieſer Größe. Es iſt deßhalb auch hier die Straße außen herum geführt, und die beſten Gaſthäuſer, ſammt der Poſt, außen gelegen. Vor einem Kaffeehauſe, in welchem ſich auch das vaterländiſche Getränk des Bieres fand, ſahen wir lange dem ſüdfranzöſiſchen Kugelſpiele zu, welches faſt den ganzen Nachmittag hindurch die unbeſchäftigte Menge der jüngeren Männer der Stadt mit vieler Geſchicklichkeit betrieb, während die älteren im Saal des Kaffeehauſes ſelber bei einem Glaſe Wein zuſammen ſchwazten und politiſirten.

Der Poſtmeiſter in Orgon hatte eben auch die Eigenheit, daß er kein Freund vom Geldwechſeln war, und deßhalb lieber etwas mehr rechnete, um der Mühe des Herausgebens auf ein ihm dargereichtes Goldſtück überhoben zu ſeyn. Er hatte bereits für das wenige und ſchlecht bereitete Abendbrod, das er uns gereicht, eben ſo viel gerechnet, als wir geſtern für das wahrhaft fürſtliche Mahl in St. Remy gezahlt *), jezt aber wollte er auch noch für unſere beiden Pläze in der Diligence von Orgon bis Marſeille etwas mehr anrechnen, als, wie wir wußten, der Preis von Beaucaire bis Marſeille beträgt. Unverſehens riß die Geduld dem deutſchen Reiſenden, ſo daß er, auf eine mitten da unter Südfranzoſen und Leuten des Poſtmeiſters gerade nicht vorſichtige Weiſe, dem Poſtmeiſter ſein Unrecht durch ein ziemlich derbes Klopfen auf ſeine Schultern begreiflich zu machen ſuchte. Auch das laute, noch in der Diligence fortge-

---

*) Den in Frankreich gewöhnlichen Preis von drei Franken.

ſetzte Schimpfen über die Betrügereien dieſes Volkes, in rein typaliſtiſchem Franzöſiſch, hätte unterbleiben können; denn die Geſellſchaft, die hier ſaß, meiſt aus der Nachbarſchaft gebürtig, ſchien zu einer kräftigen Reaktion weder unfähig, noch ungeneigt. .

Beim Schein des Abends kamen wir an der Nähe des Städtleins Merindol vorüber, welches in der Geſchichte der Verfolgungen der Partheien ſo bekannt geworden. Selbſt gegen die Bäume war die Wuth der Verfolger gerichtet und Merindol und ſeine Umgegend iſt damals eine Wüſte geworden, in der nur noch einzelnes Gemäuer die ehemalige Anweſenheit guter, harmloſer Menſchen verrathen. Die Zeit heilt ja Alles, die Ewigkeit noch mehr. Die gräulichen Ruinen ſind längſt wieder, wenn auch nur von ärmeren Hütten überbaut. Oelbäume, — Bäume welche den Frieden bedeuten, — ſtehen wieder da und beſchatten die alten, längſt vernarbten Wunden des Landes. Die Natur zeigt uns, daß ſie leicht vergeſſe; eine höhere Liebe, deren ſchwaches Schattenbild in der Natur iſt, vergißt noch leichter, wenn der verödete Sinn des Menſchen nur dem ewigen Frühlingsdrange, der auch auf Ruinen noch herunterſcheint, Eingang verſtattet und Durchwirkung.

Auf der nächſten Station von Orgon aus hat die verſammelte Kinderwelt des Oertchens, welche die Freigebigkeit unſerer Reiſenden prüfte, ſich auf die dargereichte kleine Münze beſſer verſtanden, als auf ihr treffliches Franzöſiſch.

Gegen Anbruch des Morgens waren wir in Aix, dieſer ſchon aus den Zeiten der Römer merkwürdigen

Stadt. Ein luſtiger Engländer, welcher, in dem vorderem Theile der Diligence, mit ſeinen beiden franzöſiſchen Reiſegefährten viel und laut gelacht hatte, erfuhr von einem Franzoſen, welcher zulezt noch mit uns im mittleren Theile der Diligence geſeſſen, daß da im Wagen eine deutſche Dame wäre. „Eine Deutſche“ rief er, mit witzig ſeyn ſollendem Beiwort, und that einen Schwur, daß die Deutſche herein genöthigt werden müſſe um Theil zu nehmen am Frühſtücke. Ich hatte das laute Geſpräch aus der Diligence mit angehört. In einer ſcherzhaften Laune, welche gerade nicht die feinſte geweſen, trat der Engländer zum Wagen und bat „die Dame“ ſie ſolle doch ausſteigen und hereinkommen. Ich aber, die geographiſche Unwiſſenheit dieſes Engländers wohl errathend, ſagte, er ſolle verzeihen, meine Frau ſpräche nicht fertig franzöſiſch, ſie ſey „aus Sachſen“ gebürtig. Ach ſagte der Engländer mit wirklicher Höflichkeit, das iſt was Anders, trat wieder zum Kaffeehaus und ſagte zu ſeinen Gefährten: es iſt keine Deutſche, ſondern eine Sächſin. Wir ſtiegen hierauf, von dem Klirren der Kaffeetaſſen gelockt, von ſelber aus, und der Engländer und ſeine Gefährten waren ſehr höflich gegen die gute Hausfrau. Wie höflich ſollten ſie erſt geweſen ſeyn, wenn ſie gewußt hätten, daß Der, welcher eben mit ihnen geſprochen, gar nicht einmal aus Sachſen, ſondern aus den Schönburgiſchen Landen herſtamme.

Das Kaffeehaus, bei welchem wir gehalten hatten, war auf dem Cours, gar nicht weit von dem mittleren der drei Springbrunnen gelegen. Dieſer mittlere Springbrunnen hat ſchon warmes Waſſer, welches jedoch dem Gefühl der Hand mehr lau als warm erſchien. Ueberhaupt aber haben die warmen, altberühmten*) Heilquellen von Aix nur den Wärmegrad von 25 bis 26 Grad Reaumur. Eine Wärme, welche ſie allerdings zum Gebrauch der Heilbäder deſto ſchicklicher und bequemer macht, da man ſie faſt in der vollen Kraft, in welcher ſie aus der Tiefe hervorkommen, ohne ſie erſt lange ſtehen und auskühlen zu laſſen, und unvermiſcht zum Baden anwenden kann. Uebrigens übertreffen die meiſten unſrer heißen Quellen in Deutſchland und in der Schweiz, die von Aix an Wärme, doch iſt z. B. die zu Landeck hierbei ausgenommen, denn dieſe zeigt noch eine niedrere Temperatur als das Heilwaſſer von Aix, nämlich nur 23° R. Dagegen haben die Quellen von Baden bei Wien eine Wärme von 27°, die von Ems 38°, jene von Töplitz 39¾°, die von Gaſtein, deren Wärme einem merkwürdigen, doch nur etliche Grad betragenden Wechſel unterliegt, erreichen 40°, die von Leuk in der Schweiz 41°, die von Aachen 44°, jene von Wisbaden 53°, Baden 54° R. Die Königin von allen aber, die Sprudelquelle in Karlsbad, ſteigt an die Wärme von 59° R. hinan und erreicht hiermit, bis auf einen oder zwei Grade Unterſchied, die Wärmekraft der Heilquelle von Acqui in Piemont (60°) und der berühmten heißen Quellen am Fuße der Pyrenäen im Departement Arriège (61°).

Es thut mir ſehr leid, daß ich die in ſo vieler Hinſicht höchſt intereſſante Gegend von Aix, nur ſo unvollſtändig und ungenügend ſehen konnte. Jenſeits Aix, an der Straße nach Marſeille, ſieht man meiſt einen ſchiefrigen, leicht zerſplitternden, hie und da breccienartigen, und wie aus etlichen an der Chauſſee aufgeleſenen Stücken ſchien, kieslichten Kalkſtein. Bei Aix findet ſich auch Faſergyps*) und unweit Garonne ſind Steinkohlenflötze zwiſchen den Kalkſteinbänken eingelagert. Die Gegend iſt reich an Schwefelkieſen.

---

*) Sie waren ſchon von den Römern ſo werth geachtet, daß der Beſieger der Salyer, Sextius, zwölf Jahrzehende vor Chriſti Geburt hier die römiſche Stadt erbaute, welche nach ihm und den Waſſern zugleich Aquae Sextiae genannt wurde.

So ſcheint auch die Heilquelle von Aix, jene übrigens nicht vollkommen ſichere Bemerkung zu beſtätigen, daß die warmen Waſſer, welche aus Flötzgebirgen hervorkommen, nicht den hohen Wärmegrad erreichen, welcher die aus Urgebirgen und aus vulcaniſchem Boden entſpringenden auszeichnet. Uebrigens hat auch das Departement der Rhonemündungen ſeine offenbar vulkaniſchen Gegenden; namentlich den erloſchenen Vulkan von Beaulieu.

Als wir, mit einem einzigen Reiſegefährten, welcher meiſt ſchlief, im mittlern Theil der Diligence ſitzend, aus Aix hinausfuhren, erhob ſich die Morgenröthe über Berg und Thal. Sie warf ihren Schein in das Arcflüßlein hinein, über welches bald jenſeits der Stadt die Straße hinübergeht. — Einſtmals, am Tage der großen Völkerſchlacht, als hier an den Ufern des Fluſſes der Adler vom Strande der Tiber mit dem Adler der nordiſchen Gebirge gekämpft, war es nicht der Widerſchein der Morgenröthe oder Abendröthe, der das Waſſer des Arcfluſſes gefärbt, ſondern es war das Blut der geſchlachteten Männer, das Blut der ſich ſelber opfernden Frauen und der Kinder. Hier hat Marius die Teutonen und Ambronen geſchlagen; da öſtlich hinüber, auf dem ſteilen Berge mit nacktem Abhange, ſaß der kampfeserfahrne, gewandte römiſche Adler im wohlverwahrten Horſt, das nordiſche Volk, nur der rohen Kraft vertrauend, ſaß unten im Thale in kunſtloſer Lage *). Hier hat, am Tage der Entſcheidung, das Thal, dem Fluß entlang, vom Morgen bis Mittag vom muthigen Geſchrei der Krieger, am Abend von dem Wehklagen der verwaiſten Frauen und Kinder wiedergehallt. Der Boden da überall iſt eine große Grabesſtätte der Väter. Nun aber ſtehen gewürzreiche Kräuter und liebliche Blumen, dort wo einſt der jugendliche Heldenleib meines Volkes geblutet. Dieſes aber, gleich dem Adler des Gebirges, wenn ihn eine ſtürzende Lavine im Frühling, mit dem Neſte zugleich und mit der jungen Brut, über welche er eben, das Gefieder ſpannend, geſeſſen, hinunterſtürzt in den brauſenden Waldſtrom, erhebt ſich, lebend noch und kräftig, aus den Schollen des Eiſes, welche ihm die Jungen zerſchmettert. Es wird den ganzen Frühling hindurch und den Sommer, bald da bald dort auf den

---

*) Der Gyps bei Aix, enthält an einigen Punkten ſo wie der Zoolithengyps bei Montmartre Thierüberreſte, z. B. Fiſche, Schildkröten, auch Palmblätter. M. ſ. de Lamanon Mémoire sur la nature et la position des ossemens trouvés en Aix en Provence dans le coeur d'un rocher. Journ. de Phys. Tom. XVI. Orognoſtiſche Umriſſe von Frankreich von M. v. Engelhardt u. K. v. Raumer S. 69.

---

*) Der Berg St. Victoire, wo das Lager des Marius ſtand, iſt zwar faſt 3 Meilen von Aix entfernt, man ſieht aber ſeine nach Weſten hin kahle, jähe Höhe von mehreren Punkten der Straße aus ſehr deutlich.

Zinnen der Felſen ſein Wehklagen um die verlohrene Brut gehört. Der Frühling aber kommt wieder und mit ihm erneut ſich das alte, prophetiſche*) Wunder der Schöpfung. Die Felſenzinne, auf welcher der Adler den neuen Horſt ſich erbaut, iſt höher als die, welche das ſtürzende Eis zerriſſen; die neue Brut iſt eben ſo ſtark, und kühner und ſchneller an Flug, als die verlohrene geweſen. Adler der Tiber! ſchon jezt, frei und ſtark wie du noch biſt, war dir der Schlag der nordiſchen Schwinge zu ſtark. Wenn aber ihr Rauſchen zum zweiten Male über deinen Bergen gehört wird, dann wird ſie noch mächtiger ſeyn.

Das prächtige Landhaus (Albertas?) zur Rechten, mit ſeinen Baumanlagen und friſchen Waſſern, konnte den Grundton des heutigen Morgens nicht verlöſchen, ſondern nur auf einige Augenblicke überkleiden. Es hat in der Gegend, durch welche die Straße einige Stunden lang führt, die Natur ſelber dafür geſorgt, daß der wandernde Menſch mit ſeinen Gedanken allein und ungeſtört gelaſſen werde. Die Felſen und Hügel mit nacktem Abhängen haben zwar auch, nach der Höhe hinauf, ihre Wälder, dieſe laden jedoch nur ſelten zum Verweilen in ihren Schatten ein. Es ſind Seefichten, welche nie ſo eng gedrängt ſtehen wie unſere Kiefern, ſondern vereinzelt und verſtreut. Der Schafft iſt weit hinauf kahl, nach oben breitet ſich ſchirmförmig der Schmuck der Aeſte mit langen Nadeln aus, eine Krone bildend, welche jedoch, hoch und durchſichtig wie ſie iſt, nur einen dürftigen, dünnen Schatten, gleich einem dünnen Florgewebe auf den Boden wirft; einen Schatten, der nur in den Mittagsſtunden, wenn die Sonne höher ſtehet, das Erdreich am Fuß des Baumes, jedoch auch hier nur ſchnell vorüberwandelnd trifft. Darum iſt der Boden der Seefichtenwälder faſt immer ſo dürr, ſo kahl, ſo öde: nirgends ein grünes Moos, nur im Schatten der nachbarlichen Felſenwände einige ſüdliche Heidearten.

---

*) Die Zeugung iſt ein prophetiſches Wunder. M. v. Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft. 3. Aufl. S. 64.

Zwiſchen den öden Kalkhügeln ziehen ſich freilich auch von Zeit zu Zeit grüne, fruchtbare Thäler, mit Baumpflanzungen und Wieſen zu beiden Seiten, bis an die Straße heran, welche öfters wallartig aufgemauert oder aufgeſchüttet iſt, oder über Brückenbögen hinläuft, deren Größe in keinem Verhältniß zu ſtehen ſcheint mit dem armen Wäſſerlein das unter ihnen hinſchleicht. Unter den Baumgruppen erhebt ſich die edle Cypreſſe, am Waſſer hin zeigt ſich nicht ſelten die wohlbekannte, gemeine Form der Pappel.

Die merkwürdige Quelle am Fuße des Cabriezberges, etwa anderthalb Stunden von Aix entfernt, erinnert in ihrer Haupteigenthümlichkeit an einige Quellen der Alpengegenden. Gerade dann, wenn in der heißeſten Zeit des Sommers der Boden überall dürre und waſſerleer erſcheint, wenn alle andere Quellen umher kaum noch rinnen und die Brunnen verſiegt ſtehen; dann fließt die Quelle des Cabriezbergleins am reichlichſten; ja ſie fließt überhaupt nur in der heißen Zeit des Sommers und wenn im Herbſt und Winter das zuſtrömende Waſſer alle andere Quellen erfüllt und die Bächlein übertre-

ten

ten machet, dann gerade ſteht jener ſonderbare Bergbrunnen leer und verſiegt. Wären Schneealpen nahe, ſo könnte man vermuthen, daß die Kluft, aus welcher das Waſſer hervorquillt, in Verbindung ſtehe mit der Region des nur in den heißeſten Sommermonaten thauenden und dann als Waſſer ſich dort hinabſenkenden Schnees. Hier aber erinnert ſchon die Nachbarſchaft von Aix und ſeine heißen Quellen an eine andere Entſtehung jenes Brunnens, an die aus Waſſerdämpfen, welche ſich nach oben, in der kühleren Region der Felſen, zur tropfbar flüſſigen Form verdichten. Wenn im Winter die niedere Temperatur der Atmoſphäre ſich den oberen Erdlagern mittheilt, wird der Waſſerdampf ſchon auf einem früheren Punkte ſeines Weges zu Waſſer verdichtet und nur in der warmen Jahreszeit erhält er ſich, in den alsdann erhitzten Klüften der höhern Berglagen, die Dampfform ſo lange, daß er in dieſer bis zum Cabriezberge gelangen und erſt hier zur Quelle zu werden vermag. Oder ſo wie in weit hinlaufenden Grubengebäuden die ſchwere, kühlere Luft der Tiefe im Sommer aus dem Mundloch eines tiefer am Fuße des Berges gelegenen Stollens herausſtrömt, die wärmere, leichtere Luft der Atmoſphäre dagegen durch einen höher auf dem Berge gelegenen Schacht hinein, umgekehrt aber im Sommer die alsdann wärmere und leichtere Luft der Gruben aus dem höher gelegenen Schachte hinaus, die kältere Luft der Atmoſphäre zur Mündung des Stollens hereinſtrömt und ſo die Dünſte der Tiefe in der kalten Jahreszeit an einem ganz andern Punkte hervorkommen als in der warmen; ſo könnte auch bei dem erwähnten Quell ein ähnliches Verhältniß ſtatt finden, und die Dämpfe, aus denen ſein Waſſer entſteht, im Winter aus gleichen Gründen zu ihrem Ausgange nach der Oberfläche eine andere Richtung nehmen als im Sommer.

Die Sonne erhub ſich jetzt über die Berge und ſtund da in dem klaren, wolkenloſen Blau des Himmels; von der Tiefe her, gegen Süden hin, war es aber als wollte eine zweite Sonne aufgehen. Das Meer, widerglänzend im Licht des Morgens, lag weithin vor uns ausgebreitet. Wir hatten jetzt den Höhenzug erreicht, welcher die gegen Aix hin ſich einſenkende Landſchaft von der gegen Marſeille und ſeine Meeresküſte hinabgehenden ſcheidet; jenen Höhenzug, welcher einen lieblichen, wunderreichen Ueberblick der Umgegend von Marſeille und der nach Nord und Oſt und Weſt ſich verlaufenden Hügelreihen und Thäler gewährt und deshalb unter dem Namen Viſta bekannt iſt. Das Meer, das wie ein Lichtſtreifen zwiſchen den grauen Felſenmaſſen ſich hinzieht, lenkt hier die Augen zuerſt auf ſich, nächſt ihm dann auch die wie eine weidende Heerde über den grünen, fruchtbaren Abhang nach dem Ufer hin ausgegoſſenen, meiſt von Bäumen umgebenen Baſtiden: die Landhäuſer und Landhüttchen der Bewohner von Marſeille. Von der Stadt ſelber ſieht man hier noch wenig: ein Kalkhügel verdeckt die größere Maſſe der Häuſer und den Hafen; wohl aber bemerkt man ſchon von der Viſta aus, die jenſeits der innern Bucht ſich heranziehende Bergwand und die nahe gelegenen Inſeln.

So wie man von der Höhe wieder ſüdwärts hinabkömmt, ſchließt ſich die Ausſicht von neuem. Sie iſt aber ſchon in den wenigen Augenblicken, in denen wir ſie genoſſen, ſo mächtig geweſen, daß ſie in der Seele eben ſo, wie die Fahrt nach St. Remy, die Lieder der Jugend aufgeweckt, welche denn auch ſo laut geſungen worden, daß der ſchlaftrunkene franzöſiſche Begleiter über dieſes Singen mehr verwundert als erfreut geweſen, und lange Zeit nach einer paſſenden Miene ſuchen müſſen, womit er ſeine Empfindung ausdrücken können. Aber ſiehe da! die Staubwolken der Straſſe werden immer dichter; Fuhrwerk drängt ſich an Fuhrwerk und da ſind wir ſchon an der Vorſtadt von Marſeille.

10. Marſeille.

Einen ſo impoſanten Eindruck gleich beim erſten Anblick hat keine andere franzöſiſche Stadt auf mich gemacht als Marſeille. Die mächtig lange Vorſtadt, durch welche uns die Diligence doch ziemlich ſchnell führte, der Hinausblick rechts hinüber aufs ganz nahe Meer und vor ſich auf einen großen, prächtigen, am Berg hinanliegenden Theil der Stadt, die ſchönen Häuſer und Prachtgebäude, welche noch außerhalb dem Thor liegen, die Menge der Kutſchen, welche ſchon am frühen Morgen, aus der Stadt herauskommend, den Hineinfahrenden begegnet — Alles dieſes ſpannt die Erwartung, regt das Verlangen auf, immer noch mehr zu ſehen. Da iſt man denn am Thor von Aix. Ein ſeltſames Thor! das zugleich zum Bogen einer Waſſerleitung dient, welche oben über daſſelbe hinweg ein Bächlein klaren Waſſers zur Stadt führt. Gleich vom Thor an kommt man in den ſogenannten Cours: in die breite, zu beiden Seiten mit doppelten Reihen von hohen Bäumen bepflanzte Straße, deren Ausdehnung der Länge nach, bis zum Thore von Rom, gegen eine Stunde beträgt, der Breite nach aber ebenfalls ſo bedeutend iſt, daß dieſer Cours eher einem freien, von Bäumen umſchatteten Platze, als einer Straße gleicht. Denn die eigentlichen Straßen für das Fuhrwerk ſind außerhalb, an beiden Seiten, nach den Häuſern hin gelegt; innerhalb der Baumreihen, unter dem Schatten der ſchon allenthalben grünenden, laubreichen Zweige, iſt der Markt der Obſtverkäufer und Blumenhändlerinnen, und es halten ſich da die Fußgänger für die Entbehrung des Schattens außerhalb der Stadt ſchadlos.

Die Diligence hielt, und wir ſahen uns, nachdem wir ſie verlaſſen, mitten im Gewühl der großen, unbekannten Stadt. Es war noch nicht acht Uhr des Morgens, aber die Straße nach dem Hafen hin, deſſen Schiffsgedränge, mit den hohen, von der Morgenſonne vergoldeten Maſtbäumen, ganz nahe vor uns lag, war ſchon voller geſchäftiger, auf und nieder ziehender Menſchen; in und an den reichen Kaufmannsläden überall Leben und Thätigkeit. Unſer Freund in Nismes, Herr Heimpel Boiſſier, hatte uns eine Adreſſe an einen Hausbeſitzer mitgegeben, welcher wohleingerichtete Zimmer ſelbſt auf einzelne Tage vermiethet. Wie ſollten wir aber dieſen Hausbeſitzer erfragen? — Auf der Poſt waren die Leute zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie uns hätten anzuhören vermocht, und auch die begegnenden Leute, außen auf der Straße, ſchienen entweder ſelber fremd, oder hatten zu viel Eile, als daß ſie hätten können Rede und Antwort ſtehen. Da gingen wir unter den Bäumen des Cours in ein Kaffeehaus, welches die Ausſicht durch die breite Cannabiereſtraße hinunter nach dem Hafen gewährt. Ein kleiner Italiäner, noch voll ſehnſüchtigen Heimwehes nach ſeinem lieben Italien, brachte uns das Frühſtück, ſahe uns einige Augenblicke an, und ſagte dann halblaut zu einem älteren, franzöſiſchen Aufwärter des Kaffeehauſes, wir ſeyen gewiß nicht aus Frankreich, ſondern aus Italien.

Der Andere rieth ihm uns anzureden und der Knabe fragte nun mit freudig leuchtenden Augen in wohlklingendem Italieniſch, ob wir wohl ſchon in Siena oder in Florenz geweſen wären? aus Siena ſey er gebürtig, in Florenz habe er einen Oheim. Obgleich nun der Kleine aus dem Italieniſch, das man ihm zur Antwort gegeben, bemerken mochte, daß wir gerade keine gebohrnen Italiener wären, oder wenigſtens nur Solche, die ſchon lange Zeit nicht zu Hauſe geweſen, ſo hatte er doch nun einmal ein ſolches Vertrauen zu uns gefaßt, daß er uns geklagt und erzählt: „in Frankreich gefiele es ihm gar nicht, Italien ſey viel ſchöner und die Leute dort beſſer. Und wie prächtig ſey Siena und die große ſchöne Kirche dort, mit den vielen Bildern. In Marſeille gäbe es gar keine ſolchen Bilder und der Marktplatz in Siena ſey ihm lieber als ganz Marſeille.“ Dieſer zutrauliche kleine Italiener half uns denn auch ſogleich aus unſerer Verlegenheit. Er lief und holte uns einen Mann herbei, der gut Beſcheid wußte, von der Poſt unſere Sachen nahm, und mit uns zu dem Hausbeſitzer gieng, an den wir adreſſirt waren.

Man wies uns ſogleich ein geräumiges, mit allen Bequemlichkeiten für zwei Perſonen wohl verſorgtes Zimmer an, das zwar nach dem Hofraum hin und etwas hoch (über drei Stiegen) lag, dafür aber auch eine freie Ausſicht über einen anſehnlichen Theil der Stadt hatte. Wir bezahlten für dieſes Zimmer täglich zwei Franken, konnten aber zugleich nun auch unſere übrigen Einrichtungen ſo treffen, wie es uns beliebte. Auf dieſe Weiſe kann man in Marſeille ziemlich wohlfeil leben; ein Gaſthaus, aux deux Lions genannt, und in der Nähe des Cours gelegen, hat die Bequemlichkeit, daß man ſich da die Speiſen und ihre Preiſe nach einer Charte ſelber beſtimmen und wählen kann und erinnert zugleich durch die Art der Speiſen, z. B. Pilau, auf Weiſe des Morgenlandes bereitet, an den alten, unausgeſetzten Verkehr der Stadt mit der Levante; Frühſtück, z. B. Chocolade, iſt für wenige Sous zu haben; allenthalben ſtehen die köſtlichſten Südfrüchte feil und die Gaben des Meeres. Wir wurden ſpäter von einem freundlichen Landsmann in eine ſogenannte Penſion in einem Privathauſe eingeführt, wo wir eine ſehr angenehme Geſellſchaft, und für ſehr billigen Preis täglich dreimal (wenn wir dies wollten) einen wohlverſorgten Tiſch finden konnten.

Der freundliche Landsmann von welchem ich eben ſprach, war Herr Regges aus Augsburg, den wir gleich am erſten Vormittag unſres Aufenthaltes in Marſeille in dem trefflichen Hauſe der Herren Sieveking und Tandon fanden, an welche wir unſere Sachen von Avignon aus adreſſirt hatten. Herr Regges iſt uns, mit ſeiner aufopfernden Gefälligkeit, dazu behülflich geweſen, daß uns der kurze Aufenthalt in Marſeille ſo lehrreich und austräglich geworden, als ohne ihn vielleicht kaum ein dreifach ſo langer.

So war denn die erſte Einrichtung für unſer Verweilen in Marſeille getroffen, und wir hatten nun Zeit und gemüthliche Muſe die Stadt und ihre Herrlichkeiten zu betrachten.

Marſeille breitet ſich faſt halbmondförmig an einer felſigten Bucht aus, welche ſich nach Norden und Oſten an die allmälig anſteigende Landſchaft, gen Aix hin, anlehnt, von Süden her aber von einer aus Kalkfelſen beſtehenden Landzunge umſchloſſen iſt. Hierdurch hat ſchon die Natur jenen ſicheren, vor allen Winden geſchützten Hafen begründet, welcher ſeit älteſter Zeit den Wohlſtand und die Macht dieſer Fürſtin unter den Seeſtädten ſo ſehr begünſtigt hat. Der ziemlich enge, von einem mächtigen Fort beſchützte Ein- und Ausgang des Hafens öffnet ſich nach Nordweſt hin in eine etwas größere, durch die erhöhte Küſte von Norden und Weſten her beſchirmte Bucht, welche gleichſam eine Vorhalle zum eigentlichen Hafen bildet. Wenn man von der Terraſſe bei St. Johann in dieſe größere Bucht hinunterſieht, bemerkt man da, ſo geſchützt dieſelbe auch im Vergleich mit dem ganz freien Meere iſt, eine kräftigere Bewegung der Wellen, während das Gewäſſer des eigentlichen Hafens auch beim heftigſten Wind kaum leiſe an ſeiner Oberfläche bewegt wird. Der erwähnte Standpunkt bei St. Johann gewährt auch gegen Nordweſten hin einen Blick nach dem freien Meere hinaus. Eine ganz unbeſchränkte, freie Ausſicht auf die See, weit über die kleinen Inſeln, welche da ſüdwärts vorliegen, hinüber, hat man jedoch erſt dann, wenn man die an der Südſeite des Hafens gelegene, felſigte Landzunge beim Fort St. Nicolas, oder bei Notre Dame de la Garde beſteigt. Hier iſt es gut und leicht das vom Sturm wild empor geworfene Meer in ſeiner ganzen Macht, und zwar recht nahe zu ſehen. Fiſcherhütten ſtehen am Ufer hinan, welche zugleich Bewirthung gewähren, mit Wein und Brod, Seekrebſen und Fiſchen. Auch ſind dort in der Nähe einige Schatten gewährende Anlagen, welche gleich nachdem man von der ſchattenloſen Felſenhöhe herunter den Anblick der faſt baumloſen Umgegend von Marſeille gehabt, deſto erquicklicher ſind.

Die eigentliche Stadt zerfällt in zwei ziemlich von einander verſchiedene Theile. Der öſtliche, die ſogenannte Neuſtadt, hat anſehnliche, breite Straßen, einzelne freie Plätze mit Baumpflanzungen, zeichnet ſich durch regelmäßig gebaute, ſchöne, zum Theil Palaſtartige Häuſer aus, und es herrſcht auch in dieſem Theil der Stadt ziemlich viel Reinlichkeit. Die weſtliche Hälfte, die ſogenannte Altſtadt, iſt, an der Felſenhöhe gegen den Hafen und die äuſſere Bucht hin, zum Theil ganz ſteil anſteigend erbaut. Sie iſt weder ſchön noch regelmäßig, die Gaſſen ſind eng und winklich, gar vielfältig durch Unreinlichkeit entſtellt, obgleich man dieſe an jedem Morgen hinweg zu räumen bemüht iſt.

Da wo der bereits erwähnte Cours mit ſeinen ſchönen Baumalleen, queer durch beide hindurch gehend, jenen Punkt der Stadt erreicht, an welchem die öſtliche und weſtliche Hälfte ſich ſcheiden, zieht ſich von ihm aus die mächtig breite Cannabiereſtraße nach dem Hafen hinunter: die reichſte, prächtigſte Straße der ganzen Stadt. Hier, im Anblick des Hafens und ſeiner Schiffe, iſt es gut ſich von dem eiligen, nur vorerſt eine allgemeine Ueberſicht begründen ſollenden Herumeilen wieder zu ſammeln, und nun an die Betrachtung der einzelnen Merkwürdigkeiten zu gehen.

Wir brachten gleich am erſten Nachmittag viele Stunden an dieſem intereſſanteſten Punkte der ganzen Stadt: am Hafen zu. Da wo man von der ſehr allmälig ſich abwärts ziehenden Cannabiereſtraße an ihn hinunter kommt) geht man zuerſt rechts an ſeinen nördlichen Theil hinauf, denn dieſer iſt der lebendigſte, merkwürdigſte. Hohe, ſchöne Häuſer, deren untere Geſchoſſe Kaufmannsläden aller Art, Kaffeehäuſer, Weinſchenken ſind, vor denen die zeltartig ausgeſpannte Leinwand Schatten gewährt, hat man beim Hinſchreiten an dieſen Theil des Hafens rechts neben ſich, links die ganz nahe liegenden Schiffe, auf denen ſich das Gewimmel und Getümmel des Verkehres eben ſo lebhaft regt und bewegt, als bei und in den Häuſern und Kaufmannsläden. Der Raum zwiſchen den Häuſern und dem Hafen iſt breit, und, wie die meiſten neueren Straßen in Marſeille ſo trefflich mit breiten Backſteinen gepflaſtert, daß man darauf ſo bequem und leicht einhergeht, wie auf dem Fußboden eines Zimmers. So breit indeß auch der Raum zwiſchen den Häuſern und dem Waſſer, ſo bequem der Weg für den Fußgänger iſt; ſo hat dieſer doch immer auf ſeiner Hut zu ſeyn, daß er nicht, aufmerkſam hineinſchauend in die Fülle von Merkwürdigkeiten, bald hier von einem Packträger geſtoßen werde, bald dort, unter dem Gedränge der Menſchen, ſelber an jemand anſtoße.

In der That wir konnten zu einem erſtmaligen Sehen des Hafens keine beſſere, günſtigere Zeit treffen. Der Himmel hatte ſich umwölkt, wir gingen mithin überall im Schatten, dazu kam ein kühlender Lufthauch vom Meere her, und in der Jahreszeit, in welcher wir Marſeille beſuchten, iſt auch der Geruch des ſtauenden, unreinen Waſſers im innern Hafen noch nicht ſo läſtig und merklich als in den heißeren Monden. Vor allem aber war die Seele heiter, das Auge munter und friſch zum Sehen, die Aufmerkſamkeit geſpannt.

Bei wem ſollte ſie aber auch da nicht geſpannt werden! In der That, wenn ich an den erſten Nachmittag in Marſeille denke und davon erzähle, iſt mirs gerade wieder ſo, wie mirs in jüngeren Jahren geweſen, wenn ich, noch ganz aufgeregt, an ein vor kurzem geſehenes, groſſes Intereſſe erweckendes Schauſpiel, oder an eine eben angehörte, bunte italieniſche Oper gedacht und davon geſprochen. Es iſt dieſe Empfindung von gemiſchter Art, denn die Luſt des Sehens und Betrachtens iſt nicht ganz frei von jener Unluſt, welche der beſtändige Lärm, das Durcheinanderſchreien ſo vieler Stimmen, das Gedränge, vor allem aber die in dem Zuſchauer ſelber unvermerkt erregte Unruhe, erwecken. Jedoch die Luſt kommt erſt; die Unluſt ſtellt ſich erſt einige Zeit hernach ein.

Wie an einem ſolchen großen Marktplatze der Welt Jeder nur für ſich und ſein nächſtes Intereſſe ſorgt, und dieſem nachläuft, für das Andere und für die Andern kein Auge und kein Ohr zu haben ſcheint; ſo ſahe und hörte ich in den erſten Stunden da am Hafen auch nichts, als was mein nächſtes, eigenthümliches Intereſſe angieng. Anfangs ſtaunte ich blos und dachte ich ſey in einem andern Welttheile, als ich da die faſt hundertfältigen Stimmen der fremden, bunten Vögel, beſonders der Papageien, als ich das Plären der Affen hörte, als ich in einem ſchönen Laden einen mächtig großen, vollkommen wohlerhaltenen Hippopotamuskopf, gleich daneben ägyptiſche Alterthümer aller Art, anderwärts kleine indiſche und chineſiſche Bildnereien und Kunſtwerke ſtehen ſahe. Dazwiſchen die Palmenfrüchte des Südmeeres, koſtbare Muſcheln und Schneckenſchaalen der wärmeren Meere, den Stielſchwanzkrebs der Mollucken, die Edelſteine Oſtindiens und Braſiliens; anderwärts wohlerhaltene Felle von Vögeln und Säugthieren, getrocknete Fiſchhäute und Schlangen. Als ich, nach einigen Augenblicken des ſtillen Betrachtens, daran gedacht, daß alle dieſe Herrlichkeiten nicht blos zum Sehen, ſondern zum Verkauf ausgeſtellt wären, iſt das ruhige Staunen gar bald in ein unruhiges Verlangen und Begehren übergegangen. In der That das unruhige, leidenſchaftliche Treiben der Menſchen übt auch auf ſonſt ruhigere Seelen eine anſteckende, hinreißende Gewalt aus. Hier unter dieſen Haufen der Handelsleute, welche in mancherlei Sprachen von Europa durcheinander ſchwirren, iſt auch in mir plötzlich, wie durch einen Blitz entzündet, die ganze Pein des Geizes, der Habſucht, des Handelsgeiſtes aufgewacht. Wäre nur dieſer Geiſt auch eben ſo klug als heftig geweſen!

Zuerſt bin ich zu dem Hippopotamuskopf getreten, um welchen meine jungen Begleiter ſchon früher geſchäftig geweſen waren, habe laut bewundert, dann um den Preis gefragt, welchen jedoch der Jude, der den Kopf zum Verkauf hatte, eben ſo hoch geſtellt als meine eben geäußerte Bewunderung geweſen. In ſchneller Heftigkeit habe ich ein Gebot gethan, der Jude lächelte und ſagte: ich ſey wohl ſelber zu ſehr Kenner, um einzuſehen, wie unverhältnißmäßig gering das Gebot ſey. Unruhig, wie von einer Bremſe geſtochen, bin ich hinausgegangen aus dem Laden, nach einigen Minuten aber ſchon wieder da geweſen und habe etwas mehr geboten. Mein Jude iſt bei ſeinem verneinenden Lächeln geblieben, hinter welchem jedoch jezt ſchon, wie ein feuchter Wind, welcher den nahen Regen verkündet, eine Art von Nachgiebigkeit ſichtbar zu werden geſchienen. Ich habe hierauf, in der Meinung der Mann werde mich rufen und mir den Kopf laſſen, alle mögliche Koketterien des Handelsmannes angewendet, bin wohl fünfmal in einer Viertelſtunde am Laden vorübergelaufen, in welchen jedesmal, ſo ſehr ich mich auch bemüht den ruhig Vorüberwandelnden zu ſpielen, ein Seitenblick hineingefallen; ich habe gleich außen vor dem Laden, rechts, bei einem alten Manne, ägyptiſche Figuren gekauft, welche aus einer Art von Steingutmaſſe verfertigt ſind, habe dabei, um den Juden zu locken, ein ſchönes Goldſtück wechslen laſſen; habe nachher mit ſeiner Frau ein Geſpräch über ihre Papageyen angefangen und dabei immer in den Laden und nach dem Hyppopotamuskopf hineingeſehen, hinter welchem mein Jude noch immer lächelnd geſtanden.

Endlich hat mich der Wunſch ein Straußenfell zu kaufen, vom Hippopotamusſchedel hinweggezogen und mich auf einer andern Seite des Hafens in die Wogen des Handelns und der Habſucht hineingeriſſen. In dieſen Wogen bin ich denn nun auch faſt zwei Stunden lang bald in dieſem bald in jenem Laden herumgeworfen worden, habe wie ein Schiffbrüchiger die Hand bald nach einem bunten Vogelbalge, bald nach der Haut eines fremden Säugethieres, bald nach einem glänzenden Stein- oder Schneckenhaus ausgeſtreckt.

In der That, als die freundliche, ruhig an meiner Seite gehende Hausfrau mich zulezt bei der Hand genommen und aus dem Getümmel herausgezogen, habe ich mich kaum ſelber mehr gekannt. Ja, der Geiz, ſey er welcher Art er wolle, rührt den Schlamm im Innren am tiefſten auf. Ich kaufte und handelte, wie man zu ſagen pflegt „aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe“ und nicht einmal für mich, ſondern für eine öffentliche Sammlung, die ich freilich immer wie mein Eigenthum geliebt und gehalten habe. Aber das wiſſenſchaftliche Intereſſe, der wiſſenſchaftliche Geiz, iſt auch ein Geiz, der ſich nur etwas ſchöner angekleidet als der gewöhnliche, und mir iſt an dieſem Nachmittag ſo recht zu Muthe geweſen wie es einem Spieler ſeyn muß, der ganz begierig iſt Geld zu gewinnen: ſo unruhig und innerlich erhizt.

Der Fieberanfall iſt bald vorüber geweſen, und in einem Kaffeehaus, wo wir eine Erquickung genommen, iſt es zuerſt zum Belachen, dann zum Nachdenken gekommen. — Jezt hatte man denn auch noch Zeit und Ruhe, das Gewimmel der Menſchen etwas genauer zu betrachten. Da ſieht man Spanier und Portugieſen, Engländer und Holländer, zwiſchen ihnen die Rothmäntel und Rothſhawls, die ſich durch Tracht und Art als Bewohner der Barbareskenküſte oder der öſtlichen Länder verrathen. Da, wo für die eigenthümlichen Bedürfniſſe aller der verſchiedenen Nationen geſorgt ſcheint, ſieht man in dem einen Laden Gäſte in der Tracht der fernen, öſtlichen Küſte, welche mit orientaliſcher Ruhe ihren Sorbet oder Kaffee ſchlürfen; anderwärts ſizt der nordiſche Matroſe bei einem Getränke, das wenigſtens durch Namen und Farbe an das vaterländiſche Bier erinnert; hier ſieht man eine Geſellſchaft beim Spiel verſammlet, dort läßt ſich mitten aus dem Geſchrei der afrikaniſchen und amerikaniſchen Vögel hervor, eine Harfe mit Geſang oder die ſanfte Flöte vernehmen. Da hört man einige Vorübergehende engliſch, andere ſpaniſch reden, und nicht ſelten vernimmt man die wohlbekannten Töne des vaterländiſchen Deutſch.

Der Hafen, welcher tauſend Schiffe von jener mittlern Größe zu faſſen vermag, für welche der ſeichte Eingang allein zugänglich iſt, war zu der Zeit als wir ihn ſahen ohngefähr halb gefüllt. Sein Anblick iſt, eben wegen der geringen Größe der einlaufenden Schiffe, zwar nicht mit jenem von Genua und Livorno zu vergleichen, dafür aber wieder in anderer Art, durch das bunte, mannichfache Handelsleben das ſich hier eng zuſammendrängt, deſto anziehender.

Doch wir hatten den großen Jahrmarkt des Welthandels nun für heute genug geſehen, und gingen jezt, des innern Ausruhens gar bedürftig, rechts vom Eingang des Hafens die Küſten hinan, auf die Terraſſe bei St. Johann. Dieſe iſt uns gleich vom erſten Abend an ſo lieb geworden, daß wir ſie in den etlichen Tagen unſers Aufenthaltes ſehr oft, beſonders jedesmal am Morgen und Abend beſucht haben. Die Abendglocke auf der benachbarten Kirche läutete ernſt und tief, das Anbranden der Wellen unten in der Meeresbucht klang zu dem Gebeteston der Glocke wie ein Amen, das eine verſammlete, betende Menge ſpricht. Da kamen die zerſtreuten, auswärts gegangenen Gedanken wieder, dem Herzen wurde ſo wohl und ſtill zu Muthe, wie dem äußerlichen Auge, wenn es in das ruhige Leuchten der Abendröthe blickt.

Beim Nachhauſegehen am Abend betrachteten wir auch noch auf etliche Augenblicke das eigenthümliche Volksleben der Marſeiller. Auf einem freien Platze in der Altſtadt hielt unter andrem, in einem prächtigen Wagen, von zwei, in rother militairiſcher Uniform gekleideten Trompetern zu Pferde angekündigt, ein Arzt, welcher hier ſeine Eſſenzen anpries und feilbot, wobei jedoch, nicht ſo wie bei ſeiner bewundernswürdigen Collegin in Nismes eine beredte Zunge, ſondern mehr der ſchwarze, mächtige Backenbart, welcher mit der ſtutzerhaften Kleidung einen beſondern Contraſt gebildet, und die Ringe mit glänzenden Steinen, welche an jedem Finger ſtaken, zum Volke geſprochen. Unter den Bäumen am Cours ſaßen die Blumenmädchen auf einer Art von Tiſchen und boten die am Abend lieblicher duftenden Frühlingsblumen feil. Eine große Bequemlichkeit für die Fremden iſt es, daß hier immer die Straßen, ſo wie der nördliche Theil des Hafens, durch die Kronenleuchter der prächtigen Kaufmannsläden und zahlreichen Kaffeehäuſer ſo reichlich beleuchtet ſind, daß man auf den breiten Trottoirs ſo ſicher und bequem wie beim Vollmondsſcheine umhergehen kann.

Ehe wir noch die Reiſe angetreten, hatte ein lieber Freund im Vaterlande, der früher in Marſeille geweſen, öfters uns gewünſcht daß uns nur der Miſtral nicht dort treffen möge, welcher ſonſt unſern Aufenthalt gar ſehr erſchweren könne. Aber ſchon in der erſten Nacht unſers Aufenthaltes meldete ſich nach einem erquickenden Frühlingsregen dieſer Hauptfeind der Gegend, deſſen Heftigkeit wir nirgends ſonſt in einem ſolchen Grade empfunden haben, als hier. Wir hörten die ganze Nacht hindurch ſein lautes Brauſen an den Häuſergiebeln und Dächern hin, und nach Aufgang der Sonne war er in ſeiner ganzen verheerenden Stärke da. Der Cours, ſo wie die breiteren Straßen, waren durch die Wolken von Staub und kleinen Steinchen, welche der Sturmwind hindurch jagte, faſt unzugänglich, dagegen gewährte die Häuſerreihe, ſo wie der erhöhtere Theil der Stadt am

nörd-

nördlichen Theil des Hafens einen noch immer ſo guten Schutz gegen Staub und Wind, daß man da in einem Zimmer zu ſeyn glaubte.

Der Hafenplatz war noch menſchenleer, da wir ihn bald nach Aufgang der Sonne betraten. An den breiten Stufen, welche zur Terraſſe bei St. Johann hinanführen, ſchlief mit bleichem, zerſtörten Angeſicht, auf welchem das Wort „ſündenmüde und ſündentodt“ leſerlich geſchrieben war, ein Mädchen von etwa 20 Jahren. — Aus dem trüben Gewäſſer des Hafens, an welchem die Reinigungsmaſchinen in vollem Gange waren, erhub ſich heute, faſt unerträglich, der Geruch der Kloaken, welche aus der Stadt hieher ihren Ausgang nehmen. — Es verbreitet der Menſch ſo oft auch über die ſchönſte Natur und ihre reichſten Anlagen ſeinen verpeſtenden Einfluß, und dieſe reiche üppige Handelſtadt wird, von manchen Seiten betrachtet, in geiſtiger ſo wie in leiblicher Hinſicht, einer Kloake ähnlich, deren unſauberes Inneres aufs prachtvolleſte überbaut und geſchmückt iſt.

Auch jezt fanden wir auf unſerer lieben Terraſſe einen heiteren Ausruhepunkt. Freilich wehte hier der Miſtral ſo heftig, daß er mit dem Schaume des Meeres befeuchtet, mit ziemlich empfindlichem Schlage kleine Steine ins Geſicht führte; ich ſelber mußte mich an der Mauer mit der einen Hand feſthalten, mit der andern die Hausfrau umfaſſen, um uns beide gegen ſeine Gewalt aufrecht halten zu können; aber der Lufthauch war hier zugleich rein und kräftig, wie die Luft der Alpen, und das Gemäuer der benachbarten Kirche gewährte von Zeit zu Zeit ein ſicheres Ausruhen. Da wir noch kaum eine Viertelſtunde lang auf der Terraſſe geſtanden, ſahen wir zu unſerer großen Freude unſere Reiſegefährten, den franzöſiſchen Oberſten und nunmehrigen Gouverneur von Bourbon mit ſeiner Gemahlin, die er feſt umſchlungen hielt, gegen den Wind lavirend nach der Höhe heraufkommen. Er ſchien die Gemahlin auch mit den Schreckniſſen des Elementes vertraut machen zu wollen, welches jezt mehrere Monate lang ihre Heimath werden ſollte; ſie aber, nachdem ihr der Sturm den Kopfputz zerriſſen und ſie ſelber faſt zu Boden geworfen hatte, mochte das ſtürmiſche Meer nicht weiter ſehen, ſondern äuſſerte ſehr laut und nachdrücklich den Wunſch, wieder nach der Stadt umzukehren. Ich habe dieſe intereſſante Familie dann nicht mehr geſehen, wohl aber in Toulon das ſchöne, bequeme Schiff, das damals eben zu ihrer Fahrt ausgerüſtet wurde. Meine guten Wünſche ſind aber, ſo oft ich auf unſerer weitern Reiſe an ſie gedacht — und ich kann faſt ſagen, dies iſt bei jedem ſtarken Wind, bei jedem Gewitter geſchehen — mit ihnen geweſen und mit ihrem kleinen, ſo zeitig aufs Weltmeer verwieſenem Kinde. Reiſende, welche jezt das afrikaniſche Meer und die Inſeln beſuchen, deren Gouverneur jener wackere Mann iſt, werden ſich gewiß ſeiner Bekanntſchaft und jener Liberalität erfreuen, welche aus ſeinem ganzen Benehmen hervorleuchtet. Auch einige deutſche Landsleute lernten wir noch an dieſem Morgen auf der Terraſſe kennen und an dieſem Tage fanden wir auch noch bei Herrn Sieveking den bereits erwähnten deutſchen Officier wieder, der von hier aus nach Griechenland abgehen wollte.

Der Anblick des freien, außerhalb des Hafens brandenden Meeres, deſſen Wellen, wie gejagte Roſſe mit weißem Schaume bedeckt waren, erſchien heute freilich ſo überaus anziehend und ſchön, daß wir ihn immer von Neuem, von verſchiedenen Punkten her, aufſuchten. Den Marſeillern ſelber war dieſer Anblick nichts ſeltenes; der Miſtral hat in ihrer Bucht einen Hauptausgangspunkt nach dem Meere zu und weht deshalb in jeder Jahreszeit, nach jedem Regen. Ja man weiß Fälle, z. B. das Jahr der großen Theurung bei uns — 1770 — wo er, ſchon im vorhergehenden Jahre anfangend, in einem Zeitraume von vierhundert Tagen nur ſelten und wenig geſchwiegen, faſt ununterbrochen geweht hat. Wer daher den Anblick der Seeſtürme liebt, der wird ſein Verlangen darnach in Marſeille auch bei kurzem Aufenthalte leicht befriedigt ſehen. Und hier, an dieſem ſo oft von furchtbaren Stürmen bewegten Meere, hat ſich denn auch wirklich Vernets Genie entwickelt und gebildet, welches wie ein Seeadler auf dem Element des Gewäſſers und ſeinen Stürmen zu Hauſe geweſen. — Einigen Seelen theilt ſich der belebende Einfluß von Oben mehr in dem lieblichen, ſtillen Säuſeln des Frühlinges und in dem fröhlichen Gewühl des Tages, andern in der einſamen Stille der Felſengebirge, noch andern aber in dem lauten Toben der Elemente am liebſten mit, und es erhebt ſich bei dem einen die innere Schwungkraft gleich dem Paradiesvogel nur in die ſtille, heitere Luft, während der langgeſchwingte Fregatvogel dem heftigen Sturmwind mit einem lauten Jauchzen der Luft entgegenfährt und mitten aus der tobenden Brandung ſeine Nahrung hervorholt. — Soviel wir aber auch an dieſem Tage beim Meere geweſen, ſo blieb uns doch noch Zeit genug, auch die merkwürdige Stadt kennen zu lernen, auf deren Bekanntſchaft wir uns ſo lange gefreut hatten.

Nismes, das verhältnißmäßig ſo viel kleinere Nismes, hat die Spuren ſeiner alten Pracht und der Herrlichkeit des Römerreiches noch ſo unzerſtört erhalten; ſelbſt der kleine Triumphbogen und das Grabmal von St. Remy ſtehen noch, und ſo manche kleinere und größere Stadt des ſüdlichen Frankreiches hat aus alter Zeit bedeutungsvolle Reſte aufzuweiſen; nur Marſeille, dieſe alte Freundin und mächtige Bundesgenoſſin von Rom, dieſes zweite Athen, wie die Römer es mit Recht genannt, hat die Spuren ſeiner alten Herrlichkeit faſt ſo ganz verloren, wie die Bilder eines ſchnell vorübergegangenen, luſtigen Traumes der Nacht. Die ganze Gegend ſcheint nichts mehr davon zu wiſſen, daß einſt hier das alte Maſſilia geſtanden, welches die ſchnell, über Mittag entſtandene, Liebe einer galliſchen Königstochter den heimathloſen Phocäern zum Wohnſitz geſchenkt hatte. Maſſilia, in welchem ſchon ſechshundert Jahre vor Chriſto, zugleich mit dem Wohllaut der joniſchen Zunge, griechiſche Sitte und Bildung gelebt; welches als treue Bundesgenoſſin das von den Galliern geängſtete Rom durch reiche Geſchenke aus der Macht des Feindes auslöſen und wieder aufbauen laſſen, welches den Scipio durch ſeine Flotten die Carthaginenſer beſiegen, dem Marius durch ſein Bundesheer die entſcheidende Völkerſchlacht gewinnen helfen. Maſſilia, aus welchem der große Pytheas hervorgegangen, deſſen forſchender Geiſt den Sternenhimmel ebenſo durchwandelt, wie die Gewäſſer des Meeres, bis hin zu dem fernen Thule. Maſſilia, welches ſelbſt Cicero neben Athen ſtellt, ja über dieſes erhebt und in welches Auguſt ſeinen Enkel ſendete damit er hier höhere Erkenntniß und Bildung des Geiſtes ſchöpfete; die Stadt, welche dem großen Agricola ein bildende Schule geweſen und deren Herrlichkeit Plinius und Tacitus ſelbſt dann noch preiſen, als ſie bereits den beſſeren Theil ihrer Freiheit und Macht verloren hatte und ihre innere Verfaſſung nur noch ein Schatten von jener geweſen, welche Ariſtoteles als Ideal bürgerlicher Einrichtung darſtellt, und welche Cicero als faſt unnachahmlich ſchildert. Da iſt keine Spur mehr von den alten Tempeln, welche die Griechen mit den Göttern zugleich der Stadt gebracht; kein Gemäuer verräth mehr das alte Amphitheater, oder die Stelle, wo ſich um die Sitze ſeiner ſechshundert Senatoren das Volk verſammelt; kaum iſt noch eine Spur vorhanden von den Mauern der alten Stadt, unter denen Maximian an Konſtantin zugleich mit der entſcheidenden Schlacht das Leben verloren. Es ſcheint die alte Herrlichkeit dieſer Stadt ebenſo verwandelt und vergangen zu ſeyn, als ihre alte Sitte, welche uns die Schriftſteller des älteren Roms als ganz beſonders rein und tadellos ſchildern, während dagegen freilich die ſpäteren in ganz entgegengeſetzten Ausdrücken von den Maſſilienſern reden. Denn ſo wie zu Plautus Zeiten gleichſam ſprüchwörtlich maſſiliſche Sitten ſo viel als reine, ehrbare bezeichneten, ſo war zu Athenäus Zeiten nach einem damals ebenſo gemeingültigen Sprüchwort, ein Menſch, der aus Maſſilia kam, weibiſcher Entartung verdächtig. Es geſchieht öfters nicht ohne eigene innere Schuld, wenn einem Volke ſo ganz das genommen wird, was es auch äußerlich an Herrlichkeit und Zierde beſeſſen.

Von Zeit zu Zeit wird noch beim Aufgraben des alten Bodens oder beim Reinigen des Hafens in dem Schlamm deſſelben ein koſtbares Denkmal der Vorwelt gefunden; aber des gefundenen iſt im Verhältniß zur ehemaligen Wichtigkeit des Ortes ſo wenig geweſen, daß man faſt vermuthen möchte, die mit dem Römerſtaat zugleich verſunkene und entartete Handelsſtadt habe Handel auch mit den ihr von der alten Zeit anvertrauten, nur einigermaſſen beweglichen Kunſtſchätzen getrieben. Freilich war Marſeille öfters den Plünderungen und Verheerungen der Barbaren ausgeſezt, und es haben hier Vandalen ſo wie kriegeriſche Franken gehauſt. Es iſt dieß indeß auch andern Städten wiederfahren, in denen ſich dennoch herrliche Reſte des Alterthumes erhielten. — Mehr noch als die Barbaren haben vielleicht der alten Herrlichkeit, ſo wie dem Wohlſtand der Stadt jene innern Zerrüttungen geſchadet, denen dieſer Handelsſtaat bis in die neueſte Zeit ausgeſezt geweſen. Wenn in dem alten Maſſilia ariſtokratiſche Verfaſſung herrſchte, ſo war dieſe durch die Ehrfurcht gegen alte Sitte und Geſetz ſo veredelt, daß man ſie als ein wahrhaftes Glücksgut des Staates betrachten müſſen und die damaligen Herrſcher und Väter des Volkes ſind nicht blos (nach der doppelten Bedeutung des Wortes) die mächtigſten, ſondern auch die Beſten geweſen. In den ſpätern Zeiten, wo man öfters den für den Beſten gehalten, welcher das meiſte Geld hatte, iſt die Herrſchergewalt an Menſchen gekommen, bei denen ſie nur ein Werkzeug der Parteienwuth, der Rachſucht und eines Alles neben ſich niederdrückenden kleinlichen Neides geworden; das ſchwache Ruder des Staates hat im blutigen Kampfe bald die eine, bald die andere Partei an ſich geriſſen, und es mußte zulezt als ein großes Glück für Marſeille erſcheinen, daß es aus der allzu nachgiebigen Herrſchaft der Grafen der Provence ſchon im

Jahr 1245 an die franzöſiſche Krone gekommen, welche es dann allmählig unter immer ſtrengere Vormundſchaft und Herrſchaft genommen. Marſeille demnach, ein Rom auf ganz andere Weiſe, war einſt Freiſtaat wie Rom, ward als eine Freundin des Pompejus von Cäſar bekriegt und überwunden, hiermit zugleich ſeiner alten Selbſtſtändigkeit beraubt, und von nun an der Herrſchaft der Cäſaren und ihrem verderblichen Einfluß unterworfen, mußte mithin auch hierin mit dem ihm einſt ſo ſchweſterlich befreundetem Rom einerlei Schickſal dulten. Als aber beide, am Abend der alten Weltenzeit und ihrer Macht wiederum zu einem freien Gebrauch der eignen Kraft erwachten, hat ſich Rom ſeiner ehemaligen inneren Macht und Würde erinnert und iſt derſelben eingedenk geblieben; die jüngere Schweſter, Marſeille aber hat nach dem vergänglichen Spielwerk des Reichthums und Gewinnes gegriffen und iſt hierdurch ſeiner alten Geſtalt und Art immer mehr und weiter entfremdet worden.

Wenn denn auch keine Ueberreſte der Baukunſt mehr aus der Zeit der Griechen und Römer da wären, ſo hatte ich wenigſtens ſehr anſehnliche und ſchöne aus den Zeiten des Mittelalters erwartet. Denn über Marſeille und ſeine Umgegend hatte ja die Herrlichkeit der provenzaliſchen Dichtkunſt einen ganz beſonderen Glanz verbreitet; hier in der Nähe wurden jene Gerichtshöfe der Liebe gehalten bei denen die nach Entſcheidung fragenden Troubadours, ſo wie die Richter und Richterinnen in Verſen geſprochen; Gerichtshöfe bei denen die ſchöne Roſtagne aus dem benachbarten Pierrefeu, die geiſtvolle Bertrande von Signes, ſo wie ihre Nahmensſchweſter aus Orgon, und die lieblich ernſte Etienne, Gräfin der Provence, den Vorſitz geführt, welchen jedoch die Damen willig an ſolche erlauchte Gäſte wie Kaiſer Friedrich der Rothbart, Richard Löwenherz und König Alphons geweſen, abgetreten. Hatten doch hier und in der Nähe Raymund und Beatrix ſo viel gelebt, deren Nahmen durch die Geſänge der Troubadours ſo verherrlicht worden, der gute König Renatus ſo oft, und beſonders im Winter am nördlichen Theil des Hafens ſo gern verweilt und gewandelt, daß er dieſen ſein Kamin genannt. Aber dieſe Erwartung von der etwa noch aus dem Mittelalter vorhandenen Herrlichkeit, bleibt in Marſeille, im Gebiet der Baukunſt wenigſtens, unbefriedigt. So erſcheint z. B. die Kathedrale wenig ausgezeichnet. Selbſt die Marmorſäulen mit Zierathen überladen, welche man zum Theil für antik gehalten, ſcheinen von einer Zeit zu zeugen, wo ein verirrter Geſchmack über der immer mißlungenen Nachahmung des Alterthumes die eigentliche Aufgabe der neueren, chriſtlichen Baukunſt, welche ihm viel näher gelegen wäre, gänzlich verſäumt gehabt. Auch unter den andern Kirchen iſt keine, welche in Hinſicht auf höhere Würde und Kunſt beſondere Aufmerkſamkeit erregen konnte. — Unter den neuern Gebäuden verdankt das Stadthaus, deſſen Fronte an der nördlichen Seite des Hafens ins Auge fällt, dem berühmten Puget einen großen Theil ſeiner äußeren Verzierungen. Dieſer berühmte Meiſter, welchen einige den Michael Angelo der Franzoſen genannt *), hat an dieſer Fronte

---

*) Pugets gewandter Geiſt hat nicht bloß den Plan zu vielen in Frankreich berühmten Gebäuden entworfen, ſondern mehrere fleißig gearbeitete Gemälde, viele berühmte

einen bedauernswürdigen Aufwand an Zeit und Kunſt zur Ausarbeitung eines bloſen Wappens gemacht (des Wappens der franzöſiſchen Krone), welches jedoch den Verheerungen der Revolution nur zum Theil entgangen iſt. — Wenn man bedenkt und ſieht wie in Südfrankreich unter einem eben ſo glücklichen Himmel als jener von Italien es iſt, einem ſo geiſtig empfänglichen Volke als die Franzoſen es ſind, eine ſolche Fülle von alten Kunſtwerken von erſtem Range z. B. jene in Nismes, immer zur Nachahmung geblieben, ſo wundert man ſich öſters, daß nicht wenigſtens die Baukunſt zu ähnlichen Werken ſich erhoben, als jene aus dem Mittelalter es ſind, welche Italien und die von deutſchen Stämmen beſeſſenen Gegenden aufzuweiſen haben. Es bedarf aber auch die Kunſt, gleich den Pflanzen der Gebirge, einer gewiſſen Freiheit und ungeſtörten Alleinherrſchaft, welche in dem Boden der kleineren Staaten und in dem die Herrſchaft des Geiſtigen anerkennenden Rom leichter möglich geweſen, als in den zierlichen Gartengängen der franzöſiſchen Monarchie.

Man ſieht von dem ehrenwerthen Puget im Verſammlungsſaal der Geſundheitspfleger der Stadt, unweit dem Fort St. Jean ein Basrelief, welches die Scenen jener Peſt von Mailand darſtellt, bei welcher der heilige Borromäus wie ein guter Engel hilfreich und tröſtend geweſen. Es iſt allerdings ſehr fleiſig und trefflich gearbeitet.

Aus dem Mittelalter, ſo ſahen wir eben, aus den

Bildhauerwerke, ja ſogar eine Maſchine zur Bemaſtung der Schiffe hervorgebracht.

ſchönen Zeiten der Traubadours, ſucht man vergebens in Marſeille nach einem ausgezeichneten Denkmal der Baukunſt oder der bildenden Kunſt überhaupt. Was in dieſer Art noch Sehenswerthes da iſt, kommt aus Pugets Zeiten her und erſcheint öfters als eine Huldigung, welche die Kunſt im Vorübergehen dem Reichthum der berühmten Seeſtadt gebracht *). Aber die liebliche Zeit der provenzaliſchen Dichtkunſt hat dagegen andere Spuren ihres Hierſeyns, in Marſeille und in der ganzen Provenze zurückgelaſſen, Spuren welche ihr vormaliges wohlthätiges Einwirken ins Leben noch viel unmittelbarer bezeugen, als Werke der Baukunſt es könnten. Es ſind dieß jene alten Lieder und Gebräuche, welche eben ſo wie die Lieder von dem tief poetiſchen, hochgebildeten Sinne zeugen, aus welchem ſie einſt hervorgegangen. Dieſe alten Lieder und lieblichen Geberden des inneren, ehrwürdigen Lebens haben ſich ganz beſonders bei der Feier des Weihnachtsfeſtes erhalten, welches wohl, ſoweit dies von etwas Aeußerem abhängt, nirgends auf der ganzen Welt ſo ſchön gefeiert werden kann als in der Provence und namentlich in Marſeille. Am Weihnachtsabend iſt der ganze Cours, ſind alle Läden, alle Häuſer, alle Buden der Blumenhändlerinnen, bis zu dem ärmſten Korbe voller Hyacinthen herunter, mit vielen Lichtern erleuchtet. Man darf nämlich nicht vergeſſen, daß hier von der Provence die Rede iſt, wo ſelbſt die Wintermonate des Blumenſchmuckes der Gärten nicht entbehren, und wo, an geſchützten Orten, um Weihnach-

---

*) Auch dem berühmten Mahler David dankt ſeine Vaterſtadt Marſeille einige Gemälde.

ten ſchon Hyazinthen, Tazetten und Tulpen, ſo wie andere Frühlingsblumen blühen, und mithin auch bei dieſem lieblichſten unter allen Feſten Gelegenheit geben, die Neigung der Marſeiller zum Tragen der Blumen zu befriedigen. Da ertönen dann anfangs einzeln, dann aus allen Gaſſen und Häuſern die der Erinnerung aus früher Kindheit theuern, ſüßen, uralten Melodien von Weihnachtsliedern, welche zum Theil in einem Provenzaliſch, das jenem der Traubadours gleichet, die heilige Nacht und die Freude der Engel, ſo wie den Jubel der im Felde hütenden Hirten beſingen. Als die alten Gebräuche noch beſtunden, welche noch jezt in vielen Familien ſich größtentheils erhalten, wurde hernach vor einer kleinen, im Zimmer errichteten Capelle, in welcher man zugleich den Kindern des Hauſes in einer wohlgeſchmückten Krippe die Anbetung des neugebohrnen Heilandes durch Engel und Hirten figürlich dakgeſtellt, ein Tiſch, gedeckt mit drei Tiſchtüchern, aufgeſtellt. Dreizehn Brode lagen darauf, mit Myrtenzweigen geſchmückt, um ſie her eine ganze Fülle von Früchten des provenzaliſchen Himmels, eine Schüſſel mit dem gebratenen Huhn oder Welſchhahn in der Mitte, dabei ſüße, feurige Weine. Bei dem patriarchaliſch, unter dem Singen der alten Weihnachtslieder gefeierten Mahle, brannte im Camin ein Stock der harzreichen Seeſichte, welchen der Hausvater von Zeit zu Zeit mit Oel oder feurigem Weine beſchüttet und dieſes aufflammende Feuer, wird Feuer der Freundſchaft genannt; denn bei dieſem Feſte herrſchet die Heiterkeit der Kindheit, Liebe und Frieden. Die Gäſte vom Abend — die nächſt Befreundeten und Bekannten des Hauſes — ſind dann gleich wieder zur Mitfeier des nächſten Mittages geladen.

So hat ſich ein Abendſtrahl der herrlichen Zeit der Troubadours noch auf den Gipfel des alten, hohen Felſens, der allein beſtehet wenn Alles vergehet, geheftet: auf den Gipfel des Felſens der Religion, und ſcheint von da noch dämmernd in das Thal des armen Jezt herunter. Die Kunſt und jede wahre Wiſſenſchaft, wie und was wären ſie, wenn ihre Wurzel nicht in dieſem Felſen ſtünde, wenn ſie nicht an ihm allein ſich feſthielten. Es wäre das Lied dieſer Engel, durch welche das Geſetz wie die Kunſt dem Menſchen gegeben worden, nie erwacht, ohne das Kind in der Krippe, deſſen Anblick der Stimme ihren Ton und Laut verliehen; das Lied wird verſtummen und nie wieder gehört werden, wenn man den liebend ſtaunenden Augen den Gegenſtand ſeines Staunens und ſeiner Liebe genommen. Dies hat ſchon die Zeit der Revolution in Frankreich bewieſen, welche mit der Religion zugleich die guten, alten, lieblichen Gebräuche auf mehrere Jahre aufgehoben. Sie konnte aber doch mit allen ihren Schreckniſſen *) die Lieder der Kindheit nicht aus der Erinnerung der Provenzalen hinwegnehmen, jene wachten wieder auf, das traulich patriarchaliſche Mahl begann zugleich mit ihnen wieder, im Camin brannte das alte Feuer der Freundſchaft **).

Auch der gute König Renatus, von welchem oben die Rede geweſen, hat, wenn auch gerade kein Denkmal in Stein, doch ein anderes ungleich feſteres und beſſeres zurückgelaſſen. Von ihm, ſagt man, iſt im Jahre 1471 das berühmte Gericht der vier alten Männer geſtiftet, das unter den Fiſchern in Marſeille noch jezt beſteht: das Gericht jener vier achtbaren Alten, welche jährlich von ihrer Zunft am Johannistage gewählt werden, und welche alle Streitigkeiten und Angelegenheiten ihres Standes weiſe und einfach ſchlichten und berathen. Dieſe alte Stiftung des Königs Renatus iſt der wohlthätige Grund, auf welchem noch jezt das innerliche Gedeihen des Standes der Fiſcher, im Vergleich mit andern Ständen von Marſeille ruht. Denn die Fiſcher dieſer berühmten Seeſtadt zeigen ſich als ein zwar ſeltſames, abgeſchloßnes (noch jezt heurathen ſie ungern aus ihrer Zunft hinaus) dabei aber höchſt achtenswerthes Volk, mitten unter dem andern Volke, und dies iſt noch ein Seegen, welchen der gute König Renatus ihnen hinterlaſſen. Doch von den Gebräuchen und Sitten der Menſchen kehren wir wieder zu der Stadt ſelber und ihrer Umgegend zurück.

---

*) Unter dem Beil der Guillotine, welche in der Cannebiereſtraße errichtet war, ſtarben ſechshundert edle Bürger und Familienväter von Marſeille.

**) Auch beim St. Ferreol- und beim Johannisfeſte haben ſich noch alte poetiſche Gebräuche erhalten.

So wenig erfreulich auch an einem heißen Tage ein Luſtgang hinaus vor die Stadt, in die nach allen Richtungen hin faſt ganz baum- und ſchattenloſe Umgegend ſeyn mag, ſo war uns hierzu doch die Jahreszeit und der kühlende Miſtral günſtiger, als jene den in den wärmeren Monaten hieher Reiſenden zu ſeyn pflegt. Der ſchon oben erwähnte, ſüdwärts, zwiſchen der Stadt und ihrem Hafen und zwiſchen dem freien Meere beim Einfluß des Huveaune Flüßchens gelegene Felſenrücken, Mondreden, (Notre Dame de la Garde) iſt wohl in der Nähe der Stadt der intereſſanteſte Punkt, den man beſuchen kann. Das Fort liegt 510 Fuß über der Meeresfläche erhöht. Da auf dieſen Höhen ſtund, noch zu Cäſars Zeiten, ein dichter dunkler Hain, deſſen eigenthümliche Schauer Lucan *) beſingt. Er war mit Recht der alten Zeit unverletzbar heilig geweſen, denn ſeitdem Cäſars kriegsgewohnte Hand dieſen alten, düſtern Wald, deſſen Wundern ſich ſelbſt die Prieſter des Hains mit Furcht genaht, zu fällen begonnen, iſt der wohlthätige, liebliche Erguß der friſchen Quellwaſſer verſiegt, der geſunde, heilbringende Aushauch der grünen Zweige und Blätter, unter deren Schatten die bunte Schlange des Aesculaps ihre Wohnung gehabt, iſt der Stadt und ihrer Umgegend genommen, und es iſt unmöglich, da auf der jezt ſo kahlen, öden Felſengräte, im Zuge des Miſtrals jemals wieder einen Wald zu erzeugen.

Wie ſchwer oder unmöglich es ſey manchen Berggegenden, denen man ihre Urwälder ganz genommen, von neuem, auch nur ein Wäldlein künſtlich zu geben, zeigt unter andern der Anblick der Seealpen, an ſehr vielen Orten. Auch der Bergzug von Nizza war einſt auf ſeinem jezt ſo ganz kahlen, unwirthbaren Rücken von dichten Waldungen bedeckt, welche den von den Römern bekriegten Eingebohrnen zum Bergungsorte gedient. Seitdem aber die Verheerungen jener alten Kriege dieſe Wälder ausgerottet, konnten da nie wieder neue in dem nun der Feuchtigkeit und ſeiner ganzen ehemaligen Erddecke beraubten Steingrund gedeihen und die Gegend iſt waſſerärmer, ja an vielen Punkten waſſerleer geworden.

---

*) Pharsalia L. III. v. 399 — 425.

Jener liebliche Augenſchirm und Vordergrund des Waldes, von welchem aus die Alten hier das Meer betrachten konnten, fehlt alſo zwar dem jezt ganz kahlen, gegen die brennenden Sonnenſtrahlen wie gegen den ſtürmenden Miſtral unbewahrten Felſen gänzlich, dennoch aber iſt die Ausſicht nach dem freien Meere und nach den nahen Inſeln auch vom öden Felſen aus ſchön genug, und man glaubt da hinter dem Felſenvorſprung ſizend, über welchen der Sturm hinbrauſet, und hinaus ſchauend über das Meer, etwas zu ahnden von jenem Gefühl das die Möwe haben muß, wenn ſie vom Neſte der Felſenklippen aus über die ſchäumenden Wogen hinüberflattert. Die nächſte der Inſeln, die man hier vor ſich ſieht, die Inſel Iff, hat ſich vordem als Staatsgefängniß furchtbar gemacht. Mirabeau wird unter den lezten der dort Gefangenen genannt. Das auf ihren Felſen gelegene Schloß iſt noch jezt feſt genug, und wird als Ablagerungspunkt für die nach Elba abzuführenden Gefangenen benuzt. Hierauf folgt die Inſel Ratonneau, auf deren öden, dürren Felſen Franz der erſte ein minder bedeutendes Fort erbauen laſſen. An der entfernteſten der drei Inſeln, Pomegue genannt, findet ſich eine ziemlich bequeme Bucht. Hier, in einer faſt anderthalb Stunden betragenden Entfernung von der Stadt, müſſen alle aus der Türkey, und anderen, wegen der Peſt oder des gelben Fiebers verdächtigen Gegenden herbeikommenden Schiffe die Quarantaine halten, welche, je nach dem Grade der Verdächtigkeit, 9 bis 40 Tage dauert. Während dieſer Zeit, welche von den ſechszehn achtbaren Männern beſtimmt wird, welche den Sanitätsrath oder die Conſigne bilden, die, wie bereits erwähnt, am Eingang des Hafens bei dem Fort St. Jean ihren Siz hal, dürfen bei Todesſtrafe weder Menſchen noch Waaren ans Land geführt werden. Aermere Reiſende, oder ſolche, an denen ſich auch nur leiſe Spuren einer Krankheit zeigen, werden vom Schiffe aus in das geräumige Peſtlazareth geführt, welches nach der ganz entgegengeſetzten Seite vom Pomegue, nördlich von der Stadt, an der Bucht de la Joliette gelegen iſt. Dieſes große Gebäude fällt, wenn man auf dem Felſen bei St. Nicolas ſteht, wenigſtens an einigen Punkten deutlich mit ſeinen hohen Bogengängen ins Auge, ſo daß man, nach Süden gekehrt, die zur Quarantaine beſtimmte Inſel, und, nach Norden gewendet, als weitere Folge der allerdings löblichen Vorſicht der Marſeiller: das Peſtlazareth ſehen kann. Aeuſſerſt läſtig iſt hier ſchon der Aufenthalt auf dem Schiffe für die ganz geſunden, dort die Quarantaine haltenden Reiſenden; ungleich läſtiger jedoch iſt noch der Aufenthalt für die Kränklichen und Kranken im Lazareth. Hier wird Jeder, ſein Uebelbefinden ſey welches es wolle, als ein Peſtkranker betrachtet, welcher mit ſeinen beiden Gefährten: dem Wundarzt des Schiffes und einem dienenden Matroſen argwöhniſcher abgeſchloſſen und verwahrt wird, als der gefährlichſte Verbrecher. Die ihn beſuchenden Freunde und Bekannten ſind durch ein eiſernes Gitter, das bis zum Dache reicht, und außer dieſem noch durch einen tiefen Graben von dem armen, im Peſtlazareth Gefangenen abgeſondert. Das beſtändige Durchräuchern der Waaren, der Kleidungen und der Menſchen, welche zuweilen durch den faſt erſtickenden Dampf kränker werden als ſie vorher geweſen, die argwöhniſche Dazwiſchenkunft der Patrouillen und Wachen, ſo bald der eine und andere Lazarethbewohner ſich gegenſeitig einander nähern und mitthei-

mittheilen wollen, macht den gewöhnlich vierzig Tage dauernden Aufenthalt im höchſten Grade peinlich. Mit Recht pflegte man, wenigſtens ehehin, zu der Stelle des Capitäns, unter deſſen Aufſicht das Lazareth geſezt iſt, ſo wie eines großen Theiles des übrigen Dienſtperſonales lauter unverheirathete oder verwittwete Männer zu wählen: denn auch die reichlichſte Beſoldung vermochte nicht für die Entbehrungen zu entſchädigen, welche die nothwendig mit dem Amt verbundene Abgeſchiedenheit von aller Geſellſchaft und allem ehemals gepflogenen Umgang dieſen Männern auferlegte. In der Regel pflegte man auch bei der Beſetzung der Stellen, bei der Conſigne ſowohl als bei dem Lazareth, hauptſächlich auf ſolche Männer Rückſicht zu nehmen, welche bereits Reiſen nach dem Morgenlande gemacht, und dort entweder das Amt eines Conſuls bekleidet oder in andern Verhältniſſen gelebt hatten, worinnen ſie mit der Peſt und ihrer anſteckenden Gewalt bekannt werden konnten.

So peinlich auch die Vorſichtigkeitsmaasregeln der Geſundheitspfleger, beſonders in früherer Zeit für manche Reiſende geweſen, ſo ſind jene doch zugleich im hohen Grade löblich und wohlthätig zu nennen. Marſeille hatte in der That gerechte Urſache gegen die verheerende Peſt wachſam und auf ſeiner Hut zu ſeyn, denn man weiß von zwanzig großen Peſtſeuchen, welche dieſe Stadt ſeit den Zeiten der römiſchen Herrſchaft entvölkert haben. Eine der verheerendſten iſt noch die ſpäte, von 1720 geweſen, welche von den damals 90,000 Einwohnern faſt die Hälfte (über 40,000) hinweggenommen, hierauf von der Stadt aus, wie ein aus der Tiefe des Todtenreiches hervorbrechender, tödtender Strom, ſich über die Dörfer ergoſſen, welche damals faſt ganz verödet wurden. Selbſt nach Toulon, nach Arles, nach Aix kam die Seuche mit furchtbarer Gewalt, und ihre wirklichen, ſo wie noch mehr die nur befürchteten Fortſchritte ſetzten ganz Frankreich und ſelbſt die Nachbarländer in Schrecken. Es hat dieſe damalige Peſt, allen angewendeten Mitteln trotzend, den vollen Verlauf eines Jahres gehalten. Als das Jahr vom Juli 1720 bis zum Juli 1721 zu Ende gieng, war es, als ob ihre Macht nicht durch die Mittel der Aerzte, ſondern durch den Verlauf der Natur ſelber gebrochen würde und ihre Periode nun zu Ende gienge. Und eine ähnliche Bemerkung hat man bei mehreren ſolchen tödtlichen, ganze Länder entvölkernden Plagen gemacht. Wenn der Todesengel, der Tiefe *) entſteigend, den gewöhnlichen Weg von Morgen nach Abend nimmt **), welchen der Menſch und der bewegende Impuls aller Hauptſchickſale ſeines Geſchlechts genommen, wenn er ſo dem vom Morgen nach Abend hinausgewichenen Leben nachjaget, und es mit ſeinem fällenden Pfeil ereilt, iſt ihm eine beſtimmte Zeit und Stunde für ſeine Plagen gegeben, und jenem ſchwarzen Tode, welcher in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (1346 bis 1349) die Länder und Völker vom öſtlichſten Aſien bis zum weſtlichſten Europa geſchlagen, war zu ſeinem Kriegszug über eine

---

*) Viele Seuchen werden dem Aufſteigen von ſchädliche Dämpfen aus der Tiefe der Erde zugeſchrieben. M. v Schuberts Allgemeine Naturgeſchichte oder Andeutunge zur Geſchichte und Phyſiognomik der Natur. S. 251. u.

**) Die meiſten, beſonders tödtlichen Epidemien kamen u kommen aus dem Morgenlande nach unſern Abendländer herüber. Ebendaſ. S. 253.

Erdſtrich von zweitauſend Meilen die Zeit von drei Jahren beſtimmt, die Cholera morbus, welche in unſern Tagen Aſien von Oſt nach Weſten durchzieht, weilet in jedem von ihr ergriffenen Erdſtrich nur fünfzehn bis dreißig Tage und gehet dann weiter nach Weſten. So hat die Plage, das Leid und der tödtende Zorn an dem auf Erden lebenden Geſchlecht überall ſein Maas, ſeine kurze beſtimmte Zeit; das Leben aber wie das Erbarmen währet ewig und gehet von Glied zu Gliede fort.

Die oben erwähnte lezte, allverheerende Peſt hat in geiſtiger Hinſicht Früchte getragen, von denen einige in die Ewigkeit hinüberreichen. Der damalige ehrwürdige Biſchof de Belzunce und ein großer Theil ſeiner Geiſtlichen haben ihr Leben daran gewagt, um den zum Tode kranken Brüdern außer der leiblichen Labung vor Allem die auch den Leib ſtärkenden Erquickungen und Tröſtungen des Geiſtes zu bringen. Durch ihr Beiſpiel ſind die Aerzte und viele Bürger der Stadt, an ihrer Spitze der edle Commandant Langeron, zu einem gleichen Wetteifer der Bruderliebe erweckt worden. Serres, ein Schüler des trefflichen Puget, hat Gemählde dieſer Peſt entworfen, welche im Stadthaus aufbehalten ſind. Ihre Treue läßt es errathen, daß Serres ſelbſt ein Zeuge, und zwar ein wohlthätig-hilfreicher jener Noth geweſen.

Wir lernten ebenfalls an dieſem Nachmittag noch verſchiedene Naturalienhändler, außer denen am Hafen kennen. Noch vor Kurzen wäre bei dem einen (dem billigſten von Allen) Vieles ſehr Brauchbare und Seltene gefunden worden. Ein anderer Sammler, den ich ſpäter in Nizza kennen lernen, hatte aber ſchon da ausgeſucht und aufgekauft, und für uns nur noch unter andrem einen wohlerhaltenen Pelikan übrig gelaſſen, auf welchen wir dann noch als Zugabe einen afrikaniſchen Nashornvogel und verſchiedene Kolibris bekommen.

Den Tauſch und Ankauf von Seeproducten des Mittelmeeres erleichtert der treffliche Profeſſor **Roux**, Director des ſtädtiſchen Muſeums, allen Fremden auf die gefälligſte Weiſe. Dieſer ausgezeichnete Naturforſcher, der zugleich ein ſehr geſchickter Zeichner iſt, macht ſich gegenwärtig durch ein Werk über die Vögel und Fiſche der Mittelmeerküſten um die Naturwiſſenſchaft ſehr verdient.

Auch der botaniſche Garten, am Ende der Alleen Meillan gelegen, verdient Beachtung, ſowohl wegen ſeines Reichthums an Gewächsarten, als auch wegen der ſehr zweckmäßigen innern Einrichtung, welche noch jezt an den berühmten Thibeaudeau und an die Freigebigkeit der Kaiſerin Joſephine erinnert. Man ſieht hier viele ſüdafrikaniſche und neuholländiſche Pflanzen im Freien. Ein Clima wie das von Marſeille, wo im Sommer die Hize durch den Seewind, Garbin genannt, von Vormittags 10 Uhr bis Abends 6 ziemlich gemäßigt wird*), die Winterkälte aber höchſt ſelten etliche Grade unter den Gefrierpunkt ſinkt, (ſehr oft hat man im Winter am Tage 12 Grad Wärme) iſt allerdings der Pflanzenpflege ſehr günſtig. — Die Sammlung von Wachspräparaten zum anatomiſchen und phyſiologiſchen Unterricht iſt brauchbar; die Stadtbibliothek reich ſowohl an Zahl der Bücher**) als auch zum groſſen Theil an innerem

---

*) Sie hält ſich meiſt zwiſchen 22 bis 25 Grad.

**) Die k. k. Lyceums-Bibliothek enthält über 30,000 Bände.

Werthe derſelben. Marſeille beſizt auch eine Academie der Wiſſenſchaften und Künſte, welche als ein Erzeugniß jener merkwürdigen Zeit betrachtet werden kann, in welcher die allgemeine Noth und Gefahr der Peſt (1720) auch die Kräfte des geiſtigen Menſchen auf alle Weiſe aufregte und erweckte. Einige Männer jener Zeit, welche wußten, daß die Kraft des Geiſtes ein Gegengift auch gegen leibliches Erkranken in ſich trage, und daß ein heiterer Sinn ſo heilſam ſey, als die heitere Lebensluſt der Gebirge, pflegten ſich damals in der einſamen Landgegend, wohin ſie ſich vor der Peſt geflüchtet, wöchentlich einmal zu wiſſenſchaftlichen Mittheilungen des Geleſenen und Selbſtgearbeiteten zu verſammeln. Dieſe Verſammlungen wurden dann auch fortgeſezt, als nach dem Vorübergange der Seuche die einzelnen Mitglieder wieder in die Stadt zurückgekehrt waren. Dieß iſt dann die Begründung der noch jezt thätigen Academie von Marſeille geworden.

Die Sternwarte der Stadt, bei der günſtigen Lage unter ſo ſüdlichem, heiterem Himmel, wäre der Beobachtung ſehr günſtig. Wir ſelber ſahen mit innigem Vergnügen hier ſo wie in Montpellier und ſpäter in Nizza und Neapel, bereits einen Theil jener ſüdlichen Sternbilder, welche über unſern vaterländiſchen Himmel niemals heraufſteigen. Die Aſtronomen von Marſeille haben uns, beſonders in neuerer Zeit, das Sichtbarwerden mancher Kometen angekündigt, welche nur in dieſen ſüdlicher gelegenen Regionen des Himmels erſchienen. Die Aſtronomie iſt von früheſter Zeit her, als Pflegerin und Lehrerin für die Schiffahrtskunde anerkannt geweſen und Marſeille, wie es vor Alters ſeinen Pythias gehabt, würde unter günſtigen Umſtänden öfter Männer bilden müſſen, die ſich, wie jener große Alte, im Gebiet der Aſtronomie, ſo wie in jenem der Schiffahrtskunde auszeichneten. Und in der That hat auch dieſe Stadt manche große Seehelden und ausgezeichnete Mathematiker gehabt. Unter jenen nennen wir hier nur den berühmten Viceadmiral Paul, den Helden und Schützer des Maltheſerordens, den kühnen Bekämpfer der Türken; ſo wie jenen trefflichen Capitain Renaud, der es zuerſt gewagt die von Magellan bemerkte Meerenge zu durchfahren.

Das ſtädtiſche Muſeum gehört zu den ſchönſten Zierden von Marſeille. Hier iſt doch unter anderen auch der größere Theil von dem vereint, was noch von mehr oder minder ſchätzenswerthen Alterthümern in und um Marſeille gefunden worden. Sie ſind theils griechiſcher, theils römiſcher Art und Urſprunges. Von jenen iſt der größere Theil nicht in Marſeille ſelbſt aufgefunden, ſondern aus andern Gegenden hierher gebracht worden. Sie beſtehen aus Grabſteinen, Sarkophagen, Altären, antiken Lampen u. ſ. Doch iſt jene obeliskenartig gebildete Säule von ſieben Fuß Höhe, welche man für den berühmten Gnomon hält, womit Pythias die Schiefe der Ecliptik beobachtet, bei Marſeille gefunden. Mehrere der ſchönſten römiſchen Sarkophagen ſind in den unterirdiſchen Begräbnißgewölben der alten Abtey St. Victor entdeckt worden.

Am Abend, da ſich der Miſtral faſt ganz gelegt hatte, beſuchten wir wieder den Cours und die Alleen Maillan. Es genügte uns das, was wir bei ſolchen Gelegenheiten, während unſeres kurzen Aufenthaltes in Marſeille, von dem Treiben und Leben ſeiner Bewohner ſa hen, um, wenn auch nicht ſelbſt gründlich zu beobachten, doch das beſtättigt zu finden, was wir von anderen Seiten über die Marſeiller geleſen und gehört hatten. Man nennt die Frauen und Männer dieſer Gegend ganz vorzüglich ſchön; es kommt bei ſolchem Urtheil viel auf den Maaßſtab der Schönheit an, welchen man in ſich trägt. Ich meines Theiles habe mich nie gewöhnen können, die Schönheit der Menſchengeſtalt und ihres edlen Antlitzes, in welchem die ganze Welt des Geiſtigen ſich abſpiegelt, ſo zu ermeſſen und zu beurtheilen, wie die Schönheit eines thieriſchen Körpers, d. h. nach der Fülle oder dem gröberen Umriß des Fleiſches und der Knochen, oder nach Farbe und Alter. Mir kamen die Römer und Römerinnen, vom Greiſenalter bis zur Kindheit, großentheils ſchön vor, denn es iſt da die eigenthümliche Ruhe und Majeſtät des Menſchenangeſichtes mit dem lieblichen Ausdruck einer höheren geiſtigen Empfänglichkeit und Beweglichkeit vereint, Kraft mit äußerer Stille. Dieſer eigenthümlich liebliche Ausdruck des Menſchenangeſichtes, worinnen daſſelbe einen glatten, ungetrübten Spiegel darſtellt, habe ich oft in Italien und in Deutſchland, ſo wie in der Schweitz und in mehreren Gegenden von Frankreich, z. B. in Lyon geſehen, ſeltener und weniger aber in dem wegen ſeinen Schönheiten ſo oft geprieſenen Marſeille. Es iſt in dieſen öfters lebloſen oder unruhig (gleichſam dürſtend) bewegten Geſichtszügen ſolcher weißhäutiger, dabei ſchwarzäugiger Köpfe meiſt etwas ſo Trübes, Unſtättes, wie in den Staubwolken welche der Miſtral bald ſo bald anders geſtaltet, ein Etwas, auf welchem ein an wahre Schönheit gewöhntes Auge weder ruhen will noch kann. Freilich ſagte man uns, daß unter andern dieſe „ſchönen Damen“, welche wir in den Abendſtunden im Cours und in der Gegend des Theaters ſo häufig ſahen, zu einer Klaſſe von Menſchen gehörten, welche leider in Marſeille überaus zahlreich iſt und welche dort das Glück der Familien untergräbt, das junge, friſche Leben in ſeinem Aufkeimen vergiftet; aber es ſcheint eine gewiſſe nichtsſagende Leichtfertigkeit und geiſtloſe Sinnlichkeit hier der vorherrſchende Chgrakter auf einem großen Theil der Geſichter zu ſeyn. Nicht einmal die Geſtalten (Wuchs und Umriß) ſchienen mir ſehr bedeutend; höchſtens bemerkte man Zierlichkeit ſtatt Grazie, üppige Fülle ſtatt Kraft. Es iſt mir, wenn ich mich unter der Menge dieſer großen Seeſtadt herum getrieben, meiſt ſo gänzlich frei und unangeſprochen zu Muthe geweſen, als fände ich mich unter einem Volke, dem nicht blos meine Sprache, ſondern auch meine ganze Art und Weiſe ebenſo fremd und unverſtändlich geweſen als mir die ſeine; in der That es war mir zuweilen als fände ich mich in einer ſehenswerthen Menagerie unter lebendigen Weſen, welche man betrachtet und von ihnen betrachtet wird, ohne daß ein Leben das andere recht begreift; oder noch beſſer, es war mir als hätte ich mitten unter dieſem Gedränge Siegfrieds unſichtbar machende Darrenkappe auf dem Kopfe und jene auch etwas Aehnliches, ſo daß ſie weder mich noch ich ſie recht bemerken können. Dieſe ganz eigenthümliche Empfindung habe ich noch nie, in keiner andern Stadt gehabt und ich verglich ſie im Stillen oft mit jener ganz anderen, welche mich gerade vor ſieben Jahren um dieſe Zeit durch das volkreiche, bürgerlich thätige, ehrenwerthe Hamburg begleitete. Freilich hatte ich auch da und in Altona und Wandsbeck (im Hauſe und in der Familie des lieben, ſeeligen Vaters Claudius) Tage und Stunden zugebracht, welche noch immer fort leben, obgleich ſeitdem ſo manches Liebe, das damals dazu gehörte, nicht mehr lebt.

Die Unſittlichkeit und Ausſchweifungsſucht eines großen Theiles der Marſeiller iſt leider durch ganz Frankreich und Italien bekannt. Man ſucht es zu vermeiden Söhne und junge Verwandte dieſer gefährlichen Stadt anzuvertrauen. Und dennoch hat ſich in vielen Familien, beſonders unter dem Bürgerſtand, häusliches Glück, gegenſeitige Treue und Ehrbarkeit noch eine Wohnſtädte erhalten, darauf laſſen ja ſchon die Seite 298. erwähnten, ſchönen, alten Gebräuche ſchließen. Solche Familien, deren wir einige kennen lernten, ſind dann auch in einer ſolchen Stadt, eine deſto ehrenwerthere, lieblichere Erſcheinung. Namentlich unter den Deutſchen, welche in Marſeille leben, haben ſich wohl die Meiſten die beſſere deutſche Sitte und Art erhalten. Es ſind dies Denkſteine, auf denen der Fremde feſten und trockenen Fußes durch die Lache die vor ihm liegt hindurch gehen kann.

Neben der hier angedeuteten Unſittlichkeit, ſoll ſich auch unter den Marſeillern eine ungezähmte Spielſucht finden, deren Zuge man ſich rückſichtslos überläßt, um die Zeit vollends zu tödten und alle jene Töne des Ernſtes in ihr zu übertäuben, welche an das erinnern können, was nach der Zeit folgt. Es iſt und bleibt, unſtillbar durch allen ſinnlichen Genuß, in dem Menſchen ein eigenthümliches Bedürfniß ſeiner geiſtigen Natur, welches eben ſo laut und dringend wie der Magen die Speiſe und das Getränk, die ihm angemeſſene Befriedigung begehrt. Einige Völker der ärmeren, verödeten Landſtriche, pflegen, wenn der Hunger ſie quält, ſein Verlangen durch das Hinunterſchlingen von fettiger Erde zu täuſchen ſtatt es zu befriedigen, und berüchtigte Vielfreſſer, wenn ſie den Magen nicht mit Speiſe zu füllen vermochten, haben andere fremdartige Körper verſchluckt, um nur ſein lebhaftes Gefühl zu übertäuben. So pflegt auch der mit ſich ſelber und ſeiner hohen Beſtimmung unbekannte Geiſt des Menſchen, das Weh des Sehnens nach der geiſtigen Speiſe, ſtatt mit den Strahlen der für das innere Auge wohlthätigen Sonne des Geiſterreiches, mit dem Flammenlichte der wilden Leidenſchaft zu übertäuben, und wendet ſich, da er die Lebenserregung von oben nicht zu finden vermag, zu der geſpenſterhaften einer Aufreizung von unten; welche auch vormals dem Heidenthum und ſeinem wilden Dienſt die unwiderſtehliche Macht über die Seele der Völker gegeben.

Es giebt indeß auch harmloſe Vergnügungen, welche ſelbſt von dem großen Haufen der Marſeiller geliebt und geſucht werden. Eine dieſer unſchuldigeren Vergnügungen iſt der wöchentliche Beſuch der Baſtiden oder Landhäuſer und Landhäuschen, deren faſt jede Familie in Marſeille eines beſitzt. Selbſt der Handwerksmann hat näher oder ferner an der Stadt im freien Felde oder am Hügelabhang ſeine Baſtide mit einem kleinen Gärtchen umher, in welcher er mit ſeiner Familie den Sonntag zubringt. Der Genuß der freien Luft ſcheint in der großen, reichbewohnten Seeſtadt ein fühlbareres Bedürfniß, und von unſerem Zimmer aus ſahen wir ganz hoch oben, in den Gebäuden einer anderen Gaſſe, die weiblichen Bewohner der Häuſer vor den Fenſtern, außen auf einer Art von Balkon ſitzen und arbeiten, welcher von Ferne ſo leicht gebaut geſchienen, daß wir für jene Luftbewohner Furcht hegten; Andere ſaßen eben ſo hoch und gefährlich an den geöfneten Glasthüren der oberen Etagen, blos nach unten durch ein leichtes Gitter vor dem Herunterſtürzen geſichert. Auch das Fahren auf kleinen Fahrzeugen im Hafen umher, und nach den obenerwähnten Inſeln hinaus, gehört, in der beſſeren Jahreszeit, zu den täglichen Beluſtigungen. Wäre nur das Waſſer des Hafens nicht ſo gar unſauber und trübe, und ſo von Kloakengeruch verpeſtet, mehr als in jedem andern Hafen welchen wir geſehen. Man iſt zwar unaufhörlich bemüht die oben erwähnten Reinigungsmaſchinen in Gang zu erhalten, aber dieſe werden, wenn ſie den Schlamm des Hafens ſo heraus ſchöpfen und umrühren dem Geruch der Naheſtehenden ſelber am läſtigſten. Krankheiten aller Art, beſonders Fieber, entſteigen dem faulenden Meereswaſſer, und würden dies noch viel häufiger, wenn nicht der Miſtral beſſer als jede Reinigungsmaſchine das Waſſer und die Luft vor der Fäulniß bewahrte. Wir lernten dieſen Sturmwind in Marſeille recht auch von ſeiner wohlthätigen Seite betrachten, welche ſchon von den Alten ſo anerkannt geweſen, daß man ſeiner Gottheit Altäre errichtet. Als derſelbe am andern Tag unſers Aufenthaltes, in heftiger Eile — als ekelte ihm vor dem Geſchäft — das Gebiet der Stadt gereinigt hatte, war die Luft ſogleich, auf eine recht auffallende, merkliche Weiſe athembarer und beſſer geworden.

Auf Handel und Gewerbe der Stadt konnten wir bei unſerem kurzen Aufenthalt nur einen flüchtigen Blick wenden. Nach der Südſeite des Hafens hin ſahen wir öfters den Beſchäftigungen zu, welche zum Bauen und Ausrüſten der Fahrzeuge dienten, ſähen hier Theer ſieden, oder Schiffsſeile machen, und Seegel fertigen, dort die Anker und andere eiſerne Geräthſchaften ſchmieden; noch anderwärts wurden ſchadhafte Fahrzeuge ausgebeſſert oder ganz neue gezimmert. In der Altſtadt beſonders intereſſirte uns der Anblick der Seifen-Fabriken und Handlungen; denn die Seife von Marſeille gehört zu den berühmteſten Fabrikaten der Stadt, und ſchon ihre ungleich reinlichere Bereitungsart, aus Olivenöl ſtatt aus dem meiſt übelriechenden thieriſchen Talg muß ſie empfehlen und ihr einen großen Vorzug vor der unſrigen geben. Zur Bereitung von einem Centner dieſer Seife werden 40 Pfd. Soda, und 70 Pfd. Oel gebraucht *), wozu man hauptſächlich die minder feinen Oele der italieniſchen Küſtengegenden nimmt. Noch immer darf man rechnen, daß Marſeille jährlich gegen 500000 Centner Seife ſiedet und großentheils verſendet, obgleich jezt viele Städte, namentlich Genua den Gewinn dieſer Fabrication mit ihm theilen. Auch die Nudeln, ſo wie das Stärkmehl von Marſeille werden gerühmt; verarbeitete Korallen ſahen wir ungleich weniger als in Neapel, und die welche wir in der lezteren Stadt geſehen, ſchienen uns auch zugleich ſchöner und geſchmackvoller gearbeitet und waren hierbei doch wohlfeiler. Uebrigens beſteht der Weltverkehr der reichen Seeſtadt großen Theils in Handel mit rohen Naturerzeugniſſen: mit Baumwolle, welche noch immer häufig aus der Levante hierher kommt, mit Wein des ſüdlichen Frankreichs, Südfrüchten aller Art, Oel und Seide, welche Italien ſo wie Frankreich und andere Küſtengegenden des Mittelmeeres hieher ſenden.

---

*) Auf dieſe Maſſe rechnet man gewöhnlich 115 bis 117 Pfd. Seife.

Der Handel von Marſeille war freilich in den Zeiten vor der Revolution, als ein großer Theil ſeiner Kaufleute Adelige geweſen, ein anderer als er jezt iſt. Hat doch hier jener bekannte Kaufmann, Georg Roux gelebt, welcher wie ein zweiter Polycrates vom Glücke ſo übermäßig und ungewöhnlich begünſtigt geweſen, daß er mit den Ungewittern und Stürmen „gegen welche ſeine Fahrzeuge einen Freipaß hätten“ Scherz getrieben und in ſeinem Uebermuth im Jahr 1740 dem König von England den Krieg angekündigt. Anfangs hat die kleine Flotte des Kaufmanns einige Vortheile errungen. Als aber der Hochmuth des Glücklichen aufs Höchſte geſtiegen geweſen, hat ein Bliz das Linienſchiff entzündet, die Fregatte iſt im Sturm geſcheitert und die eilf Kauffartheiſchiffe, ihres Schutzes beraubt, ſind in die Hände der von Roux ſo verachteten Engländer gefallen. Noch kaum vor der Revolution war die Zahl der jährlich im Hafen aus- und einpaſſirenden Schiffe gegen 5000, jezt iſt ſie nur etwa 1600. In jener früheren Zeit beliefen ſich die Handelsgeſchäfte von Marſeille jährlich auf ſiebenzig Millionen Gulden, ſie haben ſich aber nun in demſelben Verhältniß vermindert.

Der lezte Tag in Marſeille, der 14. April, war ein ganz beſonders heiterer Frühlingstag. Wir brachten ihn bis zum Abend mit Einkaufen, Beſehen und Herumziehen in der Stadt und an ihrer Meeresküſten-Gegend zu. Am Nachmittag ſahen wir auch die, wie man dafür hält, aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung herſtammende unterirdiſche Kirche von St. Victor. Hier ſollen die Chriſten in den Zeiten der Verfolgungen ſich zur Feier der heiligen Geheimniſſe verſammelt haben.

Der Eingang zu den unterirdiſchen Gewölben verbarg ſich in den ſüdlich nach dem freien Meere hin gelegenen Felſenklippen. — Noch einmal wurde auf der Höhe die Geſammtausſicht über den Hafen und die Stadt hin, ſo wie jene nach dem freien Meere genoſſen. — Ich machte an dem lezten Nachmittag auch noch die Bekanntſchaft eines jungen Naturforſchers (Schülers des berühmten Decandolle in Genf) der mit uns in demſelben Hauſe, unmittelbar unter unſerem Zimmer wohnte. Er zeigte uns ſehr gefällig ſeine hier und in den benachbarten Küſtengegenden geſammelten Schätze, und in Allem was er ſprach und uns zeigte wurde die treffliche Schule des großen Naturforſchers kenntlich, aus welcher dieſer junge Schweitzer hervorgegangen war.

Das was wir da geſehen und gehört, mehrte die Sehnſucht recht bald nach Nizza und dort ſelber ans Sehen und Sammlen, beſonders von Seethieren zu kommen. Der Frühling in jener Gegend war ſchon ſo weit vorbeigerückt, daß wir längſt nicht mehr hoffen durften alle jene prachtvolle Arten der Tulpen, Anemonen und andern Blumen welche am ſüdlichen Fuße der Seealpen ſchon von Februar an die Wieſen und Feldränder bedecken, noch blühend zu treffen. Aber mit der Blumenwelt des Landes hat auch die Blumenwelt des Meeres: die große Familie der Strahlenthiere und ſelbſt der Weichthiere, ihre beſte, der Beobachtung und dem Sammlen günſtigſte Zeit im Frühling. Da brannte uns das ſchöne, breite Pflaſter von Marſeille unter den Füßen; die Reiſegefährten, bis auf einen, waren ſchon geſtern zu Fuße nach Toulon voran; auch von uns wurde beſchloſſen noch in dieſer Nacht mit der Deligence nachzureiſen.

Es war heller Mondſchein; die einige Stunden vor Mitternacht abgehende Deligence kommt in dieſer Jahreszeit gerade mit dem Morgen in das wunderherrliche Thal von Olioulles, ſo glaubten wir wenig zu verlieren wenn wir einen Theil des Weges bei Nacht machten; um ſo weniger, da der durch die nächtliche Fahrt gewonnene Tag zum Beſuchen und Beſehen von Hyeres angewendet werden könnte. — Dieſe voreilige Eile, dieſes unzeitige Sparen mit der Zeit, hat mich ſpäter oft gereut, und noch jezt, wenn ich an das nur im Fluge geſehene, Thal vor Olioulles denke, geſchieht mir wie dem Jäger der Alpen, welcher zwiſchen die Klippen der Felſenwarte gelehnt den neulich auf dieſen Höhen geſehenen Lämmergeyer ſchon ſeit geſtern aufgelauert, und welchen nun gegen Morgen ein Augenblick des Schlummers betreten, aus welchem ihn der Flügelſchlag des eben vorüber geflogenen Geyers zu ſpät erweckt. —

Zwar geſchlafen habe ich wenig oder nicht in dieſer Nacht, ſondern immer zum offenen Fenſter der nicht ſehr beſezten Diligence hinausgeſehen in die vom Mondſchein und ſpäter vom Morgenlicht beſchienene Gegend, aber die Eindrücke welche ich dabei empfangen, ſind ſo tief und mächtig geweſen, daß ſie, wie ein recht lebendiger Traum von dem fern über Land gegangenen Geliebten, das Sehnen nahe und recht zu ſehen und zu genießen nur aufgeregt, nicht befriedigt haben.

Die Diligence, bis zu welcher uns der freundliche Landsmann Regges noch begleitet hatte, fuhr an den Bäumen des Cours und an den halbbeleuchteten Läden und Kaffeehäuſern, dann vor der Stadt außen zwiſchen den Mauern der Gärten ſo eilig hin, daß wir uns nach kaum einer Viertelſtunde ſchon mitten im Thal der Baſtiden ſahen, deren Gemäuer und Baumgruppen der Mond weithin beleuchtete. Es zieht ſich ein großer Theil des Weges gen Aubagne (Barthelmys Geburtsort) nahe an den lieblichen, fruchtbaren Ufern der Veaune hin, aus deren Gewäſſer uns ein kühlender Hauch entgegen gekommen. In Aubagne waren bei der ſchönen Mondnacht noch die meiſten Bewohner munter und in lebhafter Bewegung, als wir da durchfuhren; aus einem Garten erſchallte Muſik und Geſang.

Hierauf wurde die Gegend nächtlich ſtill und ernſt. Waldung von Seefichten und Geſtrüpp bedeckten den Bergabhang über welchen ſich die Straße jenſeits Aubagne hinanzieht; die Form der Felſen in dem engen, waſſerloſen Thale durch das wir kamen, ſchien den Kalkſtein anzudeuten. In Cujes wurde ziemlich lang gehalten. Es war ſchon tief in der Nacht, und doch waren die Zimmer des Wirthshauſes oder Poſthauſes, bei welchem unſer Wagen ſtille ſtund, noch voller ſchmauſender, ziemlich lauter Geſellen, welche, ich weiß nicht welches? Volksfeſt, hier auf ihre Weiſe gefeiert. Was half es uns aber jezt, ſo hell auch der Mond ſchien und ſo klar und blau der Himmel war, daß wir heraustraten in das merkwürdige Keſſelthal, das nach Sauſſure einſt ein See geweſen, und hinausſchauten nach den Höhen des merkwürdigen Berges St. Beaume, der nicht weit von Cujes gen Norden hin liegt; ſahen wir doch, wenn auch das was wir dafür gehalten, wirklich der Gipfel des Berges war, nichts von der Grotte, welche die Sage und die fromme Anhänglichkeit des Volkes, das jene Grotte für den vieljährigen Aufenthaltsort der heiligen

Mag-

Magdalena gehalten, eben ſo reich gemacht als die in ihrem Innern Stalaktiten erbauende Natur. Jene Grotte liegt 2814 Fuß hoch über dem Meere, der Gipfel des Berges um noch 210 Fuß höher. Man hat von da eine mächtige, weite Ausſicht über das Meer und ſeine Küſtengegenden, bis zu den Ebenen der Rhonemündung hin. — Es hat die fromme Zeit des Mittelalters faſt immer an ſolche Orte und an ſolche Genüſſe der Natur, welche den innern Menſchen am meiſten aufzuregen und emporzuflügeln vermögen, die Erinnerung an das Leben heiliger Seelen oder an heilige Begebenheiten zu knüpfen gewußt, damit das Andenken an die unſichtbare Welt des Geiſtigen im Bunde mit dem mächtigen Eindruck der Sichtbarkeit deſto feſter gegründet und unverlöſchlicher werde, und damit die Pfeile einer himmliſchen Liebe, beflügelt von dem verwandten Hauche jener Liebe, welcher durch die Natur gehet, deſto tiefer ins Herz dringen. Es hat auf dieſe Weiſe der Menſch den innern Sinn der Natur errathen und ihr für jene Gedanken das paſſende Wort gegeben, welche die Stumme, ohne den helfenden Geiſt des Menſchen vergeblich auszuſprechen ringet.

Jenſeits Cujes — welches auch durch die Menge der Capern berühmt iſt, die in ſeiner Umgegend gebaut und von hier verſendet werden, — gelangt man in einen Wald, welcher ſonſt durch Straßenräuber ſehr unſicher und berüchtigt geweſen. Auf Beauſſet lag nächtliche Stille, jenſeits deſſelben, als in der Ebene der Schlummer ſein altes Recht an uns verlangen wollen, erhub ſich das Morgengrauen und mit ihm ein friſcher, ſtärkender Hauch vom Gebirge, welcher den müden Augen wieder Munterkeit gegeben und Friſche.

Da kam denn, mit der Morgendämmerung zugleich, das wundervolle Engthal von Olioulles, das man mit den Termopylen verglichen. Ein klares Bergwaſſer rauſcht in ihm herunter, die Straße iſt an den gähen Wänden der öfters in Thurm- oder Pfeilerartige Formen auslaufenden Felſenkluft hinweggeführt. Es ſpricht dieſes Thal von älteren und mächtigeren Schreckniſſen, als jene ſpäteren geweſen, welche vor nicht gar langen Zeiten hier noch lauernde Räuberbanden verbreitet: von Schreckniſſen einer gewaltigen, durch vulcaniſche Kräfte bewegten Natur. Da wo jezt das Bergwaſſer rauſcht, ſcheinen einſt, aus der ſich hier ſpaltenden Tiefe, Lavamaſſen hervorgedrungen; durch die gleich am Eingange des Thales erſcheinenden, groteſken Sandſteinpfeiler mit kuglichen Knäufen und Kuppen, ſcheine heiße Fluthen hindurchgeriſſen zu haben. Doch fallen die Zeiten dieſer Natur-Begebenheiten jenſeit der Zeiten einer ſicheren und anerkannt gewiſſen Geſchichtsforſchung hinaus, während dagegen nur einige Meilen weſtwärts von Olioulles, bei dem nahe am Meere gelegenen Tauranty (Tauroentum) alte römiſche Gebäude, welche noch im vierten Jahrhundert bewohnt geweſen ſcheinen, tief unter den von Wind und Wellen herbeigeführten, loſen Sand verſchüttet ſind *).

---

*) Bei Toulon, an den Bergabhängen, dringt ein kieslicht-kalkiches Cäment aus dem Boden herauf, welches die loſen Gerölle und Sandmaſſen gar bald zu einer ziemlich feſten Sand- oder Puddingſteinartigen Maſſe, Saffre genannt, verbindet, ſo feſt, daß man dieſe Maſſe, wo ſie in der Nähe der Seeküſte vorkommt, mit Pulver ſprengen muß. Dieſe Verhärtung jenes neuentſtehenden Sand-

Gegen Olioulles hin zeigten ſich in den Spalten des Engthales und nach ſeinen Höhen hin Palmen und ſüdamericaniſche Agaven, neben der müßig die Felſenwände zierenden morgenländiſchen Form der Aloën. Die aufgehende Sonne ſäumte ſchon den Gipfel der Berge und Felſen, da war es, als wir gen Olioulles herauskamen, als träten wir aus den öden Felſengebilden des ſteinigen Arabiens in das Lilienthal von Sarona. Denn um Olioulles zeigen ſich ſchon Orangengärten im Freien und es grünt und blüht das ganze ſchöne, von Felſen engumſchloſſene Thal.

Auch vor Toulon erſteigt die Straße eine gar günſtig und zur Ueberſicht wohlgelegene Anhöhe. Wir ſahen ſchon von hier den lieblichen Küſtenrand, an welchem die Stadt liegt, noch beſſer aber überblickten wir die ganze Gegend vom Meere aus und von einigen nachbarlichen Höhen.

ſteines an der Luft, erfolgt ſo ſchnell, daß man deshalb zu vermeiden ſucht, an manchen Stellen die Aecker lange brach liegen zu laſſen.

11. Toulon und Hyeres.

Die nächſte Umgegend von Toulon hat einen ungleich großartigeren, erhabneren Character als die Umgegend von Marſeille. Hohe Gebirge mit jähem Abhang und wellenförmigem Umriſſe laufen bis ganz in die Nähe der Stadt und bis unmittelbar an ihre Küſte; weit hinaus ins Meer ſezt ſich noch ihr Zug, Landzungen und Inſeln bildend fort. Es beſtehet ein Theil dieſer Gebirge aus Urgebirge und die ziemlich nahe Umgegend der Stadt hat Glimmerſchiefer und Thonſchiefer. Die Abhänge der nur an ihren Gipfeln nackten Berge, ſind mit kräftigen Baumpflanzungen und wohlangebauten Gärten bedeckt, aus denen allenthalben Landhäuſer hervorblicken; die tiefere Gegend wird von Bächen und kleinen Flüſſen durchzogen. Hier werden ſchon die Gewächſe einer wärmeren Zone im Freien wachſend geſehen, Wälder von Lorbeerbäumen beſchatten das niedere Thal, Orangen- und Citronenbäume ſtehen neben ſchönen Granatbäumen am Fuß der Berge; von ungewöhnlicher Größe ragt neben ihnen der Feigenbaum hervor, allenthalben zeigt ſich auf dem kalkichen Boden und an dem Gemäuer der Capernſtrauch, welcher den Bewohnern dieſer Gegend jährlich eine ſichere Ernte bringt *). Der Mandelbaum bildet Hecken und Gebüſche, wie bei uns der Schlehdorn; auf den Höhen ſteht die Scharlacheiche.

Es war noch ſehr früh am Tage als wir in der Stadt ankamen. Unſer erſter Gang war zum Hafen. Da genoſſen wir zum erſtenmal den Anblick einer Menge von großen Kriegsſchiffen, ſo groß wie wir ſie noch nie geſehen. Handelsſchiffe ſieht man da wenige; Alles erinnert mehr an das ernſte, gewaltſame Geſchäft des Krieges, als an Handel und Gewerbe. Die wenigen Kauffartheiſchiffe, welche im Hafen lagen und deren Größe uns in Marſeille würde bedeutend geſchienen haben, kamen uns im Angeſicht der rieſenhaften Linienſchiffe, wie kleine Barken und Bote vor. Das nämliche Schiff unter andern, mit welchem wir ſelber ſpäter nach Nizza gehen ſollten und welches dann unſer Gepäck dahinbrachte, kam uns, da wir es in Nizza wieder ſahen, recht anſehnlich und groß vor; in Toulon, da wir es neben den Linienſchiffen geſehen, fragten wir ſehr bedenklich, wie man auf einem ſo kleinen Fahrzeuge eine ſo weite Reiſe machen könne?

An der weſtlichen Seite des Hafens fällt ſogleich das Arſenal mit ſeinen mächtigen Gebäuden ins Auge. In ihm der Rieſenkörper zweier, noch im Bau begriffener, Linienſchiffe, neben ihm im Meer einige da vor Anker liegende, ausgebaute, und zum Theil ausgerüſtete. Auch an der dem Arſenal gegenüber liegenden (öſtlichen) Seite

---

*) Aus dem Hafen Toulon werden jährlich einige tauſend Centner Capern, einer zu 70 bis 80 fl. ausgeführt.

des Hafens, ſieht man Schiffe im Bau oder Ausbeſſern begriffen, und Hunderte von Arbeitern, welche mit ihrer weiteren Ausrüſtung beſchäftigt ſind. Es iſt der Hafen ſchon ſeit Heinrichs IV. Zeiten, welcher das alte Telo Martius oder Toulon mit Mauern und Gräben umgeben und einen Thurm am Meere errichten laſſen, in einigen Vertheidigungsſtand geſezt worden; jene furchtbaren an der Meeresküſte hin gelegenen Feſtungswerke und Citadellen jedoch, welche dieſe Seeſtadt faſt unüberwindlich machen, ſind unter Ludwig XIV. erbaut.

Wir trieben uns, nachdem wir in einem Caffeehaus am Hafen unſer Frühſtück genommen, zuerſt planlos am Hafen und in der Stadt herum. Beſahen eine Naturalien-Handlung, der es nicht an mannigfaltigen und vielen, wohl aber an guterhaltenen Gegenſtänden fehlte; eine Buchhandlung, in welcher ein ſchätzenswerthes Kupferwerk wohlfeilen Kaufes geweſen; eine Porcellan-Handlung, an deren Waaren wir, was die Auszierung und beſonders die Mahlerei betraf, ſogleich den durch das ganze Land gehenden, ſich überall gleich bleibenden Charakter der Pariſer Arbeiten erkannt.

Es war jezt ſchicklichere Zeit geworden unſern deutſchen Landsmann, den Hannöveriſchen Conſul: Herrn Lehmann, an den wir empfohlen waren, aufzuſuchen. Wir fanden bei ihm ſehr freundliche Aufnahme, und er wurde uns durch die ganze Stadt und ihre Merkwürdigkeiten ein unermüdeter, wohl unterrichteter Begleiter.

Zuerſt fuhren wir, in einem kleinen Fahrzeug, hinaus aufs Meer. Es beſteht der eigentliche Hafen aus zwei, durch einen aufgemauerten Damm von einander getrennten Theilen: aus der ſogenannten alten und neuen Darſe, welche unter ſich durch einen Canal verbunden ſind, beide aber auch unmittelbar einen Ausgang nach dem Meere hinaus haben. Die alte Darſe iſt jener Hafen, in welchem die Kauffartheiſchiffe und einige meiſt kleinere, aber unbewaffnete Kriegsſchiffe ſtehen, die neue iſt der eigentliche, beim Arſenal befindliche Standort der meiſten und bedeutendſten Kriegsſchiffe. Aus dem Hafen gelangt man erſt in die kleinere, etwa drei Stunden im Umfang haltende Rhede, welche allenthalben von Bergen umſchloſſen iſt und eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt und ihren bergigen Hintergrund, ſo wie auf das halbmondförmig am ſüdweſtlichen Ufer ſich ausbreitende Dorf Seyne gewährt, den gewöhnlichen Zielpunkt der Waſſerluſtfahrten der Touloner. — Zwiſchen dem groſſen Thurm und dem Fort Eguillette hindurch gelangt man hierauf in die äußere, größere Rhede, welche nach Süden und Weſten durch das Cap Cepe geſchloſſen wird, das durch eine ſchmale Landzunge mit dem weſtwärts bei Sirfour herablaufendem Gebirge verbunden iſt, und an deſſen nördlicher Seite die Gebäude des Lazarethes deutlich ins Auge fallen. Gegen Südoſt zeigt ſich das Gebirge bei Carquairanne oder das Vogelgebirge, welches durch Sauſſüre's Beſchreibung etwas genauer bekannt geworden. Es finden ſich hier Glimmer- und Thonſchiefer, ſo wie weiterhin Kieſelſchiefer; am Bergabhange ſelber ein Kalkſtein, in welchem häufig Nieren und Neſter von concentriſch zuſammengefügten, ſtänglichem Kalkſpath geſehen werden. Die Ufer ſind allenthalben mit ganzen Waldungen von Oelbäumen und andern, beſonders Feigenbäumen bedeckt, denn die Feigen von Toulon werden, ihres Wohlgeſchmacks wegen, vor andern Feigen gerühmt.

Auf unſerer Fahrt ins Meer hinaus, kamen wir an einem ziemlich weit von der Stadt vor Anker liegenden Schiffe vorbei, welches ſchon mehrere Male die Fahrt um die Welt gemacht hatte und jezt ſich bereitete den kühnen Lauf noch einmal anzutreten. In dem Wirthshaus wo wir eingekehrt waren, lernten wir den Lieutenant und einige andere junge Leute von der Mannſchaft dieſes Schiffes kennen, deren Bekanntſchaft uns ſehr intereſſant geworden. Auf unſerm Rückwege fuhren wir dicht neben einigen, beim Arſenal gelegenen Linienſchiffen vorüber, an welchen wir von unſerm kleinen Fahrzeug aus wie an hohe Kirchen oder Fürſtenpalläſte hinaufblickten. — An der Spitze des Hafendammes fiel uns die Maſchine ins Auge, durch welche die Maſtbäume aufgerichtet werden. — Nachdem wir wieder gelandet, ſahen wir noch einige Zeit lang den Arbeitern des Schiffsbaues an der alten Darſe zu und betrachteten hernach das Innere der Stadt.

Toulon hat ſchöne, freie Plätze, mit herrlichen Baumalleen. Beſonders der Paradeplatz wird von hohen, ſchönen Bäumen beſchattet und ringsum ſtehen prächtige Häuſer und Palläſte. Die Fronte des Stadthauſes, das am Handelshafen liegt, iſt durch zwei Bruſtbilder von Sclaven, welche den Balcon ſtützen und welche ein Werk des trefflichen Puget ſind, merkwürdig. Die Arbeit und Kraft der Muskeln iſt fleißig dargeſtellt. Die Cathedrale, an welcher ſich der Geſchmack der älteren und neueren Zeit auf ſonderbare Weiſe gepaart haben, enthält auch einige Arbeiten von Puget und ſeinen Zöglingen. —

Sonſt hält man etwa noch außer dem nachher zu erwähnenden Arſenal für ſehenswürdig: das Hôtel des Seepräfecten am Paradeplatz, den biſchöfflichen Pallaſt, nicht weit vom Cours, das Haus das Puget ſich nahe beim Stadthaus an dem Kai der alten Darſe erbaut hat, und ſelbſt das Gebäude worinnen Fiſchmarkt gehalten wird, und deſſen Dach auf zehn doriſchen Säulen ruht.

Wir fanden heute, am 15. April, mitten unter den duftenden lieblichen Orangen, welche um dieſe Zeit in ganzen Schiffsladungen aus Nizza, Majorka und andern Gegenden gebracht werden, bereits Mandeln von dieſem Jahre, noch in ihren grünen Schaalen. Freilich zeigte ſich beim Aufbrechen derſelben, daß der Kern ſo unreif und milchig war, daß er für uns noch nicht genießbar ſchien. Die Tochter unſers Wirthes belehrte uns aber durch ihr Beiſpiel, daß man hier zu Lande die grüne, fleiſchige Hülle mit ſammt dem milchigen Kerne zu eſſen pflege. Es war uns dies übrigens nicht das einzige Zeichen des ganz beſonders milden und begünſtigten Clima's von Toulon, das faſt wie Nizza keinen Winter kennt, und in welchem die Gewächſe der wärmeren Zone ungleich beſſer im Freien gedeihen, alle Garten- und Feldfrüchte um mehrere Wochen früher reifen, als in dem nahe gelegenen, den kalten Stürmen ſo ausgeſetzten Marſeille.

Am Nachmittag beſahen wir in Geſellſchaft unſeres freundlichen Conſuls das Arſenal. Dieſes iſt eine Stadt im Kleinen, in welcher Handwerker, Künſtler und Arbeiter von allen jenen Arten leben, welche zum Erbauen, Ausſtatten und Auszieren einer Stadt der Gewäſſer: einer ganzen Kriegsflotte und aller ihrer Bewohner nöthig ſind. Man tritt durch ein Gitterthor hinein, welches nach einer Zeichnung des Herrn Langes im J. 1738 gebaut und verziert iſt. Es ruht auf doriſchen Säulen. Seetrophäen erſcheinen da neben der Bildſäule des Mars und der Minerva, und neben Genien welche nicht Lorbeerkränze, ſondern ganze Büſche von Lorbeerzweigen und Palmenblätter tragen. In der Mitte ſteht das Wappenſchild, umgeben von Trophäen und von Hörnern des Ueberfluſſes, welche bis oben mit Muſcheln gefüllt ſind.

Nachdem wir am Eingang unſere Einlaßkarten vorgezeigt, ſtunden wir zuerſt eine Zeitlang bei den Zimmerleuten, welche hier Schiffsbauholz zugehauen und die einzelnen Theile zu den rieſenhaften Gebäuden bereits zuſammenfügten. Vom Eingang rechts ſteht das ungeheure, über neunhundert Fuß lange Gebäude für die Seilerei der Marine. In dem untern Geſchoß ſieht man da in dreyen der Länge nach neben einander laufenden Gängen Ankertaue von einer Länge und Stärke bereiten, wie ſie für Kriegsſchiffe der erſten Größe nothwendig ſind. In der oberen Etage fanden wir eine Menge Galeerenſclaven, welche Werg zum Kalfatern der Schiffe bereiten, und Hanf für die Weber des Segeltuches, ſo wie für die Seiler ſpinnen. Alle Spindeln der in dieſem Saale arbeitenden Sclaven werden durch ein Rad in Bewegung geſezt, welches zwey von ihnen, denen die eine Hand an den Rücken gefeſſelt geweſen, traten. Dieſe leztere Arbeit gehört zu den ſchwerſten und der Geſundheit nachtheiligſten, und nur größere Verbrecher werden mit ihr belegt. Eine neben dem Rad angebrachte Tafel, unter welcher eine Almoſenbüchſe befeſtigt war, hat das

Begehren, womit dieſe trüben, aus dem bleichen, abgezehrten Geſicht hervorſtarrenden Augen jeden Fremden anblicken, in Worten ausgeſprochen, indem ſie die Beſuchenden zu milden Gaben für die beiden Elenden, faſt über Menſchenkräfte Arbeitenden, aufgefodert. — Unten, neben der Seilerei, iſt die Segeltuchfabrik. Von hier aus beſahen wir auch die große, wohl eingerichtete Bäckerei, aus welcher täglich nicht blos alle das Brod hervorgeht, deſſen die tauſende von Sclaven, welche die kleine Stadt bewohnen, und die Matroſen der eben vor Anker liegenden Schiffe zu ihrer Ernährung bedürfen, ſondern auch jenes, das zur Verſorgung der etwa auslaufenden königlichen Schiffe auf die lange Zeit einer Fahrt nothwendig iſt. Die Oefen der Bäckerei feierten jezt, am Nachmittag. Dagegen fanden wir in der Schmiede, die unter der Aufſicht von mehreren Meiſtern, an zwölf Heerden und Amboſen arbeitenden Galerenſclaven, in voller Thätigkeit. Und eben ſo in den Schmelzhütten und Kupferhämmern, in denen das Kupferblech zum Beſchlagen der Schiffe von außen gefertigt wird. Von den Stückgießereien und den Werkſtätten zum Gießen der Kugeln und Bomben wurde uns auch die innere Einrichtung gezeigt und die Waffenwerkſtätte beſucht.

In den groſſen, der Seilerei gegenüber gelegenen Gebäuden ſahen wir in dem einen Saale die Schreiner, mit dem Fertigen der in einem Schiffe nothwendigen Geräthſchaften, beſchäftigt; anderwärts fanden wir Bildhauer. Am intereſſanteſten und lehrreichſten war uns das Verweilen im Saal der Modelle, worinnen Kriegsſchiffe aller Art, unter andern aber auch das Modell zu dem Kaſten geſehen wird, in welchem Grognard ſein künſtliches Baſſin zum Trockenſtellen der Kriegsſchiffe aufbaute. Ueberall in jenen großen Gebäuden, ſo wie überhaupt in dem ganzen Bereiche des Arſenals, ſahen wir uns von ſolchen, roth und braun gekleideten, Ketten oder wenigſtens eiſerne Ringe am Fuße tragenden, Unglücklichen umgeben, welche hier entweder wahrhafte, ſchwere Verbrechen oder auch leichter erſcheinende, augenblickliche Verirrungen, z. B. Subordinationsfehler abbüßen. Es wirkt freilich auch hier dieſes Zuſammengeſperrtſeyn einer ganzen Schaar von Verbrechern und Leichtſinnigen eben ſo nachtheilig in geiſtiger Hinſicht, als das Zuſammengeſperrtſeyn der an anſteckenden Fiebern Leidenden in den engen Raum eines Lazarethſaales. Bey dieſen wie bei jenen, wird die Krankheit zu einer furchtbaren Uebergewalt geſteigert, und es entſtehen Uebel der zuſammengeſetzteſten Art, indem einer dem Andern durch Anſteckung zu der ſchon gehabten Krankheit auch noch die ſeinige mittheilt. Mit Recht hat man daher auch das Arſenal in Toulon eine Hochſchule des Laſters genannt, wo der Leichtſinnige öfters vollends zum Böſewicht reift. Es gehören Lehrer von einer wahrhaft göttlichen Gewalt der Liebe dazu, Lehrer deren Rede mit der Kraft des Donners und mit der mild erwärmenden Macht der ſtrahlenden Sonne zugleich begabt iſt, wenn das Wort der Religion das furchtbar dichte Gewölk der Dünſte, welche aus einem ſolchen geiſtigen Krankenlager aufſteigen, durchdringen und irgend eines dieſer Todtengebeine beleben ſoll. Die Stimme der lockenden Liebe wirkt öfters bei ſolchen Menſchen ganz vorzüglich auffallende Wunder. — Das Loos der hieher Verurtheilten iſt übrigens jezt ungleich weniger hart als es in früheren Zeiten geweſen. Zwar ſieht man ſie noch immer, ſobald die Pfeiſe des Aufſehers oder Argouſins ertönt zitternd und mit ſclaviſcher Furcht vor Schlägen, mit herabgenommener Mütze daſtehen, zwar bewohnen ſie noch immer die ſcheußlichen Bagne und arbeiten hart, aber dies ſind nur geringe Leiden gegen die früheren. Vormals wurden die Galeerenſclaven, wie der Name es ſagt, mit Ketten an die Bänke der Galeeren geſchmiedet, und mußten hier in Froſt und Hitze, Sturm und Ungewitter mit dem Aufwande aller Kräfte rudern. Wenn dann das Schiff, auf welchem ſie dienten in ein Gefecht verwickelt wurde, traf die Gewalt der feindlichen Geſchütze öfters dieſe halb nakten, frei und ungeſchüzt an den äußeren Seiten des Schiffes herumſitzenden Sclaven zuerſt und am ſtärkſten. Schon ſeit längerer Zeit iſt jener ſchwerere Galeerendienſt abgekommen, und die franzöſiſchen Kriegsſchiffe haben eine ähnliche Einrichtung als die der Engländer und anderer Nationen. Den größeren Theil des Tages über finden ſich jezt die Sclaven in geſunden, luftigen Sälen, und in den Werkſtätten des Arſenals vertheilt, wo man ſie zu den verſchiedenen Arbeiten benuzt, und ihnen hierbey das halbe Tagelohn der andern Arbeiter reicht *), auch ihnen erlaubt, daß ſie ſich in den Nebenſtunden mit anderen künſtlichen Arbeiten beſchäftigen, welche ſie in der mannichfaltigſten Geſtalt den beſuchenden Fremden feil bieten, und in größeren Maſſen an Kaufleute verhandeln.

---

*) Selbſt mit dem Hanfſpinnen kann ſich ein Galeerenſclave, je nachdem er ſchon mehr oder weniger Uebung in dieſem Geſchäft hat, täglich 5 bis 10 Sous (7 bis 14 Kreuzer) verdienen. Für die ſchwereren Arbeiten iſt der Tagelohn — wenn die Arbeit nicht als Strafe auferlegt iſt wie das Radtreten — größer.

Einige boten uns ſehr niedlich mit halberhabener Arbeit verzierte Kokos- oder andere, kleinere Palmennüſſe an, Andere hatten Etuis oder ähnliche zierliche Kleinigkeiten, noch Andere flochten Strohhüte. Zuletzt waren unſere Taſchen und der Strickbeutel mit den hier eingekauften Waaren ſo ganz erfüllt, dafür aber auch, theils zum Behuf dieſes Welthandels im Kleinen, theils durch die Ausgaben an Solche, welche nichts zu verhandeln hatten als Bitten und gute Worte, ſo von allem mitgebrachten Silbergelde entblößt, daß wir den Beutel des gutmüthigen Conſuls, der ſich auch einen Strohhut und verſchiedenes Andere gekauft, zur einſtweiligen Aushülfe nehmen mußten. — Unter den anweſenden Galeerenſclaven fanden ſich auch mehrere deutſche Landsleute. Auf Befragen wie ſie hieher gerathen? gaben ſie gewöhnlich irgend ein leichteres Vergehen z. B. Deſertion von ihrem Regiment aus Heimweh, oder ſogar ihren Edelmuth als Urſache an, aus welchem ſie z. B. einem armen Cameraden hätten etwas Geld verſchaffen wollen und es deshalb bei einem Andern, der es in Ueberfluß gehabt, ſtillſchweigend entlehnt hätten. — Am Abend werden ſämmtliche Sclaven in ein niederes Seitengebäude, Bagne genannt, (oder, wenn die Zahl größer iſt, in alte, zu einer Art von Caſerne eingerichtete Galeeren) abgeführt, wo man je zwey und zwey mit einer langen Kette an eine Bank befeſtigt, die ihnen zugleich auch zum Eßtiſch und zur Schlafſtätte dient. Der tiefſte Schlaf und die ſtärkſte Eßluſt müßte, ſo ſollte man meinen, hier auf dieſen Bänken durch den verpeſteten Geſtank geſtört werden, welchen die gleich daneben angebrachten Erleichterungskübel aushauchen. Es iſt eine große Wohlthat für die Gefangenen, daß ſie täglich aus dem ſtinkenden, dumpfigen Behältniß herausgeführt werden, zur Arbeit im Freyen, oder in den luftigeren Sälen. Die gewöhnliche Koſt beſteht, außer dem Brod und Waſſer, für Solche welche ein neueres Vergehen oder Trägheit vom Arbeiten ausſchließt, in trockenem Gemüſe, beſonders in Bohnen; das gewöhnliche Lager aus einigen unreinlichen, wie halb verfault ausſehenden Decken. Wohl aber können die, welche durch Arbeit ſich etwas verdienen, oder von bemittelten Freunden Unterſtützung erhalten, von dieſer alsbald von den Aufſehern in Verwahrung genommenen Geldzubuße ſich etwas Fleiſch und Wein, ſo wie beſſere Decken und Wäſche verſchaffen. Ohnehin bekommen die arbeitenden Galeerenſclaven etwas Wein zu ihrer dürftigen Koſt. Es iſt mithin wohl keine Lage beſſer geeignet, ſelbſt dem trägſten Menſchen das Arbeiten als eine hohe Wohlthat; das nicht arbeiten dürfen, mit allen ſeinen hieſigen Nebenfolgen, als ein Unglück erſcheinen zu laſſen, als die Lage eines Galeerenſclaven zu Toulon.

Das Zeughaus mit den in ihm aufgeſtellten Geſchützen und Gewehren iſt noch immer ſehr anſehnlich und reich. Die Bergwerke eines ganzen reichen Landes, ſollte man meinen, können in mehreren Jahrzehenden nicht ſo viel Metall geben als man da beiſammen verarbeitet ſieht, wo ſich allein Anker finden deren einer über ſechszig Centner wiegt. — Mit beſonderem Vergnügen verweilten wir in den beiden ungeheuern Gebäuden, welche in neuerer Zeit meiſt durch die Hände der Galeerenſclaven zur Bauſtätte großer Kriegsſchiffe aufgeführt ſind, die nun hier, ſo wie die Arbeiter ſelber, vor dem Regen geſchützt ſtehen. Wir ſahen in dieſen Gebäuden zwey, was die Zimmerung und die äußere Bekleidung mit Holzwerk betrifft, faſt ganz fertige Körper von Kriegsſchiffen. Da kann man ein ſolches Rieſengebäude der Gewäſſer erſt in ſeiner ganzen, einem gewaltigen Kirchengebäude gleichenden Höhe und Ausdehnung von oben bis unten überblicken, und begreift nun wohl, wie die Bevölkerung einer ganzen kleinen Stadt, mit den Lebensbedürfniſſen für eine Monate lange Reiſe und mit allen ihren kriegeriſchen Waffen in einem ſolchen Schiffe Raum finden könne.

Maſtbäume ſahen wir anderwärts, welche zu einer Länge von mehr als hundert Fuß aus den kräftigſten Theilen der Stämme von vier oder fünf Edeltannen zuſammengefügt waren.

Das oben erwähnte, künſtliche Baſſin, welches Gregnard in einem (auf einem Floße) auf dem Meere erbauten, alsdann in ſeine Tiefe verſenkten, dreihundert Fuß langen, hundert Fuß breiten hölzernen Kaſten begründete, ſahen wir auch. Die Rieſenlaſt von achtzehnhundert alten Kanonen, welche nebſt anderem alten Kriegsgeräthe und unzähligen Steinen in den ſchwimmenden Kaſten hineingebracht wurden, zog das gewaltige Gebäude auf den Grund nieder, ſo daß ſein Saum nur noch wenig über die Oberfläche des Meeres herausſtand. Hierauf wurde mitten im Meer, und doch gegen das Eindringen des Waſſers vollkommen geſichert, an den Wänden des Kaſtens hinan das eigentlich, gemauerte Baſſin in Geſtalt eines Schiffes, 280 Fuß lang, 80 Fuß breit aufgeführt. In dieſem iſt eine Oeffnung angebracht, weit und groß genug, daß da das größte Kriegsſchiff hinein kann; dieſe Oeffnung wird mittelſt einer Art von kurzem Schiff, das mit großen Laſten beſchwert iſt, und

das

das man aufziehen und niederlaſſen kann geſchloſſen. Die Thür wird aufgezogen, das Waſſer dringt ein und nun kann das größte Linienſchiff, das hier ausgebeſſert werden ſoll, hineingeführt werden. Wenn dieſes geſchehen iſt ſchließt man den Eingang wieder, das Waſſer wird dann durch zahlreiche Pumpen herausgeſchafft, und das Schiff ſo trocken gelegt, daß man es bis zu dem unterſten Theil des Kieles in Arbeit nehmen kann.

Zuletzt ſtiegen wir denn auch noch von dem Arſenal hinüber in ein gewaltiges Kriegsſchiff von hundert Kanonen, welches 180 Fuß lang und über 40 Fuß breit war. Ein ſolches Schiff, welches gegen zwölfhundert Menſchen zu faſſen vermag, gleichet einem großen aus drei Etagen erbautem Pallaſt oder Hotel, nur daß hier der Rang der Etagen nicht wie bei den auf dem Lande erbauten Häuſern von unten nach oben abnimmt, ſondern umgekehrt von oben nach unten. Denn die oberſte, mit ihren vielen aufs bequemſte und ſogar prächtigſte eingerichteten Zimmern iſt der Aufenthaltsort der Offiziere, und auf ihrem freien Verdeck (gleichſam Dache) iſt der Spielraum für die Arbeiten der Schiffsleute und zum Auf- und Niedergehen an der freien Luft und im Angeſicht des Meeres in Friedenszeiten, bei feindlichen Angriffen aber und in Zeiten des Kriegs zum Aufſtellen des Militairs. Die zweite Etage dient zu Schlafſälen und Aufenthaltsorten für die gemeinen Soldaten und für das andere dienende Perſonal. In der untern ſind die Magazine und Kriegsvorräthe, enthaltend: zehn bis zwölftauſend Pfund Pulver, ſechs bis achttauſend Kugeln, Schießgewehre und Waffengeräthe aller Art, dabei alle nöthige Lebensvorräthe für tauſend oder zwölfhundert Menſchen auf mehrere Monate. Man erſtaunt, wenn man nur die Menge des Waſſers beachtet, welche eine ſolche Menſchenmenge auf ſolche Zeit nöthig hat. Unten im tiefſten Raume findet ſich dann auch noch der in einem ſo befrachteten Schiffe immer noch nöthige, zwey bis dreyhundert Centner wiegende Ballaſt. Daneben und dazwiſchen, oben und unten, hört man das Gebrüll der Ochſen und Kühe, das Blöcken der Schaafe und die Stimme der andern Thiere, welche zum Schlachten oder um Milch von ihnen zu haben, in eine ſolche ſchwimmende Stadt lebendig mitgenommen werden. — Unter den Kriegsſchiffen, die wir im Hafen von Toulon ſahen, ſteht auch noch jenes da, auf welchem Napoleon aus Aegypten zurückkehrte, es ſteht aber da wie eine verödete alte Burg, leer und verlaſſen.

Es war uns wohl, da wir uns aus dem Arſenal heraus wieder im Freien ſahen. Das viele Merkwürdige und Intereſſante, was man dort erblickt, vermag nicht das quälende Gefühl zu unterdrücken, daß man ſich hier an einem Orte befinde, welchen die Menſchen ſelber ſich zu einer Art von Hölle gemacht haben.

Die lezten Abendſtunden wurden noch ſehr angenehm am Meeresſtrand und auf dem ſchönen, mit hohen, ſchattigen Bäumen bepflanzten Cours zugebracht. Im Meere ſpielten, beim Glanze der Abendſonne, ſchwimmende Meduſen in alle Farben des Regenbogens, unter ihnen bunte Fiſche; in dem Felſen der Küſte zeigte ſich die Arbeit der da hineinbohrenden, ſteineſſenden Pholaden und die am Strande herumliegenden leeren Gehäuſe mehrfacher Arten von Stachelſchnecken (Murex) erinnerten uns daran, daß in den lezten Zeiten der rö miſchen Monarchie (bis zum 5. Jahrhundert hin) Toulon ein Hauptort für die Bereitung des Purpurs aus Meerſchnecken und dem Coccus der Scharlacheiche geweſen. — Lieblich war da, gegen Sonnenuntergang, von einem erhöhten Punkte am Hafen der Hinausblick aufs Meer und auf die grünen Felſengebirge der Küſte; lieblich dann auch das Verweilen in der breiten, viel beſuchten Hauptſtraße (dem Cours) der Stadt. Ueberall, im Cours ſowohl als in den andern Gaſſen, verbreiten zahlreiche Springbrunnen und laufende Waſſer, die zu kleinen Bächlein ſich anſammlen, angenehme Kühlung, denn Toulon iſt eine rechte Stadt der Waſſer, in welcher man über achtzig laufende und ſpringende Brunnen zählt, deren flüſſiger Kryſtall faſt in alle Häuſer vertheilt wird. Das Meer hat man auch aus allen Gegenden der Stadt ziemlich nahe; ins Freie hinaus kann man aber nur an zwei entgegengeſezten Punkten der länglich gebauten Stadt gelangen: beim Thor von Frankreich und beim (öſtlichen) Thor von Italien.

Wir beide hatten das Anerbieten unſeres freundlichen Landsmannes, des Herrn Conſuls, bei ihm zu übernachten, angenommen, und fanden auch hier in der zahlreichen, heitern und muntern Familie eine Art von deutſcher Heimath, obgleich nur der Conſul ſelbſt deutſch mit uns zu ſprechen vermochte.

Am andern Morgen, Sonntags den 16. April, waren wir bei früher Zeit ſchon unter den Bäumen am Cours und bald hernach in der Diligence, welche täglich von Toulon nach dem lieblichen Hieres abgeht. Die Straße folgt einige Zeit jener, welche nach Frejus und Nizza führt, die wir am Morgen darauf zu Fuß durchwanderten, alsdann ziehe ſie ſich rechts nach der Küſte hinüber. Schon der Weg dahin kündigt das Paradies an, das den Reiſenden in wenig Stunden erwartet; Gartenanlagen und Rebenpflanzungen wechſeln mit Olivenwäldern ab, zwiſchen denen wohlgebaute, reiche Dörfer und Landhäuſer zerſtreut ſind. Zur Rechten, auf einer Anhöhe, liegt Garde mit ſeinem alten Schloſſe, und wenn dieſe Gegend auch nicht mehr von den Geſängen der alten provenzaliſchen Dichtkunſt ertönet, ſo hört man wenigſtens aus jeder Hecke den Geſang der Nachtigallen. Gleich den Roſen, an Größe und Farbe, hatte der eben im vollen Aufblühen begriffene, rothe Ciſtus ſeine anſehnlichen Blumen entfaltet. Jeder Rand, jede Wieſe war mit den buntfarbigen und duftenden Frühlingsblumen des ſüdlichen Himmels geziert. Gleich in den äußerſten Gärten von Hyeres fiel uns ein einſamer, hoher Palmenbaum ins Auge, und über das Gemäuer ſtieg der Duft der blühenden Orangenbäume empor. Nach Süden und Weſten hin lockte das ſonnenbeſtrahlte Meer mit ſeinen waldigen Inſeln zu ſeinem Ufer. An dem üppig grünenden Bergabhang, über welchen höher hinan der eigentliche, ernſte Hintergrund der ganzen Gegend, — ein nacktes, zackiges Hochgebirge emporſteigt — lehnt ſich das Städtchen an, beginnend nach oben mit dem alten Gemäuer des Klariſſenkloſters. Nahe bei dieſem lädt ein halbverfallenes Schloß zu den Erinnerungen an jene Zeiten ein, wo dieſe Hallen von den Geſängen der Troubadours ertönten, bei deren Gerichtshöfen und Wettkämpfen die vielbeſungene Dame von Hyeres öfters den Vorſitz geführt.

Der Zug nach dem Meere hin war der mächtigere. Sein Ufer iſt von der Stadt faſt eine Stunde weit entfernt. Es zog ſich unſer Weg von der Vorſtadt aus, bei welcher wir abgeſtiegen, zwiſchen hohen, grünenden Hecken hin, an denen lieblich duftender Jasmin eben in voller Blüthe geſtanden und zu deren Füßen der zierliche, ſüdfranzöſiſche Erdrauch ſich gezeigt. An den Oelbaumgärten und Weinpflanzungen vorüber, jenſeits der niedern Gebüſche von Piſtazien und Terebinthen, wurde von uns ein Sandſteinhügel erſtiegen, auf deſſen Zinne uns die ſtille, feſtlich geſchmückte Natur daran zu erinnern geſchienen, daß heute der Tag ſey, welcher dem Menſchen nach einem alten, heiligen Geſetz zur Sabbathsfeier gegeben worden. Es hat ſich da, unter und neben den roſenroth blühenden Ciſtusgebüſchen ein Blumenteppich ausgebreitet, ſo bunt, ſo mannichfach, als ihn nur die wärmeren Sonnenſtrahlen der Provence zu weben vermochten. Das reine Weis des Liliengewächſes, neben dem Bläulichſchwarz im Grund der nachbarlichen Schmetterlingsblüthe; das liebliche Roth des Ciſtus neben dem prangenden Gelb des Arnopogen; das reinſte Blau des noch am Felſenabhange verſpäteten Immergrüns oder der Iris, neben dem ſaftigen Grün des Terebinthengebüſches, darunter einſam und ſelten das mit ſilbernen Wolken durchwebte Braun der Ophrys: ſie ſind ein Abbild jener ſiebenfältigen Strahlen und Gaben des Lichtes, jener Gaben mannichfalt, welche aus einer oberen Welt der Kräfte in die Seelen hinabkommen, ſobald dieſe aus dem niedern Boden des alltäglichen Gedränges und des leidenſchaftlichen Bewegens ſich hervorgerungen an den heitern, lichten Tag der innern Sabbathsſtille. Am nördlichen Saume des Hügels verbreiteten Lorbeerbäume, denen der Traum des Blühens ſchon vorüber geweſen, einen dichten Schatten, an welchem der Morgenthau, gleich der Thräne, welche des Vergangenen gedenkt, nahe am Mittage noch verweilet. Daneben das Gebüſch der Mandel, deren Frucht ſchon der Reiſe entgegeneilt; nach Oſten und Süden hin ein Wald der immergrünenden Eiche. Der Himmel als Dach des Tempels blau und klar; es hat der Wind ſeinen Hauch zurückgehalten, damit der Duft der zur Sonne gewendeten Blüthen ungeſtört, gleich anbetenden Gedanken, auf und niederwandeln und mit dem Odem des Quelles, der aus dem Thale heraufſteigt, ſich vermiſchen könne, und damit nicht der tändelnde Schmetterling oder die arbeitſame Biene, welche im Sammetbette der eben erblühten Ciſtusroſe entſchlafen, zu frühe geweckt, dieſe Stille des Sabbaths ſtören möchten. Das blühende Geſträuch ſelber ſtehet gleich nach oben gerichteten, betend gefalteten Händen da; Lilien und Tulpen der Wüſte werden gleich andächtigen Augen bald zur Erde geſenkt, bald nach oben gewendet geſehen. Am Thalabhange weidet ruhig und geräuſchlos eine Heerde von Lämmern, deren Hirt unter dem ſchattigen Lorbeerbaume träumend dalehnt; nur aus der Ferne wird der ſich antwortende und fragende Geſang zweier Nachtigallen gehört.

Vom ſüdöſtlichen Abhange des Hügels herunter, in deſſen ſtillen Blumentempel wir lange verweilet, gieng unſer Weg durch einen Wald von Scharlacheichen, unter denen ſich nur ſparſam die rundblättrige Eiche mit eßbaren Früchten gezeigt. Jenſeits des Wäldleins öffnet ſich die ganze, volle Ausſicht nach dem Meeresufer. Da hinabwärts, wo das Gapeauflüßlein ins Meer fällt, war einſt, mitten in dem blühenden Paradieſe, die alte Stadt Olbia „die Geſegnete, die Glückſelige" gelegen.

Mit Recht ſo genannt, wenn ein faſt immer heiterer Himmel, ein faſt ohne Aufhören blühender Frühling und zugleich Früchte tragender Herbſt für ſich allein glückſelig machen könnten. Anjezt deutet nur noch ein altes, verwaiſtes Gemäuer, das in der trockenen Jahreszeit aus dem Meergrund und Schlamm, welchen der ſeitdem verwilderte Lauf des Gapeau dahin geführt, hervorragt, die Stätte des geprieſenen Olbia an, deſſen alte Herrlichkeit ſchon vor einem Jahrtauſend die Sarazenen hinweggenommen. Selbſt der nachmals wieder neu entſtandene Anbau, klein und vereinzelt wie eine Nachthütte im Kürbisgarten, wurde in den ſtürmiſchen Zeiten des Mittelalters von feindlichen Schiffen und Seeräubern ſo oft wieder zerſtört, daß der noch immer an der ſchönen Stätte der alten Heimath feſt haltende Reſt der ehemaligen Bewohner von Olbia, ſich hinaufflüchtete in die Bergſchluchten, wo er, bei den erſten Morgentönen der provenzaliſchen Dichtkunſt das Städtlein Hyeres, und das nun vereinſamte, abgelegene Gebäu von Notre Dame begründet.

Von dieſem Punkte wird die ganze Gegend überblickt. In mächtiger Form, wunderlich zackig, gleich alten, rieſenhaften Burggemäuer in mehrere Gipfel endend, wird als Stützpunkt aller dieſer Herrlichkeiten das nahe Hochgebirge geſehen. Ohne dieſes Gebirge wäre Hyeres nur eine üppige Landſchaft, kein Paradies, denn ein ſolches iſt nie blos lieblich und mild, ſondern zugleich ernſt und groß. Unbeſchreiblich ſchön und wahrhaft erquickend iſt dann aber neben dieſem mächtigen Hintergrund der Hinausblick auf die hochwaldigen, ganz nahe gelegenen hyeriſchen Inſeln. Dies ſind die Stöchaden der Alten, in einer Reihe von Oſt nach Weſt gelegen, davon die drei größeſten die Namen Prote, Meſe (auch Pomponiana) und Hypäa geführt, jezt aber Porquerolles, Portecros und Titansinſel heißen. Am Fuß und Saume der reichbelaubten Kaſtanienwälder und der Seefichten, noch mehr aber an den ſonnigen, dürren Felſen und Sandgeſtaden der Inſeln iſt der Boden noch immer von dem heilſamen Gewürzkraut bedeckt, welches, wie man glaubt, von den Stöchadiſchen Inſeln ſeinen Namen erhalten *) und deſſen Heilkräfte Plinius und Dioscorides geprieſen. Der gewürzhafte Duft wird, in der Zeit der Blüthe, von den da Vorüberſchiffenden ſchon in einiger Entfernung von den Inſeln bemerkt und erregt den am Boden Schlafenden Traumgebilde von ſonderbarer Art. Vormals ſollen dieſe Inſeln Orangengärten enthalten haben und Wohnſitze vieler wohlhabender Menſchen; jezt ſind ſie nur wenig bewohnt und ihre Wälder werden vom Ufer herüber faſt nur noch von Freunden der Jagd, welche den hier häufigen, wilden Schweinen nachgehen, oder von Holzhauern und vom Meere aus von den Schiffern beſucht, welche hier das friſche, ſüße Quellwaſſer ſchöpfen, das ſelbſt aus ganz kleinen, mitten im ſalzreichen Meere gelegenen Felſen, hervorbringt. Es ruht noch immer auf dieſen einſt ſo ſchönen Inſeln jener Schrecken, welchen ſelbſt noch in neuerer Zeit Seeräuber verbreitet, die in den einſamen, waldigen Buchten, — die wenige Beſazung auf Porquerolles nicht achtend — öfters vor Anker lagen und hier auf Beute lauerten.

Die ſchöne, von allen Seiten gegen Sturm geſchüzte

---

*) Das Stöchaskraut: Lavandula Stoechas.

Bucht der eigentlichen Küſte von Hyeres, iſt, ſeit jener altvergangenen Zeit, wo ſie ein von den Tempelrittern geſchützter Hafen geweſen, von welchem aus die Pilgrime nach Paläſtina ſich eingeſchifft, nur wenig mehr zum Zufluchtsort größerer Schiffe benuzt worden. Schifferbarken, welche von da auf den reichen Thunfiſchfang ausgehen, und kleine Handelsſchiffe, welche die Orangen und andere Südfrüchte des Landes gen Toulon und Marſeille führen, ſind jezt faſt die einzigen Segel, welche man an dieſem Strande erblickt. Freilich wird auch hier ein Zurücktreten des Meeres, ein Anwachſen der ſandigen Küſte bemerkt; wiewohl ungleich minder als bei Cette. Der eine Theil der Bucht wird zur Saline benuzt, aus welcher ſich, beſonders gegen Abend, ein lieblicher Violengeruch durch die ganze Gegend verbreitet. Selbſt das Meer gewinnt zwiſchen dieſen grünenden Ufern und baumreichen Inſeln den Schein jener Ruhe, in welcher der kräftige Halbgott nach Vollendung der ihm auferlegten zwölf Arbeiten den Traum und Vorſchmack des künftigen Götterlebens genoſſen. Es ruht da wie ein tiefer blauer See, deſſen Wellen, von keinem Schaum entſtellt, in gehaltener Kraft ſich an die grüne Küſte hinanlegen.

Wir wollten auf die uns ganz nahe liegende, baumreiche Landzunge zugehen welche an ihrem äußerſten Ende nur durch einen ſchmalen Meeresarm von der nahen Inſel Porquerolles getrennt ſcheint. Der Weg über die grünenden, an manchen Stellen mit unzähligen weißen Blumen wie mit einem Schleier bedeckten Wieſen, ſchien uns aus der Ferne lieblich und leicht. Wir fanden es aber in der Nähe nicht ſo, denn vor uns wurde der Grund bald ſo ſumpfig, daß wir links neben den einzelnen Bauernhäuſern und Fiſcherwohnungen den Damm zu ſuchen genöthigt waren, welcher in der Nähe eines kleinen Dorfes den Sumpf durchzieht, und einen feſten Weg nach der links von der Landzunge gelegenen Küſte bildet. An dieſem Damme ſtunden häufig, jungen Cypreſſen gleichend, die ſchlanken, edelgeformten Gebüſche der afrikaniſchen Tamariske (Tamarix africana) deren zarte weiße Blüthen eben im Aufbrechen waren. Im Gebüſch, nahe am Ufer, blüheten die myſteriöſen Formen mehrere Orchideen, bald die Geſtalt der gelbgezeichneten Spinne oder des ſilbergefleckten Käfers nachbildend. Die einſame Ufergegend war von dem Duft der mannichfaltigen Gewürzkräuter erfüllt; die verlaſſenen Behauſungen der edlen Steckmuſchel (Pinna nobilis) und anderer Seebewohner, in deren Heimath und Nähe wir uns jezt zum erſtenmale ſahen, lagen häufig im Sande herumgeſtreut. Ich habe an wenig Punkten das Meer ſo ſchön, ſo klar und ſpiegelrein geſehen wie hier, obgleich die Küſtengegend ſelber, im Vergleich mit der großartigen und gewaltigen um Nizza und Genua, mehr nur lieblich und beſchränkt gefunden wird. — Die Sonne hatte ſchon längſt den Gipfel ihrer Tageshöhe erreicht, und fieng bereits an von dieſem wieder herabzuſteigen, und noch war es hier an der Küſte ſo kühl wie an einem Mayenvormittag, denn ein lieblicher Hauch wehte vom Meere und von den waldigen Inſeln her. Der grobe Leib des Menſchen will aber auch die ſchönſte Natur nicht blos mit dem Auge und Ohre genießen, ſondern verlangt dieſe auch mit ſeinen unteren Wurzeln zu ergreifen; wir fühlten lebhaft daß wir noch ganz nüchtern, oder wenigſtens ungegeſſen waren, und ſo ſchwer uns das Scheiden vom Meere geworden, mußten wir doch an die Rückkehr zur Stadt denken. Auf dem näheren Wege den wir jezt einſchlugen, fanden ſich gegen die Stadt hin reiche Pflanzungen von hohen Oelbäumen, untermiſcht mit Myrthen, Granatbäumen, Lorbeer- und Feigenbäumen. Nur noch einzelne Töne verriethen in den duftenden Hecken des gelbblühenden Jasmins die Nachbarſchaft der Nachtigallen, welche jezt, in den heiſſeren Stunden des Mittags, verſtummten.

In dem wohleingerichteten Wirthshaus fanden wir bereits zahlreiche Gäſte bei der Wirthstafel verſammelt; wir aber begaben uns in ein kühles, einſames Zimmer, deſſen Fenſter nach dem Meere hin und nach den nahen Orangengärten die Ausſicht gab. Hier aßen wir in Geſellſchaft des Beſizers eines am Meere gelegenen Landhauſes, in welchem, wie wir nachher erfuhren, dieſen Winter eine Familie aus Frankfurt am Main gewohnt hatte. Es gehörte ſelbſt dieſes ſtille, kühle Zimmer, mit ſeiner Ausſicht, fern vom Geräuſch der Wirthstafel, zum Ton dieſes ganzen Sonntages in Hyeres, und das Mittagseſſen, an dem mit der Fülle der Provence reich begabten Tiſche, wurde für uns beyde ein Familienfeſt in der Fremde.

Am Nachmittage machte ich noch, freilich nur in einigen Augenblicken, die Bekanntſchaft der eben erwähnten Landsleute aus Frankfurt am Main, welche heute auch in dem Städtchen waren und ſich eben zur baldigen Heimkehr nach dem Vaterlande anſchickten. Ein ſolches kurzes Beiſammenſein mit dieſer intereſſanten Familie und mit einem jungen ſie begleitenden Arzte, welcher in der Naturwiſſenſchaft ſehr unterrichtet erſchien, konnte nur den Wunſch nach baldigem Wiederſehen des lieben

Vaterlandes, und der Menſchen die man dort kennt und liebt, lebhafter aufregen.

Es war jezt noch ein anderer Gang zu machen, der ſchon längſt im Herzen beſchloſſen war, nach welchem wir uns ſchon ſeit etlichen Tagen geſehnt hatten. Da, auf dem ſtillen Kirchhof des Cypreſſen reichen Hyeres liegt ein deutſcher Jüngling begraben, welcher das werthe Baiernland verlaſſen, um unter dem lieblichen Himmel der Provence die liebliche Kraft der Jugend, und Geneſung von der ihn verzehrenden Krankheit zu ſuchen. Wir hörten von dieſem ſtillen, trefflichen Jüngling in Toulon und auch noch hier in Hyeres, mit inniger Liebe und Theilnahme erzählen. In demſelben Wirthshaus, das wir (eben deßhalb) auch zu unſerem Ruheort gewählt hatten, hatte er gewohnt, und den Traum von einer ihm immer näher tretenden ewigen Jugend geträumt. Je näher ſein Ende gekommen, deſto lieblicher war die Ruhe und der Friede ſeines Angeſichtes geworden, und das Heimweh nach dem irdiſchen Vaterlande hat ſich nach jenem mit dem jenſeitigen vermiſcht. — Selbſt der Gottesacker von Hyeres, am einſamen Bergabhang gelegen, trägt den der ganzen Umgegend gemeinſamen Charakter eines blühenden Gartens.

Wie in einem Trauerſpiel von Shakeſpeare geſellt ſich in dem Traum unſeres Lebens zu den ernſteren Augenblicken; welche die Tiefe der Vergangenheit und des Künftigen betrachten, immer wieder von Neuem das tändelnde Spiel der Gegenwart. Kaum vom Gottesacker wieder zur Stadt gekehrt, lockte uns da im ſchattigen Garten eines Wirthshauſes ländliche Muſik, und der Anblick eines provenzaliſchen Tanzes zu ſich hin. Dieſe

Tänze ſind allerdings ſehenswerth, denn ſie ſtellen die Weiſe des Volkes in einem leichteren, faßlicheren Bilde dar, als vielleicht, den Geſang ausgenommen, irgend ein anderer Zug des äußeren Lebens. Das tanzende Paar, von Zeit zu Zeit am dargebotenen Tuche ſich erfaſſend, bewegt ſich mit ſolcher Leichtigkeit und Anſtändigkeit, daß man wohl bemerkt, es ſey den Bewohnern dieſer lieblich reichen Gegend wenigſtens der Sinn für das äuſſerlich Zierliche und Schöne angeboren und anerzogen. Es war da keine Bewegung, welche die Harmonie der wohlgeordneten Wendungen und Schritte geſtört hätte; die Stellungen edel und gehalten, Leichtigkeit und Schnelle wie ſie nur der Provenzale dem Körper abzugewinnen vermag. Jedes dieſer Paare würde auch unter einem ganzen Haufen der geübteſten Tänzer unſers Vaterlandes, die Augen, von allen Anderen hinweg, zumeiſt auf ſich gezogen haben.

Wir beſahen hierauf noch die berühmten Orangengärten von Hyeres. Ein edler, hoher Palmenbaum ſteht in dem Einen, weit über die Granaten und Lorbeerbäume hervorragend. Es iſt ein weiblicher Palmenbaum, welcher mitten im blühenden Garten zu trauern ſcheint, denn er iſt einſam und eine Wittwe. Vor mehreren Jahrzehenden ſtund' neben ihm ein eben ſo hoher, männlicher Palmenbaum, welchen der Miſtral getödtet. Seitdem ſezt der übrig gebliebene nur Früchte an, ohne ſie zu zeitigen. Jüngere Palmen ſtehen mehrere in der Gegend, welche hier freudig zu gedeihen ſcheinen.

Die Orangenanlagen, ſo ausgedehnt der Umfang der einen und andern auch iſt, ſtehen doch an innerem Gedeihen in keinem Vergleich mit denen um Nizza. Man ſieht nur wenig ſo alte, ſtarke Stämme unter ihnen, wie ſie dort jeder größere Garten in Menge aufzuzeigen hat, auch ſtehen ihre Früchte an Saftigkeit und Wohlgeſchmack jenen von Nizza, und noch mehr denen von Majorka weit nach. Hyeres, ſo ſehr es ſonſt von allen Seiten bis zum Meere hinab vor den kalten Winden geſchützt wird, ſtehet dennoch nach dem ſchmalen Thale gegen Toulon hin dem Miſtral offen, welcher, wenigſtens in einzelnen Wintern, einige, wenn auch nur leichte Fröſte mit ſich hereinführt in dieſe der nordiſchen Kälte ſonſt unbekannte Gegend. Im vorigen Jahrhundert gab es mehrere ſolche Winter in denen die Orangenbäume vom Froſte getödtet oder doch ſtark beſchädigt wurden, namentlich jener von 1709, den von 1768, vor allen aber jenen von 1789, der für ganz Südfrankreich ſo verderblich geweſen. Auch im jetzigen Jahrhundert hat der Winterfroſt ſchon mehrere verheerende Einfälle in das glückliche Thal gemacht, und den größern Theil der noch aus dem vorigen Jahrhundert zurückgebliebenen Bäume vollends zu Grunde gerichtet.

Man läßt hier die Orangen, welche meiſt nach Paris verſendet werden, viel ſeltener ihre volle Reife erreichen als in Nizza. Die Früchte werden ſchon gebrochen, wenn ſich nur ein leiſer Anfang der gelben Färbung zeigt; das weitere Reifen, wozu noch ſechs Wochen gehören, wird ihrer Zuſammenſchichtung in den Käſten und Fäſſern überlaſſen, worinnen man ſie (jede einzelne in Papier gewickelt) verſendet. Vielleicht geſchieht dieß zur Schonung der hier ohnehin vielen Gefahren ausgeſetzten Bäume, deren Blüthen ſchon dann die Erndte des Herbſtes wieder ankündigen und begründen, wenn die erſten Früchte des Jahres, im Frühlinge, zu reifen beginnen. Denn dieſer Baum des fernen Oſtens wird zweimal im Jahre in voller Blüthe und mit reifen Früchten zugleich geſchmückt geſehen: einmal im Frühling, das anderemal im Herbſte. Läßt man die in unſeren gemäſſigten Climaten dann noch nicht vollkommen reife, ſondern erſt reifende Frucht noch am Baume, während die Blüthe des nächſten Halbjahres ſich entfaltet, ſo wird jene während dieſer Zeit etwas ſaft- und geſchmackloſer, gewinnt aber von Neuem Saft und eigenthümlichen Geſchmack, wenn der Baum die neuen jungen Früchte anſezt, und mit ſeinen mütterlichen Säften zu ſäugen beginnt. Eine ſolche verſpätete Frucht wird dann zwar lieblicher und milder, entzieht aber auch zugleich den jüngeren Geſchwiſtern einen Theil der nöthigen Nahrung, ſo daß Zehen um der Pflege des Einen willen oft darben müſſen. — Die Orangen von Hyeres wollten uns nach jenen aus Majorka, welche wir ſchon in Languedoc und in Marſeille gekoſtet, nicht ſchmecken. — Auch für die Betrachtung und den Genuß der Orangengärten hatten wir übrigens die günſtigſte Zeit zu unſerer Reiſe gewählt. Eben als wir in Hyeres waren, fiengen die erſten Knospen der Orangenblüthen an ſich zu öffnen, und der gröſſere Theil der Bäume war des goldenen Schmuckes ſeiner häufigen, reifenden Winterfrüchte noch nicht beraubt. — Hyeres iſt auch noch wegen ſeiner trefflichen Feigen und guten Granatäpfel berühmt, ſo wie durch die Fülle ſeiner auserleſenen Gemüſe, namentlich der Artiſchocken: jener Lieblingsdiſtel, welche der Franzoſe höher achtet, als alle Lilien ſeines Feldes. Die Gärten, auf deren Beeten und Terraſſen die auserleſenſten Blumen prangen, werden durch einen Quell gewäſſert, der ſich vom Bergabhang herunter ergießt; einige empfangen ihre

Nahrung aus dem Bache, der an dem andern Ende der Stadt fließt. Das Waſſer wird in ſteinernen Behältniſſen, mitten in den Gärten geſammelt, und dann weiter durch Begießen und durch kleine Waſſergräben den Gewächſen zugeführt. —

Erſt in den ſpätern Stunden des Nachmittags fuhren wir wieder, — heiter und fröhlich geſtimmt wie der Abend den wir genoſſen — in unſerer Diligence nach Toulon zurück. Im Städtchen Lavalette wurde nur wenig verweilt, ein Theil des Abends dann noch in Toulon, in der Geſellſchaft der ſchon oben erwähnten Weltumſegler zugebracht.

Es ſollte an dieſem Abend, durch die Erzählungen von den wohlbeſtandenen Gefahren auf wildem Waſſer und unter wilden Menſchen, jemand anders zu den Handwerk des Weltumſeglens angeleitet und geführt werden: die gute Hausfrau nämlich, welche bis dahin blos Feldzüge zu Lande gemacht, nun aber auch in den nächſten Tagen den Dienſt zur See antreten ſollte. — Von Toulon nach Nizza geht auf geradem Wege keine Diligence ab, ſondern man muß, will man zur Poſt reiſen, wieder über Marſeille nach Aix zurückkehren, oder Extrapoſt nehmen. Zur abermaligen Rückkehr in eine Gegend, welche wir ſeit ſchon faſt acht Tagen verlaſſen, und die uns deßhalb unendlich weit abgelegen geſchienen, konnte ſich unſere immer vorwärts ſtrebende, unſterbliche Seele, zum Extrapoſtnehmen, unſer ſterblicher, immer mehr rückwärts kommender Beutel nicht entſchließen; auch ein Lohnkutſcher den wir befragten verlangte von uns faſt den Preis der Extrapoſt. Dagegen hatte nun unſer Freund,

H.

H. Lehmann ein Schiff für uns aufgefunden, welches eben Orangen aus Nizza ausgeladen hatte und ſchon übermorgen wieder dahin abgehen wollte, um neue zu holen. Dieſe Gelegenheit war wohlfeil und ſchien am ſchnellſten zum Ziele zu führen, denn bey günſtigem Wind fährt man in anderthalb Tagen von Toulon nach Nizza. Der Hausfrau wurde das Schiff ſchon Tags vorher im Glanze der Abendſonne, heute aber im ſchönſten Mondenlichte gezeigt, dabei die innere Einrichtung und Bequemlichkeiten, von denen zwar bis jezt noch nichts zu ſehen geweſen, aufs beſte gerühmt. Orangen in Menge und alle Seltenheiten des Meeres wurden ihr verſprochen, Seekrebſe und Seeſpinnen, Muſcheln und Schnecken. Es wurde die Ruhe, die liebliche Kühle, das ſchnelle Vorwärtskommen auf dem ſpiegelglatten Meere geprieſen; ſie aber blieb bei ihrem ängſtlichen Geſichte, womit ſie das Lob des Seelebens ſo anhörte, wie ein Kind das Lob aller guten Eigenſchaften der Ruthe, mit welcher es eben gezüchtigt werden ſoll. Ich ſelber hatte mir, ich weiß nicht war es ein böſer Wille meiner Phantaſie oder vorgefaßte Meinung, den Landweg von Toulon nach Nizza, der doch einer der ſchönſten, reichſten Theile unſerer ganzen Reiſe geweſen, ſo wüſt, ſo beſchwerlich ja gefährlich vorgeſtellt, daß ich lange Zeit von keinem andern Ausweg, als von dem zur See wiſſen wollen. Nachdem ich jedoch faſt eine Stunde lang ſowohl auf der Landcharte als auf dem Tiſch die Seereiſe mit der Hausfrau bis nach Nizza mehr wie dreimal, und jedesmal ohne alle Gefahr und in der größten Bequemlichkeit gemacht hatte, war ſie dennoch ſo wenig an das gefürchtete Element gewöhnt worden, daß ſie bei ihrer Aeußerung: ſie wolle dreimal lieber den beſchwerlichen Weg zu Fuße machen, als einmal den ſehr bequemen zur See, feſtgeblieben.

Es wurden derſelben jezt, in einer langen und lebhaften Erzählung und Beſchreibung der Mühſeligkeiten des Landweges und ſeiner Schreckniſſe, alle nur erdenkliche Martern angethan. Sie mußte Hunger und Durſt leiden, die größten Grobheiten des rohen Landvolkes erdulden, wurde beraubt, mußte zwei bis dreimal, nur auf dem Weg bis Cannes, ihren Mann vor ihren Augen von Räubern entweder halb erſchoſſen, oder ganz und gar getödtet ſehen, mußte über die ſchrecklichſten Gebirge und ſogar am Meere hin klettern, in Gegenden wo kein Menſch den Weg zum andern hin wußte, und erſt in Antibes wurden die Leute wieder etwas höflich und umgänglich. Wäre es, ſo fügte der Erzähler aus jenen Phantaſien, die das Leſen alter Reiſebeſchreibungen in ihm zurückgelaſſen, hinzu, ſchon Herbſt, ſo hätte man in dieſer unwirthbaren Gegend wenigſtens noch die Wahl, ob man ſich der Gefahr zu verdurſten oder etwa lieber der, erſchoſſen zu werden, ausſetzen wolle; denn die Bauern dieſes Landſtriches ſind ſo wild und unmenſchlich, daß, wenn ein Wanderer aus Durſt etwa an einer kleinen Traube ſich vergreift, ſogleich der Beſitzer des Weinberges nach ihm ſchießt; alle ihre Worte ſind ein wildes, ungeſtümes Schreien, ihre Lebhaftigkeit iſt Wildheit, jede Miene vermag ihren Zorn zu erregen, welcher keine Sättigung kennt als den Mord. Die Mörder flüchten dann in die einſamen Gebirge, und bilden da Räuberbanden, zu denen ſich öfters die Galeerenſclaven geſellen, welche aus Toulon entfliehen, oder auch in ungebeſſertem Zuſtand entlaſſen werden. Räuber welche zu allem fähig ſind. Beſonders ſey das Eſterel-Gebirge, durch welches unſer Weg hinter Frejus führte, und Gott weiß welches andere Gebirge noch, das an unſerer Straße läge, von Räubern ganz und gar beſezt, und ſie habe jezt nur die Wahl, ob ſie all unſer weniges Reiſegeld mitnehmen, und den Räuberbanden geben, oder ob ſie keines mitnehmen und ſich der augenblicklichen Ermordung von den über ihre vergebliche Bemühung aufgebrachten Räubern ausſetzen wolle. — Der Erzähler hatte unter allen dieſen tauſendfältigen Gefahren, ſo wie in der erlittenen Hungersnoth den größten Muth, und die männlichſte Faſſung gezeigt, er gab aber der Hausfrau zu bedenken, ob ſie ſich getraue einen ähnlichen Muth zu haben, wie er; ſie ſolle vor allem erwägen, daß der durch die öden Gegenden hindurch wahrſcheinlich unvermeidliche Tod von Durſt viel ſchrecklicher ſei, als der vom Hunger; die Schiffsleute welche ſo bereit wären uns mit nach Nizza zu nehmen, hätten, das habe er ſelber geſehen, nicht blos Waſſer und Wein, ſondern ſogar ein ganzes Fäßchen braunes Bier aus der Brauerei unſers Herrn Conſuls mitgenommen.

Zum Glücke für die arme, gequälte Hausfrau war der Conſul ſelber während eines Theiles jener Erzählung ins Zimmer hereingekommen, und dieſer ſchlug jezt halb lachend ſo gewaltig unter die Räuberbanden drein, daß bald der ganze Weg, bis nach Nizza hin, von ihnen gereinigt geweſen. In wenig Minuten hatte er auch eine Menge Ortſchaften und Wirthshäuſer, worinnen Wein und Caffee zu haben geweſen, und mehr Waſſer auf die Straße herbei geſchafft, als beinahe der Hausfrau lieb geweſen. Was die Bauern beträfe, ſo wären dieſe beſſer, oder wenigſtens nicht ſchlimmer, als die reiſebeſchreibenden Federn in deren Geſellſchaft ſie erſt ſo ſchlimm geworden. Dieſe Leute hätten mehr Geld als oftmals die Reiſenden, welche bei ihnen vorbeikämen, und würden ſich an zwei Fußgängern ohne Gepäck gerade nicht vergreifen wollen. — So ſah ſich denn der anfängliche Erzähler von dem Weg zum Meer durch die Hausfrau und den mit ihr verbündeten Conſul gänzlich abgeſchnitten, und es wurde für den andern Morgen die Fußreiſe zu Lande beſchloſſen.

12. Fußreiſe von Toulon nach Nizza.

Der Morgen dämmerte kaum, da giengen wir ſchon durch die engen, noch ganz ſtillen Gaſſen der Altſtadt hinauf nach dem Thor, das nach Italien führt. Unſer freundlicher Landsmann, der Conſul, gab uns das Geleite bis vors Thor; der Händedruck beim Abſchied: „auf fröhliches Wiederſehen“ war herzlich.

Auſſen zwiſchen den grünen Feldern und Rebengärten war ſchon der helle Morgen erwacht und weithin waren die Berge mit ihren Gärten und Landhäuſern und das Meer ſichtbar; Landleute, die zur Stadt giengen mit Gemüſe und Milch, begegneten uns. Wie frei und froh athmete ſichs da außen: mit den Häuſermaſſen der Stadt, war es, als hätten wir einen ſchweren, drückenden Leib zurückgelegt, und mit ihm zugleich das aus ſeinem Gewebe und Gewirr von Adern hervorgegangene Gedränge von unnöthigen Beſorgniſſen. Die thörichte Furcht der Menſchenſeele wird am öfterſten dadurch beſchämt, daß das Gefürchtete in Kurzem das Lieblichſte wird, nach welchem die Seele ſpäter eben ſo viel Sehnen und Heimweh behält, als ſie vorhin Scheu dagegen getragen. Auch uns iſt dieſe Fußreiſe von Toulon nach Nizza, nächſt jener von Nizza nach Genua, die liebſte, wertheſte Erinnerung aus der ganzen diesmaligen Reiſe geworden.

Unfern der Stadt, wo eine kleine Anhöhe noch einmal den vollen Blick nach der Meeresbucht und ihren mächtigen Schiffen erlaubt, blieben wir einige Augenblicke ſtehen. Ein Schiff in vollen Segeln näherte ſich zum Hafen; Fiſcherbarken waren nahe und fern noch mit dem Fange beſchäftigt oder ſchon in der Heimkehr begriffen, die Kriegsſchiffe aber, mit kaltem, untheilnehmenden Ernſte, lagen unbewegt, wie kleine Gebirge, mitten unter dem beweglichen, thätigen Volk der Barken und Kähne und Kauffahrtheiſchiffe, und wie Thürme über die Stangen eines Hopfenfeldes, ragten die rieſenhaften Maſtbäume über die andern Fahrzeuge hinaus.

Unſer Auge aber wendete ſich nach Oſten, wo jezt die Sonne an den vorauseilenden Strahlen wie an Seilen der Liebe emporgezogen worden, und muntern Schrittes, immer gegen das aufgehende Geſtirn hin, begannen wir die Tagereiſe. Bis gen Lavalette, im Geſange guter, deutſcher Morgenlieder, keimte die Empfänglichkeit und erwachte der innere Sinn für die ganze Luſt dieſes wunderreichen, der Erinnerung ſehr theuer gebliebenen Tages. In Lavalette, wo nur erſt einzelne Thüren und Läden der friſchen Morgenluft und dem Lichte ſich öfneten, fanden wir noch kein Frühſtück für uns bereit, wohl aber in einem etwas weiterhin gelegenen Dorfe mit anſehnlichen Häuſern. Es lächelte die Hausfrau, und erinnerte ihren alten Riſt an ſeinen geſtrigen, aus den Erzählungen, Gott weiß welcher alten Reiſebeſchreibung zuſammengewebten böſen Traum, von der Grobheit und halbwilden Weiſe der Landleute um Toulon, als uns hier ein etwa ſechszehnjähriges Mädchen bediente, in deren Mienen und Bewegungen eine ſolche Grazie, in dem übrigens gar nicht ſchönen Geſicht ſo viel freundliche Milde geweſen, daß ſie, in etwas andern Kleidern, im deutſchen Vaterlande auch der hochgebildetſten Geſellſchaft als wohlgeeignetes Mitglied wäre anſtändig geweſen. Dieſelbe äußere Würde, welche mehr als bloße Zierlichkeit geſchienen, dieſelbe Freundlichkeit, fand ſich bei der alten Mutter und bei einem jungen Landmanne, welcher ſich noch zu uns gefunden. Freundlich fragte man uns, als wir die überaus billige Forderung für das Frühſtück bezahlten, ob wir wohl auch mit der Bewirthung zufrieden geweſen?

Gegen Selieres hin wird das herrliche Thal immer reicher. Zur Rechten die düſteren, waldbedeckten Berge der Küſte, bei Hyeres; zur Linken das Gebirge, das ſich von dem nördlich von Toulon gelegenen Caumefelſen nach Nordoſten zieht; über den grünen, baumreichen Vordergrund der Hügel ragt ganz nahe eine kahle, abgerundete Kuppe: der Coudonberg, mächtig herauf. Bei dem lieblich, in der Ausbeugung des Thales gelegenen Solieres, begegnet man wieder dem Gapeauflüßlein, deſſen klares Waſſer das Thal überall, bis nach Hyeres hin, kräftiger grünen und blühen machet. Vor Cuers an einem kleinen Bache, neben dem reichblühenden Geſträuch der Ciſtusroſen, im Schatten der Baume, ruheten wir einige Zeit. Nur die Rabenkrähe, welche eben den Jungen vom Gebirgsabhange Futter gebracht, erinnerte hier noch an die heimathliche Natur, ſonſt war an dieſem Bache, bis auf wenige Gräſer, faſt die ganze, belebte Natur, eine andere als die unſrige; Käfer und Bienen und Blumen, ſo wie ſelbſt die Bäume, ſchienen die zwar liebliche aber unbekanntere Sprache einer fremden Provinz mit uns zu reden. Es ſind jedoch an einem ſolchen Tage, wie uns dieſer war, noch andere, tiefere Eindrücke, welche die Seele von dem Sitz ihrer alltäglichen Gewöhnung losmachen und ſie vom Boden aufheben.

Von Cuers hinaus geſellte ſich ein Landgutsbeſitzer zu uns, der nach ſeinen in der Nähe des Städtleins gelegenen Oelgärten und Weinbergen gieng. Seiner Lobrede, welche er der Provence gehalten: „dieſem Garten von Frankreich“, der Angabe aller der Feigenarten und köſtlichen Früchte, welche im Sommer und Herbſte da wachſen, hätte es nicht bedurft, um uns für dieſe Natur Augen und Herz zu öffnen; wir verſtunden dieſe faſt näher und beſſer, da nach einiger Zeit der gutmeinende Lobredner ſeines Landes und der Wohlhabenheit deſſelben ſich von uns trennte und uns allein ließ.

Die Gegend wurde von hier an immer gewaltiger, ſtiller, lieblicher. Ein ſolches Paradies, mitten in der friſchen Fülle des Frühlings kann kein im Norden Gebohrner ſich träumen und denken, ſey auch ſeine Phantaſie ſo wunderreich als jene eines Arioſt. Es lebt allerdings im Geiſte des Menſchen eine findende, bildende Schöpferkraft, wie in der Atmoſphäre der Planeten eine Kraft des Selberleuchtens; dieſe Kraft jedoch wird durch die Strahlen einer höheren Sonne geweckt und genährt, und wächſet in dem Maaße, in welchem jene Strahlen einwirken. Auffaſſen und tief in der Erinnerung behalten und bewegen kann der Menſch ſolche vorhin noch nie geſehene Wunder, ſelber erfinden und ſchaffen kann ſie nur der Geiſt, deſſen „Werde“ dem Licht gerufen, in welchem die Welt ſich erſt ſichtbar wird und welcher die Wunder dieſer Welt ſelber begründet.

Die Sonne ſteiget jezt höher gegen den Mittag. Ein kühler Wind jedoch, ſo friſch als habe er eben noch im Meere, jenſeits der Gebirge gebadet oder in dem dichten Schatten ihrer Kaſtanienwälder ſich ergangen, ziehet das Thal herauf den Wanderern entgegen und läſſet dem Frühlingsmittag der Provence nur ſein klares, liebliches Licht, ohne die drückende Wärme. Auf dem Weg hin ſtreuen hohe Maulbeerbäume, deren Laub unlängſt erſt hervorgebrochen, ihre Schatten. Zur Linken, am nördlichen Bergabhange, an welchem die Straße hinläuft, unter den Reben und Baumgärten, wird der Frühling in ſeinem ganzen Liebreiz, gleich dem auf der Lotosblüthe ſchlafendem Chriſhna geſehen: ſchweigend und unbewegt; mächtiger aber in dieſer ſchlafenden Geſtalt das betrachtende Auge zur Liebe reizend, als wenn er in der wachen Jünglingsgeſtalt, bewaffnet mit Bogen und Pfeil, ſich aufmachet, die Thiere des Gebirges zu jagen. — Jenſeits der Myrtengeſträuche und der Wälder der knospenden Feigenbäume erhebt ſich, mit Blüthen überſchneyt, die wohlbekannte, kräftige Form der Obſtbäume, und es ſtehet neben den dunkelgrünenden Nußbäumen, gleich einem edlen, ſchlanken Fremdling unter den kräftigen Hirten des Thales, die zierliche, lieblich blühende Mannaeſche; oder das glänzende Grün des Erdbeerbaumes hebt ſich auffallender neben dem ſilbernen, dem Mondlichte gleichenden Schimmer der Oelbäume hervor. Es ſind dieſe Gebirge ein Wohnſitz der lebendigen Waſſer, und es rinnen häufig aus jeder Schlucht, aus jeder Einbeugung des Bergabhanges Quellen und Bäche, friſch und klar nach dem Thale hinunter. Nach Süden hin, zur rechten Seite des Weges, wogen, röthlich blühend und blau, die Felder der Hulſengewächſe, neben ihnen das Getraide, in ſchon volleren Aehren; an den Bächen des Thales Gemüſegärten und kräftig grünende Wieſen, auf denen tief und dunkel der Schatten der hohen Cypreſſenwälder ruhet. Jenſeit des Thales weilet jedoch das Auge am liebſten auf dem mächtig hohen Mohrengebirge, welches ſüdwärts das paradieſiſche Land vom Meere ſcheidet: zackig und nackt mit dem Haupt an die Wolken ſteigend, an ſeinem Abhange aber überall bekleidet mit dem dichten Gewand der Wälder von Kaſtanien, Edeleſchen und Eichen. Hier in dieſem Thale wird den ganzen Frühlingstag hindurch, vom Morgen bis zum Abend, der Geſang der Nachtigallen gehört, klagend, aus den Hecken des duftenden Jasmins: daß in dem Gebüſch der Myrten die Blüthe noch nicht erwachte und daß die rothe Gluth der Granaten noch verzeucht zu kommen. Dazwiſchen wird ſeltener, über den Lilien des Thales, in den Wipfeln der Cypreſſen die Stimme der Tauben gehört, ſingend: „wenn die Myrte kömmt und das dunkle Roth der Granatblüthe, dann vergehet die ſtille, keuſche Lilie des Thales. Ich aber, ich liebe dich, weiße Lilie am Bache, Blumenfurſtin! mehr als die Blüthe der Granaten und Myrten.“ — Ja, in dieſem Lande eines beſtändigen Frühlinges glaubt die liebende Seele ein Abbild jener Gefilde zu ſehen, da die Stimme der Wächter nimmer ſchweiget, da die Bäume, hoch und hehr, immer grünen und blühen und jeden Monat ihre Früchte bringen. „Siehe der Feigenbaum hat ſchon längſt Knospen gewonnen, die Turteltaube läſſet ſich hören auf unſern Bergen und im Thale der Cypreſſen. Die Lilie duftet am Bache, der Weinſtock blühet und giebt ſeinen Geruch. Liebliches Säuſeln aus klarem Himmel, Rauſchen der Quellen vom Berge, wie Stimmen des Freundes und der Freundin. Biſt du mir hier näher geweſen, du meine Liebe! als ſonſt im Lande meiner Wallfahrt? Das Auge, thränend, ſuchet dich auf den Würzbergen und auf den grünenden Auen. Die Seele, tief getroffen, ſehnet ſich. O daß ich Schwingen hätte, heute noch, aus dem Unfrieden zum Frieden, aus den Irrſaalen der Fremde zur Heimath! — Ja, was ich begehrt, das hab ich nun, was ich geſucht, das fand ich. O daß ich Arme hätte, dich feſt zu halten, Lebensathem des Geiſtes!“

Die innere Wonne erreicht wohl öfter im Menſchen jenen Grad, wo ſie dieſen beredt und laut jauchzend macht, ſelten aber jenen, wo ſie ihn ſtumm machet. Ich wenigſtens habe dieſe Art des innern Wohlſeyns nur wenige Male in meinem Leben ſo erfahren, wie an dieſem erſten Tage unſerer Fußreiſe durch die Provence. Wir giengen ſchweigend neben einander, ruhten zuweilen auf dem hochwüchſigen Raſen im Schatten der Manna-Eſche oder der Cypreſſe und tranken vom Bach am Wege. Die Straße erſchien uns ſo einſam wie keine andere, die wir bis dahin in Frankreich geſehen, erſt am andern Tage, jenſeits Lüc, wurde ſie belebter. Viele Stunden weit begegnete uns kein Reiſewagen. Kein Landfuhrmann, ſondern nur etwa ein ländliches, ins Feld oder nach den Gärten fahrendes Geſpann. Ein ſilberhaariger, von Alter erblindeter Greis ſaß da am grünenden Feldrand, neben ihm ſpielte ein wunderſchöner, etwa dreijähriger Knabe mit einem Hündchen, nahe dabei weidete eine Ziege mit ihrem Gaislein. Dem Alten ſchien mit dem Anblick all der wunderlieblichen Natur um ihn her auch das Gehör entſchwunden. Er hörte nicht daß jemand zu ihm ſprach; der Kleine aber verſtand die fremden Leute nicht. Blind, in ſolchem Paradieſe und auch noch gehörlos. Wohl dann, wenn der Menſch von innen den Zugang in ein anderes Paradies gefunden, deſſen Licht nie vergeht, deſſen Töne ohne Aufhören vernommen werden!

Unſer freundlicher Landsmann, der Conſul, hatte, die Rüſtigkeit der Hausfrau verkennend, uns gar zu kleine Tagemärſche angeſezt. Da, wo wir nach ſeiner Meinung das erſte Nachtlager nehmen ſollten, in dem etwa 5 Stunden von Toulon entfernten Cuers, waren wir ſchon vor Mittag geweſen, da wo wir am zweiten Mittag eſſen ſollten, in Puget, hatten wir ſchon heute um zwei Uhr ein wenig geruht und uns zum Weitergehen geſtärkt, und ſchon am erſten Abend erreichten wir das etwa zwölf Stunden von Toulon entfernte Gonfaron, welches der Conſul uns zum zweiten Nachtlager angewieſen.

Jenſeits Puget, gegen Pignan und Gonfaron hin, wird die Gegend noch immer großartiger und zugleich lieblicher. Die Quellen und Bäche, welche — wenigſtens in der Jahreszeit, in welcher wir hier waren — vom nördlichen Gebirge, links am Wege hinab nach dem Thal rinnen, werden immer häufiger und reicher; man hört die eine öfters noch rauſchen, wenn man die andere ſchon wieder blinken ſieht. Das düſtere ſüdliche Gebirge rückt näher heran, auf einem ſeiner höchſten Gipfel ſieht man ſchon aus weiter Entfernung die Capelle von Notre Dame des Anges, die Cypreſſen im

Thale, ſo wie die Granatbäume und Oelbäume am Bergabhang werden immer hochwüchſiger und kräftiger. Der Geſang der Nachtigallen wurde jezt in den ſpäteren Nachmittagsſtunden lauter und lauter am rauſchenden Bache gehört, es war, als ſollte die Herrlichkeit dieſes Tages vom Morgen bis zum Abend in jeder Stunde noch immer wachſen.

Die Sonne ſtand noch ſehr hoch am Himmel, als wir in Gonfaron, gegen das andere Ende des Fleckens hin, in einem freundlich gelegenen Wirthshaus einzogen. Die gutmüthige Tochter des Hauſes, als ich ſie franzöſiſch angeredet, entſchuldigte gegen mich das ſchlechte Franzöſiſch der Provence, das ſie ſpräche „Ihr Andern“ (vous autres), die ihr nicht weit von Paris oder in Paris ſelber gebohren ſeyd, habt es freilich leichter als wir, ein gutes Franzöſiſch zu ſprechen, denn es iſt euch ſo angebohren, wie uns das Provenzaliſch. — Ich aber, der ich gerade in einer beſcheidenen Stimmung geweſen, verſicherte ſie dagegen, daß ich ihr gern, wenn das geſchehen könnte, mein gutes Franzöſiſch gegen ihr Provenzaliſch abgeben wollte.

Aus der Küche und durchs Zimmer im Erdgeſchoß, wurden wir hinauf geführt in den oberen Theil des Hauſes. Hier, aus unſrem geräumigen, wohleingerichteten Zimmer ſahen wir, ausruhend von des Tages Luſt, noch hinunter auf die Beſchäftigungen der Leute, hinüber auf das ganz nahe gelegene, ſüdliche Hochgebirge und ſeine ſich immer tiefer und dunkler beſchattenden Schluchten. Auf dem Sofa, hinter dem Kiſſen, entdeckte ich ein altes geſchriebenes Liederbuch voller provenzaliſcher Geſänge. Lieblich tönte mir heute Alles, was ich da las im innern Ohr, denn dieſes war ſo lebendig und geöffnet, wie nur ſelten; es war mir, wo ich den Inhalt der alten Lieder, (darunter ſolche, wie S. 299. erwähnt worden) auch nicht wörtlich verſtund, als vermöchte ich ihn doch überall leicht zu errathen.

Der ſchöne, heitre Abend lockt noch zum Betrachten der Umgegend und beſonders des Gebirges. Unmittelbar faſt bei dem Orte, am nördlichen Bergabhang werden jene merkwürdigen Sandſteinlager geſehen, deren ſchon Sauſſüre erwähnt *). Schichten und Lagen von röthlichblauem Sandſtein wechſeln mit andern grünfarbigen. Der Sandſtein iſt auch ſonſt in ſeiner ganzen Maſſe mit bunten (beſonders grünen) Thongallen untermiſcht und das Bindemittel der einzelnen Körner oft weit mehr thonig als kieſligt. Unmittelbar auf dieſem buntfarbigen Sandſteine ruht dann der Kalk auf, deutlich und dünn geſchichtet, an vielen Stellen reich an Verſteinerungen. Wir lernten ihn ſelber und ſeine Auflagerung auf dem Sandſtein mehr noch am andern Tage, auf dem Wege von Gonfaron gen Lüc und auch jenſeits Lüc nach Vidauban hin kennen. Denn überall ſieht man da, wie dies ſchon Sauſſüre beobachtet, jenen Sandſtein, und über ihm den Kalk.

Das Gebirge nach Süden hin, das hier, oder vielmehr ſchon zwiſchen Gonfaron und dem eine Stunde von da abgelegenen Pignan die bedeutendſte Höhe vom Thal herauf erreicht, hätte freilich noch ungleich mehr Anziehendes gehabt, als das nördliche, an deſſen Rand

---

*) Voyages dans les Alpes T. III. [illegible].

wir den ganzen Tag hingegangen waren. Aber ſeine mächtige Höhe, die vom Ort aus ſo nahe geſchienen, entzog ſich den ermüdeten Füßen ſo weit und lang hinauf, der Weg, nur bis zum eigentlichen Abhang des Gebirges, neben den hochwüchſigen Cypreſſen vorüber, dehnte ſich noch ſo fern hinaus, daß an kein genaueres Sehen und Betrachten zu denken war. Es beſteht übrigens dieſer ſüdliche Höhenzug aus Urgebirge, und die einzelnen Trümmer, welche ich da geſehen, waren Serpentin, Glimmerſchiefer und vor allem Granit. Die Umriſſe des Gebirges erinnerten mich ſehr lieblich an jene in dem Thal bei Heiligenblut, gegen den Großglockner hin. Lange Zeit behielt ich ein fernes, von den lezten Strahlen der Abendſonne beſchienenes, weißlich (wie Granit) ſchimmerndes Berggeſtürze vor Augen, welches ganz aus über einandergerollten Steinen und Felſentrümmern gebildet iſt, die ſich gleich einem Strom, bei einem früheren Bergfalle, in die Schluchten des nördlichen Abhanges ergoſſen. Anderwärts ſchien durch ähnliche Züge des Gerölles, in den Schluchten, Lauf der Bergwaſſer nach großen Regengüſſen, im Winter und Frühling ſich anzudeuten. Der Berggipfel Pouchoudo welcher höher noch als ſein Nachbar: der Berg von Notre Dame des anges unweit Gonfaron ſich über das Thal erhebt, wird gegen 3000 Fuß hoch geſchäzt, man ſoll auf ſeiner Höhe eine entzückende Ausſicht auf die Kette der Alpen, über das Meer und das ebene Land der Provence genießen, den Gebirgspaß bei Tende und Corſica ſehen. Hier bei Gonfaron iſt auch der Punkt des Gebirges, welcher dem ganzen, dreißig Stunden weit, von Hyeres bis zum Eſterelgebirge fortlaufenden Höhenzug jenen Namen gegeben, den er noch jezt in der Sprache des Landes führt:

Gebirge der Mauren. Denn zwiſchen hier und St. Tropez ſind noch die Trümmer des feſten Schloſſes Garde-Frainet oder Fraxinet zu ſehen, welches einſt den chriſtlichen Waffen ſo furchtbar geweſen. Die Mauren, als ihnen kein Carl Martell, kein Carl der Große mehr Schrecken geboten, hatten im Jahr 888 von neuem die Provence verheert, des Hafens bei St. Tropez ſich bemächtigt und gleich Raubvögeln ihren feſten Horſt auf das Felſengebirge gegründet. Von hier aus fielen ihre leichten Schaaren bald hier bald da ins Land ein, mordeten und raubten und führten die gemachte Beute mit ſich in den ſicheren Schlupfwinkel des Gebirges. Bis ſie im Jahr 932 (gerade zweihundert Jahre nach der Völkerſchlacht in welcher Carl Martell die ſarazeniſche Macht bei Poitiers gebrochen) Wilhelm der erſte, Graf von Provence, mit welchem ſich die Blüthe der damaligen Ritterſchaft vereint, in ihren Felſenſchluchten ſelber überfallen und ihren Horſt zerſtört. Seitdem kannte das Land umher die Schreckniſſe der Mauren nur noch aus dem Inhalt der alten provenzaliſchen Lieder, wohl aber behielten die zackigen, waldigen Mohrengebirge, bis in ziemlich ſpäte Zeiten, Schreckniſſe anderer Art, welche Räuberhorden da verbreitet, die ſelbſt bei dem ſchön gelegenen, von weit her ins Auge fallenden Kirchlein von Notre Dame des anges einen Bergungsort und zugleich Späherpunkt über das ganze Thal hatten. Anjezt ſammelt der Landmann des Thales ruhig und furchtlos in dieſen dichten Waldungen jene berühmten Kaſtanien ein, welche für die köſtlichſten und größten in ganz Frankreich gehalten werden, oder beraubt die hier in Menge wachſende Korkeiche ihrer nützlichen Rinde.

Aus dem Gebüſch der Lorbeerbäume kam jezt die von der Gebirgsweide geſättigte Heerde der Ziegen hervor, ein Hirtenmägdlein ſang mit lauter Stimme, das Abendroth fieng ſchon an zu bleichen, der Mond aber regte die leiſen Schwingen ſeines Lichtes über Berg und Thal. In den Häuſern entzündete ſich das Feuer der Herde, deſſen zündenden Saamen — eine glühende Kohle — die Mägdlein des Ortes, zu bequem ſich ſelber Licht zu ſchlagen, aus einer benachbarten Schmiede oder von einem andern ſchon flammenden Herde ſich geholt. Wunderſchön war die Ausſicht von den Fenſtern unſers Zimmers aus, nach dem ernſten, düſtern Mohrengebirge hin, auch noch bei Mondſchein. Dazu ein lieblicher Geſang aus der Ferne, von wohllautenden Männerſtimmen.

Es war der Schein des untergehenden Mondes, nicht das Morgenlicht, was die Hausfrau und durch dieſe auch mich ſo frühe geweckt hatte. Doch war in unſerm Wirthshaus ſchon ein lautes Leben, denn eine Familie aus Toulon, die noch am geſtrigen Abend gekommen war und mit uns zu Abend gegeſſen hatte, brach ſo zeitig ſchon auf. Auch wir beſchloſſen denn uns zur Abreiſe zu rüſten.

Die Sterne ſtunden noch hell am Himmel, vom südöſtlichen Gebirge her leuchteten die Feuer der Glashütten oder Schmelzöfen, als wir, in Begleitung unſeres gefälligen Wirthes, der uns bis dahin führte wo die Straße nach Lüc von der rechts im Thale fortlaufenden ſich ſcheidet, aus Gonfaron heraus ins Freie traten. Der Wirth ſchied von uns und wir ſahen uns im waldigen, noch nächtlich dunklen, ſtillen Thal allein. An dieſer Einſamkeit und Stille iſt der guten Hausfrau wenig gelegen geweſen. Erſt eben noch mit dem Wirth war die Rede von den Thieren, welche in dieſen Gebirgen leben und darunter war auch der Wölfe Erwähnung geſchehen. Da verkleidete ſich jedes rauſchende Blatt in einen augenblicklichen Schrecken, und bald kam noch ein anderer, mehr als augenblicklicher dazu.

Eben als der Morgen zu grauen begann begegneten uns zwei Männer, deren Ausſehen allerdings verdächtiger geweſen, als es vielleicht ſeyn wollen. Sie trugen ſtarke, knotiche Stöcke in der Hand, der eine hatte einen faſt leeren Sack und ein Beil über die Schulter. Sie ſchienen aus dem Gebüſch vom felſichten Abhange, links am Wege herauszukommen und als wir ſie gefragt, ob dieß der rechte Weg nach Luc ſey, und uns hierdurch als Fremde verrathen, blieben ſie ſtehen und der eine, der ſchon voraus geweſen, kehrte wieder um. Da hub die gute Hausfrau ihre Füße auf und eilte ſo ſchnell voraus, daß ich ihr mit ſehr verſtärktem Schritte kaum zu folgen vermochte. Ihr hatte es geſchienen als wenn die beiden Männer uns folgten. Endlich fieng das ſcheue Reh wieder an Muth zu faſſen, und, je heller der Morgen geworden, deſto mehr die Schritte zu mäßigen, ſo daß es nun auch möglich wurde die Gegend etwas genauer zu betrachten und ihre Herrlichkeit zu genießen.

Das Thal, das ſich bei Gonfaron ſehr verengte, eröffnet ſich gegen Lüc hin in eine weite, keſſelförmig von Bergen umringte Ebene. Jenes höhere Gebirge, welches bisher nahe zur Rechten geweſen (das Mohrengebirge) zieht ſich weit von der Straße hinweg; zur Linken aber behält man das Sandſteingebirge mit den bunt wechſelnden Lagern und nach ſeinen Höhen den Kalkſtein, mäßige Anhöhen und Felſenwände bildend; nach dem Fuße hin von Olivengehegen, weiter hinan von Eichen- und Kaſtanienwäldern bedeckt. Dieſer Thalkeſſel zwiſchen Gonfaron und Lüc iſt wohl, was die Maſſe der Gewächſe betrifft, der reichſte, fruchtbarſte geweſen, welchen ich auf der ganzen Reiſe durch das ſüdliche Frankreich geſehen. Ich habe die Sonne öfters über den Wellen des Meeres auf- und untergehen ſehen: hier ſahe ich ſie aus einem grünen, wogenden Meere voller Bäume und Blumen, ja ganzer blühenden Auen auftauchen. Die erſten Strahlen durch das unüberſehliche Gehege der friſch grünenden Maulbeerbäume und ſilberfarbigen Oliven hindurchbrechend, fielen auf die langen, laſurblauen Streifen, welche die hohen, blauen Schwertlilien an den Waſſergräben hin gebildet, die nach allen Richtungen das herrliche Thal befeuchten.

Es iſt eine eigene Sache um die Blumenwelt, und ihr tiefes, inneres Verhältniß zu dem betrachtenden Menſchen. Die von Menſchenhänden gemachten, der Gottesverehrung beſtimmten Tempel werden in der Sprache des Geiſtes ein Gleichniß, eine Hieroglyphe des Menſchenleibes genannt. Dann ſind dies auch in ihrem Maaße die Blumen; denn in ihnen ſtellt die bildende Kraft der Natur etwas dem ganz Aehnliches dar, was der durch die gleiche, in ihm nur vergeiſtigte Kraft bewegte Kunſtſinn des Menſchen in den Tempeln abbilden will. Da ſind nicht blos die äußerlichen Aehnlichkeiten der Säulen, der Hallen, des hohen, ſapphyrenen Deckengewölbes, der Wände und des dreigetheilten Innern, ſondern es iſt eine tiefere Uebereinſtimmung und Gleichbedeutenheit, welche in dem Menſchen bei dem längern Hineinſchauen in eine Blume ganz daſſelbe Gefühl erregt, was das Weilen in einem Tempel erweckt.

Ich weiß jemand, der öfters, beſonders aber das eine Mal an einer ſehr tiefen Traurigkeit gelitten, welche wohl ihren Grund in einer Art von Heimweh gehabt. Dieſes innre Weh hat ſich geſtillt, wenn er in der Oede, in welcher er damals gelebt, an den Boden gelehnt, in die Blüthe einer Lilie, ja ſelbſt nur in die Blüthe einer kleinen Feldwicke hineingeſchaut, es iſt ihm da einſtmals an einem vorher gar traurigen Pfingſtheiligabend in der Fremde, geſchieden von ſo Vielem, das ihm theuer geweſen, in der glocken- und tonloſen Wüſte ſo innig froh und wohl zu Muthe geworden als höre er in Nürnberg alle Glocken das Feſt einläuten und gienge in das hohe, herrliche Tempelgebäu von St. Lorenzen hinein.

Kann es einem nun ſchon ſo wohl werden, bei dem Hineinſchauen nur in eine einzige Blume, wie erſt, wenn man da ein ganzes Meer von Blumen aufwallen und wogen ſieht. — Der Morgenwind, wie ein Geiſt der Andacht und der Liebe von oben her, wehete durch alle dieſe Blumentempel und bewegte ihre ſapphyrenen Gewölbe. Die Stimmen der ſingenden Vögel waren nun auch wach geworden und tönten aus den grünen Gebüſchen ſo wie aus den öden Felſen. Wie ſollte da der Menſch ſchweigen! So viel, ſo gern, ſo laut habe ich noch nie Lieder des tiefſten Wohlſeyns geſungen, als auf dieſer Frühlingsfußreiſe durch die Provence; es war mir, als ſei ich ſelber zu einem, wenigſtens innerlich geflügelten Sangvogel geworden.

Der Lüc, das mit ſeinen Kirchen und Kloſtergebänden mahleriſch am ſüdlichen Abhang des Berges gelegen, geht ein reicher Bach voll klaren Gebirgswaſſers in das Thal herein. Hier ruhten wir einige Augenblicke und kamen dann bei dem Erwachen ſeiner Bewohner in das Städtlein hinein. Da ſollten wir eine Diligence treffen, mit welcher es möglich geweſen wäre, ein Stück Weges zu fahren; ſie war aber bereits ſehr beſezt, und der ſonderbare, zulezt ſehr grobe Conducteur, wollte uns weder weglaſſen noch wollte er ſich darüber erklären, ob wir beide, was er anfangs in Gegenwart des Poſtmeiſters ganz beſtimmt verneint hatte, Platz in der Diligence finden könnten. Ohne mich wollte die Hausfrau durchaus nicht fahren, wir machten uns daher wieder zu Fuß auf den Weg und kamen erſt ſpäter auf die Vermuthung, daß der Conducteur wenigſtens eins von uns beiden ohne Wiſſen des Poſtmeiſters noch habe einſchalten wollen, das andere aber mit Wiſſen deſſelben einnehmen.

Es reute uns nie, wenn und wo wir ſo allein mit einander zu Fuße gegangen, am wenigſten aber dießmal von Lüc nach Vidauban. So genoſſen wir doch das Paradies um uns her noch näher und länger und beſſer. Man iſt hier überall in einem blühenden Garten und wären auch nur die mächtigen Felder voll rothblühender Bohnen, voll Kichern und Artiſchoken, die Oelgärten und duftenden Weingärten, und die dunklen Kaſtanienwälder auf den Hügeln umher vorhanden, ohne den gewaltigen Hintergrund des Mohrengebirges, ſo wäre dieſe Ebene ſchön genug. — An der Seite der Straße eine kleine Kirche, außen von der Natur, innen von der Hand des Menſchen mit Blumen reich geſchmückt. Auch ein anſehnliches Landhaus oder Schloß ſteht unweit Lüc, dabei ein Garten, deſſen franzöſiſcher Geſchmack die Fülle der dortigen Natur nicht ganz bewältigen kann. Hohe Cypreſſen ragen an vielen Orten aus den übrigen Bäumen hervor. Zur linken Seite des Weges iſt ein reicher Waſſerquell zum ſteinernen Brunnen gefaßt, eine Inſchrift auf ſteinerner Tafel drückt dem damaligen Beſitzer des Landhauſes die Dankbarkeit der Bewohner der Gegend für dieſe Wohlthat aus.

Dann kommt man auf der meiſt mit Bäumen bepflanzten Straße an die Stätte des alten Forum Voconii, wo Antonius die Armee des Lepidus, mit ihrem Feldherrn ſelber, für ſich gewonnen. Es weiß die Sage des Volkes nichts mehr von jenem Gewonnenwerden des einen ehrgeizigen Strebens vom andern, nichts mehr von der beide überbietenden Klugheit des Octavian und ſelbſt der alte Nahme hat ſich ganz aus der Geſchichte verloren; es ſtehet da ein Dörflein, Canet genannt. Uns iſt die Stätte merkwürdig geworden, weil wir hier zum erſten Male die buntfarbige Aſpisnatter (Vipera Aspis) zwar todt, aber noch ganz wohl erhalten am Wege gefunden. So gieng der faſt vier Stunden weite Weg von Lüc nach Vidauban ganz leicht, wie ein Spaziergang vorüber.

In Vidauban, noch vor dem Thore, wurde beſchloſſen dem rückgängigen Glücke der Diligence zum Trotz auch einmal Extrapoſt zu nehmen bis zur nächſten Station nach le Muy. Es war dieſes nicht der vortheilhafteſte Einfall, denn auſſerdem, daß der am Poſtſtall ſtehende Mann meine zweimalige Frage, ob noch außer dem Verlangten etwas zu bezahlen ſey? ſo verſtanden, daß er für dieß und jenes noch eine Nachrechnung machte, wodurch uns, wie wir ſpäter erfuhren, dieſe Fahrt faſt doppelt ſo theuer gekommen, als andern Leuten, fuhren wir auch gerade während der noch kühleren Vormittagsſtunden, und mußten dann in der heißeſten Mittagsſtunde von le Muy aus zu Fuße gehen. Aber auch ſo war es ſchön genug. Konnte man doch vom Wagen aus das beſonders bei Le Muy überaus mahleriſche Gebirge ruhiger betrachten und den Argensfluß mit ſeinem tiefen, üppig grünen Ufer.

In Le Muy auf der Poſt mußten eben ſehr vornehme Herrſchaften angekommen ſeyn. Die Poſtmeiſterin, die Marqueurs, ſogar die Perſon, welche das ſonſt ſo viel Zutrauen erweckende Amt eines Hausknechts bekleidete, ſahen alle ſo gepuzt aus, in der Küche dampften ſo viel Gerichte, daß es uns gleich beim erſten Blick geſchienen, als ſey dies eben kein gemüthlicher Aufenthaltsort für uns gemeine Leute. Wir giengen daher, ohne ins Haus hineinzutreten durch den Hof und dann zum Oertlein hinaus, in der Hoffnung, daß ja wohl bald wieder ein einſames Wirthshaus am Wege oder ein Dörflein uns Gelegenheit zu einer kleinen Erquickung geben werde.

Anfangs gieng es noch ganz gut, wir hatten im Wagen ausgeruht und ſo der Müdigkeit und des Hungers etwas vergeſſen. Blühte doch auch da jenſeits Muy und an den Raſenrändern die große goldgelbe Lämmerbartblume (Arnopogon Dalechampii) in ſolcher Menge, daß ſie wie ein goldener Strom im ſmaragdgrünen Bette erſchienen. Aber freilich genoſſen wir dieſe Freude nicht lange ungetrübt. Da eine Gegend kam, ſandig und kieſig und öd, und nirgends ein Ausblick auf ein Oertlein oder Haus am Wege, erinnerte uns der Magen recht ungeſtüm daran, daß er heute den ganzen Tag noch nichts bekommen als eine Taſſe ſchlechten Kaffees. Denn wir waren ganz nüchtern aus Gonfaron gegangen, hatten dann in dem etwa anderthalb Stunden von dort entlegenen Luc, in Eil — der Diligence wegen — Kaffee und einige Biſſen Brodes genommen, waren hernach, ohne nur auszuruhen vierthalb Stunden weiter, nach Vidauban gegangen, dort, ohne uns nur zu ſetzen, in den Poſtwagen geſtiegen und nun auch an der ſo reich beſetzten Küche der Frau Poſtmeiſterin in Muy, aus bloßer Scheu vor den vornehmen Leuten, vorübergelaufen. In der That, ſo wie in der Hausfrau heute am Morgen alle Schreckniſſe der neulich erzählten Räubergeſchichten wach geworden waren, ſo lebten in mir unter den grünen Föhren und Seefichten, welche jetzt ſtatt der Oelbäume am Wege ſtunden, alle die neulich gehegten Bilder des Sterbens vor Durſt auf. Da ſtunden wir auf einmal zu unſerer Verwunderung an einem ziemlich tiefen Waſſer, über welches nirgends eine Brücke zu finden war. Ein alter Mann bot ſich jedoch als Brücke an und trug zuerſt die Hausfrau, dann zu meinem großen Ergötzen auch mich, dem dieſes ſeit ſeiner Kindheit nicht widerfahren, über das Waſſer hinüber. Es iſt im Kleinen wie im Großen, ein einziger lächelnder Sonnenblick macht den läſtigen Regen eines ganzen trüben Tages vergeſſen; ſo waren auch durch das unvermuthete Vergnügen, welches dieſes kleine, glücklich beſtandene Abentheuer uns gemacht, Müdigkeit und Hunger und Durſt vergeſſen. Aber freilich nicht auf ſehr lange Zeit. Denn der Weg nach Pugeton dehnte ſich noch ſo lang und weit (es iſt von Muy faſt drei Stunden entfernt) und kam uns hungrigen und müden Menſchen ſo öde und unintereſſant vor, daß mehrmalen unter uns die Frage entſtanden, was wohl bei der Poſtmeiſterin in Muy alles zu eſſen geweſen ſeyn müſſe, und ob nicht vielleicht doch, wenn man ſich darum bemüht hätte, durch die Freundſchaft des Hausknechtes ein einſames Plätzchen, fern von der vornehmen Wirthstafel, irgendwo im Hauſe wäre zu haben geweſen und daſelbſt etwas zu eſſen. Doch das Alles war jezt zu ſpät und nachdem man (was auf dieſer ganzen Reiſe noch kein einziges Mal geſchehen war) lange Zeit von nicht viel anderem geſprochen, oder wenigſtens an nicht viel Anderes gedacht, als an Eſſen und Trinken, da war denn auch das lezte, ſaure Stück Weges vergangen und wir ſtanden endlich in dem ſchon lange aus der Ferne geſehenen und noch länger erſehnten Pugeten. Hier gab es doch auch gleich ein reinliches, bürgerliches Gaſthaus, nach unſrem Sinne. Da iſt nun zwar wenig Auswahl von Gerichten geweſen, denn es gab nur eines, nämlich Eier, aber dieſe, ſammt dem Wein und Brod, waren gut und genügten uns vollkommen. Der Wirth, welcher mir wahrſcheinlich meine tiefe Kenntniß der franzöſiſchen Sprache nicht angeſehen hatte, ſagte einigen Nachbarn, welche da im Nebenzimmer Wein tranken, ganz laut, wir wären gewiß Engländer. Dieſe hätten den Eigenſinn, bei allem ihrem ſehr vielen Geld öfters lieber zu Fuße zu gehen, als zu fahren; unſer Wagen ſey vielleicht ſchon voraus oder käme noch. Uns aber war weder von dem ſehr vielen Geld noch von unſerer Abſtammung aus England etwas bekannt.

Nach dem Eſſen ſchlief die gute Hausfrau, mit dem Kopf auf die untergelegten Arme gelehnt, ganz ſanft. Die Wirthin indeß hatte auf einem großen, weißen Tuche auf den Boden des Zimmers, auf welchen die Sonne heiß herein ſchien etwas ausgebreitet, das wie kleine Pflanzenſaamen unter Sand geſtreut ausſah. Die eben wieder erwachte Hausfrau trat hinzu und fragte ganz in Gedanken auf deutſch: was dieß wäre? worauf die Wirthin ſehr ausführlich auf provenzaliſch etwas antwortete, was weder jene noch ich verſtanden. Zur groſſen Verwunderung der Wirthin koſtete jezt meine „reiſende Engländerin“ etwas von dem vermeintlichen Pflanzenſaamen, bemerkte aber zu ihrem Erſtaunen nach wenig Minuten, daß dieſer Saame lebendig geworden ſey und daß auf dem weißen Tuche tauſende von kleinen Thieren ſich bewegten. Es waren Eier von Seidenwürmern *), welche unſere Wirthin in die Sonne gelegt hatte, damit ſie hier auskriechen und bald hernach ihre natürliche Nahrung an dem eben hervorbrechenden jungen Maulbeerlaube empfangen möchten.

So trafen wir denn von heute an auf der ganzen Reiſe von Frejus bis nach Neapel faſt täglich mit dem merkwürdigen Thierlein zuſammen, das ſich der Menſch in jenen wärmeren Gegenden zu einem wahrhaften Hausthier herangezogen hat, welches für ihn ſpinnen muß. Ich habe mich oft an der Zärtlichkeit gefreut und an dem Intereſſe, mit welchem Frauen und Kinder jene

---

*) Dieſe Eier, wovon jeder weibliche Seidenſpinner vier bis fünfhundert von ſich giebt, ſind ſo klein, daß faſt [illegible] von ihnen auf eine Unze gehen.

zarte Brut der Würmer pflegten und behandelten, ſo wie etwa bei uns Bäuerinnen die eben aus dem Ey gekrochenen jungen Hühner oder Gänſe, oder Bienenväter ihren zärtlichſt geliebten Bienenſtock. Wir hatten zu dem Anfang unſerer Reiſe in dem ſüdlichen Frankreich jene glücklichere Jahreszeit gewählt, wo der Maulbeerbaum ſeines Blätterſchmucks noch nicht beraubt, im erſten Ausſchlagen begriffen geweſen. Später haben wir dieſen ſchönen Baum durch ganze Gegenden hindurch ſo entblättert und todt geſehen, wie bei uns die Bäume mitten im Winter. Ebenſo fiel auch die Zeit unſerer Ankunft in jenen wärmeren Ländern gerade in den Monat, wo die Seidenwürmer ihre Eier verließen und noch ganz zart waren und dauerte ſo lange bis die Zeit des Einſpinnens gekommen, ja bis die Schmetterlinge hervorgiengen, von denen die Brut des nächſten Frühlinges abſtammen ſollte. — In einem höheren Flor habe ich freilich die Zucht der Maulbeerbäume (und des Seidenwurmes) nirgends geſehen als in der Provence. In manchen, ziemlich großen Strecken, giebt der breitwüchſige, ſchattige Maulbeerbaum der Gegend den vorherrſchenden, eigenthümlichen Charakter, wie anderwärts der Oelbaum oder die Kaſtanien. Schon im fünf und zwanzigſten bis dreißigſten Jahre erreicht jener nützliche Baum eine Höhe von acht und dreißig bis vierzig Fuß; beſchattet alsdann freilich mit ſeinen Zweigen ein Stück Landes von achtzig bis hundert Fuß im Umkreis, giebt aber auch von da an jährlich gegen 4 Centner ſaftiger, zuckerſtoffhaltiger Blätter zur Ernährung der Seidenwürmer und bleibt gewöhnlich ſo ergiebig bis zu ſeinem ſiebenzigſten oder achtzigſten Jahre. Doch freilich gehört manches Pfund Blätter zur mehrmonatlichen Ernährung von ſo viel gefräßigen Seidenraupen als zum Gewinn von nur etlichen Loth Seide nöthig ſind. Denn obgleich der feine, zarte Faden, der das innere Gewebe des Kokons bildet, 900 Fuß lang iſt; ſo wiegt er doch nur etliche Gran und zweitauſend Kokons liefern noch kaum ein Pfund reiner Seide. Die Räupchen und Raupen aber brauchen täglich zweimal ſo viel an Gewicht von Blättern, als ſie ſelber ſchwer ſind.

Der Weg von Pugeton nach Freijus wurde uns ſehr kurz und höchſt unterhaltend. Da lag nach der einen Seite das Meer, nach der andern das hohe, zackige, waldbewachſene Eſterelgebirge vor uns; das ſo langgefürchtete und für den beſchwerlichſten Theil dieſer Fußreiſe gehaltene. Eine ſchöne, breite Straße zog ſich über daſſelbe hinauf, die wir jedoch, da ſie uns eine ganz andere Richtung zu haben ſchien, nicht für die hielten welche uns nach Cannes und von da weiter nach Nizza führen ſollte. Frejus ſelber, in ſeiner fruchtbaren, baumreichen Ebene, kündigt ſich gleich beim erſten Blicke als merkwürdige, alterthümliche Stadt an. Schon aus weiter Ferne ſieht man die Bögen der alten römiſchen Waſſerleitung weit und hoch über das grüne Feld und ſeine Weingärten hinüberſteigen, die Gemäuer die noch die Stätte ankündigen, an welcher vor achtzehn Jahrhunderten ein weltberühmter Hafen geweſen, zeigen ſich tiefer hinab, an einer andren Seite der Stadt und weiter hin wogt da, wo einſt auf der Meeresfluth Schiff an Schiff gedrängt geweſen, gleich einem kleinen grünen Palmenwald, ein weites Gefilde voller Stabrohr, (Arundo Donax).

Gleich bei den erſten Häuſern der Stadt, links, noch vor dem Thor fallen die Trümmer des alten römiſchen Amphitheaters ins Auge. Es iſt nur noch Wenig und Unbedeutendes von jenem alten Gebäude zu ſehen; auch ſcheint das Amphitheater in Frejus nur zu den kleineren, minder bedeutenden in ſeiner Art gehört zu haben. Einige Stiere weideten da, der alten Herrlichkeit ſpottend, in der ehemaligen Arena und an den zuſammengeſtürzten Sitzen das Gras ab; nicht weit davon fließt der Bach Argent (der bei den Alten öfter erwähnte Silberfluß: flumen argenteum) mit muntern Plätſchern vorüber. Es war noch nicht vier Uhr des Nachmittags als wir in dem gleich rechts am Eingang in die Stadt gelegenen Wirthshaus eintrafen und hier ein freundliches, nach dem Meer hinausgehendes Zimmer bezogen. So waren wir denn auch in dem alten forum Julii, das einſt durch ſeinen prächtigen, bequemen Hafen, welchen Auguſt erbauen laſſen, für das Römerreich ſo wichtig geweſen, und das für den Freund des beſſeren Alterthumes noch jezt ein hohes Intereſſe hat, da es der Geburtsort des edlen Agrikola war, deſſen Leben Tacitus beſchrieben. —

Schon nach einigen Minuten waren wir, in Geſellſchaft eines Führers, der ungerufen herbeigekommen, auf dem Weg nach den römiſchen Alterthümern. Da ſteht noch jenes ſogenannte goldene Thor: ein Stadtthor der alten Hafenſtadt, durch welches einſt die waffengeübte Armee des Cäſar zum Kampf gegen Pompejus gezogen; jenes Thor, durch welches das ſiegreiche Seevolk des Auguſt, welcher nach der Schlacht von Actium die dreihundert von Antonius erbeuteten Schiffe hieher vor Anker legen ließ, unter dem Zujauchzen des Volkes hereingegangen.

Es iſt jenes Thor aus abwechſelnden Lagen von einem zum Serpentin- und Urtrapp gehörigen Geſtein, das bei St. Tropez gefunden wird und von Backſteinen erbaut, und ein doriſches Capital das an einem benachbarten Hauſe zum Bauſtein benützt worden, hat wahrſcheinlich vormals einen Theil des zerſtörten Thores gebildet. Unfern vom Bache Argent gegen das Meer hin, kommt man rechts zu dem Gemäuer eines alten Pantheons von geringer Ausdehnung. Gegen Oſten oder links vom Flüßlein ſieht man das Gemäuer des alten berühmten Hafens, welcher jetzt ganz von Feldern ausgefüllt iſt, und die Reſte eines römiſchen Leuchtthurms. Der Hafen war ſeiner Zeit einer der größten, denn ſeine Länge betrug 1800, die Breite 1080 Fuß. Anjezt hat ſich das Meer über eine halbe Stunde weit von jenem ehemaligen Hafen zurückgezogen und bis hinüber an das öſtliche zackigte Gebirge des Cap Roux, ſo wie an das ſüdweſtliche gegen St. Tropez hin einen breiten Gürtel von Flugſand gebildet, der an den ſumpfigeren Stellen von Rohrgewächſen, anderwärts von Gemüſefeldern oder andern Pflanzungen nützlicher Gewächſe erfüllt wird. Das Gemäuer des alten Kais am Hafen iſt noch ſo feſt und wohlerhalten, daß man bequem auf ſeinen breiten Steinen hingeht.

Wir bemühten uns hier, nachdem wir unſern gar zu geſprächigen Führer bezahlt und entlaſſen hatten, vergebens, unmittelbar ans Ufer zu kommen. Bald waren wir in einen ſo feinen Flugſand gerathen, daß wir bei jedem Schritt tief in ihn verſanken, bald hinderten uns bebaute Felder und Gartenanlagen, oder wir ſahen uns auf einer andern Seite, wo wir nur noch einen Büchſenſchuß von der Küſte entfernt waren, unvermuthet von einem tiefen Sumpfe gehemmt, der ſich mit ſeinem Wald von Rohr nach beiden Seiten hin weit ausdehnte. So ſchien das mächtige Element, deſſen Wellen uns nach dem heißen Tage eine erwünſchte Kühlung verſprochen hatten, vor uns zu fliehen, wie vor der Stadt, welche mit ſeiner Nähe und mit ihrem Hafen einen alten Hauptvorzug verloren. Auf unſerem Rückwege nach der Stadt kamen wir bei mehreren kleinen, mitten im Felde gelegenen Häuschen oder Hütten vorbei. Faſt überall iſt das Stabrohr in Menge um die Wände hergepflanzt und wo der Boden zu trocken iſt, fördert man ſein Wachsthum durch häufiges Begießen. So ſtehen dieſe Hüttchen im Sommer in einem ſchönen grünen Wald von hohem Rohr verſteckt. Es iſt indeß nicht der Schatten, oder gar der mahleriſche Eindruck, dem zu Gefallen die Umwohner von Frejus das Stabrohr ſo häufig anbauen und pflegen. Man ſagt, daß dieſe Gegend jährlich um 20 bis 24000 fl. ſolchen Rohres verkaufe, von welchem in und außer Frankreich der mannichfaltigſte Gebrauch gemacht wird. Da will denn jeder Hüttenbewohner auch ſeinen kleinen Antheil am Gewinn haben, ſo wie er in dem für Frejus ganz beſonders ungeſunden Auguſtmonat ſeinen Antheil an den Fiebern bekommt, welche ihren Urſprung aus eben jenen Sümpfen nehmen die man dem Anbau des Stabrohres zu Gunſten nicht ganz austrocknen läßt. Denn in dieſer Jahreszeit ſoll ein ganz kurzes Ausgeſeztſeyn der feuchten (thauigen) Morgen- oder Nachtdünſte faſt unvermeidlich gefährliche Krankheiten erregen, deren Noth freilich im December, wenn das alsdann feſt gewordene Rohr geerntet und verkauft wird, längſt wieder vergeſſen iſt.

Da ſtanden wir denn endlich wieder aus dem Flugſand und aus den ſumpfigen Rohrgewälden heraus auf dem trockenen, feſten Kai des alten Hafens. Wir ließen uns noch die jezt mit Feld- und Gartengewächſen überkleideten alten römiſchen Magazine zeigen. Es ſind ihrer fünf, von ſo bedeutendem Umfange geweſen, daß ſie allerdings die nöthigen Vorräthe zur Ausſtattung und Ausrüſtung einer ganzen Flotte in ſich zu faſſen vermochten. Die Ruinen finden ſich am öſtlichen Theil des Hafens und auch die innern Gewölbe ſind meiſt mit Schutt erfüllt. Da auf den Trümmern der alten, mächtigen Vorrathskammern, welche einſt den Werth von Millionen in ſich gefaßt, ſaß eine Geſellſchaft von Fiſchern. Ein Alter zählte kleine Geldſtücke — wahrſcheinlich die Geſammteinnahme für mehrtägige Fiſchzüge — und machte davon ſo viele Häuflein als Perſonen waren. Dabei gieng eine große Flaſche voll rothen Weines im Kreiſe herum, gegen welche der eine — wie mir ſchien ein geweſener Soldat — eine ſo beſondere Zärtlichkeit bezeugt, daß er ſie gewöhnlich gar nicht wieder vom Munde geben wollte. Dazu ein Brod von einer für dieſe Gegend auffallenden Schwärze (wahrſcheinlich Kaſtanienbrod). Die Leute waren aus dem benachbarten, am Fuß des öſtlichen Vorgebirges gelegenen St. Raphael, welches jezt die Stelle des Hafens auch für Frejus vertritt, und in neuerer Zeit dadurch bekannter geworden iſt, daß Bonaparte hier, aus Aegypten zurückkehrend, gelandet.

Wo der römiſche Fiſchmarkt geweſen, der vor mehreren Jahren hier ausgegraben worden, konnte uns niemand ſagen. Nach andern Reſten und Trümmern der alten Stadt, welche wenigſtens fünfmal ſo groß geweſen als

die

die jetzige, hat man nicht nöthig zu fragen: ſie fallen noch immer, coloſſal durch Umriß und Bauart, neben den neueren Gebäuden leicht kenntlich ins Auge. So die Ueberreſte der alten Stadtmauern und Mauerthürme (die letzteren am Hafen), ſo beim alten Jeſuitercollegium die Ruinen eines Tempels, bei welchem eine ſchöne Statue der Venus Urania gefunden worden.

Wir weilten zuletzt noch, eine kleine Anhöhe hinanſteigend, auf einer öſtlich von der Stadtmauer gelegenen Terraſſe, auf welcher ſteinerne Bänke unter ſchattigen Bäumen, mit der unbeſchreiblich ſchönen Ausſicht nach dem Eſterelgebirge und nach dem Meere zugleich, liebliche Ausruhepunkte gewährten. In die Stadtmauer, welche neben dem freien Platze hinläuft, ſind mehrere hier aufgefundene römiſche Alterthümer eingeſetzt. Die wichtigſten, welche man bei Frejus gefunden, unter andern einige Marmorſtatuen ſind ſchon in früher Zeit nach Paris gekommen. Auch einige neuere Denkmäler mit Inſchriften zeigen ſich an jener Mauer.

Auf dieſem anmuthigen Erholungsplatz fanden wir mehrere Bewohner der Stadt. Nach dem Wunſche der Hausfrau befragte ich zuerſt zwei jüngere Bürger um den Weg über das Eſterelgebirge hinüber nach Cannes, und über ſeine etwanige Gefahren. Dieſe ſagten, der Weg ſey ſicher, übrigens aber zum zu Fuße gehen zwar nicht breit, dagegen deſto länger. Die Hausfrau war mit dieſem Beſcheid noch nicht zufrieden, denn ſie hatte ja dieſen Weg in der Erzählung zu Toulon ſchon mehrmalen gemacht, und war jedesmal auf ihm von Räubern angefallen worden. Auf ihr Anrathen fragte ich daher noch, in dem beſten Franzöſiſch welches ich aufzutreiben gewaßt, zwei vornehm gekleidete ältliche Herren, welche am oberen Theile der Terraſſe auf und nieder giengen, was ſie wohl von den Räuberbanden im Eſterelgebirge gutes Neues wüßten. Dieſe lächelten und ſagten, daß bei der vortrefflichen Einrichtung der Gensdarmerie in Frankreich Jemand das Gebirge mit einem Hut voll Geld in der Hand durchwandern könne, ohne das Mindeſte fürchten zu dürfen. Wenn irgend einmal noch ein des Raubes Verdächtiger hier ergriffen und eingeführt würde, ſo ſey dieß eine ſolche Seltenheit, daß das Volk, wie zu einem außerordentlichen Schauſpiel zuſammenliefe.

Von jener Terraſſe hat man nicht ſehr weit zu den noch ſtehenden Bögen der alten römiſchen Waſſerleitung, welche das Gewäſſer der Siagne aus der Gegend des ſechs gute Stunden in gerader Linie abgelegenen Monts der alten Hafenſtadt zuführte. In der Nähe der Stadt, an der Straße die nach Cannes führt, ſind noch 12 Bögen ſtehen geblieben die wir theils noch heute, theils am andern Morgen ſahen. Der höchſte dieſer Bögen iſt gegen 54 Schuh hoch und trägt auf ſeinem Gipfel noch die Reſte des 5 Fuß hohen Canales. Bei einer der Arkaden iſt ein ziemlich tiefes, aus mehreren Kammern beſtehendes unterirdiſches Gewölbe zu ſehen, welches wie man glaubt zu einem Waſſerbehältniß beſtimmt war, aus dem vielleicht die benachbarten Gärten und Felder ihre Nahrung bekamen. — In der Stadt ſelber, in der Stephanskirche, wurden auch noch die 8 Säulen mit Schaften von ſchwarzem und corinthiſchen Capitälern von weiſſem Marmor aufgeſucht, welche hier im erſten Drittheil der Kirche eine Taufcapelle bilden.

In einer Art von Caffeehaus, am kleinen Marktplatz gelegen, wurde denn ſtatt der vergeblich erſehnten Labung des Seebades das vaterländiſche Getränk des Braunbieres geſucht und gefunden. Schon die jungen Bürger auf der Terraſſe hatten uns, außer der Sicherheit unſers morgenden Weges, auch dieſe Erleichterung des heutigen kennen gelehrt. Der Wirth, oder ein anderer ins Haus gehöriger Mann, der unter den Fahnen der großen Armee Deutſchland durchzogen, und dem wir uns durch unſere Sprache als Deutſche verriethen, erzählte uns ſehr freundlich, daß das beliebte und geſunde Getränk des Braunbieres ſeit etlichen Jahren faſt in allen Städten von Frankreich gefunden würde. Wir brachten die lezten Stunden des Abends, beim Abendeſſen, in dem großen Saale unſeres Wirthshauſes, noch ſehr angenehm in Geſellſchaft zweier Herrn zu, — eines älteren und eines jüngeren — welche mit uns zu Nacht ſpeiſten. Der ältere, ein ehemaliger Offizier und wahrhaft gebildeter Mann, war auch im lieben deutſchen Vaterlande geweſen und ſprach mit großer Achtung von unſerer Nation. Mit der Geſchichte und den Alterthümern ſeines Vaterlandes zeigte er vertraute Bekanntſchaft, auch intereſſirte er ſich ſehr für Naturkunde und lehrte uns, in Beziehung hierauf, einige leider von uns nicht ſelber geſehene merkwürdige Gebirgs- und Küſtengegenden in ſeiner anſchaulichen und verſtändigen Beſchreibung genauer kennen als dies je aus Büchern möglich geweſen wäre. Erſt geſtern oder heute noch, ſo erzählte er uns ferner ſey ein junger Naturforſcher aus Nizza hier geweſen, und ſpäter erfuhren wir, daß dieß derſelbe geweſen ſei, deſſen Bekanntſchaft und Gefälligkeit unſern Aufenthalt in Nizza ſpäterhin ſo reich und angenehm machte: Herr Verany der Jüngere.

Mittwochs am 19. April mit Anbruch des Tages traten wir denn ganz allein den von der Hausfrau ſo gefürchteten Weg über das Eſterelgebirge an. — In unſerm Wirthshaus war wohl das Dienſtmädchen wach, aber noch kein Feuer; auch in einigen Caffeehäuſern der Stadt, nach welchem uns das Mädchen hingewieſen, ſchlief noch Alles. Wir mußten daher abermals, wie geſtern, mit einem recht nüchternem Magen und Sinn hinaus aufs Gebirge — unter die Räuberbanden.

War doch außen vor dem Städtlein ſchon Vieles wach und lebendig. Vor allem ein mächtiger, muntrer Wind, welcher die Wellen des Meeres ſo hoch emporhub, daß man ihr Bewegen aus weiter Ferne wahrnahm, und welcher uns das heutige Bergſteigen gar ſehr erleichterte. Dann ein kleines Füchslein, das unter einem zerfallenen Bogen der alten, römiſchen Waſſerleitung, an welcher die Straße hingeht, daſtund und ſich mit muntern Augen umſchaute. Jenſeits der Oliven- und Feigengehege, jenſeits der Weingärten und fruchtbaren Felder, am Fuß des Gebirges, bot ein Bächlein, an welchem die großen Blüthen der italieniſchen Aronswurz (Aron italicum) in Menge geſehen wurden, wenigſtens ein friſches, klares Waſſer zur Erquickung dar, denn das Waſſer in Frejus war für uns ungenießbar geweſen und an den Bauernhäuſern, welche am Ende der Ebene ſtehen, fanden wir theils die Thüren noch verſchloſſen, theils aber die nicht ſehr tröſtliche Auskunft: daß hier nichts zu haben ſey.

Jezt hub ſich denn die Straße aus der Ebene hinauf nach der Höhe und das Gebirge begann, das mir in vieler Hinſicht eines der merkwürdigſten geweſen iſt, welches ich auf dieſer Reiſe geſehen habe und dadurch noch doppelt lieb und vertraut geworden iſt, daß ich es in Nizza immer von meinen Fenſtern aus erblickte. Auf jedem Schritte wird auf dieſem Gebirge die Aufmerkſamkeit eines Freundes der Natur aufgeregt und geſpannt und es überraſcht ihn bald hier der ſchnelle Wechſel der Gebirgsarten am Wege, oder die ihm vielleicht noch neue Form der Gewächſe, anderwärts aber eine großartige Ausſicht nach den Alpen, oder in ein fruchtbares Thal, oder auf das ſturmbewegte Meer.

Der guten Hausfrau war es etwas unheimlich beim Aufſteigen aufs Gebirge. Alles ſo ſtill, nirgends ein Menſch zu ſehen auf dem Wege; es war als wenn in dieſen Gebirgsſchluchten die Mitternachtsſtille ſelber dem vorübergehenden Menſchen auflauerte, und ſo oft der immer ſtärker werdende Sturm die Wipfel der alten Fichten und Scharlacheichen ergriff, war es wie Geſchrei der Eulen und Kraniche. Der ſchöne, baſaltiſche (?) Mandelſtein da am Wege, oft bedeckt von bunten Sandſteinlagen, die Bandjaspisartigen Bildungen, nichts der Art wollte die Hausfrau zum Verweilen bringen; auch nach den alten, ziemlich hohen Korkeichen, die ſie doch zum erſten Mal hier geſehen, mochte ſie nur einen flüchtigen Blick hinrichten und es war ihr eben nicht viel daran gelegen, daß ich zu einigen dieſer Bäume, welche ſeit nicht gar langer Zeit erſt ihrer ſchwammigen Korkrinde beraubt ſchienen, näher hintrat und ihr erzählte, daß man gewöhnlich in jedem ſiebenten oder achten Jahre dem Baume, ohne ihn dadurch am kräftigen Fortwachſen zu hindern, den üppigen Anſatz der Ueberrinde nehme, alsdann dieſe Rinde in Stücken ſchneide, welche durch aufgelegte Steine zu horizontalen Tafeln gepreßt werden, aus denen man die Korkſtöpſel macht *). Sie wäre gern ſchnell voraus und doch ſchien es ihr auch in anderer Hinſicht beſſer dieſen Weg mit als ohne ihren Reiſegefährten zu machen. Da kamen von der Höhe herunter zwei bewaffnete Reuter. Sie waren bald bei uns. Es waren zwei kräftige Gensdarmen, die uns von Kopf zu Fuße aufmerkſam betrachteten und dann freundlich grüßend vorüber ritten. Dieſe Wächter des Gebirges waren meiner Begleiterin zum großen Troſt, ſie gieng jezt ſchon ruhiger vorwärts, genoß ungeſtörter den Rückblick auf das Meer, deſſen Wellen jezt die Morgenſonne beſchien, auf den Hafen von St. Raphaël und das Hochgebirge von St. Tropez.

Da wo die Straße faſt den höchſten Punkt ihres Aufſteigens auf das Gebirge erreicht, ſteht ein kleines Haus, von Gensdarmen bewohnt und zugleich zum Wirthshaus dienend, in welchem man wenigſtens Brod und Wein, auch wohl Eier haben kann. Es fällt dieſes Haus, in ſeinem freundlichen, noch neuem Ausſehen von weither ins Auge: wir hatten es ſchon geſtern auf dem Wege von Puget nach Frejus und von Frejus aus ſelber bemerkt, auch heute, als einen tröſtlichen Gegenſtand — da wir ſeine Beſtimmung wußten — ſchon oft und lange zu ihm aufgeblickt. Man rechnet hieher von Frejus aus zwei Stunden, wir aber hatten kaum andert-

---

*) Obgleich man ſchon im zwölften Jahre des Baumes mit dieſen periodiſchen Entrindungen den Anfang macht, erreicht er doch meiſt ein Alter von mehreren hundert Jahren.

halb Stunden gebrauchte. Die Ausſicht die man von dieſem Häuslein und aus ſeinen Fenſtern hat, wäre allein des Hinaufſteigens werth. Gleich neben ſich ſieht man das gäh anſteigende Gebirge mit ſeinen Porphyrwänden und Pfeilern. Die Bäume, zum Theil wie durch eine Feuersbrunſt des Waldes halb niedergebrannt und an ihren Stämmen verkohlt — vielleicht um die Schlupfwinkel der Räuber, welche dieſes einſt waldreiche Gebirge ſo unſicher machten, zu entblößen — geben jenen Bergwänden und gähen Schluchten ein noch furchtbareres Anſehen. Links hinabwärts ſieht man in ein enges, tiefes Thal, deſſen Abhänge gleich vom Hauſe an mit Weingärten und Feldern voll Gemüſe und Getraide bepflanzt ſind. So wird denn der Contraſt deſto mächtiger, wenn man von den öden Gebirgsmauern oder aus der engen Thalſchlucht hinweg den Blick zurückwendet nach der Ebene die man eben verlaſſen; eingefaßt auf der einen Seite vom zackigen Eſterel und Cap-Roux-Gebirge, auf der andern vom Mohrengebirge; dazwiſchen weit hinaus das glänzende Meer und die Denkſteine der alten römiſchen Macht und Herrlichkeit, um das alte und neue Frejus her.

In der Gensdarmeswohnung ſelber fanden wir niemand zu Hauſe als eine alte, freundliche Frau und zwei kleine Kinder. Es hingen aber die Waffen der Wächter des Gebirges an den Zimmerwänden umher: als wollten ſie dem Wandrer auf dem weiten, einſt ſo übel berüchtigten Wege Muth einſprechen. Die geſchäftige und geſprächige Alte trug uns Brod und Wein auf, brachte dazu, ohne unſer Verlangen, treffliche, ſüße Mandeln, Nüſſe, getrocknete ſehr lieblich ſchmeckende Trauben und Feigen. Dazu — denn zum Weintrinken ſchien es uns noch zu frühe — ein Trunk aus der gleich jenſeits des Hauſes an der Bergwand kommenden Quelle. Die Alte nöthigte uns etwas Anisbrandwein unter dem Waſſer zu koſten, ſo ſey es geſünder und gebe mehr Kraft zum Bergſteigen. Während wir denn ſo gegeſſen und getrunken, hat unſre Wirthin ihre ganze Geſprächigkeit und fragende Neugier auf die Hausfrau gerichtet. Da ſie durch mich gehört, daß dieſe kein Franzöſiſch ſpräche, hat ſie die Hände vor Verwunderung zuſammengeſchlagen und die unglückliche Frau auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Ausdrücken bedauert, als wenn ſie überhaupt gar nicht ſprechen könne, gänzlich taubſtumm ſey. „Wenn ich nicht Franzöſiſch ſprechen könnte, ſagte ſie, ich möchte gar nicht auf der Welt leben.“ Darauf mußte denn ich den Sturmwind ihrer Rede über mich allein ergehen laſſen. Auch auf die alten Räubergeſchichten kam das Geſpräch. Ha, ſagte die Alte, wenn ſich doch nur einmal wieder einer ſehen ließe, damit doch unſere Gensdarmes auch zeigen könnten, daß ſie ihr Brod nicht umſonſt eſſen. Seit mehreren Jahren, ſo ſetzte ſie in einem faſt bedauernden Tone hinzu, iſt's auf dieſer Straße übers Gebirge ſo ruhig und ſicher wie hier im Zimmer, „wir ſind eben unſrer gar zu viel bewaffnete Leute für eine Hand voll ſolchen Geſindels.“

Sehr erquickt durch unſer Frühſtück ſetzten wir denn die Füße weiter über das Gebirge fort. Die freundliche Alte begleitete uns mehrere Schritte über ihre Wohnung heraus und zeigte uns, daß wir den mühſamſten Theil des Berges bereits überſtiegen hätten; denn von hier an gehe der Weg zuerſt ziemlich eben fort und ſenke ſich dann jenſeits wieder bergabwärts. Wir ſchritten denn wieder allein an den Wänden des Porphyrgebirges hin, das hier überall entblößt hervorſteht. Hier wo die Straße ſich nach einer Einbuchtung des Gebirges hineinwendet, welche an beiden Seiten durch Vorſprünge der Felſenwände begränzt wird, iſt die Gegend, in welcher ſonſt faſt immer Räuber lauerten. An den beiden Felſenvorſprüngen von denen man weit, nach beiden Seiten hin die Straße überſchauen kann, hatten ſie ihre Schildwachen ſtehen, welche das Annähern der Reiſenden, oder auch in andern Fällen das Herbeikommen der Soldaten durch Zeichen verkündeten. Die Reiſenden ließ man gewöhnlich bis gegen die Mitte der Einbuchtung kommen, dann gaben die im dichten Gehölz und zwiſchen den Klippen verſteckten Räuber Feuer auf ſie und beraubten meiſt ohne Mühe die Erſchrockenen. Näherten ſich während des Raubes die berittenen und bewafneten Straßenwächter, ſo gaben dies die Schildwachen durch ein lautes Pfeifen zu verſtehen, augenblicklich zerſtreute ſich dann das Geſindel in das Gehölz und hinter die Felſenklippen, und niemand konnte ihm in dieſen ungangbaren Gegenden ſo ſchnell folgen, der nicht ſelber ſo gut mit dem Labyrinth der dicht überwachſenen Felſenmaſſen bekannt geweſen wäre als die hier einheimiſchen Räuber. Ehe dann die verfolgenden Soldaten, welche noch dazu bei jedem Schritte fürchten mußten, daß ſie die Kugel eines verſteckten Räubers oder ein rollendes Felſenſtück ereile, nur halb am Berge hinan waren, fand ſich das Geſindel ſchon an irgend einer Meeresbucht des jenſeitigen Abhanges in Sicherheit. Als Sauſſüre und der ältere Piktet hier reiſten, zeigte ihnen der Courier von Rom, der mit ihnen in Geſellſchaft war, gerade an dieſer Stelle die Trümmer des

Mantelſackes ſeines Cameraden, der wenige Tage vorher da überfallen und beraubt worden war. Jetzt aber ruhet ein tiefer Frieden über der Stätte, an welcher ſonſt ſo manches Menſchenblut geklebt. Die Felſenvorſprünge ſind zum Theil hinweggeſprengt, der dichte Wald durch Niederfällen und Abbrennen ſo gelichtet, daß er faſt ſchattenlos und ausgeſtorben erſcheint und daß man jetzt weit hinan und hineinwärts auf die klippenbeſtreuten Abſtürze und gähnenden Felſenſchlünde ſehen kann.

Von hier an wird der Weg über das Gebirge immer wundervoller und reicher. Links hinüber von der Straße, nach Norden, ein tiefes, herrlich angebautes Thal, durch welches der Argent ſtrömt; es liegt dort im Grunde Roquebrun und weiter hinwärts am Bergabhange das von reichen Gewürzgärten umgebene Graſſe, berühmt durch ſeine Parfümerien und köſtlichen Früchte, berühmt durch die unvergleichlichen Ausſichten, welche man auf ſeinen baumreichen, freien Plätzen, neben den waſſerreichen Springbrunnen genießt. Höher hinan entfaltet, wie ein brütender, weißköpfiger Adler, die hohe Alpenkette ihre mächtige Schwinge über das Paradies zu ihren Füßen; auf dem Felſenhaupte glänzt ewiger Schnee. Am meiſten jedoch wird der Wanderer auf dieſem Gebirgswege durch die Ausſichten auf das nahe Meer überraſcht, welche ſich ihm unvermuthet nach der rechten Seite hinab, durch die weiten Bergſchluchten öffnen. Da ſieht man die felſichten leriniſchen Inſeln mit ihren Baſtionen und Gebäuden, die waldreiche Bucht bei Napoule und das grüne, im Sturme auf und nieder wogende Gefilde der Rohrgewächſe. Das Meer hat man ſo nahe, daß wir vom Gebirge herunter das Anbranden der hohen, mit weißem Schaum bedeckten Wellen an die Felſenklippen und das Treiben der mächtigen, ſonnenbeglänzten Wogen weit hinaus gen Süden erkannten. Freilich wehte auch an dieſem Tag ein bedeutender Sturm. Dieſes mußten unſre ſchiffluſtigen Reiſegefährten erfahren, von welchen wir geglaubt hatten daß ſie am heutigen Tage ſchon im Hafen von Nizza anlanden könnten. Sie waren zwar geſtern ſchon von Toulon ausgefahren und heute beim frühen Morgenroth ſchon in der Nähe der hyeriſchen Inſeln geweſen, von da aber hatte ſie der plötzlich ausbrechende Sturm wieder zurückgeworfen an die äußere Rhede von Toulon und ſie hier, im Angeſicht der Stadt, an einer felſichten Halbinſel mehrere Tage lang gefangen gehalten, ſo daß es die Schiffer nicht einmal wagen konnten, ſie nach Toulon überzuſetzen.

Wie ein Paradiesgarten, mitten in der felſichten Wüſte, erſchienen die Garten- und Baumanlagen des alten Schloſſes Eſtrelſe. Das Schloß, an welches noch einige Häuſer angebaut ſind, darunter ein anſehnliches Wirthshaus, dient jezt zu einer Poſtſtation, und ein alter römiſcher Meilenſtein, welcher vor dem Gebäude daliegt, bezeuget es, daß nicht einer der lezten Beſitzer der Burg im vorigen Jahrhundert den Einfall zuerſt gehabt, die Straße von Frejus nach Cannes ſtatt über Napoule hier vorüber zu führen, ſondern daß ſchon eine alte Römerſtraße dieſen Zug genommen. Noch im Jahre 1806, alſo gerade vor 20 Jahren, hatten die Räuber einſtmals bei Nacht in dieſes Schloß einen Einfall gemacht und eilf Perſonen darinnen ermordet. Denn die waldige Felſenſchlucht, aus welcher ein Bächlein herunter ins grüne Thal rinnt, und nach der ſich die Straße vom Schloſſe aus [illegible], iſt ein Heerweg der Räuberbanden geweſen, wenn ſie vom jenſeitigen Gebirgsabhang herauf und am dieſſeitigen herunterzogen. Und da hinaufwärts iſt auch der lezte, ſehr gefürchtete und berüchtigte Häuptling der Raubmörderbande, tödtlich verwundet an einem Baum lehnend gefunden worden, nachdem er ſich aus dem Kampfe, bei welchem ſeine von den Soldaten unvermuthet überfallene Rotte unterlegen, noch durch die Flucht gerettet.

Ein ſolcher alter, längſt vorübergegangener Schrecken, giebt einer Gegend wie die des Schloſſes Eſtrelles iſt, einen eigenthümlichen Schatten, aus welchem die helle, heitere Gegenwart um deſto lieblicher herausſchimmert. Die herrlichen Oel- und Rebengärten, die hohen, vaterländiſchen Nuß- und die hier im Gebirge noch in voller Blüthe ſtehenden Aepfel- und Birnbäume, die Felder voll Gemüße, die hochgraſigen, mit ſeltnen ſüdlichen Gebirgsblumen durchwirkten Teppiche der Wieſen, darneben der ernſte Hintergrund des hier dichter bewaldeten Gebirges und die Ausſicht über das Thal hinüber nach den Schlöſſern und Thürmen der jenſeits gelegenen Ortſchaften — — es gehört da nur noch ein geſundes Auge und ein ſo heiters Herz dazu als wir beide hatten, um auf dem einſamen Gebirgswege ganz freudetrunken und faſt jauchzend vor Luſt (ſingend wenigſtens) zu werden.

Jezt wurde denn auch allmälig mehr und mehr Leben auf der Straße. In ganz kurzen Zwiſchenräumen hinter einander begegneten uns drei wohlbeſezte Equipagen, wie es ſchien reichen, reiſenden Engländern zugehörig, die, wie wir ſpäter erfuhren, von Nizza kamen, welches gewöhnlich in der Jahreszeit in welcher wir es beſuchten von den meiſten Fremden, die ſich in dieſen Wohnſitz eines beſtändigen Frühlinges und Sommers vor den Winterſtürmen flüchteten, ſchon wieder verlaſſen wird. Leute welche da an der Chauſſee bauten, Bauern welche Steine zuführen, wandernde Soldaten, traten eines nach dem andern in die ernſte Stille des Waldgebirges ein. Jezt wurde der guten Reiſegefährtin erſt wieder ganz heimlich und wohl, jezt nahm ſie ſich Zeit vom Felſenboden das ſchöne, herzblättrige Augenbraunenkraut (Ophrys cordifolia) mit großen braunen, zierlich gebildeten Blumen herauszugraben und in Papier einzulegen, während ihr Begleiter das ſonderbare, leberbraune und grünliche Felſengeſtein, das ſich häufig auf dieſem Gebirg findet, genauer betrachten konnte. Ihm ſchien es das nämliche Gebirge, welches in unſern Gegenden Uebergangstrapp genannt wird; anderwärts zeigt ſich Serpentin mit Schillerſtein und an vielen Punkten ſtreckt der Glimmerſchiefer und ſelbſt der Granit ſeine durch die Erweiterung der Straße entblößten, uralten Felſenmaſſen hervor. Die Bäume die man hier und auf dem größern Theil des Eſterelgebirges ſieht ſind die große Seefichte (Pinus maritima major) auch der Lerchenbaum, ſeltner die Pinie (Pinus pinea). Von ſtrauchartiger Höhe erſcheint dazwiſchen das große Heidekraut: Erica maxima.

Es lenkte ſich nun der Weg ſüdwärts wieder herum nach dem Meere, welches jezt, da wir nach dem jenſeitigen Thal herabſtiegen, in ſeiner ganzen Herrlichkeit, geziert von den felſigten leriniſchen Inſeln vor uns lag. Da wo ſich die Straße ſtärker zu ſenken beginnt, ſteht das zweite Gensdarmes Haus. Abermals da hinabwärts, in der Schlucht, die Wände des Glimmerſchiefers von milchweißen Quarzadern durchzogen und Serpentin mit Schillerſtein, tiefer hinabwärts ein Trümmergeſtein, deſſen bald mehr bald minder feſtes Cäment die Brocken und Geſchiebe aller der genannten älteren Gebirgsarten des Eſterels, beſonders aber des Porphyrs unter ſich verbindet und an vielen Stellen, Neſter und Adern von einer freilich mit vielem Sand verunreinigten Grünerde zeigt. Es blühte hier; in einer Felſenſchlucht, noch einſam und verſpätet die duftende Tazette, tiefer hinab der roth- und weißblumige Ciſtus (drei Arten zugleich) und der meiſt nur ſtrauchartige Maſtixbaum. Lieblich ruhte es ſich unter den zartblüthigen, ſchlanken Tamarisken an den grünen Ufern der Argentiere und am Rand des zweiten Gebirgsſtromes, Etang genannt, deſſen öftere Wildheit durch die weit im Thal umher verſtreuten Geſchiebe ſich verräth.

Die heißen Mittagsſtunden rückten jezt über das Thal herauf, wir waren ſieben Stunden lang, großentheils auf und nieder über das Gebirge ſteigend, gegangen, Cannes mit ſeinem alten Schloſſe, gar mahleriſch am Strand gelegen, hatte ſich uns ſchon längſt gezeigt, da erfuhren wir, daß bis dahin noch zwei Stunden zu gehen ſeien *). Es machte nämlich jenſeits des Etangſtromes die Straße am Berg hin eine uns anfangs ſehr ungelegen geweſene

---

*) Man rechnet von Frejus bis Cannes zehn Poſtſtunden, wir haben aber nicht viel über acht eigentliche gebraucht. Beim Eſtrelesſchloß hat man erſt 2/5 des Weges von Frejus her gemacht, weil ſich die Ebene gegen Cannes hin noch ſo gar weit ausdehnt.

Wendung, welche jedoch bald hernach einen Genuß gewährte für deſſen Eindringen, ſo müd und hungrig auch der Leib geweſen, dennoch Augen und Herz noch offen waren. Dort erhebt ſich, ganz nahe an den Ufern der Siagne, über welche eine ſteinerne Brücke führt, aus der Ebene ein kegelförmiger, rings umher abgegränzter Berg, bis zum Gipfel hinan mit einem dichten Gehege von Cypreſſen und Pinien und hohen Ulmbäumen überkleidet, aus deren Mitte die alte Abtey St. Caſſien hervorſchauet. Es iſt hier vom Thale hinauf die Ausſicht nach dem lieblichen, am Bergabhang gelegenen Graſſe und nach der beſchneyten Alpenkette weithin geöfnet, zur andern Seite hat man die breite Meeresbucht, weſtwärts von dem reich umgrünten, aber ungeſund gelegenen Napoule, nach Süden von Cannes begränzt. — Endlich nahm denn jezt die Straße ihren geraden Lauf nach dem lang erſehnten Städtlein zu, der Wind vom Meere her machte ſich wieder auf und ſtreute in ſeinem kühlenden Vorüberfluge den gewürzigen Geruch der Jasminhecken und der blühenden Orangengärten, welche er eben durchzogen, um uns her; da wurden die müden Füße wieder munterer bewegt und bald ſahen wir uns am Ziele.

Wohler und erquicklicher zu Muthe iſt es wohl der guten Hausfrau auf dieſer ganzen Reiſe bei keinem andern Mittagseſſen und in keinem andern Wirthshauſe geweſen, als in dem bürgerlichen, für uns daher ſehr paſſendem Wirthshauſe zu Cannes. Es war das Häuslein gleich eins der erſten in der Häuſerreihe am Meeresſtrande hin. Zwar zu der oberen Etage, welche faſt nur aus dem Zimmer beſtund in welchem wir aßen, führte keine Marmorſtiege ſondern eine hölzerne Treppe von außen empor, es ſtieg ſich aber eben ſo ſchnell [illegible]ran hinauf als auf einer ſteinernen; der Balcon, an deſſen geöfnete Thür wir uns hinſezten, hatte zwar weder eiſerne noch bronzene Umzäumung, ſondern nur bretterne, die Ausſicht von ihm hinaus auf das unter uns anbrandende Meer war aber eben ſo weit und lieblich als von einem ſteinernen.

Der Hausfrau kam hier Alles ſo gar ſchön vor, weil jezt auch die lezten, am meiſten und längſten gefürchteten Schrecknisse dieſer Fußreiſe von Toulon nach Nizza glücklich vorübergegangen, das ſchwerſte Stück Weges überſtanden war. Da ſaß ſie auf der hölzernen Hitſche des Balcons und ſahe mit Vergnügen einigen Frauen zu, welche im Schatten der hohen Baumallee, die zwiſchen dem Meer und den Häuſern hinläuft, Sardellen zur weitern Verſendung zubereiteten: jezt die Eingeweide herausnahmen, jede einzelne dann mit Seewaſſer auswuſchen, zulezt Lagenweiſe, Seeſalz dazwiſchen, ſie hineinſchlichteten in die Fäßchen. Ein Geſchäft welches den Bewohnern von Cannes, aus deſſen Bucht jährlich anderthalb bis zweitauſend Zentner Sardellen ausgeführt werden in alle Länder Europens, großen Gewinn bringt. — „Vielleicht, daß eben dieſe Sardellen in wenigen Monaten an unſere Freunde in Deutſchland kommen, die es ihnen dann freilich nicht anſchmecken werden, daß wir ſie einſalzen ſahen.“

Die Tafel war jezt bereitet; der Wein ſchien Nectar, das Brod, die Seefiſche, das Fleiſch, die Orangen und Feigen — — Alles ſo trefflich wie man es noch nie genoſſen, denn die gute Hausfrau hatte von der geſtrigen, ohne das lange Herumwandern um Frejus und abge-

abgerechnet die 3½ Stunden von Vidauban bis le Muy eilf Stunden betragenden Fußreiſe und von der heutigen acht Stunden langen Wanderung die beſte Würze des Mahles: einen trefflichen Hunger mit ſich gebracht.

Junge Hühnlein, ſeit wenig Tagen erſt aus dem Ei gekrochen, die mit ihrer Alten da im Speiſeſaal und auf dem Balcon herumliefen, pickten die Krümlein von Weisbrod zuſammen die ihnen die Hausfrau auf den Boden ſtreute, während ſich dieſe von ihrem Gefährten von den beiden ſchönen Inſeln, welche man über und zwiſchen den Bäumen hin, vom Meer umbrandet ſahe, erzählen ließ. Die erſte, an welche ſich von Oſten her eine felſigte mit hohen Olivenbäumen bewachſene Landzunge nahe herandrängt, iſt die Inſel Marguerite, von den Alten Lero genannt, nach einer Gottheit welche ſie hier verehrten. Auf dieſer Inſel wird das Fort Royal, jenes alte Staatsgefängniß geſehen, in dem ein romanhafter, räthſelhafter Gefangener, welcher durch das was er geduldet, mehr Theilnahme und Auszeichnung in der Geſchichte ſich erworben als mancher Held durch ſeine Thaten, lebendig begraben geweſen; jener Gefangene, welcher unter dem Nahmen der eiſernen Maske bekannt geworden. In einem Gewölbe, zu welchem das Tageslicht durch das enge, mit dreifachem eiſernen Gitter verwahrte Fenſter nur mühſam den Eingang gefunden, hat dieſe durch ihr Schickſal merkwürdige Perſon noch ein viertes eiſernes Gitter: jene Maske getragen, welche den zu beſtändigem Schweigen verurtheilten Mund wie ein noch vor der Zeit erlangter, Aufmerken erregender Grabesſtein bedeckte. — Lieblicher ſind die Erinnerungen, welche an der zweiten, ſüdlicheren der Inſeln: der Inſel Honorat (Lerina der Alten) haften. Hier iſt im fünften Jahrhundert nach Chriſto eine für einen großen Theil von Europa, vor allem aber für das ſüdliche Frankreich ſehr reich geſegnete Pflanzſchule chriſtlichen Ernſtes und chriſtlicher Lehre geweſen. Fern über das Meer her hatte der Adler der Begeiſterung ein Reislein aus der geiſtig blühenden Wüſte der Anachoreten hinüber auf dieſe Inſel geführt. In der Geſellſchaft des heiligen Honoratus lebten daſelbſt gleichgeſinnte Männer ein durch das ſtille Beiſammenſeyn ſolcher Seelen ſeelig, ja himmliſch gewordenes Leben: der Liebe zu Gott und den Brüdern und des beſtändigen Gebetes. Von hier giengen, angethan mit mehr als menſchlichen Kräften zum Entbehren, zum Leiden, zum Kämpfen, die Boten des Friedens aus in die Länder, auch der wildeſten, unempfänglichſten Heiden. — Eine Zeit, welcher wie jener ein Kampf um das Geiſtige obliegt, zu dem eine ungewöhnliche innere Gewalt gehört, dieſe bedarf auch anderer als der gewöhnlichen Mittel, und wenn andre Male das Land zu ſeiner Ernährung nur der wohlthätigen Gemüſe und Kräuter nöthig hat, welche überall in den Gärten und Feldern der Stadt gedeihen; ſo kommen doch auch Zeiten der tödtlichen Noth, in denen kein Gewächs der Felder und Gärten, ſondern nur das auf einſamen Gebirge, unter dem Alpenthaue aufkeimende Gewürzkraut Hülfe giebt und Leben. Damals als jene Väter auf der Inſel wohnten, war dieſelbe durch ihren Fleiß in einen blühenden Garten verwandelt und auch jezt noch finden ſich auf ihr mehrere Spuren einer uralten Cultur als auf den größeren Inſeln. Es hat auch die Natur der kleineren Inſel, — um im Leiblichen zu bezeichnen was ſie einſt im Geiſtigen geweſen, — eine Quelle lebendigen, friſchen Waſſers gegeben, die nie verſiegt und von welcher aus ſich die Schiffe, ſo wie die Bewohner der Margarethen-Inſel mit friſchem Trinkwaſſer verſorgen. Die alte Kirche und Abtey, im zwölften Jahrhundert erbaut, ſind freilich jezt ſehr verfallen und die Meereswellen ſpielen mit den zur Küſte hinuntergeſtürzten Trümmern des alten Portales und Außengemäuers; es ſchwebt aber noch über dieſer Stätte ein Hauch, welcher einem leiſe hörenden, inneren Ohre zu verkünden ſcheint, welches Leben einſt hier gewaltet. Es iſt ſelbſt der äußerlich dürre Stab des alten Sehers von Kräften durchdrungen, welche der todten Bruſt des Kindes den entwichenen Odem des Lebens zurückbringen. — In den leztern Zeiten hat auf dieſer Inſel eine im Spiel des Lebens nie geſättigte Seele: die berühmte Saintval, welche in ihren frühern Jahren auf dem franzöſiſchen Theater, auf das ſie ſich verirrt, in den Hauptrollen der Trauerſpiele Theilnahme und Verwunderung erregt, die äußere und dann mit ihr vor allem die innere Ruhe geſucht und gefunden. —

Cannes ſollte, ſo war ſchon geſtern in Frejus beſchloſſen, das Ende der heutigen Fußreiſe ſeyn: von hier an ſollte dann gefahren werden. Denn Antibes iſt von Cannes noch immer vier Poſtſtunden entfernt und in jenem wollten wir übernachten. Der gefällige Herr, mit welchem wir geſtern Abend in Frejus zu Nacht gegeſſen, hatte uns die Addreſſe eines Mannes in Antibes mitgegeben, bei welchem Fuhrwerk zu haben ſey. Der Wirth ſendete hin, es waren aber weder dort noch in einem zweiten Hauſe Pferde zu haben. Die durch den glücklichen Vorübergang der erſten, beſchwerlichſten Hälfte des Tages faſt übermüthig gewordene Hausfrau beſtund darauf, man ſolle die wenigen Stunden vollends zu Fuße gehen, das ſey ja, bei dem kühlen Wind der jezt wieder wehe, ein wahrer Spaziergang. Der Wirth, als man ihm die Meinung der Hausfrau in ſeine Sprache verdeutſcht hatte, trat derſelbigen bei und ſagte: es ſey ſchade ums Geld, wenn man um ſo weniger Stunden willen, die wir leicht gehen würden, noch Extrapoſt nehmen wolle. So verließen wir denn — Strickbeutel und Pflanzenmappe unter dem Arme — unſeren Balkon mit der lieblichen Meeresausſicht und den Speiſeſaal, und die gutmüthigen, billigen Wirthsleute und zogen unter den ſchattigen Bäumen der Allee, neben dem anbrandenden Meere hinaus auf die Straße nach Antibes.

Wir giengen einen Weg, der lange Zeit an der felſigten Küſte, unmittelbar neben dem Meere ſich hinzieht. Die Fluth war durch den noch immer mächtigen Sturmwind hoch bewegt und brandete mit lautem Getös neben uns an die Klippen an. Weiße Möven, laut ſchreiend, ſchwebten über den Wogen, pfeilſchnell jezt hinuntertauchend, jezt wieder emporflatternd; weit nach dem Saum des Horizontes hin glaubten wir ſpielende Delphine zu ſehen. Hier zwiſchen den Klippen, an welchen ein gneusartiges Urgebirge zu Tage ausſteht, fanden wir die hohe, ſchmetterlingsblüthige Orchis (Orchis papilionacea) an deren anſehnlichem Schafft die großen Blüthen ſich eben entfalteten; unten an den Klippen ſahe ich zum erſten Male eine Art von Käferſchnecke (Chiton) die ich ſpäter bei Villafranca häufig getroffen. — Der im Norden von Cannes gelegene Hügel grünet in üppiger Fülle, von Orangengärten und Rebenpflanzungen bedeckt; dann Olivenhayne mit ſo hohen Bäumen wie wir ſie noch nie geſehen; an einem Dorfe, nahe bei Antibes, Anlagen voll hoher Orangenbäume; Myrthen und Granaten als Heckengeſträuch am Wege. Hier zwiſchen Cannes und

Antibes iſt auch die Stätte, an welcher der edle Otto der Römer, das Heer des Vitellus zweimal an einem Tage geſchlagen. — So denn zogen wir durch Erinnerungen des Altvergangenen und Genüſſe der Gegenwart hindurch, und ſiehe da! ſchon, als die Sonne noch hoch ſtund, Antibes vor uns, mit ſeinen ziemlich augenfälligen Thürmen.

Ein Tagelöhner, freundlicher, geſprächiger Natur, welcher, wie aus dem Beil ſchien, das er auf der Schulter trug, eben Holz gehauen, und welcher mit uns zu dem von vielen Soldaten bewachten Thore hineingieng, wußte in ſeiner Vaterſtadt beſſer Beſcheid, als der vornehme, gebildet ſeyn wollende Offizier, mit welchem wir denſelben Abend ſpeißten, denn jener zeigte uns die Thürme der Stadt als zum Theil Ueberreſte aus der alten, römiſchen Zeit und wußte einiges Andere, die früheſte Geſchichte ſeiner Stadt Betreffende; jener aber, der ſich doch ſelber zu unſerer Belehrung aufgeworfen, ſchien gar nichts davon zu wiſſen, daß irgend einmal Römer in Antibes geweſen.

Sonderbar war das doch und lehrreich zugleich: hier in Antibes, welches in dem der Hausfrau zu Toulon vorläufig gegebenen Reiſebericht (nach S. 354.) als der Anfang der Civiliſazion und als beſonders höflich geſchildert war, fanden wir gerade beim Abendeſſen und an der Wirthstafel Leute, auf welche jene Beſchreibung ſehr übel paßte. Wir waren aber auch durch die freundliche, wohlgeſittete Geſellſchaft, in welcher wir bisher in Frankreich in den vornehmern Wirthshäuſern geweſen, gar zu ſehr verwöhnt. Bisher hatte man immer gegen meine Reiſegefährtin, ſchon weil ſie Frau („Dame“) war, ſo viel Artigkeit gehabt, daß man ihr bei Tiſche ſogar zuerſt, aber doch überhaupt keinem von dem was da war etwas anbot, heute aber unter dem vornehmen und geringen Officierſtand iſt es etwas anders geweſen. Der einige Male hinzukommende Marqueur hätte wohl zwar gern von einem und dem andern Gericht noch etwas angeboten, wenn noch etwas da geweſen wäre. Statt der trefflichen Speiſen ſuchte mir der neben uns ſitzende ſchon erwähnte Officier geiſtige zu reichen: Auskunft über Antibes, deſſen Geſchichte ihm jedoch ſelber eben nicht gegenwärtig geſchienen, da er zwar mehreres Unrichtige und Falſche, aber nichts Richtiges darüber geſagt. — Nachdem wir ſo als Membres honoraires eine Stunde lang bei der Tafel geſeſſen, deren Gerichte wir zwar am andern Morgen noch etwas theurer als die vornehmen Gäſte bezahlen muſten, aber nicht genoſſen hatten, begaben wir uns zur Ruhe.

Auf die heutige Gebirgsreiſe ſchlief es ſich denn ſehr feſt und gut und wir erwachten am andern Morgen in unſerm etwas dunkel gelegenen Zimmer ungewöhnlich ſpät. In einem, am freundlichen, mit Baumanlagen gezierten Marktplatze gelegenen Caffeehaus, fanden wir unſer Frühſtück ſchon längſt bereit. — Da wir von hier aus mit der Diligence nach Nizza fahren wollten, welche erſt am Mittage abgieng, blieb uns Zeit genug die liebliche und zugleich lehrreiche Umgegend von Antibes ruhig zu beſehen. Wir wollten jezt zuerſt hinaus ins Freie — ans Meer. Aber in dieſer Stadt iſt es ſchwer ſich ſelber, nach Gutdünken den Ausgang zu ſuchen. Um an das ſüdwärts gelegene Meer zu kommen, giengen wir ſüdlich durch die Gaſſen hinunter. Ueberall am Ende Stadtmauern, kein Thor. Antibes hat nämlich, außer der Oeffnung des Gemäuers, an welches das Gewäſſer des

Hafens herausfällt, nur ein einziges nach Norden hinführendes Thor, das nämliche durch welches wir geſtern Abend hineingekommen.

Zuerſt gelangten wir denn, nach langem Herumirren gen Süd und gen Weſt, an den Hafen. Dieſer bildet ein längliches Viereck, um welches breite, mit Steinplatten belegte Umgänge und bedeckte Hallen herumlaufen und erinnert in ſeiner ganzen Form, wie dies öfter bemerkt worden, an jene der Naumachien der Alten. Er iſt übrigens nur klein und enthält dem gemäß auch nur kleine Fahrzeuge. — Vom Hafen kamen wir denn endlich zum Thor und überblickten da von der Anhöhe die ganze Küſte bis hinüber gen Nizza. Wir konnten es kaum glauben, daß die ſo nahe ſcheinende Stadt, die ſich am Fuß der Berge des gegenüber gelegenen Endes der weiten Meeresbucht maleriſch ausbreitete, ſchon Nizza, das vielerwünſchte Nizza ſeyn ſollte. Aber dieſer Anblick glich ſo ganz der in Beaumonts Werke ſo oft geſehenen Abbildung, daß wir noch ohne zu fragen es erkannten. Gleich vom Thor aus ſieht man auch den Kalkhügel, welcher durch die Knochenbreccie dieſer Gegend ſo merkwürdig iſt. Ein Kirchlein, Chapelle de notre Dame genannt, liegt auf ſeinem Gipfel, deſſen höchſter Punkt etwa 150 Fuß über das Meer emporragt. Nach der Weſtſeite, zum Meere hin, iſt der Kalkfelſen von drei parallel laufenden Klüften durchſchnitten, wovon die ſtärkſte mehr als eine Elle Weitung hat. Es ſind dieſe Klüfte einſt nach dem Meere hin geöffnet geweſen und von hier aus durch die Fluth mit der roth und gelblich gefärbten, kalkthonichten Maſſe, in welcher ſich häufig die Knochen, beſonders die Zähne, großer Wiederkäuer befinden, ausgefüllt worden. Oefters finden ſich

Landſchnecken, zuweilen auch, wie bei Nizza Seeconchylien darunter. Die mächtigſte und zugleich am tiefſten gelegene Kluft enthält die meiſten Knochen, welche zum großen Theil ein ſchwarzes, gleichſam verkohltes Ausſehen haben. Bronn hat auch die Knochenbreccie dieſer Gegend und die Beſchaffenheit der Klüfte ſehr gut und deutlich beſchrieben.

Unten am Meere fanden wir Fiſcher beſchäftigt ein großes Netz ans Land zu ziehen. Acht Perſonen waren dabei thätig und die Ausbeute ſtund, wie öfters, in keinem Verhältniß mit der angewendeten Mühe. Einige kleine Tintenfiſche und zarte Fiſchbrut der Küſte war das einzige was die guten Leute in ihrem Netze fanden.

An den Felſenklippen nahe an den Baſtionen, welche die Oſtſeite des Hafens beſchützen, erfreute mich zum erſten Male der Anblick der kleinen lebenden Kegelſchnecke (Conus mediterraneus). Durch ein etwas zu langes Verweilen im Meere, deſſen Wellen noch immer ſehr hoch giengen und den Körper jezt bedeckten, dann wieder verließen, hatte ich mir, da ich zum Baden etwas zu heiß geweſen, ein Uebelbefinden zugezogen, welches mich erſt nach mehrern Tagen in dem warmen Nizza wieder verließ und ich halte es für gut, Reiſende in dieſer Jahreszeit zu einer beſſern Vorſicht beim Baden, in dem dann noch ziemlich kalten Meere zu ermahnen. Der Unterſchied der Temperatur der im April ſchon ganz ſommerheißen Luft und des Meeres, aus welchem die Winterkühlung viel ſpäter weicht, iſt dann noch zu bedeutend, und es möchte ein ſelbſtverſchuldetes Uebelbefinden bei dem Einen nicht immer ſo leicht vorübergehen als beim Andern.

Die Gegend um Antibes iſt ganz überaus fruchtbar und wir durch die gegen Norden kühner anſteigenden

Berge noch mehr gehoben. Auch die Stadt ſelbſt, das Antipolis der Alten, ſo wie Nizza in früher Zeit durch die Maſſilienſer gegründet, hat einiges Intereſſe für den Alterthumsforſcher, da ſich hier noch zwei nicht unbedeutende römiſche, freilich nach oben moderne Thürme und auch Ueberreſte der alten Befeſtigung finden. Minder beachtenswerth iſt das was man uns als Trümmer des alten Theaters zeigte, von welchem nur noch wenig Steine auf einander geblieben ſind.

Die freundliche Beſitzerin des Kaffeehauſes am Markte hatte uns einen Empfehlungsbrief nach Nizza an einen Mann mitgegeben der am Hafen wohnt, bei welchem wir Zimmer und Koſt finden ſollten. So ausgerüſtet ſuchten wir jezt, nachdem wir in einem einſamen, minder vornehmen Wirthshaus noch ſehr gut und billig zu Mittag gegeſſen unſere Diligence auf. Wir fanden in dieſer ſchon zwei Männer; der eine war ein junger Ordensgeiſtlicher, von etwa acht und zwanzig Jahren. Je länger ich dieſes Geſicht betrachtete auf welchem mir der alte Spruch: „ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen“ geſchrieben zu ſtehen ſchien, deſto intereſſanter iſt es mir geworden. Ich habe ſelten einen ſolchen innigen Ernſt, Züge der Demuth und der Liebe ſo deutlich in einem Geſicht geleſen als in dieſem. Etwa wie man den heiligen Franziscus von Aſſis auf Gemälden ſieht, die ihn als Jüngling darſtellen, ſo ſahe unſer Begleiter aus. Sein neben ihm ſitzender Reiſegefährte, ein Mann von etwa vierzig Jahren hatte ebenfalls in ſeinem regelmäßig ſchönen, männlich kräftigen Geſicht ſo viel Leben und Geiſt, dabei einen Ernſt, freilich von ganz anderer Art als der junge Geiſtliche, daß uns in dieſer Geſellſchaft alsbald ſehr wohl zu Muthe geworden.

Das bleiche, freundliche, liebliche Jünglingsgeſicht des lezteren neben dem blühend männlichen ſeines Nachbars erſchien wie die Lilie des Thales neben einem kräftigen Baume. Beide ſchienen innige Freunde, ſo groß auch wie ſich in einem ſpateren Geſpräch zeigte die Kluft geweſen, welche ſich noch in ihren Grundanſichten gefunden. Der junge Geiſtliche ſprach anfangs wenig, und ſchien im Stillen jene geiſtlichen Uebungen fortzuſetzen welche ſein Stand ihm zur Pflicht macht. Wir, ſo wie ſein Begleiter, ehrten ſein Schweigen und auch ich war ins Leſen und Nachdenken verſunken, als mich ein zwiſchen Beiden entſtandenes, mir ſehr intereſſant lautendes Geſpräch daraus aufregte. Es war vom Proteſtantismus die Rede. Der ernſte Mann, mit geiſtvollem Geſicht, mochte, ſo ſchien aus dem weiteren Verlauf des Geſpräches hervorzugehen, Gegenſtände mit einer Art von wegweiſender, verläugnender Härte berührt haben, welche ſeinem jungen Freunde theuer waren und nahe lagen wie das eigne Leben. Jener berief ſich bei ſeinen Behauptungen auf die Proteſtanten. Dieſe, ſo ſagte er, glaubten ja auch ſo Vieles ſchon längſt nicht mehr, in welchem die catholiſche Kirche noch ſo feſt befangen ſey. Sie glaubten nicht daß Chriſtus „Gottes eingebohrner Sohn“ geweſen ſey, ſondern hielten ihn — der Vernunft gemäß — für einen allerdings ſehr wohlthätigen Weiſen; ſie glaubten nicht an das wundervolle, aller Vernunft widerſprechende Geheimniß ſeiner Empfängniß und Geburt, welches noch immer in der Kirche gelehrt werde, nicht an einen heiligen Geiſt und hätten ſich überhaupt in der Religion überall ihre eigenen, freien, vernünftigen Anſichten gebildet. — Der junge Geiſtliche wurde bei dieſen Aeuſſerungen ſeines Gefährten von ei-

[illegible] tiefſte — Schmerz und Unmuth zugleich — ergriffen. Die lebhafte, innere Bewegung gieng in eine eben ſo lebhafte, äuſſere über; mit vorgehaltenen Händen und einem oft wiederholten „Nein“ ſchien er das abwehren zu wollen, was ſein Begleiter ſagte. Endlich als ihn dieſer zu Worten kommen ließ, ſagte er mit einem wahrhaft rührenden Ernſte: „Sie irren, mein Freund, wenn Sie den Proteſtanten im Allgemeinen, wenn ſie Tauſenden von guten Chriſten und Bürgern unſers Vaterlandes ſolche Dinge in den Mund und ins Herz legen; Sie irren noch mehr wenn Sie ſich durch eine ungegründete Meinung in Ihren eigenen, innern Widerſprüchen und Zweifeln beſtärken laſſen. Die Proteſtanten, wenigſtens die unſers Vaterlandes, ſind in der Hauptſache Chriſten wie wir. Nach der urſprünglichen Verfaſſung ihrer Kirche gründen ſie ſich, eben ſo wie wir, auf das alte apoſtoliſche Glaubensbekenntniß: auch ſie bekennen, daß „Jeſus Chriſtus Gottes eingebohrner Sohn, empfangen vom heiligen Geiſt, gebohren von Maria der Jungfrau ſey; auch ſie glauben an den heiligen Geiſt und an die Auferſtehung des Fleiſches. Ich weiß dieſes, fügte er ſehr bewegt hinzu, gewiß, denn mein verſtorbener Vater war Proteſtant; ich habe ihn beten ſehen und hören, beten ſo wie uns Andere; ich habe die heiligen Bücher der Proteſtanten öfter geſehen und darinnen geleſen.“

Ich war ganz erſtaunt über eine ſolche, mir ganz unerwartet geweſene Vertheidigung der Proteſtanten, aus dem Munde eines ſo eifrigen, frommen und noch ſo jungen catholiſchen Geiſtlichen. Ich ſahe mit Freude in dieſes Auge voll Liebe und frommen Ernſtes. Der Andere aber mit ſeinem geiſtvollen, ſcharfen Blicke ſahe mich an, fragend, und gleichſam mich zum Beiſtand aufforbernd. Ich durfte da nicht ſchweigen. „Auch ich, ſagte ich, bin als Chriſt lutheriſcher Confeſſion geboren und erzogen. Aber bis zu meinem letzten Hauche werde ich feſthalten an jenem Wort des Lebens, an jenem alten Glaubensgrund der apoſtoliſchen Kirche, den Sie mein Herr eben ausſprachen und von dieſer Geſinnung ſind ſehr viele meiner Glaubensgenoſſen in meinem Vaterlande. Freilich weiß ich gar wohl, daß, wie dies auch Ihrem Freunde bekannt ſcheint, manche meiner Confeſſionsverwandten, von flachen Einwendungen und Zweifeln gegen die einfältige, göttliche Wahrheit hin und her bewegt werden, welche ihren Grund in der thieriſch ſinnlichen Befangenheit unſerer Natur haben. Wenn es aber zuweilen ſcheint, als ſey dieſe in unſern Tagen ſehr allgemeine geiſtige Krankheit, oder unruhige, innere Bewegung ausſchließend nur unter den Proteſtanten einheimiſch; ſo mag dieſer Anſchein wohl auch zum Theil darinnen ſeinen Grund haben, daß unter uns Proteſtanten alle, ſelbſt die ſeichteſten und frecheſten Einwürfe ſo laut und öffentlich ausgeſprochen werden dürfen, wie dies bei manchen andern Confeſſionsverwandten wohl ſchwerlich möglich und erlaubt wäre.“

Die Gegend, bald hinter Antibes, wurde jetzt ſo bedeutend und Aufmerken erregend, daß ſie Aller Augen aus dem Wagen hinaus, auf ſich hin lenkte. Südlich bemerkt man öfters durch die Waldungen der hohen, ſchattigen Olivenbäume das Meer, von Norden her blicken, durch die Schluchten und Thäler der Bergſtröme die beſchneyten Gipfel der Seealpen hinein; unmittelbar am Wege erſcheint, neben den üppigen Weingeländen, welche hier ſchon auf italieniſche Weiſe Guirlanden zwiſchen Weiden- und Maulbeerbäumen bilden, die ſüdliche

Form der amerikaniſchen Agave; um jedes kleine Dörfchen Gärten voll hoher Orangen- und Granatenbäume, ſtatt der Hecken die Myrthe und ſtrauchartige Granate.

Das gute und ſchöne ſüdliche Frankreich, in welchem uns doch ſo oft und viel wohl geworden, will auf dieſem Wege zulezt noch mit einem recht bedeutenden und tiefen Eindruck Abſchied nehmen; denn einen ſolchen macht das Städtlein Cagne, jenſeit des Loupflüßchens, unfern der Straße am Bergabhange gelegen. Das alte Ritterſchloß mit ſeinen Thürmen und den Mauern mit Schießſcharten, aus einem Wald von Oelbäumen herausblickend, führt noch einmal alle Erinnerungen an eine alte, ritterlich kämpfende und zugleich anmuthig dichtende Zeit dieſes Landes zurück, in welcher wir auf der Reiſe durch Südfrankreich, vom Thal von Vaucluſe an bis hieher, öfters mehr gelebt hatten als in der Gegenwart. Und ſiehe da, das am Flußufer hinan liegende, lezte franzöſiſche Dorf St. Laurent, und vor uns die Grenze zwiſchen Frankreich und Sardinien: der Varſtrom, welcher ſein breites, ſteiniges Bette nur in manchen Jahreszeiten und auch dann nur auf etliche Stunden auszufüllen vermag.

Am dießſeitigen Ende der über das Steinmeer hinübergeführten, über 1200 Schritte langen, hölzernen Brücke ſteht das franzöſiſche Grenz-Zollhaus; hier zeigt man die Päſſe und wird dann alsbald höflich entlaſſen. Der Wagen rollt weiter, unſer Reiſegefährte, der junge Geiſtliche ſagt ſeinem „lieben Frankreich“ ein Lebewohl; fröhlich dagegen begrüßt der andere ſein „ſchönes Italien“ das ja ſchon eigentlich jenſeit des Varſtromes beginnt.

In der That das „ſchöne Italien“ kann ſich an wenig Punkten ſo herrlich und reich, ſo viel verſprechend und lockend ankündigen als an dieſer Grenze. Während wir da am Königlich Sardiniſchen Zollhauſe noch einige Zeit verweilen mußten, betrachteten wir mit Luſt den üppig grünen Laubwald, von Schlingpflanzen durchwebt, der am Ufer des Varſtromes auf und niederwärts ſich hinzieht. Nach Süden hin das Meer, nach Norden der Gürtel der Alpen. Es gehet der Weg vom Var nach der Stadt hinein bald durch Maulbeergewälde, zwiſchen deren Aeſten auf italieniſche Weiſe Guirlanden-artig die Weinreben ſich hinwinden, bald am laut anbrandenden Meere vorbei; an den Hügeln zur Linken ein dichter Wald von Oelbäumen, ſo hochwüchſig und kräftig wie wir ſie bis dahin noch nie geſehen.

Und da jenſeits St. Helena begrüßt uns in der Vorſtadt, welche der Lieblingsaufenthalt der reichen, Nizza beſuchenden Engländer iſt, der Duft der blühenden Orangen, wo man hinſieht, rechts und links in den Gärten, ein fortlaufender Wald dieſer edlen Bäume, mit dem weißen Schnee der Blüthen, und dazwiſchen andere mit dem Gold der lieblichen Früchte bedeckt. Darunter, dem Aufblühen nahe, die gewürzreiche Mimosa farnesiana, blühende Caſſien und tauſendblüthiges Roſengebüſch.

Gleich vom Poſthauſe hinweg wurde denn ausgegangen eine Privatwohnung zu ſuchen. Es lockte uns weniger die Gegend des Hafens, in welcher uns eine Wohnung von Antibes aus empfohlen worden, als die unvergleichliche Lage da am Ende der großen Terraſſe welche der gewöhnlichſte Spaziergang der Einheimiſchen und Fremden iſt, am Fuße des Schloßberges. Und hier in dem am allerſchönſten gelegenen Hauſe, bei den freundlichſten, beſten Wirthsleuten — bei H. Maigron — ſtand auch ſchon eine Wohnung für uns bereit, ſo herrlich gelegen wie keine andere welche ich jemals hier auf Erden bewohnt. Vor uns das gleich jenſeits des Fahrweges an den Felſen brandende Meer, weit und unermeßlich; Schiffe, deren wir von unſern Fenſtern aus oftmals dreißig auf einmal, außer den Fiſcherkähnen gezählt, ſchweben gleich fernen Wolken über der Tiefe. Deutlich, daß man die einzelnen Häuſer zu unterſcheiden vermag, liegt das freundliche Antibes da, hinter ihm das waldige, zackige Gebirge des Eſterels. Biegt man den Kopf zum Fenſter heraus dann ſieht man weiter hinan die Kette der Seealpen, deren ſelbſt nähere Häupter ich noch öfters im Mai, mit einem bald wieder vergehenden Schnee bedeckt geſehen. Es weht durch die geöffneten Fenſter, beſonders gegen Abend, der Duft der blühenden Orangengärten herein und die wärmeren Stunden des Tages ſind durch den erfriſchenden Hauch des nahen Meeres lieblich gekühlt.

Unſre freundlichen Wirthsleute hatten uns gleich bei unſrer Ankunft mit mancherlei Erquickungen verſorgt, unſer Zimmer mit Blumen geſchmückt. Wir ergiengen uns noch einige Augenblicke in der Umgegend der Stadt oder vielmehr unſerer Wohnung. Die Ulmbäume da am Cours, ſchon heute, am 20. April ſo dicht belaubt wie bei uns gegen Ende des Maies, die Wieſen ſchon ſo hoch bewachſen, wie bei uns in der Mitte des Sommers, im freien Felde zum Genuß als Gemüſe längſt herangereifte Bohnen und Schoten. Vom Schloßberge, an deſſen Fuße unſer Haus gelegen, ſieht man den vierfachen Gürtel der Gebirge, welcher die Thalbucht von Nizza gegen Norden und Weſt und Oſten umringt, zu oberſt den ewigen Schnee der Alpen; gegen über dem

Schloßberg ſchaut das alte Gemäuer der Burg Montalban mit ſeinem gähen, kahlen Berggipfel, düſter zu den grünen Olivenwäldern und Orangengärten an ſeinem Fuß hernieder.

Da am Cours, in einem Zimmer das nach dem Meere hinaus ſchaut, war denn zum erſten Male in Nizza der Tiſch für uns gedeckt; in der lezten Abendſtunde aber ſaßen wir wieder, im Anblick der jenſeit des Eſterels untergehenden Sonne, an den Fenſtern unſers Zimmers. Das Meer, noch vom vorübergegangenen Sturme unruhig, donnerte laut an den Felſen und in ſeine Höhlen hinein; ein Schiff, mit dem Winde kämpfend, arbeitete ſich mühſam an die Küſte hinan, an welcher wir ſchon einen ſo vergnügenden Ruheort gefunden.

Da im Anblick des Eſterelgebirges und des noch geſtern auf ihm zurückgelegten Weges; am glücklichen Ende einer Reiſe, welche bei allem Lieblichen das ſie gehabt, dennoch voll Mühe und Arbeit geweſen, in einem Paradies das jezt auf längere Zeit unſer Wohnplatz ſeyn ſollte, und hier ſchon ſo freundlich empfangen und verſorgt, hat ſich in uns ein Vorgefühl jener Augenblicke geregt, in denen der Pilgrim und Fremdling auf Erden nach Vollendung des Laufes, welcher Mühe und Arbeit geweſen, und im Zurückblick auf den gemachten Weg, ausruhen wird im Hauſe einer ewig erbarmenden Mutterliebe. Noch woget das Meer, bewegt vom lezten Sturm, es glühen noch Stirn und Bruſt von dem zurückgelegten Laufe, ein Hauch aber vom Aufgange her, ſtillet die Wellen und erfriſchet die Müden. Und ſiehe die Arbeit und die (oft vergeblichen) Sorgen ſind vorüber; die Zeit der Ruhe iſt vorhanden.

Druckfehler.

[Die hier nachſtehenden, bedeutenderen Druckfehler (die leichter zu entdeckenden und die Fehler der Interpunktion wurden gar nicht erwähnt) möge der geneigte Leſer, ebenſo wie die auffallende Verſchiedenheit der Orthographie, theils durch die Entfernung des Druckortes, theils auch durch den Umſtand entſchuldigen, daß der bei weitem größere Theil dieſes Bandes, vom Verfaſſer, als ihn ein Armbruch Wochen lang von jeder andern Beſchäftigung abhielt, ſehr verſchiedenen jungen Freunden in die Feder diktirt wurde.]

Seite 75. Zeile 15. leſe man Tetrao. S. 96. Z. 13. v. u. l. m. Oedipus. S. 102. Z. 6. v. u. l. m. botryoides. S. 110. u. 111. l. m. als Columnentitel Sorgues. S. 112. u. f. Avignon ſtatt Orange. S. 116. Z. 10. l. m. Kanopus; Z. 15. Papyrusſtreifen; Z. 17. neuere ſt. neun; Z. 23. l. m. Ueberreſten. S. 122. Z. 1. l. m. Nachmittags-Sonne. S. 132. Z. 3. fehlt bei, vor Chiamut; Z. 10. v. u. fehlt ſie, nach ſondern. S. 135. Z. 12. v. u. ſetze man d. w — hinter ſt. vor das Wort Meer. S. 137. Z. 15. l. m. Valencia. S. 138. Z. 3. v. u. erwähnt ſt. ermüdet. S. 139. Z. 8. v. u. l. m. Johannisbrodſchoten. S. 148. Z. 12. l. m. Coloſſeum. S. 151. Z. 4. v. u. l. m. vor ſt. von. S. 160. Z. 9. l. m. Arzneimittel. S. 165. Z. 13. ſetze m. ein : hinter Umgang. S. 168. Z. 13. l. m. Geſimſe. S. 173. Z. 10. v. u. l. m. neben einander. S. 175. Z. 13. l. m. gehalten ſt. gemacht. S. 178. Z. 4. l. m. erhabene; Z. 18. l. m. dort ſt. da. S. 189. Z. 4. l. m. einer; Z. 18. ätzendem. S. 194. Z. 9. v. u. l. m. Arzneimittel.

S. 196. Z. 8. l. m. Behauptungen; Z. 10. u. 11. l. m. Arznei. S. 197. Z. 12. l. m. jedesmaligen. S. 198. Z. 1. l. m. blühten. S. 200. Z. 11. v. u. l. m. Wundarzneikunſt; Z. 6. v. u. ſtreiche man da. S. 203. Z. 10. l. m. erſcheinen. S. 222. Z. 10. v. o. l. m. flimmernden. S. 225. Z. 20. l. m. aufgelöſt. S. 228. Z. 1. l. m. ſehen; Z. 13. an. S. 236. Z. 14. l. m. terebinthen. S. 240. Z. 15. l. m. wohl verdient. S. 251. Z. 16. l. m. gezeigt; Z. 17. des Dualismus. S. 263. Z. 7. l. m. Paläſtina's. S. 276. Z. 22. l. m. begegnen. S. 283. Z. 8. v. u. l. m. Plärren. S. 285. Z. 19. l. m. Von ſt. In. S. 298. Z. 1. und anderwärts l. m. Troubadours ſt. Trambadours; Z. 13. l. m. und jene Gebräuche. S. 299. Z. 5. denn ſt. dann. S. 301. Z. 8. v. u. l. m. waren. S. 308. Z. 13. l. m. Maiſan. S. 310. Z. 10. v. u. Pytheas ſt. Pythias. S. 311. Z. 9. v. u. l. m. ſeiner. S. 312. Z. 10. l. m. bemerkt. S. 313. Z. 9. Wohnſtatte. S. 319. Z. 4. und anderwärts l. m. Olioules ſt. Olioulles. S. 321. Z. 15. l. m. ſcheinen. S. 328. Z. 18. l. m. Arbeiten. S. 330. Z. 18. l. m. zubieden. S. 333. Z. 3. l. m. ſcheußliche. S. 334. Z. 4. v. u. l. m. verpeſtenden. S. 336. Z. 6. v. u. l. m. eigentliche.

Reiſe

durch

das ſüdliche Frankreich

und durch

Italien

von

Dr. G. H. Schubert.

Zweiter Band.

Erlangen, 1831
bei Joh. Jac. Palm und Ernſt Enke.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Dem Herrn

Julius Schnorr von Carlsfeld

Profeſſor an der Königl. Academie der Künſte zu München,

ſeinem theuren brüderlichen Freunde und Gevatter

und

der Frau Bürgermeiſterin

Eleonora Wirth, geborne Schubert

zu Chemnitz in Sachſen

ſeiner theuren, einzigen Schweſter,

widmet, in herzlicher Liebe dieſes Buch

d. V.

Vorrede.

Nach einer Unterbrechung von mehreren Jahren, welche mir wichtigere Berufsarbeiten für dieſe Beſchäftigung der bloßen Erholungsſtunden auferlegten, war ich endlich im Stande an die Fortſetzung und Vollendung meiner Reiſebeſchreibung zu denken, die ich hiermit dem freundlichen Leſer vorlege.

Ich habe, zum Anfang dieſes zweiten Theiles Briefe aus Nizza gegeben, in denen einige Gedanken und Einfälle vorkommen, die ich in meiner Geſchichte der Seele weiter ausführte. Hiermit habe ich ein Bekenntniß ablegen wollen über das Warum und Woher? ſo mancher Einfälle und Bilder, die ſich mir, wie der immer wohlthätige Tadel ſagt, nur zu unwiderſtehlich bei meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aufdrängen. Es waren Keime, welche ich auf meinen Wegen über Berge und durch Thäler aufgeleſen, und die ich, ohne es zu wiſſen, mit mir in die Heimath der eignen Gedanken genommen, wo ſie mir unter der Hand aufgiengen. Und ich hätte wohl nichts dagegen, wenn in Wahrheit etwas von der Sprache und der Kraft des Buches „der Werke“, das ich, mit Ausnahme eines einzigen, lieber geleſen habe als alle durch Menſchenhand geſchriebene Bücher, unvermerkt in meine armen Arbeiten übergegangen wäre, und wenn ich es vermocht hätte, auch in einer oder etlichen Stellen dieſer Reiſebeſchreibung in jener Sprache zu dem Leſer zu reden.

Die Bemerkungen über die Geſchichte der bildenden Künſte in Italien und die kurzen Lebensbeſchreibungen einiger Künſtler, von S. 196 bis 201, dann 217 bis 249 und noch anderwärts, möge man von mir, als einem nur Durchreiſenden durch dieſes reiche Gebiet, mit Nachſicht aufnehmen. L. **Schorn** wird bald in ſeiner trefflichen Bearbeitung von Vaſari's Werk, als ein Einheimiſcher darüber reden. An dieſen wohlerfahrenen, tiefblickenden Führer wollen wir den Leſer hinweiſen, wenn er das Gebiet der Kunſtgeſchichte mit Nutzen durchreiſen will.

Ein ausführliches Verzeichniß aller auf unſern Wegen gefundenen Pflanzen, welches mein fleißiger Freund und Reiſegefährte, H. Dr. **Schneider**, jetzt Lehrer in Bunzlau fertigte, ſoll nächſtens in einer naturhiſtoriſchen Zeitſchrift mitgetheilt werden.

München am 22ſten Juli 1831.

D. V.

Inhalt.

1. Briefe aus Nizza.

Erſter Brief. S. 1.

Zweiter Brief; das Klima von Nizza. S. 8.

Dritter Brief; die große Trockenheit der Luft und des Bodens von Nizza. S. 26.

Vierter Brief; die Gegend von Villafranca. S. 42.

Fünfter Brief; die nächſten Umgebungen und Spaziergänge um Nizza. S. 64.

Sechſter Brief: die Fiſcher und der Verkehr des Fiſchmarktes, ſo wie der andern Märkte in Nizza. S. 72.

Siebenter Brief: die Wohnungen und öffentlichen Gebäude, ſo wie die Bewohner von Nizza. S. 85.

2. Reiſe nach dem Col de Tenda. S. 102.

3. Zurüſtungen zur Abreiſe von Nizza. S. 133.

4. Reiſe von Nizza nach Genua. S. 138.

5. Genua. S. 163.

6. Reiſe von Genua nach Piſa. S. 180.

7. Piſa. S. 192.

8. Livorno. S. 210.

9. Florenz. S. 216.

10. Reiſe von Florenz nach Rom. S. 259.

11. Ein Brief aus Rom. S. 272.

12. Die zwei erſten Tage in Rom. S. 281.

13. Das Johannisfeſt und der erſte Sonntag in Rom. S. 307.

14. Reiſe nach Tivoli. S. 316.

15. Das Peter- und Paulsfeſt in Rom. S. 322.

16. Reiſe von Rom nach Neapel. S. 338.

17. Neapel. S. 347.

18. Die Fahrt nach Puzzuoli. S. 363.

19. Die Reiſe nach dem Veſuv und nach Pompeji. S. 374.

20. Rückreiſe von Neapel nach Rom. S. 394.

21. Die letzten Tage in Rom. S. 400.

22. Reiſe von Rom nach Terni. S. 402.

23. Reiſe von Terni nach Bologna. S. 408.

24. Reiſe von Bologna nach Mailand. S. 427.

25. Mailand. S. 436.

26. Reiſe von Mailand über den Simplon. S. 453.

27. Heimreiſe durch Wallis, Uri und Graubündten. S. 464.

I.

Briefe aus Nizza.

Erſter Brief.

Nizza am 27. April [illegible]

Zum erſten Male ſeit mehreren Wochen iſt es mir wieder ſo heimathlich, ſo ſtill zu Muthe, daß es mich gelüſtet Hütten zu bauen; Hütten, dahin ich die Seelen der Freunde aus dem fernen, lieben Vaterlande zu mir verſammlen möchte, um ſie mit den beſten Gaben zu bewirthen, welche meine Hand hier, in der Fremde, gefunden. Euer *** haben es nie verſchmäht, in die Zelte und Hütten einzutreten, welche meine ſchreibende Feder bald da, bald dort im Lande erbaute; darum lade ich Sie auch heute in die Nomadenwohnung ein; mein erſter Brief aus der jetzigen Stätte des Ausruhens möge an Sie gerichtet ſeyn.

Seit acht Tagen ſind wir hier in Nizza; ich wohne in einem Hauſe, faſt unmittelbar am Meer gelegen. Als in der erſten Nacht unſres Hierſeyns der Sturmwind die Wogen mächtig gegen die Klippen und das niedere Geſtade warf und das Auf- und Niederrollen der Ufergeſteine, das Toſen des Waſſers in den Hölen und Klüften des Felſens, hinein in mein Halbwachen und in meine Träume ertönte; da war mir es als hörte ich den feierlichen Klang der Glocken, welche ein hohes, ſchönes Feſt einläuteten. Die Seele erwachte dann auch am Morgen in dem Feſttagsgewand ihrer Gefuhle; ein friſcher Wind vom Meere wehte zum geöffneten Fenſter herein, über die noch immer vom Sturm bewegten Wogen ergoß die aufgehende Sonne ihre Strahlen; in hellerem Lichte erglänzte, von Weſten her, das Gebirge. Nachtigallen ſangen da nicht dem Morgen entgegen; aber das Geſchrei der Möven, welche ſchaarenweis über die grünen Wellen zogen, vertrug ſich beſſer mit dieſen Tönen der Harfe, welche die bewegte Wildniß der Gewäſſer dem Felſengeſtade entlockte, als der Geſang der Nachtigall aus grünendem Gebüſche.

Nach einiger Zeit erwachte auch meine liebe Reiſegefährtin. „Sie hatte beim Erwachen nicht gewußt, wo ſie ſey? Ihr war es als ſey ſie im väterlichen Hauſe." Und in der That, wir erfuhren es an dieſem Morgen und der Mund bekannte es freudig, daß wir im Hauſe des Vaters ſind. Geiſt und Leib waren geſtärkt, auch meine Reiſegefährtin fühlte keine Ermüdung mehr; wir giengen hinaus, um die neue Heimath beſſer zu beſehen. Denn nach dieſem faſt ſechswöchentlichen, beſtändigen Weiterziehen, bei welchem nur ſelten ein und daſſelbe Dach uns länger als einen Tag beherbergt hatte, kam uns Nizza, in welchem wir länger als einen Monat zu verweilen gedachten, wie ein Wohnort für viele Jahre vor.

Das Meer habe ich ſchon öfter geſehen und mich an dem Wehen „des Lebensgeiſtes, der über der Tiefe ſchwebt," erfreut und geſtärkt. Ich habe auch Gebirge geſehen und bin hinangeſtiegen zum Neſt des Falken in der Kluft, ja bis zum Horſt des Adlers. Hier iſt, in ſeiner ganzen Herrlichkeit, beides nahe beiſammen. Wenn ich am Gemäuer des alten Schloſſes ſtehe, das über meine Wohnung herüberragt, ſehe ich unter mir das Meer und fühle den friſchen Odem der von ihm aufgeht; zur andren Seite hin aber erblicke ich die dreifachen Mauern der Alpengebirge, eine immer höher als die andre, welche dieſe ſeltſam beglückte Bucht gegen den Nordwind beſchirmen. Da am weſtlichen Abhange des Schloßberges ſteht und gedeiht im Freien die Dattelpalme, es wächſt die ſtrauchartige Euphorbie und manche Pflanze der africaniſchen Küſte; gegen mir über ſehe ich, ſelbſt in der Mitte des Sommers, den Schnee der Alpen, und, mit der mäßigen Eile des hieſigen Poſtenlaufes kann ich, in der Zeit vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenniedergang deſſelben Tages, von der heißen Küſte aus, da die Palme im Freien ihre Früchte trägt und da Orangenwälder grünen und blühen, bis zu einer Gegend kommen, in welcher das Auge, wohin es auch ſieht, nichts mehr findet, als einige Fremdlinge der lappländiſchen Pflanzenwelt und zuletzt nur noch etliche kümmerliche Flechten und Mooſe, dann aber den nimmer weichenden Schnee. Gegen Weſten und Nordoſten hin ſind, wie etwa im ſpäteren Alter die einzelnen Augenblicke der lebendigen Rückerinnerung an die vergangene Jugend, lieblich grünende Wieſen und Orangengärten in die Klüften des Gebirges hineingeſchoben; daneben und darübe das nackte, gelblichgraue Geſtein des Felſens, welches war, ehe man dieſe Orangengärten und Wieſen angepflanzt hatte, und welcher bleiben wird, wenn auch einſt dieſe Citronen- und Olivenwälder nicht mehr da ſind.

In der That, ſo viel mich mein bisheriger Aufenthalt hier gelehrt, kann ich nichts anders, als an dem oben gebrauchten Vergleich feſt halten. Die Gegend um

Nizza bildet die Zeit des weiter vorgerückten, aber noch thatenkräftigen Lebensalters ab, da der Scheitel ſchon weiß wird, das Auge aber noch hell und munter blicket. Siehe da zeigen ſich wohl, gegen Sonnenuntergang hin, wie die vergangenen Tage einer reichen Lebenszeit, grünende und blühende Gärten und Auen; näher dem Gemäuer der Burg ſtehet, gleich der noch neulich gelungenen That des Mannesalters, die hohe Palme; vorherrſchend aber an Ausdehnung und bleibender als dieſe alle ſtehen die hehren Berge da, ſo weit, jenſeits aller der grünen Auen, und das Meer, deſſen Gränzen das Menſchenauge nicht findet.

Keine andre Gegend, die ich jemals geſehen, hat mich auch ſo ſehr an den angeſtrengten Fleiß, an die vielfache Thätigkeit des reiferen, ruhiger beſonnenen Alters erinnert, als die Landſchaft von Nizza. Wie ein geiſtigkräftiger Mann, welcher weiß was er ſoll, jeden Augenblick des nun bald hinſcheidenden Lebens ergreift und benutzt, damit jede noch ſparſam hervorbrechende Blüthe zur Frucht werde, ſo iſt um Nizza jedes Stücklein Feldes oder Gartenlandes, welches zwiſchen den nackten Felſen gefunden wird, von der fleißigen Menſchenhand zu einem ruchtbringen, das ohne Aufhören iſt, gezwungen. Der enſch wie der Acker müſſen dieſes raſtloſe Schaffen von n Orangenbäumen gelernt haben, welche hier der Se- n aller Gärten ſind; denn wie ſich der Orangenbaum eilt, ſchon dann, wenn noch die halbreifen und reifen üchte an den immer grünenden Zweigen hängen, die uen Blüthen für die nächſt künftige Zeit des Frucht- gens hervorzutreiben, ſo beeilt ſich hier der Feldbau a jeder Zeit des Jahres unmittelbar in die Ernte ſchon die neue Ausſaat hineinzuſchieben: öfters ſteht noch die eine Art der Gewächſe oder Früchte faſt reif zum Hinwegnehmen da, während die andre als zartes Pflänzlein bereits daneben aus dem Boden hervorkömmt und hier von dem gemeinſamen Treiben aller dieſer mächtigen Bewegungen: der Sonnenwärme bebrütet wird. Im Winter grünen, blühen und reifen auf einem großen Theil der Felder die Kartoffeln, die Kohlgemüſe, ſo wie Erbſen und Bohnen, oder es ſchoßt dann und reift der Hafer und mit ihnen noch manches andre Gewachs, zu deſſen Gedeihen gerade die gemäßigte Wärme des hieſigen Winters am zuträglichſten iſt. Wenn aber im April die Kartoffeln aus der Erde genommen, wenn zu Anfang des Mais der Hafer abgemäht und eingeärntet worden, dann nimmt den frei gewordnen Feldraum das grüne Gedräng der andren nutzbaren Pflanzen ein, welche eine ſtärkere Gluth der Sonne zu ihrem Aufwachſen bedürfen; unter andern ſieht man alsdann den Verwandten des Kartoffels, den rothen Brühenapfel (Solanum Lycopersicum) ganze Felder bedecken, weil der ſonderbare Geſchmack des Südeuropäers die Frucht dieſes Gewachſes zur Würze ſeiner Saucen begehrt. Es vergeht kein Tag des Jahres, da nicht der Gärtner in dieſem immer fruchttragenden Lande bald dies, bald jenes Gewachs für die Küche des Bürgers oder für die Tafel des Reichbegüterten aus dem Boden oder von den Zweigen zu nehmen vermöchte.

In uns Nordländern muß es ein ganz beſonders wohlthuendes und erfreuendes Gefühl erwecken, wenn wir hier mitten im Winter, neben den Wandervögeln, die im Sommer unſre Wälder und Felder beleben, auch die Pflanzenwelt in ihrer ganzen Kraft und Schöne erblicken, welche im Sommer ein Segen unſrer Gärten und Aecker iſt. Gerade in dieſer Beziehung muß ich mir hier über mein liebes Nizza noch einen andren vergleichenden und beſchreibenden Ausdruck erlauben:

Das grünende und blühende Leben der Natur hat in unſrem ſo vielfach begabten Welttheile für jede Zeit des Jahres ſeine beſondren Ruheſtätten, da es ſein Blumenbette aufſchlägt. Wenn zuerſt in der Mitte des Winters, der Sohn der klagenden Göttin, Horus, aus dem Schlummer erwacht und vom Hauſe der Sonne, von Süden her, zu uns über das Meer kömmt, da nimmt ihn ſchirmend, für etliche Monate, die liebliche Bucht von Nizza auf; im Angeſichte der Schneeberge und an ihren Füßen hin übt er da alle Wunder ſeiner belebenden Macht, die Tulpe blüht, der Lorbeerbaum, wenn alle ſeine Brüder, längs der Küſte gegen Weſten hin noch ſchlafen, entfaltet ſchon ſeine Knoſpen, mit dem Summen der Biene ergießt ſich eine warme, belebende Sommerluft, ſchon im Januar, vom Meere her in die grünenden Thäler und Schluchten. In den Frühlingsmonaten geht dann der Zug des blühenden Lebens weiter, nach der Provence; da wird, längs dem Zuge des Mauriſchen Gebirges hin, an den Quellen und Bächen und aus jedem Gebüſch ein vielſtimmiges Jauchzen der Luſt: der Geſang der Vögel gehört. So weit ich bis jetzt die Länder unſrer ſchönen Erde geſehen (Italien hoffe ich ja erſt noch auf dieſer Reiſe zu ſehen) kenne ich keines, in welchem der Frühling herrlicher und reicher ſeyn könnte als da an der Hügelreihe zwiſchen Hyeres oder Toulon gegen das Eſterellgebirge hin. So wie dann die Sonne höher ſteigt, erhebt auch die Lebensfülle der Natur ihren Lauf, aus dem Thal und der Ebene hinauf nach den Alpen. Denn wo kann der Sommer gewaltiger und zugleich lieblicher ſeyn als auf den Hochgebirgen? Wenn am grünenden Bergſaum, unter dem Gletſcher, die pfeifende Stimme des Murmelthieres gehört wird; wenn der Falke ruhig um die weiße Kuppe der Felſen kreiſet, während der Donner der ſtürzenden Lawinen bald da, bald dort die Gemſe aus der Mittagsruhe aufſcheucht, daß ſie, mit nickendem Haupte, über mir am Rande der Klippe geſehen wird; wenn neben dem Purpurroth der Alpenroſe das tiefe Himmelblau der Enzianen hervorbricht und das Thal die vielfarbig bluhenden Kräuter der Gebirgswieſen bedecken; wenn von den grünenden Matten her der laute Geſang der Sennerinnen oder der Laut des Alpenhornes ertönet, da hat meine Seele ſchon oft geſagt: hier laß mich Hütten bauen. Sobald dann der Herbſt kommt, da geht der Triumphzug des beglückenden Gottes weiter, nordwärts, von den Alpen herunter, dem Rhein entlang, oder jenſeits der breiten Ebene zu den Geſtaden der Oſtſee. Denn ich kann mir den Herbſt nirgends lieblicher denken als in den Thälern des Rheines und der andern Flüſſe, die ihn aus unſren deutſchen und aus den nachbarlichen Auen von jenſeits, zum Meer begleiten; nirgends aber hehrer und geiſtig erhebender, als auf den Hügeln und bei den Eichenwäldern der Oſtſee. Denn wenn ich da, am See der Hertha, im Schatten der hohen Eiche, oder auf Arconas altem Burgraum, im Angeſicht des ſchäumenden Meeres, den ſcheidenden Sommer betrachtet, da iſt mir, ich weiß nicht, durch welchen Zug der innren Verwandtſchaft, ſchöner noch als die reichblühende Provence, hehrer ſogar als der Felſentempel unſrer Alpen, jener (um mit Tegner's Worten zu reden) „eisgraue, ſagenreiche Norden erſchienen, wo Wala die Grundtöne der Schöpfung ſang, während der Mond auf die Fiellen ſchien, der Bach ſeinen eintönigen

Geſang ſchlug und die Droſſel im Wipfel einer vergoldeten Birke ſaß und ein Klaglied ſang, über den kurzen Sommer, über die ſterbende Natur.“

Es bleibt alſo, nach alle dem, was ich bis jetzt ſelber von der Gegend von Nizza geſehen oder durch Andre erfahren bei jenem ſchon oben beliebten Vergleich: dieſe Bucht iſt die Wohnſtätte eines wunderbaren Nachſommers oder Vorfrühlinges, mitten in den Tagen des Winters; ſie erſcheint wie die noch ſpät, gegen den Winter hin aufbrechende Apfelblüthe, mitten unter dem ſich ſchon gelblich färbendem Laube, oder wie ein noch einzeln grünender und Früchte tragender Zweig, an einem abſterbenden Baume. Dieſer vereinſamte Zweig iſt jedoch von ſolcher anziehend reizenden Kraft, daß ich gleich dem wandernden Vogel auf ihm weilen, und, wäre meine Stimme des Geſanges mächtig, ihn beſingen möchte.

Zweiter Brief.

Das Clima von Nizza.

Nizza am [illegible] April.

Ich komme eben von dem Beſuch einiger mir ſehr intereſſanter Familien zurück, welche aus der theuren, nördlicheren Heimath hieher gezogen ſind, um in der hieſigen milden Luft des Leibes Schmerz und Weh, oder des Alters Gebrechlichkeit zu lindern und zu vergeſſen. Mit ihnen, ſo wie mit einem wackern Arzte, den ich öfter bei meinem Landsmann v. Noville ſahe, ſprach ich ſchon viel vom hieſigen Clima und ſeiner heilſamen Kraft. Ew.***, denen, dies weiß ich, Nizza bald ein theurer

Ruheort ſeyn würde, wenn Sie es näher kennen lernten, erlauben mir ſchon heute noch in der beſchreibenden Art meines erſten Briefes fortzufahren:

Hier findet, wie ich ſchon neulich ſagte, der Nordländer ſelbſt noch mitten im Winter, die ganze Fülle und Friſche ſeines längſt vergangnen Sommers. Als hätte dieſelbe hier in dieſer Felſenbucht vor dem Froſte ſich verſteckt, der, wenn er aus ſeiner alten Heimath am Nordpol über die ſelber bereitete Bahn von Schnee und Eis herunterfährt nach dem Gürtel der Alpen, und wenn er dann, ſo weit das Auge reicht, jede Höhe und jede Thalſchlucht tief unter Schnee und Eis vergraben ſieht, den Herrſcher dem er ſein Reich nahm, nicht mehr ſo nahe, nicht mehr ſo lebendig und friſch unter den ſchneeweißen Leichentüchern der Berge ſuchet und ahndet, und daher ſorglos auf dem eroberten Gebiet ſich bettet, bis der rechtmäßige Herrſcher des Landes, verſtärkt durch die Kräfte des Südens, plötzlich aus ſeiner Bergungsſtätte ſich aufmachet und, nach den harten Kämpfen der Frühlingsnachtgleiche, den fremden Tirannen in ſeinen glänzenden Eispallaſt, mitten im weiten Schneelande, zurücke jagt.

Wie der Pilgrim der aus unſrem Heimathlande bis hieher reiſte, da auf einmal noch den Sommer auffindet, von welchem ſchon längſt, als er das Vaterland verließ, und auch ſeitdem, auf dem ganzen Wege hieher, kein Vogel mehr ſang, kein einziger Lufthauch mehr ſprach; ſo findet der Pilgrim der aus der Heimath des Menſchenlebens kommt und nun ſchon der Gränze der Ewigkeit nahet, hier, bei ſchon ergrautem Haar, ein Nachgefühl der längſt vergangnen Jugend wieder. Es ergeht in ſolchem Falle der Seele mit ihrem Leibe, ſo wie der Sonne mit dem Erdboden. Wenn ſich nämlich jene Herrſcherin der Planetenwelt mit ihren ſenkrechten Strahlen im Winter nach dem Südpol wendet und nun ihre Lichtblicke nur ganz ſchief auf unſer Land fallen, da wird, nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, Berg und Thal mit dem greiſen, kalten Lockenhaar des Reifes und Schnees bedeckt, und wenn dann auch mit gewohntem Gange täglich die Sonne ihren geliebten Erdboden beſcheint, ſo wacht auf dieſem doch kein Grün und kein einziges Blümlein auf, denn die winterlichen Nächte ſind zu lang und zu kalt, die Strahlen des Tages treffen (als hätte ſich die Liebe der Sonne ganz ſchon nach einem andern, ſchöneren Lande hingewendet) gar zu ſchwach auf. Wenn aber auf einmal aus der geheimnißvollen Stätte der elektriſchen Kräfte, die in der Luft wohnen, mitten in der Zeit des Winters ein warmer Südwind bereitet und über Berg und Thal ergoſſen wird, da thaut der Schnee, das Grün der Wieſen kommt hervor und ob nun auch der Strahl der Sonne nur eben ſo ſchief und flach auf das Land fällt als vorhin, ſo weckt er doch alsbald wieder die ſchon halb erſtorbenen Knoſpen der Wieſenblumen auf; der Haaſe des Feldes, durch die Wärme getäuſcht, bereitet wieder für die noch ungebornen Jungen das Lager. Es ergeht da den Pflanzen und Thieren, welche draußen im Freien wohnen, wie denen, welche den Winter im warmgeheizten Zimmer hinbringen. Wenn da, durch die Fenſter herein, die ſchiefen, tiefen Sonnenſtrahlen fallen, wirken ſie eben ſo aufregend und belebend auf die Blumen und auf die Turteltauben im Käſicht ein, als das Licht der Sommerſonne.

Ganz etwas Aehnliches erfährt auch die Menſchenſeele an ihrem ſchon alten, kalten Leibe, wenn dieſer auf einmal unter einen ſolch milden Himmelsſtrich und in ſolch leichte, reine Luft verſetzt wird, wie die von Nizza iſt. Der Leib iſt nach dem Laufe der Natur ſo alt und kalt geworden, weil die Seele, von welcher er ja allein das Leben hat, die Strahlen ihres Sehnens von ihm hinweg, ſchon nach einem andern, fremden Heimathlande gewendet hat. Da kommt auf einmal eine andre Seele: die überſtrömende Lebensfülle und Seele der Natur, und giebt dem ſchon erſtorbenen Leib einen Theil der verlornen Kraft und Friſche wieder und der Lebensſtrahl der eignen, inwohnenden Seele, ſo oft er jetzt auf den Leib fällt, begegnet da, wie vormals wieder, den reich und warm emporquellenden Gefühlen der Jugend, wieder dem alten, leichten Spiel der Phantaſieen und Gedanken.

Ich ſelber habe die ſcheinbar verjüngende Kraft des Himmelsſtriches von Nizza auf eine auffallende Weiſe an mir erfahren. Ich erlebte hier, am 26ſten April meinen 46ſten Geburtstag und brachte gleich den paradieſiſch heitren, ſchönen Morgen auf meinen Lieblingspunkten am Meer und auf den Nachbarbergen zu. Da kam mir — und ich muß die Selbſttäuſchung dem eigenthümlichen Gefühl von jugendlicher Leichtigkeit zuſchreiben, von welchem meine Bruſt, bei dem Athmen der balſamiſchen Luft durchdrungen war — da kam mir den ganzen Morgen der Gedanke nicht aus dem Sinne, daß ich heute meinen 36ſten Jahrestag feiere, bis meine liebe Hausfrau mir, durch beßres Nachrechnen, den Irrthum benahm.

Es iſt indeß mehr als bloße Selbſttäuſchung, was das heilbringende Clima von Nizza hier an dem Leibe und durch dieſen an der Seele wirkt. Dies bezeugt die Erfahrung von Tauſenden, welche ſeit den Zeiten des alten, römiſchen Kaiſerreiches bis zu unſern Tagen, hier, in dieſer Bucht, Linderung der vieljährigen

Leiden und körperlichen Schmerzen, und ſogar volle Geneſung von denſelben gefunden. Oben unter den Ruinen des alten, nahe bei der jetzigen Stadt gelegenen Cemelion bezeugten es die aufgefundenen, altrömiſchen Inſchriften, daß ſchon damals, in dieſer Gegend, das menſchliche Elend und Wehe Erleichterung geſucht und erlangt, und daß hier ein heitrer, ſtiller Ausruhepunkt für Manche unter der Angſt, Noth und Gefahr jener Zeiten Graugewordene geweſen.

Alle jene leiblich Kranke, deren Leiden durch eine ſolche milde, trockne Luft, wie die iſt, welche über Nizza webt und brütet, erleichtert werden kann, die ſollten hieher gehen. Ein wackrer deutſcher Landsmann, aus der Rheingegend gebürtig: Herr Alexander von Noville, der gleich neben uns wohnt, und über deſſen Bekanntſchaft ich ſehr erfreut bin, hatte im Vaterlande Jahre lang an einem unheilbar ſcheinenden aſthmatiſchen Uebel gelitten. In dieſem lieblichen Lande jedoch war ſein Leiden nach kurzer Zeit gelindert und zuletzt ganz gehoben worden. Er kann ſich nun nicht entſchließen, den ihm ſo heilſam gewordnen Aufenthalt wieder zu verlaſſen, beſonders ſeitdem ihm die Erfahrung gelehrt, daß bei einer Reiſe ins Vaterland und während eines kurzen Aufenthaltes in dieſem, die alten Leiden wieder aufzuwachen droheten. Er wird deshalb wahrſcheinlich, wie ſo viele hier eingewanderte Fremdlinge aus kälteren Ländern, welche beſonders in der Vorſtadt La Croix eigne Häuſer bewohnen, für ſeine ganze Lebenszeit, oder doch für eine Reihe von Jahren hier verbleiben.

Die Aerzte wenigſtens behaupten es, und mir ſcheint es nicht unmöglich, daß Viele, welche im Vaterlande der Altersſchwäche und andren Gebrechen faſt ſchon unterlegen waren, und beſtändig das Bett hüten oder im Lehnſtuhl ſitzen mußten, hier in Nizza ganz neubelebt und kräftig geworden ſeyen. Da erhebt ſich dann Mancher von ſeinem Lager, wirft die Krücken hinweg und erfreut ſich, wieder auf eignen Füßen gehend, im Angeſicht des weiten Meeres und unter den blühenden Orangenbäumen, der lieblich wärmenden Sonne; die Dumpfheit und verdrießliche Laune des Alters iſt hinweggenommen, die Seele zeigt in der Leichtigkeit ihres innren Bewegens von Gedanken zu Gedanken und in der Lebendigkeit des Ausdruckes, daß ſie eigentlich noch dieſelbe ſey, die ſie einſt war, als ſie noch nicht von dem Alter oder von der leiblichen Gebrechlichkeit gefangen geführt und ſo eingekerkert worden, daß ſie ihre Stimme nach auſſen nicht mehr vernehmlich machen kann. Die Ketten ſind abgenommen, die Thüre des alten, feuchten Kerkers iſt aufgethan, und, ich weiß nicht ſoll ich es den begeiſterten Freunden und Lobpreiſern von Nizza nachſprechen oder nicht: „es iſt hier in dieſer Luft ein Mittel der Lebensverlängerung gefunden" — — wenigſtens doch gewiß ein ſanftes, liebliches Wiegenlied, bei welchem das arme, alte, lebensmüde Kind, leichter und mit minderer Beſchwerde als anderswo, die Annäherung des letzten langen Schlafes erwartet.

Wer hat das nicht empfunden, wie, ganz beſonders unſre Erinnerungen, und alle die Schätze und Raritäten, welche man nach und nach ins Gedächtniß eingeſammlet hat, in dieſem, wie in einer Art von Lade verwahrt liegen, welche, gleich einer Lade von Holz, deren Deckel und Thür bei feuchtem Wetter verquillt, bei trocknem wieder ſich in die alte Ordnung fügt, zuweilen leichter, zuweilen ſchwerer aufgeht. Das eine Mal braucht man nur eben zuzugreifen und herauszulangen, was man nur will und mag, andre Male aber kann man kaum die zum täglichen Gebrauch allernothwendigſten heraus bekommen. Mir wenigſtens geht es recht oft ſo mit meiner alten Gedächtnißlade, daß mir der Deckel ſo verquillt, daß ich ihn ſchlechterdings nicht aufbringen und nicht einmal, wenn etwa ein lieber Gaſt oder ein durchreiſender Gelehrter bei mir einſpricht, die alten ſilbernen Löffel und Meſſer und Gabeln herausholen kann, die ich doch ſchon von den Eltern und Großeltern ſeliger, ererbt habe; das heißt ich kann einem ſolchen durchreiſenden Gelehrten nicht einmal mit dem gewöhnlichſten Hausrath des Wiſſens und der Erfahrung ſo aufwarten, wie ſichs gehört. Und andre Male geht der verwünſchte Deckel ſo leicht auf, daß ich in Verſuchung komme, den Geſandten des Merodach Bal Adans, des Sohnes Bal-Adans, des Königs zu Babel, alle Raritäten „an Silber und Gold, an Spezerei, köſtlicher Salbe“ und alles Gezeug das ſonſt vorhanden iſt, in eitler Freude zu zeigen. Hier in Nizza — das muß die trockne Luft machen — geht einmal die Thüre recht gut auf, und es iſt mir lieb, daß die Geſandten des Merodach Bal Adans nicht hier ſind.

Wenn ich zuweilen da jenſeits der weſtlichen Vorſtadt unter den noch reichbelaubten Maulbeerbäumen gehe und der Abendwind, vom Meere her, ſäuſelt in den Zweigen, da iſt es, als wachte in mir die Erinnerung an jene erſten Augenblicke meiner Kindheit auf, da mir zuerſt das Selbſtbewußtſeyn gekommen. Denn es war, wie das Bewegen eines lebendigen Odems von Gott, es war wie das Säuſeln eines Morgenwindes in den Maulbeerbäumen, da wachte in der Seele des Kindes das Selbſtbewußtſeyn auf, mit all ſeinen Schmerzen und mit ſeiner

Luſt, und iſt ſeitdem nicht mehr von mir gewichen. — Wie meine liebe Hausfrau, gleich beim Erwachen am erſten Morgen, hier in Nizza ein Gefühl hatte als ſey ſie im lieben, elterlichen Hauſe; ſo bin ich auch hier in der guten, leichten Luft wieder in die längſt erloſchenen Erinnerungen meiner Kindheit eingezogen: wenn ich an ſpielenden Kindern vorbei gehe, iſt mir es als ruften ſie mich beim Namen, womit mich meine alten, kleinen Spielgeſellen gerufen: „komm Heinrich, ſpiele mit uns.“ Als ich neulich an einem Feiertag des Nachmittags an St. Helena vorbeigieng, hörte ich den Geſang eines Reigentanzes, welchen eine Schaar von zwölf oder dreizehnjährigen Mädchen, Hand in Hand zu einem Kreis verſchlungen tanzten. Da war mirs als ſey es die bekannte Weiſe und der Text eines Liedes, das ich in demſelben Alter auch bei unſern Mai- oder „Gregoriusfeſte“ im kunſtloſen Reigentanze geſungen hatte; bis ich näher trat und mich überzeugte, daß die Weiſe denn doch eine ganz andre, der provenzaliſche Text aber mir, wenigſtens in dem Munde dieſer Kinder, ein gänzlich unverſtändlicher ſey.

Iſt es mir doch hier in Nizza öfters als würde mir es deutlich, daß eigentlich der Geiſt des Menſchen viel mehr von der ganzen Welt der Sichtbarkeit, von ſeiner Zukunft wie von der alten, langen Verlangenheit in ſich trage, als er eigentlich ſelber meint und weiß. Bei vielen der hieſigen, zum Theil doch wunderſeltſamen Gegenden und Dinge iſt mirs als hätte ich ſie ſchon längſt geſehen und gekannt, ich weiß aber nicht, wenn oder woher?

Ich weiß, Ew. *** lachen mich nicht aus, wenn ich dieſe Leichtigkeit der Erinnerungen und der Ahndungen mit einem Sinn in Beziehung ſetze, der wohl hier in der Umgegend von Nizza auf die mannichfaltigſte Weiſe ergözt und aufgeregt wird: mit dem Geruchsſinn, von welchem ich es leicht zu erweiſen halte, daß er ſeine wundervollen, weit und lang dauernden Fäden aufs Mannichfachſte mit dem Gewebe jener höheren, innerlicheren Kraft vereine, welche wir unter dem Namen des Sach- und Ortsgedächtniſſes begreifen. Hier in Nizza iſt zuvörderſt mehr als vielleicht an irgend einem andern Orte in Europa, auf negative Weiſe für dieſen Sinn geſorgt: durch Hinwegräumen alles Uebelriechenden, das man etwa anderwärts auch im Freien findet. Jede verderbende und faulende Pflanze und Alles aus der lebenden Natur Ausgeſtoßene, wird hier ſogleich, nicht aber zunächſt aus Liebe zur Reinlichkeit, ſondern wegen der Benützung zum Dünger, ſorgfältig hinweggeſchafft. Auſſerdem trägt aber hier zum poſitiven Vortheil des Geruchsſinnes jeder Monat ſeine herrlich duftenden Blüthen und Kräuter. Im Januar blühen an den Feldrändern und in Gärten die Hyacinthen, beſonders von der Gattung Muscari, und bald auch die Jonquillen und Tazzetten, ſo wie die ſchöne Scilla. Im Februar duftet ſchon das friſch gemähte Heu der Wieſen und vier Arten von Tulpen ſchmücken die Landſchaft. Im März blühen alle Obſtbäume und viele Bäume der Höhen, ſchöner jedoch als alle der edle Lorbeerbaum; die Gebüſche röthen ſich von Roſen, der Orangenbaum öffnet einen Theil ſeiner Knospen, die Gewürzkräuter der Felſen und des Strandes geben ihren Geruch. Im April iſt das ganze Thal von dem Duft der Tauſende von blühenden Orangenbäumen erfüllt; öffnet man nur in den kühleren Stunden des Morgens oder Abends die Fenſter, da dringt in die innerſten Wohnungen der Duft herein. An den trocknen Stellen des Landes

ſteht

ſieht man jetzt allerorts die mannichfachen Arten des weiß und roth blühenden Ciſtus; in den Schluchten die blühende africaniſche Tamariske; aus den Aeckern erhebt ſich der ſüße Geruch der hülſentragenden Pflanzen. Auch noch im Mai ſteht ein großer Theil der Orangen-, noch mehr aber die Citronenbäume in vollem Flor; der blühende Weinſtock duftet an allen Hügeln, in den Gärten die ägyptiſche Mimoſe und öfters neben dem Jujubenbaume der Azedarach, deſſen ſteinharte Kerne zu Roſenkränzen verarbeitet werden. Am Felſengemäuer öffnet jetzt ſchon der Kappernſtrauch ſeine Knospen, an den Feldrändern und Grasplätzen werden die verſchiedenen Arten jener Pflanzenfamilie häufig geſehen, welche im Gewächsreich daſſelbe darſtellen, was die Affen unter den Säugthieren ſind: die Orchisartigen Blumen, beſonders von der Gattung Ophrys. Im Juni ſind wieder alle Hügel und Thäler von dem Duft der blühenden Oelbäume erfüllt; der Granatbaum erröthet, unter der Laſt der herrlichen Blüthen, es reifen die erſten, wohlſchmeckenden und wohlriechenden Feigen, welche, vielleicht eben wegen ihres Geruches: Blüthenfeigen genannt werden. Im Juli reifen die erſten Trauben, es bluhen nun in ihrer ganzen Fülle das Geſträuch der Myrte und die Wälder des Johannisbrodbaumes. Im Auguſt giebt die ganze Menge der Obſtbäume ihr reifes Gewächs, das freie Land pranget jetzt mit einer großen Menge von ſüdeuropäiſchen Schmetterlingsartigen Blumen aus der Familie der Hülſengewächſe, unter ihnen viele auf ähnliche Weiſe duftende, wie in unſern Gärten die ſogenannte ſpaniſche Wicke und die ſchöne Lupine. Im September blühet die größere Zahl der Orangenbäume zum zweiten Male auf und erfüllet die ganze Bucht mit ihren Wohlgerüchen, zugleich ſchimmert neben dem Schnee der Blüthen aus dem dunkelgrünen Laube die reife, goldgelbe Frucht hervor. Es dauert dieſe zweite Blüthenzeit der Orangen und der etwas ſpäter aufbrechenden Limonen den ganzen Monat October hindurch; zugleich hält man jetzt in den Feldern die zweite Ernte, an allen öffentlichen Plätzen und Straſſenecken locken die herrlichſten Früchte des Südens die Sinnen des Durſtenden an. Wenn im November die wandernden Singvögel aus dem waldreichen Norden hier in der warmen Bucht eintreffen, da finden ſie die Schaaren der ſummenden Fliegen und der andern Inſekten, um die häufig von neuem blühenden Felder der wohlriechenden Mazoganbohne, oder der Bohnenwicke (Vicia Faba) verſammlet, deren Frucht für die Bewohner dieſer Gegend ein Lieblingsgericht ſcheint, obgleich der undankbare Deutſche das arme Gewächs, wie es ſcheint aus einer Art von Verachtung, mit dem Namen der Sau- oder Roßbohne bezeichnet hat. Die größern Wandervögel indeß, von der Familie der Droſſeln, erfreuen ſich an dem Genuß der nun reifenden Oliven und an der Frucht des Lorbeers und halten zugleich in den Weingärten die Nachleſe. Und ſo iſt denn hier zu Lande auch der December ein Freund und Gönner der wohlriechenden Blumen, denn es duften jetzt in den ſonnigen Gärten die bunten Aurikeln, unfern von ihnen die Veilchen und Reſeden, ſo wie der Cheiranthus; an den Hecken ſieht man noch die Pracht der blühenden Roſen, an den Gartenmauern, welche gegen Süden liegen, treibt hin und wieder der Mandelbaum ſeine Blüthen (im Freien erſt im Februar). Auf den Wieſen und Feldern vermöchte in dieſem Monat ein Liebhaber der Pflanzenkunde mit leichter Mühe noch mehr als hundert Arten von vollkommen blühenden (phanerogamiſchen) Gewächſen zu ſammlen; es blühen, wo man ſie anpflanzte, im Freien mehrere lilienartige Gewächſe, und das wohlriechende Cyclamen *).

So iſt denn hier, wo zugleich, beſonders in der Vorſtadt La Croix, eine fleißige, treffliche Gartenzucht der Natur zu Hülfe kommt, mehr vielleicht als irgendwo für eine Abwechslung der Gerüche in jedem Monat geſorgt. Wenn nun, wie Jemand behauptet hat, unſre Erinnerungen an etwas fern Vergangenes und Erlebtes öfters durch gewiſſe Gerüche wieder aufgeregt und geweckt werden, ſo giebt es hier in der That duftende Blumen genug, welche das bunte Geflügel der Erinnerungen und Gefühle herbeilocken können.

Bei aller dieſer unausgeſetzten Abwechslung der Sinnengenüſſe, zu allen Zeiten des Jahres, bleibt es indeß doch dabei, daß die hieſige Natur vorzüglich im Winter ihre ganze Herrlichkeit und die Fülle ihrer heilenden Kräfte entfalte, ich komme daher noch einmal auf die Beſchreibung des hieſigen Winters zurück.

Im December und Januar, wenn ſelbſt über viele der geprieſenſten Gegenden von Italien die kalten Regenſchauer ſich ergießen und zuweilen Schnee fällt, genießet Nizza großentheils eine heitre, warme Frühlingswitterung; man ſpeist zu Mittage bei offnen Fenſtern, auf

---

*) Papon fand es am dritten Weihnachtsfeiertag, bei einem Spaziergang im Freien ſo warm, daß er ſich in den Schatten eines blühenden Citronenbaumes ſtellte. Die Wieſe umher war ganz mit Blümchen bedeckt, blau wie Veilchen, aber kleiner als ſie (wahrſcheinlich ein Hyacinthus botryoides?)

den Wegen am Meer und über die benachbarten Höhen ſieht man die zum Theil weit gereiſten Spaziergänger, welche vornämlich aus England herkamen, um ſich hier, ſtatt am Feuer der Steinkohlen, an dem lebenskräftigen Lichte der Sonne zu wärmen, und das kränkende Auge, welches der Winterſchnee der Heimath blendet, an dem zu dieſer Zeit ungewohnten Grün der Wieſen und der Felder zu ſtärken. Nizza iſt dann ſo von Gäſten beſucht, wie unſre Badeörter im Sommer.

Die Größe und Stärke der allenthalben um die Stadt her wachſenden Oelbäume (welche um Nizza den Wuchs unſrer höchſten Birnbäume erreichen), die mächtige Dicke der frei, in den Gärten gedeihenden Orangenbäume, bezeugen es ſchon, daß hier die Fröſte des Winters ſo ſelten und ſeltner noch ſeyn müſſen, als im ſüdlichen Deutſchland das Erſcheinen der Nordlichter. Denn eine einzige ſo kalte Winternacht, wie die ſind, welche von Zeit zu Zeit ſelbſt die Bay von Hyeres heimſuchen und gar nicht ſelten die Gegenden von Avignon und Montpellier verheeren, würde aller dieſer Herrlichkeit der Oliven- und Orangenpflanzungen, der Wälder der Johannisbrodbäume und der frei in den Gärten wachſenden africaniſchen Mimoſen- und Jujubengeſträuche gar bald ein Ende machen und man würde dann auch hier nur ſolche arme, dünnſtämmige und niedrige Olivenbäume ſehen, wie die ſind, welche zwiſchen Nismes und Montpellier und in der Gegend von Avignon ſtehen. Der einzige Schaden, welcher gewöhnlich hier durch die nur ſelten eintreffenden kalten Wintermorgen den Orangen geſchieht, iſt an den Blüthen, nicht an den Stämmen. Bleibt doch auch die Frucht des Oelbaumes hier in vielen Gärten den ganzen Winter hindurch am Baume und die ſo leicht vom Froſt beſchädigte Bohne grünet und blühet auf dem Felde.

Der ſchon früher erwähnte deutſche Landsmann (Alexander von Neville) fand in den Wintern, welche er hier zubrachte, auch in den kälteſten Stunden vor Sonnenaufgang die Temperatur nie unter einem Grad über dem Nullpunkt des Reaumur'ſchen Thermometers; in dem einen Winter war der tiefſte Stand gar nur vier Grad über dem Gefrierpunkt.

Der kälteſte und verderblichſte Winter, deſſen man ſich in Nizza, während der ganzen letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert, war der von 1775 auf 1776, welcher übrigens auch nicht blos auf dem nördlichen und mittleren Europa, ſondern ſelbſt über einen großen Theil von Italien mit niederbeugender Gewalt laſtete. Aber wäre damals, etwa auf eine ähnliche Weiſe wie der berühmte Reiſende nach Paris, von welchem der ſelige Hebel erzählt, ein ehrlicher Deutſcher aus Homburg oder aus Stuttgard ſchlafend nach Nizza verſetzt worden, der hätte nimmermehr daran geglaubt, daß dieſe Witterung den Winter verſtellen ſollte. Denn in den ganzen kalten Monaten, vom November bis Ende März, ſahe man in der Stadt und ihrem Nachbargebiete niemals Schnee, wenn auch derſelbe die angränzenden Berghöhen bedeckte; nur an drei Morgen jenes Winters war es ſo kalt, daß über die Gräben und Pfützen eine leichte Eistafel ſich bildete, welche jedoch ſchon gegen neun Uhr des Morgens wieder verſchwunden war. Das größte Ungemach, welches damals die Landſchaft von Nizza traf, beſtund in den kühlen Regenſchauern, die von der Mitte des Januars an bis in die erſten Tage des Februars, faſt ohne Aufhören bei Tag und

Nacht den Himmel verhüllten und den Boden durchnäßten. Und ich kann mir wohl vorſtellen, welch ungewohntes Ding eine ſolche graulich trübe Luft in einer Gegend ſeyn mußte, wo der Himmel faſt in jeder Nacht ſo unbewölkt, ſo rein geſehen wird, wie ihn der Bewohner mancher Gegenden von Deutſchland nur an einigen ſelten eintreffenden Feſttagen der Natur zu ſehen gewohnt iſt. Denn, um dies nur im Vorübergehen zu bemerken: ſo durchſichtig und klar habe ich den nächtlichen Himmel noch nie in meinem Leben geſehen als in Nizza: ich konnte hier, mit bloßen Augen, ſo ſchien mir es wenigſtens, die verſchiednen dichter gedrängten Lichtmaſſen der Milchſtraße, von der minder dicht gedrängten ganz beſonders deutlich unterſcheiden, konnte die Sterne der kleinſten, meinem Auge erkennbaren Größen ſo klar als noch niemals ſonſt erkennen, und zwar die letzteren auch dann noch, wenn ſie wie in dieſer Jahreszeit Alcyon im Siebengeſtirn ſchon ganz tief am Horizont ſtunden; wenn der Widerſchein ihrer größeren Nachbarn ſchon in den Wellen des Meeres zitterte, zu welchem ſie nach wenig Minuten ſich niederſenkten. Freilich unter einem ſolchen klaren, faſt immer ungetrübtem Himmel, muß es ein leichtes geweſen ſeyn, den Lauf des Mercur zu beobachten; der fällt hier als ein demanthelles, kleiner Stern, auch einem mittelmäßig gutem Auge auf, während ihn der berühmte Tycho de Brahe unter unſrem dunſtreichen, nordiſchen Himmel niemals mit bloßem Auge ſahe.

Die große Heiterkeit und Klarheit des Himmels über Nizza gründet ſich wohl ganz vorzüglich auf eine Eigenſchaft des Bodens und der Lage, welche nicht von geringer Bedeutung für die Naturgeſchichte der hieſigen, als ſo heilſam geprieſenen Luft iſt. Ich muß mich daher auch noch hierüber, in meiner heutigen Eigenſchaft als Lobſprecher von Nizza, ein wenig breit machen.

Ich bin kein großer Liebhaber vom Regenwetter; vielmehr überfällt mich bei demſelben, wie einige Arten von Bären, öfters eine ſo verdrüßliche Stimmung, daß ich mich zuweilen in Briefen unterſchreibe: „Ihr Freund, bei gutem Wetter.“ Denn manche „gute Freundſchaften“ ceſſiren bei ſchlechtem Wetter. Ich habe mir ſonſt oft gedacht: o mein Gott, wie ſchön muß das auf der Erde geweſen ſeyn, da noch kein Regen fiel, ſondern ein Thau gieng auf zu befeuchten das Erdreich, wie ſchön muß es in Aegypten, wie ſchön auf dem Planeten Venus ſeyn, auf welchem es kaum alle ſechzig Jahre einmal einen rechten, über etliche Tage andauernden Landregen giebt. Nun, ſeitdem ich in Nizza war, kann ich ſagen, daß ich einen, wenigſtens annähernden Begriff von einem ſchönen, trocknen Lande, und auch von der Seelenſtimmung habe, welche ein trefflicher Philoſoph des Alterthumes „die trockne“ genannt haben würde.

In den 12 Monaten, vom October 1823 bis September 1824 war nach meines Freundes A. v. Noville Beobachtung das Verhältniß der Zahl der Tage, an denen wirklich Regen fiel, oder an denen ſich Wolken am Himmel zeigten, zu den vollkommen heitern folgendes: Im October 1823 gab es 15 vollkommen klare und 5 getrübte Tage, 11 aber, an denen etwas Regen fiel; im November 21 vollkommen ſchöne, 7 mehr oder minder getrübte Tage, 2 an denen Regen fiel; im December 26 vollkommen heitre Tage, 3 etwas bewölkte, 2 regnichte. Im Januar 1824 gab es ebenfalls an 2 Tagen ſtarken Sturm aus Nordweſt mit Ungewitter, 5 Tage waren wolkichte, 24 aber vollkommen klar und ſchön; im Februar dagegen fiel an 7 Tagen Regen, an 10 erſchienen Wolken, nur 12 waren vollkommen ſchön. Auch der März hatte 5 Tage, an denen es regnete, 5 an denen es Wolken gab, 21 waren ſchön. Der April, wie dies hier öfters der Fall iſt, hatte ziemlich rauhes Wetter. Denn an einem ſeiner 3 Regentage ſahe man Schneeflocken, 8 waren getrübt, 19 jedoch vollkommen ſchön. Im Mai regnete es an 6 Tagen und an einem dieſer Tage war heftiger Sturm, 9 Tage waren bewölkt, 16 vollkommen ſchön. Im Juni regnete es gar an 12 Tagen, 5 waren wolkicht, 13 ſchön. Im Juli gab es nur 11 ganz heitre und ſchöne, 17 getrübte, 3 Tage mit heftigem Sturm. Im Auguſt waren 24 Tage ganz heiter, 5 trübe, 2 regnicht; dagegen gab es im September 7 regnichte, 10 etwas getrübte und nur 13 vollkommen ſchöne Tage. Die mittlere Temperatur war hierbei im October + 13½° R.; im November + 10½°; im December + 8½°; im Januar + 7½°; im Februar + 9°; im März + 8½°; im April + 11½°; im Mai + 14½°; im Juni + 15½°; im Juli + 18½°; im Auguſt + 19°; im September + 17°. — Der kälteſte Tag fiel in den Januar, da war eines Morgens vor Sonnenaufgang der Thermometerſtand + 2°, während im November und December der tiefſte Thermometerſtand + 4°, im Februar und März + 3° war.

Aus den vorherſtehenden Beobachtungen, zwar nur eines Jahres, ergiebt ſich dennoch ſchon im Ganzen daſſelbe Reſultat, das die langjährige Beobachtung aller Einheimiſchen und Fremden bezeugt.

Die 3 Wintermonate: November, December, Januar, zeigten ſich als die ſchönſten des ganzen Jahres, denn in ihnen gab es 71 vollkommen heitre, 15 mehr oder minder bewölkte und nur 6 Tage, an denen Regen fiel.

Ja es ergiebt ſich, auch wenn man im Ganzen die 6 Wintermonate den 6 Sommermonaten gegenüberſtellt, der Vergleich ſehr zum Vortheil der erſteren. Denn in den 6 Wintermonaten vom October bis zum März zählte man 119 völlig heitre, 35 mehr oder minder getrübte, 29 Tage an denen es regnete oder Sturm gab; in den 6 Sommermonden vom April bis September 96 heitre, 54 getrübte, 33 regnichte und ſtürmiſche Tage. Ueberhaupt regnete es im ganzen Verlauf des Jahres an 62 Tagen (wobei freilich jeder, auch noch ſo kurz andauernder Regenſchauer mitgezählt iſt), an 89 Tagen waren, wenn auch nur einzelne Wolken am Himmel zu ſehen, an 215 Tagen blieb der Himmel ſo vollkommen klar und heiter, wie er es in manchen Gegenden unſres Vaterlandes jährlich kaum einen oder etliche Tage iſt. Die meiſten Tage an denen es regnete ſielen in den Juni und in den October, die meiſten, ſogenannt umwölkten in den Juli und September.

Die mittlere Temperatur des ganzen Jahres beträgt, nach den eben mitgetheilten Beobachtungen 12¾ Grad Reaumur oder 15°,9 des hunderttheiligen Thermometers, während dagegen, nach eben dieſer letzteren Scala die mittlere Jahrestemperatur des ſüdlicher als Nizza gelegnen Marſeille nur 14°,3 und ſelbſt die von Rom nur 15°,8 iſt *).

Betrachten wir genauer, was der mittleren Temperatur von Nizza dieſer Vorſprung gebe, ſo finden wir, daß dies nur die Milde der Wintermonate ſey. Denn

---

*) Die mittlere Temperatur von München beträgt nach Siebers fleißigen Beobachtungen 6⅔ Grad Reaumur oder 8°,3 des hunderttheiligen Thermometers.

die Wärme des Sommers in Nizza iſt kaum ſo groß und nie ſo drückend als die einiger Thalkeſſel des ſüdlichen Tyrols: ſie wird durch den kräftig übers Meer wehenden Südweſt (den Favonius der Alten), ſo wie durch den vom Gebirg kommenden, erfriſchenden Nordoſt, beſtändig abgekühlt.

Doch ich fühle an der eignen Ermüdung, welche mir dieſe Streiſerei in die Temperatur und Witterungskunde brachte, wie ſehr Ew. *** durch meinen heutigen Brief ermüdet ſeyn müſſen. Ich breche daher für heute ab, um den Faden bald von neuem wieder aufzunehmen.

Dritter Brief.

Die groſe Trockenheit der Luft und des Bodens von Nizza.

Nizza am 9. Mai 1826.

Unſer bisheriger hieſiger Aufenthalt fiel, wie dies wohl aus den Angaben meines neulichen Brieſes hervorgehen wird, gerade in die Jahreszeit, welche für dieſe Landſchaft eine der ungünſtigſten, abwechslendſten iſt. Denn, ſo beſtändig heiter auch immer der Winter hier zu ſeyn pflegt, ſo iſt es doch, als wenn in den Frühlingsmonaten, wenn jenſeits der Alpen die Wärme das Schlachtfeld gewinnt, einzelne verſprengte Haufen des Feindes herüber an die Seeküſte des Mittelmeeres verſchlagen würden. Gerade dann kommen die Marodeurs der einzelnen Regenwolken und ſelbſt der kühlen Gebirgswinde häufiger als im Winter und der innerſte Halbkreis von Gebirgen, welcher die Stadt, in einer Entfernung von etwa ſechs bis acht Stunden umgürtet, iſt zuweilen noch an einzelnen Morgen des Aprils, ja des Mais (wir erfuhren dies ſelbſt) mit einer leichten Schneedecke überzogen. Dann erhebt ſich in der Atmoſphäre der Kampf mit dieſem unwillkommnen Fremdling, welchen die Gegend der Bucht als vorübergehenden Regenſchauer erfahren muß.

Wir hatten deshalb, während unſres bisherigen Aufenthaltes in Nizza mehrmalen, zum Theil Stunden lang anhaltende Regengüſſe; an dem einen Morgen, noch zu Anfang dieſes Monates war es ſo kalt, wie es hier im Winter iſt: das Thermometer ſtund, unmittelbar vor Sonnenaufgang auf wenig mehr als ſieben Grad über dem Gefrierpunkt.

Dennoch, und dies wird hier immer, ſelbſt während der Zeit der ſtärkſten und verhältnißmäßig anhaltendſten Regengüſſe bemerkt, hatte, bei der einzeln eintreffenden feuchten Witterung niemals, weder die Lunge noch die Haut jenes Gefühl einer Ueberſättigung der Luft mit Feuchtigkeit, welches den Bewohnern unſres lieben Vaterlandes aus alltäglicher Erfahrung ſo gar wohl bekannt iſt. Auch wenn unſre Kleider ein wenig durchnäßt waren ſchien es, als wenn die Feuchtigkeit alsbald viel mehr von der trocknen, durſtenden Luft hinweggenommen würde, als von der Haut; auch wenn wir, unmittelbar nachdem ein Regen gefallen, hinausgiengen, verrieth ſich die Freigebigkeit des Himmels, gegen den trocknen, immer des Benetzens bedürftigen Boden, nur etwa an der Farbe der Steine, nicht mehr in der Luft und ſelbſt (nach wenig Minuten) nicht mehr an den Gewächſen.

Die Feuchtigkeit, welche hier wie überall, dem Meere entſteigend, nach dem Lande zieht, wird, wie es mir ſcheint, über die Bucht von Nizza, vermöge zweier Arten von Waſſerableitern ſo ſchnell hinübergeführt, daß ſie nur ſelten Zeit gewinnen kann, ſich zum Gewölk zu verdichten; noch ſeltner aber, ſich als Regen zum Boden nieder zu ſenken:

Die eine Art der Waſſeranzieher und Ableiter, ſind die drei hohen Gebirgsgürtel, welche nach Nord und Oſt und großentheils auch gegen Weſt die Bucht umſchirmen. Wenn dann die warmen Winde, erfüllt vom Dunſte des Waſſers, gerade aus Südweſt her kommen, ergeht es, ſo wie im kalten Winter, wenn in ein feuchtes Zimmer ein kalter Stein oder eine kalte Platte von Metall hereingetragen wird. Denn wie an dieſer die Dünſte ſich niederſchlagen und zum tropfbaren Waſſer werden; ſo ziehen ſich die in der Höhe ſchwebenden, wäßrigen Dämpfe nach den kalten Gipfeln der Hochgebirge hinan, werden hier zu Regenwolken oder ſelber zum Schnee, während die kleine Thalebene, am Ausfluß des Paglions, wie ein Miniaturbild von Aegypten, großentheils vom Regen verſchont bleibt.

Nizza hat aber, ganz unmittelbar in ſeiner Nachbarſchaft noch eine andre Geräthſchaft zum Anſaugen des Waſſers, welche hier im Großen eben ſo wirkſam iſt, wie etwa im Kleinen ein Gefäß mit chlorſaurem Kalke, das man, um die Luft zu trocknen und zu reinigen, in ein Zimmer ſetzt. Dieſe Geräthſchaft ſind dieſe ſteinalten, dürren Nachbarn der Stadt: die Felſen, welche aus Gyps und zerklüftetem Kalk beſtehen.

Fürwahr ſo etwas gar ödes, todtenähnliches kann man kaum im Traume ſo nahe und unmittelbar mit dem friſchen, üppigen Leben der Natur zuſammengeſellt ſehen als dieſe Felſenberge bei Nizza es wirkſich ſind. Gerade wie der todtenſtarre Knochen im lebenden Menſchenleibe ſich in ſo nahe Beziehung zum Gehirn und Nerven ſtellt, jenes umſchließt, von dieſen in unmittelbarſter Zuſammengeſellung begleitet wird.

Schon das, was ich da von den dürren Felſen zu reden habe, gehört mit zu der Schattenſeite und zum Schmutztitel von Nizza, ich will ſie daher neben der ſchönen Lichtſeite, ſo ſchwarz als möglich und mit Fracturſchrift beſchreiben. Ich will mich bemühen, den erſten Eindruck wieder zu geben, welchen die nähere Betrachtung dieſes Theiles der hieſigen Natur auf mich gemacht hat.

Gleich an einem der erſten Abende meines Hierſeyns gieng ich den Weg am Felſen, neben dem Meere hin, der von unſrer Wohnung aus nach dem Hafen führt. Da zeigen ſich mitten in der Kalkſteinmaſſe des Schloßberges jene berühmt gewordnen, viel beſprochenen Klüfte, welche zum Theil von den Ueberreſten einer vormaligen Thierwelt ausgefüllt ſind *). Die Galeerenſclaven arbeiteten noch mühſam in dem Geſteine; einige weiter oben, an den eben losgeſprengten Felſenſtücken, andre unten am Fuß des Berges, von wo ſie die behauenen Stücke nach dem Hafenrand führten. Im Hafen ſelber war eben eine laute, lärmende Geſchäftigkeit; einige Schiffe waren gekommen, da regte ſich die Schaar der Ablader und der Matroſen durch einander, bei andern Schiffen wurde gekocht und gegeſſen, auf dem einen war Muſik, welche dem Ohre eben nicht lieblich tönte. Ich war rings um den Hafen gegangen, und fand mich nun an der andren öſtlichen Seite wieder am Saume des Meeres, am Fuß

---

*) M. v. den erſten Band dieſer Reiſe bei der Beſchreibung von Antibes und Cette.

des Berges, auf deſſen Höhe das Schloß Montalban liegt. Nur noch einige hundert Schritte weit zeigt ſich da ein ſparſames Grün und die Spur der arbeitenden Menſchenhand, dann, unter einſamen Olivengärten, zieht ſich der Fußſteig, nach der Bucht hin, in deren Tiefe das Städtlein Villafranca liegt. Da iſt eine Gegend am Felſenberge, ſo laut und leblos, wie die Vorhalle zum Reiche der Schatten. Kein Hälmlein Gras, weit umher kein Baum noch Strauch. Ich ſetzte mich am Felſen, da wo man unter ſich das Meer ſieht und fern hinaus die Gebirge von Korſika. Die Sonne war geſunken, aus dem tiefen Blau des Himmels traten einzelne Sterne hervor. Das Gewühl und Geräuſch der Lebendigen war ferne unter mir, kein Vogel ſang, kein Inſect ſchwirrte umher, ich hörte nur den Laut meines eigenen Odems, ja das Schlagen des Herzens.

Da war mir als ſey ich auch in meinem Innern dem Gewühl und Gedränge der eigenen, alltäglichen Gedanken enthoben, als ſey ich in einer ganz andren, bisher noch niemals durchwandelten Gedankenwelt. „Die immer und raſtlos bewegten Lebensſtröme, welche durch die Luft gehen, aus deren Odem mein eigner Odem lebt, was ſind ſie zu dem todtenſtarren Felſen, und was wollen ſie bei ihm, der weder athmet noch hungert. Und doch ſcheint auf ihn die Sonne; alle Kräfte der Geſtirne ziehen über ihn hin, es fällt auf ihn der Thau und zu ſeiner Zeit der Regen: der Felſen aber bleibt von einem Male zum andren, dürr und todt, wie er es vorher war.“

Iſt es nicht etwa, hier in dieſer Region des Seyns eben ſo angeordnet, wie in jener meiner eignen Leiblichkeit? Die ganze Thierwelt, wenn ich ihre Reihe vom unvollkommnen Wurm an, bis hinan zum Säugthier und zum Menſchen überblicke, wird auf einmal eine ganz andre, unvergleichbar viel vollkommnere, wenn mitten in den lebendig bewegten Gebilden des Fleiſches und der Gefäße der todte, — gefühlloſe und für ſich ſelber unbewegliche — Knochen, wenn das Geripp mit ſeiner Rückenwirbelſäule zur Geſtaltung kommt. Mein Auge ſieht wohl den Knochen, es ſieht auch den Nerven und meine Hand betaſtet beide, die wundervolle Kraft des Lebens aber, welche gedankenſchnell und von der Natur des Gedankens ſelber von dem Gehirn und Rückenmark aus ihres Weges nach dem todten Knochen geht *) bemerke ich nicht, wenn ich aber beachte, wie eben dieſe unſichtbare Kraft in der lebenden Welt um ſo viel mächtiger geworden, ſeitdem der Knochen da iſt; dann muß es mir ſcheinen, dieſes Todte ſtehe zu ihr: dem Leben, in gleich bedeutungsvollem Gegengewicht, wie die undurchſichtige, ſtarre Maſſe der Planeten zum Licht der Sonne. Dieſes wird auch erſt zu einem Offenbaren, wird erſt zu einem Sichtbaren, an der Körperwelt der dunklen Wandelſterne, nicht an dem heitern, durchſichtigen Aether, der ſich zwiſchen allen dieſen Welten ergeußt.

Am Eiſen bemerkt mein Auge, wäget meine Hand auch nur die kalte, feſte Maſſe des Metalles; da erſcheint keine Spur, auch jenes unvollkommnen Lebens, das etwa in der Flechte iſt. Und dennoch iſt dieſem ſchwarzgrauen, ſchweren, todten Metalle beſtändig, und unmittelbarer als der Pflanze und dem Thiere die unſichtbare, unwägbare Kraft des Magnetismus zugeſellt, welche durch die

---

*) M. v. Schuberts Geſchichte der Seele §. 15.

ganze Sichtbarkeit gehet, nirgends aber ſo unverhüllt, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wirket, als beim Eiſen.

Wie nun, ſollten nicht auch hieher, nach dem kalten, öden Geſtein des Felſen Strahlenfäden des Lebens, aus der Mitte einer oberen Welt des geiſtigen Seyns gehen, ſollte nicht auch hier dem ſichtbaren, letzten, ausgeſtoßnem Ende des leiblichen Weſens der unſichtbare Anfang alles Lebens näher liegen als mein Verſtand es weiß?

Der Mond glänzte heller auf das Meer und den Felſen herunter, jeder dunkle und hellere Fleck zeigte ſich in dieſer reinen, durchſichtigen Luft mit ungemeiner Klarheit. „Siehe da, eine Welt voll Höhen und Tiefen, welcher das Anfangs-Element unſers organiſchen Lebens: das Waſſer fehlt. Sollte ſie aber darum ohne Leben ſeyn, ſollte nicht etwa gerade dort, wie dem Eiſen die magnetiſche Kraft, der für mein aus der Ferne blickendes Auge todtenſtarr erſcheinenden Weltenmaſſe unmittelbarer und unverhüllter jene geiſterhafte Hand genaht ſeyn, welche in die Klüfte unſrer Gebirge die ſinnvolle, tiefbedeutende Schrift der Kryſtallgeſtalten ſchrieb?“

Ich weiß nicht, wohin das Rößlein oder Eſelein meiner Gedanken noch weiter wollte. Mich wandelte in dieſer todtenſtillen Einſamkeit der Felſen ein Grauſen an. Ich ſprang auf und eilte hinabwärts nach der Bucht, mir war es als verfolgten meinen Fußtritt die Sinnenraubenden Schrecken des Thiaſos. Der Lärmen der Schiffer und Matroſen, dem ich vorhin entfliehen wollen, war mir jetzt ſo lieb, ſo erfreulich, wie dem Seemann, der mit dem Grauſen des nächtlichen Sturmes gekämpft, der ſichre Ankerplatz, an der heimathlichen Hütte.

Nur noch einige ſolche Spaziergänge in die Region der dürren Berge um Nizza will ich beſchreiben:

Bei

Bei einem unſrer erſten Ausflüge in eine nordweſtlich von der Stadt gelegene, enge Thalſchlucht, beſchloſſen wir, dem kleinen Bächlein zu folgen, das da zwiſchen den ſtaubig grünen Gebüſchen der Tamarix africana herabfließt, wo möglich bis hinan zu ſeiner Quelle. Aber ein ſolches Bächlein hatte ich noch nie geſehen. Die Farbe nicht etwa nur gelblich oder ſonſt durch Schlamm entſtellt, ſondern ganz ſchwärzlich braun. Ich ſtaunte über eine ſolche, mir neue Färbung des fließenden Waſſers und ſann vergeblich über den Grund derſelben nach, bis ich beim Weitergehen im Thal bemerkte, daß der arme kleine Bach im Dienſte der Oelmühlen und Oelpreſſen war, die ſich, eben in dieſer Jahreszeit, bei jedem Landhaus, an welchem wir vorüber kamen, in größter Thätigkeit befanden. Daher kam ihm das Negernähnliche Colorit und das dicke, ſchlammige Ausſehen.

Auch in dieſer Thalſchlucht, voll ſchöner Olivenpflanzungen, gab es nur wenige ſchattige Stellen, denn der Oelbaum ſelber beut dem Wandrer keinen zureichenden Schutz gegen die Sonnenſtrahlen. Die Bewohner der Landhäuſer und Oelmühlen waren zwar, wie wir hier alle Menſchen gefunden, überaus freundlich und gefällig, aber vergeblich hatte die gute Hausfrau gehofft, in einem dieſer Bauernhöfe ein Glas Milch zu erhalten. Auch das Waſſer, das man uns zum Weine bot, machte nur die Vermiſchung mit dieſem genießbar.

Eine andre Berg- und Thalgegend dieſer Art, welche doch gegen die Stadt hin ſchon ungleich fruchtbarer wird, fand ich zuerſt durch einen Zufall auf, habe jedoch dieſelbe ſpäter öfters auf einem ungleich näheren Wege, jenſeits des Paillon, an der Vorſtadt La Croix hin, beſucht. Wir waren von den Ruinen der alten Stadt Cemenelion hinweg in einen großen, ſchönen Garten, mit nicht unanſehnlichen Anlagen und Gebäuden gerathen, in welchem wir damals vergeblich nach einem Menſchen uns umſahen, der Auskunft zu geben vermöchte. Zuletzt fanden wir ſelber den Ausweg nach einem Thale, das zwiſchen den dürftig bewachſenen oder ganz kahlen Höhen an Olivenpflanzungen und einzelnen Aeckern ſich hinzieht. Keine deutſchen Thäler ſind das freilich nicht. Es wird wohl in ihnen öfters ein ſteinreiches Bett von einem Regenbach geſehen, aber darinnen iſt gewöhnlich kein Waſſer; denn wenn auch etwa ein kleiner, armer Quell aus den Nachbarhügeln hieher ſeinen Lauf nimmt, wenn ihn im Herbſt oder im Frühling ein Regenguß der Gewitter anſchwellen macht, ſo iſt doch in der meiſten Zeit des Jahres das kleine Wäſſerlein eines ſolchen Quelles ſo ſorgſam, bis auf das letzte Tröpflein aufgefangen und für den Gebrauch der Menſchen und ihrer Gärten in Beſchlag genommen, daß das dürre Thal gar nichts davon bekömmt.

Die Bäume und Sträuche um ein ſolches Thal her, blicken einen gar ſonderbar an. Sie möchten auch gern einen ſchönen, reich belaubten Wald, oder ein dichtes Gebüſch bilden, aber ſie ſehen, einzeln ſtehend und mit ihren hochgetriebenen, aber mageren Wuchs der Gipfel und Zweige ſo aus, wie hochwüchſige Kühe, in denen zwar ein Vermögen zu eſſen iſt, ſo ſtark und kräftig wie es zu dieſen großen, ſchönen Gliedern gehört, aber eine Eßluſt, die gewöhnlich kaum halb, geſchweige ganz, durch das ſpärlich vorgeworfenee Futter geſtillt wird. Hätten dieſe Bäume Stimme, man würde das Schreien ihres Hungers das ganze Thal entlang hören. Steht doch ſelbſt an den günſtigſten, tiefeſt gelegenen Stellen, im

Schatten der Oelbäume, das Gras zwar hoch und ſchlank emporgetrieben da, aber ſo vereinzelt und mit ſo dünnem, ſaftarmen, Schafte, als hätte eine fleißige Hand den Boden dieſer (grünen?) Räume ausgegätet und nur aus Verſehen einzelne Grasſtöcklein ſtehen laſſen.

Was jedoch unter den vollkommneren Thieren das Kameel iſt, an Genügſamkeit und wundervoll ausdauernder Kraft, gegen alle Macht des Hungers und des Durſtes, das iſt für dieſes Land, ſo wie für manches andre ihm ähnliche, der treffliche, nützliche Oelbaum. Dieſer hieng da im Thale noch großentheils voll überreifer Früchte, von denen viele am Boden lagen; zwiſchen den grünlich ſchwarzen Oliven meldeten ſich ſchon an den Zweigen die Blüthen, für die nächſte Ernte an. Man muß, beſonders im Herbſt, dieſen Baum auf eine ſo gewaltthätige Weiſe, durch Hinanſchlagen mit Stangen an die Zweige, ſeiner Früchte berauben, daß nicht ſelten die Hoffnung auf die nächſte, künftige Ernte durch das Gewinnen der ſchon reifenden jetzigen zerſtört wird. Daher ſcheint man es hier zu Lande, wo kein Winterfroſt zu fürchten ſtehet, vorzuziehen, die Frucht überreif, bis nahe an die Blüthenzeit des nächſten Sommers am Baume werden, und einen Theil derſelben ſich mühelos in die Hände fallen zu laſſen.

Der Heimweg aus dem eben erwähnten Thale, an den Gärten der Vorſtadt La Croix hin, war angenehmer als der Hinaufweg auf das Gypsgebirge von Cimiez oder Cemenelion. Da ſieht man zuletzt ein ziemlich reiches, friſches Wäſſerlein und daneben überall kleine üppig grünende Wieſenſtücke, fruchtbare Aecker und Gärten, in dem einen derſelben einen hohen Palmbaum, an welchem kleine Früchte ſtunden; an dem Gemäuer, ſaftvoll und kräftig die ſogenannte americaniſche Aloë (Agave americana). Durch alle dieſe, an der Weſtſeite des Paillon gelegenen Gärten und Ländereien iſt aufs ſorgfältigſte das Waſſer, deſſen man habhaft werden konnte, geleitet, darum herrſcht hier, im Schatten der hohen Orangenbäume, eine ganz wundervoll erquickende Kühle.

Wäre jedoch auch dieſes letzte Ende unſres Heimweges ſtatt durch den kühlenden Schatten der Orangenbäume, über lauter dürre und heiße Kiesſteppen gegangen; ſo wären dennoch die Augenblicke, welche wir an jenem Nachmittage einſam auf dieſem einſt bedeutungsvolleren Gypsberge Cemenus, unter den Ruinen des alten Städtleins Cemenelion zugebracht, ſchon allein des Weges werth geweſen. Ich wage es Ew.***, aus der Betrachtung der uralten Ruinen der Natur: dieſer dürren Berge, welche ſeit Jahrtauſenden der grünen Decke ihrer anfänglichen Waldungen beraubt ſind, in denen die langhaarigen Ligurier, noch unbezwungen von den Waffen der Römer hausten, zu der Betrachtung andrer Ruinen zu führen. War es doch, als ich nach dem alten Cemenelion hingieng einer der Gedanken die mich begleiteten: ſo wie dieſe Bergeshöhen zu meiner Seite, auf denen jetzt vereinzelt und ſparſam die Seefichte ſtehet, einſt von dichten Wäldern überkleidet geweſen, welche jedoch die römiſchen Beſieger des hier einheimiſchen Volkes allmälig, „um den kriegsluſtigen Barbaren ihren natürlichen Bergungsort zu nehmen" niederbrannten, und ſo wie mit dem Zerſtören der lebendig grünen Bekleidung zugleich auch die Bergungsſtätte und die Wiege der nährenden Waſſerquellen vernichtet ward; ſo iſt auch in der Welt des Geiſtigen öfters die lange Dürre und Verödung der Barbarei eingetreten, wenn jene Gefäße und

Vermittler, welche das Lebenswaſſer von oben zum Boden leiten, von den Völkern hinweggenommen worden. Die organiſch-belebten Weſen: Pflanzen wie Thiere, erſcheinen auf dem Boden und in den Elementen der unorganiſchen Natur, wie Fremdlinge aus einer oberen, geiſtigeren Region der Kräfte: das was wir an ihnen Seele, oder beſeelende Kraft nennen, das iſt ein Verhältniß der wechſelſeitigen Anziehung, in welchem dieſe Weſen mit einem oberen, geiſtigen Mittelpunkte alles Seyns und Lebens ſtehen, wie der ſchwere, elementare Leib mit der anziehenden Kraft der Schwere, welche nach dem Mittelpunkt des Planeten hingehet. Darum ſind dieſe Halbweſen, welche mit der gröberen, leiblichen Baſis dem Reich der planetariſchen Schwere, mit der belebenden Kraft aber der oberen, unſichtbaren Welt der Lebenskräfte angehören, Vermittler und Zwiſchenleiter, durch welche die obere Welt zur niedern herabſteigt. Daſſelbe ſind dann in der geiſtigen Entwicklungsgeſchichte unſers Geſchlechtes jene Fremdlinge und Pilgrime aus dem Lande des Himmliſchen, welche ſo gern bei den Menſchen Wohnung nahmen: die Religion und ihre Dienerinnen, die ächte, hehre, von dem Göttlichen zeugende Menſchenweisheit und Kunſt. Wie der Türk nach einem alten, von ihm ſelber oft im Munde geführten Sprichwort, gegen das Grün der Bäume einen vernichtenden Krieg führt und nicht allein Paläſtina, ſondern noch manches andre von ihm beſiegte Land zur waſſerleeren und ſchattenloſen Wüſte gemacht hat durch das Abhauen der Wälder und durch das ſonderbare Beſteuren jedes neuangepflanzten Baumes; ſo lebt in der Natur des ſtaubgebornen Menſchen, ſo wie wir ihn nun auf Erden finden, ein widerſtrebender Geiſt, welcher, in ſeiner weiteren Entwicklung, zuweilen ſelbſt (ſehr fälſchlich) praktiſcher Verſtand genannt wird; ein widerſtrebender Geiſt, welcher, ohne es oft ſelber zu wiſſen, jene Fremdlinge und Pilgrime aus der oberen Welt haſſet, und ſie ausreutet, wo er dies nur vermag und kann. Es iſt jener fälſchlich ſogenannte Geiſt der Freiheit, welcher nichts Höheres, nichts wahrhaft Göttliches dulden kann und mag, weil er ſich ſelber für das Höchſte hält; ſich ſelber als einen Gott ſetzet. So war in der Zeit des römiſchen Kaiſerthumes der armſelige Menſch ſelber zu einem Gott geworden, welcher Anbetung verlangte, und es entwichen nun die Götter, welche vorhin das Volk und ſein Land geſchützt und geſegnet. Oder es hatte der (Arges) ſinnende Menſch, ſtatt der ihm gegebenen und, auch im abgeleiteten Strahle mitgetheilten Gottheit, ſich ſelber einen neuen Gott, etwa den auch heuteverehrten „Ratio-Mäuſim“ erfunden; ein ſtummes Bild, das nicht ſieht, noch hört, noch Kraft hat zu helfen: auch da entwichen dann die ſegnenden Pilgrime und Helfer von oben, welche vorhin unter den Völkern gewandelt.

Mit ſolchen Gedanken wandelte ich, mit ſolchen ruhete ich da unter dem Gemäuer des Amphitheaters des alten Cemenelion, auf deſſen Arena jetzt Oliven wachſen und Bohnen *). Daneben ein Tempel des Gottes,

---

*) Dieſes Amphitheater ſoll nach einigen Angaben gegen 8000 Menſchen haben faſſen können. Ich traue ihm, wenn ich es mit andern, beſſer erhaltenen vergleiche, die ein ſichreres Urtheil erlaubten, dieſes nicht zu. Das was wirklich für die Sitze übrig blieb, iſt noch lange nicht der zehnte, es iſt kaum der vierzehnte Theil des Rauminhalts des römiſchen Coloſſeums, welches noch nicht einmal neunzigtauſend Menſchen Sitze gewährte. Von den Landleuten

welcher das Künftige, das Neue ſchauet: ein Tempel des Apollo. Ja, ein Neues, das beſſer und höher iſt als das, was dem Zuge, der beſtändig nach unten gehet, unterlag; ja, das Höchſte und Beſte iſt gekommen, und ſiehe, nun iſt wieder der vernichtende Zug der alten Schwere da.

Ein feierlicher Geſang, ich meinte es ſey der Geſang eines Leichenbegängniſſes, es war aber der eines feſtlichen Umganges, tönte herauf zu uns. Mir war es, als lautete der Text: „laſſet uns von hinnen ziehen.“ Ja gern von hinnen, ehe die Nacht kommt, obwohl auch nach dieſer Nacht der Tag wiederkehren wird, welcher war und ſeyn wird und endlich immer bleiben.

Die Longobarden haben, im ſechsten Jahrhundert das alte Cemenelion zerſtört; es war aber die Kraft, welche dergleichen geſchaffen und gebaut ſchon andern, innern Feinden erlegen, und das Gebäu wäre auch ohne den Anſtoß der Longobarden in Staub zerfallen. Uebrigens muß in dieſer Bucht auch dem Geſchlecht des Menſchen etwas von jener Kraft inwohnen, welche der Orangenbaum hat: immer wieder neue Blüthen zu tragen. Welche Stürme haben wohl in Europa geſtürmt, welche nicht auch dieſes milde Land berührt hätten! Denn wenn

---

der Umgegend wird das Amphitheater Tino dei Fati, Kufe der Feen genannt. Unterirdiſche Gänge und Waſſerleitungen hat man hier und in der Umgegend entdeckt; für die eigentliche bildende Kunſt haben die Nachgrabungen, obgleich ſie die Prinzeß Ludomirſka im Jahre 1789 ſo eifrig betrieb, keine einzige, nur des Erwähnens werthe Ausbeute gegeben. Es verblieb bei etlichen alten Münzen, ohne Werth und bei etlichen ganz ſchlechten Bildſäulen und mittelmäßigen Säulen-Trümmern.

man die auch innerlich ſo nahe verbundenen Städtlein; das Cemenelion der Vedantier und das näher am Meere gelegene Nike zuſammenfaſſet, ſo haben hier die Römer, dann Gothen, Burgunder, Weſtgothen, Franken, die Grafen von Arles, dann das Regentenhaus Arragonien, Anjou und Neapel geherrſcht, es haben da die Longobarden und Sarazenen, und im Jahr 1543, die Türken gewüthet; die Letzteren faſt am ſchlimmſten von allen, weil ſie durch die ihnen bei jenem Kriege verbündeten Franzoſen den Treubruch und die Verachtung der vorhin geſchloſſenen heiligen Verträge gelernt, und trotz dieſen beiden, das ſichre Volk, für welches dann die Helden Seguiran und Montfort gekämpft, in's Verderben geführt hatten. Seit 1388, wo Ladislaus, Sohn Carls des Dritten von Neapel, der Stadt Nizza es geſtattete, ſich ſelber den Regenten zu erwählen, hat, bis zur Unterbrechung, welche im Jahre 1792 das übergährende Volk der Franzoſen herbeiführte, Savoyen das kleine Ländlein beherrſcht.

Herrlich iſt da die Ausſicht von der Terraſſe des in der Nähe der Ruinen von Cemenelion gelegnen alten Kloſtergebäudes, noch ſchöner die, von der ebenfalls nicht weit abgelegnen Abtei St. Pons, welcher der chriſtliche Märtyrer Pontius, der im Amphitheater von Cemenelion den Tod des Zeugen der Wahrheit ſtarb, ihren Namen gab; im Kloſtergebäu, ſo wie in St. Pons werden noch jene alten, unter den römiſchen Ruinen gegrabenen Sarkophage und Inſchriften geſehen, welche ſämmtlich Worte der Liebe: des Gatten zur verſtorbenen Geliebten *), der Gattin und der Kinder zum verſtorbenen

---

*) Memoriae Conjugis optimae und dergleichen mehrere.

Gemahl und Vater *) enthalten. Als ſey ſelbſt in den Worten der Liebe eine unzerſtörbarere, unvergänglichere Kraft als in anderen Worten.

Von St. Pons noch ein wenig weiter gen Norden iſt jene Höhlenſchlucht, durch welche ein Arm des Paillon ſich, tief im Gebirg den Weg gebahnt: die Grotte von St. André. Nur ein dämmerndes Tageslicht fällt ſelbſt in den Nachmittagsſtunden in dieſe kühle Tiefe; einige, dahin gelegte Bretter gewähren auf kurze Strecke hineinwärts den Eingang, ſaftvolle Gewächſe ſaugen das Waſſer der träufelnden, thauenden Bergwände. Das Verweilen in dieſer Grotte wirkt in der heißen Tageszeit noch erfriſchender als ein Bad.

Ich habe in meinem heutigen Briefe Ew.** zur Betrachtung von Gegenden und Denkſteinen geführt, bei denen, ſowohl in der Geſchichte des Landes als des Volkes ſich gezeigt, was Waſſermangel ſey und was ihn erzeuge. Unten in der Tiefe verborgen, fließt noch des Waſſers die Fülle und wird fließen, ſo lange dies jetzige Gebäu der Erde ſtehet.

Aus der vorhergehenden Beſchreibung der waſſerleeren Höhen und Schluchten, welche zum Theil die unmittelbare Nachbarſchaft von Nizza bilden, begreifen Ew.** wohl, warum hier die Luft ſo ganz auffallend trocken ſeyn müſſe, ſo daß, in wenig Minuten nach einem Regenguß, der Atmoſphäre ſelber kaum noch eine Spur des durch ſie ergoſſenen Waſſers und des in ſie aufſteigenden Dunſtes angemerkt wird. Der Boden ſchlingt die erſehnte Nahrung ſo begierig ein, daß er nur wenig von dem empfangenen Waſſer an die Luft zurückgiebt, und ſollte dies auch an dem einen Punkte des Erdreiches geſchehen, welcher ein wenig überſättigt war, wie dies etwa in einigen engen Gäßlein der Altſtadt, in welche nie ein Sonnenſtrahl dringt, der Fall ſeyn könnte, ſo wird dagegen von zehn andern, nur halb geſättigten, der Luft das Empfangene wieder abgenommen, ſo daß auf dem Wege des gewöhnlichen Verkehres der Wolken nur ſelten und wenig Waſſer aus der Bucht von Nizza nach andern Gegenden hin ausgeführt, ſondern, ſo bald es einmal als Regen in Cours gekommen, alles im Lande behalten und verbraucht wird.

---

*) Patri piissimo et Marito incomparabili.

Vierter Brief.

Die Gegend von Villafranca.

Nizza den 6. Mai 1826.

Ich ſprach Eurer *** in meinem letzten Briefe ſo lange von den dürren, unerfreulichen Stätten meines lieben Nizza und von jener Schattenſeite deſſelben, welche eben deshalb ſo heißt, weil es ihr an allem Schatten fehlt, daß ich mich meiner Verrätherei an einem ſonſt ſo gutem Orte faſt ſchämen muß. Mit um ſo größerem Rechte, da die Schuld der ſo ungünſtig gewählten erſten Ausflüge ganz allein an uns lag. Der Weg, weiter rechts im Thale nach der herrlich gelegenen Abtei St. Pons und vor nach Cimiez, wäre für das Auge ungleich lohnender geweſen. Sollte ich aber jemals einem Reiſenden, welcher, um dieſe Gegend in ihrer ganzen

Schönheit zu genießen, nach Nizza gienge, einen Plan angeben, nach welchem er die Herrlichkeiten des Landes am früheſten und beſten überblicken könnte; ſo würde ich ihm rathen, ſeinen erſten größeren Spaziergang auf die neue Straße nach Genua hin zu richten und auf dieſer fortzugehen, bis zu dem Punkte der Anhöhe, von welchem aus man die Bucht von Villafranca und die Landzunge von St. Hoſpice erblickt. Zuerſt geht man den ſchon innerhalb der Stadt beginnenden oder auch noch auſſer dem Turiner Thor ſich rechts lenkenden Fußſteig durch die Oelgärten und grünenden Felder, in der Thalebene hin. Hier ſoll ſelbſt in den Wintermonaten, wenn die Zeit der erſten Blüthen im Jahre beginnt, für den Pflanzenſammler eine reiche Ausbeute zu finden ſeyn und nach der Angabe einer hier wohnenden Freundin der Blumen, ſoll beſonders dieſe Gegend der neuen Straße nach Genua der Standort für die hieſige wilde Tulpenflor ſeyn. Auf der tadellos ſchön angelegten Straße ſteigt man denn ohne alle Beſchwerde am Berg emporwärts und jede neue Krümmung, jeder Abſatz beut eine neue, wahrhaft das Herz erhebende und erfreuende Ausſicht dar. Es ſteigt immer, je höher man kommt, ein Gebirgsgipfel nach dem andern, aus der beſchneiten Alpenkette des Col de Tenda hervor und ſo herrlich als hier ſieht man überhaupt jene Alpen in der ganzen Umgegend nicht. Die Bergſchluchten, neben den Feldern ſind grün und reich bewachſen, einzeln blühet noch in jetziger Zeit die zierliche Blütheneſche (Fraxinus Ornus); wenn dann aber endlich, jenſeits einer kleinen Hütte, welche dem Fußgänger einige Erfriſchungen anbeut, namentlich Eſelskäſe und Brod, die Straße auf einmal zwiſchen den Felſenhöhen und Hügeln heraustritt ins Freie, da muß wohl auch das matte, lebensſatte Auge eines Alten wieder jung werden wie ein Adler. Denn es iſt in der That der Flug eines Adlers, welchen hier der Anblick der nach unten gelegnen Bucht und des angränzenden Meeres nimmt. In ſolcher Klarheit und Deutlichkeit als von hier aus hatte ich die Gebirge von Corſica noch niemals geſehen: es war als ließe ſich jeder Hauptabhang, jede große Einbuchtung dieſer in weißem Lichte glänzenden Bergketten unterſcheiden. Und zu dieſer Fernanſicht der unvergleichbar herrliche Vordergrund der grünenden Bucht von Villafranca und Beaulieu! Doch dieſer Vordergrund iſt es werth, daß man ihn näher und unmittelbar betrachte. So lade ich Sie denn zur Nachfeier des erſten Mais ein, den ich in Geſellſchaft meiner Frau und eines unſrer jungen Reiſegefährten hier, bei Villafranca genoſſen.

Man ſteigt, um nach dem ehemals bedeutenderen Hafen von Villafranca zu gelangen, jenſeits des Hafens von Nizza den etwas ſteilen, ſteinigen Weg zwiſchen den Oelgärten am Montalbanberge empor. Dieſe alte Burg, in deren Nähe wir ſpäter öfter auf den Scorpionenfang ausgegangen, ſieht man nahe zur Rechten und ſchon auf dem Weg zur Höhe erinnert ſich der Reiſende, bei dem Anblick der Landhäuſer am Wege, jener Caſa Forte, welche durch die Tapferkeit einiger piemonteſiſcher Invaliden berühmt geworden. Dieſes Landhaus war im Jahre 1744, als die Franzoſen und Spanier in die Grafſchaft einfielen und Nizza, ſo wie den Fuß des Montalban beſetzten, ein Schrecken der Feinde. Die Schüſſe, welche aus dem Gemäuer hervorkamen, trafen ſo ſicher, daß die fremden Truppen bei allen ihren Bewegungen nach dieſer Richtung hin beſtändig geſtört und beunruhigt wurden, und bedeutenden Schaden erlitten. Da rückte eine Schaar von Feinden heran, um das Haus zu beſtürmen und zu nehmen. Die Beſatzung wußte ſich jedoch dieſer Angriffe ſo nachdrücklich zu erwehren und dem ſtürmenden Feind ſo warm zu machen, daß dieſer, nach verhältnißmäßig vielfachem Verluſt die Capitulation, welche die Belagerten vorſchlugen, ſehr willig annahm. Es wurde der Beſatzung ein ehrenvoller, freier Abzug mit all dem Ihrigen verſtattet. Als nun aber, nach Eröffnung des Thores, nur ein alter, grauköpfiger, mit Narben bedeckter Unterofficier, und nach ihm noch 15 ſolcher alter Soldaten herauskamen, an denen nur noch die Augen, nicht aber die andern Glieder jugendkräftig und heldenmüthig ausſahen, da fragte der feindliche Befehlshaber ungeduldig und unmuthig, wo denn die eigentliche Beſatzung bliebe und warum ſie ſich, nach abgeſchloßner Capitulation weigere, unverzüglich heraus zu gehen und das Haus zu räumen? Hierauf wendeten ſich die alten Krieger lächelnd um, ſagten dem Feinde, daß ſie ſelber die eigentliche und einzige Beſatzung geweſen, und giengen ruhig mit ihrem wenigen Geräthe, unter denen die guten, alten Waffen das Beſte waren, den Weg nach Villafranca hinüber *).

Bis zur Anhöhe hinan hat man etwa eine halbe Stunde zu ſteigen. Da ſieht man dann unter ſich die ſtille, klare Meeresbucht von Villafranca und an das felſige Ufer gelehnt, das Städtlein ſelber mit ſeinem Arſenal und ſeinem ſehr anſehnlichen Lazarethgebäude. Zum

---

*) Ueberhaupt hat im Jahre 1744 die Belagerung von Montalban 4000 Mann der franzöſiſchen Armee das Leben gekoſtet.

erſten Male ſahen wir hier ganze große Pflanzungen des Johannisbrodbaumes oder Caroubiers (Ceratonia siliqua) der mit ſeinen weit ausgebreiteten Zweigen und ſeinen großen, ziemlich dunkelgrünen, gefiederten Blättern ſehr mahleriſche Baumgruppen bildet. An den Zweigen der meiſten Bäume hieng eine Fülle von langen, noch ganz grünen Schoten ſo dicht gedrängt, wie unſre Schwertbohnen im Spätſommer an ihren Ranken hängen. Man benutzt übrigens dieſe Frucht, welche in unſrem Vaterlande den Kindern ein ſo erwünſchter Genuß iſt, hier nicht zur Speiſe für die Menſchen, ſondern zu einem ſehr nahrhaften, gedeihlichem Futter für die Eſel. Im Mittel trägt jeder Baum dieſer Art ſeinem Beſitzer jährlich gegen 3 bis 4 Franken durch den Verkauf der Früchte ein. Denn man kann leicht denken, daß in einem Lande, da man 1000 reife Orangen um 20 bis 24 Franken kauft, der Preis der Johannisbrodſchoten, ſo ſüß dieſe auch den Kindern unſers Landes ſchmecken, nicht hoch ſeyn werde.

Als wir uns dem Städtlein näherten, ſagte es uns unter andern auch der Anblick der wilden (nur für Eſel genießbaren) Gurken, welche an der Stadtmauer und im alten Stadtgraben in voller, üppiger Blüthe ſtunden und zum Theil ſchon halbausgewachſne Früchte trugen, daß wir uns hier ſchon ganz in dem Gebiet der orientaliſchen und africaniſchen Flora befänden. Vor einigen Häuſern des Städtleins ſahe man die reifen Kirſchen von dieſem Jahre, neben den reifen Kartoffeln von dieſem Jahre zum Verkauf ausgeſtellt; ein Zuſammengeſelltſeyn, welches nur in dieſem Lande möglich iſt, wo zwar der Kirſchbaum, ſo wie die ganze Familie der Obſtbäume ſich nicht durch die Milde des Climas ſo zwingen läßt, daß ſie gegen den bei uns gewöhnlichen Verlauf die Blüthen im

Herbſte, die Früchte im Winter trüge, wo jedoch ein großer Theil der Feldgewächſe die gewaltthätigſten Veränderungen der natürlichen Zeiten ſich gefallen läſſet.

Schon auf dem Wege am Montalbanberge herauf war uns ein wohlbekannter Fiſcherknabe aus Villafranca begegnet, der uns hier in Nizza faſt täglich mit allerhand kleinen, bunten Seeprodukten heimſucht, welche er zum Verkauf anbietet. Er hatte ſich uns, ungebeten, zum Begleiter für den heutigen Tag aufgeworfen, da er merkte, daß wir nach Villafranca giengen, „wo er ja zu Hauſe und deshalb wohl bekannt ſey“ und wir hatten uns das Erbieten gefallen laſſen. Dieſer kleine Seemann führte uns denn ſogleich nach dem Hafen, machte, als wenn ſie ſein gehörte, die ſchönſte, bunt ausgeſchmückteſte Gondel los, welche da ſtund, winkte einen jungen Mann herbei, welcher mit ihm rudern ſollte und erſuchte uns dann, in der Gondel Platz zu nehmen. Ein friſcher Wind, welcher gegen Mittag ſtärker wurde, wehte über das Meer. Dieſes aber, beſchirmt von dem Felſengebirge der Bucht, ſchlug hier nicht ſolche ſchroffabgeſchnittne, laut anbrandende Wellen wie bei Nizza, ſondern es erhub ſich, gleich der grünenden Saat auf den hoch aufgeworfenen Beeten der Aecker, in lang fortlaufenden, rundlichen Wogen, ſo regelmäßig ſich folgend und ſo ſanft, wie die Bewegungen des Athmens an der Bruſt eines ſchlafenden Kindes. Wir ſteuerten hinüber nach der Landzunge, auf welcher der weit hin ſichtbare Leuchtthurm ſtehet, welcher der nächtlichen Einfahrt in den Hafen von Villafranca, wie in jener von Nizza dient. Wir ergötzten das Auge bald durch den Anblick des tiefen, durchſichtigen Meeres, bald durch den des mächtigen Felſengebirges, welches in der kälteren Zeit des Jahres das Haupt und die Schultern mit dem weißen Mantel des Schnees bedeckt, jetzt aber nur um ſeine Bruſt mit dem hellgrünen, dünnen Sommergewand der Olivenwaldungen bekleidet, um die Hüften und Füße mit dem dunkelgrünen Untergewand der Orangen- und Rebenpflanzungen bedeckt war. Auch das Städtlein, mit ſeinen zum Theil wohlgebauten Landhäuſern und mit dem großen, ſchönen Arſenal, fällt von hier aus recht angenehm in's Auge. Durch den natürlichen Eingang zur Bucht, welcher dieſe gegen Süden hin mit dem Meere vereint, erblickten wir das mächtiger bewegte, an den Felſen des Montalbans anbrandende Element und konnten uns wenigſtens im Kleinen den mächtigen Unterſchied denken, welcher, bei ſtürmiſchen Wetter, zwiſchen den Bewegungen des Waſſers, hier in der eingeſchirmten Bucht, und denen des Meeres ſeyn müſſe. Denn beſſer kann wohl kaum eine andre Bay von der Natur zum ſichren Hafen gebildet ſeyn, als dieſe da, welche nach Oſt, beſonders aber nach Weſt und nach Nord ſo nahe und hoch von Bergen umſchloſſen iſt, und vor welche ſelbſt gegen Süden hin der Felſenberg des Leuchtthurmes ſo ſchirmend ſeine Hand ausbreitet, daß die Schiffe faſt wie in einem ummauerten Gebäude liegen. Dabei iſt auch der Eingang groß und bequem, und die Tiefe des Waſſers ſo bedeutend, daß ſelbſt Kriegsſchiffe hier einzulaufen vermögen; wie denn gewöhnlich hier in Villafranca einige der Art, wenn auch nicht von höchſtem Range, bereit liegen, um etwa die piemonteſiſche Küſte gegen die herumkreuzenden Corſaren zu ſchützen.

Bei den Klippen an der ſüdöſtlichen Ecke der Bay, in deren Nähe wir landeten, erfreute uns zum erſten Male in unſrem Leben der unmittelbare Anblick vieler leben-

lebender Seethiere, welche wir bis dahin nur todt, in Weingeiſt, oder in Abbildungen geſehen hatten. Neben der, am Felſen klebenden Actinia, welche wie eine Anemonenblume ihre Blüthenblätter, die breitäſtigen Kiemen und Fangarme ausbreitete, lauſchte da der röthlichblaue, langfüßige Seepolyp (Octopus vulgaris), zwiſchen den Felſenſtücken verborgen, auf ſeine Beute. Unſer kleiner Seemann, der mit der größten Dienſtfertigkeit alles herbeibrachte, von welchem er uns an den Augen anzuſehen glaubte, daß es uns Freude mache, ließ ſich in einen Kampf mit mehreren ſolchen zwergartigen Seeungeheuern ein. Wenn er eines bei dem kleinen rundlichen Leibe gepackt hatte und nun herausziehen wollte, ſchlang ſich daſſelbe mit den, zum Theil mehrere Fuß langen Fangarmen theils an den Felſen, theils um die Arme und Füße des kleinen Helden und ſog ſich da mit ſeinen Saugnäpfen feſt. Riß er dann den einen Fangarm von dem Felſen, den andern von ſeinem linken Arm los, ſo ſchlang ſich alsbald der am Felſen geweſene um ſeinen rechten Arm, der andre wieder um die Klippen, ſo daß der arme kleine Seemann nur nach großer Anſtrengung, und nachdem ihm das Ungeheuer gar manchen rothen Fleck an Armen und Füßen beigebracht hatte (denn überall, wo ſich ein Saugnapf feſtſetzt, entſteht ein rother Flecken) ſeiner Beute habhaft werden und mit ſiegreicher Miene ſie uns überreichen konnte. Häufig lagen da, im ſeichteren Meere die dunklen, gurkenartig geſtalteten Holothurien, um deren Mund, gleich einer kleinen, vielblättrigen Blume, die Kiemenblättlein ſpielten. Nimmt man ein ſolches Thier in die Hand, ſo ſtreckt es ſich kräftig feſt in die Länge und ſpritzt dann, gleich einem Springbrunnen, in langem Strahle das eingeſogene Seewaſſer, öfters auch durch noch heftigeres, krampfhaftes Zuſammenziehen die Eingeweide aus der Mundöffnung hervor. An tieferen Stellen des Meeres ſieht man, wo das Waſſer unbewegt und durch die unter günſtigem Winkel hineinfallenden Sonnenſtrahlen tief hinab beleuchtet iſt, die herrliche Sabella, aus dem oberen Ende ihrer lederartigen Röhrenhülle die unzähligen Fädenbüſchel entfalten. Aehnlich den Nectarfäden einer Paſſionsblume ſtrecken ſich dieſe, in ſpiralförmig aus einander laufenden Reihen, trichterförmig empor und bei jeder wellenförmig leiſen Bewegung, ſpielt eine andre bunte Farbe ins Auge. Denn dieſe lebendigen Blumen des Meeres ſind, auſſer der Schönheit der Form, auch noch mit mannichfach wechslenden Farben begabt. Da öffnet eben eine Schaar von Herzmuſcheln ihre Schaale, und ſtreckt hinterwärts der beiden Spritzröhren den ſcharlachrothen, knieförmig gebogenen Fuß hervor, als müßte ſie dieſen, unwillkuhrlich, dem Menſchen zur Speiſe darbieten. Ein buntes Gewimmel von Seeſchnecken und Muſcheln kriecht und bewegt ſich am Boden, während, neben der purpurrothen Seeneſſel die Käfermuſchel und die Napfſchnecke ſo träg und feſt am Felſen kleben, als ſeyen ſie mit dieſem verwachſen. Zum erſten Male ſahe ich hier die lebenden Thiere der Kegelſchnecke (Conus mediterraneus), die der Porzellanſchnecke (Cypraea), ſo wie mehrerer Kräuſel- und Mondſchnecken. Nicht ſelten bemerkt man da unter der träger kriechenden oder feſtklebenden Schaar dieſer Schaalenthiere ein Schnecklein, das gar nicht ruhen will, ſondern das ſich immer unſtät, und mit ziemlicher Behendigkeit über und neben den andern herumtreibt. Nimmt man dann ein ſolches heraus, da blicken zwei Aeuglein neben den langen Fühlhörnern ſo munter hervor, und gleich einer arbeitſamen Hand bewegt ſich die kleine Scheere ſo rüſtig, daß man gar bald bemerkt, daß aus ſolchen Schaalen der alte, träge Erbauer längſt hinaus iſt und daß jetzt ein Bernhardskrebslein in dem verlaßnen Hauſe wohnt, welches in dieſem den zarten, nur mit weicherer Haut bedeckten Hinterleib verbirgt. Denn an dieſem merkwürdigen Thiere trägt die eine, (vordere) Hälfte ganz das Gepräge der freier beweglichen, rüſtigeren Form der Krebſe, die andre aber nimmt an der weichlichen Natur der Schnecken Theil, ohne jedoch die inwohnende Kraft zu beſitzen, ſich ſelber eine Schneckenſchaale zu bilden. In mehreren Schaalen hauſen dieſe kleinen, muntren Seeräuber: Bernhards- oder Eremitenkrebſe genannt, denn in der That ſie kommen einem gleich einem Einſiedler der ſpäteren Zeit und Sitte vor, der in dem Gemäuer eines alten, längſt verödeten Götzentempels wohnt. Mehrmalen zogen unſre beiden Schiffer aus den Felſenritzen und unter den Steinen roth und bläulich gefärbte Bärenkrebſe oder die kleine Seekrabbe hervor; während wir Andren, mit leichter Mühe, die trägen Seehaaſenſchnecken (Aplyſien), von welchen ſich hier eine kleinere Art findet, oder die auf der Meeresfläche ſchwimmenden und ans Ufer treibenden Meduſen und Quallen aufhaſchten, aus deren durchſcheinender, tellerartig ausgebreiteter Scheibe, bei Tage öfters ein opalartiger Farbenſchimmer, bei Nacht aber ein phosphoriſcher Schein ſich ergießt. Träge laſſen dieſe lebenden Blumen des Meeres ihre vielartig geſtalteten Franzenarme des Randes oder die Wurzelfäden des Fußes hinabhängen, wenn man ſie aus dem Waſſer nimmt: Setzt man ſie jedoch wieder hinein, da beginnt ſogleich wieder das Spiel der Franzenarme und des (bei einigen röthlichen) Farbenkreiſes der Scheibe. Schwerer wollte der Fang einiger kleinen, bunten Fiſche, unter andern des roth und blau bandirten Meerritters (Julus mediterraneus) gelingen, der ſich nach einer alten, hier noch immer ſich wiederholenden Sage der Fiſcher, mit ſeinem zähnereichen Mündlein an die Füße der Badenden anfangt. Prächtig war der Anblick, den eine kleine Schaar der Junofiſchlein (Anthias sacer) mit ihrem orangenfarbigen Rücken und dem langen, ſegelartig entfalteten Faden der Rückenfloße gewährten. Mit einem Freudengeſchrei rief uns unſer kleiner Seemann nach einem ſchattigen Punkte der Bucht hin und machte uns, ziemlich tief im Waſſer, auf etwas aufmerkſam, das unſre Augen nicht erkannten. Es war der Kopf und das breite Maul eines kleinen Froſchfiſches (Batrachus piscatorius) den uns der ältere Fiſcher nach einiger Zeit in unſre Hand gab.

Doch ich bemerke wohl, daß ſich mein Brief ſo ſehr in das bewegte Leben des Meeres in der reichen Bucht von Villafranca vertieft, als vor etlichen Tagen mein Auge. Ich vergeſſe das Weitergehen, wie ich es wirklich, zwiſchen den Klippen des Leuchtthurmfelſens vergeſſen haben würde, wenn nicht die beiden Fiſcher mich beſcheiden daran erinnert hätten, daß es Mittag ſey.

Auf der Rückfahrt nach dem Städtlein wölbten ſich die langen Wogenreihen etwas muntrer und höher empor, als bei dem Hinausfahren; die Fiſcher äuſſerten, es könne am Nachmittag ein Sturm kommen.

Schon die Ausſicht, welche man von den Fenſtern des dicht am Meer gelegnen Wirthshauſes hat, wäre eine weite Reiſe und ſonſtige kleine Aufopferungen werth. Dabei aber war auch die Mahlzeit, welche man uns auftrug, beſonders für mich, Freund des grünen Gemüſes, ſehr wohlbereitet und gut, und der Wein (ſo mild und doch ſo kraftvoll) rechtfertigte den Ausſpruch, daß der eigentliche, einheimiſche Wein von Nizza ein wahrer Nectar ſey und ungleich beſſer als der ſchwere provenzaliſche Wein, den man, weil er in Nizza's Freihafen ſo leicht zu haben iſt, gewöhnlich an den Wirthstafeln findet. Dabei ſind die Wirthsleute in dem guten Villafranca ſo freundlich und in ihren Forderungen ſo billig, daß ich, hätte nicht Nizza manchen andern, für uns ſehr bedeutenden Vorzug, ganz hier wohnen möchte.

So ſchön das Verweilen in dem einſamen, oberen Zimmer unſres diesmaligen Obdaches war, machten wir uns dennoch, nach kurzem Verweilen wieder auf den Weg und giengen nun, in Begleitung unſers kleinen Fiſcherknabens zu Lande, nach Oſten um die Bucht herum, hinüber nach der mit Olivenwäldern und Orangengärten dicht überwachſenen Landzunge von Beaulieu. Gleich am dieſſeitigen Saume der Landzunge fanden wir ein Feld voll reifen Hafers, welches eben gemäht wurde. Wir hatten einige Minuten im Schatten eines Maulbeerbaums geruht und traten nun auf einmal bei der öſtlichen Seite der Landzunge aus dem Obdach der Bäume hervor. Da öffnete ſich uns die Ausſicht nach den rieſenhaft zackigen, röthlichgrauen Felſen, welche gegen Monaco und dann weit hinabwärts, entlang der Küſte von Genua ſtehen, zugleich mit der Ausſicht nach dem Meere, deſſen Wogen jetzt ein heftiger Wind bewegte. Ich weiß nicht war es das unmittelbar vorhergegangne Verweilen meines Auges im Schatten der Bäume, oder ſonſt eine andre, innerlich gelegene Urſache, was in dem Augenblick, da ich heraus ins Freie trat, ein noch niemals empfundnes Gefühl in mir erregte. Ich möchte es ein ganz umgekehrtes, entgegengeſetztes vom Schwindel nennen. Dieſer iſt ein furchtbarer Zug der Schwere, hinab nach der Tiefe, das Gefuhl aber, das mich ergriff, das glich dem leichten, hehren, frohen Gefuhl, das etwa (in ſeinem Maaße) der junge Vogel haben muß, wenn er zum erſten Male den nun kraftiger gewordnen Schwingen vertrauend, ſich vom Boden erhebt und jetzt hoch und frei in den Lüften ſchwebend, tief unter ſich den Felſen und den Bach ſiehet, in deſſen Nähe das mütterliche Neſt war. Mir war es, als wandelte mein Herz mit dieſen weißen Wolken über die Felſen bei Turbia hin, oder mit dem Lichtſtreifen, der durch die Wolken brach und mit dem Windhauche, der vor ihm hergieng, über die Wogen des Meeres. Es war mir, als vernähme ich da zwiſchen den Felſen, und, durch die grünen Wälder und über das Meer hin die gewaltige Stimme jener Naturkraft, welche ſchon das Alterthum in vielfachen Geſtalten verehrt, und welche bald aus der unermeßlichen Fülle ihrer Kräfte das buntfarbige Leben der Natur gebiert und an Mutterbrüſten ernährt, bald aber daſſelbe in der unermeßlichen Fluth der nämlichen Kräfte wieder erſäuft und begräbt. Es wird da das Jo, Evoe, zugleich als die Stimme eines Reigens vernommen, welcher zur Hochzeit, und welcher zum Grabe führt und der pflanzende Gott, wenn er jetzt mit dem Getümmel des Thiaſos durch Wald und Gebirge zieht, tritt mit ſeinem mächtig eilenden Fuße eben ſo viele kräftige Reben zu Boden, als er, etwa nahe dabei, neue anpflanzet; er ſtreut mit derſelben Hand die Saamen des nicht ſelten minder bedeutenden Künftigen aus, mit welcher er, gleich wie in ſelbervergeſſendes Träumen verſenkt, das vielleicht ungleich herrlichere Gegenwärtige zerſtört.

Ich ſetzte mich an einer abgelegnen Stelle, auf eine der weit in das Meer hinausgehenden Klippen nieder. Die Möven erhaſchten kühn in meiner Nähe die Beute: den Fiſch, der eben noch ſelber auf andre Beute: auf kleinere, ſchwächere Fiſchlein gelauert. Die Brandung warf die noch eben munter bewegten Quallen heraus ans Land und ſpielte mit den zerſchmetterten Schaalen einer Steckmuſchel; neben mir in einer ſchmalen, mit Seewaſſer gefüllten Felſenkluft, trieb eine bunte Seeneſſel ihr Weſen mit einem zarten, rothpunktirten Napffloſſenfiſchlein (Lepadogaster natator Riss.), welches, eben noch friſch und ſchnell umher ſchwimmend, kaum mit dem breiten Köpflein den Fangarmen der bunten Actinie genaht war, als es betäubt und wie vom Blitze getroffen ſtill hielt, und nun alsbald von den Blättern der trügeriſch ſchönfarbigen Seeanemone umſtrickt war.

So iſt denn überall ein Verzehren und Verzehrtwerden das tägliche Wechſelſpiel des Lebens; die Flamme des alten Opferheerdes brennt und leuchtet wohl, aber ſo wie ſie fortbrennt ſinket das liebliche Geſträuch der Myrten und Roſen, womit man die Flamme nährt, in Aſche.

Und wer iſt es denn wohl, der ſich an dieſer Flamme des Opferheerdes wärmt, und welchem ſie leuchtet? — Iſt es vielleicht nur der Menſch? — „Konnte eine lebende Natur ohne den Menſchen ſeyn und könnte eine ſolche, irgendwo im Gebiet der Welten beſtehen, ohne ihn, den Mittelpunkt des Kreiſes, zu welchem alle Strahlen führen?“

Aber ſpricht nicht zu dem, was mich einmal früher die Schule gelehrt, und was ich dieſer noch ſo eben nachſprach, das lebendige Gewimmel zu meinen Füßen „Nein“?

„Nein, ſpricht die Actinie ſammt dem Fiſchlein, nein, ſpricht die Nomadenbiene, welche da neben mir am Felſen Honig ſammlet, aus der vereinſamten Blüthe, wir ſind zunächſt für ein Andres, Höheres da, als der Menſch iſt, für eine Sonne, deren Angeſicht zwar ſich klarer und herrlicher im Quell der Menſchennatur abſpiegelt, als irgend wo anders in der geſammten Sichtbarkeit, deren Strahlen wir aber ſelber unmittelbar aus ihr ſelber, nicht aus dem Widerſchein trinken.“

Dieſe Thierlein leben da und bewegen ſich, bauen und jagen die Beute, ohne mich „Herrn der Natur“ auch nur zu bemerken: Ich bin für ſie, wie gar nicht vorhanden.

Beſſer als ich ihr es zu lehren vermöchte, als ich jemals es finden und erforſchen könnte, weiß die Biene ihren Weg über den dürren Felſen und über den Meeresarm hinüber nach der blühenden Ciſtusſtaude und dem Rosmarin: je ferner das Leben in der Natur von dem Leben des Menſchen ſteht, deſto mehr und augenfälliger geſellt ſich zu jenem hülfreich ein andres Leben, das höher und mächtiger iſt denn jenes des Menſchen; je verlaſſener und entblößter die Weſen von dem Lichte eines eignen, innern Erkennens ſind, deſto deutlicher ſtrahlt mir von ihnen das Licht eines andern Erkennens: einer ober ihnen ſchwebenden, ewigen Weisheit entgegen; eines Erkennens, welches zwar des Menſchen und ſeines Thuns mit noch tieferem Zuge der Mutterliebe gedenkt, als des Wurmes im Staube, das aber mit dieſem redet durch das unſichtbare, innerliche Wort, mit dem Thiere aber durch die äußerlich ſichtbare That. Wenn die Kraft des Willens vom Gehirn aus durch den näher liegenden und näher verwandten Nerven gehet, verräth ſie ſich an dieſem durch gar kein wahrnehmbares Bewegen, wohl aber regt ſie zu einem ſolchen den weiter abgelegnen, unvollkommneren Muskel, und durch dieſen beides, die gefühlloſe Sehne und den todten, ſtarren Knochen auf.

Oder gefällt es vielleicht dieſer überall zu dem Leben geſellten Weisheit, ihre ſorgende Mutterliebe gerade an dem Unvollkommenſten und Geringſten am augenfälligſten zu offenbaren, weil ſie ihre Luſt hat am Erbarmen und weil ſie will, daß ihre Kraft groß werde an dem Geringen?

Iſt es doch auch in unſrer Menſchenwelt nicht anders. Je hülfsbedürftiger und kleiner das Kind iſt, deſto öfter und näher und inniger iſt die Mutter mit ihm beſchäftigt; die größern Kinder werden durch das bloße Wort geleitet und zurecht gewieſen: ſie nehmen ſich nach eigenem Gefallen die Speiſe, von dem Orte, dahin die Mutter ſie geſtellt; die kleinern, welche das Wort noch nicht verſtehen, gängelt und leitet, hebt und trägt, nähret und bettet die Mutter unmittelbar mit ihrer Hand. Und das noch Ungeborne iſt ja ſelber ein Theil ihres Weſens, iſt von ihr und in ihr, ganz umſchloſſen.

Der Kalkſtein, beſtehend aus der Kalkerde und der Kohlenſäure, nimmt von keinem andern Dinge in der Natur Kunde als etwa von der Säure, welche ſo ſtark iſt, daß ſie den Schlaf, welchen die Erde in und neben ihrer Säure ſchläft, aufheben und zerſtören kann. Die Pflanze bemerkt weder den Menſchen, noch das hungernde Thier, das ſich ihren Blättern nahet; ſondern hat nur, um den Ausdruck aus einer höheren Region zu entnehmen, Sinn für das mit der nährenden Kohlenſäure durchdrungene Waſſer; Sinn für das weckende Licht, das auf ſie herunterſtrahlt und für die Klüfte des Geſteins, in welches ſie ihre Wurzeln ſenkt. Wäre denn mein Auge und die erkennende Kraft meiner Seele auch ſo beſchaffen, daß beide nur das, was ihr Lebensbedürfniß unmittelbar angehet und das Gleichartige, bemerkten; ſo würde ich etwa auch in der Welt der mich umgebenden Sichtbarkeit nur das Ungeborene und das Neugeborene, nicht aber die Mutter bemerken, welche jenes umfängt und welche bei dieſem ohne Aufhören mit ſorgender Liebe wachet.

In der That, wenn ich die Kryſtallgeſtalten der Steine beachte, da iſt es mir als ſähe ich, nicht etwa die Gänge und Hölen eines Käfers, der ſich, faſt mit ſymmetriſchen Zügen, in den Splint der Bäume und das Holz gegraben*), ſondern eine gedankenvolle, das Höhere bedeutende Schriftſprache, welche da in den Felſenhölen ein Geiſt geübt, der, ſey er auch welcher er wolle, dem meinen verwandt war. — Wenn ich einſam zwiſchen den Bäumen und Geſträuchen hingehe, oder in die Tiefe der Lilie hineinblicke, da ergreift mich ein Ahnden: daß dieſe Weſen inmitten einer liebenden, allbelebenden Mutter ſind, welche mir in und bei ihnen inniger genaht iſt, als ich es ſehe und begreife.

Die Region der Kryſtalle denn, iſt eine Schrift, welche die ewige Weisheit, daneben ſtehend, mit eigner Hand gefertigt; die Pflanzenwelt ein Ungebornes, von der mir unſichtbaren Mutter umſchloſſen; die unvollkommnere, niedere Thierwelt ein Neugebornes, Hülfsbedürftiges, das die Mutter an der Bruſt trägt, mit eigener Hand pflegt und bewegt. Auch die frühere Geſchichte, nicht bloß der Steine und Pflanzen und Thiere meiner Erde, ſondern ſelbſt der Menſchen zeuget und weiß, in der Zeit eines hülfloſeren, unmündigeren Zuſtandes, von einem ſichtlicheren, ſinnlich wahrnehmbaren Naheſeyn des Lebens, das in Allen lebt.

---

*) Wie z. B. der Bostrichus typographus.

Laſſen Sie mich ſchneller zum Ende meiner etwas langgerathenen Traumrede eilen:

„Es iſt überall, neben dem ſichtbar erſcheinenden Dinge, ein unſichtbar ergänzendes Höheres, welches zuletzt im Menſchen großentheils ein Inwohnendes, ihm ſelber Angehörendes wird, anfangs aber nur ein Aeuſſeres und Oberes iſt. Es iſt dann eine Zeit der Geſchichte unſers Planeten geweſen, da der gedankenvoll ſchreibende Geiſt ober und auſſer dem ſich geſtaltenden Chaos geſchwebt: er ſelber nur eines und allein, Alles in Allem. Dann eine Zeit des unmittelbaren Umſchließens und Naheſeyns. Zuletzt eine des Ausgeborenſeyns und der Freiheit. Wie dann, könnte nicht auch noch jetzt und immer auf vielen der Sternwelten, welche da aufgehen und leuchten, eine Zeit ſeyn, in welcher, hätte ich ein Auge dazu, meinem Blick zunächſt nur die umfangende Mutter, oder die pflegende mir ſichtbar wäre und dieſe Erde vielleicht iſt ausgezeichnet vor andern als Wohnort des ſichtlich und frei Ausgebornen, des Menſchen.“

„Wäre ich ein geflügelter, Alles erkennender Geiſt, von Welt zu Welt gehend, ich würde da auch, wo kein leiblich gewordenes, denkendes Weſen meiner Art, wo kein Menſch iſt, mich an den Spielen jener ewigen Weisheit ergötzen, welche bei und vor ſeinen Augen war, ehe der Menſch geworden.“

Doch ich muß ſehr um Vergebung bitten, daß ich mich abermals habe verleiten laſſen, von einer Felſenbucht bei Villafranca einen Flug, ſogar nach andern Welten zu machen. Es iſt meinem heutigen Briefe ergangen, wie ſchlechten Fuhrleuten, welche gar leicht an derſelben Stelle umwerfen, wo ein andrer, beim Umwerfen, das Gleiſe geneigter dazu gemacht hat. Ich war auf eine Gedankenfahrte gekommen, wo der neuliche Brief umgeworfen hatte, ſo hat es ihm der heutige nachgethan. — Fürwahr, ich fange an zu glauben, daß hier in Nizza jene phantaſtiſchen Geiſter, welche ſonſt ſtill im Monde wohnen und von da nur ſchwach auf andre Länder herunterwirken, freier und ungebundner herumwandern und dem Menſchen allerhand Mondſcheingedanken eingeben.

Der Traum war ausgeträumt. Ich erhub mich von meinem Felſenſitze und ſuchte die liebe Gefährtin der Reiſe auf, die ſich am Sammlen buntfarbiger Schneckengehäuſe aus dem Meeresſande vergnügte. Wir genoſſen jetzt noch einmal an einem weiter, gegen St. Hoſpice hin gelegenen Punkte, die hehre Ausſicht auf die gewaltige, großartig ſchöne Seeküſtengegend, gegen Monaco und Mentone hin. Städte und Dörfer zeigen ſich an jeder zu ihrer Anlage günſtigen Bucht; auch aus den zackigen Felſenhöhen ragen Ortſchaften mit dem zum Theil uralten Gemäuer ihrer Burgen und Thürme hervor. Neben und um ſich hat man Gärten voller Orangenbäume, ſo wie Gruppen von hohen Cypreſſen, welche reichlichen Schatten geben und Kühlung. Hier zeigt ſich das Meer noch reicher an Seethieren, und dieſe ſind leichter mit der Hand zu erlangen, als bei Villafranca; lange Felſenbänke ziehen ſich in's Meer hinein, deſſen Gewäſſer bei jedem hohen Wogenſchlage über ſie hinſtrömt. An einzelnen Stellen der Bucht bildet das losgeriſſene Seegras, welches vom Meer dahin gebettet wird, hohe, weiche Lagen. Mehrere der von hier aus nach Oſten gelegenen Felſen, ſollen, wie man uns in Nizza ſagte, durch das Vorkommen von Pflanzen auf ihnen merkwürdig ſeyn, von welchen man früher geglaubt, ſie wären nur an der Nordküſte von Afrika, nirgends aber in Europa zu finden.

Nachdem wir noch ſo, das nimmerſatte Auge, länger als eine Stunde an dem Anblick der Felſenheimath der Seeadler und des neben und unter ihr liegenden, immer grünenden Paradieſes gelabt hatten, dachten wir auch an die Labung unſres kleinen Seemannes, der ja dies Alles ſchon ſo oft geſehen und hierüber wohl ganz anders gedachte als wir. Der gute Junge, obgleich er am Mittag genug mit uns gegeſſen, hatte immer Hunger, und ſprach uns mehrere Male von einem Wirthshaus, ganz in der Nähe, wo es gar ſchön ſey, und wo immer viele vornehme Herren und Damen einkehrten. Wir folgten denn endlich ſeiner Ermahnung und ruhten im Schatten eines mächtig großen Feigenbaumes, auf der langen, hölzernen Bank aus, welche zu dieſem ſogenannten Wirthshauſe des kleinen Fiſcherdörſchens unweit St. Hospice gehörte. Während wir da ſaßen und uns an der Freude freuten, mit welcher der kleine Seemann aß und trank, brachten uns die Fiſcher eine Menge prächtiger Schnecken und Muſcheln zum Verkauf, unter ihnen ein Kinkhorn, ſo wie eine edle Steckmuſchel, von ganz ungewöhnlicher Größe. In einem am Meer gelegenen Hauſe fanden wir gegen dreißig große, ſchöne Thunfiſche, welche in dieſer für jenen Fang ſehr günſtigen Gegend erſt heute erbeutet worden waren.

An dem ſüdöſtlichſten Felſenvorſprung liegt neben denn doch eine ganz beſonders anziehende und liebreizende Kraft haben, da wir immer, auch wenn wir aus den ſchönſten Punkten der nähern oder fernern Umgegend zurückkehrten, die Ausſicht da an unſrem Fenſter, beſonders am Abend und Morgen eben ſo ſchön und noch ſchöner, als in den erſten Stunden nach unſrer Hieherkunft fanden und eben ſo reich als alles andre, was wir etwa ſonſt in der Nachbarſchaft geſehen. Als wir in dem ſchon ſo lieb gewordnen Zimmer einige Augenblicke an der herrlichen Ausſicht nach dem Meere und nach dem Eſterelgebirge geruht hatten, ſprachen wir es einſtimmig aus: Villafranca iſt zwar wunderherrlich, der Hinausblick auf Meer und Land, von der Landzunge von Beaulieu oder von St. Hospice iſt hehr, wie der Flug des Adlers durch die Wolken; aber heimathlicher iſt es doch hier in unſrer Wohnung in Nizza, bei der Ausſicht nach dem Meere.

Fünfter Brief.

Die nächſten Umgebungen und Spaziergänge um Nizza.

Nizza den 1. Mai [illegible].

Von dem lieblichſten Element des Genuſſes den der Aufenthalt in Nizza gewährt, von der Nachbarſchaft des Meers und den Ausſichten nach demſelben habe ich Ew. *** faſt noch gar nicht geſprochen, ſondern ich habe Sie immer nur in den möglichſt weiten Kreiſen um Stadt und Land geführt. Ich will aber nun auch von dieſen vielfachen Ausgängen über Berg und Thal zur Nähe der Stadt und ihrer angränzenden Seeküſte zurückkehren,

kehren, und, wenn ich dieſe, bis zum Var hin durchmeſſen, endlich mich mit meinen Beſchreibungen und Berichten in der Stadt und bei ihren Bewohnern häuslich niederlaſſen.

Ein ganz naher und leicht zu habender Ueberblick über das Meer und die Umgegend der Stadt, wird auf der hohen Terraſſe gefunden, die ſich von den Felſen-Vorſprüngen des Schloßberges, an den ſich unſre Wohnung anlehnt, ſüdwärts um die ganze Altſtadt, bis zum Paglionfluße fortſetzt. Ihrer erſten und nächſten Beſtimmung nach iſt dieſe Terraſſe ein Wall, welcher die Stadt gegen Süden hin vor dem Heranſchlagen der Wellen bei großen Stürmen, nach Weſten hin vor den Gewaltthätigkeiten des Paglion verwahren ſollte. Denn ſo breit auch bei dem gewöhnlichen Zuſtand des Gewäſſers der Küſtenſaum zwiſchen der Terraſſe, auſſerhalb welcher ſogar noch einzelne kleine Häuſer ſtehen, und zwiſchen dem Meer erſcheint; ſo mag er doch bei ſehr heftigen Stürmen, wie dieſe zuweilen in den Wintermonaten ausbrechen, nicht hinreichen, um die hochaufſchäumende Fluth von der Gränze der Stadt abzuhalten. Geſchieht es doch nicht ſelten, daß bei ſolchen Stürmen der Felſenweg, der am Schloßberge hin nach dem Hafen führt, von den Wellen überfluthet und hierdurch auf ganze Tage lang ungangbar gemacht wird, obgleich derſelbe an ſeiner niedrigſten Stelle mehr als dreißig Fuß über das Meer erhöht, dabei noch durch vorſpringende Klippen geſchützt und von einer ſtarken Mauer umgeben iſt. Ein vornehmer Engländer, welcher vor einigen Jahren den Winter hier zubrachte, hätte einſt, bei heftigem Sturm, wie mir mein Hauswirth erzählte, den kühnen Scherz, den er mit der Macht der Wogen trieb, faſt mit dem

Leben büßen können. Er ſahe und hörte, daß heute, des Sturmes wegen, niemand den gewöhnlichen Weg nach dem Hafen hin einſchlagen mochte. Ihm aber, der ſchon den Weg zu fernen Welttheilen über das Meer gemacht, erſchien die Furcht „vor dem Wellenſchaume“ faſt lächerlich, er äuſſerte ſich: „ein Regenſchirm ſey das einzige, was man dagegen brauche.“ Aber eben als er den Weg eingeſchlagen, warf ein heftiger Windſtoß die Wogen ſo mächtig über die Felſen und das Gemäuer herüber, daß der kühne Mann Mühe hatte, ſich, beim Zurückſtrömen der Brandung, am Gemäuer feſtzuhalten, und ſich ſelber wenigſtens, mit Verluſt des Regenſchirmes, mit welchem er vorhin Scherz getrieben, zu retten.

Auch der Paillonfluß iſt nicht immer ſo ohnmächtig, als man ihn gewöhnlich, beſonders während der Sommermonate ſieht. In dieſem Augenblicke freilich erſcheint er wieder, wie in den erſten Tagen nach unſrer Hieherkunft, als ein armſeeliger, ſchnellfließender Bach, der ſich durch das ſteinreiche, verlaßne Bette eines ehemals hier geweſenen mächtigen Stromes ſeinen Weg gebahnt hat. Niemand möchte es dem zwergartig kleinen Wäſſerlein zutrauen, daß dieſes breite, tiefe Strombett von ihm ſelber gegraben ſey und öfters ganz von ihm ausgefüllt werde: daß dieſe mächtig großen Steine, auf denen man trocknes Fußes über den Bach hinüberſetzen kann, von ihm ſelber, vielleicht vor nicht gar langer Zeit herabgewälzt ſind und noch jetzt zuweilen fortbewegt werden. Verliert ſich doch ſogar das Strömlein zuletzt ganz unter den Steinen, ſo daß zwiſchen ſeinem Ende, nahe bei der Küſte und zwiſchen dem Meere, noch ein trockner, breiter Steindamm für die Fußgänger bleibe. — Aber eben dieſen Paillon haben wir auch ſchon ſeit unſrem

Hierſeyn einmal in ganz andrer Geſtalt und Macht geſehen. Es war ein ſtarker Gewitterregen in den Gebirgen gefallen, da ſtürzte ſich auf einmal eine ſolche Waſſermaſſe durch das vorhin trockne Flußbett herunter, daß dieſes freilich nur auf wenige Stunden faſt gefüllt ſchien. Der trübe Strom durchbrach ſeinen ſelbſtgebauten Damm und ergoß ſich unmittelbar ins Meer; das Donnern der gegen einander gewälzten Steine konnte man aus weiter Ferne hören.

Auf jener Terraſſe denn, welche ſüdwärts der Stadt am Meere hinläuft, finde ich mich am öfterſten ein. Da zählte mein Auge ſchon mehrmalen mehr als zwanzig, ja an dem einen Vormittag gegen dreißig Schiffe, welche von der franzöſiſchen Küſte herkommend gegen Genua hinſteuerten, zum Theil auch in Nizza und Villafranca ſelber einliefen. Zuweilen zucken Blitze aus den grünlichen, von der Sonne beſchienenen Wellen auf und bei genauerem Zuſehen erkennt man, daß dieſes Aufblitzen des Waſſers ein Werk der ſpielenden Delphine ſey, welche ſich hier, ſtatt an den grünenden Ufern, deren der weidende Manati ſich erfreut, an dem Farbenſpiele ergötzen, das die obere Lichtwelt in den aufgeregten Wogen ſchaffet. Ueberhaupt kommt mir jenes merkwürdige Thier in ſeiner ſchon von dem Alterthum anerkannten Sinnigkeit, in ſeiner ganzen innerlichen Verwandtſchaft mit den höheren, ja mit den höchſten belebten Weſen unſrer Sichtbarkeit, und dabei zugleich mit ſeiner Verſchloſſenheit in den unbeholfenen Fiſchleib und in das einförmig dämmernde Element der Meerestiefe, gerade ſo unter der übrigen Thierwelt vor, wie der taub und blind zugleich geborne James Mitchel unter den andern, ſehenden und hörenden Menſchen. In dieſem Taubblinden zeigte ſich der Drang der Menſchennatur zum Erkennen und Wiſſen auf eine ſo mächtige Weiſe, daß er ſich Mittel erfand, um wenigſtens, gleichſam zu den Spalten der Pforte des Erkennens hinein zu blicken, die für ihn ſo hart und feſt verſchloſſen war. Seine liebſte Ergötzung war es, am Abend, mit einem angezündeten Lichte ſich in einen Winkel zu ſetzen, und nun dieſes Licht in eine ſolche Richtung und Nähe zu ſeinem Auge zu bringen, daß wenigſtens ein ſchwach dämmernder Schein in dieſe armen, mißgebildeten Augen fiel. Andre Male begab er ſich in ein Zimmer oder eine Vorkammer, ſchloß hier die Läden und ſuchte nun die Stellen auf, wo das Sonnenlicht durch die offen gebliebnen Spalten hereinleuchtete ins Dunkle. Hier fieng er begierig mit ſeinen Augen die Strahlen unmittelbar auf oder ließ ſie auf eine ſpiegelnde Fläche fallen und durch eine Bewegung ſeines kleinen Spiegels mit der Hand von Zeit zu Zeit auf ſeine Augen blitzen. Wenn er dann auf ſolche Weiſe eine ferne Ahndung von der überall an ihn angränzenden und ihm dennoch verſchloßnen Lichtwelt bekam, da bemerkte man an ſeinen Mienen jene innern Bewegungen des Staunens und des Dranges zum Erkennen, von denen etwa ein Galilei ergriffen ward, da er den weit entlegenen, für das unbewaffnete Auge verſchloſſenen Tiefen der Sternenwelt zuerſt durch ein Fernrohr ſich nahete und den Ring des Saturnus entdeckte; oder ein Herſchel, da er die eignen Bewegungen der Doppelſterne fand. So ſcheint ſich auch öfters in dem mir immer höchſt merkwürdig geweſenen Delphin ein Staunen vor dem Weſen und Treiben des Menſchen zu regen, wenn er neugierig die Schiffe begleitet und eben durch dieſe Neugier ſelber ſeinen Mördern ſich Preis giebt.

Wenn ich ſo, in den erſten Tagen unſres Hierſeyns, beſonders in den kühleren Stunden des Morgens oder des Abends den Weg auf der Terraſſe machte, oder wenn ich, unmittelbar am Ufer des Meeres neben den Orangengärten und Landhäuſern der ſchönen Vorſtadt La Croix und an der noch weiter gegen Weſten gelegnen Fiſchervorſtadt St. Helena hingieng, da bedauerte ich öfters, daß dieſes ſchöne Meer keine andre merkliche Bewegung habe, als die, welche ihm der Wind giebt, daß es, wie die Oſtſee bei Dobberan, ſo ganz ohne eine merkliche Ebbe und Fluth ſey; ich überzeugte mich aber bald, daß ihm dieſes lebendige Aufathmen, welches dem Weltmeer ſeinen eigenthümlichſten Reiz giebt, nicht ganz fehle. Wir waren nämlich eines Tages, in den Abendſtunden, jenſeits des Hafens, am Fuße des Berges Montalban zur Bucht hinabgeſtiegen, um da dem Spiel der Seethiere zuzuſehen und einige von ihnen zu ſammlen. Da iſt, von den Meereswellen umſpült, eine Höle im Felſen, zu welcher man nur über das Waſſer her gelangen kann, indem man von einer aus den Wellen hervorragenden Klippe auf die andre hinüberſchreitet. Wir ſtiegen hinüber und freuten uns an der Ausſicht, welche ſich hier von der Tiefe der Höle heraus nach dem Meere fand; das Auge, vor den blendenden Strahlen der Abendſonne geſchirmt, ſah da viel deutlicher und klärer als auſſen im Freien: die Gebirge von Corſika ſchimmerten mit ungewöhnlicher Helle. Bei dieſem Anblick und bei der Betrachtung einiger Actinien, welche in der Nähe des Eingangs der Höle an den vom Meer beſpülten Klippen ſaßen, war uns mehr Zeit vergangen, als wir gemeint hatten, es dämmerte ſchon ſtark, da wir zurück wollten und nun mit Staunen bemerkten, daß die meiſten der Felſenplatten, über welche wir vorhin hergeſchritten waren, unter Waſſer ſeyen. Wir fanden den Weg durch den kleinen Meeresarm nur mit Mühe und kamen mit durchnäßten Füßen am Ufer an. Dies war eine Wirkung der Meeresfluth, welche während unſres Verweilens in der Höle ſich eingeſtellt hatte.

Ich ſprach ſchon vorhin von dem Weg, unmittelbarer am Meer hin, welcher weſtwärts von der Stadt, hinter der Vorſtadt La Croix und St. Helena, hinab bis zum Ufer des Varſtromes führt. So bequem für die Füße iſt dieſer Weg freilich nicht, als der am Meeresſtrande, bei Cette oder auch bei Hyeres hin. Man geht hier auf grobem, loſen Gerölle: die runden Steine geben dem Fußtritt nach und das Gehen wird zu einem unſichren Gleiten, welches den Füßen nicht wohl thut. Dennoch haben wir dieſen Weg oft gemacht, und zwar unmittelbar am Saum des Waſſers über das rollige Geſtein hin, haben uns, ſo lange das Meer ſtärker bewegt war, an dem Spiel der Wellen ergötzt und wenn es ruhig war, den Arbeiten der Fiſcher zugeſehen, wenn ſie, zu ganzen Schaaren zuſammengeſellt, ein mächtig großes Netz heran zum Land zogen, in welchem zuweilen nichts gefunden wurde, als etwa einige Tintenfiſche, welche, den Kopf nach unten gerichtet, auf dem naſſen Geſtein ſich abmüheten und dabei Töne, wie ein laut ſchnaufendes Thier von ſich gaben. Bei St. Helena tritt das Seewaſſer in einzelne Gräben herein, worinnen ein kennendes Auge zuweilen die kleinen Koſtbarkeiten des hieſigen Meeres aus der Klaſſe der Weichthiere findet, namentlich die merkwürdige Carinaria, deren Daſeyn man früher nur im indiſchen Meere kannte.

Dabei ergötzt ſich dann das Auge an dem Anblick der herrlichſten Pflanzen eines ſüdlichen Himmels, denn es wachſen da, auf dem dürren Geſtein, die großen, ſchönen Glaucien (Glaucium flavum); die Freundlichkeit der Gartenbeſitzer in der Vorſtadt erlaubt es gern, daß man ſich an dem Anblick und dem Geruch der vollblühenden Orangen- und Citronenbäume erfreue; für wenige Sous bekömmt man der reifen, unmittelbar vom Baume ſehr erquickend wirkenden Früchte, mehr als man für diesmal begehrte.

Jenſeits St. Helena wird der Weg, an der Nähe des Meeres hin bequemer und ſchöner. Er gehet zum Theil durch blühende und grünende Wieſen, kommt zuletzt an Weingärten, in denen die Reben auf italieniſche Weiſe gezogen, lange Guirlanden, von Baum zu Baume bilden. Da kommt man dann, wenn man am Var hinangeht, bis zur Brücke, welche das nachbarliche Frankreich von Piemont ſcheidet, in eine ſolche grünende und blühende Wildniß der Bäume und Geſträuche, wie ich ſie bisher noch niemals geſehen habe. Hier zeigt dieſes ſüdlich ſchöne Land, was es zu tragen und zu erzeugen vermöge, wenn der belebenden Wärme ein kräftiger, belebungsfähiger Saft des Bodens entgegenkommt. In dieſen dicht verwachſenen Wäldern, deren Stämme und Aeſte öfters vielartige Schlinggewächſe überkleiden, findet ſich auch in den heißeſten Stunden des Tages eine bekräftigende Kühle, und ein Geruch des friſchen Waſſers und der blühenden Wieſen, der, wenn man die Augen ein wenig ſchließt, die Seele mit Gedanken an die Heimath erfüllt.

Sechster Brief.

Die Fiſcher und der Verkehr des Fiſchmarktes, ſo wie der andern Märkte in Nizza.

Nizza am 9. Mai 1826.

Nach der weſtlichen Richtung von der Stadt hin: in und um St. Helena, wohnt jener Theil des Volkes, mit welchem ich, dem Zweck meines hieſigen Aufenthalts zu Folge den meiſten Verkehr hatte: die Fiſcher. Mit dieſen trieb ich täglich Handel und Wandel, ſelbſt die Kinder kannten den fremden Mann, der von ihnen (um etliche Sous) auch ſolche untaugliche Sachen kaufte, welche ihre Väter, wenn ſie das Netz ans Land zogen und reinigten, als Unrath wegwarfen. Darum ſprach ich im Vorübergehen an St. Helena öfters an der einen und andern Fiſcherwohnung zu und ich habe dieſes arme, wackre Volk ſo lieb gewonnen, daß ich ihm nachher noch eine beſondre Lobrede halten will. Aber vorher, da ich das liebe Steckenpferd: die Geſchichte meines hieſigen Naturalienſammlens, einmal berührt habe, müſſen mir Ew. *** wohl erlauben, daß ich es ein wenig in die Hand nehme und vorzeige.

Was dem großen Kaufmanne in London oder Amſterdam die Nachrichten von der Börſe und von dem Stand der Papiere, das ſind mir täglich die Nachrichten vom Fiſchmarkt. Wir ſind öfters früh am Morgen noch kaum aufgeſtanden und zum Frühſtück gekommen, da klopft es ſchon an der Thüre des Vorſaales und die Kinder der Fiſcher ſind da, welche anzeigen, daß heute ganz beſonders ſchöne Fiſche auf dem Markte ſeyen, die ich noch gar nicht gekauft hätte. Zugleich bieten mir die kleinen Schelmen allerhand Raritäten, die ſie aus dem

Abraum des Fiſchfanges, vom Boden aufgeleſen, zum Verkaufe an; das eine hat eine Hand voll Seeaſſeln (Cymothoa): ein Kruſtenthierlein, das ſich an die größeren Fiſche anſaugt und dieſen zur Plage wird, wie die Schmarozer-Inſekten den Landthieren. Ein andres hält einen kleinen Seeigel oder einen kleinen (zum Verkauf auf dem Markte kaum tauglichen) Seekrebs in der Hand; überhandsweilen kommt unter den Raritäten auch einmal eine Cymbulia oder eine Carinaria, freilich dann immer mit zerbrochener Schaale zum Vorſchein. Wenn denn dieſer Handel abgeſchloſſen iſt, dann gehe ich, zuweilen noch in Begleitung der laut in mich hineinſchreienden Kinder, zum Markte. Da finde ich nun freilich öfter, daß die Kleinen, nach der Weiſe unſrer Zeitungsſchreiber, falſche Gerüchte über den Zuſtand des Handels in Umlauf geſetzt haben, nur um ſelber ihren, durch das Hereinlaufen von St. Helena ohnehin wohlverdienten Sous zu erbeuten. Zuweilen ſteht gar nichts da, als viele Körbe voller Sardellen, welche in dieſer Jahreszeit der Hauptgegenſtand des Fiſchfanges ſind, daneben einzelne Körbe, gefüllt von dem kleinen Laxierfiſch (Smaris Maena), welcher ſchon in alter Zeit eine gewöhnliche Speiſe der ägyptiſchen Mönche und Einſiedler geweſen und darunter etwa einzelne größere Fiſche vom Geſchlecht der Lippfiſche und des Sparus. Wenn ich dann meine kleinen Handelsleute frage, wo denn die ganz beſonders ſchönen Fiſche ſeyen, da zeigt mir der eine ein Sternſeherfiſchlein (Uranoscopus scaber), mit nach oben, auf dem dornich-eckigen Kopfe ſtehenden Augen, und mit aufgeſperrtem Maule; das andre deutet auf etliche roth bandirte Seeritterlein hin, das dritte macht mich auf einen kleinen St. Petersfiſch (Zeus faber) aufmerkſam, an deſſen platten, ſchiebenartig dünnen Leibe zu beiden Seiten noch die Stellen (als dunkle Flecken) zu ſehen ſind, wobei St. Peter den Fiſch mit den Fingern angegriffen, als er ihn aus dem Meere zog und in ſeinem weiten, lederartig verſchiebbaren Munde den Stein fand. Wenn denn auch auf dieſe Weiſe, je zuweilen, meine Erwartung ein wenig getäuſcht wird und ich nur etwa eine mir noch neue Abänderung unter den vielfarbigen Fiſchlein finde, ſo bin ich doch in den meiſten andern Zeiten dagegen ſo glücklich, daß ich, ſeit meinem Hierſeyn ſchon gegen hundert Arten von Fiſchen geſammlet habe *).

In der That, nicht bloß auf den Naturforſcher und Sammler, ſondern, um einen altmodiſchen Ausdruck zu brauchen, auf jedes curioſe Auge, das einem fern vom Meer Gebornen angehört, muß der Anblick des hieſigen, faſt immer wohlbeſetzten Fiſchmarkes einen wahrhaft überraſchenden und erfreuenden Eindruck machen. Alle Farben der Schmetterlingsflügel und Blumen, ſind hier an einer Klaſſe von Weſen zu ſehen, welche man in unſrer Heimath meiſt nur grau, oder ſchmutzig gelblich und grünlich, höchſtens etwa mit einzelnen farbigen Punkten geziert zu ſehen bekommt. Da ſieht man den blau, grün und roth bemahlten Lapinenfiſch; ſcharlachrothe Scorpänen, an deren vielzackigen Stacheln man ſich leicht, und auf eine lange ſchmerzende Weiſe verletzen kann; Seehähne (Triglen), deren einige die roſenrothe Farbe des Körpers, andre die ſchmetterlingsartig bunte: blau, grün und roth getropfte, flügelförmig ausgedehnte Floſſe auszeichnet. Buntfarbig, wie das Pfauengefieder, erſcheint

---

*) In allem, ſammlete ich, während meines ganzen, auch noch ſpäteren Aufenthaltes, gegen 150 Arten.

der Seepfauenfiſch (Labrus Pavo), ein liebliches Gras-, ja Smaragdgrün, ſchmückt die Seejäger-Fiſche (Labrus viridis und Turdus). Unter den kleinern Fiſchen des Marktes zeigen ſich öfters der ſchon erwähnte orangefarbig bandirte Seeritter, ſo wie der prächtige, röthliche Junofiſch (Anthias sacer) mit ſeinen langen, den Federn des Paradiesvogels gleichenden, in röthliche Läppchen endenden Floſſenanſätzen. Daneben die rothbandirten Serranen, ſo wie die laſurblau gezeichneten Lutjane. Häufig wird auch die zierliche, zuweilen faſt carminroth gefärbte Seebarbe mit goldglänzenden Streifen an den Seiten (Mullus surmuletus und barbatus) zu Markte gebracht, deren Fleiſch ſchon bei den alten Römern in überaus hohem Werthe ſtund, und welche durch das Farbenſpiel bekannt iſt, welches der Körper, im Augenblick des Abſterbens zeigt. Einzeln werden die abentheuerlich häßlichen Seeteufel (Lophius piscatorius) mit plattem Leibe und weitgeöffnetem Rachen zu Markte gebracht, deren weichliches Fleiſch übrigens in keinem ſonderlichen Werthe ſteht; Zitterrochen, zum Theil dunkelbraun geäugelt auf gelblich lederfarbenem Grunde (Torpedo quinque-maculata). In ziemlicher Menge ſieht man die eigentlichen Rochenarten (Raja) mit flügelartig ausgebreiteten Seitenfloſſen und mit dem langen, zum Theil ſcharf ſtachlichem Schwanze. Auch die verſchiednen Arten der Thunfiſche, mit den hinter der eigentlichen Rückenfloſſe ſtehenden, zahlreichen, kleinen Läppchenfloſſen, kommen in dieſer Jahreszeit ſehr oft zu Markte, ſeltner der prächtige Schwertfiſch oder Kaiſerfiſch (Xiphias gladius), deſſen Fleiſch faſt noch höher als jenes des Thunfiſches geſchätzt wird. Nur einige wenige Arten und auch von dieſen nur wenige Exemplare ſahen wir hier von dem an unſern deutſchen Küſtengegenden ſo gemeinen Geſchlecht der Schollen oder Butten (Pleuronectes), deren Augen beide an der einen Seite des verdrehten Kopfes ſtehen, und welche deshalb immer ſo ſchwimmen, daß jene Seite des plattgedrückten Leibes, an welcher die Augen ſtehen, nach oben gekehrt iſt. Häufiger ſieht man verſchiedne Arten des auch für unſre Oſt- und Nordſeeküſte ſo wichtigen Geſchlechtes des Nutzfiſches (Gadus) doch unter ihnen weder unſern Dorſch noch Schellfiſch. Vom Geſchlecht des Häringes zeigt ſich, vornämlich in jetziger Jahreszeit, in einer faſt unermeßlichen Menge die wohlſchmeckende Sardelle. Das Pfund dieſer Fiſchlein wird jetzt mit 2, zuweilen auch mit 1¼ Sous bezahlt, ſo daß wir von ihnen gewöhnlich unſre Abendmahlzeit halten. Auſſerdem ſieht man die unzärtere Alſe (Clupea Alosa) und nicht ſelten den fliegenden Häring (Exocoetus volitans). Täglich faſt findet man unter den verkäuflichen Fiſchen die Schlangenähnlichen, bräunlich geſleckten Muränen, deren Biß die Fiſcher noch immer, wie in den ältern Zeiten, als gefahrbringend, fürchten. Dabei der Seeaal (Conger), die Seeſchlangen u. ſ. w. Selten zeigt ſich in den Körben der Fiſcher die dunkelfarbige Art des Stutzkopfes (Coryphaena). Nur ein einziges Mal war die wunderlich geſtaltete Schimäre (Chimaera monstrosa), während unſres Hierſeyns zu Markte gekommen, deren Fleiſch wenig, die Leber aber deſto höher geachtet iſt, weil die Fiſcher aus ihr ein Oel bereiten, das ſie bei verſchiednen äußren Verletzungen und Schäden für ſehr heilſam halten. Die bandartig dünnen Argentinen, deren ſilberfarbig glänzende, glatte Haut anderwärts zum Ueberzug über Wachsperlen benutzt wird, ſo wie andre Bandfiſche (Cepola) werden, wenn auch nicht zu Markte, doch dem Sammler in ſein Haus gebracht, wenn er bei den Fiſchern auf dergleichen Gegenſtände Beſtellungen macht. Eben ſo der zuweilen mächtig große Mühlſteinfiſch (Cephalus Mola), deſſen platter Leib, der nach hinten ſchroff abgeſchnitten und mit einem Floſſenſaume eingefaßt iſt, einem ſchwimmenden Kopfe gleicht, und welcher, wenn er bei Nacht auf der einen Seite ſeines platten Leibes ſchwimmend, der Oberfläche des Meeres nahet, einen phosphoriſchen Schein, gleich dem Mondlicht ausſtrahlt. Die Fiſcher genießen und benutzen von dieſem Fiſche meiſt nur die thranreiche Leber, das Fleiſch iſt ſchleimig und hat, auch wenn es noch ganz friſch iſt, einen höchſt widerlichen, ſüßlichen Geruch. Mit dem Fange der zum Theil lichtegrünen Seenadeln, deren eckiger, dünner Leib mit Schildern bedeckt iſt, eben ſo mit dem Fange des Seepferdchens (Hippocampus brevirostris), des Pfeilfiſchchens (Callyonimus Sagitta) und andrer, nicht genießbarer kleiner Fiſchlein, beſchäftigt ſich, auf Verlangen, die Schaar der Fiſcherjungen, zum Theil mit ſo günſtigem Erfolge, daß man ſich vor dem Ueberfluß ſolcher Waaren kaum genug verwahren kann.

Zuweilen zeigt ſich im Meerbuſen, zwiſchen Nizza und Antibes auch der furchtbare, ſelbſt dem Leben des Menſchen Gefahr drohende Haifiſch. Kleinere Arten dieſes Geſchlechts (gegen ſechs bis ſieben) ſieht man ſehr oft auf dem Markte: das Fleiſch derſelben wird wenigſtens von der ärmeren Volksklaſſe gekauft. Ich bin aber auch ſo glücklich geweſen, vor etlichen Tagen einen anſehnlich großen Haifiſch für meine Sammlung zu gewinnen.

Eines Morgens wunderte ich mich, daß mich heute die Schaar meiner kleinen Freunde aus St. Helena gar nicht beſuchte, da kam mein lieber, freundlicher Hauswirth, der ältere Herr Maigron, und ſagte mir, es ſey ein ſehr großer Fiſch gefangen und liege am Strande, ich ſolle ſchnell kommen und ihn beſehen, ehe ihn die Fiſcher zerſtückten und zu Markte führten. Da lag dann am Strande das ungeheure Thier, nach piemonteſiſchem Maaße 18 Fuß lang, noch lebend, und furchtbar mit den grünen Augen blickend. Der mächtige, zahnreiche Rachen war gewaltſam aufgeſperrt. Die Fiſcher hatten, damit er nicht zubeißen könne, ungeheuer große Steine in denſelben gewälzt; der ankerartig gebildete Fanghaken, womit man das Thier geangelt hatte, ſtach mit einem ſeiner ſcharfen Arme weit aus der tiefen, blutenden Wunde des Halſes hervor. Jetzt ſahe ich denn auch, wo meine kleinen Freunde geblieben waren. Dieſe ſaßen ſämmtlich um den Rachen des Thieres her, und waren damit beſchäftigt, ſich die großen, dreieckigen Zähne der vorderſten Zahnreihe (denn ein ſolches Thier hat einen ganzen Vorrath von ſolchen, gleich den Blättern einer Artiſchoke über und hinter einander liegenden Zahnreihen) mit Steinen heraus zu ſchlagen, obgleich dieſes Geſchäft, da die Zähne gewaltig feſt ſitzen, noch keinen ſonderlichen Fortgang gehabt hatte. Ich jagte die kleinen Verderber von dem Hairachen hinweg, und war nun bald über die Haut, mit den Fiſchern, die den Fang gethan, Handels eins. Sie erzählten mir, daß ſie das Thier ſchon ſeit etlichen Tagen in der Bucht bemerkt hätten. Geſtern erſt hätten ſie den Lieblingsköder, womit man das mit ſcharfem Geruch begabte Thier aus einer meilenweiten Entfernung herbeilockt: faules Pferdefleiſch bekommen, und dann daſſelbe an den Fanghaken befeſtigt, ins Meer gebracht. Seit heute Morgens um 3 Uhr ſey er in ihrer Gewalt, ſie hätten aber lange gebraucht, das gewaltig ſich ſträubende Thier ans Land zu bringen. — Ich ließ denn, um die Qualen des ſterbenden Thiers zu verkürzen, zuerſt und vor allem das Herz deſſelben herausſchneiden, welches dann, ſo hartnäckig zeigt ſich hier die thieriſche Lebenskraft, bis nach Mittag noch ſich zuckend bewegte. Die mächtig große Haut wurde von uns mit vieler Mühe, und zur großen Beſchwerde unſres guten Herrn Maigron im Hauſe, von dem noch anklebenden Fleiſch und Knorpel vollends gereinigt und getrocknet.

Ich habe mich zwar ſchon ziemlich lange bei der Geſchichte des Fiſchmarktes von Nizza verweilt, doch kann ich nicht umhin, Euer *** noch einmal dahin zu führen.

So mächtig große Tintenfiſche oder Sepien, wie hier in Nizza, wird man wohl in wenig andern europäiſchen Seeſtädten zu ſehen bekommen. Von der Gattung des Calmars (Loligo) ſahen wir Exemplare, deren Körper die Länge von mehrern Fußen erreichte; eigentliche Sepien, von mächtigem Umfange; eben ſo, von anſehnlicher Länge der Fangarme, den ſchon erwähnten, achtfüßigen Polypen. Ich hatte alle dieſe Thiere zuweilen lebend bei mir und beachtete oft die eigenthümlichen Bewegungen dieſer ſeltſamen Mittelweſen, bei denen der Kopf, mit ſeinen Fiſchaugen und den bräunlichen, einem Papageienſchnabel gleichenden Kinnladen, einen ſo ſeltſamen Contraſt zu dem plumpen, ſackartigen Leibe bildet. Nicht ganz ſelten findet ſich in der Bucht auch ein andres Thier dieſer Familie: der Papiernautilus (Argonauta), welcher ſeinen Namen von der papierartig dünnen, zarten Schaale hat, worin eine Sepia wohnt, an welcher das eine Paar der Fangarme, in ſegelartige Ausbreitungen endet. Neuere Unterſuchungen haben das alte Vorurtheil ganz widerlegt, daß jenes Thier nur paraſitiſch, gleichſam zur Miethe in der ihm fremden Schaale ſey, ähnlich hierinnen dem oben erwähnten Bernhardskrebslein; denn es iſt mit der Schaale (wenn auch nur zart) verwachſen und man hat ſchon an den ungebornen Jungen, die kleine Schaale bemerkt.

Wunderſchön iſt die zu den flügelfüßigen Mollusken gehörige Carinaria, mit ihrer zarten, weißen Schaale, welche faſt die Geſtalt eines Füllhorns hat. Dieſes Geſchlecht von Thieren war noch vor Kurzem blos durch Perons Entdeckungen aus dem Südmeere bekannt, nun hat man es auch, gar nicht ſelten, bei Nizza (auch bei Neapel u. ſ.) entdeckt. Ich habe es oft lebend beobachtet. Ueber der dünnen Schaale, welche wie ein äuſſerer, kleiner Anhang (gleichſam wie die kleine Gondel am Luftballon) unten am cylindriſch-länglichem Leibe hängt, bewegen ſich die zarten, lockenartigen Kiemen. Dieſe Bewegung ſteht in merkwürdiger Wechſelbeziehung mit den Bewegungen der beiden flügelartigen Floſſen und mit der, in dem durchſichtigen Körper deutlich erkennbaren Bewegung des Herzens, ſo wie mit dem pulſirenden Fortrücken einer dunklen Flüſſigkeit, in dem, längſt des Rückens hinanlaufenden Gefäße. Mit den Carinarien werden dem Sammler zuweilen auch Pterotracheen gebracht, dergleichen Forskael im rothen Meere gefunden, ſo wie die Cymbulia, mit knorpelartigem, faſt pantoffelförmig gebildeten, durchſichtigem Schifflein, deſſen Kiel zackig ausgerandet iſt, und mit ihren drei zarten, ſegelartigen Floſſenfüßen, zwiſchen denen das kleine, rundliche Körperchen liegt. Auch die Hyalea, mit bernſteingelber, bauchig hohler, zweigehörnter Schaale, findet ſich bei Nizza. —

Der

Der bedeutendſten hieſigen Schnecken und Muſcheln habe ich ſchon in meinem Briefe über Villafranca erwähnt. Unter den Seekrebſen von Nizza iſt der Elephantenkrebs (Palinurus) der bedeutendſte, man ſieht aber öfters auch den Taſchenkrebs (Calappa), den Bärenkrebs (Scyllarus), mehrere Krabben (Portunus), Einſiedlerkrebſe (Pagurus), Garneelen und andre Krebſe. An Zoophyten ſcheint die hieſige Bucht nicht beſonders reich, doch wird bei Villafranca, wenn erſt der Thunfiſch- und Sardellenfang aufhört alle Hände zu beſchäftigen, auch die Fiſcherei der rothen Edelcoralle betrieben. Ein einziges Mal brachten mir die Fiſcherkinder eine noch lebende, ſehr ſchönfarbige (roth und weiße) Seefeder; häufig ſieht man buntfarbige Seeigel auf dem Markte. Was übrigens, beſonders aus der Klaſſe der Strahlenthiere, dieſer Theil des Mittelmeeres in ſich hege, das hat Schweigger in ſeinem trefflichen Werk hierüber ſehr vollſtändig beſchrieben.

Ew. *** erkennen wohl, aus dem vorhergehenden Marktbericht, daß das Meer bei Nizza wenigſtens eben ſo reich und freigebig gegen den Menſchen ſey, als das Land umher, mit ſeinen Gärten und Feldern. Jeder Monat des Jahres beut dem Bedürfniß der Bewohner eine neue Auswahl von Speiſen aus dem Meere an. Für wenige Sous kauft, in den meiſten Zeiten des Jahres eine Familie ſo viel, zum Theil auch trefflicher Fiſche ein, als ſie, wenn man beſonders durch das hier allgemein beliebte Gericht der Roßbohnen, einen guten Grund im Magen gelegt hat, zu ihrer Sättigung bedarf.

Den begüterten Fremden indeß, welche, großentheils die Sorge für die Geſundheit hierher führt, möchte weder die eine noch die andre Lieblingskoſt zuſagen, welche das hieſige Volk den größten Theil des Jahres (auch auſſer der eigentlich ſogenannten Faſtenzeit) faſt täglich genießt. Aber es iſt, als ſey die hieſige Gegend auch in dieſer Beziehung mit einer ganz vorzüglichen Vorliebe, gerade zu einem Aufenthalt der Kranken zubereitet worden. Denn man findet hier zahmes Geflügel und wildes; Fleiſch auch der größeren Thiere in vorzüglicher Güte und zu billigen Preiſen. Wenn der Spätherbſt beginnt und noch mehr, wenn der eigentliche Winter in unſren Gegenden eintritt, da ſenden alle Länder des nördlicher gelegnen Europa's dieſen Seeküſtengegenden ihre Zugvögel, da fallen ganze Schaaren der Beeren freſſenden (z. B. aus der Familie der Droſſeln) in den Olivenwäldern ein, während die kleineren, Inſekten freſſenden an den zahlreichen Schwärmen der hier noch immer wachen Fliegenarten ſich ergötzen. Der Bewohner der Gegend, beſonders der Beſitzer der Olivenpflanzungen hält ſich dann mit Recht für den Schaden, den ihm jene Gäſte thun, durch das Fleiſch derſelben ſchadlos und treibt zugleich das Recht ſeiner Waffen ſo weit, daß er auch gegen die zur ſelben Zeit in Menge herbeikommenden Waſſer- und Sumpfvögel, ſo wie gegen die wilden Tauben und größeren Eisvögel, gleich als wären dieſe Verbündete ſeiner Feinde, einen vertilgenden Krieg führt. So iſt denn der Markt im Winter täglich mit wohlſchmeckenden, leicht verdaulichen Vögeln beſetzt. Selbſt in jetziger Jahreszeit (im Mai) findet man hier viele verkäufliche Vögel, unter andern die kaum ausgeflogenen Jungen des ſchönen bunten Bienenfreſſers (Merops Apiaster). Unter den andern Arten des Fleiſches erſcheint hier das Schöpſenfleiſch von beſondrer Zartheit und Güte

An Früchten, zur Vollendung des Mahles, fehlt es zu keiner Jahreszeit; am wenigſten aber im Winter. Afrika ſelbſt liefert dann die eben reif gewordnen, ſaftigen Datteln; denn in ſolcher (ausgepreßten, ſaftloſen) Beſchaffenheit, wie man ſie zu uns bringt, würde man in Nizza nie die Dattel genießen, man hat hier ſogar niemals zu andern Jahreszeiten verkäufliche Datteln, als zur Zeit ihres Reifens und kurz nachher. Reife Trauben hat man den ganzen Winter, denn weder Froſt noch das Uebermaaß der Näſſe widerſtreben hier der langen Aufbewahrung dieſer zarten Frucht. Viele, durch die Pflege des Menſchen erzeugte Arten der Feigen, dabei das Obſt der Birnen und Aepfel, und, für den Liebhaber dieſer Frucht, eßbare Oliven, dann Nüſſe und Kaſtanien, Roſinen und Mandeln, erzeugt nicht blos die Bucht ſelber, ſondern es führt ſie, in ganzen Schiffsladungen, die Provence hierher. Dabei mangelt zu keiner Zeit das grüne Gemüſe. Das feinſte Oel für die Tafel wird um 10 Sous (die drei Quartflaſche) mithin das Pfund zu etwa fünf Sous verkauft. Den meiſten Wein, welcher hier verbraucht wird, liefert auch die Provence. Uns koſtete die Bouteille eines ſehr trefflichen und der Geſundheit zuträglichen rothen Weines vier Sous (oder ſechs Kreuzer).

Nizza iſt ein ſehr begünſtigter Freihafen, in welchen ohne Hinderniß, und ohne bedeutende Abgaben alle fremde Güter (nur mit Ausnahme der Bücher) eingeführt werden dürfen. Es ſind daher alle Colonialwaaren, alle ausländiſche Zeuge, mithin alles Fremde, was zur Nahrung und Kleidung gehört, um ſehr billige Preiſe zu haben. Und, um dieſes gleich hier zu erwähnen, auch in Beziehung auf die Bücher, welche der Fremde mit ſich führt, hegt man gern eine billige Nachſicht. Denn ſo geſchah es zwar mir, daß der Mautoffiziant, der mir unſre zu Schiff von Toulon hierher gekommnen Effekten ausliefern ſollte, als ich auf ſeine Frage, ob Bücher im Koffer ſeyen? mit Ja antwortete, mit Bedauern erklärte, dann könne er mir den Koffer nicht ſo wie er ſey mit ins Haus geben, ſondern dieſer müſſe geöffnet und die Bücher noch hier (im Mauthaus des Hafens) herausgenommen und in die größere Mauthalle am Viktorplatz geſendet werden, wo ich ſie abholen könne. Uebrigens wurde gar kein andres Stück von unſern Sachen durchſucht oder in genaueren Augenſchein genommen, ſondern Alles wurde uns ſogleich übergeben, mit Ausnahme der Bücher, welche ich ſelber (ohne daß der Mautbeamtete nur hinſahe) herauslangte. Als ich dann am andern Tag meine Bücher am Victorplatz abholen wollte, erfuhr ich freilich, daß ich jetzt erſt die Titel aufſchreiben und zum „Gran-Vikar“ (Cenſor) bringen oder ſenden müſſe; aber ich konnte auch hier bemerken, wie läſtig den Bewohnern und Beamteten von Nizza ſelber dieſe Beſchränkung des Freirechtes ihres Hafens ſey, und wie ſehr man ſich bemühe, dem Fremden durch alle dieſe Schranken hindurch zu helfen. An dem „Gran Vikar“ ſelber lernte ich freilich einen in den Gränzen des ihm aufgetragnen Amtes ſehr ſtreng geſinnten Mann kennen und ich hatte in dieſer Hinſicht ein merkwürdiges Geſpräch mit ihm, aber ich erhielt doch alle meine Bücher ungehindert, obgleich die Titel redlich und richtig aufgeſchrieben waren. Denn der gute Mann verſtund kein Deutſch und da die meiſten meiner Bücher naturhiſtoriſchen Inhaltes und zwar in franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache geſchriebene waren, wie dies, die ihm eben deshalb verſtändlichen Titel beſagten; ſo galten, nach kurzem Ueberblick über das Verzeichniß der Titel, auch die andern für naturhiſtoriſche, und, ſo erklärte er ausdrücklich: „Die Pflicht ſeines Amtes geböte ihm blos bei der Einführung von Büchern, politiſchen und religiöſen Inhaltes Wachſamkeit und Strenge.“ -- In Turin wäre mir es mit denſelben Büchern, wenn ich ſie da hätte auspacken und mich ihrer bedienen wollen, nicht ſo leicht ergangen, obwohl es, das darf ich verſichern, lauter gute, dem Geiſt geſunde Bücher waren.

Siebenter Brief.

Die Wohnungen und öffentlichen Gebäude, ſo wie die Bewohner von Nizza.

Nizza am 10. Mai 1806.

So iſt denn in der That hier der fremde Gaſt mehr als anderswo, und weit vor dem Eingebornen begünſtigt. Das Letztere auch noch ganz beſonders in Beziehung auf die Wohnungen.

In der That, was die Wohnungen, beſonders in der ſogenannten Altſtadt betrifft, in welcher doch die meiſten eigentlichen Einwohner der Stadt zuſammengedrängt ſind, da hat mich oft beim Hineinblicken ein Grauen angewandelt. Die Gaſſen ſind eng und dunkel, die Fenſter klein und dem Innern der Häuſer und Zimmer merkt man es nur zu ſehr an, daß hier der Menſch ſeine meiſte und beſte Zeit nicht im Hauſe, ſondern in ſeinem Garten, den er vom Morgen an bis zum Abend mit der größten Sorgfalt pflegt, zubringe. Möchte er nur dann auch (dies muß man wenigſtens bei vielen dieſer Häuſer wünſchen) jene ganz auſſerordentliche Reinlichkeit, die man in den Gärten, ja ſogar auf allen Fahrſtraßen bemerkt, auch in die Häuſer übertragen. Aber leider iſt es nur ein und derſelbe Grund, welcher den Gärten und allen freien Plätzen das Anſehen von Sauberkeit giebt, während er den Häuſern, gerade der eifrigſten Gartenbeſitzer und Landbauern den offenbaren Charakter der Unreinlichkeit läſſet. Man räumt Alles, was den an Reinlichkeit gewöhnten Sinnen läſtig fällt, auſſen im Freien ſorgfältig hinweg und man ſucht eben dieſes Läſtige, aus allen möglichen Regionen der Auflöſung organiſcher Stoffe in den Häuſern zu ſammlen und zu vermehren, damit man die Wurzeln der geliebten kleinen Pfleglinge, z. B. der jungen Orangen- und Zitronenbäume, ſo wie alle andre nutzbare Gewächſe der Gärten und Felder damit, in dieſem Lande des durſtigen Bodens, ernähren könne. Iſt ja das der einzige Reichthum, die einzige Freude des Garten- und Feldbeſitzers, und dieſes ſind faſt alle Bürger der Stadt und alle Bewohner der Landhäuſer. Wenn dann, wie es freilich wohl nur in ſeltnern Fällen geſchieht, ein einziger Orangenbaum eine Jahresausbeute von 5000 vollkommen reifen Früchten giebt, wenn man ſelbſt an der Fülle der Blüthen, welche der Orangenbaum eben ſo wie unſre Obſtbäume trägt, und die man ihm zum Theil nimmt, weil ohnehin nicht alle dieſe Tauſende von Blüthen zu Früchten werden könnten, noch viel gewinnt; da lohnt ſich freilich manche Mühe und mache Aufopferung. Der Bewohner dieſer Art von Häuſern ſcheint eben zu meinen: er könne ja ſo viele Stunden des Tages, das ganze Jahr hindurch die lieblichen Düfte ſeiner Gärten und Felder einathmen, da wolle er ſich auch einen Theil des Tages die ganz entgegengeſetzten, verſchiedenartigen Gerüche gefallen laſſen. Ich wäre indeß gerade nicht ſeiner Meinung, und mich haben immer nur die (freilich nicht oft von mir bemerkten) Kranken gedauert, welche denn doch das Haus hüten müſſen. Wie wenig übrigens, ſelbſt im Winter, die geſunden Bewohner dieſer, noch auf alte Weiſe eingerichteten Häuſer im Zimmer verweilen mögen, das wird ſchon daran erkannt, daß hier nirgends ein Ofen, ja ſelbſt kein Camin, überhaupt keine Einrichtung zum Wärmen, ſondern nur zum Bereiten der Speiſen am Feuer gefunden wird. Ein Büſchlein dürre Myrtenzweige oder abgeſtorbner und abgeſchnittner Weinranken und ähnlicher Garten- und Feldgewächſe, genügt ſelbſt in der Zeit des Winters, den Bewohnern dieſes vom Froſt verſchonten Landes auf mehrere Tage. Uebrigens kommen täglich mehrere Boote voller Holzkohlen, aus der Gegend des Eſterel und des Mauriſchen Gebirges, ſo wie aus andern holzreichen Gegenden der Seealpen hieher in den Hafen, mit denen der Einheimiſche und Fremde die etwa weiter gehenden Bedürfniſſe der Feuerung und Erwärmung zu ſtillen vermag.

Jene etwas übellautende Beſchreibung der Wohnhäuſer gilt indeß ausdrücklich nur von den noch auf alte Weiſe eingerichteten Gebäuden der Altſtadt. Schon der in viel neuerer Zeit entſtandne St. Victorplatz (er hieß eine Zeit lang der Napoleonsplatz), welcher nordoſtwärts von der Altſtadt, in der Richtung gegen Turin liegt, hat eine Menge vortrefflicher Gebäude. Eben ſo das Ende der Rue de St. Erasme, welches ſich unmittelbar an den Schloßplatz anlehnt, und wo auch wir wohnten. Die meiſten Fremden, beſonders aber die Engländer, wählen ſich jedoch die jenſeits des Paillonfluſſes, nach Weſten hin, der Meeresküſte entlang, mitten zwiſchen den Orangengärten gelegene Vorſtadt La Croix zu ihrem Winteraufenthalt. Dieſe Vorſtadt, welche ihren Namen von einem großen Kreuz empfangen, das als Denkmal des friedlichen Zuſammentrittes zwiſchen Kaiſer Carl V. und dem Papſte Paul III. ſowie König Franz I. aufgeſtellt worden, hat nach allen Richtungen hin Häuſer aufzuweiſen, welche auch die weiteſten Forderungen befriedigen werden, die ein durch ſeine Kränklichkeit reizbarer gewordner, fremder Ankömmling etwa auf die Bequemlichkeit der Wohnung machen könnte.

In dieſer Vorſtadt iſt auch die proteſtantiſche Kirche und der Gottesacker der Engländer gelegen. Gar lieblich und freundlich, in einem Garten, mit blumenartigen Roſenſträuchen, Oragenbäumen und Cypreſſen. In dieſem Hauſe habe ich mich öfters erquickt und geiſtig geſtärkt. Es ſey mir geſegnet, dieſes theure Haus meines Herrn. Hier wird das Wort durch einen treuen Boten des Friedens verkündet (Whitby iſt ſein Name) und ſchön ſind die Gottesdienſte dieſes kleinen Tempels.

Ich ſprach vorhin noch von der Einrichtung der Wohnungen, welche am meiſten für Fremde beſtimmt und geeignet ſind. Hier darf ich wohl die unſrige zum Muſter nehmen. So wie ſie, ſind die beſſeren Wohnungen am Victorplatz und in der Vorſtadt La Croix, ſo wie die gegen das Meer hin gelegenen in der eigentlichen Stadt ſelber, ſämmtlich eingerichtet.

Hier bemerkt man denn gleich beim Eintreten in die freundlichen, hohen Zimmer, daß dieſe vor allem zu einem bequemen und geſunden Aufenthalt für die Wintermonate eingerichtet ſind. Der Fußboden iſt nicht, wie bei vielen auch beſſer eingerichteten Wohnungen der Altſtadt, mit ſteinernen Platten getäfelt oder mit einem Eſtrich von Gyps und Kalk verſehen, ſondern auf unſere heimathliche Weiſe mit Brettern gedielt und zum Theil mit Decken belegt. In den eigentlichen Wohnzimmern finden ſich Kamine, bei denen der kränkliche Fremdling an den regnigten Tagen des Novembers und des März, oder in den kühleren Morgenſtunden des Winters ſich wärmen kann. Die Meublen ſind geſchmackvoll und zugleich bequem; mehrere, gegen Norden gelegene Zimmer ſind durch ihre vielen verſchließbaren Schränke und Käſten zu Vorrathskammern eingerichtet; die reinlichen, hohen Betten, auf eiſernem Geſtell ruhend, ſind durch Vorhänge von feinem Flor gegen die, im Sommer und Herbſt ſehr häufigen Fliegen verwahrt. Freundlich und hell ſind Vorplatz und Küche; es iſt in der ganzen Wohnung nichts, was ſich nicht mit den Regeln der ſtrengſten Ordnungsliebe und Reinlichkeit vertrüge, nichts, auf welches jener Tadel fallen könnte, den ich vorhin, in Beziehung auf Reinlichkeit, gegen manche Wohnungen der Altſtadt ausſprach.

Wir bewohnen ein Logis, welches fünf Zimmer und eine Küche hat, täglich um den ſehr billigen Preis von 2 Franken. Freilich wird dieſer Preis in den Wintermonaten, durch die große Concurrenz der wohlhabenden Fremden, um das Doppelte, ja um das Dreifache erhöht, doch iſt, wenn man die Größe und Schönheit der Wohnungen, ſo wie die Zierlichkeit und Bequemlichkeit der innern Einrichtung berückſichtigt, auch dann noch der Miethzins äuſſerſt mäßig; denn wo ſollte man wohl an irgend einem beſuchteren deutſchen Badeort, oder in irgend einer unſerer Reſidenz- und größeren Handelsſtädte eine Wohnung mit ſo vielen meublirten Zimmern für ſolchen Preis haben können? Unſre jungen Freunde wohnen übrigens noch ungleich wohlfeiler als wir, in einem Hauſe, welches ſich freilich ſchon mehr der älteren Einrichtung nähert.

Unſre Küche wird von meiner Frau, mit Hülfe einer alten, gutmüthigen Aufwärterin ſelber beſorgt, wir haben uns hier ſo bequem und einfach als zu Hauſe eingerichtet. Uebrigens kann man, was wir auch der Abwechslung halber zuweilen thaten, in mehreren Speiſehäuſern in der Nähe des Cours die Koſt nehmen, deren Zimmer unter der ſchon erwähnten Terraſſe gelegen ſind und mithin wie dieſe die herrliche Ausſicht nach dem Meere haben. Am Hafen ſind Speiſehäuſer, zunächſt vielleicht für Seeleute beſtimmt, worin die Koſt zu den verſchiedenſten Preiſen gereicht wird. Hier eſſen unſere jungen Reiſegefährten eben ſo wohlfeil, als es etwa in einem Speiſehauſe irgend einer unſerer kleineren Univerſitätsſtädte zu ſeyn pflegt.

Ich ſprach vorhin nur von den Privatwohnungen und ihrer innren Einrichtung, von den öffentlichen Gebäuden werde ich nur wenig zu ſagen haben.

Wenn man hinter dem großen, in ſeinem Innern aus lauter Gewölben und Gebäuden beſtehenden Damm, auf welchem die oben erwähnte, herrliche Terraſſe hinläuft, vom Hafen und vom Fuße des Schloßberges aus nach der Stadt geht, kommt man in den mit hohen Ulmenbäumen bepflanzten, etwa 300 Schritte langen, Cours, welcher zur Rechten durch einige anſehnliche Gebäude und unfern ſeines Endes, am Dominicaner-Platz, durch die ſüdliche Seite des Königlichen Schloßes ausgezeichnet iſt. Vom Cours aus führen mehrere ſteinerne

Treppen hinauf zu der um 24 Fuß höher gelegenen Terraſſe und zum Damme, welcher weſtwärts der Stadt am Paillon hinläuft, und wenn nicht gerade die Wärme der Tageszeit den Schatten, den man unter den Bäumen und hinter den Gebäuden der Stadt findet, beſonders angenehm macht, folgt man gern dem Wink, den dieſe Treppen geben, hin nach der freien, luſtigen Ausſicht der Terraſſe. Uebrigens iſt der weſtliche Theil der Stadt, zu welchem man am Ende des Cours gelangt, und welcher längs dem Paillondamm hinan, bis zum Victorplatz und gegen das Turiner Thor ſich fortzieht, ungleich neuer und beſſer gebaut, als die ſchon öfter erwähnte ſogenannte Altſtadt, deren enge Gaſſen mit ihren hohen, dunkelergrauten Häuſern ſich unmittelbar an den Schloßberg anlehnen. In jenem weſtlichen Theil der Stadt erblicket man, in den ungleich breiteren Straßen, wohlbeſtellte Kaufmannsläden. Am Victorplatz gehen überall unter den Gebäuden Arkaden herum.

Von Reſten der alten, griechiſchen oder römiſchen Baukunſt hat man in Nizza faſt gar nichts, in dem benachbarten Cimiez nur Unbedeutendes entdeckt. Sollte die jetzige Zeit einmal alt werden und abſterben, ſo würde das, was die Stadt der Beſchauung der künftigen Zeit übrig ließe, faſt noch unbedeutender erſcheinen. Die Hauptkirche: **Santa Reparata**, erregt ſchon von ferne weder durch ihren Umfang, noch durch die Bauart irgend eine Aufmerkſamkeit. Betrachtet man ſie näher, ſo wird man durch die geſchmackloſe Ueberladung mit bedeutungsloſen Zierereien der Bildhauerkunſt, und auch durch das, was im Innern mit den Farben geſchehen, an den buntfarbigen Aufputz erinnert, den unſre guten Landleute in Süddeutſchland, in ihren Zimmern, an den mit Praſſelgold bekleideten Heiligenbildern anbringen. Die Künſtler, von denen manche dieſer Kirchen ihre Gemälde empfiengen, ſcheinen nicht Menſchen, die durch einen Geiſt von innen leben, ſondern rothe und weiße, bärtige und unbärtige, zierlich und unzierlich gekleidete Puppen abgebildet zu haben. Das eine Gemälde in der Jeſuitenkirche mag immerhin etwas beſſer ſeyn als die übrigen; es iſt dies zu ſeinem Lobe noch nicht viel geſagt.

Der Hafen, mit ſeinen beiden Molo's und ſeinen bedeckten Säulenhallen, zu denen man auf bequemen ſteinernen Treppen hinabſteigt, und mit der Waſſerleitung, deren friſches Waſſer ſich in dieſen Hallen ergießt, iſt ein reſpektables, ſolides Werk der bürgerlichen Baukunſt, obwohl er bei ſeiner geringen Größe nur etwa 40 Schiffe faſſen kann und für keines zugänglich iſt, das viel über 300 Tonnen faſſet. Die Ruinen des alten, ſchönen Bergſchloſſes, das auf dem Gipfel des herrlichen Schloßberges lag, und welches, nachdem im Jahr 1691 eine feindliche Bombe das Pulvermagazin des großen Thurmes entzündet und dieſen zerſprengt hatte, im Jahr 1704 vom Marſchall de Catinat eingenommen, dann auf Ludwigs XIV. Befehl von Berwick (1706) ganz zerſtört wurde, gewähren, mitten in dieſer gewaltigen Natur und in dieſer Umgebung der Weinreben, der Orangen und der Palmen, noch immer einen impoſanten Anblick. Die Brücke, welche über den Paillonfluß führt und die Stadt mit der Vorſtadt La Croix verbindet, iſt ſchon wegen der eigenthümlichen Ausſicht, welche man von ihr aus nach der Alpenkette des Col de Tenda, durch die Thalſchlucht des Paillon hindurch hat, eines öfteren Beſuches werth.

So iſt denn das Land um Nizza und ſo iſt ſelbſt die

Stadt einladend genug zu einem Beſuche für mehrere Monate, ja, wenn es der Geſundheit gedeilich ſeyn ſollte, für mehrere Jahre. Freilich, was wäre dies Alles, was wäre ſelbſt ein noch ſchöneres Paradies, in welchem es — nach meinem Ideal — gar niemals regnete, ſondern immer nur, aus heitrem Himmel, ſtark thaute, in welchem es niemals fröre, ſondern zuweilen nur ein kühler Wind gienge, der das Land erfriſchte, was wäre, ſage ich, dies Alles, wenn die hieſigen Menſchen zu dieſer lieblich-milden Natur einen widerwärtigen Mislaut bildeten, wenn nicht in ihnen auch etwas von dem freundlichen, treuen Charakter ihrer Natur zu finden wäre. Und dieſer ſchöne Zug der Aehnlichkeit und Verwandtſchaft des Menſchen mit der Natur, muß jedem Fremden, auch wenn er nur kurze Zeit hier verweilte, ſich bemerkbar machen. Ich rede hier nicht partheilich, und weil ich etwa bloß durch die uneigennützige Freundlichkeit meines edlen guten Wirthes, des Herrn Maigrons und ſeiner Familie, beſtochen bin; um ſo mehr, da dieſe wackere Familie nicht in Nizza eingeboren, ſondern aus Nismes hieher gezogen iſt. Auch wird mein Urtheil über die hieſigen Einwohner nicht durch die vielen, mir unvergeßlichen Beweiſe von zuvorkommender Güte und Freundlichkeit beſtimmt, welche mir faſt täglich die treffliche Familie Verany und manche andre, zu den ſogenannt gebildeten Ständen gehörige Männer, gegeben haben. Sondern, wenn ich über die hier Eingebornen urtheile, folge ich treulich den Erfahrungen, die ich, in meinem täglichen Verkehr mit dem Volke ſelber: mit den Fiſchern, den Handwerkern und Handelsleuten, bei meinem Geſchäft des Naturalienſammlens und Aufbewahrens gemacht habe.

Der Stand der Fiſcher in Nizza (oder eigentlich großentheils in St. Helena) hat noch immer, ſo ſehr ſich auch rings umher Alles verändert hat, ſeinen alten, guten Ruf der unbeſcholtnen Sittlichkeit und Rechtlichkeit ſich erhalten. Man hört unter dieſem Stande nur äuſſerſt ſelten von ſtrafbaren Ausbrüchen roher Leidenſchaftlichkeit oder niedrer Thierheit; im Verkehr mit Fremden ſind dieſe Leute, wenn man ſie recht zu behandeln weiß, ohne Betrug, und obgleich ſie, verwöhnt durch die guten Trinkgelder, welche einige reiche Naturalienſammler (beſonders Engländer) für manche Lieblings-Raritäten bezahlten, im Anfang einen höheren Werth, als ſie ſollten, auf ihre Bemühung ſetzen: das für ihren Fiſchfang Bedeutungsloſe aus dem Meer zu ſammeln; ſo begnügen ſie ſich dennoch, ohne Murren, mit dem was billig iſt. Wenn man in eine ſolche Hütte, bei St. Helena tritt, überſieht man bei der gutherzigen Freundlichkeit der Bewohner gern das, was den Sinnen in den ſogenannten Zimmern nicht gefallen will. Doch habe ich mich, wenn ich den Fiſchern Aufträge zu geben hatte, am liebſten mit ihnen auſſen vor ihrer Hausthür unterhalten. Eine alte Frau erzählte mir einſt, „daß da in ihrem Hauſe noch vor etwa einem Jahre ein junger Ruſſe (ſo nennt übrigens das hieſige Volk alle jungen Ausländer, welche Bärte tragen) gewohnt habe, welcher immer Kräuter ſammlete. Er ſey ein ſehr guter Herr geweſen, aber faſt beſtändig krank, auch hätte er auf ſeiner Reiſe viel Unglück gehabt.“ Bei dieſem Erzählen kamen der gutherzigen alten Frau die Thränen. „Sie möchte, ſo fügte ſie hinzu, wohl wiſſen, wie es ſeitdem dem guten Herrn gegangen ſey.“ Aber ſie konnte den Namen nicht eigentlich nennen, ſondern nur ſagen:

ſo ohngefähr habe er geheißen, und das Wort, das ſie ausſprach, klang mehr wie ein deutſcher Name.

Schade iſt es, daß die eigenthümliche Volksſprache: die Provenzaliſche, ſo ſehr und faſt ganz durch die Franzöſiſche verdrängt wird. Meine Fiſcherkinder ſprachen zwar unter einander ihr mir ſehr angenehm lautendes Provenzaliſch, auch ſind die Lieder, welche das junge Volk ſingt, noch zum Theil in dieſer Sprache; mit mir aber ſprechen ſelbſt die Kinder (wahrſcheinlich, weil ſie merken, wie ſehr ich in dieſer Sprache Virtuos bin) Franzöſiſch. Um Ew. **** nur eine kleine Probe von der Eigenthümlichkeit der nun leider erlöſchenden provenzaliſchen Volksſprache zu geben, ſetze ich hier einige Worte aus einem (neueren) Lobgedichte auf eine junge Fürſtentochter, oder eigentlich aus einem Hochzeits-Carmen her:

O prinsesso
Como un solen sias bello,
Splendes plus que l'estello
Che sourte au fa dou giou!
Non li ha virtù che sio
Degno de lui persono
Nadoi per la corono
Che non si trove en vou.

Ew. **** erkennen wohl, daß die Worte (zuweilen mehr den Italiäniſchen, dann mehr den Franzöſiſchen gleichend) nur durch die eigenthümliche Ausſprache und Schreibart etwas unkenntlich gemacht werden. Dieſe Ausſprache ſcheint einen beſondern Gefallen am O zu haben, darum ſetzt ſie Madomo ſtatt Madame, und, auch wenn von einer Frau die Rede iſt, bello ſtatt bella, ſo wie aus stella das estello geworden, corono aus corona. Aber eben dieſes ſo oft hervorklingende o, mit den Diphthongen oi, on, ei u. ſ. z. B. in den Worten toi ſtatt tutti, dou gion, ſtatt del giorno; veire und creire, ſtatt vedere, credere, giebt dieſer Sprache beim Geſang einen beſondern Wohllaut.

Was ich oben von dem Charakter der Bewohner von St. Helena geſagt, das gilt auch von dem Volk der Stadt, nur mit jener, wenigſtens ſcheinbaren Ausnahme, welche das Geſindel macht, das man häufig im Hafen antrifft, wobei man aber freilich die Fremden, z. B. die ausländiſchen Matroſen und Soldaten von den Eingebornen nicht zu unterſcheiden weiß. Unter den Handwerkern der Stadt lernte ich ſehr gefällige, redliche Leute kennen, welche nicht mit Trug umgehen.

Selbſt die Spiele und die öffentlichen Vergnügungen des Volkes von Nizza haben einen ganz beſonders ſanften, harmloſen Charakter. An manchen Feiertagen verſammlet ſich das Volk vor irgend einer Kirche auſſer der Stadt, welche etwa gerade heute den Tag ihres Schutzheiligen feiert. Da ſtehen, auſſen auf dem freien Raume, im Schatten der Maulbeerbäume, viele Tiſche, voller Eßwaaren und andre voller Wein. Um dieſe her bewegt ſich dann Alt und Jung, im beſten Staate, mit Bändern aufgeputzt, mit Blumenſträußen geziert. Man kauft da Kuchen, oder gekochte Kaſtanien und Roſinen, ſammt Wein zum Trinken, und nun lagern ſich die Familien oder die ſonſt zuſammengehörigen Haufen, im Schatten, auf den grünen Raſen. Abwechſelnd ergötzen ſich da die einen mit Eſſen und Trinken, während ſich Andre, ſo wie es wieder etwas Raum darinnen giebt, in die Kirche oder Capelle, zur Feier der Vesper hineindrängen. Nirgends hört man ein wildes Geſchrei, Keinen macht der ſchöne Putz, den er an ſich trägt, hochmüthig.

müthig, ſelbſt das kleine Fiſchervolk, heute ſo prächtig mit Flittergold behangen, kennt einen noch und iſt freundlich; die Mägdlein tanzen ſingend ihre Ringeltänze. Gegen Abend zieht dann, wer da hinein gehört, wieder nach der Stadt hin und da kommen viele gutmüthig Neugierige heraus entgegen, um die fröhlichen und geputzten Haufen hineinziehen zu ſehen. — So ſieht man auch an den ſchattigen Raſenplätzen des ſchönen Schloßberges hin, beſonders an der Nordſeite deſſelben, von welcher aus man den Anblick der hohen Alpenkette genießt, an den Sonn- und Feſttagen des Nachmittags, fröhliche Haufen ſitzen, welche hier ſtill vergnügt ihr Glas Wein trinken. Charakteriſtiſch für den eigenthümlichen, guten Sinn des hieſigen Volkes iſt die große Freude, welche daſſelbe an den Feſtbeluſtigungen der Kinder hat. Auch die Aermſten wenden Alles auf, was ſie vermögen, damit etwa ihr kleines Töchterlein oder Söhnchen bei dem Umzug am Fronleichnamsfeſte in dem allerdings abentheuerlichen und komiſchen, ihnen ſelber aber ſehr wohlgefallenden Coſtüme eines Heiligen erſcheinen könne. So ſtellt dann das eine Kind in ſeinem Aufputze Johannes den Täufer, in der Wüſte, ein andres die heilige Magdalena, ein drittes einen Engel Gabriel u. ſ. f. dar und die Alten betrachten den ſchönen, ſtillen Zug ihrer Kleinen mit Rührung und Freude.

Ein recht kräftig männliches Spiel iſt das Kegelſpiel, in der Art, in welcher es hier die jungen Burſchen üben. Sie ſchleudern die ſehr gewichtige Kugel, in hohen Bögen, durch die Luft auf eine andre, am Boden liegende Kugel hin, und dies mit ſolcher Sicherheit, daß die Fußgänger, mit ihnen auch wir, furchtlos und ungehindert unter den ſauſenden Kugeln hinweggehen.

Die Kleidung, ſo abentheuerlich bunt auch die Haarnetze (Redecillas) oder die Kronen von Bändern, welche die Mädchen auf dem Kopfe tragen und die ſonderbaren, großen Strohhüte ausſehen, erfordert eben keinen ſonderlichen Aufwand, iſt aber ſauber und nett. Noch immer hat ſich die ſchöne Sitte erhalten, daß, obgleich hier die Seide ſelber gebaut wird, die unverheuratheten Töchter, auch der beſſer bemittelten Bürger, niemals ein Gewand von Seide tragen dürfen, ſondern nur buntes, baumwollenes Gewebe. Das erſte ſeidne Gewand, welches die Frauen tragen, iſt ein Geſchenk, das ihnen der Bräutigam zum Hochzeitsſchmucke machte.

Was zur Geſtaltung des eigenthümlichen Charakters der Bewohner von Nizza und ſeiner nächſten Umgegend viel beigetragen hat und beiträgt, iſt der Fleiß und dann jener ſehr mittelmäßige Wohlſtand, welchen die Natur dem größeren Theil des Volkes verliehen. Jenes erhält den Geiſt geſund und kräftig, dies macht demüthig. Armuth und Reichthum gieb mir nicht, ſagt jenes alte, ſchöne Gebet; der gemeine Bürger von Nizza iſt vor beiden verwahrt. Mit Recht hat man geſagt, daß, wenn eine Colonie, geführt von ſachverſtändigen Wirthen, wäre hierher geſendet worden, ehe das Land bewohnt war, ſie geurtheilt haben würde, daß dieſer zwar paradieſiſch gelegene, aber ſo häufig von unfruchtbaren Felſen durchſchnittne, wenig bewäſſerte Landſtrich kaum 3000 Menſchen ernähren könne. Aber nun ernährt er wirklich 21000 lebensfrohe Bewohner, freilich aber nur im ſauern Schweiß des Angeſichtes. Denn, damit dies möglich werde haben die Berge, nur die ganz dürren und ſteilen ausgenommen, von dieſen Tauſenden von Terraſſen durchſchnitten werden müſſen, deren weniges, noch für Oelbäume brauchbares, mit felſigem Geſtein untermiſchtes Land durch trockne Mauern gehalten wird. Damit dies möglich werde haben Tauſende der ärmeren Bewohner den wenigen reichen einzelne Stücklein des Landes, das dieſe beſitzen, abpachten müſſen, ſind aber nun genöthigt, vom Morgengrauen an bis zur einbrechenden Nacht zu arbeiten, um den hohen Pacht zu erübrigen. Denn, zwar iſt es erwieſen, daß ein ganz in der Nähe von Nizza gelegner Garten, welcher 150 gemeine Schritte lang und eben ſo breit iſt, großentheils aus Küchenland beſteht und nur wenige Zitronen- und Orangenbaume enthält, jährlich, durch den unaufhörlichen Ertrag, dem Gärtner gegen 2000 piemonteſiſche Lire Gewinn gebe, aber eben dieſer Gärtner muß auch dem eigentlichen Beſitzer des Grundſtückes jährlich 700 Lire Pacht geben, muß dann noch für Dünger ſorgen und die ganze Laſt der Arbeit auf ſich nehmen. Eben ſo iſt es mit den Orangengärten, wovon freilich einer, der nur 200 Quadratruthen groß iſt, jährlich bis gegen 60000 Stück reife Orangen geben kann, ohne das, was der Verkauf der Blüthen abwirft, aber in dem Verhältniß des Ertrages ſteigt auch der Pacht. Eben ſo bei den Maulbeerbäumen zum Seidenbau, welcher dem Lande, durch den Verkauf der rohen Seide, jedes Jahr gegen 150000 Franken einträgt. Oel wird zwar jährlich aus dem Hafen von Nizza im Durchſchnitt um eine Million Franken, beſonders in die nördlichen Länder von Europa ausgeführt, aber dieſes Oel kommt bei weitem nicht alles aus dem Gebiet der Stadt ſelber, ſondern großentheils aus den Thälern, welche gegen den Tenda hinan liegen, und die Bewohner der Stadt gewinnen bloß als Zwiſchenhändler durch den Einkauf im Einzelnen und Verkauf im Ganzen; machen ſich aber auch die vergebliche Mühe, jenem Oele, das nach Norden gehen ſoll, dadurch, daß ſie es in offnen Gefäßen der Sonne ausſetzen, ſtatt der natürlichen hellgelben, eine ganz waſſerhelle Farbe zu geben. Auch der Oelbau der Umgegend ſelber fordert ungemein viel Arbeit. So hat denn der eigentliche Bebauer des Landes, in Geſellſchaft ſeines treuen Eſels, der ihm ſelber an Genügſamkeit gleicht, den ganzen Tag und das ganze Jahr Arbeit genug, um, hoch oben am ſteilen Berge ſein Feld oder Gartenſtück zu verſorgen. Er muß jenes Feld mit eigner Hand mit der breiten Hacke aufhauen, ihm hilft dabei kein pflügendes Pferd oder ein Stier. Indeß ſieht man die eben ſo fleißigen Frauen, ſogar ſpinnen, wenn ſie auf dem Eſel ſitzend zur Stadt, oder aus dieſer hinaus reiten, ja ſogar im Gehen, indem ſie dabei noch eine ſchwere Laſt auf dem Haupte tragen. Eben ſo wird die Seidenzucht, oder das Bereiten von Fäden aus den zerkämmten Blättern der americaniſchen Aloë, großentheils durch Weiber betrieben. — So hat die Vorſehung durch die Natur ſelber dafür geſorgt, daß der gute Engel des Fleißes nicht von den Menſchen weiche, und daß derſelbe zugleich ihnen immer gebe, was zur täglichen Sättigung nöthig iſt. Gegen das Reichwerden iſt dann doch auch, ſelbſt bei den bemittelteren Bewohnern geſorgt. Denn da ſo Vieles, was dieſe für ſich und ihre Dienerſchaft brauchen, nicht in Nizza und um Nizza gebaut wird (ſelbſt das größere Schlachtvieh, ſo wie vieles Geflügel und das meiſte Getreide kom̃t aus andern Gegenden von Piemont), ſo geht immer ſo viel Geldes aus der Stadt, für die Anſchaffung der nöthigen und unnöthigen Bedürfniſſe hinaus, daß zum anſehnlichen Reichwerden nicht viel überbleibt.

Dies war es, was ich noch von den eigentlichen ewohnern erwähnen wollte. Aber auſſer dieſen leben nn auch hier, beſonders im Winter, eine Menge von remden und mehrere Familien ſcheuen ſelbſt den hieſigen Sommer mit ſeiner Hitze und ſeinen Fliegen nicht, ſon- ern genieſſen gerade dann die Seebäder. — Das Zu- mmentreffen mit einigen dieſer Fremden hat beſonders ir den Reiz des hieſigen Aufenthaltes unbeſchreiblich rhöht. Beſonders wird mir, ſo lange ich lebe, das An- enken an einige engliſche Familien, welche ich hier ken- en lernte, theuer und geſegnet bleiben. Die eine dieſer Familien iſt die des trefflichen Predigers Whitby ie andre jene der Lady Lloyd. Was Nizza ſelber nd ſeine Natur, für ſich allein nur dem Leib und er Seele gaben, das hat das Zuſammentreffen mit die- en theuern Menſchen dem Geiſte gewährt.

Und nun meine ich faſt, durch meine Beſchreibung Ew.*** ſo bekannt mit Nizza gemacht zu haben, als hätten Sie ſelber einige Wochen hier gelebt. Freilich ſcheint es mir auch, ich ſey in meiner Darſtellung ſo langſam vom Flecke gekommen, als habe ich den Weg, als Ew.*** Wegweiſer, nicht zu Roß oder zu Pferde, ſondern, wie es hier gewöhnlich, reitend auf einem Eſelein gemacht. Aber dafür hoffe ich, wie für ſo manches Fehlen dieſer Art auf Ihre Vergebung. — Und möchten doch, wie in der Landſchaft ſelber, in meiner Beſchreibung, unter den vielen dürren, auch einige grüne Stellen für Ihren Geiſt zu finden ſeyn, und aus dieſen Stellen ein wenig des heilſamen Oeles hervorgehen, um die Wunden und Schmerzen eines edlen Geiſtes zu lindern. Oder möchte in ihnen auf einige Augenblicke eine Ausſicht gefunden werden, welche das, was nahe und gegenwärtig, vergeſſen läſſet, über dem das künftig iſt!

II.

Reiſe nach dem Col de Tenda.

Schon lange vorher, ehe wir uns wirklich auf die Reiſe nach Nizza begeben hatten, war ich im Geiſt mit Beaumont und mit den Abbildungen ſeines (engliſchen) Werkes in dieſen Gegenden geweſen. Unter allem, was ich bei Beaumont geſehen und geleſen hatte, waren mir unvergeßlich tief in der Erinnerung geblieben: die herrlichen Thäler und die gewaltigen Gebirgsanſichten, welche auf dem Wege von Nizza nach dem Col de Tenda, durch die ungeheure Kluft des Roya-Thales gefunden werden. Ohnehin hatten dieſe ſtillen Alpenthäler von Piemont, ſchon durch die Geſchichte der Waldenſer, für mich, von früher Jugend an noch ein ganz beſondres Intereſſe, ſo daß bereits in der Heimath ein Ausflug, von Nizza aus nach dem benachbarten piemonteſiſchen Hochgebirge beſchloſſen war.

Eines Tages, da ich in Geſellſchaft meiner Frau in einem nicht fern vom Hafen gelegenen Hauſe zu Mittag aß, fand ich da, im kühlen Vorplatz des Hauſes, einen Mann, welcher, als er uns Deutſch reden hörte, uns auch Deutſch zuſprach, obgleich er ſich nur mit großer Schwierigkeit in unſrer Sprache ausdrücken konnte. Er erzählte uns, „daß er aus dem Gebirg ſey, wohin er nun wieder, mit einer Ladung Salz auf ſeinem Eſel, zurückkehre.“ — Denn ſelbſt zu jenen hohen Alpenwieſen, deren arme Hirten nur von dem Ertrag ihrer Heerden leben und nur in ſelbſt gewebtes Gewand ſich kleiden, geht noch ein Zweig des Handels hin: der Handel mit dem unentbehrlichen Salz. Und wenn zuletzt der ſchmale Steig, hoch über den Wetterwolken, neben Abgründen am Felſen hinläuft, ſo daß der Wald der Lerchenbäume, der in der Mitte des Gebirgsabhanges wächſet, von oben herab nur noch als ein niedres Geſträuch erſcheint; wenn jeder Fehltritt, jeder rollende Stein, ja an manchen Stellen jeder ſtarke Windhauch dem Wandrer und ſeinem beladnen Eſel den Hinabſturz in den Abgrund drohet, deſſen eigentliche Tiefe auch das ſchärfſte Auge nicht ausmiſſet: da wird dennoch auf dieſen Wegen von Zeit zu Zeit noch ein Mann geſehen, ja ſelbſt Frauen, welche, den Eſel vor ſich hertreibend, hinanziehen zu den Alpenhirten, um dieſen Salz, und zu den feſtlicheren Gelagen auch ein wenig Mehl zu bringen. Hier ſchläft, an manchen Orten der Schwindel ſo leiſe, daß er, ſelbſt in den geübteſten Wandrern dieſer Gebirgshöhen aufwachet, wenn etwa unvermuthet die Alpenkrähe aus der Kluft hervorfleucht, oder wenn der Widerſchein des hellen Sonnenglanzes ſo täuſchend am glatten, ſteilen Gewänd und an der Waſſerader ſpielt, welche vom Gletſcher herabträufelt, daß es auf einmal ſcheinet als höre da der Steig auf, oder ſey hinabgeſtürzt. Dann geſchieht es wohl, daß der vom Schwindel Ergriffne an ſeinem Eſel ſich feſthält, und einen Theil der Ladung aufopfernd, auf dieſen ſich ſetzt. Wie aber, wenn nun das erleichterte Thier, da, wo die Waſſerader am Geſtein herabrinnt, neben dem Steig den hochgeſchoßten Halm des Gebirgsgraſes bemerkt und Kopf und Hals zum erſehnten Grün hinab beugt und wenn dabei der Fuß ihm ausgleitet? — oder wie, wenn der ſchwindelnde Reuter durch ein einziges, unvorſichtiges Bewegen, das treue Thier ſelber (welchem man hier gern den Zügel läſſet) aus dem Gleichgewicht bringt; welcher Alpenjäger wird dann, vielleicht nach Jahren, das zerſchmetterte Gebein zwiſchen den Felſenzacken der Tiefe finden? — Von dieſer mächtig kühnen Natur der Piemonteſiſchen Alpen und den Gefahren der Wege dahin erzählte uns denn unſer Salzhändler Vieles, er fügte aber, in ſeinem gebrochnen Deutſch die Bitte hinzu: „wir möchten dennoch kommen in dieſe Gegenden. Es gäbe da auch viele bequeme Wege für Fußgänger und Reuter, und wir würden dort Leute finden, wie die ſind, welche in Deutſchland wohnen, Leute, welche Gott ſehr lieben und auch gut ſind.“

Die Beſchreibung der gewaltigen Gebirgsgegenden, welche uns dieſer (vermuthliche) Waldenſer gegeben, fiel mir ein, als wir einige Tage nachher von der Anhöhe der neuen Straße, welche nach Genua führt, hineinblickten in die Kette der ſchneebedeckten Alpen. „Wie Säulen der Ewigkeit ſtehen dieſe Berge unwandelbar an ihrem Orte, es iſt der Fuß tief im Meer gegründet, das Haupt aber hebt ſich fern über das Gewölk, dahin den Steig kein Geier erkannt hat und keines Falken Auge ihn geſehen, welchen der kühne Lauf des Steinbockes nie betreten, auf welchem der Fuß des Menſchen nie gegangen. Der Schiffer ſiehet von fern den leuchtenden Schnee der Gipfel und der Jäger der Wüſte richtet nach ihm ſeinen Weg.“

Mich ergriff, bei dieſer hehren Gebirgsausſicht, eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach den Alpen; es wurde beſchloſſen, zwar nicht (denn dieſes verbat ſich ausdrücklich die Hausfrau) auf die Felſenabhänge zu ſteigen, welche der Salzhändler beſchrieben, wohl aber auf der ſchönen Straße, welche durch das wunderherrliche Thal von Saorgio, über den Col de Tenda nach Turin führt, eine Reiſe nach den Gebirgen zu machen. Und zwar dieſes in der Zeit des lieblichen Pfingſtfeſtes.

Als deßhalb am Pfingſt-Heiligenabend, den 13ten Mai, der gerade an dieſem Tage ſehr reiche Fiſchmarkt abgewartet und die eingekauften Naturalien in Weingeiſt geſetzt oder zum Trocknen an Luft und Sonne ausgeſtellt waren, machten wir uns in Begleitung eines unſrer jungen, deutſchen Reiſegefährten (zwei andre kamen uns eine Stunde ſpäter, nach) auf den Weg. Es war eben in der erſten, heißen Stunde nach Mittag, als wir zum Turiner Thor hinaustraten in die noch ziemlich ſchattige Allee der Maulbeerbäume, welche die Landſtraße längs dem Paillon-Thal hinan begleitet. Da zog mit und neben uns die Schaar der Landleute, welche in der Stadt verkauft, oder einiges Nöthige für das ſchöne Feſt eingekauft hatten, zu Fuß und auf den beladnen Eſeln reitend. Ein fröhliches, buntes Gedräng, aus welchem ſich beſonders ein Mägdlein mit ſeinem aufgeputzten Strohhut hervorthat, welches ſich, neben uns her auf dem Eſel reitend, immer zu uns, oder vielmehr zur Hausfrau geſellte, dieſe neugierig betrachtete und unſrem Geſpräch ſo aufmerkſam zuhorchte, als ob wir ein ihm verſtändliches Patois redeten. Wir mochten es anſtellen wie wir wollten, die muntre, neugierige Begleiterin war überall bei uns, als gehörte ſie zur Geſellſchaft; denn giengen wir langſam oder ſtunden im Schatten ſtill, ſo hielt, bei einem der nächſten Bäume auch das Eſelein an, giengen wir aber in zweimal ſchnellerem Schritt als der eines deutſchen Eſels zu ſeyn pflegt, da trabte das

Thierlein ſo friſch auf, daß es immer wieder bei uns war. Bis zuletzt der Weg nach der Heimath ſelber die treue Begleiterin von uns und der Hauptſtraße hinwegführte.

Es muß dieſer Weg, im Paillonthale hinauf, zu jeder Zeit des Jahres angenehm und unterhaltend erſcheinen. Denn da zeigt ſich zur Linken zuerſt das herrlich bebaute Land der Stadtgärten und die Höhe von Cimiez, weiter hinanwärts die Abtei St. Pons und dann St. Andre, in deſſen Nähe der Paillon ſich den Weg durch eine tiefe Bergſchlucht gebahnt; nach andern Richtungen öffnen ſich Thäler oder Einbuchtungen ins Gebirge, in denen Aecker und Olivenpflanzungen, Landhäuſer und ſelbſt einzelne Dörfer erkannt werden. Iſt jedoch dieſer Weg ſchon zu jeder andern Zeit angenehm und ſchön, ſo wird er einem Auge, das am Menſchenangeſicht ſein Gefallen findet, in viel höherem Maaße an einem Pfingſtheiligabend ſo erſcheinen, da man überall um ſich her ein Volk ſiehet, das unter der Laſt der täglichen Arbeit zum morgenden Genuß der Sabbathsruhe ſich rüſtet; ein Volk, das fröhlicher noch als ſonſt der Heimath zueilt, weil es das Vorgefühl der nahen Feſtfreuden im Herzen, den leiblichen Stoff zu dieſen Freuden mit ſich auf dem eignen Rücken, oder auf dem Rücken des treuen, begleitenden Thieres trägt.

Ein friſcher, klarer Bergquell, der ſich unter ſchattigen Bäumen zum Bache bildet, und deſſen Waſſer ſorgfältig zum Nutzen der Stadt verwendet wird, lud uns zum erſten Ausruhen ein. Dieſe Ruhe ward aber erſt recht feſtlich ſtill in dem kühlen, reinlichen Saale eines, etliche Stunden von Nizza abgelegenen Dorfwirthshauſes, da wir uns an dem Genuß des feineren, ſchon fur das

Feſt bereiteten Weißbrodes, und der hier ſeltneren friſchen Butter, ſo wie des Honiges und der friſchen Mandeln erquickten und unſre beiden andren Reiſegefährten: die fleißigen, treuen Pflanzenſammler, erwarteten. Ueberall ſahe man da, in den Wohnungen der Landleute, wie in Kirchen und Kapellen, fleißige Hände mit den Ausſchmückungen für das Feſt beſchäftigt, uns war, als ſeyen wir in der Heimath; nur Eines wurde vermißt, was man zu ſolchen Zeiten öfter in unſren bayeriſchen Gebirgen hört: der Ton der fröhlichen Lieder in den Häuſern und Feldern, und aus den Kirchen der Klang der Orgel, vereint mit dem erhebenden Geſang des Volkes.

Unmittelbar hinter dem Dörflein, das uns einen ſo erquickenden Vorgenuß des Feſtes gab, verengert ſich das Thal. Da ſieht man, naher an einander gedrängt als um Nizza, ganze Wälder von dickſtämmigen Olivenbäumen; ein grüner Wieſengrund begleitet jenſeits den Lauf des Fluſſes, zu beiden Seiten erhebt ſich das ſteile Gebirg, auf deſſen Höhen, ſo wie zum Theil auf den Sandſteinfelſen des Thales die Seefichte ſtehet, mit nacktem Stamme und weitſchweifig äſtigem Gipfel. Bald ſenkt ſich nun die Straße tiefer zu der Nähe des Flüßleins herunter, und hier vernahmen wir aus dem Schatten des Laubwaldes und dichteren Gebüſches zum erſten Male, ſeit mehreren Wochen, wieder die Stimme der Nachtigall. Mächtig und reich zeigt ſich die grünende Wildniß, da, wo der Fluß durch die enge, dunkelſchattige Bergkluft rauſchet.

Vor dem Städtlein Scarena, das wir uns ſchon im voraus zum Nachtlager erſehen hatten, erhebt ſich die ſchneckenartig gewundene Straße aufs Gebirge, unter die Olivenwälder. Bei Scarena ſelber durchſtrömt das Paillonflüßlein ein überaus liebliches, blühendes und grünendes Thal. Am Felſenufer, über welches die hohe, ſteinerne Brücke hinüberführt, zeigen ſich die lieblichen Formen des Gebirgsflachſes der Seealpen. Wir fanden im Städtlein ein treffliches und billiges Gaſthaus mit reinlichen Zimmern und Betten. Am Ende des Saales, in welchem wir zu Abend aßen, ſtund ein geräumiges Bett, und eine Inſchrift, an der Wand daneben bezeugte, daß hier Papſt Pius VI., der in ſeinem Leben ſo vielfach das Loos eines heimathloſen Pilgrims und Fremdlings erfahren, eine Nacht geruhet. Der Abend vergieng uns ſtill und vergnügt, und die Ruhe that wohl. Als aber kaum den anbrechenden Morgen des Feſttages das Geläute der Glocken verkündete, da erhuben wir uns geſtärkt vom Lager und erfreuten uns beide, am Fenſter unſres ſtillen, nach Oſten gelegnen Schlafzimmers an dem Hinausblick in den heitren Morgenglanz, welcher über dem fruchtbaren, mit Oelbäumen und Weinreben bewachsnen Thale und über dem mächtigen Gebirg ſtund, zugleich aber, über den Anblick des irdiſchen Oſtens hinüber, an dem eines andren Oſtens, deſſen Licht nie vergehet, und nie getrübt wird.

Das Frühſtück war bald genommen, und die aufgehende Sonne leuchtete uns ſchon zu dem erſten Theil unſres Weges durch das Thal hin. — Von Scarena bis gen Turt zieht ſich die Straße nur allmälig, durch die Olivenwälder bergan, dann aber erhebt ſie ſich, in ſchlangenartigen Windungen, aus dem Thale, das ſich hier zu einer grünenden Schlucht verengt, zu dem ſteilen Abhange des (weſtlichen) Kalkgebirges hinan. Es geht hier der Weg an mehreren, weitgeöffneten Hölen vorüber und begegnet zuletzt, zu ſeiner Rechten, einem prächtigen Waſſerfalle, deſſen klare Fluth, zum Theil in perlenden Thau verwandelt, die grünenden Wände und die Matten der Felſenſchlucht benetzet und rings umher den kühlenden Aushauch der Quellen verbreitet. — Hier war uns Allen, als vernähmen wir das ernſte Geläute der Feſtglocken aus der fernen, lieben Heimath; der Glocken, welche Seele und Leib in einen Tempel hineinrufen, den ja der Menſch, wenn er nur die Thüre dazu kennet, allenthalben bei und in ſich findet.

Nahe oberhalb und jenſeit des Waſſerfalles gehet der Weg über ein mitten aus dem Bette der Kalkfelſen zu Tage hervorbrechendes Gebirge hinweg, welches zum Uebergangstrapp zu gehören ſcheint. Wie in einer Mulde gelegen, bildet daſſelbe nur eine kleine, niedere Inſel und man ſieht ſich dann bald wieder im Gebiet des vorherrſchenden Kalkſteines, zu deſſen gähem Gipfel die Straße von hier an, faſt eine Stunde Weges lang, hinanklimmt. Auf der Höhe ſtehen einzeln zerſtreute Bauernhäuſer und am jenſeitigen Abhange, an einer kleinen, ins Thal hinabrinnenden Quelle, findet ſich ein einſames, kleines Wirthshaus, in welchem wir einige Augenblicke ruheten und an den Gaben des Landes uns erquickten.

Die Sonne begann jetzt heißer zu ſcheinen. Der freilich ungleich nähere Fußſteig, welcher, nicht fern von dem kleinen Wirthshauſe die Straße verlaßet, und links, den ſteilen Berg hinab, nach dem ſo nahe ſcheinenden Sospello hinunterführet, iſt einer der beſchwerlichſten, welchen wir bis dahin jemals gegangen waren. Der Fuß tritt mit jedem Schritte auf loſe rollendes, ſpitzes Geſtein, auf welchem er, mit Kniebrechender Arbeit, zum Thale mehr hinabgleitet als gehet. Deſto ſüßer war das Ausruhen an einer ſchon tiefer gelegenen Stelle des Abhanges, da wir, unter einem ſchattigen Baume ſitzend, an dem Leſen und Anhören der großen Thaten uns erfreuten und bekräftigten, welche einſt an dieſem Tage geſchahen. Es iſt noch dieſelbe Luft, welche dem Leibe, es iſt noch derſelbe Geiſt, welcher der Menſchenſeele das Bewegen des Lebens giebet, und dieſe heitre Himmelsluſt wird noch da ſeyn, wenn auch das ferneſt-künftige Geſchlecht zur Ruhe mit dem andern Staube ſich anſchicket.

Bei Sospello erreicht man das herrliche fruchtbare Thal, in welchem das Revera-Flüßlein hinabſtrömt, welches, mit anderen vom Col de Tenda kommenden Bächen vereint, zuletzt bei Vintimiglia das Meer erreicht. Bei dem Städtlein finden ſich dicht ſchattige Baumalleen, der Weg begleitet das rauſchende Gewäſſer eine Zeitlang durch das Thal hinauf und das Auge ſtärkt ſich, für die ihm bald nahende Ermüdung, durch das langwierige Einerlei des nackteren Gebirges, an dem Anblick der neben dem Flüßlein gelegnen, üppig grünenden Wieſen, und an der Ausſicht auf das ſüdliche, hoch emporragende Gebirge, das mit grünen Wäldern umſäumt iſt, über welche nach oben der nackte Felſengipfel ſich aufthürmt. Aber bald nach dieſem kurzen Ausruhen des Auges und der Füße erhub ſich mit uns die Straße nach den Höhen der an der andern Seite des Thales gelegnen Gebirgswand. Wir hatten den abkürzenden Fußſteig, welcher freilich auf ſehr anſtrengende Weiſe, ſteil hinan über den mit Steintrümmern beſtreuten Abhang führt, überſehen und mußten nun den wohl zwanzigmal ſich wiederholenden Schneckenwindungen der Straße folgen. Nach einem faſt anderthalbſtündigem

Steigen erreichten wir endlich einen Punkt, von welchem an die Straße in ziemlich ebener Richtung, an der hohen, ſteilen Gebirgswand hinwegläuft, welche hier zum Theile mühſam durch die Kunſt geſprengt und gangbar gemacht worden. Zur Rechten bezeichnet eine, mehrere hundert Fuß tiefe, enge Schlucht, den Weg eines, um dieſe Jahreszeit ſehr waſſerarmen Bachleins, über das zerriſſene Geſtein. Hier an dieſer Felſenwand fanden gerade jetzt die Augen wie die ſammelnden Hände eine erwünſchte, reichliche Ausbeute und Weide. Es war eben die ſchönſte Zeit der Frühlingsblüthe der Felſen. Gelbe und blaue Blüthen der ſüdeuropäiſchen Flachsarten, mit der anmuthigen Form ihrer großen Glocken, neben ihnen die mannichfachen Formen der ſchmetterlingsblüthigen Gewächſe, wiegten ſich hier in der warmen Luft, umſummet von Bienen, von zierlich geſtalteten Schmetterlingen umflattert. Zur Erfriſchung der Wandrer und ihrer Laſtthiere, ſieht man die Quelle des Felſens in einen ſteinernen Trog geſammlet; daneben zeigen ſich einige arme Hütten der Gebirgsbewohner, gleich Schwalbenneſtern in und an dem Felſen hängend.

Der Mittag war heiß, und der heute bereits zurückgelegte Weg, auf welchem es für uns nur wenig Ausruhepunkte gegeben, war weit und beſchwerlich geweſen. Es war ſo ſtumm und ſtill an dem Felſen hin, daß man das eintönige Summen der Bienen weither von der Bergwand vernahm: das Summen, welches faſt ſo lautete, wie das Wort Ruhe, Ruhe, und es war doch an dieſer ſchattenloſen, heißen Bergeshöhe nirgends ein Ort, der den müden Leib einlud, bei ihm zu ruhen. Die arme, gute Hausfrau konnte kaum mehr gehen, als ſich der Weg noch einmal auf eine Anhöhe hinanzog. Aber gerade hier ward auch ein ſolcher unerwartet ſchöner Ort des Ausruhens und der leiblichen Erquickung gefunden, daß ich, ſo oft ich jetzt noch an die Stunden unſers Verweilens an dieſem Ort gedenke, das Sehnen: nur noch einmal mit ſolchen Gefühlen, als mich damals erfüllten, an ſolchem Punkte zu ruhen, nicht unterdrücken kann. —

Es liegt da, am Gipfel des Gebirges, welches das Thal von Broglio umgürtet, ein neugebautes kleines Wirthshaus, das, wenigſtens als wir es ſahen, durch ſein Aeußres, wie durch die innere Einrichtung an die wohlbeſtellteren, reinlichen Wirthshäuſer von Frankreich oder der Schweiz erinnert. Der Wirth aber, der dies Haus gebaut und eingerichtet hatte, war auch, wie er uns dies erzählte, faſt eben ſo ſehr in dieſen Nachbarländern als in Piemont einheimiſch; denn er hatte ſich das kleine Capital, mit welchem er ſich ſein kleines Eigenthum verſchaffte, als Savoyardenjunge erworben, welcher in gar manchem Land und in mancher fernen Stadt die Reiſenden bediente, und für die Einheimiſchen arbeitete.

Während unſer freundlicher Savoyarde, der an ſeinen deutſchen Gäſten großes Wohlgefallen zu haben ſchien, das vollkommen zureichende und wohlſchmeckende Mittagseſſen fur uns bereitete, ſaßen wir da am Bergabhang und ſahen in die mächtig hohen, von hier aus ſchon ganz nahe erſcheinenden Schneegipfel und Gletſcher der Seealpen hinein, zu denen das dunkle, tiefe, reichbewachſene Thal zu unſern Füßen, und der noch näher an uns gelegne, von Rebengehängen überkleidete Abhang, einen lieblichen Vordergrund bildeten. Ich zweifle faſt, daß an dieſem ſchönen Feſttage irgend einem unſrer Freunde in der Heimath das — wenn auch reicher und beſſer beſtellte Mahl — ſo unvergleichlich wohl gethan und behagt habe als uns; denn es hatte ja keiner von ihnen an dieſem Tage einen ſolchen mühevollen, heißen Gebirgsweg zurückgelegt, wie der zwiſchen der Höhe bei Broglio und zwiſchen Scarena es iſt. Und wir hatten überdies zu dieſem Mittagsmahle einen Nachtiſch, der wohl ſchwerlich an jenem Tage irgend einem Freunde in der Heimath geboten worden: noch ganz friſche Trauben vom vorigen Herbſte, ſo lieblich von Geſchmack und ſo erquickend, als ich niemals dergleichen gekoſtet. Man läſſet in dieſer Gegend, welche der Winterfroſt auch nur ſelten heimſucht, einzelne, ſpäter reifende Trauben an ſchattigen Stellen noch hängen, wenn die andern alle ſchon längſt hinweggenommen worden und bewahrt dieſelben dann, bei der milden, trocknen Witterung, mit weniger Mühe bis ſpät in die warmen Monden des nächſten Jahres auf.

Wir erhuben nun, etwa in der dritten Stunde des Nachmittages unſre Füße, zur Vollendung des letzten Reſtes des heutigen, mühſeligen Tagewerkes. Der Himmel hatte ſich etwas umwölkt; ein kühlender Nordwind, kräftiger als wir ſeit unſrem Verweilen am ſüdlichen Küſtenſaume jemals einen empfunden, erfriſchte die Glieder. Freilich, ſo wie wir die Bergeshöhe verließen und tiefer gegen Broglio hinabſtiegen, da ward die Luft wieder ſchwüler, aber alle Beſchwerden des Weges ließ uns der Anblick der neuen und immer neuen Herrlichkeit dieſer Gegend vergeſſen.

Allmälig nimmt nun, gegen Broglio hinabwärts und in dem weiteren Verlaufe des Weges die Gegend jenen gewaltigen, großartigen Charakter an, welcher die Hauptthäler des Tenda auszeichnet. Die zackigen Umriſſe der kahlen Berggipfel, an der Südſeite des Hauptthales, erinnern ganz an die juliſchen Alpen; der Abhang aber und der Fuß dieſer Berge, ſo wie das Thal ſelber, verrathen es bald, durch die hier vorherrſchenden ſüdlichen Pflanzenformen, daß man noch fern von den Gränzen des Vaterlandes, nahe bei der Heimath der Orangenwälder ſey. Denn da ſtehen und gedeihen noch immer, unter den Augen des ſchon ſo nahe geſchienenen, ewigen Schnees, die Wälder der dunkelgrünen Olivenbäume, ſo hochſtämmig und kräftig, als ſie die Buchten um Nizza oder Villafranca ernähren, und ſo weit nur das Auge im Thale hinaufreicht, da ſind auch, wie ein grünſammetner Fußteppich, die Oelgärten ausgebreitet. Dazu fehlt auch dem nächſten Vordergrund, auf welchen der Fuß tritt, ſein eigenthümlicher Schmuck nicht; es iſt, als wollte der nackte Felſen ſelber zur Roſe werden, ſo häufig brechen da, aus jeder Spalte des Geſteines die roſenrothen Blüthen der ſudlichen Helianthemen hervor.

Bei der auſſerordentlich ſteilen Form der dortigen Bergabhänge, welche faſt überall mit losgeriſſenen, ſpizzigen Steinen und Felſentrümmern überſäet ſind, muß man ſich ſehr hüten, die Straße ohne Noth zu verlaſſen und unbekannte, ſcheinbar abkürzende Fußſteige einzuſchlagen. Zwar der erſte Fußſteig, der von der Anhöhe unſrer Mittagsherberge hinab, die Krümmung der Straße abſchnitt, war noch ſehr erträglich, und wir fanden uns nach einiger Zeit wieder auf der bequemen, glatten Chauſſee. Als wir aber jetzt, oberhalb dem Städtlein Broglio ſtehend, und in der Meinung die Straße, die ſich ſo weit zur Linken krümmte, gehe auch wieder nach Broglio hinab, uns durch einen ſcheinbaren Fußſteig verlocken ließen, welcher die ganz gerade Richtung nach dem Städtlein hinunter nahm, da mußten unſre ſchuldloſen Füße die Täuſchung des Auges ſehr hart büßen. Anfangs, an Obſtgärten und Weinpflanzungen vorüber, aus denen allenthalben blühende Roſenhecken hervorblickten, war der Weg noch erträglich, dann aber wurde er ſo geſtaltet, daß wir in dem jetzt waſſerleeren Bette des Regenbaches, in welchem der Steig ſich verlor, nicht mehr eigentlich gehen konnten, ſondern mehr ſpringen, ja zum Theil hinabſtürzen oder gleiten mußten, auf den unſren Fußtritten entweichenden Geſteinen. Wenn dann, zwiſchen den Olivenbäumen und Rebenpflanzungen hervor, ſich einmal wieder eine freie Ausſicht öffnete, hinunter nach dem Thale und nach dem Städtlein, und wenn nun die müden Glieder durch das Auge fragen ließen, ob denn das Ende dieſes Sturzweges noch nicht da ſey? hieß es immer: ach, noch lange nicht. Denn, wer ſo wie wir längere Zeit in den ganz ähnlich geſtalteten Kalkbergen des mittleren Deutſchlandes gelebt und verweilt hat, der meinet etwa auch das große, tiefe Thal, das er da unter ſich bemerkt, ſey von der Höhe aus nicht weiter abgelegen, als es die kleinen, ſchmalen Thäler, durch welche die Wieſent bei Muggendorf fließt, mit ihren Dörflein und einzelnen Mühlen, von ihren benachbarten Anhöhen ſind; er meint, er werde etwa auch, längſtens in einer Viertelſtunde, den Weg am gähen Abhang hinab, bis zur Thalfläche zurücklegen können. Allein es ergeht dabei dem Auge eben ſo, wie es ihm bei dem erſtmaligen Hineintreten in die Peterskirche geſchieht. Es trägt dann in dieſe rieſenhaften Raum- und Größenverhältniſſe den von Jugend an gebrauchten Maßſtab hinein: der Hochaltar ſteht ja auch nur in demſelben Verhältniß zu der Höhe der Kirche, wie der Altar manches heimathlichen Gotteshauſes: er ſcheint von keiner ſo beſondern Höhe. Darum will es dem meſſenden Verſtand anfangs nur ſchwerlich eingehen: daß dieſer Altar eben ſo hoch ſeyn ſoll als irgend einer der eben geſehenen Palläſte; bis ihn die weitere Erfahrung von der Wahrheit dieſer Angabe überzeugt. Eben ſo ergieng es denn mir armen Fremdling in dieſen Gegenden, denn ich will nur geſtehen, daß ich es geweſen war, welcher die andren Reiſegefährten zu dieſem wahrhaft unvergleichbaren Wege verführt hatte. Ich ſtaunte ſelber, da ſich der von oben ſo wenig bedeutend ſcheinende Abhang fünf, ja ſechsmal weiter und länger hinabdehnte, als die ihm ähnlich ſcheinenden Bergabhänge bei Bamberg oder bei Muggendorf. Am meiſten dauerte mich nur, da des Springens und Hinabgleitens gar kein Ende werden wollte, die liebe Hausfrau, welcher dieſe Art von Spaziergängen noch viel unbequemer erſchien als uns Andern.

Endlich war denn das Thal, im Angeſicht des Städtleins Broglio erreicht und jetzt brauchten wir ja nur noch das ſchöne, klare Waſſer der Roya, über welche hier keine Brücke führt zu durchwaten, und dieſes Geſchäft wurde noch dazu durch manchen, weit über das Waſſer hervortretenden Stein erleichtert. Hatten wir doch jetzt auch das von oben ſo beſonders ausſehende Städtlein Broglio in der Nähe betrachten können und ſein altes Schloß dazu, und waren doch nun auch die größten Mühſeligkeiten des heutigen, wie des morgenden Tages zurückgelegt und beendigt; denn die Straße verläßt von hier an, bis zum Fuße der Alpenkette des Tenda, die Ebene des Thales nicht mehr.

Jenſeits Broglio behält man das klare Gebirgswaſſer der Roya immer zur Seite. Ein Wieſengrund, ſo hoch bewachſen, und mit ſo manchen von uns noch nie geſehenen Blumen durchwebt, daß er meinen beiden lieben, fleißigen Pflanzenſammlern und mir allein wohl der Anſtrengung einer mühſamen Tagreiſe werth ſchien, zieht ſich bis an das Saorgiothal hinan.

In dem nahe bei Broglio gelegenen Dorfe fanden wir die längſt erſehnte Straße wieder, zugleich aber Gensdarmes, welche, als ob ſie unſrer gewartet, ſchon von weitem her nach uns ausblickten und ſich angelegentlich, beſonders bei dem einen, etwas ſpäter nachkommenden Reiſegefährten, nach dem Paß erkundigten. Ihre Geſichter kamen uns ſehr bekannt vor, und dies war, wie wir dies ſpäter einſahen, nicht zu verwundern: es waren dieſelben, die ſchon in Nizza, angezogen durch den altdeutſchen Anzug einiger meiner jungen Reiſegefährten, öfter in unſrer Nähe geweſen waren und die man uns nun — vielleicht aus Sorgſamkeit für unſer Wohl — auf unſrer Reiſe, aus dem Freihafen heraus und tiefer landeinwärts, zu Gefährten mitgegeben, was ſie uns denn auch, in ſehr verſchiedner Geſtalt und Kleidung, bis zum Fuße des Tendagebirges blieben. Die guten Leute hatten wahrſcheinlich gehofft, wir würden hier, in dem, wie wir auf der Rückreiſe ſahen, trefflich zum Nachtlager eingerichteten Gaſthauſe bleiben; hier hatten ſie ſchon ihre Pferde eingezogen, und ſich ſelber zum Verweilen über Nacht eingerichtet, unſer Herz aber gedachte anders; wir giengen weiter gegen Fontana hinauf.

Vor dem Eingange in das Saorgiothal ſetzten wir uns auf dem hohen Raſen nieder, und feierten hier leſend und ſprechend die Erinnerung an eine Nachmittagsſtunde dieſes Tages, da zwei mit einander hinauf „nach einem Tempel gegangen.“ Wir ſelber traten von hier aus in einen gewaltigen Tempel der Gebirge, dergleichen ich niemals, weder vorher noch nachher geſehen. Zwar das Thal oder die mächtige Kluft an den Porphyrwänden, durch welche der Eiſakfluß jenſeits Kolman gegen Botzen hin ſtrömt, iſt herrlich und erhaben ſchön; gewaltig wirkt, auf die fühlende Seele, der Anblick des Furlo-Paſſes, welcher zwiſchen Foſſombrone und Cagli durch die Appenninen, dem Asdrubalgebirge vorüber, führt, aber der enge, düſter ſchattige Saorgio-Paß läſſet an der Macht des Eindruckes auf die Sinnen jene beiden Gefährten und alles andre Aehnliche, das ich bis jetzt geſehen, weit hinter ſich. Die ſchöne, breite Kunſtſtraße, welche bald an der einen, bald an der andern Seite des Fluſſes, durch das Hinwegſprengen der Felſenwände ſich Bahn gemacht, ſcheint hier mit der Macht des Waſſers ſelber, welche zuerſt durch dieſe Kluft den Ausweg bahnte, in Wettſtreit geweſen zu ſeyn, und die Hand des Menſchen hat auch an andern Stellen dieſes dunklen Thales, wo nur am minder gähen Abhang das Tageslicht und der grüne Raſen zugleich, wieder beſſer herabzuſteigen vermochten, es gezeigt, daß auch über der öden Wüſtenei der Felſenmaſſen ein Erbarmen ſeine Hand ausbreitet, welches den wohlmeinenden Fleiß des Menſchen ſegnet; denn es finden ſich da allenthalben Olivengärten, ſchwebend am Felſen, als würden ſie nicht durch die Wurzel am feſten Boden, der ſich öfters dem von unten hinanblickenden Auge verbirgt, ſondern von oben, von der Luft aus feſtgehalten. Uebrigens hat mir dieſes furchtbar ſchöne, düſtre Saorgiothal, als ich an dem laut rauſchenden, ſchwarzen Gewäſſer, in der Felſenkluft hinangieng, mehr als ein andres, ein ſinnliches Abbild gegeben von jenem dunklen Thale, von welchem ein alter

Sänger ſaget, daß auch da Seine Hand uns halte, und das brauſende Gewäſſer, ein Bild von jenen Bächen, deren Rauſchen, wie ein andres dieſer alten Gedichte ſagt, ein Schrecken des Geiſtes ſind, wie das Schrecken einer tiefen, finſtren Nacht.

Saorgio mit ſeinem alten, im Jahre 1792 durch die Franzoſen zerſtörten Schloſſe *) liegt hoch an der rechten Seite der Thalkluft. Man wird bei ſeinem Anblicke an die treueren Abbildungen einer Reiſebeſchreibung nach dem Orient erinnert: dieſe Bauart iſt, mehr noch als die der Bergſtädtlein am Ausgange des Thales von Vaucluſe, gegen Avignon hin, eine orientaliſche. Dieſes Ausſehen des Städtleins: die dunklen Olivenwälder, an deren Saume ſich hohe Cypreſſen erheben, müſſen wohl jeden Wandrer, der etwas weniger ermüdet iſt als wir es waren, zum Hinaufſteigen einladen. Blieben doch ſelbſt wir (mit Ausnahme der guten Hausfrau, welche keine große Luſt mehr zum Bergſteigen bezeugte) einige Augenblicke unſchlüſſig, ob wir nicht dieſes Falkenneſt: Saorgio zu unſrem Nachtlager erwählen ſollten. Später erfuhren wir freilich von einem unſrer jungen deutſchen Freunde, der mit uns in Nizza zuſammentraf, und welcher nach Saorgio hinaufgeſtiegen war, daß dieſes Städtlein mit der äuſſern Aehnlichkeit zugleich auch die Mängel und Unbequemlichkeiten der morgenländiſchen Orte verbinde. Die von unten herauf ſo ſtattlich ſich

---

*) Der damalige Commandant, St. Amour, obgleich er auf ein Jahr verproviantirt war, übergab das Schloß und die Stadt, als der unüberwindliche Felſenpaß der Roya vom Feind umgangen war, ſchon nach einem Tage. Dafür wurde er in Turin enthauptet. Die Feinde zerſtörten die Veſtungswerke.

darſtellenden Häuſer ſind ſtatt der Glasfenſter, mit ölgetränkten Papierfenſtern verſehen; in ihnen allen wäre ſchwerlich ein einziges bequemes Nachtlager zu finden und zu dem ſchweren, herben Wein, ein gutes, eßbares Brod: allenthalben blicken aus den Häuſern und den engen Gaſſen, Armuth und Unreinlichkeit hervor und nur die wunderbar ſchöne Ausſicht von dem alten Schloſſe aus belohnt, und dies reichlich, die Mühe des Hinaufſteigens.

Auch jenſeits Saorgio behält das Thal noch eine Zeit lang ſeinen gewaltig erhabenen Charakter; bei Fontana erweitert es ſich und hier beginnt ein neuer Abſchnitt der kleinen Bergreiſe, von andrer Geſtalt und Art als der vorhergehende. Fontana hat noch dieſſeits neben ſich die ſüdlicheren Pflanzenformen der Küſtengegend; jenſeits des Ortes beginnt, mit dem Urgebirge zugleich, der ſchattenreiche, kräftige Wald des Hochalpenthales.

Zu Fontana ſchien es einige Zeit hindurch ungewiß, ob wir da übernachten könnten oder nicht? In dem Wirthshauſe, vor deſſen Thüre wir uns hingeſetzt hatten, ſollte alles beſetzt ſeyn. Da verſchaffte uns ein trefflicher, zu Fontana wohnender Hauptmann, der nicht bloß eifriger Freund der Naturwiſſenſchaft, ſondern der Menſchen iſt, und der ſich vor der Thüre des Wirthshauſes zu uns geſellt hatte, dennoch noch einige Zimmer in dieſem. Kaum hatten wir uns in einer Art von Saal des oberen Stockwerkes niedergelaſſen und die beiden fleiſſigen Sammler hatten das Geſchäft des Einlegens der Pflanzen in Papier begonnen, als ein langer Mann, ſo gekleidet wie es die Landleute jener Gegend ſind, zu uns hereintrat, mit ſehr zudringlicher Neugier uns ausfragte und überall in unſre Pflanzenkapſeln und Papiere hineinblickte. Er ſtellte ſich dabei ſehr dumm, fragte, auf eine komiſch ſeyn wollende Weiſe, wozu doch die getrockneten Pflanzen gebraucht werden ſollten? und wunderte ſich über Alles, was wir ihm ſagten. Wir erfuhren nachher, daß dieſer zudringlich neugierige Menſch ein verkleideter Gensdarmes geweſen ſey, welcher unſer Thun und Treiben genauer beobachten ſollte. Ueberhaupt ſchienen die Gäſte, welche die erträglichſten Zimmer des Hauſes eingenommen hatten, keine andern zu ſeyn, als unſre Gensdarmes, die uns zu Pferde vorangeritten und hier ſchon wieder zu unſrem Dienſte bereit waren.

Die Nacht war hier ſehr unruhig und ward von Mehreren von uns ganz ſchlaflos zugebracht. Zwar die Betten beſtunden aus nichts als Stroh, über welches ein grobes Leinentuch gebreitet und eine wollene Decke gelegt war; aber ſelbſt dieſem Stroh merkte es der Geruch an, wie oft und lange es ſchon zu Lager für lebendige Weſen unſrer oder vielleicht auch von andrer Art gedient hatte. Und wenn ſelbſt zuletzt der Geruch mit den andren müden Sinnen entſchlafen wäre, ſo wurde doch der Sinn, welcher unter allen am leiſeſten ſchläft und am ſchnellſten wieder erwacht: das Gefühl, zu ſehr munter erhalten. Denn wenn auch wir von dem Mahl des harten Schöpſenbratens, ſo wie des Brodes und Weines, das wir am Abend genoſſen, ſatt geweſen; ſo mochten dies doch die kleinen Thiere nicht ſeyn, welche auf das Lager, das man uns für heute gegeben, ein längeres und älteres Hausrecht hatten, als wir, und welche die eigentlichen Bewohner deſſelben waren. Von dieſem Hausrecht machte denn die Schaar jener Kleinen einen ſolchen unausgeſetzten Gebrauch, daß unſre müden Glieder in beſtändiger Bewegung erhalten wurden.

Es war noch nicht Tag als wir unſre Lagerſtätten und gleich darauf das Haus verließen. Aus einer benachbarten Kirche ſchimmerte das Licht der ewigen Lampe noch hell in das nächtliche Dunkel hinein und Alles war ſo ſtill, daß man das Brauſen des Bergſtromes durch das Thal, deutlich hörte. Der Himmel war trübe und ſchien uns wenig Begünſtigung zur Weiterreiſe zu verſprechen. Dennoch traten wir fröhlich unſern Weg an und als der Morgen immer heller in das enge Felſenthal hereinſchien, freuten wir uns innig, daß doch auf jede, auch noch ſo lang ſcheinende Nacht ſo bald ein Morgen folge. Als wir ſo ſchlaflos auf unſrem halbverdorbenem Stroh lagen, hätten wir es nicht für möglich gehalten, daß uns, nach ſolchen Anſtrengungen, wie ſie uns der vorhergegangene Tag gebracht hatte und nach einer ſolchen darauf folgenden Nacht, ſo viel Kraft und heitrer Muth bleiben könnten, als uns doch, wie wir nun es erfuhren, wirklich geblieben war. Freilich iſt auch die Gegend, die wir heute ſahen, von einer Art, daß ihr Anblick wie aus vollem Becher in die Seele das Gefühl der Erhebung und Freude ergießt. Und das was für den Leib Speiſe und Trank, das ſind für das Gemüth die Gefühle: ein wahrhaftes Element der Ernährung. Wenn dann die Seele nun recht geſtärkt wird durch die ihr eigenthümliche Speiſe, da kann ſie, bis zu einem gewiſſen Maaße, auch dem armen Leibe etwas von der Fülle ihrer Kraft abgeben.

Das enge Thal oberhalb Fontana iſt nicht mehr wie die enge Thalkluft bei Saorgio durch das Kalkgebirge, ſondern durch Thonſchieferfelſen gebrochen, deren ſcharfe Blöcke, verworren übereinandergeſtürzt, an vielen Punkten dem Royafluſſe Sprünge und gähe Waſſerfälle abnöthi-

Univ. Bibl.

gen, oder ihn weit zur Seite drängen. An einigen Stellen iſt die künſtliche Straſſe von dem wilden Bergſtrom unterwaſchen und ſammt ihrem Grundgemäuer hinabgeriſſen worden ins Flußbette, ſo daß der Weg ſeitwärts, tiefer in die Felſen hineingeſprengt werden mußte. Zu beiden Seiten des Thales rauſchen von den Bergwänden Quellen, welche zum Theil Waſſerfälle bilden, herunter, und ſchon dieſe reiche Fülle des lebendigen Waſſers verräth die Nachbarſchaft des Urgebirges, welches ſelber den reinen Gewäſſern der Tiefe entquollen, noch jetzt dieſen den Ausweg und Urſprung giebt. Unmittelbar am Wege wird, nicht ſehr weit oberhalb Fontana, im Thonſchiefer ein zertrümmerter, mit kleinen Bergkryſtallen ausgefüllter Gang bemerkt. Die Pflanzenwelt wird nun hier allmälig eine ganz andre als die des Saorgiothales. Die Olivenwälder ſind verſchwunden und mit ihnen die Cypreſſen und Feigenbäume, ſtatt ihrer ſieht man die immergrüne Eiche und vor allen die hochſtämmigen, dichtbelaubten Kaſtanienbäume, welche hier ſo dichtgedrängt und häufig ſtehen, wie die Bäume unſrer reicheſten nordiſchen Waldungen. Höher hinauf, an dem ſchroffen Rücken und neben den zackigen, thurmartigen Gipfeln des Gebirges lag das zerriſſene Gewölk auf den Waldungen der Nadelbäume. Unmittelbar aber zu unſren Füſſen, am feuchten Rande der Quellen, erinnerten die wohl bekannten, blauen, wie ein Füllhorn geſtalteten Blümlein des Fettkrautes (Pinguicula vulgaris) uns alle an die nordiſche Heimath, mich aber noch beſonders an einen Ort und an eine Stunde meiner Jugend, da ich, unter dem zerriſſenen Gewölk, das auf den Edeltannen des Granitgebirges lag, des äuſſeren Lebens lieblichſtes Gut geſucht und gefunden.

Wir kamen jetzt an Wieſen vorüber, deren hohe, grüne Grasdecke ſo ganz mit den Blumenarten unſrer deutſchen Wieſen durchwebt war, daß kaum noch eine oder die andre fremde Form unter ihnen, die weite Entfernung vom Vaterlande verrieth. Denn da wuchſen unſre gefleckten und breitblättrigen Ragwurz- oder Kukuksblumen (Orchis maculata und latifolia) neben der Fleiſchblume (Lychnis flos Cuculi) und den gemeinen Wieſenranunkeln. In die Lieder, welche wir da zum Rauſchen des Stromes ſangen, miſchte ſich auch häufig der bekannte Ton mancher unſrer nordiſchen Vogelſtimmen: der Amſel und des Spechtes.

Ehe man in das Hauptthal von Tenda tritt, öffnet ſich zur Linken oder gegen Weſten hin ein Seitenthal, durch welches ein Gebirgsbach ſtrömt, mit deſſen ſchnellem Gewäſſer der weiße Schaum der Waſſerfälle ſich miſchet. Faſt bei jedem Schritte wird hier die Ausſicht in das Alpengebirge höher und weiter. Es wird der empfindenden Seele bei dieſem immer gewaltigeren Anwachſen der Maſſe des Geſehenen, auf ähnliche Weiſe zu Muthe, als ob in einer Stadt, reich an Thürmen und Glocken, zur feſtlichen Stunde, das Geläute allmälig begönne: zuerſt die Töne der kleinern, leichter beweglichen Glocken, dann die der mittleren, zuletzt das tiefe, mächtige Brauſen der größten. Oder, wenn da über den hohen Gipfeln der näheren Alpengebirge die höheren, und dann die höchſten emporſteigen, ergeht es dem Gefühle ſo wie der Kraft des forſchenden Geiſtes, wenn dieſer von Gedanken zu Gedanken, bis zur Nähe der alten, ewigen Grundfeſte alles Seyns und Weſens emporſteiget.

Hier auf dieſen Gebirgen, von deren ſteilen Wänden nur die Waſſerfälle den Weg herab ins Thal finden, bedeckte noch jetzt, in der Mitte des Mais, das weiße Leichentuch des Alpenſchnees alle Höhen, bis herab zu den Wäldern der Lerchenbäume; weiter nach unten war das düſtre Gehölz ſchon frei von Schnee und hier ward eben im grünenden Moos das Bett zum Empfang des nahenden Frühlinges bereitet, welcher jedoch, als ſäume ihn die Mühe des Aufſteigens am gähen Gebirg, träumend noch unter den Blüthen des Thales verweilte. Eben hier im Thal ſahen wir die Birnen- und Apfelbäume noch in voller Blüthe ſtehen, wie etwa, in der gleichen Jahreszeit, in der Nachbarſchaft unſrer Gebirge.

Das Städtlein Tenda, mit ſeinem guten, alten Schloſſe, liegt weiter im Thal hinaufwärts, angelehnet an die Felſen, umgeben von grünenden Wieſen und blühenden Bäumen. Hier ſind die Berge zu beiden Seiten ſchon ſo gewaltig hoch, daß neben ihnen die Wohnungen der Menſchen erſcheinen: wie Sandkörnlein, neben dem hohen Gebäu einer Kirche. In Tenda fanden wir einen Wirth, deſſen piemonteſiſche Treuherzigkeit uns durch das Deutſch, das er mit uns ſprach, noch lieber und angenehmer wurde. Er war unter Napoleons Fahnen in unſerm deutſchen Vaterland geweſen, und hatte hier eine gewiſſe Fertigkeit in unſrer Sprache, was aber noch beſſer war, eine große Liebe zu unſrem Volk gewonnen. „Es ſey ihm, ſagte er zu uns, in Deutſchland ſehr wohl gegangen, darum möchte er gerne, daß es auch bei ihm den Deutſchen wohlginge.“ Merkwürdig war es uns, daß der gute Mann, der ſo viele deutſche Worte im Gedächtniß behalten, das Wörtlein: „Ja“ vergeſſen hatte, denn ſtatt deſſen ſagte er immer „ſo“.

Das Kaminfeuer that uns hier im Wirthshaus zu Tenda, in der Nähe der beſchneiten Alpen, ſehr wohl, und bei dieſem lieblich wärmenden Feuer ſahen wir ja nun auch ſchon die Zubereitungen zu dem langerſehnten Frühſtück machen. Aber wir hatten noch nicht lange geruht, da war auch ſchon unſer wohlberittener Gensdarmes wieder bei uns. Abermals wurden die Päſſe uns abverlangt, der meinige, ſogar zweimal, vielleicht weil er in ſeiner franzöſiſchen Form und Sprache der Polizeibehörde verſtändlicher war als die deutſchen Päſſe unſrer Gefährten. Nicht fern von uns hatte ſich da im Zimmer der Gensdarmes niedergelaſſen, deſſen dummſtolzes, brutales Geſicht uns ſchon in Nizza, noch mehr aber auf unſrer jetzigen Reiſe ſo oft vorgekommen war; unmuthig den Kopf ſchüttelnd ging unſer guter Wirth im Zimmer auf und nieder. Auch uns wandelte zuletzt, dem Tabakdampfenden Polizeimanne gegenüber, der Unmuth an, der uns auch, bald nach genoſſenem Frühſtück, hinaustrieb ins Freie, nach den Bergen. Hier ward es uns bald wieder anders. Aus dem gebrochenen, dunklen Gewölk ſtrahlte die Sonne hervor und beleuchtete die herrliche Landſchaft. So wie man, am Fluſſe aufwärts gehend, Tenda hinter ſich läſſet, verengt ſich das Thal, in die Klippen des Thonſchiefers ſich beugend, zur grünenden Schlucht, welche unmittelbar an die breite Bergwand des Tendapaſſes hinanſteigt. Auf eine ſeltſame Weiſe zeigten ſich hier die Thier- und Pflanzenformen der Seealpen mit denen unſrer nördlichen Heimath untermiſcht. Unter den Steinen, rechts am Wege, ſchlief der Scorpion des Südens, der ſich, halb erſtarret von der kühlen Luft, ohne großen Widerſtand mit dem gebogenen Grashalm erfaſſen und in unſre Weingeiſtgläſer bringen ließ. Zur Linken aber, am lautrauſchenden, klaren Bache, ſchritt die heimathliche Bachſtelze, zierlich

ich beugend und bewegend über die Steine. Hinanwärts zwiſchen den Felſenklippen, am Saume des grünenden Gebüſches, ſtunden in voller Pracht und Blüthe die ſüdeuropäiſchen Arten der Kaiſerkrone; auf den Wieſen des Thales zeigten ſich, unter andern bekannten Blumen, die nordiſche Form und Art der Gebirgs-Centaureen.

Unſre Abſicht war es eigentlich geweſen, die höchſte Anhöhe des Tenda-Paſſes zu beſteigen, welche die Straße endlich, nach mancher ſchlangenartigen Windung durchſchneidet. In einem, nicht ſehr hoch, an der grünenden Bergwand gelegenen Wirthshaus, wollten wir zu Mittag eſſen. Dahin ſchien denn auch ein brüderliches Paar unſrer Gensdarmes (unter ihm das Tabak-dampfende Platt-Geſicht), welche uns, jenſeit des Baches gehend, ſelbſt hieher begleitet hatten, auf einem andern Pfade bereits vorausgezogen zu ſeyn, um uns, auf der Höhe wie in dem Thale mit ihrer zuvorkommenden Geſellſchaft zu überraſchen. Die guten Leute mochten meinen, wir reiſten (wie etwa ſie) nur um der Wirthshäuſer willen und von einem zum andern und ſeyen deshalb hier am beſten zu erwarten; uns aber war in dieſer Gebirgsgegend ſo friſch und wohl zu Muthe geworden, des Neuen und Seltenen war hier ſo viel zu finden und zu ſehen, daß wir nur langſam weiter kommen konnten. Beſonders war die liebe Hausfrau ſo munter geworden, daß ſie, leicht und gewandt am Felſenabhang zur Seite des Weges emporkletterte und nur auf neue Ausbeute, für unſre Pflanzenſammlung bedacht war. Ihr ſcharfes Auge entdeckte hierbei unter andrem, eine, wie ſich ſpäter zeigte, noch unbekannte Art oder Abart von Kaiſerkrone. Während wir jedoch ſo ſtiegen und ſuchten, hatte ein dichtes Regengewölk die benachbarten Häupter des Gebirges bedeckt, welches von Zeit zu Zeit auch ins Thal herab und auf uns ſeine Schauer ergoß und uns unter das Obdach der vorſtehenden Lager des Schiefers trieb. Da wurde es ſo nordiſch kühl und uns ergriff zugleich das Gefühl eines ſo kräftigen nordiſchen Hungers, daß wir das Hinaufſteigen nach dem noch ſo hoch über uns gelegnen Hauſe am Berge, und die Geſellſchaft unſrer trefflichen Gensdarmes aufzugeben beſchloſſen und wieder nach dem ohnfehlbar früher erreichbaren Tenda umkehrten. Es war, als hätten unſre guten Wirthsleute in Tenda ſelber ein Mitgefühl mit einer ſo kräftigen Regung unſrer Eßluſt gehabt, denn als wir des Nachmittags um drei Uhr das Städtlein erreichten, fanden wir den Tiſch ſchon nach deutſcher Art und Weiſe gedeckt und alsbald verſehen mit einigen einfachen Speiſen, welche zum Theil an das Vaterland erinnerten, und eine geſunde Kraft der Verdauung vorausſetzen. Auch der Wein, ſo ſäuerlich er war, ſchien uns einem heimathlichen rothen Weine, vom dritten oder vierten Range zu gleichen und erquickte uns nach dem Bergſteigen ganz beſonders.

Die Freude des Mahles und der ſäuerliche Geſchmack unſers guten Weines wurden uns gerade nicht durch den Anblick eines Gensdarmes-Angeſichtes gewürzt und verſüßt, welches, zuerſt in der Ecke des Zimmers, dann ganz nahe bei unſerm Tiſche ſich ſehen ließ. Wir beſchloſſen, da es noch ſo hoch am Tage war, noch heute uns auf den Rückweg, gegen Nizza hin zu begeben und wir beide, in Begleitung eines unſrer jungen Reiſegefährten, giengen immer voraus. Hinter uns im Gebirg hatten ſich immer dichter die Regenwolken niedergelaſſen, wir aber zogen dem Sonnenſchein entgegen. Vor Fontana indeß holten uns dennoch einige vorangehende Re-

gen-

genſchauer ein und ſehr willig folgten wir dem ſchon erwähnten, freundlichen Hauptmann, der uns ſchon auſſen vor dem Städtlein begegnet war, in ſein Haus, wo wir gütig bewirthet und fur unſere Sammlung mit einigen friſchgeſchoſſenen, rothſchnäblichen Bergdohlen (Corvus Graculus), ſo wie mit andern Naturalien beſchenkt wurden. Der Regen hatte ſich indeß wieder verzogen und wir eilten weiter. Im engen Thale von Saorgio, trat uns, wie ein Gewapneter, das Abenddunkel entgegen und ließ uns dieſe einſam wilde Gegend noch viel ſchauerlicher und wilder erſcheinen als am vorigen Tage. Da, wo das Engthal gegen Chiandola ſich wieder öffnet, fieng unſer junger Begleiter bei dem letzten Schein der Dämmerung noch eine über den Weg hingleitende, buntfarbige Schlange.

Aber auch in Chiandola lag die Schlange ſchon unter den Blumen verborgen: die buntfarbigen Gensdarmes nämlich, welche, wahrſcheinlich während unſres Verweilens im Hauſe des Hauptmannes uns vorausgeritten waren, und hier im Wirthshauſe unſrer warteten. Der Wirth, welcher nicht glauben mochte, daß auch ich und meine Frau zu der verdächtigen Geſellſchaft gehörten, welche nun ſeit etlichen Tagen das edle Heer der Polizeiwächter in ſolche Bewegung ſetzte, erzählte uns, als er uns in unſer Zimmer führte, im Vertrauen: „es ſeyen Fremde, hier vorüber nach Tenda gereiſt, welche wahrſcheinlich unter ſtrenger Aufſicht ſtehen müßten, denn ſchon geſtern wären ihnen Gensdarmes von Nizza aus nachgeſendet worden; dieſelben, welche eben jetzt wieder in ſeinem Hauſe auf die Rückkehr jener Fremden warteten. Eine, wahrſcheinlich auch zu dieſen gehörige Perſon ſey bereits da und wohne in einem der Nebenzimmer.“ Sogleich ſuchten wir dieſen „Verdächtigen“ auf und ſiehe da, es war unſer junger Freund, der treffliche Botaniker L'Allemand aus Lübeck, deſſen gute Bekanntſchaft wir kurz vorher in Nizza gemacht hatten und welcher einige Tage vor uns über Monaco und Vintimiglia ins Gebirge gereiſt war. Wir, eines ſolchen Zuſammentreffens froh, geſellten uns zu ihm, und da nun auch unſre beiden andren Reiſegefährten ankamen und der Wirth uns alle traulich um den großen Tiſch herumſitzen ſahe; da mochte er wohl merken, daß auch wir beide zu der „unter Aufſicht ſtehenden“ Geſellſchaft gehörten, ſein Angeſicht war nicht mehr ſo gegen uns, als es vorher geweſen. Man ließ uns indeß, nachdem man die Päſſe von neuem verlangt und geſehen, ruhig unſer, gerade nicht ſehr reichliches Abendbrot verzehren und auch in unſrem Schlafe, der heute für zwei Nächte gelten ſollte, ſtörte uns Niemand; wohl aber wurde Dr. L'Allemand noch ſpät in der Nacht durch Klopfen an ſeiner Thüre geweckt, und als er die Thür geöffnet traten, in Begleitung des Wirths einige Gensdarmes herein, welche alle ſeine getrockneten und heute noch friſch geſammelten Pflanzen mit roher Hand durchſuchten.

Das Morgenroth, heute noch Regen verheißend, glühete ins Thal und in unſer Zimmer herein, als wir geſtärkt und froh erwachten. Wir waren bald wieder auf dem Wege, den ſteilen Berg, zwiſchen den Olivengärten hinan. Die Sonne ſtach ſengend heiß aus dem Gewölk hervor; doch tröſteten unſer Auge die jetzt in größerer Fülle aufgeblüheten Helianthemen (m. v. S. 114) ſammt dem gelben Flachs der Gebirge und den hundertfältigen Blumen des Landſtriches. An dem Häuslein unſres gaſtlichen Savoyarden, das wir ſchon gegen 9 Uhr erreichten, ſagten wir dem Anblick des mächtigen Thales der Roya und der Nähe der Tendaalpen ein Lebewohl und wendeten uns hinabwärts, nach dem Thale von Breglio. Schon das Hinabſteigen über das rollige Geſtein des näheren Weges, hatte den Füßen nicht wohl gethan, doch erreichten wir noch, bei ziemlich friſcher Kraft den grünenden Wieſengrund und die ſchattigen Bäume bei Breglio. Als wir jedoch jenſeits des Städtleins, in der Gewitterſchwüle der Mittagsſtunden den ſteilen Abhang über das Geröll der ſpitzen Geſteine hinanklommen, als da nirgends ein Schatten, nirgends ein Ausruhepunkt ſich zeigte, da fühlten ſich ſelbſt die Stärkſten unter uns von einem faſt Ohnmachtartigen Ermatten gelähmt und die liebe, treue Gefährtin vergaß hier der Blumen und Kräuter und ließ gern ſich fahren. In dem kleinen Wirthshaus am Bergquell, da wir uns auch vorgeſtern erquickt hatten, konnte uns ſelbſt der Gensdarmes, der hier unſerer wartete, den Genuß der lieblichen Ruhe nicht verkümmern; wie wohl that da die kühle Luft des Zimmers und der Genuß des kühlenden Getränkes. Noch beſſer ward uns zu Muthe, als wir des Nachmittags, etwa um drei Uhr das freundliche Scarena erreichten und in ihm ein kräftiges Mittagseſſen vorfanden, welches der arme Leib heute wohl verdient hatte. Die gute Hausfrau ſchlief ganz ſanft auf dem Bette der Päbſte (S. 108) hinter den bergenden Vorhängen. Vier Gensdarmes, unter ihnen die beiden, uns am meiſten bekannten, warteten ſchon, im unteren Zimmer des Wirthshauſes auf unſre weitren Bewegungen und da wir nun, in einer ſpäteren Stunde des Nachmittags von Scarena aufbrachen, kamen auch ſie hinter uns darein geritten und die guten Leute blieben jetzt auch, indem ſie bald langſam ritten, bald ſogar ſtill hielten, bis wir zu Fuß wieder nachkamen, in unſrer Nähe, bis wir das Stadtgebiet von Nizza erreicht hatten. Die Gensdarmes indeß, hätten uns noch immer mögen nachgeritten kommen, wären uns nur nicht auch zugleich die Schauer des Regens vom Gebirge her nachgekommen, die uns endlich, mit Donner und Blitz in der letzten Stunde des Weges ereilten und mit ſolcher Heftigkeit ſich über uns ergoßen, daß auch kein Faden des Gewandes trocken blieb. Es war faſt 11 Uhr des Nachts, da wir uns endlich wieder in unſrer ſchönen, uns gleich einer Heimath lieb gewordnen Wohnung ſahen und nun der Ruhe auf dem reinlichen Bett überlaſſen durften. Erſt ſpät am andern Morgen weckte uns der Schein der ſchon höher geſtiegenen Sonne. Und da wir nun am geöffneten Fenſter, im Anblicke des klaren, mit vielen Schiffen bedeckten Meeres wieder das gewohnte Frühſtück genoßen, da beſchloſſen wir, das liebe, ſchöne Nizza, ſo lange wir uns noch in ſeinem Gebiet verweilten, ferner auf keine Nacht mehr zu verlaſſen, ja wir konnten uns in den erſten Tagen nach unſrer Zurückkehr von der ſauern Tenda-Reiſe gar nicht einmal entſchließen, auch nur das nächſte Stadtgebiet und ſeine Orangengärten zu verlaſſen.

Die Obhut und Aufſicht der Gensdarmes über uns, dauerte auch in Nizza noch einige Tage fort. Bis ich deshalb, ohnehin von guter, hoher Hand ihm empfohlen, an den Geſandten unſres Hofes nach Turin ſchrieb.

Alsbald war die Begleitung der Gensdarmes, alsbald der Blaurock, der an der gegenüber gelegnen Mauer ſtehend, ſo oft unſer Fenſter beobachtet hatte, verſchwunden, und ſie zeigten ſich uns nie wieder in dem Amte der Aufpaßer.

3.

Zurüſtungen zur Abreiſe von Nizza.

Die letzten vierzehn Tage unſres Aufenthalts in Nizza waren für uns ganz beſonders reich an Genuß und an innrem Gewinn. Für mich als Naturforſcher, war Nizza eine Schule geweſen, wie ich mir ſeit vielen Jahren vergeblich eine gewünſcht hatte. Es ergieng mir da in dem unmittelbaren Anſchauen und täglichem Beobachten jener lebenden Thierwelt, die ich bisher nur aus Beſchreibungen und Abbildungen der Bücher gekannt hatte, wie es dem Schüler in irgend einer noch lebenden, fremden Sprache ergeht, die er bisher nur aus der gedruckten Grammatik und einem Wörterbuche gekannt, wenn er auf einmal unter das Volk kommt, das dieſe Sprache als Mutterſprache ſpricht: ich lernte, was dieſen Theil meines innren Berufes betrifft, in jenen ſechs Wochen mehr als ich bis dahin in vielen Jahren aus den Büchern gelernt, und das lebendige Erkennen, das mir da geworden, ſcheint mir auch nach andern Richtungen meines wiſſenſchaftlichen Strebens hin, nicht ohne gute Folgen geweſen zu ſeyn. Während dieſer kurzen Anſiedelung bei den Klippen der Seealpen war in meine Seele mancher Keim gefallen, der, wie ich dies in den vorhergehenden Blättern andeutete, ſpäter auf dem Boden meiner „Geſchichte der Seele“ irgend eine Blüthe getragen, ſey dieſe Blüthe auch ſo klein und unbedeutend, als ſie wolle. Wie hätte ich doch von ganzer Seele gewünſcht, daß meine „Allgemeine Naturgeſchichte,“ (Erlangen 1826) erſt nach, nicht vor dieſem Aufenthalt in Nizza wäre geſchrieben worden, wie ganz anders hätte ſie dann, gleich bei ihrem erſten Erſcheinen, werden ſollen.

Der Leſer muß es ſchon geſtatten, daß in dieſem kleinen Abſchnitt des Büchleins, hier unter dem Schirm und Schatten der Zurüſtungen, der Verfaſſer noch ein wenig auf ſeinem wiſſenſchaftlichen Steckenpferd reite. Er fährt daher fort:

Eine ſolche hohe Schule für den Forſcher des Thierreiches, des jetzt lebenden wie des vormaligen, die zugleich äuſſerlich das ſtille, wiſſenſchaftliche Arbeiten und Erlernen ſo begünſtigte, kann wohl ſchwerlich an irgend einem andren Ort von Europa gefunden werden. Nicht bloß die Gänge oder Gebirgsſpalten am Schloßberge, gegen den Hafen hin, ſind mit der merkwürdigen, Nachdenken erweckenden Knochenbreccie ausgefüllt, ſondern ein geübtes Auge wird bei dem Durchſuchen der Rollſteine, welche neben dem Ende der Terraſſe, beim Fuße der vorſpringenden Klippen des Schloßfelſens am Meere liegen, Trümmer deſſelben Knochengeſteines finden, welches hier, wir wiſſen nicht in welcher Maſſe, abgelagert worden. Es wälzt da die Fluth ein ganzes, gränzenloſes Schattenreich untergegangner Lebendigen vor ſich her, und gerade hier bei Nizza und Villafranca iſt es geweſen, wo man, mitten zwiſchen den Lagen des Geſteines, Spuren der künſtlichen Menſchenhand: kupferne Nägel und andres metallenes Geräthe gefunden, ſo alt wenigſtens als die Zeit, welche der Thierwelt, mit deren Knochen jetzt das Meer ſpielet, den Untergang brachte. Will man in das ſonſt wohl verwahrte und verborgne Gebäu der Gebirgslagerungen und ihre Uebereinanderfolge einen tiefer eindringenden Blick thun, ſo beſuche man dieſe Gegend der Seealpen. So wie am höchſten Gipfel des thieriſchen Leibes der Knochenſchädel nur von einer leiſen, zarten Hülle der Muskeln und der Haut bedeckt iſt, ja, wie öfters der Knochen als Gehörn oder Geweih, nackt aus dem Haupte hervorragt, wie dagegen weiter nach der Mitte des Leibes hin das Knochengerippe von der häufigeren Maſſe der fleiſchigen und häutigen Gebilde überdeckt wird, zuletzt aber von neuem gegen den Fuß hin, nahe zur Oberfläche tritt; ſo erſcheint es hier, mit dem äußerlichen Sichtbarwerden des Grundgebirges. Aus den Gipfeln der Alpenkette ragt das Urgebirge, zu oberſt der Granit oder Gneus, nackt hervor; weiter nach unten wird dieſer Kern des Gerippes, wie der Schädel von der dünnen Haut, von den Lagern des Schiefers bedeckt, noch weiter hinabwärts nach der Ebene zu, überkleiden das Grundgebirge, gleich der Maſſe des Fleiſches, die mächtigen Gebirgsbildungen des, einſt vom thieriſchen Leben ganz durchdrungenen Kalkes. Aber alle dieſe Decken ſind, wir wiſſen nicht durch welche Gewaltthätigkeit der Elemente, nahe an der Küſte, z. B. zwiſchen Cannes und Antibes, dann an mehrern Stellen der zwiſchen Nizza und Genua gelegnen Meeresküſte wieder hinweggeriſſen; hier ſteht das uralte, innre Gezimmer des Grundgebirges unverdeckt hervor, und das, was nach den Alpen hin als das Höchſte, Oberſte, über alle andre Gebirgsbildungen emporſteht, das zeigt ſich hier als das Unterſte, auf welchem die andern alle gegründet ſind. So iſt dieſe Gegend eine gute Schule für die Geſchichte eines Lebens der Erde, welches, in dieſer Art, nicht mehr vorhanden iſt.

Wie reich die Thierwelt des Gewäſſers um Nizza ſey, das wird aus dem ſchon oben über ſie Geſagten und aus Schweiggers, ſo wie Riſſo's Beſchreibungen erkannt und durch die hier begründeten Sammlungen und Forſchungen des verehrten, trefflichen Otto zu Breslau, ſo wie meines lieben, jungen Freundes, des Dr. Verany bezeugt. Die Buchten von Nizza und Villafranca ſind, was die Zahl der vorkommenden Arten betrifft, reicher als die Küſtengegenden um Hyeres, Toulon und Cette; ſie ſind eben ſo reich als jene von Neapel und das äuſſere Leben iſt hier viel wohlfeiler und bequemer, der Aufenthalt geſünder, das Sammlen und Beobachten viel ruhiger und gefahrloſer. Ich möchte mich denn doch nicht ſo zu allen Zeiten des Tages und zum Theil auch der Nacht einſam und fern von der Stadt, bald da, bald dort bei der Küſte und in der Umgegend von Neapel finden laſſen, wie hier bei Nizza, neben dem harmloſen, gutmüthigen Volk des Landes. Selbſt, daß hier gar nichts iſt, was neben der Betrachtung der Natur die Seele noch ſonſt aufregen und mächtig anziehen könnte: keine Kunſt, kein ſonderlich anreizendes, geſelliges Vergnügen, vermehrt die ganz eigenthümliche, bildende Kraft dieſer Schule, für den Lehrling der Wiſſenſchaft.

Ich hatte denn meine, freilich kurze Lehrzeit zu Nizza nicht unbenutzt vergehen laſſen. Der größte Theil des Tages, vom Morgen an bis zu den ſpäteren Stunden des Nachmittags war, mit Ausnahme der drei Tage, welche die Reiſe nach Tenda hinwegnahm, getreulich zum Aufſuchen und Einkaufen, zum Beobachten und Beſtimmen, dann zum ſorgfältigen Aufbewahren der Seethiere verwendet worden. Bei dieſem letzteren Geſchäft hatte die treue Hausfrau fleißig mit Hand angelegt und geholfen, ſo wie ſie es war, welche großentheils für mich das Geſchäft des Sammlens und Trocknens der hieſigen Pflanzen beſorgte.

In den letzten Tagen vor unſrem Abgang aus der werthen Schule, wurden wir noch durch eine Illumination von ganz beſondrer Art erfreut. Der ganze Schloßberg ſtund jetzt jede Nacht in lebendig beweglichen Flammen. Schaaren von Johanniswürmchen oder Leuchtkäferchen der hieſigen, ſüdlicheren Art (Lampyris nicaeensis. m.) erfüllten die Luft und ſchimmerten aus jedem grünen Gebüſch hervor. In ſolcher Menge hatte ich dieſe lebenden Feuerflämmchen noch niemals geſehen, auch werden ſie ſchwerlich an vielen andern Orten in ſolchen Schaaren geſehen, denn Nizza iſt durch dieſe Art von Illumination im Ausland ſo berühmt, daß vor etlichen Jahren die Familie eines engliſchen Conſuls in Algier, in Begleitung mehrerer andrer Damen von europäiſcher Abkunft, blos deshalb (wie die Töchter des Conſuls erzählten) im Mai nach Nizza herüber kamen, um dieſe ganz beſondre Illumination des Berges, durch die Leuchtwürmer zu ſehen. In der Zeit von etwa einer Viertelſtunde fiengen wir einſt, mit der bloßen Hand, weit über hundert dieſer Thierlein. Es ſchien uns, nebſt einigen Chryſomelen, die einzige Käferart, die hier in ſolchem Ueberfluß gedeihe.

Die „Raritäten,“ welche wir hier geſammlet, waren alle in blecherne Büchſen, mit Weingeiſt gefüllt, die Büchſen dann wieder in Kiſten und Fäſſer gepackt und zur Verſendung über Marſeille, dann aufwärts der Rhone und weiter über Straßburg nach Nürnberg bereit. Die liebe Hausfrau hatte, beſonders in den letzten Tagen, mit der Anſtrengung aller Kräfte, den größten Theil des Einpackens ſelber beſorgt. Der freundliche Herr Avigdor, der uns während unſres hieſigen Aufenthaltes ſo vielfache Dienſte und Gefälligkeiten erwieſen, hatte die Verſendung übernommen. Mit bewegtem Herzen begrüßte ich zum letzten Male den theuren edlen Whitby und ſeine gleichgeſinnte Gemahlin und das mir unvergeßliche edle Haus der Milady Lloyd. Gebe Gott mir ein Wiederfinden dieſer Seelen, deren erſtes Auffinden hier im Lande der Pilgrimſchaft mir theuer war, wie das Wort des Segens, welchen ein Vater ſeinem Sohne mitgiebt auf den Weg der Wanderſchaft.

So war denn der Abſchied mit dem lieben Nizza gemacht, und wir erhuben unſre Füße zur:

4.

Reiſe von Nizza nach Genua.

Ich habe mich ſchon als Kind öfters geſehnt nach der Mitempfindung mit dem ganz eigenthümlichen Gefühl eines Vogels, wenn er hoch in der Luft über die Gebirge und über das Meer, über Städte und Felder hinfleucht, habe oft geſagt: ich möchte nur wiſſen, wie es einem Vogel zu Muthe wäre, wenn er ſo ſicher in der Luft, auf ſeinen breiten Fittichen ſchwebend, herunterſchaut nach dem Land und Waſſer. Dieſes ganze, in der That unbeſchreibliche und gewaltige Wohlgefühl eines in der Höhe ſchwebenden Vogels glaube ich mit- und nachempfunden zu haben, als ich auf der alten römiſchen Straße Aurelia, oder, was daſſelbe iſt, auf der neuen Straße von Nizza gen Genua, fröhlich und leicht dahin zog, und, öfters aus einer Höhe von 1800 Fuß (600 Metres), wie eine Alpenſchwalbe aus ihrem Neſte, auf das unter mir an die gähe Felſenwand brandende Meer, auf die grünenden Buchten und die Städte und Häuſer der Menſchen herabblickte. Denn in der That, dieſes Meiſterwerk der Straßenbaukunſt, dieſe Chauſſee zwiſchen Nizza und Genua, iſt ſo breit und hoch gelegen, in die zuweilen furchtbar gähe Wand des Gebirges hineingeſprengt, dabei durch eine ſo gute, ſchützende Mauer nach auſſen hin verwahrt, daß ſie dem ſichren, feſten Neſte der Schwalbe am Felſen gleichet.

Ich hatte ſchon früher und habe ſpäter auf vielfältige Weiſe die Ausſicht von einem hoch gelegnen Punkte herab nach der Tiefe und hinaus nach der Weite genoſſen, habe, von Straßburgs Münſterthurm und von der Peterskirche zu Rom hinab in die Gaſſen der Menſchen geblickt, vom Rigiberg und mancher andren Höhe hinüber in die Felder der Gletſcher und hinunter auf den tiefen, ſchwarzen See des Thales. Aber bei ſolcher Ausſicht fehlt ſowohl das Gefühl der Sicherheit, als jenes des behaglichen, beſtändigen Weiterſchwebens. Denn wer auf dem Rigikulm bis zum Punkt des ſenkrechteren Hinabblickes nach dem Thunerſee oder nach dem Vierwaldſtätter-See hintritt, der wird, wie jener, der in der Laterne des Straßburger Münſterthurmes verweilt, gar oft von einem dem Schwindel ähnlichen Gefühle in ſeinem Genuß geſtört, und da, wo er ſteht, da muß er ſtehen bleiben, kann nicht wie der Vogel, oder wie der Wandrer auf der Straße nach Genua, eben und bequem hin, in immer gleicher Höhe, Stunden lang über dem

Meer und dem grünenden Land der Buchten, über den Städten und Fiſcherdörfern hinſchweben. Und dann, um es geradezu zu ſagen, iſt doch auch das, was hier das Auge ſieht, von ſo ganz beſondrer, herrlicher Art, daß ich wiederholen muß: eine Ausſicht, welche dieſer gliche, habe ich nirgends an einem andren Ort gefunden.

Mittwochs den 31ſten Mai, als kaum der Morgen graute, erhuben wir uns von dem Lager, das uns ſo oft Ruhe der Nacht gewährt und verließen dann bald das liebe, uns ſo heimathlich gewordne Zimmer, mit ſeiner Ausſicht nach dem Meer. Die Laſtträger trugen vor uns die letzten Kiſten, beladen mit den vergänglichen Schätzen, an denen damals dennoch ein Theil des Herzens hieng, nach dem Hafen, hier blieb dann auch die letzte Sorge des Geſchäftes hinter uns: das Tagwerk der eben vergangnen ſechs Wochen war abgethan, die Bruſt athmete freier den Duft des Morgens, das Auge blickte heitrer nach der Tageshelle im Oſten hinauf. Zuerſt war da wieder der ſteinige, ſteile Weg, der nach Villafranca führt, zu erſteigen. Oben auf der Höhe trennt ſich die ſogenannte alte Straße nach Genua von dem Weg gen Villafranca und jene nimmt nun einen noch höheren, noch beſchwerlicheren Anlauf, links hinan nach der Höhe, gegen die neue Straße hin. Dieſer wird dann endlich, noch vor Verlauf einer Stunde, auf dieſem freilich mühſeligen, und nur für Fußgänger und ſicherſchreitende Laſtthiere gangbarem Wege erreicht, während man, auf der neuen Straße ſelber hingehend, zu dem Punkte, da beide Wege ſich begegnen, mehr als drittehalb Stunden Zeit gebraucht. Uns war übrigens dieſes Hinanklimmen auf ſteilem Pfad nicht ſo ſchwer vorgekommen, als andre Male. Vielleicht hatte die Reiſe nach dem Tenda, (über den Col de Bruys) uns an einen andren Maasſtab für Mühſeligkeiten dieſer Art gewöhnt, oder es war die Kühle des Morgens, welche den Anfang des heutigen Tagemarſches ſo ſehr erleichterte. Denn die Strahlen der Sonne begegneten uns erſt bei dem letzten Hinanklimmen nach der Höhe und fielen hier, zugleich mit unſren Blicken, noch einmal in die liebe, heimathliche Bucht und auf die Gebäude von Nizza herunter, beleuchteten uns noch einmal die werthe Stätte ſo vielfältiger Freuden und Segnungen. Es miſchte ſich hier, mit dem Wehe der Trennung, von der tief unter uns, auf immer zurückgelaſſenen Wohnſtätte, zugleich das beruhigende Gefühl des Rückblickes auf die nicht unnütz und fruchtlos zugebrachten Tage.

Wenn einmal die Anhöhe und neben ihr die neue, ſchöne, bequeme Straße erreicht iſt, dann iſt auch die Mühſeligkeit dieſer Tagreiſe überwunden, und von hier an beginnt für den Wanderer zu Fuße ein Genuß, deſſen Nachgefühl und Erinnerung ich nicht für vieles Silber und Gold aus meinem Leben dahin geben möchte; ein Genuß, welcher durch alle vorangegangene Beſchwerde nicht zu theuer erkauft ſcheint. Dieſe Straße wird, wie manche ähnliche der alten Römer, ein Denkmal und Zeugniß der Macht und kühnen Geſchicklichkeit eines Volkes bleiben, das, eine Zeit lang, der Ausgangspunkt aller Bewegungen der Völker und Reiche in Europa war. Napoleon ließ dieſe Straße ſo hoch und ſo faſt beſtändig im Angeſicht des Meeres in dem ſchroffen Rücken der Alpenkette hineinſprengen, damit hier, und wäre jede Bucht von feindlichen Schiffen beſetzt, ein ganzes Heer, ſo ſicher und ungefährdet, wie der hochſchwebende Seeadler über die Hütten der Strandjäger ſeines Weges ziehen, und hierbei, ſände ſich hierzu Gelegenheit, aus der ſichren Höhe herab den Feind kräftig zu treffen vermöchte.

Nur noch wenig merklich zieht ſich die Straße, da, wo ſie der Fußgänger auf dem alten Wege erreicht, bergaufwärts; ſie hat nun bald ihre höchſte Höhe erſtiegen, welche gerade ſo hoch iſt als die tiefſten, noch offnen Bergſchächte der Erde tief ſind; ſo hoch, daß, wenn da an einzelnen Stellen ein kühner Bergbewohner ſich von der feſten Straße hinablaſſen wollte nach dem Geſtein am Meer, das Seil mehr als viermal länger ſeyn müßte, als die Höhe des Straßburger Münſterthurmes. Dann läuft ſie mehrere Stunden lang ganz eben, oder nur kaum merklich wellenförmig erhoben und geſenkt hin.

Der erſte, hehre Genuß, den die Ausſicht dieſes Weges bot, war der Blick auf die Bucht von Villafranca und die Halb-Inſel Beaulieu. Aber weit über das Meer hinüber zeigten ſich zugleich, in ganz beſondrer, ungewöhnlicher Klarheit, die weißen Kalkalpen von Korſika. Wenn ſich dann, bald hier, bald da, der Weg vom Meere ablenkt und ſich in die Wildniß der Felſenmaſſen des Gebirges verliert, da iſt es, als wollte er hier nur einſam und allein ſeyn, mit dem lieblich blühenden Geſträuch, umſchwärmt von ſummenden Bienen und von ſchnell geflügelten Papilionen. Bei einer ſolchen Stelle der blühenden und herrlich duftenden Wildniß, unter dem auf ſüdliche Weiſe ſchon holzartigeren Geſträuch der Malvenarten, ſetzten wir uns nieder und genoßen das mitgenommene Frühſtück. Uns war, als wir nun die Füße immer weiter ſetzten auf unſrer Felſenwarte, ſo leicht, ſo wohl, ſo friſch! denn in dieſer Höhe wehet die Luft ſchon ungleich kühler als in der heißen Bucht am Meere. Da liegt, wie das Neſt eines Raben, ſchwarz, über einen

Felſen gebreitet, der ſenkrecht über das Meer ſteigt, das alte Städtlein Eza; aber der Flug des Seeadlers, der jauchzend vorüber zieht, iſt doch noch höher als das Neſt des Raben, man ſchaut von da oben in die dunklenden Gaſſen und ſchwärzlichen Häuſer hinein. Der Felſen und die Kirche bei St. Hoſpice, die ſich noch einmal, wie ganz nahe zeigen, erheben ſich wohl hoch über das Meer, aber wie unvergleichbar viel höher gehet der Zug der Straße über beiden hin. Wie niedrig liegen da die Burgfeſten und Wohnſitze des Küſtenſaumes, welche doch einſt, durch ihre gähe Höhe über dem Meer eine ſichre Zuflucht vor den Räuberhorden des Meeres geweſen. Von der linken Seite her blicken von Zeit zu Zeit die beſchneiten Gipfel der Alpen ſo ſcharf herein nach dem Meere, als wollten ſie den ſcharfſichtigen Lämmergeyer von Corſica's Felſen zu ſich herüberlocken. Der Weg der Felſenhöhen ſchwebt jetzt an der mächtigen Ruine von Torbia, an der Trophaea Augusti vorüber, welche der Senat der großen Stadt dem Auguſtus errichten laſſen, als er, dem Zuge der Küſtengebirge entlang, die Stamme der langhaarigen Ligurier unter den eiſernen Fuß der römiſchen Herrſchaft gebeugt. Einzelne Spuren verrathen noch die alte Pracht und Herrlichkeit des Gebaudes, an deſſen Gemäuer eine Inſchrift die Namen der mehr als vierzig Gemeinden oder Landsmannſchaften nannte, in welche das kraftige Volk der Seealpen, gleich dem Strom der ſich über Felſen herabſtürzt und in ſeinem Fall an den Klippen zerſplittert, vielleicht zu ſeinem Verderben zertheilt war. Das zum Theil zerriſſene und zerſprengte Ausſehen der mächtigen, am Boden gelegenen Quaderſtücke bezeuget, wie feſt dieſer alte Bau war und wie ſchwer es den Bergbewohnern geworden, die alte Trophäe zu plündern, um aus ihren Bruchſtücken ein Gemäuer, zum Schutz gegen die Longobarden und nachmals die Häuslein des Städtleins Torbia zu erbauen. Die eigentlichen Zerſtörer des Denkmales ſind jedoch die Franzoſen unter dem Marſchall von Villars geweſen. Doch, wenn auch der Marmor, welcher die Namen beſiegter Völker genannt und mit ihm der thurmartige Träger der Siegeszeichen und Inſchriften, der ſpäteren Zeit erlagen, ſo hatten ſich doch die Worte der alten Inſchrift noch bei Plinius erhalten. Als ſollte hierin erkannt werden, daß in dem Menſchenwort ſelber eine Kraft des Beſtehens ſey, unvergänglicher und unauflösbarer, als die Feſtigkeit des Steines und die Stärke des Felſen. So wie wir an den Ruinen und ſchmutzigen Häuſern von Torbia, ſo zogen an uns ſingende Soldaten, welche auf Urlaub zu gehen ſchienen, vorüber. Die Straße ſchwebet weiter, bald durch die Wüſte der Felſen, bald, die Fittiche mehr zur Rechten lenkend, über der Höhe der Meeresküſte hin. Brünnlein mit klarem, friſchen Waſſer, das aus dem Felſen quellend oder durch ſeine Klüfte herabſtürzend hier in reinliche Röhren gefaßt iſt und aus dieſen in Tröge rinnt, zeigen ſich hier und dort zur Labung des Wanderers oder ſeiner Laſtthiere bereit. Ein Zug von Tauben, welche in der Bergwand niſten, badete da im klaren Gewäſſer und ſchwang ſich dann, mit unſern Blicken zugleich über das alte, düſtere Roquebrune, das ſein Neſt auch auf den wilden Felſen gebaut, hinüber.

Siehe da, das kleine, paradieſiſch gelegene Monaco und dort auf dem Felſen, nördlich vom Städtlein die alten, räthſelhaften Säulentrümmer, welche eine uralte Kunſt, die vor dem Erwachen der klaſſiſchen Zeit war, wie im Spiele des Morgentraumes herumgeſtreut. Man weiß nicht, was dieſe Bauwerke geſollt haben noch gewollt. Die weiter nachgehende, ſpätere Forſchung der alten Geſchichte ruft hier den Namen des Hercules Monökos zum Erklären des Räthſels an: er ſey es geweſen, welcher die Geſchichte wie den Namen des lieblichen Monaco (Arx Monoeci bei Virgil) begründet *).

Der forſchende Sinn wird auf dieſen Höhen ſo leicht, ſo beweglich, daß ihn jeder Windhauch wieder vom Boden, darauf er ruhete, erhebt. Das Auge konnte nicht lange bei dem Berg der undeutlichen Ruinen verweilen. Dort iſt das weite, herrliche Meer, in welchem die Lichter der faſt zum Mittag geſtiegenen Sonne glänzen; da liegt, auf dem ſtattlichen Felſen das kleine, wahrhaft zierliche Monaco, welches einſt ein „kleines Paris“ in dieſer Gegend darſtellen wollte, deren ungeſchmückte Herrlichkeit, auch nur vom kleinen, reinlichen Landhauſe aus betrachtet, eine ſo ganz andre, höhere iſt, als alle Herrlichkeit, welche eine tauſendfältig vermehrte Macht und Ueppigkeit der Könige von Frankreich, in Paris zuſammenhäufen könnte. Der Verſuch des Fürſten, in ſolche Natur hinein ein kleines Paris zu äffen (ähnlich jenem der blühenden Jünglinge und Jungfrauen des vorigen Jahrhunderts, wenn ſie, der franzöſiſchen Mode folgend, durch Pudern des Haares das Abſterben des Alters nachahmten) würde indeß dem Auge der Bewohner, wie der

---

*) Hierzu die Stelle in Lucan. Phars. v. 405.

Quaque sub Herculeo sacratus nomine portus
Urguet rupe cava pelagus: non Corus in illum
Jus habet, aut Zephyrus; solus sua litora turbat
Circius, et tuta prohibet statione Monoeci.

M. v. auch Ammian XV, 10.

Fremden nicht ſo übel gefallen, hätte nicht dieſe Sucht des nachahmenden Fürſten ihm ſelber ſein Glück und dem Ländlein einen großen Theil ſeines Wohlſtandes gekoſtet.

Es war Vormittag um 11 Uhr, als wir, in der Nähe des Bächleins, das in der Bergſchlucht herabſtürzt und mit ſeinem friſchen Aushauche Alles belebt und erquickt, woran es vorüberkommt, hoch über Monaco und ſeinem Hafen ſtunden. Man ſieht hier ſo deutlich und klar auf den Schloßplatz und die wohlgebauten Straßen des Städtleins herunter, daß man jeden darauf wandelnden Menſchen bemerkt. Die kleine Wachtparade, beſtehend aus etlichen Männern, zog eben auf dem Schloßplatze auf, wir ſahen der kriegeriſchen Bewegung aus unſrer Adlerhöhe zu und vernahmen aus der Tiefe herauf den Schall der kriegeriſchen Trommel. Von hier aus ſcheint der ſteil abfallende Felſen, auf welchem Monaco liegt, nur wie die Höhe eines Tiſches; er miſſet aber, vom Meere an, mehr als hundert Fuß. Dennoch iſt dieſer kühn ins Meer hinaustretende Felſen zuweilen ein Spott der Waſſerwellen bei großen Stürmen; denn ihr Schaum ſchlägt dann, wie bei den Stürmen des Jahres 1773 als Regenwolke über dem Felſen und den Häuſern des Städtleins zuſammen. Aber, was ſchadet dieſer Spott der Waſſerwellen dem Felſen und den auf ihm erbauten Häuſern? Der Fels iſt älter, als der Hercules Monökos unſerer Alterthumsforſcher, und ſteht noch ſo feſt wie damals, als die alte Kunſt für eine ſpäter geborne Forſchung dieſe Steinlein der Erinnrung hinwarf. — Der Hafen erſchien, von unſrer Höhe aus, was er übrigens auch wirklich iſt, gar klein. Das Meer ſo ſtill und ruhig. Für Schweiggers Beobachtungen war die Nähe von Monaco ſehr reichhaltig. Wäre mir nicht für diesmal ein andres Maaß der Zeit und der äuſſeren Hülfsmittel zu meinen Studien der lebenden Thierwelt des Meeres zugemeſſen geweſen, ich hätte, ſo wie Schweigger, in der Bucht von Monaco verweilt, und in ihr die ſchönen Lehrſtunden, die mir die Natur von Nizza und Villafranca gegeben, noch einmal wiederholt.

Wie iſt doch eine ſolche Natur, als die um Monaco, in ihrem Mittagstraume und ihrer Mittagsruhe ſo unbeſchreiblich ſchön! Da ruht, an der Seite des unerweckbar ſchlafenden Felſen das Gewimmel der indianiſchen Feigen (Cactus ficus indica), weiter hinanwärts haben ſich die Wälder der Citronenbäume, und um ihre Kammern die Jujubengeſträuche gebettet; über beide emporgeſtiegen träumt der Wald der Oliven von dem Räthſel, das ihm das grünende Leben gab. Dazwiſchen ſchauen die Wipfel einzelner Dattelpalmen, ſehnſuchtsvoll über das Meer, nach der ſüdwärts gelegenen Heimath hinüber.

Hier zu den Füßen der Straße zeigt ſich, unter den Olivenbäumen und Citronen, das Landhaus, welchem Condamine den Namen und die Bedeutung gab. Der Adlerflug der Straße ſchwebt aber weiter über dem blühenden und grünenden Paradieſe und über der grünlichen Fluth des Meeres hin und, als ſey der Zug hinabwärts, in dieſe Bucht, von unwiderſtehlicher Macht, fängt ſie an ſich bergab zu ſenken, nach dem Meere hin. Da, wo dieſelbe dem aus Monaco gen Mentone, durch den Hain der Zitronen und Oliven führenden Wege begegnet, zeigt ſich ganz nahe, auf dem Cap Martin, das Luſthaus des Fürſten und Herrn von Monaco, welches ſelber, in ſeiner es umgebenden Natur, ein Luſthaus von Europa zu nennen iſt. Hier iſt es, als webte der mächtige Geiſt, der den Vogel durchdringt, wenn er, gedrängt von der nahen Ausgeburt des Eiſes, das ſichernde Neſt baut, näher und kräftiger als irgendwo. Es wird da das Wehen der ſüßen Schwermuth einer Ueberfülle des Lebens bemerkt, aber auch das Wehen des Gefühles einer Mutter, welche den erſtgebornen, längſt erſehnten Säugling umfänget. Ein Engländer hat dieſe, unter Thränen lachende, Wildniß der Zypreſſen- und Citronenwälder, umkränzt von babyloniſchen Weiden, ſo unwiderſtehlich anziehend gefunden, daß er ſich von dem Fürſten des Ländleins die Erlaubniß erkaufte, hier für ſich und die Seinen eine Familiengruft zu begründen. Dieſen Ort der Stille hätte ſich mein träumender Sinn für einen theuren Freund, für den edlen Geiſt eines * * * auswählen mögen, in deſſen Innrem eine ganze, künftige Welt des Geiſtigen wachet. Hier, in dem Land des beſtändigen Sommers, eine Ruhe von etlichen Monden oder Jahren, was würde ſie einer ſolchen, Mächtiges gebährenden Seele gewähren!

Immer tiefer läßt ſich nun die Straße nach den Olivenwäldern von Mentone herab. Hier war denn ſchon der Oelbaum in voller Blüthe und der liebliche Duft der Tauſende von blühenden Bäumen, erfüllte die Luft. Mit ihnen miſchte ſich bald der kräftigere Geruch der Citronenwälder, welche um Mentone häufiger als vielleicht irgendwo an dieſer Küſte gefunden werden. Nahe bei Mentone ſieht man Olivenbäume von ſolcher Dicke der Stämme und von ſolcher mächtiger Ausbreitung, daß man, bei der Langſamkeit des Wuchſes dieſes Baumes, das Alter auf mehr als tauſend Jahre ſchätzen möchte. Ja, wenn es gegründet iſt, daß der Orient einige dieſer langlebenden Gewächſe trägt, welche an ihrem Orte vielleicht ſchon vor 1800 Jahren wurzelten und Früchte trugen, da möchte man die vor Alter hohlen, im Durchmeſſer ſechs Schuhe haltenden Olivenſtämme für Abkömmlinge, wenigſtens im zweiten oder dritten Geſchlecht, von jenen Pflanzlingen halten, welche einſt die Phocäer hieher gebracht.

Es that uns, nach ſolchem Wege, faſt leid, daß wir jetzt, dem Bedürfniß des Hungers nachgebend in ein Städtlein, und gar in ein enges Haus hineinkehren ſollten; lieber hätten wir, wie die Vögel, die Eßluſt in den Wipfeln der Bäume oder auf dem Felſen der Küſte ſtillen mögen. Aber das Gartenhaus an unſrem Wirthshaus, hoch auf einer ſteinernen Terraſſe gelegen, zu deren Fuß ſich die blühenden Citronenbäume herandrängten, war ſo ſchön gelegen, die Ausſicht auf das Meer und auf die unüberſehbar lang hinlaufenden Gärten der Citronen ſo nahe und herrlich, daß gar bald der Austauſch der Bewegung mit ſolcher lieblichen Ruhe uns erfreute. Ein reichliches und wohlbereitetes Mahl, in der Begleitung eines wohlſchmeckenden, feurigen Weines, ſchien unſrer ſchon gewartet zu haben, denn wir hatten den Wunſch, in dieſem ſchönen Gartenhauſe zu ſpeiſen, kaum ausgeſprochen, da war er auch ſchon erfüllt. Freundlich lächelten auf uns, in dieſem guten Mentone, nicht blos der heitre, blaue Himmel und die duftenden Blüthenbäume des Südens oder das Widerſpiel der Sonne aus dem Spiegel des Meeres, ſondern ſelbſt der Gensdarmes, welcher, weniger den Paß, als eine kleine Münze aus unſern Händen zu empfangen gekommen war. Dieſer benahm ſich ſo demüthig, als ſeyen wir die ſeinen Lebenswandel beobachtende Gensdarmerie und er ſelber ein Pilgrim und Fremdling im Lande. Solches that uns, nach dem Weſen, das die Gensdarmes von Nizza an uns geübt, ordentlich wohl.

Mit den Bienen zugleich, die ſich in den Blüthen der Citronenbäume wiegten, waren auch wir zum Theil, auf bequemer Lagerſtätte entſchlafen, als endlich einer von uns an den tieferen Stand der Sonne und an das Weitergehen erinnerte. Da huben wir denn unſre Füße auf und verließen das gute Städtlein mit ſeinen Citronenhainen, welche, noch mehr als das Oel, der Hauptreichthum der Bewohner ſind. Denn es ſollen hier Gutsbeſitzer leben, deren Gewinn nur an der Jahresernte der Citronen, 10000 bis 12000 Franken beträgt.

Der Weg von Nizza bis Mentone, welcher von den Poſtmeiſtern wegen der Beſchwerlichkeit des Gebirgsſteigens zu 12 Stunden angeſchlagen wird, beträgt wirklich nur 6 bis 7 Stunden, der von Mentone nach Vintimiglia nur wenig über zwei Stunden. Dieſe vergiengen wie der Weg eines ſchönen Spazierganges, in einem Fürſtengarten. Denn es hat die Straße, bald nachdem man die Stadt verlaſſen zur Rechten, hinabwärts nach dem Meere, die Gärten der Citronen, in denen es zu keiner Zeit des Jahres an duftenden Blüthen, zugleich mit halbreifen und reifen Früchten fehlt, zur Linken aber ſteigt die Wand des Alpengebirges empor. Der Fuß und die grünen Senkungen deſſelben ſind mit Rebenpflanzungen und Olivenbäumen bekleidet, aus den Spalten der Felſen drängen ſich Feigenbäume hervor und nicht ſelten ſieht man auch Citronenbäume, wild und ohne Wartung des Menſchen am Quell des Felſens oder am grünenden Abhang hervorgewachſen. Der Seewind bließ friſch über die Gärten herüber und brachte mit der Kühlung zugleich die Wohlgerüche des Landes. Die Straße führt hier meiſt im Angeſichte des Meeres hin, welches an der einen Stelle tiefer ins Land ſich hereinbeugt; das Auge vergnügte ſich an dem kräftigen Bewegen der Wellen, auf denen der Widerſchein der Abendſonne wandelte und eben als die Sonne ſich ins Meer ſenkte, ſtunden wir vor dem Thor des alten Albium Intemelium oder des Städtleins Vintimiglia. Nahe an der ſteinernen Brücke, welche über die Roya führt, am entgegengeſetzten Abhange des Städtleins, fanden wir ein gutes Nachtlager und Abendbrod in dem wohleingerichteten, reinlichen Gaſthaus und vergnügten uns noch lange an dem Anblick der vorüberrauſchenden Roya, an deren Ufern wir vor wenig Wochen ſo manchen harten Kampf der Füße beſtunden und an der Ausſicht nach dem Gebirgsthal, durch welches der Strom herabkömmt. Die Gipfel der Berge umſchattete ein dichtes Gewölk, uns aber, feſt und tief, der erquickende Schlaf.

Am andern Morgen war die Umwölkung, welche geſtern Abend nur die Berge deckte, auch nach der Ebene herunter geſtiegen und der äuſſere Himmel begrüßte uns mit trüben und Regen drohendem Ausſehen. Der innre aber war heiter geblieben und wir zogen, in Geſellſchaft eines Italieners aus Finale, den wir ſchon geſtern in Mentone (wo ihn der ſtarke Wind von dem Heimweg zur See abgehalten) und dann auch in Vintimiglia gefunden hatten, fröhlich über die Royabrücke hinüber.

Gab es doch hier, wenn uns auch der Vorhang der Wolken die Ausſicht nach der Höhe und Ferne verdeckte, Schönes genug zu ſehen in der Nähe. Denn es zeigte ſich uns im Sande am Wege zum erſten Male der große Fingerkäfer des ſüdlichen Europas (Scarites gigas) und etwas ſpäter, näher gegen die Küſte hin auch der kleine (Sc. minor). Es iſt das Thal, der Nervia entzang, ein ganzer grünender Wald voll Oleanderbäume (Nerium Oleander), deren Blüthen, weiß und roth den hohen Wipfel bekränzen und mit dem zierlichen Laub der Zweige ſich vermiſchen. Die Nervia hatte nur wenig Waſſer; noch fehlte es damals an einer Brücke, man ſetzte uns über. Ein altes Gemäuer, nicht fern vom Fluſſe erinnert daran, daß hier einſt die alte Stadt Nervina geſtanden. Und ſiehe, dort auf der Anhöhe erhebt ſich aus dem Grün der Bäume Perinaldo, der Geburtsort des großen Caſſini. Um Bordighiera ſieht ſich das Auge, wie an der Küſte von Tunis oder Algier, im eigentlichen Sinne des Wortes von ganzen Wäldern hochwipflicher Dattelpalmen umgeben. Wir ſtaunten des Anblickes, und forſchten nach Blüthen oder Früchten des ſchönen Baumes. Aber nur ſelten läßt es die eigenthümliche hieſige Benutzung des edlen Gewächſes zu einem Gedeihen der Blüthen und Früchte kommen. Denn man hat dieſe Palmenwälder nur um des ſchönen Laubes willen gepflanzt, womit man in der öſterlichen Zeit ganze Schifflein belädt und alle Kirchen der Küſtengegend, ja ſelbſt des Innern des benachbarten Italiens, zum Ausſchmuck der Kirchen, am herrlichen Feſte der Palmen verſorgt. Mit Recht wird dieſe Ausbeute für das ſehende, des Schönen ſich freuende Auge, für höher geachtet als die Ausbeute für die ſchmeckende Zunge, welcher ja die Gegend ſo viele andre Früchte darbeut. Doch ſoll es, beſonders weiter gegen St. Remo hin, öfters reife Datteln an den Bäumen geben, ſo trefflich als die africaniſchen.

Der Weg nach St. Remo, von Bordighiera aus, zieht ſich mehrere Stunden über Hügel und Blachfeld, bald näher, bald ferner vom Meer, durch ein Land hin, das Gott mit allen Gaben der Fruchtbarkeit geſegnet hat. Die Gebirgsart iſt Kalk, mit großer Neigung zur Abſonderung in linſenförmig körnige Stücke. Eine alte römiſche Brücke gewährt noch jetzt den Uebergang über den Leſſioſtrom. Die heißer ſcheinende Sonne, im Kampfe mit dem kalten Gebirge hatte geſiegt und ihr Strahl hatte das Gewölk in der Ebene, wie nach dem Meere hin zerriſſen. Da rafften die Gebirge mit deſto angeſtrengterer Kraft, die aus der Tiefe verjagten Wolken zuſammen und ſtellten ſie, hinter der ſchirmenden Schneewand von neuem in die Ordnung der Schlacht. Auf den Höhen, ſo konnte man bemerken, ergoß ſich ſchon der Gewitterregen, im Thale war noch das ſtille, ſchwüle Warten der Natur, das dem Ausbruch der Gewitter vorangeht. Es war ſehr heiß, da wir uns durch die Olivengärten dem ſchönen, terraſſenartig an die Anhöhe gebauten St. Remo näherten. Ein Bauernmägdlein ritt auf einem Eſel vor uns her. Da ſie aber die Hausfrau ſahe, ſtieg ſie ab und nöthigte dieſe aufzuſitzen und die letzte halbe Stunde, bis zur Stadt hinan, vollends zu reiten. In St. Remo erquickte uns der Genuß der friſchen Kirſchen und der Anblick der Stadt ſelber, an deren Bauart ſchon einige genueſiſche Pracht bemerkt wird. Einladend, zur herrlichen Ausſicht, winkt von der Höhe der kleine Hain der Cypreſſen, neben der Capelle. Die ganze Umgebung der Stadt iſt ein Garten, dicht gedrängt voller Gewächſe des Südens. Auf dieſen Höhen gedeiht der Oelbaum ſo vorzüglich, daß man behauptet, das Oel von St. Remo ſey das beſte in Europa. — Das Zimmer in dem großen, ſchön gelegenen Gaſthaus, wo wir einige Zeit verweilten, gewährt den Anblick, hinab nach den Gärten, in ſeiner ganzen Fülle. Die Schaar der Maulthiertreiber drängte ſich um uns und bot uns ihre Thiere zur Weiterreiſe an; die Hausfrau jedoch zog das Fußgehen dem Reiten vor.

Auf der Weiterreiſe gegen St. Stephano hin hatten wir nur noch kurze Zeit von den heißen Sonnenſtrahlen zu leiden. Die Wolken in eng und dicht geſchloſſenen Schaaren drangen von neuem aus ihrem Hinterhalt im Gebirge hervor und nahmen, ſo weit das Auge reichte, Beſitz von dem Feld des blauen Himmels. Der Sturmwind bewegte den Wipfel der Palmen und Oliven, zuerſt auf der Höhe, dann aber, wie die Schwalbe, wenn ſie nach dem verlornen Schatze ſuchend, ſich zum Gewäſſer hinabtaucht, ſchlug er mit dem Fittich auf das Meer und erhub den Sand der Küſte. Wir aber, ſchon im Angeſicht des nahen Städtleins, ſuchten noch immer im Meeresſand nach dem kleinen Fingerkäfer (Scarites minor) und betrachteten das geſtrandete Volk der Schaalenthiere; da ſcheuchte uns der auf einmal ernſtlich ausbrechende Regen hinein nach St. Stephano und in das obere Zimmer eines Wirthshauſes, aus deſſen Fenſtern wir die freie Ausſicht auf das unmittelbar an das Gemäuer anbrandende Meer hatten.

So war mir endlich doch einmal der Wunſch gewährt: ein Ungewitter mit mächtigem Sturm am Meere zu ſehen und dieſer großartige Anblick war uns hier, nicht vom ſchwankenden Schiffe aus, ſondern vom ſicher und ruhig ſtehenden Hauſe gegeben; dabei dennoch aus ſolcher Nähe, als wären wir ſelber auf dem Meere. Denn es ſchlug der Schaum der Wogen herauf an die gegeſchloßnen Fenſter, oder netzte, wenn wir die Fenſter öffneten, Geſicht und Hände. In der That, heut ſahe man alle die Boten Gottes über das brauſende Meer gehen: den Sturmwind voran, dann die Ströme des

Regens und die Feuerflammen der Blitze. Mächtig hallte der Donner aus dem Gebirg und ſeinen Schluchten wieder; vor ſeinem Brüllen wurde die Stimme des Sturmwindes nicht gehört. Die grünen Berge der Wogen, an ihrer Höhe mit dem Schnee des Schaumes bedeckt, ſtürzten ſich, gejagt vom Sturme, geſchreckt von dem Hall des Donners, zwiſchen die Klippen der Bucht hinein und wollten hinter dem Gemäuer der Stadt ſich bergen; aber der Sturmwind fand ſie auch hier und trieb ſie von neuem auf die Tiefe hinaus, damit ihr Bewegen, wenn auch nur im Abbild zeugen möge von der Angſt und der Kraft eines Sehnens und Wartens, das in der Creatur iſt und hier der endlichen Erfüllung harret. Das Auge behauptete heut ein größeres Recht über die müden Glieder, als der hungernde Magen, wir genoſſen in Eil unſre weichen Eier und das Brod mit dem Wein und ſtunden dann von neuem am Fenſter, um zu ſchauen.

Der Regen und der Gewitterſturm hatten ſich endlich wieder gelegt, wir verließen St. Stephano und unſre guten, freundlichen Wirthsleute und folgten dem Wege an der erhaben ſchönen Felſenküſte, neben dem Meer hin. Da donnerten und brauſten die Wogen noch mächtig zwiſchen den dunkelfarbigen Klippen, die Seevögel ſuchten ſchreiend nach der beim Sturm geſtrandeten Beute, auf dem Gebirge blitzte es noch und die ſtrömenden Wolken hiengen tief in die Kluft und über den Abhang herein und ergoſſen zuweilen auch über uns einzelne Schauer. Der Weg, der hier nicht mehr zur breiten Straße geebnet, ſondern zum Theil nur für Fußgänger und Maulthiere gangbar war, erhub ſich bald ſteil hinan zwiſchen die zerriſſenen Klippen und zu den Wäldern der Oliven, bald ſenkte er ſich wieder ſo tief zur Nähe des Meeres herab, daß uns der Waſſerſtaub der Brandung das Gewand benetzte. Oefters ſchien es, der Weg am Felſen des Strandes ſey nun zu Ende und der Wandrer müſſe hier der Fahrzeuge warten, die ihn über die Bucht ſetzten; dem Meere jedoch entkam dann der ſeitwärts hinanklimmende Steig immer wieder von neuem, nicht aber dem Gewäſſer des Bergſtromes, das ſich mit den Strömen des Regens, der im Gebirg fiel, nach dem Meer ergoß. Denn als wir, vor Porto Mauritio, das Ende eines Gemäuers erreicht, ſiehe da war der Weg durch einen trüben, mächtig rauſchenden Bergſtrom verſperrt und zur Rechten das Meer, zur Linken aber, ſo weit das Auge reichte, der Lauf des Stromes, über welchen nirgends eine Brücke führte. Männer ſtunden hier und erboten ſich uns über das Waſſer zu tragen. Unſer Reiſegefährte aus Finale vertraute ſich ſogleich dem Rücken des einen und auch wir Andern waren bald mit unſern Trägern und ſie mit uns verſorgt. Der alte Mann, der es unternommen hatte die gute Hausfrau hinüber zu tragen, ergriff dieſelbe ſo, wie man ein Kind auf den Armen trägt, während wir Andern auf ſichrere Weiſe, reitend, auf dem Rücken der Träger ſaßen. Das Waſſer war ſo tief, daß es den Trägern an einigen Stellen weit über die Kniee, ja bis an den Gürtel reichte. Da wir nun ſo über dem Strome ſchwebten, da glitt dem Alten, welcher die treue Reiſegefährtin trug, der Fuß aus und er ſtürzte mit ſeiner Laſt ins Waſſer. Eilig ſchleuderte mich der junge, kräftige Träger, der mich erfaßt hatte, nach dem nahen Ufer hin, aber ehe wir den Alten erreichten, war demſelben und der guten Hausfrau ſchon Hülfe geſchehen, und dieſe, triefend von Waſſer, mit leichenblaſſem Geſicht, deſſen Mund dennoch auf mich lächelte, ſtund am Ufer. Dies war ſchlimmer als der Sturm auf der Rhone, beſchwerlicher als die Mühſeeligkeiten des Weges über den Col de Bruys. Die andren Kleider alle hatten wir, um auf der Fußreiſe nicht beſchwert zu ſeyn, von Nizza aus zu Schiffe nach Genua vorausgeſendet; nur die nöthigſte Wäſche und ein Umhängetuch, das einer der jungen Freunde in ſeinem Torniſter trug, ſtunden in ſolcher Verlegenheit zu Gebote. In einem der nächſten Bauernhäuſer dann benützte die arme Frau wenigſtens dieſe unvollkommnen Mittel zum Abwehren der Näſſe des Gewandes und ſo zogen wir an den Gebäuden von Porto Mauritio vorüber, um, wie uns der italieniſche Reiſegefährte es gerathen, in dem ganz nahen Oneglia zu übernachten. Aber zwiſchen uns und dieſem Nachtlager hatten ſich noch ein groſſer Schrecken und Angſt für die gute Hausfrau gelagert. Denn es ſperrte abermals ein Strom den Weg, viel größer und breiter, aber nicht ſo reiſſend denn der vorige, und ſtatt der ſichern Brücke zeigten ſich abermals nur die Schultern der Träger, als Mittel des Hinüberkommens. Da mochte die ſchon Gebadete nicht noch einmal das Waſſer verſuchen und wir beide wollten ſchon wieder den Berg hinan, nach Porto Mauritio zurückkehren, als ein alter, wohlgekleideter Herr, welcher von unſrem Unfall gehört hatte, der nun zu Waſſer wie zu Lande Geprüften zuredete, ſie ſolle nur getroſt ſich über dieſen Fluß tragen laſſen. Der Boden ſey hier ſandig, das Waſſer weder ſo reiſſend noch ſo tief wie bei dem vorigen Bergſtrom. — Nun, dieſe Ueberſetzung gieng auch ohne Fehler ab, das freundliche Wirthshaus in Oneglia war erreicht, das wärmende Caminfeuer ſchnell entzündet, die gute Waſſerheldin des heutigen Tages hatte bald, ſchon beim Abendbrod, noch mehr aber in der Friedensburg des Schlafes, allen Schrecken und alles Weh der Fahrt zur kalten Tiefe vergeſſen.

Freitags am 2ten Juni, als wir in Oneglia erwachten, regnete es in ganzen Strömen vom Himmel. Auch der Kaffeeſchenker gleich neben unſrem Wirthshaus, der doch ein deutſcher Schweizer war und den wir über das Wetter befragten, wußte uns nichts andres zu ſagen, als daß es eben ſehr regne. Was ſollte denn aus den Bergſtrömen werden, deren wir heute, und zwar ohne daß eine Brücke darüber gieng, noch ſechs oder ſieben zu paſſiren hatten? — Da trat der Reiſegefährte aus Finale herein und fragte uns, ob wir, unter ſolchen Umſtänden, nicht lieber reiten wollten als gehen? und wir waren bald zum erſteren bereit und mit den Verleihern der Maulthiere in Richtigkeit. Um zehn Uhr etwa, als der Regen aufgehört, und, gegen das Meer hin, der Himmel ſich aufgeheitert hatte, ſaßen wir ſchon auf unſren treuen Thieren, unter denen mehrere, oder wenigſtens das meinige, eben keinen leichten, ſanften Gang hatten. Der Weg zog ſich, faſt immer im Angeſicht des Meeres, bald bergauf, nach den Olivenwäldern und nach den einſamen Klippen der Kalkfelſen, mit oft gebrochener und verworrener Richtung der Schichten, aus deren Wänden das Myrtengeſträuch hervor ſahe; bald wieder bergab, nach dem Ufer der Bergſtröme, durch deren noch immer ſtark angeſchwollenes Gewäſſer, die Maulthiere ſichrer führten als unſer geſtriger Träger. Ohnehin hatte ja faſt jedes Maulthier, auſſer dem darauf ſitzenden Reuter, noch ſeinen beſondren, zu Fuße nebenher und nachlaufenſenden Führer, welcher, wenn es über den Fluß gieng, zur rechten Zeit immer den Zügel zu ergreifen, und das Thier „zum Beſten zu kehren" verſtund, welches namentlich dem meinigen, das, als das älteſte, öſters voraus gehen wollte, recht noth that, da der träumende Reuter es immer gehen ließ, wie es gehen mochte.

Der Hinausblick nach der weiten, großen Küſte des genueſiſchen Gebietes hin, der ſich auf der Anhöhe vor Alaſſio eröffnete, erweckte mich, wie das Vorüberleuchten eines Blitzes, aus meinen Träumen. Das ſind Gedanken einer Alles ſchaffenden und ordnenden Kraft. Mein Gott! wie tief, wie ernſt, wie wahr denkt und ſpricht „die Natur.“ Sollte es denn nicht möglich ſeyn, daß die ſchreienden und ſchreibenden Leutlein des Nichts unſres Tages, daß die Väter des Alltagsgewäſches, die Narren der Schaum-Politik, welche lachend und heulend in der Drehſchaukel der Ereigniſſe dieſes Zeitalters der Trunkenen ſitzen, wenn ſie in dieſe Tiefe der Kraft und der Gedanken eines ſchaffenden Geiſtes hineinblickten, der auch zu ihnen ſagt „ich kenne euch“, aus ihrem dumpfen Traume erwachten und demüthig ſich beugten vor einer Ordnung und Weisheit, welche eher war und länger bleiben wird als die Angſt dieſer Menſchen der Zeit, welche, gleich jenen Kranken, die an der Entzündung der Gedärme leiden, die ſchirmende Decke von ſich werfen, weil der innre Brand der Eingeweide eine ſolche Wohlthat nicht ertragen kann? Bin ja auch ich ſelber ein Narr meiner Zeit, mehr vielleicht als ich es weiß, und ich Träumer wachte da auf und dachte: dieſe Sprache, die hier ein Jemand mit mir redet, iſt doch eine andre als die Sprache der Zeitungen unſres goldnen Zeitalters der Zeitungen.

Vor Alaſſio, im Sande, an der Küſte des Meeres, ſtiegen wir beide, die Hausfrau und ich, vom langohrigen Rößlein und ergötzten uns am Suchen und Finden des Mumienkäfers (Ateuchus sacer), der uns an die tieſen Gedanken eines Volkes und einer Zeit erinnert, welche ihr eignes Weſen und Wollen in dem vorbildlichen Walten der Natur erkannte und verſtund. Das, wenigſtens für heute ſehr ſchmutzig und rußig anzuſchauende Alaſſio, gewährte, ſammt ſeinen zwar theuren, aber zugleich auch wenigen und ſchlechten Fiſchen und andern Faſtenſpeiſen nicht ſo viel Erquickung, als die Ausſicht nach dem weiten Meere und dem großen Gebirge. Der Weg von Alaſſio, den Berg hinan, der zu den getreidereichen Ebenen von Albenga (Albinganum) und dann weiter über Berg und Thal führt, war für uns weniger beſchwerlich, als für die tragenden Thiere, wiewohl auch ich, wenn ich nun einmal reiten ſollte, lieber immerfort in der Ebene reiten möchte, als ſo auſſer Maaß, bald hinauf, bald hinunter und mit dem beſtändigen Anſchein einer Möglichkeit, als könne man hier auf eine ſolche Art fallen, daß an kein Aufſtehen mehr zu denken ſey.

Die Acenta und noch manches kleine Wäſſerlein waren glücklich paſſirt; die Hausfrau weiß nichts mehr von einer Furcht vor dem Waſſer der Bergſtröme. Denn das iſt ja ein wahres Land der Könige. Die Landhäuſer, welche an den blühenden und grünenden Anhöhen ſtehen; die hohen Gebäude mit ihren Mauern und Zinnen, die ſich in den vielen Städtlein, durch welche man ſtolz dahin reutet, zeigen, erinnern daran, daß man nun in dem alten Gebiet des reichen, prächtigen Genuas ſey. Und die Waſſerheldin ſelber, mit ihrem grauen Reiſemantel, nimmt ſich ſo prächtig auf dem Maulthiere aus, als ſey ſie ein Stück von der prächtigen Landſchaft ſelber. Die Reuter nehmen auf ihrem eiligen Laufe (die Maulthier-Herren konnten kaum folgen), bald den Duft

der

nden Wieſen und Felder mit; da ſtellt ſich auf einmal,
r Finale, ein Berg in den Weg, der ſo ſteil und mäch-
g am Meer hinläuft, daß wir auch faſt lieber hätten
aufen" mögen als reuten. Hier erglühete ſchon, im
ebüſch, am ſteilen Abhange, das Roth der Granat-
üthe. Endlich war die Höhe der bläulichen Kalkfelſen
ch langer Anſtrengung erreicht. Finale, mit ſeinen
urgen und ſeiner ſchönen Kirche, ein anmuthig ſchei-
ndes Städtchen, liegt da, zwiſchen den Orangengär-
n und Olivenwäldern; an gähen Felſen klimmt das
eſträuch der Granaten und das ſtachlichte Gewächs der
dianiſchen Feige hinan und hinunter. Man kann von
er für kaum zwei Franken nach Genua ſchiffen; doch
zeugte die Hausfrau von neuem, daß ihr die Reiſe zu
ande ſichrer dünke als die zu Waſſer. Es wurde noch
ute ein Wagen (denn die Furcht vor den Bergſtrömen
ar groß) nach Genua gedingt und als das Geſchrei,
omit eine reiſende Geſellſchaft von Soldaten, ſammt
nem Weibe, ihren Handel mit dem Wirthe, über den
reis des Abendeſſens und des Nachtlagers abgeſchloſſen,
rüber war, entſchlieſen wir ſanft.

Als wir, am andern Morgen, Sonnabends, den
en Juni, der aufgehenden Sonne, zwiſchen den Oli-
nwäldern, auf der Straße gegen Genua hin begegneten,
d uns hier, nach ſo viel neu Geſehenen, dennoch wie-
r etwas Neues ins Auge fiel: der Anblick näm-
h, einer jenſeit des weiten Meeres gelegnen, gegen-
er ſtehenden Küſte; da erfuhr ich recht auffallend, an
elchen feinen, dem Auge unſichtbaren Fäden unſre Ge-
hle hängen. Jenſeit des Meeres wieder ein neues,
rrliches Land, da mein Fuß in Kurzem ſtehen wird:
n Jenſeits, das, über die weite Kluft der Gegenwart

hinüber, ſchon jetzt ins Auge fällt. — Wird doch ſelbſt der männliche Raubvogel, der bis dahin gleichgültig am Neſt geſeſſen, aufmerkſam nicht allein, ſondern in den Strom einer ihm bis dahin unbekannten Theilnahme hineingeriſſen, wenn er zuerſt die Stimme der Jungen hört, die eben aus dem Ei, das die Mutter bebrütet, hervorgebrochen. Das iſt das lebendige Rufen einer neuen, künftigen Zeit, eines neuen, jenſeitigen Geſchlechts. — Das jenſeitige Ufer, von welchem der Geiſt des Menſchen zuweilen, noch im jetzigen Leben, rufende Stimmen, herüber zu ſeinem Ohre vernimmt, iſt von andren Kräften belebt, als der junge Vogel, der, dem Ohre des Vaters vernehmbar, nach Futter ſchreit. Ein — wunderliches — Vorgefühl des Hörens ſolcher Töne des Jenſeits wandelte mich Träumer an, als ich, über dem Schaum der Meereswellen, die an den nahen Klippen ſich brechen, weit hinüber, zum erſten Male in meinem Leben, ein jenſeitiges, bergiges Ufer, über dem ſonſt nur als gränzenlos erſchienenen Meer erblickte.

Wir frühſtückten in einem anſehnlichen Kaffeehaus des ziemlich wohlgebauten und anſcheinend wohlhabenden Savona und ſtiegen dann, dem Wagen vorausgehend, zu der Anhöhe, neben dem Schloß hinauf. Schon vor Savona hatte ſich uns das Schiefergebirge der Urzeit gezeigt; hier ſelber iſt Glimmerſchiefer, im weitren Fortgang der Straße nach Genua zeigt ſich granitiſches Geſtein, ſo wie Gneus (vor Voltri) und verhärteter ſchiefriger Talk. Des Mittags ſpeisten wir in Voltri, zwar theuer, aber nicht ſehr gut, waren aber bald nachher, ganz umſonſt, durch den unvergleichlich herrlichen, machtvollen Anblick der Königin unter allen bisher geſehenen Städten des Meeres: Genuas erfreut und gelabt. Der

Weg, immer höhere Pracht und Herrlichkeit entfaltend, führt, neben den Luſthäuſern der ehemaligen, königlich reichen Herren der Stadt und den Burgartigen Palläſten des Berges hin und es wird der Eindruck des nahenden Ganzen immer größer und bedeutungsvoller.

5.

Genua.

Wir nahmen fürerſt, ehe wir, unſrem Plane gemäß, in der großen Stadt eine Privatwohnung gefunden, in einem Kaffeehaus, nahe am Eingang des Corſo, unſern Aufenthalt. Der erſte Gang, von da aus, ſollte zu dem Banquier ſeyn, auf deſſen Haus unſer Creditbrief lautete und auf deſſen Aushülfe an Geld die Hoffnung unſres ganzen hieſigen Aufenthaltes, ſo wie der Weiterreiſe, bis gen Livorno, gegründet war. Denn unſre beiden jungen Begleiter erwarteten erſt in Rom ihre Wechſel, und ſtützten ſich ſeit der Abreiſe von Nizza auf unſre Reiſemittel. Das Haus des anſehnlichen Kaufmannes, an den unſer Geldbrief uns wies, war zwar leicht gefunden, aber das Comtoir, weil es Sonnabend war, für heute und morgen ſchon geſchloſſen und wurde erſt am Montag früh um 8 Uhr wieder eröffnet. Ich ließ mich bei dem Herrn der Handlung ſelber melden, zeigte ihm meinen wohlbeſtellten, Nürnbergiſchen Creditbrief (in franzöſiſcher Sprache geſchrieben) und erſuchte den Herrn, mir hierauf wenigſtens eine kleine, vorläufige

Zahlung zu machen; er aber entſchuldigte ſich: „ſein Factor, welcher die Rechnungen und auswärtige Correſpondenz führe ſey nicht mehr da, er ſelber aber von dieſer Sache nicht unterrichtet.“ — Indeß hatte der gefällige Kaffeeſchenk eine ſehr billige und nahe bei der ſchönen, neuen Straße gelegene Privatwohnung für uns aufgefunden. Wir machten uns dann ſogleich auf und zogen in unſren bequemen, kühlen Zimmern ein. Aber die freundliche Beſitzerin der Wohnung war eine arme Wittwe; ſie verlangte die Miethe auf etliche Tage voraus, vielleicht weil die wenigen Sachen, mit denen wir ankamen, eben keine große Bürgſchaft für uns gaben, vielleicht auch, weil ſie das Geld bedurfte. Ihr Wunſch wurde gewährt, damit war jedoch auch unſre Kaſſe bis auf etliche Sous, welche ich mit meinen jungen Reiſegefährten theilte, ganz erſchöpft.

Da rührten und regten ſich in uns die unvollkommnen Anfänge und kleinen Vorläufer eines eigentlichen Mittagsmahles, mit denen man uns heute in Voltri abgefertigt hatte, und verlangten mit Ungeſtüm eine Fortſetzung dieſes unvollkommnen Einganges. Ein lieber, junger Landsmann wurde noch am Abend aufgeſucht und ſeine Wohnung zwar gefunden, er ſelber aber nicht, denn er war auf etliche Tage aufs Land verreist. Da zeigte ſich in dem Strickbeutel der lieben Hausfrau ein Stück Weisbrod, vielleicht noch aus Nizza: trocken und hart, aber das Einweichen im Waſſer machte es genießbar. Die Hausfrau war gedultig und mit allem zufrieden; ihr Eheherr aber war ſehr ungedultig und murrte, angeblich über den reichen Kaufmann.

Mit dem leichten Magen ſchlief es ſich ſehr leicht und ſanft; erſt das Läuten der Sonntagsglocken und der Wieberglanz der Sonne von dem hohen Dache der gegenüber gelegnen Gebäude erweckte uns. Das war denn der erſte Tag unſrer gemeinſamen Lebensreiſe, an deſſen Morgen wir fragen mußten: woher heute uns ſättigen? denn die Summe unſrer Sous langte gerade nur zu einer Taſſe Chocolade und einem Brödlein für die gute Reiſegefährtin hin. Und dies traf uns an einem fremden Orte, unter ganz unbekannten Leuten. Doch das alte ſchöne Loblied, in welchem es heißt: „Hungrigen will Er zur Speiſ' beſcheiden, was ihnen dient zur Lebenskraft"; das Lied, das ich auf dieſer Reiſe ſo oft geſungen, klang heute eben ſo fröhlich und zuverſichtlich als ſonſt. — Es wurde der merkwürdige Strickbeutel, der uns geſtern eine Brodkammer Aegyptis geweſen, noch einmal durchſucht. In einem kleineren Beutelein, das wußte ich, waren noch etliche aus dem lieben Bayerland übrig gebliebene Kreuzer, die zum Almoſen auf der Straße beſtimmt geweſen; vielleicht, ſo ſagte ich, iſt darunter auch noch ein und das andre hier gültige Sousſtück. Aber ſiehe, in dem kleinen Beutel fand ſich zwar kein Sous, wohl aber ein kleines Papierlein, deſſen Inhalt wir beide vergeſſen hatten. In dem Papierlein war eine kleine, Würtembergiſche Goldmünze, die an Werth etwa 5 fl. betrug. Das war ja heute für uns wichtiger, als für die Könige Seleuces und Eſubopes das Auffinden eines noch undurchſuchten Goldfeldes in Aſien. Fröhlichen Angeſichtes und Herzens ſaßen wir bald darauf in unſrem guten Kaffeehaus. Für beide ward jetzt ein reichliches Frühſtück, mit vielem Brod, vieler Milch zum Kaffee beſtellt. Aber, ſo äuſſerte ich ſorglich zur Frau, wenn nun etwa das Goldſtück hier nicht gilt? Ich rief den kleinen Aufwärter und ſagte er ſolle das wechſlen, eigentlich ſey es „ſo viel" werth, ich wolle es aber, weil es ausländiſch Geld ſey, „ſo“ abgeben. Der Kleine kam bald wieder und ſagte, ſein Herr könne dies Geld nicht brauchen, weil ihm der eigentliche Werth deſſelben ganz unbekannt ſey. Da winkte ein freundlicher alter Herr, der an einem Nebentiſchchen ſaß und welcher, ſo vermuthe ich wenigſtens ſehr, Deutſch verſtand und unſer Geſpräch gehört hatte, den Kleinen zu ſich und ſagte, er wolle das Goldſtück wechſeln und zwar nicht ſo, wie ich es abzugeben mich erboten, ſondern um den ganzen vollen Werth. Und ſo war denn auf einmal unſerer Sorge abgeholfen und reich und fröhlich, giengen wir hinaus in die reiche, große Stadt, deren Herrlichkeiten uns nun ja alle zu Gebote ſtunden.

Die erſte unter allen Herrlichkeiten, die uns Genua ſelbſt bot, und welche ich für die treue Reiſegefährtin kaufte, war ein großer, ſchöner, herrlich duftender Blumenſtrauß. Apricoſen gab es hier auch, aber in einem ſo harten Zuſtand vom Baum genommen, wie nur der Italiener, nicht der Deutſche ſie genießbar findet. Nach einigem Herumirren in den engen, aber breit gepflaſterten und reinlichen Gaſſen, an deren Volksgedränge man es bald bemerkt, daß man in einer Stadt ſey, welche 80000 Einwohner in ſich faſſet, fanden wir uns auf der hohen Mauer, welche den Hafen umſchließt, und von der man die Stadt, ſo wie den großen Hafen, in welchem die Menge der ſchönen, großen Schiffe und der wohlgeſchmückten Gondeln liegt, gut überblickt. Herrlich iſt ganz beſonders die Ausſicht von der großen ſteinernen Brücke, welche ſich kühn und mächtig über die Dächer der Häuſer, von denen doch mehrere ſechs Stockwerke hoch ſind, hinüberſpannt, um die beiden hier gelegnen Hügel der Stadt: Sarzano und Carignan mit einander zu verbinden. Tief unter ſich ſieht man die Dächer der Gebäude, nach der einen Seite hat man neben ſich den Anblick der großen, königlichen Stadt, nach der andern den Hafen und das hohe Meer, umſäumt von der bergigen, weſtlichen Küſte.

Auf der Mauer des Hafens, dann auf der Brücke und Anhöhe von Carignano hat man am beſten Gelegenheit, einen erſten Ueberblick über die Stadt und ihre Umgegend zu nehmen. Es erſcheint das herrliche Genua in der halbmondförmigen Geſtalt, in welcher es am Fuß des Gebirges hinanſteigt, wie ein Diadem, welches ein Volk der Fürſten um das Haupt des Meeres geſchlungen: anzudeuten, daß hier eine Herrſchaft der Meere ſeyn ſolle. Das Diadem iſt von dem koſtbaren Geſtein der Palläſte und Kirchen durchwebt.

Erhebt man zuerſt das Auge nach Norden, da ſieht man den blauen, zum Theil noch mit Schnee bedeckten Saum der Alpenkette, von ihr herabwärts die Reihen und Halbkreiſe der minder hohen Gebirge, deren Geſenke, in der Nähe der Stadt, nach allen Richtungen hin mit reich grünenden Gärten überkleidet iſt. Aus dem Dunkel der Cypreſſen und Oliven, glänzen die ſchöngebauten Landhäuſer hervor, der Rücken und die Seiten des Gebirges ſind von Einbuchtungen und Schluchten durchzogen, durch welche Bäche und Flüßlein, namentlich, im Oſten von der Stadt, der Biſagno herabrinnen. Vom Meere an und vom feſten Gebäu des Hafens, läuft über die Felſen hinauf, zum Schirm der Stadt, eine doppelte Mauer, deren äußerer Ring, vormals durch ſeine Thürme und Veſtungswerke mächtig ſtark, drei Meilen im Umfange mißet. Auch dem innern Umfang der Stadt und dieſer ſelber merkt man es an, daß ſie einſt die ſtolze

Burg eines feſten, kräftigen Volkes war und wohl auch noch jetzt von einem ſolchen bewohnt wird. Wie ein Gewappneter, der ſich der Ankunft der Feinde freut, und dieſe (des Sieges gewiß) zu Meer und zu Lande zum Kampfe herausfordert, ſtehet der 374 Fuß hohe Leuchtthurm da und die zwei gewaltigen, ebenfalls noch durch 2 Thürme beſchützten Molo's, welche den Hafen faſt ganz einſchließen, haben ſchon zu mancher feindlichen Flotte geſagt: wir fürchten dich nicht. Mitten unter dieſen, an Krieg und Streit erinnernden Zügen des äußren Umriſſes der Stadt, gewährt die Ausſicht nach den Altanen und faſt flachen Dächern der ungemein hohen Häuſer, beſonders derer, welche gegen den Hafen hinſehen, ein unbeſchreibliches Gefühl des ſtillen Friedens und der Ruhe; denn da ſind, mitten in dem und über dem alten Gemäuer der Menſchenwohnungen, blühend und grünend, die ſchwebenden Gärten der Semiramis; faſt jedes Haus hat hoch oben ſeinen kleinen Luſtgarten und ſein Buſchwerk voll grünender und duftender Geſträuche. Da wehte der Wind vom Meere her in den Zweigen der blühenden Myrten, der Granaten und im Gebüſch der (Frucht und Blumen zugleich tragenden) Zitronen, und ſo wie der Lufthauch die Wellen des Gewäſſers erregte, ſo wogten auch die grünen Wellen der an und über den Häuſern ſchwebenden Gärten.

Die erſte Kirche, welche wir beſahen, war die auf der Anhöhe ſtehende Kirche Carignan oder St. Sebaſtian. Sie iſt ein Meiſterwerk des Galeazzo Aleſſi Perugino*);

---

*) Dieſer treffliche Baumeiſter war ein Schüler des Michel Angelo. Außer der Kirche Carignan ſind von ihm mehrere der ſchönſten Paläſte der neuen Straße und der

der äuſſre Umriß edel und würdig, das Innre hell. Unter den vier großen, marmornen Bildſäulen von Puget, war auch uns die des heiligen Sebaſtian die liebſte. Das Gemälde: Petrus und Johannes, als ſie in der dritten Stunde des Tages hinaufgegangen in den Tempel, vor der Thür deſſelben den Kranken, lahm vom Mutterleibe finden, und dieſen im Namen des Jeſu von Nazareth aufſtehen heiſſen und wandeln, iſt vom Dominicus Piola *). Die ganze Kirche ſo wie die mächtige Brücke, welche von dem einen Hügel zum andern führt, haben edle Bürger aus dem Hauſe Sauli erbauen laſſen.

Aus der Kirche giengen wir von neuem, zuerſt nach dem Gemäuer des Hafens, dann nach dem Pallaſt und Garten des Doria. Denn das Andenken des großen Andreas Doria war gleich am erſten Tage eines ſolchen Ganges werth. Ueberdieß wußten wir, daß von dem Garten des Pallaſtes die Ausſicht nach der Stadt und ihrer Nähe vorzüglich ſchön ſey. Da wir nun eben wieder herab in die Gaſſen geſtiegen und auf dem Weg zum Doria-Pallaſte waren, da begegneten uns, müde von der weiten Gebirgsreiſe, unſre beiden andren Reiſegefährten: die beiden fleißigen Botaniker, welche von Nizza aus, ſtatt des gewöhnlichen, den Weg nach dem Tendagebirge und dann weiter durch das bergige Land gen Oſten gewählt hatten. Für ſolche Müde hatte ich

---

Hafen, ſammt dem neuen Damm von Genua erbaut. Er ſtarb 1572, als er eben mit dem Plan zur Erbauung des Escurials in Madrid beſchäftigt war.

*) War zu Genua, im Jahr 1628 geboren, ſtarb 1703. Dieſer Meiſter hatte eine ganz beſondre Gabe liebliche Kindergeſtalten darzuſtellen.

mir zufällig, von der Hafenmauer hinunter blickend, ein ſüdwärts von derſelben gelegnes, kleines Wirthshauß, genannt Locanda della pace auserſehen; dahin wurden die beiden zur Ruhe gebracht. Mit ihnen war nun vollends für uns Alle eine Quelle des Ueberfluſſes in die Stadt gekommen, darauf wir am heutigen Morgen nicht zu hoffen wagten.

Der Pallaſt des Doria liegt dicht vor dem Thor, in der Nähe des äußeren Hafens. Es ſind da überall noch Spuren alter Macht und Pracht, die ſich jedoch weniger als bei manchen andern Gebäuden der Stadt eine ſolche Kunſt zur Geſellin gewählt hat, welche mitten in der vergänglichen Pracht etwas Andres, Höheres ſucht, das daurender iſt als die Macht der Edlen des Landes. Die Bildſäule auf dem Springbrunnen im Garten, welche den Andreas Doria als Neptun darſtellt, iſt übrigens eines länger verweilenden Anblickes werth; der Garten ſelber, in ſeinen Baumanlagen, durch den franzöſiſchen Geſchmack des vorigen Jahrhunderts, ſehr verſchnitten und verſtümmelt.

Der Mittag wurde traulich und wohlgemuth in den kühlen Hallen des Wirthshäusleins zur Ruh und zum Frieden, zugebracht, welches nun unſre jungen Freunde eingenommen hatten; am Nachmittag ergözte uns das bunte Gewühl der geputzten und zum Theil wahrhaft ſchönen Damen und Herrn, welche ſchaarenweiſe auf den Straßen Balbi und Nova hin- und herzogen, ſo wie der Anblick der drei Straßen Balbi, Nova und Noviſſima, mit ihren Palläſten und prächtigen Häußern ſelber. Man zählt in Genua gegen 40 Palläſte, unter dieſen ſtehen die meiſten auf den eben genannten drei Straßen, die ſich ½ Stunden weit durch die mächtige Stadt hinziehen und welche, ſehr wohlthuend für die Füſſe, mit breiten Steinen gepflaſtert ſind. Der freie Platz Acquaverde läßt die Pracht der Kirchen und Palläſte, welche ihn umgeben, in terraſſenartiger Erhöhung über einander ſehen; ſchön ſind auch die freien Plätze Annunciata und Banchi. Die alterthümlich prächtige Kirche St. Lorenzo, mit den Grabkapellen der Familie Doria und Fiesco, erinnerte uns wenigſtens durch ihren Namen an die alte, gute St. Lorenzkirche zu Nürnberg. Ihre vielen Thürmlein und äußern Zierrathen, ſtörten mich nicht zu ſehr. Es iſt als wollten ſie den Spruch nachſprechen, welcher die Freude und Ruhe des Vogels (der Schwalbe) ausdrückt, wenn ſie in dem Hauſe, das ewig ſtehen bleibt, den feſten Ort gefunden, da ſie ihr Neſt bauen kann (Pſ. 84). Die Thürmlein erſcheinen ſelber wie Schwalbenneſter, deren Erbauer über die Nähe der Altäre frolockten. Dieſe Kirche iſt einer der älteſten Chriſtentempel in Europa. Sie war ſchon im Jahr 260 begründet, ward 985 Cathedrale.

Die alte Kirche dell' Annunciata iſt dennoch herrlich, obgleich man bei dem Erbauen und Ausſchmücken derſelben die Würde der Kunſt zu ſehr in der äußren Pracht geſucht hat, wo ſie gerade nicht immer zu finden iſt. Der weiße Marmor der Säulen hat noch nicht ſchön genug geſchienen: die Rinnenkerben ſind zum Ueberfluß mit Marmor überzogen, das ganze Gewölbe iſt mit dem Bunt der Malereien überfüllt. Es wird übrigens dieſe Kirche durch das Meiſterſtück des Giulio Ceſare Procaccino: das Abendmahl geziert und verherrlicht *).

---

*) War 1548 zu Bologna geboren, ſtarb 1626 zu Genua. Er war früher Bildhauer geweſen. In ſeinen Gemälden ahmt er beſonders den Correggio, zuweilen mit vielem Glücke nach.

In einer ſpäteren Stunde des Nachmittags ſahen wir auch den Beluſtigungen der vornehmen Welt an einem Rutſchberge, auſſen vor der Stadt zu und ſahen zugleich bei dieſer Gelegenheit die eben in Genua anweſende, königlich-ſardiniſche Familie. Wohl that, bei der herrlichen Ausſicht von der Höhe herab, die Ruhe und Pflege in einem Wein- oder Kaffeehauſe, welches mitten in Gärten und Weinpflanzungen lag. Am Abend aßen wir beide, weil wir uns ſo ſpät die Locanda unſrer Reiſegefährten nicht aufzufinden getrauten, in einer volksthümlichen Oſteria, in welcher wir zuerſt den Handel anhörten, den acht Männer, nachdem ſie ſich vollkommen ſatt gegeſſen und getrunken, mit dem Wirth hatten. Sie rechneten demſelben vor, was ſeine Suppe, ſein Fleiſch, ſein Sallat, ſein Wein und Brod werth geweſen. Von der, aufs möglichſt gering von ihnen angeſetzten Summe, zogen ſie dann auch noch das ab, was die übrig gebliebenen Stücklein Brodes und der übrig gelaſſene Wein werth ſeyen, ſo wie ein, noch auf der Schüſſel liegendes Stück Fleiſch, welche drei Dinge ſie ſo hoch als möglich anſchlugen. Der Wirth ſtritt und ſchalt mit lauter Stimme, die Wirthin ſchrie und zankte, ſelbſt der Koch und der Aufwärter brummten, die acht Starken aber, nachdem ſie ſo viel Geld auf den Tiſch gelegt, als ihnen gefiel, giengen muthig und getroſt durch die ſchreiende Schaar hin.

Am andern Tage kam denn vollends Alles was wir bedurften. Der Banquier zahlte mit großer Bereitwilligkeit, ſo viel wir begehrten, der Koffer mit unſren Sachen aus Nizza wurde uns ausgehändigt und vor allem kehrte unſer freundlicher, junger Landsmann, Herr Bertholdi, an den wir von Marſeille aus ganz beſonders empfohlen waren, von ſeiner kleinen Landreiſe an dieſem Tage zuück und erzeugte uns von nun an in Genua gar viele Gefälligkeit und Güte. Wir beſahen in den drei noch übrigen Tagen unſres Aufenthaltes in dieſer Stadt allmälig die uns vorzugsweiſe gerühmten Herrlichkeiten derſelben.

Die Signoria, oder der Pallaſt des Doge iſt in neuerer Zeit und auf eine dem Geiſt des 7ten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts entſprechende Weiſe erbaut. Das ſoll groß und prächtig ſcheinen, es fehlen aber Kraft und Mittel zum prächtig und ſchön ſeyn. An den Bildſäulen des Andreas und Johann Andreas Doria iſt der Marmor noch das beſte, weil er doch noch eine andre Art der Benützung und Bearbeitung zulaſſen konnte als ſeine jetzige, ſchlechte. Der große Saal iſt freilich 112 Fuß lang. — Sehr oft trieben wir uns in dieſen Tagen in und unter dem alten Gebäude der Börſe und der vor allen andern Anſtalten der Art in Europa (ſchon im Jahr 1407) gegründeten Bank des heiligen Georgius umher. Dieſe letztere Anſtalt ruhete auf ſo feſtem Grund des Wohlſtandes und eines bürgerlichen Gemeingeiſtes ihrer Theilnehmer, daß ſie, als ein feſter, kleiner Staat, mitten im größeren daſtund und von eigenen Oberhäuptern und Geſetzen regiert war. Das handelsluſtige Genua hat unter die Hallen und in die Durchgänge am Börſengebäude, alle ſeine verkäuflichen Waaren verſammlet. Oefters ſahen und hörten wir auf dieſen Streifzügen durch die Stadt Männer, welche, um geringe Vergeltung, dem verſammleten Volk die Zeitungen vorlaſen. Es hörten da ſelbſt die Dienſtmädchen, Körbe im Arme haltend, zu.

Jene Bank und Börſe, welche freilich mich, auch in Genua, ganz beſonders anzog, war der Fiſchmarkt, auf welchem ich gleich am erſten Morgen das Glück hatte ein

Paar gar ſeltener Fiſche: die Chimaera monstrosa, (Männchen und Weibchen) zu kaufen, ein Fund, der mir leider durch das Verunglücken des ganzen Inhaltes der Blechbüchſe, in welche ich auch jene Fiſche gethan, wieder geraubt wurde. Im Hafen von Genua kann man ſich ſelber am Anblick und am Aufſammeln vieler Seethiere ergötzen. In bedeutender Menge ſieht man da, groß von Umfang und eckelhaft, den gemeinen Seehaaſen (Aplysia Camelus), deſſen geſammelte, nicht hinlänglich mit ſtarken Weingeiſt verwahrte Maſſe, hauptſächlich Urſache am Verderben des Inhaltes meines blechernen Gefäßes geweſen war. Am Ufer wohnt in Menge, da wo für ihn die nöthige Nahrung iſt, der breithalſige, ſeltner der eigentliche, ächte ägyptiſche Mumienkäfer (Ateuchus laticollis und At. sacer.). Zum Genuß bieten einem öfters die Fiſcher die Steindattelmuſchel (Lithotomus lithophagus) an, die von ihnen gleich roh gegeſſen wird.

Was unſer übriges Thun und Treiben im Kreiſe unſers Handwerks betrifft, ſo ſahen wir die hieſige Naturalienſammlung, die uns in Beziehung auf die Seefiſche des benachbarten Meeres von Intereſſe war. Ausgezeichnet iſt die Sammlung von Seethieren aus den Klaſſen der rückgrathloſen, bei Marqueſe Spinola: höchſt ſehenswerth die Vögelſammlung, welche der treffliche Dr. Calvi, Profeſſor der Chirurgie an der Univerſität, durch eigenen Fleiß und Koſtenaufwand ſich zuſammengebracht hat; dann der botaniſche Garten, zu ſeiner Größe reich und gut benutzt. Auch einen Veteranen der deutſchen Sternkunde, den Hrn. v. Zach beſuchte ich in ſeiner auf der Anhöhe herrlich gelegenen, prächtigen Wohnung.

Großen Genuß gewährte uns die Beſchauung einiger der ſehenswertheſten Palläſte. Dergleichen Herrlichkeit hätte ich damals noch in keinem Fürſtenhauſe, noch in keinem Königs-Schloſſe geſehen. Vor allen der Pallaſt: Marcellino Durazzo mit guten Gemälden von Luca Giordano *), dann mit dem trefflichen Werke des Paul Veroneſe **): die Sünderin zu den Füßen Jeſu. Im Pallaſt Brignole ſieht man einige treffliche Gemälde von van Dyk ***) (z. B. Chriſtus mit dem Zinsgroſchen), von Guercino (Chriſtus, welcher die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel treibt), von Procaccino (eine heilige Familie); in einem Pallaſte, welcher auch den Namen Durazzo führt, ein Gemälde von Guercino, welches den gleichen Gegenſtand mit dem vorhin erwähnten des van Dyk: „Chriſtus mit dem Zinsgroſchen“ darſtellt und mehrere Werke des trefflichen Spagnuoletto. Der Pallaſt Balbi enthält Gemälde von Rubens, von Capueine und Guercino. Von vorzüglich anziehender Kraft zeigt ſich eine heilige Familie des erſteren.

---

*) Geboren zu Neapel 1632, geſt. 1705. Er war einer der vielthätigſten und am ſchnellſten arbeitenden Künſtler, dem wohl ſchon das „Luca, fa presto,“ das ihm ſein Vater, der ein mittelmäßiger Mahler war, beſtändig zurief, dieſe Geſchwindigkeit der Finger angewöhnt hatte. Das große Altarblatt der Jeſuitenkirche zu Neapel, hat er in 36 Stunden gefertigt.

**) Paul Caliari, genannt Veroneſe, war zu Verona 1528 geboren, ſtarb 1588, zu Venedig. Ein Geiſt voll geſunder Fruchtbarkeit und Leichtigkeit des Schaffens und Darſtellens.

***) Anton van Dyk, ein Schüler von Rubens, war 1599 zu Herzogenbuſch geboren, ſtarb in London 1641. Seine Verſetzung in die hohen Ehren, die er in England genoß und ſeine Vermählung mit einer Gräfin, nöthigten ihn zu einem Aufwand, der die Eilfertigkeit ſeiner ſpätern Arbeiten veranlaßte, welche meiſt hinter den trefflichen früheren merklich zurückſtehen.

Sehr rührend war uns, bei der Betrachtung dieſer königlichen Pracht und Herrlichkeit, ein andrer Anblick. In dem koſtbarſten Pallaſt von allen ſaß, in einem von der Fülle des Goldes ſtrahlenden Zimmer, umgeben von allem was die Kunſt und was der Reichthum gewähren können, auf Sammet und Seide und ſelber prächtig gekleidet, der Beſitzer dieſes Pallaſtes, und war im tiefſten Grade blödſinnig, war ſo unempfindlich gegen alle dieſe Herrlichkeiten, als ein Thier des Feldes und ungleich weniger froh und beweglich als ein ſolches es ſeyn würde.

In der Stephanuskirche ſieht man ein herrliches Gemälde: die Steinigung des erſten Blutzeugen Stephanus, von den Händen Raphaels und Giulio Romano's. Der erſtere hat den blinden Eifer der Steiniger und das Entzücken der nahenden Vollendung in dem Angeſicht des Stephanus, überhaupt den untern Theil des Gemäldes vollendet; Giulio Romanos Pinſels, an der obern Hälfte, ſuchte den Anblick voller Himmelsfreuden zu eröffnen, auf Jeſum, ſtehend zur Rechten Gottes.

Die Fresco-Malereien in der ehemaligen Jeſuiten-(jetzigen Univerſitäts-) Kirche ſind von Carloni *), das Altargemälde, das die Beſchneidung darſtellt, iſt von Rubens Hand gemalt. Vor allen andren zieht jedoch Auge und Herz an, das herrliche Gemälde des Guido Reni: die Himmelfahrt der Maria, welche hehr von Engeln umſchwebt iſt; unten die freudig ſtaunenden Apoſtel.

Wir

---

*) Johann Carloni, war 1590 zu Genua geboren, ſtarb 1630 zu Mailand, nachdem er die Fresco-Malereien an der daſigen Theatinerkirche nur zur Hälfte hatte vollenden können.

Wir ſahen hier und auf den zur Kirche führenden Straßen einmal einen Aufzug der Profeſſoren der Univerſität an, welche, gekleidet in Talare, deren Farben die verſchiednen Facultäten anzeigten, ſich ſehr ſtattlich ausnahmen. Beſonders gefiel mir in dieſem Ausſchmuck mein lieber, freundlicher Calvi.

Die Kranken- und Waiſenhäuſer dieſer königlichen Stadt ſind denn auch mit königlicher Freigebigkeit und Milde bedacht und ſehr der Beachtung würdig. Das große Armenhaus (l'albergo de poveri), iſt fünf Stockwerke hoch und enthält Wohnungen für 3000 Menſchen. Es iſt zugleich eine Verſorgungsanſtalt für äuſſerlich Unvermögende und Hülfsbedürftige und Correctionshaus für Verbrecher. In dem Hospital Pamatone finden gegen 1000 Kranke Verpflegung und ärztliche Hülfleiſtung und zugleich werden in dem mit ihm verbundnen Findelhaus 3000 arme, verwaiste Kinder ernährt und erzogen. Das Waiſenhaus, das die Familie Fiesco erbauen ließ, fällt, wenigſtens äuſſerlich, mit wahrhaft fürſtlicher Pracht ins Auge, es werden da auch mehrere hundert Kinder verpflegt und verſorgt. Ueberdies ſcheint auch nach allen andren Richtungen die Wohlthätigkeit der Genueſer ſo groß und rühmenswerth, als die Freundlichkeit gegen Fremde, deren jeder, wenigſtens nach der früheren Verfaſſung der Stadt, wenn er zehn Jahre lang da gelebt hatte, als Bürger derſelben galt, er mochte Proteſtant oder Katholik ſeyn.

In einem ſolchen alten Bürger von Genua, der ſein Bürgerrecht durch den längeren Aufenthalt in der Stadt begründet hatte, lernten wir zugleich einen ganz nahen Landsmann kennen. Es iſt dies ein reicher Bierbrauer, gebürtig aus einem Dörflein bei der alten Veſte, unweit Nürnberg. Sein Haus und Keller, umgeben von einem dichtſchattigen Garten, liegt hoch auf dem Felſen, zu deſſen Fuß der gewöhnliche Exerzierplatz des Militärs iſt und die Ausſicht von dieſer Höhe, nach Meer und Stadt, iſt allein des Hinaufſteigens werth. Da der alte Bürgersmann hörte, daß etliche von uns aus der Gegend von Nürnberg wären, einer aber aus der Stadt ſelber ſey, war ſeine Freude ſehr groß. Er fragte nach mehreren ſeiner alten Freunde und Bekannte. Viele von ihnen waren, ſo weit unſer junger Reiſegefährte aus Nürnberg dies zu ſagen wußte, geſtorben, nur wenige lebten noch in gutem Wohlſtande. Dem alten Manne gieng das Herz auf. Er erzählte, wie er nach Genua gekommen und wie Gott hier ſein Gewerbe ſo ſehr geſegnet habe, daß ſein Bier zur See in viele Städte und Gegenden Italiens, ja ſogar (im Winter) nach Smirna und Alexandria verſendet werde. Beim Abſchied wollte er durchaus von unſrer ganzen Geſellſchaft, für das, was wir genoſſen, keine Bezahlung nehmen.

Auch einige treffliche deutſche Kaufmannsfamilien, deren Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen junge Reiſende aus dem Vaterlande uns bekannt war, lernten wir, theils unmittelbar, theils aus dem, was uns Freund Bertholdi von ihnen erzählte, noch näher kennen. Ueberhaupt war uns in dem ſchönen Genua ſo wohl, als gehörten wir ſelber zu den königlich-mächtigen Erbauern und Beſitzern der Palläſte. War ja hier Alles für uns bereitet, was ſelbſt die reichſten Fürſten unſres Vaterlandes als ein fürſtliches Vergnügen betrachten würden: die Morgenſtunden wie die letzten Stunden des Tages fanden uns auf der Mauerterraſſe des Hafens unter den hängenden Gärten der Semiramis; wir brauchten nur zu wollen, da ſuhr man uns in prachtvoller Gondel oder im reinlichen Fiſcherboot hinaus auf das wogende Meer und an der Küſte hinabwärts bis zum Städtlein Lavagna mit ſeinen Schieferbrüchen. In den heißeren Stunden des Tages ſanden wir Genuß der innren Sinne und erquickende Kühlung zugleich, in den Kirchen und Paläſten; öſters trieben wir uns bei den mächtigen Waarenlagern, unten am Hafen, oder neben den Kaufmannsläden, an den Hallen des Börſenhauſes herum, ſahen den Handwerkern zu, welche an der geöffneten Thür arbeiteten oder dem Gedräng des Volkes; am Morgen gab uns unſer Kaffeehaus, am Mittag und Abend die Locanda della Pace ſo reichlich Nahrung und Getränke, als wir es nur wünſchen konnten und namentlich ſanden wir die Speiſen auf eine recht kräftige, deutſche Weiſe bereitet. Hatten wir doch ſogar in der Locanda, gleich den großen Herren des Orients, einen eignen Taubſtummen unter unſrer Dienerſchaft, der ſich nicht ſcheute, ſelbſt uber einen merkwürdigen, wie es ſchien reichen Engländer, der auf einer Fußreiſe an der Küſtengegend hieher gekommen war, auf ſeine Weiſe zu ſpotten und dagegen uns Deutſche in ſeiner Zeichenſprache zu rühmen. — Alle dieſe Annehmlichkeiten von Genua wurden uns noch erhöht durch die große Freundlichkeit der Menſchen und durch die Billigkeit der Forderungen, welche man an uns ſtellte.

Der letzte Abend wurde mit Freund Bertholdi in einer Oſteria oder vielmehr in einem Traiteurhauſe von höherem Range zugebracht, wo es ſogar Zeitungen gab, für Solche, welche Belieben nach derlei Lecture trugen. Wir konnten ſie ja hier täglich dem Volke, ſelbſt mit Anmerkungen vorleſen hören.

6.

Reiſe von Genua nach Piſa.

Donnerstags, den 8ten Juni, waren wir ſo voreilig frühe auf und vor der Thüre unſres, noch verſchloſſenen Kaffeehauſes verſammlet, als die Hoffnung geweſen war, die uns geſtern der Vetturino, mit welchem die Reiſe bis nach Piſa und Florenz ausbedungen worden, zur heutigen, frühen Abreiſe gemacht hatte. Der Strahl der Sonne erſchien bereits an den Dächern, bald auch an den Fenſtern der oberen Stockwerke der hohen Gebäude, das Kaffeehaus war ſchon geöffnet; da zeigten ſich endlich die erſten Bewegungen des Vetturino zur Abreiſe. Ehe aber nun auch die Geſellſchaft des andren Wagens: eine merkwürdige junge Frau aus Aleſſandria, ein Italiener, der nach einer weiten Geſchäftsreiſe jetzt wieder nach ſeiner Vaterſtadt: Sarzana, zurückkehrte und ein alter Herr, unter dieſen allen aber am meiſten der Letztere, zur Abreiſe fertig wurden, da vergieng noch manche Viertelſtunde und als nun endlich die (elenden) Pferde, die unſren ſchweren Wagen ziehen ſollten, im Freien waren, da ſchien es ſie zu gereuen, daß ſie den Stall verlaſſen, denn ſie wollten, beſonders da ſie das Waſſer des kleinen Flüßleins, auſſen vor der Stadt paſſiren ſollten, nicht weiter. Da beſchloſſen wir den Weg, nach der Bergeshöhe hinan, über welche die Straße ſich hinziehet, zu Fuße voraus zu gehen, um den trefflichen Thieren, durch Erleichterung des Wagens, Luſt zum Weivergehen zu machen. Dieſer Weg, bis hinan zu der Stelle, wo die Straße, auf dem Rücken des Berges vor Rapallo, die hehre Ausſicht nach dem Meere und nach dem waldigen Abhange der Küſtengebirge eröffnet, dehnt ſich freilich etwas länger als wir es erwartet hatten, aber die kleine Mühe des Steigens ward gar reich durch den Genuß vergütet, den uns dieſer Weg gewährte. An den Landhäuſern und Gartenmauern vorüber war bald das reich mit Bäumen bewachſne freie Land erreicht, unter deſſen Wieſenblumen die ſchöne, kuglich-blühende Orchis (**Orchis globosa**) häufig iſt. Aus dem Geſträuch drängte ſich, mit ſeinen gelben Blüthentrauben der Gaisklee (**Cytisus Laburnum**) hervor und bei einem Dorfe der Anhöhe fanden wir den vaterländiſchen Theehollunder (**Sambucus nigra**) noch in Blüthe ſtehen. Anmuthig erſchienen von der Höhe herab die grünenden Buchten, mit dem fleißigen, durch ſeine Zwirnfabriken wohlhabend gewordnen Städtlein Recco, herrlich war an einigen Stellen die Ausſicht, zurück nach Genua und nach der umgebenden Küſtengegend. Die Straße ſenkt ſich faſt zum Meere hin und hebt ſich dann wieder zur Höhe, ihr Zug gehet aber immer durch ein reich bewachſenes, ſtets grünendes Land. Endlich war der erhabene Anblick des Begegnens von Meer und Land in der Gegend des durchbrochnen Felſens erreicht; hier hatten wir, durch das Verweilen des Vetturino, ſelber Gelegenheit zu verweilen. Wir aßen am Mittag zu Rapallo im Poſthaus; ließen uns aber durch unſre Mahlzeit nicht lange aufhalten, ſondern eilten bald wieder hinaus ans Meer. Am Nachmittage erhub ſich unſer Weg und auf ihm der Wagen mit dem ſanft ſchlummernden und träumenden Vetturino und mit den wie im Halbtraume dahin taumelnden Roſſen, zu einer Anhöhe, deren Ausſicht mir ſelber erſchien wie die Ausſicht in das Land und die Gebilde eines lieblichen Jugendtraumes. Das Meer ruhete da im Bette des Felſengeſtades und in den weiten, tiefen Buchten, deren Umriß jenem der neapolitaniſchen Buchten gleichet, ein friſcher Seewind wehete aus dem wolkenloſen Himmel: es ſchien in dieſer Sabbathsſtille die ganze Natur zu ſchlummern und zu träumen, nur der Geiſt des Menſchen wachte. Seſtri, auf einer Landzunge gelegen, welche das Meer von beiden Seiten beſpült, hatte der Vetturino zum Nachtlager für uns erwählt. Wir kamen hier noch ſo zeitig am Tage an, daß wir die alte, auf dem Vorſprung des Felſens gelegene Burg beſtiegen und dann noch an dem ſtillen Meere der gegenüber gelegnen, kleinen Bucht und ſeinen lebenden Bewohnern uns erfreuten. Der Gaſthof war groß und ſchön und, nach langem Harren empfiengen wir auch das Eſſen und die Ruhe der Nacht.

Der heitre Morgen, der in unſre Zimmer ſtrahlte, hatte uns abermals früher erweckt, als unſren Vetturino und die Geſellſchaft des zweiten Wagens. In ſolcher Gegend aber, wie die von Seſtri, vergeht eine Stunde des Morgens leicht und genußreich. Ein Kaffeehaus, im Angeſicht des freien Platzes vor dem Meere, gewährte uns ein genügendes Frühſtück. Endlich war auch unſer Wagen zur Abfahrt gerüſtet: der Weg gieng zuerſt durch Felder, auf denen buntfarbige Lupinen (Feigbohnen) blüheten, deren harte Kerne hier zum Futter der Pferde und Mauleſel dienen. Dann zog ſich die Straße in das waldige Gebirge hinein, wo am Saum der Kaſtanienwälder, neben dem wilden Diptam (Dictamnus albus) noch manche ſchöne Zierpflanze unſrer Gärten einheimiſch war. Ein hochgelegnes Dorf mit ſtattlichem Kirchthurme, dann im Thal, durch den grünenden Wieſengrund, ein klares Flüßlein und noch manche andre Stelle der Art, welche wir dieſen Vormittag ſahen, hätte uns wohl beſſer zu einer Stätte des Ausruhens und Verweilens gefallen, als das ſchmutzige Borghetto, in welchem unſer Vetturino Mittag machte. Wir nahmen unſer leichtes aus Brod und Wein beſtehendes Mittagsmahl im Wagen ein und machten uns dann auf, um recht bald wieder die freie Luſt des Gebirgsthales und ſeiner dickbelaubten Wälder zu athmen. Ein ziemlich breites Flüßlein, jenſeits des Städtchens, iſt in der Richtung der Straße ohne Brucke, doch gewähren die hervorragenden Steine den Uebergang uber das Waſſer. Der Weg gehet dann am rauſchenden Gewäſſer, im engen, waldigen Thal hin. In einem Dörflein, das unter Oelbäumen lag, erwarteten wir den Wagen, verließen ihn aber, wo die Straße ſteiler bergan gieng, von neuem. Da war denn, zwiſchen den Olivenwaldern der Höhe, die hehre, reiche Ausſicht hinab nach der Bucht von Spezzia und nach den Inſeln Palmaria, Tino und Tinello gefunden und der Weg nach dem Thal hinunter verdeckte bald und eröffnete dann wieder den einen oder den andern Zug der Geſtalt der Meereskuſte. Ich und meine jungen Reiſegefährten machten uns, bald nach der Ankunft in Spezzia, nach dem Meere auf und erfriſchten uns bei einbrechender Abenddammerung durch ein Seebad. Das Meer iſt hier ſo ſeicht, und dabei, wie ſich uns dies ſchon am Abend nach unſrer Ankunft, noch mehr aber am andern Morgen zeigte, ſo reich, daß wohl ſchwerlich ein andrer Ort der franzöſiſchen oder italieniſchen Mittelmeereskuſte, eine beſſere Gelegenheit zum

Beobachten der Strahlenthiere und Mollusken dieſes Meeres und zum Selberergreifen derſelben darbieten kann. Das Abendeſſen war durch die Eßluſt, welche das Seebad aufregte und durch heitre Geſpräche, noch wohlſchmeckender geworden, als dies ſchon ohnedies die trefflichen Seefiſche von Spezzia und der gute Wein der Gegend ſind. Auf eine merkwürdige Weiſe zeigte ſich die Wirthin im Gaſthauſe zu Spezzia für die Aufrechterhaltung der Ehre ihres Hauſes und der Sittlichkeit bedacht, als ſie einen unſrer jungen Reiſegefährten, den ſie bei ſeinem jugendlichen Ausſehen und in ſeiner eigenthümlichen Kleidung für ein verkapptes Frauenzimmer hielt, durchaus nicht zu den andern Reiſegefährten betten wollte.

Der Regen, der am andern Morgen (Sonnabends den 10ten Juni), als wir erwachten, ſich vom Himmel ergoß und uns wenig gute Ausſicht für den heutigen Tag verſprach, hörte ſo bald wieder auf, als ſich dies in einer Gegend wie dieſe iſt geziemt. Wir giengen, nach genoſſenem Frühſtück bei ſchönem Sonnenſcheine dem Wagen voraus, um noch an der ſo wohl gelegnen Bucht Seethiere zu ſehen und zu ſammlen. Hier vergnügte uns das Gewimmel der bunten Schnecken und andrer Schaalthiere. Der Wagen war nachgekommen und gewährte uns jetzt nur auf eine beſchränktere Weiſe die Ausſicht nach der fruchtbaren Landſchaft, durch welche wir kamen. Doch erfreute uns der Anblick eines Hügels, an deſſen Abhang die hehre Form unſrer weißen Lilie (Lilium candidum) mitten unter den giftigen Hahnenfußblumen, ſo erſchien, wie ein Gedanke, in welchem göttlicher Ernſt und bleibende Wahrheit iſt, unter dem nichtsbedeutenden, bald verwehendem Geſchwätz eines Zeitalters des Treubruches und der Lüge. Schon im

Anblick von Sarzana ſetzt man mit einer Fähre über den Magro. Unſre Reiſegefährtin aus Aleſſandria kaufte vor der Ueberfahrt ein Brod des hieſigen Landvolkes, aus Kaſtanien gebacken und beſſer von Geſchmack als das dunkelſchwarze Ausſehen es zu verſprechen ſchien. Sie theilte uns von dem Brode und wir ihr von unſern Kirſchen mit und ſo vergieng die Zeit des Wartens auf die Fähre und des Hinüberfahrens über den ziemlich waſſerreichen Fluß. In Sarzana vergnügten wir uns durch den Beſuch und die Betrachtung des ſchönen alten Domes und durch einen Spaziergang auf dem Walle und den Mauern der Stadt, vorüber an der alten Burg. Aber ſo ſchön auch das Alles war, reichte es doch nicht hin, um uns das unerwartet lange Zögern unſres Vetturino's, von Vormittags neun Uhr bis Nachmittags nach drei Uhr unmerklich zu machen. Der gute Mann hatte freilich hier in Sarzana einen ihm ſelber, wie es ſchien, unerwarteten Grund der Verzögerung gefunden. Die „aus Alleſſandria" nämlich, von welcher wir, während der bisherigen Reiſe, nur erfahren hatten, daß ſie die Wittwe eines Offizieres ſey, der in Napoleons Heer gedient und den Tod in der Schlacht gefunden hatte, war, „um einem Verwandten nachzureiſen" plötzlich von Genua fortgefahren, ohne ſich mit den nöthigen Päſſen zu verſehen. Hier, in Sarzana erfuhr ſie, was man ihr ſchon geſtern in Spezzia vorausgeſagt, daß ihr das Weiterreiſen nach Maſſa und Toscana, ſo ohne Paß nicht vergönnt ſey. Die bedauernswürdige Perſon ſchien in Genua verſäumt zu haben, ſich, bei der eiligen Abreiſe, auch mit dem nöthigen Geld zu verſehen; da half aber, mit einer Großmuth, welche uns etwas zweideutig vorkam, der alte Herr aus. Uebrigens ſchienen zu dem ſchnell beweglichen Herzen dieſer Italienerin, ſo ſehr ihr auch der Wunſch: „den Verwandten einzuholen" mochte angelegen ſeyn, der Kummer und die Sorge keinen tiefen Zugang zu finden, denn ſie trug das Alles, was ihr begegnete, leicht genug. Eben dieſes Begegniß hatte denn auch, ſo erfuhren wir ſpäter von einem der Reiſegefährten (denn die gute Hausfrau und ich waren vorausgegangen und hatten in einem kleinen Wirthshaus an der Landſtraße zu Mittag gegeſſen), den Vetturino aufgehalten. In Sarzana verließ uns der jüngere Italiener und auch der alte Herr war zurückgeblieben, darum war der andre Wagen überflüſſig geworden und wir zogen unſre Straße langſam in dem einen, ſchwer beladnen Wagen, durch die Gärten und Felder hin. Unbeſchreiblich ſchön war die Gegend, an welcher wir im Verlauf des Nachmittags noch vorüber kamen. Die weißen Marmorberge von Carrara ſind auf eine Weiſe gebildet, als wenn ein Geiſt, der auf Erhabenes ſann, durch ihre Geſtaltung den Geiſt des Menſchen habe anregen wollen, ſelber, im Werk des Kleinen, aus dieſem Stoffe Erhabenes und Herrliches zu ſchaffen. Ich habe niemals eine Geſtalt der Gebirge geſehen, welche das Auge mehr gefüllt und zur Betrachtung angezogen hätte als dieſe. Daneben und darunter die Fülle der Olivenwälder und der breite Saum der fruchtbaren Ebene, bis zum Meere hin. Wie bedauerten wir, daß uns die lange Zögerung unſres Veiturins in Sarzana um den Genuß gebracht hatte, an dieſem Punkt der Reiſe länger zu weilen!

Bei dem Eintritt in das Gebiet von Toscana war uns allen ganz beſonders wohl geworden. Der ſchöne, heitre Sonnabend Abend, da der Landmann und der Arbeiter der Städtlein das Tagwerk der Woche geſchloſſen hat und faſt an jeder Hütte die Vorbereitung zum feſtlichen Tage der Ruhe bemerkt wird, hatte auch in uns das wohlbekannte Ruhegefühl geweckt, welches Jeder kennt, der ſeine Woche treulich zur Arbeit benutzte und dem der Tag des innren und äußren Ausruhens wirklich das iſt, was er zu ſeyn beſtimmt ward. Mir kam es, denn ſo wollte es ſchon die vorgefaßte Meinung, die ich von dem Lande hatte, hier in Toscana gar heimathlich und deutſch vor. „Hier, ſo ſagte ich, iſt man gleich an der Gränze ſo liberal, ſo voll Zutrauens gegen das Wort, das der Fremde ſagt! Wie ganz anders iſt es doch hier, als ſelbſt in ſo manchem deutſchen Lande, anders als in Frankreich und in Piemont. Hier wollte ich gern ſeyn und leben.“ — Aber ſo ſehr ich mich auch in der Folge in meinen günſtigen Erwartungen von dieſem Lande durch den Aufenthalt in dem lieb gewordnen Florenz beſtärkt fand, ſollte mir doch wenigſtens fürs erſte mein gar zu partheiiſches Vorurtheil ein wenig berichtigt und gemäßigt werden; ich ſollte lernen, daß ſelbſt Toscana noch kein gänzliches Paradies, geſchweige gar der Himmel ſey, ſondern daß es auch da noch ein wenig Plage für die Leute gäbe. In Pietra ſanta, wo wir das Nachtlager nahmen, war zwar der Wein, den man uns vortrug, ſehr ſauer und herbe, der Vortrag aber, welchen der Polizeidiener, dem wir unſre Päſſe übergeben hatten, an uns, im Namen ſeines Herrn Directors hielt, kam uns doch noch ſaurer und herber vor, denn jener ſagte uns, „wir dürften nicht weiter fahren, ſondern müßten umkehren nach Genua, weil wir daſelbſt verſäumt hätten, die Päſſe von der toscaniſchen Geſandtſchaft viſiren zu laſſen.“ Dies war nun allerdings richtig: wir hatten in Genua mehrere Stunden mit unſren

Päſſen in der Hand nach den nöthigen Viſo's und Aviſo's verlaufen, hatten mehrere dergleichen Zeichen und Namenszüge erhalten, daß aber auch von Toscaniſcher Seite noch etwas der Art gefordert werde, wußten wir nicht, um ſo weniger, da die Päſſe bereits im Vaterlande von allen Geſandten der Länder, durch welche wir zu reiſen gedachten, unterzeichnet waren. Wir ſendeten nun ſelber, von der Altane und dem großen Saale des Wirthshauſes aus, wo wir dem Polizeidiener Audienz gaben, einen Geſandten aus unſrer Mitte an den Polizeidirector ab. Unſer ſehr gewandter Geſchäftsträger bewirkte denn auch wirklich durch ſeine Bitten und Vorſtellungen, daß die Päſſe viſirt wurden, aber, als wir nun das Viſo beim Licht beſahen, da lautete es: „gültig zur Rückreiſe nach Genua." — Indeß der Vetturino gedachte anders als die Gränz-Polizei. Er ſagte, wir ſollten uns nur Morgen recht früh bereit zur Weiterreiſe halten, er werde uns bis morgen Mittag nach Piſa bringen, die Polizei möge dazu ſagen, was ſie wolle. —

Damit der Schlaf recht leicht und mithin das frühe Aufſtehen ebenfalls erleichtert würde, hatte der gute Vetturino, wie es ſchien, dafür geſorgt, daß unſer Abendeſſen, das wir (wie auf der ganzen Reiſe), auf ſeine Rechnung empfiengen, recht mäßig wäre. Der Wein ſchadete hier gewiß keinem von uns, denn keiner mochte ihn trinken; die Portionen waren ſo klein, als wir ſie kaum irgendwo anders auf dieſer Reiſe geſehen hatten und an den Vortiſch, beſtehend aus ein wenig ſehr hartem Fleiſche mit Suppe, hatte die große Kunſt des Wirthes ſogleich den Nachtiſch, beſtehend aus Brod und dem ſchon erwähnten weinähnlichem Getränke, anzuſchließen gewußt. Wahrſcheinlich wollte der Vetturino, der mir ziemlich arm ſchien, an uns wieder ſparen, was er durch das Zurückbleiben der Italienerin in Sarzana an der Fracht verloren. Je kleiner aber hier auch die Portionen des Eſſens waren, deſto größer war der Speiſeſaal und deſto größer auch die Betten.

Diesmal war es unſrem Vetturino mit dem frühen Aufſtehen und Aufbrechen wirklich Ernſt geweſen. Wir wurden noch vor Tagesanbruch geweckt und mit dem angehenden Morgen fuhren wir ſchon ganz behutſam und ſtill, aus Furcht vor den Polizeileuten, aus dem Oertlein hinaus und durch die ſumpfig fruchtbare, dem Reisbau günſtige Ebene, ins Gebiet von Lucca hinein. Bald nach Sonnenaufgang waren wir an dem ſchönen, reichbewachſenen Berge, auf deſſen Höhe die Kapelle liegt, und ſtiegen da gern zu Fuße hinauf, durch die Olivenwälder und die grünenden, wohlbeſtellten Gärten und Felder, um die Ausſicht von der Höhe, zurück nach den Bergen von Carrara und hinab nach der vom Meer umſäumten Ebene zu genießen. Das Geläute der Sonntagsglocken, aus dem nahen Dörflein, tönte herauf zu uns, als wollte es uns ſagen, wir ſollten die Töne noch höher hinauf fortpflanzen und weiter geben. Wir fühlten und freuten uns auf dem ſchönen, waldbewachſenen Berge, daß es Sonntag ſey.

Aber bald jenſeits des ſchönen Höhenpunktes, an der von hohen Bäumen umſchatteten Kapelle, gieng es wieder hinunter nach der Tiefe und auf den innren Sonnenſchein, den wir da oben genoſſen, folgte wieder ein wenig trübendes Ungemach. Wir hatten nun, jenſeit des kleinen Landſtriches von Lucca, abermals das Gebiet von Toscana betreten und die Päſſe waren von neuem zu Torretto in der guten Hand der Polizei.

Dieſer wäre alles recht geweſen, nur nicht das Viſo oder Aviſo, das wir uns, durch Vermittlung unſres geſtrigen Geſchäftsträgers, in Pietra ſanta ausgewirkt hatten. Nach langem Hin- und Herſprechen meinte denn auch der wahrhaft freundliche und gefällige Offiziant, er könne da weiter nichts thun, als uns entweder nach Genua zurückſenden, oder uns, auf unſre Koſten, durch einen Gensdarmes nach Piſa begleiten laſſen, wo man uns, auf der dortigen Polizei, wohl aus der Noth helfen werde. Wir wählten den letzteren Ausweg. — Während der gepflogenen Unterhandlungen beſahen wir zuerſt die kleine, hübſche Kirche von Torretto und hörten und ſahen darauf mit Vergnügen einem Zahnarzt zu, welcher, auf einem Eſel ſitzend, das aus der Kirche kommende Volk ermahnte, es möge ſich Zähne von ihm herausreißen laſſen. „Gehet hin, ſagte der beſcheidne Mann unter andrem, zu den Profeſſoren ** und **, nach Piſa und nach Bologna, ja gehet bis nach Rom und fraget: ob da einer darunter ſey, der die Zähne ſo leicht und ſo ſchmerzlos herausnehmen könne als ich. Sie werden ſelber ſagen und geſtehen: nein, unter uns iſt Keiner, der das kann.“ Da trat ein alter Bauer zum redenden Redner hin und deutete mit dem Finger den Zahn an, der ihn zuweilen ſchmerzen mochte. Der Redner, ohne ſich in ſeinem Vortrag ſtören zu laſſen, und ohne von ſeinem Thier zu ſteigen, lehnte den Hinterkopf des Bauern an den Hals des Eſels und zog den Zahn auf eine ſolche Hals- und Herzbrechende Weiſe heraus, daß ich mich nur wunderte, daß von ihm nicht wenigſtens der halbe Kinnbacken des Bauren zugleich mit dem Zahn erbeutet wurde. — „Gehet hin, ſo fuhr der Redner fort, und laßt euch zugleich von jenen Herren in Piſa und Bologna ſagen, wie thöricht ein Volk ſey, das ſo lange Schmerzen erträgt, ja, das ſich der Gefahr des Todes ausſetzt, welche allerdings durch einen ſolchen Zahn, wie dieſer da iſt, entſtehen kann, weil er den Menſchen am Eſſen, am Trinken, am Schlafen hindert; ja, laßt euch ſagen, wie thöricht ein Volk ſey, das ſolche Gelegenheit hat, ſich ſeine Zähne faſt umſonſt und ohne allen Schmerz ausziehen zu laſſen, und benutzt ſie nicht.“ — Ein Weib, das wahrſcheinlich zu weit weggeſtanden war, um den Schrei und Klageton des Bauren zu vernehmen, trat jetzt näher, zeigte den wehen Zahn, der Mann zog, die Frau ſchrie ſo laut, daß man es über den ganzen Platz vernahm. — „Da ſeht ihr, ſagte der Arzt zum verſammleten Volke, was die Furcht thut. Dieſes arme Weib ſchrie aus Furcht, noch ehe ich ſie angerührt hatte und nun iſt ſchon der Zahn heraus. Laßt mich ſehen, ſagte er weiter, indem er ſeine mit der Zange bewaffnete Hand nach der Patientin ausſtreckte, ob ihr einen Schmerzen im Munde habt?“ Das Weib ſchüttelte mit dem Kopfe. — „Sie hat keinen Schmerz, fuhr der Redner fort, ihr iſt ſo wohl! daß der böſe, böſe Zahn da heraus iſt, und dennoch ſo zu ſchreien! Ja, die Furcht, die Furcht.“ — Ein junger Burſch trat hinzu. Jener riß, dieſer ſchrie und ſagte, es hätte dennoch ſehr weh gethan. „Euch iſt Recht geſchehen, erwiederte der Arzt, ich habe euch abſichtlich mit dieſem Fingernagel da ein wenig wehe gethan. Denn iſt das erlaubt, ihr ungeſchliffner Burſch, ſich ſo zu gebärden und ſogar Miene zum Zubeißen zu machen, wenn euch ein Menſchenfreund wohlthun will?“ So redete der Redner fort, von ſeinem beweglichen, langohrigen Rednerſtuhle herab. Wir hatten indeß von der Polizei die Abfertigung erhalten; der Gensdarmes, der uns begleiten ſollte, war da und ſetzte ſich vor auf den Bock des Wagens. Die Reiſe gieng nun durch die fruchtbare Ebene gegen Piſa hin. Hohe, ſchöne Orobanchen wuchſen hier in ungemeiner Menge auf den viel mit Saubohnen bepflanzten Aeckern und Rändern. Maulbeerbäume, von Reben umſchlungen, warfen ihre zur Ruhe einladenden Schatten auf den grünen Raſen. Da aber, wo wir fuhren, auf der ſtaubigten Straße, brannte die Sonne in der heißen Mittagsſtunde ſo ſengend, daß uns die Luſt zum vielen Hinausſchauen ins Weite faſt vergieng. — Vor der Stadt Piſa kam uns die Frau des Vetturinos entgegen; wie es ſchien, hatte jedoch das Wiederſehen ſie keineswegs zärtlich geſtimmt, denn ſie zankte heftig mit dem, viele Tage länger, als er geſollt hätte, ausgebliebenen Mann, welcher auf ſolche Art mehr vergeudet, als erbeutet hatte.

7.

Piſa.

Da waren wir denn in dem Thal des gelblichen Arno, an der ſchönen Stadt Piſa. Auf der Polizei machte man uns, als wir verſicherten, wir würden heute noch nach Livorno abreiſen, nicht viele Umſtände. Bald fanden wir uns auf der ſchönen Brücke des anſehnlichen, eben ſehr waſſerreichen Stromes und zogen unter der Ehrenpforte und neben allen den Anſtalten zur großen Beleuchtung der Straßen und der Brücke, mit welcher gerade

gerade damals der Großherzog empfangen werden ſollte, nach der andern Seite der alten, wahrhaft prächtigen Stadt hinüber. Wir empfiengen im Hauſe unſers Vetturinos ein ziemlich frugales Mittagseſſen, waren jedoch froh, daß ſich die Sache ſo bald hatte abthun laſſen, denn nun konnten wir doch hinauseilen zum Beſehen der Stadt, deren Alter ſelbſt den Bewohnern des alten Roms ſo hoch bedeutend ſchien, daß ſie Piſa hierin den Vorrang vor der großen Stadt der Welt gaben. Denn Piſa ſollte einige Jahrhunderte vor der Zerſtörung Trojas erbaut ſeyn, und der Name wie die Begründung ſollte von der griechiſchen Stadt Piſa in Elis herkommen, welche berühmt war durch die olympiſchen Spiele. Noch in neuerer Zeit feierte das Volk von Piſa in jedem dritten Jahr am 12. Mai, auf der Brücke des Arno ein Kampfſpiel, das an die olympiſchen Spiele und hiermit an die altgriechiſche Abkunft erinnern ſollte. War aber auch die Stadt, wie Strabo behauptet, durch die Ligurier, einen celtiſchen Volksſtamm begründet, ſo hatte dieſelbe bald, was ihr etwa am Adel der Abkunft abgegangen, durch innere Macht und Stärke erſetzt, denn ſie behauptete hierin den Vorrang vor andern Städten Hetruriens, und erhielt ſich denſelben, als ſie ſeit dem Jahr 572 nach Erbauung Roms der Wohnſitz einer römiſchen Colonie, ſpäter eine Municipalſtadt wurde. Noch höher ſtieg das Anſehen von Piſa in jener Zeit, da ſelbſt die Feinde der Chriſtenheit: die Sarazenen vor der Macht dieſer einzelnen freien Stadt mehr ſich beugten, als vor den ganzen verſammelten Heeren von Europa. Denn Piſa war es, was allein der Hand der Barbaren die Inſeln Corſica und Sardinien, und die Städte Palermo und Carthago entriß, was Alexandrien in Aegypten entſetzte und hiermit den Schaaren der Kämpfer für das Kreuz im Morgenlande Errettung und Hülfe brachte. Die glückliche Lage am Arno, in einem der mildeſten und geſegnetſten Länderſtriche von Europa; der Handel, den der Fluß von der Stadt aus durch den zu ihr gehörigen Hafen von Porto Piſano, an der Mündung des Arno begünſtigte, hatte in Piſa eine Zahl von 150000 Einwohnern verſammelt, welche durch wetteifernden Fleiß und Betriebſamkeit ſich nährten und bereicherten. Anjetzt wohnen in der ganzen großen Stadt, welche fünf italieniſche Meilen im Umfange hat, nur noch etwa 18000 Menſchen, und in den hohen, umfangsreichen Häuſern und Palläſten ſind nur vereinzelte Familien zu finden. Auf den großen breiten Straßen, deren Pflaſter ſo bequem zum Gehen wäre, ſieht man nicht, wie beſonders an Sonntagen in Genua, ein mächtiges, buntes Gedräng des Volkes, ſondern nur wenige Menſchen, und dieſe Straßen ſind vielleicht auch darum ſo ganz beſonders rein, weil ſie ſo wenig von Menſchenfüßen betreten werden. Doch hat dieſe Reinlichkeit auch noch einen eigenthümlichen Grund in der Ordnungsliebe der Bewohner und in dem herrlichen Clima, welches den größten Theil des Jahres hindurch den Regen zu einer ſehr ſeltenen Erſcheinung macht und dem Froſt den Zugang wehret. Piſa hat ſeine alte Macht durch den Kampf mit dem noch mächtigeren Genua, und hernach auch ſeine Freiheit durch das benachbarte, damals ſchon dem Hauſe Medicis unterwürfige Florenz verloren. Der Streit mit Genua koſtete der Stadt 12000 Krieger, welche das Schwerdt des Feindes fraß, und überdieß den Schlüſſel zum Handel: den Hafen am Arno. Es war dieſer Verluſt ein unwiederbringlicher, denn Piſa hatte zugleich ſeine Seemacht eingebüßt; die Genueſer hatten 49 Galeeren der Piſaner genommen oder zerſtört. Als ſpäter Florenz, nach langem Kampfe, deſſen Glück ſehr abwechſelnd war, der Herrſchaft über den Freiſtaat ſich bemeiſterte, da war ſchon lange vorher Piſa nicht mehr, was es einſt geweſen, ſonſt hätte wohl die Nachbarſtadt, ſo mächtig ſie auch war, die Waffen ehren müſſen, vor denen einſt die Macht der Sarazenen erlegen.

Auf Piſa haftet auch jene alte Blutſchuld, deren Schauder und Schrecken Dante beſingt. Hier ſtarb Graf Ugolino mit ſeinen drei Söhnen im Gefängnißthurm den langſamen Tod des Hungers; der jüngſte der Söhne zuerſt, dann der mittlere, dann der ältere. Der Vater, deſſen vertrocknetes Auge zuletzt Blindheit umnachtete, ſtarb, nachdem er die Söhne alle mit ihren Todesqualen ringen ſehen, am ſiebenten Tage. Ihm, dem Freund der Guelſen, hatte der Erzbiſchof Ruggieri dieſe Todesart erdacht und gegeben.

Der furchtbare Hungerthurm des Ugolino iſt längſt, bis auf jede Spur, verſchwunden, doch lebt das Andenken der Begebenheit im Volke zu Piſa, und, wenn kein Piſa mehr ſtünde, in Dante's ewigem Liede. An Dante's und an Petrarca's Zeit, und an die weckende, geiſtig zeugende Kraft des Liedes wird man faſt mehr als anderswo in Italien hier in Piſa erinnert. Denn wer viele der erſten, kräftigen Anfänge der italieniſchen Kunſt verſammelt ſehen möchte, der ſoll in das Campo-Santo treten, welches der Ort der Stadt war, den wir nächſt dem Dom zuerſt aufſuchten. Jene Anfänge gleichen der Stunde, da die Liebe am Anblick des Geliebten erwachte, tief und ſtill, denn ſie hat das Wort der Anrede noch nicht gefunden. Wer hatte aber die

Schlafende aus ihrem Traume geweckt? — Das war der Sänger eines Morgenliedes, welches von der Ewigkeit ſang, von ihren Seligkeiten und ihren Schrecken: Dante. Dieſe Anfänge ſprechen, wie ein begeiſterter Hörer, den der Geſang dahinreißt, die Worte von Dante's Liede nach, oder führen ſie ſchwebend auf der Zunge. Ein Volk, welches niemals in ſeiner Mitte den gottbegeiſterten Geſang in ſeiner rechten Kraft vernommen, das wird vergeblich nach dem Eingang zum Tempel der hehren Kunſt ſuchen, zu welchem die anderen der Ton des Liedes hinleitet. Griechenland hätte keinen Phidias und keinen Apelles gezeugt, hätte ihm nicht früher ſchon ein Homer geſungen und ein Aeſchylus: Italien hätte den Weg zur Meiſterſchaft der andern Künſte nicht gefunden ohne einen Dante, ohne einen Petrark. Die deutſchen und ſcandinaviſchen Stämme haben in der Tonweiſe der alten Heldengeſänge, welche auf ihren Lippen ſchwebten, die hehren Tempelgewölbe der altgothiſchen Zeit erbaut, und die gottgeheiligten, einfältig kräftigen Geſänge, bei denen Wohlgemuth, Kraft und Fiſcher, Hemmelink und Schorel, Eyk und Dürer zur Meiſterſchaft erzogen worden, ſind noch jetzt dem Volk nicht ganz verſtummt.

Noch vor Dante's Zeit regt ſich in Giunta Piſano's Arbeiten ein Sehnen, welches Geſtalt gewinnen möchte, es kann jedoch den Weg zur Verleiblichung nicht finden *). Doch haben die Geſtalten am Kreuz, in der Engelskirche zu Aſſiſi, das jener alte Meiſter malte, ſchon den Ausdruck der tiefen Trauer gelernt, welche nicht nur den eignen, ſterblichen, ſondern einen höheren, göttlichen

---

*) Er malte ſchon, nach einigen Angaben, um 1210, oder doch ſicherer um 1230.

Schmerzen beweint. Johann Cimabue, geboren zu Florenz aus dem edlen Geſchlecht der Gualtieri im Jahr 1240 (geſtorben im Jahr 1300) war zu dem frühzeitigen Eifer um das ſo lange wüſte gelegene Haus der Kunſt, wie Einige ſagen, durch griechiſche Künſtler geweckt worden, welche in ſeiner Vaterſtadt die Gemälde der älteren Zeit auffriſchten und wieder herſtellten. Mehr jedoch ſcheint Giunta Piſano ſein Führer geweſen. Wenn Cimabue ſchon im 13ten Jahr des Lebens die Frescogemälde zu Aſſiſi begonnen, ſo ſind wenige Künſtler in dem langen Verlaufe des Lebens und Arbeitens ſich ſelber ſo unverändert treu geblieben als dieſer. Denn in jenen früheſten Werken, wie in den Altargemälden auf Goldgrund hier im Dom zu Piſa, iſt derſelbe Ausdruck einer Kraft, welche, wie die Leidenſchaft eines geiſtig ſtarken Jünglinges, feſt und entſchieden an der Geſtalt der erſten Liebe haftet, auch wenn dieſe nicht eine hoch vollendete war. Dies iſt ein Geiſt, der, nachdem er ſich einmal vor der göttlichen Gewalt gebeugt, welche ſein Innres ergriffen, nur dem Eingeben dieſer erſten Begeiſterung, keiner andern mehr folgen mögen; ein verſchloßner Garten, zu welchem nur ein einziger enger Eingang führet, und deſſen Früchten zwar nicht die innre Kraft, wohl aber die Lieblichkeit des Geſchmackes und der anziehende Reiz des Ausſehens fehlt. Den trotzig-kräftigen Geſtalten, denen Cimabue die Weiſe ſeines eignen Geiſtes einhauchte, ſcheint das Beten, ſcheint die recht innige Demüthigung vor Gott ſchwerer anzukommen als andern. Sie beten aber dennoch, und nicht ſelten nur mit einer deſto hinreißenderen Gewalt.

Was dem Meiſter ſchwer erreichbar geweſen, das erlangt leichter und vollkommner der Schüler: Giotto, genannt Angiolotto, geboren zu Vespignano im Florentiniſchen im Jahr 1276, geſtorben um 1336.

Eines Tages, als Cimabue über Land reiſet, erblickt er einen jungen Hirten, welcher die müßige Zeit des Viehhütens benützet, um mit glücklich nachbildender Hand die Geſtalten des weidenden Viehes auf den Boden zu zeichnen. Dieſer junge Hirt war Giotto. Der Meiſter ſieht der Arbeit des Knaben zu, und beſchließt, dieſe junge Seele, welche ihrer bisherigen Lehrmeiſterin, der Natur, ſo treu gefolgt, für ſich ſelber zu werben, damit aus dem naturgelehrten Hirten ein kunſtgelehrter Schüler des großen Cimabue werde. Giotto folgte dem erwünſchten Rufe; aber auch in Cimabue's Werkſtätte und bis zu ſeinem Ende blieb er das, was er anfänglich geweſen, ein „Schüler der Natur“ *). Die Geſchichte des Hiob, die ſich von Giotto's Hand im Campo Santo zu Piſa befindet, iſt aus ſeiner früheren Zeit; es wird jedoch auch ſchon in dieſem jugendlichen Werke jene lebendige Beweglichkeit und Anmuth bemerkt, welche der Umgang mit der Natur, und jene Innigkeit und Tiefe, welche der Umgang mit Gott der Menſchenſeele gewähren. Giotto hat ſich an dem Glockenthurm von Maria delle Fiore zu Florenz, wozu er den Bauplan entwarf, auch als ein einſichtsvoller Baukünſtler bewährt.

Pietro Laurati (Lorenzetti) von Siena, der hochbegabte Schüler des Giotto, führet in ſeinem Gemälde den Geiſt in ein Paradies, das Gottesfurcht und Einfalt der Sitten ſich geſchaffen. Die Seele ſagt zu dieſer Heimath der Altväter: Hier iſt gut wohnen und Hütten bauen. Laurati malte zwiſchen 1327 und 1342.

---

*) Dieſen Beinamen ertheilt ihm die italieniſche Kunſtgeſchichte.

Von **Simon Memmi** (auch Simon di Martino genannt), welcher zu Siena um 1270, oder nach Andern um 1284 geboren worden und 1344 zu Avignon (nach Andern erſt nach 1360) ſtarb, ſind im Campo Santo, eine Himmelfahrt der Maria und die Thaten des h. Xavieri. Dieſen Meiſter hat Petrark innig geliebt, und von ihm in zweien ſeiner Sonnette (dem 57 und 58ſten) geſungen und in einem ſeiner Briefe (L. V, 17) geſprochen. Und wie hätten Petrark und Memmi ſich nicht lieben ſollen, in denen beiden die gleiche Fülle der Gefühle, die gleiche Himmelskraft der Erfindung, dieſelbe Farbenpracht der Vorſtellung wohnet. Dies bezeugen die Arbeiten dieſes Meiſters in Siena und die Himmelfahrt der Maria in Maria Novella zu Florenz. Daß er Giotto's Freund geweſen und ſeine Weiſe geliebt und verehrt, bezeugen die Arbeiten zu St. Peter in Rom, in Giotto's Art der Auffaſſung und Darſtellung. Memmi's Arbeiten im Campo Santo ſchließen ſich denen des **Andrea Veneziano** an (dieſer lebte von 1309 bis 1374), deſſen lebhafter, leicht beweglicher Sinn in der Schule einer Weisheit, die von oben iſt, die rechte Weihe und Kraft empfangen. Dieſer Meiſter in der Malerkunſt war auch zugleich Meiſter in der Wiſſenſchaft der Chemie und Arzneikunde, welche ihn jedoch vor der Peſt nicht zu bewahren vermochte.

Aus des **Andreas di Cione** oder **Orgagna** jüngſtem Gericht, im Campo Santo zu Piſa, ſo wie aus den Werken von ähnlichem Inhalt in Maria Novella und Santa Croce zu Florenz, ſpricht mich **Dante's** Ernſt und Tiefſinn an. Unter den Fingern dieſes lebenskräftigen Geiſtes entſtehet, wie aus dem Lebenshauch der letzten Poſaune, wenn derſelbe über die Hügel der Gräder gehet, eine ganze Welt von Geſtalten, auf deren Angeſicht ein Schrecken und ein Ernſt der Ewigkeit ruht. Da wird Alles neu, und von einem Sturmwind der Schöpferkraft bewegt, welche den Geiſt auch des Betrachtenden durchwehet und erfriſchet. Von der Hand dieſes Meiſters iſt auch das Bildniß Dante's, in der Domkirche zu Florenz. Die Geſtalten der Seligen wie der Verdammten ſollen großentheils Portraite von damals lebenden Menſchen von anerkannt verſchiedenartiger Geſinnung ſeyn. Orgagna, der Mann von untadelich rechtſchaffnem und fröhlichem Gemüth, war um 1330 geboren und ſtarb 1389. Seinen hohen Beruf, auch zur Baukunſt, bezeugen die von Michel-Angelo bewunderten Loggien an dem Fürſtenpallaſt zu Florenz.

Auch von Buffalmacco, genannt Bonamico (geboren um 1273? geſtorben 1350) ſind im Campo Santo Arbeiten, welche bezeugen, daß in dieſem ſeltſamen Meiſter nicht allein das Lachen über den nachahmenden Affen in der Kirche zu Arezzo *), ſondern zugleich auch eine

---

*) Als Buffalmacco mit den Wandmalereien jener Kirche beſchäftigt war, verdarb ſeine Arbeit ein Affe, der dem Meiſter zugeſehen und durch Beſchmutzen der Wand mit Farben ihn nachzuahmen geſucht hatte. Buffalmacco ließ den Affen, in einen Käfig geſperrt, neben ſich ſtellen und beluſtigte ſich an den nachahmenden Gebärden deſſelben. Eben jener Meiſter war es auch, der in der Kirche eines Nonnenkloſters ſeinen Bildern vorgeblich durch guten Wein (den er jedoch heimlich trank) mehr Feuer und Farbenpracht gab, und der eine allzufleißige Nachbarin von ihrem, ihm läſtigen, frühen Aufſtehen dadurch abbrachte, daß er ihr, durch eine Spalte der Wand, überflüſſiges Salz in die Speiſen bließ, und dem über die Ungenießbarkeit ſolcher Koſt erzürnten Ehemann es glaub-

Kraft des Ernſtes wohnte. Von ihm ſind die drei erſten Scenen aus dem alten Teſtament, die andern aber ſind von Benozzo Gozzoli (geboren um 1400, geſtorben 1478).

Unter der Hand dieſes trefflichen Meiſters eines ſpäteren Jahrhunderts erſcheint die Kunſt aus dem Alter der ahndungsvollen Kindheit ſchon zur lieblichen, eben aufblühenden Jungfrau erwachſen, deren Lebenstraum noch etwas mehr in der Vergangenheit der unſchuldigen Kindheit als in der Zukunft der Lebensfreuden verweilt. Gozzoli hat, dies erkennt man auch an den Werken, den frommen tiefen Sinn ſeines Lehrers und Freundes, des Johann da Fieſole (genannt Angelico) nicht etwa nur nachgeahmt, ſondern lebendig in ſich getragen. Seine Werke ſind der Ausführung nach die vollendetſten im Campo Santo.

Wir haben uns, nach dem Urtheil eines Theils unſerer Leſer, vielleicht ſchon zu lange bei dieſen erſten Anfängen der italieniſchen Kunſt verweilt. Denn in der That, auf den erſten Blick haben dieſe alten, zum Theil verloſchenen Frescogemälde an den Wänden der Säulengänge, die den Gottesacker von Piſa umgeben, wenig Anziehendes und Empfehlendes für ein Auge, das an das Anſchauen der mannbar und reif gewordenen Kunſt des ſpäteren Tages gewöhnt iſt. Aber es hat auch das

---

lich machte, daß dies Verſalzen eine Folge des zu frühen Aufſtehens ſey. Ueberhaupt knüpft ſich an die Geſchichte dieſes Mannes, ſo wie ſeiner Mitſchüler aus der Schule des Taſi ein ganzes Heer beluſtigender Anekdoten (bei Bocaccio und Sacchetti) an; ähnlich der Geſchichte von dem unſichtbar machenden Stein und von dem Mann, der ſich überreden ließ, daß er nicht er ſelber ſey u. ſ. w.

ſtille, verſchloßne Alter der Kindheit ſeine Ehre und ſeinen Werth neben dem Alter des vollendeten Mannes, und es verweilt der Blick noch anderer Geiſter, als der des Menſchen iſt, gern und theilnehmend auf dem Auge der liebenden Mutter, das am Säuglinge hängt, und an der Liebe des Säuglinges zur Mutter, aus welcher allein ihm Leben und Gedeihen kommt. Es erſcheint auch in der Geſchichte der Kunſt und der Wiſſenſchaften, wie in jener des ganzen Geſchlechtes, in vieler Hinſicht, das Haupt (der Anfang) von Gold, die Bruſt von Silber, der Leib, ſo groß und ſtark er auch iſt und ſo ſehr er glänzt, von Erz gebildet.

Abgeſehen von den Frescogemälden der alten italieniſchen Meiſter, welche die Säulenhallen ſchmücken, iſt auch dieſes alte Campo Santo, dieſer Gottesacker von Piſa, ſchon an ſich ſehenswerth. Es iſt ein großer, länglich viereckigter Platz, wohin ein frommer Eifer des Mittelalters, im Jahr 1228, die Erde aus Jeruſalem holte, und dieſelbe neun Fuß hoch über den Kiesboden anhäufte. Dieſe Erde, ſo behauptete man, habe die Eigenſchaft gehabt, die Leichname, die man dahin gelegt, ſchon nach vier und zwanzig Stunden zu verzehren, eine Kraft, welche der Boden durch die Menge der Leichname empfieng, die hier zugleich verweſten. Uebrigens iſt der freie Platz in der Mitte nur zur Begräbnißſtätte der ärmeren Volksklaſſe beſtimmt; die anſehnlicheren und reicheren Familien haben ihre Grüfte, deren man gegen 600 zählt, unter dem Säulengange. Dieſer wird von vier und vierzig Säulen getragen, über denen ſich drei und vierzig halbkreisförmige Arcaden erheben; nach auſſen umſchließt ihn eine Mauer, durch welche zwei Thore zum Innern führen. Das Dach iſt von Blei. Eine Menge von Sarcophagen und Urnen, aus der alten griechiſchen, einige auch aus der älteſten chriſtlichen Zeit, machen dieſe Halle zu einem koſtbaren Muſeum der Alterthümer.

Das Campo Santo ſtehet neben dem mächtigen Gebäude des Doms, deſſen altgothiſche Geſtaltung an viele ähnliche Tempel des deutſchen Vaterlandes erinnert. Und dies mit Recht, denn er iſt, wie man ſagt, im eilften Jahrhundert von einem deutſchen Meiſter erbaut. Die vier und ſiebenzig Säulen, welche das Gebäu ſtützen, ſind zum Theil aus Verde-antico und aus Porphyr gebildet und ſcheinen antik zu ſeyn. Drei prächtige Thüren, unter ihnen eine uralte, ſehr betrachtenswerthe von Bronze, führen ins Innere des majeſtätiſchen Tempels, deſſen Boden mit Moſaik-Steinpflaſter belegt iſt, in welchem Duccio, der Sieneſe (er ſtarb 1357) ganze Geſchichten darzuſtellen wußte. Die Wände, wie das Aeußere der Kirche, ſchmücken mannichfache, halberhabne Bildwerke von buntfarbigem Marmor. Auch das Baptiſterium, dem Dom gegenüber ſtehend, iſt ein herrliches altgothiſches Gebäu, das ſich rund zur hohen Kuppel emporwölbt. Es iſt ganz aus Marmor erbaut, und ſeine ſchönen Säulen ergötzen das Auge ſehr. Am meiſten und längſten verweilten wir uns jedoch auf dem Glockenthurm des Doms: dem berühmten ſchiefen Thurme, welcher 188 Fuß hoch, und um etwa 13 oder 14 Fuß nach der einen Seite überhangend erbaut iſt. Das Baumaterial auch zu dieſem iſt Marmor. Sieben Stockwerke von Säulen ſtehen übereinander; die breite Treppe gehet ſo bequem empor, daß man zu Pferd hinauf reiten kann. Auch an den Anblick dieſes ſchiefen Thurmes, der ein Wahrzeichen der Stadt Piſa iſt, knüpft ſich die Erinnerung an den alten Ruhm des deutſchen Vaterlandes, denn er iſt von einem deutſchen Meiſter erbaut; zugleich jedoch die Erinnerung an den alten, wohlerworbnen Ruhm der Italiener im Gebiet der Wiſſenſchaft wie der Kunſt, und zwar zunächſt die Erinnerung an den großen Galilei ab Galileo, den Freund und Arbeitsgenoſſen unſers Kepler; den Entdecker des Geſetzes vom Falle der Körper.

Müßte doch, ſo ſollte man meinen, ſelbſt ein ganz unachtſames Auge auf die Art der Beſchleunigung des Falles der Körper aufmerkſam werden, wenn etwa zufällig ein hellfarbiger Körper vom oberſten Saume des ſchiefen Thurmes an der überhangenden Seite herabfiele, weil der durchlaufene Raum hier ſo leicht nach den Säulen-Stockwerken abzumeſſen iſt, und weil ja das Zeitmaß ſchon der eigne Pulsſchlag gewährt *). Es gehört indeß der Geiſt eines Galilei dazu, um dem Menſchenauge das ſehen zu machen, was es ſehen ſoll: das was des Geiſtes iſt. Wie wir vorhin, bei den Gemälden des Campo Santo der Väter der alten italieniſchen Kunſt gedachten, ſo ſey es erlaubt, hier des Anfängers und Meiſters des tieferen wiſſenſchaftlichen Forſchens in Italien, des Galilei zu gedenken.

---

*) Wenn ein Mann von mittleren Jahren das Herabfallen einer Kugel vom ſchiefen Thurm nach ſeinen Pulsſchlägen abmißt, deren 75 in einer Minute ſind, wird er bemerken, daß die Kugel in der Zeit des erſten Pulſes ohngefähr bis an die Mitte des oberſten Stockwerkes herabfällt, im zweiten Puls fällt ſie bis zum Ende des zweiten, im dritten bis in die Mitte des fünften Stockwerkes. Sie durchläuft alſo während des erſten Pulſes etwa 12, während des zweiten 36, während des dritten 60 Fuß, oder in zwei Pulſen einen vier-, in dreien einen neunmal größeren Raum als in nur einem.

Galilei war zu Piſa im Jahr 1564, mithin in dem- elben Jahre geboren, in welchem Michel Angelo ſtarb. Er ſtammte aus einer edlen, vormals mächtigen Fami- ie, welche jedoch in dem allgemeinen Unglück, das den Freiſtaat betroffen, ſelber mit verunglückt und verarmt war. Dennoch war der Vater unſers Galilei, Vincent, noch in einem Stücke mächtig, das ihm die Verarmung nicht nehmen konnte: in der Kunſt der Töne, welche in ſo naher Verwandtſchaft mit der Kunſt des Meſſens der himmliſchen und irdiſchen Körperwelt und mit der Aſtronomie ſtehet, daß ſie vielleicht unvermerkt auch in dem jungen Geiſt des Galilei die Gebährerin und Amme des inneren Berufes zur Himmelskunde geworden. In Florenz, wohin der Vater ihn geſendet, ergab er ſich mit allen Kräften der Seele dem Umgang und dem Genuß des klaſſiſchen Alterthums, und zwar ſo ganz ausſchließend, daß er von der Mathematik noch im reifen Jünglingsalter faſt gar nichts wußte und nicht begreifen konnte, was das Studium der Philoſophie mit der Beachtung eines Triangels zu ſchaffen haben ſolle? Und eben hiedurch hat ſich dieſer Geiſt zu ſeiner nachmaligen hohen Meiſterſchaft im Gebiet der Mathematik bekräftigt, weil er zuerſt ausſchließend die einzige Nahrung genoſſen, bei welcher das innere, ſelbſtthätige Leben der Wiſſenſchaft gedeiht und erſtarkt: die Nahrung des begeiſterten Menſchenwortes. Hätte Galilei in ſeiner früheren Jugend einen andern Weg der Geiſtesbildung genommen als den durch das Studium der alten Sprachen, er wäre niemals der tiefſinnige Entdecker der Geſetze der Natur geworden. An der ganzen Kraft ſeines Denkens, wie an dem klaſſiſchen Ausdruck ſeiner Sprache erkennt man es, daß er frühe aufs Wort merken lernte; daß ihn die

Schule einer Weisheit erzogen, die nicht von heute oder geſtern her iſt. Schon in der Zeit des ungetheilten Umganges mit den Schriften der Alten beſuchten indeſſen den Jüngling zuweilen die Vorahndungen des künftigen Berufes. So führte ihn im achtzehnten Jahre die Betrachtung der gleichmäßigen Schwingungen einer an Seilen hängenden Lampe im Dom zu Piſa auf Gedanken, aus denen fünfzig Jahre ſpäter die Erfindung der Pendeluhr hervorgieng.

Als er in Piſa, dem Willen des Vaters gemäß, Medizin ſtudirte, erwachte in ihm zuerſt der unwiderſtehliche Drang zum Studium der Mathematik. Der Drang wird immer heftiger, je mehr der Vater ihn zu hemmen ſtrebt. Endlich ertheilt dieſer (heimlich) dem Oſtilius Ricci Erlaubniß, den Bitten des Sohnes nachzugeben und dieſen in der Mathematik zu unterrichten. Da wird von dem Vater, wie von dem Lehrer in dem Jüngling der Geiſt eines Euclides erkannt, und durch des reichen und mächtigen Ubaldi's Vermittlung wird Galilei ſeiner angebornen Beſtimmung zur Mathematik erhalten und empfängt ſchon im 25ſten Jahre den Lehrſtuhl dieſer Wiſſenſchaft an der Univerſität Piſa.

Hier beſchäftigte ihn zuerſt das Forſchen nach dem Geſetz des Falles der Körper. Er ſelber unterlag jedoch im Jahr 1592 einem Geſetz des Falles, welchen der Neid ſtets noch jenen Geiſtern bereitete, die beſtimmt waren, Jupiters Feuer vom Himmel zur Erde zu bringen und die über das Gemeine ſich erhoben. Man vertrieb ihn als einen Neuerer von ſeinem Lehrſtuhl und aus der Stadt ſeiner Väter, und nachdem er einige Zeit in Florenz das Loos eines Verbannten getragen, nimmt ihn der Staat von Venedig, durch Sagredo's Fürſprache bewogen, zum

Profeſſor in Padua auf. Es war vor allem Galileis Geiſt und Ruhm, welcher damals aus den verſchiedenen Ländern von Europa Schüler in Padua verſammelte; unter ihnen war auch Guſtav Adolph von Schweden. Galilei wagte es zuerſt, ſich der Mutterſprache zu den Vorträgen der Philoſophie zu bedienen. Wie die Blätter eines Lorbeerkranzes zierten das erfindungsreiche Haupt des großen Mannes in dieſen glückſeligſten Jahren ſeines Lebens: die Erfindung des Proportionalcirkels und des Thermometers (1597), die Erfindung des eigentlichen Ausdruckes für das Geſetz des Falles der Körper (1602), die Verbeſſerung des Fernrohrs, durch welches ſein kühner Geiſt alsbald in die Tiefen des Fixſternenhimmels und des Planetenſyſtems eindrang und dort die Zuſammenſetzung der Milchſtraße aus Sternen, hier den Saturnusring entdeckte, ſo wie die Berge des Mondes. Seit 1610 war er dem Vaterlande durch Cosmus II. wieder geſchenkt. Bald zu Piſa (als erſter Lehrer der Mathematik), bald im Luſtſchloß alle Selve, lebte er ſeinen Forſchungen, welche ihm die wechſelnden Lichtgeſtalten der Venus und des Merkur, ſo wie die Bewegung der Sonnenflecken lehrten und ihn zur Anerkennung des Copernicaniſchen Syſtems führten. Hiemit hatte ſich Galileis Geiſt in einen Kampf mit einer geiſtloſen Dogmatik begeben, welche wenigſtens, weil ſie am Geiſt nichts vermag, den Leib zu tödten ſtrebt, und obgleich er dieſer Feindin im Jahr 1618 (damals lebte ſein Freund Cosmus II. noch) glücklich entgangen, fiel er dennoch 1633 in ihre Schlingen, nachdem er, ein Jahr früher, ſeinen Dialog über die copernicaniſche Weltordnung öffentlich bekannt gemacht. Einige Monden lag er im Gefängniß der Inquiſition, bis er am 23. Juni 1633 ſeine

Lehre, freilich mit dem verbißnen „e pur si muove“ im Herzen und auf den Lippen, feierlich widerrufen. Die Kerkerſtrafe, welche ihm das Urtheil ſeiner Richter zuerkannt, wurde in einen ziemlich freien Aufenthalt zu Arcetri bei Florenz verwandelt. Hier arbeitete der unermüdete Geiſt noch immer an der Ausgeburt der Geſetze der Bewegung der Sichtbarkeit, ſo daß dem unerſättlich Forſchenden der Schlaf entwich und das Licht der Augen erloſch. Noch ſah das eine Auge ein wenig, als er 1637 die Schwankungen des Mondes entdeckte. Nun war dem blinden, von Gliederweh und Schlafloſigkeit gebeugten Greiſe ſtatt all der Wiſſenſchaft und der Künſte (er war trefflicher Muſiker und ein Freund der Dicht- und Malerkunſt), die er vorhin mit ſolchem Glück betrieben, nur das eine Wiſſen noch geblieben, das Wiſſen: daß Alles eitel ſey und voll Mühe, und die Kunſt gut zu ſterben. Galilei ſtarb 78 Jahre alt, am 9ten Januar 1643. Mit ſeinem Tode ſchien der Faden der tiefſinnigen Forſchungen, welchen Kepler und er angeknüpft hatten, für immer abgebrochen; denn unter allen Zeitgenoſſen hatte nur Galilei den Kepler, und nur Kepler den Galilei recht erfaßt und verſtanden. Da war nirgends ein Geiſt den Faden aufzunehmen und fortzuſpinnen. Aber ſiehe, wenig Monate, nachdem man Galileis Leichnam in S. Croce zu Florenz zur Gruſt gebracht, da ward Newton geboren (am 25. December 1643), der Keplers und Galileis Werk vollendete. —

Von dem ſchiefen Thurme, noch beſſer aber von der Sternwarte, hat man auch die beſte Gelegenheit, die Stadt, welche der Arno, über den drei Brücken führen, mit ſeiner halbmondförmigen Beugung theilet, zu überblicken, ſo wie das marmorreiche Gebirge der gegen Norden gelegnen Apenninen, deren mächtiges Gewänd die Stadt und das ſie umgebende Land gegen die kalten Winde aus Norden ſchützet und hiedurch nicht wenig zur Begründung des Ruhmes einer ungewöhnlichen Milde beiträgt, welchen das Clima von Piſa genießt. Gegen Weſten hin ſieht man das Meer und das handelsluſtige Livorno; gegen Oſten das ſchöne große Kloſter della Certoſa bei Calci. Auch auf den Berg San Giuliano, bei welchem berühmte Heilquellen ſind, wird die Aufmerkſamkeit der Fremden durch einen kundigen Kenner der Gegend gelenkt.

Bei dem botaniſchen Garten iſt das ſehr ſehenswerthe zoologiſche Muſeum. Dieſes, ganz beſonders jener Theil deſſelben, welcher die foſſilen Ueberreſte der vormaligen Thierwelt umfaßt, iſt durch den Fleiß des trefflichen Savi (Sohn des Botanikers) zu einer ſolchen Reichhaltigkeit und innern Vollendung erhoben worden, daß wohl, wenn man die zu Gebote ſtehenden Mittel berückſichtigt, ſchwerlich ein andres Muſeum der Art in Italien oder Deutſchland es übertreffen möchte. Freilich iſt das ſchöne Thal des Arno ganz beſonders reich an foſſilen Thierüberreſten von der merkwürdigſten Art. Aber bei all dieſem Reichthum bedurfte es eines Savi, der ihn mit ſo vielem Fleiße benutzte und ihn zum Eigenthum des wiſſenſchaftlichen Erkennens machte.

Weniger als bei den eben erwähnten Sehenswürdigkeiten der trefflichen Univerſitätsſtadt Piſa konnten wir uns bei der Betrachtung des St. Stephansplatzes mit ſeinen Palläſten, ſo wie der Stephanskirche und ihres prächtigen Altars von Porphyr verweilen. Eben ſo wenig bei dem Beſehen der Kirche des heil. Matthäus, mit Gemälden der Brüder Malani in Piſa, und der Börſenhalle mit ihren doriſchen Säulen. Der Weg auf den beiden Kais, welche an den Seiten des Arno hinlaufen, muß im Winter, oder am frühen Morgen, wenn die Sonne nicht ſo heftig auftrifft, ſehr angenehm ſeyn; es ſtehen hier einzelne Pallaſte, deren edler, einfach großer Styl den Baumeiſter: Michel Angelo errathen läßt. Viele Nachweiſungen und Belehrungen verdankten wir bei unſerem Aufenthalt in Piſa einem jungen deutſchen Künſtler, deſſen Bekanntſchaft uns ein ganz beſonderer Glücksfall verſchafft hatte.

8.

Livorno.

Erſt gegen Abend verließen wir das wahrhaft ſchöne Piſa und fuhren nach Livorno. Der Weg gehet durch eine zum Theil grasreiche Ebene, welche vielen Viehheerden Nahrung gibt und kräftiges Gedeihen. Die alte Kirche S. Pietro in Grado fällt bald, nachdem man Piſa verlaſſen, ins Auge. Als wir Livorno erreichten, war es ſchon Nacht geworden. Wir fanden eine ſehr treffliche und billige Bewirthung in der Locanda maggiore (Campagna Nr. 14) bei dem freundlichen Valentino Feieni. Abendeſſen und Wein waren hier beſſer, als wir es ſeit Genua, ja vielleicht ſeit der Abreiſe aus Nizza genoſſen.

Montags den 12. Juni hatte mich die Wärme des Zimmers, in welchem ich ſchlief (noch war ich zu wenig an die Sommerwärme von Italien gewöhnt) vor Anbruch des Morgens erweckt. Ich ſchlich mich, um die liebe Hausfrau nicht zu ſtören, leiſe aus dem Zimmer und weckte einen meiner jungen Reiſegefährten aus dem Morgentraume, mit welchem ich ausgieng die berühmte Handelsſtadt zu beſehen. Ich faſſe hier zuſammen, was wir nicht bloß in dieſer Morgenſtunde, da eben die hinter den Apenninen aufgehende Sonne ihre erſten Strahlen aufs Meer warf, ſondern was wir an dem ganzen Vormittag unſers Hierſeyns geſehen. Liverno iſt eine durchaus moderne Stadt, ohne Würde, ohne tieferen Sinn und Ernſt der Baukunſt, aber regelmäßig, bequem, überall zu jenem untergeordneten Wohlbehagen der Glieder einladend, das der Seemann auf der langen Reiſe über das Meer entbehrt, und welches öfters der begüterte Handelsmann nach vollbrachten Geſchäften aufſucht. Da iſt die Menge der Kaffeehäuſer und Weinhäuſer, und zum Spiel des Billards findet ſich das nordiſche Getränk des Biers. Ja es findet hier wohl jede Nation, die eine hier, die andre dort, ihre heimathlichen Lieblingsſpeiſen und Getränke. Bedeckte Hallen und der Schirm der vorgeſpannten Leinwand geben den Gäſten, ſo wie den Käufern der Waaren kühlenden Schatten. Die Töne der Geigen und Pfeiſen und der Geſang der Sängerinnen der Gaſſen werden aus den Trinkſtuben und Erquickungshäuſern vernommen; es iſt, als ſey hier faſt täglich Jahrmarkt oder Meſſe, das ganze Jahr hindurch und ungemeſſen. Es hat aber auch hieher an dieſen Handelsort die ganze Erde ihre Waaren geſendet: da ſind Waaren von Silber und Gold, Elfenbein und ausländiſchem Holze, Seidenzeuge und koſtbare Shawls, Papageien und (lebende) Leichname der Menſchen; Alles käuflich fürs Geld.

Wir kauften hier, um doch auch den Handelsſtand in Bewegung zu ſetzen, mehrere Stücke Eiſenglanz von der Inſel Elba, von dem einen, und für die gute Hausfrau noch ganz beſonders einen (ſogenannt türkiſchen?) Shawl vom ſechsten oder ſiebenten Range (um 22 fl.) von einem andern Handelsmann.

Livorno iſt leicht überblickt. Es iſt nicht viel über ein Drittel ſo groß als Piſa, was den Umfang betrifft, und die Häuſer ſtreben hier nicht ſo hoch zum Himmel an als dort. Dennoch wohnen in dieſem viel kleinern Raume ſechzig tauſend Menſchen (ohne die vielen faſt immer hier gegenwärtigen Fremden) beiſammen, davon der dritte Theil Juden und etwa ein Viertheil Proteſtanten und griechiſch-katholiſche Chriſten ſind. Der Hafen von Livorno (freilich bei weitem nicht ſo ſchön als der von Genua) wird für den ſicherſten unter allen Häfen des Mittelmeeres gehalten. Ein Molo, der ſich weit ins Meer erſtreckt, und mehrere Feſtungswerke beſchirmen die Stadt, wie die vor Anker liegenden Schiffe. Wir ſahen die Flaggen faſt aller europäiſchen Nationen wehen, und einem Auge, das blos den Hafen von Genua oder Marſeille (auch von Hamburg) geſehen, müßten dieſe Schiffe zum Theil ſehr groß und anſehnlich erſcheinen. Unſerm Auge hatte freilich der Anblick der Kriegsſchiffe von Toulon einen andern Maßſtab aufgedrungen, der uns die Schiffe von Livorno, mit Ausnahme von wenigen, nur mittelmäßig groß nennen ließ. In ungemeiner Deutlichkeit ſahen wir in der Stunde des Morgens vom Molo aus die Anhöhen der Inſel Gorgona, und gegen Süden hin das gebirgige Land der Inſel Elba, ſo wie die Meeresalpen von Corſica. Das Stadtviertel Neuvenedig (Venezia nuova) iſt von Canälen durchſchnitten, auf denen man die Waaren vom Hafen aus zu Waſſer nach den Waarenlagern bringt; ein Hauptplatz, faſt mitten in der Stadt bildet den Vereinigungspunkt der geraden und breiten Straßen. Auf dem Wege nach dem Hafen hin zeigt ſich an einem der freien Plätze die bronzene Statue Ferdinands des Erſten; zu den Füßen des Siegers vier Sclaven. Die öffentliche Bibliothek enthält manches gute oder doch gern geleſene Werk in neueren europäiſchen Sprachen. Eine ziemlich räumliche Kirche führt den Namen der Cathedrale. — Die hehre Kunſt ſcheint auf ihren Zügen durch Italien und Deutſchland niemals den Weg über das gewerbluſtige Livorno genommen zu haben. Dagegen wird die hieſige Synagoge der Juden für eine der ſchönſten unter allen europäiſchen Synagogen gehalten, und auch die unirt griechiſche Kirche wird gerühmt. Auſſer der Stadt, nach dem Meere hin wird das große Lazareth und das Haus der Quarantäne geſehen. Wir beiden frühen Wanderer, am Meeresſtrand nach Seethieren ſuchend, hatten uns zu ſehr den verpeſteten Gebäuden genaht; eine rauhe Stimme des Wachthabenden, der uns wahrſcheinlich aus Schlaftrunkenheit hatte vorbeipaſſiren laſſen, gebot uns eilig zurück zu gehen. Und in der That, es könnte ein Reiſender in ſolchem Falle aus Unwiſſenheit ſelber in die Gefahr kommen, ſeine Quarantäne, mitten aus dem Lande kommend, hier halten zu müſſen.

Die liebe Hausfrau ließ es ſich nach meiner Rückkehr von dem erſten Ausfluge nach dem Meeresufer und Hafen, auch endlich gefallen aufzuwachen, und wir giengen nun zuſammen nach einem ganz prächtigen Kaffeehauſe. Man bot uns hier den Kaffee und die Chocolade in ſo verſchiednen Lesarten und Formen an, daß wir bald unverrichteter Sache wieder herausgegangen wären, weil wir nicht wußten, welche aus den allen wir auswählen ſollten. Dann wurden die Waaren und Raritäten der Völker und Länder ein wenig beſehen und ein Blick in die ſehr berühmte hieſige Korallenfabrik gethan.

Mein Freund in Nürnberg hatte mich hier in Livorno an einen gar freundlichen lieben Mann, den Herrn Banquier Ziegler, einen Schweizer von Geburt, empfohlen. Eine ſolche uneigennützige Gefälligkeit und Dienſtwilligkeit, als dieſer liebe Mann uns erwieſen, iſt mir auf meinen Reiſen ſelten vorgekommen. Sein Benehmen erinnerte ganz an das des edlen Lichtenſtein in Montpellier.

Gegen Mittag, nachdem wir uns noch einmal in unſerer Locanda maggiore Nr. 14 vorzüglich an den trefflichen Erdbeeren mit Wein und Zucker erquickt, fuhren wir zurück nach Piſa, und noch an demſelben Abend (der Nachmittag, wie ſchon erwähnt, wurde zum nachträglichen Beſchauen der alten Stadt verwendet) verließen wir auch das alte gute Piſa, und zogen, ſitzend in dem wohlbekannten Wagen unſers ſchlaftrunkenen Vetturinos, gen Florenz. Anfangs, als die letzten Strahlen der Abendſonne die Hügel, reich bepflanzt mit Oelbäumen, beſchienen, war der Weg nicht ohne Intereſſe; dann aber, da auch der Kutſcher ganz, die Pferde halb entſchlafen waren, ſchlief ſelbſt der immer nach Neuem umblickende Sinn ein, obwohl der Streit einiger der jungen Reiſegefährten mit dem gar zu langſam fahrenden Vetturino einiges Neue gab. Denn in der That, eine ſolche Art des Fahrens, bei welcher die armen Pferde nicht immer in ihrem ſchleichenden Schritte blieben, ſondern nicht ſelten, als ob ſie ſich über etwas beſinnen müßten, ganz ſtille ſtunden, iſt mir ſelber noch nicht vorgekommen.

Der Morgen fand uns bei della Scala, die aufgehende Sonne in dem fleißigen Städtlein Empoli, deſſen Bewohner, ſo wie die der ganzen umliegenden fruchtbaren Ebene, durch die Verfertigung der berühmten florentiner Strohhüte mit der vornehmen Frauenwelt von ganz Europa in lebendigem Verkehr ſtehen. Hier, da die liebe Sonne aufgieng, gieng die Wachſamkeit unſers Vetturino's vollends ganz unter. Als wir aus dem Kaffeehaus, das uns ein Frühſtuck gewährte, nach dem Wirthshaus zurucktehrten, fanden wir die Pferde ausgeſpannt; der Fuhrmann ſelber, deſſen Sternbild bei uns nie ganz untergeht, war entſchwunden, niemand wußte, wohin? wir mußten glauben, daß man in dieſer Stadt der Strohhüte auch die Kunſt verſtehe, die Tarrenkappe zu fertigen, welche den, der ſie trägt, unſichtbar macht.

Nach vielen Stunden ward der Mann wieder ſichtbar, und es wurden nun auch die Roſſe in ſo mäßige Bewegung geſetzt, daß die armen Thiere, hätten ſie Ehrgefühl gehabt, gewiß wären beſchämt worden, durch die Schnelligkeit der arbeitenden Frauen- und Kinderhände, welche man hier überall an den Hütten beſchäftigt ſieht, Strohhüte zu flechten.

9.

Florenz.

Es war faſt drei Uhr nach Mittag geworden, als wir in das herrliche Florenz hineinfuhren, und, einer in Genua empfangenen Weiſung gemäß, in dem trefflich gelegenen, jedem Reiſenden vom zweiten bis vierten Rang der Sterne zu empfehlenden Scudo di Francia abſtiegen. Ein deutſcher Aufſeher oder Pächter des Gaſthauſes empfieng uns; es ward uns beiden, nach eigner Auswahl, ein prächtiges Zimmer, das aber, nach Südoſten gelegen, wie ſich dies an den Vormittagen zeigte, zu viel von der heiß ſtrahlenden Sonne beſucht war; die Gefährten hatten nicht ſo ausgewählt als ich und hatten zum Theil beſſer gelegene Zimmer bekommen. Man ſpeiſt, durch eine Treppe in ein Nebenhaus oder einen Anbau des Wohnhauſes gehend, bei einem trefflichen Speiſewirth nach der Charte, alles was man nur will, zu beliebigen Preiſen: Gebratenes und Gekochtes, Geſchlagenes und Geſtoßenes, Kaltes und Warmes, und dazu iſt der Wein ſehr gut; die Speiſen, was in Italien nicht eben häufig iſt, ſind vollkommen gar und ſchmackhaft bereitet.

In einer ſolchen Stadt der höchſten, geiſtigen Herrlichkeiten, wie bald iſt da das Eſſen und Trinken abgethan, und der Leib, auch wenn er noch nicht ſo ſatt wäre, wie er es doch heute war, geht gern mit, weil ihm eigentlich doch auch die fühlende Seele aus ihren Genüſſen etwas Süſſeres, Lieblicheres und Starkenderes mitzutheilen weiß, als der Ueberfluß der Freudengelage dies zu thun vermag.

Der erſte Gang führte uns nach dem wahrhaft hehren Gebäude des alten Doms, oder der Kirche St. Maria del Fiore; denn dieſe Kirche, eine der ſchönſten in ganz Italien, iſt ſo nahe an dem Scudo di Francia gelegen, daß ich, während des hieſigen Aufenthaltes, am frühen Morgen, öfters ohne Hut dahin gieng, und daß ich überhaupt faſt zu allen Stunden des Tages durch den Beſuch dieſes ſinnvollen Gebäudes mich geiſtig ſtärkte und erquickte. Die Länge deſſelben beträgt 426, die Breite 362 Fuß. Den erſten Grundriß hat Arnulph di Lapo entworfen, das kühne Gebäu der achteckigen Kuppel aber, das im Durchmeſſer, von einem Winkel des Achteckes zum andern 140 Fuß ſpannet, hat der unvergleichliche Philipp Brunnelleschi (geboren 1377, geſtorben 1444) erdacht und zur Verwunderung aller damaligen Zeit- und Kunſtgenoſſen (denn noch war nicht die Zeit des Bramante und Michel-Angelo gekommen) ausgeführt. Wenn der Leſer es erlaubte, da möchte ich wohl, gleich in der zweiten Stunde des Aufenthaltes in Florenz, die Geſchichte dieſes herrlichſten Gebäudes der Stadt erzählen; es iſt drauſſen in den Gaſſen noch ſo heiß, hier in dem Gewölbe der Kirche ſo kühl, und wir kommen noch immer zeitig genug zu den Abendbeluſtigungen des Volkes hinaus.

Aus allen Gegenden und Städten von Italien und aus dem kunſtliebenden Lande, nordwärts der Alpen, ſind (im J. 1420) die Meiſter der Baukunſt verſammelt; man will dem jugendlich ſchönen, reichen Florenz, ein Tempelgewölbe geben, ähnlich der alten herrlichen Rotonda zu Rom, aber noch höher als dieſe. Der eine findet bei ſolcher Höhe, das Stützwerk der Pfeiler, ein Anderer Anderes zur Ausführung des großen Gedankens nöthig; Brunelleschi allein, ohne das Stützwerk der ſteinernen Säulen oder Wände, findet die Kühnheit des Geiſtes hinreichend, welche den Gedanken dachte: die Kühnheit des Geiſtes, welcher mächtiger noch und ſchneller als der Lichtſtrahl über Land und Meer, über die Höhen, die zwiſchen Mauer und Mauer ſind, hinüberſpannet. Den Andern erſcheinen die Phantaſieen des Brunelleschi, welche in die blaue Luft greiſen, anfangs blos lächerlich, dann, bei ſolchem Ernſt und ſolcher Gründlichkeit des Mannes ſo anſtößig, daß ſie ihm, vielleicht mit manchem Stoß, die Thüre des Hauſes durch die Diener zeigen laſſen. Aber von einigen tieſer Sinnenden, welche unter den verſammelten Räthen waren, wird des kühnen Florentiners Bauplan nicht blos, in ruhiger Stunde, näher erforſcht, ſondern auch die Mittel zur Erprobung zuerſt am kleineren Bauwerke gewährt. Das Gelingen dieſes kleineren gibt den Vätern und Freunden des Wohles der Stadt und ihrer Kunſt Hoffnung auch zum Gelingen des Großen. Dem Brunelleschi wird endlich der Auftrag ertheilt, das Gebäu der Kuppel auf ſeine Weiſe hinauszuführen, und man geſellt ihm zum Gehülſen des Baues den Lorenz Ghiberti (geboren 1378, geſtorben 1455) bei. Dieſer, von deſſen hohem Geſchick zu den Bildwerken aus Metall noch jetzt unter andrem die Kirchenthüren an dem Battiſterio zeugen, war vorhin Goldſchmidt geweſen, und durch die Macht ſeiner mehr verſprechenden Kunſt, wie durch die Anmuth der leiblichen Geſtalt und der Sitten, hatte er das Herz und die Hand der Tochter eines edlen Geſchlechtes gewonnen. Durch dieſe Verbindung gehoben, hatte er die

Ehre der Zuſammengeſellung (zu ſolchem Werke) mit Brunelleschi erlangt, ohne doch der Ehre recht gewachſen zu ſeyn; denn ſeine Meiſterſchaft in der Kunſt des Bauens ſollte erſt noch, ſo hoffte man wenigſtens, kommen. Brunelleschi aber, dem man zugemuthet, mit dem Geſährten nicht blos die Beſoldung zu theilen, ſondern auch die Ehre, welche das Werk verſprach, gedachte anders. Er erkannte willig dem vielbegünſtigten Ghiberti den Preis in den Gußwerken aus Metall zu; bei dem Werk des Baues wollte er allein ſeyn. Er gab denn einige Zeit hindurch den Steinmetzen und Maurern die nöthigen Zeichnungen und Anweiſungen, war beſtändig ſelber beim Werke und erlaubte dem Geſährten des Amtes das Zuſehen, und wenn er wollte, das Mitanlegen der Hände zur Ausführung deſſen, was Brunelleschi angegeben. So wächſt der Bau freudig vor den Augen der Bürger. Plötzlich aber bleibt Brunelleschi von der Arbeit hinweg. Es heißt, er liege erkrankt zu Hauſe. Die Zeichnungen und Anweiſungen, welche er gewöhnlich den Gehülſen für das Zurichten und Aneinanderfügen der Steine gegeben, waren immer nur auf die Arbeiten der nächſten Zeiten hinausreichend, denn er ſelber war ja ſonſt ſtets beim Werk zugegen, konnte die Fortbewegung des Ganzen nach ſeinem Gefallen betreiben und lenken. Nun aber fehlt gar bald den Steinmetzen, es fehlt den Maurern und andern Gehülſen die nöthige Anweiſung und Leitung, und das Werk ſtehet gerade jetzt an einem ſchwierigen Punkte ſeiner Entwicklung. Da gehen ſie zu dem kranken Brunelleschi, erſuchen ihn um die nöhigen Befehle und Anordnungen; dieſer aber weiſet ſie an ſeinen Amtsgeſahrten, an den Mitbaumeiſter Ghiberti, „welcher wohl für den kranken Freund die Leitung des Werkes übernehmen werde.“ Ghiberti aber, da er jetzt den von geſchickterer Hand angefangenen Faden allein weiter ſpinnen ſoll, erkennt bald, daß hierzu mehr gehöre, als bloß das laute und augenfällige Drehen des Rades: das vorhin ſo raſch einher ſchreitende Werk ſchleichet zuerſt langſam und ſtockt dann ganz. Die Väter und Burger der Stadt bemerken die Hemmung des Baues und erfahren die Urſache; man ſendet zu Brunelleschi mit dem Erſuchen, er möge doch durch ſeinen Rath dem darnieder liegenden Werke zu Hülfe kommen. Dieſer aber, aus dem Krankenbette hervor, beklagt ſich bitterlich, daß man ihm, dem ſehr Kranken, nicht einmal jetzt die Ruhe verſtatte. Er habe bisher Alles beim Bau geleitet und gethan, nun aber möge man doch auch dem Baumeiſter Ghiberti, der ja mit ihm die Beſoldung und den Ruhm des Werkes theile, es vergönnen, daß er ſeine Einſicht und Geſchicklichkeit zu ſolchem Geſchaft zeige*). — Da bemerken die Herren des Rathes, was der eigentliche Sinn dieſer Krankheit des Baumeiſters ſey. Nachdem noch eine letzte Probe über Ghiberti's Unvermögen zu dem Geſchaft entſchieden hatte, bleibt endlich Brunelleschi allein Meiſter des Baues. Da ſcheint auf merkwürdige Weiſe die Krankheit ganz gehoben, der Meiſter iſt wieder rüſtiger und munterer als jemals bei der Arbeit zugegen; der Bau wächſt und vollendet ſich zur Zierde der Stadt und ganz Italiens, zum Stolz der Bürger von Florenz. Nach Jahrhunderten wirkte und baute Brunelleschi's Geiſt in Italien fort und geſtaltete namentlich in Bramante's *) und Michel Angelo's Geiſt den hehren Entwurf zum Gebäu der Kirche St. Peters zu Rom.

---

*) Ghiberti hatte geäußert, er wolle nichts ohne Brunelleschi thun. Dieſer erklärte hierauf unverholen, er aber wolle allenfalls Alles ohne Ghiberti thun.

So hatte uns denn gleich die erſte Stunde in Florenz zu dem alten Dom und zu dem Andenken des Brunelleschi geführt. Ich ſage nun einige Worte vom Dom ſelber. Auch im Innern des ſchönen alten Tempels iſt es mehr noch die Würde und der Ernſt des Grundgedankens, aus welchem der Bau hervorgieng, was den Geiſt ſo erhebt und erfreut, als die Schönheit der einzelnen Theile. Doch werden hier Bildhauerarbeiten des großen Michel Angelo, wie des Donatello, des Sanſovino und Bandinelli bewundert; der größte Theil der Malereien iſt von Friedrich Zuccheri, die Propheten im Chor ſind von Vaſari. Das Getäfel des Fußbodens, von Marmor, ſtellt, wie in Piſa, ein großes Gemälde vor. Auch ein berühmter Meridian wird in dieſer Kirche geſehen.

Auf der ſteinernen Bank, dem Dom gegenüber, zeigt man den Ort, wo der mächtige Dante öfter geſeſſen, und nach ihm, dem ſtarken Engel des prophetiſchen Geſanges, welcher von dem zeuget, was der Geiſt mit den Kräften der Ewigkeit erfaſſet und ſchauet, iſt dieſes Ruheplätzlein noch jetzt der Stein des Dante genannt, und Dantes Bildniß, umkränzt von Lorbeer, wird auch im Dom geſehen.

Der Lorbeerbaum, welcher Dante's Mutter vor der Geburt deſſelben, im weiſſagenden Traum, die innre Geſtalt des Sohnes andeutete, wendet ſeine Zweige, eifriger als andre Bäume, dem Lichte zu; ſeine Blüthen ent-

---

*) Bramante wurde in demſelben Jahr geboren, in welchem Brunelleschi ſtarb, im Jahr 1444.

ſalten ſich am liebſten nach dem Ungewitter des Frühlings. Dante (Durante) Allighieri (geboren am 9. Mai 1264) verlor ſeinen Vater frühe. Schon im neunten Jahre des Lebens, an dem Tage eines Maienfeſtes, wird die Liebe zu Beatrice Portieri, einer bald dahin welkenden Blume, in ſeine Seele geſenkt, damit dieſe Seele, wenn die obere Scholle hinwegfällt, es lernen möge, wie Jupiters Eiche tiefer im Boden zu wurzeln. Im achtzehnten Jahre wird der tiefe Eindruck des neunten erneut und unvergeßlicher gemacht. Es war vielleicht hier, an dieſer Stelle, wo jetzt ein müſſiges Volk ſich dränget, da Beatrice zuerſt, freundlich grüßend, den Jüngling anredete. Das Ahnden des Traumes wurde wahr: dies war keine Liebe, deren Frucht noch am erſten, ſichtbaren Tage des Lebens reift: Beatrice wollte nicht den Ruhm der Kriegesthaten gegen Arezzo, bei Campaldino (im Jahr 1289), nicht den über Piſa errungenen, mit Dante theilen, ſondern einen andern Sieg, welcher beſſer iſt und höher als der des eiſernen Schwertes. Im ſieben und zwanzigſten Jahre des Alters (1290) ward ſie ſtatt für den Hochzeitaltar, für die Todtenbahre bekränzt.

Die Ehe mit Gemma Donati, nach Beatrice's Tode, war nicht glücklich. Gemma verließ nach einigen Jahren den Gemahl. Dante ſah ſich bald von noch vielem Andern verlaſſen, an welchem ſein Herz hieng. Als er im Sturm jener Zeit, als Vorſteher und Vertreter ſeines Volkes, das Beſte gethan, was das Gewiſſen ihm gelehrt, da verbannt ihn (im Jahr 1302) Carl von Anjou, und beraubt ihn der Güter. Der Tod des Scheiterhaufens war ihm gedroht, wenn er nach Florenz wiederkehrte. Vom acht und dreißigſten Jahre des Lebens irrte dann Dante als Verbannter umher. Zwei Jahre gewährte ihm noch Arezzo Sicherheit, hierauf, nach öfterem Wechſel, jetzt der Hof des edlen della Scala zu Verona, dann das Fürſtenhaus des Guido Novella da Polenta zu Ravenna. Hier fand der Pilgrim die Pforte zur Heimkehr, am 14ten September 1321. —

Von der ſteinernen Bank des Dante denn, ſieht man noch einmal das äuſſere Gebäu, bekleidet mit der Fülle des Marmors, und betrachtet näher den ſchönen Glockenthurm, zu welchem der Vater der neueren Malerkunſt in Italien, Giotto, den Plan gezeichnet: ein vierecktes Gebäu von 280 Fuß Höhe, bekleidet mit vielfarbigem Marmor, geziert mit Statuen.

Vom Dom aus giengen wir noch zu der Kirche Johannes des Täufers oder zum Baptiſterium: ſie iſt achteckig; zwei Säulen ſtehen am Haupteingang, ſechszehen (von Granit) im Innern der Kirche. Man hält dieſes ſchöne Gebäude für einen alten Tempel des Mars. Die koſtbaren Bildwerke von Bronze an den drei Thüren ſind, bei der einen, älteſten, von Meiſter Andreas Ugolino aus Piſa, bei den andern beiden von dem erwähnten Mitbaumeiſter des Brunelleschi, Lorenz Ghiberti gefertigt, der ſich hier, in ſeinem wahren und angemeßnen Elemente, als ſo trefflicher Meiſter zeigte, daß Michel Angelo jenes herrliche Hauptthor, welches die Scenen aus der heiligen Schrift darſtellt, die Pforte des Paradieſes nannte. —

Ich will gleich jetzt, bei der Geſchichte der erſten Stunden unſeres Aufenthaltes in Florenz, dem geneigten, nachſichtigen Leſer meine Lection aufſagen, die ich aus der Geſchichte der Künſtler und der Kunſt des 14ten und des 15ten Jahrhunderts hier begriffen habe.

Florenz, in ſeinen Kirchen, ſo wie in den öffentlichen Sammlungen, gewährt allerdings die beſte Gelegenheit, um die Bekanntſchaft mit der älteſten Künſtlerſchule von Toscana, welche etwa die Betrachtung des Campo Santo in Piſa begründete, noch inniger zu machen und weiter fortzuſetzen. An **Taddäus Gaddi** haben Giottos väterliche Pflege und ſein Unterricht treffliche Früchte getragen; dies bezeugen die Werke, welche man von ihm im ſpaniſchen Capitel ſiehet (die Ausgießung des heiligen Geiſtes), ſo wie die evangeliſchen Geſchichten in der heiligen Kreuzkirche, und die Abnahme vom Kreuz in der großherzoglichen Gallerie. Wie gut dieſer Künſtler die Baukunſt verſtanden, das wird an der ſchönen alten Brücke (Ponte vecchio) erkannt, an welche der Staat die für jene Zeit ungemeine Summe von 60000 Gulden verwendete. Er war es auch, der den Glockenthurm bei Maria del Fiore, wozu Giotto den Umriß gezeichnet, vollendete. — Dieſer Taddäus Gaddi, Sohn des Gaddo Gaddi, ward nach ſeines Vaters Tode von ſeinem Taufpathen Giotto aufgenommen, in deſſen näherem Umgang und Schule er 24 Jahre blieb. Aus ſeinen Arbeiten ſcheint zuweilen ein Geiſt hervorzuleuchten, welcher weiter zu gehen vermocht hätte, wenn nicht ein ehrfurchtsvolles Verweilen bei dem Vorbild des Meiſters ihm die Hände gehalten. Gaddi ſtarb um 1350.

Von **Paolo Mazzocchi**, genannt **Uccello** (der Vogel), weil er ſo gerne Thiere dieſes Geſchlechts gemalt, wird ein Bild, den trunkenen Noah vorſtellend, in Maria Novella geſehen. Bei dieſem Künſtler ſcheint die große Kunſt der Perſpective, worin er tiefdenkender Meiſter und Erfinder war, nicht ſelten den freien ſchaffenden Geiſt in ihr künſtliches Netz verſtrickt und gefangen ge-

geführt zu haben. Uccello war geboren 1390, und ſtarb 1473.

Tomaſo Guidi, Maſaccio wegen des unanſehnlichen Aeußeren genannt, ſcheint in der Kraft und Sprache ſeiner Kunſt ſelber etwas von jener höheren Begeiſterung empfangen zu haben, welche die heiligen Zeugen und Apoſtel, Petrus und Paulus, ſo freudig machte im Angeſicht der Todesbanden, die ihrer warteten. In dem Bilde dieſes Meiſters, in der Karmeliterkirche, das jenen Zug aus der Geſchichte der Apoſtel darſtellt, und in andern Werken des Maſaccio, wird (in ihrem abbildlichen Maße) die Kunſt auf einmal ſo beredt, ihr Ausdruck ſo wahr, ſo lebenskräftig, als das Zeugniß der vorhin zaghaften und ſtummen Jünger es geworden, da die Kraft eines höheren Geiſtes über ſie gekommen. Zwar iſt das, was wir hier verglichen, verſchiedner unter ſich als das Wachen und der Traum es ſind; doch iſt auch das, was die Kunſt und was die Wiſſenſchaft zu gewiſſen Zeiten ſo mächtig emporhebt und ſo lebenskräftig machet, eine Wirkung deſſelben Geiſtes, der dem Bezaleel, wie den erſten Jüngern, nicht durch Menſchenkunſt noch durch Menſchenwitz ins Herz gegeben worden. Dieſe Karmeliterkirche iſt für den großen Raphael, und ſelbſt ſchon für ſeinen Lehrer: den Pietro Perugino eine Schule geweſen, da ſie oft und gern verweilten. Früher ſchon hatten hier öfters nachahmende Künſtler vergeblich ſich abgemüht, das große Kunſtſtück der geiſtigen Belebung mit den Fingern nachzumachen, welches nur dem Herzen gelingt. Tomaſo Maſaccio war geboren zu St. Giovanni im Arnothale, im Jahr 1402. Er lebte und arbeitete in ſeinem friſchen Lebensalter, ſehr begünſtigt durch Cosmus I. von Medicis, zu Florenz, dann, während der Umwälzungen, welche ſein Vaterland betroffen, in Rom. Als ſein erlauchter Freund, Cosmus I., nach Florenz, das ihn vertrieben, wiedergekehrt war, kam auch Maſaccio dahin zuruck, ſtarb aber bald darauf, wie man vermuthet, an dem Gift eines Feindes, im Jahr 1443.

So war es uns denn hier und in Piſa vergönnt, mitten unter den Werken der Väter und erſten Pfleger der italieniſchen Kunſt zu leben und zu wandeln. Darf ich wohl in der Erzählung einer Reiſe, welche heute lebt und heute ſtirbt, es wagen, bei ſolcher Fülle des geiſtigen Genuſſes mein deutſches Heimweh auszuſprechen? — Ich thue es auch ohne bejahende Antwort.

Mitten unter und neben dieſen Werken der alten italieniſchen Kunſt ſind mir die Werke einer ſolchen tiefen, ſich ſelber in Gott vergeſſenden Innigkeit, wie die eines Johann van Eyk geweſen, wo möglich nur noch theurer geworden und noch viel höher vorgekommen als ſonſt, und ich freue mich unbeſchreiblich auf Stuttgard, da ich die „Anbetung der Hirten“ jenes Meiſters ſehen werde*). Johann van Eyk, ſchon durch die Kunſt des Malens in Oel vor andern Genoſſen ſeiner Zeit berühmt**), würde, ſo dünkt mich, mit ſeinen Werken, neben denen der gleichzeitigen und jüngeren italieniſchen Meiſter, ſo untadelhaft, ja ſo vorwaltend an Kraft beſtehen können, als Wilhelm von Eſchenbach, der Dichter des Percival, vor Arioſt, dem Dichter des Orlando Furioſo, ja neben dem großen Dante. Hier hat denn doch, ſo dünkt mich, ſo viel auch der frommen Spitäler ſind, kein Hanns Hemmelink ein ſolches Bild gemalt als die Geburt Chriſti war, welche der vom Krankenbett geneſene Meiſter, im Gefühl der dankbaren Erhebung ſeines Gemüthes, dem Johannisſpital zu Brügge, dahin er als elender, kranker Soldat kam, zum Geſchenk hinterließ *). Hier findet ſich auch nirgends ein heiliger Chriſtoph, jenem des Hemmelink gleich, den die Boiſſere'ſche Sammlung bewahrt. Auch ſah ich hier kaum ein Werk von ſolcher tiefrührenden, kräftigen Einfalt und Gotteswahrheit, als der Tod der Maria von Johann Scoreel **), oder, wenn auch dergleichen da ſind, ſo ſprechen ſie nicht ſo deutſch zu mir, wie dieſes herrliche Bild derſelben Sammlung.

---

*) Wir kamen jedoch auf unſerer Rückreiſe nicht nach Stuttgard, und jenes herrliche Bild, wie die ganze Boiſſere'ſche Sammlung, iſt mir nun näher als jemals.

**) Geboren 1370, geſtorben 1441; ſein Bruder, Hubert van Eyk, geboren 1366, geſt. 1426.

---

*) Dieſer Meiſter war aus Damme, unweit Brügge, gebürtig, und lebte um 1470. Das erwähnte Meiſterſtück iſt jezt in München.

**) Dieſer Meiſter war im Dorfe Scoreel bei Alkmar, im Jahr 1495 geboren; lernte bei Wilhelm und Johann Cornelius zu Amſterdam, verweilte auf ſeiner Reiſe bei Mabuſe, und dann, in Nürnberg, bei Albrecht Dürer. Von Venedig aus beſuchte er das gelobte Land. Die Darſtellungen von Gegenden dieſes Landes, welche mehrere von ſeinen Gemälden zieren, gründen ſich deshalb auf eigne Anſchauung. Im Jahre 1520 war er wieder in Rom, und bildete ſich daſelbſt weiter nach Antiken und den Meiſterwerken des Raphael und Michel Angelo. Adrians VI., und Franz I. Gunſt und Gnade vermochten nicht ſein Verlangen nach der Heimath zu bezwingen. Er eilte dahin zurück, ließ ſich in Utrecht häuslich nieder, und ſtarb daſelbſt um 1562. Viele ſeiner herrlichen Werke ſind in den Flammen der Revolutionen ſeines Vaterlandes zu Grund gegangen. Den Tod der Maria hat Boiſſeré in ſichren Hafen gerettet.

Doch ich habe dem Leſer — meinem Gefährten auf dieſer Reiſe und auch auf dieſem erſten Wege durch Florenz — ein zu langes Stillſtehen vor den „Paradieſes-Pforten“ des Ghiberti zugemuthet. Ich kehre zurück und gehe weiter.

Wir geriethen, nach einigem Herumkreiſen in der ſchönen, alten Stadt, angelockt durch den hohen Thurm, der als ein großes Meiſterwerk in ſeiner Art angeſehen wird, und der nach Arnolphs Entwurf gebaut iſt, zu dem ſogenannten alten Pallaſte und den freien, mit trefflichen Statuen geſchmückten Platze in ſeiner Nähe. Beim Eingang des Pallaſtes wird David als Beſieger des Goliath, von Michel Angelo, geſehen; Herakles und Cacus von Bandinelli; im Innern die Siegesgöttin von Michel Angelo, und mehrere Arbeiten von Roſſi und Bandinelli.

Die herrliche Säulenhalle zur Seite des freien Platzes, genannt Loggia dei Lanzi, iſt nach der Angabe des Andreas Orcagna erbaut. Hier ſieht man verſchiedne, des Beachtens werthe Arbeiten der neuern Bildhauerkunſt: den berühmten Perſeus von Benvenuto Cellini, der, wie ſich die Leſer der Lebensbeſchreibung des Künſtlers, von Göthe, erinnern werden, auf dieſe zierliche Bildnerei nicht wenig ſich zu gute gethan. Der Raub der Sabinerinnen iſt von Giovanni Bologna; die Judith, von Donatello. Von nicht beſonderem Werthe iſt der Neptun mit den Nymphen an dem in der Nähe des alten Pallaſtes ſtehenden Brunnen; er iſt Ammanati's Werk. Die Reiterſtatue iſt von Giovanni Bologna.

An der Säulenhalle des Gerichtshofes bewundert man mit Recht die bauende und bildende Kunſt des Vaſari. Mehr jedoch als alles Betrachten dieſer Kunſtwerke zog uns jetzt, am erſten Abend, die Betrachtung des Volkslebens an, welches nach vollbrachter Tagesarbeit auf dieſem freien Platze erwachte, und das für uns etwas noch nie Geſehenes, Neues, in ſeiner Art war. Hier ein Puppentheater, gar künſtlich beleuchtet und decorirt, die kleinen Schauſpieler ganz vortrefflich; beſonders ſpielte der Tyrann Holofernes ſeine Rolle ganz lobenswerth, nur waren die Bewegungen der Judith etwas zu raſch, und glichen mehr noch den Sprüngen der jungen Kätzlein als dem Gang der Menſchen. Nach einer andern Seite war ein Mann, der, mit dem Stab in der Hand, dem Volke ein Bild erklärte, das eine ſchauderhafte Mordgeſchichte darſtellte, bei welcher zwar ſehr viel Blut floß, aber die Mörder wurden entdeckt und wohlverdienter Weiſe grauſam hingerichtet, wie denn dieſe Hinrichtung, mit allen Nebenumſtänden, auf einem andern Theil des Gemäldes verzeichnet ſtund. An noch einem andern Orte hatte ein Verkäufer von Arzneiflaſchen und Parfümerien ſeinen Tiſch aufgeſchlagen und ſuchte mit lautem Selbſtlobe die Aufmerkſamkeit des Volkes zu gewinnen. Verkäufer und Verkäuferinnen der Strohhüte, ſo wie der kleinen Vaſen und Figuren, der Früchte und andern Eßwaaren ſtunden da, oder drängten ſich unter dem Volke herum; dazwiſchen hörte man die Töne der Mandoline und wohllautenden Geſang.

Noch an dieſem erſten Tage machte ich, bei Tiſche, die mir ſehr werthe Bekanntſchaft zweier trefflicher Landsleute, die des Dr. Hanhard aus Moskau und des Dr. Abersbach. Der liebe, freundliche Hanhard war uns in

Florenz Führer und Freund, und neben ihm nahmen ſich auch noch mehrere wackere junge Künſtler, aus verſchiednen Gegenden von Deutſchland, unſrer Unwiſſenheit an. — Wie warm, wie ſehr warm das ſchöne Italien in dieſer Jahreszeit ſey, das lehrte uns abermals heute Nacht die ſchwüle Luft unſeres Zimmers. Die meiſten Gäſte und Fremdlinge, welche Italien beſuchen, kommen dahin und verweilen daſelbſt in einer Jahreszeit, in welcher die wärmenden Sonnenſtrahlen dem Körper gefallen und wohlthun, in den Monaten des Winters. Darum haben ſehr häufig in den Gaſthäuſern die ſchönſten Zimmer die Lage nach Süden oder Südoſt. Wer aber nun, ſo wie wir, mitten im Sommer ins Land kömmt, der würde gern das ſchöne Zimmer des italieniſchen Gaſthauſes mit einer ſchmuckloſen kühlen Kammer in einem deutſchen Wirthshauſe vertauſchen.

Mittwochs am 14ten Juni war ich ſchon ſehr frühe (geweckt durch die Wärme) im kühlen Gebäu des Domes. Darauf, nach gemeinſam genoſſenem Frühſtück in einem nicht ſehr fern von Dante's Stein gelegenen Kaffeehaus, eilten wir zum Beſehen einiger Palläſte und Kirchen der Stadt, vorzüglich aber, ſo bald ſie geöffnet war, zur berühmten Gallerie der Gemälde und der Antiken. Schon das prächtige, am Arno gelegene Gebäude, welches dieſe reichen Schatzkammern der Kunſt umfaßt, erregt Bewunderung. Seine beiden Flügel bilden eine Straße vom Platz des alten Pallaſtes gegen den Arno, und es laufen unter ihnen bedeckte Säulenhallen hin. Die Sammlung der Gemälde enthält Meiſterwerke der verſchiedenſten Zeiten und Schulen, und, zuſammengenommen mit den Gemälden des Pallaſtes Pitti, gewähren dieſelben einen ziemlich vollſtändigen Ueberblick über das Feld, das die Kunſt der neueren Zeit bei ihrem höheren Aufſchwung durchmeſſen.

Mit dem kindlichen Geiſte des Fra Giovanni da Fieſole haben die Lichter und Erſcheinungen einer ewig ſeeligen, oberen Welt geſpielt. Seine Gemälde machen auf das ſehende Auge einen ähnlichen Eindruck, als auf das hörende Ohr jene Töne aus einer unſichtbaren Region des Entzückens, welche, wie man ſagt, zuweilen an Sterbebetten vernommen werden. Dieſer ſchon im Leben des Leibes ſeelige Meiſter ward geboren im Jahr 1387, und ſtarb 1455. Er lebte im Orden der Dominicaner zu Fieſole, deſſen Gewand er erſt angenommen, als er ſchon ausgebildeter Künſtler war. Man ſieht hier in der Gallerie von ihm die Geburt Johannes des Täufers, die Vermählung der heiligen Jungfrau, die Anbetung der Könige, den Tod der Maria und noch andere herrliche Werke.

Den Lehrer des großen Michel Angelo, Dominicus Ghirlandajo (geboren zu Florenz 1451, geſt. 1496) lernt man hier aus einem Bild der Jungfrau mit dem Kinde und aus einer Anbetung der Könige kennen. Ein Geiſt voll Kraft und hohem Adel. Er und Raphaels Lehrer (Perugino) malten zugleich an der Siſtina in Rom. Mehr aber noch als in den Gemälden der Gallerie lernt man den D. Ghirlandajo in den Darſtellungen aus der Geſchichte des h. Franciscus in der Dreieinigkeitskirche verſtehen.

Von der Hand des Fra Bartolomeo di S. Marco, auch della Porta genannt, weil er vor ſeiner Einkleidung in den Orden der Dominicaner bei Verwandten, am Thore S. Pietro Gattolino gewohnt, findet ſich hier unter andern eine Darſtellung des Jeſaias und

Hiob; auſſer dieſen ein herrlicher Marcus im Pallaſte Pitti. Es zeigt ſich in dieſen Werken jene vollkommne Meiſterſchaft des Geiſtes über das Fleiſch, welche dieſem nicht bloß ſeine Geſtaltung und Schöne gibt, ſondern daſſelbe auch bewegt nach ſeinem Wohlgefallen. Jener Ernſt leuchtet überall hindurch, welcher dieſen Meiſter ſtark machte, die Welt und ihre Luſt und ſelbſt das hinzugeben, was ſeiner Seele theurer war als alle Sinnenluſt: die Kunſt, als in ihm, wie man meint, durch die Predigten des Savanarola *) die Meinung entſtanden, dieſes Opfer ſey ihm nöthig zur Rettung der Seele. Vier Jahre enthielt er ſich, obgleich ihn ſelbſt der Prior des Kloſters der Kunſt wiederzugeben verſuchte, alles Malens; bis ihm in ſeinem Innern wieder die Freiheit zu der Ausübung der geliebten Kunſt geworden. Es ſcheint überhaupt dieſer Meiſter zu dem Gelingen ſeiner Werke beſtändig noch eines andern Elementes bedurft zu haben als die bloße Anſtrengung des Willens. Die Gemälde, welche er in Rom während des Aufenthaltes bei ſeinem Freunde Raphael begonnen, wollten nicht gelingen; Raphael mußte ſie vollenden. Bartolomeo war geboren im Jahr 1469, und ſtarb 1517. — Von ſeinem Freunde und Kunſtgenoſſen Mariotto Albertinelli (geb. 1475, geſt. 1520) ſieht man in der Gallerie die

---

*) Dieſer berühmte Dominicanermönch, deſſen Reformationseifer ſich nur zu ſehr mit dem Politiſchen vermiſchte und verunreinigte, hatte beim Carneval 1497 und 1498 auf einem hölzernen Gerüſte allerhand Kunſtwerke verbrennen laſſen, von denen er meinte, ſie könnten die Sinnlichkeit aufregen. Selbſt Fra Bartolomeo war damals unter denen, welche die Werke ihrer Kunſt zu jenem koſtbaren Opfer herbeitrugen.

Heimſuchung der Maria. In dem Angeſichte der vom Geiſte der Weiſſagung bewegten alten Eliſabeth, ſo wie in dem ſeeligen Antlitz der vor Allen beglückten Jungfrau lieſt man den Sinn und Ausdruck der Lobgeſänge: „Seelig, o ſeelig biſt du, die du geglaubt haſt," und: „Meine Seele lobet den Herrn, mein Geiſt freuet ſich Gottes, meines Heilandes." Ich weilte gern und oft bei dieſem Bilde und bedauerte jedesmal, daß ſich dieſer Albertinelli, wie ſein Freund Bartolomeo, wahrſcheinlich auch durch Savanarola's eifernde Predigt, von der Ausübung ſeiner Kunſt hinwegſchrecken laſſen. Albertinelli wählte übrigens nicht den Mönchsſtand, ſondern wurde ein Wirth, und hatte in ſeinem geräuſchvollen Geſchäft die erlangte Kunſtfertigkeit nach mehreren Jahren ſo verloren, daß ihm eine neuverſuchte Ausübung derſelben nicht mehr gelingen wollte.

Mit einem florentiniſchen Künſtler aus der gleichen Zeit, aber von einem noch kräftigeren Aufſchwunge als der des Albertinelli geweſen: mit Andrea del Sarto (eigentlich Vannucchi) wird man am beſten hier in ſeiner Geburtsſtadt, in Florenz, bekannt. Dies iſt eine innig und fruchtbar liebende Seele, welche in den Werken der Meiſter, vor denen ſie ſich demüthig beugte: des Michel Angelo und Leonardo da Vinci, ſo wie des Fra Bartolomeo, alle die Gaben, welche der Geiſt Jenen geſchenkt, anerkannte und dieſelben in der Sprache ihrer Hand wieder zu geben verſuchte. Aber jene fremden Gaben wurden in dieſer Hand etwas Andres und Neues; das geliehene Pfund trug ſelber wieder ein andres Pfund Gewinn. Ohne daß dieſe demüthige Seele es wußte, gab ſie das Saatkorn, das ſie aufgenommen, öfters mehrfältig wieder, denn es heißt: den Demüthigen iſt Gott hold. Als im Jahr 1529, nach der Einnahme von Florenz durch den Feind, ein Haufe der allzerſtörenden Krieger und Landleute ſchon den Thurm und die Kirche von St. Salvus niedergeſtürzt hatte, und als nun die rohe Schaar ins Refectorium gedrungen war, wo ſich das Abendmahl Chriſti von der Hand des Andrea del Sarto den Blicken zeigte, da war die Wuth geſtillt und gelähmt; keine Hand wollte mehr zerſtören, das Kunſtwerk redete zum ſtürmenden Volke die Sprache des Engels, welcher den Verheerungen der Peſt Einhalt that bei der Tenne Araſna. Hier in der Gallerie ſieht man von jenem Meiſter mehrere herrliche Werke; im Pallaſt Pitti unter andern die Abnahme vom Kreuz, in welcher eine Ruhe des Sabbaths von oben, welcher nahe iſt, mit kühlender Kraft durch den Schmerz der zum Staube gebornen Menſchenſeele weht. Das herrliche Kunſtwerk deſſelben Meiſters, an der Kirche dell' Annunziata, davon wir ſpäter reden werden: die Madonna del Sacco, ſoll, ſo ſagt man, in dem Sacke, an den ſich Joſeph lehnt (daher der Name des Bildes) an einen Zug aus der Geſchichte des von vielfacher äuſſerer Noth gedrückten Künſtlers erinnern, „denn dieſes Meiſterwerk habe er um einen Sack voll Kornes gemalt.“ Ja, dieſer Andrea del Sarto (geboren 1488) war eine Frucht, welche, gleich der Feige, nur durch den Stich mancher Schmerzen zur Reife gelangen konnte; was ſein ungeſchickter Lehrer Barili an ihm niedergetreten und verdorben, das mußte ein demüthig eifriges Studium des Cartons, welchen Leonardo da Vinci und Michel Angelo für den großen Rathsſaal in Florenz entwarfen, in ihm wieder aufrichten. Aber mit der innern Kraft und mit dem Lebensalter wuchs die äuſſere Noth. Franz I. zog im Jahr

1518 den Künſtler aus dieſer Noth heraus und zu ſich nach Frankreich. Jedoch der kunſtliebende Monarch hatte vergeſſen, des Andreas andre Hälfte, das Herz ſeines Herzens, mit ihm zugleich aus dem italieniſchen Boden zu heben und nach Frankreich zu verpflanzen. Des Andrea Weib, an welchem ſeine Seele hieng, war in Florenz geblieben. Als deshalb der gütige Monarch dem Meiſter Urlaub zum Beſuch des Vaterlandes gegeben und zugleich eine Summe in ſeine Hand gelegt zum Ankauf von Gemälden, da waren die Thränen und das Bitten des Weibes mächtiger und lauter als das dem König gegebne Wort: Andrea konnte nicht wieder von Florenz fort und — was ihm ſelber dann vielfältigen Schmerz machte — das ihm anvertraute Geld wurde unvermerkt zu einer Decke der Blöße und der Noth und zu einer Erquickung der Seinen. Da malte er nun für den zürnenden Monarchen Mehreres (unter andern die jetzt in Dresden befindliche Opferung des Iſaak durch Abraham, welche leichtlich allein mehr werth war, als die ganze ihm anvertraute Summe); der gereizte Edelmuth des Monarchen wollte aber nichts von Erſatz wiſſen, wenn Andrea ſich nicht ſelber zur Summe ſtellte. — Dieſer treffliche Meiſter ſtarb an der Peſt, welcher er vergeblich am Fuß des Gebirges zu entfliehen geſucht, im Jahr 1530, im 42ſten Jahr des Lebens.

Leonardo da Vinci lernt man faſt noch mehr in Mailand kennen als in Florenz, darum wollen wir ſeiner erſt bei jener Stadt ausführlich erwähnen.

In ſeiner ganzen Vielſeitigkeit und Fülle von Kraft läßt uns Florenz ſeinen hochgepriesnen Fürſten der Künſtler, den Michel Angelo Buonarotti erſcheinen. Wenn wir in der Geſchichte der Kunſt, wie der Wiſſenſchaft das erſte Aufkeimen, wie das Fortſchreiten zur höchſten Blüthe, alsdann das plötzliche Abnehmen und Verfallen betrachten, müſſen wir allerdings einen Theil der Schuld dieſes Verfallens dem Menſchengeiſte ſelber, und dem Ueberhandnehmen jenes eigenmächtigen und eigenwilligen Princips in ihm zuſchreiben, welches in ſeiner leiblichen Geſtalt der Grund des natürlichen Todes iſt [*]). Zugleich aber müſſen wir erkennen, daß vor allem ein Strom des oberen geiſtigen Lebens, der ſeine Fluth mitten durch den Lauf der Zeiten ergießt, wann und wo er will, jetzt die Blüthe der Kunſt aufkeimen machet, und ſich entfalten, dann aber, wenn er ſich wieder entzeucht, ſie welken läßt, ohne daß der beſte und angeſtrengteſte Wille des Menſchen die ſcheidende noch zu halten vermöchte. Wenn dann die Stunde des Frühlings und des Aufkeimens gekommen, da läßt jener Geiſt zumal und an unzähligen Orten zugleich durch die Seelen der Menſchen ſeine Lebenswaſſer hervorquellen, und da wachen zu derſelben Zeit in Deutſchland und Italien ganze Schaaren der ſelberſchaffenden Künſtler auf. In ſolcher Zeit geſchieht es dann, daß an einigen Orten eine kleine, ſtille Quelle aus grüner Wieſe, an einem andern aber ein ganzer, mächtiger Strom aus dem Felſen entſpringt. Ein ſolcher übergewaltiger Quell, der, gleich jenem von Vauclüſe, gleich nach ſeinem Entſpringen, mit der Gewalt der Cataracten über die Bergwände ſtürzt und die Werke der Menſchen bewegt, war Michel Angelo. Nicht ſo, wie im ſtillen, ruhig über das Land tretenden Quell der Wieſe vermag ſich das Angeſicht des betrachtenden Menſchen, oder das Geſtirn und Gewölk in ſolchem ſtürzenden Gewäſſer zu ſpiegeln; will jetzt das Auge auf dieſer, dann auf der andern Welle ruhen, da entweicht und zerſtäubt das kryſtallne Schifflein alsbald in Tiefen, dahin ein mächtigerer Zug es entreißt als der zum Vergnügen der Menſchenſeele. Ein ſolcher Strom nährt allerdings und tränket nicht allein, ſondern zerſtöret auch; er gleichet in ſeinem Verlauf jenen Momenten des Ueberwallens der ſelbſtiſch thätigen Lebenskraft, mit denen zuerſt das Hinabſinken des Lebens zum Tode beginnt*). — Wo begegnete man wohl nicht in Florenz der Macht des Buonarotti. Hier in der Gallerie zeigt ſich derſelbe in einer heiligen Familie als vollendeter Maler, in der Statue des Bacchus und manchem andren Werke als vollendeter Bildhauer. Dort vor dem alten Pallaſte ſtehet die Statue des David, welche der Meiſter aus einem, durch des Bildhauers Simons Hand übel zugerichteten Marmorblocke gehauen. Wo man aber durch die Stadt gehet, da ſtehen Palläſte, ja ganze Gaſſen vor Augen, welche bezeugen, wie groß und ehrenwerth Michel Angelo als Baukünſtler geweſen. Dieſer Michel Angelo Buonarotti iſt im Jahr 1474 unweit Florenz, in dem Schloß von Capreſe, geboren, wo ſein Vater Befehlshaber war. Sein Lehrer in der Malerkunſt war der oben erwähnte Ghirlandajo, in der Bildhauerkunſt war es Bertoldo; als väterlicher Freund pflegte und beſchützte das jugendliche Talent: Lorenzo von Medicis. Schon im vierzehnten Jahre zeigte ſich Buonarotti als Meiſter der Bildhauerkunſt an der Copie eines antiken Satyrkopfes, und bald hernach durch die Statuen zum Grabmahl des heiligen Dominicus in Bologna.

---

*) M. v. meine Geſch. der Seele. §. 22.

---

*) M. v. m. Geſch. d. Seele a. a. O.

Auſſer der Schule des Ghirlandajo hatten ihn die Studien nach Maſaccio's Gemälden, in der Kirche del Carmine, zum Meiſter der Malerkunſt gereift. Dieſes zeigte vor allem der leider in den nachmaligen Volksunruhen zerſtörte große Carton, welchen Michel Angelo gemeinſam mit Leonardo da Vinci für den Rathhausſaal in Florenz entworfen. Unter Julius dem Zweiten begann Buonarotti in Rom (in der Kirche St. Peters in den Banden) das Grabmahl dieſes Papſtes, mit der Statue des Moſes, dann die Gemälde aus dem alten und neuen Teſtament, und die Bilder der Propheten und Sybillen in der Sixtiniſchen Capelle (im Jahr 1512). In einem ſpäteren Alter, wie vor dem Angeſicht der Ewigkeit, hat derſelbe in dieſer Capelle das jüngſte Gericht gemalt (von (1534 bis 1541), welchem wir in Rom begegnen werden. Als er im Jahr 1546, nach dem Tode des Antonio da Sangallo, die Leitung des Baues der Peterskirche übernahm, war er zwar ſchon 72 Jahre alt, aber damals noch ſo rüſtig, daß ein Beobachter jener Zeit (Blaiſe de Vigenere) erzählt, er habe den Michel Angelo in einer Viertelſtunde mehr Marmor abſchlagen ſehen, als vier Steinmetzen in 3 oder 4 Stunden zu thun pflegten*). Noch im 81ſten Jahre zeigte er als Dichter in Dante's Geiſt, daß er nicht, wie der Verläumder P. Ligorio geſagt, kindiſch geworden ſey, und dieſes Sonnet war das letzte, ſeiner ziemlich zahlreichen Gedichte. Michel Angelo ſtarb, faſt neunzig Jahre alt, im Jahr 1564.

An den Werken des Antonio Allegri, oder Antonio da Correggio, ruht der betrachtende Geiſt gern und empfängt, wie am Quell im Schatten der Palme,

---

*) Fiorillo vermuthet, dies könne im Jahr 1550 geweſen ſeyn

Kräfte des Lebens und Erquickung. Dies iſt ein Fremdling aus einer andern Welt, der ſich auf kurze Zeit unter die Schaar der Künſtler gemiſcht und das arme Gewand der Erde getragen, dann aber bald wieder verſchwunden. In Correggio's Seele hat nicht jenes männliche Walten vorgeherrſcht, welches das eigne Selbſt ſuchet und zunächſt nur dieſes darſtellet; ſondern jene weibliche Empfänglichkeit, jenes Sehnen, das in dem eignen Seyn die rechte Befriedigung nicht findet, und welches deshalb beſtändig ſich aufmachet, um den Frieden den es ſuchet in einem höheren, ewigen Seyn zu erfaſſen. Dies iſt die Richtung der ſtrebenden Kraft, welche nicht zum Tode, ſondern zum Weiterleben führt; es iſt die allgebährende, fruchtbare Nacht, aus welcher alles Seyn und Weſen, das ſich in ſie verſenkt, immer neugeſtärkt und belebt hervorgeht; denn ſo lange die Seele in dieſer Richtung der demüthigen Hingebung bleibt, ſo lange wächſt ſie noch; wenn das entgegengeſetzte Walten herrſchend wird, dann hört ſie auf zu wachſen, und die Zeit des Abnehmens iſt da. Darum hat auch nur aus Correggio's Wirken, noch einmal, in ſpäterer Zeit, ein friſcher Zweig der Kunſt erblühen können. — Es ſchwebt noch jetzt über der Geſchichte des äußern Lebens jenes edlen Geiſtes ein tiefes Dunkel. Sein Geburtsjahr wird von Einigen auf 1474, von Andern auf 1490 und auf 1494 geſetzt, und die letzte Jahreszahl ſcheint die richtige. Wir kennen die Geſchichte ſeiner frühern Jahre nicht; nach Orlandi's Zeugniß ſoll Correggio mit jugendlichem Eifer das Studium der alten Literatur und der Mathematik ergriffen haben, bis der mächtigere Drang ihn zur Kunſt gerufen. Wer hier ſein Meiſter geweſen, wiſſen wir eben ſo wenig; auf einmal, mitten in einer Umgebung welche ihm kein groſſes Vorbild zur Nacheiferung gezeigt, ſtehet Correggio, wie von Gott gelehrt, als Meiſter da. Mehrere Werke des Correggio ſcheint ein Loos des frühen Unterganges getroffen zu haben. Verſchwunden iſt das Altarblatt der Minoritenkirche im Städtlein Correggio, ſo wie andre ehehin in derſelben Kirche aufgeſtellte Werke dieſes Meiſters. Aber ſeinem fruchtbaren Geiſte wurden die Werke geboren wie Thau aus der Morgenröthe, der träufelnd nach allen Orten hin das Erdreich befruchtet. Wer die Nacht dieſes Meiſters *) geſehen, der konnte erfahren, was in jedem Gebiet des menſchlichen Wirkens die Seele, zum Wohle andrer Seelen, vermöge, wenn ſie willig und ganz dem wohlthätigen Walten des Geiſtes aus Gott ſich überläßt. — Da iſt der Frieden und die Stille eines noch auf Erden den Menſchen wieder geſchenkten Paradieſes. Hier in Florenz ſiehet man unter andern von Correggio eine Madonna, gebeugt vor dem Kinde, deſſen Tag zu ſehen die Väter des alten Bundes verlangt hatte; doch lernt man dieſen Meiſter beſſer aus den Werken in Dresden und in Parma kennen. — Correggio, den, nach einer alten Sage, während ſeines Pilgerlaufes öfters das wohlthätige Dunkel der äuſſern Noth umnachtete, ſtarb am 5. März 15[illegible] im vierzigſten Jahre des Alters **).

Domenico Zampieri, genannt **Dominichino** (geboren faſt hundert Jahre ſpäter als Correggio, im

---

*) In Dresden.

**) Wie Vaſari erzählt, an den Folgen der Anſtrengung beim Nachhauſetragen einer Summe von 60 Scudi, die man dem dürftigen Manne für wohlgeleiſtete Arbeit in Parma (boshafter Weiſe) in Kupfergeld gezahlt hatte.

Jahr 1581, zu Bologna, geſtorben zu Neapel im Jahr 1641) war in vieler Hinſicht ein Geiſtesverwandter des Antonio Allegri; in ihm wohnet ſchon als Jüngling jene Demuth, welche das eigne, mächtige Wachſen in der Kunſt, durch das Studium der lebenden Menſchenwelt, den Mitſchülern verbirgt, und in der Schule des Ludwig Caracci dreimal es ihm verſchweigen machet, daß die Arbeit, die den Preis erworben, von ihm ſey. In Rom von Lanfranco feindſelig verfolgt, und von den Anhängern dieſes Feindes aufs bitterſte verläumdet, malt er ſein hehres Meiſterwerk: die Communion des heil. Hieronymus, wovon wir ſpäter noch reden werden. Niedergebeugt von vielfältigem andern Neid und auch von häuslichem Leid, endete er das Leben im ſechzigſten Jahr des Alters, wie man glaubt am Gift der Feinde.

Aus der alten römiſchen Schule hat in Florenz Gentile Fabbriano um 1423 ein Werk (in der Sakriſtei der Dreieinigkeitskirche) hinterlaſſen, welches in Fieſole's Fülle, doch nicht Tiefe des Gefühles, gemalt iſt. Von Pietro Vannucci, genannt Perugino, dem Lehrer des Raphael, ſiehet man hier eine heilige Jungfrau mit dem Kinde; daneben Johannes den Täufer und St. Sebaſtian. Es erſcheint in den Arbeiten dieſes Meiſters öfters ſchon eine Geſtaltung, ähnlich jener der Raphael'ſchen Werke; aber dieſer Geſtalt fehlen noch bei Perugino die Schwingen, die ſie bei Raphael empfängt. Wenn uns die Kunſt in Raphaels Werken gleich der Braut im höchſten Schmuck des hochzeitlichen Gewandes erſcheint, ſo gleichet ſie dagegen bei Perugino derſelben ſchönen Braut im einfachen Gewand des Hauſes, und mit der Miene und Gebärde des täglichen Geſchäftes.

Von Raphaels Hand ſind hier, auſſer einigen Porträts, Johannes der Täufer in der Wüſte, und zwei heilige Familien; die letzteren, nach der gewöhnlichen Annahme, aus einer früheren Periode als das erſtere Gemälde. Es iſt aber in ihnen allen jene Wahrheit des Geiſtes, vor welcher kein Früher gilt und kein Später, weil ſie ſelber ewig ſich gleich iſt. In dieſen Gemälden der Jungfrau erkennt man das Walten einer Mutterliebe, deren Freude in der Furcht des Herrn iſt; und dieſe heiligen Kinder ahnden ſelbſt in ihren Spielen die Nähe eines unſichtbaren und göttlichen Auges, das liebend auf ſie gerichtet iſt. Von der hehren Richtung der Kunſt in Raphael, und von ihrer Bedeutung für die innere Entwicklungsgeſchichte des Sehnens, das den Menſchen erſt zum Menſchen macht, habe ich anderwärts (in meinem Wanderbüchlein) ausführlicher geſprochen.

Johann Bellin (geb. 1422, geſt. 1512), einer der Väter der venezianiſchen Malerſchule, hat den Geſtalten um ſeinen todten Chriſtus ein innig tiefes Gefühl der innerlich wahren, wenn auch nicht hoch vollendeten, Menſchennatur aufgeprägt.

Von **Giorgio Barbarelli**, genannt **Giorgione** (geb. 1477, geſt. 1511) findet man in den hieſigen Sälen der venezianiſchen Schule mehrere Porträts und das Urtheil des Salomons. Es beginnt ſchon in den Werken dieſes Meiſters jenes Leben und jene Pracht der Farben der Natur, welche in Tizians Gemälden die höchſte Vollendung erreichen, von welcher die Geſchichte der Kunſt weiß. Giorgione's früh aufblühendes, aber durch eigne Schuld auch frühe hinſterbendes Talent hatte die Eiferſucht des Lehrers (des Johann Bellin) ſo ſehr gereizt, daß dieſer ihn aus ſeiner Schule trieb. Bald aber erregte den Neid des ſeiner Meiſterſchaft ſo ſicher ſcheinenden Giorgione ein Stärkerer als er war:

Tiziano Vecellio, geboren im kräftigen Land der Gebirge, zu Campo del Cadore, an den Grenzen des Friauls, im Jahr 1477 oder 1480. Tizians Geiſt nährte ſich zuerſt am Studium des klaſſiſchen Alterthums, bis das überwiegende Talent des Knaben den Vater (Gregorio) bewog, ihn bei Johannes Bellin in die Lehre zu geben. Der Jüngling entwuchs aber dieſer Lehre bald und wetteiferte mit Giorgione, welcher ſich ſchon bei der Arbeit der Frescogemälde am deutſchen Waarenlager von ſeinem Mitſchüler überwunden ſahe. Giorgione hatte die Façade nach dem Kanal, Tizian die andre Seite gemalt; das Volk, welches meinte, auch die letztere ſey Giorgione's Werk, lobte ihm vor allem dieſe, denn hier habe er ſich ſelber und ſeine frühere Arbeit weit übertroffen. Daher Giorgione's Neid, der nur mit dem Tode endete. Tizian hat in ſeiner faſt hundertjährigen Lebenszeit (denn er ſtarb 1576 an der Peſt) eine Fülle von Werken hinterlaſſen. Ihm iſt es vor allen Malern der neueren Zeit gelungen, das Fleiſch ſelber zur athmenden Seele zu erheben, ja er hat, dies zeigt ſein Meiſterwerk: Chriſtus mit dem Zinsgroſchen, in der Dresdner Gallerie, dieſe lebende Seele auch mit dem Geiſt zu bekleiden verſtanden, der nicht vom Geſchlecht der Erde iſt. Es zeigen ſich von dieſem Meiſter in der Florentiner Gallerie (auſſer den Darſtellungen der Venus, an denen man das von der Kunſt beſeelte Menſchenfleiſch rühmet) mehrere Werke, in denen, ſo wie in andern Gemälden von ihm, eine bewundernswerthe, treue Abſpiegelung der Geſtaltungen gefunden wird, welche die ewige Weisheit in der äuſſeren Natur ſchaffet. Welche Ehrfurcht iſt da, gegen die eigentliche, wahre Geſtaltung jedes Blattes, jeder Blume, wie ſie die Natur gab, nicht wie ſie etwa ſonſt die Kunſt um des Effectes willen ſuchet. Auf dem einen der Bilder reichet der kleine Johannes dem Jeſuskinde Blumen dar; auf einem andern erſcheint die Welt der Engel um die Mutter her; auf einem dritten beſchenkt die heilige Katharina das Kind mit einem Granatapfel. Auch ein Schlachtſtück, ſo wie mehrere Porträts, ſind von Tizian in der Gallerie zu ſehen. — Tizian war mehreremale (1547 und 1550) in Deutſchland, namentlich in Augsburg.

Von den andern Malern aus der venezianiſchen Schule, zum Theil Schülern und Zeitgenoſſen des Giorgione und Tizian, lernt man hier, wenigſtens aus einzelnen Werken noch kennen: Giacomo Palma, genannt der Aeltere (geb. zu Pergamo 1540, geſt. zu Venedig 1588); Paris Bordone aus Trevigi (geb. 1500, geſt. 1570). Auch von dem Mitbewerber und Nebenbuhler Tizians um die Palme des Ruhmes, von Licinio oder Regillo von Pordenone (geb. 1484, geſt. 1540), welcher in gewaltiger und zum Theil wohlgelungener Anſtrengung mit Tizians Geiſt um die Meiſterſchaft der Farbengebung gerungen *), und von Giacomo Robuſti; genannt Tintoretto, weil ſein Vater ein Tuchfärber geweſen (geb. 1512, geſt. 1594), ſind hier Gemählde zu ſehen. Und wo ſollten von dem zuletzt genann-

---

*) Pordenone war ſo begierig darauf, mit Tizian zu wetteifern, daß er immer Gelegenheit ſuchte, mit dieſem an einem und demſelben Werke zu mahlen. Er arbeitete hiebei, aus Furcht vor feindſeligem Begegnen, umgürtet mit ſeinem Degen.

ten fruchtbaren Geiſte keine Werke ſeyn, da jenes innere Feuer, mit welchem er Michel Angelo's Kraft und Tizians Leben zu erfaſſen geſtrebt, ihn zu einer faſt unglaublichen Schnelle des Arbeitens hinriß. Es hat freilich dieſer Sturmwind des innern Bewegens öfters den Wald der Geſtalten, welchen Tintoretto ſchuf, unnatürlich verbogen und ſelbſt zerſchmettert.

Der edle Geiſt des **Paul Veroneſe** (m. v. o. S. 175), welcher nicht durch Nachahmung andrer Menſchenwerke ſo groß geworden, ſondern welchen ein anderer, höherer Geiſt gelehrt und genährt hat, wird in den Darſtellungen von dem Zeugentod der heiligen Katharina und des Juſtinus erkannt, ſo wie in der Verkündigung der Maria; an der Eſther, als ſie bittend ſich dem Ahasverus naht, und an der heiligen Agnes. — Aber auch aus den Zeiten des Verſinkens der venezianiſchen Schule ſind hier einzelne Werke: des Verſinkens in das manierliche Nachäffen bloß von Menſchenart und Werk, in ein Nachäffen, das wie der Tänzer auf dem Seile, durch gewaltſame Kunſt in der Höhe, über den Häuptern der feſt am Boden ſtehenden, alten Meiſter, ſchweben und glänzen will. Denn dieſer Verfall wird ſchon bei **Giacomo Palma** dem Jüngeren (geb. 1544, geſt. 1628) merklich.

Die Meiſter der alten deutſchen und niederländiſchen Schule wird man freilich zum Theil aus andern Werken noch höher ehren und mehr begreifen lernen als aus denen, welche die Gallerie zu Florenz in ſich faßt; doch erfreut man ſich auch hier darüber, daß dieſe deutſche Art und Kunſt ſo ehrenvoll und herrlich neben der Meiſterſchaft Italiens ſich ſehen laſſen darf. Eine heilige Jungfrau mit dem Kinde wird dem trefflichen van Eyk

(m. v. S. 720) zugeſchrieben. Von dem werthen Meiſter **Lucas Kranach** (eigentlich **Sunder**, gewöhnlich **Müller** genannt, geb. 1470 zu Kronach, geſt. 1552 zu Weimar) werden die Porträts von Luther und ſeinem frommen Landesherrn, ſo wie von Katharina von Bora und Melanchthon geſehen. Unter dem Bilde Luthers und des Churfürſten ſtehen ſehr treuherzige, den Reformator preiſende Reime.

Von dem Shakſpear der Malerkunſt, von **Hanns Holbein**, deſſen mächtigen Geiſt man erſt in ſeinen Holzſchnitten z. B. vom Todtentanz recht verſtehen lernt, welche Schlotthauers treuer Fleiß unſrer Zeit wieder geſchenkt hat, findet man hier unter mehreren Porträts auch jenes des Thomas Morus; des Mannes, der für Holbeins ſaures Leben ſo hoch geſegnet war. Denn was in Baſel weder Amerbachs noch Erasmus Lehren und Warnungen gegen Holbeins Hang zum fröhlichen Rauſche der Trinkgelage vermocht hatten, das gelang an ihm dem Thomas Morus und ſeinen Freunden, in deren nahem und täglichem Umgange der treffliche Künſtler einige Jahre lebte. Hanns Holbein war zu Augsburg im Jahr 1495 geboren, darauf mit ſeinem Vater nach Baſel gezogen, wo damals ſein großes Talent nur von Wenigen erkannt wurde. In ſeinem 31ſten Jahre (1526) gieng er, von Erasmus und andern Freunden dahin empfohlen, nach England, zu Thomas Morus, in deſſen Hauſe er etliche Jahre im Stillen lebte und arbeitete, bis Morus den Künſtler ſammt ſeinen Werken dem Könige, Heinrich VIII, zur weiteren Fürſorge übergab. So ward Holbein, wie ſpäterhin der Shakſpeare der Tonkunſt: Händel, Englands hochgefeierter Künſtler. Es iſt in dieſem Meiſter (dies bezeugen ſein ſchon erwähnter Todtentanz und ſeine Holzſchnitte zu Erasmus Encomium Moriae) bei der Kraft des tiefen Ernſtes zugleich die Freiheit der treffendſten Ironie und des bedeutungsvollen Scherzes. Holbein ſtarb zu London an der Peſt im J. 1554. —

Von Lucas von Leyden (geb. 1494, geſt. 1533) iſt ein Chriſtus, gekrönt mit Dornen; von Albrecht Dürer *), eine Beſchneidung Chriſti und ein Jacobus, der Apoſtel. Mehrere treffliche Gemälde bezeugen die große Kraft und die hehre Richtung, welche in Peter Paul Rubens, dem Fürſten der niederländiſchen Maler war. Durch dieſen Meiſter bewies unter andern die Kunſt, daß der Geiſt von oben, der auch in ihr waltet, jede Art der Leiblichkeit, ſelbſt die ſcheinbar ſchwerſte, nach ſeinem Wohlgefallen erziehen und zu ſeinem Tempel zu geſtalten vermöge. Der wahre Künſtler, wie der Lehrer des Wortes, iſt zunächſt dazu berufen, die ihm zugehörige und nahe ſtehende Leiblichkeit: „ſein eigenes Volk“ zur Gleichheit eines unſichtbaren und göttlichen Ebenbildes zu erziehen, nicht aber daſſelbe in die Aehnlichkeit eines fremden, ſichtbaren Abbildes, ſey dies auſſerlich auch noch ſo wohlgefallig, zu verſtellen. Auch im Pallaſte Pitti finden ſich Werke von Rubens fruchtbarer Meiſterhand, unter andern eine heilige Familie und ein ſchönes Gemälde, auf welchem der Maler ſich ſelber und ſeinen Bruder, ſo wie ſeinen Freund Hugo Grotius und den berühmten Juſtus Lipſius darſtellte. Rubens war zu Cölln, dahin ſein Vater aus Antwerpen gezogen, im

---

*) Ueber dieſen Meiſter und ſeine merkwürdige Zeit ſprach ich ausführlicher in meinem Wanderbüchlein, ſo wie in meinem Peurbach und Regiomontan.

J. 1577 geboren, und hatte ſeine erſte Geiſtesbildung durch das Studium der alten Klaſſiker empfangen. Es ſcheint, daß die ſonderbare Verfügung ſeiner Mutter, nach welcher er eine Zeit lang als Page bei der Gräfin von Lalaing diente, nicht ohne Einfluß war, auf die Entwicklung ſeiner Neigung zur Kunſt. In Italien bildete er ſich am meiſten nach Tizian und Correggio. Jenes wohlbehagliche äußere Leben, in der Fülle der Güter und der Ehre, bei welchem jedoch der Geiſt mit ganzem Ernſte ſtrebt, ſich unbefleckt und innerlich wach zu erhalten, jenes gemüthliche, leibliche Wohlſeyn, das ſich in Rubens Werken abſpiegelt, waltete auch in ſeinem, zum Theil von eigner Hand prächtig ausgezierten Hauſe und in ſeinem Umgange. Er ſtarb im Jahr 1640. — **Paul Rembrandt** van Rhyn, Sohn eines Müllers bei Leyden, (geb. 1606, geſt. 1674) ſcheint das natürliche Bedürfniß und Vorrecht des Menſchengeiſtes, die ſichtbare Leiblichkeit zu ſich zu ziehen und ſie zu vergeiſtigen, nicht gefühlt oder ihm keine Herrſchaft über ſich geſtattet zu haben. Wie ein tief ermüdeter Mann im Augenblick des Einſchlafens die Geſtalten der Umherſitzenden bei nächtlicher Lampe ſieht und ihre Stimme hört, ohne ſelber noch zu ihnen ſprechen zu mögen, ſo überläßt ſich, in ſolchen Werken, die Kunſt ganz den mit ihr ſpielenden Eindrücken der Außenwelt, und der Geiſt ruhet zuweilen willig bei einem ſolchen ſtillen Herde aus. Rembrandt malte ſo gern ſolche Geſichter, in denen ſich die Liebe zum Erwerb und Beſitz des glänzenden Standes ausſpricht, weil dies das Angeſicht ſeines eignen Weſens war. Dieſer Meiſter ſchämte ſich ſeines Geizes, der die Haupttriebfeder ſeiner künſtleriſchen Wirkſamkeit geweſen, ſelbſt vor ſeinen Schülern nicht mehr, welche ihn oft durch gemaltes Geld täuſchten. Eine ſolche Art der Nachahmung der Natur erinnert zuletzt doch an das ſchön bemalte Papiergewand, worin **Mabuſe** (geboren 1500, geſt. 1562), vor Kaiſer Karl V. erſchien, als er das weiß damaſtene Kleid, das ihm ſein Gönner, der Markgraf van Veere, zu ſolchem Zwecke geſchenkt, im Weinhauſe verkauft hatte.

Der kräftige, ſpäter aufblühende Zweig der Kunſt, jener der Landſchaftsmalerei, gab durch **Claude Lorrain** oder **Gelee**, geboren bei Toul in Lothringen im Jahr 1600, geſtorben 1682, der hieſigen Gemäldeſammlung einige ſeiner beſſeren Früchte. Es wird in dieſen Landſchaften öfters die innere Geſchichte des frühe verwaisten und vereinſamten, zum Beruf eines Paſtetenbäckers beſtimmten Meiſters erkannt; der in der ſtillen Natur und in ſeinem Lieblingsdichter, dem Taſſo, ſich ſelber und ſeine Beſtimmung finden und verſtehen lernte. — Auch von **Salvator Roſa**, geb. 1615 zu Renellat, geſt. 1673, ſind einige treffliche Werke hier.

In den Sälen der Statuen begegnet man zuerſt vielen Bildniſſen der alten Kaiſer und Kaiſerinnen. Man gehet weiter und gelangt in jenen Saal, welcher einige der herrlichſten Meiſterwerke der alten Kunſt in ſich faßt: die weltberühmte mediceiſche Venus, einen Apoll, die Statue des Schleifers, die beiden Ringer und den tanzenden Faun. Da ſchläft Ariadne, und dort, aus ſchwarzem Marmor gebildet, ein Morpheus. Hercules bekämpft den Centaur Neſſus. Ueber das Angeſicht des großen Alexanders ergießt ſich der Schmerz des nahenden Todes. In einem andern Saale erblickt man Niobe unter den ſterbenden oder von der Angſt des unvermeidlichen Todes ergriffenen Kindern. Noch ſieht man in dieſen Sälen den Bacchus mit dem Faun, Endymion, Pomona, Amor und Pſyche, und ſonſt noch viel des oft Beſchriebenen und von den kunſtliebenden Reiſenden Erwähnten. Unter den Werken der neueren Bildhauerkunſt zeigt ſich ein Bacchus von Michel Angelo's Meiſterhand, und die berühmte Copie des Laocoon von Bandinelli. — Auch eine ſehenswerthe Sammlung alter Münzen iſt im Local der Gallerie enthalten.

Nach ſo langem Stehen und Sehen, Bewundern und Staunen, thun die Ruhe und die Erquickung des Mittagsmahles ganz beſonders wohl, und die Speiſen und der Wein ſtärken und erfreuen mit doppelter Kraft, wenn man dabei das Glück hat, ſie in ſolcher guter Geſellſchaft wackrer Landsleute aus allen Gegenden von Deutſchland zu genießen, wie es uns hier begegnete. Da waren Künſtler und Gelehrte, unter andern auch ein wohlunterrichteter, wackrer Offizier aus Oeſterreich mit ſeiner Gemahlin, welche eben aus Neapel zurückkehrten nach Deutſchland.

Am Nachmittag beſahen wir die St. Marcuskirche und das Kloſter der Dominicaner, und in beiden die Gemälde des Fra Bartolomeo della Porta, ſo wie in der Kapelle des h. Antonius die Statue dieſes Heiligen von Giacomo da Bologna. In dieſer Kirche ſieht man das Begräbniß des berühmten Picus della Mirandola, ſo wie jenes des Poliziano; in dem Kloſter hat Savanarola gelebt. — Außen an der Kirche dell Annunziata erfreut man ſich an dem herrlichen Frescogemälde des Andrea dell Sarto, welches, wie ſchon oben erwähnt, eine heilige Familie darſtellt, und, weil Joſeph ſich an einen Sack lehnt, unter dem Namen der Madonna del Sacco bekannt iſt. — In die Kirche des heiligen Laurentins, welche auch von dem S. 217 genannten Brunelleschi erbaut iſt, führte uns ein junger Künſtler und verſchaffte uns dadurch einen ſehr großen Genuß. Denn nicht der koſtbare Hochaltar von Marmor, auch nicht die Arbeiten in Bronze von Donatello, oder die alte kunſtreiche Sakriſtei von Brunelleschi, ſind es, welche der Kirche die Macht geben, ſich auf eine ſo unvertilgbare Art der Erinnerung zu bemeiſtern, ſondern vorzüglich in dem Werk des großen Michel Angelo, das hier ſich zeigt, iſt dieſe Macht begründet. Die ſogenannte neue Sakriſtei bezeuget, nicht blos was die edle Form und die architectoniſchen Verzierungen betrifft, die gedankenvolle Tiefe jenes gewaltigen Geiſtes, ſondern mehr noch und tiefer thun es die beiden Gräber: darſtellend den Morgen und den Abend, den Tag und die Nacht. Michel Angelo hat dieſe Bildwerke, wie er dies auch bei manchen andern gethan, nicht ganz vollendet; als hätte er hiermit bekannt, daß es der höher ſtrebenden, ernſteren Kunſt mehr anläge, vor allem nur mit Geiſtesgewalt den Gedanken an ein Ewiges zu erzeugen, als das nach ſinnlicher Vollendung fragende Auge zu vergnügen. In einigen, Großes ſchaffenden Seelen iſt jene männliche Kraft, welche das Leben weckt, ſo vorwaltend, daß ſie jene andre, weibliche, die das Geweckte mit der äußren Form bekleidet, wenigſtens auf einzelne Momente ganz verſchlingt und zurückdrängt. Die (noch immer unvollendete) Kapelle dieſer Kirche, mit ſechs großen Särgen von Sienit und Granit und den bronzenen Statuen der Mediceer (zum Theil aus Giovanni di Bologna Hand) iſt auch nach Zeichnungen von Michel Angelo erbaut. Sie iſt ein Achteck, vielfach verziert mit architectoniſchen Edelgeſteinen, wie Jaspis, Lapis Lazuli, Chalcedon, u. ſ. w. —

Eben bei dieſer Kirche iſt denn auch jene berühmte Bibliothek, deren Bücher und koſtbare Manuſcripte mit Ketten an den Tiſch geſchloſſen ſind. In ihr wird ein Exemplar der Pandecten, aus der Zeit des Kaiſers Juſtinian, ein Virgil aus dem fünften, eine lateiniſche Bibel aus dem ſechsten Jahrhundert, aufbewahrt.

Die heilige Geiſt-Kirche, mit ihren korinthiſchen Säulen und dem von Michelozzi erbauten Hochaltar, enthält mehrere Gemälde aus der älteren Zeit der italieniſchen Kunſt. Das Gebäude ſelber iſt Brunelleſchi's Werk. — In der großen Kirche zum heiligen Kreuz ſieht man die Grabmahle mehrerer Bürger dieſer Stadt, die in ihrer Kunſt oder Wiſſenſchaft Könige und Herrſcher waren. So jenes des Michel Angelo, des Galileo, des Macchiavell, des Leonardo Bruni Aretino, das des Vittorio Alfieri, und des naturkundigen Micheli. Auſſer den Grabmählern findet man hier auch Kunſtwerke von Giotto, Vaſari, Donatello u. A. Bei dem Betrachten des Crucifixes des zuletzt erwähnten trefflichen Meiſters, des Donatello (geb. 1381, geſt. 1466), eines Zeitgenoſſen und Freundes des oben erwähnten Brunelleſchi, fiel mir oft die Anecdote ein, welche Vaſari bei Gelegenheit dieſes Kunſtwerkes von beiden erzählt. Brunelleſchi hatte an dieſem Crucifix ſeines Freundes getadelt: daß der Körper des Chriſtus etwas zu „bäueriſch" ausgefallen ſey. Dieſer Tadel verdroß den guten Donatello nicht wenig. „Brunelleſchi möge ſich über Werke der Baukunſt ein Urtheil anmaßen, denn da gebühre es ihm als Meiſter der Kunſt ohne Widerrede; was aber die Werke der Bildhauerei beträfe, da möge er ſich des Urtheilens und Tadelns enthalten, bis er ſelber verſucht habe, einen Chriſtus am Kreuz darzuſtellen." Brunelleſchi ſchwieg, denn er erkannte die Wahrheit der Worte an. Die Freunde ſahen ſich jetzt eine Zeit lang nur ſelten und wenig. Nicht weil der eine den andern um des etwa noch ſchmerzenden Wortes willen vermieden hätte, ſondern weil dem Brunelleschi ein andres, dringenderes Bedürfniß anlag als jenes, den Freund zu ſehen und zu ſprechen. Denn in den Feierſtunden, die er ſonſt dem geſelligen Vergnügen gegönnt, arbeitete er jetzt ſelber an dem Bild eines Chriſtus am Kreuz, und verſteckte jedesmal, wenn er aufhörte zu arbeiten, das Werk unter dem Ausraum der Werkſtätte. Endlich iſt die Arbeit fertig; der Meiſter ſtellt das Crucifix im Vorplatz vor dem Zimmer auf. Er geht jetzt und ſucht den Freund Donatello. Wir waren ſo lange, ſagt er, nicht mehr fröhlich zuſammen, ſo kommt denn heute einmal zu mir, mit mir das Frühbrod zu eſſen und ein Glas guten Weines zu trinken. Donatello iſt bereit, und die beiden gehen zuſammen. Unterwegs kauft noch Brunelleschi einiges des Gebackenen, friſche Trauben und Käſe zum Mahle, und faßt dies alles in den ledernen Schurz. Vor dem Hauſe jedoch bittet er den Freund: er möge die Sachen ein wenig in ſeine Schürze nehmen und indeß vorausgehen, während er ſelber noch einigen Wein beſorgen wolle. Donatello gehet alſo mit dem belaſteten Schurze voraus. Da er aber nun das neue Werk des Freundes, dieſen Chriſtus am Kreuz, erblickt, ergreift ihn ſolche Verwunderung, daß ihm die Hände ſinken und die Laſt der Eßwaaren zum Boden fällt. Da kommt Brunelleschi und findet den Freund noch ſtaunend vor der Arbeit ſtehen; zu ſeinen Füßen das Gebackene, die Trümmer des Käſes und die Trauben. Ei mein Freund, ruft er aus, was wollen wir nun eſſen? — „Ich, meines Theiles, ſagt Donatello, bin ſchon ſatt. — Euch iſt es gegeben, einen wahren Chriſtus am Kreuz darzuſtellen; uns iſt es gegeben, Leiber der Bauern ans Kreuz zu heften."

Die Kirche St. Maria Novella, mit ihren vielen Glasmalereien, wird für eine der ſchönſten in Italien gehalten. Michel Angelo nannte ſie „die Braut." Jede Capelle derſelben enthält Gemälde von guter Hand.

Aber jetzt war es auch Zeit, aus den Gebäuden, von denen wir ja mehrere an den ſpäteren Tagen noch wieder ſahen, hinauszutreten ins Freie. Wie war heute ein ſo munteres Leben am Domplatz, da die Handelsleute vom ſechſten Range ihre Kattun- und Leinwandſtücke, ſo lang ſie waren, auf dem Boden ausbreiteten, als wollten ſie die Käufer durch die Länge anlocken! Wie war auf den ſchön gepflaſterten Kai's am Arno hinauf und auf den vier Brücken, welche über den Fluß führen, ein ſo buntes Gedränge! Wenn man ſolche Volkshaufen betrachtet, die ſich freilich um dieſe Zeit nach einzelnen Punkten hin concentriren, da erkennt man wohl, daß man ſich in einer Stadt befinde, welche noch immer gegen 80000 Einwohner in ſich faſſet (einſt war ſie eine der bevölkertſten im damaligen Europa); und wenn man das Oval, das die Stadt bildet, ſo der Länge und der Quere nach, wie wir es thaten, durchzieht, da wird man wohl inne, daß der Umfang ſechs italieniſche Meilen betragen müſſe, obgleich es ſich auf dieſem bequemen, breiten Steinpflaſter ſo leicht einhergeht. Ueberaus lieblich klang unſrem Ohre das Italieniſche, das hier ſelbſt das Volk ſpricht und ſingt; unſrem Auge gefiel der Anſtand und die Beſcheidenheit der Sitten, welche eben dieſes Volk mit ſeiner großen Munterkeit ſo gut zu verbinden weiß. Da iſt nichts Verziertes und Verdrucktes zu bemerken; es iſt eine ſchöne, reiche Natur, die ſich ſo geben darf wie ſie iſt, weil ſie ſich ihres Weſens nicht zu ſchämen hat. — Die Hausfrau kaufte heute Abends dem muntern Volke zwei Strohhüte ab, einen kleinen und einen großen.

Am dritten Vormittag beſahen wir das hieſige, reiche und vortrefflich angeordnete naturhiſtoriſche Muſeum, mit den berühmten anatomiſchen Wachspräparaten. Die Sammlung der Fiſche intereſſirte mich für jetzt am meiſten: ſie umfaßt ſowohl getrocknete und ausgeſtopfte als in Weingeiſt verwahrte; und ſehr häufig iſt eine und dieſelbe Art in beiden Formen der Aufbewahrung zu ſehen. Man darf nicht verſäumen, ſich das große Zimmer im untern Stockwerk, das vorzüglich mehrere ausgeſtopfte Fiſche von größerem Umfang enthält, zeigen zu laſſen.— Ein Seitenzimmer, oben bei den Sälen des zoologiſchen Muſeums und der Wachspräparate, bildet die Schauder der Gruft und die Gräuel der Verweſung mit einer furchtbaren Treue nach. Man ſieht die der Peſt Erlegenen: hier die vor Kurzem Geſtorbenen; dort die Leichname, auf deren Leib die angehende Verweſung ſich ſchon niedergelaſſen, dann aber andere, an denen ſie ſchon im Gefolge der Würmer naget und frißt, oder die ſie bereits bis zum Knochen hinab verzehrte. — Die Mineralien-Sammlung enthält viele ſehr koſtbare Stücke.

Der Anblick des Marienhoſpitals und ſeiner innern Einrichtung, eben ſo wie jener der Verſorgungsanſtalt für arme verlaſſene Kinder, erregt hier, wie in vielen Städten Italiens, ein wohlthätiges Heimathsgefühl der höheren Art. Ja, man fühlt es, daß da noch jene Gotteskraft des Chriſtenthums wohne, welche die Brüder ſich unter einander lieben lehret, und des Verlaßnen ſich erbergen. Noch beſteht jene wohlthätige Geſellſchaft (società della misericordia), von welcher der edle Graf Stolberg in ſeiner Reiſe erzählet; jene Geſellſchaft, welche Mitglieder aus allen Ständen umfaßt, die ſichs zur Pflicht machen, jeder verborgnen Noth, jedem plötzlichen Unglück nachzuforſchen und ihm mit aller Kraft abzuhelfen. Wo es nöthig iſt, werden die Kranken auch in den Häuſern aufgeſucht und verpflegt. Das Unglück und die Noth gibt Jedem, ſey er wer er wolle, ein ſicheres Recht auf die Hülfe dieſer Geſellſchaft. Oefters verbergen die Freunde in der Noth nicht bloß ihre Wohlthaten, ſondern, wo ſie ſelber, auch zum niedrigſten Dienſte, Hand anlegen, ihr Angeſicht und die äußern Abzeichen des Standes unter einer Maske, damit der Arme von der Anweſenheit des Hochanſehnlichen nicht beſchämt werde, und damit die Wohlthat ihren Lohn, durch Menſchenlob, nicht vor der Zeit dahin nehme. Der ausländiſche Geiſt der Flachheit, der in Italien auf ſo Manches mit hochmüthiger Verachtung herabſieht, gehe doch zuvor hin und bringe dieſelben Früchte des guten Baumes: „er gehe hin und thue desgleichen."

Der botaniſche Garten iſt, unter dieſem ohnehin ſo günſtigen Himmel, noch überdieß ſehr günſtig an einem Abhang angelegt, und das kräftige Gedeihen ſo vieler Pflanzen der heißen Länder im Freien zeigt, mit welcher Macht auf einige Theile dieſes Abhanges die Sonne wirke. Einen ſo großen Cyperus Papyrus als hier, hatte ich noch nie geſehen.

Ein öffentlicher Garten, genannt di Boboli, hat herrliche, dichtſchattige Gänge, und behält ſein üppiges Grün das ganze Jahr hindurch, da es ihm die immer grünenden Eichen, der Lorbeer- und Erdbeerbaum, der Baſtard-

Baſtard-Lorbeerbaum (Viburnum Tinus) und die Cypreſſe gewähren. Statuen und Springbrunnen, ſo wie ein Muſcheltrog von ägyptiſchem Syenit, welcher 36 Fuß im Umfang hat, dienen ihm zur Zierde.

Der nahe bei dieſem Garten gelegene Pallaſt Pitti, oder der neue, großherzogliche Pallaſt, iſt nach einer Zeichnung von Brunelleſchi gebaut. Im Vorhof ſteht ein Herkules, den man für das Werk des Lyſippos hält. Unter den herrlichen Gemälden, welche dieſer Pallaſt enthält, ſind auſſer der vielgeprieſenen Madonna della sedia noch mehrere andre Werke von Raphael zu ſehen. So einige heilige Familien und Porträts, unter den erſtern eine in der früheſten Manier des Meiſters; eine andre in der ſpäteren, vollendetſten. Ein heiliger Sebaſtian von Andrea del Sarto, dann ein Chriſtus und eine Madonna von Carlo Dolce, ſo wie mehrere treffliche Gemälde von Rubens, erfreuen das Auge und erheben den innren Sinn. — Die Palläſte Riccardi, Strozzi, Corſini, Capponi, Orlandini, und noch eine Menge anderer, enthalten ebenfalls viel Sehenswerthes. Ein Theil dieſer Palläſte zeugt für die Meiſterſchaft des großen Mannes, nach deſſen Zeichnung und unter deſſen Leitung ſie erbaut wurden: des Michel Angelo. Gleich alten Burgen, erinnernd an die Zeiten der Kriege und Kämpfe, ſelbſt in den Mauern der Stadt, haben viele dieſer Palläſte Zinnen und Thürme. Sehenswerth iſt auch noch der Centaur von Giovanni Bologna am Fuße vom Ponte vecchio, und vielleicht ſo manches andere von uns zu wenig beachtete Werk der Kunſt in den geſchmackvollen Gebäuden und auf den freien Plätzen. Zählt man doch hier 150 öffentliche Bild- und Denkſäulen, zwei Obelisken (auf dem Platze St. Maria), bekannt durch die jährlichen Wettrennen, welche hier gehalten werden. Wem dann eine längere Zeit des Verweilens in Florenz geſtattet iſt, als uns, der wird ſich auch noch mehr an dem Anblick der ſchönen Umgegend, an der Betrachtung der Villen ergötzen können als wir, namentlich der Villa del Poggio Imperiale, welche unter andern alten Statuen ein Meiſterwerk des Michel Angelo: den Adonis, enthält. Dieſe Villa liegt nahe am römiſchen Thor, wurde aber von uns nur im Vorübergehen geſehen.

Es war mir ſehr wohl geworden in dieſer Vaterſtadt eines Dante und Amerigo Vespucci, eines Bocaccio und Macchiavelli, Michel Angelo und Brunelleschi. Noch einmal ſaß ich am letzten Morgen auf der ſteinernen Bank des Dante. Ich dachte der ernſten Zeit der Kämpfe und der Todesgefahren, in welchen Dante und die gleichzeitigen Genoſſen der Geſinnung, ſo wie der innern Kraft, ihre Ausſaat geſtreut für die Ernte der Zukunft. Die Tage jener kämpfenden und im Schweiß des Angeſichts arbeitenden Männer ſind ſchneller geweſen denn ein Läufer; ſie ſind geflohen und haben nichts Gutes erlebt. Sie ſind vergangen wie die ſtarken Schiffe, wie ein Adler flieget zur Speiſe. Dagegen iſt das Gewächs, das aus der Ausſaat ihrer Mühe entſtanden, gleich dem Baume des Lorbeers, ein ewig grünendes; ſeine Früchte ſind ohne Aufhören in den Zweigen. Denn dieſe Männer haben aus der Tiefe eines Bornes geſchöpft, deſſen Waſſer voll lebendiger Kraft iſt; ſie haben aus ihm geſchöpft, weil in ihrem Geiſt jene Kraft war, die allein in die Tiefe dringt: Demuth, welche von einem Göttlichen weiß, das in armer Geſtalt dem Menſchlichen ſich genaht.

10.

Reiſe von Florenz nach Rom.

Freitags, den 16ten Juni, am Mittag, ſaßen wir im Wagen unſers von hier aus bis Rom gedingten Vetturino's, eines, in ſeiner Art und ſeinem Stande, ſtolzen Römers der heutigen Zeit. Wir hatten einen ſchriftlichen Contract aufſetzen laſſen, welchen ich und der Vetturino unterzeichneten. Er ſagte großmüthig: „Bei einem römiſchen Vetturino iſt ſolche Vorſicht nicht nöthig;“ und wenn alle ſo ſind, wie er gegen uns war, dann hatte er allerdings recht.

Der Weg von Florenz gegen Siena hinaus, gehet zuerſt über die von Oelbäumen und dann mit dem uralt einheimiſchen Gebüſch des Südens überwachſenen Hügel und Höhen des grauen Kalkgebirges, das nach andern Richtungen hin an Glimmerſchiefer ſich anlehnt. In Caſciano wollte durchaus unſer Vetturino (was ihm nicht gebührte, da wir bloß Abendeſſen und Nachtlager frei von ihm ausbedungen hatten) auch den Wein und das Brod für uns bezahlen, „denn es ſey die Weiſe der Römer, für ihre Gäſte zu ſorgen.“ An beiden Ufern des Grevefluſſes zeigt ſich Thonſchiefer. Auch auf ihm gedeiht die Fülle der Oelbäume und des Weines. Dann folgt der Sandſtein dieſer Gegenden, reich an Verſteinerungen, vornehmlich aus der Familie der auſternartigen Muſcheln, und Mergellager über und unter Kalk.

Wir kamen bei anbrechendem Abend nach Poggibonzi, einem ſehr gewerbluſtigen, gutbevölkerten Städtlein, das am Abhange eines fruchtbaren Hügels liegt. Der helle Mondſchein hatte die arbeitsmüden und doch noch muntern Bewohner des Städtleins heraus ins Freie, unter andern auch auf die Straße vor unſerm Wirthshauſe (der Poſt) gelockt. Wir hörten und ſahen, bis wir uns ſchlafen legten, Geſänge und das Auf- und Niederſchreiten der Menge. Unſer Vetturino war unerſchöpflich in den Regungen ſeiner großmüthigen Gaſtfreundſchaft. So gut und reichlich ſind wir von keinem andern Vetturino in Italien bewirthet worden, als, großentheils auf der Fahrt von Florenz nach Rom, von dieſem römiſchen Fuhrmann.

Sonnabends, den 17ten Juni, kamen wir zuerſt durch die reich bewachſenen Hügel des merglichen, zum Theil an Verſteinerungen ſehr reichhaltigen Sandſteines dieſer Gegend. Auch hier gleicht die Umgebung des Weges einem immer grünenden Garten; denn die größte Zahl der Bäume und Gebüſche, welche zu beiden Seiten der Straße ſtehen, verliert die Bekleidung des Laubes auch im Winter nicht. Zur Linken ſiehet man das hügliche Land von Chianti, welches durch ſeine trefflichen Weine berühmt iſt. Der Weg ziehet ſich nun weiter hinan, durch die faſt ſäulenartigen Hügel des Sandſteines, welche (man glaubt Menſchengebäude vor ſich zu ſehen) dem Vorgefühle gleichen, das die Seele im Traume der Morgenſtunden von den Arbeiten des Tages hat. Da iſt denn das ſchöne hochgelegne Siena, mit der weiten Ausſicht nach den Höhen und Tiefen des umgebenden Landes. Michel Angelo hat die Kirche Maria Novella in Florenz die Braut unter den italieniſchen Kirchen genannt; dürfte ich durchreiſender Fremdling über die Städte Italiens urtheilen, ſo möchte ich Siena die lieblich träumende Braut unter allen dieſen Städten nennen. Da iſt das wahrhaft hehre, marmorne Gebäu des alten Doms (vollendet 1333). In ihm will ſelbſt der Fußboden das Wort nachſprechen, das nie vergehet; ſeine Moſaik-Gebilde ſtellen Scenen aus der Geſchichte der heiligen Bücher dar. Die achteckige Kanzel von weißem Marmor haben die Meiſter Nicola und Giovanni von Piſa mit Werken der künſtlichen Hand geziert. In der einen Kapelle ſieht man Bildniſſe von weißem Marmor, gefertigt von Bernini, welche die Maria Magdalena und den heiligen Hieronymus darſtellen. In einem Nebengebäu der Kirche werden mehrere mit Bildern ausgeſchmückte Folianten verwahrt, welche in alter Notenſchrift (vielleicht ſehr bedeutungsvolle) Kirchengeſänge enthalten. Vor allem aber ſieht man hier die Frescogemälde des Pinturicchio, denen Raphael „die jugendlichen Träume der Braut“ mit damals ſchon kräftigem Pinſel eingehaucht. — Ein Werk der alten Bildhauerkunſt, die Grazien vorſtellend, aus weißem Marmor, wird auch in dieſem Seitengebäude des Doms gefunden. Ueberdieß enthält der alte herrliche Dom noch Werke von Michel Angelo, Donatello, und Gemälde von Perugino. — Das ſchöne Siena war einſt von 100,000, nun kaum von 20,000 Menſchen bewohnt. Der Thurm del Mangia ſteigt ſchlank und hoch empor. Dem großen Marktplatz hat die Kunſt die Geſtalt einer Muſchel (nach unten tiefer, nach oben höher) gegeben, um das anſcheinende Mißverhältniß, welches die Unebenheit des Bodens begründete, in ein harmoniſch ſchönes Ebenmaß aufzulöſen. Auch die Kirche der Auguſtiner iſt ſehr beachtenswerth, ſowohl wegen der Bauardes Ganzen, als wegen der Gemälde von Perugino und Carlo Maratti, welche ſie enthält.

Hehr und mächtig iſt die Ausſicht, welche man auſſen vor der Stadt, auf dem Sandſteinhügel hat. Unüberſehbar weit breitet ſich die grünende Ebene, mit ihrem Wieſengrunde nach dem Meere hin aus, dazwiſchen aber erheben ſich wie Wogen eines großen Meeres, die reichbewachſenen Hügel und Berge. Die Straße gehet, ſo wie ſie am Abhang bei Siena hinabgekommen, durch eine fruchtbare Ebene, welche ſich ſanft gegen den Ombronefluß neiget. St. Quirico, welches der Vetturino zum Nachtlager erwählt hatte, liegt auf einer Anhöhe, welche wir zu Fuß hinangiengen. Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als wir zum Thor des Städtleins eintraten. Unſer Römer erſchien auch hier im Wirthshaus, wie Oberherr und Beſitzer. Er herrſchte und beſtellte zum Abendeſſen für ſich und ſeine Gäſte, was ſeinem Herzen wohlgefiel und gebot Eile. Das ſcheint aber bei dem eilenden Volk der italieniſchen Köche faſt ein überflüſſiges Gebot, denn ſolche Fertigkeit im ſchnellen Zubereiten der Speiſen wird wohl in wenig andern Gegenden geſehen. Die armen Hühner ſchliefen noch eben ſo ruhig auf ihrer Stange und in nicht viel länger als einer halben Stunde war ſchon das erſte (gekochte) Gericht aus ihnen bereitet und vor die Gäſte hingeſtellt, bald hernach dann auch das zweite (gebratene). In St. Quirico koſteten wir denn auch den hier in der Nachbarſchaft wachſenden berühmten Monte Pulciano Wein.

Sonntags den 18ten Juni gieng ich, in Begleitung unſrer beiden fleißigen Pflanzenſammler zu Fuße dem Wagen voraus, der heute etwas ſpäter ausfuhr als geſtern. Die Sonne war eben im Aufgehen über dem grünenden Lande und ein erfriſchender Wind wehete vom Gebirge. Der Boden, auf dem man hinter St. Quirico gehet, iſt ein weicher, merglicher Kalkſtein mit ſehr vielen Seethier-Ueberreſten, unter denen ſich namentlich häufige Echiniten zeigen. Etwas weiter hin wird die Gegend für die Gebirgskunde noch intereſſanter, denn hier ſind die Berge zu ſehen, aus denen die warmen, ſchwefelhaltigen Quellen von St. Filippo und jene von Vignone entſpringen. Uns brachte dieſer Morgen namentlich eine große Ausbeute für unſre Inſecten-Sammlung, und auf den öden Hügeln des bläulichen und grünlichen Mergels, zu deren Höhe die Straße hinanſteigt, fanden wir, unter den Käfern des wärmeren Landſtriches, unſren abentheuerlich gebildeten Scarabaeus typhoeus (Fabr.) ſo häufig, als in den Küſtengegenden der Oſtſee. Radicofani, das wir vor Mittag erreichten, liegt auf einem ziemlich hohen Berge, deſſen Gipfel ein alter, erloſchner Vulcan iſt. Auſſen vor dem Städtlein gehet die Straße ganz nahe bei einer keſſelartigen Eintiefung vorbei, um welche mächtige Steine zu einem ringförmigen Walle aufgehäuft liegen. Dies ſcheinen Auswürfe eines vulcaniſchen Kraters, welcher einſt in jener Keſſeltiefe ſich öffnete. Das alte Schloß und ein Theil des Städtleins ſind auf Lava erbaut, welche zum Theil porös und ſchaumartig, zum Theil dicht iſt; dazwiſchen ſiehet man ſäulenförmigen Baſalt. Nicht ſelten zeigt ſich in der dichten Lava, wie in dem Baſalte ein hyalithartiges Geſtein. In einem Gewölbe des Schloſſes iſt ein reicher Quell von reinem, friſchen Waſſer, welches aus einer der oberſten Oeffnungen der alten vulcaniſchen Tiefe hervorbringt. Sie mag aus denſelben, emporſteigenden Dämpfen gebildet ſeyn, welche die benachbarten heißen Quellen von St. Filippo erzeugen.

Wir hatten nur einen Führer nach dem alten Schloſſe begehrt, es ſchloß ſich aber gleich Anfangs dieſem einen Führer ein zweiter an und die Menge der andren kam noch nach und „wollte eine kleine Vergütung für die Mühe dieſes Nachkommens“ haben. Das Städtlein ſelber ſieht aber auch wirklich ſo aus, als wenn in ihm viele arme Leute wohnten. Deſto ſtattlicher iſt der auſſer der Stadt, an der Straße gelegene Gaſthof und herrlich die Ausſicht, von dem Abhang des Berges hinabwärts.

Bei Pontecentino iſt die römiſche Gränze und das dortige Zollamt erreicht, welches die Reiſenden durch ſeine Unterſuchungen nicht lange aufhält. Hier zeigte ſich in Menge die herrliche Orchis anthropophora am Wege. Die Straße begiebt ſich vor Acquapendente in den kühlenden Schatten der dichten Eichen und Kaſtanienwälder. Näher der Stadt erſcheinen Lavafelſen, deren graues Geſtein ganz erfüllt iſt von Leuzitkryſtallen. Waſſerfälle rauſchen vom Abhang herunter, welche dem Städtlein ſeinen Namen gegeben. Es war noch in einer ziemlich zeitigen Nachmittagsſtunde, als wir nach Acquapendente kamen, wo ſich ein Theil der Bewohner, auf dem Marktplatz am Steigen eines Luftballons vergnügte. Unſer Vetturin ſorgte bald dafür, daß wir aus der Unterſtube des Wirthshauſes, die uns zuerſt aufnahm, und welche zugleich, wie öfters in Italien, die Küche war, in ein recht anſtändiges, oberes Zimmer gebracht wurden. Für dieſe und manche ähnliche Gefälligkeiten mußten wir uns aber auch gefallen laſſen, daß er hier in Acquapendente, was eigentlich gegen unſren Contract war, noch zwei Römer in den ohnehin ſchon ſchwer belaſteten Wagen nahm.

Denn obgleich unſre jungen Botaniker es vorgezogen hatten, den Weg von Florenz bis Rom meiſt zu Fuß zu machen und nur zuweilen ein leichtes Fuhrwerk zu nehmen, waren wir doch noch unſrer vier im Wagen.

In einer ſolchen Gegend, wie die war, durch welche wir am 19ten Juni des Morgens kamen, war freilich der Sitz vornen im Kabriolet, welchen ich für mich und die Hausfrau gewählt hatte, doppelt ſo viel werth als der Sitz im Innren des Wagens und wir bedauerten nur, daß wir ihn nicht früher eingenommen hatten. Zuerſt eine grünende Wildniß der alten Lavafelſen und vulcaniſchen Tuffe, in denen ſich überall Hölungen und Klüfte zeigten; dazwiſchen Aecker und Weinpflanzungen. Die Straße kommt an den Ruinen der alten verlaßnen Stadt St. Lorenzo vorüber. Die ungeſunde Lage, in der Mitte des Aushauches der Sümpfe und erloſchnen Vulcane, hatte die Bewohner genöthigt, ihren alten Wohnort zu räumen und hinauf auf den Hügel in das neue Städtlein gleiches Namens zu ziehen. Allmälig zeigt ſich nun von der Höhe herab der tief, im Keſſel des Gebirges gelegene See von Bolſena, mit ſeinen Inſeln, auf deren Lavafelſen hohe Bäume ſtehen. Der Grund des Sees, deſſen Umfang 30 italieniſche Meilen beträgt, ſcheint durch vulcaniſche Kräfte hineingeſenkt zu ſeyn in den Boden. Die Landſchaft wird immer reizender, je mehr man ſich dem klaren, blauen See nahet. Da, wo nun das Städtlein Bolſena ſtehet, war einſt das alte Vulsinium. Nur wenige Reſte, unter andrem der wohlerhaltne Sarcophag, der auf dem Kirchhof ſtehet, erinnern noch an jene vormalige Hauptſtadt der Volsker. Es bekleidet ſich, wie öfters in den Darſtellungen des Alterthumes, auf den halberhobenen Bildern des Sarcophages, der

Gedanke des Todes mit den Geſtaltungen und Bewegungen einer wilden, bachiſchen Naturkraft und aus der Ferne dämmert die wohlbegründete Anſicht hervor: daß derſelbe natürliche Grund, der dem leiblichen Leben ſein erſtes Entſtehen gab, den Kreis deſſelben auch wieder auflöſe (m. v. meine Geſchichte der Seele S. 271 und 847).

Die herrliche Gruppe der Baſaltſäulen, welche jenſeits des Städtleins, nahe bei der Straße ſich zeigt, hat ſchon Athanaſius Kircher beſchrieben. Der Boden beſtehet aus einer wenig feſten Maſſe von (aufgelöster) Leuzitlava und vulcaniſcher Aſche, dazwiſchen einzelne Stücken von Bimsſtein. Darüber erhebt ſich, bis zu einer Höhe von mehr als dreißig Fuß, der Baſalt, welcher faſt durchaus in Säulen von meiſt 6, zuweilen auch von 5 und 3 Seitenflächen getheilt iſt. Die Säulen haben eine ſchiefe Stellung, indem ſich die äuſſeren Enden unter einem Winkel von etwa 22° über die Ebene des Bodens erheben. Auf der Straße von Bolſena hinaufwärts fanden wir häufig den Ateuchus sacer und fiengen die große Dolch-Wespe (Scolia flavifrons) in Ueberfluß. Sehr einladend zeigt ſich von einigen Punkten des Weges, oben auf der Höhe gelegen, das ſchöne Orvieto mit ſeinem ehrwürdigen alten Dom. Uns aber führte unſer Weg nach dem, durch ſeinen trefflichen Wein berühmten Monte-Fiascone. Das ſchöne alte Schloß, hoch auf dem Gipfel des Berges gelegen und ſelbſt das alte Städtlein zog uns mehr an, als der auſſen vor der Stadt gelegene Gaſthof, der ja ohnehin, wie uns die vornehmen, vor ihm haltenden Reiſewägen es ſagten, mit Gäſten hinreichend verſorgt war; wir machten uns auf und beſtiegen den Berg. Hier am Gemäuer des alten Schloſſes überſchaut das Auge ein weites Land. Die gegen Weſten gelegne Ebene, aus welcher nur einzelne Hügel emporſteigen, iſt von dem fernen, blauen Saum des Meeres umgürtet, gegen Süden hat man den waldbewachſenen Mons Ciminus und zu ſeinen Füßen das ſtattlich ausſehende Viterbo; gegen Oſt und Nordoſt erhebt ſich das bergige Land. Ueber der Gegend nach dem Meere hin ruheten ſchwere Gewitterwolken und die hindurchbrechenden Sonnenſtrahlen gaben dem kleinen Streifen, der ſich hier noch von dem mächtigen Element der Tiefe zeigt, eine ganz beſondre Beleuchtung. Das Gewitter ließ es aber nicht bloß bei dieſer maleriſchen Beleuchtung bewenden, ſondern es kam auch über uns, vom Mons Ciminus herüber Blitz, Donner und Regen, ſo daß wir mit zwar heiler, aber naſſer Haut aus dem Gemäuer der alten Burg entwichen. Im Städtlein fand ſich aber bald, in einem bürgerlichen Weinhaus ein gutes Unterkommen, und, zu der Speiſe der Eier und des Brodes ein ganz ausgezeichneter Wein. Iſt doch dies derſelbe Wein, welcher einem alten deutſchen Prälaten, aus dem edlen Hauſe der Fugger, ſo gut geſchienen, daß er bei ihm — — ſich begraben laſſen, wie die altberühmte Grabſchrift bezeugt: est, est, est, et propter nimium est, dominus meus mortuus est. Man erzählt nämlich, daß der vorausreiſende Diener an der Thüre jedes Wirthshauſes, deſſen Wein ihm geſchienen, das Wort est, bei Monte-Fiascone aber daſſelbe Wörtlein doppelt und dreifach wiederholt hingeſchrieben habe. Wir ſuchten das Grabmahl zuerſt im oberen Theil der Kirche St. Flaviano vergeblich, fanden es aber dann in dem unteren Theil der an den Hügel hinangebauten Kirche wirklich. Eben bei der Thüre dieſer untern Kirche geht auch die Landſtraße nach Viterbo vorbei, wir erwarteten deshalb hier unſern Vetturino, der heute nicht lang auf ſich warten ließ.

Der Weg von Monte-Fiascone gen Viterbo führt durch eine Ebene, deren Boden ein uraltes Werk der Vulcane iſt. Denn das Erdreich beſtehet hier ganz aus gelblicher, zuſammengebackner Aſche und Peperino; rechts am Wege bemerkt man, etwa in der Hälfte des Weges zwiſchen Viterbo und Monte-Fiascone eine kalte, nach Schwefelleber ſchmeckende Waſſerlache, aus welcher beſtändig Luftblaſen emporſteigen und an einem andren Punkte zeigt ſich eine heiße Quelle derſelben Art (beide heißen die **Pantanelli di Viterbo**). Viterbo, zwiſchen ſchönen, großen Gärten gelegen, in denen ſich öſters Springbrunnen zeigen, nimmt ſich mit ſeinen anſehnlichen, von Thürmen und Zinnen geſchmückten Mauern ziemlich mächtig aus. Ein heftiger Gewitterregen hielt uns eine Stunde lang in dem hoch gelegnen Zimmer unſres Gaſthauſes zurück, dann aber benutzten wir die letzte Abendſtunde noch zum Beſehen der wohlgebauten Stadt, auf deren breitem Quaderſteinpflaſter aus Lava es ſich ſehr bequem hinan gehen läſſet. Wir ſahen den regelmäßigen Marktplatz mit ſeinen Säulenhallen und eleganten Gebäuden und mehrere Kirchen, wenigſtens von auſſen. Viterbo hat 12,000 Einwohner. Ich erkundigte mich ſehr angelegentlich, ob hier jemand ſey, der eine Sammlung der am **Mons Ciminus** vorkommenden Geſteine habe? konnte aber niemand erfragen.

Dienstags am 20ſten Juni, bald nach Sonnenaufgang giengen wir zu Fuß voraus und, anfangs zwiſchen wohlangebauten Gärten am Abhange des **Mons Ciminus** hinauf. Mir war der Anblick dieſes mächtigen, erloſchenen Vulcanes von hohem Werthe. Mitten in dem

Walde der Eichen und Kaſtanien, und zum Theil noch weiter herabwärts, bis in die Nähe der Gärten, zeigen ſich mehrere alte Lavaſtröme, von dichter, ſchwarzer Maſſe, auf dem Boden der thonigten, mit vulcaniſcher Aſche vermiſchten Erde. Noch in bedeutender Höhe über der Straße erhebt ſich der Gipfel des ehemaligen Vulcanes. Hie und da zeigt ſich an dem vulcaniſch-thonigten Erdreich eine ſäulenförmige Zerklüftung.

Wir frühſtückten unter der Vorhalle einer kleinen Capelle, beim Wirthshauſe von Imposta und erwarteten hier den Wagen. Bald zeigte ſich dann, vom jenſeitigen Abhange der See von Vico, mit ſeinem, an mehreren Stellen zackig hervortretenden, ſchwarzen Lavafelſen. Der ganze See iſt in einen ehemaligen, nun zuſammengeſtürzten Krater: Waſſer über dem jetzt in weiter Tiefe fortglimmenden Feuer gebettet. Ronciglione, mit ſeinem Triumphbogen und mit der tief in das vulcaniſche Land eingeſchnittenen, merkwürdigen Thalkluft, durch welche ein munters Waſſer läuft, war für uns ein wohl gelegener Ort des Verweilens. Wir ſtiegen in die Höhlen des Tuffſteines und in das Thal hinab. Im Wirthshaus trafen wir einen deutſchen Landsmann, der ſchon ſeit längerer Zeit in Rom lebt und deſſen Bekanntſchaft uns deshalb ſehr nützlich und angenehm war. — Vor Monteroſi (Roxolum) zeigt ſich wieder ein alter Lavaſtrom; es iſt hier, ſo weit das Auge blickt, überall nur vulcaniſcher Grund zu ſehen. Unweit dem ringförmigen Hügelwalle, welcher die Gegend von Baccano umſchließt, trifft die jetzige Straße mit einem Striche der alten, feſtgegründeten Via Cassia zuſammen. Baccano, das unſer Vetturino für ſich und uns zum Nachtlager erſehen, beſteht nur aus einigen wenigen Häuſern und iſt in einem alten vulcaniſchen Keſſel gelegen, deſſen Boden und Hügelrand zwar überall herrlich grünt, dennoch aber, beſonders in der heißen Jahreszeit eine ſo ungeſunde Luft aushaucht, daß die Bewohner faſt immer kränkeln. Die meiſten von ihnen ziehen dann in eine geſündere Gegend und auch die Zurückbleibenden werden zum Theil von Andern abgelöſt. Die Leute die wir hier ſahen, hatten meiſt eine bleichgelbe, ungeſunde Geſichtsfarbe, wie die in den pontiniſchen Sümpfen. Ein kleiner See in der Nähe von Baccano, ſcheint zum Verderben der hieſigen Luft nicht wenig mitzuwirken.

Endlich, da wir am andern Morgen jenſeits Baccano die Anhöhe und den Saum der römiſchen Campagna erreichten; ſiehe da zeigte ſich, begrüßt von dem freudigen Zurufe des Vetturino und der beiden uns begleitenden Römer, die glänzende Kugel mit dem Kreuz auf der Kuppel der Peterskirche. Wir waren ausgeſtiegen und ſuchten nach einer Erhöhung bei der Straße, von welcher wir etwa die mächtige Stadt früher erblicken könnten. Der Weg durch die öde Campagna vergieng indeß bald, und immer beſſer, immer näher zeigte ſich uns das gewaltige Rom. Bei Pontemolle begrüßt man dann den gelblichen Tiberſtrom. Zur Linken zeigt ſich das Grabmahl des Nero. Die Brücke bei Pontemolle, iſt der alte Pons Milvius. Zwiſchen den grünenden Hügeln Pincianus und Marius, und an der Rotonda des heiligen Andreas vorüber, kamen wir, bald nach 9 Uhr Vormittags zur Porta del Popolo, welche bei den Alten Porta Flaminia hieß.

Mit tiefer Bewegung des Gemüthes, denn in mir wachte, mit voller Friſche, eine ſchöne, reiche Zeit der Jugend: die begeiſterte Freude an Rom auf, ſahe ich mich nun innerhalb der „großen Stadt." Da vor uns in der Mitte des ſchönen, freien Platzes der große Obelisk, welchen Auguſtus aus ſeinem heimathlichen Standpunkt in Aegypten, nach Rom geführt. Jenſeits des Platzes öffnen ſich, neben den beiden prächtigen Kirchen, drei Straßen.

Schon am Thore hatte uns ein lieber, junger Freund, der ſeit etlichen Jahren in Rom lebt, empfangen und in ſeinem Geleit waren bald die Angelegenheiten bei der Polizei und an der Mauth geordnet und wir ſahen uns in unſrem ſchönen, bequemen Logis, oberhalb des ſpaniſchen Platzes und der ſpaniſchen Treppe, auf der Via Felice, wohl und glücklich verſorgt. Der Mittag wurde ſehr vergnügt, bei dem Speiſewirth LePrè zugebracht. Hier ſpeiſen täglich ſo viele Deutſche, beſonders Künſtler, daß man im deutſchen Vaterland ſelber zu ſeyn glaubt.

Am Nachmittage dann giengen wir aus, die alte Hauptſtadt der Welt in den Trümmern ihrer vormaligen Herrlichkeit zu ſehen. Ein Brief, den ich damals an einen lieben Freund geſchrieben, mag ſo gut als möglich den erſten Eindruck beſchreiben, den das Sehen des alten Roms auf mich gemacht.

11.

Ein Brief aus Rom [*].

Mein theurer, brüderlicher Freund!

Ich kann es nicht unterlaſſen dir aus dem alten, mächtigen Rom zu ſchreiben, ſo müde und faſt krank auch der Menſch iſt, der die Feder führt. Denn in der That, ich werde hier wie von einer fremden Gewalt, zwar mit meinem Willen, aber faſt über das Maas der Leibeskräfte vom Morgen bis zum Abend durch die Ruinen der alten Weltherrſcherin, und durch die Herrlichkeiten des neuen Roms geführt. Wie die ſchwerfällige Wachtel, wenn im Herbſte, zur Zeit der Wanderung, der Geiſt des Aufſiegens vom Boden in ſie fährt, muß ich dem Zuge folgen, der mich nach dieſer niegeſehenen Welt führt, muß auf ſeine Stimme hören, wenn ſie mir ertönt aus den Ruinen. Eine Begeiſterung der frühen Zeit der Jugend iſt über mich gerathen, von welcher ich mich im Drange der ſpäteren Jahre faſt geſchieden wähnte; mit einem Entzücken, wie ich es als Jüngling empfunden, da mir die Schule zu Weimar den Zugang zum klaſſiſchen Alterthum eröffnet, mit einer Unerſättlichkeit wie damals, leſe ich die Dichter des alten Romes.

Jener Conſtantius, welcher nicht die Milch der kriegeriſchen Wölfin getrunken, ſondern an der Bruſt der

Aeffin

---

[*] An Profeſſor Dr. J. W. Pfaff in Erlangen.

Neſſin Roms: Conſtantinopels geſogen und von dieſer zum Weltenherrſcher erzogen worden, pflegte öfters in flachem Hochmuth der Neuerungsſucht über die Herrlichkeit des alten, von ihm noch nie geſehenen Roms zu ſpotten. „Was ſey, ſo meinte er etwa, das Hausgewand oder das roſtige Panzerhemd, jener alten Mutter und Herrſcherin, die auf den Brunnen der ſieben Hügel ſitzet, gegen das in voller Friſchheit ſtrahlende Purpurgewand der jungen Weltenkönigin, welche über den Meeren thronet und deren Fuß auf zweien Welttheilen ſtehet. Wo ſollte man in den altſtaubigen Gaſſen Roms einen ſolchen Glanz der neuen Marmorpalläſte und Tempel, der Säulen und Bilder, wo ſollte man ſolches Gebäu und Geräthe des Cedernholzes und Elfenbeines, des Silbers und des Goldes, ſolches Geſchmuck der Perlen und der Edelſteine beiſammen finden, als in der neuen, reichen Kaiſerſtadt des Morgenlandes? — „Wo vor allem ſo viel Kraft der Weisheit und der Künſte?“ — Als aber nun der Herrſcher des neuen, auf das Waſſer geſtellten Thrones zum erſten Male, er ſelber, dem mächtigen Rom nahete, als er (noch eben war der Spott auf ſeinen Lippen), an den Waſſerleitungen vorüber und durch das Völker abwehrende Thor die „alten Gaſſen“ betreten, als ſich ihm dort die Gebäude des Domitian, hier die Bäder des Titus gezeigt, als er die Ehrenſäule des Trajans unter dem Wald der andren Säulen, dann das alte Kapitol geſehen, daneben die Tempel, deren Säulengebäu daſtehet, gleich den Armen, welche das übermächtige Staunen über all ſolche Herrlichkeit emporbreitet zum Himmel, als er dann das Coleſſeum erblicket, da entwich der Spott der Lippen und ein ernſtes Staunen ſprach aus den Mienen des ſchweigenden Herrſchers.

Dieſer Ehrenbogen dort ſcheint auf einen Titus zu warten: auf dem neuen Thron der Gewäſſer iſt aber kein Titus; — das Pantheon, in hehrer Einfalt und Würde, ſcheint zu fragen: weiß auch das neue Rom des Oſtens, was die rechte Kraft der Kunſt ſey?

Mein lieber alter Freund, ich bin manchmal aus Partheilichkeit für die Griechen ungerecht gegen das alte, aus andrer Partheilichkeit ungerecht gegen das neue Rom geweſen — ich will es nun nicht mehr ſeyn.

Als ich zur Porta del Popolo hereintrat, da fiel mein erſter Blick auf den alten Obelisken, von welchem ſchon Plinius erzählt. Es war, als wollte mich dieſe Denkſäule lebendiger als jemals Feder, Tinte und Papier an die Zeiten des Pythagoras erinnern, denn dieſer kam, nach Plinius Zeugniß, zur Zeit des Königes Semneſerteus, deſſen der Obelisk war, nach Aegypten.

Gleich am erſten Nachmittag unſres Hierſeyns (wir hatten erſt in der zehnten Stunde des Vormittags die Stadt erreicht) giengen wir hinaus nach den Herrlichkeiten des alten Romes. In unſrer Via Felice hinauf durch die Via delle Quattro: von fern zeigte ſich die ſchöne Kirche von Maria Maggiore; da war mir es noch wohlbekannt zu Muthe, wie in jeder andren Stadt. Als wir aber nun, am Gartengemäuer des Quirinals vorüber, zum Monte Cavallo gekommen, als uns hier die Meiſterwerke des Phidias und Praxiteles, die Geſtalten der beiden Götterjünglinge, Caſtor und Pollux, und die Gewalt der beiden Roſſe begrüßt, da erſchien mir das, was ich ſahe, nicht mehr als etwas Bekanntes: es war ein Neues, das ich noch nie geſehen. Bald nun erhebt ſich, ſchon von ferne her ſichtbar, die mächtige Ehrenſäule des Trajans, wurzelnd unter dem zerbrochnen Walde der andren, kleineren Säulen. Siehe da! was doch der Sturm von noch nicht zweien Jahrtauſenden für Staub macht. Stufen führen hinab von dem Boden der jetzigen Gaſſen der Stadt zu dem alten Pflaſter des trajaniſchen Forums. So hoch liegt nun das Kehricht des Schuttes über dem Grunde der alten Zeit; Ströme von Menſchenblut und manche Thräne gaben dem Staube die Feſtigkeit, mit welcher er über den Ruinen laſtet. — Wir heben die Füße weiter. — Da hat einſt, in den Flammen der Brandpfähle, welche Nero entzündet, der Chriſtenglaube bezeugt, daß ein ewiges Erbarmen ſelber in Menſchengeſtalt dem Elend des Menſchen ſich genaht; und ſiehe, hier, in dieſem Gewölbe, ſo erzählt ein altes Wort, hat Paulus der Apoſtel, in den Ketten des Gefängniſſes daſſelbe Zeugniß bezeuget. Dort aber, zu den Füßen des alten Kapitols, deſſen Gemäuer ernſt auf den Gräuel der Verwüſtung herabblicket, bezeugen noch jetzt mit aufgereckten Armen die Säulen des Tempels, den Auguſtus dem Erhalter in Lebensgefahr: dem Jupiter tonans erbaute, daß auch die alte Welt an eine Gottheit geglaubt, welche dem Menſchen in allem Anliegen ſeines Lebens zu helfen geneigt ſey, welche das Wort auch der einzelnen Noth höret und ihrer ſich erbarmet; ſie bezeugen das Daſeyn einer dem Menſchen nahe befreundeten Gottheit, von welcher der flache Unglaube, in den Tagen, nicht mehr der Tempel, nicht der Palläſte oder der feſten Häuſer, ſondern nur noch der Kammern, nichts weiß.

Vor der Treppe jenes Capitols neiget ſich auch der Triumphbogen des edlen Severus, und neben dem Tempel des Jupiter tonans, erſcheinet, wie ein ſichtbar gewordner, harmoniſcher Einklang und Wohllaut, der kleine

Tempel der Concordia. Im Schatten der ferneren Trümmer wird die mehr prunkende Kunſt am Tempel des M. Aurelius Antoninus und der Fauſtina bemerkt. Aber hier auf dieſem Platze ſelber, um welchen, wie in ehrfurchtsvoller Entfernung die Trümmer der Tempel und Ehrengebäude den weiten Kreis ſchließen, und auf welchem nun, im Schatten der Bäume, wiederkäuende Rinder liegen, ſuchet das Auge vergebens nach andren Denkzeichen einer mächtigen Vorzeit. Hier, dieſes jetzige Campo Vaccino, war das Forum des alten Roms. Da wurde einſt die Stimme der höchſten menſchlichen Beredſamkeit, das entflammende Wort der Begeiſtrung gehört, nun aber die Stimme der Stiere. Wen ſollte da, mein theurer Bruder! nicht die ſchöne Stelle bei Virgil (Aen. VIII, 359—61) und das gaſtliche Dach des armen Evanders einfallen, und der beſtändig ſich wiederholende Kreis der Dinge. Am meiſten in ſolchen Tagen, in denen man auch da, wo noch vor etlichen Altern, die hehre Stimme der Weisheit und einer göttlichen Begeiſtrung ertönte, nur den Ton des wiederkäuenden und immer wiederkäuenden Rindviehes hört. O du laut tönende Zeit des Campo Vaccino, wenn unter deinem Gange nun bald wieder Alles, das hehr war, zu Trümmern geſunken ſeyn wird, möge dir Gott wenigſtens noch ſolche zum Zeugniß emporgehobene Arme, wie die Tempelſäulen des Jupiter tonans, und ein gaſtliches Dach des armen Evanders übrig laſſen, in welchem der Pilgrim und Fremdling, der durch deine Gefilde gehet, einige Erquickung finde und Ruhe.

Hier das weite Gebäu vom Tempel des Friedens. Seine Herrlichkeit iſt längſt dahin und entflohen. Doch beweiſet das alte, mächtige Gemäuer, daß, was der

Frieden baue und die Eintracht begründe, feſt ſey. Nachbarlich neben dem Tempel des Friedens, ſtehet jener des Romulus und Remus, wie Hadrian ihn erneut und da jenſeits begräbet ein mächtiger Schutt die Stätte und Trümmer des Tempels der Venus. Doch ſchon lange, ſo wie ein Felſengebirg das ſchwebende Bleiloth, ziehet das Rieſengebäu des Coloſſeums die Blicke an ſich und leitet die Schritte hinein in ſeine Mauren. Ein Gewitterſchauer ergoß ſich, Regen ſtrömend über das Land; die Bogengänge des Coloſſeums gaben uns Schutz. Anderes ſinnend, Vergangenes wie Gegenwärtigts, blickten wir hinein in den Raum der Arena, welchen nun ein chriſtlicher Altar ſchmücket. Wie rieſenhaft hat dieſe alte Stadt der Welt geſpielt; geſpielt mit dem Blut und den Leichnamen der Menſchen und der Thiere! Grauſam, wie auch das Spiel geweſen, es war doch, dies bezeuget ſchon die Kraft und der Ernſt des Gebäudes, im Anfang ein Gedanke darin, ſeiner ſelber mächtig. Dieſe alte, bauende Welt, hatte auſſer in dem Tod, auch im Leben noch Etwas, das ſicher und gewiß war. Um das Aas, hier im Kreiſe der Sitze, hatten ſich wirklich Adler verſammlet.

In einem ſpäteren Jahrtauſend, iſt ein Zeitalter der Empörung gegen Alles gekommen, das feſt iſt und hehr und ſicher. Die Tage der Revolution kannten nichts mehr, das ihnen gewiß war, als den Tod; in ihren Spielen mit dem Blut und den Leichnamen der Menſchen war kein, ſeiner ſelber mächtiger Gedanke; das waren keine Adler, die ſich um das Aas verſammleten. —

Die tiefer geſunkene Sonne ſchien wieder herein in das Gemäuer der Rieſenſpiele; noch ein Blick von einem der höher gelegnen Sitze hinüber nach den Kaiſerpaläſten, dann wieder hinaus ins Freie: zuerſt zu dem Ehrenbogen des Conſtantin, dann zu dem Triumphbogen des Titus. Der Abendwind rauſchet durch das alte Gemäuer; bei dem Anblick der Nachbildungen des ſiebenarmigen Leuchters, ſo wie des Tiſches der Schaubrode, glaubt die Seele, neben dem Rauſchen des Sturmwindes, die dräuende Stimme der Propheten zu vernehmen, welche auf die Tage des Triumphes der Adler geweiſſagt. Ja, Jeruſalems Tempel war gefallen und die Kraft ſeiner Gefangenen bauete dort, blutend unter der Geiſſel der Dränger, ſtatt des Tempels, deſſen Opfer ſie zum Gräuel der Verwüſtung gemacht, ein Haus der Spiele, darinnen man dieſe Bauleute ſelber und ihre Kinder öfters zu Opfern gemacht.

Wir ſahen uns von neuem bei den Stufen des alten Capitols und bald auch auf ſeiner Höhe, welche nun leichter zu erſteigen iſt als vormals, da die Füße der jetzigen Zeit, unten im Forum, zwar nicht „auf den Schultern,“ wohl aber auf dem Schutte der alten Zeit ſtehen, welcher hier gegen vierzig Fuß hoch aufgethürmt iſt. In der That, wenn man die wenigen Stufen geſtiegen, da fragt man ſich, ob man ſchon oben ſey auf dem bedeutungsvolleſten Felſengrund der alten Völkerkönigin, oder ob man nicht vielmehr ihren faſt verloſchenen Spuren noch viel höher und immer höher nachſteigen müſſe? — Und dennoch, auf dem nämlichen Boden, da, wo nun der Pallaſt des Senators ſtehet, ragte die alte Curia empor; ſiehe daneben, im Hofe der jetzigen Gebäude und unter ihren Hallen, hier noch die (angebliche) Columna rostrata des alten Forums, dort die Bildſäulen Cäſars und Auguſts. Einſt, als die Erbauer dem noch künftigen capitoliniſchen Gemäuer den Grund ſuchten, fand man, ſo wird erzählt, ein Menſchenhaupt und es ward hieraus geweiſſagt: Rom werde einſt das Haupt der Welt ſeyn. Nun liegen zwei Rieſenhäupter von Stein am Boden, aber ſie ſind abgeſchlagen vom Rumpfe und unfern von ihnen werden zwei herabgeſchmetterte Füße bemerkt; dabei kein Leib, kein mächtiger Arm. Auf den Lippen der beiden Götterjünglinge, deren Geſtalten man hier von neuem begegnet, ſcheinet die Frage zu ſchweben: wo denn das alte Rom ſey? das eherne Roß, das den Weltenherrſcher Marcus Aurelius trägt, ſcheinet ſehnend auf eine mächtigere Stimme zu warten, als jene des Michel Angelo war, um von neuem den ſiegenden Lauf durch das Schlachtfeld der Erde zu beginnen *). Der tarpejiſche Felſen aber, ſeine Stirn hinüberkehrend, nach den Tempelſäulen des donnernden Jupiter fraget und antwortet zugleich: „was hat hier den Marcus Manlius zum Helden ſeines Volkes erhoben, und was hat denſelben, bald nach der nächtlichen Stunde der Heldenthat, hier am hellen Tage hinabgeſtürzt vom Steingewänd, daß des Zerſchmetterten Blut am Felſen rauchte? War es nicht der Geiſt jenes Hochmuthes, der zu ſeinem eignen Herzen ſaget: ſiehe, ich bin es allein?“ —

Wir ſchritten ſchweigend hinab, über die Stiege der nördlichen Seite, nach den Gaſſen der Stadt. — Da wird die Bewundrung noch einmal laut und beredt, beim Anblick des herrlichſten Gebäudes des alten Roms: des

---

*) Dieſes Roſſesbilde iſt von ſolcher meiſterhafter Arbeit, daß es ſich, je länger man es betrachtet, deſto mehr zu beleben ſcheint. Daher rief ihm Michel Angelo zu: „Denke daran, daß du lebſt und laufe!“

Pantheons. Im Innern des Tempels ſelber, welcher ſein Licht von oben empfängt, herrſchte ſchon bei unſrem Eintreten ein abendlicher Dämmerſchein; zwiſchen den Säulen des Porticus verweilten wir, bis auch auſſen, auf die Gaſſen, der Abend herabſank. — —

Dies, mein brüderlicher Freund, waren meine erſten Stunden in dem alten Rom. — Auch am neuen Rom habe ich mich ſchon viel erfreut, vor allem an den Menſchenſeelen, die ich hier ſinde. Noch am erſten Abend begrüßte ich den theuren Rothe, den Prediger bei der preußiſchen Geſandtſchaft. Bald lernte ich auch den edlen Bunſen kennen, den Nachfolger Niebuhrs in Rom — er ſelber in Niebuhrs Art und Geiſt — und erfreute mich an dem lieblichen Anblick ſeines Glückes, als Vater und Gatte. Bei ihm fand ich Schnorr, mit welchem bald eine innre Verwandtſchaft anerkannt war, viel näher als die äußere, die zwiſchen uns beiden beſteht, auch fand ich hier meinen vormaligen freundlichen Wegweiſer und Geleitsmann durch Verona, den Doctor Erhard; Overbeck iſt leider eben abweſend von Rom, dagegen ſinde ich meinen lieben Philipp Veit, der mir ſchon als Knabe ſo theuer und werth war, zu einem kräftigen Manne der Kunſt gereiſt. Unſrem gemeinſchaftlichen jungen Freund und ehemaligen Schüler in Nürnberg, dem wackren Bildhauer Bandel werde ich nie die aufopfernde Freundlichkeit vergelten können, mit welcher er uns gleich bei der Porta del Popolo entgegen kam, uns einbürgerte, und, ich möchte ſagen, wie auf Fittichen der Liebe bisher durch die große, unbekannte Stadt trug und geleitete. Seine fleißige Hand arbeitet nun mit derſelben Fertigkeit in Marmor und allerlei Stein, als wir ſie ſonſt in Wachs und Gyps thätig geſehen. Mit ihm zuſammen eſſen wir zu Mittag und Abend faſt unter lauter jungen Künſtlern. Die italieniſchen Jünglinge die da ſind, ſcheinen den Deutſchen zu lieben und ſey er auch nur ein armer Held des hölzernen Kaſtens. — Bandel läßt dich herzlich grüßen. Eben ſo meine liebe Hausehre, welche, nach langem Herumlaufen in der großen Stadt, der Ruhe gedenkt. Auch ich gedenke ein Gleiches, und gebe euch Gott auch, ihr meine Lieben Alle! in dem jetzt ſo fernen Vaterlande eine ſo gute, geſunde Ruhe, als ich ſie heut zu finden hoffe. —

12.

Die zwei erſten Tage in Rom.

Wir erwachten fröhlich, zum erſten Male in Rom aus dem Schlafe und freuten uns aus den Fenſtern unſeres hoch gelegenen Zimmers der herrlichen Ausſicht über die Stadt hin, nach der mächtigen Kirche des St. Peter, und von dem frei gelegenen Gange der Ausſicht nach den Gärten voll dunkelgrünender Cypreſſen. Bald waren wir wieder auf dem Wege, zuerſt für heute, nach den rieſenhaften Trümmern des von Veſpaſian erbauten Coloſſeums; denn ſo ward dieſes Amphitheatrum Flavium nach der koloſſalen Bildſäule des Sonnengottes benannt, welche vorhin Neros Pallaſt zierte, ſpäter aber bei dem Amphitheater aufgeſtellt war. Der Umriß des Gebäudes iſt eiförmig, die Länge der Arena, in welcher, ſeitdem Titus (im Jahr 81) das Amphitheater zu dieſer

Beſtimmung geweiht, die Kämpfer gegen Menſchen und Thiere der Wildniß auftraten, miſſet 566, die Breite 472 Fuß. Darum konnte Domitian bequem, auf dieſem weiten Raume, die Schlacht der fünftauſend wilden Thiere anordnen, deren Schauſpiel er hier dem ſtaunenden Rom gewährte. Noch ſtehet der ganze Umkreis, und, in ihrer ganzen, hundert und ſechszig Fuß hinaufragenden Höhe, die nördliche Auſſenſeite. Die Sitze der Zuſchauer faßten ſechs und achtzig tauſend Menſchen und es blieb noch, auſſer dieſem, Raum für zwanzig tauſend Stehende. Für die Veſtalinnen und Senatoren (in deren Mitte der Kaiſer auf hoher Tribune ſaß) war die unterſte Reihe der Sitze, die nächſten Reihen für die römiſchen Ritter beſtimmt, hierauf folgten die Sitze der Bürger, dann jene der Frauen; auf den höchſten Reihen ſaßen die vornehmen Matronen und am Saume des Gebäudes ſtanden jene Männer, deren Geſchäft es war, das bunte, beſchattende Tuch über die Sitze und den Schauplatz zu ſpannen. Oefters wurde, während der Spiele, durch eigenthümliche Maſchinen ein Gemiſch von Waſſer und Wein mit Safran emporgeſpritzt, welches wie feiner, kühlender Nebel auf die Zuſchauer herabſank. Die drei Stockwerke des Umfanges, davon jedes achtzig Bögen enthält, ſind, zu unterſt von Säulen von doriſcher, das mittlere von joniſcher, das oberſte von korinthiſcher Ordnung getragen, ſelbſt die Steinmaſſe des Gemäuers iſt verſchieden; zu unte., ein feſterer, dichter Kalkſtein, dann Ziegelſteine, endlich zu oberſt eine immer leichtere Art des Tuffſteines. Als Veſpaſianus nach dem Sieg über das Volk der Juden, das Amphitheater erbaute, da legten zu dieſem zehntauſend gefangene Juden die Hand an; ſpäter hat hier mancher Chriſt die Freudigkeit des Glaubens im Tode unter den Klauen und Zähnen der wilden Thiere bezeugt.

Nahe beim Coloſſeum zeigt ſich Conſtantins Triumphbogen; an ihm neben den mittelmäßigen Kunſtwerken des Conſtantiniſchen Zeitalters, mehrere treffliche aus beſſerer Zeit, welche von einem Triumphbogen des Trajans genommen und zur Ausſchmückung dieſes ſpäteren Bauwerkes benutzt wurden. Es gehören hierzu die zehn Baſſo rilievi, welche (geradlinigt) dem Atticus eingefügt ſind und die meiſten Statüen des Triumphbogens. Vor dem Bogen des Conſtantin ſieht man die Trümmer des alten, kegelförmigen Springbrunnens, welcher den Namen Meta sudans geführt.

Der Triumphbogen des Titus ziehet das betrachtende Auge freilich noch mächtiger an, als jener des Conſtantin und weckt in der Seele gar mannichfache Gedanken. Er iſt unter Pius dem ſiebenden reſtaurirt worden. Hier zeigt ſich die Abbildung eines ſiebenarmigen Leuchters aus dem einſt ſo hehren Tempel zu Jeruſalem und die des Tiſches der Schaubrode; ein andres Bildwerk ſtellet den Jordan dar. In der Wölbung des Bogens wird die Geſtalt des Titus geſehen, welchen Jupiters Adler emporträgt zum Himmel.

Unweit dem Triumphbogen des Titus, etwas mehr hinabwärts gegen das Coloſſeum, zeigen ſich noch die Ruinen des Tempels der Venus und Roma's. Hier wurden damals eben, als wir ſie ſahen, mehrere ſchöne Säulen, für den neuen Ausbau der St. Paulskirche ausgegraben. Mächtig dehnet ſich noch jetzt der Umfang des zertrümmerten Gemäuers vom Tempel des Friedens aus. In dieſem Gemäuer, und mitten in der Gedankenwelt des alten Roms, ergriff mich dennoch, mir ſelber lächerlich, die Luſt am Geſchäfte des Handwerks; ich ſammlete hier, wie ſpäter im Gemäuer des Coloſſeums, in Menge den Sattel- und Lautenkäfer des ſüdlichen Europas (Akis reflexa und A. spinosa) ein, davon jener bei den Bewohnern von Rom unter dem Namen Pagarozzo bekannt iſt und zu gewiſſen Zeiten des Jahres von den Kindern, welche kleine, brennende Wachslichtchen an ſeinen Rücken befeſtigen, zu einer ſeltſamen wandelnden Illumination benutzt wird. Auch vor unſern Händen hatte das arme Thier, mitten im Tempel des Friedens, keinen Frieden.

Es folgt hier, wie man ſich nun weiter herein zur Stadt und gegen das Capitol wendet, ein bedeutungsvoller Reſt der alten Größe nach dem andern. Hier der Tempel des Romulus und Remus in ſeinen Trümmern; dann noch augenfällige Säulen vom Tempel, welcher dem M. Aurelius Antoninus und der Fauſtina erbaut worden; auf der andern, gegenübergelegnen Seite des Platzes die herrlichen Reſte des Tempels der Concordia, welchen Camillus, und dann die Säulen des Tempels des Jupiter Stator, welchen Romulus zur Erinnerung an die Verſöhnung der erbitterten Kämpfer, (jener der römiſchen Bürger gegeneinander ſelber, dieſer der Römer und der Sabiner) erbauen laſſen. Nahe bei der Treppe, welche vom alten Forum her nach dem Capitol hinanführt: an der alten Via triumphalis ſtehet der Triumphbogen des Septimius Severus.

Wir ließen jetzt das nähere Betrachten der in dieſer Gegend der Stadt zuſammengedrängten Herrlichkeiten des alten Roms für einen künftigen Tag und begaben uns, nach mannichfachem Herumirren auf den Plätzen und Gaſſen, nach einem andern Gebiet der Stadt, zu der Betrachtung der ſchönen, großen Kirche von Maria maggiore, welche ſchon im vierten Jahrhundert auf dem alten Grundgemäuer eines Tempels der Juno Lucina erbaut worden. Das ziemlich erhöht gelegene Gebäude fällt, von mehreren Seiten her, dem Auge ſchon aus weiter Entfernung auf. Vor ihr ſtehet, gegen Südoſten hin eine hohe Säule, welche Paul der Fünfte aus den Ruinen des Friedenstempels hieher verſetzen laſſen; auf ihrem Gipfel das Bild der h. Jungfrau mit dem Kinde. Im Schiffe der Kirche ſieht man vierzig antike, joniſche Säulen, aus griechiſchem Marmor gebildet, welche einſt dem Tempel der Juno Lucina angehörten. Zu der Vergoldung der Decke wurde auf Alexander des 6ten Befehl das Gold verwendet, welches der ſpaniſche König Ferdinand und Iſabella von der erſten Ausbeute, welche America ihnen gab, nach Rom ſendeten. Zu dem Hochaltar iſt eine antike Urne von ägyptiſchen Porphyr benutzt worden, die Kapelle Pauls des fünften iſt reich, mit koſtbarem, architektoniſchem Geſtein verziert; an der Kapelle der Familie Sforza erkennt ein geübtes Auge bald die Baukunſt des Michel Angelo. Man ſieht auch ſonſt noch in dieſer Kirche, welche jedoch zu ſehr nur den Eindruck des menſchlich Prächtigen und Groſsen macht, manche treffliche Arbeiten aus älterer und neuer Zeit.

Gleich in den erſten Stunden des Nachmittags machten wir uns auf, um nun auch die Herrlichkeiten des neuen Roms: die Peterskirche und das Gebäu des Vaticans mit ſeinen Kunſtſchätzen zu ſehen. Auf dem ſchönen Platz Navona, an deſſen Stelle einſt der Circus des Alexander Severus war, erfreute uns heute zum erſtenmale die Betrachtung der klaren Ströme des Quellwaſſers, die ſich hier in das groſse Becken ergieſsen, welches einen Theil der Stadt mit friſchem Waſſer verſorgt.

Ueberhaupt iſt Rom noch immer eine Stadt der Brunnen und des friſchen Waſſers und in keiner andern Stadt der Welt hat wohl auch die Kunſt dieſem nöthigen Element des Lebens und der bürgerlichen Geſchäftigkeit größere Ehre angelegt als hier. Am Platze Navona verweilt man in der Jahreszeit, in welcher wir Rom beſuchten, ſchon wegen des erfriſchenden Aushauches des Waſſers gern; aber es fände auch ohnedieß das Auge Grund genug zu einem längeren Stillſtehen. Oben auf dem Felſen ſtehet der ägyptiſche Obelisk, den Caracalla nach Rom führte und deſſen Hieroglyphenſchrift noch mit deutlichem Umriß ins Auge fällt. Die Haupt-Ausgüſſe des Quellwaſſers aus den nach vier Richtungen hin durchbrochenen Felſen, geſchehen aus Urnen, welche die vier Geſtalten der mächtigen Flußgötter des Donauſtromes und des Ganges, des Nils (mit verhülltem Haupt) und des Rio de la Plata, in ihren Händen halten; in den Hölen der Felſen ſind Geſtalten der Thiere, welche ſich wohl auf die eigenthümlich geſtaltenden Kräfte der vier Welttheile beziehen ſollen. Dieſe ganze Gruppe, welche das Auge kräftig anſpricht, iſt von Bernini. Von dem kühlenden Ruheplatz bei den Waſſergüſſen des Navona-Platzes wendeten wir uns nach dem Pallaſt Farneſe, den wir diesmal nur von auſſen betrachteten; dann jenſeits der Brücke an dem alten Grabmahl des Hadrian, oder der Engelsburg vorüber, nach dem Platz der Peterskirche. Schon dieſer bereitet den Eindruck vor, welcher den Sinnen im Innern des hehren Gebäudes ſelber aufbewahrt iſt. Die Länge des Platzes miſſet zweihundert und ſechszehn Fuße und in ſeiner Mitte ſtehet ein ägyptiſcher Obelisk, welcher an Höhe manchem unſrer Thürme gleich kommt, denn er raget mit der Baſis von Granit, auf welcher er ruhet, gegen hundert und vierzig Fuß empor. Aber was iſt dieſe Höhe, neben dem Rieſenwerke der Kunſt, welches, wie ein Gebirg, hinter dem Obelisken ſich erhebt. Neben dem letzteren ſteigen zu beiden Seiten die mächtigen Waſſerpyramiden der Springbrunnen empor, mit deren rauſchenden Wellen eine kühlende Luft ſpielt. Zwei bogenförmige Hallen, von vier Reihen von Säulen getragen, umgeben zu beiden Seiten den Platz und gewähren dem Gehenden, in den verſchiedenen Zeiten des Tages, erquickenden Schatten.

Es iſt ſchon oft bemerkt worden, daß die Peterskirche zwar gleich beim erſten Sehen den Eindruck des Erhabenen mache und die Seele mit Staunen erfülle, daß aber bei dieſem bedeutungsvollen Gebäu der erſtmalige Anblick niemals mit ſolcher Kraft auf den innern Sinn wirke als das nachmalige, öfter wiederholte Beſehen. Mit jedem Male, da man dieſen Tempel von neuem ſiehet, erſcheinet er mächtiger und erhabener, es iſt als wüchſe mit jedem neuen Betrachten das große Werk ſelber an innerer Größe und Bedeutenheit, während es nur das Auffaſſungsvermögen der Seele iſt, welches ſich erweitert und erhöhet. Ich muß geſtehen, daß es mir, in jüngern Jahren, ganz beſonders mit den Meiſterwerken von Raphael auf gleiche Weiſe ergangen, die mir erſt bei öfterem und längeren Sehen ſo zugänglich geworden, wie mir es manche andre, ebenfalls treffliche Werke, von einer andern Richtung der Kunſt, gleich beim erſtmaligen Sehen waren. Mir ſcheint es nämlich immer, als wenn jene eigentliche Kunſt, welche der Geiſt im Menſchen ſchaffet, zwar in allen ihrem Thun und Wirken den Menſchen zu einem Göttlichen hinführen und an dieſes erinnern wolle, aber dieſes Hinführen zu dem das ewig iſt und allein beſeeligend, geſchieht in zweifacher Richtung und Weiſe. Nach der einen (gleichſam weiblichen) bemühet ſich der ſchaffende Geiſt der Kunſt die Flamme der Andacht und des innigen Sehnens nach dem Leben das von oben iſt in ſeinen Gebilden darzuſtellen, und ſucht durch jene Flamme in der Seele des Betrachtenden die gleiche Gluth der Andacht zu entzünden; nach einer anderen, allerdings durch ſteilere Höhen gehenden Richtung, will die mächtige Kunſt das Leben, das von oben iſt, das Anbetungswürdige und Göttliche, unmittelbar, in der ganzen Fülle der unvergänglichen Kraft und Schönheit vor das betrachtende Auge ſtellen und durch dieſes unmittelbare Annahen des Hehren die Seele beugen und erheben. Es war dies die Richtung der bildenden Kunſt, aus welcher im Alterthume das Bild des olympiſchen Jupiter, von Phidias, hervorgegangen, jenes Bild, welches darſtellte das Erbarmen eines Gottes, der die Stimme des menſchlichen Flehens hört und der zugleich die Macht hat zu helfen. Dieſe geſtaltende Weiſe denn, welche das unſichtbare Obere ſelber ſichtbar machen will, wird namentlich auch an den Werken des großen Raphael bewundert. Die obere Welt, des Himmliſchen und Göttlichen iſt dem Geiſt des Menſchen überall nahe, es iſt nur ein dünner Vorhang, welcher beide ſcheidet; aber dieſen Vorhang vermag nur die mächtige Hand einer Begeiſterung emporzuziehen, welche ſelber aus Gott iſt.

Eine ſolche allein lebenskräftige Begeiſterung war übrigens nicht allein ein Eigenthum jener Seelen, deren Entzücken das Göttliche pries und ſichtbar darſtellen wollte, welches es, in den Stunden ſeines Aufflammens von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, ſondern eben ſo ſehr jener, welche in den Geſtaltungen ihrer Kunſt das verkünden und bezeugen wollten, was die ſchauende Menſchenſeele in den Stunden eines ſolchen Entzückens erfahren. Darum führt uns die Betrachtung der Werke eines Albrecht Dürer und mancher andrer ehrwürdigen Meiſter der alten deutſchen Kunſt, ſo tief in die innerſte Stätte der Seele, da der Heerd der Andacht flammet; wir ſteigen mit dieſen Kräften eines Sehnens, das ſo ewig iſt und ſo ſeelig als das Göttliche ſelber, zu welchem es gerichtet iſt, unaufhaltſam zu dem Anfang und Ausgang alles Lebens empor, wir beten mit den Betenden, wir lieben mit der liebenden Seele, obgleich das, was angebetet wird, öfters hier unter der unſcheinbaren Hülle verborgen, gleichſam ein Unſichtbares geblieben iſt. So erſcheinet dann, in der einen Richtung der hehren Kunſt, das Göttliche ſelber, an welches ſie erinnern will, als ein von oben zum Menſchen Herabſteigendes, ihm ſelber Nahendes; in der andern Richtung erſcheinet das im Menſchen ſelber (aus Gott) geborne Sehnen, in ſeiner ganzen, nach oben ſteigenden Kraft, in welcher es auch andre Seelen mit ſich emporzeucht.

Auch in der Baukunſt ſcheint mir dieſe doppelte Richtung offenbar. Schon in den älteſten, gothiſchen Tempelgebäuen erinnren die Zierden der Thürmlein und Bögen, an die Freude jener Vögel, welche nach einem uralten Lobgeſange (Pſ. 84) „einen Ort funden haben da ſie ihr Neſt bauen können, nämlich die Vorhöfe und die Nähe der Altäre des Herrn.“ Die älteſten Kirchen von ſolcher Art, waren in ihrer ganzen Anlage darauf berechnet, daß der Betende hier in der Stille und ungeſtört ſein Gemüth ſammlen, das Herz zu Gott erheben könne. Dieſe alten Tempel mit ihren innern Zierrathen und ſelbſt mit der ſinnvollen Eintheilung und Anordnung ihrer

Räume, ſcheinen die Einkehr der Andacht ſelber und das Annahen, den Weg der Menſchenſeele zu jenem Unſichtbaren und Göttlichen darſtellen zu wollen, welches überall, in der Mitte derer iſt, welche zu ihm beten. Dagegen ein ſolches Gebäu, wie das der Peterskirche ſcheinet der Seele ſelber einen Vorgeſchmack, ein abſpiegelndes Vorbild von jener Herrlichkeit geben zu wollen, nach welcher die Andacht, als nach einer noch unſichtbaren und künftigen ſich ſehnet, und welche ſchon hienieden zuweilen dem entzückten Geiſte als ein offenbar Gewordenes, Gegenwärtiges ſich zeiget. In der That, wenn ich in der Folge zuweilen aus dieſen Hallen die Geſänge aus einem Werk von Paläſtrina oder von einem andern, dieſem verwandten Geiſte hörte, da war es mir, als ſängen aus dem hehren Gewölbe hernieder, andre, reinere und ſeeligere Stimmen mit, als die der Menſchen ſind.

Ich will mich bemühen, wenigſtens einige der Elemente zu nennen und zu beſchreiben, welche den Eindruck des Ganzen erzeugen und geſtalten.

Schon der erſte Plan, den Bramante unter Julius dem Zweite neutwarf und auch auszuführen anfieng, erſchien großartig genug; es war jedoch erſt der Geiſt des großen Michel Angelo Buonarotti, welcher dem Gebäu ſeine ganze hehre Geſtaltung gab, und welcher in dieſe Ueberfülle des Prächtigen den Geiſt der Würde und des Ernſtes ergoß, der hier überall der aufmerkenden Seele begegnet. Michel Angelo war es auch, welcher kühn in den anfänglichen Plan des Bramante, die Form des Tempels nach einem lateiniſchen Kreuz zu bilden, eingriff, und vielmehr der Form eines griechiſchen Kreuzes nachſtrebte; er aber vor allen war es, welcher auch das hehre Gewölbe der Kuppel erſchuf, das mit dem auf ihr ruhenden Kreuze bis zur Höhe von 418 Füßen emporſteigt. Die Façade ward erſt in ſpäterer Zeit (1612) von Maderni vollendet, welcher an Michel Angelo's Plane manches zu verändern, unter andern auch die Form des anfänglichen Grundriſſes (die des lateiniſchen Kreuzes) durch ſeinen Anbau wieder hervorzuheben ſuchte.

In dem Porticus wird das Basrelief von Bernini geſehen, welches jenen Moment der heiligen Geſchichte darſtellt, da Chriſtus dem Petrus die Obhut ſeiner Heerde anbefiehlt. Die Seitenſtatuen zu beiden Seiten des Porticus, ſtellen, die eine, von Bernini gefertigte, Conſtantin, die andre, von Cornacchini, Carl den Großen dar. Die Moſaikarbeit beim Eingang iſt Giotto's Werk.

Beim Eintritt in die Kirche ſelber wird das Auge anfänglich eben ſo getäuſcht, wie bei einer erſtmaligen Reiſe in die Hochalpen. Man ſieht zwar die Gipfel von dieſen bis zur Region des ewigen Schnees emporſteigen, aber man kann es zuerſt nicht glauben, daß z. B. die grünen Sträuchlein, welche man vom Zuger-See aus auf dem „Hügel" des Rigiberges ſtehen ſiehet, Tannen ſeyn ſollten, von mehr als hundert Fuß Höhe, und daß vom See an bis zu dieſem Gipfel hinauf der Weg ſo viele Stunden ſich dehnen ſollte; man kann überhaupt anfangs nicht an dieſe weite Ausdehnung und Abgelegenheit der Räume und Höhen glauben, denn dieſe ſtehen in ſolcher Proportion und anſcheinend ähnlichem Maaße der Größen da, wie die waldbewachſenen Hügel der ſchönen Oſtſeeküſte bei Dobberan, oder wenigſtens wie die Gebirgshöhen und niedern Vorberge des Fichtelgebirges. Bis zuletzt der Fuß, nicht ohne große Ermüdung, die Räume vom Thal bis zur Höhe der Alpe durchmeſſen und nun das Auge das richtige Beurtheilen ſolcher Maasſtäbe gelernt —

hat. So ergeht es denn einem anfänglich auch bei dem Hineinblicken in das Tempelgebäu St. Peters. Dieſer Rieſe ſtellt ſich ſo gegen das betrachtende Auge, als wenn ſein mächtiges Walten mit dem Maaßſtab von mehreren hundert Fußen das ganz Gewöhnliche wäre, was man in allen Kirchen ſiehet und darum glaubt man auch, es ſey nur das Gewöhnliche. Es ſtehen alle Theile unter einander und zu dem Ganzen in ſo vollkommnen Einklang; der Hochaltar iſt ſo ganz nach der Höhe des Tempels abgemeſſen, daß ſich alsbald nach dem Hereintreten das innre, abmeſſende Auge eben ſo erweitert, wie es der Pupille des äußerlichen geſchiehet, wenn wir aus einem wenig beleuchteten Zimmer, in welchem wir bei Kerzenlicht laſen, auf einmal heraus in das helle Tageslicht treten. Wir können bei dieſem Lichte leſen und ſchreiben; wir konnten es aber bei dem Kerzenlichte, ja bei dem Scheine des Vollmondes auch und kaum mögen wir den Rechnungen der Phyſiker trauen, welche beweiſen, daß das Tageslicht hundert tauſende von Malen ſtärker und mächtiger ſey als das Mondlicht.

Die vier ſpiralförmig gewundenen Säulen da, von vergoldeter Bronze, welche den mächtigen Baldachin des Hochaltars tragen, ſollen eine Höhe haben von 48½ Fuß, die Engel, welche hoch über ihnen den Baldachin zieren, ſollen die Höhe eines Fürſtenſaales haben, überhaupt das Ganze, mit ſeinem oberſten Saume der Zierrathen, bis zum Maaße des Gebäus mancher unſrer Palläſte, vom Boden bis zum Dache (122 Fuß) emporragen? — Das will der meſſende Sinn anfangs nicht zugeſtehen. Als wir jedoch am Vorabend vor dem Peter- und Pauls-Feſte, den Arbeitern zuſahen, welche auf der Höhe des Altar-Baldachins die Reinigung vom Staube beſorgten und nun bemerkten, wie klein ein wohlgewachſner Mann neben dem Fuße des Engels ausſahe, über deſſen Knie er kaum ragte, da wurde uns das eigentliche Maaß dieſer Höhe recht anſchaulich. Eben ſo ergieng es uns, als wir unſer Auge aufhuben vom Boden der Kirche zu dem Gewölbe der hehren Kuppel, durch welche Michel Angelo das Bauwerk krönte und die Bilder der vier Evangeliſten von Giovanni de Vecchi und Ceſar Nebbia betrachteten. Der ſchreibende Engel bei dem Evangeliſten Matthäus erſcheint in dieſer Höhe nur von der Größe eines dreijährigen Kindes, die Feder in ſeiner Hand als eine gewöhnliche Feder; als wir aber, eben am Vorabend vor Peter und Pauli bis zur Laterne der Kuppel emporſtiegen und nun unmittelbar neben und unter jenen Bildern ſtunden, wie klein kam mir da nicht etwa blos meine ſo viel zur Feder gewöhnte Hand, ſondern der ganze Leib, dem dieſe Hand gehört, neben der Feder des Engels vor!

Aber freilich, wie ſchon erwähnt, hat die Daumenbreiten und Handbreiten, und auch die Füße, nach denen Alles in dieſer Kirche abgemeſſen iſt, ein Rieſe von ſeinem eignen Leibe abgenommen, welcher mehr als doppelt ſo groß war, denn der eines gewöhnlichen Mannes. Die Länge des ganzen Gebäudes miſſet 640, die Breite, im Kreuze 470, im Mittelſchiffe 90 Fuße; die Höhe der Kuppel, vom Fußboden des Tempels bis zur Laterne miſſet 333 Fuß, von hier bis zur oberen Fläche der Kugel ſind 66 Fuß, und das Kreuz, das auf dieſer ſtehet, iſt 20 Fuß hoch. Die Kuppel wird von vier, 90 Fuß ſtarken Pfeilern getragen. Man zählt in der Peterskirche 29 Altäre; die Altargemälde, nach Gemälden von Raphael und andern großen Meiſtern, ſind größtentheils keine Gemälde in gewöhnlichem Sinne zu nennen, ſondern es ſind Moſaikarbeiten, welche mit bewundernswürdiger Treue die Werke der Malerkunſt nachbilden. Unter den Meiſtern der Bildhauerkunſt, welche dieſem hehren Gebäu die Werke ihrer Hand geweiht, nennen wir nur Michel Angelo und Canova. Von jenem iſt die herrliche Geſtalt, welche das Erbarmen darſtellt: in der That, hier wehet der Geiſt eines ewigen Erbarmens, deſſen Luſt es iſt, auch der treulich ſtrebenden Menſchenhand ihre Himmelskräfte mitzutheilen. Von Canova unter anderm iſt das Grabmahl von Pius VI. Die vier mächtigen Statüen an den Pfeilern des Kuppelgewölbes ſind von Bernini (ſo der heilige Longinus) und andern Meiſtern; die Moſaikbilder der bei ihnen ſtehenden Altäre fertigte Fabio Chriſtophori nach Gemälden von Andrea Sacchi. Die Begräbnißgruft der Apoſtel Petrus und Paulus, unter dem Hochaltar iſt mit dem koſtbarſten architektoniſch edlen Geſtein ausgeziert; 112 ſilberne Lampen beleuchten ſie. Bei der Betrachtung der einzelnen Seitenkapellen, von denen die ſogenannte Gregorianiſche nach einem Entwurf von Michel Angelo erbaut iſt, glaubt man anfangs überall Stunden lang verweilen zu müſſen; man bemerkt jedoch bei mehreren bald, daß es nur das große, ſchöne Ganze ſey, zu welchem auch ſie als lebendig verbundene Theile gehören, was ihnen zunächſt dieſe anziehende Gewalt gibt, und man lernt überhaupt in dieſem Tempel jene Kunſt des Auges und des erwägenden Geiſtes, vor allem von dem enger begränzten Einzelnen, das, wie die Geſteine der Pfeiler die hohe Kuppel, den hehren Gedanken des Ganzen trägt, hinwegzugehen und wie ein leichtſchwebender Vogel ſich zu dem höher gelegnen Orte zu erheben, von welchem der mächtige Geiſt, welcher das Werk geſtaltete, gewohnt war, daſſelbe zu erblicken. Uebrigens iſt auch im Einzelnen dieſer Tempel das Vorbild eines Baues, zu welchem die Fürſten und Mächtigen aller Reiche der Kunſt ihre beſten Gaben gebracht haben, und die Tiefe der Erde die Fülle des edlen Geſteines und Metalles geſpendet hat. Obgleich ein großer Theil des koſtbarſten Baumateriales der Herrlichkeit des alten Roms entnommen, und namentlich der Hochaltar mit ſeinen Säulen und Baldachin-Dache aus den ehernen Balken des alten Pantheons bereitet wurde, hat dennoch der Bau und die Ausſchmückung der Peterskirche fünfzig Millionen römiſche Scudi, das ſind nahe hundert und zwanzig Millionen Gulden, gekoſtet.

Aus der Peterskirche begaben wir uns zu den Sammlungen des Vaticans. Schon das Gebäude des Vaticans, deſſen Länge 500, die Breite 350 Ellen miſſet, und welches 22 Höfe einſchließt, der Zimmer aber mehr als ſechs tauſend (nach einigen Angaben gar eilftauſend) enthält, iſt merkwürdig genug, auch wenn man an ihm bloß das beachtet, was frei über dem Boden gelegen iſt, nicht den 1500 Schritte langen, bedeckten Gang, welcher daſſelbe mit der Engelsburg verbindet. Die im Vatican aufbewahrte Bibliothek hat vorzüglich durch die koſtbaren, alten Manuſcripte, welche ſie enthält, ſchon manchen Forſcher der Geſchichte und der alten Litteratur aus weiter Ferne hieher gezogen; es iſt ſchon der Mühe werth — auch wenn der Zweck der Reiſe nicht auf eine nähere Benutzung derſelben hingehet, — dieſe ungeheure Maſſe des in der Welt Geſchriebenen und Gedruckten, nur anzuſehen.

Auch das Muſeum Pio-Clementinum, die koſtbarſte Sammlung in ihrer Art, welche auf Erden iſt, kann mehr nur erwähnt als beſchrieben werden. In dieſe Sammlung wurde beſonders unter Clemens XVI, Pius VI und Pius VII eine Fülle von Werken der alten Kunſt, an Statüen, Büſten, Basreliefs, Sarcophagen, Altären und Vaſen zuſammengetragen. Nach dem gewöhnlichen Werthe, in welchem man ſolche Werke hält, möchte wohl der geſammte Privatſchatz aller jetzt lebenden Fürſten in Europa kaum hinreichen nur dieſe Bildhauerarbeiten, ſo wie die nachher zu erwähnenden Gemälde des Vaticans zu bezahlen. Hier iſt der berühmte Torſo (das Werk des Atheners Apollonius), deſſen große Kunſt das Kennerauge eines Winkelmann in ſo hohe Begeiſtrung verſetzte; es wird nahe beim Eingang eine Stimme aus den Gräbern des alten Roms vernommen: denn da ſteht der Sarcophag des Scipio Barbatus, der im fünften Jahrhundert nach der Erbauung Roms lebte und das war und that, was die einfache Inſchrift, im Namen der Seinen erzählt*). Da ſteht dann der berühmte Apoll von Belvedere und die Gruppe des Laocoon, das Meiſterwerk des Ageſanders von Rhodos und ſeiner Söhne Polydoros und Athenadoros. Es erinnert anderwärts das kunſtreiche Bild einer Kuh an den Vorgänger für viele ſolche Geſtaltungen: an Myron; oder es ſtaunt das Auge über das kühne Spiel der Kunſt mit den großen Maſſen der Geſtalt des Nils und des Tiberſtromes. Bald hernach Apollon, als Muſaget und um ihn die Neun der Muſen. Hecate, welche mit geiſterhaft fliegender Eil der Schuld folgt; mächtig ſchön ein indiſcher Bachus, als ob er mit des Thiaſos Zuge ein Heer der Seelen führe, da wo der Strom der bauenden und wieder zerſtörenden Lebenskräfte ſich ergeußt durch das waldige Gebirg und das grünende

---

*) Gnaivod patre prognatus, fortis vir sapiensque, quojus forma virtutei parisuma fuit, u. ſ. w.

Thal; Menandros und der Fiſcher aus Kyrene; ein ſitzender Paris. Hier erſchreckt die Seele der Anblick des Zornes, welcher in ſich die Gedanken des Todes trägt, an der Büſte des Ajas; das Bild der ſtehenden Amazone ſcheint zur blutigen Schlacht zu eilen; der Sieger mit der Palme in der Hand, welcher den zweiſpännigen Wagen lenkt, feiert den Triumph des empfangenen Kampfpreiſes. Der Liebreiz auf Aspaſia's Angeſicht iſt von einer Seelenkraft bewegt, welche mächtiger iſt, als die bloße Friſche des Fleiſches; neben der jugendlich kräftigen Schönheit der Melpomene iſt es auch noch der tiefer dringende Ernſt der Mienen, welcher dem Auge gefällt. Bilder der Juno und der Mutter des Neſtor, der geretteten Tochter der Niobe: Chloris, wie ſie als Jungfrau den Preis des Wettlaufs im Spiele zu Elis gewonnen; Mercur und das berühmte Bildniß des ſogenannten Antinous. Nachdenken erweckend erſcheinen viele der Gebilde auf den hin und wieder ſtehenden Sarcophagen.

Aus dem Muſeum der Antiken giengen wir zum erſtmaligen Beſehen in die Raphaeliſchen Stanzen.

Es war ſchon früher in dieſem Theil der Vaticaniſchen Sammlung die Fülle der Kunſt zuſammen gehäuft, deren Geiſt nie ſtirbt, nie veraltet. Raphael lebte hier. Nun aber ſiehet der Freund und Genoſſe einer ſolchen Bewegung des innren Lebens, noch über das früher Vorhandne, die Meiſterwerke hier vereint, welche vormals an einzelne Kirchen vertheilt waren: die Transfiguration von Raphael und das Abendmahl des heiligen Hieronymus, von Dominichino. Dieſe beiden Bilder ſtunden, als ich die Vaticaniſche Sammlung ſahe, beiſammen in einem Zimmer. Raphael hatte ich ſchon näher gekannt, Dominichino noch nicht ſo, wie ich ihn nun ſeit dieſem

Bilde kenne. Möge der Geiſt, der Solches an der Kunſt des Menſchen gethan, mich geleiten und niemals verlaſſen, wo mich mein Weg an das Sterbebette der Freunde und zuletzt an das eigne führt. Als ich dieſen Weinenden da, bei dem ſterbenden Greiſe geſehen, da habe ich, ſo ſchien es mir, mehr als jemals verſtanden, um was die Thräne der Treue weint, wenn der Geiſt des Vaters und Freundes zu Gott gehet. Du Blick nach oben, da der ſterbende Mund noch das Panier des Glaubens erfaſſet, ſey du einſt mein, wenn das ſchwache, ſo vielfach irrende Herz bricht.

Ueber die Transfiguration des Raphaels mit ſo roh geſchnittner Feder reden, wie dieſe hier iſt, das hieße einige Tröpflein Waſſers ins Meer tragen. Außer den eben erwähnten Gemälden von Raphael und Dominichino, ſiehet man hier vereint: den Carton des Gemäldes der Stephanskirche zu Genua, von Giulio Romano; eine Madonna von Titian; die Thaten des heiligen Nicolaus von dem Bruder der Engel, Fieſole; die Auferſtehung, von P. Perugino; die Kreuzigung des h. Petrus, von Guido Reni; eine Madonna von Perugino; die Krönung der Maria von Raphael; St. Helena von P. Veroneſe; St. Helena von Guercino; die Fortuna, von Guido Reni; St. Gregor von Andr. Sacchi; die Madonna di Foligno von Raphael; die drei geiſtlichen Tugenden und die Myſterien, von demſelben wahrhaft myſtiſchen Meiſter; die Madonna und St. Thomas von Guido Reni; die Himmelfahrt der Maria von Giulio Romano und noch manches andre gute Gemälde.

Gleich beim Eintreten in dieſe Stätten, da ein ſchaffender Geiſt des Paradieſes waltet, da der Geiſt jener Weisheit, deren bildender Finger einſt vor Seinem Angeſicht ſpielete auf der Fläche des Erdbodens, auch zur Menſchenhand ſich geſellte; ſiehet man die wieder lebend gewordnen Frescogemälde des Perugino, Pinturicchio und einiger andern gleichzeitigen Meiſter.

Die Logen des Raphael (Frescogemälde der offnen, dreifach über einander gelegnen Säulengänge) und die größeren Gemälde der Zimmer (Stanzen), ſo wie die in Tapeten gewirkten Bilder deſſelben Meiſters, ſind von jedem Reiſenden der neuern Zeit, nach Rom, beſchrieben und genannt, und in jeder Stadt, da nur Einer lebt, welcher der Kunſt ſich freut, ſieht man die Nachbildungen des Kupferſtiches, von der Schule von Athen, und der andren Gemälde der Stanzen. Aber — dies kann nur ein Auge wiſſen, das beide ſelber ſahe — wie ſind doch die Gemälde von Raphael ſelber, in ihrer Lebensfriſche, etwas ſo ganz Andres, als alle Nachbildungen, auf Stein und auf Metall. Kommet und ſehet dieſe Blüthen des immergrünenden Lorbeers, ehe das Feuer, das ſchon am Dornbuſch zu flammen beginnt, ſie verzehrt.

Von einem erhabenen Punkte auf dem Dache des Vaticans beſahen wir zuletzt noch die umliegenden Gärten, deren hohe Cypreſſen mit ihren Gipfeln noch tief unter unſren Füßen ſtunden; das Auge ruhete aus auf den grünen Wogen des reichbewachſnen Vaticaniſchen Berges, und bald nachher auch die Glieder in Geſellſchaft lieber Freunde, ſitzend beim einfachen Abendeſſen einer kleinen Oſteria, die ſich in einem Garten unweit der Peterskirche befindet.

Freitags am 23ſten Juni zog uns, am frühen Morgen die friſche Erinnerung des geſtern Geſehenen, abermals zur Peterskirche. Der Pallaſt Borgheſe, von Martino Longhi erbaut, gewährte uns heute den Ueberblick über die herrlichen, in ihm enthaltenen Bilder. Es haben unter ihnen einen beſonders tiefen Eindruck auf mich gemacht: eine Grablegung Chriſti, von Raphaël, welche in der ſogenanten zweiten Manier dieſes Meiſters gemahlt iſt. Es webet über dieſem Bilde ein heiliges Schweigen des Schmerzens, eine Stille des Vor-Sabbathes. Da ruhet, der Todesmartern müde, der heilige Leib in den Armen der Freunde; in Ohnmacht verſunken fühlet die Mutter nicht mehr den Schmerz des Schwertes, das durch ihre Seele drang; es ergießt ſich, wie die Kühlung vom nahen Quelle, in heißer Mittagsſtunde, von dem Angeſicht des am Kreuz Erblaſſeten über das Angeſicht der Jünger und der heiligen Frauen ein Mitgefühl der ſeligen Ruhe, welche nun das frühe gejagte Reh gefunden.

Von Raphael ſind noch hier mehrere herrliche Werke zu ſehen: eine Maria mit dem Kinde, eine heilige Catharina, in der ſogenannten erſten Weiſe des Meiſters; von Dominichino wie von Guido Reni iſt derſelbe Gegenſtand: die heilige Cäcilia, ergriffen von den Wogen der Himmelstöne dargeſtellt; von Perugino ſieht man eine Maria mit dem Kinde, daneben die Heiligen: Hieronymus und Franziscus; Palma Vecchio, hat die Maria in den Wolken mit der betend aus dem Staube emporblickenden, ſterblichen Frau gemalt; die Anbetung der Hirten iſt von Angelo Bronzino, eine Madonna mit einem Heiligen von Albrecht Dürer. Auch der hohe, edle Geiſt des Francesco Raibolino, genannt Francia, wird hier an dem Gemälde einer Maria mit dem Kinde bewundert. — Eine andre Abtheilung der Gemäldeſammlung dieſes Pallaſtes wird durch das Bild des Chriſtus unter den Phariſäern, von Leonardo da Vinci verherrlicht, des Künſtlers, welcher in dem ſchönen Gefäß eines wohlgeſtalteten, vielkräftigen Leibes, deſſen Glieder zu jedem edlen Gebrauch geübt waren, eine Seele trug, die nicht minder begabt, zu allen Künſten und Wiſſenſchaften geſchickt und in ihnen allen geübt war. Es iſt der Chriſtuskopf jenes Bildes einer der würdigſten unter allen die ich geſehen; aus ſeinen Zügen blicket ein heitrer, reiner Himmel auf das niedre Gewölk der Phariſäerſeelen herab. — Aus einer Maria mit dem Jeſuskind und Johannes dem Täufer als Knaben, ſtrahlet Raphaëls ſeliger Geiſt hervor.

Heute betrachteten wir denn auch das Pantheon genauer, den einzigen noch faſt ganz erhaltenen Tempel des Alterthumes, welchen Agrippa nach der Schlacht von Actium dem rächenden Jupiter erbaute. Zwar die Knäufe von ſyracuſiſchem Erze an den ſechszehn großen Säulen von gelben africaniſchen Marmor, auf denen der Architrav ruhet, ſind nicht mehr vorhanden; es fehlen die Statüen über der Korniſche, welche Plinius als hohe Meiſterwerke des Athenienſers Diogenes preiſet; die große, eherne Pforte iſt der ſie einſt zierenden Basreliefs beraubt; das vergüldete Erz, das die mächtige Kuppel bedeckte, wie die ehernen Stufen des Porticus hat ſchon Conſtans der zweite hinweggenommen um mit ihnen die hoch prangende Aeffin des großen Roms: Conſtantinopel zu ſchmücken; zerſtört und von barbariſchen Händen ſchon längſt hinweggeriſſen iſt das halberhabene, eherne Bildwerk des Frontiſpiz, welches den Jupiter vorſtellte, wie er die Titanen beſiegt; hinweg ſind die ehernen Statüen, welche auf der Spitze und an den beiden Ecken des Frontiſpiz geſtanden. Dennoch bleibt auch noch ſo das herrliche Gebäu des Pantheons oder der Rotonda, obgleich ihm Gürtel und Kleidung, ſo wie der Schmuck der edlen Metalle geraubt ſind, tadellos, ſchön und erhaben. Als ich dieſen Tempel voll innerer Hoheit und einfältigen Ernſtes betrachtete, da konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: o daß doch Michel Angelo's Geiſt allein, mit Geiſtern, welche den ſeinen verſtanden, beim Bau der Peterskirche gewaltet hätte, ſie wäre dann, in ihrem erhabenen Maaße ſo ganz wie aus einem Stücke, ſo durchaus vollendet worden wie das Pantheon. — Dieſes herrliche Gebäu denn wölbt ſich zu einer vollkommen hemiſphäriſchen Kuppel, welche oben eine runde Oeffnung (im Durchmeſſer von 25 Fuß) läſſet, durch welche das Licht des Himmels herabfällt in das Innre. Der Porticus vor dem Tempel wird von ſechszehn Säulen von rothem Granit getragen, davon jede im Durchmeſſer fünf Fuß miſſet. Es haben dieſe Säulen bei mancher der Feuersbrünſte, welche Rom in alter und neuer Zeit getroffen, zum Theil ſehr gelitten; einige unter ihnen, von friſcherem Ausſehen, wurden aus den Thermen des Nero hieher gebracht, um die durchs Feuer ganz unbrauchbar gewordnen zu erſetzen. In den kleinen Niſchen, im Innern der Rotonda ſiehet man neben Metaſtaſios und Nicolas Pouſſins Büſte, auch die von Winkelmann und Mengs. Hier ruhen die Gebeine von Raphael und die des Annibal Caracci.

Unweit dem Pantheon und mit dieſem in Zuſammenhang, ſtunden einſt die Thermen des Agrippa.

Doch die Glieder und alle Sinnen waren nun müde und matt von dem beſtändigen Bewegen, in welchem ſie die Seele erhalten hatte, die des Sehens und Neues-Vernehmens niemals ſatt wird; wir gönnten jenen denn die

Ruhe, im kühlen Speiſezimmer des Herrn Le Pre, ſo wie die alte, gute Gewohnheit der Speiſen und Getränke. Bei ſolcher Hitze, das erfuhren wir öfters, iſt der Genuß der Mehlſpeiſen für den Leib viel zuträglicher, als jener des Fleiſches. Nachdem wir, nach der Mittagszeit auch noch in Geſellſchaft lieber deutſcher Freunde im griechiſchen Kaffeehaus ein Weilchen geruht, machten wir uns abermals auf, zu beſehen die große Stadt.

Wir zogen zuerſt langſam, im erquicklichen Schatten der Häuſer, durch die mächtig lange Straße des Corſo, welche von ihrem Anfange am freien Platz bei der Porta del Popolo an, zweitauſend und ſiebenhundert Schritte miſſet, und ſo in ſchnurgerader Richtung die Hälfte der Stadt durchſchneidet. Ein junger, ſchon länger hier lebender Freund beſchrieb uns im Gehen das Leben und Getümmel der Menge, das ſich in der Carnevalszeit durch dieſe Gaſſe bewegt.

Wir beſahen an dieſem Nachmittag genauer die Säule des Antonin, welche der Senat der alten Stadt dem Kaiſer M. A. Antoninus erbauete. In halberhabner Arbeit verkündet die Kunſt des damaligen Roms, an der Außenfläche der Säule, die Thaten des Kaiſers. Die Höhe miſſet 117 Fuß, im Innern windet ſich eine Treppe empor.

Schöner als auf der Säule des Antonin, ſind die Bildwerke in halberhabner Arbeit auf der 141 Fuß hohen und 12 Fuß dicken Säule des Trajan, welche aus 34 Marmorſtücken zuſammengeſetzt erſcheint und in deren Innern eine Treppe von 185 hohen Stufen emporſteigt, zum Gipfel, von welchem aus man die ganze Stadt überblickt. Vormals ſtund auf dem kegelförmig zulaufenden Knauf der Säule das koloſſale Bild des Kaiſers, aus vergoldetem Erze bereitet; jetzt nimmt dieſe Stelle die Statue des Apoſtel Petrus ein. Die halberhabnen Bildwerke der Auſſenfläche ſtellen Trajans Sieg über die Dacier vor. Die menſchlichen Geſtalten, deren man dritthalb tauſend zählt, ſind von Fußes Höhe, neben ihnen erblickt man Elephanten und Roſſe, Kriegsgeräthe und Trophäen.

Von den mächtigen Gebäuden, welche Diocletian der leiblichen wie der geiſtigen Bildung der Jugend beſtimmte, und welche, nach dem Zwecke, welchen nur ein Theil des Ganzen hatte: Bäder des Diocletian genannt ſind, ſieht man nur noch wenige Reſte. Hier waren einſt die Verſammlungsſäle der geiſtig gebildeten Männer des Volkes: zwei für Philoſophen, einer für Dichter und für die Redner der vierte. Ach es hatte dieſe Verſammlungen, mit ſo reicher Vorſorge, ein wohlmeinender Fürſt bedacht; der Geiſt der Geſchichte unſers Geſchlechts aber gedachte damals anders: das goldne Haus wurde zu ſpät dem Vogel erbaut, welcher längſt entflogen und dahin war. Bei den Verſammlungsſälen waren die Gebäude einer griechiſchen und lateiniſchen Bibliothek, das Gebäu für die jugendliche Uebung des Ballſpieles und ein andres für die warmen Bäder; ein Teich zu den Uebungen des Schwimmens; drei freie Plätze für das Ringen, das Werfen der Scheibe und der Lanze, an den beiden Seiten die Tempel der Minerva und des Mercur. Der Platz der Schwimmer iſt jetzt ein Garten, auf jenem der Ringer ſtehet eine Kirche der Karthäuſer, der eine der Tempel iſt in eine Kirche der Bernhardiner verwandelt, den übrigen Raum der alten Gebäude nimmt ein Magazin ein.

Hier in der Nähe iſt das ſchöne, laufende Waſſer der **Fontana dell' Acqua Felice**, ſo genannt nach Felix

(Sir-

(Papſt Sixtus V.), welcher den alten Springbrunnen des Agrippa: die Aqua Julia wieder hergeſtellt. Drei Niſchen ſind in Kalkſtein gehauen, neben ihnen ſtehen vier joniſche Säulen. In der mittelſten Niſche zeigt ſich das Bildniß des Moſes, deſſen aufgehobner Stab dem Felſen gebeut Waſſer zu geben; in den andern beiden ſtellen Bildwerke in halberhabner Arbeit Gideon vor, wie er am Bache die Mitſtreiter ſich erlieſt, und Aaron, der das Volk zum Quell geleitet. Die zwei Löwen ſind aus ägyptiſchem Baſalt gebildet.

Wir ſahen heute noch eine ſchöne, reiche Quelle oder vielmehr einen reichen Waſſererguß: die ſogenannte Fontana di Trevi am Fuſſe des Monte Cavallo. Hier rauſcht noch das Waſſer wirklich aus einer von jenen neun Waſſerleitungen hervor, welchen unter den bürgerlichen Bauwerken des alten Roms mit Recht, der allgemeinen Nützlichkeit wegen, jener Vorrang gebührt, den ihnen Plinius einzuräumen ſcheint, wenn er vor allen ſie zuerſt nennet. Dieſe Waſſerleitung, welche, wie man ſagt, auch dem heutigen Rom noch das wohlſchmeckendſte, friſcheſte Waſſer zuführt, das in der ganzen Stadt gefunden wird, war von M. Agrippa erbaut und von ihm, dem Auguſtus zu Ehren, Auguſta genannt. Sie bringt das Waſſer acht italieniſche Meilen weit vom Sabiner Gebirge herein, nach ihrer anfänglichen Beſtimmung, um es dem Campus Martius zuzuführen. Obgleich ihr Lauf großentheils unter der Erde verborgen war, hatten ſie dennoch öfters feindliche Heere zerſtört und das herrliche Waſſer der Stadt entzogen, einmal ſchon in alter Zeit Julius Cäſar. Claudius hatte ſie wieder hergeſtellt. Als aber in den Kriegen der ſpätern Zeiten von neuem das gute Werk vernichtet worden, blieb dieſer Theil der Stadt Jahrhunderte lang ohne das ihm zukommende friſche Waſſer, bis Nicolaus V. und Pius IV. im Jahr 1560 der „Quelle der Jungfrau“ (denn ſo heißt ſie auch) wieder den Weg nach Rom bahnten. Ein Neptun im Muſchelwagen mit Tritonen, zieret das große, waſſerreiche Becken. Umher ſtehen korinthiſche Säulen; Werke der Bildhauerkunſt, in halberhabner Arbeit — nach Franceſco Salvi's Zeichnungen, ſchmücken die Wände. Sitze ſind angebracht, damit der Beſchauende zugleich, in der heißen Zeit des Jahres, am ſchäumenden Waſſer ſich abzukühlen vermöge.

Ehe wir zum Quell von Trevi kamen, hatten wir auch heute, nur im Vorübergehen den päpſtlichen Pallaſt des Monte Cavallo (das Quirinal) geſehen. Ich erwähne dennoch ſogleich heute, der örtlichen Aufeinanderfolge wegen, das, was wir erſt ſpäter ein wenig genauer beſchauten. Das Quirinal eignete ſich ſchon durch ſeine Lage, an den herrlichen, weithin laufenden, ſchattigen, waſſerreichen Gärten und durch die entzückende Ausſicht über die Stadt und ihre nähere und weitere Umgegend zu einer Sommerwohnung der Päpſte. Ueberdieß gewährt auch der Anblick des Innern ſelber reichen Genuß, denn es wird da die prachtvoll verzierte Pauliniſche Kapelle geſehen, deren Gemälde von guten Künſtlern zeugen; ein Zimmer, von Hannibal Caracci gemalt, dann eine Sammlung von Gemälden, unter deren Meiſtern wir des Franceſco Bologneſe (von ihm Moſes, vor dem brennenden Dornbuſch, dann Iſaaks Opferung) Salvator Roſa (Gideon mit dem Ziegenfell), Carlo Maratti (die Geburt Chriſti) gedenken. — Sehr ſehenswerth iſt in dieſem Pallaſt die kleine, in Form eines griechiſchen Kreuzes gebaute Capelle, welche Guido Reni malte und ihr das herrliche Altarblatt (die Verkündigung) gab. Auch von dem trefflichen Meiſter Thorwaldſen wird in dieſem Pallaſt der Einzug Alexanders in Babylon geſehen.

Nur mit einem flüchtigen Blicke ſahen wir noch im Vorbeigehen den prächtigen Pallaſt Colonna. Wie kühl muß es ſich da, ſelbſt im Sommer, unter den Maſſen des africaniſchen Marmors wohnen, aus welchem ein großer Theil des Gebäues und ſeine Säulenhallen beſtehet. War uns doch ſchon die Kühlung ſo erfriſchend, welche die kleine, nach dem Garten gelegene Säulenhalle eines Kaffeehauſes uns bald nachher gewährte. — Die Ruhe that heute wohl, nach einem ſolchen Wettkampfe der wißbegierigen Augen und der zum Gehen wohlgerüſteten Glieder, mit der Kürze der Zeit, die uns für Rom vergönnt war.

13.

Das Johannisfeſt und der erſte Sonntag in Rom.

Nicht wenig hatten wir uns darauf gefreut, daß unſre Anweſenheit in Rom gerade auf zwei der bedeutendſten Jahresfeſte der großen Stadt: das Feſt Johannis und Peter und Paul fallen ſollte. Das Beſehen des Laterans hatten wir uns abſichtlich bis auf den eigentlichen Feſttag dieſer hochgeprieſenſten Kirche der Welt, bis auf den Johannistag verſpart.

Es muß in Rom in der Luft und in der Ruhe der Nacht noch etwas Erquickenderes liegen als anderswo, oder es zeigt ſich auch in ſolchem Falle, was ſchon die nach einem menſchlich Hohem ſuchende Seele (wie viel mehr noch der nach einem göttlich Höheren ſuchende Geiſt) über den ermüdeten Leib vermöge; wir fühlten beim Erwachen am Morgen des Johannistages nichts mehr von der geſtrigen Ermüdung und Abſpannung. Unſer lieber, junger Freund war frühe ſchon bei uns und erbot ſich uns auch heute zum gütigen Begleiter. Bald waren wir wieder auf den noch ſtillen Gaſſen der großen Stadt, dann, am Coloſſeum vorüber, bei den rieſenhaften Trümmern alter Waſſerleitungen, endlich in den mächtigen Ruinen der Bäder des Caracalla (Terme Antoniane), welche einen Raum im Quadrat einnahmen, deſſen Durchmeſſer 950 Fuß maß. Noch werden unter den mächtigen Ruinen die beiden Ringplätze erkannt, deren Boden mit Moſaikgetäfel belegt war, dann der Platz der Pinakothek und einige andere Gemächer. Hierauf ſahen wir den nicht ferne von da gelegenen, ſogenannten Triumphbogen des Druſus und das Grabmahl der Scipionen. Vor dem St. Sebaſtiansthore (die alte Porta Capena) ſtehet die Sebaſtianskirche. Das in ihr enthaltene Grabmahl des Heiligen zieret eine herrliche Statue von Gorgetti, einem Schüler Bernini's, welche den Heiligen in einer liegenden Stellung darſtellt. — Hier zum Appiſchen (oder Sebaſtians-) Thore hinaus ſiehet man, denn es iſt die Straße der Gräber, überall, zur Rechten und Linken, die Grabmähler des alten Roms. Rührend ſprach uns in der kleinen Capelle: Domine quo vadis, der Inhalt der alten, frommen Erzählung an. Der alte Apoſtel, den der Herr ſelber einen Felſen genannt, noch einmal und zum letzten Mal durch Freunde aus dem Gefängniß befreit, das ihn für den Martertod des andern Tages bewahrt, eilt bei nächtlicher Weile hinaus aus der groſſen Stadt, da, ſiehe, begegnet ihm der Herr, ſo wie er einſt in der letzten Nacht dem Todesſchmerz des andern Tages entgegengegangen. Auf das „Herr wohin geheſt du“, antwortet der Erſcheinende: „ich gehe in die Stadt, damit ich da von neuem gekreuziget werde“ und der alte Apoſtel wendet freudig wieder um zu dem Gefängniß: in ihm iſt mächtig der Geiſt deſſen, welcher in und mit den Gliedern ſeines Leibes, ſelbſt in den Tod gehet.

Hier das Grabmahl der Cecilia Metella, der Tochter des Quintus Creticus, welches der Gemahl, Craſſus der Triumvir *), der geliebten Hingeſchiedenen aus ſo mächtig dicken Geſteinmaſſen erbaute, daß es, obgleich in der Herrſcherzeit der Gaëtanis zum Ziel der Kämpfe und zur kleinen Veſtung geworden, dennoch die alte Wahrheit bezeugen mußte: daß die Liebe mächtiger ſey als alle Waffen des Todes, denn es ſtehet noch jetzt unverletzt, in ſeiner alten, einfachen Schönheit da.

Auch der benachbarte Circus des Caracalla läßet noch, in ziemlicher Deutlichkeit die Einrichtung ſolcher alter Rennbahnen erkennen. Die Länge betrug 1480 Fuß. Der Obelisk, welchen man hier fand, ſtehet nun auf dem Felſen, über dem Waſſerguß und Platze Navona.

Nicht weit hiervon wird das ſogenannte Grabmahl der Servilier, dann, nach dem Wäldlein hin, ein kleiner alter Tempel der Minerva geſehen. Erquickend war, in der Felſengrotte der Egeria, nicht allein die Kühle und das erquickende Getränk des Quelles, ſondern auch die Erinnerung an Numa, welcher hier, in geheiligter

---

*) Die Inſchrift heißt:

Caeciliae
Q. Cretici F.
Metellae Crassi.

Stille, die Nähe des Göttlichen empfunden. Wir gingen nun weiter, über das Feld, da einſt Hannibal vergeblich der durch ihre innre Kraft unüberwindlichen Stadt gedroht und an dem kleinen Tempelchen des Ridiculus, hin über das Flüßlein Almo (Acquatoccio), in deſſen Waſſer alljährlich die Prieſter der Cybele das Bild der Göttin gebadet. Doch uns rief jetzt die höher ſteigende Sonne hinüber zu dem Tempelgebäu, das heute ſein Jahresfeſt feierte: zum Lateran.

Zum Johannisthor nahend, ſieht man da noch die mächtigen Mauern der alten Stadt. Vor der Kirche St. Johannis im Lateran, der Pfarrkirche des Papſtes, ſtehet der höchſte der Obelisken, mit denen Rom aus der Beute der fernen Länder ſich geziert. Er ragt, ohne das Fußgeſtell, zur Höhe von 112 Fuß. Germanicus führte ihn nach Rom; man hält ihn für das Ehrendenkmahl des krieglüſtigen Königes von Aegypten: des Rhamſes. Daneben die Capelle mit der heiligen Treppe aus dem Hauſe des merkwürdigen Zeitgenoſſen Petrarks, des einſtmals mächtigen Tribuns von Rom: des Nicola Gabrino di Lorenzo (Cola di Rienzo). Sie darf nur auf den Knieen erſtiegen werden, denn man hält ſie für die Treppe an Pilatus Hauſe. Die Kirche war noch ſo voll gedrängt, daß wir zuerſt bei dem Baptiſterium des Konſtantin verweilten, einem Gebäude der Pracht jener früheren Jahrhunderte. Auch die Kirche des Laterans ward von dieſem erſten der chriſtlichen Herrſcher begründet, darum iſt ſie wohl das älteſte noch vorhandne Tempelgebäu der europäiſchen Chriſtenheit; merkwürdig auch durch eilf Concilien der Kirche, welche in ihr gehalten worden. Aus der Zeit der alten Kunſt ſtammet die eherne Thüre her. Mächtig iſt der nach außen von Pfeilern getragne Porticus; ſchön der Eingang, mit ſeinen vier Säulen von weißem Marmor. Im Innern des Tempelgebäus wird freilich nicht ſelten der einfach ernſte Gedanke, welcher, wie es ſcheint, dem Werke bei ſeinem Entſtehen zu Grunde lag, durch wohlmeinende Einfälle der ſpäteren Zeiten etwas unkenntlich gemacht; doch liegt ſchon in der Geſtaltung und Anordnung dieſer Säulen von Granit, von Verde antico und von vergoldeter Bronze, ſo wie in den Statüen der Apoſtel und Propheten (gefertigt von Ruſconi und Le Gros) eine Kraft, welche ihres gewaltigen Eindruckes aufs Auge des Eintretenden nicht verfehlt. Es wird dann dieſer erſte Eindruck durch das genauere Betrachten einiger einzelnen Theile noch ſehr verſtärkt und er wird zur freudigen Bewundrung vor dem Gemälde des großen Michel Angelo, das die Verkündigung darſtellt, ſo wie bei der Kapelle Corſini, deren Architectur, von Aleſſandro Corſini, von hoher Schönheit iſt. Aus dem Altargemälde dieſer Kapelle ſpricht Guido Reni's Geiſt, auch nach der meiſterhaften Uebertragung in die Sprache der Moſaik durch Criſtofore, mächtig an. Der Sarcophag von Porphyr, auf welchem die Statue Clemens XII. ruht, war im Pantheon gefunden und hatte einſt, wie man ſagt, die Aſche des M. Agrippa enthalten. Vier Säulen von vergoldeter Bronze, ſtehen vor dem einen Altar, welche einſt Titus, nach der Zerſtörung Jeruſalems, dem Tempel des Capitoliniſchen Jupiters geweiht hatte; wie man glaubt waren es Säulen des Jeruſalemiſchen Tempels ſelber.

Wir ſahen heute zuerſt den Papſt, wie er, nach vollendetem Hochamt, dem Volk den Seegen ertheilte. Ein freundlicher, mildblickender Mann, voll Würde und kräftigen Ausdrucks der Mienen.

Am Nachmittag war mir noch ein neuer Feſtgenuß bereitet, im alten, mächtigen Capitol, unter Menſchen, deren Macht eine andre iſt als die der Steine und der marmornen Bilder. Wie hätte ich es denn jemals vermuthen können, daß mir es auf dieſem alten Capitol ſo wohl ergehen ſollte, wie es mir hier ergieng. Niebuhrs Freund und nächſter Geiſtesgenoſſe wohnet in dem Gebäu des Capitols. Er geleitete mich bei dem Ueberblick über die neue und in ihr noch über die alte Stadt der ſieben Hügel; bei dem Ueberblick, der ſich in dem oberſten Theil des Gebäudes dem Auge darbeut. Wie groß iſt dieſe alte Stadt der Könige noch jetzt, obgleich in dem Umfang ihrer Mauren, welcher acht italieniſche Miglien miſſet, nur noch etwa der fünfzigſte Theil jener Zahl der Bewohner gefunden wird, welche das alte Rom, zu den Zeiten des Kaiſer Claudius in ſich faßte; denn nun iſt die Zahl der Einwohner gegen 140000, damals war ſie faſt ſieben Millionen. Hehr iſt die Ausſicht vom Capitol, weit über die Campagna hinüber, in die Gebirge von Albano und Frascati, ſo wie in die Höhen von Tivoli.

Von der mächtig hohen Mauer, welche das Capitol zu den Zeiten des alten Roms umſchloſſen, zeigen ſich nur noch wenige Reſte. Eine alte Kirche, deren Bogengewölbe von Säulen geſtützt ſind (vielleicht zum Theil noch dieſelben, welche Sylla zum Wiederaufbau des Capitols aus Athen brachte) ſtehet jetzt auf der oberſten Höhe des Berges, an derſelben Stätte, da einſt der Tempel des capitoliniſchen Jupiters war: getheilt, durch zwei Reihen von Säulen in drei Räume, deren mittlerer dem Jupiter, die andern der Juno und der Minerva geweiht waren. Der Altar, geziert von acht Säulen, welcher in einem Seitenſchiffe des jetzigen Kirchleins ſtehet, wird für denſelben gehalten, den Auguſtus, zur Zeit von Chriſti Geburt, dem erſtgebornen der Götter errichtete. In dem Hauptgebäude des jetzigen Capitols ſieht man ſchon an der Treppe, welche hinaufführt, beim Springbrunnen, das Bildniß der triumphirenden Roma, aus pariſchem Marmor, mit Porphyr bekleidet. Unter die bemerkenswerthen Alterthümer der Kunſt und zugleich der Stadt gehöret die eherne Wölfin (im Tempel des Romulus gefunden) an deren Füßen noch jetzt die Wirkung des Blitzes erkannt wird, welcher das Bild unter dem Conſulat des Cäſars traf. Aus alter Zeit iſt der Hirte von Erz, mit dem Dorn im Fuße; an den Wänden des einen Zimmers wird das Auge des Forſchers der Geſchichte durch die hier eingemauerten Fragmente der römiſchen Faſten erfreut. — Das eigentlich ſogenannte Muſeum des Capitols enthält viele Werke der alten ägyptiſchen Kunſt, welche einſt Hadrian in ſeiner Villa verſammlet hatte. Bei den Gebilden der griechiſchen und römiſchen Kunſt verweilt man jedoch lieber. Voll tiefen Sinnes erſcheinen die Gebilde auf den Sarcophagen, Diana vorſtellend, welche dem Schläfer Endymion nahet, oder ein Ehepaar, das ſich zärtlich umfaſſet (das Sinnbild der Treue: der Hund ſitzet zu ſeinen Füßen) und daneben Mercur, der Führer zum Schattenreich, welcher den zärtlich Liebenden Trennung gebeut. Unter den Statuen des Muſeums zeigt ſich jene des ſterbenden Fechters; Pſyche, fliehend den Zorn der Venus, und eine liebliche Gruppe, in welcher Amor und Pſyche ſich umfaſſen, dann die ſogenannte capitoliniſche Venus. — Anderwärts die Büſte des Junius Lucius Brutus, voll Ernſt und Würde — Trajans Kopf; Köpfe und Statuen berühmter Dichter und Philoſophen des Alterthums; Statuen des Trajanus und Antoninus Pius; die ſchöne Büſte des älteren P. Cornelius Scipio Africanus. Noch in andern Zimmern ein Bachuskopf, von hoher Schönheit; ein Haupt der Ariadne; Alexander, als Halbgott, mit dem flammenähnlichen Haar des Scheitels; ein liebliches Kind, mit dem Vogel in der Hand. Das herrliche Moſaik-Gebilde der vier Tauben iſt daſſelbe, das ſchon Plinius beſchreibt.

Sonntags am 25ſten Juni erfreute uns ſchon in der Frühe ein Spaziergang hinab an der Tiber, (am Ponterotto vorüber) dann zwiſchen den Weingärten und Feldern hin nach der Pyramide des Cäſtius, welche über hundert Fuß emporraget, und, wie eine Inſchrift ſaget, in 330 Tagen erbaut ward. Sie war einſt das Grabmahl des Caſtius, welcher zur Zeit des Auguſt lebte; die Thür, welche in das Innere führet, deſſen Wände mit Arabesken bemahlt ſind, iſt ſpäter hineingebrochen worden. Bei dieſer alten Pyramide iſt die Begräbnißſtätte der proteſtantiſchen Chriſten.

Unweit der Pyramide des Cäſtius zeigt ſich der Berg der Scherben (monte testaceo), ſo genannt, weil er zu dieſem Umfang von faſt 500, und zur Höhe von mehr als anderthalb hundert Fuß bloß durch die Scherben und Gefäßtrümmer angewachſen, welche man, in den Zeiten des alten Romes, auf Befehl des Senats hieher zuſammenhäufte.

Die Ruhe in der kleinen, deutſchen Kirche der Proteſtanten, an deren Gottesdienſt wir dieſen Vormittag Theil nahmen, war nicht nur eine Ruhe des Leibes, es war eine tiefe, erquickende Ruhe des Geiſtes. Die Liturgie, welche die kleine Gemeinde angenommen, hat mich innig ergriffen. Dieſe Liturgie giebt den Seelen der Verſammleten vor allem das Höchſte, was der äußre Gottesdienſt geben kann: die Gedanken und Worte des gemeinſamen Gebetes ein. Ausgehend von dem Blick auf das, was der Menſch vor Gottes Angeſicht ſey, erhebt ſie den Geiſt zur Anbetung Deſſen, der den Menſchen wieder zu Gott geführt und vermiſchet zuletzt die Stimmen der Lobgeſänge und des Gebetes, wie mit den Stimmen Derer, welche Ihm danken und Ihn preiſen ohne Aufhören. Wie ein hehres Tempelgewölbe, das nach oben in der hohen Kuppel ſich ſchließet, endet der Gang jener Liturgie in triumphirenden Hallelujah-Geſängen. Und dabei vernahmen wir auch hier eine Predigt, deren Kraft und Sieg aus dem Worte Gottes kam und aus dem Geiſt des Gebetes. —

Am Nachmittag beſuchten wir, im Geleite lieber Freunde, die Villa Albani. Der Cardinal, deſſen Namen ſie führt, war Winkelmanns Freund und dieſer hat einen großen Theil der hier verwahrten Schätze der Kunſt zuſammengebracht. — Schon auf der Treppe, in halberhabner Arbeit, ein Philoktet, auf einem Felſen ſitzend, unter ihm eine Schlange. Das Plafondgemälde des (obern) großen Saales: der Parnaß, iſt von Raphael Mengs. — Alte Basreliefs ſtellen die Vergötterung des Hercules, ein andres Dädalos und Icaros dar. — Statuen der Minerva, Leucothoa's mit dem kleinen Bacchus und ein Apoll; Faunen und die Büſte des Dichters Perſius. — Das Basrelief des Antinous, das in Hadrians Villa gefunden worden. — Dann die Büſten von Helden und Dichtern der Vorzeit; die Statue eines gefangenen phrygiſchen Anführers: Gram in dem, aus weißem Marmor gebildeten Angeſicht. Im ſchönen Garten die koloſſalen Köpfe des Titus und des Trajan, und weibliche Karyatiden voll [illegible]druck und Anmuth, auf deren Blumenkörben der Architrav des kleinen Porticus aufruhet.

14.

Reiſe nach Tivoli.

Montags am 26ſten Juni fuhren wir in aller Frühe an den Bädern des Titus vorüber, hinaus, des Weges durch die öde Campagna, nach dem unbeſchreiblich ſchönen Tivoli. Selbſt der Weg durch die Campagna an den uralten Steinbrüchen und keſſelartigen Eintiefungen des Landes vorüber, war für uns nicht ohne beſonders Intereſſe. Es ruhet die Umgegend von Rom großentheils auf altem vulcaniſchen Grunde, noch zum Theil mit der Aſche der vormaligen Ausbrüche bedeckt; dazwiſchen zeigen ſich jedoch nicht ſelten Hügel von merglichtem Kalk, erfüllt von den Reſten der Seeſchnecken und Muſcheln, und das Auge ſiehet öfters, über den Aſchenboden hin, deutlich die Spuren eines in alter Zeit hier fluthenden Meeres. — Die vielen kleinen Thürmchen, welche man hin und wieder auf der Campagna bemerkt, erinnern an die Zeiten der Heerlager fremder, feindlicher Völker, im Mittelalter, um die große Stadt her. — Einzelne Hirten mit ihren Ziegen und Ochſen werden zerſtreut über das grüne hügliche Land geſehen, ihre ärmlichen Nomadenhütten am Wege. Bei den kleinen Lachen dieſer Gegend lebt ſchon nicht ſelten die europäiſche Landſchildkröte (Testudo graeca), die man in Menge auf dem Markte zu Rom verkauft: das Auge, ſelbſt des ſchnell Hindurchreiſenden, be[illegible] eine Mannichfaltigkeit der Arten von Schnirkelſchnecken (Helix).

Der Schwefelbach der Ebene vor Tivoli: die Albula („albulae aquae“), verdient eine etwas genauere Betrachtung, ſo läſtig der Aushauch des Schwefels in dieſer heißen Jahreszeit der Bruſt fällt. Am Urſprung des Baches iſt ein kleiner See, daneben zwei noch kleinere (Lachen) der Boden umher iſt Kalktuff.

Da war denn ſchon die alte Lucanebrücke über den Arno oder Teverone-Strom und das ſchöne alte Grabmahl des Plautius erreicht. An dem Abhange des Berges, auf welchem das alte Städtlein liegt, ſtiegen wir aus dem Wagen und giengen zu Fuß hinauf, im Schatten der Olivenbäume. Bald waren wir bei dem alten Tempel der Sybille und ſahen dann hinab in das herrliche, vom Dampfe der Waſſerfälle gebadete Thal. Ich weiß nicht, ob die alten Pelaſger, welche der Sage nach 300 Jahre vor der Zerſtörung Trojas, Tibur gründeten, in ganz Italien eine mächtig ſchönere Wohnſtätte finden konnten, als dieſe iſt: dies iſt nicht die Schönheit des kindlich zarten Bacchus, wie ihn Leucothoa auf den Armen trägt, oder des lieblichen Knaben, wie ihn Silenus an der Hand leitet, auch nicht die des erſt aufwachſenden Jünglinges, ſondern es iſt die Schönheit und Macht jenes männlichen, indiſchen Dionyſos, welcher mit der Alles bändigenden Gewalt von der wolkenbedeckten Höhe des Gebirges herabſteigt zum bewohnten Lande und alles was lebt und was die Stimme des Rufenden hört, mit ſich hinreißet zum Zuge. Hier ward einſt, bald am Aushauch des ſchweflichten Quelles, bald beim lauten Donner des herabſtürzenden Waſſers, oder da, wo am Saum des Olivenwaldes der Anieno plötzlich ſein Brauſen ſtillet und beruhiget geht, das Lied der ferne blickenden Begeiſterung und die Rede der Weiſſagung vernommen, die das Künftige kennet. Hier ward das Orakel des Faunus und der Mund der wahrſagenden Albunea befragt (Virg. Aen. VII. v. 81 — 84). Und in der That, jenes wunderbare Stimmorgan der Seele, welches, wie die Saiten der Aeolsharfe vom Lebenshauch der Lüfte, ſo von dem Walten eines höheren Lebensgeiſtes bewegt wird, und welches alsdann bald in dem Lied des begeiſterten Sängers, dem die Muſe Vergangenes wie Künftiges lehrt, bald im Spruche der Weiſſagung ſeine innre Kraft zeigt; jenes wunderbare Stimmorgan, welches im Menſchen zugleich zum Gewiſſen wird, entfaltet ſich am mächtigſten da, wo plötzlich zu der lieblichen Stille der Natur der Schrecken hintritt; wo über den hellen Glanz der Mittagsſonne unverſehens der Schauer der Verfinſterung gehet.

Tibur hat mitten in ſeiner unvergleichlich herrlichen Natur ſeine Schreckniſſe, welche freilich hier ſo erſcheinen wie das Erſchrecken der zärtlich liebenden Braut, die den Bräutigam noch weit und lang von ſich geſchieden wähnte, wenn nun plötzlich, im blühenden Garten, der Geliebte hinter dem Gebüſch der Roſen hervortritt und mit ausgebreitetem Arm der Braut entgegeneilt.

Von dem Tempel der Veſta, mit dem herrlichen Umgang der korinthiſchen Säulen, welcher neben den Trümmern des Sybillentempels ſtehet, giengen wir jetzt über die Brücke hinüber, nach der andern, den Waſſerfällen entgegenſtehenden Seite des Gebirges. An meiner Seele ſchwebten, wie Bienen, welche reich beladen vom Felde der blühenden Bohnen nach Haus kehren, einige Stellen und ganze Oden des treuen Gefährten meiner Jugend, des Horaz vorüber. Hier ſoll des Horaz Wohnung in dem geliebten Tibur geweſen ſeyn; dort gegenüber, aus den noch immer prächtigen Ruinen der Villa des Mäcenas, aus deren Hallen einſt der Geſang der Dichter und ein Strom des geiſtigen Bewegens ſich ergoſſen, ſtürzt ſich jetzt mit klarem Gewäſſer ein Theil des Teverone herunter. Aus den Fenſtern und Oeffnungen des Gemäuers quillt die klare Fluth neben dem immergrünenden Epheu herunter, und das Lorbeergebüſch im Thale pflückt ſich mit eigner Hand der ſingende Hirt.

Der Einſiedler neben der kleinen Kapelle, bei deren Gemäuer, wie man glaubt, des Horaz Landhaus geweſen, war nicht zu Haus, wir hätten jedoch auch im Innern des kleinen Gebäudes nichts anders geſehen als was wir von auſſen bemerkten.

Mich zog indeß der Anblick des groſſen, über die Hölen des Felſens hinabſtürzenden Waſſerfalles in gerader Richtung, durch Wald und Gebüſch, hinunter ans Ufer des Fluſſes. Der Weg, zum Theil über rolliges Geſtein und durch verwachſenes Dickicht, war beſchwerlicher als ich es gemeint und dazu machte der Sommermittag heiß. Deſto erquickender war die Kühle am Staubregen des donnernden Waſſerfalles und im Schatten des grünbewachſenen Felſen. Oben der Tempel der Sybilla, dort die Grotten, in deren Wogen-umrauſchtem Dunkel die Ahndung des Künftigen ruhete.

Ich hätte den mühſamen Weg erſparen können, denn weiter am Fluß hinabwärts, nach jener Gegend hin, da ſonſt Faunus im Dunkel des Hayns ſich verbarg, ſteiget ein Weg allmälig zum Fluß herunter. Hier begegnete ich den Freunden.

Am Mittag ſaßen wir in dem kühlen, oberen Zimmer eines kleinen Wirthshauſes. Denn in einem andren, größeren, hatte man die Forderung höher geſtellt als gewöhnlich, „weil, ſo ſagte die Wirthin, wir Deutſche ſeyen und die Deutſchen etwas mehr tränken als Andre.“ Dieſes Wort hatte die jungen Freunde, welche die Mahlzeit beſtellten, verdroſſen, „denn ſie waren keine Solchen, die mehr trinken als Andre“ darum der Tauſch. Die gute Hausfrau, ermüdet vom Gehen und von der Wärme, hatte ſich auf ein Ruhebette gelehnt um zu ruhen, aber hierzu ließen es die Schaaren jener Lebendigen nicht kommen, welche nicht der fröliche Geſang oder das laute Sprechen, ſondern ſchon die Nähe des Menſchen zur hüpfenden Bewegung weckt.

Bald nach Mittag waren wir wieder bei den kühlen Waſſerfällen. Wir hatten uns ihnen jetzt unmittelbarer, vom dieſſeitigen Ufer und gleich von der Stadt her genaht. Durch Gärten ſtiegen wir hinab neben und unter den Waſſerfällen, in die Grotte des Neptuns und in das wiederhallende Haus der Albunea.

Gekühlt und an allen Gliedern erfriſcht, giengen wir nun hinüber zu dem Gemäuer der Villa des Mäcenas. Seelenvergnügt wandelten wir auf dem Fußboden der Säle, da einſt, in der Geſtalt und dem Gewand auch der andren ſterblichen Römer, Geiſter bewirthet worden, deren Geſchäft es war, ein andres Capitol zu gründen, ein andres Rom zu bauen, als jenes von Stein und von Balken war, das die Flammen verzehrten und Barbaren zerſtörten. Auf den hochgelegenen Grund ihrer unſterblichen Werke hat ſich das große Rom in verklärter, vergeiſtigter Geſtalt gerettet und beſtehet hier unbeſiegbar durch Flammen und durch die Hand der Barbaren. Nicht ohne ein beſondres Walten der ewigen Weisheit. Denn wie die eherne Kraft des leiblichen Roms die Völker geweckt und über die niedergeſtürzten Scheidewände, die zwiſchen ihnen waren, ſie zuſammengeführt zum Anhören des Wertes, ſo hat, wie der Feſtruf der Glocken, das geiſtige Rom, die Zeiten und Zungen verſammlet zu einem gemeinſamen Bauwerk des Vorhofes eines Tempels, deſſen Herrlichkeit nicht aufhören wird. — Fröhlich geſegneten wir vom Dach des Gemäuers das reiche Paradies der Gegend und das gaſtliche Haus des großen Mäcenas.

Die Trümmer der großen, prächtigen Villa des Hadrians machen in dieſer ſtillen, und doch ſo rauſchend bewegten Natur; machen neben der Villa des Mäcenas den ſehr unangenehmen, ſtörenden Eindruck, den plötzlich in der Geſellſchaft freudig bewegter, nahe befreundeter Geiſter, das Erſcheinen eines hoch-vornehmen Mannes macht, der ſich des äußern Vorrechts des Standes nicht zu begeben vermag, ſondern welcher der Freude zu ſchweigen gebeut und den Augen und Ohren: auf ihn allein zu merken. Mich hat dieſe Pracht in Trümmern nicht angeſprochen, ihr Untergang mich nicht gerührt, nach wenig Wochen war der Eindruck des Anblickes ganz verwiſcht.

Im Gaſthaus zur Sonne erquickten wir uns jetzt noch an Tivolis trefflichem Wein und kühlendem Waſſer. Erſt bei ziemlich ſpäter Nacht kamen wir wieder bei den Mauern von Rom an. Noch ein Blick auf das von Nacht umſchattete, mächtige Gemäuer des Coloſſeums und die Trümmer der Tempel und bald dann waren die Wohnung und das Lager der Ruhe erreicht.

15.

Das Peter- und Paulsfeſt in Rom.

Die noch übrigen Tage unſres (kurzen) Aufenthaltes in Rom vergiengen als ſeyen es einzelne Augenblicke. Sie wurden zum Betrachten der Stadt und ihrer Herrlichkeiten verwendet, ſo gut wirs vermochten und zur Erhöhung des Genuſſes, den ſie uns gewährten, trug es nicht wenig bei, daß gerade um jene Zeit das herrlichſte Feſt der Stadt: Peter und Paul fiel.

Von nun an war der edle Bunſen öfters unſer Führer, ihm allein verdanken wir es, daß wir in ſo wenig Tagen noch ſo Vieles und Bedeutendes, und dies auf die rechte Weiſe ſahen. Ich erwähne von dem Geſehenen Einiges und faſſe zum Theil hierbei zuſammen, das was uns noch der diesmalige, und, bei der Rückreiſe aus Neapel, der ſpätere kurze Aufenthalt in Rom gewährte.

Unvergeßlich wird mir der Morgen bleiben, den ich mit dem Führer, deſſen Geiſt im alten, wie im neuen Rom das Bürgerrecht gewonnen, mitten unter den Denkſteinen der älteſten Zeit der Stadt zugebracht. Hat doch ſogar die Ueberlieferung, in der Sitte des Volkes den Grundriß der alten, zerſtörten Formen ſo unzerſtörbar feſt aufbehalten! Wie einſt hier am Ufer der Tiber, unter dem romuliſchen Feigenbaume, den noch Livius ſahe, und in deſſen Schatten, der Sage nach, Romulus und Remus ausgeſetzt worden, die Mutter des heidniſchen Romes ihre kranken oder ſchwächlichen Kinder zum

Tempel des Romulus trugen, damit ſie Geneſung empfiengen; ſo tragen noch jetzt in gleicher Abſicht die Mütter die kranken Kinder in daſſelbe Gemäuer, das nun eine Kirche der heiligen Theodora geworden iſt.

Hier, beim kleineren Ehrenbogen des Severus, welchen die alte Kunſt mit mehrern (zum Theil wohlerhaltnen) Bildwerken geziert, fließt noch jetzt, mit klarer Woge die Quelle Juturna, der eigentlich einheimiſche Brunnen des alten Romes, bei deſſen Rande, nach alter Sage, am Abend nach der Schlacht am Regillus, welche die Befreiung Roms von Tyrannengewalt entſchied, zwei junge Kämpfer (es waren Caſtor und Pollux) den Leib erfriſchten und die Roſſe tränkten, indem ſie zugleich dem Volk den errungenen Sieg verkündeten. Die beiden Zwillingsgewölbe der Tempel, deren halbe Rotonden nach Süden und nach Norden gekehrt ſind, waren, wie man glaubt, jene der Sonne, dieſe der Mondgöttin geweiht.

Der ſogenannte Ehrenbogen des Janus, iſt ein Bauwerk aus der ſpäteren: aus Theodorichs Zeit. Unfern von hier die Kirche, welche einſt zur Schule der Beredſamkeit gedient und in welcher noch der heilige Auguſtin gelehrt. Dabei jene große, ſteinerne Maske des Jupiter Pluvius, in deren geöffneten Mund, nach einer ſeltſamen Dichtung des Volkes, die Schwörenden ihre Hand gelegt. Wie ein Bauwerk alter, cyklopiſcher Macht und Gewalt erſcheinen, am Ufer der Tiber die Ausgänge der alten Kloaken.

Nach einer andern Seite ſtehet der kleine, von Numa begründete Tempel der Veſta, in deſſen Säulengang von korinthiſcher Ordnung ſich die Mauer des jetzigen Kirchleins hineingelegt und ſo noch die runde Form des Tempels bewahrt hat. Hier war das Haus des Numa, deſſen Stätte jetzt kein Trümmer mehr mit Sicherheit bezeuget. In dieſer Gegend der Stadt zeigen ſich, im Tiberſtrom, drei merkwürdige Bauwerke der Vorzeit. Dort fernab gelegen erhebt ſich aus dem Waſſer noch das Gemäuer von der Brücke des Ancus Martius, dem alten pons suplicius, auf welcher einſt Horatius Cocles den Andrang der Feinde gebrochen. Weiter ſtromanwärts die mächtigen Ruinen des alten pons Palatinus (jetzt ponte rotto) von dem Ueberwinder Carthago's, P. Scipio erbaut. Was dieſen beiden alten Brücken widerfahren, das konnte nicht einem der merkwürdigſten und feſteſten Bauwerke des alten Romes geſchehen: der von hier, noch weiter ſtromanwärts gelegnen Tiberinſel. Dieſe, auf welcher jetzt die St. Bartolomäuskirche mit einem Gemälde von Ant. Caracci und ein Hospital, nebſt noch mehrern andern Gebäuden gefunden wird, hat zu ihrer Grundlage ein Gemäuer, das in Form eines ſteinernen Schiffes tief in das Bette des Stromes hinab- und bedeutend hoch über ſeine Waſſerfläche hervorſteigt. Es war dieſes ſeltſame Gebäu jenem Schiffe nachgebildet, welches die geheiligte Schlange des Aesculap von Epidaurus gen Rom führte. Auf dieſem ſteinernen Inſelſchiffe ſtund vormals der Tempel des Aesculap, nach welchem, Geneſung hoffend, die Kranken ſich bringen ließen: man ſieht von ſeinen Mauern noch Ueberreſte. Ihren erſten Boden ſollte dieſe Inſel, noch ehe ſie das Steinſchiff umſchloß, durch die Getreidegarben empfangen haben, welche das Volk nach der Verjagung der Tarquinier vom Felde derſelben genommen und aus Haß ins Waſſer geworfen hatte. Es ſtauchte ſich, ſagt man, an der Maſſe der Garben das Waſſer und häufte hier Sand und Schlamm zur Inſel an.

Der Tempel, welchen Servius Tullius der Fortuna virilis erbaute, iſt ein Kirchlein der ägyptiſchen Maria geworden; gegenüber erblickt man die Trümmer des Hauſes Rienzo.

Wir ſahen auch am erſten Tage nach der Rückkehr aus Tivoli, die Bäder des Titus, deren mächtige Ausdehnung von der Nachbarſchaft des Coloſſeums weit hin über den Mons Esquilinus gieng. Der unterirdiſche Theil dieſer mächtigen Gebäude hat ſich ziemlich wohl erhalten. Dieſer enthielt nach den vier Seiten des Umfanges hin die eigentlichen Badeſtuben, neben denen Reihen von Hallen und Gewölben ſich hinziehen, die in ihrer Mitte prachtvolle Säle und Zimmer umfaſſen. Dieſe unterirdiſchen Gewölbe, deren Wiederentdeckung über die Geſchichte der alten Malerei ſo wichtige Aufſchluſſe gegeben, waren durch die Beſitzer der Weingärten, denen dieſe prachtvolle Ruine zum Boden dient, allmälig verſchüttet und ſo dem Auge entzogen worden. Den Schutt und Abwurf der Feld- und Gartenarbeiten, welchen viele Menſchenalter hier aufgehäuſt hatten, ließ Napoleon hinwegräumen und ſo noch einen anſehnlichen Theil der herrlichen Frescogemälde dem Untergang entreiſſen.

Das Auge eines Mannes aus unſrer jetzigen Zeit der Kämmerlein findet hier Anlaß genug zum Staunen, denn hier hat nicht jene höchſte Gewalt des Geiſtes gewirkt, welche zu allen Zeiten Außerordentliches (in der chriſtlichen Zeit die herrlichen Tempel) hervorrief, ſondern dieſe Thermen hat nur der eigentlich bürgerliche Gemeingeiſt gebaut, auf welchen auch unſre Zeit ſo viel ſich zu gut thut. Die Gänge, wie die Zimmer, waren mit Marmor getäfelt; die Malereien in den Hallenumgängen und Sälen: Landſchaften und Gebäude, auch hiſtoriſche Gegenſtände darſtellend, ſind ſo meiſterhaft, daß Mehrere behaupten wollten, Raphael habe hier die Grundgedanken zu den Gemälden der Logen und Stanzen des Vaticans gefunden, und habe aus dieſen, zu ſeiner Zeit noch nicht verſchütteten Gewölben, manche Compoſitionen und ſogar Umriſſe einzelner Geſtalten entlehnt. Vielleicht lehrt jedoch dieſe Uebereinſtimmung nur die allbekannte Wahrheit: daß auch der alten Kunſt dieſelbe Welt der innren Anfänge, welche das leiblich Schöne geſtaltet und bewegt, zugänglich geweſen, der ſich die neuere genaht. Denn zu dieſer Welt findet Jeder den Zutritt, der ſich von dem Aeußren und Vergänglichen, nach einem Innren und Ewigen hin zu wenden verſtehet. Mächtig, bis zur Höhe mehrerer unſrer Stockwerke, wölben ſich die Bögen der Hallen hinan. Tageslicht konnte die Meiſterwerke der Malerei, welche die Wände, auch bis zu dieſer Höhe hinauf ſchmücken, nicht beleuchten: dies that das Licht der Lampen, bei welchem hier unten das Auge von der Ueberreizung vom Tagesglanz ausruhete. Von jenem untren Geſchoß führten, dies zeigen noch Spuren, Treppen hinauf ins obere, oder vielmehr Treppen von dieſem zu jenem herunter. Von dem oberen Theil des Gebäudes, den Leibesübungen und nicht minder auch den geiſtigen Beſchäftigungen gewidmet (denn hier fanden ſich Bücher zum öffentlichen Gebrauch beſtimmt), zeigen ſich nur noch undeutliche Spuren. Die Pracht des unteren läßt auf jene des zerſtörten oberen, in der Mitte ſeiner Gärten und Uebungsplätze ſchließen. Die Bäder des Titus, wie jene des Diocletian und Caracalla ſind für die ſpäteren Menſchenalter die Fundorte der herrlichſten Bildſäulen geweſen und hunderte der prächtigſten Marmorſäulen ſind aus ihnen entnommen worden, mit denen man ſchon ſeit Conſtantins Zeit die chriſtlichen Kirchen und die Palläſte geſchmückt hat.

Die ſogenannten 7 (eigentlich 8) Säle, in der Nähe der Bäder des Titus werden für die Waſſerbehältniſſe gehalten, aus denen die Bäder ihren Zufluß bekamen. Dieſe Behältniſſe ſelber empfiengen das Waſſer aus dem Aquaeduct des Claudius.

Zu andrer Zeit wurde von uns die Villa Ludoviſi am Monte Pincio beſucht, da wo ſonſt (wie man meint) die Gärten des Salluſt geweſen. Zwei Gebäude, zwiſchen denen ein Garten. Das eine, welches Dominichino erbaut, enthält noch immer mehrere treffliche Antiken; im andern ward ein Plafond-Gemälde von Guercino (Aurora und Tithon) und mehrere Landſchaftsgemälde von Dominichino gefunden. Auch der Garten enthält unter den Gruppen der immergrünenden Gewächſe, manche treffliche Alterthümer. Ein ſchlafender Silen, die ſüße Ruhe darſtellend, welche der Ermüdung des Tages folgt, liegt auf dem Denkzeichen jener tieferen Ruhe, welche der Mühe des Lebens folgt: auf einem Sarcophag. Ein andrer Sarcophag, der einſt die Reſte zweier im Leben liebend verbundnen Eheleute umfieng, ſcheint aus ſpäterer Zeit. Außerdem viele Urnen, halberhabne Arbeiten und Bildſäulen. Der Umfang der ganzen Anlage der Gärten miſſet eine italieniſche Meile.

Die Villa Borgheſe vor der Porta del Popolo, auf dem alten Marsfelde, gewährt beſonders in dieſer Jahreszeit, in ihren weiten, reichen Anlagen ſehr erwünſchten Schatten und Kühlung des Waſſers. Die Villa ſelber enthält eine Fülle von Werken der alten Bildhauerkunſt, dann Gemälde von Paul Veroneſe, Tizian und Mengs.

Vom Theater des Marcellus, welches Auguſtus erbaute und nach dem frühe verſtorbenen Sohne der Schweſter: Marcellus benannte, ſtehet nur noch die untere Hälfte: zwei Reihen von Bögen, deren oberſte von joniſchen, die untere von doriſchen Säulen getragen wird. Unweit dieſer Ruinen zeigen noch einzelne Trümmer die Stätte an, wo einſt der große Porticus ſtund, womit Auguſt das Andenken der Mutter des Marcellus: der geliebten Schweſter Octavia ehrte, und die Stätte eines benachbarten Tempels der Juno.

Vor der Porta maggiore (ehemals Praenestina) ſieht man noch jetzt, zum Theil hoch in der Luft ſchwebend, von weiten Bögen getragen, die Reſte jener Waſſerleitungen, deren hier ſechs zuſammenkamen. Die höchſte von ihnen, nach ihrem Begründer, Claudius genannt, empfieng das Waſſer, das ſie der Stadt zuführte, noch weit hinter Tivoli. Ein alter Pfeiler, welchen die jüngere von Aurelian gebaute Stadtmauer einſchließet, gewährte zu unterſt der Marciſchen Waſſerleitung den Eingang, nach ihrem Erbauer, dem Aedilis Marcius genannt. Ueber dieſer war die Tepula, zu oberſt die Julia, (die Waſſerleitung des Agrippa) gelegt. Ein vierter Aquaeduct führte durch unterirdiſchen Canal das Gewäſſer des Teverone herein; an einer andern Stelle kamen die ſchon erwähnte Waſſerleitung des Claudius und Anio novus zur Stadt. Alle dieſe Ströme des Waſſers ſammleten ſich, jeder beſonders, in den Abtheilungen des Trajaniſchen Waſſerbehälters (Castellum), deſſen Reſte am Thor ſind, und jeder Strom wurde zu beſonderem Gebrauch, der eine in die Brunnen, der andre in die Bäder geführt.

Weiter hinaus nach dieſer Richtung erblickt man, bis zu der ſchönen Rotunda, welche den Namen des Torre degli Schiavi führet, mehrere Grabmäler und andere bemerkenswerthe Ruinen.

Vor der Porta pia (die alte Nomentana) ſtehet das Grabmahl der heiligen Conſtantia (der Tochter des großen Conſtantins). Es iſt ein rundes Kirchengebäu, deſſen Kuppel viele Säulen tragen. Vor der Kirche ſind Spuren, wie es ſcheint, eines alten Uebungs- oder Spielplatzes.

Einen Nachmittag des Aufenthaltes in Rom verbrachten wir auf dem Palatinusberge, unter den Trümmern der alten Kaiſerpalläſte. Es iſt hier die ganze Höhe, nach allen Richtungen hin von Bögen und Säulentrümmern bedeckt, dazwiſchen ſind Oeffnungen zu tief gelegnen, unterirdiſchen Gewölben. Auf den alten Kaiſerhöfen gedeihen Kohlpflanzen und andre Gartengewächſe; wir pflückten uns hier die erſten reifen Feigen und nahmen vom Gemäuer zum Andenken einige ſchönfarbige Blüthen des Kappernſtrauches. In jenem Theile der alten Palläſte, der ſich in der Villa Farneſiana findet, werden die Bäder der Livia gezeigt: zwei unter dem Boden gelegene Zimmer, mit vergoldetem Täfelwerk und Gemälden geziert. Ein andrer Theil, in dem Umkreis der Villa Magnani gelegen, wird durch die ſchöne achteckige Rotonda merkwürdig, zu deren kühlen, tief unter dem Boden gelegnen Räumen das Licht von oben, wie im Pantheon, hinabfiel. Noch jetzt möchte es ſich hier, nach des Tages Laſt und Mühen lieblich ruhen und es iſt als zögen dem Träumenden da noch die großen Gedanken und Sorgen mancher der edleren Herrſcher, welche hier verweilten, an der Seele vorüber. Nero's goldnes Haus ſetzt noch jetzt, im Staube ſeiner Trümmer in Erſtaunen. Einſt erſchien, nach Tacitus Ausdruck, das große

Rom nur wie ein Anbau an die Wohnſtätte des Weltenherrſchers, nun iſt dieſe zur großen, unverſtändlichen Ruine unter den andern Ruinen geworden, welche in und bei der großen Stadt liegen. Der Stamm des Epheus mit dem Kappergeſträuch haben ſich dahin gebettet, wo bei Nacht der Herrſcher auf goldnem Bette ruhete; aus den Ritzen des Gemäuers blicket die grüne Eidechſe hervor, und wie ſie, im Sonnenglanze den Leib wendet, will ſie dem beſchauenden Auge es glauben machen, ſie ſelber trüge das mit Gold und mit dem Grün der Smaragden verzierte Gewand der Kaiſer.

Hier, auf des Evanders altem Grund und Boden hatte Romulus ſchon die Wohnung der Herrſcher begründet, Auguſtus war daſelbſt geboren (noch will man des Hauſes Trümmer kennen) und bauete hier zuerſt einen Pallaſt der Cäſaren. Sein Hippodrom iſt nun ein Fruchtgarten; in der aula palatina (dem Audienzſaale) des Domitian ſahen wir Gartengeräth; an der Stelle des Tempels des palatiniſchen Apolls, von Auguſt mit der Fülle aller Künſte geſchmückt, ſtehet jetzt ein Kloſter der Franziscaner.

Herrlich und Gedanken-weckend iſt die Ausſicht vom Berge der Kaiſerpalläſte. Hieneben lieget das alte Forum mit ſeinen Palläſten und Tempeln in Graus und Trümmern; an den mächtigen Circus, zwiſchen dem Palatinusberg und dem weſtlichen Aventinus gelegen, deſſen Marmorſitze und gewölbte Hallen, von Cäſar erbaut, 300000 Zuſchauer umfaßten, erinnert nur noch vereinzeltes Gemäuer, das unter den Weinreben hervorragt: es iſt der größte Theil der alten Stadt, wie zur unbedeutenden Vorſtadt und zur Wohnung der Gärtner geworden; dagegen die jenſeits gelegne, verachtete Vorſtadt der armen

Fiſcher hat die Pracht und Herrſchaft der alten Stadt empfangen.

Am Nachmittag und Abend vor dem Peter- und Paulsfeſte war nicht nur eine Waſſerleitung, welche Erquickung und Freude mit ſich führte, ſondern es waren, wie im alten Rom, wenigſtens neun zu unſrer Seele geleitet, denn dieſe Stunden ſind voll äußren, wie innren Genuſſes der Sinnen geweſen, ſo wie nur wenig andre auf dieſer ganzen Reiſe. Wir giengen über den Ponte Siſto hinüber in die Stadt, jenſeits des Stromes. Im Pallazzo Farneſina ſahen wir den großen Saal, den zuerſt Raphael mit einigen ſeiner Schüler durch Gemälde geziert, dann Carlo Maratti, weil vieles ſchadhaft geworden, von neuem übermalt hat. Hier iſt, ſinnvoll dargeſtellt, die Geſchichte von Amor und Pſyche, ſo wie anderwärts Galatea, umringt von Tritonen zu ſehen.

Noch von Auguſtus Vorſorge für die Stadt zeuget die waſſerreiche Fontana di Paolo, welche nahe an der Kirche Pietro in Montorio, auf dem Berge Janiculus, aus drei breiten Röhren hervorſtrömt. Es iſt dies, wenn man die Menge der hier vorquellenden Fluth beachtet, der anſehnlichſte Springbrunnen der Stadt.

Auf dem Wege, den wir, die Stadtſeite jenſeits der Tiber durchkreuzend, nach dem Vatican nahmen, kamen wir an einem öffentlichen Begräbniß (im Vorhof einer Kirche) vorüber, welches gerade geöffnet worden, um zu dem Haufen der andern da aufgethürmten Leichen einen andern Leichnam (ohne Sarg) aufzunehmen. Uns verſcheuchte alsbald der Geruch der Verweſung, der aus der geöffneten Tiefe ſtieg.

Der Gedanke des Todes und der Verweſung ward bald nachher, wie in einer von oben her entzündeten

Flamme verklärt und geläutert, als wir jetzt in die Sixtiniſche Kapelle des Vaticans traten und die Schreckniſſe, ſo wie die Freuden des Rieſengeiſtes Michel Angelo nachfühlten, unter denen er das Gemälde des jüngſten Gerichtes zuerſt ſich gedacht und nachmals ausgeführt hat. Staunend vor der Tiefe der Ewigkeit und wie anbetend, erſcheinen, um das große Werk des Gerichtes, die Bilder der Propheten und der weiſſagenden Sybillen. Dort neben dem Eintritt ins Leben der Ewigkeit, der Eintritt in das Leben der Sichtbarkeit und der Zeit: die Schöpfung des Menſchen.

In dem hehren Tempelgebäu St. Peters wurden ſchon Vorbereitungen zum morgenden Feſt und ſeiner heutigen Vorfeier gemacht. Als wir hier einige Zeit geruht hätten und uns geſammlet, da ertönte, aus der einen Kapelle, ein Geſang in Paläſtrina's Geiſt und hehrer Weiſe. Ja, dies iſt die Stimme des Siegers über Schmerzen und Luſt, welche vom Geſchlecht des Staubes ſind. Als Papſt Marcellus II. die Kirchenmuſik ganz abſchaffen wollte, weil dieſelbe ihre alte Würde verloren hatte und in den Händen der damaligen Zeit ſehr entartet war, erlangte es Pietro Aloiſio da Paläſtrina, daß von ihm eine Meſſe vor Ausführung des päpſtlichen Beſchluſſes in der Sixtiniſchen Kapelle gegeben wurde. Es geſchah dies am Oſterſonntag 1555. Marcellus gab ſeinen Vorſatz auf, denn eine ſolche Muſik, das hatte er gefunden, ſtört nicht nur die Andacht nicht, ſondern ſie erhöht ſie. So hatte Paläſtrina der Muſik jenes Element gerettet und erhalten, das allein jeder Kunſt die rechte innre Kraft und das Leben giebt, welches in andern Seelen Leben weckt: „den Dienſt am Hauſe des Herrn.“ Der treffliche Meiſter ſchuf eine Fülle von Geſängen, in denen jene Einfalt und ergreifende Gewalt wohnen, welche das „höhere Element“ der Menſchenſtimme und ihren Tönen mittheilt. Von 1571 war er Capellmeiſter an der Peterskirche. Als er 1592 am 2ten Febr. ſtarb, da war ganz Rom innig bewegt. Viele Tauſende der Bewohner, aus allen Ständen, folgten dem Leichenbegängniß, die Gaſſen der mächtigen Stadt halleten wieder von den Tönen des herrlichen Geſanges des großen Meiſters „Libera me Domine*):“

Der Abend kam, wir hatten uns zuerſt in dem wohlbekannten Garten, in der Nachbarſchaft der St. Peterskirche niedergelaſſen und ſahen von hier aus, hoch an dem mächtigen Gebäu, die Vorbereitungen zur Illumination treffen. Als aber jetzt acht Uhr nahete (in dieſer ſüdlich gelegnen Stadt tritt dann, ſelbſt am 29ſten Juni, ſchon das nächtliche Dunkel ein) begaben wir uns zu einer, dem Hauptzugang der Peterskirche unmittelbar gegenüber, auf dem Petersplatze ſelber gelegnen Oſteria, wo man für wenig Geldes Stühle haben kann. Ich erſtaunte hier, ſo wie noch mehr eine Stunde ſpäter, beim Feuerwerk, über die Stille, die Sittlichkeit dieſer enggedrängten Volkshaufen. Da war kein gegenſeitiges Stoßen, kein ſich vorwärts drängen, kein ſtörendes Geſchrei zu merken: Einer machte dem Andern beſcheiden Platz, ſo gut dies nur möglich war; durfte aber auch nie fürchten, von ſeinem Ort hinweggedrängt zu werden. — Noch arbeiteten viele Männer an der Anordnung der Lampen, welche das Frontiſpiz zieren ſollten (was oben noch geſchahe konnte man nicht ſehen) als nur wenige Minuten an acht fehlten. Als aber nun die Glocke ſchlug, da erglänzte auf einmal das ganze ungeheure Gebäu, bis hinauf zu ſeinem Gipfel, in dem Lichte der Tauſende von Lampen. Ein unbeſchreiblich ſchöner Anblick! Die hundertfältigen Reihen und Bögen der Lampen ſind ſo geſtellt, daß ſie alle Umriſſe des Gebäudes, jeden einzelnen hervortretenden Theil beleuchten: daß ſie dem mächtigen Bau in alle ſeine Wendungen und Entfaltungen folgen. Es iſt ſo, als ſey das ganze vorhin undurchſichtige ſteinerne Gebäu zu durchſichtig lauterem Golde geworden: in der That, die Hausfrau hatte recht, wenn ſie ſagte, es ſey ihr, als erinnere dieſer Anblick an eine Stadt, „gebaut von lauterem Golde, gleich dem Glas, die Gründe geſchmückt mit Edelſteinen." — Es ſchlug halb neun, da geſchahe die ſogenannte Wandlung: es entzündeten ſich in Blitzesſchnelle die Pechpfannen über den ganzen Umfang des Gebäus hin: das Auge hatte jene Empfindung, die das Ohr ergreift, wenn auf einmal der Geſang unter dem Hall der Poſaunen mit dem lauten, tauſendſtimmigen Hallelujah endet.

---

*) Auch von Gregorio Allegri, der ſeit 1629 Sänger in der päpſtlichen Capelle war, hörten wir zuweilen Geſänge. Von dieſem Meiſter iſt es bekannt, daß er in unwiderſtehlichem Drange der Wohlthätigkeit und Liebe zu den leidenden Brüdern, das Elend und die Noth der Menſchen in den Gefängniſſen und Krankenhäuſern aufgeſucht habe, um, nach Vermögen, zu helfen und zu tröſten. Allegri war geboren zu Rom 1590 und ſtarb 1652 (nicht, wie eine andre Angabe wollte 1640). Am bekannteſten iſt von dieſem Meiſter ſeine herrliche Compoſition des „Miserere.“

Allmälig hörte man jetzt das Raſſeln der Wägen, und bemerkte die Bewegung der Fußgänger hinüber nach der Tiberbrücke und zum freien Platze jenſeits der Brücke (Piazza di ponte). Denn mit dem Glockenſchlag Neun beginnt das Feuerwerk (die Girandola) auf der Engelsburg. Auch wir ſchloßen uns an die hinübereilenden Haufen an und ſtunden heute (weil es uns unbekannt war, wie leicht man in den an die Tiber gränzenden Häuſern einen Ort zum Zuſchauen haben könne) mitten unter der Menge, auf der Piazza di ponte. Da waren Zuſchauer, wie es ſchien, gar weit hergekommen zu dem merkwürdigen Anblick: einige ſo müde, daß ſie mehrmalen ſich auf das Steinpflaſter der Straße niederlegten und ruheten, bald aber wieder zum Zuſchauen und den Ausbrüchen des Entzückens ſich von neuem erhuben. — Als die große Glocke an der Peterskirche das letzte Viertel der Stunde ausgeſchlagen, ſiehe da ſtund, als ein Gebäude aus Feuer und Flammen gebildet, vor unſren Augen, das alte, nicht mehr ganz vorhandne Gebäu von Hadrians Mauſoleum. Denn die Feuerkünſtler hatten in ihrer Flammenzeichnung alle Umriſſe jenes mächtigen Werkes, ſo wie ſich dieſelben aus älteren Darſtellungen und aus dem noch jetzt Vorhandenen errathen laſſen, mit wundervoller Treue nachgebildet. Aber das ſtille, ſchöne Gemälde der Flammen verwandelte ſich nun bald in ein unruhiges, furchtbares Wogen und Toben der Feuerſtröme, wodurch das Auge überſättigt und geblendet, das Ohr übertäubt wurde. Die Hausfrau ſagte, ihr ſey es, als erinnre dieſe furchtbar ſchöne Girandola an die Schreckniſſe eines Feuers, das nie verlöſchet. Wir blieben jedoch bis zu dem Augenblick, da mit lautem Donner der Feuerſee auf einmal ſeine Dämme vollends durchbrach und wie mit dem Krachen der Felſenſtücke, die an einanderſtoßen, ſich zerſtäubte und verlöſchte. Führwahr, eine ſolche Illumination und ſolches Feuerwerk kann nur Rom hervorbringen, denn es gehören dazu eine St. Peterskirche und ein Begräbnißgebäu des Hadrians. — Als wir über die ſtillen, dem geblendeten Auge ſo dunkel ſcheinenden Gaſſen nach Hauſe, in unſer hochgelegnes Zimmer gekommen, freuten wir uns noch lange an dem Anblick der Peterskirche, deren Lampen erſt nach Mitternacht verlöſchten.

Am Peter- und Paulsfeſte eilten wir ziemlich frühe zur Peterskirche, welche heute in ihrem höchſten Schmucke pranget und von den Geſängen des Feſtes wiederhallet. Die Tauſende und Tauſende, welche hier feierten, wogten ſtill und ohne ſtörende Unordnung in das Gebäu hinein. Erſt jetzt, an der Menge des Volkes, das ſich in dieſe Hallen verlor, konnten wir recht ermeſſen, wie ungeheuer groß der Umfang des Gebäues ſey. Der Papſt hielt heute das Hochamt am Hauptaltar und alsdann, unter dem Thronhimmel ſitzend und ſo getragen, den feierlichen Umzug in der Kirche. Der Freundlichkeit einiger deutſcher Schweizer verdankten wir es, daß wir alles ſo genau ſahen, denn ſie ließen uns bis an, ja in ihre Reihen ſelber treten, und es ſchien keinen Anſtoß zu geben, als wir Proteſtanten, da alles Volk bei der Annäherung des Papſtes knieete, dies nicht mit thaten.

Wir beſahen auch an dieſem und dem nächſtfolgenden Tage zu wiederholten Malen jene Werke des alten und neuen Romes, und jene Sammlungen, die uns die liebſten geworden waren, beſonders den Vatican, die ſixtiniſche Kapelle und die mächtigſten, ſo wie die älteſten Denkſtätten der alten Stadt. Am letzten Nachmittag, als wir noch einmal die Peterskirche beſucht hatten, ſtiegen wir hinan zur Kuppel, und alsdann über dieſe hinauf, zur mächtigen Ausſicht vom Dache, und endlich, an der Leiter in der etwas dünnen Röhre, auf welcher die

Kugel

Kugel ſtehet, empor, in dieſe hinein. Hier ſaßen wir Alle (wir waren unſrer acht) ſo bequem auf den Bänken, die im Umfang herumſtehen, daß noch mehrere Andre neben uns Platz gefunden hätten. Durch die ritzenförmigen Oeffnungen des Thurmknopfes, durch welche wir weit hinausſchauten über Stadt und Land, ſauſte die Zugluft mit dem Tone des Glockengeläutes herein und hinaus. Dieſes Bauwerk der Thürme und Zinnen, unter und über welchen man ſich auf der Höhe der Peterskirche befangen ſiehet, erſcheint in der That wie eine kleine Stadt. Wie niedrig waren von hier aus die Cypreſſen und doch wie hehr huben ſich bald nachher die grünen Pyramiden ihrer Gipfel neben uns empor, als wir in ihrer Nähe im Garten ruheten. Wie ſchnell weiß das meſſende Auge ſeine Kreiſe zu verengern oder zu erweitern: der eigne Leib iſt klein neben dem Gebäu der Rieſen und bleibt auch noch immer klein genug, neben dem Wuchs der hohen Cypreſſe.

Wir hatten in Rom in den letzten Tagen unſres Aufenthaltes mit Schuld der eignen Unvorſichtigkeit einen Verluſt (durch Diebſtahl) herbeigeführt, welcher in dieſer Stadt, in welcher der Fremde ſo vielfach begünſtigt und geſchützt iſt, etwas ſehr Seltenes ſeyn ſoll. Schon erſchien es zweifelhaft, ob auch jetzt die Mittel zur Reiſe nach Neapel noch ausreichen möchten, der gute Muth der berechnenden Hausfrau gab indeß den Ausſchlag: „nach Neapel führe mich der innre Beruf der Wiſſenſchaft" — die Reiſe wurde gemacht.

16.

Reiſe von Rom nach Neapel.

Sonnabends am 1ſten Juli, am frühen Morgen, verließen wir das herrliche Rom mit der Hoffnung im Herzen, daß wir es ja bald noch einmal ſehen ſollten. Der Weg durch die Campagna führt bald näher, bald ferner an Grabmählern und andern Ruinen des alten Romes vorüber und begleitet eine Zeit lang den mächtigen Aquaeduct des Claudius. Endlich ſieht man deutlicher das links vom Wege gelegne Caſtell Gandolfo und nun füllt ſich alsbald der Boden mit Feldern und Weingärten.

Das Städtlein Albano, nach der Mutter- und ſpäteren Feindesſtadt des alten Roms, nach Alba longa benannt, welche weiter hinauf, an dem Abhange des Berges lag, wird mehr durch den See in ſeiner Nähe als durch die Trümmer der alten Zeit des Beſehens werth. Wir ergiengen uns in den ſchattigen Gängen und Anlagen einer ſchönen Villa. Von den Landhäuſern des Domitian, deren Umfang bis an die Nähe des Caſtell Gandolfo reichte, werden noch Ruinen geſehen; ungleich mehr jedoch als das Beſehen dieſer Ruinen, lohnt ſich der Weg hinan zum See, und das Betrachten der rieſenhaften Bauwerke, an denen hier, im 357ſten Jahre nach Erbauung der Stadt, das noch jugendliche Rom ſeine eigenthümliche Kraft gezeigt. Der Umfang des klaren, ſtillen Sees, welcher in einem nach allen Seiten keſſelförmig geſchloßnen Thale: in dem erloſchenen Krater eines ehehin mächtigen Vulcanes liegt, mag etliche Stunden Weges betragen; der See war ſchon ſeit ſeinem Entſtehen in einem natürlichen Zuſammenhang mit dem Meere geweſen, in welches, durch unterirdiſche Höhlen ſein Gewäſſer ſich entleerte. Als aber während der zehnjährigen Belagerung von Veji, der See plötzlich, wie durch ein Hervorquellen aus der Tiefe (der Regen konnte es nicht gewirkt haben) anſchwoll und das blühende Land umher verheerte, da befahl das Orakel der Fluth einen Ausfluß nach dem Meere zu geben, und verhieß alsdann der Belagerung von Veji günſtigen Ausgang. Da bahnte die vereinte Kraft des Volkes der Helden den Weg des Waſſers, 1500 Schritt weit durch den Hügel. Den Eingang zur mächtigen, mit Quaderſtücken gemauerten Halle umſchließt nach drei Seiten hin, viereckt ein Gemäuer. Dem Waſſer des Sees war von nun an die Gränze gezeichnet, „bis hieher und nicht weiter“; es verheerte nun nicht mehr, ſondern tränkte und befruchtete das blühende Land. In der Nähe der römiſchen Abzugsöffnung zeigt ſich das lieblich kühlende Gewölbe mehrerer Grotten. Der See, deſſen größte Tiefe 360 Fuß betragen ſoll, enthält viele Aale. Die Keſſelhöhen, die ihn umringen, ſind meiſt von dichtſchattigem Walde bedeckt, durch welchen ein anmuthiger Weg führt. Jenſeit dem See erhebt ſich 2920 Fuß hoch der Monte cavo: der albaniſche Berg, dicht mit Wald bewachſen, Zeuge einſt des Wohlſtandes, wie des Falles von Alba; Zeuge der Triumphfeſte, welche die römiſchen Sieger zuweilen hier feierten; Zeuge vieler Wunder und Schreckniſſe der Natur (der Steinregen und wunderbaren Stimmen) die vor Alters dieſes Gebirge beſucht.

Im Städtlein aßen wir, in Geſellſchaft mehrerer neapolitaniſcher Familien (darunter einige Theaterſängerinnen), welche, wie es ſchien, das Feſt nach Rom gezogen hatte. Der vormals gepriesne Albanerwein iſt jetzt noch gut. Unſer Betturin hatte uns lange Zeit gelaſſen zum Beſehen der Gegend. Es war ſchon ſpät nach Mittag, als wir das Städtlein verließen und an dem ſogenannten Denkmal der Curatier und Horatier vorüber, den Weg gegen Riccia (dem alten Aricia) und dann weiter gegen Genzano hinanzogen. Dieſer Weg führt durch einen Eichenhain, ſo hochſtämmig und dicht, als ich auf dieſer ganzen Reiſe, ſeitdem ich über den Rhein gekommen, keinen geſehen hatte. Er darf mit dem mächtigſten Eichenwald unſres deutſchen Vaterlandes wetteifern. Das Städtlein Riccia liegt auf einem Berge und wird nicht wenig durch ſeine von Bernini erbaute Rotunda geziert. Von der Höhe hinabwärts ſieht man in das grünende und bluhende Keſſelthal von Riccia (convallis Aricina) deſſen alten vulcaniſchen Urſprung ſchon Plinius erkennt. Auf der Höhe von Genzano (dem alten Forum Cynthiae) überblickt man den kleinen See von Nemi, mit ſeinen reich bewachsnen Ufern. Auch er gründet in einem alten vulcaniſchen Keſſel. Auf ſeinen Wellen ergötzten ſich die alten Römer in ſchwimmenden Gärten, die auf Fahrzeugen erbaut waren. Gegenüber von Genzano, an der Oſtſeite des Sees liegt hoch auf dem vulcaniſchen Felſen das Städtlein Nemi (Nemus) und an dem Fuß des Felſens entſpringt die Quelle, in welche Diana die um Numa weinende Nymphe Egeria verwandelte. Denn hier, wie dies noch jetzt der kräftige Wuchs des Eichenwaldes ſagt, war Diana's geheiligter Hain und der Tempel der Göttin, mit dem Bilde, das Oreſt und Pylades hieher gebracht. Dem See von Nemi hat ſchon die Kraft der alten Römer den Ausfluß nach dem blühenden Thal von Riccia gebahnt.

Ueber ein fruchtbares, hügliches Land führte uns der Weg weiter nach Veletri (Velitrae), der vormaligen Volskerſtadt. Ein heftiger Regenguß hinderte uns am Ausgehen. Der Zuſammenfluß von Fremden in unſrem Gaſthauſe war ſo groß, daß er uns eine ſehr unruhige Nacht bereitete. Als, gegen Mitternacht, noch ein Officier vom Regiment der Schweizer in Neapel ankam, wähnten wir, beim Geräuſch des Wagens, es ſey ſchon gegen Morgen und eine der andern Chaiſen wolle bereits fortfahren. Da weckten wir die Freunde und dann den Vetturino, der ſich unmuthig erhub, dennoch aber zuletzt unſrem Wunſche, ſich zum Fortfahren anzuſchicken, nachgab.

Als wir gegen Ciſterna (dem alten tres Tabernae) kamen, ward es Morgen. Bis hieher waren die Brüder dem Apoſtel Paulus, aus Rom entgegen gekommen und „da Paulus ſie ſahe, dankte er Gott und gewann eine Zuverſicht.“

Jenſeits Ciſterna beginnt die Ebene der pontiniſchen Sümpfe. Zwar das Auge hatte auch hier Unterhaltung und Ergötzung die Fülle. Denn links zieht ſich die Kette der Appenninen hin, deren ſteiler, mächtiger Abhang unmittelbar aus der ſumpfigen Ebene emporſteigt; rechts hin ſiehet man das Vorgebirge der Circe (Monte Circello), welches Homer der zaubernden Göttin zur Wohnung gab, und nicht ſelten ſchimmert ſelbſt ein Streifen des Meeres hervor. In dem hohen Gras der Sümpfe weiden ganze Heerden von Büffeln; auch dieſe waren für uns ein neuer Anblick. Aber weder alle dieſe Dinge am Wege, noch ſelbſt die Geſänge des Virgil, welcher ſeit einiger Zeit mein beſtändiger Begleiter geworden, konnten die müden Augen offen erhalten. Denn ich hatte nun ſchon die zweite Nacht wenig, ja faſt gar nicht geſchlafen. Ich kannte die Regel wohl, welche den Reiſenden verbeut, ſich in dieſer Wiege der Fieber dem Schlummer zu laſſen, aber ich trotzte auf meine Geſundheit und — mußte wenig Tage nachher in Neapel dafür büßen. Bei einem Wirthshaus in der Mitte der Sümpfe, wo unſer Vetturino hielt, ergötzte uns ein Tanz der Hirten, nach den Tönen eines Dudelſackes.

Noch vor Mittag lag das paradieſiſche Terracina (das Anxur der Alten), am Saume der Sümpfe auf ſichren Felſen gelehnt, vor uns, und bei ihm die unermeßliche Weite des blauen Meeres. Hier ſahen wir zum erſtenmal wieder, ſeitdem wir die Bucht von Nizza verlaſſen, hochſtämmige Orangen und Citronen im Freien ſtehen; die dicken Feigenbäume mit reifen Feigen bedeckt. Die alte mächtige Ruine auf der Felſenhöhe des Berges (die Burg des Theodorich) wurde von uns am Nachmittag erſtiegen und beſehen; ein Bad im Meer, das ich, noch zu erhitzt genommen, legte das zweite Gewicht in die Wagſchaale des Erkrankens.

Fröhlich verließen wir am andern Morgen das ſchöne Terracina, denn der Weg gieng ja nach dem noch ſchöneren Neapel. Bald war, an den römiſchen Thürmen vorüber, welche das wegen ſeiner Räubereien berüchtigte Land überſchauen, die neapolitaniſche Gränze und hierauf Fondi (das alte Fundi) erreicht, der vormalige Heimathort des geprieſenen Cäcuberweines. Wir fanden im Kaffeehaus, bei dem wir hielten, einen öſterreichiſchen Officier, welcher ſehr über die ungeſunde Luft dieſer Gegend klagte und ſich darauf freute, daß er bald den Ort verlaſſen dürfe. Wir benutzten den kurzen Aufenthalt, um das cyklopiſche Bauwerk, das ſich noch an einem Theile der Stadtmauer (rechts vom Thor, zu welchem man, von Rom her, hereinkommt) erhalten, etwas genauer zu betrachten. Wie unzerſtörbar feſt fügen ſich dieſe vieleckigen Steine mit ihren Seiten und Ecken zuſammen! Es ſcheint, als hätte die Zuſammenfügung der ſäulenförmig in ihrem Innern zerklüfteten Baſalt- oder Porphyrgebirge, ein altes Volk auf dieſe Art der Mauerfügung hingeführt. Um den Reſt des cyklopiſchen Gemäuers ſchließt ſich die ſpätere, aus römiſchen Quadern errichtete Mauer an, mit welcher die Weltenherrſcher dieſe alte Stadt der Auſonier für ſich befeſtigt hatten.

Das Städtlein Itri gewährt, mehr noch faſt als Fondi, durch das Ausſehen ſeiner Bewohner und ihrer ärmlichen Häuſer, einen traurigen Anblick. Das edle Menſchengeſicht iſt hier öfters, man weiß nicht ob durch ein bloß leibliches oder auch geiſtiges Krankſeyn entſtellt. Doch bald iſt der Boden des alten Formiä erreicht, in deſſen Nähe in noch älterer Zeit Teleppylos, die Stadt der Läſtrygonen geweſen. An der Stätte von Formiä ſtehen nun die Städtlein Caſtellone (auf der Höhe gelegen) und an dieſe unmittelbar angebaut, tiefer am Meeresſtrand Gaëta. Oben an der Höhe, bei Caſtellone, war die Villa des Cicero, welchen auch unfern des geliebten Landſitzes (bei dem noch vor der Stadt gelegnen Thurme) die Dolche der Mörder ereilten. Von der Herrlichkeit jener Villa geben noch jetzt der auf Säulen ruhende Porticus, das Bad und die Hallen, welche der Vernichtung entgangen, ein gültiges Zeugniß. Der ſchöne Garten, voller Citronenbäume und mit dem immer grünenden Schmuck des Lorbeers und Myrtengebüſches, zieht ſich bis ans Meer hinab. Von der Höhe iſt die Ausſicht zum Entzücken ſchön. Zur Rechten die Felſenküſte, auf deren Spitze die Veſtung Gaëta. Gegen Süden hin erheben ſich die Gebirge der Inſeln Iſchia und Capri über die blaue Fläche des Meeres und es krümmt ſich, jenſeit der Bucht von Neapel, der Saum der gebirgigen Küſte nach Sorent hin.

Wir aßen zu Mittag in dem am Meere gelegenen Gaëta, in der Geſellſchaft mehrerer öſterreichiſcher Officiere, unter denen der in der Naturkunde ſehr wohlerfahrne Oberſt von Veldeck war, deſſen mir ſehr liebe nähere Bekanntſchaft ich auf dem Rückwege machte. Ein Spaziergang in einem ſchattenreichen Citronengarten, in welchem einiges alte Gemäuer auch auf einen alten, römiſchen Beſitzer ſchließen läßet, dann, auſſerhalb dem Gartengemäuer, am ſteinigen Ufer des Meeres hin, ergözte uns ſehr.

Am Nachmittag erreichten wir den ſanftſtrömenden Liris (jetzt Garigliano genannt) und an ihm die augenfälligen Trümmer des alten Minturnä. Es ſtehet hier noch das weitläuftige Gemäuer eines alten Theaters und ein anſehnlicher Theil der alten römiſchen Waſſerleitungen; jenſeits des Fluſſes beginnen, gegen das Meer hin, die Sümpfe, da vor Sylla's Reutern Marius ſich verborgen. Im weiteren Verlauf des Weges entfaltet ſich nun ein Land der grünenden Hügel, welches noch jetzt an manchen Stellen eine Wildniß der Reben ernährt, die am Stamme der Bäume emporranken. Dieſe Rebenhügel gehören zu den glücklichſten und bedeutungsvollſten der Erde, denn ihrem Weine haben die Geſänge des Horaz eine ausdauernde Kraft verliehen, wie ſie das verwahrende Faß dem Weine nicht giebt. In dieſer Gegend wuchs der edle Falerner, der uns noch jetzt in Horazens

Oben erquickt, hier auch an dem Berge, an deſſen linker Seite der Weg ſich hinzieht (am Monte Dragone oder Maſſicus) gedieh der dunkelnde Maſſicus-Wein des Martials. Der Wein, welchen wir am Abend in St. Agatha tranken, war zwar auch roth und dunkel, aber die Lobpreiſungen der Dichtkunſt verdiente er nicht und es würde auch im deutſchen Vaterland, in Gegenden denen kein Wein wächſt, Keiner dieſes Getränk einem guten Biere vorziehen. Dennoch waren wir an der mit vielen frölichen Menſchen ſo wie mit zahlreichen Speiſen beſetzten Tafel des Wirthes ſelber frölich genug. Wir fanden unter den Fremden auch einen Herrn aus Lyon mit ſeiner Gemahlin, denen wir ſpäter in Bologna wieder begegneten.

Die fruchtbaren Höhen, welche wir am andern Morgen von St. Agatha aus erſtiegen, ſind von Kaſtanienwäldern begränzt, und es zeigen ſich überall Felder, in der Fülle der Früchte, und ein wohlangebauter Grund. Die Sonne begann heißer zu ſcheinen, als wir den Volturnus und an ihm das neue, erſt im neunten Jahrhundert erbaute Capua erreichten. Wir beſahen für diesmal bloß die ziemlich regelmäßig gebaute, gut gepflaſterte Stadt und ihren Dom mit ſeinen antiken Granitſäulen, ſo wie mit einigen Gemälden und Bildhauerarbeiten von Bernini. Am Bogen der Piazza dei Giudici werden einige antike Inſchriften bemerkt.

Die Ruinen des alten, mächtigen Capua's, der Hauptſtadt des reichgeſegneten Campaniens liegen, mitten unter den Feldern und den Pflanzungen der Maulbeerbäume und Reben, eine italieniſche Meile von den Thoren der neuen Stadt entfernt. Wir beſuchten ſie zwar erſt bei der Rückreiſe, ich erwähne ihrer jedoch gleich hier. Unter dieſen Trümmern aus der Zeit der römiſchen Verwaltung der Stadt, zeichnen ſich vor allem jene des Amphitheaters aus, welches unter den jetzt noch in Italien und Frankreich erhaltenen, nächſt dem Coloſſeum das größte iſt. Wie dieſes beſtund es aus vier Ordnungen von Säulen und Bögen und es miſſet die Arena der Länge nach 108, der Breite nach 66 Schritte. Die unterſten Hallen ſtehen noch wohlerhalten da. Ich hatte, als wir dieſe Ruinen beſahen, mitten in ihnen von meiner Geſellſchaft mich verirrt, dieſe war, ohne daß ichs bemerkte, nach andrer Richtung gegangen, als ich. Da ſah ich mich beim Heraustreten in das Feld, von ſechs Leuten umringt, denen ich, vielleicht mit Unrecht, zutraute, daß ſie mehr gefodert hätten als ein kleines Almoſen. Aber während wir uns einander näherten, ſiehe da waren auch ſchon zwei öſterreichiſche Soldaten da, welche heute auch (es war ein Feiertag) herausgegangen waren nach den Ruinen.

Dieſes öftere Zuſammentreffen mit den öſterreichiſchen Truppen auf unſrer damaligen Reiſe, hat uns dieſe ſehr erleichtert und verſchönert. Unter den Officieren fand ich viele, welche beſonders in Mathematik und Naturwiſſenſchaften mehr als gewöhnliche Kenntniſſe und große Neigung zu beiden zeigten. Man ſieht hiebei wohl was das Beiſpiel des edlen Kaiſerhauſes ſelber, deſſen einzelne Glieder dieſen Wiſſenſchaften hold ſind, auf Andere vermöge. Selbſt die Gemeinen waren uns, wenn ſie nur deutſch verſtanden (öfters waren es Ungarn) freundliche Wegweiſer und Rathgeber, ſo oft wir ihrer bedurften. Zu Capua im Dom fanden wir auf unſrer Hinreiſe nach Neapel einen Unterofficier, der ſich beklagte, daß ihm in dieſem heißen Lande mehr als die Hälfte ſeines Soldes nicht wie anderwärts für Erquickungen, ſondern für kühlende Mittel, aus dem Bereich der Apotheke aufgienge. Mich könnte in ſolchem Lande der glühend ſchaffenden und verzehrenden Phantaſie, auf wohlfeilere Weiſe irgend ein weitläuftig beſchreibendes Buch der deutſchen politiſchen Verhandlungen mit den abgedruckten Reden der Wiederkäuer, beſſer abkühlen denn Nitrum und alle Purgierſalze der Welt.

Von Capua gen Neapel führt ein Weg an Caſerta vorüber, dem königlichen Luſtſchloſſe, berühmt durch ſeine prächtige Waſſerleitung und durch manche Kunſtſchätze in ſeinem Innern. Wir machten den Weg nicht, weder auf der Hin- noch auf der Herreiſe von Neapel nach Rom, ſondern zogen den näheren Weg der Wälder und Felder.

17.

Neapel.

Von der letzten Höhe vor der mächtigen, volkreichen Stadt, öffnete ſich uns auf einmal die volle Anſicht der herrlichen Bucht. Der Veſuv hatte ſeit dem Ausbruch von 1822 eine andre Geſtalt gewonnen als jene war, in welcher wir ihn bisher immer aus den Abbildungen kennen gelernt hatten, ſein ehemals kegelförmig, ſpitz zulaufender Gipfel war eingeſtürzt und, ſeit der eben erwähnten Eruption, um mehrere hundert Fuß niedriger geworden; der Schwefeldampf der aus dem zuſammengeſtürzten Getrümmer des alten Gipfels hervordrang, war, als wir ihn ſahen, ſo wenig auffallend und ſo ſchwach, daß, wenigſtens ich, längere Zeit bedurfte, um, neben dem waldbedeckten Monte Somma den Veſuv, als ihn ſelber, anzuerkennen.

Welches Leben empfieng uns ſchon in den erſten Gaſſen dieſer mächtigen Stadt, welche noch jetzt 370000 Einwohner in ſich faſſet. Drei Lazaronis ſtatt einem, ſaßen, gleich nachdem wir das Thor paſſirt, hinten auf dem Wagen auf, um ſogleich beim Abpacken deſſelben behülflich und zum Empfang des kleinen Trinkgeldes bereit zu ſeyn.

Mit einiger Mühe fanden wir das eigentliche uns von dem öſterreichiſchen Officier in Florenz empfohlene **Hotel de Lombardia, Guantai nouvi** Nr. 99, mit welchem wir alle Urſache hatten ſehr zufrieden zu ſeyn. Bald waren wir noch zum erſten Anblick der Stadt und ihrer lärmvollen Gaſſen bereit. Wir ſpeiſten zu Abend in der **Villa di Milano**, wo man nach der Charte die etwanigen Gerichte ſammt ihren Preiſen verzeichnet findet, ſpäter aber in dem Speiſehaus des deutſchen Schweitzers: Rudolph, wo wir immer unter Landsleuten waren. Noch am erſten Abend erſchreckte uns das Getümmel des Toledo, zu deſſen Beſchreibung ich ſpäter öfter wiederkommen werde.

Am andern Morgen, dem erſten den wir in Neapel verlebten, wollten der Schlaf in den pontiniſchen Sümpfen, das voreilige Bad im Meer und noch mancher wunderlicher Diätfehler, den ich begangen hatte, an mir ihr Recht fodern, aber der Anblick des ſo mächtigen Neuen, gebot dem Fieber noch Stillſtand. Die erſten Morgenſtunden (welche hier heißer ſind und läſtiger als die näher dem Mittag gelegnen Stunden, die der Seewind kühlt) wendeten wir an, um die vorläufige Bekanntſchaft der Stadt zu machen. Eine Stadt die 200 Kirchen zählt und dennoch unter ihnen keine, welche den aus Rom kommenden Fremdling, bis das Auge ſich etwa von dem Angeſicht der römiſchen Kunſt entwöhnt hat, aufzuhalten vermöchte! Die Kirche Maria del Carmine, welche die Reſte des edlen Conradins umfaſſet, ſey mir für heute die liebſte von allen. Auf dem größten Platz der Stadt (Largo del mercato) iſt ſchon in dieſer Tageszeit Leben genug und Gedräng des Volkes; dagegen läßt ſich die breite Straße Toledo, welche die ganze Stadt durchſchneidet und zuletzt an den Weg zwiſchen den Landhäuſern auſſer der Stadt ſich verlauft, jetzt noch beſſer beſehen als am Abend, denn am Morgen ſchweigt hier das Geraſſel der Wagen, das gegen die Nacht hin dem Fußgänger öfters wie mit Lebensgefahr erſchrecket. Das höchſte der ſechs Caſtelle, welche die Stadt ſchützen: St. Elmo, gewährt am reichſten die Ausſicht über die Stadt und das umgebende Land. Auf dieſer oder irgend einer andern, ſtillen Höhe (das Kloſter der Camaldulenſer gewährt noch ungeſtörteren Genuß) muß man ſich zuweilen, am hehren Anblick der Bucht und des Meeres wieder erholen, wenn das Ohr von dem Geſchrei und Getöſe der Gaſſen betäubt, die Lunge des eingeathmeten Staubes ſatt iſt. Ich hatte in Genua und in ſeiner Nachbarſchaft geglaubt, eine ſchönere Meeresbucht würde ich nie ſehen können; die von Neapel iſt noch ſchöner: die Gebirge, welche unmittelbar das Meer umkränzen, haben noch kühnere, ſchärfere Umriſſe, die gegenüber gelegene Küſte iſt genäherter, Iſchia und Capri heben ſich ganz nachbarlich aus dem Meere und der dampfende Veſuv, deſſen öde Lavafelder mitten zwiſchen die Kaſtanienwälder und die Weingärten hereinſteigen, giebt dem grünen Saum der Küſte, über welchen nahe und ferne

Städtlein und Dörfer und prächtige Landhäuſer ſich ausbreiten, einen ernſten Hintergrund.

Jetzt wieder herab in die Gaſſen. Da hört man nicht das Wechſelgeſpräch, da hört man das Geſchrei der Käufer und Verkäufer, der eine bietet, was er auf dem Kopf durch die Gaſſen trägt, mit überlauten Lobpreiſungen an, ein andrer äuſſert mit lauter Stimme den Wunſch, daß man ihm ausweiche; die ſchnell rollenden Wägen in den Hauptſtraßen gehen ſo ungeſcheut in das Gedränge hinein, daß man kaum begreift, wie es den Fußgängern möglich ſey, unbeſchädigt hindurch zu kommen. Freilich kann man ſelber in Neapel ſo wohlfeil fahren, daß man ſich dem Loos der Fußgänger leicht entziehen kann. Nicht aber darum der Gefahr. Denn dieſe zweiräderigen, einſpännigen Wäglein, welche für eine Perſon und den jedesmal zugleich (gleichſam als Lohnbedienter) mit aufſitzenden Lazaroni, bequem genug wären, werfen gar oft ganz unſanft um und auch im beſten und ſicherſten Wagen wird man, ſobald man in die Vorſtädte kommt, vom Staub faſt erſtickt.

Viel Vergnügen machte mir gleich von Anfang die Betrachtung des Volkes der Lazaroni's, mit welchem ich ſpäter, da ſie meine Lieferanten der Seethiere wurden, in viel näheren Verkehr kam. Von dem Balkon unſers Zimmers ſahen wir, beſonders nach den Stunden der Sieſta, welche wir hier regelmäßig hielten, öfters dem Treiben dieſer Leute in der ſchattigen Nebengaſſe, die unter dem Zimmer vorbeiläuft, zu; ſahen wie ſich der eine um die eben erworbene Münze des Kupfers eine Hand voll gekochter, dicker Nudeln (Macaronis) kaufte, die er dann mit den Fingern der andern Hand ergriff und ſo in den Mund laufen ließ, oder wie ein andrer, der ſogar einen Teller hatte (ob er ſein gehörte weiß ich nicht), ſich für ſein Kupfer Eſſig und Oel zu dem ſehr ſonderbar gefärbt ausſehenden Sallat kaufte und dieſen dann ſchnell mit den Händen aß. Am Tage ernährt ſich, in dieſem Lande der Naturfülle, jenes arme Volk mit dem Aufwand von wenig Kreuzern, bei Nacht ſchläft es unter den Hallen und bedeckten Vorplätzen oder den Remiſen der öffentlichen Gebäude und der Palläſte.

Aber dieſe Lazaronis haben es dennoch in neuerer Zeit etwas weiter gebracht als ſonſt. Sie tragen jetzt nicht mehr bloß Beinkleider und Hemd, ſondern auch eine geſtreifte Leinwandjacke, ja einige von ihnen, welche mir als Lazaronen-Nobilis erſchienen, tragen ſogar Strümpfe.

Gleich an einem der erſten Nachmittage ſahen wir von unſerm Balkon herab einen ſonderbaren Kampf an, welchen zwei ſolcher Lazaronis mit einander ausfochten und zugleich die einfache Schlichtung des Streites. Ich erzähle den Zweikampf wörtlich aus einem Briefe, den ich damals an einen Freund ſchrieb, da er mir ſonſt ſchwerlich noch ſo friſch im Gedächtniß ſtünde.

Ein junger, ſtarker Lazaroni, der ſogar eine Art von Strümpfen anhatte, ſaß da, auf einem kleinen hölzernen Stuhl im Schatten und legte Kartenblätter aus einander. Ein alter Lazaroni, der keine Strümpfe anhatte, kam herbei. Der Beſtrümpfte legte einige kleine Münzen neben ſich hin, welche Silber zu ſeyn ſchienen, der Unbeſtrümpfte lächelte, brachte aber aus der umgewendeten Taſche der kurzen Hoſen nur etliche Stücklein Kupfer und Hand und Mienen ſprachen vernehmlicher als der Mund: mehr habe er nicht. Der Beſtrümpfte ſchien mit dem Vortrag zufrieden, der Alte ſetzt ſich raſch, auf eine hölzerne Hitſche zu ihm. Sie ſpielen, der Strumpfloſe hat, wie es ſcheint, einen Trumpf nach dem andern — ſeine Miene wird immer ſiegreicher und fröhlicher, die ſchmutzige Fauſt vagirt über den kleinen Silbermünzen hin und her in der Luft, wie ein Raubvogel über der Ratte. Auf einmal reißt der ſtarke, Beſtrümpfte dem Alten die Karten aus der Hand, legt die ſeinen darüber her, und, indem er mit der rechten Fauſt einen ſchief aufwärts gehenden Geſtus macht, ſtreicht er mit der Linken das Silber mit dem wenigen Kupfer ein und ſteckt es zu ſich. Der Unbeſtrümpfte ſtaunt einige Augenblicke, darauf rechnet er, indem er mit ſeinen lebhaft ſpielenden Fingern auf die linke Hand ſchlägt, dem Andern alle Trümpfe vor. Dieſer aber ſchüttelt mit Hand und Fauſt. Der Barfüßer rückt mit ſeiner Hitſche näher, rechnet nochmals drei bis vier Zoll von der Naſe des Gegners entfernt, mit der rechten Hand ſtark in die Linke ſchlagend, die Trümpfe her; der Andre verneint noch immer mit Fauſt und Kopf. Der Barfüßer rückt nun ganz nahe herbei und wiederholt dem ſo ſchwer zu überzeugenden Cameraden die alte Rechnung, indem er ihm dabei mit der immer eiliger werden Hand erſt auf das Knie, oder den Strümpfen, dann auf die breiten Schultern klopft, bis er zuletzt, mit einem etwas zu ſchief einwärts laufenden Geſtus einmal auf den breiten Backen des Spieltyrannen trifft. In demſelben Augenblick packt der Beſtrümpfte den Barfüßer bei der Bruſt und hebt ihn in die Höhe. Dieſer ſtemmt ſich mit beiden Armen gegen den Stuhl des Strümpfe tragenden Lazaronen-Nobilis, mit den Füßen gegen die Hitſche. Die Hitſche fällt weit nach hinten unter das verſammlete Volk hin, die beiden Kämpfer, ſammt dem Stuhle, nach der andern Seite, der Nobile nach unten, der Barfüßer über ihm. Aber ſo unge-

ungeſchickt weit hinaufgerückt, daß er nur mit einer Hüfte unruhig auf dem breiten Maule des Gegners hin und herrutſcht; die Schläge der Fauſt gehen in die Luft. Im andern Augenblick ſchon hat ſich der Nobile hervorgerafft, im dritten liegt er auf dem alten Barfüßer, der ſich beim Fallen die Naſe ein wenig beſchunden und die Mütze verloren hatte, ſo daß die Streiche des auf ihn gewälzten Nobile's ihn zum Theil unmittelbar in das grimmige Geſicht treffen, welche Unbill er von unten her mit den kratzenden und ſchlagenden Fäuſten zu erwiedern ſtrebt. Indeß hört man das ora pro nobis einer Prozeſſion, welche in der Nähe der Kampfſtätte, am Gedräng des verſammleten Pöbels voruber zieht. Die beiden Lazaronis, mit ganz beſchmutztem Gewand, haben ſich zwar wieder vom Boden erhoben, aber ſie balgen noch immer, ſtehend fort. Da kommt ein ſtarker, geiſtlicher Herr heran, welcher, ohne zu unterſuchen, welcher der Schuldigere ſey, dem alten, unbeſtrümpften Lazaroni, deſſen hintere Seite eben gegen ihn gekehrt war, mit einem Stocke und zugleich mit Worten ſo kräftig zuſpricht, daß dieſer, ſo bald er ſieht von wem dieſe kräftigen Schläge kommen, den Kampf ehrfurchtsvoll verläßt. Einige Minuten nachher kam ich mit meiner Frau auf die Straße herunter. Da begegnete uns der vielgeſchlagene Lazaroni. Mit der einen Hand fühlte er an den Ort, dahin ihn die Streiche des geiſtlichen Herrn ſtark, aber unſchädlich getroffen und die Mienen ſchienen ſagen zu wollen: „das Silber habe ich nicht gekriegt, mein Kupfer iſt weg, aber Schläge habe ich bekommen.“

In der kühleren Zeit des Nachmittags und gegen Abend waren es vorzüglich drei Orte, an denen wir uns des Volkslebens erfreuten und demſelben zuſahen. Der eine war der breite, ſchöne Steindamm des Hafens, auf welchem nicht ſelten Männer ſaßen, umgeben von einem Haufen des zuhörenden Volkes, und etwas verlaſen. Ein alter Mann, von ziemlich klugem Ausſehen, las aus einem dicken, geſchriebenen Buche ein Gedicht in Ottave-Rime vor, welches wohl in ſeiner Art eine Nachahmung des Arioſt ſeyn ſollte. Es kam darin, ſo weit wir es mit anhörten, viel von Zauberern und Zauberkünſten vor; denn wie die Phantaſie des Nordländers ſich an allerhand nächtlichen Spuck- und Geſpenſtergeſchichten, Geiſtererſcheinungen u. dgl. ergötzt, gefällt ſich dagegen das Volk dieſer ſüdlichen Länder, welches von Geſpenſterfurcht und Geiſtererſcheinungen nichts weiß, in dem Erzählen und Erzählenhören von allerhand Zauberſpuck, welchen lebende Menſchen mit andern lebenden Menſchen und mit der Natur getrieben, oder welchen allenfalls noch „das Gebein" großer Schwarzkünſtler ausübt, wenn man daſſelbe im Grabe beunruhigt. Denn jene Art von Mährchen, welche der Biſchof Conrad von Hildesheim, Kanzler Kaiſers Heinrich VI, in ſeiner Reiſebeſchreibung ſo treuherzig nacherzählt, als wären ſie ausgemachte Wahrheit*), werden noch immer, nur unter anderem Gewand und mit veränderten Namen, von dieſem Volke erzählt und geglaubt. Was vermag nicht Alles ein ſolcher Hexenmeiſter! „Hatte doch der Zauberer Virgilius", nach des erwähnten Biſchofs Conrad Reiſegeſchichte, „ſelbſt dem feuerſpeienden Berge „Veſuvus" durch ſeine Künſte Ruhe geboten. Denn er hatte vor den Berg hin das Bild eines Mannes aus Erz geſtellt, eines Mannes, der in der einen Hand den Bogen, mit der andern aber die

---

*) Chronica Slavorum, L. IV, c. 19.

Senne geſpannt hielt, mit dem zum Abfliegen fertigen Pfeil. Einſt kommt ein Bauersmann zu dem Bilde hin, verwundert ſich, daß der eherne Mann immer nur zielt und gar nicht ſchießt; tritt endlich näher und läßt die geſpannte Senne los. Da fährt der Pfeil gegen die Oeffnung des Berges, aus welcher augenblicklich Feuer hervordringt, und ſeitdem brennt der Berg." — So hatte denn auch, nach des ehrlichen Biſchofs Conrad Erzählung, derſelbe Zauberer Virgilius „ein Pferd aus Erz gebildet, welches, ſo lange es in Neapel beſtehet, es verhindert, daß auch der ſchwerſte Reiter einem dortigen Pferde durch ſein Aufſitzen den Rücken zerbreche, ein Uebel, zu welchem früher die Roſſe dieſes Landes ſehr geneigt waren. — Eben ſo bildete er eine eherne Fliege, welche verurſachte, daß keine Fliege in die Stadt kommen konnte." Hatte doch dieſer Virgilius „die Stadt Neapel ſammt ihren Mauern ſelber erbaut und zugleich ein kleines Modell derſelben, das in eine gläſerne Flaſche verſchloſſen war, wohl aufzubewahren geboten; denn ſo lange dieſe Flaſche unverletzt bliebe, könne der Stadt kein Schaden geſchehen." Nun hatte aber die Flaſche wirklich einen Sprung bekommen; darum war es vielleicht dem Heer des Kaiſers, bei welchem Conrad ſich befand, möglich geworden, die ſonſt unverbrüchlichen Mauern zu zerſtören. Uebrigens ließ man hierbei das eine Thorgebäude der Mauer ſtehen, „weil in dieſes Virgilius alle Schlangen des Landes hineingebannt hatte, welche bei der Zerſtörung des Thurmes wieder frei werden konnten." — „Die Gebeine des groſſen Schwarzkünſtlers ruhen, nahe bei Neapel, in dem vom Meer umſpülten Felſen, und ſo bald man ſie der freien Luft ausſetzt, trübt ſich der Himmel, das Meer wird bis hinab auf ſeinen Grund bewegt, und ein furchtbares Ungewitter ergießt alle ſeine Schreckniſſe über das Land.“ — Mit ähnlichen Zauberkünſten, zum Theil ſehr komiſcher Art, ſchien denn auch das Heldengedicht ausgeſchmückt, das der Alte hier am Hafen öffentlich verlas. So oft er hierbei an eine ſcherzhafte Stelle kam, lächelte er ſelber, noch ehe er ſie geleſen, ganz wohlgefällig. Das Volk hörte ihm ſehr geſpannt und aufmerkſam zu und mäßigte, um nicht zu unterbrechen, ſelbſt die Stimme des Lachens.

Nachdem auch wir den Alten eine Zeitlang gehört hatten, ſahen wir dem Geſchäft eines jener Schreiber zu, wie man ſie, beſonders in den Morgenſtunden auch an andern freien Plätzen ſitzen ſieht; vor ihnen ein kleiner Tiſch mit Feder, Tinte und Papier: Eines jener Schreiber, welcher jedem, der es begehrt, ſeine Dienſte anbietet, um Briefe in ſeinem Namen zu ſchreiben, oder andere Aufſätze der Art zu machen. Nicht ſelten ſcheinen ſelbſt Liebende, denen die Kunſt des Schreibens abgehet, ſolcher bereitwilliger Briefſchreiber ſich zu bedienen, und mit verſchämtem Geſicht und leiſe redend ſieht man etwa ein Mädchen einem ſolchen Federkünſtler ſich nahen, vermuthlich um ihm den Hauptinhalt des Briefes zu eröffnen, den ſie für ſich geſchrieben wünſchte.

Ein anderer Platz der Stadt, an welchem wir uns öfters in den ſpäteren Nachmittagsſtunden einfanden, iſt der Platz des Pulcinell-Theaters und der Vorſtellungen des Pagliaſſi. Wichtiger jedoch als dieſe alle war für uns der freie ſchöne St. Luzia-Platz, denn hier verſammelten ſich am Nachmittag unſre Fiſch- und Seethierverkäufer, und jede Bude, jeder Tiſch war dort für uns mit ſehr begehrenswerthen Gegenſtanden beſetzt. Die rothe Lazarusklappe (Spondylus Gaederopus) mit ihren dicken ſtachlichten Schaalen, öfters noch verwachſen mit Wurmröhren oder andern Schaalengehäuſen voll lebender Thiere, war hier in Menge zu haben; daneben die Archen-Muſchel (Arca Noae) und mehrere Arten der Keil-Muſchel (Donax), Kamm-Muſchel (Pecten) und Venusmuſcheln. Da ſah man Miesmuſcheln (Mytilus edulis) und Steinbohrmuſcheln (Lithotomus lithophagus), Korbmuſcheln (Mactra) und Rund-Archen (Pectunculus Glycimeris). Mit brauner und rothſtreifiger Schaale zeigten ſich in großer Fülle die ſonderbar gebildeten Arten der Meſſerſcheidenmuſcheln (Solen). Und wenn auch von all dieſen Muſcheln, wie von dem Seeohr (Halyotis), von den (zahlreichen) Arten der Stachelſchnecke (Murex), Fasciolarien (Fasciolaria), Porcellanſchnecken (Cypraea), den Faßſchnecken (Dolium), Mondſchnecken (Turbo), Spaltſchnecken (Fissurella) und Kinkhornſchnecken (Buccinum), Caſſidarien (Cassidaria) und den Bulleen (Bulla), ſo wie von der gemeinen Nabelſchwimmſchnecke (Natica glaucina) die Schaalen faſt in jeder kleinen Conchilienſammlung zu finden und allgemein bekannt ſind; ſo wird doch der Anblick der friſchen, zum Theil noch lebenden Thiere dieſer Schaalen, in ſolcher Mannichfaltigkeit und Menge, für jedes Auge, das an den Geſtaltungen der Natur Gefallen hat, ſehr anziehend ſeyn. Dazu die ſonderbaren, gar keinen thieriſchen Körpern, ſondern bemooſten Steinklumpen gleichenden Seeſcheiden (z. B. Ascidia Microcosmus), in deren ungeſtaltetem Innern das rothfarbige, eßbare Thier wohnt; dann (doch dieſe mehr auf dem Fruhmarkt und an andern Plätzen der Stadt) die zum Theil ſo wunderlich und mißgeſtaltet ausſehenden Krebſe von den Gattungen Podophthalmus, Parthenope, Thia, Maja, Leucosia, Calappa, Dromia, Dorippe, Albunea, Pagurus (davon allein vier Arten), Palaemon und Squilla, die Arten der Tintenfiſche (von den Gattungen Octopus, Loligo und Sepia) und die bunte Mannichfaltigkeit der Fiſche ſelber (unter denen wir übrigens nur wenige fanden, die wir nicht ſchon in Nizza geſammelt hatten). Alles dieſes gibt dem Markte von Neapel eine Bedeutung und einen Werth für den Naturforſcher, wie ihn für den Freund der bildenden Kunſt die Gemälde- und Antiken- oder Kupferſtichſammlungen von Rom haben. Hierzu kommt noch, daß die Fiſcher und die mit ihnen verbündeten gewerbloſen Lazaroni, ſobald ſie bemerken, daß man nicht bloß eßbare Sachen, ſondern überhaupt Seethiere ſuche und kaufe, in Hülle und Fülle das lebendige Gewimmel des Meeres herbeibringen. Da erhält man dann von ihnen (doch dieſe leichter im angehenden Frühling als im Sommer) den Papiernautilus (Argonauta) mit dem inwohnenden Thiere; die rothe Clio (Gasteropterum coccineum), die ſchöne orangenfarbige Doris Argo, und noch mehrere Arten von der Gattung Doris, ſo wie die Diphyllidia neapolitana, Thetys fimbria, und mehrere Seethiere, welche den Namen des trefflichen Naturforſchers tragen, deſſen Unterſuchungen auch über dieſes Gebiet ein tiefdringendes Licht verbreiteten: Meckels. So z.B. das Doridium und die Pleurobranchaea Meckelii. — In Menge erhält man die Arten der Seeraupe (Aphrodite), Wurmröhren (Serpula) und die bunte Sabella (Sabella ventilabrum); ganze Klumpen und Maſſen von Nereiden, unter ihnen die Eunice. Nicht ſelten werden gebracht der Gitterwurm (Sipunculus nudus) die Planaria ocellata und vielfältige Arten der Seeneſſeln (Actinia), ſo wie der Quallen; Hunderte von Seefedern kann man ſogleich, wenigſtens getrocknet, haben; Salpen, Tethyen und Alcyonien mehr als man unterzubringen weiß; herrliche Stämme der edlen rothen Coralle für ziemlich billigen Preis. Jedem Naturforſcher und Sammler, welcher nach ſolcherlei Gegenſtänden ſtrebt, namentlich aber dem deutſchen Naturforſcher, iſt ſein Geſchäft in neuerer Zeit durch Meckel ſehr erleichtert worden. Ich fand einen alten Fiſcher auf, der, wie es ſchien, ein Hauptlieferant für Meckel geweſen war, deſſen er gar rühmlich als eines großmüthigen, freigebigen Herrn erwähnte. Er äuſſerte ſich ſogleich bereitwillig, auch mir dergleichen Dinge zu bringen, und ich hatte alle Urſache mit ihm zufrieden zu ſeyn.

Als ſehr charakteriſtiſch für das edle Volk der Lazaroni, mit welchem ich bei dem Geſchäft des Sammlens ſehr häufig in Berührung kam, muß ich hier doch einige Züge meines Handelsverkehrs erwähnen. Ich hatte mir vorgenommen, gegen meine Lieferanten des Seeauswurfes honett zu ſeyn, ihnen, wenn ſie mir in ihren Kübeln etwas wirklich Seltenes und ſchwer zu Habendes brächten, auch eine angemeßne Belohnung zu geben; für ganz gemeine Sachen aber weniger. Als ſie mir nun zum erſten Male wirklich ſeltene und für mich ſehr werthe Sachen brachten, gab ich ihnen, um ſie aufzumuntern, eine Belohnung, welche (dies merkte ich aus den Mienen und Aeuſſerungen der umſtehenden Lazaroni) alle Erwartung übertraf. Der Alte aber, dem ich das Geld gegeben, ſagte dennoch: „aber mein Herr, iſt das nicht zu wenig für die Bemühung eines ganzen Tages und für ſo viele Menſchen da, welche beim Sammeln geholfen haben?“ Ich legte (denn man hatte mich auf dieſe Eigenthümlichkeit der Lazaroni vorbereitet) einige kleine Stücke Kupfermünze hinzu; der Alte küßte mir dankbar den Rock. — Am andern Abend ſtunden ganze Kübel, gefüllt mit den gemeinſten und zum Theil für meine Sammlung unbrauchbarſten Sachen (große Meduſen u. ſ. w.) für mich bereit. Ich gab den Leuten weniger als ſie erwartet hatten. Der Alte, eben ſo freundlich als geſtern, wiederholte das nämliche: „aber mein Herr u. ſ. w., und küßte mir, als ich ihm wiederum einige Kupferſtücke hinzulegte, eben ſo dankbar als geſtern den Rock.

Gleich am erſten Abend, an welchem ich meinen Seehandel begann, hatte ein junger Lazaroni die eingekauften Sachen für mich nach Hauſe getragen. Wir hatten an dieſem Tage unſer Mittagseſſen aufs Zimmer bringen laſſen, und es ſtund zufälliger Weiſe der größere Theil der Speiſen und faſt der ganze Wein noch unberührt da. Ich gab das Alles dem Lazaroni, welcher es mit bewundernswürdiger Eilfertigkeit verzehrte und das Uebrige in den entleerten Kübel that, worin er mir die Seethiere gebracht. Am andern Abend begleitete mich derſelbe dienſtfertige Burſche wieder vom Markt, den gefüllten Kübel in der Hand, nach Hauſe. Ich gab ihm, als er ſeine Bürde abgeliefert hatte, daſſelbe, was geſtern für dergleichen Dienſte mit ihm ausbedungen war. Er ſah mich an und ſagte: „aber mein Heer, erhielt ich geſtern nicht Wein und Eſſen, und ſollte ich dieſes nicht heute auch erhalten?“ Ich mußte den ſeltſamen Einfall billigen, und fand mich, ſtatt der weitern Demonſtrationen, mit einigen Kupfermünzen bei ihm ab. Von nun an war dieſer Lazaroni mein eifrigſter Gönner und Freund. Kaum hatte ich mich am Nachmittag auf St. Lucia ſehen laſſen, da kam er alsbald mit einem Korb friſcher

Auſtern herbei und fragte mich, ob ich beliebte welche zu eſſen? und wenn ich etwa die Frage bejahte, da war ſogleich ein Tiſch ſammt Stühlen, an ſchattigem Orte geſtellt, und Alles, was nur noch zu den Auſtern begehrt wurde, ſchnell bei der Hand. Aber auch zu andern Zeiten und an andern Orten der Stadt ſah ich auf einmal, wenn ich einer kleinen Dienſtleiſtung bedurfte, meinen edlen Lazaroni neben mir; er ſtund öfters ſtundenlang vor der Thüre unſerer Wohnung und war ſogleich, wenn ich, um verſchiedne Beſuche zu machen, ausfahren wollte, bereit, auf dem Wäglein hinten aufzuſitzen und mich zu geleiten.

Mehrere Tage lang hatten mich, nach meiner Ankunft in Neapel, die pontiniſchen Sümpfe, oder vielmehr der in ihnen gehaltene Schlaf, ſammt der in ihnen genoſſenen, aus Veletri mitgenommenen Eſelswurſt (dazu ein unvorſichtiges Bad im Meer bei Terracina), Abends zur Ruhe begleitet und waren mit mir aufgeſtanden; ſie waren mit mir zu Tiſche gegangen und hatten ſich ganz beſonders am andern Abend nach unſerer Ankuft mit mir in eine unterirdiſche Oſteria in der Nähe des Pulcinello-Theaters begeben, dahin meine jungen Freunde mich führten; eine Oſteria, in welcher man, vielleicht um des Reizes der Neuheit willen, uns ein Fleiſch und einen Wein auftiſchte, dergleichen ich zwar noch niemals genoſſen hatte, niemals aber auch wieder genießen möchte. Dazu kam, daß man uns an dieſem Abend in einer der herrlich beleuchteten Eisbuden des Toledo (welcher bei angehender Nacht faſt ganz in eine Illumination der Zucker- und Eiswaaren verwandelt wird,) eine Maſſe von Zuckereis vorgeſetzt hatte, welche dem Magen eben ſo fremdartig war, als das unterirdiſche Fleiſch. So wollten endlich die pontiniſchen Sümpfe ihr Recht; ich mußte (ich erzähle dies nur zur Warnung für andere Reiſende in dieſe Gegend) mich mit ihnen ins Krankenbett legen. Doch der edle, treffliche Leibarzt v. Schönberg *), deſſen nähere Bekanntſchaft ich jener Kränklichkeit verdankte (ich hatte ihn ſchon am Tage vorher, nicht um meines Uebelbefindens, ſondern um des Wohlſeyns willen beſucht, das ich bei ihm fand) befreite mich ſchon nach Verlauf eines Tages von der läſtigen Geſellſchaft der pontiniſchen Sümpfe und des Bettes. v. Schönberg verdankte ich dann auch weiter die Bekanntſchaft mit dem ausgezeichneten, fleißigen Naturforſcher, Don Stefano delle Chiaje, dem würdigen Fortſetzer von Poli's Werk. Aus der freigebigen Hand dieſes jungen Naturforſchers empfieng ich Vieles, was ich ſonſt, bei meinem kurzen Aufenthalt in Neapel ſchwerlich erlangt hätte.

Auch die gute Hausfrau wurde, da ich ſchon wieder dem Lager entgangen war, krank, erhob ſich aber, durch den Beiſtand des trefflichen v. Schönberg, eben ſo eilig wieder zu den Thaten des Herumlaufens und Sehens als ich. Wohlthätig war uns beiden nach der Geneſung der Genuß des warmen geſchwefelten Waſſers, das nahe am St. Luciaplatz aus dem Felſen der Meeresküſte hervorquillt.

Was wir in Neapel geſehen, das mag hier gleich im Zuſammenhang erzählt werden. Schön, aber in dieſer Jahreszeit ſehr ſtaubreich, iſt der Spaziergang nach der Villa reale. Die öffentliche (königliche) Naturalienſammlung enthält im Gebiet der Mineralogie viel Sehenswerthes; beſonders die Foſſilien des Monte Somma

---

*) Er iſt ein Däne von Geburt.

und des Veſuv, ſo wie die aus Sicilien. Durch einen unglücklichen Zufall war ich, bei zweimaligem Verſuche, gehindert, die Anatomie und die ihr zugehörige Sammlung zu ſehen. Hohen Genuß aber gewährte uns der Beſuch des Pallaſtes der Studien (Palazzo delle scienze o museo degli studj) durch ſeine Werke der Kunſt und der Gewerbsthätigkeit des Alterthums. Hier ſieht man die alte Farneſiſche Sammlung der Antiken: die vier Fechter, die Flora, deren Schönheit (um einen Rouſſeau'ſchen Ausdruck in umgekehrtem Sinne zu brauchen) die Erwartung übertrifft; die ſinnlich ſchöne Fauſtina; vor allen jedoch den mit Recht oft genannten Farneſiſchen Herkules. Auch mir gefiel ſehr das Angeſicht des Ariſtides. Sonſt ſind auch noch hier Statuen der Venus; Plotina mit ſternförmig ausgebreitetem Haar-Toupée nebſt Satyren und Faunen.

Hier findet man denn auch zuſammengeſtellt die bedeutendſten der ausgegrabenen Kunſtſchätze und Geräthſchaften des alterthümlichen Lebens aus Pompeji und Herculanum: Vaſen und Lampen, Schüſſeln und Meſſer, ſogar chirurgiſche Geräthſchaften, dazu die Bücher, welche gewiß, obgleich er in Pompeji ein Landhaus beſaß, ein Cicero zum größten Theil weder geſammelt, noch jemals geleſen haben mag.

Die Gemäldeſammlung dieſes Gebäudes, wie auch die in den Kirchen aufbewahrten Gemälde, zum Theil von ehrenwerthen Meiſtern der alten italieniſchen, ſo wie deutſchen Zeit, müßte man, wenn ſie den rechten Eindruck machen ſollten, beſehen, ehe man in Rom geweſen, oder es müßte die Natur in und um Neapel die Sinne nicht mit ſo überwiegender Macht ergreifen und beſchäftigen, als ſie dieß wirklich thut, wenn man fähig ſeyn ſollte, ein recht anerkennendes Urtheil über ſie zu ſprechen.

Auf einen edlen Genuß der Sinne hatten wir uns in Neapel vergeblich gefreut: auf das Hören einer Kirchenmuſik von irgend einem der würdigeren älteren neapolitaniſchen Meiſter. Hat doch hier in ſeiner Geburtsſtadt Neapel der große Aleſſandro Scarlati (geb. 1658, geſt. 1728) lange Zeit als Capellmeiſter gelebt und gewirkt: der Tonkünſtler, welchen Haſſe den größten Meiſter der Harmonie in ganz Italien nennt. Es ſcheint, daß in unſern Tagen die Kirchenmuſiken des Scarlati öfter in einigen Städten von Deutſchland, in denen dieſer Zweig der höheren Tonkunſt noch blühet, gehört werden, als ſelbſt hier in Neapel. Und es hat ja auch Deutſchland, namentlich München, ein nahes Recht auf jenen Tonkünſtler, denn derſelbe war (im Jahr 1680, wie man ſagt) als Hofcomponiſt in München, mithin in derſelben Stadt von Deutſchland, in welcher der große Orlando di Laſſo*) hundert Jahre früher eine Singſchule um ſich gebildet hatte, wie ſie, nach Thibauts Urtheil „Deutſchland nie ſah und ſchwerlich jemals wieder ſehen wird.“ Auch von Pergoleſe, dem berühmten Componiſten des Stabat Mater hört man, wenigſtens in den

---

*) Roland von Laſſo war zu Bergen im Hennegau im Jahr 1530 geboren. Schon als Knabe verrieth er den inneren und äußeren Beruf zur Tonkunſt durch ſeinen entzückend ſchönen Geſang, welcher Veranlaſſung zu mehrmaligen Verſuchen gab, ihn ſeinen Eltern zu entführen. Seit 1557 war er Capellmeiſter in München, wo er am 3. Juni 1594 ſtarb. Seine hieſige Capelle beſtund gewöhnlich aus 62 Sängern (12 Baſſiſten, 15 Tenoriſten, 13 Altiſten, 22 Sopraniſten), und 30 Inſtrumentaliſten.

Kirchen von Neapel, nur ſelten Geſänge *), obgleich dieſer bei ſeinem Leben nur wenig beachtete Künſtler nach ſeinem Tode eine Zeit lang ein Lieblingsmeiſter von ganz Italien und namentlich auch von Neapel wurde.

Ich fand noch in Neapel einen deutſchen Prinzen aus einem Hauſe, das ich ſchon längſt dankbar geliebt habe, dann den theuren Monod aus Genf, und den kraft- und geiſtvollen jungen däniſchen Dichter: Hauch.

18.

Die Fahrt nach Puzzuoli.

Auf dem Wege der Chiaje, an den Gängen des Luſtwandelns und an den Gärten der Villa reale vorüber, betritt man, in der Richtung nach Puzzuoli hin, bald den merkwürdigen Hölenweg oder die Grotte des Pauſilipp, welche mehr als zweitauſend Fuß lang (über 900 Schritte)

---

*) **Giovanni Battiſta Pergoleſe** (eigentlich **Giambatiſta Jeſi**) war zu Pergoli in der Marca 1707 geboren, in dem Conſervatorium dei Poveri zu Neapel erzogen und gebildet, und hatte in ſeiner früheren Jugend mit Armuth, ſpäter mit der Mißgunſt und der Gleichgültigkeit ſeiner Landsleute gegen alle ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen zu kämpfen. Nur wenige, unter ihnen vor allen der Prinz Stigliano (Stallmeiſter des Königes) erkannten den hohen Werth des Pergoleſe und nahmen ſich ſeiner an. Seine letzten Lebensjahre waren noch überdieß durch beſtändige körperliche Leiden (mit Blutſpeien) getrübt. Er ſuchte Linderung in der milden Luft von Puzzuoli und ſtarb dortſelbſt im Jahr 1737.

durch den vulkaniſchen Tuffſtein bricht. In der Nähe des Einganges thürmen ſich die alten Flüchtlinge des hohen Felſendaches: die Bergtrümmer zuſammen, welche das Schrecken des Erdbebens aus der früheren Wohnſtätte hier herabſcheuchte. Hier nun, am niederen Boden liegen ſie ſicher; zu ihnen geſellt ſich das Grün der Myrte und der Schatten der Cypreſſe, und es lehnet ſich da der Feigenbaum, dort die americaniſche Aloë mit hohem Blüthenſchafte auf den ſchwärzlichen Felſen hin. Hinter dem Gebüſch des Cytiſus ſcheint aus dem Geſtein die Stimme der einſam wohnenden Blaudroſſel zu ertönen, doch nur in einzelnen, abgebrochenen Lauten, denn noch iſt es nicht die Zeit der ſüßen Stille der Nacht.

Hier iſt es einſam und friedlich, und eben tobte noch um mich das laute Gewühl der übervölkerten Stadt; der Staub und die Schwüle ſind vergangen; auf dem Grün der Raſen, neben dem rankenden Epheu, ruht es ſich gut. Dort iſt, ſo ſpricht die Sage, das Grabmahl Virgils. Im Jahr eintauſend dreihundert und vierzig ſtund bei dieſem Grabmahl ein Jüngling, welcher auf dem bisher gemachten Wege des Lebens nicht allein den Staub und die Schwüle des von der italieniſchen Sonnenhitze vertrockneten Bodens, ſondern der die ungleich peinigendere Schwüle, welche die unerſättliche Luſt der Sinne und die wilde Leidenſchaft über die Seele geußt, ſo wie den Staub der nichtigen Eitelkeit des Alltagstreibens empfunden hatte, und nun deſſelben müde geworden war. Hier am Grabmahl, welches unter dem ſtillen, ſicheren Felſen ſtehet, erwachet in ihm der Gedanke an ein inneres, ſtilles, ewig grünendes Reich des Geiſtigen, ſichrer noch und feſter als der Felſen, unvergänglicher als dieſer. „Wir haſchen, auf ſtaubigem Wege, nach dem flüchtigen Vogel der ſinnlichen Luſt. Vergeblich, denn der Vogel fleucht, noch ehe ihm die greifende Hand nahet, und mein Laufen auf ſolchem Wege, vom Morgen bis zum Abend, es iſt, wenn der nächſte Morgen über dem Todtengebein taget, verworfen und vergangen, wie der vorübergehende Schritt von geſtern, welchen das Roß in den Staub trat. Da, auf dem grünenden Boden, am Fels des Geiſtigen, im Schatten des Lorbeers und der Cypreſſe, weilen die Sänger, die Lehrer des Wortes, welches ſtatt des unergreiflichen Vogels der Sinnenluſt, den Geiſt des Menſchen, das theilnehmende Herz der Alten und Jungen erfaſſet und mit ihm den dankbaren Grund, auf welchem die Mühe des Lebens zu einer Saat wird, die da hundertfältige, unvergängliche Frucht trägt."

Der faſt acht und zwanzigjährige Jüngling, welcher im Jahr eintauſend vierhundert und vierzig hier am Pauſilippo, beim Grabmahl des Virgil, ſolche Gedanken dachte, war Giovanne Bocaccio da Certaldo (geboren zu Florenz 1313, geſt. 1375). Die einſame Stunde, im Schatten der Felſen und der Cypreſſen, blieb nicht ohne Frucht. Bocaccio, wenn er auch in ſeinen Werken nur zu oft noch den Gebrechen ſeiner ſinnenluſtigen Zeit unterlegen, übte doch von nun an, dem Müſſiggang entronnen, für ſich und Andere, die ihm verliehene Gabe des Wortes. Und wenn das Wort, das aus der Seele dringt, jetzt auch vorbereitend nur an dieſem, dann an jenem Gegenſtand ſich beſchäftigte und übte: mit ihm zugleich iſt dem Menſchen immerhin ein Schlüſſel zu dem geheimen Schatz der Welt des Geiſtigen gegeben; ein Schlüſſel, eben ſo unvergänglich und ehern feſt als die Pforte und als die Halle, in welche er den Zugang öffnet.

Die Grotte des Pauſilippo oder die Krypta Neapolitana ſtammet aus unbekannter Zeit her. Wir wiſſen aus Strabo, daß man, um den finſtern Felſengang zu erhellen, Lichtöffnungen von oben gemacht. Dieſe Lichtöffnungen reichen jedoch nicht aus zur Beleuchtung des langwierigen Dunkels; es flackert im Innern, nothdürftigen Schein gebend, das Licht der Lampen. Endlich ſieht man jenſeits den gelblich grünen Stern des Ausganges tagen, der mit jedem Schritte größer wird und erhellender.

Solche kräftig ſpielende Natur, wie am jenſeitigen Ausgang der Pauſilippo-Grotte, hatte ich noch nie geſehen. Du armes Nizza, wann und wo hätten deine Reben die Kraft und den Muth mit ſo weitem Schritte und ſo hoch am Felſen hinüber nach dem Baum und von einem Baum zum andern zu ranken! In dieſem Ozean des üppigen Grüns findet das Auge keinen Ankergrund; unerſchöpflich und raſtlos thätig, wie die Zunge der Menſchen in der geräuſchvollen Stadt, iſt hier die ſtille, bildende Kraft der Pflanzenwelt.

Hier denn die Phlegräiſchen Felder und die Leucogäiſchen Hügel, und dort woget das dunkle Meer um Procida und Niſida. Hier an der Via Campana läßt dem Vorübergehenden, der eine bedeutungsvolle Trümmer der römiſchen Vorwelt kaum die nöthige Zeit, um die Geſchichte und den Sinn der Erbauung auszudenken; denn ehe der Gedanke ausgedacht war, folget ſchon wieder eine andere, eben ſo tief bedeutende und fragend zum Geiſte gerichtete Ruine.

In dem alten Puteolen, bei dem herrlichen Hinausblick vom Steindamm (der vorgeblichen Brücke des Caligula) nach dem Meer, hielten wir ſtill. Wie nahe erſcheint

ſcheint hier das Gebirge der Inſel Iſchia. Dann weiter — Mitten in dieſer Herrlichkeit und Fülle der Natur ein Schauder der Wehmuth und faſt ein Grauſen des Todes, ſchon am Saume des Luciner- und Avernerſees, noch mehr in der düſtern Grotte der Sybille von Cuma. Iſt denn das feſte Getäfel, auf welchem das bunte Gedräng des Sinnenlebens dahinläuft über dem finſtern Abgrund einer Tiefe, wohin der alte Zug des Todes gehet, ſo dünn, ſo zerklüftet, daß allenthalben, ſelbſt in den hellen, lieblichen Mittag des Lebens hinein der Ton der Tiefe: der Ton der Klage und des ungeſtillten Sehnens gehört wird? Wie der Neugeborne, ſobald ihn der bekräftigende Strom der Luft umfängt, das Schreien des Schmerzens vernehmen läßt; ſo bricht aus der Natur, ſo bald dieſe die Fülle des Seegens in reicherem Maße umfängt, die Thräne der Egeria und ein Seufzen der Schwermuth hervor, deſſen Töne, ich weiß nicht warum, ich noch niemals deutlicher gehört und tiefer empfunden habe als hier, in dem ſchönſten Garten Gottes, welchen ich jemals geſehen.

Die Trümmer der römiſchen Bäder und Villen, die gegen Bajä hin zerſtreut liegen, zeugen weniger von den Zerſtörungen durch Menſchenhand als durch vulcaniſche Kraft. Es leckt hier allenthalben das unterirdiſche Feuer an die dünne Decke der Felſen, unter die es gebettet liegt, und aus jeder Oeffnung dieſer Decke hervor. Heiße Quellen, aus denen der Schwefel aufdampft, ſtrömen aus dem Boden, und es fehlt nur bei Nero's Bädern an der ehemaligen Art der Benutzung, nicht an dem heilſamen Waſſer ſelber, das noch immer in der alten Kraft und Fülle hervorbringt. Bei Bajä bemerkt man auf dem Grunde des Meeres eine alte Gaſſe mit ihren Gemäuern;

an andern Stellen Tempel und Wohnhäuſer der Menſchen, in die Tiefe verſunken. Hier deckt die Trümmer nur durchſichtiges Gewäſſer, noch öfter deckt ſie der Fels und das undurchſichtige Erdreich. Denn das Element, das noch immer unter der dünnen Decke fortſchläft, hat ſich zuweilen im Schlafe ein wenig geregt, und dann ward die Decke, zugleich mit dem Geſchäft der Menſchen, das auf ihr ſich anſäßig gemacht, gerüttelt.

Die Jahre 1537 und 1538 ſind für Sicilien ſo wie hier für die Umgegend des Vorgebirges Miſenum Jahre der Todesſchrecken geweſen. Denn im Jahr 1537 (demſelben, in welchem auch ein großer Comet erſchienen) machte; nach den Verwüſtungen, die ein zwölftägiges Erdbeben auf einem Theil jener Inſel geſchaffen, der Aetna einen furchtbaren Ausbruch. Die Flammen, welche das Feuer der Tiefe entzündete, verheerten an dem vorhin wohlangebauten Abhang, an welchem ſich unverſehens die neue Oeffnung gebildet, einen Landſtrich von fünf Meilen im Umfang. Das Gewölk der Aſche ergoß ſich ſelbſt über Italien, und nach vierzig Jahren ſahe man noch den Reſt der damals bereiteten Lava im Innern des Berges aufkochen. In ungewöhnlicher Heftigkeit tobten zugleich der Stromboli und der Volcano. Im folgenden Jahr traf dann der unterirdiſche Strom des Feuers einen andern Landſtrich: jenen der Küſte bei Puzzuoli. Denn nachdem zehn Tage hindurch die Erde bald leiſer bald ſtärker gebebt, erhob ſich in der Nacht des 30. Septembers aus dem Grunde des Lucriner-Sees der neue Berg (Monte nuovo), deſſen kegelförmige Spitze in Zeit von 48 Stunden bis zur Höhe von 490 Ellen anwuchs. Ein ſchweflichter heißer Kothregen fiel aus der Luft; von unten ſchreckte der wankende Grund. Vögel und andere

Thiere, welche der Kothregen traf, waren wie gelähmt, man konnte ſie ohne Mühe greifen; alle Lebendige, die ſich dem giftigen Aushauch des neuen Craters zu ſehr genaht, mußten erſticken, und es hatten ſelber nach mehreren Tagen unter der Zahl der Neugierigen, welche die Gegend beſuchten, 24 den Tod durch Erſtickung gefunden. Das Gewäſſer des Meeres war mit todten Fiſchen bedeckt. In der Nacht der Schrecken kamen die Einwohner von Puzzuoli, ſo wie ſie nackt und zitternd vor Angſt den einſtürzenden Gemäuern entflohen, nach Neapel; aus dem volkreichen Flecken Tripergole kam aber kein Flüchtling mehr, denn das Städtlein hatte der Graus der Meereswogen verſchlungen. Vor jenem Ausbruch war beſonders dem Ufer zwiſchen dem Lucriner- und dem Avernerſee und zwiſchen dem Meer eine andere Geſtalt eigen geweſen. — Den Monte nuovo hat Hamilton beſtiegen und beſchrieben. Den Keſſel des geweſenen Craters füllt nun ein Gebüſch aus; Dämpfe wie von heißem Waſſer ſteigen aus einer Oeffnung hervor. Seit jener Zeit ſcheint die Luft dieſer Gegend, welche vorhin geſund war, ſchädlich zu wirken, wie dies ſchon das Ausſehen der Bewohner verräth.

Wir verweilten uns zunächſt in Puzzuoli (Puteoli) und ſeiner Umgebung. Hier in der Nähe der Stadt lag Ciceros Puteolanum, welches er ſeine Academie genannt. Hier hat er ſeine Quaestiones academicas geſchrieben. Das ſchöne Puteolanum iſt nicht mehr; den Grund der lieblichen Gärten begrub der Graus der Natur; das Werk aber, das hier der Geiſt tief gründete und auferbaute, iſt geblieben, und, wäre ſelbſt der Buchſtabe vergangen, ſo ſtünde noch feſt auf dem fruchtbaren Boden der Menſchenſeele das was höher und unvergänglicher iſt denn der Buchſtabe: das fortwirkende Leben, welches im Worte war.

Hier haben, am Hafen von Puteolen, die Füße eines Friedensboten gewandelt, welcher dem Lande und dem ganzen Geſchlecht der Menſchen noch ein höheres und beſeeligenderes Gut brachte, als jenes der bloß menſchlichen Weisheit es iſt: die Füße Paulus des Apoſtels.

Das Gebäude der Kirche von Puzzuoli umfaſſet noch einiges Gemäuer von einem alten Tempel des Auguſt; auf dem freien Platze des Städtleins wird noch das Piedeſtal einer Bildſäule des Kaiſers Tiberius geſehen, welche zwölf Städte Aſiens ihm errichtet hatten, die während ſeiner Regierung (wie man glaubt im Jahr 33 nach Chriſti Geburt) vom Erdbeben vernichtet und wieder neu aufgebaut worden. Es ſind die Städte, in halberhabener Arbeit, in Geſtalt von Frauen dargeſtellt; darunter, noch zum Theil lesbar, die Namen. Von einem Amphitheater, einem Tempel des Serapis, an deſſen Marmorſäulen in einer Höhe von neun Fuß ſich die Arbeit der Bohrmuſcheln zeigt, deren Weiſe es iſt, vom Niveau des Meeresſpiegels aus ſich in das Geſtein zu freſſen; dann von einem Tempel des Neptun und des Adrian, finden ſich zum Theil noch bedeutende Reſte. Aus dem vorhin erwähnten Vorkommen der Bohrmuſcheln in den jetzt frei über das Meer hervorſtehenden und einſt auch ſo freiſtehend erbauten Marmorſäulen des Serapistempels hat man auf ein periodiſches, örtliches Steigen und Fallen des Meeres in dieſer und vielleicht-auch manchen andern Küſtengegenden ſchließen wollen: ein Steigen und Fallen, das von Kräften einer unterirdiſchen Anziehung gegen das bewegliche Element herkommen könnte, „welche vielleicht im Zuſammenhang ſtünde mit den größeren magnetiſchen Perioden der Erde.“

Am merkwürdigſten war für uns der Anblick der unweit des Städtleins gelegenen Solfatara. Hier ſtehet man in der Tiefe eines erloſchenen vulcaniſchen Craters, deſſen Höhlungen nun zum Theil eine dünne, aber für den Fußtritt von Mauleſeln und Menſchen hinlänglich feſte Decke des thonigen Erdreiches verbirgt. Beim ſtarken Auftreten oder beim Aufwerfen eines Steines vernimmt man den Laut der Höhlungen. Schwefel, in zarten Kryſtallen und Salmiak werden, wenn ſie aus den Ritzen in Dampfform hervorbrechen, an der kühleren Oberfläche niedergeſchlagen und hier, zum Theil durch künſtliche Vorrichtung der Menſchenhand, gewonnen. Den Keſſel des alten Craters umringen Wände, deren thonigtes, aus altem vulkaniſchem Schlamme gebildetes Erdreich in deutliche Schichten geſondert iſt. Hier und in der Tiefe des Keſſels hat die Verbindung der Schwefelſäure mit dem Thon bedeutende Maſſen von Alaun gebildet. Nicht ſelten bemerkt man in dem zerbröckelten Geſtein die Geſtalt der Leuzitkryſtalle; dieſe jedoch ſo aufgelöſt und zerſtört, daß ſie unter der Berührung des Fingers zerſtäuben. Die kleinen Gebilde des Fraueneiſes ſind, auf ähnliche Weiſe wie der Alaun, aus der ſpätern Verbindung der Schwefelſäure mit der Kalkerde entſtanden, und das Eiſenoxyd hat ſich zu grünlichem Eiſenvitriol geſtaltet. Zuweilen wird auch der geſchwefelte Arſenik unter den übrigen Erzeugniſſen der Solfatara geſehen und deutet dann auf die Gegenwart des giftigſten Metalles der Erde in dem vulcaniſchen Feuerheerde, und auf ſein Mitwirken, vielleicht bei manchem tödtlichen Aushauch der Tiefe hin. An der einen Außenwand des Keſſelgebirges der Solfatara, bei den Piſciarelle, entſpringen der Tiefe etliche Strahlen von heißem Waſſer, welches Alaun und Schwefelleber enthält.

Von der, mit dem Gebüſch des Erdbeerbaumes (Arbutus Unedo) und der Myrte bewachſenen Anhöhe, jenſeits der Solſatara, blickten wir hinab nach den herrlichen, Wald umgränzten kleinen Seen von Agnano und von Aſtruni. Uns erlaubte es für diesmal nicht die Zeit, uns den Ufern zu nahen.

19.

Die Reiſe nach dem Veſuv und nach Pompeji.

Die Kalkgebirge des Appenins, begleitet auf ihrem Zuge durch einen großen Theil von Italien ein Strom vulcaniſcher Gebirge, welcher öfters und an den verſchiedenſten Stellen die Decke des vom Meer gebildeten Kalkes durchbrochen, und über dieſen ſich ergoſſen hat. — Wie ein trüber Schlammſtrom, welcher zur Zeit des Winters mitten durch die weiße Rinde des Eiſes oder des Schnees bricht und dann, wenn ihn nun der Winterfroſt ſelber zum Erſtarren brachte, abermals von klarem Eis und Schnee bedeckt wird; ſo vermiſchen ſich an mehrern Orten die vulcaniſchen Ausgüſſe der Tiefe mit den Niederſchlägen aus dem Meerwaſſer. Die Lava und die Aſche hatten ſich auf dem Grund eines alten Meeres ausgebreitet (denn viele dieſer vulcaniſchen Gebilde ſind zu einer Zeit entſtanden, da ſelbſt noch bis zum Gipfel des Appenin das Seegewäſſer fluthete) und nach ihrem Erkalten deckte der Schlamm und das lebendige Gewimmel des Meeres den Ausgang der Laven, wie den Strom derſelben wieder zu. An andren Stellen hat jedoch die anſtrebende Rieſenkraft des Feuers die Decke der Waſſerbildungen nicht blos durchlochert, ſondern in ſo weiter Ausdehnung ſie zerſtört und ganz hinweggenommen, daß kein Niederſchlag, kein Gerölle des Meeres den mächtigen Riß zwiſchen Land und Land verdecken konnte; ſondern dem nachdringenden Gewäſſer war, durch das offengelaſſene Thor des Feuers der Zugang zu einer Tiefe geöffnet, in welcher kein Werk der Bildung und kein Werk des Lebens geſchieht, welches dem Menſchenauge bekannt iſt.

Wo irgend ein Feuerberg der Tiefe in ſein Innres hinein zuſammenſtürzte, und kein ſpäterer Flammenerguß dieſes Innre von neuem aufbaute, da blieb als umringendes Wandgemäuer der äußre Umfang ſtehen und die Tiefe des Einſturzes füllte ein See, wie jener bei Albano, Nemi oder Agnano aus.

Der Veſuv, obgleich die Höhe des oberſten Gipfels Einſtürzen unterworfen und darum etwas veränderlich iſt, raget über vierthalbtauſend Fuß (3695) von der Meeresfläche hinan. Er ſelber iſt ein neuer Aufbau aus dem Innren eines zuſammengeſtürzten größeren Vulcanes, deſſen hoher Dom bei jenem Ausbruch einſank, welcher im Jahr 79 nach Chriſto, Pompeji und Herculanum verſchüttete. Der nun mit Wald und Gebüſch bewachsne Monte Somma (3509 Fuß hoch) und der Ottojano, ſind noch ein ſtehen gebliebener Theil des vormaligen, alten Umkreiſes des vulcaniſchen Domes. Wie ein Bürgerhaus, welches, mitten in der gewesnen Arena eines alten Amphitheaters erbaut, kaum bis zur halben Höhe der noch etwa ſtehen gebliebenen äußeren Bögen emporragt; ſo erſcheint der jetzige Veſuv neben dem noch zu errathenden Umriß des vorherigen, alten Berges.

Der Verſtand möchte hier weiter ſchließen. Wenn ich, auf dem Gipfel des Veſuvs ſtehend, von der Morgenſonne beleuchtet hinausblicke über Meer und Land, da raget dort das vulcaniſche Gebirge von Iſchia, hier der Monte nuovo hervor. Wie ſich gegen Nordweſten hinan, viele Tagereiſen weit allenthalben die unermeßlichen Lager des vulcaniſchen Aſchengebirges und der Laven zeigen, dazwiſchen hie und da ein hervorragendes Geripp des ehemals hochgewölbten, dann zuſammengeſtürzten vulcaniſchen Gebäues; ſo ſtehen auch gegen Süden hinab noch in Fernen des Meeres, zu denen das Auge nicht reichet, die Lipariſchen Inſeln als Trümmer des alten eingeſtürzten Randes eines Coloſſeums der vorweltlichen Natur hervor, in deſſen Umfang Siciliens wie Italiens Feuergebirge begriffen waren. Als die Decke dieſes alten, noch unter dem Waſſer erbaueten Feuerpallaſtes zuſammenbrach, da ſtürzte die Meeresfluth ſich nach in die eröffneten Tiefen und die Folge hiervon mögen die mehrmaligen, nach längeren Pauſen, jedesmal dann aber plötzlich eingetretenen Zurückzüge des Meeres vom Lande geweſen ſeyn, wodurch nicht blos an dem das Mittelmeer begränzenden Lande, ſondern, da Daſſelbe auch in andern Gegenden der Erdoberfläche geſchahe, auch anderwärts, ein Rücken oder Abſatz des Hochlandes nach dem andern vom Meer verlaſſen und nun für die Gewächſe wie für die Thiere des Landes bewohnbar wurde. Denn dem bedeckenden, ernährenden Waſſer, miſchungsverwandt mit der atmosphäriſchen Luft, gehörte die Oberfläche des Planeten, dem Feuer die Gewölbe des Innern an, bis der Glutſtrom der Tiefe einen Theil ſeiner abwehrenden Flammen im Gewäſſer löſchte und dieſem das Thor zu ſeinen Reichen öffnete.

Die Umgegend des Veſuvs zeiget, wie viele Gegenden von Italien, vulcaniſche Gebilde, welche zum Theil ſchon in jener älteren Weltperiode, da das künftige Land noch vom Meere bedeckt war, zum Theil aber auch erſt in der Zeit, da hier Menſchen wohnten, aus der Tiefe drangen. Denn der Ausbruch im Jahr 79 nach Chriſto, welcher dem vormaligen Bergumfange (ſo weit dieſer eben noch ſtund) den Untergang, dem jetzigen Veſuv ſein Entſtehen gab, iſt zwar der älteſte, genauer beſchriebene, nicht aber das erſte Zeichen geweſen, wodurch ſich der ſchon wache Vulcan kund gab. Dies bezeugen unter den alten Schriftſtellern Diodor (L. IV. Vol. I. p. 267. ed. Wess.) und Strabo (L. V.) außer ihnen aber der unmittelbare Anblick der Gegend. Denn das verſchüttete Pompeji iſt mit Lava gepflaſtert und ſeine Gebäude auf die Hügel uralter Feuerergüſſe erbauet und angelehnt.

Lange Jahrhunderte hatte, als Strabo ſchrieb, das Feuer ſich in ſeinen unterirdiſchen Gewölben ſtill gehalten und überall war die trügeriſche Decke bewachſen und von Menſchen bewohnt; ſo daß Strabo meinte, der Berg ſey ausgebrannt, habe aus Mangel an entzündbarer Materie aufgehört ſich zu ergießen. Der Veſuv hat auch ſpäter, nachdem er doch im Jahr 79 die Maske abgeworfen und in der eigentlichen, gefahrbringenden Geſtalt ſich gezeigt, öfters wieder die Umwohner mit dem Anſchein der tiefſten Ruhe getäuſcht; er hat ganze Menſchenalter hindurch, ja ganze Jahrhunderte dem Wald der Caſtanien und Eichen es verſtattet, daß er allmälig, mit langſamen Schritt, vom Fuß herauf bis zum Gipfel ſich ausbreite; hat das Getümmel des Lebens: die Vögel des

Waldes, ſo wie die bauende Hand des Menſchen ruhig, wie ein tief Schlafender oder ein Todter, an ſeiner Stirn und ſeinem Haupte ſich anſiedeln laſſen, dann aber, wie ein Schlafender, der, durch das Geſchmeiß der Fliegen, das ihm die Stirn leckt, halb wach geworden, die abwehrende Hand erhebt und unter der Decke ſich regt, hat er unvermuthet und plötzlich, durch neue Feuerausbrüche den fremden Gaſt des Lebens hinweggeſcheucht. Auf den Ausbruch im Jahr 79 folgte erſt im Jahr 203 wieder ein bedeutender Auswurf; dann 259 Jahre hernach, im Jahr 472. Von 685 gab der Berg dem umliegenden Lande über 300 Jahre Ruhe; bis 993 und nachdem er hierauf im 11ten und 12ten Jahrhundert mehrmalen heftig getobt, traten (von 1139 bis zu dem auch nicht ſehr bedeutenden Ausbruch von 1500) ſo lange Zwiſchenzeiten der Stille ein, daß es ſcheinen konnte, als gehe nun der Berg allmälig, wie andre erloſchne Vulcane dem Ende ſeiner Feuerſpiele entgegen. Furchtbar war der Ausbruch von 1631, minder bedeutend jene von 1660, 1682, und auch die von 1689 und 1694 gehörten nicht unter die verheerenderen. Im vorigen Jahrhundert zählte man vierzehn, zum Theil ziemlich bedeutende Auswürfe und auch im jetzigen hat ſich der Vulcan öfter geregt und ſelbſt an dem Bau des Gipfels, den er 1822 einſtürzte, ſeitdem wieder Mehreres verändert.

Den von früheſter Jugend an erſehnten Anblick dieſes Vulcans ſollte ich nun ſelber in der unmittelbarſten Nähe haben; ſollte ſelber über ſeine alten und neueren Lavaſtröme hingehen und das Gewölbe des Gipfels beſteigen.

Wir fuhren ſchon am 9ten Juli des Abends um zehn Uhr von Neapel gen Reſina, das auf den Lavaſtrömen erbaut iſt, welche Herculanum bedecken. Sobald das Eſelein für die liebe Hausfrau geſattelt und der Führer mit der Laterne bereit war, begaben wir uns auf den Weg, welcher anfangs noch ziemlich bequem neben den Mauern der Gärten und Weinberge und zwiſchen den Olivenbäumen emporſteigt. Bald aber zieht er ſich über die noch hervorragenden Gräten der alten Lavaſtröme hinauf und hinüber; daneben ausgewaſchene Tiefen, der Boden öfters mit rollenden Steinen beſtreut. Gegen Mitternacht erreichten wir das Wirthshaus, deſſen Pächter das Gewand der Einſiedler tragen. Im oberen Zimmer fanden wir ein Buch mit vielen Namen der Fremden, darunter auch mehrere Landsleute und Bekannte. Wir hätten hier gern länger geruht und an dem Wein, der unter dem Namen Lacryma Chriſti von den Einſiedlern verkauft wird, ſo wie am vorgeſetzten Brod, zum Weiterſteigen uns geſtärkt, aber es war da am Fußboden und auf den Ruheſitzen ein Leben und Gewimmel ſolcher kleinen Creaturen, welche auf Koſten unſers Genuſſes der Ruhe ſelber Genuß und Ruhe ſuchten, und wir entwichen ihnen gern.

Es war gut, daß wir ſo bald aufbrachen. Die Hausfrau wollte ſich dem etwas muthwilligen Eſel nicht mehr anvertrauen, ſondern lieber mit uns zu Fuß gehen. Der Steig führte, vom Einſiedler hinaufwärts, anfänglich zwar noch über feſten Grund, neben dem Gebüſch der jungen Kaſtanien hin, dann aber als der Aſchenkegel kam war das Hinanſteigen faſt mühſamer als das Beſteigen faſt jeder gleich großen Anhöhe, wenn auch nicht ſo ſchmerzlich für die Füße als das Steigen am Col de Bruys. Denn wenn man auch den Fuß einen Schritt hoch erhub, ſo ſank derſelbe dennoch, beim Nieverſetzen in die Aſche, wenigſtens um zwei Drittel Schritt tief hinein, ſo daß mit drei Schritten kaum das gewonnen wurde, was auf feſterem Grunde ein einziger ſchaffet. Nur ſelten fand ſich im weichen Boden ein Punkt zum ſicheren Auftreten. Endlich nach drei Viertelſtunden war der feſtere Rand des alten eingeſtürzten Gipfels erreicht. Da kam eben der Morgen.

Neben uns in dem Keſſel, unter welchem der Abgrund des Feuers nur leiſe von dem Zuſammenſturze der Felſen verdeckt liegt, beleuchtete der anbrechende Tag eine Gegend, wie ſie Milton und Klopſtock in der Hölle beſchreiben. Aus dem Gehäuſe der ſchwarzen Felſenmaſſen dampfte der ſchweflichte Rauch, von den Wänden rollten bald da, bald von einer andern Seite die loſen Steintrümmer hinab zum Grunde des Keſſels. Dem lebenden Auge erſcheint dieſe ihm feindſelige Region ganz wie eine Welt des Haſſes und des Grimmes. In dieſem Reiche des Haſſes iſt keine Sicherheit noch Dauer. Es zittert der jetzt noch feſtſtehende Fels unter dem Fußtritt und wer weiß, wie nahe ihm ſelber der Augenblick der Zertrümmerung iſt. Aus den Spalten leckt ein Glutrauch hervor, an welchem das hingehaltne Papier oder Holz ſich entzündet. Es bildet hier die ſchlafende, bewußtloſe Natur die Gräuel einer wachen, mit Selbſtbewußtſeyn geſchaffnen Revolution der Völker, einer Empörung des Menſchen gegen göttliches Recht und Ordnung nach, da allenthalben die Wuth flammt, da ſich über alles Beſtehende Verderben ergeußt.

Da auf einmal trat unter dem rothen Bogen des Gewölks die aufgehende Sonne hervor. Das blaue Meer mit dem Waßerbau der Inſeln; die mächtigen Bergwände um die herrliche Bucht her, überall am Saume der Küſte, im Thal und in der Ebene ein luſtig blühender und grünender Garten Gottes. Gerade auf den Feldern der Aſche und der zerſtörenden Lava gedeihet die erfreuende Rebe und alles dem Menſchen dienende Gewächs am reichſten und beſten. Das Leben hat den Tod überwunden, die Liebe den Haß, und der Sieger hat ſich nun ſelber mit dem Waffengewand des Feindes, das die Tiefe ſchmiedete, lieblich geziert und umgürtet. — Ja, das Leben wird einſt den Tod noch beſiegen und die Erde wird überall dann das Reich einer erbarmenden Liebe ſeyn.

Unſer Führer machte uns von oben herab auf die Laven der verſchiedenen, merkwürdigſten Ausbrüche des Berges aufmerkſam; zeigte uns den Schauplatz der Eruptionen, welche Hamilton und welche della Torre beſchreiben.

Hinabwärts vom Aſchenkegel war der Weg bald zurückgelegt. In weiten Sprüngen konnte man da, tief in die weiche Aſche ſinkend, mit jedem einzelnen Schritt den Raum, vielleicht von vier Schritten durchmeſſen. Wir ruhten ein wenig beim Einſiedler, der uns, auſſen vor der Thüre, Sitze im Schatten der Bäume geſtellt; frühſtückten in Reſina und fuhren dann weiter nach Pompeji.

Als wir da durch das Thor neben dem neueren, von einem Aufſeher bewohnten Gebäude hineintraten, ſahen wir uns, mehr als bei irgend einem andern Anblick, den uns dieſe Reiſe gewährte, in dem geſelligen Kreiſe eines früheren Jahrtauſendes und eines vormaligen Menſchengeſchlechts. Der erſte Eindruck wird unvergeßlich ſeyn, obgleich er ſich zu jenem, welchen noch jetzt, in ſeinen Trümmern, das alte Rom gewährt, nur ſo verhält, wie etwa das Beſchauen und Berühren eines Gewandes, das ein merkwürdiger Menſch an ſeinem Leibe getragen, zu dem Anblick der kräftig ſchönen Geſtalt deſſelben Menſchen, wie ſie uns die wohlgetroffene Bildſäule deſſelben, oder ein treues Gemälde darſtellen.

Zuerſt zeigt ſich, noch ziemlich kenntlich, das Forum der Stadt: ein länglich viereckter Platz, deſſen Länge hundert, die Breite ſechszig Fuß beträgt, rings umher von achteckigen, doriſchen Säulen und mehr nach außen von Gebäuden umfaſſet. Solcher Säulen, aus vulcaniſchem Tuff gebildet, äußerlich bunt übertüncht oder übertäfelt, ſtehen an jeder längeren Seite 22, an den kürzeren 15. Das platte Dach der Gebäude ſetzte ſich bis herüber auf die Säulen fort und bildete ſo zwiſchen ihnen hin einen bedeckten Gang. Unter dem Porticus fanden ſich zum Theil Kaufladen und Vorrahtskammern von Gewerbsleuten: wie die eines Seifenſieders, nahe dabei eine Handmühle, zum Bereiten des Mehles, und eine andre Handmühle, zum Bereiten des Oeles. Zwei Kammern, welche an den Enden der nördlichen und ſüdlichen Reihe der Hallen gelegen waren, zeigten ſich als Gefängniſſe. Hier fand man die Skelette von Gefangenen, deren Knochenglieder noch jetzt die eiſernen Banden und Ketten umſchloſſen. Dieſe Unglücklichen zwar, hatten hier gegen ihren Willen, gehalten von Eiſen den Tod der Erſtickung erwarten müſſen; daneben aber fand man die Ueberreſte zweier Soldaten, noch von ihren Waffenrüſtungen umſchloſſen, welche hier nicht durch äußere Gewalt, ſondern durch ihre Pflicht zurückgehalten waren. Auf der einen Waffenrüſtung ſieht man die Eroberung von Troja dargeſtellt.

Nahe beim Forum findet ſich das tragiſche Theater, welches zwar etwas mehr beſchädigt iſt als das mit ihm durch einen bedeckten Gang verbundne Odeum, oder (gleichſam) Opernhaus; dennoch aber für die Kenntniß der innern Einrichtung der alten Theater überhaupt ſehr bedeutend und förderlich gefunden wird. Das tragiſche Theater konnte auf ſeinen drei concentriſchen Sitzreihen oder Caveen faſt viertauſend Menſchen faſſen. Die Theaterbillets waren von Metallblech; auf ihnen ſteht die Benennung des Stückes, welches gegeben werden ſollte, ſo wie ſeines Verfaſſers und zugleich iſt auf jedem der Platz bezeichnet, wohin der Beſitzer des Billets ſich zu begeben hatte. Die Scene iſt zierlich, in Geſtalt der Vorderſeite eines Pallaſts erbaut. Das Odeon, nicht von eirundem, ſondern von viereckten Umriß hatte noch nicht einmal für 1600 Zuſchauer Raum, die Scene iſt mit viel geringerer Sorgfalt erbaut; es ſcheint, daß die Vorſtellungen, welche man hier gab, keinen ſo großen Beifall fanden als die, für welche das tragiſche Theater beſtimmt war. Zu jenem gehörten vielleicht ſolche rundliche, aus Knochen gebildete Billets, mit griechiſcher Aufſchrift, wie man deren auch unter den Ruinen gefunden. Das Odeon war ein bedecktes Gebäude; das tragiſche Theater war nach oben offen. Neben dem Gemäuer des tragiſchen Theaters lief ein bedeckter Säulengang mit 56 Säulen hin, welcher ſich auf eine Länge von 200 Schritten ausdehnte.

Wir gelangten jetzt zu einem Tempel der Iſis. Das länglich viereckte Gebäu iſt von einem bedeckten Säulengang umfaſſet; die Säulen, von doriſcher Ordnung ragen bis zur Höhe von neun Fuß, es ſtehen ihrer acht an jeder längeren Seite, ſechs an der Fronte. Im Innern dieſes (kleinen) Tempels entdeckte man die beiden oft erwähnten Tafeln der Iſis; unter dem einen Altar ward eine kleine, verborgene Kammer, von unbekanntem Gebrauch entdeckt. Außer dieſem fand man in jenem Iſistempel die Reſte einer Bank von Holz, mehrere Abbildungen und Statuen, die ſich auf den Dienſt der ägyptiſchen Göttermutter bezogen, dabei Geräthſchaften und Gefäße von ſehr verſchiedner Art: Lampen und Leuchter, Dreifüße, Schüſſeln und Meſſer. Bei dem eigentlichen Tempelgebäu ſieht man zwei, zum Aufenthalt der Prieſter beſtimmte Zimmer, nebſt einer Küche. In dieſer fand man noch auf irdenem Gefäße, die Gräten und Schuppen eines, wahrſcheinlich zur Mahlzeit beſtimmt geweſenen Fiſches; im anſtoßenden Zimmer, an die Mauer gelehnt, das Skelet eines Prieſters, der, wie die bei der Knochenhand liegende Axt und die Spuren am Mauerwerk zeigten, hier noch durchbrechen wollen. In einem andern Theil des Gebäus fand man ebenfalls das Skelet eines Prieſters, welcher, wie dies aus den Knochen eines Huhns und aus etlichen Eiern, ſo wie aus den irdenen Weinbechern geſchienen, eben bei der Mahlzeit war, als ihn der Tod der Erſtickung traf. Noch mehrere andre Skelette von Prieſtern? welche man hier fand, bezeugen, daß der Dienſteifer oder die Furchtloſigkeit dieſer Männer das herannahende Unglück nicht geachtet habe. — Ein kleiner Tempel des Aesculap, dann die Werkſtatt eines Bildhauers, mit allen zu ſeinem Geſchäft nöthigen Werkzeugen, ſo wie mit vielen ganz oder halbvollendeten Arbeiten, dabei das Haus eines Wein- oder Oelverkäufers, mit einigen zum Gewerb tauglichen Gefäßen, zeigen ſich in der Nachbarſchaft des Iſistempels und des Theaters.

Ein Gebäude, in dem anſtoßenden Theil der Stadt, von 60 Fuß Länge, 40 Fuß Breite, deſſen Säulen ſammt

ihren

ihren Capitälern, Architraven und Cornichen von ziemlicher Sorgfalt der Erbauer zeigen, und in welchem ſich ein in Stein gehauener Rednerſtuhl zeigt, wird für die alte Curia der Stadt gehalten. Von einem altgriechiſchen Tempel (ſein hohes Alter bezeugen die großen, doriſchen Säulenknäufe voll Würde und Einfalt) ſtehen noch anſehnliche Trümmer. Es glich dieſer Tempel ſehr den altgriechiſchen Tempeln von Päſtum. — Zur Linken von dieſem Tempel ward, während der Anweſenheit des Kaiſer Joſeph in Neapel das dreiſtöckige Haus entdeckt, das an den Hügel gelehnt mit dem oberſten Geſchoß in gleicher Linie mit den Gaſſen der Stadt ſtehet, die untern ſind nach dem Abhang der Küſte gerichtet. In dieſem Hauſe fand man viele metallene Geräthe und in einem unteren Gemach der Bäder das Skelet einer Frau, welche hier der Tod (vielleicht noch beim Baden) überraſcht hatte.

Zu dem alten Amphitheater führet der Weg über einen noch unausgegrabenen Theil der Stadt, durch Weingärten hin. Auch dieſes Gebäude, obgleich es nicht zu den größeren ſeiner Art gehört (es faßte nur 18000 Zuſchauer), wird für die Alterthumskunde ſehr bedeutend, weil es in allen ſeinen einzelnen Theilen unter der Decke der zarten Aſche ſo vollſtändig und unverſehrt erhalten iſt, wie kein frei über der Erde geſtandenes Amphitheater der Alten. Selbſt die Gemälde am Borde der Arena, welche mit friſchem Lichte der Farben die kämpfenden Löwen und das Toben der gereizten Stiere, Gladiatoren und Lituusbläſer darſtellen, machen die Kampfſpiele, denen das Gebäude gewidmet war, ſo lebendig anſchaulich, als kündigten ſie Ereigniſſe des heutigen oder des morgenden Tages an. Das Baumaterial iſt ein vulcaniſches Geſtein.

Man wendet ſich vom Amphitheater, das noch innerhalb der alten Stadtmauer gelegen iſt, wieder zurück, zu der Nachbarſchaft des großen Porticus und des Tempels der Iſis.

Das Haus, welches der General Championet im Jahr 1799, unter der Leitung des Abbe Zariſli ausgraben ließ, ſcheint eines der vornehmſten der alten Stadt geweſen zu ſeyn. Nach einem Bericht von Zariſli fand man in dieſem Gebäu die Skelette mehrerer Frauen, deren koſtbare Ringe, Armbänder und andres Geſchmeide von Gold, den hohen Stand anzeigten, zu welchem ſie einſt gehört hatten. Von der Wohlhabenheit des Beſitzers zeugten überdies das koſtbare Moſaikgetäfel des Bodens, die Malerei der Wände und die Fülle des Marmors.

Bei dem Haus des Championet wird ein griechiſcher Tempel von ziemlich bedeutender Größe geſehen. Er iſt von einer Mauer umſchloſſen, aus welcher nach innen halbe Säulen hervortreten, dagegen iſt die Cella im Innern, ſtatt der Mauer von Säulen umringt, die nur aus Backſteinen zuſammengeſetzt, und, ſo wie die Wände, grell-bunt übertüncht ſind. Vor dem Tempel iſt ein Veſtibulum, an welches wiederum ein großer, viereckiger Raum (Forum) mit doppeltem Säulengange, ſo wie mehreren Ehrendenkmälern anſchließt. An der einen Seite dieſes Forums zeigen ſich Gewölbe, am Boden mit Marmor getäfelt. Man hält dieſe für Orte der öffentlichen Verſammlungen. Ihnen gegenüber bemerkt man einen andern, nachbarlich an das Forum anſtoßenden freien Platz, welcher, wie es ſcheint, zum Markte diente; die Säule, welche der Fronte des Tempels entgegenſtehet, nehmen Privathäuſer ein.

Die meiſten Häuſer, welche zum Theil für die Geſchichte des bürgerlichen Lebens, ſo wie der Gewerbthätigkeit der alten Welt viele Auskunft gewähren, finden ſich auf einer Hauptſtraße des bisher ausgegrabenen Theiles der Stadt. Die Führer nennen dieſe Straße den Corſo von Pompeji. Man wandelt hier noch auf der breit mit Lavaſteinquadern gepflaſterten Straße der alten Stadt; ſieht die tief eingeſchnittnen Geleiſe oder Spuren der vormaligen Wagenräder. Die Breite einer ſolchen Gaſſe ſtehet im Verhältniß mit der Höhe der Häuſer: ſie beträgt kaum ſechs Schritte.

Einiges möge hier noch im Allgemeinen über die Einrichtung der Häuſer erwähnt werden. Die einzelnen Theile des Gebäudes umſchließen einen (öfters freilich ſehr kleinen) Hofraum, welcher mit breiten Steinplatten auch mit Moſaikarbeit ausgelegt iſt und in deſſen Mitte zuweilen ein ſpringendes Waſſer war. Die kleinen Zimmer, zum Theil mit ſo niedrigen Thüren, daß man nur gebückt in ſie hineinzutreten vermag, waren nicht der gewöhnliche Aufenthalt der Bewohner, ſondern dieſe lebten und arbeiteten, wie noch jetzt die meiſten Menſchen der Länder, denen der andauernde Froſt unſrer Winter und die kalten Regenſchauer unſrer Sommer fremd ſind, die längſte Zeit des Tages im Freien: die Bemittelteren ſaßen und luſtwandelten unter den bedeckten Säulengängen, welche an der innern Seite der Gebäude rings um den Hofraum liefen, den Aermeren gewährten, ſo oft ſie wollten, die öffentlichen Säulengänge, Schutz gegen die Sonne oder auch gegen die Regengüſſe. Daß dieſe Menſchen der alten Welt nicht ſo, wie wir an die beſtändige Hut des Zimmers gewöhnt waren, das beweiſt die Einrichtung dieſer Zimmer ſelber, von denen nur wenige Fenſter hatten, die meiſten dunkel waren. Weder

Oefen noch Kamine, waren zum Heizen da, auch der heimiſche Heerd insgemein in eine ſo enge, dunkle Küche geſteckt, daß man dieſe Gegend des Hauſes nur beſuchen mochte, wenn man zu dem bei der Küche gelegnen Dampfbad hinabſtieg. Die Bäder ſelber waren von annehmlicher Geſtalt und Einrichtung. Das Dampfbad zuweilen in einer zierlichen, muſchelförmigen Niſche, welche bei einem der warmen Bäder zwiſchen ſich und dem Gemäuer noch Raum läſſet, damit der heiße Dampf den ganzen Umkreis mäßig und ausdauernd erwärme. Auch die kalten Bäder ſind wohl eingerichtet und öfters mit mehreren Niſchen verſehen. In ihnen glaubte man ſelber zum Theil Anſtalten zu einer Art von Tuſchbad zu erkennen. Koſtbar und prächtig waren die Wannen, öfters von Marmor, von Porphyr oder aus Bronze gearbeitet. Hier, in den Bädern, gab es zuweilen auch noch einen kleineren, wärmenden Heerd, an deſſen Wänden die Gefäße, welche das Oel und andre Stoffe zum Einſalben des Leibes enthielten, umherhiengen, ja ſelber eine Art von Oefen und Wärmeleitungen in den Wänden. Den Rauch des Küchenheerdes führte ein kleiner Rauchfang hinaus; tief unten, beim Raum der Küche, waren die dunklen Behältniſſe, in denen das Geſinde ſchlief.

Die Wände der meiſten Gebäude ſind, bunt genug, beſonders gelb und roth und blau bemalt. Oefter jedoch fand man auf dem Grund der Wände, beſonders unter den Säulenhallen Gemälde, zum Theil von ſehr geſchickter Hand. Die meiſten dieſer Kunſtwerke finden ſich im Muſeum zu Portici und zum Theil auch in Neapel. Man ſchätzt die Zahl der in Pompeji, Herculanum und Stabiä aufgefundnen Gemälde auf mehr als 1600. Selbſt die noch in Pompeji vorhandnen laſſen uns, ſo wie die in den Bäderhallen des Titus, ein andres, ehrenvolleres Urtheil über die Malerei des Alterthums faſſen, als jenes war, das man noch vor wenigen Jahrzehenden darüber ausſprach. Es fehlt allerdings den allermeiſten dieſer Gemälde ein gewiſſer, höherer Geiſt, wie ihn, das zeugen die Werke andrer Art, die Zeit des Phidias kannte, aber an friſcher, lieblicher Lebensfülle und Kraft der meiſterlichen Darſtellung des den Sinnen nahe liegenden Gegenſtandes, fehlt es ihnen nicht. Von ganz beſondrer Zierlichkeit der Arbeit ſind die meiſten der in Pompeji aufgefundnen Lampen und andern Geräthſchaften, ſo wie die Gegenſtände des Schmuckes. Der Geſchmack hat, bei etwas mehr Kraft und innerer Beſtändigkeit, Aehnlichkeit mit dem der neueren Franzoſen.

Viele der Häuſer nennen durch Inſchrift den Erbauer oder Beſitzer. Oefters erkennt man noch deutlich das Gewerbe, das der Beſitzer trieb. Hier etwa wohnte ein Bäcker, das zeigt noch die Handmühle zum Mahlen des Getreides und der, faſt wie die unſrigen, eingerichtete Backofen. Da wohnte ein Verkäufer von Oel oder von warmen Getränken. Der tiſchartige, breite Vorſprung, hinter welchem der Verkäufer, vom Haus heraus die Käufer bediente, iſt mit Marmor belegt, man ſieht auf ihm noch die runden Ringe, welche das etwa vom Rande der Taſſe hinabfließende Getränk in den Stein zeichnete; auf den kleinen, ſtufenförmigen Erhöhungen, zur Seite des tiſchartigen Vorſprunges bezeugen es ähnliche Ringe, daß man hieher, nach gemachtem Gebrauch die Taſſen ſtellte. Die größeren Oelgefäße der Verkäufer ſind zum Theil feſt eingemauert. Ein fleißiger Nachbar Schmidt, (wie fleißig der Mann war, das bezeugte die viele, bei ihm vorräthig gefundne Eiſenarbeit), bedurfte der Verkäufer des Weines im Kleinen nicht, wenn anders der ſchöne, mit vielen thönernen Dolien gefüllte Keller, bei der Werkſtatt des hart arbeitenden Mannes ſein ſelber, und nicht dem Bäckermeiſter gehörte. — Den wohlhabenden Apotheker geben die noch im ſchönen Hauſe gefundenen Arzneien und Gefäße kund. — Zuweilen findet ſich (ſo in einem Haus in der Nähe des Thors, bei welchem die Via Conſularis endet) noch ein altes Triklinium von Stein, auf welchem die Alten, nachdem man noch Kiſſen darüber gebreitet, zu Tiſche lagen.

Eines der augenfälligſten Häuſer der Hauptſtraße iſt das alte Ponderarium oder Zollhaus. Es iſt nach vorne offen; auf einem Piedeſtal, in der Mitte, hat wahrſcheinlich die Bildſäule des Kaiſers geſtanden. Hier fand man viele Gewichte.

Ueber einem der Häuſer ſtehet in muſiviſcher Arbeit die freundlich bewillkommende Inſchrift: Salve. In dieſem Hauſe fand man das Skelet eines Mannes und jenes des treuen Hündleins, das ſich vom Herrn nicht zu trennen vermocht hatte. — Das Haus des Marcus Pupius (ſo nennt den alten Beſitzer die Inſchrift) enthielt mehrere treffliche Gemälde. Hier fand man das Skelet einer Frau, welche, wie dies die bei den Knochenfingern liegenden Geſchmeide und Koſtbarkeiten von Gold zeigten, der Tod im Geſchäft des Ausräumens überraſcht hatte. Ein großes, ſchön gebautes und mit Werken der Malerei und Moſaik wohl verziertes Haus war, dies bewieſen die mehr als vierzig hier aufgefundnen, chirurgiſchen Inſtrumente, von einem Arzte bewohnt.

Bei und in dem anſehnlichen, prächtigen Gebäude des C. Salluſtius kann man noch die Einrichtung der alten Leporarien, Aviarien und Glirarien ſehen, beſtimmt zum Aufbewahren und Mäſten der lebenden Thiere, an deren Fleiſche, oder auch lebendigem Bewegen, der Beſitzer Gefallen trug. Anderwärts in der Gaſſe ein Haus, welches, wie die Abbildungen bezeugen, den Muſikübungen geweiht war.

Bei und vor dem Thore der Stadt ſieht man die Grabmähler. Im Halbkreis herumlaufende, ſteinerne Sitze (Exedrae oder Scholae), für 8 und zum Theil für 12 Perſonen geräumig, laden noch jetzt zum freundlichen Wechſelgeſpräch der Menſchen ein, welche, nach des Tages Laſt, Mittheilung und Belehrung begehren. Dem Sprechenden konnten Alle ins Geſicht ſehen. — Hier iſt auch das Begräbniß der Prieſterin Mammia.

Nur ein wenig weiter hinaus iſt die Villa: das Pompejanum des Cicero. Jene merkwürdige Stelle im zweiten Buch der academiſchen Quäſtionen, an welcher Cicero von der Täuſchung der Sinnen redet: (Ego Catuli Cumanum ex hoc loco regionem video, Pompejanum non cerno etc.) hat dieſes Landhaus auffinden laſſen. Es hat eine Menge kleiner Zimmer und Behältniſſe, zum Theil von unbekanntem Zwecke. Noch ſtehen in dem weiten, wohlgebauten Keller die Weinkrüge, ſchief an das Gemäuer gelehnt, wie ſie zur Zeit ihres Gebrauchs geſtanden. Unter ihnen vielleicht noch mancher, der ſich von Cicero ſelber auf die ſpätern Beſitzer fortgeerbt hatte.

Noch weiter hinaus, gegen Torre dell' Annunziata hin, liegt das öfter beſchriebene, anſehnliche Landhaus des Freigelaßnen: M. Arrius Diomedes. Es iſt an einen Hügel gelehnt und hat, von dem tiefer gelegnen Garten aus drei Stockwerke; innen führt eine Treppe nach dem oberen Stockwerk hinauf, deſſen Fenſter oder Thüren in einen von dem ſchief niedergehendem Dache bedeckten Säulengang ſich öffnen, welcher einen, mit der zweiten Etage auf gleichem Boden gelegnen Hofraum umfaſſet. Unter der zweiten Etage iſt noch eine unterirdiſche dritte, welche die Küche, die Zimmer des warmen Bades und Verrathsgewölbe enthält, zu denen das Tageslicht vom Garten aus hineinfällt. Die Fußböden der Zimmer ſind mit zierlicher Moſaikarbeit getäfelt, faſt jedes von ihnen auf andre Weiſe, die Wände waren alle mit Malereien geziert, in einem der Fenſter fand Swinburne, der vor mehr als 50 Jahren das Haus ſahe, noch eine wirkliche Glasſcheibe. In dem weitläuftigen breiten Kellergebäu, welches an drei Seiten unter der Gartenmauer hinläuft, ſtehen noch die vielen alten Amphoren, welche einſt den Wein und das Oel des reichen Hauſes enthielten. Im Garten ſahe man noch, beim erſten Aufgraben die Reſte und Spuren der vormals hier wurzelnden Gewächſe; in der Mitte deſſelben einen Springbrunnen und Fiſchteich. Noch jetzt iſt hier der Schatten unter dem Säulengang des Gartens erfriſchend und labend, noch jetzt die Ausſicht von der oben beim Gebäude ſtehenden Exedra, nach dem Meere hin, erhebend und ſchön. Hier entdeckten die Ausgrabenden mehr Skelette von Menſchen, welche der damalige Aſchenerguß getödtet, als in irgend einem andern Gebäude der Stadt. Nach der Thüre des Gartens hin das Skelet des vermuthlichen Beſitzers, bei der einen Hand ein Schlüſſel, bei der andern ein Beutel mit Geld und goldnen Kleinodien. Hinter ihm das Skelet eines vermuthlichen Dieners, mit ſilbernen und bronzenen Gefäßen. Im Weinkeller fand man auch die Ueberreſte mehrerer Menſchen, die ſich, wie es ſcheint, vor dem allgemeinen Unglück dahin geflüchtet. Der Bibliothekar Domenico Romanelli, deſſen Werk (Viaggio a Pompeji a Pesto e di ritorno ad Ercolano», Napoli 1811) überhaupt die Geſchichte der erſten Ausgrabungen von Pompeji ziemlich vollſtändig enthält, giebt die Zahl der im Kellergebäu gefundenen Menſchenſkelette auf 16 an. Eines von ihnen ſchien einſt der Dame vom Hauſe geweſen zu ſeyn; bei ihm fand man die Kleinodien und Geſchmeide des Goldes. Die ganze Geſtalt mit dem feinen, leichten Gewande hatte ſich in der (ſpäter feſter gewordnen) vulcaniſchen Aſche abgedrückt und es wird dieſer Umriß noch jetzt im Muſeum zu Portici geſehen. — Eines der alten Seitengebäude dienet nun wieder einem Aufſeher zur Wohnung; im Garten ſtehen Birnbäume und Gemüſe, auf denſelben Grund, welcher den alten Beſitzern ſein Gewächs gegeben.

So traten wir denn aus den Gaſſen der alten, untergegangenen Stadt hinaus in die wieder über der Aſche blühenden und grünenden Felder. Neben den Aeckern mit Baumwolle bepflanzt, hat ſich wohl, da der ſiebenzehnhundertjährige Schutt hinweggeräumt war, noch manches dürre, ſcheinbar gänzlich erſtorbene Saamenkorn aufgewacht und iſt noch ſo ſpät zum friſchgrünenden, früchtetragenden Gewächſe geworden. In der Aſche, welche einſt Menſchengeſtalt getragen, iſt kein nach der Luft und dem Tageslicht fragender Hauch erwacht; unveränderlich ernſt, nicht mehr zurücknehmbar, ſtehen aber die Worte der Inſchriften, unter denen, neben den beſſern oder minder bedeutenden, an vielen Gemäuern der Stadt ſolche gefunden werden, welche der Menſch, wenn ein Gefühl des beßren, innren Lebens erwacht, niemals möchte geſprochen haben.

Wir kamen fröhlich zurück nach dem fröhlichen Neapel; die Seele hatte ſich mit einer ganzen, neuen Welt der Gedanken und Anſchauungen bereichert.

20.

Rückreiſe von Neapel nach Rom.

Nach einigen Tagen erkrankte, an der immer unerträglicher werdenden Hitze des neapolitaniſchen Juli's, auch meine liebe Frau. Da unterblieben die kleinen Reiſen in die Umgegend von Neapel, welche wir vorher noch im Sinne hatten. Es ſchien rathſam, ſo bald als möglich wieder nach der kühleren Heimath zu eilen. Glückliche Einkäufe von Seethieren wurden noch fortwährend beſorgt, die Mineralien der Umgegend des Beſuvs, ſind hier, wie auch in Rom leicht zu haben, und für weniges Geld kauft man ganz beſonders in großer Zahl die Kryſtalle des Melanits und die des Leuzits.

Die treue Reiſegefährtin war geneſen, wir konnten noch einige unſrer Lieblingsorte beſuchen und noch etliche Male das Gewimmel und Getümmel der Stadt betrachten. Am letzten Abend waren wir noch einmal in dem Gaſthauſe zum Pintauro, welches vielleicht unter allen gut eingerichteten Gaſthäuſern von Europa die unvergleichbar ſchönſte Lage hat. Man ſpeiſt auf dem freien, auf das Meer hinausragendem Gange. Mit jedem Blicke hat man die herrlich reiche Bucht von Neapel vor ſich, vor ſich den rauchenden Beſuv. Selbſt die heißen Mittagsſtunden kühlet der Wind vom Meere. An dieſem letzten Abend ergoß über das wogende Meer und die angränzende Landſchaft, der Mond ſein Licht. Dieſe Augenblicke des Abſchiedes von dem Lande vieler Naturwunder ſind der Erinnerung theuer.

Schon ſeit etlichen Tagen waren wir, durch des wackren, deutſchen Speiſewirths Rudolph Vermittlung mit einem Vetturin einig geworden, welcher uns, billig genug, die Perſon um ſieben Louisdor von Neapel bis Mailand zu bringen verſprach und hierbei, auf der ganzen ſiebenzehntägigen Reiſe, für uns das Nachtlager und Abendeſſen bezahlte. Der Wagen, in welchem wir, Sonntags den 17ten Juli, bei frühem Morgen die Stadt verließen, war ſehr bevölkert. Die Hauptperſon war ein Sänger vom St. Carlotheater, ein Grieche von Geburt, von Geſtalt anſehnlich und wohlbeleibt. Mit vielen Thränen nahm von ihm ein ſchon ältliches Weib Abſchied, das ihn zum Wagen begleitete. Wir ſelber waren noch unſrer vier, denn zwei der früheren Reiſegefährten hatten uns in Rom verlaſſen. Außer dieſen hatten noch ein junger, talentvoller Künſtler aus Schleſien und ein junger Kaufmann aus Preußen in dem wohleingerichteten Wagen Platz gefunden. So zogen wir die Höhe neben den Anlagen, dann durch den Wald und die reichbewachſne Ebene nach Capua hin. Wir ſahen hier die erſten reifenden Trauben.

Als wir am Nachmittag neben dem Kaſtanienwalde der Höhen gegen St. Agatha hinfuhren, da war es, als begegnete uns ſchon wieder eine erfriſchendere, kühlende Luft der theuren Heimath, welche — auf dieſem erſten Tag der eigentlichen Heimreiſe — die Sehnſucht nach dem Vaterland der mächtig ſtrebenden Männer und der hochwüchſigen Eichen in ihrer ganzen Kraft erweckte. Ein Vorgenuß der hehren, heimathlichen Sonntagsſtille, wie ich es lange nicht empfunden. Mir war im Grunde der

Seele wohl, daß ich dem Lärm und Geſchrei von Neapel mich wieder entronnen ſahe. Auch diesmal war St. Agatha unſer Nachtlager; Mola di Gaëta bewirthete uns am andern Mittag. Auf dem Wege dahin, am Gariglano ſahen wir in Menge über die Felder des Getreides, das man hier eben erntete, die Wanderheuſchrecke (Gryllus migratorius) ziehen. Wir fiengen mehrere von der Schaar. Erquickend war in Mola di Gaëta der Schatten der Gärten, in denen Ciceros näheres Andenken noch jetzt webt; erquickend die reinigende Fluth des Meeres. Hauptmann von Veldeck hatte an eben dieſem Tage einen ſchönen, großen Fiſch für ſeine Sammlung erbeutet (ſo viel ich mich erinnere, war es eine Squatina); wir ſahen zu unſrem großen Genuß die reiche Sammlung des fleißigen Mannes, die er während ſeines Aufenthalts in dieſen Gegenden ſich begründet hatte. — Das ungeſunde Fondi war für dieſe heißeſte Zeit des Jahres von der öſtreichiſchen Beſatzung verlaſſen worden. Zeitig am Abend erreichten wir das herrlich gelegne Terracina.

Hier machte uns die römiſche Mauth einigen Aufenthalt. Der Vetturin wurde geſtraft, weil er, ich weiß nicht welche? Waare verheimlicht. Er ſagte uns dann lächelnd, er habe mit Abſicht die Sache ſo angelegt, daß man jene Dinge finden und ihn ſtrafen ſolle, dadurch ſey das weitre Nachſuchen verhütet worden, denn in einem andern Theil des Wagens habe er ganz andre, bedeutendere Sachen verborgen. Das Verzollen der Kunſtſachen eines der jungen Reiſegefährten hielt ſehr lange auf. Ich war, ſchon ehe die Reihe an das Durchſuchen meiner Habſeligkeiten kam, verdrießlich geworden, durch das lange, müßige Stehen in der unerfreulichen Mauthhalle, hier, im Angeſicht einer ſo herrlichen Natur. Ich glaubte indeß bald abgefertigt zu ſeyn, als man nun endlich das Felleiſen öffnete. Ich hatte nicht an die mehreren Paare der neuen, ſeidenen Schuhe gedacht, welche die Hausfrau um ganz unerwartet wohlfeilen Preis bei einem Schuhmacher in Neapel gekauft. Als der Zolleinnehmer dieſe fand, forderte er für jedes Paar den dort beſtimmten Zoll der Einfuhr. Es betrug dieſer aber nahe eben ſo viel, als die Schuhe beim Einkauf gekoſtet hatten. Da brach der lang verhaltene Unmuth aus, ich ſchob, auf ſehr unangemeſſene Weiſe dem Mauthner die Schuh hin und ſagte, ich möge ſie nicht noch einmal bezahlen, ſtatt des gefoderten Zolles wolle ich ihm die Waare ſchenken. Er aber ſahe mich ernſthaft an und ſagte: „mein Herr, ich bin ein römiſcher Beamter, ich habe von Ihnen kein Geſchenk zu nehmen und Sie mir keines zu geben. Sehen Sie, fuhr er fort, indem er auf die noch ganz ungebrauchten Sohlen der Schuhe zeigte, jetzt ſind dieſe noch neu, jetzt (indem er mit den Sohlen ein wenig auf dem Ziegelſtein-Pflaſter des Bodens hinfuhr) ſind ſie gebraucht. Nun nehmen Sie Ihre Schuhe hin.“ — Der Mann, obgleich ich im Zimmer mit ihm allein war, that dies nicht aus eigennütziger Abſicht, ſondern aus jener bemerkenswerthen Nachſicht gegen Fremde, welche man überhaupt im ganzen Kirchenſtaat übt. Da ich mit gutem Gewiſſen verſichern konnte, daß dieſe Schuhe im Kirchenſtaat nicht einmal getragen werden, noch weniger darinnen bleiben ſollten, ließ ich mir dieſe Nachſicht gefallen, obgleich ſie mir ſonſt eben nicht annehmbar geweſen wäre. Den Fall ſelber aber glaubte ich nur um des Contraſtes wegen mit dem Benehmen der Zollbedienten in manchen andern Gegenden erzählen zu müſſen.

Der Abend in Terracina war einer der herrlichſten der ganzen Rückreiſe. Der Glanz des Mondes ſchiffte mit den Kähnen, welche auf den nächtlichen Fang ausgiengen, zugleich über das Meer; nahe am Vorſprung der ſüdöſtlichen Klippen ſpielten ſpringende Delphine; durch die Wipfel der Orangenbäume und der Cypreſſen wandelte ein erquickend friſcher Wind.

Es war, als wollten mich die Pontiniſchen Sümpfe abermals an mein altes Vergehen des Schlafens in ihrer Luſt und der diäteriſchen Frechheit in ihrer Mitte erinnern. Als wir während der heißen Zeit des Tages (nicht bloß etliche, ſondern viele Stunden, denn ſo ſchien es dem Vetturino gut zu dünken) in Tre Ponti verweilt, erfüllte mich der faſt aashafte Geruch, der über der ganzen Umgebung des Hauſes ſchwebte, mit unüberwindlichem Eckel. Mit bleichem Geſicht und hohläugig, blickte uns der Wirth und ſeine ärmliche Dienerſchaft an. Einer der Begleiter wollte, im Namen der ganzen Geſellſchaft, nach italieniſcher Sitte, von der etwas theuer ſcheinenden Zeche ein wenig herunter handeln. Da nahm mich unſer Reiſegefährte, der Sänger vom St. Carlo-Theater, in welchem überhaupt ein menſchenfreundliches Herz war, bei Seite, und ſagte: „ſehen Sie nicht, wie gelblich bleich die Farbe, wie matt und trübe das Auge des Mannes iſt. Er wohnt hier, zur Bewirthung der Fremden, am Verpeſten des Todes, und verkauft mit der Speiſe und dem Weine zugleich das Leben. Seiner nachbleibenden Familie iſt dieſes Leben theuer und auch dieſe Speiſe. Wir wollen ihm nichts abhandeln.“ Es unterblieb denn der Handel und auch für die hohläugige, bleichgelbe Dienerſchaft war noch ein überflüſſiges Geld da.

Aber das bleichgelbe, hohläugige Weſen, war mir, wenn auch noch nicht ins Angeſicht, doch in die athmende Bruſt und in den Magen gekommen. Der kurz dauernde Gewitterregen gab den Sümpfen, als die heiße Nachmittagsſonne wieder kam, nur neue, übelathmende Dünſte. Das ſüß-ſäuerliche, kalte Getränk in Ciſterna, deſſen Wirthin, wenn ſie die Hausfrau ſo lieb hätte als ich, das zurückgelaßne Schnupftuch als theures Andenken verwahren würde, that nicht gut; eben ſo wenig die friſchen, in Veletri gekauften Feigen, ſo unglaublich wohlfeil ſie auch waren. Die herrliche Ausſicht, von der Anhöhe bei der Stadt, der Anblick der ſchönen Kirche, gewährten nicht den Genuß, den ſie wohl andre Male gegeben hätten und die ſonſt etwa wohlthätige Wirkung des gut bereiteten Abendeſſens und ſeiner Getränke, hob der allzuhäufige Gebrauch des Eiſes auf. Auch das Vorausgehen am andern Morgen, die herrliche Ausſicht, welche der bei einem prachtvollen Landhaus gelegne, (kleine) Garten gewährte, der Anblick des Hains und des Sees von Genzano, der tauſendſtimmige Geſang der Cicaden in den Zweigen und Wipfeln der Bäume, in deren Schatten wir dem Wagen vorauseilten, konnten das Weh der pontiniſchen Sümpfe nicht tilgen. Eben ſo wenig Albano, wo ich, mitten in dieſem Weh, etliche Briefe ſchrieb. Was war es aber dann (ich erfuhr auch hier, daß der Menſch nicht allein vom Brod lebe), was dem müden, kranken Leibe auf einmal wieder Kräfte gab zum Weitergehen? Es war dies ſchon, in vorbereitender Weiſe, der Anblick der alten, mächtigen Stadt: dieſe ſonntägliche, (es war übrigens Mittwoch) hehre Stille in den Gaſſen, im Vergleich mit dem unvergleichlichen Geſchrei und Lärmen von Neapel; vor allem aber dann der unvergeßlich ſchöne Abend, den ich bei meinem lieben Rothe genoß.

21.

Die letzten Tage in Rom.

Das Gaſthaus, in welches uns diesmal unſer Reiſegefährte: der junge Kaufmann aus Preußen geführt, war zwar franzöſiſch, zugleich aber ſehr ſchlecht und theuer. Wir möchten in Italien lieber zu italieniſchen oder zu deutſchen Gaſthäuſern rathen; am allerletzten aber zu franzöſiſchen. Denn das Franzöſiſche, wie es auch beſſerer Art in ſeiner Heimath ſeyn mag, bleibt ſich beim Verpflanzen ins Ausland nicht gleich, ſondern wird öfters nur ſchlechter. Doch mag es wohl, unter vielerlei Umſtänden, dem Deutſchen nicht anders ergehen.

Wir beſuchten am andern Tag noch einmal manche der Stätten, die uns im alten und neuen Rom die liebſten geworden. Am Nachmittag ſahen wir, zum Theil noch umfangen von dem Gemäuer des Mauſoleums des Auguſt, ein Gefecht der Stiere und Büffelkühe mit Menſchen und mit Hunden, ſo wie mit den Scheingeſtalten der ſtutzerhaft geputzten Puppen, welche am Seile ſchwebend oder aus dem Boden, bald auffahrend, bald vom Drucke der Feder bewegt wieder in den Boden verſinkend, die Wuth der dummen Thiere reizten. Am meiſten ergötzte uns die lebhafte, laute Freude des zuſchauenden Volkes.

Als am Abend um eilf der Mond am helleſten auf das Gemäuer herabſchien, da ſtaunte unſer Auge zum letzten Male, vielleicht für das ganze Menſchenleben, vielleicht auch nur für diesmal, über das Rieſengebäu des Coloſſeums, dahin wir, von Rothes Wohnung aus, in Geſellſchaft lieber Freunde gegangen waren.

Der letzte Morgen in Rom war noch reich. Ich begann ihn in der Familie des edlen v. Bunſen. — Der Anblick der Freskomalereien in der Villa Maſſimi hat mir gewiſſermaßen den Abſchied von dem alten, hehren Rom erleichtert. Iſt ja der Geiſt, der einſt hier bildete und bauete, noch nicht geſtorben, ſondern zeigt es in unſern Tagen mehr als ſeit langer Zeit, daß er noch auf unſrem Geſchlecht ruhe und bei ihm wohne. Dantes tiefer Ernſt und ſeine Kraft waren mit der Hand der Meiſter (Veit und Koch), welche hier den Worten der göttlichen Comödie Geſtalt und Farbe gaben. — Daneben dann eine andre Welt der kräftigen Geſtalten, welche mein theurer Julius Schnorr aus dem Hauch der Arioſtiſchen Geſänge erſchaffen. In ſolcher Macht der Wahrheit hat, ſo weit ich zu urtheilen fähig, noch kein Maler die Bewegungen des Wahnſinnes am Menſchenleibe nachzubilden vermocht, als dies hier am Angeſicht und an den Gliedern des Roland gelungen. Doch weiß dieſer Meiſter bald wieder, durch die bauende Gewalt der Schönheit und der friſchen Lebensfülle den Schrecken zu bändigen und es herrſchet in ſeinen Werken die befruchtende Kraft, welche, nach vorübergezognem Gewitter, durch Berg und Thal gehet. — Von den Bildungen, welche Overbeck auf Taſſo's Gedicht begründet, erglänzet der liebliche Wiederſchein einer Morgenröthe, die einen Tag verkündet, deſſen erſte Stunde hienieden, unter dem Leid und der Freude des Menſchenlebens zwar beginnet, die Länge aber des Tages und das, was er bringen wird, kann die Menſchenzunge nicht ausreden. Die wahre Kunſt wird in ihrer Werkſtätte öfters von Fremdlingen beſucht, welche nicht von menſchlichem Geſchlecht ſind, ſondern auf ſchnellen Schwingen kommen ſie und die greifende Hand erfaßt die eilenden nicht.

In Thorwaldſens Werkſtätte ergriff mich ein frohes Staunen. Wie einfach und wie kraftvoll iſt da Alles. Unter der Hand dieſes Meiſters iſt der Stein durchſichtig geworden wie Glas: die Seele ſcheinet überall durch den Marmor hindurch.

22.

Reiſe von Rom nach Terni.

Es war (am 21ſten Juli) ſchon Abend um acht Uhr als wir aus dem mächtigen Rom und von dem Anblick der Menſchen ſchieden, welche uns dieſe Stadt der Länder und Reiche zu einem lieben, reichen Lande der Heimath gemacht hatten. Bei Nacht dann, doch beleuchtete ſie der Mond, durchzogen wir die öde, ſandige Gegend der Campagna (die Gegend des alten Gebiets von Veji) und die Tageshelle fand uns ſchon unter den Gärten vor Malborghetto. Der Morgen war trüb und hatte keine erquickende Kühle mit ſich gebracht. Doch athmete, in der nun immer reicher grünenden Gegend, die Bruſt freier, denn hier war doch nicht mehr der übelriechende Qualm der Campagna, der uns an einigen Stellen, in der vergangenen Nacht ſehr läſtig geweſen, ſondern aus dem Schatten der Gärten und des Buſchwerkes, wehete geſunde Luft und das Auge ergötzte ſich bald am kühnen Bau einer alten Waſſerleitung, bald an dem Anblick eines ſchön gelegenen Schloſſes, das auf dem Felſen der alten vulcaniſchen Laven ſteht.

Schon gegen ſieben Uhr des Morgens kamen wir in Civita-Caſtellana an: in dem alten Faliscum *). Hier ſollten wir nun den ganzen langen Tag zubringen. Denn wir hatten uns den Antrag des Vetturino, ſo lange der helle Mondſchein dauere, lieber bei Nacht zu fahren und während der Zeit der überläſtigen Tageshitze zu ruhen, nicht ungern gefallen laſſen. Aber ſchlafen konnten wir nicht, wie unſre beiden italieniſchen Reiſegefährten (der Sänger aus Neapel und ein ſeit geſtern zu uns gekommener Kaufmann aus Rom), ſondern wir beſahen uns die ſchöne, alte Cathedralkirche und erfreuten uns oben auf der Anhöhe an dem Anblick des grünenden Soractegebirges, das, obgleich nur 2129 Fuß hoch, anſehnlich über die umgebende Ebene hervorragt. Die Gegend von Civita-Caſtellana, ſo wie die Hügel des benachbarten Borghetto haben für den Naturforſcher und Sammler noch ein andres hohes Intereſſe. An wenig andren Orten macht es nämlich die Natur ſo leicht den merkwürdigen Leuzit, vollſtändig und ſchön auskryſtalliſirt zu gewinnen. Denn ſeine vier und zwanzig-flächigen Kryſtalle, welche kleinen facettirten Kugeln gleichen, ſind nur loſe mit der alten vulcaniſchen Aſche verwachſen. So

---

*) Welches ſich dem Feldherrn der Römer: Camillus ergab, als dieſer die Verrätherei des ſchulmeiſternden Sclaven, der ihm die edle Jugend der Stadt in die Hände ſpielen wollen, mit gerechtem Unwillen zurückgewieſen und beſtraft hatte.

ſchmutzig gelblichgrau jetzt der Stein ausſieht, iſt er dennoch, dies lehrt die chemiſche Zuſammenſetzung, ein Feuergebilde, das in ſeiner vorhergehenden Form dem Laſurſtein nahe verwandt war, ſo wie dieſem wiederum auch der Hauyin der alten, erloſchenen niederrheiniſchen Vulcane ſehr nahe ſteht. Das vulcaniſche Feuer hat, als es den geſtaltloſen (derben) Geſteinmaſſen die geflügelte Form des Dampfes gab, die koſtbare Farbe der früheren Bildungsſtufe zerſtört; dagegen haben jetzt alle Theile jener Maſſe die regelmäßige Geſtalt gewonnen, eine Verwandlung von ähnlicher Art als etwa die der ſchönfarbigen Raupe, in den minder ſchönfarbigen, aber dennoch vollkommneten Nacht-Schmetterling.

Wohl that die Ruhe in der ſchattigen, kühlen Halle einer reinlichen Oſteria. Wir trafen hier drei junge Studirende der Theologie aus Aquapendente, welche im Begriff ſtunden, eine Luſtreiſe nach Sinigaglia zu machen, deſſen berühmte Meſſe jetzt beginnen ſollte. Sie wurden von hier an bis gen Fano unſre Reiſegefährten, denn unſre zwei deutſchen Reiſegefährten hatten es vorgezogen, den Weg von Rom aus großentheils zu Fuße zu machen.

Die ſchöne Landſchaft, durch welche wir in den ſpäteren Nachmittagsſtunden fuhren, iſt eine reiche Vorrathskammer des Brodes und des Weines. Hier ruhet auf den Feldern, wie an den Hügeln die Fülle des Segens. Auf einer Anhöhe, am Ufer der Tiber gelegen, zeigt ſich, nahe vor Borghetto, das Städtlein Magliano. So weit das Auge blickt, begegnet es noch überall den Gebilden des ehemaligen, vulcaniſchen Gebirges.

Die anſehnliche Brücke mit drei Bögen, welche, an der Gränze von Umbrien und dem Sabinerland über die Tiber führt, iſt noch ein Werk aus Auguſts Zeiten.

Papſt Sixtus V. ließ ſie wieder herſtellen. Die Abendröthe glänzte über den nahe an der Tiber gelegnen Ruinen des alten Utriculum. Auch das jetzige Otricoli am Abhang eines fruchtbaren Hügels gelegen, enthält noch einzelne Trümmer der alten Herrlichkeit dieſes Landes. Die hehre Gegend von Narni und die mächtige Waſſerleitung, welche ihre Brunnen aus einer Entfernung von 15 Miglien hieher bringt, beleuchtete uns nur der Mond. Als wir das fruchtbare Thal und dann die gartenreiche Umgebung von Terni betraten, fieng es eben erſt an zu tagen. Und ſo hatten wir, einen ganzen, vollen Tag lang den reichen Genuß des Verweilens an einem Orte, und in einer Gegend, welche zu den fruchtbarſten, reichſten und gewaltigſten der ganzen Erde gehören. Denn Terni iſt nicht am meiſten wegen jener Fruchtbarkeit der Auen, am Ufer der Nera bedeutend, welche ſchon Plinius rühmt; das, was hier die Seele ſo rührt, iſt nicht am meiſten der gewaltige Waſſerfall, jenſeit der reichen Gärten der Feigen und Trauben, ſondern das lebendigere Andenken des Mannes, der hier geboren ward: Tacitus. Eine ſolche Frucht haben wenige Hügel oder Berge der Erde getragen, wie dieſe Frucht des Hügels zu Terni war.

Nicht ſelten wird zwiſchen der innren geiſtigen Geſtaltung großer Männer und zwiſchen der Geſtalt der Gegend, in welcher ſie geboren wurden und die erſten Eindrücke der Auſſenwelt empfiengen, eine ſehr auffallende Familien-Aehnlichkeit gefunden. Es erinnert Siena, es erinnert das hehr, auf dem Dach der zu den Wolken ſteigenden Bergeshöhe gelegne Aſſiſi, es erinnert das heitere, klare Paradies von Urbino, an die mächtig ſchaffenden Geiſter, welche an dieſen Orten das Leben des

Leibes begonnen. Ein ewig waltendes Wort, welches des Menſchen gedacht, noch ehe er war, leget jenen Seelen, welche es ſich zu ſeinen Boten und Sprechern an unſer Geſchlecht erwählt, die eigne Gotteskraft auf ihre Zunge; ſie ſprechen nach, was ſie vorhin vernommen. Es bezeuget ſich aber jenes belehrende, die Seele nach ſeinem Willen geſtaltende Wort, dem Geiſte des Menſchen zuerſt durch die umgebende Natur. Nicht bei Allen iſt ein aufmerkendes Ohr und eine gelehrige Zunge, für dieſe Art des Bezeugens der Stimme; auch gehet der Weg des Wechſelgeſpräches nicht ſelten einen andren, minder bemerkbaren Weg, zu andren Sinnen, als zu dem des Geſichtes; wem aber das Auge geöffnet und der innre Sinn lenkſam iſt, gegen den Finger, der die Bäche des Menſchenherzens leitet, der wird im ſpäteren Lauf der Thaten und herrſchenden Gedanken immer die Sprache reden, welche die Mutter zu ihm redete; eine Sprache, ſchaffend und lebenskräftig, wie die Natur es iſt.

Die Berge bei Terni haben einen andern Charakter, als die Berge und Hügel, welche das Auge in einem großen Theil von Italien vorher oder nachher geſehen. Nicht ſo wie dieſe, ſteigen ſie mild und allmälig an und bekleiden ſich bei ihrem Anſteigen ſorgſam mit dem Schmucke der Oelbäume oder Weinreben, der Getreidefelder oder der Kaſtanienwälder; ſondern ſie ſteigen gäh und kühn, dem üppigen Thale ſchnell enteilend, bis in die Region der Wetterwolken, ſie bekleiden ſich auf ihrem Wege nur nothdürftig und gleichſam wortkarg mit dem Schmuck der Bäume; ſtatt des grünenden Holzes bekränzen aber den Gipfel die mächtigen Pfeiler der Felſen, zwiſchen denen ſich der gewaltige Waſſerfall von Terni herabſtürzet, welcher, hindurcheilend wie ein Schwimmer, welchen der Sturm jagt, dennoch dem ganzen, üppigen Thale umher die friſche Luft, ſammt der Nahrungsfülle und Kraft giebt.

Der Weg von der Stadt hinan nach dem Waſſerfall gehet durch eine Gegend, welche, wenn man das Auge erhebt, den Charakter und die Geſtalt des Alpengebirges an ſich trägt, deſſen Fuß mitten unter der Fülle eines italieniſchen Thales wandelt; wie ein durchreiſender, fremde Sprache redender Fürſt unter dem gaffenden Volk der Fremde. Marcus Curius Dentatus, nach dem Sieg über die Sabiner, hatte im Jahr 480 nach Erbauung der Stadt, dem Velino-Strome, aus dem See des Haines, geweihet der Velia, kommend, den breiteren Weg durch die Felſen gebahnt. Die ganze Höhe, von welcher das Waſſer des Sees nach dem Thal herabfällt, miſſet 1063 römiſche Fuß. Aber wie ein kräftiger Geiſt, welcher die Sprache des überwallenden, innren Gefühles mäßiget und bezähmet, damit ſie dem Maas des Gefühles der andern Seelen, zu denen er redet, ſich beſſer und kräftiger nähere, ſo ſtürzet der Waſſerfall bei Terni nur bei ſeinem erſten Anlaufe den gähen Felſenſprung von 300 Fuß ſo gewaltig herab, daß der Schaum des zerſtäubten Waſſers, wie das aufſteigende Gewölk der Alpen, bis wieder hinan zum See emporwallet. Dann rollt über die gerundeten Felſentrümmer der zweite und zuletzt der dritte Waſſerfall zum Thal der Nera herunter, welche, wo der übermächtige Fremdling des Hochlandes ſie berührt, wie von Schreck getroffen, vorüber wirbelt.

Wir ſaßen, in einer, wie es ſchien erſt neulich, aus abgehauenen Zweigen erbauten Laube, am Rauſchen des Waſſers. Die Menſchenſtimme, auch wenn ſie ganz nahe zum Ohre ſprach, konnte man nur mit Mühe vernehmen.

Es war auch eine Mühe, welche nicht noth that, denn hier ſprach eine Stimme, mächtiger und tieferen Sinnes, als die des Menſchen.

Unfern des Waſſerfalles, deſſen donnernder Laut in den Garten hereindrang, erquickten wir uns in dem ſchattigen Garten eines ſchönen Landhauſes, an den friſch vom Baume genommenen Feigen und Brod und Wein. — Das Städtlein Terni ſelber enthält noch, im biſchöflichen Garten, die (wenig bedeutenden) Trümmer eines alten Amphitheaters; die St. Salvatorskirche umfaſſet das Gemäuer eines alten Tempels der Sonne. — Sonſt noch zeigt ſich in Terni, unter deſſen 5000 Bewohnern noch jetzt mancher Wohlbemittelte ſeyn mag, ein und das andre Gebäude, das von einem noch geſicherteren Wohlſtande zeuget, als der jetzige iſt.

23.

Reiſe von Terni nach Bologna.

Als der Tag kühler zu werden begann fuhren wir weiter. Der Weg verläuft nur noch kurze Zeit im Thale der Nera, dann ſteigt er zu der waldigen Höhe des Appenins, Somma genannt, empor. Hier ſieht man in Menge die rundblättrige Eiche (Quercus rotundifolia), deren Früchte das Landvolk noch jetzt eßbar findet. Am Wege, den wir den Berg hinan zu Fuße neben dem Wagen machten, fanden wir einige Male den Gazellen-Hirſchkäfer (Lucanus Dorcas); und als die ſpielenden Kinder eines benachbarten Dörfleins ſahen, daß wir nach ſolchen Dingen ſuchten, brachten ſie uns, mit athemloſer Eile uns nacheilend, das Thier noch in mehrfachen Exemplaren nach. Der Sänger aus Neapel, dem dieſe Sucht nach Käfern etwas Neues war, nannte mich ſeitdem ſcherzhafter Weiſe ſelber einen Scarabaeo.

Als wir, auf der andern Seite des Berges hinabfahrend Spoleto erreichten, traf mit uns zugleich in der anſehnlich ſcheinenden Stadt ein ſtarkes Gewitter ein; ſtärker als Hannibals Macht, welchem, nach ſeinem Siege am Thraſymener See, das alte Spoletium, durch tapfern Widerſtand, das Eindringen verwehrte. Dieſer Gewitterſchauer drang eben ſo mächtig und unwiderſtehlich durch jede kleine Oeffnung des Wagens herein, ſo daß der Vetturino beſchloß, hier einige Stunden zu weilen, die wir, ſeit zwei Tagen wieder zum erſten Male, zur eigentlichen nächtlichen Ruhe anwendeten. Wir ſahen die Gegend der Stadt und dieſe ſelber, beim Hinwegfahren im Grauen des Morgens. Sie bewahrt noch in ihrer Nähe und zum Theil in ihren Mauern die Ruinen eines alten Theaters, ſo wie eines Tempels der Concordia; die Reſte eines Jupitertempels, jetzt zu St. Andreas genannt; eines Tempels des Mars, jetzt eine Kirche des heiligen Julianus; die Trümmer eines Pallaſtes des Theodorich. Ein altes Bogengemäuer führet noch, zur Erinnrung an Hannibals Abzug, den Namen „Thor des Hannibals, oder Thor der Flucht." Die Hauptkirche bewahrt ein Gemälde von Hannibal Caracci, der Pallaſt Ancajani eines von Raphael auf.

Die Fülle des Regens hieng noch ſchwer an den Blättern der Bäume und beugte die Aehren des Getreides, als wir uns bei le Vene dem kleinen Tempel des Clitumnus näherten, dann an Trevi vorbei, welches in Geſtalt eines Amphitheaters am Bergabhang erbaut iſt, gegen Foligno (dem Fulginium der Alten) hinfuhren. Auch unter dem ſchweren Regengewölk erſchienen dieſe geprieſenen Auen des Clitumnus, welche einſt das mächtige Streitroß genährt und den weißen Stier der Triumpfe, noch immer entzückend ſchön, denn dieſer Regen hatte das grünende Feld, wie den Leib des Menſchen ſo geſtärkt, wie ein geſunder Schlaf nach genoſſener Speiſe, die müden Glieder. Foligno, eine nicht unbedeutende Stadt, welche 15000 Einwohner umfaſſet, konnten wir, obwohl wir faſt einen ganzen Tag hier weilten, nur in einzelnen Streifzügen beſehen. Denn der Regen fuhr noch fort, das Thal der Reben und grünenden Auen zu wäſſern, und leimig trübe ſtrömte der Topino mit der nachbarlichen Maroggia, nach dem Clitumnus hin. Foligno hat regelmäßig gebaute Straßen, in ihnen einige anſehnliche Palläſte und viele Häuſer, denen man die Wohlhabenheit der Bewohner anſiehet, welche der Seidenbau, ſo wie die Erzeugung des Wachſes und des Papieres ernähren. Die Cathedrale iſt eine ſchön gebaute Kirche; die Kirche des St. Annen-Nonnenkloſters hat ihren Schatz (die Madonna von Foligno des Raphael) verloren. Dieſer iſt nun in der Vaticaniſchen Sammlung zu Rom.

Der Regen, unter deſſen mächtigem Plätſchern wir am Abend entſchlafen waren, hatte ganz aufgehört, als wir am Morgen erwachten und weiter reiſten. Die Sonne brach aus dem Gewölk und beleuchtete die Gegend um Nocera, deren Fülle und Anmuth es bezeugen, daß die Strahlen des hehren Geſtirnes ſich faſt ohnausgeſetzt und kräftig zu ihr geſellen. Nocera (Nuceria

Camelena) von Plinius wegen der künſtlichen Arbeiten in Holz gerühmt, lehnt ſich an den Fuß der Appeninenkette. Hier iſt eine Heilquelle und Bäder, von wohlthätiger Wirkſamkeit gegen Unterleibsbeſchwerden. Ich war dem Wagen voraus, die Anhöhe nach Nocera hinaufgegangen und hatte mich nicht wenig über das freundliche Begrüßen und die Geſichtszüge des begegnenden Volkes gefreuet. Denn dieſe Geſichtszüge ſchienen mir mehr von deutſcher Art und Form, als ich ſie irgendwo in Italien geſehen.

Von der Anhöhe bei Nocera blickt man hinüber auf jene von Aſſiſi. Die Luft, nach dem geſtrigen Regen, war ſo erfriſcht und ſo kräftig geworden, der Himmel wieder ſo durchſichtig und blau, daß es uns beſſer im Freien, als unter dem Dache des Wagens gefiel; ich machte von heute an die Erfahrung, daß es, wenn die Hitze die Glieder nicht lähmet, eben nicht ſchwer halte, neben oder auch vor einem italieniſchen Vetturin zu Fuße zu reiſen, und mit ihm am Mittag und Abend die gleiche Herberge zu erreichen. In einem kleinen Dörflein, das uns ein ſpärliches Mittagseſſen gewährte, rettete und erkaufte die mitleidige Hausfrau einen jungen Kernbeißer (Loxia enucleator) aus der Hand der muthwilligen Knaben. Das gute Thier wurde von nun an unſer Reiſegefährte, ſahe mit uns einen großen Theil von Italien, ſtieg mit uns über die Alpen der Schweiz, bis es, zum großen Kummer ſeiner Pflegerin, zu Diſſentis das jugendliche Leben unter den mordenden Klauen einer Katze geendet und ſein Grab im Rheine gefunden. — Leicht war am Nachmittag der Spaziergang und erquickend für alle Sinnen, am Fuße der Appeninenkette und an ihrem grünenden Abhange hin. Prächtiger vielleicht als ſie der

Anblick in unmittelbarer Nähe zeigen würde, erſcheinen die einzelnen Ortſchaften, welche die Anhöhe beleben. Wir erreichten Sigillo, welches zur Zeit des Longobardenreiches eine feſte Burg war, gegen Abend. Hier erhebt ſich die Appeninenkette zur Geſtalt, wenn auch nicht zur Höhe der Alpen. Ein Gewitter, das ſich ſchon am Nachmittag am Horizont zuſammengezogen, gab dieſer mächtig ſchönen Gegend noch einen höheren Reiz, wie ihn der Ernſt dem Angeſicht des kräftigen Mannes giebt. Wir ſahen zuletzt, von den Fenſtern unſres Gaſthofes herab, den Vorbereitungen zu, welche man im Städtlein für den morgenden Jahrmarkt traf.

Die Straße von Sigillo aus, bald hinan zum Bergabhang, bald wieder hinab zum Thale gelenkt, gewährte uns am andern Morgen ohnausgeſetzt den nahen Anblick der herrlichen Appeninen. Eine Brücke, deſſen Bogengemäuer ſich nach oben und unten zum mächtigen Oval wölbt, führt über die tiefe Kluft, welche das reißende Bergwaſſer in die Felſen gegraben. In dem Thal, am Ufer des Metauro hin, und an den enge genahten Bergwänden, wiederholt ſich, nur in mehrfach größerem Maaßſtabe, die Bildung der Thäler und Felſenwände unſers deutſchen Jurakalkgebirges, etwa in der Gegend von Muggendorf. Doch iſt am Metauro das Anſteigen der Felſen öfters ſo gäh und ſteil, daß weder Wald noch Gebüſch da feſten Fuß faſſen können. Mitten in dem wildeinſamen, ſtillen Thale, da ſich, fern vom Wagen, welcher mit den Reiſegefährten, weit hinter mir zurückgeblieben war, kein Laut eines Lebens vernehmen ließ, zeigten ſich die Reſte einer alten, römiſchen Brücke. In Cagli, das ſich neben dem Grün der Gärten auf eine Felſenhöhe gebettet hat, erwartete ich den Wagen und die liebe Reiſegeſellſchaft.

Wohlſchmeckender und beſſer als ſeit mehreren Tagreiſen wurde hier, in der unweit des Thores gelegnen Oſteria, der Wein gefunden; nicht ſo gut war der, welchen man uns in dem vornehm ausſehenden, am Markte gelegnen Gaſthauſe vorſetzte.

Am Nachmittag wurden wir, in der wildeinſamen Gegend über Aqulagna hin von dem Anblick des Asdrubalgebirges und des Furlopäſſes erfreut. — Wie ein Gebirg, welches den Herabſturz ins Thal und auf ſeine Bewohner drohet, ſchwebete die Gefahr des Unterganges über Rom. Bei Venuſia drängete Hannibal, am Metaurus Asdrubal. Da durchbrach die Heldenkraft der Römer, gelenkt von dem Conſul C. Claudius Nero, den drohenden Gebirgsdamm der Waffen, den Asdrubal gebildet, wie die Kraft deſſelben Volkes hier den Felſen des Appenins durchbrochen und den engen, dunklen Weg der Tiefe ſich gebahnt hat. Der Furlopaß iſt gewaltig, durch das was die Menſchenhand hier gethan; der Engpaß bei Saorgio, auf dem Weg zum Tenda hin (m. v. S. 118) iſt jedoch von einem mächtigeren Reiz für das betrachtende Auge, denn in ihm läſſet auch die Natur ihre ganze Herrlichkeit und Macht mit dem Werk der Menſchenhand gehen und das Rauſchen des mächtigen Bergſtromes hallet, wie ein Lobgeſang aus der dunkelnden Kluft wieder. Jenſeit des Furlopaſſes wird die Gegend wieder grünender und ſchöner. Neben einem engen Thale durch das der Metaurus führet, über welches das üppige Gehäng der Zweige öfters grünende Grotten wölbet, liegt das wohlgebaute Städtlein Foſſombrone (Forum Sempronii). Hier beluſtigte ſich ein Theil der Bewohner des Ortes mit Ballſpielen. Die ſchöngebaute Brücke iſt, ſchon der Ausſicht wegen, die ſie in die enge

Thalkluft gewährt, mehr noch des Beſuchens werth, als es die wenig bedeutenden Reſte des alten Theaters ſind, oder das Moſaikgetäfel in dem Hauſe Paſſionei. Unter den bedeckten Hallengängen des Städtleins fand ſich ein Bauwerk, freilich von ganz moderner Art, nach welchem wir uns jedoch ſchon ſeit geſtern vergeblich in allen Orten umgeſehen, durch die wir gekommen waren. Ein Vogelbauer nämlich, für den ſeit geſtern gekauften, geflügelten Reiſegefährten. — Der Gaſthof, der uns in Foſſombrone Nachtlager und Abendeſſen gab, war einer der beſten von allen, die wir in Italien gefunden.

Am andern Morgen, beleuchtete uns die aufgehende Sonne die Gegend der paradieſiſch hehren Bergeshöhen von Urbino. Hier ward Raphael Sanzio am Charfreitag des Jahres 1483 geboren, hier auch, im Jahr 1444, Donatello Bramante, der erſte Erbauer der Peterskirche, und es iſt Urbino auſſer dieſem auch noch die Geburtsſtadt des Baroccio und mehrerer Männer, die ſich in Kunſtfertigkeiten des bürgerlichen Lebens hervorgethan. Es wurde der Traum der Herrlichkeit einer andern Zeit, auf etliche Augenblicke durch die Stimme der Gegenwart unterbrochen, als ich ſchon wieder im Wagen ſitzend, und bereits eine Strecke vom Städtlein entfernt, die Brieftaſche, ſammt dem Paß und den Geldpapieren vermißte, auf welche die äußere Möglichkeit des Weiterreiſens gegründet war. Das Zurückeilen nach dem Städtlein wäre nicht nöthig geweſen, denn es fand ſich das Vermißte, aufbewahrt von der Hand des Vetturino's, in dem Kaſten des Wagens, auf deſſen Sitz ich es geſtern liegen laſſen. Zuerſt an Bergen und Rebenhügeln hin, dann zwiſchen den hohen Hecken der blühenden Granaten und Myrten nähert ſich der Weg immer mehr dem Ufer des adriatiſchen Meeres. Da trug man, neben dem blühenden Myrtengebüſch, aus einem Dörflein die Leiche einer Frau, offen auf dem Bette der Bahre ruhend heraus.

Wir hatten den Anblick des Meeres, an welchen wir ſeit mehreren Monaten ſo gewöhnt waren, ſeit der mondhellen Nacht in Terracina entbehrt. Deſto wohlthätiger erhebend war er uns nun bei Fano (Fanum Fortunae). Wir waren kaum in der nicht unanſehnlichen und wohlhabenden Stadt, welche 15000 Einwohner umfaſſet, angekommen, als wir, ohne nach den Trümmern des alten Triumphbogens zu fragen, oder nach der gerühmten Bildſäule der Fortuna, welche an einem Brunnen ſtehet, uns umzuſehen, zum Ufer eilten und von hier aus lange das wogende Meer und die Felſengebirge der Küſte, gegen Süden hin, betrachteten. Weit über das Meer hinüber bemerket das Auge ein blaues Uferland der Inſeln. — Mit den drei jungen Studirenden aus Aquapendente, unſern bisherigen Reiſegefährten, die uns von hier an verließen, um nach Sinigaglia zu gehen, frühſtückten wir noch einmal, in einer reinlichen Oſteria, wo einige Verkäuferinnen, an der Hausthüre ſitzend, die Gaben des Meeres (gebackne Fiſche und kleine, gebratene, für uns nicht genießbare Tintenfiſche) die Beſitzerin aber der Oſteria ſelber den wohlſchmeckenden Wein und das Brod gaben. Dann ſaßen wir von neuem, länger als eine Stunde, am Ufer des Meeres, das ein friſcher Nordoſtwind in Wogen ſchlug. Es wird hier (mehr noch aber bei Rimini) das Ufer durch die aus dem Meere geworfenen Schaalen der Seethiere für den Naturforſcher noch bedeutungsvoller gemacht, als es ſchon durch ſeine hehre Ausſicht iſt: im Meere ſelber findet man in ziemlicher Menge, das Seepferdchen mit eckig geſchildertem Körper (Syngnathus

Hippocampus), welches man, zur 8 Form gebogen und getrocknet, faſt in allen naturgeſchichtlichen Sammlungen ſiehet.

Beim Mittagseſſen im Wirthshaus erfuhren wir, daß unſer bisheriger Vetturin uns an einen andern, aus Bologna abgegeben und verhandelt habe. Ich hatte jenem, auf ſein Bitten, bereits nach und nach die ganze Summe des Fuhrlohnes bezahlt, welche er für uns beide von Neapel bis gen Mailand zu empfangen hatte und es war kaum ⅔ des Weges vollendet. Dennoch bat mich jetzt der abgehende Vetturin, ich möge ihm doch auch das verſprochene (nicht unanſehnliche) Trinkgeld geben. Ich erwiederte hierauf, dies würde ich, meinem Verſprechen gemäß, am Ende der Reiſe, in Mailand bezahlen, wenn ſein Nachfolger ſich zu unſrer Zufriedenheit betrüge. Da meinte jener, eine ſolche Zuſicherung ſchiene etwas unſicher. Ich ſey ein Deutſcher, ſagte ich, und würde mein Wort halten, und die Italiener, welche mit uns zu Tiſche ſaßen, ſtatt das gleichſam herausfodernde Wort übel zu nehmen, ſtunden mir bei, und hießen den Vetturin von ſeiner Forderung abſtehen, „denn ich ſey ein Deutſcher, und dieſe hielten was ſie verſprächen.“

Wir hatten jetzt die Straße am Meere erreicht, welche von Rimini an bis gen Ancona faſt immer in der Nachbarſchaft der Küſte bleibt. In Peſaro (Piſaurum) am Flüßlein Foglio (Piſaurus) verweilten wir zu wenig, um die Gemälde einiger berühmter Meiſter in den Kirchen oder die Trümmer der alten römiſchen Brücke zu ſehen. Die Umgegend der Stadt, in welcher etwa 10000 Menſchen wohnen, iſt geprieſen durch die Güte ihrer Feigen und ihres Oeles. Bei Cattolica, welches den Kirchenlehrern der ernſteren, beſſeren Parthei Aufenthalt

enthalt gewährte, als bei dem Concilio von Rimini die Parthei der Arrianiſchen Biſchöffe der Kirche Gefahr drohete, war die Ausſicht nach dem Meere, auf welchem viele Schiffe ſchwebten, unvergleichlich ſchön. Hoch auf dem Berge, der ſo hoch emporraget, daß ihn der Schnee faſt die Hälfte des Jahres hindurch nicht verläſſet, an deſſen ſteilen Wänden nur ein einziger ſehr beſchwerlicher Weg emporſteigt, zeigt ſich die Stadt St. Marino mit ihrer, auf dem Gipfel des Felſen gelegenen Burg, welche drei mächtige Thürme zieren. Dieſe Stadt, mit 6000 Einwohnern, iſt das Haupt des merkwürdigen kleinen Freiſtaates San Marino, deſſen ganzes Gebiet nur 1¼ Quadratmeilen umfaſſet und in allem nur 7000 Einwohner zählt. Es ſoll vor etwa 1360 Jahren ein Maurer aus Dalmatien, der nachmalige Einſiedler St. Marinus, dieſe Republik begründet haben, welche, als eine faſt einzige Erſcheinung in ihrer Art, mitten in allen den Umwälzungen und Stürmen, welche Italien betroffen, unverändert, unter der Herrſchaft ihrer 300 Aelteſten, ihres Senates und ihrer Capitano's ſich erhalten hat und nun unter päpſtlichem Schutze ſtehet. Noch jetzt ſollen die Grundſäulen, worauf Marinus den kleinen Staat ſo feſt ſtellte: Gottesfurcht und Einfalt der Sitten, in dieſem San Marino ſo aufrecht ſtehen, wie die mächtigen Thürme der alten Burg.

Unter den ſchönen Alleen vor Rimini (Ariminum) nahete ſich uns ſchon die Abenddämmerung, doch war es noch hell genug, um den ſchönen Triumpfbogen des Auguſtus, gleich am Thor zu betrachten. Der ehemals ſo ſchiffreiche Hafen, den die alten Weltenherrſcher mit vielfältigem Bauwerk des Marmors geziert, geſtattet jetzt nur noch den kleinſten Barken und Fiſcherkähnen den Zutritt. Er iſt mit Sand verſchlemmt und ausgefüllt, welchen das Meer hier, wie in der Nähe von Cette, ans Ufer geſtoßen. Ein alter Tempel des Caſtor und Pollux dient jetzt zur Caſerne. Auf dem Marktplatz wird ein ſteinernes Poſtament gezeigt. Hier, ſo behauptet das Volk der Stadt, habe Julius Cäſar zu ſeinem Heer geredet, als er über den Rubicon geſchritten, denn die Bewohner von Rimini halten die an ihrer Stadt vorüberſtrömende Marecchia für den Rubico der Alten. — Das Gaſthaus in Rimini war voller Fremden, welche zur Meſſe nach Sinigaglia reiſten. Zu ihnen geſellten ſich viele Bürger der volkreichen, noch immer wohlhabenden Stadt und ſo ward die Nacht für uns keine der ruhigeren.

Ich gieng am andern Morgen zu Fuße über das Prachtwerk der alten bürgerlichen Baukunſt, über die Brücke der Marecchia (Ariminus) hinüber, welche faſt ganz aus ſchönem, weißen Marmor beſtehet. Sie ward unter der Regierung des Auguſtus und des Tiberius gebaut. — Nur noch auf einer kurzen Strecke des Weges ſieht man das Meer. Dann, durch den kleinen Geburtsort eines der letztverſtorbenen Päpſte, an deſſen Andenken eine Art von Triumphbogen erinnert, kommt man nach Savignano (Compita), wo wir das heute noch ganz verſäumte Frühſtück nachholten, und weiter über den eigentlichen Rubico der Alten gen Ceſena, einer Stadt, welche von 10000 Einwohnern bewohnt iſt, unter denen, wie der Anblick der wohlgebaueten Häuſer bezeugt, viel Wohlſtand herrſcht. Am Gebiet von Ceſena wird gerühmt, daß es einen ſehr guten Wein und trefflichen Hanf erzeuge. Hier fanden wir neben den Gütern des Landes: den erſten reifen Weintrauben (es war heut der 29ſte Juli) noch einmal auch die Geſchenke des Meeres, deſſen Nähe wir nun verließen: gebackene Seefiſche, und zu beiden fanden ſich in den kühlen Hallen einer Oſteria Wein und Brod. Die bedeckten Hallengänge, die ſchöngebauten Kirchen, die koloſſale Bildſäule Pius des ſechsten (der aus Ceſena gebürtig war), das Rathhaus mit dem großen freien Platze, den ein Springbrunnen ziert, unterhalten das Auge und man darf wohl überhaupt ſagen, daß der Aufenthalt faſt in keiner der Städte dieſes Theils von Italien dem Reiſenden zu lang werde. Als wir in der einen Kirche uns umſahen, da rührte die Hand des einen von uns auf einmal an einen Todten, dem wir uns, vom Altar zurücktretend, genähert hatten, ohne ihn und die Bahre, auf welcher er nach italieniſcher Sitte in der Kirche aufgeſtellt war, zu bemerken.

Jenſeits Ceſena führt die Straße, auf einer anſehnlichen Brücke über den Savio, dann durch ein reiches Getreide- und Flachsland über Forlimpopoli (Forum Pompilii) nach Forli (Forum Livii). Der große, ſchöne Marktplatz dieſer Stadt war voll fröhlicher Menſchen und aus den anſehnlichen Kaufmannsläden und Palläſten blickte der Ueberfluß hervor, welchen der bürgerliche Fleiß und die Sparſamkeit begründen. Die Gemälde im Rathhausſaale ſollen von Raphael oder einem ſeiner Schüler ſeyn. In den Kirchen findet man Arbeiten von Cignani, Carlo Maratti und Guercino, in der einen ein Werk von Guido Reni. Hier iſt auch das Grabmahl des großen Phyſikers Torricelli, welcher zu Faenza geboren war und 1647 hier zu Forli ſtarb.

Wir kamen am Abend noch nach Faenza (Faventia), nach welcher Stadt man, zuerſt in Frankreich die Steingut-Geſchirre mit Recht Fayence genannt, denn die Kunſt der Bereitung war damals ein Eigenthum von

Faenza, wurde aber von einem Bürger dieſer Stadt, der bei Nevers die gleiche Erde gefunden, nach Frankreich verpflanzt. Die Stadt bildet ein faſt regelmäßiges Viereck und wird von vier Hauptſtraßen getheilt, welche an dem großen Marktplatz zuſammentreffen. Der Platz iſt von einer doppelten Ordnung von Säulenhallen, faſt in Form eines Amphitheaters umſchloſſen und erhält noch überdies durch einen ſchönen Springbrunnen, ſo wie durch die Nachbarſchaft des Domes und des Glockenthurmes, des Rathhauſes und des neuen Theaters ein bedeutendes Anſehen. Faenza zählt 18000 Einwohner. Seine Fluren wäſſert der Amone.

Wir kamen am andern Morgen durch die felderreiche Gegend des alten Forum Cornelii und vom jetzigen Imola, da ſich die Guirlanden der Weinreben zum Theil ſo tief über die Aehren des Getreides hinziehen, als wären die Halme deſſelben ihre Wurzeln. Hier fehlt dem Gewächs der Felder weder die wärmende Sonne, noch die kräftige Nahrung und Feuchtigkeit des Bodens, darum zeigt ſich allenthalben das dunkle, ſaftvolle Grün der Kräuter und Gebüſche. — In einem Dörflein, nahe vor Bologna, bezeugten uns, als wir da hielten, alle Tiſche und Wände des großen, oberen Saales, daß wir hier an einem öfters von der ſtudierenden Jugend beſuchten Orte und in der Nähe einer volkreichen Univerſität ſeyen. Der Sänger aus Neapel erzählte mir, daß unſer jetziger Vetturino, deſſen Höflichkeit eben nicht zu rühmen war, uns nicht weiter fahren möge als Bologna, „da ſollten wir uns ſelber nach einem andern Fuhrmann umſehen.“ Nun könne zwar ihm ſelber dieſer abermalige Tauſch keinen großen Nachtheil bringen, denn er habe dem neapolitaniſchen Vetturin nicht mehr bezahlt, als ihm bis gen Fano zukam, und werde auch den jetzigen nur bis Bologna bezahlen, er fürchte aber für uns Nachtheil, da wir dem erſten Vetturin bereits das ganze Fuhrlohn bis Mailand bezahlt hätten. — Nicht ohne Sorgen näherte ich mich deshalb dem ſchönen Bologna. Ich hatte erſt in Mailand wieder Geld zu erheben und es war überhaupt (ſeit dem Verluſt in Rom) eine genaue, ſorgfältige Eintheilung der Reiſemittel nöthig. — Bei dem Thor der mächtigen Stadt war ich ausgeſtiegen, um gleich die Gebäude und Merkwürdigkeiten der erſten Gaſſen genauer zu betrachten. In dem ſtillen, hehren Gebäu einer Kirche ward mir ſelber ſehr ſtill und getroſt zu Muthe. Mir fiel auch in Beziehung auf den verdrießlichen Handel, der mich hier in der fremden Stadt zu erwarten ſchien, jener Vers eines alten Liedes ein: „Seine Aufſicht iſt der Fremden Trutz." Auch erfuhr ich bald nachher, daß unſer guter neapolitaniſcher Sänger zu wenig Vertrauen auf die Ehrlichkeit der italieniſchen Miethkutſcher geſetzt hatte. Wir erhielten zwar wirklich einen neuen Vetturino, welcher die franzöſiſche Familie aus Lyon, die wir ſchon in St. Agatha getroffen, von Bologna nach Mailand führte, dieſer aber nahm uns mit, ohne etwas mehr von uns zu begehren, als das Trinkgeld. Es ſtehen dieſe Vetturinos durch ganz Italien mit einander in Rechnung und Abrechnung.

So konnten wir uns denn ruhig in der Stadt umſehen. Unwillkührlich wird das Auge von den beiden ſeltſamen Thürmen Aſinelli und Gariſendi angezogen, denn jener iſt bei einer Höhe von 360 Fuß unverhältnißmäßig dünn und ſchlank, und dieſer iſt, bei einer Höhe von 130 Fuß um 8 bis 9 Fuß nach der einen Seite übergeneigt und erinnert wenigſtens durch dieſe ſchiefe Stellung an den freilich ungleich prächtigeren ſchiefen Thurm zu Piſa. — Bologna iſt eine Stadt der Hallen und Säulen; faſt in allen Gaſſen, wie an den freien Plätzen, kann man auf dem breiten Steinpflaſter unter den Hallen gehen und ſelbſt vor die Thore hinaus und am Hügel hinan ſetzen ſich ſolche Hallengänge fort und gewähren dem Gehenden Schutz gegen die Sonne, wie gegen den Regen. Die bedeckte Gallerie, welche von der Stadt aus nach der prächtigen Wallfahrtskirche der Madonna di St. Luca, deren wunderthätiges Bild als ein Werk des Apoſtel Lucas betrachtet wird, hinführet, iſt faſt eine Stunde lang und hat 640 Bögen. Dieſes ſchöne Bauwerk iſt ganz durch milde Beiträge begründet. Alle Stände, ſelbſt die arme Klaſſe der Dienſtboten, ſteuerten aus aller Kraft dazu.

Man bemerkt ſchon in der erſten Stunde des Herumblickens in der Stadt, daß man hier an einem Orte ſey, dem nicht nur die Macht und der Reichthum der Bewohner, ſondern eben ſo ſehr die Wiſſenſchaft und die Kunſt einen Rang gegeben, welcher nur wenig Städten von Europa zukommt. Dieſe alte Stadt der Etrusker, von ihnen Felſina, nachmals von den ſie erobernden Galliern Bononia genannt, hatte ſchon im Jahr 563 nach Erbauung Roms, die Kraft zu dem erſten Aufblühen ſeiner Macht durch eine Colonie der Römer empfangen. Seine Univerſität iſt die älteſte in Europa. Denn ſchon Kaiſer Theodoſius der zweite hatte hier eine Hochſchule begründet, und wenn auch dieſe im Verlaufe der ſpäteren Jahrhunderte wieder erloſchen war, ſo blieb doch Bologna ſeit der neuen Stiftung der Univerſität im Jahr 1158 im Beſitz dieſes Vorrechts.

Auch unter der päpſtlichen Gewalt hat ſich die Stadt nicht bloß einen großen Theil der alten Macht (ſie enthält noch jetzt 70000 Einwohner), ſondern auch große Vorrechte und Freiheiten bewahrt, welche noch die Ueberſchrift der hier geprägten Münzen rühmet (Libertas), vor allem aber hat der Geiſt dieſer erſt hierdurch „großen" Stadt es gewagt, dem herrſchenden Rom ſich ſelbſtſtändig, als gleichmächtig gegenüber zu ſtellen, ja, mit ihm um die Palme des Sieges zu ringen. Hier hat die Malerkunſt zuerſt in dem Zeitgenoſſen des Michel Angelo und des Raphael: Francesco Francia, eigentlich Raibolini (geb. 1450, geſt. 1527?) dann noch in einer Zeit, welche bereits der verderblichen Herrſchaft des bloßen Nachbildens der Werke des Menſchen unterlag, einen Freiſtaat begründet, der ſich jener Herrſchaft entzog, und durch die urſprüngliche Schöpferkraft des Geiſtes ſich geſtaltete und regierte. Die wahre Kunſt, dies erkannten nach dem ihnen verliehenen Maaße die Begründer der Schule von Bologna, wird ſtets der innern Entkräftung unterliegen, wenn ſie dem Menſchlichen und ſchon Gewordnen, ſey dieſes auch ſo herrlich als ein Raphael es zu ſchaffen mag; wenn ſie dem äuſſerlichen, vergänglichen Abbild des innern, göttlichen Urbildes eine größere Ehre beilegt, als eben dieſem Urbild ſelber; wenn ſie des eigentlichen Schöpfers aller dieſer Herrlichkeit vergiſt und das Geſchaffene vergöttert. Die äußerlich ſichtbare Creatur, in all ihrer Schöne wird für dich ſtumm und unfruchtbar ſeyn, bis du ihren Wink verſteheſt und dich auf den Weg zu einem Innern und Verborgenen wendeſt, das dir vernehmlich ſaget, was du ſelber, ohne auf die Creatur allein zu achten, thun ſollſt, und welches dir Kräfte giebt zu dieſem Thun. Ludwig Caracci, geboren zu Bologna 1555 (geſt. 1619) hatte durch den Anblick der Meiſterwerke des Raphael und Correggio, des Titian und Andrea del Sarto, nicht den Glauben an die Kraft jenes im Menſchen ſchaffenden Geiſtes verloren, welcher, obgleich ſich die Fülle ſeiner Segnungen ſchon über Tauſende ergoſſen, noch immer einen neuen Segen für Jeden hat, welcher des Segens begehrt. Er ſtrebte, neben dieſen Meiſtern mit ſelbſtſtändiger Kraft und ſein lebenskräftiger Geiſt goß dieſe Kraft auch in ſeine Schüler aus, den ihm verwandten Auguſtin Caracci, (geb. 1557, geſt. 1602) vor allem jedoch in Hannibal Caracci (geb. 1560, geſt. 1609), Guido Reni (geb. 1575, geſt. 1642), Dominichino (geb. 1581, geſt. 1641), und Giovanni Franceſco Barbieri, genannt Guercino (geb. 1590, geſt. 1666). Hier denn, in Bologna, begegnet man dem mächtigen Geiſt dieſer Meiſter noch faſt in allen Gegenden der Stadt: in den Kirchen und Palläſten.

Die St. Salvatorkirche enthält die Himmelfahrt der Maria von Auguſtin Caracci. Dieſe Kirche, mit ihren großen korinthiſchen Säulen erregt durchaus in allen ihren Theilen das Gefühl der erhebenden Freude. — Die Kirche des Sanct Dominicus zieret das Grabmahl des Heiligen, an welchem Werk man Michel-Angelo's Hand erkennt. Hier iſt der Tod der Maria, welchen, ſo ſagt man, Eliſabeth Sirani nach einer Zeichnung von Guido Reni gemalt. Die Seele dieſer Sirani verſtund was der Tod einer Himmelsbraut, was der Tod der Jungfrauen ſey, deren Lobgeſänge Ihm folgen werden, ohne Aufhören. Darum ſtarb ſie ſelber ſo früh (ſchon im 26ſten Jahre)*). Das

---

*) Sie war geboren 1638 und ſtarb 1665.

Entzücken und die freudige Zuverſicht des Glaubens, welche dieſe jungfräuliche Seele ſelber bei dem Gedanken des Todes empfunden, ſpricht ſich in dem jugendlich ſchönen Angeſicht des Johannes aus, welcher, als vergäße er ganz, daß dieſes der Tod ſey, wie mit frölichem Staunen das Angeſicht der ſterbenden Mutter betrachtet. Aber von dieſen ſterbenden nach oben gerichteten Augen gehet auch die Himmelskraft der Ewigkeit in ſolcher Klarheit und Fülle hervor, daß Johannes es errathen muß, daß dieſe Augen, jetzt nicht mehr das was irdiſch iſt erblicken, ſondern ein Andres, das kein Menſchenauge geſehen, kein Ohr gehöret hat, das in keines Menſchenherz gekommen iſt. Strahlen des Himmelslichtes ergießen von oben ihre Schimmer über das in ſeinem Ausdruck himmliſch ſchöne Antlitz der Sterbenden; oben die Schaar der Engel, mit den Geſangen des Sieges auf den Lippen, um das Bette her die Schaar der Apoſtel und Freunde, mit dem Ausdruck jener heiligen Trauer, die da weinet als weinte ſie nicht. — In dieſer Kirche iſt auch Rahels Jammergeſchrei um ihre Kinder: der Mord der bethlehemitiſchen Kinder von Guido Reni zu ſehen. — Es ruhen in dem ehrwürdigen Gebäu die Reſte des Guido Reni, des Ludw. Caracci, ſo wie des Grafen Marſigli.

Die St. Peterskirche zieret das Frescogemälde im Chor der Kirche. Es iſt das letzte Werk des Ludwig Caracci: die Verkündigung, und von demſelben Meiſter iſt auch in dieſer Kirche noch ein andres Werk: Maria und Petrus, trauernd um den am Kreuze geſtorbenen Herrn. — In der Kirche des heiligen Petronius iſt der berühmte Meridian von Dominicus Caſſini zu ſehen. Das Altargemälde der Kirche der Mendicanti di Dentro, das die Beſchneidung darſtellt, iſt von Guercino und es enthält dieſe Kirche auch noch andre Meiſterwerke des Hannibal Caracci und Guido Reni.

Als herrliche Werke der Baukunſt erſcheinen der Pallaſt Caprera und die Façade des Pallaſtes Ranuzzi. — Im öffentlichen Pallaſt (der Reſidenz des Cardinal-Legaten) erfreut Guido Reni's heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde auf dem Arme, ruhend auf einem Regenbogen, umſchwebt von Engeln. — Von demſelben Meiſter iſt hier Simſon, mit dem Eſelskinnbacken, dürſtend, unter den Haufen der erſchlagenen Philiſter. — Im Pallaſt Sampieri ſind die Plafondgemälde: die Thaten des Hercules von den drei Caraccis und von Guercino.

Unter den andern Gemälden iſt das herrliche Werk des Guido Reni: der trauernde Petrus, nachdem der Schrei des Hahnes, noch mehr aber der Blick des nach ihm ſich wendenden Herrn, die Quelle der bittern Thränen eröffnet; daneben ein andrer Jünger, welcher zu tröſten ſcheint. — Meiſterwerke der Bildhauerkunſt von Giovanne Bologna, ſind, auf dem Platz des Rieſen, der marmorne Springbrunnen, mit ſeinen Figuren und Zierrathen, und der Neptun von Bronze.

In den mächtig großen (400 Fuß langen) Univerſitätsgebäude ſind die trefflichſten Sammlungen vereint. Unter andern iſt wohl das phyſicaliſche Cabinet eines der reichſten und durch mancherlei Merkwürdigkeiten ausgezeichnetſten in ſeiner Art. Der berühmte Bologneſer Leuchtſtein, den im Jahr 1632 der Schuhmacher Vincent Caſcariolo, der eitlen Kunſt des Goldmachens nachtrachtend, zuerſt entdeckte, findet ſich auf dem, eine Stunde von der Stadt entfernten Monte Paterno.

24.

Reiſe von Bologna nach Mailand.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Nachmittag, als wir, nach ſo vielem Sehen, in einem kühlen Nebenſaal des großen Gaſthauſes zum Niederſitzen und zur leiblichen Erquickung kamen. Bald nachher ſaßen wir im Wagen, deſſen beſten Theil der vornehme Franzoſe aus Lyon mit ſeiner Gemahlin und mit ſeinen vielfältigen Siebenſachen eingenommen hatte. Dieſer hat mir das Reiſen mit dergleichen Herren ſehr verleidet. Er war immer übelgelaunt und verdrüßlich, war mit allem unzufrieden, ſchimpfte beſtändig über die Italiener und über Italien, das mir mit jedem Tage immer lieber ward. Von keinem, der ihm irgend einen Dienſt um Geld leiſtete, kam er ohne Zank und Streit hinweg, gleich in Bologna zog er den Leuten, welche ſeine Sachen zum Wagen trugen und aufpackten, ſo viel an ihrem Lohn ab, daß dieſe ſchimpften und jammerten, zugleich aber, wie wir dieß in Mailand zu unſerm Leidweſen bemerkten, ſich an uns ſchadlos hielten, indem ſie einen Bündel ſchöner Spazier- und Reiſeſtöcke aus Palmenholz, welche wir unſern Freunden zum Geſchenk beſtimmt hatten, zurückbehielten, wahrſcheinlich in der Meinung, ſie gehörten dem ſtrengen Herrn an.

Ich ließ den unglückſeligen Mann ſchimpfen, denn meine Augen hiengen mit frohem Staunen an dem Anblick der herrlichen Gegend, die uns wieder, auſſen vor der Stadt empfieng. Im Halbmond ſchließt ſich der Kreis der Apenninen, um das reiche, hügliche Land. Auf allen Anhöhen Kirchen und prächtige Landhäuſer, das Thal von dem Waſſer des Reno getränkt. Vorzüglich ziehet das Auge die herrliche Kirche der Madonna des St. Lucas an, mit dem vorhin erwähnten, weit an dem Hügel hinanſteigenden Säulengange. — In Caſtel Franco übernachteten wir. Dem Franzoſen und ſeiner Gemahlin wurde das ſchönſte Zimmer des Hauſes angewieſen. Er ſchimpfte darüber und ſagte hier könne man nicht ſeyn. Da nahmen wir das ſchöne Zimmer in Beſitz und er mußte ſich bequemen das ſchlechtere zu nehmen.

Sonntags den 30ſten Juli war es uns, da wir dem Wagen vorausgehend, die Landſchaft umher betrachteten, als ſeyen wir auf einmal in ein ganz andres, neues Land gerathen, als das bisher durchreiſte geweſen. Die Apenninen hatten ſich in weite Ferne zurückgezogen, es zeigt ſich zur Linken nur noch hügliches Land; man glaubt ſich in der Nähe des Meeres und doch iſt dies nirgends zu ſehen, wohl aber ein wogendes Meer von grünenden Auen und Feldern und Bäumen. Das Auge muß ſich erſt wieder an dieſe Fülle und Fluth der Felder und Gärten (denn das ganze Land iſt hier ein großer Fruchtgarten) gewöhnen; es verhält ſich in der That zu dem Gewächsreich, das uns noch vor kurzem umgab, wie das Gewäſſer zum Feſtland. Vor wenig Tagen noch (bei Fano) wechſelte bald die Hecke der blühenden Granaten und der blühenden Myrte, bald der Lentiskus oder der Buchsbaum, mit dem Gebüſche der Roſen am Wege ab, da gab es bald ferne bald näher die Wälder der Eichen und Kaſtanien, neben dem Hügel der Cypreſſen, überall drängte ſich noch die alte eingeborene oder eingewanderte freie

Natur zwiſchen die vom Menſchen bezwungene und beherrſchte herein; hier ſcheint es aus mit jener, hier iſt der Menſch und ſeine fleißige Hand unumſchränkter Alleinherrſcher. Das iſt ein Land der alten reichgeſegneten Cultur des Bodens, wo ſich in fruchtbarem Verband die Rebe dem Maulbeerbaume vermählt, da iſt Fülle am Boden, Ueberfluß in den Zweigen und Ranken, die Fußtritte der Horen das ganze Jahr hindurch träufeln vom Thau der Fruchtbarkeit.

Die Straße, zum Theil auf Dämmen hingeführt, wird nach beiden Seiten durch eine Allee von hohen Maulbeerbäumen beſchattet. Bald iſt dann die Gränze des Kirchenſtaates und jene von Modena, an der ſchönen Brücke des Panaro erreicht. Die Umgegend von Modena intereſſirte mich ſehr, wegen der bekannten merkwürdigen Entdeckung, die man daſelbſt ſchon längſt beim Graben der Brunnen gemacht. Man trifft hier in einiger Tiefe auf ein Thonlager; wird dieſes durchſtochen, ſo dringt das Waſſer ſo reich und mächtig herauf, daß es den ganzen Brunnen erfüllt. Modena ſelber liegt in einer weiten Ebene, in der Ferne aber zeigt ſich ein Halbkreis von Hügeln und Bergen, aus deſſen friſchem Grün die Landhäuſer und Schlöſſer erglänzen; über dieſen Saum der Höhen erhebt ſich, in noch weiterer Ferne, der blaue Gipfel des Hochgebirges. Die Geſchichte der Arteſiſchen Brunnen ſcheint mit der eben erwähnten der Modeneſiſchen Brunnen, nahe verwandt, nur daß hier die aus der Tiefe treibende Kraft mit noch größeren Maſſen des Waſſers waltet als an den meiſten andren Orten.

Die Stadt Modena, an einem Canal der die Secchia mit dem Panaro vereint gelegen, noch jezt von 22000 Menſchen bewohnt, macht einen ſehr angenehmen Eindruck.

Die Straßen ſind breit und reinlich, zu beiden Seiten mit ſchönen Häuſern geziert, deren faſt platte Dächer man von unten her nicht bemerkt. Faſt überall ſind auch hier die hohen, bedeckten Hallen vor den Häuſern angebracht, auf deren breiten Steinen man bequem im Schatten gehet, während das Pflaſter in der Mitte der Straßen ſchon auf deutſche Art aus Steingeröll beſtehet. Der herzogliche Pallaſt hat die neuere Baukunſt mit aller ihr erdenklichen Pracht auszuzieren geſucht und an ihm alle vier Ordnungen von Säulenwerk: die doriſche, joniſche, corinthiſche und die zuſammengeſetzte, vereint. Die ſchönſte ehemalige Zierde ſeines Innern: die Nacht von Correggio, iſt ſchon ſeit mehreren Menſchenaltern ausgezogen, nach Dresden. Das alte, ſeltſame Gebäu des Domes erſchien mir, wie manche minder verſtändliche Geſänge unſrer alten deutſchen Heldenbücher. Man bemerkt wohl, daß die Anſpielung auf etwas alt und lang Vergangenes, die in ihm liegt, von tiefem, hehren Sinne ſey; wenn auch der Ausgangs- und Endpunkt, von welchem her der Lebenshauch der Gedanken wehet und wohin er gehet, unbekannt bleibt. Wir krochen und giengen in allen Theilen und Tiefen des dunklen, ſäulenreichen Gebäudes herum, das vielfach durch die Kunſt der älteren chriſtlichen Jahrhunderte ausgeſchmückt und durch ein Gemälde des Guido Reni: die Darſtellung Chriſti im Tempel, geziert iſt. Der Thurm iſt von anſehnlicher Höhe.

Der Weg nach Reggio gehet nur in geringer Entfernung von dem Städtlein Corregio vorüber. Hier ward Antonio Allegri, genannt Correggio, geboren. (m. v. oben S. 239.)

Noch vor Mittags erreichten wir Reggio (Forum oder Regium Lepidi), eine Stadt von 18000 Einwohnern.

Sie machte nicht den angenehmen Eindruck von Modena; ſelbſt der Sonntag hatte ihren Gaſſen kein reinliches Ausſehen gegeben. Hier wurde der Dichter geboren, in deſſen Werken ſich die eine Seite des italieniſchen Volkscharakters am vollendetſten und anmuthigſten ausſpricht, während in ſeinem eignen innern Weſen die andre Seite dieſes Charakters mächtig waltete: ein tiefer, ja ſchwermüthiger Ernſt, neben dem leicht ſpielenden Scherz des Lebens. In demſelben Jahre als Ludovico Arioſto hier geboren wurde (1474), ward auch Michel Angelo geboren; in demſelben Jahre als Michel Angelo ſtarb ward Shakſpeare geboren (1564). Eben ſo ward in dem Jahre da Raphael ſtarb (im Jahr 1520) ein Raphael der Tonkunſt: Orlando die Laſſo geboren; Paläſtrina aber faſt ein Jahr ſpäter als Albrecht Dürer ſtarb (1529).

Parma, von Mauern mit hohen Zinnen umſchirmet, vom Fluß Parma durchſtrömet, hat 30000 Einwohner. Hier ſind vor allem noch einige Werke Corregio's zu ſehen: die Frescogemälde in der Kuppel des groſſen, altgothiſchen Domgebäudes und in der Kirche St. Johannes des Evangeliſten. Hier hat auch dieſelbe Meiſterhand, von deren Werken immer, auch im dunkelſten Gebäu jenes Licht von oben ausſtrahlt, das bei ihrem Entſtehen auf ſie gefallen, die Abnahme Chriſti vom Kreuz und den Märtyrertod der heiligen Conſtantia, in zwei Oelgemälden dargeſtellt, welche mit vielen andern Kunſtſchätzen Italiens einige Zeit in Paris waren. Auch ein Zimmer im ehemaligen Kloſtergebäude St. Paul, ſo wie das Gebäu der Bibliothek enthalten treffliche Frescomalereien von Coreggio, deſſen herrlichſtes Meiſterwerk übrigens im Saal der Academie geſehen wird: die heilige Jungfrau mit dem Kinde, vor dieſem ein Engel mit einem aufgeſchlagenen Buche und Maria Magdalena, das Haupt gebeugt zum Fuß des Kindes; im Vorgrund St. Hieronymus.

Das mächtige, von Magnani erbaute Theater, das über dreihundert Fuß lang iſt, kann bequem 10000 Zuſchauer umfaſſen, und iſt ſo meiſterhaft eingerichtet, daß man an jeder Stelle die Schauſpieler verſteht. Außer ihm hat Parma noch ein kleineres, von Bernini erbautes Theater. — Der herzogliche Pallaſt erſcheint prächtig genug, obgleich der anfängliche Bauplan unvollendet geblieben. Eine ſchöne Straße, welche die ganze Stadt durchſchneidet, über die Brücke der Parma und mehrere anſehnliche freie Plätze führt, dient der Stadt ſehr zur Zierde.

Unſer vornehmer oder wenigſtens ſehr vornehm thuender franzöſiſcher Reiſegefährte hatte die Woche mit Murren und Zanken beſchloſſen, hatte auch am Sonntag öfters genug gemurrt und fieng auch heute, am Montag wieder das Werk der Woche mit einem Zank an. Gleich vor der Stadt zogen Soldaten, wie es ſchien auf den Exerzierplatz, und nahmen, wie billig, den bequemer gangbaren (und fahrbaren) Theil der Straße ein. Der Franzos verlangte, das Militär ſollte unſrem, eben nicht ſonderlich Reſpekt gebietenden Wagen ausweichen, und nachdem er eine Zeit lang vor ſich hingemurrt, fuhr er auf einmal mit dem Kopf zum Wagenfenſter heraus, und gebot ganz grimmig den Soldaten, ſie ſollten ausweichen, dem Lohnkutſcher aber, er ſolle hinüberfahren auf die Seite, wo das Militär war. Die Soldaten lachten, der Lohnkutſcher blieb wo er war, ein Offizier aber, der bei dem Militär war, lachte nicht, blieb auch nicht wo er war, ſondern ritt an die Kutſche heran und haranguirte den feig-grimmigen Franzoſen, mit wenig Worten ſo darnieder, daß dieſer ganz auſſer ſich, ſeinen Grimm, der ſich nicht mehr zur Kutſche hinaus getraute, an ſeiner armen Gemahlin ausließ, zu welcher er, weil ſie ihm ſanft ſein Unrecht verwies, ſehr beißende und beleidigende Worte ſprach. Die arme Frau ſchwieg. Sie dauerte mich, ich wollte ſie gern auf andre Gedanken bringen und knüpfte ein Geſpräch über die Gegend und die Gegenſtände am Wege an. Ehe ich mich aber auf die Namen dieſer Gegenſtände beſann und nun meine franzöſiſche Rede beiſammen hatte und vortrug, waren wir längſt an dem, was ich eben „ſagen wollte" vorbei. Die gute Frau ſahe vergeblich hinaus und ich beſann mich vergeblich auf Worte, um ihr wieder etwas Unterhaltendes über das zu ſagen, was jetzt zu ſehen war.

Hier, jenſeits Parma ſieht man die Weinſtöcke noch eben ſo gepflanzt, wie dies Virgil beſchreibt.

Wir frühſtückten an einem kleinen Orte, wo eine ſehr ſehenswerthe alte Kirche, von Byzantiniſcher Bauart war. Beſonders ergötzten wir uns am Anblick des alterthümlich hehr verzierten Portales. Hier der Löwe, von der Schlange umwunden und viele andre bedeutungsvolle Geſtalten. In Firenzuola gab der Wirth in einem, im Städtchen ſelber gelegnen Gaſthaus, allerdings Gelegenheit zur Klage über ungebührlich hohe Forderung und wollte, wo möglich, auch noch beim Wechſeln des Geldes betrügen. Vielleicht hätte auch der Kaufmann in der Nachbarſchaft desgleichen gethan, wäre in ſeinem Laden nicht ein andrer Italiener, ein Freund der Deutſchen geweſen, der das Goldſtück in ſeinem Werth erhielt.

Schon zeitig am Nachmittag erreichten wir Placenza

(Placentia), deſſen weite Räume und Gebäude jetzt nur noch von 18000 Menſchen bewohnt ſind. Hier erfreuten wir uns, gleich beim Hinaustreten aus dem Gaſthof, an dem Anblick der deutſchen Inſchriften bei einigen Apotheken u. ſ. Unſer erſter Gang war nach dem Dom, welcher heller und freundlicher iſt, als die meiſten der in den letzten Tagen geſehenen Kirchen. Die Kuppel iſt von Guercino da Cento gemahlt und auch von Ludwig Caracci's, ſo wie von Signani's Hand ſind hier Arbeiten zu ſehen. — Auch die Kirche St. Maria di Campagna, dann die nach Vignola's Entwurf gebaute Kirche des h. Auguſtin, ſo wie die Sixtuskirche, mit der guten Copie der Raphaeliſchen Madonna, deren Original in Dresden iſt, ſind ſehenswerth. Der große ſchöne Markt iſt durch zwei bronzene Reuterſtatuen geziert, welche den Ranuccio und Alexander Farneſe darſtellen und ein Werk des Francesco Mochi ſind. — Wir ruheten, nach langem Herumirren in der ziemlich weitläuftigen, menſchenleeren Stadt ſo ſanft in unſrem Gaſthaus, als ruheten wir auf Lorbeeren, obgleich wir nicht, wie einſt Hannibal hier, bei der Mündung der Trebia, Siege errungen und Thaten gethan.

Schon am vorhergehenden Nachmittag hatten ſich uns, jetzt zur Rechten liegend, wieder die Gebirge der Apenninen in der Ferne gezeigt, heute, gleich nach dem Hinausfahren aus Piacenza erblickten wir ſie deutlicher und alsbald auch den mächtigen Po. In La Rocca war die Gränze des mailändiſchen Gebietes erreicht. Der vornehme Franzos trug unſern neapolitaniſchen Sänger es auf, er ſolle dem Zollbeamten ein Trinkgeld geben, dieſer gab nach ſeiner Gewohnheit reichlich. In Caſal-Puſterlengo, im Kaffeehaus, da jetzt die Gefahr für den

Franzoſen, welcher ſehr viel Mauthbares bei ſich hatte, vorbei war, und jeder von uns ſeinen Antheil an der Auslage dankbar zurück erſtattete, erhub ſich der Franzos abermals zum grimmigen Streit und machte dem Sänger Vorwürfe, daß er ſo viel gegeben. Dieſer erwiederte: weder er noch wir hätten etwas Mauthbares, eigentlich ſey die Ausgabe nur für den Herrn gemacht worden, der ſie ihm aufgetragen, er verlange aber übrigens die Auslage gar nicht wieder. Der Franzos bezahlte endlich doch, der arme Sänger gab das Geld einem Armen.

In Lodi an der Adda, dem Vaterlande des geprieſsnen Parmeſankäſes verweilten wir während der wärmeren Stunden des Tages. Es iſt eine ſchön gebaute, wohlhabend ausſehende Stadt, mit anſehnlichen Palläſten und Kirchen. Die ſchöne, achteckige Kirche dell' Incoronata iſt von Donatello Bramante erbaut, dem Baumeiſter der Peterskirche zu Rom. Die Gemälde in derſelben ſind von einem Schüler des Titian: Calliſto Piazza. — Der Markt iſt von Säulenhallen umgeben. Ein höchſt anſehnliches Gebäude iſt das große Krankenhaus der Stadt. — Lodi hat 16000 Einwohner. Die jetzige Stadt (das neue Lodi) wurde erſt von Friedrich Barbaroſſa erbaut; eine Stunde von ihr, auf den Trümmern des alten Laus Pompeja liegt das Städtlein Alt-Lodi (Lodi Vecchia).

25.

Mailand.

Die Straße zwiſchen Lodi und Mailand führt noch immer durch die fruchtbare, mit vielen Reisfeldern bepflanzte Ebene. Gegen Sonnenuntergang fuhren wir in die große, prächtige Stadt ein und ſtiegen in einem Wirthshauſe ab, welches zwar keines der prächtigſten, aber ein ſehr wohleingerichtetes, wohlfeiles, reinliches war, genannt zu den drei Königen (i tre Re). Wir mietheten hier ſogleich, denn wir gedachten faſt eine Woche zu bleiben, um beſtimmten Preis ein bequem gelegenes Zimmer; die Speiſe nahmen wir, zu Mittag und Abend, in unſrem Wirthshauſe nach der Charte, jedesmal nach beliebiger Auswahl und um den ſchon beigefügten Preis, und bezahlten (was in Italien ſeine großen Vortheile hat) jedesmal gleich nach der Mahlzeit, ſo lange das, was wir wirklich empfangen hatten, noch in unſrem und des Aufwärters Gedächtniß war.

Mittwochs am 2ten Auguſt war unſer erſter Gang zu dem mächtigen Gebäu des Domes gerichtet und dieſes Werk vieler Jahrhunderte und der Tauſende von Händen, welche an ihm, ſeit der Begründung durch Galeazzo Visconti, im Jahr 1386, bis auf dieſen Augenblick gearbeitet haben und noch fortwährend arbeiten, hatte von dem erſtmaligen Sehen an ein ſo lebhaftes Intereſſe für ſich geweckt, daß wir, während der Woche unſres hieſigen Aufenthaltes, täglich mehrere Stunden in und bei ihm verweilten. Es redet allerdings dieſer Tempel nicht in der Sprache jener erhabenen Einfalt zur Seele, welche der hehre Münſter zu Straßburg ſpricht; an ihm entzücket nicht jene Macht der Schönheit, die in dem Gebäu der Peterskirche zu Rom waltet: jener Schönheit, welche, wie die Wölbung der Kuppel, in der Mitte einer Einheit gründet, die der Anfang iſt und Ausgang alles wahrhaft Schönen; ſondern es iſt etwas Andres, was am Dom zu Mailand gefällt und Theilnahme weckt. Es giebt eine Trunkenheit des ſchaffenden Geiſtes, welche bei dem Sprechenden das Wort nicht abzuwägen, den Fluß der Rede, der über die Ufer getreten, nicht mehr zu hemmen vermag. Tauſendmal gedenket die Seele des großen Gedankens, der ſie zuerſt bewegt und immer von neuem gedenket ſie ſeiner, bald mit denſelben, bald mit andern Worten; denn ſie iſt nicht mehr ihrer ſelber, ſondern des Gedankens, der, wie die Kraft des Wetterſtrahles, der von oben kommt, die Beſinnung, wie die eigenmächtige Bewegung hingenommen. Es iſt da ein beſchleunigtes Hinfallen zum Mittelpunkt, bei welcher das eigne arme Selbſt nicht mehr zur rechten Geſtaltung kommt: ſtatt der einfach großen Glocke des Liliengewächſes, zeigt ſich die Dolde, aus hundertfältigen, kleinen Blüthen gebildet, ſie ſelber aber ſtellt wieder eine Blume, groß und weit gewölbt im Ganzen dar: ſtatt des großen Kryſtalles des edlen Granates, wird der Grundgedanke des Rhomben-Zwölfflaches in allen den Tauſenden der einzelnen Punkte lebendig, und es entſteht, die immerhin noch ſchöne, derbe, körnige Maſſe von verwandter Art. — Wenn ein Nordlicht emporſteigt, da ſchwankt die Magnetnadel und zittert; der alte, ſtille Zug, nach einem Punkte hin iſt geſtört: denn das Weben der Kraft, die das Nordlicht hervorrief, iſt mächtiger als der magnetiſche Zug des Eiſens. Als im 14ten und 15ten Jahrhundert in dem ſchaffenden Menſchengeiſt jener Drang erwachte, der die Malerkunſt gebar, da gerieth der Geiſt der alten Baukunſt, wie die Magnetnadel beim Nordlicht ins Schwanken aus der alten, feſten Richtung: ſtatt des alten einfacheren Granitgebirges, geſtaltete ſich das Conglomerat, ein zuſammengeſetztes Gebäu aus den Trümmerſtücken des Granits und des Gneuſſes, des Glimmerſchiefers und Kalkes. „Laſſet uns Menſchen ſchaffen, ein Bild das uns gleich ſey." Als dieſes Wort ertönte, da war dem bauenden Gewäſſer, das die Gebirge auf den Abgrund bettete, ſeine Kraft entnommen; denn das Wehen des Geiſtes, der allein Alles in Allem wirkt und bauet, wehete nicht mehr auf dem Berge-bauenden Gewäſſer, ſondern auf andrem Gefilde des Seyns und Lebens.

Der Mann, welcher den erſten Plan zum Dom in Mailand entwarf, welcher den Grundgedanken dachte, an dem die Werkleute und Künſtler der ſpäteren Jahrhunderte mit mehr oder mindrer Treue ſich feſthielten: wie der ſchwindelnde Mauerknecht auf dem Gerüſt, das am Thurme emporſteigt, hatte von einer Stadt gehört, „in welche die Könige der Erde ihre Herrlichkeit bringen werden." Sein Bauplan iſt eine Halle der Verſammlung der Künſte und Kräfte von Tauſenden; ein Feld der Saaten, da dieſer, da ein andrer, da Schaaren der Geiſter den Saamen ihrer Gedanken ſtreuen, daß er aufgehe und reife, zur Aernte.

Das Gebäu des Domes zu Mailand, nächſt der Peterskirche zu Rom und der Paulskirche zu London das größte Tempelgebäu in Europa, miſſet in der Länge 454 Fuß; es wölbt ſich die Kuppel im Innern bis zur

Höhe von 232 Fuß. Acht und neunzig altgothiſche Thürmchen umfaſſen dieſe Kuppel; der Bildſäulen, welche aus jedem Abſatz, aus jeder Stätte, da ihr ſteinerner Fuß zu ſtehen vermochte, hervorwachſen, ſind über viertauſend: es iſt über das Dach und nach allen Richtungen der Wände der Kirche und Thürme empor ein unüberſehlicher Wald der Geſtaltungen ergoſſen. Das Innre des Tempels wird von zwei und funfzig Säulen getragen und da ſind der vortretenden Zierrathen eine unzählige Schaar, und jede ſcheint ſich zu erbieten zur Ruheſtätte: zur tragenden Säule für das Auge zu werden.

„Die Großen und Reichen der Erde und viele Jahrhunderte des vergänglichen Geſchlechtes, ſollten, ſo dachte der Grundgedanke der erſten Erbauer, auf dieſes Feld einer geiſtigen Ausſaat ihr Können und Vermögen tragen. Denn ein oder drei Jahrhunderte reichen zur Ausführung eines ſolchen Rieſenbaues nicht hin. Die anſteckende Gewalt eines lebenskräftigen Gedankens hat ſich auch hier bewährt. Die ſpätere Zeit hat fortgebaut, bis herab zu dem Zeitalter der Zeitungen. Nach einigen Seiten hin iſt der Marmor — denn die äußere Umkleidung und Verzierung des Rieſengebäus beſtehet aus dem edlen weißen Marmor der Ufer des Lago maggiore — ſchon von dem Sturm und Regen der Jahrhunderte ergriffen und aufgelöst; an andern Stellen erſcheint das friſche Ausſehen von geſtern her; denn noch in dieſem Augenblick bauet der Drang, den der Anblick dieſer nach Vollendung ſtrebenden Anfänge weckt: weil die Vollendung einer ſolchgearteten Maſſe aus den Sandkörnlein auch unſrer Zeit noch immer möglich und erreichbar iſt, an dem Rieſengebäu fort, wie ſich an Siciliens Küſte, nahe am Leuchtthurme von Meſſina, noch jetzt ein Sandſteingebirge bildet, während der feſte, kryſtalliniſche Granit ſchon längſt aufgehört hat ſich ſelber zu erzeugen und zu wachſen.

Schon die Façade des Gebäues iſt um faſt zweihundert Jahre jünger als das andre Gemäuer. Zu ihrer Geſtaltung fand ſich damals kein Plan der erſten Erbauer mehr. Pellegrino Tibaldi entwarf einen; die Architekten Soave und Amati führten ſpäter den ihren über den Grund des Tibaldi aus: ein gemeines Loos der ſo bald hinſterbenden Menſchen und aller Pläne ihres Lebens. Es wird noch jetzt an dieſer Façade gebaut, ſo wie an der Ausſchmückung des Innern. Da ſpricht ſchon ein Theil des Fußbodens: ich bin alt, der andre ſagt ich bin neu, denn der eine beſtehet aus koſtbarem Gewirk und Getäfel der Moſaik, der andre iſt aus praktiſch-brauchbareren Ziegelſteinen gebaut: Gedanken der Tempel und Kammern, wohnen nachbarlich beiſammen.

In allen Farben und Schimmer der Blumen, wie der koſtbaren Geſteine, erglänzen die Fenſterſcheiben, welche das weſtliche Ende der Kirche beleuchten. Hier ſind die Thaten Gottes an dem erwählten Geſchlecht und Thaten der einzelnen, von Gott begeiſterten Menſchen dargeſtellt. In dem Grabgewölbe, auf welches die bildende Kunſt jener Zeit die beſten Blumen ſtreuete, welche ſie hatte, ruhen die Gebeine der Helden einer Kraft Gottes. Hier erinnert nur noch ein leicht verwehender Staub an Carlo den Boromäer, welchen ſelber ein Geiſt aus Gott zum ewig bleibenden Tempel ſich erbauet und geheiligt. Die Schätze und Bildniſſe aus edlem Geſtein, aus Gold und Silber, welche die fromme Zeit der Väter geſammlet, die hat das vertilgende Volk der Franzoſen hinweggenommen und zerſtört: die Schätze, welche der Boromäer geſammlet, die hat keine Gewalt der Creaturen berührt, noch weniger hinweggenommen. Dieſer ſammlete und erkaufte mit der Kraft des eigenen Lebens Seelen der Brüder, daß ſie ein Eigenthum ſeyn möchten ſeines Herrn in und jenſeits der Menſchenzeit — in Ewigkeit.

Auch das übrige Innre der Kirche enthält noch viel Beachtenswerthes. Das Gemälde des einen Altares, die Vermählung der Maria mit Joſeph, iſt von Titian, andere Gemälde der Altäre, wie der beiden anſehnlich großen Orgeln, ſind von Barocci, Friedrich Zuccari und Procaccino.

In dieſem Dom ertönte zuweilen, beſonders in den ſpäteren Nachmittagsſtunden ein Geſang, der uns daran erinnerte, daß wir hier in der älteſten Heimath des chriſtlichen Kirchen-Geſanges ſeyen: in der Stadt, da ein reichgeſegneter Vater der Kirche, Ambroſius gelebt und gewirkt.

Den hohen Thurm beſtiegen wir mehrmalen; gegen Abend. Schon der Hinaufweg durch die Waldung der Zierrathen gleicht einem Gange durch mehrere verſchiedene Zeitalter der Kunſt. Denn da ſind Bildſäulen aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, und ſo durch alle ſpäteren Zeiten bis zu dem jetzigen Jahrzehend. Unter den älteren ſind mehrere, denen man es anſieht, daß ſie nicht aus äußrem Drange und um äußren Lohn, ſondern aus innrer Kraft und Drang und um des innren Lohnes willen, den die Freude am Gelingen giebt, gearbeitet ſind. Die Ausſicht, die man auf dem Thurme hat, iſt eine der Adler-mäßigſten die ich geſehen. Rings umher zunächſt die reiche Ebene der Lombardei, nach Norden hin die hohen Alpen, aus deren bläulicher Heerde der Monte Roſa wie ein hochſtämmiger weißer Stier hervorragt, der die andren leitet. Die Bergwände am Lago-maggiore und am Comerſee beleuchtet die Abendſonne ſo klar und deutlich, daß man ſie in wenig Stunden für erreichbar hält. Auch gehet das Hochgebirge nahe genug an Mailand heran und giebt dieſem nicht blos die angenehme Kühlung der Luft, welche mich ganz vergeſſen ließ, daß ich noch in Italien ſey, ſondern auch jene häufigeren Regenſchauer, über welche man die hieſigen Bewohner nicht ſelten klagen hört.

So ſteigt man denn von dem Anblick der nachbarlichen Alpen wieder herunter zum Anblick der noch nachbarlicheren Menſchen. — Der Platz rings um den Dom her iſt vom Morgen bis zum ſpäten Abend der belebteſte und anziehendſte für den Fremden. Hier bemerkt man bald, daß man in einer Stadt ſey, welche hundert und vierzigtauſend Einwohner hat. Gleich am Morgen der reichbevölkerte Markt der Vögel, darunter mancher ſeltene. An andern Tiſchen zeigen ſich neben alten Kunſtſachen und Geräthſchaften, Mineralien aus den Alpen, unter andern Bergkryſtalle, zum Theil von großer Schönheit. Aber nicht blos ſolche Dinge, an denen gerade unſer Auge Gefallen fand, ſondern auch für tauſend andre Augen, gebürtig aus Norden oder aus Süden, aus Dorf oder Stadt fand ſich hier was beluſtiget und was man etwa begehren mag: Kleidung und Schmuckſachen, Hüte und Schuhe, Waaren des Silbers und Stahles, Kupferſtiche und Gemälde. Buntfarbige kleine Seeſchnecken und Muſcheln zu Blumenſträußen gebildet und Glasperlen und Korallen, erinnern an Venedig. Nach andrer Richtung hin die Fülle der Früchte, zu deren leicht zu erkaufendem Genuß die Verkäufer mit lauter Stimme einladen: Trauben und Orangen, Feigen und Melonen, die man zum unmittelbaren Genuß in Stücke zerſchnitten verkauft. — Am Abend hört das vielſtimmige Getümmel und Rauſchen dieſes Marktes auf. Aber nun werden Tiſche geſtellt und leichte Stühle auf den freien Platz des Domes, man trinkt da den kühlenden Trank der Gazoſe, welche wie Zuckerwaſſer mit einem ſchwachen geiſtigen Zuſatze ſchmecket, durch den Reichthum an Kohlenſäure aber wohlthätig auf den Magen wirket; oder es reichen, auf Verlangen, die wohlbeſtellten Kaffeehäuſer und Oſterien der Umgegend auch andre Dinge dar. Dabei wird dann auch das Ohr durch den Geſang und das Spiel der Saiten ergötzt, das ſich bald näher bald ferner hören läßt, oder es erhebt der Regent und Beſitzer eines Puppentheaters ſeine Stimme und bewegt das umſtehende Volk zu Freud oder Leid.

Wir waren gleich in den erſten Tagen unſers Aufenthaltes ſo bekannt in dem ſchönen Mailand geworden, als gehörten wir ſelber zu den Bewohnern der Stadt. Die äußre Bekanntſchaft und Annäherung an den Ort und ſeine Bewohner wurde uns durch den wackren Mineralogen Dr. Sennoner (jetzt Profeſſor in Venedig) und ſeine treffliche Familie ſehr erleichtert, denn dieſe geleiteten uns und ſtunden uns überall bei mit Rath und That. Was aber mehr als Alles hier in Mailand ein Gefühl des Daheimſeyns begründete und geſtaltete, das gieng nicht von der Stadt und ihren Bewohnern aus, ſondern das war weit von Norden, von dem Ufer der Oſtſee ausgegangen und über den Weg der Alpen zu uns gekommen. Es war mir hier ein Wiederſehen bereitet, werther als Alles Werk der Menſchenhand, theurer als alle Schätze die ich in und um Mailand geſehen. Eine Saat der Pilgrimſchaft, jetzt zum Felde der Lilien und zum kräftigen Gewächs geworden. Du biſt meiner Seele theuer du junger Baum, möge Gott dich erſtarken und gedeihen laſſen zu einer Ceder ſeines Berges!

Wir beſahen uns, ſowohl in den erſten Tagen, die wir noch allein in Mailand verbrachten, als in den letzten, da uns die lieben Ankömmlinge aus Norden begleiteten, auch die andern Herrlichkeiten der Stadt.

Die Kirche des heiligen Ambroſius, mit den antiken Porphyrſäulen und der Moſaiktäfelei aus dem neunten Jahrhundert, iſt durch Werke von Luvino's Hand geziert. Ein Theil der einen Pforte ſoll noch von jener geblieben ſeyn, bei welcher Ambroſius in jener Kraft, welche der Geiſt des Menſchen nicht aus ſich ſelber, ſondern von oben empfängt, dem Kaiſer Theodoſius den Ernſt Gottes gegen den Sünder erblicken und erfahren laſſen, und Theodoſius, in derſelben Kraft, erkannte die Gnade dieſes Ernſtes und beugte ſich vor ihm, damit er auf ewig verherrlicht wieder aufſtehe.

An der Kirche Maria del Celſo hat Bramante in klaſſiſcher Schönheit und Würde das Veſtibulum erbaut, Fontana und Lorenzi haben die Statuen und halbverhabenen Arbeiten aus weißem Marmor geſchaffen, mehrere treffliche Meiſter das Innre mit ihren Gemälden geziert. — Die Kirche von St. Lorenzo, von Baſſi erbaut, enthält antike Säulen von Marmor und die Arbeiten mehrerer guter Meiſter. Mailand hat achtzig Kirchen und faſt in jeder von ihnen bemerkt man, daß man in dem kunſtliebenden Italien verweile.

Der erzbiſchöfliche Pallaſt iſt eine Zierde des Domplatzes, an welchen er angränzt. Er enthält mehrere gute Gemälde. — Der Pallaſt della Corte, iſt von Piermarini erbaut und durch Frescomalereien vielfach verziert. —

Alterthümer aus der Zeit der römiſchen Pracht hat Mailand, auſſer etlichen Säulen und Mauertrümmern keine aufzuweiſen. Der gerechte Zorn eines Gemahles und Kaiſers, als die Mailänder in der Perſon der Kaiſerin ſelber, die Ehre ſeines Hauſes gekränkt, hat mit ſchwerer Hand alles darniedergeriſſen, was an ein Haus oder Menſchengebäu erinnerte. Das jetzige Mailand erbaute ſich, als der Zorn des Herrſchers verſöhnt war, im Jahr 1171 auf ein bloßes Feld der Trümmer der vormaligen alten Stadt. Napoleon hat es verſucht der Stadt einige Bauwerke zu geben, welche den Schein der alten, römiſchen Zeit ſpiegeln. So auf dem Platz des alten Caſtells einen Circus, der für 30000 Zuſchauer Raum gewährt und deſſen Arena kann unter Waſſer geſetzt werden. Auch Einen Triumphbogen (Arco del Sempione) begann Napoleon zu bauen, es kam aber bald eine Zeit, welche ihm die Kraft zur Vollendung des Bogens wie der Triumphe gebrochen und hinweggenommen.

Eine große Erleichterung für die Gehenden, gewährt das treffliche Pflaſter der Stadt. Der Corſo und die ſchönen Thore, die faſt durchgängig wohlgebauten öffentlichen Gebäude und Palläſte, locken die Aufmerkſamkeit und die Schritte bald hier bald dort zu ſich hin. Auch die Spaziergänge um die Stadt her ſind ſehr einladend. Gleich auf dem erſten ſahen wir den Vicekönig und ſeine ſchöne Gemahlin.

Die Begründung der unſchätzbaren Ambroſianiſchen Bibliothek iſt das Werk eines Boromaers: Carl Friedrichs, des Neffen des großen Boromäers Carlo. Sie enthält 60000 Bände und 15000 zum Theil ſehr koſtbare Handſchriften. Auſſer dieſem mehrere treffliche Gemälde, unter andern den Carton zu Raphaels Schule von Athen, dann einige Werke von Luino und Titian. Die Sammlung der Gypsabgüſſe, läßt noch einmal die größten der in Italien geſehenen Meiſterwerke der Bildhauerei in der Erinnerung lebendig werden.

Den reichſten Genuß hatten wir uns auf einen der letzten Tage unſers Aufenthaltes verſpart. Wir ſahen, im ehemaligen Refectorio der Dominicaner, das Abendmahl des Leonardo da Vinci, welches noch jetzt aus allen Entſtellungen und Mishandlungen, die es unter Freundes- und Feindeshand erlitten, mit einer wahrhaft göttlichen Würde hervorblickt. Dennoch muß man leider ſagen, dies war einſt das Meiſterwerk des Mannesalters eines Künſtlers, den man ſelber in ſeinem Weſen und Wirken den vollendeten, kräftig gereiften Mann der Künſtler nennen kann. Den Mann, der nach allen Richtungen ein vollendeter war. Denn dieſer war es, der einen Bund mit ſeinen Augen geſchloſſen, daß ſie nicht ſähen nach der ihnen verbotenen Luſt, und welcher, — hierzu gehört Manneskraft — dieſen Bund hielt. Man hat den Leonardo da Vinci die Augen niederſchlagen ſehen, damit er den Sinn bemeiſtere, wenn die Studien und der vermeintliche oder wahre Beruf ſeiner Kunſt ihm, was nur ſelten geſchehen, zu ſolchen Betrachtungen und Darſtellungen des Leiblichen geführt, welche die Sinnlichkeit aufregen *). Er war es, welcher das ſchönſte Geheimniß ſeines Herzens nicht blos in jenem berühmten Sonnet, ſondern in der beſtändigen That des Lebens ſelber ausgeſprochen: „Daß der Menſch nicht immer ſolle wollen was er könne, denn das was vorhin ſüß geſchienen, werde öfter zur bittern Frucht, und er ſelber habe

---

*) Lomazzo: Trattato dell Arte della Pittura. L. II. cap. 16.

mehrmalen Thränen geweint, wenn nun das was er gewollt, ihm geworden. Darum, wer ſich ſelber und Andern wohl wolle, der möge immer das nur wollen, was er ſolle." Dieſe Manneskraft des Innern ſprach ſich auch im Aeußern des Leonardo da Vinci aus; nicht blos in der vor vielen Andren ſchönen Geſtaltung des Leibes, ſondern in der Kraft und Fertigkeit der Glieder, welche zu allen Leibesübungen wohl geſchickt und vielfach geübt waren. Denn es wird der Seele das Beherrſchen der innern Bewegungskräfte der Neigungen leichter, wenn ſie das Lenken der äußern Bewegungen tüchtig geübt und gelernt. Da Vinci war nicht allein ein Mann der Malerkunſt, ſondern er übte mit gleichem Geſchick die Baukunſt, ſelbſt jenen Theil derſelben, der ſich zum Nutzen des Menſchen in Krieg und Frieden bequemt. Dies beweiſen unter andern die von ihm angegebenen tragbaren Brücken, es bezeugen daſſelbe die von ihm erbauten Canäle und Bäder. Schien doch vor dieſem kühnen Geiſte ſelbſt der Arno in ſeinem Bette, die St. Lorenzkirche zu Florenz auf ihrem Grunde nicht ſicher. Denn auch in der Mechanik und im Maſchinen-Weſen konnten wenige Zeitgenoſſen mit ihm wetteifern, in der Tonkunſt war er Meiſter und Erfinder eines neuen Inſtrumentes, deſſen Wohllaute den der Stimme erhöhten, welche zum Geſang wie wenige begeiſtert war; denn die Lieder, welche er ſang, dichtete er ſelber während des Singens und bekleidete ſie mit dem Körper der Melodieen. In ihm hatte das Zeitalter des Peurbach und des Regiomontan, in welchem er lebte (er war im Jahr 1452 zu Vinci im Arnothale geboren und 1475 ward Regiomontan durch den Ruf nach Rom, von Italien ſelber als der größte der damaligen Aſtronomen anerkannt) nicht bloß eine mächtige Neigung zum Studium der Sternkunde geweckt, ſondern da Vinci's kräftiger Geiſt hatte dieſen ſcheinbar fremdartigen Keim geſtaltet: dieſer ſeltene Mann war ein gründlicher Kenner der Sternkunde wie der höhern Mathematik, der Phyſik wie der Naturgeſchichte, der Anatomie wie der Geſchichte der Bewegungen des lebenden Leibes. Wie bedeutend er als Schriftſteller geweſen, das bezeugen noch jetzt Werke von ihm. Der Vater: Peter da Vinci, brachte den vielbegehrenden und vielverheißenden Knaben zu Meiſter Andreas Verocchio in die Lehre, von welchem die Sammlung zu Schleißheim ein Gemälde beſitzt: Maria und Joſeph, anbetend vor dem Neugebornen, deſſen Erſcheinen im Fleiſch ein Engel den Hirten verkündet. Da malte einſt der Lehrling, deſſen überwiegendes Talent ſchon oft, ohne es zu wiſſen und zu wollen, den Meiſter gemeiſtert hatte, neben der Taufe im Jordan, welche Verocchio für St. Salvi in Florenz entwarf, einen Engel, der zwar die Bewunderung der Andern, zugleich aber in der Seele des Meiſters einen Unmuth weckte, ſo groß, daß er, wie man erzählt, den Pinſel von ſich geworfen und ſeitdem nur der Bildhauerkunſt und dem Gießen in Erz ſich gewidmet habe. Leonardo ward jetzt allein von der Weisheit gelehrt, deren Finger die ſichtbare Natur gebildet hat und in dieſer waltet. So ſehr er für ſich und alle Andre die Freiheit geliebt und geſucht, hat er ſie dennoch als Jüngling nur zur kräftigen Entfaltung und Geſtaltung des zum Emporflug ſtrebenden Geiſtes benutzt; wie man von ihm erzählt, daß er auf dem Markt mit ritterlicher Freigebigkeit lebende Vögel erkaufte und dann ſie fliegen ließ. Wenn er die muthigen Roſſe geliebt, und, über die Kraft des Vermögens, welche gekauft und mit beſondrer Liebe ver-

pflegt

pflegt *), wenn er ſich, gleich den höher Begüterten, Bedienten gehalten und ſich gern in ſeinem Hauſe und an ſeinem gaſtlichen Tiſche, mit Freunden fröhlich bezeugt, ſo hat ſich da im Jüngling, wie öfters, die Ahnung deſſen geregt, was er einſt auch äuſſerlich: ein begünſtigter Freund der Fürſten und Herrn, ſeyn würde. Schon in ſeinem dreißigſten Jahre erhielt er den Ruf an den Hof des Herzog Regenten Ludwig Moro nach Mailand und vergnügte dieſen Herrn durch die Kraft und Anmuth ſeiner vielkünſtlichen Natur. Denn Leonardo wußte in Scherz und Ernſt die Theilnahme der Menſchen für das Thun und Walten ſeines Geiſtes zu wecken: wenn er jetzt bei Tafel ſang, oder erzählte, wenn er liebliche Geſtalten oder Carricaturen malte, durch mechaniſche Vorrichtungen, wie etwa die eines Bettes, das ſich bei Nacht von ſelber hob, oder durch allerhand Automaten die Gäſte erſchreckte und beluſtigte. In Mailand blieb und wirkte da Vinci bis zum Jahr 1499, in welchem ein Volk, welchem wenig Sinn und Kraft für die Kunſt gegeben war, das Land in Beſitz nahm. Die franzöſiſchen Reuter wählten jetzt das prächtige Modell des Pferdes, das Leonardo gefertigt, zum Zielpunkt ihrer Geſchoße und in etlichen Tagen war von ihnen zerſtört, was jener mit vieljährigem Fleiße gebildet; der prächtige Marſtall, den er gebaut, neben manchem noch bedeutungsvollem Werk ward zertrümmert. Leonardo eilte nach Florenz, wo damals ſein Wirken den noch jugendlichen Raphael begeiſterte und Michel Angelos Geiſt

---

*) Dieſe Vorliebe für das Geſchlecht und die Betrachtung des Pferdes bezeugen viele ſeiner Werke. In der Anatomie des Roſſes war er Meiſter.

zur Nacheiferung entflammte. Da Vinci beugte ſich zuletzt jener höheren Macht, welche den Waffen Frankreichs den Sieg und die Herrſchaft in Mailand gab. Franz der erſte führte den 62jährigen Mann im Jahr 1516 nach Frankreich; in der That ein größerer Triumph als jeder andre den dieſer Monarch gefeiert. Aber weder der anſehnliche Jahresgehalt (von 762 Scudi) noch die Huld des Monarchen konnten bei dem, im Fremdlingslande der Künſte, wie es ſcheint heimwehkrank gewordnen, lebensmüdem Greiſe, den Sinn und Muth zum künſtleriſchen Wirken länger wach erhalten. Man weiß kein Gemälde und keine Zeichnung die er in Frankreich gefertigt hat, dagegen hatte ihn die Regierung zum Canalbau verwendet. Leonardo da Vinci ſtarb am 2ten Mai 1519, nicht, wie man früher geſagt, zu St. Cloud, in den Armen des Königes, ſondern zu Amboiſe, wo er ſich zuletzt meiſt aufhielt. Der Hof war damals zu St. Germain en Laie; auch hier, namentlich bei dem Monarchen ſelber, erregte die Todesnachricht tiefe Trauer.

Das Meiſterwerk denn, das mich zu der Geſchichte ſeines Meiſters ſelber gebracht, wird zwar ſchon 50 Jahre, nachdem es gemalt worden, in dem Bericht eines Augenzeugen (Armenini) ein halb zu Grunde gegangnes genannt und der Cardinal Friedrich Borromäo glaubte „dieſe Reliquie der Kunſt" nur dadurch noch retten zu können, daß er das Bild in den Jahren 1612 — 16 durch Andreas Bianchi, mit Hülfe des noch vorhandnen Original-Cartons ſo treu als möglich copiren ließ; dazu die Mönche, welche auf Koſten des Gemäldes in dieſem Saale ſowohl die tägliche Eßluſt als einſt auch die Bauluſt befriedigten; das Aufnageln des kaiſerlichen Wappens, die Uebertünchungen die ſich Belotti und Mazza erlaubten: dennoch haben alle dieſe Todesſtreiche den Geiſt der hier webet, nicht zu tödten vermocht. Das Werk iſt, aus den mannichfachen Nachbildungen, faſt jedem bekannt, ein Beſchreiben mit der Feder mag ein Belotti verſuchen. Leonardo da Vinci's Geiſt hat Chriſtum erkannt wie ein Mann ſeinen Freund kennet. Das iſt wirklich der Geiſt des Erlöſers ſelber, der die Züge dieſes Angeſichtes bilden half und welcher durch ſein Naheſeyn das erfaſſende Auge und die Hand des ſtaubgebornen Künſtlers ſtärkte und lenkte.

In der reichen Sammlung der Brera erfreute uns ebenfalls der Anblick der Originale, vieler, aus Nachbildungen allgemein bekannter Meiſterwerke. So die Vermählung der Maria und des Joſeph, von Raphael; Peter und Paul von Guido Reni; Hagars und Ismaels Entlaſſung aus Abrahams Haus, von Guercino und viele andre. —

Das hieſige Theater wird als eines der größeſten und ſchönſten in Europa gerühmt (nach dem St. Carlo-Theater in Neapel iſt es in Italien das zweite an Rang). Vielleicht jedoch, daß auch jetzt ein Gluck die Tonkünſtler unſers Tages, deren Werke hier herrſchen, beſchämen würde, wie einſt dieſer Meiſter der Töne (Chriſt. v. Gluck geboren zu Weidenwangen in der Oberpfalz 1714, geſt. 1787) die Bewunderer des trillernden San Martini verſtummen und erröthen machte, als er im Jahr 1738 in Mailand den natürlichen aus der Menſchenſeele kommenden Wohllaut neben der damaligen Leyer der gelehrten Notenkunſt vernehmen ließ.

In unſrem Zimmer in Mailand ſahe es, bei aller möglicher Anſtrengung der über die Ordnung wachenden Hausfrau ſo aus, als wären die Bilder des Orbis pictus wieder lebendig geworden. Sechszehn Schildkröten die wir in Rom auf dem Markt gekauft hatten, und welche auf der Reiſe, bei ſorgfältiger Wartung und Pflege, ganz wohlauf geblieben waren, maßen mit bedächtigem Schritt den Fußboden der Stube und zuweilen auch den Vorplatz, auf und ab; unter und über ihnen hüpfte der junge Kernbeißer herum; auf den Tiſchen lagen ganze Völkerſchaften von Steinen: aus Neapel und Rom, Elba und Corſica, aus den Piemonteſiſchen und Schweizer-Alpen. Daneben getrocknete Pflanzen und Inſecten aller Art, ſo wie manche andre Thiere, welche gerade nicht „Riezky's künſtliche Hand zur Mumie gemacht.“ An andrem Orte die Kupferſtiche und Bücher, kleine Kunſt- und Schmuckſachen, ſo wie vielfache Erinnerungszeichen an die Städte des ſchönen Italiens.

Der Bote aus Lindau, der in derſelben Locanda mit uns wohnte, fuhr noch gerade zur rechten Zeit in den vielfarbigen Kram herein, übernahm alle unſre Raritäten, mit dem Verſprechen, ſie lebendig oder todt bei Herrn Zackelmeyer in der Krone zu Lindau abzuliefern. So war denn nun die Fußreiſe durch einen Theil der Schweiz möglich gemacht und ſchon eingeleitet. Die ſechszehn jungen Römerinnen, mit angefeuchteter Kleie und Früchten wohl verſehen, wurden dem ehrlichen Schweizer zur Obhut anvertraut, nur den geliebten jungen Kernbeißer beſchloß die Hausfrau ſelber mitzunehmen.

Noch einmal denn wurde am Montag, den ſiebenten Auguſt das Leben einer ſo großen, ſchönen italieniſchen Stadt recht mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen betrachtet, in den Kunſtläden und Handlungen nachträglich noch Einiges gekauft, das Gebäu des Domes noch mehrmalen beſucht, der Thurm noch einmal beſtiegen, und als wir am Abend zum letzten Male auf dem Domplatz, mit einem lieben jungen Freunde beiſammen ſaßen, da miſchte ſich Wehmuth unter das Gefühl der Freude, welches die Hoffnung des baldigen Eintreffens im Vaterlande gab. Der Ton der Glocken, als es nun zehn Uhr ſchlug, lautete faſt wie die Stimme des verſtorbenen Vaters, wenn er am Abend eines frohen Feſttages zum Dankgebet für das Genoſſene aufforderte, und wenn etwa dabei der alte Vers geſungen ward, der den Blick nach innen kehrte: „zeige Du mirs ſelber an, ſo ich was nicht recht gethan.“

26.

Reiſe von Mailand über den Simplon.

Dienſtags am 8ten Auguſt fuhren wir ganz frühe durch die Gaſſen, deren Getümmel und Geſchäft noch ſchlief. Als die Sonne emporſtieg hatten wir vor uns die Kette der Alpen, vor allem die der Penniniſchen mit dem rieſenhaften Monte-Roſa, deſſen Gipfel nur um wenige hundert Fuße niedriger iſt als der Montblanc (dieſer ragt 14700, jener 14300 Fuß empor). Ein Anblick aber der noch wohler that, als der der Alpen und der den Geiſt noch freudiger machte, war mir ganz nahe vor Augen, im Wagen gewährt. Dazu hatten wir fröhliche Stimmen und Herzen, zum Geſange.

Bald nach Mittage waren wir in Seſto Calende, am Lago Maggiore, dieſem See, welcher außer ſeinem italieniſchen Beiwort, das ſeine Größe vor den andern

Nachbar-Seen rühmt, noch ein andres Beiwort führen ſollte, welches die eigenthümliche Herrlichkeit deſſelben andeutete. Man fährt von Seſto Calende auf dem großen, wohleingerichteten Dampfſchiffe zuerſt im Ticino hinauf, dann über den ſpiegelglatten See. Wir hatten uns abſichtlich von dem etwas beſchatteten erſten Platze des Verdeckes, da das Geſchwätz der Paſſagiere wehte und rauſchte, an das entgegengeſetzte freie Ende des Fahrzeuges begeben, wo ein friſcher Wind der Alpen wehte und das klare Gewäſſer des Sees gegen das ſchnell bewegte Schiff rauſchte. Hier die grünenden Ufer gegen Arona, dort gegen Angera, vor uns das von dem Lobgeſang der Natur wiederhallende Domgewölbe der gähen Alpenwände, welches nach Nord und Weſten hin den See umſchließt.

Ich habe einſt, als die Freude im Innern über das Gelingen eines lange auf mir laſtenden Bemühens, eine Thräne des Dankes weinte, an einem Morgen, da das Herz weit für ſolche Stimmen geöffnet und jeder Gedanke der Gedanke eines Lobgeſanges war, in einem wiederhallenden Kirchengebäu ein Meiſterwerk von Orlando di Laſſo gehört*). So hallt die Kraft eines Fülle und Wohlthun ſpendenden Geiſtes, eines Geiſtes der Schönheit und der Herrlichkeit dem Auge verſtändlich, von dieſen Felſengewänden wieder, die den See der duftenden Auen umgürten. Wenn der Specht im Frühling in unſern wieder aufgrünenden Wäldern die Stimme der Luſt vernehmen läſſet, da dünchtet es einem, in der frühen, phantaſieenreichen Kindheit, als rede der Vogel von einem fernen Lande, das ſchöner iſt noch und blühender als die Frühlingspracht unſrer Wieſen und Auen. Hier iſt das ſchöne Land, von welchem der wandernde Vogel erzählte, wir ſelber haben es nun durchwandert und ſtehen heute an ſeiner Gränze.

---

*) A. a. O. S. 261.

Bei dem Städtlein Arona, dem Geburtsorte des noch in andern Augen als in denen der Menſchen groß geachteten Carl Borromäus ſiehet man die coloſſale Statue dieſes Zeugen und Verkündigers des Friedens und der Kräfte, welche der Geiſt dem Staube giebt. Die Statue iſt von Bronze und nur wenig andre unter den noch in Italien vorhandnen, kommen ihr an Größe gleich. Sie miſſet 66 Fuß und ſtehet noch überdieß auf einem Fußgeſtell von Granit, welches 46 Fuß hoch iſt. Von der Stelle des Sees, durch welche unſer Schiff uns fuhrte, erkannten wir die ſchönen, ausdrucksvollen Umriſſe des Angeſichtes.

Hier an Maina, dort an Ranco vorüber und an der Bucht von Nëpre, nimmt uns, mitten im See, aus dem ſanfter gleitenden Dampfbot ein kleiner Fiſcherkahn auf und führt uns nach den Borromäiſchen Inſeln.

Einige Naturforſcher haben ſich die Heimath all der tauſendfältigen, bunten Arten des Gewächsreiches auf einem aus dem Gewäſſer emporragenden Berge gedacht, etwa gleich jenem des Ararat. Es blühten und grünten da, nahe beiſammen, alle Geſchlechter und Arten, welche nachmals, weiter ausgetheilt, das Hochland und die heißere Ebene erfüllten. Ein ſolcher Berg im Kleinen ſind die Borromäiſchen Inſeln; unter ihnen am meiſten die Iſola Madre: ein Felſenberg mit ſieben Terraſſen. Noch einmal ſieht man hier die Gärten der Orangen und Citronen, die blühenden Gebüſche der Myrten und Granaten, den edlen Lorbeer neben der hohen Cypreſſe und der jungen Ceder; an der Mauer blühet, nicht fern vom Epheugewinde das Geſträuch der Capper. Auf einer in der Fülle auch der kleineren Kräuter Italiens prangenden Wieſe ſonnen ſich, bei ihrem Hauſe der Goldfaſan und der Silberfaſan. Wer eben jetzt aus Italien zurückkam, und einen ganzen Frühling und Sommer in ſolcher Natur gelebt, für den hat die Inſel freilich jenen Reiz des Neuen nicht, mit welchem ſie den Fremdling, der zum erſten Male aus Norden über die Alpen kommt, an ſich ziehet. — Wem es an Zeit und Mitteln fehlte zur weitern Reiſe, dem würde ſchon das Verweilen auf dieſen Borromäiſchen Inſeln einen Inbegriff und lebendigen Vorſchmack von der ganzen Fülle des italieniſchen Himmels geben. Iſt es doch auch, als webte hier im Schatten der Pinien und der jungen Ceder noch der edle Geiſt der Borromäer, ſo klar und ſtill und tief wie der See am Fuß des Orangenhaynes; der See, in dem ſich neben dem Blau des Himmels die Stirn des Alpengebirges ſpiegelt.

Iſola bella, kleiner als Iſola Madre ragt mit der oberſten ihrer zehn auf den Felſengrund gebetteten Terraſſen, auf welcher ein koloſſales Einhorn ſtehet, 120 Fuß hoch über den See. Sie iſt mit ſchönen Gartenanlagen ausgeziert: Grotten mit Moſaiktäfelei und ein prächtiger Pallaſt, verkünden Reichthum und die angeborne Freude der Borromäer an der Kunſt. Unter den hier aufbewahrten Gemälden ſind einige gute Landſchaften.

Von Iſola bella fuhren wir ans Ufer des Sees, bei welchem die Straße nach dem Simplon vorübergehet, und kamen bei dämmernder Abendzeit jenſeit Baveno nach Fariolo. Auch hier, im Wirthshaus, wurde bald ein kleiner Vorrath jener merkwürdigen Zwillingskryſtalle des Feldſpathes entdeckt, welche von ihrem Fundort, in der Nähe von Baveno, den Namen Baveno's führen, und welche zu dem Umriß einer vierſeitigen Säule zuſammengefügt ſind.

Mittwochs am 9ten Aug. wurde denn die längſterſehnte Fußreiſe nach den Höhen und Thälern der Alpen begonnen. Der Himmel war Anfangs etwas trübe, bald aber ward das Thor und die Läden des Hauſes dieſer Herrlichkeit aufgethan; denn wie am Morgen ein ſtarker Arm die Läden hinwegſtößt vom Fenſter und an ihrem Orte ſie befeſtigt, ſo ſtieß ein friſcher Windhauch die Wolken und Nebel von den Alpenwänden hinweg und bald leuchtete aus klarem Himmel die Sonne. Hier ſprachen die Erlen und Weiden am Bache, die Eiche und Fichte ſo wie alle wohlbekannte Blumen und Kräuter der Wieſen: nun iſt Italien aus und die Gränze der nordiſchen Heimath beginnet. Statt der Orange und der Citrone, zeigte ſich, unvermiſcht mit dieſen Fremdlingen des Oſtens, der heimathliche Baum der Zwetſchke und Kirſche in den Gärten; ſtatt der Hecken der Granaten und Myrten, der Weisdorn und der Schlehenſtrauch. Doch gedeiht hier noch vortrefflich die edle Rebe neben den Bäumen der Pfirſich und dem Geſträuch der Mandel: mit der Sprache zugleich zieht ſich auch die Naturfülle Italiens noch eine Strecke weit in dieſe Thäler hinein, beide aber, der Menſch wie die Natur, reden ſchon ein Patois, ein Gemiſch der Sprache des Südens mit vielen Worten des nördlich angränzenden Landes. — Bei einem ſchöngebauten Dörflein, im Schatten der Bäume, erquickte uns der gute Wein ſammt dem Brode der Gegend; die heißeſte Stunde des Tages verbrachten wir ruhend im Schatten einer andern Baumgruppe, wanderten hierauf durch das herrliche Occellathal in Domo d'Oſſola, an der Toſa ein, wo es uns ſo wohl gefiel, daß wir beſchloſſen, auch über Nacht da zu bleiben. Wir ſahen hier, im Gaſthaus der Poſt, einen jener rieſenhaft großen und ſtarken Hunde, welche am Hospitio des St. Bernhards zum Aufſuchen und zur Rettung der im Schnee verirrten und verunglückten Reiſenden gebraucht werden.

Am andern Morgen vertrauten wir dem bisherigen Glücke der Reiſe zu viel, als wir mitten in den noch mäßig fallenden Regen, in der Hoffnung hinausgiengen, der kräftige Odem des Gebirges werde ſo wie geſtern das Regengewölk und den Nebel hinwegwehen. Wir hatten uns getäuſcht: aus dem Träufeln des Nebels wurde bald der heftige Guß des Platzregens, der allmälig, als wollte er als Landregen länger an dem ſchönen Thale weilen, ſeine düſtren Fittiche über beide Seiten der Gebirgswände ausbreitete: zu dem Regen geſellte ſich ein kalter Wind der Schneegebirge. In einem einſam gelegnen, ziemlich armſeligen Wirthshäuslein nahe am Eingang in das wildromantiſche Vedro-Thal warteten wir eine Minderung des Regens ab und gaben dem hungernden Magen was die Hütte vermochte. Es reicht die Natur auch dem Dürftigſten hier noch immer einige Fiſche der Bäche und Bergſtröme und den wohlfeil zu habenden Teſſiner Wein zu ſeinem Brode.

Jetzt nachdem die Reiſe mit all ihren kleinen Beſchwerden längſt überſtanden iſt, möchte ich nicht wünſchen ein andres Wetter auf dieſem Wege gehabt zu haben, welchen der kühne Menſchengeiſt mitten durch die Schlafkammer aller Schreckniſſe der Natur gebahnt hat. Nur zu oft wachen freilich dieſe ſchlafenden Schreckniſſe, gerade bei ſolchem Wetter, wie das heutige war, auf, es ergeußt die ſtürzende Lawine oder ein Bergſturz ſeine zerſchmetternde Laſt mitten auf den Weg der Wanderer und auf dieſe ſelber, uns aber ſchlieſen ſie feſt.

Kein andrer Tag als der heutige hätte das wahrhaft ſchaudervolle Vedro-Thal mit ſeinem Gefahren drohenden Veſello-Schlund, ſo in dem eigenthümlichen Lichte erſcheinen laſſen als dieſer. Es rauſchte der Orcan in den Wipfeln der Bäume, die am Felſen hiengen; in der Thalſchlucht war es ſtiller, und als wir am Veſello-Schlund über eine erſt neulich herabgeſtürzte Lawine hinübergiengen, welche im eiligen Herabfluge mit dem Geſtein und Schuttland der Felſen ſich begleitet hatte, da war es — als fürchtete der ohnmächtige Regenſchauer den hier mächtigeren Schauer der Natur — ganz ſtill und ſelbſt der Regen ergoß ſich in minderer Menge. Hier gerade, und an ſolchem Tage lernt man jedoch auch die Ueberlegenheit der Kraft des Menſchengeiſtes über alle Gewalt und Todesſchrecken der Natur kennen. Es zeigt ſchon in ſolchem Spiele der Menſch, daß in ihm ein Etwas ſey, welches den Tod nicht fürchtet, weil es von dieſem nicht berührt zu werden vermag. Die neue Simplon-Straße, auf welcher wir von Domo d'Oſſola aus, bis gen Brieg, das wir am andern Tage erreichten, hingiengen, iſt, von 1802 bis 1806, mit dem Aufwand von ſieben Millionen Gulden über ein vorhin nur für Fußgänger und Mauleſel beſteigbares Alpengewänd hinübergelegt. Ihre Länge beträgt ſieben Meilen, 22 Brücken greifen über die Schluchten und Abgründe der Höhe und Tiefe hinüber, ſechsmal durchbricht die Straße den Felſen und bildet in dieſem die Gewölbe, davon das eine 680 Fuß lang iſt. Zwar hat die große Kunſt des Menſchen an den gefährlichſten Stellen, dem herabſtürzenden Schnee und Geſtein Ruhepuncte, oder andre Wege anzuweiſen geſucht als jenen, den der emſige Wandrer im Thale gehet, aber die Natur greift nicht ſelten durch dieſe Vorkehrungen hindurch und gehet den Gang, welchen ſie gehen will.

Als wir, mitten in dem wieder heftiger werdenden Regen das Dorf Simplon, und in ihm das anſehnliche Poſthaus erreicht hatten, da waren wir hoch genug geſtiegen, denn höher hinauf in die Regen ausſchüttenden Wolken trachteten wir für heute nicht, obgleich es noch ſehr zeitig am Tage war. Das Dorf Simplon liegt in einer Höhe von 4550 Fuß über der Meeresfläche, wir waren mithin ſeit geſtern *) 9mal ſo hoch als der Straßburger Münſterthurm geſtiegen.

Wie wohl that die theure, viel Geld begehrende Trockenheit der Frau Poſtmeiſterin und der Wirthstafel, nach ſolcher überfließenden Näſſe. Gemſen gab es hier, lebendige, in einem Stall des Hauſes, zwei; auf unſerm Tiſch aber dergleichen Thierwerk gebraten. Der Geiſt aber, als lachte er des müden, vom Regen durchnäßten Leibes, war frölicher und muntrer als die Gemſe es iſt, wenn die Frülingswärme über die Alpen geht. Auf der ganzen Reiſe hatte ich keinen gemüthlich frölicheren Abend genoſſen als dieſer es war und dazu war guter, lieber Grund vorhanden.

Als wir am andern Morgen erwachten, da hatte der Himmel des geſtrigen Regens und Sturmes vergeſſen und alle Geräthſchaften des Ungewitters bei Seite gelegt;

---

*) Der Lago maggiore liegt 762 Fuß über dem Meere.

nur der Boden gedachte noch der Wolkenergüſſe von geſtern. Faſt unmerklich und ohne Beſchwerde für den Reiſenden ſteiget die treffliche Simplonſtraße vom Dorfe an noch 1624 Fuß, bis zur Höhe von 6174 Fuß hinan, während der eigentliche Gipfel mit dem weißen Hute der Gletſcher und Schneegefilde, bis zur Höhe von 10380 Fuß emporraget. —

Wenn dem Menſchen die Beſchwerde nicht freiwillig auf ſeinem Wege entgegenkommt, da ſucht er ſie öfter ſelber auf, und ſollte er einen Umweg darnach machen. Uns wenigſtens ergieng es ſo, auf unſerm heutigen Wege. Die neue Straße mochte uns zu gut ſcheinen, bald nach dem Beginn des jenſeitigen Abhanges verließen wir ſie und giengen die alte, von welcher man uns geſagt, daß ſie näher ſey als die neue. Eigentlich aber verlockte uns mehr der Anblick der grünenden Alpenwieſen und des üppigen, waldbewachſenen Thales zu dem Abweg, als die Abſicht des Näherkommens. Aber der Weg der Alpenwieſen, der bald ſo ſteil hinabgieng, daß man ihn für Fußgänger und Laſtthiere durch Stufen gangbar machen müſſen, verlor ſich am gähen Rande der Thalſchlucht, in einen kaum bemerkbaren Steig, der durch Gebüſch und Wald führte und nicht ſelten durch umgeſtürzte Bäume oder herabgerollte Felſen verſperrt war; unter unſern Füſſen ſchäumte und brauſte der wilde Strom des Gebirges. Endlich war das Thal und wie wir meinten ein bequemerer Steig am Waſſer hinab erreicht. Unſre Hoffnung ſah ſich getäuſcht; dergleichen Bergſtröme dulten auf ihrem Laufe durch die Felſenſchlüchte keine andren Wandrer neben ſich; wir mußten die Füſſe, mit der Laſt der müden Glieder abermals an der ſteilen Bergwand hinan, bis zu einer unbewohnten Sennhütte erheben, bei welcher wir einige Augenblicke ruhten. Da ſagten uns vorübergehende Leute, dieſer Steig ſey für Solche, welche des Bergſteigens ungewohnt ſind, gefährlich, wir müßten wieder hinauf zu der nicht weit von hier entfernten neuen Straße. Die andren denn gehorchten der Stimme dieſer Leute, ich aber wollte die neue Straße nicht mehr verſuchen, ſondern den Ausgang des alten Gebirgsſteiges ins Thal ſehen. Es waren drei deutſch redende Leute, welche dieſen Steig giengen: ein Leinweber aus einem Dörflein im Rhonethal, ein junges Mädchen, das ihn Meiſter nannte und ein altes Weib mit einem Korb auf dem Rücken. Wo dieſe drei, beſonders aber die alte Frau mit dem Korbe ſich hingetrauet, da, meinte ich, ſey auch für mich mit einer mäßig ſchweren Reiſetaſche Beladnen, ein leichtes Fortkommen. Als wir aber ein Stück Weges gegangen, verließ uns die Alte, nachdem ſie uns Gottes gutes Geleit gewünſcht und ſtieg zur neuen Straße hinauf; da wir auf der vorſpringenden Gräte der Felſenwand, neben der tiefen Thalſchlucht hergiengen und nun eine Stelle kam an welcher ein ſchmaler Balken über den Abgrund führt, mehr noch, wie es ſcheint, zum Beſten der kleinen Waſſerrinne angelegt, die neben dem Balken hinläuft, als zum Nutzen der Menſchen, da wurde der Leinweber blaß und blieb zurück. Das Mädchen das mir nachkam erzählte mir, der Meiſter ſey übel auf, ihn wandle ein Schwindel an, ſie müßten jetzt zur neuen Straße hinauf. Vorher aber wollte ſie mich über den Steg hinübergeleiten, dann könne ich weiter nicht fehlen bis nach Brieg. Es war Frechheit von mir, daß ich auf die Fortſetzung des Weges beſtund. Auf dem Balken glitt mir der eine Fuß aus, ich rettete mich vom Hinabſturz durch das Hineintreten in die Rinne. Das Mägdlein wäre mir hier von keinem Nutzen geweſen, denn als ich ausglitt ſprang jene, mit einem lauten Schrei des Schreckens, weit voraus. Meine gute Frau und die andern Reiſegefährten hatten von oben, von der hohen, ſichren Warte der neuen Straße, die Gefahr geſehen und von da an, wo mich jenſeit des Balkenweges über den Abgrund, die Felſenwand, auf deren Vorſprüngen der Steig gehet, vor ihnen verbarg, hatten ſie Stunden der Angſt durchlebt. Ich wußte das nicht, ſondern gieng und rutſchte zum Theil meinen Weg, nachdem jetzt die Führerin zurückgekehrt war zu ihrem Meiſter, einſam und allein hinab zum Thal, wobei ich nicht ſelten genöthigt war die Reiſetaſche voraus hinabgleiten oder rollen zu laſſen. Doch nun war auch das Thal der rauſchenden Rhone erreicht und in Brieg ein Gaſthaus, ſchief der Poſt gegenüber gefunden, ſo heimathlich ſtill, wie wir es uns für dieſen letzten Abend unſers Beiſammenſeyns gewünſcht hatten. Etwa eine Stunde nach mir kamen auch die Reiſegefährten in Brieg an. Der Schmerz und die Angſt der lieben Hausfrau verwandelten ſich in Freude; mein Muthwille hatte die Vorwürfe, die man mir machte, reichlich verdient, wurde aber bald dann vergeben und vergeſſen.

Am Rand einer grünen Wieſe, im Schatten eines Baumes, unweit des Oertleins, ſaßen wir lange und betrachteten den vor uns liegenden Wall des Hochgebirges mit den mächtig ragenden Schneepyramiden der Jungfrau und des Finſter-Aarhornes ſammt den weit ergoſſenen Aletſch-Gletſchern. So war ich nun doch, was ich bei meiner erſten Reiſe in die Schweiz, da ich auf dem Weg über die Wengern-Alp das Donnern der Lawinen nach dem Aletſch-Gletſcher hörte, ſo lebhaft gewünſcht hatte, in dem furchtbar ſchönen Thale des Walliſerlandes und hatte bei mir die Menſchen, nach denen ich damals oft ein tiefes Heimweh empfunden.

In Brieg gaben die jungen Zöglinge des Jeſuiten-Collegiums eine theatraliſche Vorſtellung. Uns aber, in unſerem ſtillen Gaſthaus ſitzend, führte der Geiſt des Wechſelgeſpräches bald über Islands Felſen und durch die bedeutungsvollen Dichtungen der Edda, bald zu andern Völkern und Geſchichtlein.

27.

Heimreiſe durch Wallis, Uri und Graubündten.

Am andern Morgen trennten ſich denn die Wege. Unſre theuren Fremdlinge die uns in Mailand beſucht, nahmen die Richtung nach Genf und mit ihnen gieng der letzte der Reiſegefährten, der noch von der größeren Reiſe durch Frankreich und Italien übrig geblieben war. Wir aber, die gute Hausfrau und ich, nur noch von unſrem Kernbeiſſer begleitet, giengen ſchweigend, gegen Naters, im Rhonethal hinauf. Es würde, auch wenn die Trennung von theuren Freunden auf lange es nicht gethan hätte, der Anblick dieſer hehren Gebirgsgegend Schweigen geboten haben. Denn jenſeits Naters und ſeiner alten Burg wird das Rhonethal immer gewaltiger und ernſter, und da wo ſich dieſſeit Deiſch unter der hoch über den Abgrund gelegten, ſteinernen Brücke der Strom

mit

mit einem Brauſen des Donners durch das enge Felſenbett dränget, da ſinget die Natur ein Lied von der alles ſchaffenden Weisheit, deren Gang ſelbſt über den Donner der Wogen und der zuſammenſtürzenden Felſen gehet.

Bei Deiſch ſahen wir noch reife, kleine Kirſchen des Gebirges und kauften welche. Die Tochter des Hauſes, das uns in einem weiter hinangelegnen Oertlein ein Frühſtück gab, war die Frau eines Officieres, der in Neapel unter dem Regiment der Schweizer diente. Nicht ohne große Theilnahme hörte ſie, daß wir auch in Neapel geweſen. Auch ſie ſollte in einigen Wochen dahin reiſen.

Auf den Alpenwieſen jenſeits Viel grünte noch der hier kurz weilende Sommer und es breiteten das Finſteraarhorn und Sidelhorn das weiße Tuch des Schnees im Glanze der Nachmittagsſonne aus. Seltner wird nun der Anblick der Felder, und die Dörfer, ohne den Schatten der Obſtgärten, liegen mitten in der grünen Wieſe. Eine Inſchrift hinter dem Altar einer nahe am Wege gelegnen, neugebauten Kirche, erzählte, daß dieſes Gotteshaus vor wenig Jahren durch eine Schneelawine zerſtört und durch die Wohlthätigkeit der Cantongemeinden von neuem erbaut ſey. Bald nachher, in einem der nächſten Winter, hat die Gegend wieder ein gleiches Unglück betroffen.

In Obergeſteln im Wirthshaus gab es beſuchende Fremde genug. Wir erhielten von der freundlichen Wirthin ein freundlich gelegnes Zimmer und bald war der Tiſch mit Murmelthierbraten und gebackenem Obſte beſetzt. Der guten Hausfrau wollte das noch niemals genoſſene Fleiſch nicht ſchmecken; es waren aber leider auch die andern Gerichte, mit dieſem in einer gemeinſamen Pfanne gebraten, oder doch mit Murmelthierfett geſchmalzen und hatten deshalb den gleichen Geſchmack. Zutraulich trat nach dem bald verbrachten Abendeſſen die Wirthin herein und ſagte: „hört, ihr ſeyd gute Leute, ihr thut mir wohl den Gefallen und laßt meine beiden Bäsli, die heute aus dem Bernerland gekommen, mit in eurem Zimmer ſchlaſen, in den andern Zimmer und Betten ſind Engländer.“ Wir verſtatteten es, und als wir uns zur Ruhe begeben hatten, traten die Bäsli, die wir für kleine Mädchen gehalten, herein, zwei ſehr hochwüchſige, ſtarke Schweizermädchen, welche die Hausfrau, die ſich ſchlaſend ſtellte, ſo wie ihre Kleider, neugierig beleuchteten.

Sonntags den 13ten Auguſt waren wir bei früher Morgenzeit den beiden Führern und den Engländern, die mit uns den gleichen Weg giengen, vorausgeeilt. Bald wich der Nebel des Gebirges und die Morgenſonne beleuchtete die Gletſcher, während auf dem Thal noch dämmernder Schatten lag. Nach einiger Zeit war denn der Rhonegletſcher und an ihm der Urſprung des mächtigen Stromes erreicht, den wir auf dieſer Reiſe ſo oft geſehen und bis nahe zu ſeiner Mündung ins Meer begleitet hatten. Neben blühenden Alpenroſen und andren Gewächſen des Hochgebirges hinan, war endlich die letzte Schlucht vor dem Furcapaß erſtiegen. Bei den Hütten einiger Schweinehirten frühſtückten wir von dem Mundvorrath, den einer der Führer für uns mitgenommen. Dann an Schneefeldern vorüber und zum Theil über dieſe hin, war die 7788 Fuß über das Meer ragende Höhe des Furcapaſſes gewonnen und mit ihr eine Ausſicht über die Rieſenſtadt der Berner und Walliſer Alpenkette, welche dieſem Sonntagmorgen einen unvergänglichen Eindruck in die Erinnerung gegeben. Ein Domgebäu, ähnlich nach rieſenhafterem Maasſtabe, jenem von Mailand mit der Schaar der Thürme und Thürmlein. Es ragten hier über und aus dem unüberſehlich weitem Dache der Gletſcher die weißen Thürme des Wetterhornes und Schreckhornes, das Finſteraarhorn und die Schaar der andren Gipfel und Zacken hervor.

Auf dem Hinabweg nach dem Urſerner Thale kamen wir heute, am 13ten Auguſt, durch eine Gegend, da der Frühling eben erſt aufwachte. Hier, auf den Wieſen, welche erſt vor Kurzem die Decke des Schnees von ſich gelegt, blühten die Alpenprimeln auf, und am Bächlein die Wieſen-Dotterblume (Caltha palustris); auf der ſonnigen Höhe hörte man das Pfeifen der Murmelthiere, deren langer Winterſchlaf vielleicht erſt ſeit wenig Tagen ein Ende genommen.

Das Hinabſteigen am gähen Berggelände gegen Rehalp erſchien den Füßen faſt beſchwerlicher, als das Hinanſteigen vom Thal der Rhone. Wir blieben daher gern in dem wohleingerichteten Wirthshaus zu Rehalp, im gaſtlichen Haus des Capuziners, der hier die Fremden beherbergt. So trefflich hatte uns lange keine Mahlzeit geſchmeckt, lange kein Trunk des Weines uns ſo erquickt, als dieſer, am Tiſche des guten, freundlichen Pater Martin. Am Nachmittag ſah ich mich noch in dem wahrhaft unvergleichbaren, wildſchönen Thale, an den Ufern der ſchäumenden Reuß um. Ein trefflicher deutſcher Schriftſteller hat mit Recht dieſes Urſerner Thal eines der merkwürdigſten und wundervollſten von Europa genannt. Man weilt hier auf einer Höhe, welche jene des Brockengipfels am Harz noch überſteiget *). Dieſe Höhe verräth ſich allerdings dem weiter forſchenden Auge

---

*) Sie beträgt 4700 Fuß.

durch den Mangel an Obſtbäumen und faſt an allen Feldern, denn es wird hier nur noch einiger Hafer und der Kartoffel mit ſolcher Sorgfalt und Mühe gebaut, wie in unſern Gärten das feinere Gemüſe des Blumenkohls oder des Spargels. Und dennoch, wohin man auch den Blick erhebt, ſieht man ſich von Bergrändern umſangen, ſo rieſenhaft hoch und nahe zuſammentretend, daß ſie dieſes hochgelegne Thal zugleich zu einem der tiefſten unſres Welttheiles machen. Denn zur Rechten umſchließet das Thal die Kette des Fiendo und des St. Gotthard und benimmt ihm die Strahlen und wärmenden Winde des Mittags; zur Linken aber, gegen Norden hin, führet der mächtige Gallenſtock ſeine gähe Gebirgsmauer neben dem Thal hin. Selbſt die Bauart der Häuſer in Rehalp, welche hoch auf Pfahlwerk ſtehen, erinnert an die Gefahren, welche der Winter und noch mehr die Zeit des thauenden Schnees dieſer Gegend drohet. Das treffliche, kräftig ſchöne Volk, welches das Urſerner Thal bewohnt, iſt ein Volk der Hirten, welches ſich vom Ertrage der Viehzucht ernährt: vornämlich von der Bereitung eines ſehr wohlſchmeckenden Käſes, der jedoch großentheils wegen ſeiner Zartheit und Weichheit zum weiten Verſenden und langen Aufbewahren nur wenig geeignet iſt. Auſſerdem ernährt die Bewohner des Urſerner Thales der Verkehr der Gotthardsſtraße, für welchen ſie Saumroſſe halten und verleihen.

Wir waren in dem Hauſe des guten Pater Martin ſo wohlgemuth, als gehörten wir ſelber mit zur Familie. Am andern Morgen weckte man uns zur Theilnahme an dem gemeinſamen Morgengebet, das der Pater mit den Hirten des Dorfes und mit den Genoſſen ſeines Hauſes hielt, ehe jene, den oftmals gefährlichen Gang, zur Trifft der Alpen antreten. Dann machten auch wir beide, mit unſrem Führer (einem Knecht des Paters) uns auf den Weg, denn wir wollten noch heute über die Oberalp nach Graubündten.

Im Dorf Hospital beſahen wir die ausgezeichnet ſchöne Sammlung von Mineralien der Nachbaralpen, welche der Diaconus Meyer mit unſäglicher Anſtrengung und Mühe, meiſt mit eigner Hand, unter dem Schuttgeſtein und den Schneelagern des Hochgebirgsrückens erbeutet hat. Sie iſt in ſeinem Hauſe aufgeſtellt und er verkauft davon an andre Freunde des Steinreiches. Auch ich fand hier Vieles mir ſehr Schätzenswerthes.

Zu Andermatt im Wirthshaus ließen wir unſren Führer warten und giengen hinab zu dem nahe gelegenen Urner Loch und zur Teufelsbrücke. Hier hat der vormalige See, der das Urſerner Thal bis hinan zum Fuße der Furca und des Gallenſtockes erfüllte, einen Ort des Durchbruches gefunden hinab zu der tieferen Thalgegend von Uri und zum Vier-Waldſtätter See. Die Schreckniſſe und die zerſtörende Gewalt des Ereigniſſes, bei welchem vielleicht auſſer dem Element des Waſſers noch andre Kräfte wirkten, werden noch jetzt durch das Ausſehen der furchtbaren Felſeneinöde der Schöllenen beurkundet, in welche das Urſerner Loch ſich öffnet. Das iſt eine Welt in Trümmern, ein Schutthaufen von ganzen Felſen, welchen, ſeitdem die Zeit der alten Rieſenkräfte ihn hier aufthürmte, keine ſpäter geborene Kraft mehr hinwegzuräumen vermochte. Der eigentliche alte Waſſerriß, den ſich der See durch die Felſenwand brach, das ſogenannte Urner Loch, iſt 210 Fuß lang und hat hierbei nur eine Breite von kaum 30 Fuß. Mit dem Getös des Donners ſtürzt ſich die Reuß unter der hochgewölbten

Teufelsbrücke, welche am Eingang des Urner Loches liegt, hinab. Als wollte ſie durch den Schreck des Getöſes dieſe nur nach furchtbarem Kampfe der Gewalt des Waſſers unterworfnen, zu Boden geſtürzten Rieſen in Furcht erhalten. Man hat den Geiſt des Menſchen ſo wie er meiſt, ſeiner eignen Kraft und Würde unkundig, träumend dahinfährt, mit den neugebornen Jungen der Löwin verglichen, welche, nach einer ſinnvollen Dichtung des Mittelalters, erſt das Gebrüll des alten Löwen aus dem Schlaf des Scheintodes wecken muß, den ſie nach der Geburt ſchlafen. So werde auch der Geiſt im Menſchen öfter erſt durch die laute Stimme der innern oder äußren Noth aus dem Schlafe geweckt. In der That auch in ſolcher Natur wie dieſe hier iſt tönet eine ſolche Stimme von weckender Kraft. Dies bezeugen die Thaten, an welche, nur wenig weiter hinabwärts ins Thal, die Trümmer der alten Burg des Geßler: Zwing-Uri genannt erinnern, ſo wie die Grütli-Wieſe, und Tells Geburts-Ort: Bürglen.

Die Oberalp: der Gebirgsdamm, welcher Graubündten von Uri ſcheidet, ſchien uns von Andermatt aus, wo wir einige Zeit geruht hatten, nicht ſchwer zu erſteigen. Der Furcapaß und die alte Straße des Simplon hatte uns an andre Maasſtäbe des Bergſteigens gewöhnt. Von der Höhe der Alpenwieſe aus, bei einer Sennhütte, betrachteten wir das gegenüber liegende Gebirg des St. Gotthard und des Badus. Man bemerkt von hier aus deutlich einige jener tiefen Einſchnitte, welche zehn Hochthäler, in denen gegen dreißig kleine Seen gründen, um und zwiſchen den ſieben Berggipfeln bilden, die den Gotthard bekrönen.

Unſer Führer hatte, wie es ſchien, eine Braut in

Andermatt und ſollte am Abend wieder in Rehalp bei ſeinem Herrn, dem Pater Martin ſeyn. Er bat mich, als wir bei einer der letzten Sennhütten waren, ihm zu erlauben, daß er umkehre, denn wir ſeyen ja nun auf der Höhe und der Weg nach Ruäras ſey nicht mehr zu verfehlen. Zwar hatte ich dem guten Mann bereits den Lohn für den ganzen Weg von Rehalp bis Ruäras bezahlt, da es aber meinen Augen ſchien, als hätten wir wirklich den höchſten Punkt des Weges faſt erreicht, ließ ich ihn gehen. Aber ich erfuhr von neuem, wie ſich in ſolchem Gebirge das Auge täuſche. Zwar kaum merklich aufſteigend, aber noch langwierig war der Weg bis zum einſamen Gebirgſee, an deſſen Rande der Steig über einen langen Brückendamm gieng, den die Natur ſelber an der Felſenwand hin aus Alpenſchnee und Eis gebaut hatte. Zwiſchen dem Eisdamm und dem unmittelbar darunter gelegnen See war ein anſehnlicher Zwiſchenraum, den das Waſſer des Sees, wenn er in Wogen gieng, ausgewaſchen hatte. Meine liebe Frau wollte ſich anfangs durchaus der gefährlich ſcheinenden Brücke nicht anvertrauen, bis ich ſie aufmerkſam machte auf die Spuren der erſt ſeit kurzem hinübergegangnen, ſchweren Saumroſſe. Unten im ſchwarzgrünen See bewegten ſich munter die Alpenſälmlinge; ſonſt war hier ein bewegungsloſes Schweigen der Natur. —

Jenſeit des Sees verirrten wir uns und kamen ſtatt gen Ruäras herüber zum ſüdlichen, gähen Gebirgsabhang, gegen Chiamut hin. So beſchwerlich auch hier das Hinabſteigen und zuweilen das Hinabgleiten auf dem feuchten Wieſengrund der Alpe war, entſchädigte uns dennoch für die Mühe die erhabene Schönheit der Seitenſchluchten und des Thales des Cornaro, welche wir hier unmittelbar vor und unter uns ſahen. Hier iſt der wahre und eigentliche Urſprung des Rheines, der ſich, wie ein junges Streitroß, das bald nach der Geburt ſchon auf ſeinen Füßen ſteht und herumläuft, bald nach dem Hervorgehen aus dem Mutterleib der Felſen, als mächtiger Bergſtrom ins Thal hinunterſtürzt. Wir tranken aus einer der Nebenquellen, welche zum Rhein werden. In Chiamut war die wirthliche Thür des Pfarrhauſes (das in dieſen Gegenden zugleich das Gaſthaus iſt) verſchloſſen, der Pfarrer ſelber auf einer abgelegnen Alpenwieſe beſchäftigt. Deſto wohlſchmeckender und labender däuchteten uns der Wein und der Käſe in Ruära's. Wie ein ruhender Held, der nun mit den überwundnen Völkern Frieden gemacht und ſie regieret, blickte, von der Abendſonne beleuchtet, der beſchneite Rücken der Alpen über den Tawetſch-Gletſcher herein ins Thal, das über den zuſammengeſtürzten Trümmern grünt und blühet. Das immer höhere und fernere Emporſteigen der Gebirgsgipfel des tiefer abgelegnen Rheinthales, wirkte auf das ſehende Auge, ſo wie aufs Ohr das tiefe Tönen der Orgel. Vor Diſſentis ruheten wir im Raſen, bis die Abendröthe über den Gletſchern und über dem Medelſer Thal emporſtieg.

In Diſſentis ſtund meiner guten Frau eine Trauer bevor. Der junge Kernbeißer aus der Lombardei, den ſie ſo viele Tage getragen und gepflegt hatte, wurde durch eine Katze getödtet, die mit tückiſcher Klaue in den Käfich griff. — Spät ankommende Engländer lärmten neben unſrem Schlafzimmer bis Mitternacht.

Wir begannen den Feſttag des andern Morgens mit dem Beſuch der Felſen-Vorſprünge, bei denen der Mittelrhein, vom Medelſer Thal her in den Hinterrhein ſtrömt.

ſtrömt. In Trons, wo noch jetzt der Ahornbaum grünet, in deſſen Schatten 1424 der graue Bund geſtiftet ward, erfreute mich die Bekanntſchaft des alten, ehrwürdigen Pfarrers Pl. Speſcha, eines fleißigen Forſchers und Kenners der Gegend, und der Geſchichte ſeines Vaterlandes, welcher noch jetzt im Beſitz einer ſchönen Mineralien-Sammlung iſt, obgleich er die früher beſeſſene, die von ſehr hohem Werthe war, zur Zeit der franzöſiſchen Beſitznahme des Thales freiwillig dahingab, um damit der armen Gegend die Summe der Schatzung zu erſparen, die ihr der Feind auferlegt hatte. Der freundliche Mann gab mir zwei ſchöne, kleine Bergkryſtalle, von den nadelförmigen Kryſtallen des Amianths wie mit Goldfäden durchwebt, damit ich ſie einem von ihm hochgeliebten Fürſtenpaare überbringen ſolle. Ich konnte dies zwar damals nicht in eigner Perſon thun, habe jedoch die anvertraute Gabe ſogleich, bei der Durchreiſe durch die Reſidenz, einem Freunde zur Weiterbeſorgung übergeben, welchem ſein Stand die Erfüllung des Auftrages leicht machte.

Jenſeits Trons führte uns eine Brücke an das andre Ufer des Rheines, und im Schatten des waldigen Abhanges, am Wieſengrund vorüber, nach Ilanz. Hier hatte uns weder das etwas ſpärliche, ſpäte Mittagsbrod noch die Stunde des Ausruhens hinreichend gegen die unerwartete Ermüdung gewaffnet, die uns beim Hinanſteigen auf die ſteile Gebirgshöhe gegen Lax und Flims hin, über welche die Straße führt, für heute noch aufbehalten war. Wir hatten indeß, zwar durch manchen ſauren Tritt der müden Füße, den Genuß einer Mondſcheinnacht erkauft, mitten in der wildeinſamen, hehren Natur der Alpenhöhen. Wir hatten unſer Nachtlager in einem Jägerhauſe genommen, von deſſen Fenſtern aus uns das Gränzgebirge gen Glarus und die eiſigen Wände des Martinsloches vor Augen waren. Einen Monat früher hatte uns, in einer gleich heitren Nacht, der Mond das wogende Meer bei Terracina beleuchtet; hier beſchien er ein ſtarres Meer von Schnee und Gletſchern.

Wir waren am andern Morgen ungewiß, ob wir den Weg über den Gunkels durchs Vättis Thal, nach dem Bade Pfäffers wählen ſollten, oder den an Reichenau vorüber gen Chur. Wir bereueten es nicht, daß uns die Ermüdung meiner lieben Reiſegefährtin den Weg nach dem wunderſchönen, am Zuſammenfluß des Vorderrheins mit dem Hinterrhein gelegnen Reichenau geführt hatte. Ein wohlgebautes Schloß von Gartenanlagen umgeben, zieret das Oertlein. Die Ausſicht bei und von der Brücke in das Thal des Vorderrheines ſchien uns gar nicht wieder von ſich hinweglaſſen zu wollen; es war uns, als ſollten wir jetzt auch noch, wenigſtens etliche Stunden weit, bis zur Einmündung der Albula gehen. Der immer mächtiger werdende Zug nach der nahen Heimath überwog jedoch. Auf dem grünen Wieſengrunde, neben hohen Eichen hin, öfters in der Nähe des Rheines, ward uns der Weg bis zur Stadt zu einem wahren Luſtgange.

In Chur, an der Wirthstafel, nahmen wir das Erbieten eines Fuhrwerkbeſitzers aus Götzis an, uns von hier bis gen Feldkirch zu fahren. Das Gebäude des Domes und der reformirten Kirche wurden nach Tiſch beſehen, dann, am Nachmittag, von dem zu unſrer großen Freude ganz offenen Wagen aus, der wunderbare Bergkeſſel bei Pfäffers, wenigſtens mit den ſehnenden Blicken, wenn auch nicht mit den Füßen erſtiegen. Dieſe Ausſicht öffnet ſich am vollſtändigſten bei Zollbruck und auf dem Wege nach Mayenfeld hin, das wir, verklärt vom Schein der Abendſonne ſahen. Den Felſenweg des Luziſteiges beleuchtete uns, aus klarem Himmel der Mond.

Von Balzers aus, da wir übernachteten, führt die Straße im Anblick des Rheines und der zur Rechten gelegnen rothen Wand gen Vaduz und zum Ufer der Ill bei Feldkirch. Das letzte Nachtlager im Ausland, für die ganze diesmalige Reiſe: das am Saume des waldbewachsnen Hügels gelegene Götzis, war ſchon in einer frühen Nachmittagsſtunde erreicht. Wir ſaßen da, zuerſt am rauſchenden Bächlein, dann unter den Ruinen der alten, auf dem Hügel gelegenen Burg. Wir wiſſen nicht, welche Herrlichkeit, welche Mühen, welche Luſt den Menſchen an dieſem Gemäuer vorüberzogen. Die Herrlichkeiten und alle Luſt der Augen ſind vergangen, aber auch die Muhe des Vorüberziehens hat ein Ende; ſiehe, noch einige Schritte, und wir ſind da, wohin das Herz ſehnet und eilet: in der lieben Heimath!

Druckfehler,

welche man den Leſer bittet zu verbeſſern und zu entſchuldigen:

S. 22 Z. 17 l. m. Alcyone. S. 66 Z 3 l. m. möchte. — S. 83 Z. 19 l. m. ſieben, ſtatt fünf. — S. 87 Z. 12 l. m. dürrer. S. 104 Z. 2 u. 3 l. m. (welches man hier ganz ohne Zügel läſſet). — S. 112 Z. 13 l. m. erinnerte. — S. 121 Z. 17 l. m. zum Lager. — S. 140 Z. 9 v. o. l. m. gewährt hatte. — Z. 9 v. u. l. m. Dieſe wird. — Z. 8 v. u. auf jenem. — Zwiſchen S. 160 Z. 1 v. u. und 161 Z. 1 v. o. iſt beim Druck die Zeile ausgelaſſen: der Citronen- und Orangengärten, bald den der grün- — S. 161 Z. 13 v. u. l. m. Preis des ſchon genoſſenen Abendeſſens. — S. 168 Z. 4 v. u. l. m. Aleſſi ſtatt Aleaſſi. — S. 175 Z. 15 l. m. Spagnuoletto. — S. 178 Z. 9 l. m. Bekannten. — S. 195 Z. 6 v. u. l. m. in den ſtatt in das. — S. 203 Z. 4 l. m. Der ſt. Das. — S. 208 Z. 7 v. u. und Z. 16 v. u l. m. 1642 ſt. 1643. — S. 227 Z. 17 v. u. l. m. Alkmaar. — S. 234 Z. 6 v. u. l. m. Barile. — S. 237 Z. 12 u 13 l. m an ſt. in. — S. 252 Z. 9 v. u. dem ſt. dieſem. — S. 276 Z. 13 Wem ſt. Wen. — S. 279 Z. 15 v. u. Manlius. — S. 280 Z. 14 v. u. Gerhard ſt. Erhard. — S. 281 Z. 2 v. u. l. m. Gebäudes. — S. 283 Z 5 l. m. Aufbau. — S. 287 Z. 1 v. u. l. m. dieſes vorbildliche Hinführen. — S. 288 Z. 1 v. o. ſtreiche man: allein. — S. 291 Z. 10 v. o. Nebenſtatuen ſt. Seitenſtatuen. — S. 296 Z. 2 v. u. l. m. Gnaivo ſtatt Gnaivod. — S. 302 Z. 9 v. o. l. m. erhabneren. — S. 311 Z. 15 v. u. ſpricht dich Guido. — S. 317 Z. 8 l. m. Anio ſt. Arno. — S. 324 Z. 7 u. 6 v. u. l. m. noch ehe das Steinſchiff ſie umſchloß, — S. 327 Z. 12 l. m. erbaute. — Z. 13 wird ſt. ward. — S. 336 Z. 14 Tempels, ſt. Gebäues. — S. 367 Z. 17 dreihundert ſt. vierhundert. — S. 374 Z. 2 u. Z. 17 v. u. l. m. Apennin. — S. 378 Z. 10 269 ſt 259. — S. 379 Z. 4 v. u. jeder ſonſt ſt. faſt jeder. — S. 408 Z. 6 v. u. Apennins ſt. Appenins. — S. 411 Z. 1 Camelana ſt. Camelena. — Z 2 l. m. Apenninenkette. Eben ſo S. 412 Z. 12 u. f. — S. 424 Z. 9. l. m. in den. — S. 430 Z. 7 u. 8 l. m. Den herzoglichen Pallaſt. — S. 440 Z. 1 u. 6 v. u. ſo wie S. 445 Z. 4 u. 5 v. u. l. m. Borromäer und Borromäers. — S. 448 Z. 10 u. 17 l. m. Verrocchio ſt. Verocchio.

Ueber

Ahnen und Wiſſen.

Ein Vortrag

aus dem

Kreiſe der Abendunterhaltungen im Muſeum

zu München

im December 1846

von

Dr. G. H. v. Schubert.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

München, 1847.

Verlag der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

Univ. Bibl.
München

Ihrer Hoheit

der Frau Herzogin

Louiſe Caroline

von Sachſen-Altenburg,

gebornen Prinzeſſin von Reuß-Greiz,

in tiefſter Ehrfurcht

zugeeignet

von

dem Verfaſſer.

Wenn Eure Hoheit einer Vorleſung, welche zunächſt nur für die geſellige Theilnahme in einem engeren Kreiſe beſtimmt war, Höchſt-Ihre aufmunternde Theilnahme ſchenkten, dann war dies nur dem Titel zuzuſchreiben, unter welchem ein Vortrag ſich ankündigte, der hinter ſeiner Aufgabe ſo weit zurückblieb. Wenn vor den Ohren eines Freundes der Tonkunſt auch nur ein einzelner Accord angeſchlagen wird, dann erwacht gar leicht in ſeiner Seele die Erinnerung an irgend eines ſeiner Lieblingslieder, das mit den Tönen jenes Accordes beginnt. So ſind in Eurer Hoheit reichem Gemüth, welches dem Ahnen und Wiſſen der höchſten Art ſchon ſo frühe befreundet war, durch die ſchnell vorübereilenden Worte eines Redners Gedanken und Erinnerungen geweckt worden, welche Ihnen ſelber, nicht dem Vortrag angehörten, der hier von dem ihm mild verliehenen, begünſtigenden Schein entkleidet, in ſeiner eigenen Armuth vor Augen liegt.

München den 6. Januar 1847.

Der Verfaſſer.

1. Das blinde Glück.

Die Freunde, deren Einladung er gefolgt iſt, haben es zu verantworten, daß der alte Reiſende durch die Wüſte*) abermals hier als Redner auftritt, vor einem hochverehrten Kreiſe ſeiner Mitbürger und Mitbürgerinnen, welchem er wenig Anderes darzubringen vermag als das Vertrauen auf freundliche Nachſicht.

Vom *Ahnen* und *Wiſſen* ſoll ſein diesmaliger Vortrag handeln; mit andern Worten, von einem Finden, dem kein eigentliches Suchen vorangeht, und von einem Suchen, welches erſt nach längerem Bemühen, zuweilen gar nicht, zum wirklichen Beſitz des Geſuchten führet.

Im leiblich Sichtbaren eben ſo wohl, als im geiſtig Unſichtbaren wird nicht ſelten etwas gefunden, von Denen, die es nicht ſuchten, ſo wie etwas eifrig geſucht, das ſich nicht finden läſſet. Sollten wir, ſelbſt nur im Vorübergehen, des Vorzüglichſten erwähnen, was über dieſen Gegenſtand ſich ſagen läſſet, dann würde dazu auch eine längere Reihe von Vorträgen kaum ausreichend ſeyn. Wir wollen uns deshalb für heute nur auf einen engeren Kreis beſchränken und aus der Ueberfülle der Thatſachen nur etliche hervorheben, welche es deutlich machen können, was bei einem glücklichen Finden dem ſogenannten Zufall zuzuſchreiben, und was dabei ein Werk, entweder des Ahnungsvermögens oder des berechnenden Verſtandes ſey.

---

*) Die Vorleſung des Verfaſſers im vorigen Jahre beſchrieb „das Reiſen durch die Wüſte."

Wir wollen uns vorläufig nicht aufhalten bei der Frage, ob es überhaupt im gewöhnlichen Sinne des Wortes einen Zufall geben könne, in dem Haushalt einer ewigen, allbedenkenden Weisheit, ohne deren Willen kein Sperling fällt vom Dache, in deren vorbeſtimmendem Rathe ſelbſt die Haare gezählt ſind auf unſerem Haupte. Auch wollen wir hier noch nicht an das erinnern, was zu vielen jener Erfindungen und Entdeckungen, die nachmals von großen Folgen waren, neben dem ſcheinbaren, äußern Zufall, der ſie veranlaßte, ein inwohnendes Vermögen der Menſchenſeele beitrug, das man mit dem thieriſchen Inſtinkt vergleichen könnte. Denn wie der Wurm, der zufällig in einen Käfich hineinkriecht, von dem körnerfreſſenden Vogel, der darinnen wohnt, gar nicht bemerkt, von der Nachtigall aber ſogleich geſehen und als Speiſe ergriffen wird; ſo könnte auch irgend ein, in der Geſchichte der Erfindungen wichtig gewordenes Ereigniß an den Augen von tauſend andern Menſchen unbeachtet vorübergegangen ſeyn, bis es einen betraf, der daraus Anlaß zu einer Entdeckung nahm, die nachmals für den Haushalt wie für den Verkehr der Völker höchſt bedeutungsvoll wurde.

In gar vielen Fällen tritt es unverkennbar deutlich in die Augen, daß die blinde Fortuna von einer weithinſchauenden, hellſehenden Führerin an der Hand gehalten und zu ihrem Ziele geleitet werde, in andern iſt dieſes nicht ſo, es ſtößt da ſcheinbar die blinde Glücksgöttin mit einem eben ſo blinden Wandrer zuſammen; jene ſiehet nicht das, was ſie gibt, und dieſer ſieht und erkennt nicht das, was er findet; es ergeht ihm wie dem Guineaſperling, wenn derſelbe ſtatt im Sand in Goldſtaub ſich gebadet hat, und dann mit ſeinem Schatz auf den nächſten Baum fliegt, um dort ihn wieder abzuſchütteln. Einige Beiſpiele von ſolch unvorhergeſehenem und für den Finder ſelbſt ganz, oder faſt ganz nutzloſem Glücksfund ſollen uns hier zuerſt beſchäftigen.

Nicht fern vom Egri Kapu oder dem krummen Thor von Conſtantinopel wird noch jetzt die mächtige Ruine eines Lieblingswohnſitzes der alten, oſtrömiſchen Kaiſer, die des Pallaſtes Habdomon geſehen, in deren ſtarkem Gemäuer das ärmere Volk, gleich Neſtern von Dohlen, ſeine kleineren Behauſungen aufgeſchlagen hat. In einem der angränzenden Höfe, ſaß unter Mohameds II. Regierung (wahrſcheinlich im Jahre 1456) das Kind eines Türken am Boden und grub ſpielend im Sande. Da fällt ihm ein glänzender Stein von beſonderer Geſtalt in die Augen, es hebt ihn auf und bringt ihn mit noch andern, gewöhnlichen Steinchen in die Wohnung der Eltern. Mehrere Tage mochte das Kind mit ſeinem ſchönen Steine geſpielt haben, da kommt zu ſeinen Eltern ein Nachbar zum Beſuch, der auf den Werth der Steine und den Handel mit ihnen ſich wohl verſteht, er ſieht den Stein und erkennt in ihm ſogleich einen Demant von überaus hohem Werth; man meldet dem Großſultan Mohamed II.

den koſtbaren Fund, dieſer nimmt ihn an ſich und noch jetzt iſt jener Stein das werthvollſte Juwel des osmaniſchen Schatzes.

Aber bei welcher Gelegenheit mochte der prächtige, oſtindiſche Demant hieher gerathen ſeyn in den Sand des Hofraumes eines byzantiniſchen Pallaſtes? Dieſe Gelegenheit hatte ſich nicht erſt geſtern oder ehegeſtern, ſie hatte ſich vor mehr denn 900 Jahren ergeben. Es war im Jahr 548 nach Chriſti Geburt, am Tage St. Johannis des Täufers, als der prachtliebende Kaiſer Juſtinianus, von der Proceſſion nach der St. Johanniskirche zurückkehrend, den Demant von unſchätzbarem Werth vermißte, welcher ſein Diadem geziert hatte. Alsbald wurden Tauſende von ſcharfſichtigen Augen wie von geſchäftigen Händen aufgeboten, den verlorenen Schatz zu ſuchen: in allen den Straßen, auf all den Plätzen, darüber heute der Kaiſer gewandelt, wurde jeder Fußbreit des Bodens genau durchforſcht und ſelbſt durchgraben; Monate lang dauerte das eifrige Suchen und Forſchen, der koſtbare Stein aber war und blieb verloren. Neunhundert und acht Jahre lang waren über die Stätte, da der Demant unter Sand und Erde verborgen lag, Menſchen wie Laſtthiere hinübergeſchritten, kein Blick der Verſtändigen hatte ihn erſpäht; da ſpielt ein unverſtändiges Kind am Boden und das blinde Glück reicht ihm die koſtbare Gabe in ſeine Hand.

Ob das glückliche Kind oder ob ſein Vater aus dem Fund des Steines einen Gewinn gezogen und welchen?, das wiſſen wir nicht zu ſagen, ſollten jedoch auch beide leer ausgegangen ſeyn, ſo lag dennoch ein Gewinn für Andere, nicht etwa nur für die Herrſcher des osmaniſchen Reiches, ſondern auch für uns in dem ſcheinbar zufälligen Ereigniß.

Der Gewinn, den ich meine, das iſt jene Lehre, welche die eigene Erfahrung ſowie die Geſchichte uns ſo oft zu Herzen führt: daß außer und über des Menſchen mühſeligen Arbeiten, außer und über ſeiner großen Kunſt und hochgeprieſenen Weisheit noch etwas Anderes ſey, das der wohlbedachten That erſt ihr Gelingen geben muß; eine Hand von oben, welche nicht ſelten den Unmündigen, den in den Augen der Welt Unweiſen, ja ſelbſt den Schlafenden das beſchert, was die ergrauten Weiſen, was die in der Arbeit des Tages ſich Abmühenden durch all ihr begieriges Suchen nicht erlangen konnten.

Unwiſſende Fuhrleute, welche Salz geladen hatten, fuhren durch einen dichten Tannenwald, ein furchtbarer Gewitterregen mit Donner und Blitz überraſchte ſie; ſchon zur Unzeit, denn der Tag hat ſich geneigt, ſahen ſie ſich genöthigt, unter dem Dickig der Bäume Halt zu machen und zu übernachten; da ſie am andern Morgen weiter fahren, finden ſie den Weg durch die Fluth des Regens zerriſſen, aber in einem dieſer Riſſe zeigt ſich ihren Augen ein mächtiger, jetzt von ſeiner Decke entblößter Silbergang. So ſind die unwiſſenden Salzfuhrleute die Entdecker geworden der reichen Silberlagerſtätten von Freiberg in Sachſen, dieſer noch jetzt nicht erſchöpften Schatzkammer des Meißner Oberlandes.

Peter Remmer, ein Reffträger aus Krembs an der Donau, der mit Schuſtergeräthſchaften und venetianiſcher Würze handelt, verirrt ſich, zu ſeinem großen Verdruß, in einem Forſt des ſächſiſchen Erzgebirges; ein Bergmann, der ihn endlich wieder auf den rechten Weg bringt, klagt es ihm, daß ſeit einiger Zeit, ſtatt der ergiebigen Eiſenerze, welche man bis dahin in dem Revier gebaut, eine Erzart ſich ſtände, deren Metallgehalt, im Schmelzofen weich wie Buttermilch fließend, ſelbſt für Nagelſchmiede nicht brauchbar ſey. Romner, um ſeine Dienſtfertigkeit zu bezeugen, läßt ſich ein Probeſtück des Erzes geben, damit er einen Sachverſtändigen darüber befragen könne; ſein Freund, der Münz- und Probirmeiſter in Nürnberg, findet in dem Erz einen bedeutenden Silbergehalt: Peter Romner wird durch ſein Verirren im Walde der Entdecker der zu ihrer Zeit ungemein reichen Silberbergwerke von Schneeberg.

Seitdem hatten auch bei St. Annaberg manche ſachverſtändige Männer das erzhaltige Revier durchforſcht und einige Gruben waren fündig geworden. Keine dieſer Entdeckungen aber kam an reichem Ertrage jener gleich, die ein armer Taglöhner am Schreckenberg machte, der ſich vom Jäger die Erlaubniß erbeten hatte, den Stock und die Wurzeln eines Waldbaumes, den der Blitz zerſchmettert hatte, aus dem Boden herauszugraben, um das Holz davon für ſein armes Haus zur Feuerung für den Winter zu benutzen. Denn unter den Wurzeln des alten Baumes kam der reiche Silbergang zum Vorſchein, aus deſſen edlem Metall jene Millionen von kleinen und größern, ſeitdem gar oft zu andrem Gebrauch umgeſchmelzenen Münzen geprägt wurden, die unter dem Namen der Schreckenberger bekannt waren. Ein ähnliches unverhofftes Glück hatte in derſelben Gegend ein armer Bergmann, der am Frohnleichnamsabend in einem forellenreichen Bache fiſchen wollte und, während er mit einer Stange im Waſſer, um die Fiſche aus ihrem Schlupfwinkel herauszuſcheuchen, herumhebelte, mit dem Raſenſtück, auf welchem er ſtund, hinabbrach in den Bach; denn als er aus dieſem ſich herausarbeiten wollte, griff ſeine Hand ſtatt der Baumwurzeln in die zahnförmigen Bildungen des gediegenen Silbers, welche das Ausgehende jenes Ganges bildeten, der dem ſogenannten Frohnleichnamsſtollen ſeinen lang andauernden Werth gab.

Ein armer Hirt auf den Gebirgen von Lima zündet, um ſich des Froſtes zu erwehren, ein Feuer an einer ſcheinbaren Gebirgswand an, welche wie eine Mauer aus dem Boden hervorragte. Der Wind facht die Gluth auf, das thonige Gefüge, das den Ueberzug der Bergwand bildete, zerſpringt und fällt ab und unter dieſer Hülle kommt einer der mächtigſten, reichſten Gänge des reinen gediegenen Silbers zum Vorſchein, den man auf Erden kennt.

Abſichtlich haben wir hier Beiſpiele eines glücklichen Findens ſolcher Gegenſtände hervorgehoben, welche der Menſch, ſo wie er nun einmal iſt, mit der größeſten Begierde ſucht. Wem war aber in dieſen Fällen das Glück beſchert? Etwa der großen Kunſt und dem Verſtand der Suchenden? Ich meine nicht, ſondern die Gabe kam und ging einen andern Weg, als jener iſt, den der Menſch mit ſeinem Bemühen ihr zumuthen und aufnöthigen möchte.

Nur noch ein oder zwei Beiſpiele ſolcher Art ſey es mir erlaubt hier anzuführen.

Einen größeren Ruhm noch als der Demant des byzantiniſch-osmaniſchen Schatzes hat ein edler Opal gehabt, welcher zu ſeiner Zeit ein Gegenſtand der Bewunderung in dem alten, mächtigen Rom war. Nonius, ein reicher Bürger dieſer Stadt, beſaß den wunderherrlichen Stein, deſſen damaliger Werth auf 20 Millionen Seſtertien, nahe gegen 1½ Millionen Gulden geſchätzt war, weil ſein Farbenſpiel, wie der Glanz der Sonne den der andern Geſtirne, ſo das Farbenſpiel aller Steine ſeiner Art übertraf. Ein Mann, welcher nicht gewohnt war, daß ein Wunſch ihm verſagt werde: der mächtige Triumvir Antonius hatte den Stein in der Hand des Beſitzers geſehen, zuerſt mit Bewunderung, dann mit dem heftigen Verlangen nach ſeinem Beſitz. Nonius jedoch war nicht geneigt von ſeinem Schatze ſich zu trennen; er verſchmähte jedes Gebot des vielvermögenden Triumvirs, der ſich hierdurch ſo ſchwer in ſeiner Würde gekränkt fühlte, daß er die Verbannung des Nonius aus der Stadt bewirkte. Der Vertriebene wandte ſich nach Aegypten und das Alterthum giebt uns keine weitere Kunde von der Geſchichte des vielbewunderten Steines.

Mehr denn 17 Jahrhunderte waren vergangen, da geſchah es in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daß ein armer Chriſtenſclave, der als türkiſcher Kriegsgefangener zum Galeerendienſt verurtheilt war, vom Durſt gepeinigt in dem Schutt der vormals herrlichen Stadt Alexandria herumwühlte, um da nach einem Stücklein altem Eiſen, oder nach einem andern Gegenſtand zu ſuchen, dafür er ſich bei der Sorbetverkäuferin, im Tauſch, einen friſchen Trunk verſchaffen könnte. Das Glück will ihm heute beſonders wohl, er findet einen Stein, nahe von der Größe eines Taubeneies, deſſen milchweiße, freilich etwas verwitterte Oberfläche hin und wieder buntfarbig ſtrahlende Stellen zeigte. Er bringt ſeinen Fund zu einem ihm bekannten, mildthätigen Landsmann, dem Krämer Kobelev, einem vermuthlichen Schleſier, und dieſer, mehr aus Mitleid gegen den armen Finder denn aus Hochſchätzung des Steines, macht ihm ein kleines Gegengeſchenk an Geld, durch deſſen Empfang der arme Galeerenſclave ſich überglücklich dünket. Unbeachtet liegt der Fund einige Zeit im Laden des Krämers, bis einſt ein Geſchäft den franzöſiſchen Conſul Lirencourt dahin führt, deſſen Aufmerkſamkeit der Stein erregt. Kobolen, um ſich dem guten Andenken des Herrn zu empfehlen, bietet dieſem das für ihn ſelber nutzloſe Stück zum Geſchenk an und der Conſul nimmt es mit ſich. In dem Hauſe jedoch von dieſem kommt der unſcheinbare Stein bald wieder zu ſeinem verdienten Anſehen; er wird als ein edler Opal erkannt, welcher nur, wie dies dieſem leichter verletzbaren Edelſtein öfter geſchehen kann, an ſeiner Oberfläche gelitten hatte. In der Hand eines Kunſtverſtändigen gewinnt derſelbe einen großen Theil ſeiner vormaligen Schönheit wieder, wenig Jahre nachher verwerthet ihn der Conſul in Europa um 40,000 fl. und die Häupter der damaligen, wiſſenſchaftlichen Steinkunde, unter ihnen der berühmte Cronſtädt und mit ihm Haſſelquiſt erkannten in dieſem edlen Opal den berühmten Edelſtein des Nonius an.

Die Freude des armen Chriſtenſclaven, welcher, als ſein Fund um ſolche Summen verkauft wurde, vielleicht längſt in ſeinem Elend verkommen war, mag beim Aufheben und Betrachten des milchweißen Steines nur eine geringe, im Vergleich mit jener geweſen ſeyn, welche ein gelehrter Kenner des Alterthums und des Steinreiches würde empfunden haben, wenn der Stein von klaſſiſcher Berühmtheit, beim Herumgraben unter Alexandrias Ruinen in ſeine Hände gefallen und von ihm wäre erkannt worden. Und dennoch hätte die Freude eines Solchen kaum größer ſeyn können, als die eines andern Gelehrten war, als dieſer in unerwarteter, unverhoffter Weiſe, ſeine eigene, von der Hausfrau längſt vermißte Nachtmütze wiederfand.

Wie? ſo wird man fragen, eine Nachtmütze konnte ſolche

Freude machen? — Ja, ſo antworte ich, eine Nachtmütze, und noch dazu eine altgewaſchene.

Die Sache hat ſich ſo zugetragen. Der Mann, von dem ich hier erzähle, war gerade mit der Ausarbeitung einer gelehrten Schrift beſchäftigt. Da bedarf er einſtmals des Nachleſens und der genauen Vergleichung einer Stelle, welche er früher einmal in einem der bänderreichen, alten Werke ſeiner Bibliothek, er wußte nicht mehr in welchem? geleſen hatte. Er ſucht und blättert bald in dieſem, bald in jenem Folianten, ſieht bei jedem Buchzeichen, das er nach ſeiner Gewohnheit eben zwiſchen die Blätter gelegt hatte, mit verdoppelter Aufmerkſamkeit nach; zwei Tage lang iſt all ſein Suchen und Forſchen vom Morgen bis zum Abend vergeblich, Schlaf und Eßluſt hatten ihn verlaſſen. Mißmuthig und verdroſſen beginnt er am dritten Morgen ſeine gelehrte Hausſuchung von neuem. Noch ein rieſenhaft dicker Foliant iſt übrig, den er bisher mit Grauen, wegen ſeines ſchlechten Druckes und vergilbten Papieres, und weil nirgends ein Buchzeichen aus ſeinen Blättern hervorragte, unberührt hatte ſtehen laſſen. Er zieht ihn heraus ans Licht, legt ihn vor ſich auf den Tiſch; da fällt ihm ein klaffender Zwiſchenraum zwiſchen einigen der Blätter in die Augen: er ſchlägt neugierig das Buch auf, und wer kann ſeine Freude beſchreiben, als er hier ſogleich die mühſam und mit ſehnlichem Verlangen geſuchte Stelle erblickt, welche mit Röthelſtift doppelt angeſtrichen war, und zu welcher der fleißige Mann, in Ermangelung eines andern Buchzeichens die Nachtmütze hineingelegt hatte, die er damals gerade auf dem Kopfe trug.

2. Die Macht der Sympathien und Antipathien.

Das blinde Glück, welches in der Geſchichte des byzantiniſchen Demantes, oder, wie man erzählt bei der Erfindung des Fernrohres ſpielenden Kindern den Schatz werthvoller Entdeckungen in ihre Hand reichte, hat, wie wir vorhin ſagten, einen weithin ſchauenden Führer, der daſſelbe leitet. Dieſer Führer erſcheint da, wo er überhaupt dem Menſchenauge ſich kund giebt, in ſehr verſchiedenen Geſtalten. In der einen von dieſen gleicht er gar ſehr jenem Eros, jenem Liebesgott, welchem zwar auch, nach einer oft beliebten, bildlichen Darſtellung die Augen, gleich einem Blinden verhüllt ſind, dem aber hierbei die Gabe eines prophetiſchen Seherblickes nicht abzuſprechen iſt. Ich meine damit den Zug der Sympathien, welcher jene Weſen der Sichtbarkeit, die ſich zur gegenſeitigen Ergänzung und Hülfeleiſtung gemacht ſind, aneinanderkettet und dieſelben eines zu dem andern hinführt.

Eine Sympathie oder Mitleidenſchaft im engeren Wortverſtand findet nicht allein zwiſchen dem rechten und linken Auge eines geſunden Menſchen ſtatt, ſo daß, wenn das eine Auge nach oben oder nach unten, nach rechts oder nach links ſich wendet, auch das andere dieſer Richtung folgen muß, ſondern ſie zeigt ſich bei den äußerlich verſchiedenſten Gliedern eines und deſſelben Leibes, weil ſie alle unter der anregenden und bewegenden Herrſchaft eines und deſſelben Hauptes, einer und derſelben Seele ſtehen. Derſelbe Morgenſtrahl, welcher das Auge aus den Banden des Schlafes frei machet, weckt auch das Ohr wieder zum Hören, die Hand zum Greiſen, die Füße zum Gehen und Stehen auf; alle Glieder beginnen jetzt zugleich ihr Tagwerk, darin das eine von dem andern hülfreich unterſtützt, getragen, genährt und gepflegt wird.

Wie bei den Theilen eines und deſſelben lebenden Leibes, tritt dieſe Mitleidenſchaft, dieſes gegenſeitig ſich ergänzende Zuſammenwirken auch zwiſchen den Heerſchaaren jener Weſen ein, welche gemeinſam und vereint den Geſammtleib der lebenden Natur bilden. Derſelbe warme Frühlingstag, der das junge Laub des Maulbeerbaumes aus ſeiner Knoſpe hervorruft, weckt auch die junge Brut des Seidenſpinners, deren Nahrung jenes zarte Laub iſt, aus ihrem Schlummer in der Hülle der Eier auf; dieſelbe anregende Macht, welche im Frühling den Wandervogel aus ſeinem weit abgelegenen Winteraufenthalt wieder herüberführt zur Heimath, bereitet hier zu gleicher Zeit in Buſch und Wald, auf dem Feld und am Ufer des Sees für ihn die Nahrung, er kommt nicht eher und nicht ſpäter, als für ihn der Tiſch gedeckt wurde, zu ſeiner Sättigung und Erquickung. Wie dem Munde des neugebornen Lammes die Fülle der mütterlichen Milch von ſelber entgegenkommt, ſo geſellt ſich überall zu dem erwachenden Bedürfniß ſeine Sättigung; Eros nach einer tiefſinnigen Dichtung des Alterthums vermählt ſich mit der Armuth, die Fülle wirbt mit einem unermüdeten und wahrhaft zudringlichen Eifer um die Hand des Mangels; eine erbarmende Liebe ſteigt aus der Höhe zu der Noth herab, die am Boden ſchmachtet.

Welche Gegenliebe kann das Küchlein im Ei der mütterlichen Henne erweiſen, die mit einem ſich ſelber vergeſſenden Eifer der Liebe die noch verſchloſſenen Lebenskeime an ihrer

Bruſt erwärmt und welche auch die eben ausgekrochene Brut mit einer Treue pflegt und ſchützt, die ſelbſt uns Menſchen ein ermahnendes Vorbild ſeyn kann. Es iſt ein Zug der Sympathie, des innigſten Mitgefühles, welcher die Mutterliebe antreibt, gerade ſo und gerade dann der Noth ihrer hülfloſen Jungen entgegenzukommen, wie und wann in dieſen das erwachte Gefühl des Bedürfniſſes es erforderte. So giebt es in der Familie der Bienen und Wespen mehrere Arten, welche ihren Jungen, weil dieſe von kleinen thieriſchen Körpern ſich nähren, in denen ſich noch die Lebenskraft regt, von Zeit zu Zeit friſches Futter zutragen müſſen. Gleich als ob ſie mit ſehenden Augen dabei geweſen und den Augenblick wahrgenommen hätte, wo die junge Larve den ihr zugetragenen Vorrath aufgezehrt hat, bringt die Alte gerade dann die neue Nahrung, wenn die vorige verbraucht iſt. Bei der Sandwespe, deren Bau in loſem Sand angelegt, in ſeinem Innern übrigens in ziemlich haltbarer Weiſe ausgemauert iſt, hat indeß vielleicht der Wind oder ein anderer Zufall den kleinen Eingang ſo verſchüttet, daß ihn auch das ſchärfſte Menſchenauge nicht aufzufinden vermöchte; das mütterliche Thier jedoch wird hierdurch kein Haar breit von der ſichern Bahn abgelenkt, auf welcher das Mitgefühl ſeine Schritte leitet; es trifft augenblicklich die Stelle des Eingangs, räumt den Schutt hinweg und eilt mit dem Futter im Munde hinein zu ſeinen Jungen. Und dieſer Drang des Mitgefühles, welcher das eine lebendige Weſen zum Beiſtand und zur Abhülfe der Noth eines andern anregt, giebt ſich in der Natur nicht nur durch das Verhältniß der Mutter zu ihren Jungen kund, ſondern häufig werden von ihm auch ſolche Weſen zur Hülfe eines andern aufgerufen, das nicht ihr eignes Kind, ja nicht einmal von derſelben Art iſt. Die Arbeiterinnen in einem Bienenſtock wie in einem Ameiſenhaufen nähren und pflegen die junge Brut ihrer Königin mit einer unabänderlichen Treue; das Welſchhuhn ſchützt und führt die Jungen der Haushenne, deren Eier es ausbrütete, mit derſelben Sorgfalt als die eigenen; hungernde Bienen, die auf ihrem Wege einer geſättigten Erdhummel begegnen, werden mitleidig von dieſer geſpeiſt: die Ameiſen pflegen einen kleinen, blinden Käfer, der ſich zuweilen in ihrem Bau findet: den Keulenträger, mit derſelben Zärtlichkeit, wie die Bachſtelzen und Grasmücken den jungen mutterloſen Kukuk, den ſie in ihrem Neſte ausbrüteten. Wenn zuweilen die Mooshummel ſtark von Milben geplagt wird, die ſich ſaugend zwiſchen die Ringe ihres Leibes ſetzen, fliegt ſie nach einem Ameiſenhaufen hin, ſcharrt da im Boden und alsbald kommen die Bewohner desſelben ihr zu Hülfe, nehmen die Peiniger von ihr hinweg.

Auch andere Male, wenn die gegenſeitige Hülfe nicht noth thut, ſchließt die Sympathie zwiſchen den Weſen von verwandter oder auch von ſehr verſchiedener Art, ganz eigenthümliche Freundſchaftsbündniſſe. Nicht nur bei einer, ſondern bei mehreren Gelegenheiten hat man geſehen, daß Löwen, welche in der Gefangenſchaft gehalten wurden, gegen ein Hündchen, das man zu ihnen hineinwarf, eine ſo zärtliche Zuneigung faßten, daß ſie von dieſem an Kraft und Würde ihnen ſo ungleichen Liebling ſich jede Neckerei gefallen ließen und ohne ihn faſt nicht zu leben vermochten. Ein eben ſolches Herabſteigen der Liebe von dem Stärkeren zum Schwachen, von dem Großen zum Kleinen erkennt man in jenen Zug der Sympathie, welcher nicht ſelten den zahmen

Elephanten an den Hund ſeines Wärters oder Beſitzers kettet. In den amerikaniſchen Prairie-Ebenen ſieht man öfters das dort einheimiſche Murmelthier in traulicher Eintracht mit einer Art von Eule zuſammengeſellt, die in ſeinem unterirdiſchen Baue gleichſam zur Miethe wohnt. Eine ähnliche Zuſammengeſellung zeigt ſich bei uns zwiſchen der Steintaube und dem Thurmfalken.

Unter allen lebenden Weſen hat der Menſch im vorzüglichſten Maaße die Macht Sympathien gegen ſein eigenes Weſen zu erregen, Thiere der verſchiedenſten Art mit einer Zuneigung zu ſeiner Perſon zu erfüllen, welche mächtiger war als die Luſt am eignen Leben. Wem ſollten nicht die vielen Beiſpiele einer Treue bis zum Tode bekannt ſeyn, die man an Hunden beobachtet hat. Ein junges Reh, das eine Dame gepflegt und groß gezogen hatte, wollte, als es von ſeiner Pflegerin getrennt worden, kein Futter aus fremder Hand nehmen und ſtarb bald nachher wie am Heimweh. Dasſelbe Loos traf die berühmte Maus des gefangenen Baron von Trenk nach der Trennung von dieſem, ſo wie die junge Ratte, die ein Gefangener in Genf durch tägliche kleine Wohlthaten in ſeinem einſamen Kerker ſich befreundet hatte, als der Gefangene aus ſeiner Haft entlaſſen worden, obgleich man ihr Futter im Ueberfluß gegeben. Selbſt mit Spinnen hat der vereinſamte Menſch in ſolchen Fällen ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen, wie dies die Geſchichte der zahmen Spinne des gefangenen Grafen Lauzun beweist.

Beiſpiele von Sympathien zwiſchen dem einen Menſchen und einem andern kennt man viele von ſehr auffallender Art. Sie kommen nicht nur bei Mutter und Kind, ſondern auch bei Menſchen vor, die ſich leiblich gar nicht verwandt ſind, wie nach Amatus Luſitanus zwiſchen 2 Ordensgeiſtlichen, welche in einem und demſelben Kloſter beiſammen wohnten, eine ſolche Mitleidenſchaft ſtattfand, daß wenn der eine von ſeinem gewöhnlichen Leiden, dem Seitenſtechen, befallen wurde, alsbald auch der andere daran erkrankte und gleichzeitig auch wieder mit jenem genaß.

Zuweilen äußert ſich in den lebendigen Weſen ein Zug der Anhänglichkeit, ſelbſt gegen gewiſſe lebloſe Dinge, die jenen nicht zum Unterhalt des Lebens dienen. So bei Dohlen, Elſtern und Raben gegen glänzende Metalle, namentlich Münzen, wie dies in Erfurt beobachtet wurde, als man bei der Reparatur an einem Thurme in den herabgeworfenen Dohlenneſtern eine Menge römiſcher Silber- und ſelbſt einige Goldmünzen fand, die jene Vögel aus den Feldern der Umgegend, darauf einſt ein römiſches Lager geſtanden, aufgeſammelt hatten. Eine Art von Ameiſen in Amerika trägt den glänzenden Hialith oft von weither in ihren Bau. Die Zuneigung des Menſchen zu den edlen Metallen wird von einem ähnlichen Zuge ſeiner Natur hergeleitet. Spricht man doch ſelbſt von noch andern, ungleich ſeltſameren Sympathien des Menſchen zu lebloſen Dingen.

Ich weiß nicht, welcher Zug das iſt, der mich heute zu den Mützen führt, derſelbe iſt aber von ſo unwiderſtehlicher Art, daß ich mir die Erlaubniß erbitte, zu der Geſchichte von der Nachtmütze in aller Kürze noch die von einer Pudelmütze hinzufügen zu dürfen.

Es iſt keine ſo große, ſtattliche Pudelmütze hier auf einem der vielen ſchönen Häupter dieſer hochanſehnlichen Verſammlung zu ſehen, ja vielleicht giebt es in der ganzen Stadt München keine; wer eine ſehen will, der muß in das Tyroler

Gebirge zu den dortigen Landbewohnerinnen gehen. Die Pudelmütze war von graulich blauer Wolle, welche an ihrer Oberfläche unzählige, kurze Trotteln bildete; ſie war zuckerhutförmig geſtaltet, ragte einen Fuß und 5 Zoll hoch über die Stirn ihrer Beſitzerin hinauf. Dieſe Beſitzerin war eine junge Bäuerin aus Tirol, welche ſich nach einem Landſtädtchen unſers Vaterlandes verheirathet und ihrem Manne, der daſelbſt Wirth und Poſthalter iſt, außer der großen, ſchönen Pudelmütze auch ein anſehnliches Vermögen ins Haus gebracht hatte. Dies Alles, ſo wie die hübſche junge Dirne hatte den Augen des Mannes wohlgefallen, nur die Pudelmütze nicht, er hatte daher in Zeiten dafür Sorge getragen, daß die Frau Poſthalterin an dem bei ihm landesüblichen Kopfputz einen Ueberfluß vorfände. Die junge Frau konnte es aber nicht laſſen, von Zeit zu Zeit, wenn ſie ausgehen wollte, ihre Trottelmütze aufzuſetzen, und je mehr der Mann darüber brummte und zankte, deſto ſtärker wurde ihr Zug nach dem verbotenen Schmuck. Einmal, als der Mann in Geſchäften aus war, hatte ſie auch bei der Frau Baſe Stadtſchreiberin einen Beſuch in ihrer Landestracht gemacht; zugleich mit ihrem Eheherrn kam ſie nach Hauſe und dieſer, der gerade nicht in der beſten Laune war, ſchmähte heftig über die abgeſchmackte, dumme Tracht der Pudelmütze.

Was? ſo rief die Frau Poſthalterin, dumm nennſt du meine Mütze? Iſt ſie doch geſcheiter als mancher Menſch, denn gerade ſeitdem du mir ſie ſo ſchlecht machteſt, iſt's ordentlich, als ſey ein Leben in ſie hineingefahren; ſo oft ich in den Kaſten nach einer andern Haube lange, kommt mir die Pudelmütze an die Hand, ſo daß ich nicht anders kann, ich muß ſie nehmen.

Der Streit zwiſchen beiden Eheleuten drohete jetzt lauter zu werden, da ſtund der Doctor M., ein gar heitrer alter Mann, der ſo eben in dem Wirthszimmer ſeine Zeitung las, von ſeinem Stuhle auf. Nachbar, ſo ſprach er zum Poſthalter, ich bitte euch, ſchweigt ſtille. Habt ihr denn niemals etwas von der Macht der Sympathien gehört? Seht nur, wie roth im Geſicht eure hübſche junge Frau geworden iſt, und wie ſie vor heftiger Aufregung faſt zittert. Das iſt Alles die Macht der Sympathie, in welcher dieſelbe zu ihrer Pudelmütze ſteht, und wenn ihr da nicht nachgebt, dann kann's lebensgefährlich werden für Mutter und Kind. Der Mann ſchwieg und ſchmähte fortan nicht mehr über die Pudelmütze. Und wie wunderbar! von dieſer Zeit an nahm der Zug der Sympathie der jungen Frau gegen ihre Mütze ab; dieſe kam ihrer Hand nicht mehr entgegen, wenn ſie in den Kaſten griff, zuletzt mochte ſie dieſelbe gar nicht mehr aufſetzen.

Eben ſo deutlich als der Zug der Sympathien äußert ſich bei Thieren wie bei Menſchen die Regung der Antipathien. Das Thier verräth in ſolchen Fällen ein deutliches Vorgefühl von dem, was ſeinem Leben Gefahr bringen, was ihm ſchaden kann. Wenn Douvilles zahme Affen auf der Reiſe nach eßbaren Wurzeln ſuchten und darunter eine giftige fanden, warfen ſie dieſe mit einem Geſchrei des Abſcheus von ſich; Grants junger Affe, der noch nie eine Schlange geſehen, gab alle Zeichen der Furcht und des Schreckens, als er eine ſolche erblickte; Pferde, die man aus Europa nach Afrika brachte, zittern vor Furcht, wenn ſie das nächtliche Gebrüll eines Löwen hören, obgleich ihnen noch niemals ein ſolches Thier nahe gekommen.

Die Regungen der Antipathie mancher Menſchen gegen Katzen, ſo wie in heißen Ländern gegen giftige Schlangen, die ſich ungeſehen in die Nähe eingeſchlichen, ſind allgemein bekannt, weniger allgemein ſind dies jene ſeltſamen Antipathien mancher Menſchen gegen gewiſſe Gegenſtände, welche auf tauſend Andere durchaus keinen widerwärtigen, ſondern ſogar einen angenehmen Eindruck machen. Der berühmte Erasmus von Rotterdam bekam nicht nur vom Genuß, ſondern ſchon von der bloßen Annäherung von Fiſchen fieberhafte Anfälle: der große Scaliger, deſſen Hand bei keinem Kampf der Feder erbebte, gerieth in heftiges Zittern, wenn er ein wenig Brunnenkreſſe genoſſen: dem Simon Pauli erregte ſchon die bloße Nähe von friſchen Aepfeln ein heftiges Herzklopfen, und dieſelbe Wirkung brachte bei dem berühmten Malpighius der Genuß aller Hülſenfrüchte, bei einem Andern der Genuß der Linſen hervor. Der Phyſiker Boyle erzählt von einem Menſchen, welcher von Honig, und wenn es nur wenig Tropfen waren, Zufälle wie bei einer Vergiftung bekam; einer, welchen Lemery kannte, wurde in der Nähe von weißen Roſen, ein Anderer, von dem Heinrich ab Heer berichtet, ſchon durch den bloßen Geruch der Fleiſchbrühe in einen Zuſtand verſetzt, welcher faſt jenem der Brechruhrkranken glich. Nach Fabricius Hildanus war der Widerwille, den ein Gascogner nach der Wiedergeneſung von einer ſchweren Krankheit gegen Brod empfand, ſo heftig, daß derſelbe ſchon bei dem bloßen Geruch des friſchen Brodes in Ohnmacht fiel.

Wenn die Wirkungen der Antipathien von ſo gar ſtarker, und ſelbſt von bedenklicher Art ſeyn können, da war es dem Vorſtand eines gewiſſen franzöſiſchen Erziehungsinſtitutes für junge Adeliche in einer Gegend des Niederrheines nicht zu verdenken, daß er die neu eintretenden Zöglinge darüber fragte, ob ſie wohl gegen irgend Etwas eine „erklärte Antipathie“ hätten, damit man ſie mit ſolchen Dingen verſchonen könne? Einſtmals war auch ein junger deutſcher Baron, ein kräftiger Knabe, von breiten Schultern und roſig blühenden Wangen, in das Inſtitut aufgenommen worden und der Lehrer richtete an ihn die gewöhnliche Frage. Als man dem Kleinen verdeutſcht hatte, was Antipathie bedeute? ſagte er, treuherzig lächelnd: er ſeines Theils könne Alles vertragen: nur gegen das Leſen und Schreiben und gegen das Lernen überhaupt habe er eine „erklärte Antipathie“, bäte deshalb ihn damit zu verſchonen.

Ganz unrecht hatte der kleine Burſche nicht, als er den Begriff der Antipathie in ſolcher Weiſe erweiterte. Denn nicht blos auf Stoffe, welche in der Form von Speiſe und Trank in unſern Mund und Magen, oder als Dunſt in unſre Geruchsorgane eingehen, beziehen ſich die abſtoßenden Wirkungen der Antipathie, ſondern auch auf Natureinflüſſe und Gegenſtände von ganz anderer Art. Auf den ſcharfſinnigen Hobbes wirkte das nächtliche Dunkel in ſo widerwärtiger Weiſe ein, daß er, wenn ihm im Finſtern das Licht verlöſchte, in einen Zuſtand des Irreredens und gleichſam des Wahnſinnes gerieth, aus welchem er alsbald wieder zu ſich ſelber kam, wenn man das Licht von neuem entzündet hatte. Dem Peter Boyle war das Geräuſch, welches das Waſſer verurſacht, wenn es aus einem engen, metallenen Hahn hervordringt, ſo unausſtehlich, daß er davon in Ohnmacht fiel; La Mothe le Vayer, welchen der ſtärkſte Donner ungerührt ließ, konnte die harmoniſchen Töne ſelbſt der ſanfteſten muſikaliſchen Inſtrumente nicht vertragen, und von Andern weiß man, namentlich aus einem Falle, den Scaliger erzählt, daß gerade die feinſten Töne, wie die hohen einer Violine, ihnen Beſchwerden erregten. Eine ſolche ſeltſame Antipathie gegen den Einfluß einer Kunſt, welche im Allgemeinen ſo wohlthuend anregend auf die Seele wirkt, erinnert in der That an die gleichartige Erſcheinung, welche man bei Thieren vom Geſchlecht der Hunde beobachtet. Denn in dieſen regt die Tonkunſt ſo widerſtrebende Aeußerungen auf, daß das Hündchen eines Tonkünſtlers den Violinbogen ſeines Herrn, der durch ſein Spiel ihm ſo wehe gethan, mit den Zähnen ergriff und denſelben unter dem Sofa verſteckte. Während man auf der andern Seite an Thieren der verſchiedenſten Art, nicht nur an den in der Wildniß lebenden Affen, an Elephanten, an Kameelen, an verſchiedenen Vögeln, ſelbſt, in einem ſeltneren Falle an einer Gans, ſondern auch an der kaltblütigen Leguaneidechſe, ja ſogar an der zornwüthigen Klapperſchlange (nach Neales Beobachtung) und an Spinnen die beſänftigende oder Theilnahme erregende Einwirkung der Muſik wahrgenommen hat.

Seltſam, und aus ſeinem natürlichen Verhältniß zu dem verabſcheuten Gegenſtande unerklärlich, erſcheinen übrigens die meiſten der eben erwähnten Antipathien des Menſchen; ſie ſind ſeiner Natur eben ſo ausſchließend eigenthümlich als eine Menge der Krankheiten, denen nur der Leib des Menſchen, nicht jener des Thieres ausgeſetzt iſt, und welche dennoch mit all den hohen Vorzügen ſeines geſunden Zuſtandes in nahem, gegenſeitig ſich bedingendem Wechſelverhältniß ſtehen. Zuweilen iſt es die Seele der Mutter geweſen, welche in einer Aufwallung des plötzlichen Schreckens die Regung der wunderlichſten Antipathien auf ihre Kinder fortgeerbt hat. So wurde der Herzog von Epernon, berüchtigten Andenkens, dem man neben allen ſeinen Laſtern und Unthaten, perſönlichen Muth und Tapferkeit nicht abſprechen kann, bei dem unvermutheten Anblick eines jungen Haſen ohnmächtig, und man ſchrieb dieſe Naturſchwäche dem Erſchrecken ſeiner Mutter zu. Fehlt es doch ſelbſt im Thierreich nicht an ſolchen Fällen, wo die Aeußerungen ſowohl der Sympathie als der Antipathie von der Seele des einen Thieres an die des andern, von ihm ganz verſchiedenen, übergetragen werden. So theilt ſich die mütterliche Liebe, deren Bethätigung dem Kukuksweibchen nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit verſagt iſt, den kleinen Vögeln mit, deren Pflege jenes ſein Ei anvertraut, und wenn nach dem natürlichen Verlauf der innern Entwicklungen die Neigung der Bienenkönigin gegen die ihr zugeſellten Drohnen in Abneigung übergeht, dann geht dieſe Stimmung alsbald auch auf die Arbeiterinnen über, welche das jetzt unnütz gewordene, müſſige Volk der Drohnen feindſelig anfallen und aus dem Wege räumen.

Bei uns Menſchen iſt es noch ungleich weniger ſelten als im Thierreiche der Fall, daß jenes Uebermaaß der Leidenſchaften, deſſen nur unſre Natur fähig iſt, in eine der anfänglichen und natürlichen Richtung ganz entgegengeſetzte Stimmung übergeht und daß auf ſolche Weiſe Antipathien und Sympathien jener partikulären Art erzeugt werden, denen nur wir in unſerem jetzigen, leiblichen Zuſtande unterworfen ſeyn können. In dieſer Weiſe iſt jene bedauernswürdige Antipathie eines Vaters gegen ſein eigenes Kind zu erklären, welche ein glaubwürdiger Arzt, Libavius, beſchrieben hat. Jenem Manne war der langgehegte, ſehnliche Wunſch ſeines Herzens erfüllt;

ihm war ein Sohn geboren worden. Bis in das tiefſte Innere erſchüttert ihn die Freude: in übermäßig heftiger Aufregung tritt er hinein in das Zimmer der Wöchnerin. Man reicht ihm das neugeborne Kind in ſeine Arme, doch kaum hat er daſſelbe berührt, da fällt er bewußt- und bewegungslos hin: —wie einen Sterbenden trägt man ihn hinweg; draußen jedoch vor dem Zimmer erholt er in Kurzem ſich wieder. Aber von dieſem Augenblick an bleibt ihm die Freude des Vaters verſagt. Denn ſo oft er es auch verſuchen will, ſich dem Sohne zu nahen, da überfällt ihn eine faſt tödtliche Angſt, er fällt dann zu ſeinem eigenen, wie zu der Seinigen Schrecken, gleich wie vom Schlage getroffen hin. Zuletzt überwiegt die Furcht vor dieſem Anfall die elterliche Liebe, der Vater läßt es geſchehen, daß man das Kind, deſſen Nähe ihm ſo gefährlich iſt, außer ſeinem Hauſe, unter fremder Aufſicht und Pflege erziehe. Nach mehreren Jahren, als der Knabe ſchon ziemlich herangewachſen iſt, wollen die Freunde und Verwandten des Hauſes abermals einen Verſuch machen, ob nicht die unnatürliche Antipathie des Vaters dem Einfluß der Zeit gewichen ſey? Man ladet den Alten zu einer großen Geſellſchaft ein; — unter vielen andern jungen Leuten kommt auch ſein ihm von Ausſehen ganz unbekannter Sohn in die Verſammlung. Kaum iſt dieſer in den Saal eingetreten, da fühlt ſich der Vater von ſeiner ihm aus alter Erinnerung bekannten, furchtbaren Beängſtigung befallen, er ruft laut aus: ſein Sohn müſſe hier in der Nähe ſeyn, und ſinkt ohnmächtig zu Boden; bis zu ſeinem Tode blieb der bedauernswürdige Mann von ſeinem Sohne geſchieden.

Abgeſehen davon daß eine ſolche bis zu einem gewiſſen

Maaße unverſchuldete und unwillkührliche Antipathie nicht verwechſelt werden darf mit jener ſelbſt verſchuldeten Stimmung der Gehäſſigkeit, welche das Gebot und die Macht der Religion uns bezwingen heiſſen und helfen, darf auch bei dergleichen Regungen, wie bereits erwähnt, jenes eigenthümlich Menſchliche nicht überſehen werden, das ſie von der einfachen, leichter begreifbaren Natur der thieriſchen Antipathien und Sympathien unterſcheidet. Indem wir uns bei dieſen, freilich für das Verſtändniß des Unterſchiedes des menſchlichen Weſens von dem thieriſchen nicht unwichtigen Ausnahmen verweilten, ſind wir ſcheinbar von unſerm geraden Wege der Unterſuchung über Ahnen und Wiſſen abgekommen; es iſt Zeit, daß wir zu dieſem zurückkehren, und von den thieriſch dunklen Regungen der Sympathien und Antipathien zu dem Gebiet der eigentlichen Ahnungen, ſowie des Wiſſens uns erheben. Aber ſelbſt zu der Betrachtung des menſchlichen Vorausahnens und geiſtigen Ferngeſichtes muß uns ein kurzes Verweilen bei der Lehre von dem thieriſchen Vorausgeſicht den Weg bahnen.

3. Das Ferngeſicht und Vorausgefühl des thieriſchen Inſtinktes.

Die Regungen des Mitgefühls, die wir vorhin, namentlich als Aeußerungen der Mitleidenſchaft oder der Sympathie betrachteten, beziehen ſich in der Seele, ſowohl des Thieres als des Menſchen vorzugsweiſe auf einen ſchon gegenwärtig vorhandenen Gegenſtand, auf ein bereits eingetretenes oder eben eintretendes Ereigniß. Etwas Andres iſt es, wenn ſich jene wundervolle Anlage in uns, wenn ſich das Mitgefühl zum Ahnungsvermögen ſteigert. Dann iſt der Kreis ſeiner Wirkſamkeit nicht nur auf das ſchon Vorhandene und Gegenwärtige beſchränkt, ſondern derſelbe dehnt ſich fern über das räumlich Nahe, von einem Welttheil in den andern, weit über den gegenwärtigen Augenblick, in eine noch ungeborne Zukunft aus. Das, was wir am Thiere den Inſtinkt nennen, zeigt uns in ſeinen Aeußerungen am deutlichſten, was Ahnungsvermögen ſey und heiße.

Es wiederholt ſich auf dieſer höheren Entwicklungsſtufe des Mitgefühles abermals das, was in der bereits erwähnten, ſinnvollen Dichtung von der Vermählung des Eros mit der Penia, der Fülle mit dem Mangel, der Stärke mit der hülfloſen Schwäche angedeutet iſt. Eine erbarmende Liebe, welche verſorgend auch des Kleinſten und Verlaſſenſten gedenkt, ſpiegelt ſich, wie das Bild der Sonne in dem Thautropfen, ſo in der Wirkſamkeit des Inſtinkts bei den mütterlichen Thieren ab. Das Ei iſt noch nicht geboren und ſchon hat die Mauerbiene den feſten Bau von Lehmen, in ihm die kunſtreiche Zelle angelegt, dahin ſie das Futter einſammlet, das dem noch nicht ins Leben getretenen Thiere während ſeines Larvenzuſtandes zur Nahrung dienen ſoll. Gerade ſo viel als dieſes noch künftige Weſen in jener erſten Zeit ſeiner Entwicklung nöthig hat, nicht mehr und nicht minder, legt die Mutter in die Zelle hinein: für das künftige Männchen ein anderes Maaß als für das künftige Weibchen. Die Bienenkönigin iſt noch lange nicht Mutter geworden, da bauen die Arbeiterinnen des Stockes ſchon die Zellen, welche der Brut künftiger Drohnen, künftiger Arbeiterinnen, ſo wie der einzelnen Lärvchen, die zur königlichen Würde beſtimmt ſind, zur erſten Wiege dienen ſollen. Jede dieſer Arten von Zellen hat ihre eigenthümliche Größe und Geſtalt, ja zum Theil ſelbſt ihre beſondere Stellung: die Larven des einen Geſchlechtes bedürfen einer andern Nahrung als die des andern, und die mütterliche, auf die Zukunft gerichtete Vorſorge verſäumt in der Pflege der Jungen niemals des rechten Mittels und der rechten Zeit. Bei vielen Inſektenmüttern ſind die letzten Handlungen ihres mit dem Sommer zu Ende gehenden Lebens ſolche, welche den Schutz ſowie die Erhaltung ihrer künftigen Brut, die erſt im nächſten Frühling das Ei verlaſſen ſoll, zum Zwecke haben. Mit treuer Vorſorge trifft die ſterbende Mutter die ſicherſten Vorkehrungen zur Abwehr alles deſſen, was dem noch künftigen Geſchlecht ihrer Nachkommen ſchaden könnte, ſchafft Alles herbei, weſſen daſſelbe zum Leben bedarf oder wählt zum Bergungsort ſeines Eies einen Ort aus, wo ſich für das Junge die reichſte Nahrung finden wird. In allen ſolchen Aeußerungen des Kunſttriebes und des Inſtinktes giebt ſich eine prophetiſche Gabe der thieriſchen Seele kund, vor deren Seherblick das noch fern Künftige ſo offenbar da liegt, als ein ſchon Gegenwärtiges. Es iſt derſelbe Seherblick, der den Wandervogel weit über Land und Meer zu ſeinem vorher beſtimmten Ziele führt.

Dem Menſchen, ſo könnte es ſcheinen, iſt jener ſichere Führer, der das Thier auf dem Wege ſeines Lebens als prophetiſcher Inſtinkt begleitet, entweder ganz verjagt, oder derſelbe tritt bei ihm nur in einzelnen, ſeltnen Fällen hervor. Der Inſtinkt warnt und bewahrt das Thier vor dem Genuß giftiger Wurzeln und Früchte, er giebt dem zahmen Frettchen und dem Buſſard jenes vorſichtige Benehmen ein, womit dieſe nur bei dem Ergreifen der giftigen Schlangen, nicht bei dem der ungiftigen zu Werke gehen; wie oft unterliegt dagegen der Menſch jener Unvorſichtigkeit, mit welcher er dem Genuß giftiger Gewächſe ſich hingiebt oder giftige Thiere berührt. Die Schafheerden des ſchottiſchen Hochgebirgs eilen, wenn ein Gewitterſturm ſich naht, unaufhaltſam einem Bergungsorte zu; der Reiſende wird, noch ehe er das Obdach erreichen kann, ja, ehe er nur die Anſtalt zur Flucht traf, von dem Orkan überfallen, weil er gar kein Vorzeichen von dem annahenden Naturereigniß wahrgenommen hatte. Viele Arten der Sumpf- und Waſſervögel, namentlich die Kraniche und Graugänſe, hüten ſich, wenn ſie im Frühling von ihrer Wanderung wiederkehren, vor einer Niederlaſſung in ſolchen Landſtrichen, denen gerade in dieſem Jahre ein heißer, trockener Sommer bevorſteht; während für ſie noch Nahrung genug vorhanden wäre, ziehen ſie wieder ab in eine Gegend, da ſie und ihre Jungen vor dem künftigen Mangel geſichert ſind. Wie oft läßt ſich dagegen der auswandernde Menſch an Orten nieder, in welche mit ihm zugleich oder bald nach ihm der Mangel und die Noth ihren Einzug halten. Biber wie Feldmäuſe hat man einige Zeit vor großen Ueberſchwemmungen ihre Wohnſtätte verlaſſen oder den Bau an höheren Stellen anlegen ſehen, während die menſchlichen Bewohner des Landes ſorglos, ohne die mindeſte Gefahr zu ahnen, in ihren Hütten blieben, welche bald nachher, mit ihnen zugleich, die einbrechende Fluth in ihren Wogen begrub. Selbſt die ſtumpfſinnige Schildkröte gräbt ſich im Herbſte tiefer ein als gewöhnlich, wenn ſich ein für ihr Vaterland ungewöhnlich kalter Winter nahet, dagegen erfriert der Lazaroni in ſeiner armſeligen Hütte, weil er nicht einmal für die nächſte Nacht den plötzlich eintretenden Froſt vorausgeahnt, und Vorkehrungen zu ſeinem Schutze gegen die Kälte getroffen hatte. Das wilde Kaninchen geht zur ungewohnten Stunde, noch am hellen Tage, aufs Graſen aus, wenn in der nächſten Nacht ein ſtarker Regen fallen wird, dagegen fährt zu derſelben Zeit ein Reiſender unbeſorgt im offenen Poſtwagen ab, weil ſein Auge am Horizont kein einziges drohendes Gewölk bemerkte.

Nicht ein Mangel, ſondern ein Vorzug iſt es, der dieſen Unterſchied unſrer Natur von der thieriſchen begründet. Der Menſch mit der Gabe ſeiner Vernunft iſt einem Sehenden gleich, welcher wachend im Licht des Tages wandelt; das Thier, welchem dieſes geiſtig ſehende Auge und jenes Licht von Oben mangelt, bedarf eines Führers, der es auf ſeinen Wegen leitet: des Inſtinktes, deſſen Erzeugniſſe im Vergleich mit dem ſelbſtbewußten Erkennen des Menſchen, wie Bilder des Traumes erſcheinen.

4. Das menſchliche Ahnungsvermögen.

Aber auch an der Natur des Menſchen giebt ſich zuweilen das Walten jenes Führers, welcher dem Thiere gleich einer unſichtbaren ſchützenden Macht zugeſellt iſt, als zurechtweiſende, warnende Stimme **des Ahnungsvermögens** kund. Die Aeußerungen dieſes menſchlichen Ahnungsvermögens ſind von ungleich höherer und wunderbarerer Art als die des thieriſchen Inſtinktes. Denn während die inſtinktmäßigen Handlungen des Thieres entweder mit Bewegungen in der umgebenden Natur in Beziehung ſtehen, welche, obgleich unſern Sinnen verborgen, den Keim einer nahe künftigen Naturbegebenheit ſchon in ſich tragen, oder wohl gar wie dunkle

Erinnerungen erſcheinen könnten an die frühern Entwicklungsſtufen des eigenen Lebens und an ſeine Bedürfniſſe, während dieſelben mithin in ihren bewundernswürdigen Combinationen einem gewöhnlichen, wenn auch ſchwierig zu löſenden Rechenexempel gleichen, ſind die Handlungen und inneren Eingebungen des menſchlichen Ahnungsvermögens ihrer Verkettung nach etwas durchaus Unberechenbares. Häufig ſind ſie der Vernunft auch darin unbegreiflich, weil ſie völlig ohne Zweck und Folgen erſcheinen, weil ihre Bilder der Seele ſich eben ſo zufällig aufdrängen, wie das Bild eines Vorübergehenden, der uns auf der Straße begegnet. Denn was bringt es für den Engländer Williams in ſeinem abgelegenen Scorrierhouſe, oder was bringt es für Andere einen Nutzen, daß ihm, dem Träumer, in einem Nachtgeſicht die Ermordung des Lord Schatzmeiſters Parceval ſo kund gegeben wird, als ſey er ſelber als Augenzeuge dabei geſtanden; welchen Zweck konnte es haben, daß der Schottländer Jac. Lodin auf ſeinem Sterbebette im Geiſt an die Stätte hingeführt wurde, wo man in demſelben Augenblicke Jakob V. ermordete.*) Dennoch fehlt es auch nicht an vielen Beiſpielen, in denen uns die Aeußerungen des menſchlichen Ahnungsvermögens gleich den Eingebungen eines ſchützenden Engels erſcheinen, welche entweder dem, welchem ſie wiederfahren, oder durch ſeine Vermittlung auch Andern zur Warnung, zur Rettung aus nahen Gefahren dienen.

---

*) M. ſ. über dieſe Beiſpiele eines Ferngeſichtes der Menſchenſeele, das für die Perſon, in welcher es erwacht war, durchaus nutzlos erſchien, ſo wie über andere Aeußerungen des Mitgefühles und Ahnungsvermögens, des Verfaſſers „Geſchichte der Seele“ §. 34.

Doktor Böhm, zu ſeiner Zeit Profeſſor der Mathematik in Marburg, war ein durchaus nüchterner, verſtändiger Mann; allen Phantaſien und Vorausſetzungen, die nicht auf mathematiſch feſtem Grund beruhten, von Herzen abgeneigt. Eines Tages wird er zu einem ſeiner Collegen eingeladen, um dort mit andern Freunden und guten Bekannten einen vergnügten Nachmittag und Abend zuzubringen. Man unterhält ſich bei dem Genuſſe einer Taſſe Kaffee und bei dem Rauchen einer Pfeife Tabak ganz vortrefflich. Da überfällt plötzlich unſern Mathematiker ein unbeſchreibliches Gefühl von Unruhe. Ihm iſt es, als müſſe er jetzt nothwendig nach Hauſe, auf ſein Zimmer gehen. Auf alle Weiſe ſucht er ſich ſelber den zweckloſen Einfall auszureden; er hat zu Hauſe nichts zu thun; hier unter den Freunden genießt er eines Vergnügens und einer Unterhaltung, dergleichen ihm, dem einſam lebenden Manne, nur ſelten zu Theil wurden. Aber ſo ſehr er auch widerſtrebt, und den Drang ſeiner Unruhe durch Vernunftgründe abzufertigen ſucht, iſt dies dennoch alles vergeblich; er kann nicht anders, er muß aufſtehen, muß ſich unter einem wenig genügenden Vorwande von der heitern Geſellſchaft, er weiß nicht auf wie lange? verabſchieden und nach Hauſe gehen. Dort angelangt, ſetzt er ſich verdrießlich in einen Winkel ſeines Zimmers. Was willſt du denn eigentlich hier, du Thor, ſo ſchilt er ſich ſelber; was hat dich bewogen, die gute Geſellſchaft zu verlaſſen, um hier lange Weile zu leiden? Er iſt indeß noch nicht lange in ſeinem Winkel geſeſſen, da regt ſich in ihm der ſeltſame Drang der Unruhe von neuem. Ihm iſt es, als müſſe er ſeine Bettſtelle von dem Orte, an dem ſie ſeither ſtund, hinwegrücken, an das andere Ende des Zimmers, dahin, wo der Schreibtiſch ſeinen Platz hatte.

Umſonſt iſt es, daß ihm ſein mathematiſcher Verſtand gegen dieſen ſinnloſen Einfall allerhand Einwendungen macht. So lange er das Haus bewohnt, iſt das Bett an ſeinem jetzigen Orte geſtanden, weil dies in jeder Hinſicht der bequemſte und paſſendſte für dasſelbe iſt, auch der Schreibtiſch kann keine beſſere Stellung einnehmen, als die iſt, die er eben hat. Dennoch, er kann nicht anders, ruft er ſeinen alten Diener und dieſer, dem er die eigentliche Antwort auf ſeine Frage über das Warum? ſchuldig bleibt, hilft ihm das Bett an die Stelle des Schreibtiſches, dieſen aber dorthin rücken, wo bisher das Bett ſtund.

Kaum haben die alten Geräthſchaften ihre Stellen vertauſcht, da wird unſer Mathematikus vollkommen ruhig; ſeine Beängſtigung iſt verſchwunden; heiter kehrt er zu ſeiner Abendgeſellſchaft zurück. Hier bleibt er bis gegen 10 Uhr Abends, dann, in gut bürgerlicher Weiſe, kehrt er in ſeine Wohnung zurück. Es will ihm ſonderbar und ungeſchickt däuchten, daß er heute an ganz anderer Stätte als gewöhnlich ſchlafen ſoll; hätte er ſich nicht vor ſeinem alten Diener geſchämt, dann wäre er nicht abgeneigt geweſen, Alles wieder in die alte Ordnung zu ſtellen. Indeß läßt er es für heute ſo gelten; er legt ſich zur Ruhe nieder und verſinkt bald in einen tiefen Schlaf. Nach mehreren Stunden erweckt ihn ein furchtbares Getös. Die Zimmerdecke, gerade über der Stelle, wo noch geſtern ſein Bett geſtanden, war eingebrochen; das niederſtürzende Mauerwerk hatte den Schreibtiſch, der dorthin verſetzt war, zerſchmettert; dasſelbe Loos hätte ihn getroffen, wenn das Bett heute Nacht an ſeinem alten Ort geblieben wäre.

In öfter vorkommenden Fällen beziehen ſich die Warnungen des Ahnungsvermögens nicht auf eine Gefahr, welche dem, der die Vorahnung hatte, ſelber, ſondern welche einem Andern ſich nahet. So in einem Falle, den Madame Beaumont erzählt. Ein gewiſſer Herr wollte mit einer Geſellſchaft von Freunden eine Waſſerfahrt auf dem Fluſſe machen, da kommt ſeine taubſtumme Schweſter eilig herbei, ſie bittet ihn mit flehenden Geberden und fußfällig, von der Fahrt abzuſtehen. Die Freunde ſelber, aus Mitleid mit der tief Geängſtigten, unterſtützen ihre Bitte; der Bruder, mit unterdrücktem Unmuth, bleibt am Lande zurück. Doch bald mußte ſein Unmuth einem andern Gefühle weichen. Das Boot, auf dem die Luſtfahrt geſchah, war auf ſeinem Wege durch einen unglücklichen Zufall umgeſchlagen, mehrere der in ihm Sitzenden, welche nicht ſchwimmen konnten, waren ertrunken, ein Schickſal, welchem auch der Bruder der taubſtummen Dame nicht entgangen ſeyn würde, da er des Schwimmens völlig unkundig und von leiblich unbeholfener Natur war.

Hier war es ein nahe befreundetes Leben, das durch die Ahnung der ſtummen Seherin gerettet wurde; andere Male hat eine ſolche innere Anregung zur Rettung eines ganz fremden, vielleicht nie geſehenen Menſchen dienen müſſen. Aus vielen andern heben wir hier nur ein Beiſpiel dieſer Art hervor, welches Geheimerath Hillmers mittheilte.

Ein Mann von Stande, welcher als Freund der freien Natur ein ſchöngelegenes Landhaus bewohnte, konnte eines Abends, nachdem er ſich zur Ruhe begeben, durchaus nicht einſchlafen. Ihn quält der Gedanke: er müſſe noch einmal aufſtehen und hinuntergehen in ſeinen Garten. Dort aber, das weiß er, hat er ja durchaus nichts zu thun; warum ſoll er ſich deshalb die vergebliche Mühe machen; er ſucht ſich des eben ſo läſtigen als lächerlichen Einfalles auf jede Weiſe zu entſchlagen. Doch der peinigende Gedanke will nicht weichen, ſeine Anfoderung wird von Augenblick zu Augenblick immer zudringlicher; endlich muß er ihm nachgeben; ſo leiſe als möglich, um die Ruhe der Gemahlin nicht zu ſtören, erhebt er ſich vom Lager und kleidet ſich an. Als er ſo eben zu ſeinem Gang ſich anſchickt, erwacht dennoch die Gemahlin, ſie fragt ihn, wohin er wolle, er ſucht ſie durch die Antwort zu beruhigen, daß er nur einige der werthvollſten Koſtbarkeiten ſeiner Nelkenflor, die vor dem Gewächshauſe außen auf einem Geſtell ſtunden, in Sicherheit bringen wolle. Alle Einwendungen, daß ja in der heutigen ſchönen Sommernacht auch kein Lüftchen ſich rühre, vermögen nichts über ihn; ohne ein weiteres Wort zu ſagen, eilt er hinunter in den Garten. Hier treibt ihn jene innere Anregung, die ihn im Bette keine Ruhe gelaſſen, weiter, zur Hinterthüre des Gartens hinaus, auf einen Fußſteig, der zwiſchen Saatfeldern hinan führt, auf den nachbarlichen Hügel. Je länger er geht, deſto mehr fühlt er ſich gedrungen, ſeine Schritte zu beſchleunigen. Endlich iſt er auf der Anhöhe und hier vernimmt er aus einiger Entfernung her ein Hülfsgeſchrei. Er nimmt ſeine Richtung dahin, woher der Laut kam, und gelangt ſo zu einem in der Nachbarſchaft gelegenen Steinkohlenſchachte. Der, welcher ſo ängſtlich um Hülfe rief, war ein Bergmannsknabe. Mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte ſuchte dieſer das Haspelhorn der Winde, durch welche der Kübel heraufgezogen wird, wo nicht zu drehen, doch feſt zu halten. Der Vater des Knaben, im Begriff auszufahren, war auf der Leiter ausgeglitten und hatte ſich beim Hinabfallen an dem Kübel feſtgehalten, welcher jetzt von der doppelten Laſt der in ihm enthaltenen Steinkohlen und des auf ihm liegenden Bergmannes ſo beſchwert war, daß die Kraft des Knaben nicht hinreichte, ihn heraufzuwinden. Wäre der kräftige Mann, den der ſeltſame Drang des Mitgefühls hieherführte, dem jungen Burſchen nicht zu Hülfe gekommen, dann hätte dieſer in einem der nächſten Augenblicke das Haspelhorn müſſen fahren laſſen und ſein Vater wäre beim Hinabſturz in die Tiefe zerſchmettert worden.

5. Die Regungen des Ahnungsvermögens in der Form einer Perſönlichkeit.

In einigen ſeltneren Fällen nehmen die Aeußerungen des Ahnungsvermögens einen perſönlichen Charakter an; ſie werden, wenigſtens für den, bei welchem ſie ſtatt finden, zu einer hörbaren Stimme, ja zu einer ſichtbar erſcheinenden Geſtalt. Solche Erſcheinungen mögen allerdings häufig nur für den, welchem ſie geſchehen, eine weſentliche Bedeutung und Wahrheit haben und ſie gehören als ſolche noch keineswegs in das Gebiet der Lehre von den Schutzengeln, welche wohl in ihrer ganzen Lieblichkeit und Wahrheit von jedem tiefgründenden Gemüth anerkannt iſt. Denn es mag wenig Mütter geben, die nicht hin und wieder bei ſolchen Bewahrungen und Rettungen ihrer Kleinen aus Gefahren, welche der menſchliche Verſtand weder vorausſehen noch abwehren konnte, auf den Gedanken an das Naheſeyn jener Engel ſollten gekommen ſeyn, welche ſchützend dem Leben des hülfloſen Kindes zur Seite ſtehen. Doch, wie ſchon geſagt, dieſes hehre Reich einer über dem ſichtbaren Leben thronenden unſichtbaren, geiſtigen Ordnung laſſen wir hier unberührt; wir haben es vor der Hand nur mit jenen Dämmerungsgeſtalten zu thun, welche wenigſtens noch zum großen Theil in den Bereich des bloßen erwachten Ahnungsvermögens und der mit dieſem in Bund getretenen Einbildungskraft gehören.

Die ſogenannt magnetiſch Hellſehenden behaupten öfters, daß ihnen jene Mittel, welche ſie ſich ſelber, meiſt mit ſehr günſtigem Erfolg, zur Linderung und Heilung ihrer Krankheiten verordnen, von einem Schutzgeiſt, der mit ihnen in Verkehr ſtehe, angegeben ſeyen. In den Zeiten des griechiſchen Alterthums pflegte man Kranke in die Tempelhallen des Aesculap zu legen, damit der Gott im prophetiſchen Traum ihnen das Mittel offenbaren möge, das ihre Krankheit heilen könne. In ſolchen Fällen erſcheint der Schutzgeiſt nur als eine höhere Form des Inſtinktes oder des natürlichen Zuges der Sympathien und Antipathien, und von dieſer Art war auch offenbar jener volksthümliche Schutzgeiſt, der ſich, nach Jacobi, als ergötzlicher Umgang, einem armen Manne am Harz beigeſellt hatte. Dieſer unſichtbare Freund pflegte zwar ſeinem Schützling nicht in ſichtbarer Geſtalt zu erſcheinen, aber er ſprach demſelben ſeine geiſterhaften Eingebungen ſehr deutlich vernehmbar ins Ohr. Und was ſagte der Schutzgeiſt dem armen Manne am Harz? — Allerdings Manches, das ganz in der Befugniß eines ſolchen Geiſtes lag: denn er erinnerte den Mann daran, jetzt an die Arbeit zu gehen, jetzt, wenn es die Zeit dazu war, den Abendſegen zu beten. Aber der Unſichtbare ließ ſich auch herab zu manchen andern Dingen, die keineswegs geiſterartig, ſondern leiblich genug waren. Denn nicht ſelten raunte ſeine Stimme dem Schützlinge die Worte ins Ohr: „Jetzt, Michel, ſtopf dir eine Pfeiſe.“ Michel gehorchte alsbald. Oder die Stimme ſprach vielleicht gar: „Michel, Michel, gehe in das Wirthshaus und trinke eine oder etliche Halbe Bier.“ — Und der gehorſame Mann ließ Alles liegen und ſtehen und that ſogleich, was der gute Schutzgeiſt ihm geboten.

Indeß nicht immer ſind die Schutzgeiſter von ſolch volksthümlicher Art. Die Erfahrungen mancher hochſtehenden, über jeden wiſſentlichen Betrug weit erhabenen Seelen lehren uns Fälle kennen, in denen der Schutzgeiſt oder Dämon, im guten Sinne des Wortes, noch eine ganz andere geiſtigere Bedeutung empfängt; er wird hier zu einem Freund und Erzieher, welcher eben ſo ſehr die Pflege und Bewahrung des innern Lebens ſeines Schützlings, als die ſeines äußern ſich zur Aufgabe macht.

Wer ſollte ſich nicht je zuweilen in ſeiner Jugend, wenn er die Berichte des Alterthums darüber las, den fortwährenden Verkehr mit einem ſolchen geiſtigen Weſen gewünſcht haben, dergleichen der Dämon des Socrates war, welcher ermahnend und aufmunternd, zu dem was gut, warnend und abrathend von dem, was wahrhaft ſchädlich iſt, mit uns Hand in Hand, wie ein Freund mit ſeinem Freunde, den Weg durchs Leben machen könnte? Oder wer hätte nicht gern, in Manſos Geſellſchaft, ein wenn auch nur einſeitig vernehmender Zeuge ſeyn mögen eines Zweigeſpräches, welches Torquato Taſſo mit ſeinem Schutzgeiſte hielt, den er ſelber, der Dichter, mit Augen zu ſehen, mit ſeinen Ohren zu hören wähnte, obgleich Andre dieſen guten Geiſt weder ſahen noch hörten.

Manſo, ein Freund des großen Dichters, empfing von dieſem einſt die Erlaubniß, einer Erſcheinung von ſolcher Art beizuwohnen. — Nachdem er eine Zeit lang ſtill gewartet, ſah er plötzlich das Angeſicht ſeines Freundes wie von freudiger Ueberraſchung ſich röthen: in jeder Miene desſelben lag der Ausdruck der höchſten Begeiſterung: mit unverwandtem Blicke ſchaute er nach einer Stelle des Zimmers hin, auf welche ſo eben durch das Fenſter ein Sonnenſtrahl hereinfiel. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit und tiefer Ehrfurcht ſchien jetzt der Dichter auf Worte zu horchen, welche Einer ausſprach, den Manſo nicht ſah, und auf deren außerordentlichen, erhabenen Inhalt nur jene Antworten und Fragen ſchließen ließen, welche vernehmbar für den anweſenden Freund Taſſo zu dem nur für ihn ſichtbaren und hörbaren Weſen redete. Endlich, ſo ſchien es, entfernte ſich der Geiſt, und der Dichter, zu ſeiner gewöhnlichen Stimmung zurückgekehrt, fragte den Freund, ob nun endlich einmal ſeine Zweifel gehoben ſeyen?

„Ich bin,“ erwiederte dieſer, „jetzt ungewiſſer denn jemals. Ich habe allerdings Bewundernswürdiges aus Ihrem Munde vernommen und der feierliche Ernſt, womit Sie ſprachen, hat auch mir ſich mitgetheilt, geſehen aber habe ich keine Spur von dem, was zur Stillung meiner Zweifel hätte dienen können.“ —

Sie haben, ſprach der Dichter mit bedeutungsvollem Lächeln, mehr geſehen und gehört, als vielleicht — — Hiermit brach er das Geſpräch ab, und kein Einwurf der Art, daß die Geſpräche mit dem vermeintlichen Schutzgeiſte dennoch nur ein Selbſtgeſpräch von ſeltner Art, als Folge einer hohen Aufregung ſeiner Einbildungskraft ſeyen, konnte ihn von ſeiner Meinung abbringen. „Denn,“ ſo pflegte er zu ſagen,

„die Einbildungskraft kann nur das reproduciren und combiniren, was auf einer äußern Wahrnehmung beruht, was der Erinnerung eingeprägt iſt, ich aber habe bei meinen öfteren und langen Unterredungen mit dem Geiſte Dinge erfahren, wovon ich vorher nie gehört, nie geleſen hatte, und von denen ich behaupten darf, daß ſie über meine eigenen, wie über fremde menſchliche Anſichten erhaben ſind, woraus ich ſchließe, daß meinen Viſionen die wahren und wirklichen Erſcheinungen eines Weſens zu Grunde liegen, das von mehr denn menſchlicher Natur iſt und welches ſich von mir, aus mir unbekannter Urſache, mit Augen ſehen läſſet."

Wir enthalten uns eines weiteren Urtheiles über das Weſen und die Wirklichkeit von Taſſo's Schutzgeiſt. Ohnehin könnte dieſes Urtheil, der Wahrheit gemäß, nicht viel verſchieden von dem ſeyn, das die Freunde des Dichters über ſeine Viſionen ausſprachen. Es war eine Selbſttäuſchung, die in allen ähnlichen Zuſtänden der Menſchennatur nahe liegt, wenn Taſſo das, wenn auch erhabene Spiel ſeiner eigenen Vorſtellungen für das Spiel einer unſichtbaren Meiſterhand hielt, die in ihm wie auf den Saiten einer Harfe ihre Himmelstöne vernehmen laſſe. Das, was ihm begegnete, glich nur den eigenen Tönen der Saiten einer Aeolsharfe, durch welche ein Lufthauch dahinfährt.

Aber wer und woher war dieſer Lufthauch? Um dieſe Frage beantworten zu können, müſſen wir noch um eine Stufe tiefer, ſelbſt unter jenes Gebiet hinabſteigen, in welchem die erſten Regungen der Sympathie ihre Begründung haben.

6. Verhältniß der elementaren Bewegungen ſowie des organiſchen Wachsthumes zu den Wirkungen des Inſtinktes.

Wenn ſich von einem Gebirge, das ſeit Jahrtauſenden alle Angriffe der Ungewitter und Stürme in unbewegter Ruhe ausgehalten, eine Bergwand ablöſt, dann kommt allerdings ein ſehr augenfälliges Bewegen in die ſeither todt ruhenden Maſſen, denn die Geſteintrümmer rollen in fortwährend ſich beſchleunigender Eile hinab zur Tiefe, bis die einen auf der feſten Sohle des Thales, die andern unten auf dem Grunde des Sees ihren Ruhepunkt gefunden haben, den ſie durch eigene Kraft nicht wieder verlaſſen können.

Das, was die ſeit uralter Zeit ruhenden Geſteine in Bewegung ſetzte, das war der Zug der Schwere: jener allumfaſſenden Naturkraft, welche die Geſtirne des Himmels in der Ordnung ihrer Abſtände trägt und erhält, und jedes Stäubchen der Erde an ſeinen Planeten kettet. Es iſt, nur in anderer Form, dieſelbe Naturkraft, welche die einzelnen Theilchen der feſten Körper durch gegenſeitige Anziehung zuſammenfüget. Dieſen beiden Wirkſamkeiten: der Schwere, wie der Zuſammenziehung der Theile ſteht in den Bahnbewegungen der Himmelskörper die Schwungkraft, in der Geſtaltung der einzelnen irdiſchen Körper die Ausdehnung entgegen. Wirkte die letztere allein, dann würden die Theile eines Körpers in ein Nichts auseinander ſtäuben; wirkte bei den Fortbewegungen der Planeten die Schwungkraft allein, dann würden dieſelben in gerader Linie von ihrer Stätte hinweg in die Weiten des Weltraumes hinausgeführt und zerſtreut werden. So aber giebt die zuſammenhaltende Kraft, im Vereine mit dem Drange der Ausdehnung, jedem Körper ſeinen beſtimmten Umfang, ſein eigenes Maaß der Dichtigkeit; die Schwere aber, welche die Geſammtheit aller planetariſchen Welten mit ihrer Sonne vereint, faſſet die fortbewegenden Kräfte all dieſer Welten zur harmoniſchen Einheit zuſammen, ſo unverrückbar feſt, daß kein Abweichen von dem Weg der Bahn, keine Veränderung in der Dauer der Jahre möglich iſt.

Der beſeelte Körper, der Pflanze wie des Thieres, iſt im Kleinen eine eben ſo in ſich beſchloſſene Welt, wie das Sonnenſyſtem mit all den zu ihm gehörigen Weltkörpern dieſes iſt. Was uns in der Bahnbewegung der Planeten als Schwungkraft erſcheint, das iſt in den einzelnen Gliedern oder Organen des Thieres und der Pflanze jene eigenthümliche Wirkſamkeit, zu welcher jedes dieſer Organe durch ſeine innere Einrichtung geeignet iſt. Die Seele, gleich der allumfaſſenden Kraft der Schwere, verknüpfet alle dieſe verſchiedenartigen Lebensbewegungen zur harmoniſchen Einheit, für den gemeinſamen Zweck der Erhaltung und der Entwicklung ihres Geſammtorganismus; ein Theil unterſtützt, ernährt und ergänzt durch ſeine Thätigkeit das Wirken des andern.

Was kann intereſſanter ſeyn als die Beobachtung des gegenſeitigen Zuſammenwirkens aller innern und äußern Theile eines lebenden Körpers, und der hülfreichen Unterſtützung, welche die einen Theile dem andern leiſten. Kaum haben die innern Theile des Mundes das Geſchäft der Zerkleinerung, der Magen das der Verdauung der aufgenommenen Speiſe begonnen, da kommt ihnen von allen Seiten her die Fülle jener auflöſenden Säfte zu Hülfe, die mit der Speiſe ſich vermiſchen und dieſe zum Zweck der Ernährung des ganzen Körpers geſchickt machen. Neben den zarten Kanälen, welche das Zuſtrömen der auflöſenden Flüſſigkeit befördern, ſind unzählige andre in Thätigkeit, welche das nährende Getränke, ſo wie den Extrakt der Speiſen in ſich aufnehmen, und beide hinwegführen in die Blutgefäße, damit durch den neuen Zufluß des Nahrungsſtoffes der tägliche Abgang und Verbrauch des Blutes erſetzt werde. Mit unermüdetem Fleiße für alle wirkend, ſtrömt das Herz ſein Blut nach den verſchiedenen Theilen hin; jeder von dieſen, dem Zug einer ihm inwohnenden Sympathie folgend nimmt ſich aus dem an ihm vorüberziehenden Strome das heraus, was gerade für ihn zu ſeinem Aufbau nöthig iſt; das Gewebe der Knochen zieht die erdigen, das Gehirn die ölig fettigen und phoſphoriſchen, das Auge die wäſſerig und eiweißartig flüſſigen, der Muskel die zur Geſtaltung ſeiner Faſern geeignetſten Elemente als Nahrung an ſich; jeder dieſer Theile verarbeitet den aufgenommenen Stoff zum eigenthümlichen Zweck ſeiner Geſtaltung und ſeiner Beſtimmung.

Ein hülfreich ſich ergänzendes Verhältniß, dabei die Wirkſamkeit der einen Organe dem Bedürfniß der andern entgegenkommt, wird im lebenden Leibe bei vielen Gelegenheiten wahrgenommen. Wenn ein Glied durch ungewöhnlich andauernde und ſtarke Anſtrengung ſeine Kraft erſchöpft hat, wenn es durch den hierbei nothwendigen Verbrauch ſeiner Beſtandtheile gleichſam ausgehungert iſt, dann ſtrömen ihm ungleich reichlicher als gewöhnlich die nährenden Säfte des Blutes zu, und der Arm eines kräftig arbeitenden Mannes wird deshalb ſtärker genährt und größer an Maſſe des Muskelfleiſches als der nur wenig gebrauchte Arm eines Andern. Am deutlichſten fällt der Trieb der lebenden Organe, der Noth irgend eines leidenden Theiles zu Hülfe zu kommen, da in die Augen, wo ſich ein krankmachender Einfluß ſtörend in das Getriebe der Lebensverrichtungen hineindrängt. Sobald nach einer äußern Verletzung, durch eine tiefer in das Fleiſch eindringende Wunde oder durch einen Stoß, der Sturm der ſchmerzhaften Aufregung ſeinen Hülferuf vernehmen läßet, da macht ſich das Bewegen der kleinſten Gefäßzweige von allen Seiten her nach dem leidenden Gliede auf, entweder um das ausgetretene Blut aufzufangen und hinwegzuſchaffen, oder um Lymphe und Faſerſtoff herbeizutragen, zur Ausbeſſerung des empfangenen Schadens. Jene ungewöhnliche Aufregung in dem Syſteme der Blutgefäße und der Nerven, welche unter dem Namen des Fiebers bekannt iſt, hat nirgends eine andere Veranlaſſung noch Beſtimmung als die der Abwehr oder Gegenwehr jener Syſteme, gegen irgend einen von außen eingedrungenen krankmachenden Stoff, oder gegen einen regelwidrigen innern Zuſtand.

Und nicht nur im verborgenen Innern des Leibes, ſondern auch äußerlich ſichtbar und handgreiflich zeigt ſich ein ſolches, auf Sympathie gegründetes Verhältniß der einzelnen Theile. Der Körper eines Gehenden oder Stehenden kann nur durch das hülfreiche Zuſammenwirken vieler Muskeln in ſeiner Stellung und Bewegung erhalten werden, und wenn derſelbe in Gefahr geräth zu fallen, dann wenden in Eile alle Muskeln des Leibes ihre Kräfte auf, um den Fall zu verhindern.

Was geſchieht bei all dieſen tauſendfältigen Vorgängen anders, als daſſelbe, was ſich in einem Bienenſtock oder Ameiſenhaufen zuträgt, wenn durch die Regungen des Inſtinktes die Arbeiterinnen angetrieben werden, jetzt den Bau der Zellen und die Ernährung der jungen Larven zu beſorgen, oder zur Abwehr und Entfernung eines von außen eingedrungenen Feindes ihre Kräfte und Thätigkeiten zu vereinen. Sind die Anſtrengungen des Kunſttriebes, einen Bau zu ſtützen, welcher den Einſturz drohet, etwas Anderes, als die Anſtrengungen der Muskeln, das Fallen des ausgleitenden Körpers zu verhindern, oder daſſelbe wenigſtens unſchädlich zu machen?

Jene Vögel ſo wie jene Säugthiere, denen ihr Wohnſitz in kalten Ländern, in der Nähe der Polarzone angewieſen iſt, bekommen, wenn der Winter ſich nahet, bloß durch die Kraft des Wachsthumes ein wärmendes Flaumgefieder oder ein dickhaariges Pelzwerk, während der mütterliche Schmetterling, getrieben von dem Vorgefühl des Inſtinktes, ſeine überwinternden Eier mit einer ſchützenden Decke ſeines Haargefieders bedeckt, und eine Menge anderer Thiere aus verſchiedenen Klaſſen in den Boden ſich eingraben oder eine zweckmäßige Wohnung für den Winter ſich bereiten. In den Knollen des Kartoffels, in den Zwiebeln, wie in den Saamenkörnern der Gewächſe hat der Bildungstrieb der Natur ganze Vorräthe des nahrhaften Stoffes zum erſten Unterhalt des aufſproſſenden Keimes niedergelegt; das Kameel trägt in ſeinem zellgewebig weichen Höcker ein Behältniß mit ſich, aus deſſen Nahrungsſäften bei eintretendem Mangel die einſaugenden Gefäße jenen Bedarf entnehmen, der zum Wiederersatz der verbrauchten Blutmaſſe dienen kann. Auch dem Körper des Dachſes iſt zur Erhaltung des Lebens, während der Andauer des Winters, jene Fülle des Fettes gegeben, welche der bloße Bildungstrieb in ſeinem Körper erzeugte. Das, was in all dieſen Fällen die Kräfte des Wachsthumes bewirken, das muß bei jenen Thieren, welche Vorräthe für die Zeit des Mangels einſammeln, der Inſtinkt in ſeinen wundervollen Aeußerungen verrichten.*)

Gehen doch überall dieſe beiden, der Inſtinkt und der Bildungstrieb, Hand in Hand. Wenn die Zeit kommt, da der ſchwerfällige Trappe über Meeresarme oder über breite Flüſſe hinüber in eine ſchneefreie Gegend ziehen oder die Wachtel weit über das Meer wandern ſoll, da erhalten beide die zu dem ungewohnten Fluge nöthigen Kräfte; wenn ein innerer Drang das Streben des Inſtinktes aufweckt, da empfängt alsbald der Körper des Thieres jene Glieder oder durch Ausſonderungen aus ſeinen Gefäßen jene Materialien, welche für die Aeußerungen ſeines Kunſttriebes und ſeines Inſtinktes ihm nöthig ſind.

So wird erkannt, daß jene Erſcheinungen des Mitgefühles, der Sympathien, des Ferngeſichtes, ſo wie des Vorausgefühles künftiger Naturereigniſſe, welche uns, wenn ſie in äußerlichen, oft ſehr kunſtreich zuſammengeſetzten Handlungen bezeugen, an dem Thier in Verwunderung ſetzen, von gleichem Weſen ſind mit den uns gar nicht auffallenden, alltäglichen Wundern des Wachsthumes und der Wechſelwirkung der Organe eines beſeelten Körpers. Und wie könnte dies anders ſeyn, da beide nur einen und denſelben Grund des Entſtehens haben? Die Theile eines organiſchen Leibes ſtehen deshalb in ſo lebendiger, gegenſeitig ſich unterſtützender Mitleidenſchaft, weil eine über ihnen waltende Seele ſie zu dem Wirken des gemeinſamen Zweckes der Erhaltung und Entwicklung ihres Lebens vereint.

---

*) Eine weitere Ausführung dieſes Gegenſtandes findet ſich in des Verfaſſers Geſchichte der Seele §. 33, wo von dem Weſen und den Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele gehandelt wird.

In dem Körper des Menſchen, ſo wie aller vollkommenern Thiere iſt es vorzugsweiſe Ein Organ und Ein zu ihm gehöriges Syſtem von Organen: das Gehirn ſammt den Nerven, das ſich als Träger der Seelenkräfte betrachten läßt; im Staate der Bienen iſt ein ganzes Einzelweſen: die Bienenkönigin zu einem Stellvertreter der gemeinſamen Seele erhoben worden. Sie, die Königin, baut und ſammelt nicht ſelber, ſie nimmt ſich nicht der Pflege ihrer jungen Brut oder des Vertilgungskrieges der Drohnen an, und dennoch gehet der Antrieb zu all dieſen thieriſchen Handlungen einzig und allein von ihr aus: von ihrem kräftigen Wohlbefinden hängt die Regſamkeit aller der Tauſende ihrer Unterthanen ab; dieſe Regſamkeit erſtirbt, wenn keine neue Herrſcherin ihre Stelle einnimmt, mit der mütterlichen Königin zugleich.

Es geſchieht hier, im Reiche der lebenden Natur, dasſelbe, was im Reiche der leblos erſcheinenden Dinge ſtatt findet, wo auch jeder Stein der Erde, geſtaltet durch die anziehende Kraft ſeiner Elementartheile wie durch jene ausdehnende, welche der Anziehung ihr beſtimmtes Maaß ſetzet, ein Ganzes für ſich iſt, und dennoch alle zuſammen, durch die Schwere vereint, die Geſammtmaſſe des Planeten bilden. Was dieſe allgemeine Schwere iſt, welche von der Erde auf die Geſteinmaſſen, von der Sonne auf alle Weltkörper ihres Syſtemes, von einem noch mächtigeren Centrum auf alle ſonnenartige Fixſterne wirkt und ſie alle zuerſt in kleineren, dann in immer größeren Kreiſen zu einem gemeinſamen, ordnungsgemäß verbundenen Ganzen vereint, das thut im lebenden Einzelweſen die eigne, dieſem inwohnende Seele, ſo wie für ganze Gemeinſchaften der Einzelweſen, ja für die Geſammtwelt aller Lebendigen eine andere höhere Kraft, welche nichts anders iſt als ein Gedanke des Schöpfers und Erhalters aller Dinge; ein Gedanke, der ſeiner ewig unveränderlichen Natur nach ohne Aufhören zur That wird und niemals, ſeitdem er gedacht ward, aufhören kann, in der Wirklichkeit des Erſcheinens fortzuwirken.

Der Geſammtverein vieler einzelner, lebender Organismen zu einem großen Organismus wird uns namentlich in der Betrachtung der Menſchheit deutlich, wobei wir hier im Vorübergehen einige Augenblicke verweilen wollen.

7. Der organiſche Verein der Menſchheit.

Schon in den wenigen Beiſpielen, welche wir von der Wirkſamkeit des menſchlichen Ahnungsvermögens anführten, ließ es ſich erkennen, daß der Menſch auf eine noch viel andere Weiſe mit andern Menſchen in Eines verbunden ſey als das Thier mit andern Thieren, ſelbſt wenn dieſe von einer und derſelben Art mit ihm ſind. Jenes Fern- und Voraus-Geſicht der Menſchenſeele umfaßt aber nicht nur die Geſchichte der Gegenwart wie die der nahenden Zukunft eines andern einzelnen Menſchen, ſondern, indem es in den verſchiedenſten, dem Raume nach weit entfernteſten Völkern auf einmal erwachet, umfaſſet es die Geſchichte des ganzen Geſchlechtes. In ſolcher Weiſe hat ſich die Ahnung eines großen, alle Menſchen angehenden Ereigniſſes: die Ahnung von dem nahen Anbrechen eines neuen, herrlichen Tages der Erde, bei allen Völkern vom Aufgang bis zum Niedergang geregt, nahe vor und um jene Zeit, da Chriſtus geboren ward. Ein ähnliches Erwarten einer mächtigen Neugeſtaltung der Dinge war in den Völkern von Amerika vor der erſten Ankunft der Europäer erwacht, welche der weſtlichen Halbkugel zwar mannichfaltige blutige Kämpfe, im Verlauf aber von Jahrhunderten auch eine höhere, geiſtige Umgeſtaltung bringen ſollte.

Der Aufbau ſo wie die hinwegräumende Geſchäftigkeit, welche der inſtinktartige Naturtrieb manchen Geſchlechtern der Thiere zur Aufgabe gemacht hat, iſt auf einen verhältnißmäßig nur engen Kreis beſchränkt. Eine andere viel mächtigere, allgemeinere, die ganze irdiſche Sichtbarkeit angehende Aufgabe hat das Geſchlecht der Menſchen. Es iſt dazu beſtimmt, durch einen Kunſttrieb der höheren Art dem Kampf der Elemente eine Gränze zu ſetzen, die Wildniſſe und Wüſten der Erde in einen fruchtbringenden Garten umzuwandeln, und ein geiſtiges Reich des Erkennens zu begründen, deſſen Herrſchaft alles ſichtbare Weſen unterworfen iſt. Daß auch für dieſes gemeinſame Werk unſer Geſchlecht an verſchiedenen Punkten der Erde auf einmal, wie ein einziger Mann ſich erhoben habe, bezeugt uns ſelbſt die Geſchichte der Künſte wie der Wiſſenſchaften. Denn wie ſich unter dem Einfluß der Frühlingswärme in allen Bienen eines und deſſelben Himmelsſtriches der gleiche Trieb zum Bauen regt, ſo erwachte unter dem Einfluß eines geiſtigen Strahles, der das Geſchlecht der Menſchen gemeinſam traf, in Indien wie in Europa zugleich jener Aufſchwung der Baukunſt, der bei uns vielen der herrlichſten chriſtlichen Kirchengebäude, in Indien einigen der prachtvollſten, berühmteſten Tempel ihr Entſtehen gab; mit einander gleichzeitig erwachten in den verſchiedenſten Ländern von Europa die Beſtrebungen der neueren bildenden Kunſt.

Der thieriſche Inſtinkt führt die Arbeiterin eines Bienenſtockes, auch wenn ſie heute zum erſten Mal in ihrem Leben zum Geſchäft des Einſammelns über Feld und Wald geflogen war, ſichern Weges wieder zu den Pflegemüttern und Schweſtern hin, zu deren Mitarbeiterin und Gehülfin ſie von Geburt an beſtimmt iſt. So führt ein Zug der mächtigeren, geiſtigen Sympathie ſolche Menſchen aus weiter Ferne zuſammen, welche zu einem gemeinſamen Bau, am Werk des Wiſſens berufen ſind. Unſer großer Landsmann, der Aſtronom Peurbach, deſſen Name unter den Wiedererweckern der Wiſſenſchaft im 15ten Jahrhundert mit wohlverdienter Bewunderung genannt wird, ſollte in Italien durch bedeutende Ausſichten, die man ihm eröffnete, feſtgehalten werden. Er aber achtete deren keine, denn in Deutſchland allein, das ſagte ihm ein ſicheres Vorgefühl, konnte er einen Schüler und Gehülfen finden, welcher mit ihm in völliger Einmüthigkeit das große Werk, das er begründet hatte, anzufaſſen und fortzubauen vermochte. Er kehrt nach Wien zurück; hier war der Mann nicht, deſſen er begehrte und bedurfte. Aber in weiter Ferne von ihm fühlt ſich ein Jüngling, der zu Peurbachs geiſtigem Gefährten und Gehülfen vorherbeſtimmt war, angeregt, ſich ohne alle äußere Hülfsmittel und Empfehlungen, arm wie er war, auf den Weg nach Wien zu machen, um hier den Mann aufzuſuchen, deſſen hohe Bedeutung im Gebiet der Wiſſenſchaft er nur durch das Gerücht kannte. Eines Tages ſteht der Jüngling Regiomontan, aus Königsberg in Franken, vor Peurbachs Thüre und dieſer alsbald fühlt den Zug der geiſtigen Sympathie, der ſie beide zuſammenführte: Regiomontan wird Peurbachs Schüler, Pflegeſohn und Gehülfe; der Schüler, größer noch als ſein Lehrer, führt gemeinſam mit dieſem, ſo wie nach ihm, das Werk des wiſſenſchaftlichen Aufbaues fort.*)

Wenn die Zeit kommt, da die pflegmütterliche Arbeiterin im Bienenſtocke das gewürzhaft anregende Futter für jene jungen Thiere ihres Haushaltes herbeitragen ſoll, welche zu künftigen Königinnen beſtimmt ſind, da öffnen ſich zugleich die Blüthen der Gewürzpflanzen auf der nachbarlichen Flur und auf dem abgelegenen Hügel, davon die eine den Stoff bereitet, deſſen Kräfte die Wirkſamkeit des andern ergänzen und verſtärken. So hatten gleichzeitig Galilei in Italien und der große Kepler in Deutſchland den gegenſeitig ſich ergänzenden Stoff der wiſſenſchaftlichen Entdeckungen bereitet, mit welchem der Engländer Newton die königliche Idee vom Geſetz der allgemeinen Schwere groß zog. Newton wurde geboren, als der letzte der beiden großen Vorarbeiter, Galilei, aus der Sichtbarkeit ſchied.

Wie in dem Keim eines Saamenkornes, das in fruchtbar feuchten Boden gelegt ward, ſchon der Anfang der ganzen künftigen Entwicklung des Gewächſes liegt, ſo hatte der ewig vorherbeſtimmte Rath, der Gedanke des Schöpfers ſeine fortbildende Kraft ſchon in die erſten Anfänge der Geſchichte unſeres Geſchlechtes gelegt. Und jener verborgene Rath wird im Verlauf der Zeiten herrlich und ſichtbarlich hinausgeführt werden, denn die Schickſale des einzelnen Menſchen, wie die ſeines ganzen Geſchlechtes ſtehen noch in einer ganz andern, näheren Beziehung zu dem Walten des Geiſtes, der jene Schickſale lenkt, als die Entwicklungen aller andern Geſchlechter der ſichtbaren Weſen. Der Menſch iſt, nicht nur wie das Thier, ein Glied der harmoniſchen Verkettung aller Dinge der irdiſchen Körperwelt, zu einem großen, ſinnlich erkennbaren Ganzen, ſondern ſeine Natur raget über die Welt des Vergänglichen hinauf in eine Welt des Unvergänglichen und Ewigen, in den Genuß eines unmittelbaren Einsſeyn mit dem Göttlichen. Dieſes Vorrecht vor allen andern Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit empfängt der Menſch durch den ihm inwohnenden nicht blos ahnenden, ſondern vernünftig erkennenden Geiſt.

---

*) M. v. des Verfaſſers kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan.

8. Das Wiſſen im Vergleich mit dem Ahnen.

Nur in wenigen, von fern her andeutenden Zügen wollen wir hier vorläufig den Unterſchied zwiſchen Wiſſen und Ahnen betrachten.

Das Ahnen verhält ſich zu dem Erkennen wie jene bildende Thätigkeit der Seele, welche die Hand und ihre Finger geſtaltet, zu der bewegenden Thätigkeit dieſer Seele, wodurch das kunſtreich gebildete Glied zu den wundervollſten und herrlichſten Schöpfungen der bildenden Kunſt, wie der Kunſt der Töne geweiht wird. Allerdings liegt in der Geſtaltung der Hand, ſo wie aller anderen Glieder ſchon eine feſt vorher beſtimmte Beziehung zu jenen Verrichtungen, für welche jedes von ihnen geeignet iſt. Ein tiefer blickender Kenner der Natur wird an gewiſſen Grundzügen der Geſtaltung eines noch ungebornen Thieres, das noch künftige Hervortreten von ſchädlichen oder nützlichen Eigenſchaften, ſeine ganze Beſtimmung für die umgebende Außenwelt errathen können, und wenn ſich in dem noch ungebrauchten Gliede eine Vorempfindung des nachmals möglichen Gebrauches regen könnte, dann wäre dieſe Regung nichts Andres als das Ahnen einer nothwendig mit der jetzigen Stufe des Seyns und Werdens zuſammenhängenden, aus ihr hervorgehenden Zukunft. Nicht nur das einzelne Glied, ſondern der ganze Menſch iſt ſchon vor ſeiner Geburt zu einem gewiſſen Gang ſeiner äußern und innern Entwicklung zubereitet und vorherbeſtimmt und das unter gewiſſen Verhältniſſen der Seele mögliche Wahrnehmbarwerden einer ſolchen Vorherbeſtimmung iſt eben das, was wir Ahnen nennen. Dennoch ſind die entwickelte Blüthe und Frucht etwas Höheres als der Keim der Pflanze, und wir ſagen: das Ahnen gleichet dem erwachenden Appetit nach einer Speiſe, das Wiſſen dem wirklichen Nehmen und Genießen dieſer Speiſe und dem Verwandeln derſelben in unſer Fleiſch und Blut. Ja das Wiſſen verhält ſich zum Ahnen wie der Zuſtand des mit offenen Sinnen und leicht bewegſamen Gliedern aus dem Ei hervorgegangenen Küchleins, zu dem Zuſtand desſelben, als ſein Keim noch im Eie ſchlummerte. Verkennen wir deshalb nicht, gegenüber dem Ahnungsvermögen den eigentlichen Werth des Wiſſens. Dieſes iſt ein Gemeingut aller Menſchen, welche vor uns waren, welche mit uns ſind und die nach uns ſeyn werden. Was wäre uns die ſchöne Welt der Sichtbarkeit, in der wir leben, wenn nicht das Licht des vernünftigen Erkennens, des Wiſſens auf ſie ſtrahlte? Sie wäre uns ein Feld voll werthloſer Todtengebeine, auf welchem mit den Thieren zugleich wir unſere Weide fänden und abſtürben. Und was vermag uns jedes dem Auge unſcheinbar dünkende Denkmal der Vorzeit zu werden, wenn uns das Wiſſen dasſelbe erleuchtet.

Ein Beiſpiel aus vielen: Einer unſerer edelſten Landsleute, der in dieſem Augenblick durch ſeine Anweſenheit uns erfreuet und welcher heute vor 14 Tagen dieſe hohe Verſammlung durch ſeinen geiſtvollen Vortrag belebte: Dr. Pruner, der unermüdet thätige Freund der Wiſſenſchaft wie der leidenden Menſchheit hat uns eine Gabe aus Aegypten gebracht, die nun im königlichen Antiquarium der Obhut eines Mannes anvertraut iſt, der als Meiſter in der Kunde des Alterthumes ſie zu würdigen weiß. Und was iſt das für ein Geſchenk? — Es iſt das Skelet eines Stieres. — Wie? ſo wird man fragen, die Gebeine eines Ochſen? — Ja, ſo ſage ich, Stiergebeine, denen, abgeſehen von ihrer Umkleidung, ein unwiſſender Menſch kaum einen anderen Werth beilegen würde, als ſolchen, die man in der Nähe einer Waſenmeiſterei am Boden findet. — Aber können denn auch ſolche Ochſenknochen einen beſondern Werth haben? — Allerdings, und zwar einen höheren als zehn Heerden lebender Stiere und wenn auch jeder derſelben eine Krauſe von Brabanterſpitzen um ſeinen Hals trüge. — Und was giebt ihnen dieſen Werth? — Das iſt jener Strahl des Wiſſens, der auf die todten Gebeine fällt; denn die Umgebung, in der man ſie in den Gräbern des vormals herrlichen Memphis fand, ſo wie andere Umſtände machen es gewiß, daß es die Gebeine eines den alten Aegyptern heiligen Apisſtieres ſind, in ſeinem Leben wie ſelbſt noch im Tode ein Gegenſtand der höchſten Beachtung für das ganze merkwürdige Volk des Nilthales. Noch beſitzt keine europäiſche Sammlung außer München eine ſolche Apismumie, in der That ein koſtbarerer Schatz als der ſpät wieder aufgefundene edle Opal des Nonius.

Wie wir jedoch den Werth des Wiſſens und Erkennens prieſen, ſo laſſen ſie uns nicht verſäumen, auch der ausgebärenden Macht zu gedenken, welche eher iſt als das Wiſſen, welche die Mutter von dieſem iſt. Die Schwungkraft, welche die Weltkörper auf den Weg ihrer Bahnen dahin führt, könnte nicht ſeyn, ginge nicht ihrem Wirken das Walten der allumfaſſenden, alldurchdringenden Schwere voraus und ohne Aufhören zur Seite. Denn nur in dem Maaße, in welchem der anregende Zug der Schwere wirkt, zeigt auch die Schwungkraft ſich kräftig und thätig, beſchleunigt ſich die Eile der Fortbewegung auf den Weg der Bahn. So gehet auch dem Erfaſſen des Erkennbaren durch das Wiſſen und Erkennen jener Zug des Ahnungsvermögens voraus, der das Sehnen des Menſchengeiſtes nach dem, was ihm angehört, aufwecket und zu demſelben hinführt.

Richten wir hier nur im Vorübergehen einen Blick auf die Leiſtungen jenes höher geſteigerten, eröffneten Ahnungsvermögens, das dem Menſchen in den Urzeiten ſeines Geſchlechtes verliehen war. Namentlich das, was uns in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaft als ein Eigenthum der Tempelweisheit, als ein geiſtiger Beſitz jener älteſten Prieſter im Naturdienſt der Aegypter, der Chaldäer, der Inder erſcheint, mag uns hiezu als Beiſpiel dienen.*)

Es läßt ſich mit Sicherheit erweiſen, daß man erſt in den letzten Jahrhunderten vor Chriſti Geburt Verſuche gemacht habe, den Umfang der Erde nach eigentlich wiſſenſchaftlichem Verfahren abzumeſſen und zu berechnen, und dennoch hatten, merkwürdiger Weiſe, die Chaldäer ſchon lange vorher das ausgeſprochen, was nur eine Gabe des Ahnungsvermögens der älteſten Väter unſers Geſchlechtes ſeyn konnte: daß das Maaß, ſowohl des Umfanges als der fortrückenden Bewegung der Erde auf ihrer Bahn, in der Leiblichkeit des Menſchen ſelber liege. Auf ähnliche Weiſe begegnen wir in den älteſten Umfängen oder richtiger geſagt in den Vorzeiten der Geſchichte der Wiſſenſchaft vielen richtigen Auffaſſungen der wechſelſeitigen Verhältniſſe der ſichtbaren Natur, welche nur ein Ergebniß des eröffneten Ahnungsvermögens der Altväter, ſo wie eines Vernehmens der Gedanken einer göttlichen Weisheit ſeyn konnten. Als der menſchliche Geiſt von dem ererbten Boden der Tempelweisheit ſeinen Auslauf zu dem ſelbſtſtändigen wiſſenſchaftlichen Forſchen nahm, da erging es ihm öfters, wie es etwa einem Jüngling ergehen würde, der in der Nähe der Quellen des Vorderrheines geboren, ſich aufmachte zur Wanderung, um die Welt mit eigenen Augen zu ſehen. Schon in ſeiner Kindheit hatten die Eltern und Lehrer in der Heimath ihm geſagt, daß der Fluß, der da vor ſeinen Augen vorbeiſtrömt, ſeinen Auslauf in ein fern im Norden gelegenes ſalziges Meer nehme, ſo groß, daß man auf ihm fahrend, kein Land mehr, ſondern nur Himmel und Waſſer ſähe. Er geht dem heimathlichen Waſſer nach, dieſes aber nimmt ſeine Richtung nicht nach Nordweſt, ſondern vielmehr die ganz entgegengeſetzte von Nordweſt in Südoſt. Er kommt weiter auf ſeinem Wege und allerdings wendet ſich jetzt der Lauf des Stromes mehr nach Norden, aber plötzlich hat er ein Ende in einem See, der weder ſalziges Waſſer enthält, noch ſo groß iſt, daß man in ſeiner Mitte nichts mehr ſehen könnte als Himmel und Waſſer. Die Ueberlieferungen aus dem Munde der

---

*) Die weitere Entwicklung dieſes Gegenſtandes findet ſich in des Verfaſſers Geſchichte der Natur §. 2, überſchrieben: „die Weisheit der Väter.“

Eltern werden ihm immer zweifelhafter, ja ſie mögen ihm vielleicht an einigen Stellen ſeines Weges wie kindiſche Mährlein erſcheinen, und ſeine Zweifel werden auch noch nicht ganz gehoben, als er am Ende des Sees den weitern Verlauf des Fluſſes entdeckt, denn dieſer wendet ſich jetzt plötzlich nach Weſten. Aber nur Geduld; er ſoll nun noch weiter und immer weiter den Lauf des Stromes verfolgen, zuletzt wird er die Wahrheit deſſen anerkennen müſſen, was die erfahreneren Pfleger ſeiner Kindheit ihm gelehrt.

Auf ähnliche Weiſe iſt es dem wiſſenſchaftlichen Forſchen ergangen, wenn es auf ſeinem Wege zuerſt häufig in Zweifel gerieth an der uralten, den Vätern verliehenen Weisheit der Tempel, ja wenn es dieſe ehrwürdige, ererbte Erkenntniß der Wahrheit zum Geſpött machte. Denn auf ſeinem weiteren Gange belehrte ſich jenes Forſchen jederzeit eines Beſſern und man darf ſagen, daß nur ein unvollſtändiges, ſeichtes Wiſſen von der uralten Wahrheit abführe, während ein tiefer gründendes, vollendetes Wiſſen zu ihr hinführt und ſie beſtätigt.

Denn das iſt ja eben das hohe Vorrecht der Menſchenſeele, daß in ihr aus der Regung eines Ahnens der höchſten Art, eines Ahnens ſelbſt der Urkräfte der ſichtbaren wie der unſichtbaren Welt ein Wiſſen und Erkennen der Ewigkeit ſich entfalten ſoll. Der Stein, welcher unbewegt am Boden liegt, erſcheint uns darum leblos und todt, weil über ihn vorwaltend und ausſchließend nur der Zug der Schwere herrſcht, der von ſeinem Erdganzen ausgeht. Dagegen erſcheint uns der Mond als ein Körper von eigenthümlich lebenskräftiger Bewegung, weil über ihn bei ſeinem weiteren Abſtand von der Erde nicht mehr der Zug der Schwere nach dieſer hin in ausſchließender Macht wirkt, ſondern weil an ihm jener

Zug nur als ein Erwecker und Erhalter der eigenthümlichen, ſelbſtſtändigen Schwungkraft ſich kund giebt. Worauf aber nun jenes hohe Vorrecht des Menſchen ſich gründe, durch welches er zu den ahnungs- ſo wie erkenntnißreichſten Weſen ſeiner Sichtbarkeit wird, das möge ein bildlicher Vergleich uns anſchaulich machen.

9. Die eigenthümliche Stellung des Menſchen zu der Welt des leiblich Sichtbaren wie des geiſtig Unſichtbaren.

Wir bewundern mit Recht an den hehren Meiſterwerken der deutſchen, chriſtlichen Baukunſt, namentlich an ſolchen wie der Dom zu Freiburg, zu Köln, oder wie an den ſchönen, alten Kirchen zu Bamberg, Nürnberg, Regensburg, ein gewiſſes, ſinnvoll harmoniſches Verhältniß aller Theile, im Kleinen wie im Großen, vom Mauerwerk am Boden bis zum Giebel des Gebäudes; ein Verhältniß, das auf unſer Gemüth einen ähnlichen Eindruck machet, wie das Vernehmen eines großartigen Gedankens, der über ein ganzes, mit ihm verwandtes Gebiet des Erkennens ein erhellendes Licht verbreitet, weil wir das, was ſein innerer Sinn und Hauptinhalt iſt, nach allen Seiten hin ſichtbarlich entwickelt und ausgeführt finden. Es wird uns bei der längeren Betrachtung eines ſolchen erhabenen Kunſtwerkes deutlich, daß ein feſtſtehendes Geſetz da ſeyn müſſe, nach welchem die Verhältniſſe der Größen wie der gegenſeitigen Abſtände ſeiner einzelnen Theile abgemeſſen ſind. Und dieſes Geſetz iſt mit vollkommener Sicherheit aufgefunden worden. Es giebt für jedes jener erhabenen Bauwerke der älteren chriſtlichen Kunſt eine gewiſſe Einheit, ein Grundmaaß. Ein einzelner verhältnißmäßig kleiner Theil im Innern des Baues, man hat ihn an dem gegen Oſten vom Eingang ſtehenden Hauptaltar gefunden, ſtellt dieſe Grundgröße dar, welche dann zum quadratiſchen, zum cubiſchen oder zu anderweitigem geometriſchen Verhältniſſen ſich erhebend, allen Theilen ſo wie dem Geſammtganzen des Tempels das feſtbeſtimmte Maaß giebt. Wem jene Einheit bekannt wäre, der könnte aus ihrer Größe es vorausberechnen, welche Höhe z. B.*) ſelbſt der Giebel über dem Thurme haben, wie lang, wie hoch, wie breit das Schiff der Kirche, wie groß der Abſtand ſeiner Säulen, von welchem Umfang der Haupteingang ſeyn müſſe. Es iſt keine einzige zinnenartige Zierrath am Dache oder an den Seiten des Gebäudes zu ſehen, deren Größe nicht in einem harmoniſch-geometriſchen Verhältniß mit der Grundeinheit ſtünde. Wie ſich das Kunſtwerk eines Liedes von dem Grundtone aus und von ſeinen harmoniſchen Accorden entſpinnt, und aus dieſer feſtſtehenden Grundlage zu einem unſerm Ohre lieblich lautenden Ganzen entwickelt, ſo iſt aus einem von dem kunſtreichen Werkmeiſter vorher beſtimmten Grundmaaße, das harmoniſch ſchöne Ganze eines ſolchen Bauwerkes erwachſen.

Wer ſollte nicht bei der Betrachtung der ſichtbaren Welt, zunächſt jener irdiſchen, in deren Mitte wir wohnen, von einer noch viel tieferen Bewunderung ergriffen werden als bei dem Beſchauen auch des erhabenſten menſchlichen Bauwerkes. Dort ſind, nicht nach dem Ermeſſen eines menſchlichen Verſtandes, ſondern nach dem unvergleichbar höheren einer göttlichen Weisheit alle einzelnen Theile ſo harmoniſch ſchön zuſammengefügt, daß nicht nur der eine den andern vollkommen trägt und hält, ſo wie er ſelber von jenem und von der Geſammtheit Aller gehalten und geſtützt wird, ſondern die Bedeutung und innere Zweckmäßigkeit des einen wird erſt durch ſein Zuſammenpaſſen, ſein Wechſelverhältniß mit dem andern erkannt.

---

*) Als Diagonale des Quadrats der Grundeinheit.

Der Kreuzſchnabel mit dem ſonderbaren faſt widerſinnig erſcheinenden Bau ſeines Schnabels, von welchem er ſeinen Namen hat, ſtünde uns mitten unter den andern ihm verwandten Vögeln mit regelmäßig gebildetem Schnabel als ein unerklärliches Räthſel da, wenn es keine Zapfenfrüchte der Fichten und Tannen gäbe. Der nüßchenartige Saame, der in dieſen feſt von den Schuppen umſchloſſen liegt, iſt zur Nahrung des Kreuzſchnabels beſtimmt: kein andrer Vogel von gewöhnlichem Bau könnte ſo leicht und in ſolcher Schnelligkeit die Schuppen der Zapfen aufbrechen und mit ihrem Saamen ſeinen Kropf zur Sättigung für ſich und für die eßluſtigen Jungen füllen als er. Der Specht mit ſeinem großen, meiſelförmigen Schnabel, mit ſeiner langen, klebrigen, wurmförmigen Zunge, die ſich wie ein Wurfgeſchoß hervorſchießen und zurückziehen läſſet, dürfte ſich in der anſtändigen Geſellſchaft der zierlicher gebildeten Vögel kaum ſehen laſſen, und dennoch iſt gerade nur dieſer Schnabel, nur dieſe oft ſo unanſtändig hervorragende Zunge dazu geeignet, in das Innere der an Wurmfraß leidenden Bäume hineinzubohren und das verderbliche Gewürm herauszuholen. Wie ſeltſam ſtehet die Giraffe mit ihrem übermäßig langem Halſe neben den hirſchartigen Thieren unſeres Himmelsſtriches da, zu deren weitläufigen Verwandten ſie gehört, wie unbequem würde jenem merkwürdigen Thiere ſein langer Hals und die geſammte hohe Stellung ſeines Vorderleibes ſeyn, wenn daſſelbe mit unſeren Hirſchen und Rehen, oder mit den gleich ihm wiederkäuenden Stieren und Schafen auf die Weide gehen müßte. Die ganze Geſtalt der Giraffe, die Bedeutung ihres langen Halſes, ihrer weit hervorſtreckbaren, zum Zugreifen geeigneten Zunge wird uns erſt verſtändlich, wenn wir das wahrhaft ſchöne Thier an Ort und Stelle beobachten, dahin es von dem großen Werkmeiſter der Natur geſetzt iſt. Der Saum der heißen afrikaniſchen Wüſte mit ſeinen dünnen Waldungen der Akazien und Mimoſen iſt ſeine Heimath. Wären ihm dort unſere Hirſche und Rehe zur Geſellſchaft beigegeben, was ſollte aus dieſen werden, wenn während der längſten Zeit des Jahres der Boden, durch die Hitze verſengt, keinen grünen Grashalm trägt; wenn das niedere Geſträuch ſeine Blätter abgeworfen hat. Für die Giraffe aber iſt auch dann aufs Beſte geſorgt. Die hohen Wipfel der Bäume haben ſelbſt in ſolcher Zeit großentheils noch die Fülle ihrer Blätter ſich erhalten und die Giraffe, mit ihrem über drei Mannslängen emporragenden Haupte, weidet hoch oben im Schatten der dicht belaubten Zweige, welche ſie, wo dies noth thut, ſelbſt mit ihrer Zunge an ſich heranzieht und zum Munde führt.

So iſt jedem Bauſtein des großen Werkes der Sichtbarkeit jenes Maaß, jene Geſtalt gegeben, darin derſelbe genau an ſeine Gränznachbarn ſich anſchließt. Aber die Bauſteine des hehren Tempels der Natur ruhen nicht blos wie die Maſſen der Felſen, welche die majeſtätiſchen Zinnen der Hochgebirge bilden, unverrückbar feſt auf und an einander, ſondern ſie ſind auch beweglich, ſo daß ſie bald ſich trennen, bald wieder nach harmoniſchem Ebenmaaß ſich zuſammenfügen, und daß ſie auf ſolche Weiſe ohne Aufhören das Wunder der anfänglichen Schöpfung vor unſern Augen wiederholen. Sehr häufig finden ſich jene lebendigen Weſen, welche eines zur Ergänzung des andern gemacht ſind und welche durch den Zug des Inſtinktes zuſammengeführt werden, ganz nahe bei einander; das Bedürfniß des einen, wie wir ſchon oben an einigen Beiſpielen ſahen, erwacht zu gleicher Zeit mit der ſich ihm entgegendrängenden Sättigung. In vielen andern Fällen jedoch liegen die lebendigen Bauſteine, welche zuſammengehören, weit von einander entfernt und werden dennoch, wie von unſichtbarer Hand, gerade in rechter Zeit und Stunde zu einander hingeführt und verbunden. Wenn die Schaaren der Heuſchrecken von Süden und Oſten her über die Fluren von Perſien oder über einige der vereinzelten, grünen Landſtriche von Arabien ſich ausbreiten, und wie eine weithin ergoſſene Waſſerfluth mehr denn Spannen hoch den Boden bedecken, dann finden ſich, häufig von ganz entgegengeſetzter Richtung, aus Norden oder Nordweſten her, die Züge der Heuſchreckendroſſeln ein, deren wohlthätige Aufgabe es iſt. jene Verderber des Landes zu vertilgen. So geben öfters der Hunger und die Speiſe, die Noth und die Rettung, von ganz verſchiedenen, weit von einander abgelegenen Orten, die eine vom Morgen, die andere vom Abend aus und am Punkte des Mittags, das heißt zu der für beide vorher beſtimmten, paſſenden Zeit treffen ſie an einem gemeinſamen Ziel zuſammen, dahin beide zum Zweck der Erbauung eines harmoniſch vollendeten Ganzen von dem Werkmeiſter beſtellt ſind.

Ja, wahrlich ein Tempel Gottes, ſchön und hehr iſt dieſe unſere ſichtbare Welt, und es iſt noch ein anderer Zug der innern Aehnlichkeit im Bau und im Verhältniß ihrer einzelnen Theile da, den die irdiſche Natur mit den vorhin erwähnten Meiſterwerken der chriſtlichen Baukunſt gemein hat. Auch in dem erhabenen Domgebäude unſerer Erdenwelt wird eine Einheit, eine Grundzahl und Grundgröße gefunden, nach welcher, in geometriſcher Weiſe, die Größen- ſo wie Zahlen-Verhältniſſe aller andern einzelnen Theile und ihres Geſammtganzen abgemeſſen ſind. Und wo anders hätten wir jene Einheit und Grundgröße zu ſuchen als am Altarſtein des Tempels, in dem Menſchen, in deſſen Geiſte das heilige Geheimniß einer Vereinigung des Göttlichen und Ewigen mit dem Weſen des irdiſch Vergänglichen ſeine Wohnſtätte hat.

Schon die alten Chaldäer haben, wie bereits erwähnt, es gewußt und ausgeſprochen, daß der Menſch in der mittleren Größe und mittleren Geſchwindigkeit ſeines Leibes nach verkleinertem Maaße jenes Verhältniß an ſich wiederhole, in welchem die mittlere Größe und Geſchwindigkeit ſeiner Erde zum Umfang ihrer Bahn um die Sonne ſteht. Der Umfang unſerer Erdkugel unter dem Aequator beträgt bekanntlich 5400 geographiſche Meilen. Ein gewöhnlich guter Fußgänger, ein geſunder Mann von mittlerer Größe, braucht nicht zwei volle Stunden, um den Weg einer geographiſchen Meile zurückzulegen, ſondern nahe zu nur eine und drei Fünftelſtunde Zeit. Wenn wir noch genauer bis auf Zoll und Minute das mittlere Maaß des Menſchenſchrittes und ſeiner Geſchwindigkeit unſrer Rechnung zu Grunde legen, dann finden wir, daß ein Mann, der gerade von Weſt nach Oſt fortſchreitet, in irgend einer gegebenen Zeit einen eben ſo großen Theil von dem Umfang ſeiner Planetenkugel durchwandert hat, als während derſelben Zeit die Erde von dem Wege ihrer Bahn zurücklegte. Unſer

Planet macht in 24 Stunden beiläufig den 365ſten Theil ſeines Weges um die Sonne ab, in 6 Stunden mithin das Viertel eines 365ſten Theiles und gerade eben ſo viel, nämlich ein Viertel des 365ſten Theiles ſeines Erdumfanges könnte ein kräftiger Fußgänger, wenn er ohne anzuhalten, ſo lange fortſchritte, in Zeit von 6 Stunden zurücklegen, d. h. nahe gegen 3¼ geographiſche Meilen.

Bedeutungsvoller für die weltgebäulicheren Beziehungen der Erde als ihr kurzes Jahr von 365¼ Tagen iſt jenes große, ſogenannt platoniſche Jahr, in welchem das Vorrücken der Nachtgleichenpunkte ſeinen Kreislauf vollendet, ſo daß an ſeinem Ende die Sonne zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche wieder bei demſelben Sterne ſteht als an ſeinem Anfange. Dieſe große, aſtronomiſche Periode hat eine Dauer von 25920 gemeinen Erdenjahren, und wenn wir ſie gleich dem gemeinen Jahre in 365 Tage theilen, dann finden wir, daß ein ſolcher Tag 70 Erdenjahre betrage. Die Zeit aber von 70 Jahren oder von 25920 Erdentagen iſt, ſchon nach der Ausſage eines Liedes des Moſes ſo wie nach einem Spruche des weiſen Solon, das natürliche, vorbeſtimmte Ziel des jetzigen Menſchenlebens und es verdient eine weitere Beachtung, daß der Menſch im Mittel an jedem Tage eben ſo oft aus- und einathmet, als ihm die Sonne in der Zeit von 70 Jahren auf- und untergeht, nämlich 25920 Male.

Wir könnten ſolcher Züge noch viele anführen, aus denen hervorgeht, daß in der Natur des Menſchen ſelbſt die räumlichen und zeitlichen Verhältniſſe der ihn umgebenden Sichtbarkeit nach verjüngtem Maaßſtabe eben ſo vollkommen ſich abſpiegeln, als in ſeinem kleinen Auge die Welt der Geſtirne, ſo wie die Herrlichkeiten der geſammten irdiſchen Natur. Und eben in der uranfänglichen Beſtimmung des Menſchen, das Grundmaaß zu ſeyn für die ganze ihn umgebende Sichtbarkeit, ſo wie der Träger des Gedankens jenes ewigen Meiſters, der das hehre Werk erſchuf, liegt der Schlüſſel zur Erforſchung des Unterſchiedes zwiſchen dem Vorgefühl des Inſtinktes, ſo wie der ſinnlichen Wahrnehmung bei dem Thiere, und zwiſchen dem Ahnungsvermögen ſo wie dem vernünftigen Erkennen und Wiſſen bei dem Menſchen.

Es iſt ein Geſetz, das nach allen Richtungen hin als gültig ſich bewährt, daß nur da ein Erkennen möglich ſey, wo das Erkennende dem Erkannten nach ſeinem Maaße gleich iſt oder allmälig im Verlauf des Erkennens ihm gleich wird. Wäre, ſo ſagt der Dichter mit Recht, unſer Auge nicht ſelber von Sonnennatur, dann würde dasſelbe niemals das Licht, das von der Sonne oder von ſonnenartig leuchtenden Körpern ausgehet, wahrnehmen können. *)

Auch im Thier gründet ſich der innere Zug der Sympathien und des Inſtinktes ſo wie das Vermögen des Wahrnehmens der Außenwelt auf eine gewiſſe Gleichartigkeit ſeines Weſens mit jenen Dingen, zu denen es die Regung des Inſtinktes hinführt, und welche in den Kreis ſeines ſinnlichen Erkennens hineinfallen. Aber dieſer Kreis iſt nur ein ſehr beſchränkter, denn die Gleichartigkeit, von der ſein Umfang abhängt, entſpricht, nach dem vorhin gebrauchten Bilde nur jener, die zwiſchen dem einen Bauſtein an den Mauern des Tempels mit dem andern ſtattfindet, für deſſen Anfügung er gemacht, für deſſen Ergänzung ſo wie Unterſtützung er be-

---

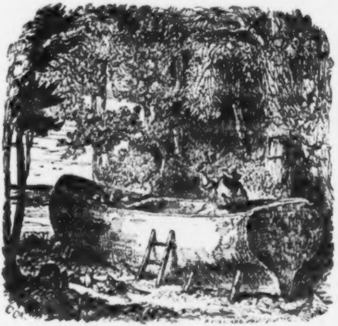
*) Mehreres hierüber in des Verfaſſers Geſchichte der Seele, §. 18 und 19.

reitet iſt. Das thieriſche Ahnungsvermögen hat keinen andern Kreis ſeiner Wirkſamkeit als etwa den, welcher ihm durch die Beziehungen der leiblichen Entwicklung des eigenen Daſeyns ſo wie des Werdens der künftigen Brut vorgezeichnet iſt.

Von ungleich andrem bedeutenderem Inhalt und Umfang iſt das Ahnungs- ſo wie das Erkenntnißvermögen des Menſchen. Dieſer als das Grundmaaß und abbildliche Gleichniß der geſammten Schöpfung ſtehet nicht nur mit einem oder etlichen, zunächſt zu ihm paſſenden Bauſteinen, ſondern mit dem großen Ganzen, das dieſe zuſammengenommen bilden, in einer lebendigen allumfaſſenden Beziehung. Und dieſe Beziehung ragt noch weiter hinaus als in die Höhen, die Tiefen und Breiten des Gebietes der Sichtbarkeit.

Der Altarſtein im Innern eines altmeiſterlichen chriſtlichen Kirchengebäudes, mit dem wir den Menſchen inmitten der beiden Reiche des Sichtbaren und Unſichtbaren verglichen, hat außer der Beſtimmung zu einem leiblichen Grundmaaße ſeines Ganzen noch eine andere. Wäre demſelben die Gabe des Selbſtgefühles und des Selbſterkennens verliehen, dann würde er nicht nur der allſeitigen Beziehung, in welcher er zu dem ſichtbaren Baue ſeines Tempelganzen ſtehet, inne werden, ſondern auch jener urſprünglichen Beziehung, die zwiſchen ſeinem Werden und dem ſchaffenden Gedanken des Werkmeiſters ſtattfand. Dieſe Beziehung, auf ein Göttliches, auf eine Welt des Geiſtigen und der Geiſter iſt in der Natur des Menſchen eine eben ſo weſentliche und wirkliche als jene andre, in welcher unſer Leib mit der Welt der ſichtbaren Dinge ſtehet. Der Altar im Tempel iſt allerdings ſeiner ſteinernen Natur nach ein dunkler Körper, wenn ſich aber auf ihm die Flamme des Opfers entzündet, dann gehet von dieſer ein Licht aus, welches das Dunkel umher erleuchtet. So verklärt ſich auch im Weſen des Menſchen jenes Ahnungsvermögen der irdiſchen Art, das mit dem thieriſchen Inſtinkte verwandt iſt, durch das Walten des Geiſtes zu einem göttlich prophetiſchen Vorausſehen und Hoffen; das irdiſche Wiſſen zu einem Erkennen nicht nur des Zeitlichen, ſondern des ewig Künftigen. Und hier iſt die Gränze, an welcher auch Taſſo's lieblicher, aus den Regungen des natürlichen Sehnens entſprungener Traum von einem Verkehr der Menſchenſeele mit perſönlichen Weſen der Geiſterwelt in Erfüllung gehen kann. Der Morgenſtrahl eines nahe künftigen Tages der Ewigkeit dringt zuweilen da, wo es ihm gefällt, herein durch die Pforten der vergänglichen Leiblichkeit und läſſet Dinge ſchauen, welche außer den Gränzen dieſer Pforten liegen.

Das Erkennen der höheren, geiſtigen Art, von welchem wir ſo eben ſprachen, iſt allerdings ein andres als das irdiſche Erkennen und Wiſſen, in der Art jedoch ihrer ſchöpferiſchen Wirkſamkeit ſind beide ſich verwandt. Der Mond wird erſt durch die Schwungkraft zu einem ſeiner Erde ebenbürtig gleichartigen, ſelbſtſtändigen Weltkörper, der ſich eben ſo frei im Weltraume ſchwebend als die Erde, mit ihr zugleich um die Sonne bewegt. Die hier genannte Kraft, deren Verhältniß zum Zug der Schwere wir mit dem des Wiſſens zu dem Ahnen verglichen, verleihet allen Weltkörpern unſers Sonnenſyſtemes dieſe Freiheit und jene Richtung des Bewegens, wodurch dieſelben ihrem Centralkörper, der Sonne, gleich und theilhaftig werden der Kräfte eines höheren Umlaufes, den dieſe um eine allgewaltige Weltenmitte des Sternenhimmels machet. Wie die Schwungkraft, ſo verleiht auch das Erkennen dem Weſen, in welchem es wirkſam wird, eine Gleichartigkeit und Ebenbürtigkeit mit dem Erkannten. Die Anlage zu dieſer Gleichartigkeit muß allerdings ſchon vorhanden ſeyn, aber die Erfahrung lehrt es, daß eben ſo wie der wahrnehmende Sinn durch angemeſſene Uebung geſchärft, der Arm durch oft wiederholte kräftige Bewegung geſtärkt wird, ſo auch die innere Gleichartigkeit des geiſtig Erkennenden durch den anhaltenden Verkehr mit dem Erkannten geſteigert und vervollkommnet werde. Die höchſte Aufgabe des Menſchengeiſtes, dahin zuletzt alle Anlagen und Triebe desſelben führen, iſt das Erkennen eines Göttlichen und Ewigen. Und in dieſem Erkennen, je vollkommener es wird, deſto mehr liegt eine (durch Liebe) umſchaffende Kraft, durch welche der in der Endlichkeit befangene Geiſt des Menſchen in das Bild des Unendlichen verklärt und verwandelt wird. Eine ſolche Verwandlung, gleich jener der mühſam am Boden kriechenden Raupe, in die Geſtalt des frei auf den Wogen der Himmelslüfte ſchwebenden Schmetterlinges iſt das wahre Ziel und Ende all unſeres Ahnens und Wiſſens.


CC

Der neue Robinſon

oder

die Schickſale des Philipp Aſhton,

während ſeines erzwungenen Aufenthaltes unter den Seeräubern und auf der unbewohnten Inſel Roatan.

Eine wahre Geſchichte.

Für die deutſche Jugend bearbeitet

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,

Hofrath und Profeſſor der Naturgeſchichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-
Univerſität zu München.

Herausgegeben von dem Calwer Verlags-Verein.

Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Preiſe:
Bei unmittelbarer Beſtellung in Calw und gegen Vorausbezahlung einzeln
in Umſchlag geh. 27 kr. In Partieen zu 25 Ex. 24 kr.
Im Buchhandel in Cartonband einzeln 30 kr. oder 13 ſgr.
Zu je 12 Ex. eines frei.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commiſſion bei J. F. Steinkopf.
1849.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Seinen theuren Freunden,

den Herren

Chr. H. Zeller,

Inſpektor der freiwilligen Armenſchullehrer-Anſtalt in Beuggen,

und

Candidat Wichern,

Vorſteher des rauhen Hauſes in Hamburg,

den treuen Rettern und Pflegern einer von menſchlicher
Hilfe verlaſſenen und verſäumten Kinderwelt,

widmet dieſes für die deutſche Jugend beſtimmte Büchlein

in herzlicher Liebe

Pähl, am 28. Sept.
1848.

D. B.

Vorrede

zur erſten Auflage.

Der Mann, deſſen Jugendgeſchichte den Hauptinhalt der nachfolgenden Blätter bildet, gehörte einem andern Zeitalter und einem andern Volke als dem unſrigen an. Schon vor länger als hundertundzwanzig Jahren hat er die Kämpfe und Mühen beſtanden, die wir hier beſchreiben wollen; vor etwa ſiebenzig Jahren den Lauf ſeines Lebens, das an ſeltenen Erfahrungen wie an guten Thaten reich war, vollendet. Sein Vaterland war der engliſch-amerikaniſche Pflanzſtaat Maſſachuſets; ſeine Abſtammung leitete er von jenen Puritanern her, welche vormals um des Glaubens willen ihr Vaterland verließen und jenſeit des Meeres eine Zufluchtsſtätte der geiſtigen Freiheit begründeten. Ein Erbtheil dieſer Vorfahren waren jene Züge, welche uns an dem Charakter des jungen Aſhton vor Allem in's Auge fallen: das ernſte, treue Feſthalten an Gottes Wort und Gebot, der Heldenmuth des Glaubens, ſelbſt den Gefahren des Todes gegenüber. Denn wo anders lag der Quell dieſer Gaben, als in dem nämlichen Geiſt des Gottesvertrauens und des Fleißes, der die Begründer der Pflanzſtaaten von Neuengland beſeelte, als ſie, unter den Bedrängniſſen des Winterfroſtes und des Hungers, in dem neuen Vaterland ihre Hütten bauten, deren jede, neben den faſt zu gleicher Zeit errichteten Kirchen und Schulhäuſern, eine Pflanzſtätte ernſter chriſtlicher Zucht und Lehre wurde. Philipp Aſhton, in ſeinem ganzen Thun und Weſen, als Gefangener der Seeräuber und als hilflos verlaſſener Inſulaner, ſteht uns als ein Muſterbild deſſen da, was Kirche, Schule und Elternhaus, wenn ſie von guter, rechter Art ſind, aus der jugendlich bildſamen Natur des Menſchen machen können.

Ich habe nur noch wenige Worte über Das zu ſagen, was ich bei der Arbeit des hier vorliegenden kleinen Buches mir zur Aufgabe geſetzt hatte. Der Stoff zu demſelben, welcher mir aus der Hand theurer Freunde zukam, iſt ein ſchriftlicher Aufſatz, der die deutſche Ueberſetzung eines eigenhändigen Berichts des Philipp Aſhton über ſeine Schickſale auf den Schiffen der Seeräuber und auf Roatan enthält. Schon der kindlich einfältige Ton und noch mehr die Geſinnung des Erzählers bürgen für die Wahrheit ſeiner Berichte, deren Genauigkeit öfters bis ins Kleinſte geht. Als meine erſte Pflicht erſchien es mir mithin, in allen weſentlichen Zügen meiner Arbeit mich treu an den gegebenen Stoff zu halten.

Dennoch gewährte ich mir, und zwar, wie ich hoffe, nicht zum Nachtheil meines Buches, innerhalb der ſelbſtgeſetzten Gränzen einzelne Freiheiten. Wenn der gute Philipp Aſhton ſeinen ſchriftlichen Bericht nur zu ſeiner eigenen Erinnerung, ſo wie der ſeiner nächſten Freunde und Verwandten, aufſetzte, dann kann man es begreiflich finden, daß er zuweilen gewiſſe kleine, wenig bedeutende Umſtände, welche dem Gedächtniß am leichteſten entfallen, mit großer Genauigkeit verzeichnete, andere aber nur kurz andeutete, welche er nach öſterem mündlichen Erzählen der Erinnerung ſeiner Freunde als eben ſo bekannt und gegenwärtig vorausſetzte, wie ſie ſeiner eigenen es waren. Uns genügen jene kurzen Andeutungen nicht; ſie würden uns oft über den Zuſammenhang der einzelnen Begebenheiten und über den Beweggrund zu manchen Handlungen unſeres Inſulaners im Dunkeln laſſen. Ich habe deßhalb ſo gut als möglich die Ergänzung ſolcher Partieen ſeines Berichtes verſucht, welche mir deſſen am meiſten zu bedürfen ſchienen, und, ohne den weſentlich wahren Umriß des Ganzen zu verändern, hin und wieder zwiſchen den Bauſteinen ein unweſentlicheres Cement angebracht.

Auch noch etwas Anderes habe ich mir als Mann vom Handwerk erlaubt. Aſhton war allerdings ein Freund und ſelbſt ein guter Beobachter der Naturgegenſtände, nicht aber ein wiſſenſchaftlicher Kenner und Beſchreiber derſelben. Zuweilen gibt er den bekannten Namen, oder in wenigen Zügen eine leicht erkennbare Bezeichnung ſeines Gegenſtandes, und in ſolchen Fällen habe ich mich wörtlich an ſeine Benennungen, ſo wie an ſeine Schilderungen gehalten. Andere Male koſtet es Mühe, die Art des Baumes oder des Thieres, davon er redet, mit voller Sicherheit zu erkennen, dann habe ich dem Erzähler meine eigene Kenntniß des vermuthlichen Gegenſtandes in den Mund gelegt. Ja ich habe noch mehr gethan. Da wo Philipp nur im Allgemeinen von den köſtlichen Früchten ſeines Eilandes, von den Herrlich-

Seiten, ſo wie von den Beſchwerlichkeiten ſeines Himmelsſtriches redet, habe ich ein etwas vollſtändigeres Bild der Natur des Landes zu geben verſucht. Man wird dieſes entſchuldigen. Amerika's reicher Boden könnte in naher Zeit für Viele von uns eben ſo wie für Aſhtons Ahnen eine Zufluchtsſtätte jener wahren, geiſtigen Freiheit werden, die nur unter göttlich-menſchlicher Ordnung und Geſetzlichkeit, nicht unter thieriſch-menſchlicher Gewaltherrſchaft beſtehen kann.

Pähl im bayriſchen Ammerthale am 28. Sept. 1848.

G. H.

Bei der hier vorliegenden zweiten Auflage des neuen Robinſon habe ich mir nur im naturgeſchichtlichen Theile, ſo weit ich denſelben als mein Eigenthum betrachten durfte, einige Veränderungen und kleine Zuſätze erlaubt. Leſer, welche über dieſen Theil des Inhaltes noch eine weitere wiſſenſchaftliche Belehrung ſuchen, verweiſe ich auf die ſo eben erſcheinende ſechszehnte Auflage meines Lehrbuches der Naturgeſchichte, Erlangen bei C. Heyder 1849, in welche ich, auch aus anderen Gründen, die vollſtändigere ſyſtematiſche Beſchreibung der dort erwähnten naturgeſchichtlichen Gegenſtände aufgenommen habe.

München am 4. April 1849.

G. H.

Inhaltsanzeige.

Seite.
1. Unverhofft kommt oft 1
2. Der Seeräuber-Hauptmann 3
3. Der Jüngling aus Salem 10
4. Das entſchiedene Nein 14
5. Die erſte Feuerprobe 22
6. Ein alltägliches Wunder 25
7. Eine Reiſe nach Oſt und Weſt 28
8. Rettung aus Waſſersnoth 30
9. Der gerade Weg zum Galgen 34
10. Eine neue Gefahr des Todes 41
11. Ein Heimweh von ſeliger Art 47
12. Ein unerwarteter Ausweg 51
13. Die ſabbathliche Stille und ihre Unterbrechung . . . 57
14. Noch drei Tage der Sorgen und Gefahren 64
15. Das Gefühl der Einſamkeit 86
16. Zwei lebende Mitgenoſſen der Einſamkeit 89
17. Eine Vorhalle des Paradieſes 105
18. Ein Stillſtand vor weiterem Auslauf 118
19. Der Lehrling ohne Meiſter und Handwerksgeräthe . . 126
20. Eine Inſpektions- und Entdeckungsreiſe 133
21. Das reiche Erbgut 159
22. Die Weiterreiſe und vorbildliche Heimkehr 182
23. Die ſtille Woche 217

Seite.

24. Das Oſterfeſt im Fremdlingslande 223
25. Die leicht befriedigte Bauluſt 228
26. Die getäuſchte Hoffnung 230
27. Eine neue Entdeckungsreiſe 233
28. Der Plagen Anfang 246
29. Ein herber Verluſt 249
30. Die Folgen des Verluſtes 252
31. Der Gebundene ohne Feſſeln 259
32. Eine Hilfe aus großer Noth 261
33. Ein gefährlicher Fehlgriff 265
34. Als die Sterbenden, und ſiehe wir leben 268
35. Das Erſcheinen eines hilfreichen Engels 277
36. Neues Leid nach kurzer Freude 287
37. Ein reiches Weihnachtsgeſchenk aus unbekannter Hand 290
38. Ein Lob der Schifferkunſt 295
39. Rettung aus großer Lebensgefahr 301
40. Ein neuer Beſuch von unerwarteten Gäſten 308
41. Der unerwünſchte Zuſpruch 323
42. Der letzte Aufenthalt auf Roatan und die Heimkehr nach Salem 330

1. Unverhofft kommt oft.

Es war an einem Freitag, den 15. Juni 1722*), Nachmittags gegen 4 Uhr, da lief ein Schooner, ſo nennt man ein Kauffahrteiſchiff mit zwei Maſtbäumen, in den Hafen von Rockaway auf der Inſel Long Island in Amerika ein. Das Schiff gehörte dem alten Aſhton zu Salem in Maſſachuſets**) an, deſſen Sohn Philipp in Begleitung von vier Matroſen und einem Schiffsjungen am Bord deſſelben war und ſo eben, wie es ſcheint, im Begriff ſtand, von einer Geſchäftsreiſe nach Neuyork wieder heimzukehren. Philipp war nicht gewohnt, den Sonntag ohne Noth in der Unruhe und in den Zerſtreuungen des Geſchäftslebens hinzubringen; er hatte deßhalb ſchon heute einen ſichern Landungsplatz aufgeſucht, ehe Wind und Wogen, vielleicht auf viele Tage, ihn wieder mit ſich nehmen konnten auf das unruhige Meer.

Daſſelbe Bedürfniß nach ſabbathlicher Ruhe und Stärkung, welche dem Stande der Seeleute vor andern Ständen ſo noth thun, ſchien auch andere Schiffe in die Bucht

---

*) England behielt den Julianiſchen Kalender bis 1752 bei; nach unſerm Gregorianiſchen Kalender war jener Freitag der 26. Juni.

**) Damals ein Theil von Neuengland.

Rockaway hineingeführt zu haben, denn es lagen da viele, freilich meiſt kleine Fahrzeuge vor Anker, unter ihnen auch eine Brigantine: ein ſchnellſegelndes Schiff mit ſchiefſtehenden Maſten.

Fröhlich und unbeſorgt, wie in einem Haven des Friedens, zog die kleine Mannſchaft des Schooners die Segel ein, und traf, nachdem ſie Anker geworfen, die nöthigen Vorkehrungen, um zum Theil noch heute oder wenigſtens morgen früh an's Land zu gehen, — da ſtieß, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, ein Boot von der Brigantine ab, und nahte ſich dem Schooner. Unbedenklich ließ man das Boot, in welchem nur vier Matroſen ſaßen, an das Schiff anlegen; man hatte die Brigantine für ein, auf dem Weg ſeiner Geſchäfte aus Weſtindien kommendes engliſches Fahrzeug gehalten; die Leute ſchienen unbewaffnet, wie konnte man ihnen hier, mitten im Haven, unter Schiffen von befreundeter Flagge, eine feindſelige Abſicht zutrauen.

Und dennoch hatten ſie eine ſolche. Kaum waren die vier fremden Matroſen an Bord geſtiegen, da zogen ſie die vorher verborgen gehaltenen Piſtolen und Hirſchfänger hervor, ſprangen auf den Philipp Aſhton und ſeine Leute, welche nicht einmal ein Meſſer zu ihrer Vertheidigung bei der Hand hatten, zu, und riefen: ſie ſollten alsbald, wenn das Leben ihnen lieb ſei, ſich und ihr Fahrzeug an den großen Seekapitän Ned Low ergeben. Bei einem ſolchen, völlig unverſehenen Ueberfall war an keinen ernſtlichen Widerſtand zu denken; das, was der jugendliche Philipp, ernſtlich genug für ſein Alter, von Verletzung des Anſehens der Flagge wie alles Rechtes ſprach, wurde eben ſo wenig als das zernige Aufſchreien ſeiner Leute geachtet; die Seeräuber hielten ihnen mit der einen Hand die Piſtole mit geſpanntem Hahn vor den Kopf und zogen an der andern ſie hinab zum Boote, in welchem man ſie hinführte zur Brigantine.

2. Der Seeräuberhauptmann Ned Low.

Ehe wir unſern jungen Seemann in die Schule der ernſten, harten Prüfungen begleiten, in welcher es, um die Seele zu retten, eine Treue bis zum Tode galt, wollen wir zuerſt den Meiſter der Bosheiten etwas näher kennen lernen, welcher dieſer Schule vorſtand.

Eduard, oder wie die Sprache des engliſchen Volkes dieſen Vornamen abkürzt, Ned Low, war zu jener Zeit ein Popanz, mit deſſen bloſem Namen man alle Kinder der Seeküſtengegenden am atlantiſchen Meere, alle Inhaber ſowohl der armſeligſten Kohlen- und Fiſcherboote als der Kauffahrteiſchiffe ſchrecken konnte. Es kam ſelten ein Schiffer von einer längeren Reiſe, namentlich an der amerikaniſchen Küſte, nach Hauſe, der nicht von einem neuen Gewaltſtreiche, von einer neuen Räuberthat des gefürchteten Ned, welcher auch, wo es galt, ſelbſt des Menſchenlebens nicht verſchonte, zu erzählen wußte. Bald war er in einem Kauffahrteiſchiff, ja ſelbſt in einem Schiffsboot von unbedeutendem Ausſehen, an eine Küſte gekommen, anſcheinend nur um Waſſer oder Proviant einzunehmen, und hatte auf einmal an der Spitze ſeiner am Tage verſteckt gehaltenen Mannſchaft in der Nacht über irgend eine kleine Seeſtadt Furcht und Schrecken verbreitet; bald war er in einer Brigg unter ſpaniſcher oder franzöſiſcher Flagge, als vorgeblich hochvermögender Beſitzer des von ihm geraubten Schiffes, in einen Haven eingelaufen, und hatte da, in anſcheinend friedlichem Verkehr, Gold in Haufen für ſeine und ſeines Schiffsvolks Vergnügungen geſpendet, bis er auf einmal die Gelegenheit erſah, irgend ein Schiff mit reicher Ladung, das aus jenem Haven auslief, und ſeiner ſpaniſchen oder franzöſiſchen Flagge traute, zu überfallen, und an der gemachten Beute ſich für alle Ausgaben, die er in der Stadt gehabt, ſchadlos zu halten. Aber nicht nur gegen die fremden Flaggen, auch gegen die ſeiner eigenen Landsleute, der Engländer, bewies Ned, wie wir dieß ſchon im Eingang ſahen, keine Schonung. Zuweilen lag er zwar, wie der Löwe, wenn er geſättigt iſt, Tage, ja Wochen lang, mit ſeinem großen oder kleinen Fahrzeug, ganz friedlich unter den engliſch-amerikaniſchen Schiffen in liegend einer Bucht vor Anker, bewies ſich auch wohl ſogar als guter Landsmann in Rath und That; andre Male jedoch, wenn er gerade Mangel an Proviant oder an tüchtigen Matroſen hatte, nahm er dem ärmſten Fiſcher die Ladung ſeiner Barke, dem Schiffszwieback-Verkäufer ſein Brod ab, und entführte gewaltſam die jungen Männer auf ſein Schiff und in ſeine Dienſte.

Das konnte man nicht läugnen, daß der allgefürchtete Ned nicht nur einer der tollkühnſten, ſondern auch der geſchickteſten Seemänner ſeiner Zeit war. Ihm war kein Sturm noch Ungewitter zu ſchwer, kein Engpaß zwiſchen wirbelnden Seeſtrömen oder Felſenklippen und Sandbänken ſchien ihm zu gefährlich; „bei trübem Wetter," dieß ſchien ſein Wahlſpruch, „iſt der Fiſchfang am ergiebigſten." Wenn andere Schiffe in tauſend Aengſten auf den vom Sturm hoch aufwallenden Wogen ſchwebten und nur an Rettung aus der Gefahr des Scheiterns zwiſchen den Felſen oder des Untergangs in den Wellen dachten; wenn die Offiziere und Soldaten eines ſolchen Schiffes, vom Schwindel der Seekrankheit ergriffen, in ihren Hängematten lagen, oder, um nur feſt zu ſtehen, ſich an den Waſſerfäſſern und an den Seilen anhielten; wenn man vor dem lauten Brauſen der Wogen und dem Donner des Gewitters das Commandowort des Kapitäns nicht vernehmen konnte: da ſprang auf einmal, wie ein Sturmvogel, der ſich beim Ungewitter am liebſten auf die Schiffe wirft, Ned Lew mit ſeinen bewaffneten Schaaren an Bord, und bemächtigte ſich als ein Bundesgenoſſe der Gefahren, welche das Element des Waſſers drohte, des Schiffes und ſeiner Mannſchaft. Er begehrte in ſolchen Fällen nur das Schiff und ſeine Ladung, nicht, oder nur mit ſeltenen Ausnahmen, das Volk, das darauf war; und der kühne Räuber durfte, wie uns nachher ein ſolcher Fall lehren wird, es wagen, mit ſeinen Booten und unter ſeiner Firma ganze Schaaren der wehrlos gemachten Gefangenen, ſelbſt in ſolchen Havenſtädten, wie ſchon damals Boſton war, an's Land zu ſetzen und vielleicht noch eine Rückfracht aus der Stadt einzunehmen. Man fürchtete den Mann faſt mehr als eine ganze Flotte, und namentlich die kleineren Küſtenſtädte vermieden jede Gelegenheit, ihn zur Rache zu reizen.

Freilich, wie dieß nicht mehr als billig war, gingen die Kriegsſchiffe der verſchiedenſten Nationen, weil er ihrer aller Feind war, auf den Fang des kühnen Räubers aus; aber dieſer entſchlüpfte auf ſeinem Elemente, dem Meere, den Nachſtellungen dieſer Jäger eben ſo gewandt und liſtig als ein Fuchs, eben ſo ſchnell als ein Hirſch. Man hatte ihn ſo eben noch im Golf von Mexiko geſehen, wähnte ihn in irgend einer der dortigen Buchten verſteckt, und eine ganze Flotille ſpaniſcher Schiffe lauerte auf ihn, ſpürte hinter allen kleinen Inſeln und Felſenriffen ihm nach, während er indeß längſt entkommen ſein Seeräuberhandwerk bei den Azoren trieb und dort ein ſpaniſches Schiff mit reicher Ladung zur Beute machte. Oefters geſchah es indeß, daß ſeine Verfolger in ſchnellſegelnden Schiffen oder in Galeeren (Kriegs-Ruderſchiffen) von allen Seiten ihn drängten; Ned ſteuerte voran, jene folgten, und plötzlich ſahen ſich die Verfolger in einem Gewirr der Klippen oder Untiefen, aus welchen für ſie entweder nur mit Noth und Gefahr ein Rückzug möglich war, oder worin ſogar manches der nachſetzenden Schiffe ſeinen Untergang fand. Während dieß geſchah, hatte Ned, der da, wo die Gefahr des Seemannes am größten war, ſich am meiſten an ſeinem Platze und in der ganzen Ueberlegenheit ſeines Talentes und ſeiner Erfahrungen fühlte, einen Paß durch die Klippen oder Untiefen gefunden, in welchen er unter mancherlei Krümmungen und Umwegen hineingeſchlüpft war.

Wohl geſchah es dem verwegenen Manne mehr denn einmal, daß, wenn er bei ſolchen Gelegenheiten Alles auf's Spiel ſetzte, und mit den Gefahren ſeinen Scherz trieb, ſein Schiff ſcheiterte und mit all' ſeiner geraubten Beute zu Grunde ging. Es war aber dann immer, als wollte Gottes Langmuth dem aus Seiner Zucht entlaufenen Ned Raum zur Buße geben, denn dieſer, ſo wie der größte Theil ſeines Schiffsvolks, entkam den Wogen auf einem Boote, oder rettete ſich wenigſtens ſchwimmend, wenn auch nur mit dem nackten Leben, an's Ufer, wo ſie leider nur zu bald ihr altes böſes Gewerbe wieder zu treiben anfingen. Low hatte nämlich, wie es ſcheint, in verſchiedenen Küſtengegenden ſeine Unterhändler und Diebshehler, denen er in guter Zeit Kapitalien und geraubte Waaren auf Kredit übergab, und bei welchen auch er in Zeiten der Noth Kredit fand. Und ſo ſah man ihn nach ſolchen Unfällen bald wieder von Neuem mit einem kleinen Fahrzeug auf Raub auslaufen; kurz darauf hatte er deren zwei, ja drei, und zog je zuweilen faſt mit einer kleinen Seemacht einher.

Wir dürfen nicht vergeſſen, in welcher Zeit Ned lebte, welche Einflüſſe der Beiſpiele, welche Verhältniſſe der Seefahrt treibenden Nationen auf ihn gewirkt hatten. Die zum Theil grauſame Weiſe, in welcher ſich die Spanier in den Zeiten ihrer Macht gegen die Seeleute andrer Nationen, namentlich der Engländer, benommen hatten; die öfteren Kriege, die ſie mit dieſen führten, waren ein anregender Grund und ein Vorwand zur Entſchuldigung jener großartigen Seeräubereien geworden, durch welche ſich zu ſeiner Zeit ſelbſt ein Franz Drake hervorgethan hatte. Ueber Drake's großen Verdienſten um die Rettung ſeines Vaterlandes aus ſpaniſchem Joche, um die Bildung und Begründung der engliſchen Seemacht, vergaß man das, was an ſeinem Thun zu tadeln war; er galt als ruhmwürdiger Held ſeiner Natian; ſeine Thaten, ſo wie die Thaten anderer Männer von gleichen Beſtrebungen und gleichem Glücke, erzählten, als Ned noch Knabe war, die Großväter als etwas, das ſie von ihren Vätern gehört, den Enkeln. Hätten doch ſolche Beiſpiele, welche ſo viele ſpätere Seeleute zur Nacheiferung weckten, zunächſt nur jene edleren Triebe angeregt, durch welche Männer, wie Drake, ein Gegenſtand der Achtung und Bewunderung auch der ſpäteren Zeit geworden ſind; ſo aber pflegten ſich die Nachahmer insgemein nur an die Schattenſeiten ihres großen Vorbildes zu halten. Beute zu machen wie ein Drake, nicht um den Gewinn ſo wie dieſer zu gemeinnützigem Zweck zu verwenden, ſondern um ihn zu verpraſſen, das war ihr Beſtreben; der beſonnene Heldenmuth ihres Vorgängers war bei ihnen zu Aeußerungen einer Tollkühnheit geworden, die ſich vielleicht, wie bei Ned und ſeinen Leuten, nur durch einen beſtändigen Branntweinrauſch im Schwunge erhielt.

An dieſem Seeräuber der ſchlimmern Art können wir, ſo wie Philipp Aſhton denſelben uns beſchreibt, es wahrnehmen, wie weit ein Menſch, ſelbſt wenn er in ſeiner Jugend eine chriſtliche Erziehung genoſſen, verwildern, wie tief er fallen könne, ſo bald er gegen die innern Mahnungen ſeines Gewiſſens ſich taub macht, indem er ſich in das wilde Getös der fleiſchlichen Vergnügungen hineinſtürzt. Daß Ned wirklich eine chriſtliche Erziehung genoſſen hatte, daß die beſſeren Gefühle der Menſchlichkeit in ihm nicht ganz erloſchen waren, das verrieth ſich durch mancherlei Züge, die mit ſeinem übrigen rohen Benehmen im auffallendſten Widerſpruch ſtanden. So wollte er es durchaus nicht dulden, daß ſeine Leute am Sonntag eine Arbeit verrichteten, obgleich er ſtillſchweigend es geſchehen ließ, daß die Meiſten von ihnen in der Karte ſpielten, nur Wenige aber, wie ſich's an dieſem Tage geziemte, in guten erbaulichen Büchern laſen. Auch war es bekannt, daß Low bis zu dem Tode ſeiner Frau ein unbeſcholtenes äußeres Leben als geachteter Seemann im Dienſte der engliſchen Marine geführt hatte. Die unmäßige Traurigkeit, welcher der leidenſchaftlich heftige Mann nach jenem Verluſte ſich hingab, war leider eine Traurigkeit der Welt geweſen, welche, wie die Schrift ſagt, den Tod wirkt, denn bald nachher ſank er bis zu dem wüſten Leben eines Seeräubers herab. Aber ſelbſt in dieſem verſunkenen Zuſtand, mitten in ſeinem Tollrauſche, konnte er in einen Strom von Thränen oder lautes Klagen ausbrechen, wenn er an ſein verſtorbenes Weib oder an ſeine Tochter dachte, die er in Boſton zurückgelaſſen. Man erfährt nicht, daß er jemals an ſeinen Leuten Mißhandlungen des weiblichen Geſchlechtes geduldet habe. Gegen die Leute, welche er in ſeine Gefangenſchaft bekam, pflegte er ſich, wenn ihm nicht der Gedanke einkam, ſie durch Zureden oder durch Gewalt für ſeinen Dienſt zu gewinnen, ſehr ſchonend und ſelbſt freigebig zu benehmen, wenn er ſie, nach einer möglichſt kurzen Haft, bei einem für ſie paſſenden Ort an's Land ſetzen ließ.

Was halfen jedoch dem bedauernswürdigen Manne alle dieſe, wenigſtens ſcheinbar beſſeren Regungen ſeiner Natur; war er doch leiblich wie geiſtig von einem böſen Geiſte beſeſſen, welcher nur zu viele Menſchenſeelen als Sklaven in ſeinem Beſitz hat. Dieſer Geiſt heißt in jener leiblichen Geſtalt, darin er ſich zu den Menſchen naht: der Weingeiſt; es iſt der Stoff, der dem Branntwein, dem Wein, dem Bier und allen ähnlichen Getränken ihre betäubende Kraft gibt. Da, wo ein ſolcher böſer Geiſt in das Herz ſeiner Sklaven einzieht, bringt er alsbald auch andre ihm verwandte Geiſter, die der Unſauberkeit, der Mordluſt, der Läſterung mit ſich. Ned Low's Schiff mit den meiſten der in ihm wohnenden Leute glich einer Hölle, einer Behauſung aller unreinen Geiſter. Vom Morgen bis zum Abend trank man da Wein und Branntwein, lebte in einem beſtändigen Rauſche; ſtatt der ruhigen Geſpräche hörte man meiſt nur ein lautes Gebrüll der Flüche, der rohen Scherze und der zornigen Reden, ja ſogar, wenn auch nicht von Low, doch von ſeinen noch mehr verwilderten Geſellen, Worte der Läſterungen, bei denen jedes Chriſtenherz von tiefem Schauder ergriffen wurde.

3. Der Jüngling aus Salem.

Ein ſolches Chriſtenherz, das in der Geſellſchaft dieſer Seeräuber ohne Aufhören von Abſcheu und tiefem Schmerz erfüllt werden mußte, fand ſich durch Gottes Gnade in dem Jüngling Philipp Aſhton aus Salem. Wie dunkel ſind doch oft Gottes Wege in der Führung Seiner Menſchenſeelen! Philipp wagt, mit Bewilligung ſeiner Eltern und wahrſcheinlich zum Nutzen ſeines väterlichen Hauſes, den erſten Ausflug in die Welt, läuft mit ſeinem Fahrzeug in einen Haven ein, um hier den Tag des HErrn in würdiger Weiſe zu feiern, und geräth unverſehens aus dem Dienſt und der Gemeinſchaft der Seele mit dem Himmel in den Dienſt und die äußere Gemeinſchaft der Hölle.

Stellen wir uns den Philipp Aſhton ſo vor, wie er damals war. Ein blühender Jüngling von ungefähr 18 Jahren, beſcheiden und ſanft, im Umgang mit Menſchen ſchüchtern und ſchweigſam, und dennoch, wo es Treue galt gegen Gottes Gebote, feſt und entſchieden; unterrichtet in all' den Gegenſtänden, welche damals in den Schulen ſeiner kleinen Vaterſtadt Salem gelehrt wurden, zur Arbeit und namentlich zu den Geſchäften des Seedienſtes von früher Jugend an gewöhnt; ſo trat er in den Kreis der verwilderten Seeräuber ein, welche jetzt in ungerechteſter Weiſe ſeines väterlichen Fahrzeuges und ſeiner Perſon ſich bemächtigt hatten. Philipp muß etwas ſehr Anziehendes und Einnehmendes ſelbſt für das rohe Gemüth des Ned Low gehabt haben, dieß dürfen wir aus der Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit ſchließen, mit welcher ihn dieſer Räuberhauptmann durch Drohungen wie durch Verſprechungen für ſeinen Dienſt zu gewinnen, und womit er ſeine Entfernung von ihm zu verhindern ſuchte.

Selbſt unſer Leib empfindet es ſchwer und ſchmerzlich, wenn er aus einer mild erwärmten Luft plötzlich in die ſtrenge Kälte eines Wintertages, oder aus der lieblichen Kühle eines Frühlingstages hinein in die unerträgliche Hitze einer Zuckerraffinerie verſetzt wird; was aber die Seele bei einem ſolchen Uebergang aus einem bisherigen guten, ihr zuträglichen Zuſtand in einen ganz entgegengeſetzten ſchlimmen erleidet, das iſt noch viel härter. In Philipps elterlichem Hauſe herrſchte die Gottesfurcht und in ihrem Geleite gegenſeitige Liebe, Zucht und Ehrbarkeit. Da hörte man weder Flüche noch Worte des Zorns; der Tag wurde mit Gebet angefangen, das mäßige Mittags- und Abendbrod mit lautem Dank gegen Gott genoſſen; mit einem Gebet endigte man das Geſchäft des Tages; mit Gedanken an Gott ſchloß man die Augen zur nächtlichen Ruhe; mit Gedanken derſelben Art öffnete man ſie in der Frühe. Branntwein oder Wein kamen wohl nie auf des alten, redlichen Aſhton Tiſch; man erquickte ſich an Waſſer und Milch, oder, wenn es hoch kam, an einem leichten, ſelbſt bereiteten Bier. Im Gehorſam gegen die Eltern und noch mehr in der Zucht des HErrn erwuchſen die Kinder; der Sohn war ſeiner Eltern Luſt und Freude; und als er von der Heimath ſchied, da entließ ihn der Vater mit den Worten der Ermahnung, die ein frommer Vater in alter Zeit ſeinem Sohne gab: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigeſt.“

Was ſich in dem Jüngling Philipp für Gedanken und Gefühle mögen geregt haben, als er jetzt, ein eigener Herr und Gebieter über das väterliche Schiff, an der vaterländiſchen Küſte hinabfuhr, das können wir ihm wohl nachfühlen. Es war ſo eben die ſchönſte Zeit des Jahres; die Gegenden am Ufer mit dem friſcheſten Grün bedeckt, der Himmel ſo blau; die Fahrt nach Süden hinab ging ſo glücklich von ſtatten, daß es ihm leid that, daß ſie ſo bald zu Ende ging. Die Seeleute ſeiner kleinen Vaterſtadt, ſo wie die aus Boſton, welche öfters nach Salem kamen, hatten ihm ſo viel von den paradieſiſch reichen Ländern erzählt, die weiter hinab nach Süden an der Küſte liegen; in Neuyork hatte er ſo manches von dem vortheilhaften Verkehr mit Weſtindien vernommen, daß ihm das Herz von Sehnſucht ſchwoll, doch auch einmal an dieſe herrlichen Inſeln und Küſtengegenden zu kommen, und unter den Palmen zu luſtwandeln. „Was muß doch das,“ ſo ſagte er zu ſeinen Gefährten, „dort für ein ganz anderes Leben ſeyn als in unſerm kalten armſeligen Salem! wie wollte ich mir da die Orangen, die Bananen und all' die ſüßen Früchte gut ſchmecken laſſen, Perlen aufleſen und an den ſchönen Seemuſcheln meine Freude haben! Ja mit unſerm Land verglichen, iſt dort auch der ärmſte Bewohner einer Rohrhütte ein reicher Mann; er genießt ja wahrhaftig ſchon auf Erden einen Vorſchmack vom Himmel; dort braucht er nicht Monate lang, wie bei uns, hinter den warmen Ofen zu kriechen, denn das ganze Jahr hindurch iſt Sommer; das leichteſte Gewand reicht zur Bekleidung hin; man braucht nur die Hand auszuſtrecken nach den köſtlichen, am Boden liegenden Früchten, nach den wohlſchmeckenden Schildkröten, um ſich für den ganzen Tag mit den beſten Gerichten zu verſorgen. O hätte ich doch Flügel und könnte da hinabfliegen, weit hinab an der Küſte, oder ein Schiffer nähme mich mit hin zu den ſchönen Palmeninſeln und Ländern, ich würde, ſo lieb ich auch meine guten Eltern habe, doch ſo bald nicht wieder nach Salem verlangen, und wenn ich einmal wieder nach Hauſe käme, wäre ich ein reicher Mann, baute mir ein großes Schiff, und führe wenigſtens jährlich einmal nach dem Lande der Palmen hin. Wer doch nicht ſo gar ſehr gebunden wäre!“

Nun, der ſehnliche Wunſch, der in dem Herzen des jungen Seefahrers erwacht war, und der auch manchmal gegen die vertrauten Gefährten in Worten ſich ausſprach, wurde ihm gewährt: aber wie?

4. Das entſchiedene Nein.

Philipp und ſeine Begleiter mußten an Bord der Brigantine ſteigen. Das Fahrzeug war zu ſeinem Zweck ſehr gut ausgerüſtet; zwei große Kanonen und vier Drehbaſſen*) waren an Bord; 42 bewaffnete Männer, welche die Waffen eben ſo oft, als, wenn es nöthig war, die Ruder führen mußten, ſtanden umher. Aus ihrer Mitte trat einer von gebieteriſchem Anſehen hervor, — der Kapitän und Inhaber des Schiffes. Ned Low, denn dieſer war es, glaubte, den erſchrockenen Gefangenen gegenüber nur ſeinen Namen nennen zu dürfen, um Alles von ihnen zu erhalten, was er begehrte; die kräftigen Geſtalten der Männer aus Salem, vor andern die des Philipp, gefielen ihm; er donnerte ihnen die Frage, welche zugleich wie eine Drohung klang, entgegen, ob ſie in ſeine Geſellſchaft und in ſeine Dienſte treten wollten? Darauf antworte der Jüngling mit einem entſchiedenen Nein. Mit einem zornigen Blick, doch ohne weiter ein Wort zu ſagen, wendete ihm der Räuberhauptmann den Rücken zu und ſtieg hinab in ſeine Kajüte.

Indeß verſuchten ſeine Spießgeſellen die Künſte der Ueberredung an Philipp und ſeinen Leuten. Einige der jüngſten unter ihnen rühmten das luſtige Leben, das man Tag aus Tag ein in dem Dienſte des Ned Low führe.

---

*) So nennt man die auf einer Lavette erhöht ſtehenden Kanonen, die man auf ihren Zapfen ſchnell nach allen Richtungen drehen kann.

Ein Fürſt könne es nicht beſſer haben als ſeine Leute, Alles, was nur köſtlich ſei und gut ſchmecke, das hätten ſie im Ueberfluß auf ihrem Schiffe. Da würden die Portionen nicht ſo zugemeſſen wie auf andern Schiffen, ſondern wer Durſt habe, der gehe an ein volles Faß hin und nehme ſich daraus Canarienſekt oder den beſten ſpaniſchen wie franzöſiſchen Wein, ſo viel ihm beliebe; wer Appetit zum Eſſen habe, der könne ſich vom Speiſemeiſter Kaltes oder Warmes, Geſottenes oder Gebratenes geben laſſen, denn in ihrer Küche ſei beſtändig Sonntag und Feiertag, und der Plumpudding gehe da niemals aus. Dazu komme noch die beſtändige Abwechslung der Ergötzlichkeiten, welche ihr munteres Geſchäft mit ſich führe. Denn man bleibe da nicht immer im Schiff ſitzen, ſondern bald gehe man auf der einen ſchönen Inſel oder Küſtengegend, bald auf der andern an's Land, ſchmauſe und tanze jetzt einmal mit Portugieſen und Spaniern, oder mit luſtigen Franzoſen, lebe mit Engländern als ihr Landsmann, brauche auf Madeira die Traubenkur, oder laſſe ſich in der Kapſtadt die holländiſche Koſt ſchmecken; denn, ſo ſprachen ſie weiter, wenn wir an's Land kommen, ſind wir friedliche, artige Leute, die dem Wirth überall mit voller Börſe entgegenkommen; wir laſſen uns raſiren, ziehen unſere beſten Kleider an, davon wir Jeder mehrere, nach gar verſchiedenem, ſpaniſchem wie franzöſiſchem Zuſchnitt haben; da kennt uns Niemand, und unſer Schiff kennt man auch nicht, denn wir haben faſt jeden Monat ein andres.

Während man ſo mit Philipp und ſeinen Leuten ſprach, wurde köſtlicher Wein und manches gute Gericht herbeigetragen; man fragte ihn, ob er nicht Appetit habe, mit ihnen Eins zu trinken; er aber antwortete auch da mit einem entſchiedenen Nein.

Ein anderer, etwas älterer Mann, der dem bisherigen Geſpräch ſtillſchweigend zugehört hatte, trat jetzt näher herbei. Es war der Schreiber oder Rechnungsführer, der ſogenannte Clerk des Schiffes, ein ehemaliger, wegen böſer Streiche von der Univerſität hinweggewieſener Student. Die ſtark geröthete Naſe dieſes Mannes, ſo wie der Geruch nach Portowein, den man, ſo oft er ſprach, ſehr deutlich an ihm bemerkte, ließen ſogleich in ihm den Gewohnheitsſäufer errathen. „Das gefällt mir an euch,“ ſprach er zu Philipp, „daß Ihr kein Freund des Weines ſeid. Es gibt kein verderblicheres Laſter für die Jugend als die Trunkenheit, und der Menſch, als vernünftiges Weſen, ſollte dieſes Laſter von ganzem Herzen verabſcheuen. Kommt mit mir, ich will euch eine beſſere, anſtändigere Unterhaltung verſchaffen als die beim Weinbecher; ich will euch zeigen, was eine fleißige Benützung günſtiger Umſtände, und was das Kriegsglück zur See in wenig Jahren einbringen können.“ Der Clerk ging etwas taumelnd voran, Philipp folgte ihm langſam und zögernd. „Seht,“ ſo ſprach Jener weiter, indem er auf eine große, mit Vorlegſchlöſſern verſehene, eiſerne Kiſte deutete, „da drinnen liegt unſer gemeinſamer Schatz verwahrt, an welchem Jeder, der in des Herrn Kapitän Low's Dienſten ſteht, von mir und von dem Quartiermeiſter an bis herunter zu dem geringſten Schiffsjungen, Antheil hat. Zwei Mann heben mir kaum die Kiſte auf, und ich kann euch ſagen, es ſind nicht etwa zinnerne Teller darin, ſondern ſie iſt bis oben an voller Silber und Gold, theils in

Barren, die jeder Goldſchmidt uns abnimmt, theils in baarer Münze von gar verſchiedenem Gepräge. Das meiſte iſt ſpaniſches Geld, weil wir in unſerm Geſchäft es am meiſten mit den Spaniern zu thun haben. Und das, was hier vor uns ſteht, iſt noch lange nicht unſer ganzes Vermögen. Unten in der Kajüte des Kapitäns ſteht ein Kiſtchen, das zur Noth Einer unter dem Arm forttragen könnte, aber es iſt zehnmal mehr an Werth darin als hier in dieſem großen Kaſten, denn es enthält Edelſteine und Perlen der koſtbarſten Art, und Papiere von Geldeswerth. Außerdem hat auch noch Jeder von uns ſeine gefüllte Börſe, einen oder mehrere goldne Ringe, Uhren, ſchöne Kleider, Gewehre und andre Dinge der Art, denn von Zeit zu Zeit, wenn wir einmal beſonders gute Geſchäfte gemacht haben, pflegt der Herr Kapitän, der ein gar braver Mann iſt, und für ſeine Leute ſorgt, als wenn ſie ſeine Kinder wären, ein gutes Sümmchen unter uns zu vertheilen, und wenn Einer nur dieſe Nebeneinnahme zuſammenhält, da kann er es bald zu einem hübſchen Vermögen bringen. So zum Beiſpiel dort der alte Unterſteuermann, der mit einem ſo grämlichen Geſicht bei ſeiner Flaſche Portwein ſitzt, und daraus zu ſeinem Abendbrod einen guten Zug nach dem andern thut, der hat ſich ſchon ein Kapitälchen zuſammengeſpart, davon er ſich nicht nur in Boſton oder Neuyork, ſondern ſelbſt in London Haus und Hof kaufen könnte, und noch genug baares Geld für ſein ganzes Leben übrig behalten würde. Denn der alte Knauſer läßt ſich's zwar hier am Bord immer trefflich wohl ſchmecken, kommt faſt alle Stunden zum Quartiermeiſter und läßt ſich ſeine Flaſche füllen, wenn wir aber an's

Land gehen und in irgend einer Seeſtadt uns vergnügt machen, wobei freilich von Vielen dem erſparten Gelde ſtark zugeſetzt wird, da bleibt er an Bord ſitzen und flickt ſich ſeine Strümpfe, oder thut ſonſt ein Geſchäft, das keinen Penny einbringt.“

„Ja die Stelle eines ſolchen Steuermanns, die trägt, wenn Einer auch nicht ſo knauſern wollte wie der alte Burſche dort, etwas Ordentliches ein. So einer erhält ſeine ſtarke Löhnung; er kann ſeinen Verdienſt und Gewinn, wenn er will, auf dem Lande, denn dazu haben wir immer Gelegenheit, bei einem Handelshaus oder Koloniſten auf Inſeln anlegen; und denkt euch einmal die Freude, wenn er zu ſeiner Zeit, ſobald wir einmal, was unſer Aller Abſicht iſt, das jetzige Geſchäft aufgeben und uns in Ruheſtand ſetzen, wieder zu ſeinen Eltern oder Freunden als reicher Mann zurückkommt, die unterſtützen und ſich und ihnen alles Gute erweiſen kann.“

Nach einer Pauſe, als wenn er ſich über etwas beſänne, ſprach der Verſucher weiter: „Ja, eine ſolche Stelle wie die des Unterſteuermanns, und wahrſcheinlich nach kurzer Zeit auch des Oberſteuermanns, die wäre etwas für Euch. Ihr ſeid jung, und wie einer unſrer Leute ſagt, der Euch von Boſton her kennt, zum Seedienſt gut erzogen. Ihr könntet bei uns ein Glück machen, größer denn irgendwo anders in der Welt. Denn ſagt ſelber, wo iſt in unſern Tagen ein ſo guter Verdienſt zu finden als bei uns; der Handel liegt darnieder, die Gewerbe ſtocken, das wahre Talent, wie ich dies ſelber an mir erfahren, findet nirgends mehr gerechte Anerkennung; Ihr dürftet nur ohne Weiteres mich gewähren laſſen, und morgen oder übermorgen wäret Ihr Unterſteuermann, denn der alte Robin iſt ſchon längſt des Dienſtes ſatt, und mit erſter Gelegenheit würde der vollends abgelöhnt und nach Boſton gebracht, wohin er beſtändig zurückverlangt.“

Forſchend blickte der Schiffsſchreiber dem Philipp in's Angeſicht, welcher zu dieſem Anerbieten leiſe den Kopf ſchüttelte, dann erhob Jener ſeine Stimme ſtärker und ſagte: „Junger Freund, laßt Euch noch ein Wort der Warnung ſagen; Leben und Tod, Glück oder Unglück ſteht jetzt in Eurer Hand. Ich kenne den Kapitän ſeit Jahren. Wenn man nach ſeinem Willen thut, iſt er gut wie der beſte Gentleman; iſt man aber widerſpenſtig, dann kann er wüthend werden wie ein Löwe. Ich verſichere Euch, wenn Ihr nicht nachgebt, ſeid Ihr Eures Lebens nicht ſicher; er ſchießt Euch nieder wie einen Hund. Laßt Euch einen Rath geben! Wie wäre es, wenn Ihr nur zum Schein, wenn er Euch in ſeine Dienſte dingen will, Ja dazu ſagtet, Ihr wäret doch deßhalb gerade nicht ſo feſt gebunden; Gelegenheit, unſern Dienſt zu verlaſſen, auch wenn Ihr nicht die Zeit abwarten wolltet, wo wir Alle auseinander gehen, fände ſich genug; wollt Ihr nicht, ich ſage das zu Eurem Beſten, wenn Euch Herr Low noch einmal anwirbt, wenigſtens für heute ja ſagen?“

Philipp erhob ſein Haupt, ſahe dem Clerk ernſt in's Auge und ſagte mit feſter Stimme: „Nein.“ Und der Verſucher, mit zorngerötheten Wangen und wüthenden Blicken, verließ ihn, und ging hinab zum Kapitän in die Kajüte.

Die Standhaftigkeit, mit welcher, auf Gefahr ſeines Lebens hin, der junge Burſch dem Willen des gefürchteten Ned Low und ſeiner Helfershelfer ſich zu widerſetzen wagte, machte auf die, welche den Geſprächen zugehört hatten, einen überraſchenden Eindruck. Die Meiſten hielten ihn für einen Thoren, der ſeinen Starrſinn bald genug bereuen werde, Etliche aber griffen beſchämt in ihren Buſen, und dachten bei ſich ſelber, ſo wie dieſer Jüngling hätte auch mir es geziemt zu thun. Alle indeß ſtimmten darin überein, daß ſie von einem Menſchen, dem kaum das erſte Flaumhaar an der Wange ſproßte, ein ſolches Benehmen nicht erwartet hätten.

Und in der That, dieſem Urtheil würden auch die meiſten Bekannten unſers Philipp, in Salem und in Boſton, beigeſtimmt haben. Wenn ſich dieſe den ſanften, weichherzigen, faſt mädchenhaft ſchüchternen Jüngling einem gewaltthätigen, furchtbaren Ned Low gegenüber dachten, da konnten ſie ſich Jenen nicht anders vorſtellen als nachgiebig gegen die fremde Uebermacht, als unfähig zu jedem kräftigen Widerſtreben. Sie bedachten dabei nicht, welche andre fremde Uebermacht im Innern unſers Philipp Aſhton der äußerlichen entgegentrat, und wie, wenn es zwiſchen beiden zu einem Kampfe kommt, die innerliche ohne Ausnahme über die äußere Sieger bleibe. Wir können uns leicht denken, was in des frommen Jünglings Herzen ſeit dem Augenblick ſeiner Gefangennehmung vorgegangen war. Gleich nach den Aufwallungen des erſten Schreckens, als man ihn im fremden Boote nach der Brigantine führte, hatte ſein kindlich gläubiges Gemüth im inn'gen Gebet jene Waffenrüſtung ſich angelegt, darin der Chriſt, der ſich feſt an ſeinen HErrn hält, die Welt und Alles, was in ihr iſt, weit überwindet; er hatte mit Geiſt, Seele und Leib ſich in den Schutz ſeines allmächtigen, allgegenwärtigen Gottes ergeben, deſſen Troſt und Hilfe Allen nahe iſt, die Ihn mit Ernſt anrufen; mit dem Sprüchlein: „HErr Jeſu, Dir leb' ich, Dir ſterb' ich, Dein bin ich todt und lebendig.“ ſtieg er an Bord und trat in den Kreis der Räuberbande ein, welche er, mit andern Dingen in ſeinem Innern beſchäftigt, kaum bemerkte. In dieſer Stimmung ſprach er ſein erſtes entſchiedenes Nein auf des Ned Low Frage aus. Und als jetzt die Verführer ihre Künſte an ihm verſuchten, da tönten ihm unaufhörlich die Worte der Ermahnung in ſeinen Ohren, womit ſein Vater ihn beim Abſchied entließ: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigeſt,“ und dieſer Spruch gab ihm die Kraft zu der noch zweimaligen Wiederholung des allem Böſen abſagenden „Nein.“

Seht, darin lag das Geheimniß, das ſich die rohen Seeleute, wenn ſie das Benehmen des jungen Menſchen mit ſeinem Ausſehen verglichen, nicht erklären konnten; an Philipp's Beiſpiel zeigte ſich die Wahrheit deſſen, was ein alter Dichter in dem Liedervers ausſpricht:

Da ſiehſt du, wie die Schwachen
Im Kampf geſtärket werden;
Gott kann zu Helden machen,
Was blöd iſt hier auf Erden;
Der Glaube, der im Dunkeln lag,
Bricht plötzlich an den hellen Tag,
Und leuchtet als die Sonne.

5. Die erſte Feuerprobe.

An dem Schooner, in welchem der junge Aſhton mit ſeinen Gefährten gekommen war, hatte ſich die Raubſucht des Ned Low und ſeiner Leute keineswegs genügen laſſen; noch an demſelben Abend wurden von ihnen 13 bis 14 andre Fahrzeuge durch plötzlichen Ueberfall genommen, und die in denſelben zur Wache zurückgebliebenen Seeleute als Gefangene in die Brigantine gebracht.

Es war Nacht, die Schiffslampen waren angezündet, da führte man den Philipp mit fünf andern Gefangenen auf das Halbverdeck. Hier ſtand Ned Low, in jeder Hand mit einer Piſtole, und mit der Miene und Geberde eines Menſchen, der zu Allem, auch zum Mord, entſchloſſen iſt. Schnaubend vor Wuth brüllte er den ſechs vor ihm Stehenden die Frage entgegen: „Sind unter euch verheirathete Männer?" Alle ſchwiegen, denn für Philipp gab ſchon ſein jugendliches Alter eine hinlängliche Antwort, die Andern aber wußten nicht, ob das Bejahen oder ob das Verneinen der Frage ihnen den Tod von des berauſchten Wüthrichs Hand bringen würde. Der Räuberhauptmann ſpannte eine Piſtole, ſchlug ſie dem Philipp, gegen den ſein Zorn am heftigſten entbrannt war, an den Kopf, und drohte unter fürchterlichen Flüchen ihn niederzuſchießen, wenn er nicht alsbald eine Antwort gäbe. Der junge Aſhton erklärte hierauf, möchten die Folgen ſeyn, welche ſie wollten, daß er noch nie an's Heirathen gedacht habe. In den Mienen wie in der Stimme des unſchuldigen Jünglings mußte eine eigenthümliche Macht liegen; Ned Low, gleich als ob er des Ausbruchs ſeiner Wuth ſich ſchäme, trat ſchweigend zurück und entfernte ſich.

Für dieſen Fall hatte der Ned allerdings eine wohlgegründete Urſache ſich zu ſchämen, nicht aber andre Male, wenn ſich, wie bereits erwähnt, bei dem Andenken an das verlorne Glück ſeiner eigenen Ehe die noch nicht ganz erſtorbenen Gefühle der Menſchlichkeit in ihm regten. Und dennoch war es dieſe falſche Scham, die ihn zu der eben erwähnten Frage an die Gefangenen antrieb, welche gewöhnlich, wenn er Leute in ſeine Dienſte nehmen wollte, eine ſeiner erſten war. Er hielt die Liebe zu den Seinigen für eine Schwachheit, die ſich tapfern Seeleuten nicht zieme; er wollte Keinen um ſich leiden, der vielleicht eben ſo ſtark als er von ſolcher Schwachheit befangen ſeyn könne.

Die Seeräuber, nachdem ſie aus allen Fahrzeugen, deren ſie ſich durch nächtlichen Ueberfall bemächtigt, herausgenommen hatten, was ihnen beliebte, verließen ſchon vor Tagesanbruch die Bucht. In den erſten Tagen der Fahrt verſuchte man abermals alle Mittel der Verführung und der Ueberredung, um namentlich Philipp und einige ſeiner Reiſegefährten für den Dienſt des Schiffes zu gewinnen. Sie verharrten Alle ſtandhaft bei ihrer Weigerung, und da Low, vielleicht mit Recht, der Meinung war, daß Philipps Beiſpiel die Andern in ihrer Hartnäckigkeit verſtärke, gerieth er gegen dieſen öfter in ſolchen Zorn, daß er ihm die Piſtole mit geſpanntem Hahn vor den Kopf hielt, immer jedoch wieder ſeine Hand abzog, ohne den Mordanſchlag zu vollführen. Wenn er dann in beſſeren, nüchternen Zwiſchenzeiten für vernünftige Vorſtellungen zugänglich ſchien, da bat ihn der Jüngling flehentlich, daß er ihn doch auch, wie dies bereits für einen großen Theil der Gefangenen beſchloſſen war, in Freiheit ſetzen möge, da er doch nun einmal ſähe, daß er auf ſeine Theilnahme an dem Geſchäft nicht rechnen dürfe; der Kapitän aber blieb nicht nur für alle dieſe Bitten taub, ſondern befahl ſogar, daß man die Namen des Aſhton und ſeiner Gefährten, gleich als hätten ſie das Dienſtgelübde geleiſtet, in das Buch eintragen möchte, darinnen ſämmtliche Genoſſen des Seeräuberkorps verzeichnet ſtanden.

Man ſegelte jetzt nach Nordoſt, und auf der Weiterfahrt wurde am 19. Juni ein zweimaſtiges, gutgebautes Schiff erbeutet, welches dem Ned Low ſo wohl gefiel, daß er es mit einem großen Theil ſeiner Mannſchaft beſetzte. Seine andern Leute erhielten den Auftrag, mit der Brigantine, in die man den größten Theil der Gefangenen gebracht hatte, in die Nähe von Boſton zu ſteuern und dort die Gefangenen an's Land zu ſetzen. Noch einmal, auf die Gefahr hin, daß der Kapitän, der heute gerade nicht in der beſten Laune war, ihn ſogleich niederſchießen werde, wagte Philipp den ſchon ſo oft mißlungenen Verſuch, die Erlaubniß zur Heimkehr zu erlangen; er fiel vor dem Barbaren auf die Kniee, und beſchwor ihn in der rührendſten Weiſe, daß er, der ja ſelber ein zärtlicher Vater ſei, ihn ſeinen ſorgenvollen Eltern wiederſchenken möge. Ned Low, ohne dießmal ſo wie ſonſt in Wuth zu gerathen, riß ſich los und ging ſchweigend hinab in ſeine Kajüte. Dort am Bord ſtehend ſah der Jüngling unter einem Strom von Thränen die Brigantine mit der Schaar der Glücklichen, welche ihre Freiheit wieder erhalten ſollten, hinwegfahren; nur er mit ſieben andern Gefangenen mußte da, in dem Gedränge der beſtändigen Todesgefahren für

Leib und Seele, zurückbleiben. Bis zur Ohnmacht erſchöpft legte er ſich in ſeine Hängematte, und hier, im Gebet zu ſeinem Gott, fand er Troſt und neuen Muth, feſt und treu zu bleiben in dieſem Feuer der Trübſal, und nicht von Ihm, ſeinem HErrn, zu laſſen.

6. Ein alltägliches Wunder.

Low und ein Theil ſeiner Leute waren kurz vor dem Abſegeln der Brigantine an's Land gegangen, wie es ſcheint, um friſches Waſſer für eine weitere Fahrt nach Oſten einzunehmen. Da ſie Alle wieder an Bord waren, lichtete man die Anker und ſtieß vom Lande ab. Bald nachher vermißte der Kapitän ſeinen Hund, gegen den er große Zuneigung hegte. Augenblicklich wurde auf ſeinen Befehl ein Boot hinabgelaſſen, und etliche Matroſen mußten hinüberrudern an's Land, um den Hund zu holen. Phillipp war wieder auf's Verdeck gekommen, ihm ſchien ſich in dieſer Sendung eine gute Gelegenheit darzubieten, ſich, wenn er nur einmal am Land wäre, durch die Flucht aus ſeiner Gefangenſchaft zu retten. Ohne zu fragen wollte er mit den Andern auf der Strickleiter hinabſteigen in's Boot, da hielt ihn der Quartiermeiſter Ruſſel, ein Mann, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine rieſenhafte Größe und Muskelſtärke als durch die Rohheit ſeiner Manieren vor den Andern hervorthat, an der Schulter zurück. „Du Hund," ſo rief er, „haſt mit dem Hund unſers Kapitäns nichts zu ſchaffen, bleibe Du nur ruhig hier an Bord."

Man hatte alle Segel beigelegt (eingezogen), um auf das zurückkehrende Boot zu warten; es verging eine Stunde nach der andern, der Abend nahte ſich und die

Leute kamen nicht wieder. „Warum habt Ihr auch," ſagte der Clerk zum Quartiermeiſter, „gerade dieſe Schurken zu der Ausführung des Auftrags ausgewählt, denen ich, wenn ſie am Sonntag niemals ein Spiel mit uns machen wollten, ſondern duckmäuſerig bei ihren Büchern ſaßen, ſeit langer Zeit nicht traute. Merket Ihr nicht, daß dieſe im boshaften Einverſtändniß unter ſich und vielleicht mit noch manchen unſrer Leute waren, und daß ſie uns jetzt verlaſſen und verrathen haben?" Der Quartiermeiſter beorderte ein zweites Boot zum Hinüberrudern nach der Küſte. Der Clerk ſtieg in eigner Perſon, in Begleitung mehrerer Leute, die er für ſicher halten konnte, in daſſelbe ein. Man fand das erſte Boot leer und unbefeſtigt in der Nähe des Landes auf den Wogen ſchweben, es blieb kein Zweifel darüber, daß die Leute ſich durch die Flucht gerettet hatten.

„Wohl ihnen!" mochte Philipp denken, als die Nachricht davon an Bord kam; aber bald ſchloß ſich an dieſen erſten Gedanken der zweite an: „und wehe mir." Denn der Quartiermeiſter, der während des ungeduldigen Harrens ein Glas Portwein oder Rum nach dem andern getrunken, und hiedurch ſich bis zur thieriſchen Unvernunft betäubt hatte, ließ jetzt ſeinen ganzen Zorn an dem armen Jüngling aus, den er, ſo ſehr auch derſelbe, ſeine Unſchuld betheuerte, für einen Mitwiſſer, ja für einen der Anſtifter des Komplottes hielt. Mit jedem Fluche, den ſein ruchloſer Mund ausſtieß, wuchs ſeine Wuth noch höher, und die Ruhe des guten Gewiſſens, die aus Philipp ſprach, erbitterte ihn noch immer heftiger. Er lief, holte ſich eine geladene Piſtole, und mit den Worten: „Du verrätheriſcher Hund mußt jetzt ſterben,“ drückte er dieſelbe gegen die Stirne des Jünglings, den er mit der andern Hand feſthielt, ab. Die Piſtole verſagte; noch dreimal drückte der wüthende Mann ſie auf das Haupt des vermeintlichen Miſſethäters ab, und noch dreimal verſagte ſie. Nur um ſie noch einmal zu probiren, richtete der Quartiermeiſter den Lauf des Gewehrs nach dem Bord des Schiffes hin, und augenblicklich brannte der Schuß los; die Kugel ſchlug tief in den vorderen Maſtbaum hinein. Die Hand eines Engels hatte dem Funken des Feuers gewehrt, daß er das Pulver der Pfanne nicht entzündete.

Ruſſel ließ jetzt ſein Schlachtopfer aus der Hand, um den Dolch aus der Scheide zu ziehen, mit welchem er daſſelbe durchbohren wollte. In dieſem Augenblick entſprang Philipp in den untern Schiffsraum, und verbarg ſich da an einen Ort, dahin ihm der betrunkene, ſeiner Füße nicht mächtige Quartiermeiſter nicht folgen konnte. Indeß war bei dem gewaltigen Lärmen Ned Low auf's Verdeck gekommen, und dieſer, der ein gewiſſes Gefühl der Zuneigung und Beachtung gegen Philipp in ſich nicht ganz unterdrücken konnte, hatte Ruhe geboten.

Als Philipp nach ſchnell überſtandner Todesangſt wieder in ſeiner Hängematte lag, da dankte er Gott inbrünſtig für ſeine wunderbare Rettung. Wunderbar genug war dieſe allerdings. Wenn aber Jeder von uns alle die Fälle überdenkt, in denen zwar keine geladene Piſtole, wohl aber andre, eben ſo große Gefahren ſeinem Leben droheten, und ohne menſchliches Erwarten und Zuthun von ihm abgewendet wurden, dann muß er bekennen, ein ſolches mächtiges Dazwiſchentreten des

Schutzes der Engel zwiſchen uns und die Gefahren des Todes iſt kein ſeltenes, das etwa nur einem Philipp Aſhton begegnete, ſondern ein häufig ſich ereignendes, alltägliches.

7. Eine Reiſe nach Oſt und nach Weſt.

Philipp, wie bereits erwähnt, hatte in ſeiner jugendlichen Lebendigkeit ſich geſehnt, doch auch einmal, wie ſo viele Andere, die ſchöne Welt zu ſehen, und bald nach Süd, bald nach Oſt und Weſt fahrend, die Herrlichkeiten der Erde zu beſchauen. Heute, am 26. Juni, mußte er ganz gegen ſeinen Wunſch die Reiſe antreten, die in ſeinem kindiſchen Unverſtand noch ſo kurz vorher ſein innigſter Wunſch geweſen war.

Ned Low, deſſen Jagdgebiet, wie er zu ſagen pflegte, das ganze weite Meer war, weil ſich, wenn das Glück ihm wollte, überall eine Beute für ihn finden konnte, hatte einen länger anhaltenden, kräftigen Weſtwind benützt zu einer weitern Fahrt nach Oſten, in das atlantiſche Meer hinaus. Gegenüber der azoriſchen Inſel St. Michael bemächtigte er ſich, nach ſeiner Weiſe, durch plötzlichen Ueberfall einer großen portugieſiſchen Pinke, welche 14 Kanonen führte und zu ihrer Vertheidigung hinreichend bemannt war. Die Leute hatten ſorglos das Schiff der Seeräuber an ſich herankommen laſſen, weil ſie daſſelbe für ein ſpaniſches Kauffahrteiſchiff hielten, und weil ſie auf ſeinem Verdeck (denn das bewaffnete Volk hielt ſich im untern Raume verſteckt) nur etliche wenige unbewaffnete Matroſen wahrnahmen. Als ſie jedoch durch Ned Low ſehr unſanft aus dem Mittagsſchlafe, dem die Meiſten von ihnen ſammt dem Kapitän ſich hingegeben hatten, geweckt waren, ſahen ſie bald ein, daß an keinen Widerſtand mehr zu denken ſei, denn Low hatte ihre eigenen Drehbaſſen auf den Bord gegen ſie hinrichten laſſen, und ſeine Leute, mit ſcharf geladenem Gewehr, drohten Jeden niederzuſchießen, der ſich zur Wehre ſtellte oder ſeine Waſſen nicht ablege. Nachdem auch der Kapitän der Pinke ſich als Gefangenen ergeben hatte, begrüßte ihn Ned Low, welcher der Sprachen der meiſten Seefahrt treibenden europäiſchen Nationen mächtig war, ſehr höflich, und erklärte ihm und ſeinem Schiffsvolk, „daß es bei dieſem Ueberfall weder auf ihre Freiheit noch auf ihre Waaren, ſondern nur auf ihr Schiff abgeſehen geweſen ſei, von welchem er bemerkt habe, daß es ein vortrefflicher Segler ſei. Er, bei ſeinem Geſchäft, bedürfe eines ſolchen mehr als ſie bei dem ihrigen; er werde ihnen deßhalb zu ihrer Weiterfahrt nach den nicht mehr fernen Azoren eines ſeiner Fahrzeuge, das in gutem Stande ſei, im Tauſch übergeben, und auf dieſem ſollten ſie noch heute, wenn ſie wollten, mit einem Theil ihrer Ladung, die aus Getreide beſtand, ihre Weiterreiſe antreten. Doch würden ſie gewiß von ſeiner Seite es nicht unbillig finden, wenn er zu ſeiner Sicherheit alle ihre Waſſen und, da ſein Weg ein weiterer ſei als der ihrige, auch den größten Theil ihrer Mundvorräthe an ſich behielte. Als Entſchädigung für ſeine Kriegskoſten und für die Gefahren der weiten Reiſe, die er von der amerikaniſchen Küſte bis hieher zu ihnen habe machen müſſen, wolle er ſich mit ihrer Baarſchaft und, wenn ſie dergleichen hätten, mit ihren Pretioſen begnügen.“

Die Portugieſen, in ihrem wehrloſen Zuſtand, konnten gegen dieſe Friedensbedingungen, welche die Seeräuber-Genoſſenſchaft ihnen machte, nichts einwenden; ſie ſuchten ſo eilig als möglich aus der unheimlichen Nähe der Low'ſchen Bande zu entkommen, begaben ſich an Bord des Fahrzeuges, das man ihnen eingeräumt und mit dem unentbehrlichſt Nöthigen verſorgt hatte, und traten, ſo gut es gehen wollte, ihre Weiterfahrt an. Die Seeräuber aber ſteuerten mit ihrem Zweimaſter und der gewonnenen Pinke nach Südweſten hin.

8. Rettung aus Waſſergefahr.

So vortheilhaft für den Anfang die Beſitznahme der ſchnellſegelnden, mit reichen Vorräthen verſehenen Pinke erſcheinen mochte, hätte ſie dennoch bald nachher dem Low ſehr übel bekommen können. Man bemerkte auf der weitern Seefahrt, daß das Schiff an ſeinem Kiel ſchadhaft, und daß es deßhalb nöthig ſei, es auszubeſſern (zu kielholen). Um bei dieſem Geſchäft ungeſtört zu ſeyn, ließ der mit allen Schlupfwinkeln des Meeres bekannte Kapitän nach den drei kleinen, unbewohnten Inſeln hinſteuern, welche unter dem Namen des ſüdlichen Triangels bekannt ſind, und die etwa 40 Seemeilen oſtwärts der Küſte von Surinam liegen. Als man die Pinke, um zu ihrem Kiele zu kommen, auf die Seite legen wollte, hatte der Kapitän, der ſich vielleicht gerade in einem berauſchten Zuſtand befinden mochte, eine ſo große Zahl ſeiner Leute in die Segel und auf ihre Querſtangen (Raaen) hinanſteigen laſſen, daß von ihrer Ueberlaſt das Schiff viel weiter, als man gewollt hatte, auf die Seite gezogen wurde. Die Kanonenlucken (Stückpforten) geriethen unter Waſſer, und die Wellen ſtrömten mit ſolcher Macht herein, daß die Pinke umſchlug. Ned Low befand ſich ſo eben in Geſellſchaft des Schiffschirurgen in der Kajüte, ſprang aber, als die Fluth hereinſtrömte, noch zeitig genug durch die Kreuzpforte hinaus und zog auch den Chirurgen ſich nach, über welchen bereits das Waſſer zuſammenging. Nach wenigen Minuten hatten jetzt die Schiffsräume ſich ganz mit Waſſer gefüllt, ſo daß das Fahrzeug in faſt umgekehrter Stellung verſank. Bei dieſer Gelegenheit waren, weil das Meer hier nur eine geringe Tiefe hatte, die Raaen (Segelquerſtangen) auf den Grund aufgeſtoßen, und das verſinkende Schiff hatte durch dieſen Stoß eine ſolche Wendung erhalten, daß die Maſten wieder ein wenig über die Fluth herauf kamen.

Alle dieſe für das Schiff wie für das Leben ſeiner Mannſchaft gleich gefährlichen Ereigniſſe waren in Zeit von wenigen Minuten aufeinander gefolgt; und was, durch die Todesgefahr angeregt, menſchliche Kraft und Uebung der Glieder zu leiſten vermöge, das erwies ſich hier an ſämmtlichen in der Pinke befindlichen Seeleuten. Dieſe hatten ſich, als die Pinke zuerſt auf die Seite umſchlug, aus den Segeln und Raaen auf den über das Waſſer hervorſtehenden Rumpf, und als auch dieſer unterging, in das Tackelwerk (die Seile) geflüchtet, welches, wie bereits erwähnt, durch das Aufſtoßen der Raaen mit den Maſtbäumen zugleich wieder ein wenig aus der Fluth heraufkam. Philipp gerieth bei dieſen ſchnellen Abwechslungen der Lage des Fahrzeugs in die größte

Lebensgefahr, weil er unter allen ſeinen Gefährten der ungeübteſte Schwimmer war. Er, mit einigen Schiffsjungen, deren jugendlicher Körper gleich dem ſeinigen nur wenig Gewicht hatte, war, als man das Schiff auf die Seite wenden wollte, nach dem Bramraa (den Segelſtangen des ſchiefſtehenden Vordermaſtes) commandirt worden; wie er von da, als jetzt die Pinke umſchlug, in die Bake (am Vordercaſtell) hineingekommen ſei, das wußte er ſelber nicht. Doch blieb er hier bei allen weiteren Bewegungen des unterſinkenden Schiffes vor dem Ertrinken geſichert, und ſah mit Freuden, wie jetzt das Boot, welches dem Schiffe am Schlepptau gefolgt und bei allen Unfällen deſſelben in ſeiner gewöhnlichen Stellung über dem Waſſer geblieben war, herbei kam, um die gleich den Fledermäuſen an den Seiten und an den Enden der Maſtbäume ſich anklammernden Leute zu retten. Einmal ſchon war das Boot gekommen und gefüllt mit Menſchen abgegangen nach dem Lande; es kam jetzt zum zweiten-, und, da das Unterſinken des Schiffes immer weiter verſchritt, offenbar zum letzten Male; es fuhr an alle die Stellen hin, wo die Leute, meiſt mehrere beiſammen, im Tackelwerk hingen; aber zu der Bake, in welcher Philipp ſaß, ſo laut und inſtändig er auch flehte, ihn zu retten, kam das Boot nicht mehr hin, denn es war bereits ſo mit Menſchen angefüllt, daß es bis ganz nahe an ſeinen Rand im Waſſer ging. Man hätte den armen Jüngling, welcher dem Kapitän und vielen ſeiner Leute ſo manchen Verdruß gemacht, ohne Erbarmen im Meere umkommen laſſen, da rief ihm einer ſeiner Mitgefangenen zu, er ſolle es nur wagen und an das, wegen ſeiner Ueberlaſtung nur ſehr langſam vorüberrudernde Boot heranſchwimmen, man werde ihn ſchon noch aufnehmen. Es war ein Glück, daß weder der feindſelig rohe Quartiermeiſter, noch der heuchleriſch boshafte Clerk, noch ſonſt ein Mann von gleichem Anſehen und gleicher Geſinnung bei dieſer zweiten Ueberfahrt zugegen waren, ſondern daß dieſe Alle, mit dem Kapitän zugleich, ſchon bei der erſten an's Land gegangen waren. Dieſe würden der allerdings gefährlichen Aufnahme des jungen Menſchen in das überfüllte Boot ſich widerſetzt haben; der alte, mürriſch ausſehende und dennoch gutwillige Unterſteuermann hatte nichts dagegen, und als Gott dem Jüngling, der ſich Seiner Hilfe in heißem Gebet befohlen, die Kräfte ſtärkte, ſo daß er ſchwimmend das Boot erreichte, da zogen einige der Mitgefangenen ihn herein, ſo daß auch er, der ſchlechteſte Schwimmer von Allen, gerettet wurde, während zwei andere Seeleute der Mannſchaft, welche zu den beſſern Schwimmern gehörten, ihren Tod in den Wellen fanden.

Jener Theil der Mannſchaft, welcher nicht in der Pinke, ſondern in dem Zweimaſter ſich befunden hatte, war während des Unfalls, der das Kapitänsſchiff betroffen, ruhig, ohne davon etwas zu ahnen, am Lande, unter Zelten ſitzend, mit dem Ausbeſſern der Segel beſchäftigt geweſen. Auch dieſe Leute hatten durch den Untergang der Pinke nicht wenig verloren, denn nicht nur der größte und beſte Theil des Proviants, ſondern auch die Hauptkaſſe, in welcher der werthvollſte Raub verwahrt lag, dazu die meiſten Kanonen und andere der wichtigſten Geräthſchaften waren jetzt in unrettbarer Weiſe in's Meer verſenkt. Es galt hier den Räubern mit all' ihrem ungerechten Gute das Sprüchwort: „Wie gewonnen, ſo zerronnen.“

Man würde ſich jedoch ſehr irren, wenn man ſich etwa den Ned Low und ſeine rohe Schaar durch dieſes Strafgericht als ſehr niedergeſchlagen oder doch ernſter geſtimmt denken wollte. Die erſte Frage, welche der Kapitän bei ſeiner Ankunft an dem Lande that, war die nach einem guten Trunke. Man hatte in dem Zweimaſter keine portugieſiſchen Weine (dieſe lagen mit der Pinke tief im Meere), ſondern nur Branntwein; ein Faß voll Rum wurde gebracht, und das tolle Geſindel, ohne nur mit einem Wort der beiden, vielleicht damals noch rettbaren, vermißten Matroſen zu gedenken, überließ ſich jauchzend der Luſt des Schwelgens. Nur von Einem wiſſen wir, Gott weiß vielleicht von noch mehreren, der ſich ſtill von dieſem Saufgelag entfernte und, in einem Gebüſch am Strande hinknieend, Gott für ſeine abermalige wunderbare Rettung dankte: dieſer Eine war unſer Philipp Aſhton, welcher damals von Neuem es erfahren, daß Keiner zu Schanden werde, der auf Ihn, ſeinen Gott trauet, welcher, als ein guter Gärtner, keine der von Ihm gepflanzten Früchte eher vom Baume abnimmt, als bis ſie zum Gebrauch ihres HErrn in den ewigen Scheuren reif geworden iſt.

9. Der gerade Weg zum Galgen.

Der Räuberhauptmann Ned Low, anſtatt durch die Züchtigung, welche die Hand Gottes über ihn ergehen laſſen, gedemüthigt und auf ſeinem Sündenwege gehemmt zu werden, war dadurch nur verſtockter und noch aufgeregter geworden zu neuen Unthaten. Während der wilde Edelfalke durch den Hunger ſich zähmen läßt, wird der in der Gefangenſchaft aufgezogene und ſcheinbar gezähmte Tiger durch Hunger ſo wild und blutgierig, daß er, wenn er ſeinen Banden entkommt, dreimal ſo viel Menſchen oder Thiere umbringt, als zu ſeiner Sättigung hinreichend wären. So hatte ſich auch in Ned Low durch den von ihm erlittenen Unfall die Raubgier bis zur höchſten Wuth geſteigert.

Der Verluſt, den alle ſeine Leute durch den Untergang der Pinke erlitten, war groß genug; denn auf ihr, als dem größeren Schiff, hatten ſich, außer dem anſehnlichern Theil der Kanonen und Kriegsbedürfniſſe, auch die meiſten Mundvorräthe, die Hauptniederlagen der Wein- und, was noch wichtiger war, der Waſſerfäſſer befunden, und die öden Triangelinſeln boten nichts zur Stillung des Hungers ſo wie des Durſtes dar, denn die Sümpfe und Pfützen, die man dort ſah, enthielten nur ſalziges Waſſer. Der Kapitän ließ gleich am andern Tage nach dem Untergang der Pinke die Anker lichten und die Segel ſpannen; Philipp hatte noch niemals von ihm und ſeinem Raubgeſindel ein ſo lautes, zornkräftiges Gebrüll gehört; es war, als wollten ſie zu einem Rachekrieg gegen Gott und die ganze Welt ausziehen.

Man wollte nach der Inſel Tobago hinſteuern, auf welcher, wie es ſcheint, Ned Low Helfershelfer und gute Bekannte hatte. An einem Felſenriff, in deſſen Nähe das Schiff vorüberkam, bemerkte man eine Schaar von Männern, welche mit Tüchern winkten und Nothzeichen machten. Offenbar waren es Leute, welche dort an den Klippen Schiffbruch gelitten hatten; man ſah hin und wieder an den Felſen die Trümmer eines geſcheiterten Schiffes. Der Hauptmann, nicht ſowohl aus Mitleid, als weil er bei dieſer Gelegenheit ſeine Streitmacht zu verſtärken gedachte, ſendete das Boot zu den Leuten hin, und ließ ihnen ſagen, daß, wenn ſie bereit ſeien, in ſeine, des Ned Low, Dienſte zu treten, er ſie in ſein Schiff aufnehmen und vom Hungertod retten wolle. Die Leute gingen augenblicklich auf den Vorſchlag ein, und man durfte ſich über ihre Bereitwilligkeit zum Seeräuberdienſt nicht wundern, denn wie man bald nachher erfuhr, waren ſie Galgengenoſſen gleich dem Schiffsvolk des Ned Low; es waren engliſche und amerikaniſche Seeleute, die gegen ihren etwas ſtrengen Kapitän eine Meuterei erhoben, und ſowohl ihn als einen Theil ihrer Offiziere ermordet hatten. Selbſt der meereskundige Steuermann war im Kampf mit den Empörern umgekommen, und in Folge davon, ſo wie als gerechte Strafe ihrer Unthat hatten ſie wenig Tage nachher einen Schiffbruch erlitten, aus welchem ſie nur wenig retten konnten. Sie waren ſchon ſeit länger als einer Woche, der Sonnengluth bloßgeſtellt, auf ihrer nackten Felſenklippe geſeſſen; was ſie von Lebensmitteln an's Land geſchafft, das war längſt aufgezehrt; nur ein Faß voll Pulver und einen Theil ihrer Waffen brachten ſie zu ihren neuen Genoſſen mit.

Dieſer Zuwachs an hungernden und durſtigen Gäſten, nicht aber zugleich an Lebensmitteln, machte ſich in dem Schiffe gar bald auf ſehr empfindliche Weiſe merklich. Es trat Windſtille ein, welche mit ſeltner Unterbrechung zwei Wochen lang anhielt; das Schiffsvolk war auf die kleinſten Portionen der Speiſen und Getränke beſchränkt, durch welche das Leben nur nothdürftig hingefriſtet wurde; dazu waren Alle, bei der Menge der Leute, ſo eng zuſammengedrängt, daß ſie vor Hitze faſt erſtickten. Endlich, nachdem ſie 16 Tage lang in dieſem Nothſtand ausgehalten, und vergeblich verſucht hatten, der Meeresſtrömung entgegen nach Tobago zu kommen, liefen ſie in den Haven der Inſel Grenada ein.

Grenada gehörte damals noch den Franzoſen. Low, mit ſeiner anſehnlichen Mannſchaft, würde alsbald bei der Beſatzung des Havens einen wohlgegründeten Verdacht erregt haben; er ließ daher den größten Theil ſeiner Leute unter das Verdeck hinabgehen, und nur ſo viele Matroſen auf demſelben bleiben, als zur Leitung des Schiffes nöthig waren. Man glaubte demnach ſeinem Vorgeben, daß er auf einer Handelsreiſe begriffen, von Windſtille aufgehalten, nur hieher gekommen ſei, um friſches Waſſer und einige Lebensmittel aufzunehmen. Wenn er jedoch durch ſeine Liſt auch den Verdacht der Seeräuberei von ſich abgewendet hatte, ſo blieb dennoch ein andrer auf ihm haften, daß er, um Schmuggelei und heimliches Einſchwärzen ſeiner Waaren zu betreiben, hier eingelaufen ſei. Wenn dieſer Verdacht ſich als begründet erwies, dann war das Schiff, ſammt Allem, was daſſelbe enthielt, eine gute Beute für die franzöſiſche Douane; und da man es mit der Sicherheit des Beweiſes nicht ſo genau nahm, ließ man auch den bloſen Verdacht als ſolchen gelten, und beſchloß, das Fahrzeug, von deſſen anſcheinend ſo geringer Mannſchaft man keinen ernſtlichen Widerſtand erwartete, ohne Weiteres zu nehmen. In dieſem Zweck rüſtete die franzöſiſche Behörde am andern Morgen eine große Schaluppe von 70 Tonnen aus, welche 4 Kanonen und 30 Mann an Bord hatte. Low, der ſich zunächſt keines kriegeriſchen Ueberfalls verſah, ließ die Franzoſen ruhig auf ſein Schiff kommen, ſobald ſie aber hier, zur Uebergabe ihn auffordernd, ein Spiel der Ueberraſchung beginnen wollten, in welchem er ein bei weitem größerer Meiſter war als ſie, kommandirte er plötzlich ſeine 90 verſteckten Männer herauf auf's Verdeck, ertheilte ſeinen ſcharfgeladenen Drehbaſſen eine drohende Richtung gegen den Feind, und gab auf dieſe Weiſe der Sache eine ganz umgekehrte Wendung. Denn es wurden jetzt die, welche ihn hatten fangen und ſein Schiff nehmen wollen, zu ſeinen Gefangenen, ihr Schiff zu ſeiner Beute. Dieſer Schimpf widerfuhr der franzöſiſchen Beſatzung von Grenada im Angeſicht jenes Felſens an der Küſte, der unter dem Namen der Springer (le sauteur) bekannt iſt; jenes Felſens, von welchem ſich die letzten vormaligen Beſitzer der Inſel, aus dem Stamm der Karaiben, als ſie von den Franzoſen unmenſchlich hart bedrängt und auf's Aeußerſte gebracht waren, mit Frauen und Kindern freiwillig in's Meer geſtürzt hatten.

Jetzt wieder im Beſitz zweier Schiffe, kreuzten die Seeräuber zwiſchen den weſtindiſchen Inſeln umher, überfielen und erbeuteten 7 bis 8 Fahrzeuge, und kamen endlich an die Inſel St. Croix, wo ſie noch zweier andern Schiffe ſich bemächtigten. Während ſie in einer Bucht dieſer Inſel mit ihrer geraubten Flotille vor Anker lagen, kam den Low der Wunſch an, eine Reiſeapotheke zu beſitzen; er ſendete deßhalb vier der gefangenen Franzoſen auf einem der erbeuteten Schiffe nach der Inſel

St. Thomas ab, wo ſich für einen Ankauf von ſolcher Art die beſte Gelegenheit fand. Er gab dieſen vier Männern das nöthige Geld mit, und verſprach ihnen zugleich, wenn ſie den Auftrag zu ſeiner Zufriedenheit ausrichten würden, ihre Freiheit, wo nicht, dann würde er alle Franzoſen, die er in ſeiner Gefangenſchaft habe, umbringen und ihre Fahrzeuge verbrennen laſſen. In der möglichſt kürzeſten Zeit kehrten die Leute mit der gewünſchten Reiſeapotheke zurück, und Low ſchenkte ihnen und einem Theil ihrer gefangenen Landsleute nicht nur die Freiheit, ſondern auch noch zu ihrer Weiterförderung die nöthigen, freilich nur zu wohlfeilen Kaufes in ſeine Hände gekommenen Fahrzeuge.

Bei all' dem unerhörten Galgenglück, welches der Ned und ſeine Spießgeſellen ſeither in kurzer Aufeinanderfolge gehabt hatten, war dennoch ihre Habſucht und Raubgier noch keineswegs geſättigt. Sie hatten, um ſich das ſchnelle Weiterkommen und das Zuſammenhalten zu erleichtern, die meiſten der erbeuteten Fahrzeuge, zum Theil gegen gute, baare Bezahlung, an der und jener kleinen Inſel hinweggegeben, und ihre ganze Streitmacht in die Schaluppe, die ſie vor Grenada in ihre Gewalt bekommen, und in den öfter erwähnten Zweimaſter vertheilt. In der Schaluppe, welche das größte und wohlbewaffnetſte Fahrzeug unter beiden war, führte Low, in dem Zweimaſter, auf dem ſich auch Philipp befand, ein gewiſſer Farrington Spriggs das Kommando. Da der Wind gerade zu ſolcher Fahrt günſtig war, beſchloß der Ned einen Beſuch bei den ſpaniſchen Beſitzungen zu machen, wo ſich, wie er zu ſagen pflegte, die fetteſten Biſſen mit der leichteſten Mühe erhaſchen ließen. Zwiſchen Karthagena und Portobello entdeckte man zwei große Schiffe; der Kapitän hielt ſie für Transportſchiffe aus den ſpaniſchen Silberbergwerken und beſchloß, ſogleich Jagd auf dieſelben zu machen. Aber er hatte ſich dießmal gar ſehr in ſeiner Vermuthung getäuſcht, denn das eine der beiden war ein anſehnliches engliſches Kriegsſchiff, die Mermaid genannt, und das andere ein engliſcher Guineafahrer.

Low hatte dießmal in der Weiſe, wie er mit ſeinen beiden Schiffen, auf deren Verdecken die Mannſchaft mit aufgepflanztem Gewehr zum Angriff bereit ſtund, heranrückte, nur zu ſehr die Abſicht ſeines Kommens verrathen. Die Mermaid ließ ihn ruhig bis faſt auf Schußweite herankommen, dann auf einmal durch Aufheben der Decken ihrer Stückpforten (Kanonenlucken), zeigte ſie ihm die Reihen ihrer furchtbaren Zähne (ihr Geſchütz), und der Ned, ſchneller noch, als er gekommen war, ſuchte jetzt der Gefahr eines ſolchen, ihm drohenden Begegnens zu entfliehen. Aber die Mermaid, der Beſtimmung ihrer königlichen Flagge, die Sicherheit der Meere zu bewahren, eingedenk, fing jetzt ihrerſeits an, den Räubern nachzuſetzen, und mit aufgeſpannten Segeln war ſie den beiden Schiffen bald nicht nur zur Seite gekommen, ſondern hatte einen Vorſprung über dieſelben gewonnen, und machte ſich jetzt bereit, eine volle Salve auf ſie zu geben. Da erfuhr Philipp Aſhton in ſeinem Innern die Wahrheit jenes Salomo'ſchen Ausſpruches: „Wer der Narren Geſelle iſt, wird Unglück haben." Denn er wußte, daß die bisherigen Thaten der Seeräuber, unter deren Rotte er ſich befand und in deren Liſte er, obwohl ganz gegen ſeinen Willen, eingeſchrieben ſtand, auf geradem Wege zum Galgen führte; ſchwerlich würde ein Einziger von ihnen, wenn man der Schiffe habhaft geworden wäre, dem Todesurtheil, das über alle Räuber und Mörder verhängt war, entgangen ſeyn. Aber die Stunde dieſer Räuber war noch nicht gekommen; ihre beiden Schiffe wendeten ſich plötzlich, das eine nach dieſer, das andre nach jener Seite; der Zweimaſter, auf dem Philipp war, eilte einem benachbarten Ufer zu; die Schaluppe, auf welche, als auf das größere, ſtärker bewaffnete von beiden, die Mermaid zunächſt Jagd machte, ſteuerte nach einer Richtung hin, in welcher es Untiefen gab, durch welche zwar Low mit ſeinem nicht ſo tief gehenden Fahrzeug den Ausgang fand, in denen aber das Kriegsſchiff, zu hitzig in ſeiner Verfolgung, auf den Grund gerieth.

Die Rotte der Seeräuber, ohne ſich weiter um die Gefahr, darein ſie ihre mächtigen Gegner gebracht, zu bekümmern, ſetzten jetzt in möglichſter Eile ihre Fahrt, auf der ſich beide Schiffe wieder vereint hatten, nach Nord und Nordweſten fort, bis zur Hondurasbay, wo ſie zwiſchen den vielen kleinen Inſeln, welche dort im Meere verſtreut liegen, einen ſichern Bergungsort fanden.

10. Eine neue Gefahr des Todes.

Der bedauernswürdige Philipp Aſhton, der ſo ganz gegen ſeinen Willen und gegen ſeine beſſere Ueberzeugung auf den Weg zum Galgen war fortgeriſſen worden, ſah ſich zwar für dießmal durch Gottes Gnade aus der Gefahr gerettet, dennoch drohte ſeinem ſchuldloſen

Haupte bald nachher von einer andern Seite her der Tod eines Miſſethäters, welchem er nur durch eine ganz unverſehene Schickung entging. Er befand ſich, wie bereits erwähnt, nicht auf der Schaluppe, in welcher Ned Low das Kommando führte, ſondern in dem Schooner, deſſen Kapitän Spriggs war. Low hatte den größten und ſtreitbarſten Theil der Mannſchaft zu ſich herüber in die Schaluppe genommen, wo ſich auch die meiſten und beſten Mundvorräthe und die Hauptniederlage der guten, zuſammengeraubten Weine befand. Mit ſeiner verwilderten, aus mehr denn 70 Mann beſtehenden Schaar lebte er jetzt in einem beſtändigen Tollrauſch der Vergnügungen, denn die Kaſſen wie die Vorrathskammern waren gefüllt; an geraubten Waaren, ſo wie an Geſchütz und allerhand Waffengeräthe war ſolcher Ueberfluß da, daß alle Räume davon beſetzt waren. Zu ihrer Beluſtigung fuhren die Räuber von einer der kleinen Inſeln zur andern, fingen ſich Schildkröten und Fiſche, ſchoßen Vögel und allerhand Thiere, genoßen, wenn ſie von ihren Saufgelagen erhitzt waren, der kühlenden Bäder im Meere, ſo wie in den Quellen und Bächen der Inſeln. Man darf wohl ſagen, daß Low und die ganze Mannſchaft ſeiner Schaluppe damals in vielen Tagen nicht nüchtern wurden; bis tief in die Nacht hörte man ihr rohes wüſtes Geſchrei aus weiter Ferne.

Etwas anders, obwohl auch nicht viel beſſer, ſah es auf dem Schooner aus, auf welchem Farrington Spriggs kommandirte. Dieſer hatte nur 22 Mann in ſeinem Schiff, und war auch in anderer Hinſicht nicht ſo reich für ſich und ſeine Leute verſorgt worden als die Mannſchaft der Schaluppe. Es ſcheint überhaupt, als wenn die beiden Kapitäne nicht in dem friedlichſten, beſten Vernehmen mit einander geſtanden wären, und als ob Low öfters gerade das Gegentheil von dem befohlen hätte, was Spriggs anordnen wollte. Dieſer hatte unter Anderm den Vorſchlag gemacht, man ſolle nach Norden hinauf, an die Küſten von Neuengland*) ſteuern, dort einen Theil der Waaren verkaufen, und dafür dauerhafte, gute Mundvorräthe einnehmen, ſo wie noch mehr Mannſchaft für ſein Schiff anwerben. Aus Aſhtons Berichten geht nicht hervor, daß Low mit ſeiner Schaluppe an dieſer Fahrt Theil nehmen wollte, vielmehr ſcheint es, er habe die Abſicht gehabt, den Spriggs allein auf das Unternehmen ausgehen zu laſſen. Es war wohl Keiner unter der ganzen Schiffsgeſellſchaft, welcher an jenem Plane ein ſo inniges Wohlgefallen gehabt hätte, als unſer Philipp Aſhton. Sein Herz gerieth in die freudigſte Bewegung, wenn er ſich den Gedanken dachte, daß er an ſeine vaterländiſchen Küſten, in die Nähe ſeines Geburtsorts und ſeiner Eltern kommen ſollte. Niemand konnte daher bei allen Geſchäften, die als Vorbereitung zur Reiſe dienten, ſo willfährig, ſo unermüdet thätig ſeyn als er. Aber die gleiche Freude an der Ausſicht auf die Fahrt nach Neuengland theilten mit ihm noch ſieben andere ſeiner Schiffsgenoſſen, deren Vaterland, eben ſo wie das ſeinige, Neuengland war. Sie gehörten zu den nüchternſten, ordentlichſten Burſchen, welche damals in Low's Dienſten waren, und vielleicht ſchon deßhalb hatte der Räuberhauptmann, nach dem Sprüchwort, daß Gleich und Gleich ſich gern geſelle, ſie nicht in ſeiner Schaluppe behalten, ſondern in den Schooner abgegeben. Während ſich Spriggs und zwei Drittel ſeiner Leute täglich, wenn auch nicht in ſo gutem Weine, als die Schaluppe führte, doch in Rum und Branntwein ſo voll tranken, daß ſie, beſonders in den ſpätern Nachmittagsſtunden und am Abend, bewußtlos auf dem Boden der Kajüte, welche ihre Zechſtube war, hingeſtreckt lagen und meiſt erſt am Morgen aus ihrer Betäubung erwachten, ſtanden die acht nüchtern gebliebenen Genoſſen auf dem Verdeck und ſprachen von der Reiſe in's Vaterland. „Man hat uns hier," ſo ſagte einmal der Eine von ihnen, „gewaltſam zu einem Dienſte gezwungen, deſſen ſicherſter Lohn zuletzt kein anderer ſeyn wird als der Galgen; ich meine, wir haben nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht, uns von dieſer gottloſen Bande loszumachen, ſobald wir können. Und dazu ſollte ſich wohl, ſobald wir an den Küſten von Neuengland ſind, eine leichte Gelegenheit finden, denn unſere Kameraden werden auch dort, wo ſie friſche Vorräthe von Getränken einnehmen, ihre Gewohnheit nicht laſſen, ſich täglich zu berauſchen, und dann kann man mit ihnen machen, was man will." — „Ich bin," ſagte Philipp, „was das Entfliehen aus dieſer böſen Rotte, das Losmachen aus ihrem gottloſen Rathe betrifft, ganz deiner Meinung; nur möchte ich meine und eure Hände dabei nicht mit Blut beflecken wiſſen, ſondern ich meine, wir ſollten das Gericht über dieſe Leute Gott überlaſſen." — „Eines Blutvergießens," ſo ſagte ein Dritter, „bedarf es ja auch nicht; wir brauchen unſere Leute gar nicht einmal zu binden, denn das thut der Rauſch ſchon allein, ſondern ſie nur während ihres feſten Abendſchläfchens in die Kajüte einzuſperren und die Thür von außen gut zu verrammeln, dann laſſen wir das Boot in's Waſſer und rudern dem Lande zu, wo wir ſchon in der nächſten Ortſchaft unter dem Schutz der Obrigkeit vollkommene Sicherheit finden werden.“ Das Complott war jetzt geſchloſſen, und die Theilnehmer deſſelben ſahen mit Verlangen dem Augenblick entgegen, wo ſie ihren Vorſatz würden ausführen können.

---

*) Unter dieſem Namen begriff man die Provinzen Maine, Neuhampſhire, Maſſachuſets, Rhode Island, Connecticut und Vermont.

Aber unter den Achten muß doch ein Verräther geweſen ſeyn. Der Kapitän Spriggs erfuhr den Befreiungsplan, ließ ſich in voller Wuth nach der Schaluppe hinführen und verlangte dort mit tobender Heftigkeit, daß Low alſogleich die Theilnehmer an der Meuterei möge niederſchießen oder hängen laſſen. Der Hauptmann, der ſonſt in ähnlichen Fällen eine unerbittlich militäriſche Strenge übte, und welcher allerdings, wenn etwas dergleichen in ſeinem Schiffe geſchehen wäre, ſogleich die Todesſtrafe würde ausgeſprochen haben, ſchien ſich an der tollen Weiſe, in welcher Spriggs, der von Branntwein berauſcht, einer vernünftigen Rede unfähig war, die Klage vorbrachte, mehr zu beluſtigen als zum Zorn reizen zu laſſen. Er hörte den ſtammelnden Unterkapitän mit ſpöttiſcher Ruhe an und ſagte dann: er für ſeinen Theil ſehe die Sache nicht für ſo gefährlich an, als der Unterkapitän ſie mache, der ſeine Leute nur nicht recht zu beſchäftigen wiſſe, ſo daß ſie aus langer Weile auf allerhand Poſſen geriethen. Er gäbe vor der Hand dem Herrn Unterkapitän nur den guten Rath, bei der Zurückfahrt in ſein Schiff auf ſeinen Kopf und ſeine Füße Acht zu geben, damit er nicht unverſehens in's Waſſer hineintaumele.

Im höchſten Grad erbittert und zur äußerſten Wuth entflammt kam Spriggs auf ſein Schiff zurück. Er ließ die acht Verbündeten auf das Halbverdeck treten und brüllte ihnen die Drohung entgegen, daß vier von ihnen augenblicklich heraustreten müßten, um erſchoſſen zu werden. „Und du Hund," ſo ſchrie er dem Philipp Aſhton zu, „verdienſt noch nicht einmal einen ſolchen honnetten Tod der Soldaten; dich laſſe ich an dem Raa aufhängen, weil du uns haſt umbringen wollen." Philipp, mit der Ruhe eines guten Gewiſſens und mit jener Feſtigkeit, die er im täglichen Kampf mit dieſen ſeiner Natur feindſeligen Leuten ſich erworben hatte, betheuerte es, daß ihm nie der Gedanke gekommen ſei, dem Kapitän oder einem ſeiner Leute ein Leid zuzufügen. Nur ſeine Freiheit habe er wiedergewinnen wollen, und er bäte nochmals inſtändig, ihm dieſen gerechten Wunſch zu gewähren. Spriggs ſchwieg, und ohne ſich die Urſache merken zu laſſen, die ihn, ganz gegen ſeinen Willen, ſo mild ſtimmte, ließ er die Theilnehmer des Complottes für dießmal mit ihrer Todesangſt davon kommen.

Hätte ſich der gleiche Fall zu einer andern Zeit, wenn Low bei minder vergnügter Laune oder nicht in geſpanntem Verhältniß mit dem Unterkapitän war, zugetragen, dann hätte unſer Aſhton ohne alle Barmherzigkeit gleich einem Miſſethäter hängen, vier ſeiner Verbündeten den Kugeln der Musketen erliegen müſſen.

11. Ein Heimweh von ſeliger Art.

Von nun an mußte Philipp mehr denn jemals alle jene Bitterkeiten erfahren, welche der Haß eines mächtigen Gewalthabers und ſeiner Kreaturen über einen armen, hülflos ihnen Untergebenen zu verhängen vermag. Ihm wurden die ſchwerſten, ſo wie die erniedrigendſten Geſchäfte im Schiff übertragen. Statt daß man ſich bis dahin ſeiner Geſchicklichkeit am Steuerruder, als eines Stellvertreters des Unterſteuermanns, und bei andern wichtigen Dienſtleiſtungen bedient hatte, wobei er ſich ſtets eben ſo gewandt als dienſtwillig benahm, mußte er jetzt die Arbeiten verrichten, welche man vorher von zwei der ſchlechteſten, in Boſton den Ketten entlaufenen Kerlen und von einem zu jedem andern Dienſt unbrauchbaren Schiffsjungen hatte thun laſſen. Dabei gab man ihm nicht mehr die gewöhnliche Koſt der Matroſen, ſondern nur Ueberbleibſel der Mahlzeiten, wie man einem Hund ſie hinwirft, unzulänglich zur Sättigung, nur hinreichend, um den Tod des Verhungerns abzuwehren. Spriggs und ſeine ihm näher ſtehenden Genoſſen ſuchten bei jeder Gelegenheit ihren Grimm an ihm auszulaſſen; ſie gingen ſelten an ihm vorbei, ohne ihm einen Stoß zu verſetzen; öfters ſpieen ſie ihm unter den gräulichſten Verwünſchungen in's Geſicht, und wenn er, von ſeiner übermenſchlichen Arbeit bis faſt zur Ohnmacht ermüdet am Boden ſaß, um nur auf einige Augenblicke auszuruhen, dann ſtießen und traten ſie ihn mit dem Fuß, oder zogen ihn bei den Haaren empor. Selbſt jene Kameraden, welche vorher freundlicher gegen ihn und bei dem früher erwähnten Complott ſeine Theilnehmer geweſen waren, wendeten ihm, wie einem Geächteten, den Rücken zu, und es ſcheint, daß Einige von ihnen durch falſche Ausſagen alle Schuld nur allein auf den armen Philipp gewälzt hatten.

Dieſer Jüngling aus Salem, ſo wie wir ihn bisher kennen lernten, war von einem ſehr weichen, liebenden und der Liebe bedürftigen Gemüth. So gehaßt, und nur gehaßt zu ſeyn ohne Urſache, das war für ihn ein ſchwer, ja kaum zu ertragender Zuſtand. Dazu kam die Hoffnungsloſigkeit ſeiner jetzigen Lage. Alle ſeine Schritte wurden bewacht; es fehlte nur noch, daß man ihn mit Ketten an den Maſtbaum geſchloſſen hätte, denn während alle ſeine Schiffsgenoſſen ohne Ausnahme bei jeder Gelegenheit, wo man an einer Juſel geankert hatte, an's Land gehen durften, hatte er, ſeitdem er in dem ſchweren Dienſt der Seeräuber war, nur erſt ein einziges Mal, bei Gelegenheit des Unterganges der Pinke, den feſten Boden der Erde betreten dürfen, und dieſes geſchah an einem Eiland (bei den oben erwähnten Triangeln), auf welchem kaum ein Baum Schatten gewährte, wo nichts zu ſehen war als Sand, angeſchwemmtes Seegras und einiges niedere, ſtachliche Geſtrüpp. Wenn dann das Schiff in der Nähe einer der kleinen, grünenden Juſeln vor Anker lag, und der größte Theil ſeiner Dränger und Treiber hatte ſich hinüberſetzen laſſen an's Land, da betrachtete er mit heißen Thränen der Sehnſucht jeden grünen Baum, jeden Buſch am Ufer, hätte nur einmal auf wenig Stunden ſich hinſtrecken und ausruhen mögen im Schatten der Zweige, am kühlen Boden.

Doch waren ihm die einzelnen Minuten, in denen er ſolchen Gefühlen ſich hingeben durfte, nur ſparſam zugemeſſen; er mußte alle ſeine Zeit und Kraft zuſammennehmen, um die ſchwere Aufgabe ſeines Tagewerks zu löſen, ehe am Abend ſeine barbariſchen Treiber, meiſt in toll-berauſchtem Zuſtand, zurückkehrten. Gewährte ihm doch ſchon die Stille, die, wenn jene fort waren, auf dem Schiffe herrſchte, eine große Erleichterung ſeines Zuſtandes: er durfte dann wenigſtens jenes beſtändige Fluchen und Toben nicht hören, das ſeinem Herzen mehr noch als den Ohren wehe that.

Dieſe Stille, in noch erhöhterem Maaße, war es auch, welche die Stunden der Nacht ihm ſo werth und theuer machte. Er kam freilich meiſt ſpäter zu ſeiner Ruheſtätte als — mit Ausnahme derer, welche die Wache für die Nacht hatten — die andern Alle; wann er aber in ſeiner Hängematte lag und alle Nachbarn in der Cabine (dem Schlafraum der Matroſen) ſchliefen, da wachte ſein Geiſt in ihm erſt recht auf. Er konnte jetzt ungeſtört dem Sehnen ſeines Heimwehes ſich hingeben, eines Heimwehes, das ihn zunächſt im Geiſt in das Haus und in die Geſellſchaft ſeiner theuren Eltern führte, wo man niemals ein Fluchen und Toben hörte, wo ſtatt des Haſſes nur Liebe und gegenſeitige Schonung waltete, wo ein ſo ſtilles und dennoch fröhliches Leben war, weil alle Genoſſen des Hauſes ihren Wandel in der Furcht und Gnade Gottes führten. Seine Erinnerung, lebhafter als jemals, brachte ihn in alle die vergangenen Tage ſeiner Kindheit und Jugend zurück. Jeder kleine Umſtand trat ihm ſo klar vor die Seele, als hätte er erſt heute oder geſtern ſich zugetragen. Mit Schmerz und Reue gedachte er an die Vergehungen des Ungehorſams, des Leichtſinns und des böswilligen Starrſinnes, womit er bei der oder jener Gelegenheit ſeine guten Eltern oder andere Menſchen beleidigt und gekränkt hatte; noch nie waren ihm dieſe Fehler und Gebrechen ſeines Herzens in ſo hellem Lichte erſchienen. „O könnte ich,“ ſo ſprach er unter Thränen, „nur noch einmal meine lieben Eltern ſehen, ihnen das Alles abbitten und ihnen danken für alle mir erwieſene Treue und Güte!“

Aber zu der Erfüllung dieſes Wunſches ſah er nirgends eine Ausſicht. Wenn auch wirklich, vielleicht nach Jahren, die Rotte der Seeräuber ſich auflöſen und jeder der noch Lebenden ſeine Freiheit erlangen ſollte, dann würde er, das fühlte er, nicht mehr unter dieſe Lebenden gehören. Denn durch die übermäßigen Anſtrengungen, die täglichen Mißhandlungen und die ſchlechte Koſt, die ihm in der letzten Zeit zu Theil wurden, war er ſo von Kräften gekommen, daß er zuletzt noch kaum zu ſeinen Geſchäften ſich fortſchleppen konnte. Eine fieberhafte Gluth, mit einem Wehethun des Hauptes und der Bruſt, durchdrang ſeine Glieder und verzehrte ſein Fleiſch; ſeine vorher ſo blühenden Wangen waren ſchlaff und bleich geworden; er war nur noch ein Schatten von dem, was er vor wenigen Monaten geweſen.

Da erwachte in ihm ein anderes, ſeligeres Heimweh als das nach dem irdiſchen Elternhaus. All' die aufgedeckt vor ihm in ſeinem Innern liegenden Fehler, die er den Eltern und alten Bekannten nicht abbitten konnte, die bat er ſeinem Gott ab, und empfing Vergebung, ſowie aus dieſer zugleich einen Frieden, den er noch nie in ſolcher Kraft und Süßigkeit empfunden hatte. Hatte er doch jetzt, wo alle Menſchen ihn verließen, ſeinen

Gott noch; dieſer war und blieb ſein liebender Freund, wenn die Welt ihn haßte und verachtete. Nach Ihm, ſeinem HErrn, ſehnte er ſich von ganzem Herzen: „o daß ich aufgelöst und bei Ihm wäre, heraus aus der Genoſſenſchaft derer, die Ihn haſſen und läſtern, die Seine Gebote verachten!" dieß war in der Nacht wie am Tage ſein heißeſter Wunſch. Und dieß ſelige Heimweh wurde ſeinem geängſteten Geiſt eine Schwinge, die ihn über alles das, was ihn drückte und beängſtigte, hoch erhob. „Es iſt noch eine Ruhe vorhanden dem Volk Gottes," ſo dachte er ohne Aufhören, „und zu dieſer Ruhe werde ich bald kommen."

12. Ein unerwarteter Ausweg.

Low ſammt ſeinen auserleſenen Leuten lagen mit ihrer Schaluppe an einer der vielen dortigen kleinen Inſeln, welche den Namen Port Royal Kew führten, vor Anker und vergnügte ſich daſelbſt in gewohnter Weiſe, während ein Theil des Schiffsvolkes damit beſchäftigt war, die Fahrzeuge auszubeſſern und in möglichſt guten Stand zu ſetzen. Der Schooner, auf welchem ſich Philipp Aſhton befand, hatte mehrere Meilen davon, in der Nähe einer andern Inſel, welche beſonders reich an Süßwaſſer ſchien, Anker geworfen. Samſtag den 9. März*) 1723 des Morgens ging der Schiffsböttcher mit ſechs Matroſen im Langboot an's Ufer, um friſches Waſſer einzunehmen, und als er am Vorderende des Schooners vorbeifuhr, wo Philipp gerade mit einem ihm aufgetragenen Geſchäft zu Ende war, rief ihm dieſer zu, er ſolle ihn als Gehülfen mit ſich nehmen. Der Schiffsböttcher ſchien nicht geneigt, auf dieſen Wunſch einzugehen; da ihm aber der Jüngling vorſtellte, wie hart es ſei, daß nur er allein unter Allen ſo eingeſperrt bleiben ſolle im Schiff, nur er allein niemals an's Land gehen, da er doch wegen ſeiner jetzigen Kränklichkeit am meiſten einer ſolchen Erholung bedürfe, ließ der Mann ſich bewegen, ihn in ſein Boot aufzunehmen. Er würde dieſes ſchwerlich gethan haben, wenn nicht gerade an dieſem Morgen der Unterkapitän mit mehreren ſeiner ſchlimmſten Leute eine Fahrt gemacht hätte hinüber zu Ned Low, von wo er, wie man dieß vorausſetzen durfte, nicht vor Abend zurückzuerwarten war. Philipp, wie ſeine armſelige Beſchäftigung dieß mit ſich brachte, fand ſich nur auf's Nothdürftigſte bekleidet, denn ſein ganzer Anzug beſtand in einer Jacke, in Beinkleidern aus grober Leinwand und in einer Kappe aus gewalktem Zeuge; er hatte weder Schuhe noch Strümpfe an den Füßen.

---

*) Der 9. März alten Styles entſpricht dem 20. März unſers Gregorianiſchen Kalenders.

Wir dürfen es nicht verſchweigen, mit welchen Gedanken und Vorſätzen der vielgeplagte Jüngling dießmal das Langboot beſtieg und in ihm hinüberfuhr nach der Inſel. Er dachte an nichts Anderes mehr als an ein Entfliehen aus der geiſtigen wie leiblichen Marterkammer des Schiffes; ſobald er am Lande war, wollte er alle ſeine Kräfte zuſammenraffen, hineinlaufen in das dichte Gebüſch und in den Wald, der ſich ganz nahe an der Küſte hinzog, und niemals, wenigſtens nicht lebend, wieder vor das Angeſicht der Rotte kommen, welche ſo von ganzem Herzen ihm zuwider war. Und wenn, ſo dachte er, ihm dieſes grünende Eiland auch nichts weiter gewähren ſollte als eine Ruheſtätte des Grabes in der lieben Muttererde, ſo wollte er auch darüber froh ſeyn, denn dort fände er doch gewiß ein ſtilles Plätzlein, wo er, ungeſtört und von keinem unbarmherzigen Dränger geplagt, dem Einſchlummern zu dem Schlafe ſich überlaſſen könnte, aus dem kein Menſch uns mehr aufwecken darf.

Von dem Oberſteuermann des Ned Low, der, wie dieſer, alle Gegenden dieſer Meeresküſten kannte, hatte er vernommen, daß die Inſel Roatan (Ratten) heiße, und daß ſie unter dem 17. Grad der nördlichen Breite liege; daß ſie von Oſt nach Weſt ungefähr 10 bis 11 Stunden lang, von Nord nach Süd etwa halb ſo breit ſei. Sie ſei reich an Waſſer und guten Bäumen, dabei aber unbewohnt, wenigſtens hätten, das wiſſe er mit Sicherheit, die Spanier keine Niederlaſſung auf derſelben, obgleich ſie von der Honduras-Küſte her die nächſten Nachbarn ſeien, auch fände ſich an ihren von Sandbänken und Klippen umgebenen Ufern kein guter Haven für größere Schiffe.

Sobald das Langboot am Lande war, wurden die Waſſerfäſſer hinausgewälzt an eine tiefere, leichter zugängliche Stelle des Baches, der nur etwa 100 Schritte davon in's Meer floß. Bei dieſem Geſchäft, ſo wie bei dem Reinigen und Füllen der Fäſſer, half Philipp, dem die Hoffnung ungewöhnliche Kräfte gab, ſehr eifrig; als aber jetzt ſeine Gefährten ausruhend ſich unter die Bäume am Bach lagerten, um hier ein Frühſtück einzunehmen, ließ er ſich durch ihre Einladung zum Miteſſen nicht aufhalten, ſondern trank ſtatt des angebotenen Rums nur einige Schluck Waſſers und ging mit einem Stück ſchwarzen Schiffszwiebacks in der Hand nach dem Meeresſtrand hin, wo er ſcheinbar mit dem Aufſammeln und mit dem Betrachten der vielen dort am Boden liegenden bunten Seeſchnecken ſich beſchäftigte. Kaum war er jedoch einen Büchſenſchuß weit von ſeiner Geſellſchaft entfernt, da wendete er ſich ſeitwärts nach dem Walde. Ohne daß er es wollte, wurden jetzt ſeine Schritte ſchneller; das ruhige Gehen wurde, weil das Verlangen ſeines Herzens ihn trieb, zu einem Laufen; da rief der Schiffsböttcher ihm zu: „Wohin ſo eilig?“ Augenblicklich ſtand der Flüchtling ſtill und rief zurück: „Ich will für mich und euch einige Kokosnüſſe holen,“ und da nach der Richtung hin, welche Philipp einſchlug, wirklich mehrere Kokospalmen, von Früchten belaſtet, über das niedere Gebüſch hervorragten, ließ man ungeſtört ihn weiter gehen. Als er jedoch hinter dem Dickicht den Leuten aus den Augen war, machte er ſich ſo eilig als möglich davon, obgleich das undurchdringlich dichte Buſchwerk ihn nöthigte, bald zur Rechten, bald zur Linken von der Richtung, die er landeinwärts zu nehmen gedachte, abzubeugen. Nach etwa einer halben Stunde glaubte er weit genug von dem Orte der Landung ſeiner Schiffsgenoſſen hinweg zu ſeyn; er kroch auf Händen und Füßen in eine eng zuſammengedrängte Gruppe des Strauchwerks hinein, unter deren üppig grünendem Laubdach mitten am Tage ein tiefes Dunkel der Dämmerung herrſchte. Kaum hatte er hier in zuſammengekauerter Stellung ſich gelagert, da bemerkte er zu ſeinem Schrecken, daß er bei den vielen Wendungen, die er auf ſeinem Wege machen mußte, in einem Kreiſe gelaufen und ſeinen Leuten unvermerkt wieder ſo nahe gekommen ſei, daß er nicht nur ihre Stimmen hörte, ſondern jedes ihrer Worte verſtehen konnte. Er hörte ſie, da ſie jetzt ihr Frühſtück genommen hatten und die Waſſerfäſſer nach dem Langboot wälzen wollten, zu einander ſagen: „Wo bleibt der Hund, daß er uns nicht mit arbeiten hilft?“ — „Der hat ſich,“ ſprach ein Anderer, „gewiß im Walde verirrt, ſo daß er ſich nicht wieder herausfinden kann.“ Darauf riefen Alle ein lautes, weithin tönendes Halloh in den Wald hinein, und der Böttcher ſchrie zugleich: „wir fahren jetzt alle nach dem Schiff, und wenn du nicht bald kommſt, laſſen wir dich zurück!“ Als man einige Zeit vergeblich auf Philipp's Antwort und auf ſeine Zurückkehr gewartet hatte, ſprach der Eine: „Der iſt ſicherlich durchgegangen und will nicht wiederkommen. Vielleicht hat er den Braten gerochen, der für ihn zugerichtet war, denn euch kann ich's im Vertrauen ſagen, daß ihm unſer Kapitän Spriggs den Tod geſchworen hatte. Sobald wir, wie dieß in etlichen Tagen geſchehen wird, von dem Low uns getrennt hätten, dann wäre es die erſte Morgenbeluſtigung unſers Kapitäns geweſen, den Aſhton an dem Raa hängen und baumeln zu laſſen, denn dieſem war er ſeit längerer Zeit ſpinnefeind.“ Hierauf feuerten etliche Matroſen ihre Musketen in den Wald hinein ab, zum Glück jedoch für Philipp nach jener Richtung hin, in der ſie ihn hatten entweichen ſehen, ſo daß er die Kugeln weit zur Seite hin durch die Zweige brechen hörte. Zuletzt ſprach der Schiffsböttcher: „Der Burſch dauert mich doch, denn das langſame Hinſterben und Verhungern auf einer ſolchen unbewohnten Inſel däucht mich noch ſchlimmer als der Tod am Galgen; und überdieß weiß man ja doch nicht, ob nicht der Kapitän den zu jedem Geſchäft brauchbaren Jungen begnadigt hätte.

Philipp regte und rührte ſich nicht. Denn lieber wollte er hier in der Abgeſchiedenheit von allen Menſchen ſterben, als, ſelbſt im Fall ſeiner Begnadigung, in einer Geſellſchaft der Gottloſen ein Theilnehmer ihres Lebens der Sünde ſeyn.

Die Matroſen wiederholten noch ein oder etliche Male nach der Gegend hin, in welcher ſie den Flüchtling verſteckt glaubten, ihr lautes Schreien und Schießen; endlich fuhren ſie ohne ihn zum Schiff. Philipp wartete den Einbruch der Nacht ab, dann kroch er aus ſeinem Gebüſch hervor und lief längs des Strandes, wo kein Gebüſch ſeine Schritte hemmte, etwa eine Meile*) weit nach Weſten hin, an eine Stelle, wo ſich ein kleiner Bach in's Meer ergoß, welches hier, wie man aus dem Schall und der Geſtalt der Wogen bemerken konnte, ſo ſeicht und ſandig war, daß kein Fahrzeug daſelbſt landen konnte. Er ſah von dort das Küchenfeuer des Schiffes deutlich und ſchloß daraus, daß es ihm von dieſem Orte aus leicht ſeyn werde, alle Bewegungen deſſelben zu beobachten. Ueberdieß war das ſandige Ufer des kleinen Baches auf eine große Strecke vom Ufer landeinwärts von Gebüſchen frei, ſo daß er, ſobald Gefahr zu fürchten war, ſchnell nach den innern Waldgegenden der Inſel ſich zurückziehen konnte. Dort ſuchte er ſich hinter einem Felſen, der wie eine hohe Mauer von dem Bache bis an den Wald ſich hinzog, eine Ruheſtätte aus, und nachdem er in kindlichem Gebet der Obhut ſeines Gottes ſich befohlen hatte, ſtreckte er ſeine müden Glieder hin in das hohe, weiche Gras und verſank alsbald in einen tiefen, feſten Schlaf.

---

*) Wo in Aſhton's Bericht die Rede von Meilen iſt, ſind auf dem Lande engliſche Meilen, jede zu nahe $^1/_3$ Stunde, gemeint.

13. Die ſabbathliche Stille und ihre Unterbrechung.

Ein lautes, übeltönendes Geſchrei erweckte ihn am andern Morgen. Er durfte nicht erſchrecken; es waren nicht Stimmen der Menſchen, welche über ihm in der Luft ihr munteres, wildes „Arra, Arra“ riefen, ſondern die Stimmen der großen, langgeſchwänzten, buntfarbigen Papageien, welche vom Walde her, wie ſie dieß an jedem Morgen pflegten, über die Meeresküſtengegend ſich hinſchwangen und dann nach der Tiefe ihrer früchtereichen Waldungen zurückkehrten. In der Himmelsgegend, unter welcher jetzt Philipp ſich befand, folgt auf den Anbruch der Dämmerung ſehr bald der helle Tag; die aufgehende Sonne warf ihren vergoldenden Strahl auf den Spiegel des Meeres und beleuchtete die Gipfel der Bäume, ſo wie die des hoch über den Wald hervorragenden, röthlichen Gebirges, das ſich, bald näher, bald ferner, von der Küſte längs durch die Inſel hindurchzieht. Mit einem ſolchen freudigen, ſeligen Gefühl wie heute hatte der Jüngling niemals in den ganzen acht Monaten, die er unter der Rotte der Seeräuber zubrachte, das Morgenlicht geſehen. Dieſes ſein erſtes Gefühl war Preis und Dank gegen Gott, der ihn aus ſeinem Sklavendienſte befreit, aus den fortwährenden Gefahren des Leibes und der Seele gerettet hatte.

Es war heute Sonntag*). Zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude bemerkte Philipp, als er nach einiger Zeit, vom Hunger getrieben, in die Taſche ſeiner Jacke hineingriff, um da vielleicht einige Brocken Brodes zu finden, daß er zwar kein Brod, dafür aber etwas Anderes darinnen habe, das ihm heute, ſo wie in der ganzen ſpätern Zeit ſeiner Einſamkeit und ſeines Elendes zu ungleich größerer Stärkung gereichte als alles Brod der Erde. Es war ein kleines Büchlein, das er mit ſich aus dem väterlichen Hauſe gebracht hatte, und welches die Pſalmen, ſo wie einige Gebete enthielt**). Als er bei den Triangel-Inſeln durch Schwimmen ſich rettete und bei mehreren andern Gelegenheiten hatte das kleine Buch zwar ſehr durch das Seewaſſer gelitten; mehrere Blätter deſſelben waren unleſerlich geworden und verdorben; dennoch dünkte es ihm ein Schatz, der mehr werth ſei als viel tauſend Stücke Goldes und Silbers, und er dankte Gott mit Freudenthränen dafür, daß gerade dieſes, ſein liebſtes Eigenthum, ohne daß er es bemerkt hatte, ſeit vorigem Sonntag in ſeiner Taſche geblieben war. Er ging, damit kein Blick auf das Meer, deſſen Gefahren er entronnen war, kein Gedanke an ſeine Verfolger in der Andacht ihn ſtören möge, hinein unter das Laubdach des Waldes; dort unter einem mit purpurrothen Blüthen bedeckten Gebüſch ſetzte er ſich nieder. Es war hier ein Tempel der Natur, dem an Schönheit kein von Menſchenhand erbauter gleich kam; ſeine weithin reichenden Säulengänge waren durch die hohen Stämme der Palmen, ſeine Wände durch die blühenden Gebüſche gebildet.

---

*) Nach dem Julianiſchen Kalender, den Aſhton bei ſeinen Tagrechnungen vor Augen hatte, war es der Sonntag Reminiſcere, nach dem Gregorianiſchen Kalender der Sonntag Palmarum.

**) Nebenbei hatte jenes Büchlein für den einſamen Inſulaner auch noch die Bedeutung eines Kalenders, denn er hatte ſich auf die innere Seite des Einbandes alle Sonn- und Feiertage des Jahres 1723 mit beigefügten Monatstagen aus dem Schiffskalender abgeſchrieben.

Wie tönte da, ſtatt der für ein leibliches Ohr hörbaren Harfen, jede Saite ſeines Herzens ſo inniglich mit bei den Worten des 9. Pſalms: „Ich danke dem HErrn von ganzem Herzen und erzähle alle Deine Wunder. Ich freue mich und bin fröhlich in Dir, und lobe Deinen Namen, Du Allerhöchſter, daß Du meine Feinde hinter ſich getrieben haſt.“ Wie ſtimmten alle Kräfte ſeines Gemüthes in den Sinn der Worte des 18. Pſalms ein: „Herzlich lieb habe ich Dich, HErr, meine Stärke; HErr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, auf den ich traue.“ Ja, ihm war geſchehen, wie im 34. Pſalm ſtehet: „Welche Ihn anſehen und anlaufen, deren Angeſicht wird nicht zu Schanden. Da dieſer Elende rief, hörte der HErr und half ihm aus allen ſeinen Nöthen.“ Und er hatte erfahren die Wahrheit der Worte eines andern Pſalmliedes (146): „Wohl dem, deß Hülfe der Gott Jakob's iſt, deß Hoffnung auf den HErrn, ſeinen Gott, ſtehet. Der Himmel, Erde, Meer und Alles, was darinnen iſt, gemacht hat; der Glauben hält ewiglich. Der Recht ſchaffet denen, ſo Gewalt leiden, der die Hungrigen ſpeiſt. Der HErr löſet die Gefangenen.“ Darum, nach allen dieſen Erfahrungen von Gottes Gnade und Güte war es ihm auch jetzt (nach Pſ. 126) gleich den erlöſten Gefangenen Iſraels, „wie den Träuwenden, deren Mund voll Lachens, deren Zunge voll Rühmens iſt.“ Und als er im 108. Pſalm das Loblied aller Kreaturen auf den HErrn, ihren Schöpfer, las, da war es ihm, als wenn alle Hügel und alle Bäume des Waldes, die Stimmen aller Vögel und das Brauſen des Meeres aus der Ferne mit ihm zugleich betende Hände aufhöben und lobſängen ihrem Gott.

Einen ſo ſeligen Sonntag Vormittag hatte er kaum jemals in ſeinem Leben gefeiert. Es war Mittag geworden; die Sonne brannte heiß; er hatte ſich an einem kleinen Waſſerquell gelagert, der an der mitternächtlichen Seite des Felſens aus dem Boden kam; ein friſcher Trunk aus dem Quell ſtillte zwar ſeinen Durſt, nicht aber den jetzt immer ſtärker ſich regenden Hunger. Er blickte um und über ſich; da ſaßen in dem Wipfel eines Baums ſcharlachrothe Papageien, dort am Boden ein munteres Eichhörnchen, welche an den Kernen der Früchte des Waldes ihr Mittagsmahl hielten; aus den Blüthen des Gebüſches zu ſeiner Seite ſaugten buntfarbige Kolibri's den Nectarſaft; ein Schmetterling, ſo ſchön und ſo groß, als er noch niemals einen geſehen, laſurblau und dabei glänzend wie Silber, bei jeder Wendung ſeiner Flügel gleich einem Diamant bald in's Grüne, bald in's Purpurrothe ſchillernd*), wiegte ſich, gleich wie freudetrunken, auf den prachtvollen, lieblich duftenden Liliengewächſen, die zu ſeinen Füßen ſtanden. Da fielen ihm die Worte ein: „Du gibſt ihnen Speiſe zu ſeiner Zeit; du thuſt deine milde Hand auf und ſättigeſt Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.“ Ja, ſo ſeufzte er, auch mir, o mein Gott, thue jetzt Deine milde Hand auf, denn in der That, ich gehöre zu den Hungrigen, denen Du Sättigung verheißen haſt, weil ihre Augen, Herr, auf Dich warten.

---

*) Dieſe Beſchreibung paßt ganz auf den Menelaus, einen der ſchönſten Schmetterlinge des heißeren Amerika's, deſſen Raupe auf dem amerikaniſchen Mispel- oder Breiapfelbaum (Achras Sapota) lebt, der nach Philipp's Bericht auf der Inſel Roatan häufig vorkommt.

Schon ſeit einiger Zeit hatte er einen Duft um ſich her empfunden, welcher ihn eben ſo ſehr an den mancher großen Gartenerdbeeren als der lieblichſten Gewürze erinnerte, und welcher unwillkürlich ſeine Eßluſt erregte. Er forſchte weiter nach, woher dieſer Duft käme, und ſah auf dem feucht-ſchwarzen fruchtbaren Boden, der zwiſchen den Gebüſchen ſich hinzog, eine Frucht in großer Menge beiſammen ſtehen, welche ihrer Geſtalt nach faſt einem aufrecht ſtehenden, knotig-ſchuppigen Pinienzapfen glich. Sie war von gelber Farbe und an ihrem obern Ende mit einem roſenförmigen Schopf von Blättern gekrönt, welche ſtachlich an ihren Rändern gefranzt, an die Form der Aloeblätter erinnerten. Es war dieß nichts Anderes als die bei uns in Europa auf den Tafeln der Reichen ſo hoch gehaltene Ananas, eine Frucht, welche in der bekannten oder in einer dieſer nahe verwandten Art nicht blos in Oſtindien, ſondern auch auf den Inſeln des heißeren Amerika's zu Hauſe iſt, denn ſchon der Begleiter des Columbus, Oviedo, fand dieſelbe auf einer der caraibiſchen Inſeln. Bei uns wird eine dieſer Früchte, wenn ſie vollkommen reif iſt, zuweilen mit einem Dukaten bezahlt, denn man zieht ſie mühſam in Treibhäuſern; dort aber ſtand ſie ſo gemein wie in Deutſchland die eßbaren Pilze des Waldes.

Der arme Philipp hatte weder Meſſer noch Teller, er brach ſich eine dieſer Früchte, dergleichen er früher noch niemals mit Augen geſehen, denn ſein Vaterland iſt ebenſo kalt wie das unſrige, mit den Händen ab, koſtete, indem er einen der knotigen Höcker herunterbrach, den herausfließenden Saft und fand ihn ſo angenehm, daß er bald Alles, was genießbar daran war, verzehrte, und er nahm während ſeines heutigen Mittagsmahles eine ſolche Menge der köſtlichen Ananasfrüchte zu ſich, daß die Bezahlung dafür nach europäiſchem Maaßſtabe manche reiche Börſe erſchöpft haben würde. Er fühlte ſich jetzt, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne geſättigt, doch von dem Genuß des weinartig lieblichen, gewürzhaften Saftes in hohem Grade geſtärkt, und noch eine andere Fülle dieſer Stärkung gewährte ihm dort, im ſchattigen Dunkel einer Felſenkluft, auf dem weichen Moos, ein lange anhaltender, tiefer Mittagsſchlaf.

Und dennoch hätte dieſer Schlummer ihm ſehr theuer können zu ſtehen kommen. Er wurde abermals durch laute Stimmen daraus erweckt; es waren aber nicht die Stimmen der, wenn auch laut ſchreienden, dennoch für ihn gefahrloſen Papageien, die ihn heute am Morgen geweckt hatten, ſondern die rauhen, ihm wohlbekannten Stimmen ſeiner Schiffsgenoſſen, welche ganz in ſeiner Nähe ſich vernehmen ließen. Wie er aus ihren Reden und aus dem Ton der Pfeife des Kapitän Spriggs ſchloß, der dießmal ſelber mit an den gewöhnlichen Landungsplatz gekommen war, und welcher jetzt ſeine Leute zur Abfahrt nach dem Schiffe zuſammenrief, waren ſie nach langem, vergeblichem Herumſuchen auf der Inſel jetzt wieder auf dem Abzug begriffen, und obgleich ſie ganz nahe an der Felſenkluft, darin er ſeine Mittagsruhe gehalten, vorbeikamen, waren dennoch ihre Augen gehalten, daß ſie den ſo eifrig Geſuchten nicht bemerkt hatten. Ein Glück für Philipp war es bei dieſer Gelegenheit, daß er den Abfall ſeines köſtlichen Mittagsmahles, die abgebrochenen Blätterſchopfe der Ananas, nicht am Boden liegen laſſen, ſondern in ſeine Felſenſchlucht zuſammengetragen, dann einen Haufen von Blättern und Moos darüber geworfen hatte, um ſich, ſo gut es gehen wollte, über dem unebenen Boden ein Lager zu bereiten; denn jene Ueberbleibſel ſeiner leckerhaften und dennoch höchſt frugalen Tafel würden unfehlbar ſeine Nähe verrathen haben.

„Vielleicht," ſo hörte er einen der vorbeigehenden Kundſchafter ſagen, „hat ihn eine der großen Schlangen gefreſſen, die wir dort auf dem Hügel ſahen." — „Deſto beſſer," ſagte ein Anderer, „dann erſpart der Kapitän den Strick, daran man ihn aufgehangen, und den man ihm nach gewohnter Sitte doch wohl als Halsband mit in's Meer gegeben hätte." — „Ich habe," ſagte ein Dritter, „dieſe Art der Jagden nach einem flüchtigen Burſchen, der, wer weiß in welchem dichten Buſchwerk, dergleichen es hier zu Hunderttauſenden gibt, verſteckt liegen, oder von einem Baum herab uns vorüberziehen ſehen und unſerer ſpotten kann, vollkommen ſatt. Seht nur, wie meine Kleider von dem ſtachlichen Geſträuch zerriſſen ſind und wie mir faſt aus jedem Fetzen das Blut herausdringt. Wenn mich der Kapitän noch einmal zu einer ſolchen Expedition beordert, dann lege ich mich, ſobald ich ihm aus den Augen bin, in den Schatten des erſten beſten Baumes hin, und laſſe die Andern, wenn ſie meinem klugen Beiſpiel nicht folgen wollen, ſuchen, ſo lange es ihnen gefällt."

Philipp, indem er ſich ſo eng als möglich in ſein Felſenbette hineindrängte, hörte dieſes und manches Andere ſeine Verfolger reden, und wagte es erſt dann wieder laut zu athmen, als ſie Alle weiter von ihm hinweg, wieder auf dem Wege nach ihrem Boote waren. Nach einiger Zeit ſah er dieſes, indem er vorſichtig aus ſeinem Hinterhalt hervor nach einer freieren Stelle am Ufer ſich begab, ſchon weit vom Lande abgeſtoßen, nach dem Schiffe hinrudern und an daſſelbe anlegen. Erſt jetzt wußte er ſich ganz außer Gefahr, und nachdem er dem Retter, der von oben her auf Seine Menſchenkinder ſiehet und treulich ſie behütet, für dieſe neue Bewahrung ſeines Lebens inniglich gedankt hatte, überließ er ſich ruhig von Neuem dem ſtärkenden Schlummer. Hier war dieſer durch keine Schiffsglocke, durch keinen Weckruf der Matroſen, welche die letzte Morgenwache hatten, geſtört; bis kurz vor 6 Uhr des Morgens, wo die großen Papageien ihr lautes Arra! Arra! aus der Luft herunterſchrieen, durfte er dauern.

14. Nach drei Tage der Sorgen und Gefahren.

Auch heute, Montag den 11. März (a. St.), erhob ſich Philipp, als er dieſen Weckruf vernahm, von ſeinem Lager. Indem er ſich aufrichtete, fühlte er etwas Lebendes an ſeinem Halſe und ſogar unter ſeiner Jacke an der Bruſt. Er öffnete das Gewand und zu ſeinem großen Schrecken fielen mehrere Schlangen auf den Boden, welche alsbald munter fortkrochen. Sie waren zum Theil mehrere Fuß lang, dabei aber ſo dünn wie der Finger eines Kindes; auf ihrem Rücken von dunkellaſurblauer Farbe. Unſer junger Nordamerikaner, der ſolche Schlangen noch niemals geſehen und der einen natürlichen Abſcheu vor allen Thieren dieſer Art hatte, weil er ſie ohne Ausnahme für giftig hielt, war von dem erſten Schrecken ſo gelähmt, daß er keine Hand aufhob, um die vermeintlich gefährlichen Feinde zu tödten, und er hatte wohl daran gethan, daß er jene unſchuldigen Thierchen nicht beleidigte. Er wußte nicht, daß es die Juwelen-Baumſchlange (Dryophis Ahaetulla) ſei, die, weil ſie vielleicht von den Baumzweigen zufällig heruntergeglitten oder der Wärme nachgekrochen war, mit ihm in der vergangenen Nacht ſein Lager getheilt hatte. Dieſes prachtvoll ſchöne Thier, welches nie dem Menſchen etwas zu Leide thut und mit ſeinen zarten Zähnchen dieſes auch nicht vermöchte, dient in den heißeren Gegenden von Amerika öfters zum Spielwerk der Kinder, und die furchtſamen Damen, wenn ſie an den Anblick ſich gewöhnt haben, nehmen ohne Bedenken ſie in die Hand und laſſen ſie wie eine Blumenguirlande ſich um ihren Arm ſchlingen. Auch Philipp erkannte nach wenigen Tagen, daß er von dieſem zarten Thiere nichts zu fürchten habe, und bald wurde ſie, ebenſo wie die ſmaragdgrünen und rubinrothglänzenden Kolibri's, eine Beluſtigung ſeiner Augen. Denn wenn ſie mit ihrem langen Schwanze, den Kopf nach unten, an einem Baumzweige hängt und die Sonne auf ſie ſcheint, dann gleicht ſie einem Geſchmeide aus Smaragden und Sapphiren, das ein kunſtreicher Goldſchmied zwiſchen drei gitterartig durchbrochene Streifen von Goldblech faßte und auf eine Grundlage von Silber befeſtigte. Die glänzend blauen Schuppen des Rückens ſchillern im Sonnenlicht bei jeder Wendung in das herrlichſte Grün; an den beiden Seiten des Leibes, ſo wie über die Mitte des Rückens, läuft eine goldene Kette hinab; der hellfarbige Bauch glänzt gleich polirtem Silber.

In den Augenblicken der erſten Bekanntſchaft mit der Juwelenſchlange hatte unſer junger Inſulaner weder die nöthige Zeit noch Ruhe, das Thier zu beobachten; er bemerkte es kaum, wie ſeine Schlafgefährten an dem Gebüſch und Stämmchen der jungen Bäume ſo ſchnell ſich emporwanden und im Laubdach ſich verbargen. Ihm lag jetzt, ſobald er ſich überzeugt hatte, daß nirgends eine Spur der Verletzung durch die Zähne der Schlangen an ſeinem Körper ſei, eine andere dringendere Sorge an; das war die, ob nicht vielleicht ſeine Verfolger mit ihrem Boote bereits an ſeiner Inſel gelandet oder zu ihr auf dem Wege ſeien. Er kletterte vorſichtig, um ſich dem etwa ſchon nahen Feinde durch kein Geräuſch zu verrathen, an ſeiner Felſenwand hinan und kroch dort auf Händen und Füßen ſo weit im Gebüſch vorwärts, daß er, noch immer hinter dem Schirm der dicht ſtehenden Stämme verborgen, eine Ausſicht nach dem Meer hatte. Zu ſeiner großen Beruhigung ſah er dort das Boot angebunden an's Schiff liegen; einige Matroſen auf dieſem waren ſo eben beſchäftigt, zum Schutz gegen die Sonne das gewöhnliche Dach von Segeltuch über das Quarterdeck (den hintern Theil des Verdecks) und das Mitteldeck (Midſhip) auszuſpannen; ein Zeichen, daß die Offiziere, die im erſteren, und die Matroſen, die im andern ihren Aufenthalts- und Beſchäftigungsort haben, heute wenigſtens den größeren Theil des Tages auf dem Schiff zubringen wollten. Er ſtieg deßhalb unbeſorgt wieder hinab, und gab ſich im herzlichen Morgengebet jenen erhebenden Gefühlen hin, welche der 63. Pſalm: „Gott, Du biſt mein Gott, frühe wache ich zu Dir,“ ſo mächtig anregt und unterhält. Denn auch er konnte ja mit Wahrheit ſagen: „Wenn ich mich zur Ruhe lege, dann denke ich an Dich; wenn ich erwache, dann rede ich von Dir; denn Du biſt mein Helfer; unter dem Schatten Deiner Flügel bin ich freudig. Meine Seele hanget Dir an; Deine rechte Hand erhält mich. Sie aber ſtehen nach meiner Seele, mich zu überfallen.“ Getroſt und ſtark in ſeinem Gott erhob er ſich, und nachdem er noch einmal, jetzt minder beſorgt, einen Blick auf das Meer und nach dem Schiff gethan, und ſich überzeugt hatte, daß ihm von dort keine Gefahr drohe, begab er ſich an das Suchen nach ſeinem heutigen Lebensunterhalt.

Es gab wohl da im Gebüſch eine Menge der verſchiedenartigen Beeren, auch Früchte an den Bäumen und Geſträuchen; doch wer konnte ihm ſagen, ob dieſe nicht giftig ſeien? Nicht fern von ihm, gegen die Küſte hin, ſtand eine Kokospalme voller Früchte; er ſchlich ſich ſo nahe an ſie heran als möglich; aber nirgends lag, wie ſich ſchon voraus erwarten ließ, eine Frucht am Boden, und wie hätte er es im Angeſicht des Schiffes wagen dürfen, auf den Baum zu ſteigen, um ſich eine der jüngeren Nüſſe, voller Milchſaft, zu holen*)? Landeinwärts wollte er ſich, ſeit ſeiner geſtrigen Gefahr, wieder eingefangen zu werden, durchaus nicht weiter wagen als bis zu jener Gränze, wo ſein Auge noch die Bewegungen des Schiffes beobachten, ſein Ohr den Schlag der Ruder eines näher kommenden Bootes hören konnte, denn nur hier in der Nachbarſchaft hatte er ſich mit allen Schlupfwinkeln, darin er ſich verbergen konnte, bekannt gemacht. Es blieb ihm deßhalb auch für heute keine Speiſe übrig als jene, welche mancher, die Freuden der Tafel liebende Europäer als eine der köſtlichſten von allen betrachten würde: die Ananas.

Ihm kam dieſe Frucht ſchon heute, am zweiten Tage, nicht mehr ſo köſtlich vor als geſtern. Von dem häufigen Genuß derſelben hatte er an Zunge und Gaumen ein Gefühl, das etwa ſonſt eine Flüſſigkeit erregt, in welcher eine gewiſſe Schärfe enthalten iſt; im Magen eine Empfindung von unbehaglicher Art: dennoch nahm er auch heute zum Frühſtück wie zum Mittag- und Abendeſſen eine reichliche Menge jener Frucht zu ſich, die ihm, wenn auch in minderem Maaße als geſtern, doch noch immer lieblich genug däuchte. Aber wie gern hätte er einen ganzen Korb ſeiner beſten und ſchönſten Ananas um ein einziges tüchtiges Handſtück des kräftigen Schwarzbrodes ſeines elterlichen Hauſes dahingegeben! Er empfand hier in leiblicher Hinſicht und an ſeinem äußern Menſchen etwas Aehnliches wie Jeder von uns, der an eine wahrhaft lebenskräftige, geiſtige Nahrung gewöhnt iſt, an ſeinem innern Menſchen empfinden würde, wenn ihm mitten in der Fülle der unterhaltendſten Beſchäftigungen und Beluſtigungen der Phantaſie, etwa im Theater, oder beim Leſen von allerhand kurzweiligen und ſelbſt Nachdenken erregenden Schriften das Brod des Lebens, das Wort Gottes entzogen würde, von welchem ſich freilich ſtets ein Verrath im Herzen, der niemals verſchimmelt oder ungenießbar wird, aufbewahren läßt.

---

*) Wie er ſich wenige Tage nachher überzeugte, war dieſe Art der Kokosnüſſe auch nicht genießbar; ihr Milchſaft von widerwärtig bitterem Geſchmack.

Philipp lag oder ſaß dieſen ganzen Tag großentheils auf ſeinem Wachtpoſten, von welchem aus er unvermerkt die Fahrzeuge ſeiner Verfolger beobachten konnte. Sein Geiſt war fröhlich; in dem Tempel ſeines Herzens ertönten nur Lobgeſänge, denn er war frei geworden aus der Tyrannen Gewalt; ſein Leib, deſſen Glieder ſo lange Zeit über ihr Vermögen waren angeſtrengt geweſen, überließ ſich ganz dem wohlthuenden Ausruhen, dem freien, kräftigen Aufathmen aus dem Druck der Plagen, die ihn niedergebeugt hatten; wie die Bilder eines paradieſiſch ſchönen Traumes erſchienen ihm die Schaaren der Kolibri's und der andern herrlich geſchmückten Vögel, die an Farbenpracht mit dem Blumenflor zu ſeinen Füßen wetteiferten, und der Blätterſchmuck der vorher noch nie geſehenen Bäume, über dem ſich das Dach des tief blauen, klaren Himmels ausbreitete.

Obgleich die Koſt, welche er auch heute genoſſen, keineswegs ſein Bedürfniß nach kräftiger Nahrung vollkommen geſtillt hatte, war doch wenigſtens der nagende Hunger befriedigt. Es war Abend geworden; ſchon in den ſpätern Nachmittagsſtunden hatte er ſich nach einem andern Schlafgemach umgeſehen, als nach dem der vorhergehenden Nacht; denn obgleich die Schlangen ihm dort unſchädliche Geſellſchafter geweſen waren, graute ihm dennoch vor ſolcher ungewohnten Nachbarſchaft. Die Felſenkluft kam ihm zu Statten, um darin die abgebrochenen Blätterſchopfe der Ananas vor ſeinen Verfolgern zu verbergen; zu ſeinem Nachtlager aber hatte er ſich eine Höhle erſehen, deren Eingang von Gebüſchen verdeckt, und dabei ſo niedrig war, daß man nur hineinkriechen konnte, während ſich tiefer hinten eine anſehnliche Weitung fand. Mit den Worten des 3. Pſalms: „Ach HErr, wie ſind meiner Feinde ſo viel!“ mit den Worten: „Ich liege und ſchlafe und erwache, denn der HErr hält mich,“ im ſeinem Herzen und auf ſeinen Lippen, ſtreckte er ſich auf ſein aus Gras und Moos bereitetes Lager hin. Aber er fand hier die Ruhe nicht, die er, ſelbſt in der Schlafgeſellſchaft der Schlangen, auf ſeinem vorigen Nachtlager gefunden hatte. Ein ſchrillender Ton, ein durchdringend lautes Pfeifen, bald über, bald neben ihm in der Höhle, ließ ihn nicht einſchlafen; und in Kurzem bemerkte er, daß hier eine Schaar von Fledermäuſen hauste, die bald in ſeinen Haaren ſich verſtrickten, bald auf ſein Geſicht und ſeine Hände ſich niederließen. Dieſe Thiere, wie er durch das Herumtappen mit der Hand bemerkte, waren viel größer als jene Fledermäuſe, welche er, für ihn ſtets ein unheimlicher Anblick, in ſeiner Heimath geſehen hatte. Auch in dieſer Geſellſchaft mochte er eben ſo wenig bleiben als in der der Schlangen; er kroch wieder hinaus aus der Höhle, ſuchte beim Sternenlicht eine ſandige Stelle am Ufer des kleinen Baches auf, wo er ſich mit den Händen in den zarten Sand hineingrub, und mit demſelben bis herauf an die Bruſt ſich bedeckte.

Er hatte wohl gethan, daß er entfloh; ſein natürlicher Abſcheu vor der flatternden nächtlichen Genoſſenſchaft war kein ganz ungegründeter. Der gute Philipp ſollte gleich Anfangs nicht nur mit den Schönheiten und Annehmlichkeiten ſeiner Inſel, ſondern auch mit ihren Mängeln und Schreckniſſen bekannt werden. Es gibt unter jenem Himmelsſtriche, zu welchem auch die Inſel Roatan gehört, unter andern ein Geſchlecht von Fledermäuſen, die Blattnaſe (Phyllostoma) genannt, von welchem es bekannt iſt, daß es Menſchen wie Thieren in nächtlicher Weiſe das Blut ausſaugt. Im Vergleich mit der prachtvoll ſchönen, vorhin beſchriebenen Juwelenſchlange, die ſich ſchon am frühen Morgen den Sonnenſtrahlen zuwendet und keinem Menſchen ein Leid zufügt, erſcheinen jene häßlichen, graulich-ſchwarzen Thiere, mit ihrem dicken Kopfe, ihrer mißgeſtaltig verlängerten Unterkinnlade, ihrer wurmförmigen, an der Spitze mit Warzen bedeckten, eckelhaft herausbleckenden Zunge, ihren länglich dütenförmigen Auswüchſen an der Naſe, und mit den widerlich nackten, großen Flatterhäuten, wie ſchauerliche Nachtgeſpenſter oder wie das böſe Gewiſſen, welches mit ſeinen Gräuelthaten das Licht flieht. Wenn dieſe Vampyr-Fledermäuſe, die ſich freilich in ihren Wäldern meiſt mit nächtlichen Inſekten begnügen müſſen, nur einmal das warme Blut gekoſtet haben, dann gehen ſie jede Nacht, in unerſättlicher Weiſe, dieſem Genuſſe nach; ihrem Angriff erliegen am ſchnellſten die Hühner, denen ſie das Blut aus den Kämmen ſaugen; langſamer, aber dennoch ſicher, ſterben an den ſich immer wiederholenden Aderläſſen die größeren Hausthiere, namentlich Pferde und Rinder, bei denen man, da ſie doch dabei die beſte Weide hatten, das allmälige Abmagern und Ausſterben ganzer Herden, ſo lange die Urſache davon unbekannt war, gar nicht begreifen konnte. Auch bei kleinen Kindern und zarten jungen Leuten, namentlich wenn die blutdürſtigen Vampyre bei ihrem Einbeißen ein größeres Gefäß verletzen, wird nicht ſelten der Schlaf, zu dem ſie am Abend geſund ſich niederlegten, während der Nacht zum Schlaf des Todes. Erwachſene, denen etwas Aehnliches widerfährt, bemerken insgemein den mörderiſchen Angriff, deſſen Folge zuweilen nur unbedeutend, andere Male aber, beſonders dann, wenn mehrere ſolcher Thiere zugleich ihr Blut tranken, ein ohnmachtähnliches Ermatten iſt, erſt am Morgen beim Erwachen, an den Blutflecken ihrer Wäſche und Betten; denn während der Vampyr mit ſeinen feinen, ſpitzen Zähnen den Aderlaß verrichtet, fächele er dem feſt Schlafenden mit ſeinen Flatterhäuten angenehme Kühlung zu.

Aus Philipp Aſhtons Beſchreibung ſeines 20 Monate langen Aufenthalts auf Roatan können wir zwar nicht mit Sicherheit entnehmen, ob er bei den mancherlei Plagen, die ihn von Zeit zu Zeit trafen, auch die der Vampyre habe dulden müſſen; doch macht dieſes jener Zuſtand der Entkräftung, in welchen er ſpäter einige Male verfiel, nicht ganz unwahrſcheinlich, obgleich er, bei der Verletzung ſeiner blutenden Füße aus andern Urſachen, die nächtlich feindlichen Angriffe vielleicht nicht ahnete. Auch ward ihm, wie wir nachher ſehen werden, auf lange Zeit hin eine thieriſche Schutzwache gewährt, welche, ſelbſt wenn er ſchlief, die Fledermäuſe von ihm abwehren konnte.

In der Nacht vom Montag zum Dienſtag, welche er, nach ſchleuniger Flucht aus der Höhle, eingegraben in feinen Sand bis an die Bruſt, zugebracht hatte, ſcheint ihn übrigens, außer dem nächtlichen Schrecken, kein weiterer Unfall betroffen zu haben. Er erwachte, weil er, mit Sorgen, nur leiſe ſchlief, bei dem hellen Schein des Mondes ſchon vor dem Anbruch des Morgens, warf mit den Händen die Grube, die er in den Sand gemacht, wieder zu und ebnete den Boden, damit ſeine Verfolger nichts davon bemerken möchten, und nachdem er in gewohnter Weiſe ſich an Geiſt und Gemüth für die Gefahren des neuen Tages geſtärkt hatte, begab er ſich an eine jener Stellen, von welchen er die Ausſicht nach dem Schiff hatte. Auch dort, das bemerkte er deutlich, war man heute früher als gewöhnlich wach; ein zweites Boot wurde heruntergelaſſen in's Meer, und, wie es ſchien, alle Vorbereitungen zu einer Ueberfahrt nach dem Lande getroffen. Aengſtlich klopfte ihm ſein Herz; er fürchtete, daß faſt die ganze Schiffsmannſchaft heute auf ſeinen Fang ausgehen wolle. Bald aber beruhigte er ſich wieder, denn nach Sonnenaufgang bemerkte er, daß beide Boote mit ihrer verhältnißmäßig zahlreichen Mannſchaft vom Schiffe abſtießen und nicht gegen Südoſten herüber nach ſeiner Inſel, ſondern in faſt entgegengeſetzter Richtung, nach Weſten, ruderten. Er konnte jetzt für dieſen Tag unbeſorgt bleiben, denn allem Anſchein nach ſteuerten ſie gegen die Inſel Urilla hin, wo ſich während der letzten Zeit Low mit ſeiner Schaluppe vor Anker gelegt hatte. Von einer mit Waldblumen bewachſenen Klippe aus beobachtete er noch, ſo lange ſein Auge ihnen zu folgen vermochte, die Weiterfahrt der Boote, und als ſeine Vermuthung ihm zur Gewißheit geworden war, als er überdieß ſich überzeugt halten konnte, daß er von den wenigen Leuten, die im Schiff geblieben, und die nicht einmal ein taugliches Boot zur Ueberfahrt beſaßen, durchaus nichts zu fürchten habe, kehrte er freudigen Muthes zu ſeinem vorherigen Aufenthaltsorte zurück.

Die Zeit zum Frühſtücken war ſchon längſt vorüber, ſein Magen forderte auf's Dringendſte ſein natürliches Recht. Noch einmal wollte er zu ſeinem, von keiner Menſchenhand angepflanzten Ananasbeet ſich wenden; aber ſtatt der Eßluſt wandelte ihn ſchon bei dem bloſen Geruch der köſtlichen Früchte ein unbezwingbarer Ekel an. Traurig legte er eine ſchon abgebrochene Ananas an den Boden hin; er mußte ſich entſchließen, ſich nach einer andern Speiſe umzuſehen.

Heute durfte er ſchon unbedenklich es wagen, näher hinzutreten zur Meeresküſte, wo an einigen Stellen die Kokospalmen ſtanden. Auf dieſem Wege bemerkte er mehrere niedrige Bäume, an denen ſich eine Menge der weißlichen Blüthen, zugleich aber auch einzelne gelbliche und röthliche Früchte zeigten. Der Baum, in ſeiner Geſtalt und mit dem Ausſehen ſeiner Blüthen und Früchte, erinnerte ihn an die Pflaumenbäume ſeiner vaterländiſchen Gegend. Ein buntfarbiger Vogel, welcher der Beſchreibung nach einer der zahlreichen Arten des Trupial- oder Pirol-Geſchlechtes angehörte, von denen die Wälder und Gärten des wärmeren Amerika's bevölkert ſind, und deren künſtlich gebaute, flaſchenförmige

Hängeneſter Bewunderung erregen, ſaß auf den Zweigen eines jener Bäume, und ließ die Früchte deſſelben ſich wohl ſchmecken. Dieſer Anblick reizte alsbald auch unſern jungen Inſulaner zu einem Verſuchen jener Koſt an; er griff nach einer der rundlichen Früchte, deren zartes, ſüßes, kräftig ſchmeckendes Fleiſch feſt an dem etwas eckigen Kerne hing; er aß die eine und aß die andre, und fühlte alsbald, daß dieſe Speiſe ſeinem Magen zuträglicher ſei als die bis zur Ueberſättigung genoſſenen Ananas.

Sein Gefühl hatte ihn nicht getäuſcht. Die Frucht, welche er heute auffand, war nichts anderes als die für jenen Himmelsſtrich und ſeine Bewohner ſehr werthvolle Jcaco- oder Cocopflaume (Chrysobalanus Icaco). Es iſt ein niederer Baum, öfters auch nur ein Strauch, mit dicken, lederartigen Blättern, darauf dieſe Pflaume wächſt, von der ſich nach Rocheforts Zeugniß vormals ein ganzer, an der Hondurasbai wohnender Indianerſtamm, jener der Jcaques, eben ſo vorherrſchend nährte wie die Bewohner der arabiſchen Buchten von den Datteln. Und dieſe Koſt, zu welcher noch die Fiſche und andere thieriſche Bewohner des Meeres als ſparſame Zuthat kamen, konnte den Jcaques um ſo mehr die Stelle des täglichen Brodes vertreten, da der Jcacobaum das ganze Jahr hindurch Blüthen und einzelne reife Früchte trägt, obgleich die Zeit, wo alle ſeine Zweige mit der Fülle der Früchte bedeckt ſind, nur in den December- und in den Junimonat fällt. Selbſt der Kern der Frucht, der von einer leicht zu öffnenden Schaale umſchloſſen iſt, gleicht an nährender Kraft unſern Mandeln, die er durch ſeinen eigenthümlichen Wohlgeſchmack noch übertrifft. Man begreift deßhalb leicht den Grund, aus welchem jene Indianer der Hondurasbai, nach denen die Frucht vielleicht ihren Namen erhalten hat, die Bäume und Sträucher, die ihnen ein faſt niemals ganz verſiegender Nahrungsquell waren, mit ſolcher Sorgfalt gegen fremde Eingriffe ihrer Nachbarn bewachten, wie die Araber die Dattelbäume, die ein Eigenthum ihrer väterlichen Hütte ſind.

Freilich hiengen jetzt, im März, wo die Hauptzeit ihres Blühens war, die reifen Cocopflaumen nur ſparſam an den älteren Zweigen; dennoch war ihre Zahl hinreichend, um für dieſen Tag Philipps Hunger zu ſtillen, und dieſer ſammelte noch einen Vorrath derſelben in ſeine Kappe, der nöthigen Falles für einen oder etliche der nächſten Tage ausreichen konnte.

Der arme Flüchtling verſäumte bei dieſem Geſchäft des Sammelns keineswegs die nöthige Vorſicht; er blickte immer von Zeit zu Zeit wieder nach den Fahrzeugen ſeiner Verfolger hin, bereitete ſich dazwiſchen ein Nachtlager aus dürrem Gras und Blättern, fern von der ihm durch die Schlangen verleideten Felſenkluft und noch mehr von der Fledermaushöhle, hinter der Felſenwand, neben welcher ſein erſtes Nachtlager auf der Inſel geweſen war, und als er, kurz vor Sonnenuntergang, die beiden Boote hatte heimkehren ſehen zum Schiff, legte er ſich Gott befohlen zur Ruhe.

So gefahrlos wie der heutige Dienſtag ſollte der darauf folgende Mittwochstag nicht für ihn vorübergehen. Bald nachdem er bei dem weckenden Rufe ſeiner nachbarlichen Arras ſich ermuntert und von ſeinem Lager, deſſen Beſtandtheile er ſorgfältig in das Dickicht verbarg, erhoben hatte, hörte er, vom Schiffe her, die laute Pfeife des Kapitäns, welche das Zeichen gibt zu einer allgemeinen Bewegung der Mannſchaft. Allerdings ſchien dieſes zunächſt den nöthigen Arbeiten am Tauwerk und an den Segeln zu gelten, die dem Aufbruch des Schiffes zu einer andern, weitern Fahrt vorausgehen mußten, und mehrere Matroſen ſah man an den Raaen und Maſtbäumen mit dieſem Werk beſchäftigt; zugleich aber wurde auch das Langboot vom Schiff gelöst, und dieſes, ſtärker als gewöhnlich bemannt, ſetzte ſich in Bewegung, hinüber nach jenem Landungsplatz an der Inſel Roatan, bei welchem vor vier Tagen unſer Aſhton ſeine Flucht angetreten hatte.

Der Jüngling war bisher auf ſeiner Inſel noch ſo ſehr ein Fremdling geblieben, daß er, unbewaffnet, wie er war, keinen Schritt in das unbekannte Innere des Landes zu ſetzen wagte. Er hatte ſo viel von den Tigern und giftigen Schlangen dieſer Gegenden gehört, daß ihm bei dem Anblick des Gebirges und der Wälder ſeiner Inſel ein Grauen anwandelte, welches ſich erſt längere Zeit hernach, nachdem er ſeinen Wohnſitz nach allen Richtungen durchwandelt hatte, ohne jemals einen Tiger oder eine Klapperſchlange zu ſehen, ganz verlor. Vor der Hand kannte er keinen verſteckteren Ort, darin er vor ſeinen Verfolgern ſich flüchten konnte, als die Höhle, deren blutdürſtige Bewohner nur während des nächtlichen Dunkels, und wenn er ſchlief, zu fürchten waren. Er trug deßhalb ſo eilig als möglich ſeinen geſtern geſammelten Vorrath von Pflaumen nach der Höhle hin, kroch in dieſelbe hinein, und baute dann den engen Eingang von innen her, durch das am Boden liegende Geſtein, bis auf eine kleine Oeffnung zu, durch welche das Tageslicht nur ſchwach hereindämmerte. Er durfte ſich hier vor ſeinen Verfolgern vollkommen ſicher halten, denn von ihm ſelber, der doch jedes Gebüſch, jede Stelle der Felſenwand mit ängſtlicher Sorgfalt durchforſcht und durchkrochen hatte, war der tief hinter dem Gebüſch verſteckte Eingang der Höhle, obgleich er damals noch ganz offen ſtand, nur durch einen Zufall aufgefunden worden.

Er hatte ſich kaum in ſeinem Schlupfwinkel zur Ruhe geſetzt, da hörte er, zuerſt aus der Ferne, dann auch mehr in der Nähe, Schüſſe fallen. Das rohe Schiffsvolk ſchien ſich, wie gewöhnlich, durch das Niederſchießen von Vögeln zu beluſtigen; denn noch am andern Tage fand er, nicht fern von ſeinem Bergungsort, einen rothen Arras, dem der eine Flügel zerſchmettert war, an dem niedern Buſchwerk herumkletternd. Einige Male hörte er auch die Stimmen ſeiner Verfolger, welche, wie es ihm dünkte, von der Küſte her ſich vernehmen ließen. Nach einigen Stunden jedoch wurde Alles ſtill; die Seeräuber hatten ſich nach einer andern Gegend der Inſel zurückgezogen, oder waren mit ihrer Mahlzeit beſchäftigt. Ueberhaupt mochte dieſen Leuten an dem Aufſpüren ihres flüchtig gewordenen oder vielleicht in dem Wald verirrten Kameraden nur wenig gelegen ſeyn; und da der Kapitän Spriggs nicht bei ihnen, ſondern, mit Vorbereitungen zur Abfahrt beſchäftigt, auf dem Schiff zurückgeblieben war, ſagte es ihnen beſſer zu, die heißen Stunden des Tages im Schatten der Bäume zu verſchlafen, und ihren Branntwein, vermiſcht mit friſchem Waſſer, zu trinken, als mit Herumlaufen ſich zu ermüden.

Es mochte, Philipps Schätzung nach, etwa in der zweiten oder dritten Stunde nach Mittag ſeyn, da hörte er ein Geräuſch am Eingang ſeiner Höhle. Es war, als ob dort gegraben und das lockere Geſtein, das er zuſammengehäuft hatte, hinweggeräumt würde. Er wagte kaum laut zu athmen; in jedem Augenblick fürchtete er das Hereindringen eines ſeiner Feinde und ſeine neue Gefangennehmung. Immer vernehmlicher wurde das Hinabrollen der kleineren Steine und, da dieſe ſtützende Unterlage hinweg war, auch der größeren; doch ſchien es, als wenn keine kräftige Männerhand, ſondern der Fuß eines ſcharrenden Thieres den Eingang zur Höhle ſich eröffnen wolle. Und bald zeigte ſich's, daß dieſes wirklich ſo ſei; Philipp hörte die winſelnden Töne einer ihm wohlbekannten Stimme, und einige Minuten ſpäter ſchaute der Kopf des Pudels, mit welchem er ſeit einiger Zeit auf dem Schiff eine nahe Bekanntſchaft geſchloſſen hatte, durch die erweiterte Oeffnung zu ihm herein. Das gute Thier hatte ſeine Spur aufgefunden, und war dieſer bis hieher gefolgt; halblaut bellend und dazwiſchen wieder winſelnd und ſcharrend, dabei aber zu furchtſam, in das Dunkel weiter vorzudringen, blickte daſſelbe in die Höhle hinein, und ſchien durch das Wedeln ſeines Schwanzes, gleichſam durch ein freundliches Zuwinken, den darin Verſteckten herauslocken zu wollen.

Philipps Gedanken waren freilich andre als die des Hundes. Es war jetzt keine Zeit, ſich der Rührung über die dankbare Anhänglichkeit deſſelben hinzugeben; er hätte ihn gern ſo weit als möglich von ſich hinweggeſcheucht, denn wäre jetzt einer ſeiner Verfolger in der

Nähe geweſen und hätte das Thun des Pudels geſehen, dann würde er ſchwerlich unentdeckt geblieben ſeyn. Ehe wir jedoch die heutigen Abenteuer unſers Inſulaners weiter berichten, erzählen wir, ſo weit dieſe bekannt, die Geſchichte des treuen Pudels, welcher aus Liebe zu Philipp beinahe zum Verräther deſſelben geworden wäre.

Das treue Thier, ſein Name war Ami, hatte einem franzöſiſchen Offizier angehört, der auf einem der beiden Schiffe, welche, wie oben erwähnt, den Seeräubern bei St. Croix in die Hände fielen, ſich befand. Dieſer wackere Mann hatte bei dem Ueberfall des Raubgeſindels faſt allein unter allen ſeinen Schiffsgenoſſen ſich muthig zur Wehre geſetzt, und mit ſeiner Piſtole einen der Matroſen aus Spriggs Schiffe, der ihn packen wollte, durch die Schulter geſchoſſen. Dafür war er auch der Einzige, deſſen Blut bei jener Gelegenheit floß; er erhielt mehrere gefährliche Wunden, an denen er, obgleich Ned Low durch ſeinen Schiffschirurgen ihn hatte verbinden und pflegen laſſen, ſchon am andern Tage ſtarb. Auf gut ſeemänniſche Weiſe ließ der Hauptmann den Leichnam, bekleidet mit der Uniform, darin man ihn gefangen genommen, auf ein mit Steinen beſchwertes Bret binden und mit den gewöhnlichen Begräbnißceremonieen in's Meer ſenken. Der Pudel war keinen Augenblick von ſeinem ſterbenden Herrn gewichen; als man den Leichnam deſſelben in den Wellen begrub, wollte er ihm nachſpringen; ein Matroſe hielt ihn mit Gewalt zurück, und man mußte ihn mehrere Tage angebunden halten. Da jedoch das treue Thier jede Nahrung, die man ihm darbot, verſchmähte, und ſchon zum Tode ermattet fortwährend nur kläglich winſelte, ließ man ihn frei von ſeinen Banden. Der Pudel kroch jetzt, am Boden herumſpürend, zur Schiffstreppe, die in den untern Schiffsraum hinabführte, und auf dieſer hinunter zu der Lagerſtätte, in welcher ſein Herr verſchieden war, dann aber, traurig winſelnd, in die Cabine, darinnen die Matroſen zu ſchlafen pflegten. Hier befand ſich ein alter, abgetragener Mantel, der ſeinem Herrn zugehört, und welchen, da kein anderer ihn mochte, Philipp als Decke ſeines armſeligen Lagers ſich zugeeignet hatte. Der Jüngling war, als der Pudel, überall umherſpürend, in die Cabine kam, gerade in derſelben beſchäftigt, er ſah, wie das ermattete Thier vergeblich in ſeine Hängematte hineinzuſpringen ſuchte, und den Trieb deſſelben errathend, hob er es hinauf zu dem Mantel ſeines Herrn, auf welchen es alsbald beruhigt ſich hinlegte. Philipp's weiches Gemüth wurde durch dieſen Beweis der treuen Liebe eines Thieres tief bewegt; er liebkoſte den Pudel, der das Streicheln ſeiner Hand ſich gerne gefallen ließ, und von ihm ſogar, zum erſten Mal wieder ſeit dem Begräbniß ſeines Herrn, einige Biſſen Fleiſch und Brod annahm. Von nun an war es, als ob ſich die ganze Zuneigung der verwaiſten Kreatur zunächſt dem Mantel, von dieſem aber auch zum Theil dem jetzigen Beſitzer deſſelben zugewendet hätte. Philipp war lange Zeit der Einzige im Schiffe, von welchem der treue Ami Futter annahm; als dieſer wieder zu Kräften gekommen war, ſprang er, wenn er etwa einmal auf kurze Zeit dieſe Ruheſtätte verlaſſen hatte, von ſelber wieder in die Hängematte*) hinein auf ſeinen lieben Mantel; auch des Nachts lag er zu des Jünglings Füßen.

---

*) Dieſe Matroſenbetten ſchweben etwa drei Fuß hoch über dem Boden.

Als einige Zeit nachher Philipp, wie wir oben erwähnten, der Gegenſtand eines unverdienten, bitteren Haſſes faſt aller ſeiner Schiffsgenoſſen, vor Allem des Kapitän Spriggs wurde, gab ſich die Gehäſſigkeit ſeiner Feinde ſogar darin kund, daß man dem armen, von den Menſchen Verlaſſenen die Liebe jenes Thieres beneidete und zu entziehen ſuchte. Ohnehin hatte der Steuermann in Spriggs Schiffe, wie man zu ſagen pflegt, ein Auge auf den ſchönen Hund geworfen, wollte denſelben ſich zueignen, und verſuchte es, ſeine Zuneigung durch die beſten Biſſen, die er ihm darreichte, zu gewinnen. Das Thier nahm zwar zuweilen dieſe Gaben an, ließ ſich aber dadurch nicht von ſeiner Anhänglichkeit an Philipp abwendig machen, ſondern es ſuchte bei Tag wie bei Nacht ſeine Nähe, und theilte am liebſten mit ihm ſein ärmliches, aus halb abgenagten Knochen und anderm Abhub des Tiſches beſtehendes Mahl. Man verſuchte es mit ihm auf andere Weiſe; man nahm den Mantel ſeines verſtorbenen Herrn aus des Jünglings Hängematte hinweg, und legte denſelben in die Kajüte des Steuermanns. Aber die Liebe des lebenden Thieres war ſchon zu kräftig von dem todten Erinnerungszeichen an einen verſtorbenen hinweg auf einen lebenden Menſchen übergegangen, der ſich mit wahrhaft herzlichem Erbarmen ſeiner angenommen hatte; der Pudel ſchien zwar im Anfang den Mantel, auf dem er ſo oft gelegen, in etwas zu vermiſſen, ſchmiegte ſich aber nur deſto mehr an ſeinen Schlafgefährten an, der ſich, von den Menſchen verachtet und gehaßt, durch die Liebe wenigſtens dieſes einen Weſens wahrhaft erquickt fühlte. Vergeblich war es, daß der Steuermann den merkwürdigen Hund öfters bei Nacht mit ſich in ſeine Kajüte einſperrte, und ihm den Mantel bald da bald dort zum Lager hinbreitete, der Pudel legte ſich zunächſt an die Thüre hin, um am Morgen, wenn die Thüre geöffnet wurde, ſo ſchnell als möglich wieder bei ſeinem ſelbſtgewählten, geliebten Herrn zu ſeyn. Umſonſt war es auch, daß man den Hund Tage lang an die Kette legte; er winſelte dann und heulte, und nahm meiſt nur jene Biſſen zu ſich, welche der mitleidige Philipp heimlich ihm zuſteckte. Endlich vermochte dennoch die Furcht vor den unbarmherzigen Schlägen ſeines Gewalthabers, des Steuermannes, ſo viel über das arme Thier, daß dieſes, wenn Jener ihm rief, dem Rufe gehorchte und demüthig zu ihm hinkroch.

An jenem Tage, deſſen Begebenheiten wir vorhin erzählt haben, als Philipp, mehr zu ſeinem großen Schrecken als zu ſeiner Freude, einen Beſuch des treuen Pudels beim Eingang der Höhle empfing, ſchien das gute Thier auch nicht geneigt zu ſeyn, ihn zu verlaſſen. Es mag vielleicht die Witterung (Ausdünſtung) der Fledermäuſe geweſen ſeyn, die der Natur des Hundes, zugleich mit dem mitternächtlichen Dunkel der feuchten Höhle, ſo zuwider war, daß er es nicht wagte, in dieſelbe hineinzukriechen, oder es war die von ihm aufgeſcharrte Oeffnung noch zu ſeinem Hindurchſchlüpfen zu enge; nach einiger Zeit legte der treue Hund ſich vor den Eingang hin, und ſchien hier auf das Heraustreten des Jünglings warten zu wollen. Dieſer, in nicht geringer Angſt vor der jetzt ſo leicht möglichen Nachſuchung ſeiner Verfolger, bemerkte an dem zunehmenden Dunkel ſeiner Höhle, daß die Sonne ſchon hinter den weſtlichen Bergen und ihrem Hochwald ſich hinabſenke; da hörte er aus keiner weiten Ferne das Pfeifen, dann in größerer Nähe die rauhe Stimme des Steuermanns, der ſeinen Hund rief. Das Thier, die barbariſche Züchtigung der Peitſchenhiebe fürchtend, erhob ſich von ſeinem Orte und lief hinab zu ſeinem Tyrannen, der daſſelbe, wie ſein klägliches Geſchrei verrieth, mit Schlägen bewillkommte. Zum Glück für Philipp hatte keiner ſeiner Verfolger die Urſache geahnt, welche den Pudel zu ſeinem Verlaufen von ihrer Geſellſchaft veranlaßte, auch wäre es jetzt für längere Nachforſchungen zu ſpät geweſen. Mit beruhigtem Herzen verließ der für dießmal freiwillig Gefangene, nachdem er die größern Steine wieder vom Eingang hinweggewälzt hatte, beim Einbruch der Nacht ſeinen Kerker, und ging auf dem ihm wohlbekannten Wege hinab nach der Küſte. Bei dem Lichte der Schiffslaternen ſah er, wie die Boote aus dem Meere hinaufgezogen wurden an den Bord des Schooners; durch die nächtliche Stille herüber ertönte die Pfeife des Kapitäns; die Segel wurden aus den Schlingen der Seile gelöst, man konnte deutlich die Vorbereitung zur morgenden Weiterfahrt bemerken. Nach einiger Zeit verſchwanden die Laternen bis auf die eine, große, am Hauptmaſt befeſtigte, welche in jeder Nacht den Bord des Schiffes beleuchtet; das Volk hatte ſich, mit Ausnahme der Wachen, zur Ruhe begeben.

Die freudige Hoffnung auf die, allem Anſchein nach ſo nahe Befreiung von ſeinen ängſtlichſten Sorgen ließ den Jüngling in dieſer Nacht nur wenig ſchlafen. Er hatte ſich ſein Lager wie vorgeſtern, doch näher noch an der Küſte, in den Sand gegraben; wäre jedoch eine Glocke in ſeiner Nähe geweſen, er würde nicht nur jede Stunde, ſondern jede Viertelſtunde haben ſchlagen hören. Auch war es wirklich der Ton einer Glocke, nicht aber von der eines Thurmes, ſondern von der Schiffsglocke, der ihm, noch vor Anbruch des Tages, ein Zeichen gab, ſich ſchnell vom Lager aufzuraffen. Er hörte jetzt deutlich, wie die Anker heraufgewunden wurden, ſah im Licht der Dämmerung, wie die Segel vom Winde, der vom Lande herkam, ſich aufblähten, und mit Sonnenaufgang fuhr Kapitän Spriggs mit ſeinem Schooner gegen Nordoſten hinaus in das Meer. Während Philipp das abſegelnde Fahrzeug noch mit ſeinen Blicken begleitete, ſah er auch von Weſten her das Hauptſchiff, in welchem Ned Low war, mit vollen Segeln nicht fern von ſeiner Inſel vorüberfahren. Doch nahm dieſes offenbar eine andere Richtung als der Schooner: die gegen Südoſt, woraus zu ſchließen war, daß beide Kapitäne mit ihren Schiffen ſich von einander getrennt hatten.

„Strick iſt entzwei und wir ſind frei,“ jauchzte der Jüngling in ſeinem Herzen, als er die Schiffe ſeiner Feinde ſo weit von ſich, auf Flügeln des Windes hinweggeführt, ſah, daß wenigſtens für jetzt an keine Rückkehr derſelben zu denken war. Wie wurden ihm damals ſolche Worte des Gebetes ſo ganz zu Kraft und Leben, als jene der ſchon erwähnten Verſe des 9. Pſalms ſind, und wie wachten jetzt in ſeinem eigenen Herzen Worte des Preiſens und Dankens auf! Ja, wenn er an die Schmerzenszeit ſeines Aufenthaltes unter dem ruchloſen Geſindel der Seeräuber, ſeiner unter ihnen erduldeten

Gefahren des leiblichen wie des geiſtigen Lebens dachte, dann konnte er mit innigem Gefühl der Wahrheit ſagen: „Mich umfiengen des Todes Bande, und die Bäche Belials erſchreckten mich; der Hölle Mächte umgaben mich." Und er hatte auch erfahren die Wahrheit der Worte: „Wenn mir Angſt iſt, dann rufe ich den HErrn an und ſchreie zu meinem Gott, und Er erhört meine Stimme von Seinem Tempel."

Er war nun ein freier, von keinem übermächtigen Feinde mehr beeinträchtigter Juſaße, ja Inhaber der ſchönen Inſel, auf die er ſich gerettet hatte, ein kleiner König in ſeiner Art; ein Gedanke, der vielleicht für manchen jungen Leſer dieſes Berichtes einen gewiſſen Reiz haben mag. Für Philipp aber hatte er dieſes nicht; ihm ſtellte ſich eine andere Seite ſeiner jetzigen Lage näher vor Augen, welche weit mehr von betrübender als von erfreulicher Art war.

15. Das Gefühl der Einſamkeit.

Wie wohl thut uns Allen, nach dem Geräuſch bei der Arbeit des Tages, die Stille der Nacht, da der müde Leib durch Ruhe ſich erquicken kann! Ein ſolches Ausruhen, ſolche Stärkung ſeiner innern Kraft empfängt auch der Geiſt, wenn er aus dem Gedränge der Sorgen und der Zerſtreuungen der Welt einmal einkehrt in die Einſamkeit, da er mit ſich und mit ſeinem Gott allein iſt. Einer Menſchenſeele, welche die Freuden und die Stärkungen ſolcher Einſamkeit an ſich ſelber erfahren hat, mag ſelbſt die hehre Stille einer Wüſte für einige Zeit lieblich und willkommen ſeyn, wie vielmehr ein zeitweiſes Verweilen auf einer ſolchen Inſel, wie Roatan iſt.

Dennoch muß uns das wehmüthige Gefühl begreiflich ſeyn, welches unſern Philipp Aſhton ergriff, als jetzt die Schiffe ganz aus ſeinen Augen verſchwunden waren, und er nun bedachte, wie ſo weit umher, auf viele Tagreiſen, auch nicht ein einziges menſchliches Weſen um ihn ſei. Er war auf einer Inſel, deren Ufern, von Untiefen und Klippen umgeben, niemals ein größeres Fahrzeug ſich nähern kann; er ſah kein Mittel, ſie jemals zu verlaſſen; denn von der vielleicht wieder einmal zufälligen Ankunft eines Bootes der Seeräuber hatte er mehr zu fürchten als zu hoffen. Seine Kleidung war im höchſten Grade ärmlich, und wenn ſie nun in Lumpen ſich auflöste, wie ſollte er ſie ergänzen und erſetzen? Er hatte nicht einmal ein Meſſer bei ſich, hatte weder Stahl noch Stein, um ſich ein Feuer anzuzünden und ſich daran etwa eine Speiſe zu bereiten. Hülflos und verlaſſen von allem menſchlichen Troſt und Beiſtand konnte er nicht ohne Grauen an die Möglichkeit einer ihm zuſtoßenden Krankheit denken. Alle Bilder jener Schreckniſſe, welche die Einſamkeit, die gänzliche, weite Abgeſchiedenheit von Weſen ſeinesgleichen für einen Menſchen hat, der ohne Waffen, ohne Kleider, ohne Obdach und ohne Brod iſt, traten, Eines nach dem Andern, vor ſeine Seele; er ſah ſich im Geiſt frierend und zitternd, wenn der lang anhaltende Regen und die Stürme in der Regenzeit ſeine nackten Glieder heimſuchten; ſah ſich angefallen und zerfleiſcht von wilden Thieren; ausgehungert mitten in der Fülle der Natur, die ihn umgab, weil er, wenn es ihm etwa einmal an

Früchten fehlen ſollte, nicht einmal einen Fiſch fangen oder ſelbſt den gefangenen für ſich genießbar machen konnte. „Und keine lebende Seele,“ ſo ſprach er mit ſich ſelber, „wird hier vielleicht bis zu meinem Ende mir begegnen, die meinen Zuruf verſteht, die mir, ſo wie ich ihr, ein Zeichen zutraulicher Liebe geben könnte. Ach, meine Eltern, meine armen Eltern, ſie werden niemals erfahren, wo mein Leib, unbegraben von einer Menſchenhand, dort unter den Bäumen oder hier am Meeresſtrand, oder auch in den Eingeweiden eines Raubthieres das Ende ſeiner traurigen, elenden Wallfahrt fand.“

Thränen füllten ſein Auge. Es waren nicht Thränen jener beſſern Wehmuth, wie der gläubige Chriſt ſie weint, ſondern Thränen des Kleinmuthes.

Bald aber faßte er ſich wieder. Undankbares Herz, ſo ſprach er bei ſich ſelber, haſt du ſo ſchnell wieder vergeſſen, was die gute Hand deines Gottes an dir gethan, als ſie dich aus der Geſellſchaft und dem Rathe der Gottloſen errettete, aus der Stätte, da die Spötter ſaßen, die mit Wort und That alles das, was heilig iſt, verhöhnten? Und biſt du denn hier wirklich allein und verlaſſen; haſt du nicht auch hier Ihn zum Troſt und Helfer, Deſſen die ganze Erde iſt? Gilt nicht auch dir die Verheißung: „denn der HErr iſt deine Zuverſicht, der Höchſte iſt deine Zuflucht; es wird dir kein Uebels begegnen; — denn Er hat Seinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich behüten auf allen deinen Wegen“ —?

Da ward ſein Herz wieder ſtille in ihm; die Thränen der Sorge verwandelten ſich in Thränen der Andacht; er fühlte und erfaßte in ſeinem Herzen das Naheſeyn ſeines Gottes. Freudig ſtand er auf von ſeinem Ort, und mit der Bitte: „Gib uns unſer tägliches Brod,“ gieng er aus, um ſich die Speiſe der Früchte für den heutigen Tag zu ſuchen.

16. Zwei lebende Mitgenoſſen der Einſamkeit.

An dem Stamme des Kokopflaumenbaumes, von welchem ſich unſer junger Inſulaner einige der ſüßen, überreifen, in den äußerſten Zweigen hangenden Früchte holen wollte, kletterte mühſelig und öfters wieder herabgleitend ein großer glänzend rother Papagei mit grünen Schwungfedern und Schwanzſpitzen herum, dem der eine Flügel ſchlaff und mit geronnenem Blute bedeckt herabhieng. Das arme Thier ſchien auch nach ſeinem täglichen Brode ausgehen zu wollen; aber ſo ſehr es mit Schnabel und Klauen bemüht war, an dem Baum aufwärts zu kommen, fehlten dennoch ſeinem ſchwerverwundeten Leibe die Kräfte zu dieſer Arbeit.

Philipp, der, wie wir ihn noch ferner werden kennen lernen, ein Freund der Thierwelt war, und der ein aufmerkſames Ohr für ihre Freuden wie für ihre Schmerzen hatte, ſah mitleidig den Beſtrebungen des armen Vogels zu, der, ſtatt ſeines gewöhnlichen muntern Arra-Schreiens, nur abgebrochene, einem Aechzen gleichende Töne von ſich gab. Es lagen da noch Kerne jener Pflaumen, die er geſtern genoſſen, hin und wieder am Boden; er ſchlug mit einem Steinchen ſie auf und reichte die inwendige Mandel dem hungernden Arra, der mit Begierde ſie verzehrte. Er bemerkte übrigens bald, daß er die Mühe des Aufſchlagens der Kerne ſich erſparen könne, der Vogel, wenn auch zum Fluge wie zum Klettern zu matt, hätte dennoch in ſeinem gewaltigen Schnabel noch Kräfte genug gehabt, um härtere Fruchthüllen, als jene waren, zu zerbrechen.

Unſer junger Inſulaner, nachdem er ſeinem Pflegling noch mehrere Icoco-Pflaumen gereicht und ſich ſelber zum Frühſtück damit verſorgt hatte, machte ſich eilig auf nach dem Landungsplatz, an welchem noch geſtern ſeine vormaligen Schiffsgenoſſen ihr Weſen getrieben hatten. Ihm war der Gedanke gekommen, ob nicht unter der Aſche des Feuers, daran Jene ihr Mittags- und Abendeſſen bereitet hatten, noch eine glimmende Kohle ſich erhalten haben könne, daran ſich, was für ihn in ſeiner hülfloſen Lage ein unſchätzbarer Gewinn geweſen wäre, von Neuem ein Feuer entzünden ließe. Die Hoffnung beflügelte ſeine Schritte; er achtete der Wunden nicht, die ſeine nackten Fußſohlen bei dem Lauf an der Küſte hin durch die Schaalen der zerbrochenen Seemuſcheln empfingen; faſt athemlos kam er bei der geſtrigen Feuerſtätte an. Aſche gab es hier genug, aber ſo viel er auch in ihr herumgrub, konnte er doch nirgends noch einen glimmenden Funken finden. Indem er ſo niedergebeugt zum Boden mit Suchen beſchäftigt war, fühlte er plötzlich das Anſpringen eines Thieres an ſeinem Rücken. Heftig erſchrocken wendete er ſich um und ſah da zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude ſeinen treuen Pudel. Das gute Thier hinkte mit einem ſeiner hintern Füße, es blutete an dem einen Ohre, ſeine Haare waren feucht von Seewaſſer. Es litt keinen Zweifel, daß der Hund aus dem Schiffe, als dieſes bei ſeiner Abfahrt ziemlich nahe an der öſtlichen Spitze der Inſel vorbeiſegelte, entſprungen und durch Schwimmen ſich herüber gerettet hatte in die Nähe des Menſchen, dem es ſeine ganze Anhänglichkeit zugewendet hatte. Zugleich aber erſchien es auch mehr als wahrſcheinlich, daß ſein brutaler Gewalthaber, der Steuermann, oder auf ſeinen Befehl einer der Matroſen auf daſſelbe mit Schroten geſchoſſen hatte, um in unmenſchlicher Rachgier das arme Thier für ſeine Flucht zu beſtrafen.

Philipp war außer ſich vor Freude über die Ankunft dieſes treuen Geſellen. Er drückte den Pudel an ſein Herz wie einen lieben Freund, der uns durch ſeine unerwartete Ankunft überraſcht, ſprach mit dem guten Thier wie mit einem Menſchen, unterſuchte zärtlich ſeine Wunden am Oberſchenkel des einen Hinterfußes und am Ohr; der Hund, winſelnd und mit dem Schwanze wedelnd, ſchien ſeine Worte, wie die Abſicht ſeines Thuns, zu verſtehen und dankbar erwiedern zu wollen. Unſerm jungen Inſulaner war es jetzt zu Muthe wie einem ganz armen Manne, zu welchem unverſehens ein lieber, werther Gaſt kommt, dem er ſo gern etwas zum Eſſen vorſetzen möchte, nirgends aber zur Erfüllung dieſes Wunſches ein Mittel hat. „Du armes Thier,“ ſprach er zu ſeinem Ami, „wie wird es dir hier bei mir ergehen! Ich zur Noth kann von Pflaumen leben, du aber bedarfſt Brod und Fleiſch zu deinem Lebensunterhalt, und wie ſoll ich hier dieß Beides dir verſchaffen?“ Dem mitleidigen Jüngling, wenn er ſich ſeinen Pudel in Gefahr dachte, vor ſeinen Augen zu verhungern, traten Thränen in die Augen; das Thier aber, als wollte es ſeinen Herrn über dieſe Sorge beruhigen, faßte einen in der Nähe der Feuerſtätte liegenden Knochen an und ſtreckte ſich gemächlich hin an den Boden, um den willkommenen Fund zu verzehren. Philipp bemerkte jetzt, daß eine Menge ſolcher Knochen, an denen zum Theil noch vieler, für einen Hund genießbarer Stoff war, umherlagen; die Seeräuber hatten mit leichter Mühe mehrere jener Biſamſchweine und Rehe erlegt, welche, wie unſer Inſulaner dieß bald ſelber erfuhr, in ganzen Schaaren auf Roatan lebten, und dieſe Jagdbeute war dann, am Feuer geröſtet und gebraten, von den Jägern verzehrt worden. Der hungernde Hund war bald ganz von den Knochen umgeben, welche ſein zärtlich für ihn beſorgter Herr zuſammentrug und vor ihn hinlegte; der Vorrath war ſelbſt für einen eßluſtigen Pudel auf einen einzigen Tag zu groß.

Während ſein lieber Gaſt nach der großen Anſtrengung einer weiten Schwimmübung die Mahlzeit ſich ſchmecken ließ, forſchte Philipp überall am Boden umher, ob nicht die Seeleute etwas hätten liegen laſſen, das ihm in ſeiner Armuth von Nutzen ſeyn könnte. Ein Feuerſtahl, ein Meſſer, ein Paar alte Schuhe, wie ſie der Bettler am Wege hinwirft, wären für ihn ein unſchätzbarer Fund geweſen. Ein Stück Geld, das wahrſcheinlich einer der Leute mit ſeinem Tabaksbeutel aus der Taſche geriſſen hatte, lag im Sande; verächtlich ſtieß er es mit dem Fuße von ſich; was nützte mir jetzt, ſo ſprach er bei ſich ſelber, ein ganzer Kaſten voll Goldes und Silbers an einem Orte, wo auch nicht ein Biſſen Brodes für Geld zu haben iſt! Ein Bindfaden, der zwiſchen zwei Bäumen ausgeſpannt war und an welchem das geſtern hier anweſende Schiffsvolk allem

Anſchein nach ein Stück Segeltuch befeſtigt hatte, um ſich gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen, wurde von ihm, als er zufällig vom Boden in die Höhe blickte, entdeckt; er war für ihn in dieſem Augenblick ein werthvollerer Fund, als der eines Brillantringes geweſen wäre. Vorſichtig löste er die Knoten deſſelben auf und nahm ihn, zum Knäuel zuſammengewickelt, zu ſich.

Es war jetzt Zeit, an das Mittageſſen zu denken. Der arme Inſulaner hatte da keine große Abwechslung; die Kokosnüſſe, deren Palmen in der Nähe wuchſen, waren von einer bittern, ungenießbaren Art; nur Pflaumen und immer wieder Pflaumen gab es hier zu ſeiner Koſt, am Morgen, am Mittag und am Abend. Doch er dankte Gott, daß er dieſe hatte, und nur die ſparſame Menge, in der ſie in jenem Monat an den Zweigen hingen, machte ihm, dem Fremdling in dieſer Gegend, einige Sorgen für die Zukunft. Er wollte nach ſeinem Bergungsort an der Ananaskluft hingehen, an welchem er die fruchttragenden Icocobäume zuerſt entdeckt hatte; kaum aber war er, langſamer als auf ſeinem Herwege, weil ſeine verwundeten Fußſohlen ihn ſchmerzten, einige Schritte weit gegangen, da bemerkte er, daß ſein treuer Ami mühſam hinkend ihm folgte. Er verſuchte alle ſeine Beredtſamkeit der Worte und Geberden, um das gute Thier zum Zurückbleiben zu bewegen; Ami aber begriff nicht, was ſein Herr wollte, und ſchien entſchloſſen, ſeine Nähe von heute an niemals wieder zu verlaſſen. „Armes Thier,“ ſagte endlich Philipp, „das aus Liebe zu mir ſeine Kräfte durch das lange Schwimmen erſchöpft und noch dazu dieſe Wunden davongetragen hat, wie könnte ich es verantworten, wenn ich dich heute in deinem Ausruhen ſtören wollte? Lieber will ich einen halben oder ganzen Faſttag halten, als dir die Plage eines weitern Marſches auflegen; ohnehin bedürfen auch meine wunden Füße der Schonung."

Er ſah ſich jetzt in der Nachbarſchaft überall nach etwas Eßbarem um, und er hatte noch nicht lange geſucht, da fielen ihm zwiſchen dem Geſträuch, das ſich in einiger Entfernung von der Küſte am Saume der Felſen hinzog, mehrere niedere Bäume ſeiner wohlbekannten Icocopflaumen in's Auge, an deren einem noch eine ziemlich reichliche Menge der reifen Früchte zu finden war. Der Pudel, für den heute jeder Schritt eine Anſtrengung ſeyn mußte, legte ſich ausruhend unter den Baum hin, bis ſein Herr an den Früchten deſſelben ſich geſättigt und noch einen Vorrath derſelben für die ſpäteren Stunden des Tages ſich geſammelt hatte.

Es war noch hoch am Tage und die Sonne brannte heiß. Philipp, wenn er den Landungsplatz der Boote, an dem er ſich jetzt befand, mit der Küſtengegend verglich, in der er ſich während der erſten Tage ſeines hieſigen Aufenthalts verborgen gehalten hatte, fand ſich ſehr geneigt, ſeine dortige Wohnſtätte zu verlaſſen und ſich hier niederzulaſſen an dem Orte, welchen die mit all' den Schlupfwinkeln dieſer Inſeln wohlbekannten Seeräuber ſchon längſt als den günſtigſten und bequemſten zum Ausruhen erkannt hatten. Freilich nicht zum Ausruhen und zur Erholung, ſondern zur Geſchäftigkeit für die Erhaltung des armen, mühevollen Lebens ſollte dieſer Wohnort ihm dienen; aber auch dazu, wie ſich ſpäter zeigte, war derſelbe faſt vor allen andern Stellen an dem Küſtenrand von Roatan am beſten geeignet.

Die Bäume des Waldes, die den Bach, aus deſſen Waſſer die Schiffsmannſchaft ihre Fäſſer gefüllt hatte, beſchatteten, bildeten an einer gegen Nordoſten gelegenen Stelle einen Halbkreis, in welchem ſich, wie dieß der Augenſchein ergab, mit leichter Mühe eine Hütte anlegen ließ. Ein Strauchgewächs mit wunderſchönen Blüthen und mit fauſtgroßen, durch Farbe und Geruch zum Genuß einladenden Früchten, rankte ſich an dem Stamm und an den Zweigen der Bäume hinan; es bedurfte nur geringer Anſtrengung und Geſchicklichkeit, um dieſen Ranken eine Richtung anzuweiſen und eine Zuſammenfügung zu geben, dadurch ſie ein Hüttendach und grünende Wände bilden konnten, in deren dichtes Gewinde die Strahlen der Sonne, wie der Thau der Nacht und die Stürme nur ſchwerlich hereinzubrechen vermochten. Denn daß auf Roatan nicht nur Sonne und Wind, ſo wie zu manchen Jahreszeiten der niederſtrömende Regen, ſondern daß auch der Thau der Nacht, der in der Nähe des Waſſers und des Waldes einem ſanften und doch reichlich ausgebenden Regen gleicht, eines abwehrenden Schutzes für die Schlafenden bedürfe, das hatte er ſchon in den letzten Nächten erfahren.

Während Philipp mit dem Aufbau ſeiner kunſtloſen Laube beſchäftigt war, zu welchem Werk ihm der kurz vorher aufgefundene Bindfaden ſehr wohl zu Statten kam, ergötzten ſich ſeine Sinne an der genaueren Beachtung des koſtbaren Baumaterials, aus dem er ſein kleines Wohnhaus errichtete. Blüthen von ſo beſonderer Geſtalt und von ſolcher Schönheit, dabei ſo lieblich duftend, wie die waren, welche das rankende Strauchgewächs trug, in deſſen Schutz und Schatten er von nun an wohnen wollte, hatte er noch nie geſehen. Sie hatten die Größe einer weißen Teichroſe oder Nymphäe; in ihren fünf weit ausgebreiteten Blumenblättern zeigte ſich ein Strahlenkranz von zarten, bunten Fäden, aus deren Mitte eine Säule ſich erhob, an deren oberem Rande fünf eirunde gelbliche Körperchen ſtanden, während das Ende der Säule ſelber ſich in drei dünnere Fortſätze verlängerte, welche die Geſtalt der Nägel hatten, indem jeder von ihnen in einen dicken Kopf endigte. Unſere Leſer, wenn ſie nur ein einziges Mal eine **Paſſionsblume**, wie man in unſern Gewächshäuſern oder vor den Fenſtern der Blumenfreunde in Töpfen ſie findet, genau betrachtet haben, werden es wohl aus Philipp's Beſchreibung errathen, daß die lieblich duftenden, herrlichen Blüthen ſeiner Laube eine Art von Paſſionsblumen waren; freilich nicht unſere gewöhnliche blaue und weiße, ſondern eine noch ungleich ſchönere, mit violetten, purpurrothen und weißen Farbenſtrahlen in ihrem Innern geſchmückt, dabei auch größer als unſere gewöhnliche Art und von ſtärkerem Geruch. Dieſe Blüthen, wie das unſer aufmerkſamer Inſulaner ſchon nach wenigen Tagen bemerkte, öffneten ſich regelmäßig dann, wenn die Sonne ihren Weg von Oſten bis zum Mittagspunkt im Süden zur Hälfte zurückgelegt hatte, mithin nach unſern Tageszeiten Vormittags um 9 Uhr; ſie ſchloßen ſich eine Stunde vor Sonnenuntergang und verwelkten, aber an jedem Morgen blühten wieder neue auf. Neben dieſen prächtigen Blüthen zeigten ſich die großen, eirunden, gelblichen Früchte, welche durch ihren ſüßen Geruch den Baumeiſter der Hütte ſo anzogen, daß er mit ſeinen Zähnen das Ende einer ſolchen Frucht aufbiß und dann den wohlſchmeckenden Inhalt derſelben, der einem dünnen Mus glich, genoß. Vorſichtig, wie er war, denn er hatte öfters von den giftigen Gewächſen gehört, welche in dieſen heißen Theilen von Amerika wachſen, nahm er ſich, ſo lebhaft auch ſein Appetit war, in Acht, für dießmal mehr als dieſe eine zu eſſen, doch empfand er auf den Genuß kein Unbehagen, ſondern nur eine wohlthuende Kühlung, und ſchloß daraus mit Recht, daß er jetzt abermals eine neue Art der Nahrungsmittel für ſeinen kleinen, armen Haushalt aufgefunden habe. *)

Die Sonne war jetzt hinter die Bäume des Waldes im Weſten hinabgeſunken; der Bau der Laube war zur Noth und aus dem Gröbſten beendigt; auch die buntfarbigen Blüthen des grünen Daches und ſeiner Wände hatten ihr Tagwerk vollbracht und, gleichwie nachſinnend über dem Geheimniß der Fruchtbildung in ihrem Innern, ihr buntfarbiges Auge geſchloſſen; da mußte vor Allem der junge Inſulaner darauf bedacht ſeyn, für ſich und ſeinen lieben Gaſt noch in Eile ein Bett zu bereiten. Denn der Boden ſeiner Laube war ſteinig und hart, und zuerſt mußten die größeren Steine hinweggeräumt, dann ein weiches Lager darauf hingebreitet werden. Der Stoff zu dieſem Lager war ganz in der Nähe, denn das Meer hatte in den Zeiten der Stürme allent-

---

*) Dieſe wohlſchmeckenden und geſunden Früchte namentlich dreier Paſſionsblumenarten des heißern Amerika's (der Passiflora edulis, quadrangularis und laurifolia) ſind dort unter dem Namen der Grenadillas bekannt.

halben am Saume ſeiner Ufer Maſſen eines elaſtiſch-weichen Seegraſes aufgehäuft, faſt von ähnlicher Art wie jenes, deſſen man ſich bei uns zum Füllen von Matratzen ſtatt der Roßhaare bedient*). Kaum 60 Schritte weit hatte Philipp dieſes von der Sonne getrocknete und durchwärmte Bettzeug bis zu ſeiner Laube zu tragen; ſein treuer Pudel, obgleich er ihm dabei nicht helfen konnte, begleitete ihn auf jedem Schritte, und als das Dunkel der Nacht einbrach, da ruheten Beide, der Herr und ſein gutes Thier, traulich aneinander geſchmiegt, auf dem weichen Lager. Noch einmal erhob ſich, wie auf Flügeln der Taube, Philipp's kindliches Herz zum innigen Dankgebet. Sein Gott, auf den er traute, hatte heute Großes an ihm gethan; er hatte die Todesgefahr, welche die rachgierigen Feinde ihm droheten, hinweggenommen, hatte ihm Speiſe beſcheert zur rechten Zeit, und, warum ſollte er auch dieſes Beweiſes der väterlichen Fürſorge nicht dankbar gedenken, er hatte ihm zum Troſt in ſeiner Einſamkeit und zum Wächter in mancherlei Gefahren das treue Thier zugeſendet, das hier zu ſeinen Füßen lag. „O möchte ich doch," ſo ſprach er, indem er ſich zum Schlummer anſchickte, „ein ſo treues Herz gegen meinen Gott haben, als hier dieſer Pudel gegen mich, den armen ſündigen Menſchen, hat; möchte ich doch Ihm, meinem HErrn, ſo treulich und unabläſſig nachgehen auf ſeinen Wegen, mich immer ſo zu ſeiner Nähe halten, als dieſes Thier gegen mich es thut."

---

*) Das unſrige iſt die Zostera marina.

Auf die vorhergehende unruhige, faſt ganz ſchlafloſe Nacht that dem ermüdeten Jüngling die ungeſtörte Ruhe der heutigen deſto wohler. Er ſchlief ſanft und feſt, bis die lauten Schaaren der Arras im Scheine der Morgenſonne, der ihr prachtvolles Gefieder vergoldete, ſich herumtummelten, dann ſonnte auch er ſich in ſeinem Gemüthe an den unſichtbaren Strahlen jener geiſtigen Sonne, die in Zeit wie in Ewigkeit niemals untergeht, und welche allein dem Menſchenherzen Licht und Lebenskräfte gibt. „Wenn ich mich zur Ruhe lege, dann gedenke ich Dein, und wenn ich aufwache, dann bin ich bei Dir, denn Du allein biſt mein Schutz, mein Tröſter; mein Verſorger und Helfer in meiner Einſamkeit.“ Mit dieſen Gedanken ſtand er auf von ſeinem Gebet und von dem Leſen in ſeinem lieben, theuren Buche, und trat hinaus an das Meer, über welches ein erfriſchender Morgenwind daherſtrich und mit wohlthuendem Hauche ihn anwehete.

Auch dem ehrlichen Pudel hatte die Ruhe der Nacht ſehr wohlgethan. Er hinkte faſt gar nicht mehr; die Schrote, die ihn getroffen, ſchienen bei der weiten Entfernung, aus welcher der Schuß kam, nur ſchwach und oberflächlich ihn verletzt zu haben.

Das liebende Gemüth unſers Philipp hatte ſich, wie uns dieß die Beſchreibung der Begebenheiten ſeines Aufenthaltes auf Roatan zeigt, hier, wo ihm der Umgang mit Menſchen auf lange Zeit ganz verſagt war, auf die Thierwelt, die ihn umgab, und ſelbſt auf die Pflege der Blumen gewendet. Zwei Thiere, welche in ihren Schickſalen ſich nahe verwandt, beide von den Geſchoßen ſeiner mörderiſchen Feinde verletzt waren, hatten jetzt

Anſpruch auf ſeine hausväterliche Vorſorge; das eine war der Pudel, der ſich ſchon heute von frühe an wieder zu ſeiner Mahlzeit, den Reh- und Schweineknochen, hinbegeben und bald reine Arbeit damit gemacht hatte; das andere war der ſchöne Arras, der jetzt vielleicht hungernd und hülflos noch am Boden herumkroch, wo ihn ſein Wohlthäter geſtern verlaſſen hatte. Der mitleidige Jüngling konnte ſich's nicht verſagen, das leidende Thier wieder aufzuſuchen und ihm ſein Futter zu reichen. Langſam und vorſichtig, aus Schonung ſowohl für ſeine von den geſtrigen Wunden noch nicht ganz geheilten Fußſohlen, als auch für ſeinen treuen Ami, ſchritt er über den feinen Sand und über die Seegraspolſter am Meeresufer hin, bis in die Nähe ſeines Ananasgartens und der beiden durch den Beſuch der Schlangen wie der Fledermäuſe ihm ſo verleideten Nachtlager. Der ſchöne Arras, mit herabhängendem Flügel, ſaß traurig auf einem niedern Baumſtrunk, deſſen Stamm der Sturm abgebrochen und zu Boden geſchmettert hatte. Er war aber hier nicht allein, ſondern ein anderer Vogel derſelben Art, von noch glänzenderer Farbenpracht des Gefieders, ſaß neben ihm, gleich als wolle er ihn tröſten. Wie ſich ſpäter ergab, war der verwundete Arra das Weibchen, und der andere jetzt ihm Geſellſchaft leiſtende war ſein Männchen; denn von der gegenſeitigen Anhänglichkeit dieſer Thiere an einander weiß man ſehr rührende Beiſpiele, welche von Europäern, die ſich im wärmeren Amerika aufhielten, erzählt werden. So flog ein ſolcher Vogel ſeinem getödteten Gefährten, den der Jäger hinter ſich auf's Pferd gebunden, eine Stunde weit nach in die Stadt und wich mehrere Tage lang nicht von dem Leichnam, den man in einen Hof hingelegt hatte, blieb auch ſpäter als zahmer Gefangener in demſelben Hofe wohnhaft.

Auch unſer Philipp machte an dem angeſchoſſenen rothen Arra, oder, wie er in der Naturgeſchichte heißt, Macao (Psittacus Macao), und an ſeinem geſunden Gefährten eine ähnliche Erfahrung. Als er ſich näherte, flog der Geſunde laut ſchreiend auf einen nahen Baum; der Kranke, als ob er dem Rufe folgen und mit jenem auffliegen wollte, ſchlug kräftig mit dem unverletzten Flügel in die Luft, brachte jedoch hierdurch nur ſo viel zuwege, daß der einſeitig emporgehobene Körper des Thiers von ſeinem Sitz herunterfiel auf den Boden. Der mitleidige Pflegvater Philipp hatte indeß ſchon einige Früchte abgepflückt, die er dem leidenden Vogel darreichte, welcher, wie dieß in der Natur dieſer Papageien liegt, bald ſo zahm wurde, daß er, ohne mit ſeinem ſtarken, ſcharfen Schnabel um ſich zu beißen, ſich mit der Hand berühren ließ. Ja, er ließ es ruhig ſich gefallen, daß ſein Wohlthäter, nachdem derſelbe auch ſeine Mahlzeit an Früchten zu ſich genommen hatte, ihn auf das abgebrochene Stück eines Baumaſtes ſetzte und, dieſes mit beiden Händen haltend, ihn hintrug nach ſeiner Hüttenlaube. Auf dieſem ganzen Wege begleitete der geſunde Macao-Arra ſein krankes Weibchen, indem er bald mit ſchnellem Flügelſchlag hoch in die Lüfte ſich erhob, bald wieder ſich herabſenkte auf einen Baum, an welchem man ſeine Freundin vorübertrug. In der Nähe der Laube, die der jetzige Inhaber der Inſel zu ſeiner Reſidenz erleſen hatte, ſetzte dieſer den verwundeten Vogel auf den weit herabgebogenen Aſt eines Baumes, wo er mit leichter Mühe dem hülfsbedürftigen Pflegling ſein Futter reichen konnte, und kaum war dieſes geſchehen, da hatte auch der andere ſchon ganz in der Nähe des Kranken ſeinen Platz genommen.

Philipp brach ſich, heute ſchon dreiſter als geſtern, mehrere Grenadilla-Früchte von den rankenden Zweigen ſeiner Laube ab, und nachdem er ſie mit den Zähnen an einem ihrer Enden geöffnet hatte, genoß er mit Wohlbehagen die liebliche Fülle, die in der lederartig feſten Haut dieſer Früchte enthalten iſt. Sein Hunger war jetzt geſtillt, der arme Pudel aber, nachdem er vergebens es verſucht hatte, von den ſchon mehrmalen abgenagten größeren Knochen noch etwas Genießbares abzubeißen, ſchien keineswegs geſättigt. „Gutes Thier," ſprach ſein Herr, „wie ſoll ich doch dir aus deiner Noth helfen, ich, der ich kein Schwein weder ſchießen noch fangen und kein thieriſches Fleiſch, kein Brod dir geben kann?" Da fiel ihm ein, daß er in ſeiner Heimath von einem Hunde gehört und dieſen ſelbſt bei dem Müller, dem das Thier zugehörte, geſehen hatte, welcher, wenn man ſie hinwarf, Krebſe zerbiß und auffraß. Er hatte an der Meeresküſte, nahe bei der Gegend, wo der nachbarlich bei ſeiner Laubenhütte vorbeifließende Bach ſich in's Meer ergoß, Krebſe bemerkt, welche, zwar anders geſtaltet und bunter gefärbt als unſere Flußkrebſe, dennoch wie dieſe ein wohlſchmeckendes Gericht ſeyn mußten, weil man dem Kapitän Spriggs und ſeinen Offizieren, während ſie hier in der Nähe vor Anker lagen, mehrere Male geſottene Thiere dieſer Art zu Tiſche gebracht hatte. Die Krebſe wohnen, wie bei uns die Feldmäuſe, in Löchern, die ſie in den Sand oder die

Erde ſich graben, und welche ſie, wie die meiſten andern Krebsarten, nur bei Nacht verlaſſen; doch läßt ſich nicht ſelten ein ſolches neugierig hervorblickendes Thier im Schatten der Uferwände auch während des Tages ſehen. Philipp, in ſeiner pflegväterlichen Vorſorge für den guten Ami, grub mit einem Stecken, den er ſich abgebrochen hatte, in eines und das andere der Erdlöcher hinein; der Pudel, als ob er die Abſicht ſeines Herrn verſtände, half treulich mitgraben, und als Jener ihm einen der erbeuteten Krebſe hinwarf, ließ er nicht weiter zum Zulangen ſich nöthigen, ſondern zerbiß die Schaale begierig und fraß ſie ſammt dem in ihr enthaltenen Fleiſch auf. Sobald der Hund dieſe Speiſe gekoſtet und ſie nach ſeinem Geſchmack gefunden hatte, erſparte er ſeinem Herrn jede weitere Mühe, ihn mit ſolchen Leckerbiſſen zu verſorgen; er ſcharrte von nun an, ſo oft er in die Nähe der häufig über die ganze Inſel verbreiteten Krebslöcher kam, dieſe von ſelber auf und verzehrte von ihren Bewohnern, welche und ſo viel er wollte, obgleich er nicht ſelten von den Scheeren der ſtreitbaren Thiere ſehr empfindlich gezwickt wurde.

Aus Aſhton's kurzer Erwähnung jener Krebſe, die in einer ſpätern Zeit ihm ſelber eine ſehr erquickliche Speiſe wurden, geht zwar nicht mit voller Beſtimmtheit hervor, welche der ſüdamerikaniſchen Arten dieſer Thiergattung er gemeint habe, doch iſt es wahrſcheinlich, daß es die unter jenen Himmelsſtrichen häufig vorkommende Landkrabbe (Ocypode ruricola) geweſen ſei, deren breiter Rückenſchild roth und gelb gefleckt, der kurze Schwanz unter den Leib zurückgeſchlagen iſt. Die Schaaren dieſes merkwürdigen Thieres, deren ſaftvolles

Fleiſch den Bewohnern des heißeren Amerika's eine ſehr beliebte Speiſe iſt, wohnen den größten Theil des Jahres auf dem Lande, ſelbſt auf trockenen Hügeln und Bergen, in Erdhöhlen. Im März und April, wo ihre Paarungszeit eintritt, ſieht man ſie öfters außer den Höhlen. Sie gehen dann in geradeſter Richtung und in ſo ungeheurer Menge dem Meere zu, daß zuweilen ganze Felder und Landſtriche von ihnen bedeckt ſind. Im Meere legen ſie ihre an den Borſten des Unterkörpers klebenden Eier ab, und ziehen im Juni nach einer der Anhöhen bis auf mehrere Stunden weit von der Küſte hin. Im Juli oder Auguſt legen ſie, wie unſere Krebſe, ihre harte Schaale ab und bekommen eine zarte, neue. Sie halten ſich dann in dieſem unbewehrten Zuſtand am ſorgfältigſten in ihren Erdlöchern, die ſie vorher mit Baumblättern und Gras ausfüttern, verbergen.

Unſerm Inſulaner, da er auf Reatea auch für ſeinen Pudel eine ſo reichliche Fülle der Lebensmittel gefunden, war eine Sorgenlaſt vom Herzen genommen. Auch er ſelber fand noch kurz vor dem Abend dieſes Tages an der Küſte, während der Zeit der Ebbe, für ſich eine Art von Fleiſchſpeiſe an einer zur Familie der Auſtern gehörigen Muſchel, davon ſich mehrere an dem Stamm einer Hornkoralle angeſetzt hatten. Mit herzlichem Dank gegen den Erhalter ſeines Lebens für all' die Gaben und Freuden auch des heutigen Tages ſuchte er vor Einbruch der Nacht ſein Seegraslager in der Laube auf, wohin ſein treuer Ami ihm folgte.

17. Eine Vorhalle des Paradieſes.

Wenn wir mit geſundem Leibe und heiterem Muthe etwa als durchreiſende Fremdlinge in eine ſchöne Stadt oder in eine Gegend kommen, deren Naturreize unſer Auge entzücken, dann haben wir für nichts Anderes Sinn als für die Sehenswürdigkeiten, für das Wohlgefällige und Erfreuliche eines ſolchen Ortes. Den Jammer und das Elend, welches hin und wieder in den Häuſern und Hütten einer prachtvollen Stadt, oft in nächſter Nähe ihrer Herrlichkeiten, wohnt, bemerken wir nicht; die Seuche oder die Hungersnoth, welche gerade dann in einem paradieſiſch ſchönen Thale herrſchen, wenn bei unſerem Hindurchfahren unſer Auge mit Wonne auf ſeinen Hainen und grünenden Auen verweilt, ahnen wir nicht; wir nehmen zunächſt nur die Eindrücke des Angenehmen in unſere Sinnen und Herzen auf. Selbſt dann, wenn uns bei ſolcher Gelegenheit manche kleine Unannehmlichkeit zuſtößt, wird dieſe leicht wie ein angeflogener Staub durch den Wind hinweggeweht von dem friſchen Athemzug des Wohlbehagens und des Frohſinns, der unſer ganzes Weſen durchdringt. Man kann den Zuſtand, in welchem wir dann uns befinden, mit jenem der erſten Liebe vergleichen, deren Gefühle jede Regung einer andern ihr feindſeligen Art ausſchließen. Eine ſolche Liebe macht dann auch beredt, und wir hören immer mit der meiſten Theilnahme ſolche Berichte über ferne Länder und Städte an, darinnen die Wärme des erſten, vorwaltend angenehmen Eindruckes ſich kund gibt.

Auch Philipp Aſhton erfuhr bei ſeinem mehr denn zweijährigen Verweilen auf der Inſel Roatan etwas

Aehnliches. Die erſte Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes mag einem Luſtwandeln von einer Herrlichkeit der Natur, von einem Genuß derſelben zum andern gleich geweſen ſeyn, und wir begleiten ihn gern auf dieſem Wege der Freude, da wir ja ſpäter noch genug von ſeinen Leiden und ſeiner Noth werden zu reden haben.

Der Jüngling erwachte Samſtags, den 16. März (alten Styles), mit einem Gefühl von Geſundheit und friſcher Kraft, wie jenes war, mit welchem er in den ſchönſten Tagen ſeiner vorhergehenden Jahre in dem lieben elterlichen Hauſe die Sonne hatte aufgehen ſehen. Er hatte früher oft und gern geſungen, während er aber unter den Seeräubern gefangen war, und ſelbſt während der erſten Woche ſeines Aufenthaltes auf der Inſel, war kein Ton eines Liedes aus ſeinem Munde gekommen; heute aber, wo das Herz ſo voll war von Luſt und Freude, konnte er ſich nicht enthalten, laut zu ſingen. Schien doch ſelbſt der Pudel über dieſe neuen Töne, die er von ſeinem Herrn hörte, verwundert; er ſah dieſen an und ſprang freudig, als wenn er das Gefühl der Menſchenbruſt mit empfände, an ihm hinan. Wir dürfen nicht fragen, was der Inhalt der Lieder geweſen ſei, die unſer frommer Philipp ſang; jeder Pulsſchlag, jeder Athemzug an ihm war Preis und Dank, jeder Gedanke ein Gebet.

Heute wollte er zum erſten Mal eine Wanderung wagen hinein in den nachbarlichen Palmenwald und auf die nächſten Anhöhen ſeiner Inſel. Um den Mangel der Schuhe und Strümpfe zu erſetzen, befeſtigte er mit einem Stücke des neulich gefundenen Bindfadens ein Gewinde von Seegras um ſeine Fußſohlen. Vor der

Hand reichte dieſes Schutzmittel hin, um ihm das Gehen über die öfters ſcharfkantigen Steine des Bodens zu erleichtern.

Ein grünender Wieſengrund, auf welchem nur hin und wieder ein einzelner Baum ſtand, zog ſich, auf beiden Seiten von Wald umkränzt, gegen Weſten tief in das Innere der Inſel hinein, und verlief ſich bis an den Fuß der Berge, aus denen die Quellen kamen, die den Bach bildeten. Dorthin nahm unſer Inſulaner, nachdem er vorher noch ſeinen Arra mit Früchten und Fruchtkernen verſehen, ſeine Richtung. Solche Herrlichkeiten der Natur hatte ſein Auge noch nie geſehen, wie die waren, welche hier vor ihm ſtanden, lagen, oder in buntem Gewimmel ſich durcheinander bewegten. Er wußte ſelbſt nicht, wohin er zuerſt ſeine Schritte wenden ſollte, um nur eines und das andere dieſer neuen Dinge genauer zu betrachten und an ſeiner Schönheit ſich zu ergötzen. Unter allen Bäumen des Waldrandes gebührte der ſchlanken Kohlpalme (Oreodoxa oleracea) mit ihrem majeſtätiſchen Wipfel der Preis der Schönheit; der Teppich aber am Boden, über den ſich die Bäume im Schmuck ihrer Blüthen und Früchte erhoben, war nicht minder ſchön als ſie. Ganze Strecken des Wieſengrundes waren mit dem feurigen Roth des blühenden Beilblumenſtrauches (Securidaca volubilis) überdeckt, mit deſſen Farbenſchmelz an den Abhängen des Hügels die prachtvolle Scharlachlilie (Amaryllis formosissima) wetteiferte. Wie eine Stickerei auf rothem Sammet zeigten ſich auf jenem Teppich des Wieſengrundes die goldgelben Blüthen der Klapperſchoten (Crotalaria) und die blauen der Ruellien (Ruellia tuberosa). Philipp war als Knabe in ſeiner Heimath öfters, mit einem ausgeſpannten Netze verſehen hinter den buntfarbigen Schmetterlingen drein gelaufen und hatte manchen von ihnen gefangen; hier in dem Wieſenthale von Roatan ſtand er nur ſtill und ſtaunte, wenn er faſt auf jedem Schritte einen anderen jener prächtigen, zum Theil mächtig großen Schmetterlinge, die er kaum in Abbildungen geſehen, den blau und braun gezierten Neſtor, den blutroth gefleckten Hektor, den zierlichen Aeneas mit ſeinen roth, grün und weiß geſchilderten Flügeln und den flüchtigen grün, blau und weiß geaderten Leilus im Vorüberſchweben erblickte, oder wenn er ſah, wie ſie mit zuſammengeſchlagenen Flügeln auf einer Blume ausruheten, und nun ſtatt des feſtlichen Farbenſchmuckes der Oberflügel an mehreren von ihnen das einfach braune, nur bei dem ſtattlichen Helenor koſtbar farbige Untergewand mit ſeinen runden Augenflecken ſich zeigte. Und reizender noch als dieſe ſtummen Gäſte auf der Waide der duftenden Blumen erſchienen da die Schwärme der Colibris, welche, gleich funkelnden Edelſteinen blitzesſchnell aus dem Waldſchatten hervorſchwebten und nach kurzem Stillſtand bald an dieſer bald an jener Blume wieder verſchwanden. Solche Miniaturvögelchen, welche in ihrer einſamen Wildniß noch nie von Menſchen geſtört waren, ließen einige Male, während ſie den Kopf mit dem langen, zarten Schnabel tief in eine Blume geſenkt hatten, die Hand des Inſulaners ſich ſo nahe kommen, daß dieſer ſie fangen und trotz ihrer heftig ſich ſträubenden Bewegungen auf etliche Minuten zwiſchen den Fingern feſthalten und betrachten konnte; wenn er ſie dann wieder frei ließ, da flogen ſie pfeilſchnell mit einem lauten Summen des Unmuthes davon. Dieſe zarten Thierchen, von denen es viele Arten, eine ſchöner als die andere, auf Roatan gab, mit ihren künſtlichen, an den äußerſten Enden der Zweige hängenden Neſtchen, dienten ihm ſpäter öfters zur Beluſtigung des Auges; vor Allem gern ſah er bei ſeinem Neſterbau und in ſeinen muthigen Kämpfen mit den Baumſchlangen einem Pärchen zu, das etwas ſpäter als er in der Nähe ſeiner Laube ſich angebaut hatte.

An einer ſumpfigen Stelle, nicht fern von dem Eingang des grünenden Thales, fand er eine kleine Heerde von Schweinen, dergleichen er noch niemals vorher geſehen. Er hielt ſie Anfangs für junge, noch unerwachſene Thiere, denn ihre Größe kam nur etwa der eines halbwüchſigen Hausſchweines gleich, und an keinem von ihnen zeigten ſich die großen, aus dem Munde hervortretenden Hauzähne unſerer Eber und Mutterſchweine; ſpäter aber bemerkte er, daß jene Thiere zu einer ganz beſondern, nur in Amerika einheimiſchen Art (dem Tajaſſuſchweine, Dicotyles) gehörten, welche ſelbſt ausgewachſen nur eine Länge von etwa 3, eine Höhe von 2 Fuß erreicht, keinen augenfälligen Schwanz, dagegen aber hinten auf dem Rücken einen drüſenartigen Auswuchs hat, in welchem ein halbflüſſiges Fett von ſchwachem Biſamgeruch enthalten iſt. Der Pudel zeigte ſich ſogleich zu einem Angriff auf dieſe Thiere geneigt; dieſe aber, als der Hund und ſein Herr ſich ihnen naheten, ergriffen eilig die Flucht, denn ſie hatten erſt wenige Tage vorher die Macht der menſchlichen Waffen erfahren müſſen. Allem Anſcheine nach war es nämlich hier in dieſer Gegend geweſen, wo am vergangenen

Mittwoch die Mannſchaft des Langbootes ihre glückliche Jagd gehalten hatte. Aus einem dichten Gebüſch flogen, als der Pudel da hineindrang, mehrere ſchwarze Geier auf, und als Philipp ſeinem Hunde, um zu ſehen, was dieſer da thäte, nachging, ſah er, wie der ſonſt ſo artige und reinliche Ami mit Begierde von dem faulen Fleiſche fraß, das die Geier, nachdem ſie die Eingeweide und alle weicheren Theile aufgefreſſen, an dem Gerippe eines von den Jägern erlegten, nicht aber aufgefundenen Tajaſſuſchweines noch übrig gelaſſen hatten. Philipp hätte dem Hund gern ſeine eckelhafte Unſitte verwehrt, entſchuldigte jedoch dieſelbe mit dem Drange der Noth und dem Antriebe des Hungers. Er ſchien nicht zu wiſſen, daß alle unſere Hunde, ſelbſt die niedlichſten Bologneſerhündchen nicht ausgenommen, Liebhaber von mehr denn wildpretartig duftendem Fleiſche und vom Aaſe ſind, und daß ſie in dieſem Naturtriebe einige Verwandtſchaft mit den Hyänen haben. Auch ſpäter, bei vielen andern Gelegenheiten, gab ſich der zierliche und wohlgezogene Ami ſeinem Gelüſte an ſolcher Fleiſchfeſt hin; und öfter mußte ſein Herr mit Eckel ſehen, wie derſelbe an dem Genuß eines faulen, vom Meere ausgeworfenen Fiſches oder anderer Seethiere ſich ergötzte.

Während der Pudel, freilich in nicht ſehr einladender Weiſe, ſein Frühſtück genoß, fand auch ſein Herr für ſich eine Mahlzeit bereitet. Er hatte an jener Stelle, wo vorhin die Tajaſſus ſich herumtrieben, einen ſchön geformten Baum entdeckt, an welchem eine Menge von gelblich-braunen Früchten hing, „größer als eine Orange, von eirunder Form.“ Viele dieſer Früchte lagen am Boden; die Tajaſſus hatten mit Begierde davon gefreſſen, und auch mehrere Vögel, von der Größe der Amſeln und buntfarbig (wahrſcheinlich Trupiale oder Oriolus-Arten), ließen dieſe Koſt ſich wohl ſchmecken. Auch Philipp trat zu dem Baume hin und verſuchte ſeine Gaben. Aus ſeiner Beſchreibung müſſen wir ſchließen, daß es ein Breiapfel oder ſogenannter amerikaniſcher Mispelbaum (Achras Sapota) war, den er hier kennen und ſeinem ganzen Werthe nach ſchätzen lernte. Die Früchte dieſes Baumes werden noch am Baume hangend taig, und erſt dann wird ihr ſehr angenehm ſchmeckendes weiches Fleiſch, in deſſen Mitte mehrere ſchwarze, bittere Kerne liegen, genießbar. Unſer Inſulaner hielt eine gute Mahlzeit von dieſen Früchten, und fand ſich um ſo mehr über ſeine Entdeckung vergnügt, da er weit umher im Thale noch viele, von Vögeln umſchwärmte Bäume derſelben Art ſah.

Sein Pudel, wohlgeſättigt wie ſein Herr, war jetzt wieder zu ihm gekommen; die beiden Freunde ſchritten mit einander weiter aufwärts im Thale. Jenſeits eines Felſenrandes, der ſich quer durch das Thal zog und über den der Bach mit lautem Geräuſch herabſtürzte, zeigte ſich ein kleiner See, freilich nur von dem Umfang eines unſrer Fiſchweiher, gegen Süden hin von niedern Bäumen beſchattet, deren rieſenhaft große Blätter für Philipp ein neuer Gegenſtand der aufmerkſamen Beachtung waren. Auch an den gelbrothen Blüthen des ſchönen Gewächſes ergötzte er ſeine Augen, doch vergebens ſuchte er nach genießbaren Früchten. Das, was er hier vor ſich ſah, war allerdings ein Gewächs aus der Familie der Bananen, aber nicht jener ächte Piſangbaum (Musa paradisiaca), an deſſen Früchten ſich die Bewohner des heißeren Amerika's eben ſo häufig laben als die von Oſtindien. Denn dieſer iſt als Fremdling aus dem heißern Aſien herübergebracht worden nach Amerika und allenthalben von Menſchenhänden angepflanzt; auch auf der Inſel Roatan entdeckte ihn Aſhton bei ſeinen ſpätern Wanderungen an zwei verſchiedenen, vormals von Europäern bepflanzten Orten. Das, was derſelbe heute vor ſich ſah, war unfehlbar nur eine Bihaibanane (Heliconia humilis), mit ungenießbaren, kleinen Früchten.

Wer möchte aber nicht Summen, ſo weit ſein Vermögen reichte, darum geben, um nur ein Mal, ſo wie unſer Inſulaner, einen Sonnabend Nachmittag, etwa in Geſellſchaft einiger lieben Freunde, dort auf Roatan, unter dem dichten Schatten der Heliconien, am Ufer des kleinen Weihers zubringen zu können. Da ſtanden, gleich einem Regiment engliſcher Soldaten in rother, ſo wie in roth und weißer Uniform, die Schaaren der hohen, langhalſigen Flamingo's (Phoenicopterus), nicht fern davon die ſcharlachrothen Ibis (Ibis rubra), beide herumwatend in dem ſeichten Waſſer; und auf den Aeſten der Bäume, an der andern Seite des Weihers, hatten die roſenrothen Löffelgänſe (Platalea Ajaja) ihre Neſter angelegt, von denen ſie, bald die eine, bald die andere, ſich herabließen auf das Waſſer, um ſich und ihre Jungen mit gefangenen Fiſchen zu ergötzen. In dieſem Lande erſcheint der größte Theil der Thierwelt niemals in einer einförmigen Alltagstracht, ſondern immer im buntfarbigen Feiertagsgewande. Namentlich gilt dieß von dem geflügelten Volk der Lüfte und der Wälder, von den Vögeln und Inſekten. Grün und roth, oder auch blau und gelb, das ſcheinen die Lieblingsfarben, worin die dortige Natur ihre gefiederten Heere kleidet. Es iſt ein luſtiges Volk, dieſes Heer der Vögel im heißeren Erdſtrich von Amerika. Wie unſre Landleute an einem Kirchweihfeſte oder Hochzeitstage, ſcheinen dieſe muntern Thiere großentheils nur an ihren Putz, nur an Spiel und Tanz und an allerhand ſinnliche Vergnügungen zu denken. Da hört man nur äußerſt ſelten einen, der wie unſre Nachtigall, unſre Grasmücken und Rothkehlchen, oder wie unſre Amſeln und Droſſeln, am Morgen und am Abend ein ſchönes, ernſtes Lied anſtimmte; im Wald wie im Feld vernimmt man meiſt nur ein lautes, wüſtes Geſchrei, wie von unſern Bauern, wenn ſie nach dem überreichen Genuß der Speiſen und Getränke bei dem Hochzeitsmahle auf den Tanzſaal oder heraus in's Freie treten. Dabei machen die Papageien, von denen es auf Roatan außer den blauen und rothen Arras noch gar viele Arten gab, ihre hanswurſtartigen Seiltänzerkünſte, indem ſie bald am Schnabel, bald an den Füßen ſich aufhängen, und mit beiden unter allerhand komiſchen Geberden an den Bäumen auf und nieder klettern, bald, auf einem Fuße ſtehend, mit dem andern, wie mit einer Hand, das Futter zum Mund bringen. In komiſcher Weiſe mit dem Kopfe ſich verneigend und hin und her wackelnd, dann ſteif emporgerichtet, ſchaukeln ſich dieſe Affen unter den Vögeln auf den Zweigen, liebkoſen oder jagen ſich; ihr lautes Geſchwätz verſtummt nur dann, wenn ſie auf einem Baum voller Früchte ſitzen und ihre Mahlzeit halten; denn es ſcheint bei ihnen zur guten Sitte zu gehören, während der Mahlzeit zu ſchweigen, und wirklich würde dann der Menſch, ohne die Nähe dieſer Gäſte, die ſich auf den Bäumen ſeiner Gärten einfanden, zu ahnen, unten vorübergehen, wenn ihm nicht das Herunterfallen der Schaalen der aufgebiſſenen Kerne ihren Beſuch verriethe.

Dieſes gefiederte, buntfarbige Volk der Papageien, der Trupiale, der Sammetvögel (Ampelis), der Merlen, der Honigſauger (Nectarinia), der Kolibri's, und was ſonſt an Vögeln zu ihrer Genoſſenſchaft gehört, haben eben auf dieſen Inſeln, wo der Menſch ſelten oder nie in ihrem Vergnügen ſie ſtört, wo der Himmel faſt immer heiter iſt, kein Nachtfroſt, keine winterliche Kälte den Sommer mit ſeinem beſtändigen Grün verſcheucht, ein gar zu gutes Leben; ſie befinden ſich in der überreichen Fülle der dortigen Natur gleich als in einem beſtändigen Rauſche, während die Schaaren der Singvögel in unſern Wäldern und Auen, ähnlich dem minder begüterten Mittelſtand, der ſein tägliches Brod bald reichlicher, bald ſpärlicher im Schweiß ſeines Angeſichtes ſich erwirbt, mehr zur beſſern Beſinnung und zu jener ernſteren Stimmung kommen, die ſich in ihren lieblichen Geſängen kundgibt.

Auch unſer Philipp hatte heute Gelegenheit, die Naturfülle ſeiner Inſel in reichem Maaße zu koſten und zu genießen. Nicht weniger als ſechſerlei genießbare, wohlſchmeckende Früchte entdeckte er an dieſem Tage; und zu ſolcher Entdeckung war ihm beſonders eine Schaar von Vögeln behülflich, deren dunkel-purpurrothes (faſt amethyſtfarbiges) Gefieder wie Sammet und Seide glänzt. Es waren die ſogenannten Pompadur-Sammetvögel (Ampelis Pompadura), welche, die Abwechslung liebend, von einem fruchttragenden Baume zum andern fliegen, und da am längſten verweilen, wo die Früchte am beſten ſchmecken. Unter andern lernte er durch dieſe Führer den ſogenannten Palta oder Avogatobaum kennen (Laurus Persea oder Persea gratissima), mit lorbeerähnlichen Blättern und einer fauſtgroßen, faſt birnförmigen Frucht, deren butterartig weiches Fleiſch, das in ſeiner Mitte einen großen Kern einſchließt, einen Geſchmack hat, welcher in etwas an den Geſchmack unſerer beſten Zellernüſſe oder eines jungen, ſüßen Schweizerkäſes erinnert. Was dem gaſtfreundlich geſinnten Inſulaner an dieſer Frucht noch ganz beſonders ſchätzenswerth erſchien, das war der Umſtand, daß der Pudel eben ſo viel Geſchmack daran fand als ſein Herr; ein Umſtand, der in Weſtindien eben ſo bekannt iſt als in Spanien, wohin man dieſen Baum verpflanzt hat, und wo er nur im Frühling ſeine kleinen, geblichen Blüthen trägt, im Spätſommer und Herbſt ſeine Früchte reift. Selbſt die Katzen freſſen die Perſeen ſehr gern, und Philipp, obgleich er für dießmal nur wenig Früchte dieſer Art erbeutete, fühlte nach ihrem Genuß jenes behagliche Wohlſeyn der Sättigung, das eine nahrhafte, der Fleiſchkoſt verwandte, leicht verdauliche Speiſe dem Körper mittheilt.

Ein anderer Baum von herrlichem Wuchſe prangte zwar noch mit dem Schmuck ſeiner großen, ſchneeweißen, lieblich duftenden Blüthen, trug aber auch zugleich mit ihnen, wie dieß unter jenem glücklichen Himmelsſtriche häufig der Fall iſt, an mehreren ſeiner Zweige die große, rundliche, oben in eine kleine Spitze auslaufende Frucht. Man konnte deutlich an den Fußſpuren wie an den herumgeſtreuten Ueberreſten bemerken, daß die Tajaſſuſchweine hier von dieſen Früchten erſt vor Kurzem ihre

Mahlzeit gehalten hatten, in deren Genuß ſie durch die Annäherung des Pudels waren geſtört worden. Eine der von ihnen angebiſſenen Früchte hatte durch das Ausſehen ihres röthlich-gelben Fleiſches für Philipp etwas ſo Anlockendes, daß dieſer ſich etliche der reifen Früchte von dem Baume nahm. Er zertheilte die eine davon mit den Fingern und fand das ziemlich feſte Fleiſch, das vier Kerne in ſeiner Mitte umſchloß, überaus wohlſchmeckend und gewürzhaft; die dünne Haut aber, die unter der äußern lederartigen Schale liegt, ſo wie den Theil des Fleiſches, das die Kerne zunächſt umgibt, ſo widerwärtig bitter wie Galle, und von lange anhaltendem, ſcharfem Nachgeſchmack. Faſt hätte dieſe Erfahrung ihm den Genuß dieſer köſtlichen Frucht, welches eine Mammei war (Mammea americana), für immer verleidet, wenn er nicht ſpäter die Kunſtgriffe ſich zu eigen gemacht hätte, wodurch man die bittern Theile leicht von den gewürzhaft-ſüßen ſcheiden kann.

Von den andern Gewächſen, mit denen unſer Philipp Aſhton ſchon heute auf ſeiner Inſel bekannt wurde, die an manchen Stellen mit ihren bunten, herrlich duftenden Blumen und Blüthen, ſo wie mit ihren vielen wohlſchmeckenden Früchten einem Garten des Paradieſes glich, wollen wir bei einer andern Gelegenheit reden. Wir können nur ſagen, daß dem jungen Inſulaner alles das, was er heute ſah und mit ſeinen Sinnen empfand, alles das, was ihn umgab und was ihm geſchah, wie ein lieblicher Traum vorkam; ſein Herz war fröhlich und gutes Muthes; erſt am Nachmittag, als der Wald der Palmen und der hohen Mahagonybäume ſeine längeren Schatten heraus auf die Wieſe warf, machte er ſich auf zur Rückkehr nach ſeiner Laube, von welcher er ſich auf der dießmaligen Wanderung kaum anderthalb Stunden Weges entfernt hatte, weil es faſt auf jedem Schritte für ihn etwas Neues zu ſehen und zu forſchen gegeben hatte.

Als er ſchon ganz nahe an ſeiner kleinen Reſidenz war, ſah er am Boden mehrere länglich-runde, becherartige Schalen von harter, holzartiger Beſchaffenheit liegen. Er hielt dieſe auf den erſten Blick für ein Werk der Menſchenhände, für künſtliche Trinkgefäße, und in dieſer Meinung beſtärkte ihn noch der Anblick eines Deckels, der neben einem ſolchen Bechergefäß lag, und welcher ganz vollkommen auf die obere Oeffnung paßte. Indem er jedoch mit der näheren Unterſuchung ſeines Fundes, den er ſogleich für ſich ſelber ſtatt eines Topfes zu benutzen beſchloß, noch beſchäftigt war, ſah und fühlte er, wie mehrere ſolcher Deckel und Deckelſtücke von dem Baume, unter welchem er ſtand, neben ihm und auf ihn herunterfielen. Er ſchaute über ſich und bemerkte, daß der hohe, große Baum, in deſſen Schatten er ſtand, an ſeinen Zweigen überall dergleichen topfähnliche Früchte trug, die an langen, holzigen Stielen herabhingen und deren Kerne ſo eben eine Geſellſchaft von Macao-Papageien mit Wohlbehagen verzehrte. Er dachte ſogleich an ſeinen Pflegling, und mit leichter Mühe verſchaffte er ſich jetzt von den unteren, nach dem Innern des Waldes hinein ſich ausbreitenden Zweigen mehr denn ein halbes Dutzend ſolcher Früchte, welche die Größe einer gewöhnlichen Gartenmelone hatten und von ochergelber Farbe waren. Jetzt im März, in der Zeit ihrer Reife, ließ ſich der Deckel leicht ablöſen von dem

Schalenbecher, in deſſen Innerem ſich vier Fächer zeigten, deren jedes einen kaſtanienartigen, ſehr wohlſchmeckenden Nußkern enthielt. Er ſelber genoß einige dieſer Kerne zum Abendbrod, mit den übrigen füllte er eine der leeren Schalen an, die er zugleich als die größte und ſchönſte von allen zu ſeinem Hausgebrauch beſtimmt hatte, und brachte auf dieſe Weiſe ſeinem Arva einen Speiſevorrath mit nach Hauſe, der nicht nur für den Reſt des heutigen, ſondern auch für den nächſten Tag vollkommen ausreichend war. Der merkwürdige Baum, den Philipp bei dieſer Gelegenheit kennen gelernt hatte, war der Topfbaum (Lecythis ollaria), welcher durch die Beſchaffenheit ſeiner Fruchtſchalen vielen Bewohnern von Südamerika die Mühe erſpart, für ihren Haushalt Becher und andere Trinkgefäße zu drechſeln und zu drehen, und überdieß ihnen noch ſeine Kerne in den Kauf gibt, welche an Vortrefflichkeit mit unſern beſten nuß- oder mandelartigen Früchten wetteifern. Ein ſolcher Topfbaumbecher faßt 1½ Maaß Waſſer, iſt für lange Zeit zum Schöpfen und Aufbewahren von Flüſſigkeiten geeignet und würde ganz die Stelle unſerer Töpfe vertreten, wenn man ihn an's Feuer ſetzen und darin kochen könnte.

18. Ein Stillſtand vor weiterem Auslauf.

Wir ſind unſerm Inſulaner bei der Beſchreibung ſeiner Schickſale und Erfahrungen während der erſten Woche ſeines Aufenthaltes auf Roatan Schritt vor Schritt gefolgt, und dieſe Beſchreibung hat ſich ziemlich weit ausgedehnt. Man wird dieſes aus der Erfahrung, die Jeder an ſich ſelber gemacht hat oder machen kann, begreiflich finden; aus der Erfahrung, nach welcher uns, wenn wir auf Reiſen waren, die erſten Tage unſeres Aufenthaltes an einem fremden Orte, oder ſelbſt die erſten Tage, die wir nach einer langen Abweſenheit wieder in der Heimath verleben, ſo vorkommen, als wären es Wochen oder Monate geweſen. Was uns in den erſten Stunden nach unſerer Ankunft geſchah, das behalten wir ausführlicher und treuer faſt von Minute zu Minute im Gedächtniß, als die Erfahrungen manches langen, ſpäter darauf folgenden Zeitraums.

Wenn der Knabe, der in der Stadt auf Schulen war, zum erſten Mal nach einem langen halben Jahr wieder auf's Land in das liebe Haus ſeiner Eltern kommt, da macht alles das, was ihm hier zuerſt begegnet, jedes Wort, das die Mutter, das der Vater bei der Begrüßung ſprachen, die Beſchaffenheit der Speiſe, die ihm am erſten Abend aufgetragen wird, der Beſuch und das Geſpräch der Nachbarn und Gefreundte, einen ſo bleibenden Eindruck auf ihn, daß er Alles, was ihm in dieſen erſten Stunden geſchehen iſt, Zeit ſeines Lebens im Gedächtniß behält. Ebenſo ergeht es ihm noch mit dem Morgen, ja vielleicht mit dem ganzen andern, kaum aber noch mit dem zweiten und dritten Tage, denn mit dem Reiz der Neuheit zugleich nimmt die Aufmerkſamkeit ab, und nur das, was wir mit Aufmerkſamkeit erfaßten, prägt ſich der Erinnerung ein.

In ähnlicher Weiſe mag es auch unſerem Philipp Aſhton ergangen ſeyn, wenn er nach ſeiner Heimkehr den Verwandten und Freunden von ſeinen Schickſalen erzählte, oder als er dieſelben in jenem ſchriftlichen Bericht zuſammenfaßte, deſſen weſentlichſte Züge hier vor uns liegen. Namentlich von den erſten Tagen nach ſeiner Flucht aus dem Schiffe ſpricht er verhältnißmäßig ſehr ausführlich; die Geſchichte ſeiner ſpäteren Leiden und Freuden auf Roatan gibt er uns zum Theil in ſo eng zuſammengezogenen Umriſſen, daß er kaum von der Geſchichte ganzer Monate ſo viel ſagt als von jener der erſten Tage. Dennoch erhalten wir auch in dieſen Umriſſen eine ſehr ſchätzenswerthe Schilderung der Natur ſeiner nächſten Umgebung und ein anſchauliches Bild jenes Zuſtandes, in dem ſich der einſame Fremdling an einem ſolchen reichen, ſchönen, von aller Menſchenhülfe verlaſſenen Ort befinden kann.

Philipp, noch ganz vergnügt und ſelig über den Anblick des Paradiesgartens, durch den ihn heute ſein Weg geführt hatte, kam in einer der letzten Nachmittagsſtunden wieder bei ſeiner grünenden und blühenden Burg an. Die Paſſionsblumen des heutigen Tages hatten ſich ſchon geſchloſſen, und an dieſen ſeinen Blumen erkannte er, daß bis zum Einbruch der Nacht nur noch kurze Zeit ſei. Vor Allem beſuchte er ſeinen Pflegling, den angeſchoſſenen Arra, ſah aber zu ſeiner Freude und ſeinem Staunen, daß dieſer zwar noch nicht das vollkommene Fliegen, wohl aber das Klettern wieder ganz gut gelernt haben müſſe, denn er ſaß weit oben in den Zweigen eines hohen, nahe bei der Hütte ſtehenden Baumes. Dennoch ſtieg das Thier, mit Schnabel und Klauen ſich forthelfend, obwohl mit großer Vorſicht, von ſeiner Höhe herab zu der Wohlthäter, an deſſen Pflege es bereits ſich gewöhnt hatte, als dieſer die Topfbaumnüſſe ihm hinlegte auf den Boden.

Philipp beſchloß auch dieſen Tag, ſo wie dieſe für ſein ganzes Leben ſo bedeutungsvolle Woche in ſeiner uns ſchon bekannten Weiſe. Er fühlte erſt jetzt, als er auf ſein Lager kam, wie ſehr er durch ſein faſt neunmonatliches, beſtändiges Verweilen auf dem Schiffe des Fußgehens entwohnt ſei; denn ob er gleich auf ſeiner heutigen Vergnügungsreiſe im Ganzen, ſelbſt mit allen Abbiegungen zur Rechten und zur Linken, nur einen Weg von wenigen Stunden zurückgelegt hatte, empfand er dennoch eine Müdigkeit, wie ſie ihm in früherer Zeit auch der angeſtrengteſte Tagmarſch nicht zugezogen haben würde. Deſto friſcher und geſtärkter fühlte er ſich beim Erwachen am andern Morgen. Wie ganz anders war ſeine Lage heute an dieſem zweiten Sonntag*) geworden als am erſten, wo er wie ein geſcheuchtes, geängſtetes Reh jeden Augenblick einen Ueberfall ſeiner Feinde fürchten mußte. Er ſetzte ſich mit ſeinem lieben Buche an einen ſchattigen Ort in der Nähe des Meeres hin. Ein kräftiger Wind von Oſten her regte den blaugrünen Spiegel des Gewäſſers in hohe Wogen auf, welche ſchäumend und laut anbrandend gegen das Ufer anſchlugen; auch der grüne Wald glich einem bewegten Meere, die Gipfel und Zweige ſeiner Bäume bogen ſich rauſchend unter dem Hauch des Windes. Es war ein

---

*) Nach Philipp's kleinem Kalenderauszug, deſſen wir oben S. 62 in der Note erwähnt haben, war für ihn heute der 17. März und der Sonntag Oculi, nach unſerem Kalender der 28. März und der Oſterſonntag.

Loblied und Triumphgeſang der Elemente, in welchen das Menſchenherz, wenn es dieſe Sprache verſteht, freudig einſtimmt. Keine Sorge trübte heute das Gemüth unſers jungen Inſulaners; ſeine Feinde waren fern, ſein Schöpfer und Erhalter war bei ihm; nur wenige hundert Schritte hatte er in den Wald zu gehen, um ſich mit den wohlſchmeckenden Nüſſen des Topfbaumes zu verſorgen; der klare Bach gewährte ihm dazu einen erfriſchenden Trunk, ſein Pudel verſorgte ſich ſelber mit Krebſen; für den Arra lag noch hinreichendes Futter am Boden.

Als ſich Philipp nach einigen Stunden von ſeinem Sitze, mit der unvergleichbar herrlichen Ausſicht nach dem Meere, erhob, um in ſeinem heutigen Gaſthauſe, im Schatten des Topfbaumes, das Mittagsbrod einzunehmen, wunderte er ſich nicht wenig, daß dort ſchon ein anderer Gaſt ſich eingefunden hatte, den er hier am wenigſten erwartete. Es war ſein Arra, der mit ſeinem Freunde und Begleiter, mit dem andern Arra, traulich auf einem der niedern Zweige des Baumes ſaß und deſſen Nüſſe ſich wohl ſchmecken ließ. Der Flügel des verwundeten Thieres, obgleich er noch etwas herabhing und auch ſpäter, ſo lange Philipp auf der Inſel blieb, niemals ſeine volle Kraft zum höhern Aufſchwung in die Lüfte wieder erlangte, war doch ſo weit geheilt, daß der ſchöne Vogel von einem nahen Baum auf den andern flattern und ſo bis zu einem Orte kommen konnte, wo er ſich ſelber mit Speiſe zu verſorgen im Stande war.

Ein kleiner Spaziergang am Ufer hin, nach einer Richtung, die er bisher noch wenig betreten, machte un-

Univ. Bibl.

ſern Inſulaner am heutigen Sonntag Nachmittag mit einer neuen Vorrathskammer ſeiner Inſel bekannt, deren Güter freilich in dieſem Augenblick für ihn noch ohne Nutzen waren, ſpäter aber dieſes in deſto höherem Grade wurden. Er ſah dort auf dem feinen, weißen Sand große Schildkröten, welche aus dem ſtürmiſch bewegten Meere ſich auf den von der Sonne erwärmten Boden zurückgezogen hatten. Mühſam und dennoch gewandt genug ſchleppten ſich dieſe mächtigen Thiere, als der Menſch mit ſeinem Hund ihnen näher kam, auf ihren Floſſenlappen-Füßen nach dem Meere hin und verloren ſich da, hineintauchend in die Wogen, bald aus den Augen. Außer mehreren Landſchildkröten fanden ſich vorzüglich zwei Arten von Seeſchildkröten an der Küſte von Roatan. Die eine mit graulich-grünem, braungeflecktem Rückenſchild, deren nahrhaftes, geſundes Fleiſch eine beliebte Speiſe der Seefahrer in dieſen warmen Meeren, ſo wie auch der reicheren Bewohner namentlich von England iſt, war die Rieſenſchildkröte (Chelonia Midas), nicht ſelten von einer ſolchen Größe, daß ein aufrechtſtehender Mann von mittlerer Länge hinter ihrem Rückenſchild ſich verdecken kann; die andere Art war die von Wuchs kleinere Carettſchildkröte (Chelonia imbricata), deren Schild von dünnen, braun und gelb marmorirten, ſchön glänzenden Tafeln, welche dachziegelartig übereinander liegen, bedeckt iſt, und die in eben dieſen Tafeln das wohlbekannte Schildkrot-Material liefert, aus welchem Kämme und andere Dinge gefertigt werden. Philipp wußte es, daß beſonders das Fleiſch der erſteren Art eine ſehr gute Koſt ſei; er hatte ſelbſt einige Male während ſeines Aufenthaltes unter den Seeräubern davon gegeſſen; aber was halfen ihm jetzt ganze Schaaren dieſer Thiere? hatte er doch kein Werkzeug, um ihre Schalen zu zerhauen, kein Feuer, um ihr Fleiſch zur Speiſe zuzubereiten. Noch unbekannt mit der natürlichen Geſchichte dieſer Amphibien ſah ſich unſer junger Inſulaner da, wo er die Schildkröten angetroffen, nach den Eiern derſelben um, von deren Genießbarkeit er oft hatte ſprechen hören. Er war der Meinung, daß jene Eier, wie die unſerer Gänſe und Hühner, etwa hinter einem kleinen Strauch frei am Boden liegen müßten, wußte nicht, daß das mütterliche Thier ſie tief in den Sand verſcharrt. Uebrigens war auch jetzt, im März, noch nicht die Zeit da, in welcher die Seeſchildkröten ſelbſt in dieſen heißen Küſtengegenden ihre Eier legen, ſondern dieſe beginnt in der Regel erſt im Mai und dauert dann bis in den Auguſt.

Die Erfahrung, welche unſer junger Inſulaner ſchon am vorhergehenden Tage gemacht hatte, daß ſeine Glieder des Fußgehens auf dem Lande durch die lange Gefangenſchaft auf dem Schiffe ganz entwöhnt ſeien, wiederholte ſich ihm auch heute, und ſie iſt eine ziemlich allgemeine Erfahrung aller Seeleute. Zu den Folgen der langen Entwöhnung ſeiner Füße vom Gehen, während die Arme in übermäßiger Anſtrengung erhalten worden waren, kam auch noch die Ermattung, welche der krankhafte Zuſtand in den letzten Wochen der Schiffsgefangenſchaft in ſeinen Gliedern zurückgelaſſen hatte. Wir können uns deßhalb ganz in das behagliche Gefühl hineindenken, mit welchem ſich Aſhton von jetzt an 14 Tage lang einem Ausruhen ſeines Leibes überließ, bei welchem die Seele, voll Dankbarkeit für ihre Errettung aus großer Gefahr, keineswegs unthätig war.

Es tritt hier zum erſten Male in der Geſchichte des Einſiedlerlebens unſeres Inſulaners jener Stillſtand ein, von welchem wir am Eingang dieſes Kapitals ſprachen. Wir erfahren nichts Näheres von alle dem, was er an den einzelnen Tagen der zweiten vollen Woche und der dritten Woche ſeines Aufenthaltes auf Roatan erlebt und gethan habe, außer nur das eine, daß er täglich ſich mehr und mehr erſtarkt fühlte, und daß der Bach, der ihm ſein Waſch- und Trinkwaſſer gab, allmählig anfing, gegen ſeinen Ausfluß hin faſt zu verſiegen.

Am Sonntag Judica, den 31. März nach ſeinem Kalender (nach dem unſrigen war es der 11. April), hatte er zum erſten Male fern von Hauſe der Eltern ſeinen Geburtstag gefeiert. Um dieſe Zeit vor einem Jahre hatte er ſich mit einem Bruder ſeiner Mutter auf einer ziemlich weitgehenden Fußreiſe nach dem Bergland ſeiner Heimath befunden. Wie wohl war ihm damals das Wandern in Gottes freier Luft bekommen. Auch hier auf Roatan gab es Berge und Thäler genug, und ſchönere noch als in der Heimath; wäre doch der Freund bei ihm geweſen, der vor einem Jahre ihn begleitete, wie hätten ſie Beide zuſammen die Herrlichkeiten dieſer ſüdlichen Natur genießen wollen! Mit einem tiefen Heimweh und Sehnen nach den Seinigen legte der arme Einſame ſich ſchlafen.

19. Der Lehrling ohne Meiſter und ohne Handwerksgeräthe.

Montags, am andern Morgen, erwachte Philipp früher als gewöhnlich auf ſeinem Lager, noch lange vorher, ehe die Vögel mit lautem Geſchrei das Morgenlicht ankündigten. Ein Plan, der ſchon ſeit geſtern, ohne daß er ſich's deutlich bewußt worden, in ihm aufgekeimt war, ließ ihn nicht länger ſchlafen. Dieſer Plan war kein anderer als der zu einer Reiſe durch das ganze Gebiet der Inſel. Ein ſolches Unternehmen erforderte jedoch mehrere Vorbereitungen, welche unſerem Inſulaner, entblößt von allen Werkzeugen, ſchwer genug fallen mußten. Er bedurfte vor Allem eines Korbes, darin er Früchte und andre Lebensmittel für die Reiſe mit ſich nehmen, dann eines Sonnenſchirmes, der ihn da, wo kein Schatten war, gegen die ſengend heißen Sonnenſtrahlen ſchützen konnte, und auch ſeine Fußſohlen mußten eine Art von Bekleidung erhalten, wenn ſie den weiten Weg über den ſteinigen Boden und den heißen Sand aushalten ſollten.

Der Menſch hat allerdings ſchon durch die wundervolle Bildung und Einrichtung ſeiner Hand einen unſchätzbaren Vorzug vor allen lebendigen Weſen ſeiner Erde empfangen. Aber dieſes kunſtreiche Glied, wodurch er wie ein Schöpfer im Kleinen ſo mannigfache Werke hervorbringt, empfängt dennoch erſt die volle Kraft zu all ſeinen Arbeiten durch die Werkzeuge, welche die erfinderiſche menſchliche Vernunft ihm beigeſellt hat. Und dieſe Ausſtattung unſerer Hand mit der unzähligen Menge der nützlichen Geräthſchaften, mit

Meſſern, Scheeren, Beilen, Nähnadeln, Sägen und Zangen, mit ſteinernen, metallenen und hölzernen Dingen, die Bekleidung des Leibes, welcher viel zarter iſt als der der Thiere, mit Schuhen und Gewändern, iſt nicht auf einmal, ſondern allmählig, in gar langen Zeiten, das geworden, was ſie jetzt iſt. Auch würde es weit über die Kräfte eines einzelnen Menſchen gehen, wenn er ſich alle die Geräthſchaften und Werkzeuge, deren wir uns jetzt in jedem unſerer Haushalte für das tägliche Leben bedienen, ſelber bereiten ſollte; dazu iſt das geſellſchaftliche Zuſammenwirken vieler Menſchen nöthig, und es liegt in dem Plane der göttlichen Weisheit, daß ein Menſch den Mangel des andern erſtatten muß, damit ſie zuletzt lernen einander brüderlich achten und lieben.

Unſer Philipp mußte das in ſeiner ganzen Schwere erfahren, was die natürliche Menſchenhand für ſich allein vermöge und was ſie nicht vermöge, ohne Beihülfe deſſen, was der vernünftige, denkende Geiſt durch ſeine Erfindungen ihr beigegeben hat. Wie ſehr vermißte er täglich ein Meſſer, wie ſehr einen Feuerſtahl! Zwar hatte er ſchon am Donnerſtag, als er in der Aſche der Feuerſtätte ſeiner Schiffsgenoſſen vergeblich nach einer noch glimmenden Kohle geſucht, den Verſuch gemacht, in der Weiſe, von welcher er gehört hatte, durch Zuſammenreiben zweier dürren Holzſtücke ſich ein Feuer zu entzünden, und derſelbe Verſuch war von ihm am andern Tage bis zur gänzlichen Ermüdung der Arme wiederholt worden; aber nicht einmal bis zur Erzeugung des Rauches, geſchweige bis zu der einer Flamme hatte er es gebracht. Und die ſcharfen Bruchſtücke von Muſchelſchalen, die er ſich am Seeſtrand zuſammenlas, taugten allenfalls dazu, um die feſte Schale einer Frucht damit von einander zu ſchneiden; wie weit aber ſtanden ſie an Feſtigkeit und Schärfe auch dem gemeinſten Taſchenmeſſer nach. Die Fertigung eines Korbes, freilich von ſehr unvollkommener Art, gelang ihm noch am erſten; er benutzte zum Flechtwerk deſſelben die Blätter einer Palme, welche nahe bei ſeiner Laube am Strande wuchs. Es ſcheint die amerikaniſche Palmetto-Palme (Chamaerops Palmetta) geweſen zu ſeyn, deren fächerartig geſtaltete große Blätter aus einer Menge langer, ſchmaler Blatttheile zuſammengeſetzt ſind, welche, nach unten vereint, eine Menge Falten bilden, nach oben aber (nach dem äußern Rande hin) fingerartig von einander getheilt ſind, ähnlich hierin der ihr verwandten Art der ſüdeuropäiſchen Zwergpalme (Chamaerops humilis). Jene Blatttheile eignen ſich ſo gut zu Flechtwerk, daß man in Amerika Hüte daraus macht, welche faſt eben ſo leicht und noch viel dauerhafter ſind als unſere Strohhüte. Freilich gieng die Arbeit des Flechtens unſerem in allen ſolchen Arbeiten ungeübten Inſulaner nicht ſo leicht von der Hand als jenen Hutmachern. Mehr denn zehnmal fiel ihm ſein ſchlecht angelegtes Kunſtwerk wieder auseinander; als der Mittag kam, war ihm noch kein eigentlich haltbarer Anfang gelungen. Endlich am Nachmittag, als er nach kurzer Ruhe die Arbeit von Neuem vornahm, hatten ſeine Finger die nöthige Fertigkeit gewonnen, und noch vor Sonnenuntergang brachte er einen Korb zu Stande, der zwar weder rund noch eckig, ſondern ganz unförmlich geſtaltet, dennoch aber für ſeinen Zweck brauchbar war, und ſogar oben eine Art von Handhabe hatte, woran er ſich an einem Stock aufhängen und ſo auf den Schultern tragen ließ.

Philipp hatte bei dieſem ſeinem heutigen Geſchäft gar oft an eine Lehre ſeines alten, vor mehreren Jahren verſtorbenen Großvaters mütterlicher Seite gedacht, der, wenn er den Knaben mit unabläſſigem Eifer bei ſeinen Büchern ſitzen ſah, dieſes zwar ſehr lobte, dabei aber auch abwechſelnd zur Uebung der Glieder in allerhand Bewegung und Arbeit ermahnte. „Nicht blos,“ ſo ſprach er, „rathe ich Dir dieſes, weil es der Geſundheit dient, ſondern weil es auch aus andern Gründen löblich und nützlich iſt. Der Leib des Chriſten ſoll nicht allein durch und durch ein Tempel des HErrn werden, ſondern ein geſchicktes, tüchtiges Werkzeug aller der Kräfte, die Gott der HErr zum Nutz und Dienſt unſeres Nächſten und zur Hilfe für unſer eigenes Leben in ihn gelegt hat. Wozu haben wir die Hände und Finger, wozu die Füße, wenn wir ſie nicht zu den Geſchäften anhalten, für die ſie gemacht ſind? Ein Mann, der ſeine Glieder ordentlich zur Arbeit erzogen hat, der gleicht einem Herrn, welcher eine Menge arbeitſamer, guter Unterthanen hat; wer dieß nicht thut, der iſt kein ſolcher unabhängiger Herr, ſondern ein Knecht, der von der Hilfleiſtung und dem Beiſtand gar vieler Menſchen abhängt, ohne die er ſich, wenn er auf einmal allein ſtände, gar nicht forthelfen könnte.“

„Ja wohl hatteſt Du Recht, Du guter alter Großvater,“ ſprach er bei ſich ſelber, „und ich bedaure nur, daß ich mir Deine Lehren nicht noch mehr zu Nutze gemacht habe, als ich's that.“

Wie ſchnell doch bei einem Menſchen, wenn ihm irgend ein Werk gelang, eine ſelbſtgefällige Freude im Herzen aufkommt und ein Vertrauen auf ſeine Kunſt, das ſich ſogleich um mehrere Stockwerke höher verſteigen möchte! Als Philipp am andern Morgen wieder an ſein Geſchäft ging, war ſein Erſtes, daß er den Korb, den er geſtern geflochten und an einem Baumaſt aufgehangen hatte, in ſeine Hand nahm und ihn bewunderte. „Er könnte," ſo dachte er, „freilich etwas hübſcher geformt ſeyn; aber was iſt ſonſt an ihm auszuſetzen? Laß ſehen," ſo dachte er weiter, „ob ſich da nicht noch ein anderes Künſtſtück anbringen läßt, an welches kein gewöhnlicher Korbmacher zu denken pflegt, und das doch von ſo großem Nutzen für mich ſeyn könnte. Wenn ich mit der einen Hand den Stecken halte an dem der Korb hängt, in der andern eine Waffe, die ich mir in jedem Fall noch zubereiten muß, wie ſoll ich da den Sonnenſchirm tragen, der mir doch ſo ganz unentbehrlich iſt? Wie wäre es, wenn ich den Sonnenſchirm gleich am Korbe anbrächte, ſo daß ich, mit dieſem auf dem Rücken, wie unter einem Dach gienge?" — Gedacht, gethan, unſer Meiſter in allerlei Werk wußte etliche der fächerartig breiten Blätter ſeines Palmettabaumes ſo geſchickt am Korbe anzubringen, daß ſie ein überflüſſig großes Dach bildeten, in deſſen Schatten neben Philipps ſeinem noch mehrere Köpfe würden Schutz gefunden haben. Allerdings, das bemerkte er beim Aufheben, war dieſer Korb nicht ſo leicht wie ein anderer, war er aber nicht in Anſehen ſeiner Nutzbarkeit ein Meiſterwerk der menſchlichen Erfindungskraft?

Ohne Ruhe und Raſt ging jetzt unſer fleißiger Inſulaner über zu einem andern Handwerk: von dem des

Korbmachers zu dem des Schuſters. Aber wie gerne wäre hier ſeine Kunſt betteln gegangen, wenn ſie nur Gelegenheit dazu gehabt hätte; wie gern und demüthig würde er ſich von dem armſeligſten Schuhmacher ſeiner Vaterſtadt nicht nur ein Stück weggeworfenes Leder, Schuhahle und Drahtfaden, ſondern, wenn auch nicht ſolche für ihn unerreichbare Koſtbarkeiten, doch wenigſtens eine Anweiſung erbeten haben, wie ſie ein Meiſter ſeinem Lehrjungen ertheilt. Er verſuchte es zuerſt, ſeine Korbflechterkunſt anzuwenden; aber der eine Schuh, den er ſich auf dieſe Art zurecht machte, war, als er ihn anprobirte, vorn zu ſchmal, hinten zu breit, hatte auf der einen Seite einen bauchigen Buckel, drückte auf der andern den Fuß; dazu war die Sohle ſo uneben und ungleich, daß ihm der Fuß ſchon nach wenig Schritten, die er in ſeinem Schuh machte, wehe that. Er legte Blätter hinein, aber auch dieſe thaten kein gut. Da entſchloß er ſich endlich, nachdem er ſich faſt anderthalb Tage vergeblich mit der Arbeit geplagt hatte, bloſe Sohlen, aus Baumrinden, gleich Sandalen (ſo nennt man ſolche Sohlenſchuhe) unten an die Füße zu binden, und er nahm hiezu die letzten ihm noch übrigen Stücke ſeines neulich aufgefundenen Bindfadens.

Jetzt war noch übrig, daß er, gleich wie er Korbflechter, Sonnenſchirmfabrikant und Schuhmacher geworden war, auch im Waffenſchmidt-Handwerk ſein Meiſterſtück machte. Er hatte, ſo lange er noch auf dem Schiffe war, viel von den größeren und kleineren wilden Thieren gehört, die es in den heißern Ländern von Amerika geben ſollte; und obgleich der Steuermann des Low ihm, und zwar mit Recht, verſichert hatte, daß dergleichen auf der Inſel Roatan nicht zu finden ſeien, traute er dennoch dem Frieden nicht, und ſuchte ſich, ſo gut als möglich, mit einer Waffenrüſtung gegen unvorhergeſehene Angriffe für ſeine weite Reiſe zu verſehen. Nur ein Aſt von einem Baume, den der Sturm abgeriſſen hatte, ward ohne große Mühe ſo von ſeinen Zweigen gereinigt, daß er einen tüchtigen Wanderſtab abgeben konnte; wie aber ſollte ſich aus dem Holz eine Waffe zu Hieb oder Stich herrichten laſſen? Hätte ihm nur Jemand auf etliche Minuten ein gutes, ſtarkes Meſſer geliehen, dann wäre ihm ſchon geholfen geweſen, er hätte dann etwa in ſeinen Stock oben eine Spalte angebracht, und darein den ſcharfen Splitter einer Muſchelſchale (dies waren die einzigen ſchneidenden Inſtrumente, die es hier an ſeinem Seeſtrande gab) befeſtigt; ein wildes Thier, das dann hübſch ſtill geſtanden wäre und den Streich ruhig abgewartet hätte, ſollte von ſolcher Waffe wohl ein eindringliches Lehrgeld für ſeine Unbeſcheidenheit empfangen haben. Was war aber zu thun, ohne Meſſer, ohne Beil, ohne Säge? Doch die Noth macht erfinderiſch. Es lagen noch die, freilich von dem Pudel wacker abgenagten Knochenſtücke von dem Rückgrat eines ziemlich großen Tajaſſuſchweins, das die Schiffsgenoſſen vor mehreren Wochen hier verzehrt hatten, am Boden. In eines der Stücke, da, wo für das Rückenmark die rundliche Oeffnung iſt, ſteckte unſer Waffenſchmidt die Spitze ſeines Stockes hinein, die er durch ſein Muſchelſchalenmeſſer mühſam noch bearbeitet und ſo zugerichtet hatte, daß ſie gerade in das Loch paßte; dann ſchlug er mit Steinen ſo lange auf den Theil der Stockſpitze, der aus dem Loche des Knochens hervorragte, bis er nach allen Seiten breitgequetſcht war und ſo, nachdem er noch im Waſſer aufgequollen, allerdings das Herausfallen des gefährlichen Endſtücks verhütete. Wer ſich ein einzelnes Stück der Rückenwirbel eines ſolchen Thieres, wie ein Schwein, ein Schaf, ein Hund iſt, genau betrachtet hat, der wird wiſſen, daß daran nach hinten ein etwas ſcharf zulaufender Knochenanſatz (ein ſogenannter Dornfortſatz), und daß auch zu beiden Seiten Fortſätze daran ſind. Der Pudel hatte zwar auch an dieſen Stücken ſeine ſcharfen Zähne verſucht, aber bei dem Wirbel, der jetzt an den Stock befeſtigt war, ſo zum Vortheil der Waffe, daß der übrig gebliebene Reſt des Dornfortſatzes in eine ſcharfe Spitze auslief, die, wenn auch nicht an Feſtigkeit, doch an Geſtalt einem kleinen Spitzhammer glich. Unſer neuer Waffenſchmidt hatte eben Alles gethan, was er konnte; ſeine Schutz- und Trutzwehr kam ihm freilich ſelber nicht ſehr furchtbar vor; doch was über ſeine Kräfte ging, das überließ er Gott, dem Behüter und Schützer ſeines Lebens von Kindesbeinen an, und war dabei freudigen Muthes.

20. Eine Inſpektions- und Entdeckungsreiſe.

Es war am Freitag Vormittag, als Philipp alle ſeine eben beſchriebenen Meiſterſtücke zu Stande gebracht und aus der Hand gelegt hatte. Freilich ſchüttelte er, bei Betrachtung namentlich ſeiner Waffe, etwas bedenklich den Kopf; der gute Muth indeß und die große Reiſeluſt, die ſein Herz erfüllten, überwogen alle Bedenklichkeit, und er hätte gern noch in dieſer Stunde ſich auf den Weg gemacht. Aber in ſeiner Heimath galt es als eine alt hergebrachte Sache, daß kein Schiffer, kein Fuhrmann, kein Bote am Freitag eine Reiſe antrat, und obgleich Philipp keinen Grund von dieſer Sitte wußte, wollte er dennoch von dem Gebrauch ſeines Landes nicht abgehen. Er wendete deshalb den übrigen Theil des Tages ganz gemächlich zum Einſammeln von Proviant für ſeine Reiſe an, da er ja doch nicht wiſſen konnte, ob er auch überall Lebensmittel finden werde auf ſeinem Wege durch die Mitte der Inſel, und zwar, wie er ſich dieß ausgedacht hatte, auf dem Bergrücken hin, der ſich von Weſt nach Oſt durch die ganze Länge des Eilandes zieht.

Die lebhafte Erwartung des mannigfach Neuen, das ihm heute (Sonnabend den 20. März) bevorſtand, dazwiſchen auch eine leichte Anwandlung von Sorgen, ließ unſern jungen Inſulaner nicht lange ſchlafen. Seiner Schätzung nach mochte es erſt wenige Stunden nach Mitternacht ſeyn, als er erwachte und von ſeinem Lager ſich erhob. Es ſchien ihm ganz wohlgethan, wenn er, um die Hitze des Tages zu vermeiden, noch bei Nacht aufbräche, denn der Weg durch das grünende Thal hinauf, den er vor acht Tagen durchwandert hatte, war ihm als völlig gefahrlos bekannt, dazu ſchien auch der Mond ſo hell und ſo klar, daß jeder Stein auf dem Wege gar deutlich zu erkennen war. Noch einmal empfahl Philipp, in kindlich innigem Gebet, ſeinen Leib und ſeine Seele, ſeinen Ausgang und ſeinen Eingang dem Schutze und der treuen Leitung ſeines Gottes, und ihm ward es bei dieſem Gebet ſo getroſt und unverzagt zu Muthe, als ob er den guten Engel, der ihn wie den jungen Tobias begleitete, wenn auch nicht mit Augen ſähe, doch deutlich fühlte in ſeiner Nähe. Er band ſich dann ſeine Baumrindenſohlen an die Füße, hieng ſich ſeinen ſeltſamen Reiſekorb, darein er einen Vorrath von Topfbaumnüſſen und ſein Trinkgefäß gethan hatte, über den einen Stock auf den Rücken, nahm den andern Stock, der ſein Waffengeräthe war, in die rechte Hand, und ſo, in Gottes Namen, trat er ſeine Reiſe an. Fröhlich und munter ſprang ſein treuer Pudel vor und neben ihm her; und dieſer Begleiter, das erfuhr er bald, war ihm auf ſeinem Wege von größerem Nutzen, als ihm Säbel und Piſtolen hätten ſeyn können.

Jenſeits des kleinen Weihers oder der Lagune, an welcher er auf ſeiner erſten Fußreiſe in dem von ihm ſo genannten Flamingothale vorbei gekommen war, und von welcher jetzt, als er mit ſeinem Pudel ſich nahte, ganze Schaaren von Waſſervögeln, meiſt vom Geſchlecht der Enten oder Gänſe, mit lautem Geſchrei aufflogen, wendete er ſich in nordweſtlicher Richtung, zur Rechten, nach einer Anhöhe hin, deren allmählig anſteigender Abhang nur von einzelnen Bäumen bewachſen, von Buſchwerk aber frei war. Dort auf der Höhe ruhte er ein wenig. Die aufgehende Sonne trat ſo eben über das Meer herauf; ein erfriſchender Windhauch aus Oſten gieng ihren Strahlen voraus, kräuſelte den Spiegel des Gewäſſers und ſetzte die Zweige und Blätter wie das hohe Gras in ſanfte Bewegung. Eine ſolche Ausſicht hatte der junge Wandrer noch nie genoſſen. Unter ihm, gegen Oſten, der Wald, mit ſeinen majeſtätiſch ſchönen Bäumen, weiterhin das Meer, aus welchem mehrere grüne Inſeln auftauchten, zu ſeiner Rechten wie zu ſeiner Linken ein Luſtgarten der Natur, geſchmückt mit

Blumen und blühenden Bäumen, davon ſchon eine einzige Art den Freund der Pflanzenwelt, der aus Norden zum erſten Mal hieher käme, zur freudigſten Bewunderung ſtimmen würde. Hätte er doch ſeine Eltern, ſeine Freunde aus der fernen Heimath mit ſich hieher führen und ihnen jene Worte des alten Lobliedes (Pſ. 65, V. 5.) zurufen können: „Kommt her und ſehet an die Werke Gottes, der ſo wunderbar iſt mit Seinem Thun unter den Menſchenkindern."

Er ging jetzt weiter ſeines Weges, und es that ihm hier auf der Höhe wohl, daß er die heiß ſtrahlende Sonne nicht im Geſicht, ſondern im Rücken hatte, denn faſt eine Stunde weit zog ſich ſein Gang über eine kahle, meiſt ſchattenloſe Höhe hin. Ihn wandelte jetzt der Durſt an, und der kleine Vorrath von Waſſer, womit er unten am Bach ſein Trinkgefäß (die Schale der Topfbaumnuß) gefüllt hatte, war ihm zur großen Erquickung. Aber auch ſein Weg, wenn man anders die eingeſchlagene Richtung durch eine Gegend, welche vielleicht ſeit Jahrhunderten kein Menſchenfuß betreten hatte, einen Weg nennen darf, trat jetzt in den Schatten eines Waldes ein, darin die Bruſt freier und leichter aufathmete. Wie würden doch wir Alle, am meiſten vielleicht unſere jungen Sammler, welche Jagd auf die prachtvollen Schmetterlinge, auf die bunten, glänzenden Käfer machen, und an köſtlichen, wohlriechenden Blumen ihr Ergötzen finden, in Entzücken gerathen ſeyn, wenn wir an Philipps Seite nur auf etliche Stunden hätten in den Wald hineingehen dürfen, durch welchen dieſer jetzt langſamen Schrittes, nach allen Seiten umſchauend, hindurchzog. Wer die Abbildungen ſurinamiſcher Schmetterlinge von der kunſtreichen Frau Merianin aus Baſel geſehen, wer ſich jemals eine große, ſchöne ſüdamerikaniſche Käferſammlung betrachtet hat und in einem Gewächshaus geweſen iſt, darin man allerhand Palmen und herrliche Blumen der heißeſten Erdtheile wenigſtens zum Grünen, wenn auch nur ſelten zum Blühen bringt, der kann ſich einen theilweiſen Begriff von dem machen, was unſer Inſulaner dort in ſeinem Akazien- und Palmenwalde ſah. Philipp hatte wirklich ein offenes Auge und empfängliches Gemüth für die Herrlichkeiten der Werke Gottes; aber in ſeiner jetzigen Lage ergieng es ihm zunächſt nur wie einem armen Manne, der ſich überall nach Dingen umſieht, die ihm den täglichen Unterhalt gewähren und für ſeinen dürftigen Haushalt brauchbar werden können. Nebenbei jedoch hatte er auch allerdings ſeine Luſt und Freude an den ſchönen Schmetterlingen, Käfern und Blumen, um ſo mehr, da auch er in ſeinem Knabenalter eine Sammlung von ſolchen Dingen ſich angelegt hatte.

In dem Walde, worin er ſich jetzt befand, gab es, wie wir ſchon vorhin ſagten, eine ganz beſonders große Menge von Akazien und Palmen. Bei dem Namen Akazie dürfen wir uns freilich hier, wo von Gewächſen des heißeren Amerika's die Rede iſt, keinen ſolchen Baum denken, der bei uns Akazie genannt wird. Denn der Baum, den wir ſo nennen, hat faſt eben ſo weit hin, um eine ächte Akazie zu ſeyn, als der braune Bär zum Range eines Pairs (hochadelichen Herrn) von Frankreich oder England, indem er ein zwar allerdings ehrenwerthes Gewächs aus dem nördlichen Amerika, vom Geſchlecht der Robinien, iſt, das allenfalls auch mit unſerer Landenart und kalten Witterung vorlieb nimmt und dabei gedeiht, während die ächten Akazien und Mimoſen nur zarte, vornehme Fremdlinge unſerer Gewächshäuſer ſind, welche, wie die Affen und Papageyen, einem Lande angehören, das die Sonne kräftiger beſcheint als unſer liebes Deutſchland.

Schotenähnliche Hülſen, wie unſere ſogenannte Akazie (Robinia Pseudo-Acacia), tragen allerdings die dortigen ächten Akazien auch; aber jeder Knabe, in deſſen väterlichem Hof oder Garten der einheimiſche Baum dieſes Namens wächst, weiß es recht gut, daß in ſeinen Schoten weder Saft noch Kraft iſt. Wäre er dagegen mit unſerem Inſulaner auf Roatan in einen der dortigen Wälder gegangen und hätte das ſüße, lieblich ſchmeckende Mark der Hülſe (Schote) einer Inga-Akazie (Mimosa Inga) gekoſtet, dann würde er eine andere Vorſtellung von ſolchen äußerlich unſcheinbaren Hülſen bekommen haben, als ihm unſere ehrliche Robinia gab. Auch Philipp wäre übrigens ſchwerlich darauf gekommen, den Verſuch mit dem Verkoſten einer ſolchen Schale zu machen, wenn nicht ein ſchönes, graubraunes, in's Gelbliche ſchillerndes Eichhorn (Sciurus aestuans), welches ſich die Ingaſchalen ſehr wohl ſchmecken ließ, auch in ihm den Appetit dazu aufgeregt hätte. Dieſes Thierchen, größer als unſer Eichhorn, das gewiß noch niemals einen Menſchen geſehen hatte, war übrigens ſo furchtlos, daß unſer Inſulaner ganz nahe zu ihm hintreten und ſeine gelben Zähne betrachten konnte, ohne daß es einen Verſuch zur Flucht machte. Sie theilten ſich beide, ohne daß Eines von ihnen das Andere beneidete, in die Gaben des Baumes; plötzlich jedoch, mit etlichen mächtigen

Sprüngen und mit grunzenden Tönen, machte das Eichhorn ſich auf und davon, und ſo ſchnell, daß Philipp ihm kaum mit den Augen folgen konnte, war es auf einen ſchlankwüchſigen Baum entſprungen, auf welchem mehrere ſeiner Kameraden, zugleich mit einer Schaar von eßluſtigen Vögeln, ihr Mittagsbrod einnahmen. Philipp trat näher zu dem Baume, der von ſtattlich ſchönem Wuchſe und dabei mit Blättern geziert war, welche auf ihrer untern ſammtartigen Fläche einen Schein von ſich warfen, als wären ſie vergoldet. Den Eichhörnchen wie den Vögeln kam es nicht darauf an, von dem Ueberfluß der Früchte dieſes Baumes, an denen ſie ſich gütlich thaten, auch Anderen etwas zu Gute kommen zu laſſen; es fielen, während Jene oben ſich luſtig machten, eine Menge, zum Theil angebiſſene, zum Theil auch unverſehrt von ihren Stielen losgeriſſene, roſenrothe, oder auch gelb und grün gefärbte Aepfel herunter, welche unter ihrer dünnen Schale ein zartes, nach außen gelbrothes Fleiſch enthielten, deſſen ſüßer, ein wenig ſchleimiger Saft etwas überaus Erfriſchendes und Wohlthuendes für Mund und Magen hatte. Es war der Sternapfel mit goldglänzenden Blättern (Chrysophyllum Cainito), welcher ziemlich häufig auf den Inſeln wie in den Küſtengegenden des heißeren Amerika's wächſt, und deſſen apfelrunde, große Früchte, wenn man ſie der Quere nach durchſchneidet, einen Gröps mit ſternförmig auseinander ſtrahlenden Fächern zeigen, darinnen die bräunlichen Kerne liegen. Ein alter, vom Sturm oder vom Blitz ſeiner majeſtätiſchen Krone beraubter Baum derſelben Art trug an ſeinen niederwüchſigen Aeſten eine Menge ſolcher Früchte, von denen

Philipp, ohne dazu einer Küche zu bedürfen, ſein Mittagsmahl hielt.

Während ſein Herr hier an der Tafel der Natur reichlich geſpeiſt wurde, war auch der treue Pudel auf Entdeckungen ausgegangen, welche ſeinem hungernden Magen von Nutzen ſeyn konnten. Philipp ſah das gute Thier in der Nähe eines hohlen Baumes zuerſt eifrig mit Scharren und Kratzen, dann mit Freſſen beſchäftigt; neugierig, zu forſchen, was das für eine Mahlzeit ſei, die ſein treuer Ami hielt, bemerkte er, daß dieſer von Hunderten der kleinen, ſchwarzen Bienen bedeckt war, die auf und in ſeinen Haaren herumkrochen, ohne ihn zu ſtechen. Der Pudel machte ſich indeß mit dieſen Thieren wenig oder nichts zu ſchaffen, nur zuweilen, wenn ſie ihm zu unverſchämt in die Augen oder in die Ohren krochen, ſuchte er ſie mit ſeinen Pfoten abzuſtreifen; das was ihn eigentlich hieher in die Bekanntſchaft der Bienen und in den lebhaften Verkehr mit ihnen geführt hatte, war weder ein Zug der Freundſchaft noch der Feindſchaft zu den guten, fleißigen Thieren, ſondern nur zu ihrem bernſteinfarbigen, angenehm ſäuerlich-ſüß ſchmeckenden Honig, der in einer ſchwärzlichen Wachsmaſſe, enthalten war*). Neben dem Honig ſchien der Pudel auch die junge, noch würmchenartige Brut dieſer Bienen nach ſeinem Geſchmack zu finden, denn er verſchlang dieſe eben ſo begierig als den Honig.

---

*) Wahrſcheinlich iſt die hier genannte Biene jene Art von Sammelbiene, welche die Indianer in Guiana Mapu nennen (die Melipona favosa). Sie niſtet in hohlen Bäumen, an deren Oeffnung ſie einen trichterförmigen Vorbau aus Lehm und Wachs anbringt.

„Höre, Ami,“ ſagte Philipp, „ich ſehe, du verdirbſt und ſtirbſt mir hier in dieſem Lande nicht an Hunger; du findeſt noch viel eher als ich, was dir zur Speiſe behagt.“ Auch der Herr fieng jetzt an, den Honig zu koſten, und fand denſelben lieblicher und annehmlicher für ſeinen Gaumen, überdieß auch viel leichter zu gewinnen als den unſrer Honigbienen, da das kleine Thier, das nur halb ſo groß iſt als unſere Bienen und einen rundlichen Hinterleib hat, nicht ſtechen kann.

Der Herr und ſein Hund lagerten ſich jetzt, denn der Tag war heiß, in den Schatten der Bäume hin. Wie lieblich und kräftig dufteten da die gelben Blüthen der farneſianiſchen Akazie (Mimosa Farnesiana), und wie krochen und flogen über dieſen Blüthen die ſchönfarbigſten Käfer und Schmetterlinge hin. Philipp hatte einſt, als er noch daheim und ein eifriger Sammler war, von einem Schiffer ſeiner Vaterſtadt einen Juwelenkäfer (Curculio imperialis) geſchenkt bekommen, an welchem freilich die Füße abgebrochen waren, den er aber höher ſchätzte als alle anderen Stücke ſeiner Sammlung, weil der Geber ihm geſagt hatte, daß ein ſolcher Käfer einen, ja zwei Dukaten werth ſei. Hier in dieſem Walde, unter den duftenden Blüthen, gab es von dergleichen, wie mit kleinen Edelſteinen beſetzten Käfern nicht nur einen, ſondern viele; und wenn die Sonne auf ihren noch lebenden Leib fiel, da glänzten die zarten, in Reihen ſtehenden Erhöhungen ihrer goldgrünen Flügeldecken in noch ganz anderer Pracht und Herrlichlebt als an den todten Thieren dieſer Art, die man in den europäiſchen Sammlungen ſieht.

Während unſer Inſulaner da unter den duftenden Bäumen ruhete und mit ſeinem treuen Pudel liebkoſend ſich unterhielt, fiel ſein Blick von ungefähr auf eine der niedern Palmen, deren große Blätter einen dichten Schatten gaben. Der große Blüthenkolben dieſer Palme war mit einem netzförmigen Gewebe umgeben, das einem Filetbeutel glich. Philipp ſtand auf von ſeinem Sitze, brach einen ſolchen mehr als ellenlangen Kolben ab, löste das Netzgeflechte davon herunter, das nach oben weiter, nach unten ſpitzig verengt war, und fand zu ſeiner großen Freude, daß er hier eine Art von Reiſetaſche entdeckt habe, die ihm, hätte er ſie eher gekannt, die Mühe des Korbflechtens würde erſpart haben. Denn ſie vermochte faſt eben ſo viel zu faſſen als ſein Korb, und dabei war ſie von ſo zäher und elaſtiſch dehnbarer Beſchaffenheit, daß man ein großes Brod hätte in ſie hineinſtecken können, ohne daß ſie zerriſſen wäre. Dieſe merkwürdige Palme war die auf einigen amerikaniſchen Inſeln häufig in ganzen Wäldern vorkommende Sackpalme (Manicaria saccifera). Unſer Inſulaner verſorgte ſich mit mehreren dieſer von der Natur gewebten Netzbeutel, die er in ſeinem Korb verwahrte, und ließ es ſich gern gefallen, daß ſeine arme Menſchenhand in einem Werk dieſer Art ſo weit von der Hand des Schöpfers übertroffen war.

Truppweiſe zuſammengeſchaart zogen mehrere Male, während er hier im Wald ruhete, Tajaſſu-Schweine oder Pacari's vorüber; ſie bezeugten keine Neigung, ſich mit den beiden ruhenden Wanderern in einen Streit einzulaſſen, obgleich ſie, wie dieß Philipp ſpäter einmal, doch ohne Nachtheil für ſeinen Leib, an ſeinen Beinkleidern erfuhr, ziemlich derb zubeißen konnten. Auch von einem Hirſche ſpricht derſelbe; es bleibt jedoch ungewiß, ob er damit einen wirklichen Hirſch, etwa den amerikaniſchen Sumpfhirſch (Cervus paludosus), oder, was für Moatan wahrſcheinlicher iſt, das Rothreh (Cervus rufus) mit einfachem Geweih gemeint habe, das an Größe und Geſtalt unſerem Reh ſehr nahe kommt und in vielen Gegenden von Südamerika Waldhirſch genannt wird. Dieſe zierlichen Thiere flohen alsbald leichtfüßig davon, wenn der Pudel bellend gegen ſie anſprang.

Freilich hatte der arme Hund zu ſolchen Thaten der Kühnheit oder des Muthwillens nicht immer den gleichen Muth. Heute am Morgen, als die Luft noch friſch und kühl und Waſſer zum Saufen für ihn in der Nähe war, hatte er es nicht laſſen können, ſogar hinter tief am Boden fliegenden Vögeln drein zu laufen; ſpäter hatte er wenigſtens die Rehe noch ein Stück Weges verfolgt; noch etwas ſpäter begnügte er ſich damit, nur durch einen ſchnellen Anlauf und durch Bellen ſie in Schrecken zu ſetzen; jetzt aber, da die heißeſten Stunden des Tages kamen und nirgends ein Tropfen Waſſer zum Trinken ſich finden wollte, lechzte das arme Thier mit herausgeſtreckter Zunge, ſcharrte den Boden auf, wie es ſchien, nur um ſeine Schnautze darin abzukühlen, ſetzte ſich dann wieder, ſah winſelnd, und mit den Vorderpfoten ungeduldig auf den Boden ſtampfend, ſeinen Herrn an, als wollte es dieſen an das Weitergehen zu einem Bach oder Quell erinnern.

„Guter Ami," ſagte Philipp, „ich verſtehe dich ſchon; auch ich habe noch niemals in meinem ganzen Leben die Pein des Durſtes ſo empfunden als heute, und du haſt dir den guten Honig, der den Durſt nach Waſſer anregt, noch beſſer ſchmecken laſſen als ich."

Die beiden Freunde erhoben ſich von ihrem Sitze und ſchritten langſam einher, denn auch der Pudel bezeugte keine Luſt mehr zum Schnelllaufen durch den Wald hin, der, je weiter man nach Weſten vordrang, deſto dünner wurde. Es war jedoch Philipps Abſicht, eine freie Stelle zu erreichen, von welcher aus er eine weitere Ausſicht haben könnte. Er hatte dieſe gefunden; gegen Norden hin ſchien ſich der Höhenzug allmählig zu ſenken, und hier war derſelbe mit hochſtämmigem Wald bewachſen; nach Süden war der Abhang ſteil und zum Theil ein kahler Felsboden, zum Theil aber mit Niederwald und dichtem Gebüſch beſetzt. In gerader Richtung jedoch, nach Weſten hin, zeigte ſich Etwas, das Philipps ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog. Es glich vollkommen dem Gemäuer einer ſtattlichen Burg, an welchem freilich weder Dach noch Thürme, wohl aber, wie es von ferne ſchien, ein großes Thor und nicht weit davon ein kleineres zu unterſcheiden waren. Man muß einmal ſelber etliche Wochen lang in einer Wüſte, oder ſelbſt in einer grünenden und blühenden, dabei aber menſchenleeren Einöde geweſen ſeyn, um ſich recht lebendig jene Gefühle vorſtellen zu können, welche unſern Inſulaner ergriffen, als ihm die Hoffnung aufgieng, dort unvermuthet zu einer Wohnung der Menſchen zu kommen. Wie den Seefahrer auf weitem Meere und nach einer längeren Reiſe der Anblick des Landes entzückt, ſo den Wanderer in menſchenleerem Lande der Anblick eines Hauſes oder auch nur einer ärmlichen Hütte. Der Menſch iſt, ſeiner Natur nach, wie dieß ſchon ein berühmter Weiſer des Alterthums geſagt hat, „das geſelligſte Thier der Erde;" er kann es auf die Länge doch nicht aushalten, ſo ganz von dem Umgang mit Weſen ſeiner Art geſondert zu ſeyn; wie theuer wird ihm in der ſchweigenden, ſtillen Wüſte jeder Laut der Menſchenſtimme, jedes Zeichen, das an die bauende, bildende Menſchenhand, an das Wirken ſeines vernünftigen Geiſtes erinnert!

Der Weg nach dem hohen Burggemäuer war freilich, dieß lehrte der Ueberblick über die Gegend, der beſchwerlichſte von allen. Er zog ſich über die zum großen Theil ſchattenloſe oder doch nur wenig beſchattete Anhöhe hin, deren Bäumen man an ihrem welken Laube und kahlen Zweigen es anſehen konnte, daß ſie ſeit mehreren Monaten kein Regen getränkt hatte. Auch lag in der Richtung, welche Philipp nach ſeinem ſelbſterwählten Ziele einſchlagen wollte, ein Thal vor ihm, das mit ſeinen gähen Wänden ſich tief in das Gebirge einſenkte. Dieſes, und, wie es den Anſchein hatte, noch mehrere ſeines Gleichen, mußten, abwärts und aufwärts ſteigend, durchſchritten werden, ehe man zu der fernen Höhe kommen konnte, auf welcher die Burg lag. Indeß war ja auf ſolchen Wegen auch Hoffnung, daß ſich, vielleicht ſchon in der Tiefe der nächſten Thalſchlucht, ein Bach oder ein Quell zur Stillung des Durſtes finden werde.

Muthig begab ſich unſer Inſulaner an's Werk. Mit den Händen bald da, bald dort ſich feſthaltend, mit den

Füßen vorſichtig von einem kleinen Vorſprung des Felſens zum andern tretend, kletterte er in das erſte Thal hinab. Nicht ohne Gefahr, denn graulich weiße, zarte Flocken, faſt ſo fein als Seide, lagen auf dem Geſtein in ſolcher Menge herumgeſtreut, daß ſie, ſo weich und bequem auch an manchen Stellen der Fuß auf dieſelben auftrat, dennoch öfters den Tritt ſehr unſicher machten. Unten im engen Thale fand ſich zwar, zwiſchen dem Gebüſch der Akazien, das Bette eines Regenbaches, aber ſein Waſſer war verſiegt. Doch ein anderer, wenn auch nur ſparſam mit Waſſer verſorgter Brunnen that ſich dort in einer Nebenſchlucht des Thales den Wanderern auf, und ihn hätte Philipp ſchwerlich aufgefunden ohne ſeinen Pudel. Dieſer war zuerſt überall, am Boden herumſpürend, in dem Bette des verſiegten Baches hin und her gelaufen, dann aber mit raſchen Sprüngen zu einem ſeitabwärts ſtehenden Baume hingelaufen, von einem Umfange, dergleichen unſer Inſulaner noch niemals an einem Baumſtamme beobachtet hatte. Das ſchnalzende Geräuſch der Zunge, welches Ami beim Saufen des Waſſers machte, war für ſeinen Herrn ein anlockender Laut; dieſer trat näher, und fand auch für ſich noch an einer andern Stelle ſo viel von einem freilich nicht ſehr friſchen Waſſer auf, daß er ſeinen Durſt ſtillen konnte. Das Behältniß, darin ſich dieſes Waſſer fand, war von ganz eigenthümlicher Art; es beſtand aus den Höhlungen der unteren, fußartig ſich ausbreitenden Fortſätze des Stammes, deſſen Inneres ebenfalls hohl war, und einen Raum darbot, in welchem eine ganze Geſellſchaft von Reiſenden gegen Sturm und Regen Schutz gefunden hätte. Wie einladend zum Ausruhen war der dichte Schatten, den die ſchöngeformte, rundliche Krone des mächtigen Baumes mit ihren dicht beiſammenſtehenden, gleichſam fünffingerigen (fünflappigen) Blättern weit umher verbreitete. Unten am Boden lagen die zuſammengeſchrumpften, dunkelpurpurfarbigen Blüthen, welche die Samenkapſel umſchloßen, häufig umher; Philipp öffnete einige derſelben, und fand in ihrem Innern jene ſeidenartig feine Wolle, die er ſchon beim Herabſteigen in's Thal, vom Sturm zerſtreut, an dem Felſenabhang bemerkt hatte. Die kleinen ſchwarzen Samen, die ſich in der wolligen Hülle zeigten, koſtete er, und fand ſie vom Geſchmack der Mandeln. Ohnfehlbar war der Baum, in deſſen Schatten der Inſulaner ruhete, kein anderer als der ſchon von Colombus auf den weſtindiſchen Inſeln beobachtete Ceiba-Wollenbaum (Bombax Ceiba), aus deſſen ausgehöhlten ungeheuren Stämmen die Indianer und zum Theil auch die an der Küſte wohnenden Europäer ihre Einbaum-Böte (Canoe's) fertigen, und deſſen Wolle man zum Ausſtopfen der Bettkiſſen ſtatt der Flaumfedern benutzt, weil ſie wegen der Kürze ihrer Faſern ſich nicht ſo wie die beſſeren Arten der aſiatiſchen und afrikaniſchen Baumwolle verſpinnen läßt. Philipp, deſſen Auge für alle Dinge, die ihm nützen konnten, ſehr geſchärft war, zog von dem Baume, der ihn durch einen Trunk erquickt und in ſeinem Schatten gekühlt hatte, noch einen andern Gewinn. Seine Sohlenſchuhe, die ſchon vorher ſehr gelitten hatten, waren beim Herabſteigen vollends ganz zuſammengebrochen; die leichte, korkartig ſchwammige und dennoch ziemlich haltbare Rinde des Wollbaumes, die von außen mit leicht ablösbaren Stacheln bedeckt iſt, gab doch wenigſtens für einige Zeit wieder den Stoff zu neuen, in aller Eile zugerichteten Sandalen ab.

Während er hier, und hinter ihm, etliche Schritte entfernt, der Pudel ruhete, fieng dieſer auf einmal an zu bellen. Philipp ſah ſich um und bemerkte, daß eine große Eidechſe, welche eilig am Baumſtamm emporkletterte (er lernte dieſe Art ſpäter näher kennen) ſeinen Ami in der Mittagsruhe geſtört habe. Während er aber das ſeltſame Thier (es war ein Leguan) mit ſeiner kammförmig über den Rücken hin laufenden Haut betrachtete, wurde ſeine Aufmerkſamkeit nach einer anderen Richtung hin ſehr lebhaft angezogen. Es erhob ſich auf einmal, wie aus der Ferne und von der Höhe her, ein Bellen von vielen Hunden, das dem Gebell des Pudels zu antworten ſchien. Freudig erhob ſich unſer Inſulaner von ſeinem Sitze, trat aus dem Dachgewölbe der Baumzweige heraus ins Freie und blickte nach der Höhe des Felſens hinauf, von welcher, nach ſeiner Vermuthung das Hundegebell herunter ſchallte. Gewiß, ſo dachte er, ſind die Herren dort aus der Burg, auf einer Jagd nach Rehen, mit ihren Hunden in der Nähe. Während er ſich aber vergeblich nach den Jägern und ihren Hunden umſchaute, fiel ſein Blick von ohngefähr auf Ami. Auch dieſer hatte, bei dem vielſtimmigen Gebell von ſeinem Sitz ſich erhoben; aber das Thier, weil keine menſchliche Einbildung es täuſchte, war dießmal klüger als ſein Herr, es ſchaute nicht nach der Höhe der Felſen, ſondern nach den Zweigen des mächtigen Wollbaumes hinauf. Auch Philipp richtete jetzt ſeine Augen dahin und ſah, daß das vermeintliche Hundegebell nicht von einem vierfüßigen Thiere, ſondern von einem ſchönen, gelb- und ſchwarzgefärbten Vogel faſt von der Größe einer Amſel herkam, der in großer Menge auf den Zweigen, unter dem Blätterdach des Baumes ſaß. Es war der guianenſiſche Spottvogel (Cassicus persicus), der die Stimmen andrer Thiere ſehr geſchickt nachahmt und hier in zahlreicher Geſellſchaft ſeine kunſtreichen, beutelförmigen Hängeneſter angelegt hatte. Es war eine jener Arten, die, mit unſrem Pirol (Gelbdroſſel) verwandt, häufig im ſüdlichen Amerika leben.

Das nachſpottende Gebell der Vögel war verſtummt; dieſe auf ihrem Baume, ſo wie die beiden Wanderer unter demſelben unten am Boden, überließen ſich von neuem der Mittagsruhe. Aber die heißeſten Stunden des Tages waren jetzt vorüber; Philipp mußte an's Weitergehen denken, wenn er anders noch, wie dieß ſeine Abſicht war, vor Abends die Burg erreichen wollte. Das Hinaufſteigen an der andern Wand des Engthales war noch anſtrengender als das Hinabſteigen; faſt athemlos kam der Inſulaner auf der entgegengeſetzten Höhe an. Anlockend durch ihr Ausſehen zum Genuß zeigten ſich da die beerenartigen Früchte, welche an einem melonenartig geſtalteten, mit vielen Stacheln beſetzten, ſonderbaren Gewächſe häufig hiengen. Das Gewächs war eine amerikaniſche Melonendiſtel (Melocactus), deren Arten man öfters auch in unſern Gewächshäuſern ſieht, wo ſie wenigſtens Blüthen, wenn auch nicht die reifen Früchte tragen, welche, wie ſich jetzt Philipp überzeugte, eßbar ſind. Der Pudel, als er ſeinen Herrn eſſen ſah, näherte ſich auch der Melonendiſtel mit ſeiner Naſe, nicht aber mit der nöthigen Vorſicht, denn ein Schrei des Schmerzens und die aus mehreren kleinen Wunden blutende Naſe verriethen, daß er ſich empfindlich verletzt hatte an den Stacheln, deren einige, noch in der Haut ſteckende, ſein mitleidiger Herr ihm herauszog. Vorſichtiger gehen ſchon die verwildert herumlaufenden Pferde in den heißeren Ländern von Amerika mit den Melonendiſteln um, wenn ſie ihren Durſt an dem wäſſerigen Safte ſtillen wollen, der in dem Gewächs enthalten iſt, indem ſie vorher mit ihren Hufen die Stacheln abzuſtreifen ſuchen, von denen freilich zuweilen mancher in den Fuß eindringt, und das Thier auf längere Zeit hinkend macht.

Eine Felſenwand, welche höher lag als der Hügel, über den jetzt Philipp hinſchritt, verſchloß die Ausſicht nach der Burg, doch bezeichnete der Stand der Sonne unſerem Wanderer die Richtung, welche er nehmen mußte. Es mochte gegen 4 Uhr Nachmittags ſeyn, da lag endlich nach manchem mühſeligen Auf- und Niederſteigen das erſehnte Ziel ganz nahe vor Augen. Nur noch eine Schlucht, an deren anderer Seite die Burg lag, ſchied den Wanderer von ihr. Aber wie ſehr ſah ſich dieſer in ſeinen Erwartungen getäuſcht! Was er aus der Ferne her für Burggemäuer gehalten hatte, das waren Sandſteinfelſen, von ähnlicher pfeiler- und wändeartiger Form, wie dieſelbe Gebirgsart ſie an den Ufern der Elbe, in der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz und in vielen andern Gegenden der Erde zeigt; was ihm als Thor und Pforte erſchienen, das waren durch Auswaſchung der thonigen Maſſe gebildete natürliche Höhlungen. Zwar dieſe Felſengruppe, in dem Schmuck ihrer baumartigen Farnkräuter, deren Wedel zierlich über die

Wände hinabhiengen, war ſo maleriſch ſchön, daß es Jeden von uns gelüſten möchte, ſie zu ſehen; unſer armer, vom langen Gehen in der Hitze ermüdeter, nach Kühlung und nach einem friſchen Trunke ſchmachtender Wandersmann fand jedoch in dieſem Augenblick eben ſo wenig Gefallen daran als ſein Pudel.

Und dennoch ſchien es bald nachher, als ob bei und in der Täuſchung auch Wahrheit geweſen ſei. Ohnehin würde Philipp, wie er dieß ſpäter erkannte, ohne den Einfall, der ihn nach der ſcheinbaren Burgruine hinzog, vielleicht niemals die Bucht gefunden haben, welche für ihn die wichtigſte Entdeckung dieſer Reiſe wurde; überdieß aber führte ihn dieſer Weg nach einem nur vermuthlichen Menſchenwerk zu wirklichen, wahrhaften Werken dieſer Art.

Aber auch vorläufig ſchon, gleichſam als Angeld auf das, was ihn noch an dieſem Abend erwartete, ſollte er nach den harten Anſtrengungen der letzten Stunden in unerwarteter Weiſe ein kleines Veſperbrod finden; es war als wenn der unſichtbare Burgherr, deſſen Pforten er ſich genaht hatte, ihn nicht ohne gaſtliche Bewirthung entlaſſen wollte. Von dem mit Farnguirlanden umſäumten Felſengemäuer herabwärts am Abhange der Thalwand zog ſich eine Gruppe von Bäumen hin, die zum Theil Blüthen und Früchte zugleich tragend unſerem Inſulaner noch neu waren. Die eine Art dieſer Bäume glich an Geſtalt einer Palme, denn ihr ſchlanker, nur etwa einen Fuß dicker, bis gegen 20 Fuß hoher Stamm war bis in die Nähe ſeines Gipfels ohne Zweige und Blätter; oben aber breitete ſich ein ſchöner Wipfel von großen, langgeſtielten, hellgrünen, rundlichen, an ihrem Rande in Lappen getheilten Blättern aus, zwiſchen denen die weißen oder röthlichen, angenehm riechenden Blüthen ſtanden. Es gibt von dieſer Art ſowohl Fruchtbäume als bloſe Blüthenbäume (ſogenannte weibliche und männliche), und an jenen findet man faſt zu allen Zeiten zugleich Blüthen und Früchte. Dieſe letzteren ſind ſo groß als eine Melone, von orangegelber Farbe, und haben an ihrer Oberfläche fünf rinnenförmige, tiefe Furchen. Unſer Inſulaner beſchaute dieſelben nicht blos mit den Augen, ſondern an der Felſenwand emporſteigend trat er auf einen Vorſprung, von welchem aus man ganz leicht hinüberreichen konnte nach dem Wipfel eines dieſer Bäume, und genoß dann das ſaftige, goldgelbe, melonenartig ſchmeckende Fleiſch einer jener Früchte. Später, als er dieſen ſtattlich ausſehenden Baum, der ſolche Melonen trug, genauer kennen lernte, bemerkte er, daß ſein Stamm nur ſcheinbar einem gewöhnlichen Baumſtamme gleiche, denn innerhalb ſeiner kaum einen Finger dicken, holzigen Rinde findet ſich nur noch ein ſchwammiges Mark, in der Mitte aber eine völlig leere Höhlung, ſo daß man dieſen Baum, der ſchon nach 1—2 Jahren ſeine volle Größe erreicht und nur 4 Jahre alt wird, in Weſtindien, indem man ihn halb durchſchneidet, zu Dachrinnen benützt. Die Pflanzenkundigen unterſcheiden ihn unter dem Namen des Papaya-Baumes (Carica Papaya).

Der andere Baum, der in dem Garten des unſichtbaren Burgherrn mit ſeinen gelblich grünen, nach unten dickeren, nach oben ſchmäler zulaufenden, faſt herzförmigen Früchten prangte, welche gegen eine Spanne lang waren und über anderthalb Spannen im Umfang hatten, machte es unſerem Inſulaner nicht ſo ſchwer als der Melonenbaum, ſeine Früchte zu koſten. Denn obgleich einzelne Stämme ſeiner Art in der Höhe unſerer Birnbäume daſtanden, gab es doch auch viele andere, im Gebüſch zerſtreute, welche nur vom Wuchs unſerer niederen Quittenapfelbäume waren. Faſt hätte Philipp ſich von dem Anblick der Außenfläche der wahrhaft köſtlichen Frucht von ihrem Genuß abſchrecken laſſen. Denn die vorſpringenden Leiſten, welche ſich gitter- oder netzförmig über ihre Oberfläche hinzogen, waren mit ſtachelähnlichen Erhöhungen beſetzt, welche den Unwiſſenden an den giftigen Stechapfel erinnern konnten. Ueberdieß ging von den Blättern und Zweigen des Baumes, ſowie ſelbſt von der dicken, weichen Schale der Frucht, ein eigenthümlich harziger Duft aus, der eher etwas Widerliches als Angenehmes hatte. Dennoch nahm unſer Wanderer eine der reifen Früchte in die Hand, brach ſie mit den Fingern auf und fand den Geruch ihres ſaftvollen Fleiſches ſo anlockend, daß er ſie koſtete und aß. Es war die Frucht des zackigen Flaſchenbaumes (Annona muricata), welche wegen ihres faſt äpfelartig ſäuerlichen Geſchmackes von den Engländern die Sauerbiſſen- (Sour-Sop) Frucht genannt wird, und welcher man in ihrem Vaterlande, ebenſo wie faſt allen Theilen des Baumes, worauf ſie wächst, viele heilſame Kräfte zuſchreibt.

Auch der Pudel war hier im Burggarten nicht leer ausgegangen. Er, der, wie wir ſchon öfters ſahen, gar kein Koſtverächter war, hatte ſich eine Eidechſe von nicht ganz unanſehnlicher Größe gefangen, hatte ſein Wildpret ſtatt mit Bogen und Hirſchfänger, mit den

Zähnen erlegt, und ließ das Fleiſch deſſelben ſammt den zarten Knochen ſich ganz gut behagen.

Nach dieſem Veſperbrod machten alsbald die beiden Reiſenden ſich auf den Weg nach ihrem noch nie geſehenen Nachtlager. Denn ſo gut die Bewirthung mit Früchten dort im Burggarten geweſen war, lud dennoch das Ausſehen der Felſenburg ſelber nicht zum Uebernachten ein, weil ſchon im Garten, noch mehr aber in der Nähe des Felſengemäuers ſelber, eine Art von großen Ameiſen in unzähligen Schaaren hauste, deren Biſſe nicht nur dem Herrn, ſondern wie man aus Aml's abwehrenden Bewegungen merken konnte, auch ſeinem Pudel kräftig zugeſetzt hatten.

Die Schlucht, an deren gegenüberſtehender Seite der ruinenähnliche Sandſteinfelſen ſich erhob, erweiterte ſich ſchon nach wenigen hundert Schritten gegen Norden hin, und bildete hier einen ſo ſanften, allmähligen Abfall nach der Meeresküſte, daß Philipp ohne Bedenken dieſen bequemen Weg verfolgte. Bald wurde auf demſelben ſeine Aufmerkſamkeit angezogen durch die noch im Boden ſtehenden Stöcke von mächtigen Baumſtämmen, welche offenbar durch eine europäiſche Säge abgeſägt, ſo wie die dürren, am Boden herumliegenden Aeſte durch ſcharfe Beile abgehauen waren. Zwar zeigte ſich an keinem dieſer Baumſtücke, an keinem der Aeſte eine Spur von friſchen Schnittflächen, ſondern man konnte bemerken, daß ſie ſchon vor langer Zeit niedergefällt waren; dennoch bewegte ſich das Herz unſeres Inſulaners in freudiger Erwartung, als er dieſe, wenn auch veralteten Vorzeichen von einer menſchlichen Bewohnerſchaft ſeiner Inſel ſah. Die abgehauenen Bäume waren, wie er ſpäter erkannte, meiſt Mahagonyſtämme, ſo wie einzelne Farbhölzer, hin und wieder auch ſolche Holzarten, welche zum Schiffsbau benützt werden.

Nach etwa einer Viertelſtunde öffnete ſich zwiſchen der erweiterten Pforte der waldreichen Hügel hindurch die Ausſicht nach dem Meere und zunächſt in eine tief herein in das Land ſich ziehende Bucht, an deren Ufern hin eine Landſchaft ſich ausbreitete, welche mit ihren Baumanlagen mehr einem künſtlichen Garten als einer Pflanzung der Natur glich. Aufmerkſam dieſe Gegend betrachtend, ſtand Philipp einige Minuten ſtill, und wer könnte die Freude beſchreiben, mit welcher er neben den Kokospalmen und Bananenbäumen unverkennbare Gebäude von europäiſcher Form, dabei Umzäunungen von Mauerwerk entdeckte! Freilich ſtieg kein Rauch eines gaſtlichen Heerdes von dieſen Hütten auf; nirgends ſah man bei ihnen einen Menſchen oder ein Hausthier; nirgends in der Bucht einen Kahn oder ein Fiſcherboot; aber wo Häuſer ſtehen, da wird es, ſo dachte er, doch wohl auch nicht an Bewohnern fehlen, bei denen ich wenigſtens ein Mittel finden kann, auch nur ein Feuer zu entzünden, und vielleicht ſelbſt ein Meſſer, ſo wie Schuhe für meine Füße.

Eine Stimme, die er zu ſeiner Linken aus der Tiefe des Waldes vernahm, beſtärkte ihn in ſeiner Hoffnung. Es war zwar nicht die Stimme eines Hirten, wohl aber eines Thieres, das gewöhnlich unter der Obhut der Hirten ſteht: die Stimme eines laut blöckenden Kalbes, das etwa verirrt nach ſeiner Mutter ſchreit. Bald ließen ſich noch etliche ſolcher Kälber etwas mehr in ſeiner Nähe vernehmen, und obgleich ſein Auge keines der blöckenden Thiere bemerkte, traute er dennoch der Ausſage des Ohres. „Gott Lob,“ ſo ſprach er bei ſich ſelber, „hier ſind Viehheerden, und wo dieſe ſind, da wird es auch Menſchen geben.“ Erſt einen Tag nachher lernte er die vermeintlichen Kälber näher kennen.

Die Sonne war ſchon ganz nahe an den Spiegel des Meeres hinabgeſunken; Philipp beſchleunigte ſeine Schritte, um noch vor Einbruch der Nacht bei Menſchen, und wie die europäiſchen Wohnungen ihn hoffen ließen, bei Chriſten zu ſeyn. Der Steig, auf welchem er von der letzten Senkung des Hügels an hinabgieng zum Meere, war offenbar von Menſchenhänden und ihren eiſernen Werkzeugen gangbar gemacht; wie es ſchien, um die im Walde gefällten Baumſtämme leichter herabzufördern an's Meer. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen in das Halbdunkel der Piſangbäume und des lieblich duftenden Orangenwaldes hinein, als der junge Wanderer zu einer Art von Gartenmauer kam, welche freilich in ſehr verfallenem Zuſtand war. Von dem hölzernen Gehege, das auf ihr ſich hingezogen, ſo wie von dem vermuthlichen Thor, das ihren Eingang verſchloſſen hatte, waren nur noch einzelne Spuren vorhanden; der Fußſteig, welcher von dieſem Eingang hin nach den Häuſern führte, war mit Gras bewachſen. Hinter dem Schirm der großblättrigen Bananen ſtand das anſehnlichſte dieſer Gebäude. Welch ein Anblick! Wie ein Todtenſchädel mit leeren Augenhöhlen, ohne Bekleidung des Fleiſches und der Haare, ein dürrer Knochen, nahm ſich das verödete Gemäuer, ohne Fenſter und ohne Thüre, aus. Philipp rief hinein; nur der Wiederhall ſeiner Stimme antwortete ihm; ſelbſt den

Pudel ſchien eine Furcht anzuwandeln, als ſein Herr jetzt hineintrat in die nur noch ſchwach von der Dämmerung beleuchteten Räume; er folgte ihm ängſtlich einige Schritte weit und kehrte dann um zum Eingang. Fledermäuſe und Vögel der Nacht flogen heraus; ſonſt war nirgends ein lebendes Weſen zu bemerken.

Wie in dieſem einen, ſo ſah es in allen den andern Gebäuden aus; nirgends bellte ein Hund; nirgends brannte ein Feuer oder ein Licht; nirgends regte ſich ein Menſch. Unſerem jungen Wanderer ward es hier unheimlich, wie unter Todtengebeinen, zu Muthe; er eilte hinweg von der Stätte der Verwüſtung, hinaus in's Freie; und da, wo der kleine Bach, der die Bucht bewäſſerte, ſich in's Meer ergoß, ſuchte er ſich einen Ruheort für die Nacht. Von ſeinen Topfbaumnüſſen hatte er heute, wo er ſo mannigfache andere Koſt gefunden, nur wenige verbraucht; von dieſem Vorrath hielt er jetzt ſeine Abendmahlzeit, welche durch den friſchen Trunk aus dem Bache noch wohlſchmeckender wurde. Mit ſeinem Herrn zugleich nahm auch der Pudel, freilich an einem andern Tiſche, ſein Abendeſſen ein, und obgleich das nächtliche Dunkel es nicht unterſcheiden ließ, was er genoß, konnte man doch aus dem Laute des Zerknirſchens ſchließen, daß es hartſchalige Dinge, Krebſe oder andere Seethiere ſeien. Namentlich ſchienen die erſteren, die Krebſe, in großen Schaaren hier an der Meeresbucht zu wohnen, vorzüglich zwei kleine Arten derſelben, welche unſer Inſulaner am andern Tage genauer betrachtete, davon die eine, der Winker (Gelasimus vocans) genannt, durch die unverhältnißmäßige Größe der einen ihrer Scheeren, die andere, der Mangokrebs (Grapsus cruentatus), durch ihre viereckige Geſtalt und ihre mennigrothe Farbe ſich auszeichnet. Beide wohnen in Sandlöchern, und namentlich die zweite Art, wenn ſie in ganzen Schaaren mit niemals geradeaus, ſondern ſeitwärts gerichteten Schritten am Strande aufmarſchirt, gewährt einen ſehr unterhaltenden Anblick.

Unſer müder Wanderer bereitete ſich jetzt ſein Bette. Matratze, ſo wie Kopfkiſſen und Decke, hatte er hier bei der Hand, denn die Maſſe des zarten, weißen Sandes, in die er ſich eingrub und mit welcher er ſich zudeckte, vertrat ihm die Stelle der Betten und Matratzen. Traulich ſchmiegte ſich ihm ſein Pudel über die Bruſt hin, und ohne die Geſellſchaft dieſes wachſamen Thieres würde ſeine heutige Nachtruhe ſehr oft geſtört worden ſeyn. Denn jene kleinen Krebſe, von denen wir vorhin ſprachen, nahmen ſich die Freiheit, den ungewohnten Gaſt ſo in der Nähe zu betrachten, daß ſie ihm über Geſicht und Hände würden hinweggeſchritten ſeyn, wenn der Hund ſie nicht mit ſeinen Zähnen gepackt und hinweggeſchleudert hätte. Ein oder etliche Male ſchien auch das ſtreitbare Thier durch ſein Bellen und Hinfahren auf den Feind größere, fliegende Thiere, wahrſcheinlich blutſaugende Fledermäuſe, von ſeinem Herrn hinwegzuſcheuchen. Dieſer indeß, nach jeder ſolcher kleinen Störung, verſank immer wieder in ſanften Schlummer, und weder der Mondſchein, noch die Stimmen der Vögel weckten ihn auf; die Sonne war ſchon über den Rand des öſtlichen Hügels emporgeſtiegen, als er neugeſtärkt aus ſeinem Sandgrabe ſich erhob.

21. Das reiche Erbgut.

Es war heute am 7. April Sonntag, und, wie dieß Philipp aus ſeinem vorhin (auf S. 58) erwähnten Auszug aus dem Kalender für 1723 wußte, der Palmſonntag.*) Wir dürfen, ſo wie wir ihn jetzt kennen, nicht fragen, wie unſer Inſulaner dieſen Tag begonnen oder mit welchen vorherrſchenden Gedanken und Gefühlen er ihn zugebracht habe. Der Sonntag überhaupt war ihm ſein ganzes Leben hindurch, am meiſten aber während der Zeit ſeiner Verlaſſenheit, vor allen Tagen der Woche nicht nur der theuerſte und geſegnetſte, ſondern auch, mit all' ſeinen Begegniſſen, der eindrücklichſte für ſeine Erinnerung; und für den heutigen galt dieſes in einem ganz vorzüglichen Maaß. Es ſcheint ihm ſo ergangen zu ſeyn wie manchen anderen Reiſenden von gleicher Art und Geſinnung: wenn er ſpäter an die Geſchichte der beiden Jahre ſeiner mühſeligen Verbannung aus der Heimath zurückdachte, konnte er wenigſtens im Allgemeinen das erzählen, was ihm an den einzelnen Sonntagen, ungleich ſeltener das, was ihm an den dazwiſchen liegenden Wochentagen begegnet war. Iſt es doch einer ſolchen Seele, wie die unſeres Philipps war, immer ſo zu Muthe, als ob an dem Tage des HErrn der Himmel blauer ſei, die Sonne heller ſchiene und die ganze Natur umher zu einem feierlicheren Ernſt geſtimmt wäre denn zu andern Zeiten.

---

*) Wie wir bereits erwähnten, nach der Rechnung des Julianiſchen Kalenders. Der Gregorianiſche zählte den 18. April und den dritten Sonntag nach Oſtern.

Nachdem er in gewohnter Weiſe den herrlichen Palmſonntagmorgen gefeiert, dann durch ein Seebad ſich erfriſcht hatte, gieng er aus, um noch einmal und genauer als geſtern die vormaligen Wohnſtätten der lange vor ihm hier geweſenen Inſulaner zu beſuchen. Wie ganz anders erſchien ihm heute am hellen Tage Alles, was er da ſah, als geſtern im Dunkel der Dämmerung. Es mußte eine anſehnliche Kolonie geweſen ſeyn, die hier das fruchtbare Land nach europäiſchem Geſchmack bepflanzt und bebaut hatte. An den Bäumen der hoch- und dickſtämmigen Orangen hiengen mit den Blüthen zugleich die reifen, goldgelben Früchte, die von einer Süßigkeit waren, wie ſie unſer Wanderer noch niemals genoſſen hatte. Man konnte zwar deutlich bemerken, daß dieſer Orangengarten ſeit vielen Jahren die Zucht und Pflege der Menſchenhand entbehrt hatte; abgeſtorbene, alte Zweige ſtreckten ſich hin und wieder aus dem friſchen Grün hervor; unten am Boden hatte ſich ein verwildertes Geſtrüpp von jungen Bäumen aus den Samen der abgefallenen Früchte erzeugt. Nach einer anderen Seite des vormaligen Gartens ſtanden alte dickſtämmige Feigenbäume, welche ihre zum Theil verkrüppelten Aeſte weithin ausbreiteten, und an denen ſich auch eine Fülle der ſüßeſten Früchte fand. Auch ein Lieblingsgewächs der Bewohner des ſüdlicheren Europas, der Granatapfelbaum, prangte in einem Winkel des Gartens mit purpurrothen Blüthen, und an ſeinem Stamme, ſo wie über ſeine Zweige, hatte ſich der ächte Weinſtock, von Europa hier eingeführt, hinangerankt, der auch an andern Stellen wuchernd ſich ausbreitete. Das Welſchkorn, einſt hier von Menſchenhand angebaut, hatte ſich von ſelber ausgeſäet und ſtand, nebſt der afrikaniſchen Moorhirſe, in einer Höhe da, welche faſt der eines mittelmäßigen Baumes gleich kam. Der Tabak wie der Hanf, die Melonen und manche europäiſche Gemüſe hatten da und dort noch eine Nachkommenſchaft hinterlaſſen, welche freilich unter der Wildniß der andern Gewächſe ſehr verwildert und verkümmert war.

Die eben genannten Bäume und Kräuter waren unſerem jungen Inſulaner ſchon von ſeiner früheren Jugend her bekannt, wo er ſie in Boſton, wenigſtens in Gärten und Gewächshäuſern, geſehen hatte; aber neben dem Bekannten fand er in der reichen Pflanzung ſeiner, allem Anſchein nach des Garten- und Landbaues wohlkundigen Vorgänger auch eine Menge des Unbekannten, aus welchem er im weiteren Verlauf ſeines Aufenthaltes in Roatan vielfältigen Nutzen zog. Vor der Hand hielt er ſich mit der Betrachtung dieſer für ihn neuen Pflanzenwelt nicht auf, ſondern folgte dem Zug der Wißbegier, der ihn am meiſten zu den verlaſſenen Menſchenwohnungen hinführte.

Ein Europäer, welcher in ein ſolches Dorf hineinträte, worin ſich von allen den vormaligen Gebäuden nichts Anderes mehr fände als das ſteinerne Gemäuer, ſonſt aber keine Thüre, kein Fenſter, kein Dach, inſofern dieſes aus Holz oder Rohr gefertigt war, der würde an einen Brand denken, welcher alles Brennbare verzehrt und nur das Unverbrennliche übriggelaſſen hätte. Auch Philipp kam bei dem erſten Anblick der Gebäude auf dieſe Vermuthung, obwohl es ihm auffallend war, daß nirgends an den Wänden eine Spur ſich zeigte von der Schwärzung durch Flamme und Rauch. Als er längere Zeit auf der Inſel geweſen und namentlich öfters nach dieſer Bucht gekommen war, die er, als einziger Erbe, mit all' ihren verwilderten Gartenanlagen und Pflanzungen als ſein rechtmäßiges Eigenthum betrachtete und benützte, lernte er die Zerſtörer beſſer kennen, welche hier gleich der Flamme einer Feuersbrunſt gehauſt und alles Holzwerk vernichtet hatten. Es waren die ſogenannten weißen Ameiſen oder Termiten (Termes fatale), welche in den heißeren Ländern Amerika's wie der anderen Welttheile ihre bewundernswürdig künſtlichen Bauwerke anlegen, und von der Vorſehung die für den Geſammthaushalt der Natur wohlthätige Beſtimmung erhalten haben, alles erſtorbene, alte Holz und Pflanzengewebe aufzuzehren und hinwegzuräumen. Dieſes merkwürdige, kleine Thiervolk verrichtet ſein Tagwerk immer im Dunkeln, indem es ſich entweder bedeckte Gänge aufführt, die über den ſteinernen Boden hinlaufen, oder ſich in ein Holz, ſei es nun ein alter, abgeſtorbener Baum oder eine menſchliche Geräthſchaft, ſo hineingräbt, daß es das Inwendige herausfrißt und nur die Außenfläche als dünne Rinde zurückläßt. Man denke ſich, was in wenig Jahren aus einem Urwald der heißeren Länder, wo das Wachsthum und Gedeihen der Pflanzenwelt ein ſo übermächtiges iſt, werden würde, da, wo keine Menſchenhand die alten, abſtehenden Bäume fällt und hinwegräumt. Von der Menge der alten, längſt entblätterten Bäume und Stauden, deren Holz in ſolchen heißen Ländern meiſt von zäherer, feſterer Beſchaffenheit iſt, würde zuletzt der junge Nachwuchs gar nicht mehr aufkommen können; man ſähe weithin nichts Anderes als alte, abgeſtorbene Gewächſe, und neben wie unter ihnen eine verkümmerte, jüngere Pflanzenwelt. So aber kommen unter andern Inſekten von gleicher Beſtimmung namentlich die Termiten dem jungen Volk der Gewächſe zu Hilfe; und eben dieſe kunſtreichen, zuletzt genannten Weſen greifen das Werk des Aufräumens ſo geſchickt an, daß ſie nicht von außen, ſondern von innen den Baum von der Wurzel her bis zu ſeinen äußerſten Aeſten ausfreſſen und nur eine äußere Schale übrig laſſen. Kommt dann der Sturm und wirft die ausgehöhlte Scheingeſtalt des Baumes um, dann löst ſich dieſer bei ſeinem Umſturz in kleine Trümmer und Splitter auf, welche in keiner Weiſe bei ihrem Falle den jungen Nachwuchs beſchädigen können.

Ein ſolches Geſchäft der Termiten iſt allerdings im Haushalt der Natur als ein gutes, nützliches Werk zu betrachten, wenn daſſelbe auch, wo es in den Haushalt des Menſchen eingreift, dieſem nicht ſelten in hohem Grade läſtig wird. Denn in den Ländern, wo die Termiten in Menge hauſen, iſt es ſchwer möglich, ein hölzernes Geräthe, oder Papier und Bücher, Leinwand und wollenes Zeug vor ihrem Einbruch und ihren Zerſtörungen zu retten. Sie freſſen da auch einen hölzernen Stuhl oder Tiſch oder einen Pfahl ſo von innen und unten her aus, daß man beim Eintreten in ein Zimmer, das eine Zeitlang von ſeinen Bewohnern verlaſſen war, Alles noch in gutem, altem Zuſtand zu ſehen meint, weil die Außenfläche des Holzes als Scheingeſtalt noch vorhanden iſt; ſetzt man ſich aber auf einen ſolchen ausgehöhlten Stuhl, oder legt man ſein Reiſegeräthe auf einen ſolchen Tiſch, tritt man auf ein ſolches ausgefreſſenes Bret, dann bricht alles zuſammen und Staub ſteigt auf.

Es hat eben mit allen ſolchen, für das Ganze der irdiſchen Sichtbarkeit dennoch höchſt wohlthätigen, für den Menſchen aber zuweilen läſtigen Naturereigniſſen dieſelbe Bewandniß wie mit einem Fluſſe, der etwa in der Nähe unſerer Wohnung vorbeiſtrömt. Wer wollte die Wohlthaten verkennen, die ſein Waſſer dem ganzen nachbarlichen Lande bringt! Wenn er jedoch, wie dieß auch zuweilen geſchieht, vom Regenwaſſer anſchwillt, und über ſeine Ufer hinein in das angebaute Land tritt, dann kann er allerdings dem Nachbar, der da ſeine Wieſe oder ſein Feld hat, großen Schaden bringen.

Schon bei ſeinem erſten Hierſeyn bemerkte unſer junger Inſulaner viele der bedeckten Gänge, welche über das Eſtrich von Steinplatten oder feſtgeſtampfter Erde am Boden der Zimmer hinliefen, durch jeden Fußtritt aber vernichtet wurden. Es waren die verborgenen Straßen, welche die weißen Ameiſen nach dem alten Holzwerk, das die vormaligen Bewohner in den Häuſern zurückgelaſſen, ſich erbaut hatten; von Holz war nichts mehr übrig als die dicken Pfähle, und auch von dieſen war die Rinde nur deßhalb ſtehen geblieben, weil die Termiten dieſe ihre Hauptſtraßen nach dem Dachwerk, in dauerhafter Weiſe inwendig mit Thonerde ausgefüttert hatten.

Unter den verlaſſenen Gebäuden der vormaligen Kolonie zog heute eines in ganz vorzüglichem Maaß die Aufmerkſamkeit unſeres jungen Inſulaners an. Es ſtand ganz nahe am Bache, im Schatten der hohen amerikaniſchen Cypreſſen (Cupressus disticha), deren majeſtätiſcher Wuchs und weit ausgebreitete Zweige, gleich den Thürmen einer Stadt, einen ganz beſondern Eindruck auf das Auge machen. Das Gebäude mit ſpitzigem Giebel, ſchon längſt ſeines Daches beraubt, war offenbar eine chriſtliche Kapelle geweſen. Der Altar, aus Steinen aufgemauert, ſtand noch unverſehrt da; auch die Gemälde an der Wand, auf der Tünche des Kalkes, hatten ſich erhalten. Sie ſtellten die Geſchichte des heil. Onuphrius, des frommen Einſiedlers, dar, der aus dem äußern Glanz und dem Gedränge ſeiner heidniſchen Umgebung ſich zurückgezogen hatte in die Stille einer Wüſte, unter den Schatten der Dattelpalme, die mit ihren Früchten ihn ernährte. „Das iſt ja die Stätte,“ ſprach Philipp bei ſich ſelber, „da wohl oft iſt gebetet worden von Menſchenſeelen, in Freud und Leid, in Sorgen und Angſt. Die Alle, welche hier beteten, ſind nun wahrſcheinlich längſt hinüber; und hoffentlich wohnt jetzt manche dieſer Seelen da, wo nicht ein ſteinernes Haus, ſondern der HErr ſelber der Tempel der aus Gnaden ſelig Gewordenen iſt.“

Mit Gedanken des Ernſtes betrachtete er die alten Gemälde an der Wand. Sie waren zwar nicht aus der Hand eines ſonderlichen Meiſters hervorgegangen; der Gegenſtand aber, den ſie darſtellten, weckte in dem vereinſamten Jüngling manche Gefühle der herzlichen Theilnahme auf. „Allerdings,“ ſo ſprach er bei ſich ſelber, „iſt es heilſamer und beſſer, ſelbſt in eine Wüſte hinaus zu entfliehen, als ſo, wie mir geſchah, verſtrickt in die Gemeinſchaft und in die Netze der Gottloſen, in beſtändiger Gefahr der Seele zu leben. Aber dennoch wie ſchmerzlich iſt das, ſo getrennt von der brüderlichen Gemeinſchaft der Menſchen zu wohnen! Ach wann werde ich wieder dahin kommen, anzubeten im Hauſe des HErrn mit einer chriſtlichen Gemeinde, und meine Stimme mit den Stimmen anderer Gläubigen zu erheben, zu Geſängen des Dankes und des Lobes meines Gottes!“ Seine Augen füllten ſich mit Thränen; doch der Troſt lag ſeinem Herzen nicht ferne; voll freudiger Hoffnung auf die Hilfe ſeines Gottes, der ja auch ihn ausführen könne und werde aus der Fremde in die liebe Heimath, trat er wieder hinaus in den blühenden, fruchttragenden Garten.

Er machte jetzt der Reihe nach einen Beſuch in allen vormaligen Häuſern. Eins fiel ihm dabei auf, daß Alles, was in und an dieſen Gebäuden von Eiſen geweſen, herausgeriſſen und hinweggenommen war. Nicht einmal ein verroſteter Nagel war zurückgeblieben: an den ſteinernen Thürpfoſten ſah man die Spuren und Eindrücke eines eiſernen Verſchluſſes; das Metall ſelber aber fehlte. Bei einem ſeiner nächſten Beſuche in dieſer Gegend wurde ihm übrigens mit ziemlicher Sicherheit der Grund dieſer Beraubung klar. Er fand in der Nähe der europäiſchen Gebäude, verſteckt im Gebüſch, ja ſelbſt in dem Hofraum eines der Häuſer ſelber, die Reſte von den niedern Lehmenhütten der Indianer, und im benachbarten Walde einen kunſtlos aufgeführten Schmiedofen, der keineswegs ein Werk der Europäer ſeyn konnte. Auch lagen an vielen Stellen die Scherben der irdenen Gefäße umher, deren die Ureinwohner jener Inſeln und Küſtenländer zum Kochen und Waſſerſchöpfen ſich bedienen. Während die weißen Ameiſen alles Holzgeräthe hinweggeräumt hatten, war alles Eiſen, das ſich in der verlaſſenen Kolonie noch fand, allem Anſchein nach von Indianern weggeſchleppt worden, die, vielleicht vor nicht ſehr langer Zeit, hieher kamen.

Aber obgleich Philipps Hoffnung, irgend etwas für ſeinen Haushalt Brauchbares in den Wohnungen zu finden, ſich getäuſcht ſah, war dennoch die Erbſchaft der herrlichen Baumpflanzungen und Gärten, welche einſt zu dieſen Häuſern gehörten, eine ſo überreiche, daß die ſchönſten Fruchtgärten in Europa im Vergleich damit nur dem Obſtgarten eines armen Mannes glichen. Hätte man doch meinen ſollen, ein vielgereiſter Botaniker ſei unter den alten Koloniſten geweſen, welcher nicht blos aus allen Inſeln und Küſtengegenden des nachbarlichen, heißeren Amerika's, ſondern auch aus Oſtindien und aus dem ſüdlichen Europa Samen und Stecklinge hieher gebracht habe. Uebrigens hätte er dieſe auch ohne weite Reiſen in leichter Weiſe ſich verſchaffen können, da die fruchttragenden Bäume, die in der Bucht ſich fanden, ſchon damals, wie noch jetzt, auf vielen weſtindiſchen Inſeln, wohin die europäiſchen Seefahrer ſie gebracht, angebaut wurden.

Eine ſolche Auswahl von Gerichten, freilich von ſämmtlich ungekochten und ungebratenen, nur friſch vom Baume kommenden, würde auf keiner europäiſchen Königstafel dargeboten werden können, als dem Philipp heute für ſein Sonntag-Mittagseſſen zu Gebote ſtand. Nur von ferne hatte er während ſeiner harten Gefangenſchaft auf den Schiffen der Seeräuber die Pflanzungen der Muſa- oder Bananenbäume*) an den Küſten der weſtindiſchen und caraibiſchen Inſeln geſehen, in deren Nähe Red Low auf ſeiner Fahrt gerathen war. Auch hatte er ein oder etliche Male, wenn der Kapitän Lebensmittel dieſer Art für ſein Schiffsvolk aufkaufte, einige Früchte jenes herrlichen Baumes gegeſſen, wahrſcheinlich aber niemals ſolche, welche zur vollkommenen Reife gekommen waren. Hier, jenſeits des Baches, an dem weſtlichen Ufer der Meeresbucht, ſtand ein ganzer dichter Wald von Bananen, über welche ſich jedoch, gleich hochwüchſigen Männern neben zarten, lieblich blühenden Kindern, die Kokospalmen erhoben. Seitdem der Menſch dieſe Gegend verlaſſen, hatten ſich auch dieſe Gewächſe aus den abgefallenen Nüſſen, oder die Bananen aus den Schoſſen fortgepflanzt, die aus den Wurzeln des abgeſtorbenen Stammes alljährlich hervorwachſen. Denn der prächtige Bananenbaum, den man, freilich meiſt nur in verkümmerter Geſtalt, ſelbſt in unſern Gewächshäuſern ſehen kann, hat, im Vergleich mit andern Bäumen, nur ein ſehr kurzes, für die Menſchen aber, die in ſeiner Nachbarſchaft wohnen, ein deſto geſegneteres Leben. Welcher andere Baum vermag in den Ländern, da die Strahlen der Sonne nicht nur wohlthätige Wärme, ſondern meiſt eine ſengende Gluth ausſtrömen, einen dichteren, wohlthuenderen Schatten zu verbreiten als der Bananenbaum unter dem Dache ſeiner mehr als manneslangen und ellenbreiten Blätter, welche, wenn ſie bei ihrem Hervorſproſſen noch am Morgen in kleiner, zuſammengerollter Geſtalt erſcheinen, ſchon nach wenigen Stunden, wann die Sonne heißer ſcheint, ſo ſchnell ſich entfalten, und zu ihrer rieſenhaften Größe ſich entwickeln, daß man, im eigentlichen Sinne des Wortes, ſie wachſen ſehen kann. Auch der Stamm, welcher fußdick und gegen 20 Fuß hoch wird, vollendet dieſen mächtigen Wuchs in den heißeſten Ländern und bei gutem Boden ſchon in Jahresfriſt, hat aber dabei ſo wenig Feſtigkeit, daß man ihn mit einem Schwert durchhauen kann. Was aber die Bananen vorzugsweiſe zum Range einer faſt unvergleichbar reichen Fürſtin unter den Gewächſen der Erde erhebt, das iſt die Fülle ihrer unvergleichlichen Früchte. Aus der Mitte der rieſenhaften Blätter am Gipfel des Baumes tritt, wenn der Wuchs von dieſen vollendet iſt, der gegen zwei Ellen lange Blüthenkolben hervor, der ſich nach einer Seite hinüberkrümmt. In dieſem Blumenkolben, unter der Hülle der braunen Scheiden, ſtehen 12 bis 16 Blüthenbüſchel in ſpiralförmiger Anordnung, die größeſten am weiteſten nach unten, die kleinſten und unentwickeltſten nach der Spitze des Kolben hin. Zuerſt öffnet der unterſte Büſchel ſeine weiß und röthlich gefärbten Blüthen, und ſetzt aus dieſen die länglich, faſt wie eine dünne Gurke geſtalteten, dabei aber meiſt etwas dreieckigen Früchte an, welche über eine Spanne lang werden, und in ihrem Innern, ehe ſie noch ganz reif geworden, ein wohlſchmeckend mehliges, bei beſſerer Reife ein lieblich ſüßes, ſaftvolles Mark enthalten, das einen angenehmen Beigeſchmack nach zarter, friſcher Butter hat. Jeder Blüthenbüſchel trägt unter günſtigen Umſtänden 12 bis 18 Früchte, die eine nach der anderen reifen; und während der unterſte Büſchel ſchon vollkommen gezeitigte Früchte hat, ſtehen dieſe bei den weiter nach oben gelegenen noch im halben oder im angehenden Wachsthum, oder ſelbſt noch in Blüthen und Blüthenknoſpen, die, wenn ſie alle zur Zeitigung gelangen, für einen einzigen Kolben über 100, ja 200 Früchte geben können. Alles, was ein ſolcher Kolben an ſich hat, außer der Spindel, iſt übrigens, wenigſtens in gekochtem Zuſtand, genießbar; deßhalb gaben die weſtindiſchen Plantagenbeſitzer vormals ihren Sklaven einen, oder wenn dieſelben Frau und Kinder hatten, etliche ſolcher Fruchtkolben auf die Woche zu ihrer Nahrung, ſtatt des Brodes. Namentlich ſind die Piſangfrüchte eine ſehr beliebte und geſunde Kinderſpeiſe, und bilden deßhalb ſchon neben der Muttermilch, noch mehr aber bei entwöhnten Kindern, bis dahin, wo dieſelben Reis eſſen können, die erſte Nahrung. Das ganze Jahr hindurch gibt es in den heißeſten Ländern der Erde (zwiſchen den Wendekreiſen), wo dieſes köſtliche Gewächs zu Hauſe iſt, reife Bananen; das ganze Jahr ſieht man junge Bäume aus den Wurzelſchoſſen der alten, die, wenn ſie ihre Blüthen und Früchte getragen haben, abſterben, hervorbrechen, andere, an denen der Kolben eben zu treiben, andere, da er zu blühen, noch andere, da er zu reifen anfängt. Ohne Kunſt und Mühe können die Piſangbäume gedeihen; doch pflegt man da, wo ihr Gedeihen unter menſchlicher Aufſicht ſteht, die erſterbenden Bäume nach der Vollendung ihres kurzen, meiſt nur zweijährigen Lebens abzuhauen, und die jungen Stecklinge etwa 6 Fuß von einander entfernt zu pflanzen. Hier in der Palmſonntagsbucht von Roatan (ſo nannte Phillipp ſein Erbgut) hatten die Termiten nur zu fleißig für das Hinwegräumen der alten Stämme geſorgt, denn auch manche noch in der Entwicklung ihrer letzten Früchte ſtehende Bäume ſchienen von innen her von jenen zerſtörenden Thieren angegriffen zu ſeyn, und es war da ein Kampf zwiſchen dem mächtigen Anwachſen einer zerſtörenden Naturkraft des Thierreiches und einer bildenden ſowie erhaltenden des Pflanzenreichs, wobei die letztere dennoch den Sieg davon trug. Denn obgleich die Mutterameiſe oder Königin eines Termitenhaufens, welche in der Mitte eines ſolchen künſtlichen Baues unbeweglich eingemauert iſt, ſo daß nur der Mund, dem die dienenden Termiten ohne Aufhören Futter zutragen, und der Hinterleib frei hervorragen, faſt in jeder Sekunde ein Ei, in einem Tage mithin gegen 80,000 Eier gebiert, welche von den Dienern ſogleich in das Brutlager gebracht und, wenn ſie ausgekrochen ſind, in weitere Pflege genommen werden, kann dieſe ſo furchtbar ſich mehrende Ueberzahl der Zerſtörer dennoch nicht über die Maſſe der immer neu hervorſproſſenden, ſchnell wachſenden Bananen in einer ſo fruchtbaren, dem Wachsthum dieſer Bäume günſtigen Lage Herr werden, wie die in der Palmſonntagsbucht iſt. Und wie der Fluß ſeine ihn beſchränkenden Uferdämme, ſo hat die Vermehrung der Termiten ihre Begränzung durch die entvölkernden Kriege mit den ſchwarzen Ameiſen, von denen uns Aſhton bei einer andern Gelegenheit erzählt.

---

*) Man pflegt übrigens zwei Arten des Piſangs zu unterſcheiden, den eigentlichen Piſang (Musa paradisiaca) und den Bananenpiſang (Musa Sapientum).

Der locker zuſammengewebte Stamm des Bananenbaumes hat keine glatte Außenfläche, ſondern iſt durch die ſcheidenartigen Hüllen, aus denen er bei ſeinem Wachsthum ſich hervorgeſchoben hat, ſowie durch die Reſte der älteren Blattſtiele ſo uneben, daß die Füße eines hinankletternden Mannes allenthalben einen Punkt zum Auftreten finden. Mit Leichtigkeit ſchwang ſich Philipp zu den ſchönſten, fruchttragenden Kolben hinauf, pflückte ſich nach Belieben die gelblichen Bananen ab, und ihr Wohlgeſchmack machte ihm das Vorgeben der Muhamedaner des Morgenlandes begreiflich, nach welchem dieß die Frucht ſeyn ſoll, zu deren verbotenem Genuß das erſte Elternpaar im Paradieſe ſich habe verlocken laſſen.

Die Sonne fing an heiß zu ſcheinen; unſer Inſulaner, am Boden ſitzend und mit dem Rücken an einen Bananenſtamm gelehnt, genoß der Ruhe und des wohlthuend kühlenden Schattens, den das breite Dach des mächtigen Blätterwipfels gab. Das Geſchrei der Arras und der andern Papageien war verſtummt: dieſe labten ſich ſchweigend an der Fülle der Früchte, die es dort überall gab; man hörte nur das leiſe Rieſeln des Baches und das pauſenweis ſich wiederholende Anſchlagen der ſchwach bewegten Meereswellen an das ſandige Ufer. Faſt wäre das Ausruhen in einen ſüßen Schlummer übergegangen, da wurden Philipps Träumereien durch Laute unterbrochen, die in ihm eben ſo viel freudige Hoffnung als Furcht und Schrecken erregten. Zuerſt war es die Stimme des Kalbes, die ſich wieder ſo wie am vorigen Abend, jedoch viel lauter und näher als geſtern vernehmen ließ, und das Geblöke ſchien heute nicht von einem einzigen Kalb allein, ſondern von mehreren zugleich zu kommen. Der Inſulaner ſprang auf und ſchaute neugierig unter den Bäumen umher nach der Viehheerde und dem wahrſcheinlich ſie begleitenden Hirten, da erſchreckte ihn plötzlich der Knall einer Flinte. Kaum war der Schuß verhallt, da hörte man einen zweiten und dritten, und nach einer kurzen Pauſe knallten mehrere Feuergewehre zugleich los. Einige Papageien und Trupiale, die in den Wipfeln der Waldbäume geruht hatten, flogen mit lautem Geſchrei davon; Philipp ſchrieb ihre Flucht der Furcht vor dem Geſchoß der Jäger zu. Was konnte das Schießen bedeuten? Waren etwa die Seeräuber wieder an die Inſel zurückgekehrt, oder war es eine andere Geſellſchaft von bewaffneten Männern, die ſich nahte, und was hatte der arme, unbewaffnete Jüngling von ihnen zu erwarten? Gutes oder Böſes? Aber, ſo dachte er, wenn dieſe Leute nur keine Seeräuber ſind, von der Sippſchaft des Spriggs oder des Ned Low, dann habe ich in jedem Falle hier in meiner Verlaſſenheit mehr von ihnen zu hoffen als zu fürchten. Sie werden ſich meiner erbarmen, und ich will ihnen ja gern zu jedem ehrlichen Dienſt bereit ſeyn.

Das Schießen kam, dieß konnte man deutlich wahrnehmen, von der Gegend der Meeresküſte her. Es hatte jetzt aufgehört; vorſichtig nahte ſich Philipp zwiſchen dem Dickicht der Bäume der Stelle, an welcher er die Jäger vermuthete. Er ſpähte aufmerkſam nach ihnen herum; nirgends, weder im Walde noch an der Meeresküſte, war ein Menſch zu ſehen; immer weiter wagte er ſich in's Freie und blieb zuletzt unter dem Schatten eines vereinzelten Baumes am äußerſten Saum des Waldes ſtehen. Da auf einmal knallte wieder ein Flinten- oder ein Piſtolenſchuß los, nicht aber vor oder neben, ſondern über ihm in den Zweigen des Baumes, und zu gleicher Zeit flog eine Menge, wie es ihm ſchien, von großen Schroten und Holzſplittern um ſeinen Kopf herum. Eilig ſprang er bei Seite, ſchaute dann mit verdoppelter Aufmerkſamkeit nach dem Baum hinauf, und bemerkte nun, daß die vermeintlichen Schüſſe weder von Piſtolen noch Flinten, noch von der Hand eines Jägers kamen, ſondern von einem durchaus unſchädlichen Gewehr, das ohne Pulver, ohne den Funken von Stahl und Stein losgieng, und welches ſtatt der Kugeln oder Schrote nur mit Samenkörnern und Schalenſtücken ſchoß. Es waren die kugelrunden, oben flach gedrückten, anſehnlich großen Früchte des Baumes, unter welchem er ſo eben noch geſtanden, welche durch das Zerplatzen ihrer holzigen Kapſel den Knall hervorbrachten und zugleich ihre reifen Samen von der Größe eines Daumengliedes mit Heftigkeit weit umherſchnellten.

Der ſeltſame Baum, der ſich mitten unter den ſtummen, ſtillen Waldbäumen des wärmeren Amerika's ſo laut machen kann, daß er ſchon manchen europäiſchen Wanderer in Schrecken ſetzte, heißt bei den Indianern der Baruce, bei den dortigen Europäern der Streuſandbüchſen- oder der Knallbaum (Hura crepitans). Er wird nur etliche zwanzig Fuß hoch, hat viele Zweige und große, herzförmige, langgeſtielte Blätter, die, wenn eines abfällt, immer durch ein anderes erſetzt werden, ſo daß der Baum das ganze Jahr hindurch grün bleibt. In den Zweigen wie in den Blättern iſt ein milchiger, etwas ſcharfer Saft enthalten. Von den Blüthen tragen, wie an unſern Nußbäumen, nur die einen Früchte, in den andern erzeugt ſich blos Blüthenſtaub. Die Früchte ſind Kapſeln, von außen mit 12 Furchen, inwendig mit 12 Fächern, in deren jedem ein ziemlich großes, rundliches, etwas flach gedrücktes Samenkorn liegt. Wenn dieſe Samen reif, und die Schalen der Kapſel feſt und dürr ſind, und es fällt dann ein heißer Sonnenblick auf dieſelben, oder ein Vogel, der an dem

Samen Geſchmack findet, hackt in eines der Fächer hinein, dann ſpringen die einzelnen Fächer mit jenem Knall auseinander, welcher faſt wie ein Flintenſchuß lautet. Die Schnellkraft der zerplatzenden Frucht iſt ſo ſtark, daß ſie nicht blos die Samen weit hinwegſchießt, ſondern, wenn man ſie in einem Glaſe verwahrt hält, auch dieſes in Stücken ſchlägt und die Splitter mit ſo großer Gewalt umherſchleudert, daß es nicht rathſam iſt bei einem ſolchen Verſuch in der Nähe ſtehen zu bleiben. Die Europäer nehmen die Frucht vom Baume, ehe ſie noch ganz reif iſt, ſchneiden ſie unten am Stiele auf und benutzen ſie dann mit ihren 12 Fächern zu einer Streuſandbüchſe, die freilich wohlfeiler und leichter zu haben iſt als jede andere.

Während Philipp noch da ſtand und den Baum betrachtete, der einzig unter allen Bäumen der Erde einen ſolchen Lärmen macht, kamen ihm endlich doch einmal auch die Kälber zu Geſicht, nach denen er ſich geſtern, ſo wie heute, vergeblich umgeſchaut hatte. Er hörte ihr Blöken von neuem; durch die eben gemachte Erfahrung am Knallbaume klüger gemacht, ſchaute er aber nicht mehr zur Rechten und zur Linken, ſondern in die Höhe, von woher, aus den Zweigen eines hohen Baumes, die Kälberſtimme kam. Er ſah nun wohl, daß ſein vermeintliches Kalb kein vierfüßiges, ſondern ein zweibeiniges, geflügeltes Thier, ein roſtbrauner Vogel, etwas größer als eine Dohle, war, der, wie er ſpäter bei näherer Beobachtung wahrnahm, am Vorderkopf einen kahlen Fleck, wie eine große Glatze, hatte. Es iſt derſelbe, den die Europäer in Weſtindien den Kapuzinervogel, die dortigen Neger aber den Großvater nennen (der Gymnocephalus calvus), und ſeitdem unſer Inſulaner einmal wußte, wer der Blöker war, unterſchied er ſeine Stimme gar wohl von der eines Kalbes, mit der ſie allerdings ziemliche Aehnlichkeit hat.

Nach dieſer zweifachen neuen Lektion in der Naturgeſchichte ſeiner Inſel kehrte Philipp zu dem ſchattigen Sitze unter den Muſabäumen und zu ſeinen für den Mittag geſammelten Vorräthen der Früchte zurück. Zu dem vortrefflichen Gericht der Bananen war hier in der Nähe auch ein Trunk zu haben, nach deſſen erfriſchendem Genuß, wenn er ihn erſt einmal verſuchte, ſelbſt den anſehnlichſten europäiſchen Herrſcher, mitten in der Fülle ſeiner reich beſetzten Tafel, gelüſten würde. Neben der zarten, reichen Fürſtin, der Muſa, ſtand da, eines Hauptes höher denn alles Volk der Bäume, das ihn zunächſt umgab, ein König der Bäume in aller Herrlichkeit ſeines königlichen Schmuckes, unter der Fülle der Schätze ſeines Hauſes, womit er Tauſende zu erquicken vermag. Es war der ächte, edle Kokospalmbaum (Cocos nucifera), der ſchon in der bloſen Abbildung das Auge entzückt, noch mehr aber, wenn ihn dieſes in der Friſche ſeines Wachsthums mit der majeſtätiſchen, weit ausgebreiteten Krone ſeiner Blätter und mit dem Diadem ſeiner Blüthen und Früchte erblickt. Einzelne Stämme dieſes königlichen Baumes erheben ſich da in der reichbegabten Palmſonntagbucht bis zu einer Höhe von 70 bis 80 Fuß; kein Blatt oder Zweig verhüllt die ſchöne, edle Geſtalt des Stammes, der gleich der Säule eines kunſtreichen Tempels in gleichbleibender Dicke emporſteigt, bis zu dem grünen Kapitäl der Krone, wo er ſich verdickt und ganz nach oben die pfeilförmig gerade hinaus ragenden jungen Blatttriebe, weiter herabwärts die immer mehr in horizontaler Richtung ſich ausſtreckenden älteren, dicht an einander geordneten Blattreihen trägt. Das ganze Kapitäl der Krone breitet ſich in harmoniſch ſchöner Rundung öfters zu einem Umfang von faſt 100 Fuß aus, denn der rinnenförmig geformte Blattſtiel, bei ſeiner Anfügung mehr denn eine halbe Elle breit, allmählich aber ſich verdünnend, iſt gegen 16 Fuß lang, und bei dem zweiten Viertel ſeiner Länge beginnen zu beiden Seiten die enggedrängten Reihen der anderthalb Ellen langen, zwei Daumen breiten, faſt ſchilfartigen, am Ende ſpitzig zulaufenden Blätter, die ſich in der Geſammtheit der Blattkrone zu einem dichten Schirmdach über einander fügen. Unter dieſer Krone iſt das Haupt des prachtvollen Baumes rings umher von dem Geſchmeide der Fruchtkolben umgeben, deren manche ſo eben erſt die ährenförmig in mehreren Büſcheln beiſammenſtehenden Blüthen, andre die halbwüchſige Frucht entfalten, während noch andre die ſchon reife Nuß tragen, welche, wenn ſie noch von ihrer aus vielen Faſerfäden zuſammengewebten, im friſchen Zuſtand zum Theil röthlichen oder grünlichen, dreieckigen Hülle umgeben iſt, die anſehnliche Größe eines Kürbis hat. Ein jeder Blüthenbüſchel trägt mehrere, öfters 12 bis 16 Nüſſe, und hin und wieder ſieht man an einem Baume 60 bis 70, meiſt aber doch 30 zugleich ſtehen.

Wie ein milder, reicher Geber, der jedem Bedürftigen nicht nur gern und willig von ſeinem Reichthum mittheilt, ſondern ihn freundlich einlädt, nur zu kommen und zu nehmen, was umſonſt ihm dargereicht wird, erſcheint die Kokospalme in ihrem ganzen Weſen. Da, wo der Stamm aus dem Boden hervorkommt, iſt er ein wenig gekrümmt, ſo daß er, mit ſeinem von hier an ſchnurgeraden Wuchſe, dennoch mehr oder minder merklich nach einer Seite ſich hinüberneigt. Da wo im jüngeren, jugendlichen Alter des Baumes, als er noch von niederer Geſtalt war, die Blattſtiele ſaßen, welche bei weiterem Wachsthum abfielen, finden ſich am Stamme zerſtreut halbmondförmige Hervorragungen, welche, gleich einer Art von Treppe, das Hinanſteigen bis zur Krone erleichtern. Auch unſer Inſulaner benützte dieſe natürliche Stiege, und nach wenigen Minuten war er oben am Kapitäl der Palme, pflückte ſich Nüſſe in verſchiedenen Graden der Reiſe und warf ſie auf den Boden herab. Ein einziger Fruchtbüſchel gab ihm mehr, als er zu ſeinem Gebrauch für heute und morgen bedurfte. Er unterſuchte jetzt, als er wieder unten am Bache ſaß, ſeinen ſo leicht gewonnenen Vorrath; und ohne ſich vor der Hand Mühe zu geben, die ſchon hart und holzig gewordenen Faſerhüllen der überreifen Früchte zu öffnen, löste er, mit Hilfe eines ſcharfen Splitters von einer Muſchelſchale, die noch knorpelartig weiche Umgebung der zwar ausgewachſenen, dabei aber nicht vollkommen ausgereiften Früchte ab. Die Nuß von dieſen, größer als das Ei eines Schwans, war von einer elaſtiſch biegſamen weichen Schaale umgeben, an deren dickem Ende drei Gruben ſich fanden. Beim Zuſammendrücken der noch bleichgelblichen Schale drang aus einer dieſer Gruben, die ſich jetzt öffnete, eine ſolche Menge des wohlſchmeckenden, erfriſchenden Saftes hervor, daß ſchon die Hälfte davon zur Stillung des Durſtes hinreichte. Etwas mehr Arbeit koſtete das Durchſchneiden und Ablöſen der feſteren Hüllen, ſo wie das Zerſchlagen der ſchon bräunlichen, hartſchaligeren Nüſſe, deren nußartig ſchmeckender, nahrhafter Kern in ſeiner Höhlung auch eine Fülle des trefflichen, mandelmilchähnlichen Saftes enthielt. Unſer Inſulaner war in reichem Maße durch dieſen Genuß der Früchte befriedigt; die Bewohner jener Länder, in denen die Kokospalme wächſt, ziehen aus dieſem königlichen Baum noch vielfach andern Nutzen, indem ſie aus dem Safte, den ſie aus einem durchſchnittenen Blüthenkolben in ein angehängtes Gefäß fließen laſſen, einen Palmwein bereiten, aus dem Kern der alten Nüſſe durchs Kochen ein vortreffliches Oel, beſſer als Baumöl, ſo wie aus der zurückbleibenden Maſſe eine Art von Syrup gewinnen, das oberſte Ende der jungen Stämme als Palmenkohl verſpeiſen, die Blätter zu allerhand Flechtwerk, den Stamm zum Bauen anwenden. Mit leichter Mühe läßt ſich aus jeder vollkommen reifen Nuß in günſtigem Boden ein neuer Baum erzeugen, welcher nach 10 bis 12, ja unter einem heißeren Klima ſchon nach 6 Jahren Früchte trägt, im 30. Jahre am ergiebigſten iſt, jenſeit des 60. an Kräften abnimmt, was ſich ſelbſt an ſeinen Nüſſen verräth, die bei ſehr alten Bäumen nur die Größe eines Entenei's haben, endlich aber, alt und lebensſatt, im 80., ja, wenn man ihn ſtehen läßt, wohl erſt im 100. Jahre das reichgeſegnete Werk ſeines Daſeyns beſchließt, und dann ſelbſt die letzten Blätter abwirft. In der That ein Lebenslauf, der eines ſolchen Königes der Bäume werth iſt.

Wohlgefällig betrachtete unſer Inſulaner den unvergleichlichen Palmengarten, den Wald der Bananen, die kleinen Haine der Orangen, und all' die andern Herrlichkeiten des Gewächsreiches, deren viele ihm auch bereits durch ſeine früheren Wanderungen auf der Inſel bekannt geworden waren, wie der Avogato-, der Sapota-, der Mammei- und der Melonenbaum. Dieß Alles, was die Hände andrer, vielleicht längſt verſtorbener Menſchen gepflanzt hatten, war ja jetzt ſein unbeſtrittenes Eigenthum. Fröhlichen Muthes wanderte er durch ſeinen Orangengarten, aus welchem er ſich noch einige der ſchönſten Früchte zum Nachtiſch mitnahm, nach ſeinem Lieblingsplatz bei der alten Kapelle, im Schatten der hohen Cypreſſen, welche die Thürme ſeines Landſitzes vorſtellten. Hier legte er ſich zur Mittagsruhe am Boden nieder, und als Kiſſen für ſein Haupt diente ihm ein grünbewachſener Hügel, vielleicht das Grab eines der vormaligen Bewohner der Kolonie. Ueber ihm, in den ſchattigen Zweigen der Cypreſſen, girrten die Tauben, von jenen buntfarbigen Arten, davon wir in Europa keine wohnhaft haben; ganz nahe bei ihm, in den Aeſten eines Mangobaumes (Mangifera), der ſo eben in der vollen Pracht ſeiner in Trauben beiſammenſtehenden weißen, gelbgeſtreiften, gewürzhaft duftenden Blüthen ſtand, ſaß ein Vogel, der an Schönheit des Gefieders faſt alle Vögel übertraf, welche unſer junger Naturfreund bis dahin geſehen hatte. Er war von der Größe eines Gimpels; ſein goldgrünes, unten hochrothes, glänzendes Gefieder, war aber in ſo weich aufgelockerte, lange, ſeidenartig feine Fahnenfäden getheilt, daß er viel dicker ausſah als er wirklich war. Unbeweglich und träge ſaß der Vogel noch an derſelben Stelle des Baumes feſt, wo ihn Philipp ſchon am Morgen geſehen hatte, ſchnappte zuweilen mit ſeinem breiten, kurzen Schnabel ein ihm nahe kommendes Inſekt auf, und ließ dabei einen faſt kläglichen, der ſchreienden Stimme eines kleinen Wiegenkindes gleichenden Ton vernehmen. Es war der ſchöne Kurukulvogel (Trogon Curucui), einer der prachtvollſten, zugleich aber auch trägſten Vögel der Erde, der nur zu gewiſſen Zeiten ſeine Stimme hören läßt, und ſein Neſt in Baumlöchern oder in einer Höhle anlegt, welche das Männchen in den (verlaſſenen) Bau einer Termitenart hineinhackt, die auf Bäumen ihren Wohnort hat. Der Pudel lag, ſchon längſt ſchlafend, zu den Füßen ſeines Herrn, welchem dann auch während der heißeſten Stunden des Tages ein erquickender Schlummer die Augen ſchloß. Dieſer war ſo feſt, daß der Schläfer lange Zeit die Plage der kleinen, ſchwarzen Fliegen nicht fühlte, welche hier in der feuchten Bucht, wie er dieß heute bemerkt hatte, ſchon jetzt, wenn auch nicht ſehr häufig, doch läſtig zu werden anfingen, wie ſie an ſeinem bisher benützten Wohnort dies nur nach mehreren Wochen wurden. Erſt in einer ſpätern Nachmittagsſtunde verließ der junge Inſulaner ſeinen ſchattigen Ruheort, wandelte, Lieder ſingend, die ihm Geiſt und Herz erquickten, unter den Palmen und Bananen umher, nahm zuletzt noch ein Seebad, und begab ſich dann in ſeinem ſelbſtbereiteten Sandgrabe, das er ſich heute mit Bananenblättern ausgelegt hatte, zur Ruhe.

22. Die Weiterreiſe und vorbildliche Heimkehr.

Wir ſprechen hier ſchon von einer Heimreiſe, und dennoch, wie weit lag jeder Punkt der Inſel Roatan von der Heimath unſers Philipp Aſhton ab; wie himmelweit verſchieden war die Laube aus dem Zweiggeflechte einiger Paſſionsblumen-Geſträuche am Saume des Waldes, dort am öſtlichen Ende der Inſel, wo man die Ausſicht nach dem freien, weiten Meere hat, von dem behaglich eingerichteten, mit allen Bequemlichkeiten verſehenen Elternhauſe in Salem. Aber es liegt eine ganz beſondere Macht in dem Zuge der Gewohnheit, in dem Zuge, der das Thier wie den Menſchen nicht nur nach dem Ort der Geburt, ſondern ſogar, wenn dieſer weit abgelegen iſt, nach einem Nachtlager, nach einem Ruheplätzchen, nach irgend einer Stelle hinführt, wo der bedürftige Leib ein oder etliche Male mit Speiſe und Trank erquickt worden iſt. Unſre Kutſchenpferde wie die Karrengäule halten gern vor einem Wirthshaus ſtill, wo ſie irgend einmal die nächtliche Ruhe genoſſen haben oder gefüttert worden ſind; der wandernde Vogel wie der ſtromaufwärts ſchwimmende Lachs und wie die Schildkröten des Meeres, wenn man ſie aus dem Schiffe, darin man ſie gefangen hielt, hinauswirft in das Gewäſſer, ſuchen und finden von weiter Ferne her ihren früheren Aufenthaltsort und Brutplatz wieder auf; der berühmte Eſel des engliſchen Kapitäns Dundas, den man, als das Schiff in der Gefahr des Sturmes erleichtert werden mußte, beim Kap Gates in's Meer warf, fand, nachdem er ſich durch Schwimmen an's Land gerettet, durch die ganze Südſpitze von Spanien ungefragt ſeinen Weg nach Gibraltar zu dem Stalle, darin er eine Zeit lang einquartirt geweſen und gefüttert worden war. Ein ſolcher Zug der Gewohnheit war es auch, der unſern Philipp Aſhton aus ſeinem reichen Erbgut in der Palmſonntagsbucht wieder hinwegführte zu ſeiner armen Laube und ſeinem Seegraslager, in der Nähe des Waſſerplatzes der Seeräuberſchiffe.

Es mag hiebei wohl noch etwas Andres mitgewirkt haben. Gerade die Oſtſeeſpitze der Inſel, die in den atlantiſchen Ozean hineinragte, gab die meiſte Hoffnung, daß hier einmal über kurz oder lang ein engliſches oder ein amerikaniſches Schiff vorbeipaſſiren, und, wo nicht an Roatan, doch an Bonacca landen, durch gegebene Zeichen aber bewogen werden könne, ſich ſeiner zu erbarmen und ihn mit in die Heimath zu nehmen. Ueberdieß war ihm dort in der Nachbarſchaft durch ſeinen 14tägigen Aufenthalt ſchon jeder Tritt und Schritt bekannt; es war ihm, wie man zu ſagen pflegt, heimlicher dort als hier bei den Grabſtätten und verödeten Gemäuern zu Muthe: deßhalb lag es ihm daran, das ſchöne, heilige Oſterfeſt und die letzten Tage der ſtillen Woche lieber dort zu feiern als hier.

Mit den Gedanken an die Rückkehr nach ſeiner Laube war er am Montag nach Palmarum erwacht, und nachdem er geiſtig wie leiblich zu ſeinem Tagwerk ſich geſtärkt hatte, trat er, in Hoffnung einer baldigen Wiederkehr, zu der ſchönen Bucht der Palmen ſeinen Weg an. Zunächſt wollte er die Reiſe noch weiter gegen Weſten, bis zum Ende der Inſel fortſetzen, dann auf der Südſeite, um auch dieſe kennen zu lernen, ſich wieder nach Oſten wenden. Er war ſeither ſo daran gewöhnt worden, überall auf Roatan irgend eine eßbare Frucht zu finden, daß er, um ſich die Wanderung nicht zu erſchweren, nur wenige Bananen und etliche Orangen in ſeinen Korb nahm, um nöthigenfalls wenigſtens gegen den Durſt und plötzlich zuſtoßenden Hunger Etwas zu haben. Seiner Schätzung nach, die ſich auch bei den ſpäter mehrmalen wiederholten Wanderungen durch die Inſel als richtig erwies, mochte er am vorgeſtrigen Tage, die unbedeutenden Krümmungen zur Rechten und zur Linken abgerechnet, der geraden Richtung der Längenausdehnung der Inſel nach, einen Weg von 6 bis 7 Stunden zurückgelegt haben, es konnte deßhalb, wenn die Angabe des Steuermanns richtig war, nicht mehr weiter als etwa 4 bis 5 Stunden bis zum Weſtende des Eilandes ſeyn. Der Bergrücken, der ſich, bald der einen, bald der andern Seite näher tretend, durch die Mitte der Inſel hinzieht, war, dieß hatte er vorgeſtern erfahren, auf ſeiner Höhe und gegen Süden hin großentheils kahl und ohne Waſſer; dagegen hatte der nördliche Abhang dichte Waldungen und mit ihnen zugleich wahrſcheinlich an vielen Stellen auch quellendes oder laufendes Waſſer. Ohnehin läßt ſich vermuthen, daß jenes ſchwarze Geſtein, welches Philipp Aſhton an der nördlichen Seite ſeiner Inſel hin erblickte, und deſſen hin und wieder vorkommende ſäulenförmige Geſtalten ihm einige Male als Reſte von menſchlichen Bauwerken erſchienen, nichts andres als Baſalt geweſen ſei, eine Felsart, die überall, wo ihr die Bedeckung des Pflanzenwuchſes nicht ganz genommen wurde, der Erzeugung von Quellen ſehr günſtig iſt.

Unſer Wandersmann verſuchte es zuerſt, ſeinen Weg nach Weſten längs der Nordküſte der Inſel fortzuſetzen; ſchon nach einer Stunde Gehens bemerkte er jedoch, daß dieſe Küſte, wegen der öfters ſich an ſie herabziehenden Ausläufer des Mittelgebirges, ſo bedeutende Krümmungen mache, daß er in dieſer Richtung erſt ſehr ſpät ſein Ziel erreichen werde. Eine Thalſchlucht zog ſich vom Meere aus, von Nord oder Nordoſt nur mäßig anwärts ſteigend, gegen Süden hin; die Höhen zu beiden Seiten ſchienen ſich hier zu theilen und einen natürlichen Paß zu bilden, welcher die Breite der Inſel durchſchnitt und von der einen Küſte wenigſtens bis zur Nähe der andern führte. Hier hatte der Sturm gehauſt, der dieſen Erdſtrich zuweilen in furchtbarer Stärke heimſucht; die Baumſtämme lagen in langen Reihen neben einander zu Boden geſchmettert, manche ſchon ganz von Termiten ausgehöhlt, ſo daß ſie unter dem auftretenden Fuß zuſammenbrachen, andre noch in minder verſehrtem Zuſtande. Länger als eine halbe Stunde hatte Philipp den Paß verfolgt, da ſah er einen Baumſtamm von mittlerer Stärke quer über ſeinen ungebahnten Weg liegen, und wäre unbedenklich auf denſelben zugeſchritten, wenn nicht der treue Pudel, der voranlief, plötzlich mit einem Schrei des Schreckens einen weitern Umweg um den vermeintlichen Baumſtamm eingeſchlagen, und als er eine Strecke jenſeits deſſelben war, ängſtlich ſich umgeſehen hätte nach ſeinem HErrn. Auch dieſer wurde jetzt aufmerkſam, und bemerkte mit einem Schrecken, welcher nicht kleiner war als der ſeines Ami, daß der vermeintliche Baumſtamm eine ungeheure Schlange ſei, welche nur wenig Schritte vor ihm lag. Sie that ihren

Rachen ſo weit auf, daß, wie unſer Inſulaner ſich ausdrückt, „ein Hut darinnen Raum gehabt hätte," und ziſchte ihn an. So ſchnell er es vermochte, entſprang er dieſer gefährlichen Nachbarſchaft, hinan auf den Abhang zur Rechten, und dort, wo er ſich ſicher glaubte, blickte er noch einmal auf den Gegenſtand ſeines Schreckens zurück. Das Thier hatte nach ſeinem Augenmaaß eine Länge von 12 bis 14 Fuß, und ſchien ihm ſo dick als der Leib eines Mannes, ihre Oberfläche glich der eines ſchwärzlich-braunen, mit zartem Moos bedeckten Baumſtammes. Während ſeines Aufenthaltes auf Roatan, und bei ſeinen ſpätern Beſuchen auf einigen der benachbarten Inſeln hatte er mehrere Male Gelegenheit, ſolche Schlangen zu ſehen, welche meiſt in zuſammengeringelter Stellung da lagen, den Kopf, welcher faſt die Form eines Hundekopfes hatte, in der Mitte. Die Schlange, an welcher Philipp und ſein Hund heute vorbeikamen, ſchien ſich ſo eben mit einem jungen Tajaſſuſchwein oder irgend einem andern Thiere geſättigt zu haben, denn ſie blieb ruhig an ihrem Orte liegen. Ueberhaupt iſt dieſe Art der amerikaniſchen Rieſenſchlangen (Boa constrictor), denn eine ſolche war es, dem Menſchen nicht gefährlich, weil ſie dieſen, ſo viel man weiß, niemals ſo, wie die afrikaniſchen oder aſiatiſchen Arten es thun, anfällt, ſondern nur Thiere, von denen ſie auch die kleineren (Mäuſe, Ratten, Meerſchweinchen, ſelbſt Fröſche) verſchlingt. Ihr Biß iſt nicht giftig.

Der treue Pudel hatte, als er die große Schlange erblickte, nur einen einzigen Schrei des Schreckens gethan, und ob er gleich noch immer von Zeit zu Zeit furchtſam hinter und um ſich blickte, auch einige Male bei einem kleinen Geräuſch zuſammenfuhr, ſchien er doch bald das grauenhafte Abenteuer wieder vergeſſen zu haben; dagegen ließen die Vögel des benachbarten Dickichts deſto länger die Laute des Schreckens und des Abſcheus vernehmen, welche der Anblick der Rieſenſchlange, die dort am Boden lag, oder, wie Philipp mit größerem Rechte vermuthete, der einer kleinern, kaum halbwüchſigen Schlange von gleicher Art ihnen eingeflößt hatte, welche mit ziemlich raſchen Windungen an einem der noch ſtehen gebliebenen Baumſtämme emporkroch, und öfters mit aufgeſperrtem Rachen bald da bald dorthin ziſchte. Wie bei uns eine Nachteule, wenn ſie am Tage im Wald oder auf freiem Feld, angebunden vielleicht vom Jäger an eine Stange, ſich blicken läßt, von ganzen Schaaren der Vögel umkreiſt wird, die laut ſchreiend bald nach ihr hinfahren, bald, wenn ſie mit Schnabel und Klauen um ſich haut, wieder zurückweichen, ſo wurden hier die Schlangen, ohne daß ſie im Mindeſten darüber erſchracken, durch Hunderte von Vögeln angeſchrieen, ſo daß der ganze Wald zur Rechten und zur Linken davon ertönte.

In der That, das wäre ein anziehendes Schauſpiel für einen Naturforſcher, und ein wünſchenswerthes Ereigniß für einen Freund der Jagd geweſen, wenn er in dieſem Augenblick hätte bei Philipp ſeyn können. Außer den Arras und einigen kleineren Arten der Papageien, machten die Trupiale und die Hühner den größten Lärm. Philipp ſah hier zum erſten Male das große, blaulich-ſchwarze Hockohuhn (Crax Alector), mit gekräuſeltem Federbuſch und gelblicher Wachshaut am

Schnabel, faſt ſo groß als ein Truthahn, dieſes von allen Koloniſten und Jägern des ſüdlichen Amerika's hochgeſchätzte Federwildpret, das öfters als Haushuhn auf Höfen gehalten wird, und welches zwar im Laufen nicht ſo leicht ſich einhohlen läßt, auf Bäumen aber, wo es in ſeiner Dummheit ſich für ſicher hält, leicht geſchoſſen werden kann. Auch hier ſaß, Hock Hock und Pi, Mitu ſchreiend, eine ganze Schaar auf einem Baumaſt, von welcher ein Jäger, wäre er zugegen geweſen, eine nach der andern würde haben herunterſchießen können, ohne daß die übrigen davon geflogen wären. Mit den Jammertönen des Hock Hock zugleich hörte man da das rauhe, wenn auch nicht ſehr laute Geſchrei des Schakuhuhnes (Penelope), mit nackter, zinnoberrother Kehle und oliven-braunem Gefieder, und das laute Pfeifen der Tinamu- oder Magonahühner (Crypturus), an denen ebenſo wie an unſern Kaul- oder Kluthühnern kein Schwanz zu ſehen iſt. Von dieſer Gattung der Hühner gab es mehrere Arten, eine größere und eine kleinere. Das ganze geflügelte Volk des Waldes, mit Ausnahme eines trägen Curucuis (m. vgl. S. 181) war in Aufruhr; dieſer aber, nur an ſein Gewerbe des Fliegenfangens denkend, blieb ganz unbeſorgt auf einem Aſt des Baumes ſitzen, an deſſen Stamm gerade die kleinere Schlange emporkroch, bis dieſe, mit einem ſchnellen Hervorſchießen ihres Rachens von hinten her ihn erwiſcht und verſchlungen hatte. Aber auch den wachſamen Vögeln, die ſo aufmerkſam nach den Schlangen hinſchauten, half ihre Wachſamkeit nicht ſonderlich viel, weil ſie nur einſeitig war, nicht auch nach andern Seiten herumſchaute. Denn während ein kleines Tinamuhuhn ſeinen niedlichen Kopf nach der Schlange, die den Curucui erſchnappte, emporhob und dabei einige mitleidsvolle Töne vernehmen ließ, kam eine Sarigue oder Beutelratte (Didelphis) — (das einzige vierfüßige Raubthier, das auf Roatan lebt) von der Seite her geſprungen, und erwiſchte das klagende Thier bei ſeiner Kehle, um ihm mit dem Blute zugleich das Leben hinwegzunehmen.

Hoffentlich wird es keiner unſrer Leſer dem guten Pudel verdenken, daß er hier, wo ja für Jedermann freie Jagd war, auch ſeiner Waffen, die immer geladen waren, ſeiner ſchnellen Füße und ſeiner Zähne, ſich bediente, um ſich ein Wildpret zu erbeuten. Eines der kleinen wilden Kluthühner oder Tinamu's, das in dem Augenblick, wo die Beutelratte ſeinen geflügelten Gefährten packte, ſich flüchtig machte, kam ſo nahe an ſeinem Maul vorüber, daß er nur darauf loszufahren und es anzufaſſen brauchte, um es zu ergreifen. Der treue Ami hatte heute den ganzen Tag noch nichts genoſſen als einige magere Krebslein; das amerikaniſche Rephuhn, auch für Menſchen ein angenehmer Biſſen, behagte ihm wohl. Sein Herr gönnte ihm das Frühſtück gern, und auch er, wäre ihm eine Flinte zur Hand geweſen, hätte ſich wohl ein ſchönes Hockohuhn vom Baum herabgeſchoſſen; — doch was hätte jede ſolche Jagdbeute ihm genutzt ohne ein Feuer, daran man das Fleiſch genießbar machen konnte.

Der Pudel war in ungemeiner Schnelle mit ſeinem Frühſtück fertig und hätte, wenn noch ein ſolcher Leckerbiſſen ihm in's Maul geflogen wäre, gerne auch dieſen zu ſich genommen: manche Feder hatte er, ſo wie die meiſten Knochen, mit verſchlungen, und man hat nicht gehört, daß dieſe rohe Koſt ihn beſchwert hätte. Philipp aber, dem es in dieſer Heimath der Schlangen etwas unheimlich zu Muthe geworden war, machte ſich fort aus dem Thale, hinauf nach dem freieren Rücken der weſtlichen Anhöhen.

Es war noch in einer früheren Stunde des Vormittags; die Sonne ſtrahlte von der Seite her auf den ungebahnten Weg, den er durch's Gebüſch und an den Felſenwänden hinan einſchlug; doch fühlte er ſich tief erſchöpft, als er den freien Gipfel eines Hügels erſtiegen hatte, der nach allen Seiten hin eine weite Ausſicht gewährte. Es war noch nicht der höchſte Punkt des Höhenzuges, welcher der Inſel Roatan ihre langgedehnte Geſtalt gibt. Etwas weiter in Weſten erhob ſich ein kegelförmiger Berg, deſſen Scheitel weit über alle andern Anhöhen hinaufragte. Wie ſich ſpäter bei mehrmals wiederhohlten Wanderungen durch die Inſel ergab, war dieſes wirklich der höchſte Höhenpunkt des ganzen Eilandes. Philipp nannte ihn, nach dem Wochentage, an welchem er ihn zuerſt erſtiegen hatte, den Montagsberg.

Erſt vorgeſtern hatte ſich unſer, mit ſeinem kleinen Königreiche noch unbekannter Inſulaner durch die Scheingeſtalt von Burgruinen, die ein Sandſteinfelſen nachbildete, anlocken und täuſchen laſſen; heute gab er ſich dennoch einer neuen Täuſchung der gleichen Art hin. Was konnten die ſchwärzlichen Säulen und Mauern auf der weſtlichen Anhöhe nach ſeiner Vermuthung anders ſeyn als Werke der bauenden Menſchenhand? Sie lagen in der Richtung, welche er für ſeine Entdeckungsreiſe ſich vorgezeichnet hatte; und wenn auch wirklich die vormaligen Erbauer und Bewohner ſchon längſt ſollten hinweggeſchwunden ſeyn, galt es doch dort vielleicht, ein ähnliches Erbgut in Beſitz zu nehmen als in der Palmſonntagbucht. Unter dem Schatten eines Gebüſches, das der Myrte glich, und das kirſchenartige rothe, gewürzhaft ſchmeckende Früchte trug (wahrſcheinlich vom Geſchlecht der Eugenien, zu denen auch der in Oſtindien wachſende Gewürznägelein-Baum gehört), ſetzte er ſich nieder, nahm da zu ſeiner Stärkung die mitgebrachten Bananen und Orangen, ſo wie den letzten Reſt der Lecythis-(Topfbaum-) Nüſſe zu ſich, und ſetzte ſich hierauf in Begleitung ſeines treuen Ami wieder in Bewegung. Nach manchem mühſamen Schritte, öfters, wenigſtens auf einige Minuten, ſtill ſtehend, dann weiter ſteigend, hatte er endlich den Scheitelpunkt ſeines Eilandes, den ſchon erwähnten Montagsberg, erſtiegen. Die vermeintliche Burg, wie er dieß, ohne übrigens von ſeinem Vorhaben, die Höhe zu erklimmen, abzulaſſen, ſchon aus einiger Entfernung bemerkt hatte, war abermals nichts Anderes als ein Fels von grotesker Form, aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Baſalt, deſſen ſäulen- und tafelartige Gebilde, auf mannigfache Weiſe gruppirt, den großentheils aus ähnlichem Geſtein gebildeten Berg auf ſeinem Gipfel bekrönten. Die Mühe des Hinaufſteigens wurde indeß reichlich belohnt. Dort konnte man mit einem Male die ganze Inſel in der Ausdehnung ihrer Länge wie ihrer Breite überſchauen; und wäre da ein Zeichner von Landkarten geſtanden, der hätte dem damaligen kleinen Könige von Roaton, unſerem Philipp Aſhton, einen Abriß ſeines Reiches mit all' ſeinen Höhen und Tiefen, grünenden Wäldern und kahlen Einöden, Buchten und Landzungen, entwerfen können, für welchen auch wir andern Freunde der Länderkunde ihm höchlich Dank wiſſen wollten.

Von der Baſaltkuppe aus, worauf er jetzt ſtand, bemerkte Philipp, daß er bis zum äußerſten Weſtende ſeiner Inſel nur noch einen kurzen, höchſtens etliche Stunden dauernden Weg haben könne; auch ſah er, daß am Saume des nördlichen Abhanges hin der Wald mit ſeinem Schatten ſich fortſetze und ſelbſt den ſüdlichen Rand eine Strecke weit umſäume, daß mithin auch dort eine Ausſicht auf Süßwaſſer ſei. Aber der weſtliche Horizont des Himmels, der das Meer und ſeine kleinen Inſeln, ſo wie das in blauer Ferne ſichtbare Feſtland der Hondurasbay begrenzte, hatte heute ein Ausſehen, das er während ſeines bisherigen Aufenthalts auf Roatan noch nie bemerken konnte. Dichte Wetterwolken mit zackigem, ſcharf begrenztem Umriſſe erhoben ſich dort; faſt noch mehr als die Sandſtein- und Baſaltfelſen hätte man dieſe für Feſtungswerke halten können. Auch höher hinan von dem weſtlichen Horizont hatte der Himmel ſein klares, dunkles Blau verloren; er war wie von einem dünnen, röthlich grauen Schleier umzogen, der ſelbſt den Sonnenſtrahlen einen Theil ihres blendend hellen Lichtes, nicht aber ihre ſengend heiße Gluth benahm. Philipp wußte damals noch nicht dieſe Vorzeichen eines nahenden Gewitterſturmes zu deuten; er ſetzte mit immer mehr ermattenden Schritten ſeine Wanderung fort, mit dem Vorſatz, heute noch, wo dieſes möglich, an dem Weſtende von Roatan ein Nachtlager zu ſuchen.

„Wo werde ich heute Speiſe hernehmen, um mich zu ſättigen, einen Trank, um den peinigenden Durſt zu ſtillen, der mir die Glieder lähmt? dieß mögen wohl die vorherrſchenden Gedanken geweſen ſeyn, mit denen der junge Inſulaner in einer der ſpäteren Nachmittagsſtunden ſeinen Weg fortſetzte, nachdem er den heißeſten Theil des Tages in einer Felſenſchlucht, unter den ſchattigen Zweigen eines auch hier wachſenden Wollenbaumes (m. vgl. S. 147.), an deſſen Wurzelfortſätzen jedoch kein Tropfen Waſſers zu finden war, verſchlafen hatte. Und die allmächtige, allgütige Hand, die den jungen Raben ihr Futter reicht, hatte auch heute ſchon für ſeine Nachmittags- und Abendkoſt, ſo wie für ein Nachtlager geſorgt.

Es war ein mühſamer, ſteiniger Weg, der vom weſtlichſten Abfall des Mittelgebirges hinabführte nach dem Meere. Loſes, rolliges Geſtein bedeckte den Boden; unter jedem Fußtritt gab daſſelbe nach; der Pudel ſprang freilich leicht von einem Stein auf den andern voran; ſein Herr aber, öfters ausgleitend und niederſitzend, wäre, wenn Ami nicht immer von Zeit zu Zeit auf ihn wartend ſtill gehalten hätte, ſo bald nicht nachgekommen. Dazu ſchien jetzt die nahe zum Meer herabſinkende Sonne, wenn auch durch den Schleier der getrübten Luft halb bedeckt, dem Wanderer gerade in's Geſicht, und kein Lüftchen kühlte ihn, denn über dem Meer wie über dem Lande brütete die von den Seefahrern unter jenem Himmelsſtrich ſo gefürchtete Windſtille. Endlich, man möchte mit dem armen Philipp ſagen Gott Lob! war die Meeresküſte erreicht, und nach kurzem Verſchnaufen war das Erſte, das der Wanderer that, das Abwerfen der armſeligen Kleider, um durch ein Seebad ſich zu erquicken. Aber das Bad weckt den Hunger, und der Hunger ſchärft den Blick des Auges, das nach dem lieben, täglichen Brod ſich umſieht, und es auch, wenn der Menſch auf rechtem Wege iſt, und neben dem Beten auch das Arbeiten fleißig übt, mit ſeltenen Ausnahmen, die der Hüter der Menſchen zu ihrer Läuterung zuweilen verhängt, jederzeit findet.

Der ſcharfſinnige Ami war auch diesmal ſeinem Herrn auf dem Wege der nützlichen Entdeckungen vorausgegangen. Als ſich Philipp nach dem guten Thier umſah, fand er daſſelbe am Fuß der Felſenwand, bei einer Kluft derſelben damit beſchäftigt, in den lockern Sandboden hineinzugraben und mit dem wenigen Waſſer, das in die Grube hineindrang, ſeinen Durſt zu löſchen. Es fand ſich da ein Quell, deſſen Waſſer aber in der jetzigen Jahreszeit ſo ſparſam aus der Tiefe heraufdrang, daß es den Sandboden nur eben feucht machte. Philipp half mit ſeinem Reiſeſtabe nach und bald war die Grube ſo tief und der Waſſerzufluß ſo hinreichend, daß beide, ohne ſich an der trüben Farbe des Getränkes zu ſtoßen, ihren Durſt löſchen konnten.

Ein Baum von geringer Höhe wuchs dort häufig, welchen unſer Inſulaner ſchon auf ſeiner erſten kleinen Wanderung in das von ihm ſogenannte Flamingothal (nach S. 135.) mit vielen Früchten bedeckt geſehen hatte. Damals, wo er ſo mancherlei andere, wohlſchmeckendere Koſt gefunden, hatten ihn dieſe birnenähnlichen, gelblichen Früchte, welche in der dünnen, ſaftvollen Hülle ihres ſüß und angenehm ſchmeckenden Fleiſches eine klumpenartig zuſammengehäufte, große Menge von ſehr harten Kernen enthalten, nicht ſonderlich angezogen; heute aber, wo keine ſolche Abwechslung möglich war, gewährten ihm dieſelben eine ſehr erwünſchte Abendkoſt. Dabei auch eine ſehr leicht zu habende, denn der Gujavebaum (Psidium pyriferum) erhebt ſich mit ſeinem meiſt ſchief und krumm gewachſenen Stamme nur ſelten über Mannslänge; ſeine Zweige breiten ſich weithin nach allen Seiten aus und laſſen ſich, ohne zu zerbrechen, in alle Formen biegen und flechten, weßhalb ſich ihrer Philipp öfters bei ſpäteren Gelegenheiten zu allerlei Flechtwerk bediente. Auch lernte er bei näherer Bekanntſchaft mit ihnen jene Eigenſchaft der Gujavefrüchte kennen, durch welche dieſe wohlſchmeckender werden, wenn man ſie unreif vom Baume abnimmt und an irgend einem Aufbewahrungsort reifen läßt (was ſehr bald geſchieht), als wenn man ſie erſt im Zuſtand der Reife vom Baume pflückt. Auch noch einen guten Nachtiſch fand der junge Wandersmann unter einem ziemlich hohen Baum am Boden liegen. Es waren die, wie Mandeln ſchmeckenden, kaſtanienähnlichen, an der Oberfläche ihrer Schale rauhhöckerigen Nüſſe des Pekeabaumes (Caryocar nuciferum), deſſen ſchöne Blüthen, ſo wie die fleiſchige Schale, welche die Nüſſe umgibt, und die bei der einen Art von butterähnlichem Mark durchdrungen iſt, Philipp ſpäter kennen lernte.

Unter dem Zweigedach eines Gujavebaumes bereitete er ſich aus Seegras, das er am Strande fand, ſein Nachtlager. Der Geruch nach friſchem Heu, welchen jener Baum aus Blättern und Früchten von ſich gibt, ſtörte ihn nicht in ſeiner Ruhe; der Mond ſchien hell, und Gottes Schutz, dem er ſich empfohlen, war mit ihm; der treue Pudel, der ſich, ſein Herr hatte heute nicht bemerkt, womit? am Strande reichlich geſättigt hatte, legte ſich zutraulich zu ſeinen Füßen.

Das Brauſen des Meeres, das Anſchlagen ſeiner Wogen an die Felſen des Strandes wurde in den Morgenſtunden ſo laut, daß es den Schläfer erweckte. Es mußte ſich gegen Weſten hin, an der Küſte des Feſtlandes, ein ſtarkes Gewitter entladen haben; auch erſchien nach dieſer Richtung der Horizont von dichten Wetterwolken getrübt. Unſer Wandersmann ſang fröhlich zu dem lauten Getön der Meeresbrandung ſein Morgenlied, und ſtieg den Hügel, der in Südoſten von ſeinem Nachtlager ſich erhob, hinan. Hier fand er ſich auf der äußerſten ſüdweſtlichen Landſpitze von Roatan; eine Menge kleiner Inſeln, darunter auch eine von etwas anſehnlicher Größe, Utilla genannt, lagen vor ſeinen Augen, mehrere von ihnen als kahle, unfruchtbare Sandbänke oder Felſenriffe, andere von Wäldern grünend. Er hatte nun nach Weſt und Südweſt das äußerſte Ende ſeines ſchönen Eilandes geſehen, dieſes Ziel ſeiner Forſchungsreiſe war erreicht; er wendete ſich ſüdoſtwärts hinab zur Küſte, um auch dieſe Seite der Inſel näher kennen zu lernen.

Im Allgemeinen, dieß hatte ihn ſchon die geſtrige Ausſicht von dem „Montagsberge“ gelehrt, war der Abfall des Mittelgebirges nach Süden hin ſteil und kahl; doch hatten die Maſſen des Sandes, die von dem dort vorherrſchenden Sandſteingebirge im Verlaufe der Zeiten ſich ablösten, unten am Meeresufer hin eine bald ſchmälere, bald breitere ebene Fläche gebildet, welche dem Fußreiſenden ſeinen Weg längs des Strandes erleichtert. Schon aus ziemlicher Entfernung bemerkte unſer Inſulaner jenſeit der kahlen Sandwüſte, auf welche die Sonne ungehemmt ihre glühend heißen Strahlen warf, einen nahe an der Küſte hinlaufenden dichten Wald, deſſen Grün dem geblendeten Auge und, wie der Wanderer hoffte, bald auch den ermüdeten, der Kühlung begehrenden Gliedern einen erwünſchten Ausruhepunkt gewähren konnte. Als er näher kam, ſah er da ein wunderliches Gewirr und Gedränge von Bäumen vor ſich, dergleichen ihm noch niemals vor Augen gekommen. Es war eine mächtige Gruppe von Manglebäumen (Rhizophora Mangle), welche dort über den brackigen (Seewaſſer wie Süßwaſſer enthaltenden) Sumpf ſich ausbreitete. Unſere Leſer werden wahrſcheinlich den ſeltſamen Manglebaum, dem man in einigen Sprachen den Beinamen des tauſendfüßigen beigelegt hat, wenigſtens in Abbildungen geſehen haben, denn in vielen landſchaftlichen Gemälden der heißeren Länder und auch für ſich allein iſt dieſes große, baumartige Sumpfgewächs dargeſtellt, das aus der Oberfläche ſeines jungen Stammes und aus ſeinen Aeſten unzählige Wurzelzweige hervortreibt, die ſich nach dem Boden hinablaſſen, und als wirkliche Wurzeln in dieſen hineinwachſen, ſo daß allerdings ein ſolcher Manglebaum außer ſeinem Stamme noch mit ungemein vielen kleineren Füßen in dem feuchten Erdreich ſteht. Seine hin und wieder aus dem Waſſer hervorragenden Wurzeln laufen dabei ſo weit hinaus, daß der Fußgänger, von einer zur andern tretend, wie auf einer Prügelbrücke über den Sumpf hinwegſchreiten kann.

Philipp, der ſich für ſeinen heutigen Weg nur mit einem kleinen Vorrath von Pekeanüſſen verſorgt hatte, ſchaute ſich nach den Früchten dieſer vielfüßigen Bäume um, und ſah allerdings mehrere auch an jenen niederen Aeſten hängen, die für ihn erreichbar waren. Aber dieſe Früchte, in ihrer Art von ſo wunderſeltſamer Geſtalt wie der Baum ſelber, ſchmeckten ſo herb, daß er ſie für dießmal bald wieder zur Seite legte. Aus ihrer Mitte ragte, wie ein ſpitzes, an ſeinem rothen Ende gekrümmtes Horn, der ſchon am Stamme keimende Same heraus, der bis zu ſeiner Reife ein ganzes Jahr lang am Baume hängen bleibt und, indem er bei ſeinem Ausfallen aus der Fruchtſchale mit ſeiner Spitze in den ſumpfigen Boden ſich hineinbohrt, alsbald zum neuen Baume ſich entwickelt. Aber was unſerem nach Speiſe verlangenden Wanderer der Baum nicht ſelber geben konnte, das fand derſelbe in reichlicher Menge unten an ſeinen Wurzeln.

Es war ſo eben die Ebbe eingetreten und das zur Zeit der Fluth weit hinein in den Sumpf ſich ergießende Meer hatte ſich zurückgezogen, ſo daß die Wurzeln der Manglebäume frei aus dem Waſſer hervorſtanden. Da bemerkte dann Philipp, daß an dieſen Wurzeln Tauſende jener Auſtern hiengen, deren Arten unter dem Namen der Stock- und Baumauſtern (Ostrea parasitica) bekannt ſind, und deren zartes Fleiſch eine eben ſo wohlſchmeckende als nahrhafte und geſunde Speiſe iſt, welche von den in der Nähe jener wärmeren Meere wohnenden Europäern ebenſo begierig aufgeſucht wird als von den Indianern. Während ſich unſer Inſulaner nach Herzensluſt an dieſem leckerhaften Frühſtück ergötzte, ließ ſein Pudel ſich die Krebſe ſchmecken, welche in unzähliger Menge zwiſchen den Wurzeln herumkrochen; auch die Schaaren der ſchneeweiſen Reiher und großen Waſſerhühner, welche furchtlos unter den Bäumen herumſchritten oder ſchwammen, theilten ſich brüderlich mit den beiden Gäſten in die Freuden der reichbeſetzten Tafel der Natur.

Aber auch dieſe Freuden konnten nicht ungeſtört bleiben. Außer den kleinen, blutigen Neckereien, welche ſich hier an dem Sumpf die Schwärme der Stechmücken (Mosquito's) und andere plagenden Inſekten gegen Geſicht, Füße und Hände des leicht bekleideten Inſulaners erlaubten, ſollte dieſer auch noch einen Schrecken erfahren, eben ſo groß, als jener war, den ihm die Rieſenſchlange verurſacht hatte. Plötzlich ſtoben die Vögel in ſeiner Nähe auseinander; der Pudel, mit einem ähnlichen Schrei der Angſt als bei dem Anblick der großen Schlange, ſprang eilig aus dem Dickicht der Bäume heraus in's Freie. Auch Philipp folgte ſo ſchnell als möglich dem treulich warnenden Thiere nach, ſchaute aber, als er ſich in Sicherheit glaubte, zurück nach dem Gegenſtand, der dieſen Aufſtand erregt hatte. Es war ein Krokodil von etwa 9 Fuß Länge, von ſchwarz und gelber Färbung ſeiner Schuppenſchilder, gelbfarbigem Schwanze und gelblich weißer, grünlich marmorirter Kehle. Wahrſcheinlich hatte es ſo eben eine Ente oder ein Waſſerhuhn als Beute verſchlungen, mit deren Hinunterwürgen es beſchäftigt ſchien. Dieſes ſüdamerikaniſche Krokodil (Crocodilus sclerops), auch Kaiman genannt, iſt, wie ſich Philipp, der ſpäter noch öfters dergleichen ſah, ſelbſt aus Erfahrung überzeugte, für den Menſchen bei Weitem nicht ſo gefährlich als das ungleich größere und ſtärkere Nilkrokodil und manche andere Arten der Krokodile, die in den heißeren Gegenden von Afrika und

Aſien leben. Es fällt meiſt nur dann Menſchen an, wenn dieſe ſich an ſeinen Eiern vergreifen wollen, deren das Weibchen wohl ein halbes Hundert in den heißen Sand legt und mit Schilf oder abgefallenen Blättern bedeckt. Denn dieſe Eier, ſo groß wie die der Gänſe, und mit einer rauhen, leicht zerbrechlichen kalkigen Schale, werden nicht bloß von den Indianern aufgeſucht und gegeſſen, ſondern auch von manchen Sumpf- und Landvögeln, großen Eidechſenarten und Beutelratzen. Nicht verwundern darf es uns deßhalb, daß auch der Kaiman den Feinden ſeines Geſchlechtes, den Waſſer- und Sumpfvögeln, die er durch plötzliches Auftauchen aus dem Waſſer erwiſcht, einen beſtändigen Krieg erklärt hat, wie er denn auch Hunde und ähnliche Thiere von geringerer Größe, wenn ſie durch das Waſſer ſchwimmen, zu ſich hinabzieht und ſie verſchlingt. Seine Hauptnahrung ſcheint in Fiſchen zu beſtehen, weil doch auch ſein Hauptaufenthalt bei Nacht und einen großen Theil des Tages hindurch im Waſſer iſt, das er nur in den heißeſten Stunden des Tages und in den Zeiten des Eierlegens verläßt, um am Lande ſich zu ſonnen oder der Obhut ſeiner Eier zu warten. Hier am Lande iſt der Kaiman bei Weitem nicht ſo geſchwind als das ſchnell und geradeaus vor ſich hinſchießende Nilkrokodil, ſo daß er hinter einem ſchnell laufenden Menſchen ſehr bald zurückbleibt. Aber ſelbſt im Waſſer, wo das gefräßige Thier ſich ungleich gewandter und leichter bewegt als auf dem Lande, fürchten die Amerikaner, die an ſeinen Anblick und ſeine Nachbarſchaft gewöhnt ſind, es ſo wenig, daß ſie furchtlos durch ein Waſſer ſchwimmen oder in demſelben ſich baden, in welchem viele dergleichen Krokodile ſich aufhalten.

Unſer Inſulaner, dem dieſe Bekanntſchaft noch eine vollkommen neue war, hätte indeß ſchwerlich zu einem ſolchen Wagſtück den Muth gehabt. Er ſchlug einen Seitenweg nach dem Abhang der Hügelkette ein, auf welchem er die ſumpfige Niederung mit ihrem Mangle-baum-Walde umgieng, und fand bei dieſer Gelegenheit auch eine Quelle auf, deren Waſſer, ehe es in dem tiefer liegenden Sumpfe mit dem Salzwaſſer des Meeres ſich vermiſchte, trinkbar und wohlſchmeckend war. Nach ſeinem Vorſatz und Reiſeplan wollte er ſchon am nächſten Tage wieder bei ſeiner Laube ſeyn, deßhalb ließ er ſich auch im Schatten des weitvortretenden Felſendaches und der baumartigen Farnen dort bei der Quelle, die jetzt am Ende der lang anhaltenden, trockenen Jahreszeit nur wenig Waſſer gab, nicht lange Zeit zum Ausruhen, ſondern gieng jenſeit des nordöſtlichen Saumes des Manglewalds wieder hinab zur Küſte, wo er auf der ebenen Sandfläche ſeine Richtung ſo gerad als möglich nach Oſten nahm.

Jene drei oder vier Stunden Weges, welche Philipp Aſhton großentheils in der heißen Mittagszeit von dem Ruheort in der Nachbarſchaft des Manglewaldes bis zu dem Endpunkt ſeines heutigen Tagmarſches zurücklegen mußte, hat er immer zu den mühevollſten gezählt, welche er auf allen ſeinen Fußwanderungen erlebte. Die Gegend, durch welche er auf dieſem Stück Weges kam, war wohl die ödeſte und unfruchtbarſte der ganzen Inſel. Namentlich jetzt, wo ſeit mehreren Monaten kein Tropfen Regen ſie getränkt hatte, ſah man weit umher auf ihrem Boden auch keinen einzigen grünen Grashalm, keinen grünenden Baum noch Buſch. Die verkrüppelten Stämme einiger Akazien, die nach langen Zwiſchenräumen und vereinzelt am Abhange der nackten Hügel ſich zeigten, hatten, wie die Bäume bei uns im Winter, ihr Laub abgeworfen; das Land war ausgeſtorben; nur über den Spiegel des Meeres ſahe man, wie eine Wieſſe, die langen Gewinde der Tange (Fucus) oder Seegräſerarten, grüne mit rothen untermiſcht, ſich ausbreiten. Obgleich auf dem Lande kein Wind ſich regte, war dennoch die Luft mit einem feinen, gelben Staube erfüllt, der den Augen wie der Lunge, wenn ſie den Strom des heißen Dunſtes in ſich nahm, wehe that. Vom Haupte bis zur Sohle fühlte der Wanderer heute, zum erſtenmal in ſolchem Maaße, die Pein der Hitze; ſeine Füße, welche nur ſchlecht durch die armſeligen Sohlenſchuhe geſchützt waren, obgleich er dieſe während ſeiner dießmaligen Reiſe durch die Inſel mehr denn zehnmal, bald durch dieſe bald durch jene Baumrinden, erneuert hatte, ſchmerzten bei jedem Schritte, den er auf dem glühend heißen Sande that, und dieſer Schmerz durchdrang mehr und mehr alle Gebeine, ſo daß die Kniee, wie gelähmt, ihren Dienſt faſt verſagten. Ein Wehethun, wie Philipp es noch nie empfunden, bemächtigte ſich des Hauptes und der Bruſt; außen war die Luft wie von einem Nebelflor verhüllt, von innen her das Auge, welches öfters auf einzelne Momente wie von tiefem Dunkel ſich umnachtet fühlte; denn nur wenig fehlte, ſo wäre der entkräftete Leib in Ohnmacht hingeſunken. Von Zeit zu Zeit mußte unſer Inſulaner ſtille ſtehen oder auf die Kniee ſich niederlaſſen, um neue Kräfte zum Weitergehen zu ſammeln; er hatte, um den mühſeligen Gang ſich zu erleichtern, alle die Vorräthe an Lebensmitteln, die er in ſeinen Korb geſammelt, herausgeworfen, und den Korb ſelber hätte er, ſo wie den Waffenſtock, welchen er, ſo nutzlos er ihm geweſen war, bisher noch immer in der rechten Hand getragen, von ſich gethan, wenn jener nicht durch den Sonnenſchirm, deſſen Dach erſt am heutigen Morgen mit allerhand Blättern und Schilfſtücken ausgebeſſert war, ihm nützlich und unentbehrlich geweſen wäre. Wie ſehnte er ſich hinüber in den dichten Wald und an die kleinen Bäche der Nordſeite, denn die Zunge klebte ihm in dieſer ausdorrenden Hitze an ſeinem Gaumen; wenn er aber zu ſeiner Linken auf den gähen, ſchattenloſen Abhang der Berge blickte, die er, um zur andern Seite zu kommen, hätte überſteigen müſſen, dann vergieng ihm, im Gefühl ſeiner Ohnmacht, jeder Gedanke an die Möglichkeit eines ſolchen Unternehmens. Faſt wie in einem Fiebertraume zog er ſeine Straße weiter; und eine Aufregung des Fiebers ſchien es auch zu ſeyn, welche ihm zuletzt die Kraft gab, ſo ſchnell als gewöhnlich weiter zu ſchreiten.

Was unſer Philipp Aſhton in dieſer Stunde empfand und erfuhr, das war mehr noch als eine gewöhnliche Ermüdung; es war jener Einfluß, den die Stimmung der Luft in dieſen heißen Ländern auf die Nerven, namentlich eines Fremdlings, ausübt, wenn jetzt nach lang anhaltender Dürre die Wetterwolken ſich ſammeln, aus denen bald nachher der erſte Regen ſeine Strömungen ausgießt. Der Himmel hatte allmählig von Weſten her ſich ſchwarz umzogen; ein Sturmwind regte die Staub- und Sandmaſſen bis zur Thurmeshöhe auf und trieb ſie mit der Schnelle und Kraft eines fliegenden Geſchoßes vor ſich her; ein Glück für Philipp war es, daß dieſer Sturm mit den Wogen ſeines Sandes ihn nicht in's Geſicht, ſondern in den Rücken traf, und auf dieſe Weiſe ſeinen Lauf eher noch beſchleunigte als hemmte. Er war jetzt an eine Stelle der Küſte gekommen, an welcher die Felſen, wie es ſcheint, nicht von Sandſtein, ſondern von Kalkſtein, ihren Fuß unmittelbar in's Meer ſetzten; er mußte, ſo kraftlos er auch ſich fühlte, an dem Hügel hinanſteigen, um von dort ſeinen Weg in der bisherigen Richtung weiter fortzuſetzen. Er war aber oben auf dem Rücken der Anhöhe noch nicht weit vorwärts gekommen, da brach aus dem jetzt ganz von einem Ende zum andern mit ſchwarzem Gewölk umzogenen Himmel ein Wetter los, dergleichen wir in unſern gemäßigt warmen Ländern niemals eines erleben, die Bewohner der Wendekreiſe aber faſt alljährlich zu erfahren haben. Blitz folgte auf Blitz, und wenn ein Donner vorübergerollt war, da erhob ſchon der andere ſeine Stimme; zuletzt ward aus dem rollenden Laut ein Krachen, bei welchem die Erde zu beben ſchien. Noch hatte der Strom des Regens ſich nicht ergoſſen, als unſer junger Wanderer wie eine geſcheuchte Taube in eine Felſenkluft ſich flüchtete, die von Süd nach Nord als eine tiefe Spalte ſich durch den Hügel zog. Das überragende Geſtein hatte dort an einem höher gelegenen Punkte der Kluft ein Dach gebildet, welches gegen Sturm und Regen Sicherheit gewährte. Kaum hatte der ermüdete Wanderer unter dieſem Dache auf den ebenen Felſengrund ſich hingeſtreckt, da rauſchte und fluthete der Regen in einer Stärke, welche bei uns ein ſogenannter Wolkenbruch hat, aus der Höhe herab. Die Felſenkluft wurde zu dem Bette eines Baches, der mit donnerndem Getöſe Felſenſtücke mit ſich brachte, und bald ſo hoch anſchwoll, daß nur noch wenig Ellen zwiſchen ſeinem trüben Waſſer und jenem Felſenlager waren, darein Philipp ſich geflüchtet hatte. Jener Theil der Bergwand, an welchem er herangeklettert war, ſtand bereits unter Waſſer; weiter nach der Höhe hinan war kein Fortkommen möglich; die Lage des Jünglings war eine höchſt bedenkliche. Aber die Gewitterregen dieſes Himmelsſtriches ſind ſelten von langer Dauer; bei uns hält das Regnen ganze Tage, ja halbe Wochen an, dort meiſt nur eine oder etliche Stunden; und ſelbſt in der eigentlichen Regenzeit, die jetzt noch fern war, iſt in der Regel am Morgen und öfters bis nach Mittag der Himmel heiter; dann überzieht er ſich mit Wolken; dieſe ergießen ihre Fluthen vorzugsweiſe in einer der ſpätern Nachmittagsſtunden; nicht ſelten iſt ſchon bei Sonnenuntergang, faſt immer aber bei Nacht, die Luft wieder klar; die Sterne funkeln in hellem Lichte.

Aus Aſhtons Angaben ſcheint hervorzugehen, daß auf Roatan der Gang der Jahreszeiten jenem ähnlich ſei, welcher auf der Inſel Jamaica, die unter gleicher Breite liegt, beobachtet wird. Zweimal wechſelt dort die trockene Jahreszeit mit den Perioden des Regens, davon die eine als die mäßigere, die andere als die ſtärkere, anhaltendere bezeichnet werden kann. Von Ende des Dezembers an durch die Monate Januar, Februar bis Ende des März iſt der Himmel in der Regel beſtändig heiter, und dieſes iſt die trockene und verhältnißmäßig kühlere Jahreszeit. Von Anfang Aprils bis gegen Ende des Mai treten die Frühlingsregen ein, welche nicht täglich, ſondern öfters nach Zwiſchenzeiten von mehreren Tagen, mit oder ohne Gewitter, ausbrechen und immer nur von kurzer Dauer ſind. Die Monate Juni, Juli, Auguſt ſind die heißeſten, und obgleich, namentlich im Juli, nicht ſelten furchtbare Gewitterſtürme ſich einſtellen, herrſcht dennoch in jenen Monaten die Dürre vor. Allmählich kommt dann ſchon im September, noch mehr im Oktober, die ſtürmiſche, eigentliche Regenzeit, welche im November ihre bedeutendſte Stärke erreicht. Dann fällt an jedem Tage ein häufiger Regen; und nur in der Nachtzeit, wenn keine wärmende Sonne mehr am Himmel ſteht, heitert der Himmel ſich auf, und bleibt in dieſem Zuſtand auch meiſt noch am Morgen und in den früheren Vormittagsſtunden. Auch noch über einen Theil des Decembers pflegt ſich die Regenzeit auszudehnen; doch iſt die Witterung im Chriſtmond, beſonders um Weihnachten, meiſt überaus lieblich und heiter: ein großer Theil der Bäume prangt dann mit Blüthen und reifen Früchten.

Die zuletzt erwähnte eigentliche Regenzeit war es auch, in welcher, wie wir ſpäter dieß weiter berichten werden, Philipp Aſhton am meiſten zu leiden hatte, während die einzeln fallenden Regenſchauer der Frühlingszeit für ihn ohne Beſchwerde vorüber giengen. Namentlich der dießmalige, den er auf ſeiner Heimreiſe in der Felſenkluft abwartete, war für ihn nach des Tages Laſt und Hitze mehr zur Erquickung als zur Beläſtigung. Der Regen hörte auf zu ſtrömen, der Gießbach, den er gebildet hatte, ſenkte ſein toſendes Gewäſſer, und nach kurzer Zeit war er verſiegt. Philipp war unvermerkt für ihn ſelber in einen Schlummer geſunken, aus welchem er, ſo unbequem ſein Lager, mit dem Kopf auf dem Korbe, mit dem Körper auf dem harten Felſengeſtein ſeyn mochte, erſt tief in der Nacht erwachte. Der treue Ami, als wollte er ſeinem Herrn die wärmende Decke erſetzen, hatte ſich an ſeine Bruſt geſchmiegt. Es war jetzt nicht mehr Zeit noch Gelegenheit, eine andere, beſſere Lagerſtätte aufzuſpüren; genügſam wie der Altvater Jakob auf ſeiner Wanderſchaft nach Haran, ſuchte ſich der ermüdete Wanderer eine zuſagende Stelle für ſein Haupt an dem ſteinigen Boden auf, und wenn ihm auch nicht, wie jenem Erben der großen Verheißungen Gottes, die Engel im Traum erſchienen, waren dennoch ſchützende Engel, nach dem Maaß ſeines Bedürfniſſes, bei und um ihn. In dem Halbdunkel und in der Stille ſeiner Felſenkluft ſchlief er, bis die Sonne auftauchte aus dem Meere, und erhob ſich darnach friſch und neugeſtärkt aus ſeinem ſteinernen Bette.

„Der das Schreien der jungen Raben hört und ſie verſorget mit Futter," wird ja, ſo dachte und ſprach er nach ſeinem Morgengebet, „auch mich wieder heute ſpeiſen und tränken." Er ſchritt fröhlichen Muthes der aufgehenden Sonne entgegen, nach Oſten zu, ſein Weg über die mäßigen Anhöhen hin führte ihn bald näher, bald ferner an der Meeresküſte vorüber. Die Luft war abgekühlt von dem geſtrigen Regenguß; das Athmen leichter; das in den Eintiefungen des Felſens zurückgebliebene Regenwaſſer gewährte unſerem Inſulaner ſo wie ſeinem Hund einen reichlichen Morgentrunk.

Einige Stunden weit war die Gegend, durch welche Philipp ſeinen Weg nahm, faſt noch eben ſo öde und entblößt von allem Grün des Pflanzenwuchſes als die, durch welche er am geſtrigen Nachmittag kam. Da regte ſich, ſo viel der eilig dahinſchreitende Wanderer bemerken konnte, nirgends ein lebendes Weſen auf dem nackten Felſengeſtein des Landes; nur der Strand war an einer und der andern Stelle umſchwärmt von den ſchwarzen, kahlköpfigen und nackthälſigen Urubugeiern (Cathartes atratus und Aura), ſo wie von den großen Königsgeiern (Sarcoramphus Papa), denen ihr weißliches Gefieder, der ſchwärzliche Halskragen und die mit einem Hahnenkamm-ähnlichen Fortſatz gekrönte, röthliche Stirn ein ſtattliches Ausſehen gaben. Philipp konnte von ſeiner Anhöhe herab es nicht deutlich unterſcheiden, von welchem, bei dem Sturm an's Land geſchleuderten und hier, wo nicht ſchon im Meere geſtorbenen großen Seethier das Aas war, auf welchem dieſe Geier ihre eckelhafte Mahlzeit hielten. Die ſchwarzen Urubus ſah er ſpäter noch oft an den Küſten ſeiner Inſel; den hellfarbigen Königsgeier aber nur ſehr ſelten, und auch er hatte dann Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß, wenn auch nur ein einziger Königsgeier bei einer ganzen Schaar der Urubu's ſich blicken ließ, dieſe alsbald, als hätten ſie Reſpekt vor der hohen Herrſchaft, ihre Mahlzeit verließen und in einiger Entfernung warteten, bis der vornehmere Ankömmling ſich geſättigt hatte.

Die Sonne ſtrahlte heißer; unſer Inſulaner ſehnte ſich nach einem ſchattigen Ausruheort und nach einer Sättigung ſeines ſeit geſtern Mittag nüchtern gebliebenen Magens. Er hatte auch heute nicht umſonſt auf die Hülfe Deſſen vertraut, der die jungen Raben ſpeiſet, „denn Keiner wird zu Schanden, der Sein harret.“ Es mochte in der vierten Stunde nach ſeinem Aufbruche aus der Felſenkluft (etwa gegen 10 Uhr des Vormittags) ſeyn, da ſah er unten in der Ebene, zu der ihn ſein Weg in der geraden, öſtlichen Richtung wieder hinabführte, eine Gruppe von mäßig hohen Bäumen, die dort auf dem Sandboden (denn hier herrſchte wieder der Sand vor) wurzelten. Seine Zweige bildeten mit ihren anſehnlichen Blättern eine große, ſchöne Krone, in deren Schatten der müde Wanderer ſich hinſetzte. Ein Duft, kräftig wie der unſerer blühenden Citronen, ähnlicher jedoch, in einem nur ſtärkeren Grade, dem Geruch unſerer edelſten Apfelblüthen, gieng von dem Baume aus. Philipp, nachdem er ein wenig ausgeruht hatte, ſah nach dem Quell dieſes lieblichen Duftes ſich um, und erkannte bald, daß nicht nur die jungen, an den oberen Zweigen hervorſproſſenden röthlichen Blätter des durch den geſtrigen Regen erquickten Baumes, ſondern vor Allem ſeine noch hin und wieder an den Enden der Zweige in rispenartigen Büſcheln ſtehenden, roſenrothen Blüthen jenen Wohlgeruch aushauchten. An einem großen Theil der Zweige waren übrigens ſtatt dieſer Blüthen die ſeltſam geſtalteten Früchte zu ſehen, welche nach oben eine nierenförmige Nuß darſtellten, die auf einer fleiſchigen, weinartig ſäuerlich und angenehm ſchmeckenden Unterlage aufſaß. Dieſe Unterlage, oder wie die Pflanzenkundigen ſie nennen, dieſer „fleiſchige Fruchtboden“ war es auch, der durch ſeine birnenförmige Geſtalt und durch ſeine ſchöne rothe und gelbe Färbung, ſo wie durch den angenehmen Geruch unſern Inſulaner zu dem Verſuche bewog, ihn zu koſten und, als jetzt auch der Geſchmack in das gute Zeugniß einſtimmte, das die Sinne des Geſichts und des Geruches gegeben hatten, ihn zu genießen. Es war eine geſunde, gute Speiſe; während der vorhin erwähnte, nußähnliche Same zwar auch einen ſehr wohlſchmeckenden Kern enthält, dabei aber von einer Schale umſchloſſen iſt, deren Saft wie ein ätzendes Gift auf Lippen und Zunge wirkt. Der ſchöne Baum, der dieſe Samen mit fleiſchigem Fruchtboden und mit einem, wenn er vorſichtig von ſeiner Hülle entkleidet wurde, wohlgenießbaren Kerne trägt, iſt der amerikaniſche Nierenbaum (Anacardium occidentale), der auf den weſtindiſchen Inſeln, ſo wie auf dem Feſtland des heißeren Amerika's, ein ziemlich gemeines Gewächs iſt. An mehreren Stellen des kleinen Wäldchens, das dieſe Bäume bildeten, wuchſen auch die Geſträuche der früher erwähnten Paſſionsblumen mit ihren eßbaren Früchten (den ſogenannten Grenadillas), die unſerem hungernden Wanderer ein zweites Gericht für ſeine heutige Frühſtücks- oder Mittagstafel darboten.

Während ſein Herr bei der Tafel ſaß, hatte der Pudel, deſſen Geſchmack die Früchte dieſes Waldes nicht ſonderlich zuſagten, ein Abenteuer beſtanden, das nach zwei Seiten hin einen blutigen, nur nach der einen jedoch einen tödtlichen Ausgang nahm. Philipp hörte auf einmal, nahe hinter ſich, das Schmerzensgeſchrei ſeines treuen Hundes, und ſprang ſogleich, mit einem Baumaſte bewaffnet, den er ſich kurz vorher wieder zum Stocke abgebrochen hatte, zu ſeiner Hilfe herbei. Faſt erſchreckend ſtutzte er auf einige Augenblicke, als er das Thier von furchtbarem Ausſehen erblickte, mit welchem Ami in einen Zweikampf ſich verwickelt hatte. Es war eine mächtig große, blau und grün marmorirte Eidechſe mit langem, ſchlangenartigem Schwanze, und einem Körper, nicht dicker als ein Mannsarm, dabei aber durch ſeinen hohen, aus ſpitzigen Zacken beſtehenden, häutigen Kamm auf dem Rücken und an der ſackartig verdickten Kehle, ſo wie durch die langen, gebogenen Klauen an einigen ſeiner Fußzehen, und durch die ſpitzen Zähne des Rachens hinlänglich geeignet, um Jedem, der dieſes Thier zum erſten Mal ſieht, einen Schrecken einzuflößen. Dieſe Eidechſe hatte ſich in das eine Ohr des armen Pudels ſo feſt verbiſſen, daß dieſer ſich nicht aus ihren Zähnen losarbeiten konnte, bis ſein Herr, als Verbündeter und Waffengenoſſe, ihm beiſprang und mit einem Stockſchlag den er dem biſſigen Thier auf ſeine Naſe gab, daſſelbe ſo betäubte, daß es das Zubeißen vergaß und zu Boden fiel. Jetzt nahm allerdings der Kampf eine andere Wendung, denn der Pudel packte ſeinen Feind, der ſich noch immer mit Klauen und Zähnen, ſo wie mit dem um ſich ſchlagenden Schwanz zur Wehre ſetzen wollte, ſo nachdrücklich an der Kehle und am Bauche, daß der Sieg bald mit vollkommener Niederlage des Gegners entſchieden war.

Wir müſſen es dem ſonſt ſo braven Ami zu gute halten, daß ihn in dieſem Augenblick ein kannibaliſches Gelüſte überfiel, das Fleiſch ſeines in der Schlacht gebliebenen Feindes zu koſten. War er doch hier in der Nachbarſchaft der karaibiſchen Inſeln, deren Bewohner vormals auch ihre Kriegsgefangenen und erſchlagenen Feinde auffraßen. Wenn übrigens der Pudel das Fleiſch des Leguans oder der Kammeidechſe (Iguana), die er im Bund mit ſeinem Herrn erlegt hatte, ſo wohlſchmeckend fand, daß er es nicht beim bloſen Koſten bewenden ließ, ſondern ſich niederſetzte zur Mahlzeit, und dieſe faſt ganz bis auf wenige Knöchlein aufzehrte, ſo darf uns dieſes nicht wundern. Als die Spanier bei der Entdeckung von Amerika die erſten Leguane oder Kammeidechſen ſahen, da fürchteten ſie ſich vor ihnen wie vor giftigen Schlangen; und wenn ſie bemerkten, daß die Indianer ein ſolches Thier mit Wohlgeſchmack verzehrten, da grauſte es ihnen eben ſo ſehr bei dem Zuſchauen, wie unſerem Philipp, als er ſeinen Hund ſo eifrig mit dieſer Mahlzeit beſchäftigt ſah. Aber die Spanier eben ſo wie unſer Inſulaner wurden bald hernach ganz anderes Sinnes, als ſie den ungegründeten Abſcheu, den das Ausſehen des Thieres in ihnen erregte, überwunden, und zum erſten Mal das überaus wohlſchmeckende Fleiſch und die köſtlichen, faſt aus lauter Dotter beſtehenden Eier eines Leguans gekoſtet hatten, denn man hält in jenen Ländern von Amerika, wo die Kammeidechſe lebt, ihr Fleiſch eben ſo für eine Delikateſſe, als bei uns die Aale, Lachſe, Faſanen und Schnepfen, und ſtellt deßhalb dem neugierig-dummen Thiere, das ſich bei Nacht durch ein Licht, bei Tag durch Muſik aus dem Gebüſch oder dichten Gezweig der Bäume, da es verborgen war, hervorlocken läßt, auf alle Weiſe nach.

Man darf dem Pudel, der, wie wir geſehen haben, bei aller Treue, Liebe und Demuth gegen ſeinen Herrn dennoch gegen Leute ſeines Standes, gegen andere Thiere, zuweilen recht grob und tyranniſch war, auch jene guten Eigenſchaften nicht abſprechen, die er im Umgang mit der thieriſchen Bewohnerſchaft der Inſel entwickelte. Für dießmal haben wir nur eine ſolche Handlung zu erwähnen, worin ſich die Bereitwilligkeit ſeines guten Herzens kund gab, den Nothleidenden zu helfen, den unſchuldig Unterdrückten gegen ihre Tyrannen beizuſtehen. Ein blutdürſtiges Beutelthier hatte ein allerliebſtes, niedliches Thierchen vom Geſchlecht der auch bei uns wohlbekannten Meerſchweinchen (Cavia Cobaia) angefallen, und wollte es tödten und freſſen, da ſprang der ritterliche Pudel alsbald hinzu, ergriff den boshaften Mörder beim Genick, ſo daß dieſer ſein armes Schlachtopfer frei gab, und nachdem er dem Vertheidiger der Unſchuld, der ihn zu zeitig losgelaſſen, noch einen derben Biß in ſeine ehrliche Schnauze verſetzt hatte, eilig die Flucht auf einen Baum ergriff. Der arme Pudel blutete jetzt freilich aus zwei Wunden, davon jedoch keine von gefährlicher Art war. Philipp nahm das kleine, aus Mörderhänden gerettete Thier, das wie gelähmt von Schreck unbeweglich am Boden ſaß, in ſeine Hand und dann, um ſeiner, wenn es nöthig ſei, noch beſſer zu pflegen, in ſeinen Korb, den er ſtatt eines Deckels mit einem Flechtwerk von Baumzweigen verſchloß. Seinem wackern Ami wuſch er an einer Pfütze, darin noch das Regenwaſſer von geſtern ſtand, ſeine in ehrenvollem Kampf empfangenen Wunden, und ſetzte dann in ſeiner Geſellſchaft den Weg nach Oſten fort.

So öde und troſtlos die Gegend geweſen war, durch welche unſer Inſulaner am geſtrigen Tage kam, ſo fruchtbar und reich war dagegen die, welche er heute kennen lernte, ein Wald von Palmen und Akazien, dazwiſchen allerhand andere Bäume mit genießbaren Früchten, deren Arten er ſchon auf ſeinen früheren Wanderungen hatte kennen lernen, zog ſich hier von den Hügeln bis in die Nähe der Küſte herab, in deren brackigem Waſſer hochſtämmiges Bambusrohr wuchs. Mit weiten Schritum watete in dem Sumpf der große amerikaniſche Storch oder Jabiru umher, der mit ſeinem mächtigen, aufwärts gebogenen Schnabel nach Schnecken und Muſcheln im Sumpfe herumfiſchte; aus den Zweigen der Bäume ließen die braunfarbigen Papageien ihr Geſchrei, der Curucui ſein klägliches „Vow Vow" vernehmen. Man konnte überdieß ſagen, daß hier ein Land ſei, in welchem, wenn auch nicht Milch, doch Honig floß, denn es gab in dieſem Walde mehrere, dem heißeren Amerika eigenthümliche, von den unſrigen verſchiedene, Honig bereitende Bienen, aus deren in Felſenlöchern und hohlen Bäumen angelegten Vorrathskammern die Fülle des Ueberfluſſes hin und wieder herausſtrömte. Im Schatten eines Sapotabaumes (m. vergl. S. 111) hielt unſer Wanderer, nachdem er mit einigen ſeiner überreifen Früchte ſich erquickt hatte, ſeine Mittagsruhe. Die Sonne war ſchon tiefer gegen Weſten hinabgeſunken, als er ſich von Neuem auf den Weg machte. Seinem Dafürhalten nach, das ſich auch ſpäter als richtig erwies, wäre der gerade Weg nach ſeiner kleinen Reſidenz über die Hügel zu ſeiner Linken hinüber, gegen Oſt-Nord-Oſten gegangen; da ihm jedoch das Gehen an der ebenen Meeresküſte hin für ſeine ſchmerzenden Füße bequemer war, und er überdieß wünſchte, ſeine dießmalige Entdeckungsreiſe noch dadurch zu vervollſtändigen, daß er den ganzen Verlauf dieſer fruchtbaren Waldpartie und ihren ungefähren Abſtand von ſeiner Laube genauer durchforſchte, blieb er in der Nähe des Seeſtrandes.

Seine Anſtrengung wurde reichlich belohnt. Er kam, an der Küſte hingehend, in eine Gegend, an welcher ſich offenbar Spuren eines früheren Anbaues durch europäiſche Anſiedler vorfanden. Auch hier gab es noch einzelne Grundmauern; die Gebäude ſelber, wahrſcheinlich aus Holz, hatten die Termiten ſchon längſt hinweggeräumt. Da in der Nähe ſtanden, eben ſo wie in der Palmſonntagbucht, edle Kokospalmen mit ſüßem Saft und Kern; eine kleine Pflanzung von Bananen, und ein ſtattlicher Baum, ausgezeichnet von andern durch die Form ſeiner Zweige, die ſo niederwärts hängen, als wollten ſie dem Menſchen ihre unvergleichbar köſtlichen Früchte recht bequem in ſeine Hände reichen. Es war die Chirimoya (Annona tripetala), eine Art des oben (S. 153) erwähnten Flaſchenbaumes, deren urſprüngliche Heimath an der Weſtküſte des ſüdlicheren Amerika's iſt. Die Frucht, von rundlicher oder pyramidaler Form, deren breiteres Ende an den Zweigen feſtſitzt, erreicht unter günſtigen Umſtänden eine ſehr bedeutende Größe, und in ihrem Vaterlande zuweilen ein Gewicht von 14 bis 16 Pfund; ſie enthält in ihrer dicken, grünen, ſchwarz-gefleckten Schale ein zartes Fleiſch, deſſen aromatiſcher Wohlgeſchmack von Einheimiſchen wie Fremden dem Geſchmack aller andern Früchte des Landes vorgezogen wird. Auch Philipp labte ſich ſchon heute, noch mehr aber in der Folge, an dem Genuß der Chirimoyafrucht, davon öfters eine einzige zur Sättigung für mehr denn einen Mann hinreichend geweſen wäre, obgleich die Größe derſelben hier auf Roatan niemals ſo bedeutend war, als ſie in Peru und Chili ſeyn mag. Unter noch manchen andern Bäumen der unſerem Wanderer bereits bekannten Arten fand ſich hier auch wieder der Palta oder Avogatobaum.

deſſen Früchte, wie wir früher erwähnten, ſelbſt der Pudel nicht verſchmähte; und bei einem ſpäteren Beſuch entdeckte Philipp hier in der Nähe auch noch eine dritte Art des Flaſchenbaumes, den Cuſtardapfelbaum (Anona synamosa), in deſſen Frucht ein zartes, halbflüſſiges Fleiſch enthalten iſt, das wie Milchrahm-Creme mit Zimmt ſchmeckt.

Die Sonne war untergeſunken; der Mond, faſt voll, beſchien klar und hell die ſchöne Landſchaft; unſer Inſulaner wollte ſich bereits, an der Möglichkeit, noch heute ſeine Laube zu erreichen, verzweifelnd, nach einem bequemen Nachtlager umſehen. Sein Ami jedoch ſchien noch keine Luſt zum Schlafen zu haben, er lief immer voraus, und wenn ſein Herr, nach einem Ruheort ſich umſchauend, ſtehen blieb, kehrte das kluge Thier um, bellte ungeduldig und halblaut, ſprang mit freundlich wedelndem Schwanze, als wollte es ihm etwas ſagen, an ihn hinan, und lief dann wieder vorwärts. Auf einmal ging auch unſerem Wanderer ein Licht in ſeinem Innern auf, ſo hell als das äußerliche des Mondes; er erkannte die Küſtengegend, an welcher er ſich befand, es war dieſelbe, da er am Sonntag vor acht Tagen die großen Schildkröten geſehen hatte; von hier, das wußte er, hatte er nur noch eine kleine Strecke zu ſeiner Laube; er folgte ſeinem treuen Führer, und Beide kamen noch bei guter Zeit auf ihrem wohlbekannten Lager von Seegras an. Dankbar erhob Philipp Hände und Herz zu dem Menſchenhüter, der auf ſeiner Reiſe ihn bewahrt, geſchützt und ſo reichlich geſegnet hatte. Nur noch wenige Minuten, da umfieng ihn der ſüße Schlaf mit ſeinen Träumen.

23. Die ſtille Woche.

Später als gewöhnlich erwachte Philipp am andern Morgen aus ſeinem Schlafe; die längere Ruhe auf dem bequem eingerichteten Lager war ihm, nach der Anſtrengung der letzten Tage, eben ſo nothwendig als wohlthätig geweſen. Als er vom Lager aufſtand und aus ſeiner Laube hinausgehen wollte an den Bach, der nach dem geſtrigen Regen wieder ſtärker floß, und welcher ihm ſein Waſch- wie Trinkwaſſer gab, da fühlte er erſt, wie viel ſeine Füße, beſonders in den beiden letzten Tagen ſeiner Wanderung, gelitten hatten. Die Baumrinden und Blätter, welche ihm die Stelle der Schuhe und Stiefel vertreten mußten, gewährten ſeinen Fußſohlen einen ſo unzureichenden Schutz, daß, während er auf ſeinen ungebahnten Wegen durch Wald und Gebüſch einherſchritt, bald einmal ein Dorn, bald ein Holzſplitter oder ein ſcharfkantiger Stein die Haut zerſtach und zerſchnitt. Namentlich hatte er am geſtrigen Abend, wo er noch bei Mondenlicht wanderte, mehrere Stacheln, wahrſcheinlich von Fackeldiſteln, ſich in die Füße geſtochen, welche erſt heute ihm recht empfindliche Schmerzen erregten. Wie wir ſpäter ſehen werden, waren es hauptſächlich ſolche öfter wiederkehrende und niemals vollkommen geheilte noch geſchonte Verletzungen der Füße, welche unſerem Inſulaner ſein Leben auf Roatan und den Genuß ſeiner herrlichen Natur auf lange Zeit verbitterten und erſchwerten.

Für dießmal, wo das Uebel noch in ſeinem erſten Entſtehen war, hatte der arme Jüngling noch Kraft genug, ſeinen Schmerz zu überwinden, denn mit Ausnahme der Füße fühlte er ſich ſeit ſeinem Aufenthalt auf der ſchönen, reichen Inſel vollkommen friſch und wohl, und von ſeinem krankhaften Zuſtand, darin er zuletzt auf dem Schiff ſich befand, völlig wieder geneſen. Nachdem er den Tag in ſeiner Weiſe mit freudigem Geiſt begonnen hatte, gieng er, freilich hinkend an beiden Füßen, nach dem Bache hin. Das Waſchen der ſchmerzenden Füße brachte ihm große Erleichterung, und bald nachher übernahm auch der treue Ami das Geſchäft eines Arztes, indem er die Wunden an den Sohlen ſeines Herrn mit ſeiner wohlthuenden Zunge leckte.

Es war heute der Donnerſtag der ſtillen Woche vor Oſtern, der ſogenannte grüne Donnerſtag. Philipp hatte ſchon längſt beſchloſſen, die letzten Tage dieſer Woche, ſo wie das liebe, heilige Oſterfeſt in ſabbathlicher Ruhe hinzubringen und zu feiern, und eine ſolche äußere Ruhe gebot ihm jetzt auch das Leiden ſeiner Füße. Um des Leibes Nahrung und Nothdurft brauchte er heute und morgen nicht beſorgt zu ſeyn, denn von den guten Topfbaumnüſſen, davon er vor ſeiner Entdeckungsreiſe einen ſo großen Vorrath eingetragen hatte, daß kaum ein Drittel davon in ſeinen Korb gegangen wäre, lag noch eine ganze Menge in ſeiner Lauberhütte; dazu kamen die Grenadilla's oder Paſſionsblumen-Aepfel, welche hier einer und dort einer an dem grünenden Dache und den Wänden ſeiner Laube hiengen, und das Getränk zur Tafel gab der Bach in Ueberfluß.

Zufällig fiel der Blick unſeres Inſulaners, als er im Schatten der Laube ſein Frühſtück nahm, auf den Reiſekorb, der noch immer durch das geſtern gefertigte Flechtwerk der Zweige und Blätter verſchloſſen war.

„Du armes Thierchen,“ rief er aus, „an dich hatte ich nicht mehr gedacht. Aus den Zähnen deines Mörders habe ich dich gerettet und dennoch vielleicht vor Hunger und Durſt umkommen laſſen.“

Er öffnete den Korb; das Meerſchweinchen ſaß am Boden, ſah laut grunzend wie ein Ferkel ihn an, und ſchien ſich in heftiger Aufregung gegen ſeine Hand, als dieſe ſich ihm näherte, zur Wehre ſetzen zu wollen. Unſer zärtlicher Thierfreund erkannte bald, was die Urſache ſolcher Heftigkeit ſei. Der kleine Pflegling, den er geſtern in ſeinen Schutz genommen, war ein trächtiges Weibchen geweſen, welches, wahrſcheinlich in der vorhergehenden Nacht, zwei Junge geboren hatte, die nicht ſo wie die Jungen vieler unſerer kleinen Säugethiere blind und nackt, ſondern ſehend und mit feinen Härchen bedeckt waren. Man konnte ſich nichts Niedlicheres denken, als dieſe munteren Kleinen, die jetzt an der Mutter ſogen, dann aber ſo leichtfüßig wie ein aus dem Ei gekrochenes Kichlein neben ihrer Alten im Korbe herumliefen. Philipp bereitete ſogleich für dieſe Familie der Auswanderer neben ſeiner Laube ein weiches Lager, brachte ſie dorthin, und ſah mit Vergnügen, wie wohl ſich ſein Meerſchweinchen den reifen Grenadillaapfel ſchmecken ließ, den er ihm vorſetzte. Schon am andern oder dritten Tage fiengen auch die Jungen an, von den Mahlzeiten ihrer Mutter zu koſten, denn bei dieſen merkwürdigen Thieren ſind die Kleinen, faſt von ihrer Geburt an, ſo wie unſere jungen Hühner, geeignet, ſich ſelber ihren täglichen Unterhalt zu verſchaffen, ſo daß ſie nur nebenbei und auf kurze Zeit der Milch der Mutter, an welche ſie übrigens gern ſich anſchmiegen, bedürfen.

Wir müſſen hier abermals dem höflichen und verſtändigen Betragen des Pudels Ami ein gebührendes Lob ertheilen. Allerdings trat derſelbe, als ſein Herr die fremde Familie zu Bett gebracht hatte, neugierig zu derſelben hin; und wollte ohne Scheu vor dem Zorn der grunzenden Mutter die neuen Ankömmlinge beſchnuppern, als ihm jedoch Philipp ſeine unſchickliche Neugier mit Worten und mit einem leiſen Schlag der Hand verwies, trat er ganz verſtändig zurück, und bezeugte von nun an eine ſolche Achtung gegen dieſe Gäſte ſeines Herrn, daß er es ruhig, und wie es ſchien, mit Vergnügen ſich gefallen ließ, als etliche Tage nachher die jungen Meerſchweinchen, wenn er in der Nähe ihres Bettchens im Schatten lag, in ſeinem dicken Pelz herumkrochen und ſpielten. Selbſt die Alte wurde gegen den guten Ami in Kurzem eben ſo zutraulich als ihre Kinder, und trug ſich manchmal, ohne daß der wohlgezogene Pudel es wehrte, ein Stücklein von den Avogatofrüchten hinweg, die derſelbe aus der Hand ſeines Herrn, als Nachtiſch zu ſeinen Krebsgerichten, empfangen hatte.

Auch noch eine andere, dem Herrn der Inſel bereits bekannte Familie, hatte ſich in der Nähe ſeiner Reſidenz, während ſeiner Abweſenheit, häuslich niedergelaſſen. Dieß war das Arra-Pärchen, welches ſich Philipp, wie wir oben erzählten, durch die Pflege, die er dem verwundeten Weibchen erwieſen, zur Dankbarkeit verpflichtet hatte. Schon am erſten Vormittag nach ſeiner Rückkehr bemerkte er, daß jene beiden ſchönen Papageyen in einem hohlen Baume, der nahe bei ſeiner Laube ſtand, ſich ein Neſt zugerichtet hatten. Das Weibchen war noch immer ſo zahm geblieben, daß es die Früchte, die der mildthätige Inſulaner ihm hinlegte, vor allem den innern Kern der Kokosnüſſe, nahe bei ſeinen Füßen ſich abholte; und ſpäter thaten dieß auch die beiden Jungen, welche dem Elternpaar entſproſſen waren.

Den Donnerſtag und noch mehr den Charfreitag verbrachte unſer Jüngling aus Salem großentheils in einer Weiſe, wie ſie dieſen beiden Tagen geziemte. Während ſein ermüdeter Leib im Schatten der Palmen und Paſſionsblumen ruhete, gab ſein Geiſt in ſeliger Stille ſich dem Gedanken an die größten Thaten der Erbarmung Gottes hin, welche einſt in dieſen Tagen geſchahen. Er las mit inniger Bewegung in ſeinem ihm theuren Pſalmbüchlein alle jene Pſalmen, darin der heilige Sänger im Lichte der Weiſſagung, das der Geiſt Gottes in ſeine Seele ſtrahlte, die Leiden des Meſſias beſchreibt, und ſein Leſen, namentlich des 22. Pſalms, ward, ohne daß er es ſelbſt bemerkte, zu einem Geſang der theilnehmenden, unter Thränen ſich freuenden Seele.

Auch den „ſtillen Sabbath," den Oſterheiligabend, hatte er in dieſer ſeiner Weiſe begonnen, dann aber bedachte er, daß es jetzt gut und nothwendig ſei, den Hausſtand für das morgende, ſchöne Feſt zu beſtellen. Es war Niemand da, der für ihn auf den Markt oder zum Bäcker gehen konnte, um für ſeine kalte Küche etwas einzukaufen; er mußte ſelber gehen und umſonſt nehmen, was die Hand ſeines Gottes in ſo reichem Maaße allenthalben auf dieſer Inſel ihm beſcheerte. Seine Füße waren durch die zweitägige Ruhe ſo weit wieder geheilt, daß er ohne große Schmerzen auftreten und gehen konnte; die Entfernung des Bananenwaldes und der Chirimoyabäume, an deren Frucht er ſich am letzten Nachmittag ſeiner Reiſe, kurz vor der Heimkehr zu ſeiner Laube, erquickt hatte, konnte ſeiner Schätzung nach kaum eine Stunde betragen, und noch viel näher war der Topfbaum.

Den Korb mit dem Sonnenſchirm auf dem Rücken trat er ſeine Wanderung gegen Südoſt, in der Nähe der Küſte hin, an. Er bemerkte jetzt beim hellen Tageslicht, daß nur eine niedere Hügelkette und der dichte Wald das von ihm ſogenannte Flamingothal (m. vgl. S. 112), das im Ganzen gegen Nordoſt verlief, von der Bambusſtation ſchieden, welche das Ziel ſeiner heutigen Wanderung war. Bei der letzteren angelangt, ſammelte er mit leichter Mühe einen ſo großen Vorrath an köſtlichen Früchten ein, daß er für mehrere Tage daran genug haben konnte. Er hatte da Auswahl und Abwechslung genug. Zwei große, reife Chirimonafrüchte, ſtatt der Chocolade, zum Frühſtück (denn der Wohlgeſchmack derſelben übertrifft noch den der Chocolade); ſechs bis acht große Bananen, ſtatt des Gebackenen, zum Mittageſſen; drei im Reifen begriffene Kokosnüſſe zum Getränk und Nachtiſch; eine gute Portion Palta- oder Avogatobirnen zum Abendeſſen für ſich und als Zukoſt für ſeinen Ami waren bald zuſammengebracht, und nahmen den Raum ſeines Korbes bis oben zum Rande ein. Der ſtangenartig lange Stock von Rohr, den er vom Sturm geknickt am Boden fand, hatte beim Abnehmen der Avogatobirnen ihm gute Dienſte geleiſtet; er nahm ſich als er wohlgeſättigt von den köſtlichen Früchten ſeiner Bambusſtation (ſo benannte er die dortige Bananen- und Kokospalmen-Pflanzung) heimkehrte, ein Stück des leichten Stabes als Stock mit.

Es war noch vor Mittag, als er, ſchwerbelaſtet mit ſeinem Korbe, wieder zur Laube kam, wo er während der heißeſten Stunden des Tages der Ruhe pflegte, dann, nachdem er den Korb ausgeleert hatte, von neuem ſich mit ihm auf den Weg machte nach ſeinem nachbarlichen Topfbaum. Er nahm von deſſen Nüſſen mit ſich, ſo viel er tragen mochte. In der That, die kalte Küche unſeres Inſulaners war für das Feſt ſo reich verſorgt, daß ſeine Tafel noch zur Bewirthung mehrerer Gäſte ausreichend geweſen wäre.

Selbſt auf eine feſtliche Ausſchmückung ſeiner grünenden Hütte war Philipp heute bedacht, denn während er noch am Nachmittag, wie er im geſunden Zuſtand täglich that, ein ſtärkendes Bad im Meere nahm, und einen Theil ſeiner Kleider, den er im Waſſer, ſo gut er's vermochte, gereinigt hatte, auf dem Sande bleichte und trocknete, ſammelte er dort am Strande mehrere der buntfarbigſten Kegel- und Porcellanſchnecken, Perlenmuſchelſchalen und große Flügelſchnecken mit roſenrother Mündung. Mancher Naturforſcher und Sammler wäre damals mit Vergnügen vor der Laube des Herrn von Roatan ſtehen geblieben und hätte, nicht ohne ein Gelüſte nach dem einen und andern der koſtbaren Prachtſtücke, die Schnecken und Muſcheln des weſtindiſchen Meeres betrachtet, welche hier in zierlicher Reihenfolge neben einander lagen.

24. Das Oſterfeſt im Fremdlingslande.

Ein fröhliches Oſterlied, daſſelbe, das er in ſeiner lieben Heimath an dieſem herrlichſten Feſte des Jahres geſungen hatte, ertönte in Philipps Herzen und von ſeinen Lippen, als er am 14. April*), an dem Sonntag aller Sonntage, erwachte. Nach einer poetiſchen Sage des Volkes, die auch in Amerika unter den Chriſten von angelſächſiſcher Abkunft in Umlauf war, ſoll die Sonne, wenn ſie am Oſtertag aufgeht, dreimal wie vor Freude hüpfen. Wenn das Herz des Menſchen vor Freude überwallt, dann legt er gern die Bewegung, die in ſeinem Innern iſt, durch die aufgeregten Sinne in die äußere Natur hinein. Auch unſer Inſulaner, deſſen einziger Troſt, deſſen Freude und Stärke in all' den Zeiten der Noth und des Jammers, die er ſeit ſeiner Gefangenſchaft unter den Seeräubern und hier in ſeiner Verlaſſenſchaft erlebt hatte, der Auferſtandene war, deſſen Sieg über Hölle und Tod er heute feierte, wurde, als ihm die Sonne aufgieng über das Meer, voll überſchwenglicher Freude. Wenn auch Alles das, was er auf Erden liebte, jetzt fern von ihm geſchieden war, blieb ihm doch die ſüße Nähe Deſſen, der mit Seiner Gotteskraft Himmel und Erde durchdringt.

Philipp mußte heute ſich ſelber ein Prediger, der einſame Strand ſein Tempel ſeyn. Sein Auge füllte ſich mit Thränen der Sehnſucht und des Heimwehes, wenn er an die Schaaren der Anbetenden dachte, die heute in ſeinem Vaterland und in den meiſten Ländern der Chriſtenheit, geſchmückt in feſtlichem Gewand, zum Tempel des HErrn wandeln, die hier ihre Herzen und Stimmen vereinen zum gemeinſamen Gebet und zum Geſang der Lob- und Freudenlieder, welche das Heil in Ihm, dem auferſtandenen Chriſtus, beſingen. Aber auch er, der Einſame, weit von jedem Hauſe der Gottesverehrung getrennt, in ſeinem armen, ſchlechten Gewand, blieb heute nicht ohne Troſt, denn der arme Philipp trug ſein weißes Feſttagsgewand, gewaſchen im Blute der Verſöhnung, wenn auch nicht als ſichtbares Abzeichen äußerlich, ſo doch innerlich in ſeinem Gemüthe. „Mag ſich doch,“ ſo ſprach er, ſich ſelber tröſtend, „heute der im Kerker ſitzende, von Ketten und Banden umgebene, oder der auf dem Krankenlager ſeufzende Chriſt der ſiegreichen Auferſtehung ſeines Gottes und HErrn erfreuen, warum ſollte ich es nicht thun, der ich nicht im dunkeln Kerker, nicht auf dem Krankenlager, ſondern in einem kleinen, grünenden und blühenden Paradieſe, geſund und friſch an Kräften, mich befinde.“

---

*) Nach dem Gregorianiſchen Kalender der 25. April.

Es iſt ein großer Gewinn für Zeit und Ewigkeit, ein Schatz, der niemals Dem, der ihn beſitzt, geraubt werden kann, wenn dem Chriſten ſchon als Kind durch öfteres Hören und Leſen des Evangeliums, das heißt der großen Botſchaft, welche Gott der HErr an die Menſchen ergehen laſſen, der ganze Inhalt der Geſchichte von der Geburt, von dem Leiden und Sterben, von der Auferſtehung und Himmelfahrt ſeines HErrn, ſo wie von der Ausgießung Seines Geiſtes ſo lebendig in ſein Gedächtniß geprägt wird, daß er, als hätte er das Buch des neuen Bundes äußerlich vor ſeinen Augen, innerlich aus ſeinem Herzen es ableſen kann. Philipp war ſo glücklich geweſen, dieſes Weihgeſchenk für ſein ganzes künftiges Leben im Hauſe der Eltern und in der chriſtlichen Schule ſeines Geburtsortes zu empfangen. Er wiederholte ſich alle jene himmliſch ſchönen Züge, in denen uns die Evangeliſten die Geſchichte des Tages der Auferſtehung ſchildern; gieng im Geiſte mit den ihren HErrn von Herzen liebenden Frauen und Jüngern zum Grabe des HErrn, theilte mit Maria Magdalena wie mit den beiden Wanderern nach Emmaus, und mit den am Abend bei verſchloſſenen Thüren verſammelten Jüngern die ſelige Freude des Wiederſehens ihres auferſtandenen Chriſtus, und ſeine Seele war ſo fröhlich und getroſt, als ſie nur jemals es geweſen.

Das, was Philipp an dieſem Tage erfuhr und erlebte, war zum großen Theil etwas Innerliches und für die Sprache des Erzählers Unbeſchreibliches. Wir dürfen aber wohl ſagen, daß dieſes erſte Oſterfeſt auf Roatan auf unſern armen Inſulaner einen ſolchen Einfluß hatte, daß ihm die Stärkung ſeines Glaubensmuthes, welche er damals empfieng, mitten in jenen ſchweren Leiden, die ihn wenige Monate nachher trafen, gar kräftig zu ſtatten kam.

Wie man an einem ſchönen Oſtertage nach der Kirche gern ein wenig ſpazieren geht, hinaus in die Gärten und Felder, ſo wollen wir uns jetzt auch mit Philipp ein wenig ergehen, dort am Strande hin, wo er den Feſttag zubrachte.

Es war, als ſollte heute ſein Leib auf mehr noch als bisherige Weiſe gelabt und feſtlich bewirthet werden. Indem er mit ſeinem Rohrſtab von ungefähr, nahe an der Stelle, da er neulich die großen Schildkröten geſehen, in den Sand hineinſtieß, bemerkte er beim Herausziehen, daß Etwas, dem flüſſigen Inhalt und der Schale eines Eies ähnlich, an dem untern Ende des Stockes hieng. Er grub den Sand auf, und fand da eine Menge von

Schildkröteneiern beiſammen, holte ſeinen Korb herbei, und legte den gefundenen Vorrath hinein. Er und ſein treues Thier hatten daran auf mehrere Tage eine geſunde, nahrhafte Mahlzeit. Denn obgleich der Geſchmack der Eier in rohem Zuſtand dem menſchlichen Gaumen nicht zuſagen wollte, wurden ſie dennoch, wenn man ſie auf einem von der Sonne erwärmten Orte den Mittagsſtrahlen ausſetzte, faſt wie am Feuer geröſtet, und auf dieſe Weiſe gut genießbar. Die eigentliche Zeit, in welcher die oben (S. 123) erwähnten Arten der großen Seeſchildkröten an's Land kommen, um da ihre Eier (deren Philipp eines Tages gegen 150 beiſammenfand) in eine Grube zu legen, die ſie in den Sand graben, und dann wieder Sand darüber ſcharren, begann übrigens erſt um eine oder zwei Wochen ſpäter, und dann geſchah es auch, daß unſer Inſulaner öfters die Schaaren der Jungen, kaum ſo groß als ein Kronenthaler, aus dem Sande hervorkommen und in gerader Richtung nach dem Meere hinkriechen ſah. Nach ſeinen öfter wiederholten Beobachtungen kriechen die jungen Schildkröten (er ſagt nicht, von welcher Art) nach 18 bis 20 Tagen aus den im heißen Sande liegenden Eiern aus. Auch hatte er häufige Gelegenheit, namentlich den Rieſenſchildkröten zuzuſehen, wenn ſie zuerſt durch das Herumdrehen ihres ungeheuren Körpers im Kreiſe, dann durch das allmählige Herauswerfen des Sandes mit ihren ſchaufelförmigen Hinterfüßen die Grube zubereiteten, da hinein ſie in Zeit von ohngefähr einer Viertelſtunde alle ihre vielen Eier auf einmal legten. Statt der anderen Unterhaltungen, welche wir in Menge in unſerem geſellſchaftlichen Leben genießen, und ſtatt jener

Lehrbücher, mit deren Leſen wir uns beſchäftigen, war unſerem einſamen Inſulaner nichts anderes geblieben, als die Unterhaltung und Beſchäftigung mit dem Buche der Natur, in welchem er denn auch, ſo lang er auf Roatan verweilte, fleißig las.

Noch eine andere Entdeckung machte übrigens Philipp an dieſem oder am darauf folgenden Tage; das war die von ganzen Klumpen Salz, welches die Sonnenwärme aus dem verdunſtenden Seewaſſer ausgeſchieden, und der Regen von den anklebenden, leichter zerfließenden, verunreinigenden Beiſätzen befreit hatte. Solche Seeſalzmaſſen fand er ſpäter, beſonders an der Südküſte ſeiner Inſel, noch häufig auf, und ſie kamen ihm zum Würzen ſeiner Speiſen nachmals, als er Feuer hatte, ſehr zu ſtatten.

25. Die leichtbefriedigte Bauluſt.

Das Wetter hatte ſich während der Tage des Oſterfeſtes gut gehalten; ein friſcher Oſtwind hatte ſich eingeſtellt, der bis gegen das Ende des März anhielt. Aber die Zeit der Frühlings-Regengüſſe, die ſich unſerem Wandersmann ſchon am letzten Tage ſeiner Entdeckungsreiſe durch das oben beſchriebene Ungewitter angekündigt hatte, war nun gekommen; Philipp lernte jetzt den Himmel, der ſonſt ſo klar und rein über ſein Roatan ſich hinzog, auch in einer andern Geſtalt kennen. Wenn dann an einzelnen Tagen der Regen, freilich meiſt nur eine oder etliche Stunden lang, in Strömen ſich ergoß, da ſchützte weder der Baum, unter welchem ſeine Hütte angelegt war, noch das grünende und blühende Dach ſeiner Laube vor dem Eindringen des Waſſers; ſein Lager von Seegras wurde durchnäßt, der ein wenig eingetiefte Boden ſeiner Hütte war in einen kleinen Teich verwandelt. Hatte doch ſelbſt das zutrauliche Meerſchweinchen als Familienmutter für eine beſſere Wohnung geſorgt, darinnen es ſich und ſeine Kinder vor der Regenfluth verbergen konnte; dem Fleiß ſeiner niedlichen Vorderfüße war es nach wenigen Stunden gelungen, einen Bau zu graben und anzulegen, der unter eine der großen Thauwurzeln des nachbarlichen Baumes hineinführte, und welcher durch ſeine etwas erhöhtere Lage vor dem Zudrang des Waſſers geſchützt war.

Auch unſer Philipp Aſhton wurde jetzt, durch die Noth getrieben und belehrt, in ſeiner Art ein Meiſter der Baukunſt, und obgleich die Hütte, geflochten aus den niederhängenden Zweigen mancher Bäume, beſonders der bereits (S. 195) erwähnten Gujavebirnen, die er jetzt auch in der Nähe ſeiner Reſidenz an mehreren Orten auffand, durchwebt und geſtützt von den Rohrſtäben, gedeckt durch dicht über einander gefügte Lagen von Baumrinden, Schilf und Piſangblättern, anfangs noch nicht ganz gerathen wollte, brachte er es dennoch durch längere Uebung dahin, daß er unter ſeinem eigenen Dache friedlich wohnen und ſich, wie ſein Seegraslager, vor dem Ungewitter ſchützen konnte.

Von jetzt an gehörte das Bauen zu einer ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen, womit er die Zeit ſich zu vertreiben pflegte. Und der Baumeiſter ohne Beil und Hammer, ohne Nägel und ohne Säge, wurde allmählig auch zu einem Meubles-Fabrikanten, denn die einzelnen Stücke eines vom Sturm zerſchmetterten Trompetenbaumes (Cecropia peltata), ſo wie die leichten Stämme des von der Fluth an die Küſte geworfenen Bambusrohrs, wurden unter der Meiſterhand unſeres Inſulaners allmählig zu Bänken und ſelbſt zu niedern Tiſchen umgeſtaltet. Seine Finger wurden durch jeden neuen Verſuch dieſer Art gewandter und geſchickter; in Kurzem gelang es ihm, einen Sonnenſchirm zu flechten, deſſen kleines Dachwerk auf einem leichten Rohrſtab ſo geſchickt angebracht war, daß er eben ſo gut als ein europäiſcher vor den Strahlen der Sonne ſchützte, und nachdem er die Netzpalme (S. 142) auch in ſeiner Nähe entdeckt hatte, wußte er ſich aus mehreren in einander geſteckten Netzen ihrer Blüthenkolben eine ſo leichte und bequeme Reiſetaſche zu fertigen, daß er hinfort keines Korbes mehr bedurfte. Nur mit dem Schuſter- und Schneiderhandwerk wollte es noch nicht recht vorwärts gehen; die Fabrikate dieſer Art aus Philipps Hand würde bei uns zu Lande ſelbſt der armſeligſte Bettler, wenn er ſie an einem Zaune hängend oder am Boden liegend gefunden hätte, nicht aufgehoben haben.

26. Die getäuſchte Hoffnung.

Abwechſelnd mit den Regengüſſen, die jedoch öfters mehrere Tage lang ausſetzten, ſteigerte ſich jetzt die Gluth der Sonnenſtrahlen, und eine Hauptplage der ſchönen Inſel meldete ſich an, daran ihr jetziger Bewohner bald nachher in faſt unausſtehlicher Weiſe zu leiden hatte: das Ueberhandnehmen jener Inſektenſchwärme, welche in dieſen heißen Ländern Menſchen wie Thiere beläſtigen. Philipp Aſhton erwähnt, ohne ſie näher zu beſchreiben, einer kleinen ſchwarzen Fliege, die nur am Tage das Werk ihres unbarmherzigen Blutſaugens betrieb, bei Nacht aber den Schlafenden Ruhe ließ. Schon dieſer eine Zug der Schilderung iſt hinreichend, um an ihm die Sandfliege (Simulium pertinax) zu erkennen, die in vielen Küſtengegenden des heißeren Amerika eine überaus ſchmerzhafte Plage der Einwohner wie der Reiſenden iſt. Blitzesſchnell fliegt ſie an die unbedeckten Theile der Haut, und in dieſem Augenblick iſt es, als ob ſie einen Aderlaß-Schnepper aus ihrem Saugrüſſel losließe, denn ſogleich füllt ſich dieſer mit Blut, und wenn ſie auch alsbald wieder verſcheucht wird, läßt dennoch ihr Biß eine ſchmerzliche Empfindung und einen erhöhten rothen Fleck zurück, der nach einiger Zeit bräunlich roth wird und den Menſchen das Ausſehen eines Blatterkranken gibt. Dieſe böſe Fliege ſchien ſich übrigens nur örtlich, an ſolchen Küſtengegenden der Inſel zu finden, wo Bäume und Gebüſche ſtanden, weßhalb ſich unſer Inſulaner, wie wir weiter nachher erwähnen werden, vor ihr auf eine Sandbank flüchtete, darauf es weder Gras noch Kraut gab.

Als er ſich eines Tages, es mochte, ſo viel er ſpäter ſich erinnerte, am 10. oder 11. Mai ſeyn, auf dieſer Sandbank, welche er wegen eines natürlichen Dammes, den die Meeresfluth an ihrer Weſtſeite gebildet hatte, die Rothendamm-Bank nannte, im Schutz und Schatten des hohlen Baumes befand, darin er ſich gewöhnlich vor der Sonnengluth barg, da ſah er auf einmal ein Fahrzeug mit vollen Segeln von Nordoſten her gegen ſeine Inſel zuſteuern. Es war das erſte, das ihm, ſeitdem die Schiffe der Seeräuber dieſe Gegend verließen, zu Geſichte kam. Sein Herz klopfte vor freudiger Erwartung; das Sehnen, endlich einmal wieder mit Menſchen und, wie ihn die europäiſche Form des Schiffes erwarten ließ, mit Chriſten zuſammenzukommen, überwog alles Bedenken, alle Furcht, die etwa bei dem Gedanken in ihm erwachen konnten, daß feindſelig geſinnte Männer in jenem Schiffe wären. Er ſprang hervor aus ſeinem hohlen Baume; aber, der Arme! womit ſollte er den Leuten in dem Fahrzeug, das wohl eine halbe Wegſtunde von ihm entfernt vorüber ſegelte, ein Zeichen geben, daß hier ein Hilfsbedürftiger ſei, der um Aufnahme an ihren Bord ſie anflehte? Nicht einmal ein weißes Tuch, noch weniger das Anmachen eines Feuers ſtand ihm zu Gebote, um den Schiffenden ein Zeichen zu geben; das beſte Sprachrohr, hätte er auch ein ſolches beſeſſen, würde ſeine rufende Stimme nicht in dem Maaße verſtärkt haben, daß ſie das Ohr jener Seeleute erreicht hätte. Dennoch that er, was er konnte; er ſprang hin an den äußerſten Saum ſeiner Sandbank, hob ſeine Arme bittend und winkend empor, in Hoffnung, daß vielleicht dort im Schiffe irgend ein Menſchenauge durchs Fernrohr nach der Stelle hinblicken möchte, auf welcher er ſtand.

Das Fahrzeug ſetzte, ohne ſich ihm zu nahen, ſeinen Lauf nach Südweſten fort; Philipp blickte traurig demſelben nach, bis auch die Spitze des Maſtbaumes ſeinem Auge entſchwand.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß die getäuſchte Hoffnung ihm ſo ſchmerzlich war. Der Herr von Roatan, der Inhaber einer mit allen Naturgaben verſehenen Inſel, hätte mit Freuden ſein kleines König=

reich, in welchem er Herrſcher und Volk zugleich war, zum Tauſche hingegeben, wenn er dafür ein Bauernhäuschen mit Feld und Garten in Salem, ja ſelbſt die Stelle eines Knechtes im Hauſe ſeiner guten Eltern hätte bekommen können.

27. Eine neue Entdeckungsreiſe.

Als Philipp Aſhton am Abend jenes Tages, an welchem er das Fahrzeug geſehen hatte, wieder mit Hilfe ſeines Bambusrohrſtammes hinüber geſchwommen war nach der Lauberhütte, und nun auf ſeinem Seegraslager die Ruhe ſuchte, da ließ ihn der Gedanke nicht einſchlafen, daß jenes Schiff vielleicht doch bei irgend einer abgelegenen Bucht ſeiner Inſel vor Anker könne gegangen ſeyn. Es war ja noch immer die Möglichkeit vorhanden, daß ſich an der Nordküſte ſeines Eilandes eine Niederlaſſung von Europäern, oder wenigſtens von Indianern fände; denn nur die Südküſte hatte er auf ſeiner letzten Entdeckungsreiſe genauer durchforſcht; der nördliche Strand war ihm nur dem ungefähren Umriſſe nach durch die Ausſicht bekannt geworden, die ſich ihm auf dem Gipfel des Montagsberges eröffnet hatte. Wie leicht konnte ſich ihm dort eine ganze Menge von Gebäuden und auch manches nahe bei der Küſte liegende kleinere Fahrzeug hinter dem Wald und dem Hochrand des Seeufers verborgen haben! Noch in dieſer Nacht entſtand deßhalb und reifte in ihm der Vorſatz, ſchon am nächſten Morgen ſich aufzumachen zu einer neuen, großen Wanderung, der ganzen Länge der Inſel nach, dießmal jedoch unmittelbar, oder doch ſo nahe als möglich an dem nördlichen Rande von Roatan hin. Vielleicht, ſo hoffte er, ließ ſich dort an irgend einem Punkte der Küſte ſelbſt noch das Fahrzeug auffinden, deſſen Anblick ihn zu ſo ſchmerzlich getäuſchten Hoffnungen aufgeregt hatte.

Nach einem kurzen Schlaf erhob er ſich von ſeinem Lager und rüſtete ſich geiſtig wie leiblich zu ſeiner Reiſe, für welche er dießmal ſich eine viel längere Zeit beſtimmt hatte als für die erſtere, weil es ihm jetzt nicht genügte, die ungefähre Ausdehnung und die allgemeine Beſchaffenheit ſeiner Inſel kennen zu lernen, ſondern weil er auf dieſer zweiten Reiſe allen Krümmungen, namentlich des nördlichen Küſtenrandes, nachgehen, alle Buchten in Augenſchein nehmen, alle einzelnen Theile, auch des Innern, genauer durchforſchen wollte. Wir nehmen in unſern Bericht über dieſe Reiſe die Beſchreibung nur deſſen auf, was dem jungen Inſulaner noch neu und bis dahin unbekannt war, und dieſes mithin auch für einen Theil unſrer jungen Leſer ſeyn könnte.

Philipp nahm dießmal ſo wenig als möglich Reiſegeräthe mit ſich. Er wußte, daß er auf ſeiner Inſel keinen Hunger noch ſolche Gefahren zu fürchten habe, denen ſich nicht durch kluge Vorſicht und Schnelligkeit entgehen ließe. Denn die Furcht vor den Rieſenſchlangen, deren er ſeitdem mehrere geſehen hatte, und auch wieder auf ſeinem dießmaligen Wege ſah, hatte ihn längſt verlaſſen; Krokodile hatte er ſeit dem Beſuch bei dem Manglewalde nicht mehr geſehen, und die Tajaſſuſchweine, die größten warmblütigen Landthiere von Roatan hatten ſich bis dahin noch niemals feindſelig gegen ihn und ſeinen Pudel gezeigt.

Sein Weg führte ihn dießmal zunächſt an dem Meeresufer hin, an ſeiner Ananaskluft vorüber, darin er die erſten Tage nach ſeiner Flucht aus dem Raubſchiff ſich verborgen hatte. Er fand hier nur ein ſparſames Frühſtück an einigen wenigen noch vereinzelt an den Zweigen hängenden Kokopflaumen; die Bäume hatten jetzt, im Monat Mai, alle ihre Kräfte und Säfte zur Entwicklung jenes allgemeinen Früchteſegens verwendet, welcher im nächſten Monat zur Reife kommen ſollte. Denn, wie bereits erwähnt, gibt der Chryſobalanus- oder Kokobaum jährlich zweimal, im Juni und im December, den vollen Hauptertrag ſeiner geſunden, guten Früchte.

Jenſeits der Ananaskluft zieht ſich eine hügelige Landzunge in das Meer hinein; nur einen Theil derſelben hatte unſer Inſulaner bis dahin betreten, der jenſeitige Verlauf der Küſte von der Landzunge an bis zur Palmſonntagsbucht war ihm noch völlig unbekannt. Von der jenſeitigen Anhöhe hatte er eine weite Ausſicht über den weitern Verlauf der Küſte; vergebens aber ſpähte ſein Auge nach dem Schiffe, das er geſtern geſehen, oder nach einer andern Spur des menſchlichen Verkehrs. Der andre Weg zog ſich wieder großentheils über den ebenen Boden des Küſtenſaumes hin. Etwa nach einer Stunde Gehens kam er hier in eine Gegend, welche mehr als eine andre zu einem Ausruheplatz für müde, von der Hitze des Tages erſchöpfte Wanderer geeignet ſchien. Eine Menge von Bäumen, ſchlank und zierlich gewachſen, in eine pyramidale Krone auslaufend, prangend in dem reichen Schmuck ihrer glänzend grünen, großen Blätter, welche an Dicke den Citronenblättern gleichen, bildete da eine ſchattige Waldung. Unſer junger Inſulaner, der wie ſein treuer Pudel faſt immer bei gutem Appetit war, ſah ſich alsbald an dieſen Bäumen, die nur von mittlerer Höhe waren, nach Früchten um, und entdeckte auch faſt auf den erſten Blick eine ziemliche Menge derſelben, von eirund länglicher Geſtalt, an ihrem Ende ſpitzig zulaufend, von gelblich rother Färbung. Ihre weiche ſaftige Schale ließ ſich mit den Fingern leicht ablöſen; in ihrem Innern fand ſich ein weißliches, butterweiches Mark, das einen angenehmen, ſäuerlich ſüßen Geſchmack hatte. Mehr denn zwanzig fleiſchfarbige Nüſſe, wie große Bohnen, lagen in dem Mark, ſie hatten in ihrem friſchen Zuſtand einen etwas bitterlichen, doch nicht unangenehmen Geſchmack, der innere Kern derſelben war von faſt ölartig fettigem Saft durchdrungen. Der Baum, den unſer Inſulaner hier entdeckt hatte, war nichts Anderes als der durch ſeine Früchte in Europa wohlbekannte Kakaobaum (Theobroma Cacao), aus deſſen geröſteten Nüſſen die Chokolade bereitet wird. Auch er liefert zwar die Haupternten ſeiner Früchte im Juni und December, trägt jedoch das ganze Jahr hindurch an einzelnen Stellen ſeine in Büſcheln beiſammenſtehenden kleinen, röthlichen Blüthen, und wenigſtens etliche reife Früchte.

Der Pudel hatte ſich, während ſein Herr frühſtückte, ein mageres Gericht von Krebſen aus dem Boden gegraben, ſchien aber damit noch nicht zufrieden, ſondern bellend ſtand er unter einem Baum und ſchaute verlangend an demſelben hinauf. Sein Herr trat zu ihm hin und bemerkte bald, daß das Bellen einem Leguan galt, der neugierig ſeinen Hals mit dem zackigen

Kamm und dem Kopf aus dem Laub hervorſtreckte. Ami hatte den Wohlgeſchmack des neulich von ihm verzehrten Leguans in gutem Andenken behalten, und hätte gern heute wieder ein ſolches Gericht genoſſen. Und obgleich jener dort oben auf dem Baume ſich nicht zum Herunterſteigen bequemen wollte, gelang es dennoch dem muntern Pudel, ein anderes, kleineres Thier dieſer Art zu erbeuten, welches, vermuthlich aus ſeinem Waſſerbad kommend, ganz gemächlich am Boden hin nach einem Baume zuſchritt.

Indem der Hund das Fleiſch ſeines leicht beſiegten Feindes verzehrte, ließ ſich auf einem nicht ſehr fern von dem Kakaowäldchen ſtehenden Trompetenbaum (Cecropia peltata) ein ſeltſames, langtöniges Geſchrei vernehmen. Es klang nicht wie die Stimme eines Vogels, ſondern eher wie die einer Katze. Philipp blickte nach dem Baume, von welchem es herkam, hin, und entdeckte an dem faſt blätterloſen Gipfel ein Thier, das die Größe und, wie es ihm ſchien, auch die Geſtalt eines mittelgroßen Affen hatte. Er trat näher an den Baum hin und ſeine Vermuthung ſchien ſich zu beſtätigen, das Thier hatte ein wirkliches Affengeſicht, das von einem Kreis dichter Haare umgeben war. Der dichte Pelz, der ſeine Haut bedeckte, hatte eine fahle, weißlich graue Farbe; über den Rücken lief ein dunkler Streifen hinab. Indem er jedoch ſo den vermeintlichen Affen länger und genauer betrachtete, erſchien es ihm auffallend, daß derſelbe ganz gegen die Sitte anderer Affen, welche ohne Aufhören in munterer Bewegung ſind, ſo regungs- und bewegungslos, mit gerade ausgeſtrecktem Halſe am Baume feſthieng, als ſei kein Leben in ihm.

Auch ſein Geſchrei hatte bald wieder aufgehört; das Thier ſtarrte ſtumm und dumpf vor ſich hin. Die Affen haben Hände, faſt wie der Menſch; der träge Geſell aber, der dort auf dem Baume ſaß, hatte an jedem Fuße drei lange, ſichelförmig gebogene, ſpitze Klauen. Endlich erinnerte ſich unſer Inſulaner an das, was er in der Schule und von vielgereisten Landsleuten von dem Faulthier (Bradypus tridactylus) gehört hatte, denn ein ſolches hatte er jetzt vor ſich, und einige Tage nachher, an einer andern Stelle der Inſel, ſah er auch ein ſolches Thier ganz in der Nähe, das ſo eben mühſam und ungemein langſam auf den Rändern der umgebogenen Zehen, nicht auf ihre untere Fläche, ſondern auf ihre Seite auftretend, am Boden hinkroch, und gegen den Pudel, welcher es anbellte, einen der hageren Vorderfüße mit den langen, ſpitzen Klauen ſo emporhob, als wollte er ihn damit umſchlingen. *)

Die heißeſte Zeit des Tages war noch nicht gekommen; unſer Inſulaner benützte die noch übrigen Stunden des Vormittags zur Fortſetzung ſeiner Wanderung. Er zog, um ſich nicht ohne Noth zu ermüden, langſam ſeines Weges, großentheils im Schatten der Waldbäume, längs der Küſte hin; und in einer kleinen, etwas ſandigen Bucht beſchloß er ſeine Mittagsruhe zu halten. Eine kleine Heerde von Tajaſſuſchweinen war hier auf der Weide, ſie zog ſich bei der Annäherung der beiden Wanderer in den Wald zurück. Der Boden war an

---

*) Die ältere Sage, daß das Faulthier gleichſam melodiſch die Töne der Tonleiter von ſich hören laſſe, hat ſich durch neuere Beobachtungen nicht beſtätigt.

vielen Stellen aufgewühlt, und hin und wieder lag noch der Reſt der Mittagskoſt herum, an deren Genuß die wühlenden Thiere ſo eben ſich geſättigt hatten. Früchte von ſonderbarer Art, einige von faſt rübenartiger Form, andere von der Geſtalt unſerer langen Kartoffeln, auch zum Theil mit ſo röthlicher, dünner Schale wie dieſe, und unter derſelben aus ſo weißlich gelbem Stoffe beſtehend wie unſere Erdäpfel. Gleich dieſen wuchſen ſie als Knollen an den Wurzeln einer Pflanze, deren kleine röthliche Blüthen einer Winde glichen, die jedoch nicht wie unſere Windenarten an Bäumen oder andern Gegenſtänden ſich in die Höhe wand, ſondern mit ihrem Stengel, der an jedem ſeiner Gelenke Wurzeln ſchlägt, woran die Knollen ſich erzeugen, auf dem Boden kroch. Es war dieß nichts anders als die Bataten-Winde (Convolvulus batata), deren Knollen im ganzen wärmeren Amerika, ſo wie auch in mehreren Ländern des wärmeren Europa's, eine eben ſo allgemein beliebte Speiſe ſind wie bei uns die Kartoffeln, die ſie an Wohlgeſchmack noch übertreffen. Freilich bereitet man die Bataten gewöhnlich durch Kochen oder Röſten zur Speiſe zu, oder gewinnt durch das Trocknen derſelben ihr Mehl; übrigens laſſen ſie auch, eben ſo wie unſre Rüben, ſich roh genießen, und Philipp, der ſie verſuchte, hielt eine gute Mahlzeit davon.

Nach der faſt ſchlaflos zugebrachten vorigen Nacht gab ſich unſer Wanderer, im Schatten eines mit wohlriechenden Blüthentrauben bedeckten Gebüſches, einem Mittagsſchlafe hin, aus welchem er erſt nach mehreren Stunden erwachte. Der Horizont gegen Weſten hin hatte ſich mit tiefem Dunkel bedeckt, aus dem ſich ſchnell fliegende Wolken über den ganzen Himmel hin verbreiteten; bald ließ auch ein ferner Donner ſich vernehmen. Philipp eilte einem in der Richtung ſeines Weges liegenden Hügel zu, deſſen Felſenwand faſt ſenkrecht ſteil nach dem Meere abfiel. Hier hatte die Natur, oder vielmehr die in ihr bildende Schöpferkraft für eine Nachtherberge geſorgt, unter deren architektoniſch ſchönem, von vielen Säulen getragenen Dache eine ganze große Geſellſchaft von Reiſenden mit ihren Laſtthieren und ihrem Gepäck Obhut und Schutz gegen das hereinbrechende Ungewitter gefunden hätten. Es war eine jener natürlichen Säulenhallen oder Grotten, dergleichen ſich in verſchiedenen Gegenden der Erde im Baſaltgebirge finden, und zu denen namentlich die berühmte Fingalshöhle in Schottland gehört. Draußen rauſchte der Regen am Berg herab, unten brandete das hochgehende Meer; die etwa 100 Fuß hoch über dem Meeresſpiegel gelegene Grotte gewährte jedoch einen ſichern Schutz gegen beide Mächte des Gewäſſers.

Bei einer ſpäteren Gelegenheit, als unſer Philipp Aſhton, wie wir weiter nachher berichten werden, in unverhofftem Beſitz eines kleinen Bootes die Küſten ſeiner Inſel beſuhr, bemerkte er, daß in den tiefer gelegenen Baſalthöhlen, deren es unter jener Grotte, darin er ſein Nachtlager genommen, noch mehrere gab, Krokodile ihren Wohnſitz hatten, von deren Nachbarſchaft ihm damals, als er dort ſo ſicher ſchlief, keine Ahnung gekommen war.

Am darauf folgenden Tage kam der Wandrer an einer tief einſchneidenden Meeresbucht vorüber, an deren ebenem Ufer hin er, als er noch in einiger Ferne davon war, eine Menge von Indianerhütten zu erblicken meinte. Die künſtlichen, hohen Gebäude der Termiten, die dort ſtanden, hatten dieſe Täuſchung erregt; zum erſten Mal lernte er auch in dieſer Bucht eine Art der ſeltſamen Gürtelthiere (Dasypus) kennen, die von knochigen, geſchilderten Hautdecken, zwiſchen denen ſich mehrere Gürtel aus kleineren, beweglichen Schildern hinziehen, feſt umpanzert ſind, und in dieſer ihrer Waffenrüſtung, von welcher ſelbſt der Kopf umſchloſſen iſt, ungeſcheut den Wohnungen der kräftig beißenden Ameiſen ſich nähern dürfen, deren Puppen (ſogenannte Eier) mit ſammt dem Schwarm der Vertheidiger dieſer Eier ſie freſſen. Bataten gab es, in einer kleinen Entfernung von der Termitenbucht, in Menge, ſo daß Philipp eine reichliche Tageszehrung daran hatte.

Die zweite, ſowie die dritte Tagreiſe waren der zurückgelegten Strecke des Weges nach ſehr klein, durch die Schwierigkeiten aber, welche die felſigen Höhen, die in der Nähe des Ufers überſtiegen werden mußten, mit ſich brachten, anſehnlich ſtark zu nennen. Am Abend des dritten Tages war Philipp an eine ſumpfige Gegend der Küſte gekommen, deren Boden von dem Gewimmel einer großen Sumpfſchildkrötenart, die hier gerade ihre Eier ablegte, ganz bedeckt war. Dieſe namentlich auch am Orinocco vorkommende Art iſt ſo fruchtbar, daß die Indianer mancher Küſtengegenden Millionen ihrer Eier ſammeln, aus deren Dotter ſie ein Oel bereiten, das auch von den Europäern ſehr geſchätzt wird. Es iſt die Arrau-Schildkröte (Emys Arrau) des H. v. Humboldt. Philipp und ſein Pudel erhielten von dieſen Eiern, deren man in dem lockern Sande, darin ſie eingeſcharrt liegen, leicht habhaft werden kann, ein reichliches Abendeſſen.

Es war gerade am Pfingſtheiligenabend (damals der 15. Mai), als unſer Inſulaner, ſchon in einer frühen Morgenſtunde, von der Anhöhe herab, die er aufwärts von ſeinem letzten Nachtlager, in der Sumpfſchildkrötenbucht, beſtiegen hatte, mit großer Freude ſeine liebe, wohlbekannte Palmſonntagbucht unter ſich liegen ſah. Seine ſchmerzhaft wunden Füße, die ihm auf dieſer Wanderung ſelbſt die kleinen Tagreiſen, die er über Berg und Thal gemacht, ſehr erſchwert hatten, bedurften der Pflege, und überdieß ſollte ja auch das ſchöne, liebe Feſt nicht unter den mühſeligen Anſtrengungen einer Fußreiſe, ſondern in ſabbathlicher Ruhe gefeiert werden; wo konnte dieſes beſſer geſchehen als hier in den erquicklichen Hainen der Orangengärten und der Palmenwälder. Schon am Mittag ruhete der Wandrer, reichlich verſorgt mit Bananen, Orangen, Feigen und einigen Kokosnüſſen, die er ſich dorthin zuſammengetragen, im Schatten der hohen Cypreſſen und der Mangobäume, bei dem verödeten Gemäuer der kleinen Paphnutius-Kapelle.

Wir dürfen nicht fragen, wie Philipp den Vorabend und die Tage des lieben Pfingſtfeſtes hingebracht habe; denn wir kennen bereits ſeine Weiſe. Er hatte dießmal ſich eine Streu in der Nähe der Kapellenmauern zum Nachtlager zubereitet, und ſich gegen den Thau durch ein Dach aus Zweigen geſchützt. Gegen die Schwärme der Mosquitos und Stechfliegen, welche in dieſer wald- und waſſerreichen Bucht ganz vorzüglich ihre Behauſung hatten, konnte ihn jedoch die Einrichtung eines ſolchen

Obdaches nicht ſchützen, und die Plage der Inſekten war auch der Hauptgrund, warum er dieſe reichſte Gegend ſeiner Inſel nur ſelten zu einem längeren Aufenthalt benützte.

Seine Tafel für die Feſtzeit war dießmal wieder mit einem neuen, vortrefflichen Gerichte verſehen, mit dem Gewächs des Mangosbaumes (Mangifera), deſſen etwas plattgedrückte, große, nierenförmig eingebuchtete Früchte ſchon durch ihre aprikoſenähnliche Färbung und durch ihren gewürzhaften Duft, noch mehr aber durch den faſt weintraubenartigen Geſchmack ihres Saftes ihn zum Genuß anlockten. Mehrere Bäume dieſer Art, deren Blüthentrauben Philipp bei ſeinem erſten Beſuch dieſer Gegend (nach S. 160) geſehen hatte, beſchatteten mit ihren weit ausgebreiteten Aeſten die Gemäuer eines der vormals anſehnlichſten Gebäude, und ihre überaus dicken, hochwüchſigen Stämme bezeugten, daß ihre Anpflanzung nicht erſt ſeit wenigen Jahren geſchehen ſei. Das urſprüngliche Vaterland des Mangosbaumes, der ungeachtet ſeines weichen Holzes ein ſehr hohes Alter erreicht, iſt Oſtindien, von wo aus er in die meiſten Gegenden des heißeren Amerika's gebracht worden iſt.

Während an einem Nachmittag Philipp im Schatten der Mangobäume ruhte und mit ſeinem Stabe in einem Schutthaufen herumgrub, der neben dem Gemäuer eines der verlaſſenen Gebäude lag, fand er da eine aus dunkelgrünen Steinen gefertigte Büchſe auf, deren Deckel ſich durch Umdrehen ſeines ſchraubenartig gebildeten Randes öffnen ließ. In der Büchſe lag noch unverſehrt ein Vorrath kleiner, wohlriechender Kügelchen (Pillen).

So unbedeutend ihm damals der Fund ſchien, nahm er dennoch dieſes einzige Erinnerungszeichen an die vormaligen Erbauer und Beſitzer jener Kolonie, das ihm in die Hände gekommen, in ſeinen Korb, und hatte ſpäter, wie wir dieß ſeiner Zeit berichten werden, großen Nutzen davon.

Der übrige Verlauf der dießmaligen Unterſuchungsreiſe unſers Inſulaners bietet nur wenig Neues und Intereſſantes dar. Er durchforſchte alle Stellen der Nordküſte von Roatan, fand aber eben ſo wenig als auf ſeiner erſten Reiſe eine Spur von menſchlichen Bewohnern; nirgends ſah er ein Fiſcherboot oder Kanoe der Indianer, wohl aber hin und wieder an den ſandigen Untiefen und Baſaltklippen, welche die Küſte umgürteten, manche alte und neue Trümmer von geſcheiterten Fahrzeugen.

Auch in den waldigen Gegenden, durch welche er ſeinen Rückweg nahm, zog nur ein, ſeinen Augen noch neues Gewächs, durch die eigenthümliche Form und Beſchaffenheit der Blüthen und Früchte ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Es gehörte zu jener merkwürdigen, auffallend geſtalteten, Familie der Pflanzen, die man wegen der Bildung ihrer Blüthen als die Affen des Gewächsreiches bezeichnen könnte, weil dieſelben zwar nicht durch Bewegungen und Geberden, wohl aber durch die Geſtalt ihrer Blumen allerhand thieriſche Formen nachäffen. Die jungen Leſer dieſes Büchleins kennen wohl meiſt die ſeltſame Mückenpflanze (Ophris myodes), deren bräunliche Blume einer Fliege, die Spinnenpflanze (O. araneifera), ſo wie die Bienenorchis (O. apifera), die durch Zeichnung wie durch Geſtalt einer großen Spinne oder einem bienenartigen Inſekt ähnlich ſind, und auch der ſchöne Frauenſchuh (Cypripedium Calceolus), ſo wie das in Deutſchland ſeltene menſchenförmige Knabenkraut (Ophris oder Aceras anthropophora), an deſſen Blüthe ſich der ungefähre Umriß einer Menſchengeſtalt mit Kopf, Armen und Beinen zeigt, gehören hieher. Die Verwandten aber dieſes Geſchlechts, welche in heißen Ländern wohnen, erheben ſich in mehr als einem Sinne hoch über die eben erwähnten, bei uns einheimiſchen Arten. Man kann ihre Sippſchaft unter dem Namen der Baumvanillen oder Baumorchideen (Epidendron) zuſammenfaſſen, weil die zu ihr gehörigen Gewächſe mit ihrem zarten Stämmchen, das aus jedem ſeiner Knotengelenke Wurzeln ſchlägt, an die höchſten Bäume bis zu ihrem Gipfel hinanſteigen. Die Geſtalt der zum Theil prachtvoll gefärbten Blüthen gleicht bei einigen einem kleinen, buntfarbigen Vogel, bei anderen einem Scorpion; von mehreren der in Oſtindien wachſenden Arten werden die herrlich geſtalteten, duftenden Blumen gleich Perlen und Juwelen nur den Prinzeſſinnen und hochadeligen Frauen, als Auszeichnung ihres Standes, zum Haarſchmuck geſtattet. Die weſtindiſche Art, welche unſer Inſulaner hier auf Roatan fand, war die gewürzhafte Vanille (Epidendron Vanilla). Er entdeckte ſie zuerſt an dem oberſten Ende eines Baumſtammes, den der Sturm zu Boden geſchmettert hatte, freute ſich an ihren zierlich geſtalteten, auswendig grünen, innerlich weißen Blüthen, brach dann eine der langen, ſchalenförmigen Fruchtkapſeln auf, und koſtete das braune, köſtlich duftende, kräftig gewürzhafte Mark derſelben, in welchem viele kleine Samenkörner liegen. Später fand er ſie auch an Felſen hinrankend, über deren Gipfel ſie ihren Blüthen und Früchte tragenden Stammgipfel hinbreitete. Er nahm ſich eine ziemliche Menge der Vanilleſchötchen, die er zum Theil in der gefundenen Büchſe verwahrte, mit nach ſeiner Lauberhütte, wo dieſelben lange unangetaſtet blieben, bis ſie, etwa ein halbes Jahr nachher, ihm zur Stärkung ſeiner, während eines anhaltenden Krankſeyns tief geſunkenen Kräfte ein wohlthätiges Arzneimittel wurden. Auch bei uns ſchätzt man und bedient man ſich der Vanille als eines koſtbaren Gewürzes, womit man bei gewiſſen Speiſen, ſo wie bei einer Art des ſogenannt Gefrorenen und in einigen Sorten von Chocolade, den Wohlgeſchmack erhöht und ihnen zugleich aufregende Eigenſchaften für den Magen ertheilt.

28. Der Plagen Anfang.

Wir haben in vielen der vorhergehenden Kapitel unſern Philipp Aſhton durch die Ereigniſſe der erſten Zeiten ſeines Aufenthaltes auf Roatan begleitet, welche im Vergleich mit den Schickſalen, die ihn ſpäter betrafen, gute und glückliche Zeiten zu nennen waren. Wir haben beim Erzählen und Leſen ſeiner bisherigen Inſulanergeſchichte Theil genommen an all' ſeinen Freuden und Genüſſen, haben ſeine Naturſchilderungen in ihrer Ausführlichkeit vernommen, ſo wollen wir ihm denn auch die gleiche Theilnahme ſchenken, wenn er uns in einigen Zügen die Plagen und Leiden ſchildert, die ihn auf ſeiner ſchönen Inſel betrafen.

Die Frühlingsregenzeit vereinte ſich an ihrem Ende mit all' den Einflüſſen, welche die Hitze des tropiſchen

Klima's auf jene Inſeln und Küſtengegenden äußert. Die ſchon vorhin erwähnte Plage durch die Schaaren der kleinen, ſchwarzen Sandfliege, welche, wahrſcheinlich von der Art unſerer Bremſen (Tabanus), nur am Tage ſich zeigt, wurde ſo unerträglich, daß ſie, wie wir oben ſahen, unſern Inſulaner nöthigte, aus ſeiner ihm ſo lieb gewordenen Lauberhütte, ſo lange die Sonne heiß ſchien, zu entfliehen, während ſie ihm bei Nacht noch immer zum Ruheort dienen konnte, weil an dem Ende der Inſel, an welchem ſie lag, der ſtark wehende Oſtwind die Plageinſekten der Nächte, die Mosquitos, wenigſtens in der trockenen, heißen Jahreszeit nicht aufkommen ließ. Philipp hatte bemerkt, daß ſolche Stellen des Ufers, an denen weder Wald noch Gebüſch ſtand, auch von der Stechfliege, die ihm am Tage ſo häufig zuſetzte, verſchont waren. Er kam deßhalb auf den Einfall, ſich wo möglich auf eine kleine, nur einen Büchſenſchuß weit von ſeinem Wohnplatz abgelegene Inſel (die bereits erwähnte Rothedammbank) zurückzuziehen, auf der ſich weder ein Baum noch ſonſt ein grünendes Gewächs fand, weil ſie nur aus einigen niedern Felſenklippen und angeſchwemmten Sandmaſſen beſteht. Aber, wie wir wiſſen, unſer junger Inſulaner hatte im Schwimmen nur geringe Fertigkeit; er nahm deßhalb, um nach der Sandbank überzuſetzen, ein Stück von einem Bambusrohrſtamm, das hohl und ſehr leicht war, zu Hilfe, band ſich dieſes unter die Arme, legte ſich ſeine Kleider auf den Kopf, und gelangte in dieſer Weiſe glücklich zu ſeinem Ziele. Das Inſelchen, auf welchem er von jetzt an manchen Tag vom Morgen bis gegen den Abend zubrachte, hatte nur drei bis vierhundert Fuß im Umfang, und ſein kahler Boden war dem Winde ſo ſtark ausgeſetzt und ſo trocken, daß dort auch nicht eine einzige Stechfliege ſich ſehen ließ. Ein hohler Baumſtamm von mittelmäßiger Dicke, den die Meeresfluth auf die Sandbank hingeführt hatte, gewährte für den Pudel wie für ſeinen Herrn, wenn Beide ſich in ausgeſtreckter Stellung in ſeine Höhlung legten, einen zur Noth hinlänglichen Schatten und Schutz gegen den in dieſer Jahreszeit nur ſelten eintretenden Sturmwind. Wenn dann der Abend ſich nahete, kehrten die beiden Freunde, unter denen der vierfüßige der geſchicktere Schwimmer war, wieder zu ihrem Lager in der Hütte zurück, und überdieß war auch unſer Inſulaner täglich genöthigt, ſich auf Roatan Lebensmittel und Trinkwaſſer zu holen, welche er, das Waſſer in einer Topfbaum- und Kokosnußſchale, in die Höhlung ſeines Bambusrohrſtammes hineinſteckte, und ſo nach der Sandbank hinüberführte. Zum Sammeln dieſer kleinen, nothdürftigen Vorräthe wendete er gewöhnlich die Zeit der Frühſtunden, ſo wie die Abendzeit an, wo er dann auch zugleich ſein Abendbrod friſch von den Bäumen genoß.

Die Plage der Fliegen war nicht das einzige Ungemach, das ihn jetzt traf; ungleich mehr noch als die Stiche der Inſekten ſchmerzten ihn die Einſchnitte und Wunden an ſeinen Fußſohlen, die er von ſeiner letzten Reiſe mit zurückgebracht hatte, und davon einige, weil die Füße keine vollkommene Ruhe genießen durften, nur ſehr ſchwer und unvollkommen heilten.

Aber noch ein anderes, täglich ſich verſchlimmerndes, obgleich ſehr äußerliches Uebel hatte unſer armer Inſulaner zu beklagen: dieß war das allmählige Zerreißen ſeiner armſeligen Kleidung, welche, wie wir oben ſahen, außer der tuchenen Kappe auf dem Kopfe nur aus einer Jacke und aus Matroſenbeinkleidern beſtand. Auf ſeinen Wegen durch das Dickicht der Wälder und Gebüſche hatten die Dornen bald hier bald dort Fetzen abgeriſſen, deren einige an den Dornen, andere noch durch einen kleinen Fortſatz am Gewand waren hängen geblieben. Der arme Philipp, ohne Nähnadel und Zwirn, ohne Scheere und Fingerhut, wie er eben war, hatte jedes Stücklein des Bindfadens, den er bei der Feuerſtätte ſeiner geweſenen Schiffskameraden gefunden, haushälteriſch benützt, um die klaffenden Lücken und Verletzungen ſeiner Kleider zu verſchließen, in der Folge nahm er den Baſt der Bäume, Grashalmen und Palmenblätter, Vogelfedern und die weichen Flocken der Baumwollenbäume zur Zuthat, um Luft und Sonne von ſeinen halbentblößten Gliedern abzuhalten; ja er hatte ſich ſelbſt, aus Seegras, Palmenblättern und Streifen von Baumrinde, die er von den Zweigen ablöste, eine Art von Mantel gefertigt, der freilich ein ſonderbares Ausſehen mag gehabt haben, der aber dennoch zur Bedeckung der Blöße und in der Nacht zum Schirm gegen den fallenden Thau dienen konnte.

29. Ein herber Verluſt.

Durch die täglichen Uebungen im Schwimmen hatte unſer Philipp allmählig eine ſolche Fertigkeit in dieſer Kunſt erlangt, welche ſo viele Thiere beſitzen, ohne ſie erſt erlernen zu dürfen, daß er in wenig Wochen der tragenden Unterlage des Bambusrohres entbehren, und ohne dieſelbe, blos mit Händen und Füßen, nicht nur auf ſeine nahe Sandbank, ſondern zu ſeinem Vergnügen auch nach andern, etwas weiter entfernten Meeresklippen ſo wie an verſchiedene Punkte des Ufers ſeiner Inſel hinſchwimmen konnte. Bei allen Entbehrungen und mitten unter den bald geringeren, bald größeren Schmerzen, die er an ſeinen Füßen zu leiden hatte, war ſeine Lage um dieſe Zeit noch immer eine ſehr erträgliche zu nennen, und wenn ſein treuer Ami mit muntern Sprüngen, mit dem Apportiren eines Stücklein Holzes ihn zu vergnügen, oder durch das Belecken ſeiner Hände und Füße ihm ſeine Liebe zu beweiſen ſuchte, dann konnte er öfters Stunden lang alles Leid ſeines einſamen, verlaſſenen Zuſtandes vergeſſen.

Eines Tages war er auch im Begriff, von Roatan nach ſeiner Rothedammbank hinüber zu ſchwimmen, und befand ſich ſchon ganz nahe an derſelben, da hörte er zu ſeiner Seite ein gewaltiges Rauſchen des Gewäſſers und ſah, daß ein großer Haifiſch, von jener Art, welche Menſchen verſchlingt, und deßhalb der Menſchenfreſſer heißt (Squalus Carcharias), gegen ihn heranſchoß. Mit der äußerſten Anſtrengung der Kräfte gelang es ihm, gerade noch bis zu jener Nähe der Sandbank zu kommen, wo das Waſſer ſo ſeicht war, daß man nicht mehr ſchwimmen konnte, ſondern zum Ufer hinwaten mußte. Er hatte ſich kaum auf ſeine Füße geſtellt, da war der Tiger des Meeres, ſo nennt man den gefräßigen Haifiſch, bei ihm, wollte ihn bei ſeinem Schenkel packen, ſtieß aber dabei ſelber, indem er ſich beim Oeffnen des Rachens auf die Seite legte, an den ſeichten Grund auf, ſo daß Philipp nur durch das Schnautzenende des mit aller Kraft heranſtürmenden Thieres einen Stoß bekam, der ihm zwar keine Wunde verſetzte, wohl aber ſo heftig war, daß er ſich an Schenkel und Hüfte wie gelähmt fühlte. Er mußte ſich kriechend am Grunde vollends aus dem ſeichten Waſſer hinausbewegen an das Ufer, und hier lag er lange, ehe der allmählig ſich mildernde Schmerz es ihm verſtattete, aufzuſtehen vom Boden, und hinzuſchleichen nach ſeinem hohlen Baume.

Jetzt erſt bemerkte er, daß ſein treuer Ami nicht wie ſonſt gewöhnlich um ihn war. Das gute Thier war, als ſein Herr zum Hinüberſchwimmen ſich in's Meer begab, noch mit dem Krebsfang, ſeiner gewöhnlichen Unterhaltung, im zweifachen Sinne des Wortes, beſchäftigt geweſen; Philipp hatte es aber noch deutlich gehört, wie der Hund hinter ihm in's Waſſer ſprang, um ihm nachzuſchwimmen. Auf der Sandbank, die ſich leicht von einem Ende zum andern überblicken ließ, war er nirgends zu ſehen, wie? ſollte er etwa aus Furcht vor dem Haifiſch umgekehrt und an die Inſel zurückgeſchwommen ſeyn? Die Sorge und das Verlangen nach ſeinem treuen Pudel, dem einzigen Theilnehmer ſeiner Leiden und Freuden ließ ihm keine Ruhe; ſie beſiegte alle Furcht vor dem vielleicht noch immer nahen Haifiſche, er warf ſich in's Meer, und ſo ſchnell ſeine noch immer ihn ſchmerzende Hüfte es erlaubte, ſchwamm er hinüber nach Neatan. Vergeblich war hier ſein Suchen, vergeblich rief er in den Wald und in das Gebüſch hinein: Ami! Ami! Die Stimme erſtickte ihm zuletzt unter Thränen; klagend um ſeinen Freund warf er ſich auf das Lager hin, das ſie beide ſo lange mit einander getheilt hatten. Es war nur zu gewiß, daß der Haiſich das gute, ſeinem Herrn ſo anhängliche Thier verſchlungen hatte; in ſeinem Schrecken und bei dem Rauſchen des Waſſers hatte Philipp wahrſcheinlich das letzte Angſtgeſchrei des Pudels, der etwas hinter ihm war, nicht vernehmen können; er ſah ſeinen Ami niemals auf Erden wieder.

30. Die Folgen des Verluſtes.

Wenn mancher Leſer dieſes Büchleins unſern Philipp Aſhton in ſeinem tiefen Kummer hätte ſehen können, wie er, ohne auf den Stich der Sandfliegen zu achten, ohne um Eſſen und Trinken ſich zu bekümmern, da ſaß auf ſeinem Lager, und wie ihm dabei Ströme von Thränen über die Wangen herunterliefen, der würde vielleicht die Achſeln gezuckt und halbtadelnd geſagt haben: Wie kann doch ein vernünftiger Menſch über den Tod eines Hundes ſo ſehr betrübt ſeyn! Wir geben zu, daß der gar große Schmerz über den Verluſt ſeines lieben Geſellſchafters in der Einſamkeit ein etwas übertriebener war, und entſchuldigen das Uebermaaß dieſer Betrübniß mit der krankhaften Stimmung unſers ohnehin weichherzigen Inſulaners; doch mag es auch uns Allen, die wir mitten in der täglichen Geſellſchaft der Verwandten und Bekannten, oder wenigſtens unter Menſchen leben, ſchwer ſeyn, uns ganz in die Lage eines ſolchen vereinſamten und verlaſſenen Jünglings zu denken, deſſen einziger, ſichtbarer Erſatz für jeden befreundeten, theilnehmenden Umgang dieſer, faſt mit der Kraft einer menſchlichen Liebe und eines menſchlichen Verſtandes begabte Pudel war.

Es mag, ſo weit ſpäter Philipp ſich zu erinnern vermochte, bald nach der Mitte des Auguſt geweſen ſeyn, als ihn dieſer für ſeine einſame Stellung ſo ſchmerzlich fühlbare Verluſt betraf; von hier an mußte er ein Vierteljahr durchleben, das zu den leidensvollſten und ſchwerſten ſeines ganzen Lebens gehörte. Die Dürre und Trockenheit, welche das Ende der heißen Jahreszeit, vor Eintritt der ſtürmiſch-regneriſchen Witterung des Spätherbſtes begleitet, war namentlich in der Nähe ſeines gewöhnlichen Aufenthaltes, an der öſtlichen Spitze der Inſel, in hohem Grade merklich geworden. Der kleine Bach, der ihm ſein Trinkwaſſer gab, war in der Nähe ſeines Ausfluſſes verſiegt; unſer Inſulaner mußte eine weite Strecke in oder an ſeinem ſteinigen Bette hinangehen, um ſich durch Aufſcharren des Sandes, in deſſen Grube ſich dann ein wenig Waſſer ſammelte, einen Trunk zu verſchaffen. Die Bäume ſtanden zum Theil mit gelbem Laube da, oder ſie hatten dieſes, wie bei uns in der Winterzeit, abgeworfen; aus den welken Zweigen des Paſſionsblumen-Geſträuches, das die Wände und das Dach der Laube bildete, erſchloß ſich keine der ſchönen Blüthen mehr; die erquickende Frucht der Grenadillas, die ſich aus jenen Blüthen entwickelt, war nur noch ſehr vereinzelt zu ſehen. Auch der Topfbaum verſagte in dieſer Jahreszeit unſerm bedürftigen Inſulaner ſeine Nüſſe; nur die Kokospalmen und die Piſangbäume gaben dem Hungernden noch ſein hinreichendes tägliches Brod. Aber bis zu dieſen Bäumen hin hatte er, auch an der nachbarlichen, von ihm auf der Rückkehr von der erſten Reiſe durch die Inſel entdeckten Pflanzung eine Strecke Weges zu gehen, welche er bei dem Zuſtand ſeiner wunden Füße nur unter vielen Schmerzen und Beſchwerden zurücklegen konnte. Und den Plan, dort in der Nähe ſeine Wohnung aufzuſchlagen, mußte er, nachdem er eine einzige Nacht es verſucht hatte, wieder aufgeben, weil ihm dort die Mosquitos mit ihren Stichen bei Nacht eben ſo wenig Ruhe ließen, als die Stechfliegen am Tage. Er blieb deßhalb in ſeiner ältern Hütte, und beſchränkte ſich darauf, wöchentlich nur ein oder etliche Male nach Mundvorrath auszugehen, bei welcher Gelegenheit er ſo viele Piſangfrüchte und Kokosnüſſe heimſchleppte, als er nur zu tragen vermochte. Ein und das andre Mal gelang es ihm auch, noch ein gutes Gericht von Schildkröteneiern zu erbeuten, die er in ſeiner Hütte zwiſchen Lagen von zerſtampftem Seeſalz ſich aufbewahrte, um mit dieſem jetzt ſeltenen ſtärkenden Gericht ſo ſparſam und ſo lange als möglich hauszuhalten.

Wie ſehr vermißte er ſchon bei mancher dieſer kleinen Wanderungen ſeinen treuen Pudel. Als er eines Tages nach ſeinem Piſangwalde hinſchlich, da machte ein Tajaſſuſchwein-Eber einen wüthenden Angriff auf ihn, dem er nur durch das Ergreifen eines Baumaſtes und durch das ſchnelle Hinanſchwingen auf denſelben ſich entzog, ſo daß das zubeißende Thier nur einige Fetzen ſeiner zerlumpten Beinkleider erfaſſen konnte. Als er ſelber noch bei guten, geſunden Kräften, mit einem Stock bewaffnet, und als ſein Pudel noch bei ihm war, da hatte er dieſe Thiere niemals gefürchtet, niemals eine Beleidigung von ihnen erfahren*); jetzt aber erging es ihm mit dieſen, ſonſt ſo verächtlich erſchienenen Creaturen, wie dem alten, kranken Löwen in der Fabel mit den Thieren, die ſonſt vor ſeinem bloſen Gebrüll ſchon erzitterten, während nun ſelbſt ein erbärmlicher Eſel durch Ausſchlagen mit den Hinterfüßen ſein Müthchen an ihm kühlte.

---

*) Uebrigens können die Pecaris, wenn ſie, wie auf dem amerikaniſchen Feſtlande, in großen Heerden, oft zu mehreren Tauſen-

War es doch überhaupt, als wollten ſeit dem gewaltſamen Tode des guten Ami alle ſeine thieriſchen Freunde ihn verlaſſen, und dagegen Feinde von ſeinem kleinen, jetzt auf den Umkreis von kaum einer Stunde beſchränkten Reiche Beſitz nehmen. Seine Arrasfamilie hatte ſich mit ihren flüggen Jungen gegen Ende des Auguſt auf die Wanderſchaft, wer weiß nach welcher Inſel oder Küſtengegend des benachbarten Feſtlandes begeben; von den Meerſchweinchen war etliche Tage nachher das eine, gerade die Mutter, wahrſcheinlich durch einen Raubvogel hinweggetragen und gefreſſen worden, und die beiden, jetzt ganz erwachſenen Jungen, von denen vielleicht bald eine Nachkommenſchaft zu erwarten geweſen wäre, hatten bald nachher ihre Wohnſtätte verlaſſen, weil der Vortrab eines Heeres von Wander-Ameiſen, das bereits im Anmarſch war, die Gegend unſicher, und für ſo zarte Thiere unbewohnbar machte. Und gerade dieſer feindliche Ueberfall fehlte noch, um das Maaß der Noth, das jetzt über unſerm ſich doppelt einſam fühlenden Inſulaner ausgeſchüttet wurde, bis zu ſeinem Rande voll zu machen. Eines Tages, als er wieder

---

den, den Jägern und ihren Hunden begegnen, für dieſe durch ihren gemeinſamen wüthenden Angriff ſehr gefährlich werden. Namentlich gilt dieß von der größeren dort vorkommenden Art.

viele Stunden auf ſeiner Sandbank zugebracht und verträumt hatte, wollte er am Abend wie gewöhnlich zu ſeinem Nachtlager in der Laube zurückkehren. Er fühlte ſich gerade heute ſehr tief erſchöpft und ſehnte ſich vor der Ruhe nach der kräftigen Koſt der Schildkröteneier, davon noch ein kleiner Vorrath in der Laube lag. Als er jedoch hineintreten wollte in ſeine kleine Wohnung, welchen Gräuel der Verwüſtung erblickte er da, bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne! Seine ganze Lagerſtätte war erfüllt von dem zahlloſen Gewimmel der Wander-Ameiſen, welche eine der empfindlichſten Plagen jenes Himmelsſtrichs, dabei aber zugleich, wie bereits erwähnt, Feinde und Vertilger der allverheerenden Termiten und, wenn ſie in die Wohnungen der Menſchen kommen, Vertilger alles läſtigen Ungeziefers, ja ſelbſt der Schlangen, Ratten und Mäuſe ſind. Jene ſchwarzbraunen Räuber hatten all' die zuſammengeſparten Vorräthe der Schildkröteneier, davon er ſein Abendbrod zu nehmen gedachte, aufgezehrt, und ſein ganzes Lager mit ihren dichtgedrängten Schaaren beſetzt. Mit Entſetzen wendete ſich Philipp von dem Anblick hinweg; er befand ſich jetzt, nach ſeinem Maaß, in einer ähnlichen Lage wie ein Mann, dem eine nächtliche Feuersbrunſt all ſein Hab und Gut verzehrt hat.

Traurig und hungermatt ſuchte ſich der arme Inſulaner eine Lagerſtätte am Ufer des Meeres auf, wo er zwar vor den Ameiſen, deren ſchmerzhafte Biſſe ihm aus einzelnen Erfahrungen, bekannt waren, ſicher war, wo jedoch der Schaum der Meeresbrandung ohne Aufhören wie ein feiner Regen auf ſeine matten Glieder troff.

Früh am Morgen, nach einer meiſt ſchlaflos zugebrachten Nacht, erhob er ſich von ſeinem elenden Lager, und, „wie die jungen Raben, die nach Futter fliegen,“ gieng er jetzt aus, um Speiſe und Trank zur Stillung ſeines Hungers zu ſuchen. Mitten in der Trockenheit und Dürre, welche das öſtliche Ende ſeiner Inſel verheerte, ſtand noch eine Familie von Gewächſen in Saft und friſcher Kraft da, dieß war die der Fackeldiſteln oder Kaktusarten. An den ſtachligen Stämmen von dieſen gab es ſelbſt noch Blüthen und Früchte, die ſogenannten Opuntienfeigen; denn jene merkwürdige Pflanzenfamilie ſcheint das Vermögen zu haben, das dampfförmige Waſſer, das in der Luft iſt, ſo wie die Tropfen des fallenden Thaues ſo kräftig an ſich zu ziehen und bei ſich zu behalten, daß ſie nicht nur auf ganz dürren Felſen wächst und gedeiht, ſondern auch dann, wenn das ganze Land nach Waſſer lechzt, keinen Mangel an dieſem Elemente leidet. Sie wird gleichſam auf unſichtbarem Wege, von oben her, auch in der Zeit der allgemeinen Noth geſpeist und ernährt. Philipp hatte früher manchmal dieſe ſogenannten Feigen der Fackeldiſteln gekoſtet; er hatte es aus Erfahrung gelernt, wie man vor ihrem Genuß die feine Oberhaut der Frucht abziehen müſſe, weil auch ſie mit kleinen Stacheln bedeckt iſt; aber der Geſchmack derſelben hatte ihm, ſo lange er beſſere Früchte haben konnte, nicht ſonderlich zugeſagt, und überdieß waren für ſeine ſo ſchlecht geſchützten Fußſohlen die vielen für das Auge unbemerkbaren, ſcharfen Stacheln, die in der Nähe ſolcher Gewächſe am Boden liegen, etwas ſo Läſtiges, daß er nur ſelten dem Gelüſte nach ſolchem Genuſſe nachgegeden hatte. Heute trieb ihn der Hunger zu den Opuntien hin, deren es an einer benachbarten Stelle der felſigen Küſte eine Menge gab. Kühlend und dabei wohlſchmeckend erſchien ihm bei ſeinem geſchärften Appetit die Mahlzeit der Feigen; ſie ſtillte mit dem Hunger zugleich auch den Durſt; er achtete, im Eifer des Abpflückens der Früchte, die Schmerzen nicht, welche die vom Boden aus in ſeine Füße dringenden Stacheln ihm machten.

Aber die Folgen dieſer Nichtbeachtung kamen nach. Er konnte kaum noch bis zur nahen Küſte hin gehen. Vergeblich ſuchte er hier die Stacheln aus den friſch geſtochenen Wunden, ſo wie aus den noch ungeheilten ältern zu ziehen, und ſeine Schmerzen durch Waſchen der Sohlen im Seewaſſer zu lindern; die hartverletzten Füße ſchwollen nach einigen Stunden ſo ſtark an, jede Berührung derſelben that ſo weh, daß er ſelbſt das Anbinden der Baumrindenſohlen nicht mehr ertragen konnte; er mußte die Füße ohne dieſen, freilich nur ſehr unzureichenden und ſchlechten Schutz laſſen, und von da an, wenn die äußerſte Noth ihn zum Gehen trieb, barfuß ſeine Wanderungen machen.

Wie fühlte er doch, als er ſo hilflos und in heftigem Schmerz an der Brandung des Meeres da lag, den Verluſt ſeines treuen Ami, ſeines geſchickten Wundarztes, welcher, ſo lange er bei ihm lebte, durch das wohlthuende und heilkräftige Lecken ſeiner Zunge ſo manche Verletzung dieſer Art, durch das Entfernen der kleinen Stacheln, gelindert, und wenn der Verwundete ſich nur einige Ruhe gönnte, auch geheilt hatte. So fehlte das gute Thier ihm überall und jeden Augenblick, und in Verbindung mit den übrigen krankmachenden Einflüſſen mag der Kummer um den Verluſt des treuen Gefährten nicht wenig beigetragen haben zu jenem Hinwelken der leiblichen Kräfte, das unſern vereinſamten Inſulaner bald nachher an den Rand des Grabes brachte.

31. Der Gebundene ohne Feſſeln.

Während der erſten fünf Monate ſeines Aufenthalts auf Roatan hatte, wie bereits erwähnt, Philipp im Ganzen ſich ſo friſch und kräftig gefühlt, wie faſt noch niemals ſonſt in ſeinem Leben. Er bemerkte es deutlich, daß ſeine Glieder durch den Genuß der friſchen Luft, durch tägliche Bewegung und Uebung, und bei der geſunden Koſt der mannigfachen, guten Früchte ſtärker wurden; es war faſt gut, daß die alte, morſche Kleidung an allen Stellen ſo nachgab, denn ſie wäre für den ſtärker angewachſenen Körper viel zu eng geweſen.

Wie ganz anders ſah es mit dem Befinden des armen Jünglings etwa vier Wochen nach dem Hinſcheiden ſeines Pudels aus. Die ſparſame Koſt, auf welche er durch den Nothſtand ſeiner Füße angewieſen war, der faſt beſtändige Schmerz, den er an dieſen litt, die ſchlechten Nachtlager, auf die er durch die Einnahme ſeiner Hütte von dem feindlichen Ameiſenheer mehrere Male verwieſen war, hatten ſeinen Körper ſo geſchwächt und ihn ſo weich und empfindlich gemacht, daß er ſich von der Hitze der Luft, an die er vorher ſchon ziemlich ſich gewöhnt hatte, und von der Kühlung des Thaues, der bei Nacht ihn traf, in ſehr wehthuender Weiſe angegriffen fühlte. Er war ſo kraftlos geworden, daß er zum Hinüberſchwimmen nach ſeiner Sandbank von Neuem der Beihilfe des Bambusrohres bedurfte; er fühlte ſich unvermögend oder zu muthlos, um nur ſeine Hände zum Bau einer neuen Hütte zu bewegen; halbe Tage lang lag er in dumpfem Hinbrüten unbeweglich in dem hohlen Baumſtamm ſeiner kleinen Sandbank.

Immerhin war ihm das Schwimmen im Waſſer noch etwas leichter als das Gehen, wobei er auf die, wie es ſchien, faſt unheilbar verwundeten, angeſchwollenen Fußſohlen auftreten mußte. Und dennoch, wenn er nicht verhungern und verdurſten wollte, mußte er ſich ſo oft zu dieſer mühevollen Anſtrengung zwingen. Wenn er dann durch den Wald, wo der Boden mit Zweigen, Dornen und Steinen bedeckt war, welche unter der loſen Decke des abgefallenen Laubes verhüllt lagen, oder wenn er auf dem heißen Geſtade über die ſcharfen Kanten zerbrochener Muſchelſchalen hingehen mußte, da bebte er bei jedem Schritte vor Furcht und Angſt. Denn gar oft, auch wenn er mit aller möglichen Vorſicht auftrat, drang eine Muſchelſchale oder ein ſcharfer Stein am Strande, ein Dorn oder Holzſplitter im Wald in die alten Wunden der Fußſohlen ein, und der äußerſt empfindliche Schmerz warf ihn, wie er ſich ausdrückt, „ſo plötzlich zu Boden, als hätte eine Kugel ihn getroffen." Stundenlang mußte er dann ſitzen bleiben, und, weich wie er damals war, entſtürzten Ströme von Thränen ſeinen Augen.

Hunger und Durſt ſchienen noch erträglicher als dieſe Schmerzen, gegen welche die Plage der Stechfliegen nur etwas ſehr Unbedeutendes war. Tage lang ſaß jetzt der an ſeinen Ort Gebundene, auch ohne daß Feſſeln ihn hielten, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, und ſchaute ſich faſt die Augen aus nach einem Schiffe, das ihn retten könnte.

32. Eine Hilfe aus großer Noth.

Aus einem der jüngeren Triebe der Paſſionsblumenſtauden hatten ſich wieder einige Grenadillasäpfel entwickelt; auf den Händen und Knieen war der hungernde Jüngling dahin gekrochen, und hatte ſich, nach einem faſt zweitägigen ſtrengen Faſten an dem Genuß der Früchte geſtärkt. Er ſchaute bei dieſer Gelegenheit in ſeine Lauberhütte hinein, und bemerkte zu ſeinem großen Troſte, daß die Wander-Ameiſen, nachdem ſie Alles für ſie Genießbare verzehrt, wieder ganz daraus gewichen ſeien. Das Seegras, daraus das Lager bereitet und auch das Dach der Hütte großentheils gedeckt war, hatten ſie, als etwas für ſie Ungenießbares, ganz unverſehrt gelaſſen. Tiefe Wehmuth ergriff unſern jetzt ſo weichmüthig gewordenen Inſulaner, als er ſeine matten Glieder auf das Lager hinſtreckte, das er ſo manche Nacht mit ſeinem treuen Ami getheilt hatte. Jetzt wird es, ſo ſprach er zu ſich ſelber, wohl mein einſames Kranken-, wo nicht Sterbelager werden. In einem Winkel der Hütte ſah er die kleine ſteinerne Büchſe mit ihrem wohl verſchließbaren Deckel ſtehen, welche er, wie wir oben (S. 243) erwähnten, bei ſeinem letzten Beſuch in einem der verlaſſenen Gebäude der Palmſonntagbucht gefunden hatte. Die Ameiſen hatten zu ihrem Innern keinen Zugang finden können, unverletzt lagen die pillenähnlichen Körner, ſo wie die Vanilleſchoten, die er zu ihnen hineingeſteckt hatte, noch darinnen. Gleichgiltig über dieſen Fund ſtellte er die Büchſe wieder hin an ihren Ort; er ahnete nicht, von welcher Wichtigkeit ihr wohlerhaltener Inhalt ihm in Kurzem werden ſollte.

Der Abend war nahe, als Philipp ſein Lager erreicht hatte; er gab ſich, ſobald bei Sonnenuntergang die Stechfliegen ſich zurückzogen, einem Schlummer hin, welcher hier, auf dem bequemeren, gegen den Thau geſchützteren Lager ein ſo tiefer und langanhaltender wurde, daß er erſt erwachte, als die Sonne ſchon längſt aus dem Spiegel des Meeres aufgetaucht war.

Mit den andern Kräften des Leibes war durch den erquickenden Schlaf auch die Eßluſt angefriſcht und geſtärkt worden. Solch unwiderſtehlichen Drang des Hungers und ſolche Pein des Durſtes hatte Philipp ſeit vielen Tagen nicht empfunden. Aber was ſollte er thun, der arme, zum Gehen faſt Unfähige; war doch für ihn, wie für die armſeligen Faulthiere, die er auf ſeiner zweiten Reiſe durch die Inſel geſehen, die Strecke einer einzigen Wegſtunde eine Reiſe von mehreren Tagen, und in ſo langer Zeit wäre er verhungert und verdurſtet. Doch bis zu der Stelle des Baches, wo beim Hineingraben mit der Hand noch ein Trunk Waſſer zu erbeuten war, hatte er nicht ſehr weit; dahin kroch er auf Händen und Knieen.

Er kam bei dieſer Gelegenheit in der Nähe jener geweſenen Feuerſtätte vorbei, an welcher vor faſt acht Monaten ſeine geweſenen Schiffsgenoſſen am Tage vor ihrer Abfahrt das Jägermahl gehalten hatten. Kein

Stäublein der Aſche, kein Stücklein Kohle verrieth es noch, wo jene Stätte geweſen war, der Sturmwind hatte längſt das Alles verweht, und da, wo einſt die Aſche gelegen, war ein junges Buſchwerk hervorgeſproßt; Philipp aber hatte den Ort in gutem Andenken behalten. Indem er jetzt nicht weit von da an einer Stelle, an welcher er aufrecht ſtehend und gehend unzählige Male vorbeigewandelt war, auf allen Vieren vorüberkroch, ſah er in der Nähe des Bodens, in einer kleinen, vom Bache ausgewaſchenen Höhlung des Felſens etwas liegen, das ſo weiß wie Kreide war. Aufmerkſam auf Alles, was vielleicht genießbar ſeyn konnte, griff er hinein in die Höhlung; es lagen da nicht ein, ſondern viele Stücke von einem Dinge, das weder Stein noch Brod, weder Holz noch Mehl war. Doch dem letzteren glich dasſelbe noch am meiſten, denn es war nicht nur ſo weiß wie reines Weizenmehl, ſondern auch ſo leicht zerreiblich und fein anzufühlen, wie eine locker zuſammengebackene Maſſe von ungeſäuertem Semmelmehl. Es war geruchlos, ſein Geſchmack im Munde glich wie ſein Ausſehen dem des beſten Mehles. Nur wenige Augenblicke und die Erinnerung an etwas ihm Wohlbekanntes erwachte in unſerm jungen Inſulaner. Während er in den letzten Wochen vor ſeiner Flucht in dem Schiffe des Farrington Spriggs hier vor Anker lag, hatte er öfter geſehen, daß die Matroſen, wenn ſie an's Land gegangen waren, große, faſt rübenförmige Wurzeln mit ſich brachten, die ſie in Stücke zerſchnitten, ein wenig auspreßten, hierauf in der heißen Aſche oder auf der heißen Steinplatte des Herdes röſteten, und dann als ein genießbares, dabei nahrhaftes Gebäck verſpeiſten, welches ſie

Caſſavabrod nannten. Auch er hatte ſowohl damals als bei früherer Gelegenheit, wenn ſie an den Caraibiſchen Inſeln oder den Antillen Lebensmittel einnahmen, von dieſen gerösteten Wurzeln oder dem ſogenannten Caſſavabrode gegeſſen, und dieſe Speiſe zwar nicht beſonders wohlſchmeckend, für den Magen aber zuträglich und ſättigend gefunden. Ohne Bedenken koſtete er auch heute dieſes ihm durch Gottes beſondere Vorſorge beſcheerte Gericht, und als er nicht weit davon unter einem großen Stein, den er mit Mühe hinweggewälzt, dann den feuchten Sand, der unter ihm lag, aufgeſcharrt hatte, einen Trunk reines Waſſer fand, da ſprach er mit tiefbewegtem Herzen ſein ſchon im elterlichen Hauſe erlerntes: „Danket dem HErrn, denn er iſt freundlich und Seine Güte währet ewiglich.“

Bei einem genaueren Durchforſchen der Stelle, wo er das Caſſavabrod gefunden, entdeckte er auch unter den Blättern der dort ſtehenden Farnkräuter noch einen ziemlichen Vorrath der zum Theil zerſchnittenen, zum Theil auch noch ganzen Wurzeln, die jedoch alle durch die langanhaltende Einwirkung der heißen Luft dieſes Himmelsſtriches nicht nur welk, ſondern ganz ſaftlos und trocken geworden waren. Ein Schatz von hundert Tonnen Goldes, hätte er ihn dort am Ufer des Baches gefunden, würde unſerm armen Inſulaner in ſeiner jetzigen Lage nicht ſolche Freude gemacht haben als dieſe Vorrathskammer von Lebensmitteln, hinreichend für mehrere Wochen. Unfehlbar hatten ſeine Schiffsgeſellen dieſe theils ſchon in der heißen Aſche gerösteten, theils nur roh zum Mitnehmen nach dem Schiff aufgeſammelten Wurzeln nicht freiwillig, oder in der freundlichen Abſicht, ihn vom Hungertod zu retten, ſondern aus Vergeßlichkeit, welcher ſie, wenn ſie ſich vollgetrunken hatten von Branntwein, gar oft ausgeſetzt waren, zurückgelaſſen, denn ein ſo bedeutender Vorrath war ſicherlich zum Mitnehmen auf die weitere Seereiſe beſtimmt geweſen. Aber welche väterliche Vorſorge ſeines Gottes hatte das ſo geleitet, daß er bei ſeinem ſo öfteren Vorbeigehen das Caſſavabrod, das durch ſeine ſchneeweiße Farbe ſo leicht in's Auge fallen konnte, nicht bemerkt hatte, ſondern daß er erſt jetzt zu ſeiner Hilfe es auffand, als die Noth am größten war und als er knieend nach einem Mittel zu ſeiner Lebensrettung umherkroch. Wie einſtmals die gefühlloſen Raben einen Mann, der Gott vertraute, mit Fleiſch und Brod ſpeiſten, ſo hatten die großentheils unmenſchlich rohen Seeräuber durch die Fügung einer höheren Hand für Einen, den ſie haßten, eine Fülle von Speiſen ſammeln und bereiten müſſen, die ihn vom Hungertode rettete.

33. Ein gefährlicher Fehlgriff.

Mehrere Wochen lang, denn unſer Philipp Aſhton hatte noch das Michaelisfeſt bei ziemlich guter Geſundheit dahingebracht, hatte der Vorrath der geröſteten und getrockneten Caſſavawurzeln ausgereicht; da es jedoch bei dem noch immer ſehr ſchlimmen Zuſtand ſeiner Füße die einzige Nahrung war, die er faſt ohne alle Abwechslung einen Tag wie den andern haben konnte, gieng zuletzt doch auch dieſer Schatz an Lebensmitteln, ſo unerſchöpflich er ihm geſchienen hatte, auf die Neige. Noch eher jedoch als dieſes geſchah, ſann der junge Jnſolaner auf Mittel, den Abgang zu erſetzen. Der Gedanke lag ihm ganz nahe, daß die Wurzel, von welcher die Matroſen, die gerade nicht zu langen Wanderungen und mühſeligen Forſchungen geneigt waren, eine ſo anſehnliche Menge geſammelt hatten, nicht ſehr fern von hier wachſen müſſe. Er ſchlich (denn ſeine Füße erlaubten ihm wieder ein vorſichtiges Auftreten) und kroch deßhalb in der Nähe des Bachbettes umher, um womöglich die Pflanze zu entdecken, von welcher das Caſſavabrod kommt. Nach ſeiner vorgefaßten Meinung ſollte dieß ein Gewächs ſeyn, deſſen Kraut einige Aehnlichkeit hätte mit dem unſerer weißen oder unſerer rothen Rüben; daß der gegen 5 bis 6 Fuß hohe, krummgewachſene Strauch mit langgeſtielten, großen, meiſt in fünf Lappen getheilten Blättern, röthlichen, in Trauben beiſammenſtehenden Blüthen und nußartigen Früchten, an dem er ſo oft bei Gelegenheit dieſer Nachforſchungen vorbeigekommen war, der Erzeuger der Caſſavawurzeln ſeyn ſolle, das wäre ihm nicht in den Sinn gekommen. Ein Zufall führte ihn auf die richtige Spur. Ein Meerſchweinchen, von derſelben Art, wie ſeine Pfleglinge dieß geweſen, kroch in eine kleine Höhlung am Fuße eines ſolchen Maniocſtrauches (Janipha Manihot), denn dieſe und keine andere war die Caſſavabrod-Pflanze. Philipp, der Naturfreund, konnte es nicht laſſen, er grub mit einem abgebrochenen Zweigeſtück dem niedlichen Thierchen nach, um ſeinen kleinen Haushalt zu beſehen, und bei dieſer Gelegenheit fand er eine mehr als armesdicke, kegelförmig längliche Wurzel auf, die nach ſeiner Schätzung mehr denn 20 Pfund wog. Er zerbrach dieſelbe, ſie war weiß in ihrem Innern und ſaftreich, ihr Geruch erinnerte an den der friſchen Mandeln. Es muß ein inſtinktartiges Vorgefühl geweſen ſeyn, das ihn abhielt, von dieſer Wurzel, welche ſeinem Gaumen ziemlich wohlſchmeckend erſchien, mehr als etliche Biſſen zu koſten, denn er wußte nicht, daß der Genuß der friſchen Maniocwurzel und ihres Saftes auf den Menſchen wie auf viele Thiere als ein Gift wirkt, und daß erſt durch die Hitze, beim Röſten, oder auch durch hinlängliches Dörren an Sonne und Luft, dieſe ſchädliche Eigenſchaft der Caſſava ſich verliert. *) Jene kleine Portion der furchtbar ſchädlichen Speiſe konnte nur eben erſt in ſeinen Magen gekommen ſeyn, da fühlte ſich unſer bereits krankhaft reizbarer Inſulaner von einer Anwandlung des Schwindels und der Uebligkeit ergriffen, welche mit jedem Augenblick zunahm. Dunkle Flocken ſchienen ſich vor ſeinen Augen in bald weiteren, bald engeren Kreiſen zu bewegen; ein Tönen, wie vom Läuten der Glocken oder vom Brauſen des Sturmwindes, erfüllte ſeine Ohren; nur noch wenige Minuten, und mit dem Geſicht und Gehör, ſo wie mit den Empfindungen der andern Sinne, ſchwand auch das Bewußtſeyn dahin. Von alle dem, was von dieſem Augenblick an bis zu dem Tage, wo er aus ſeinem Zuſtand der Betäubung wieder zu einigem Bewußtſeyn kam, vorgegangen, war ihm ſpäter keine Erinnerung geblieben.

---

*) Es gibt auch eine, für den Hausgebrauch übrigens weniger geſchätzte Abart der Maniocpflanze, welche ſelbſt im rohen Zuſtand dieſe giftige Eigenſchaft nicht hat.

34. Als die Sterbenden, und ſiehe wir leben.

Jene tiefe Erkrankung, weche Philipp ohne ſein Wiſſen und Verſchulden durch das Verſuchen der giftigen Maniocwurzel, dazu ihn ja der Mangel getrieben, ſich zugezogen hatte, mag einem Nervenfieber der heftigſten Art ähnlich geweſen ſeyn. Heftige Fieberträume wechſeln da mit dumpfer Hinſtarrung, die einem Halbſchlafe mit offenen Augen gleicht; während im Innern ein Feuer der wildeſten Aufregung und Bewegungen tobt, ſind die Glieder wie von Banden gehalten und gelähmt. Tage vergehen und Wochen, der Kranke begehrt und bedarf keiner Speiſe; das Feuer, das auf dem Herde des leiblichen Lebens flammt, wird nicht durch ein nährendes Material von außen, ſondern gleichſam durch die zerhauenen Balken und Bretter des Hauſes ſelber unterhalten, welches, wenn der Bau nicht ein ſehr feſter iſt, darüber zuſammenbricht.

Bei unſerem Philipp Aſhton muß dieſer Bau nach alle Dem, was er bereits erduldet hatte, ein ſehr feſter geweſen ſeyn; die Hand Gottes, Deſſen Aufſehen unſern Odem bewahrt, erhielt ihn, damit auch an ihm die Verheißung ſich bewähre: „Keiner wird zu Schanden, der Sein harret.“ Das Gebet, das er namentlich in den letzten Wochen vor ſeiner Erkrankung mit ſo kindlicher Zuverſicht gebetet hatte: daß Gott ihn aus dieſer Einſamkeit erretten und noch einmal auf Erden zu ſeinen lieben Eltern und andern guten Chriſten, zu den Schaaren der Anbetenden in Seinem heiligen Tempel führen möge, ſollte in Erfüllung gehen.

Wie lange der Zuſtand des völligen Unbewußtſeyns gedauert haben möge, das bleibt zwar ungewiß; doch läßt es ſich vermuthen, daß es am Ende der andern Woche war, als die Fieberträume des Kranken mit einzelnen Wahrnehmungen des Wachens ſich vermiſchten. Er fand ſich in ſeiner Hütte und auf ſeinem Lager; wie er dahin gekommen ſei, das wußte er ſpäter nicht mehr; wahrſcheinlich hatte er nach dem erſten Anfall ſeiner Krankheit noch den Reſt ſeiner Kräfte zuſammengerafft, um dieſe Ruheſtätte zu erreichen. Er blickte um ſich; er wußte nicht, wo er war; in den Fieberträumen, welche er in ſeiner damaligen Schwäche für Wahrheit hielt, war er ohne Aufhören in Salem bei ſeinen Eltern geweſen und dieſe bei ihm: er ſah ſich jetzt um nach der Mutter, die ſo eben noch bei ihm geſtanden; er wollte ſich von ſeinem vermeintlichen Bette erheben, da ergriff ihn von Neuem der Schwindel; es wurde ihm ſchwarz vor den Augen, er ſank ohnmächtig wieder auf das Lager hin.

Nach einiger, wir wiſſen nicht, nach wie langer Zeit nahm der Fiebertraum eine andere Geſtalt an, in welcher derſelbe die irre gehende Seele des Kranken aus Salem und dem Hauſe der Eltern wieder zurückgeleitete in die beklagenswerthe Wirklichkeit, in das einſame, hilfloſe Leben auf Roatan. Ihm däuchte es, ſein Pudel ſei wieder bei ihm und lecke ihn an ſeinen Wangen und an ſeinem Munde. Er ſah um ſich; das Traumbild war verſchwunden, er lag auf ſeiner Seegrasſtreu, doch ſo umgekehrt, daß die Füße die ſonſtige Stellung des Hauptes einnahmen, der Kopf aber lag faſt außer der Hütte, im Freien. Er fühlte, daß ſeine Wangen, daß ſein ganzes Geſicht feucht waren, als hätte er ſie in's Waſſer getaucht; ſeine Haare trofen von Näſſe. Er raffte in ſo weit ſich auf, daß er die todtmüden Glieder wieder in eine erträglichere Lage brachte; er war jetzt wieder bei hellerem Bewußtſeyn; wie er bemerkte, hatte es draußen geregnet, denn von den Blättern der Bäume wie ſeiner Laube fielen einzelne Tropfen herab, und an den tieferen Stellen des Bodens zeigten ſich, von der Abendſonne beſchienen, ganze Anſammlungen von Waſſer. Zum erſten Male empfand er wieder Durſt; mit ſeinen matten Händen brachte er die Tropfen des Waſſers, die er an den Blättern erreichen konnte, zum Munde. Auch für den Einfluß der Wärme und Kälte war ihm das Gefühl wiedergekehrt; es fror ihn heftig; ſo gut er es vermochte, grub er ſich in die Schichten ſeines Seegraslagers ein. Zum erſten Mal in der darauf folgenden Nacht hatte er auch wieder einen eigentlichen Schlaf, denn ſein bisheriger Zuſtand, auch wenn er dem Schlafe zu gleichen ſchien, war doch blos Betäubung.

Die Morgenſonne ſchien in die Hütte herein, als der Kranke erwachte. Ein erquickender Duft ſtieg aus Wald und Gebüſch auf, deren verdorrte Zweige und Stämme durch den geſtrigen Regen neu erquickt waren; die ganze Natur war aus ihrem Hungerſchlafe erwacht, und, wie unter jenem Himmelsſtriche in wenigen Stunden das geſchieht, was bei uns das Werk ganzer Tage iſt, man ſah ſchon das junge Grün den Strahlen der Morgenſonne ſich entgegenſtrecken. Auch unſer Kranker fühlte ſich von dem Gefühl der wiedererwachenden Lebenskraft durchdrungen; die erſte Bewegung ſeiner Lippen ſprach

Anbetung und Dank aus gegen den HErrn ſeinen Gott, der ihn aus den Gefahren des Todes errettet hatte.

Er fühlte aber auch jetzt die ganze Schwere ſeiner Verlaſſenheit. Ihn dürſtete nach Waſſer, wer aber ſollte es ihm reichen? Zwar hörte er, daß der Bach, gefüllt von dem geſtrigen Regen, wieder rauſchte, aber bei jeder Bewegung ſchmerzten ihn vor allem die Füße in einer ſo eigenthümlichen Weiſe, als er dieß noch niemals empfunden. Er fühlte ein Bewegen, wie von lebendigem Weſen, tief unter der Haut ſeiner Sohlen; mit Mühe erhob er einen der Füße ſo weit vom Lager, daß er die ſchmerzenden Stellen ſehen konnte; er mußte die Augen davon abwenden und ſchließen, ſo ſehr ſchauderte und eckelte ihm vor dem Anblick; es wimmelte alles an den mit Eiter und Blut bedeckten Sohlen von lebenden Würmern, die ſich, das fühlte er, ſchon tief in das Fleiſch, bis auf die Knochen, hineingefreſſen hatten. Er hatte keine Thränen für ſein Elend; die Quelle derſelben war verſiegt, aus der Tiefe ſeines Jammers konnte er nur zu Gott flehen um Erbarmen und Hilfe, oder um baldige Erlöſung aus dieſem noch athmenden und doch ſchon verweſenden Leibe. Die Ohnmacht, die ihn befiel, erſchien als Wohlthat, ſie ließ ihn doch auf einige Stunden ſeiner Noth vergeſſen. Er hatte dieſes Hinſchwinden des Bewußtſeyns für den Eintritt des Todes gehalten, und ſein kindlich gläubiges Herz fürchtete dieſen Boten der Ewigkeit nicht. Aber von neuem erwachte er zum Leben, und die Pein des Durſtes ſchien ihm jetzt größer denn alle andere Schmerzen. Wie ein Wurm wand und arbeitete er ſich auf Knieen und Händen von ſeinem Lager hinweg; der Weg zum Bache betrug kaum hundert Schritte; bis er dahin kam, vergiengen etliche Stunden, denn nach wenigen Minuten, in denen er etliche Zolle weit vorwärts gekommen war, mußte er ausruhen. Er war jetzt am Rande des Baches. Zu matt, um ſich zu halten, ſtürzte er, mit dem Kopfe voran, in's Waſſer, und hätte da, wenn der Bach voll geweſen wäre, ſein offenes Grab gefunden; jetzt aber war an der Stelle, auf die er hinabſank, keine Gefahr des Ertrinkens, denn der geſtrige Regen war großentheils in dem dürren Erdreich verſiegt. Er zog die Füße ſich nach und lag, an dem erſehnten Trunke ſich labend, ſeitwärts gelehnt auf dem kieſigen Boden. Wunderbar fühlte er ſich durch den Genuß des Waſſers geſtärkt; er faßte ſich Muth, den Eckel und Schauder des Anblickes zu überwinden und an die Reinigung, ſo wie an die Pflege ſeiner Füße zu denken. Jede Berührung derſelben zwar erregte empfindliche Schmerzen; doch ſchien es, als ob ſchon das Eintauchen in's Waſſer Linderung brächte; mit Hilfe einiger Blätter des naheſtehenden Farrnkrautes gelang ihm doch wenigſtens eine vorläufige Reinigung, wenn auch nur der Außenfläche ſeiner armen, kranken Sohlen. Ein anderes Gewächs mit glatten, ſchildartig auf langen Stielen ſtehenden Blättern, deſſen dütenartig zuſammengerollte, gelbe Blüthenſcheide, in welcher die eigentlichen Blüthentheile, oben in einen Kolben endigend, ſich befinden, Philipp früher oft betrachtet hatte, ſtand ebenfalls in der Nähe; er nahm einige von dieſen Blättern, legte ſie auf die leidenden Stellen ſeiner Füße und befeſtigte ſie daran, ſo gut er es vermochte, mit einigen dürren Grasblättern. Ein inſtinktartiger Zug, vor allem aber das Walten der guten Hand Gottes, hatte ihn zur Benützung gerade dieſes freilich überall in Weſtindien gemeinen und häufig vorkommenden Waſſergewächſes hingeleitet, welches kein anderes war als der ſogenannte caraibiſche Kohl oder das eßbare Aron (Arum esculentum), deſſen rundliche Wurzelknollen, wenn ſie geröſtet oder gekocht ſind, ebenſowohl als die Blätter gegeſſen werden. Außer der Benützung zum Gemüſe bedient man ſich eben dieſer Blätter, nachdem man ſie zerquetſcht hat, äußerlich, zur Heilung aller Wunden und Geſchwülſte.

Möge nun dieſe letztere Eigenſchaft mit Recht, oder, wie manche Aerzte meinen, mit Unrecht von dem Volk jener Länder den Blättern des weſtindiſchen Arons zugeſchrieben werden, gewiß iſt es, daß das Auflegen derſelben unſerem Inſulaner ſehr wohl that. Auch fühlte er ſich durch den Trunk aus dem Bache ſo weit wieder gekräftigt, daß er ſchon mit geringerer Mühe und in kürzerer Zeit den Rückweg zu ſeiner Laube machen konnte. Ein Gefühl der Schwäche, das von Kopf und Magen ausgieng, hielt ihn den übrigen Theil des Tages an ſein armſeliges Krankenlager gefeſſelt. Er hatte ſich auf die Seite gelegt, um ſein durch die Krankheit geſchwächtes Auge an dem Anblick des jungen Grüns, das aus den Wänden ſeiner Laube hervorſproßte, zu laben. Da fiel ihm, am Boden ſtehend, die ſteinerne Büchſe mit dem ſchraubenförmig verſchließbaren Deckel in's Auge. Unwillkührlich ſtreckte er die Hand darnach aus, öffnete ſie bei der Kraftloſigkeit ſeiner Finger mit Mühe, und roch mit Wohlbehagen an den darinnen liegenden Vanilleſchoten, ſo wie an den kleinen, grauen Kugeln, welche er gleich bei ihrer erſten Entdeckung in der Büchſe gefunden hatte. Es kam ihm die unwiderſtehlichſte Luſt an, von beiden zu koſten, und Gott gab ſeinen Segen zu dieſem allerdings ſonderbaren Verſuche, den er übrigens mit Vorſicht anſtellte, indem er von den Vanilleſchoten nur ein Stücklein, das etwa an Gewicht einer Erbſe gleich kam, und von den (vermuthlichen) Ambra-Pillen nur eine auf einmal nahm. Eine wohlthuende Wärme verbreitete ſich nach dem Genuß dieſer Mittel aus ſeiner kleinen Apotheke von dem Magen aus durch alle Glieder; ehe er es ſich verſah, war er in einen ſanften, ſtärkenden Schlaf verſunken, welcher beſſer auf ihn wirkte als alle Arzneien, und der ohne Unterbrechung anhielt bis zum andern Morgen.

Er konnte ſich heute ſchon ungleich leichter zu dem Bache hinſchleppen als geſtern, dort ſich laben am Waſſer, das freilich ſchon minder ergiebig floß als am vorigen Tage, und mit ihm ſeine Wunden reinigen. Es kam ihm der Einfall, einige Blätter des Arons, das ihm geſtern ſo wohl gethan, zwiſchen zwei Steinen zu zerquetſchen und aufzulegen; er hatte die freilich ſehr abgenutzten Reſte der Bindfadenſtücke mit ſich gebracht, womit er früher ſeine Sohlenſchuhe ſich anband, ſie waren hinreichend, um das Blätterpflaſter an ſeinen Füßen feſt zu halten. Auch ſeine Trinkſchale von der Topfbaumfrucht füllte er ſich und kroch dann nach ſeiner Hütte zurück, um von Neuem einen Verſuch mit ſeinen Arzneimitteln zu machen, welche geſtern ihm ſo wohl gethan hatten. Auch heute war ihre Wirkung wieder die gleiche, in Zwiſchenzeiten, vielleicht von mehreren Stunden, nahm er je eine der Pillen, und dazu ein kleines Stücklein der Vanilleſchoten.

Er wußte ſpäter nicht mehr genau, an welchem Tage nach ſeinem Wiedererwachen zum Selbſtbewußtſeyn, ob am vierten oder fünften er zuerſt wieder den Verſuch gemacht hatte, von dem kleinen Reſt der getrockneten oder geröſteten Caſſavawurzel, welche die Seeräuberbande ohne ihren Willen ihm zurückgelaſſen, einige Stücke zu ſich zu nehmen. Sein Magen war ſchon ſo weit wieder gekräftigt daß er in Ermanglung einer beſſer zuſagenden Speiſe, dieſe ſchmacklos mehlige Nahrung wieder annahm und verdaute, und auch den andern Gliedern kam dieſe Bekräftigung zu gute; Philipp konnte das Lager verlaſſen und bald da, bald dort im Freien ſitzen; ſelbſt das Kriechen auf allen Vieren gieng wieder beſſer von ſtatten. Nicht minder gut als der innerliche Gebrauch der einfachen Arznei- und Nahrungsmittel ſchlug der äußerliche der zerquetſchten Aronsblätter an. Die Würmer hatten ſich ſchon nach wenigen Tagen aus den eiternden Fußſohlen verloren, die Wunden waren rein und ſchienen der Heilung entgegen zu gehen. Freilich war die Schwäche ſammt dem ſchmerzhaften Zuſtand in den ſo hart heimgeſuchten Gliedern noch ſo groß, daß es ihm vorkam, als hätte er gar keine Unterſchenkel mehr, als wären ihm dieſe vielleicht auf immer abgeſtorben.

Auffallend mag es erſcheinen, daß unſer bedauernswürdiger Inſulaner erſt jetzt, da die Gefahr des Lebens vorüber war, ohne Aufhören mit dem Gedanken ſeines nahen Endes ſich beſchäftigte. Der Tod, wie wir ſchon ſagten, hatte für ihn keine Schrecken mehr; er wußte, an Wen er glaubte; er wußte, daß dieſer Glaube für Zeit und Ewigkeit auf einem ſichern, guten Grunde ruhe; er ſehnte ſich von Herzen da zu ſeyn, wo keine Thräne des Schmerzens mehr geweint wird, wo weder Hitze noch Froſt, weder Hunger noch Blöße, noch irgend eine andere Noth den ſeligen Frieden der Seelen ſtört, die auf den HErrn trauend aus dem Leben der Sichtbarkeit abſcheiden. Nur der Gedanke an ſeine guten Eltern, denen er die Freude und der Troſt ihres Alters war, trübte dieſe Stimmung der ſtillen, ruhigen Ergebenheit, und als er wieder Thränen hatte, um zu weinen, da floßen dieſe oft von ſeinen Wangen, wenn er nach Salem dachte. „Wenn doch nur die guten Eltern,“ ſo ſprach er bei ſich ſelber, „es wiſſen könnten, daß ich nicht unter den Seeräubern und als Einer dieſer Leute (denn von meiner Gefangenſchaft haben ſie gewiß erfahren) ſterben mußte, ſondern daß ich treu geblieben bin den Geboten meines HErrn bis zum Tode, und daß ich, wie ich zu Gott hoffe, Glauben gehalten bis an's Ende.“

Neben all' dieſen Gedanken an den nahen Tod behauptete dennoch in unſerem Philipp auch die Liebe zum Leben und die Sorge für die Erhaltung deſſelben ihr natürliches Recht. Seitdem jetzt, beim Beginnen der eigentlichen, ſtürmiſchen Regenzeit, der Bach wieder voll in ſeinem Bette floß und das Erdreich wieder in Fülle das nährende Waſſer trank, gab es auch von Neuem Früchte von verſchiedener Art, namentlich die Grenadillas an den Zweigen ſeiner Hüttenwände, ſo wie einzelne Ikokopflaumen. Aber obgleich ihm der wiederkehrende Regen dieſe Wohlthat brachte, führte er dennoch zugleich auch in ſeinem Gefolge eine Menge der Leiden mit ſich, die ein Menſch unter gut ſchirmendem Obdach und am Herde des Feuers, unter wärmendem Bett und mit gehöriger Kleidung verſehen, zwar nur wenig zu beachten braucht, die jedoch für den armen, zerlumpten Philipp ohne eine hinlänglich ſchützendes Dach, ohne ein wohlthätiges Feuer gar ſchwer zu ertragen waren. Bei Nacht weckte ihn öfters auf ſeinem feuchten Lager der Froſt auf, obgleich ihn in den Stunden, da die Sonne ſchien, ihre Strahlen brannten; ſo gern er in ſeinen geſunden Tagen an den Früchten der Bäume, der Geſträuche und des Bodens ſich genügen ließ, ſo ſehr empfand er jetzt ein inſtinktartiges Sehnen nach dem Genuß eines warmen Getränkes und einiger Biſſen von Fleiſchſpeiſen, die er nun ſeit faſt neun Monaten ganz hatte entbehren müſſen. Vergeblich ſann er auf Mittel, ſich in der immer ſtärker eintretenden Regenzeit gegen Näſſe und gegen die Kühle der Nächte zu ſchützen, oder eine Nahrung ſich zu verſchaffen, die dem Bedürfniß ſeines geſchwächten Leibes zuſagte; er ſelber wußte ſich keinen Rath zu finden; ein Anderer aber, der ihn zu den Seinen gezählt hatte von Mutterleibe an, wußte dieſen Rath, und als Seine Stunde gekommen war, führte Er denſelben herrlich hinaus.

35. Das Erſcheinen eines hilfreichen Engels

Der kleine Auszug aus dem Kalender des 1723. Jahres, den ſich, wie wir oben ſahen, Philipp auf eine der innern Seiten des Einbandes ſeines Pſalmbüchleins geſchrieben hatte, war für ihn, bis zu ſeinem ſchweren Erkranken, eine Art von Troſt in der Einſamkeit geweſen. Er hatte bis dahin nicht nur die Monatstage, ſondern vor Allem die Tage der Woche und die Hauptfeſte des chriſtlichen Kirchenjahres ſo aufmerkſam unterſchieden, daß er auch in ſeiner Einſamkeit an der Feier des Sonntags, wie der anderen lieblichen Feſttage der Gemeinden des HErrn, deren Glied ja auch er war, innigen Antheil zu nehmen vermochte. Seitdem ihn jedoch das Nervenfieber bewußtlos auf's Lager hingeworfen hatte, war ihm das Unterſcheiden der Wochen- und noch mehr der Monatstage unmöglich geworden; er wußte nicht mehr, wann es Sonntag war.

Seiner, durch die beiläufig hingeworfenen Bemerkungen über die Zeiten, da der Vollmond ſchien, wahrſcheinlichen Schätzung nach war es faſt in der Mitte des Novembers, als er eines Tages von tiefer Schwermuth darniedergebeugt auf einem großen Stein in der Nähe des Strandes ſaß. Einige der oben beſchriebenen, eckelhaften ſchwarzen Geier, die ſich ſeit dem Verluſt ſeines Pudels und noch mehr in der Zeit ſeiner großen Schwäche ohne Scheu bei ihm einzufinden pflegten, ſaßen faſt vor ſeinen Füßen da. „Dieſe,“ ſo ſprach der arme, bekümmerte Jüngling zu ſich ſelber, „warten ſchon jetzt auf den Augenblick meines Verſcheidens, um, wann der letzte Odemzug mir entflohen, mit meinem dahingewelkten Fleiſche ſich zu ſättigen. Nun wohl, die Erde und Alles, was darinnen, iſt des HErrn, der Staub möge zu Staub werden, wo und wie es ſei. Die Seele geht dahin, wo ihre ewige Heimath des Friedens iſt.

Ein Geräuſch, wie vom Schlage eines Ruders, weckte ihn aus ſeiner ſchwermüthigen Träumerei; er erhob ſein Angeſicht, ſchaute nach dem Meere hin, und ſahe ein kleines Kanoe, darinnen ein einzelner Mann ſaß, der Küſte ſich nahen. Philipp war in dieſem

Augenblick ſo unempfänglich und gleichgiltig gegen Alles, was da kommen und geſchehen konnte, daß er ruhig am Ufer ſitzen blieb. Einen Freund, ſo dachte er, habe er nicht zu hoffen, von einem Feinde habe er doch auch im ſchlimmſten Falle nichts Anderes zu erwarten als das, was ihm heute oder morgen bevorſtand: den Tod. Ueberdieß hätte er in ſeinem damaligen Zuſtand einem Feinde weder Widerſtand zu leiſten, noch auch zu entfliehen vermocht.

Der Mann, welcher im Kanoe ſaß, bemerkte jetzt auch den Inſulaner; er hielt ſein Boot an und ſchien zweifelhaft, ob er landen ſolle oder nicht. Mit lauter Stimme begrüßte er Philipp zuerſt auf ſpaniſch, dann auf engliſch, und bat ihn näher zu kommen an's Ufer, damit er Einiges ihn fragen könne. Der arme Kranke, ſo laut er bei ſeiner Schwäche es konnte, rief dem Fremden zu, er ſolle nur ruhig an's Land ſteigen; kein anderer Menſch ſei auf der Inſel als er allein, und er zwar befinde ſich in einem Zuſtand, darin er jeden Augenblick ſein Ende erwarten müſſe.

Der Fremde ſtieg an's Land, befeſtigte ſein kleines Fahrzeug, und trat dann näher zu dem jungen Inſulaner hin. Als er dieſen in ſeiner abentheuerlich aus Lumpen, Vogelfedern, Baumrinden und Blättern zuſammengeſetzten Kleidung erblickte, trat er, erſchreckend wie vor einem Wahnſinnigen, einen Schritt zurück. Doch bald faßte er ſich wieder. In dem hohläugigen, bleichen, abgezehrten Angeſicht des Jünglinges, deſſen Glieder vor Fieberfroſt und Schwäche zitterten, lag kein Ausdruck des Wahnſinnes; ſondern der ganze Menſch vom Haupte bis zur Sohle war ein Bild des Jammers und des Elendes, deſſen bloſer Anblick in jeder menſchlichen Bruſt Mitleid erregen mußte. Der Fremde reichte ihm die Hand; er grüßte ihn mit dem Gruße des Friedens. Philipp war tief bewegt, ſeine Glieder zitterten ſtärker, er weinte Thränen der Freude; nur mit halberſtickter Stimme konnte er einige Worte ſtammeln. Der Fremde erſchien ihm wie ein Engel, den die wunderbare Hand ſeines Gottes ihm zur Rettung und Hilfe daher geführt hatte an dieſe verödete Inſel.

Und fürwahr auch in ſeiner äußeren Erſcheinung ſchien derſelbe mehr einem Sendboten aus einer andern Welt als einem gewöhnlichen Menſchen zu gleichen. Wir müſſen es der damals allerdings krankhaft aufgeregten Phantaſie unſeres Philipp zuſchreiben, wenn derſelbe in den erſten Augenblicken den unerwarteten Gaſt mit einer ſo ehrfurchtsvollen Scheu betrachtete, daß er kaum mit ihm zu ſprechen wagte, und daß er auch in ſpäteren Jahren, wenn er von dieſem ſeinem rettenden Engel — ſo nannte er ihn beſtändig — erzählte, in eine Begeiſterung der ehrfurchtsvollen, dankbaren Liebe gerieth, welche ein Nachhall ſeiner damaligen Stimmung war. Der Fremde war ein Mann von hoher Geſtalt, und, wie ſein graues Haupt, ſein weißer Bart bezeugten, ſchon hoch bei Jahren. In ſeinen Blicken wie in ſeinen Mienen ſprach ſich ein Ernſt aus, der, wie Philipp ihn beſchrieb, wie von göttlicher Art erſchien, denn er war mit Milde und herablaſſender Güte gepaart, frei von jedem Zuge der Strenge und des Stolzes; dem Angeſicht und dem ganzen Weſen dieſes Mannes war das Siegel einer Weihe aufgeprägt, welche der Chriſt im Läuterungsfeuer vieler Trübſale und in dem beſtändigen Verkehr des Herzens mit ſeinem Gott empfängt. Obgleich ſeine Lippen ſich nicht bewegten, ſagten es doch die Augen wie die Mienen, daß unter dieſer hohen, majeſtätiſchen Stirne der Gedanke an Gott und Ewigkeit throne, der ohne Aufhören zu einem ſtillen innerlichen Gebet wird. Der Fremde ſprach überhaupt außerordentlich wenig mit Worten, ſondern nur mit Thaten der Bruderliebe; eine der erſten dieſer Thaten war, daß er ein Feuer anzündete, ein Gefäß mit Waſſer, ein anderes mit Fleiſch daran ſetzte, und für den Kranken zuerſt einige Taſſen Thee, dann eine Speiſe bereitete, welche den bedürftigen Leib deſſelben erquickte, wie der Thau und Regen von oben ein dürres, dürſtendes Erdreich. Er gieng hierauf zu ſeinem Boote, holte da ein Hemd und einige Kleidungsſtücke, winkte dem Jüngling, daß er ſeine elenden Lumpen ablegen und in dieſes beſſere Gewand ſich hüllen ſolle, unterſuchte, als dieſes geſchehen, in der ſachverſtändigen Weiſe eines Arztes — denn von dieſem Stande ſchien der merkwürdige Greis zu ſeyn — die ſchadhaften Füße des Kranken, belegte dieſelben, nachdem er die Wunden mit einer wohlthuenden, ſchmerzſtillenden Flüſſigkeit gewaſchen, die in einer Flaſche verwahrt war, mit balſamiſch duftenden Pflaſtern, und verband ſie mit Streifen von reiner Leinwand. Philipp fühlte ſich wie neugeboren, die Gedanken des Todes, alle Sorgen, alle Gefühle der innern wie äußern Schmerzen waren verſchwunden; ſein Mund war voll Lachens, ſein Herz voll Frohlockens.

Ein ſanfter, ſtiller Geiſt war in dieſem Fremden; auf jeder Gabe, die ſeine gute Hand darreichte, lag eine Kraft des Segens; ſo oft Philipp das Thun dieſes

Mannes, die Art und Weiſe, wie er ſeine Wohlthaten erzeigte, betrachtete, fiel ihm der Spruch ein: „Unſer Wandel iſt im Himmel.“

Dem Jüngling, von neuem, freudigem Lebensmuth durchdrungen, ging das Herz auf gegen den Wohlthäter; mit geſprächigem Munde erzählte er ihm die Geſchichte ſeiner Jugend, ſo wie ſeine Schickſale während der Gefangenſchaft bei den Seeräubern, und während ſeines bisherigen, neunmonatlichen Aufenthalts auf der Inſel. Er zeigte dem Fremden ſein Pſalmbüchlein, „dieſes da,“ ſo ſprach er, „und das Wort des Lebens, welches durch meine frommen Eltern und Lehrer frühe in mein Herz gepflanzt war, ſind mein Troſt und meine Kraft geweſen in den Tagen meiner Verlaſſenheit und meines Elendes.“ Der hohe Greis hörte mit väterlich liebevoller Theilnahme die Erzählung an. „Du haſt Treue gehalten,“ ſprach er; „die Hand Deines Gottes wird Dich nicht verlaſſen; freue Dich der Feuerprobe der Trübſale, die über Dich ergangen iſt. Die Maniocwurzel bedarf der ausdorrenden Hitze, um zum geſunden Kaſſavabrode zu werden.“ Darauf blickte er lange ſchweigend nach dem Meere hin, und der Jüngling wagte es nicht, dieſes ernſte Schweigen zu unterbrechen.

Der Fremde verſäumte übrigens keinen Augenblick, wo er etwas thun konnte zum Dienſt und zur Pflege des Kranken. Er hatte eine Flinte bei ſich, mit dieſer ſchoß er mehrere Tauben und Wildhühner; er bemächtigte ſich einer Schildkröte, zerhieb dieſelbe mit einem Beile, und aus dem Fleiſch dieſer Thiere, mit dem Zuſatz von etwas Reis, bereitete er Suppen und Fleiſchgerichte, davon er dem Kranken zwar nicht viel auf einmal, dafür aber deſto öfter eine Erquickung darreichte. Philipp bemerkte bald, daß ſein Wohlthäter außer dem langen Gewand, das er trug, und außer den Kleidungsſtücken, welche er ihm geſchenkt hatte, keine weitere Garderobe bei ſich führe; er hatte Alles, was im Boote war, an's Land gebracht, und dieſes beſtand, außer einem Fahrzeug und außer den Waffen und Geräthſchaften, die wir ſchon nannten, nur aus einer alten wollenen Decke, wie man ſie etwa auf den Boden der Zimmer hinbreitet, dann in einem Gefäß mit geſalzenem Fleiſch, einer kleinen Portion Reis und einem einzigen Schiffszwieback. Dieſer Mann jedoch ſchien in der Erfüllung des Gebotes: „Brich dem Hungrigen dein Brod,“ eine gute Uebung zu haben, denn er gab ſein einziges Brod dem kranken Inſulaner, ließ dieſem den Reis und die beſten Biſſen der bereiteten Speiſen, und ſammelte ſich zu ſeinem eigenen Bedarf nur einige Maniocwurzeln, die er in Stücke ſchnitt und am Feuer zu Caſſavabrod röſtete. Als der Abend kam, nahm er ſchweigend ſeine wollene Decke und legte dieſelbe auf das Seegraslager in der Laube unſers Philipp hin. Dieſer, der dem ehrwürdigen Fremden ſchon vorher ſein armes Lager für die Nacht angetragen hatte, war der Meinung, daß derſelbe von dieſem Anerbieten Gebrauch machen wolle; jener aber winkte ihm mit der Hand und ſprach: „dort iſt Dein Bette,“ ging dann zu ſeinem Boot und legte da ſich zur Ruhe.

Philipps erſter Blick, als er am andern Morgen erwachte, war auf das Boot und auf ſeinen Wohlthäter gerichtet. Es war kein Traum geweſen, wie er in ſeiner halben Schlaftrunkenheit gefürchtet hatte, ſondern was geſtern ſich zugetragen, das war volle Wirklichkeit und Wahrheit. Das Boot lag noch an ſeinem Orte; der hohe Fremdling wandelte im Licht der Morgenſonne am Strande; die wollene Decke, in die der Kranke ſich eingehüllt hatte, die reinliche Wäſche, die er ſeit 9 Monaten zum erſten Mal wieder ſtatt der armſeligen Lumpen an ſeinem Leibe trug; das Gefühl der Bekräftigung, das die geſtern genoſſenen, ſeinem Zuſtand ſo gut zuſagenden Speiſen ihm wiedergebracht hatten, gaben hinlängliches Zeugniß von der unverhofft glücklichen Wendung, welche ſein Schickſal in der Zeit eines einzigen Tages genommen hatte. Der Fremde, als er bemerkte, daß Philipp wach ſei, kam zu ſeiner Hütte, ſetzte ſich zu ihm hin, nahm das Büchlein des Jünglings, las den 103. Pſalm und ſprach dann, auf ſeine Kniee ſinkend, ein Gebet aus dem Herzen, deſſen Worte unſerm Inſulaner ſo zu Herzen drangen wie noch keine andere Sprache des Gebets, die er je zuvor aus menſchlichem Munde vernahm. Wenn jener Mann betete, da war er beredt, da war ſeine ſonſt ſchweigende Zunge wie von der Macht eines Sturmwindes bewegt, der den Funken in der Bruſt des Zuhörers zur Flamme der Andacht anfachte.

Der treue Wohlthäter hatte ſchon, als Philipp noch ſchlief, für die Pflege deſſelben geſorgt; das Waſſer kochte bereits am Feuer, der Thee war ſchnell fertig; der Schiffszwieback, von welchem der Kranke geſtern nur einige Biſſen genoſſen, gewährte dieſem jetzt, in den Thee geweicht, ein treffliches Frühſtück. War es doch überhaupt ſo, als dächte der merkwürdige Fremde den ganzen Tag hindurch an nichts Andres, als an die

Verpflegung des bedauernswürdigen Jünglings. Seine leibliche Mutter, ſo ſagte dieſer ſpäter oftmals, wenn ſie nur in der Abſicht, ihm als Krankenwärterin zu dienen, damals nach Roatan gekommen wäre, hätte nicht zärtlicher für ihn ſorgen können als jener unbekannte Fremde. Denn gleich nachdem dieſer mit Wohlgefallen ſeinen Pflegling hatte das Frühſtück nehmen ſehen, gieng er mit der Flinte in den Wald und ſchoß da Tauben, deren Schaaren in dieſer Jahreszeit vom Feſtland her die Inſeln beſuchen, und deren Fleiſch, wie die aus ihm bereitete Brühe, von ſehr angenehmem Geſchmack und zuträglich für Kranke iſt. Gleich nachdem er die Küche beſorgt, nahm er ſein Beil, und zimmerte aus Zweigen und jungen Baumſtämmen das Baumaterial zu einer Hütte. „Wollt Ihr, mein Herr," ſo fragte Philipp, „euch auch anbauen hier auf Roatan? Ach wie gerne will ich, ſobald ich wieder geſund bin, euch treulich dienen als euer Knecht." — „Erſt Deine Hütte," antwortete der Fremde „dann die meinige;" und ohne weiter auf die Einwendungen zu achten, welche dem Philipp nicht eine angelernte Sitte der Höflichkeit, ſondern ſeine ehrfurchtsvolle Liebe eingab, ſchlug er eine doppelte Reihe von Pfählen an den Wänden von Philipps ärmlicher Hütte, füllte den Zwiſchenraum mit einem dichten Flechtwerk von Zweigen und Moos aus, legte ein Dachwerk von ähnlicher Art darüber, ließ nach Oſten, nach dem Meere hin, die Hütte offen, brachte jedoch als Thürenvorhang den alten Palmblättermantel an, den Philipp (nach S. 255) ſich gefertigt hatte, und ſagte lächelnd: „Die ſtärker zunehmende Regenzeit wird uns bald beſſere Thüren machen lehren."

Während ſeines Baumeiſtergeſchäft hatte der edle Fremde auch jenes des Koches und Wirthes verſehen, ſo wie ſchon am Morgen das des Wundarztes; Philipps Füße hatten ſo auffallend ſich gebeſſert, daß er ohne Schmerzen wieder auftreten konnte. Es war rührend, daß der mildthätige Mann ſeine Schuhe, davon er doch nur dieſes ein Paar hatte, abzog, und gegen des Jünglings Fuß ſie abmaß, in der Abſicht, ſie ihm zu ſchenken. Kopfſchüttelnd nahm er jedoch dieſelben wieder zu ſich, denn er bemerkte wohl, daß ſie für Philipps breiteren, obgleich kürzeren Fuß nicht paßten.

Als die Beiden am Nachmittag mit einander bei der Hütte ſaßen, bemerkte der Fremde die in der Nähe des Eingangs ſtehende ſteinerne Büchſe. Mit einem ganz beſondern Intereſſe, als ob er etwas ihm Wohlbekanntes aus alter Zeit vor ſich ſähe, nahm er ſie in die Hand, drehte ſie auf, betrachtete aufmerkſam die wenigen noch darin liegenden Ambrakügelchen. „Die werden Dir wohl zu ſtatten gekommen ſeyn,“ ſagte er, und ſah dabei Philipp fragend an, welcher, dieſen Blick verſtehend, ausführlich ihm von der Palmſonntagsbucht und von den alten Gemäuern erzählte, bei denen er die Büchſe gefunden. Mit großer Aufmerkſamkeit hörte der Fremde den Bericht an. „Stehen,“ ſo fragte er, „die alten oſtindiſchen Mangobäume noch bei einem jener alten Gemäuer?“ und als Philipp ihm dieß bejaht hatte, ſchaute er wieder ſchweigend und ſcheinbar auf nichts mehr achtend, das der Andre ſagte, auf's weite Meer hinaus.

Dennoch wurde er an dieſem Abend, an welchem Beide beim Schein des Mondes noch lange beiſammen ſaßen, etwas geſprächig, und ſein junger Freund erfuhr von ihm, daß auch Er aus Neuengland gebürtig, mithin ſein Landsmann ſei; daß er nach vielen Reiſen, weit in der Welt umher, ſeit 22 Jahren auf dem Feſtlande unter den Spaniern gelebt habe, daß er jedoch jetzt nur mit Mühe dem Tod auf dem Scheiterhaufen, welchen dieſe (er ſagte nicht, aus welcher Urſache) ihm zugedacht hatten, entflohen ſei. Wenn Gott es wolle, gedenke er hier auf Roatan ſeine Tage in Frieden zu beſchließen. Den eigentlichen Geburtsort, den Familiennamen, den Stand des Fremden erfuhr Philipp nicht; er wagte es nicht, darnach zu fragen.

Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft, nachdem er Alles beſorgt hatte, was zur Verpflegung ſeines jungen Freundes für dieſen Tag diente, ſagte der Fremde, er wolle jetzt mit ſeinem Kanoe hinüberfahren nach einer der benachbarten Inſeln (Barburet oder Bonacca), wo die Jagd noch austräglicher und leichter ſei als auf Roatan; noch heute könne er von dort zurückkehren. So deutlich Philipps feuchte Augen den Wunſch ausdrückten, daß der Wohlthäter ihn nicht verlaſſen möge, wagte er es dennoch nicht, ihn in Worten auszuſprechen. Er fragte nur, ob er ihn nicht begleiten dürfe. „Deine Füße erlauben das noch nicht,“ und mit zärtlichem Händedruck nahm er Abſchied.

36. Neues Leid nach kurzer Freude.

Der Himmel war heiter, das Meer war nur von einem leiſen Lufthauche bewegt, als der theure Wohlthäter und Freund vom Lande abſtieß. Philipp konnte ſich der Wehmuth, die ihn bei dem Abſchied anwandelte nicht erwehren; er ließ den Thränen ſeines Schmerzens freien Lauf. Etwa eine Stunde, nachdem der edle Fremdling zu Waſſer gegangen, erhob ſich ein furchtbares Wetter mit Sturm und Regen. Bei jedem Donnerſchlag, bei jedem ſtärkern Windſtoß fuhr der Jüngling erſchrocken auf; nicht um ſeinet-, ſondern um des theuren Gaſtes willen fürchtete er dieſes Ungewitter. „Doch," ſo ſprach er tröſtend ſich ſelber zu, „in dieſer einen Stunde hat der Freund leicht von Roatan aus nach einer der kleinen Inſeln kommen können; er wird dort die Wiederkehr des beſſern Wetters abwarten und, wo nicht ſchon heute am Abend, doch morgen am Tage zurückkehren."

Der Sturm legte ſich ſchon vor Abend, aber der liebe Freund kam nicht; die Nacht war windſtill, der nächſte Morgen heiter, Philipp ſchaute unverwandt nach dem Meere hinaus; aber kein Kanoe wollte ſich zeigen. So vergiengen viele Tage in ſehnlicher Erwartung; ſelbſt bei Nacht, wenn die Brandung ſtärker an die Felſen der Küſte ſchlug, fuhr er freudig vom Lager auf, weil er die Schläge des Ruders zu vernehmen meinte; er horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit; aber nur eine Meereswoge, kein menſchliches Fahrzeug hatte ſich dem Lande genaht.

Philipp hat ſeinen rettenden Engel, ſo nannte er den Fremden, niemals auf Erden wiedergeſehen. Es fällt uns ſchwer, ſeiner Vermuthung beizuſtimmen, daß jener werthe Mann bei dem Sturme, der bald nach ſeiner Abfahrt ausbrach, ſein Grab in den Wellen gefunden habe; wir geben uns viel lieber der Hoffnung hin, daß der Sturm ihn an einen Ort verſchlagen, wo ſich ein Schiff fand, das ihn aufnahm und fern von dem Lande ſeiner Feinde in eine Bergungsſtätte führte, wo er ſeine noch übrigen Tage in Frieden beſchloß; dieß jedoch iſt gewiß, daß unſer Aſhton, ſo oft und viel er auch darnach forſchte, niemals wieder Etwas von ihm erfahren konnte.

Er betrauerte den Freund und Retter ſeines Lebens wie einen Todten; drei Tage nur hatte er das Glück genoſſen, mit einem ſolchen Manne, deßgleichen, nach ſeinem Urtheil, es wenige auf Erden geben mag, zuſammen zu leben; jetzt war er wieder, wie ein Wanderer, dem ein Blitz ſeinen nächtlichen Pfad beleuchtet hat, in das Dunkel, das früher ſeinen Lebensweg bedeckt hatte, zurück verſetzt; einſam, und verlaſſen von allem menſchlichen Beiſtand wie vorher.

Und dennoch wenn er ſeine jetzige Lage mit jener verglich, in welcher er ſich vor Ankunft des Fremden befunden, wie fand er ſie da in ſo unerwarteter Weiſe verbeſſert! Der liebe Wohlthäter hatte ihm Stahl und Stein nebſt Schwamm und eine Flaſche voll Schießpulver zum Anzünden des Feuers dagelaſſen, außerdem noch ein Meſſer, eine Zange und mehrere Töpfe zum Kochen des Fleiſches, einen kleinen Vorrath von Thee, eine Schachtel mit Pflaſter, ein Gefäß voll Wundwaſſer, beides für den Gebrauch auf etliche Wochen ausreichend, und gegen fünf Pfund eingeſalzenes Schweinefleiſch. Vor Allem aber war ſein Geſundheitszuſtand ein ganz anderer, glücklicherer geworden; er war durch die Pflege der wenigen Tage und durch die beſſer paſſende Koſt, welche er während derſelben genoſſen, zu Kräften gekommen, ſeine Füße waren faſt ganz von Schmerzen befreit; durch die Anwendung des Wundwaſſers und Pflaſters ſchienen ſie mehr denn vorher der Heilung entgegen zu gehen.

Die Winter- oder vielmehr Regenzeit war jetzt in ihrer ganzen Stärke eingetreten; wie wohl that ihm da das Feuer, an dem er ſich das Fleiſch der Schildkröten, die er jetzt durch ſein Meſſer zu zerlegen vermochte, die Eier von Wildhühnern und Waſſervögeln, ſo wie Krebſe zur geſunden Speiſe bereitete, die Blätter des Arums, und die jungen Sprößlinge der Palmen zum Gemüſe kochte, Maniocwurzeln röſtete und ſo das Giftige in heilſame Nahrung verwandelte. Wie oft ſegnete er das Andenken ſeines guten Engels, wenn er in der Hütte, welche dieſer ihm, ſo wie ſie jetzt war, gebaut und gedeckt hatte, vor dem häufig fallenden Regen und vor der Wuth des Sturmes geſchützt und geſichert ſaß; wie fühlte er noch fortwährend, ja bis an ſein Lebensende, jene geiſtige Bekräftigung, welche das kurze Zuſammenſeyn mit dem hohen Gaſte ihm gewährt hatte!

37. Ein reiches Weihnachtsgeſchenk aus unbekannter Hand.

Mit den Kräften des Leibes zugleich war auch die Freude am Leben und die Hoffnung auf eine glücklichere Wendung deſſelben in unſerm Philipp Aſhton wieder aufgelebt. Sturm und Ungewitter, ſo furchtbar heftig, als er in ſeiner Heimath ſie niemals erlebt hatte, tobten täglich, entwurzelten manchen hohen Baum, ſchleuderten die Wogen des Meeres mit ſolchem Ungeſtüm an die Küſte, daß der Schaum wie feiner Regen bis in die Hütte ſpritzte. Der Inſulaner hatte ſich indeß, dem Winke ſeines unvergeßlichen Gaſtes folgend, eine beſſere Vorhangthüre aus Palmenblättern geflochten, mit welcher er bei Sturm und Regen, ſo wie bei Nacht, den Eingang ſeiner Laubhütte verwahrte. Es gab übrigens, wie die Natur jenes Himmelſtriches es mit ſich bringt, täglich einzelne Stunden, in denen die Sonne ſchien; und dieſe benützte der Inſulaner, um für ſeine Küche zu ſorgen, die er in der Nähe ſeiner Hütte unter dem Obdach einer vorſpringenden Felſenwand angelegt hatte. Erfindungsreich, wie die Noth ihn gemacht hatte, wußte er mancherlei Seefiſche durch die Lockſpeiſe der geröſteten Kaſſavawurzel in einen kleinen Tümpel zu locken, deſſen Ausgang nach dem Meere hin er durch eine Art von Schleußenthür aus Baumzweigen verſchloß, um dann ſeiner Beute mit der Hand ſich zu bemächtigen.

Er konnte jetzt ohne große Beſchwerde wieder, freilich nur kleine Strecken weit, gehen; und als im December eine der beiden Hauptärnten der Kokopflaumen eintrat, als die Zweige der Bäume dieſer Art, davon mehrere ganz nahe bei ſeiner Wohnſtätte wuchſen, unter der Laſt der Früchte ſich bogen, als wollten ſie brechen, da hatte er zu dem Gericht der Fiſche, der Krebſe, auch wohl des Schildkrötenfleiſches und der Enteneier, nicht nur als Brod die geröſtete Kaſſava, ſondern auch den reichlichen Nachtiſch der Früchte.

Eine wahrhaft kindiſche Freude gewährte ihm das Anzünden und die Unterhaltung des Feuers. Dieſe hohe Gabe, die ſich Jeder in unſern Tagen ſo leicht durch die allbekannten, mit ein wenig Phosphor und Schwefel beſtrichenen Zündhölzchen verſchaffen kann, hatte er, während ſie ihm acht Monate lang entzogen war, erſt ganz in ihrem vollen Werthe ſchätzen lernen; es ward ihm jene abgöttiſche Verehrung begreiflich, welche manche noch von der Nacht des Heidenthums umfangenen Völker, die ſogenannten Feueranbeter, der Flamme des Herdes bezeugen. Stunden lang ſaß er, wenn er am Morgen aus den unter der Aſche glimmenden Kohlen, oder auch mit Hilfe einiger Körnchen ſeines Schießpulvers durch Stein und Stahl das dürre Gras und dann das Holz entzündet hatte, am Feuer, und betrachtete das zwar alltägliche und offenkundige, dabei aber ſeinem Verſtand unbegreifliche Wunder der Erzeugung des Lichts und der Wärme aus der Luft und dem kalten Holze Auch die Kunſt des Kochens, die er in der mannigfaltigſten Weiſe übte, gewährte ihm in mehr als einem Sinne gute Unterhaltung.

So vergingen dem Inſulaner auch in ſeiner Einſamkeit die Tage und Wochen ſchnell. Die Sonne, welche er zweimal im Sommer am Mittag hatte ſenkrecht über ſeinem Haupte ſtehen ſehen, warf jetzt, auch dann wenn ſie am höchſten ſtand, einen merklichen Schatten; er wußte es, daß dieſer Schatten in der Zeit des Winter-Sonnenſtillſtandes am längſten ſeyn müſſe; und da nahe an dieſer Zeit das liebliche, ihm von Kindheit an ſo theure Weihnachtsfeſt fällt, das er ſo gern gefeiert hätte, gab er ſich alle Mühe, durch eigene Beobachtung das Annahen des kürzeſten Tages zu finden. Der alte gerade Stamm eines Trompetenbaumes, der längſt ſeine Blätterkrone verloren hatte, ſollte ihm die Stelle des Zeigers einer Sonnenuhr vertreten. Er hatte geſehen wie dieſer in den Mittagsſtunden des Sommers mehrere Tage lang keinen Schatten warf; die zunehmende Länge deſſelben ſuchte er ſich jetzt durch Zeichen, die er am Boden anbrachte, bemerkbar zu machen. Aber die Beobachtungen ſolcher Art, wenn ſie vollkommen genau ſeyn ſollen, erfordern ungleich beſſere Werkzeuge als der Baumſtamm es war; unter einem Himmelſtrich, wo der Unterſchied des längſten Tages von dem kürzeſten nur zwei Stunden beträgt (jener iſt 13, dieſer 11 Stunden lang), iſt das Wachſen und Abnehmen des Schattens in den Tagen des Sonnenſtillſtandes kein Gegenſtand einer ganz leichten Beobachtung. Auch den Gang der großen Himmelsuhr, der nächtlichen Geſtirne, verſtand er nicht hinlänglich zu deuten, obgleich er nicht nur den hier tief nach dem Horizont ſtehenden Polarſtern, ſondern, durch den Steuermannn des Ned Low hierüber belehrt, ſelbſt die herrlichen Sternbilder des ſüdlichen Himmels, das Schiff und Kanopus, das ſüdliche Kreuz und den Centauren, kannte, und aus dem höheren Stande mancher dieſer Sterne beiläufig die Zeit des Jahres errathen konnte. Was indeß ſeinen Zeitbeſtimmungen an wiſſenſchaftlicher Sicherheit abgieng, das hatte bei unſerm Inſulaner jenes dunkle Ahnen des Verlaufes der Zeit erſetzt, das uns ſelbſt im Schlafe nicht verläßt. Aufs Ohngefähre hin hatte er dennoch die Dauer des bewußtloſen Zuſtandes ſeiner Krankheit errathen; ſeitdem er wieder geneſen war, hatte er täglich zuerſt aus einer Muſchelſchaale, ſpäter mit ſeinem Meſſer einen Einſchnitt in die Rinde eines jungen Bäumchens bei ſeiner Hütte gemacht und aus dem Summiren der verlaufenen Tage und Wochen, wie ſich dies bei ſpäterem Nachrechnen ergab, ziemlich nahe die Zeit des kürzeſten Tages und des darauf folgenden Weihnachtsfeſtes gefunden.

Es muß uns als etwas ganz Natürliches erſcheinen, daß um dieſe Zeit, im Wachen wie im nächtlichen Traume, ſeine Seele beſtändig in Salem bei den lieben Seinigen war. Einſtmals in der Nacht war der Traum von den lieben Eltern ein beſonders lebhafter geweſen; dem Träumer hatte es gedäucht, als habe er mit den Seinen den heiligen Abend und die Chriſtnacht gefeiert. Nun wohl, ſprach er beim Erwachen zu ſich ſelber, was kommt darauf an, ob ich um einen oder etliche Tage mich irre; ich will mir den heutigen Tag zu einem Feiertag weihen, daran ich des Lobgeſanges der Engel, der heilbringenden Geburt meines HErrn und der Anbetung der Hirten gedenke, und auch meines Heils in dem Menſch gewordenen Gottes-Sohne mich freue.

Geſtern am Nachmittag hatte noch ein furchtbarer Sturm getobt; heute gieng die Sonne in voller Klarheit auf, und der Himmel war wolkenlos und heiter. Noch in ſeinen ſpätern Jahren dachte Philipp mit Entzücken an dieſen Weihnachtstag, welchen er dort in ſeiner Einſamkeit mit einer Erhebung des Gemüthes begangen hatte, wie nur ſelten in ſeinem Leben ein andres Weihnachtsfeſt. Das Sehnen des Heimwehes, an welchem er litt, nahm in jenen Stunden eine Richtung von der Erde hinweg nach oben; er genoß einen ſchwachen Vorſchmack jener ewigen Freuden, welche jenſeits des Grabes den glaubigen Erdenpilger erwarten.

Neben dieſen Freuden einer höhern Art ward unſerm Inſulaner auch noch eine andre erdiſche Chriſtbeſcheerung zu Theil, die für ihn von unſchätzbarem Werthe war.

Als er Nachmittags am Ufer umherwandelte, erblickte er da ein kleines Kanoe, das der Sturm an's Land geworfen hatte. Bei dem erſten Anblick deſſelben ergriff ihn ein Gefühl von Wehmuth; er meinte, es ſey das Fahrzeug, darin ſein Wohlthäter ihn beſucht hatte und von ihm wieder hinweggefahren war. Als er jedoch näher trat, überzeugte er ſich bald, daß dieſes ein anderes, von ihm vorher noch nie geſehenes Boot ſei. Es hatte bei ſeinem Stranden auf dem flachen Sandboden nicht gelitten; als das Waſſer, das auf ſeinem Boden ſtand, ausgeſchöpft war, endeckte Philipp zu ſeiner großen Freude zwei eiſerne, inwendig verzinnte Keſſel, ein Fiſchernetz, mehrere Seile und ein Stück Segeltuch, das, wie die Ruder und die mit Haken verſehene Bootsſtange, inwendig an der Wand des Fahrzeugs befeſtigt war. Allem Anſchein nach war das Kanoe irgendwo von ſeinem Landungsplatz durch den Sturm abgeriſſen worden, ohne daß ein Menſch in ihm ſaß; wo der rechte Eigenthümer deſſelben wohne, das ließ ſich ſchwerlich ermitteln; vor der Hand durfte es unſer Inſulaner als ein ihm für unbeſtimmte Zeit geliehenes, oder durch das Strandrecht ihm zugefallenes Gut betrachten und nach Belieben benutzen.

38. Ein Lob der Schifferkunſt.

Philipp erkannte in ihrem ganzen Umfang die hohe Wichtigkeit an, von welcher für ihn, in ſeiner jetzigen Lage, der Beſitz eines Fahrzeuges war. Wie oft hatte er nach einem ſolchen ſich geſehnt, und vergeblich auf die Mittel geſonnen, ſich eins zu erbauen. Seine Arme und Hände waren geſund und kräftig, nur die Füße noch immer zu weiten Wanderungen ungeſchickt; während dieſe beim Stilleſitzen im Boote ruheten, konnten jene, mit Hilfe der Ruder, ihn in die Nähe und Ferne herumführen; ja ſein Fahrzeug mußte es ihm möglich machen, irgend einen Wohnort der Menſchen oder einen Havenplatz aufzuſuchen, an welchem ſich ihm leicht eine Schiffsgelegenheit zur Heimkehr in das liebe Vaterland darbieten konnte. Das Geſchäft eines Ruderers wie eines Steuermanns hatte er von Jugend auf geübt; das Waſſer war ihm ein Element, auf welchem er ſich faſt beſſer und mehr zu Hauſe fühlte als auf dem Lande.

Schon am andern Morgen beſtieg er ſein Kanoe und ruderte zu der nahen, am Südoſtende der Juſel gelegenen Piſangpflanzung, an der Bambusrohrbucht. Seit langer Zeit erquickte er ſich hier zum erſten Mal wieder an dem Genuß der herrlichen Früchte, zu deren Abnehmen vom Baum ſeine Bootſtange mit dem eiſernen Hacken ihm die vortrefflichſten Dienſte that. Enten von der Größe unſerer Gänſe und viele andere Waſſer- und Sumpfvögel gab es im Dickicht des Bambusrohres und am Ufer in Menge; ſie hatten da, ungeſtört von Menſchen, ihre Neſter angelegt, aus denen ſich der Inſulaner ein gutes Gericht der friſcheſt gelegten, noch unbebrüteten Eier herausnahm. Auch eine faſt halbwüchſige Rieſenſchildkröte war in ſeine Hände gerathen. Unter den Kokospalmen machte er ſich ein Feuer an und hielt da ein Mahl, bei welchem es Gekochtes, Gebratenes und Gebackenes in großer Menge und Manigfaltigkeit gab; namentlich gewährten ihm die zerſchnittenen, auf heißen Steinen geröſteten, halbreifen Piſangfrüchte oder Bananen ein Gericht, das an Wohlgeſchmack dem beſten europäiſchen Backwerk gleich kam. Mit einer reichen Ladung von Früchten, darunter ihm eine ſeiner Schätzung nach gegen 8 bis 10 Pfund ſchwere Chirimoya die köſtlichſte dünkte, kehrte er am Abend wieder zu ſeiner Hütte zurück.

Obgleich unſer Inſulaner außer dem Meſſer, das der wohlthätige Fremde ihm zurückgelaſſen, kein anderes ſchneidendes Werkzeug hatte, gelang es ihm dennoch, ſein kleines Fahrzeug mit Segelſtangen und Segeln, ſo wie mit anderm, die Fahrt begünſtigendem Zubehör zu verſehen, wobei das im Boot gefundene Segeltuch und die Seile ihm ſehr gut zu ſtatten kamen. Die ſtürmiſche Regenzeit hatte jetzt ihr Ende erreicht, es war jene trockne und kühle eingetreten, welche für den Himmelsſtrich, darunter Roatan liegt, und für ſeine Bewohner die ſonnenheiterſte und angenehmſte iſt. Seit den erſten Wochen ſeines Aufenthalts auf Roatan konnte er ſich keine Zeit erinnern, wo es ihm dort ſo inniglich wohl geworden, als jetzt, in den letzten Tagen des Jahres, das für ihn großentheils ein ſo mühſelig ſchweres geweſen war. Damals in den erſten Wochen ſeines Hierſeyns war es die Freude über ſeine Rettung aus den Händen der Seeräuber, welche ihm die ganze Natur in einem herrlichen Lichte erſcheinen ließ, jetzt war es die Rettung aus einer ſchweren, todesgefährlichen Krankheit, und aus großer Noth, die ihn ſo fröhlich und ſelig ſtimmte. Zu der Erhöhung dieſer Stimmung trug jedoch die Natur, die ihn umgab, ſehr Vieles bei. So voll Früchte und voll Blüthen hatte er die ſchönen Landſchaften ſeiner Inſel noch niemals geſehen wie jetzt, am Ende des Decembers und am Anfang des Januars. Die Ikokobäume bogen ſich unter der Laſt ihrer reifen, wohlſchmeckenden Pflaumen; die prachtvollen Blüthen der Pitcairnien, der Amaryllen (von denen es dort vier Arten giebt), die weſtindiſchen Narciſſen (Pancratium caribaeum), die buntgefleckten Tigridien, die ſcharlachrothen Blüthen des Blumenraſens (Canna coccinea), die blauen Commelinen gaben den Frühlingswieſen von Roatan einen Reiz, der nur wenig andern Gegenden der Erde in ſolchem Maaße zukommen kann. Die Fülle der Früchte an Bäumen und Gebüſchen ſo wie der Inſekten hatte um dieſe Zeit auch eine Menge von Vögeln von dem nahen Feſtlande herbeigezogen, welche Philipp zum Theil noch niemals vorher auf ſeiner Inſel bemerkt hatte. Aus allen Gegenden des Waldes hörte man das laute, fröhliche Geſchrei der Papageien; dazwiſchen riefen in flötendem Ton die buntfarbigen Pfefferfraße mit mächtig großem Schnabel ihr Pio-Piazooco und die Curucuis ihr klägliches Waw Waw. An allen Blüthenſträuchen zeigte ſich das Gewimmel der prächtigſten Schmetterlinge und der Kolibri's; auf einigen der höchſten Bäume hatten die Rieſenſtörche oder Jalinus ihr großes Neſt angelegt, während der Caracara-Adler (Polyborus Caracara) einſam auf einem Termitenhügel ſaß und der Lachfalke (Falco cachinnans) von einem Baumaſt herab auf Eidechſen lauerte. Unten am Boden krochen die metalliſch glänzenden, ſchwarz und grüngefärbten, ſchön gehörnten ſüdamerikaniſchen Erzkäfer (Phanaeus) herum, welche, wie bei uns der Todtengräberkäfer, alles Todte unter den Boden vergraben; daneben ſuchten die lieblichen Erdtauben (Columba passerina und talpacoti) ſo wie die Schaaren des kleinen Haubenrebhuhns (Perdrix cristata) das reinliche Futter der Körner und Pflanzenſamen. Während in den heißeren Monaten des Jahres und während der Regenzeit in Wald und Gebüſch keine oder nur ſchreiende Stimmen der Vögel ſich hören ließen, tönten jetzt die Felſenſchluchten von dem lieblichen Geſange wieder, den einige Arten der Trupiale (Cazicus persicus und der Icterus Jamacaji oder Gilbvogel) in der Nähe ihrer Hängeneſter anſtimmten. Selbſt in der Nähe der Laube unſers Inſulaners hatte ſich ein kleiner lieblicher Sänger, etwa von der Größe unſers Zaunköniges (der Thryothorus) eingefunden, der in einem hohlen Baume ſein Neſtchen aufſchlug und ſeinen Nachbar jeden Morgen durch ſeine feinen, melodiſchen Töne erfreute.*)

Philipp benützte die jetzige, wunderliebliche Witterung zu vielen, oft wiederholten, bald längeren, bald kürzeren Seefahrten, zuerſt an den Ufern ſeiner Inſel hin, dann an die benachbarten, kleineren Eilande. Wenn der Oſtwind ihn begünſtigte, kam er öfters ſchon nach wenigen Stunden von ſeiner Hütte aus bis zu den Orangengärten ſeiner Palmſonntagbucht, wo er faſt jede Woche einmal ſich eine Ladung von ſüßen Orangen, Feigen, Granatäpfeln, ſo wie, wenn die Jahreszeit es mit ſich brachte, von Trauben holte. Selbſt die Bananen und Kokosnüſſe ſchienen ihm in der Palmſonntagbucht ſchmackhafter zu ſeyn und beſſer zu gedeihen als in der nahen Bambusrohrbucht.

---

*) In den Coloniſtenwohnungen von Britiſch Guiana hängt man leere Flaſchen unter den Dächern der Gallerien auf, um dieſen niedlichen Sänger, der die Flaſchen für ſeinen Neſtbau in Beſchlag nimmt und dabei ein fleißiger Fliegenfänger iſt, in die Hausgenoſſenſchaft zu bekommen.

Wenn es ihm beliebte, einmal gute Auſtern zu eſſen, dann ſegelte er, wenn der Wind günſtig war, nach der Gegend des Manglewaldes, wobei er freilich aus Furcht vor den Krokodilen manche vorſichtige Wendung mit ſeinem Kanoe machte, bis er an den weſtlichen Rand des Waldes kam, bei welchem alle Wurzeln der Bäume mit Auſtern überdeckt waren. Die Rückfahrt von dieſer ſeiner Auſternbank, aus welcher er ſich gar manche Ladung holte, wurde ihm ſehr durch eine beſtändige Strömung des Meeres erleichtert, welche ſüdwärts von Roatan ihren Lauf von Weſten nach Oſten nimmt. Er hatte dann, wenn er ſein Fahrzeug dieſer Strömmung überließ, kaum nöthig, ſich mit Rudern zu ermüden, ſondern nur mit dem Steuerruder das Boot in einer Richtung zu erhalten, welche ſeine Heimfahrt begünſtigte. Erſt dann, wenn er etwa noch eine halbe Seemeile (¹/₄ Stunde Wegs) von ſeiner Wohnſtätte entfernt war, bedurfte er des Ruderns, um vollends an's Land zu kommen.

Auch an jenen Tagen, welche er, wie er ſich vergleichungsweiſe ausdrückt, zu Hauſe, das heißt in oder bei ſeiner Hütte zubrachte, diente ihm ſein Kanoe zur leichten Ueberfahrt nach jener nahen Rothedammbank, wohin er ſich ſchon früher vor den Angriffen der Stechfliegen zu flüchten pflegte. Er hatte ſich, denn das Hinüberſchaffen war ihm jetzt eine leichte Sache, dort auch eine Hütte gebaut und einen Feuerherd errichtet; jeden Morgen nahm er ſich das nöthige Brennholz, ſo wie die Lebensmittel und den Vorrath von Waſſer mit, deren er für dieſen Tag zur Verſorgung ſeiner Küche und ſeines kleinen Haushaltes bedurfte. Leichter noch und öfter als auf Roatan gelang ihm auf jener Sandbank der Fang der Schildkröten, und mit Hilfe ſeines neulich gewonnenen Fiſchernetzes der Fang der Fiſche, auch war die Ausſicht auf das weite Meer hier eben ſo frei als bei ſeiner Laube. So brachte er, als gegen Ende des März die Stechfliegen wieder häufiger wurden, auf jener kleinen Inſel einen großen Theil der Stunden des Tages, auf Roatan aber, in ſeiner Hütte, die Nächte zu; öfter, namentlich wenn er auf ſeinen Küſtenfahrten war, ſchlief er auch in ſeinem Boote, an einer Stelle des Strandes, die von Mosquitos nicht heimgeſucht wurde.

39. Rettung aus großer Lebensgefahr.

Unſer Philipp Aſhton, der, wie er ſich ſelber darüber ausdrückt, ſeitdem er im Beſitz ſeines kleinen Fahrzeugs war, ſich nicht nur als unumſchränkten Herrn von Roatan, ſondern als „Admiral der benachbarten Meere, als den einzigen Beſitzer und Inhaber der kleinen umliegenden Inſeln“ betrachten durfte, wagte nun allmählig auch weitere Fahrten in die verſchiedenen Theile ſeines Reiches hinaus. Eines Tages, nachdem er ſich mit einem Vorrath von Bananen, Feigen und Trauben, ſo wie von Schildkrötenfleiſch, für die Reiſe verſehen hatte, ſteuerte er gegen Oſten nach der fünf bis ſechs Stunden weit von Roatan abgelegenen Inſel Bonacca hin, welche ihrer Längenausdehnung nach kaum halb ſo groß iſt als Roatan. Er trug ſein Feuerzeug bei ſich, denn es war ſeine Abſicht, jene Inſel, die er von den Anhöhen bei ſeinem Aufenthaltsort öfters überſchaut hatte, genauer zu durchforſchen, und deßhalb vielleicht mehrere Tage auf derſelben zu verweilen. Indem er ſich der Inſel näherte, bemerkte er, daß an ihrem öſtlichen Ende eine Schaluppe vor Anker lag. So lebhaft ſein Verlangen war, ein größeres Schiff und mit ihm vielleicht eine Gelegenheit zur Heimkehr in das Vaterland aufzufinden, wollte er dennoch nicht auf's Gerathewohl nach jener Schaluppe hinſteuern, denn ſie konnte ja von Seeräubern beſetzt ſeyn, und ehe er wieder in ſolche Geſellſchaft ſich begäbe, wollte er lieber in ſeiner ſtillen Einſamkeit auf Roatan leben und ſterben. Ueberdieß zog ſich auch von der Südſeite der Inſel hinweg eine lange Reihe von Klippen weit in das Meer hinaus, an denen die Brandung ſo heftig war, daß er in ſeinem kleinen Kanoe es nicht wagen durfte, daran vorüber zu ſteuern. Er ruderte deßhalb, nachdem er, um von der Mannſchaft der Schaluppe nicht bemerkt zu werden, ſein Segel eingezogen hatte, nach der Weſtſeite der Inſel hin, landete dort in einer engen, von hohen Bäumen umſäumten Bucht, und zog ſein kleines, leichtes Fahrzeug nach ſich an's Ufer, wo es hinter dem Rohrgewächs wohl verborgen lag. Er wagte es nicht, ein Feuer anzuzünden, weil der Rauch deſſelben ihn den Piraten, wenn anders die Leute in der Schaluppe ſolche waren, ſogleich verrathen haben würde; ſondern nachdem er von ſeinen mitgebrachten Vorräthen ſo viel, als zu ſeiner Sättigung hinreichte, zu ſich genommen, begab er ſich auf die Wanderung nach Oſten, um ſich ſo unbemerkt als möglich der Schaluppe zu nähern. Aber die Aufgabe, welche er ſich geſtellt, war ungleich ſchwerer und größer, als er ſich's gedacht hatte. Wie klein ſah ihm dieſes Bonacca aus, wenn er es von den Anhöhen auf Roatan betrachtete; wie wenig bedeutend erſchien ihm ſelbſt noch vom Meere aus die Strecke zwiſchen dem Oſt- und Weſtrande der Inſel, und wie ganz anders kam ihm das vor, als er jetzt mit ſeinen noch immer geſchwächten Füßen, welche ſchon nach einem Wege von kaum tauſend Schritten ihn ſchmerzten, durch Dick und Dünn, bald bergauf, bald bergnieder, den vermeintlich unbedeutenden Raum durchwandern ſollte. Er hatte, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, zwei Tage und den größten Theil von zwei Nächten gebraucht, denn an vielen Stellen waren der Wald wie das Buſchwerk ſo dicht zuſammengedrängt, daß er auf Händen und Knieen fortrutſchen mußte, wobei er freilich manchmal, weil ihm das Laubdach die Ausſicht nach Sonne und Sternen verſchloß, auf bedeutende Umwege gerathen ſeyn mag. Endlich lichtete ſich der Wald, der Blick auf das Meer wurde frei; die Gegend des Strandes, an welche der Wanderer gekommen war, mochte etwa eine halbe Stunde weit von der Bucht entfernt ſeyn, in der die Schaluppe vor Anker gelegen war. Mit großer Vorſicht beſtieg unſer Inſulaner eine kleine Anhöhe, von welcher aus er die ganze Bucht überſchauen konnte; dieſe aber war leer; das Schiff mußte während der Zeit ſeiner mühſeligen Fußreiſe abgeſegelt ſeyn. Er ſtieg hinab in die Nähe des Ufers, und tief ermüdet von ſeiner Hand- und Fußreiſe ſetzte er ſich nieder, lehnte ſeinen Rücken an einen Baumſtumpf, mit dem Angeſicht nach Oſten, gegen das Meer hin gewendet, nach welchem er hier eine weite, freie Ausſicht hatte. Er befand ſich noch nicht lange in dieſer ruhenden Stellung, da überwältigte ihn der Schlaf. Dieſer mußte ein ſehr tiefer geweſen ſeyn, denn als er durch das Knallen mehrerer Musketenſchüſſe erwachte, da ſah er nahe vor ſich auf dem Meere außer der größeren Schaluppe acht Kriegsboote, welche ſämmtlich mit bewaffneten Männern beſetzt waren, davon viele vom Meere her auf ihn feuerten. Angeſpornt vom heftigen Schrecken ſprang Philipp, ſo ſchnell als ihm der Zuſtand ſeiner Füße es erlaubte, in's Dickicht des Waldes hinein; er achtete nicht auf den Zuruf der Spanier, denn aus dieſen allein beſtand die Mannſchaft der Kriegsboote: „Halt, Engländer! wir wollen Dir Pardon geben," obgleich dieſe Zuſicherung bei vielleicht ruhigerer Ueberlegung ihn hätte bewegen können, ſich, in Hoffnung einer leidlichen Behandlung und einer Entlaſſung in die Heimath, in die Hand der Feinde ſeiner Nation zu ergeben. Während er ſo in den Wald hineinlief, ſchoßen die Spanier aus allen ihren Fahrzeugen nach ihm, und die Kugeln ihrer Musketen ſchlugen öfters über ihm oder ganz nahe zu ſeiner Seite die Zweige der Bäume und Gebüſche ab. Endlich war er über die Gränze der Schußweite hinaus zu einem dichten Buſchwerk gekommen, in welchem er ſich auf den Boden hinſtreckte und mehrere Stunden lang ſich der Ruhe überließ, bis er aus dem Schall der Ruderſchläge ſchließen konnte, daß die Spanier ſich entfernt hatten. Er bemerkte aus ſeinem Hinterhalt hervor, daß die größere Schaluppe unter engliſcher Flagge hinwegſegelte, und ſchloß daraus, daß dieſelbe ein engliſches Fahrzeug geweſen ſei, welches die Spanier feindlich überfallen und erbeutet hatten.

Am folgenden Tag ſuchte unſer Inſulaner den Baum wieder auf, bei welchem ihm der Ueberfall ſo nahe geweſen war, und er erſtaunte nicht wenig als er in dem Stamm deſſelben ſechs bis ſieben Kugeln bemerkte, welche zum Theil nicht viel über Handbreite oder ſeinem Haupte in den Baum eingeſchlagen hatten. „Die wundervolle Güte Gottes,“ ſo drückt er ſich aus, „hatte auch in dieſer Gefahr mich bewahrt und daraus errettet.“ —

Philipp trat jetzt ſeinen Rückweg nach der Weſtſeite der Inſel an, daran er ſein Boot zurückgelaſſen hatte. Erſt jetzt fühlte er es ganz, daß er ſeinen Füßen, die noch immer der ſorgfältigſten Schonung bedurften, zu viel zugemuthet habe. Außer der Schwäche, welche in ihnen zurückgeblieben war, litten dieſelben ja auch noch fortwährend an Mangel von hinlänglich ſchützender Bekleidung. Die Leinwandſtreifen, mit welchen der wohlthätige Fremdling ſie verband, waren bald unbrauchbar geworden, und obgleich ſeitdem der glückliche Fund des Segeltuches einen Erſatz dafür gewährt hatte, während zugleich das Aufdrehen eines Schiffſeilſtückes ihn mit Bindfaden verſorgte, waren dennoch weder das Segeltuch noch die ſelbſtgefertigten Baumrindenſchuhe vollkommen hinreichend, um das Eindringen der Dornen und anderer ſpitzigen Körper zu verhindern. Und wenn ſie es auch geweſen wären, ſo würde dieſes dennoch unſerm armen Inſulaner nicht viel genutzt haben, denn, ohne es zu bemerken, hatte derſelbe ſchon auf ſeinem Herwege, bei dem Hindurchkriechen durch das Dickicht und das Gewirre der Zweige, den einen dieſer Segeltuch- und Baumrindenſchuhe verloren, und auch der andere war in einem Zuſtande, daß er ſich durch den kleinen Reſt des Bindfadens, der noch am Fuße hing, nicht mehr zuſammenhalten ließ; Philipp mußte ſich entſchließen, den Rückweg mit bloſen Füßen anzutreten. Freilich konnte er jetzt, wo ſeine Feinde wieder fern waren, ohne Furcht an der Seeküſte bleiben, er hatte es nicht mehr nöthig, ſich durch die unwegſamen Wälder und Gebüſche hindurch zu arbeiten; aber die Aufgabe blieb deßhalb dennoch eine eben ſo ſchwere, ja ſie wurde bei dem immer zunehmenden Schmerz an den von Neuem verwundeten Füßen mit jedem Schritt eine ſchwierigere.

Drei volle Tage hatte unſer armer Inſulaner nöthig, um, meiſt an der Küſte und am Saume der Waldungen hin, den Weg bis zu ſeinem Boote zurück zu legen, den ein geſunder Mann mit guten Schuhen oder Stiefeln an ſeinen Füßen in einer Zeit von höchſtens ſechs bis ſieben Stunden beendigt hätte. Und wie kam er bei ſeinem Kanoe an. Die Kleidungsſtücke, welche ſein Wohlthäter ihm geſchenkt hatte, waren durch die Baumzweige und ſcharfe Widerhaken, namentlich der Stachelblattpalmen (Desmoneus polyacanthus und macroacanthus), ſo zerriſſen und zerſchnitten, daß ſie nur noch in Fetzen an ſeinen Gliedern herumhiengen, und daß die von den Dornen ebenfalls geritzte, mit geronnenem Blut bedeckte Haut allenthalben zum Vorſchein kam; ſein Haar, das er zwar auf Roatan täglich gewaſchen, ſeit faſt 15 Monaten aber, weil Kamm und Schwamm und Scheere ihm fehlten, weder beſchnitten noch gekämmt hatte, hieng ihm wild und verworren über Stirne und Schläfe herein; an dem einen Knie war eine tiefe Wunde, die beim Hindurchkriechen durch's Gebüſch von dem

Aufſtoßen auf den zerſplitterten Stumpf eines Mimoſenbuſches entſtanden war; die Fußſohlen befanden ſich faſt wieder in demſelben elenden Zuſtand, in welchem ſie ſich vor fünf Monaten, ehe ihn ſeine ſchwere Krankheit befiel, befunden hatten. Auch eben ſo matt und erſchöpft fühlte er ſich wie damals, als er jetzt halb ohnmächtig in ſein Boot ſich hineinwarf und darin ausſtreckte; denn während der fünf oder ſechs Tage ſeines Aufenthaltes auf Bonacca hatte er faſt eben ſo ſehr an Hunger und Durſt gelitten, als in der traurigen Zeit, wo er aus Noth die rohe Maniocwurzel verſuchte. In den Waldungen von Bonacca gab es zwar Hirſche (wahrſcheinlich meint auch hier Philipp entweder den amerikaniſchen Sumpfhirſch oder, was wahrſcheinlicher iſt, den rothen Rehbock, m. vrgl. oben S. 143), Wildſchweine, Tauben und Waldhühner in Menge; aber die fruchttragenden Bäume und Geſträuche waren hier ungleich ſeltener als auf Roatan, das ihm, wie er ſich ausdrückt, im Vergleich mit Bonacca, „wie ein königlicher Palaſt vorkam.“ Auch hatte er häufig Mangel an Trinkwaſſer gelitten, denn nur an der Bucht, wo er die Schaluppe zuerſt ſah, ergießt ſich ein reichgefüllter Bach in's Meer; überdieß waren die plagenden Inſekten hier ſo häufig, daß ſie dem Wanderer bei Tag wie bei Nacht keine Ruhe ließen. Zu ſeinem Glück lag noch ein guter Reſt der mitgenommenen Topfnüſſe und Mangos, ſo wie der Bananen, im Kanoe, er konnte ſich doch wieder einmal ſättigen. Kaum aber fühlte er ſich wieder etwas geſtärkter, da ſpannte er ſein Segel und ſteuerte, vom Oſtwind begünſtigt, ſeinem lieben Roatan zu, wo er mit Einbruch der Nacht glücklich anlangte.

40. Ein neuer Beſuch von unerwarteten Gäſten.

Die heiße, trockene Jahreszeit war jetzt wieder eingetreten; ein großer Theil der fruchttragenden Bäume prangten mit der Fülle ihrer Gaben; am Strande wimmelte es von Schildkröten; ein ganzes Regiment von Soldaten hätte ſich ſchon an ihren Eiern ſatt eſſen können. Auch der Fiſchfang gab, ſeitdem er mit dem Netze betrieben werden konnte, eine gute Ausbeute, und ſo fehlte es dem Inſulaner nicht an mancherlei nahrhaften, wohlſchmeckenden Gerichten, zu denen der Bach und die Milch der Kokosnüſſe das Getränk darreichten. Aber zum vollkommenen Wohlbehagen des Leibes gehören, abgeſehen von dem, was die fröhliche oder traurige Stimmung des Gemüthes wirken kann, noch andere Dinge, als der Ueberfluß an Speiſe und Trank: namentlich Geſundheit der Glieder, auch Kleidung und Obdach. Die Gemüthſtimmung unſeres Inſulaners war um jene Zeit keineswegs eine fröhliche; ſein Heimweh nach dem lieben Vaterland und nach dem Umgang mit Menſchen war durch die mehrmals getäuſchte Hoffnung wieder ſtärker und heftiger geworden als jemals. Welchen Beſuch von Schiffern, ſo ſchien es ihm, durfte er hier an dieſen Inſeln, die von Klippen und Sandbänken umgürtet ſind, erwarten, als den von Seeräubern, deren Schlupfwinkel ſie ſind, oder von Spaniern, den Todfeinden ſeines Volkes, deren mörderiſchen Händen ja auch ſein Wohlthäter, deren Schüſſen er ſelber auf Bonacca nur mit Mühe entflohen war. Wie durfte er, nach ſeiner jetzt fünfvierteljährigen Erfahrung, es hoffen, daß ein engliſches oder ein anderes von freundlichen Seeleuten beſetztes Fahrzeug in dieſen Irrgarten der kleinen Inſeln und Felſenriffe hereinkommen ſollte; viel wahrſcheinlicher war es, daß er, von keiner Menſchenhand gepflegt und begraben, hier abſterben werde. Ohnehin mußte er fürchten, daß die Wunden und Schmerzen an ſeinen Füßen, die er ſich durch ſeinen Beſuch auf Bonacca zugezogen hatte, in Kurzem wieder eben ſo ſich verſchlimmern möchten, als im vorigen Winter, und daß er dann, unfähig, ſich von der Stelle zu bewegen, an ſeinem Bache, deſſen Verſiegen ja in wenigen Monaten eben ſo, wie im vorigen Jahre, zu erwarten war, Hungersnoth leiden müſſe. Denn faſt alle Maniocwurzeln, die in der Nähe wuchſen, hatte er, an einen ſolchen ſchlimmen Fall nicht denkend, ausgegraben und zum täglichen Gebrauch, ſtatt des Brodes, benützt.

Dazu kamen noch einige andere Umſtände, welche ihm große Sorge erregten. Sein Boot hatte auf der Rückfahrt von der unglückſeligen Reiſe nach Bonacca einen Leck bekommen, den er zwar nothdürftig verſtopfen, nicht aber auszubeſſern vermochte; ſeine Kleidung befand ſich in einem ſo erbärmlichen Zuſtand, daß er ſich ſelber nur mit Eckel betrachten konnte. Denn die von ſeinem Wohlthäter empfangenen Kleidungsſtücke, von feinem, dünnen Gewebe, waren mehr noch als ſein gröberes Matroſengewand, das er mit ſich aus dem Seeräuberſchiffe gebracht hatte, in Lumpen zerriſſen, er hatte deßhalb dieſes wieder hervorgeſucht, mit den Lappen des andern es, ſo gut er vermochte, ergänzt, und trug überdieß ein Stück Segeltuch als Schürze um ſeine Hüften. So niederbeugend all' dieſe Dinge für unſern Philipp Aſhton waren, blieb ihm doch noch ein guter Grund, daran ſein Herz ſich feſt hielt und Troſt und Ruhe fand: dieß war das unerſchütterliche Vertrauen in ſeines Gottes Gnade und Erbarmen. Mit den Stunden der Kleinmüthigkeit wechſelten deßhalb täglich auch die der innern Freudigkeit, wo ihn die Hoffnung erfüllte, welche niemals zu Schanden werden läſſet. Hatte er doch auch, was die äußeren Erleichterungen ſeines ſchmerzens- wie mühevollen Lebens betraf, die Mittel, ſich ein Feuer anzuzünden, und ſein Fahrzeug war noch immer brauchbar für kleine Fahrten an der Küſte ſeiner Inſel hin, und von ſeiner Wohnſtätte hinüber nach der Rothedammbank, auf deren trockenem, ſandigem Boden er während der Stunden des Tages eine Zuflucht vor den Anfällen der öfter erwähnten Stechfliegen fand.

Eines Tages, im Juni 1724, als er ſo eben auf dieſer ſeiner Sandbank war, und dort ein Frühſtück aus Seefiſchen ſich bereiten wollte, ſah er zwei Kanoes gegen ſich herſteuern. Die Leute, welche darin ſaßen, als ſie den Rauch des Feuers bemerkten, welches der Inſulaner angezündet hatte, hielten in einiger Entfernung von dem kleinen Eilande ſtill, und Philipp benützte dieſe Zeit, um eilig ſich nach ſeinem Boote, das hinter einem Uferdamm lag, zu flüchten und nach Roatan hinüber zu rudern. Er wollte ſich nicht der Gefahr ausſetzen, heute abermals, wie neulich auf Bonacca, den Schüſſen feindlicher Männer als Zielſcheibe zu dienen. Auf Roatan kannte er Sicherheitsorte genug, um vor einem Feind ſich zu verſtecken, und ſollten dieſe Leute freundlich geſinnt ſeyn, dann hatte er da die Mittel im Ueberfluß, ſie mit allem, was ſie bedurften, zu verſehen. Die Mannſchaft in den Kanoe's ſah ihn über die

Meerenge, welche nur einen Büchſenſchuß breit war, hinüberrudern nach Roatan, und da ſie ihrerſeits eben ſo ſehr vor Seeräubern als Philipp vor den Spaniern Furcht hatten, näherten ſie ſich dem Ufer mit großer Vorſicht. Da faßte der Inſulaner ſich Muth, er trat näher an's Meer hin und zeigte ſich den Männern, die ihm durch ihr ſchüchternes Benehmen keine Furcht einflößen konnten. Er wollte ſo eben eine Frage an ſie richten, da kamen ſie ihm zuvor, indem ſie auf engliſch ihm zuriefen und ihn fragten, wer und woher er ſei? Aſhton, freudig bewegt durch die Laute der Mutterſprache, antwortete: er ſei ein Engländer und der Gefangenſchaft bei den Seeräubern entflohen. Die Männer ruderten jetzt näher heran, hielten jedoch von neuem ſtill, und fragten den Inſulaner, wer außer ihm auf der Inſel ſei? Er verſicherte ihnen, daß nur er allein jetzt auf Roatan wohne, fragte aber zugleich die Fremden, wer und woher ſie ſeien? Sie antworteten, daß auch ſie Engländer ſeien, welche von der Hondurasbai herkämen. Philipp, als armer Herr von Roatan, dennoch ſeines Herrſcherrechtes ſich bewußt, hieß ſie jetzt an's Land gehen. Sie thaten dieß, doch noch immer der nöthigen Vorſicht eingedenk, in einiger Entfernung von ihm. Ein ſtarker, wohlbewaffneter Mann ſtieg aus, und ging nach dem Inſulaner hin, der ihm nun auch zutraulich entgegen trat. Als der Mann den armſeligen Burſchen in ſeinem Lumpenaufzuge, mit dem verwilderten Haar über dem bleichen Angeſicht gegen ſich her hinken ſah, blieb er vor Entſetzen ſtehen. Jener aber kam zu ihm heran, reichte ihm die Hand, fiel ihm, laut weinend vor Freude, um den Hals, und der rauhe Schiffer wurde dadurch ſo tief gerührt, daß er den bedauernswürdigen Jüngling auf ſeine Arme nahm und ihn hinuntertrug zu den Kanoe's. Philipp fand hier eine freundliche Aufnahme, die Leute alle reichten und drückten ihm brüderlich grüßend die Hand; er erzählte ihnen das Hauptſächlichſte von ſeiner Gefangenſchaft bei Ned Low, von den Lebensgefahren, die er unter den Seeräubern, den Mühſeligkeiten und Nöthen, die er während ſeines 16monatlichen, einſamen Aufenthaltes auf dieſer Inſel beſtanden hatte; die Fremden hörten ſeinen Bericht mit Theilnahme an, und bezeugten ihre Freude darüber, daß ſie jetzt im Stande ſeien, ihm ſeine Lage zu erleichtern.

Die heftige Gemüthsbewegung, in welche Philipp durch die überraſchende Ankunft der Fremden und durch das Uebermaß der Freude gerathen war, hatte ſeine Kräfte erſchöpft; er mußte ſich niederſetzen. Die Männer bemerkten ſeinen erſchöpften Zuſtand; einer von ihnen gab ihm einen Löffel Rum ein, um ſeine geſunkenen Lebenskräfte zu ſtärken. Aber unſer junger Inſulaner, welcher, ſelbſt ſo lange er unter den Seeleuten war, nur äußerſt ſelten und wenig von ſolchem Feuerwaſſer gekoſtet, jetzt aber ſeit 16 Monaten gar keine Art von geiſtigen Getränken genoſſen hatte, wurde von jenem einzigen Löffel Rum ſo ſtark angegriffen, als hätte man ihm ein Gift gegeben; er verſank in einen Zuſtand der Betäubung, welcher in völlige Bewußtloſigkeit übergieng. Einige der Seeleute wollten dem ohnmächtigen Jüngling, weil ſie meinten, das ſei das beſte Mittel zur Bekräftigung, noch mehr Rum einflößen, und ſie würden auf dieſe Weiſe ihn getödtet haben, wenn nicht ihre verſtändigeren Kameraden es verhindert hätten.

Nach einiger Zeit kam Philipp wieder zu ſich, und nun drängte ſich das obgleich rohe, dennoch gutherzige Schiffsvolk um ihn her, um dem armen Landsmann, jeder nach ſeinem Vermögen, eine kleine Gutthat zu erweiſen. Einer darunter, der ſeiner Profeſſion nach ein Wundarzt war, beſichtigte die Wunden an ſeinen Fußſohlen und ſeinen Knieen, beſtrich dieſelben mit einer Salbe, die zwar in den erſten Augenblicken heftig beißende Schmerzen erregte, bald aber ſich ſehr wohlthuend erwies, und verband ihn dann. Ein Anderer ſchnitt ihm ſein lang herabhängendes, zottiges Haar ab, und kämmte ihn glatt, noch Andere brachten ihm Wäſche und Kleidungen, darunter ſelbſt, zu Philipps unausſprechlicher Freude, ein Paar ſehr weite, auch über den Verband der Füße paſſende Strümpfe und Filzſchuhe waren. Mit ſeinen Lumpen wollten einige junge Leute Muthwillen treiben, indem ſie eine Art von Vogelſcheuche daraus machten, und ihren Eckel davor auf allerlei Weiſe kund gaben; ein älterer Mann aber, mit Namen John Symonds, verwieß ihnen mit ernſter Miene ihren übelangebrachten Scherz, und ließ die Erinnerungszeichen an Philipps großes Elend in's Feuer werfen.

Ein Herrſcher der Völker und Reiche, der zum erſten Mal in ſeinem kaiſerlichen oder königlichen Kleiderſtaat einherprangt, hat ſich niemals ſo hochbeglückt über all' den Schmuck ſeiner Glieder fühlen können, als unſer Philipp in ſeinem neugewaſchenen Hemde, ſeiner braunen Jacke mit zinnenen Knöpfen, ſeinen blau und weiß geſtreiften Matroſenbeinkleidern, wollenen Strümpfen und Filzſchuhen. Der gute John Symonds ſchenkte ihm zuletzt noch eine Mütze von grünem Leder, und ſetzte dadurch ſeinem Glücke die Krone auf.

Unſer Inſulaner wußte gar nicht, wie er ſeine Freude und ſeine Dankbarkeit gegen die wohlthätigen Leute genung ausdrücken ſollte. Er beſchrieb ihnen all' die guten Früchte und andere Naturgaben, welche auf ſeiner Inſel zu finden waren, und erbot ſich, in einem Fahrzeuge ihr Führer zu den Piſang- und Kokosnußbaum-Pflanzungen an der Küſte zu werden. Als er der ganz nahe bei ſeiner Wohnung gelegenen Pflanzung in der Bambusrohrbucht Erwähnung that, lächelten einige der Leute und ſagten, dieſe ſei ihnen wohlbekannt, denn ſie ſelber hätten dieſelbe vor nun achtzehn Jahren angelegt, ſeitdem aber nicht mehr geſehen. Auch die Palmſonntagsbucht kannten ſie, hatten aber ſchon zu ihrer Zeit ſie von Menſchen verlaſſen und die Häuſer ohne Fenſter und Dach gefunden. Ueberhaupt erfuhr Philipp jetzt auch von den Fremden, wer und woher ſie ſeien, und was ſie hieher nach Roatan geführt hatte, denn zwei der Jüngſten unter ihnen, die mit ihm ungefähr in gleichem Alter waren, wurden gar bald ſehr geſprächig und mittheilend gegen ihn. Ihre ganze Geſellſchaft beſtand aus 18 Mann von europäiſcher Abkunft; ein Greis, den ſie Vater Hope nannten, war ihr Hauptmann; eine Indianerin diente bei ihnen als Köchin, um die Wäſche zu beſorgen, ſo wie die Speiſen zu bereiten, und ein Negerſklave war im Dienſte des John Symonds. Die älteren Leute unter ihnen waren in England, nur einige der Jüngern in Amerika geboren. John Hope, der Hauptmann, und ein gewiſſer John Ford, waren vor etlich und dreißig Jahren in ihrem Handelsgeſchäft mit Perlen und feinem Schildkrott nach den Antillen und dann in die Hondurasbai gekommen, wo ſie in Geſellſchaft einer ziemlich großen Zahl ihrer Landsleute, zum Theil mit Weib und Kind, ſich niedergelaſſen und einen vortheilhaften Handel betrieben hatten. Aber der Ort ihrer Niederlaſſung war ein ſehr ungeſunder, ſo daß die Frauen und auch viele der Männer ſtarben; dazu waren ſie den feindlichen Ueberfällen der Spanier ſo ausgeſetzt, daß ſie ihre beſten Habſeligkeiten in Fahrzeuge brachten, und durch die gefährlichen Engpäſſe der Klippen und Sandbänke hieher zogen, wo ſie auf einer kleinen, von Roatan nur zwei Stunden abgelegenen Inſel, Namens Barburet, zwei Pflanzungen, und auch hier auf der Oſtſeite von Roatan eine anlegten. Sie hatten damals vier Jahre in dieſer Gegend gelebt; weil aber hier ſo ſelten eine Gelegenheit ſich fand zum Verkehr mit europäiſchen Schiffen, deſto öfter aber zu Angſt und Verdruß durch den Beſuch der Seeräuber, waren ſie wieder hinübergezogen an eine beſſer gelegene, geſundere Stelle der Honduraskuſte. Dort hatten ſie länger als zehn Jahre in Frieden, ſo wie in gutem Wohlſtand gelebt, bis vor einiger Zeit die Spanier, auf den Handel dieſer Engländer neidiſch, einen Angriff von der See her unternehmen wollten, während die Indianer zugleich vom Lande her ſie überfallen ſollten. John Hope hatte den Anſchlag erfahren, und war noch in guter Zeit mit ſeinen Leuten der drohenden Gefahr entgangen. Die Männer hatten, außer einem Theil ihrer Baarſchaft und werthvollſten Sachen, zwei Fäſſer voll Mehl nebſt anderem Mundvorrath, Schießgewehre, Jagdhunde und allerhand Geräthſchaften zum Schildkrötenfang, mit ſich gebracht, und vor der Hand, wegen der plagenden Inſekten, ſich nicht an ihrem früheren Wohnort Barburet niedergelaſſen, ſondern auf einem kleinen, nahe dabei gelegenen Eilande, das eben ſo wie die oft erwähnte Rothedammbank bei Philipps Wohnſtätte, ohne Baum und Gebüſch und deßhalb von Stechfliegen befreit war. Sie nannten dieſes kleine Eiland Ruheburg. Von dort aus machten ſie dann häufige Waſſerfahrten nach den benachbarten Inſeln, um ſich Lebensmittel, Brennholz, Trinkwaſſer und die Baumaterialien zu zwei Häuſern zu holen; auf einer dieſer Fahrten waren ſie heute auch nach Roatan gekommen.

Dem Philipp ſtellte man es frei, ob er auf ſeiner Inſel bleiben oder mit Hope und ſeinen Leuten in Geſellſchaft treten und ſie begleiten wolle. Ohne alles Bedenken zog er das letztere vor, denn er hatte das Glück, unter Menſchen zu ſeyn, während ſeiner Einſamkeit mehr denn jemals ſchätzen gelernt; noch an demſelben Tage fuhr er mit den Männern nach Ruheburg, wo ſie ihm zu ſeinen übrigen Kleidungsſtücken auch noch einen großen Ueberrock, zum Schutz gegen den Nachtthau, bis zur Vollendung der beiden Häuſer, ſchenkten.

So viel iſt gewiß, Hope und ſeine Männer waren keine Seeräuber, noch betrieben ſie ſonſt etwas, das den Umgang mit ihnen für die Seele gefährlich oder ſtrafbar machte; aber eine gute Geſellſchaft konnte man ſie auch nicht nennen. Es waren brave, dabei aber großentheils überaus rohe Seeleute, denen das Fluchen und Schwören, das Herausſchwatzen von mancherlei unziemlichen Worten und Narrentheidingen ſo zur Gewohnheit geworden, daß die armen Menſchen das Unſchickliche und Sündhafte davon gar nicht mehr fühlten noch erkannten. Nur John Symonds machte davon eine rühmliche Ausnahme, während ſelbſt der alte Hope ſich nicht ſchämte, ſein graues Haupt durch manchen Matroſenfluch zu entehren. Philipp hatte gleich am andern Tage ſeines Zuſammenſeyns mit den Leuten ſich erkundigt, welch ein Monats- und Wochentag heute war; und als er jetzt wieder erfahren, wann es Sonntag ſei, feierte er dieſen Tag des HErrn in ſeiner, bei dem altengliſchen Volke ziemlich allgemein angenommenen, frommen Weiſe. Hope und ſeine Leute ſahen dieß, wie es ſchien, mit Verwunderung, denn leider ſtanden ſie in der Beachtung des Sabbathtages noch hinter Ned Low (nach S. 9) zurück, indem ſie an ihm arbeiteten wie an einem Wochentage. Indeß dauerte es kaum eine Stunde, da kam zuerſt Symonds, dann der alte Hope, und zuletzt faſt die ganze übrige Schiffsmannſchaft herbei; ſie ſetzten ſich im Halbkreiſe um Philipp, und Hope, indem er ſeine Mütze abzog, bat ihn, er möge ihnen ein Gebet und etwas aus Gottes Wort vorleſen. Philipp ließ ſich gern und ſogleich dazu bereit finden, und von nun an baten ihn Symonds ſo wie Hope faſt an jedem Morgen, jederzeit aber am Sonntag, mit ihnen zu beten.

Die guten Leute, unter denen nur Einer, der oft erwähnte Symonds, war, welcher leſen konnte, gaben in ihrem ganzen Weſen ein Beiſpiel davon, was bei ſelbſt natürlich guten Anlagen des Herzens und bei einem Anfang des chriſtlichen Erkennens aus dem Menſchen werden könne, wenn er außer aller kirchlichen Gemeinſchaft lebt, wenn er der Predigt, wie des Leſens der heiligen Schrift beraubt, nur in das Alltagstreiben des täglichen Broderwerbes und Lebens dahin gegeben iſt. Der alte John Hope hatte, ſo wie mehrere ſeiner Leute, in ſeiner Jugend einen guten, chriſtlichen Unterricht genoſſen, und dieſe Grundlage in ihm war der goldene Faden geworden, der ihn ſelber, ſo wie durch ihn ſeine Söhne und Leute, in ſo weit gehalten und bewahrt hatte, daß ſie nicht in den Abgrund anderer grober Laſter verſunken waren; denn Jeder, der dieſe Männer nicht ſprechen gehört hätte, würde ſie für ehrbare, und nach dem gewöhnlichen Ausdruck, für gute Leute gehalten haben. Uebrigens mag es auch allein dieſer goldene Faden eines Zuges der Ehrfurcht vor einem Heiligen und Göttlichen geweſen ſeyn, wozu der Keim in früheſter Jugend in das Herz dieſer Menſchen gelegt war, welcher jetzt, als der fromme Jüngling Philipp Aſhton unter ſie kam, zuerſt die Alten, dann auch die Jungen ſo empfänglich und geneigt machte für die Aufnahme der Worte des Lebens, welche er ihnen ſagte und las. Ohne darüber unwillig zu werden, hörten ſie ſpäter ſelbſt die Verweiſe an, welche Philipp ihnen über ihr Fluchen und Schwören gab; und bei dem alten Hope und bei noch einigen ſeiner Leute fanden dieſe Worte ſo guten Eingang, daß ſie wirklich ſich bemühten, jene böſe Gewohnheit zu laſſen. Symonds, welcher, wie bereits erwähnt, ſchon von früher her jenes Jungenlaſters mehr als die Andern ſich enthalten, wurde auch am erſten ganz frei davon.

Im Leiblichen hatte unſer Inſulaner bei dieſer ſeiner Geſellſchaft ein ſehr gutes Leben. Die Salben und Pflaſter des Wundarztes, obgleich die ärztlichen Kenntniſſe dieſes Mannes ſonſt eben nicht weit her waren, hatten gute Wirkung gehabt; Philipps Füße waren, da er ſie jetzt ganz ſchonen durfte, in wenigen Wochen ſo vollkommen geheilt, daß er gewöhnliche Strümpfe und ein Paar derbe Schuhe, die Symonds ihm gab, tragen und hierdurch ſich vor allen weiteren Verletzungen ſeiner Sohlen ſchützen konnte. Seitdem aber die beſtändigen Schmerzen, die ihn vorher bei Tage wie bei Nacht beunruhigt hatten, gehoben waren, bekräftigte ſich ſein ganzer Körper zuſehends; er gieng mit den andern jungen Männern auf die Jagd der Schweine und Rehe, der Enten und Wildhühner, und erwies ſich dabei bald als einer ihrer geſchickteſten Schützen; er half, jetzt wo alle dabei nöthigen Werkzeuge ihm zu Gebote ſtanden, am Bau der Häuſer, wie bei den Ausbeſſerungen der Fahrzeuge, betrieb den Fiſchfang, und nahm an dem Schildkrötenfange thätigen Antheil.

Bei dieſem Letzteren bedienten ſich Hope's Leute eines Mittels, von welchem unſer Aſhton früher keinen Begriff noch Ahnung gehabt hatte, obgleich daſſelbe bis auf unſere Zeit bei den Bewohnern der Antillen und der benachbarten Küſten des Feſtlandes hin und wieder in Anwendung ſeyn ſoll.*) Es beſteht in der ſinnreichen Anwendung eines Fiſches, der ſich für jenen Fang eben ſo brauchbar erweist, als die Jagdhunde und die Falken zum Fange mancher Thiere des Landes. Der hier gemeinte Fiſch, von welchem die eine, kleinere Art im Mittelmeere wie in vielen andern Meeren, eine größere aber in den Meeren der heißeren Himmelsſtriche gefunden wird, iſt der Schiffshalter (Echeneis), ein Thier von ganz ſeltſamer Bildung, deſſen Körper von dem dicken, flachen Kopfe an allmählig ſpitz und verſchmälert zuläuft, nur kleine Ruderfloßen, dagegen eine lang fortlaufende Rückenfloße hat. Oben auf dem flachen Kopfe ſitzt ein eirundes Schild, welches wie unſere Fenſter-Jalouſieläden zwei Reihen von Querblättern hat, durch deren Mitte eine Leiſte der Länge nach hindurchläuft. An ihrer oberen Seite haben jene Querblätter des Schildes kleine Häkchen, und wie an unſern Jalouſieläden laſſen die Blätter ſich ein wenig auseinander- und zuſammenſchieben. Wenn der Schiffshalter, was ſehr bald geſchieht, des Herumſchwimmens mit ſeinen zarten Ruderfloßen müde iſt, hängt er ſich mit Hilfe der Jalouſieleiſten ſeines Kopfſchildes an Schiffe, an Haifiſche und andere große, im Meere herumſchwimmende Gegenſtände an, und läßt ſich ſo ohne Mühe von ihnen ein Stück Weges mitnehmen. Dieſe Eigenſchaft des Fiſches hat denn die ſinnreichen Chineſen eben ſo wohl wie die Bewohner mancher anderer Inſeln und Küſtengegenden der heißeren Meere auf den Einfall gebracht, ihn auch zum Fang großer Seeſchildkröten ſelbſt in ſolchen Zeiten des Jahres anzuwenden, in denen dieſe nicht an's Land kommen, ſondern nur im Meere auf den Waſſerwieſen des Seegraſes ſich weiden. Man legt einen metallenen Ring vor der Schwanzfloße um den Schwanz eines ſolchen Fiſches, befeſtigt daran eine

---

*) Nach Salt und Commerſon auch an den Küſten von China und Mozambique. Schon Sloane erzählt dieſe Thatſache; man hielt ſie aber ſpäter mit Unrecht für ein Mährchen. Man vergl. Lacepède Histoire naturelle des poissons. Tome troisième pag. 165.

Schnur, und läßt ihn hinein in's Meer, da wo gerade in einer Entfernung, bis zu welcher die Schnur hinreicht, Schildkröten ihren Schlaf halten. Der Fiſch ſindet bald den Ort der Befeſtigung und Verbergung unter dem Bauchſchild deſſelben auf, ſetzt ſich daran feſt, und wird nun ſammt ihnen hinübergezogen bis zu dem Standpunkt der Schildkrötenfänger.

Bei dem Herbeiſchaffen der Lebensmittel aus dem Pflanzenreich leiſtete Philipp ſeinen Gefährten die weſentlichſten Dienſte. Er kannte auf Roatan den Standort aller Arten der dort vorkommenden eßbaren Früchte und Wurzeln, und die Zeit, in der ſie am ergiebigſten ſind; ſo oft man ihn in Geſellſchaft eines ordentlichen Gehilfen ausſendete, kehrte er mit einer reichen Bootsladung an guten Früchten, Bataten, Auſtern, Honig und ſelbſt von mancherlei Wildbrät heim. Das Fleiſch des letzteren pflegten Hope und ſeine Leute, wenn deſſelben zu viel war zum Friſchverbrauch, in Salz zu legen oder zu räuchern. Ueberhaupt verſtanden dieſe Männer ſich ſehr gut auf die vielartige Benutzung der Gaben dieſes Landes; unter anderem wußten ſie aus dem Honig, den Philipp aus Roatan brachte, eben ſo wie aus dem Safte, den ſie aus dem durchſchnittenen Blüthenſchaft einiger Palmenarten in ein daran befeſtigtes Gefäß herausfließen ließen, ein weinartiges Getränk zu bereiten. Jedem anderen gegohrnen Getränk dieſer Art, das Hopes Leute fertigten, zog indeß unſer Inſulaner jenes vor, das ſie aus dem Safte des Blüthenſchaftes der amerikaniſchen Maguni-Aloe (Agave americana) gewannen, von welcher es in ihren vormals angelegten Pflanzungen auf Barburet viele alte, kräftige Stöcke und einen jüngeren Nachwuchs derſelben gab. Dieſer Aloewein, Pulque genannt, widert zwar Anfangs den Gaumen des Europäers durch einen fauligen Beigeſchmack an; wenn aber der Eckel nur einmal überwunden iſt, dann empfiehlt er ſich Jedem, der ihn gekoſtet, durch ſeine wohlthuende, ſtärkende Wirkung auf den Körper.

In Hopes Pflanzungen auf Barburet lernte Philipp außer den ihm ſchon auf Roatan bekannt gewordenen, vorzüglich nutzbaren Gewächſen noch mehrere neue kennen. Namentlich den Yams (Dioscorea alata), deſſen große, mit feinem Filze bedeckte Wurzeln außerordentlich reich an Mehl ſind, das man zu Brod verbäckt oder zu allerhand Mehlſpeiſen benützt. Der Anbau dieſes nützlichen Gewächſes, das an Nahrhaftigkeit faſt dem Reis gleich kommt, fordert freilich mehr Arbeit als der Anbau der Bataten und des Maniocs, denn das Land, darauf man es baut, darf weder zu feucht, noch zu trocken gehalten werden; aber aus jedem etliche Zoll langen Abſchnitt der Wurzel, wenn man ihn in das dazu günſtige Erdreich legt, kommt nach wenig Wochen der mit blattartigen Anſätzen verſehene, viereckige Stengel hervor, der ſich um die Rohrſtange, welche man neben ihm in die Erde ſteckt, hinanwindet, und nach etwa 5 Monaten die große, gehaltreiche Wurzel erzeugt.

In ganz vorzüglicher Weiſe empfand unſer Inſulaner während der ſtürmiſchen Regenzeit den Vortheil des Zuſammenlebens mit Menſchen, welche ſämmtlich ihm wohl wollten, und zwar in Häuſern, welche nach ihrem Maaße die Bequemlichkeiten europäiſcher Wohnungen gewährten. Wie viel hatte er ein Jahr vorher in dieſen Regenmonaten gelitten; wie leicht vergieng ihm die Zeit unter dem ſchützenden Dache, am Feuerherd, unter Geſchäften der Hand und mancherlei Geſprächen! War er doch hier auf einmal Lehrer geworden, denn er lehrte die beiden jüngſten Söhne des Hauptmanns Hope und Jeden, der ſonſt an dem Unterricht Theil nehmen wollte, nicht nur leſen, ſchreiben und rechnen, ſondern ſuchte ihnen auch jene höheren, religiöſen Erkenntniſſe beizubringen, welche er ſelber in reicherem Maaße im elterlichen Hauſe und in der Schule zu Salem empfangen hatte. Philipp, ſo kann man ſagen, betrat damals zuerſt den Weg der ſpäteren Beſtimmung ſeines Lebens, auf welchem er ſo ſegensreich gewirkt hat.

41. Der unerwünſchte Zuſpruch.

Die ſtürmiſche Regenzeit nahte ihrem Ende; Hope's Geſellſchaft hatte mit Philipp, der, ſo jung er war, dennoch faſt die Stelle eines Geiſtlichen unter ihnen vertrat, das Weihnachtsfeſt wie das Neujahr in friedlich heiterer Stimmung gefeiert; wer ſollte damals an die Möglichkeit einer gewaltſamen Störung dieſes Friedens gedacht haben! Am allerwenigſten hätte Philipp, als er eines Tages im Januar in einem vierrudrigen Kanoe mit dreien ſeiner Gefährten nach Bonacca fuhr, um dort Schildkröten zu fangen, ſich's träumen laſſen, daß ſeine alten Todtfeinde, die Seeräuber, unter Farrington Spriggs, ihm ſo nahe ſeien, ſo daß er abermals nur wie durch ein Wunder ihren Händen und hierdurch dem ſichern Tode entgehen konnte. Hope mit ſeinen übrigen Leuten, außer Symonds, der ſich ſeit etlichen Tagen auf Barburet befand, war gerade in dieſer Zeit ſehr eifrig mit Ausbeſſerung ſeiner größeren Fahrzeuge und mit einer Zurüſtung derſelben für eine Reiſe nach der Hondurasbai beſchäftigt, wo er, wie er hoffte, unbemerkt von den Spaniern, manche dort noch zurückgelaſſene und verborgene Gegenſtände ſeiner Habe abholen wollte. Ein ſogenannter Zufall war es, daß er unſern Aſhton nicht bei dieſem Geſchäft zurück behalten, ſondern auf das Sammeln von Lebensmitteln ausgeſendet hatte.

Die vier Jäger in dem kleinen Boote, unter denen Philipp war, hatten ihren Auftrag mit gutem Glücke ausgeführt; die Schweine, die ſie geſchoſſen, die Schildkröten, die ſie gefangen und erlegt hatten, machten eine volle Ladung ihres kleinen Fahrzeuges aus. Erſt am Abend, bei Mondſchein, kamen ſie wieder zurück zur Mündung des kleinen Havens der Inſel Ruheburg. Indem ſie hier einfuhren, bemerkten ſie ein aufblitzendes Licht, und hörten gleich darauf den Knall von einem Feuergewehr, der ungleich ſtärker war als von einer Muskete, und der von einer großen Pirogue ausgieng, welche nebſt einer kleineren unmittelbar vor dem Landungsplatze der Ruheburg lag. Philipp hieß ſogleich ſeine Leute ſtill halten, und etwa eine Minute nach dem lauten Knall vernahm man eine Salve von Kleingewehrfeuer, das vom Ufer her nach der Pirogue gerichtet war. Es unterlag jetzt keinem Zweifel, daß ein Feind da ſei, der den Hauptmann Hope überfallen habe; und ſo gern die vier Mann in dem kleinen Kanoe ihren Leuten zu Hilfe gekommen wären, mußten ſie dennoch in dieſem Augenblick jeden Gedanken der Art aufgeben, weil die feindlichen Kriegsboote zwiſchen ihnen und dem Landungsplatze der Ruheburg-Inſel lagen und jeden Zugang dorthin verſperrten. Philipp ließ deßhalb ſogleich den kleinen Maſt des Bootes mit dem Segel herabnehmen, damit der Feind in der mondſcheinhellen Nacht ſie nicht bemerken möchte; und er mit ſeinen drei Leuten ruderte dann ſo ſchnell als möglich aus dem Häven hinaus auf eine kleine, dreiviertel Stunden von der Ruheburg abgelegene Inſel zu, in deren dichtem Buſchwerk man ſich leicht verbergen konnte, und zu welcher der Zugang wegen der vielen Klippen ſo ſchwierig war, daß eine gute Kenntniß dieſes Meeres dazu gehörte, um ohne Anſtoß hindurch zu ſteuern. Der Feind aber hatte das fliehende Kanoe, wahrſcheinlich noch ehe ſein Segel eingezogen worden, bemerkt, und das Fahrzeug mit ſeiner bewaffneten Mannſchaft, das er ihm nachſendete, mußte einen Steuermann haben, der in dieſer Gegend ſehr wohl bekannt war, denn die Pirogue, von acht bis zehn Ruderern bewegt, folgte dem kleinen Kanoe auf dem Fuße, und vermied ganz geſchickt, ohne dazu des Bleilothes zu bedürfen, die Untiefen, über welche das kleinere Fahrzeug, ohne auf den Grund zu ſtoßen, durch eine geſchickte Wendung hinüber kam. Bei dieſer Gelegenheit, wo die Pirogue einen Umweg um die Klippen machen mußte, hatte Philipp mit ſeinen Leuten allerdings einen kleinen Vorſprung vor ſeinen Verfolgern gewonnen; bald aber kamen ihnen dieſe wieder ſo nahe, daß ſie eine Drehbaſſe abfeuern konnten, deren Kugel nahe über das Kanoe hinflog. Die vier Mann im Kanoe ließen ſich dadurch nicht zum Stillhalten bewegen, ſondern ſie ſtrengten alle ihre Kräfte an, um das Ufer zu erreichen, ehe die Feinde mit ihrem Kleingewehrfeuer ſie erreichen konnten. Und dieses gelang ihnen auch, denn in dem Augenblick, wo die Mannſchaft der Pirogue ihre Musketen nach ihnen abſchoß, waren ſie ſchon an's Land geſprungen und hinter dem nächſten Buſchwerk aus den Augen ihrer Verfolger entſchwunden.

Die Feinde ſtießen jetzt auch an's Land, wagten es jedoch nicht in den Wald vorzudringen, ſondern riefen nur den Flüchtlingen mit lauter Stimme zu, ſie ſollten ſich nicht fürchten, ſondern getroſt an ſie ergeben, denn ſie ſeien keine Spanier, ſondern Piraten, welche mit den Spaniern im Kriege wären.

Die Seeräuber, indem ſie ſo offen ihr Gewerbe bekannten, regten den ganzen vormaligen Abſcheu unſers Philipp Aſhton gegen ihre ruchloſe Genoſſenſchaft auf; er ſprach es gegen ſeine drei Gefährten aus, daß er lieber auf der Stelle ſterben, als noch einmal unter die Seeräuber gerathen wollte, und auch die andern drei hatten keine Luſt, ſich den Piraten zu ergeben, ſondern entflohen mit ihm tiefer in die Gebüſche hinein. Die Feinde, als ſie bemerkten, daß ihr Zuruf und ihr Anerbieten des Pardons unbeachtet blieben, gaben noch eine Salve nach dem Lande hin, welche nur die Zweige der Geſträuche traf, und ſchleppten dann das Kanoe mit ſeiner ganzen Ladung mit ſich hinweg, um den Flüchtlingen wenigſtens ihre Lebensmittel zu entziehen.

Bald nachher ergab ſich der ganze Verlauf dieſes nächtlichen Angriffes. Der nämliche Farrington Spriggs, welcher dem Philipp Aſhton den Tod geſchworen hatte, war wieder einmal herein in dieſen Schlupfwinkel der Seeräuber gekommen. Er hatte, wie ſchon erwähnt, von Ned Low ſich getrennt und ſeitdem ſein ſchlechtes

Gewerbe unabhängig von dieſem betrieben. Er beſaß jetzt zwei gute Schiffe, eines von 24, das andere von 12 Kanonen, und außerdem noch zwei Piroguen. Mit dieſer nicht unanſehnlichen Macht hatte er ſich wieder in derſelben Gegend des Meeres auf der Rhede von Roatan vor Anker gelegt, wo er damals ſich befand, als Philipp ſich aus ſeinem Schiffe flüchtete, und an derſelben Stelle der Inſel, wo dieſes geſchehen war, ſollten auch heute ſeine Leute Waſſer einnehmen. Auf ihrer Fahrt bemerkten ſie den Rauch, der von der Inſel Ruheburg aufſtieg, und als ſie dem Kapitän es anzeigten, da ſendete dieſer bei Einbruch der Nacht zwei Fahrzeuge dorthin, um ſich der Leute und ihrer Schiffe zu bemächtigen. Bei dem feindlichen Ueberfall der Ruheburg war einer von Hope's Männern getödtet oder ſchwer verwundet worden; die Piraten legten denſelben in eines der Kanoe's, darinnen Theer war, und verbrannten ihn. Hope mit allen ſeinen Leuten wurde, da man ihnen ihre Fahrzeuge geraubt und ihr Entfliehen unmöglich gemacht hatte, gefangen genommen und auf's Schiff geſchleppt, wo die Gefangenen auf Befehl des Farrington Spriggs, der ungleich grauſamer war als der Ned Low, in barbariſcher Weiſe gemißhandelt wurden, weil ſie ſich erkühnt hatten, gegen ſeine Leute ſich zu vertheidigen. Ein ſchlechter Burſch aus Hope's Geſellſchaft ließ ſich unter die Rotte der Seeräuber aufnehmen, und dieſer verrieth es dem Kapitän, daß ſein bisheriger Hauptmann Hope gar viele werthvolle Dinge und Habſeligkeiten in den Wäldern von Roatan verſteckt habe. Der Wütherich Spriggs ließ hierauf den alten Hope auf ſo unmenſchliche Weiſe peinigen, daß dieſer den Ort, wo ſein erſpartes Eigenthum verborgen lag, entdeckte, worauf dann die Piraten Alles hinwegſchleppten in die Räuberhöhle ihres Schiffes.

Während dieſes geſchah, hatten ſich die vier im Kanoe geflüchteten Männer, unter denen Philipp war, ebenfalls in mancher Noth und Sorge befunden, welche indeß mit dem, was ihre Gefährten erdulden mußten, in gar keinem Vergleich ſtanden. Sie durften, um ihren Bergungsort nicht zu verrathen, weder ein Feuer anzünden, noch ihrer Flinten zum Schießen eines Wildbräts ſich bedienen; mußten ſich von dem rohen Fleiſch einer Schildkröte nähren; litten Mangel an Waſſer. Bei Tag wie bei Nacht ſtanden ſie auf der Hut gegen ihren Feind. Endlich nach fünf Tagen entließen die Seeräuber ihre Gefangenen, denen ſie für all' das Gut, das ſie dem Hope und ſeinen Leuten genommen hatten, ein Plattboot von fünf bis ſechs Tonnen zur Ueberfahrt nach der Hondurasbai gaben, dabei aber durchaus keinen Mundvorrath auf ihre Reiſe. Ueberdieß drohte ihnen Spriggs unter fürchterlichen Flüchen einen grauſamen Tod, wenn ſie ſich unterſtehen würden, an der Inſel zu landen, wo die vier Flüchtlinge, wie er meinte, bald vor Durſt und Hunger umkommen mußten. Der alte Hope indeß, ſo bald er bemerkte, daß die Piratenſchiffe unter Segel gegangen wären, achtete der Drohungen nicht, ſondern ſteuerte von Roatan hinüber nach der kleinen Inſel, auf der ſeine Gefährten ſeit fünf Tagen ſchmachteten, um ſie aus ihrer Noth zu retten. Faſt in der gleichen Stunde mit ihm kam auch Symonds mit ſeinem Negerſklaven bei der Geſellſchaft an, der ſich mit ſeinem Kanoe hinter einem Klippendamm von Barburet verborgen gehalten hatte, bis die Seeräuber abgeſegelt waren. Dieſer brachte von ſeiner Jagd eine reichliche Beute an Lebensmitteln, und dazu auch ein Faß voll Trinkwaſſer mit, ſo daß die ganze Geſellſchaft geſpeist werden konnte. Hope und ſeine Begleiter erzählten von den Mißhandlungen und Gefahren, die ſie von den Seeräubern erlitten hatten, denen Symonds durch einen glücklichen Zufall ganz, Philipp und ſeine drei Gefährten wenigſtens großentheils entgangen waren. Alle indeß, auch der Vater Hope, der an ſeinem ganzen Leibe noch die Spuren der empfangenen Schläge und Quetſchungen trug, freuten ſich, daß ſie wenigſtens mit dem Leben davon gekommen waren. Am ſchlimmſten würde es dem Philipp Aſhton ergangen ſeyn, wenn die feindliche Pirogue, in welcher derſelbe rohe Steuermann ſaß, der, wie wir früher erwähnten, über die Zuneigung des treuen Pudels gegen den armen Jüngling ſo ergrimmt geweſen war, ihn eingeholt hätte, denn ein grauſamer Tod wäre ihm da gewiß geweſen.

Die kleine Geſellſchaft ſteuerte jetzt noch einmal nach Roatan hinüber. Dort blieben ſie einige Tage beiſammen. Dann beſchloß Hope, ſo übel er mit ſeinem Plattboot für eine ſiebenzig Stunden weite Fahrt berathen war, noch einmal nach ſeiner Niederlaſſung an der Hondurasbai hinzufahren, um dort wenigſtens den Reſt ſeiner Habſeligkeiten zu retten, und vielleicht wieder durch Anbau und Handel etwas zu erwerben. Der alte Mann war in bedauernswürdiger Stimmung; faſt ſein ganzes, ſeit länger als dreißig Jahren mühſam erworbenes Vermögen hatten die Räuber ihm genommen; dazu fühlte er ſich durch die erlittenen Mißhandlungen ſehr angegriffen. Auch Symonds hatte all ſein baares Geld, das mit Hope's ſeinem am gleichen Ort verſteckt geweſen war, verloren; doch beſaß er noch ſein kleines Kanoe, mehrere Feuergewehre, ſeinen Negerſklaven und zwei gute Jagdhunde, die ihn nach Barburet begleitet hatten; er ſprach unverholen ſeine Neigung aus, hier auf Roatan zu bleiben und Schildkrott zu ſammeln, das er bei Gelegenheit an Jamaikaſchiffer verhandeln wollte.

Philipp wäre allerdings lieber mit dem Vater Hope nach der Hondurasbai gegangen, wo er leichter eine Schiffsgelegenheit nach Neuengland zu finden hoffte, als hier auf Roatan geblieben, wohin ſeit zwei Jahren blos Seeräuber gekommen waren. Da indeß das Plattboot kaum noch zu ſeiner Aufnahme Raum hatte, und Symonds ihn dringend bat, bei ihm zu bleiben, nahm er von dem alten, guten Hope und ſeinen Leuten einen zärtlichen, dankbaren Abſchied, und ergab ſich darein, noch einmal auf ſo lange, als dieß Gott gefiele, zu ſeinem armen Inſulanerleben zurückzukehren.

42. Der letzte Aufenthalt auf Roatan und die Heimkehr nach Salem.

Allerdings war jetzt Philipp Aſhtons Lage auf der Inſel, welche er ſeit zwei Jahren faſt wie ſein Eigenthum betrachten konnte, eine ungleich günſtigere und bequemere, als ſie bei ſeinem früheren Aufenthalt es geweſen. Er und ſein Gefährte waren mit Beilen, Sägen und Meſſern, dazu mit Feuergewehren verſehen, hatten einen treuen Diener und zwei gute Jagdhunde, hinlängliche Kleidungen und alle nöthigen Geräthſchaften zur

Bereitung der Speiſen. Sie machten bald nach den Bergen und Thälern, bald nach den verſchiedenen Gegenden der Küſte Jagdpartieen, fingen Krebſe, Fiſche und Schildkröten, brachten Vorräthe von guten Früchten und eßbaren Wurzeln in Menge zuſammen. Sie hatten mit Hilfe ihres Negers, der ein geſchickter Zimmermann und Maurer war, nicht nur ein kleines Wohnhaus, ſondern auch eine Art von Speicher erbaut, darin ſie die geſammelten Vorräthe bewahrten, auch eine gemauerte Feuerſtätte mit einer einfachen Vorrichtung zum Räuchern des Fleiſches. Wären Gäſte aus Europa zu ihnen gekommen, ſie würden, und wenn ihrer auch eine ziemlich große Geſellſchaft geweſen wäre, wohlſchmeckende Gerichte, und faſt zu allen Zeiten auch weinähnliche Getränke gefunden haben, denen zu ihrer Vollkommenheit nichts weiter fehlte, als daß ſie kein eigentlicher Wein waren. Denn der Saft der Trauben, ſo häufig dieſe auch ohne alle Pflege, bei der alten Pflanzung in der Palmſonntagbucht wuchſen, wollte dennoch in der hohen Temperatur von Roatan niemals zu einem Wein von europäiſcher Güte werden, ſondern ehe man ſich's verſah, war er zu Eſſig geworden. Dagegen gewannen die beiden Freunde durch Einkochen des Traubenſaftes einen Syrup, der, unter Waſſer gemiſcht, ein gutes Getränk gab. Die Stelle des Brodes aus Getreide vertrat das aus der Yamswurzel bereitete.

Und nicht blos auf Roatan beſchränkten ſich die Reiſen, welche die Beiden in Geſellſchaft ihres Negers und ihrer Jagdhunde machten, ſondern, ſo klein ihr Kanoe war, benutzten ſie es dennoch öfters zu Waſſerfahrten von einer Inſel zur andern, und lernten bei dieſer

Gelegenheit die Naturbeſchaffenheit faſt aller kennen, welche in einem Abſtand von einer oder etlichen Tagereiſen um Roatan lagen.

Hierbei dürfen wir nicht meinen, daß Philipp Aſhtons geiſtige Hausordnung und Diät mitten in den Sorgen und Bemühungen für den täglichen Unterhalt des Leibes eine Vernachläſſigung oder Veränderung erlitten habe. Im Gegentheil diente ihm das Zuſammenleben mit einem Manne von ſo gutem Willen, als Symonds hatte, zu einer Anſpornung und höheren Belebung jener Erhebung des Gemüthes, welche mitten in den Zeiten ſeiner Noth ihn bei freudigem Muth erhalten und geſtärkt hatte. Selbſt für den alten Neger, der mehrere Jahre nachher in St. Thomas die Taufe empfieng, war das Zuſammenleben mit Philipp von großen, guten Folgen geweſen.

Wenn die beiden Freunde vor ihren Seefahrten ſich gegenſeitig befragten, wohin ſie dießmal ſteuern wollten, dann brachte Philipp gewöhnlich irgend eine Inſel als Zielpunkt der Reiſe in Vorſchlag, welche nach Oſten oder Norden lag. Und wenn dann er, als der geſchickteſte zu dieſem Geſchäft, am Steuerruder ſaß und weit über das Meer hinausblickte, da bemerkte Symonds öfters, daß Thränen über ſeine Wangen herabrannen. Er brauchte ihn nicht nach der Urſache derſelben zu fragen; er wußte es, daß der arme Jüngling ſeit einiger Zeit wieder an einer ſehr heftigen Anwandlung von Heimweh nach ſeinen Eltern und ſeinem Vaterlande litt, davon Symonds, der weder Eltern noch andere nahe Verwandte am Leben, und ſchon als Kind England verlaſſen hatte, ſich freilich keinen rechten Begriff machen konnte. Nach

Nordoſt hinauf lag Aſhtons liebes Vaterland; dorthin war ſein Sehnen beſtändig gerichtet.

Philipp hatte übrigens ſeinem Freunde, zur Förderung ſeines Geſchäftes, des Karettſchildkröten-Fanges, dadurch, daß er ihn öfters zu Fahrten nach der nordöſtlichen Gegend bewog, ohne dieß zunächſt zu beabſichtigen, einen ſehr weſentlichen Dienſt geleiſtet; er hatte ihn damit zur Entdeckung einer kleinen Inſel geführt, wo es dieſe Art von Schildkröten in ganz ungewöhnlicher Menge gab. Ja noch mehr, die beiden Freunde entdeckten dort Perlenmuſcheln; und ihr treuer Neger, der dieſes Geſchäft ſchon früher erlernt hatte, brachte eines Tages beim Hinabtauchen in's Meer einige dieſer noch von ihren Thieren bewohnte Muſcheln herauf, darin ſie zwei Perlen von ganz ungewöhnlicher Größe und Schönheit auffanden. Dieſe Perlen, ſagte Symonds, der ſich auf dergleichen Handel verſtand, haben einen ſolchen Werth, daß wir Beide durch ihren Verkauf wohlhabende Leute werden können, und mein Neger, dem natürlicherweiſe ein guter Antheil an dem Fund gebührt, mag dann auch als freier Beſitzer eines Hauſes mit Feld und Wald ſeine alten Tage in Frieden verleben.

Es war jetzt die Zeit gekommen, welche für die Ankunft der Jamaikahändler in dieſen Meeren die gewöhnliche iſt; die drei Männer fuhren dießmals auf Symonds freien Antrieb noch einmal zu der eben erwähnten Karettſchildkröten- und Perleninſel hin, um wo möglich ihren Vorrath an guten Handelsartikeln noch zu vermehren. Sie waren in ihrem Vornehmen ganz beſonders glücklich, und mit werthvoller, dabei aber ihrem

Gewicht nach leichten Ladung ſteuerten ſie nach Bonacca, das näher an der Handelsſtraße der Jamaikaſchiffer liegt als alle die andern Inſeln, welche ſie gewöhnlich zu beſuchen pflegten. Hier gedachten ſie mehrere Tage zu verweilen, um vielleicht ein engliſches oder nordamerikaniſches Fahrzeug abzuwarten. Schon war dieſe Hoffnung dahin geſchwunden, denn die Zeit der Frühlingsorkane war eingetreten, in welcher kein ſolches Schiff dem klippenreichen Gewäſſer der Hondurasbai-Inſeln ſich nahet; ſie hatten für den andern Tag ihre Rückreiſe nach Roatan beſchloſſen, da brach in der Nacht ein furchtbares Ungewitter mit einem Sturm aus, der die Meereswogen weithin über die Küſte warf. Mit ſehr betrübten Mienen kündigte am darauf folgenden Morgen der ehrliche Negerſklave, der ſonſt nicht ſehr weich war, ſeinem Herrn es an, daß das Kanoe durch die Brandung an die Klippen geſchleudert und zerſchellt ſei. Zwar die Ladung des zertrümmerten Fahrzeuges lag geborgen am Lande; die Ausſicht aber auf die nächſte Zeit, bis ſie wieder ein neues Boot ſich zimmern konnten, hier auf Bonacca, wo es außer dem Wildbrät nur ſparſamen Lebensunterhalt gab, war betrübend genug.

Der Sturm, der den beiden Freunden ſo viel Schaden gethan hatte, hielt drei Tage an. Am Morgen des dritten, es war am 25. März 1725 am Sonntag Palmarum, ſchaute Philipp, der ſich heute ganz beſonders freudig und geſtärkt fühlte im Vertrauen auf ſeinen Gott, hinaus auf das Meer; da erblickte er mehrere Schiffe, welche auf die Küſte von Bonacca zuſteuerten. Das größeſte von ihnen warf wegen der geringen

Tiefe des Waſſers in ziemlicher Entfernung vom Ufer ſeine Anker; eine Brigantine aber kam über die Sandbank, gegenüber von dem Waſſerplatz, und ſendete ihr Boot mit Waſſerfäſſern an's Land. Die drei Männer, welche im Boote ſaßen, erkannte Philipp ſogleich an Kleidung und Ausſehen als Engländer, und mithin, wie er dieß von ſolchen Landsleuten vorausſetzte, als Freunde; er trat deßhalb ohne alles Bedenken aus dem Gebüſch heraus an die Bucht. Sobald die Männer ihn ſahen, hielten ſie mit Rudern ein, und fragten den Inſulaner, der ja jetzt auch anſtändig gekleidet war, wer und woher er ſei? Auch Philipp, nachdem er hierauf befriedigende Antwort gegeben, richtete an jene dieſelben Fragen, und da er erfahren, daß ſie engliſche Jamaikaſchiffer ſeien, hieß er ſie unbeſorgt an's Land kommen.

Welch' eine wahrhaft wunderbare Fügung! Der nämliche Sturm, welcher den beiden Freunden ihr unentbehrlichſtes Eigenthum, ihr Boot, an den Klippen zerſchellte, hatte dieſe Schiffe ganz gegen den Willen ihrer Mannſchaft hieher verſchlagen an eine unbewohnte Inſel, an der ſie nichts zu thun, noch zu ſuchen hatten, als ohne ihr Wiſſen Werkzeuge zu werden des Rathſchluſſes Gottes, zur Hilfe zweier Menſchen, die ihre Hoffnung auf ihn ſtellten. Das große, in einiger Entfernung vom Lande, auf der Rhede liegende Schiff war der Diamond, ein Kriegsſchiff, welches eine Flotte von Handelsſchiffen, die nach Jamaika beſtimmt war, zu ihrem Schutz begleiten ſollte; der Sturm aber hatte die Schiffe zerſtreut, und nur wenige bei dem Diamond gelaſſen, deſſen Kapitän die für ihn unerwünſchte Annäherung an dieſe Inſeln benützte, um friſches Waſſer einzunehmen, welches für die Kranken, die er am Bord hatte, ein dringendes Bedürfniß war.

Während die drei Männer, die im Waſſerboot gekommen waren, mit Philipp ſich unterhielten, trat auch Symonds zu ihnen heran, und nahm an der Freude ſeines Gefährten Theil, obgleich der Gedanke an die nahe Trennung von dieſem ihm überaus ſchmerzlich fiel. Philipp fuhr mit an Bord der Brigantine, und wie groß war ſeine Ueberraſchung und Freude, als er in dem Kommandanten derſelben einen alten Freund ſeines väterlichen Hauſes, den Herrn Dove aus Salem, erkannte. Dieſer empfing den vielgeprüften Landsmann mit herzlicher Theilnahme und Liebe, gieng ſogleich auf das Anerbieten deſſelben ein, ihm ein Boot mit zehn Ruderern zu einer Fahrt nach Roatan zu geben, damit er von dort für die Mannſchaft der Schiffe einen Vorrath guter, friſcher Früchte zur Labung für Kranke und Geſunde herbeiholen könne. Auch Symonds fuhr mit dieſem Boot hinüber; die beiden Freunde nahmen außer den Früchten auch ihre werthvollſten, zum Verhandeln beſtimmten Sachen von Roatan mit ſich, und Symonds entſchloß ſich, vor der Hand wenigſtens, bis an eine der weſtindiſchen Inſeln mit zu gehen, wo er ſein kleines Handelsgeſchäft betreiben und ſich ein neues, beſſeres Fahrzeug kaufen wollte.

Wind und Wetter waren günſtig; ſchon am nächſten Tag konnte die Abfahrt geſchehen; Philipp, an dieſes Geſchäft gewöhnt, verſah gern die Stelle, welche durch den Tod eines der beſten Matroſen erledigt war.

In Jamaika trennte ſich am 1. April (12. n. St.) 1725 die Brigantine von dem Diamond, welcher die

Beſtimmung hatte, eine Zeitlang bei dieſer Inſel zu ſtationiren. Hier mußte denn auch Philipp von ſeinem treuen Symonds ſich ſcheiden, der im Beſitz eines neuen Fahrzeuges noch immer die Abſicht hegte, mit ſeinem Neger und einigen Männern, die ſich zu ihm geſellt hatten, nach Roatan zurück zu kehren. Der gute Symonds, deſſen Handelsgeſchäft in Kingston, dem Haupt-Stapelplatz der Inſel, glücklich von ſtatten gegangen war, wollte ſeinem Freunde durchaus einen großen Theil der Summe aufnöthigen, welche er aus dem Verkauf der Perlen gelöst hatte. Dieſer jedoch ließ ſich auf keine Weiſe dazu bewegen, denn, ſo ſagte er, dir und deinen Gefährten danke ich nächſt Gott die große Hilfe aus meiner Noth; die Perlen hat dein Neger gefiſcht, behalte den Ertrag davon für dich und ihn, ſo wie einen Antheil davon für Vater Hope und ſeine Leute auf. Ihr werdet dieſes kleine Kapital zur Erneuerung eures Geſchäfts gut gebrauchen können; ich aber bedarf ſeiner nicht, da ich jetzt mit Gottes Hilfe zum elterlichen Hauſe und zu einem Geſchäft zurückkehre, das mich für mein ganzes Leben mit dem Nöthigen verſorgen wird. Die beiden Inſulaner nahmen dann einen herzlichen Abſchied von einander, bei welchem ſelbſt der alte Neger Thränen vergoß.

Die Brigantine ſetzte unter Gottes Beiſtand ihren Lauf nach der Heimath fort, kam ohne alles Ungemach durch den Windwarts-Kanal zwiſchen Haiti und Cuba, und durch die Meeresſtraße von Florida, und erreichte den Haven von Salem am 1. Mai 1725, zwei Jahre, zehn Monate und fünfzehn Tage, nachdem Philipp in die Gefangenſchaft der Seeräuber gerathen, 26 Monate, ſeitdem er aus dieſer Gefangenſchaft entkommen war. Ihm war es wie einem ſelig Träumenden, als er noch am Abend deſſelben Tages vor die Stadt hinaus auf ſein zwiſchen blühenden Bäumen gelegenes, väterliches Haus zugieng. Die Mutter war ſo eben im Begriff, das Licht anzuzünden, da trat der Sohn in's Zimmer und fiel ſeinen Eltern um den Hals, die ihn längſt als einen Todten beweint und betrauert hatten. Das waren Freuden des Wiederſehens, wie das Leben der Erde nur ſelten ſie gewährt!

Die eigene Erzählung unſeres Philipp Aſhton bricht hier ab, und aus ihr erfahren wir nichts über die weitere Geſchichte ſeines Lebens. Aus andern Gründen iſt es jedoch wahrſcheinlich, daß der Aſhton, welcher bis zu den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein beliebter und geachteter Lehrer in Salem, dann an einer Schule zu Boſton war, kein anderer geweſen ſei als dieſer Philipp. Er war in vielfacher Weiſe zu dem geſegneten Amt eines Lehrers innerlich wie äußerlich berufen und durch ſeine Erfahrungen gebildet worden. Vermag er doch ſelbſt uns in der hier vorliegenden Erzählung ſeiner Schickſale ein Lehrer und Vorbild zu werden auf der Bahn der Kämpfe und Gefahren unſrer Zeit. Denn an ſeinem Beiſpiel können wir lernen, was das Treubleiben bis zum Tode ſei, und aus welchem Quell die Kraft zu dieſem Treuſeyn dem Menſchenherzen komme. Und gleichwie uns Philipp durch ſeine Beſchreibung von Roatan mit der Natur eines Welttheiles bekannt macht, der vielleicht in naher Zeit das Vaterland manches Deutſchen werden kann, welchen ein ähnlicher Grund und Trieb aus einer wild aufgeregten Umgebung hinwegführt, als den Aſhton aus dem Piratenſchiffe, ſo weckt auch der treumeinende Inſulaner durch manche Züge ſeiner Erzählung in uns die Erinnerung an ein anderes, höheres Vaterland auf, welches auf den Meeren und Ländern der Erde nicht gefunden wird.

Weitere Schriften des Calwer Verlagsvereins.

Die Partiepreiſe gelten nur bei mindeſtens 25 Exempl., gegen baare koſtenfreie Vorausbezahlung, zumalgenommen.

Bibliſche Geſchichten, 2mal 52, für Schulen und Familien. 68. Aufl. Ausgabe mit ſtehendem Satz, 16. A. Preis: in Calw einz. 12 kr., in Part. 9 kr., im Buchh. einz. 16 kr. oder 5 ſgr., in Part. 12 kr. od. 4 ſgr.

Geſchichten der Kinder Iſrael (Der altteſtamentliche Theil der bibliſchen Geſchichten für jüdiſche Schulen eingerichtet). Mit Bildern. Preis: in Calw einz. 6 kr., in Part. 5 kr., im Buchh. einz. 9 kr. od. 3 ſgr., in Part. 8 kr. od. $2^1/_2$ ſgr.

Bibliſche Geographie für Schulen und Familien, mit Abbildungen u. 1 Karte. 6. verb. Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part. 15 kr., im Buchh. einz. 24 kr. od. $7^1/_2$ ſgr., in Part. 20 kr. od. $6^1/_2$ ſgr.

Bibliſche Naturgeſchichte für Schulen und Familien. Fünfte verm. u. verb. Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part. 15 kr., im Buchh. einz. 24 kr. od. $7^1/_2$ ſgr., in Part. 20 kr. od. $6^1/_2$ ſgr.

Bibliſches Spruchbuch zum Schulgebrauch. Preis: in Calw einz. 6 kr., 25 Exempl. 2 fl., im Buchh. einz. 8 kr. od. $2^1/_2$ ſgr. in Part. 6 kr. od. 2 ſgr.

Chronologiſche Charten zum Alten und Neuen Teſtament, bearbeitet von G. G. Weitbrecht. 2 Bogen in großem Kartenformat. Preis: in Calw einz. 9 kr., im Buchh. 12 kr., od. 4 ſgr. Bei 12 Exempl. eines frei.

Gebetbüchlein für chriſtliche Schulen. Dritte Aufl. Preis: in Calw einz. 6 kr., in Part. 5 kr., im Buchh. einz. 8 kr. od. $2^1/_2$ ſgr., in Part. 6 kr. od. 2 ſgr.

Geſchichte von Württemberg, neu erzählt für den Bürger und Landmann. Mit 12 Abbildungen. Preis: in Calw einz. 15 kr., in Part. 12 kr., im Buchh. einz. 20 kr. in Part. 16 kr.

Handbüchlein der Weltgeſchichte für Schulen und Familien. Mit Abbild. 2. Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part. 15 kr., im Buchh. einz. 24 kr. od. $7^1/_2$ ſgr., in Part. 20 kr. od. $6^1/_2$ ſgr.

Karte des gelobten Landes, gezeichnet von H. Groß. Stahlſtich in Fol. Preis: in Calw einz. 9 kr., in Part. 6 kr., im Buchh. einz. 12 kr. od. 4 ſgr., in Part. 9 kr. od. 3 ſgr.

Karte des heiligen Landes für Schulen. Holzſchnitt in Fol. Preis: in Calw einz. 1 kr., 100 Ex. 1 fl. 30 kr., im Buchh. einz. 2 kr. od. $^1/_2$ ſgr., 100 Ex. 2 fl. 30 kr. od. $1^1/_2$ thlr.

Chriſtliche **Kirchengeſchichte** für Schulen und Familien. Mit Abbild. 11. Aufl. Preis: in Calw einz. 15 kr., in Part. 12 kr., im Buchh. einz. 20 kr. od. $6^1/_2$ ſgr., in Part. 16 kr. od. 5 ſgr.

Erſtes **Leſebuch** für Schulen. 8. Aufl. in Calw einz. 9 kr., in Part. 6 kr., im Buchh. einz. 12 kr. od. 4 ſgr., in Part. 9 kr. od. 3 ſgr.

Die **Naturgeſchichte der drei Reiche.** Ein Handbüchlein für Schulen und Familien. Preiſe: in Calw einz. 24 kr., in Part. 21 kr., im Buchh. einz. 32 kr. od. 10 ſgr., in Part. 28 kr. od. 9 ſgr.

Die **Naturlehre,** als kurzer Inbegriff der Sternkunde, der Phyſik ſammt Chemie und der Lehre von der Erdbildung. Für Schulen und Familien. Preis: in Calw einz. 24 kr., in Part. 21 kr. im Buchh. einz. 32 kr. od. 10 ſgr., in Part. 28 kr. od. 9 ſgr.

Das Calwer **Rechenbuch.** Erſtes Bändchen erſte Abtheilung: Handbuch für den Lehrer der kleineren Rechenſchüler. Preis: 24 kr. od. $7^1/_2$ ſgr. Zu je 12 Ex. 1 frei.

— — Zweite Abtheilung: Leſebuch für die kleineren Rechenſchüler. Preis: 9 kr. od. 3 ſgr. Zu je 12 Ex. 1 frei.

Chriſtliches **Schulgeſangbuch** mit zweiſtimmigen Melodieen. Preis: in Calw einz. 15 kr., in Part. 12 kr., im Buchh. einz. 20 kr. od. $6^1/_2$ ſgr., in Part. 16 kr. od. 5 ſgr.

Kurze **Seelenlehre,** gegründet auf Schrift und Erfahrung, für Eltern, Erzieher und Lehrer zum häuslichen und Schul-Gebrauche, von Chr. H. Zeller. Preis: in Calw 12 kr., im Buchh. 16 kr. od. 5 ſgr. Zu je 12 Exempl. eines frei.

Die allgemeine **Weltgeſchichte** nach bibliſchen Grundſätzen für nachdenkſame Leſer. Dritte Aufl. Preis: in Calw 21 kr., im Buchh. 28 kr. od. 9 ſgr. Zu je 12 Exempl. 1 frei.

Kleines **Feſtbüchlein** für Kinder. Mit Bildern, gebunden Preis: in Calw 18 kr., im Buchh. 24 kr. od. $7^1/_2$ ſgr.; mit Goldſchnitt, in Calw 24 kr., im Buchh. 32 kr. od. 10 ſgr.

Daraus ſind einzeln zu haben:

Das Jeſuskind. — Die Weiſen aus Morgenland. — Die Kinderjahre Jeſu. — Das Leiden Jeſu. — Die Auferſtehung Jeſu. — Das Himmelfahrts- und das Pfingſtfeſt. Je 64 S. in 64. Preis: in Calw ſteif broch. 4 kr., mit Goldſchn. 6 kr., im Buchh. 8 kr. od. $2^1/_2$ ſgr. Zu je 6 Ex. 1 frei.

Kinderblätter von dem Verf. des „armen Heinrich." Mit vielen Bildern, ſteif broch. Preis: in Calw einz. 15 kr., in Part. 12 kr., im Buchh. einz. 20 kr. od. $6^1/_2$ ſgr., in Part. 15 kr. od. 5 ſgr.

Bibliſche Poeſieen für Kinder vom Verfaſſer des „armen Heinrich." Erſte bis dritte Sammlung, je 96 S. in 16. mit vielen Bildern, ſteif broch. Preis jeder Sammlung: in Calw 12 kr., im Buchh. 16 kr. od. 5 ſgr. Zu je 10 Ex. 1 frei.

Lieder und Gedichte für Chriſtenkinder vom Verf. des „armen Heinrich." Mit Bild., broch. Preis: in Calw einz. 12 kr., in Part. 9 kr., im Buchh. einz. 16 kr. od. 5 ſgr., in Part. 12 kr. od. 4 ſgr.

Miſſionsſchriften.

Beleuchtungen der Miſſionsſache. Eine Beigabe zum Calwer Miſſionsblatt. Jährlich 12 Nrn. in 4. Preis: in Calw 15 kr., im Buchh. 24 kr. od. 7½ ſgr.

Calwer Miſſionsblatt. Jährlich 24 Nrn. in 4. mit je einem Bilde. Preis: in Calw 30 kr., im Buchh. 48 kr. od. 15 ſgr.

Handbüchlein der Miſſionsgeſchichte und Miſſionsgeographie. Zweite verb. Aufl. mit einer Miſſionskarte. Preis: in Calw einz. 27 kr., in Part. 24 kr., im Buchh. einz. 36 kr. od. 12 ſgr., in Part. 32 kr. od. 10 ſgr.

Miſſionsblatt für Kinder. Jährlich 12 Hefte in 8. jedes mit einem Bild. Preis: in Calw 18 kr., im Buchh. 24 kr. od. 7½ ſgr.

Miſſionscharte, in groß quer Folio. Preis: in Calw einz. 9 kr., in Part. 6 kr., im Buchh. einz. 12 kr. od. 4 ſgr., in Part. 9 kr. od. 3 ſgr.

Miſſionslieder (33) zum Gebrauch in Miſſionsſtunden. 16te Aufl. geh. Preis: in Calw einz. 1 kr., 100 Ex. 1½ fl., im Buchh. einz. 2 kr. od. ½ ſgr., 100 Ex. 2½ fl. od. 1½ thlr.

Monatsblätter für öffentliche Miſſionsſtunden. Jährlich 12 Nrn. in 8. geh. Preis: in Calw 48 kr., im Buchh. 54 kr. od. 17½ ſgr.

Chriſtliches Tagebüchlein.

Lebensworte für alle Tage im Jahr. Eine Auswahl aus ſämmtlichen Loſungsbüchlein des Grafen v. Zinzendorf, herausgegeben von A. Knapp. broch. Preis: in Calw 15 kr., im Buchhandel 24 kr. od. 8 ſgr.

Ferner erſcheinen ſeit 1836 bei J. F. **Steinkopf** in **Stuttgart**:

Jugendblätter. Illuſtrirte Monatſchrift zur Förderung wahrer Bildung. Redigirt von Dr. **C. G. Barth.** In Heften zu 5 Bogen auf Velin mit vielen Abbildungen. Preis halbjährig oder bandweiſe 1 thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Jeder Jahrgang, welcher zwei Bände mit ſelbſtſtändigem, keiner Veraltung unterliegendem Inhalte bildet, iſt auch abgeſondert zu haben. Die vier erſten Bände ſind bereits in einer neuen Auflage erſchienen, was unter Anderm von dem großen Beifall zeugt, den dieſes nicht auf äußern Vortheil berechnete, aber um ſo beachtenswerthere Unternehmen nach Tendenz und Leitung weithin gefunden hat.

Der Plan deſſelben umfaßt Alles, was ſich in den Gebieten der Natur, der Wiſſenſchaft und Kunſt von anregenden Beziehungen und allgemeinen Intereſſen findet, und zu deſſen Ausführung haben ſich Männer von bewährtem Talent und Charakter vereinigt, deren Beiträge — lauter Originalarbeiten — auf den gründlichſten Kenntniſſen und dem edelſten Streben beruhen. Dabei wird ſtets Unterhaltung und Belehrung ſo verbunden, daß auch das Fernerliegende im Wechſel mit Erzählungen und Bildern die Aufmerkſamkeit feſſelt, und nie der Finger fehlt, der nach oben weiſt. So liefert dieſe Zeitſchrift in ihren vorhandenen Bänden eine auserleſene Jugend- und Familienbibliothek, welcher um geringe Koſten durch die folgenden Monatshefte aus der gleichen geſunden Quelle immer friſcher Zufluß gewährt werden kann.

Chriſtliche Kinder- und Jugendſchriften

aus dem Verlage von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Barth, Dr. C. G., Erzählungen für Chriſtenkinder. Geſammtausgabe mit Umriſſen von H. Groß. Vier Bände. Preis 4 thlr. oder 6 fl. 24 kr.

- I. Der arme Heinrich. Gotthilf und Erdmann. Der Weihnachtmorgen. Setma. Die Rabenfeder. Die Uhrfeder.
- II. Der alte Buchmann. Das Bild in Teinach. Der Fenſterladen. Liudger. Die Urväter. Die Reiherfeder.
- III. Schmidgalls Jugendjahre. Waldmeiſterlein. Thomas Platter. Das Pergament. Die Altväter. Die Erzväter.
- IV. Die Flucht des Camiſarden. Wie und Nie. Der Negerknabe Cuff. Jerry Creed. Die C-Feder. Die Seefeder.

Jeder Band auch einzeln à 1 fl. 36 kr. oder 1 thlr.

Jede Erzählung in der Einzelausgabe à 12—15 kr. od. 4—5 ſgr.

— — Kleinere Erzählungen für die chriſtliche Jugend. Zwei Bändchen, jedes à 1 fl. od. 20 ſgr.

— — Sechszehn Lieder, in Muſik geſetzt für Geſang und Klavier von C. Reiner u. A. Quer 4. 18 kr. od. 6 ſgr.

Alle vorerwähnten Schriften können auch bezogen werden:

in **Baſel** durch Bahnmaier und F. Schneider;
Berlin — Wohlgemuths Buchh. (Scharrnſtr. Nr. 11.)
Bern — Carl Wuterich-Gaudard;
Dresden — J. Naumann;
Elberfeld — Wilh. Haſſel;
Frankfurt — H. Zimmer;
Gütersloh — Alex. Vogt;
Hamburg — J. G. Onken und Joh. Gusdorff;
in **Heidelberg** durch K. Winter;
Hersfeld — Fl. Schuſter;
Nürnberg — J. Ph. Raw'ſche Buchhandlung;
Riga und **Moskau** — J. Deubner;
Schaffhauſen — A. Beck u. Sohn;
Stettin — Ludw. Weiß;
Straßburg — J. Kräuter;
Zürich — Franz Hanke.

ſo wie überhaupt durch alle deutſchen Buchhandlungen.

Als beſonders gute Hilfsmittel für Schulen beim Unterricht in der bibliſchen Geſchichte ſind zu empfehlen:

Neue geoplaſtiſche (Relief-) **Karte von Paläſtina,** bearbeitet von L. Erbe (Höhe 20", Breite 16" Par.). Mit einem Orientirungsblatt. Preis in Kiſte 4 fl. oder 2½ thlr. Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Kleine
Erzählungen
für die Jugend

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Profeſſor in München.

Erſter Band.

Erlangen, 1852.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Schnellpreſſendruck von C. H. Kunſtmann in Erlangen.

Seinen geliebten Enkelinnen:

Agnes Wieſinger,
geborne Ranke,

Amalia Helferich,
geborne Ranke,

Pauline Ranke,

Julie Ranke

übergiebt dieſes Büchlein als Denkzeichen ſeiner treuen großväterlichen Liebe

der Verfaſſer.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorrede.

Die zahlreichen kleinen Erzählungen, welche der Verfaſſer ſeit einer Reihe von Jahren veröffentlicht hatte, fanden ſich in den verſchiedenſten Zeitſchriften ſo zerſtreut, daß eine Sammlung derſelben nicht unpaſſend erſchien. Zu dieſem Zweck benutzte deshalb bereits früher der Verfaſſer den 2ten und 3ten Band ſeines „Alten und Neuen“ (Erlangen bei Heyder), darin er einen bedeutenden Theil jener kleinen Früchte ſeiner heiterſten Ruheſtunden unter der Aufſchrift: „Mittheilungen aus dem Reiche“; „Erzählungen von Liedern und Reiſen“ zuſammenfaßte. Auch in die Anhänge, namentlich zum 2ten und 3ten Bande ſeiner Erzählungen (Erlangen bei Palm & Enke), ſo wie zu ſeinen Biographieen I. u. II. B. (Erl. bei Heyder), nahm er mehrere dergleichen vereinzelte Poſten ſeines

Eigenthums auf. Dennoch blieb ein bedeutender Theil ſolcher, theils ſchon gedruckter, theils noch ungedruckter Broſamen in ſeiner Zerſtreutheit zurück. Man ſuchte den alten Verfaſſer zu bereden, daß er auch dieſe zum Nutzen und Vergnügen der Jugend ſammeln und als ein beſonderes Büchlein herausgeben möge; und er hat ſich bereden laſſen. Die Entſchuldigung, deren dieſes Unternehmen bedürfen mag, glaubt er der nachſichtsvollen Freundlichkeit ſeiner Leſer überlaſſen zu dürfen.

Ein zweites Bändchen von gleichem Inhalt und Titel wird dieſem erſten in kurzer Zeit nachfolgen.

München am 26. März 1852.

Der Verfaſſer.

1. Die verdeckte Schüſſel.

Der Orient, in ſeinen vielen Sagen und Geſchichten, hat uns namentlich auch manche Züge von der Gerichts- und Gerechtigkeitspflege ſeiner weiſen Herrſcher und Richter aufbehalten. Die nachſtehende Geſchichte giebt uns ein Beiſpiel davon.

Als der Khalif Omar, der Gerechte, mit welchem Friede ſei!, nach Ali's Tode zum ungetheilten Beſitz des Herrſcherthrones der Gläubigen gelangt war, da kamen aus allen Gegenden ſeines Reiches die Fürſten und Herren, ſo wie die Häuptlinge der verſchiedenen Volksſtämme um ihm Glück zu wünſchen und zu huldigen. Omar empfieng ſie Alle freundlich und bewirthete ſie als Gäſte.

Unter den vielen Andern war auch der Häuptling eines Kurdenſtammes gekommen, um dem Herrſcher der Gläubigen zu huldigen; er wurde zur Tafel des Khalifen geladen. Der Kurde konnte ſich mancher tapfern Thaten ſeines Arms rühmen, er hatte ſein Schwert in das Blut vieler Feinde getaucht; mit der Freimüthigkeit eines alten Kriegers nahm er an den Geſprächen und Genüſſen des Gaſtgelages Theil. Da bringt man unter den zahlreichen andern Gerichten eine verdeckte Schüſſel, ſie wird vor dem Gaſt geöffnet, er blickt hinein und erbleicht; zwei Rebhühner liegen darinnen, zubereitet mit einer Sauce, rothfarbig wie Blut. Man bietet ihm das wohlſchmeckende Gericht dar, er aber ſchaudert zurück, mit zitternden Händen und Lippen wendet er von der Schüſſel ſich hinweg.

Was iſt dir? ruft ihm der Khalif zu; haſt du noch niemals gebratene Rebhühner in einer rothen Weinbeerbrühe geſehen? Ein Mann des Schwertes wie du, kann beim Oeffnen einer verdeckten Schüſſel gleich einem furchtſamen Kinde erbleichen und erſchrecken?

Herrſcher der Gläubigen, ſagte der Kurde, was mich ſo bewegte, das war nicht der Anblick der beiden Rebhühner, ſondern das letzte Wort eines Sterbenden war es, das mir dabei plötzlich zu Sinne kam.

Und was war das für ein Sterbender, fragte der Khalif weiter, an den dich die Rebhühner ſo lebhaft erinnerten; wie lautete das letzte Wort, das er zu dir ſprach?

Herrſcher der Gläubigen, antwortete der Kurde, du weißt es; ich und mein Volk, wir führen das Schwert nicht umſonſt. Unſer Land iſt arm, die Reiſenden, welche an ihm vorbeiziehen, wie die Nachbarn, die jenſeit ſeiner Gränze wohnen ſind reich, — wir müſſen der Erhaltung des eignen Lebens gedenken. — Ich habe viele Sterbende geſehen, die mein Schwert getroffen, habe die letzten Worte von vielen gehört; deine Krieger mögen es erzählen, wie ich in deinen Schlachten in ihren vorderſten Reihen kämpfte, mich aber, o Herr, wolleſt du mit dem Bericht über den Sterbenden verſchonen, an den die Rebhühner mich erinnerten.

Omar der Gerechte ſchaute dem Kurden mit Ernſt in ſein Auge, welches vergeblich dem Blick des Herrſchers auszuweichen ſuchte. Mir, ſo rief er in gebietendem Ton, gebührt es zu fragen, dir zu antworten. Bei dem Sarg des Propheten bezeuge ich dir: du biſt des Todes, wenn du nicht ohne Hehl mir bekennſt, was bei dem Hineinſchauen in die Schüſſel ſo gewaltig dich erſchreckte.

Mit einer öfters ſtockenden Stimme erzählte der Kurde: Es ſind nun viele Jahre, denn ich war damals noch Jüngling, da lauerte ich hinter einem Fels an der Heerſtraße auf Beute. Eine Caravane aus Damascus mit ihren reichbeladnen Kameelen zog vorüber, es gelang mir, einen der Kaufleute, der mit ſeinem Eſel hinter der andren Geſellſchaft zurückgeblieben war, von dieſer abzuſchneiden und ihm allein zu begegnen. Sprich dein Sterbegebet, ſo rief ich dem Unbewaffneten zu, denn du entgehſt meinem Schwerte nicht. — Was willſt du, ſo ſprach der Andre, von mir? Siehe hier meinen Gurt voll Gold und koſtbarer Perlen, mein Gewand, meinen Eſel und ſeine Ladung. Alles ſei dein, nur mit dem nackten Leben laß mich entrinnen. — Ich nahm ihm Alles, was ſein war, dann aber rief ich von neuem: Sprich nun dein Sterbegebet, denn ich werde deiner nicht ſchonen. Da beſchwor mich der Mann bei Gottes Barmherzigkeit, er bat mich um ſeiner alten Eltern um ſeiner Kinder willen, ihm das Leben zu laſſen; ich wollte ihn nicht erhören, ſondern erhob mein Schwert zum Todesſtreich. In dieſem Augenblick flogen zwei Rebhühner mit lautem Geſchrei aus dem Gebüſch hervor und an uns vorüber. Nun dann, ſo rief der ſchon zum Tode Verwundete, dieſe beiden Rebhühner werden einſt vor Gottes Gericht gegen dich, den Mörder eines Unſchuldigen zeugen. — Dieſe lange vergeſſenen Worte eines ſterbenden Kaufmannes waren es, o Herrſcher der Gläubigen, an welche die beiden Rebhühner mich erinnerten.

Mit immer höher ſich ſteigerndem Ernſte hatte der Khalif den Bericht des Kurden gehört. Wiſſe, ſo ſprach er, du Frevler, daß auch der Herrſcher ſein Schwert nicht umſonſt trägt; nicht zur Erhaltung und zum Schutze des eignen, einzelnen Lebens, ſondern zum Schutze des Lebens und der Sicherheit Vieler. Das Wort des Sterbenden iſt erfüllt, die beiden Rebhühner haben heute, vor dem Gericht, das Gott in die Hand des Fürſten gab, gegen dich, den erbarmungsloſen Mörder eines Schuldloſen, gezeugt. Führt ihn, ſo ſprach er zu einigen Bewaffneten, hinaus zum Tode.

Die Geſchichte, welche wir ſo eben erzählten, in ihrer Verwandtſchaft mit der ſinnvollen, alten Sage von den Kranichen des Ibicus iſt nicht die einzige, in welcher Thiere vorkommen, die vor Gericht gegen einen Mörder oder einen andern Verbrecher zeugten. Treue Hunde haben mehrmalen die Mörder ihrer Herren der blutigen That überwieſen, welche kein Menſchenauge geſehen hatte. Jener große Haifiſch, von welchem der Engländer Ormsby erzählt, ward in dem Augenblick, wo er, von den ſcharfen Haken des Angelankers durchbohrt, auf dem Verdeck eines engliſchen Kriegsſchiffes mit dem Tode kämpfte, noch ein Zeuge jener zwar längſt vermutheten, doch unerwieſenen Schandthaten eines Kapitains, der in ſeinem Segelſchiffe vor der Fregatte vorausſteuerte. Der Schuldige hatte jene Papiere, aus deren Inhalt ſein Verbrechen unläugbar ſich erwies, aus Furcht vor der ihm nahe kommenden königlichen Flagge ins Meer geworfen; der Fiſch hatte ſie verſchlungen und gab ſie ſterbend mit dem eignen Blute von ſich.

Nach einem Spruche der Weiſheit des Morgenlandes ſind die Augen aller Lebendigen der Erde auf ihren Herrſcher, den Menſchen, gerichtet. Der Rabe, der über den Schauplatz ſeiner Thaten dahin fleucht, das Roß, das zu dieſen Thaten ihn hintrug, ſind Mitwiſſende derſelben, die für oder gegen ihn zeugen. Es ſind aber die Blicke noch andrer lebender und erkennender Weſen, es iſt vor Allem das Auge Gottes auf die Werke des Menſchen, welche im Verborgenen geſchehen, ja ſelbſt auf die innre That ſeiner Gedanken gerichtet, und ein Buch wird einſt aufgethan werden, deſſen Inhalt, wenn nicht die Fürſprache und Bürgſchaft eines Mächtigen ihn rettet, mit noch furchtbarerem Ernſte von der Schuld ſeiner vergangenen Jahre zeugen wird, als die beiden Rebhühner in der verdeckten Schüſſel von der lange vergeſſenen Schuld des alten Kurdenhäuptlinges.

2. Der Soldat auf der Wache.

Eines Tages, ſo erzählt der Scheikh Tunſi in ſeiner arabiſchen Reiſebeſchreibung, befand ich mich zu Kairo, im Bazar der Specereihändler. Ich war ſo eben eingetreten in die duftende Bude eines der anſehnlichſten Kaufleute, da nahte ſich uns ein Mann von einem jammervoll krankhaften Ausſehen, mit einem Korb in der Hand. Gieb mir, ſo ſprach er zum Kaufmann, um Gottes Willen, hier gegen dieſes Goldſtück in meine kleinen Gläſer, von jeder deiner koſtbaren Waaren ein wenig, ſelbſt vom Roſenöl aus Schiras einige Tropfen; ich will damit einen Handel treiben, vielleicht daß Gott mein Geſchäft ſegnet und aus meiner Noth mich errettet. Der Kaufmann gab ihm redlich und freigebig von all ſeinen beſten Salben und duftenden Oelen, von jedem Etwas in ſeine Gläschen und Büchſen und der Käufer entfernte ſich dankend. Nur wenige Schritte war er gegangen, da ſprengten im Galopp einige Reuter daher; der Arme, auf ſeinen ſchwachen Füßen wollte bei Seite ſpringen, ſchlug aber hart auf den Boden hin, der Inhalt ſeines Korbes fiel heraus, ward verſchüttet und von dem Huf der Roſſe zertreten. Der Mann erhob ſich unbeſchädigt vom Boden, als er aber den Schaden ſahe, den ſeine Waaren erlitten hatten, da brach er in lautes Wehklagen aus. Da rief der Scheikh Tunſi ihn zu ſich hin und redete mit ſtrengen Worten ihn an. Schämeſt du, ſo ſprach er, dich nicht deines Jammergeheuls? Sollteſt du nicht ſtatt zu klagen vielmehr mit lauter Stimme Gott danken, weil Er dich bewahrte, daß du bei deinem ſchweren Hinfallen das Genick nicht brachſt und dein Leben nicht plötzlich verloreſt?

Herr! ſo ſprach der gebrechliche Mann, möge Gott mir es vergeben; leichter zu ertragen ſchiene mir der eigne Tod, als das langſame Hinſterben der Meinigen von Noth und Hunger. In der vergangenen Nacht wurde mir zu den andern Kindern noch ein Sohn geboren, meinem Hauſe aber fehlt Alles, was zur Labung und Pflege der Mutter und des Kindes, was zur Sättigung von uns Allen nöthig wäre. Das Goldſtück, welches ich hier, auf Hoffnung eines mäßigen Gewinnes, dahingab, war der letzte Reſt meines Vermögens, das noch vor wenig Monaten ein ſehr anſehnliches geweſen. Denn, wiſſe, ich bin nicht in dieſer Armuth, in der du mich jetzt ſieheſt, geboren und erzogen, in meiner Vaterſtadt Alexandria hat man mich als wohlbemittelten Mann gekannt. Vor etwas länger als einem Jahre machte ich mich auf, um mit einem Handelsfreunde in Ormus ein Geſchäft abzuſchließen, das für mich ſehr vortheilhaft war. Ich hatte mein ganzes baares Vermögen und noch eine Summe entlehntes Geld mit mir zur Betreibung meines Geſchäftes genommen und als ich nach glücklicher Vollendung desſelben auf der Heimkehr in Suez landete, da beſaß ich einen Schatz von mehr denn dreifach höherem Werth, als der meiner mitgenommenen Baarſchaft geweſen. Ich ſchloß mich an eine Karavane an, welche meines Weges zog. Alles was ich gewonnen an edlen Geſteinen, an Perlen und Gold, das trug ich in einem Gurt von ſchöner perſiſcher Arbeit um meine Hüften. Aber ſchon in der zweiten Nacht des Zuges durch die Wüſte ſchreckte uns ein Ueberfall von Bewaffneten aus unſerer Ruhe auf. Bei der eiligen Flucht verlor ich meinen Gurt und in ihm mein ganzes Vermögen. Denn da ich, nur noch im Beſitz des Reiſegewandes, in mein Haus kam, mußte ich dieſes verkaufen, um meine

Gläubiger, die zur Reiſe mir Vorſchuß geleiſtet, zu bezahlen. Mit dem Reſte, der mir von dem Verkauf meines Hauſes und meiner Sclaven geblieben, wendete ich mich hierher nach der Hauptſtadt, wo ich ſeither mit wenig günſtigem Erfolg ein kleines Geſchäft betrieben, bis mich eine Krankheit auf das Bette warf, von dem ich mich heute, durch die Noth meines Hauſes getrieben, nur mit Mühe aufgerafft habe.

Der Unglückliche beſchrieb darauf mit einer Beredſamkeit, wie ſie die Erinnerung an einen verlornen Schatz, der dem geweſenen Beſitzer die Luſt ſeiner Augen war, dieſem in den Mund legt, alle die edlen Geſteine und Perlen, nach ihrer Größe und nach ihrem Werthe, nannte die Summe des Goldes, die er ſchon in Mekka aus dem Verkaufe eines Theiles ſeiner Koſtbarkeiten gelöſt hatte und vergaß ſelbſt die Erwähnung der Schönheit ſeines Gurtes nicht.

Der Scheikh Tunſi war gerührt. Deine Noth, ſo ſprach er, iſt groß, doch Gottes Erbarmen iſt noch größer. Ich trete als Bürge für dich ein, hier bei dieſem Kaufmann. Er ſoll dir deinen Korb noch einmal füllen mit ſeinen duftenden Oelen und Salben. Verſuche dann von neuem dein Glück; Gottes Segen ſei mit deinen Schritten.

Das laute Geſpräch der Kaufleute und des Käufers, dort an der offenen Bude, hatte ein Soldat gehört, der in der Nähe des Specereiladens auf ſeinem Wachtpoſten ſtand. So eben wurde er von ſeinem Poſten abgelöſt; er trat zu den Sprechenden hin und ſprach im Vorbeigehen zu Tunſi die Worte: „komme du heute noch vor Abend mit dem Manne, für den du gebürgt haſt, zu mir in die Kaſerne!"

Der arme Mann, mit ſeinem neu gefüllten Korbe wollte Anfangs von der Einladung nichts wiſſen; er wäre lieber ſogleich an ſein kleines Handelsgeſchäft und dann nach Hauſe zu den Seinigen gegangen, Tunſi jedoch bewog ihn, den Gang nach der Kaſerne mit zu machen. „Vielleicht," ſo ſprach er zu Jenem, „will der Soldat, da er von deinem Handel gehört hat, dir einen guten Rath ertheilen, wie und wo du deine Waare am beſten anbringen kannſt."

Sie kamen beide, noch vor dem Abendgebetruf zur Kaſerne. Jetzt, ſo ſprach der Soldat zu dem verarmten Kaufmann, erzähle noch einmal, wann und wie du zu deinem Verluſte kameſt, gieb uns noch einmal genauen Bericht über den Inhalt des verlornen Gurtes.

Der Kaufmann that, was Jener verlangte; er erzählte von dem plötzlichen Schrecken, in welchen die Karavane, mit welcher er reiſte, im zweiten Nachtlager von Suez durch den Einbruch der Soldaten in ihre Reihen verſetzt worden ſei; er nannte die Summe der Goldſtücke, er bezeichnete die edlen Geſteine und alle einzelnen Kleinode ſeines verlornen Schatzes. Hierauf trat der Soldat zu ſeiner Lagerſtätte hin, er zog unter der Streu der getrockneten Palmenblätter einen ſchweren Gurt hervor. Der verarmte Kaufmann, bei dem Anblick desſelben, rief freudig aus: das iſt der meinige; der Soldat aber, den Ausruf nicht beachtend, gab den Gurt in Tunſi's Hand. Du, ſo ſprach er zu dieſem, löſe die Knoten der Riemen auf; ſie ſind noch eben ſo geſchlungen, wie ſie es waren, als ich den Beutel fand. Schütte den Inhalt auf dieſen Teppich, und ſiehe genau zu, ob alle die Dinge vorhanden ſind, die dein Begleiter nannte. Tunſi öffnete den Gurt, es fand ſich in ihm genau das Alles, was vorhin der andere als ſein verlornes Eigenthum beklagt hatte.

Nun wohl, ſagte der Soldat, nimm das Deine dahin. Ich hätte das fremde Gut ſchon längſt gern ſeinem Eigenthümer zurückgeſtellt, wenn es mir möglich geweſen wäre, denſelben zu erfragen. Ich war einer von jenen Soldaten, die ohne ihre Abſicht, denn es kam uns nicht in den Sinn, eure Kameele zu rauben, euch ſo ſchnell in die Flucht trieben. Ich fand deinen Gurt an derſelben Stelle, wo ich mein Nachtlager aufſchlagen wollte, und mußte heute gerade wieder in deiner Nähe auf dem Wachtpoſten ſtehen, wo ich deinen Bericht über das Unglück, das dich betroffen, in voller Ausführlichkeit anhören konnte.

Der verarmte und nun ſo plötzlich wieder reich gewordene Kaufmann war außer ſich vor Dank und Freude. So hat denn, ſprach er, Allah mein heutiges Gebet erhört, er hat mir das Geſchäft mit dem letzten Goldſtück meines Hauſes, nicht nur, wie ich bat, zweifach, ſondern mehr denn zehntauſendfach geſegnet. Und nun du treuer, redlicher Finder meines Verlornen, laß uns den Schatz theilen. Wähle du, was dir am liebſten iſt, nimm entweder die Goldſtücke und hier dieſe Kleinode oder nimm den Beutel mit den edlen Geſteinen.

Ich will, ſo ſprach der Soldat, weder dein Gold, noch deine Steine. Ich habe nicht Haushalt noch Kinder, nichts was mein eigen iſt, als die Freude darüber, daß auch der Arme durch Gottes Gnade einem andern Armen helfen und ihn beglücken kann. —

Der Soldat hatte gerade in der rechten Zeit und Stunde auf ſeinem Wachtpoſten geſtanden, um die Klage der fremden Noth zu hören und ſie zu ſtillen. Es iſt aber ein anderes Ohr, das nicht nur auf einzelne Stunden, ſondern in allen Stunden bei Tag und bei Nacht auf der Hut ſtehet, um die Stimme der Noth und des Jammers aller Seelen, die mit rechtem Ernſt nach der Hülfe von Oben ſeufzen, nicht nur zu hören, ſondern ſie zu erhören.

3. Eine gute Waare, die nicht in's Gewicht fällt.

Zu einem reichen Handelsmann in Tunis kam einſt ein Fremder, der ihn um ein Darlehen von einigen Hundert Maria-Thereſienthalern bat. Mein Geſchäft eilt, ſagte der Fremde, ſo daß ich das Geld nicht vom Hauſe, nicht durch Verkauf meiner Waare beziehen kann; dieſe aber, in welcher mir ein Werth von mehreren Tauſenden von Thalern liegt, laſſe ich dir während meiner Weiterreiſe in Verwahrung und zum Pfand zurück. Wenn dir mein Vorſchlag gefällt, dann komme ich heute noch, bringe dir meine Güter und nehme das Darlehen aus deiner Hand.

Der Fremde erſchien von aufrichtigem Angeſicht, die begehrte Summe war für den Kaufmann eine kleine; komme, ſo ſprach er, wenn du willſt und nimm die begehrte Anleihe in Empfang.

Der Andere eilte hinaus vor die Stadt, wo ſeine Kameele ſtunden, auf deren Rücken keine Waare, ſondern nur Reitſättel und Decken lagen. Er begab ſich mit ſeinen Knechten in ein Gebüſch der wild wachſenden Palmen; hier ließ er einige Stämme umhauen und ſie in Stücke von gleichmäßiger Größe zerſägen, dieſe wurden mit Faſern der Palmen umwickelt, dann in einen Ueberzug von Leinwand eingenäht und in der Form von Waarenballen den Kameelen aufgeladen. Er kam zu dem Kaufmann und empfing ſein Darlehen. Laß, ſo bat er ſeinen edlen Gläubiger, dieſe Ballen in einem deiner Magazine verwahren, und ſie unberührt ſtehen, bis nach einigen Monaten durch mich oder an meiner Stelle durch meinen Bruder die geliehene Summe mit Dank dir wiedergebracht wird.

Der Fremde trat in derſelben Nacht ſeine Reiſe durch die Wüſte an. Noch vor Ablauf des dritten Monats kehrte er nach Tunis zurück. Er hatte ein gutes Geſchäft gemacht, brachte viele Sclaven und Elfenbein mit ſich. Sein erſter Gang war zu dem Kaufmann, der das Geld ihm geliehen. Hier, ſo ſprach er, nimm dein freundliches Darlehen mit ſeinen Zinſen und mit beiden zugleich meinen Dank und Segenswunſch. Der Kaufmann, während er den Fremden nach der Sitte des Landes mit Kaffee und einigen Erfriſchungen bewirthete, ließ die Waarenballen herbeibringen, die er ſorgfältig verwahrt hatte. Sie waren bei ihrer Empfangnahme gewogen worden, ſie wurden jetzt von neuem auf die Waage gelegt. Da, zu ſeinem Schrecken, bemerkte der Kaufmann, daß an jedem Ballen faſt die Hälfte des Gewichts fehlte. Allah ſei Zeuge, ſo ſprach er zu ſeinem Gaſte, daß ich deine Waare nicht berührt habe; das Magazin war wohl verwahrt, dennoch müſſen Diebe eingebrochen ſein, die einen Theil der Güter entwendeten.

Sei unbeſorgt, ſagte der Fremde, das, was für mich dieſen Ballen ihren hohen Werth giebt, iſt eine gute Waare, die jedoch nicht ins Gewicht fällt; es iſt mein Wort, das ich dir auf Treue und Glauben gab, und welches ich oder einer der Meinigen dir ſicher gelöſt hätten. Was aber hier auf deiner Waage liegt, das ſind Stücke eines Palmenſtammes, die, als ich ſie voll friſchen Saftes brachte, ein Gewicht hatten, das ihnen beim Austrocknen abgegangen iſt. Das Holz hätten auch die Würmer freſſen mögen; mein Wort blieb dir unangetaſtet darinnen.

Der Kaufmann umarmte ſeinen Gaſt. Du biſt, ſo ſprach er, der Mann, den mich dein ruhiger Blick und dein redliches Angeſicht in dir vermuthen ließen. Nimm hier deine Zinſen des geliehenen Kapitals zurück; von dir begehre ich dergleichen nicht und von heute an iſt es nicht Noth, daß du, wenn du von mir Geld willſt, eine andre Waare als Unterpfand bei mir einlegeſt, als jene gute, die nicht ins Gewicht fällt, die jedoch immer am Werthe dieſelbe bleibt.

Die Stücke der Palmenſtämme, welche in dieſer kleinen arabiſchen Geſchichte vorkommen, erinnern an die Palmenblätter, auf deren noch friſcher Fläche die Weisheit des Orients öfters Worte mit dem Griffel eingrub, die auch, wenn das Blatt ſchon längſt verwelkt und dürre war, ihre friſche Lebenskraft behielten. Das Wort der wahren ewigen Weisheit: das Wort des Lebens, wenn es, ſtatt auf Blätter der Palmen oder ſtatt auf Papyrusſchilf ins Menſchenherz geſchrieben iſt, unterliegt nicht mehr dem Zug der Schwere nach dem Irdiſchen hin, nicht mehr dem Geſetz der Vergänglichkeit dieſes Irdiſchen, ſondern es behält für die Seele ſeinen Werth, wenn auch das Herz, dem es eine Zeit lang ſeine freudige Bewegung gab, ſchon längſt in Staub zerfallen iſt.

4. Das Tiſchgebet der Lerche, des Löwen und des Kindes.

Wenn die Lerche, ſo oft ſie wieder unten am Boden einige Würmchen oder Mohnkörnchen fand, mit denen ſie ſich erquickte, ſingend in die Luft ſteigt, und mit dem Schlag ihrer Flügel Freude und Luſt ausdrückt, dann ſcheint es unſerm mitfühlenden Gemüth, als ſei dieſer Geſang ein Dankgebet, das freudige Schlagen der Flügel gleich einem Bewegen der Hände, die im höchſten Entzücken zur Anbetung des Schöpfers ſich erheben. Das Wiehern des Roſſes, wenn es auf der Weide geſättigt iſt und ſeine muntern Sprünge ſagen uns nicht minder als der Geſang der Lerche, was der Spruch bedeutet: Du ſättigeſt Alles, was da lebet mit Wohlgefallen. Der Strom aber dieſes Wohlgefallens und dieſer Luſt, der vom Schöpfer nach der Creatur ausgehet und in dieſer, nach dem Maaße ihrer Kraft von dem Zuge der Liebe und des Lebens, hin nach ſeinem Quell und Mittelpunkt zeuget, regt nicht blos die Lerche zu ihrem Geſange, das Roß zu ſeinem Wiehern und Springen, ſondern ſelbſt den ſtarken Löwen zu einem freudigen Gebrüll auf, wenn er, von ſeiner Beute geſättigt, von der Stätte ſeiner ſiegreichen Schlacht hinweggehet. Der Bewohner des ſüdlichen Afrikas kennt die Bedeutung dieſes freudigen Gebrülles und weiß den Ton desſelben wohl von jenem zu unterſcheiden, den das Gebrüll des hungernden oder des erzürnten Thieres hat.

Einer meiner Freunde: der heldenmüthige Krapff, der Bote des Friedens im ſüdöſtlichen Afrika, verſtand die Bedeutung jenes freudigen Gebrülles auch, als er vor etlichen Monaten auf ſeiner Reiſe nach Akambany, in der Nähe des Danaflußes von Raubmördern überfallen, ſich ins Gebüſch geflüchtet hatte und nun einſam den Rückweg nach der Küſte ſuchte. Vier Tage lang hatte er nichts genoſſen als einige unkräftige Wurzeln und Blüthen der Bäume durch welche der Hunger nur getäuſcht, nicht geſtillt wurde; bis zum Tode ermattet lag er am Boden; mit jenen Gefühlen, welche der Thisbiter ausſprach: es iſt genug, ſo nimm nun Herr meine Seele. Da vernimmt er im Halbſchlummer der Ohnmacht ganz in ſeiner Nähe das Gebrüll eines Löwen ſo laut, daß die Felſen und Hügel weit umher davon widerhallen. Es war ein Ton jenes freudigen Gebrülles, welchen das königliche Thier vernehmen läſſet, wenn es ſeine Beute gewonnen und von dem friſchen Fleiſch derſelben ſich reichlich geſättigt hat. Für ihn hat die gewaltige Stimme des Löwen nichts Erſchreckendes, ſie erweckt in ihm die Erinnerung an Worte eines Dankgebetes für die nahe Rettung vom Hungertode. Er ſchleicht ſich durchs Gebüſch nach jener Stelle hin, von welcher der Hall herkam. Das mächtige Thier hatte ſchon ſeinen Rücken gewandt, am Boden lag noch der reichliche Ueberreſt der großen, ſo eben erlegten Gazelle: der Rücken und die Hüften mit ihrem unberührten Fleiſche. Ein Meſſer und Feuerzeug trug er in der kleinen Reiſetaſche, die über ſeiner Schulter hing, bei ſich; er zerlegt das Fleiſch, röſtet daſſelbe am Feuer und nach dem Genuſſe desſelben kehrt ihm die verlorne Kraft und Freudigkeit des Lebens wieder. Ihm hatte, mitten in der nahrloſen Einöde ein Löwe das Fleiſch gebracht, wie einſt jenem großen Einſamen am Bache Crith, die Raben; Speiſe war nach den Worten von Simſons Räthſel für ihn gekommen, von dem Freſſer.

Er konnte nun neugeſtärkt ſeinen Rückweg nach der Küſte fortſetzen und kam glücklich, obwohl der Ruhe und

Pflege bedürftiger als jemals ſonſt, zu ſeinen um ihn ſchmerzlich beſorgten Begleitern zurück.

Einer von dieſen, der zur Wiederherſtellung ſeiner zerrütteten Geſundheit für einige Zeit das tropiſche Küſtenland mit dem vaterländiſchen Himmelsſtriche vertauſchen mußte und auf ſeiner Heimreiſe mich beſuchte, erzählte mir die hier mitgetheilte Geſchichte von dem freudigen, triumphirenden Gebrüll, durch das ein Löwe einen verſchmachtenden Mann zu ſeinem Mahle einlud. Mir kam dabei der Lobgeſang des 148ten Pſalmes in den Sinn, der von einem Hallelujah des Preiſens und Dankens redet, in deſſen Freudenton alle Geſchöpfe, die in der Höhe wie die in der Tiefe, die Thiere der Wildniß und das Vieh der Heerden bis zu dem Gewimmel der kleinen Thiere am Boden und dem Geflügel der Lüfte einſtimmen. Die unter allen Creaturen der Erde, welchen das Geſchäft des Lobens und Dankens am meiſten gebührte und welcher die Worte dazu in den Mund gelegt ſind: der Menſch, bleibt hierin am öfterſten hinter den andern Creaturen zurück, weil ſie durch ihren freien Willen dem anregenden Einfluß, dem die andern willenlos gehorchen, ſich entziehen kann. Der Geſang der Lerche, das fröhliche Blöcken der Heerde, wenn ſie von der Weide geſättiget zu ihrer Ruhe heimkehrt, und öfters auch das noch unverdorbene natürliche Gefühl unſerer Kinder erinnert uns an die Pflicht des Dankens für die täglichen Gaben der Sättigung des Leibes aus Gottes Hand. Eine Mahnung der letzteren Art war die, welche, wahrſcheinlich vielen Leſern dieſes Büchleins wohl bekannt, aus dem Munde eines Kindes an eine Geſellſchaft ergieng, die jener Pflicht des Dankens, von welcher der Geſang der Lerche zeugt, nicht gedachte. Wir geben die kleine Geſchichte ſo gut wir ſie wiſſen.

In dem Gaſthauſe einer namhaften Stadt des Niederrheines ſetzte ſich eine anſehnliche Geſellſchaft von Gäſten zu Tiſche, um mit dem Wirth zu ſpeiſen. Unter den Fremden war eine Mutter, in deren Haus und Herzen chriſtliche Zucht herrſchte, mit ihrem Knäblein. Der Kleine ſtellte ſich wie er gewohnt war, andächtig zum Gebet hin und als er die Andern ſich ſetzen ſahe, fragte er verwundert: Mutter, wird hier denn nicht gebetet? Ein alter Herr hörte die Worte des Kindes und ſagte freundlich zu ihm, bete du nur, mein Kleiner, wie du es gewohnt biſt. Der Kleine ſprach darauf mit lauter Stimme und andächtig ſein Tiſchgebet. Der alte Herr und noch einige, bald aber alle Gäſte, ſtanden auf und nahmen an der Andacht des Kindes Theil, denn in dem natürlichen Gefühl dieſes Kleinen, aus dem der Drang zum Beten hervorgieng lag eine Macht, der Keiner, in welchem Gefühl war, widerſtehen konnte. Auch bei Tiſche entſpann ſich jetzt aus dieſem Vorfall ein Geſpräch über die Bedeutung und den Werth, ſo wie über die ſo vielfach verſäumte Pflicht des Tiſchgebetes, ein Geſpräch, welches von einigen der Anweſenden in ſo mildem Ernſt geführt wurde, daß es gewiß auf viele der zuhörenden Gäſte einen geſegneten Einfluß hatte.

Es ſind milde, das Herz in Liebe ziehende Stimmen, es iſt aber auch das Mark und Bein durchdringende Gebrüll des Löwen, was uns an unſere verſäumten Pflichten erinnern will. Wohl dem, welcher nicht in der Wüſte verirrt durch das Gebrüll der Löwen, ſondern durch den Zug der Liebe auf mildeſtem Wege zu dem hingeführt wird, was dem Leben nicht des Leibes allein, ſondern der Seele Bekräftigung giebt und Stärkung.

5. Der Segen eines Sterbenden.

In einer engliſchen Zeitung *) las man vor einiger Zeit die Erzählung von einem Beſuche, den der verſtorbene Biſchof Porteus von London, wenige Tage vor ſeinem Ende **), bei dem Prinzen von Wales, nachmaligem Könige Georg IV. machte; eine Erzählung, welche ſich hier in wohl paſſender Weiſe an die vorhergehende vom Tiſchgebet der Thiere und des Kindes anſchließen wird. Der ehrwürdige Owen, Prieſter zu Fulham, erfuhr den Vorfall aus dem Munde des ſterbenden Biſchofes ſelber, deſſen Kaplan und vertrauter Freund er war, und es bezeugen die Wahrheit ſeines Berichtes mehrere andre, annoch lebende Männer, welche von dem einflußreichen Beſuche des todtkranken Biſchofes Kenntniß hatten.

Seine Königliche Hoheit, der Prinzregent, hatte die Abſicht, eine große militäriſche Revue zu halten, und zur Ausführung derſelben einen Sonntag beſtimmt. Der Biſchof war damals ſeiner Auflöſung ſchon ſo nahe, daß weder er noch Andre an die Möglichkeit gedacht hätten, daß er noch einmal im Leben ſein Krankenzimmer verlaſſen werde. Dennoch ließ er, ſobald er jenes Vorhaben des Prinzen erfuhr, ſeine Kutſche anſpannen und ſich zum Palaſt deſſelben hinführen. Er wurde alsbald bei Seiner Königlichen Hoheit vorgelaſſen und freundlich empfangen; man geleitete ihn zu einem Armſeſſel, in welchem der bis zur Ohnmacht ermattete Greis ſeinen Sitz nahm.

---

*) London and Paris Observer. February 1844.

**) Im Januar 1811.

„Was mich zu Ihnen geführt hat, Sire", ſo ſprach er zum Prinzen, „das iſt die hohe Achtung, welche ich gegen Eure Königliche Hoheit ſelber, gegen Ihren Herrn Vater und gegen dieſe große Nation hege, die mit ſorgenvollen Blicken jeden Ihrer öffentlichen Schritte beachtet. Ich ſtehe am Ende meines Laufes durch die Zeit; mein Auge bemerkt nicht mehr das, was hinter mir geblieben; der Gedanke an die Gunſt oder Ungunſt eines menſchlichen Weſens hat für mich keine Bedeutung mehr. — Ich bin gekommen, Eure Königliche Hoheit vor den ernſten Folgen eines Schrittes zu warnen, durch den Sie im Begriff ſtehen, die ohnehin ſchon tiefgeſunkene Achtung vollends ganz zu vernichten, welche der Tag, den der Herr und Schöpfer aller Dinge ſelber zu ſeinem Dienſte geheiligt hat, noch vor andren Tagen genießt."

Der Biſchof ſprach jetzt in ſehr ernſtem Tone von der hohen Verantwortlichkeit, die auf dem Thun eines Menſchen ruhet, den Gott zum Fürſten ſeines Volkes beſtellt hat, von der Macht des Beiſpieles eines Herrſchers, welcher, wenn er die geoffenbarten Gebote des Königes aller Könige vor Augen hat, ein Segen, wenn er aber jene Gebote verachtet, ein Unſegen und Verderben für Millionen unſterblicher Menſchenſeelen werden kann. Nach mancher, eben ſo zärtlichen als kräftigen Ermahnung, ſchloß er ſeine Anrede an den Prinzen mit folgenden Worten.

„Sie wiſſen es ſelbſt, Sire, wie ſehr Ihr Herr Vater, der Ihnen an Gaben und Kräften des Geiſtes bei weitem nachſteht, Allen, die um ihn ſind, ja ſeiner ganzen Nation dadurch zum Segen geworden iſt, daß er es ſich zur innigen Angelegenheit ſeines Lebens machte, den Willen ſeines Gottes zu erkennen und zu vollführen, das Beſte ſeines Volkes treulich zu befördern, und der

Welt das Beiſpiel eines nach den Geboten des Chriſtenthums geordneten, tadelloſen Wandels zu geben. Georg der Dritte hat ſich durch dieſe guten Eigenſchaften die allgemeine Achtung und Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen erworben. Er hat Viel gethan, Sie aber, ſein Nachfolger, könnten bei Ihren trefflichen Gaben, ſo wie bei Ihrem einnehmenden, das Herz des Volkes ſo leicht gewinnenden Weſen, noch weit mehr thun." —

„Es iſt unmöglich, Sire, daß Sie in ihrer jetzigen Unentſchiedenheit ſich lange erhalten können; entweder müſſen Sie ſich erheben zum geiſtigen Kampf und Sieg, und mit Ihrem vielvermögenden Beiſpiele Millionen Ihrer Mitmenſchen auf dem Weg, der Gott gefällt, vorangehen, oder Sie werden einem ſchnellen, unaufhaltſamen Hinabſturz unterliegen, und Schaaren der Menſchenſeelen mit ſich fortreißen in Ihrem ſchweren, tiefen Fall." —

„Und nun, wenn ich Kraft hätte, mich von meinem Sitze zu erheben, oder wenn Jemand hier wäre, der meinen ſinkenden Leib aufrecht halten könnte, möchte ich Eurer königlichen Hoheit gern, mit dem tiefen Gefühl eines ſterbenden Mannes, meinen Abſchiedsſegen ertheilen."

Der Prinz brach bei dieſen Worten in Thränen aus, er kniete hin zu den Füßen des Greiſes, der über ſeinem Haupte mit gefalteten Händen den Segen ausſprach. Hierauf half er dem Biſchof mit zärtlicher Zuvorkommenheit von ſeinem Sitze auf, geleitete ihn an ſeinem Arme die Stiege hinab und half demſelben mit eigner Hand hinein in den Wagen. Für die Revue wurde alsbald ein andrer Tag beſtimmt.

Der Greis kehrte zurück zu ſeinem Krankenlager, von welchem er von nun an ſich nicht mehr erhob; er ſtarb am fünften Tage nach ſeinem Beſuch bei dem Prinzen.

Wohl Ihm! er hatte ſich bewährt bis an's Ende als ein treuer Wächter über das Haus Iſrael; er hatte ſeine Seele errettet (Heſekiel C. 3 V. 17--21).

Als man dem Prinzen die Todesnachricht überbrachte, ſchloß er ſich in ſein Zimmer ein, und ſeine Diener im Nebengemach hörten ihn, wie einen von tiefem Jammer Ergriffenen, ſeufzen und ſchluchzen. Armer Georg IV, dein Schmerz war gerecht; du hatteſt hinfort keinen alten Biſchof Porteus mehr, der dir, ſei es auch mit den letzten Kräften ſeines ſterbenden Leibes, nachgieng auf deinen gefahrvollen Wegen, und dich mit ſtarker Hand der Liebe feſthielt, wenn dein Fuß ſtraucheln wollte. Und dennoch, das weiß man, iſt dir auch auf deinen Irrwegen das Andenken an dem letzten Segen jenes ſterbenden Greiſes nachgegangen und einige Male, wo es das ewige Heil deiner Völker galt, dir als ein warnender Engel erſchienen.

Wir aber, beim Leſen dieſer kleinen Erzählung, fragen uns: was hat den Worten und Ermahnungen des leiblich ſo ſchwachen Biſchofes ihre gewaltige Kraft und Wirkung auf das Herz eines Fürſten gegeben, der für eine ſolche Sprache des Ernſtes nicht leicht zugänglich ſchien? -- Es war dies jener Sinn der rechten Prieſter Gottes, den uns ein Mann, von welchem bezeugt wird, daß er treu geweſen ſei in ſeinem ganzen Hauſe, mit ernſten Zügen entwirft (5 Moſe 33 V. 9, 10); jener Sinn eines Sterbenden, der nicht mehr das ſiehet, was unten und dahinten, ſondern nur das, was oben und wahrhaft gegenwärtig, wie zukünftig iſt, zugleich aber auch der Sinn aller wahren, zum vollkommenen Leben hindurchgedrungenen Chriſten, von denen der Spruch gilt: als die Sterbenden, und ſiehe wir leben.

6. Eine ſeltſame Pflegemutter.

Der Winter des Jahres 1709, vom h. Dreikönigsfeſte an bis in die zweite Hälfte des Februar, iſt bekanntermaßen ſeit Jahrhunderten einer der furchtbarſten und kälteſten für das mittlere Europa geweſen *). Nicht nur auf den Landſtraßen und draußen im Freien, ſondern mitten in den lebhafteſten Gaſſen der Stadt, in den Häuſern, ja ſelbſt in den Betten fand man damals viele Menſchen erfroren; das ſtärkſte Feuer in den Kaminen und Oefen reichte nicht hin, ein Zimmer von mäßiger Größe nothdürftig zu durchheizen; während die eiſernen Platten des Ofens glüheten, überzog ſich ſechs Schritte davon, in der Nähe der Fenſter das Waſſer in einem Gefäß mit Eis; Bäume, ſo wie Felſen, in deren Höhlungen und Klüften das Waſſer ſich verhalten hatte, welches nun beim plötzlichen Gefrieren gleich einem Sprengpulver wirkte, zerbarſten von der Stärke des Froſtes; Sperlinge, Dohlen und Krähen fielen zuweilen plötzlich todt aus der Luft herunter, ganze Ketten von Rebhühnern fand man in den Schneegrotten, darin ſie ſich gerettet hatten, erſtarrt; Fledermäuſe wurden durch den ungewöhnlich hohen Grad der alldurchdringenden Kälte aus ihrer Winterruhe geweckt; ſie flatterten mitten am Tage heraus ins Freie, ſanken aber, nach wenig Schwingungen, todt

---

*) Es war derſelbe, in welchem Jamerays Duval durch die Wärme der Schafe eines Schafſtalles wunderbar vom Tode des Erfrierens gerettet wurde. M. v. G. H. v. Schubert's Spiegel der Natur S. 61 – 106.

zur Erde. Die Schnelligkeit der Hirſche wie der Rehe war dahin; wie gelähmt ſahe man dieſe Thier ein der Nähe der Landſtraßen und ſelbſt der menſchlichen Wohnungen umhertaumeln; als der Frühling kam, fand man eine Menge derſelben todt in den Wäldern liegen; die Weiher und Teiche, deren Waſſer bis auf den Grund hinab ausgefroren geweſen war, ſtanken, als ſie im Frühling wieder aufthauten, von der Maſſe der todten Fiſche. Das Elend und die Noth gingen damals, namentlich in dem unter Ludwig XIV. furchtbar bedrückten Frankreich, in ſehr mannigfaltigen Geſtalten umher, denn außer der harten Winterkälte hatte das Volk auch durch Mangel und große Theurung der Lebensmittel zu leiden; die Winterſaaten, die Reben, der größte Theil der Obſtbäume waren vernichtet, die Getränke und die Gemüſe ſelbſt in den wohlverwahrteſten Kellern zu Eis geworden.

In dieſer Zeit einer großen Noth trieb ſich auf den Gaſſen von Luneville in Lothringen ein armer Savoyardenknabe umher. Er war ein vater- und mutterloſer Waiſe; ſein älterer Bruder, der bis dahin in der Fremde ſein Schutz und ſein Troſt geweſen war, hatte, um ſich einige Franken zu verdienen, einen Botengang nach Nancy übernommen und war nicht wieder zurückgekehrt; er hatte das Loos ſo vieler Wanderer gehabt, auf dem Wege zu erfrieren, ein Schickſal, vor welchem ſelbſt die Paſſagiere in den Diligencen und die Poſtillons in der Hülle ihrer Mäntel und Pelze nicht geſchützt waren, denn mehrmalen geſchahe es, daß die Poſtpferde mit ihrem Wagen oder ihrem Felleiſen an den Stationen ankamen, aber niemand ſtieg aus und ab; die Fahrenden und Reitenden waren, entweder mitkommend oder beim Herabſtürzen zurückgeblieben, zu Leichnamen geworden.

Der jetzt ganz verlaſſene Knabe fand während des Tages bald da, bald dort in den Häuſern oder auf den öffentlichen Plätzen eine kleine Beſchäftigung und einen Biſſen Brodes; er putzte, verſehen mit den Geräthſchaften ſeines Bruders, den Leuten die Stiefel und Schuhe, reinigte die Kleider, half als Bratenwender in der Küche, und Mancher, der ihn auf der Straße vor Froſt zittern und weinen ſahe, ſchenkte ihm einen Sous. Wenn aber die Nacht kam, da erreichte ſein Elend einen hohen Grad. Er hatte mit ſeinem Bruder in einem Zimmermanns-Schuppen geſchlafen, ſie hatten beide zur Zudecke einen alten Fußteppich des Zimmermanns gehabt, unter dem ſie in ihren Kleidern, einer an den andern gedrängt, nothdürftig ſich erwärmten, als er aber jetzt allein war, und die Kälte ſo groß wurde, konnte er es auf dem Lager der Späne nicht mehr aushalten. Da erbarmte ſich ſeiner das Weib eines Stallknechtes; ſie wies ihm ein Schlafplätzchen in einem der herzoglichen Ställe an.

In dieſem Stalle ſtand ein eiſerner Käfig, darin eine große braune Bärin ihr Lager und zugleich ihr Gefängniß hatte, denn das Thier war ſehr wild und zornmüthig. Der kleine Savoyarde, der im Dunkel der Nacht in den Stall gekommen war, wußte und ahnete nichts von dieſer gefährlichen Nachbarſchaft und da es ihn, in ſeiner ſchlechten Kleidung und auf der dünnen Lage von Stroh, darauf er ſich gebettet hatte, ganz jämmerlich fror und er, mit der Hand herumtappend, bemerkte, daß da drinnen im Käfig eine dicke Streu von Moos ſich finde, kroch er mit ſeinem kleinen, ſchlanken Körper zwiſchen den eiſernen Stäben hinein auf das Lager der Bärin. Dieſe fuhr anfangs, als der ungebetene Gaſt kam, brummend empor; der arme Junge befahl ſeine Seele in einem kurzen

Stoßgebet in Gottes Schutz. Und dieſer Schutz kam ihm von daher, wo er am wenigſten zu erwarten war. Die Bärin nahm den von Froſt erſtarrten Knaben zwiſchen ihre Tatzen, ſchmiegte ihn an ſich und er lag an ihrer warmen Bruſt und auf ihrem dicken Pelz ſo weich und bequem, daß er, der ſeit mehreren Nächten keine Stunde ruhig geſchlafen hatte, aller Furcht vergeſſend, gar bald in einen ſanften tiefen Schlaf verfiel. Am Morgen erwachte der Kleine ganz neu geſtärkt, kroch aus dem Käfig hinaus und ging in die Stadt ſeinem Geſchäft und armſeligen Broderwerb nach; am Abend kehrte er zu ſeiner Bärin zurück, welche ihm ſogar etwas von ihrem Freſſen, das aus eingeweichtem Brod und allerhand Ueberbleibſeln aus der herzoglichen Küche beſtand, übrig gelaſſen hatte. Er legte ſich dann wieder zu ſeiner dickpelzigen Pflegemutter hin, die ihn, wie geſtern, mitleidig in ihre Arme nahm, und an deren weicher, warmer Seite er ſanfter als im beſten Federbette ſchlief. So brachte er, ohne Jemand etwas davon zu ſagen, fünf Nächte im Bärenkäfig zu; in der ſechſten aber hatte er die Zeit, in der er ſonſt zu erwachen und aufzuſtehen pflegte, verſchlafen; die Stallknechte, welche in der Nähe des Käfiges ein Geſchäft hatten, ſahen ihn, beim Schein ihrer Laternen, zu ihrem Schrecken, umſchlungen von den Tatzen des großen Thieres da liegen und der Bär brummte bei ihrer Annäherung ſo zornig, als wollte er es nicht leiden, daß man ſeinen Liebling in ſeiner Ruhe ſtöre. Der Junge wachte jetzt auf, und kam zu der größeſten Verwunderung der Leute ganz unverletzt und luſtig aus dem Käfig heraus.

Die Sache wurde bekannt und machte in der ganzen Stadt Aufſehen. Obgleich der kleine, ſchüchterne Savoyarde ſich aus kindlicher Albernheit herzlich darüber ſchämte, daß man ihn in den Armen einer Bärin hatte liegen ſehen, mußte er dennoch auf Befehl des Herzogs Leopold*) und vor den Augen dieſes guten Herrn, ſowie ſeiner Prinzen und Prinzeſſinen, das ſcheinbar kühne Wageſtück, das für ihn keines war, wiederholen, zu der Bärin in den Käfig hineinkriechen und ſich von ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit in die Arme nehmen und wärmen laſſen.

Der gute Herzog Leopold verſtand, was die Bärin oder vielmehr was Gott der Herr durch das Thun der Bärin ihm ſagen wollte. Er erfuhr jetzt, in welcher ganz verlaſſenen, hülfloſen Lage der arme Waiſenknabe da in der fremden Stadt geweſen ſei. Kein Menſch hatte ſich ſeiner, ſo wie es ihm Noth geweſen wäre, erbarmt, keiner in gründlich ausreichender Weiſe ſich ſeiner angenommen; auch in dem Stalle würde er gleich in der erſten Nacht, die gerade eine der kälteſten jenes furchtbaren Winters war, erfroren ſein, wenn Gott nicht das Herz eines wilden Thieres zu einem wahrhaft mütterlichen Erbarmen gegen ihn angeregt hätte. Der Herzog ließ den Knaben kleiden, nahm ihn unter ſeine Dienerſchaft auf, ließ ihn etwas ordentliches lernen und aus dem bettelarmen Savoyardenjungen iſt nachmals ein in ſeinem Geſchäft ſehr brauchbarer und wohlbemittelter Mann geworden.

Wie den Herzog von Lothringen durch eine wilde Bärin, ſo läßt Gott der Herr durch die äußere, ſichtbare Natur uns Allen gar Vieles ſagen, das zu unſerem und zu Anderer Heil dienen könnte, wenn wir es nur recht verſtehen und beachten wollten. Frage dich ſelber: was hat dir ſchon ſo manchmal der Wiederanbruch des hellen Tages, der Aufgang der Sonne nach einer dunklen, vielleicht in Angſt und Sorgen zugebrachten Nacht geſagt, was wollte dich in Zeiten, wo durch den frevelhaften Wahnwitz der Menſchen, durch die Empörung der Völker gegen Gott und ſeinen Geſalbten der friedliche Gang des Lebens zerſtört, Geſetz und Ordnung wie für immer aufgelöſt ſchienen, der Sieg des Frühlings und alle ſeine ſegnenden Kräfte über den Froſt des Winters lehren wollen? Blühte nicht der Baum eben ſo voll und ſchön wie ſonſt; kehrte nicht der Storch wie andere Jahre zu ſeiner beſtimmten Zeit wieder; zwitſcherten nicht die Schwalben, ſangen nicht die Vögel eben ſo fröhlich ihr Loblied wie vorhin; hat ſich der Lauf der Geſtirne auch nur eine Linie von der Richtſchnur ſeiner Geſetze verrücken laſſen? Warum willſt du dich nicht erheben im Geiſte zu dem Vogel, der frei und fröhlich in den Zweigen ſingt oder in den Lüften ſchwebt, wenn es unten ſtaubt und ſtürmt? Es ſind beſonders einige Schlagwörter, welche uns die ſichtbare Schöpfung Gottes bald mit einer Donnerſtimme, bald mit leiſem Laute ins Ohr ſpricht: ſie heißen Geſetz und Ordnung, Erbarmen und Liebe, Demuth und gläubig feſtes Hoffen.

---

*) Es war derſelbe gütige Herr, der auch an Jameray Duval ſo wohlthätig ſich erwies. M. v. meinen Spiegel der Natur a. a. O.

7. Der unbekannte Kampfgenoſſe.

Vor einiger Zeit las man in einer engliſchen Zeitung die nachſtehende merkwürdige Erzählung von der wahrhaft ritterlichen, edlen That eines Hundes. Die Begebenheit wird dort als eine wohlverbürgte, wahrhafte mitgetheilt.

In einer Stadt der engliſchen Grafſchaft Sommerſet war Markt geweſen, ein Pächter aus der Nachbarſchaft hatte daſelbſt mehrere Verkäufe abgeſchloſſen und wollte jetzt mit dem gelöſten Gelde, das er im ledernen Gurt um die Hüften trug, nach ſeinem Bauernhof zurückkehren. Es war ſchon Abend und der Mann allein, aber er ging unbeſorgt ſeinen Weg durchs Gebüſch, den er ſo oft ohne alles Ungemach zurückgelegt hatte, und den Jedermann für vollkommen ſicher hielt. Heute aber ſollte er ihn dennoch anders finden, denn kaum war er etliche hundert Schritte in dem Dickicht gegangen, da ſprang ein Burſch von großer, kräftiger Statur, ein Räuber, auf ihn zu, packte ihn bei der Bruſt und warf ihn zu Boden. Eben wollte der Starke auf die Bruſt des Pächters, deſſen Angſtgeſchrei hier kein menſchliches Ohr vernahm, hinknieen, um ihm mit dem Geld wahrſcheinlich zugleich das Leben zu nehmen, da ſtürzte aus dem Gebüſch ein mächtig großer Neufundländer Hund hervor, warf ſich auf den Raubmörder, in deſſen Kehle er ſeine kräftigen Zähne einſetzte, und ihn zu Boden ſtreckte. Der Böſewicht war hart genug beſtraft, ſein Gewand wie Bruſt und Hals zerfetzt, denn je mehr er ſich gegen das zornige Thier zur Wehre ſetzte, deſto grimmiger biß daſſelbe auf ihn ein.

Der Pächter hatte ſich während des Kampfes des Hundes mit dem Räuber wieder aufgerafft und lief, ſo ſchnell er konnte, nach ſeiner Wohnung zu; der Hund ließ von dem lautwinſelnden Mordgeſellen ab und folgte dem Manne, deſſen Retter er geweſen war. Er begleitete ihn in ſeine Wohnung, nahm begierig, als hätte er ſeit mehreren Tagen gefaſtet, die gute Mahlzeit zu ſich, die ihm der Pächter als wohlverdienten Lohn für ſeine ritterliche That reichen ließ und legte ſich, als der Pächter, nachdem er ſein Haus verſchloſſen, ſich zur Ruhe begab, als treuer Wächter vor die Thüre des Schlafzimmers hin.

Als am Morgen der gerettete Mann aus ſeiner Kammer hervortrat, da begrüßte ihn ſein Retter, der Hund, durch ein freundliches Wedeln des Schwanzes, lief aber ſogleich, ohne ſich zum Frühſtück Zeit zu laſſen, zur verſchloſſenen Hausthür und verlangte bellend den Auslaß. Der dankbare Pächter, ſo gern er den werthen Gaſt noch länger bei ſich behalten hätte, verweigerte ihm ſeine Bitte nicht; er öffnete die Hausthür und der Hund ſchlug ſogleich mit eiligem Laufe die Richtung ein, die nach der Hauptſtadt führt. Der Pächter erkundigte ſich bei allen den Bewohnern der Nachbarſchaft, denen ein ſo trefflicher Hund angehören könnte. Man wußte nirgends etwas von ihm und aus anderweitigen Anzeichen ging hervor, daß das treue Thier, welches man vielleicht nach der Abreiſe ſeines Herrn, damit es dieſen nicht begleiten ſollte, eine Zeit lang eingeſperrt gehalten, als man es ſeiner Haft entlaſſen hatte, der Spur deſſelben nach Cornwallis, dann nach Sommerſet und von da weiter gefolgt war.

Was hatte den Hund auf ſeiner eiligen Reiſe gerade in demſelben Augenblicke durch jenes Gebüſch geführt, wo der Pächter in die Hände des Raubmörders gefallen war? Es war ein Hülfsgeſchrei des unſchuldig Geängſteten, deſſen Worte weiter drangen als der hörbare Ton der Stimme:

„Ich rief dem Herrn in meiner Noth:
Ach Gott vernimm mein Schreien!
Da half mein Helfer mir vom Tod,
Und ließ mir Troſt gedeihen.“

Auf die Erzählungen aus dem mohamedaniſchen Orient laſſen wir nachſtehend eine aus dem chriſtlichen Orient folgen, in der ſich die Zeiten der Chriſtenverfolgungen unter dem römiſchen Kaiſer Diocletian abſpiegeln.

---

8. Flavius und Pelagia.

Viele ſind der lieblichen Erinnerungen, welche der Wanderer durch die Küſtengegenden des ſüdöſtlichen Europa's und des weſtlichen Aſiens mit ſich nimmt in die Heimath; nur wenige aber mögen jenen gleichkommen an Kraft und innerm Reiz, welche ein Verweilen am Bosphorus und am Propontis in der Seele zurück läſſet. Wenn der Rang der Herrſcherin, welcher irgend eine einzelne Stadt über viele Städte und Länder erhebt, nur auf der Naturſchönheit ihrer Lage beruhete, dann hätte ein richtiges Gefühl die beiden Herrſcher des alten Roms, Diocletian nnd Conſtantin, geleitet, als ſie den Wohnſitz der Cäſaren von der Tiber hinweg in die Bucht von Ismid (Nicomedia) oder an die Mündung des Bosphorus zu verſetzen ſtrebten. Die Umgegend von Conſtantinopel war ſchon ſo oft ein Gegenſtand, an welchem die nachbildende Kunſt ſich übte, und über welchen die Feder der Reiſebeſchreiber lobpreiſend ſich äußerte; die Nachbarſchaft von Nicomedien, der alten Hauptſtadt Bithyniens, wäre fürwahr eines ſolchen wetteifernden Bemühens von beiden nicht minder werth. Der Widerhall der Meeresbrandung von den majeſtätiſch ſchönen Felſen jenſeits Libyſſa, wie das Säuſeln des Windes in den Hainen der Cypreſſen und den fruchtreichen Gärten bei Ismid ertönen dem Ohre, das von dem Entzücken des Tages mit fortgeriſſen wird, gleich einem Lied der Freude, welches wie das Murmeln des Bachs, der zwiſchen den Weinbergen herabfließt, niemals verſtummen kann; die Hütten im Schatten der Feigenbäume erſcheinen wie Wohnſitze eines ungeſtörten Friedens. Und doch war einſt dieſe „lachend ſchöne" Landſchaft mit ihren Friedenshütten vor Andern eine Stätte der furchtbarſten Entzweiung des Menſchen mit ſich ſelber, ein Wohnort der Trauer und des Jammers; wie Tropfen des Baches ſind hier Thränen der tief Betrübten, und Ströme des unſchuldig vergoſſenen Blutes gefloſſen. Die nachſtehende Erzählung ſoll die Leſer in jene Tage zurückführen, welche für Nicomedia, wie für viele andere Länder, Tage des Jammers und des tiefſten Wehes waren.

Die Flotte, mit welcher Diocletian, der Kaiſer, von Ravenna, wo er im November des Jahres 303 n. Chriſto ſein neuntes Conſulat angetreten, gen Nicomedia zurückgekehrt war, hatte mitten im Winter den Hafen glücklich erreicht. Jetzt war es, als wollte beim nahen Beginn des Frühlings die Zeit der Stürme ihr altes Recht noch geltend machen. Der Regen goß ſchon ſeit mehreren Tagen in Strömen herab. Ein Südweſtwind, der ſich zuletzt zum Orkan ſteigerte, rührte das Meer bis hinab in ſeine Tiefen auf. Die meiſten Schiffe, welche ſo eben auf der Fahrt durch den Propontis ſich fanden, hatten bei guter Zeit einen ſichern Hafen geſucht; eines, es war ein Schiff aus Gallien, das mit einer römiſchen Kriegerſchaar von den Küſtengegenden des ſchwarzen Meeres kam, ſchwebte noch mit zerbrochenem Maſt und Steuerruder auf den Wogen und kämpfte den ſchweren Kampf mit der Gefahr des Untergangs. Vergeblich hatte ſchon geſtern ein Theil der Schiffsmannſchaft den römiſchen Hauptmann gebeten, daß er das Fahrzeug zurück nach Byzanz, oder in die ſichere Bucht von Nicomedien möge ſteuern laſſen; er war gegen alle Vorſtellungen und Bitten taub geblieben, mit ängſtlichſter Sorgfalt ſchien er die Küſte von Bithynien vermeiden zu wollen; er müſſe, ſo ſagte er, mit aller nur möglichen Anſtrengung der Kräfte dahin trachten, daß die Rückfahrt nach Gallien ohne Aufſchub vor ſich gehe. Jetzt war es, auch wenn der hartnäckige Mann es gewollt hätte, zu ſpät, jene Wege der Rettung zu verſuchen. Die Lenkung des hart beſchädigten Schiffes ſtand nicht mehr in der Macht der Menſchenhand, es trieb, wohin der Wind und die Wogen es führten. Die geflügelte Eile, mit der man ſich bemühte, das von vielen Seiten eindringende Waſſer auszuſchöpfen, konnte den unvermeidlichen Untergang nur noch auf kurze Zeit verzögern.

Es war Abend geworden, das Regengewölk hatte ſich geſenkt und als dichter Nebel das Schiff, wie die nahe Küſte, umzogen; das immer ſtärker werdende Getöſe der Brandung ließ in jedem Augenblick ein grauenvolles Ende dieſer Todesfahrt erwarten. In dumpfer Ohnmacht ſchienen die meiſten Genoſſen dieſes gemeinſamen Unglücks dem Untergang in den Wogen entgegen zu ſehen, nur zwei von ihnen, ein Jüngling und ein Greis, waren bei freudigem Muthe geblieben, und hatten auch die Andern zu einem gleichen Freudigſein ermahnt; auch der Hauptmann hatte die Herrſchaft über ſich ſelber nicht verloren, er ordnete in ruhiger Faſſung alles an, was zur Rettung, wenn auch nicht des Schiffes, doch der Menſchen dienen konnte. Das Boot, obgleich in der vergangenen Nacht vom niederbrechenden Maſtbaum beſchädigt, konnte noch immer, auch wenn das Schiff ſank, ein Mittel zur Rettung werden, aber freilich ein nur unvollkommen ausreichendes, denn es war ſo klein, daß ſich kaum der vierte Theil der Mannſchaft des Schiffes ihm anvertrauen durfte.

Der längſt gefürchtete Augenblick war gekommen; mit lautem Krachen ſtieß das Fahrzeug auf die Felſen und zerſchellte. Da wehrte der Hauptmann und mit ihm der Jüngling, deſſen wir vorhin erwähnten, dem wilden, ungeordneten Andrang der Menge nach dem Boote; es gelang ihnen, mit Hülfe einiger der treuergebenen Krieger, zuerſt die Hülfloſeſten und Schwächſten, die Kinder und Frauen, die Alten und Kranken, zur Ueberfahrt nach dem nahen Ufer zu entlaſſen; die Andern, am Wrack des Schiffes, wie am Felſen ſich anklammernd, mußten des wiederkehrenden Bootes warten. Erſt dann, als dieſes zum vierten und letzten Male kam, verließen auch der Hauptmann und ſein jugendlicher Freund das Wrack, welches mit jedem Augenblick mehr zuſammen ſtürzte, und von den Wogen hinweg geriſſen ward.

Als ſie zum Ufer kamen, da begegnete ihnen ein unerwarteter Auftritt. Die kleine Schaar der ſo eben aus Todesgefahr Geretteten, anſtatt ſich friedlich des neugeſchenkten Lebens zu freuen, war in heftigen Zwieſpalt gerathen; Männer, welche vor wenig Augenblicken noch zu ohnmächtig geſchienen, um nur aufrecht zu ſtehen, ja um das Haupt empor zu halten, die zuckten jetzt Schwerter und Dolche auf die Leidensgefährten, man hörte ein Geſchrei des Zornes und der mordluſtigen Wuth. Der Hauptmann trat zwiſchen die Streitenden und gebot ihnen Ruhe; er fragte nach der Urſache des wilden Lärmens. Der Greis, von welchem wir vorhin erwähnten, daß er mitten in der Todesgefahr ſo freudig geweſen, hatte die Veranlaſſung dazu gegeben; daß aber aus ſeinem harmloſen Benehmen ſo heftige Zwietracht hervorgegangen, das war nicht ſeine Schuld. Denn, als er gerettet ans Ufer gekommen, da hatte er eben ſo wie viele der Andern vor der rettenden Gottheit anbetend ſich gebeugt; während aber Jene als Heiden die Namen ihres Jupiter, Neptun, oder der andern falſchen Götter nannten, hatte er vor den Ohren aller einen Namen bezeuget, der über alle Namen iſt, und in deſſen Kraft ſich beugen ſoll alles Seyn der Höhen wie der Tiefen, er hatte ſich vor den Augen Aller mit dem Zeichen „der Ewigkeit" (des Kreuzes) bezeichnet; es konnte kein Zweifel darüber bleiben, daß dieſer Greis zur Secte der Götterhaſſer gehöre, daß er ein Chriſt ſei.

Der Name und das Weſen der Chriſten war kaum zu irgend einer andern Zeit ſo feindſelig von den Heiden angefochten und verſchmähet worden, als in den Tagen, zu welchen wir die Leſer dieſer Geſchichte zurückführten. Nach einer faſt vierzigjährigen Ruhe war der göttliche Samen des Glaubens an Chriſtum in vielen Ländern und unter vielen Völkern aufgegangen. Die Kirche hatte ſich erbauet und ausgebreitet, da ließ der Herr in den letzten Regierungsjahren des Kaiſers Diocletian dieſe heftigſte Verfolgung der Kirche ausbrechen, damit offenbar werde, was und wie viel von derſelben auf den ewig feſthaltenden Grund des Felſens, und was auf Sand oder leicht einſinkenden Sumpf gebaut ſei. Mit ſo bitterm Ernſt der Feinde war dieſe Verfolgung gemeint, und mit ſolcher Heftigkeit ward ſie betrieben, daß ſie unverhohlen es ausſprach, ihr Zweck ſei es, den Namen der Chriſten auf immer von der Erde zu vertilgen, und fürwahr! an der Erreichung dieſes Zweckes ſchien wenig mehr zu fehlen, denn nach der Vertilgung ganzer chriſtlicher Städte und all' ihrer lebenden Bewohner, nach der Hinrichtung von zahlloſen Schaaren der Bekenner in allen Ländern des großen Römerreiches, nach der Zerſtörung aller Chriſtenkirchen erſchien es jener Wuth gegenüber, zu welcher das Heidenthum von Neuem entflammt war, faſt unmöglich, daß jemals wieder eine Gemeinde der Chriſten auferſtehen und ſich erbauen könne.

Dennoch hatte es der Greis, kaum der einen Todesgefahr entgangen, gewagt, ſich hier der andern noch ſichrern auszuſetzen, als er laut betend vor den Ohren und Augen der ergrimmten Feinde den Namen ſeines von jenen verſchmähten Herrn bekannte und von ihn zeugte. War es ihm etwa bekannt, daß er mit ſeinem freudig kindlichen Glauben dennoch nicht ganz allein ſtünde in dieſer rohen Schaar? bekannt, daß etliche derſelben, wo nicht ganz entſchiedene Freunde, doch nicht Haſſer und Feinde deſſelben ſeien? denn, daß dieſes wirklich ſo war, das bezeugte der Zwieſpalt des Schiffsvolkes, von welchem ein Theil die auf den Greis gezückten Schwerter der Andern mit gleichen Waffen, ja ſelbſt mit den Bränden, welche ſie dem angezündeten Feuer entnahmen, zurück wieſen und ſo um den wehrloſen Greis eine lebendige Mauer bildeten.

Doch vielleicht war dieſer Eifer, den Alten zu vertheidigen, nur eine Folge jener Achtung und Dankbarkeit, die ſich derſelbe durch ſein freudiges Benehmen mitten in den Stunden der Angſt und Gefahr und durch die Tröſtungen erworben hatte, womit er in jenen Stunden die tief Gebeugten erquickte. Denn, wie ſich nachmals ergab, war unter dieſen kräftigen Vertheidigern, welche dem Zorn der Andern mit Zorn begegneten, kein einziger Chriſt, ja es hatten viele von ihnen kaum wie aus dunkler Ferne von dieſem Namen und Bekenntniß etwas vernommen.

Auf andere Weiſe jedoch, als dieſe gut meinenden, laut ſchreienden Beſchützer des Greiſes, benahmen ſich der

Jüngling, der ſich ſchon auf dem Schiff als ein geiſtig Verwandter des Alten gezeigt hatte, und mit dem edlen Jüngling zugleich, wenn auch in minder entſchiedener Weiſe, der Hauptmann. Jener ſchlang mit dem Ausdruck der ehrfurchtsvollen Liebe ſeinen Arm um die Schultern des hochbetagten Bekenners und ſchaute mit einem Blicke umher, welcher zu bezeugen ſchien, daß dieſer Glaube auch ſein Glaube, und daß die Liebe des jüngern Bruders zum gemeinſamen Tode mit dem ältern bereit und reif ſei. Der Hauptmann aber ſtrafte das Volk mit Worten darüber, daß es an einem bedaurungswürdigen Elenden, der ſchon ſeines Bekenntniſſes wegen aller Anſprüche an das Leben und ſeiner Güter beraubt ſei, ſolchen Zorn ausgelaſſen habe. Die Streitenden lagerten ſich jetzt ſchweigend um das angezündete Feuer, denn der Hauptmann Donatus ſtand bei ſeiner Schaar in Anſehen, und die Achtung, welche der Jüngling Flavius ſich bei allen Gefährten der Reiſe erworben, galt nicht allein ſeinem hohen Stande, (man wußte, daß er ein naher Freund des Caeſars in Gallien, des Conſtantius, ſei) ſondern eben ſo ſehr und mehr noch dem hohen Adel des Geiſtes, der in ſeinem ganzen Weſen ſich kund gab.

In einiger Entfernung von den Andern hatte ſich eine Familie gelagert, welche ſeit mehreren Wochen, ſeitdem ſie in Möſien das Schiff beſtiegen, an allen Schickſalen dieſer Seefahrt Theil genommen hatte. Sie beſtand aus einem ältlichen Mann, aus ſeiner Gemahlin und einer Tochter. Durch die Dienerſchaft, welche dieſe drei begleitete, hatte man erfahren, daß der Mann Aemilianus, ein Hofdiener des kaiſerlichen Mitregenten Maximinians ſei, und daß ſeine Gemahlin, von Geburt eine Römerin, Julia heiße, die blühende Jungfrau aber, ihre Tochter, Pelagia. Um den Streit, der ſo eben noch die Schiffsmannſchaft entzweite, hatten die drei ſich wenig bekümmert, obwohl jene zornigen Blicke, welche Aemilianus auf den alten Chriſten, jene verächtlichen, welche er auf den Jüngling Flavius warf, zuſammen mit den Aeußerungen, die man bei anderer Gelegenheit aus ſeinem Munde vernommen, es verriethen, daß er kein gleichgültiger Beobachter, ſondern ein erbitterter Feind der Chriſten ſei. Die Jungfrau, Pelagia, hatte weder Ohr noch Auge für das, was um ſie her vorging; ſie war aus allen Kräften mit der Pflege ihrer Mutter beſchäftigt, welche ſchon auf dem Meere ſchwer erkrankt war, und die jetzt in tiefer Ohnmacht in ihren vom Meerwaſſer durchnäßten Kleidern am Boden da lag.

Der Jüngling Flavius, der in Geſellſchaft mit dem Hauptmann bemüht war, die Noth des ſchiffbrüchigen Volkes auf jede Weiſe zu erleichtern, hatte ſehr bald die hülfsbedürftige Lage der beiden Frauen bemerkt; begleitet von zwei Dienern, eilte er hinweg, und kehrte zurück mit etlichen Fiſchern, welche eine kunſtlos zuſammen gefügte Bahre trugen.

Herr, ſo ſprach er zu Aemilian, Deine kranke Gemahlin und Deine Tochter bedürfen einer beſſern Pflege und eines bequemeren Lagers, denn hier am Wachtfeuer ihnen geboten werden könnte. Ich habe ganz in der Nähe die Hütten einiger Fiſcher aufgefunden. In einer derſelben bereiten ſchon die Frauen für Dich und die Deinigen das Lager, ſo wie die Erquickung der Speiſe. Schaffe jetzt, daß Deine Gemahlin auf dieſe Tragbahre gelegt werde und folge uns zur Hütte!

Aemilianus konnte ſich kaum überwinden, dem Jüngling, dem Götterverächter, zu danken. Doch that er nach ſeinen Worten; die Kranke wurde auf die Bahre gelegt, ein Fiſcher mit den angezündeten Holzſpänen leuchtete voran, Aemilianus und ſeine Tochter folgten den Trägern in die Hütte, in welcher Flavius ſchnell noch einige Anordnung zur beſſern Verpflegung der Gäſte traf, und dann ſich entfernte.

Erkennſt Du nicht, ſo ſprach Flavius zum Hauptmann, den er bei ſeiner Rückkehr, in einiger Entfernung vom Feuer, in Nachdenken verloren ſtehend fand, darinnen eine Hand Gottes, daß wir durch ſeinen mächtigen Boten, den Sturmwind, zuletzt doch noch hieher, an die Küſte von Bithynien, zu dem Wohnſitz der blutdürſtigen Feinde geführt wurden, aus deſſen Nähe Du ſo eifrig zu entfliehen ſuchteſt?

Dieſes iſt es eben, o Flavius, was mich mit ſorgenden Gedanken und mit Zweifeln erfüllt. Wäre Dein Gott, den Du liebſt und verehrſt, wirklich, ſo wie Du ſagſt, allmächtiger Herr des Himmels und der Erde, dann würde er dort ſeinen alten Bekenner und Dich, der Du der Taufe auf ſeinen Namen ſo nahe ſtehſt, und auch mich, der ich, ohne ſelber Chriſt zu ſein, die Chriſten ehre und liebe, nicht haben in dieſe Noth gerathen laſſen, er würde euer Gebet erhört, und unſere Fahrt nach Gallien zu dem milden Caeſar gefördert haben.

Und glaubſt Du wirklich, antwortete der Jüngling, daß das Hauptanliegen unſeres täglichen Gebetes die glückliche Fahrt nach Gallien geweſen ſei? Der Chriſt betet zwar auch wie andere Menſchen, daß ſein Gott, ſein Vater, ihm das tägliche Brod beſcheren, und vor Verſuchungen ihn bewahren möge, das aber, was er vor Allem zuerſt und am angelegentlichſten betet, das ſind die Worte: daß der Name ſeines Vaters im Himmel geheiliget werden, ſein Reich zu uns komme, ſein Wille geſchehen möge, wie im Himmel, ſo auf Erden.

Dies alſo, ſprach Donatus, der Hauptmann, nennſt Du ein Kommen des Reiches Deines Gottes; dadurch, ſo meineſt Du etwa, werde ſein Wille erfüllt, wenn durch einen unglücklichen Schiffbruch abermals etliche Unſchuldige in die Hände des blutdürſtigen Tyrannen Galerius geführt, und durch dieſen, wer kann wiſſen, unter welchen Martern, hingeſchlachtet werden? Denn, daß die erbitterten Feinde, die am heutigen Abend den Alten, ſo wie Dich, als Chriſten erkannt haben, daß Aemilianus, der, wie ich wohl weiß, ſchon längſt dieſen Verdacht gegen euch hegte, daß die Seinigen alle ſchweigen würden über eure vermeintliche Schuld, das wirſt Du doch nicht hoffen? Flavius! Du machſt mich mit Deinen Worten noch mehr irre an eurem Chriſtenglauben, als ich es ſo eben ſchon war; iſt denn euer Gott mehr, denn alle Götter der Heiden, ein Solcher, dem gottlos Weſen gefällt, ſind die furchtbaren Unthaten der Menſchenreiniger und Mörder, Galerius und Diocletian, ſein Wille? Beſtehet die Macht ſeines Reiches nur in jenen Hunderttauſenden der blutigen Leichname, über welche das Gericht der Ungerechten ergangen iſt?

Mein Freund, ſo erwiederte der Jüngling, hätteſt Du das erfahren und geſehen, was ſchon ich armer Anfänger auf dem Wege des Chriſtenglaubens mit meinen Augen geſehen, mit meinen Ohren gehört, und an meinem Herzen vernommen habe, Du würdeſt anders urtheilen über dieſe offenkundigen Geheimniſſe des Reiches Gottes. Ich war nicht, wie Du, ein heimlicher Freund und ein Schützer, ſondern ein Feind und Verächter der Chriſten, als in Kleinmöſien, der Provinz des Galerius, die Gott geheiligten Bekenner Julius, und bald nach ihm Marcianus und Nikander, die Krone der Märtyrer empfingen, welche treu geblieben bis zum Tode. Als das zärtlich liebende Weib des Nikander, die Daria, welche zehn Jahre lang ihren im Kriege abweſenden Gemahl erſehnt hatte, und nun wieder in ſeinem Beſitz ſo glücklich war, dennoch im freudigen Glauben den Geliebten zum Tode begleitete; da nun der treue Zeuge zum letzten Mal ſein theures Weib und ſein unmündiges Kind ſegnete und küßte, als jetzt die zum gemeinſamen Glauben vereinten Brüder den zum Tode Gehenden umfingen, und ihm, wie zu einem Triumphe, Glück wünſchten, ja ſelbſt die treue Daria, mitten unter ihren Thränen, in dieſen Glückwunſch einſtimmte, da, mein Donatus, ergriff mich eine Rührung, welche nicht von gewöhnlicher, menſchlicher Art war. Die Zeugen beteten noch ſelbſt für die Feinde und Mörder; ſie reichten fröhlichen Angeſichtes ihren Hals dem Scharfrichter hin. Ihr Blut floß. Selbſt das Auge der rauheſten Krieger war von Thränen erfüllt; wenn auch nicht der Mund des umherſtehenden Volkes, bekannte doch ſein Herz: das iſt eine Kraft, nicht der Menſchen, ſondern Gottes; das iſt ein Hoffen, welches feſter und gewiſſer iſt, denn alles andere Hoffen; das iſt ein ſicheres Vorgefühl der Seligkeiten des Himmels. Glaube mir, Donatus, in dem Tode dieſer Zeugen ward der Name unſeres Gottes geheiliget; ihr Heldentod war ein Kommen ſeines Reiches, nicht für meine Seele allein, ſondern für die Seele einer großen Schaar von Menſchen; in dem, was hier zur Seligkeit für viele, vor allen für die Zeugen ſelber, auf Befehl eines Tyrannen geſchah, geſchah dennoch auch ſein Wille. Das Erdenglück des Chriſten iſt ein Hoffen, das aus der Zeit in die Ewigkeit hinüberwächſt;

ſein Leben iſt ein Leben der Ewigkeit, welches aus dem Sterben des vergänglichen, leiblichen geboren wird. Darum iſt ihm das ein Gewinn, was Andern der größeſte Verluſt dünkt, und er verſtehet, was das heißet: „Wer ſein Leben verlieret um des Herrn willen, der wird es erhalten.“ Und wenn auch jetzt Diocletian und ſeine Mitkaiſer hunderttauſende der unſchuldigen Chriſten hinſchlachteten, dennoch werden aus dieſem Blute Hunderte der Hunderttauſende von neuen, freudigen Bekennern hervorgehen. Die Kirche Chriſti iſt auf den Tod gebaut, der aus Gehorſam und Liebe zu dem Vater kam: ihre einzelnen Glieder ſind in den Tod (mit Hoffnung) getauft, darum jene Kirche niemals ſchönere Triumphe gefeiert hat, als grade dann, wenn ſie dem Schwert der Feinde zu erliegen ſchien.

Und wie? ſprach der Hauptmann, ihr wenigen übrig gelaſſenen Chriſten, die ihr daſtehet, wie zwei oder drei Aehren auf einem abgemähten und abgeleſenen Waizenfelde, ihr wagt es wirklich noch zu hoffen, daß eure Religion, von welcher mit Recht die Herrſcher der Erde auf den Inſchriften ihrer Münzen und Denkſäulen ſagen, daß ſie von der Erde vertilgt ſei, noch einmal aufkommen, und zu einer Kirche erwachſen werde, welche Millionen der Menſchen in ſich faſſe? Bisher habe ich euch wegen des äußern Elends bemitleidet, welches unverdienter Weiſe euch traf, ſoll ich euch nun auch bemitleiden wegen einer innern Verirrung zur unbegreiflichen Schwärmerei?

Wir hoffen es nicht nur, mein Donatus, ſondern wir wiſſen es gewiß, daß die Kirche unſers Herrn gerade jetzt, wo ſie ganz vernichtet in ihrem Blute da zu liegen ſcheint, einen Sieg errungen hat, wie noch kein andrer war, deſſen ſie ſich erfreute. Wir haben ein feſtes, prophetiſches Wort, welches uns dieſes herrlichen Ausgangs verſichert; die Chriſten beſitzen ein heiliges Buch, das als letzte Mitgabe des Herrn an ſeine Kirche den andern Büchern der Offenbarung beigefügt iſt. In dieſem Buche ſind die Thore des ewigen Jenſeits aufgethan; das Auge blickt hinein in die verborgenen Gerichte und Rathſchlüſſe Gottes, und erkennet die Wege, auf welchen dieſe hinausgeführt werden ſollen zum herrlichen Siege. Du wirſt Dich dieſes Ausganges freuen noch im Leben der Erde, denn ein zuverſichtliches Hoffen ſagt mir es, Du wirſt dann mit Mund und Herzen Chriſtum bekennen; ich aber werde ſchon eher und hoffentlich ſehr bald die Freuden jenes Sieges genießen und die Ruhe der Ewigkeit, welche den glückſeligen Kämpfern verheißen iſt.

Was ſprichſt Du da aber abermals für Worte, mein junger, ſchwärmeriſcher Freund? ſagte der Hauptmann. Mir ſcheint es faſt ſo, als freueſt Du Dich unſeres Unglückes, und der Vereitlung meiner redlich guten Abſicht, Dich aus der Gefahr zu retten, und Dich, ſeinen Freund, wohlbehalten zu meinem edlen Caeſar in Gallien zurück zu führen. Vielleicht willſt Du Dich gar, wie andere Thoren, Deines Glaubens halber, zum Scheiterhaufen und zur Marter hindrängen, und Dir mit Gewalt die Palme des Sieges zueignen?

Allerdings, ſo erwiederte Flavius, gilt auch vielleicht hierinnen für die Bekenner unſerer Tage jener Spruch, daß „anjetzt das Himmelreich Gewalt leidet, und die ihm Gewalt thun, die reißen es an ſich,“ denn es gilt mehr denn jemals ein Kämpfen auf Leben und Tod. Dennoch, dies verſichere ich Dir, werde ich mich nicht ſelber mit voreiligem Eifer zu dem Kampfe drängen, der, ohne meines Gottes beſonderen Beiſtand, für mein ſchwaches trägen Fleiſch zu ſchwer ſein möchte. Dieſelbe Hand, o Donatus, die uns nach einer ſo glücklich beſtandenen Fahrt durch das in dieſer Jahreszeit gefahrvolle ſchwarze Meer hierher führte, an die ängſtlich vermiedene Küſte von Bithynien, und welche uns gegen unſern Willen nach dem Untergang des Schiffes hier feſthält, die wird mich ohne mein Zuthun zu dem Ziele geleiten, das mir beſtimmt iſt. Du, mein Freund, wirſt mit all' Deiner Liebe für mich und den Caeſar Conſtantius das nicht hindern können.

Der Hauptmann ſchwieg und verlor ſich von Neuem in ernſtes Nachſinnen. Die beiden wohlgeſinnten Männer hatten für die leibliche Nothdurft und für das Unterkommen aller ihrer Unglücksgenoſſen auf's möglichſt Beſte geſorgt. Für die, welche es bedurften, war ein Obdach in den Hütten der Fiſcher aufgefunden, die Stärkeren und Geſünderen bereiteten ſich ihre Schlafſtätte am Feuer oder in einer Höhle der Felſen. Der Sturm und Regen, als ſei jetzt das Werk ihrer Botſchaft vollendet, hatten ſich gelegt, das Gewölk, vom Vollmond beleuchtet, hatte ſich hinauf gezogen auf die Gipfel des jäh abſtürzenden Gebirges. Die Stätte, an welcher Donatus und Flavius die Ruhe der Nacht ſuchten, war weit abgelegen von allen Wohnungen der Fiſcher, an einer Gegend der Felſenwände, bei welcher kein Steig die Menſchen vorüberführte, und in deren Nähe kein Fahrzeug zu landen vermochte.

Hörteſt Du auch, ſo fragte am andern Morgen der Hauptmann ſeinen jungen Freund, heute, als der Tag graute, den lieblichen Geſang, der, wie mir ſchien, von den Felſen herabtönte?

Wie ſollte ich ihn nicht vernommen haben, erwiederte Flavius, dieſen mir ſo wohl bekannten lieblichen Geſang? Es iſt heute der Tag des Herrn, und das Lied, das jene Stimmen der Felſen ſangen, iſt der allgemeine Lobgeſang, mit welchem die Chriſten überall, wo ſie auch ſind, in ihren Tempeln wie im Kerker, die Feier ihres heiligen Tags beginnen. Sie ehren und preiſen in dieſem Geſange ihren Gott, den Dreieinigen, der ſie erſchaffen, von der Gewalt der Sünde erlöſt, und für das Leben der Ewigkeit geweiht und geheiligt hat. Engel, ſo erzählt dies das Buch unſerer Offenbarungen, ſangen in der heiligen Nacht, da Chriſtus geboren ward, ihr: Ehre ſei Gott in der Höhe! ihr: Frieden auf Erden! Mit dieſem Liede der Engel begrüßt die Kirche jedesmal den Tag der Woche, an welchem ſie der Auferſtehung ihres Herrn gedenkt.

Mir ſchien es, ſo ſprach der Hauptmann, als ſei der Sänger, den wir beide vernahmen, kein Anderer als jener Greis, welcher geſtern Abend, verzeih mir den Ausdruck! durch ſeine mir unerwünſchte laute Andacht ſich ſelber und Dich den Feinden verrieth, und der Todesgefahr ausſetzte.

Seine Stimme, erwiederte Flavius, unterſchied ich wohl. Aber, ſo wie ſein Geſang anhub, da wurden alsbald oben auf der Höhe der Felſen auch andere Stimmen laut, als wollten ſie dem Bekenner hier unten im Thale es ſagen, daß er da mitten in der Einöde nicht allein ſei, ſondern daß Mehrere, ja vielleicht Viele, da droben in den Steinklüften mit ihm denſelben Herrn loben und preiſen. Ich vermuthe, daß in der Verborgenheit jener Felſen eine Gemeine der Chriſten lebt, welche der blutigen Verfolgung entging, und dort das Ende der allgemeinen Noth ſtill erwartet.

Wie geſpenſtige Weſen, ſagte der Hauptmann, kommen mir dieſe armſeligen Leute, die Chriſten, vor. Aus dem Reiche des lichten Tages ſind ſie verſcheucht, aus der Geſellſchaft der andern Menſchen hinausgeſtoßen und vertilgt, ſie dürfen nicht kaufen und verkaufen, ihnen blieb kein Recht noch Schutz der andern Bürger, kein Gut, noch Eigenthum, ihr Blut und Leben iſt ihnen nur von einem Augenblick zum andern gefriſtet und geliehen, und dennoch treten ſie mir ſchon ſeit mehreren Jahren faſt überall wie flüchtige Erſcheinungen entgegen in der Stille der Nacht, wie mitten im allgemeinen Volksgedränge der Menſchen. Mein Auge hat in Gallien, wo die Milde des Caeſars des Bluts dieſer Unſchuldigen ſchont, eine Uebung erlangt, die Chriſten zu erkennen. Das Auge, wie die Mienen der andern Menſchen haben nicht dieſen Ausdruck der Ruhe, des milden Ernſtes und der Demuth, der bei jenen beſtändig geſcheuchten Tauben gefunden wird. Und ſo wie mich, ich weiß nicht, welcher Zug, immer nach dieſen Menſchen hinführt, ſo ſpähen ſie auch überall mich aus; es iſt, als ſähen ſie mir es an, daß ich ihnen nicht abgeneigt bin. Im vergangenen Jahre, als ich am Rheine mit der Schaar meiner Krieger gegen die Deutſchen kämpfte, fand ich mich einſt, vom Heere getrennt, mitten im Walde und Sumpf vom Feinde umzingelt. Unſere Stellung war feſt genug, doch litten wir Mangel an aller Nahrung; das Fleiſch der geſchlachteten Roſſe war längſt verzehrt, es ſchien uns nur die Wahl zu bleiben zwiſchen dem Tod unter den Waffen der weit überlegenen Feinde, oder durch Hunger. Da, mitten in der Stille der Nacht, riefen mich außen von der Wagenburg Stimmen bei meinem Namen. Es waren Chriſten vom Stamme der Barbaren ſelber, die uns mit Speiſe verſorgten, und durch Pfade, welche nur die Eingebornen zu finden vermochten, zurück führten zu dem Heere der Römer. In Alexandria geſchah es mir, daß ich, vom Gedräng fortgeriſſen, ein unfreiwilliger Zuſchauer ſein mußte jener Martern, unter denen der Präfect auf Befehl des Tyrannen eine große Zahl von Chriſten ermorden ließ. Mich übermannte der Unmuth, ich ſtieß Verwünſchungen gegen die Menſchenmörder aus. Ein Diener des Präfecten hatte es gehört, ich ſah, wie er ſich durch die Schaaren des Volkes drängte, um bei ſeinem Herrn mich zu verklagen. Da ergriff mich ein Mann bei der Hand, und ſprach leiſe zu mir: Folge uns eilig, Donatus, und entfliehe zu Deinem Schiffe! Deine Stunde iſt noch nicht gekommen. Alsbald umzingelten mich mehrere Männer; in ihrer Mitte, von den Spähern unbemerkt, entkam ich zum Ufer; hier ſtand ein Boot bereit, das mich zu meinem Schiffe brachte, deſſen Segel alsbald ein günſtiger Wind ſchwellte. Meine Retter, dies bekannten ſie mir beim Abſchied, waren Chriſten. Und ſo ſind mir dieſe Leute noch oft auf wüſten Inſeln und am einſamen Geſtade, wie in volkreichen Städten, als warnende und tröſtende, zuweilen auch als ernſtlich ſtrafende Engel erſchienen; wenn ichs auch möchte, ich kann dieſem ſeltſamen Volke nicht ausweichen. Ich weiß, es können nach dem Tode ſo vieler Tauſende, nach der Ausrottung ganzer Gemeinden, nur noch wenige von ihnen übrig ſein: dieſe Wenigen finden mich überall, ſo wie ich ſie.

Während die beiden Freunde noch ſo mit einander ſprachen, hatte ſich ihnen, vorſichtig umherſpähend, ein Knabe genahet. Seiner Kleidung nach ſchien er zu den armen Fiſchern zu gehören, die am Geſtade wohnen; die beiden achteten nur wenig auf ihn. Er aber, als habe er ſie ſchon längſt gekannt, nannte beide bei ihren Namen, und begrüßte ſie mit dem Gruße des Friedens. Dann zu dem Jüngling gewandt, ſagte er: Die Brüder, vor Allen aber der ehrwürdige Biſchof, rufen Dich zur gemeinſamen Feier des Sabbaths; darum folge mir, Flavius!

Freudig lächelnd reichte der Hauptmann ſeinem Freunde die Hand. „Ich wünſche Dir Glück, ſagte er, zu Deiner Rettung. Denn da oben in den Klüften dieſer ſcheinbar unerſteiglichen Felſen, zu denen nur der Ortskundige die verborgenen Zugänge findet, wird kein Feind Dich aufſuchen. Bleibe, mein Flavius, bei Deinen Brüdern, bis ich vielleicht ſelber Dir den Weg zur Rückkehr nach Gallien zu bahnen vermag.

Ich werde thun oder laſſen, was mein Gewiſſen mir heißt, oben bleiben, oder zu Dir zurückkehren, wie Gottes Wille es iſt. Das Menſchenherz ſchlägt ſeinen Weg an, aber ein Anderer iſts, der ſeine Schritte lenkt.

Flavius folgte dem Knaben; beide verloren ſich bald hinter den Klippen und Tamarisken-Gebüſchen des Geſtades aus den Augen des Hauptmannes. Dieſer begab ſich zur Schiffsgeſellſchaft, welche großen Theils am geſtrigen Landungsplatze des Bootes verſammelt ſtund. Aemilianus war in ihrer Mitte. Herr, ſo rief einer der Seeleute dem Hauptmann entgegen, wo iſt Dein geſtriger Begleiter, wo iſt Flavius? — Wo er jetzt iſt, antwortete der Hauptmann, das weiß ich nicht, doch ſah ich ihn noch vor Kurzem. — Er, ſo wie der Alte, der geſtern ſich als Götterfeind kund gab, ſind Verräther, rief Aemilianus. Siehe, und überzeuge Dich ſelber! Das Boot des Schiffes, das einzige Mittel unſeres Fortkommens von dieſem Öden, für größere Fahrzeuge unzugänglichen Strande iſt verſchwunden; es ward uns mit allem auf ihm liegenden Geräthe in dieſer Nacht geraubt. Einer der Fiſcher, der vom nächtlichen Fiſchfang in der frühen Dämmerung zurückkehrte, begegnete dem Boote, und erkannte in ihm den Greis, durch welchen geſtern die Zwietracht unſerer Leute entzündet ward, neben ihm rudernd ſaß ein junger Bewaffneter, ohnfehlbar kein Anderer, als Dein unwürdiger Schützling. Die beiden Nichtswürdigen haben ſich durch ihre Flucht dem Zorn der Götter und der gerechten Strafe zu entziehen geſucht, doch die Rache wird ſie ereilen.

Wer von Euch, ſo fragte der Hauptmann zu den Soldaten gewendet, hatte beim Boote die Wache?

Rufus war es, ſo riefen alle, und dieſes vermehrt den Verdacht, denn er iſt's geweſen, welcher geſtern nebſt Atha, dem Dacier, des Schutzes und der Vertheidigung des Alten am eifrigſten ſich annahm.

Und wo iſt dieſer Schuldige? fragte weiter der Hauptmann.

Einige von uns, ſo antworteten die Soldaten, ſahen ihn vor Aufgang der Sonne eilig in einem der kleinen, kaum zum Aufnehmen von zwei Menſchen geeigneten, Fiſcherboote davon rudern, in der nördlichen Richtung, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach das Boot genommen hat; auch er iſt der Strafe entflohen.

Wie? fragte einer der jüngeren Seeleute, der ſich auf einen höhern Felſenvorſprung geſtellt hatte, iſt das nicht Rufus, der ſchon ziemlich nahe hier zwiſchen den Klippen heranrudert? Er kommt in dem nämlichen kleinen Fiſcherkahn, in welchem er entflohen war, und ſcheint ſich ſelber der Strafe ſtellen zu wollen.

Der alte Soldat, einer der Lieblinge des Hauptmanns, weil er einer der Beſten und Tapferſten war, hatte jetzt gelandet; er ſtieg aus dem Kahne und warf ſich dem Hauptmann zu Füßen. Herr, ſo ſprach er, durch meine Schuld war das Boot verloren gegangen; mich hatte nach den letzten durchwachten Nächten, und nach der Arbeit des geſtrigen Tages der Schlaf beſchlichen. Aber es iſt mir gelungen, den Schaden wieder gut zu machen; ich habe das Boot aufgefunden; es liegt nicht fern von hier in einer Eintiefung des Strandes. Am Geräthe fehlt nichts. Von den Räubern, die es uns entführten, bemerkte ich keine Spur. Meine alten, des Geſchäftes der Seeleute ungewohnten Arme, vermochten es nicht, das große Fahrzeug hierher zurückzuführen. Darum ſende Männer mit mir; ich will ſie hier am Saume der Küſte hin zu dem Orte geleiten. Dann ſtrafe mich, den trägen Soldaten, nach Deiner Gerechtigkeit, oder vergib dem alten, müden Kriegsmann ſein Verſehen nach Deiner Milde!

Der Hauptmann gab wegen des Bootes die nöthigen Befehle. Ihm war dieſer Vorfall nicht unlieb, denn er hatte die Aufmerkſamkeit der Chriſtenfeinde von jener Stelle hinweggelenkt, an welcher in der vergangenen Nacht der Geſang ertönte, und wo ſich in dieſem Augenblick vielleicht ſein Flavius in Sicherheit befand. Denn dieſer Jüngling war ihm theurer, als ihm jemals ein Freund geweſen; für ihn hätte Donatus gern und willig ſein Leben gelaſſen. Doch der wackere Kriegsmann war es nicht allein, der gegen Flavius dieſen mächtigen innern Zug der Verwandtſchaft fühlte: daſſelbe begegnete auch noch anderen Seelen in dieſer durch gemeinſame Noth und Gefahr verbundenen Geſellſchaft.

Pelagia, die edle Tochter des Aemilianus, begleitet von zwei Dienerinnen, nahete ſich ihrem Vater. Die kranke Mutter, ſo ſprach ſie, wünſcht Dich zu ſehen.

Während die Jungfrau mit dem Vater ſprach, ſchien ihr ſchüchterner Blick unter der verſammelten Schaar nach Jemand zu ſuchen. Doch fand er dieſen Jemand nicht, denn dieſer war kein Anderer, als Flavius.

Es war nicht eine Neigung aus Fleiſch und Blut, welche die junge Römerin zu dem Manne hinzog, der, wie ſie dies mit tiefem Schmerz erkannte, ihrem Vater, ſeines Chriſtenglaubens wegen, ſo verhaßt war; ihr durch ein Sehnen der höhern Art gereinigtes Herz dachte an keine irdiſche Verbindung mit Flavius, in welchem ſie nur den zwar jugendlichen, zugleich aber männlich feſten Zeugen der Wahrheit, den treuen Freund und Führer ihrer nach Licht ringenden Seele liebte und ehrte. Denn Pelagia, ſo wie ihre Mutter Julia, ſtanden dem Chriſtenglauben nicht mehr fern.

Das edle römiſche Geſchlecht, aus welchem Julia entſproſſen war, zählte unter ſeinen frühern Mitgliedern mehrere Bekenner und Zeugen des Chriſtenglaubens, welche in den harten Verfolgungen, die unter Decius und Valerianus über die Chriſten ergingen, treu blieben bis zum Tode. Unter dieſe gehörten Xyſtus, der fromme Biſchof zu Rom, ſo wie der gottgeheiligte Erz-Diaconus Laurentius, welcher ſeinem Biſchof nicht nur dem Leibe, ſondern mehr noch dem Geiſte nach, verwandt war. Als man den heiligen Xyſtus zum Zeugentod dahin führte, da weinte Laurentius ihm nach: Vater, wohin gehſt Du ohne den Sohn? Ihm verkündete der ſterbende Greis den nahen, noch höhern Triumph: in dreien Tagen, ſprach er, wirſt Du mir folgen. Und als hierauf Laurentius dem goldgierigen Präfecten von Rom, ſtatt der Schätze der Kirche, welche derſelbe zu ſehen und zu beſitzen begehrte, die Armen, die Kranken und

Verlaſſenen zeigte, welche durch jene Güter waren gelabt und hülfreich bedient worden, da entbrannte der Grimm des heidniſchen Wütherichs; durch unmenſchliche Marter führte er den chriſtlichen Helden zum Tod und zum Sieg des Glaubens. Julia's Mutter war noch Kind, als ihrem Hauſe dieſe Heimſuchung der Gnade widerfuhr. Sie ward erzogen unter Heiden; ihre Aeltern ſelber, ungerührt durch das Beiſpiel ſolcher Verwandten, waren Heiden geblieben. Dennoch war durch das, was ſie aus dem Munde einer alten Pflegerin ihrer Kindheit von des Xyſtus und des Laurentius heiligem Wandel, ſo wie von ihrem Zeugentod vernommen, in ihrem Herzen ein Sehnen entzündet worden nach dem lebendigen Gott und nach ſeiner Erkenntniß; ein Sehnen, das ſie als Erbtheil, da ſie ſchon im jugendlichen Alter dem liebenden Gemahl und dem Leben entriſſen ward, ihrer Tochter, Julia, hinterließ. Dieſe, die Julia, war eine Jugendgenoſſin und Freundin der Priſca, der Gemahlin des Diocletian, und hatte mit dieſer zugleich den erſten Unterricht in den Lehren des Chriſtenglaubens empfangen. Priſca und ihre Tochter Valeria, die Gemahlin des grauſamen Chriſtenfeindes Galerius, waren vor Kurzem durch öffentlichen Abfall zur Sünde des Götzendienſtes herabgeſunken; auch Julia und ihre Tochter Pelagia, welche bisher mit aller Mühe den in ihnen noch immer keimenden, ſchwachen Glauben vor Aemilianus, dem Gemahl und Vater, geheim gehalten, ſchwebten vor wenig Wochen noch in ähnlicher Gefahr, als Gott ihnen zur Erweckung und Stärkung den Jüngling Flavius zuſandte.

Die erſte Veranlaſſung zur nähern Gemeinſchaft dieſer Seelen mit einander war ſchon in Möſien, noch vor der Einſchiffung, zu der jetzt ſo unglücklich beendigten Fahrt gekommen. Ein Krieger im römiſchen Heere, Atha, von Geburt ein Dacier, welcher durch ſein Waffenglück, ſo wie durch die Gunſt des Cäſars Galerius, ſeines Landsmannes, zum Hochmuth verführt worden, hatte den Flavius auf ſo entehrende Weiſe beleidigt, daß der Hauptmann Donatus die Ehre des Freundes auf empfindliche Weiſe zu rächen beſchloß. Der Jüngling Flavius aber lag dem Freunde mit inſtändigen Bitten ſo lange an, bis dieſer dem Schuldigen die Strafe erließ. Und als der rohe, von Gemüth jedoch nicht unedle Dacier den Beleidigten um ſeine Vergebung bat, da kam ihm dieſer mit einer Freundlichkeit entgegen, welche nur aus einer Liebe der göttlichen Art ihren Urſprung nehmen kann. Viele, welche Zeugen des Vorganges geweſen, waren über das Benehmen des Jünglings erſtaunt, einige ſelbſt davon gerührt, nicht ſo die hochgeborne Gemahlin des Aemilianus. Dieſe fühlte in dem Jüngling von edlem Geſchlecht die Ehre ihres eigenen Standes beleidigt; ſein Benehmen erſchien ihr zwar nicht feige, denn, daß Flavius dies nicht ſei, das hatten ſchon viele ſeiner Waffenthaten bezeugt, wohl aber ſchimpflich. Sie fragte den Jüngling, welcher mit ihr und Pelagia im Garten einer edlen Matrone, die auch ſeine Freundin war, zuſammen traf, wie und aus welchem Grunde er ſolche Demüthigung ſo ruhig hätte ertragen mögen.

Ich kenne, ſo antwortete der Jüngling, ein andres Maaß der Tapferkeit, als jenes, nach welchem wir beim Glück der Waffen urtheilen, einen andern Adel, als jenen, welchen die Geburt und der äußere Stand uns verleihen. In meinen Augen iſt das die größte That der Tapferkeit: den erbitterten Feind durch zuvorkommende

Liebe beſiegen; den höchſten Adel gibt dem Menſchenherzen die Demuth. Die Chriſten, — erlaube mir, daß ich dieſer verachteten „Gerechten“, denn ſo nannten ſie ja ſelbſt die Orakel unſrer Götter, erwähne, — die Chriſten beſchrieben mir neulich die Handlung einer ſolchen Tapferkeit und die Aeußerungen eines ſolchen adeligen Gemüthes, als jenes iſt, was ich Dir gern bezeichnen möchte. Ich erzähle die Geſchichte, wie ich dieſelbe aus treuem, wahrhaftigem Munde vernommen.

Zu Antiochia lebten vor nur wenigen Jahrzehenden zwei Freunde im vieljährigen Bunde der Bruderliebe; der eine von beiden, Sapricius, war ein Prieſter, der andere, Nicephorus, ein Laie. Die beiden bisher ſo nahe Verbundenen entzweiten ſich bei einer gewiſſen Gelegenheit; die gegenſeitige Liebe verwandelte ſich in Haß; beide vermieden es, ſelbſt auf der Straße ſich zu begegnen. Einige Zeit hindurch hatte zur großen Betrübniß der Gemeinde dieſes Aergerniß gedauert, da erkannte zuerſt Nicephorus, der Laie, die ſchwere Verſchuldigung, welche in dem unverſöhnlichen Bruderhaſſe liegt; er ſandte zweimal gemeinſame Freunde zu Sapricius, welche dieſen in ſeinem Namen um Vergebung baten: Sapricius aber wollte von Verſöhnung nichts wiſſen. Da ging der reumüthige Laie ſelber zu dem beleidigten Bruder ins Haus, warf ſich ihm zu Füßen und flehete: Mein Vater, vergieb mir um des Herrn willen. Der Andere blieb ungerührt.

Gerade um jene Zeit erging auf des Kaiſers Valerianus Gebot eine ſchwere Verfolgung über die Chriſten, deren Strenge zumeiſt die Prieſter traf. Auch Sapricius, als Prieſter, ward vor den Statthalter gefordert, und von dieſem befragt; mit feuriger Beredſamkeit bekannte er Chriſtum den Herrn. Selbſt die Martern, welche der ergrimmte Heide über ihn ergehen ließ, konnten den freudigen Muth des Bekenners nicht beſiegen; „über meinen Leib,“ ſo rief er dem Richter zu, „haſt Du Gewalt, nicht aber über meine Seele; dieſe beſitzt allein Chriſtus, der Herr, der ſie erſchuf.“

Das Urtheil der Enthauptung ward über den hartnäckigen Feind der Götter geſprochen; Sapricius ging freudig dem Tode entgegen, da drängte ſich Nicephorus aus der Menge hervor, warf ſich dem noch unverſöhnten Bruder zu Füßen und bat ihn: „Du Zeuge Chriſti, vergieb mir, wenn ich an Dir geſündigt habe.“ Sapricius ging ſchweigend an ihm vorüber. — Nicephorus eilte durch einige Nebengaſſen und kam von neuem dem erzürnten Freund entgegen, ehe man dieſen zur Stadt hinausführte. Noch einmal flehete er: „Du Zeuge Chriſti, vergieb mir, was ich als Menſch gegen Dich geſündigt habe. Siehe, Dein wartet die Krone der Treue von der Hand Deines Herrn, den Du nicht verleugnet, den Du vor Vielen bekannt haſt.“ Sapricius würdigte den Flehenden keines Wortes. Da höhnten die Schergen den Nicephorus: Thor, der Du biſt, Dich ſo abzumühen um die Gunſt eines Menſchen, welcher zur Hinrichtung geführt wird. — „Ihr wiſſet nicht,“ antwortete Nicephorus, „was meine Bitte von dieſem Bekenner Chriſti will; Gott weiß es.“

Er folgte dem unverſöhnten Bruder bis zur Todesſtätte. „Es ſtehet geſchrieben,“ ſo ermahnte er noch einmal mit ſanften Worten, „bittet, ſo wird euch gegeben, ſuchet, ſo werdet ihr finden, klopfet an, ſo wird euch aufgethan. So die Geſinnung des Herrn gegen ſeine ſündigen Menſchen, und ſo ſei es auch die Geſinnung des Bekenners gegen den von Herzen reumüthigen Mitknecht.“ Auch jetzt noch blieb Sapricius bei den Worten des flehenden Bruders ungerührt; er wollte nichts von Verſöhnung wiſſen. Siehe, da wich von ihm die Gnade und die Kraft Chriſti, es blieb an ihm nur das, was der Menſch ohne Gott, ohne Chriſtus iſt. Als ihm jetzt die Schergen geboten, niederzuknieen, damit er den Todesſtreich empfinge, da fragte er: „und weshalb wollt ihr mich enthaupten?“ Weil Du, ſo antworteten Jene, nicht opfern wollteſt den Göttern; weil Du des Kaiſers Gebot verachtet haſt um eines Menſchen willen, welcher Chriſtus heißet.“ — „Ich will dies nicht mehr thun,“ ſprach der aus Chriſti Liebe Entfallene, „ſchonet mein; ich will des Kaiſers Gebot erfüllen, und den Göttern opfern.“

Als Nicephorus dies vernahm, wurde er tief betrübt. „Mein Bruder,“ ſo rief er, „der Du bei ſo vielen Martern, welche härter waren, als der Streich des Todes, ſtandhaft bliebſt und freudig, was willſt Du thun? Du, dem der Lohn der Treue, die Krone des ewig ſeligen Lebens ſo nahe war, willſt noch zurückweichen? O, ich bitte, ich flehe Dich an, ſündige nicht ſo; verläugne nicht Chriſtum unſern Herrn, falle nicht von ihm ab!“

Aber ſiehe, es war zu ſpät; das Gericht der Verſtockung war über den Unverſöhnlichen ergangen; dieſer blieb bei den flehenden Ermahnungen ſeines Bruders eben ſo ungerührt, als vorhin bei den Bitten um Vergebung; Sapricius verleugnete den Herrn ſeinen Gott, und beugte ſich vor den Götzen.

Wohlan denn, ſo rief Nicephorus zu den Schergen, ſo höret auch mich. Ich bin ein Chriſt, ich glaube an den Namen unſeres Herrn, den dieſer verleugnet hat. Dieſen Namen will ich allem Volk verkündigen bis zum Tode.

Mehr noch, denn vorhin durch die ſcheinbar feſte Standhaftigkeit des Prieſters Sapricius, die zuletzt dennoch zum Falle kam, mag die Menge der Zuſchauer durch das unerwartete freudige Bekenntniß des Laien Nicephorus bewegt worden ſein. Es ſchien dem heidniſchen Richter gut, dieſen in Kraft der Liebe beredten Mund auf immer zum Schweigen zu bringen; er gab Befehl, und Nicephorus ward enthauptet.

So ward die Krone des Lebens und die Kraft zum Beſtehen dem genommen, der ſein Herz der Liebe verſchloſſen hatte; ſie ward dem gegeben, der die Liebe hatte. Wir ſind, was wir Gutes ſind, nur durch die Kraft eines göttlichen Glaubens; die erſten und weſentlichſten Früchte dieſes Glaubens ſind aber Demuth und Liebe.

Pelagia, die Jungfrau, hatte mit Theilnahme der Erzählung des Flavius zugehört: die Mutter Julia ſchien gerührt. Ich erkenne wohl, ſo ſprach ſie, aus Deinen Worten, daß Du zur Lehre der Chriſten Dich hinneigeſt, ja, daß Du vielleicht nicht fern davon biſt, Dich zu dem Glauben zu bekennen, welcher, ſo ſchön er dem jugendlichen Herzen dünken mag, dennoch zuletzt dem Menſchen alle die Freuden und Güter nimmt, die er ſicher beſitzt, und ihn dafür auf künftige, noch ungewiſſe, vertröſtet. Doch ich leugne Dir es nicht, auch ich ward in meiner Jugend in der Lehre der Chriſten unterrichtet, und ſie gefiel damals meinem Herzen wohl. Noch jetzt bewegt mich zuweilen das, was ich von dieſem Glauben vernehme, obgleich ich niemals durch die Taufe zu der ſo verachteten Gemeinſchaft der Chriſten getreten bin, und auch ſeit meiner frühen Verheirathung nur ſelten Gelegenheit fand, mit ſolchen Leuten zu ſprechen. Auch habe ich ſeit längerer Zeit jene Gelegenheiten eher vermieden, als geſucht.

Denn urtheile Du ſelber, Flavius, wenn ſo viele Verſtändige und Weiſe, Tapfere und Edle bei dem Dienſte der Götter ſich glücklich fanden und der Freuden des Lebens ungeſtört genoſſen, ſollen denn wir um einer neuen Lehre willen, die von den Juden kam, und welche dennoch zugleich von dieſem Volke ſelber verachtet wird, ſollen wir um eines zerriſſenen Paniers willen, das ihre anfänglichen Beſitzer ſelber von ſich warfen in den Staub, die Gemeinſchaft unſerer Götter und Herren verlaſſen, und als wahnſinnige Thoren uns der wohlverdienten Verachtung und aller Noth, ja dem Tode der Miſſethäter Preis geben? Ich weiß es, Du biſt von edler Geburt und tapferm Gemüth; Du haſt in Athen die Lehren der Weisheit vernommen, frage Dein wahres, Dein innerſtes Gefühl: iſt in den Geboten, iſt in den Lehren dieſer neu aufgekommenen Sekte nicht Vieles, das dem Geſetz der Ordnung, das dem geſunden Verſtande widerſpricht? handeln nicht ſelbſt ihre geprieſenen Bekenner und Bekennerinnen dagegen, wenn ſie um ihres Chriſtus willen zum Tode gehen und hierbei den Gemahl, das unmündige Kind verlaſſen, ja wenn ſie auch die unwürdigſte, ſchmachvollſte Behandlung zu erdulden bereit ſind, ehe ſie von ihrer thörichten Einbildung weichen? Darum halte ich mich in den Augen aller vernünftig und edel Denkenden gerechtfertigt, wenn ich bei nächſter Gelegenheit dem Beiſpiel meiner Jugendfreundin, der Kaiſerin Prisca, und ihrer Tochter Valeria folge, wenn ich auch die letzten Bande, womit mich die in meiner Kindheit aufgefaßten Vorurtheile gefangen hielten, zerreiße, und mich, was ich bis dahin nicht zu thun genöthigt war, ganz und ohne Rückhalt zum Dienſt der Götter bekenne. Mich hat allerdings vorhin in Deiner Erzählung die Treue des Nicephorus gerührt, die

Härte des Sapricius hat mich empört; wenn ich aber auch jenen für frömmer und beſſer halte, ſo erſcheint mir dennoch dieſer als weiſer.

Ehe noch Flavius das Wort ergriff, antwortete die Jungfrau Pelagia auf die Rede ihrer Mutter durch eine Thräne. Mutter, ſo ſprach ſie, und ich will, das gelobe ich dem Gott der Götter, das gelobe ich Chriſto, dem Herrn, in dieſer Stunde, dem Beiſpiele des armen Laien Nicephorus folgen, und dem Glauben, der ſolche Kräfte in ſich trägt, nachtrachten aus allen Kräften; ja, wenn ich ihn erſt gefunden, will ich ihm treu bleiben bis zum Tode. Verlaſſe Du mich nicht auf dieſem Wege, meine treue Mutter!

Flavius war tief bewegt durch dieſe Worte des Mägdleins. Ihm war eines jener plötzlichen Wunder der Umgeſtaltung und neuen Geburt des Menſchengeiſtes vor Augen getreten, welche nur aus dem Geiſte kommen. Gott ſegne und bekräftige Dich, ſprach er, Du edle Jungfrau; Er ſchenke Dir jenen Frieden in Dein Herz, welcher höher iſt denn alle Vernunft der Menſchen; er erfülle Dein Herz mit einem Vorgefühl jener Freuden und Kräfte der Ewigkeit, welche in unausſprechlichem Maaße alle Freuden und Güter der Erde überwiegen! — Hierauf zu der Mutter gewendet, welche über die Aeußerung des Kindes tief betroffen war, ſagte er: Wenn Du, o edle Frau, auch nur eine einzige Stunde, ja nur einen einzigen Augenblick Deines Lebens, die Lehren des Chriſtenthums nicht allein mit den Ohren vernommen, ſondern ihre Kräfte an Deinem Herzen erfahren hätteſt, dann würdeſt Du anders geurtheilt haben, als Du ſo eben thatſt. Komm, und nahe Dich gläubig Ihm, der die Stimme ſeiner Kinder hört; bitte Ihn um die Erkenntniß der rechten Weisheit, und Du wirſt ſie empfangen. Als mit eignen Augen wirſt Du es ſehen, gleich als mit eignen Händen wirſt Du es erfaſſen, wie die Liebe zu Deiner, zu der Menſchenſeele, den, der dieſe Seele ſchuf, bewegt hat, nicht nur, wie ſeine treuen Bekenner, wenn ſie zum Tode gehen, die armen Ehren und Freuden eines Erdenlebens, ſondern die Herrlichkeiten und Wonnen des Himmels zu verlaſſen, und ſich zu erniedrigen zur Armuth und Noth der gefallenen Sünder, ja ſelbſt zum Tode des Miſſethäters, damit er Dich errette vom Tode der Sünde, damit er Dich weihe und erhebe zu den Freuden eines ewig ſeligen Seins. Erkennen wirſt Du dann, was allein der Mühen des Lebens werth, was allein zur Stillung des Sehnens, das in Deinem Herzen iſt, genügend und kräftig iſt; erkennen, auf welcher Seite die wahre, höchſte Weisheit ſei, ob auf der Seite derer, die in ihrem Dünkel Chriſtum verachten und den Glauben an Ihn für Thorheit halten, oder auf der Seite derer, welche Chriſtum, das wahre Licht, beſitzen, und in dieſem Lichte die Dinge ſchauen, ſo wie in ihm wandeln. In der That, Du edle Julia, die Chriſten ſind nicht ſolche Thoren, als Du vorhin ſagteſt, welche ein ſicheres Gut und einen wirklichen Genuß der Freuden, welche das Leben ſelber gegen den Genuß noch unſicherer Güter und Freuden dahin geben. Daß die Güter und Freuden der Erde vergänglich, daß ihr Genuß ein vielfach verbitterter und leicht zerſtörter ſei, das hat Dich jeder Augenblick Deines Lebens gelehret; wie wenig geſichert, wie ungewiß unſer Leben ſei, das weißt Du auch. Der Chriſt aber, welcher das wirklich an ſich erfahren, was ſein Glaube ihn lehrte, der hat als Vorſchmack und Pfand deſſen, das ihm verheißen iſt, in ſich ſelber ein Gut und einen Quell von Freuden, welche durch nichts geſtöret und hinweggenommen werden können. Wir Andern, wenn uns ein Glied, wenn uns nur ein Zahn heftig ſchmerzet, vermögen nicht heiter, noch weniger fröhlich zu ſein; Froſt und Hitze, Hunger und Armuth, eine Kränkung, die unſrer Ehre widerfuhr, Furcht und Sorgen vor naher Gefahr, rauben uns die Ruhe des Herzens; ſie verſtimmen das innere Saitenſpiel deſſelben, aus welchem ſonſt fröhliche Klänge ertönten. Jenen aber, den chriſtlichen Bekennern, wird die überſchwängliche Fröhlichkeit, mit welcher ihr Herz erfüllt iſt, durch keine Noth, durch keine Kränkung, durch keinen Schmerz des Leibes geſtört und entriſſen; ihr Mund fließet über von lieblichen Lobgeſängen, wenn ſie mit gewaltſam ausgeſpannten Gliedern im dumpfigen Kerker ſchmachten, wenn ihnen die Marterwerkzeuge das Fleiſch zerreißen, oder das Feuer langſam die Glieder verzehret. In der That, dieſe kennen und beſitzen bereits hienieden jene ſeligen Freuden, welche niemals enden: die unſrigen ſind nur ſcheinbare Freuden, welche auf einer Selbſttäuſchung beruhen; Trauben und andere Erquickungen, die ein geſchickter Künſtler (er wohnt in unſerm Innern) auf einer Tafel entwarf, und nach denen unſer irre geleitetes Sehnen gleich den Vögeln hinfliegt, ohne an ihnen wahre Sättigung zu empfangen für ſeinen fortwährend quälenden Hunger und brennenden Durſt. Die Dichter preiſen mit Recht jenes wonnevolle Gefühl, das ihre Seele in den Stunden der Begeiſterung erfüllt; und was iſt dieſes Gefühl gegen die Freuden, welche der empfindet, den der Geiſt Gottes treibt und bewegt; was iſt das vergängliche Leben gegen das Leben der Ewigkeit, welches ſchon wahrhaft begonnen und ſeinen Anfang genommen hat in denen, welche Chriſtum über Alles lieb haben?

Wie verlangt es mich, ſprach Pelagia, mehr von dieſem Chriſtus zu hören, den Du uns preiſeſt; wie gerne möchte ich noch Einiges von der Geſchichte ſeiner treuen, wahren Zeugen vernehmen!

Dem jugendlich feurigen Flavius war heute das Herz ungewöhnlich freudig und angeregt von der Liebe zu dem Herrn; der Mund war ihm aufgethan. Er ſprach von den Gnadenerweiſungen Gottes an dem Volke des alten Bundes; von den Weiſſagungen auf Chriſtus, von ſeiner, des Herrn, Herabkunſt ins Fleiſch, den Wundern ſeiner Geburt, den mächtigen Thaten ſeines Lebens, von ſeinem Tode am Kreuze, ſeiner ſiegreichen Auferſtehung und Himmelfahrt, ſeinem Naheſein bei Allen, die Ihn lieben, ſeiner Zukunft zum Gericht. Was die Apoſtel gethan, wie die Kirche des Herrn unter allen Gewaltthätigkeiten der Feinde, unter allen Stürmen ſich erbaut und erhalten habe, das erwähnte er kurz, denn, ſo ſprach er, das wird euch beſſer ein Buch von den Thaten der Apoſtel lehren, welches ich noch heute in eure Hände zu legen gedenke.

Die beiden Frauen ſchienen jetzt ihre Rollen mit einander verlauſcht zu haben. Denn Pelagia, die Jungfrau, blickte voll ſeliger Freude umher; die Augen der Mutter hatten ſich mit Thränen gefüllt.

Wohin, ſo ſprach ſie, haſt Du uns ſchwache Frauen mit Dir geriſſen, Du gefühlstrunkener Redner! Mit Dir fortgezogen haſt Du uns in einen Kampf, der uns zu ſchwer iſt, ja in die gewiſſe Gefahr des Todes. Ich kenne das gefühlvolle, leicht bewegliche Herz meines Kindes, Du haſt einen Feuerbrand hineingeworfen, welchen nichts löſchen wird, als das Blut dieſer armen Unſchuldigen.

Wollte Gott, ſo ſprach Flavius, das unverlöſchliche Feuer der Liebe zu dem Herrn wäre wirklich angezündet in dem Herzen des Kindes wie in dem Deinigen! Uebrigens rufe ich Dir getroſt die Worte zu: Fürchte Nichts! Er, der Herr, mächtig über Alles, kann euch beide ſchützen und erhalten auch in äußerer Gefahr. Der Kirche Chriſti, dies ſagt uns der Geiſt durch den Mund der Zeugen und Lehrer, wird bald eine andere, äußerlich glückſeligere Zeit kommen, da ſie in Frieden ſich erbauet und wächſet. Pelagia wird dieſe Zeit erleben, und Er, der Herr, wird ſie weihen zu einem lebendigen Bauſtein ſeiner Kirche.

Der einbrechende Abend machte dem Geſpräch ein Ende. Flavius wußte durch eine treue Dienerin der Julia das verſprochene Buch in die Hände der beiden Frauen zu bringen. Auch die Mutter hatte jetzt aufgehört, der Macht der Wahrheit zu widerſtehen; der Keim des Lebens, welchen die Lehren, die ſie in ihrer Kindheit empfangen, in ihr Herz gelegt hatten, war nicht erſtorben, er war nur ohne Licht und Nahrung geblieben, und deshalb dem Verſchmachten nahe geweſen. Die Geſpräche mit Flavius, zu denen ſich auch auf der Reiſe, namentlich im Hafen von Tomi, wo das Schiff einige Wochen vor Anker lag, während Aëmilianus auf einer Reiſe von Odeſſus abweſend war, eine reiche Gelegenheit fand, und mehr noch als dieſe Geſpräche das unausgeſetzte Leſen eines Theiles der heiligen Schriften der Chriſten, welche der eifrig bemühte Freund den lernbegierigen Jüngerinnen in ihre Hände zu bringen wußte, hatten jenem lang verſchloſſenen Keim beides, Licht wie Nahrung, gegeben, und er war nun plötzlich zu einem Leben erwacht, das von der Mutter auf die Tochter, ſo wie von dieſer wieder auf die Mutter überging, und das auch in Kurzem den Augen der Welt nicht mehr verborgen bleiben konnte. Wir begreifen deshalb wohl, welcher Zug einer innern, nicht auf Fleiſch und Blut gegründeten Verwandtſchaft es war, den Pelagia und ihre Mutter gegen den Jüngling Flavius fühlten. —

Als die Jungfrau unter der verſammelten Menge des Schiffsvolkes am Strande vergeblich nach dem Freunde ſich umgeſehen hatte, ſendete ſie, ſobald ſie mit dem Vater bei der Fiſcherhütte angekommen war, jene treue Dienerin, die ſchon bisher die Ueberbringerin der Bücher und mancher Botſchaft geweſen, zu dem Hauptmann, damit ſie nach Flavius ſich erkundige.

Es war heute noch ein ganz beſonderer Grund, der ſie und mit ihr zugleich die Mutter Julia zu dieſen Forſchungen antrieb. In demſelben Maaße, in welchem die beiden Frauen ſich näher mit dem Chriſtenthum befreundeten und an Erkenntniß, ſo wie an Liebe zu dem Herrn kräftiger wurden, hatte ſich in dem unglücklichen Aemilianus der Haß gegen den Glauben der Chriſten und gegen dieſe ſelber verſtärkt. So ſehr die beiden Frauen es vermieden, ſeinen Widerſpruch zu reizen, mußte er dennoch eine Ahnung von der großen Veränderung haben, die in Juliens und Pelagiens Geſinnung vorgegangen war. Denn, wenn auch die Zungen es verſchwiegen, zeugten doch das ganze Weſen und der Wandel von dem neuen Leben im Innern; in Juliens Blick und Benehmen lag etwas, das dem Gemahl fremd war, ja das ihm, er wußte ſelbſt nicht, warum? unheimlich und widerwärtig erſchien; er bemerkte es: die beiden Frauen hatten unter ſich ein Geheimniß, von deſſen Theilnahme ſie ihn ausſchloſſen. Auch die Freundſchaft zwiſchen den Beiden und dem Jüngling Flavius war ihm ſchon längſt nicht mehr entgangen, und obgleich er unter andern Umſtänden ſelbſt gegen eine Verbindung ſeiner Tochter mit dieſem äußerlich ſo hochgeſtellten, reich-begüterten, edlen Jüngling nichts würde gehabt haben, ſo empörte ſich dennoch ſeine ganze Natur gegen den Gedanken, daß ein Menſch, der ihm als vermuthlicher Götterfeind, als Chriſt, ſo verhaßt war, mit ihm und den Seinigen befreundet ſein ſollte.

Seit dem Ereigniß des geſtrigen Abends, bei welchem Flavius ſich ſo entſchieden als brüderlicher Genoſſe der Chriſten kund gegeben, war die gehäſſige Geſinnung des Aemilianus zur hellen Flamme ausgebrochen; ſelbſt gegen die ſchwer erkrankte Gemahlin hatte er die Schonung vergeſſen; in ihrer und Pelagiens Gegenwart hatte er ſeine Feindſchaft gegen die verworfene Sekte der Götterfeinde, vor allem aber gegen den Flavius ausgetobt. Julia kannte ihren Gemahl nur zu gut, als daß ſie nicht hätte fürchten ſollen, daß es ihm mit der Drohung Ernſt ſei: den Flavius, ſo wie den alten Chriſten in Nicomedia zu verklagen, und beide der Todesſtrafe zu überliefern. Dann, ſo ſchloß er ſeine heftige Rede, wird es doch mit der mir in der Seele widerwärtigen Freundſchaft, die ſich zwiſchen euch Frauen und einem fluchwürdigen Miſſethäter entſponnen, auf immer ein Ende haben; des Aemilianus edle Gemahlin und Tochter werden ſich ſolcher Verirrung ſchämen, wenn ſie hoffentlich nach wenig Tagen ihren Günſtling, mit dem Auswurf des menſchlichen Geſchlechtes vereint, von der Hand der Schergen gepeitſcht und zerfleiſcht, auf dem Scheiterhaufen oder an ein Kreuz genagelt, ſterben ſehen.

Dieſe Drohung des Vaters war es, welche Pelagien und mit ihr zugleich die Mutter mit Sorgen erfüllte, und ſie zu der Botſchaft veranlaßte, die ſie an Donatus, den Hauptmann, ſendete. Sie wollte durch dieſen den Freund warnen laſſen vor der nahen Gefahr.

Möchten doch, ſo ließ der Hauptmann den edlen Frauen ſagen, alle Freunde der Chriſten ſo wohl verwahrt und gegen die Nachſtellungen ihrer Feinde geſichert ſein, als nach meiner Ueberzeugung in dieſem Augenblick Flavius es iſt!

Dieſe Ueberzeugung, welche der edle Kriegsmann ausſprach, war eine wohl begründete. Sein junger Freund feierte in dieſem Augenblick den Sabbath der Chriſten auf eine Weiſe, wie er dieſes noch niemals in ſeinem Leben gekonnt hatte. Während der Zeiten der heftigſten Verfolgungen unter Diocletian und Galerius hatte ſich der Reſt der Chriſtengemeinden in Nicomedia, der nach des Biſchofes Anthimus Hinrichtung der Marter entgangen war, in die ſteilen Felſengebirge jenſeits Libyſſa geflüchtet. In ihrer Mitte war der ehrwürdige Heſychius, welcher in dieſen Zeiten der gemeinſamen Noth der zerſtreuten Heerde als Biſchof vorſtand. Als die Verfolgung von Nicomedia aus, wo man die Bekenner zu ganzen Schaaren vereint niederhauen, auf großen Scheiterhauſen verbrennen, oder in den von ihnen erfüllten Nachen hatte ins Meer verſenken laſſen, auch über andere Gegenden von Bithynien, dann über die benachbarten Provinzen, und zuletzt mit Ausnahme von Gallien, in welchem der menſchlich geſinnte Caeſar Conſtantius ihr Einhalt that, über das ganze Reich ſich ausbreitete, da hatten auch an anderen Orten ſolche verborgene Gemeinden ſich gebildet, und die Wildniſſe der Gebirge ertönten hin und wieder von den Lobgeſängen der Bekenner. Nur wenige dieſer Bergungsſtätten waren jedoch mit ſolcher Kühnheit und zugleich mit ſolcher Sicherheit ganz in der Nähe des Ausgangspunktes der furchtbaren Verfolgungen und des Herrſcherſitzes der erbitterten Feinde angelegt, als die bei Libyſſa. Als ſpäterhin das Elend der Kirche ein Ende nahm, und dieſelbe ſeit Conſtantins Sieg über Licinius ſogar Herrſcherin des Landes wurde, da konnten ſich mehrere der in jenen Felſenwohnungen weilenden Chriſten nicht entſchließen, den Bergungsort, der ihnen durch ſo manche Bewahrung und Gnadenerweiſung theuer geworden war, ganz zu verlaſſen; ſie erbauten jetzt nicht mehr in den verſteckten Höhlen und Klüften, ſondern an der vom Meere aus ſichtbaren Außenwand des Felſens jene Häuſer und kleinen Kapellen, deren Trümmer noch in unſern Tagen bemerkt werden, und bahnten zugleich durch eingehauene Stufen einen freilich nur für einzelne Fußgänger zugänglichen Steig. Damals aber, als Flavius die Brüder im Gebirge beſuchte, war ſelbſt dieſer Zugang zu ihrem Wohnſitz noch nicht eröffnet, ſondern jene armen Verfolgten mußten durch das Bette des Gießbaches, dann durch Felſenſpalten, zuletzt auf Strickleitern, welche man von oben her ihnen zuwarf, emporklimmen zu dem im Keſſel der Felſen gelegenen Thale der Hirten, in welchem die nur eilig aus unbehauenen Steinen erbaute Kirche, und um ſie her das Hüttendorf der Chriſten ſtand.

Der erſte, welcher dem Jüngling, als er jetzt den Wohnſitzen des Friedens ſich nahte, entgegentrat, war der Alte, der den Flavius geſtern zum offenen Bekenntniß ſeiner Chriſtenfreundſchaft veranlaßt hatte. Er war vor dieſem ſchon in der Stunde der früheſten Morgendämmerung bei den Brüdern angekommen, und zeigte ſich bald als ein alter Bekannter dieſer Gemeinde und ihres verborgenen Wohnſitzes. Wie dies Flavius erſt jetzt erfuhr, war der Greis ein geweihter Prieſter, der zurückkehrte zu der Gemeinde der geflüchteten Nicomedier, von einer jener Sendungen, durch welche die Biſchöfe von Zeit zu Zeit die einſam zerſtreuten, weit entfernten Brüder tröſten und ſtärken ließen. Der Alte hatte von Anfang der Reiſe, und während ihrer ganzen Dauer den Jüngling Flavius mit den forſchenden Augen der Liebe betrachtet, und in ihm den Mitpilger und Mitgenoſſen der gemeinſamen Hoffnung erkannt. Er wußte es, daß Flavius noch nicht äußerlich zum Chriſten getauft ſei; die Reiſe ſeines Gemüthes aber zum treuen Bekenntniß hatte er mit Freuden erkannt.

„Chriſt iſt erſtanden!" ſo redete der greiſe Prieſter den Jüngling an, und küßte denſelben mit dem Kuſſe der Brüder. Iſt Dir es wohl bekannt, mein Sohn, ſo fragte er den freudig Ueberraſchten, welchen Tag wir Chriſten heute feiern?

So viel ich weiß, erwiderte der Jüngling, iſt heute der Sabbath der Chriſten, den dieſe in jeder Woche begehen.

Das iſt er allerdings, ſagte der väterliche Alte, aber der heutige Sabbath iſt größer, denn die andern alle; wir feiern heute unſer Oſterfeſt, die Auferſtehung unſres Herrn. Und ſiehe, das war es, was mich am geſtrigen Abend ſo tief bewegte, ja zu dem lauten Dankgebet fortriß. Noch vor wenig Tagen, ehe der Sturmwind unſer Schiff aus der Richtung ſeiner Fahrt hinwegführte, ſchien es, als könnte ich erſt nach langer Zeit und auf großem Umwege wieder hieher zu meiner Gemeinde kommen; nach der anfänglichen Verabredung mit dem Schiffsmann ſollte ich erſt an der Küſte von Troas, oder vielleicht gar an noch weiter abgelegener Stelle ans Land geſetzt werden; das höchſte Freudenfeſt der Chriſten wäre dann ein Feſt der Trauer für mich geworden: nun aber warf uns geſtern die ſtarke Hand des Herrn unmittelbar hierher in die Nähe des erſehnten Zieles meiner Reiſe. Du bekannteſt Dich geſtern vor den Augen der erbitterten Feinde zu mir als Chriſt, ſo habe ich mich wieder zu Dir bekannt als Bruder, und Dich heute hieher rufen laſſen, damit Du ein Genoſſe ſeiſt unſrer Freude an dem Herrn und ſeinem Heile.

Flavius hatte ſchon in Gallien am Hofe des Conſtantius den Glauben der Chriſten kennen gelernt und lieb gewonnen. Damals, wo alle heiligen Bücher der Chriſten von den Verfolgern aufgeſucht, ja wo ihre Entdeckung und Auslieferung durch furchtbare Martern erpreßt wurde, damit man die Bücher, welche den Aberglauben der Nazarener lehrten, öffentlich verbrennen könne, hatte ein vornehmer Freund des Conſtantius, ſo wie der Chriſten, mit mehreren andern Gleichgeſinnten ſich zu dem Bemühen vereint, überall, wo dies möglich wäre, die heiligen Bücher aufzuſammeln und vor dem Untergang zu retten. Zu dieſen zum heilſamen Zwecke Vereinten gehörte auch Flavius, welcher auf ſeiner jetzigen Reiſe ſo glücklich geweſen war, einen großen Schatz dieſer Art zuſammen zu kaufen, ſelbſt aus der Hand der Heiden, welche durch die Gaben, die der Reichbegüterte ihnen bot, ſich zu ſolcher Umgehung des kaiſerlichen Gebotes verleiten ließen. Aber in des Flavius Händen war dieſer Schatz kein todter geblieben. Er hatte jene heiligen Bücher während ſeines acht Monate lang dauernden Aufenthaltes in Möſien zuerſt aus Wißbegier, dann mit der innigſten Theilnahme des Herzens geleſen und war durch ſie erbaut worden auf den ewig feſten Grund des Chriſtenglaubens. Das Dunkel, das ihm damals noch geblieben, hatte ein Chriſt ihm aufgehellt, der vor ſeiner Bekehrung ein eifriger Iſraelit und Lehrer ſeines Volkes geweſen. Dieſer war wohl unterrichtet und beleſen in den Schriften Moſis und der Propheten, und theilte dem Freunde gern alle Gaben ſeines Erkennens mit. Aber bei ſolchem Allen hatte Flavius noch niemals Gelegenheit gehabt, einer gottesdienſtlichen Verſammlung der Chriſten beizuwohnen; denn ihre Kirchen waren auf Gebot der Kaiſer niedergeriſſen, und dem Boden gleich gemacht; nur vereinzelt wagten es die Bekenner, ſich ihnen zu nahen.

So war es denn ein Neues, das ſein Auge noch nicht geſehen, ein Neues, das ſein Ohr noch nie gehört hatte, was ihm hier begegnete, als er in die Verſammlung der Chriſten trat, welche durch die Leiden der damaligen Zeit geläutert und geweiht, nun Ein Herz und Eine Seele waren, entflammt von der gemeinſamen Liebe zu dem Herrn, der mitten in der Noth ihr einziger Troſt, ihres Angeſichtes Hülfe und ihre Luſt war. Die Stimmen des Geſanges, welche er da vernahm, lauteten dem Jüngling, wie ein Chor der Engel; dieſe Schaar der Anbetenden, welche, ſich ſelber vergeſſend, nur in dem Herrn lebte, erſchien ihm wie eine Verſammlung der ſeligen Geiſter; noch niemals in ſeinem Leben hatte er ſo die Gegenwart, das unmittelbare Nahen des Göttlichen in und an ſeinem Herzen empfunden. Er wußte kaum, was er that, als er mit der Gemeinde, auf ſeine Kniee geworfen, die Worte der Lobpreiſung, des Bekenntniſſes und der aufopfernden Hingebung ſprach und ſang; der Anblick und Mitgenuß dieſer ſchönen Gottesdienſte gab ihm Worte in ſein Herz und auf ſeine Zunge, dergleichen er noch niemals vorhin geſprochen.

Der ehrwürdige Biſchof trat auf und verkündete der Gemeinde die fröhlich-ſelige Botſchaft von der Auferſtehung des Herrn. Mit apoſtoliſch-einfältigen Worten erzählte er die große Begebenheit dieſes Tages; erzählte, wie nach dem vollbrachten großen Werk des Gehorſams und der Erlöſung der Sieger über Hölle und Tod hervorgegangen ſei aus des Grabes Nacht; beſchrieb das ſelige Wiederſehen des auferſtandenen Herrn und der noch trauernden Seinigen, die Freuden der Maria Magdalena, der beiden Wanderer nach Emmaus, und der am ſtillen Abend verſammelten Jünger des Herrn. Vor Allem aber pries er, durchdrungen von dankbarer Liebe, jene ewigen Güter des Heiles, welche Chriſtus durch ſeine Auferſtehung uns brachte; er ſprach von dem Sterben und Auferſtehen der treuen Bekenner mit ihrem gemeinſamen Haupte.

Die Stunde des Brodbrechens und der Feier des heiligen Geheimniſſes war jetzt gekommen. Einer der Diakonen winkte dem Flavius; man führte ihn hinaus in eine der Seitenhallen des Tempels; hier ward er angethan mit dem weißen Gewand. Als man ihn mit noch einigen nach der Taufe der Chriſten verlangenden Jünglingen und Männern von neuem in die Mitte der Gemeinde führte, da legte er ein freudiges Bekenntniß ab ſeines Glaubens und ſeiner Liebe zu Chriſto, und empfing aus der Hand des ehrwürdigen Biſchofes die Taufe in den Tod des Herrn. Ein neuer Name, der Name Nathanael, ward ihm bei der Aufnahme in den Bund der Chriſten gegeben. Das, was ſein Herz in dieſer Stunde, das, was es bald nachher bei dem Brodbrechen und bei der Mitfeier des heiligen Geheimniſſes empfand, das war ein Vorſchmack deſſen, das kein leibliches Auge auf Erden geſehen, kein Ohr gehört hat, und das in keines Menſchen Herz gekommen, welches aber denen bereitet iſt, die zu Seiner ewigen Gemeinſchaft berufen ſind.

So hatte Flavius-Nathanael mit der verborgenen Chriſtengemeinde auf dem Felſengebirge jenſeits Libyſſa Tage des ſeligſten Genuſſes gefeiert; ſein Geiſt ſammt Seele und Leib waren fröhlich und voll Luſt in dem Herrn, ſeinem Gott. Das, was indeß unten an der Meeresküſte in der Hütte der Fiſcher geſchehen, welche Pelagia mit ihrer kranken Mutter bewohnte, das war freilich von anderer Art. Hier waren Thränen des tiefſten Schmerzes gefloſſen, doch durch das Gewölk hindurch hatte ſich auch ein Strahl der freudigen Hoffnung und des zuverſichtlichen Vertrauens in die Seelen der beiden hartgeprüften Frauen ergoſſen; mitten in der äußern Unruhe war ihnen das Gefühl eines innern Friedens mit Gott geblieben.

Pelagia, nachdem ſie die tröſtlichen Worte vernommen, welche der Hauptmann Donatus ihr ſagen ließ, war ſehr beruhigt an das Krankenbett ihrer Mutter zurückgekehrt. Sobald ſie mit dieſer allein war, theilte ſie ihr mit, was ſie von dem Freunde erfahren, und beide gemeinſam dankten Gott für die Rettung und Bewahrung, welche er dem von naher Gefahr Bedrohten erwieſen. Sie wußten nicht, wie nahe auch ihnen eine Stunde der ſchweren Heimſuchung ſei.

Aemilianus, ſo lange er die Gemahlin leiblich ſo leidend und ſchwach geſehen, hatte, ſo ſehr es in ſeinem Innern tobte, den öffentlichen Ausbruch ſeiner Leidenſchaft an ſich gehalten, doch verriethen ſeine düſter umwölkte

Stirne, ſein ungewöhnlich kaltes Benehmen und ſelbſt manches einzelne Wort den heftigen Unmuth, der ihn vor allem ſeit der Flucht des Flavius quälte. Sein Argwohn, durch manchen kleinen, zum Theil zufälligen Anlaß genährt, ließ ihn in den Seinigen die Theilhaberinnen an einem geheimen, gefährlichen Bündniß, ja ſelbſt an einer Verſchwörung gegen ſein Leben erblicken. Nur zu leicht trägt der geiſtig verirrte Menſch den Widerſchein deſſen, was ſein eigenes Weſen trübt, auf andere Seelen über, zeihet ſie, die Schuldloſen, jener argen Gedanken, die in ſeinem Herzen wohnen. Er ſelber, der erbitterte Todfeind der Chriſten, ging mit geheimen Mordanſchlägen gegen den vermeintlichen Störer ſeines Hausfriedens, den Flavius, um, und nun hielt er dieſen, ja zuletzt ſelbſt die treue Gemahlin und einzige Tochter, eines ſolchen Anſchlages verdächtig. Die Heiden der damaligen Zeit trugen ſich mit manchen falſchen, von den Feinden, ja vor allen von den abtrünnig gewordenen Namen-Chriſten erſonnenen, Gerüchten über die geheimen Verräthereien und vorgeblichen Gräuelthaten der Chriſten. Dieſe wurden als Blutſchänder, als Vater- und Muttermörder, als liſtige Giftmiſcher, als Meiſter in böſen verderblichen Zauberkünſten, ja als eine Quelle all' des Unheils betrachtet, das dem Menſchengeſchlecht auf Erden widerfuhr.

Kaum war Julia ſo weit erſtarkt, daß ſie vom Lager aufzuſtehen vermochte, da ließ Aemilianus ſeinem Ingrimm freien Lauf. Es war ihm hierzu jetzt auch die äußerliche Macht geworden: denn er hatte Gelegenheit gefunden, gleich am erſten Tage nach dem Schiffbruch Botſchaft zu ſenden nach dem nicht weit abgelegenen Nicomedien an einige bei Hof viel vermögende Freunde. Seitdem war mit allem Nöthigen und der äußerlichen

Bequemlichkeiten Dienlichen ein Boot, zu Lande aber eine Schaar von Bewaffneten gekommen, um den Freund des Cäſar Maximilian zu bewirthen, und ihn ſicher nach der Hauptſtadt von Bithynien zu geleiten. Noch ſchien es zu früh, um der Gemahlin die Reiſe zuzumuthen, doch nicht zu früh, um die Rache an dem vermeintlich Schuldigen zu beginnen; denn auch die Rückſicht auf den Hauptmann Donatus und ſeine ihm treu ergebene Schaar war jetzt beſeitigt.

Das erſte Opfer, welches Aemilianus ſeiner Rachſucht preisgab, war die treue Dienerin, welche bisher manche Botſchaft zwiſchen Flavius und ſeinen beiden Freundinnen beſtellt hatte. Dem freien mächtigen Römer ſtand ein ungemeſſenes Recht der Beſtrafung ſeiner noch nicht frei gelaſſenen Magd zu; deßhalb wurde dieſe ohne Verzug zur Folter geführt, damit ſie ausſage, was ſie wüßte. Sie erzählte Alles, ſelbſt den Inhalt der letzten Botſchaft, die ſie vom Hauptmann empfangen, mit wörtlicher Treue. Aemilianus war hiermit noch nicht zufrieden. Er glaubte noch andere Geſtändniſſe von ihr erpreſſen zu können, die Geſtändniſſe einer Schuld, welche in keinem Andern, als in ihm war. Die Arme wurde zu gräulichen, unmenſchlichen Martern verurtheilt. Pelagia hatte erſt jetzt erfahren, was geſchehen ſei, und was geſchehen ſolle; entbrannt von Mitleid, drängte ſie ſich durch die Schaaren der Krieger und Knechte, die zur Vollſtreckung des unbarmherzigen Urtheiles ſich mißbrauchen ließen; ſie warf ſich zu den Füßen des erbitterten Vaters. Warum mein Vater, ſo rief ſie, willſt Du die Unſchuldige martern? Frage uns, Deine treue Gemahlin und Deine Tochter, um Alles, das Du zu wiſſen begehreſt, und wir werden Dir ohne Rückhalt und wahr Alles beantworten, was Du uns fragteſt. Wir ſind uns keiner That, ja keines Gedankens bewußt, welcher das Auge des unſichtbaren wie des ſichtbaren Richters zu ſcheuen brauchte.“

Aemilianus war in dieſem Augenblick ſeiner ſelbſt nicht mächtig; in ſeiner blinden Wuth bedachte er nicht die Folgen ſeiner Worte; er rief der einzigen, vor Kurzem ihm noch ſo theuren Tochter die Aufforderung zu: ſo bekennet mir, ihr Genoſſinnen der geheimen Verrätherei, daß ihr Chriſten ſeid!

Die Jungfrau, mit jener Ruhe, welche ein gutes Gewiſſen vor Gott und vor Menſchen dem Herzen verleihet, antwortete: In meinem, und ich weiß, ich darf dies auch in der theuren Mutter Namen, bekenne ich Dir, daß wir, obwohl noch nicht getauft auf jenen Namen, der über alle Namen iſt, dennoch von ganzem Herzen und aus allen Kräften dem Glauben der Chriſten ergeben ſind; daß wir den allein wahren Gott, den dieſer Glaube uns kennen lehrte, anbeten und über Alles verehren, und daß ich, und wie ich feſt vertraue, auch meine Mutter, bereit wären, das Bekenntniß dieſes Glaubens mit dem Tode zu verſiegeln.

Höher noch, denn vorhin, war der Zorn des Aemilianus entflammt; er kannte jetzt keine Schonung, auch nicht des Geliebteſten. Hört, ſo rief er zu den umſtehenden Männern, welche faſt ſämmtlich Anhänger und Dienſtleute der Chriſten-Verfolger Diocletian und Galerius waren, hört, was dieſes verrätheriſche Ungeheuer ſagt. Noch an der Grenze der Kindheit iſt ſie ſchon erklärte Feindin der Götter und des eigenen Vaters geworden, freilich zwar beides durch die Verführung eines ehrloſen Buben und einer treuloſen Mutter, aber auch ſie noch ſtrafwürdig genug. Ihr waret Zeugen ihrer frechen Worte; gegen mein eigenes Weib und mein Kind muß ich die ſtrafende Gerechtigkeit der Kaiſer aufrufen: entweder ſollen ſie zurückkehren zum verlaſſenen Dienſt der Götter, oder die Strafe der Verächter dulden.

In freudiger Ruhe ging Pelagia, gleich einer Verbrecherin gefeſſelt, nach der Hütte, welche jetzt ihr und der treuen Mutter Gefängniß ward. Bei Aemilianus erwachte freilich bald die Reue, doch dieſe kam nun zu ſpät; ihn hatte der Zorn nicht bloß, wie er dies öfter pflegt, zum Mörder anderer Menſchen überhaupt, ſondern derer gemacht, die unter allen auf Erden Lebenden ihm die nächſten waren. Er hätte gern den bittern, verzehrenden Unmuth von ſich ſelber hinweg auf Andere gelenkt, und an dieſen beſtraft, wofür nur er ſtrafbar war, vor allem auf Flavius, und da dieſer ſeiner Rache ſich entzogen, auf Donatus, den Hauptmann. Durch ihn veranlaßt, war es deshalb auch geſchehen, daß ſchon an einem der nächſten Tage ein Gebot der Kaiſer den Hauptmann nach Nicomedien rief; der wackere Kriegsmann, keiner Schuld ſich bewußt, folgte ruhig dieſem Befehle, und zog mit der Schaar, welche den Aemilianus und die Seinigen nach der Herrſcherſtadt der Seinigen begleitete.

Dieſes Alles, was ſeit ſeiner Rettung in das Gebirge ſich zugetragen, erfuhr Flavius durch einige Bewohner der Fiſcherhütten, die ſich mit den meiſten ihrer Genoſſen zum Chriſtenthum bekannten, und, durch ihre Zurückgezogenheit und Armuth geſchützt, in beſtändigem, obwohl nur mittelbarem Verkehr mit der verborgenen Gemeinde ſtanden. Er erkannte ſogleich die äußere ſo wie die innere Gefahr ſeines edlen Freundes Donatus. Dieſer, deſſen Mitwiſſen um ſeine Flucht die Sclavin auf der Folter entdeckt hatte, ſollte jetzt für ihn büßen, und, wenn er, wie dies ſeine feſte Treue vorausſehen ließ, den Bergungsort des Flavius nicht angab, vielleicht als Verbrecher, als Freund der Chriſten ſterben. Auch die Freundinnen, das wußte er, bedurften ſeines Zuſpruches zu ihrer Stärkung auf dem Wege des harten Kampfes, eines Kampfes, vielleicht bis aufs Blut. Sein Entſchluß war bald gefaßt; er mußte und wollte gehen, wohin die Pflicht des Freundes, der Beruf des Chriſten ihn trieb. Vielleicht, ſo durfte er hoffen, war es möglich, auch ohne Aufopferung des eigenen Lebens, nicht nur den Freund, ſondern zugleich die beiden edlen Frauen vom Tode zu retten; denn Conſtantin, der nachmalige chriſtliche Kaiſer, der Sohn des Caeſars in Gallien, lebte in anſcheinend großem Anſehen am Hofe des Galerius, und noch andere Mächtige in Nicomedia waren dem Flavius befreundet. Sollte aber auch das eigne Blut für die Löſung des treuen Freundes aus ſeinen Banden gefordert werden, dann war der Jüngling zu dem Gange bereit, welcher, dies war vorauszuſehen, in jenem Falle mit einem freudigen Bekenntniß des Glaubens ſich enden würde. Ihn ſegnete und weihte der Biſchof durch Auflegen der Hände zu dem hehren Beruf eines Blutzeugen und Bekenners; denn, ſo ſprach er, ich weiß, daß ich Dein Angeſicht nicht mehr ſehen werde auf Erden. Von den Thränen, welche die Brüder beim Abſchied von ihrem Nathanael-Flavius, ſo wie von denen, welche dieſer weinte, erſchien es ungewiß, ob ſie mehr Thränen der Freude, oder des Schmerzes wären. Ein Leben war in dem Jüngling erwacht, welches ſich nicht mehr der Zeit, ſondern der Ewigkeit zugewendet hatte. Freudig, wie ein Held, den an der nahe zurückgelegten Bahn der Kampfpreis erwartet, ging er ſeinen Weg zu dem faſt ſichern Tode.

Einige der Brüder, unter ihnen der alte Prieſter, geleiteten bei Nacht den werthen Gaſt hinab zur Küſte. Der größere Theil der von Flavius geſammelten heiligen Schriften war durch die Sorgfalt des Hauptmanns gerettet worden; dieſen Schatz nahm die verborgene Gemeinde in ihre Verwahrung, in welcher er bis zum Ende der damaligen Verfolgung behalten wurde.

Dem Nathanael-Flavius war alles daran gelegen, daß er noch vorher, ehe man an ihm den Rath hinausführte, der über ihn beſchloſſen war, noch ſelber das Werk vollende, zu welchem er ſich für dieſen Augenblick berufen fühlte. Bekleidet in das Gewand eines Fiſchers und von einem Fiſcherknaben geleitet, kam er am Abend gen Nicomedien, wohin ſein Gepäck ſchon durch eine andere treue Hand gebracht war. In einer der Vorſtädte wohnte der alte treue Freund und Verwandte ſeines Vaters, Juſtus, der vormalige Rentmeiſter des Kaiſers. Nach langem Pochen an der Thüre des Gartens erhielt endlich der Fremde den Eintritt. Er nannte dem Diener, der ihn ausfragte, ſeinen Namen, ſo wie den Namen und Wohnort ſeines Vaters; bald nachher führte man ihn bei dem Herrn des Hauſes ein.

Was führt Dich, ſo redete ihn der alte Gaſtfreund an, Du Sohn meines Freundes, herein in dieſe Stadt, in welcher jeder Edle in beſtändiger Gefahr des Todes ſchwebt, und in welche ſich wohl Keiner, der aus dem glücklicheren Gallien kommt, ohne beſonders dringende Veranlaſſung hereinwagt? Was brachte Dich zu dieſer ärmlichen Verkleidung.

Flavius wußte, wen er hier vor ſich habe; er hatte die Geſinnung des Juſtus, ſeine Achtung und Zuneigung gegen die Chriſten ſchon vor ſeiner Reiſe aus Briefen kennen gelernt, welche der alte Rentmeiſter an ſeinen Vater ſchrieb. Und daß ein Mann, wie dieſer Juſtus, ſeine Geſinnung nicht ändern konnte, das wußte er auch. Darum bat er den Gaſtfreund um die Erlaubniß, mit ihm allein zu reden. Die Diener entfernten ſich. Flavius erzählte kurz die Geſchichte ſeiner letzten Reiſe, und verſchwieg dem Freunde nichts von dem, was ihn zu ſeinem gefahrvollen Weg nach Nicomedia veranlaßt hatte. Ich kenne, ſo endete er ſeine Rede, Dein Anſehen, Deinen Einfluß bei Hofe, ich bitte Dich, wende dieſen zur Unterſtützung meiner Abſichten an.

Juſtus ſeufzte. „Mein Einfluß bei Hofe,“ ſo ſprach er, „iſt längſt dahin. Weil man mich für einen Freund der Chriſten gehalten, wurde ich aller meiner Aemter und Würden entſetzt, und nur der Umſtand, daß man meiner vieljährigen Erfahrungen in dem Geſchäft der Verwaltung noch nicht ganz zu entbehren vermag, daß der ſtaatskluge Kaiſer Diocletian noch jetzt zuweilen meines Rathes ſich erholt, hat mir noch das Leben gefriſtet.“

Soll ich mich denn an den Sohn meines Caeſars, den vielvermögenden Conſtantin, wenden?

„Das laß ferne von Dir ſein, erwiderte der Gaſtfreund. Conſtantin vermöchte Dir nichts zu helfen; Du aber als Chriſt, denn daß Du dieſes ſeiſt, vermagſt Du ja nicht zu läugnen, würdeſt durch Dein Nahen den edeln Jüngling, welcher die Hoffnung und der Troſt des ganzen Reiches iſt, in große Gefahr bringen.“

So muß ich denn, fuhr Flavius fort, nächſt Gott auf die andern Freunde meines Vaters, den Dorotheus, Petrus und Gorgonius, meine Hoffnung ſetzen. Dieſen, als den Günſtlingen und Kammerherren des Kaiſers, wird es nicht ſchwer fallen, die Freunde, ſo wie ſelbſt mich, aus der Gefahr zu retten.

Juſtus trocknete ſich eine Thräne. „So weißt Du, ſprach er, noch nichts von den Schickſalen dieſer edeln Männer, die auch meine Freunde waren? Sie alle drei haben als Bekenner des Glaubens an Chriſtum ihr Leben unter Martern geendet, bei deren Andenken, denn ich war Zeuge ihrer Hinrichtung, ſich mein ganzes Gefühl empört. Das Feuer, welches in vierzehn Tagen zweimal im Palaſte der Kaiſer, einmal durch den Wetterſtrahl, das andere Mal durch Galerius' Anſtiften ausbrach, wurde durch dieſen Wütherich den Zauberkünſten und der Bosheit der Chriſten, deren Tempel man damals niedergeriſſen, zugeſchrieben; da warf ſich der Verdacht und die blutdürſtige Rache des argwöhniſchen Diocletian zunächſt auf ſeine treuen, chriſtlichen Hofdiener. — „Aber," ſo fuhr er nach einigem Beſinnen fort, „zur Erfüllung des einen Deiner Wünſche kann ich Dir dennoch, wenigſtens zum Theil, behülflich ſein. Die edle Gemahlin und die Tochter des Aemilianus werden, dies erfuhr ich heute zufällig, in dieſem Augenblick noch in anſtändigem Gewahrſam gehalten im Hauſe meiner Schweſter. Aemilianus iſt noch abweſend auf dem Landgut des Kaiſers. So hoffe ich, ſoll es nicht ſchwer ſein, Dir die Gelegenheit zu verſchaffen, Julien und Pelagia zu ſehen und zu ſprechen."

Ein treuer Diener des Hauſes führte den Jüngling während der nächtlichen Dämmerung zu dem erwünſchten Ziele. Der Brief des Juſtus an ſeine edle, ihm gleichgeſinnte Schweſter öffnete ihm nicht nur den Zutritt auch jezt zur ungewohnten Stunde zu der betagten Hausfrau ſelber, ſondern bald hernach in Begleitung von ihr zu den beiden Römerinnen. Flavius war in den vorigen Tagen, welche er bei der verborgenen Gemeinde verlebt hatte, an Erkenntniß und innerer Kraft in auffallendem Maaße gewachſen. Die Gaben der Gnade, welche er dort empfangen, hatten ihm eine Weihe des Geiſtes ertheilt, die in allen ſeinen Worten, in ſeinem ganzen Weſen ſich kund gab. So hatten die beiden Freundinnen ihn noch nie geſehen, noch gehört. Mit brünſtigem Geiſte ſprach er von jener Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbart werden, und deren alle Leiden dieſer Zeit nicht werth ſind. Die Stunden jener Nacht, in Geſprächen von göttlicher Art und im gemeinſamen Gebet, waren voller Freuden, wie ſie nicht die Welt, und was in ihr iſt, ſondern nur die Nähe des Herrn dem Herzen gibt. Freudig, des Wiederſehens der Ewigkeit gewiß, nahmen die Drei Abſchied von einander, als der Morgen anbrach.

Es war Zeit, daß Flavius ſich aufmachte, den Freund zu retten. Donatus, der Hauptmann, war ſchon in früher Stunde vor Gericht gefordert worden, um gegen des Aemilianus vor daſſelbe gebrachte Anklage ſich zu verantworten; um den Ort zu nennen, an welchem der Verführer der Seelen, der Feind der Götter, Flavius, ſich verborgen halte. Der Jüngling, den das Nachforſchen betraf, hatte indeß das Gewand des Fiſchers abgelegt; in ſeiner gewöhnlichen Kleidung, mit dem Waffenſchmuck ſeines Standes, trat er herein und machte dem Verhör des Freundes ein Ende. Der Hauptmann wurde freigelaſſen; mit Thränen der Liebe in den Augen betrachtete er noch einmal den freudigen Bekenner, aus deſſen Augen und Mienen Gedanken des Segens für ihn hervorblickten.

Flavius wurde alsbald von den Richtern befragt, ob er den Göttern, ob er vor dem Bildniß der Kaiſer opfern, und ſo dem Aberglauben der Chriſten entſagen, oder als Götterfeind ſterben wolle? Der Jüngling legte ein freudiges Bekenntniß ſeines Glaubens und ſeiner Hoffnung ab. Er ward ſchon am Abend desſelben Tages zur Marter und zum Tode geführt. Als er zum Richtplatz kam, da erblickte er neben ſich jenen vormals rohen Krieger, den Atba aus Dacien, welchem er einſt die ſchwere Beleidigung mit Beweiſen der Liebe vergolten hatte. Dieſer, mit Thränen der Liebe, küßte den treuen Bekenner und rief: „Ihr wollt den Gerechten, den Unſchuldigen tödten?“ — „Auch Du,“ ſo ſprachen die Richter, „ſcheinſt uns ein Freund der Chriſten;“ man führte den Krieger zum Gefängniß, und bald nachher endete auch er als Bekenner; ſeine Seele war durch die Macht der Liebe hindurch geriſſen worden aus dem Tod ins Leben.

Das Blut des Flavius, deſſen Glieder die eiſernen Haken zerriſſen, floß aus vielen Wunden. „Sehet,“ ſo rief er, indem er die Augen zur aufſteigenden Abendröthe erhub, wie dieſes Roth den morgenden ſchönen Tag verkündet!“ — Das Brennen des Feuers unter dem Marterheerd ſchien er nicht zu fühlen; in ihm brannte ein anderes, mächtigeres Feuer, das Feuer der Liebe zu dem Herrn, welches in ſeiner Wonne die Schmerzen des irdiſchen Feuers auflöſet und verlöſchet; er entſchlief mit Worten und Mienen des ſeligen Friedens.

Juliens und Pelagiens Stunde war noch nicht gekommen. Priſca, die Kaiſerin, fand Mittel, die Freundin ihrer Jugend, wenigſtens vorerſt noch, dem richterlichen Verhör zu entziehen. Während dieſer Zeit traf den Aemilianus ein merkwürdiges Schickſal. Das, was er von den unſchuldigen Chriſten gefürchtet hatte, kam ihm aus der Hand eines Heiden; er ſtarb an Gift, das ihm einer ſeiner Diener gereicht hatte, welcher die nahe Entdeckung eines begangenen Verbrechens und die ſtrafende Strenge ſeines Herrn fürchtete.

Es war Niemand da, welcher die Anklage gegen die beiden Frauen, die Freundinnen der Kaiſerin, erneute. Sie kehrten zurück nach Rom, wo ſie in ſtiller Verborgenheit ein Leben des Glaubens und des Gebetes lebten. Als unter Conſtantins Herrſchaft das Chriſtenthum zum ſichtbaren Baume emporwuchs, in deſſen Schatten und an deſſen Früchten die Völker in Frieden ſich erquickten, da traten auch die Beiden aus ihrer Verborgenheit hervor. Julia, die Mutter, wirkte noch Jahre lang als Diakoniſſin im Dienſte der Kranken und Hülfsbedürftigen; Pelagia weihte das jungfräuliche Leben der Pflege und dem Unterrichte der Waiſen, und auch ſie ward nach dem Tode der Mutter zur Diakoniſſin geweiht.

Der Hauptmann Donatus hatte gleich nach ſeiner Rückkehr von Gallien die Taufe empfangen und bezeugte bis an ſein ſpätes Ende durch Wandel und Weſen, daß er ein wahrhafter Chriſt ſei.

9. Bilehilde.

(Eine fränkiſche Sage aus dem 7. Jahrhundert.)

Ein Schifflein ſchwamm bei ſpäter Nacht auf der fränkiſchen Saale hinab nach dem Main; es hatte weder Segel noch Maſtbaum, an ſeinem Steuerruder ſaß Keiner, nur die Stange, die von Zeit zu Zeit das Schifflein vom Lande abhielt, dann wieder ein ſchwaches, unſicheres Rudern verriethen es, daß Jemand im Fahrzeuge ſitze, der des Schiffergeſchäftes nicht kundig, an Kräften ihm nicht gewachſen ſei. Iſt es vielleicht ein Kind, das noch dieſe Nacht, oder recht zeitig am morgenden Tage in der Hütte ſeiner Eltern ankommen möchte? Warum wartet es denn nicht am ſichern Ufer, bis nach Mitternacht der Mond, der im letzten Viertel ſteht, aufgehet, oder bis der Tag grauet; warum fährt es jetzt, wo die Nacht am dunkelſten iſt?

Allerdings iſt es ein Kind, das nach langem Gram und Leid, die es in der wilden Fremde erduldet hat, ſehnlich nach der Ruhe im Vaterhauſe verlanget; es iſt die Tochter des fränkiſchen Königes **Dagobert**, **Siegbert's** des Dritten Schweſter, die Prinzeſſin **Bilehilde** *).

---

*) Sie lebte um 650; der damalige Erzbiſchof von Mainz, auch Siegbert genannt, war ihr naher Verwandter. Nach ihrer glücklichen Rückkehr nach Mainz ſtiftete ſie dem Andenken ihres Gemahls das Kloſter Altenmünſter und ſchenkte den Bürgern der Stadt ein Stück Landes (den ſogenannten Bruch) das bis Mombach ſich erſtreckte.

Sie, eine Chriſtin, war vermählt geweſen an den heidniſchen Herzog von Thüringen, der als Jüngling den fränkiſchen Königshof beſucht hatte. Der chriſtliche Prieſter, der ſie als Kaplan und zugleich als ein Friedensbote des Glaubens an die Heiden, hinüber in die grünende Wüſte des Buchoniawaldes geleitete, war kurz nach der Ankunft in dem fremden Lande geſtorben: die alte treue Dienerin und Pflegerin ihrer Kindheit, welche die Mutter ihr mitgab, war ihm bald hernach in's Grab gefolgt. Nach einigen Jahren fand auch ihr Gemahl den Tod in einer Schlacht und ſie war nun allein geblieben, die Kinderloſe, im Fremdlingslande, aus dem man ſie nicht entlaſſen wollte, vielleicht weil ein naher Verwandter des verſtorbenen Herzogs die Hand der ſchönen Fürſtin zu erlangen hoffte. — Wie kann ſie aber hier bleiben? Es iſt nicht das Heulen der Wölfe, nicht das Gebrüll der Auerochſen, das den Aufenthalt in der Burg des Waldes ihr verleidet, in welcher ein rohes, ihr aber treu ergebenes Volk vom Morgen bis zum Abend bemüht iſt, ihr Alles darzubieten, was ſie erfreuen könnte und was man aufzubringen vermag. Wenn aber im Frühling, dort im altgermaniſchen Heidenlande, der Wagen, gezogen von weißen Stieren mit dem verſchleierten Bilde der Hertha, neben ihm die heidniſchen Prieſter, auf Hörnern blaſend einhergehend, hinaus geführt wird an den Schwanenſee, zum Bade der Göttin; wenn in der Stunde, da die Sonne ſinkt, außer den unblutigen Opfern der beiden Kinder, die der See ertränkt, nicht ſelten auch Kriegsgefangene unter dem Schlachtmeſſer der Prieſter bluten, da bricht ihr das Herz vor Grauen. Wie ganz anders, ſo denkt ſie, tönt jetzt, in der öſterlichen Zeit, in den Chriſtenkirchen meiner Heimath der Geſang der Gemeinde:

Chriſtus iſt erſtanden: wie ganz anders wirken die Kräfte des Himmels, welche in dem Opfer deſſen ruhen, der ſich ſelber für uns in den Tod gab, auf das arme, gebeugte Gemüth des Menſchen, als die Kräfte der Dämonen, die ſich aus der Flamme des Opferaltars der Heiden erheben.

Wenn im Winter das nahe Ende des Jahres, die Zeit der längſten Nächte mit lautem Geſchrei der Trinkgelage, beim Becher des Methes und dem Klirren der Waffen gefeiert wird, da entflieht die zarte Königstochter der trunkenen Schaar, deren wilde Freude, bei dem leicht ſich entzündenden Kampfe, gar bald zum Schmerz der Wunden wird; ſie verbirgt ſich in ihre ſtille Kammer, und ſiehe, ihr Herz gehet wandeln; ſie iſt im Geiſt in den Chriſtentempeln des Landes ihrer Heimath, wo jetzt eben das liebliche Wiegenlied der Hirten und der Geſang der Engel ertönet: Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen.

Wie? haben denn nicht auch über dieſe Felſen und Wälder die Engel ihr: „Friede auf Erden“ geſungen? Warum iſt denn hier überall auf den Bergen und im Thale, im Wald und Feld nur Kampf und Kriegsgeſchrei; kein Frieden in den Hütten, nur lauter Unruhe, kein Frieden im Herzen? — Wie kann dies aber auch anders ſein, bei dem Volke, das im Dunkeln liegt: wie kann Freude ſein und Friede im Menſchenherzen ohne Chriſtus?

So grämt ſich die Fürſtentochter ab in dem Gedanken und in dem Sehnen nach der ſeligen Ruhe, welche die Heimath darbeut. Wehe mir, ſo klagt ſie öfters, daß ich ein Fremdling bin unter Meſech, daß ich muß wohnen unter den Hütten Kedars! Es wird meiner Seele bange, zu wohnen bei Denen, die den Frieden haſſen. Ich ſchütte mein Herz heraus in Thränen der Sehnſucht; denn ich wollte gern hingehen mit den Hauſen und mit ihnen wallen zum Hauſe Gottes mit Frohlocken und Danken unter den Schaaren, die da feiern. Ja! ſende Du Dein Licht und Deine Wahrheit, daß ſie mich leiten und bringen zu Deinem heiligen Tempel, daß ich hineingehe zu dem Altare Gottes, zu Ihm, der meine Freude und Wonne iſt; daß ich Dir Loblieder ſinge und ſpiele nach den Weiſen der Harfe Davids, mein Gott!

So war der Vereinſamten manches Jahr ſeit der Trennung von dem Vaterhauſe vergangen, aus welchem ſie, weil ſeit dem Tode ihres Gemahles kein Verkehr der Botſchaften aus den Wäldern von Thüringen nach dem Frankenſitz am Rhein beſtand, ſeit langer Zeit gar keine Kunde vernommen hatte. Es war nun wieder Frühling geworden, das Feſt der Hertha nahete und zugleich waren die letzten Wochen der Vorbereitungszeit der Chriſten auf das Oſterfeſt gekommen. Die Herrſcher der Burg waren ausgezogen zum Kampf mit den Bären des Waldes, die jetzt aus ihrem Winterlager hervorbrachen; die Fürſtin war weniger bewacht als ſonſt; ſie ergeht ſich, beim Geſang der Troſſel, ganz allein, an dem Ufer des kleinen Flußes, der nicht weit von der Burg vorbeiſtrömt. „Du glückliche Welle!" ſo denkt ſie, die hier ſo ungehemmt nach Südweſten hinabrinnt, in das Land der Chriſten, vielleicht in mein eigenes Land!"

Indem ſie da wandelt, bemerkt ſie einen müſſig ſtehenden Kahn, der ein Eigenthum ihrer herzoglichen Burg war. Das ſehnliche Heimweh nach der Gemeinde der Chriſten, nach dem ſüßen Lande der Väter beſiegt alle Bedenklichkeit und alle Furcht; ſie trägt unbemerkt Lebensmittel und einige Kleider hinab zum Fluß, die ſie im Gebüſch verbirgt; bei Nacht macht ſie ſich auf, bringt die Speiſen und Gewänder in's Boot und rudert, ſo gut ſie vermag, die ganze Nacht den Strom hinab, deſſen Fluth, die jetzt ſo eben vom thauenden Schnee des Waldgebirges verſtärkt war, die Fahrt begünſtigt. Am Tage verbirgt ſie in einer menſchenleeren Gegend den Kahn und ſich ſelber am Gebüſch des Ufers, wo dieſes am dichteſten iſt, und ſo ſetzt ſie immer während des Dunkels der Nacht die Reiſe fort.

Der kleine Fluß, der bei der Burg vorbeifloß, war die fränkiſche Saale; ſchon beim Beginn der dritten nächtlichen Fahrt ergoß ſich das kleine Gewäſſer in ein größeres, das in der breiten Bahn ſeines Bettes kräftig und ſtill dahin floß. Es war der Main, deſſen Fluth die zarte Schifferin, nach kurzem Bedenken, im Vertrauen auf Gottes und ſeiner Engel Schutz ſich muthig anvertraute. Dieſe Stimmung des Muthes verließ ſie nicht, wenn ſie aus dem dichten Walde, an deren hochwüchſigen Tannen der Strom vorbeizog, das laute Brummen der Bären und das Geheul der Wölfe vernahm. Sie war hier wenigſtens ſicher vor dem Ueberfall der Leute, die auf der Flucht ihr nachſetzen und ſie zur Rückkehr nach der herzoglichen Burg zwingen konnten, ſo daß ſie es jetzt ruhig wagen durfte, ſelbſt am Tag ihre Fahrt fortzuſetzen.

Nach manchen Krümmungen des Flußes kommt ſie in eine Gegend, die vom Walde frei für den Anbau der Felder und Gärten gewonnen war; ihr iſt es, als wehten ſie hier ſchon Lüfte der Heimath an. Und ſiehe, ſchon an einem der nächſten Morgen, noch ehe der Tag grauet, vernimmt ſie, ganz nahe vom Ufer, den Ton der chriſtlichen Gebetglocke; aus dem Kirchlein glänzet das Licht der ewigen Lampe; der Geſang der Prieſter verkündete Dank und Lob und die Ehre deſſen, vor dem alles Leden ſich beugen ſoll. Sie war nun der Gewalt ihrer Dränger auf immer entronnen, war im ſichern Freundeslande der Chriſten und bald nachher auch wieder daheim bei den Ihrigen, wo ſie ihr Leben in einer Gott geweihten Stille beſchloß.

Es giebt ein Heimweh, das nicht nur im fremden Lande und unter fremden Menſchen, ſondern das ſelbſt in der leiblichen Heimath und in der Mitte der Freunde das Herz mit wunderbarer, unwiderſtehlicher Gewalt ergreift. Und es giebt ein lebendiges Waſſer, das durch alle Lande ſtrömt. Wer, wie Bilebilde mit ihrem Schifflein der fränkiſchen Saale, ſo mit einer Kraft des Hoffens, die niemals unterſinken läßt, dem Strome des lebendigen Waſſers ſich anvertraut, den wird derſelbe ſicher zu jener Heimath führen nach deren Frieden und Ruhe ſein Herz ſich ſehnte.

10. Muttertreue.

Bei den Heilquellen im lieblichen, oft beſungenen Campanerthale, am obern Laufe des Adour und bei dem kräftigen Geſundbrunnen in dem benachbarten Quellenthale des Gave de Pau, des Fluſſes, der von Pau, dem Geburtsort zweier guter Könige: Heinrichs IV. von Frankreich und Carl Johanns von Schweden ſeinen Beinamen empfieng, hat ſchon mancher Leidende Linderung ſeiner Noth und volle Geneſung gefunden. Die heilkräftige Natur wirkt in dieſen beiden Thälern nicht nur durch das Waſſer, das aus den Felſen hervorſprudelt, neubelebend und bekräftigend auf den Leib und durch dieſen auf die Stimmung des Gemüthes ein, ſondern eben ſo ſehr mit der Geſtaltenſprache ihrer majeſtätiſch ſchönen und anmuthigen Hügel und Felſengebirge auf das Gemüth, und durch dieſes auf den Leib. Wenn man im Campanerthale hinaufgeht, da iſt es einem, als vernähme man in ſeinem Innern die Töne eines hohen Liedes der Natur, in welches Jeder, der ſingen kann, aus voller Bruſt einſtimmen muß, denn wo man dort in der ſchönen Jahreszeit geht oder ſteht, hört man Geſänge des Landvolkes und der Geſellſchaften der Reiſenden, die von Bagneres du Bigorre hinaufwandern nach dem Fuße des Pic du Midi. Wenn man aber weſtwärts über den Höhenzug hinüberkommt nach dem nahen Flußthal des Gave de Pau, wenn man dort aufwärts geht von der Gegend der heilkräftigen Geſundbrunnen bei Argeles und nun allmälig die Wälder der immer grünen Eichen und Kaſtanien, das Gebüſch der blühenden Myrten und Granaten, die Rebengelände und Gärten aus der Nachbarſchaft des Weges verſchwinden, da wird die empfängliche Seele des Wanderers in eine ganz andere Welt der Gedanken und Gefühle erhoben als im anmuthigen Campanerthale. Die Natur ſelber gebeut hier eine rnſtes Schweigen, denn ſchon bei Gavarnie wird der ſchwache Laut der ſingenden oder ſprechenden Menſchenſtimme verſchlungen in den Donner eines Lobliedes der Schöpfung, das dort bei Tag und bei Nacht die Waſſerfälle vernehmen laſſen, deren einer 1200 Fuß hoch von der gähen Felſenwand herabſtürzend den Grundton des Accordes angiebt, in welchen von allen Seiten her die andern zur Tiefe eilenden Brunnen und Bäche der Bergeshöhen einſtimmen. Nicht minder mächtig als der laute Widerhall der Waſſerſtürze ſpricht dort, in ihrer ſtummen Zeichenſprache die Geſtalt der Felſen, im majeſtätiſch ſchönen Thale von Eſtaube und weiter hinauf nach dem Fuße des Mont Perdu, zum Geiſt des Menſchen von der Allmacht des Schöpfers und von dem Grundgedanken ſeiner formgebenden, Alles ordnenden Weisheit. Es hat Reiſende gegeben, die ſich ſchwerer von dieſem wild erhabenen Urſitz der Naturſchönheiten trennten, als von dem grünenden, blühenden Paradieſe des Campanerthales.

Die nachſtehende kleine Erzählung wird uns auch in die Gegenden des Eſtaubethales und faſt bis in die Nähe des Gebirgskeſſels des Maboréſees hinanführen, aus dem die Waſſerfälle von Gavarnie ihren Urſprung nehmen. Nicht aber in Geſellſchaft eines Reiſenden, der im Campanerthale und bei Argeles die Brunnenkur brauchte, oder eines Wanderers, der dort in die Tiefen und Höhen der ſchaffenden Allmacht blicken wollte, ſondern in Geſellſchaft einer

Mutter, die da oben in der Wildniß der Felſenhöhen eine Heilung für das eigene und für fremdes Weh ſuchte, welche kein Geſundbrunnen gewähren kann; und die dort einen Blick in die Tiefen nnd Höhen eines ewigen Erbarmens gethan hat, der von noch höherer Bedeutung war, als der Blick in das Gezimmer der Urgebirge.

Es war ohngefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da kam in der Zeit des Spätherbſtes, wo die Beſuche der Reiſenden und Wallfahrer längſt ſchon ein Ende haben, in das Dörflein Heas, das an einem Wildbach im Oſten des Eſtaubethales liegt, ein fremdes Weib mit einem kleinen, etwa ſiebenjährigen Knaben. Für beide Gäſte fand ſich jetzt, wo keine andern Beſuche da waren, die das Dorf während der Sommerszeit öfters überfüllen, leicht ein gutes Unterkommen in einer der beſten Hütten des Dorfes. So viel auch die Leute in Heas an den Anblick von Fremden jeder Art und jedes Standes gewohnt waren, hatte dennoch die Frau, die jetzt bei ihnen eintrat, etwas eigenthümlich Auffallendes. Obgleich man ihr es anſehen konnte, daß ſie im Alter ſchon weit vorgerückt ſei, trug ſie dennoch ihren hoch- und kräftig gebauten Körper noch jugendlich aufrecht; in den Zügen ihres wohlgebildeten Angeſichtes wie in ihren Bewegungen ſprach ſich ein andrer, höherer Stand aus, als jener des Landvolkes im Gavethal iſt, deſſen Gewand ſie anhatte, und ſelbſt der feinere Stoff und die Ausſchmückung dieſes Gewandes, ſo wie die Freigebigkeit der fremden Frau gegen die Leute, die ihr Gepäck von Lourdes her getragen hatten, ſchienen es zu verrathen, daß ſie nicht unter dem Strohdach einer Bauernhütte geboren ſei.

Die Fremde hatte gleich bei ihrem Eintritt in die Wohnung des Gemeindevorſtandes, der zugleich Sacriſtan der benachbarten, weitberühmten Kapelle war, es erklärt, daß ſie mehrere Tage in Heas verweilen werde. Es mochte dieſes, obgleich es zur ungewöhnlichen Jahreszeit geſchah, nicht auffallen, denn wer konnte, ſo meinten die Bewohner des Dörfleins, in ganz Frankreich, ja wer konnte in allen Ländern der Chriſtenheit leben, dem nicht die wundervollen Erſcheinungen auf dem Felſenblocke bekannt wären, der hoch über den Zug der andern Felſentrümmer hervorragt, die zwiſchen dem Dorf und der Kapelle eine natürliche Mauer bilden; wer ſollte nicht gehört haben von der Geſchichte des Entſtehens dieſer Kapelle, welche zu gewiſſen Zeiten Tauſende der Pilgrime hieherzieht und die noch in neuerer Zeit Saint Amans in beredter Weiſe beſchrieben hat.

Die Witterung war für eine ſo ſpäte Zeit des Jahres noch wunderſchön und mild: nur die Scheitel der benachbarten Hochgebirge waren mit bleibendem Schnee bedeckt, unten, ſelbſt in dem hochgelegenen Thale am Wildbach von Heas, war der Boden noch grün und für die Heerden der Schafe und Ziegen bis weit hinan auf die Bergabhänge zugänglich. Auch die Fremde hatte täglich mit ihrem kleinen Knaben die Anhöhen jenſeits der Kapelle beſtiegen und hinabgeſchaut nach der Mündung des Engthales, als ob ſie von dort Jemand erwarte.

Faſt nach einer Woche kam denn auch der Erwartete. Es war ein Mann, bei allen Bewohnern des Dorfes wohl bekannt, ein Biskayer von Geburt, der früher als Soldat in der ſpaniſchen Flotte gedient hatte, der aber ſeit dem Verluſt des einen ſeiner Augen aus dem Kriegsdienſt entlaſſen war. Das Geſchäft, von welchem er ſeitdem ſich ernährt hatte, war zum Theil gar kein rühmliches, denn obgleich er nebenbei auch die Reiſenden als Führer durch alle Thäler und Schluchten, ſo wie auf alle beſteigbaren Höhen der Pyrenäen begleitete, mit einer Sicherheit und Ortskunde, worin dem einäugigen Mann kein zweiäugiger Bewohner des Landes gleichkam, betrieb er dennoch als Hauptgewerbe den Contreband- oder Schmuggelhandel, namentlich von Frankreich aus nach Spanien mit Vortheil und großer Geſchicklichkeit. Der alte Soldat ſchien ſich dabei nichts Unrechtes zu denken, denn er war immer guten Muthes und wegen ſeiner Dienſtfertigkeit und treuherzigen Zuthätigkeit bei Alt und Jung beliebt, und wenn er von den wohlbeſtandenen Gefahren ſeines Schmuggelhandels, von ſeinen Ueberliſtungen der Grenzwächter ſprach, da geſchah dieſes mit derſelben Unbefangenheit und Selbſtgefälligkeit, als wenn er von ſeinen Kriegsthaten zu Waſſer und zu Lande erzählte. Faſt ſchien es, als ob er ſeine jetzige Lebensweiſe nur als eine Fortſetzung des Soldatenſtandes in etwas anderer Form betrachte.

Bartolomão, ſo hieß der alte Soldat, war, wie ſchon erwähnt, von Jedermann im Dorfe gekannt und wurde von Allen freundlich begrüßt. Auch die fremde Frau, die ſich gleich bei ſeiner Ankunft zu dem Gedränge der Bewillkommnenden geſellt hatte, begrüßte ihn bei ſeinem Namen, obgleich ſie ihn, wie ſich bald ergab, noch niemals in ihrem Leben geſehen hatte, und auch ſie ihrerſeits ihm völlig unbekannt war. Uebrigens fand ſich, zu einer näheren vorläufigen Bekanntſchaft zwiſchen den Beiden ſchon in Heas eine gute Gelegenheit. Am andern Tag war Sonntag, dieſen beſchloß Bartolomão unter ſeinen alten Bekannten in Ruhe zu verleben, denn, ſo ſagte er, nach allen mir wohlbekannten und oft erprobten Anzeichen, wird das gute Herbſtwetter noch bis zur Vollmondszeit anhalten, ſo daß ich bei Sonnenſchein in mein Winterquartier zu Puertolas einzuziehen gedenke.

Daß dir es nur nicht, ſagte einer der Bauern, wieder ſo geht, wie im vorigen Frühjahr mit dem vornehmen Herrn aus Toulouſe, den du an alle die Plätze auf Bergen und in den Thälern führen ſollteſt, wo ſich Kupfer, Blei und Steinkohlen finden, und kamſt im Canaupaſſe in ein Stöberwetter hinein, daß du nicht wußteſt wo aus noch ein, mußteſt dich mit dem Herrn ſammt ſeinen Bedienten in ein Felſenloch hineinflüchten, wo gerade die Räuberbande ihr Nachtlager genommen hatte.

Nun, ſo ſprach Bartolomäo, was that das auch? Das Stöberwetter ließ bald wieder nach, der Ort, den du ein Loch nennſt, war mir wohlbekannt und ich ſuchte ihn freiwillig auf, um meine Herrſchaften ins Trockne zu bringen. Und was die Räuber betrifft, ſo haben uns die nicht das Mindeſte zu Leide gethan; ſie theilten mit uns ihr Fleiſch und ihr Brot; wir wärmten uns und ſchlieſen ruhig an ihrem Feuer. Als wir am andern Morgen von ihnen giengen, gab ihnen der Herr aus Toulouſe, dem es im Traum nicht einfiel, daß dieſes Räuber wären, ein anſehnliches Geſchenk und ſie entließen uns als gute Freunde, obgleich etliche der Burſchen, wie mir ſchien, mit ziemlicher Lüſternheit auf die gutgefüllte Börſe und auf die goldne Uhr ihres vornehmen Gaſtes hinblickten. Es hätte das auch nicht Jeder wagen dürfen, was ich wagte, ich aber konnte es getroſt thun, denn ich kenne den Hauptmann der Bande, den Rodriguez, der iſt, wenn man ihn näher kennt, ein Biedermann ſo gut als irgend einer bei euch in Frankreich oder bei uns in Spanien.

Ei ei, ſo ſagte der Sacriſtan, wie kannſt du einen Räuber einen Biedermann nennen?

Ich geb es zu, antwortete Bartolomäo, daß mein Lob ein wenig zu ſtark lautet. Auch muß ich ſagen, daß ich mich lieber noch heute von den Grenzſoldaten niederſchießen laſſen oder ein Bettler werden wollte, als ich ein Räuber ſein möchte. Aber ſagt mir ſelber, denn ihr könnt es wiſſen und ich weiß es noch beſſer, hat man jemals gehört, daß ſeitdem Rodriguez der Hauptmann der Bande iſt, von dieſer irgendwo eine Mordthat verübt worden ſei? Hat man jemals gehört, daß dieſe Räuber einem Bauern oder andren Wandrer, der übers Gebirge gieng, etwas genommen, oder daß ſie dem armen Landvolk, das in unſerem Gebirge wohnt, ein Schaaf, eine Ziege entwendet, oder ihm ſonſt einen Schaden gethan hätten? Im Gegentheil, was ſie brauchen, das kaufen ſie ums Geld und die alte Vincenz aus Gedre, hier in eurer Nachbarſchaft kann es euch bezeugen, wie ſorgfältig und mildthätig ſie von den Räubern gepflegt wurde, als dieſe ſie am Eingang des Pinedapaſſes durch einen Sturz vom Felſen hart beſchädigt und dem Erfrieren nahe, am Boden liegend fanden. Als die Alte nach etlichen Wochen ganz wieder hergeſtellt zu ihren Leuten kam, da konnte ſie nicht genug davon erzählen, wie gut ſie es unter den Räubern gehabt hätte; und dergleichen Fälle wüßte ich noch mehrere zu berichten. Auch könnte ich Manches davon erzählen, wie gute Mannszucht und Ordnung der Rodriguez unter ſeinen Leuten hält, die, ſeitdem er bei ihnen iſt, ich würde ſagen, ganz ehrbare und honnette Männer geworden ſind, wenn es nicht zu bekannt wäre, daß auf der Straße von Bayonne über Irun nach Villarica, ſo wie von Pau nach Saragoſſa, und man kann hinzufügen, ſelbſt auf der Straße von Perpignan nach Figueras ſchon ſo mancher Poſt- und königlicher Packwagen von ihnen beraubt worden und manches Fäßchen mit franzöſiſchem Gold oder ſpaniſchem Silber in ihre Hände gerathen iſt. Denn ſie ſind ſo geſchwind, wie das Wetter und ſo ſchlau wie die Füchſe, öfters hatten die Conducteurs ihren ganzen Poſtwagen voll ſolcher Raubgenoſſen, die ſie ihrer Kleidung und Freigebigkeit nach für ſehr vornehme Herren hielten, und während der eine und der andere der ſauberen Paſſagiere den Conducteur, den Poſtillon und den begleitenden Soldaten, an einer Station, zu der ſie bei Nacht kamen, mit dem beſten Wein tractirte, hatten etliche andere von der Geſellſchaft die Fäßchen mit Geld aus dem Gepäckraum hinausgeſchafft und andre, gleichgroße, mit Steinen gefüllte an ihre Stelle gebracht. Das läßt ſich nun freilich nicht als ehrliche Kriegsbeute betrachten.

Höre du, ſagte ein alter Bergmann, der ſeit einiger Zeit nach ſeinem Geburtsorte Heas zurückgekehrt war, dein Schmuggelhandel iſt eben auch keine ſonderlich löbliche Handthierung, darum urtheilſt du ſo glimpflich über das Gewerbe der Räuber. Uebrigens habe ich den Hauptmann der Bande, den Rodriguez ſelber geſehen, gerade damals, wo ſeine Leute vor etwa anderthalb Jahren auf der Straße von St. Jean Pied de Pont nach Pampelona den Hauptſtreich gegen den reich beladenen königlichen Silberwagen ausgeführt haben. Es war in einem Wirthshaus an der Gränze, wo er mit ſeinem Pferde anhielt und ein Glas Wein trank. Ich hielt ihn für einen ſtattlich vornehmen Officier, die alte Wirthin, meine Baſe, ſagte mir aber, wer der Herr wäre, denn in ihrem Hauſe ſprachen die Räuber manchmal zu, und waren in gutem Vernehmen mit dem Wirthe. Das muß ich ſagen, dieſen Rodriguez, wo er mir auch begegnet wäre, hätte ich nimmermehr für einen Räuber gehalten, er iſt ein ſchöner

Mann, der einem redlichen, treumeinenden Menſchen im Blick und Angeſicht gleich ſieht, ein Mann, welchem, wenn er auf dem Weg der Ehre als Oberſt oder als Hauptmann zu Felde zöge, ſeine Schaaren mit Freuden gegen die Kanonen des Feindes folgen würden.

Da haſt du, ſagte der Schmuggler, es nicht übel errathen, Rodriguez ſieht nicht nur ſo aus, wie ein guter Kriegsoberſter und Feldhauptmann, ſondern ehe er Räuber wurde, iſt er auch ein ſolcher geweſen.

Die fremde Frau hatte mit großer Aufmerkſamkeit dem Geſpräch zugehört. Dennoch ſchien es, als wolle ſie demſelben, weil es ihr vielleicht zu lang geworden, eine andere Wendung geben, ſie fragte den Bartolomäo nach dem Ziel ſeiner Reiſe: nach Puertolas, was für ein Ort und wie weit derſelbe von Heas entfernt ſei, ſchien jedoch auf ſeine Antworten nicht ſehr zu achten, denn man konnte es ihr deutlich anmerken, daß ihre Gedanken wo anders waren, als in Puertolas und auf dem Wege nach dem Bielſathale.

Anders war dieſes am darauf folgenden Tage. Sie ließ den Schmuggler erſuchen, zu ihr in die Hütte des Sacriſtans zu kommen. Hier fragte ſie ihn genau und hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſeine Antworten an, über den Weg, den er nach dem Bielſathale zu nehmen gedenke. Sie ſchien ſehr wohl unterrichtet, ſie kannte dem Namen und der Beſchreibung nach jedes Engthal, jede Felſenparthie im Paß von la Canau, ſo wie im Port vieux und durch den Pineda-Paß, ſie wußte von all' den Schwierigkeiten, welche es auf dem Weg durch ein oder das andere dieſer benachbarten Querthäler der Pyrenäen zu überwinden gebe, davon man zwei immer nur zu Fuß, den dritten nur zuweilen auf Maulthieren oder Saumroſſen paſſiren kann. Am angelegentlichſten erkundigte ſie ſich nach einer Hochwand des Gebirges, über welche der eine jener Wege führt, und auf welchem eine vielbeſuchte, in den beiden Gränzgegenden von Frankreich und Spanien hochberühmte, uralte Kapelle ſtand. Sie fragte, ob der Weg, den Bartolomão zu nehmen gedenke, nahe oder ob er ferne an dieſer Gegend vorüberführe und hörte mit ſichtlichem Vergnügen, daß der Schmuggler ganz nahe an dem Ort vorbeikomme, und daß er ſelber dort, nach überſtandner Gefahr und Beſchwerde des Gebirgsſteigens ſeine Andacht zu verrichten und dann in dem benachbarten Einkehrhauſe ſich zu erquicken pflegte.

Ich habe, ſo ſchloß ſie ihre Erkundigungen, ſchon ehe ich hieher kam, von euch und von euren Gebirgsreiſen gehört. In Pau erfuhr ich, daß Ihr noch in dieſem Monat den Heimweg von Heas nach Bielſa machen würdet. Ich reiſte deshalb hieher, um Euch zu erwarten und mich als Reiſegefährtin an Euch anzuſchließen. Denn ein Grund, der mir heilig iſt, treibt mich noch jetzt, ſo ungünſtig die Jahreszeit für eine ſolche Gebirgsreiſe erſcheinen mag, nach der Gegend hin, wo die Kapelle liegt, die ich euch nannte und die, wie ich merkte, Ihr ſo gut kennt.

Der Schmuggler machte große Augen, als er vernahm, daß eine Frau, noch dazu in Begleitung eines Kindes, ſich mit ihm auf die Gebirgsreiſe wagen wolle, die ſelbſt für ſeine ſo wohlgeübten Kräfte eine ſchwere war. Ihr mögt freilich wohl, ſo ſprach er, von unſern Gebirgspäſſen gehört oder geleſen haben; daß Ihr aber jemals einen betreten habt, daran zweifle ich, eurem ganzen Ausſehen nach. Ich kann Euch nur ſagen, daß wir in der jetzigen Jahreszeit einen ganzen Tag von früh an bis Nachmittags bergauf und bergab zu ſteigen haben, ehe wir an einen Ort kommen, wo es einen Biſſen Brodes giebt. Der Weg geht nicht etwa ſo leicht fort, wie von Lourdes aus bis hier herauf im Gavethale, ſondern bald über rolliges Geſtein, bald über Eis und Schnee, und wenn uns ein Nebel überfällt und wir ſind gerade an einer bedenklichen Stelle, da müſſen wir Halt machen, es mag lang oder kurz dauern, bis der Nebel vergeht. Aber wenn auch Ihr mit mir fortkämet, was ſoll mit Eurem Kleinen werden? Der Weg, den ich gehe, iſt kaum im höchſten Sommer, jetzt aber gar nicht mehr für Laſtthiere paſſirbar, denn wir müſſen bald rechts bald links mit Hand und Fuß an den Felſenſtücken, die noch über den Schnee herausſchauen uns vorbeiarbeiten; ich habe mein Gepäck zu tragen, Ihr habt mit euch ſelbſt genug zu thun, wie ſoll da dieſes Kind ſich forthelfen, das wohl ſchon nach wenig Stunden nicht mehr aufrecht ſtehen könnte.

Da laßt euch unbeſorgt, ſagte die Fremde. Auf einige hundert Franken kommt es mir bei dieſer Sache nicht an. Für meinen Kleinen werden ſich ſtarke, im Gebirgsſteigen geübte Träger finden und ich für meinen Theil fühle mich kräftig genug, Euch zu folgen. Was aber das Einfallen eines Nebels betrifft, ſo vertraue ich feſt, Gott wird uns davor behüten.

Die Frau hatte ſchon während ihres kurzen Aufenthaltes in Heas durch die That es kund gegeben, daß ſie zur Freigebigkeit nicht nur den guten Willen, ſondern auch die reichlichen Mittel habe, dieſes, und zugleich ihr ganzes Weſen und Benehmen, das Allen, die ſie ſahen, eine gewiſſe Achtung gebot, machte den alten Schmuggler willig und bereit, ſich nach rüſtigen Trägern für den Knaben, um guten Lohn umzuſehen und das Führergeſchäft auf den nächſten Tag zu übernehmen.

Noch ehe die Sonne aufging, war die Fremde, zum Antritt der Wanderung bereit, vor der Hütte des Bartolomäo. Dieſer, der alte Gebirgsbeſteiger, hatte ſich in der Vorausſage der Witterung nicht geirrt; der Himmel war ſo klar, die Luft ſo mild, daß man ſich konnte aus der Mitte des Novembers, in welchen man jetzt lebte, in die erſten Tage des Octobers verſetzt glauben. Bald war die kleine Reiſegeſellſchaft beiſammen; außer den Trägern des Kleinen, mit ihrem kunſtlos und doch dauerhaft zuſammengefügten Tragſtuhl auch noch ein ſtarker Mann aus dem Dorfe, der nöthigenfalls der Fremden zur Stütze dienen konnte; Alle mit Alpenſtöcken verſehen, deren eiſerne Spitze, ſo wie die Steigeiſen für die Schuhe, die man bei ſich trug, zur Sicherheit des Schrittes bei dem Uebergang über das Gletſchereis dienen konnten.

Der Knabe wollte Nichts von den Trägern und von ihrem Trageſtuhle wiſſen, „Großmutter,“ ſo ſprach er, „ich bleibe bei dir“ — und die Beiden gingen Hand in Hand hinter Bartolomäo her.

Für ein Gemüth, das bei innerer Friedenszeit dieſen Weg gemacht hätte, wären die Morgenſtunden der heutigen Gebirgsreiſe unbeſchreiblich genußreiche geweſen. Der Steig, der aus dem Gehäuſe der Felſentrümmer bei Heas nach Süden hinanführt, zieht ſich anfangs eine lange Strecke und nur mäßig anſteigend an den Weideplätzen der Schafheerden und zum Theil über Alpenwieſen hin, welche damals noch frei von Schnee waren. Die Morgenſonne ruhete mit ihren vollen Strahlen auf dem Schnee der Hochgebirgszinnen, aus deſſen lockerem Gewand das Blau der Gletſcher hervorſchimmerte. Je höher man ſtieg, deſto feierlich ernſter wurde das Schweigen der Natur; kein Laut der Vögel oder Murmelthiere wurde gehört, denn jene waren ſchon längſt aus dem kahlen Gebüſch der Höhen hinweggezogen, dieſe hatten ſich auf ihr Winterlager in der Tiefe des Bodens begeben; es herrſchte hier die gedankenvolle Stille der uranfänglichen Schöpfungstage.

Nicht viel länger als eine Stunde war man gegangen, da wurde das Anſteigen beſchwerlicher. Der Weg führte jetzt bald auf- bald abwärts am Abhang des Felſens ſich hinwindend bei dem Rande des Gletſchers vorüber, dann über die breite Eisdecke desſelben nach der Region des Alpenſchnees. — „Großmutter,“ ſo fragte der Knabe, kehren wir noch nicht wieder um nach dem Dorfe und gehen wir nicht wieder heim zu meiner Mutter?“ — „Ich habe dir ja geſagt,“ antwortete tröſtend die Frau, „daß wir dort oben, wo der Schnee ſo ſchön glänzt, etwas holen müſſen, was deine kranke Mutter wieder geſund und fröhlich macht, daß ſie nicht mehr ſo viel weinen wird. Sei nur getroſt und ſtill mein liebes Kind, wie die ſtarken, guten Helden, von denen du ſo gern erzählen hörſt und mich ſo oft verſichert haſt, du wollteſt auch ſo einer werden.“ — Der Kleine unterdrückte das Weinen, das ihm ſehr nahe war und ließ ſich, müde wie er ſich fühlte, gern bewegen, in eine wärmende Decke gehüllt, ſich auf den Tragſtuhl zu ſetzen. Die alte Mutter dagegen wollte die Unterſtützung ihres Armes von keinem der Führer annehmen. Sie ging auf der feſten Schneerinde, die das Gletſchereis überzog, ſorglich neben dem Tragſeſſel her, und ſprach ihrem kleinen Liebling tröſtende Worte zu; ſpäter aber neben Bartolomäo den Trägern voran, um, mit ihrem Alpenſtock genau forſchend, die Sicherheit der Schneedecke zu prüfen, unter der ſich vielleicht eine Spalte des Eiſes öffnen konnte.

Seid unbeſorgt, redete der alte Schmuggler ihr zu, ich kenne ſchon ſelber die Stellen, wo der Gletſcher gähnt, und weiß, wie man ihnen mit Sicherheit ausweichen kann und hier werden wir bald zu einer Stelle kommen, wo ſich auf der freien Felſenplatte ein Ausruheort findet. Dort mögen, im Schutze der Bergwand, unſre Burſche mit dem Holz, das ſie bei ſich tragen, ein Feuer anmachen und für euch und euren Kleinen Etwas zur Erquickung bereiten.

Der Ruheort war erreicht; er hatte zu ſeinem Zweck die günſtigſte Lage, denn nach einer Seite war er von einem Halbkreis der Felſen umgeben, die jeden Luftzug ausſchloßen, nach der andern war er gegen Mittag hin den Strahlen der Sonne geöffnet, die ſelbſt im Spätherbſt hier noch kräftig genug waren, um eine milde Wärme zu verbreiten. Die Fremde hatte geſtern es zufällig erfahren, daß der alte Führer ein Biskayer von Geburt und daß ſeine Mutterſprache die Baskiſche ſei; in dieſer, zu ſeiner Verwunderung und Freude redete ſie ihn an. Sie fragte ihn zuerſt über den Ort, wo er zu Hauſe ſei und zeigte dabei eine Bekanntſchaft mit ſeinem Vaterland und eine Vorliebe für daſſelbe, wobei dem Alten in der Erinnerung an ſeine Jugend das Herz ganz warm wurde. Ihr ſeyd wohl gar, fragte er, eine Biskayerin? — Das wohl nicht, antwortete ſie, doch lebten dort die Verwandten meiner Mutter, bei denen ich in meiner Kindheit einige Jahre zubrachte. — Seht, ſo nahm der Alte wieder in ſeiner gewöhnlichen Geſprächigkeit das Wort: das iſt auch mit ein Grund, weßhalb ich den Räuberhauptmann Rodriguez, von welchem ich geſtern ſprach, ſo gern leiden mag, der ſpricht auch meine Mutterſprache, wie ein geborener Baske. — — Ei, ſagt mir doch, unterbrach ihn die

Fremde, denn der Mann, nach Dem, was Ihr von ihm erzählt habt, intereſſirt mich, ſeit wie lange iſt dieſer Rodriguez unter den Räubern? — Das ſind nun, antwortete der Alte, gerade um jetzige Zeit drei Jahre. Er kam damals in ziemlich vornehmer Kleidung, bewaffnet und mit Geld verſehen zu der Bande, die in einem ihrer geſicherten Winterquartiere lag. Die Männer hatten ſich keines ſolchen Beſuches erwartet; ſie griffen nach ihren Flinten und Säbeln, er aber gebot ihnen Ruhe, theilte ſein Geld freiwillig unter ſie aus und erklärte ihnen, daß er, unter gewiſſen Bedingungen bei ihnen bleiben und ihr Gehülfe ſein wolle. Die Bedingungen waren die Enthaltung von Blutvergießen und von Gewaltthätigkeiten gegen das arme Landvolk, deren ſie ſich vorher öfters hatten zu Schulden kommen laſſen, und einige andere Forderungen dieſer Art; die Leute gingen gern auf alle ſeine Bedingungen ein; ſie waren meiſt verabſchiedete Soldaten, die man in den damaligen Zerwürfniſſen des Landes ohne Brod und ohne Hoffnung zu einem weitern Dienſt bei der herrſchenden Partei hatte laufen laſſen: ſie erriethen in ihrem Gaſte den geweſenen Offizier, ſie wählten ihn zu ihrem Hauptmann.

Ich bemerke, ſagte die Fremde, und weiß es ſchon aus Eurer geſtrigen Erzählung, daß Ihr mit allen Schlupfwinkeln und Aufenthaltsorten der Räuber ſehr bekannt ſeyd, und erſuche Euch deshalb mir Auskunft über ein Gerücht zu geben, das ich ſchon vor etlichen Wochen hörte. Ich habe Euch geſagt, wohin meine Reiſe gehen ſoll. Dort, in dem Hauſe, welches in der Nähe der Kapelle ſteht, werde ich mich mehrere Tage, ja vielleicht mehrere Wochen aufhalten. Man hat mir aber geſagt, daß nicht weit von dieſem Hauſe ein Verſteck ſei, in welchem die Räuder öfters während des Winters hauſen. Iſt dieſes wirklich ſo und werde ich dort mit Sicherheit bleiben können?

Obgleich die Frau dieſe Frage nur mit halblauter Stimme geſprochen hatte, ſahe dennoch der alte Schmuggler ſich ſehr bedenklich darnach um, ob nicht vielleicht einer der Begleiter in der Nähe ſei. Es iſt gut, ſagte er leiſe, daß die Leute alle mit der Unterhaltung des Feuers und mit der Bereitung Eurer und ihrer Mittagskoſt beſchäftigt ſind, denn wer weiß, ob nicht einer oder der andere davon das Baskiſche verſteht, Euch aber darf ichs ſagen, denn ich weiß, Ihr und euer Kleiner, der ſo ſanft in eurem Schooße ſchläft, werdet die Sache nicht verrathen. Es iſt wirklich ſo: gar nicht weit von dem Hauſe, wo Ihr eure Herberge nehmen wollt, haben jetzt die Räuber ihr Winterquartier. Allerdings kommen ſie von dort aus ſehr oft in die Herberge, an welcher jetzt im Winter außer mir kein Saumrößler und kein Fußgänger vorbeikommt, weil der Paß nach der ſpaniſchen Seite hin von Schnee und Eis in ſehr bedenklicher Weiſe geſperrt iſt, doch könnt ihr darüber ganz ohne Sorgen ſein. Auf mein Wort: es wird euch Keiner auch nur durch eine böſe Miene beleidigen, ſo bald ihr beide nur einmal von den Wirthsleuten als Gäſte aufgenommen ſeid. Und daß dieſes geſchehe, dafür laßt mich ſorgen, denn ohne dies möchte es ſchwer halten euch auf länger als etwa eine Stunde, kaum aber auf eine Nacht in der Herberge unterzubringen, weil die Leute in der Zeit, wo es in ihrer Nachbarſchaft ſo lebhaft hergeht, ſchlechterdings keine Fremden bei ſich aufnehmen.

Die Mittagskoſt war bereitet, der Kleine war vom Schlaf erwacht, die Andern ſetzten ſich truppweiſe zur Mahlzeit nieder. Nur Bartolomäo, der Einladung folgend, aß als Gaſt mit der Fremden und ihrem Enkel von den Speiſen, welche ſie mitgebracht hatte, und trank von ihrem Weine. Man gönnte ſich nicht länger Ruhe, als nöthig war, denn, ſo ſagte der alte Schmuggler, wenn die Leute aus Heas noch heute in ihr Dorf zurück wollen, und ſie müſſen das, weil ſie auf dem ganzen Wege bis nach Bielſa kein Nachtlager fänden, dann dürfen wir ſie bald entlaſſen. Auch ich, bis zu meinem Obdach für die Nacht habe noch einen weiten Weg und noch dazu einen ſolchen, zu dem ich das Tageslicht gebrauche und welchen außer mir, bei jetziger Jahreszeit wohl kein Anderer fände.

Man ſetzte ſich wieder in Bewegung; der Weg war hier etwas gangbarer geworden, der Kleine mochte nicht mehr in ſeinem Tragſeſſel bleiben, ſondern wieder Hand in Hand mit der Großmutter gehen. — Er thut wohl daran, ſagte Bartolomão, denn von hier an wird er die Strecke Weges bis zur Kapelle ganz gut zu Fuße machen und wir können jetzt unſere Begleiter entlaſſen, weil wir ihrer nicht mehr ſo nöthig haben; Euer weniges Gepäck kann ich nun, wo der Weg gerade noch nicht ſehr ſteil bergunter geht, recht gut mit dem meinigen fortbringen. Die Fremde befolgte die Weiſung des Führers, ſie lohnte die Träger und den Starken, der ſie hatte führen ſollen, reichlich ab, Alle kehrten, fröhlich dankend nach ihrem Dorfe um; die drei aber, im Anblick des erhabenen Montperdü, des Königshauptes der Pyrenäenkette, ſetzten ſchweigend ihren Weg nach Süden fort.

Schon in einer frühen Nachmittagsſtunde erreichten ſie die Kapelle, dahin im Sommer die Züge vieler Wallfahrer aus Spanien und Frankreich kommen, und nach verrichteter Andacht traten ſie in die benachbarte Herberge ein. Die Wirthin war allein; ſie empfing den Schmuggler als einen alten Bekannten, richtete aber zugleich ſehr bedenkliche und argwöhniſche Blicke auf ſeine beiden Begleiter. Ich weiß, ſagte Bartolomäo, daß Ihr in jetziger Zeit Niemand beherbergen könnt, werde deshalb nur ein Glas Wein bei euch trinken und dann weiter gehen, aber hier für dieſe brave Frau und ihren Enkel muß ich euch ſchon auf etliche Tage um ein Unterkommen bitten. — „Auf etliche Tage?“ ſo rief das Weib mit einem Tone, der das Aufwallen des Zornes verrieth, „wo denkt Ihr hin? ich zweiſle ſehr, daß mein Mann, wenn er nach Hauſe kommt, dieſe Leute nur auf eine einzige Nacht unter unſerm Dache duldet. Denn was haben Die jetzt im Winter hier oben bei uns im Gebirge zu ſuchen?“

Die Fremde, um dem Anhören des ihr widerwärtigen Gezänkes zu entgehen, war mit ihrem Enkel hinausgetreten vor die Thüre der Hütte; der alte Schmuggler führte indeß ihre Angelegenheit in kräftiger Weiſe weiter. Was Euren Mann betrifft, ſprach er, ſo werde ich mit dieſem über die Sache reden, denn ich weiß, wo ich ihn zu ſuchen habe. Mit der Frau aber, die ich euch hier bringe, hat es eine eigene Bewandtniß. Dieſe iſt, das glaubt mir, nicht von ſo gemeinem Stand und Herkommen als ich und Ihr. Sie iſt auch keine Reiſende mit leeren Taſchen. Das könnten euch in Heas alle Leute ſagen, die mit ihr zu thun hatten, am meiſten Die, welche uns heute übers Gebirg geführt haben. Ich ſelber auch; denn ſie hat mir ſchon vorläufig, als Angeld auf meine Bemühung, ſie hieher zu begleiten, mehr Geld geſchenkt, als meine ganzen diesmaligen Schmugglerwaaren werth ſind und die Hauptſache wird erſt noch nachkommen, wenn ich mich jetzt von ihr verabſchiede. Von einer ſolchen Frau, die mit einem Kinde zu euch herkommt, dürft Ihr ſchon im Voraus verſichert ſein, daß ſie hier bei euch kein Spiongeſchäft und keine Verrätherei betreiben will. — Uebrigens kann ich auch noch weitere Auskunft geben über das, was ſie hierher zu Eurer Kapelle geführt hat. Schon in Heas mag ſie ſich, meine ich, nicht um etwas Neues zu ſehen, faſt eine Woche lang aufgehalten haben. Der Sacriſtan, bei dem ſie dort wohnte, ſagte mir über ſie: es ſei ein betrübtes, tief bekümmertes Weib und er habe aus ihrem Munde vernommen, daß ſie um der Rettung eines einzigen Kindes willen die ſchwere Reiſe hieher zu eurer Kapelle machen wolle. Wahrſcheinlich hat ſie, während der todtgefährlichen Krankheit eines Kindes ein Gelübde gethan nach der Kirche zu Heas und dann hieher zu wallfahrten, denn um der ſchönen Ausſicht und der geſunden Luft wegen wird in der jetzigen Jahreszeit wahrhaftig keine ſolche Frau, die ihren Mitteln nach eben ſo leicht nach Paris hätte reiſen können, zu Euch hierher kommen, wo die Stürme mit den Wölfen um die Wette heulen und die Schneeflocken wolkenweiſe darniederfallen. Darum behaltet die Fremde mit ihrem Enkel in Gottes Namen bei Euch, ſo lange ſie nur bleiben mag.

Die Wirthin ſchien durch dieſe Reden des Bartolomäo ganz beruhigt, ſie verſprach, wenn ihr Mann es zufrieden ſei, die beiden Gäſte bei ſich zu behalten und nach Kräften ſie zu verſorgen und zu verpflegen. Der Alte rief die Beiden wieder herein in das Zimmer, ſagte ihnen, ſie könnten hier ruhig bleiben, denn mit dem Wirth werde er noch reden. Er empfing dann ſeinen Lohn für die treue Führung und Vorſorge, winkte der Wirthin noch mit fröhlich bedeutender Miene zu und entfernte ſich mit vielen, ſehr beredten Dankſagungen. Die Wirthin unterhielt ſich jetzt auch ganz freundlich mit ihren Gäſten und der Wirth, der nach einiger Zeit hereintrat, begrüßte die Fremde mit einer Höflichkeit, die mit ſeinem wilden Ausſehen in ſeltſamem Contraſt zu ſtehen ſchien. Er befahl ſeiner Frau, die beſte Kammer ſeines Hauſes für die Gäſte einzurichten, das Camin derſelben zu heizen und für ihre Bewirthung zu ſorgen. Wahrſcheinlich hatte der Schmuggler nicht mit ihm allein, ſondern auch mit jenen Nachbarn des Wirthshauſes, auf deren Genehmigung Alles ankam, über die Aufnahme der Fremden geſprochen. Denn von jetzt an waren alle Hände der Hausleute zu ihrem Dienſte bereit; das Zimmer, ſo gut man es eben hier erwarten durfte, war in Ordnung gebracht, die Fremde, ſie ſelber von der Anſtrengung des Gebirgsſteigens ermüdet, mit ihrem müden Enkel, begab ſich nach dem Genuß eines mäßigen Abendbrodes zur Ruhe.

Freilich war die Ruhe, welche die Großmutter in ihrer einſamen Kammer ſuchte und fand, nicht von derſelben Art, wie die ihres kleinen Enkels, der, ſobald er nach dem andächtigen Herſagen ſeines kindlichen Abendgebetes ins Bett gebracht war, in einen feſten, ſüßen Schlaf verſank, aus dem er erſt ſpät am andern Morgen erwachte. Der Sacriſtan in Heas, ihr geweſener Wirth, hatte recht geſagt, wenn er die Fremde ein betrübtes, tief bekümmertes Weib nannte. Auf ihr laſtete eine Sorge, welche für das Herz einer Mutter die ſchwerſte von allen iſt: die Sorge nicht um das leibliche Leben ihres einzigen Kindes und ſeiner Geſundheit, ſondern um das in großer Gefahr ſchwebende Leben und Heil ſeiner Seele. Sie hatte mit dieſer Reiſe in die Wildniß des Pyrenäiſchen Hochgebirges ein ſchweres Werk auf ſich genommen, von deſſen Gelingen die Ruhe ihres Lebens, das Glück ihres ganzen Hauſes abhing: ſie wollte eine Menſchenſeele retten, die allem Anſcheine nach am Abgrund jenes Verderbens ſchwebte, deſſen Jammer nicht mit der Todtenklage am Sarge des Leichnams endigt. Hiezu bedurfte es anderer Kräfte, als die ſind, welche die Natur allein einem durch viele Leiden gebeugten, faſt ſiebenzigjährigen Weibe darbieten kann. Sie wußte dieſes, kannte aber zugleich auch den Quell, aus welchem dieſe Kräfte genommen werden können. Darum ſprach ſie, ſobald ſie hier in der Kammer von keinem Menſchenauge geſehen, von keinem Menſchenohre gehört wurde, unter vielen Thränen alle ſchweren Sorgen ihres Mutterherzens vor Dem aus, deſſen Auge ins Verborgene ſiehet, deſſen Ohr auch die lautloſe Sprache eines tief bewegten Gemüthes vernimmt. Nur wenig Stunden der Nacht hatte ſie in einem leichten Schlummer zugebracht, die andern alle im Gebet; und als der Tag anbrach, der für ihr ganzes Lebensglück ein ſo hochwichtiger, entſcheidender ſein ſollte, da fühlte ſie ſich ſo freudig und ſo geiſtig geſtärkt, wie noch niemals vorher in ihrem Leben.

Es wird wohl kaum nöthig ſein, den Leſern zu ſagen, was ſie ſchon längſt ſelber erriethen, daß nämlich der verlorne Sohn, deſſen Rettung und Heil die treue Mutter ſuchte, kein anderer war, als der ſchon oft genannte Räuberhauptmann Rodriguez. Dieſer ſpäter angenommene ſpaniſche Name war eben ſo wenig ſein wahrer Vor- und Familienname, als ſein jetziger Stand auch nur ein entferntes Schattenbild des Standes war, dem er durch ſeine Geburt angehörte. Der fälſchlich ſogenannte Rodriguez ſtammte aus einer altberühmten, hochadeligen Familie im ſüdweſtlichen Frankreich, hatte ſeine Erziehung in Paris erhalten und war ſchon frühe im Militärdienſt, den er zu ſeinem Lebensberuf gewählt hatte, zu einer hohen Stellung gelangt. Als junger, von Allen die ihn kannten, hochgeachteter Officier, ſtand er zu Bayonne unter dem Befehl eines Commandanten, der ſich zwar nicht auf dem Weg der Ehre, ſondern vielmehr der Schande einer ſehr hohen Abkunft rühmen konnte. Dieſer Menſch, auf ſeine Begünſtigung vom Königshofe ſich ſtützend, benahm ſich mit dem Hochmuth eines mißrathenen Prinzen gegen alle ſeine Untergebenen, erlaubte ſich Gewaltthätigkeiten, Unterſchleife und Veruntreuungen an den ihm anvertrauten Staatsmitteln, gab ſich dabei ſo ſchändlichen Ausſchweifungen hin, daß er bald ein Gegenſtand der allgemeinen Verachtung wurde. Viele, am meiſten aber die ihm im Dienſt nahe ſtehenden Officiere, wußten von den Betrügereien des ehrloſen Mannes, hätte man aber auch, wie ſchon verſucht worden war, bei Hofe über ihn klagen wollen, ſo würde man taube Ohren gefunden haben. Rodriguez, — ſo wollen wir ihn noch fortwährend in unſerm Bericht nennen — hatte mehr denn alle andre ſeiner Standesgenoſſen mit dem Commandanten zu thun, namentlich auch in Beziehung auf die Verwendung der Kaſſengelder für die Bedürfniſſe des Militärs und des Feſtungsbaues. Ihm konnten die ehrloſen Ränke des Mannes nicht verborgen bleiben, obgleich ein Theil der niedren Kaſſenbeamten und Rechnungsführer, vom Commandanten angeſtellt, erkaufte Creaturen deſſelben waren, die Alles thaten, was zur Verheimlichung der Betrügereien dienen konnte. Rodriguez, nach ſeiner ehrenhaften Geſinnung mochte, wo es Gelegenheit dazu gab, ſeinen ganz entſchiedenen Abſcheu gegen die groben Unredlichkeiten, die man ſich faſt unter ſeinen Augen erlaubte, nicht verbergen, er ſprach denſelben öfters in ſehr ſtarken Worten gegen den Commandanten aus. Dieſer begegnete ſeinen Aeußerungen mit der Frechheit eines Lügners und Betrügers, der in ſeiner unantaſtbar höheren Stellung keinem ſeiner Untergebenen zu einer Verantwortung verpflichtet iſt. Bei jeder Gelegenheit ließ er jedoch den edlen Rodriguez ſeinen Haß in allerhand bittern Kränkungen fühlen. Dieſer ertrug Vieles in ſtiller Verachtung dieſes Menſchen, deſſen Urtheil ihm ſehr gleichgültig war, als aber einſt der Commandant ihn, den redlichen Mann, in Gegenwart einiger anderer Officiere einer jener Unredlichkeiten beſchuldigen wollte, die er ſelber täglich, nach größeſtem Maßſtab beging, da konnte Rodriguez ſich nicht länger halten, er nannte den Commandanten mit einem Namen, den er längſt verdient hatte; dieſer zog den Degen und drang auf ihn ein. Rodriguez, ſchneller und waffengeübter, als der elende Schwächling, kam ihm zuvor; der Angreifer rannte ſich ſelber in ſeines Gegners Schwert und fiel ſchwer verwundet zu Boden. Keiner der anweſenden Officiere, keiner der am Saale wachthaltenden Soldaten legte ſeine Hand an den allgemein geachteten Rodriguez, um ihn zu halten; er entfloh ungehemmt, verſorgte ſich bei einem außer der Stadt wohnenden Verwandten mit Geld und begab ſich auf ein ſpaniſches Schiff, das ſo eben die Segel ſpannte, um nach Cuba abzufahren. Seiner Mutter, ſeiner dem Schrecken faſt unterliegenden, zärtlichen Gemahlin theilte er noch in wenigen Zeilen die Abſicht und das verläufige Ziel ſeiner Flucht mit. Es war dies die einzige Nachricht, welche ſie faſt drei Jahre lang von ihm empfangen hatten, bis vor wenig Wochen die Kunde in ſein verwaiſtes Haus, und zunächſt zum Ohr der Mutter kam, daß ein Soldat, der unter ihm gedient hatte, ihn geſehen und erkannt habe als den Hauptmann einer Guerilla, oder richtiger geſagt, einer Räuberbande, die in den Pyrenäen, meiſt zwiſchen Heas und dem Bielſathale ihr Weſen trieb. Die alte Mutter hatte ſeitdem keine Ruhe gefunden, bis der Entſchluß in ihr gereiſt war, dem einzigen, verlornen Sohn in Begleitung ihres Enkels, ſeines Lieblings, auf ſeinem Irrwege nachzugehen und ihn in Kraft der treuen Mutterliebe wieder zur Bahn der Ehre und in die Arme der Seinen zurückzuführen.

Hier war ſie nun, und es galt jetzt, im Vertrauen auf Gottes Beiſtand, das große Werk zu verſuchen. Der kleine Charles war aufgeſtanden, hatte ſein Frühſtück genoſſen, an ſeiner Hand trat ſie herunter in die Wirthsſtube.

Sie fand die Wirthin wieder, wie geſtern allein. Ich hörte, ſo ſprach ſie, heute Nacht viele Männerſtimmen in Eurem Hauſe, was waren das für Gäſte?

Es waren Soldaten, antwortete die Wirthin, die hier an der Gränze einen Winterpoſten beſetzt halten, ſie kommen faſt jeden Abend in unſer Haus.

Wer iſt, ſo fragte die Fremde weiter, der ſtattliche, große Mann, der ſo eben hier in der Nähe des Hauſes vorübergieng, und jetzt nach dem Hügel der Kapelle ſich hinwendet?

Das iſt, ſo antwortete die Wirthin, der Hauptmann der Truppe. Ein gar braver, frommer Herr, der jeden Morgen nach der Kapelle hinaufgeht, um dort ſeine Andacht zu verrichten.

Die Fremde hatte bereits auf den erſten Blick in dem vorübergehenden Manne ihren Sohn vermuthet, jetzt wo ſie ihrer Sache gewiß geworden, war auch ihr Entſchluß ſchnell gefaßt. Sie ließ den Enkel auf einige Minuten bei der Wirthin und eilte in ihr Zimmer hinauf. Hier noch einmal, auf ihren Knieen, flehete ſie Gott um Seinen nahen Beiſtand, um das volle Gelingen ihres heutigen Bemühens zur Rettung ihres Sohnes an und ein inneres Gefühl der Tröſtung und der Ruhe ſagte ihr die Erhörung ihres Gebetes zu. Sie nahm hierauf jenen Brief zu ſich, den ihr die Gemahlin ihres Sohnes, ihre geliebte Schwiegertochter, welche daheim vor Kummer krank lag, an ihren heiß und ſchmerzlich Geliebten mitgegeben hatte. Der Kleine, der keinen Augenblick ohne die Großmutter bleiben mochte, kam ihr ſchon entgegen; ſie nahm ſogleich, an ſeiner Hand, den Weg nach der Kapelle, auf welchem der Hauptmann vor ihnen hergieng. — „Siehe da, ſagte ſie zu ihrem Enkel, dieſen großen, ſchönen Mann, der vor uns herſchreitet. Er ſieht gerade aus wie dein Papa, der dich ſo oft auf ſeinen Armen getragen hat. Wenn er dort in die Kapelle hineingeht, da gehe du ihm nach und gieb ihm hier dieſen Brief deiner lieben Mutter. Ich bleibe indeß außen ſtehen und warte auf dich.

Der Knabe trat hinein in die Kapelle und ſtellte ſich in kindlicher Unbefangenheit neben den Betenden hin, dem er unverwandt in ſein Angeſicht ſchaute. Dieſer wurde aufmerkſam. — Wer biſt du? fragte er den Kleinen, wie heißeſt du? Ich heiße, ſagte das Kind, Charles, wie mein Papa, dem du gleichſieheſt und hier iſt der Brief von meiner Mutter, den ich dir bringen ſoll.

Der Vater erkannte augenblicklich ſein Kind, er erkannte die Züge der theuren Handſchrift auf dem Briefe, nahm dieſen zitternd vor Freude, konnte ihn aber vor Thränen nicht leſen, ſondern beugte ſich auf den Knaben nieder, den er in tiefer Bewegung an ſein Herz drückte. — Aber wie kommſt du hieher, mein Charles, wer hat dich gebracht? — Die Großmutter, antwortete der Knabe, und in demſelben Augenblick trat dieſe herein und warf ſich dem Sohn in die Arme, Thränen weinend, die eben ſo ſehr Thränen des Schmerzes als der Freude waren.

Mein Sohn, ſo rief ſie, wie kommſt Du hierher? wie biſt Du, ich kann es kaum ausſprechen, unter die Räuber gerathen? Wir vermutheten Dich deinem Briefe nach in Cuba oder in Neuſpanien; faſt drei Jahre lang bemühten wir uns aber vergeblich, von dort aus etwas von Dir und von Deinem Aufenthaltsort zu erfahren.

Mutter, ſo antwortete der Sohn, dies will ich kurz ſagen. Das Segelſchiff, das, wie Ihr wißt, nach Cuba beſtimmt war, und auf welches ich mich geflüchtet hatte, wurde durch Windſtille in ſeinem Laufe gehemmt und zuletzt durch einen Sturm an die ſpaniſche Küſte geworfen. In einem Boote entkam ich mit der andern Schiffsmannſchaft bei Corunna ans Land. Hier ſuchte ich ſogleich einen Landsmann, einen Bekannten unſres Hauſes auf und das Erſte, was ich von ihm erfuhr, war die Nachricht, daß man auch in Spanien, den mächtigen Einfluß der franzöſiſchen Regierung fürchtend, mich durch Steckbriefe verfolge und daß ich, namentlich hier in Corunna, wo ſo eben mehrere franzöſiſche Kriegsſchiffe im Hafen lagen, keinen Augenblick vor der Gefahr der Auslieferung an meine Feinde ſicher ſei. Ich wußte kein anderes Mittel, mich vor dem ſchmachvollen Tod durch Henkershand zu retten, als die Flucht hieher zu den Leuten, denen es eben ſo anliegen mußte als mir, der Hand der Häſcher zu entgehen.

Mein armer Sohn, ſagte die Mutter, Du wußteſt und erfuhrſt alſo nicht, wie bald ſich nach Deiner Flucht Alles, was Dein Schickſal betraf, ſo ganz geändert hatte.

Dein erbitterter Feind, der Commandant, war durch Deine Hand nicht getödtet, ſondern nur ſchwer verwundet. Er genaß nach einiger Zeit, wendete freilich, unterſtützt durch die Sympathien, die man bei Hofe gegen ihn fühlte, alle Mittel an, Dich in ſeine Gewalt zu bekommen, um dann blutige Rache an Dir zu nehmen. Aber die Zeit ſeiner Macht war zu Ende, denn wenige Monate nachher, bei der Veränderung, welche die nächſten Umgebungen des Thrones betraf, verwandelte ſich die unverdiente Gunſt, die er früher genoſſen, in Ungnade, ſeine Verbrechen wurden erkannt; er hat vor Kurzem ſein Leben als Gefangener auf einer Feſtung geendet. Du aber mein geliebter Sohn, kannſt jetzt ohne alle Gefahr wieder in Deine Vaterſtadt und in Deine frühere Stellung zurückkehren. Das ungerechte Todesurtheil, das man über Dich geſprochen, iſt längſt zurückgenommen worden; man hat das, was zwiſchen Dir und dem ehrloſen Commandanten vorgefallen, als Duell, ja von Deiner Seite als eine nothgedrungene Selbſtvertheidigung betrachtet, alle bei dem Vorfall gegenwärtig geweſenen Offiziere ſind als Zeugen für Dich aufgetreten, die allgemeine Achtung gegen Dich, die Anerkennung Deiner Verdienſte hat ſich bei dieſer Gelegenheit in einer Weiſe ausgeſprochen, welche Dir wohlthun wird. Und noch etwas Andres iſt Dir und Deinem Hauſe widerfahren, was für Dich, in Deiner gegenwärtigen Lage, von großer Bedeutung ſein kann. Dein väterlicher Oheim in Neuſpanien iſt geſtorben und hat Dich zum einzigen Erben eines Vermögens eingeſetzt, das man, ſelbſt für unſern Stand, ein ungemein großes nennen kann.

Mutter und Sohn und der kleine Charles, von den Armen ſeines Vaters umſchlungen, feierten hier, in der einſamen Kapelle ein Feſt des Wiederſehens, ein Feſt des gottgeheiligten Dankes, auf welchem die Weihe der Ewigkeit lag.

Sie traten wieder hinaus in den auch noch heute milden, wärmenden Sonnenſchein. Der Sohn beſprach jetzt mit der treuen Mutter, was zunächſt für ihn zu thun ſei. Es erhebt mich, ſo ſagte er, zu einem doppelt innigen Dankgefühl gegen Gottes allbedenkende Güte, daß meine Mutter gerade jetzt zu rechter Stunde und wie gerufen kam. Den Einfluß, den ich auf meine Leute während unſeres faſt dreijährigen Beiſammenſeins gewonnen, iſt kein ungeſegneter geweſen. Die ſchlechteren Mitglieder der Geſellſchaft, die keine Zucht annehmen wollten, habe ich in Uebereinſtimmung mit den Beſſeren entlaſſen; ſie haben einen Theil an dem bisher erbeuteten Gewinn empfangen und ſind, wie ich hoffe, meinem Rathe folgend, in die Dienſte der portugieſiſchen Flotte gegangen. Mit den übrigen, ſo hatten wir es gemeinſam beſchloſſen, wollte ich mich in dieſen Tagen ſo abfinden, daß unſer ganzer ungerechter Mammon zu gleichen Theilen an die Einzelnen verabreicht werden ſollte. Ich ſelber mit den meiſten von ihnen wollte dann in den Dienſt der portugieſiſchen oder wenn meine Sicherheit es erlaubte, der ſpaniſch-weſtindiſchen Flotte treten und mein begangenes Unrecht nach menſchlicher Kraft durch allmählige Rückzahlung der Summen, die, ſo lange ich Hauptmann war, geraubt worden ſind, wieder gut machen. Auch auf die Unterſtützung des reichen Oheims in Mexico hatte ich dabei gerechnet. Nun iſt dieſer ſchmerzliche Umweg mir erſpart. Heute noch entlaſſe ich meine Leute, jeder von ihnen geht, das haben ſie mir mit Hand und Mund gelobt, zu einem ehrlichen Gewerbe oder wie ich zunächſt es ihnen gerathen, zum

Dienſt der Flotten, für welche ſo eben große Werbungen in Spanien und Portugal eröffnet ſind. Morgen dann, auf einem bequemeren Wege, als der eurige war, an der Südſeite der Pyrenäen hin, zuletzt über Irun zu Lande oder zur See nach Bayonne treten wir unſere Heimreiſe an, denn mein Herz iſt entbrannt vom Eifer der Liebe, die gern noch in dieſer Stunde dem treuen, theuern Weibe, das ſo viel um meinetwillen erlitten, Troſt und Heilung von ihrem Jammer bringen möchte.

Die That folgte ohne Verzug und ohne alle Schwierigkeit dem Verſatz nach, und ehe noch die Woche zu Ende ging, da war dem edlen Hauſe in Bayonne, das ſo lange eine Wohnſtätte der Sorgen und des Kummers geweſen, der innere Friede wieder geſchenkt worden, die Freude ihm zurückgekehrt.

Die treue Liebe einer Mutter war hier der Seele ihres Kindes nachgegangen und hatte den Verlorenen wieder gefunden. Es giebt aber eine Liebe, die noch feuriger, eine Treue, die noch feſter und beſtändiger, als alle Liebe und Treue der Mütter, den Seelen, die verloren waren, nachgehet und wer ihre Stimme hört, der wird von ihr gefunden und gerettet.

11. Bei Gott iſt kein Ding unmöglich.

Es war an einem Nachmittag des angehenden Herbſtes; die Sonne ſtand noch hoch über den Bergen, an deren Fuß eine wunderliebliche Landſchaft ſich ausbreitete: ein ſanfter Wind aus Oſten ergoß ſeinen kühlenden Hauch über die grünenden Auen: da ſah man aus dem Birkenwald, der die Anhöhe weſtwärts vom Dorfe Rentwieſen umſäumt, ein Fuhrwerk hervorkommen, das langſam dem Thale zuzog. Es war keine Herrſchaftskutſche mit vier Pferden beſpannt, kein Poſtillon ſaß auf dem Bock und ließ die Töne ſeines Hornes weit über Berg und Thal hinſchallen, und dennoch hielten die Leute, welche auf der Wieſe am Wege mit Grasmähen beſchäftigt waren, in ihrer Arbeit ſtill; einige Frauen, die gerade dieſes Weges zogen, blieben ſtehen und betrachteten mit Theilnahme den kleinen einſpännigen Wagen und die Leute, welche zu ihm gehörten. Ein junger Mann von ſchöner Geſtalt und ernſtem, edlem Angeſicht ging neben dem Fuhrwerk her und bewachte ſorgfältig jede Bewegung der Räder, damit ja kein ſchnelles Anſtoßen oder Hingleiten über einen Stein die Kranke, welche mehr ſitzend als liegend auf einem Bett im Wagen ruhte, erſchüttern möchte: in dem bleichen Angeſicht des jungen Weibes bemerkte man Spuren einer ungewöhnlichen Schönheit; ein ſchlafendes Kind von kaum zwei Jahren legte ſein Lockenköpfchen an ihren Schooß. Zwei andere Kinder, ein Knabe von etwa ſieben, ein Mägdlein von fünf Jahren, liefen fröhlich neben dem Water her und hielten in ihren Händchen Sträuße von Vergißmeinnicht, die ſie für die Mutter gepflückt hatten. Dieſe beiden Kinder waren es vorzüglich, welche den Blick, namentlich der Frauen und Mädchen, an ſich zogen, bei denen der Wagen vorüber kam. Denn „ſo engelſchöne Kinder,“ ſagte die Frau Müllerin, die bei der Wieſe am Wege ſtand, und welche ſelber eine glückliche, zärtliche Mutter von neun blühenden Kindern war, habe ſie noch niemals geſehen als dieſe beiden, denen die ſaubere, für jene Gegend fremdartige Tracht ganz beſonders wohl ſtand, und die mit ihren großen, blauen Augen jedermann ſo zutraulich freundlich anblickten. Die gute Müllerin reichte dem kleinen Mädchen einige Stück von den in Schmalz gebackenen Küchelchen, die ſie den Arbeitern zum Veſperbrod herbeitrug; das Kind empfing die Gabe mit einem dankbaren Knix, antwortete aber nicht auf die Frage, welche die Frau an ſie that: der kleine Knabe ſprach ſtatt ihrer: „Schweſterchen nicht deutſch ſprechen kann, nur engliſch; ich aber auch deutſch ſprechen.“

Das Fuhrwerk war jetzt an den letzten Rand des Abhanges gekommen, der ſich über dem von Gärten und Weinbergen umringten Dorfe erhebt. Dort, im Schatten eines alten Birnbaumes, hielt der junge Mann den Wagen an; die beiden Kinder ſprangen hinzu, warfen der Mutter ihre Sträußchen von Vergißmeinnicht hinein und ließen ihr durch die Hand des Vaters das Schmalzgebackene reichen, das ſie von der Müllerin empfangen hatten. Die Mutter lächelte ſanft, behielt auf dringendes Bitten der Kleinen einen Theil des Geſchenkes für das ſchlafende Brüderchen zurück, das Uebrige ließ ſie den beiden Gebern zurückreichen, die heute nur noch wenig genoſſen hatten und deßhalb, auf dem grünen Raſen ſitzend, mit kindlicher Eßluſt das ſchmackhafte Abendbrod verzehrten. Indeß trat der Mann zu ſeiner lieben Kranken hin. „Siehe da," ſagte er zu ihr, „das Ziel unſrer Pilgerſchaft, deine theure, liebe Heimath." — „Ja," erwiderte die Kranke, „das Ziel meiner Pilgerſchaft auf Erden. Bald wird mein Staub in Hoffnung des ewigen Lebens ausgeſäet werden, mein müder Leib wird ruhen bei dem Gebein meiner frommen, gottvertrauenden Großeltern, denn die Gräber der theuren Eltern liegen nun auf immer fern von uns, jenſeit des weiten Meeres; ich werde ſie nicht mehr ſehen." — „Warum, meine Theure," ſagte der junge Mann, „willſt du die Hoffnung ſo bald wieder aus dem Herzen laſſen, die du ſeit einigen Tagen ſelbſt gegen mich ausſprachſt. Haſt du ſchon vergeſſen, in welchem Zuſtand eines beſtändigen Dahinſterbens du wareſt, als der Arzt es dir ankündigte, daß nur ſchleunige Entfernung aus dem ungeſunden, heißen Lande, eine Rückkehr ins deutſche Vaterland, dich vom Grabe retten könne, und wie du, ſobald die Luft der Heimath dich anwehte, an Kräften ſo ſichtbarlich geſtärkt wurdeſt? Deine Kinder und ich, wir haben noch nie mit ſo freudigem Vertrauen auf die gewiſſe Erhörung unſrer Bitten zu dem Herrn um deine Wiedergeneſung gebetet, als heute an dieſem Morgen, wo du ſo ſanft und ruhig ſchliefſt, als du ſeit deinem ſchweren Erkranken noch niemals es gekonnt. Als ich dir bei Deinem Erwachen es ankündigte, daß wir kaum noch drei Meilen von deinem Geburtsort entfernt ſeien, da haſt du deinen Lieblingspſalm: „Lobe den Herrn meine Seele und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen," mit ſo lauter, freudiger Stimme gebetet, wie in geſunden Tagen, und zum erſten Male wieder, ſeit langer Zeit, mit eigner Hand deinen Kindern ihre Sonntagskleidchen angelegt, damit ſie den Tag der Heimkehr von der langen, mühſeligen Wanderſchaft recht feſtlich feiern ſollten.“ — „Vergib mir,“ ſagte die Kranke, „mein Friedrich, daß ich dich mit meinen Worten betrübte. Ich war heute Morgen aus einem Traume erwacht, der mich, ich darf dir es wohl ſagen, mit Himmelsfreuden erquickt hatte, darum war ich ſo geſtärkt beim Erwachen. Mein Herz iſt fröhlich und getroſt in dem Herrn, meinem Helfer und meinem Arzt. Aber ich fühle, daß mir ein neuer, heftiger Anfall meiner Krankheit nahe bevorſteht. Wie Gott will, ſo geſchehe es. Ich bliebe ſo gerne bei dir und bei meinen Kindern. Will er mich aber abrufen von euch, ſo wird ja Er, der Herr, Euer Freund und Berather, bei euch bleiben; und wie dankbar bin ich, daß ich dann hier aus der Hand des alten, hochbetagten Lehrers, der mich taufte und mich mit ſeiner frommen Lehre und innigem Gebet zum Genuß des Abendmahles bereitete, auch zum letzten Mal das Brod des Lebens empfangen und unter ſeinem Gebet dahinſcheiden darf.“ Der junge Mann trocknete ſich die Augen, mit denen er dann lange, wie es ſchien mit ſtillem Gebet, in die Abendröthe blickte. „Laß uns,“ ſagte die Kranke, „nun eilen, daß wir unter das Obdach kommen; die Erſchütterung des Wagens wird mich ja dann lange nicht mehr beläſtigen. Frage nach dem Gaſthaus des Tobias Meyer; der Mann und alle die Seinen waren treue Freunde meiner ſeligen Eltern. Keines von ihnen wird aber und ſoll mich vor der Hand kennen; ich werde mit dir und meinen Kindern die Sprache des Auslandes reden! Gott wird uns hier in unſrer Noth treue brüderliche Menſchenſeelen erwecken.“

Friedrich hielt und ſtützte, beim Hinabfahren über den Hügel, mit ſtarkem Arm den leichten Wagen, um ſo weit als möglich jede ſtoßende Bewegung desſelben zu verhindern; in wenigen Minuten war auch die letzte, ſauere Strecke des Weges zurückgelegt; die Kranke, theilnehmend jedes Haus, jeden Spielplatz ihrer Kindheit, vor allem die Kirche mit ihrem Gottesacker betrachtend, fuhr in's Dorf hinein und wurde von der treuen Hand ihres Geliebten hinaufgetragen in das freundliche Zimmer, das die alte, ſorgſame Wirthin ihr zur Ruheſtätte anwies.

Bis gegen Mitternacht währte für Friedrich die Zeit der Sorgen und der Angſt um ſeine theure Kranke, deren Vorgefühl ſich nicht getäuſcht hatte. Denn kaum hatte man ſie in's Bett gebracht, da ſtellte ſich der Anfall ihrer Krankheit in ſolcher Heftigkeit ein, daß ihr Bewußtſein und Gefühl ſchwanden, und ein Zuſtand der todesähnlichen Erſtarrung alle Glieder ergriff. Aber auch jene Hoffnung, welche die Dulderin ausgeſprochen hatte, daß Gott ihr und den Ihrigen hier in den Stunden der Noth treulich theilnehmende Seelen erwecken werde, kam zur Erfüllung. Der alte Tobias Meyer und ſeine Hausfrau lebten noch, und nahmen ſich mit wahrhaft elterlicher Liebe der Leidenden an, obgleich ſie es nicht ahnten, daß die vermeintliche Engländerin eine Tochter der werthen Nachbarn und Freunde ſei, die ſie vor zwölf Jahren mit tiefem Schmerz in einen fernen Welttheil ziehen ſahen, denn damals blühte die kaum fünfzehnjährige Johanna wie eine Roſe, und Niemand hätte jenes Mädchenbild in der zarten bleichen Kranken wiedererkannt. Der Arzt wurde gerufen; er fand den Zuſtand der Kranken bedenklich, doch nicht hoffnungslos; der Starrkrampf der Kinnbacken, den er befürchtet hatte, trat nicht ein; noch vor Mitternacht regte ſich ein neues Leben in den todtenkalten Gliedern, das Gefühl und Bewußtſein kehrten zurück, die Kranke verfiel in einen Schlaf, der an Sanftheit dem Schlummer glich, in den die kleinen, von der Reiſe ermüdeten Reiſegefährten ſchon ſeit mehreren Stunden verſunken waren, ohne von der Gefahr der theuren Mutter etwas zu ahnen. Friedrich allein ſaß wachend an dem Lager ſeiner lieben Schläfer. Er war aber nicht allein, denn faſt noch niemals in ſeinem Leben hatte er ſo lebendig, ſo inniglich das Naheſein Deſſen empfunden, der ein Helfer iſt Allen, die Ihn anrufen, Allen, die Ihn mit Ernſt anrufen. Erſt gegen Morgen ſchloß ein kurzer, aber erquickender Schlummer auch ihm die Augen; er erwachte in ſeinem Lehnſtuhl in demſelben Augenblick, als auch die Kranke ſich regte und ihre Augen dem Licht des heitern Morgens öffnete, der in herbſtlicher Schönheit und Milde durch die fruchtbeladenen Baumzweige in die Fenſter hineinſtrahlte.

So hat mich ſeit dem Todestag meines Bruders und meines Kindes, und ſeit dem erſten Ausbruch meiner Krankheit noch kein Schlaf geſtärkt und erquickt, als der in der vergangenen Nacht, ſagte die Kranke mit heiterer Miene. Ich war im Traum bei meinen lieben ſeligen Großeltern und labte mich, wie in den Tagen der Kindheit, mit wieder verjüngter Eßluſt an ihrem Tiſche. Und das Entſtehen dieſes Traumes iſt leicht zu begreifen, denn hier von meinem Bette aus kann ich das Haus ſehen, in dem die guten Alten wohnten, und geſtern Abend, als man mich hier zu Bette legte, fiel mein erſter Blick auf das liebe werthe Wohnhaus, das einſt ein Eigenthum meines Großvaters und meines Vaters war. Es ſcheint mir aber auch wirklich, als hätte mir Doktor Williams gegen meine Krankheit das beſte Linderungsmittel gerathen, als er mich aus dem heißen, feuchten Fremdlingslande hierher in die balſamiſch milde Luft der Heimath ſendete.

Während die Mutter noch ſprach, waren auch die beiden größeren Kinder erwacht; der Kleinſte hatte, vielleicht ſchon länger wachend, mit offenen Augen, mit ſeinen Händchen ſpielend, ſtill in ſeinem Bettchen gelegen. Der Vater brachte ſie jetzt alle drei zu dem Bette der Mutter hin, die ſie im Namen deſſen ſegnete, in welchem alle Völker der Erde geſegnet ſind; der Vater ſprach aus tiefbewegtem, dankerfülltem Herzen ein Gebet. Der alte Tobias Meyer war während deſſelben unvermerkt hereingetreten; er ſtand mit abgezogener Mütze und gefalteten Händen bei der Thüre, und als Friedrich geendet hatte, trat er näher, ſchüttelte ihm die Hand, und ſagte tief bewegt: „jetzt ſeid Ihr mir erſt recht willkommene Gäſte. Ich habe, ſo dünkt es mich, mein Leben lang nicht kräftiger im Namen Jeſu beten hören, als Ihr es ſo eben gethan. In ſolcher Weiſe leidet das Himmelreich Gewalt, und die ihm ſo Gewalt thun, die reißen es zu ſich. Man kann an euch lernen, wie die Noth beten lehrt. Wie gern hätte ich mit euch und euren Kleinen herknieen mögen, wenn's nicht geſtört hätte, denn wenn unſer einer auch gerade nicht äußere Noth zu leiden hat, ſo drückt ihn doch die innere, die jedes Chriſtenherz zu fühlen hat, und an äußerer Noth hat es meinem Hauſe auch nicht gefehlt.

Dem alten Tobias war das Herz aufgegangen; er erzählte dem Fremden, der ihm jetzt kein Fremder mehr war, von all' dem lieben Hauskreuz, das ihn und ſeine Martha in ihrer faſt fünfzigjährigen Ehe betroffen hatte: wie ihm im vergangenen Jahr auch die letzte Tochter, die ihm aus mehreren Kindern noch geblieben war, nach langjährigem, ſchwerem Leiden geſtorben ſei, und wie nun er und ſeine Hausfrau gleich den Iſraeliten bei ihrem Oſterlamm, zur Reiſe gerüſtet, den Stab des Glaubens in der Hand, daſtänden, um jeden Augenblick, wenn der Herr ſie rufe, zur Wanderſchaft in die ewige Heimath bereit zu ſein.

Gern hätte jetzt auch Friedrich den Schatz ſeiner ſchweren Lebenserfahrungen aufgethan und dem treumeinenden Alten Einiges daraus mitgetheilt; aber die Stunde war ihm noch nicht gekommen. „Wem gehört wohl," ſo fragte er, „das ſchöne Haus, das hier neben an in den Gärten liegt? — „Mit dem Hauſe," ſo antwortete der Alte, „hat es eine eigene Bewandtniß. Die ehrlichen Leute, die drinnen wohnen, ſind nicht ſeine Beſitzer, und dem unehrlichen Manne, der ſich ſein Beſitzer nennt, gehört es nicht, ſondern einem Andern, der weit außer Landes iſt." — „Wie iſt das zu verſtehen?" fragte Friedrich weiter. „Das gäbe eine lange Geſchichte," ſagte der Wirth, „wenn ich euch das Alles erzählen wollte, was ſeit dreißig Jahren mit dieſem Hauſe vorgegangen iſt. Wenn ich in meinen jungen Jahren dort an den Fenſtern des Hauſes vorbeiging, da zog ich immer meine Mütze ab, wenn ich auch Niemand an den Fenſtern ſah, denn ich meinte immer, der alte Vater Spracher, ſo hieß der Mann, der das Haus erbaut hat, könne im Zimmer ſtehen und mich ſehen; und vor dieſem hatte nicht nur ich, ſondern faſt das ganze Dorf einen ſolchen Reſpekt, dergleichen etwa in alter Zeit das Volk Iſrael vor einem ſeiner Richter, vor einem Samuel oder Gideon gehabt haben mag. Denn nach ſeiner Art hat auch der alte Spracher an unſerer Gemeinde und an der ganzen Umgegend etwas Aehnliches gethan, als jene Richter an ihrem Volke thaten. Er war aus Würtemberg hieher gezogen. Damals, als er in das Dorf kam, war das Volk, das drinnen wohnte, ſo verwildert und laſterhaft, daß ſein Ruf im ganzen Lande ſtinkend geworden war. Daran hatte vor allem das böſe Beiſpiel und das gottloſe Weſen der Guts- und Gerichtsherrſchaft, ſowie ihre Amtleute und Verwalter die Schuld. Der damalige adelige Gutsherr und ſein Weib führten einen Wandel wie Ahab und Jeſabel; ſie hatten es auch dahin gebracht, daß der Pfarrer, den mein Vater noch gekannt hat, von ſeinem Amt vertrieben wurde, weil derſelbe, obgleich nur mit geringer Kraft und ſchwachem Eindruck, das Wort Gottes predigte. Seitdem hatten ſie durch ihren Einfluß in der Hauptſtadt es ſo einzurichten gewußt, daß an die hieſige Kirche, ſowie an die Schule, lauter ſolche Männer kamen, denen eben ſo wie ihnen ſelber Baal, die Welt und Fleiſchesluſt ihr Gott, Chriſtus aber ein bloßer Menſch war, deſſen Namen ſie nur dann nannten, wenn die Gewohnheit der Kirchengebräuche es verlangte. Der eine von dieſen ſaubern Baalsprieſtern war dem Trunke ſo ergeben, daß er öfters im Rauſche ſelbſt vor Gottes Altar trat; darum hat ihn auch die Hand des Herrn bald gefunden; er iſt von einem Schlagfluß getroffen dahingefahren, mitten in ſeinen Sünden. Der Schulmeiſter, den der Gutsherr hieher geſetzt hatte, trug ihm, ſtatt Schule zu halten, auf der Jagd das Gewehr nach, und machte bei der Herrſchaftstafel den Vorſchneider und Hanswurſt, mit welchem Alt und Jung das Geſpött trieb. Dergleichen Leute kamen in kurzer Zeit mehrere hinter einander an unſere Kirche und Schule: Abgöttiſche bald durch Geiz, bald durch andere Sünden. Dazu hatte die Herrſchaft, welche zu ihren Verſchwendungen immer viel Geld brauchte, einige Fabriken anlegen laſſen, die freilich unter der ſchlechten Verwaltung nur wenig Gewinn brachten, dabei aber viel loſes Geſindel, aus allen Gegenden her, in's Land zogen. Was ſoll ich ſagen: ebenſo wie die Herrſchaft in allen Sündengräueln lebte, ſo wurde auch in unſerer Gemeinde die Ehe nur bei Wenigen heilig gehalten. Die Jugend wuchs verwildert in allen Laſtern auf, in den meiſten Alten ſtarb der Funke des chriſtlichen Glaubens und Lebens aus, der ihnen von ihren Vätern her noch als Erbtheil geblieben war, oder wurde ſo unkräftig und ſchwach, wie der Herzſchlag in einem ſterbenden Leibe.

Um dieſe Zeit, wo das Wort Gottes ſo theuer war im Lande, und dabei, wie es bei ſolchem Leben nicht anders ſein kann, viele äußere Verarmung herrſchte, kam der alte Spracher hieher. Es war ſo eben ein großes Anweſen feil, welches freilich unter ſeinem letzten Beſitzer, einem liederlichen Trunkenbold, ganz herunter gekommen war, und das der Verwalter der Herrſchaft vermöge einer großentheils ungerechten Schuldforderung, die er an den geweſenen Beſitzer geltend machte, an ſich gebracht hatte. Dieſes kaufte Spracher dem wucheriſchen Inhaber um ein anſehnliches Geld ab, baute ſich ſtatt des ganz verfallenen Hauſes, auf dem ſeit mehreren Jahren der Fluch ruhte, denn der letzte Beſitzer hatte ſich erhängt, das ſchöne große Gebäude, das ihr da ſehet, und fing nun ſein Geſchäft als Landbauer der ganz vernachläßigten Grundſtücke mit offenbarem Segen an. Aber das war nicht ſein Hauptgeſchäft. Der Zuſtand des Volkes, unter dem er jetzt lebte, that ſeinem Herzen wehe; er fing an, auf andere Weiſe das Land zu bauen. Fragt nur den alten Pfarrer Paulus, den uns Gott noch lange zum Segen der Gemeinde erhalten möge, der wirds euch ſagen, was der gute Würtemberger Bauer zunächſt an ſeiner Seele und dadurch an ſo vielen andern Seelen gethan hat. Dieſer Pfarrer war zwar auch durch die Gutsherrſchaft hierher befördert worden, weil er durch einen Grafen, in deſſen Haus er Hofmeiſter geweſen und gegen den unſer Baron große Verbindlichkeiten hatte, ihr dringend empfohlen war; aber er wandelte nicht in den Wegen ſeiner Vorgänger, ſondern führte ein ehrbares Leben vor der Welt, war auch dem Geiz nicht ergeben, ſondern mildthätig gegen Arme. Aber mit ſeinen Predigten, ſowie mit ſeiner Kinderlehre, war es nicht ſo beſtellt, wie es hätte ſein ſollen. Wenn man ihn am Sonntag auf der Kanzel hörte, da klang das, was er ſprach, nach Chriſtenthum, aber es machte weder kalt noch warm; es war, als wäre es dem Manne ſelber kein rechter Ernſt damit, als beſchriebe er Canaan nur aus Schulbüchern, ohne es ſelbſt jemals geſehen zu haben: das macht, er hatte ſelber keinen rechten Glauben daran, er führte das zweiſchneidige Schwert, das ihm gegeben war, nur in der Scheide verſteckt, wie einen Spazierſtock, wußte nicht, wozu es gut war. Um die Seele dieſes Mannes hat der alte Spracher faſt ſo lange geworben, als Jakob um ſeine Rahel, mit beſtändigem Bemühen und heißem Flehen, Tag und Nacht. Denn es mag eine ſchwere Sache ſein, einen ſolchen Herrn, der Alles beſſer zu wiſſen und ſchon zu haben meint, es einzureden, daß er, wie der Jüngling, der viele Güter hatte, ſein Schätzlein dahingeben und blank und blos, wie ein Armer, auf Gnade ſeinem Herrn, auf Treu und Glauben dem lieben, einfältigen Evangelium ſich ergeben müſſe. Nun, mit Worten eingeredet hat wohl auch das der alte Spracher unſerem Pfarrer nicht, ſondern hat es ihm angethan durch die Kraft ſeiner Liebe und ſeines treuen Chriſtenwandels. Ja, man kann nicht anders ſagen, als daß der junge

Pfarrer gleich von Anfang, wo er ihn kennen lernte, gegen den Würtemberger Bauern eine große Achtung gewann; ſie wurden beide Freunde, die ſich faſt täglich ſahen und gerne mit einander unterhielten, denn der alte Spracher hatte die Welt geſehen, war in England und Amerika geweſen und wußte viel davon zu erzählen. Auch war der Pfarrer weit davon entfernt, das gute Werk zu hindern, welches Spracher ſo rüſtig angriff: das Bemühen, in Jung und Alt wieder Gottesfurcht zu wecken, Zucht und Ehrbarkeit zu befördern, denn er ſelbſt hätte gern rings um ſich her Sittlichkeit und bürgerliche Tugend gepflanzt, nur wußte er dieſes Werk nicht recht anzugreifen; er machte es mit all' ſeinen guten Ermahnungen wie Einer, der lauter abgeſchnittene Tulipanen mit ihren Stielen in die Erde ſteckt und meint ſich ſo ein Blumenbeet zu ſchaffen für heuer und über's Jahr, während der ganze Staat ſchon in einer Viertelſtunde dahinwelkt. Spracher dagegen wußte die gute Sache ſchon anders anzufaſſen. Er hatte ein gar ſcharfes Auge ſelbſt für ſolche, an den Weg hingeworfene Pflanzen, wo noch ein Stücklein Wurzel daran iſt, das im Boden, wenn man das Waſſer nicht fehlen läßt, wieder bekleiben und Sproſſen tragen kann; bald hatte er im Dorfe und in ſeiner Nachbarſchaft alle die Seelen aufgefunden, die noch für eine chriſtgläubige Anſprache ein offenes Ohr hatten. Es waren zum Theil alte Leute, die noch in beſſerer Zeit zur Schule gegangen waren, oder Kranke, Nothleidende und Betrübte. Denen Allen wußte er auf rechte Weiſe und zur rechten Stunde nahe zu kommen; die Alten wurden im Geſpräch mit ihm wieder jung, die Betrübten getröſtet, den Kranken und Nothleidenden brachte er mit ſolchen Dingen, die ſie laben oder ihre Noth lindern konnten, zugleich das, was der Noth der Seele auf immer abhelfen kann. Mein Vater und der alte Müller im unteren Dorf ſind mit die erſten geweſen, die ſich wie treue Brüder zu ihm hielten, und es währte nicht lange, da verſammelten ſich jeden Sonntag Nachmittag um ihn, dort unten in der Mühle, ein Häuflein ſolcher Leute, denen eine Unterhaltung der Art, wie man ſie bei dem Würtemberger fand, beſſer ſchmeckte, als der Weinkrug und das laute Toben im Wirthshaus. Spracher hatte ein heiteres, fröhliches Gemüth; er wußte das für Jedermann Angenehme mit dem zu verbinden, was Jedermann noth thut; gar oft wurden die Geſellſchaftsſtunden in der Mühle zu Erbauungsſtunden, in denen man ſchöne Lieder mit einander ſang und Dinge las, welche die ſchlafenden Seelen erwecken, die Kranken heilen können.

Ein wahres Meiſterſtück in ſeiner Art iſt dem alten Spracher gleich im erſten Jahr ſeines Hierſeins an dem damaligen Schulmeiſter gelungen. Auch dieſer war von etwas beſſerer Sorte, als ſeine beiden letzten Vorgänger dieß geweſen; beſſer von Gemüth als ſein Verwandter, als jener Kammerdiener unſeres Gutsherrn, der ihm zu dieſem Amt verholfen hatte. Aber durch ſeine Heftigkeit und durch manche ungeſchickte Streiche, von denen wohl der Hochmuth die rechte Wurzel ſein mochte, hatte der junge Schullehrer ſich den Dorfſchulzen und die meiſten der angeſehenen Bauern zu Feinden gemacht, und ſelbſt der ſonſt gutmüthige Pfarrer war ſein Widerſacher geworden. Das hatte ihm Demüthigungen zugezogen, die er allerdings wohl verdiente, die ihm aber, bei ſeiner großen Eitelkeit und Empfindlichkeit, weil er die Urſache davon nur in Andern, nicht in ſich ſelber ſuchte, unerträglich fielen. Zuletzt trug ſich noch in dem Hauſe, darin der Schulmeiſter zur Miethe wohnte, (denn in dem damaligen ſchlechten Schulhaus gab es kein Zimmer für ihn) etwas zu, wobei die Ehrlichkeit des armen Mannes in einen ſcheinbar großen, dabei aber, wie ſich ſpäter ergab, ganz ungerechten Verdacht kam; ſeitdem gerieth der Menſch in ſolche Verachtung, daß kein Bauer im Dorf mehr mit ihm zu thun haben wollte, ſo daß ſich, wenn er an einen öffentlichen Ort kam, oder im Wirthshaus ſeine Koſt nahm, alle Leute von ihm wegſetzten, wie von einem, der eine unehrliche Handthierung treibt, und keiner ihn grüßte oder ein Wort mit ihm redete. Selbſt die Kinder in der Schule hatten keinen Reſpekt mehr vor ihm; ſie trieben ihr Geſpött, und wenn er ſie ſchalt, lachten ſie ihm in's Geſicht, wenn er ſie züchtigte, blieben ſie von der Schule aus. Der Menſch war fremd, er hatte keinen einzigen Befreundeten im Orte, denn der Kammerdiener, ſein Vetter, der ihn in's Amt empfohlen, war mit der Herrſchaft in Paris. Auch hatte er, wie ſchon geſagt, ſonſt keine Hilfe, denn ſelbſt der Pfarrer hielt ihn in der Sache, die man ihm ſchuld gab, nicht für rein, und auch den alten hochmüthigen Amtmann hatte er ſich durch ſein anfängliches ſchnippiſches Weſen zum bittern Feinde gemacht. Da nun ſelbſt die Leute, bei denen er wohnte, ihm die Miethe aufſagten und Niemand Anders ihn in's Haus nehmen wollte, zog ſich's der Menſch ſo zu Gemüthe, daß er ganz von Kräften kam. Man ſah ihn wie einen Blödſinnigen lallen, oder wie einen Melancholiſchen einſam im Gebüſch und am Waſſer herumlaufen; allen Leuten wich er aus; ſelbſt bei Nacht hielt er keine Ruhe, ſo daß Viele meinten, er wolle ſich ein Leides thun. Der brave Spracher erkundigte ſich nach dem Menſchen, und ſeine Noth ging ihm zu Herzen. Er richtete es einmal ſo ein, daß ihm der

Schulmeiſter an einem Orte begegnete, wo ihm derſelbe nicht ausweichen konnte. „Guten Abend, Herr Lehrer," redete er ihn an, „ich höre, daß Ihr um eine Wohnung verlegen ſeid. Zwar wohne ich gerade jetzt auch nur in einem Seitengebäude, denn mein neues Haus iſt noch nicht fertig; doch ſteht ein gutes Zimmer ſammt Bett zu Euren Dienſten, und die Koſt, wenn Euch die meinige gut genug iſt, könnt Ihr auch in meinem Hauſe haben." Der Schulmeiſter blickte den Mann, der ſo mit ihm ſprach, ſcheu und mit Verwunderung an. Er fühlte es durch und durch, er merkte es an den Mienen, hörte es an dem Ton der Stimme des redlichen Würtembergers, daß dieſer es gut mit ihm meinte, er fing an, laut zu weinen, ergriff Spracher's Hand und ſagte: „So lebt doch noch ein Menſch auf der Welt, der mir nicht feind iſt! ach ja, nehmt mich ſchon morgen in euer Haus; ihr werdet ſehen, daß ich ein redlicher Menſch bin."

Die rechte Stunde für den jungen Schullehrer war gekommen; ſein Hochmuth war gebrochen; ſein Herz war gedemüthigt und zerſchlagen: ſolche Leute ſind wohl geneigt, auf's Wort zu merken. Nun, daß ich's kurz mache: In dem chriſtlichen Haushalt und im täglichen Umgang mit dem alten Spracher wurde der Schulmeiſter ein ganz anderer Menſch. Er ging bei ſeinem Hauswirth in eine Schule, daran es ihm leider von Jugend an gefehlt hatte; er wurde bald wie Kind im Hauſe, und war auch leitſam und gelehrig wie ein Kind; ſeine eigenen Eltern hatte er frühe verloren, war immer unter fremden Menſchen geweſen, darum that ihm die Liebe ſeiner guten Hausgenoſſen ſo gar wohl. Spracher überzeugte ſich bald, daß der Verdacht, den man gegen den Schulmeiſter hatte, ein ungerechter geweſen ſei, er ruhete nicht, bis die wahre

Lage der Sache an den Tag kam, wendete ſein ganzes Anſehen dazu an, den Lehrer im Dorf wieder zu Ehren zu bringen, und dieſes gelang um ſo leichter, da Jedermann, der ihn jetzt ſprach und ſah, bekennen mußte: der Schulmeiſter iſt ein ganz anderer Menſch geworden, beſcheiden, ſanft und verträglich, was allerdings ſeinen nachhaltigen Grund hatte, denn er war ein gläubiger Chriſt geworden. Der Schulunterricht in unſerem Orte nahm nun freilich auch einen ganz anderen Gang; der Lehrer war mit jedem Tage freundlicher und liebreicher gegen die Kleinen; er trieb ſein Geſchäft, vor allem den bibliſchen Unterricht, mit ſolcher Luſt, daß wir Schulkinder, denn ich ſelber ging damals noch zur Schule, ſelber eine rechte Luſt daran hatten, und er wußte unſer Herz ſo zu gewinnen, daß wir ihn recht wie einen Vater lieb gewannen. Ich denke noch mit Freuden daran, wie wir Knaben, ſtatt der früheren loſen Geſchwätze und Spiele, uns jetzt ſo gern von der heiligen Geſchichte und von andern guten Dingen unterhielten, die wir in der Schule gehört hatten, und wie ſeelenvergnügt wir waren, wenn wir im Garten des alten Spracher mit unſerem Herrn Schulmeiſter beiſammen ſein und wohl auch muntere Sprünge machen durften. Der Hausherr kam dann ſelber gewöhnlich dazu, erzählte uns ſchöne Geſchichten, wobei manches eindrückliche Wort der Lehre und der Ermahnung mit einfloß, das mir mein Leben lang nachgegangen iſt.

Man kann ſagen, unſere ganze Gemeinde hat damals angefangen, auf dem Grund der Schule ſich neu aufzubauen. Denn die kleinen Kinder, wenn ſie die Erwachſenen fluchen, oder den Namen Gottes mißbrauchen hörten, ſagten in ihrer Unſchuld, wie großes Unrecht dieſes ſei; ſie brachten, ohne es zu wiſſen, Lehren und Erkenntniſſe aus der Schule mit nach Hauſe, die ſich manche Mutter, auch mancher Vater, aus dem Munde ihrer lieben Kleinen zu Herzen nahmen. Das Schulamt kam bei uns zu Ehren, wie es noch niemals vorher geweſen; und es wurde dem alten Spracher leicht, die Gemeinde dazu zu bewegen, daß ſie ſtatt der elenden Hütte, in der die Schule gehalten wurde, endlich einmal ein neues Schulhaus erbaute, wozu er ſelber ein gutes Stück Geldes hergab und wofür auch bereits ein ſchönes Kapital, das freilich von den früheren, ſchlechten Pfarrern übel bewirthſchaftet worden war, benützt werden könnte. In dieſem neuen Hauſe, zu welchem Spracher den Plan machte, erhielt der Lehrer ſelber eine gute, bequeme Wohnung; er hat ſich nachmals mit einer Verwandtin meiner Mutter verheirathet und iſt erſt vor wenig Jahren geſtorben. Sein Andenken wird noch jetzt von Allen geſegnet, die ihn kannten.

Seht, das iſt nur Einiges von dem, was der gute Würtemberger Bauer für unſer Dorf gethan, denn, wollte ich Alles erzählen, da langte ein ganzer Tag nicht zu. Ich kann nur ſagen, daß der Mann durch ſeine Klugheit, durch ſeine Einſicht und Erfahrung in allerlei Geſchäft, durch ſeine groſſe Rechtſchaffenheit und Mildthätigkeit ſich nach wenigen Jahren in ſolche Achtung bei all' unſeren Leuten ſetzte, daß die Böſen ihn fürchteten, die Guten aber ihn wie einen Vater ehrten. Man that nichts ohne ſeinen Rath; er ſtiftete Frieden, wo Uneinigkeit war, und die Advocaten fanden ſelten etwas bei uns zu thun, denn Spracher wußte den ſtreitenden Parteien ihr Unrecht wie ihr Recht ſo vernünftiglich vor Augen zu legen, daß keine Einrede möglich war. Vor allem aber ging von ihm, wie von dem Felſen in Horeb, ein lebendiges Waſſer aus; er ſelber und mit ihm der Schullehrer, bald hernach auch der Pfarrer ſowie die Freunde, die ſich in der untern Mühle zuſammenfanden, ſind ein Salz oder ein Sauerteig des Chriſtenglaubens und chriſtlichen Wandels geworden, davon die ganze Maſſe durchdrungen worden iſt.

Ihr werdet fragen, was zu dieſem Allen unſere ruchloſe Gutsherrſchaft und der ihr ganz gleichgeſinnte Amtmann ſagten und thaten? Dieſe konnten, durch Gottes beſondere Schickung, das gute Werk nicht ſtören, denn die Gutsherrſchaft war in Paris und ließ ſich acht Jahre lang nur ein einziges Mal auf etliche Tage bei uns ſehen, während ihre hieſigen Güter von den treuloſeſten Händen verwaltet wurden; der damalige alte Amtmann aber hatte ſich durch viele ſchlechte Streiche bei der Landesregierung in ein ſo ſchlimmes Licht geſetzt, daß er, anſtatt Andere gefangen zu führen und ungerecht zu ſtrafen, nur darauf ſinnen mußte, wie er ſelber der gerechten Strafe und dem Gefängniß ſich entziehen könne. Später iſt das freilich anders geworden. Das Licht kann niemals ſcheinen, ohne die Finſterniß als Finſterniß zu offenbaren und ſie zu beſtrafen. Auch mein alter Sprecher, ſowie ſein Sohn, der ganz ſo wie der Vater war, ſahen ſich gedrungen als Prediger der Gerechtigkeit die Sünde der hochgeſtellten Leute in's Angeſicht zu ſtrafen, und die Sünder wurden ihre bittern Feinde, drohten ihnen Tod und Untergang, und wenn ſie auch nicht mehr an dem Vater ihre Wuth auslaſſen konnten, haben ſie das doch an dem Sohne gethan.

Doch, Ihr habt mich um das Haus da drüben und um ſeinen Beſitzer gefragt und ich merke, ich bin mit meiner Antwort um das Haus herumgegangen und zwar in einem ſo weiten Bogen, daß ich vor der Hand ans Umkehren denken muß, denn ich höre, daß meine Leute mich rufen. Und da bringt ja auch meine gute Martha für eure Kinder und für euch das Frühſtück.“

Der Wirth trat ab und die alte, gute Wirthin, nachdem ſie mütterlich theilnehmend um die Kranke ſich erkundigt hatte, ſtellte das Frühſtück auf den Tiſch hin. Auch ſie, wie ihr Mann, hätte gern ein längeres Geſpräch mit dem Fremden und mit ſeinen Kindern angeknüpft, aber für dießmal, ſo ſprach ſie freundlich grüßend, erlaubt mir's das Geſchäft nicht.

„Wie hat mir doch,“ ſagte die Kranke, als ſie mit den Ihrigen wieder allein war, „der gute Alte mit ſeiner beredten Zunge ſo wohl gethan; er hat mir das liebe Haus da drüben mit ſeinen Gärten ganz neu wieder belebt und ich hätte ihm gerne noch zugehört, wenn er zur Schilderung des Großvaters auch noch die der Großmutter und vor Allem die meiner ſeligen Eltern hinzugethan hätte. Denn er und mein Vater waren ſich die nächſten, liebſten Freunde, obgleich der Vater jünger geweſen iſt als er; und meine ſelige Mutter war eine weitläufige Verwandtin der Frau Martha; der Vater hat ſie hier in dieſem Hauſe kennen gelernt.“

„Wie ſprichſt du doch heute ſo laut und deine Augen blicken ſo munter, deine Wangen röthen ſich etwas, du Liebe,“ ſagte Friedrich. „O daß mir doch bald in der Heimath mit der Geſundheit zugleich dein freudiger Muth wiederkehrte. Der Arzt hat ja immer geſagt, daß dein Rückenmarksleiden kein unheilbares ſei, und ein bekümmertes Chriſtenherz findet in ſeinem Heiland Frieden.“ — Johanna trocknete ſich eine Thräne vom Auge und ſah dann fröhlich zu, wie die Kinder mit Luſt ihr Frühſtück genoßen. Sie ſelber, zum erſten Mal ſeit vielen Tagen, begehrte eine Taſſe Thee und einen Biſſen Brodes, und nahm beides mit ſichtbarem Wohlbehagen zu ſich.

Der Arzt trat herein, in welchem Johanna jetzt ſogleich einen alten Bekannten ihres Hauſes, den gelehrten Dr. Belklin, erkannte. Er fand den Zuſtand der Kranken, die mit ihm, wie mit den Andern, Engliſch ſprach, viel beſſer, als er erwartet hatte, empfahl vor Allem nur Ruhe, damit der Anfall ſich nicht erneure. Bald kam auch die gute Martha, welcher ihr Mann ſo Vieles von den Fremden, das er heute am Morgen geſehen und gehört, erzählt hatte, was ihr Herz in Liebe gegen ſie bewegte. Sie brachte einen Teller voll Pfirſiche und Trauben, half die Kinder ankleiden, welche ihrem Wunſche gemäß auch heute wieder die Sonntagskleider anlegen durften. Die beiden Größeren verlangten hinaus in's Freie; Mutter Martha war ſogleich bereit, den billigen Wunſch zu erfüllen. Unten im Hauſe, bei dem Brudersſohn des alten Meyer, dem dieſer, als ſeinem künftigen Erben, den größten Theil der Wirthſchaft überlaſſen hatte, gab es auch Kinder; das älteſte unter dieſen, ein ſanftes, vierzehnjähriges Mädchen, übernahm die Aufſicht über die Kleinen und bildete ſich nicht wenig darauf ein, mit den ſchönen fremden Kindern, davon das eine blos engliſch ſprach, ſich vor den Nachbarn ſehen zu laſſen.

„Gehe nicht zu ihr hin," rief ſie ängſtlich der kleinen Engländerin zu, als dieſe, ohne auf den Zuruf in fremder Sprache zu achten, in kindlicher Unbefangenheit zu einer Dame hinlief, welche an einer Gartenthüre ſtand und einen Blumenſtrauß in der einen Hand haltend, mit der andern die Kinder zu ſich herwinkte. Auch der kleine Heinrich folgte ſeinem Schweſterchen, und das Wirthsmädchen, wie eine Mutterhenne, der ein mächtiger Feind ihre Jungen nahm, trat ängſtlich hinter den beiden Kindern in den Garten hinein. „Sei ruhig,“ flüſterte dem Mädchen eine alte Wärterin zu, welche bei der Dame war, „die Frau Direktorin hat heute einen ganz guten, feinen Tag. Sie wird weder den Kindern noch dir etwas zu Leide thun.“

Die Dame ſtand, wie von tiefem Kummer ergriffen, vor den beiden Kindern da. Jeder Andere, der nicht ſo unerfahren geweſen wäre, als dieſe unſchuldigen Kleinen, hätte in ihr auf den erſten Blick das erkannt, was ſie war: eine arme an Geiſt Zerrüttete. Um ihr weißes Gewand, um das Haar, deſſen Locken ſie mit eigener Hand aufgelöſt und dann wieder ſeltſam verſchlungen hatte, trug ſie Guirlanden aus Blumen und Baumzweigen, abenteuerlich geflochten, unter dem Arm hielt ſie eine große, buntgekleidete Puppe, die ſie von Zeit zu Zeit zärtlich an ſich drückte. Die kleine Lina langte mit ihren Händchen nach der Puppe und bat auf engliſch um dieſelbe; die Dame, welche ſonſt dieſen Gegenſtand ihrer irregehenden Liebe nie von jemand Andrem berühren ließ, noch weniger aber ihn aus den Händen gab, war augenblicklich bereit, den Wunſch des Kindes zu erfüllen; ſie reichte der Kleinen mit einem unbeſchreiblich zärtlichen Lächeln die Puppe, knieete ſich zu den Kindern hin und ſchwatzte, ſelber wie ein Kind, mit ihnen auf engliſch, denn dieſes war eine Sprache ihrer eigenen, früheſten Jugendzeit geweſen. Bald ſchien es, als ob aus den ruhiger werdenden Blicken und Mienen der geiſtig Irrenden das klare Selbſtbewußtſein hervordämmern wollte; bald aber trübte ſich dieſes wieder. „Wo bringſt du mir,“ ſprach ſie zu der Wirthstochter, „meine beiden lieben Kinder, meinen Karl und meine liebliche Lina, her? Bringſt du ſie vom Kirchhof, dahin man ſie getragen hat? Aber ſie ſind ja Engel geworden; ſchöne muntere Engel, die kommen nicht vom traurigen Kirchhof, ſondern vom Himmel. Ach ihr lieben kleinen Engel, wird's euch denn auch bei eurer Mutter gefallen, und werdet ihr bei ihr bleiben mögen auf der kalten böſen Erde, oder werdet ihr auch bald wieder von mir abgerufen? „Mutter zu Hauſe im Bette, du nicht Mutter,“ ſagte der kleine Heinrich, aber die Geiſteskranke hörte oder verſtand es nicht; ſie war ganz im Anblick der kleinen Lina verloren, die ſich ihre Liebkoſungen gern gefallen ließ und zutraulich ihr Köpfchen an die Bruſt der fremden, zärtlichen Dame anſchmiegte, während die kleinen Händchen mit dem Anzug der Puppe beſchäftigt waren. Auch Heinrich wurde immer zutraulicher gegen die bedauernswürdige Frau; dieſe hatte ſich wieder vom Boden erhoben, führte an jeder Hand eines der Kinder, und wenn der kleine muntre Heinrich von ihr hinweg bald da, bald dorthin hüpfte, da ſah ſie ihm mit unbeſchreiblicher Aengſtlichkeit nach, „willſt du mir,“ ſo rief ſie, „ſchon wieder davon fliegen, du mein Schmerzenskind?“ — Bei einem Blumenbeete, das noch mit der ganzen Fülle der herbſtlichen Flora geſchmückt war, hielt ſie ſtille; ſie pflückte Blumen zu einem Kranze. Heinrich, ſo bald er ihre Abſicht merkte, half treulich pflücken, er trug Blumen zu, während die Dame, auf einer Bank ruhend, die kleine Lina an ſie geſchmiegt, mit einer, den Geſunden unnachahmlichen Eile Kränze flocht, mit denen ſie ſinnreich das Haupt und die Schultern der Kinder umwand. Zweige, die einige Aehnlichkeit mit Palmzweigen hatten, gab ſie den Kleinen in die Hände. Wohlgefällig betrachtete ſie ihr Werk. Als wollte ſie ſie ſegnen, legte ſie jedem der Kinder eine Hand auf das Haupt. Zum erſten Male ſeit ſo langer Zeit füllten ſich ihre ſtarren Augen mit Thränen. „Bin ich denn,“ ſo ſprach ſie mit einem Ton der Stimme, wie man ihn nur in geſunden Tagen von ihr vernommen hatte, „nicht ſelbſt ſchon ſelig mit dieſen Seligen? Und ich war ſo tief zum Tode betrübt.“

Es war faſt Mittag geworden. Die Eltern fragten nach ihren Kindern; Martha konnte nur verſichern, daß ſie in guter Aufſicht ſeien; nirgends aber, im Garten am Haus und auf der Straße am Bache, wo ſie mit den bunten Steinen geſpielt hatten, war eine Spur von ihnen; Friedrich machte ſich ſelber auf, ſie zu ſuchen. Ein Weib, das weiter oben am Bache wuſch, leitete ihn auf die Spur; er fand den Garten, der das ſchönſte, größte Gebäude des Dorfes umgab; die Thüre war offen, er trat ein und näherte ſich, ohne daß man ihn bemerkte, der rührenden Gruppe. Als jetzt die Kinder ſeine Stimme hörten und auf ihn zuſprangen, da erhob ſich, wie von Schrecken ergriffen, die Geiſteskranke. Sie ſtarrte den Fremden an: ohne einen Laut von ſich zu geben, mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes in ihrem Angeſicht, ſah ſie, wie der Vater, deſſen Gruß und Dank ſie nicht zu beachten ſchien, mit den Kleinen ſich entfernte, und wie ein Mutterſchaf, dem man ſeine Lämmer nimmt, folgte ſie, jedoch langſam, wie von ehrfurchtsvoller Scheu gehalten, den Gehenden nach. Als aber die kleine Lina noch einmal freudig lächelnd ſich umwendete und ihr auf engliſch zurief: „hebe mir ja meine Puppe auf, denn ich komme bald wieder und ſpiele damit,“ da verwandelte ſich der Ausdruck des Schmerzes ihrer Mienen in ein ſeliges Lächeln; ſie ließ es ruhig geſchehen, daß die alte Wärterin, ſobald die Fremden hinaus waren, die Thüre des Gartens zuſchloß, ſtieg auf einen Altan am Pavillon des Gartens, und ſchaute unverwandt den Gehenden nach. „Sieh doch, Gertrud,“ ſprach ſie mit Heftigkeit zu ihrer Begleiterin „gehen ſie wieder auf den Gottesacker?“ — „Nein Madame,“ erwiderte die Wärterin, „ſie gehen in das Wirthshaus des alten Tobias Meyer.“ Nur wenige Augenblicke nachher ſchien die Dame aus ihrem ſeligen Traum zu erwachen; nicht zu dem eigentlichen Wachſein des klaren Selbſtbewußtſeins, ſondern zu der dumpfen Benommenheit des Hauptes, im troſtloſen Wahnſinne; ſie ſtarrte vor ſich hin, fühlte nach ihrer Puppe, und da ſie dieſe nicht an ihrem Arme fand, rief ſie verzweifelnd aus: „wo iſt mein Kind, mein liebes Kind?“ Man brachte ihr das Spielwerk ihres kranken Herzens, und ruhiger als ſeit langer Zeit ließ ſie dann überall ſich hinführen, wohin man wollte.

Friedrich kam mit den blumenbekränzten Kindern zu ihrer Mutter. Die alte Martha war im Zimmer, um den Tiſch zu decken. Friedrich fragte ſie ſogleich nach der Dame, deren ganzes Weſen in hohem Grade ihm aufgefallen, deren Gemüthszuſtand ihm nicht verborgen geblieben war. „Ja,“ ſo ſprach Martha, „wenn ich an die denke, da möchten mir jedesmal die Augen übergehen, und ich habe ſchon manchmal ſo um ſie geweint, daß ich kaum wieder aufhören konnte. Von ihrem Vormund überredet und faſt mit Gewalt genöthigt, hat ſie dem Manne da, dem Gerichtsdirektor, der gegen Gott und Menſchen kein Menſchenherz, ſondern ein Herz von Stein hat, vor dem Traualtar ihre Hand geben müſſen. Sie iſt eigentlich ſchon ſeine zweite Frau, denn die erſte iſt bald geſtorben und hat ihm nur einen Sohn hinterlaſſen, der ſchon Student war, iſt aber von einem andern Studenten erſtochen worden. Nun, dieſes Leidweſen hat die jetzige, zweite

Frau bis jetzt noch nicht erfahren, denn voriges Jahr, wo dies geſchah, war ſie ſchon nicht mehr bei Sinnen, und man hätte ihr da etwas Anderes erzählen können, ſie hätte es nicht vernommen und verſtanden. Aber ſie hätte auch ſchon ſonſt ſo ſchwer an ihrem eigenen Jammer zu tragen gehabt, daß kaum noch ein Uebergewicht dazugegangen wäre. Denn das, was dieſe Frau erfahren hat, iſt faſt unerhört. Sie konnte, da ſie ihren Eheſtand antrat, keine Freude an ihrem Manne haben, denn dieſer iſt faſt immer ärgerlich und mürriſch, meint's ja mit ſeiner eigenen Seele nicht gut, geſchweige mit andern Menſchenſeelen; er hat ihr das Leben alle Tage ſchwer gemacht; und wenn er zuweilen bei ſeiner böſen Laune war, oder zu viel getrunken hatte, da hat er ſie geſchmäht wie eine gemeine Perſon, und wie man zu ſagt, zuweilen ſogar gemißhandelt. Das Alles nahm ſich die gute Frau ſehr zu Herzen, und wenn dann ihr Mann auch wieder nach ſeiner Art fein mit ihr that, denn er war ſehr in ſie verliebt, konnte ſie ihn doch nicht lieb haben, denn ſie ſahe, wie böſe er war. Darum härmte ſie ſich ab, und wenn ſie allein war und die alte Gertrud kam zu ihr in's Zimmer, da fand ſie ihre junge Frau oft bitterlich weinen. Endlich, nach faſt zwei Jahren, beſcheerte ihr der liebe Gott ein Kind, ein allerliebſtes Knäblein. Da lebte ſie ganz wieder auf, ihre ganze Seele hing an dem Kinde, und ſie hatte an ihm ihre Luſt und Freude. Aber was geſchah? Da der Kleine etwa drei Jahre alt war, und es war eben Beſuch bei ſeinen Eltern, da hatte man ihn ganz allein im Garten ſpielen laſſen. Es war gerade ein recht heißer Sonntag; gegen Abend gingen Gerichtsdirektors mit ihren Gäſten in den Garten; die Mutter fragte nach ihrem Kleinen, der hatte noch vor einer Stunde da geſpielt, jetzt war er nirgends mehr zu ſehen. Man ſucht nach ihm in allen Winkeln des Gartens, des Hofes, des Hauſes; man fragt im ganzen Dorfe, ſendet Boten in alle Gegenden der Nachbarſchaft, obwohl ein ſolches Kind ſich ſo weit nicht verlaufen kann; es war Alles umſonſt, der Kleine war und blieb wie verſchwunden. Nun traf ſich's gerade, daß damals, als das Unglück ſich zutrug, die Gerichtsdirektorin zum zweiten Mal in guter Hoffnung war und der Niederkunft ſchon ziemlich nahe. Man kann nichts anderes von ihr ſagen, als daß ſie in ihren geſunden Tagen immer ein gottesfürchtig Weib war, das gern zur Kirche ging, den Armen, hinter dem Rücken ihres Mannes, viel Gutes that und namentlich unſern alten, frommen Pfarrer gar ſehr in Ehren hielt. Dieſer beſuchte ſie auch jetzt öfters in ihrer Trübſal, tröſtete ſie, ſo daß ſie in Gott ſich faßte und ruhig wurde. Sie gebar bald hernach ein geſundes Töchterchen, an das ſie jetzt auch ihre mütterliche Sorge und Liebe hing, ſo daß ſie ſeine Pflege faſt niemals fremden Händen anvertraute, und es bei Tag wie bei Nacht immer bei ſich behielt. Das Kind war ungefähr ein Vierteljahr alt, und es ſoll ein ſehr ſchönes Kind geweſen ſein, da hatte es ſeine Mutter in eine kleine Wanne mit Waſſer geſetzt, um es zu baden. Indem ſie damit beſchäftigt iſt, hört ſie ein Geſchrei und ein lautes Jammern der Mägde auf dem Hofe und im Hauſe. Eine der Dirnen, ein unbeſonnenes, junges Ding, tritt herein und ſchreit, „um Gott, Frau Direktorin, man hat das Karlchen gefunden.“ — „Und wo?“ fragt die erſchrockene Frau. „Drüben im Heu,“ ſagt die Dirne. „Es muß da hineingerathen ſein in den Heuſtall, und eingeſchlafen, die Knechte haben ſelbigen Nachmittag Heu abgeladen und darauf geworfen, jetzt wo das Futter hinweggenommen iſt, findet man es und es iſt ſchon ganz verſtaubt.“ Ueber dieſen jammervollen Bericht vergehen der Mutter die Sinne, ſie fällt am Boden hin; die Dirne ſchreit nach Hülſe, während man aber dieſe der Mutter bringt, war das kleine Kind im Bad ertrunken. Die Frau kommt wieder zu ſich, ſie fragt nach ihrem Säugling; der war nun auch dahin. „Ich Rabenmutter,“ ſo ſchreit ſie, „habe meine beiden Kinder verſäumt und umgebracht;“ ſie fährt wild auf, und, daß Gott ſich erbarme, von nun an war ihr Verſtand dahin. Nur als der Leichenzug der beiden Kinder nach dem Gottesacker ging, da iſt ſie auf einige Augenblicke zu ſich gekommen und hat geweint, wie andere Menſchen, ſeitdem nicht mehr. Aber eine Puppe, zuerſt aus Tüchern, hat ſie zuſammengedreht, dann hat man ihr eine ordentliche Puppe gegeben, die läßt ſie Tag und Nacht nicht aus ihren Armen und hält ſie für ihr Kind.

Als die alte Martha von dem gewaltſamen Tode des zweiten Kindes der unglücklichen Frau erzählte, und der Selbſtvorwürfe erwähnte, welche dieſelbe darüber ſich machte, da gerieth Johanna in eine ſichtbar gewaltige Aufregung. Sie verdeckte ihr Angeſicht mit dem Tuche, die Bruſt ſchien wie von einem heftigen Krampf ergriffen, ihr Odem ging ſchwer aus und ein. Friedrich hatte während des letzten Theiles der Erzählung ſie nicht aus den Augen gelaſſen, er umfaßte jetzt ihr Haupt, er redete ihr auf engliſch tröſtende Worte zu. Martha, welche nicht auf die Kranke geachtet hatte, weil ſie meinte, dieſe verſtände nicht was ſie ſpräche, fragte theilnehmend und erſchrocken: „Iſt Eurer Frau etwas zugeſtoßen?“ und trat, zu jeder Hülfe bereit, an's Bette hin. „Es wird wohl bald vorüber gehen,“ antwortete Friedrich, „und gänzliche Stille iſt der Kranken am zuträglichſten; wenn das Mittagseſſen bereit iſt, dann bringt Ihr es uns nach einiger Zeit.“ Martha entfernte ſich. Die gute Frau konnte nicht wiſſen, daß in der Geſchichte von der ſcheinbaren Schuld der gemüthskranken Dame an dem Tod des zweiten Kindes Etwas lag, das in Johanna's Gemüth eine tiefe, bisher unheilbar gebliebene Wunde ſchmerzhaft berührte. Friedrich wiederholte alles das, was er ſeiner Kranken ſchon oft aus feſter, chriſtgläubiger Ueberzeugung geſagt hatte, wenn ſie in ſo ungerechter, bitterer Weiſe ſich über ein Unglück anklagte, an welchem ſie keine eigentliche, ſondern nur eine eingebildete Schuld hatte; er wies ſie heute mit beſonderem Ernſt auf das Schickſal der geiſtig verirrten Frau hin, welches lehren könne, welche Folgen die Traurigkeit der Welt, der übertriebene und übertreibende Schmerz des vergänglichen Menſchenherzens habe; er rief und trug die drei geſunden, fröhlich blickenden Kinder vor ihr Angeſicht hin, und ermahnte die Leidende zum freudigen Dank für dieſe ihr geſchenkten Gaben, zum Gebet für ihre Erhaltung. Mehr als andere Male fanden heute die Worte aus liebendem Munde Eingang; vielleicht hatte der erleichterte Zuſtand, in welchem der Leib ſich befand, auch auf die Empfänglichkeit des Gemüthes einen wohlthätig verändernden Einfluß. Mit freudiger Theilnahme betrachtete die Kranke die theuren Viere wie ſie in der Nähe der ihnen neugeſchenkten Mutter und Lebensgefährtin, und noch mehr im Gefühl der Nähe ihres Gottes ein wahrhaftes Mahl der Liebe hielten, von dem ſie ſelber einige Biſſen mit Dank genoß.

Die ſorgſame Hausmutter Martha, beunruhigt durch die Aufregung, die ſie heute Mittag an Johanna geſehen, hatte zu dem Arzt geſendet. Dieſer war bereitwillig gekommen. Herr Beltlin war kein gewöhnlicher Landarzt; er hätte, ſeinem Geiſt und ſeinen Kenntniſſen nach, unter den Aerzten der gebildetſten Hauptſtadt einen bedeutenden Rang behaupten können, und hatte dieſes in den früheren Jahren ſeiner ärztlichen Laufbahn wirklich gethan. Ein bedeutendes, von ſeinem Vater ererbtes Vermögen, dann die Liebe zu einem ruhigeren, beſchaulichen Leben, die Schönheit der Gegend um Rennwieſen, und eine vieljährige Freundſchaft mit dem alten Pfarrer des Ortes hatten ihn hieher auf's Land gezogen, wo er großentheils in vergnüglicher Stille jene Zeit zubrachte, welche ſein wohlthätiger Beruf ihm zu eigen ließ.

„Ich komme ſo eben," ſagte der Doktor, „von einer Kranken, die meine Theilnahme als Arzt wie als Menſch in ganz beſonderem Maaße in Anſpruch nimmt. Es iſt die Frau des hieſigen Gerichtsdirektors und Verwalters, oder eigentlich zu ſagen, Beſitzers der vormals freiherrlich Krupenbachiſchen Güter. Ich kenne die Unglückliche von ihrer Kindheit an, denn ich war während meines Aufenthalts in der Reſidenz Arzt in dem Hauſe ihrer verſtorbenen Eltern. Namentlich hat ihre Mutter, die von Geburt eine Engländerin war, ſchon frühe in die Seele dieſes ihres einzigen Kindes den Samen einer guten, chriſtlichen Erziehung ausgeſtreut, von deſſen fortwährendem Wirken ich noch immer eine Heilkraft für das kranke Gemüth der unglücklichen Frau erwarte. Durch ein faſt unerhörtes Unglück hat ſie ihre beiden Kinder, und durch den heftigen Schmerz darüber ihr eignes, geiſtiges Selbſt verloren; ſie iſt wahnſinnig geworden, hat aber in der Weiſe, in welcher ſie ſelbſt in dieſem Zuſtand ſich benimmt, etwas ſo unausſprechlich Rührendes, Mitleid Erregendes, daß ich, der ich doch durch meinen Stand an ſolchen Anblick gewöhnt bin, mich öfters in ihrer Nähe kaum der Thränen enthalten kann. Ihr Wahnſinn hat ſich in einer Art von Abgötterei, ich möchte ſagen, in einem Fetiſchdienſt concentriert, den ſie mit einer Puppe treibt; und ich habe ſchon oft, wenn ſie auf dem Wege der Beſſerung zu ſein ſchien, geſagt: nicht eher iſt dazu einige Hoffnung, bis ſie dahin gebracht wird, die Liebe ihres kranken Herzens von dem Fetiſch hinweg auf einen Gegenſtand zu lenken, welcher der Theilnahme und Liebe dieſes Herzens wahrhaft werth iſt. Ihre beiden älteren Kinder ſind heute in dem Garten bei der Geiſteskranken geweſen, und dieſe iſt, wie ich höre, durch das Erſcheinen der beiden Kleinen ſo wunderbar angeregt worden, daß ſie nicht nur auf etliche Minuten, wie dieß ſchon manchmal geſchehen, ſondern auf mehrere Stunden den bewegteſten Kreis ihres Wahns verlaſſen, ihre Puppe weggegeben und ihre ganze Aufmerkſamkeit und Liebe auf die beiden munteren Kinder gewendet hat. Als ich heute nach Mittag zu der Leidenden kam, fand ich ſie ruhiger und in einem leidlich beſſeren Zuſtand, als gewöhnlich. Da erlaube ich mir nun die Bitte, daß Sie Ihre Kinder öfters und ſchon morgen von neuem zu der armen Gerichtsdirektorin in den Garten, oder wenn die Witterung dieß nicht geſtatten ſollte, ſelbſt in das Haus ſenden möchten; in derſelben für hieſige Gegend etwas auffallenden Kleidung, die ſie heute trugen. Sein Sie unbeſorgt darum, daß den zarten Kleinen etwas Unangenehmes geſchehen könne. Ich ſelbſt werde jedesmal, wenn auch unbemerkt, in der Nähe ſein. Ueberdieß hat auch die Geiſteskranke nie, während ſie in dieſem Zuſtand iſt, durch eine heftige Handlung unſere Beſorgniſſe erregt; nur das eine war auffallend, daß ſie vor

Kindern eine große Scheu hatte, und mit Aengſtlichkeit den Anblick derſelben floh; auch durfte keine fremde Hand ihr die Puppe nehmen; von beiden Dingen aber hat ſie heute eine ganz unerwartete Ausnahme gemacht."

Friedrich, auch im Namen ſeiner Frau, willigte gern in den wohlmeinenden Wunſch des Arztes ein, und verſprach, die Kinder, ſo oft als dieſer es für gut fände, zu ſenden.

Es war ein lieblicher Nachmittag. Das Landvolk fand ſich auf den Feldern und in den Gärten in fröhlicher Geſchäftigkeit, die Zugvögel wiegten ſich auf den fruchttragenden Stengeln des Hanfes und auf den Zweigen der Bäume. Johanna war, faſt wie in geſunden Tagen, mit ihren Kindern beſchäftigt, ließ von ihnen ſich erzählen und erzählte wieder. Friedrich, um das volle Herz in der Einſamkeit ſich zu erleichtern, beſchloß noch eine Stunde in's Freie zu gehen, und nach wenigen Minuten fand er ſich außer dem Dorfe; bald hatte er den höchſten Hügel der Umgegend erſtiegen und einen Fußſteig am Saume des Waldes gefunden, welcher an einer tiefen Bergſchlucht hinführte, auf deren Grund ein kleiner Bach über die Felſentrümmer hinabrauſchte, der weiter nach oben einen Waſſerfall bildete. Zur Linken war die Anhöhe frei und gewährte eine weite Ausſicht über die fruchtbare Landſchaft und über die Bergkette im Süden. Heute vor einem Jahre, ſo dachte der einſame Wanderer, war ich mit dir, mein theurer Schwager, mein lieber Heinrich, zum letzten Male in einer Gebirgsgegend, dahin wir öfters im Lande unſrer Fremdlingſchaft uns begaben, um in der wohlthätig gemäßigteren Luft der theuren Heimath uns zu erinnern. Mein Heinrich! du Freund meines Herzens, du gehörteſt von Jugend auf einer andern, beſſern Heimath an, deren ſeliger Bürger du nun geworden biſt. Du warſt frühe mit deinem Gott und deinem Herrn bekannt, mit dem Retter der Menſchenſeelen vertraut geworden, und Er hatte Dir Seine Liebe, auch zu den Sündern, reichlich in dein Herz gegeben, denn mir biſt du nachgegangen auf meinen Irrwegen; in deinem Umgang wurde mir es ſo wohl, wie mir's noch nie geweſen; du haſt den erſten Funken der Liebe zu meinem Heiland Chriſtus in mein Herz geworfen, der ſeitdem durch Gottes Gnade zur Flamme geworden iſt. Mein Heinrich! du haſt bei der leider vergeblichen Bemühung, mein Kind, das Kind deiner Schweſter Johanna, aus dem Waſſer zu retten, ſelber den Tod gefunden. Das Kind konnteſt du nicht dem leiblichen Tod entreißen; mich aber du theurer, treuer Himmelsbürger, haſt du einſt mit ſtarker Hand des Glaubens aus den Fluthen des ewigen Todes gerettet.

Friedrich ließ ſeinen Thränen freien Lauf; und hier, wo Niemand ihn ſah und hörte, wurde ſein Schmerz zu einem lauten Gebet, das ihn mit Freudigkeit und friſchem Muth erfüllte. Er bedurfte in dieſem Augenblicke beides in beſonders hohem Grade. Er allein wußte es, ſeine Johanna ahnte es nur zum Theil, in welcher äußeren Lage er ſich, als Familienvater, hier mitten unter fremden Leuten, ja in der Nähe des bittern, hartherzigen Feindes der Familie ſeiner Frau, befand. Er hatte in Amerika, obgleich er als Jüngling zu einem ganz andern Beruf beſtimmt geweſen, das Uhrmacherhandwerk betrieben, und in dieſem Geſchäft, ſowie durch den Handel mit europäiſchen Uhren, ſich ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben. Sein Schwager Heinrich hatte daſſelbe Geſchäft betrieben, und dabei in dem Freiſtaat, deſſen angeſehener Bürger er war, ein öffentliches Amt bekleidet, welches, ſtatt ihm einen äußeren Vortheil zu bringen, durch den Eifer, womit er die Begründung mancher wohlthätigen Anſtalten, namentlich für Schule und Kirche, betrieb, Opfer gekoſtet hatte, für welche zwar in der Folge ein Wiedererſatz zu hoffen war, die jedoch vor der Hand den edlen Mann in Schulden ſtürzten. Als Friedrich, zur Lebensrettung ſeiner Johanna, Amerika verließ, erſchien ihm der Gedanke unerträglich, dort im fremden Lande auf dem ehrenhaften Namen ſeines Schwagers Spracher einen Flecken haften zu laſſen; er verhinderte den Concurs, der über Heinrichs Verlaſſenſchaft beſchloſſen war, bezahlte die Schulden desſelben redlich, verkaufte ſein, ſowie ſeines Schwagers Eigenthum, und zog mit einem noch immer nicht unanſehnlichen Kapital von dannen. Aber dieſes Kapital war von ihm in Boſton zum großen Theil in Creditbriefe umgeſetzt worden, die ein amerikaniſches Handelshaus ihm auf Amſterdam ausſtellte; die Krankheit ſeiner Frau hatte einen mehrmonatlichen Aufenthalt in England nöthig gemacht, und als er endlich nach Amſterdam kam, da war wenige Tage vorher die Nachricht von dem Umſturz, von der völligen Zahlungsunfähigkeit des amerikaniſchen Handelshauſes eingelaufen; ſein redlich und mühſam erworbenes Vermögen war, bis auf einen kleineren Reſt, durch dieſen einzigen Schlag ihm genommen. Sein baares Geld hätte nicht zur Vollendung der Reiſe, bis zu ihrem jetzigen Ziele ausgereicht, nur durch den Verkauf einiger koſtbaren Uhren, die er noch beſeſſen hatte, war ihm die Fortſetzung des Weges von Frankfurt aus möglich geweſen. In dieſem Augenblick betrug ſein ganzes baares Beſitzthum, außer dem alten Pferde und dem kleinen Fuhrwerk und etlichen Taſchenuhren, für die ſich kein Liebhaber gefunden hatte, nur noch wenige Groſchen. Was ſollte er thun?

Sollte er hier am fremden Orte gleich damit anfangen, ſein ſo wenig werthvolles Geſpann zu verkaufen? In welchen Credit mußte ihn dieß hier unter den fremden Leuten ſetzen, und auf wie lange konnte die geringe Summe, die etwa der Verkauf ihm einbrächte, ausreichen? Es ſtieg ein Gewölk der Sorgen nach dem andern in ſeiner Seele auf; aber die Sonne ſchien ſo hell am klaren Himmel, die Vögel frohlockten ſo laut über das reiche Mahl, das der Schöpfer ihnen, ſelbſt in den Samen der Diſteln und am Dornbuſche, bereitet hatte; da ging auch in ſeinem Herzen die Sonne des Glaubens und Gottvertrauens wieder auf und verſcheuchte alle Gewölke der Sorgen. War es doch, ſo ſprach er bei ſich ſelber, nicht mein eigener Wille, es war eine unabweisbare Führung der guten Hand meines Gottes, die mich hieher brachte, und Er, der bisher mein treuer Führer war, wird auch mich und die Meinen hier, in dem Lande Seiner Verheißung, verſorgen und erhalten.

Er kam noch am hellen Tag nach Hauſe. Der alte Wirth ſaß in der untern Stube an einem Tiſch in der Nähe des Fenſters, und war eifrig mit einer Uhr beſchäftigt, die von ziemlich guter Arbeit zu ſein ſchien. „Woran fehlt es da," fragte Friedrich. „Die alte gute Uhr," antwortete Meyer, „hat eben mancherlei Capricen, namentlich die, daß ſie mir immer, und zwar meiſt in derſelben Stunde der Nacht, ſtehen bleibt und doch iſt ſie mir ſo lieb wie keine andere Uhr, denn ſie ſtammt aus dem Hauſe meines liebſten Freundes und Nachbars Spracher; ich habe ſie dort in der Auction erſtanden, die der Gerichtsdirektor mit den Sachen meines Nachbars anſtellen ließ, als er dieſen von Haus und Hof jagte. Da ſchaue ich nun inwendig in das Räderwerk hinein, kann aber nicht ſehen, woran der Fehler liegt, denn ein Zacken ſieht aus wie der andere, und oben wie unten, rechts und links, ſcheint mir noch alles ſo beſchaffen, wie's vor zehn Jahren war, wo die Uhr auf's Haar richtig ging." „Nun dem Fehler wird wohl leicht abzuhelfen ſein," ſagte Friedrich, „überlaßt die Uhr nur meiner Pflege, ich bin meiner Profeſſion nach ein gelernter Uhrmacher und habe Uhren aller Art und aus den verſchiedenſten Fabriken der Welt unter meinen Händen gehabt." Der Wirth nahm das Anerbieten ſehr gerne an; Friedrich eilte hinauf in's Zimmer zu ſeinen Lieben.

„Euer Herr hat mir neulich ſagen laſſen, wenn etwa ein reiſender Uhrmacher bei mir zuſpräche, ſollte ich es ihm zu wiſſen thun," rief der alte Tobias Meyer einem eben vorübergehenden Bedienten des Gerichtsdirektors zu. Der Bediente ſtand ſtill und der Wirth fuhr fort: „Jetzt iſt nun wirklich ein reiſender Uhrmacher bei mir eingekehrt, einer, den ich für einen Engländer halte, und der mir ein ſehr geſchickter Mann zu ſein ſcheint. Er wird auch in jedem Fall, weil ſeine kranke Frau ſo geſchwind nicht weiter kann, etliche Tage hier bleiben: das ſagt Eurem Herrn." Der Bediente ging, und der Wirth, zu ſeiner Martha gewendet, ſprach: „Ich wollte es unſerem Gaſte, der mir ganz beſonders gefällt, vergönnen, daß er die Arbeit mit den Uhren des Gerichtsdirektors bekäme, denn das müßte ein hübſches Geld eintragen, und das würde der Fremde gern mitnehmen, denn reich ſcheint mir derſelbe, ſeiner Equipage nach, gerade nicht zu ſein. Der Gerichtsdirektor ſoll, wie mir der Johann neulich ſagte, etliche und vierzig Uhren im Gange haben, und außerdem noch ſehr viele, die nicht mehr im Stande ſind. Wie, Gott verzeihe mir den Vergleich, ſein armes, gutes Weib an ihrer Puppe die Narrheit ausläßt, ſo thut er es an den Uhren. Er iſt und war aber ſein Lebtage ein Nabal, ein Narr, während ſeine Frau, Gott helfe ihr, eine Abigail war.“

Schon in einer frühen Stunde am andern Morgen ward Friedrich in das Haus des Gerichtsdirektors gerufen. Gleich bei dem Eintritt in einen Vorſaal traf ſein Blick auf einen Gegenſtand, der für ihn, als Mann vom Fach, von hohem Intereſſe war. Er fand hier eine Reihe von Gewichtsuhren aus den früheſten Perioden der Uhrmacherkunſt; ſie gehörten zu den auserleſenſten und beſten, welche man in Sammlungen von Kunſtwerken dieſer Art finden kann. In einem daranſtoßenden Zimmer, durch welches man ihn führte, zeigte ſich eine eben ſo vollſtändige Sammlung von Taſchenuhren, von den älteſten Zeiten ihrer Erfindung an bis zu den Werken der berühmteſten Meiſter aus dem 17ten Jahrhundert. In einem dritten und vierten Zimmer hingen und ſtanden Uhren von neuerem und neueſtem Datum, und ein Kennerauge konnte leicht bemerken, daß unter ihnen keine einzige etwa von gewöhnlicher Fabrik ſich befand, ſondern daß ſie alle in ihrer Art auf den Rang von Meiſterſtücken Anſpruch machen konnten.

Wie ſeltſam iſt es, ſo dachte Friedrich, daß ich mich, der Beſchreibung nach, hier in derſelben Sammlung von Uhren befinde, von der mir mein ſeliger Schwager Heinrich, ohne mir den Namen des Beſitzers zu nennen, erzählte, daß ihr Anblick, den er zuweilen, wenn der Herr verreiſt war, durch die Vergünſtigung eines alten Hausmeiſters genoß, in ihm ſchon als Knabe die Neigung zum Geſchäft des Uhrmachers entzündet habe, welches er ſpäter mit ſo ausgezeichnetem Glück und Geſchick betrieben hat.

Durch den Umgang und Unterricht deſſelben habe auch ich es in dieſem Geſchäft, das ich vorher nur unvollkommen betrieben, zu einer Art von Meiſterſchaft gebracht, und ſo ſtehe ich hier an dem Orte, dem ich, in gewiſſer Hinſicht, die erſte Grundlage meines vormaligen Wohlſtandes und zu jener Fertigkeit verdanke, durch welche ich, wenn Gott mir Seinen Segen ſchenkt, mir und den Meinigen auch noch in der Folge das tägliche Brod erwerben werde.

Ich darf durchaus nicht eher an der Thüre anklopfen und Sie hinein in's Zimmer laſſen, ſagte der Bediente, der mit Friedrich durch die Zimmer gegangen war, mit leiſer Stimme, bis hier dieſe Pendeluhr auf halb Achte zeigt, denn mein Herr iſt darin überaus wunderlich; bei ihm geht Alles genau auf die Minute.

Die beſtimmte Zeit war gekommen, der Bediente klopfte an die Thüre, man rief herein. Der Gerichtsdirektor, ein langer, hagerer Mann von grämlich finſteren Mienen, muſterte den Fremden, deſſen Gruß er mit einem kaum merklichen Kopfnicken erwiderte, vom Haupte bis zu den Sohlen. „Sie ſind ein Engländer, wie ich höre, ſprechen aber deutſch?“ fragte er nach einiger Zeit, „Ich bin,“ antwortete Friedrich, „umgekehrt, ein Deutſcher, der viele Jahre nur unter Engländern verweilte und welchem deßhalb die Sprache derſelben ſelbſt zur Sprache des Hauſes und der Familie wurde.“ — „Sie verſtehen ſich auf die Uhrmacherkunſt und wiſſen mit Werken von verſchiedener, auch von anderer Bauart umzugehen, als die unſerer gewöhnlichen Fabrikuhren iſt?“ — „Ich habe,“ ſo antwortete Friedrich, zwölf Jahre lang an einem Orte gelebt, wo der Zuſammenfluß der verſchiedenſten Nationen ſtatt fand. Nicht nur europäiſche, ſelbſt chineſiſche Uhren und Arbeiten aus anderen ſeltſamen Werkſtätten habe ich unter meinen Händen gehabt, und ich habe mir niemals die Mühe verdrießen laſſen, wenn ich irgend ein Werk von Bedeutung oder von curioſer Art zu ſehen bekam, bei den Meiſtern der verſchiedenſten Länder in die Schule zu gehen, indem ich der Anlage und Einrichtung ihrer Arbeiten bis auf den Grund nachging, und bei dieſer Gelegenheit öfters da etwas Neues lernte, wo ich's am wenigſten gedacht hätte." — „Sogar Uhren aus chineſiſcher Fabrik haben Sie geſehen?" fragte der Gerichtsdirektor mit ſichtbarer Spannung. „Eine ſolche fehlt mir noch in meiner Sammlung, und ich würde ſie gut bezahlen, wenn ich eine von dergleichen Art haben könnte." — „Durch einen beſondern Zufall beſitze ich eine ſolche, die ich ihrer Seltſamkeit und inneren Vollkommenheit wegen von einem engliſchen Schiffskapitän eingetauſcht habe. Sie kann freilich nur für einen Kenner, wie Sie es ſind, einen Werth haben; einem Andern, der an die Form und Einrichtung unſerer gemeinen Taſchenuhren gewöhnt iſt, würde ſie ſchwerlich zuſagen." — „O, ich bitte," rief der Gerichtsdirektor mit lebhafter Begierde, „bringen Sie mir doch ſogleich dieſe chineſiſche Uhr her, daß ich ſie ſehe. Aber ſchnell und gleich. Binnen zehn Minuten können Sie in's Wirthshaus hin und hieher zurück ſein."

Friedrich eilte. Er nahm die Uhr aus ſeinem Reiſekoffer; zog ſie auf, und brachte ſie in ihrem zierlich aus Elfenbein geſchnitzten Futteral. Der Gerichtsdirektor, ungeduldig auf den Anblick wartend, war ihm bis in den äußeren Vorſaal entgegen gegangen. Begierig nahm er das kleine Kunſtwerk aus fernem Lande ſeinem Beſitzer ab, öffnete es und betrachtete es lange mit freudefunkelnden Augen. „Wie hoch halten Sie," ſo fragte er Friedrich, „Ihre Uhr im Preiſe?“ — „Das Stück,“ ſo erwiderte dieſer, „iſt nicht Jedermanns Kauf. Sie ſind Kenner und wiſſen ſeinen Werth am beſten zu ſchätzen. Ich überlaſſe Ihnen die Uhr um die Summe, welche Sie ſelber nach Ihrer Einſicht als Kaufpreis beſtimmen mögen und erkläre mich im Voraus damit zufrieden.“

Der Gerichtsdirektor winkte dem Fremden, dieſer folgte ihm auf ſein Zimmer. Nachdem hier der leidenſchaftliche Sammler das Werk noch einmal von innen und außen betrachtet und dann ſorgfältig in ſeine Sammlung von Curioſitäten dieſer Art eingereiht hatte, nahm er eine anſehnliche Summe in Goldſtücken aus ſeiner Chatoulle, womit die Uhr, welche Friedrich um ein ſehr Billiges eingetauſcht hatte, zwar nicht verſchwenderiſch, dennoch aber reichlich nach jenem Werthe bezahlt war, den ſie in den Augen eines wirklichen, in dergleichen Handel erfahrenen Kenners haben konnte. „Sind Sie damit zufrieden?“ fragte der Direktor. „Vollkommen,“ ſagte der Andere, und nahm dankbar das Geld zu ſich. „Ich möchte nun noch ein anderes Geſchäft mit Ihnen anknüpfen,“ ſagte der Gerichtsdirektor mit einer geheimnißvollen Miene, als wolle er dem Fremden ein unlösbares Räthſel aufgeben. „Sehen Sie hier dieſe Uhr, wann und wo mag ſie gefertigt ſein?“ — „Ich halte ſie für ein altes, engliſches Werk, von der Art, wie man dergleichen gegen Ende des 17ten und Anfangs des 18ten Jahrhunderts, namentlich für Seeleute, gefertigt hat.“ Beifall nickend und lächelnd ſagte der Direktor: „Sie haben es genau getroffen, ſehen Sie hier innen ſteht es: London, 1696 und darüber die Chiffer des Meiſters. Ich will Ihnen aber noch etwas Anderes von dieſer Uhr ſagen, was kein Kenner auf Erden errathen möchte: dieſe nämliche Uhr iſt eine Zeitlang im Beſitz des großen Iſaak Newton geweſen. Sie hat deßhalb für mich einen unſchätzbaren Werth, und Sie können ſich meinen Schmerz denken, als vor einigen Jahren dieſes koſtbare Werk, wahrſcheinlich durch die Schuld eines ſonſt gerühmten Uhrmachers aus der Hauptſtadt, den ich früher von Zeit zu Zeit auf meine Koſten hieher reiſen ließ, um meine Uhren im Stand zu halten, plötzlich in ſeiner Bewegung ſtockte. Der ungeſchickte Menſch durfte ſeitdem nicht mehr in mein Haus. Aber auch andere Leute vom Fach, namentlich ein junger Genfer, der mir als ſehr geſchickt empfohlen war, dann ein Straßburger, der ſich in Paris gebildet hat, und den man mir von Frankfurt zuſchickte, haben ihre Kunſt vergeblich daran verſucht. Noch andere, gewöhnliche Uhrmacher, dergleichen zuweilen hier durchreiſen, pflege ich mit dergleichen Aufgaben gar nicht in Verſuchung zu führen, ſondern ſie nur mit den gemeineren Arbeiten ihres Faches zu beſchäftigen; Sie ſind ſeit länger als Jahr und Tag der erſte, den ich die Uhr ſehen laſſe, weil ich ein beſonderes Vertrauen zu Ihrer Einſicht und Geſchicklichkeit habe." — Friedrich öffnete das kleine Kunſtwerk und ſagte dann, ſeiner Sache gewiß: „Ich meine den Fehler entdeckt zu haben, und hoffe in Zeit von einer Stunde Ihnen, ohne vor der Hand das ganze Werk auseinander zu nehmen, den Beweis geben zu können, daß es ſo ſchwer nicht ſei, das vortrefflich und dauerhaft gearbeitete Getriebe wieder in anhaltenden Gang zu bringen. Man iſt öfters der Meinung, die älteren Werke dieſer Art müßten von einfacherem Bau ſein, als die neueren. Aber es verhält ſich damit ebenſo wie mit dem inneren Bau der von einer inwohnenden Seele bewegten Weſen. Wie viele Tauſende von Muskeln giebt es in einer Weidenraupe, und welcher complicirte Apparat von Bewegungsorganen wird in dem kleinen Körper eines Seeigels gefunden; wie einfach iſt dagegen der innere Gliederbau eines Vogels, eines Säugethieres, und vor allem des Menſchen. Die älteren Meiſter der künſtlichen Uhrwerke haben in ihrer Maſchinerie öfters faſt unbemerkbar kleine Zwiſchenglieder und mühſam berechnete Zuſammenfügungen der einzelnen Theile angebracht, die nicht um den zehnten Theil einer Haarsbreite verrückt werden dürfen, ohne den Stillſtand der Räder zur Folge zu haben. Wir neueren haben uns die Arbeit leichter und einfacher gemacht, und leiſten mit weniger künſtlichem Apparat daſſelbe, wenn auch, mit Ausnahme unſerer Chronometer, nicht immer das ebenſo Sichere, wie die Alten. Darum iſt es einem Uhrmacher, der in den neueren Werkſtätten gebildet wurde, zu verzeihen, wenn er an einem ſolchen alten Werke Manches als unweſentlich überſieht und gar nicht bemerkt, das ganz weſentlich für das Zuſammenwirken der Maſchinerie iſt. Sehen Sie hier zum Beiſpiel dieſes kleine, für das unbewaffnete Auge kaum ſichtbare Schräubchen. Ich ſage, dieſes iſt nicht genug angezogen worden, und hier iſt noch ein anderer, ebenſo unbedeutend erſcheinender Theil der Getriebe, deſſen Bedeutung Ihr Uhrmacher nicht genug erkannt hat. Auf dieſe beiden werde ich jetzt meine Thätigkeit richten, und ich hoffe, es wird von gutem Erfolg ſein."

Der geſchickte Mann hatte ſich nicht getäuſcht; ſchon in Zeit von einer halben Stunde war die künſtliche Uhr im Gange. Die finſtern, ſtrengen Mienen des Direktors hatten ſich in das freundlichſte Lächeln verwandelt, deſſen dieſes verſteinerte Angeſicht fähig war; er klopfte dem Künſtler wohlgefällig auf die Schulter und ſagte: „Sie ſind mein Mann. Von Ihnen, ſeitdem Ihnen dieſes Meiſterſtück gelang, erwarte ich noch Mehreres; ich hoffe, Sie werden mir noch manches alte Werk, das ich jetzt als ein todtes betraure, wieder zum Leben bringen. Ich bitte, bleiben Sie einen, oder wenn es nöthig ſein ſollte, etliche Monate hier am Orte. Ihr Aufenthalt ſoll Sie nicht gereuen. In Sachen dieſer Art pflege ich nicht zu ſparen." — Friedrich, aus leicht begreiflichen Gründen, willigte gern ein. Der Direktor wollte ihm noch ein Goldſtück für ſeine wohlgelungene Mühe an der alten, engliſchen Uhr in die Hand drücken; er ſchlug es ſtandhaft aus, weil eine ſo kurze, leichte Arbeit keines Lohnes werth ſei, und der Direktor entließ ihn mit einer Höflichkeit und äußeren Achtung, welche er nicht leicht einem andern Menſchen zu erweiſen pflegte; „ich verlaſſe mich darauf," rief er ihm noch beim Abſchied zu, „daß Sie heute Nachmittag um 2 Uhr, wo ich von meinen Geſchäften frei ſein werde, wiederkommen, und alle Ihre Inſtrumente mit ſich bringen."

Friedrich, mit freudig klopfendem Herzen, eilte zu ſeiner Johanna, die er mit ihrem jüngſten Knaben allein fand. Er legte vor ihren Augen die Goldſtücke hin, die er für den Verkauf ſeiner Uhr empfangen: „Siehe," ſo ſagte er, „welch' reichen Zehrpfennig uns Der beſcheert hat, von welchem es im 146. Pſalm heißet, daß Er die Fremdlinge und Waiſen behütet." „Und woher," ſo fragte Johanna, „kam uns dieſe Hülfe in der Noth?" — „Du erinnerſt dich vielleicht, daß ich vor etwas länger als einem Jahr, von einem Schiffskapitän eine ſonderbare, dabei aber ſehr gut gearbeitete chineſiſche Uhr gegen eine Taſchenuhr aus meiner Werkſtätte eintauſchte. Ich that dieß mehr aus Gefälligkeit gegen den Kapitän, als aus großer, eigener Neigung zu dem curioſen Stück, für welches ich, wie ich dieß auf unſerer Reiſe hieher erfahren, vergeblich einen Käufer würde geſucht haben. Ein ſolcher hat ſich aber nun doch gefunden, in dem hieſigen Gerichtsdirektor, der mir das Stück nicht nach ſeinem inneren Werth, ſondern nach ſeiner Seltenheit und Künſtlichkeit eben ſo reichlich bezahlt hat, als daß man dieß in England für Sammlungen von dergleichen Raritäten zu thun pflegt." — Johanna lächelte und ſchüttelte verwundert den Kopf. „Gott hat ja wohl einſt den Raben geboten, daß ſie einem Hungernden am Bache Crith ſeine Speiſe brachten; der aber, deſſen Herz jetzt bewegt worden iſt, uns dieſe Hülfe darzureichen, hat ſich gegen mich und die Meinigen noch härter und gefühlloſer benommen als ein Rabe. Ja, bei Gott iſt kein Ding unmöglich."

Der ehrliche Tobias Meyer trat herein. „Nun," ſo fragte er ſeinen Gaſt, „wie waret Ihr mit unſerem geſtrengen Gerichtsherrn zufrieden?" — „Vollkommen wohl," ſagte Friedrich. „Ich habe gute Geſchäfte mit ihm gemacht; er war ganz beſonders freundlich gegen mich; und da der Arzt meiner kranken Frau Ruhe anräth, und die hieſige Luft ihr ſo wohl that, habe ich mich entſchloſſen, dem Wunſche des Gerichtsdirektors nachzugeben und auf einige Wochen hier zu bleiben, um alle ſeine ſeltenen Uhren zu repariren." — „Ja das muß wahr ſein," ſagte der alte Wirth, „wie die Iſraeliten um das goldene Kalb, ſo könnte der Gerichtsdirektor um eine alte Uhr herumtanzen, wenn dieſelbe gerade in den Kram ſeiner Curioſitäten hineintaugte. Und wenn auf der einen Seite der Prophet Nathan zu ihm hineinträte, und auf der andern ein Uhrmacher, der ſich auf ſeine Kunſt verſteht, er würde jenen zur Thür hinausjagen, mit dieſem aber ſich Stunden lang unterhalten. Was der mit ſeinen Uhren hat! Ob er nun gar nicht einmal, wenn er ſo die Stundenzeiger von einem Ende zum andern herumlaufen ſieht, daran denkt, daß auch ſein Leben einmal zum Ende laufen wird, und daß er davon muß, wie jener reiche Mann, der einen Vorrath geſammelt hatte für viele Jahre. Aber ihm könnte vor ſeinen Augen der Sonnenzeiger des Ahab ſtatt vorwärts wieder rückwärts laufen, er würde deßhalb doch nicht an Gott denken und an Sein ewiges Gericht. Für ſeine Uhren gibt er das Geld haufenweis dahin; für ihren leiſeſten Schlag hat er ein feines Ohr; und das laute Jammern der Wittwen und Waiſen, denen er das Ihrige nahm, der Arbeiter auf dem Felde, deren Lohn er verkürzt, der Unſchuldigen und Bedrängten, die er um ihr Recht brachte, das hört er nicht. Da will ich nur Eines ſagen, was zu der Geſchichte des Hauſes hier nebenan gehört, um das Ihr mich geſtern fragtet, ich wurde aber, ehe ich mit der Antwort fertig war, abgerufen. Sehet, in dieſem Hauſe wohnte alſo mein alter Spracher, dem die Feinde, die er ſich als Prediger der Gerechtigkeit gemacht hatte, nicht beikommen konnten, und nach dem Tode des Alten wohnte darinnen ſein Sohn, mein Gevatter und liebſter Freund, den ich auf Erden gehabt habe, mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern. Der junge Spracher wandelte ganz in den Wegen ſeines Vaters, das heißt in den Geboten ſeines Gottes, untadelig. Aber er ging noch etwas raſcher mit der Sprache heraus als der Alte; er ſtrafte das gottloſe Weſen und das Unrecht zur Zeit und zur Unzeit, und führte die Sache der Unterdrückten, obgleich er kein gelernter Advokat war, indem er nicht nur den hieſigen Richtern unter die Augen trat, ſondern im Nothfall das Recht auch unmittelbar bei dem fürſtlichen Rathe ſuchte, ſo kräftig, daß man bei unſerem Amte ihn eben ſo fürchtete als bitterlich haßte. Ich ſprach ſchon geſtern davon, daß der frühere, hochadelige Beſitzer durch ſeine Verſchwendung und durch die Veruntreuung ſeines Verwalters faſt um ſein ganzes Vermögen kam; ſein Erbe lebt in Wien, in kaiſerlichen Kriegsdienſten. Der Verwalter, eben ſo gottlos wie ſein Herr, hatte dieſen um ſein Geld und Gut, der Herr hatte ihn um ſeines Hauſes Ehre betrogen, denn um es kurz zu ſagen, der Gerichtsdirektor, bei dem ihr heute morgen waret, iſt, wie dieß nur zu bekannt, ein unehelicher Sohn des alten Barons und einer Kammerjungfer, welche von dem Herrn mit einer guten Ausſtattung an den Verwalter verehelicht wurde. Nun, der alte Stamm iſt umgehauen worden; aber ſeine bittere Wurzel hat er uns noch im Boden gelaſſen. Eben jener Gerichtsdirektor, welcher wie ein junger Cavalier an den Univerſitäten ſich herumgetrieben, dann, noch in unbärtigem Alter, ſein jetziges Amt übernommen hat, iſt an Bosheit noch weiter gegangen, als ſein wirklicher und ſein Namensvater. Mein Gevatter, der jüngere Spracher hatte demſelben ſchon als einem Buben ſeine gottloſen Streiche verwieſen, hatte ihn auch einige Male mit kräftiger Hand gezüchtigt, wenn er an den Kindern geringerer Eltern ſeinen Uebermuth ausließ. Das trug der Bube, als er in Macht und Gewalt gekommen, meinem Freunde nach, und die Macht der Finſterniß hat, wie das ſo oft auf Erden geſchieht, den Sieg davon getragen über die des Lichtes. Der Böſewicht hat ſich zur Ausführung ſeines Planes, den Spracher aus dem Wege zu ſchaffen, wie dieß ſpäter ziemlich klar an den Tag gekommen, eines Menſchen bedient, den mein Freund, ich möchte ſagen, von der Gaſſe aufgeleſen, aus tiefer Armuth gerettet und ſeit einiger Zeit in ſeinem

Hauſe faſt wie ein Kind verpflegt hatte. Es war ein kranker Fabrikarbeiter aus dem Elſaß, der unfähig geworden war, ſich ſein Brod zu erwerben. Eines Morgens bemerkte der Spracher, daß ihm ſein Schreibpult erbrochen war. Das Fenſter war aufgebrochen; man konnte nicht anders vermuthen, als daß der Dieb von den Aeſten eines Apfelbaumes her, die bis an den Gang reichten, nach welchem das Fenſter heraus lag, eingeſtiegen ſei. Der Diebſtahl ſchien übrigens nicht ſehr bedeutend, denn Spracher hatte in dem Schreibpult faſt nur Papiere, welche noch in beſter Ordnung dalagen, und außer dieſen etwa 60 oder 80 Gulden baares Geld liegen. Dieſes war allerdings fort, der Dieb, ſo glaubte man, mußte über ſeiner böſen Arbeit geſtört worden ſein, denn nicht weit davon ſtand ein eichener Schrank, darinnen Silberzeug und eine ziemliche Baarſchaft enthalten war, dieſen fand man unverſehrt. Spracher ließ ſich dieſen Fall zur Warnung dienen; der Apfelbaum wurde umgehauen, die Zimmer beſſer verwahrt, die werthvollſten Sachen in ſeine Schlafkammer transportirt und bald war der Verluſt verſchmerzt, obgleich meinen Freund kurz vorher ein viel größerer betroffen hatte, indem er einige tauſend Gulden bei einem Verwandten ſeiner Frau, einem Kaufmann in der Stadt, verlor, welcher, wie ſie ſagen, fallirt hatte. Aber dieß war nur ein geringerer Anfang und ein Vorbote des Ungewitters, das bald nachher über das gute, redliche Spracheriſche Haus zum Ausbruch kam. Der Gerichtsdirektor, als ſein Vater, der Verwalter, geſtorben war, ließ eines Tages meinen Freund vorfordern und begehrte von ihm die ganze Summe für die Gebäude und die Grundſtücke, welche der alte Spracher, als er hieher zog, von dem Verwalter gegen baare Erlegung ihres angegebenen Werthes an ſich gekauft hatte. „Ich muß,“ ſagte der ungerechte Mann, „jetzt nach dem Tode meines Vaters die Angelegenheiten deſſelben in Ordnung bringen, und dazu iſt es nöthig, daß vor Allem dieſe bedeutende Forderung, die mein Vater an Euch hatte, berichtiget werde. Ohnehin, ſo fügte er hinzu, iſt dieſe Eure Schuld auch noch dadurch bedeutend angewachſen, daß, ſo viel ich merke, in der ganzen langen Zeit keine Intereſſen abgetragen worden ſind. Als mein Freund dieſes hörte, war er, wie man ſo zu ſagen pflegt, gleich als aus den Wolken gefallen. Er konnte lange Zeit nicht zu Worten kommen, denn ſein Herz war entbrannt im Zorn über das unerhörte Bubenſtück, das da an ihm und an dem unbeſcholtenen Namen ſeines frommen Vaters ſollte begangen werden. „Wie Euer Vater,“ ſo ſprach er, „das Gut, von welchem die Rede iſt, durch unſaubere Mittel an ſich geriſſen hat, das weiß Jeder im Dorfe; ebenſo weiß es Jeder, wie mein ſeliger Vater daſſelbe auf redliche Weiſe, durch baare und richtige Erlegung der geforderten, anſehnlichen Kaufſumme, ſich erworben hat. Darum halte ich es für eine teufliſche Frechheit und dazu für eine Euch ſelber ganz nutzloſe Schurkerei, daß Ihr mir eine ſchon vor länger denn zwanzig Jahren abgezahlte Summe als eine Schuld anrechnen wollt.“ In ſeiner Aufregung mag mein Gevatter, wie er mir ſelber eingeſtand, und wie auch der anweſende Gerichtsdiener ausſagte, noch manches andere kräftige Wort haben fallen laſſen, das dem Direktor nicht blos in ſeine Ehre hineinſchnitt, ſondern das ihm hätte müſſen in's Herz ſchneiden, wenn dieſes nicht von Stein wäre; dieſer aber verbiß ſeine Wuth und ſagte anſcheinend ganz kalt: „Nun, wenn Ihr Eurer Sache ſo gewiß ſeid, dann legt mir die Documente und Quittungen über den abgeſchloſſenen Handel vor, denn hier bei Gericht finde ich nichts, das über die Sache Auskunft gibt; oder ſtellt mir die Zeugen auf, die bei dem Abſchluß des Kaufes zugegen waren.“ Spracher eilte in Zorn und Ungeduld nach ſeinem Haus, öffnete ſein Schreibpult, holte ſeine Papiere hervor und ſuchte nach ſeinen Dokumenten, aber ſo ſehr er auch ſuchte und forſchte, er fand ſie nirgends. Es war nur zu klar, daß dieſe Papiere ihm geſtohlen ſein mußten und zwar, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſchon vorher, durch einen Hausdieb, ehe jener Einbruch geſchehen war, der dieſe Büberei zudecken ſollte, denn mein Gevatter erinnerte ſich, daß er kurz vor dem Einbruch an ſeinen Papieren einmal eine kleine Unordnung bemerkt, dieſe jedoch ſich ſelber zugeſchrieben habe, ſo daß er damals nach einer flüchtigen Durchſicht ſie in Paquete brachte und zuſiegelte Nach dem Einbruch hatte er die Siegel, deren Petſchaft an ſeinem Finger war, angeſehen und unverletzt gefunden. — Und wie mit den Documenten, ſo erging es ihm mit den Zeugen. Achtzehn der angeſehenſten Bauern aus dem Dorfe und Umgegend, meiſt ſchon damals Männer bei Jahren, hätten den Kauf bezeugen können, aber keiner von dieſen lebte mehr; der letzte war erſt vor etlichen Wochen geſtorben. Nun, ich brauche euch das Ende der Schurkerei nicht auseinander zu ſetzen, Ihr konnt es euch ſelbſt denken. Spracher wurde verurtheilt, die ganze Kaufſumme für die Güter ſeines Vaters noch einmal ſammt den Intereſſen auf viele Jahre zu bezahlen, und da er das nicht konnte, nahm der Gerichtsdirektor das ganze Anweſen in Beſitz, das durch die vielen Verbeſſerungen, die der fleißige, einſichtsvolle alte Spracher daran gewendet hatte, mehr denn doppelt ſo viel werth geworden war als beim Ankauf. Mein

Gevatter behielt nach Abzug all' dieſer Räubereien nur noch etliche tauſend Gulden an ausſtehenden Capitalien übrig; ſein alter Vater war in ſeinen jüngeren Jahren in Amerika geweſen, und hatte von dieſer neuen Welt und ihren ſchönen, fruchtbaren Ländereien ſo viel Anreizendes erzählt, daß der Sohn jetzt auch dorthin zog. Es blutet mir das Herz, wenn ich an den Abzug denke. Im ganzen Dorfe ſind wenige Augen trocken geblieben. Wir hätten die Tochter des Spracher, die Johanna, unſere Pathin, gern an Kindesſtatt behalten, aber der gottloſe Gerichtsdirektor hatte ſein Auge auf die ſchöne Dirne geworfen, obgleich ſie faſt noch ein Kind war, und von dieſem gewaltthätigen Tiger war Alles zu fürchten, darum ließen wir das gute Kind mit ſeinen Eltern ziehen. Sie ſind nun zwölf Jahre fort, und ich habe ſeitdem nur ein einziges Mal einen Brief von meinem Gevatter erhalten, worin er ſchreibt, daß es ihm gut gehe, und daß er im Begriff ſtehe, ſich an der Gränze der Indianergebiete Ländereien anzukaufen und dorthin zu ziehen. Seitdem habe ich nichts mehr von den guten Leuten erfahren, und es wäre mir doch viel daran gelegen, ihren Wohnort zu wiſſen und eine ſichere Gelegenheit an ſie zu finden. Denn ich habe ſchon ſeit drei Jahren eine Summe von 800 Gulden bei mir liegen, welche dem Spracher zugehört, als endliche Abzahlung eines Kapitals, das er einem redlichen Bauern oben im Schwarzwald geliehen hatte, welches aber damals, als Spracher ſo eilig fortziehen mußte, wegen der traurigen Umſtände, in die der Bauer durch Brandunglück gerathen war, verloren ſchien. Das iſt nun die Auskunft über das Haus hier gegenüber, welche Ihr von mir verlangtet. Die ehrlichen Leute, welche darin wohnen — er, der Mann, iſt beim Bergweſen als Salineninſpektor angeſtellt, wird aber jetzt an einen andern Ort verſetzt — ſind nicht ſeine Beſitzer, und dem unehrlichen Manne, dem Gerichtsdirektor, der ſich ſeinen Beſitzer nennt, gehört es nicht an, ſondern von Gott und Rechtswegen der Spracherſchen Familie.“

Der alte Tobias Meyer, nachdem er noch mit manchen anderen Aeußerungen ſeinem Unmuth über den Gerichtsdirektor Luft gemacht hatte, war wieder hinabgegangen an ſein Geſchäft, da trat der Doktor herein, an jeder Hand eines der beiden Kinder führend, welche wieder mit Blumen bekränzt waren wie geſtern, und jedes ein Körbchen mit Trauben und ſüßen Früchten trugen. Freudig lächelnd, wie nach einer ſchönen, gelungenen That, ſtellte der Arzt die Kleinen vor das Bette der kranken Mutter hin. „Hier bringe ich Ihnen,“ ſo ſprach er, die Sieger, „die in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt ſchon jetzt in zwei Tagen, mehr ausgerichtet haben, als meine Kunſt vielleicht in eben ſo viel Jahren es nicht vermöchte. Freilich iſt nur erſt der Anfang des guten Werkes gemacht, zu welchem, das zweifle ich nicht, Gott dieſe Kinder erſehen hat, aber dieſer Anfang läßt mich Alles hoffen. — „Ach könnten Sie doch,“ ſprach er zu Friedrich, „einige Wochen hier verweilen! auch Ihrer geliebten Kranken würde dieſe Ruhe heilſam ſein, und in wenigen Tagen wird die Wohnung in dem hier gegenüber liegenden Hauſe leer, darinnen ein Salineninſpektor zur Miethe war; es koſtet mich nur ein Wort bei dem Gerichtsdirektor, der ſich Eigenthümer des Hauſes nennt, um ihnen dieſe ſtille, ruhige Miethe zu verſchaffen, welche für die Kranke geeigneter iſt, denn jede andere.“ Friedrich kam ſogleich dem Wunſche des trefflichen Arztes entgegen, indem er dieſem ſagte, daß es ohnehin, wegen des Geſchäftes, das er hier gefunden, ſeine Abſicht ſei, einige Zeit im Dorfe zu verweilen. „Nun dann,“ ſagte der Doktor, „zweifle ich keinen Augenblick an dem beſten Erfolge meiner Bemühung, unter Gottes Segen und mit Hilfe hier dieſer Kinder der armen, geiſteskranken Frau des Gerichtsdirektors hindurchzuhelfen durch das finſtere Thal ihres Wahnſinnes zum Licht, das dem Geiſt des Menſchen ſein Erkennen gibt. Hören Sie mit wenigen Worten meinen Bericht über den Erfolg des geſtrigen und heutigen Beſuches Ihrer Kinder bei der bedauernswürdigen Frau. Geſtern Abend war ſie wie gewöhnlich, in ihrem Wahn befangen; ſie wurde, ihre Puppe mit Heftigkeit an ihr Herz drückend, zu Bette gebracht; aber bald trat ein Schlaf ein, ſo ruhig und ungeſtört, als ſie ihn in langer Zeit nicht genoſſen hatte. Als ſie heute am Morgen erwachte, da ſchien ſie eine Zeitlang bei faſt vollem Bewußtſein: ſie legte ihren Abgott, die Puppe, von ſich, und ging tief ſinnend im Zimmer auf und ab. Doch bald begann ſie wieder ihr altes Spiel. Man führte ſie bei dem herrlichen Wetter in den Garten: ſie eilte ſogleich nach dem Altan, auf dem ſie geſtern den Kindern nachgeſchaut hatte, und ſah unverwandt nach der Gegend hin, wo die Kleinen ihr aus den Augen verſchwunden waren. In dieſem Augenblick kamen die beiden Kinder wirklich wieder ihres Weges daher, riefen der „guten Dame,“ wie ſie dieſelbe nannten, ihren Morgengruß zu, und dieſe, hüpfend vor Freude wie ein Kind, kam zur Gartenthüre hin, ihnen entgegen. Der geſtrige Auftritt wiederholte ſich: die kleine Lina (es iſt ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß das Kind denſelben Namen führt, wie das ſchmerzlich beklagte jüngere Kind der Direktorin) erbat ſich wieder die Puppe, und erhielt dieſelbe ſogleich: die Dame ſetzte ſich zu den beiden Kleinen hin, ſchwatzte mit ihnen in einer wahrhaft lieblich kindlichen Weiſe auf engliſch; und als Lina, mit der Puppe wie mit einem Schweſterchen ſpielend, und ſich ſelber als eines der Kinder betrachtend, die arme Frau als ihre Mama benannte, da war dieſelbe vor Freuden ganz außer ſich. „Hörſt du," ſagte ſie zu ihrer Wärterin, „wie der kleine, liebe Engel mich Mutter nennt, und bin ich denn nicht auch noch immer ſeine Mutter, obgleich die Engel im Himmel ſind und ich hier auf der Erde?" Ich ſtand ſo, daß ich Alles ſehen und hören konnte; weder die Kranke jedoch, noch die Kinder bemerkten mich. Wie hatte in dieſen Augenblicken das Ausſehen, wie hatten die Mienen und der Blick der Geiſteskranken ſich in ſo erfreulicher Weiſe verändert! Sie ſchaute in ſtillem Entzücken, wie verklärt durch Liebe, die Kinder an; hinweg war der ſtarre, unſtäte Blick, über ihre ganze Haltung und Bewegungen lag eine Ruhe ausgegoſſen, die ich nur in den beſten, ſchönſten Stunden ihres geſunden Zuſtandes, etwa dann, wenn die fromme Seele ſich dem Altar in kindlicher Andacht nahete, von ihr bemerkt hatte. „Willſt du nicht auch mit deinen Kindern beten, liebe Mama?" ſagte die kleine Lina, indem ſie liebend ſich an die Kranke anſchmiegte. Das Kind ſprach darauf ein engliſches Gebet, das ſie wahrſcheinlich mit ihren Eltern oft gebetet hatte; es hat ſein Inhalt mich ſelber tief berührt. Die Dame war ganz Ohr; ſie ſprach dem Kinde halblaut jedes ſeiner Worte nach. „Siehſt du Gertrud," ſagte ſie zu der Wärterin, „die Engel lehren mich beten, und mir iſt ſo wohl dabei; bald werde ich nun auch ein Engel mit ihnen ſein." Es that mir faſt leid, daß ich ſelber zu einer Unterbrechung dieſer rührenden Scene Veranlaſſung gegeben hatte. Auf meine vorher ihm gegebene Weiſung brachte ein Bedienter einen Teller mit Trauben und Früchten, und reichte ihn den Kindern hin. Der kleine Heinrich langte wacker zu und auch Lina genoß einige Weinbeeren. Die Dame ſah dies mit Verwunderung. „Wie," ſo ſprach ſie, „können Engel auch eſſen?" — „Und warum nicht," ſo unterbrach ſie ſich ſelbſt, „aß doch auch der große Auferſtandene, von welchem man mir einſt erzählt hat, Fiſche und Honigſeim." Sie ſchien einige Augenblicke in tiefes Nachſinnen verloren, dann begann ſie von neuem ihr zärtliches Spiel mit den beiden Kindern, wobei auch der kleine Heinrich ſich ganz beſonders lieb benahm, ſchmückte dann ihre kleinen Gäſte mit Blumenguirlanden, und als jetzt ich hervortrat und die Kinder mit mir nahm, nannte ſie mich, war bisher nie in ihrer Krankheit, wo ſie mich beſtändig mit ihrem alten, längſt verſtorbenen Hofmeiſter verwechſelt hatte, geſchehen war, bei meinem Namen, und bat mich, ihr die Engel bald wieder zu bringen. Sie ſah auch heute auf dem Altan den Kindern nach, mit einem Ausdruck der innigſten Zärtlichkeit, dabei aber mit ungleich mehr Ruhe, als ich erwartet hatte. Ich werde nach einigen Stunden bei der ſchwer leidenden Dame meinen Beſuch machen, und ich hoffe freudiger, von ihr hinweggehen zu können als ſeit langer Zeit."

Der Doktor wollte ſich entfernen, da rief ihm der kleine Heinrich nach: „Dürfen wir dann, Schweſterchen und ich, heute mit dir ausfahren, wie du es uns verſprochen haſt?" „Ja freilich," ſagte der Doktor, „mein kleiner Freund, und faſt hätte ich's vergeſſen, eure Eltern um die Erlaubniß dazu zu bitten. Heute Nachmittag werde ich, wenn die lieben Eltern nichts dagegen haben, mit meinem Wagen hieher kommen, und mit Heinrich und Lina an einen gar ſchönen Ort über Land fahren."

Die Eltern willigten gern ein, und der freundliche Mann ſchied auf baldiges Wiederſehen.

Friedrich fand ſich, ſeinem Verſprechen gemäß, mit all' ſeinen Inſtrumenten ſchon vor 2 Uhr im Vorzimmer des Gerichtsdirektors ein. Mit dem Schlag der Stunde wurde er eingelaſſen in ein anderes, durch viele Fenſter erhelltes Zimmer, darinnen auf einer langen Tafel eine ganze Reihe künſtlicher Uhren aus den verſchiedenſten Ländern und Zeiten lagen und ſtanden, davon viele, weil der Beſitzer ſie nicht jedem Uhrmacher hatte anvertrauen wollen, theils ganz in's Stocken gerathen waren, theils aber wenigſtens einer bedeutenden Nachhilfe bedurften. „Sie bekommen," ſagte der Gerichtsdirektor, „hier Dinge zu ſehen, deren Anblick Sie wohl ſchwerlich auf einem Dorfe, wie das unſrige iſt, erwartet hätten. Ich gebe Ihnen heute einen ganz beſonderen Beweis meines Vertrauens in Ihre Einſicht, Ihre Geſchicklichkeit und zuverläſſige Redlichkeit, denn hier auf dieſer Tafel ſind nicht nur meine auserleſenſten und unbezahlbarſten Seltenheiten, ſondern auch ſolche Patienten verſammelt, deren ſehr ſchwierige Heilung ich nur einem vollendeten Meiſter der Kunſt, dafür ich Sie halte, anvertrauen möchte. Zu manchen dieſer Schätze bin ich ſelber auf höchſt wunderbare Weiſe, durch ein unerhörtes Glück gekommen. Sehen Sie hier, neben der ſehr einfachen Uhr, welche Kaiſer Maximilian I. beſeſſen, dieſe kunſtreiche, ſchöne aus Kaiſer Karls V. Beſitzthum. Sie iſt in Madrid im Jahr 1551 gefertigt, ſteht aber, bei all' ihrer äußern Schönheit, an innerer Güte des Werkes hier dieſer faſt gleichzeitigen aus Nürnberg nach, welche, wie die eingegrabene Inſchrift ſagt, ein gewiſſer Peter Imhof im Jahr 1550 entweder ſelbſt gefertigt hat, oder fertigen ließ. Dieſe engliſche hier, welche, doch will ich das nicht gewiß behaupten, das Schlafzimmer der Königin Eliſabeth geziert haben ſoll, iſt mir, trotz ihrer Plumpheit, die keine königliche Beſitzerin errathen läßt, noch immer lieber, als die geſchmacklos prunkende Pariſer, aus dem Beſitz Ludwigs **XIII.**, denn die letztere iſt in ihrem Innern dennoch nur ein flüchtiges Machwerk." So nannte der Gerichtsdirektor die vormaligen, erſten Beſitzer noch vieler ſeiner Uhren, und fügte dann hinzu: „Ihnen darf ich es nicht erſt auseinanderſetzen, aus welchem Grunde in meiner Sammlung ſo viele Uhren von hochfürſtlichen Perſonen und weltberühmten Männern ſind. Nicht aus Vornehmthuerei oder aus dem Haſchen nach hiſtoriſchen Berühmtheiten, ſondern nur deshalb ſammelte ich, zum Theil mit vielen Koſten, ſolche Kunſtwerke, weil man doch wohl mit vollem Rechte annehmen darf, daß ein König oder Kaiſer ſich mit den beſten Arbeiten ſeines Landes und ſeiner Zeit verſehen, und daß ein Gelehrter, der die Bedeutung der Zeit kannte, ſich ſolche Uhren werde verſchafft haben, auf deren genauen, ſichern Gang er ſich verlaſſen konnte. Hier zum Beiſpiel dieſe Uhr, welche der berühmte Leibnitz einen großen Theil ſeines Lebens, bis zu ſeinem Ende, geführt hat, und da die andere, welche dem großen, engliſchen Staatsminiſter Chatam angehörte, ſind ſo zuverläſſige Werke, daß ſie noch immer an Genauigkeit faſt mit einem guten Chronometer nach neueſter Conſtruktion wetteifern können; ihre Beſitzer waren Männer nach der Uhr; dagegen kann Karl **XII**: von Schweden ſchwerlich ein ſolcher Mann nach der Uhr geweſen ſein, denn hier dieſe goldene Taſchenuhr, die er einſt, nachdem er ſie wahrſcheinlich ſchon längere Zeit geführt hatte, nach einer heißen Schlacht einem tapfern Fähndrich zum Geſchenk machte, iſt eines der unzuverläſſigſten Werke meiner Sammlung. Heute ſollen Sie Ihre Kunſt, von der Sie mir bereits am Morgen eine ſo bedeutende Probe ablegten, hier an dieſem vielleicht älteſten Werke ſeiner Art verſuchen, welches aus dem Nachlaß des berühmten Patriziers Leonhard Walther zu Nürnberg herſtammt. Ich habe daſſelbe erſt vor wenigen Jahren gekauft und noch niemals im Gang geſehen, da ich mich bisher noch nicht entſchließen konnte, einen gewöhnlichen Uhrmacher als Arzt über die in's Stocken gerathene Maſchinerie zu laſſen."

Friedrich begab ſich ſogleich an die Zerlegung des Werkes, bei welcher der Gerichtsdirektor, mit einem Buch über die Uhrmacherkunſt in der Hand, ſehr aufmerkſam ihm zuſah, indem er zugleich ſorgſam von Zeit zu Zeit nach der ihm gegenüber hängenden Pendeluhr hinblickte. „Halten Sie ein," rief er in dem Augenblick, wo der Zeiger auf 4 Uhr gerückt war, dem Meiſter zu. „Sie dürfen nicht länger als bis 4 Uhr an dieſer Arbeit bleiben, denn das Tageslicht wird Ihnen jetzt ungünſtig und Ihr Auge könnte bei ſolcher feiner Arbeit ermatten, und daraus ein Fehler der Hand als Folge entſtehen, welcher ſo leicht nicht gut zu machen wäre. „Ich verſtehe mich," ſetzte er wohlgefällig lächelnd hinzu, „in Beziehung zu ihrer Kunſt auf die Diätetik des Auges und der Hand. Keinem Uhrmacher, welcher über 40 Jahre alt wäre, würde ich eine meiner beſſern Uhren anvertrauen, denn nach dieſer Zeit verliert das Menſchenauge jene Schärfe, die Hand jene Sicherheit, die zu den feinſten Arbeiten ſolcher Art nöthig ſind; auch laſſe ich es da, wo mir beſonders viel darauf ankommt, niemals zu, daß mir Einer mit abgemattetem Auge und müden Fingern noch fortfährt, ein Geſchäft zu treiben, das, wenn es mißlingt, mir einen unerſetzlichen Schaden bringen kann. Dem tüchtigen Meiſter bezahle ich ſeine Stunden der Ruhe während des Tages eben ſo gut, als die Stunden der Arbeit. Morgen um acht Uhr bitte ich Sie, Ihre Bemühungen fortzuſetzen." Hiemit entließ der Direktor, abermals in ungewöhnlich freundlicher Weiſe, den Mann, der in ſo kurzer Zeit ſein ganzes Zutrauen und, ſo weit dieß möglich, auch ſeine Zuneigung gewonnen hatte.

Der gute Doktor war ſo eben auch mit den beiden Kindern in das Zimmer zu Johanna hereingetreten, als Friedrich zu ſeiner lieben Kranken zurückkam. Dieſe hatte ſich heute den ganzen Tag, vorzüglich nach Mittag, ſo wohl und bekräftigt gefühlt, daß ſie mit Hilfe der alten guten Martha ſich angekleidet und in einen Lehnſtuhl geſetzt hatte. „Wird das nicht zu frühe ſein?" fragte der beſorgte Gemahl. „Ich hoffe, nein," ſprach der Arzt, der ſich hierauf an Martha wendete und dieſe bat, die Kinder noch ein wenig in dem Garten zu beſchäftigen. „Ich habe mich," ſprach er, als die Kinder mit der alten Wirthin ſich entfernt hatten, „in höchſt angenehmer Weiſe mit Ihren Kindern unterhalten, und, namentlich durch den kleinen, verſtändigen Heinrich, mehr erfahren, als Sie vielleicht meinen konnten. Wie kommt es, daß ihre Kinder, namentlich die kleine Lina, das Engliſche als ihre Mutterſprache reden, da doch, wie ich vermuthen muß, die Eltern beide Deutſche ſind?" — Friedrich beſiegte, dem redlichen Frager gegenüber, die leiſe Aufwallung von Verlegenheit und antwortete, der Wahrheit gemäß: „Wir ſelber, lange Zeit nur unter Engländern lebend, ſprachen meiſt engliſch unter einander, und die arme kleine Lina mußte, während der ſchweren Krankheit ihrer Mutter, faſt ausſchließend der Pflege einer liebevollen, redlichen Engländerin überlaſſen bleiben, die uns auch auf einem großen Theil unſerer Reiſe begleitet hat; darum fangen die Kinder erſt hier an, ſich im Deutſchſprechen zu üben." — „Hat denn aber auch," fragte der Doktor weiter, „hier die liebe Mutter und Gemahlin die Sprache ihrer Heimath und ihrer Jugendjahre ſo verlernt, daß ſie ſelbſt mit den treuen Freunden ihres Vaters in fremder Zunge reden muß? Meinen Sie denn," ſo ſetzte er gegen die Kranke ſich wendend ſcherzhaft lächelnd hinzu, „das Auge eines alten Arztes ſei nicht ſcharf genug, um in den Zügen des jetzt freilich bleichen Angeſichtes der Johanna, verehelichten Hermann, die liebliche, ſanftblickende geweſene Jungfrau Spracher wieder zu erkennen? Gleich von dem erſten Abend an, wo ich Sie hier wieder ſah, noch mehr aber ſeit geſtern Morgen, ahnete ich das, was mir ſeit den kindlich zutraulichen Erzählungen Ihres Kleinen zur Gewißheit geworden iſt. Mir dürfen Sie unbedenklich vertrauen: ich weiß fremdes Geheimniß als Arzt und als Chriſt ebenſo treu als ein Beichtvater zu bewahren, auch begreife ich wohl den Grund, aus welchem Sie hier unbekannt bleiben wollten, und billige ihn vollkommen. Ich habe zwar, wie Sie ſich erinnern werden, nur noch etwa ein Jahr mit Ihren ſeligen Eltern hier an dieſem Orte zuſammengelebt; aber ich liebte die Ihrigen als ein Freund; ich weiß all' das Unrecht, das man an Ihrem ſeligen Vater begangen hat; und was ich vermag, das werde ich thun, um vielleicht noch Manches auf beſſere Wege zu bringen, das durch Andere auf ſo ſchlechte hingezogen wurde."

Johanna war tief bewegt: der alte Freund ihres Vaters hatte ihr ganzes Zutrauen gewonnen. „Das iſt," ſo ſprach ſie, „der beſte Segen, den fromme Eltern uns hinterlaſſen können, wenn ihr Andenken den Kindern das Vertrauen und die Liebe ſolcher Freunde erwirbt, wie Sie, das fühle ich, uns einer geworden ſind. Ich bin hieher gezogen, ohne etwas Anderes zu ſuchen als die Wiedergeneſung aus ſchwerem Krankſein, welche der einſichtsvolle Arzt in Amerika mich von der vaterländiſchen Luft erwarten ließ. Wir hatten anfangs die Abſicht, in der Gegend des Mains oder des Rheines meine Heilung abzuwarten; da ich aber ſo nahe an meiner eigentlichen Heimath war, konnte ich dem Zuge nach dem unvergeßlich theuren Orte meiner Geburt, ſo ſchwere Erinnerungen ſich auch daran knüpfen, nicht widerſtehen, und mein lieber, treuer Mann gab meinem Verlangen nach.“

„Der mächtige Zug, der Sie hieher führte,“ ſagte der Doktor, „kam nicht aus Menſchenwillen und Menſchenneigung allein; es war die gute Hand unſeres Gottes, der Sie und die Ihrigen, zum Wohle von vielleicht mehr denn einer Menſchenſeele, hieher brachte. Laſſen Sie mich vorerſt nur das ſagen, was ſeit einigen Stunden mein Herz zu ſo freudigen Hoffnungen bewegt. In dem Zuſtand meiner armen Geiſteskranken iſt heute, ſeit dem dreiſtündigen Beſuch Ihrer Kinder, eine Veränderung eingetreten, die mich nicht auf eine fernliegende, ſondern auf eine nahe Heilung ihres kranken Gemüthes hoffen läßt. Als die Kleinen aus ihren Augen entſchwunden waren, ſagte ſie mit ungewöhnlicher Ruhe zur Wärterin: ich hoffe, der Doktor, der ein redlicher Mann iſt, wird mir ſie bald wieder bringen. Sie verließ hierauf den Altan und den Garten, ohne nach ihrer Puppe zu fragen, begrüßte, als dieſer ihr begegnete, ihren Gemahl freundlich, ohne eine Spur jenes Widerwillens, den ſie ihm während ihres

Krankſeins beſtändig bezeugt hatte; ſie reichte ihm ſogar ihre Hand, ſpeiſte ſtill auf ihrem Zimmer, und als ich kam, um ſie zu beſuchen, kannte ſie auch mich, ſprach Einiges mit mir, das zum Theil ganz vernünftig ſchien, freilich aber auch zum Theil von neuem mit Träumereien des Wahnſinnes ſich vermiſchte. Wie ich jetzt im Vorbeifahren von einer ihrer Dienerinnen erfuhr, hat ſie erſt eine Stunde, nachdem ich ſie geſehen, nach ihrer Puppe gefragt und wie gewöhnlich dem Spiel mit dieſer ſich hingegeben."

„In der That, ich halte dieſe kranke Seele nach meinem menſchlichen Urtheil für ungleich leichter der Heilung zugänglich, als die Seele ihres Mannes, deſſen Narrheit, denn das iſt ſeine leidenſchaftliche Liebe zu den Uhren, mit einer Verkehrtheit und Härte des Herzens verbunden iſt, welche nur durch göttliche Macht kann gebrochen werden. Doch bei Gott iſt kein Ding unmöglich, und ſchon oft hat es mir, der ich dieſen Menſchen genauer kenne, als vielleicht irgend ein Menſch ihn kennt, geſchienen, als ob er noch nicht ganz unzugänglich ſei für die Gnadenbewegungen Deſſen, der nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß dieſer ſich bekehre und lebe."

„Laſſen Sie mich Ihnen dieſe Natur voll inneren Widerſpruches, voll Verkehrtheit und abenteuerlicher Launen, voll Geizes und Verſchwendung, boshafter Ungerechtigkeit und gerechter Anerkennung gewiſſer anderer Menſchen, hier nur mit einigen Zügen ſchildern. Ich weiß gar wohl, daß die Uhrenſucht, ſo möchte ich ſeine närriſche Leidenſchaft nennen, auch in gewiſſer Hinſicht nur eine andere Form jener unerſättlichen Habſucht iſt, mit welcher der Gerichtsdirektor, dem Beiſpiele ſeines uneigentlichen Vaters, des alten Verwalters folgend, ſo manches fremde Gut an ſich geriſſen hat; aber wie ganz verſchieden nehmen ſich dieſe beiden Formen eines und deſſelben Laſters an jenem Menſchen aus! Es iſt von ihm bekannt, daß er, ſobald es die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft für die Uhren gilt, nicht nur kein Geld ſpart, ſondern daß er auch im Handel um dieſe Gegenſtände ganz redlich zu Werke geht. Er kennt den Werth derſelben, den ſie für Sammler haben, auf's Genaueſte, und wenn ein Verkäufer dieſen fordert, bezahlt er, welcher Mücken ſeiht und Kameele verſchluckt, das Verlangte ohne Widerrede, während er nur bei übertriebenen Forderungen ſeinen Unwillen äußert. Wenn er mit ſeinen Uhren beſchäftigt iſt, dann erſcheint er als ein ganz anderer Menſch; er iſt dann zugänglich ſelbſt für fremden Rath und fremde Zurechtweiſung, läßt ſich geneigt finden zum Geben wie zum Vergeben. Seine unglückliche Gemahlin hat, ſo lange ſie geiſtig geſund war, öfters zu ſeinem wie zu Anderer Beſten dieſe Augenblicke benützt, da ihm das Herz zunächſt für ſein Steckenpferd, zugleich aber auch für andere Einflüſſe geöffnet war; ſein Sohn erſter Ehe, der leider nach einem wüſten Jugendleben ein frühes, unglückliches Ende genommen hat, wußte es auch, daß man dem Vater am leichteſten in dieſen ſchwachen Stunden beikommen und ihn nachgiebig finden könne, nur benützte er dies nicht zu ſeinem eigenen oder zu Anderer Beſten, ſondern nur zu ſeinem Schaden, denn daß der Vater, wenn er öfters gegen ihn übermäßig und zur Unzeit hart geweſen, andere Male wieder ſchlechte Streiche, die ſein Sohn gemacht hatte, ungerügt dahingehen, und nachdem er vorher bis auf's Aeußerſte karg geweſen, große Summen ſich abſchwatzen ließ, das war zum Verderben des Jünglings. Und nicht nur empfänglicher für ſolche äußere Einflüſſe iſt der Gerichtsdirektor, wenn er bei ſeinem Spielzeug der Uhrenſammlung ſitzt, ſondern auch für innere Rührungen und Gemüthsbewegungen iſt er dieſes. Bei den ſchweren Unglücksfällen, welche Gottes Hand über ihn und ſein Haus verhängte, ſchien er im gewöhnlichen Verlauf ſeines Geſchäfts- und Alltagslebens nur noch verhärteter und bitterer geworden zu ſein. Als man ihm die Nachricht brachte, daß ſein älterer Sohn im ſtrafbaren Zweikampf geendet habe, ſchwieg er ingrimmig und vergoß keine Thräne; ja er ward eine Zeitlang für ſeine ganze Umgebung, ſowie für die Bauern, mit denen er in ſeinem Amt zu verkehren hatte, durch ſein mürriſches, wild auffahrendes Weſen faſt unerträglich; wenn er aber ganz ſtill unter ſeinen Uhren ſaß, da ſah man ihn einige Male Thränen vergießen. Dieſes an ihm ſonſt ganz unerhörte Weichwerden des Gemüthes hat ſich noch auffallender gezeigt, als ſeine jüngern Kinder in ſo furchtbarer Weiſe ihm entriſſen wurden, und ſeitdem ſeine Gemahlin in ihren jetzigen bejammernswerthen Zuſtand verfallen iſt. Sogar unſer frommer, alter Pfarrer, den der Gerichtsdirektor vorher auf's Bitterſte haßte, und dem er auf alle Weiſe auszuweichen ſuchte, hat ſeit dieſer Zeit einige Male, wenn er die leidende Frau beſuchte, Gelegenheit gefunden, zu dem ſonſt ſo feſt, wie von Felſen umſchloſſenen Herzen des Mannes in guter Stunde ein Wort zu ſprechen, welches Beachtung fand, und wie man ſo gerne hoffen möchte, nicht ohne Nachwirkung geblieben iſt. Doch was ſoll man ſagen; wenn wir den Gerichtsdirektor auch in dieſen Stunden, wo ſich der Sturm ſeines leidenſchaftlichen Weſens gelegt hat, beobachten, dann muß es uns erſcheinen, als wäre der Menſch ſelber zu einer Uhr geworden, denn nicht nur zur beſtimmten Stunde, ſondern Minute, zieht er jetzt dieſe, dann wieder andere Uhren auf, macht ſich jetzt in dieſem, dann in einem andern Zimmer ſeiner Sammlung Etwas zu ſchaffen, hält aber auch die Ordnung ſeiner übrigen Geſchäfte und ſeiner Lebensweiſe eben ſo pünktlich inne. Auf der andern Seite läßt ſich jedoch nicht verkennen, daß mitten in dieſer ſklaviſchen Abhängigkeit ſeiner Seele von einer ganzen Schaar todter Maſchinen für ihn Etwas liege, das von geiſtiger Bedeutung ſein kann. Wenn er ſo mit ganzer, zuweilen faſt athemloſer Aufmerkſamkeit den Gang einer ſeiner künſtlichen Uhren belauſcht, da mag ſeinem innern Ohre etwas Aehnliches geſchehen, als unſerem äußern Ohre in der Stille der Mitternacht widerfährt. Wir hören dann die leiſeſten Laute aus der Nähe und Ferne der irdiſchen Umgebung. So, wenn bei jenem Manne das leidenſchaftliche Toben in ſeiner Bruſt zwar nicht hinweggenommen, wohl aber für einige Augenblicke zum tiefen Schweigen gebracht iſt, mag er wohl die leiſe Stimme jener nachgehenden Erbarmung ſeines Gottes vernehmen, die ohne Aufhören das ſchlafende Gewiſſen des Sünders zu erwecken ſucht.“

„Nur noch das Eine will ich hinzufügen: haben Sie Mitleid mit dem unglücklichen Menſchenpaare, zu deſſen Beſten, das hoffe ich, Sie gerade zu dieſer günſtigeren Zeit hiehergeführt worden ſind. Sie, meine Freundin, ſind ja auch Mutter, und werden den Schmerz einer Mutter, deren Herz vielleicht zu abgöttiſch an ihren Kindern hing, bei dem ſchauderhaften Ende dieſer Kinder auch dann beweinenswerth finden, wenn dieſer Schmerz als ein unmäßig fleiſchlicher in die Gefahr des geiſtigen Todes führte. Und Sie, mein Freund, vergeſſen und vergeben Sie dem harten Manne die ſchwere Sünde, die er an Ihrem Hauſe begangen hat. Denken Sie, daß wir Alle nicht nur Sünder und der Gnade bedürftig ſind, ſondern daß wir, unter ſolchen Verhältniſſen geboren und erzogen, in denen der Gerichtsdirektor aufwuchs, vielleicht auch weit von dem Wege des Lebens hinweg in das entſetzlichſte geiſtige Elend hätten gerathen können. Laſſen Sie uns wachen und beten, beten für die Heilung und Rettung dieſer beiden Seelen, und, was an uns iſt, beitragen, daß es da Licht werde, wo jetzt mitternächtliches Dunkel herrſcht."

Johanna trocknete ſich die Thränen der Rührung, welche mild über ihre Wangen floſſen. „Wie ſollte ich," ſprach ſie, „einer unglücklichen Leidensgefährtin mein innigſtes Mitleid verſagen können, deren Schickſal nicht nur dem meinigen verwandt, ſondern mir zu einem Spiegel geworden iſt, darin ich mein eigenes Bild mit Schrecken geſehen und zu dem Bewußtſeyn erwacht bin, daß die Traurigkeit, der mein Geiſt wie mein Leib ſeit langer Zeit unterlag, keine göttliche, ſondern daß ſie eine Traurigkeit der Welt von fleiſchlicher Art war, welche den Tod wirkt. Laſſen Sie mich Ihnen, mein väterlicher Freund, hier ein Geſtändniß ablegen und zugleich meinem Manne, den ich durch meinen unmäßigen Kummer oft ſo tief betrübt habe, eine Abbitte thun, wodurch mein armes, krankes Herz ſich erleichtern wird. Es ſind jetzt zehn Monate, da befand ich mich bei unſerem damaligen Landſitze in Amerika, hier dieſes jüngſte Kind auf meinen Armen, ein anderes, nur um ein Jahr älteres, an meiner Hand nahe am Ufer eines Fluſſes, der vom Regen der Gebirge angeſchwollen war. Eine Nachbarin, welche dort in der ländlichen Einſamkeit mein gewöhnlicher Umgang war, begegnete mir; wir ſetzten uns auf einer Bank im Schatten eines Baumes nieder und, ich kann kaum ſagen wir ſprachen, ſondern wir ſchwatzten und ſcherzten über einen lächerlichen Verfall, der ſich am Tage vorher im Hauſe eines franzöſiſchen Coloniſten zugetragen hatte. Mein jüngſtes Kind ſaß zu meinen Füßen im Gras und ſpielte mit den Blumen, welches das ältere ihm zutrug. Ich hatte meine Augen mehr auf die lebhaft erzählende Nachbarin, als auf meine Kinder gerichtet, da höre ich einen lauten Ruf des Schreckens. Es war die Stimme meines theuren Bruders Heinrich, der aus der Stadt bei mir auf Beſuch war; aufgeſchreckt aus meiner Selbſtvergeſſenheit ſchaute ich hin und ſah, wie der treue Bruder hineinſprang in das trübe Gewäſſer, und in demſelben Augenblick vermißte ich auch das Kind. Ich eilte zum Fluſſe hin; ich ſah, wie der Bruder, das Kind mit der einen Hand über dem Waſſer haltend, mit den Wellen rang; bald aber waren beide verſchwunden; hätte man mich nicht mit Gewalt gehalten, ich wäre in meiner Verzweiflung ihnen nachgeſprungen in den Strom. Meiner Sinne beraubt brachte man mich in's Haus und in mein Bett. Ich verfiel in ein Fieber, das bald den Charakter jener Seuche annahm, welche damals viele Menſchen in der feuchtheißen Gegend dahin raffte. In meinen Fieberphantaſien gingen mir, zu meiner größten Pein, ohne Aufhören die Worte jenes unnützen Geſchwätzes nach, das ich mit der Nachbarin geführt hatte; ich lachte oft laut, und wenn mich dann von neuem ein Strahl des Selbſtbewußtſeins beſchien, da weinte ich heftiger noch, als ich gelacht hatte. Das Nervenfieber verließ mich; aber mein Hirn und Rückenmark blieben in einem Grade leidend, welcher für jedes angewendete Heilmittel unbeſiegbar ſchien. Schwerer jedoch als das leibliche, war das Leiden meines Gemüthes. Ich klagte mich als eine Mörderin meines Kindes und meines Bruders an; bei Tag wie bei Nacht marterte mich das Gefühl meiner Schuld und eine Verſuchung zum Murren gegen Gottes Wege, der ich oft unterlag; kein Troſt wollte haften; nur in dem Gedanken, daß ein ſolches Leben voll beſtändiger, innerer Pein und Unruhe nicht lange dauern, daß es bald enden müſſe, lag für mich eine Art von Linderung. So kam ich hierher. Ich vernahm das Schickſal der bedauernswürdigen Frau, welcher in dem ſtürmiſchen Jammer ihres Mutterherzens das innere Licht, das bei mir doch noch immer als ſchwaches Flämmlein leuchtete, ganz verloſchen war. Dieß, und ein Wort der liebenden Zurechtweiſung, welches hier mein treuer Lebensgefährte zu mir ſprach, brachten mich zur Beſinnung. In den Stunden, da ich hier mit meinem ruhig ſchlafenden oder ſpielenden jüngſten Kind allein war, habe ich meinem Gott mein ganzes Elend geklagt, Ihn um Vergebung gebeten und dieſe gefunden, zugleich aber auch mit dieſer eine Ruhe des Gemüthes, eine Kräftigung des Körpers, welche mir die wiederkehrende Geſundheit von beiden ankündigen."

„Laſſen Sie nun auch mich," ſo nahm jetzt Friedrich das Wort, „vor Ihnen, dem Arzte, nicht nur der Leiber, ſondern auch der Seelen Ihrer leidenden Brüder, ein Bekenntniß ablegen, das Ihnen meine herzliche Bereitwilligkeit begreiflich machen wird, dem Feinde unſeres Hauſes nicht nur ſein begangenes Unrecht zu vergeben, ſondern das geiſtige Elend, in welchem derſelbe ſchmachtet, mit tiefſtem Mitleid zu betrachten. Hätte Gottes ſtarke Hand mich nicht gehalten und getragen, ich würde, wenn auch in andere geformten, dennoch eben ſo ſchweren Ketten der Sünde gefangen liegen, als er. Ich bin in keiner Gemeinſchaft ſolcher gottesvergeſſener Menſchen geboren und aufgewachſen, wie der arme Gerichtsdirektor; meine beiden

Eltern, die ich leider frühe verlor, und auch mein Vormund waren rechtſchaffene, gottesfürchtige Leute. Ich war aber ſchon als unreifer Jüngling auf andere, verkehrte Wege gerathen. Ich ſtudirte an einer namhaften deutſchen Univerſität die Rechte. Mein väterliches Vermögen gab mir die Mittel an die Hand, mich vor andern Mitſtudirenden durch Aufwand und auch wohl durch Freigebigkeit auszuzeichnen. Dieſes zog eine gewiſſe Rotte von Jünglingen an mich, welche eine Art von geheimer Geſellſchaft bildeten, die ſich, wie ſie ſelber ſagte, zur Rettung ihres Volkes, ja der Völker, aus den Banden der Tyrannei und der alten Vorurtheile berufen glaubte. Unter ſchönen, hochtrabenden Worten verbarg ſich der ruchloſe Geiſt des Haſſes und der zerſtörenden Feindſeligkeit gegen alle göttliche wie menſchliche Gewalt und Ordnung. Ich hatte leider meinen Felſen, den Glauben, ich hatte Gott verlaſſen, da ließ auch Er mich eine Zeitlang meine Wege gehen. Ich wurde allmählig in das Geheimniß der Bosheit eingeweiht; zuletzt wurde ich zu einem der Oberen unſerer Geſellſchaft gewählt. Man kam unſerem Treiben auf die Spur, das Gefängniß ſtand mir nahe; ich floh in Geſellſchaft von noch ſechs anderen aus unſerer Rotte nach Amerika. Hier blieb ich noch zwei Jahre lang in dem Tollrauſch unſerer Träumereien befangen. Meine vermeintlichen Freunde hatten, ſowie ich, der Eine da, der Andere dort ein Unterkommen gefunden; ich war allein in einer kleinen Stadt in der Nähe der Küſte geblieben, wo ein gutwilliger deutſcher Uhrmacher mich als Lehrer ſeiner Kinder und zugleich als Lehrling ſeines Geſchäftes in's Haus nahm. Ich hatte lange nichts von meinen ſechs Mitgenoſſen gehört; da erfuhr ich, daß der Eine bei einem Kaufmann, der ihm freundlich vertraute, die Kaſſe beſtohlen, ein Anderer die Tochter ſeines Hauswirthes und Wohlthäters verführt, ein Dritter ſich ſelbſt entleibt habe. Ein Vierter und Fünfter hatten ſich dem Branntweintrinken ergeben und waren als elende Bettler Gegenſtände der allgemeinen Verachtung geworden; der Sechste war im Krankenhaus an einer ſchändlichen Krankheit geſtorben. Ich ſelber war damals ſiech an einem Leberleiden, und oft von ſo tiefer Schwermuth heimgeſucht, daß mich Gedanken des Selbſtmordes beſchlichen. In dieſem Zuſtand war ich für die inneren Züchtigungen des Geiſtes empfänglicher als ſonſt. Ich erkannte an dem Beiſpiel der Gefährten meiner ſchweren Verirrungen, wohin auch mich ein ſolches Leben ohne Gott führen könne und müſſe. Mein Gewiſſen wurde wach; ich gerieth in furchtbare Unruhe und Angſt. In dieſer Zeit lernte ich meinen ſeligen Schwager Heinrich kennen. Er führte mich zu Dem, welcher gekommen iſt, die Sünder zu retten und ſelig zu machen, und ich folgte ſeiner Führung, klammerte mich feſt an den Anker, der ſich mir darbot; fand Vergebung und Frieden. Ich zog als Gehülfe meines Schwagers, der als Uhrmacher an Geſchick und Fleiß nur wenige ſeines Gleichen hatte, zu dieſem in's Haus, kam bei dieſer Gelegenheit öfters auf das Landgut, das meinen frommen Schwiegereltern gehörte, und deſſen vormals unbeaüßte Umgebung durch ihren Fleiß in ein fruchttragendes Paradies umgeſchaffen worden war. Hier fand ich meine Johanna, und ſie reichte mir die treue Hand zur gemeinſamen Wanderſchaft durch dieſes Pilgerleben. Vor drei Jahren ſtarben die guten Eltern Spracher's kurze Zeit hinter einander. Der Vater ſprach noch auf ſeinem Sterbebette Vergebung und Fürbitte für den Feind und den Zerſtörer ſeines äußeren Glückes aus; ich ſelber aber, wenn ich an den Abgrund zurückblicke, an deſſen Rand ich einſt herumtaumelte, kann, ſtatt andere Sünder zu verdammen, nur daran gedenken, daß ich mit Furcht und Zittern meine eigene Seeligkeit ſchaffen möge."

Der alte, ehrwürdige Arzt drückte dem aufrichtigen Erzähler die Hand. „Ich habe," ſo ſprach er, „hier die ächten Erben nicht nur der gerechten, äußeren Anſprüche, ſondern der Geſinnung des mir ſo werthen Spracher'ſchen Hauſes vor mir. Nur noch Eines vor dem heutigen Abſchied. Ich weiß, es iſt für ihren Schwiegervater ein rückſtändiges Kapital eingegangen, das unſer alter, redlicher Wirth in Verwahrung hat. Da ich es ſelbſt billigen muß, daß Sie über Ihre eigenen Perſonen das bisher beobachtete Geheimniß noch feſt halten, zugleich aber vermuthe, daß eine ſolche baare Einnahme Ihnen nicht unwillkommen ſein könnte, werde ich mich über den Belauf der Summe genau erkundigen und Ihnen dieſelbe noch heute, durch eine ſichere Perſon, vorſchußweiſe zuſtellen laſſen." Der Doktor entfernte ſich und ſchon vor Ablauf einer Stunde brachte ein Bedienter ein ungeſiegeltes Buch, unter deſſen Pappdeckeln 800 fl. in Papieren und in Geld verborgen waren. Und dieſer Beweis einer wahrhaft väterlichen Vorſorge und Freundlichkeit war nicht der einzige, welchen der liebreiche Mann dem jungen Hermann'ſchen Ehepaar gab. Nur durch ſeine Vermittlung war es geſchehen, daß der Gerichtsdirektor, als das vormalige Sprachers'ſche Haus leer geworden, dieſe Wohnung dem Friedrich zur unentgeltlichen Benützung anbot, und als dieſer auf einer Bezahlung beſtand, gegen ſehr billigen Miethzins ſie ihm überließ. Uebrigens hätte es kaum einer ſolchen Vermittlung des wohlmeinenden Mannes bedurft, um den Gerichtsdirektor günſtig gegen Friedrich zu ſtimmen. Denn Allen, welche Gelegenheit hatten, dieß zu beobachten, war es auffallend, daß der in ſeinem Benehmen gegen Andere ſonſt ſo zurückhaltende und kalte Gutsherr gegen Friedrich eine Ausnahme machte, von welcher man bisher noch niemals an ihm etwas Aehnliches geſehen hatte. Anfangs zwar wurde Jener nur dann ſo zutraulich und geſprächig, wenn beide mit einander allein bei ihren Uhren ſaßen, und wenn der leidenſchaftliche Sammler mit unausſprechlichem Vergnügen bemerkte, wie unter der geſchickten Meiſterhand des jungen Uhrmachers eines ſeiner bisher noch niemals wieder in Gang geſetzten oder fehlerhaft ſich bewegenden Kunſtwerke nach dem andern ſich belebte und ſein Bewegen regelte. In ſolchen Stunden fand Friedrich manche Gelegenheit, ein ernſtes, gutes Wort mit dem bedauernswürdigen Manne zu reden; dieſer geſtattete es ſogar, daß der junge Meiſter, weil ihm, wie er ſagte, das Arbeiten dann beſſer und leichter von der Hand ging, öfters ein ſchönes geiſtliches Lied ſang, und wurde allmählig immer aufmerkſamer auf den Inhalt ſolcher Lieder. Ja ſelbſt ſeinerſeits kam das Vertrauen des Gerichtsdirektors dem liebevollen Ernſt des jungen Mannes entgegen; mehr als einmal ſprach er gegen dieſen mit Thränen im Auge von dem bejammernswerthen Schickſal, welches ſein Haus, vor allem ſeine Gemahlin betroffen; und die ſanften Winke, welche Friedrich ihm über ſein hartes Benehmen gegen andere Menſchen gab, nahm er nicht blos ruhig hin, ſondern machte zuweilen ſelbſt, wenn auch nur leiſe Zugeſtändniſſe dieſer Art. Einſt hatte Friedrich den merkwürdigen Verſuch des berühmten Meiſters Breguet, zwei Uhren, was Karl V. nie gelingen wollte, in vollkommene Uebereinſtimmung ihres Ganges zu ſetzen, vor ſeinen Augen mit vollkommen glücklichem Erfolg gemacht, indem er die Getriebe derſelben in gemeinſamem Gehäuſe nahe an einander brachte. Der Gerichtsdirektor ſah dieß mit Verwunderung und ſagte dann nach einigem Nachdenken: Ich meine faſt, daß auch an Menſchenherzen ein ſolches Experiment gelingen könnte. Die eine von den beiden Uhren, die Sie bei Ihrem Verſuche anwendeten, hatte vorher immer einen falſchen, tadelhaften Gang; Sie brachten dieſelbe auf längere Zeit in Berührung mit dieſer anderen, die von richtigem, tadelloſem Gange war, und jene fehlerhafte hat ſich vollkommen gebeſſert; ihre Bewegung iſt ſeitdem eben ſo geregelt und ſicher geworden, als die der andern. So glaube ich auch, daß ein Menſch, deſſen Herz von Unruhe und von ſo manchem Andern bewegt wäre, was fehlerhaft iſt, ein ruhigeres, und deßhalb glücklicheres Herz bekommen könnte, wenn er in langem, täglichem Umgang mit einem andern Menſchen wäre, in deſſen Herzen Alles gut beſtellt und wohl beſchaffen wäre. Ich möchte wünſchen, ſo ſetzte er etwas ſtockend und mit erröthendem Angeſicht hinzu, ich hätte in meiner Jugend einen ſolchen Menſchen zu meinem längeren, täglichen Umgang gehabt, wie Sie ſind. Ach ich habe ein ſehr unruhiges und darum unglückliches Herz."

Es ward in dieſem Augenblick dem Friedrich gegeben, mit freudigem, ſanftem Aufthun ſeines Mundes von einem täglichen, unaufhörlichen, inneren Umgang des Menſchenherzens mit ſeinem Gott und Herrn zu reden; mit Ihm, der ſelbſt in's Fleiſch gekommen iſt und ein Menſchenherz getragen hat, damit er in dieſer Geſtalt in nächſte Nähe unſers Weſens treten und durch den täglichen Umgang mit ihm daſſelbe in Sein Bild verwandeln könne. Der Gerichtsdirektrer hörte aufmerkſam, und, wie es ſchien, nicht ohne innere Theilnahme zu, und ſeine Zuneigung zu Friedrich war ſeitdem noch gewachſen.

Dieſe Zuneigung war von ſo augenfälliger Art, daß in Kurzem auch Andere, die ein gerechtes Anliegen an den ſonſt ſo unzugänglichen und harten Herrn hatten, ſich an den erklärten Günſtling deſſelben wendeten und ihn um ſeine Fürſprache baten, welche ihnen derſelbe auch, wo er das gute Recht der Bittenden erkannte, in günſtiger Stunde und in beſcheidener Weiſe ſich benehmend, gewährte. Es war, als könne der Gerichtsdirektor gar nicht mehr ohne ſeinen Uhrmacher ſein und leben. Dieſer mußte ſogar Sonntags mehrere Stunden, oder, was ſonſt nie einem Manne dieſes Standes geſchehen, wenigſtens zu Tiſche bei ihm ſein.

Dieſes Verweilen an der Tafel des Gutsherrn, was dem eingeladenen Gaſt, weil es von den Seinigen ihn trennte, ein Opfer war, erhielt ſchon am zweiten Sonntag, an welchem es ſtatt fand, dadurch einen ſehr wohlthuenden Reiz, daß die Gemahlin des Hausherrn zum erſten Male wieder an der Geſellſchaft Theil nahm. Der einſichtsvolle Arzt, der das Leiden der Kranken auch durch leibliche Heilmittel, welche jetzt allmählig immer beſſere Wirkung thaten, zu lindern geſucht hatte, war dem Wunſche des Gemahls ſelber mit der Erlaubniß zu dieſer freudigen Ueberraſchung entgegengekommen. Zwar konnte man an dem noch immer zerſtörten Blick, an der von Zeit zu Zeit eintretenden Unruhe der Leidenden bemerken, daß ſie noch keineswegs ganz geheilt war, ſie ſaß meiſt ſchweigend bei der Tafel; doch ſchien ſie von Zeit zu Zeit aufmerkſam das zu hören, was Friedrich von der ernſten Sonntagsfeier der Engländer erzählte. Auch hatte ſie ſeit mehreren Tagen gar nicht mehr nach ihrer Puppe verlangt, ſondern ſie betrachtete dieſe ganz als das Eigenthum der kleinen Lina; und in dem Umgang mit den beiden Kindern, den man ihr jetzt zu jeder Stunde des Tages geſtattete, ſprach ſie und benahm ſie ſich meiſt wie eine ganz vernünftige, mütterlich zärtliche Freundin. Sie ſchien es jetzt öfters vollkommen zu begreifen, daß die lieben Kleinen keine abgeſchiedenen Seelen, noch Engel, ſondern natürlich lebende Kinder ſeien, und öfters hatte ſie dieſelben bei Tiſche behalten und in rührend lieblicher Weiſe mit denſelben geſcherzt. Selbſt aus ihrem Anzuge hatte ſich jenes phantaſtiſch Abenteuerliche verloren, das ſie vorher mit eigener Hand in denſelben hineinzulegen pflegte. Dennoch war der Doktor noch immer nicht ohne Sorge vor Rückfällen, und einige Male waren auch freilich nur ſchnell vorübergehende Verſchlimmerungen eingetreten.

In dem Kreiſe der Seinigen genoß Friedrich eines Glückes, das ihm ſeit ſo langer Zeit niemals zu Theil geworden war. Der Zuſtand ſeiner Johanna bedurfte zwar noch großer Schonung und einer fortgeſetzten ärztlichen Pflege, übrigens aber war er ein vollkommen beruhigender geworden. Als ſie jetzt in dem wohlbekannten Hauſe, in den Zimmern ihrer Eltern ſich ſah, da ſchienen ihre Kräfte ſich verjüngt zu haben; ein lang anhaltendes ſchönes, mildes Herbſtwetter begünſtigte ihre Geneſung; ſie war Stunden lang in dem lieben Garten, unter deſſen Blumenbeeten und Bäumen ſie als Kind geſpielt hatte, ging ohne alle Anſtrengung ſelbſt im Dorfe ſpazieren, hatte ſchon einige Male den Kirchhof und die Gräber der theuren Großeltern beſucht, ja ſelbſt einen nahen Hügel beſtiegen. Die alte Martha nahm ſich mütterlich der jungen Nachbarin und der Einrichtung ihres Hausweſens an; durch ſie hatte Johanna eine treue Dienerin bekommen, und allmählig fing ſie auch, zum großen Vergnügen der alten Wirthin, an, mit dieſer deutſch zu reden.

Eines Morgens, es war ſeit mehreren Wochen der erſte, an welchem es regnete und herbſtlich ſtürmte, ging Friedrich zur gewohnten Stunde nach dem Hauſe des Gerichtsdirektors. Als er in den Hof trat, ſah er hier zu ſeiner Verwunderung mehrere Chaiſen und vor der Thüre des Hauſes etliche Soldaten als Wache ſtehen. Er ging die Treppe nach dem Zimmer des Hausherrn hinan; mehrere Männer in der Uniform von Polizeibeamten und Polizeidienern, mit ihnen einer, der ſeinem Aeußeren nach von höherem Stande ſchien, ſtanden und ſaßen im Vorſaal; man fragte ihn, wohin er wolle, und auf ſeine Antwort, „zum Gerichtsdirektor," ward ihm der kurze Beſcheid, daß dieſer vor der Hand von Niemand zu ſprechen ſei. Er wendete ſich nach dem andern Flügel des Gebäudes, in welchem der Speiſeſaal und die Zimmer der Gerichtsdirektorin waren. Die Bedienten liefen unruhig, einer dem andern nur einzelne halblaute Worte zurufend, umher; keiner ſtand ihm Rede; ſeine Fragen wurden nur mit Achſelzucken und Geberden der Furcht und Beſtürzung beantwortet. Er wolle ſich entfernen, da trat händeringend und in Thränen die Dame des Hauſes hervor. Ganz bei Beſinnung, aber in ſchmerzlicher Bewegung rief ſie ihm zu: „Beten Sie für meinen armen, unglücklichen Mann, den jetzt wohl das Härteſte trifft, das ihm je nach ſeiner großen Empfindlichkeit begegnen konnte. Und beten Sie auch für mich, daß Gott mir dieſe geſunde Beſinnung und Vernunft, welche ſeine wunderbare Hand mir mitten in den Stunden dieſes großen Unglücks wieder geſchenkt hat, erhalten möge." — Friedrich ſprach einige tröſtende Worte; als er aber in demſelben Augenblick den alten, ehrwürdigen Pfarrer kommen ſah, den die Dame erwartet zu haben ſchien, empfahl er ſich ſchnell und eilte zu ſeiner Johanna, der er Alles, was er ſo eben geſehen und gehört hatte, erzählte.

Es war nicht Neugier, ſondern eine herzliche Theilnahme mit dem Manne, der einſt ſeines Hauſes Feind geweſen, jetzt aber ſeinem Herzen ſo nahe gekommen und befreundet worden war, was Friedrich noch an dieſem Vormittag dazu bewog, den gemeinſamen Freund, den alten Doktor, zu beſuchen, um von dieſem zu erfahren, was eigentlich im Hauſe des Gerichtsdirektors vorgegangen ſei. „Wir begegnen uns heute ſchon zum zweiten Male“ rief er dem guten, alten Pfarrer zu, als dieſer faſt zugleich mit ihm in das Haus des Doktors trat. Sie fanden dieſen nachdenklich im Zimmer auf und ab gehend. „Sie kommen ſo eben aus dem Hauſe des Gerichtsdirektors,“ ſprach er zum Pfarrer: „hier vor dieſem treuen Freunde dürfen Sie ohne Rückhalt reden; ich bitte, ſagen Sie uns, wie ſteht es dort?“ — „Botſchaften der Freude wie des Leides, Sorgen und Hoffnungen habe ich Ihnen mitzutheilen. Zuerſt denn das Freudige: unſere Geiſteskranke iſt bei vollkommener, klarer Beſinnung und geſunder Kraft des Willens. Sie ließ mich zu ſich rufen. Zuerſt bat ſie mich, mit ihr Gott zu danken, daß Er mit mächtiger Hand ſie aus der dunklen Nacht, die ſie vorher umgab, gerettet, ihr Herz von Neuem mit dem Troſt des Glaubens, mit der Erkenntniß Seiner Gnade erfüllt habe. Unſer Gebet ward oft von einem Weinen der tiefen Rührung unterbrochen. Dann erzählte ſie mir, daß der Herr, ihr Arzt, in der vergangenen Nacht zuerſt durch einen merkwürdigen Traum ihr nahe gekommen ſei. Ihre beiden ſo gewaltſam dahingeriſſenen Kinder ſeien ihr wie in verklärter Geſtalt erſchienen, haben freundlich ſie ermahnt, den Kummer um ihren frühen Tod fahren zu laſſen und ihr, wie in einem ſchnell vorübergehenden Bilde, gezeigt, was aus ihnen geworden wäre im Verlauf des Lebens, wenn ſie Gott nicht ſo frühe zu ſich genommen hätte. „Ach,“ ſo fügte ſie hinzu, „ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſchauderhaft das Bild war. Es war, als ob ein Blitz mir das erleuchtete, wie in Folge einer Erziehung, zu fleiſchlich weich auf der einen, zu fleiſchlich hart auf der andern Seite, dann durch böſe Beiſpiele und Künſte der Verführung, die Seelen der Kinder, die ich gebar, wären dieſe am Leben geblieben, auf Wege der Sünde und der Schande in Gottes und der Menſchen Augen gerathen wären, die ſie zu einem Abgrund des ewigen Verderbens geführt hätten. Selbſt das äußere, ſichtbare Ende beider würde ein gewaltſames, das des Einen von fremder Hand, das des Andern, in der Verzweiflung der bewußten Schuld, von der eigenen Hand geweſen ſein. Ich zitterte und bebte, als der Blitz mir dieſe beiden Lebensbilder beleuchtete, und das Entſetzen würde mich geweckt haben, hätte mich nicht etwas, gleich einem Tönen der Lobgeſänge, gleich einem ſanften Anhauch von unausſprechlicher Himmelswonne, von neuem eingewiegt in einen Traum. Siehe Mutter, ſo ſagten, ſo ſangen mir die verklärten Seelen meiner Kinder zu, das iſt der Lebensodem des Himmels, welchen wir ohne Ende, von Ewigkeit zu Ewigkeit genießen, ſeitdem Gott dein Gebet um unſer ewiges Heil, das du ſchon vor unſerer und das du nach unſerer Geburt für uns gebetet, erhört, und uns aus den Gefahren deines Erdenlebens hinweggenommen hat in Sein Himmelreich, wo die Seelen der Kleinen von einem Entzücken zum andern groß genährt werden im Erkennen und Anbeten Gottes und des Lammes. Darum weine nicht mehr um uns; ſondern ſei fröhlich und getroſt, damit auch Dein Glaube den Sieg behalte und dahin dich geleite, wo wir ſind. Mein Traum ſchwand dahin: ich erwachte. Das aber, was er mir zurückgelaſſen hatte, das zeigt mir, daß dieß kein gewöhnlicher Traum der Nächte geweſen. Denn ich fühlte mich in meinem Gebet, wie mein Herz und meine Lippen noch niemals eines gebetet, bei Gott, und Seine Nähe bei mir; ich war wieder ganz zu mir ſelber gekommen. Der Schmerz um den Tod meiner Kinder, der mich vorher, ſo oft mein Wahn mich verließ und das Selbſtgefühl mir kommen wollte, immer wieder wie ein Gewappneter überfiel, iſt auf immer geheilt; die Thräne des Fleiſches würde mir jetzt als Sünde erſcheinen, wenn ſie nicht in eine Thräne der Liebe und des Dankes ſich verwandelte im Aufblick zu Dem, durch deſſen Verdienſt und Gnade meine Kinder ſo ewig ſelig ſind."

„Aber auf die Erzählung meines heutigen Traumes folgt nun auch die meines heutigen Erwachens. Freudig und am Geiſt wie am Leib geſtärkt, hatte ich mich von meinem Lager erhoben und angekleidet, da hörte ich Reiter kommen und Wagen in den Hof hineinfahren. Beamtete der Regierung, Polizeidiener, Soldaten ſtiegen von den Pferden; die letzteren beſetzten alle Ein- und Ausgänge des Hauſes; der Troß kam zu den Stiegen herauf; man fragte nach meinem Gemahl, man drang gewaltſam in das Zimmer desſelben ein. Ich hörte das wüthende Geſchrei meines Mannes und das laute Schreien derer, die zu ihm eingedrungen waren. Mein Mann mag ſich zur Wehre geſetzt haben, denn man hat ihn, wie ich erfuhr, gleich einem Verbrecher in Ketten geſchloſſen. Ich kannte einen der landesherrlichen Räthe, der mit dieſer Commiſſion beauftragt iſt: er war ein Freund meines Vaters. Von ihm erfuhr ich, was die Veranlaſſung zu dieſem Ungewitter ſei. Man iſt bei Hofe auf die Spur eines Verbrechens gekommen, das mehrere Jahre im Finſtern geſchlichen und zu einer ſo furchtbaren Höhe angewachſen iſt, daß, wäre es nicht entdeckt worden, ſeine Folgen für das regierende Haus, wie für das ganze Land die verderblichſten würden geweſen ſein. Männer von jenem höchſten Range, welchen Geburt und Amt verleihen können, unter ihnen ſelbſt ein unſerem Regentenhauſe verwandter Prinz von Geblüt haben, als Anführer und Leiter des Ganzen, ihre Hand an dieſes Werk der Bosheit gelegt. Abgeſehen von einem Syſtem des Unterſchleifes und Betruges, welches der Staatskaſſe einen Verluſt von mehreren Millionen gebracht hat, ſind Aktenſtücke aus dem Archiv entwendet und in feindliche Hände gebracht worden, die für die Sicherung der Rechte unſerer Landesregierung gegen einige auswärtige Höfe von höchſter Wichtigkeit waren; und ſelbſt ein Mord war beſchloſſen, welcher mit Recht das Land in die tiefſte Trauer verſetzt, daſſelbe ſeiner beſten Hoffnungen für die Zukunft beraubt hätte. Die Häupter des Bundes der Bosheit ſind entflohen. Mein unglücklicher Gemahl iſt allerdings mit mehreren derſelben früher in einer, ach leider zu nahen Verbindung geſtanden, und man will ihn vor vierzehn Tagen, ja ſelbſt am vergangenen Sonntag, in der Hauptſtadt bei jenem Prinzen geſehen haben, der eines der vornehmſten Häupter der Verrätherei war. Ebenſo jedoch, als dieſe Angabe ſich als falſch erweiſen wird, iſt auch, dieß getraue ich mich vor Gott zu bezeugen, der Verdacht, daß mein Mann jemals von jenem Verbrechen Kunde hatte oder an ihm Theil genommen habe, völlig grundlos. Ach wäre er doch eben ſo ſehr auch von anderer großer Sündenſchuld frei, als er es von dieſer iſt. Doch ich hoffe zu Gott, ſeine Unſchuld an jener Sache wird an den Tag kommen. Die Herren Mitglieder der Commiſſion haben jetzt alle Papiere meines Mannes in Beſchlag genommen. Alles, was ihm zugehörte, betaſtet und durchſucht, rohe Hände der Polizeidiener haben die koſtbaren Uhren, daran ſein Herz hing, gar unſanft angefaßt und hin und her geſtoßen, mehrere der größeren Gewichtsuhren wurden gewaltthätig geöffnet, weil man wähnte, daß etwa Papiere in ihnen verſteckt ſein könnten. Doch, was iſt dieß Alles gegen den Verluſt der Ehre, gegen die Laſt der öffentlichen Beſchimpfung, welche jetzt den Mann treffen, der ſo krankhaft reizbar für Alles iſt, was die Ehre bei den Menſchen berührt."

„Dieß iſt es," ſo ſprach der Pfarrer weiter, „was ich von unſerer edlen Gerichtsdirektorin erfuhr. Ich kann mich ganz in ihre Lage hineinfühlen, und bedaure von Herzen ſie und ihren unglücklichen Mann. Aber laßt mich noch Eines hinzufügen. Ich kann mich des Gedankens der Hoffnung nicht erwehren, daß der harte Schlag, der jetzt den Gerichtsdirektor trifft, der Anfang einer Gnadenheimſuchung ſeines Gottes ſein könne. Der Mann, das ſagen Alle, die ihm nahe ſtehen, iſt ſeit einiger Zeit etwas Anderes, als er ſonſt war; er iſt umgänglicher, herablaſſender, iſt minder auffahrend und hart. Ich habe ihn ſeither einige Male, wenn ich ſeine gemüthskranke Gemahlin beſuchte, geſehen und geſprochen; er hat mich, was er ſonſt nie that, wenn ich fortgehen wollte, zu ſich auf ſein Zimmer rufen laſſen. Einmal ſagte er mir, es iſt ſeltſam, welch' guten Einfluß jene fremde Uhrmachersfamilie, er meinte damit hier dieſen Herrn und die Seinigen, die in unſer Dorf kam, auf meine Frau und auf mich hatte. Der Umgang mit ihm, dem Manne, hat mir, wie noch niemals ein anderer Umgang, wohlgethan; meine arme, kranke Frau hat im Spiele mit den Kindern deſſelben ein wahrhaftes Heilmittel gefunden. Als ich vorigen Sonntag Abend zu ihm gerufen wurde, ſagte er, der ſonſt ſo ſtolze Mann, unter anderem ganz demüthig zu mir: ach ich hätte auch Manches wieder gut zu machen, was ich böſe gemacht habe. Meine Gemahlin, das hoffe ich, wird bald wieder geſund werden. Ich weiß nicht, was ich aus Freude darüber Alles thun möchte. Von Allem aber, Herr Pfarrer, möchte ich Eines thun: eine Schuld abtragen, die mich jetzt manchmal zu drücken anfängt. Aber der Mann, deſſen Schuldner ich ſeit Jahren bin, iſt nicht mehr hier; ich weiß nicht, wo er iſt. Doch darüber, ſo ſprach er, vom Stuhle aufſtehend, was mir ein Zeichen, mich zu entfernen ſein ſollte, ſpreche ich noch ein anderes Mal mit Ihnen. Sie, mein lieber Doktor, wiſſen eben ſo gut als ich, wen er unter dem Schuldner meinte; es iſt kein Anderer, als der redliche, gute Spracher, den der Gerichtsdirektor, wie dieß für uns keines Geſtändniſſes von ſeiner Seite bedarf, durch ſchändliche Mittel und Diebereien um Haus und Hof gebracht und zum Auswandern nach Amerika gezwungen hat."

Der alte Pfarrer, nachdem er noch einige Bemerkungen über das veränderte Benehmen des Gerichtsherrn hinzugefügt hatte, entfernte ſich freundlich grüßend. Friedrich, um noch einen Auftrag ſeiner Frau auszurichten, war allein zurückgeblieben, da trat in athemloſer Eile ein Bedienter herein, der den Doktor erſuchte, ſchleunig zu ſeiner Herrſchaft zu kommen: der Gerichtsdirektor ſei plötzlich hingeſunken und liege röchelnd wie ein Sterbender da. Der Doktor ging unverzüglich mit dem Bedienten fort;

Friedrich, heftig erſchrocken und begierig, etwas Weiteres zu erfahren, folgte ihm langſam in einiger Entfernung nach. Unter einem bedeckten Gange, der vor dem Amthaus ſich hinzog, ging er auf und nieder; er konnte von hier aus nach der Thüre des Wohnhauſes hinſehen, aus welcher der Doktor wieder heraus kommen mußte. Es hatten ſich da viele Bauern aus dem Dorfe verſammelt, denn außerdem, daß heute Gerichtstag war, hatte ſich die Sage im ganzen Ort verbreitet, daß man den Gerichtsdirektor in Ketten und Banden nach einem Staatsgefängniß abführen wolle. Obgleich dieſer Mann immer als ein Tyrann gehaust, und ſo Viele tief gekränkt und betrübt hatte, ſahe man doch an Keinem der Anweſenden eine Miene, hörte von Keinem ein Wort der Schadenfreude, ſondern nur Aeußerungen des Ernſtes und der Beſtürzung. „Darum heißet es," ſagte der alte Tobias Meyer, der ſich auch mit eingefunden hatte, „mit Recht, Er ſtößet die Gewaltigen vom Stuhle und erhebet die Niedrigen. Und ihr meine lieben Nachbarn und Freunde, laßt uns darnach trachten, daß wir allezeit vor unſerem Gott niedrig bleiben in unſeren Augen, und daß Jeder von uns, der da ſtehet, zuſehe, daß er nicht falle."

Der Gerichtsdiener kam jetzt herunter aus der Amtswohnung. Dieſem Manne, den noch Niemand in ſeinem Leben hatte gerührt geſehen, ſtanden Thränen in den Augen. „Wie ergeht es oben dem Herrn," fragte der alte Tobias. „Es iſt zum Erbarmen," ſagte der Gerichtsdiener, „wie es ihm ergeht. Als heute am Morgen die Wache zu ihm auf's Zimmer kam und ſeiner ſich bemächtigen wollte, da hat er mit dem Piſtol den Offizier niederſchießen wollen; der Schuß hat ihm aber zum Glück verſagt; dann hat er mit dem Hirſchfänger wüthend um ſich gehauen, bis ihm Einer unter den Arm rannte und man ihn entwaffnete. Darnach, als ſie ihn in Feſſeln geſchlagen hatten, ſaß er ſtarr wie ein Marmorbild auf ſeinem Stuhle, und blieb ſo ſtill, bis man ihn vor einer halben Stunde zum Verhör rief. Das war nun freilich ein gar beſonderer Anblick, und mir iſt es durch und durch gegangen, als ich den Herrn in demſelben Saale, darin er über ſo Viele Gericht geſprochen, und aus dem er ſo Manchen in Ketten und Banden hat in's Gefängniß führen laſſen, jetzt ſelber in Ketten geſchlagen vor Gericht ſtehen ſah. Er war bleich wie der Tod, ſeine Augen ſtarrten, als wenn er nichts von ſich ſelber wüßte, da brachte einer von den Räthen, die zu Gericht ſaßen, die Beſchuldigung gegen ihn vor, daß er Mitwiſſer ſei von der diebiſchen Entwendung wichtiger Papiere und Urkunden, ich habe ſelbſt nicht recht verſtanden, von was für welchen. Kaum hatte er das ausgeſprochen, da fiel der Gerichtsdirektor wie vom Donner gerührt zu Boden. Man trug ihn faſt wie todt hinweg; der Doktor iſt nun gekommen, man hat ihm, wie ich höre, zur Ader gelaſſen, und man ſagt, daß er nicht todt ſei. Wie's nun weiter mit ihm gehen wird, das kann freilich Niemand wiſſen. Der Polizeioffizier meint freilich, es könne dazu kommen, daß man ihn als Arreſtanten auf Lebenszeit in die Feſtung einſperre; was der Herr aber eigentlich verbrochen habe, das konnte ich nicht erfahren.“

Ein Courier kam eilig dahergeſprengt; ein Offizier nahm ihm ſeine Depeſchen ab und trug ſie hinauf. Es währte noch lange Zeit, bis der Doktor herabkam; Friedrich eilte auf ihn zu und begleitete ihn. „Sie fühlen es in meine Seele hinein,“ ſprach er zu dem alten Freunde, „was mich zu ihnen herführt; das Schickſal dieſes Hauſes beunruhigt und betrübt mich tief“ „Die Thränen,“ ſo ſprach der Doktor, „ſtanden mir faſt näher als die Worte: was ich ſo eben ſah, das müßte wohl das härteſte Gemüth erſchüttern. Ein Schlagfluß hat den Direktor betroffen, ſeine rechte Seite iſt gelähmt, doch haben die Organe des Athmens und der Sprache nicht gelitten. Da kniet nun die Gemahlin, von zärtlichſtem Mitleid bewegt, an ſeinem Bette; er hält ihre Hand in ſeiner Linken, ſie ſpricht ihm mit einer wahrhaft göttlichen Beredſamkeit Worte der Beruhigung und des Troſtes zu; er blickt ſie mit einem Ausdruck der tiefſten Zerknirſchung und Demuth an; Thränen rollen über ſeine Wangen; es iſt, als läge in jeder ein Bekenntniß ſeiner Schuld, eine Bitte um Vergebung. Ich verordnete einen ſtarken Aderlaß; menſchlich geſprochen, iſt er außer Gefahr. Auch lief vor wenig Augenblicken ein Kabinetsſchreiben ein. Man hat, wie mir der Bevollmächtigte der Regierung, einer meiner alten Bekannten, ſagte, mehrere der Häupter des boshaften Complottes, für deſſen Theilnehmer man den Direktor hielt, auf ihrer Flucht ereilt; die bisherigen Unterſuchungen und Verhöre machen es faſt zur Gewißheit, daß der Direktor in dieſer Sache unſchuldig ſei: man hat das Einſtellen aller ſtrengeren Maßregeln anbefohlen. Seitdem nahm man dem Beklagten die Feſſeln ab; die Wache hat ihn verlaſſen, und noch heute wird der größere Theil des Militärs und der Polizeibeamten zur Stadt zurückkehren. Die weitere Unterſuchung wird unfehlbar einen ſolchen Gang nehmen, daß auch kein Schatten des Verdachtes auf dem voreilig Beſchuldigten zurückbleiben kann. Laſſen Sie uns denn, mein Freund, mit unſerem alten, in den Wegen Gottes hocherfahrenen Seelſorger hoffen, daß dieſes ſcheinbar ſo ſchwere Unglück, das den Gerichtsherrn mitten aus ſeiner Sicherheit, wie ein Donnerſchlag aus blauem Himmel, aufſchreckte, eine Gnadenheimſuchung geweſen ſei zur Bekehrung und Rettung ſeiner Seele."

Und alle dieſe Hoffnungen, welche der Doktor ausgeſprochen hatte, gingen in Erfüllung. Es war jetzt nur noch der eine Punkt der Anſchuldigungen zu beleuchten, ob der Direktor wirklich an den angegebenen Tagen in der Reſidenz geweſen ſei, und ob er mithin könne damals bei einigen Männern der verbrecheriſchen Partei geſehen worden ſein. Die unwiderſprechbarſten Zeugniſſe ergaben, daß der Beſchuldigte um dieſe Zeit nicht aus ſeinem Hauſe, noch weniger aus ſeinem Dorfe gekommen ſei. Der Bericht ging nach Hofe; man erklärte den Beklagten für ſchuldlos; die Commiſſäre, ihr Bedauern ausdrückend, reisten ab.

Schon während dieſes letzten Verlaufes der Sache hatte der, wenn auch hierin Schuldloſe, dennoch von anderer Seite her mit ſchwerer Schuld Behaftete, im Geiſte vor einem Gericht geſtanden, welches noch viel ſchwerer war, als das der Menſchen. Er war mit Seele und Leib vor den Thoren des Todes und der Ewigkeit geſtanden; die Schrecken Gottes hatten ihn durchdrungen; er rang mit Verzweiflung. Ihn hielt, mit ſtarkem Arm des Glaubens und des Vertrauens auf ein ewiges Erbarmen, daß er nicht ganz verſank, ſein treues Weib. „Haſt du nicht gehört," ſo rief er einſt heftig, „wie man mich der Theilnahme an der diebiſchen Entwendung wichtiger Papiere anklagte? Dieſe Klage iſt wahr." — Die unſchuldige Seele der Gemahlin faßte den Sinn der Worte nicht. Sie wußte nichts von jener Büberei ihres Gemahles, von der ſo viele Andere die Kunde hatten, nichts von den teufliſchen Mitteln, durch welche er das Spracher'ſche Gut an ſich, und den Beſitzer deſſelben faſt an den Bettelſtab gebracht hatte. Das aber wußte ſie, daß der Beſitz des Hauſes, in dem jetzt Friedrich wohnte, ihm, beſonders ſeit einiger Zeit, manche Unruhe gemacht hatte, und ſie ahnte, daß hievon das Bewußtſein irgend eines Vergehens die Urſache ſein müſſe. Auch hatte er ſchon einmal die Worte ausgeſprochen: „o daß doch jenes Haus, ich wollte gern noch etwas dazu geben, wieder aus meinen Händen wäre."

„Ich begreife nicht," ſo ſprach ſie, „wie du eine übereilte Beſchuldigung, von welcher deine Richter dich ſelbſt förmlich losgeſprochen haben, dir jetzt noch ſo zu Gemüthe ziehen kannſt. Laß uns an erfreulichere Dinge denken. Was kann aber dem Menſchenherzen größere Freude machen als das Wohlthun! Wir haben keine Kinder, und du beſitzeſt ſo viele Reichthümer und Güter. Wie wäre es, wenn du das Haus, welches die Spracher beſeſſen haben, der unbemittelten Uhrmachers-Familie ſchenkteſt, die jetzt darinnen wohnt. Du weißt am Beſten, welchen Segen dieſe Leute unſerem Haus gebracht haben; die lieblichen Kinder ſind mir wirklich wie gute, hilfreiche Engel zugeführt worden: ihr Umgang hat nächſt Gott das Meiſte zu meiner Heilung beigetragen."

Bedenklich ſchüttelte der Direktor den Kopf. „Wie gerne," ſagte er, „gewährte ich dir dieſe Bitte: aber das Haus iſt nicht mehr mein. Laß mir aber, damit auch dieſe Sache in Ordnung komme, noch heute den alten Pfarrer, dann unſern treuen Hausarzt und meinen lieben Uhrmacher kommen, damit ich in Gegenwart dieſer Zeugen wenigſtens Ein großes Unrecht, ſo weit dieß noch geſchehen kann, gut mache, das mich zu Boden drückt."

Die drei Freunde kamen. Zuerſt rief der Direktor den Pfarrer zu ſich herein in's Zimmer. Vor dieſem legte er ein Sündenbekenntniß ab, das aus einem wahrhaft gedemüthigten und zerſchlagenen Herzen kam; der treue Diener des Herrn durfte ihn getroſt auf Den hinweiſen, der allen reuigen Sündern Vergebung und die Rechtfertigung durch Sein Verdienſt und Leiden zugeſichert hat. Hierauf wurden auch die andern Beiden hereingerufen. Vor dieſen Zeugen bekannte er ſein ganzes Unrecht, das er an der Spracher'ſchen Familie begangen hatte, und entſagte in einer ſchriftlichen Urkunde allen Anſprüchen auf jene in Sünden erworbenen Güter, zu Gunſten der Spracher'ſchen Erben. Es ſoll und muß nun, ſagte er, mein und euer Anliegen ſein, meine Freunde! ſo ſchleunig als möglich den Aufenthaltsort dieſer Erben zu erforſchen, und dieſelben in Beſitz ihres rechtmäßigen Eigenthumes zu ſtellen; mein junger Freund hier, der Uhrmacher Hermann, ſoll auf andere Weiſe von mir unter Obdach gebracht werden.“ — „Dieſer Bemühung und Sorge,“ ſo ſprach der Doktor, „können wir ſogleich überhoben ſein. Hier dieſer Herr Friedrich Hermann, der Mann der einzigen hinterbliebenen Tochter des nach Amerika ausgewanderten Conrad Spracher, iſt zugleich der einzige rechtmäßige Erbe des in Rede ſtehenden Gutes.“

Unſere Geſchichte iſt hier zu Ende, und wir erwähnen nur noch, daß der Gerichtsdirektor, ſowie er es an ſeiner Seele ſchon war, auch am Leibe bald wieder genas. Als er zum erſten Male wieder in der Kirche war, da predigte der alte Pfarrer ſo eindringlich von der Sünderliebe Jeſu, daß die ganze Gemeinde kräftig davon erfaßt wurde und nur wenige Augen trocken blieben.

Ein neues Leben hatte für den Gerichtsdirektor und ſeine Gemahlin begonnen. Der grimmige, ſtolze Löwe war durch Gottes Gnade zu einem demüthig ſanften

Lamme geworden, und dieſe Veränderung des Herzens und Sinnes war keine vorübergehende, ſondern ſie hielt an bis an's Ende. Das Hermann'ſche Ehepaar bildete mit dem Direktor und ſeiner Gemahlin nur Eine Familie. Die Kinder gehörten der gemeinſamen Liebe und Zucht von beiden an. Die koſtbare Uhrenſammlung des Direktors hatte aufgehört, ſein Abgott zu ſein; er maß von nun an ſeine Zeit nicht mehr an den Schlägen der Uhren, ſondern an Thaten, zum Beſten der Bruder, ab, denen er vorher ſo oft wehe gethan hatte. Die Errichtung eines Verſorgungshauſes für verwahrloſte Kinder, und die ſtete Beaufſichtigung deſſelben gehörte unter anderem zu dieſen Thaten. Und Gott ſah das bekehrte Herz noch mehr an, als die Thaten: der alte Sünder hat Gnade gefunden. Ja, **bei Gott iſt kein Ding unmöglich.**

12. Die unſichtbare Schutzwache.

Daß es eine ſolche Schutzwache über das Leben des Menſchen gebe, das bezeugen in der Erfahrung faſt eines Jeden von uns, am meiſten aber in der Lebensgeſchichte ſolcher Menſchen, die zu irgend einem bedeutenden Werk der Segnungen oder der Gerichte über die Völker beſtimmt waren, jene Bewahrungen und Errettungen in und aus großer Lebensgefahr, die über alles Vermuthen und Erwarten, ja ſelbſt gegen den gewöhnlichen, alltäglichen Verlauf der Dinge eintreten. Es iſt Seine Hand, ohne Deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt, die uns vom Mutterleibe an ſchützt, hält und trägt, bis Ihr Werk an uns vollendet, und an uns ſo wie durch uns geſchehen iſt, was geſchehen ſollte.

Einen Beweis für die beſtändige Nähe und Gegenwart Deſſen, was unſre frommen Väter „der Engel ſtarke Wacht" nannten, geben unter Anderm auch die zahlreichen Erfahrungen von Gottes Schutz und Bewahrung, welche der Mann in ſeinem bedeutungsvollen, für Millionen von Menſchen einflußreichen Leben gemacht hat, von welchem wir in den nachſtehenden Seiten reden wollen. Wir heben hier übrigens aus der Reihe dieſer ſeiner Erfahrungen nur einige wenige hervor.

Der 9te Juni des Jahres 1775 iſt für Georg Waſhington, den großen edlen Helden des amerikaniſchen Befreiungskrieges und vornehmſten Begründer des mächtigen Freiſtaates der neuen Welt, einer der denkwürdigſten Tage ſeines ganzen, an Thaten wie an Erfahrungen reichen Lebens geweſen. Es war der Tag der Schlacht von Monangahela, an welchem ein zwar an Zahl der Streiter geringes, an Muth aber und an äußerer Haltung auserleſenes Heer der Britten eine der blutigſten Niederlagen erlitt, welche jemals in der Geſchichte von Englands Kriegen vorgekommen ſind. General Braddock, der Führer des Heeres, das nur aus 1200 Mann beſtand, hatte ſich den Ruhm eines einſichtsvollen, tapferen Kriegsmannes ſchon durch manches wohlgelungene Unternehmen erworben; 86 Officiere, eines ſolchen Feldherrn würdig, ſtanden in ſeinem Dienſte; der größte Theil der gemeinen Soldaten gehörte zu den ſchönſten, beſten Truppen der engliſchen Kriegsmacht. Der damals dreiundzwanzigjährige Waſhington, an Kunde des Landes und kluger Vorausſicht Allen überlegen, begleitete den General als Adjutant, denn um jene Zeit galt es noch einer gemeinſamen Sache der Amerikaner und der Engländer, nämlich einer Verwahrung der Gränzen des von Britten in Beſitz genommenen Landes gegen die eroberungsſüchtigen Eingriffe der Franzoſen.

Hätte Braddock, der alte General, dem Rathe dieſes jüngſten unter ſeinen Adjutanten Gehör gegeben, hätte er nicht die Dienſte der Indianer, welche dieſe zweimal ihm antrugen, ſo geringſchätzend und faſt unfreundlich von ſich gewieſen, er wäre dann, nicht nur lebend, ſondern als Sieger von dem Schlachtfeld zurückgekommen, das ihm ſelber, ſo wie dem größten Theil ſeiner Leute zu einer Stätte des Todes und der unbegrabenen Gebeine wurde; aber auch die Weisheit des Alters irrt leicht, wenn ſie, die Elemente der früher erlangten Erfahrungen zur feſten, einzigen Richtſchnur nehmend, von den veränderten Verhältniſſen einer ſpäteren Zeit nichts Neues mehr lernen will.

Waſhington ſprach es noch in ſeinen alten Tagen aus, daß er niemals in ſeinem Leben ein ſchöneres kriegeriſches Schauſpiel genoſſen habe, als ihm am Morgen des verhängnißvollen Schlachttages von Monangahela der Anblick des kleinen, brittiſchen Heeres gewährte. Als ob er zu einer feſtlichen Parade ginge, war jeder Soldat in ſeiner ſauberen, prachtvoll ins Auge fallenden Uniform gekleidet; die blank geſchliffenen Rüſtungen und Waffen glänzten im Strahl der Sonne; in ſchönſter Ordnung zog General **Gage** mit der Avantgarde von 300 Mann voran, dieſem folgte ein Corps von 200 Mann, dann, unter der Führung des Obergenerals, der Haupttheil des Heeres mit der Artillerie und der Bagage. Schweigend, wie von ſchweren Ahndungen gebeugt, zog das Kriegsvolk ſeines Weges; man hörte nichts als das Rauſchen des Windes in dem Walde, der zur Linken den Weg beſchattete, und des Fluſſes, der zur Rechten vorbeiſtrömte. Doch in wenig Stunden, ſo hofften Alle, konnte der Kampf beendigt, und das von den Franzoſen durch Ueberliſtung genommene wichtige Fort **Duquesnay** wieder gewonnen ſein.

Das Ziel war nahe; an einer ſeichten Stelle des Fluſſes hatte um 1 Uhr des Nachmittags das ganze Heer den Fluß durchwatet und war, jenſeits der kleinen Ebene, in das ſchattenreiche Gebüſch und in den Wald des Hügels eingetreten, jenſeits welchem das Fort lag. Da werden plötzlich die vorderſten Reihen von vorn und von der rechten Seite von einem heftigen Muſketenfeuer durchſchmettert, das ſo wohlgezielt iſt und aus ſolcher Nähe kommt, daß faſt jeder Schuß einen Mann tödtet oder verwundet. Vergeblich ſieht man ſich nach dem, wie ſeine Wirkſamkeit zeigt, offenbar ganz nahen Feinde um; ſeine Schützen, geübte Indianerjäger und Franzoſen ſind in Gruben, unter der Decke der Gebüſche und aufgeſtreuten Zweige verſteckt, aus denen nur die zielenden Augen und die Mündung des Flintenlaufes hervorragen. Die Engländer, in dieſer Art des Kampfes Neulinge, feuern auf's Unſichere hin ihre Gewehre nach den Gegenden ab, aus denen das Todesgeſchoß der Feinde bald dieſen, bald jenen der Gefährten an ihrer Seite niederſchlägt; es geſchieht in der allgemeinen Verwirrung öfter, daß ſie, ſtatt der verſteckten Gegner ihre eigenen Kampfgenoſſen treffen; nur das kleine Hülfscorps der Virginier, an die Kriegsführung mit den Indianern ſchon gewöhnt, vertheilt ſich Mann für Mann, und ſchießt, hinter einem Baum verſteckt, ruhiger zielend auf den Feind, bis der Obergeneral, zum Unglück für Alle, ſie in die Ordnung der Colonne und Pelotons zurückruft, um ſie, wie er dies freilich in der Ebene von Flandern mit gutem Erfolge gethan, in die regelmäßige Schlachtordnung zu ſtellen.

Hätte er nur zehn jener ihm dienſtwilligen Indianer bei ſich gehabt, deren Schaaren er in den letzten Tagen von ſich getrieben; dieſe — deren Hauptgeſchäft im Kriege das vorſichtige Herumſpüren iſt, würden vor dem todesgefährlichen Fallſtrick, den ihre Landsleute ſammt den Franzoſen ihm gelegt hatten, ihn gewarnt und bewahrt haben; ſo aber geſchahe es, daß in Zeit von drei Stunden, ohngeachtet aller nur möglichen Anſtrengungen einer eben ſo bedauerns- als bewundernswürdigen Tapferkeit, mehr als die Hälfte des ſchönen Kriegshaufens den Kugeln der Feinde erlag, welche, mit der Vorſicht geübter

Jäger aus ihrem Hinterhalt zunächſt auf die Vornehmſten zielten, ſo daß der General ſelber die Todeswunde erhielt, drei Viertheile ſeiner Offiziere (63 von 86), ſowie 714 Soldaten das gleiche Loos des Todes oder der tiefen Wunden mit ihm theilten.

Mit dem ſterbenden General zugleich und ſchon vor ihm waren ſeine beiden Adjutanten, Orme und Morris von dem Schlachtfeld hinweggebracht worden; Oberſt Waſhington allein, der dritte Adjutant, hielt mit kühnem Muthe und ruhiger Beſonnenheit den rathlos, unter dem Pulverdampf der feindlichen Musketen hin und her taumelnden Haufen ſeiner Kampfgenoſſen zuſammen. Vom Anfang des mörderiſchen Schlachtens bis zum Ende deſſelben ritt er nach allen Seiten hin; brachte den Zerſtreuten, die bewußtlos dem Tode entgegenliefen, ſtatt vor ihm ſich zu retten, Befehle des Feldherrn und Warnungen; aus jeder Grube zielten die Scharfſchützen auf ihn; wer neben ihm ritt oder ſtand, wurde getroffen; ihm ſelber durchlöcherten vier Kugeln ſeinen Rock, zwei Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, und ſein Leib blieb unverletzt, erhielt auch nicht die leichteſte Wunde.

Er allein war es auch, der den kleinen Reſt des Heerhaufens von dem waldigen Hügel herab und durch den Fluß führte, über welchen keiner der Feinde die Zurückweichenden verfolgte; denn, wie man ſpäter erfuhr, die geſammte Macht von dieſen hatte nur aus 150 Franzoſen und 600 Indianerjägern beſtanden, und obgleich davon in allem nur 40 Mann in der Schlacht geblieben waren, hielt dennoch die Indianer die Gier der Beute, die Franzoſen aber die Furcht zurück, mit einer für ſie noch immer bedeutenden Macht der Gegner auf offenem Felde zuſammen zu treffen.

Auch auf dem faſt ſechstägigen Marſche durch Wald und Gebirg trug der 23jährige Jüngling Waſhington die Sorge für das fliehende Heer faſt allein; denn der edle General Braddock, den man anfangs auf einem Karren, zuletzt auf einer Tragbahre fortgeſchafft hatte, war ſchon am dritten Tage an ſeinen Wunden geſtorben und am Wege begraben worden, und die wenigen noch lebenden Offiziere konnten der Verzweiflung ihrer Soldaten, die auf keine Gebote mehr achteten, es nicht wehren, als dieſelben das Geſchütz zerſtörten; das Gepäck und die Vorräthe, um der Mühe des Heimſchaffens überhoben zu ſein, verbrannten. Und die Kraft von innen, welche den jugendlichen Helden Amerikas in dieſen Tagen der Gefahr aufrecht erhielt, war um ſo bewundernswürdiger, da derſelbe bis faſt unmittelbar vor der Schlacht an einem Fieber ſo ſchwer darniedergelegen war, daß die Aerzte an ſeinem Aufkommen zweifelten. Er aber hatte, obgleich der General ihm Schonung geboten, vom Krankenlager ſich aufgerafft, war in einem Wagen dem Heere gefolgt und als ein rettender Engel gerade am Abend vor der Schlacht zu ihm gekommen.

Fünfzehn Jahre nachher (im J. 1770) kam Waſhington in Begleitung ſeines Jugendfreundes, des Doktor Craik und einiger Förſter auf einer Reiſe nach den weſtlichen Gegenden, auf welcher er unbebautes Land abmeſſen wollte, in die Nähe der Einmündung des großen Kenhawa in den Ohio. Hier begegneten die Reiſenden einem Trupp Indianern, welche einen Dolmetſcher bei ſich hatten, und die ein alter Häuptling, von ehrwürdigem Ausſehen führte. Dieſer ſagte ihnen durch ſeinen Dolmetſcher: er habe vernommen, daß der Oberſt Waſhington in dieſe Gegend komme und habe deshalb einen weiten Weg gemacht, um denſelben zu ſehen. Denn in der Schlacht am Monangahela habe er ſich vorzugsweiſe ihn zum Ziel ſeiner Schüſſe erwählt und ſeine Büchſe oftmals auf ihn abgefeuert, auch habe er die andern Scharfſchützen eifrig ermahnt, daſſelbe zu thun, aber zu ſeinem größeſten Erſtaunen habe keine von all' den Kugeln ihn getroffen. Daraus habe er geſchloſſen, daß dieſer junge Krieger unter dem ganz beſonderen Schutz des großen Geiſtes ſtehe, und er habe nicht mehr nach ihm geſchoſſen. Er ſei nun jetzt gekommen, um dem Manne ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, der, als ein Liebling des großen Geiſtes, niemals in einer Schlacht fallen werde.

Ein ähnliches Wort, von weiſſagender Kraft, hatte ſchon früher (bereits etliche Wochen nach der vorhin beſchriebenen mörderiſchen Schlacht), ein ehrwürdiger Prediger, Samuel Davies, von der Kanzel über Waſhington ausgeſagt, indem er den Heldenmuth dieſes Jünglings rühmte und zugleich ſeine Ueberzeugung ausſprach, daß die Vorſehung denſelben deshalb in einer ſo auffallenden Weiſe beſchirmt und erhalten habe, weil er nach ihrem Rathe für das Vaterland zu großen Dingen beſtimmt ſei.

Davies hatte bei dieſen prophetiſchen Worten nicht allein die Rettung des Oberſten aus den Gefahren der letzten Schlacht vor Augen, ſondern nicht minder jene merkwürdigen Bewahrungen, welche Waſhington zwei Jahre früher (1753) erfahren, als man ihn, den 21 jährigen Jüngling, mitten im Winter durch die Einöde der Wälder und der Sümpfe, durch die feindlichen Schaaren der kriegeriſchen Indianer und der hungernden Wölfe, mitten unter Schnee und Regen nach dem fünfzehn engliſche Meilen ſüdwärts vom Erieſee von den Franzoſen angelegten Fort ſendete. Schon die Hinreiſe zu dieſem 560

Meilen entfernten Orte, welche, meiſt zu Fuße, 41 Tage dauerte, war mit ſehr großen Beſchwerden, Entbehrungen aller Art, Näſſe und Kälte verbunden; auf der Rückreiſe aber ward der junge Geſandte, der bloß einen einzigen Gefährten bei ſich hatte, nur wie durch eine fortgeſetzte Reihe von Wundern von dem Mordanſchlag eines Indianers, der ihm ein Stück Weges zum Führer diente, bewahrt, und aus der Todesgefahr, zwiſchen dem Treibeis des Alleghanyſtromes, ſo wie vom Verhungern auf einer Inſel des Fluſſes, gerettet, an welche die beiden Reiſenden, nachdem der Sturm das ſelbſtgezimmerte Floß ihnen entriſſen, von Näſſe und Froſt ſtarrend ſich geflüchtet hatten.

Und wie hat dieſelbe Wunderhand, welche ihn als Jüngling über der Fluth und dem ſtürzenden Eiſe empor gehalten, auch in ſeinem ſpäteren Leben, bei unzähligen Fällen, in den vielen Schlachten, die er für England, und nachmals für die Freiheit ſeines Vaterlandes geſchlagen, ſich ſo herrlich an ihm bewährt, wenn ſtatt der vom Sturm getriebenen Schneeflocken am Alleghany die Kugeln der Feinde neben ihm hinfuhren; ſtatt der Eisſchollen die gefällten Bajonette und Säbel gegen ihn andrangen! Der Held aus Virginia blieb dabei ſo freudigen Muthes und bei ſo ruhiger Beſonnenheit, als ſei er bei ſeinem Landgute Mount Vernon auf einer, vielleicht etwas beſchwerlichen Jagd.

Er konnte ſo ruhig ſein; er wußte es, daß das Werk ſeines Lebens nicht ſein eigenes, ſondern das Werk ſeines Gottes ſei, in deſſen Hand und Willen er ſich und ſeinen Willen ſo getroſt übergeben hatte, daß er, wie ein wackrer Soldat, der in jedem Augenblick der Befehle ſeines Generals gewärtig iſt, eben ſo bereit war, von ſeinem Poſten abgelöst und abgerufen, als zum Stehenbleiben, ſo wie zum Vorwärtsſchreiten commandirt zu werden.

Uebrigens lehrt uns die vorſtehende kleine Geſchichte in Uebereinſtimmung mit vielen Tauſenden von ähnlicher Art und Bedeutung, daß dem Steine, welchen der Menſch aus ſeiner Hand ſchleudert, außer und über dieſer ſichtbaren noch eine andere unſichtbare Hand ſeine Kraft und Richtung gebe, die das Geſchoß, wenn die rechte Zeit und Stunde noch nicht gekommen iſt, von der Menſchenbruſt, auf die es gerichtet war, ablenken, oder daſſelbe auch, wie die nächſtfolgende Geſchichte zeigen wird, zum Boten eines Commandowortes machen kann, das den treuen Kämpfer von ſeinem Poſten abruft und ablöst.

13. Robert der Soldat.

Hier in meinem einſamen, ſtillen Thale, aus welchem mir meine amtliche Praxis nur ſelten einen weitern Ausflug geſtattet, gedenke ich öfters mit beſondrem Wohlbehagen an die einzelnen Scenen aus der unruhigſten, geräuſchvollſten Zeit meines Lebens, deren Erfahrungen, ſo ſauer ſie auch zum Theil erkauft werden mußten, für mich in vieler Hinſicht die theuerſten, geiſtig geſegnetſten waren, die ich in meiner Jugend gemacht habe. Wenn ich auf meinem alten Schimmel am Bache hin oder durch den Buchenwald zu einem meiner Kranken reite, da erwacht in mir lebhaft die Erinnerung an jene Tage, wo ich ebenfalls, meiſt auf einem freilich muntreren Schimmel reitend, in Geſellſchaft von Tauſenden der friſchen Kriegsgefährten mit dem alten Blücher und mit Gneiſenau, dort über meinen nachbarlichen Rhein nach Frankreich zog; ich meine, ich müßte die Trompeten hören oder aus der Ferne den Donner der Kanonen und des Kleingewehrfeuers; müßte, wenn ich aus dem Wald hinaus käme, ein Lager vor mir ſehen mit ſeinem bunten Gewimmel der Soldaten. Neben und zwiſchen den Stunden des lauten Kriegsgetöſes oder der Eilmärſche, wobei man acht Tage lang nicht recht zu ſich ſelber kam, hat es in dem damaligen Befreiungskriege auch ſolche gegeben, die ich meine Sonntagsſtunden nennen möchte, weil ſie meinem Herzen ein Ausruhen und ein Sammeln neuer, beſſerer Kräfte für künftige Zeiten gewährt haben. Zu dieſen Stunden haben denn allerdings vor andern die gehört, deren Geſchichte ich Ihnen bei einer andern Gelegenheit erzählte und welche ich jetzt, Ihrem Wunſche gemäß, gern noch einmal erzählen will.

Ich war als Arzt einem Corps von meiſt jungen Männern beigeſellt, welche der Mehrzahl nach, ſo wie ich, aus freiem Antrieb an dem Kampfe für das Vaterland, für deutſche Sitte und deutſches Recht Theil nahmen. Da waren kräftige Pommern und muntre Rheinländer, Leute von der Oſtſee und von der Nordſee brüderlich vereint; nur dann, wenn die Regel des Krieges dieß erforderte, gab es befehlende Officiere und pünktlich gehorchende Gemeine; bei anderer Gelegenheit war dieſer Unterſchied nicht bemerkbar, denn unter den Gemeinen fanden ſich Jünglinge, denen ihre Geburt und Bildung im geſelligen Leben eine bedeutende Stellung zugeſichert hätte. Ich lernte freilich die Meiſten nicht einmal ihrem Namen nach, ſondern nur nach Geſtalt und Geſichtszügen kennen, und, wie dieß bei einer ſolchen ab- und zuſtrömenden Menge nicht anders ſein konnte, auch in ſolcher Weiſe ſo flüchtig, daß ich Einen und den Andern, wie ich ihn Jahre nachher in ſeiner gewöhnlichen, bürgerlichen Kleidung wieder ſah, gar nicht oder ſchwer erkannte. Dennoch wurden auch, wie ich dieß aus Erfahrung bezeugen kann, in jenen Feldzügen Freundſchaften geſchloſſen, welche mitten in des Lebens Wechſel, bis zum Ende kräftig fortbeſtanden und beſtehen werden. Einer der liebſten Freunde aus der Schaar der Kampfgenoſſen iſt mir freilich frühe von der Seite genommen worden: er hat ſein Grab bei einer kleinen, armen Dorfkirche in der Mitte von Frankreich gefunden: aber der Bund der Liebe, der mein Herz mit dem ſeinen vereinte, iſt nicht mit ihm zu Grabe gegangen, ſondern wird auch jenſeits des Grabes fortbeſtehen. Und dennoch weiß ich von dieſem lieben Menſchen nicht einmal den Familiennamen, den ich vielleicht gehört, leider aber mir nicht aufgezeichnet habe, ſondern nur den Taufnamen Robert, bei welchem wir ihn nannten; auch kann ich nicht mit Sicherheit ſagen, ob das Wupperthal, aus welchem er zu dem Heere kam, ſeine eigentliche Heimath, oder vielleicht blos eine Gegend geweſen war, in welcher er mehrere Jahre gelebt hatte.

Ein beſſerer Menſchenkenner, als ich damals war, würde wohl in Robert bald jene Ueberlegenheit des Gemüthes geahnet haben, die ihn vor uns Andern auszeichnete. Mir war allerdings auch ſein edles, ſchönes Geſicht, in welchem ein Zug lag, den ich für Melancholie hielt, aufgefallen; da er jedoch des Abends bei den Wachtfeuern und auf dem Zuge nur wenig ſprach und bei manchen Gelegenheiten zwar jugendlich heiter mit uns lachte, bei andern aber verſchloſſen und in ſich gekehrt da ſaß, ließ ich den vermeintlichen Sonderling ſeines Weges gehen, ohne ihn näher zu beachten. Robert ſtand noch in der erſten, ſchönſten Blüthe ſeiner Jünglingsjahre; wie ſein Inneres war, ſo hielt er ſich auch äußerlich ganz beſonders ſauber und rein; dieß zog ihm von den Kameraden manchen Spott zu: vor dem ſanften Angeſicht des Robert, ſagten ſie, wird kein Feind ſich fürchten, der könnte ruhig in ihre Schaaren hineinreiten, ſie würden ihn für ein Mädchen halten, deſſen weiche Hand Keinem ein Leides zufügen kann. Robert ſchwieg, fand aber bald Gelegenheit, durch die That zu antworten. Einſtmals bei einem nächtlichen Beſuch, den wir dem Feinde unvermuthet in einer ſeiner feſten Stellungen machten, welche die Straße und den Uebergang über den Fluß verſperrte, ſchien zuletzt Alles darauf anzukommen, daß eine Batterie genommen würde, die ihrer Lage nach faſt unangreifbar war und von den Franzoſen mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigt wurde. Es war ſchon vieles Blut der Unſrigen an den Felſen hinuntergefloſſen; eine Schaar der Angreifer nach der andern war unterlegen und zurückgeſchmettert worden, da raffte ſich ein Haufe von Freiwilligen, geführt von muthigen Männern und Jünglingen, zuſammen; ſie ſtürmten von Neuem an; die Batterie wurde genommen. Nur wenige der tapfern Leute kehrten zurück, auch dieſe bluteten faſt Alle aus den empfangenen Wunden. Ich half dieſe als Arzt verbinden und pflegen; da erblickte ich zu meiner Verwunderung auch den zarten Robert unter ihnen. Dieſer war ſo heiter und fröhlich, als ich ihn noch niemals geſehen. „Wie," ſo fragte ich ihn, „Sie waren auch mit bei dem kühnen Anlauf?" „Ich habe," ſo antwortete er freundlich lächelnd, „nur das gethan, was andere Soldaten auch thaten; und der Chriſt erfährt gar oft in ſeinem Leben, daß er, wie es im Pſalm heißt, mit ſeinem Gott getroſt über Mauern ſpringen und Kriegsvolk zerſchlagen könne." — Am andern Morgen wurde es bekannt, daß Robert mit zwei wackern Pommern, die jedoch Beide nicht mehr unter den Lebenden waren, zuerſt durch die Paliſaden eingedrungen ſei, und überhaupt, Allen voran, ſo tapfer ſich benommen habe, daß unſer edler General ihn einer ganz beſondern Belobung und Auszeichnung für werth hielt.

So ſehr der wackere Jüngling bei dieſer Affaire allen Gefahren ſich ausgeſetzt hatte, war dennoch keine ſeiner Wunden eine gefährliche. Er konnte bald den Wagen, auf dem man ihn als Bleſſirten dem Heere nachführte, wieder verlaſſen und ſein Pferd beſteigen. Von da an hatten wir Alle eine größere Achtung vor Robert, der übrigens jetzt, in ſeinem neuen Range als Offizier, ſich noch viel freundlicher und demüthiger gegen ſeine Kriegsgenoſſen betrug als vorher.

Bei einer andern Gelegenheit waren wir auf unſerem Marſche in ein Dorf oder einen Marktflecken einquartirt geweſen, deſſen Bewohner allerdings ſchon bei den vielen Durchzügen Manches gelitten haben mochten, dabei aber auch ſo unfreundlich und karg ſich benahmen, daß nur die gute, ſtrenge Mannszucht, die unſer General führte, die Soldaten von Gewaltthätigkeiten zurückhalten konnte. Als wir am nächſten Abend bei den Wachtfeuern zuſammenſaßen und an dem Proviant uns erquickten, von welchem wir im Lager hinreichende Zufuhren gefunden haben, wußte Jeder von uns Etwas über die Erfahrungen im letzten Nachtlager zu klagen; man ſchimpfte und ſcherzte über das filzige Weſen der Quartiergeber. Mancher erzählte, wie er dennoch durch Gewalt oder Liſt hinter die verſteckten Vorräthe der Leute gekommen und ſich daran ſchadlos gehalten; ein Anderer etwa von dem Poſſen, den er heimlich ſeinen geizigen Wirthsleuten angethan habe. Robert allein ſchwieg. Da fragte ihn einer nächſten Bekannten: „Nun, Robert, du mußt gewiß bei dem Maire oder ſonſt einem vornehmen Gaſtfreund zu Abend geſpeiſt und übernachtet haben, weil du gar nichts zu klagen weißt?“ „Ich war,“ ſo antwortete Robert, „durch Tauſch mit zwei Andern, die der guten Pflege bedürftiger ſchienen als ich, aus freier Wahl in einem kleinen Häuschen bei einer Wittwe im Quartier. Ich hatte es ſehr gut getroffen, denn das arme Weib beſaß zwar weder Fleiſch noch Eier, weder Reis noch Mehl; aber ſie hatte Etwas, das mehr werth war als dieß Alles, ein Gottvertrauen, wie ich dieß nur ſelten gefunden habe. Mit Zittern und Zagen, mit

Furcht vor Mißhandlungen oder Grobheiten hatte ſie, wie ſie mir hernach erzählte, den fremden Soldaten erwartet und in herzlichem Gebet ſich Gottes Schutz erfleht; wir wurden aber bald beſſer bekannt. Ich theilte ihren Kindern etliche Süßigkeiten mit, womit mich vor mehreren Tagen eine Dame, in deren Haus ich auf dem Marſche einquartiert war, beſchenkt hatte; wir aßen in Frieden unſere Waſſerſuppe zuſammen, unterhielten uns, ſo gut mein Franzöſiſch dieß erlaubte, auf's Beſte, beteten zuſammen; ich ſchlief auf meinem reinlichen Strohlager ſanft wie auf Eiderdunen, und als wir heute am Morgen ſchieden, da wünſchten wir uns von Herzen ein fröhliches Wiederſehen in der Ewigkeit." — „Ja," ſagte ein Soldat, der mit uns am Feuer ſaß, „und ich habe geſehen, daß der Herr Lieutenant das Weib für ſeine Waſſerſuppe und ſein Strohlager auch noch beſchenkt hat." — „Sei ruhig, Franz, der Soldat hat niemals viel Geld. Wenn ich auch der Frau für ihre Kinder Etwas geſchenkt haben ſollte, wird es nicht viel geweſen ſein." Die Klagen und Spöttereien über unſer ſchlechtes Nachtlager hatten jetzt ein Ende; wir brachten das Geſpräch auf andere Dinge.

Ich wurde nach einiger Zeit immer näher und beſſer mit Robert bekannt und verbrüdert. Ich bekenne es frei, ich bin bei dieſem jungen Menſchen in eine Schule gegangen, der ich mehr und Beſſeres verdanke, als all' den Hochſchulen, die ich früher beſuchte; ich bin durch ihn zu einem gläubigen, überzeugten Chriſten geworden. Freilich war mir auch auf jenen früher von mir beſuchten Schulen, weder auf dem Gymnaſium zu S., noch auf der Univerſität H., von Keinem der damaligen Lehrer auch nur eine Hindeutung auf Das entgegengekommen, was ich nach meiner jetzigen Ueberzeugung für den Kern und

Stamm alles wahren Erkennens, für den Compaß halte, nach deſſen Richtung wir uns im Leben wie in der Wiſſenſchaft zum Rechten finden können. Unter den Lehrern in meiner Wiſſenſchaft, denen ich näher kam, kenne ich nur Einen, der auf mich den Eindruck eines chriſtgläubigen Gemüthes gemacht hat, und deſſen Andenken ich auch aus andern Rückſichten ſegne: dieß war der ſelige Hufeland in Berlin.

Doch ich kehre wieder zu meinem Robert zurück. Ich meine, in dem Herzen dieſes Menſchen lag, nur in viel höherer Weiſe, Etwas, das in dem feinen Takt ſeines Wirkens und Bewegens dem thieriſchen Inſtinkt verwandt war. Wie ein mütterliches Thier durch den Inſtinkt geleitet ſeinen Jungen immer zu rechter Zeit gerade das zuträgt und darreicht, was ihnen zu ihrem Gedeihen und Wachsthum am förderlichſten iſt, ſo hat mein Freund Robert, der, je mehr wir uns kennen lernten, immer zärtlicher beſorgt um mein Seelenheil wurde, mir auch bei jeder Gelegenheit immer die geiſtige Nahrung dargereicht, die zu meiner Auferweckung und Beſtärkung gerade die zuträglichſte war. Ein ungeſtümer, unkluger Bekehrungseifer, ein feindſeliges Auftreten gegen die Grundſätze des Unglaubens, die ich eingeſogen hatte, würde mich vielleicht ganz von ihm abgeſtoßen und für all' ſein Bemühen unzugänglich gemacht haben; aber eine Mutter kann nicht geduldiger ſich benehmen gegen ihr kleines, zuweilen ungeberdiges Kind, als er ſich gegen mich benahm.

Doch am meiſten habe ich gelernt und für mein Herz gewonnen am Sterbebett des lieben Freundes und Waffengenoſſen, weßhalb ich auch davon noch einige Worte ſagen will.

Es war kurz vor unſrer erſten Annäherung an Paris und wenige Tage vor ſeinem Tode, da zogen wir, mit einer kleineren Abtheilung des Heeres, zur Seite der großen Hauptſtraße durch ein Dorf, wo ſo eben das Grabgeläute um einen Todten ertönte. „Wie fröhlich,“ ſo ſprach Robert, „ſtimmt mich doch immer das Läuten der Glocken, wenn es den Heimgang eines Menſchen zur ewigen Ruhe aus des Lebens Gefahr und Mühen verkündet.“ Er ritt lange Zeit, in tiefes Nachdenken verloren, ſchweigend neben mir her. Ich halte ſeine damalige Bewegung für eine Ahnung des ſeligen Heimganges, der ihm ſelber ſo nahe bevorſtand.

Es war keine eigentliche Schlacht, es war nur ein hitziges Vorpoſtengefecht, in das wir etliche Tage nachher geriethen; wir hatten nur einige wenige Todte und Verwundete. Unter dieſen letzteren war auch mein Freund; eine Musketenkugel hatte ihn durch den Unterleib getroffen. Der ſchnellen äußern Verblutung war zwar vorgebeugt; ich erkannte aber bald, daß die Verletzung tödtlich ſein werde. Robert fragte mich; ich konnte es ihm nicht verſchweigen; dieſem Menſchen vermochte ich keine Unwahrheit oder Halbwahrheit zu ſagen. Ich werde den Blick nie vergeſſen, mit welchem er die Nachricht von ſeinem nahen Tode empfing. Da war keine Spur jener Gleichgiltigkeit oder jenes verwegenen Leichtſinnes, mit welchem ich wohl auch öfters ſolche Menſchen ſterben ſah, die zwar als vernünftige Weſen gelten, dabei aber die eigentliche Bedeutung des Todes (wie des Lebens) eben ſo wenig erkannten, als ein ſterbendes Vieh, oder welche wohl auch bis zu ihren letzten Augenblicken von der eitlen Sucht, vor der Welt zu ſcheinen, nicht frei werden konnten. Noch weniger aber war in dem ruhig ernſten Blick meines Freundes eine Spur

n jener verzweifelnden Furcht, mit welcher Andere den
d zu ſich herantreten ſehen. Er hatte die Hände ge-
tet, ſein Geſicht war, wie bei einem inniglich Betenden,
klärt. Darauf wurde er ſehr heiter und fröhlich; er
helte mich an, und die Thräne, die aus ſeinem Auge
ß, war gewiß keine Thräne des Leides, ſondern der
eude. Ich mußte meinen Freund, weil die Pflicht mich
einem andern Verwundeten rief, auf kurze Zeit ver-
ſſen. Es war indeß Nacht geworden; als ich zurück-
hrte, fand ich das ſtille Zimmer eines an der Straße
legenen Hauſes, dahin wir den Sterbenden gebracht
atten, ſparſam von einer Lampe beleuchtet. „Du willſt
ich nicht allein laſſen in meiner letzten Nacht,“ ſprach er
it ſchwacher, öfters ſtockender Stimme. „Aber ich war
cht allein. O könnte ich dir's ſagen, in welch' ſeliger
eſellſchaft ich ſo eben war und bin. Bleibe, und genieße
it mir dieſe Seligkeit.“ Wir ſchwiegen Beide und in
ieſer nächtlichen Stille, am Bette eines ſterbenden Chri-
en, ergriff mich ein Gefühl des inneren Friedens, das
h bis dahin niemals in meinem Leben empfunden hatte;
uch meine Thränen waren nicht Thränen der menſchlichen
rauer; oder wenn etwas von Trauer in ihnen war, dann
ar dieſes mit einer Wonne gemiſcht, die ich nicht be-
ſchreiben kann. Der Sterbende deutete auf das neben ihm
iegende Neue Teſtament. „Lies mir,“ ſo ſprach er kaum
ernehmlich, „das 17te Kapitel des ſüßen Evangeliums
Johannis.“ Ich las es. Noch einmal kehrte eine ſanfte
Röthe in das bleiche Angeſicht zurück, wie ein Widerglanz
von der Morgenröthe des Tages der Ewigkeit. Er ſank
bald hernach in einen Schlummer; ich meinte, es ſei der
Anfang des Todesſchlafes. Aber noch einmal wachte er
auf. Er bat um einen Trunk Waſſers; mit einem ſeligen

Lächeln dankte er mir; ſeine Stimme war wieder lauter geworden als vor dem Schlummer. „Haſt du mir," ſo fragte ich, „noch Etwas aufzutragen an die Deinigen?" — „Sie ſind," ſaget er, mit der Hand nach oben deutend, „vor mir heimgegangen; — ſie waren treu. — Ja treu ſei und treu bleibe deinem Heiland, deinem Jeſus! das iſt der letzte Segen, den ich dir gebe, mein Freund. Gott ſegne mein Vaterland; Er verleihe ihm Frieden und dem Chriſtenglauben den Sieg! Jeſus Chriſtus geſtern und heute und Derſelbe in Ewigkeit!"

Wie Schatten eines heranziehenden Gewölkes ſtellten ſich jetzt die Vorboten des Todeskampfes ein. Ich las dem lieben Sterbenden noch Simeons Lobgeſang, das Lied vor: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin." Bei dem letzten Vers war er ſanft verſchieden. Ihm war in der That der Tod ein Schlaf geworden.

Es ſchlug ſo eben zwölf. Ich blieb den übrigen Theil der Nacht am Bette meines lieben Todten, und auch ich konnte ſagen, wie er einige Stunden vorher zu mir geſagt hatte: ich war nicht allein, ſondern in ſehr ſeliger Geſellſchaft. Möge der Segen dieſer Nachtſtunden auf mir ruhen bleiben bis an's Ende.

14. Der furchtſame Held.

Ein berühmter Arzt erzählt von einem wackren,
pferen Kriegsoberſten, welcher eine ſolche Furcht und
ngſt vor Ratten hatte, daß er, der ganz ruhig unter
m Regen feindlicher Kugeln ſtehen blieb und ſo kalt-
ütig, als wären es Spazierſtöcke, den Bajonetten und
äbeln entgegenrückte, welche gegen ihn gerichtet und ge-
ickt waren, gleich davon gelaufen ſei, wenn er eine Ratte
he. Einſtmals, auf einem Marſche in ungeſunder Ge-
end und bei ſehr ungünſtiger Witterung, wurde er von
nem ſo ſtarken Wechſelfieber befallen, daß er, ſchon zur
ngewohnten Zeit und Stunde in einem Wirthshauſe, das
n der Straße lag, ſich zu Bette begeben mußte. Da
eſchahe es, daß, während ihn der Fieberfroſt ſchüttelte,
nige Ratten, deren viele in der Kammer hauſten, über
in Bett hinwegliefen. Die Furcht des alten Kriegsober-
en war mächtiger als das Fieber; er ſprang auf und
ef davon, denn ſein Fieber war ihm durch den Schrecken
ollkommen vertrieben worden und vergangen.

Eine Furcht vor Ratten, auch wenn ſie in etwas
cherlicher Art ſich äußern ſollte, wird vielen unſerer
eſer begreiflich ſein, denn nur eine hungrige Katze kann
ieſe häßlichen Thiere ohne lebhaften Ekel betrachten. Aber
och viel ſeltſamer und ſcheinbar wunderlicher als die vor
atten war die Furcht eines ungleich größeren, hochbe-
ühmteren Helden und Siegers in vielen Schlachten, vor
twas, das den meiſten Menſchen nicht ein Gegenſtand
es Ekels und Abſcheus, ſondern ſogar des Erſehnens

und Begehrens iſt. Der Held, von welchem wir hier reden wollen, war Waſhington, der nachmalige Präſident und Oberfeldherr der amerikaniſchen Staaten, und das Ereigniß, das ihn in ſolche Furcht verſetzte, fiel nicht in die Zeit ſeines hohen Alters, in welchem der Menſch reizbar und ſchwach wird, ſondern in die Zeit ſeiner kräftigſten Jugend: in ſein 27tes Lebensjahr.

Man hat, ſo ſagen die Zeugen, die ihn näher kannten, und welche bei dem Vorfall zugegen waren, den Georg Waſhington nur bei einer einzigen Gelegenheit erſchrecken und wie vor Furcht zittern und beben geſehen, und zwar geſchahe dieſes in keiner Schlacht, unter keinen Eisſchollen des Alleghany, (m. v. oben die 12te Erzählung) ſondern in einem Sitzungsſaale, wo von keiner Seite ihm ein Leides geſchehen konnte. Es war damals, wo im Jahr 1759 Waſhington, als Mitglied der Abgeordneten, von dem Sprecher derſelben, dem Herrn Robinſon, in ſo feurig beredter Art ins Angeſicht gelobt und ſein Verdienſt um das Vaterland in ſo begeiſterter Weiſe erhoben wurde, daß gar mancher Andere an ſeiner Stelle, wenn auch mit niedergeſchlagenen Augen, gar freudig zugehört oder vielleicht gar wohlgefällig um ſich her geblinzelt hätte. Waſhington aber, als wehete ihn ein unerträglich heißer Gluthwind aus einem Eiſenſchmelzofen an, wurde roth und von tiefſter Schaam befallen, fuhr von ſeinem Sitze auf, wollte etwas ſprechen, konnte jedoch, wie ein von heftigem Schreck Ergriffener, nur ſtammeln. Da kam ihm der gewandte Sprecher in freilich nicht ſehr beruhigender Weiſe zu Hülfe, indem er ihm lächelnd zurief: „Setzen Sie ſich Waſhington, Ihre Beſcheidenheit iſt eben ſo groß als Ihre Tapferkeit, und dieſe überſteigt jedes Lob, das ich mit Worten ausdrücken könnte."

Jenen Leſern, welche die Angſt, in die der tapfere Amerikaner bei jener Gelegenheit durch ein wohlgemeintes und wohlverdientes Lob gerieth, ſchwer begreiflich finden möchten, deuten wir hier nur im Vorbeigehen den zweifachen Grund derſelben an. Für's Erſte pflegte Waſhington alles Gelingen ſeiner Arbeiten und Thaten allein nur dem allvermögenden Beiſtand Gottes zuzuſchreiben. Er war deshalb von Herzen demüthig, frei, wie wenig Menſchen, von Eitelkeit und Ruhmſucht, ſprach nur dann von ſich und ſeinen Thaten, wenn er in den Angelegenheiten des gemeinſamen Vaterlandes auch Deſſen, das ihm aufgetragen worden, erwähnen mußte, oder wenn dies im Kreiſe der vertrauteſten Freunde ſo geſchehen konnte, daß an ihm ſelber und an ſeinem armen menſchlichen Thun nur Gott allein verherrlicht wurde. Aber noch einen zweiten Grund hatte Waſhington zu ſeiner Furcht vor dem Lobe Anderer. Er wußte und fühlte es, daß in dieſem Lobe, daß in den Schmeicheleien der Welt ein ärgerer, für das innere Leben gefährlicherer Feind verſteckt liege, als in dem Walde von Monangabela, in der oben (S. 207 u. f.) beſchriebenen mörderiſchen Schlacht vom 9ten Juni 1775. Dort in den Gruben mit grünen Reiſern bedeckt waren es die wilden Indianer, im Bund mit den Franzoſen, hier im Verſteck des Menſchenlobes iſt es unſer ſelbſtliebiges Fleiſch und Blut im Bunde mit dem Hochmuth, was die Gefahr bringt, vor deren plötzlichem Ueberfall der edle Waſhington mit Recht in Schrecken und in die Stimmung der heftigen Abwehr gerieth.

15. Das Gottesgericht.

Den kräftigſten Indianerhäuptling des ſüdlichen Amerikas, der den Kampf mit dem grimmigen, tigerartigen Jaguar muthig aufnimmt und vor einer ganzen Schaar der bewaffneten Feinde nicht erſchrickt, wandelt Furcht und Entſetzen an, wenn er plötzlich einen Fiſch, der in den Sümpfen ſeines Landes häufig wohnt, in ſeiner Nähe ſieht. Selbſt wenn das Thier ſchon todt am Lande liegt, kann er ſich kaum entſchließen, ganz nahe zu ihm hinzutreten, noch weniger daſſelbe anzurühren.

Wer die Eigenſchaften des ſo gefürchteten Fiſches nicht genauer kennt, dem muß das ängſtliche Benehmen eines ſonſt ſo unerſchrocknen Naturmenſchen bei ſeinem Anblick recht unbegreiflich vorkommen. Das Thier iſt nicht etwa von der mächtigen Statur eines Haifiſches, hat nicht wie dieſer einen Rachen voll großer, ſcharfer Zähne, keine Panzerhaut, die für Pfeil und Wurfſpieß undurchdringbar, oder wie bei manchen Rochen durch Dornen und ſcharfe Stacheln furchtbar iſt, ſondern es gleicht an Statur einem vollwüchſigen Aale, hat kleine Zähnchen, eine weiche, für jedes Meſſer verwundbare Haut, nirgends Stacheln oder Dornen. Obgleich aber dem Zitteraal, ſo heißt der Fiſch, alle äußeren Waffen fehlen, kann derſelbe dennoch den ſtärkſten Mann, wie mit einem Donnerſchlag zu Boden ſtrecken, wenn derſelbe ihn ſelber oder auch nur das Waſſer berührt, das den Fiſch zunächſt umgiebt. Der Indianer begreift nicht, woher dem Thiere

e unſichtbare Macht kommt, für welche der gebildete
ropäer wenigſtens einen Namen: Elektrizität hat;
em, dem ununterrichteten Naturmenſchen erweckt das
ngreifen einer für ſein Verſtändniß unerfaßbaren Welt
Unſichtbaren in die der Sichtbarkeit ein Grauen, das
ne Seele eben ſo erſchüttert, wie der elektriſche Schlag
s Zitteraales ſeinen Leib.

In ähnlicher Weiſe greifen gar oft unſichtbare
ächte, welche dennoch nur von leiblicher Natur ſind,
das Gebiet der ſichtbaren Stoffe ein, und man kann
gen, jene allein ſind es, welche dieſen ihre Geſtalt und
re Bewegungen geben. Namentlich die Schwere, der
agnetismus, die Wärme, ſind ſolche Mächte, welche,
ie die Seele in einem lebenden Leibe, in den Stoffen
irken, und dieſe zum Theil verwandeln aus einer Form
die andere. Denn die Wärme z. B. iſt es, die nach
em verſchiedenen Grad ihres Einwirkens den Schnee
Waſſer, dieſes in Dampf verwandelt, welcher, wenn er
u ſeiner höchſten Höhe geſtiegen iſt, als Thau oder Reif
ieder zu Boden fällt.

Eben ſo unverkennbar deutlich als in die Geſtalten
und Bewegungen der körperlichen Erſcheinungen greift
auch in die Schickſale der Menſchen, in das Leben ihrer
Seelen eine unſichtbare Macht ein, welche jedoch nicht von
der Natur des Wandelbaren und Vergänglichen, ſondern
vom Weſen der Ewigkeit iſt. Die Macht, welche wir hier
zunächſt meinen, das iſt jene allwaltende göttliche Gerechtigkeit und Ordnung, durch deren richterlichen Ernſt öfters ſchon hienieden die verborgene Schuld einer Menſchenſeele — zum Heil von dieſer, an's Licht gebracht und
beſtraft, oder das verkannte Gute belohnt wird. Ein
großer Naturforſcher des vorigen Jahrhunderts, der be-

rühmte Schwede **Carl von Linné** hat während ſeines Lebens viele ihm bekannt gewordene Fälle aufgezeichnet, in denen ſich das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit, „eine Nemeſis divina“ in augenfälliger Weiſe kund gab. Ein Auszug aus der noch ungedruckten Schrift des trefflichen Beobachters der Natur wie der menſchlichen Schickſale wurde von Profeſſor **Fries** in der Einleitungsſchrift zu einer akademiſchen Feierlichkeit in Upſala, mir aber durch einen Freund in Stockholm mitgetheilt. Ich hebe hier mehrere der merkwürdigſten, in der Abhandlung erzählten, kleinen Geſchichten aus.

In Norwegen geſchah ein Mord, woran allem Anſchein nach Drei Theil hatten. Da keiner von dieſen überwieſen werden konnte, der eigentliche Mörder zu ſein, mußten ſie darum looſen, welcher von ihnen am Leben bleiben, welcher hingerichtet werden ſollte. Das Loos fällt auf den Unſchuldigſten, der König ſpricht über ihn das Todesurtheil. Der Menſch weigert ſich aus allen Kräften, das Urtheil anzuerkennen, er beruft ſich, im Bewußtſein ſeiner Unſchuld auf ein ewiges Gericht. Einer der geachtetſten Advocaten des Landes wird beauftragt, zu dem Gefangenen zu gehen, jenem beweiſt er, daß ſo gewiß als 2 mal 2 = 4 iſt, er nicht der Mörder ſein könne. Der Rechtshandel, mit allen ſonnenklaren Beweiſen der Unſchuld des Verurtheilten geht noch einmal an den König zurück. Dieſer, der ſo eben in dringenden Geſchäften war, lieſt die Aufſchrift, erinnert ſich des Namens des Beklagten und ohne die Vertheidigung zu leſen, erklärt er das Todesurtheil, das er geſprochen, als unwiderruflich. Der Gefangene überläßt ſich der wildeſten Verzweiflung. Der edle Advocat beſucht ihn von neuem. „Ich ſehe,“

pricht er zu ihm, „daß Ihr Gottes Urtheil gegen Euch
, denn obwohl Ihr in dem jetzigen Falle unſchuldig
, muß dennoch eine andre Blutſchuld auf Euch laſten.“
bekannte der Gefangene: Ja, ich ſehe und erfahre
Gottes gerechtes Urtheil. Denn ich war es, der vor
Jahren den Mann erſchlug, deſſen Mörder nicht
deckt werden konnte, obgleich ich an dem neuen Tod-
age unſchuldig bin.“

In ganz ähnlicher Weiſe wie hier der Norweger,
annte während des ſiebenjährigen Krieges ein Soldat
Angeſicht des nahen Todes, der ihn durch ein unge-
cht hartes Kriegsgericht traf, den Mord, den er an
nem ſeiner nächſten Verwandten verübt hatte.

Ein Mann ermordete ſeinen Schwiegervater durch
nen Schuß, bei welchem er ihm drei Kugeln durch den
eib jagte. Der Mörder konnte ſeiner That nicht über-
ieſen werden, mehrere Jahre aber nachher brachen an
hm, in derſelben Gegend des Leibes, in welcher der
Schwiegervater die Todeswunde empfangen hatte, drei
eſchwüre auf, die zu einem Krebsſchaden wurden, an
welchem der ſchuldbeladene Mann unter furchtbaren
Schmerzen endete.

In den beiden vorhergehend erwähnten Fällen war
doch den Mördern noch eine Friſt zum Bekenntniß und
zum Bereuen ihrer Schuld gegeben, nicht ſo in jenem,
den wir nun berichten wollen, und welcher zu Linné's
Zeit allgemein bekannt war.

Der Sohn eines vornehmen Mannes geräth, als
er einſt auf dem Eiſe fährt, aus zügelloſem Uebermuth in
Händel mit einem harmloſen Bauern und erſchlägt dieſen.

Es kommt zur Klage, der junge vornehme Herr läugnet die That, behauptet, ſo augenſcheinlich unrichtig dies auch war, der Bauer habe ſich ſelbſt den Tod durch das Anſtoßen an ſein eignes Fuhrwerk zugezogen und wird vom Gericht freigeſprochen. Im darauf folgenden Winter beluſtigt ſich der Mörder abermals in derſelben Gegend, wo er die unbeſtrafte That begangen hatte, auf dem Eiſe; er fällt in einer raſchen Wendung ſeines Laufes in ein Loch, das die Fiſcher in's Eis gehauen hatten und findet im Waſſer einen ſchnellen Tod.

Ein Bauer in Tavaſtehus, deſſen Haus fern von andern Wohnungen an der Landſtraße lag, hatte ſich durch ſeine ruchloſe Habſucht ſchon mehrere Male verleiten laſſen, Mordthaten an vorüberreiſenden Fremden zu begehen, die unter ſeinem Dache ihr Nachtlager ſuchten. Eines Tages kehrt auch wieder ein Fremder bei ihm ein, der zu Pferde kam und nicht ohne Baarſchaft zu ſein ſcheint. Der Bauer weiſt ihm ſein Lager an, der Gaſt nimmt daſſelbe ein, verläßt es aber nach einiger Zeit wieder, um nach ſeinem Pferde zu ſehen. Indeß hatte ſich der Sohn des Bauern in der Schlaftrunkenheit auf die Lagerſtätte des Fremden gelegt, dieſer, um ihn nicht wieder zu wecken, bettet ſich auf ſeine leere Stelle. Mitten in der Nacht tritt der mordſüchtige Hauswirth herein; er will den Todesſtreich auf den Fremden führen, trifft aber ſeinen eigenen Sohn. Der Fremde entkommt der Gefahr glücklich, zeigt die That bei Gericht an; der Entdeckung des zuletzt nur durch einen Fehlgriff an dem eigenen Sohn verübten Mordes folgt alsbald die der früheren, gleichen Thaten, der Raubmörder erleidet ſeine wohlverdiente Strafe.

Der Bauer Jacob zu Sonnar im Kirchſpiel von Stenhult, konnte ſein Weib, das in ein Loch im Eiſe efallen war, retten, wenn er ihr nur einen Finger, um ich daran zu halten, dargeboten hätte. Er that dieſes icht und die Frau ertrank. Nach wenig Jahren befällt hn ein Uebel an der Hand, wobei ihm die Finger abfaulen.

Voigtländer, ein Regimentsfeldſcheerer in Upſala, war ein ſehr geſchickter Wundarzt, dabei aber ein ſolcher wilder Raufbold, daß er, bei der damaligen großen Nachſicht gegen Duelle, Vielen, mit denen er Händel anfing, ſehr ſchwere leibliche Verletzungen zufügte. So hatte er einſt in einem Anfall der wüthenden Raufluſt ſelbſt ſeinen Freund Cederkrona, nachmaligem Ritterhaus-Fiscal eine Stichwunde durch die Bruſt verſetzt, die er übrigens, gegen Aller Vermuthen, glücklich wieder heilte. Dieſe Mühe gab er ſich aber nicht in einem andern Falle, der in der ganzen Stadt ein ſchmerzliches Aufſehen erregte, weil die ſchwere Verletzung, die der gefühlloſe Mann verurſacht hatte, ohne um ihre Folgen ſich zu bekümmern, einen armen, redlichen Menſchen betraf, einen Diener bei der Akademie. Voigtländer, in ſeiner raſenden Eile, womit er gewöhnlich durch die Straßen von Upſala jagte, hatte den Mann überfahren und ihm dabei Arm und Bein zerbrochen, ſo daß derſelbe als elender Krüppel nicht mehr arbeiten konnte, ſondern von dem Almoſen leben mußte, welches er, vor des Rathsherrn Kyronii Thüre ſitzend, von den Vorübergehenden, ſowie von anderen mitleidigen Seelen empfing. Bald nachdem der Unfall geſchehen, im Jahre 1760, wurde Voigtländer nach Pommern zur dortigen Armee commandirt. Hier treibt er auch ſeinen gewohnten Uebermuth, findet aber ſeinen Meiſter und wird bei einer Rauferei ſo übel zugerichtet, daß er als Krüppel in die Heimath zurückkehren muß, wo er längere Zeit unter heftigen Schmerzen an's Bett gefeſſelt bleibt, bis man ihn als Leiche davon hinwegträgt. Der arme Akademiediener ſaß an der Thür vor Kyronii Hauſe, als der Leichenzug vorüber kam.

E. Boëthius, der Propſt in Mora hatte in ſeine Predigt bei Karls XII. Regierungsantritt mehrere freiſinnige Worte gegen den Mißbrauch einfließen laſſen, welchen die hochgeſtellteſten Diener der Fürſten von ihrer Gewalt machen. Piper, der Günſtling des Königes, verklagt ihn bei dieſem, und bringt es dahin, daß der Propſt auf Lebenszeit zur Gefangenſchaft auf der Feſtung Röteburg verurtheilt wird. Aber nach wenig Jahren nehmen die Ruſſen Röteburg ein und laſſen den Boëthius frei nach ſeinem Vaterland zurückkehren, ſie ſiegen bei Pultava, nehmen den Piper gefangen und ſetzen ihn nach Röteburg, dahin, wo der von ihm ungerecht Verklagte geſeſſen hatte. Boëthius lebte in glücklicher Freiheit, Piper ſtarb elendiglich in feindlichem Gewahrſam.

Auf dem Markte zu Norrmalm wurde im Jahre 1741 der General Buddenbrock, der Anreger des unglücklichen Krieges mit Rußland, enthauptet. An derſelben Stelle, wo, und vielleicht mit demſelben Henkersbeile, von welchem Paykull, durch Buddenbrock's Vater verurtheilt, zu Karls XII. Zeit den blutigen Tod erlitten hatte.

Herkepaeus, der Bürgermeiſter in Upſala, pflegte
Worte nicht in Acht zu nehmen, ſo daß ſie oft
lich grob ausfielen. Er wird angeklagt, daß er auf
Rathhaus unziemlich von den Ständen des Reichs
rochen habe, von deren Verſammlung er kurz vorher
ückgekehrt war. Cederhyelm, der Sohn des Reichs-
hes war zum Richter in der Sache ernannt. Der
rgermeiſter, der Uebereilung ſeiner Zunge ſich bewußt,
t zu Cederhyelm, bittet dieſen, es gnädig mit ihm
machen und erinnert daran, daß er ſeinen Vater, den
ichsrath, in Petersburg aus einer Feuersbrunſt gerettet
herausgetragen habe, weil er ſonſt mit all' ſeinem
ut hätte verbrennen müſſen. Cederhyelm fällt den-
ch ein ſehr hartes Urtheil über den unbeſonnenen
recher. Zehn Jahre nachher bricht auf Cederhyelm's
of ein Feuer aus, ſein Haus und all das Gut, das ſein
ater mit aus Petersburg gebracht hatte, wird von den
lammen verzehrt.

Hornwolf, ein junger Menſch, der viele Freunde
ei Hofe hatte, bewirbt ſich zu gleicher Zeit mit einem
rmen, alten Diſtriktsrichter, der viele Kinder hatte, um
in Amt in Abo. Der Diſtrictsrichter war ſchon zu man-
her Beförderung in Vorſchlag geweſen, da er aber ohne
ürſprecher bei Hofe war, hatte man ihm immer Andere
vorgezogen. Diesmal hatte er Zugang zu dem König
gefunden, dieſer wollte ihm die Stelle geben. Da ließ
Hornwolf durch ſeine einflußreichen Freunde das lügen-
hafte Gerücht verbreiten, der Diſtrictsrichter gehöre zu der
Parthei, welche der damaligen neuen Regierung entgegen
war, und ſo erſchleicht ſich der junge Mann die ſchon für
jenen beſtimmte Stelle. Der alte Diſtrictsrichter begegnet

ihm, ſagt er müße ihm gratuliren, zugleich aber an Gottes Gerechtigkeit, als ein unſchuldig Verläumdeter appelliren. Hornwolf reist im Winter von Stockholm nach Abo, das Fahrzeug geräth zwiſchen das Eis, er, mit noch einem Andern bemächtigt ſich des Bootes, haut das Tau ab und treibt nun 5 bis 6 Tage zwiſchen dem Eis und Waſſer herum, ohne ans Land zu kommen. In der großen Noth aller Lebensmittel beraubt, hatten die beiden altes Leder und allerhand andre, ſonſt ungenießbare Stoffe verſchlungen; als das Boot mit ihren Leichnamen an der gothländiſchen Küſte ſtrandete, da fand man in Hornwolf's Munde die halbzerkaute Vollmacht, die ihn zu ſeinem Amt in Abo ernannte. Das Schiff, aus welchem die beiden Männer, getrieben von Furcht und Ungeduld, entſprungen waren, wurde mit all' ſeinen Paſſagieren gerettet; für den alten Diſtrictsrichter und ſeine vielen Kinder ſorgte Gott nach Nothdurft.

Der Oberſt Wredenſparre hatte es im J. 1757 dahin gebracht, daß Appelbloom, ein Lieutenant bei ſeinem Regiment, wegen ſeiner anſcheinenden politiſchen Stimmung gegen die damalige Hofparthie auf 10 Jahre aus dem Lande verwieſen wurde. Der Lieutenant, ein ſehr wackrer Officier, nimmt Dienſte unter dem hannöverſchen Militär, wird bald nachher Major. Der einzige Sohn des Oberſt Wredenſparre, ein junger, ſchöner Mann, geht auch ins Ausland, tritt in der damaligen Kriegszeit in Dienſte bei der franzöſiſchen Armee. Es kommt zu einer Action zwiſchen den Hannoveranern und den Franzoſen, jene commandirt der Major Appelbloom. Dieſer ſchlägt die Franzoſen total; unter ihnen war aber, ohne daß der Major dies wiſſen konnte, ſein junger Landsmann

Wredenſparre geweſen, der von einer Kugel getroffen todt auf dem Schlachtfelde lag.

Auf Guſtav Kjörrman, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Bürgermeiſter zu Stockholm war, ruhete der ſchwere Verdacht des Mitwiſſens oder der Theilnahme an dem Morde ſeines Herrn, bei welchem er als armer Burſche Unterhalt und Hausdienſte gefunden hatte. Die That blieb in Dunkel gehüllt, Kjörrman heirathet die Wittwe, wird reich, ſchwingt ſich durch ſeine ſeltene Gewandtheit und ſeine geſelligen Künſte zu hohen Ehrenämtern und großem Einfluß empor. Bei Brahes Verurtheilung war er es, der alle Vorſchläge zur Begnadigung hinwegwies, und für die Hinrichtung des Angeklagten ſtimmte. So wie er damals keine Gnade gegeben hatte, widerfuhr auch ihm keine, als Rudbeck im Jahr 1765 Landmarſchall wurde. Nicht die böſen Ränke, welche Kjörrman früher gegen Rudbeck verübt hatte, ſondern eine ganze Reihe anderer Unthaten und Veruntreuungen forderten die öffentliche Gerechtigkeit zur Beſtrafung des gewiſſenloſen Mannes auf; er wird ſeines ſo oft gemißbrauchten Amtes entſetzt, all' ſeine ungerecht erworbenen Reichthümer werden eingezogen, er ſitzt einen Monat lang bei Waſſer und Brod im Kerker, wird dann auf Lebenszeit in der Feſtung Moorſtrand eingeſperrt. Faſt alle, die den reichen, gaſtfreien Bürgermeiſter in der Fülle ſeiner Ehren und Genüſſe gekannt hatten, waren der Meinung geweſen, dieſer ſei ein ſehr glücklicher Mann zu nennen. Aber nach einem alten Sprüchwort ſoll man Keinen vor ſeinem Ende glücklich preiſen.

Außer dem eben erwähnten Bürgermeiſter von Stockholm, der damals als „Sprecher für den Stand“ bei dem Reichstag war, hatte, mit noch größerem Einfluß als er, der Oberſt Pechlin auf den blutigen Tod von Brahe und Horn gedrungen. Ja dieſer vielvermögende Officier hatte ſogar auf dem Reichstag von 1756, als Haupt einer mächtigen Hofparthei es durchſetzen wollen, daß die Königin als Gefangene nach Gripsholm gebracht werden ſollte. Die Königin fand ihre tüchtigen, wohlgeſinnten Vertheidiger, Pechlin aber fand keinen ſolchen, als ihn der weiſe König Guſtav III. im Jahr 1772, in Smoland, wohin er geflüchtet war, ergreifen und ins Schloß zu Gripsholm einſperren ließ, dahin er die Mutter des Königs hatte bringen wollen.

Fahlander, Feldprieſter unter Carl XII. hatte durch ungerechte Verläumdungen den alten, im Dienſt ergrauten Pfarrer Peträus zu Grenie in Dalecarlien um Amt und Brod gebracht und ſeine Stelle eingenommen. Der Alte ſagt zu ihm bei ſeinem Abſchied unter Thränen: „Gottes richterliche Hand wird dich auch von dieſem Ort hinwegführen.“ Mehrere Jahre nachher (1743) als Fahlander nun auch alt und grau geworden war, hatte ſich derſelbe zur Theilnahme an dem Aufruhr der Dalecarlier verleiten laſſen. Dieſe werden geſchlagen, der Pfarrer gefangen, nach Mooreſtrand auf die Feſtung gebracht, wo er im Elend ſtirbt.

Das Walten jener Vorſehung, welche das begangene Unrecht der Menſchenkinder richtet und beſtraft, zeigt ſich auch öfters in einer tröſtlichen Weiſe, da wo daſſelbe den Beraubten und Bedrängten Das vergütet und wieder zuſtellt, was ihnen lange gewaltſam entzogen und vorenthalten worden war. Der Bibliothekar Narelius, ein ſehr geiziger Mann, hatte einen Haß auf ſeinen Schwiegervater den Baron von Frieſendorf geworfen, weil dieſer ſehr arm und hülfsbedürftig war. Der alte Baron lebte auf einem Dorfe und Narelius vergönnte ihm keinen Biſſen Brodes aus ſeinem Hauſe. Aber der unnatürliche Schwiegerſohn ſtarb, bald nach ihm auch ſeine Tochter, und das ganze Vermögen kam an Frieſendorf.

Die eine der drei Schweſtern des reichen Bürgermeiſter Lyell war eine arme Wittwe mit vielen Kindern, und gerade dieſe hatte der Bruder, wegen eines Verdruſſes mit ihr in ſeinem Teſtament enterbt. Sie ſtellt das Recht ihrer verwaisten Kinder Gott anheim; ſtirbt in Armuth. Aber nach dem Tode ihrer kinderloſen Geſchwiſter fällt das ganze, ſeitdem noch ſehr vermehrte Vermögen ihren armen Kindern zu.

Es mag Fälle geben, wo ſich der Unſchuldige auf das ſtrafende Gericht des unſichtbaren Zeugen aller Thaten der Menſchen berufen darf; jenes ſtrafende Gericht trifft aber ſein eignes Haupt, wenn er daſſelbe in unrechtmäßiger Weiſe, frevelhaft herausfordert. Buscagrius, Profeſſor der griechiſchen Sprache und Litteratur, ein gelehrter Mann, hatte bei einer öffentlichen Disputation einen Autor falſch citirt. Der Opponent bemerkte dieſes, jener aber, dem ein ſolcher Fehlſchritt ſeines Gedächtniſſes ſelten oder vielleicht noch niemals vorgekommen ſein mochte, betheuert die Richtigkeit ſeines Citats und fügt hinzu: „Gott ſolle ihn niemals wieder auf das Katheder kommen laſſen, wenn es nicht ſo wäre." Die Disputation war geendet, Buscagrius kommt nach Hauſe, ſchlägt in dem von ihm angeführten Autor nach, findet, daß er unrecht citirt habe, erſchrickt, wird krank und kommt niemals mehr auf das Katheder. — Hatte der arme Mann vielleicht im Eifer ſeines Disputirens nur vergeſſen, daß die Kräfte des Gedächtniſſes nicht mehr dieſelben ſeien, wie in ſeiner Jugend, ſo war er doppelt zu bedauern, ſeine frevelhafte Herausforderung der göttlichen Strafe war aber nicht zu entſchuldigen.

Jene Thaten einer göttlichen Gerechtigkeit, die wir ſo eben in mehreren Beiſpielen betrachteten, ſind, ſo weit ſie in die Beobachtung des zeitlichen Lebens hineinfallen, dennoch nur die Vorboten der Strafgerichte Gottes, welche jenſeits der Grenzen der Erdenzeit fallen, und die wie ein Ungewitter, das hoch über den ſichtbaren Wolken ſich bildet, das Urtheil über die Schuld vollenden. Es giebt nur einen Ableiter für die öfters ſchon jetzt in das Leben der Zeit hereinblitzenden Schreckniſſe der Ewigkeit; einen Ableiter, welchen der Chriſt kennt und aufzufinden weiß. Wohl den Seelen, welche durch die Stimme der Vorboten, wenn es noch Zeit iſt, ſich aufſchrecken und wecken laſſen, und welche dahin ſich retten, wo das Leben neugewonnen und erhalten wird!

16. Das Ahndungsvermögen und die Stimme des Gewiſſens.

Durch das Ahndungsvermögen, welches ſo deutlich im thieriſchen Inſtinkt ſich äußert, eröffnet ſich der Seele des Thieres oder des Menſchen eine Ausſicht in das dem Raume nach Fernliegende, der Zeit nach Künftige. Das Gewiſſen (ein Mitwiſſen der menſchlichen Seele, mit einem höheren, göttlichen Wiſſen) iſt ſeinem innerſten Weſen nach auch ein Hinüberblicken der Seele in ein ewiges, künftiges Jenſeits. Beide, das Ahndungsvermögen und das Gewiſſen ſind ſich deshalb ſehr nahe verwandt, und wie das erſtere durch den Doppelſinn, der in ſeinem Namen: ahnden, als ſtrafen oder rächen und als vorausfühlen und vorausſchauen liegt, ſo empfängt auch das Gewiſſen, je nachdem ſein innerer Blick einem aufgehenden, neuen Tage oder einer anbrechenden Nacht zugewendet iſt, eine zweifache, bald friedlichere, bald beunruhigende Bedeutſamkeit. Eine der gewöhnlichſten Formen, in der ſich das Ahndungsvermögen bei dem Thiere wie bei dem Menſchen äußert, iſt die, darin es als eine warnende Stimme vor naher, großer Gefahr erſcheint. Das Thier ahndet die Gefahr, die ein anderes Thier, z. B. eine giftige Schlange ihm bringen kann, auch wenn es noch niemals eine ſolche geſehen hat, es ſcheut ängſtlich vor derſelben zurück; das Schlachtthier, ſo ſagt man, fürchtet und ſcheut in dem Metzger ſeinen Mörder. Auch bei dem Menſchen mag ſich das Ahndungsvermögen, zuweilen in der letzteren Weiſe kund geben, am meiſten da, wo es von den Regungen eines geängſteten Gewiſſens durchdrungen iſt. Ein Fall, der dieſes bezeugt, iſt von dem berühmten Linné neben jenen aufgezeichnet worden, die wir im vorhergehenden Kapitel mittheilten.

In dem Wirthshauſe zu Diö, nahe bei Linnés Geburtsort in Smoland, ſpeiſete eines Tages ein Unbekannter zu Mittag. Ein reiſender Kriegsmann kommt ſo eben vor dem Hauſe an, und während er hier auf ein friſches Pferd wartet, erſucht ihn der Wirth einzutreten ins Zimmer. Der Reitersmann folgt der Einladung, da er aber den Unbekannten ſieht, wandelt ihn ein Grauen an, er kann es in ſeiner Nähe nicht aushalten; geht wieder hinaus ins Freie, ſteht da im ſtärkſten Regen. Der Wirth nöthigt ihn abermals ins Zimmer herein, aber nach wenig Minuten treibt ihn das Grauen vor dem unbekannten Gaſt wieder hinaus. Der Wirth geht ihm nach, fragt ihn nach der Urſache ſeines Hinwegeilens, der Kriegsmann bekennt ihm: er könne die Nähe des Mannes, der drinnen an ſeinem Tiſche ſäße, nicht ertragen. — „Was giebts doch zwiſchen Euch beiden?“ fragte der Wirth, als er wieder ins Zimmer trat, den Fremden. „Der Kriegsmann kann durchaus Eure Nähe nicht ertragen.“ — „Ich habe, ſo antwortet der Unbekannte, dieſen Menſchen nie geſehen, noch weniger ein Wort mit ihm geſprochen.“ — Der Mann hatte ſo eben ſeine Mahlzeit vollendet, er verabſchiedet ſich beim Wirth, dem Reiſenden aber draußen vor der Hausthüre ſpricht er im Vorübergehen die warnenden Worte zu: „Hütet Euch, daß Ihr nicht mein Sohn werdet.“ — Der Unbekannte war ein Scharfrichter und ein halbes

Jahr nachher fiel der Kopf des Reiſenden unter ſeinem Beile *).

Einen andren merkwürdigen Fall von dem Erwachen des Gewiſſens theilt Linné, der tief eindringende Forſcher der Natur unter der Ueberſchrift mit: die Stimme der Natur. Denn dieſe Stimme iſt ja ihrem Weſen nach ſelber nichts Andres, als das von Gott in jede Menſchenbruſt geſchriebene Geſetz — der innre Sinn für Recht und Unrecht, — welcher freilich durch die eigne Schuld des Menſchen ſehr getrübt, ja ganz verdunkelt werden, und nur durch das Erkennen des geoffenbarten, göttlichen Geſetzes ſeine vollkommene, geläuterte Form gewinnen kann.

Einige Bauern, aus einem an der Seeküſte gelegenen Orte, machten Heu auf einer Inſel, das auf Booten heimgeführt werden ſollte. Unter den Arbeitern befand ſich eine Magd, welche, ohne daß Jemand dieſes ahndete, nahe daran war, Mutter zu werden. Dieſer kam ihre Stunde, und ſie, um ihre Schande zu verbergen, begab ſich in ein abgelegenes Gebüſch, wo ſie das neugeborene Kind hülflos auf den Boden hinlegte. Als die Bauern am Abend heimrudern wollten, hatten ſie eine Hündin, die dem einen von ihnen angehörte, mit ihrem Jungen am Strande zurückgelaſſen; das Thier heult, und verſucht es, mit dem Jungen in ſeinem Maule, dem Boote nachzuſchwimmen. Die Bauern wenden zurück, um die Hündin ins Boot zu nehmen. Da die Magd die Liebe des unvernünftigen Thieres für ſein Junges ſieht, erwacht in ihr die Mutter-

---

*) Der Scharfrichter, als Werkzeug eines göttlich-geſetzlichen Strafgerichts hatte das Recht jeden Delinquenten, ſei welchen Standes er wolle, als „mein Sohn" anzureden.

liebe und die Reue über ihre That ſo mächtig, daß ſie alle Furcht vor der Schande vergeſſend, die Bauern um Gotteswillen bittet ſie möchten ſie noch einmal an die Inſel zurückbringen. Und als Jene, mit der Urſache unbekannt, ſich der Erfüllung ihrer Bitte weigern, ſchwört ſie, daß ſie ſich ins Waſſer ſtürzen werde. Die Bauern, erſtaunt über das leidenſchaftliche heftige Begehren der Dirne rudern mit ihr zurück, ſie eilt zu dem Gebüſch, findet ihr Kind lebend und geſund, drückt es reuig und freudig an ihre Bruſt, und erfüllt an ihm mit Liebe alle Pflichten der Mutter.

Das Auge eines unſichtbaren Wächters iſt überall und ohne Aufhören auf das Leben und Thun des Menſchen gerichtet und die Stimme dieſes Wächters, warnend, ſtrafend oder tröſtend, läßt ſich ohne Unterlaß und allenthalben im Buche der ſichtbaren Werke Gottes wie im Buch der Offenbarung vernehmen. Wohl dem Menſchen, dem das innere Ohr für Das, was jene Stimme ihm ſagt, nicht taub, ſondern geöffnet iſt!

17. Die Wirthſchaft in der Judenharfe.

Arthur Onslev, ein zu ſeiner Zeit ſehr bekannter und geachteter Sprecher im Unterhauſe des engliſchen Parlaments, pflegte, wenn er am Abend von ſeinen anſtrengenden Geſchäften tief ermüdet war, gerne unter Leute vom Bürger- und Bauernſtande zu gehen; an Orte, wo man ihn nicht kannte und welche von der vornehmen Welt nicht beſucht wurden. Eine Zeit lang hatte er ſich zu einem ſolchen Ausruheplatz ein kleines Wirthshaus erſehen, welches die Judenharfe hieß und etwa eine halbe Viertelſtunde weit von Portland Square ablag. Die Wirthsleute ſo wie die beſuchenden Gäſte aus der Nachbarſchaft waren ehrbare Leute von guter altengliſcher Geſinnung. Keines von ihnen allen kannte den Gaſt, doch nannte man ihn den guten Herrn, oder auch einfach „den Herrn“ (Gentleman), und die Wirthsleute bewahrten ihm ſorgfältig ſeinen Lieblingsplatz am Kamin, brachten ihm, ſobald er ſich geſetzt hatte, ungefragt ſein Bier. Weil er aber gegen die wackeren Leute ſo zutraulich war, ihrem ſpießbürgerlichen Geſpräche geduldig zuhörte und ſelber in ihrer Weiſe mit ihnen ſprach, behandelten ihn alle wie ihres Gleichen, und ſelbſt die Kinder des Hauſes, denen er öfters eine kleine Gabe aus der City (Altſtadt) zum Geſchenk mitbrachte, kletterten an ihm hinauf, ſetzten ſich auf ſeinen Schooß oder lehnten ſich vertraulich an ſeine Kniee an. Gerade ſo aber war es dem Herrn Onslev recht heimlich und behaglich unter den Leuten zu Muthe.

Dies mochte ungefähr zwei Jahre gedauert haben, da kam eines Tages der Wirth aus der Judenharfe, ſeinen Geſchäften nachgehend, in die Altſtadt. In der Parlamentsſtraße begegnet ihm der Aufzug einer Deputation aus dem Unterhauſe, welche im Begriffe iſt, eine Adreſſe an die Krone zu überreichen. Er ſteht, und betrachtet ſich den ſtattlichen Gallazug; aber wie ſehr erſtaunt er, als er in dem vornehmen Manne, der als Hauptperſon der Deputation an ihrer Spitze geht, „den Herrn" erkennt, welcher jeden Abend an ſeinem Kamine ſein Bier und Roſtbeaf genießt. Er kommt nach Hauſe, erzählt ſeiner Frau was er geſehen hat und bald erfahren es auch die Nachbarn.

Herr Onslev kommt wie gewöhnlich am Abend wieder in die Judenharfe, findet aber hier den Ton ſeiner bisherigen Converſation in ganz auffallender Weiſe verändert. Der Wirth empfängt ihn mit Kratzfüßen, die Wirthin mit tiefen Verneigungen; vor ſeinem Sitz iſt ein vornehm lackirtes, wahrſcheinlich aus der Nachbarſchaft entlehntes Tiſchchen hingeſtellt; man fragt, was ſeine Lordſchaft zu befehlen geruhen. Die Kinder kommen herbei, das kleinſte will ſich, wie gewöhnlich, auf ſeinem Knie ſchaukeln und dabei nach ſeiner Perücke haſchen, der Wirth zieht ſie alle hinweg und verweist ihnen ihr reſpectwidriges Benehmen. Es wollte heute zu keinem eigentlichen, am wenigſten zu einem zutraulichen Geſpräche kommen. Den Bürgern und Bauern mochte der Titel: „Eure Lordſchaft" nicht recht vom Munde gehen, ſie meinten, was ſie von ihrem Haus und Hof zu ſagen wüßten, das ſei nicht vornehm genug für den Lord; ſie hatten kein Herz mehr zu der Unterhaltung, und der Gaſt hatte auch keine Freude mehr daran; es war ihm hier nicht mehr „heimlich" zu Muthe. Herr Onslev blieb wie gewöhnlich, nahm freundlich von den Leuten Abſchied, kam aber ſeitdem niemals wieder in die Judenharſe.

Ein alter Freund, dem man dieſe kleine Geſchichte, die in einem engliſchen Buche ſteht *) erzählte, bemerkte dabei: darin liegt eine Lehre, welche wir Chriſten uns ſehr zu Herzen nehmen ſollten. So, wie Herr Onsley mit den Wirthsleuten und alltäglichen Gäſten in ſeinem „heimlichen“ Einkehrhauſe, pflegt es Gott mit uns zu halten. Er iſt gern uns nahe, wenn wir im kindlichen Glauben und Vertrauen uns an Ihn und an Seine Hülfe halten; Er tritt uns fern, wenn Er aufhört, im Glauben unſers Gleichen zu ſein.

In meiner Kindheit, ſo erzählte der alte Freund weiter, hatte ich in den Ausdrücken der frommen Lieder und Gebete, die meine in Gott ſeligen Eltern und Großeltern mich lehrten, mit meinem lieben Gott und Herrn ſo zutraulich ſprechen gelernt, wie ein Kind mit ſeinem Vater oder ſeiner Mutter ſpricht, und in derſelben Weiſe betete ich damals auch öfters aus dem Herzen. Als ich, fern von meinen lieben Eltern auf die höhern Schulen, und an Orte kam, wo es gar hochgebildete Lehrer der Religion und Kanzelredner gab, da vernahm ich eine ganz andre Art von Gott und mit Gott zu reden. Er hieß dann der allmächtige Lenker der Welten, Herrſcher der Völker, allliebender Geber der Freuden, allweiſer Begründer der Geſetze alles Seyns; er wurde nur als der Hocherhabene, Unerfaßbare, ewig Unbegreifliche angeredet. Ich war noch ein Kind an Verſtändniß, und dazu ein recht böſes, grundverdorbenes. Ich meinte in meinem Unverſtand, es ſchicke

---

*) Fragments of family historie from the Patrician.

ſich doch nicht, Gott, den Schöpfer des unermeßlichen Weltalls ſo anzubeten, wie ich das früher gethan; ich ſuchte mich mit aller Gewalt in eine Art der Gedanken und der Sprache, von und mit Gott hinaufzuſchrauben, die mir des „Allerhabenen“ würdiger ſchien. Aber was geſchah? Mein Herz war nicht mehr bei ſolchem Gebet; mein lieber Herr wurde mir fremd, bald ließ ich das Beten zu dem „Hocherhabenen“ ganz ſein und ich geſtehe es mit tiefer Beugung: ich war dem Abfall von allem Glauben ganz nahe.

Gott iſt, ſo fuhr der alte Freund weiter fort, unſers Gleichen geworden. Er iſt als Menſchenkind, als Menſchenſohn zu uns hergekommen in unſer Elend, obgleich der Abſtand zwiſchen ſeinem Himmel und unſerm armen Erdenleben ein ganz andrer war, als der von der Rednerbühne des engliſchen Parlamenthauſes und dem Sitz am Kamin im Wirthshaus zur Judenharfe. Er hat, bis zum Tod am Kreuz, es treulich mit uns gehalten, nur damit wir ein rechtes, kindliches Herz zu Ihm und ſeiner Liebe faſſen und uns auch recht vertraulich zu Ihm halten ſollen. Wir dürfen und ſollen uns wie Kinder an ſeine Kniee ſchmiegen, das iſt ihm recht und wohlgefällig. Ja, es iſt kein andrer Name, in dem wir ſollen ſelig werden, als der Name Jeſu Chriſti unſeres lieben „Herrn.“ Nur mit dieſem (in dieſem) Namen können wir Gott anreden, denn nur wer Ihn ſieht, den Herrn, der ſiehet den Vater; wer Chriſtum, den Sohn Gottes, hochgelobt in Ewigkeit, nicht hat, der hat überhaupt keinen Gott, ſondern ein unermeßlich großes Gedankending, mit dem der Verſtand nichts anfangen, zu dem das Herz kein Vertrauen faſſen, nicht zu ihm beten kann.

Jene alte Wittwe, von welcher Gerber in ſeiner

Geſchichte der Wiedergebornen ſagt, daß er niemals ſonſt einen Menſchen ſo kindlich, ſo eindringlich, ſo gotteskräftig habe beten hören als ſie, redete den Herrn zuweilen in faſt kindiſch ſcheinender Weiſe als „liebes Väterchen" an, und dennoch war ein ſolches Gebet, dies erwies ſeine Wirkung, ein Gott gefälliges und erhörliches. Die Worte, in denen der Hirte, welchen Moſes, nach einer ſinnvollen Dichtung des Orients *) beten hörte, zu Allah, dem Schöpfer aller Dinge ſprach, lauteten auch ſo, wie ſie ein Kind zu einem andern, innig geliebten Kinde ſpricht. Moſes, der ernſte Verkündiger der Geſetze, verweist dem einfältigen Burſchen ſolch unwürdige Weiſe mit Gott dem Herrn zu reden; er empfängt aber ſelber dafür von dem Herrn, dem das freudige Lallen ſelbſt der Unmündigen und Säuglinge gefällt, einen Verweis, noch ſtrafend eindringlicher, als der war, den er dem armen Hirten gab.

---

*) M. v. die Auszüge aus Dſchelaleddin Rumis Lehrgedicht Mesnevi in Tholucks lieblicher Blüthenſammlung aus der orientaliſchen Myſtik S. 128 b. 131.

Inhalt.

1. Die verdeckte Schüſſel S. 1.
2. Der Soldat auf der Wache S. 6.
3. Eine gute Waare, die nicht ins Gewicht fällt S. 11.
4. Das Tiſchgebet der Lerche, des Löwen und des Kindes S. 14.
5. Der Segen eines Sterbenden S. 18.
6. Die ſeltſame Pflegemutter S. 22.
7. Der unbekannte Kampfgenoſſe S. 28.
8. Flavius und Pelagia S. 31.
9. Bilebilde S. 84.
10. Muttertreue S. 90.
11. Bei Gott iſt kein Ding unmöglich S. 119.
12. Die unſichtbare Schutzwache S. 206.
13. Robert der Soldat S. 214
14. Der furchtſame Held S. 225.
15. Das Gottesgericht S. 228.
16. Das Ahndungsvermögen und die Stimme des Gewiſſens S. 241.
17. Die Wirthſchaft in der Judengaſſe S. 245.

Kleine

Erzählungen

für die Jugend

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Profeſſor in München.

Zweiter Band

Erlangen, 1852.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

[illegible]

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

Univ. Bibl.
München

[illegible] von C. H. [illegible] in [illegible]

Seinen lieben Enkeln:

Dr. Heinrich Ranke,

Johannes Ranke,

Friedrich Ranke

übergiebt dieſes Buch als kleines Denkzeichen ſeiner Liebe

der Verfaſſer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

1. Der ſeltſame Schatz in der Gruft eines lebendig Begrabenen.

Obgleich die Berichte der Auswanderer nach dem goldreichen Californien, ſo wie dieſes Wunderland ſelber das Intereſſe, das ſie noch vor wenig Jahren für uns in Deutſchland hatten, nicht mehr beſitzen, mag vielleicht dennoch die nachſtehende kleine Erzählung von einem ſolchen Auswanderer, der übrigens ſchon auf dem Wege nach den Goldgruben von ſeinem Goldfieber geheilt ward, der Mittheilung werth ſein.

Wir waren, ſo laſſen wir uns von dem Berichterſtatter nach dem Inhalt eines Briefes erzählen, unſrer ſieben, zwar nicht ſämmtlich Landsleute der ſieben Schwaben, alle aber von deutſcher Zunge, und alle von deutſchem, wenn auch gerade damals etwas unruhigem Blute. Wir hatten uns auf einem und demſelben Schiffe in Bremen zuſammengefunden, unter Hunger und Kummer, Wind- und Waſſersnoth die lange Ueberfahrt beſtanden, und waren endlich, mit wenig Geld und großem Appetit, in der neuen Welt angekommen. In Neuyork iſt es den meiſten von uns, mit unſren übertriebenen Hoffnungen, ſchlecht, in Philadelphia anfangs nicht viel beſſer ergangen, doch fanden wir allmälig durch einen wohlhabenden Vetter unſres langen Wilhelm, den dieſer in der

Stadt auffand, ein Unterkommen, das jedem von uns in ſeinem Handwerk oder ſonſtigem Beruf ein ausreichendes Brod und ſogar noch mehr als dieſes verſchaffte, ſo daß mehrere von uns Erſparniſſe für ihren künftigen eignen Haushalt zurücklegen konnten. Namentlich hatte auch ich, der Halbgelehrte, durch meine Aufſätze in amerikaniſchen Tagblättern, welche Euch in Deutſchland ſchwerlich zu Geſichte gekommen ſind, mir neben dem guten Lohn, den ich als Gehülfe eines Landmeſſers erhielt, ziemlich viel Geld verdient.

Am Abend pflegten wir ſieben deutſche Reiſegefährten gewöhnlich bei einem deutſchen Wirthe, der billige Koſt gab, uns zuſammenzufinden. Da hörten wir, im zweiten Winter nach unſrer Ankunft in Philadelphia, faſt von nichts Andrem ſprechen als von dem vielen Golde, das ſich in Californien auf der offnen Erde findet, und davon ſich Jeder, der dahin kommt, aufleſen darf ſo viel er mag. Viele, ſo ſagte man uns, ſeien ganz bettelarm dorthin gekommen und wären als reiche Leute wieder davon gegangen, ſo daß ſie daheim ſich Haus und Hof für ihren Gewinn kaufen konnten.

Obgleich man uns Schwaben und allen Deutſchen überhaupt es nachſagt, daß wir ziemlich leichtgläubig ſeien, hätte ich doch gern einen und den andern ſolcher glücklich und reich gewordnen Leute ſelber ſehen und ſprechen mögen. Wenn ich mich aber genauer nach ihnen erkundigte, da wies man mich an ſo weit abgelegne Orte hin, daß mir die Luſt zur perſönlichen Nachforſchung verging und die durchreiſenden Auswanderer nach Californien wußten auch nichts Weiteres von der Sache, als das, was wir damals täglich in unſern Zeitungen laſen, oder was uns aus Briefen mitgetheilt wurde, die bei mehreren Handelshäuſern in der Stadt eingelaufen waren.

Seltſam genug war es, daß das Californiſche Goldfieber nicht uns junge Leute, ſondern zuerſt den alten, faſt ſiebenzigjährigen Vetter unſres Wilhelm, einen vormaligen Schneidermeiſter und jetzigen anſehnlichen Tuch- und Kleiderhändler, ergriff. Dieſer Mann, von dem ſeine Verwandten in Deutſchland ſeit faſt dreißig Jahren keine Kunde erhalten, und den ſie deshalb längſt für todt gehalten hatten, freute ſich nicht wenig, als ſeines Bruders Sohn, der wohlgeſtaltete lange Wilhelm, ſo unvermuthet ſich zu ihm fand, denn er ſelber hatte keine Kinder, und lebte als Wittwer ganz einſam. Er kam jeden Abend zu uns ins Wirthshaus und wurde unter uns jungen Leuten ſelber wieder jung. Als dieſer gute Mann ſo tagtäglich von den Californiſchen Goldklumpen und Goldſtaub hörte und in den Zeitungen las, als er ſelbſt mehrmalen in einem großen Handelshaus anſehnliche Portionen von ſolchem ächten Californiſchen Golde geſehen hatte, da wurde er ganz leidenſchaftlich bewegt. „Wenn ich,“ ſo ſagte er, „ſo jung wäre als ihr ſeid, ich ſetzte mich nicht hieher in die Stadt und ließe das Volk, das jetzt aus allen Landen, wie man ſagt, ſelbſt aus China, nach Californien hinzieht, all das Gold, das oben aufliegt, ſo leichthin ableſen, bis am Ende kein anderes mehr da iſt als das, was die Bergleute aus der Tiefe herauf holen. Wir hier in Amerika haben das nächſte Recht auf den guten Fund, wir ſollten die Hände nicht ſo in den Schooß legen und zuſehen, wie die Fremden nach wenig Wochen oder Monaten mit kinderleichter Arbeit zu großen, reichen Herren werden, während wir uns unſer Leben lang beim Handwerksſtand abplagen müſſen. Da ſeht einmal, Ihr ſeid eurer ſieben junge, ſtarke Leute und habt alle das Arbeiten gelernt. Ich weiß, ihr habt es euch unter einander verſprochen, ſo lang als nur möglich beiſammen zu bleiben. Und wie gut könntet ihr das auf ſo einer Wanderung nach Californien. Hier der Weſtphale iſt Zimmermann, der Preuße iſt Goldſchmied, der Hamburger als ausgelernter Kaufmann verſteht ſich aufs Rechnungsführen und von meinen vier Landsleuten aus Schwaben iſt der eine ein Kunſtgärtner, der andre ein Schmied, der dritte iſt Feldmeſſer und Wundarzt zugleich, nur der vierte, hier mein Vetter Wilhelm, hat bisher ein Handwerk betrieben, mit dem ſich beim Goldgraben nicht viel anfangen läßt. Denn ſeine Buchbinderarbeiten werdet ihr in Californien ſchwerlich gebrauchen können. Aber er iſt groß und ſtark, er hilft gern bei jedem Geſchäft; der Gärtner verſteht ſich aufs Umgraben und Sortiren des Bodens, der Goldſchmied hat geübte Augen für das Erkennen des Goldes und wird euch davor bewahren, daß ihr nicht etwa Katzengold *) oder Markaſitkügelchen **) ſtatt Gold aufleſt; der Zimmermann baut euch eure Hütte und ſorgt für das Holzwerk an den Schaufeln und Hacken, der Schmied hält euch das Eiſenwerk daran in gutem Stand, der Wundarzt curirt euch umſonſt, wenn euch etwas fehlt, und als Feldmeſſer mißt er das Stück Landes nach, das ihr in Pacht nehmt, der Kaufmann führt die Rechnung über Gewinn und Ausgaben. Und wißt ihr was, damit ihr in eurem Haushaltungs- und Rechnungsbuch gleich auf der erſten Seite unter den Anſätzen Soll und Haben etwas Ordentliches einſchreiben könnt, will ich euch ſelber zu eurer Expedition nach Californien ein gutes Capital vorſtrecken. Ihr ſeid ehrliche Leute, und verſtändig, ſo wie fleißig dazu, ich weiß gewiß, ihr kommt nicht mit leeren Händen zurück. Statt der Intereſſen verlange ich, als wäre ich ſelbſt einer von der Compagnie, den achten Theil eures Gewinnes dem Gewicht nach, und wenn ihr euer Gold verwerthet habt, dann zahlt ihr mir gelegentlich mein Capital wieder heim.“

---

*) Gelben Glimmer.

**) Schwefelkies.

Nur ich meines Theils und mein Landsmann Chriſtoph, der Schmied, hatten keine rechte Luſt zur Wanderung. Die andern fünf ſtimmten mit lautem Jubel in den Vorſchlag des alten Herrn Vetters (ſo nannten wir ihn alle) ein und wir beide gaben uns am Ende auch darein. Im Mai, dies hatte der Vetter erfahren, wollte eine ganze Geſellſchaft von Philadelphia nach Californien aufs Goldgraben ausgehen. Es waren meiſt anſäſſige Bürger und Landbeſitzer aus der Stadt und ihrer Umgegend, lauter ordentliche, zum Theil auch wohlbemittelte Leute. An dieſe ſollten wir uns nach dem Plan unſres alten Compagnons anſchließen. Uns allerdings konnte eine ſolche Geſellſchaft von Eingebornen und Landeskundigen nur angenehm ſein, um ſo mehr, da einige von ihnen ſchon früher, wo man dort noch nicht an das Goldgraben dachte, den Landweg nach Californien, über den Nordpaß des Felſengebirges, gemacht hatten.

Aber die guten Leute, die in gut ſpießbürgerlicher Weiſe faſt einen ganzen Haushalt mitnahmen, bildeten einen ſo ſchwerfälligen Zug und wollten unterwegs, namentlich in Virginien und Kentucky, ſo viele Geſchäfte abthun, daß wir es für vortheilhafter fanden, ſie vorausreiſen zu laſſen und mehrere Wochen ſpäter ihnen nachzufolgen. Da wir ſo oft als möglich die Eiſenbahnen oder Dampfſchiffe und nur wo dieſe fehlten, die Beförderung durch die gewöhnlichen Poſt- oder Landkutſchen benutzen wollten, konnten wir ſicher darauf rechnen, daß wir unſre Gefährten, wo nicht früher, ſo doch in dem Städtlein Lewisburg am Arkanſas einholen würden, denn am letzteren Orte wollten ſie länger als eine Woche verweilen.

Obgleich wir, aufgehalten durch die Verbindlichkeiten, welche einige von uns mit ihren bisherigen Brodherren eingegangen waren, erſt am Ende des Juni von Philadelphia abreiſen konnten, kamen wir dennoch nur einige Tage ſpäter als unſere Reiſegeſellſchafter in Naſhville an, während ſie ſechs volle Wochen uns voraus waren. Erſt hier verſorgten wir uns vollends mit dem ganzen nöthigen Haushalt für die Reiſe und mit den uns noch fehlenden Werkzeugen zum Betreiben unſers künftigen Geſchäftes. Ein feſtgebauter Fuhrwagen, ſo geräumig, daß er unſern ganzen Hausrath, im Nothfall auch uns ſelbſt noch, aufnehmen konnte, acht kräftige Zugochſen und ein Oſages-Indianer, ein tüchtiger, der engliſchen Sprache kundiger Burſche, der uns als Fuhrknecht und zugleich als Wegweiſer diente, gaben jetzt auf einmal unſrem kleinen Heereszuge ein ſtattliches Ausſehen, dabei aber auch zugleich uns ſelber ein Gefühl von Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, das wir noch auf keiner unſrer Reiſen zu Waſſer oder zu Lande empfunden hatten. Ehe wir all' jene Dinge uns angeſchafft hatten, waren mehrere Tage vergangen. unſere Amerikaner hatten indeß aber mals einen kleinen Vorſprung gewonnen, den wir ihnen gern vergönnten, denn uns war es angenehmer und vortheilhafter zugleich, wenn wir den Weg durch das völlig gefahrloſe Gebiet von Arkanſas allein machten Wir hatten daher nichts dagegen, als unſer Führer, da wir den Miſſiſſippiſtrom paſſirt hatten, uns einen andren, etwas nördlicheren Weg nach Lewisburg vorſchlug, als der war, den einen halben Tag vorher unſre amerikaniſche Reiſegeſellſchaft gewählt hatte. Denn der wackere Oſage hatte in der Nähe des Arkanſas ſeine Heimath und man konnte ſich bei ihm in vollſtem Maaße auf die Schärfe jenes Ortsſinns verlaſſen, durch den ſich die Indianer faſt allgemein auszeichnen.

Erſt da, als wir über den großen Strom hinüberkamen, in ein Land, in welchem noch mehr die Kräfte der Natur walten, als die Herrſchaft der anbauenden Menſchenhand, war es uns ſo zu Muthe, als träten wir die eigentliche Reiſe an. Ein großer Theil des Gebietes von Arkanſas iſt, wenn auch dem Namen nach, ein Beſitzthum der Regierung oder einzelner Länderkäufer, dennoch ein freier, allgemeiner Weideplatz für die Thiere der Wildniß und für die Zugochſen oder Pferde des Reiſenden, der durch dieſes Land geht. Er, der Reiſende, kann überall in Feld und Wald und Gebüſch ein freies Jagdrecht üben, darf ſich aus den Flüſſen und Bächen mit Fiſchen verſorgen, ſo weit ſeine Geſchicklichkeit oder ſein Glück den Fang begünſtigt. Freilich hatten wir etwas zu viel auf dieſe unſre Geſchicklichkeit vertraut, und deshalb uns nur ſparſam mit Lebensmitteln verſorgt, weil ja, wie wir hofften, unſre Flinten, Fiſchergarne und Netze uns täglich eine gute Mittags- und Abendkoſt verſchaffen ſollten. Der Gärtner, und noch beſſer der Oſage, waren die einzigen geſchickten Schützen unter uns, wir anderen thaten mit unſern Schroten viel öfter dem Laub und den Zweigen der Gebüſche einen Abbruch, als wir dem ſchnellfüßigen oder gefiederten Wildpret einen Schaden zufügten. Doch verſorgten der Gärtner und der Oſage ſchon in den erſten Tagen der Reiſe unſern Tiſch mit einem virginiſchen Hirſch und zwei Hirſchkälbern, und Wilhelm war mehrere Abende mit ſeinem Fiſchfang ſo glücklich, daß wir bei der großen Sommerhitze, wobei das Fleiſch ſo bald in Verderbniß überging, die Menge ſeiner Gefangenen gar nicht alle benützen konnten, ſondern einen Theil derſelben wieder großmüthig ins Waſſer ließen. Ich ſelber ſchoß nur ein amerikaniſches Stachelſchwein, deſſen ſüßliches Fleiſch gerade kein ſehr angenehmes Gericht gab, der Schmied einige Haſen von ziemlich kleiner Statur. Moosthiere und Biſamochſen bekamen wir zwar einige Male zu ſehen, nicht aber als Jagdbeute in unſre Hände und in unſern Fleiſchkeſſel.

Ueberhaupt gab es auf dieſer Reiſe zwar manche angenehme, für unſre Augen neue Begegniſſe, aber auch viele langweilige und peinliche. Gleich jenſeits des Miſſiſſippi kamen wir auf einen Sumpf- und Marſchboden, über den ſich ſelbſt unſre Füße, noch vielmehr aber unſer Ochſenfuhrwerk nur mit äußerſter Mühe hinüberarbeiteten, obgleich der Weg, den wir durch dieſes Sumpfland nahmen, nach der glaubwürdigen Ausſage unſres indianiſchen Führers ein viel beſſerer und kürzerer war, als der, den unſre Reiſegefährten eingeſchlagen hatten. Auch jenſeits der ſumpfigen Niederungen hatten dieſe ihre Richtung durch den cultivirteren, bewohnteren Theil des Landes genommen, während die unſrige in geraderer Linie durch einen Landſtrich ſich hinzog, der noch großentheils Wildniß, nur ſtellenweis von Pflanzern in Anbau genommen war. Jene fanden deshalb auf ihrem Wege Gelegenheit, ſich öfters mit Lebensmitteln zu verſorgen und dabei auch noch eine Menge der Hinderniſſe zu heben, die wir nur mit Mühe heben konnten, denn dort gab es zum Theil ſchon eine Art von gebahnten Strecken, hin und wieder hölzerne Brücken über die Bäche und zahlreichen Flüſſe, wir dagegen mußten oft halbe Tagreiſen weit durch das ungebahnte, freilich ebene Land ziehen und an einem Waſſer ſtundenweit hinfahren, bis wir eine ſeichte Stelle fanden, die wir mit unſerm Ochſenwagen paſſiren konnten. Solchen Unbequemlichkeiten gegenüber hatte freilich unſer Weg auch ſeine angenehmen Seiten und mannichfaltigen Genüſſe. Die große, ſchöne Sonnenblume (**Helianthus annuus**), welche in dieſem Erdgürtel von Amerika ihr Vaterland hat, iſt bei uns daheim noch immer eine Zierde der ländlichen Gärten, hier aber bedeckte ſie oft, ſo weit der Blick reichte, die Ebenen und Hügel mit ihrem goldgelben Teppich. Freilich war daneben die weißgeaderte Diſtel (**Carduus leucographus**) ſo häufig, daß ſie, als wäre ſie geſät, ganze Gefilde überzog, und daß wir uns zur Schonung unſrer leichtbekleideten Füße durch den Ochſenwagen einen Weg durch ſie bahnen mußten, auch war das ewige Einerlei, welches anderwärts durch die mattgrünen amerikaniſchen Beifußarten in die Gegenden kam, für das Auge ermüdend. Dagegen ergötzte ſich dieſes auch wieder an dem Anblick mancher noch nie geſehenen ſüdlichen Baum- oder Strauchart, an den großen Blüthen der hier ſchon wildwachſenden Baumwolle und an dem bunten Gefieder der Vögel von der Verwandtſchaft unſres Pirols, ja ſelbſt einzelner Papageyen.

Die Hitze am Tage war uns zuweilen ſo läſtig, daß wir oft Stunden lang ſchweigend neben oder hinter dem Wagen herſchlenderten; erſt am Abend, wenn wir, bei unſrem Feldfeuer gelagert, ſtatt der Suppe einen Napf voll Thee und dann unſre, je nachdem die Jagdbeute ausgefallen war, bald reichlichere bald ſpärlichere Mahlzeit genoſſen, kamen die Zungen wieder in Bewegung und wir ließen dann unſre Phantaſie weithin vorausgehen nach dem romantiſch ſchönen Felſengebirge, ſo wie über daſſelbe hinüber, nach dem wohlſchmeckenden Waſſer der Sauerbrunnen am Bärenfluſſe, welchen die früheren Auswanderer den Namen der Bierquellen beigelegt hatten ja ſelbſt nach den Californiſchen Goldbergen, wo wir uns im Geiſt ſchon Hütten bauten, und das gewonnene Gold nach Unzen und Pfunden abwogen.

Eines Tages, es war der ſechſte, den wir mit den langſamen Schritten unſrer Ochſen abgemeſſen hatten, brannte die Sonne faſt unerträglich heiß und kein Lüftchen regte ſich auf dem ſchattenloſen Felde der Diſteln und Artemiſien. Unſer letzter kleiner Reſt von Schiffszwieback war heute zum Thee beim Frühſtück, unſer letzter Vorrath an Reis und Mehl ſchon geſtern aufgezehrt worden. Chriſtoph hatte zwar in der Morgendämmerung einen Waſchbären (Procyon lotor) geſchoſſen, aber es war ein ſo elendes, abgemagertes Thier, daß es ſchon unſrem Indianer vor dem Genuß ſeines ohnehin ſchlechten Fleiſches ekelte. Wir hatten uns, während unſre Ochſen zwiſchen den Diſteln auf die Weide gingen, an einem kleinen Waſſer gelagert, als wir aber mit dieſem unſern Durſt ſtillen wollten, fanden wir es von ſo ſalzigem Geſchmack, daß wir es nicht genießen mochten. Unſre Laune war unter ſolchen Umſtänden gerade nicht die beſte, und obgleich der Führer uns verſicherte, daß wir, wenn wir unſre Ochſen ein wenig beſſer antrieben, ſchon heute Abend eine Plantage erreichen könnten, deren Beſitzer gegen Fremde, Weiße wie Indianer, ſehr gaſtfreundlich ſich erweiſe, gab uns dies dennoch keinen ſonderlichen Troſt, denn wenigſtens ich, fühlte mich ſo ſterbend müde und abgeſpannt, daß ich lieber da am Boden liegen geblieben als noch tauſend Schritte weiter gegangen wäre. Aber, was war da zu thun? wir mußten eben doch weiter, und ſo rafften wir uns denn nach etlichen Stunden wieder auf und ſchlichen hinter dem Wagen drein. So wie aber wir nach Weſten zogen, kam von Weſten her ein anderer Zug uns entgegen, der uns zwar bald beſſeren Schatten gab als unſer Ochſenwagen und auch einen erfriſchenden Wind, dabei aber auch manche neue Sorge mit ſich brachte. Es war ein Zug von dunkeln Wetterwolken, der immer höher über den Horizont heranſtieg, und welcher uns den nahen Ausbruch eines ſchweren Gewitters ankündete. Bald trat denn auch dieſes ein; der ganze Himmel umnachtete ſich, und noch nie in meinem Leben hatte ich ein ſolches Feuermeer der unausgeſetzten Blitze geſehen, ein ſolches lautes Krachen des Donners gehört, als an dieſem Nachmittag und Abend; noch niemals war ich in einer ſolchen Fluth des herabſtrömenden Regens gebadet worden. Unſre Ochſen wurden zuletzt ſcheu und ließen ſich nicht mehr regieren, es ſchien uns nichts übrig zu bleiben, als ſie abzuſpannen und uns ſelber zum Schutz vor dem Regen unter den Wagen zu verkriechen; da ſprach der Oſage uns neuen Muth zu, indem er zugleich auf ein Licht hinwies, das nicht ſehr fern von uns durch die dichte Maſſe der Regentropfen hindurchſchimmerte. Zugleich hörten wir ein Gebell der Hunde, die dem Bewohner der nahen Plantage die Ankunft von Fremden meldeten. Das Blitzen und Donnern hatte etwas nachgelaſſen, unſre Ochſen entſchloſſen ſich endlich, den Wagen durch den ſeichten See, den die Regenfluth über den Boden ergoſſen hatte, vollends hindurchzuziehen, und in wenig Minuten hielten wir vor dem Thorweg einer von hohen Palliſaden umſchloſſenen Pflanzung ſtill. Wir ſelber zwar konnten vor dem lauten Gebell der Hunde kaum unſer Anklopfen hören, drinnen aber hatte man es dennoch vernommen; ein alter Knecht, mit einer Laterne in der Hand, öffnete das Thor, beſchwichtigte die Hunde und führte uns in den Hofraum eines anſehnlichen Gebäudes. Hier wies er dem Wagen ſeinen Platz unter dem Dach eines Schuppens an, ließ die Ochſen in den Stall ziehen, uns aber geleitete er hinein in das Wohnhaus, auf deſſen Flur uns der Beſitzer der Plantage empfing; ein ſtattlicher Mann, der ſeinem Ausſehen nach in der Mitte der funfziger Jahre zu ſtehen ſchien. Mit unſerem Oſagen hatte er in ſeiner eignen uns unverſtändlichen Sprache geredet, uns begrüßte er in der engliſchen; da er jedoch hörte, daß der Chriſtoph mit Wilhelm deutſch ſprach, fragte er dieſe in derſelben Sprache: ihr ſeid wohl Deutſche? Wir alle ſind dieſes, antwortete ich im Namen der Andern. Der Mann ſchwieg und faſt ſchien es mir, als ob unſre Nationalität uns bei ihm zu keiner ſonderlichen Empfehlung gedient hätte, doch gab er dem alten Hausknecht Befehl, uns ein Zimmer zu öffnen, das dem Wohnzimmer gegenüber auf der anderen Seite der Hausflur lag. Dorthin ließ er auch einen Theil unſres Reiſegepäckes bringen und ermahnte uns vor allem, unſre ganz durchnäßten Kleider mit trocknen zu wechſeln. Sollte es Euch dabei, ſagte er, an etwas fehlen, ſo laßt dies nur den Hausknecht wiſſen, ich kann Euch zur Noth mit dem aushelfen, was Ihr etwa nöthig habt. Wir dankten für das freundliche Anerbieten, wir hatten ſelber das, was wir bedurſten: der Knecht ſtellte die Lichter auf den Tiſch und ließ uns allein.

Während unſres Ankleidens ſchauten wir uns in dem Zimmer um, das durch ſeine anſehnliche Größe mehr einem Saal als einer Stube glich. Alles was wir da ſahen, ließ auf einen wohlgeordneten Hausſtand ſchließen, nirgends aber zeigte ſich der Prunk der Städter, ſondern jene Einrichtung, die auf Bequemlichkeit und Dauer ihr Abſehen hat. Namentlich machte die Form der Tiſche und hölzernen Bänke oder Stühle, die Schränke mit Glasthüren, gefüllt mit blankem zinnernen und ſteingutnen Geſchirr auf uns Würtemberger einen gar angenehmen, heimathlichen Eindruck; es war uns, als wären wir in das Haus eines wohlhabenden ſchwäbiſchen Landgutbeſitzers getreten.

Da ſchaut einmal her, rief der lange Wilhelm, iſt das nicht ein ſolches Bild, wie man bei uns hat, und das den frommen Herzog Chriſtoph vorſtellen ſoll? Und hier, ſo rief ich, iſt gar ein Bild des ſeligen Prälaten Bengel und darunter auf dem Bücherbrett ſteht das Gebetbuch vom Hofcaplan Storr und von Roos, ſowie ein altes Reutlinger Geſangbuch. Am Ende iſt unſer Wirth gar ein naher Landsmann von uns?

Während die Reiſenden noch ſo mit ihren Entdeckungen und Vermuthungen ſich unterhielten, ſchaute der alte Hausknecht zur Thüre herein und fragte, ob es den Herren nicht gefällig ſei, mit dem Wirthe zu Nacht zu eſſen. Allerdings nun war uns dieſes ſehr gefällig und wir folgten dem Glücksboten ſogleich in das große Wohnzimmer. Der Hausherr trat uns entgegen und wiederholte die Einladung zu ſeinem Tiſche. Ich habe, ſo ſprach er, von eurem Führer vernommen, daß ihr ſchon ſeit mehreren Tagen ſchmale Biſſen gegeſſen und heute einen ganz beſonders ſtrengen Faſttag überſtanden habt. Deshalb laßt es euch jetzt bei mir deſto beſſer ſchmecken. Ich kann euch freilich nur mit ländlicher Koſt bedienen.

Eine ſolche ländliche Koſt aber, wie hier auf der Tafel unſres Wirthes aufgetragen war, könnte man ſich allerdings auch in der Stadt gefallen laſſen, und kein Stuttgarter Bürgersmann würde etwas daran auszuſetzen gefunden haben. Da gab es Schüſſeln mit kaltem Fleiſch und Würſten; geräucherte Fiſche, welche wir an Geſchmack unſren Lachſen gleich fanden, friſch bereitete Eierſpeiſen ſammt wohlſchmeckendem Brod. Suppe, ſagte der Hausherr, wird bei uns nur ſelten gegeſſen, wir halten es darin mit den Engländern; auf euer heutiges Waſſerbad, meine ich, wird euch ein Glas Punſch beſſer als Suppe zuſagen.

Der Hausvater ſprach ein Tiſchgebet und wir ſetzten uns dann zu ihm mit dankbarem Herzen und ſehr hungrigem Magen. Uns war es, als hätte es uns in unſrem ganzen Leben noch niemals ſo gut oder wenigſtens nicht beſſer geſchmeckt; dem ehrlichen Chriſtoph entfuhr eine ächt ſchwäbiſche Betheuerung und ein ſo treuherziger Lobſpruch auf das prächtig gute Eſſen, daß ich und der lange Wilhelm laut darüber lachen mußten. Aber auch unſer ernſter Hausherr wurde heiter und lachte mit uns. Da höre ich, ſagte er, ja einmal einen ächten Schwaben, und wie ich hoffe, einen vom guten, alten Schlage; in welcher Gegend ſeid ihr zu Hauſe? Chriſtoph nannte ihm ſeinen Geburtsort und ich fügte hinzu: Viere von uns ſtammen aus dem guten Schwabenlande und von chriſtgläubigen Eltern her und ich hoffe zu Gott, wir werden beiden keine Schande machen. Auch unſre drei Reiſegefährten, der eine aus Weſtphalen, der andre aus Preußen, der dritte aus Hamburg, ſind redliche Leute, welche das, was

Ihr unter dem alten, guten Schwabenthum zu verſtehen ſcheint, doch in Ehren halten und dabei zu bleiben gedenken ihr Leben lang.

Was aber, ſo fragte der Hausherr, verſteht Ihr unter dem alten, guten Schwabenthum?

Ich meine, antwortete ich, das, was ſolche Männer, deren Andenken, wie ich in unſrem Zimmer geſehen, auch Ihr in Ehren haltet, durch Wort und Wandel vor der Welt bezeugt haben, namentlich unſer frommer Herzog Chriſtoph ſo wie die treuen Lehrer und Gottesmänner, Bengel, Roos und Storr.

Der Hausherr ſahe uns alle mit forſchendem Blicke an und ſagte darauf: Nun freue ich mich erſt recht darüber, daß Ihr in mein Haus gekommen ſeid, denn ich geſtehe Euch, daß ich nach dem, was ich, als ich vor etlichen Monaten in Philadelphia und Neuyork war, von den deutſchen Auswanderern, die in jüngſter Zeit zu uns nach Amerika kamen, gehört und erfahren habe, einiges Mißtrauen gegen meine landesflüchtigen ehemaligen Landsleute hegte, und es thut mir leid zu ſagen, daß dieſes Mißtrauen durch deutſche Gäſte, die vor etlichen Wochen auf ihrer Reiſe nach Californien bei mir zuſprachen, nicht wenig verſtärkt und beſtätigt worden iſt. Die alten Auswandrer, welche vor dritthalb hundert Jahren nach Amerika kamen, ſuchten hier allerdings auch eine Freiheit, aber dieſe war etwas ganz Anderes, als das, was manche Eurer jetzigen Landsleute Freiheit nennen.

Der Hausherr zog die Schnur einer Klingel; ein junger Menſch, wie wir ſpäter erfuhren, der zweite Sohn unſres Wirthes, trat herein. Auf einen Wink ſeines Vaters brachte dieſer uns Cigarren, ſetzte eine große Bowle voller dampfenden Punſch vor uns auf den Tiſch und ſchenkte jedem ein volles Glas ein. Während wir hierauf mit einander rauchten und tranken, kamen wir bald mit unſerm Wirthe, den wir alle gleich in dieſen erſten Stunden recht lieb gewonnen hatten, in ein ſehr zutrauliches Geſpräch. Neuigkeiten aus dem deutſchen Vaterlande hätten wir ihm, auch wenn er darnach gefragt hätte, nicht ſagen können, denn wir hatten daſſelbe ſchon vor faſt zwei Jahren verlaſſen, und von dem, was ſich ſeitdem dort zugetragen, fanden wir unſern verſtändigen Gaſtfreund ſehr wohl unterrichtet. Ich leſe, ſo ſagte er, die Zeitungsnachrichten aus Europa, zwar etwas ſpäter als man in Philadelphia oder Neuyork es kann, aber mein Gevatter, der Landmeſſer, der zugleich, obwohl er faſt dreißig engliſche Meilen von hier entfernt wohnt, mein nächſter Nachbar iſt, läßt mir keine wichtige Neuigkeit entgehen; jeden Sonntag theilt er mir entweder mündlich oder ſchriftlich, mit dem Zeitungspacket auch das mit, was er durch ſeine Correſpondenten erfahren hat.

Wir hatten bei dieſem Manne ein ganz anderes Examen zu beſtehen, als das nach politiſchen Neuigkeiten, und erſt ſpäter wurde es mir klar, wie ſehr es ihm, und zwar nur zu unſerem Beſten, daran gelegen geweſen war, nicht nur das leibliche, ſondern auch das geiſtige Bedürfniß ſeiner jungen Landsleute und Gäſte auszuforſchen, um daſſelbe nach Kräften zu befriedigen. Als wenn er ſelber ein Schulmeiſter wäre oder einer werden wollte, fragte er jeden von uns aus, in welche Schule er gegangen ſei und was er da gelernt habe? Von uns Schwaben ließ er ſich das zuletzt berichten und vielleicht aus landsmannſchaftlicher Vorliebe ſchien er das, was wir ihm erzählten, am liebſten zu hören. Er fragte nach unſren Eltern und Geſchwiſtern und ließ ſich, zuerſt nur äußerlich, das Leben ſo wie die Einrichtung in unſerm Elternhauſe beſchrieben, wußte aber dazwiſchen ſeine Fragen ſo zu lenken, daß ihre unbefangene Beantwortung ihm einen Blick in die Zucht und Geſinnung der Eltern thun ließ. Mehrere von uns waren ſehr frühe elternloſe Waiſen geworden, am meiſten galt dieſes von unſrem Chriſtoph, der als armes, verlaſſenes Kind von der Landſtraße aus in eines unſerer Rettungshäuſer gebracht worden war. Von dieſem, obgleich, wie ihr wißt, der gute Menſch gar keine beredte Zunge hat, ließ ſich unſer Wirth am meiſten erzählen. Er erkundigte ſich darauf nach den Pfarrern unſren Heimathsorten, vor allem nach der Weiſe des Confirmationsunterrichtes, den wir empfangen hatten. Den Chriſtoph fragte er diesmal nicht, ſondern, als ſei er ſelbſt dabei geweſen, nannte er ihm den Pfarrer ſeines Ortes und beſchrieb ſeinen Confirmationsunterricht, und als der Chriſtoph mit dankbarer Liebe von ſeinem guten Herrn Pfarrer ſprach und dabei einmal um das andere die Thränen ſich abwiſchte, da traten unſerm Gaſtfreund auch Thränen in die Augen.

Es kam jetzt die Rede auf die Gründe, die uns bewogen hatten, aus dem Vaterlande nach Amerika auszuwandern. Einige Male nickte er beifällig, andere Male ſchüttelte er etwas bedenklich den Kopf, mußte aber laut darüber lachen, als ihm der Chriſtoph ſo treuherzig erzählte, daß er daheim bei ſeinem Meiſter in der damaligen theuren Zeit viel Hunger gelitten, und dabei von den Leuten gehört habe, daß man in Amerika, wenn man nur arbeiten wollte, Brod und Fleiſch genug haben könnte, darum ſei er von Ort zu Ort nach Bremen gewandert, habe als Schmied, wegen ſeiner Hülfeleiſtungen auf dem Schiffe eine billige Ueberfahrt gehabt und ſei nun nach

Amerika gegangen, um ſich da eine Zeit lang ordentlich ſatt zu eſſen.

Es war ſpät geworden; der Hausherr gab durch zweimaliges Läuten der Klingel ein Zeichen; die Thüre eines Nebenzimmers öffnete ſich, die Hausmutter mit ihren neun Kindern, davon mehrere ſchon erwachſen, etliche noch ganz klein waren, trat herein und ſie alle begrüßten die Gäſte freundlich. Auf ein nochmals gegebenes Zeichen kamen auch die Dienſtboten des Hauſes, deren eine gute Zahl war, zur vorderen Thüre herein. Der Hausvater las ein Capitel aus der Bibel und ſprach dann knieend, wie all' die Seinigen, zu denen auch wir uns geſellten, ein Gebet von überaus kräftigem Inhalt. Mir und wie ich glaube all' meinen Reiſegefährten, war es bei dieſer Abendandacht ſehr wohl zu Muthe geworden. Die Dienſtboten, gute Nacht wünſchend, entfernten ſich, darauf thaten die Mitglieder der Familie daſſelbe, indem die Söhne, ſo wie die kleinen Kinder uns zutraulich dabei die Hand reichten.

Wir waren ungewiß, ob wir nicht, um bei unſerm frühen Aufbruch am andern Morgen keine Ruheſtörung ins Haus zu bringen, gleich noch heute Abend für die gaſtfreie Aufnahme uns bedanken und von der trefflichen Familie Abſchied nehmen ſollten, aber der Hausherr kam dem Ausſprechen unſerer Bedenklichkeiten zuvor. Morgen, ſo ſagte er, iſt Sonntag, da laſſe ich euch nicht weiter reiſen, ſondern ihr ſollt den Sabbath, wie ſichs gebührt, in Ruhe bei uns zubringen. Freilich haben wir leider hier keine Kirche in der Nähe; die nächſte derſelben liegt faſt zwei Tagmärſche von uns entfernt und nur jährlich etliche Male, zur Zeit der großen Kirchenfeſte, beſucht uns ein Reiſeprediger. Aber wenn auch kein Prediger, ſo wohnt doch Gottes theures, werthes Wort bei, ſowie unter uns, und mein Haus wird uns zu einer Kirche, deren kleine Gemeinde durch und durch von der Liebe zu Gott und ſeinem Wort erfüllt iſt, und zu einer Schule, in welcher wir Alten mit unſern Kindern gemeinſchaftlich lernen das Eine, das Noth thut. Darum ſoll es euch nicht gereuen, wenn ihr den morgenden Sonntag, ſtatt auf freiem Felde in unſerm Hauſe verlebt und eurem armen, ermüdeten Zugvieh wird der Raſttag auch nicht übel bekommen.

Wir folgten der freundlichen Einladung ſehr gern, dem Oſagen hatte man ſchon, unſrer Einwilligung im Voraus verſichert, die nöthigen Weiſungen gegeben.

Auf dem guten, weichen Lager, das wir in unſerm Gaſtzimmer für uns bereitet fanden, ſchliefen wir ſo ſanft und ſüß, wie wir ſeit langer Zeit nicht geſchlafen hatten. Die Sonne ſchien hell durch die Fenſter herein als wir bei den Tönen eines lieblichen Geſanges, die aus dem Wohnzimmer zu uns herüberkamen, erwachten. Es war die Melodie eines den meiſten von uns wohlbekannten Morgenliedes, welche der Hausherr mit den Seinigen ſang. Wir kleideten uns eilig an, und kamen noch eben zu dem Morgengebet, an welchem auch wir, knieend wie die Anderen, Theil nahmen. Nachdem dieſe kurze Hausandacht beendet war, ſetzten wir uns, nach einem freundlichen Morgengruß mit unſrem Wirth und den Seinigen an den großen Familientiſch zum Frühſtück hin. Als ich hierbei bemerkte, daß alle Mitglieder des Haushaltes, die Großen wie die Kleinen Deutſch ſprachen, äußerte ich meine Verwunderung darüber, daß ſich hier, in einem Lande, wo man nur engliſch zu hören und zu ſprechen gewohnt ſei, die deutſche Mutterſprache ſo ungeſtört erhalten habe. Der

Hausherr erwiederte darauf: Wir haben zwar von unſern engliſchen neuen Landsleuten ſehr gern manche gute Sitte, namentlich ihre ernſte, würdige Sonntagsfeier angenommen, meine Mutterſprache habe ich aber nicht gegen die fremde darangegeben, ſondern ſie hier in meinem Hauſe zu der herrſchenden gemacht, obgleich meine liebe Frau, die in ihrer Jugend mehr der engliſchen gewohnt war und auch etliche unſrer Dienſtboten die deutſche Sprache erſt erlernen mußten. Denn ich kann in keiner andern Sprache ſo herzlich mit ihnen beten als in meiner eignen, möchte auch die Bibel in keiner andren leſen als in der deutſchen, in welcher ja auch die guten alten Lieder und Predigtbücher verfaßt ſind, aus denen wir uns täglich, vor allem aber am Sonntag, erbauen.

Was unſer guter Hauswirth von der ernſten Feier des Sonntags geſagt hatte, die er den Engländern abgelernt habe, das bezeugte uns heute unſre eigene Erfahrung. In anſtändig ſauberer, dabei aber einfacher Kleidung, die mich ſehr an die ſonntägliche Tracht unſres ſchwäbiſchen Landvolkes erinnerte, verſammelten ſich, etwa eine Stunde nach dem Frühſtück, alle Bewohner des Hauſes in einem Saale des oberen Stockwerkes. Es ſtand da eine kleine Hausorgel, welche der älteſte Sohn, ein Burſche von etwa zwanzig Jahren, mit ziemlicher Fertigkeit ſpielte, und nachdem man gemeinſam ein Lied geſungen, dann der Hausvater ein kirchliches Gebet abgeleſen hatte, begann, abwechſelnd mit Geſang, deſſen melodiſches Zuſammenſtimmen ich bewunderte, der häusliche Gottesdienſt, bei welchem namentlich uns Schwaben ein ganz wohlthuendes, heimathliches Gefühl anwandelte. Denn ſelbſt die Predigt, welche der Hausvater vorlas, war eine alt würtembergiſche uud die Lieder, welche man ſang, waren von der gleichen, uns von früheſter Kindheit auf wohlbefreundeten Art.

Die Erinnerung an die Freuden der Tafel, die wir am erſten Abend nach unſrer Ankunft bei dem gaſtfreien Landsmann genoſſen, hat ſich durch das Wohlbehagen, das unſre ausgehungerten Mägen dabei empfanden, ſo tief in mein Gedächtniß eingeprägt, daß ich ſie in meiner Reiſebeſchreibung nicht mit Stillſchweigen umgeben konnte; von dem ſonntäglichen Mittagseſſen würde ich nichts ſagen, wenn ich nicht dabei einer Aeußerung unſres edlen Wirthes zu gedenken hätte, die mir der Erwähnung würdig ſcheint. Als man das *eine* Gericht, welches es heute gab: das vortrefflich bereitete, kräftige Rindfleiſch und die große Familienſchüſſel voll gekochtem Reis auftrug, da wollte die Hausfrau einige Worte zur Entſchuldigung ihrer „Hausmannskoſt“ ſagen; der Hausherr aber unterbrach ſie. Ich kann es, ſo ſprach er, nicht zugeben, daß den Meinigen die Ruhe des Sonntags durch die Sorgen für die Küche geſtört werde; das Fleiſch, in einem wohlverkitteten Geſchirr, wird in der heißen Aſche eines benachbarten Meilers, darin wir unſere Schmiedekohlen brennen, ohne Zuthun der Menſchenhand gahr, und das Zugemüſe, am Abend vorher bereitet, läßt ſich ebendaſelbſt mit leichter Mühe wieder warm machen; das ſelbſt gebraute Bier aber, welches ich Euch hier vorſetze, und das man wohl auch in Deutſchland ein gut gerathenes nennen würde, liegt ſchon ſeit vorigem Winter im Keller, aus dem es blos des Heraustragens bedarf. Am Sabbath ſoll man ſich den Appetit zu einer andern, geiſtigen Speiſe nicht durch allzu reichlichen Genuß der leiblichen Speiſe verderben.

Wir hatten, während des Tiſchgeſpräches, die Bekanntſchaft aller Glieder der wackeren Familie unſres Wirthes gemacht. Die älteren Söhne verriethen eine geiſtige Bildung, die wir bei den Söhnen eines ſo einſam wohnenden Pflanzers kaum erwartet hätten. Sie hatten freilich mehrere Jahre lang in Neuyork einen guten Schulunterricht genoſſen. Die Kleinen zwar, ſo wie die Schweſtern, hörten nur ſchweigend zu, doch wurden auch ſie bald nachher genöthigt, ihr Schweigen zu brechen. Denn als der Hausvater am Nachmittag zuerſt noch einiges vorgeleſen hatte, was zum Sonntag ſich ſchickte, begann er mit den Seinigen eine Art von Kinderlehre, wobei er an alle, nicht nur an die Kleinen, ſondern nebenbei auch an die Großen, allerhand Fragen aus der bibliſchen Geſchichte ſo wie aus der Kirchen- und Miſſionsgeſchichte that, welche von den Befragten ſo gut und richtig beantwortet wurden, daß wohl jeder treumeinende Pfarrer und Schullehrer bei uns daheim damit zufrieden geweſen wäre.

Als die heißeſten Stunden des Nachmittags vorüber waren, führte uns unſer Wirth hinaus in ſeine Gärten und ließ uns zugleich auf einen Theil ſeiner Felder einen Blick werfen. Die in friſcher Kraft und Schönheit daſtehenden Pflanzungen der Orangen und Citronenbäume, die hochwüchſigen Feigen- und Mandelbäume, die neben den feineren Obſtſorten des mittleren Europas gediehen, ließen es uns freilich bemerken, daß wir uns hier in einer Gegend befänden, die ohngefähr in gleicher Breite mit Algier gelegen iſt, doch wie unſer Wirth uns ſagte, ſind die Winter im Gebiet von Arkanſas öfters ſehr kalt.

Wir ſetzten uns in eine ſchattige Laube, die am Ende einer wie es ſchien erſt neu angelegten Allee von jungen Cypreſſen lag, rauchten mit unſrem edlen Landsmann von ſeinem ſelbſtgebauten, vortrefflichen Tabak, tranken von ſeinem ſelbſtbereiteten Bier. Seht, ſo ſprach er zu uns, an der Stätte, wo ihr ſo eben dieſe Gärten und Felder ſehet, war vor 20 Jahren noch eine theils ſumpfige, theils mit Geſtrüpp und Steinen bedeckte Wildniß. Ihr könnt daran erkennen, was der Fleiß der Arme, wenn Gottes Segen dabei iſt, zuwege bringen kann. Und um dies ſelber zu erfahren, braucht man gerade nicht hier in dem wärmeren Landſtrich von Amerika zu ſein; wie Gottes Sonne allwege über alle Lande ſcheint, ſo iſt auch Gott überall bereit, mit ſeinem Segen einzukehren bei Denen, die ſeiner begehren. Doch habe ich auch nichts dagegen, wenn ſich die unternehmende Jugend heut zu Tage, wo es in Europa, und namentlich in unſerm armen deutſchen Vaterland ſo gar trüb ausſieht, hier in Amerika, wo die Erde noch ſo vielen Millionen arbeitſamer Menſchen ihr reichliches Brod geben könnte, ein Tagwerk aufſucht, das den Fleiß belohnt. Nur ſollten die Auswanderer, die zu uns herüberkommen, vor allen Dingen die Furcht und mit dieſer zugleich den Segen Gottes mit ſich bringen, ſtatt daß in der jüngſten Zeit ſo viele von ihnen den Fluch über ſich ſelber und durch das Gift, das ſie verbreiten, auch über das Land mit ſich hereintragen. Ihr ſeid, davon habe ich mich überzeugt, keine ſolche Sturm- und Unglücksvögel für unſer Amerika; ihr werdet, wo ihr auch hinkommt, keinen Unſegen mit euch bringen; ob ihr aber keinen mit euch hinwegnehmt, das iſt eine andere Frage. Wie ich aus dem, was der Führer mir ſagte und aus der Richtung eures Weges ſchließen muß, ſteht ihr im Begriff, nach Californien auszuwandern. Und was iſt eure Abſicht bei dieſer Reiſe?

Er hatte die Frage an mich gerichtet und ich war über die Antwort etwas verlegen, denn, ich läugne es nicht, mich wandelte dieſem Manne gegenüber eine Art von Schamgefühl an, wenn ich von unſerm californiſchen Goldfieber reden ſollte. Indeß konnte ich nicht anders, ich geſtand ihm aufrichtig den Beweggrund und den Zweck unſrer Reiſe.

Der Hausvater lächelte und ſagte: das habe ich mir wohl gedacht als mir geſtern Abend mein Knecht, der euer Gepäck ins Trockne brachte, eure Geräthſchaften und die Keilhauen, Schaufeln, Drahtſiebe, ſowie alle jene Dinge beſchrieb, mit denen ſich die californiſchen Goldgräber gewöhnlich auf ihrer Reiſe verſehen. Nun, ich habe auch da nichts entgegen, wenn ihr jungen Leute das einmal mit eignen Augen anſehen wollt, davon die Welt in der jetzigen Zeit ſo viel Aufhebens macht. Auch könnte es ſein, daß einer oder der andere von euch dort auf den kahlen Bergen einen Fund thäte, der ihm nicht nur die Reiſekoſten bezahlte, ſondern ſelbſt noch etwas für ihn übrig ließe, obwohl es ſich insgemein, wenn man den auswärtigen Berichten über die Schätze, welche der und jener dort gefunden haben ſoll, in der Nähe nachforſcht, damit eben ſo verhält, wie mit den drei Krähen des Aldermans von London. Aber abgeſehen hiervon, ſo geht ihr auf eurem jetzigen Wege Gefahren entgegen, die mehr noch für die Seele als für den Leib bedenklich ſind, und ihr werdet es mir, eurem alten Landsmann, zu gute halten, wenn ich euch auf einige derſelben aufmerkſam mache.

Jener ſchottiſche Pächter geſtand ein, daß ſein Pferd zwar nicht viele, doch aber zwei Fehler habe, nämlich den, daß es ſich ſchwer einfangen laſſe, und den, daß es bei ihm wegen ſeiner Untauglichkeit zu aller Arbeit Schade um die Mühe des Einfangens ſei. In andren Worten von viel ſchwererem Gewicht wiederholen ſich dieſe Fehler an dem californiſchen Goldgewinn. Er koſtet in leiblicher Hinſicht viele Opfer an Zeit, an Geld, an Arbeit, in geiſtiger aber durch die innerlich ausbrechenden Leidenſchaften der Gewinnſucht und der hochgeſpannten Erwartungen, welche aus einer Selbſttäuſchung in die andere führen. Und wenn er nun auch wirklich erlangt worden iſt, dieſer langerſehnte Gewinn, dann bringt er in ſehr vielen, ja vielleicht in den meiſten Fällen, ſtatt der Befriedigung und Sättigung, nur Unfrieden ſowie einen innerlich unſtillbaren Hunger und Durſt in das Herz, den die Seele mit ſich hinübernimmt in jenes Jenſeits, wo er zu einem Feuer wird, das nie verlöſcht, zu einem Wurm, der niemals ſtirbt. — Der redliche Mann beſchrieb uns hierauf die große Seltenheit und Unſicherheit einer wirklichen, den Aufwand der Reiſe und die Mühe der Arbeit lohnenden Ausbeute. Sein Bericht lautete freilich ganz anders, als die Berichte über den californiſchen Goldreichthum, die wir ſeither in den Zeitungen geleſen und aus Privatnachrichten in Philadelphia vernommen hatten. Darauf beſchrieb er uns auch in ſehr lebendiger Weiſe das wüſte Treiben der californiſchen Goldfieberpatienten, das Spiel der böſen Leidenſchaften, welche dort aus der Wurzel alles Uebels: aus der Gewinnſucht, aus dem Geiz ohne Aufhören zum Ausbruch kommen und ich bekenne es gern: mich wandelte ein Grauſen an vor dem Bilde, das er uns hier entwarf.

Die beiden kleinſten Kinder unſers Hausherrn kamen jetzt in die Laube herein und ſchmiegten ſich liebkoſend an ihren Vater an. Dieſer unterbrach auf einige Zeit ſein Geſpräch, das uns ſo vielen Stoff zur ſtillen Ueberlegung gegeben hatte, dann aber fuhr er in einem heitereren Tone fort:

Es mag allerdings eine rechte Freude und Ueberraſchung ſein, wenn man, in der Erde grabend, ſo auf einmal nach langer Mühe einen großen Klumpen Goldes am Sonnenlicht hervorblinken ſieht. Ich meines Theiles habe in meiner Jugend auch einmal einen großen Schatz gefunden, dieſer aber blinkte nicht, denn er ſahe gar unſcheinbar aus und ich fand ihn nicht außen am hellen Tageslicht, ſondern tief unten im nächtlichen Dunkel, auch hatte ich ihn nicht etwa vorher mit großer Mühe geſucht, ſondern ich ſtolperte unverſehener Weiſe über ihn. Ja mir fiel es nicht im Traum ein, daß das, woran ich hier mit Füßen ſtieß, mich aus meiner großen Noth, in der ich damals ſo eben war, erretten und das Glück meines ganzen Lebens begründen ſollte.

Das war gewiß, ſo ſprach der Hamburger, ein großer Sack voll Geld? — Oder, ſo fiel Chriſtoph ein, weil Ihr, wie Ihr ſo eben ſagtet, gerade in rechter Noth waret, ein Korb voller Brod und andrer Eßwaaren?

Chriſtel, ſo ſprach der Hausvater lächelnd, du magſt bei deiner rüſtigen Schmiedearbeit immerfort bei gutem Appetit ſein, weil du ſo gern an Eßwaaren denkſt; ihr habt es aber beide nicht getroffen; das große Gut, an welches meine Füße ſtießen und darüber ſie ſtolperten, war ein alter, ohnmächtig am Boden liegender Mann, der dem Verſchmachten vor Hunger ganz nahe, und welcher mit mir in einer und derſelben Gruft lebendig begraben war.

Ein alter Mann? und Ihr lebendig begraben? ſo fragten wir Alle verwundert.

Ja, ſo antwortete der Hauswirth, ein ehrwürdiger alter Mann, dem ich damals das Leben des Leibes, und welcher in der Folge mir das Leben der Seele rettete, und der auch äußerlich mir ein Begründer des Wohlſtandes und des häuslichen Glückes wurde, für das ich Gott, deſſen Segen es war, niemals genug danken kann. Damit ihr aber begreift, wie dies alles zugegangen iſt und wie Eines aus dem Andern kam, muß ich euch ſchon einiges aus meiner Lebensgeſchichte erzählen, was euch, wenn ihr es recht aufnehmen wollt, ſelber zu eurer Belehrung und Zurechtweiſung dienen kann.

Mein Vater war Schullehrer in einem Dorfe, nahe bei Reutlingen. Ich habe aber weder ihn noch meine ſelige Mutter gekannt, denn als mir der Vater ſtarb, da war ich kaum zwei Jahre alt und bei dem Tode der Mutter ſtand ich erſt in meinem vierten Jahre. Aber von Andern, die meine Eltern kannten, habe ich gehört, daß ſie beide fromme Leute waren, von denen man ſagen konnte, daß ſie wandelten in den Geboten des Herrn untadelig. Nach dem Tode meiner Mutter nahm mich eine Schweſter derſelben zu ſich. Dieſe meine liebe Tante war Wittwe und kinderlos; ſie war ziemlich reich an irdiſchem Vermögen, noch reicher aber an guten Werken, die ſie an den Bedürftigen, ſo wie zur Unterſtützung aller wohlthätigen Anſtalten übte. Sie liebte den Herrn und ſein Wort von Herzen und war nicht nur in ſeinem Dienſt eine Martha, ſondern im Anhangen an Ihn eine Maria. Auch mich hielt ſie ſchon von dem erſten Erwachen meines kindlichen Verſtändniſſes zum Gebet und ſobald ich leſen konnte, zum Leſen der heiligen Schrift an, wofür ich ſie noch jetzt in dankbarem Andenken ſegne. Aber ſie war eben eine Tochter Evas, und, wie wir Alle, nicht von Gebrechen des Fleiſches rein. Ich war von ihrem Fleiſch und Blut; ſie liebte mich mehr als ein eignes Kind, und in der Blindheit der Liebe verſäumte ſie nur zu oft an mir das, was der Liebe erſt ihre rechte Kraft und ihren Segen gibt: die Zucht. Außer mir lebte noch ein

Pflegeſohn, ein Verwandter ihres ſeligen Mannes, ein verwaistes Kind wie ich, in ihrem Hauſe, der um faſt zwei Jahre älter war als ich, und den ich, als ich zu meiner Tante kam, ſchon bei ihr fand. An dieſem hatte die treffliche Pflegemutter nicht nur Liebe, ſondern auch ernſte ſtrenge Zucht geübt; er nahm dabei zu an Gnade bei Gott und den Menſchen und ich will es gleich hier erwähnen: es iſt aus ihm jener treue Zeuge und auserwählte Diener Gottes geworden, von dem ich geſtern Abend mit unſerm Chriſtoph ſprach, deſſen geiſtlicher Vater und Führer zu Chriſto dem Herrn er geweſen iſt. So jung auch damals, als wir im Hauſe der lieben Tante beiſammen lebten, mein geliebter Pflegebruder Chriſtian war, kann dennoch auch ich es von ihm ausſagen, daß er mir ein Vorbild der kindlichen Frömmigkeit, der Demuth, der Gewiſſenhaftigkeit ſowie des Fleißes war, und hierdurch ſpäter ein Führer zu Chriſto geworden iſt, obgleich ich leider gar oft, ja in der damaligen Zeit meiſtens, für jenes gute Vorbild blind, für ſeine brüderlichen Ermahnungen taub war. Denn, ſo leid es mir thut, das ſagen zu müſſen, während die gute Tante den ganzen wohlthätigen Einfluß ihrer ſtrengen Zucht meinem Bruder Chriſtian zukommen ließ, konnte ſie es nicht über ihr Herz bringen, mir über alle meine Fehler auch nur eine einzige recht ernſte Zurechtweiſung zu geben, und wenn jemand anders dies that, da war ſie ſo empfindlich darüber, als hätte man ihren Augapfel angetaſtet. Ich bekam bei Tiſche immer die beſten und feinſten Biſſen und von Allem, was ich beſonders gern aß, das Meiſte, wurde in der Kleidung köſtlicher gehalten als der Chriſtian, nicht ſo wie dieſer zur ſtrengen Arbeit angewieſen, ſondern durfte, weil die Tante meinte, es ſei mir geſünder, mehr herumlaufen. Die

Folgen dieſer Erziehung, die allerdings einen kleinen Beigeſchmack von der Kindererziehung im Hauſe des Hohenprieſters Eli hatte, zeigten ſich nur zu bald an mir. Weil mir mein Wille niemals war gebrochen worden, lernte ich keine Herrſchaft über mich ſelber, keinen Gehorſam gegen das Gebot des Gewiſſens in meinem Innern. Da ſchon meine gute Tante ſo viel aus mir machte, that ich dies in meinem kindiſchen Unverſtand noch viel mehr mit mir ſelber. Ich hielt mich für beſſer als alle andern Kinder, für viel beſſer namentlich als meinen guten Chriſtian, den ich, wo ich nur konnte, als meinen Diener betrachtete und behandelte. Mein kindiſcher Hochmuth machte mich in hohem Grad empfindlich, jede kleine vielleicht zufällige Zurückſetzung, die mir bei andern Leuten widerfuhr, jede Zurechtweiſung und Ermahnung hielt ich für eine unverdiente Beleidigung, hinterbrachte es der guten Tante oft mit lügenhaften Uebertreibungen und richtete ſo manchen Verdruß an. Namentlich den Chriſtian beneidete ich oft, wenn manche gute einſichtsvolle Leute ihm vor mir einen Vorzug zu geben ſchienen und ſuchte ihn bei der Tante zu verkleinern, während er, in der Liebe ſeines treuen, edlen Herzens, Alles, was ihm an mir wehe thun mochte, ſtill ertrug, und im Geſpräch mit Andern zum Beſten zu kehren ſuchte.

Nun, ich will euch nicht länger aufhalten mit dieſer Schilderung meines eigenen Bildes. Es war das Bild eines Weichlings, der ohne Rettung verloren geweſen wäre, wenn Gottes gute Hand ihn nicht durch die frühen Eindrücke, welche Sein heiliges Wort auf mein Herz gemacht hatten, vor dem gänzlichen Fall in den Abgrund bewahrt, und Sein Erbarmen mir nicht in ſo mächtiger

Weiſe auf den nachmaligen Irrwegen entgegengekommen wäre.

Mein Pflegebruder Chriſtian, der durch ſeinen unausgeſetzten, treuen Fleiß und ſein muſterhaftes Benehmen in allen vorbereitenden Schulen ſich ausgezeichnet hatte, war bald nach ſeiner Confirmation und nach dem wohlbeſtandnen Landesexamen in eine unſrer beſten Kloſterſchulen aufgenommen worden, wo von nun an für ſeine weitere Ausbildung zum geiſtlichen Stande geſorgt war. Er ſchied aus dem Hauſe der guten Pflegemutter, die ihn in ſo treuer Zucht für den Herrn herangebildet hatte, unter vielen Thränen einer kindlichen Liebe und Dankbarkeit, die er auch nachmals gegen meine Tante und mich unwandelbar bewieſen hat. Auch die Pflegemutter entließ ihn unter vielen Thränen und heißen Segenswünſchen und mir ging ſein Abſchied ſo nahe, daß ich faſt krank wurde. Aber dieſer Eindruck verlor ſich nur zu bald aus meinem leichtſinnigen Herzen, ich lebte in meinem Schlendrian fort und als ich nach meiner um zwei Jahre ſpäteren Confirmation aus der Vorbereitungsſchule austrat, da zeigte es ſich nur zu ſehr, daß jenes Urtheil, welches meine Lehrer bei jeder Gelegenheit über mich ausgeſprochen hatten, kein ungerecht partheiiſches, ſondern ein durchaus gerechtes und wahres geweſen ſei; es fehlte mir an allen gründlichen Kenntniſſen; die gute Pflegemutter mußte den Wunſch, mich einmal als Prediger auf der Kanzel zu ſehen, als unerfüllbar aufgeben und ich erklärte ihr geradezu, daß ich überhaupt gar keine Luſt zum Studiren habe. Ein wohlmeinender Freund meiner Tante rieth mir zur Wahl eines guten Handwerkes, ich aber wies den Rath mit Verachtung von mir, ich wollte durchaus ein Herr werden und da dies auf dem Wege des Studirens unmöglich ſchien, wählte ich mir den Kaufmannsſtand. Meine gute Tante gab meinem Verlangen nach, ja, ſo wehe ihr die Trennung von mir that, gewährte ſie mir ſogar die Bitte, mich als Lehrling bei einer großen Handlung in Stuttgart unterzubringen, in welcher, wie es mir bei einer Beſuchsreiſe dahin geſchienen hatte, der Herrenſtand am meiſten und glänzendſten zu Hauſe war. Aber der Herr dieſer Handlung verdankte nächſt Gottes Segen ſeinen Wohlſtand am meiſten ſeinem Fleiß, ſeiner Ordnungsliebe und ſeiner gewiſſenhaften Pünktlichkeit im Geſchäft, und dieſe Eigenſchaften waren es, welche er auch an allen ſeinen Untergebenen vorausſetzte und forderte. Wo ſollten aber dieſe Tugenden bei mir herkommen, da ich von Kindheit auf weder an Fleiß noch an Gehorſam, mithin auch nicht an Ordnungsliebe und Pünktlichkeit gewohnt war?

Die Geſchäfte, welche mich in allerhand Aufträgen und Sendungen aus dem Hauſe hinausführten, beſorgte ich zwar am liebſten, und im Anfang auch mit ziemlicher Schnelligkeit, ſobald ſich aber meine Bekanntſchaften in der Stadt erweiterten und vermehrten, da hielt ich mich ſchwatzend bald da bald dort ſo lange auf, vergaß, wenn ich mehrere Aufträge hatte, ſo oft den einen oder beſorgte alle nur flüchtig und unvollkommen, daß mir, nach manchem wohlverdienten und immer unwirkſam gebliebenen Verweis von dem Faktor der Handlung jenes Geſchäft ganz abgenommen und ein anderes angewieſen wurde, bei welchem ich mehr unter Aufſicht ſtand. Mein ſo ſchlecht geleitetes, und in der Zucht verſäumtes Naturell, brach um dieſe Zeit auch nach einer anderen Seite hin über die Schranken der Ordnung und Schicklichkeit. Obgleich mir, wenn ich an Sonntagen und Feiertagen Erlaubniß zum Ausgehen ins Freie hatte, zu jenen Geſellſchaften, welche die älteren Diener der Handlung beſuchten der Zutritt verſagt war, wollte ich dennoch, ſo gut als dieſe, den Herrn ſpielen, und da ich von der Meinung ausging, daß Kleider den Mann machen, verſchaffte ich mir bei einem Freunde meiner guten Tante Geld, nicht nur zu allerhand Putz, ſondern auch zu geſelligen Vergnügungen, wobei ich aus Eitelkeit, blos um den vornehmen jungen Herrn zu ſpielen, mehr Aufwand für andere Genoſſen meiner Beluſtigungen machte, als für mich ſelber. Es konnte nicht anders ſein, die Zerſtreutheit und Gedankenloſigkeit, in welche ein ſolches wüſtes Treiben mich hineinführte, mußte ſich in allem, was ich that, verrathen; meine völlige Untauglichkeit zu jedem Geſchäft, das einigen Ernſt erforderte, konnte zuletzt auch dem Herrn der Handlung nicht mehr verborgen bleiben, dieſer fügte dem Briefe ſeines Faktors an meine gute Tante noch ſelbſt einige bedauernde Zeilen bei, kündigte aber derſelben meine nothwendige Entlaſſung aus ſeinem Dienſte an.

Da kam ich nun, ſechs Monate ſeit meinem ſo kecken Auszug aus ihrem Hauſe in dem äußerlichen, leider aber nicht in dem inneren Zuſtand des verlorenen Sohnes wieder zu ihr. Denn obgleich ich nicht nur nach ihrer großen Freigebigkeit gegen mich ein reichliches Taſchengeld bezogen, ſondern auch noch auf ihren Credit hin bei dem Freunde in Stuttgart vieles Geld aufgenommen hatte, war ich zuletzt dennoch durch meine unſinnigen Verſchwendungen in ſolche Verlegenheit gerathen, daß ich, da der alte Freund mir nichts mehr geben wollte, meine beſten Kleider, meine Uhr, ſelbſt einen Theil meiner Wäſche um ein geringes Geld dahin geben mußte, nur um den Zudringlichkeiten meiner Schuldner zu entgehen. Aber bei meiner äußeren und inneren Bettelhaftigkeit war ich immer mit einem unmäßigen Bettlerſtolz behaftet. Ich überredete mich, in meiner gewohnten Unart, daß mir Unrecht geſchehen ſei und hoffte auch meine Tante hiervon zu überreden.

Aber bei dieſer fand ich Alles anders, als ichs gehofft hatte. Sie war ſeit einiger Zeit an einer Krankheit leidend, deren Urſache nicht eine äußere allein ſondern auch eine innere, der Kummer um mich, an welchem ihr Herz hing, ſein mochte. Sie hatte, ſeitdem ich nicht mehr bei ihr und hierdurch der verführende Reiz entkräftet war, den die perſönliche Gegenwart auf unſre mehr in dem Fleiſch als auf den Geiſt gegründeten Zuneigungen ausübt, die Berichte über meine Aufführung, die ſie aus Stuttgart empfing, in viel ernſterem Sinne aufgefaßt, als dies früher, mit ähnlich lautenden geſchehen war. Meine flüchtigen leichtſinnig hingeſchriebenen Zeilen, die ich ihr in der ganzen Zeit meiner Abweſenheit nur zweimal geſchrieben hatte, konnten ſie auf keine andern Gedanken bringen und die öfter wiederholten mütterlichen Ermahnungen, die ſie mir in ihren Briefen zukommen ließ, waren von mir kaum aufmerkſam geleſen, noch weniger aber beachtet worden. Sie hatte jetzt mich, ihren vormaligen Liebling, ſo wie ihre übergroße Nachgiebigkeit gegen mich mit anderen Augen betrachten lernen. Darum empfing ſie mich, nicht wie ich gehofft hatte, mit Thränen der Freude, ſondern der Wehmuth und mit einem Ernſt, deſſen ich an ihr nicht gewohnt war. Ihr gegenüber fühlte ich mich unvermögend, eine jener lügenhaften Entſchuldigungen auszuſprechen, die mir noch auf der Reiſe zu ihr mein Bettelſtolz eingegeben hatte; ich hörte anfangs ſtumm und betroffen die Worte der Beſtrafung an, die ſie zu mir ſprach, dann wurde ich erſchüttert; ich erkannte mit Thränen mein Unrecht an und gelobte Beſſerung.

Die gute Pflegemutter, da ſie meine Reue ſah, welche in dieſem Augenblick wirklich keine verſtellte war, zeigte ſich nur zu bald geneigt, mir zu vergeben. Ich wurde jetzt, wie es gleich anfangs, als ich meine Neigung zum Kaufmannsſtand ausgeſprochen hatte, ihre Abſicht geweſen war, in ein Handelshaus untergebracht, deſſen Beſitzer ein Verwandter und Freund meiner Tante, und der an demſelben Orte anſäßig war. Hier verhielt ich mich allerdings eine zeitlang ſo, daß man wenigſtens an meinem guten Willen nichts auszuſetzen fand, obgleich meine Unfähigkeit zu jeder Arbeit, welche anhaltenden Fleiß und genaue Aufmerkſamkeit erforderte, manche Urſache zur Klage gab.

Aber die Krankheit meiner lieben Pflegemutter nahm einen bedenklicheren Verlauf, als man erwartet hatte. Da ich bei ihr wohnte, ſah ich ſie täglich, und dieſe letzte Zeit des Umganges mit ihr iſt meinem Herzen tiefer eingeprägt geblieben und hat in demſelben eine reichere Ausſaat für die Zukunft begründet, als alle die Jahre, die ich früher mit ihr verlebte. Sie wurde immer ernſter und ſtiller, in den wenigen Worten, die ſie ſprach, lag eine tief eingreifende Kraft und Innigkeit; ſie hatte Frieden gefunden, da wo dieſer allein zu finden iſt, und ein Mitgefühl dieſes Friedens theilte ſich allen denen mit, welche Kinder des Friedens waren, wenn ſie in ihre Nähe kamen.

Am lebendigſten erfuhr dieſes an ſeiner Seele mein lieber Bruder Chriſtian, der ſeine Schulferien wie gewöhnlich im Hauſe der Pflegemutter zubringen wollte, und der dieſe, gleich bei ſeiner Ankunft, ganz unerwartet auf dem Krankenlager fand. Ihr Angeſicht erheiterte ſich in lieblicher Weiſe, da ſie dieſen Sohn ſahe, der mit ihr durch eine Verwandtſchaft des Geiſtes verbunden war, welche nicht wie die des Fleiſches und Blutes mit dem Hinſterben des Leibes ſich auflöſt. Wir beide, Chriſtian und ich, theilten uns jetzt bei Tag und bei Nacht in die Pflege der guten Mutter, die ihrem Ende ſchnell entgegen ging. Chriſtian gewährte der Kranken mit der leiblichen zugleich auch eine geiſtige Pflege, denn ſein junges Herz war reich an Kräften des Glaubens, an Gedanken des ewigen Friedens. Oefters reichte ſie, bald ihm, bald mir, die Hand und drückte die unſrige in herzlicher Liebe. Am letzten Abend vor ihrem Ende ſchien ſie gleich wie noch einmal aufzuleben, ſo daß wir neue Hoffnung auf ihre Wiedergeneſung ſchöpften. Sie ſprach wieder mit vernehmlicher Stimme, ließ von Chriſtian ſich einige ihrer liebſten Lieder, deren Melodie er mit dem Klavier begleitete, vorſingen, mehrere Kapitel aus der heiligen Schrift vorleſen. Nach ihrem Wunſche mußten wir uns das Abendeſſen in ihr Krankenzimmer bringen laſſen; während wir aßen, verweilte ihr Blick mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Liebe auf uns. Ausdrücklich verlangte ſie darauf von uns, daß wir heute einmal beide ruhig in unſern Betten ſchlafen ſollten, denn auch ſie hoffe dieſe Nacht recht ruhig zu ſchlafen und die alte Krankenwärterin könne ja bei ihr im Zimmer bleiben. Als wir endlich, durch den Schein ihres Wohlbefindens getäuſcht, ihr gute Nacht ſagten, da hielt ſie uns bei der Hand, ſahe uns beide lange an und ſprach darauf in Worten, welche uns tief zu Herzen gingen, die feſte Hoffnung aus, daß ſie uns beide in der ſeligen Ewigkeit wiederſehen werde. Die letzten Worte, welche ſie zu uns ſprach, waren die Worte eines Segens für Zeit und Ewigkeit. Wir verließen ſie tief bewegt, ohne jedoch daran zu denken daß dieſes der letzte Abſchied von ihr ſein ſollte. Sie verſank, wie die alte Wärterin uns berichtete, gleich nachdem wir ſie verlaſſen hatten, in einen ſanften Schlaf; der anbrechende Morgen weckte ſie nicht mehr aus dieſem auf, denn ſie war bereits zu einem höheren, lichteren Morgen erwacht; der Tod war ihr ein Schlaf geworden.

Mir war bei dem Hinſcheiden der lieben, mütterlichen Tante ein heilſamer Schmerz durch meine Seele gegangen. Die Thränen, die ich an ihrem Sterbebette, an ihrem Grabe und an der Bruſt meines treuen Bruders Chriſtian weinte, ſind keine unfruchtbare Ausſaat meiner Reue und der ernſten Vorſätze für die Zukunft geweſen. Aber dieſe Ausſaat, wie die Winterſaat, welche der Landmann im Herbſt in den Boden ſtreut, blieb noch lange Zeit unter der Erd- und Schneedecke verhüllt, ehe ein belebender Sonnenſtrahl die Hülle brach und die verborgenen Keime weckte. Meinen guten Vorſätzen fehlte jene Kraft, welche ihnen, wie die Wärme und das Licht der Sonne dem Keime des Kornes, zu Hülfe kommen mußte, wenn ſie zur That werden ſollten. Ich ſuchte jene Kraft vergeblich in mir ſelber; wo ſie zu finden ſei, das hatte ich oft genug, zuletzt auch von meinen lieben Chriſtian gehört, nicht aber ſelbſt erfahren, noch auch mit rechtem Ernſt zu erfahren geſucht.

Das Verhältniß, in welchem ich mit meinem Lehrherrn ſtand, hatte ſich ſeit dem Tode der Tante ſehr verändert. Nur aus Rückſicht auf dieſe ſeine Verwandte, hatte er bisher mir ſo Manches nachgeſehen: ernſtlicher als früher verwies er mir die vielen Uebereilungen und Verſäumniſſe, die ich mir in den mir aufgetragenen Geſchäften, namentlich beim Copiren mancher Briefe und Rechnungen, zu Schulden kommen ließ. Seine Nachſicht und Geduld waren jetzt bald ermüdet, er ſagte mir es rund heraus, daß er mich in ſeinem Geſchäft, das er nur mit wenigen, dabei aber fleißigen und tauglichen Leuten betreiben müſſe, nicht brauchen könne; er halte es überhaupt für das Beſte für mich, wenn ich die Kaufmannſchaft ganz aufgebe und mich der Landwirthſchaft widme, zu deren Erlernen er mir eine gute Gelegenheit bei einem Landwirth am Rhein anwies, welcher mehrere junge Leute als Zöglinge bei ſich hatte. An dieſen, der ein alter Bekannter von ihm war, wollte er mir auch eine gute Empfehlung mitgeben.

Ich ging ſogleich auf dieſen Vorſchlag dankbar ein, denn wie mir ſchien, ſagte dieſer neue Beruf meinem Naturell und meinen Neigungen ungleich beſſer zu, als der bisher gewählte Stand. Ich kam an den Ort meiner nunmehrigen Beſtimmung, der alle Vortheile des Landaufenthaltes mit den anlockenden Reizen einer ganz nahe liegenden reichen Handelsſtadt verband. Ich nahm anfangs mit wahrhafter Luſt und Neigung an allen Arbeiten des Landbaues Theil, und fühlte mich jetzt wirklich in meinem natürlichen Elemente. Als aber im Winter der Arbeiten weniger wurden und namentlich an Sonn- und Feiertagen den Zöglingen, davon einige aus der Stadt ſelber gebürtig waren, der Beſuch derſelben frei ſtand, da erwachte mein alter Leichtſinn; mein unmäßiger Hang zur Verſchwendung, zu deſſen Befriedigung mir leider das kleine Capital, das ich von meiner lieben Tante ererbt hatte, Gelegenheit gab. Gott ſei es geklagt, ich ließ mich zum Spiel verführen, und gerieth durch dieſes in neue Banden. Ich hatte eine anſehnliche Summe an baarem Geld und an Creditbriefen mit mir genommen, welche zum großen Theil zur Vorausbezahlung des Lehr- und Koſtgeldes meines Lehrherrn beſtimmt war. Dieſe war ſchon in jenem erſten Winter faſt ganz darauf gegangen; der ohnehin durch die Nachſicht meines Prinzipals verlängerte Termin zur Abzahlung nahte ſich ſeinem Ende, da ließ ich mich verleiten, zu einem Wucherer meine Zuflucht zu nehmen, welcher, nachdem er ſich durch ſeine Correſpondenten genau in meiner Heimath nach meinen Vermögensumſtänden erkundigt hatte, mir die nöthige Summe um unmäßige Zinſen und Abzüge vorſtreckte. Gerade um dieſe Zeit erhielt ich einen Brief von meinem Bruder Chriſtian, deſſen Inhalt voll liebevoller Ermahnungen mir innig zu Herzen ging. Es war, als ob er um meine Verirrungen wiſſe; er erinnerte mich an all' die Verſprechungen und Gelübde, die ich am Sterbebette und Grabe der Pflegemutter ausgeſprochen hatte. Wirklich raffte ich mich für einige Zeit von meinem tiefen Falle auf; ich wendete mich im Frühling und Sommer wieder recht eifrig der Landwirthſchaft zu, bekam allmählig eine wahrhafte Freudigkeit und Geſchick zur Arbeit, vermied den Beſuch der Stadt und die Verführungen zur Verſchwendung ſowie zum Spieltiſch. Aber wie dürfte ich das läugnen, das Feſtſtehen und Fallen wechſelten bei mir noch immer ab, bald war ich auf längere Zeit hin ordentlich, bald verſank ich wieder in mein leichtſinniges Treiben. Nur das Eine will ich noch kurz erwähnen: als ich endlich volljährig, und in den eignen Beſitz meines Erbtheiles gekommen war, da blieb mir von demſelben nach Abzug meiner Schuld an den Wucherer, die indeß noch durch manchen Vorſchuß, den ich von ihm genommen, anſehnlich gewachſen war, nur ein geringer Theil übrig. Meine Lehrzeit war jetzt vorüber, ich ſollte in jeder Hinſicht mein freier Herr ſein. Als mir daher mein wohlgeſinnter Vormund, der von meiner bisherigen ſchlechten Wirthſchaft keine Ahnung hatte, den Antheil meines Vermögens, den er noch in den Händen hatte, zuſendete, da rieth er mir, ein Landgut zu kaufen oder zu pachten und durch den Ertrag deſſelben mich redlich zu nähren. Wie konnte der gute Mann wiſſen, daß jenes Handelshaus, an welches ich das Geld von ihm hatte anweiſen laſſen, mit einem eigennützigen Wucherer in naher Verbindung ſtand, von welchem ich bereits faſt Alles, was ich zu erwarten, entlehnt hatte.

Meine Lage wäre für jeden bedächtigeren, ruhig überlegenden Menſchen eine höchſt peinliche und niederbeugende geweſen; für mich und meinen Leichtſinn war ſie dieſes nicht. Eben um dieſe Zeit hörte ich, daß mehrere Familien und einzelne junge Männer aus Cöln und ſeiner nächſten Umgegend nach Amerika auswandern wollten. Dort gab es Gelegenheit, um geringes Geld ein Stück Landes anzukaufen, welches bei fleißigem Anbau und guter Bewirthſchaftung ſeinen Beſitzer reichlich nähren und zu gutem Wohlſtand verhelfen könne. Ich eilte ſogleich zu dem alten Pächter hin, welcher das Haupt und der Geſchäftsführer der kleinen Geſellſchaft der Auswanderer war, ſtellte mich als Theilnehmer an der Reiſe unter ſeine Verfügung und hatte keine Urſache, dieſes zu bereuen, denn meine Reiſegeſellſchafter waren redliche, wackre Leute, ich kam nach einer billigen, von Wind und Wetter begünſtigten Ueberfahrt glücklich in Neuyork an.

Hätte ich mich nur auch fernerhin jenen wackeren, an Arbeit gewohnten Landsleuten und ihren beſcheidnen Unternehmungen angeſchloſſen! Dieſe wollten hier nichts ſein und werden als Bauern, welche ſich, wenn auch im Anfang nur ſpärlich, im Schweiß ihres Angeſichts ihr Brod erwerben wollten, ja einige der jüngern Reiſegeſellſchafter ſuchten ſich für den Anfang ein Taglöhnergeſchäft auf und erhielten ein ſolches ohne viele Mühe in der Stadt. In mir aber regte ſich noch einmal der alte Hochmuth, das eitle Trachten nach der Höhe des Herrenſtandes. Unglücklicher Weiſe für mich fand ich in Neuyork einen alten Bekannten aus Nymwegen, der im erſten Jahre meines Aufenthaltes in der landwirthſchaftlichen Schule mein Mitſchüler geweſen war. Wir hatten damals die Vergnügungen des Stadtlebens, von denen ich vorhin erzählte, reichlich mit einander genoſſen, nach meinen Verſchwendungen hatte er mich für ſehr reich gehalten. Er war am Schluſſe des zweiten Halbjahres meiner Lehrzeit in die Heimath zurückgekehrt und von da hinweg bald hernach in Neuyork mit einem Freund ſeines väterlichen Hauſes in ein Geſchäft getreten. Dieſen ſuchte ich auf und eröffnete ihm meine Abſicht, ein Stück Landes zu kaufen und daſſelbe urbar zu machen. „Du wäreſt ein Thor, ſagte er, wenn du bei deinen Kenntniſſen und äußern Mitteln dem mühſeligen Geſchäft eines Bauern dich unterziehen wollteſt, davon du vielleicht erſt nach vielen Jahren einen Vortheil erhalten könnteſt. Leute, die aus einer ſo guten landwirthſchaftlichen Schule kommen, als die deinige war, Leute von deiner Bildung und Gewandtheit dürfen ſchon andere Anſprüche machen als ein gemeiner Feldbauer oder Taglöhner. Da wüßte ich ſogleich eine gute Stelle für dich. Ein wohlhabender Landgutsbeſitzer in der Provinz Kentucky, der mit uns in Correſpondenz ſteht, ſucht einen Compagnon oder nöthigenfalls auch nur einen Gehülfen, der, in der Landwirthſchaft erfahren, auf einen Theil ſeines weitläufigen Anweſens als Verwalter eintreten könnte. An dieſen will ich dich empfehlen und wenn du dort etliche Jahre dein

Geſchäft zur Zufriedenheit des Mannes verſiehſt, dann iſt, das kann ich dich verſichern, dein Glück gemacht. Jetzt aber vor allen Dingen mußt du einige Tage lang bei uns hier von den Beſchwerden deiner Seereiſe dich erholen und mit uns vergnügt ſein“.

Ich ging ſogleich auf alle dieſe mir gemachten Hoffnungen und Vorſchläge ganz bereitwillig ein. Mein Bekannter brachte mich, vorerſt auf eine Woche, in eine Privatwohnung unter, mit welcher eine ſogenannte Penſion, d. h. eine Gelegenheit, am Tiſche der Familie zu ſpeiſen, verbunden war. Schon dieſe Gefälligkeit kam mir ziemlich theuer zu ſtehen, noch mehr aber die gemeinſamen Vergnügungen, zu denen mich der Freund in den Abendſtunden und wenn er ſonſt freie Zeit hatte, mit ſich nahm. Mein Stolz erlaubte mir nicht, ihm zu bekennen, daß für meine Kaſſe ſolche Ausgaben zu ſchwer ſeien; meine Unbedachtſamkeit ließ es mich nicht bemerken, daß auch die ungewohnte Lebensweiſe, namentlich die ſpäten Trinkgelage meiner Geſundheit ſehr nachtheilig waren, ich verfiel noch vor Ende der erſten Woche in eine Krankheit, die mich nun auch gegen meinen Plan und Willen noch eine Woche länger in meinen theuern Koſthauſe zurückhielt. Als ich mich dann endlich, noch ziemlich ſchwach, vom Krankenlager aufmachte und auf die Reiſe nach Kentucky begab, da konnte ich es berechnen, daß mir bei der Ankunft am Orte meiner neuen Beſtimmung nur noch wenige Thaler in der Taſche bleiben würden.

„Zu meinem Glücke traf ich in Philadelphia mit einem Herrn aus Bordeaux zuſammen, der in Erbſchaftsangelegenheiten nach Louisville in Kentucky reiſen wollte. Dieſer Herr war weder der engliſchen noch der deutſchen Sprache mächtig; er ſuchte, wie ich dies im Gaſthaus, darin wir beide zuſammentrafen, von ihm hörte, gegen „annehmliche Belohnung" einen Begleiter, der wenigſtens im Engliſchen ſein Dolmetſcher ſein könne. Seltſamer Weiſe richtete er die Frage, ob ich ihm einen ſolchen Gefährten vorzuſchlagen wiſſe? an mich, weil ich, als ſein Nachbar an der Wirthstafel, ſo gut ich vermochte, franzöſiſch mit ihm geſprochen und mit andern Gäſten mich in engliſcher Sprache unterhalten hatte, in welcher ich mir ſchon vor meiner Abreiſe aus Deutſchland und durch den Umgang mit einigen engliſchen Seeleuten auf unſerm Schiffe eine leidliche Fertigkeit erworben hatte. Ich bot ſogleich mich ſelber ihm zum Begleiter an, um ſo williger, da ich ſelbſt nach Kentucky zu reiſen gedächte. So hatte ich wenigſtens die Reiſe umſonſt, obgleich die „annehmliche Belohnung", von welcher der franzöſiſche Herr zu Philadelphia an der Wirthstafel geſprochen, und nach deren Betrag ich in meinem Leichtſinn mich nicht erkundigt hatte, zuletzt nur in einer höflichen Dankſagung und in dem Geſchenk einer kleinen vergoldeten Doſe aus Tombak, gefüllt mit Virginien-Schnupftabak beſtand. Indeß ich war auch damit gern zufrieden, denn auf der Reiſe hatte mir der höfliche Mann nichts abgehen laſſen; ich nahm von ihm einen herzlichen Abſchied.

Ohne weiteren Aufenthalt eilte ich nach dem Ort meiner vermuthlichen Beſtimmung und gab da meinen Empfehlungsbrief an den Ländereienbeſitzer ab, bei dem ich als Verwalter unterzukommen gehofft hatte. Mit Bedauern ſagte man mir, daß die Stelle, für welche ich empfohlen war, bereits vergeben ſei, machte mir jedoch zugleich Hoffnung, daß man mir, vielleicht ſchon nach wenig Wochen, ein andres ähnliches Unterkommen verſchaffen wolle. Aber aus den etlichen Wochen waren ſchon etliche

Monate geworden, meine geringe Baarſchaft, obgleich ich jetzt ungleich ſparſamer gelebt hatte, als in Neuyork, war bis auf weniger als einen Thaler erſchöpft, ſchon nach etlichen Tagen wäre ich mitten in dem wildfremden Lande arm wie ein Bettler geweſen. Ich hatte mich ſchon ſeit einer Woche nach einem untergeordneten landwirthſchaftlichen Geſchäft umgeſehen, ohne ein ſolches zu finden, vielleicht weil meine noch immer ziemlich vornehm ausſehende Kleidung bei den Gärtnern und Landbauern ein Mißtrauen gegen meine Arbeitstüchtigkeit erregte. Da kam mir, als die Noth faſt ſchon am größeſten war, eine Hilfe, ſo wunderlich ſeltſamer, oder ich will lieber ſagen ſo wunderbarer Art, daß, wie mir ſcheint, Gottes gute Hand darin unverkennbar war.

Um das Eſſen im Wirthshaus zu erſparen, pflegte ich gewöhnlich gegen Abend in ein Kaffeehaus zu gehen, und mich da an einem Glas des ſogenannt deutſchen Bieres — ſein Bräuer wenigſtens war ein Deutſcher — und etwas Brod zu ſättigen. Als ich eines Abends mit einem Zeitungsblatt in der Hand da ſaß, weniger in dieſem leſend als über meine Lage nachſinnend, trat auf einmal mein Reiſegefährte: der Franzoſe aus Bordeaux mit noch einem andern Herrn aus der Stadt herein. Ich, nach der Weiſe unſrer deutſchen Höflichkeit, ſtand auf und begrüßte ihn, er aber in ſeiner franzöſiſchen Höflichkeit kam der meinigen noch zuvor, fand es außerordentlich charmant mich hier zu finden und lud mich ſogleich ein, mit ihm und ſeinen hieſigen Verwandten morgen eine Luſtparthie nach einer der berühmteſten Höhlen in Kentucky zu machen.

Ich weiß nicht, ob Ihr ſchon davon gehört habt, deshalb will ich es hier kurz erwähnen, daß man bei uns, namentlich in der Provinz Kentucky, ſo große Höhlen findet, daß an mehreren derſelben der ganze Verlauf bei weitem noch nicht erforſcht wurde, obgleich man viele Stunden weit in dieſelben eingedrungen iſt. Man weiß mehrere Fälle, in denen ſich neugierige Forſcher und Reiſende in den zahlreichen Nebengängen ſolcher Höhlen ſo verirrt haben, daß ſie, nachdem ihnen das Licht ausgegangen war, in große Lebensgefahr geriethen, wie dieſes vor mehreren Jahren einem gewiſſen Herrn Baker in Begleitung ſeiner Familie in einer ſolchen Höhle ergangen iſt und wie ich Euch ſogleich noch ein andres Exempel der Art erzählen will. Doch, um wieder auf meinen Franzoſen zu kommen, er fand es alſo ganz erwünſcht, mich dort im Kaffeehaus zu treffen, lud mich für den andern Morgen zu der Landparthie nach der großen Höhle ein, und fügte hinzu: wir nehmen mehrere Wagen, in einem derſelben werden Sie Ihren Platz finden, um 6 Uhr des Morgens präcis fahren wir ab, ich hoffe Sie um dieſe Zeit vor dem Poſthauſe, wo wir einſteigen werden, wieder zu ſehen.

Ich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, was ich that, nahm die höfliche Einladung dankbar an; mein Franzoſe, mit einer nachläßigen Verbeugung, entfernte ſich mit ſeinem Begleiter in ein Nebenzimmer.

Noch jetzt begreiſe ich nicht, was mich bewegen konnte, eine ſolche, wie ſich bald zeigte, gar nicht einmal ernſt gemeinte Einladung zu einer Luſtparthie anzunehmen, gerade in meiner jetzigen Lage, die mich zu nichts weniger als zu luſtigen Sachen ſtimmen konnte. Und doch war dieſes ſo abenteuerlich ausſehende Ereigniß der Weg zu meiner Rettung, nicht nur aus meiner äußern, ſondern, was unendlich viel mehr war, aus meiner innern Noth.

Noch vor 6 Uhr am andern Morgen fand ich mich an dem mir beſtimmten Orte ein. Es war da noch kein Wagen angeſpannt, doch vernahm ich von einem Diener des Hauſes, daß wirklich von einer Landparthie die Rede war, welche ein hier im Hauſe wohnender Herr mit mehreren andern Herrn und einigen Damen an dieſem Morgen machen wolle. Die Wagen ſeien aber erſt auf 7 Uhr beſtellt und ehe man abführe, könne es wohl noch ſpäter werden. Ich nahm dann ganz gemächlich mein Frühſtück in meinem Kaffeehaus ein und ich muß es, wegen der Folgen, welche derſelbe hatte, für einen ganz beſonders glücklichen Einfall halten, daß ich mich in einem Bäckerladen mit einer guten Portion Weißbrod, in einem andern Laden mit etwas kaltem Fleiſch und einer kleinen Flaſche Jamaica-Rum verſorgte und dieſe Vorräthe in meiner Reiſetaſche unterbrachte. Dieſer Einkauf hatte mich einen nicht unbedeutenden Theil des Reſtes meiner Baarſchaft gekoſtet, ſo daß ich ihn, als er geſchehen war, als einen höchſt unbedachtſamen Streich bereute, und doch hatte auch dieſes ſo kommen ſollen.

Schon vor 7 Uhr hatte ich mich abermals vor dem Hotel eingefunden. Es dauerte noch lange Zeit, bis dahin, wo die angeſpannten Wagen vorfuhren, noch länger, bis die Herrſchaften zum Einſteigen bereit waren. Endlich kam mein Franzoſe, mit einer Dame am Arm. Ich grüßte ihn höflich, wollte ihm nochmals für ſeine Einladung danken, er ſchien mich gar nicht zu kennen und kaum zu bemerken, ſtieg in ſeinen Wagen ohne ein Wort zu mir zu ſprechen. Zum Glück hatte ich, während die Wagen auf die Herrſchaften warteten, mit einem der Bedienten aus dem Hauſe, welche mitfahren ſollten, Bekanntſchaft gemacht, der ein Deutſcher, aus der Gegend von Coblenz war. Dieſem hatte ich erzählt, daß der Herr aus Bordeaux, den ich aus Philadelphia hieher begleitete, mich eingeladen habe, heute mit ihm nach der großen Höhle zu fahren, in einem der Wagen ſolle ich meinen Platz finden. Als dieſer Landsmann ſahe, daß der Herr ſich gar nicht weiter um mich bekümmere, ſagte er lachend: ich kenne dieſe Art von höflichen Leuten ſchon, wenn es Euch übrigens gefällt, könnt ihr bei uns in dem Bedientenwagen noch ganz gut einen Platz finden.

Zu jeder andern Zeit würde mich das Benehmen meines Franzoſen ſo beleidigt haben, daß ich augenblicklich von der Parthie abgeſtanden wäre; heute konnte ich dies nicht thun. Und zwar nicht nur deshalb, weil ich durch mein jetziges Unglück etwas gedemüthigt und darum weniger empfindlich geworden war, ſondern aus einem mir ſelber unbegreiflichen Drange, dieſen Weg mitzumachen.

Mehrere Male wurde unterwegs angehalten. Der franzöſiſche Herr, wenn er bei ſeinem Ausſteigen an mir vorüber kam, that, ſo wie vorher, als wenn er mich gar nicht bemerkte und ich achtete auch nicht weiter auf ihn. Deſto mehr aber achtete auf mich mein deutſcher Landsmann, der mir den Sitz in ſeinem Wagen verſchafft hatte. Dieſer nahm es als eine Sache an, die ſich von ſelbſt verſtehe, daß ich, wenn wir an einem Wirthshaus anhielten, das, was wir da genoſſen — es beſtand zum Glück immer nur in einigen Gläſern Rum und etwas Brod — nicht blos für mich, ſondern auch für ihn bezahle. Ich wollte nicht als Knicker erſcheinen; ſo bezahlte ich denn, und als wir an dem Dorfe vor der großen Höhle ankamen, hatte ich kaum noch ſo viel Geld, um mir einige Lichter zur Wanderung in das Dunkel zu kaufen.

Bei allem, was ich heute that, war durchaus keine

Ueberlegung, es war mir, als handelte ich wie im Zuſtand eines Traumes, oder wie Einer, der nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren hat, in dumpfer Gleichgültigkeit. Heute noch Herr und morgen Taglöhner, ſo dachte ich etwa bei mir ſelber, als ich mir wie die Andern, am Eingang in die Höhle ein Licht anzündete und der vornehmen Geſellſchaft in das Dunkel hinein folgte. Wir waren noch nicht weit in den bald höher gewölbten bald niederen Gängen vorwärts gekommen, da bemerkte ich, daß dieſe Gänge öfters auf kürzere oder weitere Strecken hin zwar zur Rechten und zur Linken ſich trennten, dann aber wieder in einen allgemeinen Gang ſich vereinten. Selbſt unſer Führer machte mehrmalen hierauf aufmerkſam, wenn Einer oder der Andere von der Geſellſchaft ihn fragte, ob man jetzt rechts oder links gehen ſolle, doch wählte er immer den gangbarſten Weg. Mir war es unbequem, mit den Herren und Damen zu gehen, ich ſchlug lieber den minder gut gangbaren Seitenweg ein und war ſchon etliche Male auf ihm wieder zu der Geſellſchaft gekommen. Wir mochten etwa eine Stunde lang in dem Grottengewölbe herumgewandert ſein, da hörte ich auf einmal keinen Ton der Menſchenſtimmen, ſah keinen Schein der Lichter mehr. Nur mein eigenes beleuchtete mir noch den Weg, der hier enger zuſammenlief und abſchüſſig nach unten in eine Tiefe ging, deren Grund ich nicht mehr abſehen konnte. Ich dachte jetzt an die Umkehr und ſo eilig als möglich ging ich, wie ich meinte, nach der Richtung hin, welche zum Hauptgang zurückführte. Aber ich hatte mich in dem Labyrinth dieſer unterirdiſchen Felſengrotte ſo vollkommen verirrt, daß ich bald einmal an eine Stelle kam, an der die Wölbung ſo niedrig wurde, daß man kaum auf dem Bauche kriechend hindurch gekonnt hätte, bald an einen weitgähnenden Abgrund. Einmal glaubte ich wieder Menſchenſtimmen zu hören, ich wendete mich eilig nach der Gegend hin, als ich aber näher kam, da war es ein Waſſer, das ſich in die Tieſe ſtürzte. Ich hatte ſchon mein zweites Licht angezündet und meinem Ermeſſen nach mochte es ſchon die vierte Stunde ſein, die ich auf meinem Angſtwege zugebracht hatte. Da mit einmal glitt mein Fuß auf dem ſchlüpfrig-naſſen Felſenboden aus, ich ſank ſeitwärts über einen gähen Abhang hinab, der meinen gerade vor ſich hin ſchauenden Blicken ganz entgangen war. Zu meinem Glück ging mein Hinabfahren in keine große Tieſe, in wenig Augenblicken fühlte ich mich wieder auf ebenen feſtem Boden. Aber zu meinem unbeſchreiblichen Schrecken war mir das Licht bei meinem Hinabgleiten aus der Hand gefallen und verloſchen. Ich hatte verſäumt, ein Feuerzeug mit mir zu nehmen und meine Mühe, das glimmende Docht wieder in helle Flamme aufzublaſen, war vergeblich; nach wenig Minuten fand ich mich in einem Dunkel der Mitternacht. Mich ergriff ein Schauer der Furcht, dergleichen ich noch niemals in meinem Leben empfunden hatte. Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte mich ſo ſchwach, daß ich meinte, ich würde nie mehr von dem Boden aufſtehen können. Ich verzweifelte an meiner Rettung, denn die Geſellſchaft, mit der ich gekommen war, hatte ſich um mich noch weniger als ich um ſie, wenn ich nach eignem Belieben einen Seitenweg einſchlug, bekümmert; der Führer hatte mich Einzelnen gar nicht bemerkt und jene Herrſchaften, welche im Ganzen nur 1 bis 2 Stunden zum Beſehen der Höhle beſtimmt hatten, waren ſchon längſt wieder auf ihren Landſitz zurückgefahren.

So fern von aller menſchlichen Hülfe und Tröſtung in einer dunklen Gruft, wie ein lebendig Begrabener zu verſchmachten und hinzuſterben, das war mir ein furchtbarer Gedanke. Ich verſuchte zu beten; mein Gebet wurde zu einem lauten Seufzen. Da war mir es, als antwortete mir, nicht weit von der Stelle, an der ich lag, ein anderes Seufzen. War es etwa ein leiſer Widerhall von dem Felſen, der hier in der nächtlichen Stille für mein Ohr hörbar wurde, oder ein wildes Thier, vielleicht ein Wolf, der da ſein Lager genommen hatte? Ich hielt den Odem an, um recht genau zu hören und das Seufzen wiederholte ſich, ja mir war es, als ließe ſich dabei das ſchwache Murmeln einer Menſchenſtimme vernehmen. Ich raffte mich jetzt auf und vorſichtig mit den Händen um mich hertappend, die Füße Schritt vor Schritt ſetzend, ſuchte ich mich der Gegend zu nahen, wo der ſeufzende, vermuthliche Unglücksgefährte ſich befand. Ich war noch nicht weit vorwärts gekommen, da ſtieß ich mit dem Fuß an Etwas und taumelte darüber hin. In dieſem Augenblick erhob ſich ein Hundegebell, das, obgleich es ganz aus der Nähe kam, ſo ſchwach lautete, als käme es von einem ſchon im Hinſterben begriffenen Thiere. Ich fühlte nun mit den Händen umher und bemerkte, daß der Gegenſtand, über den ich hingetaumelt war, ein menſchlicher Körper ſei, bei welchem, ganz nahe an ſeine Bruſt geſchmiegt, ein kleines Hündchen und nur etwa einen Schritt weiter ein ſchlafendes Kind lag. Ich kniete auf den Boden hin um mein Ohr dem Munde des Mannes ſo weit zu nahen, daß ich ſein Murmeln verſtehen konnte. Er ſprach auf Engliſch: „ich bin dem Tode des Verſchmachtens nahe“. Augenblicklich reichte ich ihm aus meiner Reiſetaſche einen Biſſen Brodes, den ich vorher mit Jamaica-Rum befeuchtet hatte, in ſeinen Mund, und wiederholte dieſe Gabe mehrern Male. Da kehrten dem ermatteten Manne ſeine Kräfte in ſo weit wieder, daß er mit laut vernehmlicher Stimme ſagte: ach wenn wir jetzt ein Licht hätten! — An einem Licht, ſo ſagte ich, fehlt es mir nicht, wohl aber an dem Mittel, es zu entzünden. — Dafür laßt mich ſorgen, erwiderte der Mann, indem er mir das Licht aus der Hand nahm und mit Hülfe eines ſogenannt chemiſchen Feuerzeuges, dergleichen vor Erfindung der Zündhölzchen im Gebrauch waren, daſſelbe anzündete. Sein erſter Blick ging nach dem ſchlafenden Knaben hin. Gottlob, ſagte er, indem er die Stirn des Kindes leiſe berührte, er lebt noch; er hat unſer Elend großentheils verſchlafen. Jetzt, ſo ſprach er weiter, theilt vor Allem hier meinem Hündchen einige Biſſen von Eurem Brode mit. Das treue Thier, das ich bei meinem Weggehen vom Hauſe hatte zurückhalten laſſen, damit es mir nicht überall hin folgen und bei einem Geſchäft, das ich unterwegs hatte, mich beläſtigen möchte, muß, ich weiß nicht wie lange? nach meiner Abreiſe ſeiner Haft entkommen ſein, es iſt meiner Spur gefolgt und hat mich, wenn mir anders hier, wo kein Wechſel zwiſchen Tag und Nacht iſt, ein Urtheil über die verlaufene Zeit zuſteht, bereits ſeit länger als einem Tage aufgefunden. Es kam ganz ausgehungert und abgehetzt bei mir an, ich aber hatte nichts mehr zum Unterhalt für meinen Knaben als einen kleinen Vorrath von getrockneten Aprikoſen und anderm Obſt, die der Hund nicht genießen konnte. Jetzt aber, wenn er nur erſt wieder bei Kräften iſt wird er uns, das weiß ich gewiß, zu einem ſichern Führer aus der Höhle dienen.

Ich gab dem Hündchen von dem reichlichen Vorrath, den meine Reiſetaſche enthielt, zur Genüge. Der Fremde hatte indeß ſeinen kleinen, dem Anſehen nach etwa 10jährigen Sohn, aus dem Schlafe geweckt; ich hatte eine lederne Trinkſchale, die ich bei mir führte, mit dem Waſſer gefüllt, das aus einer Felswand der Höhle hervordrang, den ſalpetrigen Geſchmack deſſelben durch die Beimiſchung von Rum und Zucker verbeſſert, und meine Gäſte ſetzten ſich zu der Mahlzeit nieder, die ich, ohne zu wiſſen für wen? mit mir gebracht hatte. Der Fremde ſprach vor dem Genuß der Speiſen ein herzliches Lob- und Dankgebet für ſeine, ja für unſre Rettung. Wie ſich ſpäter ergab, waren es volle vier Tage, ſeitdem er ganz allein mit ſeinem kleinen Sohn, weil gerade damals bei der Erntearbeit kein Führer in den benachbarten Hütten aufzutreiben geweſen, ſich in die Höhle begeben hatte. Es war ſeine Abſicht, nur einige tauſend Schritte weit in die unterirdiſchen Räume hineinzugehen, jeder von ihnen hatte nur ein Licht bei ſich; durch die Lebhaftigkeit des Kleinen, der immer vorausſprang, um die ſchönen Tropfſteingebilde zu ſehen, war er aber ſelbſt verführt worden, immer weiter zu gehen, und als die Lichter beide faſt zu Ende giengen und nun der Rückweg geſucht werden ſollte, da geriethen die bedauernswürdigen Wandrer aus einem Labyrinth der Grottengänge in das andre. Die Lichter waren verloſchen; das laute Weinen des Knaben, das Rufen ſeines Vaters hörte kein menſchliches Ohr, denn, wenn auch die beiden, wie dies nicht unwahrſcheinlich iſt, dem Ausgang der Höhle wirklich einmal nahe gekommen wären, ſo hätte dennoch hier Niemand ſie vernommen, weil gerade in dieſer Jahreszeit, wegen der Ernte, die Salpetergräbereien eingeſtellt waren, die ſonſt in den vorderſten Räumen ohne Unterlaß betrieben werden. So lange der Kleine noch Kräfte zum Gehen und Laufen hatte, ſetzten beide ihr Herumirren im Dunkeln fort; wenn der Knabe vor Müdigkeit nicht mehr gehen und ſtehen konnte, da lagerte man ſich und das Kind verfiel dann, von der Angſt und dem vielen Weinen noch mehr ermüdet als vom Laufen, in einen langen, tiefen Schlaf. Außer einigen kleinen Weißbroden, die ſchon am erſten Tag verzehrt waren, hatten ſie von Lebensmitteln nichts bei ſich, als einen Beutel voll getrocknetem Obſt, den die Wirthin im letzten Nachtlager, eine alte Bekannte des Hauſes, dem Knaben geſchenkt hatte; das Waſſer, das hin und wieder von den Felſen tröpfelte, ſo widerwärtig es auch anfangs durch ſeinen ſalpetrigen Geſchmack der Zunge erſchien, mußte zur Stillung des Durſtes dienen. Es war hier kein regelmäßiger Wechſel zwiſchen den Zeiten des Schlafens und Wachens; wenn der Knabe ſich kräftig fühlte, da ſetzten beide ihre Irrwege fort, auf denen ſie, wie der Vater dies aus dem Rauſchen eines tief unterirdiſchen Waſſers geſchloſſen hatte, mehrere Male immer wieder an denſelben Ort gekommen waren. Soviel aber iſt gewiß, daß das Kind während des ganzen Aufenthaltes in der Höhle dreimal, ja vielleicht viermal länger geſchlafen als gewacht hatte. Zuletzt waren die beiden, vielleicht an derſelben Stelle, wo mir dies geſchahe, in den tieferen Raum der Höhle hinabgeglitten, darin ich ſie auffand. Der Vater, von Sorgen und langem Faſten erſchöpft, hatte ſich hier unvermögend gefühlt, weiter zu gehen, und das Kind war in einen ſo langen, feſten Schlaf verſunken, daß ſelbſt der gleich nach dieſem ſchreckenden Ereigniß zu ihnen gekommene kleine Dachshund, es durch das Lecken an ſeinem Geſicht und durch ſein freudiges Bellen nicht erwecken konnte. „Wahrſcheinlich,“ ſo ſchloß der Vater ſeine Erzählung, „wäre dieſer Schlaf ſein letzter, ſo wie dieſe bangen Stunden meine letzten geworden, wenn uns Gott nicht

Euch als einen rettenden Engel geſendet hätte; denn der kleine Vorrath auch des getrockneten Obſtes war verzehrt, ich hätte nichts mehr für mein ſchmachtendes Kind gehabt als die Worte des Mitleides und des Troſtes, die ich kaum noch hörbar aus der müden Bruſt hervorbringen konnte.“

Meine beiden Gäſte, ſammt ihrem kleinen Dachs, waren geſtärkt und geſättigt; außer meinem bereits halb verbrannten Lichte hatte ich zwar noch einen Wachsſtock, den ich ſchon in Philadelphia mit mir genommen, in meiner Reiſetaſche, doch ſchien es uns dringend nöthig, daß wir ungeſäumt uns auf den Weg hinaus nach dem Tageslichte machten. „Laßt uns,“ ſo ſprach der Fremde, „jetzt nur ganz unbeſorgt unſerm Führer, meinem Hunde folgen.“ — Dieſer, ſobald ſein Herr aufgeſtanden war, ſprang ſogleich nach jener Stelle hin, an welcher wir auf dem ſchlüpfrigen Felſenboden herabgeglitten waren. Mehrere Male verſuchte das gute Thier vergeblich, an dem gähen Abhang hinanzuklimmen: endlich gelang es ihm, freudig mit dem Schwanze wedelnd ſtand es oben und wir, nachdem ich zuerſt den Knaben hinaufgehoben und geſchoben hatte, dann ſelber, den Fremden an ſeinem Arme nachziehend, in den höheren Gang gelangt war, hatten jetzt nichts mehr zu thun, als nur hinter unſerm klugen Hunde darein zu gehen, der uns, noch ehe mein Licht ganz niedergebrannt war, an den Ausgang der Höhle brachte, wo er mit freudigem Bellen, als wollte er ihnen Glück zu ihrer Rettung wünſchen, bald an dem Vater, bald an dem Knaben in die Höhe ſprang und ihnen die Hände leckte.

Die Sonne neigte ſich ſo eben an dem Saume des weſtlichen Gebirges zum Untergang, als wir wieder heraus an Gottes freie Luft traten. Ich konnte mich der Freudenthränen nicht enthalten, und mein ſtummes Gefühl empfing die rechte Sprache der Worte, als der Fremde, dann mit ihm wir beiden Andern niederknieete und in einer Weiſe betete, die mir ſo tief zu Herzen ging, daß mir es war, als hätte ich noch niemals ſo gotteskräftig beten gehört. Freilich war auch mein Herz noch niemals ſonſt ſo gedemüthigt, ſo erweicht, ſo empfänglich für die Kraft ſolcher Worte geweſen, als an dieſem Tage der großen Angſt und großen, wunderbaren Rettung.

Ich will nun den Schluß meiner Geſchichte kurz machen. Ich ſagte euch vorhin, daß ein alter, ohnmächtig dahin ſterbender Mann, den ich als einen lebendig Begrabenen im Dunkel einer Gruft gefunden, mir ein Schatz geweſen und geworden ſei, der das Wohlergehen und das Glück meines ganzen nachmaligen Lebens begründete. Der Fremde, dem ich durch Gottes wunderbare Fügung in der Höhle das Leben gerettet hatte, war und wurde mir dieſer Schatz. Gleich am erſten Abend, in der Pächterswohnung, darin wir übernachteten, fragte er mir meine ganze innere und äußere Noth und meine Begegniſſe in Amerika ab, bis dahin, wo wir beide uns zuſammengefunden. Ich ſehe wohl, ſagte er, Euer Weg in die Höhle, den Ihr ohne klugen Vorſatz und Bedacht unternahmt, war ein Weg, den nicht der eigne Verſtand, ſondern den Gott Euch, zu meiner und zu meines Kindes, und zu Eurer eignen Rettung führte. Den erſten Theil des heilſamen Planes der Vorſehung habt Ihr vollendet, den zweiten will mit Gottes Hülfe ich hinausführen. Ich bin im Beſitz vieler, zum Theil erſt vor Kurzem angekaufter Ländereien, ich bedarf wirklich eines in der Landwirthſchaft wohlerfahrenen Verwalters. Ihr kommt mir für dieſe Stelle gerade zur gelegenen Zeit, und ſchon morgen will ich Euch, nicht ſehr fern von hier, Euer künftiges Arbeitsfeld und Euern Wohnort anweiſen.

Mit welchen Gefühlen und Gedanken ich mich an dieſem Abend zur Ruhe niederlegte, das könnt Ihr Euch wohl ſelber denken. Wie ich ſchon vorhin ſagte, mein Herz war durch die Demüthigungen, Sorgen, Gefahren und Rettungen der letzten Tage ſo weich geworden, wie noch niemals ſonſt in meinem Leben. Vor tiefer Bewegung konnte ich lange nicht einſchlafen; mein vergangenes Leben lag großentheils wie ein ſchwerer, wüſter Traum hinter mir, ich fühlte mit Sicherheit, daß ein Erwachen zu einem andern, beſſern Leben mir nahe ſei. Als ich gegen Morgen noch in einen ſanften Schlaf verſank, da war dieſer Schlaf voll ſo lieblicher Träume, die aus den beſten, unſchuldigſten Erinnerungen meiner Kindheit gewebt waren, daß ich beim Erwachen meine fröhlich ſelige Stimmung in einem Morgenlied laut werden ließ, welches ein Lieblingslied meiner ſeligen Tante geweſen war.

Mein Mitgenoſſe der Freuden und Leiden des geſtrigen Tages und nunmehriger Brodherr hatte im Nebenzimmer geſchlafen und dort meinen Geſang gehört. Als wir beim Frühſtück zuſammen kamen, redete er mich freundlich in meiner Mutterſprache an, die zwar, wie man leicht bemerken konnte, nicht die ſeinige war, in welcher er ſich aber ziemlich gut auszudrücken wußte. Ich bemerke, ſo ohngefähr ſagte er zu mir, daß Ihr ein Deutſcher ſeid; ich zwar ſtamme von väterlicher Seite aus einer Familie der älteſten engliſchen Auswanderer in Maſſaſchuſets ab, aber meine Mutter war eine Deutſche und meine Frau iſt auch ein Kind deutſcher Eltern. Auch meine Kinder haben Freude an der Sprache ihrer Mutter und Großmutter und leſen gern gute deutſche Bücher, wobei Ihr ihnen noch manche Anleitung geben könnet. Was mich übrigens noch mehr gefreut hat, als die Bemerkung, daß Ihr Deutſch verſteht, iſt die, daß Ihr die Sprache verſteht und lieb habt, die der Geiſt jenes mir wohlbekannten Liedes redet. Denn ich kann Euch wohl ſagen, daß dieſe Herzensſprache die Stimmung iſt, welche in meinem Hauſe und in ſeinen Bewohnern herrſcht, und wenn dies auch die Eurige iſt und fortwährend bleibt, dann ſollt Ihr mir auch ein lieber Hausgenoſſe ſein und bleiben.

Und ſo ward es denn auch. Ich faßte gegen den werthen Mann eine Hochachtung und Liebe, wie ein dankbarer Sohn zu ſeinem Vater. Ihm erzählte und bekannte ich ohne Rückhalt alle Verirrungen meines jugendlichen Hochmuthes und Leichtſinns. Schon meine Aufrichtigkeit in dieſem Bekenntniß konnte ihm bezeugen, daß es mir auch mit den Vorſätzen, die ich gegen ihn ausſprach, ein entſchiedener Ernſt ſei. Und er war der Mann, um mich bei demſelben feſt zu halten und darin zu beſtärken, weil die Heilmittel, die er für meine geiſtige Geneſung benutzte, nicht von menſchlicher Erfindung waren, ſondern von der Natur des Göttlichen. Unter ſeiner väterlich liebevollen und ernſten Führung lernte ich mich ſelber noch immer beſſer kennen, lernte das rechte Treuſein und Anhalten an die Arbeit meines äußern und innern Berufes, und in jeder Hinſicht ſchritt es mit meiner gründlichen Beſſerung durch Gottes Segen ſo raſch vorwärts, daß ich nach etlichen Jahren, die ich in dem Umgang mit meinem väterlichen Freunde und noch mehr in ſtetem Umgang mit Dem, der auch ſeiner Seele treueſter Freund war, zubrachte, in Wahrheit von mir ſagen konnte: das Alte iſt vergangen, der lange Winter iſt vorüber, es iſt Alles neu worden, der Frühling iſt da.

Nach zwei Jahren wagte ich es, dem Vater die gegenſeitige Neigung, die mich mit ſeiner älteſten Tochter verband, auszuſprechen. Die beiden Eltern gaben uns ihren Segen, und zugleich erhielt ich als Mitgabe meiner lieben Frau ein kleines Anweſen in Kentucky. Es gelang mir unter Gottes Beiſtand mein Beſitzthum in ſo guten einträglichen Beſtand, zu ſetzen und durch den Handel mit dem Holze einer ſchönen Waldung, die ich am Ohio gekauft hatte, ſo viel zu gewinnen, daß ich nach dem Tode meiner geliebten Schwiegereltern, die im dritten Jahr nach meiner Verheirathung beide ſchnell nach einander ſtarben, mir hier in der Provinz Arkanſas ein Gebiet von Ländereien kaufte, welches an Umfang manches kleine, deutſche Fürſtenthum übertrifft. Ich bin eben der Meinung, daß es in der Beſtimmung des Menſchen liege, daß durch ſeiner Hände treuen Fleiß auch ſein Wohnort, die Erde, zu einem Feld der Ernte, zu einem Garten Gottes umgewandelt werde. Die Geſchwiſter meiner lieben Frau, meine Schwäger und Schwägerinnen leben alle in gutem Wohlſtand, einige in Kentucky, andere in Waſhington und in Neuyork, und es vergeht kein Jahr, wo wir uns nicht gegenſeitig bald hier bei mir, bald bei ihnen beſuchen, da ja in unſern Tagen das Reiſen mit der Kraft der Dampfmaſchinen eine ſo leichte Sache geworden iſt.

Seht, ſo endigte unſer Wirth ſeine Erzählung, ſo habe ich euch aus meiner eigenen Erfahrung gezeigt, daß man nicht nur durch die Goldklumpen von Californien, wenn man anders dergleichen finden ſollte, reich und glücklich werden kann, ſondern daß der Weg zum Glück und Wohlbefinden ein näher liegender, kürzerer und ſicherer ſei, den Jeder, der ihn nur ernſtlich ſucht, ohne einen Indianerwegweiſer und ohne die mühſelige Fuhre auf Ochſenwagen finden kann.

Die guten Lehren, die uns der wackre Hausvater in ſeiner Lebensgeſchichte gab, hatten uns alle zum Nachdenken geſtimmt, und in mir, ſo, wie ſich dies bald nachher zeigte, in Chriſtoph, war das Gefühl der Reue über den Schritt, zu dem das Goldfieber uns verleitet hatte, ſehr lebendig geworden. Wir hatten indeß nicht lange Zeit, der Sache weiter nachzudenken, denn während wir noch bei der lieblichen Abendkühle in der Gartenlaube ſaßen, kam ein alter Herr zu Pferd in dem Hofe an, dem unſer Wirth ſogleich freundlich bewillkommnend entgegen ging. Er führte den Alten zu uns herein in die Gartenlaube. Das ſind, ſagte er zu ihm, lauter Landsleute von mir, die nach Californien auf's Goldſuchen ausgehen wollen, und dieſer Herr da, ſprach er zu uns, iſt mein lieber Gevatter und nächſter Nachbar in dieſem Lande, der Feldmeſſer hier in unſerer Provinz, der in ſeinem Leben ſchon manche Hundertauſende von Aeckern Landes im Auftrag der Regierung abgemeſſen hat.

Ja, mein lieber Gevatter, erwiderte der alte Herr, wenn's auch früher und bis noch vor Kurzem, mit meiner Geſchäftigkeit als Landmeſſer, ſo wie Ihr ſie eben rühmtet, ſeine Richtigkeit gehabt hat, ſo iſt es doch jetzt damit aus. Ich habe in voriger Woche einen Anfall gehabt, der einen alten, 76jährigen Mann, wie mich, wohl, wo nicht an ſein Ende, doch daran erinnern kann, daß es Zeit ſei, ſich zur Ruhe zu begeben und ſeine Arbeit, die er lang genug betrieben hat, jüngern Händen zu überlaſſen. Ich gedenke deshalb übermorgen eine Reiſe, nöthigenfalls bis nach Philadelphia, anzutreten, um mich nach einem Gehülfen und Stellvertreter bei meinem immer weitläuftiger werdenden Geſchäft umzuſehen und wollte Euch nur vor meiner Reiſe noch einmal begrüßen.

Ich ſetzte mich ſogleich zu dem alten Herrn hin, in deſſen ganzen Weſen etwas lag, das mein Zutrauen erweckte. Ich fragte ihn genau über das, was er an Kenntniſſen und Fertigkeiten von einem Gehülfen verlange, ſagte ihm dann ganz aufrichtig und beſcheiden, was ich zu leiſten vermöge, und erklärte ihm meine Bereitwilligkeit und meinen Wunſch, als Feldmeſſer in ſeine Dienſte zu treten. Der Geometer ſtand auf, nahm unſern Wirth bei Seite und nachdem er mit dieſem eine Zeit lang im Garten auf und niedergehend geſprochen hatte, kam er wieder zu mir und ſagte: Ihr gefallt mir, und was mein Gevatter mir von Euch ſagt, das gefällt mir auch. Es ſollte mich freuen, wenn Ihr mir meine beſchwerliche Reiſe nach Oſten und ich Euch die Eurige nach Weſten erſparen könnte. Ich nehme Euch morgen mit mir und wir verſuchen es vor der Hand mit einander. Geht es, wie ich nicht zweifle, gut mit Euch, dann bleibt Ihr bei uns im Lande und Ihr werdet Euch ſehr gut nähren, da Ihr, wie ich höre, Euch außer dem Feldmeſſen auch auf die Wundarzneikunde verſteht. Die Beſtätigung der Regierung in Euer Amt als Geometer werde ich ohne Mühe erlangen.

Als der Chriſtoph dieſes Geſpräch hörte ſagte er: ach wenn der Herr da doch auch ein Unterkommen für mich als Schmied wüßte. Ich wollte recht fleißig ſein; die Reiſe nach Californien iſt mir ſchon längſt verleidet und meine Reiſegefährten können mich leicht entbehren, da bei der Geſellſchaft, an welche ſie ſich anſchließen wollen, drei Schmiede ſind.

Da iſt bald geholfen mein ehrlicher Chriſtoph, ſprach unſer Wirth. Ich ſuche ſchon ſeit einiger Zeit einen gelernten Schmied, den ich in meinem großen Anweſen nöthig brauche, weil der eine meiner Knechte nur zur Noth ſich aufs Ausbeſſern unſerer eiſernen Geräthſchaften verſteht. Ich behalte dich bei mir und ich weiß, du bleibſt gerne bei mir.

Chriſtoph war ſehr gerührt. Er gab dem Hausvater die Hand und verſprach nach Kräften ihm treu und gut zu dienen. Uns beiden endigte dieſer Tag als ein rechter Freudentag.

Nun kann ich meinen übrigen Bericht von der Californiſchen Reiſe kurz machen. Unſere andern Reiſegefährten, denen der lange Wilhelm ihr gegebenes Wort und ihre Verpflichtung gegen ſeinen alten Vetter vorhielt, und die auch ſelber das Californiſche Goldfieber noch in voller Stärke an ſich hatten, reiſten wirklich am andern Morgen dahin ab. Ich habe noch keine Nachricht von ihnen erhalten, hoffe aber, es wird ihnen die Reiſe zu ihrem Nutzen geweſen ſein. Wir beide aber, Chriſtoph und ich, leben nun ſchon ſeit drei Monaten recht ſeelenvergnügt und glücklich hier in unſerm neuen Vaterlande. Mein alter Geometer iſt ein wahrhaft frommer, edler Greis, der mich wie einen Sohn mit Liebe und Zutrauen behandelt. In der Einſamkeit ſeiner alten Tage, denn er hat keine Kinder, und ſeine Frau iſt ihm vor mehreren Jahren geſtorben, ſcheine ich ihm ſehr zur Unterhaltung und zum Troſt zu dienen. Sehr oft beſuchen wir beide unſere — freilich gerade nicht nahe bei uns wohnenden und dennoch nach hieſigem Verhältniß nächſten — Nachbarn: den lieben Landsmann und ſeine treffliche Familie. So iſt der ſeltſame Schatz, den dieſer Landsmann in der dunklen Gruft eines lebendig Begrabenen fand nicht nur für ihn, ſondern in ſeinen weiteren Folgen auch für uns beide, für Chriſtoph und mich, ein Fund geworden, der unſer Lebensglück mit Gottes Hülfe in beſſerer Weiſe begründen wird, als dieſes durch die Goldklumpen von Californien hätte geſchehen können.

2. Der Strich iſt zerriſſen und wir ſind los.

Wenn der ehrenwerthe Landeigenthümer im nordamerikaniſchen Gebiet von Arkanſas, von deſſen Lebensſchickſalen wir in der vorhergehenden Erzählung ſprachen, im Vergleich mit manchen heutigen Auswanderungsgelüſten nach den Freiſtaaten von Amerika, des Auswanderungsdranges einer frühern Zeit erwähnte, welcher dieſe Staaten die edelſten Grundlagen ihrer geſetzmäßigen Verfaſſung verdankten, ſo deutete er damit ohnfehlbar auf jenen Drang zum Ausgehen aus dem lieben Lande der Väter hin, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine große Schaar der beſten Unterthanen des brittiſchen Reiches in die damaligen Wildniſſe von Maſſachuſets und Penſylvanien führte. Allerdings ſucht auch noch ein Theil der jetzigen Auswanderer nach Amerika in dieſem neuen Vaterlande nur ſein tägliches Brod, im redlichen Fleiß ſeiner Hände, und dieſer Theil iſt ſeiner Mehrzahl nach der Beſte. Ein andrer Theil geht dem Reichwerden ohne große Mühe im Goldlande von Californien nach; ein dritter, und dieſes iſt der bedauernswertheſte, elendeſte, ſucht unter dem Namen der Freiheit eine Entbundenheit von den Geſetzen und Pflichten aller göttlichen und menſchlichen Ordnung. Jene Auswanderer aber, die unter dem Namen der Independenten vor nun dritthalb Jahrhunderten in Neuengland einzogen, ſuchten hier nicht jene falſche Freiheit und Entbundenheit von allen göttlichen Geboten, ſondern jene wahre, welche dem Menſchen es verſtattet, in treuer Uebereinſtimmung mit ſeinem Glauben und Gewiſſen durch Wort und Schrift zu lehren und in That und Werk zu wandeln.

Man ſollte es der ſonſt ſo einſichtsvollen Königin Eliſabeth von England, die während ihrer Regierung manche löbliche Einrichtung traf, nicht zutrauen, daß ſie, welche ſich bei anderer Gelegenheit den Ruhm einer mütterlichen Beſchützerin der Freiheiten und Rechte ihrer Unterthanen ſo eifrig zu erhalten ſuchte, durch eine unwürdige Rechthaberei ſich verleiten laſſen konnte, mit tyranniſcher Gewaltthätigkeit gerade die höchſten und edelſten jener Rechte und Freiheiten anzutaſten. Es geſchah dieſes damals, als die Königin eine Verfaſſung der Hof- und Landeskirche, die unter ihrem Befehl ausgefertigt worden war, gleich als wäre ſie ihr Werk, ſo ſehr zur Sache ihrer Perſon gemacht hatte, daß ſie jeden Widerſpruch dagegen als ein Majeſtätsverbrechen betrachtete, und als ſolches beſtraft wiſſen wollte.

Es war im Jahr 1591, da wurde John Udall, ein frommer Prediger des Wortes, wegen einer Schrift, von übrigens durchaus chriſtlichem Inhalt vor Gericht gezogen, in welcher einige Sätze der Verfaſſung der Hofkirche zu widerſprechen ſchienen. Als einer der Richter ihn aufrühreriſcher Abſichten beſchuldigte, antwortete er: „das ſei ferne von mir, einer Empörung das Wort zu reden! Vielmehr iſt das unſere Lehre, daß die einzigen Waffen, deren Unterthanen gegen die Obrigkeit, die Gott über ſie ſetzte, ſich bedienen ſollen: Buße und Gebet, Geduld und Thränen ſind.“ Der Richter forderte ihn nochmals zum Widerruf der anſtößig befundenen Sätze ſeiner Schrift auf und fügte hinzu, daß er jetzt bereit ſei, das Todesurtheil über ihn auszuſprechen. „Und ich,“ ſprach Udall, „bin bereit, es zu vernehmen und mich ihm zu unterwerfen, denn ich bezeuge vor Gott, daß die Sache, um derenwillen ich ſterbe, gut iſt.“ Udall, deſſen Hinrichtung ſich verſchob, ſtarb im Gefängniß; eine Anzahl ſeiner Glaubensgenoſſen, Prieſter und Laien, ſtarben auf dem Schaffot und an dem Galgen, weil ſie nicht, wie manche Schwächere, das, was ſie vor Gott als wahr und recht erkannt hatten, aus Menſchenfurcht verläugnen wollten. Als der Doctor Reynolds der Königin Eliſabeth es beſchrieb, mit welcher Ruhe dieſe Männer zum Tode gingen, wie ſie ihre Königin geſegnet und noch auf dem Schaffot um eine lange und glückliche Regierung für ſie gebetet hätten, da wurde ſie gerührt und bereute ihre Härte. Leider ließ ſie ſich aber dennoch bald wieder zu faſt ebenſo harten Maßregeln gegen die Abweichenden von der anglicaniſchen Kirche verleiten. Denn dieſe waren jetzt, weil in dem Blut der treuen Zeugen für eine erkannte Wahrheit eine Macht liegt, welche alsbald ganze Schaaren unter das Panier des offenen Bekenntniſſes herbeiruft, nach Walther Raleigh's Zeugniß zu einer Zahl von 20000 angewachſen, und ihre Menge nahm noch immer zu. Die Macht des Schwertes vermochte nichts mehr gegen eine ſolche geiſtige Macht, das Verbot der freien Ausübung ihrer gottesdienſtlichen Handlungen und andre Beſchränkungen der bürgerlichen Rechte konnten nur bewirken, daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts ganze Schaaren der Verfolgten nach Holland, namentlich nach Amſterdam, ſo wie in andre proteſtantiſche Länder des Continents auswanderten. Andere blieben in England und entzogen ſich durch ihren ſtillen, ſittlichen Wandel dem Auge und den Geſetzen ihrer Feinde.

Man begriff alle dieſe Leute, welche nicht mit den innern und weſentlichſten Lehren der anglicaniſchen Kirche, wohl aber mit einigen Hauptpunkten ihrer äußern Verfaſſung im Widerſpruch ſtanden, unter dem Namen der Puritaner. Als unter der Regierung des Nachfolgers der Königin Eliſabeth, Jacobs I. die Gewaltthätigkeiten und Beraubungen aller geiſtigen Freiheiten für dieſe vermeintlichen Feinde der Hofkirche bis zu einer unerträglichen Höhe ſich ſteigerten, da entſchloſſen ſich viele der tüchtigſten und muthigſten derſelben, das werthe Land ihrer Väter und Europa, welches unter den endloſen Kämpfen ſeiner ſogenannt chriſtlichen Völker zerriſſen und zerrüttet war, zu verlaſſen und in einem andren Welttheil Zuflucht gegen ihre Bedrücker ſowie Ruhe zu ſuchen.

Jene Puritaner, welche im J. 1620 nach Neuengland, zunächſt nach Maſſachuſets ſich überſiedelten, kamen dorthin nicht um Gewinn und Reichthum, oder ein genußreiches Leben in einem milden Klima und auf einem an allen Gaben der Natur überreichen Boden, ſondern nur um eine freie Ausübung ihrer Gottesdienſte zu ſuchen und zu finden. Sie kamen ohne alle königliche Unterſtützung, ohne Beihülfe einer Geſellſchaft, welche das Unternehmen begünſtigte. Aber ſie brachten das Liebſte und Theuerſte mit ſich, das ſie beſaßen: im Innern ein Vertrauen auf Gott und ſeine Hülfe; äußerlich ihre Seelſorger und Lehrer, ihre Eltern, Weiber und Kinder. Ihre Stärkung, ſchon bei der beſchwerlichen, ſehr ermüdenden Ueberfahrt lag in den Worten eines Dankliedes des gottgeweihten Königes: „Unſre Seele iſt entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers, der Strick iſt zerriſſen und wir ſind los.“

Sie bedurften ſolcher innerlicher Stärkungen und jener äußern Tröſtungen, denn keinen andern Einwanderern in den Pflanzſtaaten von Nordamerika wurde der Anfang ihres Unternehmens ſo überaus ſchwer, als ihnen;

ſie landeten an der Küſte ihres neuen Vaterlandes beim Einbruch des Winters, im November. Der Winter dieſes Landſtriches iſt noch jetzt ein ſehr harter; er war es damals, wo der Boden noch weit umher entweder kahl, oder mit Wald und Sumpf bedeckt war, in noch viel höherem Maaße. Ohne Obdach, ohne Mauern und Schutzwehr, hingeworfen unter ein kriegeriſch wildes Volk, das durch früher erlittene Mißhandlungen einiger engliſchen Freibeuter gegen die Fremden höchſt feindſelig geſtimmt war, lagen ſie dort unter Regen und Schnee, verlaſſen von aller Hülfe, die von Menſchen kommt. Aber Gott der Herr war ihre Mauer und Schutzwehr. Im Vertrauen auf Ihn und Seine Hülfe waren ſie durch das große Waſſer gegangen, in dem furchtbaren Sturm, der ſie auf der Herreiſe traf, bewahrt worden; im Vertrauen auf Ihn bauten ſie mit den Händen, die vor Froſt ſtarrten, ihre Hütten und reichten dieſe Hände zum Gruße des Friedens den ſogenannten Wilden: den Indianern, die oft menſchlicher geſinnt waren, als jene äußerlich feingeſitteten Europäer, welche ſie als Wilde benannten. Gott lenkte das Herz dieſer kampfluſtigen Krieger; ſie wurden faſt von Anfang an großentheils den fremden Einwanderern dienſtwillig befreundet und gewogen. Sie hatten nicht Urſache, dieſes zu bereuen; die Puritaner benahmen ſich nicht als gewaltthätige Eindringlinge, ſie kauften jedes Stück Landes, das ſie zu bebauen gedachten, den Eingebornen in redlicher Weiſe ab. Und Gott half durch die harte Noth des langen Winters hindurch. In den Bretterhütten, beim hellflammenden Feuer, hatte man ſich am gemeinſamen Gottesdienſt und in den Andachtsſtunden am Morgen wie am Abend erbaut, und dieſes hatte Kraft gegeben zum Ausharren, zum Dulden, zur Arbeit des Holzfällens und Holztragens, zu allen Mühſeligkeiten eines ſo armen Lebens. Der Frühling kam, und alle Noth war gehoben und vergeſſen.

Nicht nur in der Geſchichte der ſpaniſchen Kolonieen, ſondern auch jener engliſchen, welche in dem milden Klima der ſüdlicheren nordamerikaniſchen Küſtengegenden ſich anſiedelten, iſt es mehrmals bemerkt worden, daß die Pflanzer, welche freigebig von ihren Regierungen oder von Geſellſchaften der Unternehmer mit allem Nöthigen ausgeſtattet, von ihrer neuen Heimath Beſitz nahmen, anfangs keine Wurzel zu faſſen vermochten, ſondern mit all ihren Anlagen in kurzer Zeit wieder hinweggeweht waren wie Spreu. Wenn etwa nach einem Jahre andere Schiffe aus Europa kamen, welche jene Pflanzſtätten beſuchen und an ihrem Gedeihen ſich erfreuen wollten, da fanden ſie nichts mehr, als zerſtörtes Gemäuer, niedergebrannte Wohnungen und herumgeſtreute Gebeine der darin geweſenen Bewohner. Was aber fanden dagegen jene Puritaner, welche ſchon in den nächſten Jahren ihren Glaubensgenoſſen nachzogen, an den Küſten von Maſſachuſets? Sie fanden da nicht einzelne, im Lande herumverſtreute Hütten, ſondern Kirchen, in deren unmittelbarer Nähe ein fleißiges, gottesfürchtiges Volk ſeine Häuſer angelegt hatte. Die Felder, nicht wie in Virginien durch Sclaven, ſondern durch die eigne Hand der Pflanzer, mit Hacke und Schaufel durchgraben, trugen reiche Früchte an Getreide, Hanf und Gemüſe; das Gewäſſer gab eine Fülle der beſten Fiſche; es hatte jeder Haushalt im Ueberfluß, was er zum Leben bedurfte; denn man übte da neben der anhaltenden Arbeit das anhaltende Gebet, und neben dem Gebet die Arbeit. Und wer 8 Jahre ſpäter (im J. 1628) an den Küſten von Maſſachuſets landete, der fand bereits eine Stadt, Salem genannt, er fand Dörfer, er fand die Anlage zu mehreren Ortſchaften, aus denen nachmals anſehnliche Städte wurden; er fand ein zahlreiches Volk, das in Frieden und Eintracht, in der Furcht Gottes ſowie unter löblichen Einrichtungen lebte. Was kann lieblicher ſein, als ein ſolcher Anblick! Fröhliche und vergnügte Geſichter bei der Arbeit und bei der Ruhe, welche nach der Mühe ſo ſüß ſchmeckt; Geſang der Pſalmen, Erquickungen an den Herrlichkeiten der Natur und des Wortes Gottes.

Gleich von Anfang an hatte man darauf geſehen, daß jede Gemeinde mit einem treuen guten Prieſter verſorgt ſein möge, jedes Dorf ſeine Volksſchule, jede Stadt ihre lateiniſche Schule habe, bereits im J. 1638 wurde aber auch zu Boſton eine Hochſchule errichtet, in welcher die künftigen Schulmänner, Geiſtlichen, Aerzte und Rechtsgelehrten ihre höhere wiſſenſchaftliche Bildung erhielten, und deren guter Ruf ſtudirende Jünglinge aus allen benachbarten Pflanzſtaaten, ſowie ſelbſt aus Altengland herbeizog. Hiedurch empfing das Volk von Maſſachuſets, neben der Bekräftigung des Leibes durch die Arbeit und die beſtändige Uebung in den Waffen, auch eine geiſtige Bildung, durch welche es von den Bewohnern der andern nordamerikaniſchen Pflanzſtaaten ſich auf lange Zeit auffallend hervorthat. Eher als die andern alle hatte es eine eigne Schifffarth, einen regelmäßigen Betrieb ſeiner Eiſenbergwerke, zahlreiche Buchdruckereien und eine einheimiſche Literatur. Seine Verfaſſung, die es ſich ſelber gegeben hatte, war in kirchlicher wie in geſetzlicher Hinſicht eine höchſt vollkommene und muſterhafte. Die Gemeindeälteſten wachten über Zucht und Sitten, ſuchten Kleiderpracht und unnöthigen Aufwand zu hindern, Arbeitſamkeit und häusliche Ordnung anzuregen und zu erhalten; Fehltritte gegen Zucht und Geſetz wurden ſtreng gerügt.

Verwandt in der Weiſe ſeiner Begründung und innern wie äußern Verfaſſung war mit Maſſachuſets der nachbarliche Staat Penſylvanien. Auch hier hatte ſich der Kern der Bevölkerung aus Einwanderern gebildet, welche zunächſt nur Freiheit ihres Glaubens und ihrer Religionsübungen ſuchten und in der neuen Heimath fanden, zugleich aber auch durch Duldung aller andern Glaubensbekenntniſſe ſich auszeichneten.

Dieſe Muſterſtaaten waren es, welche dem ganzen Bund der amerikaniſchen Freiſtaaten viele Menſchenalter hindurch zum Kernpunkt gedient hatten und deren Geiſt in jener Zeit, als Waſhington auftrat, die ganze Maſſe der Bewohner jener Länder durchdrungen hatte. Die Angehörigen des Bundes der nachmaligen Freiſtaaten waren ein Volk, das ſchon längſt gelernt hatte, ſich ſelbſt zu regieren, das ſeine löblichen Geſetze und Verfaſſungen, um des Grundes willen, darauf ſie ruheten, heilig hielt, und deshalb muthig, wie ein einziger Mann den Eingriffen in ſeine Rechte entgegentrat, und in gerechtem Eifer entbrannte, als die rohen Kriegsheere und Bevollmächtigten aus England ſich durch Thaten der Feindſeligkeiten vergingen, welche jedes religiöſe ſowie ſittliche, ja jedes menſchliche Gefühl aufs Tiefſte verletzten *). Ein ſolches Volk, das in der Furcht vor Gott und dem Geſetz ſich ſelbſt zu beherrſchen gelernt hatte, war des vollen Genuſſes der äußern wie innern Freiheit werth, zu der es, ſeit ſeiner erſten Entlaſſung aus dem Mutterlande, erzogen worden; es war ſolcher Männer wie Waſhington werth, darum wurden ihm jene wie dieſer gegeben.

---

*) M. ſ. Fr. von Raumer's Leben und Briefwechſel von Georg Waſhington B. I S. 314.

3. Die zwei Fehler eines braven Roſſes.

Die Anſpielung, welche der wackere Plantagenbeſitzer in Arkanſas, da, wo er (nach S. 24) ſeine Bedenklichkeiten gegen den Nutzen des Californiſchen Goldgewinns ausſpricht, auf die Fehler eines gewiſſen Roſſes macht, ſcheint ſich auf die nachſtehende Geſchichte eines Pferdehandels zu beziehen, welchen zwei ſchottiſche Bauern mit einander abſchloſſen.

Der eine von dieſen brachte, nebſt noch einem andern Stück Vieh, ein Pferd zu Markte, das ſich freilich gerade nicht durch ſein ſchönes Ausſehen empfahl. Ein andrer Bauer erkundigte ſich um den Preis des Gaules und fand dieſen ſo erſtaunlich billig, daß er zum Kaufe Luſt bekam.

Iſt aber dein Roß auch brav? fragte er den Verkäufer.

Ich habe nichts Ungleiches an ihm bemerkt, antwortete dieſer, es iſt ein braves Thier.

Der Handel war ſogleich abgemacht und nach der Sitte des Landes lud der Käufer den Verkäufer ein, mit ihm im nahen Bierhaus ein Glas zu trinken. Während ſie hier beiſammen ſaßen, fragte der nunmehrige Beſitzer des Pferdes den Verkäufer: ſag mir doch aufrichtig, hat dein Gaul gar keinen Fehler an ſich?

Das hätteſt du, antwortete der Andere, mich vor deinem Kaufe fragen ſollen, dann hätte ich dir aufrichtig geſagt, daß er allerdings zwei Fehler an ſich hat.

Und was ſind das für welche? fragte der Käufer.

Der erſte, ſo ſagte Jener, iſt der, daß ſich das Thier draußen im Freien ſehr ungerne und ſchwer einfangen läßt.

Nun, ſo ſprach der Käufer, dem Fehler kann man zuvorkommen, man braucht den Gaul nur, wenn er auf der Weide geht, ein wenig an den Füßen zu feſſeln. Was iſt aber der andere Fehler?

Der andere Fehler, den das Roß hat, ſo antwortete der Verkäufer, iſt der, daß es, wenn du es nun eingefangen haſt, nicht einen Groſchen werth iſt.

Wie? ſo fuhr der Käufer auf, haſt du mir nicht geſagt, dein Roß ſei brav?

Und warum, antwortete der Andre, ſollte es das nicht ſein? Brav nennt man Jeden unter uns, der ſich nicht oft betrinkt, nicht in den Karten ſpielt, keine Schlägereien anfängt, überhaupt Niemand etwas zu leide thut. Meinen Gaul habe ich aber niemals betrunken geſehen, er ſpielt nicht in den Karten, fängt keine Händel an, iſt froh, wenn man nur ihm nichts zu leide thut. Uebrigens laß dir etwas im Guten ſagen, das Roß, welches für das wenige Geld, das du dafür bezahlt haſt, noch immer ſeine Dienſte thun könnte, hatte ich als Zugabe auf die Milchkuh beſtimmt, die ich, als ich mit dir hieher ging, da außen vor dem Hauſe angebunden habe. Du ſcheinſt bei deinem Kaufe allzuſehr auf die Wohlfeilheit zu ſehen, darum ſtand dir meine Forderung für die Kuh nicht an, obgleich ſie, das kann ich dir ehrlich ſagen, ihr Geld ganz reichlich werth iſt. Willſt du ſie um mein Angebot kaufen, dann kannſt du mir das, was du mir für das Roß gabſt, an meiner Forderung wieder abziehen, und ich gebe dir meine Hand darauf, der Kauf wird dich und dein Weib nicht gereuen.

Der Andre beſah ſich jetzt die Kuh noch einmal und ging dann gern auf den Handel ein. „Merke dir“ ſagte ihm der Verkäufer „das Eine, daß man beim Kaufe nicht gerade auf das ausgehen muß, was das wenigſte Geld koſtet, ſondern auf Das, was des Geldes, das man dafür bezahlt, am meiſten werth iſt. Auch forſche, wenn du wieder auf den Handel ausgehſt, vorher, ehe du ſie kaufeſt, nach den Fehlern und Tugenden deiner Waare; denn hintendrein möchte dieſes meiſtens zu ſpät ſein“.

Was übrigens die beiden Fehler des „braven Roſſes“ betrifft, ſo haben dieſe auch gar manche Vergnügungen und andre Dinge an ſich, welche der ſinnliche Menſch mit Begierde und vieler Anſtrengung aufſucht und die ihm, wenn er ſie endlich gefunden hat, mehr Leid als Freude, mehr Verdruß als Genuß bringen.

Von der Geſchichte des Roſſes, deſſen erſter Fehler war, daß es ſich, wenn es einmal draußen war, ſchwer wieder einfangen ließ, gehen wir, der generellen Verwandtſchaft wegen, auf die Geſchichte eines Eſels über, der ſich, als er einmal draußen war, nicht nur ſchwer, ſondern gar nicht wieder einfangen ließ.

6. Das Eſelein iſt fort.

Nach der blutigen Revolution, welche im Jahr 1848 unter den Arbeitern ausgebrochen war, wurden, ſo erzählt H. Blanqui, gegen hundert Theilnehmer an dem Aufruhr in die öffentlichen Gefängniſſe gebracht. Die meiſten von dieſen ſtanden ſchon in reiferem Alter, doch waren auch einige jüngere darunter. Herr Blanqui beſuchte die Gefangenen, um mit ihnen zu ſprechen. Ein junger Mann von ſehr gefälligem und ſanftem Ausſehen zog ihn ganz beſonders an. Er fragte dieſen, warum ſind Sie hier im Gefängniß?

Weil ich mein Vaterland vom Joch der Tyrannei befreien wollte.

Welche Tyrannei meinen Sie aber?

Ich meine die aller Derer, welche uns unterdrücken.

Aber wie ſind dergleichen Leute zu fürchten, in einem Lande, wo allgemeines Stimmrecht gilt? Könnt Ihr nicht ſtimmen, für wen es Euch beliebt, und ſo für alle Stellen, mit denen Macht und Gewalt zur Handhabung der öffentlichen Ordnung, zur Aufrechterhaltung des Wohlſtandes aller Mitbürger, zum Schutze ihres äußeren Fortkommens iſt, ſolche Männer wählen, die Euch dazu als die beſten erſcheinen?

Allerdings iſt es ſo, aber daran habe ich eben nicht gedacht, und als ich Andre reden hörte und zu den Waffen greifen ſah; als ich das Pulver roch, da bin ich gegangen, habe mich geſchlagen, und bin nun hier.

Während der junge Menſch dieſes ſagte, kam einer ſeiner Unglücksgefährten, ein Mann von weniger vortheilhaftem Ausſehen, zupfte den Herrn Blanqui bei ſeinem Rocke und ſagte in ironiſchem Tone: Wie viele Blouſen, mein Herr, hätte man wohl für das Geld machen können, das dieſer Rock koſtet?

Die Blouſen, antwortete Blanqui, ſind wirklich ſchon gemacht. Die Wolle, aus dem mein Rock beſteht, iſt nicht von dem Rücken der Schaafe auf den meinigen gekommen, ohne vom Landmann gekauft und von Jemand verarbeitet worden zu ſein, der dafür ſeinen Lohn erhalten hat. Sie wurde ferner nicht umſonſt geſponnen, zu Tuch gewoben, gewalkt und gefärbt. Meine Redingote hat alſo auf dem Weg ihres Entſtehens den Werth von mancher Blouſe eingebracht, ſie hat mehr als eine Perſon nach ihrem Bedürfniß bekleidet, ehe ſie auf meine Schultern kam. Was ſagen Sie hiezu, meine Herren, fragte er die Andern.

Alle gaben ihm Recht, nur der, welcher ihn unterbrochen hatte, ſagte in unwilligem Tone: das mag vielleicht wahr ſein, aber die Fabricanten ſind dennoch große Spitzbuben. — Herr Blanqui ließ ſich von dem weitern Geſchwätz dieſes communiſtiſchen Redners nicht irre machen; er drang tiefer und tiefer auf die Hauptſache ein, ſtellte den Gefangenen das völlig Geſetzloſe und Unvernünftige ihres Unternehmens mit all' ſeinen Folgen vor Augen, und ſeine aus einem liebenden Herzen gekommene Zuſprache machte einen ſo tiefen Eindruck auf dieſe Leute, daß mehrere von ihnen laut weinten.

Den meiſten von ihnen mochte es gegangen ſein, wie dem zuerſt erwähnten jungen Menſchen: ſie hatten das Geſchrei der Redner gehört, hatten den wilden Waffentanz geſehen und der Tollrauſch hatte auch ſie ergriffen, ſie konnten der Luſt nicht widerſtehen mit zu ſchreien, mit zu ſchießen und zu ſchlagen.

Dabei fällt mir eine artige Geſchichte aus Dſchelaleddin Rumis Lehrgedicht Mesnevi*) ein, welche die Ueberſchrift führt: Von der Verderblichkeit des blinden Autoritätsglaubens. Wir erzählen ſie hier dem Dichter in unſerer Weiſe getreulich nach.

Ein Sufi (perſiſcher Mönch) kommt eines Tages hungrig und ermüdet zu einem andern Mönchskloſter, um darin ſein Nachtlager zu nehmen. Er war auf einem ſtattlichen Eſel geritten, dieſen nimmt er mit ſich in den Hofraum, bindet vorſichtig ihn an und giebt ihm Futter. Die Brüderſchaft der Sufis empfängt den Ankömmling freundlich und freudig, noch mehr aber als ihm, gilt ſeinem ſtattlichen Eſel ihre Freude, denn das Kloſter war arm und nährte ſich hauptſächlich von dem Handel mit Eſeln und andern ſolchen Acquiſitionen, welche vielleicht die Leute an der Gränze nebenbei von Reiſenden ſich machten und den Sufis um ein Billiges ablieſſen. Der letzte Eſel, den ſie beſeſſen hatten, war ſo eben verkauft. Der werthe Gaſt wird zum Speiſeſaal geführt, man ſetzt ſich mit ihm zum Abendeſſen nieder. Da erhebt ſich ein Murmeln an der Tafel, es wird immer lauter; laßt uns, ſo rufen endlich Alle, heute einmal recht luſtig ſein, denn ein werther Gaſt iſt bei uns eingekehrt!

Der Reiſende hört dies gerne und läßt ſich das Eſſen aus den beſten Vorräthen des Kloſters, bei welchem auch (denn die Perſer nehmen es damit nicht ganz nach mohamedaniſcher Strenge) ein Becher Schiraswein nicht gefehlt haben wird, ſehr wohl ſchmecken. Die Luſtigkeit wird ſo groß, daß die Brüder nach vollendeter Mahlzeit ſich zum Tanze erheben. Einer ſpielt die Flöte, ein Andrer ſtimmt die Worte eines Singetanzes an, die von den übrigen im Chorus mit lauter Stimme nachgeſungen werden. Man tanzt, daß der Staub aus dem Saale, der wohl lange nicht gekehrt war, in Wolken aufwirbelt. Indem der Tanzrauſch ſo mitten im ſtärkſten Zuge iſt, ſtimmt der Flötenſpieler plötzlich eine raſchere und luſtigere Tonweiſe an, und einer ſingt dazu, indem er ſich an die Hüften ſchlägt: „Das Eſelein iſt fortgerannt.“ Da ſtimmt der Chorus mit lauter Stimme und gleichen Geberden ein: Eſelein iſt fort, Eſelein fort, fort, fort! Dem Fremden, der vielleicht noch niemals oder doch lange nicht mehr getanzt hatte, kommt dieſe neue Wendung der Luſtigkeit als ein ungeheurer, prächtiger Witz vor; er lacht und ſingt aus vollem Halſe, lauter als die andern Alle: „Eſelein fort, Eſelein fort.“

---

*) Findet ſich in Tholucks ergötzlicher Blüthenſammlung aus der orientaliſchen Myſtik S. 125.

Es iſt jetzt Zeit Schlafengehens, man führt den werthen Gaſt zu ſeinem Lager. Er ſchläft ganz feſt auf die gute Motion, frühſtückt mit den Brüdern und verabſchiedet ſich dann. Er geht hinunter in den Hof, findet ſein Sattelzeug da, wohin er es geſtern gelegt hatte, vom Eſel aber keine Spur. Da läuft er hin zu dem Diener, der die Pforte des Hofes bewacht, ſchreit dieſen zornig mit der Frage an, wohin ſein Eſel ſei? und droht ihm mit der Klage beim Kadi. — Wie? ſo fragt ihn der Diener, habt Ihr denn vergeſſen, daß der Eſel fortgerannt iſt? Mehrmalen war ich in vergangener Nacht im Tanzſaale, wollte Euch den Unfall anzeigen, da ich aber Alle ſchon von der Sache und Euch am luſtigſten ſingen hörte: „Eſelein iſt fort, iſt fort“ da dachte ich mir: ei wie fromm erträgt doch dieſer wahrhaft Weiſe ſein Geſchick, wie ergeben und heitern Muthes fügt er ſich in ſeinen Verluſt!

Was war da zu machen? Der Sufi mußte den unverdienten Lobſpruch ſtill dahinnehmen, er mochte gemeint ſein, wie er wollte. „Anſteckend, wie der Hauch eines Peſtkranken" ſo rief er, ſich ſelber anklagend aus, „iſt der Tollrauſch der fremden Seelen; auch mich hat er, wie der Wind die Spreu mit fortgeriſſen. „„Hundertmal verflucht die blinde Nachfolge ſei!"" Aber das Klagen kam zu ſpät, das Eſelein war fort, der Sufi mußte in der brennend heißen Wüſte zu Fuß weiter ziehen.

So hat auch Mancher unſerer heutigen jungen Volksbeweger, mancher Wohlhabende, und wohlbemittelte Bürgersmann in den Siegestanz der Demokraten „Eſelein fort" ganz laut und luſtig eingeſtimmt. Wenn aber das, was die nur ſangen, einmal zur That und Wahrheit wird, wenn das Eſelein, darauf ſie ritten: der äußere Wohlſtand, bürgerliche Sicherheit, häusliche Ruhe, wirklich fortgerannt iſt, dann werden ſie wohl eben ſo laut über ihre Thorheit klagen als der Sufi. Und ſie haben dazu noch mehr Urſache als dieſer, denn mit dem äußern Wohlſein wird ihnen zugleich das innere: der Friede mit Gott, der Troſt der Kirche, die geiſtige Zucht der Schulen, die Wohlthat des Gemeindelebens, die Sicherheit unter dem Schutz des Geſetzes, aller feſte Boden der göttlichen und menſchlichen Ordnung genommen ſein. Aber die Tanzenden in ihrem Tollrauſch hören auf keinen Zuruf der Thorwächter, auch wenn dieſe es redlicher, treuer mit ihnen meinen, als der an der Pforte des perſiſchen Kloſters.

5. Das Kleid macht nicht den Mann.

In einer Stadt, nicht fern von meinem kleinen Heimathsort, lebte vor länger als 40 Jahren ein Schuhmachermeiſter, den Gott mit vielen Kindern, zugleich aber auch mit zwei ſo rüſtigen, fleißigen Händen geſegnet hatte, daß er für ſich und die Seinigen ſich ſtets den nöthigen Unterhalt erwarb. Der Mann ließ ſich eines Tages bereden, an einer Schuld, die er von den Erben eines verſtorbenen Kunden einzufordern hatte, ſtatt des baaren Geldes ein Loos in der Dresdener Lotterie um ziemlich billigen Preis anzunehmen. Seine Frau, ein arbeitſames, haushälteriſches Weib, war ſehr unzufrieden, als er unter dem baaren Gelde, auf deſſen ganze Summe ſie gerechnet hatte, auch ein Papier mit nach Hauſe brachte, das ihm für mehrere Thaler zugeſchrieben worden war, er aber beruhigte ſie bald ſcherzhaft mit der Hinweiſung auf die Möglichkeit eines vielleicht zwei- oder dreifachen Gewinnes.

Die Sache war vergeſſen, der Mann arbeitete nach ſeiner Gewohnheit fleißig fort, ſeine Frau beſorgte wie ſonſt mit möglichſter Sparſamkeit den Haushalt, und der einzige Aufwand, den beide ſich erlaubten, war der, daß ſie, wenn ſchönes Wetter war, an Sonn- und Feiertags-Nachmittagen mit ihren Kindern in ein benachbartes Dorf gingen und da nach Landesſitte einen ſogenannten Kaffee mit viel Milch und einigen Semmeln genoſſen. Das Lotterieloos lag unbeachtet im Tiſchkaſten zwiſchen allerhand alten Papieren.

Da kommt eines Tages der Lotteriekollekteur zu dem Schuhmacher. Er redet dieſen ſtatt wie ſonſt mit Er mit Sie an und ſagt, Sie haben mir viele Mühe gemacht mit Ihrem Gewinn. Ihr Lotterieloos war auf den Namen des ſeligen Herrn N. geſchrieben, war nach deſſen Tod an ſeine alte Jungfer Baſe, als die einzige Erbin, gekommen, dieſe iſt auch bald nachher geſtorben, und Niemand wußte, wohin das Loos gekommen ſei, als zuletzt noch der Hauswirth, der es Ihnen ſelber gerathen hatte, Sie ſollten das Loos um billigen Preis ſtatt baaren Geldes annehmen. Nun iſt daſſelbe herausgekommen mit einem Gewinn von 6000 Thalern und Sie können das Geld bei mir abholen laſſen, ſobald es Ihnen beliebt. Nur bitte ich mir das Loos zur Anſicht aus.

Der Meiſter Schuhmacher konnte vor Staunen nicht ſprechen, die Frau mit einer vor Freude zitternden Hand ſuchte nach dem Papierchen, und fand es endlich in einem alten Kalender; der Kollekteur, nachdem er es angeſehen, empfahl ſich. Jetzt ſtellten ſich erſt bei dem Ehepaar allerhand Bedenken und Zweifel ein, ob es denn auch wahr ſei, was der Kollekteur ihnen geſagt hatte, ſie konnten es gar nicht glauben, daß ſie auf einmal ſo viel Geld haben ſollten. Da tritt der Hauswirth des verſtorbenen H. N. und ſeiner alten Baſe herein. Nicht wahr, ſagt er lachend, das Geld war leicht verdient? Um drei Thaler iſt Dir das Loos angerechnet, und nun hat es Dir 6000 eingetragen; ſo viel hätteſt Du Dein Lebtage mit Schuh- und Stiefelmachen nicht verdient. — Ja iſt es denn wirklich wahr, Nachbar, fragte die Meiſterin, daß wir das Geld bekommen ſollen? — Wie könnt Ihr, ſagte der Nachbar, daran zweifeln, kommt alle Beide mit mir zum Kollekteur und nehmt Euer Loos mit, wir tragen das Geld noch in dieſer Stunde mit einander in Euer Haus, denn für eines allein möchte die Laſt faſt zu ſchwer ſein, weil die Zahlung zum Theil in Groſchenmünze geſchieht.

Wie geſagt, ſo geſchah es, noch an demſelben Vormittag war das Geld nach dem gewöhnlichen Abzug von allerhand Gebühren und baaren Erkenntlichkeiten im Hauſe des Schuhmachers. So weit war alles gut und auch das war noch gut und klug, daß die Leute einen großen Theil ihres unerwarteten Reichthums bei einem ſoliden Kaufmann gegen billige Zinſen anlegten. — Was aber nun weiter geſchah, das war nicht mehr gut und klug, obgleich es nur langſam, Schritt vor Schritt, von der Rechten zur Linken ging. Daß die beiden Eheleute, ſobald ihr großes Glück in der Stadt und ſeiner nächſten Umgegend bekannt geworden, viele Beſuche von Freunden und Bekannten erhielten, und eben ſo viele wieder abſtatteten, war ganz natürlich, und daß bei dieſer Gelegenheit das Arbeiten ausgeſetzt werden mußte, war dieſes nicht minder. Da bemerkte nun die Frau Schuhmacherin ſchon von ſelbſt, und die Nachbarinnen und Gevatterinnen gaben es ihr auch zu verſtehen, daß die ordinäre Kleidung, in der ſie ſeither auf den Markt gegangen war, ſich zu Beſuchen an einer ſo vermögenden Frau, wie ſie nun war, nicht ſchicken wolle, und daſſelbe galt auch von der Kleidung ihres Mannes. In Zeit von wenig Wochen ſah man denn die beiden Leute ſammt ihren Kindern in neuer Wochentags- und in neuer Sonntagskleidung nach jenem Zuſchnitt einhergehen, welchen die reichen Bürgersleute der Stadt an ihren Gewändern hatten. Zu den Kleidern kamen dann auch bald andere Schmuckſachen, die zu ihnen gehören: goldne Ketten, Perlenſchnüre, Ohrenbaumeln, theure Umhängtücher.

Man trägt ſo ſchöne Kleider nicht nur für das Haus, ſondern für die Geſellſchaft; wozu ſollte ſich der Meiſter B., den man jetzt, wo er ſo reich war, nicht mehr Meiſter, ſondern Herr nannte, wozu ſollte ſich auch ſeine Frau noch ſo abplagen? — Er hielt ſich einen Obergeſellen, der das ganze Handwerksgeſchäft, ſie aber eine Haushälterin, welche die Wirthſchaft beſorgte, und der Herr ſammt der Frau mit ihren Kindern beſuchten am Nachmittag und Abend die Geſellſchaften, welche im Sommer in den Gärten, im Winter im Caſino ſich verſammelten, ja ſtatt zu gehen machte man es ſichs öfters viel bequemer — man fuhr in einer Miethkutſche. Allmählig nahm die Arbeitsluſt und haushälteriſche Ordnungsliebe der beiden Eheleute immer mehr ab, die Luſt am Putz, an gutem Eſſen und Trinken, ſo wie an Geſellſchaften immer zu. Daß dabei auch das Kapital der 6000 Thaler nicht zunehmen, ſondern immer nur abnehmen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Mit dieſer Abnahme ging es ſchon im zweiten Jahre nach der Empfangnahme des großen Gewinnes doppelt, ja dreifach ſo ſchnell, als es wohl ſonſt gegangen wäre, als der Mann anfing, nicht nur in eine, ſondern in mehrere Lotterien zu ſetzen. — Er mochte denken: mit der Arbeit kommt doch niemals ſo viel heraus, als mit einem Gewinn in der Lotterie; habe ich damals durch das eine Loos, das ich nahm, 6000 Thaler gewonnen, warum ſollte ich das nicht wieder können, wenn auch nicht gleich mit einem Male, ſo doch bei einem öfteren Hineinſetzen in das Glücksſpiel.

Es wird nicht nöthig ſein, unſern Leſern das Ende der kleinen Geſchichte ausführlicher zu berichten, denn ſie hat ſich an gar vielen Orten unter den gleichen Umſtänden, obwohl an verſchiedenen Leuten wiederholt. Der geweſene Schuhmachermeiſter und nunmehrige Herr, hatte, als er noch in ſeinem ordinären Rocke einherging, überall Achtung und Credit gefunden, denn er und ſeine Frau galten, ſo lange ſie das Brod ihres Fleißes aßen, mit Recht als ordentliche Leute. Mit den ſchönen Kleidern zugleich war es aber, als wenn ein böſer Geiſt, der Hochmuthsteufel, in das Ehepaar gefahren wäre, der dasſelbe ganz umwandelte und herunterbrachte. Nach wenig Jahren wollte dem Manne, wenn er in ſeinem Herrenrock nach vornehmem Schnitt zu den Leuten kam, kein Menſch mehr nur zehn Thaler zum Ankauf von Leder vorſtrecken. Sein ganzes Anweſen kam auf die Gant, und es blieben noch viele unbezahlte Schulden übrig, er ſelber iſt als armer Mann, ſeine Frau im Spital geſtorben; wie es den armen Kindern gegangen iſt, weiß ich nicht, doch hoffe ich, wenn ſie das Arbeiten und Beten gelernt haben, beſſer als ihren Eltern, ſeit der Zeit ihres großen Glückes und ihrer ſchönen Kleider.

Bei dieſer ordinären Geſchichte, die ſo viele ihres Gleichen hat, fällt mir aber eine andere, bedeutungsvollere ein, die nur wenige ihres Gleichen hat; es iſt die Geſchichte eines Bauern, der, ſo lange er in ſeinem Bauernkittel ging, ein recht außerordentlicher Mann war und alsbald aufhörte, dieſes zu ſein, als man ihm das Edelmannskleid angezogen hatte.

In dem würtembergiſchen Oberamt Göppingen, in der Gegend von Kirchheim unter Teck, im Dorfe Schlierbach, lebte in den ſiebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein frommer, höchſt merkwürdiger Bauersmann, welcher die ſeltene Gabe hatte, nicht nur die Krankheiten anderer Menſchen und ſelbſt der Hausthiere zu erkennen, ſondern auch die rechten Heilmittel für dieſelben aufzufinden und anzugeben. Ja, nach dem Zeugniß vieler glaubwürdiger Perſonen, die ihn genauer gekannt und beobachtet hatten, lag die Heilkraft der fremden Krankheiten nicht nur in den Mitteln, die er angab, ſondern in ſeinem eigenen Körper, von welchem ſie in ſogenannter magnetiſcher Weiſe ausging, namentlich auch, wenn er ſich gegen die Kranken in der gleichen Richtung mit der Sonne ſtellte, ſo daß jene in ſeinen Schatten zu ſtehen kamen. Nun, die Erörterung über das Wie und Woraus dieſer wunderbaren Gabe würde uns hier zu weit führen, wir haben zunächſt nur zu berichten, auf welche Weiſe dieſelbe auf einmal ein Ende nahm.

Der Bauer hieß Martin, und im ganzen Lande nannte und kannte man ihn unter dem Namen Martin von Schlierbach. Ein berühmter Mann, der damals in Z. lebte, hatte viel von den in Würtemberg ſo allgemein bekannten Heilungen des Mannes gehört, er lud ihn zu einem Beſuche ein. Dem Namen ſowie dem Beinamen nach hatte er ihn für einen Adeligen gehalten, und als von einem ſolchen hatte er gegen alle ſeine Freunde über ihn geſprochen. Da trat auf einmal der Martin in ſeinem Bauerngewand bei ihm ein. Der berühmte Gaſtfreund ſelber hätte ſich wohl leichter in dieſe Ueberraſchung gefunden, aber um der vielen vornehmen Freunde und Freundinnen willen, denen allen er den Martin als einen Edelmann angekündigt hatte, that ihm der Irrthum leid. Er wollte wenigſtens bei dem erſten Auftreten ſeines Gaſtes in dem Kreiſe der Freunde ihn als vornehmen Mann erſcheinen laſſen und erſt dann, wenn er durch mehrere Heilungen ſeine ſeltene Kraft erwieſen hätte, ſeinen wahren Stand entdecken. Er ließ deshalb dem ehrſamen Bauersmann andere, vornehme Kleider machen und ſetzte ihm nach damaliger Hofſitte eine Perücke auf. Aber ſiehe da! der ſcheinbare Edelmann verlor mit dem Anzuge der Edelmannstracht die Gabe, die ihm als armen Bauern verliehen war: die Gabe der magnetiſch-ſolariſchen (zunächſt in dem Glauben ſeines frommen Herzens begründeten) Heilungen und zugleich alle Kraft, den Sitz der Krankheiten in Menſchen und Thieren, ſo wie die zu ihrer Heilung paſſenden Mittel zu ſehen.

So Mancher, welcher aus der niedern Stellung ſeines äußerlichen Glücksſtandes plötzlich in eine höhere gerückt und zu einem Geldreichthum gelangt war, den er nicht durch den Fleiß ſeiner Hände verdient hatte, iſt einer ähnlichen Gefahr unterlegen, als der Schuhmachermeiſter, von welchem wir oben ſprachen. Ungleich größer iſt aber die Gefahr, wenn die geiſtig Armen zu geiſtig Reichen werden, die aus dem niedern Stande der Demuth und der kindlichen Abhängigkeit von der Hand des Vaters ſich erheben zum Vermögen der eignen Gaben, zur Herrſchaft des eignen Willens, oder welche ſogar in ſolchen Gaben ihre Stärke ſuchen, die ihnen, wie dem Martin aus Schlierbach ſeine Perücke und ſein adeliges Gewand, nicht eigentlich zugehören, ſondern von der Welt geborgt und geliehen worden ſind.

6. Die wunderbarliche Begebenheit mit den drei Krähen.

Der deutſche Pflanzer in Arkanſas, mit welchem wir den Leſer in der erſten Erzählung dieſes Büchleins bekannt gemacht haben, erwähnt (nach S. 24) bei derſelben Gelegenheit, wo er die Anſpielung auf die zwei Fehler eines braven Roſſes macht, auch einer wunderbarlichen Geſchichte von den drei Krähen des Alderman Mayor von London, welche wir, da ſie nicht überall bekannt iſt, hier nachträglich mittheilen wollen.

Es mag ohngefähr im erſten Jahrzehend der vorigen Jahrhunderts geweſen ſein, da ſprach man einmal in der ganzen Altſtadt London und weit umher davon, daß dem Lord Mayor (dem Herrn Bürgermeiſter) etwas ganz Unerhörtes paſſirt ſei. Derſelbe habe ſich nämlich eines Morgens, als er noch ganz nüchtern war, ſtark geräuſpert, und da wären aus ſeinem Munde drei ſchwarze Krähen, eine nach der andern hervorgekommen, welche ſogleich zu dem offenen Fenſter hinausgeflogen ſeien. Ein Bilderhändler, in der Nähe der großen Themſebrücke verkaufte ſogar einen Holzſchnitt, darauf der Alderman Mayor, dem der Künſtler freilich dabei nicht ſehr geſchmeichelt hatte, als ein wohlbeleibter Herr mit weit geöffnetem Munde, und mit den davon fliegenden Krähen vorgeſtellt war, und ein Zeitungsſchreiber hatte die Geſchichte ganz ausführlich in ſeinem Blatte beſchrieben. Damals aber, mein lieber Leſer, gab es noch nicht, wie in unſern beglückten Tagen, die goldne Freiheit der Preſſe;

ein Zeitungsſchreiber konnte ſelbſt wegen der Veröffentlichung einer ſolchen „wahren“, allgemein ſtadtkundigen Geſchichte, wie die von den drei ſchwarzen Krähen war, zur Rede und Antwort gezogen werden.

Und ſo geſchah es auch wirklich. Dem Ober-Alderman ſchien es gegen ſeine Ehre zu gehen, daß man eine ſolche Hexen-Spuckgeſchichte öffentlich von ihm ausſagte; er konnte es betheuern und alle, die ihn genau kannten, es bezeugen, daß er niemals in ſeinem Leben Krähen zu ſich genommen oder von ſich gegeben habe; es mußte unterſucht werden, von wem dies ehrenrührige Gerücht ausgegangen ſei.

Der Zeitungsſchreiber wurde zuerſt vor Gericht gefordert; er ſollte ſagen, von wem er die Geſchichte gehört habe? Der Mann war ganz unerſchrocken. „Mein Wirth“, ſo ſagte er, „der Specereihändler Williams, iſt in der ganzen Stadt als ein wahrheitsliebender, rechtſchaffener Mann bekannt. Dieſer hat mir die Sache erzählt, welche er nach ſeiner Verſicherung von einem vollkommen glaubwürdigen Manne vernommen hat.“

Der Specereihändler wird citirt, man hält ihm die Ausſage des Zeitungsſchreibers vor, und fragt ihn, ob er ſich zur Wahrheit derſelben bekenne?

„Mit den drei Krähen“ ſo antwortet derſelbe: „hat es wohl ſeine Richtigkeit, daß aber dieſelben durch das offene Fenſter davon geflogen ſeien, das habe ich nicht geſagt, dies hat der Zeitungsſchreiber, der ein poetiſcher Kopf iſt, dazu gemacht. Uebrigens hat mir die Geſchichte der Sohn des Herrn Münzmeiſter Hodges erzählt, der ſie ſelber von einem ganz zuverläſſigen Manne vernahm.“

Herr Hodges jun. wird gerufen; man hält ihm ſeine Ausſage gegen den Specereihändler vor. Er aber läugnet, daß er ſolle geſagt haben der Lord Mayor habe drei ſchwarze Krähen ausgeſpukt; es ſei nur von zweien die Rede geweſen und ſo habe es ihm der Zolleinnehmer, Herr John Raffles berichtet.

Der Zolleinnehmer muß jetzt auch vor Gericht. „Wie?“ ſo fuhr derſelbe bei der Frage ganz heftig auf, „ich ſoll von zwei Krähen geſprochen haben? Das iſt eine grobe Unwahrheit. Nur eine ſchwarze Krähe hat Seine Herrlichkeit neulich am Morgen ausgeworfen, und der mir das erzählt hat, der iſt damals ſelber als Augenzeuge dabei geſtanden, denn es iſt der Barbier des Lord Mayors und er wird für ſeine mir gemachte Ausſage einſtehen.

Auch der Barbier wird jetzt verhört. Dieſer wundert ſich ſehr über die Anſchuldigung, welche man ihm macht. „Ich habe“, ſo verſichert er, „zu Herrn Raffles kein anders Wort geſagt, als: Seine Herrlichkeit, der Lord Mayor, von dem ich ſo eben komme, haben, als ich ihn raſiren wollte, einen Huſtenauswurf gehabt, der ſo ſchwarz war wie eine Krähe. Und daß ich nichts weiter als dieſes zu dem Herrn Zolleinnehmer, der damals gerade auch an heftigem Huſten litt, geſagt habe, das können mir die Leute, die ſo eben bei ihm im Zimmer waren, bezeugen. — Was denn auch wirklich geſchehen und hiemit die Sache abgethan worden iſt.

Der Plantagenbeſitzer in Arkanſas wollte bei ſeiner Anſpielung auf die Geſchichte von den drei Krähen vor der Leichtgläubigkeit gegen die übertreibenden Gerüchte von dem californiſchen Goldreichthum warnen. Man kann aber aus dieſer Geſchichte noch viel Andres lernen. Namentlich dieſes, daß man den Stadtgeſprächen und öffentlichen Gereden über all' ſolche Sachen, die auf irgend einen Menſchen ein ſchlimmes oder lächerlich machendes

Licht werfen, nicht viel Glauben ſchenken ſoll. Denn es muß immerhin bedenklich erſcheinen, daß ſolche übertreibende Gerüchte, die ein gutes Licht auf Jemand werfen könnten, ſehr ſelten oder niemals zu „intereſſanten“ Stadtgeſprächen werden, und daß dergleichen Anſchwärzungen gewöhnlich die hochgeſtellteſten und hochachtbarſten Leute treffen.

7. Ein homöopathiſches Präſervativ gegen die Gefahren der Schmeichelei.

Es iſt eine bekannte Sache, daß die Lüſternheit nach ſüßen Leckereien dadurch vertrieben werden kann, daß man den Lüſtlingen ſolcher Art ein oder etliche Male den Genuß von dergleichen Leckereien bis zur Ueberſättigung geſtattet. Eine ſolche Cur mag ſelbſt im Gebiet der geiſtigen Lüſternheiten zuweilen nicht ohne Nutzen ſein, und namentlich das eitle Wohlgefallen an Schmeicheleien durch eine recht handgreiflich übertriebene Schmeichelei in's Lächerliche gezogen und dadurch geheilt werden können. Eine Erfahrung, welche für die Wirkſamkeit eines ſolchen geiſtig homöopathiſchen Mittels ſprach, machte eine Hofdame in London: die Herzogin von Devonſhire. Dieſer jungen Dame hatte man ſchon ſehr viele Lobpreiſungen über ihre Schönheit vor allem aber über ihre prächtigen Augen geſagt; ja dieſe dunkeln gleich den Sternen ſtrahlenden Augen waren ſogar ſchon von manchem vornehmen Poeten beſungen worden. Dennoch hatte ſie noch niemals einen ſo poetiſch kühnen Lobſpruch über das Feuer ihrer Augen vernommen, als der war, den eines Tages ein Kehrichtkärner darüber ausſprach. Die ſchöne Herzogin war, da ſie eben zu Hofe fahren wollte, mit ihrer Equipage in ein ſolches Gedränge der Wagen hineingerathen, daß ſie mitten auf der Straße ſtill halten mußte. Neben ihrer prachtvollen Kutſche ſtand mit ſeinem Karren ein Kehrichtſammler, der ſich ſo eben ſeine kurze Pfeife mit Tabak ſtopfte. Als dieſer von ohngefähr der Herzogin in ihre Augen blickte, rief er mit Verwunderung: „Gott ſegne Eure Herrlichkeit, ich wollte, ich dürfte mir an Ihren Augen meine Pfeife anzünden.“

Die Herzogin lachte über dieſes unerhörte Compliment, und wenn man ihr ſpäter eine Schmeichelei über ihre ſchönen Augen ſagen wollte, erinnerte ſie lächelnd an die Lobpreiſung des Kehrichtkärners, der doch keine andre an Kraft gleich kommen könne, machte dadurch die Schönthuerei ſelber lächerlich und gab dem Geſpräch eine andre Wendung.

In ſolcher Art möchte man auch jenen Leuten, die ſich in der Wiſſenſchaft und im Verſtändniß der Politik für ungeheure Lichter halten, welche eine ganze Welt entzünden könnten, eine ſolche Belehrung wünſchen, wie die war, welche der Straßenreiniger, ohne dies zu wiſſen, der Herzogin von Devonſhire gab. Eine Belehrung, die ſie zu der Erkenntniß führen möchte, daß ſie mit der Macht ihres vermeintlich großen Lichtes nicht einmal eine Tabakspfeiſe, geſchweige einen Vulkan zu entzünden im Stande ſeien.

8. Le Sac, der Tanzmeiſter.

Le Sac, ein franzöſiſcher Tanzmeiſter zu London, fragte voll Erſtaunen, ob es denn wahr, daß Sir Harley, Graf von Oxford und Lord Schatzmeiſter geworden ſei? Als man ihm dieſes bejahte, ſagte er: ich möchte wiſſen, was die Königin an dieſem Menſchen gefunden habe. Zwei Jahre bin ich zu ihm gegangen, um ihm die Kunſt des Tanzens beizubringen, und ich kann behaupten, er war der größte Dummkopf, den ich jemals unterrichtete.

Dieſe kleine Anecdote, welche der berühmte Jonathan Swift uns aufbehalten hat, erinnert ſehr an das ſeltſame Bemühen eines alten römiſchen Grammatikers und Pedanten des M. Aurelius Fronto, der in den Zeiten des Verfalles der claſſiſchen Literatur ſeiner großen Nation lebte. Dieſer, in der hohen Meinung von ſeiner grammatiſchen Tanzkunſt der Rede, mahnt ſeinen Zögling, den Kaiſer Antonin den Weltweiſen ab, von wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, die weder angenehm noch nützlich wären, und hält ihm die Anmuth ſeiner jugendlichen Arbeiten vor: gleichbedeutende Wörter zu ſammeln, veraltete wieder aufzuſuchen und im Gebrauche zu erneuern, Redeſätze mannigfaltig zu ſtellen, ſie mit Bildern auszuſchmücken, und durch eine alterthümliche Farbe zu heben. Ja, in ſeiner Blindheit für alle große Eigenſchaften jenes zum tieferen Denken geneigten Kaiſers rückt er ihm immer nur alle die Abweichungen von jenen Regeln der Redekunſt auf, die nach ſeiner Meinung das einzige Wiſſenswerthe ſein ſollten.

Ueberhaupt aber erinnert Le Sac, der Tanzmeiſter, durch ſeine Verwunderung darüber, daß es außer der Geſchicklichkeit für ſeine Kunſt noch andere Eigenſchaften an einem Menſchen geben könne, die ihn der Auszeichnung und öffentlichen Beachtung werth machten, an das Urtheil all' der Leute, die nichts Höheres kennen, als das Erdgeſchoß darin ſie hauſen, weil ihnen die Kraft fehlt, ſich auch nur ein Stockwerk höher, geſchweige gar auf einen Thurm zu erheben.

9. Spaniſch und Deutſch.

Man ſagt im Sprüchwort „es kommt mir ſpaniſch vor" wenn man von etwas redet, das ganz jenſeits der Grenzen des gewöhnlichen Verſtändniſſes liegt, und die Spanier können in ſolchen Fällen ebenſo gut ſagen: „es kommt mir deutſch vor", denn beide Nationen in ihrem äußeren Weſen und ihren Sitten ſind ſich ſo fern, daß es jeder von beiden ſchwer fallen mag, die andere hierin ganz richtig zu begreifen und zu beurtheilen. Dennoch, ſo ſcheint es mir, hat der Spanier Sepulveda, der Erzähler der nachſtehenden Anecdote, die Eigenthümlichkeit der Deutſchen ſeiner Zeit recht gut aufgefaßt *).

---

*) In ſeiner Geſchichte Kaiſer Karls V. daraus Fr. v. Roth die kleine Erzählung für die Baieriſche Wochenſchrift von 1821 entnommen hat.

„Als auf der Ebene vor Tunis ſchon die Hälfte des Heeres ausgeſchifft war, landete Carl ſelbſt, um zu verhüten, daß nicht den Soldaten, wenn ſie ohne Führer ſich zerſtreuten, ein Unglück widerführe. Denn er gedachte des in dieſen Landen mehrmals erlittenen Schadens, deſſen Urſache vornämlich das ungeordnete Voreilen vom Ufer her geweſen. Davon die Spanier zurück zu halten, übertrug er dem Marcheſe del Guaſto; er ſelbſt begab ſich zu Pferd, ohne ausgezeichnete Bekleidung, noch Bewaffnung nach jener Seite, wo die Deutſchen hinzogen, mit deren Sprache er nicht unbekannt war. Da er nun einen Schützen ſah, welcher aus dem Gliede ſeitwärts lief, ritt er mit ausgeſtrecktem Speere ſcheltend auf ihn zu. Der Deutſche aber, der den Kaiſer nicht kannte, rüſtet ſich zur Gegenwehr; er hielt Carl für einen ſpaniſchen Hauptmann, der ihn verwunden, oder ſelbſt tödten wollte, wie die ſpaniſchen und italieniſchen Hauptleute an unordentlichen und widerſpenſtigen Soldaten oft ohne Rückſprache augenblicklich thun, um andere durch dieſe Beſtrafung, wäre ſie auch viel zu ſtreng für dieſen Fall, abzuſchrecken. Bei den Deutſchen aber gilt das nicht; dieſes Freiheit liebende Volk gehorcht lieber den Geſetzen als der Willkür, und duldet ſelbſt im Kriege nicht, daß jemand ohne Verhör beſtraft, noch von andern, als ſeinen eigenen Oberen, verurtheilt werde. Der Deutſche richtet alſo auf den Reiter ſeine Büchſe, und zeigt die brennende Lunte. Carl erſchrickt und hält ſein Pferd an; dann reitet er doch weiter, aber nicht gerade zu, ſondern mit einer Umlenkung, und als er dem Schützen nahe kommt, hebt er die Spitze ſeines Speeres in die Höhe. Da ſenkte auch der Deutſche ſeine Büchſe, und ſpricht wohlgemuth: „Deutſche und Spanier ſind Ein Sinn, Ein Herz.“ Zugleich begehrt er die rechte Hand des Reiters nach Freundes Art. Der Kaiſer reicht ihm die Rechte und ſpricht: „Du redeſt wahr; aber fürs künftige müßt ihr mich, eueren Herrn, kennen lernen, ſonſt wird es euch die Strafe lehren.“

Die vorſtehende kleine Geſchichte, die wir nur um des Gegenſatzes mit der nächſtfolgenden willen hier eingefügt haben, zeigt uns an dem Beiſpiel eines edlen, chriſtlichen Herrſchers, wie auch die Hochgeſtellten, eine nicht aus böſem Willen kommende Grobheit ihrer Untergebenen nachſichtsvoll vergeben ſollten. Hiemit ganz im Gegenſatze zeigt uns die nachfolgende Erzählung wie ſehr ſich oft die Hohen der Erde durch ihren unter den Schmeicheleien ihrer Umgebung großgezogenen Hochmuth zu einer Empfindlichkeit reizen laſſen, welche auch die geringſte Abweichung von dem gewohnten Tone der höchſten Unterwürfigkeit nicht ertragen und nicht ungeahndet laſſen mag.

10. Mein Prinz, das thut die Uebung.

Man erzählt von einem perſiſchen Prinzen, dem künftigen Thronerben ſeines Landes, daß er im Bogenſchießen ſolche Geſchicklichkeit und Fertigkeit beſeſſen habe, daß er den ſchnellſten Falken oder Sperber mitten in ſeinem Fluge aus der Luft herunterſchießen konnte. Wenn die Schmeichler, die ihn umgaben, eine ſolche Schützenthat von ihm ſahen, da nahmen ihre lauten Lobſprüche und Verwunderungen gar kein Ende, ſie verglichen den jungen Herrn mit Ruſtan und allen anderen hochgeprieſenen Helden ihrer vaterländiſchen Sage, ja ſie erhoben ihn noch weit über dieſe alle. Der Hofpoet beſang die That; noch ſpät an der Abendtafel wetteiferten die Hofleute und Diener in Erfindung von immer neuen Redensarten zum Preiſe des hocherhabenen Schützen.

Der Prinz hatte ſich zu den andern, die bereits in ſeinem Harem wohnten, noch eine junge Gemahlin genommen, die ſich durch außerordentliche Schönheit, ſo wie durch ihren natürlichen Witz und Verſtand ſo ſehr auszeichnete, daß ſie bald der Liebling ſeines Herzens wurde. Sie war die Tochter eines angeſehenen Häuptlings, eines kleinen Fürſten, aus dem Stamme der Gebirgsbewohner, bei welchen ſich, bis ſelbſt auf unſere Tage, die Einfalt der patriarchaliſchen Sitte und des Hirtenlebens erhalten hat. Der Prinz hatte ſich an den Umgang dieſer ſeiner Favorit-Sultanin ſo gewöhnt, daß er ſich ſelbſt auf ſeinen Reiſen im Lande umher von ihr begleiten ließ. Eines Tages, da er ſich ſo eben mit der Jagd beluſtigte, ſchoß er auch in Gegenwart ſeiner jungen Gemahlin einen wilden Falken, mitten in ſeinem eiligen Fluge, aus der Luft herunter. Die Hofleute brachen, wie gewöhnlich, in laute Lobpreiſungen aus, der Prinz aber wandte ſich an ſeine Sultanin, welche mit vergnügten Mienen, dabei aber ſchweigend die That geſehen hatte.

„Und was ſagſt du", ſo fragte er dieſelbe, „zu meiner Geſchicklichkeit?"

„Mein Prinz", ſo antwortete ſie mit kindlicher Unbefangenheit, „das thut die Uebung".

Dem jungen Schach war, ſeiner eigenen Hoheit gegenüber, eine ſolche Sprache der Natur noch niemals vorgekommen. Er nahm ſie als beleidigende Grobheit, wendete ſich mit Unwillen von der, wie er ſie vor ſich hinmurmelnd nannte, „rohen Bauerndirne" hinweg, ließ ſie noch denſelben Tag in die Reſidenz zurückbringen und ſie dann, ohne ſie noch einmal zu ſehen und zu ſprechen, ihrem Wunſche gemäß wieder zu ihren Eltern, in das ferne Gebirge bringen.

In ſeinem Inneren war übrigens dennoch die Sache nicht ſo leicht abgethan. Die Leidenſchaft für die ſchöne, ſo ſchnell verſtoßene Gemahlin war ſo mächtig, daß ſie ſich weder durch ſeine bald wieder verrauchte Empfindlichkeit, noch durch die Reden der Hofleute, welche die Beſtrafung einer ſo beleidigenden Unhöflichkeit vollkommen gerecht und geziemend fanden, beſchwichtigen ließ. Vergeblich verſuchten es die Günſtlinge, den Prinzen in eine andere Neigung zu verſtricken, welche ihm die vorige ſollte vergeſſen machen, er blieb gleichgültig oder machte ſich bald wieder aus ſolchen Banden los, keine der andern Sultaninnen vermochte ſein Herz ſo zu gewinnen, wie die Verſtoßene. Ueberhaupt war er ganz verändert; nicht einmal die Jagd ſchien ihn ſo wie ſonſt zu vergnügen; ſeine Luſt am Bogenſchießen und an den Lobpreiſungen der Zuſchauer ſchien ihm ganz vergangen.

Mehrere Jahre waren verfloſſen, da führte den Prinzen einſt auf dem Rückzuge von einem ſiegreichen, ſchnell beendigten Heereszug ſein Weg durch eine von ihm noch nie betretene Gegend des Hochgebirges. Unten im Thale an einem Bache ſchlug man die Zelte für den jungen Schach und ſeine nächſte Umgebung auf. Die Soldaten hatten ſich indeß in der Umgegend zerſtreut, um Lebensmittel zuſammen zu tragen. Einige von ihnen nahmen ungefragt und gewaltthätig die ſchönſten Stücke aus den Heerden des Viehes, das am Bergabhang weidete. Da ſahe man ein verſchleiertes Weib herbei eilen, welche, um ihn vor den Soldaten zu retten, einen jungen Stier auf ihre Schultern nahm, und ſchnellen Schrittes ihn nach ihrer Wohnung trug. Der Prinz hatte dieſes mit Staunen geſehen, er ließ die ſtarke Perſon zu ſich rufen, um mit ihr zu reden. Sie trat, in ihren Schleier gehüllt, vor ihn hin. „Sage mir, ſo fragte er ſie, wie vermagſt du eine ſolche That, die kaum für den ſtärkſten Mann möglich, für ein Weib aber unerhört erſcheint?„

„Mein Prinz", ſo antwortete unbefangen die Befragte, „das thut die Uebung".

Der Prinz hob den Schleier des jungen, wohlgeſtalteten Weibes auf und erkannte in ihr die noch immer geliebte, verſtoßene Gemahlin, die, ſeitdem er ſie zuletzt geſehen, noch viel ſchöner und anmuthiger geworden war. Er reichte ihr verſöhnend die Hand, ſendete ihrem Vater reiche Geſchenke und nahm ſie mit ſich in ſeine Hofburg, um ſie niemals, bis an ſein Ende, wieder von ſich zu entlaſſen. Er hatte durch dieſe einfache Gebirgsbewohnerin die Sprache der Natur und der Wahrheit kennen und dieſelbe höher ſchätzen lernen, als die Sprache der lügenhaften Schmeichelei und der falſchen Höflichkeit.

Aber es liegt noch für Jeden, der darauf achten mag, eine andere Lehre in den Worten: „mein Prinz, das thut die Uebung". Nicht nur die leiblichen, ſondern auch die geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten werden durch die Uebung geſtärkt und groß gezogen, am allermeiſten durch eine ſolche Uebung, welche in die früheſte Zeit der Jugend fällt. Unſere jetzige Generation der Eiſenbahnfuhren wird nur ſchwerlich ſolche Männer ziehen, wie unſeren altehrwürdigen Moriz Arndt, der in ſeinen achtziger Jahren noch von Bonn nach Cöln und von Cöln wieder nach Bonn in einem Tag zu Fuße läuft! Auch werden aus der Schule eines Tanzmeiſters, wie der Herr Le Sac (nach der 8. Erzählung) war, ſchwerlich jemals ſolche gewaltige Helden hervorgehen, als unſer preiswürdiger Radetzky iſt. Denn um einen Solchen heranzubilden, und für ſeine große Aufgabe zu bekräftigen, dazu gehört eine andere Uebung der Kräfte und des ausdauernden Muthes, als der Tanzboden und als die Salons ſie geben.

Eben ſo wie für die Bildung und Bekräftigung des Leibes gilt auch für die des Geiſtes das Sprüchwort als ein wahres: Morgenſtund' hat Gold im Mund'. Wer als Knabe und als Jüngling die Uebung der Geiſteskräfte aus Trägheit und aus Bequemmacherei verſäumt hat, der wird nie ein tüchtiges geiſtiges Werk hervorbringen. Die Morgenſtunde der geiſtigen Entwicklung der Völker war die Zeit des claſſiſchen Alterthums. Die Werke der großen Meiſter dieſer Zeit ſind darum ſo gediegen, weil die Beſchränktheit jener Mittel, die uns in ſolchem Ueberfluß zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe dargeboten ſind, zur Entwicklung und Anwendung der höchſten Kraft aufforderte. Das ſogenannte vielſeitige Wiſſen das anjetzt in der Form der Converſation ohne große Mühe zu haben iſt, führt neben der Leichtigkeit des Erwerbes zugleich Gefahr der Seichtigkeit mit ſich.

Die wichtigſte und folgenreichſte Uebung des Geiſtes und Gemüthes, die man der Jugend unſerer Tage wünſchen möchte, iſt die in der Demuth und im Feſthalten an der ehrfurchtsvollen Liebe zu Dem, das allein der Ehrfurcht und der Liebe werth iſt.

11. Ein Erbtheil aus dem Hauſe der Großeltern.

Chriſtoph Ehrmann lebte noch in den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als ein wohlbegüterter Handelsmann, in einer namhaften Stadt des ſüdlichen Deutſchlands. Einen großen Theil ſeines anſehnlichen Vermögens hatte er von ſeinen Eltern ererbt, denn ſein Handelshaus war eines der älteſten in der Stadt; es gehörte zu jenen wenigen glücklichen, in denen ſich der Wohlſtand der Väter ſeit länger als anderthalbhundert Jahren ungeſchmälert auf Kinder, Enkel und Urenkel bis ins fünfte und ſechste Glied fortgeerbt hatte. Vielleicht deshalb, weil kein ungerecht erworbenes Gut in dieſer altväteriſchen Handelskaſſe lag, keines, woran der Seufzer eines armen, gedrückten Arbeiters, oder die Thräne einer Wittwe, und mithin ein Fluch haftete, welcher das Haus darniederreißt, ſtatt es zu bauen.

Ein ſolches günſtiges Vorurtheil von dem Woher? ihres Vermögens mußte wohl jeder Mitbürger von Chriſtoph Ehrmann und deſſen Vorvätern faſſen, welcher mit der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt bekannt war; eine Menge der wohlthätigſten Stiftungen für die Kirche, für Schulen, Waiſenhäuſer, Verſorgungs- und Krankenhäuſer, welche die Familie Ehrmann, ſeitdem ſie hierzu vermögend geworden, in der Stadt ſowie in den Vorſtädten gemacht hatte, konnten es bezeugen, daß dieſe Handelsleute das Gut, welches Gott ihnen anvertraute, zum Nutz und Dienſt des Nächſten zu verwenden wußten.

Der letzte Beſitzer des Hauſes, welcher den Familiennamen Ehrmann führte, der ſchon mehrmals genannte Chriſtoph, zeigte ſich in ſeinem ganzen Thun und Weſen als ein rechter Erbe und Nachkomme ſolcher Väter. Er war ein Mann, ſchlicht und recht in ſeinen Sitten, welcher in den Geboten Gottes wandelte untadelig. Obgleich er durch ein ganz beſonderes Glück in ſeinem Handel, oder, um es beſſer zu ſagen, durch Gottes Segen ſein ererbtes Vermögen um ein Vielfaches vermehrt hatte, hielt er dennoch feſt an der einfachen, bürgerlichen Hausordnung ſeiner Väter. Er, ſowie ſeine ihm gleichgeſinnte Hausfrau und ſeine drei Töchter, gingen im reinlichen anſtändigen Gewand der wohlhabenden Bürger und Bürgerinnen einher; nur etwa an den koſtbaren Brabanter Spitzen oder andern dergleichen nicht ſtark in die Augen fallenden, werthvollen Dingen konnten die Kenner errathen, daß dies die Töchter reicher Eltern ſeien; von den damaligen Pariſer Moden fand in Chriſtoph Ehrmann's Haus keine Zutritt und Nachahmung. Ebenſo einfach und, wie ſich Viele ausdrückten, altväteriſch, ſah es auch in der großen höchſt bequem eingerichteten Wohnung des wackern Mannes aus. Statt der Tapeten fand man da die Wände mit uralten, braunen hölzernen Täfeleien geziert, in derſelben Art und von demſelben Material waren auch die kunſtreich geſchnitzten Stühle und der große Familientiſch. Auch das, was täglich auf dieſen Tiſch kam, paßte ganz zur übrigen Einrichtung. Es war die reichliche, nahrhafte, dabei aber einfache Koſt der Bürgerhäuſer; nach der Suppe nur ein ſchmackhaft bereitetes Gericht, ohne Nachtiſch oder Zwiſcheneſſen; und ſelbſt wenn Gäſte, wie es gar oft geſchah, mit an dieſem Tiſche ſaßen, wurde wenig an der täglichen Ordnung geändert, nur die trefflichen alten Weine, welche dann Herr Ehrmann gern zum Beſten gab, und das Gebackene, welches die geſchickte Hand der Töchter bereitete, bezeugten es in ſolchen Fällen, daß heute ein feſtlicher Tag für die Familie ſei.

Was auf dieſe Weiſe Herr Chriſtoph Ehrmann und die Seinigen an ſich ſelber ſparten, das kam reichlich Andern zu gut. Wie man in ſo vielen andern Familien beſtändig auf Stadtneuigkeiten von ſchlimmer wie guter Art geſpannt war und ſich gern überall nach Zwiſchenträgern umſah, welche dergleichen Neuigkeiten ins Haus brachten, ſo gab auch den Ehrmann'ſchen Eheleuten und ihren Töchtern eine gewiſſe Art von Stadtneuigkeiten beſtändigen Stoff zur Unterhaltung, und ſie hielten ſich ſogar ganz eigene Zuträger ſolcher Nachrichten. Doch war das Neue, nach welchem jene Leute ſo eifrig forſchten, und das ſie ſo ſehr intereſſirte, gerade nicht nach Jedermanns Geſchmack; es betraf die Noth der Hilfsbedürftigen und der armen Kranken der Stadt; die Thränen, welche die Wittwe weinte, den Jammer der Waiſen, den Mangel des Fremdlings. Obgleich die meiſten Wohlthaten, welche die Ehrmann'ſchen Eheleute ausübten, einen ſo ſtillen, verborgenen Weg nahmen, daß ſie nur Gott bekannt geworden ſind, wußten es dennoch die Bewohner der Stadt, wie ſo manche Wittwen und Waiſen aus dieſem Hauſe geſpeiſt und gekleidet, ſo mancher talentvolle Knabe und Jüngling zur Schule und Lehre gehalten, redliche Anfänger oder ſchuldlos in Noth Gerathene auf's Kräftigſte unterſtützt wurden. Nur die Faullenzer und Schlemmer, welche Gottes wie der Menſchen Wohlthaten blos dazu anwenden, ſich in ihren Laſtern zu beſtärken, fanden ſich in ihren Erwartungen getäuſcht, wenn ſie Anſprüche auf die allgemein bekannte Wohlthätigkeit des Hauſes machten; ſie erhielten nur das Almoſen der gemeinen Bettler. Wohl aber bot ihnen Herr Ehrmann jederzeit eine angemeſſene Beſchäftigung und Lohn für dieſe an; auch geſchah es mehrere Male, daß er fremden Landſtreichern in der Abſicht eine beſondere Vergünſtigung gewährte, daß ſie ihm die Kinder, welche in ihrer Geſellſchaft waren, zur weitern Verſorgung und chriſtlichen Auferziehung überließen. Ein oder etliche Male war es bei ſolcher Gelegenheit geſchehen, daß Kinder, welche man ihren Eltern geraubt hatte, aus den böſen Händen ihrer Verderber waren gerettet und den Ihrigen wieder zugeführt worden.

So glich Herr Chriſtoph Ehrmann mit ſeinem Hauſe einem guten Baume, gepflanzt an friſchem Waſſer, welcher reich iſt an ſegensvollen Früchten und in deſſen Schatten die Müden ſich erquicken.

Daß der Mann dieſes Alles vermochte, dazu gab ihm ein andrer Theil ſeiner Hausordnung die Kräfte, deſſen wir bisher noch nicht erwähnt haben, weil es ſich eigentlich von ſelber verſteht. Wie im Leiblichen, ſo hielt ſich Chriſtoph Ehrmann mit den Seinigen auch im Geiſtigen an jene einfache, kraftvolle Koſt, welche die Seele geſund und froh macht und ſie ſtärkt auf ihrem Weg zum ewigen Leben. Jeder Tag wurde mit einem herzinnigen, chriſtgläubigen Gebet und mit dem Leſen in Gottes theuerem, werthem Wort begonnen, und auf dieſelbe Weiſe auch beſchloſſen; bei Tiſche wie bei jeder andern Gelegenheit opferte man Gott Dank und Preis; der Sonntag wurde in dieſem Hauſe auf rechte, geſegnete Weiſe als ein Tag des Herrn gefeiert.

Wir haben bisher immer nur von den drei Töchtern der Ehrmann'ſchen Eheleute geſprochen. Dieſe Töchter waren auch ganz und gar die Ebenbilder ihrer frommen Eltern, und ſind dies geblieben bis an ihr Ende. Die eine hat ſich an einen rechtſchaffenen Arzt verheirathet: der Mann der andern war ein redlicher Kaufmann, der nach ſeines Schwiegervaters Tode die Ehrmann'ſche Handlung übernahm und ſich in allen Stücken als ein würdiger Nachfolger und Erbe ſeiner Vorgänger im Geſchäft erwieſen hat; die dritte wurde an einen hochverdienten Schulmann vermählt; und alle drei haben ſich als Muſter guter Hausfrauen und treuer, chriſtlicher Mütter gezeigt. Aber außer und nach dieſen drei Töchtern gebar ſeine Frau dem Chriſtoph Ehrmann noch in ſeinen ſpätern Tagen, als Niemand mehr an eine ſolche Vermehrung der Familie gedacht hatte, einen Sohn, Heinrich, den wir in der vorhergehenden Beſchreibung des Hausſtandes billig mit Stillſchweigen übergehen konnten, weil er in der Zeit, von welcher wir ſprachen, und in der ſeine Schweſtern ſchon als Jungfrauen daſtanden, noch Kind war und auch bei ſeines guten Vaters Tode erſt zwölf Jahre zählte.

Der redliche, fromme Chriſtoph Ehrmann muß es bei ſeinem Sterben geahnt haben, daß dieſes ſpätgeborne, ihm ſehr liebe Kind in ſeinem nachmaligen Leben auf einen Weg der großen Gefahren für die Seele, auf einen Weg der Mühe und Angſt gerathen ſollte. Er ließ den Knaben noch gar oft an ſein Bett kommen, ermahnte ihn auf's Inniglichſte zur Furcht des Herrn, warnte ihn vor den Lüſten des Fleiſches, die gegen die Seele ſtreiten, vor den Eitelkeiten der Welt und trügeriſchem Schein, vor den Gefahren des Unglaubens, der uns allen Troſt im Leben wie im Tode raubt. Als er in ſeinem letzten Stündlein ſchon alle die Seinigen geſegnet hatte und nicht mehr ſprechen konnte, da weilte ſein brechendes Auge noch mit ganz beſonderem, rührenden Ausdruck auf dem Heinrich, den dieſer Blick mit ſolcher Kraft ergriff, daß er vor innerem Schmerz laut aufſchrie.

Eigentlich war damals, als der Vater ſtarb, an Heinrich noch nicht viel von dem zu merken, was für ſeine Zukunft hätte Sorgen und Bedenklichkeiten einflößen können. Der Knabe war, als der Jüngſtgeborne, als der einzige Sohn, in den erſten Jahren ſeines Lebens von der Mutter wie von den Schweſtern mit allzu hingebender Zärtlichkeit behandelt und hierdurch etwas verwöhnt und verweichlicht worden; ſpäterhin, als die Früchte dieſer Behandlung ſich kund gaben, hatte die fromme Mutter ihren Fehler eingeſehen und nach Kräften durch eine liebend ernſte Zucht ihn zu verbeſſern geſucht. Auch der Vater hatte es an den Mitteln zur Erweckung und Beſtärkung des Guten bei dieſem ſeinem Jüngſtgeborenen nicht fehlen laſſen; es war in ſeiner Behandlungsweiſe des Kindes weder etwas Uebertreibendes noch Fahrläſſiges geweſen; und man ſollte meinen, daß ſchon das gute Beiſpiel, welches der von Natur ſehr weiche Knabe im Hauſe der Eltern täglich vor Augen ſah, vom beſten Einfluß hätte auf ſein Herz ſein müſſen. Dennoch zeigte ſich ſchon frühe an Heinrich ein ſolcher Leichtſinn, eine ſolch unerſättliche Neigung zu den Zerſtreuungen und ſinnlichen Vergnügungen, welche dem kindlichen Alter dargeboten werden, daß der ernſte Vater öfters, wenn er bei ſolchen Gelegenheiten den Knaben beobachtete, bedenklich den Kopf ſchüttelte, und nicht ſelten, wie die Mutter dies bemerkt hatte, darüber ſeufzte. Es fehlte dann auch nicht an ſtrafbaren Ausbrüchen des kindiſchen Leichtſinnes, welche zwar jederzeit von dem Vater, und auf ſeine Bitten auch von den Lehrern, ſtreng geahndet wurden, deßungeachtet aber öfters nur zu bald, wenn auch in anderer Form, wiederkehrten.

Der Tod des Vaters ſchien einen tieferen, nachhaltigeren Eindruck auf Heinrich's flatterhaftes, leichtſinniges Gemüth gemacht zu haben. Er zeigte ſich von da an auf längere Zeit ernſter in ſeinem Betragen, theilnehmender bei der häuslichen Andacht der Seinen, aufmerkſamer beim Leſen und Hören der heiligen Schrift, wobei er früher meiſt ſo gleichgültig geweſen war. Auch die Lehrer rühmten ſeinen verbeſſerten Fleiß wie ſein ſittliches Betragen, man durfte, ſo ſchien es, ohne bange Sorge für die weitere Entwickelung des Knaben ſein. Doch dieſer Nachlaß des tiefſitzenden Uebels, an welchem eine junge Seele litt, dauerte nur kurze Zeit, bald hatten die Vögel des Leichtſinns allen guten Samen, welcher auf den frühzeitig verhärteten Boden gefallen war, wieder hinweggenommen. Heinrich war zerſtreuungsſüchtiger, eitler, nichtsnutziger als jemals: es fehlten nur noch wenige Schritte zum Laſter; wenige Schritte, um aus dem vor den Augen der Welt noch immer als gutmüthig geltenden Knaben einen Böſewicht werden zu laſſen. Daß er dieſes nicht wurde, daß ihn ſein Leichtſinn zwar zum Rand des Abgrundes führte, aber nicht darin verſinken ließ, das möchte man wohl als einen Segen der Gebete betrachten, welche Heinrich's fromme Eltern ſo oft, unter tauſend Thränen, für dieſen ihren Jüngſtgeborenen dargebracht hatten.

Nach dem Wunſche der Mutter, welcher auch der Wunſch des verſtorbenen Vaters geweſen war, ſollte Heinrich ſich der Handlung widmen und für die Folge einmal das Geſchäft des Vaters übernehmen, welchem vor der Hand ein geſchickter, redlicher junger Mann, der nachmalige Schwiegerſohn des Hauſes, vorſtand. Der Ausführung jenes Planes ſchien nichts entgegen zu ſtehen; Heinrich hatte, wenn er die Seinen davon ſprechen hörte, niemals etwas dawider eingewendet. Als aber mit dem Eintritt in das Jünglingsalter ſeine Eitelkeit, ſein Hang zum Großthun und Stolziren immer ſtärker ſich regten, da kam ihm mit Einem Male der Gedanke ein, er wolle ſtudiren, und wenn er dann, als Juriſt, ein hohes Ehrenamt erlangt habe, mit Hülfe ſeines Vermögens ein recht prächtiges, fröhliches Leben führen. Zwar dieſen eigentlichen Beweggrund, dieſen eitlen Traum ſeines Herzens, der ihn von der bisherigen Bahn abführte, entdeckte er Niemandem von den Seinigen, am wenigſten der frommen Mutter; doch erklärte er von jetzt an bei jeder Gelegenheit ſeine Abneigung vor dem Handelsſtand und ſeine Liebe zum Gelehrtenſtand. Die Mutter fügte ſich in dieſe Schickung, ſo ſehr auch dieſelbe dem Wunſch ihres Herzens entgegen war; ſie hielt es für unrecht, einer Neigung ihres Sohnes zu widerſtehen, welche vielleicht ſeinen inneren Beruf andeutete. So lange Heinrich in den Schulen ſeiner Vaterſtadt war, erſchien ſein Benehmen noch immer ſehr erträglich; ſeine glücklichen Anlagen, vor Allem ſein gutes Gedächtniß, ließen ihn auch bei mangelhaftem Fleiße ſo eben noch unter dem Troß der mittelmäßigen Schüler vorwärts ſchreiten; zwar koſteten ſeine Verſchwendungen ſchon damals der Mutter viel Geld, doch beruhigte ſie ſich mit der Hoffnung, daß der Sohn mit den Jahren zugleich an Einſicht und verſtändigem Betragen zunehmen werde.

Leider hatte das liebende Mutterherz ſich getäuſcht. Von da an, wo der Jüngling die Univerſität an einem von ihm ſelbſt, angeblich wegen der berühmten Lehrer gewählten, ziemlich entfernten Orte bezogen hatte, war auch das letzte Band der Zucht, das bis dahin ſeinen grenzenloſen Leichtſinn gehalten, zerriſſen, er beſuchte die Vorträge ſeiner Lehrer anfangs ſelten, dann lange Zeit gar nicht mehr, ohne Maaß und Rückhalt gab er ſich dem eitlen Weſen und den ſogenannten Vergnügungen der ſchlechteren Genoſſen ſeines Standes hin, am Morgen konnte man ihn faſt beſtändig beim Billardtiſch, am Abend beim Kartenſpiel oder im Weinhaus finden, am Nachmittag bei ſchönem Wetter ihn mit einigen reicheren Mitſtudenten ausreiten oder ausfahren ſehen. Oefters machte er größere „Ausflüge“; er brachte mitten in der Zeit des Studienhalbjahres ganze Wochen in einer benachbarten Reſidenzſtadt zu.

Die gewöhnlichen Folgen einer ſolchen Lebensweiſe konnten den Seinigen nicht verborgen bleiben. Die ſehr reichlichen Wechſel, welche die Mutter ihm ſendete, reichten nicht zur kleinern Hälfte hin, um die verſchwenderiſchen Ausgaben zu decken, welche der eitle Jüngling durch ſeine Putz- und Prunkſucht, ſowie durch ſeine täglichen Beluſtigungen machte. Alle ſeine Briefe enthielten zunächſt nur Anforderungen um Geld; bald kamen auch andere Briefe, als die des Sohnes, an die gute Mutter: jene der Gläubiger, bei denen Heinrich große Schulden aufgehäuft hatte. Die Mutter, welche damals ſchon, wahrſcheinlich großentheils aus Kummer um ihren Sohn, zu kränkeln anfing, hätte ſich gern ſelber auf den Weg gemacht, um den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu leiten, wenn ihre ſchwächliche Geſundheit es verſtattet hätte; ihre Briefe voll ernſter Zurechtweiſung und zärtlicher Bitten, machten auf den leichtſinnigen Jüngling nur wenig, zuletzt gar keinen Eindruck mehr: er war wie ein Träumender, der nicht hört noch ſieht; um den, wie er es nannte, „ungerechten Vorwürfen" auszuweichen, kam er in den letzten Jahren ſeines Univerſitätslebens ſelbſt während der Ferien gar nicht mehr in die Heimath, ſondern machte koſtſpielige Reiſen in andere Gegenden, wozu er das Geld von einem Geldverleiher aufnahm, dem das Ehrmann'ſche Handelshaus gar wohl bekannt war, unter der Bedingung, daß er die ganze Schuld ſammt Zinſen und Zinſen der Zinſen bezahlen wolle, ſo bald er, nach wenigen Jahren, Herr ſeines väterlichen Erbtheils ſei.

So betrübend ſchon dieſes Alles für die zärtliche Mutter ſein mußte, war es dennoch nicht das Schwerſte, was ſie mit dieſem einzigen Sohn erfahren ſollte. Die Studienzeit an der Univerſität war vorüber; Heinrich kehrte endlich zu den Seinigen zurück und fand hier einen nachſichtsvolleren, zärtlicheren Empfang, als er wohl verdient und erwartet hatte. Nach einiger Zeit ſollte er Rechnung thun von dem Haushalten mit den beſten Jahren und Kräften ſeiner Jugend; er ſollte jene öffentliche Prüfung beſtehen, welche in ſeinem Vaterlande den Candidaten des Rechts vorgeſchrieben war. In vollkommener Verblendung über ſich ſelber trat der verirrte Jüngling vor die Commiſſion, welche ihn prüfen ſollte, hin, und, wie es zu erwarten war, er wurde völlig untauglich und kenntnißlos abgewieſen.

Es mag wohl eine Folge der tiefen Gemüthsbewegung geweſen ſein, welche dieſes traurige Ereigniß in der Mutter erregte, was der edlen Frau, wenige Tage nachher, in einem Schlagfluß ähnlichen Anfall den Tod brachte; Heinrich war jetzt aus ſeinem Taumel erwacht; bittre Thränen der Reue über eine ſündhaft verſchwendete

Jugend, über all die Kränkungen, welche ſein Leichtſinn der guten Mutter zugefügt hatte, floßen an ihrem Grabe. Wäre doch nur auch dieſe Reue auf rechten Grund gebaut und hierdurch in ihren Folgen von beſſerer Dauer geweſen! Aber leider! der rechte Grund, auf dem allein jene Traurigkeit und Reue gedeiht, welche Seligkeit wirkt, fand ſich nicht mehr in des Jünglings Herzen, er war ihm, wie dies ſchon aus ſeinem ganzen Thun und Leben hervorging, verloren gegangen; der kindliche Glaube, der das beſte Erbtheil ſeiner frommen Eltern geweſen, war vom Unglauben verdrängt worden; Heinrich hatte Chriſtum und mit Ihm Gott, mit Ihm allen feſten Anhalt, allen Troſt im Leben wie im Sterben verloren.

Die Neigung zum Gelehrtenſtande war ihm jetzt vergangen; nur zu ſpät entſchloß er ſich, den Wunſch der ſeligen Eltern zu erfüllen und ſich dem Handelsſtand zu widmen. Seine zweite Schweſter hatte ſich indeß mit Herrn Hauſer, dem redlichen, bisherigen Vorſtand der Handlung, vermählt, und dieſer freute ſich darauf, in ſeinem Schwager, den er herzlich liebte, einen künftigen Compagnon des weitläufigen Geſchäftes zu erhalten. Die Lehrzeit wollte Heinrich nicht in ſeiner Vaterſtadt zubringen. Die Scham vor den Leuten, wenn ſie auf einmal den prunkſüchtigen, verdorbenen Gelehrten als Handelslehrling im Laden geſehen hätten, war wohl natürlich, obgleich weder chriſtlich noch edel, er trat die Lehrjahre in einer andern Stadt an, und obgleich ſich hier bei ihm gar bald die Anwandlungen zum Großthun und zur Verſchwendung wieder einſtellten, erreichten ſie doch nicht jene Höhe, wie an der Univerſität, weil der würdige Lehrherr, ein guter Freund des ſeligen Chriſtoph Ohmann, ſeinen Pflegling mit kräftiger Hand im Zaume zu halten mußte. Kaum war jedoch dieſe Hemmung hinweggenommen, kaum ſah ſich Heinrich als Handelsdiener in einer großen, norddeutſchen Stadt in voller Freiheit, als er ſich allen früheren Zügelloſigkeiten von Neuem überließ.

Er war jetzt mündig geworden. Die Aufforderungen ſeines liebevollen Schwagers, einen Antheil an der väterlichen Handlung zu übernehmen, wies er zurück; ihm gefiele es, ſo ſchrieb er, im nördlichen Deutſchland beſſer; er wolle da eine eigene Handlung, ein Geſchäft, welches über das Meer reichte, begründen; er bitte, daß ihm ſein Antheil am elterlichen Erbe baldmöglichſt ausgehändigt würde.

Heinrich's Verwandte zeigten ſich auch bei dieſer Gelegenheit großmüthiger gegen ihn, als er's verdient hatte. Alle die Summen, welche ſeine Verſchwendungen der Mutter gekoſtet hatten, und von denen dieſe es den Erben freigeſtellt hatte, ob ſie nicht wenigſtens einen Theil davon dem Verſchwender an ſeiner mütterlichen Verlaſſenſchaft abziehen wollten, wurden ihm nicht angerechnet; er erhielt ſeinen ganzen, vollen Antheil am elterlichen Vermögen. Zwar regten ſich jetzt alsbald alle ſeine vormaligen Gläubiger; namentlich war jene Schuld, welche er beim Wucherer noch während ſeiner Univerſitätsjahre gemacht hatte, durch die Zinſen der Zinſen und die Proviſionen zu einer ſchamloſen Forderung angewachſen; dennoch blieb dem jungen Kaufmann noch ein ſehr anſehnliches Vermögen zum Anfang ſeines Geſchäftes.

Aber eben auf dieſen Anfang verſtand ſich der bedauernswürdige Heinrich Ehrmann durchaus nicht. Statt mit dem zu beginnen, was das Weſentlichſte im Haushalt und die Grundlage des äußeren Wohlſtandes iſt:

mit ſparſamer, verſtändiger Benützung der am leichteſten, am wohlfeilſten zu habenden Mittel, griff er es verkehrt bei dem Unweſentlichſten, bei dem an, was das Letzte ſein ſollte. Er ſuchte ſich durch den Schein des Groß- und Reichſeins einen Credit zu begründen, welchen er in Handelsverhältniſſen, in denen er noch Neuling war, alsbald zu den kühnſten, weitausſehendſten Unternehmungen benützte, die, wenn ſie gelangen, allerdings einen ungemeinen Gewinn, im Falle des Mißlingens aber auch einen für ihn unüberſehlichen Verluſt bringen konnten. Bald hatte er, meiſt auf Credit, zwei Kauffahrteiſchiffe mit Waaren für Amerika, eines für Smyrna befrachtet; die Seeſtadt, in welcher er ſich niedergelaſſen hatte, gab ihm überdies noch zum Anknüpfen anderer, kleinerer Geſchäfte mit Spanien und Frankreich Gelegenheit. Seine Väter hatten arm und klein angefangen, und reich und groß geendet; er fing groß und reich an, und endigte nur zu bald klein und dürftig.

In jener Seeſtadt, in welcher Heinrich Ehrmann jetzt wohnte, herrſchte bei einem großen Theil der Bürger noch eine ziemliche Einfachheit der Sitten; der Fremde konnte hier ſeine häuslichen Einrichtungen treffen, wie es ihm beliebte, man merkte nicht auf ihn. Aber eben dieſes wollte der junge Ehrmann nicht; er wollte vielmehr von Allen bemerkt ſein: darum kaufte er nicht nur eines der ſchönſten Häuſer der Stadt, ſondern er ſtattete daſſelbe in ſeinem Inneren aus, wie einen Fürſtenpallaſt, auch ſeine Equipage, in der man ihn öfters herumkutſchiren ſah, übertraf an Schönheit und Geldwerth alle andern, die ſich in der Stadt fanden. Wie ungleich war er auch hierin ſeinen Vätern, die in einfach bürgerlicher Wohnung hauſten und faſt alle ihre Wege zu Fuße machten!

Wir deuteten ſchon darauf hin, daß dieſe koſtſpieligen Unternehmungen wenigſtens großentheils nicht mit eigenen Mitteln, ſondern mit fremdem Geld ausgeführt waren. Der leichtſinnige Mann hätte ſchon nach einem Jahre Haus und Equipage und Alles, was er ſein nannte, verkaufen und mit Schmach und Schande wieder abziehen müſſen, wenn ihn nicht das Glück auf eine wahrhaft auffallende Weiſe begünſtigt hätte. Und zwar nicht nur ein oder zwei, ſondern wenn man einige wenige mißlungene Speculationen abrechnet, faſt ſechs Jahre lang. Heinrich Ehrmann hätte einer der reichſten Kaufleute der norddeutſchen Hanſeſtädte werden können, wenn er ſich in ſeinem unverdienten Glücke hätte zu mäßigen gewußt, wenn er namentlich, nicht wie ein böſer, leidenſchaftlicher Spieler, alle die Mittel, welche ſeine Verſchwendung ihm übrig ließ und ſein großer Credit ihm darbot, zu immer tollkühneren Speculationen verwendet hätte, von denen zuletzt eine einzige ihn zum armen Manne machte.

Zu dem Glück, das bei all ſeinem Unverſtand unſer junger Kaufmann während der erſten Jahre ſeiner Geſchäftsführung im Handel hatte, war noch ein viel höheres, beſſeres, zugleich aber auch unverdienteres gekommen; er hatte eine Lebensgefährtin gefunden, welche durch ihre Demuth und Gottesfurcht vor den Augen der wahren Menſchenkenner ebenſo ausgezeichnet war, als vor den Augen der großen Welt durch ihre Schönheit und weiblichen Geſchicklichkeiten. Dieſe ſeltene Jungfrau war die Tochter eines wegen ſeines Amtes (als Bürgermeiſter) zwar angeſehenen, dabei aber wenig bemittelten Gelehrten; und wir möchten es noch als eine Nachwirkung des Segens betrachten, den der alte, fromme Chriſtoph Ehrmann ſeinen Kindern in der Sterbeſtunde gab, daß die Wahl ſeines

Heinrich auf jene edle Perle fiel, und daß Marie (ſo hieß die Jungfrau) wirklich eine Neigung zu dem Bewerber faßte, auch nach kurzem Bedenken die Einwilligung ihres ſonſt ſo ſcharfſichtigen Vaters zu der Vermählung erhielt.

Seitdem Marie zum Segen für das Herz des Heinrich Ehrmann in ſein Haus kam, wurde denn doch Manches anders und beſſer als vorher, wenn auch dieſe Veränderung nicht gerade der Welt in die Augen fiel. Zwar auf die gewagten Handelsunternehmungen ihres Gemahles maßte ſich die junge Frau keinen hemmenden Einfluß an, denn ſie verſtand davon zu wenig, und auch der ſehr beſonnene Schwiegervater konnte nur im Allgemeinen warnen, weil ihm Heinrich keinen tiefen Blick in das Innere ſeines Geſchäftes verſtattete. Auch für den großen Aufwand, der im Hauſe gemacht wurde, konnte Marie nur einzelne Einſchränkungen durchſetzen, weil der verblendete Gemahl die Meinung hegte, ſein Credit, ſein Anſehen in der Stadt, könnte leiden, wenn man ihn auf einmal ſo die Segel ſtreichen ſähe. Die gute Frau konnte daher immer nur im Kleinen ſparen, was ihr Mann im Großen vergeudete; ſie mußte ſich mit den Verſprechungen deſſelben begnügen, daß er ſeine großen Ausgaben für den äußeren Glanz allmählig, aber nur nicht auf einmal einſchränken wolle, obgleich dieſe Verſprechungen immer unerfüllt blieben. Dennoch, wir wiederholen es, hatte Marie einen Segen und Gewinn in das Haus gebracht, welcher mehr werth war, als alles Gold und Silber, als alle Vortheile, die ihrem Gemahl ſeine damals meiſt noch glücklichen Speculationen brachten. Dieſes war der ſtille, fortwährende Einfluß, welchen der kindliche Glaube, welchen die ungeheuchelte Gottesfurcht der edlen Frau auf das Herz ihres ſie leidenſchaftlich liebenden Mannes ausübte, der für ſolche Eindrücke mitten in ſeinem Leichtſinn, noch nicht erſtorben war. Er ließ es gerne geſchehen, daß ſeine Marie bei ihm eine geiſtliche Hausordnung einführte, welche jener, die bei ſeinen Eltern geherrſcht hatte, ſehr ähnlich war; nicht ſelten geſchah es, daß er die Thränen der Rührung nicht verbergen konnte, wenn ſeine Hausfrau ſo kindlich gläubig, ſo kräftig um Gottes Gnade und Beiſtand zu allem Guten, um Seinen wahren Segen im Geiſtigen wie im Leiblichen, um Demuth und Reinigung des Herzens betete; die guten Erinnerungen an ſeine fromme, im Hauſe der Eltern verlebte Kindeszeit wachten auf, und manches Samenkorn des Wortes Gottes fing jetzt an zu keimen und aufzugehen, das ſo viele Jahre lang wie todt in ſeinem Herzen gelegen war. Alle dieſe Segnungen einer wahrhaft beglückenden Ehe waren vornehmlich ſeit jener Zeit in reichlichem Maße auf Heinrich's Haupt und in ſein Herz gekommen, ſeitdem ihm, im zweiten Jahre ihrer Ehe, ſeine Marie einen Sohn geboren hatte, der mit allen Reizen der lieblichſten Kindheit begabt war. Schon in ſeinen erſten Jahren ſuchte die Mutter in ſeinem Herzen die Liebe zu Chriſto dem Herrn zu wecken, und ihn mit den großen Thaten Gottes an den Menſchen bekannt zu machen. Dieſes gelang ihr auch ſo gut, daß der kleine Johannes (ſo hatte man das Kind nach ſeinem mütterlichen Großvater genannt) gar bald von nichts Lieberem hören und ſprechen mochte, als von bibliſchen Geſchichten, und bei dieſer Gelegenheit zuweilen kindliche Worte ſprach, welche ſelbſt das Herz ſeines Vaters tief rührten. Heinrich blieb jetzt noch vielmehr und lieber in ſeinem Hauſe als vorher; die ſchöne Equipage ſtand oft Tage lang unbenützt, wenn nicht ſeine Gemahlin und das Söhnchen ihn begleiten konnten; es war allerdings in ſeinem Herzen ein Anfang zur Umkehr nach einem Beſſeren gemacht, und dieſer Anfang hatte vorzüglich an dem Sterbebette ſeines trefflichen Schwiegervaters, der im freudigen Glauben an Chriſtus dahinſchied, eine große Befeſtigung erhalten.

So ſtand es in Heinrich Ehrmann's Haus und Herzen, als ihn auf einmal im ſechſten Jahre ſeines Handelsgeſchäftes und im fünften ſeiner glücklichen Ehe zwei Ereigniſſe trafen, die ſein äußeres Glück vernichteten und ihn ganz zu Boden ſchlugen. Die Nachricht von dem völligen Mißlingen einer Handelsſpeculation, an welche er, mitten in der damaligen Kriegszeit, eine Summe gewagt hatte, die den Werth ſeines ganzen Habes und Gutes faſt überſtieg, kam ihm gerade in dem Augenblick, in welchem ſeine geliebte Marie an einem bösartigen Fieber daniederlag, das eben damals in der Stadt herrſchte. Kaum eine Stunde vorher, ehe der Brief mit der Unglücksbotſchaft eintraf, war der Arzt bei der Kranken geweſen; er hatte beim Hinweggehen den Kopf geſchüttelt und dem tieferſchütterten Gemahl nur wenig Hoffnung zur Rettung ſeines theuern Weibes gegeben. Was war aller Verluſt an Geld und Gut gegen den, der ihm jetzt drohte; Heinrich, unter tauſend heißen Thränen, bat Gott, er möge nur dieſen Schmerz von ihm abwenden, ſonſt, wenn es ſein heiliger Wille ſei, ihm alles äußere Gut nehmen, er wolle gern mit Handarbeiten eines Taglöhners ſein liebes Weib ernähren, wenn es ihm nur leben bliebe.

Heinrich hatte ſeit ſeiner Kindheit, er hatte vielleicht noch niemals in ſeinem Leben ſo inniglich, ſo heiß gebetet; dennoch war Gottes Rath ein anderer als ſeines Herzens Wunſch und Flehen. Marie ſtarb; für Heinrich ſchien jetzt keine Freude mehr auf Erden; ſelbſt ſeinen armen, kleinen Johannes konnte er nur mit Thränen der herzlichſten Wehmuth betrachten. Als er nach den Tagen der heftigſten, betäubendſten Schmerzen wieder im Stande war, an ſich ſelber und an die Angelegenheit ſeines Hauſes zu denken, da erkannte er erſt ganz, wie nahe dieſem der Untergang ſtehe. Jn dieſer ernſten Zeit, da Gedanken an Gott und Ewigkeit ſein Herz erfüllten, waren ihm die Augen über ſein ganzes bisheriges Thun und Handeln aufgegangen. Er konnte ſich's nicht verbergen, daß er durch ſeine leichtſinnigen Unternehmungen nicht nur auf Gefahr ſeines eigenen, ſondern auch des fremden Gutes geſündigt habe; ſo manche redliche Familie, ja ſelbſt manche Wittwe hatte ihm, dem vermeintlich unermeßlich reichen Kaufmann, ihr ganzes Vermögen anvertraut; ſollte er jetzt an dieſen zum Dieb und zum Betrüger werden?

Sein Entſchluß war bald gefaßt; es war der Entſchluß eines Chriſten. „Lieber als Knecht und Matroſe dienen," ſo dachte er, „als ein Schurke werden." — Noch war ſein großer Verluſt keinem in der Stadt bekannt, denn das Ereigniß, das ihn herbeiführte, hatte ſich in einem andern Welttheil zugetragen. An dem durch den Tod ſeiner geliebten Frau ſo heftig betrübten Manne, der ſich ſeitdem von allen Vergnügungen der Welt, von allen Geſellſchaften zurückgezogen hatte, konnte es nicht auffallen, daß er ſeine Equipage, ſein ſchönes Landhaus, ja daß er ſogar ſein großes Wohnhaus gegen nicht unanſehnliche Summen zu einem öffentlichen Zweck an den Magiſtrat der Stadt abließ, welcher früher es kaum hatte verſchmerzen können, daß Herr Ehrmann ihm beim Kauf deſſelben zuvor gekommen war. Als man den vorher ſo prachtliebenden Mann nach ſeiner Aeußerung „auf einſtweilen" in ein fremdes Haus zur Miethe ziehen ſah; als man vernahm, daß er ſelbſt den größten Theil ſeiner koſtbaren Geräthſchaften an eine gräfliche Familie, welche in die Stadt zog, verkauft habe, weil er in ſeiner beſchränkten Miethwohnung ſie nicht unterzubringen wiſſe, da ſagte Mancher kopfſchüttelnd: „Laßt nur den ſeltſamen Mann, den ſeine Betrübniß auf einige Zeit zum Schwärmer gemacht hat, gewähren, es wird gar bald die Zeit kommen, wo ihm das ſchönſte Haus und die koſtbarſte Einrichtung nicht zu theuer ſein, und wo man ihn wieder in prächtiger Equipage wird einherſtolziren ſehen. Es hat ſich ſchon mancher Wittwer vor Betrübniß in den Tod legen wollen, der doch nachher bald wieder getröſtet worden iſt.“

Heinrich Ehrmann ließ ſich keine Zeit, auf die Urtheile und Nachreden ſeiner Mitbürger zu merken; er arbeitete von früh bis Abend fleißiger denn jemals in ſeinem Comptoir, ſchloß noch manches kleinere Geſchäft mit den großen Vorräthen von Colonialwaaren ab, welche er an ſehr verſchiedenen Orten gelagert hatte, und ſah nun zu ſeiner großen Beruhigung, daß er ſich aus ſeinem Geſchäft als ein zwar ganz armer, aber auch ehrlicher Mann werde zurückziehen können. Ihm war es, als hätte ſeine liebe, ſelige Marie ihm ihren freudigen Glauben, ihr kindliches Vertrauen auf Gottes Hülfe und Erbarmen hinterlaſſen; und dieſes Erbtheil machte ihn glücklicher, als alle ſeine früher beſeſſenen Tauſende. Er zahlte jetzt allmählig alle die fremden Gelder, welche in ſeiner Handlung lagen, zurück, ſchloß noch mit Ehren ſeine gegenſeitigen Rechnungen mit andern Handelshäuſern ab, und behielt nach dieſem Allen, außer dem unſchätzbaren Kleinod ſeines ehrlichen Namens, nur ſo viel übrig, daß er mit ſeinem kleinen Sohne ein halbes Jahr nothdürftig davon hätte leben können. Seine Lage wurde jetzt bekannt; es ſanden ſich mehrere redliche Männer, welche ihm gerne Vorſchuß zum Anfang eines neuen Geſchäftes geleiſtet hätten; er wies dieſe Anerbietungen von ſich, weil er noch nicht im Stande ſei, davon Gebrauch zu machen. Auch ſeinen treugeſinnten Verwandten hatte er nur den Tod ſeiner Marie, nicht ſeine ökonomiſche Verlegenheit gemeldet; überhaupt war er mit ſeinem redlichen Schwager, ſeitdem dieſer vor mehreren Jahren ihm ſeinen thätigen Beitritt zu einer großartigen, dabei aber gewagten Speculation rund abgeſchlagen hatte, faſt außer aller Correſpondenz gekommen.

Es mag wohl ein Reſt des alten, tiefgewurzelten Stolzes geweſen ſein, was den Heinrich Ehrmann bewog, alle ihm dargebotene Freundeshülfe abzulehnen, und allein auf die eigenen Mittel, welche ihm noch zu Gebote ſtanden, ein Unternehmen zu gründen, das ihm und ſeinem Sohn den künftigen Unterhalt gewähren ſollte. Seine frühere Gewohnheit, die Fäden ſeiner Speculationen in weiter Ferne, meiſt über das Meer hinüber, anzuknüpfen, führte ihn auf den Weg dazu.

Mit Spanien war er, ehe die Hemmungen eintraten, welche bald nachher den Handel belaſteten, in lebhaftem Verkehr geweſen. Namentlich in Cadix blühte ein Handelshaus, mit welchem er große Geſchäfte gemacht, und an welches er noch einige, für ſeine jetzige Lage nicht unbedeutende Forderungen zu machen hatte. Mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchien ſich darauf rechnen zu laſſen, daß dieſe Forderungen wenigſtens in Waaren würden alſogleich erfüllt werden können, wenn er ſelber nach Cadix reiſte und dort in eigner Perſon ſeine Angelegenheiten betriebe. Hiezu hatte ihm auch ein junger deutſcher Handelsfreund, der ſich zu jener Zeit in Andaluſien aufhielt, in ſeinem letzten

Briefe Hoffnung gemacht. Heinrich war deshalb bald entſchloſſen: ein Schiff, das nach der Levante abſegelte, nahm ihn in Geſellſchaft ſeines kleinen Johannes, denn von dieſem konnte und wollte er ſich nicht mehr trennen, unter den billigſten Bedingungen nach Cadix an Bord.

Die Fahrt auf dem Meere war glücklich; nach wenigen Wochen hatten die beiden Reiſenden das Ziel erreicht. Aber freilich, hier an dieſem Ziele, in Cadix, hätten ſie zu keiner unglücklicheren Zeit eintreffen können, als gerade damals. Es war im Jahr 1800, wo das gelbe Fieber mit einer peſtartigen Gewalt in Andaluſien ſich ausgebreitet hatte. Gerade in den Tagen, in denen Heinrich Ehrmann, ſeinen Sohn an der Hand, in das gegen menſchliche Waffen ſo wohl verwahrte Cadix einzog, waren die Verheerungen der Seuchen in der unglücklichen Stadt aufs Höchſte geſtiegen. Gegen 200 Todte wurden täglich zur Erde beſtattet: viele blieben unbegraben in den ganz ausgeſtorbenen Häuſern liegen. Wohin man auf den Straßen trat, da empfand man den furchtbaren Leichengeruch; die Häuſer und Kaufmannsläden waren aus Furcht vor der Anſteckung verſchloſſen; es wagte ſich faſt Keiner, an einen Ort zu gehen, wo er Andern, etwa ſchon Kranken, begegnen könnte; die Kirchen, ſowie alle Gebäude und Plätze der öffentlichen Verſammlungen, ſtanden leer; aller Verkehr war aufgelöſt; man hörte faſt keinen Laut als den der Todtenglocken und das Raſſeln der Leichenwägen.

Ein tiefes Grauen durchdrang Ehrmann's Seele, als er durch die menſchenleeren Gaſſen ging; der kleine Johannes bat weinend ſeinen Vater, doch wieder mit ihm umzukehren nach dem Schiffe. Aber wenn dieſer auch gewollt hätte, wäre es doch ſchon zu ſpät geweſen. Das Schiff, das ihn in ſeinem Boote an die Küſte ſetzte, hatte den günſtigen Wind benutzt und ſich eilig von der verpeſteten Stadt entfernt, in welcher es ſonſt kein Geſchäft hatte. Ueberdies ſah es mit der Baarſchaft, welche Ehrmann noch bei ſich führte, gar traurig aus; er mußte durchaus darauf bedacht ſein, einen Theil jener Einnahme bald in ſeine Hände zu bekommen, auf welche er ſich in Cadix Rechnung machte.

Gleich für den erſten Abend nach ſeiner Ankunft war es ein großes Glück für ihn und ſeinen Johannes, daß ein Zuckerbäcker, von Geburt ein Schweizer, ſie aus Mitleid in ſein Haus aufnahm und für ihre Verpflegung ſorgte, denn ſie würden ſchwerlich anderswo eine Herberge gefunden haben. Am andern Morgen machte ſich Herr Ehrmann ſo bald als möglich auf, um ſein Geſchäft anzuknüpfen. Aber das Haus wie der Laden des Kaufmanns, mit welchem er zu thun hatte, waren verſchloſſen; Niemand that ihm auf ſein Pochen auf; er fragte einen Mann, der ſich, um Waſſer zu holen, aus einem der benachbarten Häuſer herausgewagt hatte auf die Straße, wer aber konnte damals alle die Opfer kennen, welche der Tod dahingerafft hatte; der Mann wußte nicht zu ſagen, ob die Beſitzer des Handelshauſes noch lebten, oder ob man ſie auch, unter den Tauſenden der andern Leichname, zu Grabe getragen habe. Dieſen und noch etliche Tage wendete unſer bedauernswürdiger Landsmann dazu an, um wenigſtens zu einem Anknüpfepunkt ſeines für ihn ſo dringenden Geſchäftes zu gelangen; endlich hatte er doch Jemand aufgefunden, der zur Familie des Kaufmanns gehörte, den er aufſuchen wollte. Hier erfuhr er, daß der Herr des Hauſes mit all den Seinigen ſchon vor mehreren Wochen, als die Seuche noch nicht ſo heftig war, ſich nach Xeres geflüchtet habe; in der Stadt ſei nur ein alter Handlungsdiener mit zwei Knechten zurückgeblieben; von ihnen habe man ſchon längſt keinen mehr geſehen; ob ſie noch lebten oder der Peſt erlegen ſeien, wiſſe man nicht.

Ehrmann, dem jeder Augenblick des Verweilens an jenem „Orte der Thränen und der Trauer“ eine harte Prüfung war, entſchloß ſich alsbald, mit dem einzigen Schatz, den er noch auf Erden beſaß, mit ſeinem Johannes, Cadix zu verlaſſen und nach dem benachbarten Xeres auszuwandern, welches, wie man ihm verſicherte, eine viel geſündere Lage hatte als Cadix, und von der Krankheit nur wenig und gelind heimgeſucht war. Die Morgenſonne leuchtete über das Meer her, als er mit ſeinem kleinen Sohne aus dem Thore der Stadt hinaustrat. Das Kind war ſo fröhlich, als es ſich jenſeits der Gartenmauern wieder im Freien ſah; hier war die Luft nicht mehr vom Leichengeruch verpeſtet, ſondern ſie wehte friſch und rein; Weinreben, voll reifer, blauer Trauben, rankten ſich an den ſchlanken Azedarachbäumen und dem Rüſter hinan und bildeten Guirlanden von einem Baume zum andern. Ein Ziegenhirt, welcher auf dem grünen Raſen ſaß, theilte dem kleinen Johannes freigebig von den ſüßen Trauben und Pfirſichen mit, die neben ihm aufgehäuft lagen; der Knabe hüpfte vor Freude. Da bemerkte er, daß der Vater, der mühſam neben ihm herſchlich, Thränen im Auge hatte. „Vater,“ ſo ſprach er, „du biſt ſo traurig, du ſiehſt ſo bleich aus und weinſt, und doch iſt es hier außen ſo ſchön.“ — „Laß uns ein wenig ſitzen, du gutes Kind,“ ſagte der Vater, „ich fühle mich ſo matt und müde, daß ich nicht weiter kann; faſt fürchte ich, mich hat auch das böſe Fieber ergriffen, und wenn ich da ſtürbe, was ſollte aus dir werden hier im fremden Lande, du armes, verlaſſenes Kind!“

Johannes ergriff die Hand ſeines Vaters und weinte bittere Thränen darauf; „du wirſt mir ja nicht ſterben wollen,“ ſprach er, „mein lieber Vater!“

Der Vater ſchwieg mit ernſter Miene; nach einer kurzen Ruhe erhob er ſich wieder und ging langſam mit ſeinem Kinde weiter. Man konnte Xeres, das Ziel der kleinen Tagereiſe, ſchon von ferne ſehen, da begegneten den Beiden einige Leute. „Wo wollt ihr hin?“ fragte einer von dieſen den Herrn Ehrmann zuerſt auf Spaniſch, und als er die Unkunde der Sprache an ihm bemerkte, auf Franzöſiſch. Nach Xeres, antwortete Jener. „Dann kehrt nur gleich mit uns um!“ ſprach der Mann weiter, „denn die Bande der ſonſtigen Freundſchaft und Bekanntſchaft zwiſchen dem hart bedrängten Cadix und ſeiner Nachbargegend haben ſich, bei gegenwärtiger Noth, ganz aufgelöſt; man hat uns, wie wir ſo eben, um den Todesgefahren in unſerer Stadt zu entfliehen, uns Xeres naheten, mit Steinwürfen zurückgeſcheucht, obgleich ich ſelber mehrere Verwandte in dem Orte habe und ſonſt öfters Wochen lang da verweilte.“

Die Leute gingen ihres Weges weiter; Ehrmann, vom Schrecken betäubt, ſtand unentſchloſſen ſtille. Wie man ſpäter aus dem Briefe erfuhr, den er am Morgen vor ſeinem Abgang aus Cadix, in Ahnung des nahen Todes, an ſeinen Schwager geſchrieben hatte, führte er damals nur noch anderthalb ſpaniſche Thaler in ſeiner Taſche. Doch ſeine Armuth würde ihn nicht ſo ſehr bekümmert haben, hätte er nicht mit jeden Augenblicke die Hitze des Fiebers und mit ihm zugleich die Entkräftung ſich ſteigern gefühlt. Er hatte ſeine Schritte ſeitwärts von der Straße nach Cadix, gegen ein großes, auf einem Hügel gelegenes Gebäude gerichtet; es war ein Kloſter. „Ich kann nicht weiter,“ ſagte er nach einiger Zeit, er ſetzte ſich unter einer ſchattigen Korkeiche, bei einer kleinen Kapelle nieder, und lehnte die glühende Stirn an das Gemäuer: ſein Johannes, laut weinend, ſtand daneben und beobachtete, zitternd vor Angſt, jede Miene, jede Bewegung des Vaters. Dieſer ſchien einige Zeit wie ohnmächtig, dann erwachte er wieder, ſah ſeinen Sohn an und bat dieſen: „gib mir zu trinken dort von dem Brunnen neben der Kapelle, du liebes Kind.“ Ein irdener Krug ſtand nach dem freundlichen Gebrauche des Landes, bei dem Brunnen; der Kleine füllte ihn und brachte ihn dem Vater. Dieſer erquickte ſich und winkte dann ſeinem Johannes, ſich bei ihm hinzuknieen. Der Knabe gehorchte, und der Vater ſprach nun ein Gebet und Segnungen über den kleinen Erdenpilgrim aus, den er hier im Lande der Fremdlingſchaft, ſo allein, ſo verwaiſt zurücklaſſen mußte. Der Worte jenes Gebetes konnte ſich zwar Johannes ſpäter nicht mehr erinnern, wohl aber blieb ihm der Inhalt deſſelben für die ganze Zeit ſeines Lebens tief ins Herz gedrückt, und dieſer Inhalt, zuſammen mit jenem Brief, den Heinrich Ehrmann noch von Cadix aus an ſeinen Schwager, voll Reue über alle ſeine früheren Verirrungen, ſchrieb, konnte bezeugen, daß dieſer einſt verlorne Sohn den Vater wieder aufgeſucht und ihn gefunden habe; er iſt in freudigem Glauben an ſeinen Erlöſer aus der Welt dahingeſchieden und hat volle Gnade und ewigen Frieden erlangt.

Als der Vater ſein Gebet und ſeine Segensworte geendet hatte, ſprach er mit ſchwacher Stimme zu ſeinem Johannes: „jetzt gehe, mein Kind, dort hinan zu dem großen Hauſe, das auf dem Hügel liegt, und rufe Leute, die deinen kranken Vater hinauftragen können. Ich weiß, Gott wird mit dir ſein und dich offene Thüren und mitleidige Herzen finden laſſen; denn unſere Noth iſt groß, darum wohl auch Gottes Rath und Hilfe nicht fern.“

Der Kleine machte ſich ſogleich auf den Weg zu dem Kloſter; ein Mönch that ihm die Pforte auf. Aber der ſterbende Vater hatte weniger an ſich als an ſein Kind gedacht, als er dieſes aus ſeinen nun bald erkaltenden Händen hinweg wieder zu Menſchen ſendete, denen er Mitleid gegen ein armes Waislein zutrauen durfte. Wie konnte der Kleine Hülfe für ſeinen Vater begehren, da im ganzen Kloſter Niemand war, der ſeine Sprache verſtand. Er erzählte auf Deutſch die Urſache ſeiner Thränen; die Mönche fragten ihn auf Spaniſch; er verſtand weder jene, noch ſie ihn. Dennoch redeten die Thränen und Mienen, ſo wie die hinab nach dem Thale deutenden Hände verſtändlicher als die Worte; einige der Mönche, zum Mitleiden bewegt, folgten dem weinenden Kinde, das ſie hinführte zu der Stelle, wo der ſterbende Vater lag. Dieſer aber war jetzt kein Sterbender mehr, ſondern ein bereits Geſtorbener. Die Krankheit, deren Anfängen er wahrſcheinlich ſchon ſeit mehreren Tagen Gewalt angethan, hatte nach der unverhältnißmäßigen Anſtrengung in einem Schlagfluß-ähnlichen, tödtlichen Zufall geendigt.

Der Knabe, als er den Vater mit gebrochenen ſtarrenden Augen, verbleicht und regungslos da liegen ſah, ſtürzte ſich weinend auf den kalten Leichnam; die Mönche hoben ihn mitleidig empor und trugen den Todten hinweg, während ſie das Kind mit ſich nach dem Kloſter nahmen. Dieſes verlangte ohne Aufhören nach ſeinem Vater, und einer der Kloſtergeiſtlichen, der bei ſeinem kindlichen Gemüthe ſelber ein ganz beſonderer Freund der Kinder war, verſtand das Verlangen des Knaben, welches ſich durch vielfache Bewegungen verrieth, und brachte ihn in das Todtengewölbe, wohin man die Leiche, bis zu ihrer Beſtattung, beigeſetzt hatte. Er befahl dem Laienbruder, der das Geſchäft des Todtengräbers verrichtete, in der Nähe der Thüre des Gewölbes zu harren, er ſelber aber entfernte ſich und ließ das Kind in der Gruft allein. Seine Erwartung hatte ihn nicht getäuſcht; das natürliche Grauen, welche das Leben vor dem Tode hat, bemächtigte ſich bald des armen, nun ganz verwaisten Johannes; er lief ängſtlich hinaus an das Licht der Sonne und blieb jetzt gerne bei den lebenden Menſchen, obgleich ihr Geſicht und ihre Sprache, ſo wie die Weiſe ihres Lebens, ihm durchaus fremd und unverſtändlich waren.

Tief und unvergeßlich war ihm auch der Eindruck geblieben, den er am andern Morgen empfing, als man die Leiche ſeines Vaters begrub. Gegen die natürliche Weiſe ſeines Alters hatte der Knabe eine faſt ganz ſchlafloſe Nacht zugebracht. Es war zum erſten Mal in ſeinem Leben, daß er allein an einem Zimmer ſchlief; denn bis geſtern war ſein Lager, neben dem Lager, früher ſeiner Mutter und ſpäterhin ſeines Vaters geweſen. Und die leere Zelle, worin man ihm hier im Kloſter ſein Nachtlager angewieſen hatte, ſah ſo dunkel aus mit ihren ſchwarzbraunen Bretterwänden; ein Todtenkopf lag unter dem Crucifix da, das Lämpchen, das daneben ſtand, brannte ſo düſter, daß es gerade nur den gebleichten Schädel und einen Theil des Tiſches recht deutlich ins Auge faſſen ließ. Als man am Abend, nachdem er gegeſſen hatte, dem kleinen Johannes ſein Lager anwies, da war er ſo ſchlaftrunken, daß er dem Mönche, der ihn bei der Hand führte, kaum folgen konnte; als jedoch ſein Begleiter, nachdem er das Lämpchen angezündet hatte, ſich entfernte, und die

Thüre mit lautem Geraſſel des Bundes Schlüſſel, womit der Mönch ſie geöffnet hatte, ſich zuthat, da war es dem armen Knaben, als ob ein Gefäß mit eiskaltem Waſſer ihm über Haupt und Rücken geſchüttet würde. Wie ein Fieberfroſt durchſchauerte ihn die Furcht: das, was ihm heute begegnet: das Bild des ſterbenden und dann zur Leiche erkalteten Vaters, das Todtengewölbe, worin er dieſen zuletzt geſehen hatte, mit den Todtenbahren und ihren ſchwarzen Tüchern, — alles dies trat ſo lebhaft vor ſeine Seele, daß er der Angſt nicht mehr widerſtehen konnte; er lief zur Thüre und wollte hinaus; er konnte das ſchwere Schloß nicht öffnen; er ſchrie laut um Hülfe: Niemand hörte ſeine ſchwache Stimme, da die Zelle, in dem jetzt leer ſtehenden Seitenflügel der Pilgerherbergen, fern von den Wohnzellen der Mönche lag. Endlich ſetzte er ſich weinend und zitternd vor Angſt auf die Thürſchwelle, bis der Froſt, der ſeine zarten Glieder durchdrang, ihn zur Bergungsſtätte des Lagers trieb. Aber auch hier konnte das arme Kind in ſeiner thörigten, und dennoch in ſolcher Lage verzeihlichen Furcht nicht eher einſchlafen, bis faſt gegen Morgen das Läuten der Glocken die Bewohner des Kloſters zum Frühgottesdienſt rief.

Als nach Sonnenaufgang, der Mönch, der ihn geſtern zur Lagerzelle geführt, hereintrat und eine Schaale voll warmer Milch nebſt Weißbrod brachte, da ſchlief Johannes nach ſo großer Unruhe ſo feſt, daß er den Kommenden nicht bemerkte; und wenn dieſer gewußt hätte, wie ſpät der kleine Schläfer zu dieſer Ruhe gelangt ſei, er würde ihn nicht durch Schütteln bei ſeiner Hand aufgeweckt haben. Johannes, als er ſich beim Erwachen noch immer in der dunkeln Zelle ſah, welche ihm wie ein Gefängniß erſchien, fuhr eilig auf und lief dem Mönche nach, der ſo eben zur

Thüre hinaustreten wollte. Dieſer verſtand die ängſtlichen Mienen und Bewegungen des Knaben und ließ die Thüre halb geöffnet, winkte aber zugleich dem Kleinen nach dem Tiſche hin, wo ſein Frühſtück ſtand. Johannes ließ ſich nicht Zeit, dieſes in Ruhe zu genießen, er zog ſeine Schuhe an, die er am geſtrigen Abend, als er ſich in ſeiner ganzen übrigen Kleidung auf's Lager ſtreckte, von ſich gelegt hatte, trank dann einige Schlücke von der warmen Milch, ſteckte das Weißbrod zu ſich und eilte hinaus aus dem Zimmer, das ihm ſo viel (freilich unnöthiges) nächtliches Grauen verurſacht hatte.

Das Sehnen nach ſeinem lieben, nun auf alle Erdenzeit von ihm geſchiedenen Vater trieb ihn zu den Kloſtermauern hinaus nach dem Friedhof, in deſſen Gewölbe man geſtern den Leichnam verwahrt hatte. Er kam hier gerade in dem Augenblick an, als man ſeinen Vater begraben wollte. Die Leiche lag nach der Sitte des Landes ohne Sarg auf der Bahre; ein Mönch, welcher dem unbekannten Fremdling die Pflicht der chriſtlichen Beſtattung erwies, war der einzige Begleiter; die Träger legten den ganz entkleideten Leichnam auf Seile und ließen ihn hinabſinken auf die andern Körper der Todten, welche da unten moderten. Der arme Johannes weinte laut, er ſchaute der Leiche nach, bis der Todtengräber den ſchließenden Stein auf die Gruft legte; was dieſer Mann und was der Mönch zu ihm ſagten, das verſtand er nicht; ihm kam das, was man ſeinem Vater gethan, in ſeiner Unwiſſenheit als eine Grauſamkeit vor, welche ſein kindiſches Herz in Unmuth gegen die guten Männer erfüllte, die doch ſo eben eine ernſte Pflicht des Menſchen erfüllt hatten.

Er blieb in der Nähe der Gruft, außen im Vorplatz vor der Kirche ſitzen. Ein hoher Palmbaum ſtand da;

es war der erſte, welchen Johannes in ſeinem Leben ſah, doch kannte er den Baum und ſeine Blätter aus den bibliſchen Abbildungen, die ſeine ſelige Mutter ihm ſo oft gezeigt und erklärt hatte, und wußte, daß er ein Zeichen des Sieges und des himmliſchen Friedens ſei. Der Wind bewegte die Wipfel des Baumes, das Kind wurde ſich ſeiner eigenen Gedanken nicht klar bewußt, doch eine Ahnung ergriff ſein junges Herz von einem Frieden, von einer Seligkeit, welche über den Gräbern Derer iſt, die Gott lieben. Er wurde ruhig, und ſah jetzt um ſich her. Der Hügel, auf dem das Kloſter liegt, gewährt eine weite Ausſicht über die ganze Landſchaft. Hier neben ihm ſtand das Kloſter, in welchem Niemand ihn verſtand und Keiner, ihm verſtändlich, mit ihm ſprach; ihm graute vor dem Gedanken, noch einmal in die dunkle Zelle bei dem Todtenſchädel eingeſperrt zu werden. Dort unten zeigte ſich aber das Meer und im Hafen der Stadt mehrere Schiffe. Auf einem ſolchen Schiffe aus Bremen, auf welchem die ganze Mannſchaft aus Deutſchen beſtand, war er mit ſeinem ſeligen Vater hieher gekommen in das fremde Land; der unerfahrene Knabe ſtand in dem Wahne, daß da unten bei den Schiffen Jeder ihn verſtehen und Jeder in verſtändlicher Art mit ihm reden könne. Das Gefühl der Einſamkeit, der Verlaſſenheit, das ihn auf ſo peinliche Weiſe drückte, verwandelte ihm ſeine ganze jetzige Umgebung in einen Käfig; die Thüre des Käfigs war geöffnet, und der kleine Vogel entflog; der Knabe, in dem unbegründeten Wahne, als ob Jemand aus dem Kloſter ihn verfolgen werde, lief ſchnell am Abhang des Hügels hinunter. Er kam zu dem Brunnen, aus welchem er geſtern ſeinen ſterbenden Vater getränkt hatte; ſo ſehr ihn dürſtete, mochte er dennoch hier nicht trinken; die

Luſt am Leben war in voller Kraft in ihm erwacht; ſie führte ihn, wie im ſcheuen Fluge, an allen Gedanken des Todes vorüber. Erſt bei jenen Gärten, bei denen geſtern der Ziegenhirt ihn mit Früchten labte, hielt er den eiligen Lauf ein; er ſetzte ſich unter ein Gebüſch von Granaten, an dem die rothen Früchte hingen, und ruhte aus. Jetzt regten ſich heftig in ihm der Durſt und der Hunger; ſein Weißbrödchen war bald verzehrt, er ſtand auf und ſchaute in die offene Thür eines Gartens hinein, ob da nicht wie daheim in ſeiner ſeligen Eltern vormaligem Garten, ein Springbrnnnen ſei? Eine vornehm gekleidete Frau erblickte ihn, ſie winkte ihm zu ſich hin, fragte ihn Vieles auf Spaniſch, er aber redete in ſeiner Sprache mit ihr, was ſie nicht verſtand. Seine nach der Gegend des Hafens hinabdeutende Hand ließ ſie vermuthen, daß er das Kind eines fremden Schiffers ſei, ſie beſchenkte ihn mit Orangen, Feigen und Gebackenem, ſo viel er deſſen nur zu tragen vermochte, und entließ ihn freundlich. Johannes konnte ſich nicht erinnern, daß ihm jemals in ſeinem Leben ein Mahl ſo wohl geſchmeckt, ihn ſo erquickt habe, als dieſes Gericht der ſüßen Früchte und des Gebackenen, das er in einiger Entfernung vom Garten ſeiner Wohlthäterin, im Schatten eines Felſens verzehrte.

Nach der ſo willkommenen Sättigung hatte der Schlaf, der in der vergangenen Nacht verſäumt war, ſich gemeldet; mit einem Stück des Gebackenen noch in der Hand war der ermüdete Knabe in Schlummer verſunken. Was ſollte nun jetzt weiter aus dem armen Waiſen, hier in der weiten Ferne vom Vaterland und von allen Bekannten werden? Wenn er ſich auch glücklich durch die Feſtungswerke, welche die Stadt umgaben, hinabfand zum Hafen, was konnte ſein Schickſal ſein unter den rohen ſpaniſchen Schiffern und Fiſchern, davon Keiner ihn ein Wort verſtand? Was war dort wahrſcheinlicher, als daß einer dieſer Leute des verlaſſenen Knaben, wie eines Handelsartikels, ſich bemächtigte und ihn an die Muhamedaner der nahe gegenüber gelegenen afrikaniſchen Küſte als Sklaven verkaufte?

Ein ſolches, oder ſelbſt noch ſchlimmeres Schickſal hätte freilich unten im Hafen dem armen Johannes zuſtoßen können; aber ihm widerfuhr Nichts dergleichen. Man ſagt mit Recht, daß über kleine hilfloſe Kinder gute Engel ſchützend wachen. Dieſes galt auch beſonders dem kleinen Johannes, denn wer konnte eines ſchützenden Engels bedürftiger ſein als er? Im Schlafe, wo er auch die nahende Todesgefahr nicht geſehen, wo er keiner der giftigen Schlangen hätte ausweichen können, deren es dort am gebüſchreichen Felſen manche geben mochte, kam ihm auf eine kaum zu erwartende Weiſe die Hilfe. Ein Stoß an ſeine Hand hatte ihn aufgeweckt; erſchrocken blickte er um ſich und ſah einen Hund, der ihm das Stück Gebackenes, das bei ſeiner Hand lag, hinweggeriſſen hatte und dieſes ſo eben verzehrte. Es war keiner jener halbverwilderten Hunde, deren man in und bei den Städten des ſüdlichen Spaniens ſo viele herumlaufen ſieht; ſeine Geſtalt wie ſein zierliches Halsband bezeugten, daß er einem Herrn angehöre, der einen gewiſſen Werth in das Thier ſetze. Dieſer Herr kam auch jetzt um die Ecke des Felſens herum und bemerkte noch ſo eben, wie ſein Hund die letzten Biſſen ſeiner geſtohlenen Beute verzehrte, und der Knabe, ganz erſchrocken, dabei ſtand. Der Mann redete den Kleinen an; dieſer erzählte auf Deutſch, was der Hund ihm gethan, und verwundert fragte jetzt der

Andere: wie? du biſt ein deutſches Kind? und wie kommſt du hieher? wo iſt dein Vater?

Dem kleinen Waiſen ging ſein Herz auf, als er in verſtändlicher Sprache mit ſich reden hörte, er faßte ein kindliches Zutrauen zu dem fremden Manne; ſo gut er's vermochte, erzählte er ihm Alles, was ihm in der letzten Zeit begegnet war. Der Fremde war zum Mitleid bewegt. „Ich merke", ſagte er, daß du hier in Cadix eben ſo fremd biſt als ich und keinen Menſchen da haſt, der ſich deiner annähme. So komm' denn mit mir, zu Hauſe wollen wir ſehen, was ſich weiter mit dir anfangen läßt."

Der Mann, mit welchem der kleine Johannes auf ſo ſonderbare Weiſe bekannt geworden, war ein Schiffscapitän aus Trieſt. Er hatte portugieſiſche und ſpaniſche Produkte, vor Allem Weine, geladen und zuletzt auch noch an der nordafrikaniſchen Küſte Datteln mitgenommen. Als er ſchon auf der Heimfahrt begriffen war, hatten ihn widrige Winde und zuletzt ein Seeſturm bis in die Nähe der Säulen des Herkules getrieben und im Hafen von Cadix zum Einlaufen genöthigt. Der Mann, ſeine Name war Gottfried, hatte auf ſeinen vielen Reiſen die Welt und die Menſchen kennen gelernt und war deshalb nicht ohne Bildung; in ſeinem äußern Benehmen erſchien er öfters rauh und hart, wie das ungeſtüme Element, mit welchem er ſeit ſo vielen Jahren ſeines Lebens in beſtändigem Kampfe war; ſein Herz aber, wie dies auch ſchon ſein Benehmen gegen das arme, verlaſſene Kind bezeugte, war voll Wohlwollen und Milde. Sein Schiff mußte unten im Hafen auf günſtigen Wind warten und lag in dieſer Erwartung ſchon ſeit mehreren Tagen ſtill. Er ſelber, der witterungskundige Seemann, war auf den Berg hinaufgeſtiegen, um da den Sonnenuntergang zu beobachten, und aus dem Anſchein von dieſem, ſo wie aus der Stärke des Windes, der ſich am Abend vom Gebirge her aufmachen würde, ein Anzeichen zu erhalten für den herrſchenden Wind des morgenden Tages.

Der Kleine folgte dem Kapitän auf jedem ſeiner Schritte, ſtieg mit ihm zur freien Höhe im Norden der Stadt und dann wieder herabwärts auf den beſchwerlichen Felſenſteig, welchen der Trieſtiner nicht ohne Begünſtigung des an den äußern Feſtungswerken Wache haltenden Militärs gegangen war, weil er den freilich bequemeren Weg durch die verpeſtete Stadt aus Scheu vor der Anſteckung vermieden hatte. Ohne faſt nur ein Wort mit dem Knaben zu ſprechen, hatte der nicht ſonderlich redeſelige Seemann ſeine Beobachtung vollendet, und war hinab in den Hafen gekommen, wo ein Boot ſeiner wartete, das ihn mit dem kleinen Johannes hinbrachte an das naheliegende Schiff. Der Knabe war ſchon bei ſeiner Herreiſe an das Leben auf dem Schiff gewöhnt worden; ihm war es hier alsbald unter dem meiſt deutſch redenden Schiffsvolk ungleich heimathlicher zu Muthe, als unter den Spaniern; nur fehlte ihm überall ſein guter Vater. Der Capitän nahm ihn mit ſich in die Kajüte, ließ ihm etwas zu eſſen geben, und wies ihm dann eine der Bänke zwiſchen ſeiner und des Steuermanns Lagerſtätte zur Nachtruhe an. Wie ganz anders und ruhig ſchlief es ſich da auf der Seegrasmatratze, unter der leichten Decke, als in der vorhergehenden Nacht im Anblick des Todtenſchädels in der dumpfigen Zelle. Das laute Sprechen des Steuermanns und das Getöſe, das die Matroſen bei ihrem Geſchäft machten, konnten den Schlaf des müden Knaben nicht ſtören; er bemerkte nichts davon, daß ſein heutiger Ruheſtörer, der Hund, deſſen bisheriges Nachtlager er einnahm, zu ihm hinaufſprang und ſich traulich neben ihn hinſchmiegte. Erſt ſpät am andern Morgen erwachte er.

So wenig auch der Capitän, außer den Commandoworten, die er ſeinem Schiffsvolk zurief, und außer ſeinen kurzen Bemerkungen über Wind und Wetter, zu ſprechen pflegte, ſo war er dennoch — und zwar dieſes um ſo mehr — ein Mann, der ſich auf's Thun und Handeln verſtand, und Beides gern zum Nutz und Dienſt des Nächſten übte. Er hatte ſich nun einmal des verlaſſenen Kindes angenommen und wollte dieſes nicht halb thun. Aus dem Kleinen, das bemerkte er wohl, war nichts zu erfragen; das noch nicht fünfjährige Kind hatte ihm zwar ſeine Vaterſtadt genannt, dabei aber nicht einmal den Namen ſeines Vaters, noch weniger deſſen Stand auf eine dem Capitän zuverläſſig ſcheinende Weiſe angeben können. Daß aber ſein Vater dort oben auf dem Hügel, bei dem aus weiter Ferne erkennbaren Kloſtergebäude, begraben ſei, das hatte er mehrmalen auf eine Weiſe verſichert, daß man ſeiner Ausſage Glauben ſchenken mußte. Da nun ohnehin der widrige Wind das Schiff noch mehrere Tage im Hafen zurückhielt, benutzte der Capitän dieſen Aufſchub treulich, um dort im Kloſter nähere Nachricht über den Vater des Knaben einzuziehen. Er ſendete einige ſeiner Leute, in Geſellſchaft eines Mäklers aus Cadix, welcher für das Schiff allerlei Einkäufe beſorgt hatte, hinauf zu den Mönchen. Dieſe guten Leute aber wußten von dem Fremdling, deſſen Leichnam ſie mit ſolcher Freundlichkeit die letzte Pflicht erwieſen hatten, eben ſo wenig als der Capitän, denn ſie trafen ihn nicht mehr am Leben, als ſie, dem Kinde folgend, ihm zu Hülfe kommen wollten. In den Taſchen des Verſtorbenen hatten ſie eine Brieftaſche mit vielerlei Schreibereien gefunden, welche ſie weder leſen noch verſtehen konnten, weil dieſelben mit Schriftzügen und in einer Sprache geſchrieben waren, die Keiner von ihnen kannte. Jene Schreibereien mit dem ganzen übrigen Nachlaß des Todten, beſtehend in Kleidern, die er getragen, und in dem wenigen Gelde, das man darin gefunden, übergaben die redlichen Ordensgeiſtlichen den Leuten des Capitäns. Dieſer, als er den Inhalt der Brieftaſche unterſuchte, lernte jetzt freilich die Herkunft ſeines Pfleglings beſſer kennen als aus den kindiſchen Berichten desſelben. Er erfuhr daraus, daß der Vater des Kindes jener nämliche Heinrich Ehrmann ſei, mit welchem er früher ſelber zuweilen in Geſchäftsverkehr geſtanden war. Daß der Kleine wirklich, ſo wie ſeine Ausſage lautete, der Sohn jenes Kaufmanns ſei, das ging ſowohl aus dem Reiſepaß, als aus einem noch unvollendeten Brief des Verſtorbenen an einen Freund in Bremen hervor. Dieſer Brief voll Hindeutung auf manche der früheren Verirrungen, ließ auch den Capitän einen kleinen Blick in die äußeren Verhältniſſe thun, in welche der vormals ſo reich und groß erſcheinende Heinrich Ehrmann zuletzt gerathen war. Auch die Anſprüche auf ein Handelshaus in Cadix wurden durch mehrere der Papiere beſtätigt: der Mäkler, den man über jenes Haus und ſeine Verhältniſſe befragte, gab zur Befriedigung jener Anſprüche für die Zukunft nur wenig, für den gegenwärtigen Augenblick der Hemmung alles Verkehrs gar keine Hoffnung.

Der edelmüthige Capitän hatte nun für den armen Waiſen, der ihm ſo unvermuthet und ungeſucht zugelaufen war, Alles gethan, was für jetzt geſchehen konnte.

Der Gedanke, den Johannes Ehrmann ſpäterhin öfters äußerte, wenn er die Züge aus der Geſchichte ſeiner Kindheit erzählte, — der Gedanke, daß vielleicht der Edelmuth jenes wackeren Seemanns eine Veranlaſſung könne gegeben haben zu dem Unfall, der ihn kurz hernach traf, hat allerdings etwas Betrübendes. Man möchte nur zu gern aus jeder edlen Handlung eines guten Menſchen Folgen hervorgehen ſehen, welche jener Handlung entſprächen; möchte den Lohn für jede gute That recht handgreiflich noch auf Erden kommen ſehen. Und wenn nun vollends gar eine ſolche gute That Folgen nach ſich zieht, die uns nicht als Glück, ſondern als ein Unglück erſcheinen, da wird man leicht irre und vergißt, daß Gottes beſte und höchſte Wohlthaten, mehr auf das künftige ewige Heil, als auf das äußere vergängliche Wohlbefinden eines Menſchen gerichtet ſind, und daß ſeine Liebe zu dieſen gar oft dann am höchſten ſich kund gibt, wenn ſie Trübſale ſendet.

Mag es nun wirklich gegründet geweſen ſein, daß, wie man ſpäter in Trieſt ſagte, die Schiffsleute, welche die Kleider und die übrige kleine Nachlaſſenſchaft des verſtorbenen Heinrich Ehrmann brachten, zugleich hiermit einen Anſteckungsſtoff zur bösartigen Krankheit mit ſich in's Schiff trugen, oder war die Anſteckung durch andere, unabwehrbare Unvorſichtigkeiten der Seeleute, von denen mehrere ohne Wiſſen des Capitäns die Stadt beſucht hatten, eingeſchleppt worden, — ſo viel iſt gewiß, daß wenige Tage nach der Abfahrt des Schiffes unter der Mannſchaft deſſelben ein Fieber ausbrach, welches ganz den ſchlimmen Charakter jener Seuche trug, durch die Cadix verheert wurde, und die zu jener Zeit, wenn auch in etwas verſchiedener Form, in mehreren Küſtenſtädten des ſüdlichen

Europas, namentlich in Genua, herrſchte. Bedenklich war es immer, daß gerade einer von jenen Männern, welche der Capitän hinauf zum Kloſter geſendet hatte, zuerſt von der Krankheit befallen wurde, und noch ehe man Majorka, auf welches der Capitän zuſteuerte, erreichen konnte, an derſelben ſtarb. Auf eine minder heftige Weiſe erkrankten bald nachher noch mehrere Andere. Der Schiffsarzt ſelber, der in ſeiner Kunſt nicht unerfahren war, widerrieth es dem Capitän, nach Marſeille zu ſegeln, weil in dem dortigen Peſtſpital, in welchem man würde auf längere Zeit eingeſperrt worden ſein, ein ähnliches bösartiges Fieber herrſchte, wie das, welches auf dem Schiff ausgebrochen war. Die ſchnelle Veränderung der Luft, bei einer günſtigen Seefahrt, ſchien einen heilſameren Erfolg zu verſprechen, als der, wenn auch mit manchen Beauemlichkeiten verſehene, ſtrenge Gewahrſam in einem Quarantänehaus.

Der Capitän war gern mit dem Vorſchlag des Arztes zufrieden, die Reiſe fortzuſetzen, um ſo mehr, da ein Nachlaß der Krankheit auf ſeinem Schiffe einzutreten ſchien. Als jedoch jenſeits Malta, im Joniſchen Meere, eine langwierige Windſtille kam, und den bisher ſo ſchnellen Fortgang der Fahrt hemmte, da regte ſich mit dieſem Ungemach zugleich auch die Krankheit wieder heftig; der Steuermann ward von ihr ergriffen und lag lebensgefährlich an ihr darnieder, einer der Matroſen ſtarb daran. Auch bei der Wiederkehr eines günſtigeren Windes ließ das Uebel nicht nach; jenſeits der Nähe von Ancona erkrankte ſelbſt der wackere Capitän, vielleicht zum Theil in Folge der großen Anſtrengungen, welche auf ihn gefallen waren, ſeitdem er die Hülfe des Steuermanns und mehrerer ſeiner beſten Seeleute entbehren mußte. Endlich landete das Schiff in Trieſt; ſeine Mannſchaft mußte ſich einer ſtrengen Quarantäne unterwerfen; während der Dauer derſelben ſtarb der edle Capitän, der Steuermann aber kam von ſeinem langen Krankenlager wieder auf.

Der arme kleine Johannes verſtand noch kaum, daß ihm jetzt abermals ein väterlicher Verſorger und Freund geſtorben ſei. Der Capitän hatte ſich in der letzten Zeit der Drangſale nur wenig mit dem Kinde beſchäftigen können, das bei günſtigem Wetter den ganzen Tag auf dem Verdeck ſich unterhielt und nach Kräften dem Küchenjungen bei ſeinen Arbeiten behülflich war oder den Matroſen bei den ihrigen zuſah. Dennoch hatte jener gute Mann ſelbſt noch auf ſeinem Krankenlager Sorge dafür getragen, daß dem Knaben nichts abgehe. Jetzt aber nach dem Tode ſeines Verſorgers war Johannes wieder ganz, wie die jungen Raben, welche ſchreiend nach Futter fliegen, der Verſorge des himmliſchen Vaters überlaſſen, welcher ja der Troſt und Pfleger aller Wittwen und Waiſen iſt. Und dieſer ließ es ihm freilich auch an nichts fehlen, ſondern führte ihn mit wunderbarer Hand auf den Weg des zeitlichen wie des ewigen Glückes und Heiles.

So lange die Zeit der Quarantäne währte, ließen die Matroſen, welche bei all' ihrer äußeren Rohheit das wohlgezogene ſanfte, dabei äußerlich wohlgebildete Knäblein gerne hatten, es an ihren Mahlzeiten Theil nehmen. Als aber jetzt die ärztliche Haft vorüber war, da zerſtreuten ſich die noch mit dem Leben und leidlicher Geſundheit entronnenen Seeleute, der eine hierhin, der andere dorthin, ohne ſich um Johannes zu bekümmern. Der Capitän war ſeit mehreren Jahren Wittwer und hatte keine Kinder, überhaupt keine ſehr nahen Verwandten hinterlaſſen, weshalb man glauben möchte, daß er geſonnen geweſen ſei, den Waiſenknaben, deſſen er ſich ſo freundlich angenommen hatte, in ein näheres Verhältniß mit ſich zu ſetzen. Auch würde er gewiß noch vor ſeinem Tode für des Johannes Zukunft einige Sorge getragen haben, wenn er überhaupt ſein Ende für nahe gehalten, und wenn ihn nicht in ſeinen letzten Tagen die heftige Phantaſie des Fiebers zu allen ſolchen Gedanken unfähig gemacht hätte. Die Erben nun, welche auf die geſammte Verlaſſenſchaft Anſpruch machten, waren dieſem edlen Mann am wenigſten in Rückſicht auf Geſinnung und Handlungsweiſe verwandt. Zwar hatte der Steuermann ihnen erzählt, daß der Verſtorbene in Cadix ein armes Waiſenkind zu ſich genommen und während der Reiſe für daſſelbe geſorgt habe; jene Leute aber ließen es ſich nicht in den Sinn kommen, ſolche Wohlthätigkeit nachzuahmen oder fortzuſetzen. Als ſie am Tage des Ausgangs der Quarantäne die Koffer und Kiſten des Verſtorbenen in Empfang nahmen, thaten ſie nicht, als bemerkten ſie das Kind, und dieſes, dem die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft noch ſo unbekannt waren, achtete auch ſeinerſeits nicht auf die ihm fremden Leute, ſondern, da es jetzt alle ſeine bisherigen Reiſegefährten fortgehen ſah, lief es auch hinaus in die ſo lang entbehrte Freiheit.

Johannes erinnerte ſich ſpäter, daß er habe dem Küchenjungen nachlaufen wollen; wie er aber dieſen aus den Augen verloren habe und auf einmal in das Gedränge der Straßen hineingerathen ſei, das wiſſe er nicht mehr. Wenn auch alle bisherigen Gefährten ihn verlaſſen hatten, ſo war doch einer treulich bei ihm geblieben und mit ihm gelaufen; dies war der Hund des Capitäns, jenes treue Thier, dem Johannes die erſte Bekanntſchaft mit ſeinem verſtorbenen Wohlthäter verdankte. Sonderbarer Weiſe mußte dieſer Hund bald nachher der Führer zu einer neuen, für den Knaben ebenſo wichtigen und noch folgenreicheren Bekanntſchaft werden. In dieſem Augenblick ſchon gewährte der zuthätige, thieriſche Begleiter dem verlaſſenen Kleinen einen Troſt und eine Beruhigung, wie etwa dem Erwachſenen ein treuer, zuverläſſiger Freund, wenn er einen grauenvollen, beſchwerlichen Weg gehen muß. Denn dieſe Leute da, welche durch die belebten Straßen der anſehnlichen Handelsſtadt hin und her zogen, ſprachen zwar meiſtens deutſch, ſie Alle aber waren dem kleinen Johannes neu und fremd; Keiner achtete auf ihn, Keiner ſprach mit ihm. Und doch hätte er es ſo gern geſehen, wenn eine der Frauen, welche an den Straßenecken Obſt verkauften, oder einer der Bäcker ihn gefragt hätte, ob er hungrig ſei und etwas eſſen wolle: denn er hatte den ganzen Tag noch nichts gegeſſen, und jetzt, beim Anblick der vielen Eßwaaren, fühlte er einen gar heftigen Hunger. Bisher hatte der arme Knabe faſt noch niemals Speiſe von Jemand begehrt: ſo lange ſeine Eltern lebten, gaben ihm dieſe ungefordert, was er bedurfte; auf dem Schiffe warf ihm der Capitän, ſo lange dieſer geſund war, gar oft, wenn er auf dem Verdeck an ihm vorbeiging, eine Hand voll Datteln in ſein Hütlein oder in ſeinen Schooß und nahm ihn jedesmal mit ſich zur Mahlzeit; auch ſpäter war ihm immer, ohne daß er darum anſprach, das geworden, was er bedurfte. Er ſtellte ſich deshalb auch jetzt ſchweigend zu der Bude einer Obſthändlerin hin, welche die meiſten und beſten Früchte zu verkaufen hatte und harrte immer darauf, daß dieſe ihm wie den andern Leuten, welche bei ihr kauften, etwas darbieten werde. Eine Frau, welche bei der Oebſtlerin

Einiges gekauft hatte, mochte die bittende, verlangende Miene des Kindes verſtehen, vielleicht weil ſie ſelber Mutter von Kindern war: ſie reichte dem Kleinen aus ihrem Körbchen einige Birnen; er nahm ſie freudig dankend und aß ſie.

Johannes hatte kein Ziel, nach welchem er hinging und keinen Plan; denn wie konnte das unwiſſende Kind, das jetzt wie die Vögel unter dem Himmel bewußtlos von Gottes Erbarmung geführt ward, einen Plan haben? Er ging deshalb überall hin, wohin ſein Hund ging, welchen eben ſo wie ſeinen kleinen Herrn der Hunger peinigte, den ihm die Stücklein der Birnen, welche der gutmüthige Knabe ihm darbot, nicht ſtillen konnten. Nachdem die Beiden noch einige Zeit auf den Gaſſen der Stadt hin und hergelaufen waren, hatte der Hund auf einmal gefunden, was er ſuchte. Die Thüre zu einem Salon, von welchem man eine freie Ausſicht nach dem Meere hatte, war von einem eben herausgehenden Gaſte nur angelehnt worden; der kluge Hund that ſie durch Kopf und Pfote auf und rannte hinein; ihm folgte der kleine Johannes. Der Salon war das Nebengebäude von einem der größern Gaſthäuſer, die an der Nordoſtſeite des Hafens ſtehen; obgleich ſchon im Dezember, war es heute in dem freilich mildergelegenen Trieſt, ein ſo warmer, ſonniger Tag, daß ſich viele der Gäſte, Einheimiſche wie Fremde, herausgeſetzt hatten in den Gartenſaal. Der Hund war gegen einen kleinen Tiſch hingelaufen, an welchem zwei fremde Herren ſo eben zu Mittag ſpeiſten. Das arme Thier ſtand wedelnd bei ihnen, und neben den treuen Hund ſtellte ſich auch der kleine Johannes hin, welcher ſchweigend bald das Brod auf dem Tiſche, bald die beiden Herrn anblickte. Der hungernde Hund brach das Schweigen zuerſt; mit einigen winſelnden Klagetönen gab er ſein Verlangen nach Speiſe zu erkennen. Der eine von den beiden Fremden, der ein gar gutes, freundliches Geſicht hatte, reichte dem Thier einige Biſſen, und bemerkte bei dieſer Gelegenheit auch den kleinen Knaben, der ſeitwärts von ſeinem Stuhle ſtand. „Gehört der Hund dir?“ fragte er, und der Kleine, der die Frage nicht nach dem Sinne des Rechts verſtand, nickte bejahend. „Haſt du auch Hunger?“ fragte der freundliche Mann weiter; und als der Knabe auch dies bejahete, reichte er ihm reichlich Fleiſch und Brod, welches jedoch der Kleine brüderlich mit ſeinem Hunde theilte. Die beiden Herrn ſetzten indeß ihr Geſpräch, das ſie vor und nach Tiſche beſchäftigt hatte, eifrig fort; es war ein Geſpräch von ernſtem Inhalt. Der Marqueur trat jetzt mit dem Nachtiſch herbei; er warf gar ſcheele Blicke auf den Kleinen und ſeinen Hund, und man konnte deutlich merken, daß ihn nur die Rückſicht gegen den vornehmen Herrn, der die Beiden mit Speiſe verſehen hatte, davon abhielt, ſie mit „Marſch, fort!“ hinauszujagen. Der Herr bemerkte dies, und fragte den Marqueur: „wem gehört der kleine, hübſche Knabe?“ — „Ich weiß das nicht“ ſagte der unfreundliche Menſch, „er wird wohl aus der Vorſtadt ſein, wo ſo viel ſolches Volk beiſammen wohnt.“ — „Der Knabe iſt nicht aus der Vorſtadt,“ rief eine ſtarke Baßſtimme, von einem der ferner ſtehenden Tiſche; „er iſt weiter her als wir Alle; ſein Vater war ein vormals reicher Kaufmann in Norddeutſchland, liegt aber jetzt bei Cadix begraben.“ Sobald der Mann mit der Baßſtimme zu ſprechen anfing, wendete ſich Johannes mit fröhlichem Geſicht nach ihm hin: es war der Steuermann des Trieſtiner Schiffes, der ſo eben in den Salon gekommen war, um da eine Taſſe Kaffee zu trinken und

Tabak zu rauchen. Ein Mauthbeamter aus der Stadt, welcher nicht weit von dem kleinen Tiſche ſaß, an dem die beiden Herren ſpeiſten, und welcher den Steuermann zu kennen ſchien, fragte: „iſt das nicht der Kleine, den der Capitän Gottfried, der vor 14 Tagen in der Quarantäne geſtorben iſt, mit aus Spanien gebracht hat? Ei ſagt mir doch, wie iſt denn der Capitän zu dem fremden Kinde gekommen?“ Der Steuermann bejahte die Frage und erzählte Alles von der Geſchichte des kleinen Johannes, was er von dem Capitän gehört hatte, nannte dabei auch den Namen und geweſenen Wohnort des verſtorbenen Heinrich Ehrmann. Als der fremde Herr dieſen Namen hörte, ſtand er auf, trat näher hin zu dem Steuermann und erkundigte ſich mit der geſpannteſten Theilnahme um Alles genauer. „Ich kann es Ihnen noch gewiſſer machen,“ ſagte der Steuermann, „ich darf mir nur die Papiere, die man bei dem verſtorbenen Ehrmann gefunden hat, von den Erben meines Capitäns geben laſſen. Die Leute wohnen nicht weit von da, in Zeit von einer Viertelſtunde bin ich wieder hier.“ Der wackere Mann ſtand auf und ging hinaus; der Hund und ſein kleiner Begleiter liefen mit ihrem alten Bekannten. „Ihr bringt mir doch den Kleinen wieder?“ rief der Fremde ihm nach. „Verſteht ſich,“ ſagte der Steuermann, „den machen uns die jetzigen Erben des Capitäns nicht abſpenſtig.“

Der Fremde trat jetzt wieder zu dem Freunde hin, mit welchem er geſpeiſt hatte, und ſetzte ſich bei ihm nieder. „Ich ſprach vorhin“ ſo redete er den Freund an, „von einer Vorſehung, die ſich mit erbarmender Liebe jedes Einzelnen, auch des Kleinſten und Geringſten, annimmt Sehen Sie abermals in der Geſchichte des armen Knäbleins, dem ich ſo eben einige Biſſen zu ſeiner Sättigung reichte, ein recht lebendiges Beiſpiel von jener großen Wahrheit. Hören Sie meine und des Kindes Geſchichte mit wenig Worten. Gerade in dieſem Monat ſind es vierzig Jahre, da kam ich mit einigen elenden Landſtreichern in das Haus des Großvaters jenes kleinen Waiſen, eines gottesfürchtigen mildthätigen Kaufmanns. Die Landſtreicher hatten mich meinen Eltern, die an der böhmiſchen Grenze wohnten und Bergleute waren, geraubt, damit das Weib, welches bei ihnen war, auf mich hin das fremde Mitleid lenken und einträglicher betteln könnte. Der alte Chriſtoph Ehrmann rettete mich aus jenen böſen Händen, pflegte, verſorgte und erzog mich zu einem brauchbaren Bürger und, was mehr iſt, zu einem durch That und Wahrheit gläubigen Chriſten. Erſt nach vielen Jahren, durch eine Führung Gottes, deren Erzählung mich zu weit führen würde, fand ich meine lieben Eltern, denen ich nun auch noch vor ihrem Tode durch die guten Früchte Freude machen konnte, welche ich im Zeitlichen wie im Ewigen meinem theuern alten Pflegevater verdankte. Den Vater des kleinen Knaben, den Heinrich Ehrmann, habe ich auch perſönlich gekannt, und ſpäter noch Manches von ſeinen Schickſalen gehört; doch vor Allem iſt es der alte Großvater, dem ich in ſeinem Enkel noch dankbare Liebe erweiſen möchte. Durch eben jene göttliche Erbarmung, welche des Verlaſſenen gedenkt, wird mir dieſer kleine Enkel meines Chriſtoph Ehrmann in einem Augenblicke zugeführt, da meine Hülfe ihm am nöthigſten war; und nur um eine Stunde ſpäter, dann wäre ich abgereiſt geweſen; ohne das Hereinkommen des Steuermanns und ohne die Aufſchlüſſe, welche er über das Kind gab, hätte ich dieſes von mir hinweggelaſſen — vielleicht mit einem Almoſen — ſonſt aber ſo hülflos, wie es war.“

Während dieſes Geſprächs war der Steuermann wieder hereingetreten und in ſeiner Begleitung der kleine Johannes mit dem Hunde, ſo wie einer der Erben des Capitäns. „Der Menſch da," ſprach der Steuermann, „wollte den Hund, weil er dem Capitän gehört habe, behalten, der Kleine aber will nicht ohne das Thier fort, darum habe ich ſie alle drei mitgebracht." Der fremde Herr fand ſich alsbald mit dem eigennützigen Erben wegen des Hundes ab. Er ſtreichelte den kleinen Johannes, nahm ihn auf ſeinen Schooß und ſagte: „du und dein Hund, ihr dürft beide mit mir in der Kutſche fahren."

Auf die hinterlaſſenen Papiere des Heinrich Ehrmann warf der Fremde nur einen flüchtigen Blick, und ſteckte ſie, als Eigenthum des Kindes, zu ſich. Der ehrliche Steuermann war ſehr erfreut, daß nun für den kleinen Waiſen ſo gut geſorgt ſei, und nahm, als der Fremde abfuhr, mit Thränen von Johannes Abſchied. Dieſem aber war es ſogleich bei dem fremden Manne recht heimathlich und wohl zu Muthe. Und warum hätte es ihm nicht ſo ſein ſollen! Herr Mühlmann, ein angeſehener, trefflicher Architekt, der erſt vor wenig Jahren in hohem Alter geſtorben iſt, hatte ein Herz, das ganz in der Liebe zu Gott und den Brüdern lebte; man darf von ihm im ächten Sinn des Worts ſagen: er war ſo gut als ein Kind, darum ſchloß ſich auch jedes gute Kind ſo leicht und gern an ihn an. Er kehrte jetzt von einer Reiſe nach Italien, die er im Auftrag ſeines Fürſten gemacht hatte, nach ſeinem Wohnort im ſüdlichen Deutſchland zurück. Gott hatte ihm in ſeiner übrigens glücklichen Ehe keine Kinder geſchenkt. Mit deſto innigerer Elternliebe nahmen dann er und ſeine gleichgeſinnte Hausfrau ſich der Erziehung des kleinen Johannes an. Und Gott ließ dieſe gelingen, der

Knabe gedieh an Geiſt und Leib, zur Freude aller Guten. In ihm lebte ganz das Ebenbild des alten Großvaters, des Chriſtoph Ehrmann, auf, an ungeheuchelter Gottesfurcht, Einfalt und Reinheit der Sitten. Es war, als hätte der gute Pflegevater jenes Erbtheil mit aus dem großväterlichen Hauſe genommen und für den Enkel aufbewahrt, dem er es in ſeiner chriſtlichen Erziehung mittheilte.

Johannes Ehrmann hat ſich dem Gelehrtenſtand gewidmet und iſt durch ſein wohlangewendetes Talent eine Zierde ſeines Standes geworden. Er lebt in derſelben Stadt, in welcher ſein Großvater, der alte, fromme Chriſtoph, gewohnt hat, und in der die Schweſtern ſeines Vaters mit ihren Männern anſäſſig waren, welche an dieſem Neffen gar viele Freude und Ehre erlebt haben. Er hat ſpäter gar oft die Schickſale ſeiner Kindheit mit großer Rührung und inniger Dankbarkeit gegen Gott erzählt. „Sehet," ſo pflegte er ſeine Erzählung zu ſchließen, „wie wunderbar die Mittel und Wege ſind, die Gott zur Rettung ſeiner Menſchen wählt. Mir hat er zwar nicht durch die Raben Speiſe bringen, ſondern vielmehr durch einen Hund das Brod aus der Hand nehmen laſſen; aber dieſer Hund iſt mir der treue Führer zu meinem väterlichen Freund und Erzieher, und durch dieſen zu Chriſto dem Herrn, meinem Heil, meinem Troſt im Leben wie im Sterben, geworden."

12. Ein Abendlied von aufweckender Kraft.

Vor nicht langer Zeit, ſo erzählt man, machte ein vornehmer Officier, ein Deutſcher von Geburt, der im Dienſte einer nordiſchen Macht ſteht, eine Reiſe von Tebris nach den ſüdlichen Gegenden von Perſien. Er hatte mehrere ſeiner Standesgenoſſen als Begleiter bei ſich, der eigenen Dienerſchaft waren noch mehrere Eingeborene aus Tebris beigeſellt, welche, des Weges über die Gebirge kundig, als Führer dienen ſollten. Es war in den erſten Tagen des März; in der tieferen Ebene grünte und blühte ſchon der Frühling; auf den Bergeshöhen aber hauſte noch der Winter.

Man hatte noch etwa eine ſtarke Tagereiſe nach Karmanſchah, da zog ſich der Weg zu der Nähe einer jener winterlichen Höhen hinan, von denen in dieſer Jahreszeit die Wolkendecke mit ihren Stürmen nur ſelten ſich ganz hinwegzieht. Der Himmel war getrübt, die Ausſicht durch das dichte Schneegeſtöber gehemmt, ſelbſt der Weg war durch die Windwehen auf lange Strecken hin verdeckt und verſperrt. Es lag deshalb nicht an den Führern, daß man von der Richtung nach Karmanſchah abkam und ſchon in einer frühen Nachmittagsſtunde in ein Seitenthal gerieth, das in einen ſackförmig verſchloſſenen Gebirgskeſſel endigte, aus welchem kein weiterer Ausweg ſich zeigte als jener, auf dem man ſo eben gekommen war. Man hatte, durch den bisherigen glücklichen Fortgang der Gebirgsreiſe ſicher gemacht, feſt darauf gerechnet, ſchon am Mittag an eine Wohnſtätte zu kommen, wo ſich, nach der Ausſage der Führer, Lebensmittel und Futter für die

Reiter und ihre Thiere finden ſollten, von dort war auch die andere Station nicht weit entfernt, die man zum Nachtlager beſtimmt hatte. Die Vorräthe, welche man von Tebris aus mitgenommen, waren bis auf einen kleinen Reſt verbraucht worden, denn ſchon morgen bei guter Zeit hoffte man auf dem reichen Bazar von Karmanſchah Alles in Fülle zu finden, was den Bedürfniſſen der Weiterreiſe genügen konnte. Hungrig und ermüdet durch die Beſchwerden des Weges, deſſen letzter Theil von der ſteilen Gebirgshöhe herab ſelbſt von den Reitern, mit dem Zügel ihrer Pferde und Maulthiere in der Hand, zu Fuße gemacht werden mußte, konnten die Reiſenden nicht daran denken, noch heute die verfehlte Straße wieder zu erreichen; es ſchien, als müſſe man ſich entſchließen, hier in der Nähe, ſo gut es gehen wollte, das Nachtlager aufzuſchlagen. Aber wenn auch die Menſchen, wie ſollten die hart mitgenommenen Laſtthiere das lange Faſten ohne großen Nachtheil ertragen?

Während man zögernd und überlegend, geſchützt vor dem Sturm durch eine überhängende Felſenwand, raſtete, heiterte ſich von Weſten her der Himmel auf; die Sonne brach durch die Wolken und beleuchtete das keſſelförmig gebildete Thal, mit ſeinen gähen Ringgebirgen, von denen zahlreiche Waſſerfälle herabſtürzten, die ſich nach dem unteren Ende des Thales hin zu einem Wildbach vereinten. Aber faſt zugleich mit dem Wolkenſchleier der Höhen verzog ſich auch der Nebel von der Tiefe, und die Reiſenden ſahen zu ihrer großen Freude im Hintergrund des Thales die aufſteigenden Rauchſäulen, welche Wohnungen, und, wie einige Neulinge in dieſem Lande ſich ausdrückten, „den gaſtlichen Herd“ von Menſchen verriethen.

„Den gaſtlichen Herd?“ ſo fragte ein Anderer. „Ihr habt, wie es ſcheint, noch niemals etwas von den Bewohnern der backtivariſchen Gebirge gehört und erfahren, deren Stamm auch über dieſe Gegend ſich ausbreitet. Bei dieſem Volke herrſcht noch das Fauſtrecht des deutſchen Mittelalters und die Sitten unſerer alten Raubritter. Obgleich die einzelnen Familien- oder Stammhäupter ſeltner unter ſich in Fehde ſind, als die kampfluſtigen Ritter des europäiſchen Mittelalters dies waren, ſind dennoch beide in ihrem Gewerbe ſich gleich, das zunächſt im Berauben der vorüberziehenden Caravanen und der einzelnen Reiſenden beſteht. Eine ſeltſame Aehnlichkeit zwiſchen beiden liegt auch in der Waffenrüſtung. Die Backtivaren tragen wie unſere alten Ritter eiſerne Helme, Panzer, Schilde, Lanzen und Bogen, doch haben ſich zugleich auch viele von ihnen aus der Beute, die ſie den Fremden abnahmen, mit Schießgewehren verſorgt, und mit dem Gebrauch derſelben durch Uebung bekannt gemacht. Seitdem ſind ſie den Reiſenden, die in ihre Gegend kommen, noch gefährlicher geworden als vormals, wiewohl ſie, wenn ſie nicht zu kräftigem Widerſtand gereizt werden, nicht ſo leicht auf blutige Niederlage der Fremden, ſondern nur auf den Beſitz ihrer Habe ausgehen. Dies ſind die Leute, deren Obdach wir uns hier in dieſer weit von der Straße abgelegenen Gegend nahen, obwohl ich dennoch ihrem Herde den Ruhm der Gaſtlichkeit nicht ganz abſprechen möchte. Denn ſelbſt der einzelne Reiſende, wenn er das Glück hat, ohne vorher feindlich angegriffen und beraubt worden zu ſein, in die Wohnung eines ſolchen Ritters zu kommen, der findet mit der Aufnahme unter dem Dache eines Backtivaren zugleich den Schutz eines Wirthes. Aber ein ſolches Abenteuer mag ſchwer zu beſtehen ſein, hier, wo ſogar Frauen und Jungfrauen in männliche Waffenrüſtung gehüllt, zuweilen auf ſolche

Raubgeſchäfte ausgehen und die Pfade unſicher machen. Für uns indeß wird diesmal wenig zu fürchten ſein. Unſre Zahl, unſere guten Waffen, gegenüber der wahrſcheinlich geringen Zahl der Bewohner der dort vor uns liegenden Ortſchaft, ſind ſo bedeutend, daß man uns wahrſcheinlich, vielleicht ſchon in Erwartung eines guten Gaſtgeſchenkes, wohl aufnehmen und mit Allem was wir bedürfen, verſorgen wird."

Die Reiter ſaßen auf, man ließ die Waffen, mit denen Jeder verſehen war, blinken im Schein der Sonne, die jetzt unverhüllt am Himmel ſtand, und, die ermüdeten Thiere die Pflege des Stalles von ferne witternd, eilten, ohne der Sporen zu bedürfen, dem kleinen Dorfe zu, das unter wohlangebauten Gärten und Feldern lag. Ein ſeltſames Gebäude, von hohen Mauern mit Zinnen, gleich unſern alten Ritterburgen, umgeben, fiel da vor allen andern in's Auge. Es war unverkennbar, daß hier die Wohnung des Häuptlings, des vornehmſten Mannes der Ortſchaft ſein müſſe; ohne ſich lange zu bedenken, ritten die Reiſenden durch das offene Thor in den Hofraum hinein, auf welchem ſich jetzt, nicht wie es von außen geſchienen hatte nur ein, ſondern mehrere Gebäude zeigten, welche durch ihre Stellung ein regelmäßiges Viereck bildeten, das in ſeiner Mitte einen zweiten, inneren Hofraum umſchloß. Alle dieſe Gebäude, obwohl aus Stein aufgeführt, waren nur einſtöckig, und ſo niedrig, daß nur die Plattform der Dächer über die Ringmauer hinausragte.

Kaum waren die Reiſenden in den äußeren Hofraum hineingeritten, da trat ihnen der Hausvater, ein kräftig ſchöner Greis entgegen, der ihnen in perſiſcher Sprache den Gruß des Friedens zurief, und einigen jungen Männern, es waren die jüngſten ſeiner Söhne, den Auftrag ertheilte, für die Gäſte und für ihre Thiere zu ſorgen. Die Officiere gaben ihre Pferde und größeren Schießgewehre an die Diener und ihre ſie begleitenden Soldaten ab, welche ſie auf deutſch und ruſſiſch ermahnten, wohl auf ihrer Hut zu ſein; ſie ſelber aber folgten dem Hauswirth hinein in das anſehnlichſte Gebäude ſeiner Hofhaltung. Hier ſchien ein geräumiger Saal zur Aufnahme der vornehmeren Gäſte bereit zu ſtehen. Seine Wände wie ſein Boden waren mit Teppichen von den verſchiedenſten Farben und allerhand koſtbaren Zeugen bekleidet und bedeckt, die wie in einem Kaufmannsladen ein mannigfach buntes Gemiſch bildeten. Man brauchte nicht zu forſchen woher dieſe Zeuge, unter denen ſich neben den indiſchen und perſiſchen auch viele europäiſche Fabrikate fanden, gekommen ſeien; ſie waren alle um wohlfeilſten Preis, nur durch das Drohen der Lanze und des Schwertes, wehrloſen oder furchtſamen Kaufleuten abgehandelt worden, welche das Unglück gehabt hatten, gerade am rechten Ort und zu rechter Zeit auf eine Schaar der Backtivariſchen Buſchklepper zu ſtoßen. An den Wänden des Saales fanden ſich, mit Seidenzeug und hin und wieder mit Gold geſticktem Sammet geſchmacklos überzogene Divans, auf welche der alte Hausherr die Gäſte, nachdem er dieſelben noch einmal mit Handſchlag bewillkommnet hatte, niederzuſitzen einlud. Alsbald brachten einige Diener für jeden der Fremden eine Taſſe mit Kaffee, die Pfeife mit Taback und eingemachte Früchte, die auch nicht in dieſem Thale gewachſen waren. — „Jetzt", ſo ſagte einer der Officiere, der mit den Sitten des Landes vertraut war, „könnt ihr ruhig auch eure Piſtolen und Säbel ablegen. Ich bürge euch mit meinem Leben für die Sicherheit eurer Perſon und eures Eigenthums; ihr ſeid nun Gaſtfreunde des Hauſes geworden, dem Wirthe ſo nahe ſtehend, wie ſeine eigenen Blutsverwandten."

Obgleich die Unterhaltung zwiſchen den Gäſten und ihrem alten Wirth nur durch einen Dollmetſcher geführt werden konnte, denn ſelbſt die perſiſche Landesſprache, deren einer der Reiſenden kundig war, hatte ſich hier in dieſem Winkel des Gebirges zu einer fremdartig lautenden Mundart umgeſtaltet, war man dennoch von beiden Seiten bald ſehr zutraulich geworden. Die Gäſte hatten, ohne ſich hierin an die Sitte des Landes zu binden, ihre Ruheſitze verlaſſen und waren, einige hinaus in den Hofraum, andere in eine Seitenhalle getreten, in welcher allerhand Waffen hingen. Zu den letzteren Gäſten hatte auch der alte Hausherr ſich geſellt. Dieſem ſchien es nicht wenig zu ſchmeicheln, daß die Fremden, deren hohen militäriſchen Rang er wohl errathen mochte, ſeinen Waffenvorrath mit ſolchem unverkennbaren Intereſſe betrachteten. „Seht," ſagte einer der Officiere zu ſeinen Freunden, „dieſe Rüſtungen hier, ſammt den Schildern und Schwertern, ſtammen doch offenbar aus dem chriſtlichen Europa; hier an dieſem Schild iſt das Wappenzeichen der Tempelherrn, an dieſem da eine alte franzöſiſche Aufſchrift, welche eben ſo wenig als die Kreuze, durch den Gebrauch abgerieben worden iſt. Ohnfehlbar ſind dieſe Waffen und vielleicht viele andere, deren ſich die Bewohner der Backtivariſchen Gebirge noch jetzt bedienen, aus den Zeiten der Kreuzzüge, wo nicht die Rüſtungen der erſchlagenen chriſtlichen Krieger allein in die Waffenkammer, ſondern auch öfters ſie ſelber lebend in die Gefangenſchaft dieſer Völker geführt wurden, bei denen ſie in fremdem Boden ihr Grab fanden."

Dem Tone der letzteren ernſten Erinnerungen gab die Entdeckung, die einer der andern Officiere gemacht hatte, eine neue, zum Theil erheiternde Richtung. Man ſahe an einer der ganz mit Waffen behängten Säulen der Halle, nicht nur Flinten und Säbel von neuerer franzöſiſcher, ſondern auch ſolche von ruſſiſcher Abſtammung. Der Hausherr wurde befragt, woher er ſie habe? Der Alte antwortete: „etliche ſind die Kriegsbeute, die mein älteſter Sohn, der in fremden Dienſten ſtand, aus der Ferne gebracht hat, andere haben wir hier in der Nähe von Reiſenden bekommen, die ſie, weil ihre Zahl viel geringer war, als die Unſrige, gutwillig an uns abgaben. Denn ſehet, wir hier in unſrer Einſamkeit freuen uns ſehr, wenn Fremde, wie ihr gethan, als Freunde bei uns zuſprechen. Wenn ſie aber fern von uns auf der Straße vorbeiziehen, erſuchen wir ſie wenigſtens, uns ein Andenken zu hinterlaſſen. Wir begnügen uns übrigens mit ihren Waffen, ihren Waaren und Laſtthieren und nur zuweilen, um unſern Frauen auch etwas mitzubringen, nehmen wir auch ihre ſchönen Kleider von ihnen an. Sie ſelber, mit Leib und Leben, laſſen wir gehen wohin ſie wollen.“

Während der alte Raubritter dieſes naive Geſtändniß ablegte, trat einer der Officiere, die ſich indeß im Hofraum umgeſehen hatten, zu ſeinen Begleitern herein und rief dieſe hinaus, um dort eine Scene anzuſehen, von welcher er ſelber höchſt überraſcht und gerührt ſchien. Unter den dienenden Frauen, welche am Brunnen des Hofes beſchäftigt waren, fand ſich ein junges, etwa 14 oder 15jähriges Mädchen, das, wie die andern Mägde und Sclavinnen, unverſchleiert ging. Durch die Bildung ihres Geſichtes, ihre blauen Augen und gelblichen Haare unterſchied ſich dieſe junge Dirne in ſehr auffallender Weiſe von ihren Gefährtinnen, deren ſchlankerer Bau, dunkle Hautfarbe, ſammt den ſchwarzen Augen und Haaren die orientaliſche Abkunft verrieth. Ein alter Reiterknecht aus der Dienerſchaft der Officiere, der von Geburt ein Würtemberger war, hatte, während er am Brunnen ſeine Pferde tränkte und wuſch, mit lauter Stimme ſein gutes, deutſches Abendlied geſungen. Er hatte dabei nicht auf die in ſeiner Nähe beſchäftigten Mägde geachtet und auch dieſe blieben bei ſeinem Geſang gleichgültig bis auf die junge Dirne, welche bei dem Hören des Abendliedes in eine ſonderbare Bewegung gerieth. Sie ſtellte ihr Waſſergefäß zum Boden, ſtand eine Zeitlang, nach dem alten Reitknecht hinſtarrend, unbeweglich. Dann aber näherte ſie ſich ihm, knieete weinend und mit gefalteten Händen am Boden hin und bemühte ſich, unter lautem Schluchzen einzelne Töne und Worte des Liedes mitzuſingen. Der alte Würtemberger wurde aufmerkſam, er redete das weinende Kind in ſeiner Mutterſprache, der einzigen, welcher er mächtig war, an, und das Mägdlein, freudig lächelnd, indem ſie mit den Fingern auf ſich ſelber deutete, ſprach: „Ja, Johanne". Der Alte redete noch weiter in ſie hinein, ſie antwortete ihm nur mit einzelnen unzuſammenhängenden Worten, unter denen ſie die Namen Vater, Mutter, Bäbele, Anna Mareile mit vielen Thränen ausſprach, indem ſie dabei mit der weithin ausgeſtreckten Hand gegen Norden hindeutete.

Der unerwartete Vorfall hatte die Fremden, die ſo eben im Hofraum waren, herbeigezogen, zu ihnen kamen jetzt auch die andern heraus und alle ſtanden um den Reitknecht und das Mädchen verſammelt.

Ich müßte mich ſehr irren, ſagte einer der Officiere, wenn dieſe junge Dirne nicht das wäre, wofür ich ſie halte, nämlich eines jener geraubten Kinder, die vor mehreren Jahren aus den Colonieen der Würtemberger Einwanderer, in den oſt-kaukaſiſchen ruſſiſchen Beſitzungen, bei einem feindlichen Ueberfall der Tartaren, hinweggeſchleppt worden ſind.

Der alte Hausherr und einer ſeiner Söhne hatten ſich jetzt auch zu der Verſammlung vor dem Brunnen geſellt. Dieſe fragte der Vornehmſte der Officiere durch den Dolmetſcher, woher die Dirne und wie ſie hier in dieſes Haus gekommen ſei? Ganz unbefangen erzählte der Alte, daß er ſie von einem Sclavenhändler gegen ein Paar Piſtolen von geringem Werthe erhandelt habe. Sie ſei damals noch ein Kind von wenig Jahren geweſen, die Worte, welche ſie ſprach, verſtand Niemand; weder von ihr, noch von dem Sclavenhändler habe er erfahren können, woher ſie gebracht worden.

Der ehrliche Würtembergiſche Reitknecht ſprach indeß noch immer mit dem Mägdlein fort, das ſein Vergnügen an der Unterhaltung mit Lachen zu erkennen gab, und aus deſſen Erinnerung allmälig immer mehr Worte und ſelbſt einzelne, wenn auch unvollkommen gebildete Sätze hervortraten. Der alte Landsmann ſagte ihm etliche, ganz eigenthümliche Ausdrücke und Benennungen aus der gemeinſamen Mutterſprache vor; ſie ſprach ſie geläufig nach, und gab durch Zeichen und Hindeuten auf den genannten Gegenſtand zu erkennen, daß ſie die Ausdrücke verſtand. Es blieb kein Zweifel mehr, daß die Dirne vom Stamm der Würtemberger ſei und wo konnte ſie in ſo zarter Kindheit anders hergekommen ſein als aus den, freilich noch immer ziemlich weit entfernten, doch im Verhältniß zum europäiſchen Vaterland nächſten deutſchen Niederlaſſungen.

Mit dem alten Raubritter wurde man bald Handels eins. Dieſer gab die junge Sclavin gegen eine nicht ſehr bedeutende Summe Geldes, nebſt einer ſchönen Flinte und einem Säbel mit koſtbarem Griffe hin, und der Officier ſagte aus, daß der Mann in Beziehung auf die von ihm gewählten Waffen einen ſehr guten Sachverſtand gezeigt habe, denn es ſeien ſo ziemlich die beſten in ihrer Art, von allen denen geweſen, welche die Reiſenden bei ſich führten.

Die Bewirthung, welche die Gäſte empfingen, war vortrefflich. Sie ſchliefen auf prächtigen Polſtern, die, wer weiß woher? erbeutet ſein mochten, hätten der Wachen, die ſie der Vorſicht halber aufgeſtellt hatten, nicht bedurft, ſetzten am andern Morgen, noch einmal geſtärkt von einem köſtlichen Frühſtück und begleitet bis zur Straße von den Söhnen des Hauſes, die ſie reichlich beſchenkt hatten, ihren Weg nach Süden fort und kamen nach mehreren Wochen mit der losgekauften Gefangenen, die der Reitknecht in ſeinen Schutz und ſeine Pflege genommen hatte, nach Tebris zurück. Von hier aus ſtellten ſie ſogleich Forſchungen nach der Heimath und dem Elternhauſe des geraubten Kindes an. Es fand ſich ganz ſo, wie man vermuthet hatte, das Mädchen, mit ſeinem Taufnamen Johanne, war mit ihren um etliche Jahre älteren Schweſterchen Bäbele und Anna Mareile von den Tataren geraubt worden; die beiden Schweſtern hatte man wieder losgekauft und ihren Eltern zugeſtellt, die kleine Johanne aber war von dieſen als todt oder verloren betrauert worden. Der wackere Reitknecht hatte von ſeinem Herrn, als dieſer nach mehreren Monaten nach der Heimath zurückkehrte, die Erlaubniß und den Auftrag erhalten, das Mädchen ſeinen Eltern zu bringen. Wenn der Alte von dem Empfang, von der Freude des Kindes und ſeiner Eltern ſo wie ſeiner Geſchwiſter erzählte, konnte er ſich niemals der Thränen enthalten. So muß es, ſagte er, einmal dort im Himmel ſein, wenn ſelige Kinder ihre ſeligen Eltern wieder finden, nur daß dort keines wieder vom andern ſcheiden und weggeriſſen werden darf.

Es liegt doch in einem Liede von ſolchem Inhalte, wie der des Abendliedes ſein mochte, das der alte Reitknecht ſang, eine ganz beſondere Kraft. Die Herren Officiere hatten vor den Ohren des Kindes in der deutſchen Mutterſprache ſich unterhalten; der Knecht hatte auf gut ſchwäbiſch mit ſeinen Pferden geſprochen, ohne die Aufmerkſamkeit der Kleinen zu erregen. Als dieſe aber das Lied, mit den Tönen, Worten und Namen hörte, die ihre fromme Mutter ihr bei der Wiege geſungen hatte, da wachten mit den Erinnerungen an die Kindheit und das Elternhaus alle die ſeligen Gefühle auf, deren für Zeit und Ewigkeit fruchtbare Keime in dem Sinn und der Bedeutung des Geſanges lagen. Glücklich ſind die Kinder, in deren junge Seelen ſolche Keime gelegt werden, die der Sonnenſtrahl zu Bäumen des Lebens emporziehen kann!

13. Der Krüppel von Rottenſtein.

In einer kleinen Hütte außen vor dem Dorfe Rottenſtein wohnte vor mehreren Jahren ein armer Krüppel, der von Geburt an bis zu ſeinem 62. Jahre, in welchem ihn Gott aus den Banden ſeines elenden Leibes erlöſte, fremder menſchlicher Hilfe bedürftig geweſen war. Denn ſein ganzer Körper war wie zu einem Knäuel verwachſen; die Kniee waren an das Kinn herangezogen, er konnte die Füße nicht ausſtrecken noch ordentlich bewegen, konnte mithin auch niemals gehen, ſondern höchſtens auf ganz ebenem Boden einige Schritte weit rutſchen, und auch dieſes vermochte er in den letzten Jahren ſeines Lebens nicht mehr, weil ſein armer Leib durch das beſtändige Sitzen auf Einem Flecke ganz wund geworden und durch die unaufhörlichen Schmerzen völlig entkräftet war. Seine Arme waren faſt eben ſo mißgebildet als die Füße, doch hatte er in ſeinen jüngeren Jahren wenigſtens die Hände und ihre Finger bewegen können und hatte dieſe Glieder auch ſo fleißig gebraucht, daß er durch Strümpfeſtricken, Nähen und andere leichte Arbeiten ſich den Haferbrei und das Brod verdiente, welche ſeine tägliche Nahrung waren, ja ſogar noch etwas übrig behielt. Späterhin, als ihn in einem für ſeine Gegend ſehr ſtrengen und anhaltend kalten Winter die reißende Gicht überfiel, verlor er auch den Gebrauch der Hände, und von ſeinem 56. Jahre an mußte er gefüttert werden wie ein ganz kleines Kind.

Die Wohnung hatte er freilich umſonſt, denn die Hütte, in welcher er lebte, gehörte der Gemeinde; ſie war das ſogenannte Siechhaus des Dorfes, in welchem vor alten Zeiten, als noch die Peſt öfters in's Land kam, die tödtlich Kranken waren untergebracht worden. Darum lag dieſe Hütte auch ziemlich weit von dem Dorfe ab, am Saum des Waldes, zwiſchen einigen Sandſteinfelſen, an denen keine Straße vorbeiführte. Auch an der unentbehrlichſten Pflege hatte es dem armen Krüppel nicht gefehlt, ſo lange die alte Hirtenwittwe noch lebte, welche ebenfalls, weil ſie ſo alt und gebrechlich war, ihre freie Wohnung im Siechhaus hatte. Denn dieſe alte Frau, von deren jüngeren Jahren man freilich nicht viel Gutes zu rühmen wußte, war in ihren ſpäteren Jahren Allen, die ſie kannten, ein Muſterbild von Geduld, Sanftmuth und Gottesfurcht geweſen; ſie hatte an dem armen Krüppel wie eine Mutter gehandelt, für ihn die Nahrung heimgetragen und bereitet, das Holz für den Winter im Walde zuſammen geleſen, ihn gepflegt und gewartet, jeden Biſſen, den ihr mitleidige Leute zukommen ließen, mit ihm getheilt.

Damals, als den armen Jakob, ſo hieß der elende Mann, das Unglück der Lähmung auch ſeine Hände traf, war die alte Hirtenwittwe ſchon 82 Jahre alt; und man darf wohl vermuthen, daß Jakob von dem heftigen Krankheitsanfall würde verſchont geblieben ſein, wenn nicht ſeine alte Pflegerin auch, durch ein plötzlich ihr zugeſtoßenes Uebelbefinden, auf mehrere Tage wäre an's Lager gebunden geweſen; ſo aber war damals Niemand da, der im Ofen Feuer machen und das zerbrochene Fenſter, an dem der Sturmwind das vorgeklebte Papier aufgeriſſen hatte, wieder verwahren konnte. Als die Alte wieder ſo weit geneſen war, daß ſie vom Lager aufſtehen und wieder einige Geſchäfte verrichten konnte, nahm ſie ſich ihres elenden Hausgenoſſen mit deſto zärtlicherer Sorgfalt an; Alles, was nur in ihren Kräften ſtand, das that ſie zu ſeiner Erleichterung und Erquickung.

Aber der arme Jakob hatte dieſe Wohlthat nur noch vier Jahre lang zu genießen; ſeine mütterliche Pflegerin ſtarb in ihrem 86. Jahre, und Gott hatte ihr dabei die Gnade erzeigt, daß ſie gar nicht lange krank gelegen, ſondern plötzlich in der Nacht verſchieden war. Man kann ſagen, dieſe zuletzt durch viele Leiden reif und zeitig gewordene Frucht war ohne Windſtoß und gewaltſames Schütteln vom Baume abgefallen: ſie hatte den Tod nicht kommen ſehen; er hatte ſie als ſanfter Schlaf überraſcht. Denn am letzten Tag vor ihrem Ende war ſie noch an ihrem Stabe in das Dorf geſchlichen, und hatte eine gute, fromme Pächterswittwe beſucht, von der ſie ſeit Jahren gar manche Gabe der Milde empfing. Dieſer alten Wohlthäterin hatte ſie auf recht bewegliche Weiſe mit Hand und Mund für all' die Beweiſe ihrer Barmherzigkeit gedankt, und ſie gebeten, daß ſie doch, wenn ſie etwa in mehreren Tagen nicht käme, ſich nach ihr und dem armen Jakob möchte umſehen laſſen, denn es ahne ihr, daß es mit ihr nicht mehr gar lange dauern werde. Am andern Tag, gegen Abend, fiel der Pächterswittwe ein, was die arme alte Lieſe zu ihr geſagt hatte; ſie ſendete eine Dienſtmagd hinaus in die Hütte; dieſe brachte die Nachricht mit, daß die alte Hirtin in der vorigen Nacht geſtorben ſei. Der arme Jakob, den ſeine Gichtſchmerzen nicht viel ſchlafen ließen, hatte gar nichts von dem Ende ſeiner Stubengenoſſin gemerkt; er glaubte, ſie ſchliefe nur heute ſo lange und ſanft; als aber die Sonne an ihr Bett ſchien, und ſie erwachte noch nicht, da hob er, ſo weit er's konnte, ſein Haupt in die Höhe, und ſah, daß ſeine Pflegerin todtenbleich war; die ſtarren, gebrochenen Augen ſtanden ihr offen, und doch war Niemand da, der ſie der Todten zudrücken konnte.

Seitdem man die alte Lieſe begraben hatte, war der arme Jakob ganz allein in der Hütte; er hätte müſſen verhungern und in ſeinem ungepflegten Zuſtande vergehen, wenn ihm nicht Gott einige andere wohlthätige Herzen erweckt hätte, die, ſo viel ſie bei ihrer ſchweren Arbeit es vermochten, nach ihm ſahen, und ſich ſeiner Noth erbarmten.

Dieſes Alles hatte der junge Pfarrer zu Rottenſtein, der erſt ſeit etlichen Monaten zu dieſer Gemeinde gekommen war, von andern Leuten erfahren. Von dieſen hatte er gehört, daß die alte Lieſe in ihren jüngeren Jahren ein ganz überaus zänkiſches, böſes Weib geweſen ſei, und daß Jedermann im Dorfe den armen Krüppel, der die Geduld und Sanftmuth ſelber ſei, bedauert habe, als die Hirtin ihre Wohnung im Siechhauſe bekam, daß dieſe aber, zu Aller Verwunderung, ſpäterhin ganz anders geworden ſei. Von ihnen erfuhr er auch Einiges von dem armen Jakob, und pflegte ihm ſeitdem öfters etwas von ſeinem Tiſche zur Labung zu ſchicken; auch hatte er ihn während des Winters einige Mal beſucht und ſich jedes Mal über dieſen elenden Krüppel verwundert. Denn an der Entſtellung des Leibes hatte der Kopf und vor Allem das Geſicht des Mannes nicht Theil genommen; die Blicke und die Mienen waren ſo lebendig und freudig, als ſie der Pfarrer noch bei wenig Menſchen geſehen, der Kranke ſprach nicht viel, aber jedes Wort war gut und löblich, und es war immer, als wenn man in den Augen und Mienen noch ſehr vieles leſen könne, das der arme Jakob verſchwieg, vielleicht weil der junge Herr Pfarrer niemals lange Zeit hatte, mit ihm zu ſprechen und auf ihn zu hören.

Im Februar war ſehr naſſes Wetter eingetreten; die Hütte, worin der Kranke wohnte, war überall morſch und ſchlecht, vor Allem ließ das Dach, ſo oft auch ein treuer Freund des armen Jakob daran herumgeflickt hatte, die Näſſe durchgehen, welche auf die zerriſſenen Dielen und ſelbſt auf das Lager des Kranken herabträufelte. Dies bekam dem armen Jakob ſehr übel, denn die Hülle des Leibes, worin dieſe edle Seele wohnte, war noch viel morſcher und gebrechlicher, als das armſelige Siechhäuslein am Saume des Waldes bei Rottenſtein. Eines Morgens, als man dem Kranken ſeinen Krug mit Waſſer und die Mehlſuppe, welche eine mitleidige Bäuerin ihm ſendete, an ſein Bett hinſtellen wollte, fand man ihn in tiefer Ohnmacht daliegen. Man hielt ihn ſchon für todt und wollte ihn von ſeinem Strohlager hinwegnehmen; da kam er wieder zu ſich, konnte aber vor großer Mattigkeit kein lautes Wort reden. Darauf machte man Feuer in den Ofen, rückte das Bett des Kranken an einen beſſern Ort, und eine mitleidige Seele ſendete eine trockene Decke, die man gewärmt über ihn breitete, ſo wie ein warmes, ſtärkendes Getränke. Da blickte Jakob auf ſeine alte Weiſe wieder ganz heiter und fröhlich um ſich, und das Erſte, das er wieder mit vernehmlicher Stimme ſprechen konnte, war die Bitte, daß man doch den Herrn Pfarrer bitten möchte, ihn heute noch zu beſuchen und ihm das heilige Abendmahl zu reichen.

Als der junge Geiſtliche in einer frühen Nachmittagsſtunde zu dem Siechhäuslein hinaus ging, da hatte ſich das dichte Regengewölk zertheilt; die Sonne ſchien auf die Tropfen, welche an den Nadeln der Tannenbäume hingen. Er trat hinein in das armſelige Zimmer, in welchem er, bei dem armen Jakob am Lager ſitzend, einen ſilberhaarigen Greis mit zitterndem Haupt fand, in deſſen Augen eine Thräne glänzte. Er hatte dieſen Alten auch wohl ſchon ein und das andere Mal in ſeiner Kirche geſehen, obwohl er nicht zur Gemeinde Rottenſtein gehörte.

Die Sonne ſchien zu dem kleinen Fenſter herein; der Pfarrer, welcher bisher nur noch ſelten am Bette der Armen und Sterbenden geweſen war, blickte mit einiger Scheu im Zimmer umher. Es war aber hier nichts, das die Sinne beſchweren konnte; eine ſorgfältige Reinlichkeit und Ordnungsliebe hatte ſelbſt über dieſe armſelige Umgebung des Kranken einen mildernden Anſchein verbreitet; er ſelber, der Kranke, war in reine, weiße Wäſche gekleidet. Doch dieſes Alles war es nicht, was die Blicke des jungen Seelſorgers am meiſten auf ſich zog; ſeitdem er heute den armen Jakob recht in's Auge gefaßt hatte, war es ihm, als könnte er gar nicht mehr von ihm wegſehen.

Was kann aber in dem Anblick eines armen, elenden Krüppels liegen, wornach ein Menſchenauge gerne hinſchauen oder woran es ſich ergötzen möchte? Und doch gibt es etwas, das auch einem kranken, bleichen Angeſicht eine Art von Schönheit verleihen kann; dies iſt der Ausdruck des Friedens mit Gott und der herzinnigen Liebe zu dem Herrn Jeſus. Es war ein gutes Zeichen für den in ſolchen Dingen zwar noch unerfahrenen, ſonſt aber recht braven Pfarrer, daß er dieſe Schönheit an einem armen, alten Krüppel erkannte und Wohlgefallen an ihr fand. Und daß er dieſes that, das bezeugte heute jedes ſeiner Worte, jede ſeiner Mienen; das Herz war ihm ungewöhnlich weich geworden bei dem Anblick des armen Jakob. Denn dieſer, wenn er ihm in ſeine Augen und in ſein Geſicht ſah, kam ihm vor wie eine überglückliche Braut, welche ein großer, reicher Herr aus ihrem armen Stande ſich zu der Seinigen erwählt hat, und welche, im Bewußtſein ihrer Armuth und zugleich ihres überſchwenglichen Reichſeins, es nicht vermag, noch in ihrer Demuth begehrt, das mit Worten auszuſprechen, was ihre freudetrunkenen Mienen und Blicke verrathen.

Der Pfarrherr, da er den Kranken ſtärker fand, als er es erwartet hatte, wollte zuerſt einige Worte mit ihm ſprechen, ehe er die heilige Handlung begänne. „Ihr ſcheint mir,“ ſo ſprach er, „die Gefahr zu erkennen, in welcher Euer Leben ſchwebt, mein lieber Jakob, und zu Eurem Ende bereit zu ſein.“

„Ich bin gleich bereit zum Leben wie zum Sterben,“ antwortete Jakob mit unbeſchreiblich freudigen Blicken; „mein Leben iſt in des Herrn Hand, Er kann es mir noch länger ſchenken, wenn Er will, oder nehmen nach Seinem Wohlgefallen.“

„Wie, mein lieber Jakob?“ fragt der Geiſtliche, „iſt denn nicht jeder Gedanke in Euch ein ſehnlicher Wunſch und Seufzer nach der Erlöſung aus Eurem elenden Leibe; könnt Ihr denn wirklich ohne Angſt an die Verlängerung eines Lebens denken, das für Euch nur ein beſtändiger, fortwährender Jammer und Schmerz war?“

„Ich ſehne mich wohl,“ erwiderte Jakob, „ſchon ſeit vielen Jahren von ganzem Herzen nach dem Stündlein, da der Bau dieſer armen Schmerzenshülle wird abgebrochen, und meiner Seele eine andere, ſchönere Behauſung wird gegeben werden von der Hand meines lieben Herrn; aber mein Leben auf Erden iſt doch auch kein ſo beſtändiger Jammer und Schmerz geweſen, daß ich nur mit Angſt an ſeine Verlängerung denken könnte; ich muß es mit herzlichem Dank gegen meinen Schöpfer erkennen: mein Leben war, die einzelnen böſen Stunden abgerechnet, ein recht fröhliches und glückliches."

„Armer Mann!" ſprach der Pfarrer; „es iſt löblich an Euch, daß Ihr nicht ſo, wie viele Andere, nur jammert und klagt, ſondern vor Allem an das Gute gedenkt, daß Gott auch Euch in Eurem Leben erwieſen hat. Wahrſcheinlich ſeid Ihr in Eurer Jugend oder doch in Eurer Kindheit recht froh und glücklich geweſen, und denkt eben heute noch einmal an dieſe Zeiten? Denn in ſpäteren Jahren habt Ihr doch mehr Schmerz und Jammer auf Euch gehabt als irgend ein Menſch, der mir näher bekannt iſt"

„Wie man's nehmen will, Herr Pfarrer," ſagte der Krüppel. „Meine Jugend und Kindheit ſind freilich auch glücklich geweſen, wenn ich's recht bedenke; aber damals, wo dieſe Zeit da war, iſt ſie mir nicht immer ſo vorgekommen. Mein Vater war Soldat, und ich habe ihn niemals geſehen, denn er ſtand, als ich geboren wurde, bei einem weit entfernten Regiment, und iſt bald nachher im Rhein ertrunken; meine Mutter, die immer ſehr kränklich war, iſt auch bald nach meiner Geburt geſtorben, und man ſagt, daß ihr der Kummer über den Tod ihres Mannes, ſo wie darüber, daß ſie ein ſo elendes, krüppeliges Kind geboren, das Herz gebrochen habe. Ueber mich erbarmte ſich meine alte, gottesfürchtige Großmutter; dieſe nahm mich zu ſich in ihr Dachſtübchen, und pflegte mich mit derſelben Liebe, als ob ich ein ſchönes, geſundes Kind geweſen wäre, obgleich ihr öfter, wenn ſie meinen elenden Zuſtand anſah, die Augen vor Jammer übergingen. Aber meiner guten Großmutter ging es ſelber ſehr hart, denn ſie wohnte bei einer Schwiegertochter, die ſich nicht gut gegen ſie betrug, und ſie hatte Niemand im Hauſe, der ſich ihrer annahm, denn ihr Sohn, der geweſene Mann der Schwiegertochter, war geſtorben, und dieſe hatte wieder einen Fremden geheirathet, dem es zuwider war, daß die Alte ein freies Wittwenzimmer in ſeinem Hauſe hatte, und daß er ihr, weil es ſo ausgemacht war, auch ſonſt noch Manches geben mußte. Dieſer Mann ſprach zuweilen, wenn die Großmutter mich ein wenig herumtrug vor der Hütte an die liebe Sonne, ſo harte, zornmüthige Worte über mich armen Krüppel aus, daß mir das Herz im Leibe davon erſtarrte, denn ich hatte ihm ja niemals etwas zu Leide gethan. Aber meine Großmutter ſchwieg, und wenn wir wieder mit einander allein waren, ſagte ſie: Jakob, du mußt für den Michel (ſo hieß der harte Mann) beten, daß Gott ihn und ſein Haus ſegnen wolle, dann wird jeder Fluch, den er über dich ſprach, zu einem zehnfach größeren, lieben Segen für dich und mich werden. Bei dem Allen mußten wir Beide, die Großmutter und ich, viel Noth und Mangel leiden. Denn meine gute Großmutter, die in ihren früheren Jahren wohlhabend geweſen war, wollte Niemanden als nur Gott allein ihr Leid klagen, und Gott half ihr auch von einem Tag zum andern hinüber, bis Er endlich ihre vielgeprüfte Seele reif gemacht hatte für Seinen Himmel. Damals, als ich noch ein unverſtändiges Kind war, habe ich es freilich nicht eingeſehen, daß ich eigentlich beſſer daran ſei als viele tauſend andere Kinder, denn ich hatte und genoß das reichlich, was unvergleichbar viel herrlicher iſt als alles gute Eſſen und Trinken oder ſchönes Spielzeug. Meine Großmutter war eine ſo kindlich-gläubige und dabei eifrige Beterin, daß ſie bei ihrem Spinnrad oder andern Arbeiten faſt ohne Aufhören betete und liebliche geiſtliche Lieder ſang. Dazwiſchen hatte ſie mich ſelber leſen gelehrt, was ich auch, da ich ſonſt gar keinen Zeitvertreib hatte, ſehr begierig annahm. Da ließ ſie ſich dann täglich von mir aus ihrer lieben Bibel vorleſen, und das that ich ſo gerne, daß ich, wenn ſie es verlangt hätte, wohl den ganzen Tag beim Leſen geblieben wäre; aber die Großmutter lehrte mich auch arbeiten, denn damals waren meine, wenn auch ſchon verkrüppelten Hände und Finger noch ſo beweglich, daß ich mancherlei damit verrichten konnte. So war ich wenigſtens an der Seele ſehr wohl genährt und geſtärkt, als Gott in meinem zwölften Jahre meine treue Pflegerin zu ſich nahm. Dieſe hatte in ihren letzten Lebenstagen, als ſie ihr Ende nahe fühlte, mit ganz beſonderer Inbrunſt Gott gebeten, daß Er ſich doch von nun an meiner mit zärtlicher Mutterliebe annehmen, und mir das reichlich durch ewige Güter erſetzen möge, was mir an zeitlichen abgehe. Und dieſes Gebet iſt auch erhört worden. Denn als die Großmutter geſtorben war, und ſie ihre Leiche hinaustrugen aus dem Dachſtübchen und ich armer Krüppel konnte nicht einmal mit zu Grabe gehen, da fühlte ich mitten unter meinem innigen Weinen einen Troſt in meinem Herzen, den ich noch niemals empfunden hatte. Mir war es wahrhaft und wirklich ſo zu Muthe, als wenn der Herr Jeſus, an deſſen Erbarmen mich meine ſterbende Großmutter angewieſen hatte, bei mir ſtände und zu mir ſagte: Ich will dich nun heben und tragen, pflegen und tröſten, wie eine gute Mutter ihrem Kinde thut, und es ſoll dir an nichts mangeln. Da blieb ich auch getroſt, als ich's noch eine Zeit lang in dem Hauſe des Vetters, wie man zu ſagen pflegt, recht ſchlimm hatte. Denn es ſah ſich jetzt kein Menſch im Hauſe mehr nach mir um; aber der kleine Sohn eines Nachbars, dem ich öfters Geſchichten aus der heiligen Schrift und aus Bunyan's Reiſe erzählt hatte, kam zu mir, und theilte mit mir ſein Brod. So ging auch dieſe Zeit hin, bis mich die Gemeinde hierher in das Siechhaus brachte, wo ich nun ſeit fünfzig Jahren mein gutes Obdach und Verſorgung habe."

„Armer Jakob," ſagte der Pfarrer, „wie mag es Euch da manchmal in Eurer Einſamkeit und Verlaſſenheit ſo weh zu Muthe geweſen ſein; fünfzig ſolche ſchwere Lebensjahre, o Gott, wie lange!"

„Iſt mir doch meine Zeit niemals lang geworden," erwiderte der Krüppel, „und ich bin auch ſelten ohne Geſellſchaft, niemals aber verlaſſen geweſen. In den erſten zwei Jahren wohnte mit mir zugleich im Siechhauſe ein alter Invalid, dem im ſiebenjährigen Kriege beide Beine waren abgeſchoſſen worden. Es war ein ehrlicher Mann, der öfters mit mir ein geiſtliches Lied ſang und mir manche Handreichung that in meiner Hilfloſigkeit. Damals beſuchte mich auch öfters ein recht gottſeliger Candidat der Theologie, der Sohn unſers vorvorigen Pfarrherrn; er war bei ſeinem Vater Subſtitut, trug aber den Keim zu ſeinem nahen Tode, ein gefährliches Leiden in der Bruſt, ſchon damals mit ſich herum, und iſt auch bald geſtorben. Dieſer fromme Candidat ſollte mich, im Auftrag ſeines Vaters, zum erſtmaligen Genuſſe des heiligen Abendmahls zubereiten, und er freute ſich, da er befand, daß ich das liebe Bibelbuch ſo viel geleſen und durch Gottes Gnade ſo Manches daraus zu Herzen gefaßt hatte. Als er mir am grünen Donnerſtag das heilige Abendmahl reichte, da ſagte er mit Thränen in den Augen: „Jakob, ob wir gleich hier ganz allein in einer armen Hütte, nicht in einer Kirche, waren, iſt mir doch niemals feierlicher bei der heiligen Handlung zu Muthe geweſen als heute. Ich weiß es gewiß, wir werden uns Beide vor dem Throne Gottes ſelig wiederſehen, und möge mir Gott nur auch einen ſo frohen Glaubensmuth ſchenken, als Er dir beſchert hat." Beim Abſchied hat mir der gute Herr ſo herzlich die Hand gedrückt, als wenn nicht ich von ihm, ſondern er von mir große Liebesbeweiſe empfangen hätte. Es muß ihm wohl geahndet haben, daß es zum letzten Male war, daß er zu mir in die Hütte kam; denn gleich in der Woche nach Oſtern hat er ſich gelegt und iſt auch nicht wieder vom Krankenlager aufgeſtanden, ſondern noch vor Anfang des darauf folgenden Winters ſelig verſchieden. Als mir der Invalid es erzählte, daß der Herr Subſtitut geſtorben ſei, und daß er ſchon morgen begraben würde, habe ich freilich um den treuen Freund und Tröſter herzlich geweint; aber es war mir dabei zugleich ſo inniglich froh und wohl zu Muthe, als ob ich in feſter Hoffnung etwas ſchmeckte von dem Frieden und den Freuden, welche dieſer ſeligen Seele dort warteten. Ueberhaupt habe ich nach dem erſtmaligen Genuſſe des heiligen Abendmahls eine recht lange Zeit große Freuden in meinem Herzen genoſſen, ſo daß mir's oft war, ich ſei ſchon im Himmel. Auch hatte ich damals im Aeußerlichen keine Noth, denn ich litt an keinen leiblichen Schmerzen, und meine Hände verdienten mit ihrer Arbeit, ſo viel ich brauchte, ſo daß ich auch meinem alten Hausgenoſſen Manches für ſeine Dienſtleiſtungen abgeben konnte."

„Nach dem Tode des Invaliden kam ein altes gebrechliches Weib zu mir in das Siechhaus, und dieſer hat die Gemeinde nach und nach etliche aufgefundene oder elendiglich verwaiſte Kinder in die Pflege gegeben. Da konnte ich doch auch meine Freude an und mit Kindern haben, obgleich auch manche Unruhe dabei war, denn die alte Margarethe ging öfters auf viele Stunden, ja wohl auf ganze Tage fort und überließ mir die Kleinen allein. Wenn die dann weinten und nach Pflege ſchrieen, konnte ich weder mir noch ihnen helfen. Vor nun etlich und zwanzig Jahren zog dann die Wittwe des vorigen Hirten, die alte Eliſabeth, zu mir herein, von welcher der Herr Pfarrer werden gehört haben. Dieſe war anfangs wohl ein wenig unruhig; wir haben aber ſpäter dieſes Obdach in Frieden mit einander getheilt, und ſie hat mir viele Wohlthaten erzeigt, welche Gott ihr in der Ewigkeit vergelten möge. Auch nach dem Tode der alten Eliſabeth bis auf den heutigen Tag haben mich ſehr oft gute Freunde beſucht, und ich bin alſo nicht viel allein geweſen. Verlaſſen aber war ich noch weniger, denn gerade dann, wenn gar kein Menſch um mich und Alles ſtill und wie ausgeſtorben war, dann habe ich recht inniglich das tröſtliche Naheſein meines Herrn gefühlt, der mir ja freilich von meinen Kindesbeinen an bis in's Alter mehr Liebe und Treue erwieſen hat, als eine Mutter ihrem Kinde erzeigen kann."

„Aber, mein lieber Jakob," ſagte der Pfarrer, „ich weiß doch, daß die Krankheit und das Wundſein des Körpers Euch recht große Schmerzen gemacht haben, habe auch manchen leiſen Seufzer gehört, den Euch der Schmerz auspreßte; wie war es Euch denn dabei noch möglich, fröhlich und getroſt zu bleiben, wie Ihr es, Eurer Erzählung nach, geblieben ſeid?"

„Lieber Herr," erwiderte der Krüppel, „ſchon in frühern Jahren, noch mehr aber von da an, wo meine gebrechlichen Hände nichts mehr zu wirken vermochten, habe ich mich in der Bereitung von zweierlei Heilmitteln geübt, welche alle Schmerzen lindern und alles Leid vergeſſen machen. Das eine Heilmittel iſt die Demüthigung vor Gott, das andere iſt die freudige Erhebung zu Gott. Wenn mich die Schmerzen meines Leibes etwas zu hart angreifen wollten, da gedachte ich all' der Barmherzigkeit und Treue, welche mein Schöpfer von meiner Geburt an mir erwieſen hat, wie Er mich gerade durch meinen krüppelhaften Zuſtand vor vielen Sünden, in welche die Geſunden fallen, bewahrt, mich geſpeiſt, getränkt, gekleidet und gewärmt, vor Allem aber, wie Er mich zu Seinem Sohne gezogen, durch Seinen Geiſt getröſtet und mit unſäglichen Freuden erquickt, ja ſchon hienieden durch dieſes Unterpfand zu einem Mitgenoſſen Seiner ewigen Seligkeit und Herrlichkeit geweiht habe. Wenn ich mir nun zu all' dieſen Wohlthaten mein eigenes Nichts und meine Unwürdigkeit dachte, wenn ich mich armen krüppelhaften Wurm und mir gegenüber den Herrn des Himmels und der Erden betrachtete, der Sich alſo durch Wohlthun zu mir herniederließ, da fühlte ich mich ſo inniglich tief gebeugt, daß mir's war, als käme ich unter die Schmerzen zu ſtehen, die ja alleſammt nicht gleich zu achten ſind der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbart werden; es war mir dann, als wenn dieſe Schmerzen, wie Waſſerwogen über einem Taucher, hoch über mich hinrauſchten, ohne mich zu berühren. Oder auch, ich erhob mich im Geiſte bis zu Ihm, der herab kam vom Himmel in das Elend und die Noth der Erde, dachte mir Sein Leiden, aber auch Seine Auferſtehung und Himmelfahrt, und wenn ich ſo that, da war es mir, als wenn ich wie ein Vögelein, das hoch über einem zuſammenſtürzenden Hauſe ſchwebt, mich *über* meine Schmerzen erhöbe, ſo daß ich ſie nicht mehr merkte. In ſolchen Stunden ſind meine Seufzer zu einem Dankgebet, meine Wehklagen zu einem Lobgeſang geworden: und ſo darf ich wohl ſagen, daß ich armer Krüppel in meinen Lebenstagen ein fröhlicher Menſch geweſen bin, der viel Gutes genoſſen hat von der Hand Seines Gottes. Iſt doch ſogar draußen am ſchönen Sonnenſchein kein Sommer und kein Herbſt geweſen, der mich nicht mit ſeinen lieblichen Gaben gelabt hätte; denn ſobald es reife Kirſchen gab oder Birnen, Aepfel oder Trauben, da gedachten die frommen Freunde an den armen Jakob, und brachten ihm reichlich von Allem."

Der junge Pfarrer, als er den Krüppel ſo ſprechen hörte, war ſehr bewegt. Solchen Glauben hatte er in Iſrael noch nicht gefunden; der arme Jakob hatte, ohne es zu wiſſen, ſeinem Prediger ſelber eine Predigt gehalten, welcher dieſer gerade heute ſehr bedurfte, weil er von einigen kleinen Widerwärtigkeiten, die ihm begegnet waren, ſich gar ſehr zum Unmuth und Unglauben hatte ſtimmen laſſen. Jakob ſprach ſeine Beichte. So kann nur ein Menſch ſprechen, der die Gegenwart des lebendigen Gottes in ihrer ganzen Macht und Kraft fühlt. Der Geiſtliche reichte dem Kranken das Abendmahl; die Abendſonne ließ ihre letzten Strahlen auf Jakobs bleiches Geſicht fallen, welches, wie von Kräften des Himmels verklärt, gar freudig und ſelig ausſah; und das, was der junge Pfarrer beim Abſchied aus der Hütte mit ſich nahm, war der Vorſchmack eines ſeligen Friedens, wie er ihn auf Erden noch niemals ſonſt empfunden.

Der arme Jakob erholte ſich noch einmal, und führte ſein Leben der innerlichen Freuden und äußeren Schmerzen noch einige Monate lang fort. In dieſer Zeit beſuchte ihn der junge Pfarrer öfter, und nahm jedes Mal mehr Troſt und Stärkung mit ſich, als er dem Kranken gebracht hatte. Gegen den Herbſt hin konnte man freilich zuſehends bemerken, wie Jakobs Kräfte bis zum Verlöſchen abnahmen, und wie es mit ihm zu Ende ging. Noch einmal war der Geiſtliche bei ihm; der Kranke konnte nicht mehr laut reden, ſeine Blicke ſprachen deſto mehr, und was ſie ſprachen, das war nichts Anderes als herzinnige Liebe, Demuth und Dankbarkeit. Dieſen liebevollen Dank nickte er dem Pfarrer noch einmal zu, als dieſer Abſchied nahm, und blickte dann nach oben. Dem jungen Geiſtlichen war es ſo zu Muthe, als wenn ihm ſelber ein naher Verwandter oder Freund am Sterben läge. Er ſendete noch am Abend ſeinen Knecht, einen treuherzigen Burſchen, nach dem Siechhäuschen, damit er in der Nacht bei dem Sterbenden bleiben ſollte. Dieſe Vorſorge wäre nicht nöthig geweſen, denn als der Knecht hin kam, fand er zwei Männer bei dem armen Jakob, davon der eine ihm aus dem ſiebenzehnten Kapitel des Evangeliums Johannis vorlas. Uebrigens war es dem Pfarrer doch lieb, daß er den Burſchen hingeſendet hatte, denn dieſen hatte das ſelige Ende des armen Krüppels ſo tief gerührt, daß er es ſpäter niemals wieder vergeſſen konnte, und er erzählte es auch mit vielen Thränen ſeinem Herrn.

Jakob war noch vor Mitternacht in einen ſanften Schlaf gefallen; wie die beiden Männer ſagten, hatte er ſeit mehreren Monaten nicht mehr ſo ſanft geſchlafen. Während des Schlafes, der mehrere Stunden dauerte, war ſein Geſicht immer bleicher geworden, hatte aber dabei ganz beſonders ausgeſehen, ſo daß der eine Mann ſagte: „Dieß iſt das Angeſicht eines Seligen.“ Endlich wäre er aufgewacht, hätte um ſich geſchaut, wie Einer, der vor lauter Freude nicht ſprechen kann, und nach einiger Zeit habe er mit lauter, vernehmlicher Stimme geſagt: „Siehe, nun iſt es wirklich da und meine Augen haben es ſchon geſchaut, mein Herz hat es ſchon empfunden, was ich auf Erden geglaubt und gehofft habe.“ Darauf habe der Kranke überaus fröhlich gelächelt und in die Höhe geſchaut, gleichſam als wenn da oben eine Oeffnung geweſen wäre, durch die man hinein blicken könnte in den ſchönen Himmel. Dann hätte er wieder hingeſchaut auf die Leute an ſeinem Bette, hätte die beiden Männer bei ihrem Namen genannt, und ſie, ſo wie auch ihn ermahnt, daß ſie dem Herrn Jeſu ſollten treu bleiben in Wort und Wandel bis an's Ende, und ſich unbefleckt erhalten von den böſen Lüſten, die gegen die Seele ſtreiten; dann habe er ſie Alle geſegnet. Zuletzt habe er die Freunde gebeten, daß ſie noch einmal den 103. Pſalm mit ihm beten möchten; da es aber zu den Worten kam: „Und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit,“ habe er ſeine Augen geſchloſſen und ſei ſanft und ſelig verſchieden. Der ſchöne Morgenſtern ſchien ſo eben zum Fenſter der Hütte herein, als der eine der beiden Männer dem armen Jakob die Augen zudrückte. „Der hat's nun ſelig vollendet,“ ſagte er, „der hat wahrhaftig Glauben gehalten bis an's Ende; laßt uns Gott bitten, daß Er uns auch einen ſolchen guten Glauben ſchenken und uns ſo treu bewahren wolle.“ Darauf hätten ſie Drei noch mit einander gebetet und manches gute Geſpräch gehalten, bis es Tag geworden war; dann hätten ſie die Leiche abgewaſchen und mit reiner Wäſche angekleidet auf's Bett gelegt.

„Ich kann's Euch gar nicht ſagen, lieber Herr,“ ſo ſchloß der Burſche ſeine Erzählung, indem er ſich die Augen trocknete, „wie es mir heute zu Muthe iſt, ſo leicht, und doch auch ſo ſchwer um's Herz. In den wenigen Monaten, ſeitdem wir hier ſind, hatte ich den armen Jakob noch niemals beſucht und geſehen, und doch hat mir derſelbe einen Segen hinterlaſſen, den ich ihm in Ewigkeit nicht genug verdanken kann."

Es war ein ſchöner milder Herbſttag, als man die Hülle des armen Jakob zu Grabe trug. Die Zugvögel zwitſcherten über dem Felde und in den Zweigen, ihr Ton lautete ſo fröhlich, als wüßten ſie es, daß ſie bald in ein ſchönes Land kommen ſollten, in welchem es keinen Winter und kein Leichentuch des Schnee's gibt, ſondern immer grünende Bäume voll duftender Blüthen und goldner Früchte, ſo wie grünende Wieſen. Zwei Tage vorher hatte man einen reichen Bauern aus dem Dorfe begraben, und es waren wohl ſehr viele Leute mitgegangen zum Leichenbegängniß; aber man hatte unter der ganzen Verſammlung keinen einzigen Menſchen geſehen, der eine herzliche Thräne um den Verſtorbenen geweint hätte; denn wie man ſich erzählte, hatte der reiche Mann den Armen in ſeinem Dorfe zwar manchen Tagelohn zu verdienen gegeben, hatte auch ſeine Arbeiter jedesmal reichlich geſpeiſt und getränkt, aber er hatte ſich dabei doch immer ſo gegen die Leute benommen, als wenn er Niemand recht lieben könnte. „Du armer Jakob," ſprach der Pfarrer, indem er ſich zur Leichenbeſtattung ankleidete, „wer wird denn mit dir zu Grabe gehen und wer wird denn um dich eine Thräne weinen? Du haſt Keinem etwas zu verdienen gegeben, haſt Keinen geſpeiſt und getränkt, ſondern biſt ſelber von der Gemeinde erhalten worden; du warſt der geringſte von Allen, haſt auch gar keinen Verwandten und Angehörigen im ganzen Dorfe. Nein, du armer Krüppel," ſo ſprach er weiter, „wenn auch Niemand in der Welt eine

Thräne um dich weint, ſo werde ich es doch thun, denn ich weiß am beſten, was du mir geweſen biſt und was ich dir verdanke; und mein Knecht, der gute Burſche, wird auch mit Liebe hinter deinem Sarge drein gehen."

Wie ſehr erſtaunte der junge Pfarrer, als er den Trägern, welche den Sarg von der Siechhütte hereinbrachten, entgegen ging und den großen Leichenzug erblickte, der ſich angeſchloſſen hatte. Faſt aus jedem Hauſe war Einer oder Etliche gekommen, die ſich auf dem Wege nach dem Kirchhof anſchloſſen; wer nicht mitgehen konnte, der ſtand, die Männer mit entblößtem Haupte, da, und ſah in ſtiller, ernſter Theilnahme dem Zuge nach. Was aber den Geiſtlichen am meiſten in Staunen ſetzte, das war die tiefe, herzliche Rührung, die ſich bei vielen der Begleiter und Begleiterinnen zeigte. Nicht nur die weichherzigeren Frauen oder Jungfrauen, ſondern ſelbſt etliche Männer und Greiſe vergoßen Thränen, als wenn ihnen ein lieber Vater oder großer Wohlthäter geſtorben wäre; wie ſonderbar erſchien doch ein ſolches Leidweſen um einen armen, elenden Krüppel!

Der Pfarrer ſprach über die Worte: „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben." Er hatte noch niemals mit ſolcher Wärme bei einem Grabe geſprochen; es blieben nur wenige Augen in der ganzen, großen Verſammlung trocken. Als die Worte der Hoffnung der Auferſtehung und dann der Segen geſprochen waren, und der größte Theil der Leichenbegleitung nach Hauſe gegangen war, da verweilte der Pfarrer noch am Grabe bei etlichen Leuten, die hier ſtehen blieben. Gerade dieſe Leute hatten heute ſeine Aufmerkſamkeit ganz beſonders erregt. Es waren dieſelben, die ſich bei dem Leichenbegängniß des armen Jakob als die zunächſt Leidtragenden benommen und die meiſte, herzlichſte Rührung dabei gezeigt hatten; unter ihnen fand ſich der Greis, den der Pfarrer einmal in der Siechhütte geſehen, und die beiden Männer, die dem Kranken in ſeinen letzten Stunden Geſellſchaft leiſteten; aber außer dieſen noch mehrere Andere, die der Geiſtliche bisher noch nicht näher gekannt hatte. Allem Anſchein nach waren die meiſten von ihnen arme Leute; etliche darunter, die nicht aus der Gemeinde, ſondern oben von den Walddörfern heruntergekommen waren, hatten weit nach Hauſe. „Es iſt kein Verwandter da," ſprach der Pfarrer, „der den Leichenbegleitern des armen Jakob aus ſchuldiger Dankbarkeit einen Trank und einen Biſſen Brodes reichen könnte; darum will ich die Stelle übernehmen, und ich bitte euch, ihr lieben Freunde, kommt mit in mein Pfarrhaus, und genießt mit mir, was ich euch gerade anbieten kann."

Die Leute nahmen die freundliche Einladung dankbar an, und man ſetzte ſich um den Tiſch des Pfarrers. „Es hat mich gefreut, aber auch zugleich gewundert," ſo nahm dieſer das Wort, „daß heute ſo viele Menſchen um den armen, frommen Krüppel geweint haben, dem wir Alle die ewige Ruhe ſo gerne gönnen müſſen, und der doch während ſeines ganzen Lebens nicht im Stande geweſen iſt, einem ſeiner Nebenmenſchen auch nur einen Trunk Waſſers zu reichen oder ſonſt einen Dienſt und eine Wohlthat zu erweiſen."

„Es ſind freilich," ſo ſprach einer der Männer, „nur Thränen der Liebe und nicht des Schmerzes, die wir um den Jakob weinen. Denn wir gönnen ſeinem preſthaften, von heißen Schmerzen gepeinigten Leibe die Ruhe im ſtillen, kühlen Grabe wohl, ſeiner Seele aber die ewigen Freuden, die ſie bei ihrem Erlöſer genießt; aber darin, lieber

Herr Pfarrer, irren Sie ſich, daß Sie meinen, der Jakob habe bei ſeinen Lebzeiten keinem Menſchen einen Trunk Waſſer reichen noch ſonſt einen Dienſt oder eine Wohlthat erzeigen können. Sehen Sie," ſo fuhr er fort, „ich bin als armes, von meiner mir unbekannten Mutter der Gefahr des Todes ausgeſetztes Kind von der Gemeinde in das Siechhaus gethan worden, wo damals außer dem Jakob ein altes Weib wohnte, die mich warten und pflegen ſollte. Das Weib hat mich wenig gewartet und gepflegt; der arme Krüppel aber hat's gethan; dieſer hat Alles, was er ſich damals noch mit Strümpfeſtricken und Nähen verdiente, hergegeben, daß die alte Margareth mir Milch und Mehl zu Brei, und Leinwand zu Windeln und warme Bettlein kaufen ſollte. Er hat mich, weil die Margareth ſo feſt ſchlief, daß ſie bei Nacht mein Schreien nicht hörte, mit meinem Bette neben ſich auf ſeinem Strohlager gehabt und meinetwegen manche Unruhe erduldet. Als ich größer war, hat er mich leſen gelehrt, dann zur Schule gehalten, und da ich aus der heraus wor, hat er faſt alle ſeine wenigen, durch Stricken verdienten Gulden hergegeben, daß ich das Schuhmacherhandwerk lernen konnte. Aber was mehr denn Alles iſt, er hat mich ſchon, als ich nur reden konnte, den Herrn Chriſtus kennen und lieben gelehrt, und mit Gottes Beiſtand einen Menſchen aus mir gemacht, der die feſte Hoffnung hegen darf, durch Gottes Gnade ſelig zu werden. Ich wohne oben im Walde, drei Stunden von hier, und bin arm, weil ich acht Kinder und eine kränkliche Frau zu ernähren habe; aber wie oft habe ich, Gott weiß das, dem guten Jakob, meinem Wohlthäter, bald das, bald jenes an Geld, oder ſo lange meine Frau noch auf war, an guten Bißlein bringen wollen: er hat es niemals angenommen. „„Laß mich, lieber Friedrich,““ ſo ſagte er zu mir: „„ſiehe, ich bin einmal an meinen Haferbrei gewöhnt, und anderes Eſſen thut mir nicht gut. Das Geld heb' deinen Kindern auf, denn ich meine, ſie werden es noch einmal brauchen; das Eſſen bring der armen Gertrud, die an der Abzehrung leidet und das Schwarzbrod nicht gut vertragen kann.““ Und eben ſo machte er mir's auch, wenn ich etwa als Krankenwärter bei Tag oder zu Nacht bei ihm bleiben wollte. „„Friedrich,““ ſo ſprach er, „„du kannſt mir's glauben, ich thue mir's leichter, wenn ich allein bin. Wenn ich der Hilfe nöthig habe, wird ſie mir ſchon kommen.““ Und ſo hat man mit nichts bei ihm ankommen können als nur damit, daß man ihm das Zimmer und die Wäſche reinlich hielt und in der letzten Zeit ſeiner Krankheit wohl auch manche Nacht bei ihm wachte.“

„Daſſelbe hat er mir auch gethan,“ ſprach eine Bäuerin, welche ihrer Kleidung nach zu den etwas bemittelteren Leuten gehörte, und welche auch nicht im Dorfe Rottenſtein, ſondern in einem der Walddörfer wohnte. „Ich hätte es eben ſo gern geſehen als der Friedrich, wenn der Jakob manchmal von meinem Ueberfluß etwas angenommen hätte, denn auf der ganzen Welt hat kein Menſch ſo viel an mir gethan, als er gethan hat; aber da war alles Reden umſonſt. Einmal, da ich ihm auch allerhand Sachen gebracht hatte und er mich faſt mit Allem abwies, da mußte ich recht darüber weinen, daß er ſo gar keine Vergeltung für ſeine Wohlthaten von mir annehmen wollte. „„Habe Ruh,““ ſagte er, „„du gute Katharine, und hör' mich an. Sieh' mal, wenn du aus lauter Liebe deiner frommen Gräfin im Waldſchloſſe, von der du mir geſagt haſt, daß ſie eine ſo gute Frau iſt, dir auch ſchon ſo viel Liebes erwieſen hat, ein Geſchenk an Obſt, oder was ſonſt dein Garten gibt, bringen wollteſt, und es begegnete dir eine Dienſtmagd der Gräfin, die wollte dir für deine Birnen eine ſolche Haube geben, wie man ſie in der Stadt trägt, oder es käme auch ein Fremder daher, und fragte dich, ob du nicht ſeinen Stock dafür nehmen wollteſt, du würdeſt ſagen: ich will und mag die Birnen nicht verkaufen, denn ich habe ſie für meine gnädige Frau Gräfin gepflückt, und zudem kann ich weder eure ſtädtiſche Haube noch euren zierlichen Stock brauchen. Sieh', Katharine, ſo habe ich das Wenige, was ich etwa meinem Nächſten Gutes erwieſen, nur aus Liebe zu dem Herrn Jeſus gethan, und ich armer Krüppel, der ich für all' die unzähligen Wohlthaten und Freuden, die mein Herz täglich von ſeinem lieben Herrn empfängt, ſo gar nichts thun kann, möchte nicht ſchon hienieden meinen Lohn in Erdengütern dahin nehmen, die ich zum Theil eben ſo wenig brauchen kann, oder eben ſo wenig achte, als du in deinem Dorfe eine ſtädtiſche Haube oder einen ſpaniſchen Rohrſtab. Denn die Flaſche Wein und die ſchöne, warme, ſeidene Mütze, die dein Mann als Landfuhrmann mit aus Tyrol gebracht hat, könnte ich nicht vertragen noch tragen; dein Geld brauche ich auch nicht, denn es kommen keine Armen zu mir und aufſuchen kann ich armer Krüppel ſie auch nicht, wozu ſollte mir alſo dein öſterreichiſcher Dukaten, als zum Anſehen?"

„So konnte ich denn auch bei dem guten Jakob nichts anbringen, als je nach den Jahreszeiten ein wenig friſches oder getrocknetes Kern- und Steinobſt, alle Jahre am grünen Donnerſtag etliche Eßlöffel Honig und eine Semmel, und hin und wieder etwas Leinwand, die ich ſelbſt geſponnen, gewebt und zu Weißzeug verarbeitet hatte. Betten hat er niemals angenommen, denn, ſagte er, ich bin das weiche Liegen nicht gewohnt."

„Und doch habe ich dieſem armen Krüppel mein Leben wie mein Glück auf dieſer Welt und mit Gottes Hilfe auch in der künftigen Welt zu verdanken, denn ich bin als vierjähriges Kind mit meiner Mutter, die aus dem Badenſchen war, hieher gekommen nach Rettenſtein, weil wir uns durchbetteln wollten bis nach Danzig, wohin mein Vater, der ſich wenig um die Mutter bekümmerte, mit einem ruſſiſchen Herrn gegangen und da als Packknecht geblieben war. Meine Mutter wurde hier im Dorfe von der großen Kälte, denn es war noch Winter, krank und ſtarb; mich wollte man in meine Heimath zurückſchicken, weil mir aber vom Froſtſchaden die Glieder geſchwollen und aufgebrochen waren, brachte man mich in's Siechhaus, wo ich bleiben ſollte bis zum Frühling. Da ich hinkam, weinte ich ſehr um meine Mutter und auch vor Schmerzen, und die alte Lieſe, die Hirtenwittwe, die damals noch nicht ſo ſanft und geduldig war, als ſie, wie wir Alle wiſſen, ſpäterhin durch den Jakob geworden iſt, hat mich nicht getröſtet, ſondern nur ausgeſcholten. Der Jakob aber ſprach mir ſehr freundlich zu, und redete mit mir ſo, wie ein Kind mit dem andern Kinde ſpricht, wie mir's denn überhaupt immer ſo vorgekommen iſt, als wenn er ſein Lebenlang ein ſolches Kind geblieben wäre, wie auch wir es werden ſollen, wenn wir wollen eingehen in's Reich Gottes. Ich faßte mir gleich ein rechtes Zutrauen zu dem Jakob, der mir mit ſeinen damals noch geſchickten Fingern kleine Püppchen aus bunten Lappen drehte, welche die Lieſe von einer alten Wildpretsſcheuche auf dem Felde geholt; auch ſchenkte er mir ein kleines Glöcklein, mit welchem er ſelber als Kind bei ſeiner ſeligen Großmutter geſpielt hatte. So ſaß ich faſt den ganzen Tag auf einem kleinen Schemel, auf welchem acht Jahre vor mir der

Friedrich als kleiner Knabe geſeſſen war, neben Jakobs Bette und ſpielte; dazwiſchen erzählte er mir ſchöne Geſchichten aus der heiligen Schrift. Wenn ich aber auch meiſtentheils ſtille und in meiner Art vergnügt war, da kamen doch von Zeit zu Zeit die heftigen Schmerzen von meinen vom Froſt beſchädigten Gliedern, und die Hände brachen mir noch ſtärker auf, ſo daß ich zuweilen laut ſchrie und weinte. Da ſagte der Jakob zu dem alten Hirtenweibe: „Lieſe, ich ſehe wohl, daß der Dorfbader von der Sache nicht viel verſteht, auch hat er ſich ja nur ein einziges Mal nach dem armen Kinde umgeſehen. Gehe in die Stadt und beſtelle den Doctor her, denn ich will ihm gern ſeine Mühe und ſeine Arzneien lohnen, auch ſorge doch dafür, daß das Kind ein ordentliches warmes Kleidchen und alle Tage einen guten Milchbrei bekommt, denn das arme Mägdlein iſt ja bleich und abgezehrt wie ein Schatten.“ Da zankte die alte Lieſe mit dem Jakob und ſagte: „Sei kein Narr und gib deine letzten Paar ſauer erſparten Gulden, die du mit deinem ewigen Strumpfſtricken von Morgen an bis zum Abend und oftmals ſogar des Nachts beim Mondſchein verdient haſt, nicht für fremder Leute Kind her. Wenn du einmal älter und krank wirſt, dann haſt du nichts zu deiner Erquickung; und wenn ich einmal todt bin, wird ſich auch Keines finden, das dir das Winterholz umſonſt zuſammenlieſt und heimträgt; dann kannſt du, wenn du kein Geld haſt, frieren und deinen Hafergrütz ungekocht eſſen.“ Der Jakob ließ aber nicht nach mit ſanften Vorſtellungen und Bitten, bis die alte Lieſe hineinging nach dem Dorfe und einige Gulden von dem wenigen Gelde holte, das er bei dem Ortsvorſtand liegen hatte, weil es in ſeiner Hütte wegen des Bettelvolks nicht ſicher war. Auch ging ſie dann in die Stadt, beſtellte den Doctor, und brachte mir Zeug zu Kleidchen, das der Jakob, ſo gut er es vermochte, ſelber zerſchnitt und zuſammennähete. Der Doctor kam; es war der ſelige Herr Doctor Schmidt, damals ſchon hoch bei Jahren und ein recht guter, chriſtlicher Herr. Als dieſer mit dem Jakob einige Zeit lang geſprochen hatte, gewann er ihn ſehr lieb und hat nichts für ſeine Gänge und Arzneien genommen, die er an mich gewendet hat. Nur ſagte er, daß man mir, bis ich wieder zu Kräften käme, nahrhafte Speiſen geben ſolle, was denn auch treulich geſchehen iſt."

„Da ich wieder geſund war und der Sommer kam, wollte man mich fortſchaffen in meine Heimath. Aber der Jakob ſchickte mich mit der Lieſe zum Ortsvorſtand, und ließ dieſen recht ſchön bitten, er ſolle das Kind doch da laſſen in Rottenſtein, bis es etwa bei einem Bauern in Dienſte gehen könne. Er, der arme Krüppel, getraue ſich mit Gottes Hilfe wohl durch Stricken und Nähen das Wenige zu verdienen, was ein ſolches Kind zu ſeines Lebens Unterhalt brauche; auch ſollten die etlichen Gulden, die noch beim Ortsvorſtand für ihn da lägen, für das Mädchen beſtimmt ſein. Der Ortsvorſtand wollte anfangs nicht gern in die Bitte einwilligen, aber ſeine Schwiegermutter, eine gottesfürchtige Frau, redete ihm zu, daß er es doch that. Und ſo blieb ich etliche Jahre im Siechhauſe bei dem Jakob wohnen, den ich ſo lieb hatte, als nur ein Kind ſeinen Vater haben kann. Auch die alte Lieſe wurde immer freundlicher gegen mich, und es kann ſich's überhaupt kein Menſch denken, der es nicht ſo angeſehen und angehört hat als ich, wie der fromme Jakob dieſe ſeine alte Hausgenoſſin durch Geduld, Gebet und Liebe herumgeholt hat, daß ſie zuſehends, ich möchte ſagen, mit jedem Tage, ſelber geduldiger, ſanftmüthiger und frömmer geworden iſt, da ſie doch zuvor ſehr heftiger, auffahreriſcher Art war. Man hätte aber auch müſſen härter als Stein ſein, wenn man nicht hätte ſollen bewegt werden von des Jakobs Worten und Wandel. Er betete immer, an jedem Morgen und jedem Abend, und ſo auch öfters am Tage, laut mit uns; und ſo jung ich damals war, konnte ich doch merken, daß die Gebete ſo nach unſerem, nach der Lieſe und nach meinem Herzensbedürfniß eingerichtet waren, als wenn ſie aus unſerer eigenen Seele herauskämen oder herauskommen ſollten. Dann ſang er uns auch gute geiſtliche Lieder, und mich dünkt, ich habe noch Niemand mit ſchönerer Stimme ſingen hören als jenen armen Krüppel. Wenn er ſtrickte, las er gewöhnlich dabei in der heiligen Schrift, oder ich mußte ihm, ſobald ich bei ihm leſen gelernt hatte, etwas daraus vorleſen. Wenn er nähete oder eine andere ſolche Arbeit verrichtete, wovon man die Augen nicht gut wegwenden kann, merkte man es ihm an, daß ſein Herz und alle ſeine Gedanken bei dem lieben Gott waren; auch iſt jedes Wort, das ich von ihm gehört habe, ſo geweſen, wie ein frommer Chriſt es reden ſollte. Darum iſt mir's noch jetzt, wenn ich an die Kinderjahre denke, die ich unter Jakobs Augen im Siechhauſe verlebt habe, ſo im Sinne, als hätte ich damals in einer Kirche gewohnt, in der es einem recht fromm zu Muthe iſt, und als hätten beſtändig kleine, liebe Engel im Traume oder ſelbſt im Wachen mit mir geſpielt. Denn ich lebte damals ganz in den ſchönen Geſchichten, die mir Jakob aus der Bibel erzählte, oder die wir darin laſen."

„Als ich neun Jahre alt war, da kam ich als Kindermägdlein in die obere Mühle, zu den damaligen Müllersleuten, welche recht gut und brav gegen mich waren. Hatte ich doch das Alles auch nur der guten, chriſtlichen Erziehung zu verdanken, die mir der Jakob gegeben hatte, denn wenn dieſe nicht geweſen wäre, würde ich mich wohl nicht ſo aufgeführt haben, daß mich die Leute ſo liebgewonnen hätten, als ſie es wirklich thaten. Der Müllerin ihrer Schweſter Sohn kam nach dem Tode ſeiner Mutter zu uns in die Mühle und iſt einige Jahre da geblieben. Der hat mich nachher geheirathet, denn ſeine Baſe, die Müllerin, ſagte zu ihm, als er ihr ſein Herz öffnete: die Katharina iſt zwar arm, aber ein beſſeres und frömmeres Weib könnteſt du nicht finden, als die iſt, und weil ſie mir viele Jahre treu gedient hat und du meiner Schweſter Sohn biſt, will ich auch ſchon in etwas für eine Ausſteuer beſorgt ſein. So habe ich denn meinen braven Mann gekriegt, welcher Landfuhrmann iſt und mit welchem ich nun ſchon ſeit zwölf Jahren in gutem Frieden hauſe. Sehen Sie, Herr Pfarrer, ſo hat der arme Krüppel an mich und an Friedrich mehr gewendet als einen Becher Waſſers; und hier ſitzt noch Einer, der faſt das Gleiche von ihm rühmen kann."

Die Bäuerin hatte auf einen Mann von mittleren Jahren gewieſen, der dem Pfarrer, ſo wie auch ſeinem Knechte bekannt war. Denn er war Schullehrer in einem kleinen Dorfe, das nach Rottenſtein eingepfarrt iſt, und zugleich einer von den beiden Männern, die mit dem Knechte in der letzten Nacht vor Jakobs Tode bei dieſem gewacht hatten. Bei der heutigen Begräbnißfeier hatte er ſich ganz beſonders gerührt gezeigt.

Der Mann erröthete, als die Bäuerin ſo auf ihn hindeutete. „Herr Pfarrer," ſo ſprach er, „Sie ſind mein Beichtvater; warum ſollte ich anſtehen, Ihnen eine ſchwere

Schuld zu bekennen, welche ja ohnehin bei den meiſten Leuten des hieſigen Ortes eine bekannte Sache, und die mir, das weiß ich, von Gott und Menſchen längſt vergeben iſt. Meine Eltern ſind mir frühzeitig geſtorben, und ich habe überhaupt zu Hauſe wenig Erziehung genoſſen, obwohl ich bei einem ſchnellen Gedächtniß in der Schule unter allen damaligen Schulkindern am meiſten lernte, auch im Confirmanden-Unterricht bei unſerem ſeligen Herrn Pfarrer den Andern vorausging. Eben dieſem Herrn Pfarrer verdankte ich es, daß ich in meinem dreizehnten Jahre in die Stadt zu einem Meiſter kam, bei dem ich das Gürtlerhandwerk erlernen ſollte. Aber ich wendete die Gaben, die ich von Gott empfangen, ſehr übel an, ich gerieth in böſe, leichtfertige Geſellſchaft, und wie ich's vorher im Lernen guter und nützlicher Dinge Andern zuvorgethan, ſo that ich es ihnen jetzt im Böſen zuvor; ich ließ mich ſogar mit andern böſen Buben auf Diebereien ein, und gab den Andern dazu die Anleitung. Einmal hatten wir uns vorgenommen, bei Nacht im Garten des Herrn Stadtpfarrers das Obſt zu ſtehlen: ich war auf einen hohen Baum hinaufgeſtiegen; weil es aber geregnet hatte, war die Baumrinde ſchlüpfrig geworden, ich glitt aus und that einen ſehr ſchweren Fall, wobei ich den linken Arm brach und verrenkte, und am Kopfe mich hart beſchädigte, ſo daß ich ſinnlos am Boden lag. Meine Diebsgeſellen erſchraken ſehr, da ſie mich ſo wie todt da liegen ſahen; damit aber unſere diebiſche Abſicht nicht verrathen würde, trugen ſie mich zum Garten hinaus, und lehnten mich außen an eine Mauer des Burggrabens, von welcher ſchon öfters bei Nacht Leute heruntergefallen ſind, wenn ſie den buckeligen Steig, der eben über den Wall nach der Vorſtadt hinführt, verfehlt hatten. Hier fand man mich am andern Morgen in meinem Blute liegen, und da mein etwas ſtrenger Meiſter nichts mit mir wollte zu thun haben, weil er keine Urſache hatte, mit mir zufrieden zu ſein, ſchaffte man mich hieher zu meiner Gemeinde, die mich als einen Menſchen, der keine Verwandten mehr hatte, hinaus in's Siechhaus bringen ließ. Etliche Tage ſchwebte ich hier wie zwiſchen Tod und Leben, denn ich hatte mir bei dem Falle am Kopf ſehr wehe gethan. Ein Wundarzt aus der Stadt nahm mich in die Cur, die der gute, ſelige Herr Pfarrer bezahlt hat; die rechte Cur ging aber erſt an, als ich wieder zur Beſinnung gekommen war, und dieſe Cur hat kein Wundarzt an mir verrichtet, ſondern der gute Jakob. Dieſer merkte gar bald aus meinem ganzen Benehmen, wie es eigentlich in und mit mir beſtellt ſei, und ſetzte mir in Liebe und ernſtlicher Zucht ſo kräftiglich zu, daß mir zuletzt das Herz weich wurde, und daß ich durch Gottes Gnade auf einen guten Weg kam. Vieles hat nun hiebei auch die gute Schule geholfen, in die mich unſer lieber Herr nahm; denn ich hatte, beſonders an meinem Arme, ganz unſägliche Schmerzen zu leiden, weil der Knochen zum Theil zerſchmettert war, und die Splitter aus dem Fleiſch herausgeſchnitten werden mußten. Auch demüthigte mich der Gedanke ſehr, daß ich nun, weil ich, wie der Arzt ſagte, den Arm wohl niemals wieder würde brauchen können, kaum zu einem Handwerk tauglich und ein armer Krüppel ſei. Aber auch da half mir der gute Jakob, und zwar hier durch dieſen alten Freund, der mit einem Schullehrer in der Stadt wohl bekannt war, welcher gerade damals wegen ſeiner Kränklichkeit einen jungen Gehülfen ſuchte. Ich hatte mir, auf Zureden und unter Anleitung des Jakob, ſo lange ich noch im Siechhaus war, rechte Mühe gegeben, etwas zu lernen, und habe das nachmals noch mehr gethan, da ich als Gehilfe des Stadtſchullehrers den Kindern Unterricht geben mußte im Leſen, Schreiben und Rechnen. So bin ich durch Gottes Hilfe ein Lehrer der Kinder geworden, weil mich der gute Jakob, dem Gott das in der Ewigkeit lohnen möge, was er an meiner armen Seele gethan hat, ſelber zu einem andern Lehrer gewieſen und geführt hat, der uns arme Menſchen durch Leid und Freud' vorbereitet für die Ewigkeit."

Der alte Freund, deſſen der Schullehrer ſo eben in ſeiner kurzen Geſchichte erwähnt hatte, war jener nämliche Greis, welchen der junge Pfarrer bei dem Jakob angetroffen hatte, als er dieſem zum vorletzten Male das heilige Abendmahl reichte. Er redete deshalb den Greis als einen alten Bekannten an, und fragte ihn: „Und wie ſeid denn Ihr mit dem Jakob bekannt und ſo befreundet geworden?"

„Herr Pfarrer," antwortete der Alte, „wenn hier dieſe Drei als Kinder oder als junge Leute dem armen Jakob manche Unruhe verurſacht haben, ſo habe doch ich es ihm noch viel ärger gemacht, und zwar nicht als Kind, es müßte denn an Verſtändniß geweſen ſein, ſondern noch als Mann, dem faſt ſchon das Haar zu ergrauen anfing. Ich bin der jüngere Bruder jenes alten Hirtenweibes, mit welchem der Jakob zu ſeiner Zeit auch manche Noth gehabt hat. Schon auf meiner Wanderſchaft hatte ich mir das arge Branntweintrinken angewöhnt, und als ich in die Heimath kam, vertrank ich auch nicht blos Alles, was ich mit meinem Handwerk als Wagner verdiente, ſondern verpraßte nach und nach Alles, was ich hatte, ſo daß ich bei einem andern Wagner an die Arbeit gehen mußte. Wenn ich aber auch da eine Woche lang, bis ich wieder Lohn bekam, erträglich gut that, ſo fiel ich doch jedesmal gleich wieder in mein Laſter, wenn ich am Sonnabend das Geld in meiner Hand hatte. Da betrank ich mich dann gewöhnlich, und weil mich meine Hausleute nicht hineinließen, und auch, weil ich mich vor ihnen ſchämte, ging ich dann immer in das Siechhaus, wo meine Schweſter und der arme Jakob wohnten, um da den Rauſch auszutoben oder zu verſchlafen. Zwar ermahnte mich dann, wenn ich wieder nüchtern war, der Jakob mit aller chriſtlichen Liebe, und meine Schweſter ſchalt mich hart aus; aber all' das Ermahnen und Schelten half nichts. Als nun aber auf einmal meine Schweſter durch den Jakob auch anfing, ſanftmüthig und liebevoll zu werden, und mit ihm in einerlei Weiſe zu mir ſprach, da ging mirs eher zu Herzen, und ich ſchämte mich zuletzt ſo vor den Beiden, daß ich lieber im Freien oder in einem Heuſtadel ſchlief als im Siechhauſe. Einmal aber, da ich übermäßig viel getrunken hatte, überfiel mich ein Blutſturz, und man ſchaffte mich mehr todt als lebendig ins Siechhaus. Unter der Pflege meiner Schweſter kam ich wieder zu mir, und nun, da ich mich ſo matt und krank fühlte, war die rechte Stunde gekommen, in der mir Gott mein Herz aufthat, daß ich Jakobs und meiner Schweſter gute Worte willig und gern annahm. Von dieſer Stunde an bin ich umgekehrt zum Vater, wie der verlorne Sohn, und der Vater hat mich in Gnaden angenommen und mir Beſtändigkeit verliehen, auch ſpäterhin mir dieſe erhalten, wo ich durch meine Verheirathung mit einer braven Wittwe wieder in äußerlich gute Umſtände kam. Und ſehen Sie Herr Pfarrer — ſo ſchloß der Alte ſeine Erzählung, — auf ſolche

Weiſe wie ich, oder wie der Schullehrer da, können alle Die, welche als Leidtragende um den guten Jakob hier an Ihrem Tiſche verſammelt ſitzen, die Gnade Gottes rühmen, die ihnen durch jenen armen Krüppel widerfahren iſt.“

„Und ich,“ ſo fügte der junge Geiſtliche, mit einer Thräne im Auge, hinzu, „will nicht der Letzte ſein, der dieſe Gnade rühmt. Auch mir iſt der arme Jakob ein Prediger der Gerechtigkeit geweſen, die vor Gott gilt, und mit Gottes Hilfe will auch ich dieſes von nun an immer mehr und beſſer durch Wort und That bezeugen.“

14. Der geiſtige Compaß auf der Fahrt des Lebens.

Wie vielerlei und welche Gerichte es bei dem berühmten Gaſtmahle gegeben habe, welches in den letzten Tagen des Aprils 1493, dem Chriſtoph Columbus, dem Entdecker der neuen Welt zu Ehren, der Großadmiral von Spanien, Pedro Gonzalez da Mendoza, veranſtaltete, das möchte ſich wohl kaum noch erfragen laſſen. Der Küchenzettel iſt verloren gegangen, darauf die ſpaniſchen Fleiſchſpeiſen mit Knoblauch und Zwiebeln, die in Zucker geſottenen Piſtazien, Kaſtanien und Orangen, die mauriſchen Kuchen aus Blätterteig und Lämmerſchwanzfett, nebſt vielen anderen, ſüßen wie ſauren Speiſen verzeichnet ſtanden. Dennoch läßt uns die Kunde, welche von dem Gaſtmahl auf uns gekommen, ein Gericht errathen, das es bei dieſer Gelegenheit auf der Taſel des Großadmirals gegeben hat: dieß war eine Schüſſel mit hart geſottenen Eiern. Denn als einer der anweſenden Gäſte, ein Mann, zwar von hoher Geburt, doch, wie es ſcheint, von niedrer Denkart, welcher voll Neides gegen den hochgerühmten Seefahrer war, dieſen fragte: ob er wohl meine, daß nicht auch ein Anderer, ſo gut als er, die Fahrt über das Meer machen und das ferne Land hätte entdecken können? — da nahm Columbus, ſtatt der Antwort, ein Ei, reichte dasſelbe dem Frager in die Hand und hieß ihn den Verſuch machen, es auf eine ſeiner Spitzen zu ſtellen. Eine ſolche Aufgabe erſchien Allen unmöglich, man gab dasſelbe an Columbus zurück, damit er ſelber, wenn er's vermöge, das Räthſel löſe. Ruhig und ſeiner Sache gewiß, nahm der große Seefahrer das Ei, zerbrach mit einem leiſen Stoße auf den Tiſch das runde Ende deſſelben und brachte es ſo zum Stehen. „In dieſer Weiſe können wir freilich das Kunſtſtück auch,“ ſagten etliche der Gäſte. — „Ebenſo“ erwiderte Columbus, mag es jetzt Vielen eine leichte Sache deuchten, die Fahrt über das Meer nach meinem Ziele zu machen, ſeitdem die Bahn durch einen kühnen Anlauf gebrochen iſt.

Was hatte aber in der Seele des Columbus den unwiderſtehlichen, durch kein Hinderniß beſiegbaren Drang geweckt und groß gezogen, jenen erſten kühnen Anlauf zu wagen?

Welche Erfahrung von außen, oder welche Stimme in ſeinem Innern verbürgte ihm den glücklichen Ausgang eines Unternehmens, das in den Augen Aller, ſelbſt der Sachverſtändigſten ſo zweifelhaft war? Faßte er nicht mit derſelben Sicherheit und Ruhe, wie an der Tafel des Großadmirals das Ei, auch das Senkblei in die Hand und die Richtung der Magnetnadel am Compaß in's Auge, als er auf ſchwachem Fahrzeug hinaus ſteuerte in das freie Meer, wo nur noch Himmel und Waſſer, keine Küſten des Feſtlandes oder der Inſeln zu ſehen waren? — Das, was er mit ſich auf die große Fahrt genommen hatte, das, was ihn mit ſolcher Sicherheit auf derſelben führte und zu ſeinem Ziele brachte, war ein noch ungleich beſſerer, unwandelbar treuerer Wegweiſer, als die Magnetnadel im Compaß. Denn ſie wird nur durch den Strom der magnetiſchen Naturkräfte in ihrer Richtung erhalten; ſchon von höherer Art als dieſer Strom iſt jener Zug des inwohnenden Lebens, der den wandernden Vogel als Inſtinkt über Meer und Land zu ſeinem Bergungsort für den Winter und im Frühling zurückführt nach der heimathlichen Wohnſtätte des Sommers; von noch höherer aber jener innere Drang, der den Menſchen zu dem Ziele geleitet, das dem Streben ſeines Geiſtes von der Geburt an geſetzt iſt.

Wer des Columbus äußre, wie innre Geſchichte genauer kennt, der weiß es, daß der Quell jener Sicherheit und Ruhe, mit welcher er das große Werk ſeines Lebens anfaßte und vollführte, zu dem er ſich von Jugend an durch Gottes Gnade berufen und erwählt fühlte, in ſeinem gläubigen Herzen lag. Selbſt das leibliche Herz des äußerlichen Menſchen hat von den andern Gliedern manches Beſondere voraus. Während die Hand und der Fuß durch den Antrieb des Willens, der vom Haupte ausgeht, bewegt werden, und während dieſelben zu ihren Bewegungen der Leitung des Auges und der andern Sinne bedürfen, welche der Hand zeigt, nach was ſie greifen, dem Fuße, wohin er gehen ſoll, während ferner die Hand und der Fuß, das Auge, das Ohr und alle äußern Glieder bei ihrer Geſchäftigkeit gar leicht ermüden und von Zeit zu Zeit des Ausruhens ſo wie des Ausſchlafens bedürfen, wird das Herz durch den Antrieb eines allgemeinen Lebensodems, der in den Lungen aus- und eingeht, ohne Zuthun des Willens, ohne die Anleitung der äußern Sinne, bei Tage wie bei Nacht in ſeinem raſtlos ſichern Gange erhalten. Der Fuß und die Hand, ſelbſt wenn ihnen der Tag zu ihrem Geſchäfte leuchtet, können ſtraucheln und fehlgreifen, das Auge kann getäuſcht werden, das Ohr unrichtig hören. Dergleichen Irrungen ſind die Bewegungen des Herzens, ſo lange der Lebensodem in geſunder Weiſe in den Lungen aus- und eingeht, nicht ausgeſetzt, es gibt der Welle des Blutes einmal wie das andre Mal ſeine Richtung nach allen Theilen des Leibes hin und zieht die zerſtreuten Wogen wieder nach ſeiner Mitte zurück. Eben ſo und noch mehr waltet in dem Herzen des innern, geiſtig geſunden Menſchen ein Lebensodem, der aus der Welt des Geiſtigen und Göttlichen in die Seele eindringt, und da wo dieſer waltet, geht das Gemüth ungeſtört und ungehemmt von den Phantaſieen und Irrthümern der erkennenden Vernunft ſeinen ſichern Gang.

Wie ganz anders, als Columbus ſelber, benahmen ſich, auf der Fahrt über das unbekannte Meer die Reiſegefährten desſelben, in denen nicht das zuverſichtlich feſte Hoffen des gläubigen Herzens, ſondern allerhand tief eingewurzelte Irrthümer des Verſtandes, ſo wie phantaſtiſche Hirngeſpinſte die Herrſchaft führten. Hatten doch die meiſten dieſer Begleiter nur durch königliche Gewalt oder durch große Verſprechungen bewogen werden können, die Luſtreiſe in ein Paradies der Erde mit zu machen, von welchem ihnen nachmals das Scheiden ſo wehe thut. Denn noch herrſchte, ſelbſt in der Zeit von Columbus' großer Entdeckungsreiſe in vielen Köpfen der Wahn von einer heißen Erdzone, in deren Sonnengluth alles leicht Brennbare ſich entzünden, alles Lebende abſterben müße; von einem Meere, aus deſſen von keinem Winde bewegten, ewig ſtill ſtehenden Wogen keine Wiederkehr möglich ſei, ſo wie von andren ungeheuren Gefahren, die in der noch unbekannten, von keinem Seefahrer beſuchten Region des Gewäſſers die Reiſenden erwarteten. Darum erbebten ſelbſt die Muthigſten unter dieſen Leuten, als, vom günſtigen Oſtwinde geführt, die Schiffe in wenig Wochen Hunderte der Seemeilen zurückgelegt hatten und der Lauf derſelben noch immer ſich fortſetzte, ohne daß eine Spur des erſehnten Landes ſich zeigte. Steigerte ſich doch ſelbſt die Furcht der Reiſegenoſſen bis zur Verzweiflung, in welcher ſie zu Mordanſchlägen gegen den Mann, der ſie auf die Bahn des Ruhmes und des äußern Glückes geführt hatte, ſich erniedrigten.

Aber ſelbſt der große Columbus, wenn bloß das Auge ſeines Verſtändniſſes, nicht ein Drang jenes Hoffens, das nie zu Schanden werden läßt, ihn auf ſeiner Reiſe über das Meer geführt und geleitet hätte, wäre ſchwerlich zu dem Ziele gelangt, das zwar ein ganz andres war, als ſein Verſtand ihn erwarten ließ, dennoch aber das wahre, rechte, wohin ſein innres Streben von Jugend auf gerichtet geweſen. Zwiſchen dieſen beiden: dem Gedankenbild, das ſein Verſtand ſich geſchaffen und jenſeits des weſtlichen Meeres hinverſetzt hatte und dem neuen, noch ganz unbekannten Erdtheil, zu deſſen Entdeckung Columbus beſtimmt war, fand ſich ein Unterſchied, wie zwiſchen Alba longa, auf welchem, gleich einem Strahl der untergehenden Sonne, die Erinnerung an Trojas altes Herrſcherreich ruhete und zwiſchen der Wohnſtätte kriegeriſcher Hirten auf dem Palatiniſchen Berge, aus welcher Rom, die Herrſcherſtadt ſo vieler Völker erwuchs. Irre geleitet durch Marco Polo's anziehende Reiſeberichte und die Erdkarte, welche der gelehrte Florentiner: Paolo Toscanelli nach dieſen Berichten entworfen hatte, wollte Columbus keineswegs durch ſeine kühne Fahrt über das Meer neue Länder, ſondern nur die ſchon den Alten bekannten öſtlichen Küſtengegenden von Aſien, und die noch weiter gegen Oſten gelegenen Inſeln (von China und Japan) aufſuchen, um dort, in dem Reiche mächtiger Herrſcher, die Erkenntniß des Chriſtenthums zu verbreiten. Jenen öſtlichſten Saum des aſiatiſchen Feſtlandes dachte er ſich nicht weiter als etwa 1000 Meilen von Liſſabon entfernt, die halbmährchenhaften Inſeln: Antille und Cipango (Japan) ſollten aber nach ſeiner auf ſehr gelehrten Gründen ruhenden Vorſtellung noch viel näher gegen die europäiſche Weſtküſte liegen.

Welch ungeheuren Luftſprung hatte bei dieſer Gelegenheit die große Kunſt der Gelehrten, das erleuchtete Wiſſen der Erdbeſchreiber gemacht! Ein ganzer Welttheil: Amerika, dann das weitausgedehnte, ſtille Meer liegen zwiſchen den weſtlichen Küſten von Europa und Afrika, und den öſtlichſten Theilen von Aſien: in unſern Tagen würde jeder Zögling einer guten Bürgerſchule über den unbegreiflichen Irrthum lächeln. Und dennoch war es ſo; ſelbſt in einem ſo hochbegabten Manne wie Columbus, wäre der Verſtand, ſo ſehr er auch von dem Lichte des Wiſſens erleuchtet ſchien, nie zu dem Ziele gelangt, welches das bewußtlos-blinde Hoffen des Herzens ſuchte und fand. Hätte man dem Entdecker von Amerika, als er ſeine Fahrt beginnen wollte, geſagt, wie groß die eigentliche Entfernung des öſtlichſten Aſiens, oder wie man mit dem allgemeinen Namen es nannte: Indiens, von der europäiſchen Küſte ſei, er hätte ſogleich den Plan ſeiner Reiſe als unausführbar und alle die Hoffnungen aufgegeben in dieſem erſehnten Indien ein chriſtliches Reich zu ſtiften und durch fleißigen Verkehr mit demſelben die Schätze des Goldes und der Perlen zu gewinnen. Der Zug in ſeinem Innern, welcher auf dem Wege ſeiner Beſtimmung ihn geleitete, führte ihn in einen Welttheil, der, wenn auch erſt in einer, ſelbſt uns noch fern liegenden Zeit, eine Geſammtheit vieler chriſtlichen Reiche, und vorläufig ſo wie beiläufig, eine Fundſtätte vieler von Europas Völkern hochgeachteten und geſuchten Schätze werden ſollte.

Es iſt eine große Macht der irdiſchen Körpergewalt, welche die Magnetnadel im Compaß ſicher in ihrer Richtung erhält, mag der Wind ſo oder anders wehen, Sonnenſchein ſein oder Regen. Noch größer aber iſt jene Macht der geiſtigen Natur, welche dem innern Leben des Menſchen ſeine Bahn anweiſt und dasſelbe mit Sicherheit zu dem Ziel dieſer Bahn geleitet. Der Horizont der Erkenntniſſe kann mancherlei Trübungen und Stürme, ſowie Erweiterungen und Aufhellungen erleiden; der innere Zug findet ſelbſt durch Nacht und Dunkel ſeinen Weg. Dennoch ſollen und müſſen, wenn die Lebensreiſe des Menſchen ganz gut von ſtatten gehen ſoll, die Einſicht und Vorſicht des Verſtandes und der Drang des Herzens beiſammen ſein, wie in der nachſtehenden kleinen Erzählung der Sehende und der Blinde.

15. Ein Blinder bringt den Sehenden nach Rom.

Es ſind ſchon viele Künſtler und Kunſtfreunde auf eigne wie auf fremde Koſten nach Rom gereiſt, daß aber einer auf Koſten eines blinden Bettlers dahin kommt, mag ſchon zu den Seltenheiten gehören. Und doch iſt dieſes dem Franz Perrier geſchehen, einem franzöſiſchen Maler aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert (er ſtarb 1660), der zu ſeiner Zeit berühmt und beliebt war, und deſſen Werke noch jetzt in ſeinem Vaterland in Achtung ſtehen.

Perrier lebte in ſeiner Jugend zu Lyon, welches ſeine Vaterſtadt war, in ſehr großer Armuth und Abgeſchiedenheit; denn die Fabrikanten und Stickerinnen, für welche er Muſter zeichnete, bezahlten ihm für ſeine Arbeit ſo wenig, daß er kaum das tägliche Brod davon hatte, und die Maler, denen er bei der Farbenbereitung und bei andern Geſchäften zuweilen an die Hand ging, konnten ihm auch nicht viel geben, weil ſie ſelber nicht viel hatten.

In dem Dachſtübchen, das er bewohnte, konnte er ſich an kalten Wintertagen kein Kamin heizen, weil keines darinnen war; er ging deshalb zu einem Nachbar, der ſich am Abend beim Kaminfeuer ſeine Suppe kochte, und wärmte ſich bei ihm. Dieſer Nachbar war ein wackerer, frommer Mann, dabei aber ſtockblind. Er trug ſeit vielen Jahren den Wunſch mit ſich herum, daß er doch einmal nach Rom pilgern und dort ſeine Andacht verrichten möchte an der heiligen Treppe und im Lateran, ſo wie bei St. Peter und bei St. Paul. Der Franz Perrier wußte ſich aber auch nichts Lieberes, nichts Erſehnteres auf der Welt, als eine Reiſe nach Rom, in die Hauptſtadt der Künſte, von deren Herrlichkeiten er die Maler und andre Leute, welche dort waren, ſo oft hatte erzählen hören. Wenn dann die beiden beiſammen ſaßen, da ſprachen ſie von nichts weiter als von Rom, und was das für ein Glück, für eine Freude ſein müßte, wenn man dahin kommen könnte. Bei dem Blinden beſonders war das Verlangen nach dieſer Reiſe ein ſo ſehnliches und herzliches, daß er oftmals, wenn ihm der Franz, welcher von beiden der Beredtere war, wieder einmal von dem ſchönen, herrlichen Rom erzählt hatte, von ſeinem Sitze aufſprang, die Hände zuſammenſchlug und laut ausrief: Und ich muß doch noch nach Rom kommen, es mag geſchehen wie es wolle, ich muß, ich will dahin reiſen.

Der gute Mann aber, wenn er ſo rüſtig aufgeſprungen war, als wollte er ſich heute Abend noch auf den Weg machen, ſetzte ſich doch gar bald wieder auf ſeinen Schemel am Kamin, und fing an hin und her zu überlegen, ob es denn für ihn wirklich eine Möglichkeit ſei, ſo eine weite Reiſe zu machen? „Zu weit,“ ſo ſprach er, „wäre mir der Weg freilich nicht, wenn ich ihn nur ſehen und mich ſo darauf zurecht finden könnte, wie hier auf meinem Hausplatz und in meiner Kammer, und wie allenfalls in der Nachbarſchaft. Ich wollte dann die etliche hundert Meilen, und wenn es ihrer noch einmal ſo viele wären, recht gern zu Fuße laufen, am Tage mit Waſſer und Brod und bei Nacht mit einem Strohlager mich begnügen, aber ich bin ja ſtockblind, dazu ſo bettelarm, daß ich keine Fuhre und nicht einmal einen Führer bezahlen kann.“

In einem ſolchen ſtarken, innigen Verlangen, wie das des armen blinden Mannes war, liegt eine anſteckende Gewalt, am meiſten für ſolche Seelen, in denen ein gleichartiges, wenn auch nicht ſo heftiges Verlangen iſt. Franz ſprang zuletzt auch einmal mit dem Nachbar zugleich von ſeinem Sitze auf, klatſchte wie dieſer mit den Händen und ſagte: „Wißt Ihr was? Ich will Euer Führer nach Rom ſein, denn ich will und muß auch dahin reiſen, ſo gut als Ihr. Freilich, wie Ihr wißt, habe ich keinen Sous auf die Reiſe zu verwenden, denn für das wenige Geld in meiner Taſche muß ich mir Schuhwerk und ein Gewand anſchaffen. Ihr habt zwar auch nicht viel, doch aber etwas; bezahlt Ihr für mich, ſo weit eure Baarſchaft eben reicht, das Brod, das wir auf dem Wege verzehren, für das Andre laßt den lieben Herr Gott ſorgen. Ich verſtehe zur Noth noch ſo viel Latein als für die Anſprache in den Klöſtern erforderlich iſt, das Welſche erlernt ſich nebenbei; ſchönes Wetter haben wir gerade auch, und wenn wir uns noch in dieſer Woche auf die Reiſe begeben und kommen jeden Tag nur vier bis fünf Stunden Weges vorwärts, halten dabei auch noch manchen Raſttag in den Klöſtern, dann können wir am St. Johannistag im Lateran und an Peter und Paul in der St. Peterskirche der Meſſe beiwohnen, die der Papſt hält.“

Der Blinde klatſchte laut in die Hände, drehte ſich vor Freuden im Kreiſe herum und ſagte: „Ei mein lieber Franz, Gott vergelte dir das. Nicht dieſe Woche, ſondern gleich morgenden Tages bin ich zur Abreiſe bereit. Für's Gewand darfſt du nicht ſorgen, denn ich habe noch einen Feſttagsrock von meiner Jugend her, der mir jetzt zu eng iſt, für Dich aber gerade weit genug, und ein Paar Schuhe kann ich dir auch geben. Auch habe ich ſo viel Geld, daß wir wenigſtens aus Lyon hinaus nicht mit leerer Taſche gehen dürfen, und, wie Du ſagſt, für das Andere laſſen wir den lieben Gott ſorgen."

Das war ein fröhliches Paar von Wanderern, dieſer Sehende und dieſer Blinde, das jetzt an einem ſchönen Frühlingsmorgen, im Mai, Hand in Hand hinauszog von Lyon auf die Straße nach Grenoble. Dem Blinden freilich, der in ſeinem Leben noch niemals viel gegangen, dabei von etwas ſchwerfälligem Körper war, wurde das Gehen in den erſten Tagen ziemlich ſauer, und da ſie ſpäter an's Gebirge kamen, da mußte er oft Halt machen und ausruhen. Aber ſeine Freude darüber, daß er jetzt endlich auf der Reiſe nach dem lieben Rom ſei, war ſo groß, daß er den Schmerz ſeiner wunden Füße und ſeine Müdigkeit vergaß, und wenn der Franz nach ſeiner immer fröhlichen Laune in's Singen kam, da ſtimmte auch der Blinde freudigen Muthes mit ein. Der Franz hatte ſich ſein Führergeſchäft etwas leichter gemacht; ſo Hand in Hand zu gehen, das war ihm unbequem; er band ſich eine Leine um die Bruſt und dem Blinden unter den Schultern durch um den Rücken, und ſo zog er, wenn's Noth that, den müden Reiſegefährten wie einen Sack hinter ſich drein, bei welcher Gelegenheit man dann täglich ein hübſches Stück vorwärts kam.

Der junge Burſche hatte aber einen eben ſo rüſtigen Magen als rüſtige Glieder; er war immer bei gutem Appetit und mit der Sättigung dieſes Appetites würde es windig ausgeſehen haben, wenn der Blinde nicht dabei geweſen wäre. Dieſer zwar hatte kein Kapital bei ſich, aber er war ſelber ein Kapital; denn man brauchte da nicht zu den bemittelten Reiſenden, welche dem wandernden Paare begegneten zu ſagen: „Gebt einem armen Blinden etwas," ſondern wer die Beiden, in ihren abgetragenen Gewändern, mit Staub und Schweiß bedeckt, den Blinden geſchleppt und gezogen vorüber wandern ſah, der griff, wenn er etwas Ueberflüſſiges darinnen hatte, von ſelber in die Taſche und gab es dem Franz als Zehrgeld für die Pilgerſchaft nach Rom. So beſchenkte ſie unweit Grenoble ein vornehmer Geiſtlicher, der auf einem Maulthier geritten kam, nachdem er einige Fragen an ſie gethan hatte, mit einem Goldſtück, dergleichen der Franz in ſeinem Leben noch keines geſehen, der Blinde noch keines gefühlt hatte.

Nicht aber die Almoſen, die ſie auf der Straße, ſondern mehr noch die freien Herbergen, die ſie auf ihrer Reiſe empfingen, machten ihnen dieſe ſo leicht, als wenn ſie beide mit vollen Beuteln verſehen geweſen wären. Denn wenn die beiden Wandrer am Mittag oder am Abend in ein Kloſter kamen, was auf einem großen Theil des Weges täglich geſchah, da brauchte der Franz kaum ſein lateiniſches Sprüchlein herzuſagen; man führte ſie ungebeten zum Tiſche oder zum Lager der Pilgrime. Der Franz ſowie ſein Begleiter hatten noch niemals an Sonn- und Feſttagen ſo gute Fleiſch- und an Faſttagen ſo gute Faſtenſpeiſen gegeſſen, dazu ſo viel Wein gehabt, als auf dieſer Reiſe, und die Nachtlager waren meiſt auch viel beſſer, als die ihrigen in Lyon; ja wenn ſie auch den andern Tag noch da bleiben wollten, um ein wenig auszuruhen oder an dem Ort ſich umzuſehen, da hatte Niemand etwas dagegen.

Aber es war in der That wunderbar; der Blinde, der doch des Ausruhens und der Pflege am meiſten bedurft hätte, der trieb immer am erſten und angelegentlichſten weiter, während der Franz oftmals gern noch länger geblieben wäre, um das eine oder das andere ſchöne Gemälde zu ſehen. Das ſehnliche Verlangen, das den blinden Mann nach Rom trieb, war heftiger und ſtärker, als die Luſt am Sehen, die den Franz zog; es half nichts, Perrier mußte mit ſeinem blinden Zahlmeiſter und Brodherrn weiter, und je näher ſie an das Ziel der Reiſe kamen, deſto rüſtiger fing der Blinde an zu marſchiren. Der Franz brauchte ihn jetzt nicht mehr zu ſchleppen, ſondern eher hätte der andere ihn geſchleppt, wenn er in ſeiner Blindheit auf dem Wege ſich hätte forthelfen können. Es ging ihm alles zu langſam und ſchon früh vor Tag weckte er den Franz auf zum Weitergehen. Ja er wäre wohl manchmal noch die halbe Nacht auf den Beinen geblieben, wenn es den Perrier nicht ſo ſehr gehungert und gedürſtet hätte.

So kamen die beiden ſchon etliche Tage vor dem St. Johannisfeſte nach dem geliebten Rom, wo ſie in dem franzöſiſchen Kloſter, nicht weit von St. Maria maggiore, eine gaſtfreundlich landsmannſchaftliche Aufnahme fanden.

Sie hatten nun beide das Ziel ihres Sehnens erreicht; Franz Perrier konnte nach Herzensluſt ſchauen, was die Weide ſeiner Augen war, der Blinde konnte ſeinem frommen Triebe: anzubeten an den für ihn heiligen Stätten, volle Genüge thun. Und daß ich es kurz mache: Perrier fand ſein Brod, zugleich aber auch die Mittel zu einer eigentlich künſtleriſchen Ausbildung durch das Copiren der Meiſterwerke, das ihm allmählig, ſo wie ſeine Hand geübter wurde, einige Gemäldehändler auftrugen; ſpäter kehrte er, nach ſeinem Maaße als vollendeter Künſtler, nach ſeinem Vaterland zurück, lebte und ſtarb als angeſehener und wohlhabender Meiſter ſeiner

Kunſt in Paris. Für die Rückreiſe des Blinden war nun auch durch den Sehenden geſorgt, der von ſeinem Verdienſt das Zehrgeld und Fuhrlohn für den Gefährten hergab.

Du aber, mein lieber Leſer, fühlſt du nicht auch eine Regung der Wanderluſt, und zwar nach den ſeligen Hütten des überirdiſchen Jeruſalems? Mach dich getroſt auf den Weg, wenn du jenen Drang in dir haſt, der eine gewiſſe Zuverſicht iſt, deſſen, das er hofft, und der nicht zweifelt an dem, das er nicht ſiehet, denn dieſer Drang, wenn ſich der Geiſt des Erkenntniſſes zu ihm geſellt, wird dieſen ſeinen Gefährten nähren und ſtärken auf dem Wege, und unaufhaltſam in ſeinem Laufe ihn fördern, bis einmal aus dem Glauben das ſelige wirkliche Schauen wird.

16. Die Jugendgeſchichte des Capitäns Demetrio.

Eine Feuersbrunſt an ſeinem Wohnort und in der Nähe ſeines Elternhauſes, vielleicht eine ſolche, bei welcher mehrere Familien um Haus und Hof, einzelne Menſchen auch um ihr Leben kamen, hat wohl Mancher von uns mit eigenen Augen geſehen. Wenn das betrübende Ereigniß in die Zeit ſeiner Kinderjahre fiel, mag auch der Eindruck davon ein ſo tiefer und andauernder geweſen ſein, daß ihm das Auflodern der Flammen, das Zuſammenſtürzen der Dächer, das Angſt- und Jammergeſchrei der Menſchen, das Brüllen des Viehes, der Anblick der Kinder, die man in ihren Wiegen, der bleichen Kranken, die man in ihren Betten davon trug, noch immer lebhaft vor der Seele ſtehen. Aber wenn die Stunden einer ſolchen Noth vorüber waren, fanden doch die Kinder ihre Eltern, die Eltern ihre Kinder wieder; die Verarmten fanden Freunde und mitleidige Nachbarn, die ihnen Kleider und Speiſe reichten, und die Bäume im Garten, die Saaten, ſowie die Früchte des Feldes ſtanden noch unverſehrt da.

Anders iſt dieſes freilich im Kriege, wenn das Feuer, welches die Hütten und Häuſer verzehrt, nicht durch den Blitz, oder durch Verwahrloſung, nicht durch die Hand eines ruchloſen Brandſtifters im Verborgenen, ſondern durch eine mächtige Schaar der Feinde, vor Aller Augen angezündet und genährt wird, und wenn die, welche den Flammen entflohen ſind, nicht einmal für das nackte Leben Schutz und Sicherheit finden, ſondern überall nur Gefahren des Todes unter dem Schwert der Feinde. Und dennoch bleibt auch da noch vielen der Unglücklichen ein Bergungsort zwiſchen Felſen und in den Wäldern, oder das Entkommen in einen noch verſchonten Landſtrich möglich; das einzeln herumirrende Kind wird nicht ſo leicht in Gefahr gerathen zu verhungern, denn es gibt noch Menſchen im Lande, die ihm einen Biſſen Brod ſo wie ein Kleidungsſtück reichen, und ihm eine Schlafſtätte anweiſen, in der es vor Regen und Froſt geſchützt ſein kann.

Eine ſolche Erleichterung ſeines Elendes fand der Capitän Demetrio nicht, als in ſeinem ſechsten Lebensjahre eine Rotte barbariſcher Feinde nicht nur die Hütte ſeiner Eltern, ſondern alle Wohnungen der Menſchen niederbrannten, die auf ſeiner kleinen Heimathinſel ſtanden; als dieſe Mordgeſellen nicht nur einzelne, ſondern außer ihm alle Bewohner des Eilandes umbrachten oder wegſchleppten, die Bäume niederhieben, die Saatfelder verwüſteten, die Vorräthe der Nahrungsmittel, ſo wie das Vieh raubten, und nichts zurück ließen als eine Brandſtätte voller Trümmer und Leichen.

Demetrio war zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf einer jener kleinen Inſeln geboren, die, unter dem Namen der Spalmadaren bekannt, zwiſchen Chios (Skio) und dem felſigen Vorgebirge liegen, das die Bucht von Smyrna im Weſten umgürtet. Das Eiland war nur von etwa dreißig Familien bewohnt, die ſich vom Fiſchfang, vom Ertrag ihrer Fruchtbäume, von der Milch und dem Fleiſch ihrer Ziegenheerden ernährten, und nebenbei mit dem Maſtix, den ſie aus ihren kleinen Pflanzungen gewannen, ſo wie mit Badeſchwämmen einen geringfügigen Handel trieben. Demetrio's Vater war der Pope (griechiſcher Prieſter) und zugleich der Schullehrer ſeiner kleinen Gemeinde; er ſowie die Mutter, ſtanden noch in kräftigem Alter; außer dem Demetrio war ihnen eine Tochter geboren, welche um drei Jahr älter war als der Bruder. Es war eine glückliche Familie, deren ſtille Hütte, ſoweit der nachmalige Capitän ſich erinnern konnte, niemals eine Krankheit oder andere äußere Noth berührt hatte; Eltern und Kinder lebten in Liebe und Frieden beiſammen, hatten zur Genüge ihr tägliches Brod und durch den Fleiß der Mutter ihre Kleidung. Wenn dann auch der Vater zuweilen von den blutigen Gräuelthaten erzählte, welche die Türken, die in dem gegenüberliegenden Lande wohnten, an den Chriſten verübt hatten, ſo lautete dieſes den Ohren der Kinder zwar grauſenhaft genug, hier aber auf der kleinen Inſel, der ſich nur die ortskundigen Fiſcher mit ihren Booten zwiſchen den Klippen hindurch zu nahen vermochten, hielt man ſich für ſo geſichert, daß keine lebhafte Furcht und Sorge vor den weit abwohnenden Feinden aufkommen konnte.

Nicht ſehr fern von dem friedlichen Eiland, im Süden des felſigen Vorgebirges des jenſeitigen Feſtlandes, findet ſich die enge, ſeichte Bucht von Tſchesme, in welche im Jahre 1770 die türkiſche Flotte durch die ruſſiſche Seemacht und Englands Seehelden hineingedrängt und dort durch die Brander, welche der brittiſche Heldenmuth in die Reihen der feindlichen Schiffe führte, entzündet wurde. Die Schaaren der Türken hatten ſich großentheils aus dem allgemeinen Brande, der ihre Flotte ergriff, hinüber an die ganz nahe Küſte gerettet und dort, wie von einem Feuer der Hölle entzündet, ihren Ingrimm an den ſchuldloſen griechiſchen Chriſten ausgelaſſen, deren Ortſchaften ſie niederbrannten und zerſtörten, die Menſchen ſelber aber entweder unter ausgeſuchten Martern hinrichteten, oder als Sclaven hinwegführten. Ueberhaupt war die Furcht, welche der damalige Sieg der chriſtlichen Seemächte bei den Türken erregt hatte, nur eine ſehr ſchnell vorübergehende geweſen, während die rachſüchtige Erbitterung gegen die chriſtlichen Unterthanen des Reiches eine ſehr lang andauernde wurde und deshalb hatten, weil ſie unbeſtraft blieben, die Barbaren fortwährend, bald da bald dort, die griechiſchen Dörfer und Inſeln durch Gewaltthätigkeiten und Mordbrennereien in Angſt und Schrecken geſetzt. Ein ſolcher Schlag ſollte jetzt auch mehrere Inſeln der Spalmadaren treffen.

Demetrio konnte ſich noch ganz deutlich daran erinnern, daß er eines Abends, als er mit andern Kindern an der Seeküſte ſpielte und Muſcheln ſammelte, fremde Fahrzeuge in der Nähe der Inſel geſehen habe. Einer der ältern Knaben, welcher ſchon einige Male mit ſeinem Vater, der mit Maſtix und Seeſchwämmen handelte, in Smyrna geweſen war, erkannte die Boote als türkiſche, und die Kinder liefen erſchrocken zu ihren Eltern, um dieſen die Kunde davon zu bringen. Mehrere Männer eilten an's Ufer, ſchauten von der Anhöhe der Felſen hinaus in's Meer, konnten aber keines der fremden Fahrzeuge erblicken, weil dieſe wahrſcheinlich hinter einem nahe am Ufer gelegenen Felſenriff ſich verborgen hatten. Man gab ſich deshalb leicht der Meinung hin, daß die türkiſchen Boote, wenn es anders ſolche geweſen wären, nur im Vorbeifahren der Küſte näher gekommen ſeien als gewöhnlich, kein Bewohner der Inſel konnte ſich die Möglichkeit denken, daß fremde Boote jetzt, nach Einbruch der Nacht es verſuchen würden, durch dies Labyrinth der Klippen und durch die ſtarke Brandung hier an's Land zu gehen, weil dieſes ſelbſt für die einheimiſchen Fiſcher ein kühnes Wageſtück geweſen wäre. Nach einigen Stunden legten auch die ſorgſamſten Hausväter ſich zur Ruhe nieder.

Und doch geſchahe das, was keiner dieſer Sicheren erwartete. Erſt viele Jahre nachher erfuhr Demetrio wie das unvermuthete Ereigniß gekommen ſei. Ein ſchlechter Burſche von der Inſel ſelber, war von der kleinen Gemeinde der Bewohner, wegen ſeiner Diebereien und andrer Bubenſtreiche aus ihrer Mitte ausgeſtoßen worden. Er hatte ſich in türkiſche Dienſte begeben, und war in dieſen als ein ſehr geſchickter Seemann zur Stelle eines Unterſteuermanns vorgerückt. Dieſer rachſüchtige Verräther hatte einer Rotte von türkiſchen, entlaſſenen Soldaten und andern Freibeutern, welche nebenbei das Geſchäft der Seeräuberei betrieben, viel Uebertriebenes von dem Wohlſtand ſeiner geweſenen Gemeindegenoſſen erzählt, und zugleich lügenhafte Ausſagen hinzufügt von Räubereien und Mordthaten, welche die griechiſchen Bewohner der Inſel, wo ſie günſtige Gelegenheit dazu gefunden, an den Gläubigen des Islams verübt haben ſollten. Es war ihm gelungen, mit der Raubſucht der Türken zugleich ihren Fanatismus zu entzünden, und von ihm geführt, hatten dieſelben einen plötzlichen Ueberfall auf der Inſel beſchloſſen und zum großen Jammer der Bewohner auch ausgeführt.

Demetrio, deſſen Beſchreibung der Schreckensnacht, obgleich er damals noch ein zartes Kind war, ſo treu und ſo lebendig iſt, daß wir ſie gern in dieſer Erzählung aufnehmen, hatte ſchon ſeit mehreren Stunden geſchlafen und es mochte in der Mitte der Nacht ſein, als ſeine Schweſter ihn weckte. Das Zimmer, worin die beiden Geſchwiſter ſich befanden, war ſchon von der Flamme eines brennenden Nachbarhauſes erleuchtet; ein lautes Geſchrei der wilden Mordbrenner, ſowie der jammernden Männer und Frauen, vermiſcht mit dem Geheul der Hunde, ertönte aus der Nähe und Ferne. Ein Schuß fiel im Nebenzimmer, die beiden Kinder, aus deren Schlafkammer eine Thür hinaus in den Garten ging, entſprangen eilig, wie geſcheuchte Rehe, hinaus ins Freie. In einem Winkel des Gartens ſtand ein uralter Oelbaum, deſſen dicker Stamm hohl war und aus deſſen Wurzel eine Menge der wilden Sprößlinge ſich erzeugt hatten, welche ein dichtes Buſchwerk bildeten. Demetrio hatte ſich öfters, beim Spiel mit andern Knaben, in die Höhlung des Baumes verſteckt, auch jetzt trieb ihn die Furcht hinein in dieſen Bergungsort, während ſeine Schweſter unter dem Gebüſch der Olivenſchößlinge und der Myrten ſich verkroch. Kaum war der Knabe in Sicherheit, da drang ein Jammergeſchrei ſeiner Mutter zu ſeinen Ohren, welche um Schonung für das Leben ihres Mannes und für ihr eigenes bat. Ihr antwortete ein für den Knaben unverſtändliches Gebrüll der Türken, und hierauf hörte er die Schmerzenslaute beider Eltern, zuerſt in herzzerſchneidender Heftigkeit und Stärke, dann ſchwächer und ſchwächer. Er weinte laut auf und wäre gern wieder herausgeſtiegen aus ſeinem hohlen Baum und zu der Mutter, zu dem Vater hingelaufen, aber der Schreck und die Angſt hatten ſeine Glieder gelähmt; er glitt, ſo oft er auch mit Händen und Füßen ſich hinauf zu arbeiten verſuchte, immer wieder an den Wänden der Höhlung hinab. Indem er ſo mit angſtvoll klopfendem Herzen, weinend ſich abmühte, hörte er auf einmal auch das Hülfsgeſchrei ſeiner Schweſter, welches die Stimme der Raubmörder übertönte. Ihr Geſchrei um Erbarmen kam anfangs ganz aus der Nähe ſeines Baumes dann aus immer größerer Ferne her, ſo daß er leicht errathen konnte, daß man ſie gewaltſam fortſchleppte. Darauf hörte er keine menſchliche Stimme mehr, ſondern nur noch das Krachen der Dächer und der großentheils hölzernen Wände der Hütten, die unter den Flammen zuſammenbrachen. Die Lohe warf einen furchtbaren hellen Schein von oben in die Höhlung des Baumes herein; der Himmel war wie von Blut geröthet. Als die Stille mehrere Stunden gedauert hatte, das Feuer der benachbarten Häuſer etwas gedämpft war, wurde der Knabe etwas ruhiger, und die Kräfte kehrten ihm wieder ſo weit zurück, daß er jetzt ohne große Mühe in ſeinem Baume ſich herauf arbeiten konnte, bis zur oberen Oeffnung der Höhlung, von welcher aus er die Gegend rings umher zu überſchauen vermochte. Der Gedanke, daß ſeine Eltern todt ſein könnten, lag ſeinem arglos kindlichen Gemüth ſo fern, daß ſein ganzes Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet war, ſie aufzuſuchen und ſich an der Mutter, an dem Vater feſt zu klammern.

Als er ſich aber umſah nach dem Hauſe der Eltern, da war dieſes nicht mehr vorhanden; da wo es geſtanden, ſahe man nur rauchende und glimmende Balken und dazwiſchen noch einige ſchwärzliche Lehmwände; alle die andern Häuſer der Inſel, ſoweit das Auge reichte, waren in gleicher Weiſe zu rauchenden Trümmern geworden oder ſie ſtanden noch in vollen Flammen. Doch dieſer ſchreckende Anblick hätte ihn nicht in ſeinem Baum zurück gehalten, wenn er nicht zugleich, ganz in der Nähe der kleinen Kirche, bei welcher das Elternhaus geſtanden war, um ein Wachtfeuer herum, eine Schaar von Türken geſehen hätte, deren Tracht und Ausſehen ihm bisher nur aus den Bildern bekannt geworden war, die der Vater ihm gezeigt hatte. Da wachte auf einmal in ihm die Erinnerung an all' die gräßlichen Mordgeſchichten auf, die der Vater, wenn er jene Bilder zeigte, ſeinen Kindern erzählt hatte. Er zog ſich wieder tiefer in ſeinen Baum zurück und ſchaute, ängſtlich ſpähend, nur zwiſchen den dichten Zweigen desſelben hinaus nach dieſen Feinden. Der rothe Wein, den einige von ihnen aus den Gläſern, welche ſie bei ſich führten, tranken, — auf der kleinen Inſel gab es noch keine durchſichtigen Trinkgeſchirre — kam ihm, bei dem Scheine des Feuers, vor wie Blut, ihr Angeſicht und ihre ganze Geſtalt, durch ſeine eigene Phantaſie noch entſtellt und rieſenhaft vergrößert, erſchien ihm ſo fürchterlich, daß er den Anblick kaum zu ertragen vermochte. Einer dieſer furchtbaren Männer, die lange Tabakspfeiſe im Munde, ſtand jetzt vom Feuer auf, und es ſchien, als wollte er nach dem hohlen Oelbaum, darin ſich Demetrio verborgen hatte, hingehen, da kroch dieſer ängſtlich wieder hinunter in ſeinen Verſteck.

Der arme Knabe, abgeſehen von all' dem andern

Elend, das ihn betroffen hatte, und deſſen ganzen Umfang er noch gar nicht ahnte, befand ſich da unten, in ſeinem hohlen Baume in einer beſchwerlichen Lage. Nur mit einem Hemde bekleidet, mit bloßen Füßen war er entflohen; jetzt ſchüttelten ihm ſeine Glieder vor Froſt und vor Angſt. Dennoch verfiel er in einen bewußtloſen Zuſtand, wahrſcheinlich des Schlafes, der ſich, wenn ſeine Zeit da iſt, von keinem geſunden Kinde abweiſen läßt. Wie lange dieſer Zuſtand gedauert habe? das wußte er nicht; er ward aus ihm aufgeſchreckt durch die Hiebe einer Axt, die von ſtarker Hand gegen ſeinen alten Oelbaum geführt wurden. Doch dieſe Schläge des Beiles hielten nur kurze Zeit an; die Barbaren, welche die ganze, vorher ſo glückliche Inſel in eine unbewohnbare Einöde verwandeln wollten, hatten alle die andern fruchttragenden Bäume der Gärten niedergefällt, die Saaten vernichtet, nur der alte, meiſt erſtorbene Baum, darin Demetrio verborgen lag, mochte ihnen der Mühe des Abhauens nicht werth erſcheinen, ſo daß ſie nach kurzem Verſuch, um ihre Aexte zu ſchonen, von der Arbeit abließen. Dennoch ſchlugen ſie wenigſtens die noch grünenden oberen Aeſte des Stammes ab, davon ein großer Theil auf den Ausgang der Höhlung ſo wie in dieſe ſelber hineinfiel und hiedurch den kleinen Flüchtling um ſo beſſer vor den Augen der Mörder und Menſchenräuber verbarg.

Es wurde wieder Alles ſtill. Ob er noch einmal geſchlafen, oder wie er ſonſt die Stunden bis an den ſpäten Nachmittag zugebracht habe, das wußte Demetrio nicht. Ein Gefühl das mächtiger war als die Furcht: das Gefühl des Hungers und Durſtes, überwältigte ihn jetzt ſo ſehr, daß er ihm nicht mehr zu widerſtehen vermochte; er kroch durch die Decke der abgehauenen, auf ihn heruntergefallenen Zweige hinauf und ſchaute nach allen Seiten ſich um. Nirgends war mehr eine Spur von den Türken, nirgends überhaupt ein Menſch zu ſehen und zu hören. Vorſichtig zögernd ſtieg er von ſeinem Baume herunter und ſein erſter Gang war dahin, wo noch geſtern das Haus der Eltern ſtand. Aengſtlich ſchaute er hinein unter die noch immer rauchenden und glimmenden Trümmer, er rief nach Vater und Mutter, niemand aber antwortete ihm, niemand ſahe er.

Nicht fern von dem vormaligen Hauſe der Eltern war eine Art von Felſenhöhle, deren ſich die Mutter als eines Kellers bedient hatte, um in ihm die Käſe und die Milch ihrer Ziegen aufzubewahren. Der Eingang, um das Eindringen der Sonnenwärme abzuhalten, war mit einer bretternen Fallthüre, darüber mit einer künſtlichen Decke aus Moos und Seegras bedeckt. Die Räuber hatten dieſe kleine Vorrathskammer nicht entdeckt oder beachtet; mit großer Anſtrengung ſeiner Kräfte hob der Kleine die Decke ſammt der Fallthüre hinweg und verſchaffte ſich ſo den Zutritt zu den Speiſen, die ſeine gute Mutter, ohne dies zu ahnen, für ihren armen, verlaſſenen und verwaiſten Demetrio zuſammengeſpart und bereitet hatte. Indem der Kleine hier an dem Käſe, an der Milch, und an dem Brode, das dabei lag, ſeinen Hunger und ſeinen Durſt ſtillte, war es ihm, als höre er aus einiger Ferne ein Schießen. Eilig raffte er ſich auf, ſprang nach ſeinem alten Oelbaum hin und verſteckte ſich wieder in ſeiner Höhlung.

Obgleich es mitten im Sommer, und nach Demetrio's Schätzung bald nach dem St. Johannisfeſte war, hatte dennoch, als die Nacht kam, der arme, ſo leicht wie für das Bett bekleidete Knabe, ſehr von der Kälte zu leiden. Er wagte es, ſtieg noch einmal aus ſeinem Baum heraus und holte ſich von der Thür des Kellers einen Theil der Decke des Mooſes und Seegraſes, die über den Brettern gelegen war. Er muß, von der Naturkraft des kindlichen Alters begünſtigt, gut geſchlafen haben, denn von dem ganzen übrigen Theile der Nacht wußte er nichts mehr; als er erwachte, da ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel.

Abermals war es der Hunger, der ihn aus ſeinem Schlupfwinkel hervortrieb. Nachdem er bei dem ſorgfältigſten Umherblicken nirgends etwas bemerkt hatte, das ihn bedenklich machen konnte, ſchlich er ſich, immer um ſich ſchauend, nach der Vorrathskammer der Mutter hin, trank ſich hier ſatt an der noch übrigen Ziegenmilch, raffte in der Eile einige Käſe und etwas Brod zuſammen und eilte damit wieder hinein in ſeine kleine, ſichere Burg des Oelbaums.

Der Muth war ihm durch dieſen wohlgelungenen Verſuch gewachſen. Nach einer oder etlichen Stunden wagte er einen neuen Auslauf in's Freie, und zwar diesmal ſchon einen weiteren. Hinter jedem Baum und Gebüſch zuerſt lauſchend und ſpähend, ging er von der Gegend des einen vormaligen Hauſes der Inſel zur andern. Nirgends war ein Menſch zu ſehen und zu hören. Er lief hinaus bis an die Meeresbucht, in welcher ſonſt die Fiſcherboote ſtanden; dieſe waren verbrannt und in Stücke gehauen; nirgends im Meer und an der Küſte war ein Fiſcher oder ein Fahrzeug zu bemerken.

Indem er jetzt, nicht nur ins Weite ſchauend, ſondern auch in der Nähe die Stätten der gräulichen Verwüſtung betrachtete, da ſah er auf einmal mehrere Leichname, die noch von Blute bedeckt außen auf dem Felde und an dem Meeresufer umher lagen. In einem dieſer Leichname erkannte er ſeinen Oheim, den Bruder ſeiner Mutter, der ihn noch am letzten Abend vor dem mörderiſchen Ueberfalle der Türken auf ſeinen Knieen geſchaukelt hatte. Ein Schauder ergriff den Knaben, er rannte, ſo ſchnell er konnte, nach ſeinem Oelbaum zurück, ſaß hier, in ſeine Seegrasmatte gehüllt, weinend und ſchluchzend, bis der Schlaf ihm alle Gedanken des Jammers hinwegnahm.

Das, was am nächſten Morgen zuerſt in ihm erwachte, war das ſehnliche Verlangen nach ſeinen lieben Eltern und nach ſeiner Schweſter. Er ging abermals nach der Brandſtätte ſeines väterlichen Hauſes hin. Aber da ſahe es ſo ſchauerlich aus, daß er ſich nicht über die ſchwarzen Trümmer hinübergetraute, und daß er ſeine bloßen Füße aus der noch immer heißen Aſche, die vor den Trümmern aufgehäuft lag, ſchnell zurückzog. Da drinnen, das ſahe er wohl, konnte kein Menſch ſein, auch ſeine Eltern, ſo dachte er, mußten, ſo wie er, aus dem brennenden Hauſe heraus gegangen und irgendwo noch verborgen ſein. Er lief jetzt an alle die Orte hin, wo er ſeinen Vater, ſeine Mutter zu ſehen gewohnt geweſen war. Die kleine Kirche, aus Stein gebaut, hatte durch die Flammen nicht gelitten; ſie ſtand mit ihrem Gemäuer und ſelbſt mit ihrem von Steinplatten gedeckten Dache noch unverſehrt da. Der Knabe trat hinein, rief mit ſchüchterner Stimme ſeinem Vater; es blieb Alles ſtumm und ſtill, und der Gräuel der Zerſtörungswuth, der drinnen ſich kund gab, ſcheuchte das arme Kind bald wieder hinaus. Denn das hölzerne Gitterwerk vor dem Altare war hinweggeriſſen, der Altar ſelber zerſchlagen, die Malereien an der Wand und die Bildwerke zerhauen, der ganze Boden mit den Stücken des bemalten Kalkes und den Splittern des hölzernen Gezimmers bedeckt. Alles, was von einigem Werth war, ſelbſt die eiſernen Riegel, hatten die Mordbrenner geraubt.

Der Eifer des Nachſuchens und Forſchens nach den lieben Eltern trieb den Demetrio weiter. Ihm kam in ſeinem kindlich beſchränkten Verſtande der Gedanke ein, ſeine Leute möchten ſich wohl auch, ſo wie er, in einen hohlen Baum verſteckt haben. Die ganze Inſel ſeines Wohnortes iſt ſo klein, daß man ſie nach ihrem ganzen Umfange in kaum einer Stunde Zeit umgehen und dabei allen Krümmungen und Auszackungen des Ufers folgen kann. Es gab kein Haus, keinen Garten, ja faſt keinen Baum, bei welchem der Knabe nicht nur einmal, ſondern öfter, geweſen wäre. Die Häuſer, die auf der eigentlichen Fläche der Inſel ſtanden, waren alle niedergebrannt, die Bäume abgehauen, bis auf einige wenige, welche die Barbaren überſehen, oder der Mühe nicht werth gehalten hatten, und unter dieſen wenigen fand ſich keiner, der ſo weit ausgehöhlt war, daß er hätte zum Verſteck eines Menſchen dienen können.

Ein neuer Gedanke kam dem Knaben. Bei den Streifereien, die er in Geſellſchaft anderer Knaben nach der Meeresküſte gemacht hatte, war er öfters an Höhlungen und Klüfte gekommen, die in dem dortigen weichen Schiefergebirge ſehr häufig ſind. In einer dieſer Höhlen konnten ſich die Eltern verſteckt haben. Sein Entſchluß war alsbald gefaßt; er eilte den ſteilen Abhang hinunter an die Küſte, wo die Brandung ſich an den Felſen bricht. Von dem Donnern der Wogen, die dort in die unterwaſchenen Hohlräume ſich hineinſtürzen, ward die Stimme des Kindes, ſo ſehr ſie auch ſich anſtrengte, übertäubt, zugleich aber ſein Ohr ſo getäuſcht, daß es ihm öfter war, als hörte er die Stimme des Vaters oder der Mutter ſeinem lauten Rufen antworten. Er ſchaute hinein in eine und die andere der höher gelegenen Höhlen, trat in eine der tiefſten und geräumigſten, und ſahe da, in dem dämmernden Lichte, das vom Eingange her ihm nachdrang, viele Menſchen am Boden liegen. Er meinte, ſie ſchliefen; als er aber näher trat und ſeine Augen des ſchwachen Lichtes gewohnt worden waren, da bemerkte er, daß es Leichname ſeien, deren geſpaltene Schädel oder andere offene Todeswunden von dem geronnenen Blute dicht umfloſſen waren. Mit einem lauten Schrei des Entſetzens ſprang er hinaus in's Freie und es ſchien, als ſei ihm erſt jetzt das Auge recht für ſolche Schreckensſcenen geöffnet, denn ſo wie er weiter ging, bemerkte er, auch ohne in ſie hinein zu treten, noch an vielen der größern Höhlen und Klüfte die Ströme und Spuren des geronnenen Menſchenblutes, ſahe Leichname, vereinzelt oder mehrere beiſammen, herumgeſtreut liegen, ſo wie hin und wieder abgehauene Köpfe.

Es war offenbar, daß ein großer Theil der unglücklichen Bewohner des Eilandes, beſonders aus jenen Hütten, die von dem Landungsplatz der Barbaren etwas weiter ablagen, ſich, von dem Lärmen geweckt, in die Felſenlöcher am Ufer geflüchtet hatten, in denen ſie ſich ſicher wähnten. Leider aber wußte der verrätheriſche Renegat, der all' den Jammer über ſeine eigne Heimathsinſel herbeigeführt hatte, dieſe Bergungsorte auch, und da die Flüchtlinge vielleicht auch die werthvollſten Sachen aus ihren Wohnungen, ſo wie ihr weniges Geld mit ſich in ihren Schlupfwinkel genommen haben konnten, ſchien das Aufſuchen derſelben für die Räuber nicht unwichtig, um ſo mehr, da auch hier die weitere barbariſche Abſicht derſelben, keinen Erwachſenen auf der Inſel, der ihren Ueberfall verrathen konnte, am Leben zu laſſen, am leichteſten erreicht wurde.

Demetrio war durch das Entſetzen, welches ihm der Anblick der vielen Leichname erregt hatte, ſo außer ſich ſelbſt gerathen, daß er, ohne zu wiſſen, wohin ſein Weg ihn führte, an dem ſteilen Abhang der Küſte bald auf bald nieder kletterte. Da auf einmal kam er an eine kleine, unverſehrt gebliebene Hütte; die einzige auf der ganzen Inſel, welche die Türken nicht niedergebrannt hatten, wahrſcheinlich weil ſie an die Stelle, wo dieſelbe hinter einem Felſenvorſprung verſteckt lag, durch eine glückliche Fügung nicht gekommen waren. Er kannte dieſe Wohnung einer Fiſchersfamilie gar wohl, denn die Leute, denen ſie gehört hatte, waren die ärmſten auf der ganzen Inſel. Seine gute Mutter hatte ihnen öfters Speiſen und alte Kleidungsſtücke für ihre vielen Kinder zugeſandt. Demetrio und ſeine Schweſter waren die Ueberbringer der Gaben geweſen und erſt am letzten Tage vor der Schreckensnacht hatten ſie einen großen Pack voller Kleider und Wäſche dahin getragen. Wo anders als hier, bei dieſen armen guten Leuten, konnten, ſo meinte der Knabe, ſeine lieben Eltern ſich verborgen haben? Die Thür der Hütte ſtand offen, er rief zuerſt, dann trat er hinein. Er durchſuchte alle Winkel, nirgends war ein Menſch zu ſehen, nirgends aber auch eine Spur der Verheerung, welche die Räuberbande ſonſt überall angerichtet hatte. Sogar die Ziege des armen Fiſchers, dem Tode des Verhungerns nahe, lag ungeraubt in ihrem kleinen Stalle. Demetrio öffnete die Thüre des Stalles, aber das Thier hob zwar ſeinen Kopf verlangend nach der freien Luft hin, war aber zu matt, um ſich vom Boden zu erheben, bis ſein kleiner Retter es durch einige Hände voll friſches Gras und Laub und einen Napf voll Waſſer, das er aus einem nahen Bache ſchöpfte, geladt hatte. Unter dem Dache vor der Lehmwand hingen viele halbzertheilte Fiſche, welche hier an der Sonne getrocknet werden ſollten und zum Theil auch ſchon getrocknet waren. Drinnen im Zimmer auf dem alten Tiſche lag noch ein Reſt der Mahlzeit, welche die Leute am Abend vor der unglücklichen Nacht zu ſich genommen hatten. Was aber vor allem die Aufmerkſamkeit des halbnackten Knaben auf ſich zog, das war jener Bündel der Kinderkleider und Wäſche, den er noch zuletzt mit ſeiner Schweſter hieher gebracht hatte. Der Bündel war geöffnet, ſein Inhalt zum großen Theil auf einer Bank ausgebreitet. Demetrio fand da ſeine eigenen Kleider und Schuhe, die er noch vor Kurzem getragen hatte; er zögerte keinen Augenblick, bald ſtand er wieder in ſeinem leichten, griechiſchen Gewande da; ſeine Füße waren gegen die Steine und den heißen Sand des Bodens durch die Schuhe geſchützt.

„Meine Mutter," ſo dachte er, „wird den armen Leuten die Kleider, die ich ihnen da nehme, reichlich wieder erſetzen und ich will dem Nicolo — ſo hieß der Knabe ſeines Alters, für den die alten Kleider beſtimmt waren — gern meine neuen Schuhe für dieſe alten geben." Er wußte, als er dies dachte, nicht, daß auch die armen Fiſchersleute im erſten Schrecken ihre kleine Hütte, wo ſie hätten unverſehrt bleiben können, verlaſſen hatten, und daß ſie in die nachbarlichen Höhlen geflohen waren, wo ſie zugleich mit ihren älteſten Söhnen den Tod von Mörderhand fanden. Von den jüngern Kindern dieſer armen Familie traf Demetrio ſpäter drei in Jsmid an, wo die beiden Mädchen als Sclavinnen, der Nicolo aber auf einem türkiſchen Fahrzeug als Schiffsjunge diente. Dieſer Nicolo aber wurde nachmals, als Demetrio zur Stelle eines angeſehenen Schiffscapitäns ſich aufgeſchwungen hatte, in dem Dienſte von dieſem ein ſehr wackerer, tapferer Seemann.

Noch in ſeinem ſpäteren Alter pflegte der Capitän mit Rührung an das zu denken, was ihm in der armen Fiſcherhütte begegnet und zu Theil geworden war. Die göttliche Vorſehung hatte ihn durch das mitleidige Herz ſeiner Mutter hier mit Kleidern verſorgt und mit Wäſche. Ohne dieſe wohlthuende Bedeckung ſeines Körpers würde er wahrſcheinlich die kälteren Tage und Nächte, die er ſpäter noch hier zubringen mußte, nicht überlebt haben.

Wie er, beruhigt durch den Gedanken und Vorſatz einer baldigen, reichlichen Zurückerſtattung ohne alles Bedenken ſeine alten Kleider ſich wieder zugeeignet hatte, ſo that er es auch, denn er war heute noch nüchtern, mit den Speiſevorräthen, die er in der Hütte der armen Leute fand. Freilich waren dies gerade keine ſolchen, die zu andrer Zeit ſeinen Geſchmack gereizt hätten. Das wenige dünne Scheiben-Brod, das auf den bretternen Schragen lag, war ſo ſteinhart, daß er es erſt lange im Waſſer einweichen mußte, um es genießbar zu machen; der Ziegenkäſe war von lebendem Gewürm erfüllt; die getrockneten Fiſche, obgleich noch immer das Beſte, das es hier gab, ungeſalzen, und, weil ſeit mehreren Tagen niemand ſie gewendet hatte, auch ſchon an einzelnen Stellen von der Fäulniß ergriffen. Indeß fühlte er ſich doch geſättigt, und als er bei der Rückkehr nach der Stätte des Elternhauſes, die ihn noch immer am meiſten anzog, im Vorübergehen an einer Brandſtätte in einem Gebüſche das Neſt eines Haushuhnes entdeckte, darin mehrere Eier lagen, da fand er auch an dieſen noch ein Mittel zur völligen Stillung ſeiner jetzigen und künftigen Eßluſt.

Da war er denn wieder bei der Brandſtätte ſeines väterlichen Hauſes. Die Sonne ſchien ſo hell, ſeine Füße waren jetzt gegen die Berührung der heißen Aſche ſo gut verwahrt, daß er muthig zwiſchen das meiſt zuſammengeſtürzte Gemäuer hineintrat. Das erſte, was er hier ſah, waren die todten Körper der beiden treuen Haushunde ſeiner Eltern, jener Geſpielen ſeiner Kindheit. Die Türken hatten ſie, da ſie wahrſcheinlich ihren Herrn muthig vertheidigten, erſchlagen; ſie lagen mit verſengten Haaren neben den verkohlten Balken. Der Knabe beklagte laut den Tod der guten Thiere, aber ſeine Klage ſollte bald eine viel tiefere und ſchmerzlichere werden. Denn als er über die zuſammengeſtürzte Wand des geweſenen Wohnzimmers hinüberblickte in die kleine Nebenkammer, die ihm und ſeiner Schweſter zur Schlafſtätte gedient hatte, da ſah er die Leichname ſeiner lieben Eltern am Boden liegen. Laut aufjammernd ſtieg er über die Mauerſtücke hinüber, er knieete hin zu der todten Mutter, zu dem todten Vater, benetzte ihre kalten Hände mit ſeinen Thränen. Er wußte ſpäter nicht, wie lange er in dieſer Todtenkammer geblieben und ob er bis zuletzt bei wachem Bewußtſein geweſen oder vielleicht, ermattet von dem vielen Jammern und Weinen wie in tiefem Schlafe neben der Mutter hingeſunken ſei; da er wieder aus der Hütte hinaustrat in's Freie, hatte ſich die Sonne tief geſenkt, ſie war nahe an ihrem Untergang.

So ſehr ihn auch die Liebe zu ſeinen Eltern an dieſem grauſenhaften Ort feſſelte, war ihm dennoch der Gedanke, die Nacht allein hier bleiben zu müſſen, unerträglich. Vielleicht, ſo dachte er, iſt jetzt doch wieder Jemand in die Fiſcherhütte zurückgekehrt und ich bin dort nicht allein.

Die Furcht beflügelte ſeine Schritte, er war noch vor Einbruch der Nacht in der Hütte, und obgleich er da kein lebendes Weſen fand, als die Ziege, die ſich außen vor der Thür am Boden gelagert hatte, war es ihm dennoch hier viel heimlicher als in einer Brandſtätte oder in der Nähe von Leichnamen; er legte ſich auf die Seegrasſtreue hin, darauf ſonſt ſein Altersgenoſſe, der Nicolo, geruht hatte und ſchlief bald ſo feſt ein, daß erſt die hereinſtrahlende Sonne am andern Tag ihn erweckte.

Sein erſter Gedanke war an die ermordeten Eltern. Er hatte es ſchon geſtern mit Entſetzen geſehen, wie einige Aasgeyer und Krähen auf den Leichnamen an der Meeresküſte ſaßen und dieſe zerfleiſchten, „das darf,“ ſo ſprach er bei ſich ſelber, „dem Leibe meiner lieben Eltern nicht widerfahren, ich muß ſie begraben.“

Ohne an ein Frühſtück zu denken, lief er, ſo eilig er es konnte, wieder zur Brandſtätte ſeines Elternhauſes hin. Er trat hinein zu den Leichen; aber, wie ſollte er dieſe mit ſeinen ſchwachen Kräften hinaus tragen, wie ſollte er ihnen ein Grab in der Erde, dort in der Nähe der kleinen Kirche bereiten können, da ja, auch wenn er dazu ſtark genug geweſen wäre, die Türken alles Eiſengeräthe: Schaufeln, Hacken und Beile mit ſich fortgenommen hatten. Da kam ihm plötzlich ein Einfall, der ihm die Möglichkeit zeigte, die Eltern zu beſtatten. Er trug mit ſeinen ſchwachen Händen die Stücke der zuſammengeſtürzten Mauern, dann Erde herbei und fing an damit die Leichname zu bedecken. Er hatte gearbeitet ſo lange er konnte; in der Vorrathskammer der Mutter fanden ſich noch einige Käſe, mehrere Töpfe voll Honig, auch etwas Brod; mit dieſer Mahlzeit hatte er ſich geſtärkt und dann von neuem ſein wohlgemeintes Werk begonnen. Ueber den beiden Leichen der geliebten Eltern lag ſchon ſo viel Geſtein und Erde, daß man nichts mehr von den Körpern ſah, und daß ſie auch gegen den Angriff der Vögel geſichert waren. Ruhig, wie nach einem wohlvollbrachten Tagwerk, begab ſich der kleine Todtengräber wieder nach ſeinem heimlichen Nachtlager in die Fiſcherhütte.

Am andern Morgen durchſuchte er den kleinen Haushalt der Fiſcher nach allerhand Geräthſchaften und Werkzeugen, die ihm vielleicht ſeine Arbeit erleichtern konnten. Sein Nachſuchen war nicht vergeblich, er fand da, weil die Räuber in die kleine Hütte nicht eingedrungen waren, mehrere Meſſer, eine Schaufel, einige Beile. Mit dieſen Werkzeugen, ſo weit ſeine Tragkraft reichte, belaſtete er ſich, und kam mit ihnen zu ſeinen Gräbern. Die beſſere Einübung und die aufgefundenen Werkzeuge erleichterten ihm ſeine Arbeit ſehr; nach mehreren Tagen, — er konnte nicht ſagen nach wie vielen? — ſtanden zwei längliche Hügel ähnlich denen der Gräber zwiſchen den eingeſtürzten Mauern und auf ihnen, mit kindlicher Hand geſchnitzt und zuſammengefügt, zwei chriſtliche Grabeszeichen. Er hatte zu dieſem kleinen Kunſtwerk die Holzſtücken des zertrümmenden Altargitters der Kirche genommen, weil es ihm ſchien, als könnten dieſe den Gräbern eine Bedeutung geben, die ihnen ſonſt durch die geweihte Erde des Kirchhofes ertheilt wird.

Der arme, von allen Menſchen verlaſſene Knabe führte von jetzt an ein ziemlich einförmiges Leben. Er hatte ſchon genug zu thun, um nur von einem Tag zum andern etwas aufzufinden, womit er ſeinen Hunger ſtillen konnte. Die Noth zwang ihn, in ähnlicher Weiſe wie die

Türken, auf Beute auszugehen und überall bei den vormaligen Wohnungen der Nachbarn eine Nachleſe von dem zu halten, was die Räuber noch übrig gelaſſen hatten. War er doch der einzige natürliche Erbe der hingemordeten Inſelbewohner, deren jeder, wenn er noch am Leben geweſen wäre, gern mit ihm die Biſſen ſeines Brodes getheilt haben würde. In den meiſten Fällen fiel dieſe Nachleſe ſehr ſpärlich aus. Die Türken hatten nur ſelten jene Vorrathskammern in den Felſenlöchern oder Erdgruben überſehen, die ſich in der Nähe der Wohnungen befanden; was ſie nicht mit ſich fortſchleppen konnten, das hatten ſie muthwillig zerſtört. Doch machte der Kleine bei der Brandſtätte des Hauſes eines der wohlhabendſten Landleute der Inſel eine Entdeckung, die für ihn von großer Wichtigkeit war. Die Bewohner dieſes Hauſes hatten, außer der näheren Vorrathskammer, in welcher die Krüge voll Wein, voll Oel und mancherlei Eßwaaren bewahrt ſtanden, noch eine andere beſeſſen, die in der Nähe und zum Theil unter dem Boden ihrer Dreſchtenne angelegt und in vollkommener Weiſe ausgemauert war. Demetrio war öfters dabei geweſen, wenn die kinderloſe, freundliche Frau des jetzt zerſtörten Hauſes die dünne Schieferplatte, die ſtatt der Thüre diente, hinweggehoben hatte, und wenn ſie hinabgeſtiegen war in ihren Felſenkeller, um von da die roſinenartig getrockneten Trauben und andere Früchte für ihn und andere ſie beſuchende Kinder heraufzuholen. Dahin kam er jetzt bei ſeinen Nachforſchungen auch. Die Erde, welche über der Thür lag, war bald hinweggeräumt; die Steinplatte fand ſich noch unverſehrt. Die Noth gab ihm ungewöhnliche Kräfte; nach manchem vergeblichen Verſuche gelang es ihm auch dieſe, zwar nicht zu heben, doch aber ſo weit hinwegzuſchieben, daß er hinabſchlürfen konnte auf die Treppe und hinuntergelangen in den Keller. Hier fand er einen guten Vorrath von getrockneten Feigen, Roſinen und von Granatäpfeln. Was aber für ihn, wie er dies erſt ſpäter erkannte, von ungleich größerer Wichtigkeit war: dort unten in dem luftig trocknen, kühlen Raume hatte die wohlhabende Nachbarin das Mehl für ihren Haushalt aufbewahrt. Ueberdies fanden ſich in einem Seitenraum der Höhle viele Krüge voll Honig und andre genießbare Sachen, daneben auch noch einige hohe Schichten der kuchenartig dünnen Brode.

So lange namentlich der Vorrath der letzteren anhielt, ſtillte der Knabe mit ihnen, die er durch den Honig ſchmackhafter machte, ſeinen Hunger und bediente ſich dabei der Früchte als einer angenehmen Zukoſt. Als jedoch die Brode verzehrt waren, da verſuchte er es, aus dem Mehle, das er mit kaltem Waſſer und Honig vermiſchte, ſich einen Mus zu bereiten, dem allmälig die Gewöhnung und vor allem der Hunger einen Reiz des Wohlgeſchmackes ertheilten. Wenn er dann dort unten in ſeinem Keller, deſſen Räume durch einige mit eiſernen Gittern verwahrte Luftlöcher nothdürftig erleuchtet waren, während der heißeſten Stunden des Tages wohlthätige Abkühlung und zugleich ſein Mittagseſſen fand, da vergaß er für einige Zeit all das Leid, das ihm widerfahren war.

Außer dem Keller, in welchem er am Tage ſich öfters aufhielt, war und blieb ſeine Heimath die kleine Hütte der armen Fiſchersleute, die von den Mordbrennern unbemerkt geblieben und deshalb verſchont worden war. Dahin begab er ſich an jedem Abend, um daſelbſt zu ſchlafen. Die Ziege, die er vom Hungertod gerettet hatte, ging zwar jetzt auf der ganzen kleinen Inſel ihrem Futter nach, doch hielt ſie ſich, aus alter Gewöhnung an die Geſellſchaft der Menſchen, immer ſehr gern zu Demetrio, und ſeitdem die Beſchwerde, welche ihr, da ſie wieder zu Kräften gekommen, der Zudrang der Milch gemacht hatte, vergangen war, wurde ſie ſo munter, daß ſie den Kleinen öfters durch ihre Sprünge beluſtigte und von Zeit zu Zeit ihn immer wieder aufſuchte. Selbſt dann, wenn er in ſeinem Keller war, wohin ſie ihm nicht folgen konnte, legte ſie ſich ruhig wiederkäuend in den Schatten des Myrthengebüſches, das den Tenneplatz umgab, und wartete hier auf ihren kleinen Wohlthäter, den ſie dann auch regelmäßig am Abend wieder zu der gemeinſamen Nachtherberge begleitete.

Nicht allein die hinter dem Felſen verſteckte Fiſcherhütte, ſondern auch ihre nächſte Umgebung war von den Mordbrennern unbeachtet geblieben. Die Maulbeerbäume und einige Feigenbäume mit krummem Stamme, die aus den Felſenklüften hervorwuchſen, ſtanden dort noch unverſehrt und ihre reifen Früchte waren unſerm Demetrio bei ſeinem Herumſtreifen am Meeresſtrand ein ſehr angenehmer Fund. Hier allein auch ſuchte er ſich zuweilen die eßbare Napfſchnecke, die er mit einem der in der Hütte gefundenen Meſſer ganz geſchickt vom Felſen zu löſen verſtand und dann entweder gleich friſch verzehrte, oder zur Abendkoſt mit ſich nach Hauſe nahm.

Auch für das Bedürfniß nach Unterhaltung und Beſchäftigung fand der Knabe auf ſeiner einſamen Inſel hinreichende Befriedigung. Sein erſtes Geſchäft, nach der Grabbeſtattung ſeiner Eltern, war es geweſen, die kleine Kirche von den Trümmern und Holzſtücken zu reinigen, mit denen die Barbaren ſie verunreinigt hatten. Er ſuchte ſogar den Altar wieder in einigen Stand zu ſetzen.

Hier, wie er es von ſeinen Eltern geſehen hatte, kniete er jeden Morgen hin und während er die kurzen, erlernten Gebete ſprach, kamen auch andere, eigne Gedanken des Gebetes in ſeine kindliche Seele.

Zwar hatten die Feinde in ihrer Zerſtörungswuth alle die Bücher, die ſie in der Kirche fanden, zerriſſen und zum Theil verbrannt, doch lagen am Boden noch viele Blätter derſelben zerſtreut und ſogar ein kleines Schul- und Gebetbüchlein, das ſeiner Schweſter gehört hatte, fand Demetrio unter den Holzſtücken des zerſchlagenen Gitters noch wohlerhalten liegen. Er ſelbſt hatte in der Schule ſeines Vaters ſchon ziemlich fertig leſen gelernt, jetzt übte er jeden Morgen und zuweilen auch zu andern Zeiten des Tages das Erlernte ein. Seiner Gefährtin, der Ziege, verſtattete er nie den Zutritt in das kleine Gotteshaus; mit aller Anſtrengung ſcheuchte er das muthwillige Thier von dem Eingang hinweg und daſſelbe war auch nach wenig Tagen für die fühlbare Belehrung ſo zugänglich geworden, daß es von ſelbſt zurückblieb und beſcheiden in der Nachbarſchaft auf die Weide ging, während ſein Begleiter in der Kapelle weilte.

Demetrio hat noch in ſeinen ſpäteren Jahren es oft ausgeſprochen, daß dieſer tägliche Beſuch der kleinen Kirche und das, was er hier gedacht und gethan hatte, ihm ein Band der Anhänglichkeit an die Gemeinſchaft und an den Glauben der Chriſten geworden ſei, das, als ihm bei ſeinem nachmaligen Aufenthalt unter den Türken der Abfall von der Religion ſeiner Väter ſehr dringend nahe gelegt wurde, niemals zerriß, und das ihn, ſelbſt unter der Drohung des gewaltſamen Todes, noch an ſeinem Glauben feſt hielt.

Aus der Kirche pflegte er gewöhnlich nach der Brandſtätte des Elternhauſes hinzugehen, deſſen Boden er auch, ſo weit ſeine Kräfte reichten, von dem Zerſtörungsgräuel gereinigt hatte und dann die Gräber ſeiner Eltern zu beſuchen, deren Erde er täglich mit dem Laube der wilden Lorbeergebüſche und mit Blumen bedeckte.

Einen Theil der übrigen Zeit des Tages brachte er mit kindlichen Spielen und andern Unterhaltungen zu. Außer der Ziege waren den Händen der Türken auch noch einige andere Hausthiere entgangen, nämlich ſechs Stück Hühner, davon der alte Haushahn und die eine der Hennen ſeiner Mutter, die andern vier verſchiedenen Nachbarn angehört hatten. Wahrſcheinlich hatten dieſe alle während der Schreckensnacht die Zweige der Bäume zu ihrer Ruheſtätte gewählt und am darauffolgenden Tage durch ihre Schnelligkeit dem Meſſer der Schlächter ſich entzogen. In den ſpäter eingetretenen Tagen der Stille und Ruhe hatte das weithin tönende Krähen und Locken des alten Haushahnes dieſe Thiere alle zu einer gemeinſamen Heerde verbunden und ihre Zahl hatte im Verlauf des Sommers noch einen anſehnlichen Zuwachs erhalten, da zwei von den Hühnern dem Triebe zum Brüten ſich ungeſtört überlaſſen konnten und plötzlich, jede von einer großen Schaar der muntern Küchlein begleitet, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen. Dieſes geſammte Heer des Geflügels hielt ſich mit dem Hahne, welcher daſſelbe anführte und beherrſchte, zu der Nähe von Demetrio's ehemaligem Elternhaus und der Knabe hatte ihnen aus den hölzernen Latten der Gartenzäune und aus einigen von dem Feuer verſchont gebliebenen Bretterſtücken ein Haus gebaut, das freilich nur die Gluckhennen, ſo lange ihre Küchlein noch klein waren, zur Nachtherberge benutzten, während die andern auf dem alten, hohlen Oelbaum aufſaßen. Auch Futter trug der kleine, freundliche Schirmherr ſeinem Geflügel herbei, aus einem Vorrath von Hirſe, den er in dem Hauskeller ſeiner Mutter aufgefunden hatte. Und ſo unterhielt er ſich oft Stunden lang mit ſeinen Hühnern und freute ſich ganz beſonders, wenn die Küchlein ihm auf den Schooß ſprangen und aus ſeinen Händen den Hirſe aufpickten.

Nicht ſelten zog es ihn auch, nach ſeiner früheren Gewöhnung, in die Nähe der Küſte hin. Zwar ein großer Theil des Geſtades war für ihn ein unnahbarer Ort des Entſetzens und des Abſcheus geworden, ſeitdem er dort die Leichname und das viele am Boden geronnene Menſchenblut geſehen. Obgleich ihm manchmal der Gedanke gekommen war, unter jenen modernden Leichen könne auch die ſeiner Schweſter ſein und dieſer ſolle er, wie den Eltern, ein Grab zurichten, ſo behielten dennoch der Eckel und die Furcht über eine ſolche gutgemeinte Regung die Oberhand, um ſo mehr, da er gleich nach jenem Tage, an welchem er die todte Mutter und den todten Vater auffand, einen lebhaften Traum gehabt hatte, darin es ihm däuchte, die Mutter ſei zu ihm gekommen und habe ihm geſagt, ſeine Schweſter lebe noch, und er werde auch an den Ort hinkommen, wo dieſelbe ſei. Den Inhalt des Traumes hatte er, als ſei es Wahrheit, in ſein kindlich gläubiges Gemüth gefaßt und dieſer Umſtand ließ die Sorge um ſeine Schweſter nicht mehr ſo lebhaft aufkommen.

Während aber die ganze Seite des Küſtenrandes, von welcher öfters die Aasgeyer und Krähen in ganzen Schaaren aufflogen, von ihm nicht mehr beſucht wurde, blieb ihm doch jene andere, an der ſeine Nachthütte lag, und der Theil des ſteinigen Ufers, welcher ſich von dort und nach Süden zog, für ſeine Wanderungen frei. Hier ſtand er öfters und ſchaute nach der größeren Inſel Chios hinüber, ſahe die in der Ferne vorbeiſegelnden Schiffe, zählte, wie er dies ſonſt in Geſellſchaft mit andern Knaben gethan, die kleineren Wogen, welche je zwiſchen der einen und der andern höheren Woge an das Land heranſchlugen. Nicht ſelten, ja in der heißen Zeit des Sommers an jedem Abend, genoß er auch der Erquickung eines Bades in der ſeichten Bucht, bei der ſeine Hütte lag, und übte ſich hier ſo im Schwimmen, daß er in dieſer Kunſt bald mit den älteren Knaben hätte wetteifern können, die, als ſie noch mit ihm auf der Inſel zuſammenlebten, ſeine Meiſter und Vorbilder geweſen waren. Auch verſuchte er es bei dieſer Gelegenheit zuweilen, und zwar mit ganz günſtigem Erfolg, ſeine Gewänder im Meere zu waſchen und zu reinigen.

In ſolcher Weiſe waren der Sommer und ein Theil des Herbſtes vergangen, da fing mit dem Himmel zugleich auch die äußere Lage unſers Demetrio an ſich ſehr zu trüben. Das Mehl, das er in ſeinem Felſenkeller entdeckt hatte, war bis auf einen kleinen Reſt, der Honig ſchon ſeit längerer Zeit ganz aufgezehrt, die getrockneten Feigen, Roſinen, Granatäpfel hatten nur für die erſten Wochen ſeit ihrem Auffinden ausgereicht. Die Zeit der Maulbeeren und der wenigen friſchen Feigen, die an den Bäumen des Felſengeſtades reiften, war vorüber; die Früchte der wilden Oelbäume, ſo wie einiger Geſträuche der Inſel, nicht ohne Beſchwerde für den Magen genießbar. Selbſt die Napfſchnecken und einige Arten ſolcher Seeſchnecken und Muſcheln, welche zur Noth ſich roh verzehren laſſen, waren ſparſamer geworden und es kam ſchon mancher Abend, an welchem ſich Demetrio nur halb geſättigt, ja noch hungernd, auf ſein armſeliges Lager zur Ruhe begeben mußte. Dazu kam noch eine andere Noth. Die Kleider, die Schuhe und die Wäſche, die er in der Hütte der armen Fiſcher gefunden hatte, waren ſchon als er ſie anlegte vielleicht mancher Ausbeſſerung bedürftig geweſen, denn es waren ziemlich abgetragne und alte. Als er ſie nun den ganzen Sommer hindurch ohne Unterlaß getragen und benutzt hatte, da waren ſie vollends ganz in einen Zuſtand gerathen, darinnen ſelbſt manches Bettelkind ſich ihrer geſchämt hätte. Allenthalben ſchauten durch die Gewänder die nackten Glieder, durch den Fes das bloße Haupt heraus; die Schuhe bedeckten nur noch die Seitenränder der Füße, welche mit ihren eignen, nicht mehr mit den künſtlichen Sohlen auf den ſteinigen Boden traten, und nach oben, ſeitdem die Bänder und Riemen zerriſſen waren, konnten ſie nur noch mit Mühe zuſammengehalten werden.

Dieſer ſchutzloſe Zuſtand ſeiner Glieder gegen Wind und Wetter fiel dem armen Demetrio um ſo ſchwerer, da jetzt die Stürme und Regengüſſe des Novembers in einer ſelbſt für dieſen Himmelsſtrich ungewöhnlichen Heftigkeit hereinbrachen. Wenn zuweilen das Niederſtrömen des Regens ganze Tage lang anhielt, und ſeine Fluth überall durch das morſche Dach der Hütte und durch die Fenſteröffnungen hereindrang, wenn ſelbſt das ärmliche Lager des Knaben ganz davon durchnäßt war, wenn zu dem erſtarrenden Froſt noch die Qual des Hungers kam, dann gab es freilich manche Seufzer und Thränen, angſtvolle und ſchwer dahin ſchleichende Nächte. Wenn aber dann wieder einmal die Sonne durch die Wolken brach, wenn wieder ein und der andere heitere Tag kam, da wichen alle Sorgen aus dem kindlichen Gemüth.

Kam doch auch dazwiſchen wieder manche, wenn auch bald vorübergehende Erquickung. So fand er eines Tages an dem Geſtade ein Faß, das der Sturm an das Land geworfen hatte. Die Reife hatten ſich durch das Anprallen an die Felſen zum Theil gelöſt, und überdies war es alt und von ſo ſchlechter Zuſammenfügung, daß der kleine Inſulaner ohne große Schwierigkeit daſſelbe öffnen konnte. Es waren Zwiebeln und getrocknete Oliven darin, die von der Näſſe nur wenig gelitten hatten. Im erſten Augenblick ſahe der Finder dieſe Gabe des Meeres, die vielleicht aus einem Fahrzeuge kam, das ſich in der Gefahr des Sturmes ſeiner Ueberfracht entledigen wollte, mit Geringſchätzung an, bald aber lehrte ihn der Hunger, daß auch dieſe Koſt genießbar ſei und zur Bekräftigung des Leibes dienen könne.

Eines Tages hatte der Sturm aus Nordweſt einen ſolchen Grad der Heftigkeit erreicht, daß er einen großen Theil des Daches der armſeligen Hütte, welchem in dieſem Herbſt die ausbeſſernde Hand ſeiner Bewohner gefehlt hatte, hinwegriß. Demetrio hatte ſich in ſeinen Keller geflüchtet und ſelbſt ſeine Ziege, die bei ihrer mageren Weide mit ihrem Schutzherrn öfters das Loos des Hungers theilte, war aus ihrem, dem Einſturz drohenden Stalle, wahrſcheinlich in eine Felſenkluft entflohen. In dem Keller fühlte er ſich ſo ſicher und abgeſchloſſen gegen die Wuth des Orkanes, daß er es kaum begreifen konnte, warum er nicht ſchon eher ſeine Zuflucht hier herein genommen habe. Am andern Vormittag ſchien die Sonne. Obgleich der Sturm noch immer heftig tobte, kroch der hungernde Knabe dennoch aus ſeinem Bergungsort heraus, um ſich am Strande einige Tellermuſcheln zu ſammeln. Er kam zu ſeiner Hütte; dieſe war faſt ganz zuſammen gebrochen.

Während er hier trauernd um die Wohnung ſtand, trat auf einmal ein altes Weib hinter dem Gemäuer hervor. Es war die erſte lebende, menſchliche Geſtalt, die er ſeit ſeiner langen Verlaſſenheit zu ſehen bekam; doch hatte dieſe da eher etwas Furcht, als Zutrauen Erweckendes. Das lange ſchwarze Haar hing ihr wild um das Haupt, nur die Augen waren noch viel ſchwärzer als die von Luft und Sonne dunkel gebräunte Haut. Ihr langer, hagerer Körper war über dem ſchmutzigen, weiblichen Gewand von einem ſchwärzlichen Fiſchersmantel umhüllt, der aus groben Kameelhaaren roh zuſammengewebt war.

Die Alte ſchien über den Anblick des armen, zerlumpten Jungen eben ſo erſtaunt, als er über den ihrigen. Sie trat zu ihm hin, redete ihn in einer ihm unverſtändlichen Sprache — in der Turkomanniſchen — an und dabei rollten ihre Augen, wie es dem Knaben ſchien, ſo zornig, daß er ganz erſchrocken nur einige Worte in ſeiner griechiſchen Mutterſprache herſtammeln konnte. Die Alte, welche durch ihren Verkehr mit den Griechen die Sprache derſelben ein wenig erlernt hatte, fragte den Knaben in ſeiner Mundart, wer er ſei und wie er hieher gekommen? und ſeine Antworten ſtimmten ſie ſo freundlich, daß ſie aus einem Sacke, den ſie auf ihren Schultern trug, Brod und gekochte Kaſtanien, ſo wie eine Hand voller Feigen und Mandeln hervorlangte, und dies alles dem Knaben hinlangte, der den vielen Vorrath nicht in beide Hände faſſen konnte, ſondern ſich mit ihm am Boden hinſetzte und mit Begierde ſeinen Hunger ſtillte. Die Alte ſetzte ſich zu ihm und war noch immer unermüdet mit ihren Fragen und ihrem für Demetrio nur mit Mühe verſtändlichen Geſchwätz.

Die reichliche Mahlzeit war geendigt, beide ſtanden auf, und der Knabe folgte dem Weibe, das ihn zuerſt an jene Seite der Küſte führte, die er, wegen der dort liegenden Leichname, ſeit den erſten Tagen ſeiner Verwaiſung nicht mehr betreten hatte. Die Leichname freilich waren ſeitdem zu Gerippen geworden, von denen die Vögel alles Fleiſch hinweg gefreſſen, deren Knochen die Sonne und die Luft gebleicht hatten. Doch war auch dieſer Anblick dem armen Demetrio immer noch ſchauderhaft genug und faſt hätte er laut aufgeſchrieen vor Schrecken, als er in einem Boote mehrere Türken bemerkte, welche eifrig mit der Ausbeſſerung ihres Fahrzeuges beſchäftigt waren, und die gerade ſo ausſahen, wie jene, welche er vormals in der Nacht von ſeinem hohlen Baum aus beim Schein des Feuers erblickt hatte. Er bebte an allen Gliedern, wollte entlaufen, die Alte aber hielt ihn feſt an ſeinem Arme und ſagte ihm mit einem grinſenden Lächeln: „nicht fürchten, Keiner dir ein Leides thun."

Allerdings war auch für diesmal ſeine Furcht eine vollkommen ungegründete. Die Türken, welche er hier im Boote ſahe, waren keine Raubmörder, wie die, welche ſeine Eltern umgebracht und die Häuſer der Inſel in Brand geſteckt hatten, ſondern friedliche Bewohner der gegenüber gelegenen Küſte, welche mit einer Ladung von allerhand Früchten und von Webereien in Burla und von dort auf der Rückfahrt begriffen geweſen waren, als ſie vor dem Ausbruch des geſtrigen Sturmes gerade noch zur rechten Zeit und mit einem ſonſt ſeltenen Glück, freilich nicht ohne große Beſchädigung ihres Fahrzeuges, ſich hieher zwiſchen die Felſenklippen der Inſel geflüchtet hatten. Das Weib rief den Türken einige Worte zu und einer von ihnen warf ihr ein Fiſchergewand hin, in das ſie den Demetrio, nachdem ſie ſeine Lumpen ihm abgenommen, ſo gut es gehen konnte, einhüllte.

Es war Mittag geworden; die Türken ließen ihre Arbeit ruhen, und folgten der Alten hinauf nach der Höhe der Inſel. Hier war dem armen Demetrio ein neuer Schmerz bereitet. Etliche von den Leuten waren vorausgegangen, um das Eſſen zuzurichten. Das Feuer, über dem der Keſſel dampfte, brannte gerade vor ſeiner kleinen, lieben Kirche, dieſe ſelber hatten ſich die Leute ſchon in der vergangenen Nacht zu einer Schlafſtätte, jetzt aber zu einem Eßzimmer eingerichtet. Dort neben dem Feuer lagen mehrere der jungen Hühner, die er ſo zärtlich gepflegt hatte, geſchlachtet am Boden, die herum geſtreuten Federn ließen es ihn errathen, daß ſein alter, guter Haushahn und mehrere ſeiner Hennen drinnen im Keſſel gekocht würden. Doch wagte er es nicht, ſein Leid auszuſprechen, ſondern er ſelber, um die Kirche nicht zu entweihen, ſetzte ſich ſtill vor den Eingang hin und verzehrte da ſeinen Antheil an dem gekochten Reis, den die Alte in einem hölzernen Napf ihm reichte. Nicht ſo ſtill aber vermochte er es zu ertragen, ſondern brach in lautes Wehklagen aus, als am Nachmittag einige der Türken ſeine liebe Ziege, die Gefährtin ſeiner Einſamkeit, geſchleppt brachten und vor ſeinen Augen ſchlachteten.

Selbſt in der Nacht, ſo kalt dieſe auch war, konnte er ſich nicht entſchließen, mit den Türken in der Kirche zu ſchlafen, ſondern er lagerte ſich außen vor derſelben auf den Boden, wo die Alte ihm mitleidig einen dicken Mantel zur Decke hinreichte.

Mehrere Tage hatte das Ausbeſſern des Bootes und faſt eben ſo lang der Sturm gedauert. Die Arbeit war jetzt vollendet, das Meer und die Luft waren ruhiger geworden, die Schiffer rüſteten ſich zur Abfahrt. Demetrio, der ſich nun ſchon mehr an dieſe Leute gewöhnt hatte, folgte ihnen gern und willig in ihr Fahrzeug, ihm deuchte es ſo wohl, daß er wieder bei Menſchen ſein konnte, die ihn vor dem Hunger und vor der Kälte ſchützten. Die Fahrt war glücklich; noch an demſelben Tage kamen ſie bei dem Wohnort der Schiffer, an der Küſte des Feſtlandes an. Die Alte, welche den Knaben zu ſich nahm, übernachtete mit ihm in einer vor dem Dorfe gelegnen, von Turkomannen bewohnten Hütte und am andern Morgen machte ſie ſich mit ihm auf den Weg nach Ajaſaluk, welches für dieſen Winter ihr Wohnort war.

Demetrio fand auch hier keine Urſache, ſich zu beklagen. Die Alte gab ihn, wahrſcheinlich nicht ganz unentgeltlich, an einen Türken ab, welcher der Inhaber eines Kaffeehauſes und zugleich im Beſitz von mehreren Gärten und Feldern, ſo wie von einer anſehnlichen Ziegenheerde war. Der Knabe wurde zu allerhand kleinen Hausgeſchäften angehalten, die er zu großer Zufriedenheit ſeines Herrn verſahe, und ſobald im Frühling die Hügel und Berge wieder grünten, ward ihm die Hut der Ziegenheerde übertragen. Kein anders Geſchäft hätte ihm lieber ſein können. Er war, durch ſeine Lebensweiſe auf der Inſel, nicht nur an das Alleinſein in der freien Natur gewöhnt, ſondern daſſelbe war ihm ſo ſehr zum Bedürfniß geworden, daß er ſich immer erſt recht wohl fühlte, wenn er, fern von dem Geräuſch des Kaffeehauſes ſeines Herrn, draußen im Felde war.

Aber auch einem Anderen als dem Demetrio, und vielleicht einem Jeden von uns, würde das Herz freudig aufgegangen ſein, wenn er, ich will nicht gerade ſagen als

Hüter einer Heerde, ſondern nur als Begleiter des Ziegenhirten von Ajaſaluk hätte dürfen da herumſtreifen und tagelang verweilen, wie dies Demetrio that. Dort auf der nachbarlichen Anhöhe, wo die Ruinen der einſt weltberühmten Stadt Epheſus ſtehen, und wo man in Weſten das Meer ſieht, aus dem ſich das blauliche Gebirge der Inſel Samos erhebt, oder unten im Thale, das der Kayſtros durchſtrömt, bei der alten Brücke und der mächtigen Waſſerleitung, oder am Fuße des Felſenberges von Ajaſaluk (dem neuen Epheſus) ſelber, bei der Ruine der ehrwürdigen St. Johanniskirche, ſtand der Knabe öfters in Staunen und Nachſinnen verloren. Er wußte nichts von der Geſchichte des Landes oder der Völker, die hier gebaut und gelebt hatten und die andern Ziegenhirten, obgleich er bald gelernt hatte, mit ihnen in ihrer türkiſchen Sprache zu reden, wußten ſo wenig als er; nur das Eine ſagte ihm einſt ſein Herr, daß dort auf der Anhöhe eine ſehr große Stadt geſtanden, welche nicht von den Türken, ſondern von einem Volke, das vor dieſen hier war, erbaut worden ſei. Etwas mehr erfuhr er ſpäter von einem vornehmen Griechen aus Smyrna, den er auf Befehl ſeines Herrn nach den Ruinen von Epheſus begleitet hatte. Dieſer, als er bemerkte, daß der Knabe ſo fertig mit ihm in ſeiner Sprache reden konnte, fragte ihn über ſein Herkommen, und obgleich er aus den Antworten nicht viel deutliches entnehmen konnte, ließ er ſich dennoch freundlich herab, auch ſeinerſeits die neugierigen Fragen zu beantworten, die der Knabe an ihn that. Er ſagte dieſem unter andern, daß die große Stadt hier auf der Anhöhe Epheſus geheißen habe, und daß ſie von Griechen erbaut geweſen ſei, welche in alter Zeit, lange vor den Türken, hier ein ſehr mächtiges Volk waren. "Du darfſt dich," ſo fügte der vornehme Mann hinzu, „freuen, daß du ein Grieche biſt, denn die Griechen ſind von jeher viel klüger geweſen als die Türken."

Auch unten im Thal bei der großen, ſchönen St. Johanniskirche belehrte der vornehme Mann aus Smyrna ſeinen kleinen Wegweiſer darüber, daß dieſes eine Kirche ſei, welche die Griechen zum Andenken des heiligen Apoſtels Johannes, der hier bei Epheſus begraben ſei, erbaut hätten, und Alles, was da in der ganzen Gegend das Schönſte ſei, das wäre ein Werk nicht der Türken, ſondern der Griechen.

Ohne daß der Fremde dieſes wollte, hatte er den kindlich unverſtändigen Demetrio in ein Mißverhältniß mit ſeinen Standesgenoſſen geſetzt, welches ihm, wenn auch vor der Hand noch keine Lebensgefahren, doch wenigſtens mancherlei Mißhandlungen zuzog. Der Knabe rühmte es bei nächſter Gelegenheit gegen die andern Ziegenhirten, die von türkiſcher oder turkomanniſcher Abkunft waren, daß nicht ſie und ihre Väter, ſondern daß die Griechen, von deren Stamme auch er ſei, die große Stadt Epheſus und was zu derſelben gehörte, erbaut hätten, und daß die Griechen ein viel klügeres Volk ſeien als die Türken. Auf dieſe Aeußerung des erwachten Nationalgefühles antworteten die Andern mit heftigen Scheltworten und mit Schlägen, und als ſie bei Demetrio's Herrn das berichteten, was der Griechenknabe gegen ihr Volk geſprochen, da züchtigte dieſer den kindiſchen Schwätzer ſo empfindlich, daß derſelbe fortan es nicht mehr wagte, ſeiner Abkunft ſich zu rühmen.

Wenn aber auch ſchweigend und im Verborgenen, behielt der Knabe dennoch den Eindruck feſt, den die Rede des Fremden auf ihn gemacht hatte, und man darf ſagen, daß hier der Faden angeknüpft worden war, der ihn viele

Jahre nachher in die Kämpfe des griechiſchen Befreiungskrieges hineinführte.

Daß die Griechen ein anderes, und nach ſeiner Meinung edleres Volk ſeien, als die Türken, das hatte er jetzt aufgefaßt, daß aber die Griechen von ganz anderem Glauben ſeien, als die Verehrer des Islam und worin hierbei der Unterſchied zwiſchen beiden beſtehe, das war ihm noch völlig unklar und unbekannt. Aus der Chriſtenkirche des heiligen Johannes hatten die Türken eine Moſchee gemacht, in welcher ſie knieend anbeteten, wie er es in ſeiner Heimath von ſeinen Eltern und andern Glaubensgenoſſen geſehen hatte. Auch er ging mit dem Volke der Umgegend dahin, kniete hin wie dieſes, betete auf ſeine Weiſe. Dieſes, ſo wie die türkiſche Kleidung, welche ſein Herr ihm ſchon ſeit dem Eintritt in den Dienſt angeſchafft hatte, zuſammen mit jener Leichtigkeit, in welcher er ſchon im zweiten Jahre ſeines Hierſeins das Türkiſche ſprach, hatten bei allen Bewohnern von Ajaſaluk die Meinung erweckt und erhalten, daß Demetrio, oder wie ein Herr ihn rief, der Knabe Ibrahim, ein Türke wie die andern Ziegenhirten ſei. Nicht ohne Grund erwähnten wir hier dieſes Mißverſtändniſſes, weil daſſelbe etliche Jahre nachher den armen Griechenknaben in eine Lebensgefahr brachte, aus welcher er nur mit Mühe ſich rettete.

Er mag ohngefähr in ſeinem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre geſtanden ſein, als ſein bisheriger Herr ihn als Knecht an einen Verwandten abgab, der damals in Scalanuova wohnte, und welcher gleich nachher ſeinen Haushalt nach Smyrna verlegte. Der junge Ibrahim, oder vielmehr Demetrio, verlor ſich anfangs in dem neuen Eindruck, den die große, gewerbreiche Stadt auf ihn machte und in der Geſchäftigkeit, darin ſein Dienſt bei dem

Handel treibenden Herrn ihn einführte, ſo ganz, daß er kaum zur Beſinnung kam. Er wohnte in dem türkiſchen Stadttheil, hatte längere Zeit nur Verkehr mit den Türken, traf nur ſelten mit ſeinen eigentlichen Stammverwandten: den Griechen, zuſammen. Nur wie ein lieblicher Traum aus ſeiner Kindheit, kam ihm noch zuweilen die Erinnerung an die chriſtlichen Gottesdienſte in der kleinen Kirche, in welcher ſein Vater Prieſter geweſen war, und in welcher er, während ſeines einſamen Aufenthaltes auf der Inſel, ſo manche Morgenſtunde, nach ſeinem damaligen Verſtändniß, in kindlicher Andacht zugebracht hatte. Aber dieſe Erinnerung ſollte jetzt wieder erwachen; ſie ſollte zu einer Flamme werden, die faſt ihn verzehrt hätte.

Es war um die Zeit der chriſtlichen Oſterfeier, da führte ihn ein Geſchäft, das ſein Herr ihm aufgetragen, in den Theil der Stadt, der vorzugsweiſe von griechiſchen Chriſten bewohnt iſt. Er hörte da, zum erſten Mal ſeit den Jahren der Kindheit, das laute Zeichen, das die Chriſten zum Gebet rief, er ſahe viele Menſchen in eine griechiſche Kirche hineingehen, folgte dem Zuge und fand hier, nur in viel größerer Pracht, all' daſſelbe wieder, was er in der kleinen heimathlichen Kirche geſehen hatte. Er wollte hinknieen mit der andern Menge, da deutete man ihm an, er ſolle hinausgehen aus dieſem Gotteshaus, das nur den Chriſten, nicht den Türken gehöre. Er aber, mit Thränen, bat, ihn hier zu laſſen, denn dies ſei eine ſolche Kirche wie die, darin auch er getauft, und darin ſein Vater Pope geweſen ſei. Die Sache machte Aufſehen und nach vollendetem Gottesdienſt nahm einer der Prieſter den jungen Menſchen bei Seite, fragte ihn über ſein Herkommen und vor allem aber darüber aus, ob er während ſeines bisherigen Verweilens unter den Türken ſich zum Islam gewendet habe, und als der Jüngling dieſes mit Ernſt verneinte, gab er ihm nicht nur die Erlaubniß, ſondern machte es ihm zur Pflicht, die Kirche ſeiner Glaubensgenoſſen öfters zu beſuchen.

Ohne daß der junge Menſch eine Ahnung davon hatte, welcher Gefahr er dadurch ſich ausſetzte, beſuchte derſelbe jetzt, ohne ſeinem Herrn etwas davon zu ſagen, ſo oft ſich ihm nur eine Gelegenheit darbot, die griechiſche Kirche. Er ertrug mit Ruhe die Zurechtweiſungen und Züchtigungen, welcher ſein öfteres, längeres Ausbleiben ihm zuzog. Aber dieſes, wenn auch nur ſcheinbare, Schwanken konnte nur kurze Zeit dauern. Entweder hatten Türken es bemerkt oder Griechen hatten es verrathen, daß der Ibrahim, der bei dem Wolldecken- und Teppichhändler Muſtapha in Dienſten ſtehe, mehrere Male die chriſtliche griechiſche Kirche beſucht und alle Gebräuche derſelben mitgemacht habe. Und doch ſei er offenbar vorher ein Türke geweſen, denn er habe mit dieſen den Ramadan und das Bairamfeſt gefeiert, während er in der Zeit der griechiſchen Faſten täglich Fleiſch mit ihnen aß; man habe ihn auch zu Ajaſaluk in der Moſchee geſehen. Sei er nun wirklich ſchon vom Islam abgefallen oder ſtehe er im Begriff, dieſes zu thun, in beiden Fällen müſſe er vor Gericht gezogen werden und ſeinen Abfall büßen.

Zum großen Glücke für Demetrio war ſein Herr ſo eben in Handelsgeſchäften nach Magneſia und tiefer landeinwärts verreiſt, die alte Mutter aber, die während der Abweſenheit ihres Sohnes dem Hausweſen vorſtand, war von milder, wohlwollender Gemüthsart. Ihr hatte man die Anklage hinterbracht und zugleich auch den Befehl, den abtrünnigen Burſchen am andern Morgen vor Gericht zu ſtellen. Demetrio war ſo eben von ihr in einem

Geſchäft nach dem Hafen geſendet worden. Als er gegen Abend nach Hauſe kam, konnte die gute Frau es nicht laſſen, ſie theilte ihm mit, was ſie gehört hatte und rieth ihm ſelber, ſich der Gefahr zu entziehen. Der erſchrockene Jüngling lief ſogleich zu jenem Pope hin, der ſich neulich in der griechiſchen Kirche ſeiner ſo freundlich angenommen hatte. Dieſem erzählte er Alles und auch der Pope ſchien darüber nicht wenig erſchrocken. Wir beide, ſo ſagte er, du wie ich, ſind jetzt in eine große Gefahr gerathen, du als angeblich Abtrünniger und ich als dein ſcheinbarer Verführer zum Abfall von dem Islem. Doch laß uns überlegen, was dagegen zu thun ſei.

Der Pope befragte jetzt noch einmal ſeinen jungen Glaubensgenoſſen über ſein Herkommen und um die Geſchichte ſeines bisherigen Lebens. Schwerlich würde derſelbe den Namen ſeines Vaters und den ſeiner Inſel gewußt haben, wenn er nicht jenen ſo oft in dem kleinen Gebetbüchlein ſeiner Schweſter geleſen hätte, das er, wie früher erwähnt, in ſeiner heimathlichen Kirche auffand, und wenn er nicht den Namen der Inſel von den Türken, die ihn aus ſeiner Noth erretteten, hätte mehrmalen nennen hören. Als er jetzt dem Pope noch einmal ſeinen Vater und die Inſel nannte, auf welcher dieſer auch Pope geweſen ſei, wurde ſein Ausfrager ſehr aufmerkſam. „Und wie hieß,“ ſo unterbrach er den Erzähler „deine Schweſter?“ — „Helena,“ antwortete Demetrio.

Der Pope, ohne weiter zu fragen, eilte hinaus und gab ſeinem Knecht einen Befehl; Demetrio fuhr in ſeinem Berichte weiter fort, aus welchem deutlich hervorging, daß er niemals den Glauben des Islam und das Zeichen dieſes Glaubens angenommen, ſondern nur in der Unwiſſenheit eines unverſtändigen Kindes die Sitten und Gebräuche der Türken mitgemacht habe. Auch über dieſes große Unrecht, über die Verſündigung an den Geboten ſeiner Kirche, darein er freilich nur aus Unverſtand verfallen, belehrte ihn der ernſte, ſtrenge Mann, und Demetrio kam erſt jetzt zum vollen Bewußtſein Deſſen, was es heiße, in der chriſtlichen Kirchengemeinſchaft geboren zu ſein, in dieſer zu leben und dem Glauben treu zu bleiben bis ans Ende.

Während die beiden noch ſprachen, traten zwei verſchleierte Frauen in das Zimmer herein. Kennſt du, ſo fragte der Pope die jüngere von beiden, hier dieſen jungen Türken? Jene verneinte die Frage. Jetzt, ſo ſprach der Pope weiter, lüfte deinen Schleier und laſſe dich von dem Türken ſehen, du aber, Ibrahim, betrachte dieſe junge Frau und ſage mir, ob du ſie nicht kenneſt?

Schon der Ton der Stimme, mit welchem die Befragte ihr Nein und noch mehrere andere Worte ausſprach, hatte in dem Jüngling alte, liebe Erinnerungen, er wußte ſelbſt nicht welche? geweckt; das weibliche Angeſicht, das er hier vor ſich ſahe, that dies noch viel kräftiger. Das iſt meine Schweſter Helena, rief Demetrio, und wollte mit ausgebreiteten Armen auf ſie zugehen. Sie aber trat abwehrend zurück und rief: ich hatte keinen Bruder, der Ibrahim hieß. — Und ſo heiße ja auch ich nicht, ſagte der Bruder, ſondern Demetrio. Die junge Frau trat jetzt vorſichtig näher, ſie fragte, ſie forſchte; endlich mit Thränen umarmte ſie den Wiedererkannten; ja, ſo rief ſie, du biſt mein Bruder Demetrio.

Die beiden Geſchwiſter hatten ſich jetzt viel zu erzählen. Helena war von den Mordbrennern, die ihre Eltern umbrachten und ihre Geburtsinſel verheerten, fortgeſchleppt und dann als Sclavin verkauft worden an einen Türken, der als Unterſteuermann auf einem Schiffe diente. Der eigentliche Capitän dieſes Schiffes, obgleich er den Titel nicht führte, war ein Grieche, der die junge Sclavin dem Türken abhandelte und ſie in ſein Haus nahm. Seit wenig Tagen war ſie mit dem Sohne dieſes ihres alten Wohlthäters vermählt worden; ihr Mann war der Inhaber eines Schiffes und in ziemlich bemittelten Vermögensumſtänden; die ältere Frau, die ſie begleitete, war ihre Schwiegermutter. Dieſe, da es ſchon ſpät geworden war, fand es jetzt nöthig, in's Haus des Sohnes zurückzukehren; die beiden Geſchwiſter trennten ſich unter den gemiſchten Gefühlen der Hoffnung des Wiederſehens und zugleich auch der Furcht, denn ihr heutiges Zuſammentreffen konnte gar wohl, wenn die fanatiſche Gehäſſigkeit der Türken ihren Zweck erreichte, das letzte auf Erden geweſen ſein.

Demetrio blieb dieſe Nacht bei dem Pope. Dieſer aber entließ ihn am andern Morgen mit dem Rathe: vor der Hand nur wieder in ſein Haus zu gehen und vor Gericht ſich zu ſtellen. Er, der Pope, kenne ſowohl den Kadi, der bei dem Gericht den Vorſitz führe, als einen alten, ſehr mild gegen die Chriſten geſinnten Mufti, der ein naher Freund des Kadi ſei. Er ſelber werde als Zeuge für Demetrio's Unſchuld auftreten.

Dieſer kehrte dann muthig wieder in das Haus ſeines Dienſtherrn zurück, theilte der Mutter deſſelben ſeinen Entſchluß mit, ſich freiwillig vor Gericht zu ſtellen. Die gute Frau ſchwieg, entließ ihn aber mit Thränen.

Gerade um jene Zeit war die unduldſame Gehäſſigkeit der Türken gegen die Chriſten ſehr hoch geſteigert. Der Gegenſtand der heutigen Gerichtsverhandlung war bekannt geworden; eine Maſſe des Volkes hatte ſich in und vor dem Gerichtsſaal verſammelt, alle dieſe Leute empfingen den Abtrünnigen mit lauten Verwünſchungen. Die Zeugen wurden verhört und wir wiſſen bereits, was ihre Ausſage ſein konnte. Obgleich aber der griechiſche Pope die Vertheidigung des Angeklagten in ſehr überzeugender Weiſe führte, mußte er dennoch dem Urtheil der Richter ſich unterwerfen, nach welchem man ſeinem jungen Glaubensgenoſſen die Wahl freiſtellte: entweder zum Islam überzutreten oder unter dem Beil des Henkers zu ſterben. Muthig erklärte Demetrio, daß er lieber ſterben, als vom Glauben der Chriſten abfallen wolle. Da verlangte das laut murrende Volk und ein Theil der Muftis die augenblickliche Vollziehung des Todesurtheils und die Beſtrafung des Verführers: des griechiſchen Pope. Als aber der Kadi, unterſtützt von ſeinem Freunde, dem alten, mildgeſinnten Mufti, der bei Vielen in der Stadt ein großes Anſehen genoß, um dem jungen Menſchen noch Zeit zum beſſern Beſinnen zu geben, einen dreitägigen Aufſchub des Urtheils durchſetzte, da konnte der wüthende Pöbel kaum ſo weit im Zaum gehalten werden, daß er den Demetrio und ſeinen Vertheidiger nicht ſteinigte. Nur unter ſtarker Bedeckung der Janitſcharen konnten die beiden unverſehrt in's Gefängniß gebracht werden, aus welchem man bei Anbruch der Nacht den Pope wieder frei ließ.

Demetrio blieb jetzt allein, doch in ziemlich ruhiger muthiger Stimmung zurück. Er war ſelbſt auf das blutige Ende eines Bekenners des Glaubens gefaßt und erklärte dies dem jungen Mufti, der am andern Tag ihn beſuchte.

Auf die günſtige Stimmung des Kadi hatten indeß noch andere Einflüſſe in verſtärkenderer Weiſe eingewirkt als die Vertheidigungsgründe des Pope. Der ſehr wohlbemittelte Schwager des Demetrio hatte, von ſeiner jungen Ehegenoſſin bewogen, dem Richter eine anſehnliche

Summe zum Geſchenk gebracht; der Kadi gab in der Nacht vor der Hinrichtung den Gefangenen frei und als am Morgen das Volk herbeidrang, da wurde dieſem der noch friſch in ſeinem Blute rauchende Kopf und Rumpf eines jungen Galeerenſclaven gezeigt, welcher als Anſtifter einer Meuterei in einem türkiſchen Linienſchiffe zum Tode verurtheilt war. Der Kadi entſchuldigte die vorzeitige Hinrichtung des abtrünnigen Ibrahim mit einem nothwendigen Amtsgeſchäft, das ihn noch dieſen Morgen nach einem Ort in der Nachbarſchaft hinausführe. Keiner war, der das blutige Haupt des Galeerenſclaven von Ibrahims unverſehrt entronnenem Kopf unterſcheiden konnte, und wer wenige Tage nachher den jungen Menſchen, der nun mit Leib und Seele der Grieche Demetrio geworden war, in ſeiner griechiſchen Kleidung geſehen hätte, der würde in ihm ſchwerlich den Dienſtknecht Ibrahim aus dem Hauſe des Teppichhändlers erkannt haben.

Indeß ließen es auch die Verwandten des Geretteten auf einen ſolchen Verſuch nicht ankommen. Noch an demſelben Tage, an welchem er dem Gefängniß entkommen war, trat Demetrio auf dem Schiffe ſeines Schwagers als Lehrling des Steuermanns eine Seereiſe nach Salonik an und zeigte ſchon bei dieſer Gelegenheit eine ſolche Neigung und ſo viel Geſchick zum Geſchäft des Seemannes, daß er nach wenig Jahren Steuermann werden konnte.

Wir verſprachen hier nur die Jugendgeſchichte unſers Demetrio zu geben und müſſen um ſo mehr auf dieſes Verſprechen uns beſchränken, da uns von der ſpätern Geſchichte des Mannes bis jetzt nur wenig Züge zugekommen ſind. Nur das wiſſen wir, daß Demetrio nachmals nicht blos ein ſehr ausgezeichneter Seemann und, vom Glück begünſtigt, der Beſitzer eines eigenen Schiffes, ſondern ein trefflicher Seeheld geworden iſt, der ſeinem Vaterlande in dem Kampf um die Freiheit ſehr große Dienſte leiſtete. Eine merkwürdige Thatſache führen wir auch noch zum Schluſſe an, nämlich die, daß der Capitän Demetrio in einer der Seeſchlachten mit der türkiſch-ägyptiſchen Flotte, ein feindliches Schiff in Brand ſteckte, auf welchem, wie er ſpäter erfuhr, der Sohn jenes türkiſchen Schiffers, welcher der Eigenthümer der Fahrzeuge geweſen, auf denen die Mordbrenner ihren Ueberfall auf ſeiner Inſel machten, Capitän war. Eine Fügung, bei der allerdings das Walten jener unſichtbaren Hand ſich bemerkbar gemacht hatte, deren Hülfe in der Noth, deren entſcheidendes Einwirken zur rechten Zeit und Stunde, in der vorſtehenden Jugendgeſchichte auf ſo mannigfache Weiſe ſich kund gibt.

17. Die Rache einer Chriſtin.

Unter den vielen Tauſenden der Frauen und Jungfrauen, welche im Jahr 1683 aus Ungarn und Oeſterreich von den Türken in die Gefangenſchaft hinweggeführt und als Sclavinnen verkauft wurden, fand ſich auch eine Jungfrau von einigen zwanzig Jahren, deren Vater ein ſehr geachteter, in ſeiner Kunſt hochberühmter Wundarzt in einer Stadt von Niederungarn war. Aus den Händen des rohen Soldaten, von deſſen Unmenſchlichkeit ſie und jene Mitgefangene, die ihm als Beute anheimgefallen waren, viel zu leiden hatte, war ſie in Orſova an einen Aufkäufer von Sclavinnen gekommen, der ſie nach Adrianopel verhandelte. Hier traf ſie ein Loos, das unter allen andern, die ſie in ihrer Lage hätten treffen können, für ſie das erwünſchteſte war: ſie wurde in das Haus eines alten Türken gebracht, deſſen Pflege ihr in Gemeinſchaft mit der auch nicht mehr jungen Frau deſſelben als Hauptgeſchäft auferlegt ward.

Wer hätte dieſer Aufgabe beſſer gewachſen ſein können als gerade unſere ungariſche Sclavin, welche unter der Leitung ihres Vaters nicht nur für die Wartung und Pflege der Kranken ſich trefflich ausgebildet, ſondern auch eine große Kenntniß, namentlich der ſchmerzſtillenden Heilmittel, vorzugsweiſe aus dem Pflanzenreich ſich erworben hatte. Ihr alter Hausherr war, ehe ſie ſeine Pflegerin wurde, viele Jahre lang von unſäglich heftigen Schmerzen gepeinigt geweſen, die, wenn ſie in ihrer vollen Heftigkeit ausbrachen, ihm bei Tag wie bei Nacht keinen Augenblick Ruhe ließen. Keiner der Aerzte in Adrianopel hatte dieſe Pein lindern können; ein berühmter italieniſcher Arzt in Conſtantinopel, den der reiche Kranke auf ſeine Koſten kommen ließ, hatte die Schmerzen durch ſeine theuern Kuren nur noch vermehrt. Kaum aber hatte die Ungarin ihre Heilmittel in Anwendung gebracht und in der Lebensweiſe des Kranken einige nothwendige Aenderungen eingeführt, da fühlte ſich der alte Schmerzensmann erleichtert, ja nach einigen Monaten wie verjüngt und neugeboren. Die letzten zwei Jahre ſeines Lebens waren ihm, wie er dies oft ſagte, die angenehmſten und vergnügteſten geweſen, deren er ſich ſeit ſeiner geſunden Jugendzeit erinnern konnte; er verſchied ſanft und völlig ſchmerzlos an Altersſchwäche.

Der Mann war bei ſeinem Leben ſehr gutthätig geweſen. Er hinterließ keine Kinder, auch in Bruſſa, ſeinem Geburtsort, lebten ihm keine nahen Verwandten mehr; nach Abzug ſeiner wohlthätigen Vermächtniſſe ſollte, ſo hatte er in ſeinem letzten Willen verordnet, ſeine Hausfrau die Haupterbin ſeines Vermögens, ſeine Wohlthäterin und heilſame Krankenpflegerin aber, die ungariſche Gefangene, außer ihrer Freiheit auch noch eine anſehnliche Summe erhalten.

Die Jungfrau empfing dieſe Gabe mit innigem Dank gegen Gott und Menſchen. So ungern ſie von ihrer Hausfrau entlaſſen wurde, zog ſie dennoch die Heimkehr in das chriſtliche Vaterland der künftigen ihr verſprochenen großen Erbſchaft der türkiſchen Hausfrau vor. Es war jetzt wieder ſicher zu reiſen; ſie kam glücklich und bereichert in der Heimath an, wo ſie ihren Vater noch lebend fand. Sie verheirathete ſich bald nachher an einen Mann, mit dem ſie ſchon vor ihrer Gefangenſchaft durch gegenſeitige Neigung verbunden geweſen war.

Einige Jahre waren vergangen, da wurde einſt ein türkiſcher Gefangener, der ſchon längere Zeit beim Feſtungsbau gedient hatte, in ſehr elendem Zuſtand in das Krankenhaus ihrer Vaterſtadt gebracht. Ihr Mann war Arzt in dieſer Anſtalt und es konnte als ein ſeltener Zufall erſcheinen, daß ſie eines Tages, als ſie an der Seite ihres Mannes durch die Krankenſäle ging, in jenem Türken denſelben rohen Soldaten erkannte, der ſie gefangen genommen und ihr ſo manche Kränkung zugefügt, ſo viele Beſchwerden des Marſches bei Froſt und Hitze zugemuthet hatte. Sie aber hielt das Begegniß nicht für einen Zufall, ſondern für eine Schickung Gottes, die ihr Gelegenheit geben ſollte, an dem Feind eine Vergeltung zu üben, wie ſie dem Chriſten ziemt. Sie kaufte den Gefangenen los, verſchaffte ihm, als er durch die ärztliche Sorgfalt ihres Mannes geheilt war, Kleider und Reiſegeld und entließ ihn zu den Seinen in die Heimath. Eine ſo kräftige Predigt über den Vorzug des Chriſtenglaubens, der auch die Feinde uns ſegnen und lieben lehrt, hätte der Bekenner des Islam von keiner Kanzel hören können, als die war, die ihm hier in der That des Glaubens verkündet wurde.

18. Der kluge Fuchs.

Die kleine Geſchichte, die wir hier erzählen, hat ſich in einer waldreichen Gegend des mittleren Deutſchlands zugetragen, eine ganz ähnliche wird aber auch in einem engliſchen Jagdberichte gefunden.

Ein Fuchs hatte ſeit mehreren Jahren in dem Hofe eines wohlhabenden Gutsbeſitzers nach ſeiner Art in behaglicher Sorgloſigkeit und Ruhe gelebt; der Jäger hatte ihn, da er noch ganz klein war, in das Haus gebracht; hier war das artige Thier bald der Liebling der Kinder geworden und ſogar ein Hündchen, das mit ihm von ohngefähr gleichem Alter war, hatte mit ihm eine vertraute Freundſchaft geſchloſſen, ſo daß beide mit einander ſpielten, und auf der wollenen Decke, die im Vorhaus lag, zuſammen ſchliefen. Freilich hatte der kleine Fuchs gar bald, wenn er auf dem Hofe war, angefangen, den jungen Hühnern nachzuſpringen, hatte auch eines der Küchlein, das ihm, als er ſich ſchlafend ſtellte, zu nahe kam, ſo gefährlich gebiſſen, daß es ſtarb, auch übte er an ſeinem argloſen Freunde, dem gutmüthigen Hündlein Scharli, und ſelbſt an den Kindern manche Tücke, ſtahl ſich allerhand

Dinge und verſteckte ſie hinter dem Holze; doch wurden dieſe Vergehungen meiſt nur belacht, ſelten oder nie beſtraft. Da er aber etwas größer und älter wurde, verübte er an den gefiederten Bewohnern des Hofes ſo viele, theils heimliche, theils offenbare Mordthaten, wurde dabei ſo biſſig, daß man ſich genöthigt ſah, ihn an eine Kette zu ſchließen, die an ſeinem Wohnhäuschen befeſtigt war. Doch durfte er oft Tage lang in einem Garten, der nach allen Seiten von hohen Mauern umſchloſſen war, mit Herumſpringen und mit dem Fang der Mäuſe ſich beluſtigen, auch wurde er ſo reichlich mit Futter verſorgt, daß es nur Muthwille war, wenn er von Zeit zu Zeit immer wieder ein Huhn erhaſchte und todtbiß, welches etwa, wenn er gleich wie ein Schlafender daneben lag, ſich gelüſten ließ, von ſeiner Mahlzeit in der Schüſſel, die er noch gar nicht berührt hatte, zu naſchen.

Eines Tages hatte der Gärtner die Thüre des Gartens, darin der Fuchs ſo eben die friſche Luft genoß, nur angelehnt gelaſſen; das liſtige Thier benutzte die Gelegenheit und entſprang in die Kornfelder und von da in den Wald. Länger als ein Jahr genoß er der goldenen Freiheit, würgte, wo er die Gelegenheit fand, die jungen Haſen und Lerchen, ſowie das Federwildpret des Waldes, ſchlich ſich auch während des Winters in den ihm wohlbekannten Hof ſeines geweſenen Brodherrn herein und ſtahl ſich da Hühner.

Eines Tages im Herbſte ordnete der Herzog ein großes Treibjagen, und beſonders eine Hetze auf die in dem Revier ſehr häufigen Füchſe an. Man hörte von allen Seiten her das Knallen der Jagdflinten und Büchſen, das Bellen der Hunde. Da auf einmal bemerkte man, daß der Fuchs wieder in ſeiner ſeitdem leer gebliebenen

Hütte ſtack und ſo zutraulich, als wäre nichts geſchehen, daraus hervor ſchaute. Nach ſeiner thieriſchen Klugheit mochte ihm dennoch eine ſolche goldene Freiheit, darin Keiner ſeines Lebens ſicher iſt, etwas verleidet worden ſein und beſondren Ueberfluß mochte es draußen auch nicht für ihn gegeben haben, denn er war ſo abgemagert und ausgehungert, daß es zum Erbarmen war, weshalb auch die Kinder nicht ſäumten, ihm alsbald eine reichliche Mahlzeit zu bringen.

Ja, ſo ſchön und anlockend auch für unſeren Fuchs der Aufenthalt draußen im Wald geweſen ſein mochte, kann man es ihm doch nicht verargen, daß er das freie Feld, wo es ſo unordentlich herging, daß jeder Hund Einen hetzen, Jeder, der eine Flinte hatte, Einen todt ſchießen konnte, und wo es dazu auch ſo ſchmale Biſſen gab, gern mit dem ſichern Hofe vertauſchte. Wäre er aber ſo vernünftig als liſtig geweſen, ſo würde er ſich nicht durch ſeine Diebereien und Mordthaten an dem unſchuldigen Hühnervolk den Kettenzwang zugezogen haben, unter dem man ihn beſtändig halten mußte, ſondern er hätte dieſelben Freiheitsrechte genießen können, wie ſein Jugendfreund: Scharli, der Hund.

Es ließe ſich manche gute Lehre für unſre Tage aus dieſer kleinen Geſchichte ziehen, wir überlaſſen dies aber dem Leſer ſelber.

19. Der todte Arm.

Wie ein ſtockblinder Mann einen Sehenden glücklich nach Rom brachte, das haben wir oben (in der 15. Erzählung) berichtet und ſo etwas mag ſich allerdings nur ſelten zugetragen haben. Noch ſeltſamer aber wird es wohl lauten, wenn wir einen Fall berichten, wo aus einem todten Menſchenarm in den lebenden Arm, welcher den todten zerſchnitt, eine Kraft und Geſchicklichkeit hineinkam, die vorher niemals darinnen war. Hätte nun das todte Glied bei ſeinen Lebzeiten einem Menſchen angehört, in welchem ein Fünklein des Geiſtes eines Eliſa inwohnend geweſen wäre, dann könnte man es wohl begreiflich finden, aber der Arm, welcher da unter dem anatomiſchen Meſſer lag, war von dem Körper eines Gaudiebes abgeſchnitten worden, der etliche Tage vorher am Galgen geſtorben war.

Wir müſſen die Geſchichte der Ordnung nach erzählen.

Den Namen des John Hunter hat freilich bei uns auf dem Feſtlande ſchwerlich ein Goldſchmied oder ein Bäcker, ja nicht einmal ein Metzger nennen hören, obgleich er mit dem letzteren von einigermaßen verwandter Profeſſion war; auch an den Theetiſchen und noch mehr an den Eßtafeln der vornehmen Häuſer wird ſchwerlich von ihm die Rede geweſen ſein. Aber die Herren Aerzte und Naturforſcher in wie außer Europa, die wiſſen es alle, daß dieſer John Hunter einer der größten, berühmteſten Meiſter in der Zergliederungskunde und in der Erkenntniß des Baues des thieriſchen ſowie menſchlichen Körpers geweſen iſt, von Ariſtoteles Zeiten an bis auf unſre Tage.

Unter den zehn Kindern ſeiner Eltern war John (geboren im J. 1728) der jüngſte. Er war der Liebling ſeines alten Vaters und mag auch ein ganz prächtiger Junge geweſen ſein, der zum Laufen und Springen, zum Werfen mit Steinen, zum Reiten und Tanzen ausnehmende Luſt und Geſchicklichkeit bezeugte, dabei aber mit dem Leſen und Schreiben, überhaupt mit dem Lernen in der Schule nichts zu ſchaffen haben mochte. Vielleicht erging es ihm dabei wie jenem kleinen adlichen Junker, von welchem ich in meiner kleinen Schrift „über Ahnen und Affen“ erzählt habe. Als dieſer, aus dem ſpäter auch ein gar wackerer, tüchtiger Officier geworden iſt, von ſeinem Vater in ein Erziehungsinſtitut gebracht wurde, fragte ihn der damalige Director, der eine große Furcht vor den Folgen der natürlichen Antipathieen hegte, nachdem er dem Kleinen verdeutſcht hatte, was man unter dem Wort verſtehe: ob er wohl irgend eine erklärte Antipathie gegen gewiſſe Speiſen oder Getränke habe? Der Knabe antwortete darauf: er ſeines Theiles könne alles eſſen und vertragen, was ihm vorgeſetzt werde, nur gegen das Leſen und Schreiben, überhaupt gegen das Lernen, habe er eine „erklärte Antipathie“, bäte deshalb, ihn damit zu verſchonen. Nun, der alte Vater unſeres John mag etwa auch wie jener Director einen beſondern Reſpect vor den Antipathieen gehabt haben, die in der zarten Jugend liegen, und er trieb dieſen Reſpect noch weiter, als der übrigens ziemlich verſtändige Director, denn er ließ den Buben thun oder nichts thun, wie es demſelben eben einkam.

John war zehn Jahre alt, da ſtarb ſein hochbeklagter Vater. Aber die allzu zärtliche Mutter konnte auch nichts Beſonderes mit dem Jungen richten. Dieſer war ſchlechterdings an keine anhaltende Aufmerkſamkeit beim Lernen zu gewöhnen; mit vieler Mühe hatte man ihm die Anfangsgründe vom Leſen und Schreiben beigebracht. Man wollte das Latein mit ihm anfangen, der Bube aber, weil man ihm die Bekanntſchaft mit dem Bruder Stock verenthalten hatte, war ſelber wie ein Stock; er brachte es kaum dahin, nur mensa der Tiſch, zu decliniren. Man gab die Hoffnung auf, aus ihm einen Gelehrten wie aus ſeinem Bruder William zu machen. Je größer er wurde, deſto ungehemmter ließ man ihn herumſchlendern, bald auf Jagd-, bald auf Landparthieen. So hatte der arme John ſeine ſchöne Jugendzeit bis zum achtzehnten Jahre verträumt und verſchleudert. Da redeten die Verwandten und ihre eigenen älteren Kinder der allzu zärtlichen Mutter ernſtlich in's Gewiſſen; ſie entſchloß ſich, ihren ſchätzbaren Jüngſten, dieſe Luſt ihrer Augen, aus dem Hauſe zu geben, zu einem ihrer Schwiegerſöhne, der in Glasgow als Meublesfabricant oder Kunſtſchreiner lebte. Da mußte nun der John, dem das mensa, der Tiſch, nicht in den Kopf gewollt hatte, mensam, den Tiſch, und mensas, die Tiſche, als Bearbeiter in die Hände nehmen, er mochte es gerne thun oder nicht. Aber das Geſchäft ſeines Schwagers kam in's Stocken, dieſer mußte ſeine Meublesfabrication aufgeben, und John, jetzt in ſeinem zwanzigſten Jahre, war ohne Beſchäftigung und ohne Brod. Da fiel es ihm ein, ſich an ſeinen älteren Bruder, den Dr. William Hunter, zu wenden, der in London als angeſehener Arzt lebte, und dabei Vorleſungen über Anatomie hielt. An dieſen ſchrieb er einen Brief — ich mag nicht wiſſen, wie viele orthographiſche Fehler darinnen waren — und fragte an: ob ihn der Bruder nicht als Diener in ſeinen Geſchäften zu ſich nehmen wolle, wo nicht? dann gedächte er unter die Soldaten zu gehen.

William ſchrieb ihm wieder, er ſolle nur kommen, und John machte ſich ſogleich auf den Weg nach der großen Hauptſtadt. Da ſtellt ihn der Bruder gleich am andern Tag an den Anatomietiſch hin, legt ihm einen menſchlichen Arm hin, gibt ihm das Meſſer in die Hand und zugleich eine Anleitung, wie er an dieſem todten Gliede die Muskeln, d. h. jene Theile vor Augen legen ſolle, durch deren wundervolle Kräfte am Arm wie an der Hand des Menſchen alle die tauſendfältigen kunſtvollen Bewegungen und Thaten des Lebens hervorgebracht werden. John ſteht vor dem todten Arme da; ſein Meſſer enthüllt ihm das jetzt für immer ruhende Getriebe, an welchem eine belebende Seele ihre unſichtbare Schöpferkraft kund thut, und ſiehe, es war auf einmal, als ſei ein andrer, neuer Geiſt über den Jüngling gerathen; das Auge und das Herz wird ihm geöffnet für das Verſtändniß der Sprache, welche der Schöpfer in ſeinen ſichtbaren Werken zu den Menſchenkindern redet.

Der Bruder William kommt, er ſieht nach, was der John gemacht hat; die Arbeit iſt über alle Erwartung wohl gerathen und ſchon bei einer zweiten Aufgabe, die ungleich ſchwieriger war, weil außer den Muskeln zugleich die mit Wachs ausgeſpritzten Blutgefäße bis zu ihren feinſten Verzweigungen vor Augen gelegt werden mußten, zeigte ſich die Handgeſchicklichkeit des angehenden Lehrlings in ſo außerordentlicher Weiſe, daß der ſonſt ſehr zurückhaltende, ernſte Dr. William ſich nicht enthalten kann, dem Bruder zu ſagen: „Du wirſt einmal ein ausgezeichneter Anatom werden.“

Nun, dieſe Vorausſage ging im vollſten, reichſten Maaße in Erfüllung. Noch vor Ablauf eines Jahres trat John Hunter, anfangs unter der Autorität ſeines

Bruders, als Lehrer der Anatomie auf. Seitdem der neue Geiſt des Lebens und des Erkennens in ihn gekommen war, ſahe er gar deutlich, was ihm fehlte; bereute inniglich die Verſäumniſſe ſeiner Jugend und ſuchte aus allen Kräften ſie gut zu machen. Er gab ſich an der Univerſität Oxford mit allem Fleiß den wiſſenſchaftlichen Studien hin, erhielt bei ſeiner Rückkehr nach London alsbald als ausgezeichneter Wundarzt eine ehrenvolle Anſtellung, machte als ſolcher mehrere Feldzüge mit, ſtieg bei ſeiner abermaligen Heimkehr nach London von einer wichtigen, dem Vaterlande heilbringenden Stelle zur andern, zuletzt zu der eines Generalchirurgen der Armee, Generalinſpectors der Militär-Hospitäler, königlichen Leibchirurgen u. d. m. empor. Neben den Verdienſten aber, die er ſich als unvergleichbar geſchickter Wundarzt um Tauſende der Hilfsbedürftigen erwarb, haben jene Entdeckungen und Forſchungen eine noch viel allgemeinere, bleibende Anerkennung gefunden, womit der große Anatom und Phyſiolog das ganze Gebiet der Geſchichte des thieriſchen Körperbaues und der Kräfte, ſo wie der Geſetze des Lebens bereichert hat, welche im beſeelten Leibe walten. Der Anblick des todten Menſchenarmes hatte in ihm einen Geiſt des Lebens geweckt, der überall das Leben erfaßte und demſelben auf den geheimen Wegen ſeiner Wirkſamkeit nachzugehen vermochte. John Hunter iſt bei ſeinem übermäßig angeſtrengten, bei Tag wie bei Nacht fortgeſetzten Arbeiten (er gönnte ſich bei Nacht nur vier, Nachmittags eine Stunde Schlaf) dennoch 66 Jahre alt geworden; aus ſeiner chirurgiſchen Schule hat England bis auf unſere Tage ſeine meiſten, größeſten Wundärzte erhalten.

Den John Hunter hat der Anblick eines abgeſchnittenen Menſchenarmes, der noch dazu nicht ſein eigenes Fleiſch und Blut war, durch die Erwägung der unſichtbaren Urſache, welche dem jetzt todten, ohnmächtigen Gliede Kraft und Bewegung gegeben hatte, zu einer, für ſein ganzes ſpäteres Leben heilſamen Beſinnung gebracht. Es gibt Zeiten und Stunden, in denen der Seele manches Menſchen nicht nur ihr eigenes Fleiſch und Blut, ſondern ihr ganzes Thun und Weſen, wie etwas Todtes und Erſtorbenes vorkommt. Dann kann ſie allerdings auch, durch die Erwägung des unſichtbaren Grundes, der in dieſes todte, ohnmächtige Weſen ein neues Leben zu bringen vermag, zu einer heilſamen Beſinnung gebracht werden, welche von noch weiter gehenden, andauerndern Folgen iſt, als der Eindruck, den die Betrachtung des todten Menſchenarmes auf den John Hunter machte.

Inhalt.

1. Der ſeltſame Schatz in der Gruft eines lebendig Begrabenen S. 1.
2. Der Strick iſt zerriſſen und wir ſind los S. 61.
3. Die zwei Fehler eines braven Roſſes S. 69.
4. Das Eſelein iſt fort S. 72.
5. Das Kleid macht nicht den Mann S. 77.
6. Die wunderbarliche Begebenheit mit den drei Krähen S. 81.
7. Ein homöopathiſches Präſervativ gegen die Gefahren der Schmeichelei S. 87.
8. Le Sac, der Tanzmeiſter S. 89.
9. Spaniſch und Deutſch S. 90.
10. Mein Prinz, das thut die Uebung S. 92.
11. Ein Erbtheil aus dem Hauſe der Großeltern S. 97.
12. Ein Abendlied von aufweckender Kraft S. 144.
13. Der Krüppel von Rettenſtein S. 155.
14. Der geiſtige Compaß auf der Fahrt des Lebens S. 187.
15. Ein Blinder bringt den Sehenden nach Rom S. 194.
16. Die Jugendgeſchichte des Capitäns Demetrio S. 201.
17. Die Rache einer Chriſtin S. 213.
18. Der kluge Fuchs S. 216.
19. Der letzte Arm S. 219.

Bemerkung. Von den hier vorſtehend angezeigten kleinen Erzählungen fanden ſich in der Chriſtoterpe von Knapp abgedruckt: die 2te, 4te, 14te, 15te u. 19te; im Schleswig-Holſteiniſchen Kalender die 6te; in der Jugendzeitung von Dr. Barth die 11te und 13te; die 8te und 9te ſind einem vormaligen bayeriſchen Wochenblatt nacherzählt, die übrigen ſind neu.

Mährchen und Erzählungen

für das kindliche Alter

als Zugabe zu den kleinen Erzählungen für die Jugend

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Erlangen, 1853.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

Sirach 3, V. 13.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Seinen lieben Urenkeln:

Heinrich Wieſinger,

Auguſt Wieſinger,

Heinrich Helferich,

Johannes Wieſinger

zur freundlichen Erinnerung an ihren Urgroßvater

den Verfaſſer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

1. Das verirrte Kind und die verlorenen Schafe.

Im Böhmerwalde gibt es gar viele Steinfelſen, die größer ſind als ein Haus, ja noch viel größer und höher als die Kirchen in Magdeburg und Hamburg mit ſammt ihren Thürmen. Der Wald der Tannen und Fichten ſteht ſo dicht beiſammen, daß es, wenn man darunter hingeht, am hellen Mittage dunkel iſt wie am Abende. Zuweilen hört man auch einen Wolf darinnen heulen und dann fürchtet ſich jedermann in den Wald hineinzugehen, wenn nicht der Jäger dabei iſt; denn man weiß es gar wohl, daß die Wölfe nicht blos Kinder, ſondern auch große Leute und ſelbſt Pferde angefallen und gefreſſen haben.

Aber in dieſem ſchaurigen Walde gibt es auch ſehr viele ſüße Beeren: Erdbeeren, Schwarzbeeren und Himbeeren; ſo viele, daß die Kinder, wenn ſie aus der Schule kommen und nun noch ein wenig in den Wald hineingehen, ganze Töpfe voll pflücken und nach Hauſe bringen, auch nebenbei noch ſich ganz ſatt an den Beeren eſſen können. Einmal, an einem ſchönen Sommertage, gingen auch viele Kinder aus einem Dörfchen, das ganz nahe am Walde liegt, in dieſen hinein, um Beeren zu ſuchen. Es waren kleine Buben und Mägdlein, jedes hatte ſeinen

Topf oder ſein Krüglein, wo es die Beeren hineinthun wollte, in der einen Hand, in der anderen aber ein Stück Brod, das ſie ſchon unterwegs aufaßen, damit ſie nicht ſo ſchwer daran zu tragen hätten. Unter den Kindern war auch der kleine Fritz, ein Bübchen von vier Jahren. Auch er hatte ein kleines, blaues Krüglein, darin er für ſeine liebe Mutter Himbeeren pflücken wollte, denn die Mutter hatte geſagt, daß ſie die Himbeeren ſehr gern äße und der kleine Fritz hatte ſeine Mutter ſehr lieb. Dieſe hatte ihm, da er vom Hauſe fortging, zwei Semmeln mitgegeben, eine ſollte er eſſen, die andere aber der Nachbars Roſine geben, damit ſie ihn bei der Hand führte und auf ihn Acht hätte. Der kleine Fritz hatte aber beide Semmeln der Roſine gegeben, denn dieſe war ſehr hungrig und er war es nicht.

In dem Walde ſo wie auf dem Wege dahin war es recht ſchön, die Sonne ſchien warm, die Lerchen und die anderen kleinen Vögel ſangen, die alten Krähen gingen mit ihren Jungen, die aus dem Neſte geflogen waren, auf dem Felde ſpazieren und ſuchten da für die ſchreienden Jungen Futter auf, das ſie ihnen in den Schnabel ſteckten. Die Roſine führte den kleinen Fritz zu einem Steinfelſen hin, bei welchem ſehr viel Himbeerſträuche waren, die ganz voll ſüßer Beeren hingen, ſie ſelber aber pflückte nicht weit davon Schwarzbeeren. Der kleine Krug, den Fritz bei ſich hatte, war gar bald ſo voll, daß gar nichts mehr hineinging, denn die Roſine hatte auch ihrem kleinen Nachbar mit geholfen, ſie ſelber aber hatte einen ſo groſen Topf und die Schwarzbeeren ſind ſo klein, daß ſie noch gar lange zu pflücken hatte, wenn ſie ihn voll bringen wollte. Der kleine Fritz wollte aber nicht ſo lange warten, er wollte nach Hauſe zu ſeiner Mutter und dieſer ſeine Beeren bringen. Roſine bat ihn gar ſehr, er ſolle nur noch ein wenig warten, dann ginge ſie mit ihm; ſie ſetzte ihn hin unter einen Baum, ſie gab ihm Blumen und ſchöne grüne Zweige und zeigte es ihm, wie er daraus ſeiner Mutter ein Kränzchen und ſeiner kleinen Schweſter ein Sträußchen machen könne, dann ging ſie ſchnell wieder ins Gebüſch hinein und pflückte Beeren, weil ſie recht bald ihren Topf voll kriegen und dann mit dem kleinen Nachbar heim gehen wollte. Da ſie aber fortgegangen war, mochte Fritz auch keinen Kranz und kein Sträußchen mehr flechten, er ſtand auf und wollte aus dem Walde hinaus zu ſeiner Mutter gehen.

Aber er wußte nicht, wo es aus dem Walde hinausging, denn er war noch niemals in ſeinem Leben ſo tief hineingekommen, er hätte ſollen rechts gehen und gerade aus, er aber lief zur Linken und kam immer weiter in das Dickicht hinein. Die gute Roſine hatte ſich nach ihm umgeſehen und da ſie ihn nicht mehr unter dem Baume ſitzen fand, hatte ſie ihn laut gerufen, war auch bald da bald dorthin gelaufen, wußte aber nicht, wohin er gegangen war. Fritz hatte ſie rufen hören, aber der kleine Trotzkopf antwortete nicht, denn er wollte nicht mehr zur Roſine kommen und bei ihr bleiben, ſondern heim, zu ſeiner Mutter.

Er war aber nun ſchon recht lange gelaufen und der Wald ging immer noch nicht zu Ende, ſondern wurde immer dunkler und dichter. Er kam an einen Bach, wo das Gebüſch ſo dicht ſtand, daß er ſich kaum durchdrängen konnte. Da ſprang ein Thier auf, er hörte es durch den Buſch dringen und ſah es auch noch ein wenig. Er meinte, es ſei ein Wolf, davon ihm ſein Vater manchmal erzählt hatte. Da fürchtete er ſich ſehr, denn er wußte nicht, daß die Wölfe nur zuweilen im Winter, nicht aber im Sommer in den Böhmerwald kommen. Er wollte recht geſchwind vor dem Thiere davon laufen, das doch vor ihm davon lief, weil es wahrſcheinlich ein junges Reh oder gar nur ein Haſe war. Indem er aber ſo über die großen Steine, die am Bache lagen und durch das dicke Gebüſch lief, da fiel er hin. Er hatte ſich ſehr wehe gethan an ſeiner Hand und an ſeinem Knie, aber darüber weinte er jetzt nicht, ſondern er weinte nur darüber, daß ſein ſchönes blaues Krüglein zerbrochen war, und die Himbeeren, die er für ſeine liebe Mutter gepflückt hatte, waren zwiſchen die Steine und in den Bach hineingefallen, daß er ſie nicht wieder kriegen konnte. Dazu fing es auch ſchon an finſter zu werden, denn es war ſpät am Abend.

Da wurde es ihm bang und wehe zugleich. Sein Knie, darauf er gefallen war, that ihm ſo wehe, daß er kaum mehr laufen konnte; ſein Krüglein war zerbrochen, die Beeren verſchüttet, er war im Walde und es ging auf die Nacht los, er wußte keinen Weg und kein Menſch war da, der ihn zu ſeiner Mutter führen konnte. Da rief er ganz jämmerlich nach ſeinem Nachbarsmädchen, nach der Roſine. Aber dieſe hörte ihn nicht, ſie war weit von ihm, denn ſie war in's Dorf hineingelaufen zu ſeiner Mutter, weil ſie meinte, der kleine Fritz ſei längſt daheim. Er ſchrie jetzt ganz laut auf vor Angſt und Schrecken; da ſchrie Jemand oben auf einem Baume recht erbärmlich, ſo daß er vor Angſt ganz ſtille war. Das, was ſo ſchrie auf dem Baume, das war kein Menſch, ſondern es war eine große Eule, die kam ganz ſachte heruntergeflattert und flog dem kleinen Fritz um den Kopf herum, pickte ihm auch mit ihrem Schnabel auf ſeine weiße Mütze, ſo daß er ganz geſchwind in das Gebüſch hineinkroch. Aber da hatte er auch wieder viele Angſt zu beſtehen, denn in den Sträuchern da rauſchte und klatſchte es, daß er einmal über das andere zuſammenfuhr. Es waren Vögel, ſo groß wie die Amſeln, die waren auch durch ihn aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt worden, ſo daß ſie mit den Flügeln klatſchten und flatterten.

Er war wieder an den Bach heruntergekommen, da trat er auf etwas, das ſchwapperte und krappelte unter ſeinem Fuße. Er ſchaute recht genau hin, da ſah er in der Dämmerung, daß es eine abſcheulich große Kröte war. Vor Schrecken fiel er hin, aber da ſtach ihn etwas in ſeine Hand und in ſein Geſicht; er war auf einen Igel gefallen, der ſich vor Schrecken zuſammengerollt und ſeine Stacheln ausgeſtreckt hatte. Doch er ſtand auf und weinte nicht, ſondern er war ganz ſtill, denn er dachte, wenn er ſchrie, da möchte die große Eule wieder kommen und ihm um den Kopf herumfliegen und in ſeine weiße Kappe hineinhacken.

Es war jetzt ganz finſter und ſehr ſtill im Walde. Nur aus einem Sumpfe klang es ganz ſchaurig heraus: unk, unk, puch, puch und dazwiſchen war es als wenn Jemand recht widerwärtig lachte. Es waren Feuerkröten, die ſo unk und puch ſchrieen und dazwiſchen ſo, als wenn ſie lachten. Fritz kam in ein Dornengeſträuch, das riß ihn in ſein Kleidchen und in ſeine Haut; ein großer Hirſchkäfer flog ihm an's Geſicht, daß es wehe that, aber er weinte nicht, aus Furcht vor der Eule. Da kam er endlich aus dem Gebüſch heraus auf das weiche Moos unter den hohen Bäumen. Er konnte jetzt nicht mehr weiter gehen, denn er war gar zu müde und hungrig auch, weil er ſeine Semmel nicht gegeſſen, ſondern der Roſine gegeben hatte. Er weinte jetzt ganz im Stillen, daß die Eule es nicht hören ſollte und wollte ſich hinſetzen auf das Moos. Aber wie erſchrack er da; er ſetzte ſich auf lebendige Beine, die zogen ſich geſchwind zurück und Jemand ſprang auf und dann noch Jemand. Es war aber kein Menſch, was aufſprang, ſondern ein Mutterſchaf und das Andere war ſein kleines Lämmchen, das ſchrie ganz ſanft: mä und ſeine Mutter antwortete ihm ganz laut, als wollte ſie es tröſten: mö, mö.

Als Fritz beim Sternenlicht ſah und es nun auch hörte, daß es Schafe wären, da wurde er ganz getroſt und froh. Er ſtreichelte das Lämmchen und das Mutterſchaf, und beide, da ſie vor dem Kinde ſich nicht fürchteten, legten ſich wieder unter den Baum hin und Fritzchen legte ſich mit ſeinem Kopfe auf den weichen, wolligen Rücken des Schafes und ſchlief, nachdem er ſein Abendgebetchen und das Verschen geſprochen hatte:

Befiehl deinem Engel, daß er komm'
Und mich bewach', dein Eigenthum,
Gib mir die lieben Wächter zu,
Und ſchenk' mir eine ſanfte Ruh'.

gar feſt ein. Es war ihm, als könnte ihm da bei den guten Schäfchen weder von der Eule noch ſonſt von einem böſen Thiere ein Leides geſchehen. Aber nicht die Schäflein waren es, die ihn in der Nacht bewahrten, ſondern Gottes gute Engel, die immer um Kinder ſind, welche Gottes Schutz und Hilfe begehren und gerne beten. Fritz war heute freilich nicht ſo unſchuldig und gut geweſen wie das Lämmchen, bei dem er ſchlief, denn es war gar nicht recht von ihm, daß er der Roſine, die ihn gern nach Hauſe, zu ſeiner Mutter, geführt hätte, davon lief, aber der liebe Gott hatte doch Erbarmen mit ihm und gab ihm da bei den Schäfchen ein weiches, gutes Bette.

Die arme Roſine, da ſie den kleinen Fritz nicht daheim gefunden hatte, war ſehr betrübt und ſeine Mutter und ſein Vater waren noch mehr betrübt. Der Vater nahm eine Laterne und Roſine lief ihm voraus in den Wald, zu dem Gebüſch am Felſen hin, wo Fritz die Himbeeren gepflückt hatte. Sie riefen laut nach ihm und ſuchten die ganze Nacht nach ihm; er aber hörte ſie nicht, denn er war weit weg und wenn er auch näher geweſen wäre, hätte er es doch nicht gehört, weil er gar ſo feſt ſchlief.

Als aber der Morgen kam und die alten Krähen mit ihren Jungen wachten wieder auf und die Vögel ſangen, da kamen zwei Männer daher, die ſuchten ihre Schäflein, welche geſtern Abend nicht mit der anderen Heerde nach Hauſe gekommen waren, weil das ganz kleine Lämmchen nicht mehr hatte laufen können und ſeine Mutter es nicht hatte verlaſſen wollen. Roſine und der Vater gingen ein Stück Weges mit den beiden Männern und da fanden ſie auf einmal das Schaf mit ſeinem Lämmchen und den kleinen Fritz, der bei ihnen ſchlief. Der Vater ſtreichelte ihn und weckte ihn auf, Roſine gab ihm ein Stück Käſekuchen, das ihr ſeine Mutter für den Kleinen mitgegeben hatte, wenn der etwa recht hungrig wäre. Da ſprang Fritzchen ganz munter auf, küßte dem guten Vater ſeine Hand und ging gar fröhlich mit nach Hauſe zu der Mutter, die vor Sorge die ganze Nacht nicht geſchlafen hatte und ihm entgegen gegangen war weit hinaus auf's Feld.

2. Das Kreuzſchnabelneſt.

Der kleine Fritz war freilich, ſeitdem er ſich ſo im Walde verirrt und da viel Angſt ausgeſtanden hatte, etwas klüger geworden. Er ging zwar immer gern in den Wald, denn er hatte große Freude an den Bäumen, Blumen und Vögeln, aber, ſo lange er klein war, hielt er ſich doch immer zu den größeren Leuten, die im Walde Weg und Stege wußten.

Als er aber etliche Jahre älter war und ſchon in die Schule ging, da machte er doch wieder einen recht dummen Streich, dabei er beinahe um ſein Leben gekommen wäre. Es hatte ihm nämlich ſein alter Vetter, der Jäger Matthes, bei welchem er ſehr gerne zuſprach, erzählt, daß es Vögel im Walde gäbe, und zwar ſehr ſchöne, rothe, gelbe und grüne, die ihr Neſt mitten im Winter aus weichem Baummoos und aus Härchen der Rehe und Schafe bauen und die öfters ſchon flügge Junge haben, wenn es draußen im Walde noch Schnee und Eis gibt. Solche Vögel nennt man Kreuzſchnäbel, weil ſich ihr krummer Schnabel vorne kreuzweis über einander ſchlägt, und es ſind gar luſtige Vögel, die ſich wie die Papageyen, wenn man ſie im Käfig hat, bei dem Schnabel aufhängen und komiſche Geberden dabei machen.

Fritz hörte ſehr aufmerkſam zu und ſagte, er möchte gern einmal ein ſolches Neſt und ſolche Kreuzſchnäbel ſehen. Es war damals noch im Winter und ſehr kalt; der Matthes hatte etliche Tage vorher ein Kreuzſchnabelneſt geſehen, darin Junge waren, die ſchon Federn hatten und bald ausfliegen wollten. Er nahm am anderen Tage den Fritz mit, zeigte ihm das Neſt hoch oben auf einem Baume und ſagte: etwa in drei Tagen will ich das Neſt ausnehmen und dir die Jungen ſchenken, die kannſt du dann mit Tannzapfenſamen und Zürbelnüſſen füttern und wenn der warme Frühling kommt, ſuchſt du dir das ſchönſte heraus, das behältſt du, die anderen läßt du wieder hinaus in den Wald zu ihren Alten fliegen.

Drei Tage, das däuchte dem Fritz eine gar lange Zeit, denn er war ſehr ungeduldig und konnte nichts erwarten. In der Schule, wenn er lernen ſollte, dachte er an nichts als an das Kreuzſchnabelneſt und an die Jungen darinnen. Da merkte er denn gar nicht auf das, was der Lehrer ſagte und mußte ſich manchen Verweis gefallen laſſen. Auch zu Hauſe that er nichts anders als an die Kreuzſchnäbel denken; er ließ ſich kaum Zeit zum Eſſen, arbeitete den ganzen Tag an dem alten Käfig herum, in welchen er die Vögel bringen wollte, trug ſich ſchon Futter für ſie zuſammen und ſogar bei Nacht träumte er von ihnen.

Als am dritten Tage kaum der Morgen dämmerte, da war Fritz ſchon auf und hatte ſich angezogen. Es war gerade an dieſem Tage keine Schule, weil der Lehrer ſchon am Abend vorher zu ſeinem kranken Schwager, der drinnen in der Stadt wohnte, hatte reiſen müſſen. Fritz ließ ſich keine Zeit, um ſeine Milch zum Frühſtück zu trinken, ſondern er ſteckte nur ein Stück Brod in die Taſche, nahm ein Säckchen, in das er die jungen Kreuzſchnäbel ſtecken wollte und lief damit zum Vetter Matthes, dem Jäger. Dieſer aber war ſchon vor Tage fort in den Wald, wo er einen Auerhahn ſchießen wollte. Fritz, ohne weiter auf die Frau des Jägers zu hören, rannte ſogleich wieder fort und hinaus in den Wald. Er lief auf demſelben Fahrwege hinein, auf dem ihm neulich der Vetter zum Kreuzſchnabelneſte geführt hatte, denn er meinte, dort werde er ihn finden. Aber der Jäger war einen weit anderen Weg gegangen, hoch hinauf nach dem Berge, wo die Auerhühner waren. Da lief nun der Fritz wohl zwei Stunden weit immer in den Wald hinein; er war ſchon lange bei dem Kreuzſchnabelneſte vorbeigekommen, ohne es zu ſehen, denn zu ſo etwas muß man ſcharfe Augen haben wie ein Jäger, weil ein ſolches Neſt nicht unten nahe am Boden, ſondern weit oben in den Zweigen der Tannen iſt. Der Fahrweg, auf dem er gekommen war, hatte ſich zuletzt mitten im dicken Walde verloren, denn es war ein Weg, der zu keinem Dorfe führte, ſondern auf dem die Bauern nur ihr Holz holten. Ein ſchlechter Steig, oder eigentlich nur einzelne Fußſtapfen im friſch gefallenen Schnee, führten über einen zugefrorenen Sumpf hinüber; der Knabe folgte dieſen, bald aber war der Steig zu Ende, er fand ſich mitten in dem Gebüſch der Erlen und wußte nicht mehr, ſollte er rechts oder links gehen. Eine Zeit lang watete er noch durch den Schnee hindurch, dann wäre er gerne wieder umgekehrt nach ſeiner Eltern Hauſe, aber er konnte den Weg nicht mehr finden, anſtatt rückwärts kam er ſeitwärts, immer tiefer in den Wald. —

Bald fühlte ſich Fritz ſo müde, daß er kaum noch die Füße aufheben konnte. Sein Stück Brod hatte er ſchon gegeſſen, als er in den Wald hineinging; Mittag war längſt vorbei; er dachte mit Sehnſucht an die Schüſſel mit guten Kartoffelklöſen, die ſeine Mutter heute zu Tiſche gebracht hatte, an die warme Stube und an ſein Ruheplätzchen auf der Ofenbank, aber die Reue kam zu ſpät. Wohl hundert Male hatte er, ſo laut er nur konnte, den Matthes gerufen, aber dieſer hörte ihn nicht, nur das Echo aus dem Walde rief den Namen nach.

Aber das Schlimmſte kam erſt noch. Gerade da, wo ſeine Müdigkeit und ſein Hunger am ſtärkſten wurden, und die Füße, die er ſich wund gegangen hatte, ihn gar heftig ſchmerzten, ſo daß er einmal über das andere ſtolperte und in den kalten Schnee hinfiel, wurde es Nacht. Kein Mond ſchien, der Himmel war trübe, es fing an ſo ſtark zu ſchneien, daß man, ſelbſt wenn es Tag geweſen wäre, keine zehn Schritte weit hätte vor ſich hinſehen können. Der Sturm blies heftig durch den Wald, Fritz hörte etwas, das wie ein lautes Geheule klang. Da wurde ihm ſehr bang, die Geſchichten alle, die ihm der Jäger Matthes von den böſen Wölfen erzählt hatte, fielen ihm ein; es war jetzt Winter, wo die Wölfe manchmal in das Böhmerwaldgebirge kommen, vor Angſt fing er an zu beben und zu zittern.

Freilich war das, was er für das Geheul der Wölfe hielt, nur das Geheul des Sturmwindes in den Steinfelſen und in den alten Tannen geweſen, dennoch, ſo kann man ſagen, wäre es jetzt bald mit ihm aus geweſen. Denn vor Mattigkeit und Schmerz in ſeinen Füßen konnte er nicht weiter; er war ſo ſchlaftrunken, daß ihm die Augen immer zufielen und wenn er hingetaumelt und eingeſchlafen wäre auf dem Boden, da hätte er erfrieren müſſen, und vielleicht erſt im Frühling, wenn er lange ſchon todt geweſen wäre, hätte man ihn gefunden.

Da auf einmal hörte er ein lautes Pfeifen und dann rief eine ſtarke Männerſtimme: Jacob, Jacob! Er rief jetzt auch, aber ſeine Stimme war ſo matt und der Sturm brauste ſo ſtark, daß der Mann, der ſo pfiff und ſchrie, ihn nicht hörte. Er ging denn, ſo gut er noch konnte, nach der Gegend hin, von wo er das Rufen gehört hatte und da ſah er mitten im Walde einen hellen Schein. Als er dieſem näher kam, da ſah er, daß es ein helles Feuer war, das die Köhler angezündet hatten, welche dort ihre Kohlen brannten. Auch ſah er zwei Männer, den, welcher ſo gepfiffen und gerufen hatte, und den anderen, der Jacob hieß, vor ſich hingehen. Er ſchlich ihnen nach und kam zu der kleinen Hütte, wo die Köhler ihr Nachtlager hatten. Als er aber dahin kam, da fiel er hin wie todt und die Leute glaubten auch ſchon, er wäre todt, denn er hatte die Augen geſchloſſen, ſah leichenblaß im Geſicht aus und konnte kein Glied mehr rühren. Der Jacob flöste ihm aber einige Löffel warme Milch, von der Suppe, die er gerade mit ſeinem Vater eſſen wollte, in den Mund, da ſchlug er die Augen auf und kam wieder zu ſich. Er war aber ſehr matt und krank und konnte die ganze Nacht vor Schmerzen an ſeinen Füßen nicht ſchlafen.

Seine guten Eltern, als der Fritz den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht kam, waren vor Sorge um ihn faſt geſtorben. Der Vater, der Knecht und etliche Nachbarsleute hatten nach ihm im Walde geſucht, aber erſt am anderen Tage fand ihn der Matthes durch ſeinen Hund, welcher der Spur des verlaufenen Knaben gefolgt war, wieder auf. Fritz war noch ſehr elend; er konnte nicht gehen, man mußte ihn auf einem Schlitten nach Hauſe fahren, wo er etliche Wochen lang zu Bette lag und viel ausſtehen mußte, weil der Arzt ihn hatte in die kranken Füße hineinſchneiden müſſen.

Was hatte ihm nun ſeine Ungeduld, womit er niemals die rechte Zeit erwarten wollte, geholfen? Sie hatte ihm nur Weh und Schmerzen gebracht. Hätte er, ſtatt dem Matthes nachzulaufen, etliche Stunden gewartet, bis dieſer, mit dem geſchoſſenen Auerhahn nach Hauſe kam, dann wäre dieſer mit ihm zum Kreuzſchnabelneſte gegangen und hätte ihm die jungen Vögel heruntergeholt. Dieſe aber flogen indeſſen aus und er bekam keine Feder davon.

Etwas hatte er aber doch bekommen, das beſſer war als alle Kreuzſchnäbel, nämlich eine gute, recht eindrückliche Lehre. Er iſt ſeitdem ein guter, ſanfter Burſche geworden, der Alles geduldig erwarten konnte, bis es an ihn kam. Und jetzt iſt ein ſchöner großer Jäger aus ihm geworden, der als Oberförſter im Dienſte eines hohen, guten Fürſten ſteht, ſein ſchönes Haus hat und von Jedem, der ihn kennt, als ein braver Mann geachtet und geliebt iſt.

3. Das verwundete Pferd.

Im Kriege geht es gar wild und grauſam zu. Da hauen die Reiter mit ihren ſtarken Säbeln auf das Fußvolk ein und reiten daſſelbe nieder; das Fußvolk aber ſticht mit ſeinen ſcharfen Bajonetten oder ſchießt mit Kanonen und Flinten auf die Reiter, und beide wiſſen öfters nicht, warum ſie ſo auf einander ſchießen und hauen, denn ſie haben einander niemals geſehen, niemals etwas zu Leide gethan.

Die Kugeln der Flinten und Kanonen, ſo wie die Stiche der Bajonette treffen nicht immer die Reiter, ſondern ſie treffen auch ihre Pferde, ſo daß dieſe zuſammenſtürzen und daß dann der Reiter auch mit zu Boden fällt. Wenn aber nur der Reiter, nicht auch ſein Pferd erſchoſſen oder todt geſtochen worden iſt, dann ſtürzt er herunter, das Pferd aber läuft frei und ledig auf dem Schlachtfelde, das vom Blut der Menſchen roth gefärbt iſt, herum, bis es die Leute aus der Nachbarſchaft oder die Soldaten auffangen. Unter ſolchen Pferden, die ihren Reiter verloren haben, gibt es freilich auch viele, die zwar noch leben, denen aber das Herumlaufen vergeht, weil ſie auch eine ſchwere Wunde oder Verletzung aus der Schlacht davon getragen haben.

Einmal, vor nun 47 Jahren, war auch in Thüringen eine große Schlacht geweſen, und als dieſe vorbei war, da fand man das Feld mit Blut und mit Leichen der Menſchen, ſo wie mit todten Pferden bedeckt. Unter den Pferden waren auch ſolche, die nur ſchwere Wunden empfangen hatten, ſo daß ſie nicht gehen und ſtehen konnten. Als die Soldaten, Freunde wie Feinde, alle fort und die Todten begraben waren, da blieben noch viele ſolche verwundete Pferde zwiſchen den Gebüſchen und in den Bergſchluchten verſteckt. Die Leute aus der Nachbarſchaft zogen wieder ein in ihre Häuſer, wenn dieſe nicht niedergebrannt oder zerſtört waren. Da kam nun auch mancher böſe Bube mit, denn im Kriege werden die Menſchen, Alte wie Junge, gar leicht wild und böſe. Dieſe Buben warfen die armen, verwundeten Pferde mit Steinen, jagten die lahmen, die nur noch auf drei Beinen gingen, weil ihnen das vierte abgeſchoſſen oder hart verwundet war, mit Stockſchlägen oder Peitſchenhieben umher und quälten die armen Thiere auf recht barbariſche Weiſe.

Es gab aber dort auch ein anderes Büblein, das hieß Heinrich. Sein Vater bewohnte in der Nähe des Schlachtfeldes ein Haus, das von einem Garten umgeben war. Die Soldaten hatten zwar auch in dieſem Hauſe Manches beſchädigt, weil aber ein großer Feldherr darin geweſen war, hatte man es dennoch ſo ziemlich verſchont, darum konnten Heinrichs Eltern gar bald wieder in ihr Haus einziehen. Wenn nun die böſen Buben ſo manches Pferd, vor Allem wenn es den Feinden gehört hatte, bis zum Tode quälten, da gingen dem kleinen Heinrich öfters die Augen über, denn er war ein gutes, mitleidiges Kind, getraute ſich aber doch nicht viel zu ſagen, weil er noch ſo klein, die böſen Buben aber ſchon ſo groß waren. Was er aber nicht ſagte, ſondern nur dachte, das übte er mit der That, denn er hat damals etwas gemacht, wodurch ſein gutes Herz die böſen Herzen der anderen Buben ſehr beſchämte.

In ſeines Vaters Garten, hinter einem Gebüſch von Roſen, fand er gleich am zweiten oder dritten Tage nach der Schlacht ein ſchönes, kleines Pferd von ſogenannt polniſcher Abkunft liegen. Es lag, ſo kann man ſagen, in ſeinem Blute, denn es hatte am Hals und an der Bruſt ſo tiefe Wunden von Bajonettſtichen erhalten, daß ſein Blut ſtromweis herausgefloſſen war. Als der kleine Heinrich zum erſten Male zu dem armen Thiere kam, da war es ſo matt, daß es kaum den Kopf ein wenig erheben konnte. Es ſah ihn aber mit ſeinen großen, ſchönen Augen ſo an, als wollte es ihn um Mitleid bitten. Er verſtand dieſes; er brachte dem ohnmächtigen Thier eine Schüſſel voll friſches Waſſer vom Brunnen und als es dieſes ausgeſoffen hatte, noch eine zweite und dritte Schüſſel. Dann ließ er ſich Schwarzbrod mit Salz geben, das ſchnitt er ſeinem Pferdchen in einen flachen Korb und brachte es ihm. Das Thier fraß mit gar gutem Appetit und der kleine Heinrich war unermüdet, ihm bald grünes Futter, bald Brod zu bringen. Als die Nacht kam, da ſagte er es dem Hausknecht, der legte warme Decken auf das kranke Pferd.

Schon am anderen Tage konnte dieſes aufſtehen, am dritten führte man es in den Stall. Der kleine Heinrich ließ ſich die Pflege ſeines armen Pferdchens nicht nehmen, und ſeine Mühe wurde ihm reichlich belohnt. Das kleine, ſchöne Roß war ihm ſo zugethan, daß er mit ihm ſpielen konnte, wie mit einem Lamme. Er ritt darauf, ſein Vater kaufte ihm einen kleinen Wagen dazu und nun fuhr er mit ſeinem Pony aus, viele Stunden weit, bis zu ſeiner Großmutter. Er hat das Pferd acht Jahre lang gehabt, bis er auf die höhere Schule kam, wo er es nicht mitnehmen konnte. Dann hat es noch bei ſeiner Großmutter das Gnadenbrod genoſſen, ich weiß nicht wie viele Jahre, und mancher ihrer kleineren Enkel hat ſich durch Reiten und Fahren auf Heinrich's Pferd und Wagen an dem allerliebſten Thiere erfreut.

4. Die belohnte Freigebigkeit.

Schon die Barmherzigkeit, die man einem armen, guten Thiere erweiſt, gefällt Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Kreaturen, wohl; noch höher aber ſind in Seinen Augen die Wohlthaten geachtet, die man mit liebendem Herzen einem leidenden hilfsbedürftigen Menſchen erweiſt. Schon die Barmherzigkeit gegen Thiere hat öfters ihren Lohn, denn man weiß Fälle, daß ein armer, herrenloſer, herumlaufender Hund dem Wohltäter das Leben gerettet hat, der ihn aus Mitleid unter ſein Dach nahm, noch mehr aber wird die Barmherzigkeit, die man Menſchen erzeigt, welche in Jammer und Noth ſind, öfters ſchon auf Erden, noch mehr aber im Himmel belohnt. Das wollen wir hier aus der Geſchichte etlicher Kinder lernen, die ſich auch einmal in grauſam ſchwerer Kriegszeit zugetragen hat.

Ungarn iſt ein gar ſchönes Land, wo viele Weintrauben, Feigen, gute Kaſtanien und andere ſüße Früchte wachſen und wo es Weißbrod, Milch und Honig in Menge gibt. Aber es wohnen dort auch arme Leute, deren Kinder kaum genug Schwarzbrod und Rüben zu eſſen haben und die von den ſüßen, guten Früchten des Landes nur gar ſelten einmal eine zu ſchmecken bekommen. Ein ſolcher armer Vater und eine arme Mutter, mit vielen Kindern, kamen vor mehreren Jahren in einen Wald, nahe bei einem Dorfe, darin ein reicher, guter Herr mit ſeinen Kindern wohnte. Dieſer Herr erlaubte es den armen Leuten, daß ſie ſich in ſeinem Walde eine Hütte bauten. Er gab ihnen auch Arbeit, bei der ſie für ſich und ihre Kinder das tägliche Brod hatten; denn er ließ ſie Holz fällen, und ihre Kinder hüteten ſein Vieh. Dieſe armen Kinder hatten aber ſehr ſchlechte Kleidchen an, die überall zerriſſen und zerlumpt waren, und es ging gerade auf den Winter los, wo es viel regnete und der Wind gar kalt blies. Wenn nun die armen Kinder in ihren zerriſſenen Sommerkleidern draußen auf dem Felde und auf dem Berge die Kühe oder die Schafe hüteten, da froren ſie ſehr; die Hände und die Füße, an denen ſie weder

Strümpfe noch Schuhe hatten, waren ihnen ganz erſtarrt, und die Kleinſten von den Kindern weinten vor Schmerz manchmal ganz bitterlich. Dazu kam noch eine andere Noth: die Mutter der armen Kinder war krank geworden, und der Vater mußte ſie warten und pflegen, da konnte er nicht arbeiten und auch nichts verdienen, ſo daß er ſeinen Kindern nur Kartoffeln geben konnte, die in der Aſche gebraten waren. Die Kartoffeln wären wohl gut geweſen und ſie ſchmeckten ſeinen Kindern beſſer als Kaſtanien, wenn ſie nur genug davon bekommen hätten, daß ſie ſatt geworden wären. Aber der Vater war ſo arm und die Noth in ſeinem Hauſe ſo groß, daß er zuletzt jedem ſeiner Kinder täglich nur drei Kartoffeln geben konnte; eine zum Frühſtück, die andere zum Mittag, die dritte zum Abendeſſen. Dazu kam manchmal ein Biſſen von Commißbrod, das ein alter Soldat den Leuten ſchenkte, damit man der kranken Frau eine Brodſuppe kochen könnte.

Wenn der gute, reiche Herr, der in dem Schloſſe im Dorfe wohnte, die Noth der armen Leute gewußt hätte, der hätte ihnen gerne zu eſſen und den Kindern Kleider gegeben, aber dieſer Herr war nach Wien gereiſt und mußte den ganzen Winter dort bleiben, ſeine Gemahlin aber, die eben ſo gut und mildthätig war, wie er, war zwar nicht ſo krank wie die arme Frau im Walde, aber doch ſo kränklich, daß ſie gar nicht aus dem warmen Zimmer herausgehen durfte. Und niemand war da, der ihr die Noth der armen Leute ſagte.

Aber ſie ſelber, die Edelfrau, hatte auch drei Kinder: eine Tochter, die hieß Marie, die war zehn Jahre alt, einen Sohn, der hieß Franz, von acht Jahren, und noch ein Söhnchen, das hieß Carl, und war erſt vier Jahre alt. Alle drei waren gar gute, folgſame Kinder, die ihren Eltern niemals Verdruß, ſondern nur Freude machten.

Einmal, wo die Blätter an den Bäumen ſchon ganz gelb waren, und eines nach dem anberen herabfiel, war noch ein recht ſchöner Tag. Die Sonne ſchien warm und es ging nur ein ſchwacher Wind, der die langen Herbſtſpinnenfäden über das Feld führte und an die Bäume, wo ſie hängen blieben. Die drei Kinder, die Marie und Franz und der kleine Carl, gingen in der Allee, die vom Schloß auf's Feld führt, ſpazieren; Franz machte mit ſeinem Stöckchen die langen Spinnenfäden los und ließ ſie fortfliegen, der kleine Carl ſpielte mit den Ahornnüßchen, davon jedes einen langen, breiten Flügel hat; er warf dieſe in die Höhe und freute ſich, wenn ſie dann, wie kleine Tanzmeiſter, die ſich immer drehen, wieder herunter dorleten auf die Erde. Seine gute Schweſter, die Marie, ſtand bei dem kleinen Carl und gab auf ihn Acht, daß er nicht in den Graben am Wege fiele, darin gerade etwas Waſſer war. Da bat Franz ſeine Schweſter, ſie ſollte doch mit ihm und Carl ein wenig über die Allee hinaus in's Feld, dorthin gehen, wo die Schafe weideten, und ſie ging gerne mit.

Draußen bei den Schafen ſaßen die vier jüngſten Kinder der armen Leute auf der Erde, bei den Schafen, die beiden älteſten aber waren bei den Kühen. Das allerjüngſte, ein kleines Mägdlein, das kaum noch reden konnte, weinte bitterlich.

Warum weint dein Schweſterchen? fragte die mitleidige Marie ein etwas größeres Mädchen, welches Margaretha hieß, das ſich vergebens Mühe gab, die Kleine zu tröſten und zu ſtillen.

Seine Kartoffel war ſo klein, es möchte gern noch eine haben.

Warum gebt ihr ihm denn keine?

Ich und die Lieſe hatten unſere Kartoffel ſchon gegeſſen, und der Anton hat die Aepfelſchalen, die wir dort unter dem Baume fanden, alle verzehrt.

Warum geht ihr denn nicht nach Hauſe und holt dem Kinde ein Stück Brod oder ein Paar Kartoffeln? fragte Maria weiter.

Das letzte Stück von dem Brode, das der Soldat am Sonntag brachte, hat die Mutter geſtern in ihrer Suppe gegeſſen, und der Vater hat nur noch ſechs Kartoffeln auf der Bank liegen, die langen gerade für uns und meine beiden Brüder auf heute Mittag.

Aber euer Vater wird doch gewiß etwas zu eſſen haben, ein Stück Fleiſch oder Wurſt und etwas Kraut oder Kohl, wie kann er doch ſo böſe ſein, und euch armen Kindern nichts davon geben?

Mein Vater iſt nicht böſe, antworteten das Mädchen und ſein Bruder Anton zugleich; mein Vater iſt gut.

Ja wenn er gut iſt, warum gibt er euch denn nichts zu eſſen?

Mein Vater, ſo antwortete das Mädchen, hat ſelber nichts zu eſſen; die Schalen von den weißen Rüben, die wir hatten, die hat er geſtern Abend mit den beiden großen Brüdern getheilt, und ſie haben ſie alle aufgegeſſen.

Der guten Marie gingen die Augen vor Mitleid über. Sie hatte in ihrem Leben noch niemals von ſolcher Noth und Armuth etwas erfahren, ſondern meinte, alle Leute müßten am Mittag ihr Fleiſch und Zukoſt und Brod haben, ſo viel ſie möchten, wie dies ja bei dem Geſinde in ihrem Elternhauſe immer ſo war. Sie fragte aber nicht weiter, ſondern ſie that ihr Körbchen auf, darin ſchöne Aepfel und ein Stück Weißbrod waren. Sie hatte nur drei Aepfel, aber Franz hatte auch noch einen in der Taſche, da bekam dann jedes von den armen Kindern einen und ein Stück Weißbrod dazu. Der kleine Carl wollte auch gern etwas geben, er hatte aber nichts bei ſich, als ein Stück Schwarzbrod, womit er die Schwäne im Schloßgarten füttern wollte, das gab er dem Anton. Ei, ſo ſagte Marie, wie magſt du den armen Kindern ſolches Schwarzbrod geben, damit man die Hunde und Schwäne füttert? Der Anton aber hatte ſchon ganz begierig in das Brod hineingebiſſen und ſeinen Schweſtern auch davon gegeben, und es war eine rechte Luſt und Freude, das anzuſehen, wie gar gut den vier armen Kindern ihr Schwarzbrod, ihr Weißbrod und die Aepfel ſchmeckten.

Dieſe Luſt genoſſen jetzt die drei Kinder aus dem

Schloſſe. Aber nicht nur die Menſchenkinder, auch die Engel im Himmel ſahen ihre Luſt und Freude daran, wie hungernde, ſchmachtende Kinder von anderen Kindern ſo geſpeiſt und erquickt wurden.

Als Marie mit ihren Brüdern wieder nach Hauſe kam, da konnten ſie alle drei ihrer lieben Mama gar nicht genug erzählen von den armen Kindern. Marie ſagte ihr, daß die Kinder alle ſo blaß und elend ausſähen, und daß ſie und ihr Vater gar nichts zu eſſen hätten; der Franz erzählte, daß der Anton den Apfel, den er ihm gab mit ſammt dem Kriebs gegeſſen habe, und das Schwarzbrod für die Schwäne, das ich ihm gab, ſagte Carl, hat ihm auch gar gut geſchmeckt. Die gute, reiche Frau im Schloſſe war ſehr gerührt von dem, was ihre Kinder ihr ſagten, ſie ſchickte ſogleich einen Bedienten und eine Magd mit etlichen großen Broden, mit Käſe, Butter und Fleiſch hinaus in die Hütte zu den armen Leuten, daß dieſe mit ihren Kindern ſich recht ſatt eſſen ſollten.

Am anderen Tage war wieder recht ſchönes Wetter und es war Sonntag. Am Mittag, nach der Kirche, ging Marie mit ihren beiden Brüdern wieder hinaus auf das Feld ſpazieren. Sie hatten alle drei Mäntel und warme Tücher um, denn obgleich die Sonne ganz hell ſchien, wehte doch ein recht kalter Wind dabei, ſo daß es Einen fror. Sie kamen wieder hinaus auf das Feld; die Schafheerde weidete am Rande des Waldes und die vier kleinen Kinder der armen Leute ſaßen auf einem großen Steine in der Sonne. Es waren auch noch zwei Mädchen aus dem

Dorfe bei ihnen, die hatten ihre ſchönen warmen Sonntagskleidchen an. Die vier armen Kinderchen ſaßen aber in ihren zerriſſenen Sommerkleidchen und barfuß da, und das kleinſte Mädchen weinte wieder wie geſtern.

Warum weint denn heute dein Schweſterchen, fragte Marie die Margareth. Ihr habt doch geſtern viel Brod von meiner Mama bekommen, und heute ſchickt ſie euch wieder zu eſſen; das Kind hat doch keinen Hunger?

Wir haben heute alle keinen Hunger, antwortete das Mädchen, denn wir haben gute Brodſuppe gegeſſen, ſo viel wir wollten. Mein Schweſterchen weint, weil es ſo ſehr friert.

Ja warum habt ihr den heute nicht euere Sonntagskleidchen und euere Strümpfe und Schuhe angezogen und Tücher umgenommen, wie dieſe Mädchen da?

Wir haben gar keine anderen Kleider, haben auch keine Tücher und keine Strümpfe, und meine Schuhe, die ich mitbrachte, als wir hieher in den Wald kamen, die ſind ſo zerriſſen, daß ich ſie nicht mehr anziehen kann.

Aber warum ſtrickt euch euere Mutter keine Strümpfe und warum flickt ſie euch eure Kleidchen nicht zuſammen, die recht zerriſſen ſind.

Die Mutter liegt zu Bette und alle Glieder thun ihr ſo weh, daß ſie nichts machen kann, und der Vater kann auch weder flicken noch ſtricken, ſondern nur Holz hauen und im Felde graben.

Der guten Marie that das ſehr wehe, was ſie da von der Noth der armen Kinder hörte. Sie langte in ihr Körbchen hinein und nahm ihr ſchönes, ſeidnes Taſchentüchlein heraus, das band ſie dem kleinſten Mädchen um, daß es nicht ſo frieren ſollte. Auch Franz ſchenkte den armen Kindern ſein Taſchentuch her, und der kleine Carl wollte dem Anton ſeinen Hut aufſetzen, der Anton nahm ihn aber nicht an, ſondern ſagte, er brauche keinen Hut.

Als die drei Kinder wieder in's Schloß zu ihrer Mama kamen, erzählten ſie dieſer, daß die armen Kinder, die draußen in der Waldhüttte wohnten, ſo frieren müßten, weil ſie ſo ſchlechte zerriſſene Kleidchen und keine Schuhe und Strümpfe hätten. Die Mama nahm ſich das Elend der armen Leute ſehr zu Herzen, ſie ließ ſogleich nachſehen, was von alten Kleidungsſtücken ihrer Kinder da ſei und ſchickte das Alles hinaus in die Waldhütte, und am anderen Tage ſchickte ſie auch einen Schneider und einen Schuſter aus dem Dorfe hinaus, daß dieſe für die armen Leute und ihre Kinder warme Winterkleider, ſowie ſie die Bauern tragen, machen ſollten.

Nun, Gott wird das der frommen Edelfrau im Schloſſe lohnen, was ſie an jenen Leuten gethan hat, und er hat es ihr auch ſchon gelohnt, obgleich der größeſte und beſte Lohn erſt noch nachkommt.

Da hätte man aber auch nun die Freude ſehen ſollen, welche die armen Kinder hatten, da ſie jetzt zum erſten Male in ihrem Leben ſo ſchöne Kleider auf ihren Leib bekamen. Der Anton hatte ein Röckchen von dem kleinen Carl an, das war ihm zwar etwas zu weit, denn der Carl war dick, der Anton aber ſo ſchmächtig, wie eine Schmerle, aber dennoch wußte ſich der arme Bube in dem ſchönen Röckchen nicht wenig. Er beſah ſich bald den rechten, bald den linken Aermel, ſpielte mit den blanken Knöpfchen und polirte mit Moos und Heu daran herum, dann ſtreckte er ſeine Füße recht weit aus, um die ſchönen Stiefelchen zu beſchauen, die er auch von Carl bekommen hatte. Das größere Mädchen hatte Kleidungsſtücke von Mariechen an und ſah darin, vor Freude über den ſchönen Putz, ganz ſelig aus; auch für das kleinſte Mädchen hatte man in aller Eile Röckchen und Jäckchen zurecht gemacht.

Die wohlthätige Frau im Schloſſe ließ es aber bei dieſen erſten Gaben nicht bewenden. Sie ſchickte den Landarzt hinaus in die Waldhütte, dieſer gab der kranken Frau Arzneien, und aus dem Schloſſe bekam ſie Eſſen, wie ſich's für einen Kranken ſchickt, da wurde ſie bald wieder geſund und kräftig, konnte für ihre Kinder ſorgen und mit ihrem Manne auf die Arbeit gehen, und ihr Brod verdienen.

So lange das gute Wetter war, und die Kinder vom Schloſſe hinaus gehen konnten in's Feld, ſahen ſie manchmal die armen Kinder aus der Waldhütte. Einmal fragte Franz den kleinen Anton: wirſt du wohl auch bald in die Schule kommen? Der Anton antwortete aber nicht, denn er wußte gar nicht, was eine Schule iſt. Kannſt du ſchon leſen? fragte Mariechen die kleine Lieſe. O ja, antwortete das Kind, ich kann leſen.

Bei wem haſt du es gelernt?

Bei meiner Mutter, denn da habe ich manchmal Erbſen und Linſen leſen müſſen.

Was meint deine Schweſter? fragte Marie die Margareth. Margareth lachte und ſagte, ſie hat manchmal die ſchwarzen Körnchen und Steinchen herausleſen müſſen, die unter den Erbſen und Linſen ſind, wenn die Bäuerin, bei der wir an unſerem früheren Wohnorte das Vieh hüteten, meiner Mutter ein Mäßchen davon gab.

Ja, ſeid ihr denn niemals in einer Schule geweſen?

Ich wohl, antwortete Margareth, denn ich mußte für die Frau Schulmeiſterin Schwämme im Walde ſuchen, da bin ich im Sommer faſt alle Wochen einmal in das Schulhaus gekommen.

Aber wenn du blos die Schwämme hineingetragen haſt in das Schulhaus, da haſt du ja nichts darin gelernt und du kannſt wohl auch noch gar nicht leſen und ſchreiben?

Margareth ſchüttelte ganz traurig mit dem Kopfe und ſagte: ſo wie ich jetzt bin, dürfte ich wohl in die Schule hinein, aber der Schullehrer an unſerem vorigen Orte wollte uns nicht in die Schule laſſen, weil wir ſo ſchlechte Kleidchen anhatten, und kein Schulgeld geben konnten. Und da mein Vater und meine Mutter auch nicht leſen und ſchreiben können, ſagten ſie, wir brauchten auch nicht in die Schule zu gehen.

Marie erzählte das Alles ihrer Mama wieder, und die gute Edelfrau ſchickte ſogleich einen Bedienten in die

Waldhütte, und ließ den armen Leuten ſagen, ſie ſollen ihre vier älteren Kinder ſchon in dieſem Winter in die Schule ſchicken, ſie wolle das Schulgeld für ſie bezahlen, und die beiden Kleinſten, der Anton und ſein Schweſterchen, ſollten nächſtes Jahr auch in die Schule gehen.

Jetzt kam der liebliche, ſelige Weihnachtsabend heran, an welchem alle gute Menſchen, die Alten wie die Jungen, die Großen wie die Kleinen ihre Freude haben. Denn in dieſer heiligen Nacht haben es auch den armen Hirten die Engel vom Himmel geſungen, daß nun Friede und Freude auf Erden ſein ſoll, weil Chriſtus der Herr uns geboren iſt, der uns Alle, die Großen wie die Kleinen, zu Kindern des lieben Gottes machen will. Da nun blos noch etliche Tage auf den Weihnachtsabend waren, da dachten die braven Kinder im Schloſſe auch an die armen Hirtenkinder draußen in der Waldhütte. Mutter, ſo ſprach die gute Marie, die Engel vom Himmel haben ja damals den armen Hirten eine Freude gemacht, und ſie mit einem ſo hellen, ſchönen Lichte vom Himmel umleuchtet, dürften wir nicht auch den armen Hirtenkindern eine Freude machen und einen Chriſtbaum mit recht vielen Lichtern anzünden? Ich gebe der Margareth und der Lieſe recht gern alle die kleinen Puppen, die ich vor zwei Jahren von der guten Tante in Wien geſchenkt bekommen habe. Und ich, ſagte Franz, gebe dem Anton meine Schachteln voll kleiner Soldaten. Er wird ſich nichts daraus machen, wenn manchmal bei einem die Flinte abgebrochen iſt. Ich, ſo ſprach Carl, gebe dem kleinen Sußchen meinen Hampelmann, mit dem ich ja nicht mehr ſpiele, weil ich jetzt auch ſchon groß bin.

Die gute Edelfrau, die ſich immer freute, wenn ihre Kinder etwas Gutes thaten oder thun wollten, gewährte ihnen gar gern ihren Wunſch. Sie ließ aus der Stadt allerhand Sachen kommen für die größeren wie für die kleineren Kinder der armen Leute. Es waren lauter ſolche Sachen, die den Kindern Freude machen, und die ihnen nützlich ſind; neben den Spielſachen auch Kleider und Wäſche, Schulbüchlein mit Bildern, Stiefeln und Schuhe.

Unten in dem Zimmer des Hausmeiſters wurde ein großer Tannenbaum mit vergoldeten Nüſſen, Roſinen und Aepfeln, mit kleinen vergoldeten und verſilberten Fähnchen und ſehr vielen Lichtern angeputzt, ganz oben auf dem Baume ſtand ein ſchöner Engel mit goldglänzendem Gewande und Flügeln. Als nun der Weihnachtsabend kam, da ließ ſie den armen Kindern in der Waldhütte es ſagen, ſie möchten heute in der Dämmerungszeit hereinkommen in das Schloß, ſie wollte ihnen etwas geben. Die Kinder kamen ſchon Nachmittags um drei, wo es noch ganz hell war. Der Hausmeiſter wollte ſie wieder fortſchicken, aber die Edelfrau ließ ihm ſagen, er ſolle ſie nur da laſſen, und hinaufſchicken zu ihr. Da die Kinder zu ihr hinaufkamen, fragte ſie die Edelfrau nach dem, was ſie in der Schule gelernt hätten. Und die Margareth und auch ein älterer Bruder von ihr, der Jakob, hatten recht viel gelernt, ſogar der kleine Anton konnte etliche Gebete herſagen, die ihm ſeine Schweſter Margareth gelernt hatte. Da war die Edelfrau ſehr freundlich und ließ den armen Kindern Milch und Weihnachtskuchen geben.

Der Franz kam herein und fragte: Mama, wenn wird denn bei uns beſchert?

Erſt wenn ihr da dieſen Kindern beſchert habt, dann beſchere ich euch auch. Ihr zündet den Baum unten in der unteren Stube an und ich mit der Katharine den Baum in der oberen. Doch muß man warten lernen, denn jetzt iſt es noch heller Tag, da zündet man keine Lichter an.

Franz kam mit der Botſchaft heraus zu Marie und zu Carl, und ſie alle waren es ganz zufrieden, daß erſt den armen Kindern und dann ihnen beſchert werden ſollte, denn ſie hatten ſich auf die Beſcherung für die armen Kinder eben ſo ſehr gefreut, wie auf ihre eigene.

Da gab es nun aber auch wirklich unten in der unteren Stube eine Beluſtigung der Augen und einen Jubel, dergleichen die Kinder aus dem Schloſſe noch niemals geſehen und gehört hatten. Auf jedem Zweige des Chriſtbaumes brannten bunte Lichter, um den Baum herum ſtanden 5 kleine Tiſche und auf jedem dieſer Tiſchchen lagen die Weihnachtsgaben für eines der armen Kinder. Für das kleinſte derſelben war aber kein Tiſch hingeſtellt, weil dieſes noch auf keinen hinaufſchauen konnte, ſondern ein Schemel, der mit einem Bogen von Goldpapier gedeckt war, und darauf die Spielſachen für das Kind ſammt Aepfeln und Nüſſen lagen. Die Lichter brannten, Franz rief die Kinder herein.

Als dieſe auf einmal all' den Glanz der Lichter und die Herrlichkeiten auf den Tiſchen ſahen, da waren ſie vor Freude wie verſteinert. Nur die Margareth ſprach einige halblaute Worte ihres Erſtaunens aus und ſchaute dabei dankbar die gute Marie an. Als man aber jedes der Kinder an ſein Tiſchchen, das Kleinſte an ſeinen Schemel hingeführt und ihm begreiflich gemacht hatte, daß alles das, was darauf läge, ſein gehören ſollte, da fing der Anton, indem er ſich ſeine kleinen Soldaten beſah, überlaut an zu jubeln und die Lieſe jubelte mit. Das kleinſte Mädchen aber hob ein Stück ſeiner Beſcherung nach dem anderen auf und zeigte es mit ganz ſeligem Lächeln und mit lallenden Wortlauten ſeinen Geſchwiſtern und der freundlichen Marie. Anton und Lieſe, als wenn ſie Angſt hätten, daß man ihnen die Gaben wieder nähme, wollten jetzt zuſammenpacken und nach Hauſe zu ihrer Mutter. Man führte aber die Kinder zuerſt noch in ein anderes Zimmer. Da war ein Bild mit Oel getränkt, auf welchem die Engel auf dem Felde bei den Hirten und in einem Stalle das Jeſuskind in der Krippe, daneben aber ſeine heilige Mutter und ſein Pflegevater vorgeſtellt waren. Hinter dem Bilde brannten Lichter und die gaben dem Bilde einen ſolchen Schein, als wenn Alles lebendig daran wäre. Darauf erzählte die Marie den Kindern die Geſchichte von der Geburt Chriſti und von der Erſcheinung, wie von dem Geſange der Engel in der heiligen Nacht. Der Margarethe kamen dabei die Thränen in die Augen und ſelbſt das kleinſte Mädchen hörte aufmerkſam zu, zeigte mit ſeinen Fingern auf das Bild und ſprach zum erſten Male in ſeinem Leben ein deutliches Wort: das Wort „Engele" aus.

Mit tauſend Dank und Vergeltsgott waren die armen Kinder mit ihren Sachen, die man ihnen in Körbe gepackt hatte, abgezogen; man hörte ſie, da ſie durch die Allee hinausgingen nach dem Walde, noch aus weiter Ferne laut aufjubeln, vor Allem den Anton. Die drei Kinder aus dem Schloſſe wurden jetzt auch hinauf gerufen zu ihrer Mutter. Da gab es nun freilich ſehr reiche, ſchöne Geſchenke, aber die Marie ſagte und Franz ſtimmte ihr bei, daß es nicht dieſe Geſchenke geweſen wären, durch welche ſie an dieſem heiligen Weihnachtsabend ſo gar froh geworden wäre, ſo froh, daß es ihr immer war, als hörte ſie die Engel ſingen und müßte mit ſingen, ſondern die große Freude der armen Kinder, die noch niemals in ihrem Leben einen Weihnachtsbaum geſehen und eine Chriſtfeſt-Beſcheerung bekommen hatten, die habe ſie ſo fröhlich gemacht.

Ich weiß nicht gewiß, ob dieſes das letzte Weihnachtsfeſt war, welches Marie, Franz und Carl auf dem Schloſſe mit ihrer Mutter ſo fröhlich und vergnügt zubrachten, wenn es aber auch nicht das allerletzte war, ſo war es doch eines der letzten. Denn es kamen jetzt gar traurige Zeiten über das Land, wo viele Tauſende von Menſchen erſchlagen, erſchoſſen und in ihren Häuſern lebendig verbrannt wurden. Und auch der lieben Edelfrau auf dem Schloſſe mit ihren Kindern und mit ihrem Gemahl würde es nicht anders ergangen ſein, wenn ſie der liebe Gott nicht wunderbar bewahrt und errettet hätte. Ehe ich aber das Alles ſage, muß ich erſt noch einiges von den armen Leuten in der Waldhütte erzählen.

Dieſe waren nun, ſeitdem ihre Mutter wieder geſund geworden und ſie und ihr Mann, ſowie die beiden Söhne immer vollauf ihre Arbeit hatten, gar ſehr glücklich. Als der Sommer wieder kam, bauten ſie ſich ſtatt ihrer armen Hütte ein größeres Häuschen; ſie hatten jetzt alle, die Großen wie die Kleinen, ihre ordentlichen Kleider, und auch ſolche, mit denen ſie am Sonntag zur Kirche gehen konnten. Sie hatten auch alle Tage ihre Suppe, Milch, Kartoffeln und Brod und an Feiertagen etwas Fleiſch zu eſſen, ohne daß ſie Jemand darum anzuſprechen brauchten, denn das Wochenlohn, das ſie ſich verdienten, reichte zu dem Allen hin. Der Anton war nun auch in die Schule gekommen, wenn er aber nach Hauſe kam, da ſpielte er noch gar oft mit ſeinen bleiernen Soldaten und nahm ſich ſogar, wenn er die Schafe hütete, ſeine Schachtel mit hinaus auf das Feld, ſtellte die kleinen Soldaten auf einen Stein auf und hatte ſeine Freude daran.

Der arme Junge! er ſollte bald gar andere Soldaten zu ſehen bekommen, als dieſe bleiernen; Soldaten, die nicht ſo mit ſich ſpielen ließen, ſondern die vielmehr ſelber allen Leuten ſo mitſpielten, daß dieſe nicht blos Thränen, ſondern auch ihr Blut dabei vergoſſen.

Der gute Herr, dem das Schloß und die Kinder darin gehörten, war auch wieder zu den lieben Seinigen nach Hauſe gekommen, aber es dauerte gar nicht lange, da wurde er vom Kaiſer nach Wien berufen und mußte als hoher Offizier mit zu Felde ziehen, denn der Krieg war ausgebrochen. Da gab es nun bald nur lauter Angſt und Schrecken. Es kamen recht viele feindliche Soldaten in's Land, die brannten die Häuſer und die Kirchen an, nahmen den Leuten ihr Geld, ihre Kleider und Alles was ſie hatten und ſchonten dabei keines Menſchen Leben, denn ſie brachten öfters die Eltern ſammt ihren Kindern um oder ſchleppten ſie wie eine Heerde Schafe mit ſich fort, wo ſie Hunger und Froſt und alles Elend leiden mußten. Freilich flohen viele Leute, wo ſie nur konnten, in die Wälder und auf die Berge und verſteckten ſich da vor den böſen Soldaten, dieſe aber ließen es dann, wenn ſie in die Dörfer kamen, Denen, die nicht mitfliehen konnten: den Alten, den Kranken und den Kindern, nur deſto trübſeliger ergehen.

Die Edelfrau im Schloſſe, mit ihren drei Kindern, hörte auch alle Tage von den Dingen, welche die feindlichen Soldaten verübten, und war in großer Angſt. Sie war zwar jetzt wieder etwas geſünder und beſſer bei Kräften als vorher, ſo daß ſie auch wieder ausfahren und ausgehen konnte in's Freie, aber was hätte ſie denn thun können, wenn nun auf einmal die böſen Soldaten gekommen wären und hätten ihr Schloß angebrannt und ihre Kinder und ſie ſelber fortſchleppen wollen? Ihr

Mann war bei dem kaiſerlichen Heere, in welchem ſolche Soldaten waren, die den Leuten halfen, und die das Land gerne vor Mord und Brand geſchützt hätten, wenn ihnen die Feinde nicht zu mächtig geweſen wären. Unter dem kaiſerlichen Heere waren auch die meiſten Bedienten des Schloſſes und viele Bauern aus dem Dorfe, ſo wie der Mann aus der Waldhütte und ſeine beiden älteſten Söhne. Denn dieſe alle hatten müſſen Soldaten werden und mit Säbel und Flinte gegen die Feinde zu Felde ziehen. Aber dieſe Soldaten, dieſe Freunde und Schützer des Landes, waren weit weg und die Feinde waren ſchon viel näher.

Die Edelfrau hatte ſchon lange nichts mehr von ihrem Manne gehört, denn es kam kein Brief mehr von der Poſt, weil die Feinde keine Poſt und keinen Boten durchließen. Der Franz, der nun ſchon größer geworden war, ſprach von gar nichts mehr, als daß er Soldat werden und zu ſeinem Vater mit in den Krieg gehen wollte; ſelbſt der Carl ſchnallte ſich einen Degen, den er in des Vaters Zimmer gefunden hatte, und den er kaum erſchleppen konnte, um den Leib und ſagte, er wolle mit Franz fort, aber die gute Edelfrau hatte bei Tage wie bei Nacht immer nur Angſt und Sorge, und Marie, wenn ſie die Mutter weinen ſah, weinte auch gar oft mit ihr. Da kamen auf einmal, freilich nur etliche Tage, wo die Leute im Schloſſe wieder ruhig ſchlafen konnten. Ein Theil des kaiſerlichen Heeres war dem Lande gegen die Feinde zu Hilfe gekommen; die Freunde: Reiter wie Fußvolk, zogen in das Dorf, wo das Schloß ſtand, und in mehrere Dörfer der Nachbarſchaft ein. Auch in das Schloß ſelber kamen mehrere vornehme Offiziere mit ihren Bedienten, ſie wußten aber alle nichts von dem guten Herrn des Schloſſes, denn der, mit ſeinen Soldaten, ſtand ganz wo anders. Auch wußten ſie nichts recht Genaues davon, wie nahe der Feind ſei, denn dieſer kam auf ſehr ſchnellen Pferden geritten, und wo und wann man ihn gar nicht vermuthete, da war er auf einmal da.

Die kaiſerlichen Soldaten waren nur wenige Tage im Dorfe und im Schloſſe geweſen; da hörte man ganz unerwartet in der Nacht das Geſchrei: der Feind kommt. Alle Reiter ſaßen gleich zu Pferde und das Fußvolk nahm Flinten und Säbel und zog hinaus. Es fehlte aber an Pferden für die Wägen und für die Kanonen, da mußten die Edelfrau und die Bauern im Dorfe alle ihre Pferde hergeben; die Offiziere verſprachen zwar, ſie wollten ſie wieder zurückſchicken und hätten das wohl auch gerne gethan, aber ſie konnten es nicht.

Die gute Edelfrau mit ihren Kindern war nun wieder ganz ohne menſchlichen Schutz und es würde ihr bald gar elend gegangen ſein, wenn Gott ſie nicht geſchützt hätte. In der Nacht, wo die kaiſerlichen Soldaten fortzogen, ſchlief Niemand mehr im Schloſſe, ſelbſt die Kinder waren geweckt und angezogen worden, obgleich der kleine Carl ſo ſchläfrig war, daß er ſich auf den Boden ſetzte und, mit dem Kopfe auf einen Stuhl gelehnt, bald wieder einſchlief.

Am anderen Tage hörte man viel ſchießen, aber immer aus weiterer Ferne. Am Abend kam ein alter Mann aus einem benachbarten Dorfe in's Schloß, der ſagte der Edelfrau, ſie ſolle nur ruhig ſein, die Kaiſerlichen hätten geſiegt und die Feinde wären geflohen. Die guten Leute im Schloſſe legten ſich auch wirklich bald zur Ruhe nieder, denn ſie hatten die vorige Nacht gar nicht und auch ſchon manche andere Nächte nur ganz wenig geſchlafen. Aber es dauerte gar nicht lange, da pochte es unten an der Thüre gar laut. Der alte Hausmeiſter machte auf, da kamen die Margareth und ihr Bruder Anton, der jetzt auch ſchon ein tüchtiger Burſche geworden war und baten die Edelfrau um Gotteswillen, ſie möchte ſogleich mit ihren Kindern ſich aufmachen und mit ihnen gehen, denn der Feind ſei ſchon ganz nahe draußen vor dem Dorfe. Die Edelfrau wollte es erſt nicht glauben, daß die Gefahr ſo nahe ſei, da ſie aber an's Fenſter trat und hinausſchaute, da ſah ſie, wie ſchon die Flammen aufſtiegen von den Dörfern in der Nachbarſchaft, welche die Feinde angezündet hatten. Sie zog ganz eilig ihre Kleider an und die Kinder wurden auch ſchnell angezogen und dann liefen ſie, ſo ſchnell ſie konnten, mit der Margareth und dem Anton fort.

Sie waren noch kaum zu der Allee hinausgekommen gegen den Wald hin, da hörten ſie ſchon unten auf dem Steinweg im Dorfe das Getrappel der Pferde und das wilde Geſchrei der feindlichen Reiter. Es war ihnen auch, als hörten ſie noch, wie die Feinde die Thore des Hofes und die Thüren am Schloſſe, die der Hausmeiſter feſt verſchloſſen und verriegelt hatte, mit Beilen und Aexten einſchlügen. Aber ſie hatten jetzt keine Zeit zu horchen und ſich umzuſchauen, ſie mußten nur machen, daß ſie in den Wald kämen.

Im Walde und bei dem Häuschen, wo die Eltern der Margarethe wohnten, wären ſie freilich nicht ſicher geweſen. Man konnte dieſes Häuschen vom Dorfe aus ſehen und die Feinde kamen auch noch in derſelben Nacht dorthin und haben es niedergebrannt, wie alle die anderen Häuſer im Dorfe. Aber die Mutter der Margareth mit ihren Kindern hatten der guten, wohlthätigen Edelfrau und ihren lieben Kindern ſchon ein anderes Unterkommen bereitet, wo ſie ſicher war und wo kein Feind ſie gefunden hat. Mitten zwiſchen den Steinfelſen im Walde, an einem Orte, wohin man auf keinem gewöhnlichen Wege kommen, ſondern nur durch eine Höhle kriechen konnte, die durch den Felſen, wie ein Keller hindurchging, da hatten ſie im dichten Gebüſch eine kleine Hütte gebaut und oben mit Moos und grünen Tannenzweigen ſie zugedeckt. In der Hütte fanden ſich alle die Betten, welche die gute Edelfrau den armen Leuten geſchenkt hatte, die waren friſch und reinlich überzogen und überhaupt ſah es recht ſauber in der Hütte aus, in welcher eine Lampe brannte. Der Anton, ſeitdem er davon gehört hatte, daß die Feinde in's Land kommen könnten, die ſo grauſam gegen die Menſchen, vor Allem aber gegen die Edelleute wären, hatte nicht nur ſeiner Mutter und ſeiner

Schweſter Margareth an der Hütte treulich bauen helfen, ſondern hatte auch in der Hütte drei Sitze für die Schloßkinder aus großen Ziegelſteinen, die er weit hergeſchleppt hatte, bereitet und ſie mit weichem Moos gedeckt; für die Edelfrau war aber ein ordentlicher Stuhl da.

Dieſe Vorſorge that der guten Frau nicht nur wohl, ſondern ſie war ihr auch ſehr nothwendig. Denn ſie war durch die Angſt und durch das Laufen vom Schloſſe her bis auf den Berg, ſo wie durch das Kriechen in die Höhle ſo von Kräften gekommen, daß ſie kaum noch etliche Minuten hätte auf ihren Füßen ſtehen, geſchweige gehen können. Hier aber in dem ſtillen Walde und in der verborgenen Felſenkluft kam es ihr ſo ſicher vor, als wäre ſie in einer ganz anderen Welt, wo keine Mörder und Räuber hinkommen können. Sie zog ihre drei Kinder zu ſich hin an den Stuhl und dankte mit ihnen gar herzlich dem lieben Gott dafür, daß er ſie aus den Händen der grauſamen Feinde gerettet habe. Dann legte ſie ſich in das Bette, das die guten, armen Leute für ſie zurechte gemacht hatten und Mariechen ſchlief neben ihr, Franz und Carl in einem anderen Bettchen, Margarethe aber mit ihrer Mutter und den beiden Schweſtern, die kauerten vorne bei der Thüre auf einer Streu von Tannenreiſig, und wenn auch die Mädchen, wenigſtens die beiden kleineren, ſchliefen, ſo wachte doch ihre Mutter und lauſchte auf jeden Laut, der in den Wald herein tönte. Auch der Anton, der brave Junge, wollte nicht ſchlafen, ſondern draußen vor dem Höhleneingange auf der Wache bleiben und von Zeit zu Zeit von einem hohen Steine im Walde nach dem Dorfe und dem Schloſſe hinunterſchauen.

Es war recht gut, daß die Edelfrau und ihre Kinder ſo feſt ſchliefen, denn ſonſt würden ſie gar hart erſchrocken ſein, als der Anton etwa nach einer Stunde eilig durch die Höhle hereingekrochen und in die Hütte kam, wo er gar nicht mit leiſer, ſondern in ſeinem erſten Schrecken mit ganz lauter Stimme ſeiner Mutter zurief, daß das Schloß brenne, und daß die Feuerflammen ſchon oben zum Dache herausbrächen. Auch die Kirche brenne, und der Thurm ſtehe bis hinan zu ſeiner Spitze in lauter Feuer. Die Edelfrau hörte das Alles nicht, ſondern ſie ſchlief ſanft und feſt fort und Anton, dem ſeine Mutter einen Verweis darüber gab, daß er ſo laut geſprochen habe, kroch wieder zur Höhle hinaus auf ſeinen Wachtpoſten.

Nach einiger Zeit kam er wieder, zitternd und bebend vor Schrecken herein und ſagte ſtille weinend: Mutter, jetzt brennt auch unſer Haus und alle Häuſer im Dorfe brennen und die Feinde ſind ſchon unten im Walde, der vom Feuer ſo hell iſt wie am Tage; jetzt aber gehe ich nicht mehr hinaus.

Die Mutter tröſtete den armen Jungen und ſagte: wenn uns Gott ſeinen Segen gibt und dein Vater wieder zu uns kommt, dann wollen wir uns ſchon ein anderes Haus bauen. Jetzt aber bleibe du nur da in der Hütte, ich will hinaus und den Eingang vor der Höhle ſo zudecken und verwahren, wie ich's euch neulich gezeigt habe.

Das Tageslicht dämmerte ſchon lange in den verborgenen Felſenkeſſel herein, wo unter dem Gebüſch der jungen Tannen die Hütte lag, als endlich die Edelfrau erwachte. Habe ich doch, ſo ſagte ſie zu der armen Frau, bei euch ſo ſanft und gut geſchlafen, wie ſeit langer Zeit in meinem Schloſſe nicht. Ich bin wieder recht fröhlich in meinem Herzen, denn wenn mir die Feinde auch mein Schloß und Alles, was darinnen iſt, nehmen, ſo habe ich doch meine Kinder noch und meinen Mann wird Gott mir auch erhalten. Ich bin nur froh, daß ich ſo treue Freunde und Schützer in der Noth gefunden habe, wie ihr mir geworden ſeid.

Die Edelfrau hatte alle Urſache, ſo zu ſagen. Denn in dem damaligen grauſamen Kriege hatten die Feinde vor Allem den Edelleuten den Untergang geſchworen. Und wenn ſie vollends erfuhren, daß der Hausherr einer adeligen Familie unter dem kaiſerlichen Heere gegen ſie zu Felde ſtehe, dann ließen ſie an ſeinem Hauſe und an ſeiner Familie in recht barbariſcher Weiſe ihre Rache aus. Auch wenn die Frauen und Kinder ſich in einem Walde oder ſonſt wo verſteckt hatten, half ihnen das nichts, denn es gab immer unter ihren Bedienten und Bauern welche, die, wenn auch nicht aus Bosheit, doch aus Furcht vor den Mißhandlungen und angedrohten Martern, den Verſteck ihrer Herrſchaft verriethen. Hier aber, wo blos dieſe armen Leute und ſonſt kein Anderes, nicht einmal die Diener im Schloſſe, es wußten, wo ihre Herrſchaft war, konnte ſie ſicher ſein; denn ſie und ihre Kinder hatten ſich dieſe Leute durch ihr mildes Wohlthun ſo in Liebe verbunden, daß ſie ihnen bis in den Tod getreu waren.

Die arme Frau hatte ſchon ſeit mehreren Tagen für einen Vorrath an Milch, Brod, Butter und anderen Speiſen geſorgt, ſo daß ihre Gäſte keinen Mangel leiden durften. Da die Edelfrau ſelbſt davon geſprochen hatte, daß wohl ihr Schloß und alles ihr Hab und Gut dahin ſein könnte, erzählte es ihr auch die arme Frau, daß das Schloß und Alles, was darin war, verbrannt ſei. Sie hörte das mit vieler Faſſung an und nur erſt da, als man ihr nach etlichen Tagen, wo die Feinde fort waren, erzählte, daß der alte Hausmeiſter und mehrere andere treue Diener ermordet wären, weinte ſie.

Nach einiger Zeit dachte ſie denn auch an das Weiterkommen. Sie ſelber verſchaffte ſich mit Hülfe der armen Frau Kleider wie eine geringe Bäuerin und zog ihre Kinder wie Bauernkinder an und in Begleitung der armen Frau und deren Kinder iſt ſie glücklich mitten durch die Heere der Feinde auf ein Gut bei Wien gekommen, das ihrer Familie gehörte. Auch ihren Gemahl hat ihr Gott am Leben erhalten. Sie haben jetzt ihr Schloß wieder aufgebaut, und die Leute, die ſich ſo treu an ihnen erwieſen haben, wohnen in einem Hauſe, das der Gutsherr ihnen erbauen ließ und haben als Pächter ihr ganz gutes Auskommen. Franz iſt ſchon Offizier geworden, die beiden älteſten Söhne der armen Leute ſind aber beide in der Schlacht geblieben, und fern von ihren Eltern, in Siebenbürgen, begraben.

5. Zwei lebendig begrabene Kinder *).

Zwei Mägdlein von 11 bis 12 Jahren wollten an einem Spätwintertage ihre Verwandtin und Pathin, die in einem benachbarten Dorfe wohnte, beſuchen. Den Spinnrocken in der Hand gingen ſie aus ihrem Dörfchen durch den Wald nach dem Berge hinauf und achteten der Schneeflocken nicht ſonderlich, die immer häufiger und dichter auf ſie herabfielen, denn ſie waren ja bald halben Weges, und jenſeits des Tannenwaldes, das wußten ſie, konnte man das Dorf, in dem die Pathe wohnte, ſchon ſehen. Aber da ſie nun oben auf der Höhe und mitten im Walde ſind, da wird das Schneegeſtöber ſo furchtbar, daß die armen Kinder gar keinen Weg mehr ſehen und nicht mehr vor- oder rückwärts können. Da drängen ſie ſich am Rande eines Hohlweges in eine kleine Halle hinein, die der Schnee über ein niederes Tannengebüſch hinweggewölbt hatte; vorher aber ſtecken ſie ihre beiden

---

*) Die nachſtehende Geſchichte hat ſich nicht, wie früher unrichtig geſagt war, am Schwarzwald, ſondern auf der Inſel Rügen zugetragen.

Kunkeln (Spinnrocken) in einander, ſo daß eine kleine Stange daraus wird, befeſtigen oben ein rothes Tüchlein daran und ſtellen dann dieſes Nothzeichen auf dem Dach ihres Schneehäuschens auf. Da nun die Nacht kam und das Schneegeſtöber immer ärger wurde, ſo daß gar bald der ganze Eingang zur Halle zugeſchneit war, und man durch den Schnee hindurch das Geſchrei des Uhus und das Brauſen des Sturmes in den Tannen kaum noch hören konnte, da mag es den armen Kindern wohl bange genug geworden ſein. Waren ſie doch ohnehin dort im Schnee bei lebendigem Leibe ſchon begraben, ohne Sarg und ohne daß der Todtengräber eine Schaufel angeſetzt hatte. Aber Gott ſchützte die Kleinen vor wilden Thieren und vor dem tödtlichen Froſte, und, eng an einander gedrängt, ſchliefen ſie zuletzt ein.

Ihre Eltern ſchliefen zu Hauſe auch ruhig, denn ſie meinten, die Kinder wären bei der Pathin wohl aufgehoben. Als ſie aber am anderen Morgen einen Boten ausſchickten, der die Mädchen holen ſollte, und dieſer ſie nicht fand, da ging ſogleich Jedes, das laufen konnte, mit Schaufeln und Schippen hinaus in den Schnee, um die Kinder zu ſuchen. Man kam bei dieſen Suchen auch an den Hohlweg, und dort ſah man das Nothzeichen der Kleinen: die beiden zuſammengeſteckten Spinnrocken mit dem rothen Tüchlein, das gerade noch ein wenig aus dem Schnee heraus ſtand. Da konnte man ſich nun denken, daß die Mädchen auch nicht weit davon verborgen ſein müßten, deshalb rief und ſchrie man ſehr laut. Und die Kinder drinnen in ihrer kalten Kammer hörten das Rufen, ſie antworteten darauf und verſuchten zugleich mit ihren Händen ſich heraus zu arbeiten. Dies aber wäre ihnen wohl unmöglich geweſen, wenn nicht die Männer außen, die den Laut von innen vernommen hatten, mit Schaufeln den großen Schneehaufen, der um die Mädchen her lag, hinweggearbeitet hätten. Denn der ganze Hohlweg war in der Nacht zugeſchneit, und es war nur gut, daß die kleinen Tannenbäumchen das ſchwere Dach von Schnee noch ſo getragen hatten, ſonſt wären die Kinder erſtickt. So aber kamen ſie ganz wohlbehalten heraus in's Freie, keines ihrer Glieder war vom Froſt beſchädigt, denn der Schnee hatte ſie gegen den ſcharfen Wind zugedeckt, und ſie hatten ſich eines am anderen erwärmt.

Die Eltern aber, und alle Leute im Dorfe freuten ſich gar herzlich über die Rettung und Bewahrung der guten Kinder, und dankten Gott inniglich dafür.

6. Ein Kind mit der Schlange an einer Schüſſel; ein Kind mit der Schlange in einem Topfe.

Im nördlichen Deutſchland, nicht fern von der polniſchen Grenze, in einem Dorfe, ſaß vor nun mehreren Jahren ein kleines Knäblein, von etwa drei oder vier Jahren, auf der Schwelle der Hausthüre. Seine Mutter hatte ihm eine Schüſſel mit Milch, darein Brod gebrockt war, gegeben, und der Kleine langte mit ſeinem Löffel ganz ordentlich zu und ließ es ſich wohl ſchmecken. Da er ſo über dem beſten Eſſen war, da kam eine große Schlange, mit gelben Flecken am Halſe, herbeigekrochen, die hob ihren langen Hals in die Höhe, tunkte ihren Kopf in die Schüſſel und ließ ſich die Milch auch ganz gut ſchmecken. Der kleine Junge hatte nichts dagegen, nur kam es ihm ſehr unartig von der Schlange vor, daß ſie blos Milch trank, und nicht auch Brod dazu aß, denn ſeine Mutter pflegte ihm, wenn er es auch ſo machen wollte, immer zu ſagen, er ſolle doch auch Brod eſſen. Der kleine Burſche mochte das auch ſchon der Schlange mehrmals geſagt haben, dieſe aber wollte ſeinen Worten nicht folgen. Da wollte er ſie auf nachdrücklichere Weiſe belehren, und ſeine Mutter kam gerade dazu, als ihr kleiner Jacob die große Schlange mit ſeinem Löffel auf ihren Kopf ſchlug, und zurief: „iß och Brockei."

Man kann ſich den Schrecken der guten Mutter denken, als ſie ihr Kind mit einer Schlange aus einer Schüſſel eſſen ſah. Der Menſch hat ohnehin einen natürlichen Abſcheu und Eckel vor allen Schlangen, und die meiſten Leute halten alle Schlangen für giftig, obgleich nur die wenigſten dieſes ſind. Namentlich ſind die, welche an jeder Seite des Halſes einen gelben Flecken haben, gar nicht giftig, obgleich ſie öfters eine ſehr anſehnliche Größe erreichen, und wenn ſie in die Häuſer und Keller kommen, die Leute ſehr erſchrecken. In ſo weit hätte deshalb die Mutter ganz ruhig ſein können, denn die große Schlange, die mit ihrem Kinde aus der Schüſſel aß, war allem Anſchein nach keine giftige. Doch ſie wußte dieſes nicht, ſie nahm ſchnell ihren Kleinen von der Thürſchwelle hinweg, rief ihren Mann, und dieſer ſchlug die große Schlange todt.

Es gibt jedoch auch ſchon bei uns zu Lande, noch mehr aber in heißen Ländern, auch ſehr giftige Schlangen. Wenn die Klapperſchlange, oder wenn die Brillenſchlange einen Menſchen mit ihren giftigen Zähnen beißt, ſo muß er insgemein ſchon nach wenigen Minuten ſterben. Eine ſolche Brillenſchlange war es, von welcher ich hier*) erzählen will.

Wenn in Indien die Regengüſſe fallen, da ſchwellen auch die kleinen Flüſſe und ſelbſt die Bäche, über die man ſonſt ganz bequem hinüber waten kann, ſo ſtark an, daß man zu Fuße nicht durch kann. Nun gibt es aber dort an vielen Orten keine Brücken, man muß deshalb hinüber ſchwimmen. Eines Tages hatte ein Bauer mit ſeiner Frau ein Geſchäft in einem Dorfe gehabt, das auf der anderen Seite des Fluſſes war, und da ſie wieder nach Hauſe gehen wollten, war das Waſſer ſo angelaufen, daß ſie nicht anders als mit Schwimmen hinüber konnten. Aber ſie hatten ihr Kind, ein Knäblein von etwa zwei Jahren, bei ſich, das konnte nicht ſchwimmen. Da halfen ſich die Leute ſo wie man es dort zu Lande manchmal thut. Man hat nämlich da ſehr große geräumige Töpfe, oder tiefe Näpfe, die treibt man, wenn man im Schwimmen etwas mit über das Waſſer führen will, mit einer Hand oder mit dem Kinn vor ſich her. In einen ſolchen Topf thaten die Leute ihr Kind, und der Vater trieb ihn beim Schwimmen vor ſich hin.

---

*) Nach Taverniers Reiſen.

In der Mitte des Fluſſes hatte das große Waſſer mehrere Bäume, die mit den Wurzeln ausgeriſſen waren, zuſammengeführt, welche ganz feſt auf dem Grunde auflagen. Auf dieſen Baumſtämmen wollten die Leute, weil ſie vom Schwimmen müde waren, ein wenig ausruhen, und der Vater ſetzte den Napf, darin ſein Kind ganz ſanft eingeſchlafen war, neben ſich hin. Da kam plötzlich eine Brillenſchlange geſchoſſen und ſprang in den Topf zu dem Kinde hinein. Darüber erſchrack der Mann ſo ſehr, daß er den Topf ganz aus der Hand ließ, welchen ſogleich der Strom des Waſſers mit ſich fort riß. Die Eltern jammerten bitterlich über ihr Kind, denn ſie dachten nicht anders, als daß die Brillenſchlange, nach ihrer böſen Art, das Kind gleich, ſobald ſie in den Topf kam, gebiſſen habe, und daß dieſes jetzt ſchon todt ſei.

Aber es geſchah anders. Der Strom führte den Topf mit dem ſchlafenden Kinde und der Schlange weit mit ſich fort, und trieb ihn bei einem Dorfe, da wo gerade ein Mann mit ſeiner Frau und einem Knaben ſtand, auf den Sand. Die Leute ſprangen hinzu, nahmen das Kind aus dem Topfe, dieſes erwachte und war ganz unverletzt. Die Schlange aber, wie ein böſer Geiſt, fuhr aus dem

Topfe heraus, und wehe dem, dem ſie jetzt zu nahe kam. Die Eltern des Knäbleins erfuhren erſt einige Zeit nachher, daß ihr Kind noch lebe und ſo wunderbar gerettet ſei. Sie holten es von den Leuten, die den Topf an's Land gezogen hatten. Dieſe aber hatten den kleinen Knaben ſo lieb gewonnen, daß ſie ihn ſehr ungern ſeinen Eltern wieder gaben.

7. Das Mährchen von der großen Bratwurſt.

An einem Orte, der gar ſehr weit von hier iſt, draußen vor dem Dorfe auf der Heide, wohnten Leute, die man nur die Türken nannte. Es waren aber keine Türken, ſondern ganz gute Chriſtenleute, und man hieß ſie nur ſo, weil der Großvater in ſeinen jüngeren Jahren Soldat geweſen, und mit dem Prinzen Eugen gegen die Türken zu Felde gezogen war. Da nun der Krieg aus war, und der Großvater wieder nach Hauſe kam, da brachte er die Kleider von einem Türken und einen großen krummen Türkenſäbel, auch eine lange Tabakspfeife mit, daran unten ein rother, vergoldeter Kopf war. Jedesmal, wenn Kirchweih war, zog der Großvater ſeine Türkenkleider an, ſetzte ſeine weiß und rothe Türkenbundmütze auf, ſchnallte ſeinen krummen Säbel um, und nahm ſeine lange Pfeife in die Hand. So ging er dann am Kirchweihabend in das Dorf und in's Wirthshaus und erzählte den Leuten von dem Türkenkriege und von dem tapferen Prinzen Eugen, und wenn er luſtig wurde, da ſang er auch Eines dazu. Darum nannten ihn die Bauern im Dorfe nur den Türken.

Der Großvater aber hieß nicht allein ſo, ſondern man nannte alle ſeine Leute die Türken, denn ſeine Frau hieß die alte Türkin, ihr Sohn und ſeine Frau hießen die jungen Türken, und ihr Enkel, der Hans Jürg, hieß der kleine Türk.

Klein war nun der Hans Jürg für ſein Alter gerade nicht, denn obgleich er erſt ſechs oder ſieben Jahre alt war, war er doch ſchon ſo groß und ſtark, wie manche Buben erſt im vierzehnten Jahre ſind; er konnte ſchon drei Stunden weit mit ſeiner Mutter in die Stadt und auch wieder zurück laufen, und dabei trug er hineinwärts einen Sack, worin ſechs Mäßle Erbſen waren, herauswärts aber zwei Viergroſchenbrode und zwölf Semmeln. Seinen Vater half er heben und tragen, faſt wie ein großer Menſch, und wenn die Großmutter ſprach: Hans Jürg, mache das nicht, du könnteſt dir Schaden thun, da ſagte er immer ganz fröhlich: o das thut mir nichts.

Freilich konnte der Junge, ſo wie er ſtark von Fleiſch und Knochen war, auch recht ſtark eſſen. Er war immer bei gutem Appetit, er aß eine eben ſo große Schüſſel Gerſtengraupen oder Hirſebrei aus, wie der Knecht, und etliche Stunden darauf hatte er ſchon wieder Hunger.

Nun, Hunger zu leiden brauchte er bei ſeinen Leuten gerade nicht. Sein Vater und ſeine Muter waren zwar nicht reich, aber ſie hatten immer ſattſam zu eſſen und ihre ordentlichen Kleider für den Winter wie für den Sommer. Ja, ſie hatten ſo viel, daß ſie den Armen, die zu ihrem Hauſe kamen, noch etwas abgeben konnten, und gar mancher alte Mann, gar manches fremde Kind, das zu Hauſe nicht ſatt zu eſſen hatte, aß ſich bei den Türken draußen auf der Heide ſatt, und bekam auch noch ein Stück Brod auf den Weg.

Der Großvater, ſowie der Vater des Hans Jürgen hatten gar viele Bienenkörbe und Bienenſtöcke. Wenn dann im Sommer die Linden und wenn die Heide blühte, ſo daß weit und breit um die Häuſer alles ſo roth ausſah, wie ein rothes Tuch, da flogen die vielen Tauſende der Bienen hinaus, und holten ſich aus den Blüthen ſo viel Honig und Wachs, daß der Honig manchmal aus den Körben herausfloß. Dann nahm man im Herbſt das Wachs und den Honig heraus, ließ den Honig in Töpfe, das Wachs aber ſchmolz man zu dicken Scheiben, und den Honig wie das Wachs fuhr dann der Vater hinein in die Stadt, wo er viel Geld dafür bekam. Die Mutter hatte aber auch etliche Kühe im Stalle, von denen ihre Leute Milch und Butter bekamen; der Vater und Großvater betrieben das Wagnerhandwerk, machten den Bauern im Dorfe ihre Wägen, und hatten ein großes Stück Feld, darauf ſie Hirſe, Kartoffeln und Korn gerade genug bauten.

Obgleich aber die Türkenleute alle Morgen ihre Milchſuppe, Mittag und Abend ihre Schüſſel voll Hirſebrei oder Kartoffeln, an Sonn- und Feiertagen auch ihr Stück Fleiſch hatten und der Hans Jürg alſo gar keinen Hunger zu leiden brauchte, war dieſer doch manchmal nicht recht zufrieden damit. Denn wenn er mit ſeiner Mutter in die Stadt kam, da ließ ihm dieſe öfters ein Stücklein Bratwurſt und Semmel geben, oder ſie kaufte ihm, wenn es welche gab, ſchöne, große Kirſchen, und das Alles ſchmeckte dem Hans Jürgen ſo gut, daß er immer ſagte: wenn ich mich doch nur einmal an Bratwürſten oder an Kirſchen ſatt eſſen könnte. Ich wollte, ich hätte eine Bratwurſt zweimal ſo dick und ſo lang wie mein Arm, und ein Schock von Kirſchen, die ſo groß wären, wie eine Kegelkugel.

Einmal, wie er ſo ſagte, hörte es ſein Großvater, der alte Türk, dieſer lachte darüber und ſagte: Hans Jürg, wenn du ſo etwas haben willſt, dann mußt du in das Rieſenland gehen, denn dort werden Bratwürſte gebraten ſo dick wie das größte Bierfaß, und ſo lang wie deiner Mutter ihr Krautgarten, und Kirſchen gibt es dort ſo groß, als ein Kürbis.

Das Rieſenland? fragte Hans Jürg ganz erſtaunt, ei Großvater, ihr ſeid ſo weit in der Welt herumgekommen, ſeid gewiß auch im Rieſenlande geweſen, ich bitte, erzählt mir doch davon.

Im Rieſenlande, ſagte der Großvater, bin ich zwar nicht geweſen, denn da kommt man gar ſchwer hinein, aber ich weiß dir ſchon davon zu ſagen, denn ich habe einen Mann gekannt, der iſt im Rieſenlande geweſen, und auch mit heiler Haut wieder herausgekommen, ja er hat eine Perle mit herausgebracht, die war ſo groß und koſtbar, daß ihm die Kaiſerin einen ganzen Sack voll Thaler dafür gegeben hat, und daß er hernach ein reicher Mann geworden iſt.

War das keine ſolche Perle, wie meine Mutter eine Schnur um den Hals trägt? fragte der Hans Jürg.

Nein, mein Sohn, antwortete der Großvater, deiner Mutter ihre Perlen ſind von Glas, und da iſt eine kaum einen Pfennig werth, aber die Perle, die der Mann mitbrachte, das war eine Perle aus dem Meere, ſo koſtbar, wie die Königinnen und Kaiſerinnen ſie um den Hals tragen. Doch ich will dir jetzt weiter erzählen von dem Rieſenlande.

Siehſt du, vor alten Zeiten, vor viel länger als tauſend Jahren, da hat es Rieſenleute auf der Welt gegeben, die waren höher und dicker als der Kirchthurm in unſerem Dorfe. Einen Stein, ſo groß wie ein Haus, den hoben ſie auf und warfen ihn viele hundert Ellen weit weg, einen Baum, ſo ſtark wie der größte Eichbaum, den zogen ſie ſo leicht mit der Wurzel heraus, wie eine gelbe Rübe. Ein ordentlicher Menſch war gegen einen ſolchen Rieſen ſo klein, wie eine Maus gegen mein Ackerpferd. Wenn ſich ein Rieſe mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde zu Tiſche ſetzte, da aßen ſie drei gebratene Ochſen, ſechs gebratene Schafe und zwanzig gebratene Gänſe mit einander auf, und dazu ein Brod, ſo groß wie mein Heuſtadel. Aber dieſe Rieſen waren ſehr gottlos. Da ſie immer ſo viel zu eſſen haben wollten, nahmen ſie den Menſchen ihre Viehheerden, ihre Schafe, und alles, was eßbar war, weg, und ſchlugen die Menſchen todt, wo ſie nur einen ſahen. Da half weder Schloß noch Riegel, weder Stadtmauer noch Thor, denn die Rieſen traten über die Mauern und verſchloſſenen Thore hinein in die Stadt, und wo ſie ihren Fuß hinſetzten, da traten ſie die Häuſer mit den Leuten, die darin waren, zuſammen, wie eine angebrannte Nußſchale.

Das war für die Menſchen eine recht gottserbärmliche Zeit. Sie verkrochen ſich in die Bierkeller und in die Bergeshöhlen, damit die Rieſen ſie nicht ſehen ſollten, oder ſie verbargen ſich in die dicken Wälder. Und auch da waren ſie nicht ſicher, denn wenn es den Rieſen einfiel, durch einen ſolchen Eichen- und Tannenwald hindurch zu gehen, der ihnen wie uns eine grüne Wieſe vorkam, weil ihnen die Bäume nur über den Knöchel heraufgingen wie uns das Gras, da traten ſie auch Alles, was in dem Walde verſteckt war, Menſchen und Thiere, mit ſammt den Bäumen zuſammen.

Wenn das ſo fortgegangen wäre, da würde es bald mit den Menſchen ganz aus geweſen ſein. Die Rieſen hätten ſie alle umgebracht, oder ſie hätten ihnen alles Das, wovon ſie leben mußten, weggenommen, ſo daß ſie hätten verhungern müſſen. Aber Gott erbarmte ſich der Menſchen. Er ſchickte eine böſe Krankheit unter die Rieſen, daran die meiſten von ihnen gar ſchnell ſtarben. Die, welche nicht geſtorben waren, flohen alle in das Rieſenland, aus dem ſie vormals hergekommen, und in das Land der Menſchen eingebrochen waren. Aber auch über dieſe entflohenen Rieſen und ihre vormalige Heimath kam ein Unglück, denn ihr Land wurde von dem Lande, darauf die Menſchen wohnen, losgeriſſen, und ſank ein großes Stück hinunter, ſo daß es jetzt dreimal ſo tief, als ein Kirchthurm hoch iſt, unter dem Menſchenlande liegt.

Da, wo das Menſchenland zu Ende geht, kann man hinunter ſchauen in das Rieſenland, aber ein Weg geht nicht hinunter, denn es liegt Alles voll Schutt und Steine, die, wenn man darauf tritt, hinunterrollen, ſo daß man damit, wer weiß wie tief, hinunterrutſchen würde.

Nur ein einziges Mittel gibt es für die Menſchen, wenn einer ein ſolcher Wagehals ſein will, hinunter in das Rieſenland zu kommen. An einer Stelle des großen Riſſes, durch die das Land von dem Menſchenlande abgeriſſen iſt, ſteht ein Rieſenbaum, der iſt zehn-, ja vielleicht zwanzigmal ſo hoch als die höchſte Eiche, ſo daß ſein Gipfel und ſeine oberſten Zweige heraufreichen an den Erdboden des Menſchenlandes. Die Rieſen haben eine große Furcht vor dieſem Baume, denn ſie ſagen, er ſtehe auf dem Gebeine ihrer Vorfahren, welche an dieſer Stelle der Blitz vom Himmel erſchlagen habe, und wenn ſie hingingen, würde ſie auch der Blitz treffen. Wenn ſich aber einer da hinüberſchwingt auf den Baum und Kräfte genug hat, zwei bis drei Stunden lang immer hinab zu klettern, der kann hinunter kommen in das Rieſenland.

Ei, das getraute ich mir wohl, ſagte der Hans Jürg. Ich kann auf die höchſten Eichenbäume hinauf-, dann wieder herunterklettern, und wenn es eben noch höhere Bäume gäbe, wollte ich wohl auch hinauf und hinunterkommen.

Laß das gut ſein, ſagte der Großvater, höre nur erſt weiter, was es mit den Rieſen und ihrem Lande für eine Beſchaffenheit hat, dann wird dir die Luſt darnach vergehen.

Wie ich dir ſchon ſagte, ich habe einen Mann gekannt, der iſt zehn Jahre und drei Tage lang im Rieſenlande geweſen; wenn er mir aber davon erzählte, wie es ihm dort gegangen ſei, da hat mir die Haut geſchauert. Dieſer Mann iſt hingekommen zu dem großen Baume, und iſt wirklich an ihm hinabgeklettert, hat aber beinahe von Morgen bis zum Mittag gebraucht, ehe er durch die Zweige und zwiſchen den ungeheuren Blättern, die ſo groß waren wie ein Tiſch, ſich hindurchdrängte und hinunter kam. Da er nun unten war, da hungerte ihn ſehr, denn es war Mittagszeit, nirgends aber ſah er und fand er etwas zu eſſen, denn es war lauter dürrer, ſteiniger Boden. Er ging weiter, da kam er an einen Bach, der war ſo breit und ſo tief, wie die Elbe bei Dresden. Da ſtand eine Rieſenerdbeere, ſo groß wie eine Waſſerkanne, die konnte er, ſo hungrig er war, kaum halb aufeſſen.

Denn das will ich dir noch ſagen, in dem Lande, aus dem die Rieſen eigentlich herſtammten, und aus dem ſie in das Land der Menſchen herein gekommen waren, ſind alle Dinge, auch die, welche bei uns ganz klein ſind, ungeheuer groß. Ein Schaf iſt dort viel größer als ein Kameel, ein Sperling ſo groß wie bei uns eine Gans, und die Kirſchbäume ſo hoch, daß ſie bis in die Wolken hinaufreichen.

Nun weiter in meiner Geſchichte. Der Mann, von dem ich dir erzählte, aß zwar die Erdbeeren gern, wenn es aber auch dort am Bache mehr als die einzige gegeben hätte, die er fand, ſo hätte er ſich doch bald überdrüſſig daran gegeſſen; ihn hungerte nach einem Stück Brod oder Fleiſch. Ueber dem Bache drüben, da ſah es ganz luſtig aus; da ſtanden viele Rieſenbäume und Felder voll Korn, deſſen Halme ſo hoch waren, wie bei uns ein Tannenbaum. Wo es ſolches Korn gibt, dachte der Mann, da muß es auch großes Brod und große Semmeln geben; wenn ich nur erſt hinüber wäre über den Bach.

Indem er ſo da ſtand und nachſann, da trieb der Strom etwas an das Land, ganz nahe bei ſeinen Füßen herüber, das ſah aus wie ein Schiff, nur war es nicht länglich, wie die Elbeſchiffe ſind, ſondern rund wie ein ungeheuer großer Napf. Er ſprang hinein, denn er dachte, wenn das ein Schiff iſt, wird wohl auch ein Ruder darin liegen, ſo daß ich damit hinüber rudern kann an das andere Ufer. Kaum aber war er in dem Napfe drinnen, da wurde dieſer ſo ſtark und ſo ſchnell über das Waſſer hinübergezogen, daß der Mann der Länge lang zu Boden ſank. Als er ſich wieder aufraffte, da ſah er erſt, woher der ſtarke Ruck kam. Das Schiff war ein

Trinknapf, mit welchem ſich die Rieſen, wenn ſie durſtig waren, ihr Waſſer ſchöpften; der Napf war an eine Kette gebunden, die weit über das Waſſer hinüberreichte, und an einem Rieſenbaume feſt gemacht war. Ein Rieſenmädchen hatte die Kette gezogen, denn ſie wollte aus dem Napfe trinken, da ſie aber dieſen in die Höhe hob, und ſah den Mann darin, der kaum ſo groß war wie ihr kleiner Finger, da erſchrack ſie ſehr und ließ den Napf vor Schrecken in's Gras fallen.

Aber freilich, der Schrecken, den der Mann hatte, der war noch viel größer. So etwas Ungeheueres, wie das Rieſenmädchen war, hatte er noch niemals, nicht einmal im Traume, geſchweige im Wachen geſehen. Ihre Augen waren ſo groß, wie die größeſte Waſchſchüſſel, ihr Maul ſo weit aufgeſperrt, wie ein Scheuerthor, und die Zähne breiter und ſtärker wie die Stampfer in einer Oelmühle. Die Rieſin ſchrie ſo laut, daß Berg und Wald davon dröhnten, der Mann war zwar aus dem Napfe herausgeſprungen und wollte ſich unter das Moos verkriechen, das dort im Rieſenlande ſo groß iſt, wie bei uns das Wachholdergebüſch, aber es kamen jetzt auf das Geſchrei des Mädchens andere Rieſen herbei, die fingen den Mann, wie man eine Heuſchrecke fängt, ſteckten ihn in eine Schachtel, die ſo geräumig war, wie ein Tanzſaal, und brachten ihn dem Rieſenkönige zum Geſchenk, weil dieſer an all' ſolchen Curioſitäten großes Gefallen hatte, und weil er ja doch der größeſte Herr im Lande war, dem man gern etwas brachte.

War denn der König, ſo fragte Hans Jürg, noch größer als alle die anderen Rieſen?

Ob er noch um eine Baumeshöhe länger geweſen iſt, als die anderen, das weiß ich nicht, aber ſiehſt du, der Herr Graf in Reichersdorf, der neulich, wo er auf der Jagd war, bei uns einkehrte, und Honigſemmeln aß, iſt ein kleines Männchen gegen mich, und doch iſt er ein viel größerer Herr als ich, denn er hat Kutſchen und Pferde, kann hinfahren und hinreiten wohin er mag, hat viele Diener. Zudem iſt er auch ein guter Herr, den wir alle lieb haben, und ihm gern etwas bringen möchten, wenn wir etwas Schönes fänden. So war es bei dem Rieſenkönige auch.

Nun, dieſer Herr, da er das Männlein ſah, dergleichen er noch niemals eines geſehen hatte, war ſehr darüber erfreut. Er ließ den Mann auf ſeiner Hand herumſpazieren, gab ihm ein Stück Zuckerbrod oder Torte, das freilich für einen Rieſen nur ſo viel war, als er auf ſeinen Fingernagel legen konnte, für uns Menſchen war es aber ſo viel, als kaum auf einen unſerer Teller geht. Da der Mann ſah, daß ihm der Rieſe nichts zu Leide that, faßte er ſich guten Muth, und weil er gerade ſehr hungrig war, ſetzte er ſich auf den Daumenballen des Königs und aß da nach Herzensluſt ſein Stück Torte hinein. Als der König dies ſah, da lachte er, und ließ ſeine Kinder kommen, davon das kleinſte, nicht viel über ein Jahr alt, doch ſchon ſo groß war, daß es bei uns nicht hätte in die Schule gehen können, denn wenn es ſtand, da war es ſo hoch, daß ſein Kopf bis über das Dach unſeres Schulhauſes gereicht hätte.

Als die Kinder das kleine Männlein ſahen, wie es ſeine Händchen und ſein Mäulchen bewegte, und ſo munter aß, da jauchzten ſie laut von Vergnügen, und jedes wollte das Männlein haben. Der König aber ſagte: ihr dürft es nicht haben, denn ihr ſeid noch gar täppiſch, ihr könntet es fallen laſſen, oder ihm ein Aermchen und Beinchen zerbrechen. Seht, das iſt ein ſolches Ding, das man Menſch heißt, und das iſt aus einem Lande, wohin die Rieſen nicht mehr kommen können und dürfen. Darum iſt ein ſolches kleines Ding ganz rar, und es kommt vielleicht in vielen hundert Jahren keines wieder zu uns.

Nachdem ſeine Kinder und auch die Frau Rieſenkönigin das Männlein lange genug betrachtet hatten, ließ der König ein Käſtchen bringen, welches ſo groß war, daß man bei uns zehn Pferde und einen Heuwagen dazu hätte hinein ſtellen können. In das Käſtchen ließ er Löcher ſtatt der Fenſter bohren, damit Licht und friſche Luft hinein kam. Und eine ſeiner Prinzeſſinnen, ein Kind von ſechs Jahren, das erſt ſo groß war, wie etwa das Grafenſchloß zu Reichersdorf, die durfte für das Männlein ein Bettchen beſorgen, das ſie aus ihrer Puppenſtube brachte, und ihm hineinſetzte in ſeinen Kaſten. Und ein Tiſchchen ſowie Stühle brachte ſie auch aus ihrer Puppenſtube, die waren für Leute von unſerer Größe gerade recht, und ſo fein und ſchön gemacht, daß ſie der vornehmſte Herr hätte in ſein Zimmer ſetzen dürfen. Auf den Tiſch hin ſtellte ſie ihm Schüſſeln und Teller mit ſo guten Eßwaaren, als der Mann in ſeinem Leben noch nicht gegeſſen hatte, auch ein Stückchen von einer Rieſenweintraube warf ſie ihm zuletzt noch hinein, das hätte ihm aber beinahe ſchlecht bekommen können. Denn es fiel ihm auf den Kopf und traf da ſo ſchwer auf, daß er hinfiel, weil jede Weinbeere ſo groß war, als ein Ofentopf. Als er aber wieder aufgeſtanden war und mit ſeinem Meſſer in eine ſolche Weinbeere hineinſchnitt, da kam ſo viel ſüßer, guter Saft heraus, daß man einen ganzen großen Krug hätte davon voll machen können.

Nun, der Mann ließ es ſich gleich am erſten Tage noch recht wohl ſein; er aß von all' den guten Sachen, die ihm die Prinzeſſin gegeben hatte, nach Herzensluſt, trank ſeinen Traubenſaft dazu, den er hatte in eine Schüſſel hineinlaufen laſſen und legte ſich dann in ſein Bette, darin er, weil er gar ſehr müde war vom Klettern auf dem großen Baume, gar prächtig ſchlief.

Am anderen Morgen ganz frühe ſchauten der Rieſenkönig und ſeine kleine Prinzeſſin ſchon in den Kaſten hinein und da ſie das Männlein noch in ſeinem Bette liegen ſahen, da lachten ſie. Die Prinzeſſin brachte ihm in einer ihrer kleinen Puppenſchüſſelchen gute Milch zum Frühſtück und legte ihm ein Stück Zucker und feines Gebackenes dazu hin. Die Schüſſel war ſo groß, als unſere größeſte Suppenſchüſſel, aber ſie war nicht von Zinn, ſondern von Silber, das Stück Zucker war gewiß ſeine zwei Pfund ſchwer und an dem Bröcklein Gebackenen hätten wir alle hier im Hauſe zu unſerer Sättigung genug gehabt.

Nun, daß ich's kurz mache: du merkſt ſchon, daß der Mann bei dem Rieſenkönige es, was Eſſen und Trinken und alle die andere Pflege betrifft, gar nicht ſchlecht, ſondern gut hatte. Der König ließ ihm ein Häuschen machen, da waren die Wände aus dickem Goldblech und das Dach von Silberblech, es hatte Thüren und vergitterte Fenſter. Aber die Thüren wurden immer zugemacht, damit das Männlein nicht davon laufen oder eine Katze es freſſen möchte, denn dort im Rieſenlande gibt es Katzen, die ſind dreimal ſo hoch als ein Pferd, und eine ſolche Katze fräße unſern Ochſen auf einmal auf, geſchweige gar einen Menſchen. Wenn der König mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern zu Mittag ſpeiſte, da ließ er das Häuschen, darin der Mann wohnte, durch einen Bedienten hertragen und es auf den Tiſch ſetzen. Dann machte er die Thüre des Häuschens auf und ließ das Männlein heraus, welches frei auf dem Tiſche herumſpazierte und an jeden Teller hinging, und ſich nehmen durfte, was es mochte. Aber der Tiſch war ſo groß, daß es von einem Ende zum anderen ein ordentlich weiter Weg war.

Da hat mir nun der Mann erzählt, was es da alles für Gerichte gab. Bratwürſte, wie ich dir ſchon ſagte, ſo dick im Umfang wie ein großes Bierfaß, ſo lang wie unſer Krautgarten, Pfannkuchen, wie der größeſte Heuſchober, Torten, ſo groß, daß ſie in mein Zimmer nicht hereingegangen wären. Die Rieſenbratwürſte aß der Mann ganz beſonders gern und wenn ſolche auf den Tiſch kamen, da trat er immer zu dem Teller hin und ſagte: bitte, bitte. Er hatte nämlich auch viele Worte in der Rieſenſprache ſprechen lernen; freilich war ſeine Menſchenſtimme gegen die Stimme der Rieſen ſo ſchwach, wie das Zirpen einer Hausgrylle gegen das Brüllen eines Ochſen.

An ſchönen Kleidern fehlte es ihm auch nicht. Die Prinzeſſin hatte gar viele kleine Püppchen, die ganz hübſch in Sammt und Seide angekleidet waren. Die Kleidchen von ſolchen kleinen Puppen machte ſie dem Männlein zurecht und ſie ſtanden ihm ganz wohl an und es war die größte Freude für die Prinzeſſin, wenn der Papa es erlaubte, daß ſie das Männlein auf ihre Hand nehmen und es in ihre Puppenſtube tragen durfte, wo dann auf einmal das lebendige Püppchen unter den hölzernen und pappenen herumſchritt und allerhand Späße mit dieſen machte, bald ſich den Hut von einem aufſetzte, bald den Stock von einem nahm. Sie ſelber gürtete ihm auch den Säbel eines ſolchen Püppchens um und hing eine Puppen-Jägertaſche um ſeine Schultern und er durfte ſich aus ihrer Puppenſtube nehmen, was ihm anſtund.

Aber bei all' dem guten Leben, das der Mann unter den Rieſen und ihren Kindern hatte, war doch die Zeit ſeines Aufenthaltes in ihrem Lande für ihn eine kümmerliche, traurige Zeit. Wer möchte denn ſein Leben unter ſolchen Ungeheuern zubringen, die Einen, wenn ſie nur aus Verſehen die Finger ſtark zuſammendrücken, gleich zerquetſchen, oder wenn man in ihrem Zimmer auf dem Boden läuft, mit jedem Schritte zertreten können. Auch fehlte es für den guten Mann nicht an faſt täglichen Lebensgefahren. Einmal hatte ihn eine Katze ſchon beim Rocke erwiſcht und wollte mit ihm zur Stubenthüre hinaus; Niemand hörte ſein lautes Schreien, weil der Rieſenkönig gerade über etwas ſo laut lachte, daß das ganze Haus davon widerhallte, da bemerkte es noch einer von den kleinen Prinzen, ſchlug mit dem Löffel auf die Katze, daß dieſe das Männlein fallen ließ und davon lief. Ein anderes Mal ließ ihn die Prinzeſſin, die mit ihm im Garten ſpielte, von ihrer Hand hauſeshoch herunter fallen, zu ſeinem Glücke fiel er aber auf eine Roſe, die ſo groß und ſo weich war, daß er ſich in ihre Blätter hinein verlor, wie bei uns ein kleiner Käfer. Noch ein anderes Mal, als der König das Häuschen hatte in den Garten tragen laſſen, damit das Männlein friſche Luft ſchöpfte, wollte ihn eine Eidechſe verſchlingen, die im Rieſenlande ſo groß ſind, wie bei uns die Krokodille. Er aber verkroch ſich geſchwind in ein leeres Schneckenhaus und rettete ſich darin. Noch ein anderes Mal hätte er beinahe auf der königlichen Tafel ſelber ſein Blut vergießen müſſen. Es war nämlich eine vornehme Rieſin, die an einem anderen Orte wohnte, zur königlichen Tafel geladen worden, die noch niemals einen Menſchen, oder wie man im Rieſenlande es nannte, einen Däumling geſehen hatte. Da wollte ſich der König mit ihr einen Spaß machen; er ließ von ſeinem Koch ein ſolches Gebäck machen, das inwendig hohl iſt und oben iſt auch ein gebackener Deckel darauf, man thut dann allerhand gute Sachen hinein und es heißt nun eine Paſtete. In ein ſolches Ding ließ der Rieſenkönig ſtatt der guten Sachen das Männlein hineinſtecken und den Deckel oben darauf thun. Dem Manne war es gleich recht unheimlich darinnen zu Muthe, denn der gebackene Paſtetenmantel war zwar nicht mehr ſo heiß, als wenn er aus dem Backofen käme, aber doch ſehr warm. Auch war es darinnen ſo finſter, wie in dunkler Nacht und er mußte ſtecken bleiben, bis alle die anderen Gerichte verzehrt waren und nun die Reihe an die Paſtete kam. Man reichte dieſe der Rieſin hin, dieſe ſchnitt ein großes Loch hinein, etwas Lebendiges kam heraus und die Rieſin erſchrack ſo ſehr darüber, daß ſie ihr Meſſer auf den Mann fallen ließ, welches ſo grauſam ſchwer und ſcharf war, daß es, wenn es recht mit der Schneide auf ihn gefallen wäre, ihn zu Tode geſchnitten hätte, ſo aber kam er mit einigen großen Wunden an ſeiner Seite und an ſeinem rechten Fuße davon, mußte aber lange daran zu Bette liegen, denn er konnte keinen Schritt gehen. Dergleichen Lebensgefahren nun hatte der Mann im Rieſenlande ſo viele zu beſtehen, daß ich dir den ganzen Tag davon erzählen könnte, ich will dir aber jetzt nur ſagen, wie er wieder herauskam unter ſeines Gleichen.

Er war bald zehn Jahre lang bei den Rieſen geweſen, da hatte die Prinzeſſin, die ſich ſeiner Pflege immer ganz beſonders annahm, ihre Hochzeit. Während der feſtlichen Tage dachte Niemand an das Männlein. Zwar konnte er zu ſeinem vergoldeten und verſilberten Häuschen herausgehen, denn die Thüre war nicht mehr verſchloſſen; er wußte auch überall in den Königs Palaſt gut Beſcheid, wußte, wo die Eßwaaren ſtanden und wo die Küche war, aber das Getümmel und Gewimmel der Rieſen und ihrer Dienerſchaft, die zu der Hochzeit kamen, war ſo groß, daß er, wenn er aus ſeinem Hauſe herausging, ſeines Lebens keinen Augenblick ſicher war. Denn die hätten ihn, ohne es nur zu bemerken, zehnmal zuſammengetreten und er mußte nur froh ſein, daß man ſein Häuschen unter ein Sofa geſchoben hatte, wo Niemand hintreten konnte. Aber nicht die Rieſen allein, auch die Thiere, die ſie bei ſich hatten, brachten ihm in der Zeit die größeſte Lebensgefahr. So machte ihm ein Bologneſerhündchen gar große Angſt, welches einer Rieſendame angehörte, und das für jenes Land ein ganz niedliches Thierchen ſein mochte, obgleich es größer war als bei uns der größeſte Ochſe. Denn dieſes Hündchen wollte durchaus das Männlein zwiſchen ſeine Zähne haben; es kroch unter das Sofa, bellte vor dem Häuschen, ſcharrte mit den Füßen an der Thüre und es war nur gut, daß Alles von Gold- und Silberblech gemacht war, und daß der Mann die Thüre, die freilich für den Hund viel zu klein geweſen wäre, von innen verriegelt hatte.

Der Lärm und das Getümmel dauerte den ganzen Tag und faſt auch die ganze Nacht; das Schmettern der Trompeten, welche die Rieſenblieſen, das Gebrauſe ihrer Pauken und Trommeln war ſo laut, wie bei uns der lauteſte Donner, ſo daß der Mann ganz krank davon wurde. Endlich nach Mitternacht wurde es ſtille. Da ſchlich ſich der Mann aus ſeinem Häuschen heraus und ſuchte ſich etwas zu eſſen, denn man hatte ihm heute den ganzen Tag nichts gegeben. Ein Nachtlicht brannte im Zimmer, er konnte genug dabei ſehen. Da hatten die Bedienten einen Teller, darauf ein Stück Bratwurſt lag, auf die Erde geſetzt, wahrſcheinlich für das Bologneſerhündchen der Rieſendame, das aber ſchon ſatt geweſen war und die Wurſt nicht angerührt hatte. Der Mann aß jetzt davon und das Uebrige, das für ihn ſo ſchwer war als ein Kornſack, trug er in ſein Haus. Auch zu trinken fand er genug. Die Rieſenbedienten hatten eine Flaſche, darin Wein war, auf den Boden fallen laſſen, ſie war zerbrochen und ſie hatten die Scherben in einen Winkel geſchoben. Aber der unterſte Theil der Flaſche war ganz geblieben und da war noch ſo viel Wein darinnen, daß der Mann alle ſeine Krüge, die er aus der Puppenſtube der Prinzeſſin erhalten, damit anfüllen konnte. So hatte er für heute und morgen zu leben und legte ſich in ſein Bette zum Schlafen nieder.

Er hatte aber noch gar nicht lange geſchlafen, da ging der abſcheuliche Lärm und das vermaledeite Geſchmetter der Rieſentrompeten von Neuem los. Und es kam heute noch eine ganz andere Angſt und Sorge dazu. Das Sofa, unter welches ſie das Häuschen des Mannes geſetzt hatten, mochte den Muſikanten, die jetzt in's Vorzimmer hereinkamen, im Wege ſtehen, da nahmen es die Bedienten und trugen es wo anders hin, das Häuschen mit dem Männlein ſetzten ſie aber in die Kammer, darin die Mägde ſchliefen. Aber in dieſer Kammer ſchlief auch für gewöhnlich die große Katze, die den Mann beinahe ſchon einmal gefreſſen hätte, wenn der kleine Rieſenprinz nicht mit ſeinem Löffel auf ſie losgeſchlagen hätte. Das böſe Thier kam hin an das Häuschen, ſchnupperte daran herum und hieb mit ſeinen Klauen durch das Drahtgitter der Fenſter hinein. Der Mann ließ ſich das nicht ſo ungeſtraft gefallen. Mit ſeinem Säbel, den ihm, wie ich dir ſchon ſagte, die Prinzeſſin aus ihrer Puppenſtube geſchenkt hatte, ſchlug er ſo kräftig auf die Klauen der Katze los und ſtach durch das Gitter ſo tüchtig nach ihr hinaus, daß das böſe Thier doch Reſpekt bekam und fortlief.

Aber wie hätte es ihm nun weiter gehen ſollen? Wenn ſein Stück Bratwurſt verzehrt und ſein Wein ausgetrunken geweſen wäre und er nur einen Fuß aus ſeinem Haus herausgeſetzt hätte, da wäre er gleich verloren geweſen. Denn, wie er aus ſeinen Gitterfenſtern ſah und auch an dem Miauen hörte, es war nicht nur eine, ſondern es waren wohl drei bis vier ſolche Rieſenkatzen, alte wie junge, in der Mägdekammer. Da wäre, wenn dieſe ihn erwiſcht hätten, kein Gebeinchen an ihm ganz geblieben. Da ſaß nun der arme Mann den ganzen Tag in Sorge und Angſt, und ſann darüber nach, wie er wohl wieder aus dem Rieſenlande hinaus in ſeine liebe Heimath, in das Menſchenland, kommen könnte.

Es war ſchon ſpät am Tage, da kam eine Rieſin in die Kammer herein, die war eine Botenfrau. Er verſtand jetzt die Sprache des Landes recht gut; das Weib erzählte, von welchem Orte ſie herkäme, und an den ſie morgen wieder hingehen wollte. Das war aber der Ort Bauhau, den er gar oft hatte nennen hören, denn es war derſelbe Ort, von wo ihn das Rieſenmädchen dem Könige zum Geſchenk gebracht hatte. Wenn nämlich der König oder ſeine Kinder gefragt wurden, wo ſie das Männlein her bekommen hätten, da ſagten ſie immer: aus Bauhau, dort hat ihn ein Mädchen aus dem Bache gefiſcht, der zwiſchen dem Menſchenlande und dem Rieſenlande hinläuft.

Da der Mann von der Botenfrau das Wort Bauhau hörte, da ſpitzte er ſeine Ohren ſehr und dachte darüber nach, wie er durch dieſe Gelegenheit wieder nach Hauſe kommen könnte. Denn wenn er mit ſeinen kleinen Menſchenfüßen den Weg von der Königsſtadt nach Bauhau hätte zu Fuße gehen ſollen, da hätte er gewiß viele Tage dazu gebraucht, die Rieſen machen aber ſo mächtig große Schritte, daß ſie zu einem Wege, der ſo weit iſt, wie der von Hamburg nach Lübeck, nur fünf bis ſechs Minuten brauchen. Und was für Gefahren hätte er auf ſeinem Fußwege auszuſtehen gehabt! Die Katzen, die Hunde, die Krähen, die Elſtern, die Eidechſen, die im Rieſenlande alle ſo große Ungeheuer ſind, die hätten ihn nicht drei Stunden weit kommen laſſen, ohne ihn zu Tode zu beißen, zu kratzen und zu hacken, oder ohne ihn lebendig zu verſchlingen. Wenn er es aber ſo einrichten konnte, daß er unvermerkt von der Rieſin nach Bauhau getragen würde, dann wollte er, ſo ſchien es ihm, ſchon wieder über das Waſſer hinüber zu dem großen Baume kommen und auf dieſen hinanklettern in das Menſchenland.

Nun, ein Mittel, das nicht erwünſchter hätte ſein können, fand ſich ſchon dazu. Das Rieſenweib hatte einen Handkorb, in dieſen gaben ihr die Mägde allerhand Brocken und Ueberbleibſel von der königlichen Hochzeitstafel hinein, die man ihnen ſo in Ueberfluß in ihre Kammer geſchickt hatte, daß ſie nicht Alles hatten eſſen können. Es gab da Stücken Torte und Kuchen, Brocken von Zuckerbretzeln und Knöchlein von gebratenen Rieſenhühnchen, ſo viele, daß kaum Alles in unſere Stube hineingegangen wäre, auch mächtig große Kirſchen und Weinbeeren und in Zucker eingemachte Früchte. Der Korb war ziemlich voll davon, das Rieſenweib ſetzte ihn hin neben das Häuschen des Mannes und legte ſich dann zu einer der Mägde in das Bette hinein ſchlafen.

Als nun alles ſtill war, da ging der Mann aus ſeinem Hauſe hinaus, kletterte an dem Korbe hinan und kroch unter den Deckel, der nicht überall feſt auflag, hinein. Er ſprang auf ein Stück Torte und verſteckte ſich in die Höhlung eines Pfannkuchens, oder wie man bei uns ſagt, einer Kirchweihnudel, von der ſchon ein großes Stück heruntergeſchnitten oder abgebiſſen war. Er aß ſich in dieſem Schlafkämmerlein, deſſen Wände lauter weicher, ſüßer Kuchenteig waren, ganz ordentlich ſatt und ſchlief dann ſanft und ungeſtört die ganze Nacht hindurch, denn die Katzen waren von den vielen Fleiſchbrocken, die man ihnen gegeben hatte, ſo überſatt, daß ſie ſich nicht um den Korb und um das Männlein, das darinnen war, bekümmerten.

Am Morgen wachte er an einer ſtarken Bewegung auf, die mit ſeiner Schlafſtätte vorging und erſchrack nicht wenig, denn er dachte, es wäre ein Erdbeben. Es war aber keines, ſondern die Botenfrau aus Bauhau hatte nur ihren Korb aufgehoben und auf die Bank hingeſetzt, dann hatte ſie den Mägden einen guten Morgen geſagt und war mit ihrem Korb am Arme fortgegangen.

Wie weit es von der Stadt des Königs nach Bauhau ſein möge, das konnte er daran merken, daß die Rieſin vom Morgen bis zum Mittag dahin auf dem Wege war, denn da ſie in ihr Haus kam, da war gerade der Tiſch gedeckt und die Suppe wurde aufgetragen. Sie ſetzte ihren Korb an den Boden hin, ſagte aber zu ihren Kindern: wartet nur, wenn wir die Suppe gegeſſen haben, dann thue ich meinen Korb auf und gebe euch gar gute Sachen von der Hochzeitstafel der Prinzeſſin. Da der Mann das hörte, wurde ihm ſehr bange, denn er dachte, wenn die Frau den Korb aufmacht und dich ſieht, da fängt ſie dich und bringt dich wieder zum Rieſenkönig. Er kletterte deshalb inwendig bis an den Deckel des Korbes hinan, kroch heraus und ſprang hinunter auf einen alten Filzſchuh, der unter der Bank ſtand. Eins von den Kindern der Rieſin hatte das Kniſtern am Korbe gehört, es ſagte es ſeiner Mutter, die aber meinte, es ſei eine Maus geweſen.

Als die Suppe gegeſſen war, da trug die Rieſin ihren Korb auf den Tiſch hin und gab allen ihren Leuten Kuchen, Torte und andere gute Sachen heraus. Da waren die Kinder ſo vergnügt darüber, daß keines von ihnen ſich mehr umſah; die Stubenthüre ſtand ein wenig auf, der Mann lief ſo ſchnell, als er konnte, hinaus, und ſchlüpfte draußen im Garten unter die Kohlſtauden und die Blumen hinein.

Jetzt muß ich dir nun erſt ſagen, was der Mann an und bei ſich hatte, da er aus dem Hauſe des Rieſenköniges nach Bauhau und von da zu ſeinen Leuten in das Menſchenland kam. Er hatte einen ſchönen Rock von rothem Sammet, mit Gold geſtickt, an, den ihm die Prinzeſſin aus einem Kleidchen ihrer Puppen gemacht hatte, einen Säbel, eine goldene Kette, und eine Jägertaſche, in der ein Puppenbeutel mit goldenen Pfennigen und eine von jenen vielen Perlen waren, welche die Prinzeſſin ihm als Spielzeug geſchenkt hatte, denn die koſtbarſten Perlen ſind im Rieſenlande ſo gemein, wie bei uns die Erbſen. Zu der Perle hinein hatte er ſich auch allerhand Eßwaaren, Stücke Kuchen, Fleiſch und dergleichen geſteckt, die er ſich mit ſeinem Säbel von dem großen Vorrath im Korbe abſchnitt. Für die Rieſen waren das nur Krümlein geweſen, für ihn aber war es ſo viel, daß er den ganzen Tag und auch den nächſten noch daran genug hatte.

Seine Hauptſorge war es jetzt, wie er an den großen Bach und über dieſen hinüber nach dem Baume kommen ſollte. Er hatte ſich wohl gemerkt, daß er ſich dahin wenden müſſe, wo am Morgen die Sonne aufgeht, auch war er noch gar nicht weit über das Dorf Bauhau hinaus gekommen, da ſah er ſchon das ſchwärzliche Gebirge mit ſeinem Schutte und rolligem Geſteine, das an der Gränze des Menſchenlandes liegt. Es begegnete ihm nichts Unrechtes auf ſeinem Wege, nur mußte er ſich oft mit ſeinem Säbel durch das hohe Rieſengras auf den Wieſen hindurchhauen und eine Ameiſe wollte ihn packen und fortſchleppen, die ſo groß war, wie ein Schwein, aber er machte ihr auch mit ſeinem Säbel den Garaus.

Endlich gegen Abend, denn ſo lange hatte er zu dem Wege, der für die Rieſen nur etliche hundert Schritte war, gebraucht, da kam er an das große Waſſer. Er ſah ſich überall um nach dem großen, hölzernen Napfe, auf dem er vor zehn Jahren herüber gefahren war, der war aber nirgends zu finden; da es Nacht wurde, kroch er in ein Loch am Ufer hinein, das für ihn ſo geräumig, wie eine große Grotte war, obgleich es im Lande der Rieſen nur für ein Mauſeloch galt. Da ſchlief er nun freilich mit Sorgen und wachte ſchon bei Tagesgrauen auf, denn er wußte keinen Rath, wie er über den Bach, der für ihn ein großer Strom war, hinüberkommen ſollte. Als er nun ſo da ſaß am Bache und nachſann, da hörte er Schafe blöcken und ſah eine ganze Heerde zum Bach herankommen. Nun habe ich dir zwar ſchon geſagt, wie groß im Rieſenlande die Schafe ſind, aber es ſind doch bei alle dem auch dort im Rieſenlande ganz gute, dumme Thiere, die Keinem etwas zu Leide thun, nur mußte der Mann ſich ein wenig vorſehen, daß keines der Thiere ihn ertrat. Er ſtellte ſich ein wenig zur Seite hinter einen großen Stein und ſah, wie die Schafe, eines nach dem anderen, durch den Bach hinüberwateten und der Hirte mit ihnen. Da fiel ihm ein, daß auch er bei dieſer Gelegenheit mit durch's Waſſer kommen könnte; er packte eines der Lämmer, das faſt zuletzt kam, bei ſeinem Schwanze an, kletterte an dem Schwanze hinauf und kroch ihm zwiſchen die Wolle auf ſeinem Rücken. Das Thier merkte das kaum, es ſprang den anderen nach hinein in's Waſſer und brachte den Mann glücklich mit hinüber.

Dieſer machte ſich jetzt von ſeinem gutmüthigen Laſtthiere los, kletterte wieder an dem Schwanze herunter und ging auf den großen Baum zu, den er ſchon aus weiter Ferne ſehen konnte. Er kam an der Stelle vorbei, wo er vor zehn Jahren die große Erdbeere gefunden hatte. Es gab keine Erdbeere mehr, dagegen hatte es vor einiger Zeit recht viel geregnet und da war das Gras auf dem ſteinigen Boden gewachſen, zu welchem der Hirte ſeine Schafe über das Waſſer hinübertrieb. Und das war jetzt für den Mann ein größeres Glück geweſen, als wenn er zehn große Erdbeeren gefunden hätte.

Er kam gerade in der heißen Mittagszeit unter dem großen Baume an, er ſetzte ſich in ſeinen Schatten hin und ruhte aus. Ach wie wohl war es ihm da zu Muthe. Es war ihm da, als wäre er ſchon zu Hauſe bei ſeinen Leuten; die Rieſen, das wußte er, kamen niemals zu dieſem Baume, denn ſie haben eine Furcht davor; auch der Hirte, der die Schafe herüber getrieben hatte, blieb in weiter Ferne, und getraute ſich nicht von Weitem heran. Der Mann war alſo hier ſicher, und nur noch eine einzige ſauere Arbeit war für ihn zu beſtehen: das Hinaufklettern auf den Rieſenbaum, dann war er wieder in ſeinem lieben Menſchenlande.

Aus ſeiner Jägertaſche langte er jetzt den Reſt der Vorräthe von der Rieſenkönigstafel heraus, damit er ſich im Korbe der Botenfrau verſorgt hatte. Dann ruhte er noch ein wenig, und nun fing er an, den Baum zu beſteigen. Das war nun freilich ſo viel, als wenn er auf den Straßburger Münſterthurm nicht nur einmal, ſondern mehrere Male hätte hinaufſteigen müſſen, aber es ging ihm doch auch gut von ſtatten, und als ſo eben die Sonne untergehen wollte, da war er auf dem letzten, oberſten Aſte des Rieſenbaumes und ſprang von dieſem hinüber in das Menſchenland.

Es läutete gerade in dem nächſten Dorfe die Abendbetglocke; der Mann ging hinein in die Kirche, und dankte Gott, daß er ihm dieſe lange Zeit über, die er im Rieſenlande geweſen war, ſo bewahrt und geſund erhalten hatte, dann ging er hinein in das Dorf.

Er hatte kein ſolches Geld bei ſich, wie es im Lande der Menſchen gibt, da dachte er, ich will doch ſehen, ob die goldenen Pfennige, die mir die Prinzeſſin in den Beutel ihrer kleinen Puppe gethan und geſchenkt hat, nur Zahlpfennige von Meſſing, oder ob ſie Gold ſind. Er zog ſeinen Beutel heraus, der hier im Menſchenlande kein Puppenbeutelchen, ſondern ein ordentlicher Beutel für große Leute war, und zeigte den Leuten das Geld, das drinnen war. Und ſiehe da, dieſe Spielpfennige aus einer Puppenſtube des Rieſenlandes waren lauteres, feines Gold, und jedes Stück war mehr als einen Ducaten werth, in ſeinem Beutel waren aber mehr als hundert Stück. Da zeigte er den Leuten auch die große Perle, die er in ſeiner Jägertaſche hatte. Und ſie waren alle ſehr erſtaunt, und ſagten, ſo etwas Schönes hätten ſie in ihrem Leben noch nicht geſehen, wie viel aber eine ſolche Perle werth ſei, das wüßten ſie nicht. Und da er ſpäter auf der Reiſe nach der Heimath in eine große Stadt kam, und bei dem Juwelier oder Goldſchmied, der ſich auf ſolche koſtbare Waare verſtand, erfuhr, daß die Perle viele Tauſend Thaler werth ſei, da bedauerte er freilich, daß er nicht mehrere davon aus dem Rieſenlande mitgenommen habe, ſondern daß er alle die vielen Perlen, die ihm die Rieſenprinzeſſin zum Spielen geſchenkt hatte, in ſeinem Hauſe, in einem Puppenkäſtchen liegen laſſen, das bei uns zu Lande für einen großen Mehlkaſten gelten würde. Darunter hatte es ſeiner Beſchreibung nach manche gegeben, die ſo groß und ſchön waren, daß ſie der reichſte König im Menſchenlande kaum hätte bezahlen können.

Wenn man ihn aber fragte: nun wie ſteht es, möchteſt du nicht wieder hin in das Rieſenland, wo dir's doch lange Zeit ſo gut gegangen iſt, und dir eine ganze Jägertaſche voll Perlen holen? da ſagte er immer: und wenn man mir hundert Kornſäcke voll Perlen und Ducaten geben wollte, und alle Tage die beſten Torten, Bratwürſte und Paſteten, ſo möchte ich doch nicht wieder dorthin, und wollte lieber hier bei uns im Lande der Menſchen als der ärmſte Taglöhner nichts eſſen als Brod und Kartoffeln. Denn hier bin ich doch unter Chriſten, die ihre Kirche und ihren Gottesdienſt haben, und mit denen ich mich zur Kirche halten kann, die Rieſen aber haben keine Kirche und keinen Gottesdienſt, ſie leben wie das liebe Vieh in den Tag hinein. Der Mann hat auch ſpäter nichts mehr wiſſen wollen von großen, weiten Reiſen, ſondern, da er ſeine Perle verkauft hatte, hat er ſich ein ſchönes, großes Haus bauen laſſen, hat ſich einen Garten, ſammt Feldern und Weinbergen gekauft, und iſt gegen die armen Leute ſehr gutthätig geweſen. Von dem Rieſenlande hat er aber doch gern erzählt, und es war ihm recht, wenn gute Freunde zu ihm kamen, die ſich bei einem Glas Wein oder Bier gern von ihm erzählen ließen. Ich bin oft Tage lang bei ihm geweſen, und wenn ich dir Alles das erzählen wollte, was er mir erzählt hat, da müßten wir wohl acht Tage lang beiſammen ſitzen.

Der Hans Jürg hatte mit gar großem Vergnügen ſeinem Großvater zugehorcht, und da dieſer fertig war, da ſeufzte er tief auf und ſagte: wenn ich doch auch einmal in das Rieſenland hinkommen und eine ſo große Bratwurſt ſehen und miteſſen könnte. Wie viel ſchöne, große Perlen wollte ich meiner Mutter und Großmutter mitbringen, und goldene Pfennige obendrein.

Biſt du geſcheit, Junge? fragte ihn der Großvater. Möchteſt aus der Chriſtenheit hinaus unter ſolche ungeſchlachte heidniſche Ungeheuer gehen, wie die Rieſen ſind? Es thut mir ſehr leid, daß du ſo dumm biſt, und das Beſte an der Sache iſt, daß du den Weg zum Rieſenlande nicht finden kannſt, denn dort würdeſt du bald, ſtatt hier bei uns auf dem Kirchhof, in dem Magen einer Katze oder eines Raben dein Grab finden.

Hans Jürg ſchwieg, denn er wußte wohl, daß ſein Großvater, der alte Türk, über ſolche Sachen nicht viel mit ſich ſpaßen ließe, der Junge aber dachte im Stillen bei Tage wie bei Nacht an nichts anders, als wie er doch zu dem großen Baume, dann über das Waſſer und durch das Dorf Bauhau zum Rieſenkönige kommen könnte. Er wollte ſich da gerne in ein vergoldetes Häuschen einſperren laſſen, wenn ihm die Rieſen nur täglich von ihren rieſengroßen Bratwürſten, Torten und Kirſchen ſo viel gäben, als er eſſen möchte. Allen Kindern im Dorfe erzählte er, wenn er nach der Schule mit ihnen zuſammen kam, von dem Lande der Rieſen und von den großen Bratwürſten, die es dort gibt. Er ſagte ihnen auch, daß er eheſtens dahin gehen wolle, und daß er dann nach zehn Jahren wieder kommen werde, in einem Gewande von rothem Sammet, das viel ſchöner ſein werde, als das Türkenkleid ſeines Großvaters, dann wolle er auch jedem ſeiner guten Freunde unter den Schulkindern eine Perle ſchenken, die mehr werth ſei als tauſend Thaler, und auch noch Goldpfennige. Die Schulkinder hörten das Alles mit Erſtaunen, und im ganzen Dorfe ſprach man davon, daß der kleine Türk zu den Rieſen gehen und Perlen holen wolle.

Nun, zu einer großen Reiſe kam es bei dem Hans Jürgen wirklich, nur ging dieſe nicht nach dem Lande der heidniſchen Rieſen und ihren großen Bratwürſten, ſondern nur zu ganz ordinären Spitzbuben; zu trocken Brod und großer Noth. Die Sache hat ſich ſo zugetragen.

Es war wieder Kirchweih im Dorfe. Da kamen Muſikanten her, die ſahen, wie alle Leute ſagten, recht wildfremd aus. Denn ſie hatten Bärte, die über das ganze Geſicht hinüber gingen, ſo daß man gar kein Maul zwiſchen den Bärten gewahr werden konnte; auch ſprachen ſie unter ſich eine Sprache, die niemand verſtand. Da ſagte man im Dorfe: die Leute müſſen weit her, und müſſen viel in der Welt herumgekommen ſein, auch wiſſen ſie, wenn man ſie auf deutſch fragt und ſprechen hört, recht viel von fernen, fremden Ländern zu erzählen. Als der Hans Jürg dieſes hörte, da kam ihm gleich das Rieſenland mit den großen Bratwürſten und anderen großen, guten Eßwaaren in den Sinn. Ei, ſo dachte er, wenn dieſe Leute ſo weit in der Welt herumgekommen ſind, da werden ſie gewiß auch wiſſen, wo das Rieſenland liegt, und wo man über den großen Baum und durch das Dorf Bauhau zu dem Rieſenkönig und ſeinen Kindern kommt.

Er ging deshalb einmal am Morgen, wo die Leute keine Muſik machten, nach dem Dorfwirthshaus, und fand da einen der Muſikanten am Brunnen ſtehen, der ſich gerade ſeinen großen, ſchwarzen Bart wuſch. Der Mann ſah freilich ſo wild mit ſeinen Augen und ſo garſtig aus, daß man ſich hätte vor ihm fürchten mögen, doch faßte ſich der Hans Jürg ein Herz, folgte ihm, da er mit Waſchen fertig war, hinein in die Stube, und fragte ihn dann ganz ſchüchtern, ob er wohl den Weg nach dem Rieſenland und nach Bauhau wiſſe?

Der Muſikant ſchaute den armen Jungen mit großen Augen an, denn er dachte, es hätten ihn andere Leute an ihn geſchickt, um ihn zu necken. Da er aber merkte, daß der Hans Jürg ein ehrlicher, dummer Junge ſei, hatte er ſelber ſeinen Spaß mit ihm und ſagte: ei, freilich weiß ich den Weg nach dem Rieſenland und nach Bauhau, und werde eheſtens wieder dorthin kommen.

Wollt Ihr mich da nicht mitnehmen? fragte der Hans Jürg.

Der Muſikant betrachtete den Jungen ſehr aufmerkſam, und da er aus ſeinem ſauberen Anzuge und an den großen ſilbernen Knöpfen, die er an ſeiner blauen Jacke trug, merkte, daß es kein Kind armer Leute ſei, war er auch gleich mit einer Spitzbüberei bei der Hand.

Mit dem Mitnehmen, ſo ſagte er, hat es ſeine eigene Bewandtniß. Wir können keinen mit auf unſere Reiſe nehmen, der nicht zehn Thaler hat, und der uns nicht dieſes Geld vor der Abreiſe in unſere Hände legt.

Zehn Thaler, ſo ſprach der Hans Jürg, habe ich nicht, aber ſechs ſchöne, neue Preußenthaler habe ich in meiner Sparbüchſe, denn jedesmal, wenn mein Geburtstag war, hat mir mein Vater einen geſchenkt.

Nun, wenn es nicht anders iſt, ſo wollen wir dich auch für deine ſechs Thaler mit in's Rieſenland nehmen, aber das merke dir: du darfſt weder deinem Vater noch deiner Mutter, noch ſonſt einem Menſchen etwas von der Sache ſagen, ſonſt geht es dir ſchlimm. Am Abend vor der Abreiſe bringſt du mir deine ſechs Thaler hieher. Wir gehen dann voraus hier in die Nachbarſtadt, wo es noch mehrere Kirchweihen gibt, du bleibſt noch ein Paar Tage hier, bis wir dich auf einem Pferde, einem ſchönen weißen Schimmel, abholen laſſen.

War das nicht ein recht abſcheulicher Spitzbubenſtreich, den der böſe Muſikant dem leichtgläubigen Hans Jürgen ſpielte? Jeder, der nur ein wenig Grütze im Kopfe hat, wird ſogleich merken, daß die Muſikanten ihr Abſehen nur auf die ſechs Thaler hatten, der arme Junge aber, der ſich von keinem Menſchen etwas Böſes erwartete, ließ ſich gar leicht anführen. Freilich war das ſehr böſe auch von dem Hans Jürgen, daß er ſich das Verſprechen abnehmen ließ, weder ſeinem Vater und ſeiner Mutter, noch anderen geſcheidten Leuten etwas von ſeinem Reiſevorhaben zu ſagen Aber der Muſikant mit ſeiner Drohung: wenn er etwas davon ſage, werde es ihm ſchlimm gehen, hatte ihm Furcht gemacht und überdies beſorgte er auch mit Recht, daß ihn ſeine Leute, wenn er ihnen von der Reiſe ſpräche, nicht fortlaſſen würden, und ſein Verlangen nach dem Rieſenlande und den großen Bratwürſten, die es da gäbe, war eben gar zu heftig.

Die Kirchweih war vorbei, die Muſikanten wollten abreiſen; Hans Jürg, welcher täglich bei ihnen zu Beſuch geweſen war, und ſich von ihnen hatte erzählen laſſen, brachte ihnen am Abend vor ihrem Weggehen die ſechs Thaler aus ſeiner Sparbüchſe, welche in dem Kaſten ſtand, darin ſeine Sonntagskleider lagen. Als nun am anderen Tag die Spielleute fort waren, da wurde ihm ganz eigens zu Muthe. Es überfiel ihn eine Angſt und Unruhe, die ihn ſelbſt in der Nacht nicht recht ſchlafen ließ. Er konnte ſeinen Leuten, dem Großvater wie den Eltern, gar nicht recht in's Angeſicht ſchauen, und wenn der Vater nur ein lautes Wort auf ihn redete, da fuhr er zuſammen, als ob ihm wunder was Schlimmes geſchehen ſollte. Es drückte ihm faſt das Herz ab, ſo gerne hätte er es ſeiner Mutter oder ſeiner Großmutter geſagt, was er mit den Muſikanten gethan und ausgemacht hatte. Aber er fürchtete ſich wegen der ſechs neuen Preußenthaler, die er dem ſchwarzbärtigen Spielmanne gegeben hatte, denn er wußte wohl, daß bei ſeinen Leuten ſolche Thaler etwas ſehr Rares waren, und daß ſie es ihm nicht ohne Strafe würden dahin gehen laſſen, wenn ſie hörten, daß er den Schatz, den ſie ihm mühſam erſpart und erarbeitet hatten, weggegeben habe. Oefters, wenn er Abend in ſein Bette kam, mußte er weinen, denn es that ihm wehe, daß er etwas angeſtellt hatte, das ſo ganz gegen den Willen ſeiner guten Eltern war. Aber er dachte in ſeinem kindiſchen Unverſtand: das geht nun einmal nicht anders an; ich habe es mit den Muſikanten ſo ausgemacht, habe ihnen mein ganzes Geld darauf gegeben. Ich muß fort in's Rieſenland, in zehn Jahren aber komm' ich wieder und bringe ſo viele Perlen und goldene Pfennige mit, daß meine Leute ſich ſehr darüber freuen werden.

Am meiſten fürchtete er ſich vor dem Sonntag, auf den er ſich ſonſt immer am meiſten gefreut hatte, denn da pflegte ſeine Mutter, wenn ſie ihm die Feiertagskleider aus dem Kaſten herauslangte, gewöhnlich ſeine Sparbüchſe in die Hand zu nehmen, und damit zu klappern, wohl auch gar ſie aufzumachen, und die ſchönen, neuen Thaler anzuſehen. Wenn ſie das, ſo dachte er, am nächſten Sonntag auch thun will, was wird ſie ſagen, wenn die Büchſe auf einmal leer iſt. Er fragte deshalb täglich, wenn er in's Dorf kam, die Schulkinder, und auch andere Leute, ob kein Mann mit einem Schimmel da geweſen wäre, der nach ihm gefragt hätte.

Endlich, am Sonnabend ſagte ihm ein Schuljunge, es ſei erſt vorhin ein Mann auf einem Schimmel am Wirthshaus geweſen, der habe aber nicht nach ihm gefragt, ſondern ſei gleich weiter geritten gegen Reichersdorf hin. Der Hans Jürg, ohne ſich lange zu beſinnen, lief ſogleich dem Reiter nach, den er freilich nirgends mehr zu ſehen bekam, noch weniger aber ihn einholen konnte, ſo daß er ganz müde vom Laufen nach Reichersdorf kam. Dort am

Grafenſchloß ſah er den Reitknecht ſtehen, der neulich den Herrn Grafen auf die Jagd begleitet und am Hauſe ſeines Großvaters, des alten Türken, die Pferde gefüttert hatte, wobei er, der kleine Türk, ihm ſehr behilflich war. Dieſen fragte unſer Hans Jürg, ob er nicht einen Reiter auf einem Schimmel geſehen habe, der den Muſikanten angehört habe, die neulich bei der Kirchweih im Dorf waren. Der Reitknecht lachte und ſagte: den Schimmel und den Reiter darauf habe ich wohl geſehen, aber der hat nichts zu ſchaffen mit den Muſikanten, ſondern Roß und Mann gehörten zu einem Handelshaus, das hinein in's Tyrol ſeine Geſchäfte treibt. Wenn du aber mit dem Manne zu ſprechen haſt, kannſt du gleich auf meinem leeren Pferde da aufſitzen. Denn ich führe zwei leere Reitpferde nach demſelben Orte hin, wo der Reiſende heute übernachten wird, auf dem einen reite ich, auf dem anderen du.

Der Hans Jürg, ohne ſich lange zu bedenken, nickte Beifall zu dem Anerbieten des Reitknechtes, und nach wenig Minuten ſaßen beide auf den Pferden und jagten davon. Denn der kleine Türk, ſo jung er auch noch war, verſtand vortrefflich feſt auf einem Pferde zu ſitzen, und darauf ſich herumzutummeln; auf dem Ackergaul ſeines Großvaters und auf dem Pferde des Müllers hatte er dieſe Kunſt oft verſucht und geübt.

Wie ſich nun aber die Sachen in der Welt ſchicken; man kann nicht ſagen zum Glücke, ſondern man möchte ſagen zum Unglücke ſah er, da ſie nicht mehr weit von dem Orte waren, wo der Reitknecht hinwollte, vor einem an der Landſtraße gelegenen Wirthshaus den nämlichen ſchwarzbärtigen Muſikanten ſtehen, dem er die ſechs neuen Preußenthaler aus ſeiner Sparbüchſe als Abſchlag für die Reiſekoſten nach dem Rieſenlande gegeben hatte. Der Hans Jürg bat ſogleich den Reitknecht, er möge ein wenig halten, er müſſe hier abſteigen, denn mit den Leuten da habe er zu ſprechen, und der Reitknecht erfüllte ihm gerne ſeine Bitte, und ritt allein weiter. Der arme Junge ging jetzt auf den Muſikanten los, und meinte wunder, wie ſehr ſich der freuen würde, daß er zu ſeiner Reiſegeſellſchaft gekommen ſei; der ſchwarzbärtige Mann ſah ihn aber verächtlich an, und ſagte ſpöttiſch: nun ja, du kannſt mit uns reiſen; noch heute dieſe Nacht geht es fort nach Welſchland.

Wie dies der Hans Jürg ſpäter, als er verſtändiger war, ſich erſt zuſammenreimte und verſtand, mußten die Muſikanten, welches recht lumpige Kerls waren, irgend einen Spitzbubenſtreich verübt haben, weswegen die Gensdarmen oder die Landgerichtsdiener ihnen auf dem Fuße von Frobersbach bis hieher nachgeſetzt waren und ſie alle, wenn ſie ſie noch erwiſcht hätten, gepackt und auf die Polizeiwache würden geführt haben. Aber die Buſchklepper wußten das, darum liefen ſie noch in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag auf und davon, über die Grenze hinüber in ein anderes Landesgebiet.

Du mein Gott, was war das für den armen, kleinen Türken eine Sonnabendsnacht und was für ein Sonntag.

Er hatte am Abend faſt gar nichts gegeſſen, denn die Muſikanten hatten ihm nur eine altgebackene Brodrinde gegeben, an der er noch kaute, als er auf der Streu im Wirthszimmer einſchlief. Er hatte noch nicht lange geſchlafen, als ihm die heiße Schnuppe von einem Talglicht auf ſeine Hand fiel und er darüber aufwachte. Da ſah er, daß die Muſikanten fortgingen, ſprang von der Streu auf, lief ihnen durch den Garten nach und ſchrie, ei ſo wartet doch, ich will ja mitreiſen.

Nun, wenn du's nicht anders willſt, ſagte der ſchwarzbärtige Muſikant, ſo komm' und trag' mir meinen Mantel. Es war faſt noch mitten in der Nacht und weder Mond noch Sterne am Himmel, denn es hatte ſich alles mit Nebel überzogen und bald fing es auch an zu regnen. Die Muſikanten hatten ſich zwar im Wirthshaus eine Laterne angezündet und ließen dieſe brennen, ſo lange ſie auf der Landſtraße blieben, dieſes dauerte aber gar nicht lange, denn auf einmal gingen ſie ſeitwärts über eine mooſige Wieſe und in den Wald hinein und löſchten ihre Laterne aus, gerade da, wo man ſie am nothwendigſten gebraucht hätte, weil man auf gar keinem ordentlichen Wege war. Der arme Hans Jürg war hierbei am ſchlimmſten daran. Auf ſolchen Schleichwegen, die bald durch Sumpf und Moos, bald über Stock und Stein führten, war er noch niemals gegangen; er ſtolperte bald über einen Stein, bald gerieth er ſo tief in den Sumpf hinein, daß er faſt ſtecken blieb. Dazu mußte er den ſchweren Mantel des Muſikanten tragen, der ihm bald zwiſchen die

Beine gerieth, bald über den Rücken herunter rutſchte auf den Boden. Der arme Junge, ſo groß und ſtark er auch für ſein Alter war, konnte das kaum aushalten, denn die Leute machten Schritte, als wenn ſie gejagt würden und er keuchte immer weit hinter ihnen drein.

Endlich, als es Tag wurde, kamen die Muſikanten zu einem alten Steinbruch, der mitten im Walde lag und mit Gebüſch verwachſen war. Hier machten ſie Halt und krochen in eine alte, morſche Bretterhütte hinein, in die wohl außer ihnen lange Zeit kein Menſch gekommen ſein mochte. Der Hans Jürg ſetzte ſich auf einen halbverfaulten Holzblock hin und verſchnaufte da ein wenig. Mit dem Schweiß zugleich floſſen ihm die Thränen über die Wangen. Wie hatte er ſich das Alles ſo anders vorgeſtellt; er dachte, er würde auf einem Schimmel reiten und die Muſikanten würden unterwegs immer Muſik machen und es ihm an nichts mangeln laſſen; jetzt mußte er zuſehen, wie ſich dieſe ihre kalte Koſt aus dem Wirthshauſe ſchmecken ließen, ihm aber gab keiner einen Biſſen Brod. Da verlangte ihn ſehnlich nach Hauſe zu ſeinen Eltern und er faßte ſich ein Herz, trat zu dem großen ſchwarzbärtigen Muſikanten hin und bat dieſen, er ſolle ihm doch ſeine ſechs neuen Thaler wieder geben, er möge jetzt nicht mit in das Rieſenland reiſen, ſondern wolle wieder heim zu ſeiner Mutter.

Der Muſikant langte neben ſich hinunter auf den Boden, wo ſein Reiſeſack lag und der ehrliche Hans Jürg meinte, er wolle die ſechs Thaler herausnehmen; aber der

Schwarzbärtige griff nach ſeinem Stocke und ſchlug damit ganz erbärmlich auf den armen Jungen los, indem er zugleich ihm die Worte zubrüllte: wenn du noch einmal davon ſprichſt, daß du nach Hauſe willſt, dann ſchlage ich dich todt, du mußt jetzt mit uns gehen, ſo lange es uns gefällt. Darauf ſtieß er ihn ſo von ſich weg, daß er auf die Erde fiel und ſtille weinte. Denn ſeine Arme und ſein Rücken thaten ihm ſo wehe, daß er kaum aufſtehen konnte.

Neben ihm am Boden ſaß ein Menſch, den er bis dahin kaum recht angeſehen hatte; es war der Knecht der Muſikanten. Dieſe nannten ihn auf Welſch immer Babbadſcho, das heißt ſo viel als ein Simpel oder Dummkopf, eigentlich aber hieß er Pietro. Der arme Menſch war wirklich blöd an Verſtand, wie ein kleines Kind, dabei aber auch von ſo gutem Herzen, als ein Kind, und wenn er nicht geweſen wäre, dann würde der arme Hans Jürg ſeiner großen Noth bald erlegen ſein und wer weiß, in welchem Walde oder Sumpfe ſein Sterbebett gefunden haben. Der Babbadſcho wußte, wie wehe die Schläge thun, denn er hatte von den böſen Muſikanten ſchon gar viele bekommen und bekam noch faſt täglich welche. Da er nun den armen Jungen weinen ſah, hob er ihn von der Erde auf, zog ihn zu ſich hin in einen Winkel, ſtreichelte ihn und theilte gar brüderlich mit ihm ſein Brod und ſein kaltes Fleiſch. Das war dem Hans Jürgen ein großer Troſt, daß ſich doch Jemand ſeiner annahm, er ſchmiegte ſich in dankbarer Liebe an den Pietro und von der

Stund' an wurden die beiden treue Freunde in der Noth, wo einer dem anderen half, ſo weit nur die Kräfte reichten.

Als die Muſikanten gegeſſen hatten, da legten ſie ſich am Boden nieder und ſchliefen den ganzen Tag. Auch der Hans Jürg legte ſich neben Pietro hin, der ihn mit einer alten, wollenen Decke zudeckte, denn wegen des Regens und der ſpäten Herbſtzeit war es ſchon ſehr kühl. Als der Abend kam, ſtanden die Leute auf, aßen wieder, wobei Pietro ſeinen kleinen Freund auch nicht Hunger leiden ließ, dann machten ſie ſich weiter auf den Weg. Etliche Stunden lang liefen ſie noch ſehr eilig über einen hohen Berg hinauf, dann aber ſetzten ſie ſich ruhig hin und ruhten aus. Sie waren jetzt über die Grenze und kamen nun wieder auf guten, gebahnten Weg, auf dem ſie von nun an auch am Tage weiter zogen. In einem Wirthshauſe am Wege, wo ſie ſich Wein und Brod geben ließen, ſah der Hans Jürg, wie der große ſchwarzbärtige Muſikant ſeine neuen Thaler herausnahm und ſich anderes Geld dafür geben ließ, das weder neu, noch ſchön war. Da gingen ihm die Augen über, er getraute ſich aber nicht, etwas zu ſagen.

So viel er ſich ſpäter erinnerte, waren ſie viele Wochen lang immer weiter gegangen, nur kurze Zeit durch ein Land, wo die Leute noch Deutſch ſprachen, dann aber durch lauter ſolche Dörfer und Städte, in denen kein Wort Deutſch, ſondern nur Welſch geredet wurde. Seine Reiſegefährten machten, beſonders in den Dörfern, Muſik, und wenn er auch von ihnen nur ſchmale Biſſen bekam, ſo wurde er doch dafür öfters deſto reichlicher von den gutmüthigen Bauern und Wirthsleuten geſpeiſt, die mit dem armen, hübſchen Jungen Mitleid hatten, weil der Pietro heimlich ihnen ſagte, daß er aus Deutſchland mit Gewalt mitgenommen worden ſei. Der arme Fremdling hatte auch ziemlich bald das Welſche nicht blos verſtehen, ſondern ſprechen lernen und konnte dieſes in Kurzem geläufiger, als der Pietro, welcher ſeine eigene welſche Mutterſprache nicht beſſer ſprach, als ein kleines Kind. Zuletzt kamen die Muſikanten in einen großen Wald, wo mehrere Häuſer ſtanden, in deren eines ſie einzogen.

Jetzt begann nun für den Hans Jürg eine neue Zeit der großen Noth, welche ſehr lange dauerte, von der er aber, als er wieder nach Hauſe kam, niemals lange und nur ſehr ungerne ſprach. Wir können deshalb auch nur wenig davon ſagen.

So jung und unerfahren er auch damals, als er unter jene Welſchen kam, noch in der Welt war, bemerkte er doch allmählig, daß ſie keine Muſikanten, ſondern daß ſie Räuber waren, die zu einer großen Bande gehörten. Der große Schwarzbärtige war einer ihrer Unterhauptleute, alle aber, wohl vierzig Mann an der Zahl, ſtanden unter einem Oberhauptmann, der in einem anderen Hauſe wohnte. Dieſer hatte ſich den deutſchen Knaben, den der Schwarzbärtige mitgebracht hatte, zeigen laſſen, und da er ſah, daß dieſer ein ſo kräftiger Junge war, hatte er befohlen, daß man ihn gut abwarten und ihm ſatt zu eſſen geben ſolle, denn das könne ein ſtarker Mann werden, den man gut brauchen könne. So hatte denn der Hans Jürg keine Noth gelitten, hatte immer ſein reichliches Eſſen und Trinken gehabt und die Räuber gaben ihm auch, als ſein Gewand zerriſſen war, Kleider und Schuhe.

Einer der Räuber, der bei dem Oberhauptmann war, hatte ihm das Schießen mit der Flinte und das Fechten mit dem Degen gelehrt, und ihm dabei geſagt, er wolle einen guten Jäger aus ihm machen. Und darin hielt er auch Wort, denn der Hans Jürg war noch keine zwölf Jahre alt geworden, da ſchoß er ſeinen Hirſch oder ſein Wildſchwein ſo gut, wie ein gelernter Jäger, und er ging ſelten in den Wald, ohne für den Oberhauptmann ein Wildpret oder ein Geflügel mit nach Hauſe zu bringen. Auch einen rechten Muth zeigte der Junge, denn er hatte einmal im Winter, wo er ganz allein im Walde war, den Kampf mit drei hungrigen Wölfen aufgenommen, die ihn anfielen; einen hatte er niedergeſchoſſen, den anderen mit dem Weidmeſſer erlegt, den dritten aber, der ihn ſchon bei Bruſt gepackt hatte, ſo tüchtig mit ſeinen Fäuſten gewürgt, daß ihm das Beißen verging, bis ein anderer Jäger, der den Jungen um Hülfe rufen hörte, herbeikam und dem Thiere den Garaus machte.

Bis etwa in ſein fünfzehntes Jahr hatten die Räuber den Hans Jürgen meiſt nur zum Geſchäfte eines Wilddiebes angehalten und er hatte daſſelbe geübt, ohne zu wiſſen, daß es etwas Unrechtes ſei. Nur zuweilen nahmen ſie ihn auch mit auf ihre Mord- und Raubzüge und dann war ihm freilich das Leben unter ihnen ſehr verleidet worden, wenn er ſah, wie ſie nicht blos auf Hirſche und Rehe, ſondern ſelbſt auf Menſchen: unſchuldige Bauern und Reiſende und auf Soldaten ſchoſſen. Bei ſolcher Gelegenheit wurden auch öfters Leute von den Ihrigen erſchoſſen oder gefangen genommen und einmal erfuhr er von dem Räuber, der ihm das Schießen gelehrt hatte, daß der böſe Schwarzbärtige, der ihn aus ſeiner Heimath fortgeſchleppt hatte, von den Soldaten ergriffen und an den Galgen gehängt worden ſei. „So kann es uns Allen gehen," ſagte der Räuber, und dem Hans Jürgen wurde es nicht wohl dabei zu Muthe, denn er wäre lieber Hirt auf dem Felde, als Räuber geweſen.

Uebrigens war jetzt der Burſche ein ganz gewaltig großer und ſtarker Menſch geworden, eines Hauptes länger als alle Räuber und breitſchultriger als ſie alle. Darum hatte ihn der Oberhauptmann ſchon zu einem Unterhauptmann machen wollen, der Hans Jürg aber bat, ihn mit dieſer Ehre zu verſchonen, denn er ſei noch zu jung dazu. Heimlich aber ſann er bei Tage wie bei Nacht auf nichts Anderes, als wie er von den Räubern könne los kommen. Denn nicht nur ihr unſicheres, unſtätes Leben, dabei ſie bald in dieſen Wald, bald in jenes wüſte Gebirge fliehen und ſich verſtecken mußten, ſondern ihr unehrliches, gottloſes Gewerbe war ihm zuwider.

Da geſchah es einſtmals, daß die Räuber eine Kutſche überfielen, darin eine vornehme Dame mit ihrer Tochter ſaß. Es waren Soldaten zu Pferde dabei, dieſe, ſo wie die Bedienten der Herrſchaft wehrten ſich zwar tapfer, ſie wurden aber zuletzt alle von den Räubern, die größer an der Zahl waren, niedergeſchoſſen. Auch der Hans Jürg war bei der Partbie; er hatte ſeinem Oberhauptmann das Leben gerettet, als dieſen ein Soldat niederſtoßen wollte und bei dieſer Gelegenheit ſelber eine Wunde am Kopfe davon getragen, die ihn ſo matt machte, daß man ihn auf einem der Pferde, die man von der Kutſche nahm, wegſchaffen mußte. Damals hatten die Räuber ihre Wohnung in den Kellern eines alten zerſtörten Schloſſes, darin ſchon ſeit hundert Jahren keine Menſchen, ſondern nur Eulen und Fledermäuſe wohnten. Dahin brachte man den verwundeten Hans Jürg und mit ihm zugleich die Dame und ihre Tochter, welche die Räuber gefangen genommen hatten, und ſie nicht wieder loslaſſen wollten, bis ſie ihnen ein großes Löſegeld gäbe. Denn ſie hatten in der Kutſche nicht ſo viel Geld und Gut gefunden, als ſie erwarteten. Als nun der Hans Jürg ganz matt dort im Keller lag und die Dame mit ihrer Tochter ſaß nicht weit davon, da hörte er, daß die beiden Deutſch redeten. Nun hatte er zwar ſein Deutſch faſt ganz verlernt, aber er fing doch, ſo gut es gehen wollte, an, mit den Beiden Deutſch zu reden. Da dieſe hörten, daß hier ein Landsmann von ihnen ſei, wurden ſie ſehr froh. Sie waren alle drei faſt allein im Keller, nur der Pietro war darinnen und der verrieth ſie nicht, denn er verſtand nicht, was ſie ſprachen. Die Dame erzählte, daß ſie eine Gräfin ſei, und der Hans Jürg erzählte ihr auch, wie er hieher gekommen ſei. Die Räuber kamen wieder herein und ſie waren ſtill. Am anderen Tage, als die Räuber alle wieder ausgezogen waren, unterhielten ſich die Damen wieder auf Deutſch mit ihrem Landsmann, der wegen ſeiner Kopfwunde noch nicht vom Lager aufſtehen durfte, und ſo dauerte das gegen acht Tage fort.

Die Räuber, wenn ſie kamen, ſprachen allerdings mit der gefangenen Gräfin vom Löſegeld, und dieſe ſagte, ſie wolle gern durch eine Gelegenheit, die der Oberhauptmann beſtimmen möge, ſechstauſend Thaler herbeiſchaffen. Aber gar bald zeigte ſich's, daß es dem Oberhauptmann kein Ernſt mit der Auslöſung ſei. Denn die Tochter der Gräfin war ſehr ſchön und dieſe wollte er ganz bei ſich behalten und zur Frau nehmen. Er hatte ſein Vorhaben dem Hans Jürg entdeckt und dieſer, da ſie wieder allein waren, ſagte es der Gräfin. Sie aber und ihre Tochter weinten bitterlich und ſagten, ſie wollten lieber ſterben als bei den Räubern bleiben, dazu hatte auch die Tochter einen Bräutigam daheim im Vaterlande. Ach, ſagte die Gräfin zu dem Landsmann, wenn du uns retten könnteſt, ich wollte dir von Herzen gern zehntauſend Thaler und noch mehr ſchenken, denn ſo viel kann ich leicht entbehren.

Fortbringen in Sicherheit, ſagte der Hans Jürg, wollte ich euch wohl und ich verlangte gar kein Geld dafür, wenn ich nur ſelber dabei des Lebens ſicher wäre. Denn, wenn ich mit euch in die Stadt komme, da werde ich als

Räuber gehangen; komme ich zu den Räubern zurück, da ſchießen ſie mich todt.

Die Gräfin verſicherte es ihm heilig und theuer, daß ihm, als ihrem Retter, in der Stadt kein Leid geſchehen ſolle, denn ſie habe gar mächtige, vornehme Freunde hier im Lande und der Hans Jürg ſagte: geduldet euch nur bis übermorgen, da haben die Räuber einen Streich vor gegen die Fuhrleute, die zur Meſſe nach Sinigaglia ziehen, dann bleiben ich und der Pietro allein hier und ich bringe euch nach der ganz entgegengeſetzten Seite hin in Sicherheit.

Die Sache gelang. Der Hans Jürg ſtellte ſich kränker als er war und erhielt vom Oberhauptmann, der ihm ſehr gewogen war, die Erlaubniß, daß er, ſtatt des anderen Räubers, dem dieſes Geſchäft zugedacht war, als Wächter bei den Sachen und bei den beiden Gefangenen bleiben dürfe. Als am dritten Tage die Räuber fort waren, da ſetzten ſich die drei auf die Pferde, welche von der Kutſche der Gräfin geraubt waren, und ehe noch am Abend die Sonne unterging, da waren ſie ſchon in einer großen Stadt, wo ſie von den Räubern nichts mehr zu fürchten hatten. Ohnehin blieben dieſe nicht mehr ſehr lange ein Schrecken der Leute, denn ein halbes Jahr hernach kam man ihnen auf die Spur, ſie wurden alle von einer großen Schaar von Soldaten umringt, der Oberhauptmann und noch ſechs bis ſieben ſeiner Leute blieben todt auf dem Platze, die anderen wurden faſt alle gefangen und ſpäter an den Galgen aufgehangen. Freilich hätte es in dieſem halben Jahre der gefangenen Gräfin und ihrer Tochter noch ſehr übel ergehen können.

Hans Jürg erbat es ſich von beiden als einzigen Lohn für ſeine Hülfe, daß ihn die Gräfin mit nach Deutſchland zu ſeinen Leuten nehmen möchte. Sie aber that weit mehr, als er gebeten hatte. Schon unterwegs ließ ſie ihm ſchöne Kleider machen und ſchenkte ihm eine goldene Uhr mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt und für ſeine Mutter und Großmutter, für jede eine Schnur von ächten Perlen, die zuſammen wohl etliche hundert Thaler werth waren. Sie ließ ſich's auch nicht nehmen, ſie und ihre Tochter wollten ſelber die Freude ſeiner Leute ſehen, wenn er wieder heim käme. Sie war auf dem Grafenſchloß zu Reichersdorf ſehr wohl bekannt, von dort ließ ſie ihn auf einem weißen Schimmel nach Hauſe reiten, ſie aber fuhr mit ihrer Tochter in einer Kutſche nach. Und da hätte Jemand die Freude ſehen ſollen, als der kleine Türk, jetzt als ſtattlicher Herr gekleidet, auf ſeinem Schimmel, den die gute Gräfin ihm geſchenkt hatte, hinausgeritten kam auf die Heide zu ſeinen Leuten. Sein Großvater, der alte Türk, die Großmutter und ſeine Eltern lebten alle noch; ſie hatten in den zehn Jahren, denn gerade ſo lange war er ausgeblieben, gar vielen Kummer um ihn gehabt und manche Thräne geweint, nun war aber die Freude deſto größer.

Die Frau Gräfin lud die Türkenleute alle auf den andern Tag in das Grafenſchloß ein, denn der dortige Herr war ihr Vetter. Und da ſie zum Eſſen kamen, ſtand eine gar ſehr große Bratwurſt auf dem Tiſche. Dieſe Bratwurſt, ſagte die Gräfin zum Hans Jürg, iſt zwar nicht ſo rieſenhaft groß, als die ſind, die du, wie du mir erzählt haſt, im Rieſenlande aufſuchen wollteſt aber ſie mag dich ſowohl an deinen damaligen Kindesſtreich, als auch an deine Rettung erinnern. Denn mit meinem und meiner Tochter Leben haſt du auch zugleich das deinige gerettet. Und als die Mahlzeit vorbei war, da ſchenkte ihm die Gräfin ſechstauſend neue Preußenthaler; für jeden der Thaler, die in ſeiner Sparbüchſe geweſen waren, eintauſend. Er wollte das Geld zwar nicht annehmen, und auch ſein Vater und Großvater weigerten ſich, es zu nehmen, aber die Gräfin drang darauf, denn ſie ſagte, das ſei eine längſt verſprochene Sache. Auch daß die Zahl der Thaler in der Sparbüchſe ſich vertauſendfältigt habe, das ſei ganz billig, denn jenes Spargeld ſei ja zu ihrem und ihrer Tochter Heil ausgegeben worden und ſechstauſend Thaler kämen ihr wohl nicht viel anders vor, als der Mutter des Hans Jürgen ihre ſechſe.

Mit herzlichem Dank und Thränen nahmen die Türkenleute von der Gräfin, dieſe aber von ihnen Abſchied. Der Hans Jürg, obgleich ſchon 16 Jahre alt, weil er bei den Räubern gar nichts gelernt hatte, als Schießen und Stechen, nahm nun noch guten Unterricht bei dem braven Schullehrer und bei dem Pfarrer, lernte ſehr fleißig und ſchnell, und lebte von nun an mit ſeinen Leuten gar fröhlich und vergnügt beiſammen. Und wo er nur Gelegenheit fand, da ermahnte er die Kinder, daß ſie doch ja keine heimlichen Streiche machen, ſondern Alles ihren Eltern ſagen ſollten, denn wenn er das gethan hätte, da wäre er nicht in ſolches Elend und Noth gerathen, darinnen er, ohne Gottes beſondere Rettung, an Leib und Seele hätte zu Grunde gehen müſſen. Seltſam war es, daß er auch keine Bratwürſte mehr eſſen, ja nur ſehen mochte, weil ihn dieſe immer an die Lüſternheit erinnerten, die ſein Unglück geworden war.

---

8. Der Schiffstrompeter und die Hyäne.

Auf einem Schiffe über das Meer zu fahren, das kann wohl auch zuweilen, ſelbſt für Kinder, eine recht gute Unterhaltung geben, beſonders wenn die Fahrt nicht gar zu lange dauert, und wenn kein Sturm, noch Ungewitter dazu kommt. Man kann dann ganz bequem auf dem Verdeck des Schiffes ſpazieren gehen, kann bald einmal den Seeleuten bei ihrer Arbeit zuſchauen, bald hinausblicken in's Meer und auf ſeine hochgehenden Wogen, ſowie auf die in dem Waſſer ſpielenden Delphine und auf die in der Luft ſchwebenden Vögel. Selbſt bei Sturm haben es in der Regel die Kinder beſſer als die Erwachſenen, denn jene werden ſelten unwohl, dieſe aber bekommen, wenn das Schiff ſo hin- und herſchwankt, Schwindel, es wird ihnen weh und übel zu Muthe, ſie müſſen ſich legen — ſie werden ſeekrank.

Wenn das Schiff gerade aus einem warmen Lande, aus Weſtindien oder aus Afrika kommt, dann bringt es öfters auch ſehr ſchöne, ſehenswerthe Sachen; Papageien und andere bunte Vögel, Affen, prächtige Muſcheln und Bäumchen mit herrlichen Blüthen mit und man hat an dieſen immer einen Zeitvertreib. Oder die Fahrt geht ganz nahe an dem Ufer eines ſchönen Landes vorbei, auf welchem es ganze Wälder von Orangenbäumen, Palmen voller Datteln oder Kokosnüſſe gibt und das Auge hat an den Herrlichkeiten eines ſolchen Landes ſeine große Luſt.

Aber bei dieſer Gelegenheit, wo man von dem Meere aus, auf dem man vielleicht ſchon Wochen, ja Monate lang herumgefahren iſt, ein ſchönes, grünendes Land ſieht, bekommt man auch eine rechte Sehnſucht, aus dem ſchwankenden Schiffe hinaus auf den feſten Boden; vom Waſſer, wo jede Woge der anderen gleich iſt, hinweg auf das Land, beſonders auf ein ſolches, wo man faſt bei jedem Schritte etwas Neues ſieht. Und dieſes Verlangen nach dem Lande haben dann nicht etwa nur die Kinder, die mit auf dem Schiffe ſind, ſondern auch die großen Leute, und ſobald ein Schiff an's Land kommt, da können es ſelbſt die Seeleute, die doch von ihrer Jugend an faſt immer mehr auf der See, als auf dem Lande geweſen ſind, kaum erwarten, bis ſie hinüber kommen auf den lieben, feſten Boden der Erde, zu dem friſchen Waſſer der Quellen und Bäche und zu dem grünen Gras, auf dem es ſich ſo weich und ſchön ruhen läßt.

Vor mehreren Jahren kam auch einmal ein großes, engliſches Kriegsſchiff, auf welchem viele Soldaten waren, die nach Indien fahren ſollten, an das Vorgebirge der guten Hoffnung und warf im Hafen bei der Capſtadt ſeine Anker. Da wäre dann gern Jeder, der auf dem Schiffe war, hinüber an's Land gefahren und hätte hier einen vergnügten Nachmittag zugebracht. Aber alle auf einmal durften nach der Ordnung auf dem Schiffe nicht hinüber, ſondern immer nur ſo viele, als die Reihe traf. Unter den Soldaten war auch ein Schiffstrompeter, ein Menſch von gar luſtiger Gemüthsart, der allezeit lieber zu Lande in einem Wirthshauſe, als im Schiffe geſeſſen wäre. Als an dieſen die Reihe kam, da fuhr er ſehr fröhlich mit ſeinen Kammeraden hinüber an's Land und blies ihnen auf dem Wege gar manches luſtige Stücklein auf ſeiner Trompete vor. Aber der Mann hatte vielleicht gar zu viel geblaſen und war dadurch ſehr durſtig geworden; da ſie nun in die Capſtadt hineinkamen, da trank er mehr von dem dortigen ſtarken Wein (Conſtantiawein genannt), als er wohl bedurft hätte zur Sättigung. Der Wein aber machte ihn ſehr ſchläfrig und als nun auf dem Schiffe mit dem Abfeuern einer kleinen Kanone und mit dem Läuten einer Glocke das Zeichen gegeben wurde, daß die Leute, die am Lande waren in ihr ſchwimmendes Haus zurückkehren ſollten, da ſtand er zwar auch auf von ſeiner Bank und ging jubelnd und ſingend mit den anderen Soldaten hinaus aus der Stadt; als ſie aber draußen waren, da konnte er nicht weiter, ſondern er fiel hin auf den Erdboden und ſchlief gar feſt ein.

Nun iſt es aber, dort in Capſtadt, um das Einſchlafen im freien Felde eine bedenkliche Sache. Nicht gerade wegen der Erkältung, wie man ſie etwa bei uns zu Lande ſich beim Schlaf auf freiem Felde zuziehen könnte, denn es iſt dort faſt immer ſchön warm, ſondern wegen der wilden Thiere. Denn obgleich die Löwen ſich ſchon lange aus der Nähe der Capſtadt in ſolche fernere Gegenden des Landes zurückgezogen haben, in denen es keine Jäger mit Flinten und Kugelbüchſen gibt, und auch die Panther mehr in den waldigen Gegenden zu Hauſe ſind, findet ſich dennoch ein anderes recht abſcheuliches Thier, das noch viel bösartiger und raubſüchtiger iſt, als der Löwe, bei Nacht gar oft in der Nähe der Capſtadt ein: das iſt die Hyäne. Die Hyäne iſt zwar bei weitem nicht ſo groß und ſtark wie der Löwe, aber ſie iſt viel unerſättlicher und begieriger nach Menſchenfleiſch als dieſer, denn ſie ſchleicht ſich bei Nacht in die Dörfer und vor die einzeln ſtehenden Hütten hin und wenn ſie auch nur ſelten an einen ſtarken erwachſenen Mann ſich wagt, ſo ſchleppt ſie doch, wo ſie deren habhaft werden kann, Kinder und ſchwache Frauen mit ſich fort, die ſie dann mit ihren Zähnen zerfleiſcht und auffrißt. Sind doch ſelbſt die Todten in ihrer Ruhekammer nicht ſicher vor ihr, denn ſie ſcharrt die Gräber auf, holt die Leichen heraus und zermalmt dieſe mit Fleiſch und Knochen. Auch Verwundete auf dem Schlachtfelde und Kranke, die außen im Freien liegen, fällt ſie an und frißt ſie auf, denn gewöhnlich iſt nicht eine allein, ſondern es ſind mehrere ſolche böſe Thiere beiſammen.

Was die Hyäne einmal mit ihrem ſtarken Gebiß gepackt hat, das läßt ſie nicht leicht wieder fahren, ſie läßt ſich faſt eher dabei todtſchlagen, ehe ſie die Zähne von einander thut. Denn es iſt ein grimmiges, zornmüthiges Thier, das, wenn es hungrig iſt, keine Gefahr ſcheut, und welches, wenn es bei ſeinem Fraße ſitzt, nicht vor Hunden und ſelbſt nicht vor Menſchen davonläuft.

Nun, wie ich vorhin ſagte, der Schiffstrompeter war von dem vielen Weine, den er getrunken hatte, ſo ſchläfrig geworden, daß er auf den Boden hingetaumelt und feſt eingeſchlafen war; er meinte, er läge ſchon in ſeiner Hängematte im Schiffe und wäre da ganz ſicher. Aber auf einmal kam eine Hyäne, packte ihn mit ihren Zähnen ganz feſt bei ſeinem Rockkragen und ſchleppte ihn fort. Es wäre jetzt gar bald um den Mann geſchehen geweſen, denn dieſe Hyäne war nicht allein, ſondern man hörte noch drei bis vier andere in der Nähe grunzen, die ſich ſogleich mit jener in ſein Fleiſch und ſeine Knochen getheilt hätten.

Der Mann wachte jetzt freilich aus ſeinem Schlafe auf, aber er war noch nicht recht bei Beſinnung und wenn er das auch geweſen wäre, was hätte er thun wollen? Er hatte weder Flinte noch Degen, ſondern nur ſeine Trompete bei ſich. Dieſe nahm er, ſetzte ſie an den Mund und blies ganz gewaltig ſtark hinein, und die Hyäne, die ihn am Kragen ſo grimmig feſt hielt, daß ſie kaum vor einem bloßen Degen davon gelaufen wäre, erſchrack über den Trompetenton ſo ſehr, daß ſie ihn los ließ, und mit ihren andern Raubgenoſſen auf und davon lief. Der Trompeter war jetzt wieder ganz zur Beſinnung gekommen. In ſeiner Schlaftrunkenheit hatte er gemeint, es wecke ihn Jemand auf, weil es Morgen ſei und er ſeinen Morgenwecker blaſen ſolle, jetzt aber merkte er erſt, in welcher Lebensgefahr er geweſen ſei und ſchämte ſich vor Gott und Menſchen, daß er ſo viel Wein getrunken hatte. Seine Kameraden waren ſchon längſt und zur rechten Zeit nach dem Schiffe hinüber gefahren, und dort merkte man erſt, daß der Trompeter nicht dabei ſei, man meinte aber, dieſer ſei, weil ihm das Gehen ſo ſauer ankam, wieder in die Stadt zurückgekehrt und dort geblieben. Als man aber ſeinen ſtarken Trompetenſtoß hörte, da ſetzte man ein Boot aus und holte ihn auch auf's Schiff herüber. Am anderen Tage bekam er dann freilich ſeine Strafe, er ſagte aber, er hätte dieſe wohl verdient und nahm ſich das Abenteuer mit der Hyäne ſo zu Herzen, daß er ſeitdem niemals wieder ſo viel Wein getrunken hat.

Sonderbar iſt es übrigens immer, daß ſich ſo viele wilde Thiere vor der Muſik fürchten, während ſie vor dem Donner ſich nicht ſcheuen. Selbſt von einem kleinen Pudelhunde, deſſen Herr gerne und oft auf der Violine ſpielte, weiß man es, daß er den Fidelbogen ſeines Herrn davon trug und unter dem Sofa verſteckte, nur damit ihm dieſer keine Muſik mehr machen ſollte.

9. Der kluge Elephant.

Wir ſprachen ſo eben von dem Hündchen, das ſich gerne die Muſik, die ſein Herr machte, verbeten hätte, und deshalb ihm den Violinbogen davon trug. Solcher Erzählungen von klugen Hunden, namentlich von Pudeln, ſind viele bekannt. So weiß man unter anderen von einem Pudel in Paris, den ſein Herr mit ſich vom Lande herein in die Stadt gebracht hatte. Der Hund war an die Freiheit des Landlebens gewöhnt, wo er ſo, wie es ihm beliebte, durch die offene Hausthüre aus und einlaufen konnte. Aber in der Stadt war das anders, da wurde die Hausthüre immer wieder zugemacht und wenn Jemand hinein wollte, der mußte an der Thürklingel ziehen. Dem Pudel war es mehrmals geſchehen, daß er, wenn er hinausgeſchlüpft war und wieder hinein wollte, vor der Thüre hatte ſtehen bleiben müſſen. Da merkte er, wie andere Leute es machten, wenn ſie hineinwollten, hob ſich, auf den Hinterfüßen ſtehend, mit dem Kopfe zum Anläuteknopf, packte dieſen mit den Zähnen und zog ſo derb an der Klingel, daß die Hausleute meinten, es käme wunder welch' vornehmer Gaſt. Er that das jetzt öfter zu ſeinem Vergnügen, bis man es ihm durch eine kleine Züchtigung verwies. So merken die Hunde auf Alles, was zu ihrem Nutzen oder zu ihres Herrn Dienſten gereicht und ein Pudel, der einem Studenten angehörte, begleitete zwar dieſen, wenn er in die Vorleſungen ging, immer bis vor die Thüre des Hörſaales, blieb aber hier ganz ſtill und ruhig liegen. Wenn es aber um zwölf Uhr zu Mittag läutete, da ſprang er plötzlich auf und ſcharrte an der Thür, um ſeinen Herrn zu erinnern, daß es jetzt Zeit zum Eſſen und nicht zum Studiren ſei.

An Hunden ſind ſolche Beweiſe von Klugheit etwas Gewöhnliches und ſie fallen einem weniger auf, weil der Hund ein ſehr leicht bewegliches und gelehriges Thier iſt, das ſich zu gar vielen, oft bewundernswürdigen Dingen abrichten läßt. Einem Elephanten aber ſollte man es kaum zutrauen, daß er ſo geſchickte und kluge Sachen verrichten könnte, als er es wirklich thut. Denn während der Hund mit ſeinen gelenkigen Füßen und mit ſeinen Zähnen ſich ſo leicht helfen kann, iſt der Elephant dem Anſcheine nach eine plumpe Fleiſchmaſſe; die Zehen an ſeinen Füßen ſind ſo verwachſen, daß er ſie nur zum Stehen, zum Gehen und Aufſtampfen brauchen kann; er hat in ſeinem Munde keine Zähne, mit denen er, wie der Hund, etwas anpacken und feſthalten kann, ſondern nur die mächtigen Hauzähne als Waffen, und die Backenzähne zum Kauen der Geſträuche und Palmenblätter, oder des anderen Futters. Dafür hat er aber einen Rüſſel, der ganz außerordentlich beugſam und kräftig iſt, und an welchem ſich vorne ein Finger zum Ergreifen und Feſthalten, ſelbſt von kleinen Dingen, ſowie zu allerhand künſtlichen Verrichtungen findet. Auch ſieht man es dem großen Thiere an ſeinen ſo klug blickenden Augen an, daß es, nach ſeiner Weiſe, recht verſtändig iſt.

Von gar vielen klugen Sachen, welche manche Elephanten zuwege gebracht haben, weiß man zu erzählen; man kann es in Indien und wo es ſonſt zahme und abgerichtete Elephanten gibt, täglich ſehen, wie verſtändig ſie ſind und mit welcher Ueberlegung und Treue ſie die Geſchäfte ausführen, die ihr Herr ihnen aufträgt. Denn ſie nehmen die Waarenballen, die ſie fortſchaffen ſollen, mit ihrem Rüſſel auf, halten ſie auf ihrem Nacken feſt und tragen einen nach dem anderen an den Ort, den ihnen ihr Herr angewieſen hat, ſie holen Waſſer in einem Gefäße, das man ihnen gibt und man weiß von einem ſolchen dienſtfertigen Elephanten, daß er den kupfernen Keſſel, in welchem er gewöhnlich das Waſſer holte, als er bemerkte, daß dieſer ein Loch habe und auslief, von ſelber zum Kupferſchmied trug, zu welchen man ihn früher mehrere Male bei ſolcher Gelegenheit hingeführt hatte. Solcher Geſchichten von klugen Elephanten könnte man gar viele erzählen, wir wollen aber hier nur eine anführen, die ſich in neuerer Zeit zutrug, und welche ein wahrheitsliebender Deutſcher, der dabei war, erzählt hat.

Ein vornehmer Herr aus England, der in Indien lebte, hatte eines Tages Gäſte zur Mahlzeit zu ſich eingeladen. Der Herr wohnte draußen vor der Stadt in einem ſchönen Garten mit hohen, ſchattigen Bäumen. Man ſpeiste in einem Gartenſaale und weil es in jenem Lande gar heiß iſt, ſo daß man immer Verlangen nach friſcher Luft hat, ſo ſtanden die Flügelthüren zum Saale, ſo wie die Fenſter, offen. Der Herr beſaß einen jungen Elephanten, welcher ſehr zahm war und den ſeine Kinder ſehr gerne hatten. Das Thier kam gewöhnlich, wenn man unten im Gartenſaale aß, zu der offenen Flügelthüre herein, ſtellte ſich hinter den Stuhl der Kinder und wenn dann dieſe Früchte, etwa Bananen, die dort ſehr gemein ſind, auf ihren Teller bekamen, da langte das Thier mit ſeinem Rüſſel hinüber und nahm ſich eine ſolche Frucht, ſteckte ſie in ſein Maul und aß ſie. Die Kinder ließen ſich das ganz gerne gefallen und gaben dem jungen Elephanten noch mehrere Früchte dazu. Nun war aber gerade an jenem Tage auch ein junger Cadet aus der Stadt mit zum Eſſen eingeladen, der bei den Kindern des Hauſes ſaß. Der Elephant wollte ſich auch von dem Teller dieſes fremden Gaſtes eine Frucht nehmen, der Cadet aber ſtach ihn mit der Gabel in ſeinen Rüſſel. Das Thier zog den Rüſſel zurück und ging hinaus; die Kinder aber waren ſehr betrübt, daß man ihrem Lieblingsthiere ſo wehe gethan hatte. Auf einmal, als noch alle bei Tiſche ſaßen, kam der junge Elephant wieder herein. Er trug mit ſeinem Rüſſel einen kleinen Strauch herbei, den er mit ſammt der Wurzel und der Erde daran aus dem Boden geriſſen hatte. Aber der Strauch war auf einem Erdhaufen gewachſen, in welchem eine Art von Ameiſen, die gar ſchmerzlich beißen kann, zu Tauſenden wohnten. Der Elephant trat hinter den Cadetten, ſchüttelte ihm die Erde von den Wurzeln des Sträuchleins auf den Kopf, die Ameiſen krochen ihm an den Nacken, an den Hals und an's Geſicht und biſſen ihn ſo, daß er, wenn es ſich geſchickt hätte, gewiß laut geſchrieen hätte. So aber mußte er den Scherz, den das Thier mit ihm trieb, ſtillſchweigend hinnehmen, denn es hatte ihm ſeinen wehe thuenden Gabelſtich nur mit gerechter Münze bezahlt.

10. Der ſchöne Stein.

Die Kinder haben ſchon ihre Freude daran, wenn ſie an einem Bache oder in einem Gartengange bunte Steinchen finden und nehmen wohl auch einen ſolchen rothen oder grünlichen Stein gerne mit ſich nach Hauſe. Aber ſolche Steinchen haben freilich insgemein nur für Kinder, nicht für die großen Leute, einen Werth, denn man kann ſie weder zu Ringſteinen, noch ſonſt zum Schmucke brauchen. Wenn man aber auch bei uns zu Lande keine koſtbaren Steine an den Bächen und auf dem Felde findet, ſondern nur lauter ganz gemeine, ſo iſt dies doch nicht überall ſo auf Erden. Denn es gibt Länder, wo ſelbſt im Sande Edelſteine gefunden werden, davon ein einziger mehr werth iſt, als ein ſchönes Haus mit ſeinen Gärten, ja mehr werth, als ein Fürſtenſchloß. Solche Steine ſind namentlich die Diamanten, die Rubine, die Sapphire, die man zuweilen in den Ringen oder am Halsſchmucke reicher Herren und Damen ſieht.

Obgleich nun jene Länder und Inſeln, wie Oſtindien und Ceylon, wo es dergleichen koſtbare Steine gibt, gar weit von uns abliegen und deshalb keines unſerer Kinder dahin gehen kann, um darnach zu ſuchen, iſt es doch auch zuweilen geſchehen, daß ein ganz armer Menſch oder ein Kind bei uns zu Lande auf dem Erdboden einen Diamant oder einen Rubin gefunden hat, der von gar großem Werthe war. Aber dieſe Steine waren nicht bei uns zu Hauſe geweſen, ſondern aus der Ferne hergekommen und irgend ein großer Herr oder eine vornehme Dame hatte ſie verloren.

Eine ſolche Geſchichte, wo ein kleines Kind, das vor ſeines Vaters Hauſe mit den Steinchen ſpielte, die auf der Erde lagen, einen Diamant fand, der viele tauſend Thaler werth war, will ich hier erzählen. Sie hat ſich zwar ſchon faſt vor vierhundert Jahren zugetragen, aber es iſt eine wahre Geſchichte.

Die große Stadt Conſtantinopel hat nicht immer, ſo wie jetzt, den Türken angehört, ſondern ſie war vormals eine Stadt der Chriſten, in welcher ein chriſtlicher Kaiſer geherrſcht hat. Vor vierhundert Jahren haben die Türken ſie den Chriſten genommen und viele von ihnen umgebracht. In Conſtantinopel iſt es freilich viel wärmer, als bei uns; die Orangen- und Citronenbäume, Feigen- und Oelbäume wachſen dort im Freien, wie bei uns die Aepfelbäume. Aber ſo ſchön auch die dortige Landſchaft und ſo fruchtbar der Boden iſt, findet man doch auch da, eben ſo wenig als bei uns in Deutſchland einen

Diamant oder einen Rubin, er müßte denn von ſeinem reichen, vornehmen Beſitzer verloren worden ſein. Und ſo iſt es auch bei dem Diamant geweſen, von dem ich hier erzählen will.

Als Conſtantinopel von den Türken eingenommen war und ihr Sultan Mohamed der Zweite darinnen regierte, da ſah es freilich ſehr wüſte darinnen aus. Denn die Mauern, welche bei der Belagerung von ihnen ſehr zerſchoſſen worden waren, hatten die Türken zwar wieder aufgebaut, aber gar viele Häuſer und andere Gebäude lagen in Trümmern, unter ihnen auch ein großer Palaſt, den vor alten Zeiten die chriſtlichen Kaiſer bewohnt hatten, und welcher ganz nahe an der Stadtmauer lag. In dieſem vormaligen Kaiſerpalaſte, von welchem nichts ſtehen geblieben war, als das uralte Gemäuer, ohne Dach und Thüren, hatte ein Türke ſeine Wohnung aufgeſchlagen, die ſich neben und zwiſchen den hohen Mauern ſo ausnahm, wie das Neſt eines Rothſchwänzchens zwiſchen den Balken einer Kornſcheune. Man ſtieg zu dieſer Türkenwohnung zwar durch eine prächtige alte Marmortreppe hinauf, oben aber trat man in einen Verſchlag von Brettern, der das Wohnzimmer darſtellte, und daneben war noch ein anderer, kleinerer Verſchlag, darin die Leute ſchliefen.

So arm auch der Türke und ſeine Frau waren, hatten ſie dennoch ein gar ſchönes, prächtiges Söhnchen, ein Knäblein, an welchem der reichſte König und ſeine Königin Gefallen gehabt hätten, wenn es ihre geweſen wäre.

Denn es hatte ein apfelrundes Geſicht, gar ſchöne große Augen, ſo hell wie ein Stern des Himmels und lange Locken, war auch dabei ſo brav und gut, daß alle Leute es lieb hatten und zu ihren Kindern ſagten: ſo brav wie der kleine Ibrahim (ſo hieß das Knäblein), ſollteſt du auch werden.

Seine Eltern hätten ihm gerne Spielſachen und ſchöne Kleider gegeben, aber ſie hatten ſelber keine ſchönen Sachen und der kleine Ibrahim ſpielte eben ſo gerne mit ſchönen Blumen und Steinen oder mit Stückchen Holz, aus denen er ſich kleine Häuschen baute, als andere Kinder mit ihren Spielſachen, und das blaue Hemdchen, in welchem er herumlief, das ſtand ihm eben ſo gut an, als den reichen Kindern ihr Gewand von Sammt und Seide.

Einmal ſpielte der Ibrahim auch, da er etwa vier Jahre alt war, in einem der Hofräume des alten Kaiſerpalaſtes. Er grub ſich mit einem alten, blechernen Löffel, den eine Nachbarin ihm geſchenkt hatte, Löcher in den Boden, denn er wollte ein kleines Haus, ſammt Keller und Küche, dahin bauen. Indem er aber ſo grub, da fand er einen wunderſchönen Stein in der Erde, der glänzte, als die Sonne darauf ſchien, ſo hell, als wenn inwendig lauter Lichter darinnen wären, deren Schein von innen herausſtrahlte. Er nahm den Stein in ſeine Hand und trug ihn ſogleich zu ſeiner lieben Mutter hinauf, dieſe freute ſich auch daran, wußte aber nicht, was es für ein koſtbarer Stein ſei. Der Kleine mochte jetzt denſelben ganzen und auch am anderen Tage mit nichts

Anderem ſpielen, als mit dem ſchönen Steine. Er holte ſich andere Steinchen aus dem Hofe und von der Gaſſe herauf, gelbe, weiße und rothe, das mußten die Soldaten, die Bürger und Bauern ſein, der ſchöne, glänzende Stein war aber ihr Sultan, der ſie alle regierte. Auch wenn er ſpäterhin wieder mit Stückchen Holz oder mit Blumen geſpielt hatte, kam er doch jeden Tag mehrere Male nach der Bank hin, auf welcher er den Sultan der Steine in ein grünes Bette von Moos, die anderen Steinchen aber in Reihe und Glied daneben gelegt hatte. Er nahm dann jedesmal den Steinſultan aus ſeinem Moosbettchen heraus auf ſeine Hand und betrachtete ihn mit Wohlgefallen, denn der Menſch hat von ſeiner Jugend an eine Freude an der Lichtwelt der edlen Steine, und man möchte glauben, daß droben im Himmel, wo die Seligen hinkommen, Alles von Edelſteinen und Perlen ſei, davon die Koſtbarkeiten der Erde nur ein armer Abglanz ſind.

Eines Tages, da der kleine Ibrahim auch ſeinen Steinſultan auf der Hand hatte und ihn gegen die Sonne hielt, kam ein Iſraelit zu ſeinem Vater, der in der Nachbarſchaft wohnte. Es war ein ſehr vielgereiſter Mann, der ſich auf den Werth der Steine gar wohl verſtand und deshalb auch am Hofe des Sultans Juwelier und Schmuckmeiſter war. Als dieſer Iſraelit den Stein in der Hand des kleinen Ibrahim ſah, da war er ganz erſtaunt, und fragte die Eltern des Knaben: wo habt Ihr den koſtbaren Diamant aus Indien her, welcher mehr werth iſt, als eine ganze Gaſſe von Häuſern, und als alle Kaufmannswaaren in dieſer Stadt? Die Mutter ſagte: den haben wir nicht aus Indien, ſondern unſer kleiner Ibrahim hat ihn unten im Hofe gefunden. Der Iſraelit ſprang ſogleich von ſeinem Sitze auf, legte einen Beutel mit Goldſtücken und die Ringe hin, die er an ſeinen Fingern trug, und ſagte: ſehet, das Alles laß' ich euch zum Pfande da, wenn ihr mir den Stein gebt, daß ich ihn dem Sultan zeigen kann.

Der kleine Ibrahim weinte bitterlich, da ihm ſein Vater den Steinſultan von ſeinem Händchen nahm, und ihn dem Iſraeliten gab. Aber ſein Vater und ſeine Mutter tröſteten ihn und ſagten: er ſolle bald ſchönere Sachen dafür bekommen. Der Iſraelit nahm den Stein und trug ihn zum Sultan Mohamed dem Zweiten, der in ſeinem ganzen Schatze kein Kleinod hatte, welches dieſem an Werthe zu vergleichen war. Nun hatte es ſich zwar der Sultan bei der Einnahme von Conſtantinopel von all' ſeinen Soldaten und anderen Leuten ausbedungen, daß alle kaiſerlichen Schätze, ſowie die Koſtbarkeiten in den Kirchen ſein gehören ſollten, aber er gab dennoch, auf die Fürbitte des gutmeinenden Iſraeliten hin, den armen Eltern des kleinen Ibrahim für den ſchönen Stein, den ihr Söhnchen gefunden hatte, einen ganzen Sack voll türkiſcher Silbermünzen, der gewiß dreitauſend Thaler werth war. Freilich war der Stein mehr als dreißigmal ſo viel werth, denn er iſt noch jetzt das größeſte Kleinod in der Schatzkammer der türkiſchen Kaiſer, aber die Eltern des Ibrahim waren dennoch mit dem Verkaufe ſehr wohl zufrieden. Denn ſie konnten ſich für das Geld in damaliger Zeit ein hübſches Haus, nebſt Feld und Garten kaufen, ſchafften ihrem Ibrahim gute Kleider und allerhand Sachen an, die ihm Freude machten, und ließen ihn vor allen Dingen etwas Gutes lernen, ſo daß er ſpäter ein angeſehener Mann in ſeiner Stadt und Schatzmeiſter bei dem Hofe des Sultans geworden iſt.

Man wird nun wohl fragen: wie iſt denn der Diamant aus Oſtindien, wo er zu Hauſe war, nach Conſtantinopel unten vor die Bretterhütte des armen Türken gekommen? Hat er vielleicht dem letzten chriſtlichen Kaiſer angehört, welcher in der Stadt regierte, ehe die Türken ſie einnahmen? — Nein, das nicht, denn dieſer Kaiſer, welcher auch Conſtantin hieß, wie der erſte, der in Conſtantinopel regiert hatte, war zwar ein frommer, guter, auch tapferer Herr, aber reich war er nicht und auch ſein Vater und Großvater hatten keinen ſo koſtbaren Edelſtein in ihrem Schatz beſeſſen. Aber neunhundert Jahre vorher war ein ſehr reicher und mächtiger chriſtlicher Kaiſer in Conſtantinpoel geweſen, welcher Juſtinian hieß, und dieſem hatte der Diamant angehört, und war als ſchönſtes Juwel in ſeinem Hauptſchmuck (Diadem) geweſen. Einmal an einem St. Johannisfeſt hatte dieſer Kaiſer einem kirchlichen Aufzuge beigewohnt, von ſeinem Palaſte aus nach der St. Johanniskirche, und wieder zurück, und bei dieſer Gelegenheit war ihm der Diamant aus ſeinem

Diadem herausgefallen und verloren gegangen. Es läßt ſich gar nicht ausſagen, wie viel Mühe man ſich damals gegeben hat, den unſchätzbaren Stein zu ſuchen und zu finden. Tauſende von Menſchen durchſuchten Schritt vor Schritt den Weg, den der Kaiſer gegangen war, ſie hoben jedes Steinchen auf, ſie durchwühlten den Boden vier Wochen lang, und keine Spur von dem Steine war zu ſehen. Und ſiehe da, neunhundert Jahre nachher grub ein Knäblein von vier Jahren mit einem blechernen Löffel in dem Boden, und gleich in der erſten Minute fand es den Diamant.

So hat Gott gar oft durch Kinder und durch Menſchen, die den guten Kindern an Gemüth gleich waren, ſehr große Dinge geſchehen und Sachen durch ſie auffinden und an's Licht bringen laſſen, die das Auge und der Verſtand der großen Leute nicht entdeckt hatte.

11. Das graue Männlein im alten Schloßthurme.

In der Nähe des ſchönen Rheinſtromes, da, wo dieſer zwiſchen prächtigen Städten und Dörfern, Gärten und Weinbergen dahinfließt, gibt es gar viele alte Burgen und Ritterſchlöſſer, mit hohen Mauern und Thürmen. Manche von dieſen Gebäuden ſind noch aus der Römerzeit, und auch andere ſind ſchon vor tauſend oder doch vor vielen hundert Jahren von deutſchen Rittern erbaut, die vormals hier gewohnt und gehaust haben. Hin und wieder hat man eine ſolche alte Burg gar ſtattlich wieder aufgebaut, die meiſten aber ſind von Menſchen unbewohnt und es ſteht nichts mehr davon, als die halbzerbrochenen Mauern und etwa ein alter Thurm, darin keine Treppe mehr zu finden iſt, auf der man etwa inwendig hinaufſteigen könnte.

Ein ſolcher alter Thurm, mit dem Gemäuer eines zerſtörten Schloſſes fällt noch jetzt von weit her den Reiſenden in's Auge, welche die Straße am Rheinſtrome hinab oder hinaufwärts ziehen, denn er iſt gar hoch und liegt auf einem anſehnlichen Felſen. Von hinten und von beiden Seiten iſt er von einem dichten Eichenwalde umgeben, man kann aber von da nicht zu dem Schloſſe hinaufkommen, weil dort die Wände des Felſens gar ſteil und glatt ſind, ſondern nur von vorne her, wo ſie gegen die Straße und gegen den Strom hin frei aus dem Walde herausſteht, und es hat den Anſchein, als könnte man an dieſer Seite leicht zu ihr hinanſteigen. Wenn man es aber verſucht, da bemerkt man bald, daß dieſes keine leichte Aufgabe iſt, denn es liegen da die Steine, die von dem zerſtörten Gemäuer herunter geſtürzt ſind, ſo dick auf dem vormaligen Wege angehäuft, daß man ſich bei jedem Schritte in Acht nehmen muß, nicht hinzuſtürzen, und daß man öfters, wenn die Steine unter dem Fußtritt nachgeben, mehr zurück, als vorwärts kommt. Und wenn man ſich nun endlich auch mit ſaurer Mühe hinaufgearbeitet hat, zu der alten Burg, was ſieht man da? Ueberall im Hofe und in den ehemaligen Sälen und Zimmern liegen die Mauerſtücke herum, dazwiſchen wächſt das Gras hervor, und etwa ein einzelnes Tannenbäumchen, auf welchem die Droſſel ſingt, oder Gebüſche, auf denen das Schwarzplättchen und das Rothkehlchen ihre Lieder vernehmen laſſen.

Es iſt nun ſchon länger als anderthalbhundert Jahre, da hat ſich in dieſer alten Burg und ihrem Thurme etwas zugetragen, was ich hier erzählen will.

Damals war es für die deutſchen Lande, die jenſeits und zum Theil auch dieſſeits des Rheines liegen, eine gar betrübte, jammervolle Zeit. Die Franzoſen mit ihren mächtigen Heeren waren in das Land eingefallen, und dieſe verübten unter ihren grauſamen Generälen *) recht unmenſchliche Streiche. Sie brannten die Dörfer und Städte an, zerſtörten gar manche Kirchen, verwüſteten die Felder, Gärten und Weinberge, und ermordeten viele Menſchen, oder vertrieben ſie aus ihren Wohnorten und Häuſern. Da ſah man dann die Vertriebenen ohne Brod und Obdach in der Fremde herumirren; viele hatten nichts an und bei ſich, als die Kleider, die ſie an ihrem Leibe trugen.

Außer den erwachſenen Leuten, die ſich ſo von einem Orte zum anderen durchbetteln mußten, und die öfters, wenn ſie in ein Dorf kamen, nicht alle in Häuſern untergebracht werden konnten, gab es auch viele Kinder, die

---

*) Melac, Boufflers und Duras.

ihre Eltern in dem grauſamen Kriege verloren hatten. Manche von dieſen Kindern waren noch ſo klein, daß ſie gar nicht ſagen konnten, wie ihre Eltern geheißen hatten, oder aus welchem Dorfe, aus welcher Stadt ſie hergekommen ſeien; dieſe liefen mit der Schaar der anderen Flüchtlinge, und manche von ihnen ſind von mitleidigen Bauern und Bürgern in's Haus genommen und verpflegt worden, manche dieſer Kleinen mögen aber auch, weil ſie nicht mehr laufen und fortkommen konnten, im Walde oder auf dem Felde liegen geblieben und verhungert oder erfroren ſein, denn es war ſchon ſpät im Jahre.

Einmal kam auch in das Dorf, das etwa eine Viertelſtunde weit unter dem alten, zerſtörten Schloſſe nach der Straße hin liegt, ein kleiner Knabe, der keine Eltern mehr hatte, denn ſeine Heimath war von den Feinden niedergebrannt und ganz zerſtört worden. Es war kalt draußen, denn es hatte am Tage über geſchneit und geregnet, und da er in's Dorf kam, war es ſchon ganz finſter. Er ſah nirgends in den Häuſern ein Licht oder ein Feuer brennen, denn die Leute, die da wohnten, hatten auch ſchon viel von den Feinden gelitten, die ihnen ihr Vieh und ſonſt alles ihr Hab und Gut hinweg genommen hatten, und vor denen ſie ſo ſehr ſich fürchteten, daß ſie ſich nicht getrauten, bei Nacht ein Licht anzuzünden, damit die fremden Soldaten, wenn ſie etwa vorbeikämen, nicht merken ſollten, daß noch Leute in den Häuſern wären.

Der arme Knabe fror ſehr, und er wäre bei der

Nacht gerne in einem Hauſe oder in einem Stalle geweſen; er pochte an die Hausthüren, aber Niemand that ihm auf. Da beſann er ſich, daß er beim Hereingehen in's Dorf, wo es noch ein wenig Tag war, einen Wald und einen Thurm darin geſehen hatte, dahin es nicht weit ſein könne. Vielleicht, ſo dachte er, wohnen dort noch Leute, die mich armes Kind aufnehmen und mir einen Biſſen Brod geben mögen.

Mitten im Dunkel der Nacht machte er ſich auf den Weg, nach der Gegend hin, wo er den Thurm geſehen hatte, er kam ein wenig an den Bergabhang hinauf, an dem die vielen Steine und Mauerſtücke lagen, aber ohne Arm und Bein zu brechen, wäre es nicht möglich geweſen, weiter fort zu kommen. Er wollte wieder umkehren, aber beim Hinüberſteigen über die Steine fiel er hin und that ſich an einem ſeiner Beine ſo wehe, daß es blutete, und daß er vor Schmerz lange Zeit am Boden ſitzen bleiben mußte. Endlich kroch er auf allen Vieren weiter und kam ſeitwärts von den Steintrümmern bei dem Waldrande an einen großen Baum, unter den er ſich hinſetzte. Er war zwar hier gegen den Regen und gegen den Schnee, welcher dick vom Himmel niederfiel, etwas geſchützt, aber er konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen, weil es ihn gar ſo ſehr fror.

In der dunklen Nacht ſah er ein Licht oben auf dem Berge. Er dachte gleich, daß dieſes Licht von dem Thurme herkommen müſſe, und als es Tag wurde, da ſah er auch, daß da, wo das Licht geſchienen hatte, das alte

Schloß ſtand. Aber er war viel zu matt und müde, um zu den Leuten, die dort wohnen möchten, über die vielen Steine hinaufzuſteigen, und als er ſah, daß unten im Dorfe auch die Hausthüren ſich aufthaten und Leute herauskamen, da ſchlich er ſich hinunter, um ſich wenigſtens einen Biſſen Brod zu betteln, denn er hatte geſtern den ganzen Tag nichts gegeſſen.

Der Knabe war nicht mehr ſo gar klein, wie manche der anderen Kinder, die damals elternlos im Elend herumliefen, denn er war ſchon acht Jahre alt, und für ſein Alter recht verſtändig. Als er in's Dorf kam, da konnte er den Leuten ſagen, daß ſeine Eltern in der Gegend von Speyer gewohnt hatten; die Feinde waren unverſehens gekommen, ſein Vater wollte Einiges von ſeinen Habſeligkeiten retten und ſtellte ſich gegen einen Soldaten, der ihm die Sachen nehmen wollte, zur Wehre, da ſtach ihn dieſer nieder, die Mutter hatte ſich mit dem alten kranken Großvater auf dem Oberboden der Scheune unter den Korngarben verſteckt, die Feinde brannten das Haus an, und die Flamme brach in dem dürren Stroh ſo plötzlich aus, daß die Beiden lebendig verbrennen mußten. Er ſelber, der Knabe, war bei ſeinem Vater geweſen, und hatte es geſehen, wie der fremde Soldat dieſen niederſtach, und mußte es jetzt hören, wie ſeine Mutter noch aus den Feuerflammen heraus um Hilfe rief, ohne daß er ihr helfen konnte. Der Knabe weinte ſehr, da er dieſes Alles erzählte, und die Bauernfrauen und Kinder, die ihm zuhörten, weinten mit. Sie gaben ihm von dem wenigen Brode, das ſie hatten, ſattſam zu eſſen, als er ſie aber bat, ſie möchten ihn bei ſich behalten, bis ſein kranker Fuß wieder heil ſei, da ſagten ſie: du liebes Kind, das thäten wir gerne, wenn wir nur ſelber wüßten, wo wir ſchon bis heute Abend bleiben könnten. Denn der Feind iſt ſchon ganz nahe, und wenn etliche unſerer Männer, die geſtern Abend fortgegangen ſind, um zu ſehen, wo die Straße für uns noch ſicher iſt, wieder gekommen ſind, da ziehen wir ſogleich, Gott weiß, wohin? aus unſerem Dorfe fort, und nehmen das Wenige, das wir noch haben, und fortbringen können, mit uns. Du armer Junge müßteſt dann allein hier in den leeren Häuſern bleiben, die der Feind vielleicht noch heute oder morgen niederbrennen wird. Denn wir haben weder Pferd, noch Ochſen, noch einen Wagen mehr; das Alles hat uns der Feind ſchon genommen, und tragen könnten wir dich auch nicht, weil wir unſere eigenen Kinder und Sachen zu tragen haben.

Aber, ſo fragte der Knabe, wohnt denn nicht dort oben in dem Thurme Jemand, der mich aufnehmen könnte? Ich habe heute Nacht ein Licht dort geſehen.

In dem Thurme? ſo fragten die Frauen. Dorthin möchteſt du gehen? Das möchte dir ſehr übel bekommen. In jenem alten Gemäuer iſt es gar unheimlich. Da wohnt ein graues Männlein, das ſich von Zeit zu Zeit ſehen läßt. Es hat einen weißen Bart, wie eine Ziege, und die Leute ſagen, es habe auch Ziegenhörner. Manchmal wirft es mit blutigen Steinen herunter, und man

Univ. Bibl.
München

ſieht etwas Schwarzes bei ihm, wie einen großen Hund, der, wie die Leute ſagen, bei Nacht feurige Augen hat. Da mochte ſich ſchon ſeit langer Zeit Niemand aus dem Dorfe hinauf getrauen nach dem alten Schloſſe, wohin man auch ohnehin über die vielen Steine nur ſchwerlich kommen könnte. Uebrigens hat man nicht gehört, daß das graue Männlein Jemand etwas zu Leide gethan hätte, im Gegentheile weiß man, daß es zwei Kindern, die ſich in dem Walde hinter dem Schloſſe verirrt hatten und in eine alte vormalige Wolfsgrube gefallen waren, als dieſe vor Angſt, weil es ſchon Abend werden wollte, laut ſchrieen, zu Hilfe gekommen iſt; es hat ſie herausgezogen aus der Grube, hat ihnen etwas zu eſſen gegeben und ſie bei der Hand ſo weit durch den Wald geführt, daß ſie ſich leicht vollends zu Hauſe finden konnten. Aber das mag ſein, wie es wolle, von uns Allen möchte Keines um viele tauſend Gulden nicht in die Nähe des grauen Männleins und ſeines ſchwarzen Hundes kommen. Die Holzhauer, die von hinten, von der Waldſeite her, manchmal nahe an den Felſen kamen, auf welchem der alte Thurm ſteht, haben auch einige Male geſehen, wie durch eine Fenſterlucke friſches Blut aus einer Schüſſel ausgegoſſen wurde, und wer weiß, wie mancher Menſch von dem grauen Männlein ſchon hingeſchlachtet worden iſt. Zuweilen ſieht man auch einen Rauch aus dem Erdboden neben dem Thurme aufſteigen, ſo ſchwarz, als käme er aus der Hölle.

Iſt ja doch, ſagte der Knabe, ein Gott im Himmel und ich bin ein Chriſt, der täglich zu ihm betet. Dieſer kann mich vor dem grauen Männlein ſchützen. Und ich bin ja auch ein armes Kind, das um Hilfe ſchreit, wie die beiden, die das Männlein aus der alten Wolfsgrube gezogen und geſpeiſt hat. Vielleicht erbarmt es ſich auch meiner, läßt mich leben und nimmt mich bei ſich auf.

Den Frauen gefiel das wohl, was der Kleine ſagte, und eine alte Mutter unter ihnen, die aus Heidelberg herſtammte, ſprach zu ihm: Man merkt dir es an, mein Kind, daß du von chriſtlichen Eltern und in der Schule der Leiden erzogen biſt. Bleib' nur treu in deinem Chriſtenglauben, vergiß deines Gottes nicht in guten oder böſen Tagen, bete zu Ihm, wie ein Kind mit ſeinem Vater ſpricht, denn Er wird dir ja auch jetzt, wo du keine Eltern mehr haſt, Vater- und Mutterſtelle vertreten und dich nicht verlaſſen noch verſäumen. Ueberdies muß ich dir ſagen, daß ich an die Spuckgeſchichten von dem grauen Männlein nicht recht glaube. Entweder wohnt gar kein Menſch dort im alten Schloſſe, oder wenn einer da iſt, iſt es nur ein gewöhnlicher Mann.

Indem die alte gute Mutter noch mit dem Knaben redete, kamen die Männer und riefen ihren Frauen und Müttern zu: jetzt macht, daß wir eilig fortkommen über den Rhein hinüber, denn dort, jenſeits dem Waſſer iſt es noch ſicher. Die Feinde aber, die von der franzöſiſchen Seite gegen uns anrücken, ſtehen nur noch drei Stunden weit von uns. Es iſt zum Glück lauter Fußvolk, vor dem wir wohl noch entrinnen können.

Die alte Mutter fragte den Knaben, den wir mit ſeinem Taufnamen: Martin nennen wollen, ob er ſich denn gar nicht getraue, mit ihnen fortzukommen, da doch unter ihnen auch alte Leute ſeien, die nur ganz langſam gehen könnten? Martin aber, dem ſo eben ſein Fuß ſehr heftig ſchmerzte, antwortete, er könne nicht weiter und ſollte er auch darüber in der Feinde Hände fallen, die vielleicht doch ſein Leben verſchonen würden, wenn ſie ſein Elend ſähen. Da befahlen ihn die Frauen in Gottes Schutz, gaben ihm noch ein Stück Brod und nahmen mit Thränen von ihm Abſchied.

Der arme Knabe war jetzt ganz allein im verlaſſenen Dorfe. Die Hausthüren ſtanden alle offen; er ging in eines hinein, ſetzte ſich auf die Ruhebank beim Ofen und weinte. Ueber dem Weinen wurde er ſo müde, daß er einſchlief und ſchlief bis zum Mittag. Als er wieder aufwachte, fühlte er ſich ſehr geſtärkt; er betete zu Gott, daß ihn der jetzt führen, ſchützen und bewahren möge auf ſeinem Wege, denn er ſei ja nun ſein Vater. Darauf aß er ſein Stück Brod und ging hinaus aus dem Hauſe. Wo ſollte er aber jetzt hingehen? hinter ihm waren die Feinde, die Mörder ſeiner Eltern und Landsleute, vor ihm und zu beiden Seiten gab es nur verlaſſene Dörfer. Da dachte er wieder an den Thurm bei dem zerſtörten Schloſſe und an das, was die alte Mutter ihm Tröſtliches über das graue Männlein geſagt hatte. Er konnte jetzt ſchon wieder ohne große Schmerzen auf ſeinem Fuße auftreten und gehen, und obgleich er nur ſehr langſam vorwärts kam, war er doch noch bei hellem Tage ſchon in der Mitte der Stein- und Trümmerhaufen, die den vormaligen Weg ganz bedeckten und über welche er hinanklimmen mußte nach dem alten Schloſſe. Er konnte ſich da freilich meiſt nur auf Händen und Füßen weiter helfen und mußte ſich immer von Zeit zu Zeit auf einen größeren Stein hinſetzen und ausruhen. Indem er da auch wieder einmal ſaß und ruhte, als es ſchon dunkel wurde, da hörte er unten im Thale trommeln. Die Feinde zogen in's Dorf ein, denen er glücklicher Weiſe noch gerade zur rechten Zeit entronnen war, denn als ſie alle Häuſer leer und verlaſſen fanden und gar keine Lebensmittel darin, deren ſie bedurft hätten, zündeten ſie zur Rache das Dorf an. Die helle Flamme beleuchtete jetzt den Berg und den Wald, der arme Martin, dem der Schrecken und die Furcht neue Kräfte gaben, ſtieg ſo ſchnell, als ſeine Kräfte und ſein krankes Bein es erlaubten, nach dem alten Schloſſe, und war endlich oben zwiſchen ſeinen Mauern.

So ſehr er auch nach dem Thurme, in welchem er in der vorigen Nacht ein Licht geſehen hatte, hinanſchaute, konnte er heute doch keines entdecken. Es war Alles finſter, und ſo ſtill, daß man das leiſe Rauſchen des Windes und das Herabfallen der herbſtlich dürren Blätter hören konnte. Da ward es ihm doch ſchaurig zu Muthe. Die Flammen von dem brennenden Dorfe leuchteten ſo ſeltſam herein in das alte Gemäuer, bald glaubte er einen ſchwarzen Hund, bald ein Männlein zu ſehen, das mit dem

Kopfe nickte; es war aber nur ein dunkler, bemooster Stein, und was ſo nickte, ein Wachholderſtrauch, den der Wind bewegte.

Es war ihm bei dem mühſamen Heraufklimmen über die Steine ſehr warm geworden und jetzt wehte der Nachtwind eiſig kalt. Sein Fuß ſchmerzte ihn wieder heftiger und der Hunger, der durch das Stück Brod, das die Bäuerinnen ihm gaben, nur für kurze Zeit zur Ruhe gebracht war, regte ſich ſtark bei ihm. Wenn er ſich dachte, daß er heute noch einmal in Nebel und Regen übernachten ſollte, da überfiel ihn große Angſt. Er faßte ſich ein Herz. Mag mir es, ſo dachte er, drinnen bei dem grauen Männlein ergeben, wie es wolle, es kann doch nicht ſchlimmer ſein, als wenn ich hier außen unter Schmerzen und Hunger erfriere. Er tappte jetzt im Dunkeln überall an den Mauern des Thurmes herum, denn er hoffte dort eine Thüre zu finden, da ſtürzte er unverſehens, indem er ſich durch's Gebüſch drängte, in ein Loch hinein, das vormals ein Ziehbrunnen geweſen zu ſein ſchien. Er ſchrie laut auf vor Schrecken, als er ſo tief hinab fiel und es würde ihm auch ſehr übel gegangen ſein, wenn am Boden des Brunnens Waſſer geweſen oder wenn große Steine da gelegen wären. Zum Glück aber für ihn war der Grund, auf den er fiel, ganz trocken und ſo dicht mit Moos und dürren Blättern bedeckt, daß er ſo weich, als auf ein Bette auffiel, nur war er beim Hinabſtürzen mit dem Kopfe an die Mauer angeſchlagen und hatte ſich an der Stirne wehe gethan.

Seine Angſt war jetzt noch viel größer, als vorher. Wie ſollte er aus dem Brunnenloch wieder herauskommen, hier, wo auf viele Stunden weit kein Menſch war, der ſein Schreien nach Hilfe hören konnte? Aber das graue Männlein, ſo dachte er, muß doch da in der Nähe ſein und vielleicht iſt dieſes auch, wie die alte Mutter geſagt hat, ein ordentlicher Menſch oder hat ein mitleidiges Herz gegen die Menſchen. Und vor Allen ſind mir ja Gott und ſeine heiligen Engel nahe in meiner großen Angſt und Noth.

Martin betete jetzt mehrere gute Sprüchlein, die er von ſeiner ſeligen Mutter gelernt hatte, und dann rief er, ſo laut er konnte: Männlein, graues Männlein, wenn du Gott fürchteſt und ein mitleidiges Herz haſt, ſo erbarme dich meiner und hilf mir aus dieſem Loche heraus. Haſt du doch auch ſchon einmal zwei armen Kindern aus der alten Wolfsgrube herausgeholfen!

Indem er ſo rief, da gab ſich die Moosdecke, auf die er gefallen war, an ſeiner Seite aus einander. Eine kleine Fallthüre that ſich auf, aus der ein altes Männlein herausſchaute, das eine hell leuchtende Laterne in ſeiner Hand hielt. Das Männlein winkte dem Knaben, er ſolle ihm folgen, und Martin, ohne ſich lange zu beſinnen, kroch hin zu der Fallthüre, von welcher ſteinerne Stufen noch weiter hinabführten in die Tiefe. Das Männlein mit der Laterne ſtieg voraus, Martin ihm nach und nach kurzer Zeit kamen beide durch eine Thür an der Seite der Mauerwand in ein großes Gewölbe, das ganz vollſtändig zu einem Wohnzimmer eingerichtet und in recht wohlthuender Weiſe erwärmt war. Eine helle Lampe brannte auf dem Tiſche; an der Wand waren Bänke angebracht, auf eine derſelben ſetzte ſich Martin ſchweigend hin.

Jetzt hatte er erſt Zeit, ſeinen nunmehrigen Wirth recht anzuſehen. Es war kein Männlein, ſondern ein freundlich aufblickender alter Mann von hohem Wuchſe, mit ſchneeweißem Bart und einer grauen Kutte an dem Leibe. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze, die nach oben in ein breites, nach hinten gebogenes Ende auslief, welches zwei Spitzen hatte. Dem Martin fiel dabei das ein, was die Bäuerinnen ihm erzählt hatten; unter dieſer Mütze, ſo dachte er, mögen wohl die beiden Ziegenhörner verſteckt ſein. Doch, das mochte jetzt ſein, wie es wollte, er konnte vor dieſem Manne keine Furcht haben, er hatte ein gar gutes Geſicht. Bisher hatten beide kein Wort mit einander geſprochen, da fragte der Alte den Knaben Etwas, das dieſer nicht verſtand, weil es, wie er ſpäter erfuhr, Franzöſiſch war. Martin erzählte in ſeiner deutſchen Sprache von dem Tode ſeiner Eltern und wie er nun ein ganz verlaſſenes, armes Kind ſei. Dabei weinte er ſehr. Wenn auch der alte Mann die Worte nicht recht verſtand, die der Kleine zu ihm ſagte, ſo verſtand er doch ſeine Thränen. Er hörte ihm geduldig zu und ſagte dann in ſeinem gebrochenen Deutſch: „nicht mehr weinen; gut ſein; keine Noth bei mir haben."

Der gute, alte Mann tröſtete den armen Martin nicht blos mit Worten, ſondern auch ſogleich mit der That. Er beſah ſich die Kopfwunde deſſelben, die er beim Hinabfallen an der Mauer ſich geſtoßen hatte, wiſchte das Blut ab und legte etwas darauf, das die Schmerzen gar bald ſtillte; der Kleine zeigte ihm jetzt auch ſein verwundetes Bein und der Alte verſchaffte ihm auch da Linderung und Ruhe. Dann trug er Brod und Aepfel herein, legte beides vor Martin hin und winkte ihm zu eſſen; in dem Ofen aber, der mit Steinkohlen geheizt war, kochte ſchon das Waſſer, mit welchem der Mann eine Kräuterſuppe zurichtete, von welcher er ſeinem kleinen Gaſte eine Schüſſel reichte, und an der ſich dieſer gar ſehr erquickte.

Ehe der Alte ſich zu ihm an den Tiſch ſetzte, um ſeinen Theil von der Suppe zu eſſen, that er ſeine zweizipfelige Mütze herunter, faltete die Hände und betete in ſeiner Sprache ein Tiſchgebet. Bei dieſer Gelegenheit ſah nun Martin, daß keine Ziegenhörner unter der Mütze verſteckt waren, ſondern ein ſchönes, ſchneeweißes Haar. Nach dem Eſſen brachte der Mann einen Korb voll Moos und eine wollene Decke herein. Er bereitete dem Martin ein Lager auf einer der Bänke, und ſchien ſich ſehr darüber zu freuen, als er ſah und hörte, daß ſein kleiner Gaſt, ehe er ſich zur Ruhe legte, ſein Abendgebet ganz andächtig ſprach.

Martin hatte ſich kaum noch recht in ſeine warme Decke eingewickelt, da ſchloß ihm auch ſchon der Schlaf ſeine müden Augen; er wachte erſt auf, als ſchon der

Tag durch das Fenſter herein ſchien, das nach alter Weiſe mit runden Glasſcheiben verſehen war, und durch welches man nicht in's Freie, ſondern nur in einen vormaligen kleinen Hofraum hinausſchauen konnte, der mit Hollundergeſträuch dicht bewachſen und von der alten Ringmauer hoch hinauf umgeben war. Er ſah da den alten Mann gar eifrig beſchäftigt, wie er die Hollunderbeeren abpflückte und in einen kleinen Korb ſammelte. Der Alte hatte ihn auch durch das Fenſter, das ganz niedrig am Boden lag, bemerkt; er winkte ihm freundlich zu und trat bald darauf durch eine Thüre zu ihm herein, welche Martin gar nicht bemerkt hatte, und zu welcher der Zugang ſo niedrig war, daß man faſt nur herein kriechen konnte. Er trug in einer Schüſſel einige gebratene Aepfel, die noch ganz warm waren und ſetzte dieſe hin auf den Tiſch, legte auch ein Stück Weißbrod, eine Art von Schiffszwieback, daneben hin und ſagte zu Martin: „dort Waſſer zum Waſchen und Trinken, hier Brod und gute Frucht.“ Der Kleine reichte dem alten guten Manne dankbar die Hand und ließ ſein Frühſtück ſich wohl ſchmecken.

Es war heute ſchönes Wetter; die Sonne ſchien ſogar über die hohe Mauer in den tief gelegenen Hofraum herein; Martin fühlte ſich bald in dem alten Thurme ſo heimlich, als wäre er da ſchon lange zu Hauſe geweſen. Der Alte wies ihm jetzt auch allerhand kleine Geſchäfte an; er gab ihm einen Krug in ſeine Hand, öffnete die Thüre, durch die er ihn geſtern hereingeführt hatte in ſein großes, hochgewölbtes Zimmer, ſtieg ihm voraus die Treppe hinan und zur Fallthüre hinaus in den alten, ausgemauerten Brunnen. Hier ließ er den Martin einige Augenblicke ſtehen, dann aber brachte er eine ganz leichte Leiter, legte ſie an die Wand des Brunnens und ſtieg hier wieder voraus. Sie waren jetzt beide oben zwiſchen dem Gemäuer des alten Schloſſes und an dem einen Ende von dieſem, im dichten Gebüſch verſteckt, fand ſich ein kleiner Quell mit friſchem Waſſer. Der Alte deutete es dem Martin an, daß er hier ſeinen Krug füllen und das Waſſer hinab zu ihm bringen ſollte, und als der Knabe dieſes Geſchäfte mehrere Male verrichtet hatte, ſo daß ein großer Keſſel, der in einer Nebenkammer des Wohnzimmers ſtand, ganz angefüllt damit war, zog der Alte die Leiter wieder hinab, ſchloß die Fallthüre, die unter der Moosdecke war und ſtieg dann mit ſeinem kleinen Gaſt wieder hinunter, wo er ihm im Wohnzimmer zur weiteren Beſchäftigung Anweiſung gab. Denn er brachte etwas herein, das Martin anfangs für einen Klumpen Erde hielt, es ſah bräunlich aus und ließ ſich leicht zerbröckeln, zwiſchen den erdigen Theilen waren viele kleine Steine; der Knabe, ſo zeigte es ihm ſein alter, guter Herbergsvater, ſollte dieſen Klumpen mit Hülfe eines alten Meſſers und eines Hammers in einer großen hölzernen Schüſſel klein machen und alle Steine herausleſen.

Was der Alte mit dieſem Klumpen, der wie aus Erde und halbfaulem Holze zuſammengebacken ſchien, machen wollte, darum bekümmerte ſich der Martin nicht, aber etwas Anderes bekümmerte ihn und machte ihn bedenklich. Er hatte ſchon, da er das Waſſer an dem Brunnquell ſchöpfte, überall am Boden Spuren von geronnenem Blute geſehen, auch außen an den Mauern des alten Thurmes ſah man nach einer Seite hin, wo oben eine Fenſterlucke war, einen ganzen breiten Streifen von geronnenem Blute. Ja, was noch bedenklicher war, als der Alte, welcher draußen, Martin wußte nicht wo? in eifriger Arbeit war, mehrmalen zu ihm hereintrat, um nachzuſehen, wie er ſein aufgetragenes Geſchäft beſorge, da waren ſeine Hände und der lederne Schurz, den er an ſich trug, ganz beſpritzt und beſudelt von friſchem Blute. Wo kommt dieſes Blut her? dachte der Knabe; der alte Mann hat ja weder eine Ziege, noch ein Schaf geſchlachtet, und hier in dem alten Thurme gibt es wohl überhaupt nichts zu ſchlachten; ihm fiel das ein, was die eine Bäuerin ihm geſagt hatte von dem grauen Männlein, das wohl Menſchen ſchlachten möge, und das Herz wurde ihm ſchwer dabei.

Als aber der Alte am Mittag mit ganz gereinigten Händen und mit ſeiner reinen, grauen Kutte zu ihm hereintrat, eine Schüſſel gekochter Kartoffeln mit Butter auf den Tiſch ſetzte und ihn ſo freundlich zu ſich hinwinkte; als er dann ſeine Mütze abnahm und ſo andächtig mit ihm, er auf Franzöſiſch, Martin auf Deutſch betete, da faßte der Knabe wieder guten Muth, denn er dachte, ein Chriſtenmenſch, der ſo andächtig betet, der wird keine

Kinder ſchlachten. Auch ſah er noch an demſelben Tage, woher das Blut kam. Der Alte hatte ihn nämlich mit hinausgenommen in ſeine Werkſtatt. Da glühte auf einem Herd ein großes Feuer von Steinkohlen, über dieſem ſtand ein Keſſel. Der Kleine mußte mit einem Fächel dem Feuer Luft zuwehen; der Alte mit einem langen, ſchaufelartigen Holze rührte die Flüſſigkeit, die im Keſſel war, um, und jeder Tropfen, der davon herausſpritzte, ſah ſo roth aus, wie Blut. Es kam aber weder von Menſchen, noch von Thieren das Blut in jene Brühe hinein, ſondern außer der braunen Erde, die der Martin klein gemacht hatte, noch allerhand andere Dinge, die er in ſeinem Leben noch nicht geſehen hatte.

Martin iſt bei dem guten, frommen Alten dort im verfallenen Schloſſe nicht nur etliche Tage oder mehrere Wochen, ſondern mehrere Jahre geblieben, hat mit ihm wie ein Kind mit ſeinem Vater zuſammengelebt und viel bei ihm gelernt; daher hat er ſpäterhin genau beſchreiben können, wie der Alte lebte, wovon er ſich ernährte, und was er für ein Geſchäft betrieb. Ehe noch ein halbes Jahr verging, hatte er bei ihm ſo gut franzöſiſch verſtehen und ſprechen lernen, als ſei er ſelber unter Franzoſen geboren und erzogen worden und der Mann unterhielt ſich gar gerne mit ihm und erzählte ihm ſeine ganze Geſchichte.

Der Alte war in einer Stadt, welche weit von da in Frankreich, an der Seeküſte lag, Arzt geweſen. Er war um ſeiner Religion willen verfolgt worden und wäre als Ruderknecht (als Galeerenſclave) auf ein Schiff gebracht worden, wenn er ſich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Da war er nach langem Herumirren hieher in die Rheinpfalz gekommen und hatte mehrere Jahre als geſchickter Arzt ſich ſein Brod verdient. Er hatte aber auch noch andere Dinge außer der Krankenheilung gelernt, denn er konnte nicht nur die beſten Arzneimittel ſelber fertigen, ſondern machte auch ſehr ſchöne Farben, die er verkaufte. Als der Krieg mit den Franzoſen ausbrach, da war er ſchon alt und kränklich, er mochte nicht mehr weiter ziehen, ſondern ſuchte ſich einen verborgenen Ruheort auf, den er hier in dem einſamen Schloßthurme fand. Er hatte einen treuen Knecht bei ſich, dieſer half ihm und ſie beide richteten ſich die Wohnung unten in dem Gewölbe des alten Schloſſes zu, machten ſich Tiſche und Bänke und verſchafften ſich ſonſt Alles, was ſie in ihrem Haushalt bedurften. Denn nur, wenn er oben in ſeinem Thurme war, trug der Alte ſeine graue Kutte und ſeine ſeltſame alt-franzöſiſche Mütze; er und ſein Knecht hatten auch noch andere Kleider, in dieſen gingen ſie oft bald in dieſer, bald in einer anderen Ortſchaft unter die Leute, und kein Menſch hätte gemeint, daß der alte Herr im blauen Ueberrock, der an die Färber und Maler ſeine Farben verkaufte, und an die Kranken, wenn ſie arm waren, gute Arzneien verſchenkte, ein und dieſelbe Perſon ſei mit dem grauen Männlein, das im alten Schloßthurme ſpukte. Denn kein Menſch ſah ſie in das Schloß ein- oder ausgehen, weil ſie niemals auf der freien

Seite, wo der vormalige alte Weg zum Schloſſe unter Schutt und Steinen verdeckt lag, herauf oder hinunter gingen, ſondern ihren Weg durch einen unterirdiſchen Gang nahmen, den die alten Erbauer des Schloſſes angelegt hatten, und der in dem Schloßfelſen hinunter zu einer engen Schlucht führte, aus der man ganz bequem zu dem Walde hinaufſteigen konnte. Kein Menſch hatte dieſen Gang mehr gewußt, denn oben war ſein Eingang mit Mauerſtücken verſchüttet, der untere Ausgang hinter dem Schloſſe unter dicken Gebüſchen verſteckt; ſie aber hatten ihn wieder aufgefunden. Der Knecht war krank geworden, da zog ſein Herr mit ihm in eine kleine Stadt, die nicht weit vom alten Schloſſe abliegt und pflegte ſeiner, bis er ſtarb. In jener Stadt ließ er ihn auch begraben, ging aber dann in ſeinen Thurm zurück, wo er, bis der Martin zu ihm kam, faſt ein ganzes Jahr allein wohnte. Er machte aber noch immer Arzneien und Farben, brachte dieſe zu einem vertrauten Freunde, einem alten Jäger, der oben im Walde wohnte und den er einmal von einer ſchweren Krankheit geheilt hatte. Dieſer war der Einzige, der um den Aufenthaltsort des Alten etwas wußte, er betrieb für dieſen den Handel mit Farben, ſowie die Einkäufe der Lebensmittel und andere Dinge, welche der Mann in ſeinem Schloßthurme gebrauchte. Jetzt war nun Martin bei ihm, ging ihm bei all' ſeinen Arbeiten an die Hand und lernte in der Heilkunde und Kräuterkunde gar viel von ihm. Als es nach etlichen Jahren eine etwas friedlichere Zeit im Lande gab, da beredete Martin ſeinen alten Pflegevater, daß er mit ihm nach Lothringen zog, wo er den guten Alten bis an ſein Ende verſorgt und gepflegt hat. Martin aber iſt nachmals ein gar geſchickter und berühmter Arzt geworden, der vielen tauſend Menſchen in ihren Krankheiten Hilfe geleiſtet hat, und von Allen, die ihn kannten, ſehr geliebt und geehrt war.

12. Das Mährchen von Frau Wiedehopf, und Meiſter Wedel, dem Eichhorn.

Jüngſthin hat es in dem Walde bei Untermagerbein*) einen ganz entſetzlichen Lärm gegeben. Alle möglichen Vögel, die es da drinnen auf den Bäumen und in den Gebüſchen gibt, die ſchrieen ſo laut durcheinander, daß die Hähne im Dorfe darüber rebelliſch wurden, denn dieſe kräheten laut und die Hunde heulten und bellten dazu. Man hätte meinen ſollen, hundert Nachteulen und Käuze wären auf einmal aus ihrem Verſteck an das Tageslicht hervorgekommen, und darüber lärmten die Vögel nach ihrer Gewohnheit ſo ſehr. Vor Allem hörte man den Kukuk, der ſich faſt heiſer ſchrie, und die Elſtern mit ihren Gäck Gäck, dazwiſchen die lauten Stimmen von Markolph, dem

---

*) Ein Ort dieſes Namens liegt unweit Nördlingen tief im Walde.

Heher und vom Herrn Pick Pick, dem Schwarzſpecht. Was damals unter den Vögeln vergegangen iſt, das hat bald nachher einer ihrer Gelehrten, Magiſter Kreiſcher, der Staar, im Dorfe erzählt.

Doctor Auerhahn, der Amtmann, ſaß damals eben auf einem dürren Baumaſt zu Gericht, und da ſich's dieſer Herr etwas bequem macht, und nur ſelten eine Gerichtsſitzung hält, waren viele Leute vor ihm erſchienen, die eine Sache zu klagen hatten. Zu ſeiner Rechten ſaß der Gerichtsſchreiber Krack, der Rabe, zur Linken ſtanden ihm die Advokaten: zwei Elſtern, die überall dabei ſind, wenn es Streit und Zank gibt.

Zuerſt trat auf Meiſter Wedel, das Eichhorn. Herr Amtmann, ſagte der Meiſter Wedel, vernehmt meine Klage gegen Frau Wiedehopf. Ihr wißt, daß ich viele Häuſer hier im Walde habe, eines immer ſchöner wie das andere, alle mit weichem Moos gefüttert. Eines meiner ſchönſten Häuſer aber, darin ich mit meinen Kindern ſchon manchen Winter gewohnt habe, iſt gleich hier neben an in dem hohlen Baume. Im vorigen Frühjahre erſuchte mich die Frau Wiedehopf, ich ſollte ihr die Wohnung für den Sommer zur Miethe überlaſſen, ſie wolle mir dafür zahlen zwölf große Stück der gangbaren Münze. Jetzt aber, da der Contract zu Ende und der Miethzins gefällig iſt, was bringt ſie mir dafür? Zwölf Miſtkäfer bringt ſie mir dafür, die noch dazu faſt alle todt ſind, denn nur einer oder zwei bewegen die Beine ein wenig. Nun wiſſen alle honnetten Bürger im Walde: die Tauben wie die Goldammer, die Finken wie die Gimpel, daß die Miſtkäfer keine gangbare Münze ſind; nicht einen Pfennig gäbe mir Meiſter Haſelmaus, der Melber, oder mein Nachbar Pochpoch, der Grünſpecht, für alle zwölf Stücke. Und das wäre am Ende noch das Wenigſte, aber in was für einem Zuſtand hat mir Frau Wiedehopf, der Schmutzpardel, meine Wohnung hinterlaſſen? Ich fordere den Vetter Haſelmaus und den Nachbar Grünſpecht zu Zeugen auf, denn die haben mein Haus geſehen wie es mit Beſemen gekehrt und geſchmückt und ſchön grün austapezirt war, ehe Frau Wiedehof hineinzog, und haben es jetzt wieder geſehen, wie es voll ſtinkendem Schmutz und Unrath liegt bis oben an.

Meiſter Wedel ſpricht die Wahrheit, ſagten die beiden Zeugen.

Leider, ſo fuhr Meiſter Wedel fort, iſt es eine bekannte Sache, an die nur ich nicht habe glauben wollen, weil Frau Wiedehopf immer ſo vornehm geputzt einhergeht, mit Federbuſch und in lauter Sammt und Seide, daß dieſe Frau, ſo prächtig auch ihr Ausſehen iſt, in ihrem Hauſe gar ſchlechte Zucht hält. Ihre Kinder dürfen ſich da alles im Wohnzimmer erlauben, was anderer Leute Kinder abſeits thun, und ſie ſorgt niemals dafür, daß der Unrath hinausgeſchafft, und die Stube gereinigt wird. Darum gleicht dieſe auch gar bald einem Schweinſtall, in dem es einen graut, hineinzutreten. Es heißt da auch, wie neulich einmal die Frau Baroneſſe Goldfaſan zu mir über Frau Wiedehopf ſagte: außen geputzt, innen beſchmutzt.

Frau von Goldfaſan verdroß es, daß Meiſter Wedel das, was ſie ihm in Vertrauen geſagt hatte, hier öffentlich machte, ſie ſprach ganz empfindlich: nun, in die Miethswohnung der Frau Wiedehopf bin ich zwar niemals hineingekommen, aber ich muß ihr bezeugen, daß ſie ihre Kinder zur Höflichkeit erzieht, und wenn ſie zu Hofe gehen, ſie anſtändig und geſchmackvoll zu kleiden weiß. Denn an welchen Fräuleins kann man einen ſchönern Kopfputz und zierlicher gefärbte Kleider ſehen, als an den Kindern der Frau Wiedehopf? Welche ſind höflicher und wiſſen ſich beſſer zu verneigen als ſie? Deshalb hat ſie auch Zutritt zu unſern Geſellſchaften, obgleich ſie nicht von Adel iſt.

Die Frau Wiedehopf, als ſie hörte, daß eine ſo vornehme Dame, wie Frau von Goldfaſanin, ſich ihrer Sache annahm, bekam friſchen Muth. Sie verbeugte ſich, indem ſie wohl zehnmal ihren höflichen Gruß: Hup, Hup wiederholte, mit ihrem Schnabel tief zur Erde, ſchlug dabei ihren ſchönen Federbuſch zum Ergötzen aller Anweſenden aus einander.

Geſtrenger Herr Amtmann Auerhahn, ſo ſprach ſie, wolle geneigteſt meine Entgegnung auf die Anklage des Meiſter Wedel vernehmen. Zu meinem Glücke ſitzen hier viele anſehnliche Herren, zum Beiſpiel Herr Graukopf, der Neuntödter, und ſelbſt der Herr Gerichtsſchreiber Krack, der Rabe, ſowie ſeine Frau Baſe, die Krähe, und ich könnte wohl noch Vornehmere nennen, welche wiſſen, daß die Miſtkäfer keine ſo werthloſe Münze ſind. Uebrigens wiſſen es alle Nachbarn hier im Walde, daß vor mir, im vergangenen Jahre Jungfer Bachſtelze in dem Hauſe des Meiſter Wedel zur Miethe gewohnt hat. Was wird ihm dieſe arme Perſon als Miethzins bezahlt haben? Hat ſie doch nichts als Fliegen und Würmchen. Und was hier vor Allem geſagt werden muß, die beſagte Jungfer Bachſtelze hat damals in der Wohnung einen unfläthigen Bankert, einen jungen Kukuk, als Pflegeſohn groß gezogen, der hat ſich ſo ſchlecht darinnen aufgeführt, daß wohl alle die ungerechten Beſchuldigungen, welche Meiſter Wedel meinen Kindern macht, auf den ungezogenen Junker Kukuk zurück fallen.

Was? ſo ſchrieen drei bis vier Kukuke auf einmal aus lauter zorniger Stimme. Einen Bankert nennt ihr einen Junker von unſerem Stamm? Wißt ihr nicht, daß wir Kukuke im Walde von altem Adel und in der Welt weit berühmt ſind?

Das gibt einen weiteren Proceß, ſchrieen die Advokaten, die Elſtern, überlaut. Eine Anklage auf eine öffentliche, höchſt ehrenrührige Beſchimpfung.

Was den Ausfall gegen den Herrn Pflegeſohn der Jungfer Bachſtelze betrifft, fuhr Meiſter Wedel fort, ſo iſt dieſer, meine ich, durch die laute Einrede der hier anweſenden Herrn Kukuke, ſattſam zum Schweigen gebracht. Was aber die Anſchuldigung gegen die ehrbare Jungfer Bachſtelze angeht, als hätte mir dieſe den Miethzins für den Sommer des vorigen Jahres nur mit etlichen Fliegen und Würmchen bezahlt, ſo muß ich dieſer laut widerſprechen. Die genannte Jungfer hat mir einen größeren Zins entrichtet, als jemals ein anderer Miethsmann, denn ſie hat mir dort am Bache unter dem Weißdornſtrauch eine Vorrathskammer voll Eicheln und trefflichen Bucheckerchen entdeckt, an welchem ich und meine Kinder den ganzen Winter hindurch zu eſſen hatten.

Was, ſo ſchrie Meiſter Markolph, der Nußheber, laut auf. Ihr ſeid das alſo geweſen, der meine Vorrathskammer geplündert hat? Dort unter dem Weißdorn hatte ich mir fünfhundert große, vollwichtige Eicheln, neunhundert vollwichtige Buchnüſſe, und mehrere andere Sachen von Werth zuſammengetragen und mit Moos bedeckt; Jungfer Bachſtelze hat mir oft zugeſehen, wenn ich meine Erſparniſſe brachte, ſie hat auch meine Schatzkammer verrathen, und ihr habt euch an fremdem Eigenthum vergriffen.

Das gibt einen neuen Prozeß auf Diebſtahl, ſchrieen die beiden Advokaten, die Elſtern, mit laut jubelnder Stimme auf. Aber der Amtmann gebot ihnen Schweigen.

Hat noch Jemand etwas Weiteres bei dieſer Rechtsſache anzubringen? fragte er.

Ich wohl, ſprach Kleiber, die Spechtmeiſe. Ich in meinem Geſchäft als Maurermeiſter habe vor nun fünf Jahren in dem Hauſe des Meiſter Wedel eine Arbeit verrichtet, welche gar mühſam war, und zu der ich faſt vier

Wochen Zeit brauchte, und noch bis heute hat er mich nicht dafür bezahlt.

Was war das für eine Arbeit? fragte der Gerichtsſchreiber Krack, der Rabe.

Der Eingang zu dem nämlichen Hauſe, über den die Leute hier ſtreiten, ſo ſagte Meiſter Kleiber, war ſo weit, daß faſt eine Katze hätte hineinſchlüpfen können, denn Herr Hans Pick Pick, der Schwarzſpecht, hatte dieſen Thorweg ſo weit ausgehauen. Das war aber für Meiſter Wedel, wenn er, wie gewöhnlich, ſein Winterquartier im Baum bezog, etwas unbequem, denn die Thüre von Moos war nicht groß genug für das Loch, und die Luft zog kalt hinein. Da bat mich Meiſter Wedel, ich ſollte unten am Thorweg ein Stück Mauerwerk anſetzen, damit er kleiner würde, und obgleich der Pflegeſohn der Jungfer Bachſtelze, der junge Herr Kukuk, der immer zur Thüre herausſchaute, bei ſeinem Ausfliegen mein Mauerwerk etwas beſchädigt hat, kann doch Jedermann noch heut' zu Tage ſehen, wie gut die Arbeit war.

Ei, Meiſter Kleiber, ſprach Wedel, das Eichhorn, habt ihr denn vergeſſen, daß ich Euch damals vor fünf Jahren, ſieben Wochen und vier Tage lang mit eueren Kindern in dem Hauſe habe wohnen laſſen, ohne einen Heller Miethzins von Euch zu nehmen?

Während Meiſter Wedel und ſeine geweſenen Miethsleute ſo mit einander ſtritten, war Pick Pick, der Schwarzſpecht, von ſeinem Mittagsſchläfchen aufgewacht. Denn er war ſchon ein alter Mann, und für ſeine Jahre noch ſehr arbeitſam, hatte heute Vormittag ſchon ein tiefes Loch in einen Espenbaum hineingehauen, und war vor Müdigkeit über der Arbeit, den Kopf nach unten gekehrt, eingeſchlafen. Da dieſer hörte, was der Maurermeiſter Kleiber und Wedel, das Eichhorn, ſprachen, und von dem Amtsſchreiber Krack alles das erfuhr, was ſo eben vor Amt verhandelt worden war, ſchrie er vor Zorn ſo laut auf, daß ſeine Stimme durch den ganzen Wald erſcholl. Was, ſo rief er, Meiſter Wedel ſpricht von einem Miethzins? Und wer hat denn das Haus dort im hohlen Baume erbaut, wem gehört es an? Hier ſitzen Herr Krack und ſeine Vettern und Baſen, die Krähen, ſämmtlich Leute bei Jahren, die werden es mir bezeugen, daß ich in meinen jungen Jahren, als Meiſter Wedel und Frau Wiedehopf und mit Erlaubniß auch Herr Amtmann Auerhahn noch nicht auf der Welt waren, das Haus dort im Baume gezimmert und gebaut habe. Bin auch zwei Sommer lang mit meiner Familie darin wohnhaft geweſen, ſeitdem aber mehrere Jahre lang auswärts, in Welſchland geweſen. In dieſer Zeit nun hat Wedel, das Eichhorn, mein Haus, ohne Jemand zu fragen, eingenommen, und damit geſchaltet und gethan, als ob es ſein eigen ſei, was ich hinfüro mir verbitte.

Krack und ſeine Sippſchaft bezeugten die Ausſage des Herrn Pick Pick; Wedel's Anklagen der Frau Wiedehopf, ſo wie Kleibers Anforderung wurden abgewieſen, und nur die beiden Advokaten, die Elſtern, ſchrieen und lärmten noch im Walde und ſelbſt auf den Bäumen des Gartens fort.

13. Die Biene und die Bremſe.

Eine heilloſe Bremſe, welche den Thieren und Menſchen das Blut ausſaugt, ſaß in ihrem ſchäbigen, grauen Rocke müßig auf einem Dornbuſch im Walde, daneben aber arbeitete eine Biene mit zierlichem Gewand und glatt gekämmten Härchen gar eifrig in einer gewürzhaft duftenden Blume, aus der ſie Honig ſaugte und ſammelte.

Was thuſt du da in dem elenden, kleinen Blümchen? fragte die Bremſe.

Ich hole hier, antwortete die Biene, Süßigkeiten und Kraftſuppen, die ich unſerer Mutter, der Königin, und meinen kleinen Geſchwiſtern bringe.

Und warum, ſo fragte die Bremſe, holen ſich deine Mutter und deine Geſchwiſter nicht ſelber ihr Futter?

Die Mutter hat nöthige Geſchäfte, denn die muß unſern ganzen Schwarm regieren, und die Geſchwiſter, die Mädchen, ſind noch gar klein, können nicht fliegen, liegen in den Windeln der Wachszellen. Auch iſt es ein weiter Weg von dem Hauſe unſerer Mutter bis hieher in den Wald. Aber ich mache den Weg gern, denn ich bin am liebſten bei der Mutter und den Geſchwiſtern, und wenn ich heimfliege mit der Laſt des Honigs, da ſinge ich laut vor Vergnügen, theile daheim die ſüße Speiſe aus und fliege mit Geſang wieder fort, denn ſolches Arbeiten für die, welche man liebt, iſt ſo ſüß als der Honig ſelber.

Ei du arme Närrin, ſagte die Bremſe, wie machſt du dir dein Leben ſo ſauer. Siehe mich an, wie ich ſo flink und kräftig bin. Ich bekümmere mich um keine Mutter noch Geſchwiſter, ich arbeite niemals, und doch habe ich viel beſſere, edlere Koſt als du, denn ich trinke keinen ſo faden Blumenſaft wie du, ſondern ich ſauge das köſtliche rothe, warme Blut der Thiere und Menſchen.

Wie? ſo fragte die Biene, Blut magſt du ſaugen, und du ſchämſt dich nicht? Iſt das nicht groſſes Unrecht.

Unrecht? fragte die Bremſe. Und iſt denn das nicht vielmehr ungerecht, daß wir alle, die Fliegen, die Bienen, die Käfer und Schmetterlinge nur weißes, kaltes Blut haben ſollen, und die Menſchen, Pferde, Kühe, Schafe ſo wie anderes Vieh, ja ſelbſt die Vögel, haben rothes, warmes Blut? Sag' mir doch, wer iſt die Mehrzahl? Sind unſerer, die Fliegen, Bienen, Käfer, Heuſchrecken und Schmetterlinge nicht viele Hunderttauſende mal mehr, als alle die Kühe, Pferde und Menſchen, die es auf Erden gibt, und ſollte deshalb nicht uns das Reich der Erde gehören? Thut man ein Unrecht, wenn man jene Hand voll Kreaturen, die freilich viel größer von Geſtalt ſind, als wir, weil ſie den Heuſchrecken und Käfern all' ihr Gras, den Fliegen aber die Baumfrüchte wegfreſſen, das nimmt, was ſie von Rechtes wegen nicht vor uns voraus haben ſollten?

Rede du, was du willſt, ſprach die Biene; ich will für das Haus meiner Mutter arbeiten und da in Sicherheit und Frieden bei den Meinen wohnen und leben. Dir aber, wenn du das Blut ſo gerne haſt und immer nur Blut ſucheſt, kann es leicht geſchehen, daß du eines blutigen Todes ſtirbſt.

Die fleißige Biene flog mit ihrer ſüßen Laſt nach dem Mutterhauſe; die Bremſe aber flog und ſetzte ſich auf die linke Hand eines Soldaten, der ſo eben durch den Wald ging. Hier bohrte ſie ſich ein mit ihrem Rüſſel und nahm ſo eben einen Schluck von dem ihr köſtlich ſchmeckenden Menſchenblut, als der Soldat ſeine rechte Hand erhob, ſie todt ſchlug und ſie am Boden zertrat.

14. Die Taube und die Henne.

Ein Täubchen und eine Henne waren gar gute Freunde und gingen öfters mit und neben einander im Garten und Felde ſpazieren. Ein ſchöneres Paar konnte man nicht ſehen, als dieſe beiden. Denn das Täubchen war blau und weiß, aber am Hals und an der Bruſt ſchimmerten ſeine Federchen grün, wie ein Smaragd, röthlich, wie ein Rubin, und gelb, wie Gold. Auch das Hühnchen hatte ein wunderſchönes Gewand an, das auf ſchieferblauem Grunde wie mit lauter weißen Perlen geſtickt war, ſein Hälschen war iſabellgelb, der Kamm, ſein Kopfputz, roth wie Scharlach, und darüber trug es eine ſchneeweiße Haube. Das Täubchen wohnte hoch oben, in der Mauernlücke eines Kirchthurmes, das Hühnchen aber im Hofe des Pfarrpächters und beide hatten ihre Familie bei ſich.

Eines Tages, als die Beiden wieder mit einander im Felde ſpazieren gingen, ſah ſie ein Vogelſteller. Die ſchönen Thierchen gefielen dieſem gar wohl; er ſpannte ſein Netz auf, ſtreute Gerſte und Wicken hin und das Hühnchen lief voraus, das Täubchen folgte ihm; beide gingen in das Netz und der Vogelſteller fing ſie. Er nahm ſie aus dem Netz, ſteckte ſie in einen Korb und trug ſie in die Stadt. Hier kaufte ſie beide ein fremder Herr, der nahm ſie weit mit hinweg in ſeine Heimath. Er hielt ſie auf ſeinem Hofe; das Hühnchen lief da frei herum, das Täubchen aber wurde zu einem anderen Täubchen eingeſperrt in eine Steige, damit es ſich erſt recht eingewöhnen ſollte in ſeiner neuen Heimath. Die Steige aber war auch unten im Hofe, ſo daß das Hühnchen und das Täubchen ſich ſehen und ſprechen konnten.

Wie geht es dir? fragte nach einigen Tagen die Taube ihre Freundin, die Henne.

Was ſoll mir fehlen, ſagte das Hühnchen. Ich habe hier ein beſſeres Futter und einen ſchöneren Stall, als daheim bei dem Pfarrpächter. Die Hühner des Hofes haben zwar im Anfang ein wenig auf mich geſcholten, haben mich auch gebiſſen, aber ihr Meiſter, der Haushahn, ein recht artiger, ſtattlicher Herr, hat mich vertheidigt und war immer ſehr zuthätig gegen mich.

Aber, ſo fragte das Täubchen, thut es dir nicht bange nach deinen Kindern, nach deinem Neſte, nach den Eiern, die du da hinein gelegt hatteſt?

Ei was, ſagte die Henne, ein Neſt gibt es hier auch, Eier kann ich legen, und wenn ich mag, auch bebrüten; ich bin hier ſehr zufrieden. Du aber, meine liebe Freundin, ſcheinſt mir nicht ſo vergnügt, wie ich es bin. Was fehlt dir? Läßt man dir es an Futter abgehen, oder haſt du etwa böſe, ſchlechte Geſellſchaft?

Ich habe, ſo antwortete das Täubchen, das beſte Futter, das ich mir wünſchen könnte, in Ueberfluß, und das Täubchen, das bei mir in der Steige ſitzt, iſt gut und ſanft. Aber es iſt traurig und betrübt, denn man hat es von ſeinem Neſte und von ſeinem Weibchen weggenommen, ſo wie mich von meinem Neſt und von meinen Jungen; wir möchten beide gern daheim ſein bei den lieben Unſrigen. Und nicht wahr, wenn ich einmal frei herauskomme aus der Steige und fortziehe in die Heimath, dann ziehſt du mit mir?

Das fällt mir nicht ein, ſagte das Hühnchen, mir gefällt es überall, wo ich gutes Futter habe.

Nach etlichen Wochen ließ der Hausherr die Steige öffnen, und die beiden Täubchen ſchwangen ſogleich ihre Flügel. Das eine, das ſein Neſt oben unter dem Dach des Hauſes gehabt hatte, flog da hinauf und war gleich daheim, das andere aber, das ſchöne blau- und goldglänzende, das mit dem Hühnchen war gefangen worden, hatte viele Meilen weit nach Hauſe, denn der Kirchthurm, wo ſein Neſt war, ſtand gar fern von da. Es hatte zwar ſeit geſtern kein Futter mehr bekommen, weil man es in den Taubenſchlag des Hauſes, wo viel Futter lag, locken wollte; es war hungrig und durſtig, aber es ließ ſich keine Zeit, unterwegs einmal zu trinken, oder ein Körnchen aufzupicken, ſondern flog immer fort. Und die Tauben finden den Weg zu ihrer Heimath, auch wenn ſie ihn noch niemals geflogen ſind, ſo ſicher und gerade aus, als hätten ſie ihn ſchon hundert Mal gemacht. Als es nun bald Abend war, da wehte die friſche Luft von den Bergen und aus den blühenden Gärten der Heimath das Täubchen an und der Kirchthurm lag vor ihm. Da flog es es hinein zu ſeinem Neſte und ſein Männchen und ſeine Kinder girrten ihm fröhlich entgegen; die Kinder flatterten vor Luſt mit ihren Flügeln, das Männchen, das ſie indeß ganz allein recht väterlich gewartet und verſorgt hatte, ging außer ſich vor Freude um ſein liebes, ſchönes Täubchen herum, und dieſes ging von nun an keinen Schritt mehr mit einer Henne ſpazieren, ſondern flog immer nur mit den Seinigen auf das Feld hinaus und wieder heim. —

Ja, ihr lieben Kinder! wenn ihr gut und fromm ſeid, da hat Jedes von euch auch ein über alle Maaßen ſchönes Täubchen. Und zwar nicht in einer Steige, ſondern drinnen in ſeinem Herzen. Das Täubchen iſt euere Seele; iſt die Menſchenſeele, die wir alle haben. Die Menſchenſeele hat auch ihre Heimath, nicht wie die Henne, unten im Hofe, bei dem guten Futter, ſondern, wie das Täubchen, hoch oben. Und ſie hat ein Verlangen nach dieſer Heimath, und wenn dieſes Verlangen ſeine Schwingen ausbreitet, und ſich zum Fluge aufmacht, da findet es den Weg zu der lieben Heimath eben ſo gerade aus und ſicher, als die Taube den Weg zu ihrem Thurme. Und da iſt Ruhe und gar fröhliches Weſen ohne Ende.

daheim, das andere aber, das ſchöne blau- und goldglänzende, das mit dem Hühnchen war gefangen worden, hatte viele Meilen weit nach Hauſe, denn der Kirchthurm, wo ſein Neſt war, ſtand gar fern von da. Es hatte zwar ſeit geſtern kein Futter mehr bekommen, weil man es in den Taubenſchlag des Hauſes, wo viel Futter lag, locken wollte; es war hungrig und durſtig, aber es ließ ſich keine Zeit, unterwegs einmal zu trinken, oder ein Körnchen aufzupicken, ſondern flog immer fort. Und die Tauben finden den Weg zu ihrer Heimath, auch wenn ſie ihn noch niemals geflogen ſind, ſo ſicher und gerade aus, als hätten ſie ihn ſchon hundert Mal gemacht. Als es nun bald Abend war, da wehte die friſche Luft von den Bergen und aus den blühenden Gärten der Heimath das Täubchen an und der Kirchthurm lag vor ihm. Da flog es es hinein zu ſeinem Neſte und ſein Männchen und ſeine Kinder girrten ihm fröhlich entgegen; die Kinder flatterten vor Luſt mit ihren Flügeln, das Männchen, das ſie indeß ganz allein recht väterlich gewartet und verſorgt hatte, ging außer ſich vor Freude um ſein liebes, ſchönes Täubchen herum, und dieſes ging von nun an keinen Schritt mehr mit einer Henne ſpazieren, ſondern flog immer nur mit den Seinigen auf das Feld hinaus und wieder heim. —

Ja, ihr lieben Kinder! wenn ihr gut und fromm ſeid, da hat Jedes von euch auch ein über alle Maaßen ſchönes Täubchen. Und zwar nicht in einer Steige, ſondern drinnen in ſeinem Herzen. Das Täubchen iſt euere Seele; iſt die Menſchenſeele, die wir alle haben. Die Menſchenſeele hat auch ihre Heimath, nicht wie die Henne, unten im Hofe, bei dem guten Futter, ſondern, wie das Täubchen, hoch oben. Und ſie hat ein Verlangen nach dieſer Heimath, und wenn dieſes Verlangen ſeine Schwingen ausbreitet, und ſich zum Fluge aufmacht, da findet es den Weg zu der lieben Heimath eben ſo gerade aus und ſicher, als die Taube den Weg zu ihrem Thurme. Und da iſt Ruhe und gar fröhliches Weſen ohne Ende.

Inhalt.

1. Das verirrte Kind und die verlorenen Schafe S. 1.
2. Das Kreuzſchnabelneſt S. 8.
3. Das verwundete Pferd S. 15.
4. Die belohnte Freigebigkeit S. 18.
5. Zwei lebendig begrabene Kinder S. 44.
6. Ein Kind mit der Schlange an einer Schüſſel; ein Kind mit der Schlange in einem Topfe S. 46.
7. Das Mährchen von der großen Bratwurſt S. 50.
8. Der Schiffstrompeter und die Hyäne S. 99.
9. Der kluge Elephant S. 105.
10. Der ſchöne Stein S. 109.
11. Das graue Männlein im alten Schloßthurme S. 116.
12. Das Mährchen von Frau Wiedehopf und Meiſter Wedel dem Eichhorn S. 137.
13. Die Biene und die Bremſe S. 145.
14. Die Taube und die Henne S. 147.

Die

Zaubereiſünden

in ihrer

alten und neuen Form

betrachtet

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Neuer unveränderter Abdruck.

Erlangen, 1854.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

Schnellpreſſendruck von C. H. Kunſtmann in Erlangen.

Seinem theuren Freunde

dem

Herrn

Carl Auguſt Heinrich Burger,

Doctor der Theologie und Decan bei der proteſtantiſchen Kirche
zu München,

widmet

dieſe Blätter als ſchwaches Zeichen ſeiner innigen Dankbarkeit
und brüderlichen Liebe

der Verfaſſer.

Vorrede.

Die Veranlaſſung zur Herausgabe der nachſtehenden Blätter war von zweifacher Art: ſie war eine beſondere und eine allgemeine. Die beſondere geht den Schreiber derſelben an, welcher in ſeinem ſpäteren Alter ſich gedrungen fühlt, eine Schuld ſeiner früheren Jahre — zwar nicht zu bezahlen, denn das kann er nicht — wohl aber öffentlich zu bekennen. Derſelbe hat ſich nämlich in manchen ſeiner älteren Schriften, durch einen ihm ſelber inwohnenden krankhaften Hang verleiten laſſen, viele jener eben ſo ſeltenen als ſeltſamen Erſcheinungen aus einem nächtlichen Traumgebiete der menſchlichen Natur für geſunde und geiſtig beachtbare zu halten, welche doch ihrem Weſen nach krankhaft ſind und der höheren Weihe des Geiſtes ermangeln. Er hat auf das Vogelgeſchrei phantaſtiſcher Viſionen, auf die Orakelſprüche unſerer modernen Pythien und Caſſandren mit abergläubiger Hingebung geachtet und die Gefahren nicht erkannt, die unſeren Forſchungen im Nachtgebiete der magiſchen Zuſtände und Erſcheinungen auf jedem Schritte begegnen: Gefahren eines Truges, welcher von mehr als menſchlicher Art iſt. Wenn und daß der Verfaſſer hierdurch den Ernſtergeſinnten ein Aergerniß, den Leichtſinnigen eine geiſtig ungeſunde Nahrung gegeben hat, dafür bittet er die ihm befreundeten Leſer um ihre brüderliche Vergebung.

Das Lampenlicht unſeres ſinnlichen Erkennens durchdringt das Dunkel nicht, das über dem Gebiete der magiſchen Erſcheinungen ſchwebt. Neben dem menſchlichen Elemente waltet in dieſem ein anderes, das nicht von der Natur unſeres Fleiſches und Blutes iſt und deßhalb unſerer ſinnlichen Faſſuugskraft ſich entzieht. Das Gewebe der geiſterhaften Täuſchungen, das hier überall ſeine Fäden ausſpannt, wird nur in jenem Sonnenlichte erkannt, welches der Geiſt der Wahrheit in das Dunkel der Tiefe ſtrahlt. Bei dieſem Lichte erkennen wir, welches der Urſprung jenes unſeligen Dranges ſei, der die Natur des Menſchen mit faſt unwiderſtehlicher Gewalt hinzieht zu dem verbotenen Baum eines Wiſſens, das nicht zur Weisheit, einer Selbſterhebung, die nicht zur Höhe führt. Der alte und immer ſich erneuernde Reiz zur Abgötterei, zu den Zaubereiſünden, zum magiſchen Wiſſen und Vermögen iſt nichts Anderes, als das irregeleitete, zur Tiefe ſtatt zur Höhe gewendete unabweisbare Verlangen des menſchlichen Geiſtes, der ſeine ſelbſtverſchuldete Ohnmacht fühlt, nach Bekräftigung durch eine andere geiſtige Macht.

Der Quell zu der wahrhaft naturgemäßen, geſunden Bekräftigung des Geiſtes lag dem Menſchen nahe und iſt ihm von Neuem eröffnet. Er hat ſich von ihm entfernt und iſt in eine Wüſte gerathen, da nur Dürre iſt und in welcher die Zunge verdorret vor Durſt.

Wohin dieſer geiſtige Durſt das Geſchlecht unſerer Zeit geführt hat, das liegt am Tage. „Sie haben ſich hie und da ausgehauene Brunnen gemacht, die doch löchrig ſind und kein Waſſer geben.“ Der Reiz des Aberglaubens ſoll die Kraft des Glaubens erſetzen; die Pein des Durſtes ſucht ihre Linderung an den Brunnen des Abgrundes.

Wie wunderlich paart ſich doch in unſeren Tagen der blindeſte Unglaube mit dem Aberglauben an geſpenſtiſche Viſionen ſowie an Zeichen und Kundmachungen wahrſagender Geiſter.

Aber ein furchtbarer Charakterzug bleibt dieſen verſchiedenen Richtungen unſeres Zeitgeiſtes gemein: die Vergötterung (ſogenannte „Rehabilitation“ (m. vergl. unten S. 27) des Fleiſches, die Entbindung derſelben von aller göttlichen wie menſchlichen Zucht und Ordnung, im Gefolge der Verläſterung alles Deſſen, was heilig und göttlich iſt. Das ſind Vögel, welche nur bei Nacht fliegen. Und eine Nacht könnte ſich nahen, in deren Dunkel ein Reich der kräftigen Irrthümer, der falſchen Wunder und der dämoniſchen Mächte zur Erſcheinung käme, deren Werk die Gräuel der Unſauberkeit, des Menſchenmordes und des allgemeinen Elendes ſind. Iſt es doch als wollte der freilich ſehr mährchenhaft lautende, geſpenſtige Spuk der ſogenannten Klopfgeiſter, uns, als ein dämoniſcher Scherz daran erinnern, wie nahe uns jene Mächte der Finſterniß, wie bereit zum Hervorbrechen ſie ſind. Wir aber wollen uns hüten vor ſolchen Scherzen des Satans, unſere Brüder vor denſelben ernſtlich warnen und ſie hinweiſen auf das Wort des Lebens, deſſen Weisheit nicht in ſchwer zu erreichender Tiefe verborgen, noch in zu ferner Höhe, ſondern nahe bei uns, in unſerem Munde und in unſerem Herzen iſt.

München, 30. Nov. 1853.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige.

Seite
1. Ein Sinnbild, im Spiegel der Natur 1
2. Der Zug nach der Tiefe 3
3. Das Gebiet der [illegible] Kräfte 6
4. Die Stellung des Menschen zum Gebiet der höheren Naturkräfte 9
5. Ein Weg im Dunkeln, doch nicht ohne Führer 15
6. Die geistigen Weckstimmen aus dem Reiche der Sichtbarkeit . 20
7. Die [illegible] 22
8. Ein persönlicher Verkehr mit der Welt der Geister . . . 28
9. Die verschlossene Zukunft und der geöffnete Abgrund . . . 38
10. Schluß 40

1. Ein Sinnbild, im Spiegel der Natur.

Die ſichtbare Natur gibt unſerem ſinnenden Geiſte viele Räthſel auf, in deren Löſung derſelbe zugleich eine Lehre finden kann, welche von ungleich höherer Bedeutung als die Lehren zu Aeſop's Fabeln, nicht nur auf das hinweiſt, was der Menſch im Verkehr mit andern Menſchen und mit der Welt der Sinne iſt und ſein ſoll, ſondern auf das, was er für die Welt des Unſichtbaren und Geiſtigen iſt und werden ſoll. Selbſt von der Lehre mag dieſes gelten, die ſich aus einem der ſcheinbar unbedeutendſten und alltäglichſten Räthſel der Sichtbarkeit ziehen läßt, welches wir hier am Eingange betrachten wollen.

Es iſt Nacht, ein brennendes Licht ſteht vor mir, daneben auf dem Tiſche liegen kleine Fliegen mit verbrannten Flügeln und verſtümmelten Füßen. Was war das für ein verzweifelter Flug, der die ſonſt ſo behutſamen Thiere hineinführte in die Flamme des Lichtes? Heute am Mittag, als die Sonne in mein Fenſter ſchien, bewegten ſie ſich zwar munter, aber ohne alle ungeſtüme Haſt in ihren Strahlen; ſie ſuchten bald die Helle, bald wieder den Schatten auf; in der Nähe des Ofens genoſſen ſie der wohlthuenden Wärme, ohne daß eine von ihnen den Flug hinein in die Röhre wagte, darin ſich die Wärme zur Hitze ſteigert. Als der Abend dämmerte, da ſuchten ſich alle in den dunkelſten Stellen des Zimmers ihre verborgene Ruheſtätte, aus welcher kein Geräuſch, keine genahte Menſchenhand ſie aufſcheuchte. Als aber in einer ſpäteren Stunde der Nacht das Licht kam, da ward alsbald die Ruhe der Kleinen geſtört. Eines nach dem anderen fliegt aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, tanzt mit ungeſtümer Haſt um die Flamme, kommt dieſer immer näher, ſtürzt in ſie hinein und fällt mit halbverſengten Flügeln zu Boden. Der Schmerz aber, den die Gluth machte, iſt noch kein Schmerz zum Tode; das leicht verletzte Thier erhebt ſich nach wenig Augenblicken zu dem neuen Fluge, der jetzt gerade durch die Flamme und aus dieſer, mit ſchwererer Verletzung zum Boden führt. Da liegt es auf ſeinem Rücken, die Stummel der Füße, welche der Brand noch übrig ließ, bewegen ſich zuckend. Der Kampf mit dem Schmerze dauert nun länger, aber die Luſt iſt ſtärker als er. Noch einmal rafft das ſterbende Thier ſich auf; der

Zug nach der Flamme iſt ein unbeſiegbarer; ſind die Reſte der Flügel zu ſchwach zum Emporſchweben des Leibes, ſo bleibt doch in denen der Füße noch einige Kraft zum Hinaufkriechen nach der leuchtenden Glut: ein Sprung noch in dieſe hinein, und die Luſt wird mit dem Leben gebüßt.

Was will dieſer Widerſpruch des thieriſchen Lebens, deſſen Triebe vollkommen nach der Selbſterhaltung gerichtet ſind, uns ſagen? Die Sonne ſcheint viele tauſendmal heller als das Licht unſerer Kerzen, das Thier freut ſich ihrer Strahlen und genießt im ruhigen Wohlbehagen der beſchwingteren Blumen. Es iſt dieſes der natürliche Verlauf, im Leben, in der äußeren Bewegung und in der inneren Befriedigung des Lebens waltet jenes Maaß und jene Ordnung, welche dem Sein und Weſen des Sichtbaren ihr Beſtehen gibt; die Helle des Tages wird im beſtändigen Wechſel mit der Ruhe der Nacht zur Zeit der Bewegung.

Aber dieſer natürliche Verlauf wird durch einen andern, der natürlichen Ordnung widerſprechenden, verändert und aufgehoben. Das Licht der Kerze iſt nicht das himmliſche Licht der aufgehenden Sonne, ſondern ein irdiſches Glutfeuer, das die Kunſt des Menſchen entzündet hat; ein Feuer, welches nur in ſeiner unmittelbaren Nähe den Schein der Tageshelle gewinnt. Nach dieſer, als dem Quell der Beleuchtung, geht der eingeborene natürliche Zug des Bewegens hin, welcher im geflügelten Thiere jene unnatürliche Form, jene widerſinnige Richtung annimmt, die, ſtatt zur Erhaltung, zur Vernichtung des Lebens führt.

Könnte nicht ſelbſt dieſer Tanz der Mücken, hinein in die verzehrende Gluth, an Etwas erinnern, das auch uns, in unſerem Geſchlechte und Weſen angeht? Das Herz des Menſchen, dieſer Inbegriff ſeiner geiſtigen, ſowie thieriſch leiblichen Natur iſt zur Freude an dem Leben, iſt zum Aufſchwung nach einem Lichte geſchaffen, das von höherer Natur als das ſichtbar leibliche dem Geiſte ſein Leben gibt und die Seele ſammt dem Leibe mit des Lebens höchſter Luſt und Wonne erfüllt. Das Verlangen nach dieſem ſeligen Lichtleben, zu deſſen Genuß der ihm innewohnende Geiſt berufen war, iſt dem Menſchenherzen geblieben, auch auf dem Wege ſeiner Verirrungen, die von dem Lichte, das von oben kam, weit hinweg, in tiefes Dunkel führte. Mitten in dieſem Dunkel jedoch hat eine Macht, die in der Finſterniß herrſcht, ein Feuer des Abgrundes entzündet. Dem Auge des Verirrten ſchien das Licht, welches ſeines Lebens Quell war, nur noch aus weiter Ferne, die Flamme des fremden Feuers war ihm nahe. Und aus der genährten Flamme der Luſt erhob ſich eine Gluth, welche den Drang zum geiſtigen Aufſchwunge zur wilden Luſt des Fleiſches erhob, die den Geiſt betäubt, in ihrem Zug zum Tode. Was dieſer Zug zur Vernichtung des Lebens, das aus Gott iſt, ſchon in den früheren Tagen unſeres Geſchlechtes gethan, und welches die Elemente ſind, durch deren Mitwirkung er noch fortwährend das Fleiſch zum Siege über den Geiſt beſchäftigt, das ſoll der Inhalt der nachfolgenden Blätter nach dem dürftigen Umfange ſeines [illegible] vor Augen ſtellen.

2. Der Zug nach der Tiefe.

„Iſt denn nun kein Gott in Iſrael, daß ihr hingehet zu fragen Baal Sebub, den Gott zu Ekron?“ Dieſes drohende Wort, das der Herr dem Ahasja durch den Mund des Propheten ſagen ließ (2 Kön. 1), traf nicht den König zu Samaria, nicht alle die abgöttiſchen Herrſcher auf Jerobeams, des Sohnes Nebat, und auf David's Stuhle allein, ſondern es traf, der göttlichen Abſicht nach, das ganze Volk, das der Herr zu ſeinem Theil erwählet hatte vor allen anderen Völkern; das Er behütet hatte wie ſeinen Augapfel; ausgebildet, wie ein Adler ſeine Jungen, getragen auf ſeinen Fittigen; genähret mit den Früchten des Feldes und allem Guten des Landes.

Was muß das für eine Macht über die Natur des Menſchen ſein, welche dieſe von ihrem höheren Urſprunge, mit dem ſie im Frieden ruhte, wie der Zug der Schwere den [illegible] von der [illegible] Felswand, in unaufhaltſamem Einſturz zum Falle in den Abgrund? Sind das nicht dieſelben [illegible], welche [illegible], dieſelben Stimmen, welche Moſes und Mirjam der Prophetin, als ſie die großen Thaten des Herrn prieſ, welcher Aegyptens Macht ins Meer warf? Und ſiehe, nun [illegible] ſich die Füße, die ſich dort am Schilfmeer zum göttlichen Reigen bewegten, es [illegible] die Pauken und Trommeln zum üppigen [illegible], den Iſraels Volk dem Götzen Aegyptens zu Ehren hält, hier, im Anblick des Berges, auf welchem [illegible] der [illegible] des Höchſten, der im Dunkel wohnt, ſich kund gegeben und mit einem ſchrecklichen Getöſe die Zeichen über erhöht hatte. — Waren das nicht dieſelben Kinder in Iſrael und ihr Volk, welche [illegible] zurückgeführt aus der Schlacht am Arnon, da ſie den Söhnen [illegible] und die [illegible] Götter zu Schanden gemacht hatten in der Kraft Jehovahs, welche jetzt hingingen und beugten ſich vor dem Baal Peor und aßen von den Opfern der todten Götzen? Wie iſt ein ſo herrlich Volk geworden, zu dem Moſes alſo redete: [illegible] als der Herr euer Gott zu Iſrael, und doch war dieſes Volk vom Anfang ſeiner Geſchichte an immer wieder dahin geraten in eine doppelte Weiſe des Abfalls vom Einen Gott: in die „Zauberſünde des Ungehorſams“ (1 Sam. 15, 23) und der Abgötterei. Hatte nicht die Weisheit, welche Salomo, der Sohn David's, von dem Herrn zu erbitten ſich erkoren, ihn verlaſſen, hatte nicht der Zug der ſinnlichen Sinnlichkeit ihn verblendet, daß er in Aſtaroth, Kamos und Milkom, den Götzen der Zidonier, Moabiter und Ammoniter nur das ſah, was an ihnen ſelbſt an die ſinnlichen

Augen fällt: die nichtigen Götter aus Holz oder Stein oder Erz, welche nicht ſehen noch hören, nicht gehen können mit ihren Füßen, noch etwas ſchaffen mit ihren Händen *), und welche deshalb nicht zu fürchten ſind. Er beachtete aber nicht das, was mehr als alle Stärke der ſichtbaren Feinde zu fürchten war: die unſichtbare Macht und Gewalt, welche jenen Bildern einen Geiſt der Lügen und der Verführung einhaucht, dem zu widerſtehen der Verſtand der Verſtändigen zu ſchwach iſt. Denn was half es dem weiſen Könige, daß er die ſchönen Gottesdienſte am Hauſe des Herrn, ſo wie das Geſetz ſie gebeut, ordnete und beſtellte; wurde nicht das Herz ſeines Volkes, ja ſein eigenes, hingeneigt zu dem Götzendienſte der heidniſchen Frauen und Fremdlinge, für deren Gräuel er die Haine und Felſenhöhlen dort neben dem geheiligten Berge des Tempels preisgegeben und ausgeſchmückt hatte? Und wie bald hatte Jerobeam der Ephraiter das Wort des Herrn und ſeine Verheißungen aus dem Munde des Propheten Ahia von Silo vergeſſen, als er Iſrael ſündigen machte am Dienſte der Götter Aegyptens, deſſen Ordnungen er aus ſeinem Herzen erdachte. Mächtiger noch als durch die Donner des Sinai hatte der Herr durch ſeine Gerichte über Iſrael und Juda und durch die Stimmen der Propheten zu den Uebergebliebenen in Jeruſalem geſprochen, als Heſekiel, der Sohn Buſi, in einem göttlichen Geſichte es ſchaute, wie die ſiebenzig Männer von den Aelteſten in Iſrael, unter ihnen Jaſanja, der Sohn Saphan, im Vorhofe am Hauſe des Herrn und ein jeglicher in ſeiner ſchönſten Kammer räucherten den Gräuelbildern der fremden Götzen; ſchaute die Weiber, welche den Thamuz beweinten; die fünf und zwanzig, welche, den Rücken gegen das Haus des Herrn gekehrt, anbeteten zu der Sonne im Aufgang? Es war kein Aufmerken auf die Stimme des Herrn in dieſem Volke, bis es den Kelch des Jammers und Trauerns zur Hefe hinabgetrunken und bis das Feuer des Zornes Gottes ſeinen Stamm ſo weit verzehrt hatte, daß nur noch die unbeachtete, verborgene Wurzel im fremden Boden am Leben blieb.

Was iſt denn das, wir fragen von Neuem, für eine unbegreifliche Macht über den Menſchen, welche denſelben nicht nur gegen die Stimme ſeines Gottes, wenn ſie ihn mit Liebe lockte oder mit dem Donner des Sinai ihn ſchreckte, taub machte, ſondern ſelbſt gegen die Stimme ſeiner eigenen Natur? Hat doch ſogar das ſonſt empfindſamere Weib ihres Kindleins vergeſſen und ſich nicht erbarmet über den Sohn ihres Leibes, den man aus ihren Mutterarmen nahm und in den glühenden Armen des Götzen verbrennen ließ, deſſen Bild ein Nichts und dennoch ein furchtbares Etwas war. Das Volk, dem ſein Geſetz eine Enthaltung von alle Dem gelehrt hatte, was an den Fluch der Sünde:

---

*) Die Blinden und Lahmen 2 Sam. 5 V. 6 u. 8.

an den Tod und an alle Unreinigkeit des ſterblichen Fleiſches erinnert, konnte ſich dem Taumel einer heidniſchen Luſtſeuche dahingeben, vor deren Unſauberkeiten ſelbſt die noch minder verſunkene Natur des ſinnlich lüſternen Menſchen ein Grauen anwandelt. Iſrael allerdings, ſeit ſeiner Verbannung in die Wüſte der Völker, hat an den Altären der Götzen einen Eckel bekommen; ſind aber darum auch dieſer Altäre und ihrer Gräuel weniger geworden auf Erden? Iſt das nicht noch dieſelbe Taubheit und Blindheit gegen die Stimme und Werke, durch welche Gott den Völkern und Heiden bezeugt, daß Er iſt und lebt, dieſelbe Verhärtung des Herzens gegen den Zug der eigenen Natur, welche die Mütter unter den Heiden zum kaltblütigen Mord der eigenen Kinder treibt und ganze Völker zu den blutigen Gräuelthaten des Götzendienſtes verführt? Sollte es wohl nur die ungebändigte Luſt des Fleiſches und ihrer Trunkenheit ſein, welche einzelne Seelen, ſo wie ganze Völker zu ſolch' unſeligem Treiben dahinreißt? Allerdings ſind die Gräuel der Wolluſt und aller Unſauberkeit mit jenen des Götzendienſtes überall und zu allen Zeiten gepaart geweſen: das von der Zucht des Gewiſſens und von der geſetzlichen Ordnung entfeſſelte Fleiſch nimmt in ſtürzender Eile den Lauf zu ſeinem Ziel und Ende: dem Tode, denn ſiehe, die Verweſung iſt ſein Vater, die Würmer ſind ſeine Mutter und ſeine Schweſter. Es iſt die Mordluſt, welche in der Geſtalt der thieriſchen Wolluſt den eigenen Leib der ſchnellen Verweſung entgegen führt, und welche ihr Auge weidet an dem Tode der unſchuldigen Kinder und der anderen menſchlichen Schlachtopfer, die an den Altären der Götzen bluten.

Aber es kann nicht die den Sinnen ſchmeichelnde Luſt des Fleiſches oder der Augen allein ſein, deren Taumelkelch die Seelen der Abgöttiſchen ſo trunken macht. Wenn der Tollrauſch, den jenes Getränk erregt, das noch jetzt hin und wieder unter den mongoliſchen Stämmen des nördlichen Aſiens beliebt iſt, den von ihm Ergriffenen in eine tanzende Bewegung ſetzt, welcher er gegen ſeinen Willen folgen muß, auch wenn er den Abgrund vor Augen ſieht, darin er im nächſten Augenblicke ſich zerſchellen wird, erſcheint da nicht die Wirkſamkeit des genoſſenen Fliegenſchwammes wie eine fremde Gewalt, die den Bedauernswerthen, ſtatt zur Ergötzung der berauſchten Sinne, darnach ſeine Natur gelüſtete, in eine Tiefe der Schmerzen verſenkt, vor welchen ſeine Natur ein Grauen hat? Und wenn der Tollrauſch der Abgötterei die von ihm Ergriffenen zu einer Wuth entflammt, die ihrem Herrſcher, dem eigenen Leibe Verſtümmelungen der Glieder und Wunden, Selbſtpeinigungen und Qualen des Todes zufügt, muß da nicht eine andere Gewalt als die des Fleiſches die Neigungen von dieſem ſo gefangen nehmen, daß ſie ihren natürlichen Weg in den unnatürlichen verkehren? Oder wenn die Bewegungen des wilden Tanzes der Abgötterei noch viel mehr als jene, durch welche der fremde Geiſt, der zu Achis, dem Könige zu Gath, kam, dieſen erſchreckte, den Raſereien der Tollheit gleichen, könnte uns das nicht bezeugen, daß jener unſinnige Trieb vom Geſchlechte des gewöhnlichen Wahnſinnes ſei?

Wie aber, ſollte das ein gemeiner Wahnſinn geweſen ſein, der das Herz des weiſeſten der Könige in der Zeit ſeines tiefſten Falles zu den fremden Göttern hinneigte: hätte wohl Manaſſe, wenn es Wahnſinn geweſen wäre, darin er ſeinen Gott und ſich ſelbſt verloren, unter den Demüthigungen aus der Hand des Herrn und in den Thränen der Buße die Macht gewinnen können, das Angeſicht Deſſen, von dem er ſich losgeriſſen und ſein eigenes verlorenes Selbſt wieder zu finden? Oder hat man je gehört, daß der gemeine Wahnſinn vor dem Anhören einer Predigt gewichen wäre, wie die Blindheit der Abgötterei von den Seelen der Heiden dahinſchwand, wenn aus der Predigt der Apoſtel ein Strahl des göttlichen Erkennens in das langverjährte Dunkel hineinfiel? Und hatte nicht der Götzendienſt der alten wie der neueren Zeit ſeine geheimnißvollen Tiefen, ſeine Wunder, ſeine pythiſch-prophetiſchen Geſichte in das räumlich Ferne und in das Künftige, welche ſelbſt den Weiſen und Verſtändigen im Volke der gläubigen Beachtung würdig ſchienen? Waren dieſe Wunder alle nur ein Blendwerk der äußeren Sinne oder lag ihnen ein anderes pſychiſches Element zu Grunde? Wir heben hier nur Einiges zur Beantwortung der Frage hervor.

3. Das Gebiet der pſychiſch-ſomatiſchen Kräfte.

Mit Recht hat man den Fernblick der Pythia mit dem Hellſehen des ſogenannt magnetiſchen Schlafwachens verglichen; beide Erſcheinungen ſind dem Weſen nach ſich verwandt, doch zeigt ſich in jenem öfter noch als in dieſem neben dem blos menſchlichen ein anderes, fremdartiges Element. Nicht mit gleichem Rechte hat man aber andere Erſcheinungen, welche dem Götzendienſte in den Augen der Menge ſeine zum Theil furchtbare Majeſtät gaben, der künſtlichen Anwendung ſolcher Naturkräfte durch die Prieſter zugeſchrieben, welche die neuere Phyſik etwa unter dem Namen der elektromagnetiſchen zuſammenfaßt. Allerdings iſt noch jetzt die Wirkung der unſichtbaren elektriſchen Kraft, durch die der Zitteraal, ohne ſie zu berühren, die Glieder eines ihm genaheten Thieres oder Menſchen lähmt, für die Eingeborenen und Neger der ſüdamerikaniſchen Flußgebiete ein Gegenſtand des Grauens und Entſetzens, wie dies die elektriſchen Schläge einer Leidner Flaſche ſelbſt für den ununterrichteten Europäer ſind. Die Zeit des Heidenthums aber, die ältere ſowohl als die neuere, hat unſerer elektriſchen Glasſcheiben und Cylinder, unſerer Elektromagneten und galvaniſchen Tröge nicht bedurft, um die Natur des Menſchen mit einer Region der Leiblichkeit in wechſelthätige Verbindung zu ſetzen, deren Erſcheinungen uns die Wiſſenſchaft mehr nur nach den Namen, die ſie ihnen gab, als ihrem Weſen nach erkennen lehrt. Es ſei uns erlaubt, hier den Gang unſerer bisherigen Betrachtungen auf kurze Zeit zu verlaſſen und aus dem Dunkel der Höhlen und Haine des alten Götzendienſtes hinauszutreten in das Dämmerlicht unſerer neueren wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe.

Daß jene Kraftäußerung, durch welche, wie wir vorhin erwähnten, der Zitteraal in einem ihm genaheten thieriſchen Körper Erſchütterungen und ſelbſt Lähmungen bewirkt, mit dem Weſen der Elektrizität verwandt ſei, das bezeugt uns die unmittelbare Beobachtung der Funken und der anderen elektriſchen Erſcheinungen, welche unſere phyſikaliſchen Werkzeuge dem Leibe des lebenden Thieres entlocken. Es ſind nicht die chemiſchen Elemente, nicht die kunſtreichen Gebilde des merkwürdigen Apparates, den die wiſſenſchaftliche Forſchung am Rücken jenes Fiſches entdeckt hat, ſondern die Nerven von dieſem, welche das Hervorbrechen des elektriſchen Blitzes begründen, der ſich im Zitteraal nicht ſo wie bei anderen Thieren von verwandtem Geſchlechte durch die Bewegung der Rückenfloſſe und ihrer Muskeln kund gibt, ſondern weil dieſes Gebiet der Glieder ſeinem Leibe mangelt, unmittelbar, in ſeiner urſprünglich weſentlichen Form. Aber auch der elementare Stoff der Nerven und ſeine organiſche Geſtaltung ſind es nicht, welche für ſich allein es vermögen, das elektriſche Prinzip in der (gleichſam galvaniſchen) Vorrichtung an ſeinem Rücken hervorzurufen und ihm ſeine bewegende Richtung nach irgend einem beſtimmten Gegenſtande hin zu geben, ſondern dies geſchieht durch den Willen — durch die Seele des Thieres. Von dieſer allein, ſo lange ſie im Leibe lebt und wirkt, geht die Anregung der Nerven aus, deren elektriſche Strömungen ſich in dem (galvaniſchen) Apparate ſammeln und gleichwie in einem gewitterſchwangeren Gewölke anhäufen, bis der thieriſche Wille ihre Entladung nach außen bewirkt. Jene Kraftäußerung, welche ſich uns hier als Elektrizität kund gibt, ſteht mithin nicht im Dienſte des Leibes und ſeiner Elemente, ſondern der Seele, denn mit dieſer zugleich im Tode entweicht ſie.

Nicht am Leibe des Zitteraales, ſondern an dem lebenden Leibe aller Thiere und ſelbſt der Menſchen bezeugt es uns wenigſtens die Erregbarkeit der Nerven für den elektriſchen Einfluß, daß in ihnen ein Prinzip walte, welches mit dem elektriſchen in ähnlicher wahrnehmbarer Beziehung ſteht, wie mit dem Gefühle unſerer Hände irgend ein feſter, ſchwerer Körper, der wie die Hand aus irdiſch elementaren Grundſtoffen beſteht. Daß aber dieſes Prinzip nicht der chemiſch-organiſchen Subſtanz der Nerven ſelbſtſtändig eigen ſei, ſondern daß es dieſer aus der dem Leibe inwohnenden Seele komme, das zeigt ſich alsbald im Tode, denn ſelbſt die Erregbarkeit für den galvaniſchen Metallreiz, welche einige Zeit nach dem Dahinſcheiden des Lebens an den Nerven noch haftet, erſcheint nur wie ein zurückgebliebener, bald verrinnender Tropfen in einem Gefäße, das ſeine Füllung von einer außer ihm gelegenen Quelle empfing.

Die Elektrizität iſt nur eine jener Formen, in denen eine Leiblichkeit der höheren Ordnung unſeren Sinnen wahrnehmbar wird, welche den Körpermaſſen der niederen Ordnung Geſtalt und Bewegung gibt. Zu demſelben Gebiete der leiblichen Wirkſamkeiten gehören aber auch die Wärme, das Licht, der Magnetismus, der Zug zur chemiſchen Vereinigung, ſo wie Abſcheidung der Stoffe. Dieſe Wirkſamkeiten alle, wie die Elektrizität, ſind nicht nur von außen in einem hilfreichen Wechſelverkehre mit dem Leben der beſeelten Weſen, ſondern ſtehen unmittelbar im Dienſte der Seele, welche in den Stoffen, die ſie in den Kreis ihrer Schöpfungen hineinzieht, die Kraft zum chemiſchen Wechſelverkehre weckt, an dem ſich die Flamme auf dem Heerde des Lebens: die thieriſche Wärme entzündet und die dem Auge ſein Licht, jedem erwachenden Bedürfniß den magnetiſchen Zug zu ſeiner Sättigung mittheilt. Daß nur die Seele es ſei, welche alle dieſe Erſcheinungen hervorruft, dies wird aus dem Anfang und Ende derſelben erkannt. Denn mit dem Leben zugleich beginnt und endigt die Bildung der neuen, organiſchen Elemente, welche bei jeder Art der beſeelten Weſen eine eigenthümliche, beſondere iſt, indem ſie aus denſelben Grundſtoffen der irdiſchen Natur hier das Mehl, dort die Elemente des thieriſchen Eies oder des Fleiſches und Blutes erſchafft und jedes dieſer Gebilde für den Zweck des beſonderen Daſeins zubereitet. Mit dem Leben zugleich beginnt auch die Erzeugung der thieriſchen Wärme, und ſo iſt es überall die Seele, welche die Mächte der höheren Leiblichkeit in das Reich ihrer organiſchen Geſtaltungen mitbringt und wenn ſie daſſelbe verläßt, wieder mit ſich hinwegnimmt.

Die Macht der höheren Leiblichkeit, welche das niedere, der Schwere unterworfene Element bewegt und geſtaltet, ſteht in einem anderen Verhältniß zu den unbeſeelten Körpern als zu den Pflanzen und Thieren, noch in einem anderen aber zu dem Menſchen. Das Eiſen hat an ſich ſelber keinen Zug zu anderem Eiſen, wenn aber jener allgewaltige Zug, der im Innern des Planeten die Eiſenmaſſen ſeines Grundgebäues zuſammenhält und der wie ein überfließender Strom aus der Tiefe hervordringt, die ſenkrecht ſtehende oder die in ſeiner polariſchen Hauptrichtung frei ſchwebende Eiſenſtange ergreift, dann erweckt er in ihr die Kräfte des magnetiſchen Bewegens. Nicht dem Eiſen ſelber ſind dieſe eigen, ſondern ſie kamen und kommen ihm von außen, aus einem Urquelle, der in dem Elementarbeſtande der planetariſchen Geſammtmaſſe liegt. Wenn das Nahen der Sonne zum Aufgang den Tag verkündet und wenn ſie zur Höhe des Mittages anſteigt; wenn der Nordwind aufſteht und der Südwind kommt, da regt ſich alsbald in der Luft wie im Gewäſſer und wie im feſtſtehenden Geſteine das ſchöpferiſche Walten der höheren Leiblichkeit, welches in der Form der elektriſchen Polaritäten, die eine Region der Körperwelt zu einem Abbilde der Sonne, die andere zu einem Abbilde der Erde macht. Wie die Sonne zum Planeten, ſo ſteht auch die Mutter der Flamme: die Lebensluft, zum brennbaren Körper da, wenn eine Macht der höheren Leiblichkeit, gleich dem zündenden Blitze in die polariſch geſchiedenen Elemente hineinſtrahlt. Dieſe höhere Leiblichkeit iſt überall bereit, wie die allverbreitete Luft in den luftleeren Raum, in das Reich der niederen Elemente ſich hineinzuſenken, wo die Bande der Schwere oder des Zuſammenhaltes gelöſt, die feſten Körper in feine Stäubchen zertheilt, oder das ſaure und alkaliſche Element, aus denen ſie beſtehen, von einander geriſſen werden. Es ſind die Wirkungen einer und derſelben bildenden und bewegenden Macht, welche im Kleinen wie im Großen den Bau der Welten wie das Gefüge des einzelnen Steines zuſammenhält, welche dem fallenden Steine ſeinen Zug, hinab zum Erdganzen, dem Monde und dem Planeten ihren Umſchwung um die haltende und tragende Mitte gibt.

Alle dieſe Regungen, gehen ebenſo wie beim Eiſen, ehe daſſelbe magnetiſch ward, nicht von dem Elemente des unbeſeelten Körpers aus, ſie erſcheinen an dieſem und ſchwinden von ihm hinweg wie der Widerſchein der Sonne, wenn ſie ihren Taglauf vom Abend zum Morgen, von dem Mittag zur Mitternacht über die Erde nimmt. Sie ſind dem Elemente gegeben, nicht als ein bleibendes Etwas, das aus einem inneren Quelle der Geſtaltung und Bewegung: aus der Seele kommt, ſondern nur als ein Etwas, das dem Werden und Beſtehen eines allgemeinen Ganzen, nicht dem Sein des Einzelweſens angehört. Allerdings bedarf auch die bildende und bewegende Kraft, welche dem Leibe der Pflanze und des Thieres inwohnet, der hilfreichen Mitwirkung des Lichtes, der Wärme, der elektriſchen wie der chemiſchen Kräfte zu dem Werke ihres Lebens, aber ſie bleibt hierbei immer die Meiſterin an dieſem Werke, welche die von außen ihr zukommenden Stoffe und hilfreichen Kräfte eben ſo wie der Künſtler die Farben, mit denen er dem Gedankenbilde in ſeinem Innern die äußerlich ſichtbare Geſtalt gibt, für ihren Dienſt benutzt. Sie kann ihrem Weſen nach nicht Elektricität, nicht Magnetismus, nicht Wärme u. ſ. w., ſondern ſie muß etwas über dieſen Stehendes, Höheres ſein, das mit den phyſikaliſchen Potenzen in ähnlicher Beziehung und Verwandtſchaft ſteht, wie der irdiſch-elementare Leib mit der Speiſe, die er genießt, mit der Luft, die er athmet.

Wir betrachteten hier vorerſt im Allgemeinen das Verhältniß der Elemente einer höheren Leiblichkeit zu dem Weſen und Wirken der Seele. Was dieſe Elemente unter der Herrſchaft des denkenden Geiſtes ſind, das lehren uns die Künſte und Thaten des Menſchen

4. Die Stellung des Menſchen zum Gebiete der höheren Naturkräfte.

Während die Herrſchergewalt der Seele über die Mächte der höheren Leiblichkeit auch bei den vollkommeneren Thieren zunächſt nur auf den Kreis ihres eigenen organiſchen Gliederbaues und ſeiner Erhaltung beſchränkt iſt, reicht ſie bei dem Menſchen unberechenbar weit über dieſen Kreis hinaus. Er hat ein natürliches Erbrecht auf eine ſolche weit ausgedehnte Herrſchaft über die Kräfte der Tiefen und der Höhen, über die Macht des elektriſchen und chemiſchen Feuers, die im Metall wie in der Kohle, über den Blitz, der in der Luft verſchloſſen liegt, ja ſelbſt über den Hauch der Lebenskräfte, welcher von der thieriſchen Seele aus durch die Nerven und alle Gebilde des Leibes geht. Wäre es auch nicht ſein Wille, er muß ſelbſt nothgedrungen von dieſem Erbrechte Gebrauch machen. Denn während der Leib des Thieres, wenn der Wechſel der Jahreszeiten dies erfordert, ohne ſein Zuthun jetzt mit der wärmeren, dann mit der luftig leichteren Decke der Haare oder der Federn bekleidet, während der thieriſche Naturtrieb durch den Genuß des rohen Nahrungsſtoffes befriedigt wird, muß der Menſch zur Erwärmung ſeines Leibes, dem jene natürliche Bedeckung verſagt iſt, ſo wie zur Bereitung der Speiſen, auf deren Genuß der Trieb ſeiner Natur ihn hinweiſt, das Feuer des Herdes zu Hilfe nehmen. Aber der inwohnende Trieb der Menſchennatur führt noch viel weiter, denn er iſt nicht vom Geſchlechte des Fleiſches allein, ſondern von dem des Geiſtes. Es ſind nicht nur die Hütten, deren Obdach den Menſchen gegen die Hitze der Sonne, gegen die Gewalt des Sturmes und Regens ſchützte, ſondern es ſind andere Werke ſeiner kunſtreichen Hand, durch welche er ſchon in den früheſten Zeiten ſeines Geſchlechtes es kund gab, daß der ſeiner Seele inwohnende Bildungstrieb von geiſtiger Abſtammung ſei. Dieſer Bildungstrieb, der nicht auf die Geſtaltung des eigenen Leibes beſchränkt iſt, ſondern welcher die ganze äußere Körperwelt ſeines Wohnſitzes zu durchwirken vermag, hat das Feuer wie das Waſſer, die Luft wie das Reich der Geſteine in ſeinen Dienſt genommen; er hat dem eigenen, ſchwerfälligen Leibe durch Hilfe des Waſſerdampfes den Flug des Vogels, dem Wort der Rede durch den elektriſchen Telegraphen die Schnelle, faſt des Gedankens, gegeben; hat das Licht, im Daguerreotyp, zu einem Gehilfen ſeiner Kunſt gemacht; die dürre Wüſte zur fruchtbaren Aue umgeſchaffen. Und nicht nur die Welt der unbeſeelten Körper, auch die der beſeelten Weſen hat er ſich zu lenkſamen Werkzeugen ſeines Willens gemacht; er hat durch ſeine Zucht ſelbſt dem Bildungstriebe der lebenden Seelen eine veränderte Richtung gegeben, ſo daß aus der Pflege ſeiner Hand eine unzählbare Menge der Abarten und Spielarten der Hausthiere, ſo wie der Gewächſe ſeiner Gärten und Felder hervorgegangen ſind. Was fehlte nun noch, als daß dieſe äußere Macht der Menſchenſeele auch zu einer ſo inneren werde, daß ſie nicht nur durch Vermittelung der äußeren Naturkräfte, die ſie in ihren Dienſt gezogen, ſondern unmittelbar, durch ihre eigene Kraft die Elemente der höheren Leiblichkeit, die ſich zu der niederen Körperwelt wie Seele zum Leibe verhält, ja ſelbſt die Seelen anderer lebender Weſen in Bewegung ſetzen und dieſe Bewegung leiten könne? Nach dem gewöhnlichen Verlaufe der

Natur gibt die Seele den unſichtbaren Antrieb ihres Willens durch die ſichtbaren Thaten kund, die ſie durch die Muskeln der Glieder vollbringt; durch die Bewegungen, welche ſie in jenen, wie in den Organen der Sprache hervorruft. Der Ausgang jenes inneren, unſichtbaren Anfanges in die äußerlich ſichtbare Erſcheinung wird, wie wir vorhin ſahen, durch ein Weſen vermittelt, das zwar ſich zu dem Weſen der Elektricität, des Magnetiſmus u. ſ. w. ſo verhält wie unſer aus irdiſchem Grundſtoff gebildeter Körper zur irdiſchen, der Schwere unterworfenen Körperwelt und welches der Seele wie ein eigener Leib der höheren Ordnung zugeſellt iſt. Dieſer Hauch des inneren Lebensodems ſtrömt durch die Nerven in die Muskeln des eigenen Leibes, ſollte er nicht auch in die Nerven eines anderen Leibes ſeine Richtung nehmen und ſo in das bewußte wie in das unbewußte Werk des Lebens einer anderen Seele eingreifen können?

Daß er dieſes wirklich könne, bezeugen uns die Wirkungen des Mesmerismus. Der pſychiſche Lebenshauch, welcher, von der Seele des Magnetiſeurs in die Nerven ausgehend, ihren eigenen Leib durchdringt, wird durch die Kraft des Willens in das leibliche Gebiet einer anderen Seele hinübergeführt. Die Hand des Heilkünſtlers gibt dem Strome, der aus ihren Nerven kommt, ſeine naturgemäße Richtung in das Strombett des fremden Nervengebietes. Die Bekräftigung des Lebens, welche der Körper eines Kranken hierdurch empfängt, iſt aber nicht nur eine Gabe der anderen, lebenskräftigeren Seele, ſondern ſie kommt ihm aus einem pſychiſchen Nahrungsquell, der für beide, ja der für alle Seelen derſelbe iſt. Denn wie die Lebensluft, die wir beim Athmen einnehmen, die Ströme des Blutes bis zu ihren äußerſten Enden durchdringt und dieſelben zur Bildung und Erhaltung des Leibes befähigt: ſo nimmt der Hauch eines allgemeinen Lebens der Natur ohne Aufhören ſeinen Lauf in ſo wie durch die Ströme der Nerven und gibt der Seele jenes Element der höheren Ordnung, deſſen ſie zu ihrem Wechſelverkehre mit der eigenen irdiſch-körperlichen Leiblichkeit bedarf. Die Hand des Magnetiſeurs hat dem krankhaft gehemmten Zutritt des allgemeinen Lebensodems und ſeinen Weg durch das fremde Nervengebiet von Neuem eröffnet und hierauf zunächſt iſt die heilende Wirkſamkeit des Mesmerismus begründet, welche als eine durch Erfahrung erwieſene Thatſache anerkannt werden muß.

Aber jene Wirkung greift noch weiter. Die Luft, welche wir athmen, geht nach ſehr beſtimmtem Maaße in die Lungen ein und wird hier zu einem weſentlichen Theile des Blutes ſo wie unſeres ganzen leiblichen Selbſt, der für unſer Gefühl nicht mehr als ein Aeußeres unterſcheidbar iſt. So wird auch im gewöhnlichen, natürlichen Verlaufe der Lebenshauch der höheren Leiblichkeit in unſerem Gehirn und Rückenmarke zu einem Eigenthum der Seele, zu einem Theil ihres eigenen Selbſt, welches für ſie nicht mehr als ein Etwas außer ihr unterſcheidbar und erkennbar iſt. Ein anderes Verhältniß aber findet bei der magnetiſchen Anregung ſtatt. Der Lebenshauch, welcher hierbei aus der höher bekräftigten Seele in die minder bekräftigte eingeht, iſt für dieſe ein Anderes als das eigene Selbſt: ein Aeußeres, für ſie Erkennbares. Sie vermag ſeinen Strömen mit ihrem Erkennen ſowohl durch den eigenen (etwa krankhaften) Leib und ſein verborgenes Inneres zu folgen, als auch dieſe Ströme bis hinan zu ihrem Urſprunge in der fremden Seele und deren Leiblichkeit zu begleiten. Da es aber dieſe nicht allein iſt, aus welcher das Anhauchen kam, ſondern mehr noch jener Quell, aus dem alle Seelen die Bekräftigung ihres Lebens und Wirkens, in der Leiblichkeit empfangen, öffnet ſich der Geſichtskreis des magnetiſchen Hellſehens auch noch weiter, in das Gebiet, nicht allein des pſychiſch-leiblichen Lebens des Magnetiſeurs, ſondern auch in die Lebensſphäre anderer Seelen, welche durch leibliche Vermittelung in jenen Geſichtskreis hineingeführt werden.

Hier aber iſt es, wo ſich in der Natur des Menſchen zu dem Vermögen der Seele ein anderes höheres: das Vermögen des ihm inwohnenden Geiſtes geſellt. Wir bezeichnen dieſes Geſammtvermögen der Seele und des Geiſtes durch einen alten, vielbedeutenden Namen: als ein magiſches. Es ſind nicht die elektromagnetiſchen Naturkräfte, nicht die pſychiſch-ſomatiſchen Kräfte des eigenen Leibes, es iſt nicht der allgemeine Lebenshauch aus dem Gebiete einer höheren Leiblichkeit, welcher durch das Gehirn eines leiblich lebenden Weſens und aus jenem durch die Nerven ſtrömt, ſondern es iſt ein Anregen von geiſterhaftem Urſprunge, das zu dem Geiſte geht. Der erkennende Geiſt, ſchon in der Seele des magnetiſch Angeregten, erkennt und verſteht die Gedanken des Magnetiſeurs. Aber die magiſche Wirkſamkeit der Menſchennatur äußert ſich nicht nur als eine geiſtig erkennende Macht, in einem fremden Gebiete der Gedanken, ſondern auch als eine bewegende, an dem Gebiete des Willens. Wie nicht in den Nerven und den empfindenden Sinnorganen, ſondern in der Verbindung derſelben mit den ernährenden Gefäßen und den bewegenden Muskeln die Geſammtheit des Organismus beſteht, ſo gibt ſich uns auch der innere Menſch in der Geſammtheit ſeiner Kräfte kund, wenn in ihm das magiſche Vermögen erwacht.

Dennoch äußert ſich dieſes auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung nicht ſelten vorherrſchend und ſelbſt ausſchließend nur in der einen ſeiner Formen, entweder als eine geiſtig erkennende oder als eine pſychiſch bewegende. Zu den magiſchen Erſcheinungen der letzteren Art gehört das, was die Italiener Attrattiva benennen. Es iſt die unwiderſtehliche Macht, welche der Wille der einen Seele über den Willen und das Handeln einer anderen Seele auszuüben vermag, wenn dieſe in bewußter oder unbewußter Weiſe dem Zuge in das fremde Herrſchergebiet dahingegeben iſt. Eine ſolche unheimliche Macht kann ſelbſt der Mesmerismus dem Magnetiſeur über eine andere Menſchennatur verleihen, wenn derſelbe die Gränzen ſeines heilkünſtleriſchen Berufes überſchreitet und wenn nicht eine geiſtige Macht, ſtärker als die ſeinige, dem fremden Einfluſſe begegnet. Bei dieſem Wechſelverhältniſſe zweier Seelen, die durch den Mesmerismus zu einer Seele geworden ſind, iſt es bemerkenswerth, daß die beiden Hauptäußerungen des magiſchen Vermögens gleichſam polariſch geſchieden und an ſie vertheilt ſind. Denn während die Somnambule die geiſtige Macht des Hineinſchauens in die Region der Gedanken ihres Magnetiſeurs beſitzt, hat dagegen dieſer eine pſychiſch geiſtige Gewalt über die Region ihres Willens. Dieſe bewegende Gewalt, welche der Mesmerismus der Menſchenſeele über den Willen anderer Seelen ertheilt, iſt übrigens von ungleich weiterem Umfange, denn ſie erſtreckt ſich auch über die Seelen der Thiere, deren Willen und Bewegen, wie dies viele Beobachtungen bezeugen, ein geübter Magnetiſeur durch die Kraft ſeiner Kunſt zu bändigen und nach ſeinem eigenen Willen zu lenken vermag. Es bedarf jedoch der Anwendung unſeres animaliſchen Magnetismus nicht, um dieſe Art des magiſchen Vermögens in der Seele des Menſchen zu wecken. In unverkennbarer Weiſe tritt daſſelbe bei den ägyptiſchen Schlangenbeſchwörern hervor, welche, wenn ſie mit der Kraft ihres Wiſſens und Wollens der dort einheimiſchen, giftigen Naja ſich nahen, dieſe aus ihrem Schlupfwinkel hervorlocken und ohne Gefahr vor ihrem Biſſe ſie ergreifen können. Wir brauchen aber der Attrattiva auf thieriſche Seelen nicht nach Aegypten oder Indien nachzugehen, dieſelbe findet ſich auch unter uns. Sie war als eine ungeſuchte, von ihm nie gemißbrauchte Gabe dem ehrwürdigen Pfarrer Heggelin eigen, deſſen Leben J. M. Sailer beſchrieben hat. In einer noch höheren Form und Weiſe trat dieſe Gabe an der gottgeweihten Seele des Philippo Neri hervor, denn ſie war es, welche ein Thier, das den Mann vorher nie geſehen hatte, nöthigte, ihm zu folgen, und ſie war es auch, welche ihm das verborgene Innere eines anderen Menſchen ſo aufthat, daß er die herrſchenden Neigungen und Geſinnungen deſſelben in voller Klarheit erkannte. Es war dieſelbe Gabe, die dem ſeligen Gregorio Lopez *) mit dem Blicke in das innerſte Geheimniß der Menſchenherzen zugleich jene bildende und bewegende Macht ertheilte, die ſich an den Herzen, nicht nur der Chriſten, ſondern ſelbſt der wildeſten, feindſeligſten Indianer ſiegreich erwies. Dies iſt eine Wirkſamkeit des magiſchen Vermögens, welche wie ein ſanftes ſtilles Säuſeln das Naheſein des Herrn bezeugt, aus deſſen Geiſt der Geiſt des Menſchen ſeine Macht empfing, während jene Wirkſamkeit andere Male, wenn ſie in einer offenkundigen Weiſe die Kräfte der

---

*) Einen kurzen Abriß der merkwürdigen äußeren wie inneren Lebensgeſchichte dieſes Mannes hat der Verfaſſer in dem letzterſchienenen Jahrgang der Chriſtoterpe von Albert Knapp gegeben

Sichtbarkeit oben in der Höhe, wie in der Tiefe in Bewegung ſetzte, jenem Knaben vorausging und Bahn machte. Es war das Wort des Herrn, das durch den Mund des Mannes Gottes den Himmel verſchloß, daß derſelbe drei Jahre und ſechs Monden keinen Regen gab. Angethan mit der Kraft Jehovahs gebot der Thisbite dem Feuer, daß es mit dem Opfer des Altares das Waſſer um dieſen her verzehrte: gebot dem Oele im Kruge, dem Mehle im Faß der gläubigen Wittwe, daß beide den Hungernden ihre Speiſe gaben, ſo lange die Noth der Theuerung währte. War das nicht dieſelbe Kraft ſeines Gottes, durch welche Eliſa, der Sohn Saphat, das böſe Waſſer, wie den Tod in den Töpfen geſund machte, die Erſtlinge des Gerſtenbrodes, welche der Mann aus Baal-Saliſa dem Propheten zu ſeiner Sättigung für einen oder etliche Tage brachte, ſo ſegnete, daß ſie zur Speiſung von hundert Mann hinreichten? Nur ein Schattenbild iſt das magiſche Vermögen, das der animaliſche Magnetismus in der kranken Menſchennatur erweckt, von jenem bewegenden, welches das in den Jordan verſunkene Eiſen heraufhob und ſchwimmen machte, als der Holzſtab in der Hand Eliſa's es berührte. Was iſt der Blick eines magnetiſch-Hellſehenden in die geiſtige Tiefe einer anderen, armen Menſchennatur gegen jenes prophetiſche Geſicht, das die Mächte einer höheren Geiſterwelt ſchaut: die Helden der Heere Gottes, welche dem Auge des Knaben unſichtbar waren, ehe es eröffnet wurde, und deren mehr iſt, welche bei uns ſtehen, denn jener, die bei ihnen — den ſichtbaren Feinden — ſind?

Hier allerdings, in unverkennbarſter Weiſe, erſcheint uns das magiſche Vermögen als ein Zuſtand der Menſchennatur, in welcher der Geiſt mit ſeinen Kräften der Ewigkeit die Seele wie den Leib ſo übermächtig durchdrungen hat, daß er die Schranken durchbricht, welche dem Erkennen wie dem Wollen des ſterblichen Weſens geſetzt ſind. Die Kraft zu dieſer unmittelbaren That ſeines Lebens kam dem Geiſte des Menſchen von dem Geiſte aus Gott. Es ſind aber auch andere Geiſter, als dieſer iſt: ein Geiſt der Welt, Geiſter der Unſauberkeit, der Bosheit, des Irrthums und der Krankheit, Geiſter der Menſchen, deren Zeugniſſe und Thaten der Prüfung bedürfen. Der Geiſt eines lebenden Menſchen iſt es, welcher durch Vermittlung des Mesmerismus in dem Geiſte eines anderen Menſchen das magiſche Vermögen weckt. Dieſes aber, wenn es auch ohne einen ſolchen ſichtbar menſchlichen Einfluß eines Menſchen erwacht, und wenn es auch nicht die Hand des Herrn war, welche daſſelbe in der Natur des Menſchen, wie die Töne der Saiten, die der Spielmann rührte, in dem Geiſte des Propheten anregte, bleibt ſeinem Weſen nach immer daſſelbe: ein Entbundenſein, ein freies Hervortreten der eigenen Kraft des Geiſtes aus der ſterblichen Hülle der Leiblichkeit.

Mit der ſelbſtthätigen Richtung des magiſchen Vermögens ſteht eine andere, paſſiv aufnehmende in weſentlicher Verbindung. Wie die Nerven eines lebenden Thieres anregbar ſind für den elektriſchen

Einfluß von außen, weil ihnen ſelber ein mit dem elektriſchen verwandtes Element inne wohnt, das ſie zu Trägern der Willensregungen der Seele für die bewegenden Glieder macht, wie das lebende Thier, weil in ihm ſelber ein Quell der Wärmeerzeugung iſt, die belebende Kraft der äußeren Wärme empfindet, ſo tritt in dem Geiſte des Menſchen mit dem ſelbſtthätigen magiſchen Vermögen zugleich, in einem bald weiteren, bald engeren Umfange die Anregbarkeit für einen fremden, magiſch-geiſtigen Einfluß hervor. Hierbei erſcheint es als eine betrübende Thatſache, zu deren weiterer Betrachtung wir nachher noch zurückkehren werden, daß dieſe Empfänglichkeit für den magiſch anregenden Einfluß in der Menſchennatur ſo vorherrſchend mehr nach unten als nach oben gerichtet iſt, und daß ſelbſt die Erhebung des im Fleiſche wohnenden Geiſtes zu den Höhen eines göttlich-prophetiſchen Geſichtes, vor dem Zuge, der nach unten, zum Taumelkelche einer dämoniſchen Tiefe führt, nicht bewahren könne, wenn das Fleiſch im Bunde mit einer anderen geiſterhaften Gewalt der Herrſchaft des beſſeren Geiſtes ſich entzieht. War das nicht derſelbe Mann, derſelbe Hörer der göttlichen Rede, der des Allmächtigen Offenbarung ſah, dem die Augen geöffnet wurden, wenn er niederknieete, und welcher dennoch, nachdem ihm das Wort Jehovahs zu Iſraels Segen in den Mund gelegt worden, der Zaubereiſünde des Ungehorſams und der Abgötterei dahin gegeben, lehrte durch den Balak ein Aergerniß aufrichten vor den Kindern Iſrael, zu eſſen der Götzen Opfer und Hurerei treiben? Und iſt es nicht ſelbſt der höchſte, gottgeweihete Aufſchwung unſerer Gefühle, iſt es nicht der Flug unſerer Begeiſterung, der hoch über dem Boden aller irdiſchen Erkenntniß dahin ſchwebt, an welchem ein Zug nach dem Abgrunde am öfterſten ſeine feindſelige Macht verſucht? Wir nahen uns hier einem Gebiete, in welchem das eigene Sehen und Forſchen uns verläßt, einem Dunkel, in welchem nicht mehr das Auge, ſondern nur noch das aufmerkende Ohr unſer Führer ſein kann.

5. Ein Weg im Dunklen, doch nicht ohne Führer.

Man wolle es dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes zu gute halten, wenn er es wagt, hier einige Worte in der Thorheit, und zwar nicht in der göttlichen, ſondern in jener menſchlichen zu reden, welche, wenn ſie über die Gränzen des feſten gegebenen Wortes hinaus blickt, ſo leicht in Gefahr geräth, durch Luftſpiegelungen von geiſtiger Art getäuſcht zu werden. Doch möge jedes jener menſchlich thörichten Worte unter der Zucht des feſten, prophetiſchen Wortes ſtehen, und wo das Auge irren ſollte, dennoch der Fuß auf ſeiner geraden Bahn bleiben.

Der Menſch, ſo wie er im Anfange aus der Hand ſeines Gottes hervorging, war nicht von ſterblicher Natur, ſondern, dies ſagt uns das Wort, der Tod iſt ihm durch die Sünde gekommen. Es konnte nicht dieſes ſterbliche, in beſtändiger Auflöſung begriffene, auf der Bahn der anjetzt natürlichen Wiedererzeugung und Fortzeugung unaufhaltſam zum Tode eilende Fleiſch ſein, in welchem der Menſch die Weihe des erſten Sabbathes empfing, denn das Wort, welches am Vorſabbath den Thaten der Werke ihr Siegel gab: „Gott ſahe an Alles was er gemacht hatte; und ſiehe da, es war ſehr gut," galt dem Leibe der Sünde und des Todes nicht. Wie aber an jenem Traumbilde des gewaltigen Königes die Füße, mit denen daſſelbe auf der Erde ſtand, ein Gemeng aus dem feſten Metalle und dem leicht zerſtäubenden Thone waren, ſo iſt die Menſchennatur, wie ſie jetzt auf Erden daſteht, von zweifachem Geſchlechte, denn in ihrem ſterblichen Weſen wohnt noch immer die Pflanze des uranfänglichen, unſterblichen Weſens: des Geiſtes, welcher lebendig macht, weil er ſelber das Leben iſt. Wie die Glieder ſeines Leibes, ſo ſollte die Erde mit all' ihren Reichen ein Eigenthum ihres Herrſchers, des Menſchen ſein, darum hatte der Schöpfer dem Ballen des Elementes, den er von der Erde nahm (dem Abbilde des Erdballes im Kleinen), das Siegel ſeines Ebenbildes aufgeprägt, und ihm den lebenden Odem aus ſeinem Munde eingehaucht. Dieſer allbelebende Hauch durchdrang die uranfängliche Leiblichkeit des Menſchen, ſie war in ihrem ganzen Weſen nicht von der Natur des hinſterbenden Fleiſches, ſondern des ewigen Geiſtes, welcher das ſichtbar Erſcheinende aus dem Nichterſcheinenden, das irdiſch körperliche Element aus einem himmliſchen ſchuf und in jedem Augenblicke das ſichtbare Erſcheinende zu einem Nichterſcheinenden umwandeln, das Irdiſche in das Himmliſche verklären, oder auch dieſes in jenes verſenken kann (m. v. Philipp. 3, V. 21). Wie die Lachen des meiſt getrübten Waſſers, welche ein Strom, der vorüberrann und verſiegte, neben ſeinem Wege zurückließ, ſind die Anregungen des magiſchen Vermögens, davon wir vorhin ſprachen, nur ein armer, zurückgebliebener, bald vergehender Abfluß aus dem Strome des lebendigen Waſſers, das in dem Weſen und aus dem Weſen des erſtgeſchaffenen Menſchen floß. In ihm ſpiegelte ſich das Weſen ſeines Gottes und Schöpfers mit unverhülltem Angeſichte, die Kräfte der ſeligen Ewigkeit gingen wie der Odem, durch welchen der irdiſche Leib lebt, in dem vergeiſtigten Leibe aus und ein. Es war noch kein Stern in den reinen Strom der Menſchenſeele gefallen und hatte ihr lebendiges Waſſer bitter gemacht, denn wo die Sonne der Geiſterwelt leuchtet, da verbleichen die Strahlen der Sterne.

Aber der Stern voll bitterer Galle und Wermuth ſtand ſchon über der Menſchennatur, und ſeine Stunde kam, dieſelbe zu vergiften und zu verderben.

Das Wort redet uns von einem Falle der Geiſter, welcher dem Falle des Menſchengeiſtes voranging. Es ſind dies dieſelben, welche die Schrift Herren der Welt, Fürſten und Gewaltige nennt, deren Macht in der Finſterniß dieſer Welt, deren Herrſcherreich in der Luft iſt (Epheſ. 6, 12; 2, 2). Ihr Fürſtenthum war einſt ein anderes; es war der Neid gegen den von Gott erwählten Erben des Thrones, den ſie durch eigene Schuld verlaſſen und verloren hatten, welcher ſie zur That der Verführung entzündete. War der, von welchem der Tod kam, als er bei der That der Verführung in der Form eines irdiſch lebenden Weſens vor den Menſchen trat, zum erſten Male mit ſeinen Kräften des Verderbens in die von Gott geſchaffene Welt der Lebendigen eingedrungen, oder gibt uns die von dem Grün der wieder erneuten Erde bedeckte Tiefe des Bodens ſeiner alten Behauſung eine andere Kunde? Unſer Forſchen weiß die Spuren der immer wiederkehrenden Vernichtungen und der Todeskämpfe der vormals lebenden Creaturen unter und gegen einander nicht anders zu deuten; hier hat der Tod geherrſcht, ehe ihn der Menſch durch ſeinen Fall in die ihm von Gott verliehene Heimath rief. Der Anfang aller Creatur war allerdings nicht die irdiſche Zeugung, es war Schöpfung: was aus der Zeugung der Geſchlechter ſein Weſen nimmt, das muß nach dem gemeinen Verlaufe der Natur verweſen. Ob aber der Segen der Fruchtbarkeit: der Funke der Schöpferkraft der geiſtigen Natur des Menſchen in einem anderen Sinne als dem Fleiſche des Thieres und als der Blume des Feldes gegeben geweſen ſei? das iſt uns nicht zu forſchen verſtattet, denn wir ſind von geſtern her und wiſſen Nichts. Das eine aber wiſſen und ſehen wir vor Augen, daß zwar bei dem Menſchen jedes Geſchäft ſeiner Natur durch den aus Gott geborenen Geiſt gereinigt und verklärt werden könne, daß aber auch, und zwar unvergleichbar viel öfter, der Menſch vor allen anderen Lebendigen der Erde, zu jenen wilden Ausbrüchen der thieriſchen Luſt geneigt ſei, welche in Gräuelthaten enden, vor denen die geſunde Natur ſchaudert. Und dieſes konnte nicht der urſprüngliche Zuſtand ſeines zum Ebenbilde Gottes erſchaffenen, zum Rechte des Kindes berufenen Geſchlechtes geweſen ſein.

Nicht das erkennende Auge allein, auch das Herz war dem Menſchen, ſo wie er aus Gottes Hand kam, aufgethan für das Licht und das Leben aus dem Geiſte ſeines Schöpfers. Es war ihm die Macht gegeben, zu wollen, daß ſein Gemüth bliebe in dieſer ſeligen Gemeinſchaft mit ſeinem Quell und Urſprung. Er gab ſich einer anderen Anregung ſeines Willens hin: durch die Zauberſtimme des Ungehorſams ward er ein Knecht der Sünde und des Urhebers der Sünde. Der, welcher vorhin ihm innewohnend, in der Kraft der Liebe ſein eigen war: der Geiſt Gottes trat, als ſein Wille ſich von ihm geſchieden, als eine äußere Macht vor ihn hin, an die Stelle einer kindlich an dem Vater feſthaltenden Liebe kam die Furcht vor Ihm, dem Richter der Thaten. Das eigene Elend, für deſſen Blöße dem abgefallenen Menſchen die Augen aufgethan wurden, war das aus der Herrſchaft und heiligenden Zucht des Geiſtes entfeſſelte Fleiſch. Nicht der Geiſt des Menſchen in ſeiner eigenen Kraft, ſondern in der Gemeinſchaft mit dem Geiſte ſeines Gottes hatte den vergänglichen Staub mit dem unvergänglichen Weſen überkleidet und war in dieſem Alles in Allem geworden. Seine Hilfe war jetzt von ihm gewichen, er ward mitten unter den Mächten der äußeren Sinnlichkeit mit ſeinem von der anfänglichen Herrlichkeit entkleideten Fleiſche allein gelaſſen und dieſes, im Bunde jener Mächte, riß ihn mit ſich in den Strom ihrer Bewegungen hinein.

Schmecket und ſehet wie freundlich der Herr iſt. Das iſt die Stimme der Gnade, die uns aus dem Unfrieden und den Kämpfen des Fleiſches hinlocken will zu dem Stande des Friedens mit unſerem Gott, zu der Ruhe der Heiligen. Das Wort des Verführers, als er dem Menſchen die Erkenntniß des Guten und Böſen verhieß, hatte außer einer inneren verborgenen Bedeutung noch einen anderen vor Augen liegenden Sinn, welcher nicht auf das, was des Geiſtes, ſondern auf das, was des Fleiſches iſt, gerichtet war. Es war eine durch den Verführer in dem Weibe, zugleich mit der hochmüthigen Erhebung erweckte Luſt des Fleiſches, welche dem verbotenen Baume ſein luſtiges und liebliches Anſehen gab; eine Luſt von anderer Art als die Luſt an dem Herrn und ſeinen Geboten hatte der Feind des Herrn dem Menſchen verſprochen, und er hielt ſein Verſprechen; er lockte die fleiſchliche Natur ſeines Verführten von einem mächtigen Sinnenreize zum anderen, auf eine Bahn, darauf ſich neben dem, was dem Fleiſche lieblich und gut dünkte, auch das fand, was demſelben böſe erſchien.

Des Falles Anfang war, wie immer, der Hochmuth geweſen; mit dem Streben, Gott gleich zu ſein, hatte ſich der Menſch aus ſeinem kindlichen Verhältniß, aus ſeiner inneren Einigung mit Gott losgeſagt und aus dieſer hinaus verſetzt. Es iſt aber ſchon ein gewaltiger Wechſel, welchen die leibliche Natur des Menſchen erfährt, wenn ſie von dem Mutterleibe, der ſie getragen, ausgeboren wird, in das Erdenleben der Mühen und der Schmerzen. Vorhin kam ihm der Strom der leiblichen Lebenskräfte, der durch die Adern und Nerven ging, aus dem Weſen der Mutter, jetzt, mit dem erſten Athemzuge, den der Neugeborene thut, wird der Lauf dieſes Lebensſtromes ein ganz neuer und anderer, ſein Eingang geſchieht aus der Luft in die Lungen, aus dieſen zum Herzen; der pſychiſche Antrieb, der vorhin, wie die Wellen des Blutes, ſeinen Quell in der Nervenregion des tieferen Inneren hatte, geht von nun an von der Region des Gehirnes und ihren für die Eindrücke der Außenwelt eröffneten Sinnorganen nach dem tiefer gelegenen Inneren und nach allen Gliedern aus und dieſer neue Lauf bleibt von der Geburt des Menſchen bis zu ſeinem Ende derſelbe: den Odem wie die Nahrung des Leibes muß er von nun an von der Außenwelt entnehmen, in welche er durch die fleiſchliche Geburt hineingetreten iſt.

Das was uns dieſes irdiſche Bild ſagt, das war *in geiſtiger Weiſe* der Natur des Menſchen widerfahren, als dieſer ſich von ſeinem Lebensquell in dem Einsſein mit ſeinem Gott und Schöpfer losgeſagt hatte, als er in das Leben des Fleiſches und der Sterblichkeit ausgeboren worden war. Die natürliche Geburt des jetzigen Menſchen iſt für dieſen ein Wechſel der Zuſtände, bei welchem er gewinnt; denn was ihm der Leib der ſterblichen Mutter gab, das waren doch nur dieſelben Elemente der Vergänglichkeit, zu deren eigenem freiem Gebrauch und Vollgenuß er durch die Geburt gelangt. Die Gemeinſchaft des uranfänglichen Menſchen mit ſeinem Schöpfer war von anderer Art als die des Ungebornen mit dem Dunkel des Mutterleibes, das ihn umſchließt: es war das Inwohnen ſeines Geiſtes in einer Welt des Geiſtigen, deren Höhe, Tiefe und Breite die Erde wie die Himmel nicht umfaſſen; es war der Geiſt aus Gott, aus welchem ſeine Natur den Athem und die Kräfte ihres Lebens zog, welches vorherrſchend vom Weſen des Geiſtes war. Allerdings aber geſchah dem Menſchen bei ſeiner Ausgeburt in das Leben des Fleiſches etwas Aehnliches als das iſt, was ihm bei ſeiner Geburt aus dem Mutterleibe widerfährt. Das Fleiſch trat in ſein natürliches Element; in die Welt der Sinnlichkeit hinaus, nicht als ein über dieſer und außer ihr ſtehender Herrſcher, ſondern als ein ihr an Kräften gleich ſtehendes naturverwandtes Weſen, das mit den Lüſten wie mit den Kräften ſeiner eigenen ſinnlichen Natur die äußere Sinnenwelt genießen und ſich zu eigen machen konnte. So hatte das Leben der Mühen und der Arbeit auf Erden, mit ſeiner Luſt und ſeinen Schmerzen begonnen. Zwar das Wort des Segens, das der Schöpfer im Anfang ſprach: fruchtbar zu ſein und ſich zu vermehren auf Erden, das konnte nicht gebrochen werden; der Funke der Schöpferkraft, der in alle Lebendigen gelegt iſt, durch welchen ſie wie die Flamme, die eine andere Flamme entzündet, Lebendige ihrer Art zum Daſein rufen, war dem Menſchen nach ſeinem Maaße geblieben; er aber, ſo lange er im Leben des Geiſtes war, zu einem Gleichniß der Gottheit erſchaffen, zeugte, als er jetzt im Fleiſche war, ein Geſchlecht, das ſeinem Bilde ähnlich war.

Aber auch an dem fleiſchlich geiſtigen Schattenbilde des geiſtig leiblichen Urbildes ſind noch die Grundzüge dieſes Urbildes ſtehen geblieben. In der vergänglichen Hülle des Fleiſches wohnt noch immer der Geiſt, mit ſeinem unvergänglichen Sehnen nach der verlorenen Kindſchaft, nach dem ſeligen Ruhen in ſeinem Gott und dieſes Sehnen der Menſchennatur kann durch alle Luſt der Sinne wie der Hunger durch den Genuß von Dingen, darin keine nährende Kraft iſt, nur getäuſcht, nicht befriedigt werden. Der Geiſt, ohne Aufhören, fühlt den Trieb ſeiner Natur, ſich aufzuſchwingen in das natürliche Element ſeines Urſprunges, aber die Schwinge iſt ihm gelähmt, er iſt verſenkt in das irdiſche Weſen des Fleiſches. Mit Gewalt regt ſich hier die gebundene und gelähmte Schwinge: ſie ringt und arbeitet, herauf zu kommen aus der Welt der Körper in den ſeligen Genuß ihres eigenen Elementes, in die Gemeinſchaft des Geiſtes mit der Welt der Geiſter. Was ſie jedoch ohne die Hilfe von oben, in der eigenen gebundenen Kraft ſich erringet und erarbeitet, das iſt eine fleiſchlich geiſtige Trunkenheit, oder auf's Höchſte jener Zuſtand, den wir vorhin als den magiſchen benannten. Allerdings hat dieſe innere Erhebung ſehr verſchiedene Stufen, auf deren unterſen die Seele ſammt dem Fleiſche nur in einen kräftigeren, näheren Verkehr mit jener Region der höheren Leiblichkeit verſetzt wird, deren Verwandtſchaft mit den elektromagnetiſchen Kräften wir weiter oben betrachteten. Aber der Aufſchwung des Geiſtes in ſeiner Gebundenheit iſt einer Steigerung fähig, deren Verlauf aus dem Gebiet der Leiblichkeit in ein anderes führt, welches das der Geiſter iſt. Und hier iſt es, wo die Natur des fleiſchlich geborenen Menſchen noch anderen, größeren Gefahren begegnet, als die des bloßen natürlichen Todes ſind. Die Geiſterwelt, deren Einfluß ſie ſeit ihrem Falle durch den Zug der Fleiſcheslüſte am nächſten ſteht, iſt nicht die göttliche, ſondern es iſt das Gebiet jener Mächte, welche in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen; ſie ſind es, welche in die magiſchen Zuſtände des höheren Grades den mächtigen Zauberreiz der Abgötterei legen.

Wir nehmen jetzt den vorhin abgebrochenen Faden der Darſtellung des ſinnlich und wiſſenſchaftlich Erkennbaren von Neuem auf, indem wir hier, nicht wie vorhin, die Macht des Geiſtes über die Sinnenwelt, ſondern umgekehrt, jene der Sinnenwelt, in ihrem bewegenden Einfluß auf das Leben des Geiſtes etwas näher in's Auge faſſen.

6. Die geiſtigen Weckſtimmen aus dem Reiche der Sichtbarkeit.

In jeder lebendigen Kraft, wenn ſie in ihrer natürlichen Wirkſamkeit gehemmt iſt, regt ſich das Streben, von dieſer Gebundenheit und Hemmung frei zu werden, und wenn eine ſolche Kraft mit dem Vermögen des Selbſtgefühles verbunden iſt, wird dieſes alsbald und in demſelben Maaße, in welchem die Hemmung gemindert und aufgehoben wurde, zu einem wohlthuenden und freudigen. Der Geiſt des Menſchen iſt ſeinem urſprünglichen Weſen nach zur Herrſchaft über die eigene Seele und ihren Körper, ja über das ganze heimathliche Gebiet ſeiner Leiblichkeit gemacht und beſtimmt: das Fleiſch aber, ohne Aufhören, erſchwert ihm die Thaten ſeines Lebens. Es iſt vornehmlich die niedere, irdiſch-elementare Region ſeiner körperlichen Natur, von welcher die Hemmung der pſychiſch-geiſtigen Wirkſamkeit im Denken wie im Thun, die Trübung des freudigen Selbſtgefühles ausgeht. Der Druck jener hemmenden Laſt kann, wenn auch nur in vorübergehender Weiſe, durch die Kräfte einer höheren Leiblichkeit erleichtert und unmerklicher gemacht werden. Dieſe höhere Leiblichkeit bildet in dem Geſammtgebiet unſerer Sichtbarkeit ein Mittelreich, nicht nur zwiſchen der einzelnen Seele und ihrem Körper, ſondern zwiſchen der alldurchdringenden, erhaltenden Schöpferkraft und ihren Schöpfungen. Denn jene iſt es, welche den Weltbau in ſeiner Geſammtheit, wie in ſeinen einzelnen Theilen Geſtalt und Bewegung (Schwere, Zuſammenhalt, Schwungkraft) gibt, und welche ihre Engel zu Winden, ihre Diener zu Feuerflammen macht. Und nahen ſich nicht auch in ſolcher Geſtalt die Boten Gottes, welche ſeine Befehle ausrichten, dem Geiſte des Menſchen? Was war es, das dem Sturmwinde, der die Zweige der alten hohen Buche zerbrach, die Kraft gab, daß er in dem Geiſte des etwa ſiebenjährigen Knaben Gedanken und Gefühle der Ewigkeit weckte? Es waren nur ſchnell vorübergehende Augenblicke, in denen der Geiſt eines neuen Lebens den Geiſt eines thörichten Kindes, ſchreckend und lieblich lockend zugleich, anregte und der fruchtbare Same jener Augenblicke iſt in der Seele des thörichten Jünglinges und Mannes, wie in der des thörichten Greiſes geblieben.* Das war keine Naturkraft des brauſenden Sturmwindes, das war eine Kraft der Gnade.

Das was dem Franciscus von Aſſiſi geſchah, da er als fröhlicher Jüngling, die tönende Laute in der Hand, mit einigen gleichgeſtimmten Freunden durch die Gaſſen der Stadt dahinging und von ohngefähr in das hoch über ihn hinziehende Gewölk blickte, das war eine Anregung des Geiſtes von freilich ungleich mächtigerer, durchgreifender und umgeſtaltender Art, aber dennoch verwandt mit jener, die dem armen Kinde widerfuhr, wie die Flamme dem vereinzelten Funken.

Es iſt der Geiſt der Werke, welcher dem Geiſte des Menſchen ohne Aufhören es bezeugt, daß ein Gott ſei. Die Stimme dieſes Zeugniſſes, ſo man ihrer wahrnimmt, läßt ſich vernehmen in dem milden Hauche des Frühlings, welcher den Blüthen des Baumes die Augen aufthut, wie in dem Donner des Himmels, in dem Schrecken des Erdbebens, wie des Feuers aus der Tiefe; ſie ruft dem tauben Ohre des Fleiſches öffentlich am Wege, in den Straßen der Stadt wie vor ihren Thoren, der Anfang aber, ſie recht zu verſtehen und zu lernen, iſt des Herrn Furcht.

Nur im Vorübergehen erwähnen wir hier noch einer anderen Anregung, der geiſtig-leiblichen Kräfte des Menſchen von außen, welche nicht wie die eben betrachtete von unzweideutig geſunder, ſondern mehr von krankhafter Natur erſcheint.

Der magiſche Zuſtand des Mesmerismus, mit allen Erſcheinungen ſeines Schlafwachens und ſeines Hellſehens, wird nicht nur durch den pſychiſch-ſomatiſchen Einfluß eines anderen lebenden Menſchen, ſondern auch durch die künſtliche Anwendung elektromagnetiſcher Kräfte hervorgerufen. Die Elektrizität und der Galvanismus, ja der gewöhnliche Magnet, wirken hierbei zunächſt auf den Strom des Lebensprinzips in den bewegenden Nerven, das bloße Hinblicken auf die Fläche eines glänzenden Metalles, wie bei Jakob Behme, oder ſelbſt in die leuchtenden Mächte der Sternenwelt, auf daſſelbe Prinzip in den Sinnesnerven lebenskräftig anregend ein, und hierauf gründet ſich die abergläubige Anwendung der magiſchen Metallſpiegel ſo wie der verführeriſchen Wahrſagerkunſt der Aſtrologie. Naturkräfte von verwandter Art, mit ihrem öfters für Andere unmerklichen Walten, wecken in krankhaft reizbaren Naturen den gleichen magiſchen Zuſtand des Hellſehens, ohne alles fremdartige Zuthun auf. Es ſind alle dieſe Anregungen unſerer fleiſchlich-geiſtigen Natur mit einem Gefühle der Freudigkeit und des Wohlgefallens verbunden, welches der alltäglichen Stimmung eines in Mühe und Ermattung, Sinnenthätigkeit und Schlaf getheilten Erdenlebens fremd iſt.

Aber dieſer mächtige Reiz eines Gefühles von Wohlſein, das dem Geiſte aus dem Fleiſche ſich mittheilt, wird immer mehr zu einer Gefahr bringenden Gewalt für das Leben des Geiſtes, je tiefer ſein Urſprung in den niedrigeren Regionen des Fleiſches liegt.

7. Die fleiſchliche Begeiſterung.

Jene höhere Leiblichkeit, bald mehr, bald minder durchdrungen von Kräften der geiſtigen Art, kommt nicht nur, wie ein beſuchender Gaſt, von außen her zur pſychiſch-geiſtigen Natur des Menſchen, ſondern ſie kann auch, wie der zündende Funke, der im Stahle und im Steine ſchläft, der eigenen Leiblichkeit des Fleiſches entlockt werden. Das Gras der herbſtlichen Fluren und das entlaubte Geſträuch geben nur am Tage das Licht der Sonne zurück, wenn aber die Glut eines Hirtenfeuers ſie entzündet, dann brechen die elektromagnetiſchen Kräfte des Lichtes und der Wärme aus ihnen hervor und erleuchten mit ihrer Flamme das nächtliche Dunkel. In ähnlicher Weiſe ruft jede über das gewöhnliche Maaß gehende, heftige Anregung der Nerven in den Elementen der niederen Leiblichkeit eine Ueberkräftigung hervor, welche dem magiſchen Zuſtande nahe ſteht und leicht in denſelben übergeht. Ein Beiſpiel dieſer Art gibt uns die allbekannte Wirkung der geiſtigen Getränke und der narkotiſchen Mittel. Der Genuß des Weines und anderer berauſchender Getränke beſchleunigt zunächſt den Strom des inwohnenden Lebensprinzips aus dem inneren und unteren Gebiete des Nervenſyſtemes in lebenskräftiger Weiſe und regt hierdurch den Strom der verwandten Art auch in dem oberen Gebiete an, das ſeinen Mittelpunkt im Gehirne hat. Dem Maaße aber dieſes Ausſtrömens iſt das des Einſtrömens gleich, welches, wie wir oben ſahen, aus der Fülle der ätheriſchen Wirkſamkeiten der Außenwelt kommt. Die freudige Stimmung, welche deshalb der Genuß des Weines hervorruft, wird eine harmloſe und geiſtig unſchädliche bleiben, ſo lange die geiſtige Macht in uns die pſychiſch-ſomatiſchen Kräfte, die ihr von außen zuſtrömen, beherrſcht. Sie wird aber zu einer Gefahr bringenden und ſchädlichen, wenn der Strom von außen zu einem ſo übermächtigen wird, daß er den Herrſcher im Inneren überwältigt und daß ein geiſterhaftes Weſen von anderer Art, welches die feindſelige Waffe gegen den Geiſt des Menſchen niemals aus der Hand legt, mit der verheerenden Flut von außen zugleich in das Wohnhaus eindringt. Jene Dämpfe, welche, der Tiefe der Erde entſteigend, die Stätte des delphiſchen Dreifußes erfüllten, regten in ähnlicher Weiſe, wie die geiſtigen Getränke oder die narkotiſchen Mittel, welche durch den Mund in den Magen gehen, in der Pythia den Rauſch des magiſchen Hellſehens auf. Und wenn auch den geiſterhaften Erſcheinungen, die nach Benvenuto Cellini's Bericht der Knabe im römiſchen Coloſſeum ſah, als er durch narkotiſche Dämpfe betäubt war, eine Wirklichkeit der gewöhnlichen, ſinnlichen Art abging, ſo lag ihnen doch eine Wirklichkeit von anderer Art und Natur nahe, mit deren Macht der finſtere Aberglaube der vergangenen Jahrhunderte, wie der Götzendienſt in alter Zeit ein Spiel getrieben hat, welches die Spieler zum Abgrunde des Verderbens führte.

Auch die unnatürlichſten Anregungen dieſer Art haben für die fleiſchliche Natur des Menſchen einen übermächtig anlockenden Reiz. Dieſes bezeugt uns die Begierde, mit welcher die Säufer, ſo wie die Opiophagen, ſich immer von Neuem ihrer Luſt dahingeben, auch wenn ſie auf dieſem Wege das Grab oder das äußere Elend vor Augen ſehen; die Wuth, mit welcher der Schamane ſich in ſeinen Tollrauſch ſtürzt, deſſen gewaltſame Verdrehungen der Glieder, verbunden mit dem Röcheln eines Sterbenden, jedem geſunden Zuſchauer mit Grauen erfüllen, und welchen ein todesähnliches Ermatten, ſo wie nicht ſelten der Tod ſelber folgt.

Der Tollrauſch iſt ein Zuſtand der Krankheit, welchen der thieriſche Menſch freiwillig ſich aufſucht, weil er in ihm ſeine Luſt findet, aber ein ähnlicher Zuſtand kommt ſeiner Natur zuweilen ungeſucht und ohne ihr Zuthun: im Wahnſinn. Dieſer hat, in jenen Gefühlen, die ihn begleiten, eine mehrfache Verwandtſchaft mit dem Zuſtande des Tollrauſches, und jener Wahnſinnige, den ſeine Paroxysmen mit zeitweiten Unterbrechungen anwandelten, konnte die Zeit ihres Eintrittes kaum erwarten, weil, wie er ſagte, mit dieſen Anfällen ein inneres Vergnügen und Wohlbehagen, ein Gefühl der Bekräftigung verbunden ſei, zu welchem der geſunde Zuſtand ſich niemals erheben könne.

Im Tollrauſch wie im Wahnſinn iſt es nicht der eigene Geiſt des Menſchen, welcher den Handlungen und Bewegungen ihr Maaß gibt, ſondern es iſt eine fremde Macht von leiblich-pſychiſchem Weſen an die Stelle des eingebornen Herrſchers getreten. Daſſelbe gilt von allen leidenſchaftlich heftigen Anregungen des Fleiſches. Vor allem iſt es Eine Leidenſchaft der thieriſch-menſchlichen Natur, welche wir hier, ihrem ganzen Weſen nach, näher ins Auge faſſen müſſen: es iſt die Leidenſchaft des Geſchlechtstriebes. Dieſer gewaltigſte der Triebe ſteht im Thierreich unter dem Walten und Geſetz einer allerhaltenden Schöpfermacht, welche ſeinen Lauf ordnet und beſtimmt. Hier vor Allem iſt es, wo uns die Aeußerungen des Inſtinktes begegnen, mit jenem wundervollen Ferngeſichte, welches auf ſeiner niederen Stufe den magiſchen Zuſtänden der Menſchennatur vergleichbar und verwandt iſt. Das mütterliche Inſekt baut für ſeine Brut die Wohnſtätte und ſammelt für ſie die Speiſe, noch ehe ſie geboren iſt und mit dem Triebe des Geſchlechtes zugleich erwacht im Vogel der Trieb zum Erbauen des Neſtes für das noch nicht im Mutterleibe erzeugte Ei. Wir bewundern mit Recht am magiſchen Zuſtande des magnetiſchen Hellſehens jenes Vermögen der einen Seele, hineinzublicken in die inneren Regungen einer anderen Seele und in die Mängel und Bedürfniſſe ihrer Leiblichkeit; das Mitgefühl der mütterlichen Seele eines Thieres mit dem noch künftig erwachenden oder bereits erwachten Bedürfniß ſeiner Jungen iſt noch viel wunderbarer. Denn das magnetiſche Hellſehen iſt öfteren Irrungen unterworfen, der Inſtinkt aber leitet die in freier Luft wohnende Singmücke oder Libelle auf ungleich ſichrerem Wege zu dem Elemente des Waſſers, das ihrer Brut zur erſten Wohnſtätte und Ernährung angewieſen iſt; er treibt die Sandweſpe gerade in dem rechten Augenblicke, wenn in den Jungen der Hunger wieder erwacht, zum Bringen des Futters an; er läßt es dem mütterlichen Vogel empfinden, wenn ſeine Jungen der wärmenden Schwinge oder wenn ſie der Speiſe bedürfen. Es iſt dieſer Inſtinkt ein gewaltiger Zwingherr und Herrſcher, welcher den Arbeitsbienen die endloſe Laſt der Mühe und Arbeit für ein Geſchlecht auflegt, das ſie nicht im eigenen Mutterleibe getragen und nicht geboren haben; welcher ihren Willen dem Willen der ſchweſterlichen Königin unterwirft; ein Herrſcher, der ſelbſt das furchtſamſte Thier der nahen, ſicheren Todesgefahr entgegenführt. Sehr beachtenswerth iſt auch nach einer anderen Seite hin jene tiefgehende Beziehung, in welcher die Luſt des Geſchlechtes bei den Thieren mit der Kampfluſt ſteht. Wenn die Eiferſucht ſich entzündet, da löſen ſich alsbald die Bande des friedlich geſelligen Beiſammenſeins, der Kampf auf Tod und Leben beginnt und nimmt, wenn der ſchwächere Gegner ſich nicht durch die Flucht zu retten vermag, ein blutiges Ende.

Es ſei fern von uns, jenem lieblich hohen Abbilde eines Bundes des Herrn mit ſeiner Gemeinde, das in dem Band der Ehe, das in der Liebe des Bräutigams zu ſeiner Braut liegt, etwas von ſeiner göttlich ſchönen Bedeutung zu rauben. Auf dem Bunde der Ehe ruht für das Geſchlecht des Menſchen ein Segen, deſſen Kräfte für Geiſt, Seele und Leib über die Zeit des Lebens hinaus zu den ewigen Hütten gehen. Nicht aber das, was die Liebe der Geſchlechter ihrer urſprünglichen Stellung nach war und was ſie ſein ſollte, ſondern nur das, was ſie in ihrer Verirrung geworden, haben wir hier zu betrachten.

In Beziehung auf dieſe ihre Entſtellung durch den Fall des Menſchen ſcheint es nicht ohne tiefe Bedeutuug, daß in den Geſetzen des alten Bundes der Abſcheu des Unreinen in ſo hohem Maaße auf alles das gelegt iſt, was an den Weg der natürlichen, geſchlechtlichen Erzeugung des Menſchen erinnert (Levit. C. 12; C. 15 u. ſ. f.). Es iſt derſelbe Abſcheu, welcher den natürlichen Tod als die Frucht und die Folge der Sünde trifft, und die Schrift ſpricht von dem fleiſchlichen Anfange und Ende des Menſchenlebens auf Erden in denſelben Ausdrücken (Pſ. 51. V. 7; Röm. 5. V. 12, 8. V. 23 u. a. m.). Den Menſchen, ſo wie er anfänglich aus Gottes Hand hervorgegangen war, konnte der Fluch, der auf den Werken des Fleiſches liegt, nicht treffen (Gal. 5. V. 19—21), denn für ihn war der Tod nicht vorhanden, ehe die Sünde ihn ergriff (Röm. 8. V. 6). Ein tiefer gehender Blick in das Gebiet der Seelenlehre läßt uns eine geheime Verbindung zwiſchen den Regungen des thieriſch fleiſchlichen Geſchlechtstriebes und der Empfänglichkeit für die magiſchen Zuſtände der Menſchennatur nicht nur vermuthen, ſondern mit großer Sicherheit erkennen.

Wir ſtehen hier an einer Tiefe des Abgrundes, in welcher ſich die Luſt des Fleiſches zu einer Luſt der Hölle entzündete und in welcher das Fleiſch mit allen ihm inwohnenden Kräften der Sünde und des Todes ſeine höchſten Triumphe feierte über den von Gott ihm zum Herrſcher beſtimmten Geiſt; über alle Furcht vor Gott und ſeiner Zucht. Die dämoniſchen Luſtbarkeiten, welche die Feier der abgöttiſchen Myſterien begleiteten, deutet uns die Schrift nach zweien ihrer Hauptelemente in der Beſchreibung der Lehre Balaams an, welche Iſrael verleitete, zu eſſen der Götzen Opfer und Hurerei treiben. Drei Pforten ſind es vorzugsweiſe, durch welche die Verſuchung zur Sünde in das Fleiſch ihren Eingang nimmt: die Lüſternheit nach der ſomatiſch-pſychiſchen Ueberreizung durch Speiſe und Trank, die thieriſche Wolluſt des Geſchlechtstriebes und der aus dem Gebiete der eigenen Leiblichkeit hinausgreifende Zug des Nervenmagnetismus nach den Metallen.

Es iſt der Strom eines allgemeinen ſchaffenden und erhaltenden Lebens, der das Leben der Einzelnen erfüllt mit Wohlgefallen, wenn er ihnen Speiſe und Trank darreicht zu ihrer Sättigung. Dennoch pflegte die bekannte Würtembergiſche Tabea ihre Freunde, wenn dieſe etwa ſie nöthigen wollten, von der gewohnten, allzuſtreng ſcheinenden Mäßigkeit abzugehen, daran zu erinnern, daß der erſte Abfall des Menſchen von Gott durch eine Speiſe bewirkt worden ſei. Von der nahen Verwandtſchaft, in welcher ſchon die Trunkenheit vom Weine mit dem zweideutigen magiſchen Zuſtande der Menſchennatur ſtehe, ſprachen wir vorhin. Der Tollrauſch tritt mit ſeiner wilden Aufregung des Fleiſches ſchon ganz in dieſes Gebiet hinein. Wenn der Schamane, von den unnatürlichen Zuckungen ſeines Tanzes nach dem Ton der Trommel bis zur Ohnmacht erſchöpft, bewußtlos zu Boden fällt, da hört man nur das Röcheln ſeines Odems und zuweilen kaum dieſes. Aber ſtatt des dumpfen Tones der Zaubertrommel vernimmt das Ohr — ſo ſcheint es der in ſtummer Erwartung lauſchenden Verſammlung — grauenvolle Töne wie von Stimmen, die bald aus der Luft bald aus den verſchiedenen Winkeln der Hütte kommen. Das Klirren der Metalle, das Wetzen der Meſſer über ſeinem Haupte weckt nach einiger Zeit den Schläfer; er rafft ſich aus ſeiner Ohnmacht auf und gibt nun den Fragenden in ſeinem dämoniſchen Hellſehen einen Bericht über das räumlich Ferne und Künftige, der, wie unbefangene Zeugen *) verſichern, ſo treffend iſt, daß man ſeine Abſtammung aus dem magiſchen Wahrnehmen und Wiſſen nicht zu verkennen vermag. Der Urſprung der grauenhaften Töne, welche während des Ohnmachtſchlafes des zur Tollheit Berauſchten vernommen werden, ſei, welcher er wolle, eine Wahrheit liegt allerdings dem Wahne der Schamanendiener zu Grunde, daß bei ſolchen Erſcheinungen das Walten einer Geiſterwelt, angethan mit Kräften der Finſterniß, thätig ſei.

Wenn auch das Fleiſch der Thiere, welche die gebildeten Heiden ihren Göttern als Opfer ſchlachteten und welches in und außer den Götzenhäuſern gegeſſen wurde, eine Speiſe wie andere Speiſe war, ſo war dennoch die Zaubereiſünde der Abgötterei auch mit den Mitteln einer Kochkunſt wohlvertraut, welche in ihre Liebes- und Zauber-Tränke, ſo wie in ihre Räucherungen eine Kraft zu legen wußte, die alle jene Raſereien des Tollrauſches und der dämoniſchen Anregungen hervorrief, deren verführeriſcher Gewalt ſelbſt noch in den Zeiten des Chriſtenthums hin und wieder die ganz in das Fleiſch verſunkene Menſchennatur unterlag.

Wir ſind hier dem Gipfel des dämoniſchen Entzückens, das der Dienſt der Götzen in den Menſchenſeelen hervorrief, nahe getreten, ohne in die Finſterniß, die ihn bedeckt, zu dringen. Die bacchantiſche Wuth war dieſer Gipfel noch nicht. Da wo die wilde Luſt des Tollrauſches mit der Wuth der viehiſchen Wolluſt ſich vereinte, wo die Menſchenopfer bluteten, in deren zuckenden Eingeweiden der Dämonenprieſter die Zukunft las, da, wo das Jammern der auf das glühende Metall gelegten Unſchuldigen durch Töne der Raſerei übertäubt wurde, an welche uns noch jetzt jene in der Schamanenhütte (nach S. 25) erinnern, da war der Gipfel des Entzückens, den das entfeſſelte Fleiſch in ſeinen Myſterien der Hölle zu erſteigen vermochte. Wir wenden gern unſeren Blick hinweg von dieſem Dunkel, deſſen Grauen ein magiſches Licht, wie das des glühenden Erzes, beleuchtet. Die Berichte des Alterthums wie die Geſchichte der dämoniſch magiſchen Verirrungen des Mittelalters laſſen uns, gleich dem Schalle, den ein Stein beim Hinabfallen in die dunkle Höhle zu unſerem Ohre ſendet, die Tiefe des Abgrundes ermeſſen, an deſſen Rande wir ſtehen; die Sünde und der Tod, Fleiſchesluſt und blutiger Mord, der Kuß des Baals (1 Reg. 19. v. 18) und das Schlachten von Menſchenopfern (Ezech. 13. v. 2) treiben da unten ihr gemeinſames Werk und der Duft des Rauchwerkes mit ſeiner berauſchenden Macht kann den Modergeruch, der dem Abgrunde entſteigt, nicht unmerklich machen.

Ja, hier war das zu ſeinem Ziele und Vollgenuſſe gelangt,

---

*) J. P. Matjuſchkin Wrangel's, Begleiter auf der Polarexpedition.

was unſere Zeit als Rehabilitation*) des Fleiſches in „poetiſchem“ wie in magiſch-pythiſchem Wahnſinn erſtrebt und in dämoniſcher Raſerei erreichen wird, wenn ſich mit ihrem Geiſte ein mächtigerer Geiſt verbündet, als die Geiſter eines Mazzini und Koſſuth es ſind.

Die dritte jener Pforten, durch welche, wie wir vorhin ſagten, die Verſuchung zur abgöttiſchen Sünde in das Fleiſch ihrer Eingang nimmt, iſt der Zug des animaliſch-magnetiſchen Prinzips in unſerem Nervenſyſteme, nach den Metallen. Die Natur des Menſchen iſt ein Inbegriff der ganzen irdiſchen Sichtbarkeit und ihrer Kräfte, zu deren Herrſcher ſie beſtimmt war; in dem natürlichen Zuge zu den Metallen liegt der Schlüſſel zu einem der wichtigſten Theile ihres Herrſchergebietes. Denn die Benutzung der Metalle gibt noch fortwährend dem Menſchen nicht nur die Macht über die Oberfläche der Erde, über die Felſengeſteine und ihre Bearbeitung, über die Pflanzen und Thierwelt, ſondern, wie die heutige Chemie mit all' ihren elektromagnetiſchen Apparaten und Künſten uns lehren, auch über die Kräfte der höheren Leiblichkeit. Denn vor allen anderen irdiſchen Körpern ſind die Metalle Träger und Vermittler (Leiter) dieſer Kräfte von der äußeren Natur zu dem Lebensprinzip der Nerven und von dieſem hinaus in jenes Mittelreich der leiblich-geiſtigen Bewegungen, auf deſſen Bedeutung wir oben (S. 21) hindeuteten. Den Zug zu den Metallen mit ſeiner vorwaltenden Hinneigung zu den edlen, welche, das Gold an ihrer Spitze, zum Hervorrufen der elektromagnetiſchen Erſcheinungen die poſitiv kräftigſten ſind, lehrt uns ſchon die Geſchichte des Mesmerismus kennen. Das Vermögen der Metalle zur Anregung der magiſchen Zuſtände war ſchon dem Alterthum bekannt; die Lüſternheit nach dem Wunderbaren gründete hierauf auch in ſpäterer Zeit ihre Anwendung der ſogenannten Erdſpiegel, magiſchen Schlüſſel, Wünſchelruthen u. d. m. Gewaltthätiger jedoch als jede menſchliche war jene Anwendung, welche der Geiſt des Verführers bei ſeinen Werken der Finſterniß von jenem Vermögen machte, wenn er durch die Metalle, vor Allem durch die edlen, in der Menſchennatur die Abgötterei des Geizes weckte, dieſe weit zur Tiefe dringende Wurzel alles Uebels.

Wir verweilten etwas lange in dem äußeren Gebiete der Zauberei- und Abgöttereiſünden. Es bleibt uns jedoch noch ein ungleich wichtigeres inneres Gebiet jener Verirrungen zu betrachten übrig, in welchen ſich uns nicht nur der mittelbare, ſondern der unmittelbare Verkehr des Menſchengeiſtes mit einem Reiche des Geiſtigen vor Augen ſtellt.

---

*) Ein ſprachlich barbariſches Wort, dem man die Bedeutung des juriſtiſchen Wortes: restitutio in integrum, d. h. Wiedereinſetzung in die durch Gewalt oder Betrug geraubten Rechte, unterlegen wollte.

8. Ein perſönlicher Verkehr mit der Welt der Geiſter.

Damit uns das Dunkel deſto deutlicher als das erſcheine, was es iſt, laſſen wir uns das Auge zuerſt an dem Anblicke des Lichtes bekräftigen.

Der Einfluß des göttlichen Geiſtes auf den Geiſt des Menſchen nimmt ſeinen Weg am Allgemeinſten und Oefterſten zu dem Erkenntnißvermögen, zu der Vernunft, welche dem Menſchen auch nach ſeinem Falle als ein weſentliches Vorrecht ſeiner Natur, vor der des Thieres geblieben iſt. Das vernünftige Erkennen gründet ſich auf die Gabe des Wortes (der Rede), welche unſerer Natur unmittelbar aus dem Geiſte Gottes kam und durch die der Menſch noch fortwährend in unmittelbaren Verkehr mit ſeinem Schöpfer treten kann. Unter allen anderen Vermögen der Menſchennatur hat das des Erkennens ſich noch am meiſten ſeine anerſchaffene Form erhalten. Darum wendet ſich der Herr durch das Wort an den Menſchen und wenn daſſelbe in ſeiner ganzen Macht zu dieſem kommt, da weckt es nicht, wie der Einfluß anderer kreatürlich-geiſtigen Mächte einen magiſchen Zuſtand, ſondern den prophetiſchen, es erregt in unſerem Weſen nicht das Wohlbehagen und den Hochgenuß der pſychiſchen Gefühle, ſondern die Freudigkeit und die geiſtige Lebenskraft des Geiſtes. Daß auch in das Gebiet des Erkennens, darin der urſprüngliche, höchſte Herrſcherſitz des Menſchengeiſtes war, trübende Kräfte der Finſterniß, als Irrwahn und Lüge eingedrungen ſind, das bezeugt uns die Geſchichte unſeres Geſchlechtes ſeit ihrem Anfange; dieſe drangen aber ſtets von unten her aus dem Fleiſche und ſeinen Lüſten, aus der Trunkenheit pſychiſcher Gefühle, welche das Licht des Wortes umnebelten, in das obere Gebiet des Geiſtes herauf, während über dem Nebelgewölke des Irrthums die Sonne des feſten prophetiſchen Wortes, die dem Menſchen als Licht auf ſeinem Wege leuchten ſollte, in ungeſchwächter Klarheit ſtehen blieb.

Von der Macht des Einwirkens eines anderen menſchlichen Geiſtes auf den eigenen Geiſt des Menſchen zeugt uns freilich nicht der Mesmerismus allein. Wir übergehen hier das, was im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens der Geiſt des einen Menſchen in dem des anderen unmittelbar durch das Wort hervorruft, oder auch durch Werke ſeiner Kunſt anregt, und erinnern nur an das, was wir ſchon vorhin S. 12 u. 13 von einem hingebend dienenden und gewaltthätig herrſchenden Wechſelverhältniß der Menſchenſeelen ſagten. Läge nur nicht in der menſchlichen Natur außer jener Möglichkeit, einem Weſen von gleicher Natur und ähnlichen Kräften unterwürfig und zum dienenden Organe zu werden, noch eine andere Möglichkeit, nämlich jene, mit Weſen von geiſterhafter Natur und überlegenen

Kräften in ein ſolches Verhältniß der Abhängigkeit zu treten. Wir dürfen uns nicht ſcheuen, das, was uns das geoffenbarte Wort hierüber ſagt, als eine wahrhafte Thatſache auszuſprechen, deren Gewißheit und Eigenthümlichkeit bis zu unſerer Zeit durch eine unbefangene und tiefer blickende Beobachtung beſtätigt iſt *). Mit dem Quell der geiſtig heilenden und beſeligenden Kräfte zugleich hatte ſich auch ein Quell der verderbenden und feindlichen Kräfte aus dem Abgrunde aufgethan; in den Beſeſſenen erhob ſich, während der Tage des Menſchenſohnes, die Macht der Finſterniß in unverhüllter und offenkundiger Weiſe. Dieſe äußert ſich in und durch die Seele, die ſie erfaßt, als eine Luſt am Tode und am Schmerze des Menſchen, an der Verachtung und Zerſtörung alles Deſſen, was zur göttlichen und menſchlichen Ordnung gehört, an der Beſchädigung anderer, nicht zu ihrer Herrſchaft gehörigen Menſchen, denn ſie geht von Dem aus, deſſen Haß gegen Gott und den von ihm geſchaffenen Menſchen ein Haß zum Tode iſt. Jene feindſelige Macht hat ſich auch in der ſpäteren Zeit ihrem Weſen, ſo wie ihrer widernatürlichen Form und Kraft nach als dieſelbe gezeigt. Sie hat da ihre höchſten Siege erkämpft, wo ein verblendeter Machtſpruch mit Scheiterhaufen und Schwert ſie zu dämpfen verſuchte, denn dieſe ohnmächtig menſchlichen Waffen dienten nur, wie einſt die Menſchenopfer am Altar und Feuerherd der Götzen, zur Befriedigung ihrer Luſt an der Pein des Menſchen. Darum wurden die blutigen Hexengerichte, je häufiger deſto mehr, zu einem fruchtbaren Mutterſchooße der dämoniſchen Verführungen und der Hexerei.

Nicht immer jedoch zeigten ſich die fremdartigen Geiſter, welche von dem Weſen des Menſchen Beſitz nahmen, in dieſer furchtbaren Form; nicht immer ließen ſie ihrem Haſſe, ihrer Luſt am Schmerze und am Tode des Menſchen in ſolch' augenfälliger Weiſe freien Lauf, daß ſie den Beſeſſenen bald ins Feuer, bald ins Waſſer warfen und von einer leiblichen Qual zur anderen ihn fortriſſen. Ein Geiſt von anderer, ungleich friedlicherer Natur wohnte in jener Magd zu Philippen, von welcher wir in der Apoſtelgeſchichte (16 V. 16) leſen. Dieſer gab ſich nicht durch feindſelig wilde Thaten, ſondern durch eine Gabe kund, welche von anſcheinend geiſtig hoher und edler Art war, indem er das, was gut und wahr iſt, nicht nur nicht läſterte, ſondern als heilbringend bezeugte. Denn es war ein Geiſt der Wahrſagung (eines Hellſehens der höheren Art), welcher die Magd trieb, daß ſie Paulo und Sila allenthalben folgte

---

*) Ein berühmter Arzt unſerer Zeit, Dr. Philipp v. Walther (Geheimerath und kön. Leibarzt in München), welchem Keiner, der ihn kannte, die Gabe einer ruhigen, beſonnenen Beobachtung abſprechen wird, ſagte öfters: „wer den Zuſtand der Beſeſſenen mit dem des Wahnſinns verwechſeln kann, der hat noch nie einen eigentlich Beſeſſenen geſehen." Er hatte Fälle dieſer Art mit eigenen Augen geſehen und beobachtet.

und mit lauter Stimme rief: Dieſe Menſchen ſind Knechte Gottes des Allerhöchſten, die euch den Weg der Seligkeit verkündigen. Dem heiligen Geiſte aber, dem Geiſte der lauteren, ewigen Wahrheit, der die Apoſtel erfüllte (Act. 15 V. 28), gefiel die Gebundenheit einer Menſchenſeele an jenen Geiſt der Wahrſagung nicht, denn das laute Zeugniß, das aus ſolcher Quelle kam, that Paulo wehe und er wandte ſich um zu der ihm nachfolgenden Magd und ſprach zu dem Geiſte: Ich gebiete dir in dem Namen Jeſu Chriſti, daß du von ihr ausfahreſt. Und er fuhr aus zu derſelbigen Stunde.

In demſelben Verhältniß, in welchem der Geiſt, der in Paulo mächtig war, zu dem Geiſte der Wahrſagung und Bezeugung ſtand, von welchem die Magd getrieben ward, ſteht noch jetzt das Wort der Offenbarung und die einfältig lautere Lehre von dem einigen Heil in Chriſto mit den Bezeugungsgeiſtern auch von beſſerer dämoniſcher Abkunft, die aus dem Munde der Hellſehenden und aus dem Munde der achtungswertheſten Genoſſen der magiſchen Zuſtände ſich vernehmen laſſen. In dieſer Region der „wahrſagenden Geiſter" war ſelbſt der redliche, gläubige Sinn eines Swedenberg Täuſchungen ausgeſetzt, von denen, wenn auch nicht ſein den Herrn liebendes Herz, dennoch ſein Erkenntnißvermögen irre geführt wurde. Wie viel weniger aber mag der weiſſagende Geiſt der Somnambülen, welcher auch in ſeiner veredeltſten Form nicht aus dem Geiſte von oben, ſondern aus dem irdiſchen Elemente geboren iſt, vor dem Lichte der ewigen Wahrheit beſtehen, vor welchem das Licht der Sonne, das die Welt des Irdiſchen beleuchtet, nur Schatten und Dunkel iſt. So lange jener zeugt von dem, was irdiſch iſt, ja ſelbſt von dem, was in das Reich der zum Leben der Erde geſchaffenen Seelen hineinreicht, dürfen wir ſein Zeugniß beachten, nicht aber dann, wenn ſein Zeugniß über die ſichere Bahn des Wortes hinaustritt. Es wird uns dieſes Verhältniß der „wahrſagenden Geiſter" und der Dämonen überhaupt zu dem Geiſte von oben und zu dem Geiſte des Menſchen deutlicher werden, wenn wir, im Rückblicke auf das ſchon früher (im Cap. 5 und 7) Geſagte den Weg und die Weiſe betrachten, durch welche die Menſchennatur zum Verkehr mit der Geiſterwelt und zur Abhängigkeit von derſelben geführt wird.

Der irdiſch elementare Leib, der uns auf dem Wege des Erdenlebens begleitet, wird von der Seele durch die Wirkſamkeiten einer höheren Leiblichkeit (C. 3), die Seele aber von dem Geiſte durch eine Kraft beherrſcht, welche nicht von leiblicher, ſondern von urſprünglich geiſtiger Art iſt. Der irdiſch elementare Leib — das Fleiſch — iſt dem Sterben und der Verweſung unterworfen, denn dieſer jetzige Leib ſteht dem Weſen des Geiſtes noch ferner, als die Schwere, die den Stein am Boden hält, dem Aufſchwunge des Lichtes und der Wärme. Wie die emporſchießende Palme den Sand der Wüſte von ſich wirft, der ihren Keim bedeckte, weil der Sand nicht zu ihrem eigenen Weſen gehörte, ſo fällt der irdiſch elementare

Leib im Tode von der Natur des Menſchen hinweg. Aber die vom Leben des Geiſtes aus Gott durchdrungene, am Seyn erhaltene Seele, behält jene innere, höhere Leiblichkeit, durch welche ſie mit ihrem elementaren Leibe Eines war und in welcher der ſchöpferiſche Keim des neu erſtehenden, zum Seyn der Ewigkeit verklärten Fleiſches auf Hoffnung ruht. Nur mit jener inneren Leiblichkeit bekleidet, tritt die Seele bei ihrem Abſcheiden aus der irdiſchen Sichtbarkeit in das Reich der Geiſter und in den Verkehr mit dieſen hinüber. Wohl ihr, wenn ſie hienieden das Werk ihres Hoffens nicht auf das Fleiſch, ſondern auf den Geiſt geſäet hatte, denn für ſie hat dann die Gefahr der Sünde und der Schrecken des Todes ein Ende; ſie iſt aus den Banden des ſündlichen Fleiſches erlöſt; „die Seelen der Gerechten ſind in Gottes Hand."

Das, was nach dem ordnungsgemäßen Verlaufe der Seele des Menſchen geſchieht, wenn ſie der Tod von dem Leibe ſcheidet, das kann derſelben auch ſchon während des Lebens im Fleiſche, wenn auch nur in unvollkommenem Maaße, geſchehen. Sie kann durch überkräftige Anregung ihrer inneren, pſychiſchen Leiblichkeit (nach S. 7) und durch Hülfe einer hiermit verwandten äußeren überirdiſchen Leiblichkeit aus dem Weſen der elementaren Körperlichkeit erhoben und hinaus verſetzt werden in eine Welt des Jenſeits. Das Herrſcherrecht des Menſchen auch über die überirdiſchen (elektromagnetiſchen) Kräfte bleibt in ſeinen naturgemäßen Schranken, ſo lange der vernünftig erkennende Geiſt dieſe Kräfte zur Förderung ſeines Wiſſens, zu den Werken ſeiner Kunſt ſich bedient. Sie ſind ihm dann, wie die irdiſch körperliche Natur, eine Außenwelt, welche unter der Macht ſeines Willens und ſeiner durch den Geiſt bekräftigten Hände ſteht; eine äußere Leiblichkeit der höheren Art, durch welche die Einwirkung ſeiner Seele auf die äußere, irdiſch elementare Natur eben ſo vermittelt wird, als durch ſeine eigene, innerliche pſychiſche Leiblichkeit die Macht ſeines Willens über die Bewegungen der elementar körperlichen Glieder. Die Meiſter im Gebiete der Phyſik und der Chemie, ſo wie der techniſchen Künſte laſſen, wenn ſie derſelben zu ihren Werken bedürfen, die Kräfte und Elemente der äußeren Natur für ſich arbeiten und wirken, nach einem Maaße und zu einem Zwecke, den ſie ihnen durch ihre leitende Hand anweiſen.

In ein anderes Verhältniß ſtellt ſich der Menſch, wenn er nicht mittelbar, durch den unter dem Walten ſeines Geiſtes ſtehenden Leib mit der äußeren, überirdiſchen Leiblichkeit in Verkehr tritt, ſondern wenn dieſes unmittelbar durch die Kräfte ſeiner eigenen, pſychiſchen Leiblichkeit geſchieht. Denn dieſe findet ſich dann in ein Reich verſetzt, darin neben jenem ſchöpferiſchen Geiſte, der in dem Thiere das Ferngeſicht und die Bewegungen des Inſtinktes (nach S. 24) hervorruft, auch andere geiſtige Mächte walten. Aber die Seele des lebenden Menſchen iſt noch von dem Dunkel ihres ſterblichen Fleiſches mit all' ſeinen Gefahren der Verſuchung umfangen und mit dieſen tritt ſie hinaus in das Element eines Geiſterreiches, welches durch das Fleiſch eine Macht über ſie hat, die mit dem Irrthum und der Lüge, mit der Sünde und dem Tode in nahem Bündniſſe ſteht. Wir wollen das, was wir hier andeuten, nur durch einige wenige, ganz nahe liegende Beiſpiele erläutern.

Welches von dieſen Beiſpielen könnte ſeiner Erſcheinung und allbeliebten Anwendung nach dem Geiſte des ernſten Forſchens widerwärtiger und verächtlicher ſein als das pſychiſch-ſomatiſche Gaukelſpiel mit dem ſogenannten Tiſchrücken, oder wie J. Kerner es ſinnvoll und treffend bezeichnet, mit den ſomnambulen Tiſchen. Die wiſſenſchaftliche Orthodoxie wie der materialiſtiſche Unglaube haben in einem gewiſſen Sinne Recht, wenn ſie in dieſen kindiſch-unheimlichen Erſcheinungen ein Spiel der Täuſchungen ſehen, nur iſt es nicht die Thatſache ſelber, welche dieſe verächtliche Hinwegweiſung verdient, ſondern die Anwendung, welche man in immer weiterem Maaße von derſelben gemacht hat. Es iſt Thatſache, daß die pſychiſch-ſomatiſchen Kräfte, die im lebenden Menſchen, wie ſchon, nach gewiſſem Maaße im lebenden Thiere zunächſt den Nerven inwohnen, ähnliche Bewegungen in den höheren und niederen Elementen hervorrufen können, als jene Kräfte einer überirdiſchen, kosmiſchen Leiblichkeit, welche in den Weltkörpern die rotirende Bewegung um die eigene Axe und den Lauf um eine tragende Mitte (um einen Centralkörper) begründen. Die elektriſche Kraft des Zitteraales wird durch den elektromagnetiſchen Apparat der freiſchwebenden Magnetnadel dieſelben (rotirenden) Bewegungen als die Volta'ſche Säule mittheilen und in unſerem lebenden Leibe zeigt ſich dieſelbe Erſcheinung an jedem ſtrömenden Bluttropfen. Es liegt deshalb keineswegs außer dem Kreiſe der phyſikaliſchen Möglichkeiten, daß, wie uns glaubwürdige Augenzeugen verſichern, an irgend einem beweglichen Körper, wie etwa an einem Tiſche, eine rotirende oder undulirende Bewegung hervorgerufen werden könne, wenn Menſchen, die mit einem leicht durchwirkbaren (gutleitenden) Nervenſyſteme begabt ſind, die Strömung ihrer pſychiſch-ſomatiſchen Kräfte auf jenen Körper einwirken laſſen. Iſt doch dieſer Einfluß ſeinem Weſen nach derſelbe, welcher bei der Anwendung des Mesmerismus die magnetiſchen Erſcheinungen hervorruft und nur dadurch in ſeiner Aeußerung verſchieden, daß er bei dem ſogenannten Tiſchrücken nicht einen organiſch lebenden, ſondern einen todten Körper in Anregung ſetzt.

Aber dem wunderſüchtigen Vorwitze unſerer Tage iſt auf dem Wege jener hyperphyſiſchen Verſuche ein Fund gelungen, welcher weit über ſeine Erwartungen ging. Die Stimme eines wahrſagenden Geiſtes hat ſich, ſo verſichert man, wie aus Merlin's Grabe aus dem Holze des Tiſches vernehmen laſſen, welche zwar nicht durch hörbare Worte, wohl aber durch Schrift und Zeichen den Fragenden zur Antwort ſteht. Es iſt nicht ein Echo der eigenen Stimme des Nervengeiſtes des fragenden Vorwitzes, welche die Orakelſprüche ertheilt, denn der Inhalt dieſer Sprüche und die zum

Theil unverkennbare Abſichtlichkeit derſelben bezeugt es uns, daß hier ein fremder Geiſt mit dem Geiſte des Menſchen ſein Spiel treibe *), in deſſen Ausſagen natürliche und hiſtoriſche Wahrheiten mit offenkundigen Irrthümern, [illegible] Erdichtungen mit wirklichen Thatſachen ſich vermiſchen. Wenn aber auch die verborgenen Sprecher aus den „ſomnambulen Tiſchen“ wahrhaftere Bezeugungsgeiſter, welche, wie die wahrſagende Magd zu Philippen dem Paulo, dem Menſchen allenthalben nachfolgten und entgegenträten, wo er mit den Kräften ſeiner inneren Natur in ihr heimathliches Element hinaustritt, ſo müßte uns dennoch ihr Zeugniß, wie dem Apoſtel, ein wehethuendes ſeyn, denn es käme aus einer Quelle, deren Waſſer für unſeren Geiſt kein Waſſer des Lebens, ſondern voll betäubender, ſchädlicher Kräfte iſt.

Es ſei uns bei dieſer Gelegenheit erlaubt, einige Worte über das zweideutige Gebiet der angeblichen oder ſubjectiv wirklich ſich ereignenden Geiſtererſcheinungen zu ſagen. Daß dem Glauben an eine Möglichkeit derſelben ſelbſt im Lichte der Offenbarung eine gewiſſe Anerkennung gebühre, das bezeugt uns die Schrift (Hiob 4 V. 15; Luc. 16 V. 31; 24 V. 37; Act. 12 V. 15 u. ſ. w.). Im Allgemeinen ſind jene Erſcheinungen ein Ereigniß, welches nur Wenigen, ja nur Einzelnen, widerfährt, ſo daß von ihnen öfters der Ausſpruch des Heraklit über die Unſicherheit Deſſen, was nur Einzelne wahrnehmen, gelten mag. Wenn wir aber auch zugeben, daß die Seltenheit ſolcher Wahrnehmungen des inneren pſychiſchen Sinnes nur darin ihren Grund habe, daß dieſer Sinn ſehr ſelten während des leiblichen Lebens heraustritt, weil er nicht für die irdiſche Sinnenwelt, ſondern für ein Reich des Ueberſinnlichen gemacht iſt, dann muß uns ſein Herausbrechen wie eine unzeitige, unkräftige Geburt, oder gleich einem nur ſelten auftretenden Krankheitszuſtande erſcheinen, über deſſen regelloſe widernatürliche Aeußerungen und Empfindungen die Kenntniß des natürlichen, geſunden Zuſtandes keinen Aufſchluß gibt. Allerdings wird ſchon unſer äußeres Ohr in der Stille der Nacht zum Hören ſolcher leiſen Laute geſchickt, die es im Geräuſch des Tages nicht vernimmt und während im tiefen Dunkel oder beim Erblinden der Geſichtsſinn ſeine Wirkſamkeit verliert, äußert ſich das Vermögen des Gehörſinnes in deſto höherem Maaße. In derſelben Weiſe kann auch das Wahrnehmungsvermögen unſerer inneren Leiblichkeit für die Dinge einer überirdiſchen Welt geſchärft und geſteigert werden, wenn das des irdiſch elementaren Körpers im Schlafe oder durch Krankheit geſunken iſt. Wer aber, der weder als Arzt, noch als Prieſter, noch durch ſeine Pflege helfen kann, möchte zur Befriedigung ſeiner Neugier dem Siechbette der

---

*) In ziemlicher Ausführlichkeit behandelt ein Aufſatz im Morgenblatt Nr. 42 (16 Oct. 1853), der aus beachtenswerther Quelle kommt, den unheimlichen Gegenſtand.

Kranken ſich nahen. Wie das Geiſterſehen, wenn wir ſeine Möglichkeit zugeben, als ein krankhafter Zuſtand des Einzelnen erſcheint, der an ihm leidet, ſo iſt das Intereſſe, das die Mehrzahl der Jetztlebenden an ſeinen Erſcheinungen nimmt, ein Zeichen der Krankheit unſeres Zeitalters. Allerdings zeugt uns die Schrift ſelber von einer Theilnahme der ſeligen Geiſter an den Schickſalen der lebenden Menſchen (z. B. Luc. 15 V. 7 u. 15) und von dem Naheſein einer guten ſo wie böſen Geiſterwelt und ihren Mächten. Sie ermahnt uns aber, was die letztere betrifft, nur zur Wachſamkeit im Gebet, und weiſt uns, wenn wir von den Erſcheinungen der Geiſter einen heilſamen Schrecken für den Unglauben erwarten, auf Moſes und die Propheten hin.

Zu jenen Zuſtänden, in denen der Wechſelverkehr des irdiſch elementaren Leibes mit der ſeinem Weſen verwandten äußeren Sinnenwelt gehemmt und bis zu einer gewiſſen Gränze aufgehoben iſt, gehört, wie wir vorhin erwähnten, der Schlaf. Während deſſelben kann die innere Leiblichkeit der Seele mit der ihrem eigenen Weſen verwandten Welt unmittelbar in Verkehr treten; der innere Sinn für die Einflüſſe dieſer pſychiſchen Außenwelt wird aufgethan, wie das Ohr, wenn die Thätigkeit des Auges im nächtlichen Dunkel oder durch Blindheit darnieder gehalten iſt. So entſtehen die Träume. In den meiſten derſelben erhebt ſich der Wechſelverkehr der Seele nicht über den Kreis jener elektromagnetiſchen Einflüſſe der äußeren Leiblichkeit, welche während des Wachens den Wechſel der Seelenſtimmungen, das Gewirr der Phantaſie- und Gedankenbilder in uns hervorrufen, wodurch die ſelbſtſtändige Thätigkeit des erkennenden und denkenden Geiſtes ohne Aufhören geſtört und beunruhigt wird. Dieſe Gaukeleien des beſeelten Fleiſches treiben dann deſto unbeſchränkter ihr Spiel mit uns, weil der vernünftig erkennende Geiſt ſeiner beſchränkenden Herrſchaft über ſie ſich begeben hat.

Zuweilen jedoch, wie in den Zuſtänden des magnetiſchen Schlafwachens oder Hellſehens, erweitert ſich der Kreis, die Anregbarkeit für die Einwirkung der kosmiſchen Kräfte, deren Strom ſeinen beſtändigen Lauf durch das Gehirn und die Nerven nimmt, erhebt ſich zu einem Wahrnehmen jener geiſtigen Mächte, welche in und über jenen Kräften walten. Dieſes Wahrnehmen wird zu einem Ferngeſichte des Inſtinctes, wie bei den träumenden Kranken im Tempel des Aeskulap, wenn der innere Blick für das Walten einer allerhaltenden Schöpferkraft eröffnet war, ja es kann in Seelen, welche hierzu bereitet ſind, zu einem göttlich prophetiſchen, in anderen aber zu einem pythiſch dämoniſchen werden. Auf alle dieſe verſchiedenen Formen der Träume, auf die Nichtigkeit der meiſten, auf die Gefahren, in welche ſie den ſtürzen, der ſich auf ihre wahrſagende Bedeutung verläßt, wie auch auf das, was in gewiſſen Fällen der Traum durch die Kraft des belehrenden und züchtigenden Geiſtes von oben ſein kann, deutet die Schrift hin (z. B. Eccl. 5 V. 2

u. 6; Jerem. 29 V. 8; 23 V. 28; Hiob 7 V. 24; Num. 12 V. 6; Matth. 1 V. 20; 2 V. 22; 27 V. 19 u. a. m.). Im Allgemeinen gilt das Wort jenes tiefblickenden Weiſen, daß die Narren ſind, welche ſich auf Träume verlaſſen, weil ſie nach einem Schatten greifen, der ſie betrügt (Sir. 34 V. 1, 2, 7). Doch von den Gefahren eines ſolchen Selbſtbetruges wollen wir nachher reden, hier aber noch einmal zu der Betrachtung einer mit dem Traume verwandten, ſchon früher erwähnten Erſcheinung zurückkehren.

Eben ſo unmittelbar als in dem Spiel mit den „wahrſagenden Tiſchen u. a.“ tritt bei dem Verfahren des Mesmerismus die innere pſychiſch-ſomatiſche Natur: die Leiblichkeit des Jenſeits aus der Hülle der äußeren, irdiſch elementaren Leiblichkeit hervor. Für die Zeit, in welcher der Mesmerismus ſeine eigentliche Wirkſamkeit begann, war derſelbe von hoher Bedeutung. Er weckte hin und wieder in dem damals lebenden Geſchlechte das Bewußtſein des eigenen geiſtigen Selbſt, mit den Gedanken der Ewigkeit auf, welche der Irrwahn des Atheismus verdunkelt und vernichtet hatte. Mesmer ſelbſt, und ein großer Theil der Zeitgenoſſen ſeiner magiſchen Kunſt, wendeten dieſe in würdig geziemender Weiſe zunächſt nur zur Linderung fremder Leiden an und betrachteten die Erſcheinungen des Hellſehens mit einem Ernſte, der den Gefahren des Mißbrauches feſte Gränzen ſetzte. Denn ſie gaben dem magiſchen Hellblicke, den ſie hervorriefen durch ihre Fragen, zunächſt nur ſeine Richtung auf die Erkenntniß der Krankheiten und ihre heilkräftige Behandlung. Die Hellſehenden ſelber, in der erſten Zeit des öffentlichen Hervortretens der geheimnißvollen Kunſt, waren von der Neuheit derſelben ſo ergriffen, daß ſie, mit wenig Ausnahmen dem fremdartigen geiſtig-leiblichen Einfluſſe einfältig ſich hingaben, ohne ſich von der Eitelkeit des eigenen Selbſt zu phantaſtiſchen Orakelſprüchen verführen zu laſſen. Deshalb hat ſich auch damals der Mesmerismus als Heilmittel durch unerwartete Erfolge ausgezeichnet und die Beobachtung redlicher und glaubwürdiger Zeugen gab ſeinen Erſcheinungen einen unſchätzbar hohen Werth für die Erkenntniß vom Leben und Weſen der Seele. Es hat ſeit Mesmer's Zeit bis zu der jetzigen niemals an Männern gefehlt, welche durch wiſſenſchaftliche Gründlichkeit, ſittlichen Ernſt und einſichtsvolle Benutzung des animaliſchen Magnetismus, zunächſt zur Heilung von Krankheiten denſelben in ſeiner Würde erhielten. Die ehrenhaften Beiſpiele von Schriftſtellern und Heilkünſtlern, welche in ſolcher redlichen und erfolgreichen Weiſe den Mesmerismus behandelten, liegen uns nahe und ſind bekannt, ihre Wirkſamkeit wird von unſeren Warnungen vor den Zaubereiſünden nicht berührt, denn zu einer ſolchen wird die Ausübung des animaliſchen Magnetismus nur dann, wenn ſie mit Abſicht die magiſch angeregte Seele, die ſich ihr hingab, in ein Gebiet der geiſterhaften, dämoniſchen Verſuchungen hinausführt. Dieſe Gefahr jedoch wollen wir hier noch einmal ins Auge faſſen.

So lange das magnetiſche Hellſehen in jenem Kreiſe der niederen Wahrnehmungen bleibt, in welchen die Aeußerungen des thieriſchen Inſtinktes beſchloſſen ſind, kann es zunächſt noch als ein gefahrloſeres betrachtet werden. Denn es ſteht unter dem Walten jenes natürlichen Zuges der Verwandtſchaft, der das Bedürfniß zu ſeiner Befriedigung, das krankhafte Gefühl zu ſeinem Heilmittel hinleitet. Der Inſtinkt des Thieres ſteht jedoch unter dem Geſetze einer allregierenden und erhaltenden Schöpferkraft und wird von dieſer auf ſeiner feſt beſtimmten Bahn erhalten, gleich einem Blinden und Tauben, den ein Sehender an ſeiner Hand leitet. Der Menſch aber ſteht durch den ihm inwohnenden Geiſt auf einer ungleich anderen Stufe als das Thier. Er verhält ſich zu dem leitenden Zuge des Inſtinktes nicht wie ein Blinder und Gehörloſer, er hat die geöffneten Sinne und das Vermögen zum Verkehre mit einer Geiſterwelt und ihren Kräften, welche für die Seele des Thieres eine verſchloſſene Welt iſt. Schon in den Zuſtänden der inſtinktartigen Aufregung naht ſich die Seele des Menſchen der Gränze jenes Verkehres mit einer Welt der geiſtigen Kräfte; bei einer weiteren gewaltſamen Steigerung (Exaltation) des magnetiſchen Hellſehens tritt ſie über dieſe Gränzen hinüber.

Jeder, der die Berichte über die ſogenannten höheren Grade des Somnambulismus kennt, der weiß es, daß in ihnen häufig von dem Einfluſſe und von dem Erſcheinen geiſterhafter Weſen die Rede iſt. Seelen der Verſtorbenen, namentlich der Verwandten, etwa als Schutzgeiſter und Belehrer über fernliegende, unbekannte Dinge, tauchen da, wie aus dem Dunkel der nächtlichen Träume, auf, zu ihnen geſellen ſich andere unheimliche Mächte einer für das vernünftige Erkennen nicht vorhandenen Welt. Was die „hellſehende“ Seele von dieſen beſuchenden Gäſten erfährt, das ſind theils natürliche Wahrheiten (inſtinktartige Wahrnehmungen), theils phantaſtiſche Träumereien von dem, was in und über dem Monde, was ferne vergangen oder künftig iſt. Mitten unter dieſen fremden Stimmen läßt ſich auch die Stimme des eignen Selbſt der Seele bald wohl-, bald übellautend vernehmen, öfters ſind dieſe Concerte, bei denen das geſunde Ohr eines wachſamen, ruhig beſonnenen Beobachters ein Grauen anwandelt.

Iſt wohl dieſes Gebiet nur allein des ungläubigen Belachens werth, oder hat es auch eine andere Seite, die uns zur ernſteren Beachtung herausfordert? Wir ſind es dem Bedürfniſſe unſerer Zeit ſchuldig, und zu der letzteren Anſicht zu bekennen. Die Geiſter, welche mit uns aus den magnetiſch Hellſehenden reden, ſind dieſelben, die ſich aus und in den ſogenannt ſomnambulen Tiſchen kund geben, ſie treiben in beiden unter dem Anſcheine des Ernſtes und der anſtändigen Zucht ihren lügenhaften Scherz und Trug mit den Seelen des Menſchen. Es ſind dieſelben, die in den finſteren Zeiten der Hexengerichte in ganz offener, unverſtellter Weiſe ihre Luſt beluſtigten an dem Schmerze der Folter und der Pein der Scheiterhauſen, dahin ſie ihre unglücklichen Opfer führten, während ſie jetzt in einſchmeichelnder, ſcheinthuender Weiſe nicht mehr das äußerlich leibliche, ſondern das geiſtige Verderben des Menſchen ſuchen und in vielen Fällen auch ſiegreich herbeiführen.

Der Reiz der Verführung wendet ſich auch hier, wie in den meiſten Zaubereiſünden, an die eine Seite der gefallenen Menſchennatur, welche für den Feind am weiteſten offen ſteht: an die Sucht, das Dunkel der Zukunft zu erforſchen. Es iſt nur zu bekannt, welche Anwendung man in dieſer Beziehung von dem magnetiſchen Hellſehen im Zuſtande ſeiner ſpäteren Entartung gemacht hat. Seit einer Reihe von Jahren ſind die größten Städte von Europa, namentlich Paris, niemals ohne ihre modernen Pythien geweſen, deren meiſt dunkle, ſehr oft täuſchende und zu verderblichen Schritten führende Orakelſprüche mit heidniſcher Verblendung gleich einer Stimme Gottes gehört und beachtet wurden.

Jene heidniſchen Götzenprieſter der neueren Völkergeſchichte, welche dem Chriſtenthum gläubig geworden waren, bekannten ihren Lehrern, daß ſie zwar bei ihren pythiſchen Orakelſprüchen und Gaukeleien am Altar der Götzen den Zuſtand der dämoniſchen Begeiſterung öfters blos erheuchelt und nachgeäfft hätten, daß aber dieſer Zuſtand auch zuweilen als ein wirklicher, unerkünſtelter über ſie gekommen ſei. Wir vergeſſen es zu leicht, daß die Somnambülen in dem Zuſtande ihres Hellſehens, bei vollem Gebrauche ihres Bewußtſeins und ihrer pſychiſch-ſomatiſchen Kräfte, von dem Gefühle einer gewiſſen Ueberlegenheit über die im gewöhnlichen, wachen Zuſtande beſchloſſenen Hörer ihrer Reden durchdrungen ſind. Dieſer Anſchein von geiſtiger Ueberlegenheit hat, wie eine durch die Gabe ihres Hellſehens anfangs wahrhaft ausgezeichnete Somnambüle ſagte, für die menſchliche Selbſtgefälligkeit etwas ſo Wohlthuendes, daß die meiſten jener magnetiſchen Pythien, auch wenn die Gabe des inneren Geſichtes ſie verlaſſen hat, durch Verſtellungskunſt daſſelbe noch erheucheln. Merkwürdig war es, daß die nämliche Somnambüle, welche dieſe Ausſage über ihre Genoſſinnen machte, nach einiger Zeit ſelbſt in jene Schuld verfiel. Was von Einzelnen geſchah, das gilt im Allgemeinen von ganzen Vereinen der ſogenannten Hellſehenden, dergleichen ſich an mehreren Orten des chriſtlichen Europa's gebildet haben. Man denke ſich als Zuſchauer und Zuhörer in eine ſogenannt magnetiſche Abendſitzung, welche irgend eine berühmte Somnambüle einer unſerer großen Städte der ſchauluſtigen Menge zum Beſten gibt. Oder in eine Aſſemblee dieſer Art, bei welcher ein gewinnſüchtiger oder eitler Abenteurer mit einem ganzen Gefolge von dienſtfertigen Frauensperſonen auftritt, die er durch mesmeriſche Manipulationen in einen erzwungenen Schlaf zu verſetzen ſucht. Oefters will dieſer Schlaf ſich gar nicht einſtellen, aber jenes weibliche Dienſtperſonal iſt dazu abgerichtet, wie die Hündchen einiger Führer in die Hundsgrotte bei Neapel, die ſich, wenn ihr Herr ſie auf den Boden ſetzt, alsbald ſo anſtellen, als ob die mephitischen Dünste auch dann, und da, wo die Wirkung von diesen so eben eine sehr schwache ist, sie in eine [illegible] Begeisterung versetzt hätten. Bald sieht man an allen zu dem Geheimniß bestimmten Versammlungen die Geberden des magnetischen Schlafs: es werden nun von den Anwesenden allerhand Fragen an die [illegible] oder zum Theil auch wirklich magnetisch Hellsehenden gerichtet, weniger über Krankheiten und ihre Heilung, als über allerhand Geheimnisse, über geheime Wissen und ihre zukünftige Erfüllung, über das eigene künftige Schicksal der Einzelnen, und in einer [illegible] Sprache als das [illegible] Licht antworten die [illegible]. Aber in diesem menschlichen Zeugspiel mischt sich zuweilen ein Zufall, welcher uns das bei Pythia nicht von [illegible] unterscheidet, welcher von dämonischer Urkunde erscheint. Orakelsprüche, von [illegible] Worten und dennoch treffend, erfüllen die Fragenden und Hörenden in abergläubischer Spannung. So machte vor Kurzem eine sogenannte Somnambule einem Kranken, mit dem sie im Rapport gesetzt war, Hoffnung, daß er am 15. Tage eine Reise antreten könne und am 15. Tage starb er. Was soll man dann von jenen (wie sie es nennen) „Prophetenschulen" erwarten, von denen näher Begründung einige Zeugnisse in einer gewissen Gegend von Deutschland reden, darin das Werk einer magisch-dämonischen Wahrsagerei getrieben werden soll?

Doch von diesen Tiefen des Satans, als von einem bedenklichen Zeichen der Zeit, wollen wir hier noch besonders reden.

9. Die verschlossene Zukunft und der geöffnete Abgrund.

Welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan, und ihr werdet sein wie Gott! (Mos. 3 V. 5.)

Diese Worte, welche die Schlange am verbotenen Baume sprach, waren das erste Zauberlied, das der Verführer in das Herz des Menschen [illegible], und aus welchem für ihn das furchtbare Gespenst der Zauberkünste aufging. Nicht allein die betrügliche Verheißung einer übernatürlichen, göttlichen Allwissenheit, sondern einer göttlichen Wissens und Vermögens lag in jenen Worten und gab diesen für den Geist des Menschen ihren [illegible] verführerischen Reiz.

Das zu wissen, was Gott allein weiß, den verborgenen Rathschluß der Zukunft, das war auch ich im Alterthum wie in neuerer Zeit das sündliche Trachten und Sehnen der gefallenen Menschennatur gewesen. Dieses Gelüste, das am verbotenen Baume erwachte, nahm den Keim der immer wiederkehrenden Erfahrungen eine Entwicklung an, selbst nicht von jenen alltäglichen, nach welcher unsere Kunst und unser Wissen auch nicht einmal den künftigen Verlauf der Witterung ergründen, noch weniger aber denselben verändern können.

[illegible] [illegible] dem Menschen [illegible] [illegible] [illegible] mit den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit den Schrecken der Zeit.

Wenn auch nicht in der gleichen [illegible] [illegible] des Menschen auf dem Wege [illegible] 47 V. 10 – 11 [illegible] 18 V. 10 u. 12), [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vor dir her.“ Die ſolches thun, ſind nach 3. Moſe 20, V. 27 des Todes werth, und die ſich von ihnen verführen laſſen, ſollen ausgerottet werden.

Laut ſind die Stimmen der Poſaune und des Donners vom Sinai. Sie tönen uns aus weiter Ferne, ihr Hall wird übertäubt durch das Getümmel in unſerer Nähe. Wer aber auf jene Stimmen achtet, der thut wohl daran.

10. Schluß.

Der Weg der vorhergehenden Betrachtungen hat uns durch ein Dunkel geführt, gleich jenem in der Tiefe des Meeres, über welchem noch eben die Fluthen brausen, von unten Schreckniſſe des Abgrundes den Tod drohen. Was der Menſch, entfremdet von dem Geiſt aus Gott, in der Gewalt einer feindlichen geiſtigen Macht geworden ſei und werden könne, das lehrt uns die Geſchichte der Zaubereiſünden in alter und neuer Zeit. Wie in dem Vogel der Drang zum Ausfluge, ſo liegt in dem Geiſte des Menſchen das unabweisbare Verlangen nach einem ſeiner Natur verwandten, geiſtigen Elemente. Denn wie der irdiſche Leib zur Erhaltung und Bekräftigung ſeines Lebens des Athmens der irdiſchen Luft, ſo bedarf der Geiſt zu ſeiner Befriedigung der Anregung eines geiſtigen Elementes. Der belebende Hauch kommt dem Vogel unmittelbar aus der Luft, darin er lebt, dieſe aber, mit dem Waſſer vermiſcht, dringt hinab bis in die Tiefe der Fluthen und wird auch hier dem Fiſche zum Lebensodem, der ihm die Kraft gibt zum munteren Bewegen und zum Emporſteigen aus der dunklen Tiefe nach der tageshellen Fläche. So dringt auch das Lebenselement des ſchaffenden Geiſtes, aus deſſen unmittelbarem Anhauch der Menſch hinabſank in das Dunkel des Irdiſchen, noch jetzt hinab in dieſe Tiefe, denn in Ihm, dem Herrn, leben, weben und ſind wir. Die Anregungen dieſes unvergänglichen, geiſtigen Elementes ſind es, welche ſich uns öfters als Boten aus einer heiligen Welt des Friedens nahen, wenn uns in der ſichtbaren Natur die Herrlichkeiten der Werke Gottes vor Augen treten, und wenn ſich aus der Welt des Gedankens ein Strom jenes Wohlgefallens (Pſ. 104, V. 31) in unſer Herz ergießt, welches Alles, was iſt und lebt, erfüllet mit Luſt und Freude (Pſ. 96, V. 11, 12). Das Herz des Menſchen, deſſen Inbegriff ſeiner geiſtigen wie leiblichen Neigungen und Triebe iſt, von Natur zu dem Genuſſe jener Freude gemacht, welche uns kommt, wir wiſſen nicht wann und woher? und welche ſüßer iſt denn alle Sättigung und Luſt des Irdiſchen. Sie iſt die beſeligende Anregung zum Aufſchwung des Geiſtes in ein ihm verwandtes Element des Lebens und obgleich ſie von mehr als leiblicher Natur iſt, kommt ſie uns dennoch (nach S. 6) aus den Kräften der äußeren Sichtbarkeit.

Wenn aber auch, wie nach ſeinem niederen Maaße der Emporſchwung der ſingenden Seele, jene innerliche, freudige Erhebung des Menſchenherzens, die wir hier meinen, von höherer Art iſt als alle Luſt an der Sättigung der ſinnlichen Begierde, ſo iſt dieſelbe dennoch dem hinabwärts führenden Zuge des Fleiſches unterworfen, welcher das Sterbliche an uns von der Geburt an bis zum Tode beherrſcht. Und dieſem Zuge wohnt eine fremde, geiſtige Macht bei, welche durch das Fleiſch den Geiſt überwältigt und ihn hinabreißt in eine Tiefe, deren Gefahren größer ſind als die des leiblichen Todes (m. ſ. [illegible]).

Aber mitten in dieſen Gefahren, die ihm aus ſeiner fleiſchlichen Natur und den Mächten kommen, welche im Fleiſche herrſchen, ſind dem Geiſte des Menſchen die Mittel zu ſeiner Bewahrung und Rettung gegeben. Zugleich mit dem Lebensodem ſeines Schöpfers, der in die abgefallene Welt der Sünde und der Sterblichkeit, wie die Luft in die Tiefe des Gewäſſers herabſteigt, ſenkt ſich in das Dunkel ein Strahl des Lichtes, für deſſen Schein dem Menſchen ein wahrnehmender Sinn: ſein vernünftig erkennender Geiſt, gegeben iſt. Das vernünftige Erkennen beruht auf dem Vermögen der Sprache, auf der Gabe des Wortes, die unſerem Geiſte aus dem Worte kam, das im Anfange war und durch welches alle Dinge gemacht ſind. Dieſes Wort iſt das Licht, welches in die Finſterniß hereinleuchtet, davon die fleiſchliche Natur umnachtet iſt. Es iſt der reine, lautere Quell des Lebens und der Beſeligung, von deſſen Waſſer das unbefriedigte Verlangen unſeres Geiſtes auf immer geſtillt wird.

Auch in dem Menſchenworte liegt eine ſchaffende und bewegende Kraft, die nach ihrem Maaße ſeine Abſtammung aus jenem Worte bezeugt, durch deſſen Macht die Himmel und ihr Heer geſchaffen ſind (Pſ. 33, V. 6). Denn was iſt jene innere Welt der Gedankenbilder, die ſich der Geiſt des Menſchen durch das Wort in der Tiefe ſeiner Erinnerungen erſchafft, wenn er ſich mit dem Namen der Dinge zugleich ihre Form und ihr Weſen hervorruft? Iſt ſie nicht ein Nachbild der äußeren Schöpfung der Sichtbarkeit mit all' ihren Geſtalten und Bewegungen? Die Werke jener inneren Schöpfung ſtehen freilich in dem jetzigen Zuſtande des natürlichen Menſchen unter der Herrſchaft der Gewalten des vergänglichen Fleiſches und ſeiner Begierden: ſie ſind flüchtig und nichtig, wie die Nebelgebilde der Morgendämmerung, die das Wort von oben, welches ewig ſich ſieht, in ihr Dunkel hineinfällt und den Nebel zerſtreut. Auch die bewegende Kraft des Menſchenwortes, welche ſchon das Alterthum anerkannte, wenn es dem guten Worte eine ſegnende, dem böſen eine verderbliche Wirkung zuſchrieb, hat an dieſem Looſe der Erniedrigung Theil genommen. Denn ſie kann ſelbſt bis zum Dienſte der Zauberkünſtler herabgewürdigt werden, aus denen die Luſt eines göttlichen Zaubers redet, oder die der Spott jener feindlichen, mächtigeren Geiſter trifft, welche die Vermeſſenheit der

Menſchen fragen: Chriſtum kenne ich wohl und Paulum weiß ich, aber wer ſeid denn Ihr? (Act. 19, V. 14). Doch nicht von dem Worte in ſeinem Mißbrauche zum Dienſte des Fleiſches und der Sünde wollen wir hier reden, ſondern von ſeinem rechten Gebrauche zum Leben und Heil des Geiſtes, der ſich an Denen erweiſt, die aus dem lebendigen Worte Gottes wiedergeboren ſind (1 Petr. 1, V. 23, 25). Denn dieſes Wort allein iſt Wahrheit: aus ihm allein kommt dem Menſchenwort ſeine Kraft, den Bewegungen unſeres Herzens ein Anhauch zum bleibenden Leben.

Was wären ſelbſt unſere höchſten, geiſtig reinſten Gefühle, was wären die Töne der Weckſtimmen aus dem Reiche der Sichtbarkeit ohne den Text des Wortes in unſerem Innern, der ihrem vergänglichen Weſen die Weihe zum Leben der Ewigkeit gibt?

Der Aufſchwung des Geiſtes in uns, wenn er die Weihe des feſten, prophetiſchen Wortes empfängt und an dieſem ſich feſthält, wird zum Gebet, dem eine bewegende Kraft inwohnt, welche ſo weit als der Himmel über die Erde, über die Wirkſamkeit der pſychiſch-pneumatiſchen Kräfte des ſterblichen Weſens erhaben iſt, und zu einem Entzücken ſich ſteigern kann, für welches die Menſchenſprache keine Worte hat (2 Cor. 12, V. 4). Hier beginnt die Herrſchaft jenes prophetiſchen Vermögens, welches der Natur des Menſchen nicht aus den Kräften der höheren Leiblichkeit (S. 3), nicht aus denen eines dem Lichte widerſtrebenden Geiſterreiches kommt, ſondern aus dem Geiſte der Wahrheit von oben. Die Thaten und Kräfte dieſes prophetiſchen Vermögens ſind nicht wie die des magiſchen Wirkens (nach S. 4 und 8), von menſchlicher und von ungöttlicher, ſondern von göttlicher Natur und Abkunft. „Denn es iſt noch nie eine Weiſſagung aus menſchlichem Willen hervorgebracht, ſondern die heiligen Menſchen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geiſte“ (2 Petr. 1, V. 21). Und dieſe göttliche Natur und Abkunft wird vor Allem durch die heilkräftige, beſeligende Wirkung auf die Natur des Menſchen bezeugt. „Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, iſt nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit“ (2 Tim. 16); der in ihr wohnende Geiſt der Wahrheit weiſt uns nicht nur den Weg zur Seligkeit (ebendaſ. V. 15; Pſ. 103, V. 7), ſondern er gibt uns auch durch ſeinen freudigen Geiſt die Kraft, denſelben zu gehen (Pſ. 119, V. 32). Und dieſer Weg allein iſt ein Weg des Friedens, und ſolcher Freuden, welche die Welt uns nicht geben kann. Auf ihm wird die Natur des Menſchen wieder erneuert zu dem Vollgenuſſe jener ſeligen Kindſchaft im Hauſe Gottes ihres Vaters, zu welchem ſie von Anfang erſchaffen war. Und was ſollen wir weiter ſagen: wir wiſſen, welches der Weg zu dieſem Vaterhauſe ſei, und durch welchen Vorgänger derſelbe für alle Menſchen geöffnet iſt (Joh. 14, V. 6).

Von dem Herrn Verfaſſer dieſes Schriftchens ſind in unſerem Verlage erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schubert, Dr. G. H. von, Erzählungen. Erſter bis vierter Band. gr. 8. geh. 6 Thlr. 6 Ngr. oder 9 fl. 45 kr. rhn.

— — **Kleine Erzählungen für die Jugend.** Erſtes und zweites Bändchen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 Ngr. oder 2 fl. 48 kr. rhn.

— — **Mährchen und Erzählungen für das kindliche Alter, als Zugabe** zu den kleinen Erzählungen für die Jugend. gr. 16. geh. 12 Ngr. oder 36 kr. rhn.

— — **Die Geſchichte der Natur als dritte gänzlich umgearbeitete** Auflage der allgemeinen Naturgeſchichte, I. und II. Band. Mit Kupfertafeln. gr. 8. geh. 1 Thlr. 16 Ngr. oder 2 fl. 36 kr. rhn.

— — **Peurbach und Regiomontan, die Wiederbegründer einer ſelbſt**ſtändigen und gründlichen Erforſchung der Natur in Europa. Eine Rede an deutſche Studirende. 15 Ngr. oder 45 kr. rhn.

— — **Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich und durch die ſüdlichen** Küſtengegenden von Piemont nach Italien. 2. Auflage. In 2 Bänden. gr. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhn.

— — **Reiſe in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837.** Drei Bände. Neue Auflage. Mit einer Karte und dem Grundriſſe von Jeruſalem. gr. 8. geh. 7 Thlr. 21 Ngr. oder 12 fl. 22 kr. rhn.

— — **Seebilder. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung.** gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 Ngr. oder 2 fl. 24 kr. rhn.

— — **Spiegel der Natur. Ein Leſebuch zur Belehrung und Unterhaltung.** 2. mit Abbildungen und verbeſſerte Auflage. gr. 8. geh. 1 Thlr. 4 Ngr. oder 1 fl. 54 kr. rhn.

— — **Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten nach Salzburg,** Tirol und der Lombardei. Dritte vermehrte Auflage, mit der Reiſe über das Stilfſer Joch nach Venedig. 1 Thlr. 9 Ngr. oder 2 fl. rhn.

— — **Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf** der Erde. (Zugleich als I. Band der dritten gänzlich umgearbeiteten Auflage der allgemeinen Naturgeſchichte.) gr. 8. geh. 2 Thlr. 24 Ngr. oder 4 fl. 48 kr. rhn.

— — **Abriß der Mineralogie.** (Zugleich als II. Band der dritten Auflage der allgemeinen Naturgeſchichte.) gr. 8. geh. 1 Thlr. 22 Ngr. oder 2 fl. 57 kr. rhn.

Erlangen

J. J. Palm und Ernſt Enke.

Der Erwerb
aus einem vergangenen
und
die Erwartungen
on einem zukünftigen Leben.

Eine Selbſtbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,

ſſor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doctorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München.

Erſter Band.

Erlangen, 1854.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Dem Herrn

Dr. Friedrich Wilhelm Joſeph
von Schelling,

wirklichem Geheimerath und Mitglied der Akademie der
Wiſſenſchaften zu Berlin.

Ein Greis und ein Schüler zugleich begrüßt noch einmal in dankbarer Erinnerung das Andenken aller Lehrer ſeiner Jugend. Er findet nur noch einen von ihnen unter den Lebenden; nur den Einen, der ihm unter allen anderen für ſein inneres wie äußeres Leben der einflußreichſte, geſegnetſte war und geblieben iſt. Denn was der alte Schüler auf Erden hat und geworden iſt, das verdankt er nächſt Gott dieſem Lehrer.

Manche andere Erinnerung iſt in dem Haupt und Herzen des Greiſes erloſchen und verblichen, dieſe aber wird mit den Thaten des Mannes, dem ſie gilt, dahin kommen, wo das Zeugniß der Dankbaren gehört und ſegnend beachtet wird.

G. H. v. Schubert.

Vorrede.

Daß ein Menſch, welcher auf dem wenig betretenen Wege ſeines Lebens eben ſo wenig von der Welt erfahren hat als ſie von ihm, es unternehmen mag, mit einer Beſchreibung ſeines Lebens vor der Welt aufzutreten, darüber bedurfte es jener Erklärung, die der Verfaſſer im 2. Kapitel dieſes Buches gibt. Vielleicht wäre auch für das Wort Erwerb, das auf dem Titel ſteht, eine ſolche maaßgebende Erläuterung nöthig. Was man ſo nennt, das kann von ſehr verſchiedener Art und Bedeutung ſein: zwei Turteltauben und zwei junge Tauben mit einem Lamme, als Erwerb des armen Mannes zu ſeiner Gabe, oder eine Schiffslaſt an Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen wie bei jenem hochbegabten Könige, deſſen Meerſchiff mit Hiram's Schiffen auf Erwerb nach fernem Lande fuhr. Einer aber, ein Mann der Welt und noch von jungen Jahren, deſſen Wanderſchaft uns ein treuer Mund beſchreibt, zog auch fern über Land, um nach ſeinem eigenen Belieben einen Erwerb zu machen. Er hatte ſich von dem Vater ſeinen Antheil der Güter geben laſſen, um dieſen nach ſeinem Geſchmacke zu verwerthen. Was aber war ſein Erwerb dort im fernen Lande, als über dasſelbe eine Hungersnoth kam? Nichts Anderes als neben dem Amte eines Hüters jener Thiere, welche „die Klauen ſpalten und nicht wiederkäuen", das ungeſtillte Gelüſte, ſich einmal recht zu ſättigen mit dem Futter, das ſeine Heerde aß. Und dennoch war bei dieſem Erwerbe noch ein anderer, welcher die Mühe der Wanderſchaft lohnte: das Erwachen eines Sehnens, das zum erwünſchten Glücke führte und welches in ſeinen Erwartungen von dem guten Ende der Wanderſchaft nicht getäuſcht wurde.

Wohl möglich, daß der Erwerb, welchen der Verfaſſer auf dem Titel ſeines Buches ankündet, einer oder der anderen ſolcher Arten des Erwerbes gleich iſt; jenem der zwei Turteltauben und zwei jungen Tauben, oder des Sehnens eines Heimwehkranken in der Fremde. Sei es aber ſo groß oder ſo klein als es wolle, den Wenigen, die es etwa begehren, theilt der Verfaſſer ſein Erworbenes ohne Vorenthalt mit und nennt zugleich dankbar die Begegnenden auf ſeinem Wege, die von ihrem Eigenen ihm gaben, was er nicht hatte. Denn wenig oder nichts von Dem, davon er ſprechen wird, gilt ihm als ein Eigenes: das, was uns die Fremde zur Luſt der Augen und zum Zeitvertreibe der Hände geliehen, das hat, wenn wir daheim ſind, den blendenden Reiz verloren, den es als ſcheinbar Eigenes beſeſſen.

Die Hauptſtationen ſeines Lebens möchte der Verfaſſer in eben ſo vielen Bänden dieſes Buches beſchreiben, davon der erſte, als Geſchichte ſeiner Jugend, hier vorliegt, die beiden anderen von dem Tagwerke und den Ereigniſſen auf zwei folgenden

Hauptſtationen ſeiner ſpäteren Lebenszeit berichten ſollen.

Einzelne Züge aus ſeiner Jugendgeſchichte, die er in den Bänden III und IV ſeines „Alten und Neuen“ (Erlangen bei C. Heyder) mitgetheilt hat, ſind hier theils übergangen, theils, wo es zum Plane des Werkes gehörte, kurz erwähnt.

Pähl im bayeriſchen Ammergrunde
11. Juli 1854.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Kap.		Seite
1.	Das Gleichniß von einem Ruheſitze der Natur und der Ruhezeit eines glücklichen Greiſenalters	1
2.	Ein Stillſtehen vor dem Anfang	16
3.	Der letzte Brief eines Veterans im Felde des menſchlichen Wiſſens und ſeiner Ehren	19
4.	Der verborgene Anfang	21
5.	Das Geſchenk des Lebens und ſeine Erhaltung	26
6.	Die Wiege des ſinnlichen Erkennens	28
7.	Bilder aus dem Gebiete des Stilllebens	33
8.	Der weltberühmte Gaſt	65
9.	Der erſte Lichtpunkt der Erinnerungen	68
10.	Ein Panorama der Erinnerungen	76
11.	Die Macht und Bedeutung der Sprache	90
12.	Schattenriſſe aus der Geſchichte der früheſten Kindheit	95
13.	Die Naturtriebe der Seele	113
14.	Die Naturgaben	133
15.	Ein Schlafzuſtand bei ſcheinbarem Wachen	138
16.	Das Ferngeſicht der Seele	147
17.	Die Weihe für die That des Lebens	170
18.	Der Naturmenſch	178
19.	Ein geiſtiger Frühregen	187
20.	Hemmung und Fortſchritt	204
21.	Ein kleiner Schattenriß der franzöſiſchen Revolution	207
22.	Alvar Schach und der Polizeiminiſter Fouché	209
23.	Laſt und Luſt	211
24.	Der Abſchied	215

Kap. Seite
25. Die Stunden der Dämmerung 220
26. Die Entwickelungskrankheiten des Menſchenherzens . . 226
27. Die Wiederkehr 235
28. Der ernſte Jahreswechſel 242
29. Ein heilſames Herabſteigen 249
30. Das letzte Schuljahr 263
31. Ein Leuchtthurm bei anbrechender Nacht 278
32. Das Zuſammentragen des Reiſegepäckes 288
33. Ein Umweg, der dennoch zum Ziele führt 296
34. Der vermeintliche Mordbrenner 304
35. Selbſtpeinigung und Selbſttäuſchung 312
36. Ein ſtiller und ſchwankender Fortgang 323
37. Die Erklärung 331
38. Ein Konzert der jugendlichen Phantaſieſtücke 336
39. Die Zeit des Abſchiedes aus Leipzig 346
40. Die Reize des Burſchenlebens 350
41. Der Fortgang in gewohnterem Schritt 362
42. Ein Kundſchafter-Streifzug 373
43. Wiſſenſchaftlicher Gemeinſinn und Gemeingeiſt . . . 388
44. Die Hauptſtationen des Lebenslaufes 398

1. Das Gleichniß von einem Ruheſitze der Natur und der Ruhezeit eines glücklichen Greiſenalters.

Dem Bewohner der kahlen Kreidehügel der Champagne mag ſchon das fruchtbare Lothringen, noch mehr aber muß dem Holzbauer in dem armſeligen Heidelande der gascogniſchen Küſte ſein nachbarliches Campanerthal als ein Paradies erſcheinen. Denn die Kreidehügel der Champagne ſtehen doch wenigſtens feſt an ihrem Orte und da, wo der Hirt in dem einen Jahre das nothdürftige Futter für ſeine Ziegen fand, wird er es auch im nächſten Jahre finden. Dort aber, in dem Departement der Landes, im Nordweſten vom Adour, hat ſelbſt der Grund und Boden keinen ſicher bleibenden Beſtand; da, wo geſtern noch die Rohrdommel im Waſſer auf ihren Fang ausging, oder wo der Ginſter blühte, hat über Nacht der leicht bewegliche Sand den Sumpf und das Heideland zugedeckt; in dieſer traurigen Wüſte der Dünen und Moräſte ſind es die Winde, nicht die bauende Hand des Menſchen, welche der Landſchaft ihre wechſelnde Geſtalt, ihre Tiefen voll Waſſer, durch die einbrechende Fluth des Meeres, ihre wellenförmigen Erhöhungen durch den Flugſand jetzt geben und dann wieder nehmen.

Wie mögen ſich das Auge und das Ohr des armen Heideländers ergötzen, wenn er von der Küſte landeinwärts, im Südoſten des Adour über Berg und Thal geht und hier ſtatt des graulichen Grünes ſeiner vereinzelten Föhren die Wälder der Kaſtanien, die Hügel der Reben und Oelbäume, die Gärten der Orangen und Feigen ſieht, und ſtatt der Stimme der Krähen und Fröſche das Lied der Nachtigall hört. Wie mag ihm da die reine, leichte Luft der Gebirge ſo wohlthuend in die Bruſt ziehen und den Ton ſeiner Stimme ſelber zum Geſange machen!

Und dennoch wird dem Schiffbrüchigen, den die Wogen des Biskayiſchen Meerbuſens auf einem Brette ſitzend an die Küſte warfen, das Leben zwiſchen den gascogniſchen Dünen und Moräſten noch immerhin lieber ſein, als der Tod im Meere, wenn ihm auch die Einöden des Landes gerade nicht als ein Paradies der Erde erſcheinen ſollten, wie die herrliche Küſtengegend bei St. Jago in Chili den Seefahrern, die zuerſt um die Südſpitze von Amerika herumlenkend an dieſe liebliche Landſchaft kamen. Denn wenn jene Schiffer, nach dem langen Kampfe mit den Todesgefahren zwiſchen den Felſenklippen und dem ſturmbewegten Meere, das immer grünende und blühende Thal an der ſtillen, ſicheren Bucht bei St. Jago ein Thal des Paradieſes — Val Paraiſo — nannten, ſo begreift man dieſes wohl. War doch in Wahrheit der Abſtand zwiſchen den öden, ſchwarzen Felſen des Feuerlandes, von denen der Winter niemals weicht, und dem Val Paraiſo, ſo groß, wie der zwiſchen einem Vorbild der Hölle und dem der ſeligen elyſäiſchen Gefilde.

Nicht ſo leicht begreiflich iſt aber der Grund, aus welchem die Bewohner von Indien das Thal von Kaſchmir als das „unbezweifelbare Paradies der Erde“ preiſen. Wer, wenn er nicht ſelber es geſehen, kann ſich das grünende Meer der Gewächſe an den Ufern eines indiſchen Fluſſes auch nur in annähernder Weiſe vorſtellen: mit dem brennenden Roth und glänzenden Gelb der blühenden Hibiscus, mit dem Dufte der Plumieren, dem Gewinde der Clitorien, die ſich am weißen Stamme des Brodfruchtbaumes hoch hinanranken, während höher als ſie alle die Wipfel der Palmen über dem ſmaragdenen Teppich des Gebüſches und Niederholzes hinaufragen. Und im Gebüſche wie auf den Bäumen das muntere Gedräng der Affen, der Papageyen und anderer buntfarbiger Vögel, deren Bewegen gleich einem Tanze den cymbelartig tönenden Geſang der Cicaden begleitet. Wie in einem lebenden Leibe das Herz bei Tage wie bei Nacht ohne Aufhören ſchlägt, der Athem bei Tage wie bei Nacht aus- und eingeht, ſo ſteht das Getriebe der bildenden, bewegenden, lautſprechenden Lebenskräfte in einer ſolchen Natur, wie die indiſche an ihren ſtrömenden Waſſern es iſt, niemals ſtill. Gleich jenen geheimnißvollen Weſen, welche ohne Raſt und Schlummer bei Tag wie bei Nacht ihr Heilig, Heilig, Heilig riefen, und ihren Schwingen mit den lebendigen Rädern voller Augen ohne Aufhören rauſchten, ſind in jenem immer grünenden Lande hier die Blüthen, dort die Früchte, ſind die Schaaren der Lebendigen, deren Augen die Herrlichkeit der Tage wie der Nächte beſchauen, und welche in der Fülle der Naturgaben ſich ſättigen, ein niemals verſtummendes Loblied auf den Schöpfer, der dieſe herrliche Welt gemacht.

Gleicht aber nicht auch das Leben der Hindus in der Fülle einer ſolchen Natur, vor den Augen des vorüberwandernden Fremdlinges einem anmuthigen Traume, darin die Seele nur von einem Genuſſe zum anderen ſich ergeht, während die Hände und Füße, wie vom Schlafe gehalten, ruhen? Was bedarf der Bürger und Pilgrim der Erde hier in dieſem Lande zu ſeinem genügſamen Leben, das ihm nicht, faſt ohne ſein Zuthun, der milde Himmel und der überreiche Boden, ſo lange dieſer ſein freies, ungetheiltes Eigenthum iſt, im Ueberfluſſe darreichte? Ein Obdach aus Pfählen mit dem Dache und den Wänden eines Geflechtes von Baumblättern, ein Gewand von leichtem Gewebe reicht hin, um im ganzen Verlaufe der Jahreszeiten Schutz gegen Sonne und Wind zu gewähren; eine Hand voll Reis, ein Trunk von Reiswaſſer, eine Frucht oder etliche des Bananen- und des wildwachſenden Carica- oder Melonenbaumes ſind genügend, um das Verlangen nach Speiſe und Trank für den ganzen Tag zu ſättigen, und zum Lager für die Nacht iſt die ſelbſtgeflochtene Matte da.

Dies iſt für den hier eingeborenen Bewohner, Indien, in der Fülle ſeiner Natur, in ſeinen Reizen für die Sinne, in der überwältigenden Macht ſeiner irdiſchen Gaben und Genüſſe. Ein Land, da ohne Aufhören Frühling und Sommer und früchtereifender Herbſt beiſammen wohnen, deſſen Volk, wie ſein von ihm vergötterter Strom durch alle Zonen der Erde luſtwandelnd, aus der Gluth des tropiſchen Sommers ſich hinauf zu flüchten vermag in die beſtändige Kühle des Frühlings, ja in den Mutterſchooß des Winters, aus deſſen Gletſchereis der Ganges entſpringt, und dann wieder hinabzutauchen in die Kräfte des Sommers.

Und was iſt das Engthal von Kaſchmir im Vergleiche mit Indien? Ein Vorhof nur von dem reichen Wunderlande des Südens; ein Vorhof, ſo umſchloſſen von hohen Mauern, wie eine Feſte, darin ein König, fern von dem Throne ſeiner Herrlichkeit, gefangen ſitzt. Der Fremdling, welcher die Mauer der Hochgebirge, von Indien herkommend, überſteigt, ſieht, noch ehe er den hohen Pir-Penjah-Paß erklommen hat, Indiens Naturfülle und Sinnenreize allmälig, bis auf ihre letzte Spur verſchwinden. Die Gerippe von Laſtthieren und die gebleichten Menſchenſchädel, welche hin und wieder auf den abgeſtürzten Trümmern der Bergfälle liegen, auf denen der Weg ſich hinanzieht, bezeugen die noch fortwährende Todesgefahr, welche der plötzliche Einbruch der Schneeſtürme dem kühnen Wanderer bringen kann. Die Sage kennt noch jetzt an der vormaligen Straße, die Akbar (der Große) erbaute, jene Stelle, an welcher zu Bernier's Zeiten ein Theil des weiblichen Gefolges, das den Zug des Kaiſers begleitete, mit ſeinen Laſtthieren hinabbrach in den Abgrund. Allerdings ſelbſt hier, wo die Lebenskräfte der äußeren Natur tief in den Schlaf des Winters verſunken ſind, wacht noch die Lebenskraft des Geiſtes, die in der inneren Natur des Menſchen wohnt. Ein Reiſender unſerer Zeit, dem die Augen und das Gemüth für die Werke der Natur und die Thaten des Geiſtes geöffnet ſind*), fand auf jenen winterlich kalten Höhen einen faſt nackten indiſchen Fackhir, der, ſeinem Gelübde treu, das Anerbieten eines Obdaches im Zelte, ſowie das einer wollenen Decke zum Schutze gegen die Kälte der einbrechenden Nacht von ſich wies. Es war, als ob in dieſem Menſchen die Wärme ſeines vaterländiſchen tropiſchen Himmels einen Herd gefunden hätte, dem der kalte Hauch des Winterfroſtes ſich nicht zu nahen vermochte, denn mit einer lauten, wahrhaft ſchönen Stimme ſang er während der Stille der Nacht ſeine Loblieder zu Gottes Ehre, und erſt bei Sonnenaufgang, zur Zeit der ſtilleren Gebete, verſtummte er. In der That, dieſes iſt ein ernſter Kampf des Menſchengeiſtes mit dem Dunkel der Nacht, das ihn umgibt; ein ſolcher Ernſt, mitten in ſeinen Irren, ſcheint es werth, daß ihm die Sonne aufgehe.

---

*) Freiherr C. v. Hügel nach ſeinen Briefen über Kaſchmir.

Müſſen wir uns aber etwa von dem Sinn eines Fackhirs, eines Abgeſchiedenen aus dem Getümmel der Welt, in das Hochthal von Kaſchmir begleiten laſſen, um hier das Paradies zu finden, das der Traum der Hindus und ihrer Brahminen dahin verſetzt? Faſt könnte dies dem beſuchenden Fremdling, der die Trunkenheit der Sinne auf Ceylon wie in Indien auf längere Zeit gekoſtet hat, ſo erſcheinen, wenn er von der Höhe der ſüdlichen Gebirgsmauer herab dem Thale ſich nahet.

Zwar das Alpengebirge von Tübet mit ſeinen Tauſenden von Schneekuppen erhebt ſich, ſeinem Blicke gegenüber in unvergleichbarer Majeſtät, und von ſeinen Abhängen ſtrömen und ſtürzen die friſchen Waſſer der Bäche und Flüſſe in das grünende Land; dieſes aber, mit all' ſeinen Naturgaben, erſcheint nur wie ein Garten, deſſen Boden der Menſch im Schweiß ſeines Angeſichtes anbauet, und mit ſeinen Gemüſen und Obſtbäumen bepflanzt, nicht ſo wie Indien, als das irdiſche Abbild eines Paradieſes, von deſſen Früchten der Bewohner faſt ohne Mühe und ſchwere Arbeit ſich ernährt. Denn mit Recht erweiſt noch jetzt das Volk des Landes jenem Meiſter der Weberzunft, der vor mehreren hundert Jahren zum Segen Vieler hieher kam, ſeine dankbare Verehrung, wenn es das Grabmal des fleißigen Mannes alljährlich mit Blumen umkränzt; noch jetzt iſt es die Kunſt des Webens, welche Tauſenden der Bewohner des Landes das tägliche Brod gibt. Da kann man ſehen und lernen, was die Ausdauer und Geduld der Arbeit ſei, wenn je drei Weber an einem Stuhle ſitzend in taktmäßiger Bewegung der Hände und zugleich des Kopfes ihre Fäden, mit unglaublicher Geſchwindigkeit durch das Gewebe eines künftigen Shawles ſchießen, zu deſſen Vollendung ſie die Zeit eines halben, ja vielleicht eines ganzen

Jahres bedürfen, während das Taglohn der Mühe kaum den Geldwerth von 6 kr. erreicht. Und nicht nur die Weber allein, ſondern auch die anderen Bewohner des Landes müſſen es erfahren, daß ſie hier in ihrem Kaſchmirthale noch nicht im Paradieſe, ſondern auf einem Arbeitsfelde ſind, auf welchem der Menſch nur das erntet, was er ſäet. Muß doch ein anſehnlicher Theil der Bewohner ſein tägliches Brod nicht nur auf dem feſten Boden ſeiner Felder und Gemüſegärten, ſondern tief, im Schlamme ſeiner nachbarlichen Seen, ſuchen, daraus er die nahrhaften Knollen der zweiſtachlichen Waſſernuß mühſam herausgräbt, deren mehlreicher Inhalt das ganze Jahr hindurch ſein faſt einziges Nahrungsmittel iſt. Und ein anderer Theil der Kaſchmirener lebt von dem Ertrage, nicht ſeiner Felder und Gärten, ſondern jener mit Erde gefüllten geflochtenen Körbe, in denen er ſeine Melonen und andere der Wäſſerung bedürftige Früchte zieht. Wenn aber auch die Gärten, in der Fülle ihrer duftenden Roſen und ihrer Granatäpfel, Pfirſichen, Birnen und Trauben, ſowie neben ihnen die Wieſen voll üppiges Grün, die Felder voller Saaten, das Auge des Fremdlings, der im Sommer hieher kommt, entzücken, ſo muß er dennoch, bei längerem Verweilen es erfahren, daß all' dieſe Herrlichkeit und Pracht nur für einige Zeit dem Lande verliehen iſt, dann aber auf lange Zeit wieder dahin ſchwindet. Denn Kaſchmir hat ſeinen Winter, während deſſen Monate lang die Seen mit Eis, der Boden des Thales mit allen Wieſen, Gärten und Feldern von Schnee bedeckt ſind; die Bäume ſtehen dann entlaubt da, der Geſang der Vögel im Roſengebüſch iſt verſtummt.

Was mag es nun ſein, das dem Sprüchwort der Hindus, welches Kaſchmir ein Paradies der Erde nennt, dennoch, ſelbſt in unſeren Augen eine Wahrheit gibt? Wir finden dieſes leicht, wenn wir nicht das hier wohnende Volk, welches unter dem unmenſchlichen Drucke und der Habgier ſeiner Herrſcher dahinſtirbt, ſondern die Natur ſeines Landes betrachten, welche in ihren Hauptzügen eine auf Erden faſt einzig daſtehende Erſcheinung iſt. — Hier in dieſem Thale der Thäler findet ſich ein Friedensreich der Elemente, ein Wohnſitz der Ruhe und der Stille, zu welchem die Schreckniſſe der Natur mit ihren plötzlichen Einbrüchen keinen Zugang gewinnen.

Kaſchmir iſt ein vormaliger Seekeſſel, der in der Höhe der Alpen *) von dem Gewäſſer des Dſchilun und ſeiner Nebenflüſſe gefüllt war, bis er zur Zeit jener großen Fluth, welche der Oberfläche der Feſtländer ihre jetzigen Umriſſe gab, ſeinen Durchbruch und Ausgang zwiſchen dem Baramulla und Pir Panjahlgebirge fand, hinab nach dem Stromgebiet des Indus, in welches der Dſchilun ſich ergießt **). Noch jetzt deutet auf den früheren Beſtand als See: See des Kaſchah, eines mythiſchen Anſiedlers der Urzeit, ſein Name hin. Wie die ſtrömenden Waſſer, wenn ſie von allen Seiten her, aus den hohen, ſchneebedeckten Gebirgswänden herabſinken, in dem vormaligen Seekeſſel hier zum erſten Male ein ebenes Bette erreichen, auf dem ihr ſtiller Zug mit kaum merklichem Falle, langſam dahin geht, während ihr Verlauf von dem Quell an bis hieher ein beſtändiger Sturz über die Felſen war; ſo findet auch der Wanderer, der über die Alpenmauern dorthin kam, zum erſten Male, ſeit langen Mühen einen Ruhepunkt, ein

---

*) Seine Ebene liegt faſt 6000 Fuß hoch über dem Meere.

**) Nach Buckland's wohlbegründeter Anſicht von dem Entſtehen der Entblößungsthäler.

Stilleſtehen für ſeinen Fuß, der durch das wechſelnde ſteile Hinan- und Hinabſteigen auf die Bergreihen, über die ihn ſein Weg führte, zum Tode ermüdet war. Und welcher Unkundige des Landes hätte da noch einen ſolchen Garten der Natur, einen ſolchen Ruheort erwartet, in einer wilden Einöde der Schneegebirge, darin weder für das Auge noch für den Fuß ein Ausruhen zu hoffen ſchien? Denn wenn er noch kurz vorher auf ſeiner Reiſe jenſeits Thanna, von der Höhe aus die Züge der Gebirge überblickte, da ſah er dieſe nirgend in einem rundlichen Gipfel, ſondern nur in ſcharfe Schneiden auslaufen, darauf die beſtändigen Stürme weder Baum noch Geſträuch aufkommen ließen, und wo der Weg des mühſeligen Aufſteigens alsbald zum eben ſo ſteilen Hinabſteigen nach der anderen Seite ſich abſenkt.

Aber nicht nur die ermüdeten Glieder, auch die Sinne des Wanderers finden im Kaſchmirthale einen Ort des lieblichen Ausruhens, welcher, je unerwarteter, deſto wohlthuender iſt. Auf ſeinem ganzen Wege über das Gebirge hieher war vielleicht der Sturm ſein beſtändiger Reiſegefährte, und er mußte es für ein ſeltenes Glück halten, wenn mit dem Bliz und Donner der Gewitter keine reiſſende Fluth die engen Thäler überſtrömte, oder wenn kein Orkan die Höhen mit den Schneegewölken überzog und mitten am Tage die Ausſicht wie den Fortgang der Reiſe hemmte; ein Orkan, welcher, wenn er die Reiſenden und ihre Thiere auf der obdachloſen Höhe ergreift, ſie hinabſchleudert in den Abgrund oder in ſeine Schneewogen ſie begräbt.

Wie nimmt doch ſo auf einmal all' dieſer Kampf der Elemente ein Ende, und es wird die Natur ſo paradieſiſch ſtill und friedlich, wenn nun der Fuß ſeinen ebenen Weg, zwiſchen den Alleen der hohen Platanen am Dſchilun wandelt. Hier in dieſem von Hochgebirgen umgürteten Thale könnte, ſelbſt mit der einheimiſchen Weberzunft wetteifernd, ein Heer der zarteſten Spinnen ungeſtört ſeine Fäden von dem Gipfel der einen Platane zu dem der anderen hinüberziehen. Faſt ſo ſtill, als wäre die ganze Pflanzenwelt ein großes Gemälde, ſtehen die Aeſte und Zweige da und nur leiſe, wie vom Hauche eines Schlafenden, bewegen ſich die Blätter. Denn der Weg der Wetter und der Stürme geht hoch über dem Boden des Landes von dem Scheitel der einen Gebirgswand nach dem anderen hinüber und den Bewohner des Thales läßt es nur die Bewegung der Wolken in der weit abgelegenen Höhe errathen, daß dort ein Wind aus Nord oder Oſt, Süd oder Weſt wehet, während die Luft in der Tiefe ſo unbewegt iſt, daß die Schiffe auf dem Dſchilun, die Fahrzeuge auf den Seen ohne Hülfe der Segel nur durch die rudernde Menſchenhand bewegt, über den Waſſerſpiegel dahingleiten. Nur ſelten wirft eine vorüberziehende Wolke auf das Thal und ſeine Seen ihren Schatten, noch ſeltener ſind hier die Gewitter und man erinnert ſich nicht, daß jemals der Blitz ein Haus oder einen Baum, ein Thier oder einen Menſchen unten auf der bewohnten Fläche traf. Nur das Licht der Sonne ſtrahlt in feſt abgemeſſenem Verlaufe vom Winter bis zum Sommer höher ſteigend, vom Sommer bis zum Winter wieder ſinkend, auf das Thal und ſein ſommerliches Grün oder ſeinen Schnee herunter; die Wärme des Frühlinges wird in ihrer allmäligen Steigerung zur Wärme des Sommers durch keinen rauhen Nord- oder Oſtwind gehemmt, kein Spätfroſt zerſtört oder beſchädigt die Blüthen der Bäume, kein anhaltendes Regenwetter hält die jungen Schwärme der Bienen in ihrem Mutterſtocke zurück oder verſpätet und verkümmert das Reifen der Früchte. Ganz in derſelben Woche eines Frühlingsmonates, in welcher der Urahn die Ausſaat der Felder und Gärten beſtellte, die Roſen zur Bereitung des köſtlichen, kaſchmireniſchen Roſenwaſſers brach, die reifen Aprikoſen und Pfirſichen, Birnen und Aepfel, Granaten und Trauben für ſeinen Haushalt ſammelte, oder den Mais, den Reis und den Waizen erntete, thut dieſes auch der jetzt lebende Nachkomme regelmäßig. Aber auch an ſeine feſtſtehende Zeiten gebunden, wie der des Sommerhalbjahres, iſt der Verlauf des Winters; gegen die Mitte des Novembers beginnen die Nachtfröſte, am 11. December fällt der Schnee, welcher dann, weil kein Südwind ihn ſchmilzt, kein Nordwind ihn erneut, unverändert liegen bleibt bis in den März.

Wie feucht war unten in dem Tieflande der indiſchen Küſtengegend die drückend heiße Luft und wie iſt ſie auch bei uns ſo oft mit Dünſten erfüllt, welche dem Gefühle ſich verrathen und als Hochnebel den Himmel auf lange Zeit trüben; und wie ganz anders iſt dieſes in Kaſchmir. Die Luft iſt hier faſt immer ſo trocken und ſo rein, wie das Auge eines alten, muthigen Helden, das für den Schmerz keine Thräne hat. Die tropiſchen Regen erreichen das Thal nicht; im März allein, wenn die Wärme des Frühlinges den Schnee zum Thau erhebt, befeuchtet dieſer als niederträufelnder Regen das Erdreich und nur ſelten ſchüttet im Sommer ein Gewölk, das von einem Gebirgsrande zum anderen zieht, einen Theil ſeiner wäſſerigen Laſt als ſchnell vorübergehenden Schauer herunter. Das Waſſer, deſſen es zu ſeiner Nahrung bedarf, zieht das Gewächsreich aus dem Boden, deſſen Quellen und Flüſſe nie verſiegen; vergeblich ſucht man in den Gärten und Wäldern nach einem faulenden Baum, oder nach den Schwämmen und anderen Ausgeburten der feuchteren Luft. Selbſt jener nebelige

Dampf, der im Herbſt von den dürren Kräutern, welche der Hirt verbrannte und vom Staube des Bodens gebildet, die niedere Fläche des Thales überzieht, iſt nur ein Zeichen der unbeweglichen Ruhe und der Trockenheit der Luft; ſchon in der Höhe eines Thurmes ſieht man das klare Blau des Himmels mit dem Lichte ſeiner Sterne und der Sonne.

Und zu einer ſolchen Höhe, welche auch im Herbſt weit über den trübenden Dampf des Thales hinaufragt, erhebt ſich der Einheimiſche wie der Fremde leicht und gern auf den nahe bei der Stadt gelegenen Berg, welcher den Namen Thron des Salomo (Tacht-i-Soliman) führt. Hat doch eine ſolche Luſt der Augen, als hier gefunden wird, niemals, auf ſeinem Throne ſitzend, der weiſeſte der Könige genoſſen, denn welche Schönheit der Erde kann der majeſtätiſch hohen gleichen, zu deren Betrachtung hier der Blick des Menſchen und ſein denkender Geiſt erhoben wird. Das ſind die Gedanken einer ſchaffenden Allmacht und harmoniſch ordnenden Weisheit, welche auch der kühnſte Flug der nachbildenden Seele durch eigene Kraft nicht zu finden und zu erdichten vermag, wenn ſie nicht durch die Sinne den allgewaltigen Eindruck des Urbildes empfing. Weit hinſchattend und hoch erhebt ſich zwar die alte Platane dort bei den Reſten von Akbars, des großen Kaiſers Luſtſitz, höher aber noch als die Cedern des Libanon über die Platane erhebt ſich dort am Abhang des Gebirgsrandes die Ceder des Himalayahgebirges: der Deodarbaum, an deſſen Waldungen ſelbſt im Winter das Grün des Sommers nicht verbleicht. Hoch und hehr iſt zwar die Landſchaft unſerer heimathlichen Alpen; was iſt aber ihr ſchmaler Höhendamm gegen den unüberſehlich mächtigen Aufbau der Bergmaſſen, die ſich von Norden nach Oſt und Südoſt, nach Weſt und Südweſt ausbreiten, wie ein Meer, das der Odem des Allmächtigen zu Wogen aufregte, die zur doppelten Höhe unſerer heimathlichen Alpen hinanſteigen und deren Scheitel für immer unter der Decke des Winters ruhen.

Wie der Fuß unten, auf dem ebenen Boden des Thales, ſo hat das Auge an dieſen Hoheiten der irdiſchen Natur ein Ausruhen gefunden, zu welchem es beſtändig gern wieder zurückkehrt. Sind dies nicht die Starken, welche das Thal auch im Sommer vor der ſengenden Hitze, im Winter vor der Heftigkeit des Froſtes behüten, und dem Lande ſeine Milde und Stille, ſeinen beſtändigen Zufluß der lebendigen Waſſer erhalten? Wenn der Fremdling ſelbſt an einem der Tage des Winters, deren Sonnenſchein faſt nie getrübt wird, oder wenn er in der wärmeren Zeit des Sommers auf den Hochgebirgen von Tübet oder des Hindukuſch ein vorüberziehendes oder ein länger verweilendes Gewölk ſieht, dann weiß er wohl, denn er hat es auf ſeinem Wege nach Kaſchmir erfahren, welcher furchtbare Kampf der Elemente dort gekämpft wird. Das ſind die Orkane, welche die Schneeſtürme mit ſich führen, oder welche mit Blitz und Donner über das Hochland hinfahren, mit einer Gewalt, welche nicht nur die Carawanen mit dem Zuge ihrer Laſtthiere und Menſchen fortreißt, ſondern faſt wie ein Erdbeben die Felſenpfeiler erſchüttert. Schon der Anblick aus der Ferne weckt die Erinnerung an die Gefahren und Todesſchrecken, welche der Wanderer vorhin beſtand. — Aber wohl ihm, der Weg der Kämpfe und der Mühen iſt vollendet, hier in dieſem Lande eines Friedens der Natur fühlt er ſich ſo abgeſchieden von dem Gedräng der überſtandenen Furcht und Sorgen, wie der Schiffer, der ſich und ſein Gut in einem ſicheten Hafen geborgen ſteht, während draußen auf dem Meere die Stürme toben.

Der Ruheplatz, dort am Gemäuer des alten Tempels, auf dem Salomos-Thron, weckt aber nicht nur den Gedanken an den ſtillen, ſicheren Hafen, dahin der Schiffer aus dem bewegten Meere ſich gerettet hat, ſondern, wie vielleicht ſchon der Name des Berges es that, darauf er ſteht, Gedanken an einen Friedhof des inneren Lebens, auf welchem der Geiſt des Menſchen noch hier auf Erden ein Ausruhen findet, ehe man ſeinen Leib zum Friedhofe der Gräber trägt.

Allerdings hat das Greiſenalter der Tage viele, von denen der Pilger und Fremdling der Erde, wie der Einwanderer aus Indien, wenn ihm in Kaſchmir der Winter begegnet, ſagen möchte: ſie gefallen mir nicht. Denn vielleicht war ſeine Jugend an Kräften und Genüſſen der Naturgaben ſo reich, ſo lebendig bewegt, daß ſie im Vergleich mit dem Greiſenalter wie Indiens Naturfülle gegen das hohe, winterlich ſtille Gebirgsthal erſcheint. Wohin ſind dann die Gebüſche mit der Farbenpracht der blühenden Hibiscus und dem Dufte der Plumieren, wohin die Wälder der Palmen und der gewürzreichen Bäume mit ihren Blüthen und Früchten, mit dem munteren Volke der Papageyen und des andern buntfarbigen Geflügels, mit dem muthwilligen Spiele der Affen? Wenn auf dem Scheitel des Greiſes der Mandelbaum blüht, wenn die Glieder des Leibes — die Hüter des Hauſes — zittern und ſich krümmen die Starken, wenn jetzt, wie in einem von hohen Gebirgswänden umſchloſſenen Thale, die Thüren nach den Gaſſen der Welt geſchloſſen werden und die Luſt, die auf dieſen Gaſſen ihre Heimath hatte, vergeht, dann allerdings lautet dem ſchon früher erwachten Ohre der Geſang des einſamen Vogels auf dem Dache wie der Spruch des Predigers, welcher König war zu Jeruſalem; wie der Spruch: es iſt Alles ganz eitel, ja eitel und vergänglich iſt alle Luſt des Menſchenlebens mit ſeiner Laſt und Mühe.

Aber dennoch iſt das Greiſenalter, mitten in der herbſtlichen oder winterlichen Abgeſtorbenheit ſeiner äußeren Natur ein Friedhof, auf welchem das Sehnen des Menſchenherzens, wenn es zur inneren Stille gelangt, gerne ausruht und noch einmal ſeine Kräfte ſammelt, ehe denn der Staub wieder zu der Erde kommt, wie er geweſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Denn wie in Kaſchmirs Hochthale die kämpfenden Elemente der Höhen wie der Tiefen den Frieden auf immer geſchloſſen haben, wie die Gluth der dünſtereichen Tiefe, welche dort unten in der heißen Ebene öfters die athmende Bruſt beengte und das Herz fieberhaft bewegte, hier oben zwiſchen den Schneebergen ihre Macht verloren hat und die Mühen des Heranſteigens mit all' ihren Gefahren und Aengſten beendigt ſind, ſo iſt auch im der Bruſt des Greiſes die Gluth erloſchen, die ihm öfters ſeine Ruhe nahm; die Stimme des Treibens von einer Eitelkeit, von einer vergeblichen Mühe und Luſt der unerſättlichen Sinne zur andern iſt verſtummt; der Himmel über ihm, vorhin ſo oft von ſchwülen Dämpfen getrübt, iſt heiter und klar geworden. Und wenn auch die Lichter der äußeren Sinne, welche „durch die Fenſter ſchauen, finſter werden,“ ſo reicht doch der innere Blick deſto ungehemmter und weiter von dem hochgelegenen Friedhof des Alters hinunter auf das ebene Land, in welchem unter den duftenden Blüthen, bei dem Tanze der bunten Vögel und Affen die Kindheit ihr Spiel trieb, und auf den Abhang der Gebirge, über deren leichter anſteigenden Fuß der Jüngling, über deren ſteile Felſenpäſſe der Mann ſeinen Weg der Gefahren nahm.

Ja ſelbſt dann, wenn am Abend die winterliche Sonne ſchon hinter das Gebirge ſank und der Nachtfroſt von allen Seiten in die alte Hütte dringt, flammt im Inneren noch ein Herd, an welchem ſich der Geiſt, gleich jenem Fackir bei Allahabad (nach S. 5) zu Lobgeſängen erhebt, welche erſt verſtummen, wenn ihm der Morgen in dem ewigen Oſten anbricht.

2. Ein Stillſtehen vor dem Anfang.

Das Sprüchwort: aller Anfang iſt ſchwer, hat wohl auch der Jüngling wie der kräftige Mann öfters gehört und im Munde geführt; in ſeiner vollen Bedeutung aber erfährt es erſt der Greis. Dieſer will auf einen Berg führen und den begleitenden Freunden eine Ausſicht zeigen; aber die Kraft zum Erſteigen des Berges iſt gering und das Licht der Augen iſt ſo ſchwach geworden, daß es nur noch den Schnee der Alpen, weil er ſo weiß iſt und die Eiche, weil ſie ſo groß und hoch iſt, deutlich erkennt, die Steine aber am Wege und das Gebüſch, ſo wie die Heerde der munteren Ziegen, die im Schatten weiden, kaum noch ſieht. Und die Ausſicht, auf welche er hindeuten kann, iſt ſie der Mühe des Steigens werth? Viele werden ſagen, ſie ſei dieſes nicht, und in einer gewiſſen Hinſicht haben ſie Recht dazu, in anderer aber nicht.

Das, was der alte Führer den Freunden, die mit ihm gehen, zeigen kann und will, gleicht der Fernſicht auf einen Weg, welcher unter vielfachen Krümmungen über Thal und Hügel, zuweilen auch durch Sumpf und Sand, ſo wie durch dunklen Wald zu einem höher gelegenen Wohnorte hinführt, bei deſſen Mauern er endet. Zwar die Abendſonne beſcheint das alte Gemäuer, doch wird der Fremdling im Lande es kaum unterſcheiden, ob das der Bau einer Kirche, oder ein vormaliger Wachtpoſten an der Gränze des Landes, oder ein Zufluchtsort der Hirten gegen Sturm und Regen ſei. Auch die Landſchaft, durch die der Weg hinführt, und in welcher er endigt, hat für ein fremdes Auge nur wenig Reiz; ſie war ſelbſt im Frühling und Sommer weder von großartigem Umriß, noch reich an ſeltenen Blüthen und Früchten, ſie kann jetzt noch weniger Reiz haben, wo der Reif die abgemäheten Wieſen und Fluren deckt, und das bald abfallende Laub ſein Grün verloren hat.

Und dennoch hat das eigene Auge des Wanderers auf jenem Wege und in ſeiner Nähe Vieles geſehen und erfahren, was ein anderes Auge aus der Ferne nicht bemerkt; die Hütten, an denen er vorüberkam und darin er ein Obdach fand, mögen wohl unbedeutend erſcheinen und klein, was ihm jedoch unter ihrem Dache geſchehen und geworden, das war für ihn nicht unbedeutend und klein, denn es iſt das, was den Erinnerungen an den zurückgelegten Weg ihre bleibende Kraft, ihre Lieblichkeit und ihren Ernſt gibt.

Dieſe Erinnerungen denn an ſein vergangenes Leben will ein Greis hier niederſchreiben. Aber was war dieſes für ein Leben? Seine Ereigniſſe, in ſo weit ſie einer Mittheilung werth ſcheinen mögen, ſind mehr innerliche als äußerliche geweſen; es war das Leben eines Menſchen, das wie ein Traum begann, und mitten im Wachen wie ein Traum ſich fortſetzte; in welchem keine beſondere That, keine ſeltenen Schickſale, keine auffallenden Wechſel der Leiden und Freuden vorkommen, — eines Menſchen, der zwar ſeine Luſt und Freude von Jugend auf an der Betrachtung der großen, ſichtbaren Werke ſeines Gottes fand, dem es jedoch bei dem Leſen in dem Buche dieſer ſichtbaren Werke meiſt ſo erging, wie dem Leſer eines Buches von Menſchenhand geſchrieben, deſſen Inhalt in ihm Gefühle weckt und Gedanken, welche den aufmerkenden Sinn von dem Aeußeren, das er vor Augen hat, hinweglenken auf ein inneres Bewegen, das ſein ganzes Gemüth und Wiſſen dahin nimmt. Es war dieſer innere Zug, der ihn aus den Irrwegen einer materialiſtiſchen Verſunkenheit zu einem anderen Buche als das der ſichtbaren Werke, zu dem Buche der Offenbarung hinführte, deſſen Inhalt nicht mit vergänglichen Buchſtaben, ſondern mit Kräften der Ewigkeit geſchrieben iſt. Da fiel ihm ein Licht auf das Dunkel, in welchem ſein ſinnliches Erkennen und Verſtehen befangen war, er fand in der Welt des Geſchaffenen ſeinen Schöpfer, er erkannte in dem ſichtbar Offenkundigen das Walten des verborgenen Rathes ſeines Gottes und Herrn zum Leben der Seelen. Denn auch über das, was die Seele iſt und werden ſoll, was ihre Gegenwart und ewige Zukunft, was der Traum des Lebens und ſeine ſymboliſche Bedeutung ſei? war ihm eine Gewißheit gekommen, in welcher er Ruhe fand und Troſt.

Wenn nun der alte Schreiber dieſer Blätter hier auch die innere Führung ſeines Lebens, zugleich mit der äußeren, weil dieſe zum Verſtändniß von jener gehört, in treuer Aufrichtigkeit aufzeichnet, wenn er Beobachtungen mittheilt, die er mehr nur an ſich ſelber als an der Welt gemacht hat, die ihn umgab, und in deren Genuß und Mühen er lebte, ſo möge man dieſes wenigſtens jener Beachtung nicht unwerth halten, mit welcher man aufrichtige Selbſtbeobachtungen auch eines Kranken, eines Gefangenen im Kerker, ja ſelbſt eines zur beſſeren Erkenntniß gelangten Verbrechers aufnimmt.

3. Der letzte Brief eines Veterans im Felde des menſchlichen Wiſſens und ſeiner Ehren.

Der Greis, aus deſſen Nachlaß der Brief, den wir hier mittheilen, zu uns kam, iſt der Vielen bekannte und ehrenwerthe Major K. G. von Knebel. Auch ich habe dieſen Mann gekannt und lieb gewonnen. Er war es, der damals ſchon tief in den achtziger Jahren ſtehende Greis, der mir, als ich den letzten Abſchied auf Erden von ihm nahm, eine Lehre, eingekleidet in die Form eines orientaliſchen Mährchens, mit auf den Weg gab, die ich ſchon bei anderer Gelegenheit (in meinen Erzählungen Bd. III) öffentlich mitgetheilt habe. Ich war im Begriffe, dem äußeren und inneren Rufe an einen edlen Fürſtenhof, zum Geſchäft eines Lehrers der Kinder zu folgen, die den Tod einer treuen, an Geiſt und Gemüth hochbegabten Mutter betrauerten. „Zum Abſchied“, ſo ſprach mein alter in der Welt viel erfahrener Freund, „gebe ich Ihnen noch eine kleine Geſchichte mit. Es war einmal ein Derwiſch, der bei ſeinem Herrn, dem Schach von Perſien, in gar große Gunſt und Gnade kam. Eines Tages, da die Stimmung des Schachs gegen den Günſtling eine ganz beſonders überfließend günſtige war, ſagte er: jetzt, mein Derwiſch, darfſt du dir eine Gnade von mir ausbitten; ſie ſei groß oder klein, ich will ſie dir gewähren. Da fiel der Derwiſch vor dem wohlgewogenen Herrn nieder auf ſeine Kniee und ſprach: Erhabener Herrſcher der Gläubigen, darf ich mir denn eine Gnade von dir ausbitten, ſo ſoll es die ſein, daß du mich niemals zum Vertrauten eines deiner Geheimniſſe macheſt. Denn es könnte ja leicht geſchehen, daß auch ein Anderer als ich von dem Geheimniß Kunde bekäme und es ausplauderte, dann käme vielleicht der Verdacht auf mich, oder ich könnte in einer ſchwachen Stunde meiner Taube etwas von deinem Geheimniß ſagen und die Taube ließe ein Wörtlein davon gegen die Sperlinge fallen und dieſe ſchwatzten es auf den Dächern aus. So hat der Derwiſch, und ich meine, es war weislich von ihm gethan." —

Wie mir der gute Alte damals zum Anfang eines neuen Schrittes auf dem Wege meines Lebens dieſe lehrreiche Geſchichte gab, ſo laſſe ich hier einen Brief, den er als neunzigjähriger Greis (am Ende des Jahres 1833) ſchrieb, dem Anfang der Beſchreibung meiner inneren und äußeren Lebensführungen vorausgehen, weil ſie auch in dieſen die Wahrheit kundthun wird, welche Knebel nach ſeiner Weiſe in Worten ausſpricht: Daß ſich im Leben der Menſchen ein vom Anfang bis zum Ende durchgeführter Plan erkennen laſſe, der nicht von uns vorausbedacht und von unſerem Willen angelegt iſt, ſondern in einem höheren Rathe beſchloſſen, durch einen höheren Willen als der menſchliche iſt, entworfen iſt. Der Brief, an einen alten Freund gerichtet, iſt, wenn auch nicht der letzte geweſen, den der gern ſich mittheilende Greis ſchrieb, doch der letzte, zugleich aber auch anerkanntermaßen von allen der beſte, den die Herausgeber der Knebel'ſchen Briefſammlung zu ihrer öffentlichen Mittheilung vorfanden *). Er lautet ſo:

„Man wird bei genauer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meiſten Menſchen ſich ein gewiſſer Plan findet, der, durch eigene Natur, oder durch die Umſtände,

---

*) M. v. K. L. von Knebel's litterariſchen Nachlaß und Briefwechſel. Herausgegeben von Varnhagen von Enſe. Dritter Band.

die ſie führen, ihnen gleichſam vorgezeichnet iſt. Die Zuſtände ihres Lebens mögen noch ſo abwechſelnd und veränderlich ſein, es zeigt ſich doch am Ende ein Ganzes, das unter ſich eine gewiſſe Uebereinſtimmung bemerken läßt."

„Ich habe dieſes, bei meinem hohen Alter, unter den mancherlei Umſtänden, die mein Leben leiteten, ſonderlich bemerkt. Es iſt nicht meine Abſicht, und würde ſich auch nicht ſonderlich belohnen, ſolche einzeln hier anzuführen; aber wenn ich zuſammenrechne, was mein und der Meinigen Loos im Leben alſo gewürfelt hat, ſo finde ich in dem Facit meiſt vollkommene Uebereinſtimmung."

„Die Hand eines beſtimmten Schickſals, ſo verborgen ſie auch wirken mag, zeigt ſich auch genau, ſie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt ſein; ja widerſprechende Gründe bewegen ſich oftmals in ihrer Richtung."

„So verwirrt auch der Lauf iſt, ſo zeigt ſich doch immer Grund und Richtung durch."

4. Der verborgene Anfang.

Das Erſcheinende iſt überall aus einem Nichterſcheinenden, der ſichtbare Verlauf des Lebens aus einem unſichtbaren Anfang hervorgegangen, und wie der Anfang unſeres Seins aus dem Dunkel hervorgeht, ſo verläuft ſich auch ſein Ende wieder in dem Dunkel einer Welt des ſinnlich Nichterſcheinenden.

Ein berühmter Engländer hat geſagt, daß die Erziehung des Menſchen für die Thaten und die Beſtimmung ſeines Lebens ſchon ſieben (man kann ſagen neun) Monate vor ſeiner Geburt beginne. Die Seele der Mutter, mit all' den Anregungen und Bewegungen ihres Geiſtes und Gemüthes, mit ihren Neigungen und Abneigungen, ja mit den lebhaften, oft wiederkehrenden Wahrnehmungen ihrer äußeren Sinne, übt ſchon vor der Geburt das Geſchäft einer Erzieherin an der Seele des Kindes, ſo wie ſelbſt mit Hülfe der Einbildungskraft und des Mitgefühles auf die Geſtaltung oder Entſtellung des Leibes ihrer ungebornen Frucht*).

Allerdings bleibt für den geheimnißvollen Anfang des Menſchenlebens der Spruch wahr: Deine Hand hat mich gemacht und bereitet, und für ſein inneres, geiſtiges Wachsthum und Gedeihen gilt vor Allem nur die Bitte: unterweiſe du mich, daß ich deine Gebote lerne. Wenn aber auch der väterliche und mütterliche Einfluß auf unſer irdiſches Sein und Werden unmittelbar unter dem Walten eines göttlichen Rathſchluſſes ſteht, ſo iſt dennoch jener für die Lebensgeſchichte eines einzelnen Menſchen von ſo großer Bedeutung, daß ſie der Beſchreiber einer ſolchen Geſchichte nicht außer Acht laſſen darf, am wenigſten dann, wenn er ſich die Betrachtung der inneren, geiſtigen Entwicklung eines Menſchen zur Hauptaufgabe geſtellt hat. Nicht nur das Geſchäft der erſten Ernährung, ſondern auch des Anfanges der Erziehung ihres Kindes iſt der Mutter anvertraut; dieſe hat ihr mütterlich bildendes Werk an uns ſchon begonnen, noch ehe ſie uns gebar.

Die Liebe zur Mutter iſt das erſte Gefühl, das in der Seele des Menſchen erwacht, und zugleich das natürlichſte. Jede Mutter, dem Kinde ihrer Sorgen und Schmerzen gegenüber, hat ein Recht auf dieſe Liebe, die meinige aber ein mehr als gewöhnliches. Ich bin ſchon vor meiner

---

*) M. v. hierüber mein Buch: Geſchichte der Seele, VI. Abſchnitt, in dem Kap. von der Macht der Seele über den Leib (vierte Aufl. S. 600 u. f.).

Geburt meiner Mutter ein Kind der ſehr ſchweren Sorgen und großen Schmerzen geweſen.

Wir ſind wohl Alle, wir mögen reich oder arm ſein, Gäſte und Fremdlinge auf Erden, die nur eine Nachthütte zum Ausruhen auf kürzere oder längere Zeit, keine bleibende und ſichere Wohnſtätte haben, meine lieben Eltern aber ſind dieſes in der Zeit, darin ich ihnen geboren wurde, in ganz beſonders beſchränktem Sinne geweſen. Mein ſeliger Vater war aus dankbarer Liebe zu ſeinem kranken Schwiegervater, dem Pfarrer Gotthilf Werner, Amtsgehülfe (Subſtitut) bei dieſem geworden, hatte in jener Liebe alle Ausſichten auf eine nahe bevorſtehende Weiterbeförderung von ſeiner kleinen, armen und doch ſegensreichen Lehrerſtelle für Schule und Kirche aufgegeben, um dem alten geliebten Vater die Laſt ſeiner letzten Tage zu erleichtern. Denn dieſer Vater war ſolcher Liebe werth. Aber die Stellung des armen Subſtituten in den Pflichten gegen die Seinigen und für ſein Amt war nicht leicht. Die Pfarrerwohnung in meinem Geburtsorte war vor 74 Jahren ein altes Haus, das gar vieler Ausbeſſerungen und anderer Einrichtungen bedurft hätte, um nur für eine Familie recht bequem wohnlich zu werden. Nun aber ſollte es für zwei Familien ausreichen, denn der Subſtitut brachte ſchon eine Heerde kleiner Kinder mit ſich in das Haus herein und die Zahl derſelben nahm faſt von Jahr zu Jahr zu: die Familie ſeiner Schwiegereltern aber beſtand außer ihnen beiden ſowie dem jüngſten, unverſorgten Sohne auch noch aus mehreren anderen Perſonen. Da blieb nur ein gar kleiner Raum zur Wohnung des Amtsgehilfen übrig, und weil, wie billig, die Eltern als die eigentlichen Beſitzer des Hauſes, auch ſchon um des kränklichen Vaters willen die beſten und geſundeſten Zimmer für ſich und ihre beſuchenden Gäſte behielten, mußte ein kleines im Erdgeſchoß gelegenes Stübchen, in das niemals ein Sonnenſtrahl hereinfiel, für die Meinigen zum Wohnzimmer, dem Vater, mitten unter dem Lärmen der Kinder, zum Studierzimmer genügen; die Schlafkammer für die Großen und Kleinen war oben unter dem Dache.

Das tägliche Brod, das die Meinigen genoſſen, war zwar Gott Lob, kein Brod der Thränen, wohl aber ein recht ſpärliches Brod; denn bei einer Einnahme von kaum 200 Thalern hatte eine Familie mit 7 Kindern, auch in damaliger wohlfeilerer Zeit kein leichtes Haushalten.

Aber der Menſch lebt nicht vom Brod allein, ſondern von jedem Wort, das von dem Munde Gottes ausgehet. Und dieſes Wort aus dem Munde Gottes muß für meine Eltern und ihre Kinder ein ſehr kräftiges und geſegnetes geweſen ſein: ſie wurden von ihrem Roggenbrod und Mehlgericht in Milch und Waſſer ſatt, blieben dabei freudig und vergnügt; denn ſie hatten Gott und ſein werthes Wort zu ihrem Troſt.

Dennoch ſollte über den armen Amtsgehilfen und ſeine treue Genoſſin auch eine Zeit kommen, in welcher es ihnen ſehr ſchwer wurde, bei freudigem Muthe zu bleiben. Mein Vater war ſchon 12 Jahre als Subſtitut bei ſeinem kranken Schwiegervater geweſen *), da fing er, der ſonſt ſo kräftige Mann, auch an zu kränkeln. Sein jüngſtes Kind, ein Töchterchen, das mit ſeinen ſeltenen Gaben frühe für den Himmel reif wurde, der Liebling ſeines Herzens, die Luſt ſeiner Augen war ihm geſtorben; dies mag wohl auch ſein Heimweh nach jener Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen iſt, ſehr verſtärkt haben. Er ſprach

---

*) Im Ganzen blieb er 16 Jahre in dieſer Stellung.

jetzt oft und beſonders gern von Tod und Ewigkeit, und meiner lieben Mutter blieb es nicht verborgen, daß er für ſich ſelber mit Sterbensgedanken und mit den Sorgen umging: was ſoll aus meiner armen Wittwe und ihren Waiſen werden?

Zu der Laſt der Sorgen, welche damals auf dem liebenden Herzen meiner Mutter ruhete, ſollte noch unerwartet eine neue kommen. Sie hatte ſchon ſeit manchen Jahren nicht mehr erwartet, Mutter zu werden, denn meine älteſten Schweſtern waren ſchon erwachſene Jungfrauen und auch die jüngſte Schweſter war faſt kein Kind mehr. Da, mitten in ihren Sorgen um den Vater, fühlt ſie, daß ſie noch einmal in Hoffnung ſei. Sie weinte ihre Thränen im Verborgenen vor Gott; und in der ſtillen verſchloſſenen Kammer, wo ſie oft und gern mit Gott allein war, bereitete ſie auch die Wäſche und Bettchen für das noch ungeborene Kind ihrer Sorgen. Ihre Kinder und Hausgenoſſen, mit Ausnahme des Vaters, mochten wohl lange nicht wiſſen, was die Mutter that, wenn ſie in der Dachkammer ſich einſchloß und man ſie da, mit ſanfter Stimme ihre Lieder, namentlich das: „Es geh' mir wie Gott will“ ſingen hörte, und weshalb ſie ſo oft mit rothgeweinten Augen aus der Kammer herabkam. Später, da die Urſache nicht mehr verborgen war, ging ihr einmal meine älteſte Schweſter an die Kammer nach. Sie hört die Mutter ſingen, ſie klopft an die Thür, dieſe wird geöffnet. „Liebe Mutter, ſo fragte meine Schweſter, warum weinen Sie doch ſo viel?“ — „Meine Tochter, ſieh, der Vater iſt ſchon alt und oft ſo kränklich, und ich bin alt, wer wird das arme Kind erziehen?“

So habe ich ſchon vor meiner Geburt meiner lieben, treuen Mutter viele und ſchwere Sorgen gemacht, ich habe ihr dieſe nicht mehr in ihrem Leben, durch Freuden, die ich ihr gewährte, vergelten können, aber Gott hat ihre Thränen geſehen und ihre Gebete gehört; ſie wird in Freuden ernten, was ſie in den Tagen ihres Fleiſches unter Schmerz und Sorgen, in des Glaubens Kraft geſäet hat.

5. Das Geſchenk des Lebens und ſeine Erhaltung.

Der 26. April des Jahres 1780 iſt für die Bewohner des Pfarrhauſes zu Hohenſtein im ſächſiſchen Erzgebirge ein ſehr ſchwerer Tag geweſen. Selbſt draußen im Freien war derſelbe für Menſchen und für Thiere kein Tag des Frühlinges, ſondern ein Tag der Schreckniſſe der Natur, denn es tobte, namentlich in den Nachmittagsſtunden, ein ſo furchtbarer Sturm, daß er, wie man mir ſpäter oft erzählt hat, Ziegeln und Schindeln von den Dächern warf, an unſerem Kirchthurm oben in der Höhe eine ſchwere Thüre mit ihren Angeln abriß und eine Strecke weit in den Grasgarten hinausführte, Aeſte zerbrach und Bäume entwurzelte. Drinnen im Pfarrhaus bemerkte man wohl nur wenig von dem Sturme, denn meine liebe Mutter lag im ſchweren Weh darnieder; das Kind unter ihrem Herzen war gekommen an die Geburt, und war keine Kraft da, zu gebären. Während die Mutter mit der Angſt und der Gefahr des Todes rang, rang der Vater im Gebet mit ſeinem Gott um Erbarmen; der alte Schwiegervater that dasſelbe, und die Schwiegermutter war bei ihrer Tochter, am Bette der Schmerzen. Meine Geſchwiſter hatten ſich in einem Winkel des Wohnzimmers zuſammengedrängt und weinten. Denn der Vater war zu ihnen heruntergekommen und hatte geſagt: ihr Kinder, kniet euch nieder und betet um eure Mutter, daß euch Gott ſie erhält, denn ſie iſt in großer Lebensgefahr, und wenn Gott nicht hilft, wird ſie uns ſterben.

Es war jetzt ſo weit gekommen, daß es nach menſchlichem Rath und Einſehen ſcheinen mußte, als ob nur noch ein Mittel zur Rettung der Mutter übrig bliebe: die gewaltthätige Kunſt des Arztes, welcher in ſo dringend nöthigem Fall das Kind als einen kleinen verſtümmelten Leichnam zur Welt bringt, damit die Mutter am Leben bleibe. Aber meine treue Mutter wäre lieber für ihr Kind oder auch mit ihm geſtorben, als daß ſie das Leben deſſelben ſtatt in Gottes-, in Menſchenhand dahingegeben und geopfert hätte.

Und das Seufzen der Geängſteten, die ihr Leben zuſammen mit dem Leben des Kindes nur allein in Gottes Hand ſtellen wollte, das Gebet: „Hilf Helfer, hilf in Angſt und Noth; erbarm' dich mein o treuer Gott," das wurde erhört; bald konnten meine beiden Eltern mit den Worten eines alten Liedes ſagen: „Gott iſt und bleibt getreu; Er tröſtet nach dem Weinen, er läßt nach trüber Nacht die Freudenſonne ſcheinen. Der Sturm, der Kreuzesſturm geht ja gar bald vorbei, ſei Seele nur getroſt; Gott iſt und bleibt getreu."

Mochte es nun draußen ſtürmen und brauſen, in dem Hauſe meiner lieben Eltern war der Friede, mit Lob und Dank gegen Gott, eingekehrt; die Mutter dachte nicht mehr an die Angſt, um der Freude willen, daß der Menſch zur Welt geboren war; der Vater aber, nachdem er zuerſt im freudigen Gebet mit ſeinem Gott geſprochen, kam zu ſeinen Kindern und rief ſie hinauf zur Mutter. Sehet, ſo ſagte er, uns iſt ein Knäblein geboren, ſtark und geſund, und Gott hat euch eure Mutter erhalten.

So hat ſich ſchon bei meiner Geburt, an der Erhaltung und Rettung meines Lebens die Liebe einer Mutter erwieſen, welche das eigene Leben dahinzugeben bereit war, damit ihr Kind nicht ſterben möge. Und ich habe damals ſchon die Wahrheit des Spruches erfahren: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?“ Nachmals aber habe ich auch noch die anderen Worte, die an den Spruch ſich anſchließen, durch die Gnade und Erbarmung meines Gottes recht verſtehen lernen, die Worte: „und ob ſie desſelbigen vergäße, ſo will ich doch dein nicht vergeſſen.“ Und die Freude der Meinigen über meine leibliche Geburt nach vieler Angſt und Sorge, möge ſie doch ein Vorbild geweſen ſein von der Freude Derer dort oben, über einen Sünder, der Buße thut, über einen Verirrten, der wieder gefunden ward.

6. Die Wiege des ſinnlichen Erkennens.

Der Menſch iſt von der Erde genommen und ſoll wieder zur Erde werden; er iſt für dieſen ſeinen Wohnort und das Reich der Dinge, die auf demſelben ſind und leben, geſchaffen, und die Erde für ihn. Es gilt dieſes zuerſt und zunächſt im Allgemeinen, denn wir kennen kein Geſchöpf unſerer Sichtbarkeit, das ſo geeignet wäre wie der Menſch, in allen Gegenden ſeines Planeten, welche Sonnenlicht und Luft haben, zu wohnen und zu leben; unter den Palmen und bei den Affen und Papageyen der heißen Zone, wie bei den Eisbären und Robben der Polargegenden. Auch iſt ſelbſt der leiblichen Geſtalt des Menſchen in ihrer mittleren Größe, Geſchwindigkeit des Schrittes und Lebensdauer ein Abbild der Erde und ihrer Verhältniſſe zu Raum und Zeit in recht unverkennbarer Weiſe aufgeprägt und ſein denkender Geiſt iſt zum Erforſchen wie zum Erkennen der geſammten Sichtbarkeit gemacht.

Neben dieſem allgemeinen Verhältniß der Natur des Menſchen zu der Natur ſeiner Erde beſteht auch noch ein beſonderes, ganzer Völker wie der einzelnen Menſchen zu dem Lande, das ſie bewohnen. Das verlorene Paradies unſeres Geſchlechtes wird freilich weder im kalten, noch im gemäßigten oder im heißen Erdgürtel, überhaupt nicht außer uns, ſondern nur in uns, in dem Bereich unſeres Geiſtes wieder gefunden; dieſer kann ſich überall ſeine unſichtbare Heimath erſchaffen, darin es ihm wohl wird, und mit den Gaben des Guten und Schönen ſie ausſchmücken. Erleichtert aber oder erſchwert kann ihm dieſes Geſchäft durch die Natur des Wohnortes werden, auf deſſen Umkreis ſein Blick wie ſein wandelnder Fuß beſchränkt iſt.

Denn was iſt es, das der Seele des Menſchen ihre Gedanken bildet? Sind es nicht die Gedanken ihres Schöpfers, welche in der Welt der Sinne zur That und zum Werk geworden, in ihr Inneres den fruchtbaren Saamen der Gedankenbilder ausſtreuen und die Bewegungen der Gefühle wecken, daraus ſich der Geiſt die Welt ſeines Denkens bildet? Allerdings kann ſchon das Wort allein, durch welches alle Dinge geſchaffen ſind, dem Geiſte des Menſchen, der zum Verſtehen des Wortes gemacht iſt, zum Werke jener inneren Schöpfung die Kraft geben. Aber am leichteſten und kräftigſten erwacht das orpheiſche Lied, das in ſeinem Inneren ſchläft, zum lauten Geſange, wenn der Geiſt des Schöpfers in ſeinen Thaten und Werken die Tonweiſe anſtimmt, welche der Stimme ihren Laut gibt. Und wenn auch nur das eröffnete Ohr eines Pindar die Harmonie vernimmt, deren für andere Ohren ſtumme Tonzeichen die Felſenhäupter des Cythäron ſind, wenn auch nur das eröffnete Auge eines Pythagoras die majeſtätiſche Schönheit des Cercetiusberges auf Samos, und das Auge eines Raphael den natürlichen Liebreiz der Landſchaft von Urbino ſo auffaßt, daß ſie zum fruchtbar fortzeugenden Keime der eigenen Gedankenbilder werden, ſo bleibt dennoch der bildende Einfluß der umgebenden Sinnenwelt auf Leib und Seele auch der anderen Menſchen ein unverkennbarer und entſchiedener. Man darf deshalb ſagen, daß die Beſchreibung des Vaterlandes eines Menſchen bei der Beſchreibung der inneren und äußeren Entwickelungsgeſchichte desſelben eine gewiſſe, wenn auch keineswegs zu überſchätzende Beachtung verdiene.

Die Landſchaft, in welcher mein Geburtsort: Hohenſtein im Sächſiſchen Erzgebirge liegt, ſteht zwar an Schönheit und Erhabenheit der Natur weit hinter den Gegenden in der Nachbarſchaft der Alpen oder den Küſtengegenden des Meeres; ſie hat nicht die Naturfülle der ebeneren Landſtriche des mittleren Deutſchlands, durch welche ein Fluß ſeinen Lauf nimmt, denn nur ein kleiner Bach ſchlängelt ſich unten im Thale durch die grünen Wieſen; dennoch hat ſie der eigenthümlichen Schönheiten ſo viele, daß ſelbſt der weitgereiſte Fremdling mit Vergnügen, länger vielleicht als es ſeine Abſicht war, in ihr verweilen mag. Die Kirche liegt etwas höher, die Stadt ſelber mit ihren Gaſſen tiefer am Abhang eines Berges, deſſen Felsart vorherrſchend der Glimmerſchiefer iſt. Schon aus weiter Ferne fällt deshalb die kleine Wohnſtätte eines arbeitſamen, fleißigen Völkleins in das Auge des Vorüberreiſenden und von den höher gelegenen Häuſern, noch mehr aber von dem Berge aus, an dem Hohenſtein liegt, genießt man eine Fernſicht, die nach Weſten hin über die Gegend des Muldenthales bis an die Berge des Voigtlandes reicht, nach

Süden aber den größten Theil des Höhenzuges umfaßt, welcher unter dem Namen des Erzgebirges zwiſchen Sachſen und Böhmen verläuft. Nach Norden ſchaut man weithin über die große, fruchtbare Ebene, aus der ſich tief am Horizont die Porphyrberge bei Rochlitz und der Petersberg bei Halle erheben. Eine große Zahl von Dörfern und mehrere Städte werden, zum Theil ſchon mit bloßem Auge, noch mehr aber durch das Fernrohr auf der fruchtbaren Ebene um Altenburg und gegen Leipzig hin geſehen.

Nicht die Ausſicht in die Ferne allein, auch die nächſte Umgebung der kleinen Stadt hat ihre beſonderen Annehmlichkeiten und Schönheiten, welche das Aufmerken der Sinne und die Freude an der Natur erwecken können. Gegen Oſten hin tritt der Berg weiter in das Thal herein, was er aber hierdurch der Ausſicht in die Ferne entzieht, das erſetzt er durch ſeinen eigenen Gehalt. Denn in älterer Zeit war hier ein Bergbau betrieben worden, der zwar bereits während der Nothjahre des ſiebenzehnten Jahrhunderts ganz in Verfall gerathen und auch ſpäter mehrmals demſelben Schickſal erlegen war, der jedoch in den Zeiten meiner Kindheit auf einmal wieder in lebhafte Aufnahme kam. Denn ſo gering auch der Gehalt an Gold ſein mochte, der ſich, bereits nach älteren Angaben in dem Kupfererz (Fahlerz) jenes Revieres gefunden hatte, ſo unbedeutend ſelbſt der Silbergehalt, ſo ſchien dennoch der dortige Bergbau eines neuen Angriffs werth, weil ſchon das Gewinnen des Arſenikkieſes, der in reicher Menge die Kupfererze begleitet, den Koſtenaufwand zu decken verſprach. Für mich iſt dieſer nachbarliche Bergbau von großer Wichtigkeit geweſen, er hat mich, ohne daß ich oder Andere es gedachten, auf den Weg der Vorbereitung für meinen ſpäteren, äußeren Lebensberuf hingewieſen.

Am Abhang des Berges, darauf mein Geburtsort liegt, ſelbſt bei meines Vaters Garten, gab es Steinbrüche; die Anhöhe war, bis in die Nähe der Stadt, vor ſiebenzig Jahren noch von Wald bewachſen, in deſſen Schatten die Quellen ihren Urſprung nahmen, welche die Brunnen des Ortes reichlicher als jetzt, wo die Waldungen zum großen Theile abgetrieben ſind, mit laufendem Waſſer verſorgten. Gegen Weſten hin findet ſich ein Geſundbrunnen, der durch ſeine ſchöne Lage und durch ſeinen Gehalt — namentlich an Eiſen — ſchon früher, ſowie noch jetzt, ſeine heilſame Wirkſamkeit gegen manche langwierige leibliche Leiden erwieſen hat und erweiſt. Schon die reine geſunde Luft des hochgelegenen Ortes macht einen Sommeraufenthalt in der Nähe dieſes Heilbrunnens, im Schatten der Bäume, anziehend und lieblich, und die Bewohner der einförmigen Ebene, wenn ihre Anſprüche auf geſellige Unterhaltung nicht allzuhoch geſpannt ſind, verweilen hier gerne, und nehmen dankbare Erinnerungen mit ſich an die Stärkung und Erheiterung, welche ſie gefunden.

Vormals wenigſtens, als der Hochwald noch ſtand mit ſeinen Buchen und Eichen, über die ſich hin und wieder die Edeltanne erhob, und mit denen der Fichtenwald ſich miſchte, da war die Landſchaft im Frühling und Sommer von dem Geſang der Vögel belebt, deren Konzert die Stimme nur einer deutſchen Sängerin: der Nachtigall, abging. Deſto ununterbrochener hörte man das Lied der Muſikdroſſel und vieler Verwandten der Grasmücke, ſo wie anderer deutſchen Sylvien.

Die Pflanzenwelt in der Nachbarſchaft meines Geburtsortes iſt reich ausgeſtattet; manche der ſchönſten und ſelteneren Formen des Gebirges werden da gefunden, ſelbſt in den Teichen zeigt ſich, neben dem merkwürdigen Gewächs der Waſſernuß (Trapa natans) manche nicht gemeine Pflanze.

Von dem berühmten Linné iſt es bekannt, daß ſein Vater ihm, da er noch als Kind in der Wiege lag, Blumen zum Spiel der Hände und zum Vergnügen der Augen hingab, wodurch ſchon frühe in dem nachmals ſo Großes ſchaffenden Geiſte der Zug nach dem Element ſeines wiſſenſchaftlichen Wirkens geweckt wurde. Der Greis, welcher dieſe Blätter ſchreibt, iſt kein großer Linné, aber auch er in dem kleinen, engen Kreiſe ſeiner Lebenserfahrungen kann es bezeugen, daß eine, wenn auch nicht ſichtbare, ſo doch unſichtbare, Vaterhand uns Merkzeichen in die Wiege unſeres ſinnlichen Erkennens: in die natürliche Wohnſtätte unſerer Kindheit lege, welche in mehr oder minder bedeutſamer Art uns auf den Weg der Beſtimmung hinweiſen.

Wenn ſich aber die umgebende Natur, in der wir zum Leben der Erde erwachen, mit einer Wiege vergleichen läßt, darin dieſes Leben ſeinen für die Zukunft vorbedeutenden Traum träumt, dann erſcheint uns der Einfluß des Elternhauſes oder des Familienkreiſes, der uns in ſeine Pflege nahm, wie ein Wiegenlied, durch deſſen Inhalt und Töne der anfängliche Traum des Lebens zu einem angehenden Erwachen wird.

7. Bilder aus dem Gebiete des Stillebens.

Die Beſchreibung der Familie, in welcher ich geboren wurde, beginnt, wie billig, von oben, bei dem Altvater und Oberhaupt des Hauſes: meinem mütterlichen Großvater. Dieſer zur Zeit meiner Geburt achtzigjährige Greis: der Pfarrer Gotthilf Werner ſtammte aus Dedeleben im Halberſtädtiſchen, wo ſein Vater, ein Freund des Auguſt Hermann Francke in Halle, Pfarrer war. Ein

Schüler Francke's, von dieſem zum Hauslehrer empfohlen, legte in der Seele des Knaben einen guten Grund der Erkenntniß und des Glaubens, auf welchem nachmals die Lehrer in Halle fortbauten. Mein Großvater verlor ſchon früh ſeinen Vater, welcher bei ſeinem Tode den Seinen nur den väterlichen Segen, ſonſt aber kein äußerliches Erbtheil hinterließ. Es war aber eine Frucht dieſes Segens, daß der verwaiſte Jüngling in der unerwarteten Durchhülfe, die ihm bei jeder Gelegenheit widerfuhr, ſo kräftig und lebendig Gott als ſeinen Vater und Verſorger ſuchen und finden lernte. So viel ich von der Jugendgeſchichte meines ſeligen Großvaters weiß, hat er von ſeiner Kindheit an unter einer heilſamen Zucht der Demüthigungen gelebt, hat aber auch recht frühe Troſt und Stärke in der Gnade ſeines Gottes gefunden. Neben der äußeren Armuth, die ihm bis zu ſeinem männlichen Alter Manches zu ſchaffen machte und zu ſorgen gab, laſtete auch auf ſeinem zarten Körper der Druck einer öfteren Kränklichkeit, welche die Erhaltung ſeines Lebens bis zu einem ſo hohen Alter, in den Augen Aller, die ihn kannten, zu einem wahren Wunder machte*). Aber ſeine Armuth machte und erhielt ihn nüchtern und beſcheiden, die Kränklichkeit leitete ihn zur Wachſamkeit und zur ſorgfältig treuen Anwendung der geſunderen Stunden an. Beide aber zuſammen, die Kränklichkeit und die Armuth, förderten ihn in der Geduld eines Gott ergebenen Sinnes, in der Selbſtbeherrſchung und in der Kraft des Gebetes. Denn dieſe Kraft war ihm in einem beſonders reichen Maaße verliehen, zum Troſte und zur Erweckung Anderer, wie zu ſeiner eigenen Stärkung. Und einer ſolchen bedurfte er, wie wenig Andere. Die Mißdeutungen und Verfolgungen, welche damals in Sachſen die Freunde Spener's und Auguſt Hermann Francke's trafen, gingen auch über ihn, und waren in dem kleineren Kreiſe des Kirchenregimentes, unter welchem er als gräflich Schönburgiſcher Pfarrer ſtand, fühlbarer und drückender als anderswo. Von einer großen Schaar von Kindern, womit ſein Hausſtand geſegnet wurde, ſtarben die meiſten ſchon im Aufblühen der Jugend, einige in reiferem Alter, ſo daß nur drei davon ihn überlebten. Er aber, der Vater, ſelbſt bei dem Tode ſeines reichbegabten Sohnes Gabriel, der vor meinem Vater ſein Amtsgehülfe war, betete laut zu ſeiner und der Seinigen Glaubensſtärkung die Worte: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobet. Die anderen Worte ſeiner kindlich treuen Gottergebenheit redete er in der Stille vor ſeinem Herrn.

---

*) Bei ſeinem Einzug zum Pfarramte in Hohenſtein hatten Viele für den kränklich ausſehenden Mann ein baldiges Ende durch Abzehrung gefürchtet und dennoch hat er faſt ein halbes Jahrhundert in ſeinem Amte gelebt.

Man konnte auch bei jeder anderen Gelegenheit an dieſem Manne ſehen, was die Kraft des Glaubens und des Gebetes vermöge. Ein leibliches Leiden, das ſeinen wenig kräftigen Körper in ſpäteren Jahren überfiel, war von überaus heftigen Schmerzen begleitet, die ihn zuweilen plötzlich, wie ein Gewappneter, überfielen, und ihn, wenn er ruhig in ſeinem Hauſe war, zu jeder Bewegung lähmten. Wenn er aber vor ſeiner Gemeinde oder bei dem Geſchäft der Seelſorge im Gebete war, da blieb die geiſtige Kraft ſeiner Worte dieſelbe, wenn ſich auch im Ton der Stimme und am Erbleichen des Angeſichtes der Kampf des Geiſtes mit der leiblichen Natur verrieth. Es war dies eine Aeußerung derſelben Glaubenskraft, die ihm die Worte des Segens über die, welche ihm fluchten, in das Herz und in den Mund gab. Denn in meines Großvaters ganzem Weſen ſtand mit der That der Spruch (2. Petri 1. V. 5–7 geſchrieben: Reichet dar in eurem Glauben Tugend und in der Tugend Beſcheidenheit und in der Beſcheidenheit Enthaltſamkeit, in der Enthaltſamkeit Geduld, in der Geduld Gottſeligkeit, in der Gottſeligkeit brüderliche Liebe und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe. Wie ſein Leben ein ſtilles, in Gott ergebenes, ſo war es auch ſein Ende.

Eine ſehr verſchiedene, dieſem Weſen äußerlich ganz entgegengeſetzte Natur hatte meine ſelige Großmutter. Dieſe war ſehr lebhaft, konnte ſogar heftig ſein, dabei von immer fröhlichem Gemüthe, eine vielbeſchäftigte Martha in ihrem Beruf als Hausmutter, als Pflegerin ihres kränklichen Mannes und der Kinder, als freundliche Rathgeberin und Helferin Aller, denen mit ihrer Hülfe gedient war. Wenn in einigen ihrer Enkel eine Gabe des Humors ſich zeigte, ſo möchte man dieſe als ein Erbtheil dieſer Großmutter betrachten, welche ſelbſt noch in ihrem Alter die Ihrigen mit heiteren Einfällen und Geſchichten erfreute. Ihr Vater, Großvater und Urgroßvater waren Prediger geweſen, nach dem frühen Tode der Eltern hatte ſie im Dienſte einer frommen Gräfin von Schönburg gelebt und ſich die beſondere, wahrhaft mütterliche Liebe ihrer Herrſchaft erworben. Auch aus dieſer Zeit wußte ſie Vieles zur Unterhaltung und Belehrung ihrer Enkelinnen zu berichten. Was aber dem Umgang mit dieſer Großmutter ſeinen höchſten Werth gab, das war der Geiſt der kindlichen Gottesfurcht und Glaubensfreudigkeit, den ſie mit ihrem Ehegemahl gemeinſam hatte, den aber beide täglich, durch ihr Anhalten im Gebet, von dem Herrn empfingen.

Auch mein theurer Vater, Chriſtian Gottlob

Schubert, erſchien ſeinem Aeußeren nach als eine Natur von ganz anderem Schlag und Weſen, als der Großvater Werner. Er war ein Mann im rechten Sinne des Wortes, kräftig an Leib wie an der Seele. Sein Geburtsort: Schwarzenberg am Schwarzwaſſer liegt hoch im ſächſiſchen Erzgebirge unweit Johanngeorgenſtadt, in einer Gegend, deren großartige Naturſchönheit ſelbſt in dem Schweden liebliche Erinnerungen an ſein Vaterland weckt. Dort an dem kleinen Fluſſe hinaufwärts hört man den taktmäßigen Schlag der Eiſenhämmer, ſieht man bei Nacht die aufſteigende Lohe der Hochöfen, denn hier lebt ein fleißiges Volk, welches ungleich mühſamer und tiefer in die Erde graben muß, um ſein beſcheidenes, tägliches Brod zu finden, als der Landmann nach ſeinen Kartoffeln und Rüben. Außer den anderen Erzen iſt es vorzugsweiſe das Eiſen, an deſſen Gewinnen und Bearbeiten ein Theil der Bewohner ſeine Kräfte übt. Auch meine Voreltern väterlicher Seite haben dort im Schweiß ihres Angeſichtes mit ſaurer Arbeit, aber mit einem in Gott vergnügten Herzen, ihr Brod gegeſſen und ich meine faſt, als ein Erbſtück aus dieſer Abſtammung war auch in mir eine ſolche Luſt und Freude am Schmelzen und Hämmern des Eiſens geblieben, daß ich, noch als Gymnaſiaſt in G., den Wunſch hegte, ein Zeugſchmied zu werden, auch bei meinem Wirthe, der dieſes Handwerk betrieb, in müßigen Stunden fleißig den Hammer und die Feile führen lernte. Und ſo oft ich auf meinen Wanderungen an einen Eiſenhammer oder Hochofen kam, iſt mir es zu Muthe geweſen, wie Einem, der in ſeine alte Heimath kommt; ich habe länger und lieber dabei verweilt, als bei dem Beſehen der ſchönſten Paläſte.

Neben dem mühſameren Erwerb der Männer gab es für die Frauen und Kinder in jenen ärmeren Gegenden des Erzgebirges einen anderen, der die gewöhnlich ſehr zahlreiche Familie mit erhalten half: das war das kunſtreiche Klöppeln der Spitzen. Dies iſt eine Arbeit, daran der, welcher ſie betreibt, Fleiß lernen kann und Geduld, und es hat mich oft zum Mitleiden bewegt, wenn ich Kinder, von jenem zarten Alter, darin das Herumſpringen im Freien noch ein Bedürfniß der Natur iſt, vom Aufdämmern des Tages am Morgen bis zum Abend auf ihrem Schemel ſitzen und ihre ſchmalen Spitzen klöppeln ſah. Denn die Feldbauzeit des Jahres, darin jenes arme Volk ſeinen Haber und Roggen und ſeine Kartoffeln aus dem ſteinigen Acker erntet, iſt gar bald vorbei, weil das kleine Stückchen Feld, das zum Hauſe gehört, nur wenig Tage zu ſeiner Ausſaat und Ernte bedarf. Und die Ziege geht mit den anderen Ziegen des Dörfchens, unter der Obhut eines einzigen kleinen Hirten auf die Weide.

Die Spitzen, welche aus den fleißigen Händen des erzgebirgiſchen Volkes kamen, hatten früher, als man noch nicht ein ihnen ähnliches Gewebe mit leichterer Mühe zu weben verſtand, einen hohen Werth und wurden durch den Handel in weite Ferne ausgeführt. Mit dieſem Handel befaßten ſich einzelne unternehmendere Leute, die dabei, wenn ſie fleißig waren und genügſam, und Gottes Segen auf ihrem Tagwerk ruhte, in wohlhabendere Umſtände kamen. Meinen lieben Großeltern, als ſie vor nun mehr als hundert und zwanzig Jahren ihr Hausweſen anfingen, gelang dieſes auch. Denn ſie waren beide fleißig und genügſam und von gottesfürchtigem Gemüth, ſo daß der Segen des Herrn und ſein Friede bei ihnen wohnte bis an ihr Ende.

Mein Großvater, väterlicher Seite, iſt in ſeiner Jugend noch mit dem Schubkarren gefahren, wenn er ſeine Waaren nach Schneeberg, zu den reicheren Kaufherren brachte. Seine liebſte Beſchäftigung war die mit dem Landbau, denn mit dem Hauſe in Schwarzenberg zugleich hatte er auch einige Felder und Wieſen ererbt und durch ſpäteren Ankauf ſie vermehrt. Bei allen hierbei nöthigen Arbeiten legte er ſelber ſeine rüſtige Hand an und behielt hiezu bis in ſein hohes Alter die nöthigen Kräfte. Denn als mein Vater einſtmals mit meiner Mutter zum Beſuch nach Schwarzenberg fuhr, hörte er außen vor der Stadt, von dem Dache einer Scheune, den Gruß von der wohlbekannten Stimme ſeines Vaters, der hier mit eigener Hand das Dach decken half. Mit glücklicherem Erfolg als Stilling's Großvater; denn obgleich der meinige damals auch ſchon von mehr als achtzigjährigem Alter war, ſtieg er dennoch, ſo friſch wie ein Vierziger, von dem Dache herunter und begleitete ſeine willkommenen Gäſte fröhlich in ſein Haus hinein.

Meine Großmutter väterlicher Seite iſt ſchon viele Jahre vorher, ehe ich oder eines meiner Geſchwiſter auf der Welt waren, zu ihrer Ruhe eingegangen. Das iſt eine ſeltene, theure, erwählte Seele geweſen, an welcher der Chriſtenglaube durch und durch zur That und zum Leben geworden war. Eine Mutter der Armen, die immer bereit war, mit der fremden Noth auch ihr letztes Brod zu theilen; ein Vorbild aller Jungfrauen und Frauen, die ſie kannten in all' der Ehrbarkeit und Tugend, die einer Chriſtin geziemen. Ich kenne von ihr kein Bild, das ein Maler gemacht hat, aber mit Worten ſteht eines von ihr beſchrieben im letzten Kapitel der Sprüche Salomo's. Einer ihrer liebſten Wahlſprüche war Matth. 6 V. 33: „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit" und nach dieſen Worten war ihr Wandel auf Erden eingerichtet. Sie vorzugsweiſe führte neben der Aufſicht über das ganze Hausweſen das Geſchäft des Handels, bei dem es gar häufig einen Verkehr mit armen Leuten gab, welche Vorſchüſſe an baarem Gelde und aus dem Hauſe meiner Eltern allerhand anderes zur Kleidung und Nahrung Nothwendiges empfingen. Wenn dieſes Alles Vorausgaben für künftige Arbeiten waren, dann pflegte meine Großmutter den Betrag in ein Rechnungsbuch zu ſchreiben, das für ſolche Leute, die nichts beſaßen als ihre fleißigen Hände und viele Kinder und hungrige Mägen dazu, ganz beſonders eingerichtet war. Denn weder der Titel noch der Inhalt deſſelben war im Geſchäftsſtil abgefaßt, indem jener darauf hindeutete, daß die verzeichneten Anlehen auf eine höhere als menſchliche Bürgſchaft gemacht ſeien und die Empfänger derſelben nicht mit Namen genannt, ſondern durch Beiworte bezeichnet waren, die nur meine Großmutter verſtehen konnte.

Als ein Hauptwerk ihres Lebens erſchien dieſer rechtſchaffenen Mutter die Erziehung ihrer beiden Söhne. Sie gewöhnte dieſe ſchon in der früheſten Kindheit an das Gebet, an Fleiß, an Ordnung und Sauberkeit. Ganz beſonders nach ihrem Sinne war ihr mein Vater durch ſein löbliches Benehmen in Schule und Haus, durch ſeine große Freude am Leſen von Gottes Wort und anderer Bücher von ernſtem, gutem Inhalt, durch ſeinen kindlichen Gehorſam und ſeine Treue in jedem ihm aufgetragenen Geſchäfte. So jung er noch war, unterhielt ſie ſich dennoch gern und oft mit ihm über das, was er in Schule und Kirche gehört oder geleſen hatte, am liebſten über das, was in Zeit und Ewigkeit zum Frieden führt. Ihm, als dem älteſten der beiden Söhne und als den, nach ihrer

Meinung hiezu brauchbarſten, hatte ſie zu ihrem Gehülfen im Geſchäft des Handels beſtimmt, und ſobald er der Schule entwachſen war, ſtellte ſie ihn bei dieſem Geſchäfte an. Er war immer gern bei ſeiner Mutter und that ſonſt mit Freuden Alles, was ſie wollte und wünſchte, aber zum Handel fühlte er keine Freudigkeit. Die Mutter bemerkte wohl, daß ihn ein Kummer drücke, ſah, wie er ſich an den Sonntagen und an Werktagen, ehe das Geſchäft im Laden begann, oder wenn es zu Ende war, mit einem Buch in einen ſtillen Winkel zurückzog und, wie die Nachbarin ſagte: „ſo eifrig darin ſtudirte, als ob er ein Pfarrer werden wollte.“ Aber die verſtändig berechnende Mutter wußte zur künftigen Verſorgung ihres Sohnes keinen andern, ſcheinbar beſſeren Rath, als den, welcher von ihr ſchon längſt bedacht war: den Eintritt in das Handelsgeſchäft ſeiner Eltern.

Gottes Rath jedoch iſt ein anderer als der Rath der Menſchen und wenn auch wunderlich, führt Er ihn dennoch herrlich hinaus. Ich werde es ſpäter erzählen, durch welche merkwürdige Anregung meine liebe Großmutter bewogen wurde, ihren Sohn von dem Geſchäfte, das ſie ihm auferlegt hatte, zu entbinden und ihm ſelber nicht nur ſeinen Beruf klar zu machen, ſondern auch auf den Weg zu demſelben hinzuleiten.

Von dem Augenblicke an, wo ſie zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die Abneigung meines Vaters gegen das Geſchäft des Kaufens und Verkaufens und ſeine Neigung zu den Büchern, vor Allem zu dem Buch der Bücher, nicht von menſchlich irrender Art, ſondern von Gott ſei, ſetzte ſie alle weiteren Bedenklichkeiten zur Seite. Mochte dann auch der Koſtenaufwand, den das Studiren auf der Schule und an der Univerſität erforderte, den jährlichen

Betrag der Erſparniſſe vom Handel und vom Feldbau überſteigen, Gott will es, ſo dachte ſie, und der wird's verſorgen.

Mein lieber Großvater kannte ſeine Ehegenoſſin. Er hatte es zur Genüge oft erfahren, daß ihr verſtändiger Rath und ihr Gottvertrauen immer den rechten, guten Weg getroffen hatten, er gab auch diesmal zu dem Willen der Mutter ſeine Zuſtimmung. Bei dieſer aber, wenn ſie ſich einmal für eine gute That entſchieden hatte, hieß es ſtets: was du thun willſt, das thue bald; noch an demſelben Tage, an dem ſie zu ihrem Entſchluß kam, wurden, weil ohnehin ein neues Studienhalbjahr begann, ihres Chriſtian Gottlob Bücher, Kleider, Wäſche und andere zugehörige Sachen eingepackt, dem Fuhrmanne übergeben und mein lieber Vater mit dem Lobe ſeines Gottes im Herzen und auf der Zunge, zog an einem der nächſten Tage fröhlich ſeine Straße nach Schneeberg, wo er als Schüler in das Gymnaſium eintrat.

Die fromme Mutter begleitete ihren Sohn, nicht nur, nach all' ihrem geringen Vermögen mit tauſendfältigen äußeren Beweiſen ihrer mütterlichen Vorſorge, ſondern vor Allem mit ihrem herzlichen Gebete auf den Wegen ſeines Berufes. Die guten Zeugniſſe ſeiner Lehrer, noch mehr aber das Zeugniß der Gnade ſeines Gottes, welches an ſeinem ganzen Weſen ſich kund gab, erhielten ſie bei freudigem Muthe. Als mein Vater ſeine Schulzeit in Schneeberg vollendet hatte, da wanderte die Mutter ſelber mit ihm zu Fuße nach Leipzig. Es war die erſte größere Reiſe, die ſie in ihrem Leben machte und die Stadt Leipzig, von der ſie ſo viel gehört hatte, wäre wohl für viele andere Mütter ein Ort der Beachtung geweſen, der ſie auf mehrere Tage angezogen und feſtgehalten hätte. Sie aber dachte wenig an die Beluſtigung ihrer Augen, ſondern nur an das geiſtige Wohlergehen ihres Sohnes, das ſie im kindlich gläubigen Gebete Gott anbefohlen hatte, und nachdem ſie für dieſen die Wohnung bei frommen Bürgersleuten, an die man ſie empfohlen, genommen hatte, eilte ſie alsbald wieder zu den Ihrigen und zu dem Geſchäfte ihres Hauſes zurück.

Mein Vater, deſſen Jugendgeſchichte hier mit der Lebensgeſchichte ſeiner Mutter zuſammenfällt, hat es bis an ſein Ende mit Dank gegen Gott erkannt, was dieſe Mutter durch ihre Vorſorge, ihre treuen Ermahnungen und wohl vor allem durch ihr Gebet an ihm gethan, als er ſo einſam und von öfterem Heimweh geplagt ſeine Wege ging in dem Athen an der Pleiße (ſo nannten damals Einige die Univerſitätsſtadt Leipzig). Die Tage, wo ein Brief von ſeiner lieben Mutter kam, waren ihm rechte Feſttage und mit den Briefen brachte der erzgebirgiſche Landfuhrmann auch öfters ein kräftiges Hausbrod und andere Lebensmittel aus der lieben Heimath. Aber die Geldſendungen zum Beſtreiten der nöthigen Ausgaben waren freilich keine Californiſchen oder Auſtraliſchen, ſie reichten zwar aus zum Bezahlen der Kollegiengelder, der Bücher, des Hauszinſes und Holzes; was jedoch für das tägliche Brod überblieb, das war ſehr wenig. Mein Vater wußte, daß ihm die Eltern gaben, ſo viel ſie geben konnten, er verlor kein Wort darüber, ihnen vorzurechnen, wie viel ſeine nöthigen Ausgaben, wie wenig im Verhältniß dazu die Einnahmen betrugen. Er bezahlte redlich ſeinen Lehrern, was ihnen gebührte, blieb niemals auch nicht eine Kleinigkeit ſchuldig, wenn aber ſeine Bekannten und Studiengenoſſen ihn fragten, wo er zu Mittag äße, ſagte er gewöhnlich: draußen vor dem Thore, in der Sonne. Es war aber nicht, wie die Anderen das Wort deuteten, im Gaſthof zur Sonne, ſondern es war die liebe Sonne am Himmel, unter deren hellen Strahlen mein Vater ſein Mittagseſſen zu ſich nahm. Denn wenn um 12 Uhr die vormittägigen Vorleſungen geſchloſſen waren und ſeine bemittelteren Bekannten, der eine da, der andere dort, in ein Speiſehaus gingen, nahm mein Vater ein Stück Brod in die Taſche, ein Buch in die Hand, wanderte zum Grimma'ſchen Thore hinaus und aß da, leſend in einem Buche, ſein Brod. Er pflegte uns Kindern, wenn er dieſes, ſo wie manch' Aehnliches, aus ſeiner Jugendzeit erzählte, öfters ähnliche Sprüche hinzuzufügen, wie den: „ein trockner Biſſen und Ruhe dabei iſt beſſer, denn ein Haus voll Geſchlachtetes mit Hader.“ „Unter meinen Mitſtudirenden,“ ſo ſprach er weiter, „gab es oft Hader und ſehr ſündhafte blutige Händel, und die Veranlaſſung dazu war faſt jederzeit im Speiſe- oder im Trinkhaus gegeben worden. Ich aber, wenn ich außen in der Sonne oder wenn's regnete, in meinem ſtillen Zimmer, mein Brod aß, kam in keine ſolche Verſuchung. Wenn ich jedoch auch dieſes nicht geachtet hätte, denn durch Gottes Gnade wußte ich meinen Mund nicht bloß von der Lüſternheit, ſondern auch vor unnützen, anſtößigen Worten zu bewahren, ſo wäre meine Neigung, wenn ich das Geld dazu gehabt hätte, doch lieber nach dem Ankauf von guten Büchern, als nach koſtbaren Speiſen gegangen. Denn wenn der Biſſen gegeſſen iſt, ſchmeckt meine Zunge nicht mehr, ob das, was über ſie hingegangen iſt, Gänſebraten oder ein Stück gutes kräftiges Brod geweſen iſt, der Geſchmack aber an guten Büchern, deren [illegible] doch in meiner armen Studentenzeit manche und viele gekauft habe, hält nach. Kein Geld iſt auch ſchlechter angelegt, als das auf gute Biſſen und Leckereien, denn das Süße davon wird gar leicht für Leib und Seele zur bitteren Galle. Darum wollen wir es, ſo lange wir leben, mit dem Spruche halten: „Eitelkeit und Lügen laß ferne von mir ſein; Armuth und Reichthum gib nicht; laß mich aber mein beſcheiden Theil Speiſe dahin nehmen."

Für die geiſtige Richtung meines Vaters mag es bezeichnend ſein, daß ihn der ernſte, tiefblickende **Chriſtian Auguſt Cruſius**, ein Philoſoph im rechten Sinne des Namens, ganz beſonders lieb gewann, und als einen ſeiner beſten, tiefeſt eingehenden Schüler betrachtete. Auch zog ihn eine beſondere Neigung und Anlage zu den Studien der Naturwiſſenſchaft und ſelbſt der Medizin hin, denen er die freie Zeit zuwendete, die ihm die Vorbereitungen zu ſeinem künftigen Berufe übrig ließ. Er machte ſich hiedurch nicht nur zum geiſtlichen, ſondern auch zum leiblichen Helfer und Rathgeber der Kranken und Armen geſchickt, was für ſeine Gemeinde, in der ſich lange Zeit kein eigentlicher Arzt fand, ein großer Gewinn war.

Die Univerſitätsjahre waren jetzt zu Ende, mein Vater hatte die Zeit, nach dem Zeugniß ſeiner Lehrer und der ehrenhaft beſtandenen Prüfungen, mit gewiſſenhafter Treue benutzt. Da trat die gute Mutter die zweite große Reiſe in ihrem Leben an; ſie kam zu Fuße nach Leipzig, um ihren Sohn in die Heimath abzuholen. Als die Beiden an einem ſchönen Frühlingsmorgen, faſt um dieſelbe Zeit, in welcher ſie vor vier Jahren in Leipzig eingezogen, außen vor der Stadt in's Freie kamen, ſprach die Mutter: ſiehe mein Sohn; dort hinter dem Gebüſch, im Angeſicht der Stadt, habe ich vor vier Jahren Gott noch einmal auf meinen Knieen recht herzinniglich angerufen, daß er dich hier in der Fremde an Leib wie an der Seele behüten und bewahren und deine Studien wohlgerathen laſſen möge, zu ſeines Namens Ehre. Jetzt laß uns mit einander zu dem Platze hingehen und auf unſeren Knieen Gott loben und Ihm danken, denn Er hat mir mein Gebet erhört; Er hat dich behütet und geſegnet.

Mein Vater blieb nur kurze Zeit im Elternhauſe; auf Empfehlung eines ſeiner Lehrer berief ihn der Graf von Schönburg zu ſich nach Rochsburg, als Lehrer und Erzieher ſeiner Kinder. Gottes Segen war auch hier mit ihm und ließ das Werk ſeines Unterrichtes wohlgerathen. Wie und in welcher Weiſe er hier ſeine geliebte Mutter zum letzten Male ſah, das will ich nachher erzählen. Der unerwartet ſchnelle Tod dieſer werthen Frau war die einzige Trübung, die ſein damaliges heiteres Leben traf. Der Schmerz war tief; ein Band, das zwei Seelen durch innige Gleichartigkeit der Geſinnung und Gefühle zur gegenſeitigen Liebe vereint hatte, war zerriſſen; mächtiger aber als dieſes, war das der gemeinſamen Liebe beider Seelen zu dem Herrn und dieſes Band war nicht zerriſſen.

Der Gedanke der Liebe zu ſeiner Mutter hatte den treuen Sohn nicht verlaſſen, als dieſer einmal, durch beſondere Führung Gottes, eine Jungfrau ſah, die, wie ihm mit Recht ſchien, an äußerlicher Anmuth und ſeelenvollem Ausdruck eines kindlich ſtillen, frommen Gemüthes alle Jungfrauen übertraf, die er jemals geſehen hatte. „Das wäre eine Tochter für deine Mutter geweſen“ ſo dachte er, aber die Mutter war todt und das Mädchen da, wer weiß, für welches glückliche Haus dieſes ſchon beſtimmt iſt. Indeß erfuhr mein Vater doch Namen und Wohnort des lieblichen Kindes und eine gute Gelegenheit ergab ſich, den Vater deſſelben: den alten Pfarrer Gotthilf **Werner** in Hohenſtein zu beſuchen, da mein Vater mit dem Sohne deſſelben, dem jungen, gelehrten Orientaliſten Gabriel Werner, bekannt war.

Die Gedanken der Menſchen begegnen ſich zuweilen in wunderlicher Art, und wie mein Vater, als er das „ſchöne Lenchen“ (ſo hieß meine Mutter im Kreiſe ihrer Bekannten) ſah, gedacht hatte, das wäre eine Tochter für meine Mutter geweſen, ſo gedachte meine Großmutter, die Frau Pfarrerin Werner, als ſie bemerkte, mit welch' beſonderer Theilnahme der Hofmeiſter aus Rochsburg ihre Tochter betrachtete: das wäre ein Schwiegerſohn für mich und meinen Mann, wie wir ihn gerne hätten. Denn beide Eltern hatte mein Vater durch ſein männlich feſtes, ernſtes, beſcheidenes Weſen, wie durch ſeine treuherzige Offenheit ſehr für ſich eingenommen. Am meiſten aber hatten ſich die beiden jungen Männer: Gabriel Werner und mein Vater einander genähert, die ſich in Leipzig, wegen der Verſchiedenheit des Alters und der anhaltenden Geſchäftigkeit, in welcher jeder von ihnen einſam und abgeſchieden lebte, nur wenig geſehen hatten. Dieſe Beiden ſchloſſen nun ein Bündniß der Geiſter und Herzen, das für das ganze noch übrige Zuſammenleben ein unwandelbar herzliches blieb.

Da die Eltern und der treffliche Bruder, welcher zugleich der hochgeachtete Lehrer und geiſtige Führer dieſer jüngeren Schweſter war, ſo viel Gutes von dem Hofmeiſter aus Rochsburg ſprachen, wagte es die ſchüchterne Jungfrau Magdalene, als derſelbe bald einmal wieder kam, um ihrem Bruder ein Buch zu bringen, auch ihn anzuſehen, ja ſelbſt, da er zu ihr ſprach, ihm Rede und Antwort zu ſtehen. Und da man im Pfarrhaus wußte, daß die jungen Grafen in Kurzem als Offiziere in's Militär treten ſollten, und daß mein Vater dann, ſeines Hofmeiſteramtes entbunden, von der gräflichen Familie, die ihn ſehr hoch achtete und liebte, baldmöglichſt mit einer Verſorgung bedacht werden würde, ſahen die beiden Eltern mit vollkommener Zuſtimmung, ihr Sohn Gabriel aber mit herzinniger Freude, wie in Lenchens Herz allmählig etwas erwachte, das der unverkennbar lebhaften Zuneigung des Rochsburger Hausfreundes nicht entgegen war.

Mein Vater erhielt als vorläufigen Lohn für ſeine treuen, anerkannt geſegneten Dienſte im Haus des Grafen, ſeinem Wunſche gemäß die zweite Pfarrſtelle in dem kleinen, an der Mulde gelegenen Städtchen Lunzenau, mit welcher zugleich eine Lehrerſtelle an der dortigen Schule verbunden war. Arbeit wenigſtens gab es da genug, und das Einkommen wäre für einen ledigen Herrn auch ausreichend genug geweſen, nicht jedoch für eine Familie. Aber mein lieber Vater hatte ſich bei ſeinem Geſchäft als Hofmeiſter etwas erſpart, und bei der Ausſicht auf eine „möglichſt baldige Beförderung“ an eine andere einträglichere Stelle, für welche der Graf ihn beſtimmt hatte, war er reich an Hoffnung, das Lenchen aber an Gottvertrauen.

Aus der ſtill Geliebten wurde jetzt bald eine öffentlich erklärte Braut und kurz darauf (i. J. 1762) eine Gefährtin des Lebens, die ihre Freuden ohne Aufhören aus dem Himmel zog, während ihr von der Erde her gar manches Kreuz und Leiden kam. Bei dem liebenden Ehepaar fanden ſich mehrere Kinderchen ein; das älteſte Töchterchen kränkelte lang und bedenklich, das älteſte Söhnchen ſtarb, die Kleinen bedurften der Wartung; es war Geldnoth im Lande, Geldmangel im Hauſe. Denn obgleich die treue fleißige Mutter für die Frauen ihrer Gemeinde und ihre Kinderchen Kleider, Putzſachen für die Bräute fertigte, ſo brachte dieſes dennoch, außer dem herzlichen Danke und Vergelt's Gott, ſo wie manchen Naturalienſendungen für die Küche und den Tiſch, nur einen ſehr ſpärlichen Zuſchuß zu den Ausgaben des Hauſes ein. Aber mit alle dem gab es in dieſem Hauſe der Freuden ungleich mehrere, als der Sorgen, denn dieſe ſtörten ſeinen inneren Frieden nicht.

Es mögen wohl wenig Söhne in ihrem ganzen Thun und Weſen ſo viel Aehnlichkeit mit ihrer Mutter gehabt haben als mein Vater mit der Seinigen. Was dieſe in ihrem Hausweſen und in dem Kreiſe ihrer Bekannten geweſen, das wurde mein Vater in ſeiner Gemeinde. Dieſer war es, als er bei ihr in ſein Amt trat, als ob ein friſcher, wohlthuender Wind erwacht wäre, der die faulenden Dünſte hinwegnimmt und in der Schwüle des Mittags die Baumblätter eines Waldes in Bewegung ſetzt. Nicht blos die Alten aus dem Städtchen ſo wie von den benachbarten Dörfern gingen jetzt mit einem vorher nie gefühlten Vergnügen in die Kirche, ſondern ſelbſt die Kinder bekamen Freude an ihrer Schule. Der neue Kaplan war für alle Beſſeren ein Mann nach ihrem Herzen, denn er ſprach zu ihrem Herzen und verſtand dieſelbe Sprache der wahren Liebe auch für die Herzen der Kinder.

Wer aber auch ſeine Wirkſamkeit im Amte der Kirche nicht gekannt hätte oder von ihr unberührt geblieben wäre, der würde doch dem praktiſchen Verſtande und der wohlwollenden Thätigkeit haben Gerechtigkeit widerfahren laſſen, womit der Mann in allen Angelegenheiten ſeiner Gemeinde ſich des Ganzen wie der einzelnen annahm. Er brachte Ordnung in ſolche Angelegenheiten der Gemeinde und der einzelnen Haushaltungen, wo vorhin keine war, denn was die Letzteren betrifft, ſo regte das zuweilen eine Art von Eiferſucht bei den Bemittelteren und Angeſeheneren auf, wenn der neue Pfarrer, der doch von ihnen als Lehrer ihrer Kinder ſo manche Erweiſe von Erkenntlichkeit erhielt, weniger ſich um ſie zu bekümmern ſchien, als um die ärmſten nicht nur, ſondern auch um die gering geachtetſten und unordentlichſten Leute. Er aber hatte darin das Naturell ſeiner Mutter, die ſich auch mit den ärmſten und geringſten unter denen, welche mit ihr im Handelsverkehr ſtanden, mehr zu ſchaffen machte als mit den reichen Handelsherren in Schneeberg und Annaberg. Denn, ſo pflegte die Mutter zu ſagen: „jenen kann ich mit einem Groſchen und einer Düte voll Reis mehr Vergnügen machen als den reicheren Leuten, die uns beſuchen, mit einem Gericht, das viele Thaler koſtete, und wenn ſie mich auch dafür mit einem eben ſo delikaten ja noch beſſeren Gerichte regaliren wollten, ſo habe ich lieber ein dankbar freundliches Geſichte als ein leckeres Gerichte. Ja wenn ich's auch überhaupt nicht auf mich und mein Vergnügen abſehen wollte, ſo ſcheint mir doch das eher der Zeit und Mühe werth, wenn ich mich zu einer armen Nachbarin hinſetze und ſage zu ihr: ſiehe, ſo mußt du deinen Haushalt einrichten, ſo mußt du gegen deinen Mann und deine Kinder dich aufführen, dann wird dir's beſſer gehen, als wenn ich mich zu der Frau Stadtrichterin hinſetze und mit der, bei drei Stunden lang von den Hauben und Spitzen reden muß, welche die Kaufmannsfrauen in St. Annaberg tragen. Ueberdies, ſo raiſonnirte meine Großmutter weiter, muß Jeder ſein Vergnügen für ſich beſonders haben. Ich hätte meines ſchon auch an ſchönen Blumen und Gewächſen, und würde mich freuen, wenn ich die Tulipanen, davon mir mein Sohn Chriſtian Gottlob die Zwiebeln geſchickt hat, ſo ſchön fortbringen könnte wie in Leipzig. Aber in unſerem Garten verdirbt mir ſie bald der Hagel, bald der Froſt und die Näſſe, und neue kommen zu laſſen, das koſtet immer ein Paar Thaler. Da habe ich nun meine Freude daran, wenn ich ein Paar armen Leuten, die ihren Hausſtand mit Gottesfurcht, aber mit gar zu wenig Geld anfangen, durch ein Paar Thaler ſo aufhelfen kann, daß der Mann, wie mein fleißiger Nachbar, der Schuſter, ſich Leder und beſſeres Handwerkszeug, die Frau das nöthigſte Hausgeräthe anſchaffen kann, und wenn ich dann ſehe, daß mit Gottes Segen der armſelig angefangene Hausſtand beſſer aufkommt und gedeiht, dann freut mich das eben ſo ſehr, wie einen Anderen das Gedeihen ſeiner ſchönen Tulipanen.

Mein Vater ſchien denſelben Geſchmack zu haben wie ſeine Mutter. „Ihr guten Leute, ſagte er zu den wohlhabenderen und ordentlicher eingerichteten Bürgern, bedürft meines Rathes und meines Zuſpruches, ſo gern ich auch bei euch bin, nicht ſo wie manche eurer Nachbarn. Denn ihr ſeid durch Gottes Gnade ſelber geſcheit genug, um das zu thun, was für euer Hausweſen das Beſte iſt. Aber manchen eurer Nachbarn kommt es mehr zu gute, wenn ich den Einen oder die Eine unter vier oder ſechs Augen recht abkanzle, wegen ihrer ſchlechten Wirthſchaft und Kinderzucht, oder wenn ich anderen ſage: ſeht ich weiß, ihr ſeid fleißige Leute und haltet auch eure Kinder in chriſtlich guter Zucht. Aber woran fehlt es, daß ihr auf gar keinen grünen Zweig kommt, daß ihr immer in Schulden ſteckt und euer Anweſen wohl bald auf den Gant kommen wird? Wenn ich dann höre, der Mann oder die Frau oder eines der Kinder waren lange krank, Doktor und Apotheker haben viel gekoſtet, oder es hat einem armen Anfänger an einem ausreichenden Betriebskapital gefehlt, und er hat müſſen Geld aufnehmen, da ſuche ich, wenn auch hinter meiner Thüre nichts zu haben iſt, andere Thüren, namentlich, die unſerer frommen, gutthätigen Frau Gräfin auf, ſtoße an, und ein gutes Wort findet da immer eine gute Statt. Uebrigens verſtehe ich mich auch, weil ich in dem armen Erzgebirge erwachſen bin, ſo ziemlich auf die Art, wie der Broderwerb betrieben werden muß, und habe es bei meinen armen Bergleuten gelernt, wie viel man dem Fleiße eines Mannes oder einer Frau zumuthen darf oder nicht. Die neue Einrichtung der Webeſtühle aber, die ich bei etlichen armen, hieſigen Webern, mit Hülfe der Frau Gräfin eingeführt habe, die habe ich in Hohenſtein, wo meine Schwiegereltern wohnen, geſehen, und mir dort ſagen laſſen".

Die alten Leute in Langenau wußten noch dreißig und vierzig Jahre nachher davon zu erzählen, wie anſtellig und entſchloſſen hülfreich mein Vater bei öffentlichen Gefahren durch Feuer oder Waſſer geweſen ſei. Bei einer Feuersgefahr, die mitten zwiſchen den hölzernen Häuſern eines engen Gäßchens ausgebrochen war, ſaß er auf einem brennenden Balken und leitete mit ſtarkem Arme den Feuerhaken zum Einreißen des ſchon glimmenden Daches eines Nachbarhauſes und den langen Waſſerſchlauch der Spritzen. Mit verſengtem Gewand und Haaren kam er glücklich, nach wohlgelungenem Werk, herab, und daß er auch an der Schulter verletzt ſei, das kam erſt in ſeinem Hauſe an den Tag. Mit derſelben Entſchloſſenheit und Beſonnenheit ordnete er auch, bei dem plötzlichen Eintritte eines Hochwaſſers, die Anſtalten zur Rettung einer Müllersfamilie, deren Haus dem Einſturze ganz nahe war. Denn die ſonſt kleine Mulde war, ich weiß nicht mehr, ob durch den thauenden Schnee oder durch einen Wolkenbruch im Gebirge, ſo furchtbar angelaufen, daß ſie Balken von eingeriſſenen Häuſern und Brücken, ja ſelbſt eine Wiege mit ſich brachte, darin ein ſchlafendes Kind lag.

Größer noch und betrübender für meine Eltern, als dieſe Schreckniſſe der Natur, war ein anderer Schrecken, den ihnen die Nachricht aus Hohenſtein machte, daß meiner Mutter Bruder, meines Vaters innigſt geliebter Freund, der Gabriel Werner, der jetzt als Subſtitut ſeinem kranken Vater zur Seite ſtand, ſelber ſchwer erkrankt und allem Anſcheine nach dem Tode nahe ſei. Sie eilten ſogleich zu den Eltern, und es war leider ſo, wie die Botſchaft lautete: ſie fanden den theueren Kranken ſchon nahe am Sterben.

Welcher Entſchluß in meinem Vater an dieſem Sterbebette, bei dem Anblicke des großen Herzeleides des alten Vaters, und vielleicht auch auf ein bittendes Wort des ſterbenden Freundes erwachte, und wie dieſes bald nachher zur That wurde, das habe ich vorhin S. 23 geſagt.

Als meine Eltern mit den von ihnen damals ſchon lebenden blühenden Kindern in Hohenſtein einzogen, da war große Freude. Man kannte ſie beide, denn der Vater hatte öfters da gepredigt, ein guter Ruf ging vor ihm her, und die Ausſaat, welche ſein frommer, ſo oft durch Kränklichkeit niedergebeugter Vorgänger, unter Schmerzen und manchem Leide geſäet hatte, die konnte der neue Pfarrer mit geſundem, freudigem Muthe pflegen. Und dieſes that er auch in ſeiner kräftigen Wirkſamkeit für Kirche und Schule wie für die ganze Gemeinde und ihre einzelnen Glieder.

Es hat damals in meiner kleinen Vaterſtadt unter der Leitung des Rektor Seidel, eines durch Kenntniſſe und Frömmigkeit auserleſen ſeltenen Schulmannes, eine Schule gegeben, welche für die Bildung der Jugend eben ſo viel, ja noch mehr leiſtete als manches hochgeſtellte Gymnaſium. Vor Allem freilich lag jenem treuen, fleißigen Schulmanne es an, daß in den jungen Seelen, die ihm der Herr in ſeine Pflege gab, Kenntniß des Wortes Gottes und die Furcht des Herrn begründet würden, nächſt dieſem aber auch die Anleitung zu all' jenem Wiſſen und Erkennen, welches ehrbar, im Leben nöthig, und für den Geiſt des Menſchen, der zum Erkennen gemacht iſt, erfreulich iſt. Es machte ihm deshalb großes Vergnügen, einzelne ſeiner befähigteren Zöglinge (z. B. Waiſen von achtbaren Lehrern) in all' den Schulſtudien weiter zu fördern, welche zum Uebertritt an die Univerſität erfordert wurden. Und dieſes iſt ihm nicht nur bei mehreren ſehr wohl gelungen, ſondern ſein Unterricht war auch für Andere ſo anziehend, daß Söhne der Bürger und ſelbſt einzelne wohlhabende Bauern an ihm Theil nahmen. So lebte noch zur Zeit meiner Kindheit ein Leinweber in Hohenſtein, der ſein altes Teſtament in der hebräiſchen Grundſprache las, und in einem benachbarten Dorfe hat es zwei Bauern aus Seidel's Schule gegeben, die, wenn man ſie lateiniſch anredete, keine Antwort in derſelben Sprache ſchuldig blieben, obgleich ſie für gewöhnlich, ſo wie andere Bauern ihren Pflug durch die Furchen und die Senſe zum Mähen des Graſes und Getraides in rüſtiger Hand führten.

Ich habe den Rektor Seidel, dieſen auserleſenen Mann aus einer alten Zeit, nicht mehr mit Augen geſehen, denn er iſt noch vor meiner Geburt geſtorben, aber ſein Bild war ſo unvergeßlich tief in die Seele ſeiner Schüler eingeſchrieben, denen er lieb war wie ein leiblicher Vater, daß er mir durch den Bericht von dieſen wie ein perſönlicher Bekannter geworden iſt. Er war der Meinung, daß wohl an jedem Menſchenherzen, wenn es auch noch ſo verdunkelt und verſchloſſen ausſehe, ein dünnerer, heller Fleck gefunden werde, durch welchen ein Lichtſtrahl hineindringen könne, und man müſſe ſich, wenn man es mit den Menſchenſeelen gut meine, nur die Mühe nicht verdrießen laſſen, den dünnen Fleck aufzuſuchen, und da in Hoffnung auf guten Erfolg das Licht recht oft und nahe hinhalten, wenn auch die Nähe der Lichtflamme etwas wehe thun ſollte. Und dieſe Mühe ließ er ſich denn auch nicht gereuen; er ging den jungen Knaben in allen ihren eigenthümlichen Richtungen nach, faßte zwar Alle mit Liebe an, manche aber allerdings auch zugleich mit der derben Hand der Strenge, denn ein Vater, der ſeinen Sohn lieb hat, wird ſich, wenn dieſer in's Waſſer fiel, auch nicht lange bedenken, ob er ihn bei den Haaren, wo es freilich etwas wehe thut, herausreißen aus der Fluth oder ihn lieber darinnen erſaufen laſſen ſoll. Wenn aber auch der geſtrenge Rektor im Werke der Schulzucht, da wo es Noth that, weder des zerbrechlichen Stockes, noch der empfindlichen Haut ſeiner Schulknaben ſchonte, ſo ſchonte er dagegen mit einer wahrhaft zärtlichen Vorſorge jenes tief im Menſchenherzen liegenden Gefühles für Recht und Unrecht, durch welches ſchon das zarte Kind an den Züchtigungen der Lehrer oder Eltern es wohl unterſcheidet, ob dieſe dabei nur ſein Beſtes wollten, oder ob ſie es mit liebloſer Härte und im Zorne beſtraften. Denn die Bitterkeit des menſchlichen Zornes iſt ein Gift, welches, wohin es trifft, wieder Zorn erweckt.

Erweiſt ſich doch dieſe anſteckende Gewalt des menſchlichen Zornes ſogar an den Seelen der Thiere und ich erinnere hierbei nur im Vorbeigehen an eine Beobachtung, welche Scheitlin in ſeinem Werke über Thierſeelenkunde anführt. Ein Hufſchmied, der ſich oft von wildem Jähzorn beherrſchen ließ, hatte ſo eben ſein kleines, dreijähriges Kind, das ihm von ungefähr zwiſchen die Füße gerathen war, grauſam gemißhandelt und mit Füßen getreten, als er ein ſchon dazu bereit ſtehendes Pferd beſchlagen ſollte. Das Thier, ganz gegen ſeine ſonſtige Art und Gewohnheit, ſtieß ihn mit dem Kopfe um und ſtampfte mit den Vorderhufen ſo zornig auf ihm herum, daß man ihn bluttriefend unter demſelben hervorzog. Und ſo weiß man auch, daß Pferde von guten Anlagen durch die rohe, zornmüthige Behandlung eines Stallknechts oder Wärters ganz bösartig werden können, während dagegen die freundliche Pflege und Zucht der Araber das edle Thier zu einem Familiengliede, zu einem ſanften Geſpielen der Kinder, macht.

Nun, der alte Schulrektor Seidel wußte ſich, auch wenn er den Stab Wehe in ſeiner Schulzucht brauchte, vor Zorn und Bitterkeit zu bewahren, denn ſein Thun und Denken ſtand ſelber unter der Zucht der Furcht, ſo wie der Liebe ſeines Herrn, darum war er auch ſo geachtet und geliebt, daß die Zeichen der ehrerbietigen Achtung, die Jeder, der ihm begegnete, dem ehrenwerthen Manne erwies, aus dem Herzen kamen.

An einem ſolchen ernſten Manne wie der Rektor war und in ſeiner nach außen wie nach innen ſo genau abgemeſſenen, würdigen Haltung ſollte man es kaum für möglich halten, daß dennoch ein Zug an ihm geweſen ſei, welcher ſchon den damals lebenden Bekannten komiſch und des Belächelns werth erſchien. Dieſer Zug mag wohl im Zuſammenhang geſtanden ſein mit der gewiſſenhaften Pünktlichkeit, womit der treffliche Schulmann alle ſeine einmal angefangenen Arbeiten bis zu ihrem Ende betrieb. So wie er nämlich ſeine römiſchen und griechiſchen Klaſſiker, wenn er mit einem oder dem anderen ihrer Werke begonnen, in einer gewiſſen Zeit, ohne dazwiſchen mit einer anderen Privatlektüre abzuwechſeln, durchlas, wie er dieſe fortlauſende Ordnung des Leſens in den gemeinſamen Hausandachten mit den Seinigen an den Büchern der heiligen Schrift beobachtete, ſo hielt er dieſelbe mit ihnen ſogar in der Benutzung des Geſangbuches feſt. Denn außer dem willkührlich ausgewählten Liede, das etwa am Morgen geſungen wurde, ließ er an jedem Abend nach der Ordnung, in welcher die Lieder Seite nach Seite ſich folgen, eines oder etliche ſingen, ſo daß wohl mitten im Winter die Reihe an die Lieder zur Zeit der Ernte oder großer Gewitter, mitten im Regen die Reihe an die bei großer Dürre kam. Mit ſeiner Frau hatte er zwar in einer langen, glücklichen, aber ganz kinderloſen Ehe gelebt, dennoch ſang das alte Ehepaar, wenn die Reihe im Geſangbuch daran kam, auch die Lieder einer Kindbetterin und ihre Wiegenlieder.

Mochten ſie doch ſingen, die guten Leute, wenn es ihnen Vergnügen machte! Sie thaten es nach ihrem Sinn zu Gottes Ehre und der Rektor führte dabei mit ſeinem ihm wohlgebührenden Anſehen den Satz durch, den er oft im Munde führte, daß in den Sammlungen unſerer alten geiſtlichen Lieder ein Schatz läge, welcher wohl Stück vor Stück der Betrachtung und Benützung werth ſei.

An dem Freunde des alten Rektors, an meinem ſeligen Vater, ohne es dieſem gerade als ein beſonderes Verdienſt anzurechnen, hätte wohl auch das ſchärfeſt beobachtende Auge keinen ſolchen zum Belächeln geeigneten Zug auffinden können. Ich habe in meinem Leben wohl nur wenig Menſchen geſehen, die ſich in ihrem ganzen Thun und Weſen ſo gleich blieben, deren Geſinnung und äußere Haltung ſo ganz aus einem Stück war. Wenn er, was er zuweilen für ſeine Pflicht hielt, den Einladungen ſeiner Gemeindeglieder zu einem ihrer Hochzeits- oder Kindtaufsmahle folgte und die anweſenden Gäſte mit Erzählungen, mit Länder- und Reiſebeſchreibungen, aus der alten und neuen Geſchichte, mit Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer und Frauen unterhielt, oder mit ihnen über Landwirthſchaft und Gärtnerei, über allerhand naturgeſchichtliche Dinge ſprach, da blieb er dabei derſelbe, der er auf der Kanzel und im Religionsunterricht der Kinder war, würdig und mittheilend heiter. Wenn er in ſeinen freien Stunden mit der Urbarmachung eines wüſten, mit Gebüſch und Geſtein bedeckten Grundſtückes, das nahe bei der Kirche gelegen, zum Pfarrhaus gehörte, beſchäftigt war, wenn er hier den Boden, deſſen großer Flächenraum vorhin ganz nutzlos geweſen, durch Bepflanzung mit Obſtbäumen und Anlagen von Gemüſe- und Blumenbeeten, in einen nutzbaren Garten umwandelte, dann war es, nur unter anderer Form, derſelbe thatkräftige Sinn, der ihn in der Sorge für ſeine Gemeinde, für die Kirche und Schule, beſeelte.

In der Ordnung unſeres Hauſes, wie bei der Erziehung der Kinder, herrſchte keineswegs eine republikaniſche, noch weniger eine demokratiſche, ſondern eine ſtreng monarchiſche Verfaſſung. Der Vater war der unbeſchränkte Selbſtherrſcher in ſeinem Hauſe und die herzliche Liebe ſeiner Kinder zu ihm war mit einer Achtung verbunden, welche vielleicht manchem modernen ſogenannten Kinderfreund als Furcht erſchienen wäre. Sie war dieſes aber nicht, ſondern eine Ehrfurcht, welche ſchon frühe gewöhnt war, in dem Inhalt des vierten Gebotes die Stimme eines Anderen zu erkennen, als die des ſichtbaren Vaters.

Unſer Vater gebot und verbot uns nur ſelten etwas, noch ſeltener aber ſtrafte er. Es lag in ſeiner liebevoll ernſten Haltung gegen uns eine ſtillſchweigende Anforderung zur Zucht und Ordnung, wie zum Gehorſam, der wir nicht widerſtehen konnten. Nur wenn, ſelbſt in dem Kleinſten von uns, der Eigenwille in unverkennbarer Weiſe hervortrat, dann pflegte er dieſen durch ernſte Züchtigung ſo zu brechen, daß derſelbe für lange Zeit, wenigſtens in ſeiner Gegenwart, nicht wieder aufzukommen wagte. Dem vorlaut kindiſchen Geſchwätz war er nicht hold; wir hatten in ſeiner Gegenwart Schweigen gelernt. Müßiggang war ihm zuwider, er hielt uns alle ſchon in früheſter Kindheit zu einer, zugleich für uns angenehmen Beſchäftigung an, und ein Lob aus ſeinem Munde war uns, je ſeltener wir ein ſolches vernahmen, ein deſto größerer Lohn. Lügen und Unredlichkeit ahndete er ſtreng; Eitelkeit und Putzſucht an ſeinen Töchtern haßte er ſehr, und man hat mir erzählt, daß er einſt, als er meine älteſte Schweſter unvermuthet mit dem franzöſiſchen Narrenputze, der ſogenannten Peſchen, die ſie ſich um ihr durch Stickerei ſelbſtverdientes Geld gekauft, in der Kirche geſehen hatte, beim Nachhauſekommen ſich dieſen Flitterſtaat von ihr bringen ließ und ſchweigend ihn zur Küche trug, mit dem Beile zerhackte und verbrannte. Es war nicht nöthig, daß er hiebei ein beſchämendes Wort ſprach, die That ſprach aus, was er darüber dachte, wenn ſeine Kinder in ſolchen Narrheiten der vereitelten Menge ſich gleichſtellten.

Ueberhaupt pflegte mein Vater im gewöhnlichen Leben meiſt nur wenig Worte zu machen. Er, der vor ſeiner Gemeinde, wenn es galt, dieſer den Weg der Wahrheit zu zeigen, ſo kräftig beredt war, verſparte das, was er über ſeinen Schmerz und ſeine oft vergeblich ſcheinenden Mühen, über ſeine Hoffnungen und inneren Freuden zu ſagen hatte, auf ſein von Menſchen verborgenes Alleinſein mit dem eigentlichen Herrn und Vater der Gemeinde und mit ſeiner treuen Lebensgefährtin.

Dennoch habe ich ihn auch im geſelligen Verkehre mit Anderen in einer ſehr einnehmenden und eindringlichen Weiſe beredt gefunden. Sowohl dann, wenn er vor theilnehmenden Ohren etwas Belehrendes und zugleich Unterhaltendes erzählte, vorzüglich aber dann, wenn es galt, die Zweifel oder die Einwürfe gegen die ewigen Wahrheiten des Glaubens zu löſen und zu widerlegen. Schon zu damaliger Zeit berief man ſich bei ſolchen Zweifeln und Einwürfen nicht nur an das Urtheil der Vernunft, ſondern auch der Naturkunde. Alle tieferen Denker und große Naturforſcher würden, ſo ſagten die Zweifler, ihren Einwürfen Recht geben. Mein Vater hatte in der Schule des alten Cruſius wohl gelernt, was tieferes Denken ſei, kannte die Anſichten und das Leben ſolcher Naturforſcher, wie Newton, Boerhave, Albrecht von Haller und de Luc es waren; er blieb deßhalb den Zweiflern keine Antwort auf ihre Einwürfe ſchuldig, und brachte hiedurch auch die Beredteſten von ihnen zum Schweigen.

Er hätte wohl, wenn dieſes damals ſchon bekannt geweſen wäre, zu den Beiſpielen ſolcher großer Naturforſcher, die an der Wahrheit der Offenbarung feſthielten, das des Humphry Davy anführen können, aus deſſen Leben mir ſo eben eine Anekdote einfällt, die ich, um hier die Schilderung meines elterlichen Hauſes nicht zu unterbrechen, als Anhang zu dieſem Kapitel in einem folgenden mittheilen will.

Von meiner theueren Mutter habe ich ſchon bei anderer Gelegenheit ein öffentliches Zeugniß gegeben. Das war ein ſanfter, ſtiller Geiſt, voll Demuth und Liebe, der in ſeinem Wirken auf Alle, die in ſeine Nähe kamen, an jenes ſanfte, ſtille Säuſeln erinnerte, in welchem dort auf dem Horeb der Herr war. Im Aeußerlichen lebte ſie nur für die Ihrigen und für ihr Haus, aus welchem ſie ſo ſelten ohne dringende Veranlaſſung hinaus, ſelbſt in ihren lieben Garten an dem Berge kam, daß ein ſolcher Ausgang für uns Kinder ein eben ſo freudig aufregendes Ereigniß war, als wenn die Bienenkönigin aus ihrem Stocke ausfliegt und der ganze Schwarm ihr folgt. Uebrigens gab es, wie ich ſchon andeutete, dringende Veranlaſſungen, die ſie aus ihrem lieben Hauſe von Zeit zu Zeit hinausführten: das waren die Beſuche der kranken Frauen und Kinder. Sie brachte an dieſe Krankenbetten nicht nur guten Rath aus dem Schatze ihrer eigenen und meines Vaters Erfahrungen, nicht nur allerhand einfache und doch wirkſame Hausmittel und leibliche Erquickungen, ſondern vor Allem innere und geiſtige Stärkungen. Mehrere Kranke, die ſehr zur Ungeduld und zur Verzagtheit geneigt waren, ſprachen es aus, daß, wenn meine Mutter ſich nur zu ihnen hingeſetzt und angefangen hätte zu reden, da wäre auf einmal ihre Ungeduld und ihre Angſt wie weg geweſen. Denn man hätte meine Mutter faſt nur anſchauen dürfen mit ihrem ſanften und gelaſſenen Weſen, um ſich der Ungeduld zu ſchämen, und wenn ſie Muth zuſprach, da ſei dies geweſen, als habe ſie die Hand der verzagten Kranken angefaßt und ſie aus dem Sorgenbette hinausgeführt in die liebe Sonne.

Ich habe viele ſolche einfältig ſchöne Zeugniſſe über meine ſelige Mutter gehört, und wenn man wollte, könnte man noch jetzt dergleichen vernehmen, denn die, welche ſie gekannt haben, ſind noch nicht alle im Grabe verſtummt. Unter andern hörte ich oft von ihr ſagen: dieſe Frau hat keine Feinde auf der Welt gehabt, denn wer ſie nur kannte, der mußte ſie hochachten und lieben.

Von einer Frau, die ſich in keinem Stücke der Welt gleichſtellte, ſondern welche nur Gott und ſeinem Dienſte in Werken des Glaubens und der Liebe lebte, lautet dieſes Zeugniß allerdings ſehr ſeltſam, und ich ſelber, obgleich mir von irgend Etwas, das ihm widerſpräche, gar Nichts bekannt iſt, möchte ſeine Wahrheit nicht durchaus verbürgen. Dennoch kann ich es mir leicht denken, wie daſſelbe entſtehen konnte. Meine Mutter hatte gewiß auch, wie Alle, denen es ein rechter Ernſt iſt um ein Gott wohlgefälliges Leben, ihre inneren Feinde, mit denen ſie in beſtändigem Kampfe ſein mußte, aber was da im Inneren vorging, das ſah die Welt nicht, weil ſie mit dieſer, ſo weit nur möglich, niemals oder nur ſelten in Verkehr kam, und wo dies unvermeidlich, war durch ihre Herzensdemuth und Beſcheidenheit ihre Zunge bewahrt, daß ſie nicht Böſes redete, ihre Lippen, daß ſie nicht Falſches ſprachen und es ging den Geſunden da eben ſo, wie nach dem, was ich vorhin ſagte, den Kranken, es war jenen, ohne daß ſie ſich's ſelber recht bewußt waren, als ob mit meiner Mutter noch Jemand Anderes zugegen wäre, vor welchem man Achtung haben müßte. Denn eine ſolche Seele wie dieſe war, iſt auch beredt, wenn ſie ſchweigt.

Auch wir Kinder fühlten das bei unſerer Mutter, welche, obgleich ſie nur wenig oder keine Worte von der Gottesfurcht machte, doch durch das Vorbild ihres Wandels uns dazu anleitete und hinzog. Ich weiß noch recht gut, wie ein einziger Blick meiner Mutter, zu dem ſie kein Wort ſprach, mich tief beſchämt und durch und durch bewegt hat. Es lag darin ein Ausdruck von tiefem Ernſte und Betrübniß, der mir mehr ſagte als eine lange Strafpredigt hätte thun können, denn dergleichen ließ ſie nicht vernehmen, wohl aber bei Gelegenheit einzelne Worte, die nicht leicht verloren gingen.

Meine Schweſtern erzog dieſe treue Mutter von Kindheit auf zum Gehorſam, zum Fleiß und zu ehrbarer Ordnung. Es war eine liebliche kleine Gemeinde, dieſe Mutter mit ihren Töchtern, wenn ſie am Morgen, nach der gemeinſamen Morgenandacht und dem Frühſtücke ſich an ihre Arbeit ſetzten und dabei mit ſanfter Stimme ihr Morgenlied, oder wenn ſie Abend nach vollbrachter Arbeit ihr Abendlied ſangen, und wenn jeder Blick der Mutter auf ihre Kinder und der Kinder auf ihre Mutter es ſagte, wie lieb ſie einander hätten und wie froh ſie da beiſammen ſeien.

Zwei meiner Geſchwiſter habe ich im Leben nicht geſehen, denn dieſe ſind vor meiner Geburt geſtorben; das eine, die kleine Friedensreiche (Friederike) in ihrem vierten Jahre, als ein Kind von ſeltſam früher Reife des Verſtandes und von wahrhaft himmliſchem Sinne, das andere, ein Knabe, ſchon in ſeinem erſten Lebensjahre. Auch von einem Bruder, den ich zwar noch kannte, ſind mir wenige Erinnerungen geblieben, denn er war ſo viel älter als ich, daß er zu der Zeit, in welcher meine deutlichen Erinnerungen erwachten, ſchon an die Schule nach Altenburg kam, und daß ich ihn von da an nur während ſeiner kurzen Beſuche im Elternhauſe ſahe. — Auch er iſt ſchon als Jüngling geſtorben.

Deſto deutlichere, liebe, theuere Erinnerungen habe ich an meine vier Schweſtern. Dieſe alle haben das reifere Alter erlebt und ſind in ihrem Eheſtande durch einen heilſamen Wechſel von Leid und Freuden, Sorgen und Tröſtungen hindurchgeführt worden. Sie ſind nun alle zu ihrer Ruhe eingegangen; die Jüngſte, der ich am meiſten verdankte, und die meinem Herzen am theuerſten war, iſt erſt vor wenigen Jahren, von dem Krankenſtuhle, auf dem ſie von der Gicht und ihren Schmerzen gelähmt, gar lange Zeit ſaß, erlöſt und hinweggenommen worden.

Dieſes ſind die Lebensbilder, die mir von meinen Großeltern und Eltern, ſo weit ich ſie durch eigenen Umgang und aus fremder Beſchreibung kenne, in der Erinnerung blieben. Indem ich ſie betrachte, wandelt mich ein Bedenken an, welches ich hier, wo ich ſo gerne nur die ungeſchmückte Wahrheit reden möchte, nicht verſchweigen darf. Wenn dieſe meine guten Alten, ſelbſt in der Zeit, wo ſie noch von der Schwachheit des Fleiſches befangen waren, das hätten leſen können, was ich hier von ihnen ſagte, ſie würden, ſo wie es iſt, dasſelbe nicht gebilligt haben. Sie ſahen ſich und ihr Thun in einem Lichte, in deſſen Klarheit ſich auch die Schatten, und zwar um ſo ſchärfer und dunkler zeigten, je heller das Licht hervortrat. Sie kannten ſich ſelber und was in ihnen war, ich aber, als ich noch mit ihnen unter einem Dache wohnte, kannte weder mich noch mein Inneres, ſah nur, was vor Augen iſt. Hätten jene über ſich ein Zeugniß zu geben gehabt, das würde, wenn auch in kürzeren Worten, doch viel anders gelautet haben als das meinige. Wenn ich das Sandkorn mit dem Felſen vergleichen darf, dann erinnere ich an die Lebensbilder, welche ein Moſes, ein Samuel, ein Nathan, von ganz anderen Alten uns gegeben haben als die meinigen waren. Hätten ein Plutarch, ein Cornelius Nepos, ein Livius das Leben des Vaters der zwölf Stämme oder das Leben eines Saul, eines David, eines Salomo, ja das Ganze der Geſchichte des Volkes Iſrael beſchrieben und wäre dieſes Volk, wären jene Väter ihre eigenen geweſen, ſie würden ihre Bilder in einem dem Menſchenauge wohlgefälligeren Lichte, ohne die einzelnen Züge, welche den Eindruck des ſchönen Ganzen ſtören, ohne die trübenden Schatten gezeichnet haben. Dieſes wäre ihnen auch bei dem beſten Willen, nur das Wahre zu reden, geſchehen, denn die Liebe des natürlichen Menſchen, ſowie ſein parteiiſcher Haß, ſind zur Verblendung, ja zur Blindheit geneigt.

Mag aber auch meine dankbare Liebe gegen die Eltern, welche mir Gott gab, von jener natürlichen Schwachheit nicht frei geweſen ſein, ſo weiß ich dennoch, ich habe das von ihnen geſagt, was nicht allein ich, ſondern Alle, die ſie näher kannten, an ihnen vor Augen ſahen. Meine Eltern würden freilich, wenn ſie noch mit uns lebten, ſagen: das, was ihr an uns ſahet, war nicht unſer eigen, es war nur ein uns aus Gnaden verliehenes Gewand, ein Schatz, gelegt in ein armes irdenes Gefäß. Wohl aber ihnen, ſie haben feſt gehalten, was ſie empfangen hatten, bis an's Ende.

8. Der weltberühmte Gaſt *).

Als ein ſolcher erſchien mit Recht der große Naturforſcher Humphry Davy, als er auf ſeiner Reiſe durch Irland, nach Portruth in das Haus des ehrwürdigen Dr. Richardſon zum Beſuche kam. Humphry Davy, der Stolz von England, auf den die Augen des ganzen wiſſenſchaftlich gebildeten Europa's mit Bewunderung gerichtet waren, der für den vornehmſten, glänzendſten Salon in Paris und London eine Erſcheinung geweſen wäre, auf die ſich alle Augen gerichtet hätten, war jetzt in dem

---

*) M. v. die Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy by his Brother John Davy. Lond. 1836; Tom. I p. 271, 273.

kleinen Portruth im Pfarrhauſe eingekehrt. Das ſeltene Ereigniß war bald in der ganzen Umgegend bekannt geworden. Jeder hätte den berühmten Wandersmann gerne geſehen, vor Allem aber wollte der Doktor Richardſon ſeinen hochverehrten Freund, den trefflichen Biſchof von Raphoe, an der ſeltenen Freude und Ehre Theil nehmen laſſen, die ſeinem Hauſe widerfahren war; er lud dieſen ein und der Biſchof mit ſeiner Schweſter, der nachmaligen Lady Brownrigg, folgte der Einladung gerne.

Aber das Gerücht von der Anweſenheit eines ſo ſeltenen Gaſtes im Pfarrhauſe zu Portruth hatte ſich in der Nachbarſchaft weiter als zum Hauſe des Biſchofs verbreitet. Als man nach dem Abendeſſen noch in freundſchaftlichem Geſpräche beiſammen ſaß, da fand ſich ungebeten und unangemeldet ein Herr aus der Nachbarſchaft bei der Geſellſchaft ein, welcher den Doktor Richardſon bat, ihn mit Herrn Davy bekannt zu machen. Dieſer Herr, ein bedauernswerther Halbwiſſer, zweifelte an Allem, nur nicht an ſeinem eigenen Verſtande, der ſich ſeine vermeintliche Weisheit aus den Schriften des Voltaire und der anderen dieſem gleich geſinnten Encyklopädiſten gezogen hatte. Der Mann, in dieſer ſeiner vermeintlichen in der Vernunft und Natur begründeten Weisheit, gedachte heute einen recht glänzenden Sieg über ſeine Nachbarn, die beiden Gottesgelehrten, davon zu tragen. Denn daß der berühmte Davy, ſo hoch ſtehend durch vernünftige Einſicht und Naturkenntniß, ihm Stück vor Stück in ſeinen Behauptungen Recht geben und zur Seite ſtehen werde, daran zweifelte er keinen Augenblick. Sobald ſich deshalb die Damen von der Tafel entfernt hatten, hob er ſeinen Spruch an, und brachte, wenn auch nur als ein nicht immer glücklicher Nachbeter, alle die Einwürfe und Gegengründe vor, welche gegen die Wahrheit des Chriſtenglaubens von ehrlicheren Heiden und unehrlichen Chriſten zur Welt gebracht worden ſind. Doktor Richardſon ſaß wie auf Kohlen, er konnte den Ausbruch ſeines Unmuthes kaum zurückhalten, da aber Davy mit aufmerkſamem Schweigen dem Gerede des Anderen zuhörte, das zunächſt nur an ihn, nicht an die beiden Geiſtlichen gerichtet war, verhielt auch er ſich ſchweigend. Der Herr hatte ſeine Lektion geendet und erwartete nun mit triumphirender Miene die zuſtimmende Antwort des großen Naturforſchers. Aber wie erſtaunte er, wie fühlten die beiden Freunde ſich ſo freudig erhoben, als Davy die Wahrheit des Chriſtenthums mit der innigſten Wärme eines kindlich frommen Gemüthes und mit unwiderſtehlicher Beredtſamkeit vertheidigte. Der Biſchof war ſo ergriffen, daß er ehrfurchtsvoll von ſeinem Stuhle aufſtand, wie man wohl in den Kirchen zu thun pflegt, wenn ein Prediger in Bourdaloue's oder Maſſillon's Kraft und Geiſt die Zuhörer zur feurigſten Andacht aufregt. Davy aber, nachdem er alle Behauptungen ſeines Gegners, dieſes unverſtändigen Feindes des Chriſtenthums, vollkommen zu Schanden gemacht, bat in beſcheidenem Tone die beiden Geiſtlichen um Vergebung, daß er ſich die Waffen angemaßt habe, die ſie ſo viel geſchickter hätten führen können als er. Man begab ſich zur Ruhe. Vergeblich wartete man am anderen Morgen bei dem Frühſtück auf den ſtreitbaren Herrn. Dieſer hatte ſich bei guter Zeit davon gemacht nach ſeinem vierzig engliſche Meilen von Portruth entfernten Wohnſitze.

Derſelbe Naturforſcher Davy, einer der größten der ganz neueren Zeit, ſpricht die gleiche Geſinnung, die er an jenem Abende kund gab, auch in einem ſeiner Werke: der Salmonia, in folgenden Worten aus:

„Ich beneide Keinen um irgend eine Gabe des Gemüthes oder des Verſtandes, möge ſie Genie, Geſchicklichkeit, Witz oder Phantaſie heißen. Dürfte ich mir aber wählen, was mir das Liebſte und für mich das Beſte wäre, dann würde ich den Glauben eines frommen Herzens allen anderen Segnungen vorziehen. Denn dieſer macht das Leben zu einer Schule der Heiligung, ſchaffet neue Hoffnungen, wenn alles irdiſche Hoffen dahin iſt, läßt auf das Dahinwelken und auf die Vernichtung des irdiſchen Daſeins ſeine hellſten Strahlen fallen. Der Glaube iſt es, der das Leben aus dem Tode, Verherrlichung aus dem tiefſten Untergange hervorruft; er kann die Marterkammer und den Schandpfahl zu einer Himmelsleiter nach dem Paradieſe machen, und da, wo der Sinnenmenſch und der Zweifler nur Dunkel, Zerſtörung und Verzweiflung ſehen, vermag er den Geiſt mit den Vorahndungen einer Welt des Friedens und der ewigen Freuden zu erfüllen, in welcher, gleich wie unter Palmen und Amaranthen, die Schaar der Sieger und der Seligen wandelt.“

Dieſe Züge aus des edlen Davy's Leben ſollten, wie ich vorhin ſagte, nur ein Nachtrag zu dem ſein, was ich von den Geſprächen meines Vaters mit den Verächtern Deſſen, was ihm das Heiligſte war, erwähnte. Davy's Lebensbild ſteht in jenen Zügen wie ein ſchöner, hoher Berg mitten in dem niederen Flachlande vor uns, durch welches wir jetzt, ſo gut die Kräfte es erlauben, unſeren Weg weiter fortſetzen wollen.

9. Der erſte Lichtpunkt der Erinnerungen.

Faſt ſechs und zwanzig tauſend Male geht, in der friſcheren Zeit des Lebens, an einem Tage der Athem in uns aus und ein, hundert tauſend Mal ſchlägt unſer Puls und wir fühlen es nicht; wir bemerken nicht eher, daß wir athmen, bis der Odemzug auf einen Augenblick, etwa durch einen plötzlichen Schrecken, gehemmt wird. Der Punkt der Erde, auf welchem ich jetzt ruhe, iſt mit mir ſchon nach einer Minute um mehrere Meilen von Weſt nach Oſt gerückt, ja meine Erde, auf der ich wohne, macht mit mir in jeder Minute bei ihrem Gang um die Sonne einen Weg von 219 Meilen. Das iſt noch weiter als von Berlin nach Petersburg, weiter als von München nach Neapel, faſt dreimal ſo weit als von Dresden nach Warſchau. Und dennoch verräth kein zitterndes Blatt am Baume mir die Sturmeseile, mit welcher ich durch den Weltraum geführt werde, denn der Baum wie ich ſind ein Ganzes mit der Erde, ſind nur Theile von dieſer, wie die Bruſt, in welche der Odem eingeht, das Herz, welches den Pulsſchlag anregt, in unabſcheidbarer Weiſe nicht ein Lebendes und Bewegendes für ſich, ſondern ein in dem Geſammtleben meiner Leiblichkeit verſchlungenes Mitbewegtes ſind, deſſen Regungen von der empfindenden Seele nicht bemerkt werden, weil ſie wie der Schatten eines der Sonne entgegengehenden Wanderers dem bewegenden Antriebe des inneren Lebens nicht vorangehen, ſondern ihm folgen.

Daß der Punkt der Erdfläche, auf dem ich ſtehe, ohne Raſt und Ruhe von Weſt nach Oſt durch den täglichen Umſchwung meines Planeten um ſeine Axe fortrücke, das bezeugt mir ſchon der Auf- und Niedergang der Sonne; daß aber die Erde mit Allem, das auf ihr wohnt und lebt, in noch viel tauſendmal größerer Eile durch den Weltraum zieht, das läßt uns, wenn die Sonne niederging, der Anblick des Sternenhimmels erkennen. Denn noch viel mehr als die Sonne ſind die Veſtenſterne des Himmels im Verhältniß zur Erde ein Unbewegtes, an deſſen Stillſtand der Wandel des Planeten durch den Raum bemerkbar wird.

Wäre nicht etwas Höheres und Mächtigeres da, als meine Seele mit all' ihren Kräften es iſt, dann würde die Seele ihres eigenen Lebens und Weſens eben ſo wenig gewahr werden, als unſer leiblicher Sinn der Bewegungen der Erde, wenn dieſe in einem ewigen Dunkel des Weltraumes, darin keine Sonne und kein Stern ſchiene, den Umſchwung um die eigene Axe und den Lauf ihrer Bahn machte. Wie das Herz und die athmende Bruſt an dem Geſammtbewegen der bildenden und erhaltenden Lebenskraft ihres Leibes Theil nehmen, ohne ihr beſonderes Bewegen zu empfinden, ſo iſt das Seelenleben des Kindes vor ſeiner Geburt in dem Walten der mütterlichen Lebenskraft und auch nach der Geburt, bei ſeinem Eintreten in die Welt der Sinne, in einem Strome des allgemeinen Naturlebens befangen, der es auf ſeinen Wegen mit ſich fortführt, wie die Erde den Menſchen, der auf ihr wohnt, mit ſich fortträgt durch den Weltraum, ohne daß er deſſen gewahr wird. Spurlos geht das, was der Neugeborne ſieht, das, was er hört und fühlt, an ſeiner Seele vorüber; es konnte nicht ſein eigen werden, weil er ſelbſt nicht ſein eigen war, ſondern ein angehöriger Theil der Natur, die ihn erhält und nährt.

Gebt mir, ſo ſprach ein Naturkundiger und Mathematiker des Alterthums, einen feſten Stützpunkt außer der Erde und ich will dieſe bewegen. Damit die Seele des Menſchen nicht mehr nur ein dienendes Glied und Eigenthum der äußeren Natur ſei, damit vielmehr die Sinnenwelt ihr, nach dem Maaße ihrer Kräfte zum dienenden Eigenthum werde, bedarf ſie einer Anregung, welche mächtiger iſt als das ruhig fortwogende Strömen des allgemeinen Naturlebens, in das ſie bis dahin, ohne aus ihm aufzutauchen, verſenkt war. Ein Anhaltspunkt außer und über dem Strome muß ihr gegeben werden, damit ſie über dieſen ſich erheben könne.

Schon die Weisheit des Alterthums hat die Wahrheit erkannt, daß der Geiſt des Menſchen durch das Gefühl der Bewunderung (und des Staunens) zum Erwachen der Erinnerung und des eigenen ſelbſtthätigen Lebens komme und ein tiefer Denker der neueren Zeit (Montesquieu) erkennt in der Abnahme der Fähigkeit, zu bewundern, eines der betrübenden Zeichen der Geiſtloſigkeit des achtzehnten Jahrhunderts, in welchem er lebte. Was kann aber die Bewunderung des Geiſtes erregen, als ein Etwas, das mächtiger iſt und höher, denn er ſelber, was kann das Staunen des ſinnlichen Menſchen erwecken, als ein Etwas, das in überwältigender Kraft und Größe ſeiner eigenen Natur entgegentrat.

So mag die früheſte Erinnerung, welche dem einen oder dem anderen Menſchen aus ſeiner erſten Kindheit blieb, die ſein, welche ein plötzlicher Schrecken der äußeren Natur in ihm weckte. So war es etwa der Zuſammenſturz eines alten Thurmes in der Nähe des Elternhauſes, deſſen ſich ein Mann aus der Zeit ſeiner erſten Jahre und hiermit zugleich der Geſtalt erinnerte, welche der Thurm vor ſeinem Zuſammenſturze hatte. Oder die Bombe, welche bei der Belagerung der Vaterſtadt in den Hofraum hereinfiel und in demſelben Augenblicke zerſprang, war das früheſte Gedankenbild, das eine andere Menſchenſeele in das Gebiet ihrer Erinnerungen aufnahm und darin feſthielt, und in einem noch anderen Falle war es die majeſtätiſche Naturgewalt des Blitzes, der mit dem Krachen des Donners zugleich in das Obdach einbrach, was den Traum der Bewußtloſigkeit verſcheuchte. Nicht aber nur die laute Stimme der Naturſchreckniſſe pflegt in dem Geiſte des Menſchen das Leben der Erinnerung zu wecken, ſondern dieſes geſchieht auch bei vielen Menſchenſeelen durch ein ſtilleres, darum aber nicht minder mächtiges Anregen, welches nicht ſowohl als Staunen, denn als Bewunderung betrachtet werden muß. Eine Mutter trägt mit jenem Muthe, den die Liebe gibt, ihr Kind bei einem feindlichen Ueberfalle des Wohnortes mitten durch das Getümmel und die drohenden Gefahren hinaus in's Freie, und das Gefühl der anſchmiegenden Liebe an die Mutter blieb als früheſte Erinnerung dem ganzen ſpäteren Leben (nach einem von Moriz erzählten Falle). Aber das Gebiet der Erſcheinungen und der Handlungen der Menſchen, der Thaten ihrer Liebe oder ihrer Kraft, daraus der erſte zündende Funke in die Seele eines Kindes kommt, iſt zu groß, wir geben hier nur das, was die eigene Erfahrung bezeugt.

Das früheſte Gedankenbild, das mir aus der Zeit meiner erſten Kindheit in der Erinnerung geblieben iſt, war das Bild eines alten Mannes. Es war eine ſtumme Erſcheinung, denn der Mann ſprach nicht mit mir, ſondern mit einem Anderen, den ich nicht ſah, und ich hörte auch die Worte nicht, die er ſprach. Dennoch ging mir der Anblick des Alten ſo tief zu Herzen, daß mir der Eindruck davon noch jetzt, nach 72 Jahren, lebendig geblieben iſt, obgleich ich zu der Zeit, als ich ihn empfing, ſo viel ich das zu berechnen vermag, nur wenig über zwei Jahre alt war.

Der Mann, welchen ich damals mit einem Gefühle betrachtete, das allerdings dem der Bewunderung gleichen mochte, war mein Großvater mütterlicher Seite: der alte Pfarrer Gotthilf Werner. Ich hatte ihn gewiß vorher ſchon oft, ja faſt täglich geſehen, und war wohl manchmal auf ſeinen Armen und ſeinem Schooße geſeſſen; habe ihn auch nachher, bis zu ſeinen letzten, letzten Tagen, und ſelbſt noch im Sarge geſehen und dennoch kann ich mich nur jenes einen Males ganz deutlich erinnern, wo ich ſo aufmerkſam ihn anblickte und ihn das thun ſah, was er eben that?

Und was that der Greis, das mir gerade in jenem Augenblicke ſo eindrücklich wurde? Ich wußte und verſtand dieſes damals nicht, aber das Bild ſeines Erſcheinens ſteht noch jetzt vor mir. Ich verſtand ſpäter und weiß es jetzt, was er that: er betete ſtille und in ſo kindlich dringender Andacht, daß ſelbſt die Seele des unmündigen Kindes von einem Mitgefühle und von der Ahndung ergriffen ward, daß hier Etwas geſchehe, welches von höherer Art ſei als die liebkoſenden Worte und Thaten, womit die beiden alten Großeltern ihren jüngſten Enkel, ſo oft er zu ihnen kam, empfingen und erfreuten.

Der Anblick eines andächtig Betenden konnte mir nicht ungewohnt ſein. Meine frommen Eltern und meine Schweſtern beteten täglich vor meinen Augen und thaten dieſes mit Innigkeit und Ernſt. Es konnte nicht in der Neuheit, auch nicht in der Kraft des äußeren Eindruckes allein liegen, es mußte dieſem aus der Seele des Kindes eine andere Kraft entgegenkommen, damit derſelbe zu einem feſten Punkte werde, an welchem die Erinnerung den erſten Faden ihres künftigen Gewebes anlegte. Von dieſer inneren Welt unſeres Seins und Lebens gilt aber dasſelbe, was wir von der äußeren Welt der Sinne ſagen können: ihr Beſtehen und ihre Erhaltung ſind das Werk einer fortwährenden Schöpfung. Wie unſer Leib nach ſeinem beſchränkten Maaße ein Gleichniß der äußeren Sichtbarkeit, ſo iſt der denkende Geiſt in uns nach ſeinem Maaße ein Gleichniß des Schöpfers. Nach dieſer ſeiner abbildlichen Macht erſchafft der uns innewohnende Geiſt die Gedankenbilder der Erinnerungen und dieſe ſeine Schöpfermacht gibt ſich nicht minder in der Erhaltung unſerer Erinnerungen kund. Ein Beiſpiel, das wir im nächſten Kapitel betrachten wollen, mag uns vielleicht dieſes ſcheinbar doppelte und dennoch einfache Verhalten des Geiſtes zum Erſchaffen und Erhalten der Gedankenbilder deutlicher machen. Vorläufig fügen wir hier, dem Inhalte dieſes Kapitels, das von der Erweckung des Menſchengeiſtes zu der ſchöpferiſchen That ſeiner Erinnerungen handelt, ein ſcheinbar nur zur Seite liegendes Ereigniß bei, aus welchem erkannt wird, wie in dem Geiſte überhaupt, namentlich aber in dem denkenden Geiſte des einen Menſchen, die Macht liege, ſelbſt durch die ſtille, verborgene That ihres Denkens in einem anderen Menſchengeiſte die gleiche That des Denkens zu wecken.

Der Engländer Rich, geweſener Reſident zu Bagdad, theilt in dem Bericht über ſeinen Aufenthalt in Kurdiſtan *) (Bd. I. S. 144) eine Begebenheit mit, die er aus dem Munde des redlichen Paſcha Mahmud von Suleïmanie, mit welchem ſie ſich zugetragen, ſelber vernahm.

Ich war, ſo erzählte der Paſcha ſeinem Freunde, als Geiſel zu Kermanſchah in Perſien, als mein Vater durch Umſtände genöthigt wurde, das ihm aufgenöthigte Bündniß mit den Perſern zu verlaſſen und ſich wieder zu den Türken zu halten. Mein Leben war demnach verwirkt, und der Vizekönig ließ mich holen, um mich zu tödten. Es war Nacht. Ich wurde vor ihn geführt, die Arme auf

---

*) Narrative of a Residence in Koordistan u. ſ. Lond. 1836.

den Rücken gebunden. Der Prinz ſaß in ſeiner Halle; Kerzen brannten in der Mitte; der Scharfrichter ſtand da, gerüſtet, ſein Amt an mir zu vollſtrecken. Es war ein erſchreckender Anblick (möge Gott dich davor bewahren) und ich geſtehe, mein Muth war dahin. Doch blieb mir in der Todesangſt ſo viel Beſinnung, daß ich den Namen Gottes anrufen konnte, und, geprieſen ſei ſein Name, alsbald wurde er mir offenbart. Ich fühlte eine Gewalt an meinem Herzen, als würden ihm folgende Worte eingeprägt: Bin ich nicht der, welcher dich aus dem Leibe deiner Mutter gebracht, und in allen Gefahren, bis auf dieſe Stunde behütet hat? Konnte ich dich nicht in jedem Augenblicke hinwegnehmen? Warum fürchteſt du dich alſo jetzt? Vermag dieſer Mann dir ein Leid zu thun, wenn ich nicht will? In dieſem Augenblicke fühlte ich mich beruhigt, mein Herz empfing Kraft und ich ſtand vor dem Prinzen furchtlos und unerſchrocken. Gelobt ſei Gott! anſtatt mich tödten zu laſſen, wie er feſt entſchloſſen geweſen war, ſandte mich der Prinz in das Gefängniß zurück und mir widerfuhr kein Leides.

War dieſe ſtille Einwirkung des einen Menſchengeiſtes auf den anderen nicht ganz jener gleich, welche der geweſene däniſche Reſident und Miſſionär auf den Nikobar-Inſeln, Johann Gottfried Hänſel, in dem 8. ſeiner Briefe an Latrobe aus eigener Erfahrung beſchreibt? Es war hier nicht ein einzelner Scharfrichter, es war eine ganze Schaar von malayiſchen Raubmördern, die mit ihren Mordgewehren dem Manne, der für ſeines Königes Eigenthum ſein Recht behauptete, den augenblicklichen Tod droheten. Er ſtand hülflos unter ihnen da, hatte gar keine äußere Waffe, wohl aber die innere des denkenden Geiſtes, deren ſich ſelbſt der Paſcha von Suleïmanie gegen den perſiſchen Gewalthaber mit Glück bediente. Schon drangen die Mörder mit ihren Spießen auf ihn ein, jeder wollte der erſte ſein, die vergiftete Spitze ihm in den Leib zu ſtoßen; da auf einmal ergreift ſie eine andere Regung; die vorderſten treten von dem Manne, der ſo muthig und getroſt vor ihnen ſteht, zurück, die anderen folgen, einer nach dem anderen weicht aus dem Zimmer hinaus. Ihr Führer: der malayiſche Nacata, erzählte zu Tricut: Der däniſche Reſident zu Rancauvery ſei ein großer, mächtiger Zaubermeiſter; er habe durch Zauberkraft ihre Hände gebunden und ſie hätten ihm nichts thun können.

Dies iſt die ſtille Macht des einen Menſchengeiſtes auf den anderen; eine Macht, welche jedoch der Menſch nicht in ſich ſelber findet, ſondern, wie die Lunge ihren Athem aus dem allgemeinen Athem der Luft, aus einem höheren Quell aller geiſtigen Belebung empfangen muß.

Was der bloße Anblick eines andächtig Betenden zu wirken und zu wecken vermöge, das hat der Erzähler nicht allein in ſeiner unmündigen Kindheit, ſondern auch in einer ſpäteren Zeit ſeines Lebens mehrmals erfahren. Wir nehmen aber hier den vorhin abgebrochenen Faden unſerer Betrachtung von Neuem auf.

10. Ein Panorama der Erinnerungen.

Die merkwürdige Erfahrung, welche ich hier mittheilen will, iſt keine eigene, mir ſelber zugehörige, ſondern eine fremde. Der Mann aber, welcher ſie machte, iſt nicht nur den Seeleuten, ſondern auch den Freunden der Naturkunde und Erdbeſchreibung rühmlichſt wohlbekannt: es iſt der engliſche Admiral F. Beaufort, der ſie in dem nachſtehenden Briefe an ſeinen Freund, den berühmten Dr. William Hyde Wollaſton, beſchreibt *).

Mein lieber Doktor! Die folgende Erzählung der Umſtände meines Unfalles iſt nach Ihrem Wunſche aufgezeichnet worden. Dieſe ſind mir nicht ſo merkwürdig vorgekommen, als ſie Ihnen zu ſein ſcheinen, weil ich von zwei oder drei Perſonen, welche, wie ich, aus einer ähnlichen Gefahr errettet wurden, eine Schilderung ihrer Gefühle gehört habe, die ſo genau den meinigen ähnlich waren, als es bei der Verſchiedenheit der körperlichen und geiſtigen Anlagen möglich war.

Vor vielen Jahren, als ich noch Cadet auf einem königlichen Schiffe in Portsmouth war, fuhr ich einſt in einem ſehr kleinen Boote herum und ſuchte dann daſſelbe an der Seite des Schiffes an einem der Luckenringe zu befeſtigen. In thörichter Haſt trat ich auf den Sahlbord des Bootes, welches natürlich umſchlug; ich fiel in das Waſſer, und da ich nicht ſchwimmen konnte, waren alle meine Verſuche, das Boot oder die herantreibenden Ruder zu ergreifen, vergeblich. Der Unfall war von der Schildwache am Ausſteig nicht bemerkt worden und daher machte erſt, als die Fluth mich ziemlich weit hinter das Schiff getrieben hatte, ein Matroſe, der vom Vormars herab mich im Waſſer arbeiten ſah, Lärmen. Der erſte Lieutenant ſprang ſogleich muthvoll über Bord; der Zimmermann folgte ſeinem Beiſpiele und der Stückmeiſter eilte in ein Boot und ruderte ihnen nach.

Bei der heftigen aber vergeblichen Anſtrengung, um Hülfe zu rufen, hatte ich viel Waſſer verſchluckt; ich wurde

---

*) London and Paris Observer, № 1228, Nov. 5. 1848.

bald erſchöpft, und ehe noch Hülfe kam, war ich verſunken — alle Hoffnung war verſchwunden, alles Ringen hörte auf; ich fühlte, daß ich ertrinke. Dieſe Umſtände kamen theils mir, nach meiner Rettung und Herſtellung in's Gedächtniß, theils wurden ſie von denen bemerkt, welche mir zuſahen; denn während eines ſolchen Kampfes iſt ein Menſch zu ſehr bemüht, nach jedem vorbeiſchwimmenden Strohhalme zu haſchen, oder zu ſehr verſunken in abwechſelnde Verzweiflung und Hoffnung, als daß er mit einiger Klarheit die Aufeinanderfolge der Begebenheiten bemerken könnte. Nicht ſo verhält es ſich mit dem, was ſogleich folgte: mein Sinn hatte dann jene plötzliche Umwandlung erfahren, welche Ihnen ſo merkwürdig erſchien und deren geſammte Umſtände noch jetzt ſo lebendig friſch in meinem Gedächtniſſe ſind, als ob ſie erſt geſtern mich betroffen hätten.

Von dem Augenblicke an, da die Anſtrengung aufgehört hatte, in Folge von wahrſcheinlicher vollſtändiger Erſtickung, überwand ein ruhiges Gefühl der vollkommenſten Gelaſſenheit die früheren, ſtürmiſchen Empfindungen; man mag es Gleichmuth heißen, aber gewiß nicht Ergebung, denn das Ertrinken erſchien mir nicht länger als ein Unglück; ich dachte nicht mehr an Errettung, noch fühlte ich körperliche Schmerzen. Im Gegentheile waren meine Empfindungen eher von angenehmer Art: ähnlich jenem Gefühle von Mattigkeit und Befriedigung vor dem Einſchlafen nach großer Arbeit. Die Sinne waren auf dieſe Weiſe getödtet, aber nicht der Geiſt, deſſen Thätigkeit vielmehr in unbeſchreiblicher Weiſe erhöht ſchien, denn ein Gedanke erſtand nach dem anderen, in ſo ſchneller Folge, daß, wer nicht ſelber in einer ähnlichen Lage ſich befunden hat, ſich wahrſcheinlich gar keine Vorſtellung davon machen kann. Die Reihe dieſer Gedanken kann ich auch jetzt noch verfolgen — der Unfall, der mich eben betroffen — die Ungeſchicklichkeit, welche ihn veranlaßte, die Unruhe, welche er bewirkte (denn ich hatte zwei Menſchen vom Bord ſpringen ſehen), der Eindruck, den er auf meinen Vater machen, die Weiſe, in welcher dieſer die Nachricht den übrigen Familiengliedern mittheilen werde und tauſend andere Umſtände, innig verknüpft mit meiner Heimath, waren die erſte Reihe der in mir aufſteigenden Betrachtungen. Sie nahmen dann einen weiteren Lauf: unſere letzte Kreuzfahrt, eine frühere Reiſe und ein Schiffbruch; die Schule, die Fortſchritte, die ich in ihr gemacht und die Zeit, die ich verſchwendet hatte; meine knabenhaften Streiche und Erlebniſſe. So ſchien jede Begebenheit meines Lebens in umgekehrter Ordnung ihrer Zeitfolge über mein Erinnerungsvermögen zu ſtreichen, jedoch nicht in bloßen Umriſſen, wie ich ſie hier aufzeichnete, ſondern als Gemälde, ergänzt von geringfügigen und mittelbaren Einzelheiten; kurz, die ganze Zeit meines Lebens ſchien vor mir geſtellt zu ſein in eine Art von Panorama-Ueberblick, und jeder Akt desſelben ſchien begleitet von einem Bewußtſein von Recht oder Unrecht oder von einer Betrachtung über ſeine Urſache und Wirkung. In der That, viele unbedeutende Vorfälle, welche ich längſt vergeſſen hatte, drängten ſich meiner Vorſtellung ſo lebhaft wieder auf, als wären ſie kürzlich erlebte.

Mag nicht dies alles eine Andeutung ſein von einer beinahe unendlichen Stärke des Gedächtniſſes, aus welcher wir in einer anderen Welt erwachen werden und gezwungen ſein, unſer vollendetes Leben zu betrachten? Oder möchte es nicht in gewiſſem Grade zu dem Schluſſe berechtigen, daß der Tod nur eine Veränderung oder ein Wechſel unſeres Daſeins ſei, worin weder Stillſtand noch

Unterbrechung ſtattfindet? Mag dieſes ſein wie es wolle, ein Umſtand war in jedem Falle höchſt merkwürdig, nämlich der, daß die unzähligen Ideen, welche in mir aufſtiegen, alle rückblickend waren. Und doch war ich in der Furcht Gottes aufgewachſen, meine Hoffnungen und Befürchtungen von der anderen Welt hatten nichts von ihrer früheren Stärke verloren, und zu jeder anderen Zeit würde mir die bloße Möglichkeit, daß ich an der Schwelle der Ewigkeit angekommen ſei, eine furchtbare Bangigkeit verurſacht haben; in dieſem unerklärlichen Augenblicke aber, als ich die vollſte Ueberzeugung hatte, daß ich dieſe Schwelle bereits überſchritten, wanderte nicht ein einziger Gedanke in die Zukunft; ich war ganz vertieft in die Vergangenheit.

Die Länge der Zeit, welche die ſo eben beſchriebene Fluth der Gedanken einnahm, oder vielmehr die Kürze der Zeit, in welche ſie zuſammengedrängt waren, kann ich nicht mehr mit Beſtimmtheit angeben; aber ſicherlich konnten nicht zwei Minuten verſtrichen ſein von dem Augenblicke der Erſtickung bis zu dem meiner Errettung aus dem Waſſer.

Die Gewalt der Fluth machte es rathſam, das Boot an ein anderes Schiff zu bringen, wo ich die gewöhnliche rohe Behandlungsweiſe, das Waſſer durch Stellen auf den Kopf auszuleeren, dann Aderlaſſen, Reibungen und ſelbſt Einflößen von Branntwein erfuhr; aber ich war wirklich eine ſo kurze Zeit verſunken geweſen, daß nach der Erzählung der Augenzeugen meine Wiederbelebung ſehr ſchnell eintrat.

Meine Gefühle, während das Leben zurückkehrte, waren in jeder Hinſicht ganz das Gegentheil von denen, die ich oben beſchrieben habe. Ein einziger, aber verwirrter Gedanke, ein jämmerlicher Wahn, daß ich im Begriffe ſei zu ertrinken, erfüllte jetzt meinen Geiſt, ſtatt der Menge klarer und beſtimmter Gedankenbilder, welche ſoeben noch in Sturmeseile ihn bewegt hatten; eine hülfloſe Bangigkeit, wie von einem langanhaltenden Alpdrücken, ſchien auf jedem meiner Sinne zu laſten und das Entſtehen irgend eines beſtimmten Gedankens zu verhindern, und nur mit Schwierigkeit kam ich zu der Ueberzeugung, daß ich noch wirklich am Leben ſei. Und noch mehr: ſtatt ganz frei zu ſein von körperlichen Schmerzen, wie in dem Augenblicke des Ertrinkens, peinigten mich nun dieſe in allen meinen Gliedern. Ja ich kann ſagen, daß meine damaligen Leiden, namentlich durch mitleidenſchaftliche Ausbreitung über alle Theile meines Leibes, viel größer waren als bei jenen ſpäteren Vorfällen, wo ich an verſchiedenen Stellen Verwundungen erlitt und mich ſchweren chirurgiſchen Operationen unterziehen mußte. Das eine Mal, wo ich einen Schuß in die Lunge bekommen hatte und mitten in der Nacht, auch noch aus anderen Wunden blutend, mehrere Stunden lang auf dem Verdecke gelegen war, fiel ich endlich in eine Ohnmacht. Da ich damals feſt überzeugt war, daß eine Wunde in der Lunge tödtlich ſei, mag es als das Natürlichſte erſcheinen, daß mir das übermannende Gefühl einer Ohnmacht als das Eintreten des Todes vorkommen mußte. Dennoch ging nichts in mir vor, was nur im Geringſten jenen Gefühlen beim Ertrunkenſein ähnlich war, und als ich aus der Ohnmacht erwachte, hatte ich ſogleich wieder eine klare Vorſtellung von meiner Lage.“

Wir wollen hier vor der Hand von all' den zuletzt erwähnten Unterſchieden zwiſchen dem Zuſtande einer vollkommneren Entbundenheit der Seele von ihrem Leibe, welche bei dem Ertrunkenſein ſtattfand, und den Fällen einer unvollkommneren Auflöſung dieſer Verbindung abſehen und nur bei dem verweilen, was uns etwa in Beaufort's höchſt beachtenswerthem Berichte über den Grund und das Weſen unſerer Erinnerungen einige Aufſchlüſſe geben könnte. Um ſo mehr, da ſeine Erfahrung, wie er ſelber im Eingange ſeines Briefes ſagt, keineswegs allein ſteht, ſondern durch mehrere ihr ähnliche beſtätigt wird, wie man unter Anderem die deutſchen Leſer hierbei an den merkwürdigen Traum des Freiherrn Siegmund von Seckendorf erinnern darf, welcher in Moritz' Magazin für Erfahrungsſeelenkunde Bd. V St. 1 S. 55 mitgetheilt iſt. Allerdings waren die äußeren Umſtände, unter denen dem Admiral Beaufort das große Panorama aller Erinnerungen aus einem vergangenen Leben ſich aufthat, von jenen ſehr verſchieden, unter denen dem Freiherrn von Seckendorf etwas Aehnliches geſchah, denn der Admiral befand ſich ſchon am Augenblicke des Sterbens; Seckendorf war verhältnißmäßig noch ein Geſunder und ſeine innere Viſion kam ihm mitten im ruhigen Schlafe der Nacht als ein Traum. Dennoch iſt auch bei ihm nicht zu überſehen, daß ihm in der Nacht, wo dieſer Traum ihm träumte, ſein Lebensende ſchon näher war als er es dachte, denn er ſtarb wenige Monate nachher.

Ihm wurde, ſo erzählt der glaubwürdige Mann es ſelber, in ſeinem Traumgeſichte die Wahl gelaſſen, ob er ein Bild ſeiner Vergangenheit oder ſeiner Zukunft ſehen wolle? Er wählte das erſtere und in einem Augenblicke ſah er, wie in einem Spiegel, die Scenen ſeines vergangenen Lebens, deren er ſich im Wachen kaum mehr bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebendigkeit vor ſich, als ob ſie ein ſoeben Geſchehenes wären. Er ſah ſich ſelber als ein Kind von drei Jahren unter allen Umſtänden ſeiner Erziehung. Jede Begebenheit ſeiner Schulzeit, in dem Verhältniſſe mit ſeinen Erziehern, jedes Ereigniß ſeiner Jugendjahre mit ſeiner Lichtſeite wie mit ſeinem trüben Schatten trat, als ſei es gegenwärtig, lebhaft vor ſeine Augen. Das Bild einer fernwohnenden Geliebten, die wie eine Scheidende ihm die nahe Trennung verkündete, regte ſeine Gefühle ſo mächtig auf, daß er aus ſeinem Traume erwachte.

Dieſer aber, ſein Traum, ſchied noch nicht von ihm. Er war von Neuem eingeſchlafen und in dieſem kurzen Schlafe wurden die Geſtalten aller der Menſchen, die er gekannt hatte, und die mit der That ſeines Lebens in einige Beziehung gekommen waren, an ihm vorübergeführt. Es waren dieſes Lebende ſowie Verſtorbene. Die Lebenden in der alltäglichen Form ihres Auftretens und Erſcheinens waren dennoch, ſelbſt was ihren inneren Zuſtand betraf, unterſcheidbar, denn die wahrhaft Beglückteren unter ihnen blickten ihn, gleichwie vor ihm ſtehend, mit dem Ausdrucke eines inneren Friedens und der Freude an, die, aus deren Leben der Frieden gewichen war, eilten, ohne ihn anzublicken, die Augen mit der Hand bedeckend, vorüber.

Ein anderes Bild als von den lebenden Bekannten gab ihm das Panorama der Erinnerungen von den Verſtorbenen. Bei allen, in dem Gewande der äußeren Form ein ſich gleich bleibendes, in dem Eindrucke aber, den es machte, ein ſehr verſchiedenes. Friedlich bei den einen, ſchmerzlich tief aufregend bei den anderen. So oft der Träumer von dieſer Partie ſeiner Viſion redete, brach er plötzlich ab, ſo wie er überhaupt den ganzen Traum ſelten ohne tiefe Rührung, die ſich zuweilen ſelbſt durch Thränen verrieth, den Freunden erzählen konnte. Er war noch einmal erwacht, hatte noch einmal alles Geſehene in die

Erinnerung des wachen Bewußtſeins aufgenommen, da verhallte ihm bei nochmaligem Einſchlafen der ganze Inhalt ſeines Nachtgeſichtes, gleichwie in den Worten und Tönen eines Liedes, das man von einem Hinweggehenden noch aus der Ferne vernimmt. Der Träumer erhob ſich jetzt (es war am Morgen um 3 Uhr) von ſeinem Lager, ließ ſich ein Licht bringen, ſchrieb den Inhalt ſeines Traumes zugleich mit dem Liede auf, in welchem derſelbe verklungen war, und wie in Beaufort's Viſion, war auch ihm der Ueberblick über die Ereigniſſe und die Genoſſen ſeiner Vergangenheit nicht im Verlaufe vieler Stunden, ſondern, wenn man die längeren Zwiſchenzeiten des Wachens zwiſchen dem einen Akt des Traumes und dem anderen beachtete, in einer Kürze der Zeit geſchehen, welche ſich nach der Bewegung unſerer Uhren kaum abmeſſen läßt.

Es ſind dieſes die Bücher der Thaten und Führungen unſeres Lebens, welche einſt, wenn die Seele auf immer aus dem Leibe ſchied, ſich vor ihr, in der ganzen Bedeutung ihrer Schriftzüge, aufthun werden, und in welche ihr zuweilen, ſelbſt noch während des Leibeslebens, wenn auch nur in ſeltenen Fällen, ein deutlicher Blick geſtattet iſt.

Wo liegt nun wohl die Tafel verborgen, auf welcher die Gedankenbilder der Erinnerungen nach der Ordnung, in welcher ſie auf und neben einander erzeugt wurden, aufgetragen ſtanden? So ſcharf in ihrem Umriß, ſo friſch an Farben, als ſeien ſie erſt von geſtern her?

Ohnfehlbar, ſo antwortet der Materialismus, im Leibe und im Gehirne. Denn wie könnte ſonſt ein Nervenfieber den ganzen im Gedächtniſſe geſammelten Vorrath der Erkenntnißſtoffe ſo hinwegnehmen, daß er allmählig erſt wieder erworben werden muß; wie vermöchte eine Verletzung des Gehirnes, eine Ueberfüllung deſſelben mit Blute, ja das

Austreten nur einiger Tropfen Blutes in ſein Inneres dem Beſinnen auf lange Zeit, ja für immer, ein Ende zu machen?

Wo waren aber all' die Worte, welche das Gedächtniß, die Bilder, welche die Phantaſie aufgenommen hatte, wo war die Fertigkeit der Finger zum Harfenſpiel hingerathen, welche jener Student in Göttingen im Nervenfieber verloren hatte, und wo kamen ſie ihm nach ſeiner Geneſung wieder her? Brachten ſie etwa die Braunſchweiger Wurſt und Mumme, die er jetzt allmählig in etwas größeren Gaben genießen durfte, wieder mit ſich herein ins Gehirn, das ja während der langen Dauer der Krankheit und der Wiedergeneſungszeit durch den beſtändigen Wechſel der Auflöſung und Wiedererzeugung ſeines halbgeronnenen Eiweißſtoffes, Phosphors und Schwefels zum Theil ein ganz anderes und neues geworden war? Und weiſt uns nicht die Erfahrung der Aerzte Fälle auf, in denen nach Verletzung des Gehirnes die Kraft des Gedächtniſſes und das lebendige Bewegen der Gedankenbilder vielmehr geſteigert als vermindert wurde?

Im höheren Alter, ſo ſagt der Materialismus, wenn das vorhin weichere, bildſamere Gehirn wieder beweglich wird, entſchwinden die Gedankenbilder; das Gedächtniß wird ſchwächer und ohnmächtiger; wie der ankommende Winter das Laub der Bäume und das Grün der Wieſen hinwegnimmt, wie das Heer der Schmetterlinge und Weſpen im Froſt erſtirbt, ſo endet beim Erſtarren des Todes das Spiel der leiblichen Lebenskräfte mit den Bildern der Erinnerung, mit den Nachklängen des Gedächtniſſes. Dieſe alle hafteten am irdiſchen Elemente des Leibes, ſie verfliegen mit ihm in den Staub.

Lehrt denn aber nicht die Beobachtung an Sterbebetten und an gedächtnißſchwachen Greiſen in vielen Fällen etwas ganz Anderes, Entgegengeſetztes? Woher kam jenem hochbetagten Greiſe, dem mehr denn achtzigjährigen Coloniſten in Amerika, als er dort auf einem Baumſtamme ſaß, der am Boden lag, die plötzliche, lebhafte Erinnerung an eine Predigt, die er vor faſt ſiebenzig Jahren in England, noch vor ſeinem Eintritte in den Seedienſt, gehört hatte? Nicht nur die Worte, die damals der Prediger ſprach, ſondern auch das, was während der Predigt geſchah, ſtand ſo friſch, als hörte, als ſähe er Alles mit leiblichen Augen vor ſeiner Seele. Der alte Mann hatte die vielen Jahre her, ſeitdem ihm dies in England geſchehen, kaum noch im Traume daran gedacht, denn während ſeines langen Matroſenlebens, während der Jahre der Mühe, in denen er bei Tag wie bei Nacht auf nichts Anderes geſonnen, für nichts Anderes gelebt und gearbeitet hatte, als für die Urbarmachung und allmählige Verbeſſerung ſeines angekauften Stück Landes, den Bau des Hauſes, die Einrichtung des Hausweſens, konnte der Gedanke an einen zufälligen vormaligen Kirchenbeſuch bei den Methodiſten nicht aufkommen. Das Alles ſchien längſt vergeſſen und vom Winde hinweggeweht. Und woher kam es jetzt wieder? Sollte es ſo lange, wer weiß in welchem Winkel des Gehirnes geſeſſen ſein? unverwiſcht und unverſehrt, etwa wie der Haſenſchrott, der einem Bauer durch einen unvorſichtigen Schuß des Jägers, ohne ihn zu tödten, ins Gehirn gefahren war und in der Harthaut desſelben viele Jahre, ohne merkliche Beſchwerde zu machen, ſitzen geblieben war bis zum ſpäteren Ende des Mannes.

Wird nicht das Gleiche öfters bei Sterbenden gefunden, wenn die Erinnerung an eine längſt begangene That des Lebens, an welche der Menſch ſeit vielen Jahren nicht mehr gedacht hatte, in ſo flammender Helle aus dem Dunkel hervorbricht, daß ſie alles Sinnen und Denken auf ſich hinziehe? Es war keine angenehme Erinnerung, welche etwa die Seele des Kranken zur Erheiterung auf dem Siech- und Sterbebette ſich aufſuchte, ſie drang ſich ihr ungeſucht und als eine ſehr unwillkommene Erſcheinung auf. Was will ſie doch da bei dem hinſterbenden Leibe, wenn dieſer ſchon nach wenig Tagen zum aufgährenden und bald ſich zerſtreuenden Staube wird. Was geht dieſen der Gedanke der Ewigkeit an, wenn ſein Leben auf Erden nur eine aufſteigende Seifenblaſe war, die vor wenig Augenblicken vom Einhauche der Luft entſtanden, in der Luft wieder zerſpringt? Und doch ſpricht die zudringliche Erinnerung mit ihm von einem Sein der Ewigkeit, das ſeinem Weſen ſo fern ſteht als dem Steine in der Gartenmauer das leichte Schweben des Schmetterlinges von einer Blume des Gartens zur anderen.

Wir wollen die Aufgabe etwas anders faſſen. Es kann nicht das leibliche Element, nicht die Maſſe des Gehirnes ſein, darin die Gedankenbilder der Erinnerung ihr Bleiben haben, denn jenes Element, in beſtändiger Zerſetzung und neuer Entſtehung begriffen, iſt veränderlich und vergänglich, die Erinnerungen aber ſind unveränderlich und fortbeſtehend. Sie können nur in einem Feſtſtehenden und Bleibenden ihre Fortdauer finden. Dieſes Fortbeſtehende in uns iſt der ſich ſelber und ſeine Welt erkennende (ſelbſtbewußte) Geiſt, das Ich in uns, welches fühlt und weiß, daß es, ſo weit ſeine Erinnerungen zurückreichen, in allen Veränderungen und Entwicklungsſtufen dasſelbe geblieben iſt.

Das Werk des Geiſtes, aus dem die innere Welt der Erinnerungen und Gedanken hervorgeht, hat ſchon ein

Abbild in jenem Werke der thieriſch lebenden Seele, durch welches der Leib mit allen ſeinen Theilen gebildet und erhalten wird. Daß auch dieſer, der Leib, in den allgemeinen ſo wie beſonderen Zügen ſeiner Geſtaltung und Form ſich ſo nahe gleich bleibt, daß wir im Greiſe noch die Aehnlichkeit mit dem Bilde ſeiner Jugend erkennen, das kommt aus dem Walten der Seele, welche nach ihrem Maaße ein Abbild des Schöpfers in der Mitte ſeiner Schöpfung, jeder Zelle, jeder Faſer, jedem lebenden, flüſſigen, wie feſten Theilchen ihres Leibes das Vermögen gibt, den Samen ihres eigenen Weſens in ſich zu tragen, mit dem von außen kommenden Nahrungsſtoffe ein Bild zu zeugen, das ihm ſelber ähnlich iſt. Wie aus dem Samen einer Pflanze immer wieder ein Gewächs der gleichen Form und Art, ſo geht dann auch aus der veralteten, ſich auflöſenden Faſer des Muskels oder Gehirnmarkes eine andere der gleichen Art hervor, und aus der größeren oder geringeren Zeugungsfähigkeit und Fruchtbarkeit der lebenden Theilchen kommen Wachsthum und Abnahme.

Unſer Leib in der großen Mannichfaltigkeit der Form und Wirkſamkeit ſeiner Theile iſt nach ſeinem Maaße ein Gleichniß der geſchaffenen Sinnenwelt, wie die Seele ein Abbild des Schöpfers dieſer Sichtbarkeit. Dieſe aber, die Welt des Erſcheinenden, iſt aus einer Welt des Nichterſcheinenden, das leibliche Werden aus einem allbedenkenden Geiſtigen hervorgegangen und hat fortwährend in dieſem ihren Grund und Ausgang. Ein Gleichniß dieſer Welt der Urbilder und des in ihm waltenden, allbedenkenden Geiſtes liegt in der Seele des Menſchen und in dem in ihr waltenden, erkennenden Geiſte.

Es ſei erlaubt, aus einer niederen Region der ſinnlichen Anſchauungen einen Vergleich für das zu entnehmen, was doch über der Sinnenwelt ſteht. Nach der gewöhnlichen Einrichtung eines Daguerreotypes findet ſich in dem inneren, dunklen Behältniß deſſelben ein Spiegel, welcher das von außen hereinfallende Licht durch die Sammellinſe auf die zur Aufnahme des Schattenriſſes der Außenwelt zubereitete Grundlage zurückſtrahlt. Das Licht im Spiegel, welches das innere Abbild der Außenwelt zu ſeiner bleibenden Geſtaltung bringt, wäre nicht da, wenn es nicht durch das allgemeine Licht von außen geweckt und gegeben würde. In der Geſchichte des Entſtehens der inneren Welt unſerer Gedankenbilder und Gedanken gleicht der Geiſt dem Spiegel eines Daguerreotyps. Er ſelber, obgleich in ihm nach ſeinem Maaße der Abglanz der göttlichen Schöpferkraft ſich ſpiegelt, kann ſeine innere Welt ſich nicht erzeugen, ſie muß in ihm durch jene höhere Kraft erſchaffen und zur fruchtbaren Fortzeugung geweckt werden. Die äußere Welt der geſchaffenen Dinge iſt eine fortwährende That des Schöpfers, ſie iſt es, welche durch die wahrnehmenden Sinne des Leibes auf die Seele und ihren erkennenden Geiſt einwirkt und dieſen zu der gleichen That ſeiner Schöpfungen anregt. Auch in den Gedankenbildern wie in den lebenden Dingen der Außenwelt liegt das Vermögen einer fruchtbaren Fortzeugung, deren Samenkörner, wie bei jenem alten amerikaniſchen [illegible], oft ſehr lange verborgen liegen können, ohne neu hervorzuwachſen. Dennoch bleibt ihnen, wie den Körnern der Waizenähre, die man in der Hand einer ägyptiſchen Mumie fand, die Keimkraft. Die Welt ſeiner Erinnerungen bleibt dem Geiſte im dieſſeitigen Leben, folgt ihm in das jenſeitige. Aber wohl uns, daß dieſer inneren Welt die gleiche Verheißung gilt, als der ſichtbaren Natur der Erde. Das, was dieſe Natur war, als ſie aus der Hand des Schöpfers hervorging, iſt ſie nicht geblieben, ihre anfängliche Harmonie iſt geſtört worden; ein Anderes iſt gekommen, als das urſprüngliche Erſte war; nach dem anfänglichen Frieden ein Krieg der feindſeligen Kräfte. Aber dieſe Außenwelt wird einſt wieder erneut werden zu dem, was ſie geweſen iſt und ſein ſollte, das, was ſchadete und verderbete, wird hinweggenommen ſein. So wird auch in dem Geiſte des Menſchen, wenn er aus dem Dunkel des Fleiſcheslebens zu ſeinem natürlichen Elemente des Lichtes hindurchdrang, die Welt ſeiner Erinnerungen eine neue werden, aus welcher das entſtellende Dunkel und ſeine tauſendfachen, täuſchenden Schatten hinweggenommen ſind, und nur das bleibt, das im Lichte als wahr beſteht.

Wir wollen noch einmal, im 15. Kap., zu der Betrachtung der inneren Welt der Erinnerungen zurückkehren, und dort näher erwägen, welchen Antheil Seele und Fleiſch an dieſen Schöpfungen des Geiſtes haben.

Man möge es dem alten Wanderer durch das Gebiet der Erinnerungen aus ſeinem eigenen Leben zu Gute halten, wenn er hier etwas länger bei der Betrachtung deſſen verweilte, was die Erinnerung iſt? Der Titel ſeines Buches deutet nicht nur auf einen Bericht über den Erwerb aus einem vergangenen, ſondern auch über die Erwartungen von einem künftigen Leben des Jenſeits hin; vielleicht daß ſelbſt der Faden, den wir hier vorläufig anknüpften, und der Löſung der letzteren Aufgabe etwas näher führen könnte.

11. Die Macht und Bedeutung der Sprache.

Man kann ſich kaum in die Freude hineindenken, welche die taub und blind geborene Laura Bridgmann empfand, als ihr auf einmal deutlich wurde: daß die hülferhabenen Buchſtaben, die ſie auf dem Bleche, das neben einem Schlüſſel lag, ſchon öfters, mit dem Schlüſſel zugleich, betaſtet hatte, die Zeichen eines Gedanken, eines Wortes (clef) ſeien, welche nicht blos den Schlüſſel, der beim Bleche war, ſondern überhaupt jeden Schlüſſel bedeuteten, er ſei groß oder klein, er gehöre zum Aufſchließen einer Thüre oder eines Tiſchkaſtens, ſei von Eiſen oder von Silber. Derſelbe Fund ihres denkenden Geiſtes führete eine unbegränzte Menge anderer, ähnlicher Funde herbei, denn ſie begriff nun leicht, daß die fünf Buchſtabenzeichen des engliſchen Wortes bread (Brot) nicht nur Waizen-, ſondern auch Roggenbrot bedeuteten und im raſcheſten Verlaufe der Entwickelung ihres Erkennens ward ihr jetzt die fühlbare (für uns ſichtbare) Schriftſprache der Worte eben ſo verſtändlich als die Sprache der Finger, welche ihr die Stelle der hörbaren Sprache der Zunge vertrat.

Allerdings kann bis zu einem gewiſſen Maaße auch im Thiere eine Ahnung erwachen von dem geiſtigen Sinne der Menſchenſprache, wie dieſes das Beiſpiel jenes Papageyen bezeugt, welcher nicht nur den Namen des Haushundes ſeines Herrn ſprechen lernte und ihn ausſprach, wenn er den Hund ſahe, ſondern auch denſelben Namen: „Koko“ ausrief, wenn ihm ein anderer Hund, es mochte ein Pudel, ein Dachs- oder Jagdhund ſein, zu Geſichte kam. Aber ſeinem Weſen nach iſt das Wort der Sprache nicht ein Werk und Erzeugniß der thieriſchen oder menſchlich thieriſchen Seele, ſondern des denkenden Geiſtes: ein Werk der Vernunft.

Wenn auch vielfältig andere Eigenſchaften den Menſchen vom Thiere unterſcheiden, wenn nur der Menſch vor allen ihm zunächſt ſtehenden Thieren durch naturgemäß aufrechte Stellung und Gang, durch das Vermögen zu lachen und a. m. ſich auszeichnet, ſo erſcheint dennoch zuletzt nur ein Vorzug unſerer Natur vor der thieriſchen als der weſentlichſte und bleibendſte: das iſt die Vernunft. Wie die Lunge in unſerer Bruſt keine lebende Lunge, das Herz kein lebendes Herz wäre, wenn jene nicht den Athem, dieſes das Blut einnähme und ausgäbe, ſo beſtände auch kein Sein und Leben des Geiſtes in uns ohne das Denken. Die weſentliche That des Denkens iſt aber das Wort der Sprache. Der Menſch iſt vor allen anderen Creaturen ſeiner irdiſchen Sichtbarkeit nicht blos zu einer Lebenden, ſondern zu einer ſprechenden Seele geſchaffen worden, weil in ihm der Geiſt des Wortes wohnt. Denn die Tonſprache der Thiere iſt nur ein Ausdruck der ſinnlichen Empfindungen und Gefühle, die Wortſprache ein Ausdruck der überſinnlichen Gedanken.

Wie beim Sehen das innere Licht des Auges nur durch ein äußeres Licht geweckt wird, ſo wird auch die eigentliche Lebensthat des Geiſtes: das Verſtehen und Sprechen des Wortes nur durch eine Anregung des Geiſtes von außen geweckt: das Entſtehen der Sprache, wie ihre Entwicklung und Ausbildung iſt ein Werk der Begeiſterung. Wenn, wie wir vorhin (S. 71) ſagten, die erſte Regung des geiſtigen Lebens in uns die Bewunderung iſt, welche durch ein Etwas geweckt wird, das mächtiger und höher iſt, als unſer eigenes Weſen und Vermögen, dann kann kein anderer Eindruck von außen geeigneter ſein, der Seele des Kindes den erſten Antrieb zum geiſtigen Leben zu geben, als das Wort der Sprache, das wir von außen, von anderen Menſchen vernehmen.

Wir erinnern uns nicht mehr des freudigen Gefühles, das jedes Kind ergreift, wenn es durch das erſte Wort, welches es ſprach, ſeinen Willen und Wunſch kund zu geben vermochte, und wenn es jetzt auf einmal die magiſche

Kraft ahnen lernt, die in dem Worte liegt. Es ruft nach Brot oder Waſſer und empfängt das, was ſein Wort bezeichnete; es nennt ſchon früher in ſeiner Weiſe den Vater und die Mutter, oder die anderen Pfleger, und dieſe hören ſein Lallen und verſtehen dasſelbe.

Was aber die Macht der Sprache für die mitlebende Außenwelt iſt, das noch vielmehr wird ſie bei der weiteren Entwickelung des Erkennens und Denkens für die Innenwelt der Gedankenbilder und Erinnerungen. Ehe wir die Namen der Pflanzen kannten, gingen wir, ſelbſt noch in einem gereifteren Alter, auf einer Wieſe oder in einem Garten an Hunderten der Blumen und Gewächſe vorüber, ohne ſie nur recht zu ſehen, noch mehr aber, ohne ſie zu unterſcheiden. Wir lernen jetzt allmählig dieſe einzelnen Formen der uns umgebenden Pflanzenwelt bei ihren einzelnen Namen kennen und nun geht uns nicht nur der innere Sinn für dieſelben auf, der dieſe Einzelnen bemerkt und unterſcheidet, ſondern wenn der Name der Kornblume, des Mohns und der Nelke uns genannt wird oder in's Gedächtniß kommt, dann erwacht mit ihm zugleich das Gedankenbild der Geſtalt, der Farbe und der anderen Eigenſchaften des genannten Gewächſes. Das Wort hat die Macht eines Zaubers: es ruft in der Innenwelt unſeres Denkens eben ſo die Dinge zu uns hin, macht, daß ſie vor unſerem Denken ſich einſtellen und erſcheinen, wie in der äußeren Sichtbarkeit ein Diener, den ſein Herr beim Namen ruft, zu ihm herkommt, und ſich vor ſein Angeſicht ſtellt. Deshalb iſt es auch das erſte Geſchäft des Menſchengeiſtes, der zum Denken und mit dieſem zugleich zum Sprechen gemacht iſt, den Dingen einen Namen zu geben, denn mit dem Beſitz dieſes Namens empfängt er eine bewegende, herbeiziehende Macht, wenn auch nicht über die

Dinge der äußeren, ſichtbaren Schöpfung des Leiblichen, ſo doch über die innere des Geiſtigen.

Es erſcheint als ein Wunder vor den Augen aller tiefer denkenden Beobachter, wie ſich die Elemente, die Bauſteine der Sprache, welche das Kind als einzelne, von ihm verſtandene Worte aufnimmt, ſo bald durch die ordnende und belebende Kraft der Sprache zu Redeſätzen verbinden, welche das Kind nicht von außen empfangen, ſondern ſich ſelbſt erfunden hat. Man erzählt von dem berühmten Mezzofanti, der mit bewundernswürdig ſchneller Auffaſſung und Fertigkeit ſich zum Meiſter vieler Sprachen machte, daß er, ſelbſt in die Form und den Geiſt der verſchiedenen Dialekte einer einzelnen Sprache, z. B. der deutſchen, mit ſolcher Leichtigkeit eingedrungen ſei, daß er mit dem Oeſterreicher, wie mit dem Preußen und Schwaben, mit jedem in ſeinem Dialekte zu reden vermocht habe. Eine höhere Stufe dieſes Vermögens iſt die des Erfaſſens des Geiſtes eines ganzen Stammes der vielfältig verzweigten Völkerſprachen, die höchſte Stufe aber die des Erfaſſens des Geiſtes der Menſchenſprache überhaupt. Wie das Entſtehen, ſo iſt auch das Verſtehen der Sprache auf dieſen ſeinen höheren Stufen eine That des Geiſtes, ein Werk der geiſtigen Anregung, deſſen Gränze in der Geſchichte unſerer geiſtigen Natur über das Maaß der alltäglichen Entſtehungen weit hinausreichen kann.

Wir wollen aber hier, wo von der inneren Entwickelungsgeſchichte nur in einem einzelnen Menſchen die Rede iſt, bei welchem jenes Vermögen in ſehr enge Schranken beſchloſſen war, nur im Allgemeinen das andeuten, was das Sprechenlernen des Kindes in der Seele von dieſem hervorrufe und bewirke. Wir kehren deshalb zu den einfacheren Berichten über die Geſchichte der Kindheit jenes Menſchen zurück.

12. Schattenriſſe aus der Geſchichte der früheſten Kindheit.

Die Pflanzen wachſen in der wärmeren Jahreszeit und Erdzone am meiſten an ſolchen Tagen, die zwar warm, dabei aber etwas getrübt ſind; unſer eigener Leib wächſt am meiſten in der Zeit der Nacht und des Schlafens, wenn wir von dem Leibe, und von dem, was mit ihm vorgeht, nichts wiſſen, noch empfinden. So wachſen wir auch an Kräften der Seele und des Leibes am meiſten in jenen Tagen der Kindheit, auf welche das Selbſtbewußtſein und ſeine Erinnerungen nur ſchwache Strahlen fallen laſſen. Denn welches Lernen unſerer ſpäteren Jahre iſt mit dem Lernen der Mutterſprache zu vergleichen, das in die früheſten Zeiten der Kindheit fällt, und welches den Grund legt, auf welchen das Erlernen aller anderen Sprachen, je öfter und weiter es geübt wird, mit immer größerer Leichtigkeit ſich fortbaut. Und warum ſind uns denn in dem Verlaufe des ſpäteren Lebens und ſeinen Mühen die Erinnerungen an dieſe bedeutungsvolle Zeit ſo großentheils erloſchen und verloren gegangen?

Daß dieſes nicht ſo ſei, daß ſie wirklich ein Eigenthum unſeres Geiſtes geblieben ſind, das bezeugt uns ſchon das Panorama der Erinnerungen, das ſich, wie wir im 10. Capitel ſahen, zuweilen plötzlich vor den Blicken des Geiſtes aufthut, ſo wie die Beobachtung, nach welcher bei gedächtnißſchwachen, ſelbſtvergeſſenen Greiſen zuletzt nur noch die vorhin ganz vergeſſenen Bilder aus der früheſten Kindheit vor der Seele ſtehen bleiben. Sprach doch die hochbetagte Marcheſe Solari in der letzten Zeit ihres Lebens auf einmal wieder nur die Sprache ihrer früheſten Kindheit: die franzöſiſche, zu welcher ſeit vielen Jahren ihre Zunge die Fertigkeit, aus welcher ihr Gedächtniß ſogar die Worte verloren hatte. Umgekehrt war jetzt die etwas ſpäter erlernte, von ihr ſo lange Zeit geübte, italieniſche Sprache ihr geſchwunden, und als dieſe Decke hinweg war, kam die erſte, älteſte Grundlage wieder zum Vorſchein.

Was die Erinnerungen an unſere früheſte Kindheit betrifft, ſo erſcheint es unſerer Seele mit ihnen zu ergehen, wie einem Reiſenden, der, wenn er den Weg über die Berge antritt, einen großen Theil ſeines Eigenthums, deſſen Tragen ihn nur beſchweren würde, in ſicherer Verwahrung daheim läßt und nur das mit ſich nimmt, was auf ſeiner Wanderung ihm brauchbar und nothwendig iſt. Auch die Erinnerungen aus der Kindheit bleiben ein ſicheres Eigenthum unſeres Geiſtes, wenn wir auch nur die aus ihnen im Bewußtſein mit uns fortführen, welche mit der That unſeres ſpäteren Lebens in unmittelbarer Verbindung ſtehen, als Glieder an die Kette ſich anſchließen, die ſich bis auf den Tag, in deſſen Lichte wir ſo eben ſtehen, durch alle Ereigniſſe unſerer Vergangenheit hindurchzieht.

Der berühmte Reiſende: Stephan Schultze erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung, daß eine Nachbarin, die ihn als ein an den Füßen krankes und ſchwaches Kind mühſam herumſchleichen ſah, zu ſeiner Mutter geſagt habe: dieſes Kind wird wohl nimmermehr ordentlich gehen lernen. Und dennoch hat das Kind, von welchem die Nachbarin dieſes ſagte, ſpäter, als es zum Manne erſtarkt war, auf ſeinen Reiſen in drei Welttheilen mehr als tauſend Meilen über Berg und Thal zu Fuße durchlaufen.

Auch bei mir, freilich aus ganz anderem Grunde, hat das Gehenlernen ſo ſchwer gehalten, daß ſich vielleicht in

Manchen, die mich als kleines Kind ſahen, faſt ein ähnliches Bedenken geregt haben mag, als in jener Nachbarin des Stephan Schulze. Denn meine älteren Schweſtern haben mir oft erzählt, daß ich, als andere Kinder aus unſerer Bekanntſchaft, welche mit mir von gleichem Alter, ja ſelbſt jünger als ich waren, ſchon längſt laufen gelernt hatten, mich zu dieſem Gebrauche der Füße nicht habe entſchließen können. Und zwar nicht aus Schwäche, denn ich ſei ein ſehr ſtarkes, wohlgenährtes Kind geweſen, und habe mich in ſitzender, wie in kriechender Stellung ſehr fertig auf dem Boden fortbewegt, ſei auch endlich auf einmal auf meinen Füßen geſtanden und ziemlich ſicher gegangen.

Ich führe dieſen an ſich ſehr unbedeutenden Umſtand nur an, weil er vorbildlich einer von jenen vielen Widerſprüchen zwiſchen der natürlichen, vorherrſchenden Neigung und der äußeren Führung iſt, die in meiner Lebensgeſchichte ſich vorfinden. So wie ich, meiner natürlichen Trägheit und Bequemlichkeit entgegen, ſpäter zu einem recht guten und tüchtigen Fußgänger geworden bin, und als ſolcher in manchem Lande mich erwieſen habe, iſt mir auch in vielen anderen Dingen gerade das zu einer Lebensaufgabe geworden, was ich, und wohl auch Andere mir am wenigſten als eine ſolche zugetraut hätten.

Zweimal in meiner früheſten Kindheit iſt meine kleine Vaterſtadt von Feuersnoth heimgeſucht worden. Das eine Mal war der Brand ſehr bedeutend, denn er legte einen großen Theil der Häuſer in Aſche, kam auch dem Hauſe meiner Eltern ſchon ziemlich nahe, als ihm, wie man ſagte, durch die verſtändige Anordnung des Fürſten von Waldenburg Schönburg, der zur Hülfe herbeigeeilt war, und dem auch mein Vater kräftig zur Seite ſtand, Einhalt gethan wurde. Das Feuer war mitten in der Nacht ausgebrochen, man hatte mich aus dem Bette genommen, und in ein weit von unſerer Wohnung abgelegenes Haus, das einem nahen Verwandten gehörte, getragen. Die Flammenhelle am Himmel, das Sturmläuten der Glocken vom nahen Thurme, das Angſtgeſchrei der Menſchen, das Brüllen des Viehes, das man aus den Ställen der bedrohten Häuſer heraus in unſeren Grasgarten geführt hatte, ſetzte mich in Verwunderung, keineswegs aber in Furcht. Erſt dann, als ich am Morgen wieder zurück gebracht wurde zu meinen Eltern, und als ich die Kranken ſah, die man in ihren Betten herausgetragen hatte auf den freien Platz neben der Kirche, ergriff mich ein bängliches Gefühl. Mit einer Art von Wohlbehagen ſah ich aber an dem darauf folgenden Abend die brennenden Baumwollenballen und die Feuerſtrahlen des entzündeten Weingeiſtes aus dem Keller eines ſchon in der vorigen Nacht niedergebrannten Kaufmannshauſes emporſteigen, deſſen Gewölbe unter den noch immer fortglimmenden Trümmern eingeſtürzt waren. Seitdem war in mir ein ſolches Intereſſe am Feuer, eine ſolche Luſt an ſeinem Anblicke erwacht, daß ich mich dadurch in meinem kindiſchen Unverſtande öfters zu frevelhaften Brandverſuchen im Kleinen, an entzündetem Papiere und anderen leicht brennbaren Dingen verleiten ließ, und daß ich nur Gott danke, daß mein ſtrafbarer gleichſam Lord Palmerſton'ſcher Frevel kein beklagenswerthes Unglück herbeigeführt hat.

Dieſer, ich möchte wohl ſagen, krankhafte Hang erhielt bald nach dem großen Feuer in unſerer Stadt eine andere Richtung, zugleich aber auch mein Intereſſe am Feuer eine neue Nahrung. Durch ein Feuer, das die Arbeiter im Walde an einer baumleeren Stelle angemacht und ziemlich lange unterhalten hatten, war bei der gerade damals herrſchenden Dürre ein Torflager ins Glimmen gerathen, das ganz nahe unter der Oberfläche des Bodens lag. Dieſer war überall dicht mit Haidekraut bewachſen und von Wurzelſtücken der vormals hier geſtandenen Bäume durchſetzt, welche ſtellenweiſe an der Gluth, die von unten kam, ſich entzündeten. Ich ſtudirte damals bei unſerem Cantor die Elemente der Philoſophie, das heißt mit anderen Worten, ich lernte das A B C und das A B Ab. Der Cantor war ein Mann von ſehr lebhafter Phantaſie; er dachte bei jenem kleinen Torfbrande an nichts Geringeres, als an den nahen Ausbruch eines Vulkanes. „Gar bald," ſo ohngefähr ſagte er zu uns Kindern, „können wir hier an unſerem Orte ein viel größeres Unglück erleben als das Feuer am kalten Jahrmarkte war*). Jenen Berg, da links, von der Straße nach Langenberg hin, wird vielleicht bald, ja er kann über Nacht zu einem feuerſpeienden Berge werden, aus welchem Flammen mit geſchmolzenem Schwefel und Pech hervorbrechen, ſo daß es nicht allein uns und unſerer Stadt, ſondern den Ortſchaften Ernſtthal, Langenberg, Lungwitz und Bernsdorf ergehen wird wie Sodom und Gomorrha."

Der gute Mann, vielleicht um einige Vorkehrungen zur Flucht vor ſolcher allgemeinen Gefahr zu treffen, ſchloß ſeine Schule etwas früher als gewöhnlich, und ich, ſo klein ich auch war, lief ſogleich mit vielen anderen Kindern hinaus nach dem neuen feuerſpeienden Berge. Zwar ſah ich dort noch kein Feuer, aber ich meinte, es röche überall nach Schwefel und Pech, und nicht ohne Furcht, der Berg möchte ſich aufthun und mich mit Feuer anſpeien, dennoch von Neugier getrieben, ging ich dahin, wo ſchon andere

---

*) Dieſer hieß ſo, weil er um Faſtnacht, mithin in die kalte Jahreszeit, fiel.

Leute ſtanden und das glimmende Haidekraut betrachteten, ja ſelbſt mit ihren Stöcken es herausſcharrten.

Mein Vater, der ernſte Mann, mußte lachen, als ich ihm am Mittag beim Eſſen, was der Herr Cantor geſagt und von dem neuen feuerſpeienden Berge erzählte, bei dem ich ganz nahe daran geweſen ſei. Er belehrte mich, ſo gut ich es verſtehen konnte, was ein eigentlicher feuerſpeiender Berg ſei, und wie dergleichen bei uns in der Gegend von Hohenſtein aus guten Gründen nicht zu befürchten wäre. Auch wußte er beſſer über die ganze Sache Beſcheid, die den Herrn Cantor ſo in Schrecken geſetzt hatte, und machte mir es, indem er mir ein Stückchen Torf und ſeine Verbrennbarkeit auf dem Küchenherde zeigte, ganz begreiflich, wie dort im Walde ein Feuer der Holzhauer den Erdboden habe anzünden können.

Dennoch hatte ich es ſeitdem immer in meiner Phantaſie mit feuerſpeienden Bergen zu thun, und als lange, vielleicht ſechs Jahre nachher, da ich ſchon in der Oberklaſſe unſerer kleinen Stadtſchule ſaß, der Herr Rektor bei den Uebungen im Rechtſchreiben uns die Beſchreibung eines künſtlichen Vulkanes nach Lemery's (angeblichem) Verſuche in die Feder dictirt hatte, da that ich meine kleine Sparbüchſe auf, kaufte mir Eiſenfeilſpäne und Schwefel, den ich fein zuſammenſtieß, mit den Eiſenfeilſpänen in vorgeſchriebenem Verhältniß vermengte, die Miſchung mit Waſſer befeuchtete und nun in die Erde, auf dem kleinen Hügelrande eingrub, der ſich jenſeits des Fahrweges zwiſchen der Kirche und dem Pfarrhauſe erhebt. Ich hatte alle meine Kameraden aus der orthographiſchen Privatſtunde zu dem großen Naturſchauſpiele, das ich ihnen zu geben gedachte, eingeladen, und nach meiner Berechnung es ſo eingerichtet, daß der vulkaniſche Ausbruch erfolgen ſollte, wenn das Dunkel der Nacht einträte. Ich, der etwa zehnjährige Profeſſor, erzählte den guten Jungens Vieles, das ich ſeitdem geleſen oder gehört hatte von den Vulkanen der Erde, von dem majeſtätiſch ſchönen Anblicke ihrer ausgeworfenen, glühenden Steine, ihrer Lavaſtröme, von dem ſchrecklichen Erdbeben und anderen grauſenhaften Dingen, die bei ſolchen vulkaniſchen Ausbrüchen einträten. Ich beſchrieb ihnen im Voraus, wie nach etwa einer Stunde, wenn es dunkel geworden ſei, zuerſt der Raſen, den ich auf meinen vergrabenen Vulkan gelegt hatte, in eine zuckende Bewegung gerathen, hierauf zerberſten werde, wie gleich nachher mit der ausgeworfenen Erde zugleich ein feuriger Rauch aufſteigen, dann mein kleiner Vulkan in ſeiner ganzen feurigen Natur ſich zeigen müſſe. Es war ein Septemberabend, wo das Dunkel wieder früher eintritt als im Sommer. Zwiſchen ſieben und acht Uhr, denn auf die Minute gerade könne man, ſagte ich, ſo etwas nicht angeben, hatte ich meinen Zuhörern den Ausbruch des Vulkanes voraus angekündigt. Es ſchlug aber acht Uhr und es wollte ſich noch kein Feuer zeigen. Ich fragte meine Zuhörer, ob ſie nicht eine leiſe Bewegung des Raſens und einen Geruch wie nach brennendem Schwefel bemerkten, ſie ſahen aber nichts, und ich ſah auch nichts, und einer von ihnen, der ſich zur Erde niederbeugte, ſagte, er röche wohl Etwas, aber nicht wie Schwefel. Bis etwa ein Viertel nach Acht hielten meine gläubigen Zuhörer bei mir aus, dann ging einer nach dem anderen nach Hauſe zum Abendbrod oder zum Bette, und nur noch mein treuer Schulnachbar, der Sohn eines Leinewebers, hielt bei mir aus, bis mein Vater, der vom Fenſter unſerer Gaſtſtube aus dem Verſuche heimlich (und wahrſcheinlich lächelnd) zugeſehen hatte, mich hineinrief ins Haus. Ich folgte mit

Schmerzen, denn ich hätte gern bis Mitternacht auf den, wie ich meinte, ganz ſicheren Ausbruch meines feuerſpeienden Berges gewartet. Am anderen Morgen wachte ich ſchon während des Dunkels auf, und konnte kaum den hellen Tag erwarten, um die Verwüſtungen zu ſehen, die mein Vulkan angerichtet haben mußte. Ich ſah aber Nichts; der Raſen lag noch, wie ich ihn geſtern legte, und die Miſchung des gepulverten Schwefels und der Eiſenfeilſpäne, an die ich ein Kapital von 6 oder 7 Groſchen baar gewendet hatte, war nicht einmal warm geworden, geſchweige gar in Flammen und Feuer aufgegangen.

Es iſt eine ſeltſame Hartnäckigkeit unſerer Natur, mit welcher dieſelbe immer wieder zur Betrachtung eines Räthſels zurückkehrt, vor dem ſie ſinnend ſtand, und immer wieder von Neuem, ob mit oder ohne Erfolg, mit ſeiner Löſung ſich abmüht. Ich erwähne hier nur vorläufig, denn das Ausführlichere darüber gehört zu der Geſchichte meiner ſpäteren Jahre, daß ich bei den verſchiedenſten Anläſſen immer wieder auf das Feuer: auf die Frage, was iſt wohl das Feuer und wie entſteht daſſelbe? zurückkam. Mein Vater war, wie ich bereits erwähnte, in der Naturkunde kein Fremdling; er kannte die Lehre des geiſtreichen Ernſt Stahl über das Phlogiſton. Als ich ſpäter, vor meinem Abgang von der Schule zu Weimar an die Univerſität eine Privatvorleſung von Scherer (der nachmals nach Petersburg kam) über Chemie hörte, da entflammte meine ganze Theilnahme und mein Nachdenken kein anderer Gegenſtand ſo ſehr, als die Lehre vom Verbrennen, von dem Weſen des Sauerſtoffgaſes und ſeiner Bedeutung für die ganze lebende und nicht lebende Natur. Mir war als ſähe ich das äußere Schauſpiel des großen Brandes in meiner Vaterſtadt, der mein kindiſches Staunen in ſo hohem Maaße erregt hatte, jetzt noch einmal vor die Augen meines Geiſtes heraufſtreten. Das Räthſel, das mich oft beſchäftigte, ſchien mir gelöſt. Aber neue Fragen über ſeinen tieferen Sinn wachten ſpäter in mir auf; wer das Weſen des Feuers, wer dieſes alltäglich-offenkundige Wunder ganz erfaßte, der verſtände viel.

Immerhin muß ich es als einen Widerſpruch betrachten, in welchem meine Führung und der Entwicklungsgang meines Erkennens mit meiner natürlichen Richtung ſtand, daß ich bei meiner Vorliebe für Alles, was mit der Wirkung und der Naturgeſchichte des Feuers in Beziehung iſt, dennoch zu Anſichten gelangte, welche mit der von Büffon, der den feuerglühenden Zuſtand der Erde als den uranfänglichen betrachtete, in Widerſpruch ſtehen. Wie ich zu dieſen kam, das werde ich berichten, da, wo ich meiner Bekanntſchaft mit meinem theuren Lehrer, dem Meiſter der Geologie: Gotthold Abraham Werner gedenke.

Ich will hier, unter vielen anderen, noch eines ſolchen, mir ſtets faſt unbegreiflich erſchienenen Widerſpruches meiner natürlichen Neigung und inneren Richtung mit der äußeren Lebensführung gedenken. Dieſer Widerſpruch, der ſich ſchon frühe in meiner Kindheit zeigte, ſtand allerdings mit jenem allgemeinen in Verwandtſchaft, der ſich in jedem Menſchenherzen findet, mit dem zwiſchen dem Trotze und der Verzagtheit, die ſich in unſerer Natur faſt täglich und ſtündlich begegnen und neben einander hergehen. Man erlaube mir, zuerſt einige Worte über einen Zug der Aehnlichkeit mit anderen geſunden und kräftigen Knaben zu ſagen, die ſich an mir in einem über die Gränze der guten Ordnung gehenden Maaße kund gab. So unbeholfen und ſchwerfällig ich in meiner früheſten Zeit geſchienen hatte, war ich doch bald nachher meiner Glieder und ihrer Kräfte

Meiſter geworden. Namentlich im Klettern ahmte ich nicht nur den älteren und größeren Knaben nach, ſondern ich übertraf hierin in Kurzem, an Fertigkeit und verwegener Keckheit, Alle, und mich hat in ſpäteren Jahren oft ein Grauſen angewandelt, wenn ich die hohen Bäume und ihre weit hinausragenden, einzelnen Aeſte, wenn ich die Mauern und die hoch im Thurme gelegenen Bauſtätten der Dohlenneſter betrachtete, dahin ich als Knabe in nutzloſer Frechheit und mit der Gewandtheit einer Katze geſtiegen bin. Ich habe weder damals noch in ſpäteren Jahren jemals eine Anwandlung von Schwindel gefühlt, und, was ich als eine Folge meines natürlichen Phlegmas betrachte, niemals eine Furcht gefühlt vor den Schreckniſſen der Natur, weder bei ſtarken Gewittern, noch bei Stürmen auf dem Meere, weder bei vor oder hinter mir fallenden Lawinen, noch beim Brechen des Eiſes. Auch vor den natürlichen Kräften der Thiere und der Menſchen ließ es mein Phlegma bei mir kaum zu einer Furcht kommen; eine böſe, ſtößige Kuh, welche die Erwachſenen, wenn ſie auf der Weide im Grasgarten war, öfter in Schrecken verſetzt hatte, vermochte dieſes bei mir nicht, obgleich ich einmal ihrem Anlaufe und ihren ſpitzigen Hörnern nur mit Mühe durch eilige Flucht vom Grasrande hinab in den Steinbruch entgangen war. Unſer Herr Cantor war ein ſehr heftiger Mann, welcher den Stab Wehe ſo oft und ſo kräftig gegen uns Kleinen handhabte, daß alle meine Schulgenoſſen vor ſeinem Stecken Furcht und Angſt hatten. Ich hatte keines von beiden, obwohl ich wegen meiner großen Neigung zum Lachen ſehr oft und nachdrücklich von ihm gezüchtigt wurde. Man hatte mir ſchon viel von den Heldenthaten und Kämpfen der alten Ritter erzählt, das reizte mich, an meinen Schulgenoſſen zum Ritter und Helden zu werden, ich forderte ſie auf oder zwang ſie durch ungeſtümen Angriff zur Balgerei mit unbewaffneter oder mit Stecken bewaffneter Hand, empfing wie ein kleiner Don Quixote Schläge genug und theilte ſie aus, und meine unverſchämte Keckheit hatte ſelbſt auf viel größere Knaben die überraſchende Wirkung, daß mehrere zugleich vor dem kleinen Raſenden die Flucht ergriffen.

Man würde ſehr irren, wenn man nach dieſen Zügen, welche ich nicht ohne Scham und inneres Widerſtreben, nur weil ſie zu dem Naturbild meiner Kindheit gehören, hier mittheilte, mich für ſehr muthig hielte. Neben dieſem natürlichen, ſcheinbaren Muthe hat ſich in mir ſchon in den früheſten Jahren eine Furchtſamkeit und Feigheit gezeigt, die eben ſo über die Gränzen der Ordnung hinausging als meine trotzige Keckheit. Dieſes war und iſt die Furcht vor Menſchen. Und zwar nicht vor den Kräften ihrer Arme, ſondern vor einer anderen vermeintlichen oder wirklichen Ueberlegenheit an Gaben, welche nicht in das Gebiet der leiblichen Kräfte gehören.

Die erſte Form, in welcher dieſe Feigheit und Furcht bei mir auftrat, war die Scheu vor Leuten, welche mir von vornehmerem Stande zu ſein ſchienen oder wirklich waren, als ich und die Meinigen. Wenn etwa am Abend unverſehens einige Töchter der anſehnlichen Kaufleute zu meinen Schweſtern und meiner Mutter zum Beſuche kamen, da ſuchte ich entweder unbemerkt aus dem Zimmer zu entkommen, oder ich verkroch mich unter das große Sofa, das in der Familienſtube ſtand. Und wenn es dann geſchah, daß die Damen ſich auf das Sofa ſetzten, blieb ich Stunden lang in meinem Verſtecke, ohne mich zu rühren, bis der Beſuch wieder fort war. Wenn mein Vater mir Kleinem befahl, ich ſollte die Zeitung zum Herrn Bürgermeiſter

Landgraf tragen, da ſchlich ich mich ſchon mit Herzensangſt unten in das Haus hinein, aus Furcht, es möchte Jemand mir begegnen. In immer zunehmender Verzagtheit ſtieg ich langſam die Treppe hinan, ſtand mit pochendem Herzen lange vor der oberen Treppenthüre, deren Aufthun durch den Ton einer Klingel ſich verrieth, ſtille, bis ich mich endlich zu dem Wageſtücke entſchloß, einzutreten in den Vorplatz, und wenn dann kein Dienſtbote, ſondern Jemand aus der Familie herauskam, dieſem mit ängſtlich ſtotternder Stimme den Gruß meines Vaters auszurichten. Langſam ſchleichend war ich gekommen, ſpringend vor Freude, daß die That vollbracht ſei, lief ich davon.

Eines Tages als ich in unſerem Wohnzimmer, ich weiß nicht mehr mit welchem Spiele oder welcher kleinen Schulaufgabe, beſchäftigt war, und mein Vater die Zeitung las, kam ein Reiter an unſer Haus, klopfte mit ſeiner Reitgerte an's Fenſter und rief zu meiner Schweſter hinein: „iſt der Papa zu Hauſe?“ — „Es iſt der Herr Graf,“ ſprach die Mutter, wie mir ſchien, mit einigem Schrecken. Wenn aber auch weder dieſe noch weniger aber mein Vater vor dem vornehmen Beſuche erſchrack, ſo widerfuhr dieſes doch mir, und zwar in nicht geringem Grade. Ich hatte noch niemals einen Grafen geſehen, das aber, was ich bei Gelegenheit, wenn von dem Herrn Grafen in Glaucha die Rede war, von ihm vernommen, hatte in mir eine Vorſtellung von ſeiner Macht und Hoheit erweckt, die über das Maaß aller mir bekannten menſchlichen Macht weit hinausging. Von der Koppel großer ſchöner Pferde, die neulich an unſerem Hauſe vorbeigeführt wurde, hatte man geſagt, ſie gehöre dem Herrn Grafen; von zwei Herren in einem, wie mir ſchien, prächtigen Gewande (einem Reitknechte und einem Jäger) hieß es: das ſind Bediente vom Herrn

Grafen, und als kurz vorher die noch nie gehörte Muſik eines Poſthornes mich an's Fenſter zog und außen eine prächtige Kutſche, dergleichen in ganz Hohenſtein keine war, vorbeifuhr, neben welcher zwei große Hunde mit vergoldetem Halsbande herum liefen, da ſagte meine Mutter: der Herr Graf fährt vorbei. Und nun ſagte man, dieſer vornehme Herr Graf ſei da, und werde herein zu uns kommen; das war mehr als ich aushalten konnte. Als deshalb mein Vater und meine Mutter hinausgegangen waren auf den Hausplatz, und Niemand mich bemerkte, ſah ich mich im Zimmer, denn zur Flucht durch die Thüre war es zu ſpät, nach einem Rettungsorte um und zwar nach einem ſichereren, als der unter dem Sofa war, wohin gerade die Sonne ſchien. Nun fand ſich in der damaligen großen Wohnſtube des alten Pfarrhauſes hinter dem mächtig großen Ofen der Anbau oder vielmehr der Hereinbau eines kleinen Alkovens, der zum Aufſpülen der Teller und Schüſſeln beſtimmt war, und deſſen Thüre nach außen, nach dem Hausplatze hinausging, während er nach innen nach dem Zimmer hinein von einer Wand umſchloſſen war. Dieſer kleine Einbau war niedriger als das Wohnzimmer, ſo daß zwiſchen ſeiner und zwiſchen der Decke des Zimmers ein freier Raum blieb, in welchem ein abgehauenes Tannenbäumchen zur Nachtherberge unſeres frei im Zimmer herumfliegenden Rothkehlchens ſtand. Dort hinauf rettete ich mich, indem ich an den Leiſten des Fachwerkes, darin die zinnernen Teller verwahrt ſtanden, hinaufkletterte. Ich kauerte mich da oben in dem hinterſten Winkel zuſammen, anfangs ſehr in Sorgen, daß der Herr Graf mich dort ſehen möchte, weil ich, ſobald ich den Kopf ein wenig in die Höhe hob, faſt das ganze Zimmer überſchauen konnte.

Ich habe von dieſer Handlung meiner kindlichen Menſchenſcheu und ihrem ganzen Verlaufe noch eine ſehr lebhafte, vielleicht durch die Erzählungen meiner Schweſtern oft erneuerte Erinnerung, obgleich ſeitdem ſiebenzig Jahre vergangen ſind. Meine Eltern hatten es gewußt, daß der Graf heute unſerem Hauſe die Ehre erweiſen wolle, da zu eſſen; dieſe Botſchaft war geſtern Abend zu ihnen gekommen, als ich ſchon zu Bette war. Der Graf, ein guter, freundlicher Herr, ein geweſener Schüler meines Vaters, war gekommen, um dieſem Glück zu wünſchen zu der wohlverdienten Beförderung aus ſeinem vieljährigen Subſtitutendienſte in das Pfarramt, denn mein ſeliger Großvater war einige Monate vorher geſtorben.

Der Graf und mein Vater blieben noch einige Zeit oben im Studierzimmer und ich hätte wohl noch Zeit gehabt, mich in's Freie zu retten, wenn nicht ein Bedienter im Zimmer geweſen wäre, der den Tiſch mit decken half. Ich war jetzt kühn genug, hinten in meinem Verſteckwinkel den Kopf ſo weit zu erheben, daß ich Alles ſehen konnte, was am Tiſche vorging, und bemerkte unter Anderem, daß der gräfliche Bediente aus dem mitgebrachten Körbchen gelbe Aepfel, dergleichen ich in meinem Leben noch nie geſehen hatte (es waren ſüße Orangen oder Apfelſinen), herausnahm und auf einen Teller legte, ſo wie ſonſt noch Manches zu eſſen und zu trinken, das ich vergeſſen habe.

Nach einiger Zeit kam mein Vater mit dem Herrn Grafen herein und nun war es mit meiner Kühnheit zu Ende. Mit jener Liſt, welche, wie man ſagt, der Vogel Strauß übt, wenn er ſeinen Kopf hinter eine Staude verſteckt und nun meint, weil er ſeine Verfolger nicht ſieht, ſähen ſie ihn auch nicht, beugte ich meinen Kopf nieder und wagte lange Zeit nicht, ihn aus der unbequemen Stellung zu erheben. Da ich aber hörte, daß der Herr Graf im Geſpräche mit meinem Vater, welches vielleicht Geſchichten aus ſeiner Kindheit im Schloſſe zu Rochsburg betraf, mehrmals laut lachte, gewann ich ein Zutrauen zu dem Herrn. Ich hatte mir einen ſolchen vornehmen Grafen als beſtändig ernſt und ſchweigend gedacht, jetzt aber bemerkte ich, daß er eben ſo lache wie andere Menſchen. Ich hob meinen Kopf vorſichtig in die Höhe und betrachtete nun unſeren vornehmen Gaſt, welcher ganz das Ausſehen eines guten, freundlichen, dazu hübſchen Mannes hatte, vor dem man eigentlich nicht zu erſchrecken brauche. Dennoch, ſobald der Herr Graf zufällig gegen die Seite des Zimmers hinſchaute, wo mein Verſteck war, beugte ich meinen Kopf, nach Straußenart, wieder nieder.

Während der Zeit des Eſſens hatte ich die Stimme meiner lieben Mutter öfters, ganz nahe unter meinem Wachtpoſten, gehört. Denn dieſe zerlegte dort hinter dem großen Ofen, an dem Tiſche, auf dem das Zinnbrett ſtand, auf deſſen Leiſten ich hinangeklettert war, die Karpfen und zerſchnitt daſelbſt auch den Schinken und die Hühner. Sie fragte ſchon beim Anfange dieſes Geſchäftes meine Schweſtern: wißt ihr nicht, wo der Heinrich iſt? — Ich habe ihn erſt noch kurz vor dem Tiſchdecken hier in der Stube geſehen, antwortete die Johanne. — Seht euch doch nach ihm um, ſagte die Mutter. — Und als ſie nun wieder kam, um die Hühner und den Schinken zu zerlegen, und meine Schweſtern nach mir fragte, ſagten die beiden jüngſten, die nicht mit bei Tiſche waren, ſondern den äußeren Dienſt zu beſorgen hatten: wir haben uns überall nach ihm umgeſehen, im Garten, im Kuhſtall und auf dem Heuboden, auch bei den Nachbarn, haben ihn aber nirgends gefunden, und niemand weiß, wo er iſt. — Ich aber wußte wohl, wo ich war, und als meine älteſte Schweſter, die gutmüthig zärtliche Wilhelmine ſagte: der arme Junge dauert mich, der wird nicht wenig hungrig ſein, er hat heute Morgen nur ein kleines Stückchen Brot gegeſſen, und als zugleich der liebliche Geruch vom warmen Schinken zu mir hinauf in meine Naſe drang, da wurde mir es ſo wehmüthig um's Herz, daß ich gewiß angefangen hätte, zu weinen, wenn ich nicht hätte fürchten müſſen, mich dadurch oben, in meinem Verſteck zu verrathen. Doch tröſteten mich dazwiſchen ſchon wieder die huldreichen Worte der Schweſter Chriſtiana, als dieſe ſagte: ich habe ihm von der Pottage mit den Klößchen ein ziemliches Schüſſelchen aufgehoben. Und ich hebe ihm meine Portion Schinken auf, fügte Lorchen (die Jüngſte) hinzu und auch ein Stück von meiner Torte, wenn ich nämlich ſelber welche bekomme.

Endlich hatten die Herren gegeſſen und auch bei einer Taſſe Kaffee ihre Pfeifen geraucht, ich aber hatte mich zuletzt, ſo viel ich mich erinnere, aus Langeweile auf die Decke des Verſchlages platt hingelegt, und war ein wenig eingeſchlafen. Da hörte ich auf einmal ein lautes Sprechen, und da ich mich erhob, ſah ich, daß der Herr Graf ſchon vom Tiſche aufgeſtanden und am Abſchiednehmen war. Meine Eltern begleiteten ihn hinaus, die Schweſtern waren auch nachgegangen, das ganze Zimmer war leer. Da ſtieg ich eilig wieder am Tellerbrett herunter und ſchaute ſogar zwiſchen den Vorhängen hinaus, wie der Herr Graf und ſeine Begleiter zu Pferde ſtiegen und fort ritten.

Als die Mutter mit den Schweſtern wieder in's Zimmer hereinkamen, wunderten ſie ſich nicht wenig, mich da zu finden. Ich erzählte ihnen, wie ich da oben auf der Decke des Verſchlages geſteckt, und in welcher Weiſe ich hinauf und heruntergekommen ſei. Man verlachte, man tadelte mich, aber man erquickte und tröſtete mich auch wieder. Denn es war vom Eſſen mehr übrig geblieben, als ein kleiner hungriger Gaſt begehren konnte; ſelbſt einen ſolchen gelben, ausländiſchen Apfel (eine Orange), bekam ich da, zum erſten und letzten Male während meiner Knaben- und Jünglingsjahre, zu koſten.

Ich könnte noch von einer Menge ähnlicher, kindiſcher Thorheiten berichten, zu denen mich meine Scheu vor vornehmen Leuten verleitete. Aber nur dieſen einzelnen Fall wollte ich hervorheben, weil er mir in der Erinnerung noch jetzt eben ſo komiſch als lehrreich erſcheint. Denn meine ſpätere Lebensführung iſt eine ſolche geweſen, daß ſie mit jener lächerlichen Scheu ohne Aufhören in ſchnurgeradem Widerſpruche ſtand. Ich kam, ohne es zu ſuchen, in Bekanntſchaft, ja in Verkehr und Umgang mit Menſchen aus den höheren und höchſten Ständen, war an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten Lehrer von Prinzeſſinnen und Prinzen, fand unter ihnen Seelen, welche die höchſten, herrlichſten Gaben der Menſchennatur: Glauben, Demuth und Liebe nicht nur im Herzen trugen, ſondern auch durch die That ihres Lebens bewieſen. In manchem ſolchen Kreiſe und ſolchem Umgange, ſo ungewohnt er auch meiner Natur war, und ſo ſchwer mich das Eintreten in denſelben ankam, iſt es mir ſo wohl geworden, als es mir im Hauſe meiner lieben Eltern und Geſchwiſter war.

Auch eine Menſchenfurcht von anderer Form: die Scheu vor dem Urtheile geiſtig bedeutender oder in der öffentlichen Meinung vielgeltender Leute iſt durch meine inneren wie äußeren Lebensführungen, wenn auch nicht ganz beſiegt, doch ſehr zurückgedrängt worden. Denn jene Scheu hat mich nicht verhindern können, mich zu dem zu bekennen, was der Menge, namentlich aber den Beherrſchern der öffentlichen Meinung, als ärgerliche Thorheit, mir aber als eine liebe, theuere Wahrheit erſchien.

Mit der kindiſchen Scheu vor vornehmen und geiſtig überlegenen Leuten ſtand ein anderer Hang meiner Natur in naher Verbindung, der mir gleichwie eine anklebende Schwäche noch in meinen alten Tagen geblieben iſt. Ich erwähne ſie nur, weil auch er ein Beweis dafür iſt, daß unſer Leben durch einen beſtändigen Kampf mit äußeren und inneren Widerſprüchen hindurch muß. Ich hatte von Kindheit auf eine ganz beſondere Freude an der Einſamkeit, ſpielte oder beſchäftigte mich im Hauſe wie draußen im Freien am liebſten, wenn ich allein und in der Stille war. Da konnte ich meinen Träumereien und Neigungen zu den vielerlei Dingen, an denen nur ich, andere Knaben aber aus meiner Bekanntſchaft nur wenig oder gar kein Vergnügen fanden, ungeſtört mich überlaſſen. Nur ſelten und kaum ohne dringende Aufforderung begab ich mich in zahlreiche, lärmende Geſellſchaften meiner Altersgenoſſen, unter denen ich dann freilich oft der Ausgelaſſenſte und Muthwilligſte war, ſo daß mir aus ſolcher aufgeregten Stimmung öfters eine Verſtimmung und wehmüthige Abſpannung nachging, die ich lange nicht wieder los werden konnte. Auch als Jüngling, als Mann und noch als Greis iſt mir dieſer Hang zur Einſamkeit und Stille geblieben, und ich habe mich in großen öffentlichen Geſellſchaften und Vergnügungen immer nicht recht heimiſch, ſondern eingeſchüchtert oder auch in unnatürlicher Weiſe aufgeregt befunden. Zu einem öffentlichen Sprechen bei ſolcher Gelegenheit, ſelbſt zum lauten Ausbringen eines Toaſtes, habe ich mich faſt niemals zwingen können. Und dennoch iſt mir ſpäter der Beruf zu Theil geworden, als öffentlicher Lehrer nicht ſelten vor mehreren Hunderten von Zuhörern aufzutreten, was zwar, namentlich im Anfange, mit großer Schüchternheit und faſt nie mit einem den Eindruck der Rede begünſtigenden Selbſtvertrauen, immer aber aus Liebe und Luſt, ſowie hin und wieder nicht ohne Segen geſchehen iſt.

So und noch in vielfach anderer Weiſe habe ich erfahren, daß die Wege, auf welchen Gott uns zu dem beſtimmten Tagwerk unſeres Lebens führt, auch wenn ſie gegen unſeren natürlichen Sinn gehen, dennoch die geradeſten, für unſer Wohl die beſten ſind.

13. Die Naturtriebe der Seele.

Wenn man einen jungen Thurmfalken oder einen Taubenhabicht aus dem mütterlichen Neſte nimmt, ſo zeitig ſchon, daß er, ſtatt mit Federn, nur mit Flaum bedeckt iſt, und daß er die Fleiſchnahrung, welche ihm zuträglich iſt, noch aus unſerer Hand empfangen muß, dann kann man dennoch bereits an ihm den angeborenen Naturtrieb bemerken, der ſeiner thieriſchen Seele eingeboren iſt. Man hält ihm eine Kirſche hin oder ein Tuch, ſo roth als das Fleiſch, mit welchem er gefüttert wird, ja man führt, auch wenn er nicht ſoeben geſättigt iſt, ein ganzes Stück ſolches Fleiſch vor ſeinen Augen vorüber und er ſcheint dieſes kaum zu bemerken. Wenn aber ein lebender Vogel, wenn eine Taube an dem Fenſter, wo ſein Käfig ſteht, vorüberfliegt, da wird alsbald ſeine Aufmerkſamkeit erweckt, er wendet und bewegt ſeinen Kopf in der Richtung ihres

Fluges und ſchaut dieſem eifrig mit ſeinen hellen Augen nach. Ein junges Hühnchen, das nicht durch die Brutwärme einer Mutter, ſondern durch die Wärme der Lampen in einem künſtlichen Brutofen aus dem Ei heraus geboren war, pickte dennoch mit ſeinem Schnabel, wie jedes andere Huhn gethan haben würde, eine vorbeilaufende Spinne auf und verſchlang ſie. Ja ein junger Biber, der noch blind von den Brüſten ſeiner Mutter genommen und durch fremde Muttermilch ernährt und aufgezogen war, fügte dennoch, als er zu einer gewiſſen Reife der Entwicklung gekommen war, die Baumrinden, die man ihm zur Fütterung gab und die abgebiſſenen Holzſtücke ſo zuſammen, daß ſie die Grundlage eines künſtlichen Baues andeuten konnten. So drängt überall der Naturtrieb, welcher im Thierreiche unter dem Namen des Inſtinktes ſo vielfach beſchrieben iſt, das Einzelweſen zu der künftigen Beſtimmung ſeines Lebens hin.

Auch in der Seele des Menſchen wohnt ein ſolcher Naturtrieb, welcher jedoch, weil in uns noch eine andere Macht waltet, als die der vernünftig wollenden und ſtrebenden Natur des Geiſtes, von dieſer anderen Macht öfters eine fremdartige Färbung erhält und mannichfachen Hemmungen ausgeſetzt iſt. Bei uns Menſchen iſt, wie eigentlich auch im Thiere der leibliche Inſtinkt, der Naturtrieb der Seele mit dem Ahndungsvermögen verwandt und in ſeinen Aeußerungen deshalb, wenn man ſo ſagen will, von prophetiſchem Weſen. Die eigene Erfahrung, von meiner Kindheit an, hat mich dieſes gelehrt.

Ein Zug von, wie mir ſcheint, mehr denn gewöhnlicher Stärke, hat mich, ſo weit ich mich zurück erinnern kann, zur Betrachtung der natürlichen Dinge und ihrer Eigenſchaften hingezogen. Kein anderer Knabe aus dem

Kreiſe meiner Bekannten fühlte dieſen Zug auch nur von ferne ſo wie ich, und vielleicht trug dieſes zur Verſtärkung meiner Neigung zum Alleinſein nicht wenig bei. Die Blumen der Gartenbeete nannte man mir, die außen im Grasgarten wachſenden, mit Ausnahme der Primeln, Narziſſen und Veilchen nannte mir Niemand. Da erfand ich mir ſelbſt Namen für dieſelben, die ſich meiſt nur auf Farbe und Geruch bezogen, und öfters von meinen Lieblingsſpeiſen hergenommen waren. Obgleich ich von den Klaſſen und natürlichen Familien der Pflanzen auch nicht den entfernteſten Begriff hatte, war dennoch durch dieſes Spiel des Namengebens meine Aufmerkſamkeit auch auf die Form der Blumen ſo geſchärft worden, daß ich in ſpäteren Jahren, als ich anfing, Botanik zu erlernen, mich ſogleich erinnerte, die oder jene Gebirgspflanze meiner Heimath, die ich unter ſelbſterfundenem Namen gekannt hatte, müſſe irgend einer gewiſſen Klaſſe oder Familie angehören, deren verwandte Formen ich jetzt auf der Ebene kennen lernte. Noch als Knabe verſuchte ich auch, ohne daß ich damals je ein Kräuterbuch mit Beſchreibungen geſehen hatte, eine mir ſehr liebe Blume (den gemeinen Ackerlein: Linaria vulgaris) ihrer Geſtalt nach zu beſchreiben. Ich wünſchte, aus pſychologiſchen Gründen, ich hätte das Blatt Papier noch, worauf dieſe Beſchreibung ſtand. Wie wunderlich mag die Terminologie gelautet haben, welche ein Knabe, der kaum richtig ſchreiben konnte, ſich erſann!

Es ſind oftmals Züge einer zufälligen und vermeintlichen Aehnlichkeit der natürlichen Dinge unter einander, welche den Blick, ſchon des Kindes, zur tieferen Betrachtung der ſichtbaren Dinge hinleiten. Die Griffel und die Fruchtbehältniſſe in der gefüllten Päonie (Pfundroſe oder

Pfingſtroſe) zogen ſchon in der früheſten Kindheit meine Aufmerkſamkeit an ſich; ich verglich ſie — wie auch andere Kinder pflegen — mit Hühnchen, von gelblich weißem Gefieder und ſchönem rothen Kamme, die in dem prachtvollen Neſte der rothen Blüthenblätter ſäßen; konnte im Frühling nicht die Zeit erwarten, bis die Blume ſich aufthat, ſondern opferte immer einige der vielen Blumen dieſer Art, die an den vier Ecken unſeres Gemüſegartens ſtanden, den kindiſchen Nachforſchungen über das allmählige Wachsthum dieſer Hühnchen auf. Ich ſah ihre erſten Anfänge in der Mitte der noch dicht vom grünen Kelche verſchloſſenen, farbloſen, künftigen Blüthe, wiederholte von Zeit zu Zeit meine Zerſtörungen, und wenn nun endlich die Blüthe geöffnet, ja ſelbſt dann, wenn ſie ihre Zeit vollendet hatte, ſo daß die Hühnchen mit verwelktem Kamme und mißfarbigem Körper noch allein im entlaubten Neſte ſitzen blieben, dann zog mich noch immer die Betrachtung der Eier an, welche in dem Leibe der kleinen, zarten Geſtalten ſich fanden. Man ſagte mir, daß dieſe Eier der Same wären, aus welchem, zwar nicht bei der gefüllten Pfundroſe, wohl aber in anderen Blumen, wie etwa in den Blüthen des Hagedorns und des Mehlfäßchens oder Weißdorns ein junges Gewächs der gleichen Art hervorgehen könne. Das erſchien mir höchſt merkwürdig, daß auch die Blumen, ebenſo wie die Hühner, Eier bei ſich trügen, aus denen Junge kämen, und als mir in meinem fünften oder ſechſten Jahre ein kleines Gartenbeet geſchenkt wurde, in welchem ich Körner vom Kolben des türkiſchen Waizens ausſäen durfte, da weilte ich oft Stunden lang bei meiner kleinen Pflanzung, zählte, wenn die Ausſaat hervorkeimte, die Summe der ſchon aufgegangenen, bemerkte genau jeden ſpäteren Nachkömmling der Pflänzchen, ſchaute, als wollte ich ſie wachſen ſehen, ihrer Entwicklung zu, und genoß im Herbſte, nach meiner Art, ſelige Freuden der Ernte.

Der Vater eines Knaben aus meiner Schule hatte, ich weiß nicht mehr in welcher Gegend unſeres Erzgebirges, einen Antheil (Kux) bei einem Bergwerk, davon er von Zeit zu Zeit eine Ausbeute erhielt. Der Knabe, nur wenig älter als ich, erzählte mir davon und ſchlug vor, daß auch wir unter uns etwas der Art einrichten ſollten. Jeder, wer an der Ausbeute von ſchönen Steinen und Erzen Theil nehmen wolle, der ſolle ſich bei ihm einen Kux um 6 Pfennige kaufen, er wolle gewiß dafür ſorgen, daß wir dabei nicht zu kurz kämen, denn ſein Vater ſchenke ihm immer ganz prächtige Sachen, die in ſeinem Bergſchachte gefunden würden. Ich war der Einzige, der ſogleich freudig auf dieſen Vorſchlag einging, meine Großmutter Werner, welche damals noch lebte, war es, wenn ich nicht irre, die mir die Summe zum Ankaufe meines ſeltſamen Bergwerksantheiles ſchenkte und mein kleiner Schulgenoſſe, der ſchon damals eine beſondere Freude am Handel und Gelderwerb hatte, brachte mir alsbald nachdem ich meinen Beitrag (nach rheiniſchem Gelde 2 Kreuzer) bezahlt hatte, eine Druſe von kleinen Bergkryſtallen. Das ganze Stück hatte etwa die Größe einer Kinderhand; die Kryſtalle, von Geſtalt der einfachen, ſechsſeitigen Pyramiden, waren ſo niedlich, daß man die einzelnen in ihrer dicht gedrängten Zuſammenhäufung kaum zu unterſcheiden vermochte. Aber ſie glänzten ſo herrlich in der Sonne, daß mich ihr Anblick in unbeſchreiblichem Maaße entzückte.

Ich mußte nachzahlen, und zwar diesmal 8 Pfennige. Denn, ſo ſagte mein kleiner Schatzgräber, das käme beim

Bergbau öfters vor, daß man nachzahlen müſſe, damit immer mehr und beſſere Ausbeute gewonnen würde, weil die guten Steine gar tief in der Erde lägen und mit vielen Unkoſten gewonnen werden müßten. Ich brachte die verlangte Summe zuſammen und gab ſie ſehr gerne auf Hoffnung dahin, deren Erfüllung gar nicht lange auf ſich warten ließ, denn ich empfing ſchon am anderen Tage ein Stück Quarz, darauf wiederum kleine Kryſtalle, zugleich aber auch ein wenig Bleiglanz und Schwefelkies, ſaßen, in denen die Angabe meines Schulgenoſſen und meine leicht zu bewegende Phantaſie mich Silber und Gold erblicken ließen.

Ich bin in meinem ſpäteren Leben manchmal zu dem Beſitze von Dingen gelangt, welche einen wahrhaften und hohen Werth hatten, ich kann mich aber nicht erinnern, daß mich jemals ein ſolcher ſo vor Freuden faſt außer mich gebracht hätte, als dieſer Gewinn aus unſerem angeblichen Bergwerk. In dem kleinen Zimmer, das meine Eltern früher, als mein Vater noch Pfarrgehilfe war, bewohnt hatten, und welches ich noch fortwährend ſehr liebte, war mir hinter dem Ofen, an dem Fenſter, in welches vom Hofe her das Tageslicht fiel (denn an den beiden Fenſtern nach der Straße blieben die Läden ſpäter für gewöhnlich geſchloſſen), ein Fachwerk eingeräumt, darinnen ich meine Spielſachen aufzubewahren pflegte. Dort hatte ich auch anfänglich meine bergmänniſchen Schätze hingelegt, nach denen ich früh am Morgen und wenn ich aus der Schule nach Hauſe kam, zuerſt ſah. Da ich aber, namentlich ſeit dem großen Brande und auch bei einer ſpäteren, bald vorübergehenden Feuersgefahr, die unſerem Hauſe gegenüber ausbrach, oft von ſolchen Unglücksfällen, ſowie von Diebereien hörte, wobei man unverſehens plötzlich um all' das Seine kommen könne, hielt ich den Aufbewahrungsort meiner koſtbaren Steine, ſo ſehr ich dieſe auch im hinterſten Winkel meines Fachwerkes verſteckt hatte, nicht mehr für ſicher genug; ich dachte an einen anderen, wohin weder die Feuersgefahr, noch die Diebe kommen könnten. Um unſeren Gemüſegarten, der mitten im großen Baum- und Grasgarten lag, zog ſich eine niedere Mauer, auf welcher der Staketenzaun ſtand. In dieſer Mauer ſuchte ich mir eine Lücke auf, die durch das Herausbrechen eines Steines entſtanden war. Dahin brachte ich eines Tages, als kein Menſch in der Nähe zu ſehen war, der mir dabei zuſchauen konnte, meine Schätze und ſchloß die kleine Schatzkammer, ſo gut ich's vermochte, mit Steintrümmern zu.

Es waren dies allerdings kindiſche Regungen einer Leidenſchaft, welche, zu anderer Form geſteigert, meinem Herzen im höchſten Maaße hätten verderblich werden können. Aber jene Regungen waren vorübergehend, ſei es, was mir das Wahrſcheinlichere iſt, daß ſie in kindiſchem Leichtſinn ſich verloren, oder daß mir, wie ich ſpäter mich einmal zu erinnern meinte, wirklich bei irgend einer Gelegenheit der Sinn eines jener Sprüche, die vom Schätzeſammeln und von der Sünde derer, welche ihr Herz an die Schätze hängen, handelte, auf eine mir verſtändliche Weiſe zu Gemüthe kam. Ich gedachte nicht mehr an mein Schatzvergraben, und als ich ſpäter die Stelle, wo dasſelbe geſchehen, doch einmal wieder aufſuchen wollte, da erging mir es, wie jenem Bauer, der ſein Geld, um es vor dem Feinde zu ſichern, von einem Verſtecke, wenn dieſer ihm nicht verborgen genug ſchien, zum anderen, beſſer verborgenen brachte, bis es ihm endlich glückte, einen ſo ganz verſteckten Ort zu treffen, daß er ihn ſelbſt nicht mehr finden konnte. Auch ich konnte meine Schatzkammer an der überall brüchigen Steinwand nicht mehr auffinden.

Meine Luſt und Freude am Steinreich war aber nicht mit meinem kleinen Schatze in der alten Mauer geblieben und von mir gekommen, ſondern ſie lebte ſeit jener kindiſchen Aufregung fort oder wurde durch neue äußere Anläſſe geweckt und verſtärkt. Der ſchöne grünliche, mit bunten Flecken und Adern durchſetzte Stein, den ich glatt angeſchliffen bei einem Nachbar geſehen, ſolle ſich, ſo ſagte man mir, nahe bei unſerer Stadt und zwar nicht nur in kleinen, einzelnen Stücken, ſondern als ein Felſen, ſo groß als ein Haus finden. Es war Serpentin und wirklich findet ſich dieſer als eine Felſenmaſſe nordwärts von meinem Heimathsorte, ſowie in derſelben Nachbarſchaft auch der ſeltenere Weißſtein oder Granulit, hin und wieder mit zarten, feinen Kryſtallen von Cyanit. Was ich da vernommen hatte, das ließ mir keine Ruhe, bis es mir gelang, in einer Geſellſchaft von mehreren ſchon erwachſeneren Burſchen an den Fundort hinzukommen, der mir als ein wahres Eldorado erſchien. Auch mein Schulgenoſſe, der vorhin erwähnte Verkäufer der Bergwerkskuxe und ihres Ertrages, hatte ſich der kleinen Geſellſchaft angeſchloſſen und einen ledernen Sack zum Einfüllen der ſchönen Steine, ſowie Hammer und Meiſel aus ſeines Vaters Werkzeugen mit ſich genommen. Der Serpentinfels war damals noch ganz von Wald umgeben; ſein Anblick, ſein Beſteigen und Betaſten, die Freude am Einſammeln einiger, wie mir ſchien, beſonders koſtbarer Stücke, der erhöhte Genuß ihres Anblickes nach dem freilich ſehr unvollkommenen Anſchleifen an unſerem alten, im Hofe ſtehenden Schleifſtein — das alles ſind mir unvergeßliche Erinnerungen.

Ein ganz neues Leben begann für mich, als, wie ich oben (S. 31) erwähnte, der für lange Zeit in völliges

Stecken gerathene Bergbau wieder in Aufnahme kam. Der Aufzug der Bergleute, welche meiſt aus St. Annaberg und aus der Nachbarſchaft von Schwarzenberg (meines Vaters Geburtsort) zu uns gekommen waren, bei ihrem erſten Feſtgange in unſere Kirche, machte auf mich einen glänzenderen Eindruck, als alle Feſtaufzüge, die ich ſpäter in verſchiedenen Hauptſtädten von Deutſchland und anderen Ländern geſehen habe. Mein Vater als nunerwählter Bergprediger, hatte die Kirche mit Meyen ſchmücken laſſen und der Cantor empfing die neuen Kirchengäſte mit einer laut tönenden Muſik. Das, was dieſe wackeren Leute auf ihrem Zuge in die Kirche ſuchten und da fanden, ahnete ich ſchon damals und es gefiel mir beſſer als das, was die Hadſchis (türkiſche Pilgrime) auf ihrem abenteuerlichen Auszuge nach Mekka, den ich 50 Jahre nachher in Kairo ſah, auf ihrem Wege ſuchten und fanden.

Es gab gar gute, treuherzige Leute unter dieſen neuen Eingewanderten, von denen Mehrere meinen Vater, als ihren alten Landsmann, öfters beſuchten, bei welcher Gelegenheit ich niemals, wenn ich nicht gerade in der Schule war, es verſäumte, in der Nähe der Hausthüre ſtehend, auf die Bergleute zu warten, um ihnen beim Abſchiede die Hand zu reichen. Auch ſchloß ich bald namentlich mit einem Steiger, den auch mein Vater lieb hatte, eine genaue Bekanntſchaft, ſo daß er mich, wenn ich ihn in ſeiner Wohnung auffand, mit ſich in die Grube nahm und in dem Erbſtolln mit ſich führte bis zu den Waſſerrädern und dem Kunſtgezeuge. Bei ſolcher Gelegenheit war das Einfahren freilich eine leichte Sache, denn mein Führer hatte eine Grubenlampe; wenn ich aber, wie dies zuweilen geſchah, ohne einen Führer zu ſuchen und zu finden, mich im Dunkein in einen Stollen einſchlich, bis dahin, wo die Bergleute vor Orte ſaßen, da war dies eine kindiſche Verwegenheit, welche auch mein Freund, der Steiger, mir ſtreng verwies. So oft ich jedoch nur konnte, lief ich nach den von unſerer Wohnung ziemlich abgelegenen Grubengebäuden hinaus und fand da wenigſtens bei einem alten, mehr denn achtzigjährigen, halbtauben Bergmanne, der auch meinen Vater ſehr gut kannte, mancherlei Unterhaltung und Belehrung. Denn dieſer fuhr nicht mehr an, ſondern war den ganzen Tag mit dem Zerklopfen der Erze für das Pochwerk beſchäftigt. Es war ein kleiner Kreis von Anſchauungen, der ſich mir hier aufthat, dennoch iſt er für mich zu einem Lichtpunkte geworden, der mir auf meinem Lebenswege zu ſeiner Zeit, wie eine Grubenlampe im Dunkeln, vorausgeleuchtet hat.

Es lebte in unſerem Orte ein Bürgersmann, welcher eine kleine Sammlung von ausgeſtopften Vögeln beſaß. Dieſes waren lauter ganz gemeine Arten, ſchon an ſich ſchlecht ausgeſtopft, und noch mehr entſtellt durch die Geſchäftigkeit der Motten und Speckkäfer, welche die Federn, entweder ganz zerſtört oder in wilde Unordnung gebracht hatten. Noch ehe ich dieſe Sammlung ſah, hatte mich eine, ich möchte ſagen, inſtinktartige Regung auf die Herſtellung eines ſeltſamen Schattenriſſes von einer (gleichſam) ornithologiſchen Sammlung geführt. Die Bewegung, in welche ſich die Zehen eines Vogelfußes verſetzen laſſen, wenn man an den Sennen zog, hatte, wie dies tauſend anderen Kindern auch widerfährt, meine Aufmerkſamkeit erregt, und ich hatte mir, um dieſes Spiel zu treiben, von allen friſchgeſchlachteten Hühnern und Gänſen die Füße geben laſſen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich aber, daß die Füße einer Taube ganz anders geſtaltet waren, als die einer

Ente oder eines Krammetsvogels, und bekam Luſt, mir von allen möglichen Vögeln in der Welt (meine Welt war damals noch ſehr klein) die Füße zu ſammeln, nicht wegen des Spieles mit den Sehnen, denn dieſes war bei dem Eintrocknen derſelben bald vorbei, ſondern um ihrer Geſtalt willen. Meine Habſucht nach Vogelfüßen wurde zur Leidenſchaft. Ich lief bei allen nicht allzuvornehmen Nachbarn und den mir bekannten Bürgersleuten, welche Stubenvögel hatten, herum, und bat ſie, wenn ihr Vogel ſtürbe, ſollten ſie mir doch ja die Füße aufheben und geben. So bekam ich wirklich allmählig die Füße von einer Wachtel, einer Lerche, eines Goldhähnchens, eines Finken, Kreuzſchnabels u. a. m., ja, zu meiner unbeſchreiblichen Freude, von einem Nachbar, der zuweilen mit einem Jäger auf die Jagd ging, die Füße von einem Specht, und ſogar die Fänge von einem Habicht, ſowie von einer Nachteule. Nur, ſo meinte ich, die Füße von einem Kukuk und von einem Storch fehlten mir noch, dann würde ich, ſo rühmte ich mich, wohl ſo ziemlich die Füße von allen Vögeln in der Welt haben. Mein Vater lächelte und ließ mich gewähren, denn ich verſäumte dabei nichts an meinem Schulfleiße, die Schweſtern aber erſuchten mich, meine Sammlung wenigſtens nicht in einem Zimmer, ſelbſt nicht in dem kleinen, meiſt unbewohnten Subſtitutenzimmer aufzuſtellen, denn, wie ſie mir ſpäter erzählten, ſammelte ich außer den Vögelfüßen noch andere thieriſche Knochen.

Ich hatte damals auch nicht die entfernteſte Ahnung davon, daß die Geſtalt der Füße bei der wiſſenſchaftlichen Anordnung und Beſchreibung der Vögel von ganz entſchiedener Bedeutung und Wichtigkeit ſei. Nicht wiſſend, was ich that, folgte ich hierin meinem Naturtriebe, der mich auch bei einer ſpäteren Gelegenheit bewog, ein Spanferkel, welches unſere Kuh bei Nacht erdrückt hatte, mit einem alten Brotmeſſer aufzuſchneiden, um zu ſehen, wie es inwendig beſchaffen ſei. Mein Herr Pathe, der Stadtſchreiber, hatte es mir, als er mein Wohlgefallen an dieſen kleinen „artigen“ Thieren ſah, gekauft und geſchenkt. Der Verluſt hatte mir nicht wenig wehe gethan, war jedoch über meiner anatomiſchen Beluſtigung mir ganz vergangen. Ein Nachbar, der mich im Garten bei dieſer Arbeit ſah, ſprach zu mir: du kleiner Heinrich wirſt ganz gewiß einmal ein Doktor werden.

Bei jener Feuersgefahr, welche, wie ich oben erwähnte, einige Zeit nach dem größeren Brande, unſerem Wohnhauſe gerade gegenüber, ausbrach, hatten meine Eltern alle ihre werthvollen Sachen, mein Vater auch ſeine Bücher im Keller und Garten in Sicherheit gebracht. Da kamen mir die mächtig großen, dicken Bände der Landkarten meines Vaters, jeder ſo ſchwer, daß ich ihn mit meinen Kinderhänden nicht zu erheben vermocht hätte, zum erſten Male zu Geſicht. Sie waren von jener Art und Beſchaffenheit, wie man ſie eben vor nun faſt 100 Jahren haben konnte, denn dieſe meine erſte Bekanntſchaft mit ihnen geht auf 70 Jahre zurück, und mein Vater, wenn ſie ihm nicht als Erbtheil von ſeinem Schwager Gabriel Werner zugekommen waren, hatte ſich dieſelben gewiß nicht von ſeinem ſpärlichen Einkommen als Diakonus in Lunzenau oder als Pfarrgehilfe in Hohenſtein angeſchafft. Auf dieſen Landkarten gab es, neben den Inſeln oder Ländern, ſelber in dem freien Nebenraume, Abbildungen von Elephanten, Straußen oder auch, wenn es ein hoch im Norden gelegenes Land war, Abbildungen von Wallfiſchen, Eisbären u. d. Meine Freude an dem Beſchauen dieſer Dinge war unbeſchreiblich groß und wurde noch viel größer, als mein lieber Vater mir von all' den Ländern, die auf den Karten verzeichnet ſtanden, ſowie von den Thieren und Menſchen, die da leben, ſowie von den Palmen, die daſelbſt wachſen, erzählte. Der Eindruck war ein bleibender und ſobald ich fertig leſen konnte, waren die alten Reiſebeſchreibungen in der Bibliothek meines Vaters meine liebſten Unterhaltungen.

Mein Vater hielt zu ſeinem Vergnügen eine große Hecke von Kanarienvögeln, mit deren Zucht und Pflege er ſo glücklich war, daß er gar viele Leute durch ein Geſchenk ſeiner jungen Zöglinge erfreuen konnte. Wenn die Kanarienweibchen zuweilen eine ſo große Zahl von Eiern legten, deren Ausbrut mit der Auffütterung der Jungen vielleicht ihre Kräfte überſtiegen hätten, behielt er das eine und andere davon zurück. Nun hatte er mir einsmals, als wir mit einander im Freien auf unſerer Waldwieſe waren, nicht nur von dem Specht und ſeinen Wanderungen, ſondern auch von dem Kukuk erzählt, daß dieſer ſeine Eier nicht ſelber ausbrüte, ſondern dieſelben immer je eines in das Neſt einer Grasmücke oder eines anderen kleinen Inſekten freſſenden Vogels lege, wo daſſelbe von den Pflegeltern ausgebrütet und das Junge gar treu verſorgt werde. Dieſe ſeltſame Sache wollte ich ſelber ſehen, denn ich hatte im Gebüſch, bei meines Vaters Garten, das ich oft durchſtrich, ein Grasmückenneſt entdeckt. Ein Kukuksei konnte ich freilich nicht haben, mit einem Kanarienvogelei, ſo dachte ich, müßte aber der Verſuch noch beſſer gelingen, weil dieſes an Größe den Eiern der Grasmücke ſo nahe gleich war. Ich wollte aber, wenn ich auf einmal einen im Grasmückenneſte erzogenen Kanarienvogel ins Haus brächte, die Meinigen damit überraſchen, holte mir deshalb ein von meinem Vater bei Seite gelegtes Kanarienei und brachte daſſelbe im Neſte der Grasmücke unter. Als ich jedoch am anderen Morgen nachſah, hatten die neuen Pflegeeltern das Ei aus ihrem Neſtchen herausgeworfen. Ich wiederholte den Verſuch, legte das fremde Ei recht in die Mitte der Eier der Grasmücke hinein, aber am nächſten Tage war es damit eben ſo ergangen, wie mit dem erſten.

So wurde ich ſchon durch meine damalige kindiſche Erfahrung auf das hingewieſen, was der von Gott den Seelen der Thiere eingepflanzte Naturtrieb oder Inſtinkt ſeinem Weſen nach ſei. Abgeſehen davon, daß mein kleiner Kanarienvogel, wenn anders einer aus dem untergelegten Ei gekommen wäre, weil er ſeiner Natur nach ein ganz anderes Futter bedurft hätte, als die Inſekten und Würmchen, die ſeine Pflegeeltern ihm bringen konnten, gar bald vor Hunger umgekommen wäre, iſt auch der Drang, der die Pflegeeltern des jungen Kukuks zu ihrem zärtlichen Verpflegungsgeſchäfte antreibt, von ſo beſonderer Art, daß er nur in ſeinem naturgemäßen Kreiſe, nicht außer dieſem ſich äußern kann. Er iſt ein Selbſterhaltungstrieb, welcher ebenſo der Seele des einzelnen Thieres in Beziehung auf ihren eigenen Körper inwohnt, als er auch in der größeren Geſammtheit der lebenden Weſen vorhanden iſt und wirkt, welche eben ſo ein in ſich verbundenes, gegliedertes Ganze iſt, wie der einzelne lebende Leib. Die Mutterliebe und Elternpflege, welche dem verwaisten jungen Kukuk verſagt iſt, weil das mütterliche Thier dieſer Vogelart ſeine in mehrtägigen Zwiſchenräumen gelegten Eier nicht ſelbſt bebrüten kann, wird durch jenen allgemeinen Erhaltungstrieb der Natur auf ein anderes Vogelpaar übertragen. — Es gibt eine allumfaſſende Vorſorge des Schöpfers für ſeine Geſchöpfe, welche in ſolchen Fällen, wo das Schwache, das Hülfloſe und Verlaſſene ihrer bedarf, am augenfälligſten und kräftigſten ſich äußern.

Wenn auch mein eigennütziger Wunſch in dem Grasmückenneſt unerfüllt geblieben war, ſo hatte mich dieſes doch nicht von der großen Neugierde geheilt, mit welcher ich, ſobald ich etwas größer war, überall im Wald und Gebüſch, auf den Bäumen und in der Höhlung ihrer Stämme, in Mauern und Felſenritzen die Neſter der Vögel wie die Schlupfwinkel der Eichhörnchen aufſuchte, nicht, um ihrer Jungen mich zu bemächtigen, ſondern nur um zu ſehen, was ſie machten. Mit den Staaren in unſerem Garten hatte ich eine beſonders vertraute Bekanntſchaft und Freundſchaft geſchloſſen, ſo daß ich oft dachte, wenn ich ein großer Herr wäre, der ein Wappen führen dürfte, würde ich mir einen Staar und eine Pfundroſe (gefüllte Päonie) hineinzeichnen oder graben laſſen.

Einer ganz beſonderen Jugendfreundſchaft muß ich noch erwähnen, die ich mit einem großen Hühnerhunde geſchloſſen hatte, weil dieſelbe mir ſpäter öfters, wenn ich daran dachte, ein Anlaß geworden iſt, über das Weſen der Seele, die im Thiere iſt, und ihren Unterſchied von der menſchlichen Seele, nachzudenken. Dieſer Hund, welcher einem meiner Verwandten gehörte, der im Nebenhauſe meiner Eltern wohnte, war, wie es ſchien, bloß meinetwegen, ſo oft er nur Freiheit dazu hatte, in unſerem Hauſe. Wenn am Vormittag 11 Uhr und des Nachmittags 4 Uhr meine Schulſtunden zu Ende waren, da am gewöhnlichſten fand er ſich in unſerem Wohnzimmer ein, deſſen Fenſter die Ausſicht nach dem Schulgebäude hatten, ſtellte ſich mit den Vorderfüßen auf einen der niederen Fenſterſtöcke und ſchaute unverwandt nach der Thüre des Schulhauſes hin. Er bemerkte mich ſogleich unter dem

Troſſe der anderen, meiſt mit lautem Freudengeſchrei herausrennenden Buben, wedelte dann, wie meine Mutter mir erzählte, je näher ich kam, deſto lebhafter mit dem Schwanze, drückte ſeine Freude durch halb lautes Bellen aus, und wenn ich in's Haus trat, ſprang er mir mit allen der Hundenatur möglichen Freudenbezeugungen entgegen, leckte meine Hände, und, wenn es ihm erlaubt war, mein Geſicht, und verließ mich dann nicht, bis ſein Herr, der als Landarzt viel außer Hauſe beſchäftigt war, ihn abrief. Er begleitete mich im Winter im Garten durch den Schnee, im Sommer über Hecken und Haide, äußerte wie ein beſorgter Freund ſeine Betrübniß, wenn ich keck auf die Bäume und Mauern kletterte, durch halb winſelnde, halb bellende Töne, jagte, wenn wir mit einander durch eine Viehheerde gingen, die Stiere und Kühe, oder wenn Hunde bellend gegen mich anliefen, dieſe von mir hinweg und betrug ſich in allen Stücken gegen mich, als ob in ihm ein Mitgefühl und liebendes Einverſtändniß mit der Seele eines Kindes ſei. Ich ſehe noch jetzt im Spiegel der Erinnerung die Blicke ſeiner treuen, guten Augen, wenn er neben mir auf dem Boden ſaß, vor allem ſind mir die faſt menſchenartigen Blicke unvergeßlich, mit denen er mich anſah, als er in Folge, ich weiß nicht mehr welches Unfalles, der ihm auf einer Jagd in Geſellſchaft ſeines Herrn begegnet war, ſchon im Sterben vor mir lag.

Ich befand mich damals noch ſelber gleichwie im Gebiete der Aeſopiſchen Fabelwelt; die Hühner wie die Staaren und Rothkehlchen ſchienen mit oder zum Angehör von mir zu ſprechen, daß aber mein Caro, der Hühnerhund, jedes Wort, das ich zu ihm ſagte, verſtehe, daß er wenigſtens eben ſo klug, wo nicht klüger als ich ſei, das hätte ich mir nicht ausreden laſſen. Hatte doch ſelbſt der Dr. G. F. Meier in Halle, wie ich dies viele Jahre ſpäter las, die Seelen der Thiere an inneren Gaben denen der kleinen Kinder gleichgeſtellt, die vor dem Gebrauche der Vernunft ſterben, und deshalb jene eben ſo gut für vervollkommnungsfähig und für unſterblich angeſehen, als dieſe es ſind, während der tiefſinnige Buonaventura den Unterſchied der Menſchen- und Thierſeelen darein ſetzt, daß jene von dem Leibe ablöslich, dieſe aber in unablöslicher Weiſe mit ihrer Leiblichkeit verbunden ſeien. Die Menſchenſeele, weil ſie ein ſelbſtändiges Weſen ſei, könne deshalb fortdauern, auch wenn der Leib, dem ſie innewohnte, vernichtet würde, die Seele der Thiere aber nicht, weil ſie in unabtrennbarer Weiſe mit ihrem Körper Eins ſei. Und wenn man noch weiter gehen will, kann man ſagen: die Seele des Menſchen durch die Kraft ihres vernünftigen Geiſtes vermag Gott zu erkennen, die Seele des Thieres aber nicht. Nur das Gleichartige kann aber ein Gleichartiges erkennen; ein Geſchöpf, das nach ſeinem Maaße den Schöpfer erkennt, muß in einigen Grundzügen mit der Natur des Schöpfers verwandt und gleichartig, muß wie dieſer über die Körperlichkeit erhaben, unſterblich ſein. – Bei einer anderen Gelegenheit, wo ich von einer Zeit meines Lebens zu reden habe, die für mein Inneres eine ſehr gefahrvolle, ſtürmiſche war, werde ich hierüber noch einige Worte ſagen.

In der Regel hatte das Meiſte von dem, was unſer mit gewaltthätiger Hand und lauter Stimme waltender Herr Cantor ſprach, nicht viel Anziehendes für mich. Einſt aber kam er, ich begreife ſelbſt nicht wie und warum, auf den Unterſchied der Sonne und des Mondes zu ſprechen. Damit verhielte es ſich, ſagte er, wie mit einer Fenſterſcheibe, auf die am Abend oder am Morgen die Sonne ſcheint. Die Fenſterſcheibe glänze ſo hell, als wenn ſie ſelber eine Sonne wäre, nur aber ſo lange die Sonne darauf ſcheine, denn wenn dieſe weg ſei, da ſei auch der Glanz der Fenſterſcheibe weg. Ich hörte dieſes mit großer Aufmerkſamkeit und Begierde an, denn dies war Etwas, wovon ich gerne reden hörte. Gleich als ich nach Hauſe kam, erzählte ich meinem Vater, was ich gehört habe, hatte aber in meinem kindiſchen Unverſtande die Worte des Herrn Cantors ſo aufgefaßt, als ob die Sonne immer hinter dem Monde ſtände, und wenn derſelbe leuchte, da ſchiene ſie durch ihn hindurch wie durch eine Fenſterſcheibe. Mein Vater aber machte mir ganz deutlich, wie wohl der Vergleich gemeint geweſen ſei, und ich freute mich nicht wenig darüber, daß ich nun wußte, wie es mit dem Lichte der Sonne und des Mondes beſchaffen ſei.

Noch größer wurde die Freude, als einige Zeit nachher mein Vater mir etwas von den Planeten und den anderen Sternen ſagte. Eine Nachbarin kam an einem ſchönen, heiteren Frühlingsabende zu uns hinein und bat meinen Vater, doch mit hinaus zu kommen auf den freien Platz bei unſerem Hauſe. Draußen am Himmel, ſo erzählte ſie, ſteht ein Stern, wie die Leute ſagen, ſo groß als ein Ochſenkopf. Mein Vater ging mit hinaus und ich ſprang eilig ihm voran. Es war der Abendſtern oder die Venus, die ſich gerade damals in ihrem ſtärkſten Glanze zeigte und die zugleich ſehr nahe bei einem anderen großen Sterne ſtand. Mein Vater erklärte den Leuten die Sache und bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß es am Himmel Sterne gibt, davon die meiſten immerfort, ein Mal wie das andere Mal, in gleicher Weite von einander ſtehen, einige aber neben und zwiſchen den anderen Sternen, eben ſo wie der Mond fortrücken. Die erſteren halte man für Sonnen, wie unſere Sonne, und ſie wären gar ſehr weit von uns entfernt, die anderen wären allem Anſcheine nach Weltkörper von ähnlicher Beſchaffenheit wie unſere Erde, und bewegten ſich auch wie dieſe mit um die Sonne, jeder von ihnen in ſeinem eigenen Kreiſe, wie bei jenem Knabenſpiele, das man das Groß- und Kleinlaufen nennt, wobei die kleineren Knaben in näherem Abſtande und kleinerem Kreiſe, die größeren in weiterem Abſtande und größerem Kreiſe rundum, um eine in der Mitte aufgeſtellte Stange oder Fahne um die Wette laufen.

Ich fragte daheim meinen lieben Vater noch Vieles um die Sache und ſah mir ſeitdem oftmals die Sterne darauf an, ob ſie an ihrem Orte ſtehen blieben oder weiter gingen, konnte jedoch immer nur bei dem Monde mich von ſeinem Fortrücken überzeugen, weil es mit den anderen Bewegungen für mich zu langſam und unmerklich herging. Aber das Verlangen nach einer näheren Bekanntſchaft mit jenen höchſten Majeſtäten der Sichtbarkeit war in mir geweckt und fand ſpäter in erwünſchtem Maaße die Mittel zu ſeiner Befriedigung. Dasſelbe Verlangen zum weiteren Erkennen regte in mir die Erſcheinung mehrerer ſehr augenfällig großer Nordlichter auf, welche während meiner Kinderjahre über unſeren Horizont heraufſtiegen. Der ziemlich wirkſame, hufeiſenförmige Magnet und der Kompaß im Studirzimmer meines Vaters, auf welche dieſer, als er mit mir über das Nordlicht ſprach, mich aufmerkſam machte, waren mir ſeitdem ein Gegenſtand der ſtillen, tiefen Verwunderung, deſſen Betrachtung mich öfters, zugleich mit der ſeines kleinen Erdglobus anzog und wobei ich, wenn mein Vater ausgegangen war, länger verweilte, als wohl andere Kinder von meinem Alter zu thun pflegen. Auch der merkwürdige Höhenrauch, der im Jahre 1789 (?) wie 83 ſelbſt bei heiterem Himmel den Schein der Sonne dämpfte, machte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck.

Wenn ein Freund und Beobachter der Kinder mich in jener Zeit in all' den eben beſchriebenen Aeußerungen meiner natürlichen Neigung geſehen hätte, er würde vielleicht die Erwartung ausgeſprochen haben, daß ich unter günſtigen Umſtänden zu einem nicht unbedeutenden Naturforſcher mich ausbilden könne. Ein Mann, der hierüber ein Urtheil von mehr als gewöhnlicher Bedeutung hatte, der edle, große J. G. Herder, ſprach daſſelbe von mir aus, da ich als Jüngling (damals Schüler in Weimar) an nichts Anderes gedachte, als, dem Wunſche meines Vaters getreu, Theologie zu ſtudiren. Daß ich aber dennoch dieſen Erwartungen in meiner ſpäteren Entwicklung nur unvollkommen entſprechen konnte, das iſt nicht allein eine Folge meiner äußeren, auf die Entwicklung meines Naturtriebes öfters hemmend einwirkenden Verhältniſſe, ſondern eines inneren Mangels geweſen, welcher in mir die Gabe der ſcharfen, ruhigen Beobachtung, die den ächten Naturforſcher bezeichnet, niemals in voller Kraft aufkommen ließ. Dieſer Mangel ging aus meinem großen Hange zu Träumereien, mit wachen Augen, hervor, zu deſſen Betrachtung ich eines der nächſten Kapitel beſtimmen will.

Wir können wohl überhaupt auf das, was ich aus meiner eigenen Erfahrung als einen Naturtrieb der Seele bezeichnete, keine ſichere Vorausſetzung gründen, auf den Verlauf und das Endziel der Entwicklung unſeres inneren wie äußeren Lebens. An einem Apfelbaume zeigen ſich im Frühling viele ſchöne Blüthen, davon jede ihrem Ausſehen nach uns verſpricht, ein Apfel zu werden, und dennoch geſchieht dieſes nur an wenigen, während die meiſten den Saft, der in ſie drang, in bekräftigterer Form an andere abgeben und ſelber ſpurlos verſchwinden. Oder auch die Hand des Gärtners ſchneidet den Zweig, der voll vielverſprechender Blüthenknoſpen ſeiner Art war, hinweg, und ſenkt ein Pfropfreis von anderer Art nach ihrem Wohlgefallen in die Schnittwunde hinein, deſſen Entwicklung der Nahrungsſtoff, den der abgeſchnittene Zweig für ſeine Blüthenknoſpen aus dem Stamme herbeizog, zu Gute kommt. Auch an mir iſt deshalb der Naturtrieb, der meinem Weſen von frühe an eingepflanzt war, nicht unwirkſam geblieben. Er hat in mir eine Luſt und Freude an dem Buch der Werke meines Gottes entzündet, ein Wohlgefallen an ſeiner Betrachtung, das ſich auch anderen Menſchenſeelen mitgetheilt hat. Und wenn mir auch die äußere Kraft und die Mittel verſagt waren, den großen, reichen Schatz der Erkenntniſſe der Sinnenwelt durch einen eigenen Erwerb zu bereichern, ſo iſt mir doch in meiner Weiſe das Loos jenes Standes und Berufes beſchieden worden, zu deſſen Wahl ich in meiner Jugend mich geneigt fühlte. Ich habe wie ein Zeug- und Waffenſchmied aus dem Eiſen, das ich nicht ſelbſt gegraben, noch ausgeſchmelzen, hin und wieder einige Werkzeuge und Geräthe zum Nutz und Dienſt des Haushaltes, ſowie zum Erinnerungszeichen an den Herrn und Beſitzer des Hauſes gearbeitet, und meine Arbeit iſt für mich nicht ohne Lohn geweſen.

14. Die Naturgaben.

Der Inhalt dieſes kleinen Kapitels ſchließt ſich eigentlich an den des vorhergehenden an, ja er könnte mit dieſem Eines ſein, denn Alles an, wie in uns, iſt Gabe, und was wäre der Naturtrieb ohne die Naturgabe, aus welcher ihm ſeine Anregung und belebende Kraft kommt, wie dem jungen Vogel der Trieb zum Aufſchwung aus dem Hervorwachſen und Erſtarken der Flügel.

Eine hohe Gabe für das Weſen und Leben des einzelnen Menſchen iſt ein geſunder, kräftiger Leib. Dieſe Gabe hatte ich von meiner Geburt an in reichem Maaße empfangen; bin deshalb auch, ebenſo wie meine jüngſte Schweſter, von den meiſten ſogenannten Kinderkrankheiten verſchont geblieben. Eine noch höhere Gabe iſt die der dankbaren Liebe zu den Eltern und die zärtliche Anhänglichkeit an dieſelben, woraus die Freude am Gehorſam, an einem den Eltern wohlgefälligen Betragen hervorgeht. Auch dieſe Gabe iſt mir, ſo oft ich auch dieſelbe durch rohe Unerkenntlichkeit und Undank befleckt habe, dennoch nicht verſagt geweſen: die Liebe meiner Eltern, namentlich meiner zärtlichen Mutter, hat Gegenliebe in mir geweckt. Selbſt meine Neigung zur Einſamkeit und Stille, von der ich vorhin ſprach, zähle ich zu den dankenswerthen Gaben, die ich empfangen hatte.

Meine jüngſte Schweſter, welche ungefähr 8 Jahre älter war, als ich, iſt mir von Gott ganz beſonders zur erſten Er[illegible]erin und Lehrerin geſchenkt worden. Ihr kindlich frommes Gemüth war mit ſo ſeltenen Geiſtesgaben angethan, daß, wenn ſie jemals — was ganz gegen ihre Geſinnung und Art war — dieſe Gaben hätte öffentlich kund geben wollen, gar viele Andere mein Urtheil über dieſe Lilie in Sarons Thal würden beſtätigt haben. Sie war aber, wie ich vorhin (S. 133) ſagte, eine von jenen Blüthen, welche ihre Kraft zum Erzeugen der Frucht an eine andere nachbarliche Blüthe abgeben, während ſie ſelber dem Blicke des Zuſchauers entſchwinden. Namentlich hatte dieſe Schweſter auch eine wahrhaft ſeltene Gabe zum Erzählen. Sie nahm deshalb ſchon frühe an dem Geſchäfte meiner guten Mutter, mir Geſchichten aus der heiligen Schrift zu erzählen, ſehr lebhaften Antheil. An den Bildern zu Scheuchzer's Physica sacra konnte ich mich nicht ſatt ſehen; an den Auslegungen derſelben nicht ſatt hören. Aber nicht nur bibliſche Geſchichten allein, ſondern auch andere anmuthige, wahre wie erdichtete Geſchichten, etwa aus Muſäus' Volksmährchen, erzählte mir dieſe liebe Schweſter und weckte hiedurch in mir dieſelbe Gabe. Es ward mir zur Luſt, anderen Knaben die Geſchichten, die ich von meiner Schweſter gehört hatte, wieder zu erzählen, und die älteren wie die jüngeren hörten mir gerne zu, wenn ich von Kaiſer Karl dem Großen oder auch (nach Muſäus' Mährchen) vom Schwager Bär, Schwager Adler und Schwager Fiſch ihnen erzählte. Ich halte dafür, daß mir dieſes zur Vorübung für meinen nachmaligen äußeren Beruf dienlich geweſen ſei.

Obgleich bei dieſer Gelegenheit an mir vorherrſchend das thatſächliche Gedächtniß, weniger das Wort- und Namengedächtniß geübt wurde, ſo hat ſich dennoch auch dieſes in mir zu einer hinreichenden Stärke ausgebildet, um die große Menge der Worte und Namen aufzufaſſen, die zum Verſtehen mehrerer Sprachen und zur näheren Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Reichen der Natur nothwendig waren. Doch iſt mir bei dieſer Art von Erwerb die auch von Anderen gemachte Erfahrung ſehr eindrücklich geworden, daß die friſcheren Jahre des Lebens, am meiſten die Kindheit, nicht nur zum Aufnehmen der Erkenntnißſtoffe in das Gedächtniß, ſondern auch zum Feſthalten derſelben die geeignetſten ſind. Das im ſpäteren Alter Erlernte bedarf einer beſtändigen Erneuerung und friſchen Anpflanzung, wie viele unſerer Gartengewächſe, die, wenn ſie erſt im Spätſommer oder Herbſte ausgeſäet werden, abſterben, ohne einen reifen Saamen zu tragen, während dagegen die Ausſaat, welche in den früheſten Jahren des Lebens in's Gedächtniß kam, ihren fruchtbaren Saamen zur Wiedererneuerung beſtändig in ſich trägt.

Die Freude am Vernehmen von Geſchichten und Beſchreibungen von Reiſen hatte in mir die Luſt am Leſen derſelben erregt, und wie die mündlichen Erzählungen in mir die Gabe zum Nacherzählen erweckten, ſo die geleſenen die Gabe zur ſchriftlichen Darſtellung in eigenen Worten. Ich hatte eine große Neigung zum Fertigen von Reimen, und als ich kaum ſchreiben gelernt, da ließ ich es an Verſuchen, den Meinigen gereimte Neujahrswünſche zu bringen, nicht fehlen; ja meine Fertigkeit zu dergleichen Dingen wurde ſo groß, daß ich, von einem Freunde unſeres Hauſes zuweilen dazu aufgefordert, ohne mich lange zu beſinnen, auf eine etwa an mich geſtellte Frage in Reimen antworten oder irgend eine Bitte in Reimen vortragen konnte. Die einzigen Bücher, an denen ſich dieſe für mich bedeutungslos gebliebene Anlage hatte entwickeln können, waren Gellert's Fabeln, die ich vom öfteren Leſen meiſt auswendig wußte, ſo wie die Lieder des Geſangbuches, von denen ich auch viele im Gedächtniſſe führte. Aber auch in proſaiſchen Schreibverſuchen übte ich mich ſehr frühe, und ich begreife heute noch nicht, wie und in welcher Weiſe in mir der über mein kindiſches Alter hinausgehende Gedanke entſtanden ſein möge, ich ſolle einmal künftig ein Schriftſteller werden. Dachte ich doch ſchon etwa in meinem ſechsten Jahre daran (ich ſaß noch auf der Leſe- und Schreibebank), ein Buch zu machen, ließ mir von einer meiner Schweſtern einige Bogen Papier zuſammenheften und begann in ſo künſtlich ſchönen Federzügen, als ich nur herausbringen konnte, ein Buch über den Wallfiſchfang (!), das in der Weiſe der alten Schreibart aus dem 17. Jahrhundert, mit einem Worte, ungefähr wie „Alldieweil“ anfing. Auf die Buchſtaben dieſes erſten Wortes war ein vorzüglicher Fleiß gewendet, weshalb ſie mir auch noch einigermaßen vor Augen ſtehen, das ganze Werk mag übrigens kaum weiter als auf 12 Zeilen ausgelaufen ſein, denn es ſchloß ſchon in der Mitte der erſten Oktavſeite.

Ungefähr ein Jahr nachher gerieth ich bei einer (übrigens freundſchaftlichen) Balgerei mit einem etwas größeren und älteren Buben in die Gefahr, vielleicht zu ertrinken. Es geſchah in einem fremden Garten, mit deſſen Boden ich durchaus unbekannt war; wir hatten beide im Ringen uns angefaßt; der Größere ſchob, ohne zu ſehen, was vor ihm war, mich Kleineren vorwärts nach einem tiefen Waſſertümpel, in den ich hineinfiel, zugleich aber auch meinen Kampfgenoſſen mit mir hineinriß. Dieſer übrigens war auch meine Rettung, denn er arbeitete ſich zuerſt und zog dann auch mich aus dem Waſſer heraus. Mir aber, indem ich das unverſehene Waſſerbad abſchüttelte, kam als erſter Gedanke: wenn du einmal deine Lebensbeſchreibung ſchreibſt, willſt du dieſe Rettung aus einer Lebensgefahr (ſie war gewiß viel geringer als ich mir ſie vorſtellte) erwähnen. Nun, dieſes geſchieht hier wirklich mit einem Lächeln über ſo frühe Regungen der Eitelkeit und Selbſterhebung in einer armen Kindesnatur.

Vielleicht möchte man in dieſen und manchen ähnlichen Zügen aus dem Leben meiner Kindheit Vorahnungen erblicken wollen von dem, was mir ſpäter geſchehen und geworden. Ich kann dieſes weder behaupten, noch unbedingt es läugnen. Aehnliche Gedanken mögen in vielen Knaben aufſteigen, die von den oder jenen berühmten

Künſtlern oder Schriftſtellern hören, und, weil ſie ſelber ſo eben das Zeichnen oder Schreiben lernen, ſelber einmal ein ſolcher Mann zu werden ſich träumen laſſen. Wie jene Gedanken der kindiſchen Eitelkeit mir kamen, ich weiß nicht woher? ſo verflogen ſie mir auch, ich weiß nicht wohin? Denn erſt viele Jahre nachher, da ich in der Nähe der großen, berühmten Männer von Weimar lebte, erwachte in mir ein ähnliches Gelüſte nach dem Ruhm der Feder.

Unſere Träumereien, in den Jahren der Kindheit wie des ſpäteren Alters, können zuweilen, wie gewiſſe Träume der Nacht, von prophetiſcher Natur ſein; es kann ſich in ihnen eine nahe oder fernere Zukunft ſcheinbar oder wirklich abſpiegeln. Im Allgemeinen gilt jedoch von beiden Dasſelbe: ſie ſind die vereinzelten Laute in den Saiten einer Aeolsharfe, welche nicht ein tonkundiger Geiſt zu harmoniſchemEinklang, ſondern ein vorüberziehender Windhauch zu Lauten aufregt, davon keiner nach dem anderen fragt, keiner dem anderen antwortet, weil jeder, wie ein fallendes Sandkorn im Waſſerſpiegel, die Wellen eines Tones aufregt, der alsbald in dem Schlage der anderen Wellen ſich verliert. Darum, wie der alte Weiſe ſagt: „wer auf Träume hält, der greifet nach dem Schatten.“

Es führt uns dieſes zu der vorhin, als Nachtrag zum 13. Kapitel verſprochenen Betrachtung über die Träumereien mit offenen, ſcheinbar wachen Sinnen.

15. Ein Schlafzuſtand bei ſcheinbarem Wachen.

Der Zuſtand der Seele, von dem ich hier einige Worte ſagen möchte, iſt der umgekehrte von jenem, darin die Seele mit klarem Selbſtbewußtſein wach iſt und mit

Ueberlegung handelt, während der leibliche Menſch in tiefen Schlaf verſunken ſcheint, und dieſes auch wirklich iſt. Von dieſem letzteren Zuſtande will ich aber nach dem, was meine eigenen Erfahrungen mich lehrten, erſt bei einer ſpäteren Gelegenheit reden.

Wenn der berühmte franzöſiſche Fabeldichter Jean Lafontaine zuweilen viele Stunden lang, ſelbſt bei regnigem Wetter, auf der Bank in einem öffentlichen Garten ſitzen und gedankenlos vor ſich hinſtarren konnte, ſo war dies in der That kein ſolches Stillſtehen einer tiefſinnenden Seele vor einem Gedanken von göttlichem Inhalte, wie den Sokrates ergriff, wenn dieſer zuweilen, in ſchwärmerliche Anſchauung verſenkt, ohne zu ſehen und zu hören, wie angefeſſelt an einem Orte blieb. Denn wenn man den Lafontaine aus ſeinen Träumereien durch Zuruf geweckt und gefragt hätte, woran er ſoeben gedacht? würde er kaum des letzten Gedankenbildes ſich erinnert haben, das ſoeben an ſeiner Phantaſie vorübergezogen war, nicht aber der vorhergehenden, nicht des erſten, bei deſſen Anwandlung er auf der Bank Platz genommen hatte. Denn daß ihm in dem Zuſtande dieſer Träumereien mit offenen Augen die Kraft des Feſthaltens, der bewußten Anordnung der Gedankenbilder, mithin überhaupt die des Denkens und der geiſtigen Thatkraft ganz entſchwunden war, das bezeugten jene Aeußerungen der faſt blödſinnigen Selbſtvergeſſenheit, von denen ſein äußeres Leben voll war. Hatte er doch zuweilen Menſchen, die ihm nahe ſtanden, an einen anderen Ort, um ſie zu ſehen und zu ſprechen, beſtellt, oder eine Reiſe zu ihnen gemacht, und wenn er an ſeinem Ziele war, vergeſſen, was er da wollte, ſo daß er unverrichteter Sache zurückkehrte und erſt, wenn die Freunde in Paris ihn durch ihre Fragen aus dem gedankenloſen Traume weckten, an das gedachte, was die eigentliche Abſicht ſeines Weges geweſen war.

Wenn auch in keinem ſo krankhaften Uebermaaße, ſind dennoch auch wir anderen Menſchen dem beſtändigen Andrange der Gedankenbilder unterworfen, welche öfters wie Mückenſchwärme vor uns aufſteigen, uns umgaukeln und auf dem Wege des ſelbſtbewußten Denkens uns mannichfach beläſtigen. Nicht immer jedoch fühlen wir uns durch ſolche vorüberziehende Wolken, welche das Licht des Denkens trüben, nur beläſtigt, ſondern ſehr oft liegt auch in den Träumereien des äußerlich wachen Zuſtandes für die Seele eine ähnliche wohlthuende, erquickende Kraft als für den Leib in dem Zuſpruche eines ſüßen Schlummers. Und geſchieht nicht vielleicht der Seele während ihrer naturgemäßen Träumereien, wie ſie namentlich dem Alter der Kindheit eigen ſind, etwas Aehnliches als dem Leibe während ſeines geſunden Schlafes? Die Nahrungsſtoffe, die wir von außen aufnehmen, werden vorzugsweiſe im Schlafe zu einer Speiſe der höheren Ordnung für die Muskeln und für das Gehirn, welche den Verbrauch, der bei dem Wachenzuſtand, wieder erſtattet und das Wachsthum oder die Erneuerung aller Theile des Leibes kräftig befördert. Sind nicht vielleicht auch die Gedankenbilder unſerer Träumereien nährende Elemente einer höheren Ordnung, die ſich die Seele zu ihrer Bekräftigung aus den Nahrungsſtoffen der äußeren Sinneseindrücke bereitet? Wie der Milchſaft in dem feinen Gewebe der Lymphgefäße, wie das Blut in unſeren Adern ſich bewegt, ohne die Mitwirkung unſeres Willens, ohne daß wir es nur fühlen, ſo vielleicht geht der Strom der Gedankenbilder in uns ſeine Wege ohne, und ſelbſt gegen den Willen unſeres denkenden Geiſtes?

Ein neu bekräftigender Uebergang von einer That des inneren Lebens zur anderen könnten dann die Zwiſchenzeiten ſein, in denen wir uns und unſer eigenes Thun vergeſſen und wie bei einer Luſtfahrt auf ſtill fließendem Waſſer dem Strome der Gedankenbilder uns überlaſſen, der ſeinen Lauf aus unbekannter Quelle nach einem unbekannten Ausfluſſe hin, durch das Gebiet unſeres Seelenlebens, nimmt. Wenn der berühmte Verfaſſer des zu ſeiner Zeit einzigen hiſtoriſchen und kritiſchen Wörterbuches, Peter Bayle, ein Ausruhen von ſeinem geiſtigen Tagwerke, deſſen Umfang und Tiefe faſt unermeßbar erſchienen, in jener kindiſchen Beluſtigung der Augen fand, welche das Gaukelſpiel der Seiltänzer und ihrer Poſſenreißer gewähren, dann hatte er hierbei die eigene Selbſtthätigkeit ſeines Geiſtes ſo ganz aufgegeben, wie ein Wanderer, im bequemen Kahne ausruhend, die Bewegung der eigenen Glieder. Wie ſo ganz mußte dieſer vielbewunderte Mann ſich ſelbſt und ſeinen kritiſchen Scharfſinn aufgegeben und ſeine eigene Stellung als großer Gelehrter vergeſſen haben, wenn er, mit ſchon ergrauendem Haare, in ſeinen Mantel gehüllt, unter den Knaben von Rotterdam da ſtand und wie dieſe mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit den Künſten der Aequilibriſten zuſchaute, ihre volksthümlichen Scherze anhörte? Dieſer ſeltſame Genuß der äußeren Sinne vertritt dem Bayle den Genuß der inneren, welcher öfters aus den Träumereien mit wachen Augen hervorgeht, eben ſo wie dem Leonhard Friſch, dem Gruterus und anderen mühſelig fleißigen Sprachforſchern und Schulmännern die Beluſtigung der Augen an ihren lebenden Thieren oder an dem Blumenflor ihrer Gärten, oder wie angeſtrengt-fleißigen Geſchäftsmännern irgend eine Art der harmloſen (ſogenannten) Zerſtreuungen, darin ſie, wie der Bewohner einer geräuſchvollen Stadt, wenn er auf's Land geht, dem Gedränge der Sorgen und Mühen ihres äußeren Lebens entrückt wurden.

Der in der Stille des Landlebens Erwachſene und Wohnende begreiſt zuweilen nicht dieſen Drang, der den Städter an die einſamen Fluren hinaustreibt; er hat über dieſes Thun eines Anderen, ihm ferne Stehenden kein Urtheil. Das Ausruhen aber, welches das gejagte Reh fern über das Feld hinaus, darauf es ſich weidete, am abgelegenen Hügel ſucht, hätte es näher, in ſeinem heimathlichen Walde, finden können. Es gibt in uns ſelber, in der Tiefe unſeres Gemüthes, ein Sein der Ruhe und der Stille, darin ohne Aufhören die neue geſunde Bekräftigung zum Tagwerk des Lebens gefunden wird*).

Wie aber ein beſtändiger, ununterbrochener Schlaf des Leibes nicht viel beſſer iſt, als der Tod, ſo ſind auch die Schlafzuſtände der Seele, welche wir hier in der Form der Träumereien betrachteten, wenn ſie nicht immer von Neuem mit dem ſelbſtbewußten Wachen, mit der geiſtigen That des Lebens wechſeln, nichts Anderes als ein bedauernswürdiger Blödſinn. Der geſunde Schlaf iſt nur für das Wachen, nicht das Wachen für den Schlaf da; in der feſt geſchloſſenen Knoſpe bereitet ſich der Ausbruch der Blüthe vor wie in der Puppe die Geſtaltung des Schmetterlings. Das kindliche Alter bedarf zu ſeinem leiblichen Wachsthum und ſeiner Bekräftigung des natürlichen Schlafes am meiſten; es verſchläſt einen großen Theil der

---

*) Wie Joſ. Haydn dieſes innere Ausruhen und Bekräftigen kannte und benutzte, darüber vgl. m. meine Geſchichte der Seele in dem Paragraphen über die Gefühle. (4. Aufl. Bd. II. S. 193 und 218.)

Stunden des Tages. Selbſt in der Entwicklungsgeſchichte der Seele zeigt ſich ein ähnliches Verhältniß; wir ſind in der Kindheit, ſind in der Jugend viel mehr den Träumereien, den inneren Beluſtigungen der Phantaſie durch das Schauſpiel der Gedankenbilder dahingegeben, als in den ſpäteren Jahren.

So viel als nur irgend ein Anderer habe ich in meiner Kindheit die Beluſtigung an dieſen inneren dramatiſchen Dichtungen genoſſen und aus der Erfahrung kennen gelernt. Ich will hierüber nur Einiges anführen, was dieſe Erfahrung mich lehrte.

Von den gewöhnlichen Träumereien möchte ich zuerſt jene Phantaſtereien unterſcheiden, bei denen die Seele einen Sprung der Phantaſie aus dem wahren Sinne eines Gedankens oder einer Anſchauung in einen erdichteten macht, ſo daß ein chimäriſches Mittelweſen, halb Gedanke halb Einbildung entſteht, oder daß wie in Ovid's Metamorphoſen eine vollkommene Entſtellung des wirklich Vorhandenen in ein Phantaſieſtück vor ſich geht. Zu dergleichen Phantaſtereien bin ich als Kind (ja, wenn auch in anderer Form, ſelbſt in ſpäteren Jahren) ſehr geneigt geweſen. Wenn z. B. meine Schweſter den Anfang der Bürger'ſchen Ballade: „Lenore fuhr um's Morgenroth" ſang, da hörte ich nicht mehr auf die darauf folgenden Worte: „empor aus ſchweren Träumen" ſondern, ganz entzückt über den köſtlichen Einfall, herumzufahren um's Morgenroth, lief ich mit meinem kleinen Vetter um unſeren runden Tiſch herum, immer nur ſingend: „Lenore fuhr um's Morgenroth."

Auf dem Muſikchor ſtellte ich mich gewöhnlich zu den Baßgeigen hin und ſchaute mit Vergnügen auf die oberen Enden der Inſtrumente, indem ich mir einbildete, der Kopf (die Schnecke) und der Wirbelkaſten auf dem Halſe der

Geigen ſei ein kleiner Affe und all' dieſe Affen müßten jetzt, auf dem anmuthig brummenden Bären (dem Gewölbe der Geigen) reitend, eine weite Reiſe in die Welt machen.

Etwas Anderes als dieſe Phantaſtereien ſind die Träumereien, welche, ſo wie ſie uns während des Wachens am Tage überfallen, mit den eigentlichen Träumen des Schlafes Vieles gemein haben. Beide ſind im Allgemeinen Nachklänge und Nachbilder der Ereigniſſe und Thaten des ſelbſtthätig wachen Lebens, aber im Vergleich mit den Urbildern iſt der Eindruck, den die Nachbilder auf unſere Seele machen, ſo ſchwach, wie das Licht der nächtlichen Sterne im Vergleich mit dem der Sonne, bei deſſen Aufgang die Sterne verbleichen und verſchwinden. Beide Arten der Traumbilder verlöſchen deshalb ſehr leicht aus der Erinnerung des wachen Lebens.

Dennoch gibt es, nicht blos unter den gewöhnlichen Träumen des Schlafes, ſondern auch unter den Träumereien des Taggeſchäftes ſolche, die ſich nicht als bloße Nachbilder des gewöhnlichen wachen Lebens betrachten laſſen, ſondern die vielmehr ſelber als Vorbilder auf die Handlungen deſſelben einwirkten. Geſchieht es uns doch nicht ſelten, daß wir am Morgen mit einem Vorſatze, mit einem Antriebe erwachen, der uns im Traume kam, und welcher am Tage zur That wird. Solche Träume und Träumereien vergeſſen wir nicht, ſie werden feſt durch ihre Erfüllung.

Unter den Träumereien meiner früheſten Jahre ſind mir deshalb manche in der Erinnerung geblieben, weil ihr ſtiller, öfter wiederkehrender Einfluß allmählig ſich zur That des Lebens geſtaltet hat. Wenn ich als Knabe von der Anhöhe meines Geburtsortes den Zug der Gebirge betrachtete, welcher Sachſen von dem ſüdlichen Landſtriche (Böhmen, Voigtland u. a.) abgränzt, da war es immer ein Punkt der Anhöhen, an dem mein Auge gern verweilte. Es war nicht der höchſte, ſondern ein minder hoher, zu dem ſich jener Gebirgszweig der Sudeten im Weſten herabſenkt. Dorthin flogen die Schwärme der Zugvögel im Herbſte, dorthin war die Spitze des wohlgeordneten Heereszuges der Schneegänſe gerichtet, dort neben der faſt pyramidal zulaufenden Bergſpitze ſchien ſich ein Weg nach Süden zu öffnen. Ich kann nicht beſchreiben, welches Sehnen mich ergriff, hin nach dem Berge zu gehen, über ihn hinüber zu ziehen. Ich habe dieſes als Jüngling gethan, habe am Fuße des Berges, nach dem meine Augen ſo gerne hinſchauten, im abgelegenen Gebirgsthale, die liebſte Luſt meiner Augen, das ſchönſte Glück meines äußeren Lebens gefunden; bin als Mann auf dem Wege, der an jenem Berge vorbeiführt, in das Land gezogen, das mir zur eigentlichen Heimath für die längſte Zeit meines Lebens und Wirkens beſtimmt war, und wo mir noch viel mehr zu Theil wurde, als das äußere Glück und Wohlbefinden der Erde.

Auch andere, viele andere Träumereien meiner Kinderjahre ſind mir zu Vorſätzen zu Thaten geworden, denn wie jene den leiblichen, ſo regten dieſe den geiſtigen Wander- und Forſchungstrieb in mir an. Iſt es doch öfters, als würden in manchen dieſer Träumereien der beſten und liebſten Art Keime in unſern Geiſt gelegt, welche nachmals in dieſem zur fruchtbaren Saat aufwachſen und gedeihen.

Aber alles Das, was wir hier von dem Weſen der Träumereien ſagten, läßt ſich dennoch nur als Ausnahme, nicht als eigentliche Regel für dieſelben betrachten. Bei weitem für die meiſten von ihnen gilt das, was wir oben darüber ausſprachen: Sie ſind Nachklänge aus dem Alltagsleben, legen ihren Faden an ein Ereigniß von dieſem an und ſpinnen daraus ein Gewebe, von welchem das ſelbſtbewußte vernünftige Denken oft in ſehr hemmender Weiſe umſponnen wird. Ein ſchon vorübergegangener, oder künftig zu erwartender Genuß, der unſerer Sinnlichkeit ſchmeichelte, regt in unſerer Seele eine lange Reihe von Phantaſie- und Gedankenbildern auf, darin ſich ſein Eindruck in den verſchiedenſten Formen und Zuſammenſtellungen wiederholt, und eben ſo ſpinnt in uns der Unmuth an der Erinnerung eines Ereigniſſes, das unſerem Fleiſch wehe that, ſeine langen Gewebe aus.

Solche, alltäglich und tauſendfältig uns anwandelnde Träumereien entnehmen doch offenbar ihren Stoff und Antrieb zunächſt aus dem Fleiſche, obwohl der Geiſt, ſo lange er im Fleiſche wohnt, der Beachtung ihrer Gaukeleien ſich nicht enthalten kann. Iſt er es doch, aus welchem das Licht kommt, welcher das Schattenſpiel an der Wand zu einem Erſcheinenden macht, ohne ſein Licht würden dieſelben eben ſo wenig Geſtalt gewinnen, als die Schattenriſſe der Außenwelt im Daguerreotyp.

Und hier erinnern wir denn noch einmal an einige Züge [illegible] dem Inhalte des 10. Kapitels (S. 76). Das Panorama der Erinnerungen, welches dem Admiral Beaufort in dem Zuſtande ſeiner vollkommeneren leiblichen Ohnmacht vor ſein geiſtiges Auge trat, kam nicht aus dem Fleiſche, deſſen Leben am Erſterben war, ſondern aus dem Geiſte ſelber, der den Erinnerungen die Kraft ſeines eigenen, für die Ewigkeit gemachten Weſens gibt. Jene Erinnerungen aber an die Gefahr ſeines Ertrinkens, die ihn nach ſeiner Rettung mit wehethuenden, bänglichen Gefühlen erfüllten, kamen aus dem Fleiſche, in deſſen Verkehr jetzt der Geiſt wieder verſenkt und herabgezogen war. Denn obgleich nur der vernünftig erkennende Geiſt in uns der rechte und eigentliche Beſitzer aller Erfahrungen, Erkenntniſſe und Erinnerungen iſt, welche die Ausbeute ſeines Lebens ſind, ſo iſt dennoch der ungehemmte Genuß dieſes Gutes, während ſeines Inwohnens im Fleiſche nur in Hoffnung ſein. Denn ſein Gut und Eigenthum wird von einem unſtäten und veränderlichen Elemente getragen, wie ein Schiff, das auf dem Meere ſchwebt, und das bald von unten her von den aufthürmenden Wogen, bald von oben her, durch die Macht der Winde, bewegt iſt, welche ſeinen Lauf hemmen oder fördern, bis es einläuft in den Hafen. Die Seele, welche eben ſo ſehr oder mehr noch dem Fleiſche als dem Geiſte angehört, iſt den Aufwallungen von unten, aus dem Fleiſche, eben ſo zugänglich als dem Hauche, der aus dem eigenen Geiſte, ſowie aus dem Gebiete einer Geiſterwelt von zweifacher Natur hervorgeht.

16. Das Ferngeſicht der Seele.

Namentlich in heißen Ländern gibt es eine Blumenwelt, welche ihren Nahrungsſaft nicht aus dem Boden, ſondern aus der feuchten Luft und aus der Rinde hochſtämmiger Bäume zieht. Unter dieſen Gewächſen, welche mehr dem Luftreiche als dem niederen Erdreiche anzugehören ſcheinen, ſind das die anſehnlichſten und herrlichſten, welche ſich in Form und Eigenſchaften an unſere Ragwurzarten oder Orchideen anſchließen. Schon die bei uns einheimiſchen Blumen dieſer Familie ſcheinen, wenn man ſie mit der großen Mehrzahl der anderen Blumen vergleicht, ihrer Form nach, ganz aus der Art geſchlagen zu ſein, denn manche von ihnen gleichen einer Fliege, einer Biene oder einer großen Kreuzſpinne mehr als der Geſtalt einer Lilie, einer Roſe oder irgend einer anderen Blüthe. Jene ausländiſchen Formen aber, welche wie die Vanille nicht unten am Boden, ſondern hoch in der Luft auf Bäumen gefunden werden, ſind noch viel ſeltſamer, ſo daß man in der Geſtalt einer ſolchen herrlichen, buntfarbigen Blume öfters einen kleinen Vogel, ein Inſekt oder ein anderes kleines Thier zu ſehen glaubt.

Gleicht das nicht den Bildern eines Traumes, darin ſich mitten in der Natur des Gewächsreiches die Ahnung von einem anderen, fremden Naturreiche kundgibt? Und wenn der Bewohner des heißen Erdgürtels es ſieht, daß ſolche Luftblumen nur hoch im Wipfel der Bäume, dahin die Hand des Menſchen ſich kaum erheben kann, ihre Heimathſtätte haben, dahin, wie es ſcheint, ihre Saamen nicht von unten, ſondern nur von oben gelangen konnten, darf es uns dann verwundern, daß ſich an die Geſchichte dieſer Pflanzen in der Sage des Volkes ähnliche Züge knüpfen, wie an die Geſchichte des Paradiesvogels, welcher nach der Dichtung der Morgenländer nicht zum Bewohnen der Erde gemacht iſt, ſondern, ohne Füße zum Gehen und Stehen, von ſeiner Geburt an bis zu ſeinem Tode in der Luft ſchwebt, wo er ſich vom Thau des Himmels und vom Blüthenſaft, oder von den zarteſten Früchten der Gewürzbäume nährte. Hat doch ſelbſt der europäiſche Nordländer, wenn er die Miſtel hoch am Gipfel der Bäume, dahin keine Menſchenhand ſie bringen konnte, wachſen und in immerwährendem Grün prangen ſah, in dieſem Gewächſe eine Gabe des Himmels anerkennen wollen, die vor anderen zu heiligen Gebräuchen beim Dienſte der Götter ſich eigne.

Wie unter den anderen Gewächſen das Geſchlecht der Luftblumen, ſo ſteht unter den Kräften unſerer Seele das Ahndungsvermögen da. Obgleich wie jene für den Verkehr mit dem Leben der Erde gemacht, ragt das Ahnbungsvermögen dennoch in ein geiſterhaftes Reich des Seins hinüber, welches nicht von irdiſch-ſinnlicher Art iſt; aus der vor Augen liegenden Gegenwart in eine noch nicht mit Augen geſehene Zukunft und Ferne.

Warum ſollten wir das Daſein einer Gabe in uns bezweifeln, warum ſollten wir der menſchlichen Natur allein ein Vermögen abſprechen, das in der Thierwelt als Inſtinkt in ſo großer Allgemeinheit gefunden wird? Und warum ſollte ich hier, in dem einfältigen Berichte von den Erfahrungen meines äußeren wie inneren Lebens mich ſchämen, es zu bekennen, daß jenes, in manchen ſeiner Formen ſo oft verdächtigte Vermögen, gerade in dieſen Formen mir in ziemlich hohem Maaße verliehen geweſen ſei? Ich habe mich öffentlich, laut genug gegen jede Ueberſchätzung, jedes gewaltthätige Experimentiren mit dieſer Gabe erklärt; der Naturtrieb, welcher die Züge der wandernden Vögel im Herbſte über das Meer hinüber in ein Land führt, das ſie für den Winter mit reichlicher Nahrung verſorgt, iſt ſo weit von dem Drange des geiſtigen Forſchens verſchieden, welcher einen Columbus zur Entdeckung der neuen Welt geleitete, als das unwillkürliche Zucken am Arme eines ſchlafenden Künſtlers von der meiſterlichen Arbeit, welche derſelbe Arm im Wachen vollbringt, das Vorgefühl des Inſtinktes, welches die Störche und Kraniche, wenn der früheren Heimath ein dürrer Sommer bevorſteht, zum Ausziehen in einen anderen Landſtrich bewegt, iſt von der inneren, geiſtigen Erleuchtung, in deren Lichte ein Prophet des alten Bundes dem verſchuldeten Volke und ſeinem Lande Jahre der Noth und des äußeren Elendes ankündigte, gar wohl zu unterſcheiden. Wenn aber auch das Ahndungsvermögen in uns: dieſes eröffnete Geſicht für ein Fernes und Künftiges, welches unſer Auge nicht ſieht, in vielen ſeiner Aeußerungen nicht höher zu ſtellen iſt als der thieriſche Inſtinkt, ſo kann es dennoch andere Male eine Gabe von höherer, geiſtiger Bedeutung ſein. Es gleicht einem frei und für Viele zugänglich hingeſtellten Saiteninſtrumente, an welchem die Finger des einen Vorübergehenden die Tonweiſe eines Gaſſenhauers, die eines anderen die Melodie eines Hochgeſanges der Andacht hervorrufen; ein Geiſt, der von oben, der aus Gott iſt, kann durch dieſes Stimmorgan in unſerem Inneren zu uns reden, und nicht minder vermag dieſes zu anderer Zeit ein Antrieb, der von unten, aus dem vergänglichen Fleiſche, aus dem Gebiete herkommt, das den Selbſttäuſchungen nur zu leicht offen ſteht. Das, was ich, namentlich von den Aeußerungen der erſteren Art, hier mittheilen will, iſt nicht mein perſönliches Eigenthum allein, ſondern ein Erbſtück faſt meiner ganzen Familie.

Ich habe ſchon oben (S. 39) von meiner Großmutter väterlicher Seite geſprochen und von Dem, was ſie an meinem Vater ſo wie mittelbar durch dieſen auch an uns, ihren Enkeln, gethan hat. Das, was meine Großmutter beſtimmte, den geheimen Wunſch und Trieb meines Vaters zu beachten und ihn ſtudiren zu laſſen, das war ein Traum, den ich nicht anders als eine höhere Eingebung, nicht anders als einen prophetiſchen betrachten kann. Ich habe zwar hiervon ſchon in einem anderen, früheren meiner Bücher geſprochen *), aber eine kurze Erwähnung dieſes Ereigniſſes gehört weſentlich hieher.

Man muß ſich, um das zu begreifen, was dieſem

---

*) In meinem Alten und Neuen Bd. 1.

Traume ſeinen ſchnellen, günſtigen Erfolg gab, ganz in die Lage und Denkart meiner Großeltern hinein verſetzen. Aus ihrer ganzen damaligen Freundſchaft, ſo weit man zurückdenken konnte, hatte ſich wohl niemals Einer zum Gelehrtenſtande erhoben, ſondern ſie hatten alle als ſchlichte Bürger und Landleute ihren ſtillen Lebensberuf geführt und geendigt*). Der Gedanke, daß einer ihrer Söhne ſtudiren ſolle, mochte ihr deshalb ſehr fremd ſein und fern liegen. Dazu kam auch die vielleicht übertriebene Vorſtellung von dem Koſtenaufwande, den das Studiren erfordere. Doch mag ihr wohl manchmal, wenn ſie den Sohn hinter dem Kaufladentiſche ſo traurig ſtehen und dann mit ſo freudigem Eifer in ſeinen Büchern leſen ſah, und wenn ſie ihn über das, was ihrem Herzen das Theuerſte und Höchſte war, ſo eindringlich ſprechen hörte, der Wunſch eingekommen ſein: ach, daß dein Chriſtian Gottlob ein Pfarrer werden könnte. Zwiſchen dem Wunſch aber und ſeiner Erfüllung lag eine Kluft, welche nur durch eine Anregung von ganz beſonderer, ungewöhnlicher Art überſprungen werden konnte.

Einmal war es meiner Großmutter im Traume, als ob ein ernſter Mann in prieſterlichem Gewande vor ihr ſtände. Dieſer fragte ſie, warum ſie ihren Sohn vom Studiren abhalten wolle, ob ſie nicht wiſſe, welche Sünde das ſei; er ermahnte ſie, die Vorrede zu Luther's kleinem Katechismus zu leſen, denn darin ſei es geſagt, welch' großes Unrecht ſie beide Eltern an ihrem Sohne thäten.

---

*) Später iſt es anders geworden. Denn der theure Heubner in Wittenberg ſtammte aus der Familie meines Großvaters ab, war ein Enkel von dem Bruder (?) meines Großvaters.

Der Traum war ſo lebhaft, daß die Mutter darüber aufwacht und gar angelegentlich über ſeinen Inhalt nachdenkt. Am Morgen, nach dem Aufſtehen, ließ ſie ſich von meinem Vater Luther's Katechismus darreichen, ſieht das Bild vorne an, das ſie an ihr Traumgeſicht erinnert, und lieſt die Vorrede, die ſie entweder (nach Art der meiſten Frauen) noch niemals geleſen oder doch längſt wieder vergeſſen hatte. Da findet ſie nun freilich ſo ernſte, ſchwere Worte der Warnung und Ermahnung, daß ſie nicht mehr anders kann; ſie ſpricht ihren Entſchluß noch an demſelben Morgen aus, den Sohn nicht vom Studiren abzuhalten, ſondern ihm vielmehr dazu zu helfen, daß er ein Prediger des Wortes Gottes werde. Denn dieſe Sache, ſo gedachte und erkannte ſie, ſei von Gott.

Mein Vater hatte dieſe Gabe der vorausſichtlichen Träume von ſeiner Mutter geerbt, und ich könnte davon gar viele Fälle erzählen, die ich aus ſeinem guten, treuen Munde vernommen habe, ich will mich aber nur auf einige wenige beſchränken.

Während mein Vater noch Hofmeiſter bei den gräflichen Kindern in Rochsburg war und nicht anders wußte, als daß die Seinigen, daheim in Schwarzenberg, Alle vollkommen geſund ſeien, hörte er auf einmal, an einem Morgen in ſeine Träume hinein, die wohlbekannte, liebe Stimme ſeiner Mutter, die ihm laut zuruft: Chriſtian Gottlob, wenn du mich noch einmal ſehen willſt, ſo komme gleich nach Hauſe. Er wacht über dieſen Zuruf auf; es war ihm, als müßte Jemand da bei ſeinem Bette ſo laut geſprochen haben, aber er ſieht Niemand, und da es, obgleich mitten im Sommer, noch ſehr frühe am Tage war, hält er, was ihm geſchehen, nur für einen Traum, legt ſich wieder nieder und ſchläft von Neuem ein. Da hört er, noch viel lauter und näher, die Worte, die er zuerſt vernommen hatte: ſeine Mutter ruft ihm, er ſolle ſchnell zu ihr kommen. Er wacht von Neuem auf, ſieht ſich im Zimmer, in welches das Morgenlicht ſchon ganz hell herein ſcheint, überall um; da liegen die beiden jungen Grafen nahe bei ihm ruhig ſchlafend in ihren Betten, es iſt Alles ſtill, ſelbſt vom Hofe herauf läßt ſich kein Laut vernehmen. Dennoch fühlt er ſich zu ſehr bewegt, um noch an die Ruhe denken zu können; er hebt ſich von ſeinem Lager, und kaum hat er dieſes gethan, da ſieht er ſeine Mutter leibhaft vor ſich an ſeinem Bette ſtehen; dieſe reicht ihm die Hand und ſpricht: Chriſtian Gottlob, lebe wohl und Gott ſegne dich, du wirſt mich nun auf Erden nicht mehr ſehen. Eben ſo ſchnell als ſie gekommen, war die Erſcheinung verſchwunden. Mein Vater kleidet ſich an; er ſtärkt und ſammelt ſich in Gott, denn das ſeltſame Geſicht hatte ihn tief erſchüttert. Nach einiger Zeit weckt er die jungen Grafen zu einem Spaziergange an dem ſchönen Sommermorgen, begibt ſich dann mit ihnen an das gemeinſame Tagwerk des Unterrichtes. Als er am Nachmittag wieder mit ſeinen beiden Schülern beſchäftigt ſitzt, hört und ſieht er einen Mann in den Schloßhof hineinreiten. Der Mann iſt ihm gar wohl bekannt; es iſt ein Nachbar ſeiner Eltern aus Schwarzenberg. Dieſem ruft mein Vater ſogleich, noch ehe er abgeſtiegen vom Pferde, die Worte zu: Müller, Ihr bringt mir gewiß die Nachricht von meiner Mutter Tode? — Wer hat es denn Ihnen ſchon geſagt, Herr Schubert, antwortet der Mann. Sie iſt ja erſt heute Morgen geſtorben und geſtern um dieſe Zeit hätte noch Niemand an ihr Ende gedacht.

Es war dieſes Ferngeſicht, das hier meinem Vater begegnete, eines von jenen Ereigniſſen aus dem Gebiete des Seelenlebens, welche an den oben (S. 129) erwähnten Ausſpruch des Buonaventura erinnern, daß die Seele des Menſchen als ein für ſich beſtehendes Weſen von ihrem Leibe ablösbar ſei, während die Seele des Thieres in ihrer Verſchmelzung mit dem Körper mit dieſem beſteht und vergeht. Die gute Mutter hatte in ihren letzten Stunden, da ihr ſchon das Geſicht zu vergehen ſchien, den Wunſch gar ſehnlich geäußert, daß ſie ihren Chriſtian Gottlob noch einmal ſehen möge, und in dem Augenblicke ihres Abſcheidens iſt ihr, ſo ſcheint es, dieſer Wunſch erfüllt worden.

Mein Bruder Adolph hatte, wie man dafür hielt, vorzüglich durch den Umgang mit einem unſerer jungen, wohlhabenden Verwandten aus der Lauſitz, ſich von der Neigung zum Militärdienſte, welche dieſen ſeinen Freund beſeelte, ganz einnehmen laſſen. Es war in der Zeit der franzöſiſchen Revolution, gerade damals, wo die deutſchen Mächte ſich zu dem Kampfe gegen die Zerſtörer aller göttlichen und menſchlichen Ordnung: gegen die gefahrdrohenden Nachbarn jenſeits des Rheines, rüſteten. Er war unter die Ziethen'ſchen (Köhler'ſchen?) Huſaren gegangen und hatte nicht nur durch ſein wohlgefälliges, kräftiges Aeußere, ſondern noch mehr durch ſein Betragen und ſeine Kenntniſſe die Liebe ſeiner Offiziere ſchon vor dem Beginne des Feldzuges ſich erworben. Namentlich hatte auch ſeine ſchöne korrekte Handſchrift ihn ſo empfohlen, daß er bald nach ſeinem Eintritte in das Regiment öfters zu Geſchäften bei der Kanzlei gebraucht worden war. Beim Beginne des Feldzuges hatte der wohlhabende Oheim in Schwarzenberg einen Plan, den Fleiſch und Blut ihm eingab, durchzuführen geſucht: mein Bruder ſollte von dem Soldatendienſte losgekauft werden. Der gute Mann hatte ſeine beiden Söhne, mitten in ihrer friſchen Blüthe, durch eine, damals im Erzgebirge herrſchende, anſteckende Krankheit verloren, nur ein beſtändig krankes, gebrechliches Kind war ihm geblieben, er ſchien über die zukünftige Beſtimmung meines Bruders eigene Abſichten zu haben. Dieſer aber war weit entfernt, dem Wunſche der Verwandten zu entſprechen. Er habe, ſo ſchrieb er, das Brot ſeines Königes in der Zeit des Friedens gegeſſen, er wolle es jetzt auch im Kriege ſich verdienen. Mein Oheim hatte ſich perſönlich aufgemacht; er hatte meinen Bruder noch im Vorüberziehen nach dem Rheine geſehen und geſprochen, ſeines friſchen Ausſehens und ſeines frohen Muthes ſich erfreut, aber auch bei dieſer Gelegenheit ſich von der Feſtigkeit überzeugt, mit der ſein Neffe an dem Soldatenſtande hing.

Der unglückliche Ausgang des Feldzuges der Deutſchen im Jahre 1792 iſt bekannt. Eine größere Zahl von Opfern als die feindlichen Waffen nahmen die Seuchen dahin, welche in Folge der lang anhaltenden, regnig rauhen Witterung des Spätherbſtes und der ſchlechten Pflege unter den Soldaten ausbrachen, und mit der Zahl ihrer Erkrankten, die in Eile, ſelbſt in den kleinſten Dörfern, errichteten Spitäler anfüllten. In einem ſolchen, kleinen Dorfe, unweit Coblenz, fand mein armer Bruder ſein Sterbelager und ſein Ruhebett in der Erde. Wir alle wußten nichts davon, daß er krank, noch weniger, daß er, an der Ruhr hart darnieder liegend, in Lebensgefahr ſei. Meine jüngſte Schweſter mit ihrem frommen Herzen voll Liebe war ihm in ihren Briefen überall nachgegangen, und er hatte ihr noch wenig Wochen vor ſeiner letzten Krankheit geſchrieben, zwar klagend über den Schmerz der getäuſchten Hoffnungen, die beim Beginne des Feldzuges ſein junges deutſches Herz erfüllt hatten und voll ernſter Gedanken über die Zukunft der Völker, die ihren Gott und ſeine Gebote verließen, dennoch aber voll Glauben an das, was ewig feſtſteht an ſeinem Orte, dahin Menſchenhände nicht reichen. Meinen Eltern hatte er in dieſem ſeinen letzten Briefe von der Freude eines Wiederſehens und Zuſammenlebens in der Heimath geſchrieben, aus welcher der Friede und die Furcht des Herrn nicht gewichen ſei.

Die Anderen Alle in unſerem Hauſe waren ruhig, die treue Mutter, in Hoffnung eines nicht fernen Wiederſehens des Sohnes, der ihr ſo manche Sorge machte, ſogar heiter, nur der Vater war ungewöhnlich ernſt und blieb bei allen Geſprächen über Adolph's vielleicht baldige Rückkehr ſtumm und ſchweigend. Er hatte die Nachricht von dem Tode des Sohnes ſchon erfahren, noch ehe der Freund desſelben, ein trefflicher Offizier, welcher bei der Kanzlei des Regimentes angeſtellt (Auditeur) war, die Feder anſetzte zum Schreiben des Briefes an meinen Vater, darin er dieſem die Trauerkunde mittheilte. Mein Vater hatte den Weitentfernten als Sterbenden geſehen, hatte ſeinen rührend einfachen Abſchied und Dank der kindlichen Liebe vernommen. Er war, in einem Traume von prophetiſcher Art, im Geiſte hingeführt worden an das Sterbelager ſeines Sohnes, den er todtenbleich, wie in ſeinem Blute liegend, ſah. Der Vater hatte ihn, in der ſymboliſchen Redeart des Traumes, nach den Kleidern gefragt, die dem Traumbilde zu mangeln ſchienen; der Sterbende aber in einer Weiſe geantwortet, welche auf den nahen Beſitz einer anderen Kleidung hindeutete, als die irdiſch ſichtbare iſt. Vater und Sohn hatten einen Abſchied von einander genommen, welcher des Troſtes der Ewigkeit voll war.

An dem Abend, da der Brief mit der Todesnachricht, etwa acht Tage nach dem Traumgeſichte meines Vaters, in die Hände von dieſem kam, war ein kleines Familienfeſt in unſerem Hauſe, daran einige bejahrte Verwandtinnen meiner Mutter Theil nahmen. Dieſe, die Mutter, war in ihrer ſtillen Weiſe heiter, verſank aber, von der Geſchäftigkeit des Tages ermüdet, in Schlummer. Laßt ſie ſchlafen, die gute Mutter, ſagte der Vater, ſie wird vielleicht bald Nächte haben, in denen ſie nicht ſo ruhig ſchläft. Am anderen Morgen erfuhren wir Alle die Todesnachricht. Die Mutter weinte, wie ihre Art es war, ihre Thränen ſtill vor ihrem Gott, und in dieſen Thränen lag ein Troſt, der den inneren und äußeren Frieden in bleibender Kraft erhielt.

Einmal, als ich ſelber in einer Gefahr ſchwebte, welche größer war als die des leiblichen Todes, hatte mein lieber Vater einen warnenden Traum, deſſen Mittheilung auch auf mich einen tiefen Eindruck machte.

Meine Schweſter Johanne war vor uns Allen von ſehr fröhlichem Gemüthe, es iſt aber über ſie während ihres Lebens mehr Trauer gekommen, als über alle ihre Geſchwiſter. Schon die Neigung zu ihrem nachmaligen Manne hat bis dahin, wo der Wunſch ihres Herzens in Erfüllung ging, durch viele Prüfungen und Hemmungen gehen müſſen. Bei ihrer erſten Niederkunft kam ſie dem Tode nahe; von den Kindern, die ſie nachher geboren, ſtarben die meiſten und zum Theil an langwährenden, ſchmerzlichen Krankheiten, wobei die Pflege der Mutter faſt ohne Aufhören, bei Tag wie bei Nacht, nöthig war. Auch durch viele andere Sorgen und Bekümmerniſſe iſt ihr der Eheſtand oft zu einem Weheſtand geworden. Zwei ihrer Kinder blieben ihr länger am Leben; das eine ein ſehr liebliches Mädchen, das andere ein kräftiger Knabe. Das

Mädchen war ein ſehr munteres Kind, von weichem Gemüthe, ſo daß jedes gute Wort in dem Herzen des vierjährigen Kindes leichten Eingang und guten Boden fand; der Knabe war ernſt und ſtill, durch Talent und Fleiß die Luſt und Freude ſeiner Lehrer wie ſeiner Eltern. Der Mann meiner Schweſter war ein vielgeachteter, ſehr wohlgeſinnter Arzt. Einſtmals im Winter herrſchte an unſerem Orte ein ſehr bösartiges Scharlachfieber, das viele Kinder dahinraffte. Eines dieſer frühe dahingenommenen Kinder, des Stadtſchreibers Töchterlein, war oft in ſeinem Hauſe geweſen, denn es war die liebſte Geſpielin ſeiner kleinen Johanne; dieſe aber, die kleine Johanne, war der Liebling ihres Vaters, daran ſein ganzes Herz hing. Schon einige Zeit war ſeit dem Tode der Geſpielin vergangen, die Zahl der Erkrankungen ſchien abzunehmen, die kleine Johanne war munter und geſund geblieben. Da erwacht einmal des Nachts meine Schweſter von einem eigenthümlichen Geräuſche, das, wie ihr däuchtet, aus dem Nebenzimmer kommt. Sie meint, es ſei die Magd, welche den Ofen heizt, ſteht leiſe auf und tritt hinein in's Zimmer, da war aber Niemand und an der Uhr bemerkte ſie, daß es nur wenige Stunden über Mitternacht ſei. Sie geht wieder hinein in die Kammer, und als ſie mit dem Lichte an ihres Kindes Bette vorbeigeht, findet ſie dieſes wach mit offenen Augen. Eben, ſo ſagt die Kleine ganz laut, war Stadtſchreibers Linchen bei mir und ſagte mir: ich ſolle zum lieben Gott kommen. Die Mutter, welche die ängſtliche Sorge ihres Mannes für ſeine kleine Johanne kennt, bittet dieſe, nicht ſo laut zu ſprechen, damit der Vater nicht aufwache, dieſer aber hatte Alles gehört; er war durch daſſelbe Geräuſch wach geworden, welches meine Schweſter gehört hatte, nur war es ihm vorgekommen, als ſei dieſes außen vor dem Fenſter des Schlafzimmers, nicht in der Wohnſtube entſtanden. Beide Eltern dachten ſchweigend über das ſeltſame Ereigniß nach, das Kind war wieder eingeſchlafen, erwachte am Morgen, wie es ſchien, noch ganz geſund, der Vater ging ſeinem mühſeligen Berufe nach, meinte aber ſchon, als er am Mittag zu Hauſe kam, das Kind verändert zu finden. Am Abend brach das Fieber mit Heftigkeit aus, in wenig Tagen ging das Traumgeſicht der kleinen Johanne in Erfüllung.

Wie einſam kam es jetzt dem Vater in ſeinem Hauſe vor, wie oft hatte der ſonſt ſo feſte Mann Anwandlungen von einer Weichheit, die ſeinem früheren Weſen ganz fremd war. Dieſe Anwandlungen waren Boten aus einer anderen Welt, die ihm etwas Aehnliches ankündigten, als das Nachtgeſicht von ihrer Geſpielin, das ſeine kleine Johanne kurz vor ihrem Tode hatte. Als im Jahre 1813, noch als Folge des ruſſiſchen Feldzuges, ein Theil des mittleren und nördlichen Deutſchlands voller Krankenhäuſer war, darinnen die Soldaten, an einem furchtbaren Lazarethfieber (Typhus) erkrankt, zuſammengehäuft lagen, wurden viele Aerzte ein Opfer ihrer Amtspflichten. Auch in der Nähe meines Geburtsortes war ein Lazareth errichtet, und die Aerzte der Stadt waren in den Dienſt der Krankenpflege genommen. Zwei ſeiner Kollegen waren ſchon von dem Fieber ergriffen worden und geſtorben, mein Schwager allein hatte ſich noch aufrecht in ſeinem Dienſte erhalten, da kam auch, das fühlte er, an ihn der Ruf: beſtelle dein Haus, denn du mußt ſterben. In ruhiger Faſſung, wie ein zum Tode Ermüdeter, legte er ſich auf's Sterbebett, ſieben Tage nachher weinte die Wittwe an ſeinem Sarge.

Dieſer, der armen Wittwe, war jetzt noch der hoffnungsvolle Sohn zum Troſte ihres liebereichen Herzens gelaſſen. Aber auch er war ihr nur noch auf einige wenige Jahre geliehen. Als derſelbe auf der Schule in Altenburg ſtudirte, hatte ſeine fromme Mutter eines Sonntags früh das heilige Abendmahl genoſſen. „Sie fühlte ſich an dieſem Tage in Gott ſo freudig und zum Gebete geſtärkt, daß ſie auch mit ganz beſonderer Innigkeit und Kraft für dieſes ihr einziges geliebtes Kind betete. Mitten im Gebet erwacht aber in ihr eine Ahnung; ihr kommt die Frage in's Herz: Wie aber nun, wenn Gott dir dieſen einzigen Sohn nähme? Darauf antwortet aber in ihr der Geiſt einer Liebe, welche höher iſt als die menſchliche Liebe der Mutter: Ja, du mein Herr und mein Gott, laß du ihn nur ganz dein ſein und bleiben und ganz zu dir kommen. Und wenn es dein heiliger Rath und Wille ſo iſt, dann nimm ihn lieber durch einen frühen Tod zu dir, als daß er durch die Gefahren und Verführungen der Welt von dir wegkommen ſollte.“

An demſelben Tage, da die Mutter dies gebetet hatte, war der Sohn mit einigen jungen Freunden auf dem Lande geweſen. Er hatte ſich erhitzt; vielleicht etwas zu gähe in die Hitze getrunken und erkrankte plötzlich an einem lebensgefährlichen Fieber. Die Mutter erhielt die Nachricht von ſeiner Erkrankung erſt mehrere Tage nachher, und da ſie hinkam zu dem geliebten Kinde, da war dieſes ſchon etliche Stunden vorher verſchieden. Aber ihr wurde, mitten unter den Thränen des heißen Schmerzes, in welchem ſie hinter dem Sarge herwankte, Kraft und Glaubensmuth gegeben, eben ſo freudig wieder zu beten, als an dem Tage, da ſie das Abendmahl genoſſen und in kindlicher Ergebung den nahen Tod des Sohnes geahnet hatte *).

---

*) Ich habe dieſe kleine Familiengeſchichte bereits erzählt im

Dies ſind Anregungen des Ahnungsvermögens, welche nicht, wie das Ferngeſicht des thieriſchen Inſtinktes, aus dem Gebiete der Leiblichkeit und den in ihm waltenden Kräften, ſondern aus einem höheren Reiche des Geiſtes kommen.

An mir ſelber, nach meiner eigenen Erfahrung, habe ich beide Arten der Anregung eines pſychiſchen und eines geiſtigen Ferngeſichtes wohl unterſcheiden lernen, ich will aber zuerſt, aus vielen nur wenige, fremde Erfahrungen anführen.

Ich erzählte weiter oben (S. 121) von dem vertraulichen Umgange, den ich als Kind und ſpäter noch als Jüngling mit mehreren Bergleuten meiner kleinen Vaterſtadt, vor allem mit einem Steiger gepflogen habe. Dieſer war nicht nur ein ſehr verſtändiger, nüchterner Mann, ſondern auch von ſo kräftigem, geſundem Körperbau, daß ihn ſeinem äußeren Anſehen nach Niemand für einen Viſionär: für einen mit dem ſogenannten Doppelgeſichte behafteten Menſchen gehalten hätte. Und dennoch war er dieſes, beſonders in ſeinen jüngeren Jahren, in hohem Grade geweſen. Der Mann ſprach wenig, was er aber ſagte, das kam aus wahrem Munde und treuem Herzen, denn er fürchtete Gott; auch ſcheint mir das, was er, der Freund meines Vaters, uns erzählte, keineswegs außer dem Kreiſe einer naturverſtändigen Erklärung zu liegen.

Wenn dieſem Manne, um hier nur ein Beiſpiel aus den Erſcheinungen ſeines Ferngeſichtes anzuführen, da er noch Häuer in St. Annaberg war und einſtmals in einer ſpäten, nächtlichen Stunde, tief unten im Schachte mit ſei-

---

dritten Bande meines „Alten und Neuen“ unter der Aufſchrift: „Der armen Wittwe reicher Troſt.“

ner Grubenlampe vor Ort ſaß, plötzlich drei Männer in alter bergmänniſcher Tracht erſchienen, dann kann man dieſes allerdings mit großer Wahrſcheinlichkeit für ein Traumgeſicht halten. Freilich für ein ſolches, das ſich von einem gewöhnlichen Traume der Nacht durch beſondere Lebhaftigkeit und durch ſeine Folgen, die in das wache Leben hinübergingen, weſentlich unterſchied. Der Gang des ſilberhaltigen Erzes, auf welchen man ſeit Jahren gebaut und Ausbeute gewonnen hatte, war bis auf wenige Spuren verſchwunden; er hatte ſich, nach dem Sprachausdrucke der Bergleute, verworfen, man baute ſchon ſeit längerer Zeit, in Hoffnung, den Gang wieder zu finden, auf taubem Geſteine. Daß den jungen Bergmann, als er da unten ganz allein in der Tiefe ſaß, der Gedanke an die allgemeine Verlegenheit der Inhaber und Arbeiter des Schachtes beſchäftigen mochte, das läßt ſich erwarten. Auch erſcheint es als ganz natürlich, daß einem geſunden Burſchen, wie der Häuer war, wenn ſeine Arbeitsſtunden (ſeine Schicht) in die Zeit der Nacht gefallen, welche er für gewöhnlich ſchlafend zubrachte, jener Zwiſchenzuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen anwandelte, darin, wie wir alle wiſſen, auf einige Augenblicke die Gedanken uns vergehen und Traumbilder uns vor die halboffenen oder geſchloſſenen Augen treten, von denen wir kaum wiſſen, haben wir ſie wachend oder ſchlafend geſehen. Daß aber die Traumbilder der drei Männer, wie es ihm erſchien, aus der einen Wand der Grubenſtrecke hervortraten, dann, an ihm vorübergehend, der anderen, ſchief gegenüberſtehenden Wand ſich naheten, welche ſich aufthat und dem Träumer einen Blick in das weitere Innere des Felſengeſteines thun ließ, darin ſich ihm der geſuchte, reiche Silbergang mit ſeinen im Widerſcheine des Grubenlichtes glänzenden Erzen zeigte, und daß man in dieſer Gegend wirklich den Gang wieder auffand, das war nicht das Ereigniß eines gewöhnlichen Traumgeſichtes, ſondern eines ſolchen, in welches ſich die Kräfte des metallfühlenden Inſtinktes mitwirkend eingemiſcht hatten. Dieſe fühlbare Aufregung des Gemeingefühles durch nahe Metalle (wie durch verborgene Waſſerquellen) iſt vielen Menſchen, insbeſondere den Bergleuten, eigen, in denen dieſe Gabe durch ihre tägliche Abgeſchiedenheit von dem Verkehre mit der oberen Sinnenwelt und durch ihre Beſchäftigung mit den Metallen kräftiger entwickelt wird. Namentlich war mein Freund, der Steiger, auch ſpäter als guter Wünſchelruthenſchläger bekannt. Der alte Schichtmeiſter aber an der Grube, in welcher ihm das erwähnte Nachtgeſicht kam, kannte die Bedeutung jenes bergmänniſchen Inſtinktes aus Erfahrung. Als ihm deshalb der Häuer ſeine Viſion erzählte, da verlachte er dieſe nicht, ſondern ließ den Verſuch eines Querſchlages wagen, und dieſer war von glücklichem Erfolge.

Noch mehr als in dieſem Traumgeſichte des Bergmannes, welches doch nur mittelbar ſich auf das bezog, was des Leibes Leben bekräftigt und erhält, äußert ſich der Inſtinkt als Selbſterhaltungstrieb bei ſolchen Anregungen des Ferngeſichtes, darin einem Kranken, ſei es im gewöhnlichen Traume oder im Schlafwachen, ein wirkſames Heilmittel angezeigt wird. Auch die Ahnung des nahen Todes mag noch mit dem pſychiſchen Inſtinkte der Thiere auf einer gleichen Stufe ſtehen, obgleich im Menſchen ſchon auf dieſe Stufe von obenher ein Licht des Geiſtes fällt. Nicht allein die Furcht der Schlachtthiere vor dem ihnen nahenden Schlächter oder vor thieriſchem Blute, nicht die Furcht vor dem Raubthiere oder anderen natürlichen Feinden, ſondern noch mehr jene Aeußerungen des thieriſchen

Ahnungsvermögens verdienen hier Beachtung, welche z. B. an Pferden beobachtet wurden, die über eine ſchadhafte Brücke, ſelbſt wenn ſie bei Nacht in die Nähe derſelben kamen, wo ſie die Gefahr wenigſtens mit dem Auge nicht bemerken konnten, mit aller Gewalt nicht zu bringen waren und durch dieſe hartnäckige Weigerung ihrem Reiter und ſich ſelbſt das Leben retteten.

Wenn man in ſolchen Aeußerungen des thieriſchen Inſtinktes die Mitwirkung anderer, allgemeinerer Lebenskräfte erblicken will, als die ſind, welche dem einzelnen Thiere inwohnen, dann würde ſich dagegen wenig einwenden laſſen. Die Luft, welche die Thiere athmen, iſt ihren Leibern eine gemeinſame, deren elektriſche Anregungen, deren bekräftigende oder abſpannende Stimmung ſie alle mitfühlen. So noch vielmehr gibt es für alle einzelnen Seelen ein gemeinſames Lebenselement, das im engeren Sinne des Wortes kein leibliches genannt werden kann. Dieſes iſt das Walten einer allgemeinen Seele, zu der ſich alle einzelnen lebenden Seelen der irdiſchen Sichtbarkeit, ſammt ihren Leibern eben ſo verhalten, wie die einzelnen Glieder, ja wie die einzelnen Faſern und Blutstropfen eines organiſchen Leibes zu der inwohnenden Lebenskraft, welche alle jene Einzelheiten zuſammenfaßt, durchwirkt und beſeelt. Es iſt dieſe allgemeine Seele, welche für den jungen Kukuk, welcher elternlos, zuerſt durch fremde Pflegeeltern, dann durch Menſchen im Käfig erzogen wurde, das ferne Land ſeiner Winterherberge ſucht und ihn auf ſicherem Wege dahinführt, wenn man ihn im Spätſommer, zur beſtimmten Zeit ſeiner Wanderung, aus ſeiner Gefangenſchaft entläßt. Dieſe allgemeine Seele, die als eine allerhaltende Weisheit und Vorſorge aller Einzelnen gedenkt, iſt allerdings da wirkſam geweſen, wo ſie jenem

Arzte, der bei Nacht über eine ſchadhafte Brücke weiter wollte, durch die Störrigkeit ſeines Pferdes das Leben rettete, ſowie in vielen ähnlichen Fällen, wo Pferde, Hunde und andere dem Menſchen näher ſtehende Hausthiere die Werkzeuge ſeiner Rettung waren. Das Auge, welches über Alle wacht, gab ſich hier in den Aeußerungen des animaliſchen Inſtinktes kund, welcher durch das Mitgefühl aus dem Kreiſe des eigenen Seins in den eines anderen ſich erhob. Und ſo kann man es ſchon von dem Inſtinkte des Thieres ſagen, daß er, obgleich in ſeinen Wirkungen nur auf die Erhaltung des Leibes, der Einzelweſen und ihres Geſchlechtes beſchränkt, dennoch ſeinen Urſprung und Ausgang in einer Region habe, welche über der leiblichen Natur und über dem Vermögen der einzelnen Seele ſteht.

In der Natur des Menſchen nimmt die Ahnung des nahen, nicht durch Krankheit, ſondern durch einen ſogenannten Zufall herbeigeführten Todes, allerdings ſchon eine ganz andere Form, als bei dem Thiere an. Dieſes weiß nichts von den ernſten Gedanken der Ewigkeit und ihrer Schreckniſſe; bei dem Menſchen aber miſcht ſich öfter der natürlichen Furcht das Gefühl einer anderen bei, welche nicht aus der ſterblichen Natur kommt. Einem jungen Bergmann in meiner Vaterſtadt wurde, als ich noch Knabe war, in einem Traumgeſichte ſein naher Tod, mit manchen ſeiner Nebenumſtände voraus verkündigt. Er ging dennoch, durch den Unglauben der Verwandten an die Bedeutung der Träume bewogen, an ſeine Sprengarbeit, bei welcher ein Funke aus der wahrſcheinlich quarzhaltigen Beſetzung des Bohrloches, der bei'm Laden mit dem eiſernen Ladſtocke entſtanden war, das unter der Beſetzung gelegene Pulver entzündete, wodurch ihm, wie durch einen

Schuß aus der Flinte, der Kopf zerſchmettert wurde. Der junge Mann war übrigens, in Folge des warnenden Traumgeſichtes, mit ernſten Gedanken an Tod und Ewigkeit, ſeinem Ende entgegengegangen. Etwas Aehnliches geſchah, vielleicht um ein Jahr ſpäter, einem jungen Steinbrecher in Waldenburg, wo ich gerade an dem Tage des Unglückes bei meiner Schweſter zu Beſuche war. Mag man die Todesahnung, mit welcher auch dieſer am Morgen des Tages erwachte, an dem ihn die einſtürzende Felſenwand des Steinbruches zerſchmetterte, als eine ähnliche Aeußerung des Inſtinktes betrachten, wie jene iſt, die den Vogel zum Verlaſſen des Neſtes treibt, wenn dieſem durch einen kaum vom Menſchenauge bemerkbaren Umſtand der Einſturz droht. Mag man es wahrſcheinlich finden, daß der junge Steinbrecher die beginnende Ablöſung der Felſenſtücke, die ihm den Tod brachte, ohne im Wachen darauf zu achten, flüchtig bemerkt habe, und daß ſeine Seele in dem tiefer blickenden Zuſtande des Traumes die große Nähe der Gefahr erkannt hatte, immerhin lag die ernſte Vorbereitung auf ſein Ende, die geiſtige Stimmung, in welcher er an ſeine (dringend nothwendig erſcheinende) Arbeit ging, weit außer dem Wirkungskreiſe des bloßen thieriſchen Inſtinktes.

Aus eigener, öfter gemachter Erfahrung kenne ich an mir jene Träume, die mir, mit ziemlicher Sicherheit, meiſt in einer Bilderſprache, deren Bedeutung ſich gleich bleibt, einen nahen Krankheitsanfall, z. B. von meinem Magenkrampfe, voraus verkünden. Ich halte dieſe für nichts Anderes, als für Aeußerungen des animaliſchen Inſtinktes und ſeines natürlichen Vorgefühles, denn ſie gehen nur das Leibliche an. Wenn ſich mir aber auch eine, durch ſogenannt zufälligen, unvorhergeſehenen Anlaß hervorgeunſere Aeußerung des Zornes, welcher nie thut, was vor Gott recht iſt, oder der gehäſſigen Bitterkeit gegen Andere nicht nur einmal, ſondern öfters unter dem Traumbilde vieler Schlangen ankündigte, dann iſt dieſes ein Vorausblick, deſſen die Seele des Thieres nicht fähig ſein kann. Eben ſo jene Vorahnungen, bei denen ſich ein nahes, unvorhergeſehenes Ereigniß, das für mich hohes Intereſſe hatte, nicht unter einem ſymboliſchen Bilde, ſondern ganz ſo, wie es mit all' ſeinen Nebenumſtänden eintreten ſollte, im Traume vor Augen ſtellte.

Ich hatte, als ich angehender praktiſcher Arzt in Altenburg war, aus verſchiedenen mir günſtig ſcheinenden Umſtänden die Hoffnung gefaßt, daß ich in Jena Privatdozent werden könne. Da träumte mir, ich befände mich mit Dr. Burkhardt und einer Freundin von uns, beide aus Jena, in einem mir unbekannten Zimmer, wo mir Dr. Burkhardt mit einleuchtenden Gründen die Möglichkeit der Erfüllung meines Wunſches ganz zweifelhaft machte. Ich erzählte am Morgen den Traum, weil er ſo lebhaft geweſen war, meiner Frau, wir beide hielten ihn jedoch keiner Beachtung werth. Denn was ſollte den ſehr bequemen Dr. Burkhardt und unſere kränkliche Freundin Winkler, gerade jetzt, in der ungünſtigen Jahreszeit des naſſen Spätherbſtes, zu einer Reiſe nach Altenburg bewegen? Die Sache war uns, während der Geſchäftigkeit des Tages, ganz aus dem Sinne gekommen, da traten am Abend, als wir ſoeben das Licht angezündet hatten, die Beiden, die ich im Traume geſehen, in's Zimmer, erzählten uns, welcher plötzliche Anlaß die kränkliche Freundin zu einer Reiſe nach Dresden genöthigt habe, wohin der alte Hausfreund ſie begleiten werde. Sie baten uns zugleich, mit ihnen in das benachbarte Gaſthaus zu kommen, wo ſie ihr Nachtlager beſtellt hatten und hier, in einem von mir ſonſt noch nie als nur in meinem Traume geſehenen Zimmer kündigte mir Burkhardt daſſelbe Endurtheil über meinen Wunſch und meine Hoffnungen an, das mich ſchon der Traum hatte wiſſen laſſen. Von einem ſolchen ſeltſamen Vorauswiſſen der Ereigniſſe des nächſten Tages im Traume der vorhergehenden Nacht, habe ich nicht nur dieſe eine, ſondern mehrere, mich zum Theil noch jetzt in der Erinnerung mit tiefem Ernſt erfüllende Erfahrungen gemacht.

Nicht aber nur für die nächſtliegende, auch für eine fernere Zukunft ſind mir ähnliche Vorahnungen geworden. Meine theure ſelige Frau, die Tante meiner noch jetzt mir zur Seite ſtehenden zweiten, war noch ganz geſund und es war in der Zeit des warmen Sommers, da träumte mir an einem Sonntagsmorgen frühe, meine ſelige Mutter trat zu mir hin und ſagte mir mit theilnehmend ernſter Miene: Heinrich, deine Frau wird bald ſterben. Ich erſchrack hierüber ſo heftig, daß ich erwachte und mit tiefem Kummer dem Gedanken an eine ſolche Trennung nachdachte. Doch, es war ja ein Traum; nach einiger Zeit ſchlief ich wieder ein. Da wurde ich abermals erweckt durch ein lautes Getöſe, das einem ſtarken Schlage, etwa auf den Fußboden, glich, und wobei mir war, als hörte ich meine Mutter ſagen: ſiehe, damit du glaubſt, daß es gewiß ſei. Ich ſtand auf, entfernte mich leiſe aus dem Schlafzimmer und war anfangs nur in die mit mir zugleich erwachten Sorgen vertieft, dann aber machte ich mich auf und durchſuchte im ganzen Hauſe — das wir allein bewohnten — jeden Winkel, namentlich unten auf dem Hausplatz, von wo, wie ich meinte, der Laut ausgegangen ſein könnte, nirgends aber, vom Oberboden bis zu dem

Keller und im kleinen Garten fand ſich etwas, das einen ſolchen lauten Schall erregt haben konnte.

Als mir dieſer Traum träumte, da war es im Sommer, etwa in der Zeit der Roſenblüthe, meine theure Henriette aber ſtarb im darauf folgenden Winter, am 11. Februar. Ihre Krankheit war nicht von langer Dauer und gab hin und wieder der Hoffnung auf Wiedergeneſung Raum. Da war mir es im Traume abermals, als träte meine gute Mutter zu mir hin und ſagte: Heinrich, am 11. Februar iſt mein Geburtstag. Dieſer Tag war aber eben der, an welchem die treue Seele, die mir Mutterſtelle und geiſtige wie leibliche Mutterpflege erſetzt hatte, von den Banden des Leibes erlöſt, für das Sein der ſeligen Ewigkeit ausgeboren wurde.

Auch dieſes innere Ereigniß, das mir wie ein Beſuch aus der höheren Geiſterwelt in meiner irdenen Hütte erſchien, ſteht in meinem Leben nicht als ein einziges da, ſondern hat ſich mehrmals und bei ſehr verſchiedenen Gelegenheiten wiederholt. Dem ſpottenden Unglauben, ja ſelbſt dem wohlmeinenden Bedenken der Freunde gegenüber, will und darf ich mich nicht ſcheuen, es zu bekennen, daß ich an eine fortwährende Theilnahme der aus dem Leben geſchiedenen, vor Gottes Angeſicht ſtehenden Seelen an den Schickſalen derer glaube, die ſchon auf Erden durch den Zug derſelben Hoffnung, derſelben Liebe, desſelben Sehnens nach dem ewigen Frieden vereint ſind. Jene wie wir waren nicht nur, ſondern ſind und bleiben mit uns Kinder in demſelben Vaterhauſe, kommen täglich mit uns betend in demſelben Tempel Gottes zuſammen, in deſſen Dunkel, auch wenn es für das erdgeborne Auge noch größer iſt, als das der alten Chriſtentempel im früheſten Mittelalter es war, wir uns zwar nicht ſehen, wohl oder wiſſen, daß wir uns nahe ſind *). Sichtbar vor dem fleiſchlichen Auge, im gewöhnlichen wachen Zuſtande, ſind mir niemals ſolche Beſuche gekommen, und ich wünſche ſie weder mir noch Anderen. Die Welt des Jenſeits, auch die ſelige, ſoll für uns Erdenpilger in dem Dunkel bleiben, darin es ſelbſt dem Herrn gefällt zu wohnen. Was uns aber das Annahen der Boten aus einer anderen Welt ſelbſt im nächtlichen Dunkel des Traumes oder in anderer Weiſe warnend, aufmunternd und tröſtend zuflüſtern könnte, das wollen wir nur dann hören und beachten, wenn es daſſelbe iſt, was der Mund der Wahrheit durch Moſen und durch die Propheten zu uns ſprach.

17. Die Weihe für die That des Lebens.

Bei den Eingebornen von Auſtralland, in ſo weit dieſe, nach einem hin und wieder beliebten Ausdruck noch „Naturmenſchen" ſind (m. v. das 18. Kap.), herrſcht die Sitte, daß die Mütter dem Kinde, das ſie ſo eben geboren haben, ſeinen Namen nach dem Dinge oder dem Naturlaute geben, die ſie, wenn das Kind zur Welt war, zuerſt ſahen oder hörten. Gerade ſo als wenn bei uns eine Mutter ihr Töchterlein Kaffeemühle, ein Söhnchen Trompetenſtoß oder Trommelſchlag nennen wollte, weil ſie nach der Geburt von jener zuerſt eine Kaffeemühle erblickte, gleich nach der Ankunft des Söhnchens aber ein Trompe-

---

*) Die ſchon von Chlodwig im 6ten Jahrh. erbaute Kirche zu Straßburg war, wie ein alter Schriftſteller (Schad) berichtet, gar finſter, nur von einem Fenſter und dem Lichte der nie verlöſchenden Ampel beleuchtet, „damit Jeder ſein Gebet ohne Hinderniß und anderer Leute Abſehens könnte verrichten."

tenſtoß oder ein Trommelſchlag ihr zu Ohren kam. Nun, der Menſch muß doch einen Namen haben, durch den er von anderen Menſchen ſich unterſcheidet, dies fühlt der Verwilderte in den Akaziengebüſchen von Auſtralland eben ſo tief als der Bewohner einer Vorſtadt von Paris.

Es iſt allerdings ſchon der Anfang eines Erwachens zur That des Lebens, wenn wir wahrnehmen, daß man bei dem Sprechen eines beſonderen Wortes, eines eigenen Namens uns meint und unſerer gedenkt, das Rufen bei dieſem uns zuertheilten Namen hat für unſer Leben eine hohe Bedeutung.

Dieſe Bedeutung haben die geiſtig regſameren Völker wohl beachtet, wenn ſie für den Namen ihrer Kinder ein Wort wählten, in deſſen Sinne ſchon, wenn man ihn bedachte, die Kraft einer geiſtigen Anregung, oder die Erinnerung an einen Menſchen lag, der denſelben Namen führte, und welcher dem Neugebornen ein glückverheißendes Vorbild auf dem künftigen Wege ſeines Lebens werden konnte. So war Eldad, dem der Geiſt der Weiſſagung in ſeine Verborgenheit nachging und hier ihn ergriff, dem Sinne ſeines Namens nach ein Gottliebender; Eleaſar's, ſo wie des treuen Knechtes Elieſer's Namen erinnerten an Gottes Hülfe, Eliſa's an Gottes Heil. Und wenn die Griechiſch verſtehenden Väter einer ſpäteren, ja noch die einer jetzigen Zeit ihren Söhnen die Namen eines Alexander und Themiſtokles, eines Sokrates oder Plato zudachten, dann ſollte dies in den Kindern, die ihn empfingen, Gedanken wecken an das, was in dem Vorbilde, das der Name nannte, groß und des Ruhmes werth erſchien.

Bei uns Chriſten liegt in dem Geben und Empfangen des Namens noch eine andere Kraft: der höhere Name, in welchem der eigene uns ertheilt wird, läßt auf dieſen, läßt auf unſer ganzes Weſen ein belebendes Licht fallen wie die Sonne auf den Mond und auf die Erde. Allerdings iſt die Stunde, da man in jenem anderen Namen uns den künftigen eigenen zuruft, die Stunde eines Sonnenaufganges für unſer inneres noch vom Schlafe der Sterblichkeit umfangenes Leben, und ob der Strahl die aufſteigenden Nebel durchbrechen, oder ob ihn künftig das Dunkel verdrängen werde, das kann erſt der Abend lehren; die Sonne aber von oben ſtrahlte nur Licht aus, das Dunkel kam von unten.

Der eine meiner Vornamen: Gotthilf, kam mir von meinem frommen Großvater mütterlicher Seite: dem alten Gotthilf Werner, der ein Zeuge meiner Taufe war, und konnte mir wohl während meines ganzen Lebens das Vorbild dieſes frommen Greiſes in Erinnerung bringen, ſo wie durch ſeine Bedeutung das Bild von Abraham's treuem Knechte Elieſer, der ſo feſt, ſo kindlich gläubig auf die Hülfe von Abraham's Gott vertraute, und in dieſem Vertrauen das empfing, um was er betete. Ich weiß nicht, ob es ein dunkles Gefühl von der heiligen Bedeutung der Taufe, oder wie bei anderen Kindern meines Alters nur eine kindiſche Neugier war, was mich ſchon in meinen früheſten Jahren faſt immer in die Kirche hineinzog, wenn mein Vater in dieſer, welche ganz nahe bei unſerer Wohnung ſtand, ein Kind taufte. Die Worte, die ich da hörte, waren zum Theil dieſelben, mit denen mich meine fromme Großmutter Werner, die mich am Abend gerne und gewöhnlich zu Bette brachte, nach vollendetem kurzen Abendgebete und nach alter, frommer Sitte mit dem dreimaligen Zeichen des Kreuzes zur Ruhe einſegnete. Und nicht nur am Abend, ſondern am Morgen beim Erwachen und den Tag über herrſchte in dem Laufe unſeres Haushaltes ein innerer Plan, der, ich möchte ſagen, ſchon in der Taufe des Kindes angelegt war und ſich an uns fortführte, ſo lange wir bei den Eltern waren. Ein Plan, bei dem ſich Keines von uns etwas Anderes dachte, als daß dieſes die gute Ordnung eines chriſtlichen Haushaltes ſei. Es war da nirgends ein Zwang, nirgends ein Schein vor den Leuten, ſondern nur eine innere Luſt, wie die des Vogels, die ihn am Morgen und am Tage öfters zum Singen antreibt; außer dem gemeinſamen Gebete am Morgen, bei Tiſche, beim Geläute der Abendglocke und vor dem Schlafengehen, hörte und ſah man bei den Meinigen nur die Thaten eines ſtillen Fleißes, der vor Gott recht iſt, in Zucht und Ordnung.

Der Name ſchon, welchen der Menſch bald nach ſeiner Geburt empfängt, ſollte ihn, wie ich vorhin ſagte, zur guten That des Lebens wecken und antreiben, wenn er ihn an einen Menſchen erinnert, der ihm ein Vorbild ſolcher Thaten ſein kann. Nicht dieſes allein, ſondern vieles Andere hätte wohl ſchon frühe in mir die Luſt zum Guten wecken können, namentlich das gute Vorbild meiner Eltern und Geſchwiſter, das ich täglich vor Augen ſah. Bücher, wie man dergleichen, wenigſtens ſpäter ſehr viele bekommen hat, darin von edlen Handlungen guter Menſchen Allerlei erzählt iſt, wurden in unſerem Hauſe nicht geleſen, wohl aber, eben ſo wie in der Schule, vor Allem die heilige Schrift, und auch mit der Geſchichte der Märtyrer ſo wie mit Zügen aus dem Leben gottgeheiligter Seelen wurden wir Kinder bekannt gemacht. Ganz beſonders rührend war mir immer das, was meine Mutter mir von meiner kleinen, etwa ein Jahr vor meiner Geburt geſtorbenen Schweſter Friederike erzählte. Die Meinigen alle ſprachen von dieſem Kinde wie von einem Fremdling aus einer Welt der Seligen, der bei ihnen auf kurze Zeit zu Gaſte geweſen ſei. Gebet und Geſang war ihre Luſt; in einem Alter, darin andere Kinder kaum reden können, ſang ſie ſchon mit lieblich lautender Stimme ihre Lieblingslieder (wie „O Jeſu Gnadenſonne“); nach einer kurzen Krankheit ſchied ſie ſtill und freudig ab, und ſelbſt der Ton ihrer letzten Worte lautete wie ein lieblicher Geſang. Ein guter, bildender Einfluß für Geiſt und Herz lag in all' dieſen Gaben und Erbſtücken des elterlichen Hauſes, die erſte mir erinnerliche Art von recht tiefer, innerlicher Art, und wenn ich den vielleicht zu viel ſagenden Ausdruck mir erlauben darf: „die erſte Weihe für die That des Lebens“ kam mir aber noch in beſonderer Weiſe.

Der Charfreitag wurde in meines Vaters Hauſe mit großem Ernſte und zugleich als ein Faſttag im ſtrengſten Sinne des Wortes gefeiert. Obgleich mein lieber Vater an dieſem Tage viele und ſchwere Amtsgeſchäfte, namentlich am Vormittag wie am Nachmittag Predigt und Gottesdienſt zu halten hatte, wobei nach unſerer alten Liturgie am Altar viel geſungen werden mußte, blieb er dennoch bis zum Abend ohne eigentliche Speiſe, nahm zu ſeiner Stärkung nur am Mittag eine Taſſe Chokolade. Auch wir Kinder erhielten am Mittag nur eine Suppe und ſpät am Nachmittag ein Stücklein Oſterbrod. Der Vater blieb den ganzen Tag bis zum Abend auf ſeinem Zimmer, und auch die Mutter war in ſolcher Zeit recht ſtill und in ſich gekehrt. An einem ſolchen Charfreitags-Nachmittag ſchien die Frühlingsſonne recht warm und lieblich in unſer Wohnhaus herein; meine liebe, jüngſte Schweſter Eleonore, die treue Lehrerin meiner Kindheit, ſtand mit mir außen, nach dem Hofe hin, und wir aßen unſer Stückchen Abendbrod, das die Mutter uns gereicht hatte. Da ſagte meine Schweſter zu mir: weißt du denn, Heinrich, was heute an dieſem Tage geſchehen iſt? Sie erzählte mir hierauf mit einer recht tiefen Bewegung ihres weichen Herzens, was Jeſus der Sohn Gottes an dieſem Tage uns zu Liebe gethan und gelitten habe. Ich ſah ihre Augen naß von Thränen, ich hatte dies Alles ſchon von meinem lieben Vater gehört, ſo aber hatte ich es noch niemals verſtanden und zu Herzen genommen wie heute; ich ſah und hörte nur meine liebe Schweſter, es ging mir wie der Purpurkrämerin Lydie, das Herz war mir plötzlich aufgethan für die Worte.

Die erſten Miſſionare in Grönland, in herzlichem Verlangen, den armen Esquimaux die beſeligende Gabe des Evangeliums zu bringen, hatten zu dieſen Leuten gar lange von der Weisheit, von der Allmacht, von der Güte Gottes geſprochen und dabei in möglichſt eindrücklicher Weiſe auf die Thaten und Werke des Schöpfers hingewieſen. Das war ohne Eindruck auf die Esquimaux geblieben; dieſe hatten nur gleichgültig zugehört, ja kaum auf das recht geachtet, was die Männer ſagten. Da kam es einſtmals einem der Lehrer in den Sinn, dieſen armen Heiden recht einfältiglich die Geſchichte der Leiden unſeres Herrn zu erzählen, von der Noth und den Schmerzen zu reden, die Er alle um unſertwillen geduldet und ertragen. Bisher hatten die Leute alles, was die Miſſionare zu ihnen redeten, angehört, ohne ein Wort darüber zu ſagen und zu fragen, heute aber horchten ſie ſchon in ganz anderer Weiſe auf als andere Male, und einer von ihnen rief dem Lehrer mit großer Bewegung zu: o ſage uns das große Wort noch einmal. Die ſelige Stunde des rechten Verſtehens und Aufmerkens war jetzt gekommen; die Herzen, welche ſo lange dem Wort vom Leben ſich verſchloſſen hatten, waren von jetzt an zur That des Lebens erwacht. Und in welch' anderer Weiſe hätte dies geſchehen können? Wird doch das Feuer an anderem Feuer, Liebe an Liebe entzündet, und nur aus dem Leben wird ein anderes Leben erzeugt und geboren. So weckt auch die kräftige That des einen Menſchen andere Menſchen zu Thaten auf. Welches Feuer und welche Liebe konnte aber flammender, welche That des Lebens mächtiger und gewaltiger ſein als die That Deſſen, der das Leben ſelber iſt, welches nicht allein den Leib für das Sein der Zeit, ſondern den Geiſt für das Sein der Ewigkeit lebendig macht.

Wie meine beiden Eltern mit der äußeren leiblichen Zucht und Pflege zugleich auf meine innere geiſtige Bedacht nahmen, und wie in dieſer letzteren Hinſicht ihre Erziehung beſchaffen war, darüber habe ich an einem anderen Orte geſprochen*). Ich habe dort mit dem Bilde meiner Eltern zugleich das Bild einer geſunden, chriſtlichen Kindererziehung einfältig und treu dargeſtellt. Nur was meine liebe, jüngſte Schweſter dazu gethan, das mußte ich damals, weil dieſe demüthige, ſtill verborgene Seele noch lebte, verſchweigen, darf es aber nun auch, nicht zu ihrem, ſondern zu unſeres Gottes Preis, ſagen.

Ein innerliches Ereigniß aus meinen Kinderjahren will ich hier nur noch im Vorübergehen erwähnen, obgleich der Eindruck, den es auf mich machte, kein vorübergehender geweſen iſt. Ich habe dabei erfahren, was die äußeren Weckſtimmen der Natur ſchon frühe an der Seele des Menſchen vermögen, wenn ſie durch die Kraft des

---

*) In meinen Erzählungen von Reiſen, welche im 4. Bande meines Alten und Neuen, 2. Abtheilung (Erlangen bei Heyder) abgedruckt ſtehen.

Wortes belebt werden. Denn ohne die Begleitung des Wortes würden dieſe Weckſtimmen eben ſo unwirkſam an unſerer Seele vorübergehen als ein Konzert von Violinen oder ein tonkünſtleriſches Phantaſieſtück von anderen Inſtrumenten; nur durch den begleitenden Text der Worte empfängt ſelbſt die ſchönſte Melodie ihre rechte Kraft.

Wie mancher Sturm und Regen, wie manches Ungewitter zieht in der Kindheit an unſerem Elternhauſe vorüber, und ſchon nach wenig Tagen haben wir es vergeſſen. So würde mir es wohl auch mit dem Sturmwinde ergangen ſein, der einſtmals im Herbſte über unſere Gegend ausbrach, obgleich er von nicht gewöhnlicher Stärke geweſen ſein mag. Aber mit dieſem geſchah mir etwas Anderes. Eine alte Buche, in der Nähe unſeres Gartens, warf, mit den zerbrochenen Zweigen zugleich, eine Fülle ihrer kleinen, dreieckigen Nüſſe auf den vorbeiführenden Weg herunter. Indem ich dieſe mit kindiſcher Luſt aufraffte, da ergriff mich ein Gefühl, das ich noch jezt nachempfinde. Ich dachte nicht mehr an das Sammeln der Hände, mir war es, als ſpräche der Sturm mit mir. Die laute Stimme der Natur hatte in mir ein Wort gefunden; mir war zu der Melodie das Lied gekommen; die Worte von Ewigkeit und göttlichem Gerichte habe ich oft gehört, ſie wachten jezt durch die mächtig anregende Stimme der Natur zu einem Gedankenkeime auf, der nachmals mitten unter den Dornen ſeine Treibkraft nicht verlor.

Es iſt öfters ein ſcheinbar nur ſehr unbedeutender Biſſen Brodes, der unſerem Geiſte während ſeiner Fremdlingsſchaft im Leben des Fleiſches gereicht wird, aber in dieſem Biſſen liegt eine Kraft, welche die Schritte des Pilgers auf weithin belebt und beflügelt. Nicht mit Unrecht maß es uns als eine Pflicht der Dankbarkeit erſcheinen, auch ſolcher, zum Theil wenig und ſelten beachteter Gaben zu gedenken. Sie kommen der Kindheit, kommen auch dem reiferen Alter, und der unachtſame Wanderer vergißt ſchon morgen, was er geſtern empfangen.

18. Der Naturmenſch.

Es iſt ein Gemälde, das ſeiner Geſtalt nach einem Menſchen gleicht, aber es iſt nicht der lebenden Natur, ſondern der Erſcheinung eines Fiebertraumes nachgebildet, der dem Maler bei der Nacht kam. Der Menſch, ſo wie er auf die Welt tritt, das Kind, ſo ſagte man, iſt unſchuldig, und iſt nichts Böſes an ihm. Nähme ihn nur die rechte, Alles duldende und hoffende Liebe in ihre Pflege, wir würden bald nichts Anderes als Liebe und Dankbarkeit, würden auch bei freier, unbeſchränkter Entwickelung des Willens und ſeiner Kräfte keine anderen Thaten als nur ſolche, welche der Menſchennatur geziemen, aus ihm hervorgehen ſehen.

Mit dem Kinde verglich man jene Naturmenſchen, welche, wie man meinte, ein irriger Wahn als Wilde bezeichnet und benannt habe. In dieſem Zuſtande, nackt wie das Kind zur Welt kommt, nur durch den Drang des Hungers, des Durſtes, der Hitze und des Froſtes zur Selbſtthätigkeit: zum Suchen der Nahrung, zum Fertigen der Hautbedeckung und des Obdaches gezwungen, ſei der Menſch urſprünglich auf Erden dageſtanden, bis er allmählig, begünſtigt durch den Bau und die Beweglichkeit ſeiner Hände, gezogen durch den natürlichen Trieb nach geſelligem Verkehre, ſich Geſchicklichkeiten der Glieder und aus dem rohen Anfange der Naturlaute, die ſeine Stimme nachahmte, die Sprache erworben habe. Allmählig ſei er ſo zu jener Stufe der Kraftäußerungen emporgeſtiegen, die ihn von ſeinen Verwandten, den Thieren, unterſcheidet.

Man vergaß bei der Aufſtellung dieſer Anſicht Alles, was die Kunde aus der älteren Zeit, die Erforſchungen im Gebiete der Sprachen, die Geſchichte der Wiſſenſchaft, der Künſte, vor Allem aber der Religion uns lehren. Man vergaß, daß in ſo vielen Gegenden der Erde, wo jetzt ein armſelig verwilderter Menſchenhaufe ſein unſtätes Leben führt, Denkmale, ſowie unverkennbare Erbſtücke einer höheren geiſtigen Erkenntniß gefunden werden. Ein Zeugniß dafür, daß ein Volk, welches jetzt unter den Ruinen einer hochſtrebenden Vergangenheit ſeine Lehmhütten baut und bewohnt, und in deſſen Sprache ſich noch jetzt Spuren der Abſtammung von der Sprache der geiſtig hochgebildeten Urahnen finden, wirklich nur eine tief herabgekommene Nachkommenſchaft dieſer Urväter ſei.

Am öfterſten und leichteſten trat die Verkümmerung der geiſtigen, wie leiblichen Bildung da ein, wo der einzelne Zweig eines alten Volksſtammes von dieſem ſich losriß und von dem Herde entfernte, auf welchem noch aus alter Zeit ein Licht des geiſtigen Erkennens erhalten war.

Doch von dieſer wohlbegründeten, auf anerkannten Thatſachen ruhenden Wahrheit wollte der beliebte Wahn nichts wiſſen, welcher feſthielt an dem Traumbilde von einem äußerlich zwar halbthieriſchen, innerlich aber kindlich guten urſprünglichen Naturzuſtande des Menſchengeſchlechtes. Zur Heilung des Wahnes bedurfte es einer fühlbar kräftigen Zurechtweiſung.

Sieht man ſich in den verſchiedenen Ländern der Erde nach ſolchen Völkern um, welche dem vermeintlichen Ur- und Naturzuſtande unſeres Geſchlechtes am nächſten ſtehen, dann bleibt kein Zweifel, daß unter Anderen die Wilden in Auſtralien und Vandiemensland, ſo wie die Europäer bei der erſten Bekanntſchaft mit ihnen ſie fanden, noch als ächte Naturkinder erſcheinen mußten. Dafür wurden ſie auch anfänglich von mehreren wackeren, jungen Gelehrten anerkannt, welche an der großen Weltumſegelungs-Expedition Theil nahmen, die in den Jahren 1800 bis 1804 von der franzöſiſchen Republik auf neue Entdeckungen und Forſchungen ausgeſendet wurde. Namentlich war François Peron, der Zoolog und Anthropolog, ſchwärmeriſch für den Wahn von dem unſchuldigen, glücklichen Zuſtande des Naturmenſchen eingenommen. Lange hatte er vergeblich auf die Gelegenheit einer näheren Bekanntſchaft mit dieſem harmloſen Kindergeſchlechte gewartet; auf Auſtralland war ihm durch die wilde Scheu der dortigen Bewohner vor den Fremden ſein Wunſch unerfüllt geblieben; auf Vandiemensland ward ſein Verlangen vollkommen befriedigt. Wie kindlich zutraulich nahte ſich da den Europäern, welche mit ihrem Boote an der Küſte gelandet waren, der junge Wilde; wie ſchien ſich in ſeinen Mienen und in den Blicken ſeiner ſchönen Augen nur das Wohlwollen auszudrücken, welches er ſogleich auch durch die That bewies, indem er den Fremden das Geſchäft des Feueranmachens durch Zuſammentragen von Baumzweigen und durch Anzünden des Holzhauſens erleichterte. Wie erinnerten die Aufmerkſamkeit und die Bewunderung, mit welcher dieſer Naturmenſch das Boot der Fremden und ſeine Geräthſchaften betrachtete, ſo ganz an das Benehmen eines klugen Kindes, wenn dieſes etwas überraſchend Neues ſieht.

Der junge Mann war nicht allein, bald kamen zu ihm auch die anderen Mitglieder ſeiner Familie: die beiden noch faſt in der Mitte der Lebensjahre ſtehenden Eltern, ſeine noch jugendliche Frau mit ihrem Säuglinge. Auch eine jüngere Schweſter ſammt zwei Kindern des Ehepaares überwanden ihre Furcht und geſellten ſich zu der Geſellſchaft. Zwar die völlige Nacktheit der Männer, wie der Frauen, der Alten, wie der Jungen, hatte für das Auge der Europäer etwas Verletzendes, doch gehörte ja auch dieſes zu dem Naturzuſtande und wurde von Peron leicht als ein Zug der kindlichen Unſchuld verziehen. Zeigte ſich doch in den Augen der jungen Frau und in ihrem wohlgeſtalteten Angeſichte ſo viel Ausdruck und Verſtand; ihre mütterliche Zärtlichkeit gegen den Säugling, den ſie in ein Kängurubfell eingehüllt mit ſich trug, hatte ſo viel Rührendes, daß dieſes jeden Mangel des äußerlich Schicklichen vergeſſen ließ. Auch ihre jüngere, etwa 16jährige Schweſter erſchien mit natürlicher Anmuth begabt, und die beiden munter herumſpringenden Kinder konnte man nur mit Vergnügen betrachten.

Allerdings war es den gebildeten Fremden etwas auffallend, daß der junge Wilde, der ſich zuerſt ihnen nahete, das Zeichen der Freundſchaft, das man ihm durch Umarmung gab, ſo gar nicht zu verſtehen, noch zu beachten ſchien; auch die Geſchenke, die man ihm und den Seinigen reichte, wurden mit großer Gleichgültigkeit aufgenommen, während der Alte etwas Anderes, das man ihm nicht geſchenkt hatte, eine Flaſche voll Arak, ohne Anſtand an ſich riß und ärgerlich darüber ſchien, daß man ſie ihm wieder nahm; Züge ſolcher Art wurden jedoch auch durch kindliche Unerfahrenheit entſchuldigt.

Die Bekanntſchaft mit dieſer Familie der harmloſen Naturkinder wurde bald noch eine nähere. Peron, mit noch dreien ſeiner Reiſegefährten und Freunde war, indeß die Wilden dem Geſchäfte des Fiſchfanges nachgingen, in einiger Entfernung von der Küſte zu einem armſeligen

Flechtwerke von Baumzweigen gekommen, das kaum den Namen einer Hütte, faſt nur den eines halbrunden Schirmes verdiente, der zur Abwehr des Windes aus Südweſt — des läſtigſten auf der Inſel — beſtimmt ſchien. Es war der Wohnort der Familie ihrer neuen Freunde, welche ſo eben von ihrem Fiſchfange mit einer reichen Ladung von großen Seeohren zurückkehrten. Mit einem lauten Freudengeſchrei begrüßten ſie die fremden Gäſte, nöthigten ſie zum Sitzen, ließen ſie Theil nehmen an dem einfachen Mahle, das aus dem Fleiſche der Seeohrenſchnecken beſtand, welches man in der Schaale ſelber liegend über den Kohlen gebraten hatte. Die Franzoſen kamen auf den Einfall, ihren gaſtfreien Freunden ein Konzert zu geben; ſie ſangen mit lauter Stimme das Lied, das ihre Heere ſo oft zu Thaten der Schlacht geweckt und begeiſtert hatte: die Marſeillaiſe. Wie mächtig erſchien den Sängern der Eindruck, den ihr Geſang auf das Mitgefühl der Naturkinder machte. Dieſe, mit ſeltſamen Verdrehungen aller Mienen, ſchrieen auf vor Entzücken; der junge Mann, ganz außer ſich, riß ſich bei den Haaren, kratzte ſich mit beiden Händen am Kopfe, machte lebhafte Bewegungen und brüllte dabei lange und laut auf. Man war nun von beiden Seiten immer vertraulicher geworden; die Wilden gaben ſich alle Mühe, ihre Gäſte zu unterhalten, vor Allen das junge Mädchen, welches nach Peron's Schilderung „durch ſeine ſanften Geſichtszüge, durch den zärtlichen und geiſtvollen Ausdruck ſeiner Blicke, durch Zierlichkeit der Geberden“ Das erſetzte, was ſeinen Worten für die Fremden ſo ganz an Verſtändlichkeit abging. Das Mädchen bemerkte wohl, daß man ſie mit Wohlgefallen betrachte und ſuchte die Reize noch dadurch zu erhöhen, daß ſie die natürliche Schwärze ihres Angeſichtes durch

Einreiben mit gepulverten Kohlen noch dunkler machte. Als die Gäſte bei dem Einbruche der Nacht ſchieden, da begleiteten ſie, Arm in Arm, der Hausvater und ſein Sohn, ein Knabe von dieſem und die junge Schöne, welche zuletzt noch bei dem Geſchenke eines Federbuſches von langen, rothen Federn ganz trunken ward vor Freude.

Nicht viel geringer war die Freude, welche Peron beim Abſchied von dieſen patriarchaliſchen Menſchen empfand; denn ſein ſüßer Traum von der Herrlichkeit des Naturzuſtandes der Menſchen ſchien ihm hier zur Wahrheit geworden zu ſein. Wie rührend waren ihm noch die Bezeugungen des Schmerzes dieſer Naturkinder bei ſeinem und der anderen, großentheils an der Küſte gebliebenen Reiſegefährten Einſteigen in die Schaluppen und ihrer Abfahrt hinaus in das hohe Meer, dahin keiner der armſeligen Fiſcherkähne der Wilden ſich wagen darf. Vergeblich winkten die guten Leute den fremden Gäſten, ſie ſollten wieder kommen und bei ihnen bleiben; zündeten ein großes Feuer an, das ſie die ganze Nacht unterhielten, um ihnen die Gegend anzudeuten, zu der ſie zurückkehren ſollten; in der That, ſolche Wilde ſind Kinder, an denen man ein Wohlgefallen finden kann, wie an anderen Kindern.

Allerdings ja, wie an Kindern, wenn dieſe gerade guter Laune ſind. Oefter aber als in guter, ſind ſie in böſer Laune, und der ſogenannte Naturmenſch, welcher aller Zucht des beſſeren Beiſpieles, aller geiſtigen Zurechtweiſung und Belehrung entbehrt, iſt dann boshafter als das boshafteſte Kind, tückiſcher als die Schlange, grimmiger denn alle Thiere, welche in der irdiſchen Natur gleich wie Gefäße des Zornes daſtehen.

Die jungen Gelehrten ſammt ihren Begleitern waren wieder in ihr Schiff geſtiegen, und dieſes fuhr ab von dem

Wohnorte der gaſtfreundlichen Fiſcherfamilie, um niemals wieder zu ihr zurückzukehren. Aber ſie blieben ja noch länger an der Inſel, warum ſollte es da nicht noch andere, vielleicht viele ſolche gute Naturkinder geben? An Peron's Bemühen lag es nicht, daß er keine fand; er ſuchte überall, wo ſein wiſſenſchaftliches Forſchen ihn an's-Land führte, die Spuren der Bewohner auf. Früher als ihm — ſchon zwei Tage nach dem Zuſammentreffen mit der „patriarchaliſchen Familie" — gelang es einer Geſellſchaft ſeiner Reiſegefährten, nicht nur mit etlichen wenigen, ſondern mit einer ganzen Schaar der Vandiemensländer zuſammenzutreffen. So wie man bei dieſer Entdeckungsreiſe, nach Vorſchrift der Oberhäupter der franzöſiſchen Republik, überall bei ſolcher Gelegenheit zu thun pflegte, benahm man ſich mit zutraulicher Freundlichkeit gegen die Wilden, überhäufte ſie mit Geſchenken, und es ſchien den Leuten ſo wohl bei den fremden Gäſten zu gefallen, daß ſie den ganzen Tag bei ihnen blieben. Einer der Seekadetten hatte ſich, zur Beluſtigung der Geſellſchaft, mit einem der Vandiemensländer im Ringen geübt; die Zutraulichkeit von beiden Seiten ſchien für immer befeſtigt; man fügte den ſchon gegebenen Geſchenken beim Abſchiede noch neue hinzu. Als aber die Franzoſen in der Freude über das wohlgelungene Werk ihrer Wohlthätigkeit und ihres Freundſchaftsbundes hinab zur Küſte nach ihrem Boote gingen, da flog auf einmal ein ſcharfer Wurfſpies, von kräftiger Hand geſchleudert, aus dem Gebüſche hervor, welcher den Seekadetten am Rücken in ſehr ſchmerzlicher und bedenklicher Weiſe verwundete. Die Mannſchaft des Bootes ſuchte vergeblich nach den tückiſchen Verräthern, dieſe hatten ſich alsbald zwiſchen dem Gebüſche und den Felſen der wohlverdienten Züchtigung entzogen. Vielleicht waren es dieſelben, durch Wohlthun gewonnenen Freunde, welche einige Tage nachher die Fremden aus dem Gebüſche hervor mit einem Hagel von Steinwürfen begrüßten. Dennoch ließ man ſich in dem bisherigen freundſchaftlich friedlichen Benehmen und in dem Laufe der überfließenden Freundlichkeit nicht hemmen, man belaſtete den Wilden, der in blinder Wuth auf den Maler Petit losſtürzte, und dieſem mit einem Stück Holz den Kopf zerſchmettern wollte, für ſeine Unthat noch mit Geſchenken, für welche die Naturmenſchen die Geber mit Steinwürfen lohnten, davon einer den Oberbefehlshaber in ſehr eindrücklicher Weiſe an den Rücken traf. Wie wenig übrigens die Naturkinder die Gaben ihrer Gäſte beachteten, das konnte man bald nachher bemerken, als man um ein Feuer her, dabei die Wilden kurz vorher ſich gelagert hatten, faſt alle die Dinge, die man ihnen geſchenkt, oder die Einer und der Andere von ihnen geſtohlen hatte, unordentlich, wie Spielzeuge, deren die Kinder ſatt geworden ſind, umhergeſtreut fand, obgleich unter dieſen Geſchenken ſolche waren, welche durch ihre Nützlichkeit für die Empfänger von höchſtem Werthe geweſen wären. Eine Erfahrung nach der anderen von der Heimtücke und Bosheit der Naturkinder gab von nun an dem gutmeinenden Peron, ſo wie dem Botaniker Leſchenault, der von dem gleichen Wahne mit Peron befangen geweſen war, eine richtigere Anſicht über den ſogenannten Naturzuſtand des Menſchen. Dieſer, ſo mußten Beide es geſtehen, kann ohne einen veredlenden Einfluß des Geiſtes ſich nicht über die Thierheit erheben, ſondern er ſinkt gerade durch jene Anlagen und Kräfte, welche er vor dem Thiere voraus hat, noch tief unter dieſes hinab. Ihr Auge ſah jetzt, vielleicht getrübt durch das Gefühl der empfangenen Beleidigungen, Alles ganz anders, als Peron bei ſeinem erſten

Zuſammentreffen mit der gutgelaunten Fiſcherfamilie es geſehen. Er ſelbſt, ſeitdem er einmal der Todesgefahr unter den grimmigen Wilden mit Mühe entgangen war, meinte jetzt in den Mienen, wie in den Blicken derſelben, ſtatt der harmloſen Unſchuld, nur düſtere, finſtere Züge und eine lauernde Tücke zu bemerken: „wir hatten“, ſo ſagt Leſchenault, „dieſen Leuten nicht den mindeſten Anlaß zu ihren Feindſeligkeiten gegeben, vielmehr ſie mit Freundſchaftsbeweiſen und Geſchenken überhäuft. Ja, nach ſo vielen Erfahrungen von dem Hange der Wilden zur Grauſamkeit und Verrätherei wundert es mich jetzt, wie Jemand noch ihre Gutartigkeit rühmen, und ihnen ein ſo unbedingtes Zutrauen ſchenken kann, das doch ſchon für ſo manche Seefahrer traurige Folgen gehabt hat.“

Der Wahn von der Unſchuld und Gutartigkeit des ſogenannten Naturmenſchen oder, wie Andere ihn nennen, des Wilden, wiederholt ſich auf einer anderen uns näher ſtehenden Stufe, in der Behauptung: daß unſere Kinder, ſo wie ſie in das Leben der Erde einträten, von nur gutartiger Natur, das Alter der Kindheit überhaupt ein ſchuldloſes, das aber, was wir böſe nennen, eine Saat ſei, welche nur von außen in den Menſchen komme. Allerdings waltet über das innere Leben und ſeine Entwickelung bei unſeren Kindern von der Geburt an das Geſtirn eines anderen geiſtig belebenden Einfluſſes, als bei dem Kinde des geiſtig wie leiblich nackten Auſtralländers, aber in ihren weſentlichſten Grundzügen bleibt die Menſchennatur in dem einen, wie in dem anderen Kinde dieſelbe. Das Kind eines chriſtlichen Hauſes, wenn auch durch äußere Zucht in den Schranken der äußeren Wohlanſtändigkeit erhalten, trägt in ſeinem Inneren den gleichen Hang zur Zuchtloſigkeit und Bosheit, der den ſogenannten Naturmenſchen und ſeine Kinder beherrſcht.

Meine eigene Erinnerung ſagt mir dieſes ſchon von der Zeit meiner früheſten Kindheit aus. Es ſind ſcheinbar unbedeutende Aeußerungen des Ungehorſams und Neides, der Habſucht, der unerſättlichen Sinnlichkeit, Unwahrheit und Bosheit; man würde vielleicht ſagen, ſo klein, daß ſie der Erwähnung nicht werth ſind, und dennoch ſieht der zur tieferen Selbſterkenntniß gelangte Greis in ihnen mit Beſchämung das Vorbild Deſſen, was aus ihm geworden wäre, wenn nicht der Gärtner, deſſen die Ausſaat, wie die Ernte iſt, den wilden Stamm der fleiſchlichen Natur vielfach beſchnitten und in Zucht gehalten hätte, damit das Pfropfreis von anderer Art, welches in die Schnittwunden eingeſenkt war, nicht ganz erſtickte.

Hätte der Dornſtrauch, den der Gärtner in ſolche Zucht nimmt, ein Gefühl, dann würde der Schnitt, der ihm den friſchen Trieb der Zweige nimmt und bis auf das Mark ſeines Stammes geht, ihm ſehr wehe thun. Dennoch zeigt es der Herbſt, was der Gärtner an dem Dorngebüſche that, damit der Sammler des Brennholzes es nicht hinwegnehme.

19. Ein geiſtiger Frühregen.

Die Frühregen, welche der Ausſaat ihre erſte Nahrung und Kraft des Gedeihens geben, die Spatregen, welche der ausdorrenden Hitze des Sommers wohlthätig mildernd vorausgingen, gehörten beide zu den erwünſchteſten Segnungen des gelobten Landes und ſind noch jetzt dem verödeten Boden deſſelben unumgänglich nöthiges Bedürfniß für das Wachsthum ſeiner Saaten. Auch in der Geſchichte unſeres inneren Lebens gibt es ſolche wohlthäfige Frühregen und Spatregen; Zeiten der Thränen, in denen die junge Ausſaat für die Ewigkeit aufgeht, und in denen ſie bekräftigt wird für die Auszeitigung ihrer Früchte.

Für mich kam ſchon in meinem achten Jahre eine Zeit vieler Thränen, deren Urſache von geringer, deren Folgen aber für mich von ſehr großer Bedeutung waren. Wer einen Schweizer mitten unter den Gütern und Genüſſen eines fremden Landes an Heimweh leiden und dahinſchmachten ſieht, dem mag es freilich faſt unbegreiflich dünken, daß der arme Burſche, der daheim in ſeinem Gebirgsthale nichts als Käſe und Milch bei ſaurer Arbeit hatte, für all' das Gute und Vergnügliche, das er in der Fremde in bequemer Ruhe genießt, ſo blind und unerkenntlich ſein kann. Und dennoch bemüht man ſich vergeblich, den heimwehkranken Schweizerjungen zur beſſeren Beſinnung zu bringen, obgleich er für die vernünftigen Reden eines Anderen keine Antwort hat als die Thränen, die über ſeine ausgezehrten, bleichen Wangen herabrinnen.

Ich bin kein Schweizer, und der Berg, darauf mein kleiner Geburtsort liegt, iſt gegen die Alpen nur wie eine kleine Hütte gegen eine hohe Kirche; dennoch bin ich in meiner Kindheit und früheren Jugend von den Schmerzen des Heimwehes nicht minder ſtark heimgeſucht worden als ein Schweizer. Es war aber auch freilich nicht das Verlangen nach dem Berge, auf dem mein Vaterhaus ſtand, und nach ſeinen Gärten, ſondern die Sehnſucht nach dieſem Vaterhauſe ſelber und nach Dem, das darin war, was mich ſo heimwehkrank machte.

Meine zweite Schweſter Chriſtiane hatte ſich ſchon in meinem vierten Jahre an einen gar lieben, trefflichen Mann verheirathet, den wohlhabenden Beſitzer einer Apotheke, Helmers in Waldenburg. In ihrem Hauſe war ich öfters auf einen oder etliche Tage ſehr froh und vergnügt geweſen. In meinem achten Jahre verließ auch meine älteſte Schweſter Wilhelmine das Elternhaus; ihr Herz hatte eine gute Wahl getroffen; der Mann, dem ſie ihre Hand reichte, war zwar nicht mit äußeren Gütern, deſto mehr aber mit jenen inneren begabt, die dem Leben ſein rechtes Glück und ſeinen Frieden ſchenken und erhalten. Dieſer, mein Schwager Hüttenrauch, war damals Rektor an der Stadtſchule zu Lichtenſtein, einer kleinen, fürſtlich Schönburgiſchen Stadt, welche kaum zwei Stunden von meinem Geburtsorte entfernt liegt. Er war ein verſtändiger, einſichtsvoller Schulmann, der ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten nach, als Lehrer auch für eine andere, größere Schule zum Segen geweſen wäre: Verſtand und Ernſt gaben der natürlichen Milde und Sanftmuth ſeines Gemüthes das rechte Maaß; die Laſt ſeines ſchweren Geſchäftes als Schulmann trug er immer mit heiterem, freudigem Sinne.

Im Vergleiche mit der Schule meines Schwagers war damals die Schule meiner kleinen Vaterſtadt ſehr ungenügend beſtellt; der Unterricht, den ich in ihr genoß, war außer dem Leſen, Schreiben und Geſangübungen für mich ſo wenig förderlich und anziehend, daß ich außer den Schulſtunden mir meine Zeit nur nach eigener Neigung vertrieb. Dieſe eigene Neigung, wie ich dies vorhin erwähnte, führte mich zwar viel und oft zum Alleinſein und zur Stille, draußen im Freien ſowohl, als zu Hauſe; wenn ich aber, wie denn dieſes allmählig immer öfter geſchah, in Geſellſchaft von anderen, muthwilligen Buben gerieth, da war ich bald einer der lauteſten und ausgelaſſenſten von Allen. Mein lieber Vater hatte mehrere meiner muthwilligen Streiche erfahren. Manche, die mich kannten, mochten meinen, der gute, ernſte Mann betrachte ſolche Ausbrüche des kindiſchen Unverſtandes in zu trübem Lichte. Aber mein Vater hatte von dem Naturzuſtande des Menſchen andere Anſichten als Peron und Leſchenault; Anſichten, welche er ſich nicht erſt, wie dieſe Beiden, auf einer Reiſe nach Auſtralien unter den dortigen Naturmenſchen (nach Kapitel 18) zu holen brauchte, ſondern die ihm aus einem näherliegenden, untrüglichen Quell der Belehrung kamen. Mit Recht erkannte derſelbe einen Grund des Ueberhandnehmens meiner Unarten in dem Mangel einer rechten, guten Beſchäftigung und Gott gab ihm in's Herz, mich auf etliche Jahre in das Haus und den guten Schulunterricht meines Schwagers nach Lichtenſtein zu bringen. „So ließ mich denn der gute Gärtner, in deſſen Garten wir Alle Gewächſe ſind, damals zum erſten Male aus meinem anfänglichen Boden, in den ich meine jungen Wurzeln ſo tief und feſt hineingetrieben hatte, herausnehmen und mich in ein anderes Beet verſetzen. Er weiß am beſten, welche Pflanzen eine öftere Verſetzung aus dem einem Erdreich in ein anderes bedürfen, damit ſie nach und nach ihre wilden und giftigen Eigenſchaften ablegen und einige genießbare Früchte bringen, darum hat er mich von Kindheit an ſehr oft verſetzt und auch in den ſpäteren Jahren den unfruchtbaren Stamm noch oft umgraben und verpflanzt“ *).

Meine lieben Eltern brachten mich ſelbſt nach Lichtenſtein. Das Schulhaus, darin mein Schwager wohnte, war neu gebaut, ſah gegen dem damaligen Schulhauſe meiner Vaterſtadt gar groß und ſtattlich aus. Mit wel-

---

*) Stelle aus meinem Alten und Neuen, Bd. IV, 2. Abthlg. 5. Erzählung.

cher zärtlichen Liebe nahm mich meine liebe Schweſter, mit welcher Freundlichkeit mein guter Schwager auf. In der Schule blickte ich auf einen meiner Mitſchüler mit ganz beſonderer Ehrerbietung und Bewunderung, denn er ging mir nicht nur an Alter um ein Anſehnliches voraus, ſondern er war allen meinen Mitſchülern an Kenntniſſen voran. Es war der nachmalige Gothaiſche Generalſuperintendent **Karl Gottlieb Bretſchneider**, deſſen Vater als Oberpfarrer in Lichtenſtein lebte. Ich ſah ihn zwar nur noch kurze Zeit und blos in den Privatſtunden meines Schwagers, denn ſein Vater bereitete ihn großentheils ſelber durch häuslichen Privatunterricht zum Uebertritt an das Lyceum von Chemnitz vor, kann mich aber ſeiner auch aus dieſer früheren Zeit noch ſehr lebhaft erinnern, und wir haben uns auch ſpäter, als wir, der Eine da, der Andere dorthin weit auseinandergeführt wurden, zuweilen noch landsmannſchaftlich begrüßen laſſen *).

In dem Hauſe meiner lieben Schweſter würde wohl ein ähnlicher Friede geherrſcht haben, als im Hauſe meiner Eltern, wenn ſie mit ihrem ihr gleichgeſinnten Manne allein darinnen und eine unbeſchränkt waltende Hausfrau geweſen wäre. Mein Schwager hatte aber aus Kindespflicht noch zwei ſehr nahe Anverwandtinnen zu ernähren, welche vor ſeiner Verheirathung das Hausweſen ganz allein und zwar mit ſo wenig Ueberlegung und Sorgfalt geführt hatten, daß der gute Mann ſeinen Eheſtand mit vielen Schulden anfangen mußte. Meine Schweſter erkannte gar bald nach ihrem Eintritte in's Haus, daß hier die Lehre, welche der berühmte Benjamin Franklin ſeinem Sohne gab: „mein Sohn, gib nicht mehr aus als du einnimmſt“ nicht befolgt, ſondern ohne alle Noth täglich aus der Acht gelaſſen ward. Sie bemühte ſich, nach dem Vorbilde ihrer Mutter das Hausweſen ſo ſparſam und einfach einzurichten, als es bei meinen Eltern in jener Zeit geweſen, wo mein Vater noch Subſtitut war. Dies aber erſchien der bisherigen unbeſchränkt herrſchenden Hausmutter keineswegs anſtändig, und ſo gab es tägliche Bekümmerniſſe und Störungen des Friedens, bei denen das ſanfte, friedliebende Gemüth meiner Schweſter am meiſten litt. Denn das Meiſte trug ſie ganz allein, ohne es dem Manne mitzutheilen, welcher den ganzen Tag mit ſeinem Schul- und Privatunterrichte beſchäftigt war, und welchem beides: die Pflicht des Sohnes gegen ſeine alte Mutter und ſeine Tante, wie die Pflicht des Mannes gegen ſeine geliebte Frau am Herzen liegen mußte.

---

*) Auf eine Verwechſelung meines Schwagers mit meinem Vater gründete ſich die Angabe in einer Zeitſchrift, daß Bretſchneider den Unterricht des Letzteren genoſſen habe.

Daß in ſolcher Stellung meine gute Schweſter, welche hier die große Aufgabe der Selbſtverläugnung unter Allen am meiſten und treueſten übte, gar oft, wenn ſie ſich im eigenen Hauſe wie eine Fremde fühlte, von einem tiefen, herzlichen Heimweh nach dem lieblichen Frieden des Elternhauſes ergriffen wurde, kann man wohl begreifen. Aber wenn auch in dem Heimweh keine anſteckende Kraft liegt, ſondern wir beide, unabhängig darin Eines von dem Andern ſeine Schmerzen erfuhren, ſo mußte doch wenigſtens die Stimmung meiner Schweſter das meinige nur noch vermehren.

„Die Trennung von meinen theuren Eltern, beſonders aber von meiner Mutter, an der mein ganzes Herz hing, that mir ſo wehe, daß ich kaum ein anderes Mal in meinem Leben tiefer und anhaltender traurig geweſen bin, als beſonders in der erſten Hälfte meines zweijährigen Aufenthaltes in Lichtenſtein. Mit Thränen erwachte ich am Morgen, mit Thränen entſchlief ich am Abend; ich überließ mich meiner Wehmuth, ſo oft ich allein war. Freilich war dieſe Traurigkeit nur eine ſolche natürliche und fleiſchliche, wie etwa nach ihrer Art die eines jungen muthwilligen Füllens, das man von ſeiner Mutter hinwegnimmt, aber Gott hat jenen fleiſchlichen Anfang zu etwas Geiſtigem gewendet. Wie das Füllen, das man weit von ſeiner Mutter hinwegführte, es nun lernt, ſeine Nahrung unmittelbar von der allgemeinen Mutter, von der grünenden Erde, zu nehmen; ſo lernte meine Seele in der Trennung von Dem, was mir das Liebſte und Theuerſte war, ſich an eine andere, ewige Mutterliebe halten, die uns näher ſteht als alle Liebe einer irdiſchen Mutter. Ich lernte damals zuerſt und mit rechtem Ernſte aus dem Herzen beten und ſo den Weg zu dem Quell alles Troſtes und aller geiſtigen Belebung kennen: den Weg, den ich dann — freilich Anfangs nur, wenn eine ſeltene, äußere Noth, ſpäter aber auch, wenn die tägliche innere Noth mich trieb, gern gegangen bin*).

Lichtenſtein liegt am Fuße eines kleinen Berges, über welchen die Poſtſtraße nach Chemnitz hinanführt, und welcher deshalb der Chemnitzer Berg heißt. Da hinauf ſtieg ich oft, denn von der Anhöhe aus ſah ich mein liebes Hohenſtein mit ſeinem Thurme und ſeiner Kirche, zu deren Füßen das Haus meiner Eltern lag, ſo deutlich und ſo nahe, daß mir es zu Muthe war, als ſollte ich ſo eben zu der Hausthüre hineintreten. Meine Schul- und Spielgenoſſen riefen mich manchmal lange vergebens, ich ſolle doch kommen und mit ihnen hinübergehen in den nahe gelegenen ſchönen Schloßgraben, ich aber ging nur zögernd von dem Wege zwiſchen den Feldern hinweg, der nach Hohenſtein führt, und wäre viel lieber auch ganz allein auf dem Wege fortgelaufen, um noch am Abend bei meiner Mutter zu ſein, als wieder umgekehrt in das ſchöne, neue Schulhaus von Lichtenſtein.

---

*) Altes und Neues a. a. O.

Und dennoch ſegnet mein Herz dieſes Haus, in welchem mir für Zeit und Ewigkeit ſo viel Liebes und Gutes zu Theil geworden iſt. Die Abſicht meines Vaters wurde hier erreicht; eine Liebe zum Lernen und zum Fleißigſein erwachte in mir, und wenn auch nicht aus meinen Träumereien, kam ich doch aus der Gewohnheit des müßigen Herumſchlenderns hinweg. Eine in neuerer Zeit oft beliebte Weiſe des Unterrichtes der Kinder, welche das Lernen in eine leichte Spielerei verwandelt, würde mir nicht wohlgethan, würde mir vielleicht den Geſchmack am Lernen ganz vertrieben haben. Mein Schwager, als einſichtsvoller Schulmann, hielt es mit der alten Weiſe, welche mit dem Ernſte keinen Spott und Scherz treibt. Die lateiniſche und griechiſche Grammatik ſind gerade kein feines Spielzeug, das der Knabe wie einen Federball an die Wand werfen und wieder auffangen kann, ſondern ſie gleichen ſchweren Steinen, welche die Kinderhand nur mit Mühe vom Boden erhebt. Dem Freunde und Beobachter der geſunden Kindernatur iſt aber jene Luſt gar wohl bekannt, welche alle kräftige Knaben am Fortwälzen und Erheben von ſchweren Steinen haben. In der Naturkraft ſelber liegt auch ſchon das unabweisbare Bedürfniß, ſich zu äußern und durch Uebung zu verſtärken; der Geiſt, im Kreiſe ſeines inneren Lebens, hat jenes Bedürfniß mit dem Leibe gemein. Ich erinnere mich noch wohl jenes großen

Vergnügens, das ich empfand, wenn ich einen Haufen ſchwerer Steine aus dem Gebüſche oder Felde, darin er lag, auf meines Vaters Geheiß hinweggetragen, oder nach eigenem Einfalle ein kindiſches Bauwerk aus demſelben errichtet hatte, wie that mir dergleichen Arbeit ſo wohl an Leib und Leben. Und wenn ich aus dem Felde der Grammatik einen ſchweren Stein nach dem anderen hinweggehoben, meine Aufgabe zur Zufriedenheit meines Schwagers gelös't hatte, da empfand ich ein ähnliches Vergnügen, und meine Füße wurden mir leichter zum fröhlichen Herumſpringen, als nach müßigen Tändeleien.

Uebrigens gab es damals auch andere Arten des Ausruhens und der Erholung für mich, als die Bewegung im Freien. Im Hauſe meines Schwagers fand ſich manches gute, angenehm unterhaltende und dabei lehrreiche Buch; bei einer alten Nachbarin gab es auch andere, zum Theile noch aus dem 17. oder doch aus den erſten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts. Die Inſel Felſenburg war eines dieſer Bücher, darin ich in meinen freien Stunden mit ungemeinem Vergnügen las, Martin Speelhof ein anderes. Dieſe Art meiner Unterhaltung ſtand öfters unter guter Aufſicht; denn wenn ich meiner Schweſter bei den Geſchäften ihrer geſchickten Hand laut vorlas, da wurden mir immer die Stellen, „die nicht ſchön ſeien“, und die ich deshalb überſchlagen, ſo wie jene, welche ich leſen ſollte, im Voraus bezeichnet. Bücher, welche Beſchreibungen von großen Reiſen und fernen Ländern enthielten, durfte ich nach Belieben für mich allein leſen. Oefters erzählte uns auch mein lieber Schwager in den langen Winterabenden manche anmuthige und lehrreiche Geſchichte.

Unter dem Bürgerſtande von Lichtenſtein gab es ſehr ehrenwerthe Leute, mit denen ich, weil ihre Kinder mit

mit zur Schule gingen, zum Theile näher bekannt wurde. Unter Andern erinnere ich mich mit Vergnügen eines Knaben, der nur wenig älter als ich war, und den ich ſehr lieb gewann. Er hieß Gerber und war eines Metzgers Sohn. Damals, wenn ich bei ihm und ſeinen wackern Eltern war, wußte ich nicht, daß in dieſem Hauſe ein Mann geboren und aus ihm hervorgegangen ſei, der mir ſpäter durch mehrere ſeiner Schriften ſehr lieb und zum Segen geworden iſt: Chriſtian Gerber, der Verfaſſer der Geſchichte der Wiedergeborenen in Sachſen (1730). Der Familie meines jungen Schulfreundes hat man die Züge der inneren Verwandtſchaft mit dieſem frommen Prediger wohl noch anmerken können. Dieſer war, wenn ich nicht irre, der Vaters Bruder des damaligen Inhabers des Hauſes und des Familiennamens geweſen.

Ein anderer meiner Mitſchüler, der Sohn eines wohlhabenden Handelsmannes aus dem Dorfe Oelsnitz, Namens Mehnert, war zugleich während meines Aufenthaltes in Lichtenſtein mein Hausgenoſſe, denn er nahm bei meinen Verwandten Wohnung und Koſt, benutzte auch mit mir zugleich den Privatunterricht meines Schwagers. Die Bekanntſchaft mit dieſem Knaben, der um etwa vier oder fünf Jahre älter war als ich, gehört in gewiſſer Hinſicht zu den Denkwürdigkeiten aus den Zeiten meiner Kindheit. Denn ſeine ſpätere Geſchichte iſt mir ſchon im Voraus, noch ehe er ſelber oder jemand Anders an die Möglichkeit der Erfüllung dachte, wie ein phantaſtiſches Traumbild von ihm mehr als einmal mitgetheilt worden. Er hatte nämlich einen Verwandten (wenn ich nicht irre, einen Oheim) in Holland, welcher dort als wohlhabender Kaufmann lebte. Da er ſelber von ſeinem Vater für den Kaufmannsſtand beſtimmt war, lag ihm der Gedanke, den vieſchen Oheim in Holland einmal zu beſuchen, ſehr nahe. Im Hauſe ſeiner Eltern mochte oft von Holland und von den großen Schiffen die Rede geweſen ſein, welche man dort im Meere faſt täglich ankommen und abfahren ſehe. Er wußte es, wie gerne ich von fremden Ländern, Völkern und Thieren erzählen hörte, deshalb unterhielt er mich oft mit Reiſegeſchichten und Beſchreibungen der Länder, dahin die holländiſchen Schiffe gehen, ſo wie er es zum Theile von ſeinem Vater, der ſelbſt in Holland geweſen, gehört, zum Theile aber auch ſich ſelber erſonnen haben mochte. Denn ich hielt Alles für lautere Wahrheit, was dieſer mein Mentor mir ſagte, der zu meiner großen Bewunderung ſogar einzelne holländiſche Worte und franzöſiſche Redensarten ſprach, und der dabei ſo mittheilend war, daß er meinem Verlangen, immer mehr zu hören, zuweilen noch ſpät in die Nacht hinein, wenn wir in unſerem gemeinſamen Schlafzimmer beiſammen waren, Genüge that. Unter die Geſchichten, die er am öfteſten erzählte, und welche meine Theilnahme am lebhafteſten erregten, gehörten die tragiſch lautenden, von jungen Leuten, die man zum Matroſendienſte gepreßt, oder die man auf ein Schiff gelockt und dort gewaltſam zum Seedienſte behalten habe. Er beſchrieb mir, vielleicht mit mancherlei Uebertreibungen, alle die Noth, die ſauren Arbeiten und Gefahren, die dann ſolche junge Leute viele Jahre lang auf dem Meere, ſo wie in kalten und heißen Ländern hatten ausſtehen müſſen, ohne daß ihre Eltern erfahren konnten, wo ihre Söhne wären, und wie manche von ihnen nach langer, langer Zeit erſt zu den Ihrigen zurückgekommen wären. Wenn er dann bemerkte, wie ſehr ich von ſeiner Erzählung gerührt ſei, dann ſagte er, und dieſes geſchah öfter als einmal, hinzu: „Siehe, Heinrich, ich denke immerfort, ſo wird es mir auch einmal ergehen. Ich mache in jedem Falle, ſobald ich kann, eine Reiſe nach Holland zu meinem Herrn Vetter und du wirſt ſehen, dort nimmt man mich zum harten Seedienſt weg, und viele, viele Jahre wird Niemand von euch erfahren, wo ich bin.“

Sonderbarer Weiſe wurde für dieſen jungen Menſchen ſeine Dichtung zur Wahrheit. Er kam zu einem mit ſeinem Vater befreundeten Kaufmanne, wenn ich mich recht erinnere, in Frankfurt a. M. in die Lehre, gerieth einige Jahre nachher durch eigenen Leichtſinn, ſo wie durch den Einfluß eines übel gewählten Umganges in mißliebige Verhältniſſe mit ſeinem Prinzipale, machte ſich, ohne dieſem und ohne ſeinen Eltern es anzuzeigen, auf und davon, man wußte nicht wohin. Allerdings konnte man mit Recht vermuthen, er ſei nach Holland zu ſeinem Vetter gegangen, und ohne viele Mühe erfuhr man auch, daß er von Frankfurt nach Mainz, von da mit einem Rheinſchiffe nach Rotterdam gegangen ſei. Man ſchrieb an den Verwandten; zu dieſem war der junge Menſch nicht gekommen, er wußte nichts von ihm. Vergeblich waren alle weiteren Erkundigungen ſeiner Eltern; dieſe und am tiefſten ſeine zärtliche Mutter beklagten ihn als einen Todten.

Ich hatte denn auch mehrere Jahre nachher den Weg zu meinem künftigen Berufe angetreten, war auf Schulen und Univerſitäten gegangen und dachte nicht mehr an dieſe Bekanntſchaft meiner Kindheit. Da wurde ich unverſehens, als ich ſchon in meine praktiſche Wirkſamkeit getreten, an dieſelbe erinnert, indem mir Jemand von einem Mehnert aus dem Dorfe Oelsnitz erzählte, der nach langen Jahren wieder in ſeine Heimath gekommen ſei. Ich erkundigte mich genauer und erfuhr, daß eines Tages zu der Mutter Mehnert ein Menſch, ſchwarz gebrannt und von fremdem

Ausſehen, gekommen ſei, in welchem ein Anderer, der etwa ſolche Leute ſchon früher geſehen, an der Kleidung, ſo wie an dem ſeltſamen Gange, ſogleich einen Matroſen erkannt haben würde, der viele Jahre faſt immer nur auf dem Meere gelebt habe. Der Menſch tritt herein, ſchaut ſich überall im Zimmer um, geht auf die Mutter zu und redet dieſe in einer Sprache an, darin ein ſchlechtes Deutſch mit vielem Holländiſch gemiſcht war. Ihr wird ganz unheimlich in der Nähe dieſes Menſchen zu Muthe, der ſie zuerſt nach ihrem verlorenen Sohne fragt, dann plötzlich als Mutter anredet. Sie will nichts von einem ſolchen Sohne wiſſen, hält ihn für einen betrügeriſchen Landſtreicher, dergleichen früher mehrere ihre Leichtgläubigkeit gemißbraucht hatten. Da fängt der Menſch an laut zu weinen: Mutter, ſo ſagt er, ich bin wirklich der verlorene Sohn, der mit herzlicher Reue zum Hauſe ſeines Vaters zurückkehrt. Er zeigt ihr hierbei eine große Narbe an ſeinem Arme, erzählt die Veranlaſſung, bei welcher er in ſeiner Kindheit die tiefe Wunde bekommen, von der ihm die Narbe blieb, und erinnert die Mutter an viele Züge aus der Geſchichte ſeiner Kindheit, von denen nur er und ſie wiſſen konnten. Da bricht der guten Mutter ihr Herz gegen den verlorenen und wiedergefundenen Sohn. Alle Nachbarn und Gefreundte kamen herbei, dieſen erzählt er, wie er durch Unkenntniß und Leichtſinn wirklich in eine Geſellſchaft von Werbern für den Seedienſt gerathen und von dieſen als Matroſe in ein Schiff, das nach Java ging, verhandelt worden ſei. Er ſei lange im Dienſte der oſtindiſchen Kompagnie und weit umher in der Welt geweſen, habe viel ausgeſtanden, Anfangs oft nach Hauſe geſchrieben, könne ſich aber wohl denken, daß keiner ſeiner Briefe angekommen ſei. Zuletzt ſei er des Seelebens ganz gewohnt geworden, habe ſich darein ergeben, bis vor einem halben Jahre ihn eine Krankheit zum Seedienſte unfähig und ſeine Entlaſſung daraus, ſo wie die Rückſendung nach Europa herbeigeführt hatte.

Seine vermögenden Verwandten kauften dem bedauernswerthen Manne ein kleines Haus und Anweſen; er lebte da noch einige Jahre, ſtarb dann an den Folgen ſeiner vieljährigen, ſchwer zu ertragenden Lebensweiſe, ſo wie an den Nachwirkungen des Fiebers, das ihm in dem ungeſunden Batavia zugeſtoßen war.

Eines ſcheinbar höchſt unbedeutenden Ereigniſſes aus der Zeit meines erſten Aufenthaltes in der Fremde muß ich noch erwähnen, weil es mir ſcheint, als habe daſſelbe, obwohl nur als ganz kleines Theilchen, in den Verlauf des Erziehungsplanes gehört, welcher in einem anderen Rathe, als der menſchliche iſt, über mich beſchloſſen war. Ich habe weiter oben (S. 105) von der unüberwindlichen kindiſchen Scheu geſprochen, die ich vor vornehmen Leuten hatte. In welche Furcht und Schrecken hatte mich der Beſuch des Herrn Grafen bei meinem Vater geſetzt, obgleich ich der Gefahr, von ihm geſehen oder gar angeredet zu werden, eben in meinem Verſtecke glücklich entgangen war; hier in Lichtenſtein wurde mir die ſchwere Aufgabe zu Theil, nicht nur vor das Angeſicht eines Grafen, ſondern eines Herrn Fürſten zu treten, und zwar nicht als ſtumme Perſon, ſondern ſprechend zu ſeinen Ohren. Und noch dazu als Komödiant; welches ſo zuging.

Mein lieber Schwager hatte viel Geſchmack und Freude an kleinen belletriſtiſchen Arbeiten, die im Kreiſe ſeiner Bekannten mit Beifall aufgenommen wurden. Nun geſchah es gerade in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Lichtenſtein, daß der edle, gute Landesherr Otto Karl Friedſich (1790) in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde. Dies gab eine allgemeine Freude in dem ganzen Lande, denn der Fürſt war ſehr geliebt. Auch die Lichtenſteiner wollten dem Herrn, als dieſer nach ſeiner Standeserhöhung wieder zu ihnen kam, ihre Liebe und freudige Theilnahme bezeugen, man ſchmückte die Eingänge zum Schloß, man putzte und illuminirte am Abend die ganze Stadt. Mein guter Schwager hatte ſich aber in ſeinem eigenen und in ſeiner Mitbürger Namen noch eine andere Ehrenbezeugung ausgedacht für ſeinen Fürſten, der ihm als einem wackeren, treufleißigen Schulmanne ſchon ſo manche Beweiſe ſeiner Gewogenheit und Güte gegeben hatte. Er dichtete ein kleines Drama, darin die feſtlichen Vorbereitungen auf den Einzug des Fürſten in einem Geſpräche der Kinder beſchrieben wurden, und welches zuletzt mit einem feierlichen Glückwunſche für das durchlauchtigſte Fürſtenhaus ſchloß. Mir wurde ſich meine Rolle zugetheilt als einem kleinen Spaßmacher, der ein noch kleineres Kind in Furcht vor dem Leibhuſaren des Fürſten ſetzen wollte. Ich aber fürchtete mich mehr vor dem Herſagen meiner auswendig gelernten Rolle, als ich jemals eine andere Menſchenſeele in Furcht hätte ſetzen können. Denn das war keine Kleinigkeit, ſo ganzer acht Tage lang die Stunde immer näher kommen zu ſehen, da ich vor dem Herrn Fürſten, der Frau Fürſtin, ſowie den kleinen Prinzen und Prinzeſſinnen, oben im Schloſſe, wo ein Zimmer zum Theater eingerichtet war, auftreten und ſprechen ſollte. Meine gute Schweſter, die ſelber bei der feierlichen Begrüßung eine Hauptrolle ſpielte, ſprach mir immer guten Muth ein, als ich aber aus den Couliſſen hervortrat in's helle Kerzenlicht der Kronleuchter, unter welchen die Herrſchaften als Zuſchauer auf rothen Sammetſtühlen daſaßen, da hätte nicht viel gefehlt, ich wäre ganz ſcheu geworden und davon geſprungen. Indeß, es ging zur nothdürftigen Zufriedenheit; ich ſprach meine Worte, die ich noch jezt auswendig weiß, ſo geläufig her, wie ein gelernter Staar, und als die ſchwere gefürchtete Stunde zu Ende war, da ſprach der Fürſt, ein ſchöner, anſehnlicher Herr, nicht blos einige Worte mit dem Dichter des Drama's und mit uns Kindern allen, ſondern ſogar mit mir beſonders; ſagte mir, ich ſolle nur gut lernen, damit aus mir auch einmal ein ſo braver Lehrer werde, als mein Schwager ſei.

Wer kann jemals ſtärker berauſcht geweſen ſein, als ich es von dieſem Glücke wurde. Mir war es viele Tage lang, als ſähe ich immer und überall das Kerzenlicht der Kronleuchter, die Sammetſtühle und den Herrn Fürſten vor mir, und als ich ſpäter wieder nach Hohenſtein kam, da ſuchte ich es im Geſpräch mit anderen Kindern bei jeder Gelegenheit anzubringen, daß ich auch einmal mit dem Herrn Fürſten von Waldenburg geſprochen hätte. Ja ich dünkte mich jezt ſo muthig, daß ich nach meiner Meinung ſelbſt mit dem Herrn Churfürſten hätte ſprechen wollen.

Und bis dahin, wo ich von meiner kurzen Carriere auf der Bühne wieder auf die Bänke der Stadtſchule meiner kleinen Vaterſtadt kam, war es nicht mehr ſehr lange hin. Zwar, wenn mein Heimweh mir recht heftig zuſetzte, nahm ich mir es oft vor, daß ich meine liebe Mutter, wenn ich wieder einmal, was öfter geſchah, eine Beſuchswanderung nach Hohenſtein machen dürfe, recht inſtändig und mit Thränen bitten wolle, ſie möge doch dem Vater ſagen, er ſolle mich wieder zu ſich nach Hauſe nehmen. Wenn ich aber zur Mutter kam, da war alle Noth vergeſſen, und die Thränen kamen erſt beim Abſchiede, wenn keine Zeit mehr zur Bitte war. Auch glaube ich nicht, daß mir ſolche Bitten viel geholfen hätten. Denn mein lieber Vater, der in der Sentimentalität keine großen Geſchäfte machte, würde ſchwerlich damit einverſtanden geweſen ſein, daß ich die gute Schule meines Schwagers verlaſſen ſolle.

Aber ein anderer Grund beſtimmte ihn, meinem (und wohl auch meiner lieben Mutter) Wunſch zu willfahren: mein Schwager bekam die Zuſicherung, von ſeinem ſchweren Schulgeſchäfte hinweg, an ein Pfarramt befördert zu werden, und ſah der nahen Erfüllung dieſer Zuſage entgegen. Da wurde von ihm und meinem Vater beſchloſſen, mich an Oſtern, zur Zeit des Eintrittes in die Schulen, wieder in unſere heimathliche Stadtſchule aufnehmen zu laſſen.

Die letzten Monate oder Wochen, welche ich noch im Hauſe meiner lieben Schweſter zubrachte, haben ein recht liebliches Andenken in mir zurückgelaſſen. Die alte Schwiegermutter war geſtorben, und meine Schweſter, wie ihr Mann, hatten ſie herzlich beweint. Denn man ſieht es ja nicht nur bei den Honigbienen, wo die Zwietracht mit Tod endigt, ſondern ſelbſt bei den friedliebenden, harmloſen Erdbienen, daß eine ältere Hausmuter mit dem Werke einer jüngeren in natürlichem Widerſpruche ſteht, und daß beide ſich nicht recht vertragen können; und im Menſchen lebt Etwas, was ihn immer, bei all' ſeinen Anwandlungen der fleiſchlichen Natur, der Liebe werth machen kann. Meine Schweſter war Mutter von zwei Kindern geworden, welche ſammt mir in der Zucht der zärtlichen Liebe und geiſtigen wie leiblichen Pflege ihrer Eltern ſtanden. Ich hatte mich mehr und mehr als Kind im Hauſe gefühlt, und da ich beim Abſchiede von Lichtenſtein von der Höhe des Chemnähere Berges noch einmal auf die Kirche und das Dach des Schulhauſes herabſah, da regten ſich in mir ſchon damals, noch mehr aber ſpäter, wenn mich mein Weg vorüber führte, Gefühle des Dankes gegen Gott, daß er mich in dieſe gute Vorſchule des Heimwehes und des kindlichen Umganges mit Ihm geführt hatte. Ja, geſegnet ſeien mir deine Hütten, du liebes Städtlein, in welchem ich eine Stätte guter Zucht, meine Schweſter aber ein Feld der Ausſaat, auch unter Thränen für den Tag der reichen Ernte, und dort auf dem Kirchhofe, am Fuße des Hügels, eine Ruheſtätte für den müden Leib gefunden.

20. Hemmung und Fortſchritt.

Nach einer Wanderſchaft in die Fremde von etwas mehr denn zweijähriger Dauer, während welcher ich freilich gar oft, vornämlich in Feſtzeiten, ſo wie namentlich bei der Vermählung meiner dritten Schweſter Johanna mit einem wackeren, jungen Arzte der Vaterſtadt, im Elternhauſe zugeſprochen hatte, zog ich denn wieder ganz vollſtändig in dieſes ein. Ich war jetzt nicht nur dem Alter, ſondern den Kenntniſſen nach, dem Stab Wehe in der Klaſſe des Herrn Cantors entwachſen, obwohl ich ſeinen Stecken, als Erinnerung an die gute, alte Zeit noch manchmal in der Singſtunde, hauptſächlich wegen meiner Neigung zum Lachen und Geſichterſchneiden, zu koſten bekam. Ich trat dann in die Schule des damaligen Herrn Rektors ein, der ein gutmeinender, dabei aber ſchwächlicher und kränklicher Mann war. Dieſer leiblichen Stimmung des wackeren Mannes mag wohl jene große Reizbarkeit zuzuſchreiben ſein, nach welcher er es als eine Beleidigung für ihn und ſeinen Unterricht zu betrachten ſchien, daß mein Vater mich zwei Jahre lang an einen kleineren Ort als der unſrige in die Schule geſchickt hatte*). Ich mußte wohl dieſe Verſtimmung bei mancher Gelegenheit bemerken und konnte deshalb kein rechtes Vertrauen noch Liebe zu dem Lehrer faſſen. Auch gab mir ſein Unterricht keine Luſt und Freude am Lernen, und jede Aufmunterung dazu mußte ich entbehren, denn ſelbſt meine kleinen ſchriftlichen deutſchen Arbeiten, die vielleicht beſſer ſein mochten, als der anderen Knaben ihre, hielt der gute Mann nicht für mein eigenes, ſondern für das Werk meiner, nach ihren großen Gaben ihm wohlbekannten Schweſter, welche doch gar nichts von dieſen meinen Schulgeſchichten wußte. So trat denn in meinem Lernen nicht nur ein Stillſtand, ſondern, wie das immer die Folge davon iſt, ein arger Rückſchritt ein; ich gerieth wieder in mein nichtsnutziges, müßiges Herumſchlendern, welches nur durch meine Freude an der Natur und ihren Werken hin und wieder eine beſſere Richtung bekam. Von Neuem verſank ich in den Wechſel zwiſchen dem Genuß der Einſamkeit und Stille und dem lauten, tollen Aufjauchzen des Muthwillens, wenn ich in Geſellſchaft anderer muthwilligen Buben war. Ja die Anwandlungen der letzteren Art kamen mir noch öfters als vor meiner wohlthätigen Wanderſchaft nach Lichtenſtein. Mir fehlte Beſchäftigung.

Was mir fehlte, das ſollte mir kommen. Der arme, kränkliche Rektor ſtarb, nachdem ich länger als ein Jahr in ſeiner Schule — wenig oder nichts — gethan hatte. Es trat, bis zur neuen Beſetzung der erledigten Stelle, ein wackerer Candidat der Theologie in unſere Schule ein, der ein beſonderes Wohlgefallen an mir, namentlich an meiner Luſt und Fertigkeit zum Reimen und zum Fertigen kleiner deutſcher Aufſätze, hatte. Er ließ mich öfter, wenn er außer der Schule in Geſellſchaft meiner Familie und anderer Bekannten war, meine Kunſt im Improviſiren von Reimen (die ich nach S. 136 ſchon frühe beſeſſen) zur Schau tragen, was mir bei meiner große Anlage zur Eitelkeit wohl hätte ſehr ſchädlich werden können, und es auch wurde. Ueberhaupt war der liebe Mann meiſt zu nachſichtig gegen mich, und wenn mich dieſes zur Selbſtüberhebung und zum Muthwillen reizte, dann konnte er leicht auf ein anderes Extrem: in gar zu große Härte und Strenge gerathen. Er fühlte wohl ſelber, daß er nicht zum Stande eines Schullehrers berufen ſei, während er bald nachher ein recht guter Pfarrer und Seelſorger bei einer Landgemeinde geworden iſt.

---

*) Der Rektor war ein leiblicher Bruder des Cantors; die vermeintliche Kränkung ging Beide an.

Ein neues Leben kam in dieſe Schule, und in mich ein neuer, kräftiger Fleiß, ſo wie herzliche Luſt am Lernen, als der neuerwählte Rektor, Magiſter Roch, in ſein Amt eintrat. Ich kann an dieſen Mann nicht ohne die herzlichſte Dankbarkeit, Liebe und Achtung denken, denn er iſt mir einer der größten, geſegnetſten Wohlthäter in meinem Leben geweſen. Ein Mann von ſeltenen Gaben zum Lehren, von nicht gewöhnlichen Kenntniſſen und Fertigkeiten, nicht nur im Gebiete der alten, ſondern auch mehrerer neueren Sprachen und ihrer Literatur, dabei von vielſeitiger Bildung und Beleſenheit. Sein edles, zuweilen zur Heftigkeit gereiztes Gemüth ſtand unter einer göttlichen Zucht, denn er war, mitten in den Gefahren, durch welche der damals vorherrſchende Rationalismus der theologiſchen Schulen ihn geführt hatte, dem einfältigen Bekenntniſſe des Chriſtenglaubens durch Wort und That treu geblieben. Ich ſehe noch ſein Auge voll Thränen, höre ſeine Worte, wenn er die älteren Schüler zum gemeinſamen Genuſſe des Abendmahles am Morgen des Beichttages vorbereitete. Dieſer werthe Mann wurde mir väterlicher Freund und Lehrer zugleich. Ich erwachte aus meinem Stillſtande und Rückſchreiten; ich machte mich auf und griff unter Koch's Leitung das Werk der Vorbereitung zum Uebertritte in die höheren gelehrten Bildungsanſtalten mit Ernſt und zur Freude meines Vaters an.

Dieſe Freude mag meinem guten Vater gerade damals zur beſonderen, nöthigen Stärkung gedient haben, denn außer der Trauer, welche der Tod meines Bruders (nach S. 157) über ihn und die Seinigen brachte, drückte in ſeiner Zeit noch ein anderer Kummer ſein treues Herz. Ich will hiervon nur im Vorübergehen einige Worte ſagen.

21. Ein kleiner Schattenriß der franzöſiſchen Revolution.

Die Gemeinde meines Vaters, deren Glieder er während ſeiner langen Amtsführung als Subſtitut des Schwiegervaters und als Pfarrer zum großen Theile ſelber getauft, confirmirt und als Seelſorger berathen und geleitet hatte, war im Ganzen eine empfängliche und wohlgeſinnte. Seit dem Entſtehen einzelner, bedeutender Fabriken waren freilich viele Elemente von fremder Art und Geſinnung, zum Theile aus weiter Ferne herbeigekommen, denen jede Regung eines kirchlichen Sinnes fremd ſchien. Auch unter der eigenen, früheren Gemeinde gab es, wie überall, ſchlechte, faule Glieder, die unter dem Einfluſſe jener fremden Elemente noch tiefer in's Verderben ſanken. Dennoch bildete die Rückſicht auf die Zucht und Ehrbarkeit eines großen Theiles des damaligen Bürgerſtandes einen Zaun, hinter welchem ſich die Sittenloſigkeit verſteckt hielt, bis eine Verſuchung auch über unſere Gemeinde kam, durch welche der verborgene Rath der Menſchenherzen hervorgezogen wurde an das Licht.

Die franzöſiſche Revolution hatte ihren giftigen Aushauch über alle Länder der europäiſchen Chriſtenheit verbreitet. Ihr Anfang erſchien unter einer Maske, durch welche ſich viele, auch edle Männer hatten täuſchen laſſen. Mein Vater gehörte niemals zu den Getäuſchten; er hatte ſchon in den erſten Ausbrüchen der Revolution, ſo ſehr ihn die Veranlaſſungen zu derſelben mit Bedauern erfüllten, den Geiſt des Widerſpruches gegen göttliches und menſchliches Geſetz und ſeine Ordnung erkannt und ſeine Anſicht allen Einwürfen Andersdenkender gegenüber behauptet.

Die Maske war gefallen: Freiheit (Entbindung) von allem Geſetze, Gleichheit der Stände, Gemeinſchaft der Güter, Abwerfen aller Vorurtheile, Zerreißen der Bande der Kirche und des Glaubens, Hinwegjagen der Prieſter und Lehrer der Religion: das waren die Redensarten, die man faſt überall, wenn auch nur im Einzelnen, hören und leſen konnte. Selbſt in meiner kleinen Vaterſtadt bildeten ſich ſogenannte Klubbs aus Einheimiſchen und Fremden, welche ihre Erwartungen von dem Umſturze aller beſtehenden Ordnung, ihre Vorſätze zur rüſtigen Mitwirkung dabei nicht etwa geheim hielten, ſondern in der Trunkenheit des Läſtergeiſtes überall laut ausſprachen. Einer der Frechſten unter dieſen Revolutionsaffen war ein Mann, dem mein Vater Wohlthaten vieler Art erzeigt hatte. Der bedauernswürdige Menſch endete ſpäter, da er ſeine Erwartungen getäuſcht und ſich und ſeine Kinder in größeres Elend denn jemals geſtürzt ſah, als Selbſtmörder.

Wie jedoch in jener Zeit der böſe Rath der Menſchenherzen offen an den Tag trat, ſo geſchah dieſes auch mit dem guten. Die wohlgeſinnten Glieder der Gemeinde meines Vaters ſchloſſen ſich inniger und feſter an ihren treuen, verſtändigen Seelſorger an, fragten ihn nach den Stimmen und Ausſichten der Zeit und empfingen jederzeit Troſt und friſchen Muth. Denn, ſo ſagte mein Vater, der alte Gott lebet noch. — Der im Himmel wohnet, lachet dieſer Rotte ſeiner armſeligen Feinde, und der Herr ſpottet ihrer. Er wird mit ihnen reden in ſeinem Zorn, und mit ſeinem Grimme wird er ſie ſchrecken; die Gemeinde aber des Herrn ſtehet feſt gegründet auf ſeinem heiligen Berge.

Recht mit Abſcheu und Schauder erfüllten meinen guten Vater die Thaten des Gotteshaſſes und der Gottesläſterung, deren ſich das aus den Banden alles Geſetzes losgeriſſene Volk in Frankreich zu Schulden kommen ließ, namentlich aber die Gräuel, welche neben den Strömen des unſchuldig vergoſſenen Blutes im Jahre 1793 zu Lyon, auch gegen alles Das, was auf Gottesdienſt und Gottesfurcht ſich bezog, verübt wurden.

Bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein Zug aus Akbar Schach's Leben ein*), welcher auf die Thaten der abtrünnigen Chriſten in Lyon ein eigenthümliches Schlag- und Streiflicht fallen läßt.

22. Akbar Schach und der Polizeiminiſter Fouché.

Akbar Schach, der ſeinen Beinamen der Große mit hohem Rechte führt und der Polizeiminiſter Fouché in Paris verhalten ſich freilich ſo zu einander, wie der Königsadler zu der Schwalbenlaus, welche zwar beides geflügelte Thiere, dabei aber doch ſehr verſchieden ſind.

---

*) M. v. das Asiatic Journal Vol. VI. 1831.

Dennoch haben ſie einmal über den Werth eines und deſſelben Buches ein Urtheil abgegeben, und zwar nicht in einer Bücherverſteigerung, vor den Ohren und Augen von 20 oder 30 Käufern, ſondern vor den Ohren und Augen von eben ſo viel Völkern.

Der furchtlos kühne Engländer Tom Coryat, welcher zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Fußreiſe an den Hof des Großmoguls machte, erzählt in einem ſeiner Briefe den nachſtehenden Zug von der Großherzigkeit und hohen Freiſinnigkeit des großen Akbar, welcher mit anderen Zügen, die von ſeiner religiöſen Geſinnung zeugen, in vollkommener Uebereinſtimmung ſteht.

Akbar Schach bewies bei jeder Gelegenheit eine ganz beſondere kindliche Ehrerbietung gegen ſeine alte Mutter, namentlich zeigte ſich dieſes auch in einem, zur allgemeinen, öffentlichen Kunde gekommenen Falle. Er befand ſich mit ſeiner Mutter auf einer Reiſe von Lahore nach Agra; ſie wurde in einem Palankin getragen, er, mit dem Gefolge ſeiner Fürſten und Edlen, war zu Pferde. Man kam an einen Fluß, über den keine Brücke führte; die (ängſtliche) Mutter mußte in ihrem Ruheſitze durch das Waſſer getragen werden. Da ſtieg Akbar von ſeinem Roſſe, nahm die eine Stange des Palankins auf ſeine Schultern, ermahnte ſeine Großen, ſeinem Beiſpiele zu folgen, und trug in dieſer Weiſe die alte Mutter von einer Seite des Fluſſes zu der anderen durch das Waſſer.

Er pflegte ſeiner Mutter niemals eine Bitte zu verſagen, nur in einem einzigen bekannten Falle fühlte er ſich gedrungen, dieſes zu thun. Die Portugieſen hatten ein Schiff des Großmoguls genommen, darin ſich bei der mauriſchen Mannſchaft ein Koran fand. Dieſen banden ſie an den Hals eines Hundes und ließen ihn um die

Stadt Ormuz herumſchleppen. Als Rache dafür begehrte Akbar's Mutter, daß ihr Sohn den Koran der Chriſten, die Bibel, ſolle laſſen an den Hals eines Eſels hängen, und um die Stadt Agra herumſchleppen. Darauf erwiderte Akbar: „Wenn die Portugieſen ſich die Uebelthat zu Schulden kommen ließen, mit dem Koran in ſolcher Weiſe zu verfahren, ſo geziemt es dennoch einem Könige nicht, durch eine andere Uebelthat dies zu vergelten. Denn die Verachtung der Religion wäre eine Verachtung Gottes. Er könne ſich nicht entſchließen, an einem unſchuldigen Buche Rache zu üben.“

Die nämliche Handlung, welche Akbar Schach, der Mohamedaner, für unwürdig und gottlos hielt, verübte Fouché, der getaufte Chriſt und geweſene Ordensgeiſtliche, im Jahre 1793 zu Lyon. Und zwar in einem noch verſtärkteren Maaße. Denn er ließ die Bibel nicht an den Hals, ſondern an den Schwanz eines Eſels binden und durch den Straßenkoth hindurchziehen.

23. Laſt und Luſt.

Wer ſollte nicht das gute alte Sprüchwort kennen: „Bete und arbeite.“ Man kann die Worte desſelben auch in umgekehrter Ordnung ſetzen: Arbeite und bete. Denn wenn zuweilen das Herz matt wird, daß man nicht recht innig und kräftig es zu Gott erheben kann, wie man gern möchte, dann ſoll man ſich nur recht fleißig an die Arbeit begeben, nicht zunächſt um äußeren Gewinnes, ſondern um Gottes und des Nächſten willen, und die Kraft zum Beten wird ſich wieder einſtellen, weil ja eine ſolche Arbeit auch ſchon eine Art von Gebet iſt. Darum lag in dem lateiniſchen Sprüchlein: ubi onus, ibi sonus*), das unter einem Fenſterbogen in dem alten Nürnbergiſchen Rathhausſaale bei dem Bilde einer Schlaguhr mit ſchweren Gewichten angebracht war, ein recht guter, lehrreicher Sinn, nicht nur für die Herren vom Rathe; die manchmal unter der Laſt ihrer Geſchäfte ſeufzen mochten, ſondern für jeden Bürger und Bauern des Landes. Die Folge des Fluches, den Gott um der Sünde des Menſchen willen auf den Acker legte: das Arbeiten und Brodeſſen im Schweiße des Angeſichtes, iſt für uns durch ein göttliches Erbarmen in einen Segen verwandelt worden; denn was würde aus uns ohne die gute Zucht der Mühe und der Arbeit?

Ich ſelber habe an mir die Erfahrung gemacht, daß ich mich nur dann, innerlich wie äußerlich, freudig, kräftig, glücklich und wohlgeſtimmt fühlte, wenn ich recht vollauf in der Arbeit war, während ich mich jederzeit, wenn der günſtige Wind, der mich zur Arbeit trieb, nachließ, wenn mein Schifflein ſtill und müßig ſtand, wie bei einer Windſtille auf dem Meere, ſchlaff und ſchlecht befand, daß mir auch zu jeder guten That des inneren Lebens der Muth und die Kraft vergingen. Sind mir doch von allen meinen mancherlei größeren und kleineren Reiſen die Parthieen die genußreichſten geweſen und als die liebſten in der Erinnerung geblieben, die ich mühſam zu Fuße, bei Froſt und Hitze, Durſt und auch wohl Hunger durchwandert habe, und ich würde oft, wenn das Fahren umſonſt, das Laufen aber nicht umſonſt geweſen wäre, lieber das Letztere gewählt und bezahlt haben, als mich durch Pferde oder Dampf fortziehen zu laſſen. Die mich in jüngeren Jahren gekannt haben, werden ſich erinnern, daß ich dies oft durch Wort und That bezeugt habe.

---

*) Man könnte es verdeutſchen: „Aus Arbeitsdrang kommt ſüßer Klang."

Doch mit einem ſolchen Gelüſte nach dem Laufen auf eigenen Beinen hat es eine beſondere Bewandniß, die ſchon in dem Sprüchwort angedeutet iſt, „zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein." Man kann auch, wenn man die Lehre: bete und arbeite umkehrt (als arbeite und bete), in einen falſchen Eifer und Eitelkeiten hineingerathen, wodurch das andere Wörtlein: bete, ganz verdunkelt und ſeine Kraft, wie unter Dornen, erſtickt wird. Mir wurde der Fleiß und die Arbeitsluſt, welche mein trefflicher Lehrer Koch in mir erweckt hatte, zum großen Segen, es lag aber auch in der Aufmunterung, die mir mein eigener guter Fortgang und die immerhin nachſichtsvolle Liebe meines Lehrers gaben, eine Gefahr für mich: ich wurde davon eitel und hochmüthig. Ich ſchäme mich noch jetzt einer Aeußerung dieſer Eitelkeit gegen meine liebe Mutter recht von Herzen. In den Privatſtunden des Rektor Koch, dem das Unterrichtgeben eine Luſt und Freude war, hatte ich nicht nur im Lateiniſchen und Griechiſchen mich für das Gymnaſium wohl vorbereitet, auch meinem Wunſche gemäß die hebräiſchen Buchſtaben gelernt, ſondern mich auch mit etlichen, für den Kaufmannsſtand beſtimmten Knaben im Franzöſiſchen und Italieniſchen ein wenig eingeübt. Von der letzteren Sprache fühlte ich mich, wie durch ein inſtinktartiges Vorgefühl, ganz beſonders angezogen; ſie hat mir ſpäter, ſo unvollkommen ich ſie auch ſelbſt durch weitere Uebung erlernt habe, viel genützt. Mein lieber Vater aber verſtand, wenn auch ein wenig Franzöſiſch, doch kein Italieniſch. Da ſagte ich einmal zu meiner Mutter, in einer Anwandlung von kindiſchem Hochmuthe, ich wiſſe jetzt mehr Sprachen als mein Vater, ſei deshalb faſt gelehrter als er. Die Mutter mit der ſtillen Kraft ihres Blickes, die ich ſpäter noch manchmal viel eindringlicher erfahren, ſchaute mir ernſt in's Geſicht, und obgleich ich die Worte nicht mehr weiß, die ſie zu mir ſagte, ſo muß doch das Gefühl der Beſchämung ein ſehr kräftiges geweſen ſein, weil es mir jetzt noch ſo lebhaft in der Erinnerung geblieben iſt. Auch wurden mir von anderen Seiten her geſunde Demüthigungen in hinlänglichem Maaße zu Theile, denn neben den rühmlichen Thaten des Fleißes verübte ich auch fortwährend noch manchen dummen Streich, den der gute Rektor, obgleich er mich beſonders lieb hatte, an mir nicht ungeahndet ließ, ſo wie er auch die leichtſinnig gearbeiteten Aufgaben gerade bei mir einer beſonders ſcharfen Kritik unterwarf. Denn, ſo ſagte er, du könnteſt es beſſer machen, und ein ſo groß gewachſener Junge, wie du biſt, ſollte ſich ſolcher Verſäumniſſe ſchämen.

Es kam aber vor Allem zu der äußeren Zucht noch eine innere aus der Vorbereitung zum erſtmaligen Genuſſe des heiligen Abendmahles. Wie ernſt, wie eindringlich war der Konfirmandenunterricht meines lieben Vaters, wie ging er dennoch, ſo gefühllos und leichtſinnig auch mein Herz war, von Zeit zu Zeit in dieſes ein. Ja das Gebet auf den Knieen in der ſtillen Gartenlaube, dort oben am Gebüſche, iſt nicht unerhört geblieben; es hat wohl ein Anderer für mich gebetet als ich ſelber.

Meine liebe Schweſter hatte mir auch um dieſe Zeit Klopſtock's Meſſias in die Hände gegeben und zum Leſen empfohlen. Obgleich dieſes Werk, mit ſeiner Ueberfülle von Gefühlen, damals nur ſtellenweiſe mir zu Geiſt und Herzen ſprach, iſt es mir dennoch von jener Zeit an ſo lieb geworden und geblieben, daß ich zu den vielleicht noch wenigen, ſelten gewordenen Leſern des „Meſſias“ gehöre, die an dem allerdings zuweilen in und über die Wolken ſich erhebenden Aufſchwunge des Dichters, noch mehr aber an jenen Theilen ſeines großartigen Liedes Freude und Erbauung finden, welche auf dem geweihten Boden der heiligen Geſchichte bleiben. Eine Weihe, welche dem Geiſte des Menſchen nicht aus der eigenen Kraft kommt, bleibt in Klopſtock's Gedicht fühlbar, wenn auch die Tonweiſe ſeines Geſanges dem verwöhnten Ohre eines ſpäteren Geſchlechtes fremdartig lauten mag.

24. Der Abſchied.

Es war keine Trennung vom Vaterhauſe auf weite Ferne oder auf lange Zeit, welche mir bei meinem Abgange an das Gymnaſium bevorſtand. Dennoch nahm mein Vater und nahm auch ich nach dem Maaße meiner Erkenntniß die Sache ſehr ernſt. Die Wahl der Schule, an welche ich kommen ſollte, war durch meinen Schwager, den geweſenen Rektor und damaligen zweiten Pfarrer in Lichtenſtein, beſtimmt worden. Dieſer, nach ſeinem wohlwollenden Gemüthe, hatte ſchon ſeit mehreren Jahren ein beſonderes Intereſſe an dem weiteren Fortkommen eines armen Knaben, dem Sohne eines Leinwebers, genommen, weil derſelbe durch Gaben, wie durch Fleiß ſich hervorthat und bei jeder Gelegenheit eine unabweisbare Neigung zum Studiren bezeugte. Er hatte ihn, durch Empfehlungen an wohlthätige Freunde begünſtigt, nach Greiz im Voigtland, an das dortige Gymnaſium gebracht, wo ihm ſein Aufenthalt durch Freitiſche und andere Wohlthaten erleichtert wurde. Auch meinem Vater rieth er, mich, ſtatt nach Altenburg oder Chemnitz, nach Greiz zu bringen, und mein Vater willigte in den Vorſchlag ein. Mein lieber Lehrer Koch würde, nach der Erfahrung ſeiner eigenen Jugend, freilich lieber für die Wahl einer unſerer damaligen ſächſiſchen Kloſter- oder Fürſtenſchulen: Grimma oder Schulpforte geſtimmt haben, aber er liebte und achtete meinen Vater ſelber wie einen geiſtlichen Vater, deſſen reiferen Anſichten er gerne die ſeinen unterwarf.

Erſt jetzt fühlte ich zum erſten Male recht, was ich an dieſem Lehrer, was ich an meinem Vater, was ich an den bisherigen Freunden und geiſtigen Pflegern meiner Jugend gehabt habe. Auch denke ich noch gerne an die Tage meines Abſchiedsbeſuches in Waldenburg, im Hauſe meiner theuren Schweſter Chriſtiane und ihres Mannes; dort, ſo wie auf dem einſamen Wege hin und zurück, ging viel in mir vor, was zum Nachklange des eben vergangenen Oſterfeſtes gehörte. Die kleinen Wanderungen nach Waldenburg, die ich von früher Kindheit an (denn ich war noch nicht 4 Jahre alt, als meine Schweſter dahin heirathete) öſters gemacht hatte, waren mir über alle anderen Vergnügungen meines Knabenalters gegangen. Nicht aber nur die leibliche Wanderluſt, auch die geiſtige hatte bei dieſer Gelegenheit eine Befriedigung gefunden, von welcher ich hier, weil ſie ein Moment meiner inneren Entwickelungsgeſchichte bezeichnet, nicht ſchweigen darf. Ich erinnere mich gern des Vaters meines Schwagers, des alten Apothekers Helmers, den Viele einen wunderlichen Mann nannten, weil er nicht mehr recht nach der jüngeren neueren Art war, ſondern etwas feſt an der alten Ordnung hielt. Er war ein ſtrenger Herrſcher über ſich ſelber, einfach, ernſt, und ein Feind des eitlen Scheines; in ſeinem Wandel, wie in ſeinen Worten, wahr. Wie er über ſich ſelber ein chriſtlich ſtrenges Regiment führte, ſo that er dieſes auch in ſeinem Hauſe; hier, ſo wie im Kreiſe aller ſeiner Bekannten, pflegte er unverhohlen ſein Mißfallen an Dem auszuſprechen, was ihm nicht gut und recht ſchien, oder was nicht nach ſeinem Sinne war. Seine Frau zweiter Ehe, welche ihm keine Kinder hinterlaſſen hatte, war eine ältere Schweſter meiner Mutter — eine Tochter des alten, frommen Gotthilf Werner (m. v. S. 23) geweſen; mit dieſem, wenn auch im äußerlichen Weſen ſehr verſchieden, war der alte Helmers dem inneren Sinne nach ſehr übereinſtimmend. Wenn ich bei meinen Geſchwiſtern in Waldenburg war, hatte ich meine Schlafſtätte im Zimmer des alten Vaters. Dieſer pflegte ſein Abendgebet, wie ſein Morgengebet, mit lauter Stimme zu ſprechen, und ich kann ſagen, daß ich bei dieſer Gelegenheit die Herzensgeſinnung des kräftig gläubigen Greiſes in ſolcher Weiſe kennen lernte, wie ſie nur Wenige mögen gekannt haben; er kannte ſein eigenes, kannte das Menſchenherz, kannte Den, der dieſes Herzens Troſt und Hoffnung iſt. Mit lauter Stimme ſang er früh ſein Morgenlied, und an Oſtern ſeine ſchönen, alten Oſterlieder; ich fühle es noch jetzt, wie dieſer Mann mir zur wohlthuenden Anregung war.

Von ganz anderem Naturell als ſein Vater war mein Schwager, der Sohn aus erſter Ehe und das einzige Kind, an welchem das Herz des Vaters mit ungetheilter und untheilbarer Liebe hing. An ſtrengen Gehorſam und Nachgiebigkeit gegen den feſten Willen des Vaters gewöhnt, hatte der von Natur ſanfte, ſtille Sohn die Aeußerungen des eigenen Willens faſt aufgegeben und benahm ſich, in kindlicher Demuth, ſo lange der Vater lebte, wie ein untergeordneter Gehülfe von dieſem, der von ſeinen Kenntniſſen und Fertigkeiten in der Chemie und Bereitung der Heilmittel, wenn ſie von der alten Methode ſeines Vaters abwichen, nur ſeltenen und beſcheidenen Gebrauch machte. Deſto mehr wurden mir, namentlich in ſpäterer Zeit, die

Kenntniſſe meines Schwagers in der Naturwiſſenſchaft zu einem anregenden Elemente, ſo wie ich ſchon als Knabe ſeine reichhaltige Bibliothek ſehr eifrig benützte. Denn dieſe enthielt nicht blos Werke der damals anerkannteſten deutſchen, ſondern auch (in deutſchen Ueberſetzungen) die der engliſchen Klaſſiker, zu denen ich frühe eine große Liebe gewann, namentlich zu Shakespeare, den man damals freilich faſt nur aus der Eſchenburgiſchen Ueberſetzung kannte.

Meine Schweſter, welche ſehr jung in ihren Eheſtand getreten war, hatte durch ihren fröhlichen Sinn ein neues Leben in das Haus gebracht, das freilich überall unter der guten, zuweilen ſtreng erſcheinenden Zucht des alten Vaters ſtand, welches jedoch Jedem, der in den Familienkreis eintrat, ſehr wohl that.

Von dieſem lieben, werthen Hauſe ſollte ich jetzt Abſchied nehmen. Es kam da an einem Abend zu ernſten Geſprächen. Mein lieber Schwager konnte ſich bei ſeiner Vorliebe für das nachbarliche Altenburgiſche Gymnaſium nicht recht darein finden, daß die Wahl meines Vaters auf eine ihm ganz unbekannte Schule gefallen ſei. Er ſprach dieſes aus. Bald aber nahm das Geſpräch, wie es der herrſchenden Stimmung dieſes Hauſes entſprechend war, eine andere Wendung, nach dem Sinne des vierten Gebotes hin — des erſten, welches eine Verheißung hat. In die Wahl und die Willensmeinung frommer Eltern dürfe man ſich wohl, ſo lange man noch keinen eigenen Verſtand zur guten Wahl habe, in kindlichem Vertrauen ergeben. Denn Gott habe ja ſelbſt in die Elternliebe der unvernünftigen Thiere eine Einſicht gelegt, welche zum Wohle ihrer Jungen gereiche. Es gäbe viele bekannte Fälle, in denen ſich ein frommer Vater oder eine fromme Mutter innerlich zu einer Handlung, zu einer Vorſorge für ihre Kinder getrieben gefunden hätten, die anderen Leuten ganz unbegreiflich, ja ungereimt vorgekommen und doch zum Beſten, ja zur Lebensrettung der Kinder nothwendig geweſen wäre. Es wurden mehrere Fälle dieſer Art erzählt, die mir nicht mehr in der Erinnerung deutlich gegenwärtig ſind, deren Inhalt jedoch mit einer kleinen Geſchichte übereinſtimmte, welche ich ſpäter las, und welche ich hier, nur um beiläufig den Faden des damaligen Abendgeſpräches zu bezeichnen, mittheilen will.

Der Prinz Conti bezeigte bei jeder Gelegenheit ſeiner Mutter eine Liebe und Ehrfurcht, welche dieſe edle Frau, auch nach dem Urtheile Anderer, durch ihre Frömmigkeit und große Liebenswürdigkeit im hohen Maaße verdiente. Neben ſeiner Mutter wollte er einſt begraben ſein. Man erzählte von dieſer Frau einen merkwürdigen Zug der vorſorgenden Mutterliebe, deſſen Wahrheit von vielen damals lebenden Freunden und Bekannten ihres Hauſes bezeugt wurde. Sie war frühe ſchon Wittwe geworden und lebte mit ihren zwei noch ganz kleinen Kindern in Paris. Einmal, mitten in der Nacht, wo ſich ſchon Alle zur Ruhe begeben hatten, ruft ſie laut ihre Leute herbei. Man ſolle, ſo beſiehlt ſie, ihr ſogleich ihre Kinder bringen. Die Leute, ganz erſtaunt über den wunderlich erſcheinenden Einfall, ſtellen ihr vor, daß die Kinder ſchliefen, daß man fürchten müſſe, ihnen bei dem Hindurchtragen durch die kalten Zimmer einen Katarrh zuzuziehen, und daß doch gar kein Grund vorhanden ſei, ſie in der Ruhe zu ſtören und ſolcher Gefahr auszuſetzen. Die Dame jedoch beſteht auf ihrer Willensäußerung, und da ſie merkte, daß die Leute mit ihrer Ausführung zögerten, rief ſie noch einmal laut ſie herein und befahl mit der ſtrengſten Entſchiedenheit, daß man augenblicklich ihren Befehl ausrichten ſolle. Die Kinder wurden gebracht, und kaum waren ſie bei ihrer Mutter in Sicherheit, da brachen in dem Schlafzimmer, darin ihre Betten geſtanden waren, das Deckengewölbe und ein Theil der Wände zuſammen, unter deren Trümmern die Kleinen ohnfehlbar wären zerſchmettert worden. Kein Menſch hatte das mindeſte Anzeichen von einem drohenden Zuſammenſturze an dem Gemäuer des Zimmers wahrgenommen.

Wie aber in dieſem, ſo wie in manchem ähnlichen Falle ein Vorgefühl von ganz richtiger Art die Handlungen der Mutter leitet, auch wann und wo dieſelben ganz im Widerſpruche mit den vernünftigen Anſichten Anderer zu ſtehen ſcheinen, ſo dürfe man auch in anderen Fällen dem Rathe frommer Eltern, der ja wohl im Gebet bedacht und beſchloſſen ſei, in der Hoffnung vertrauen, daß Gott Alles zum Beſten lenken werde.

Noch einmal erging ich mich bei dem ſchönen Frühlingswetter in der lieblichen Umgegend von Waldenburg und dem angränzenden Muldenthale; mit Gedanken, welche, wenn auch noch unreif und von Leichtſinn getrübt, dem Inhalte des Liedes: „So führſt du doch recht ſelig Herr die Deinen“ verwandt waren, wandelte ich meinen einſamen Weg nach dem Vaterhauſe zurück. Meine liebe, jüngſte Schweſter mit der Schweſter Johanna und ihrem Manne waren mir entgegen gekommen. Die Lerchen ſtiegen freudig mit ihrem Abendliede in die Höhe, und mein Herz fühlte wohl auch einen Zug nach gleicher Richtung.

25. Die Stunden der Dämmerung.

Der Morgen fing eben erſt an zu dämmern, da verließ ich mein Lager, auf dem ich ſchon lange gewacht hatte.

So klein die Reiſe dem Raume nach war, die ich zu machen hatte, wandelte mich doch vor ihrem Antritte ein ganz anderes Gefühl an, als bei einer Reiſe nach Waldenburg. Mein Vater war auch ſchon lange wach, ich hörte ihn mit gedämpfter Stimme ſein Morgenlied ſingen; die Kutſche, ein altes Erbſtück, war ſchon aus ihrem Obdach, das ſie ſelten verlaſſen durfte, herausgezogen; der alte Hönig, ein Bauer aus Langenberg, der gewöhnlich unſere Feldarbeiten beſtellte, war mit ſeinen Pferden ſchon am Abend vorher gekommen und war jetzt beſchäftigt, den Reiſewagen und ſeine Räder in einen möglichſt beweglichen Zuſtand zu ſetzen. Mein lieber Vater wollte mich ſelber auf meiner erſten Ausfahrt in die große, weite Welt begleiten. Er war in ſeinem ganzen Leben noch niemals wo anders hingekommen, als dahin, wohin ſein Beruf ihn geführt hatte; in Lichtenſtein war er zwar mehrmals bei ſeiner Tochter geweſen, noch niemals aber in Mülſen oder bei unſerem Vetter, dem Herrn Pfarrer Richter in St. Micheln, noch weniger aber in Zwickau; und was über dieſe Stadt hinausliegt, das war ihm ein noch ganz ungeſehenes Land. Deshalb hatte er es an Erkundigungen über den Weg nach dem faſt 10 Stunden von uns entfernten Greiz nicht fehlen laſſen, und der alte Hönig hatte von ihm die genaueſten Inſtruktionen empfangen.

Die Mutter, nach ihrer Weiſe, war beim Frühſtück, wie beim Abſchied ſtill und ernſt; ſie pflegte ihre Gebete, wie ihre Thränen nicht zur Schau zu tragen; meine liebe Schweſter aber weinte beim Abſchied, als der Vater rief: Komm, der Hönig hat angeſpannt.

Wir ſaßen ſchweigend bei einander im Wagen, und ich wollte, es wäre etwas und recht viel von der Kraft der Gedanken meines lieben Vaters in mich übergegangen, als er ſo ernſt vor ſich hinſah und, als dächte er gar nicht an mich, ſeine Pfeife rauchte.

In Lichtenſtein bei der Schweſter wurde gehalten, aber nicht lange, denn mein Vater hatte Eile. Erſt in Zwickau, im Gaſthofe zum weißen Schwan, wo der Hönig ſeine Pferde fütterte, und wir Mittag machten, wurde der Vater geſprächig; beſah ſich mit mir den Markt und die ſchöne Kirche und ſprach ungefähr ſo zu mir: Heinrich, es iſt wohl recht ſchön auf Reiſen, wo man ſo viel Neues ſieht. Vergiß und verliere aber nicht, wo du auch hinkommſt, Das, was du in deinem Vaterhauſe und in der kleinen Kirche, die dabei ſteht, empfangen haſt, und weiche ja nicht von dem Wege nach dem rechten Vaterhauſe, dahin wir Alle gehen wollen. Es gibt gar viele Abwege von dieſem einzigen, richtigen Wege, Gott behüte dich davor. Vor der Hand ſei nur recht fleißig in deinen Arbeiten und halte an im Gebet.

Außen vor Greiz, wo die Straße vom Hügel herunter ſich in das ſchöne, grüne Thal hinabzieht, bei dem Gaſthofe „zum kühlen Morgen“ erwartete uns ſchon mein künftiger Hauswirth und Pflegevater: der Organiſt Ebhardt. Er war ein Hohenſteiner von Geburt, ihn und ſeine Eltern kannte mein Vater ſeit vielen Jahren. Fröhlich und doch etwas bange vor dem mannigfach Neuen, das mich erwartete, zog ich in die, von der Abendſonne beleuchtete, wahrhaft ſchön gelegene Stadt ein. In meiner nunmehrigen Wohnung fand ich meinen künftigen Studen- und Schulgenoſſen Würzner aus Lichtenſtein, der, wie ich ſchon erwähnte, durch Empfehlung meines Schwagers an die Schule nach Greiz gekommen und hierdurch die Veranlaſſung geworden war, daß auch ich dahin zog. Wir hatten uns früher, als ich in meines Schwagers

Schule war, wohl geſehen, aber nicht näher gekannt, von jetzt an blieben wir viele Jahre in Liebe und Leid vereint.

Der nächſte Tag verging mir wie ein wehmüthig ernſter Morgentraum; ich brachte ihn, mit dem Gefühle eines furchtſamen Knaben, der mitten im Feſtlande geboren, zum erſten Male auf ein Schiff zu Waſſer gehen ſoll, an der Seite meines treuen Vaters zu. Dieſer führte mich bei meinen künftigen Lehrern ein, beſah ſich in meiner und meiner Hausleute Geſellſchaft die Schloßgärten, das Fürſtenſchloß und die nächſte Umgegend der Stadt, ſprach am Abend und am darauf folgenden Morgen beim Abſchiede noch einmal einige wenige, tief eindringende Worte zu mir, und nun war ich zum erſten Male allein unter ganz neuen, fremden Verhältniſſen und Leuten.

Man fand mich bei meiner Prüfung für die Aufnahme in die Schule, Dank dem Fleiße meines väterlichen Freundes Koch, gut vorbereitet; ich durfte ſogleich in die nächſt oberſte Klaſſe des Gymnaſiums eintreten und ward hier einer der erſten unter meinen Mitſchülern. Unter der Leitung des ſanften, gelehrten Konrektor Müller lernte ich gern, kam deshalb bei meinem kurzen Beſuche in der Heimath während der Ernte (den ſogenannten Hundstags-Ferien) zur großen Freude meiner Eltern mit ſehr guten Schulzeugniſſen bei ihnen an. Aber die Stimmung des Elternhauſes ſchwebte gerade damals in einem Wechſel zwiſchen ſchweren Sorgen und frohen Hoffnungen. Meine liebe Mutter lag krank an einem Entzündungsfieber darnieder, das ſich jedoch bald zur Beſſerung entſchied; meine jüngſte Schweſter war die Braut eines rechtſchaffenen, tüchtigen Juriſten geworden, den ſie während eines Beſuches in Schwarzenberg, bei dem Oheim, dort kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. Mein künftiger Schwager, er hieß Wirth, war der Sohn eines ſehr geachteten Juriſten in Leipzig und in dieſer Muſenſtadt erzogen und gebildet. Er hing deshalb mit großer Vorliebe an dieſer ſeiner Vaterſtadt, wo ihm durch ſeine Kenntniſſe und Gaben der Weg zu einem ehrenvollen Amte gebahnt war. Da er jedoch durch ſein väterliches Vermögen ſicher geſtellt, weniger auf das Einkommen als nur auf die Geſchäftsthätigkeit eines Amtes Rückſicht nahm, hatte er ſeiner Braut, die ſich ſo ſchwer zu einer weiten Trennung vom Elternhauſe entſchließen konnte, gern das Opfer gebracht, ſeine anſehnliche Vaterſtadt mit einem kleinen Landſtädtchen zu vertauſchen. Er war nach ſeiner Verlobung nach Hohenſtein gezogen und blieb da als Rechtsanwalt einige Jahre beſchäftigt, bis man ihn in das benachbarte Chemnitz zu dem Amte eines Rathsherrn und bald hernach zu dem eines Bürgermeiſters berief —, Umſtände, welche in unvorhergeſehener Weiſe auf den Verlauf meines ſpäteren Lebens einen beachtenswerthen Einfluß hatten.

Meine Schweſter, welcher in ihrem ganzen Leben die Erfüllung des vierten Gebotes, durch Thaten der Liebe gegen Eltern und Geſchwiſter kein äußerlich auferlegtes, ſondern ein inneres, aus dem Drange des Herzens kommendes war, durfte nun, wie ich eben ſagte, bei dem Hauſe der Eltern und in ſeiner Nähe bleiben, ich aber mußte wieder fort. Aus ihrem Munde erfuhr ich übrigens, daß auch ſie bereit geweſen ſei, wenn es der Wille Gottes geweſen wäre, das liebe Elternhaus um Seinetwillen, vielleicht auf immer zu verlaſſen. Sie hatte, einer oft wiederholten, dringenden Einladung folgend, einige Zeit vor der Bekanntſchaft mit ihrem Bräutigam, eine Beſuchsreiſe in die Oberlauſitz, bei den Verwandten meines Schwagers, des oben (S. 158) erwähnten Arztes, gemacht. Bei dieſer Gelegenheit war ſie auch in Herrnhut geweſen, hatte der Feier eines Oſterfeſtes bei der Brüdergemeinde beigewohnt und war von dem kindlich freudigen, ſtillen Geiſte der Gottergebenheit, welcher da waltete, ſo ergriffen und hingenommen worden, daß ſie ſich ſagte: hier iſt gut ſein; hier will ich meine Hütte bauen. Sie wußte es, daß unſer Vater ſelbſt ein Freund der Brüdergemeinde ſei, und glaubte, wenn der Wille des Herrn es wäre, daß ſie hier in dieſer Gemeinde ſich ganz ſeinem Dienſte weihte, an der väterlichen Einwilligung nicht zweifeln zu dürfen. Sie traute jedoch nicht ihren Gefühlen und dem Rathe ihres Herzens allein, ſondern hörte den Rath der älteren, in den Wegen Gottes Erfahreneren. Und es wurde ihr klar, daß nicht nur die Sorge für ihr leibliches Leben — ſie war damals eben von einem gefährlichen Entzündungsfieber geneſen —, ſondern auch andere, höhere Gründe ihr geböten, ſtatt als Lehrerin der Heiden auf die Antillen oder nach Labrador zu gehen, das ihr anvertraute Pfund einer ſeltenen Geiſtesbildung im Vaterlande anzuwenden. Nun hatte ihr Gott und der Wille wie der Wunſch ihrer Eltern den Weg zu dieſer ſtillverborgenen Wirkſamkeit gezeigt, und ſie ging ihn in gläubigem Vertrauen und freudig. So ſolle ich, ſagte ſie, auch den meinigen gehen, ſelbſt dann, wenn derſelbe, ganz verſchieden von dem ihrigen, mich recht weit von dem lieben Elternhauſe hinwegführte. Nur ſolle ich nicht auf eigene Hand, ſondern an der Hand unſeres Gottes meine Wege gehen.

Wenige Monate nachher war die Hochzeit meiner Schweſter, welche mein lieber Vater, weil es die letzte der Töchter war, die er aus dem Hauſe gab (zugleich auch freilich ihm die liebſte), ganz beſonders feſtlich begehen ließ. Er wollte bei dieſer Gelegenheit die reicheren Mitbürger, die ihn ſo oft eingeladen hatten, auch einmal in ehrenhafter Weiſe bewirthen, hatte deshalb ein Feſtmahl in unſerem Rathhausſaale veranſtaltet. Ich war, um ſo wenig Zeit als möglich in meiner Schule zu verſäumen, mit der Poſt gekommen, hatte der kirchlichen Feierlichkeit der Vermählung meiner geliebten Schweſter in herzlicher Theilnahme beigewohnt, war aber vor dem Beginne der Feſtlichkeiten im Rathhausſaale entflohen, hatte mich während derſelben an dem ſchönen Herbſtnachmittage in einem Steinbruche, der weſtwärts von der Stadt lag, verſteckt. Abermals ein Zug meiner alten Schüchternheit und Scheu vor dem Zuſammenſein mit vielen, vornehm geputzten Leuten. Denn die Schweſter Johanna hatte mir die Rolle zugetheilt, daß ich dem glänzenden Feſtzuge mich anſchließen und eine meiner jungen Verwandtinnen Arm in Arm von unſerem Hauſe nach dem Rathhauſe führen ſolle.

Die Zeit, in welcher meine Schweſter nur ſcheinbar und der äußeren Form nach das Elternhaus verließ, mit welchem ſie in beſtändig nahem, nicht nur äußerem, ſondern auch innerem Verkehre blieb, traf in der Geſchichte meiner Jugend mit einer Zeit zuſammen, darin ich in Gefahr gerieth, das Vaterhaus und all' das Gute, das ich in ihm empfangen hatte, innerlich zu verlaſſen und mich ihm vielleicht auf immer zu entfremden. Ich darf dieſe Zeit der Gefahren, welche bedeutender waren, als die des leiblichen Todes, nicht ganz unerwähnt laſſen.

26. Die Entwickelungskrankheiten des Menſchenherzens.

Welche Gefahren die leiblichen Entwickelungskrankheiten, von denen die meiſten in die früheren Jahre der Kindheit fallen, der Geſundheit und dem Leben drohen und bringen können, das weiß nicht blos der beobachtende Arzt, ſondern es weiß es jede Mutter. Die Zeit, in welcher ſolche Knotenpunkte und Durchbrüche der leiblichen Natur aus einer Entwickelungsſtufe in die andere eintreten, bedarf einer ganz beſonders ſorgfältigen Ueberwachung; ſie kann ſonſt der Anfang lang fortwährender Leiden, ja des Todes werden.

Die Entwickelungskrankheiten der Menſchenſeele ſind für das innere Leben eben ſo gefährlich, wie die leiblichen für das äußere; die Zeiten, in denen ſie gewöhnlich eintreten, bedürfen einer noch ſorgfältigeren Ueberwachung und angemeſſeneren diätetiſchen Behandlung als die Uebergangsperioden der leiblichen Entfaltung bei dem innerlichen Verſchwinden der Bruſtdrüſe und dem äußeren Hervorbrechen der Zähne.

Eine ſolche Zeit der inneren Gefahren iſt im Leben des Menſchen jene, darin der Knabe zum Jüngling wird. Die größeſten unter den Gefahren, welche dieſer leiblichen wie geiſtigen Entwickelungsperiode zuſtoßen können, ſind nicht die, deren Ausbrüche in das leibliche Auge fallen, ſondern die inneren, verborgenen, namentlich die des Hochmuthes. Allerdings, groß und ſchwer genug iſt ſchon jene Verſuchung, welche dem angehenden Jüngling aus den überkräftigen Aufwallungen des Fleiſches und Blutes kommen: ſie kann ihm zu einer Todesgefahr für ſeine Seele werden; doch zeigt ſich hierbei die gute Zucht des Elternhauſes zur äußeren Ehrbarkeit, zur Schamhaftigkeit, vor Allem zur Furcht Gottes als ein wirkſames Bewahrungsmittel, ſo lange die dritte und höchſte unter dieſen Mitgaben, die Gottesfurcht, aus welcher Demuth kommt und Gehorſam, in ihrer Wirkſamkeit bleibt. Man faſſe den Entwickelungszuſtand, von welchem wir hier reden, an irgend einem wirklichen Beiſpiele näher in's Auge. Der, welcher vor Kurzem noch ein Knabe unter den Knaben war, ſteht jetzt auf einmal in hohem kräftigen Aufwuchſe da, ſeine vorhin kindlich lautende Stimme hat ſich in männlichen Baßton verwandelt; er iſt den inneren Erkenntniſſen und der Urtheilskraft nach ein Knabe, welcher vielleicht zu ſeinem Unglücke von Andern als ein Mann betrachtet und behandelt wird, ſich ſelber für einen ſolchen hält und als ſolcher geberdet: hochfahrend, wo dieſes ſein darf; abſprechend und vorlaut in ſeinem Urtheile. Wohl dem Knabenjüngling, der aus einer guten Zucht des Elternhauſes kam, wenn er nicht in die Geſellſchaft von anderen ſolchen Knabenjünglingen geräth, bei denen der Hochmuth, das eitle Geſchwätz und abſprechende Urtheil über Das, was ihnen zu hoch iſt, ſchon zu einer gewiſſen Stärke gelangt iſt, denn dieſe innere Seuche iſt anſteckender, als das Lazarethfieber.

Ich weiß nicht mehr, ob das innere Uebel, das ich ſo eben beſchrieb, zunächſt in mir ſelber ſich entwickelt hatte oder durch äußere Anſteckung hervorgerufen war, halte aber dafür, daß Beides zuſammen traf. So viel iſt gewiß, daß ich in meinem 15. und 16. Jahre ein Knabenjüngling war, der, wo er damit heraustreten durfte, voller Anſprüche, dabei als ein vorlaut in Alles hineinredender Schwätzer ſich benahm.

Mein Hauswirth und ſeine wackere Frau, beide meine Landsleute, waren fromme, gute Leute, die ſich zur Brüdergemeinde hielten. Der gute Ton, der in ihrem Hauſe herrſchte, in ihrem ſtillen Wandel ſich ausſprach, ſtimmte mit dem Tone der Umgebung, in welcher ſie lebten, nicht überein, ſie waren den ſogenannt Gebildeteren zum Geſpötte. Ein Mann, welcher, in unſeren Augen hochſtehend, auf mich und mehrere meiner Mitſchüler einen großen Einfluß hatte, ſeiner religiöſen Geſinnung nach ein ſogenannt Aufgeklärter, weckte in mir und Andern den böſen Geiſt der Spötterei auf gegen Das, was man zu unſerer Zeit das pietiſtiſche Weſen nennt. Mich ſchmerzt es tief, wenn ich daran denke, wie ich die guten, frommen Leute, die mich verwöhnten Burſchen ſo freundlich bei ſich aufgenommen hatten, innerlich ſo verkannt und mit Anderen über ſie geſpottet, wie ich ihnen durch mein unbeſcheidenes Weſen ſo mannigfachen Verdruß gemacht habe.

Dieſes war nicht die einzige ſchadhafte Stelle, an welcher aus meinem Herzen das innere Uebel hervorbrach. Es mag ſein, daß ich in einigen Dingen der Schul-, ſo wie der häuslichen Bildung vielen meiner Mitſchüler voraus war, und daß vielleicht meine ſchriftlichen Aufſätze es bezeugten, daß ich mehr Bücher geleſen hatte als ſie. Wußte ich doch ſelber ſo altklug zu ſchwatzen, wie manches Buch aus damaliger Zeit, denn ich hatte ſo eben Knigge's Werk über den Umgang mit Menſchen geleſen, ja ſogar Auszüge daraus gemacht. Ich armer Knabe, wie ſah es um meine Menſchenkenntniß aus, wie ließ ich mich gerade damals wie eine leichte Feder vom Winde nach allen Richtungen forttreiben, die mir der Umgang mit Anderen gab, an welche ich mich mit leichtſinniger Selbſtvergeſſenheit gehangen hatte.

Hochmuth, ſo ſcheint es mir, iſt bei uns Alten und Jungen, ſo wie er bei unſerem erſten Elternpaare es geweſen, der Anfang des Falles, herab aus dem Frieden in den Unfrieden aller böſen Lüſte und Thaten. Mit der Demuth zugleich war der gute Geiſt der inneren Zucht von mir gewichen, eine ſcharfe, äußere Zucht mußte mir ſpäter kommen, um mich wieder zur Demuth und mit ihr auf den beſſeren Weg zu führen, aus dem ich gewichen war. Gerade an dieſer äußeren Zucht fehlte es mir um jene Zeit gänzlich. Ein Hauptelement derſelben iſt der Fleiß, das Arbeiten im Schweiße des Angeſichtes. Ich war aber ſchon im Verlaufe des erſten Jahres aus der Schulklaſſe, darin der Fleiß des Lehrers den Fleiß der Schüler ohne Aufhören weckte und im Wachen erhielt, in eine höhere aufgeſtiegen, in welcher dieſes nicht der Fall war. Es war eine nicht ſehr große, ihren Anlagen und Kenntniſſen nach ſehr gemiſchte Zahl der Schüler, aus denen dieſe Oberklaſſe beſtand. Einige der Mitſchüler, bald im Begriffe ſtehend, an die Univerſität zu gehen, Andere, die ſich einem bürgerlichen Gewerbe oder dem Schullehrerſtande widmen oder auch gar nichts wollten, als ihrer wohlhabenden Eltern wohlverſorgtes Kind zu bleiben. Nirgends ein rechter Antrieb, noch äußere Anreizung zu Arbeiten und Lernen: ein Müßigſtehen der Kräfte, das für die Talentvolleren am gefährlichſten war. Das Wenige, was von uns gefordert wurde, leiſtete ich, wenn ich wollte, ſpielend. Ich wollte aber auch dieſes nicht immer, ſondern war je zuweilen, lachte in meinem Herzen, wenn wir, wie dies zuweilen (ſehr unnöthigerweiſe) geſchah, aufgefordert wurden, irgend einen uns aufgegebenen Satz in deutſche Verſe (Reime) zu bringen, über die Unbeholfenheit meiner meiſten Mitſchüler, bildete mir große Dinge darüber ein, daß ich hierbei, wie der Hinkende unter den lahmen Krüppeln, wie der Affe unter den jungen Kameelen, der Gewandteſte ſei.

Da mein Fleiß für die Schule ſo gut als keiner war, ſuchte ich meine Unterhaltung im Leſen von Büchern. Meine Wahl von dieſen war anfangs keine unglückliche: ich las die damals beliebteſten deutſchen Dichter, unter denen Bürger mein Liebling wurde, ſo daß ich ſeine Gedichte zum großen Theile im Gedächtniß trug. Auch mit Gleim, Hagedorn, Hölty, Kleiſt und vielen anderen alten Bekannten aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befreundete ich mich, machte ſelber Verſe genug, die mir ſpäter einmal, bei der Anwandlung eines unmuthigen Eifers gegen meine früheren Schreibereien, ein hellauflouderndes Herdfeuer gaben.

Als ein ſelbſt mir zugezogenes Unglück betrachte ich es, daß ich im zweiten Jahre meines Aufenthaltes in G. aus dem Hauſe meiner guten Landsleute hinweg und nach eigener Wahl zu einem Zeugſchmiede zog, wo ich nun vollends ohne alle äußere Beſchränkung, nur nach meinen Einfällen lebte. Mein guter Vater gab mir wöchentlich für meinen Lebensunterhalt einen halben Kronenthaler; das reichte für Frühſtück (Milch und Brod), Mittagseſſen um 1 Groſchen (4½ Kreuzer), Abendeſſen (Brod und Kartoffeln) ganz ordentlich aus, wiewohl es mir zu anderen Verſchwendungen gerade nicht viel übrig ließ. Ich wollte aber, es wäre mir gar kein Pfennig, ſo wie keine freie Stunde übrig geblieben; denn ich gerieth jetzt in den Hang zu einer Verſchwendung, welche unter allen für mich die ſchlimmſte und gefährlichſte war, weil ſie nicht nur eine Vergeudung der Zeit, ſondern der edelſten Kräfte des jugendlichen Geiſtes iſt. Für wenige Kreuzer wöchentlich konnte man ſich bei einer dortigen Leihbibliothek Bücher entlehnen; immer nur eines auf einmal, dieſes aber wohl eine ganze Woche behalten. Da gab es dann meiſt ſchlechte Romane, deren Verfaſſer und Titel ich nicht mehr zu ſagen wüßte, und ich nahm und las dieſe zum Theile mit einer Begierde wie ein Ausgehungerter, der, nur um den Magen zu füllen, Pilze und Schwämme eines Waldes verſchlingt, in den er ſich verirrt hat, ohne die Anwandlung des Tollrauſches zu achten, die ihm der Genuß des Fliegenſchwammes erregt. Welche vergiftende Bilder kamen durch dieſes Leſen in meine Phantaſie; wie nahm mir dieſe geiſtig ungeſunde, ſchlechte Koſt vollends alle Luſt und Kraft zum Fleiße, der mir verordnet war. Es war nicht zu verwundern, daß ich damals, wie ich oben (S. 37) andeutete, die Neigung am Studiren verlor und, weil ich nach Thätigkeit mich ſehnte, dem Handwerke eines Eiſenſchmiedes mich zuwenden wollte.

Hätte ſich nur ſtatt des eigentlichen Hauptelementes der gelehrten Schulbildung, ſtatt eines anregenden Unterrichtes in den alten Sprachen und der Einführung in die Schatzkammern ihrer Literatur ein anderes Element für mich gefunden, das mich geiſtig aus meiner Verſunkenheit gehoben und geweckt hätte! Wie oft lief ich in freien Stunden über Berg und Thal, pflückte manche Blume, betrachtete und beſchrieb mir ſie wohl ſogar ſchriftlich (nach dem ſchon oben S. 115 erwähnten Hange), wie oft hämmerte ich an den Felſentrümmern des Granites nach kleineren oder größeren Stücken des mehr oder minder durchſichtigen Quarzes oder nach Feldſpath herum; hätte mich Jemand die Namen (gleichſam die Sprache und Stimme) dieſer Dinge gelehrt, wie würde ich ihm das gedankt haben. Indeß wurde mir dennoch in meiner Schule ein ſolches Element gereicht. Unſer Lehrer, der Rector G., hatte Freude an der Sternkunde: er las mit uns in einer der Nachmittagsſtunden Fontanelle's Buch über die Mehrheiten der Welten. Ich kann nicht beſchreiben, welche Freude mir dieſer Unterricht machte, wie er in mir ein Sehnen, mehr von den Sternen zu wiſſen, erweckte, das ſpäter ſeine genügende Befriedigung geſucht und gefunden hat. Die Nachwirkung dieſes nur beiläufigen und im Allem nur wenige Stunden dauernden Unterrichtes iſt mir für meine nachmalige wiſſenſchaftliche Beſtimmung die wichtigſte Ausbeute geworden, die ich aus meiner Schulzeit in W. mit mir hinwegnahm.

Wie die Bücher, mit deren Leſen ich meine Zeit verſchwendete, ſo war auch zum Theile der Umgang, an dem ich mich vergnügte, von ſehr zweideutig bedenklicher Art für Bildung und Bewahrung des ſittlichen Gefühls. Ein irre geleitetes Wohlgefallen an gutem Humor und Munterkeit ließ mich in Dem, was an meinen Bekannten in dieſer Form auftrat, die ſittliche Rohheit und Ausartung überſehen. Dennoch blieb mir ein beſſeres Gefühl, das meinen Neigungen eine andere Richtung gab. So war mir unter allen meinen Schulgenoſſen Einer der bei weitem liebſte und theuerſte, der auch unter allen der ſittlichreinſte und beſte war: Fr. Gebler, welcher nachmals, ſo wie ich, zur Medizin und Naturwiſſenſchaft ſich wendete, dann als Arzt in ruſſiſchen Dienſten im Bergwerksdiſtrict Barnaul in Sibirien eine ehrenvolle Stelle, als Naturforſcher europäiſchen Ruf erlangt hat. Zu dieſem ſtillen, ernſten Knabenjüngling faßte ich eine ſo zärtliche Liebe, daß ich damals zuerſt einen recht lebendigen Vorſchmack von den Kräften und inneren Freuden einer Freundſchaft bekam, die das Herz veredelt. Dort im ſchönen Garten ſeiner Eltern, in der Jasminlaube, faßten wir Beide gute Vorſätze, machten Pläne und Entwürfe für unſer ſpäteres Leben. An dieſem meinem jungen Freunde waren die Blüthen der Demuth, der Beſcheidenheit und der Zucht noch unverletzt geblieben, es war für mich ein großer Schmerz, als er ſeine Vaterſtadt und ihre Schule verließ und an einem anderen Orte in eine — andere Schule einwar. Ich bin übrigens mit ihm bis zu ſeinem Tode in einem geiſtigen Verkehr geblieben.

Dieſem Beiſpiele der Auswanderung folgte dann auch ich bald hernach an einen Ort, dahin mich, wie den wandernden Vogel, ein verſorgender Geiſt führte, der über dem geiſtigen Leben des Menſchen eben ſo väterlich treu waltet, wie über dem leiblichen Leben des Thieres. Den Wandervogel, der ſo eben auf ſeiner Reiſe der Schlinge oder dem Jägernetze und in dieſen der Todesgefahr entging, mag es nicht gelüſten, auf dieſe Fallſtricke „der Menſchenliſt und des Menſchenwitzes" zurück zu ſchauen. Auch mich wandelt ein ähnlicher Drang zum Davoneilen an, wenn ich an die Fallſtricke der Verführung denke, welche mir während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in G. menſchliche Bosheit legte, die mich zum Deckmantel ihrer Schuld machen wollte. Auch hierbei hätte ſich faſt das alte Sprüchwort an mir bewährt: Hochmuth kommt vor dem Fall, denn die geſchmeichelte Eitelkeit war es zunächſt, welche mit ihrem Netze mich umſpann. Der leibliche Tod unter vielen Schmerzen wäre mir beſſer geweſen, als in all' ſeinen Folgen dieſer innere Tod der Sünde und der Schande. Aber, Gott Lob! ſie beſchloſſen einen Rath, und es ward Nichts daraus. Ich ward vor dem Falle durch Gottes Hand und auch durch die Warnungen meines Vaters, den, wie er mir ſpäter ſagte, ein Traum dazu getrieben, bewahrt. Daß ich aber überhaupt in eine ſolche Gefahr der Verführung mich ſtürzen konnte, das iſt mir noch jetzt eine jener tiefbeugenden Erinnerungen, welche uns übrigens im Fortgange unſerer ſpäteren, aufwärts ſtrebenden Entwickelung, wie der Schlaguhr ihre Gewichte, beigegeben ſind. Denn auch von ihnen gilt das Sprüchwort: ubi onus, ibi honos. „aus ſchwerem Drang kommt lauter Klang", und es gibt ein Ohr, das dieſen Klang hört und ſeinen Sinn verſteht.

Auf, und laſſet uns von hinnen eilen!

27. Die Wiederkehr.

Schon ſeit dem Abgange meines Freundes Gebler an eine andere Schule und bei dem nahe bevorſtehenden Hinweggehen eines anderen, mir durch ſeine munteren Einfälle lieben, höchſt gutmüthigen Schulgenoſſen an das Pädagogium in Halle, war mir der längere Aufenthalt in G. verleidet worden. Er wurde es noch mehr durch die Erfahrung, die, wie ich ſo eben ſagte, mich aus meiner Dumpfheit ſehr aufgeſchreckt hatte. Auch wußte ich, daß mein Vater geneigt ſei, mich an eine andere Schule zu bringen, wo für mich mehr Antrieb zum Fleiße, mehr Gelegenheit zum Lernen gefunden würde, als an der bisher beſuchten. Unſere Ernteferien ſollten in wenig Tagen beginnen, für mich gab es nichts mehr zu thun, ich ſtand müßig auf der Brücke, die über die Elſter hinüber nach einem der fürſtlichen Luſtgärten führt. Da trat Einer meiner Schulgenoſſen zu mir heran und fragte mich, ob ich nicht mit ihm eine Reiſe machen wolle nach Weimar; dort ſei eine recht vortreffliche Schule, ſein Vater, der daſelbſt einen Freund habe, ſei geſonnen, ihn in dieſe Schule zu bringen, und er gehe jetzt hin, um ſich Wohnung und Koſt zu beſtellen. In drei, höchſtens in vier Tagen könnten wir hin und her kommen.

Ich wußte von Weimar ſonſt wenig, hatte aber gehört, es wohne dort ein berühmter Mann, Namens Herder, und gäbe auch andere recht berühmte Männer daſelbſt. Später iſt mir es oft beachtenswerth vorgekommen und erſcheint mir noch jetzt ſo, daß mir unter all' den anderen berühmten Namen gerade der von Herder ſo tief im Gedächtniſſe geblieben war, daß ich, als mir Weimar genannt wurde, zunächſt nur an ihn dachte. Denn ich werde nachher erwähnen, welche Bedeutung für mein ganzes ſpäteres Leben mein Aufenthalt in Weimar durch Herder's geiſtigen Einfluß empfing. Meines Schulgenoſſen Aufforderung regte augenblicklich meine Reiſeluſt an; ich war freilich, dies ſagte ich ihm, nur im eignen, freien Beſitz von einigen Groſchen Geld, er aber meinte, dies werde ſchon ausreichen, er ſelber habe auch nicht viel mehr. Und ſo wurde denn, da meine Eltern mich auch erſt ungefähr nach Verlauf einer Woche erwarteten, und mein Vater mir ſchon früher die Erlaubniß zu kleinen Fußreiſen gerne gegeben hatte, die Reiſe für den anderen Tag verabredet und feſtgeſetzt.

Es mag wohl ſein, daß uns zuweilen auch auf unſeren Wegen, wenn ſie zu einem Ziele führen, das irgend einen wichtigen Scheidepunkt unſeres Lebens bildet, eine Vorahndung begleitet von Dem, was wir jetzt finden ſollen. Meine Stimmung auf dieſer Fußreiſe, am Morgen über die von Thau befeuchteten, im Strahl der aufgehenden Sonne ſchimmernden Wieſen, in den heißen Stunden durch die Felder, wo die Schnitter ihre reifen Saaten mäheten und in Garben banden, dann durch den dichtſchattigen Wald, war eine ſo ganz beſondere, fröhlich ernſte, wie ſie es mir nur auf wenig andern Reiſen geweſen iſt. Alles erſchien mir merkwürdig und bedeutend, ſogar das Stücklein Commißbrod, das mir ein alter, frommer Bauer aus ſeinem Sacke reichte, als ich, zum erſten Male in meinem Leben, von der ohnmachtähnlichen Anwandlung des

Heißhungers ergriffen, an der Lehne eines hölzernen Steges ſtehen blieb und nicht weiter konnte*). Mit einer Art von Ehrfurcht erfüllte mich der Anblick der ſchön im Saalthale gelegenen Stadt Jena, dahin wir am anderen Morgen kamen. Oben auf der Höhe, an welche ſich jenſeits des Mühlthales die Kunſtſtraße in ſchneckenartigen Windungen hinaufzieht, kamen, fröhlich ſingend einige Studenten zu uns. Der Eine von ihnen, ein blühend ſchöner freundlicher Jüngling, redete mich, als ich ehrerbietig ihn grüßte, an, und ſeine Fragen, wie meine Antworten, wurden zu einem zutraulichen Geſpräche, deſſen Inhalt mir über den trefflichen Zuſtand der berühmten Schule zu Weimar ſehr dankenswerthe Belehrung gab. Dieſer Jüngling war Froriep, der nachmals ſo vielthätige, in der gelehrten Welt rühmlich bekannt gewordene Mann. Er trat bald nachher als Lehrer der Medizin in Jena auf, und ſechs Jahre nach dieſem erſten Zuſammentreffen hörte auch ich Vorleſungen bei ihm.

Da waren wir denn in dem damaligen Athen von Deutſchland: in Weimar. Mein Reiſegefährte war zu den Bekannten ſeines Vaters gegangen, ich wanderte allein durch die Gaſſen. Bei jedem Hauſe hätte ich gern gefragt, welch' ein berühmter Mann darin wohne; ich lauſchte, ſo viel ich's vermochte, auf alle Geſpräche der Vorübergehenden, weil mir hier in Weimar Alles des Aufmerkens werth ſchien. Meinte ich doch ſelbſt in dem bürgerlichen Gaſthofe, darin ich mit einem, während der anderthalbtägigen, ſchmalen Koſt ſehr kräftig herangewachſenen Appetit mein Gemüſkraut und Schöpſenfleiſch verzehrte, an den Wirthsleuten und Gäſten Spuren einer höheren Bildung zu bemerken, als ich ſonſt jemals bei dem Volke gefunden hatte.

---

*) M. v. mein Altes und Neues Bd. IV, Abthl. 2 die 10te Erzählung.

Mein Reiſegefährte, obgleich an Alter mir nicht voran und an leiblicher Größe mir hoch aufgeſchoſſenem Burſchen ſehr nachſtehend, übertraf mich dennoch weit an Weltklugheit und äußerer Gewandtheit. Er hatte in den wenigen Stunden unſeres Hierſeins ſchon Landsleute unter den Schülern aufgeſucht und ſich, wie mich, mit ihnen bekannt gemacht. Bei Einem von dieſen, der in demſelben Hauſe wohnte, dahin ich ſpäter zur Miethe zog, fand ich gaſtliche Aufnahme für die nächſte Nacht. Auf ſeinen Rath machten wir Beide, mein Reiſegefährte und ich, am andern Morgen einen Beſuch bei dem Director des Gymnaſiums, dem berühmten Böttiger, baten um Erlaubniß, als Gäſte einige Lehrſtunden in ſeiner Schulklaſſe beſuchen zu dürfen, weil es unſer ſehnlicher Wunſch ſei, möglichſt bald ganz als Schüler in dieſelbe einzutreten. Der wohlwollende Mann nahm uns gütig auf; durch ſeine Freundlichkeit gewann er mein ganzes Herz. Wir wohnten einigen ſeiner Lehrſtunden bei. Wie ganz anders nahmen ſich hier Homer und Horaz aus, als da, wo uns ihr Name bei dem ſchleppend langweiligen Herumnagen am todten Worte genannt worden war. Alles, auch das gründlichſt tiefe Eingehen in den grammatiſchen Bau der Rede, wurde mir hier annehmlich und lebendig; ich ſah nicht mehr nur die Buchſtaben in meinem Buche, ſondern Geſtalten der Helden vor Troja kämpfend; die Worte des Dichters vom Ufer der Tiber wurden mir zum ergreifenden Geſange, während ſie mir anderswo als eine Gehäuſe von Geigen, Harfen und Trompeten erſchienen waren, aus denen der Finger, oder der Mundhauch eines unter ihnen Sitzenden bald dieſen bald jenen vereinzelten Ton hervorlockt. Böttiger, den wir da hörten, lebte als ein Einheimiſcher, mit Freude und Luſt unter den Alten; mir ging das Herz auf zu gleichartiger Freude und Luſt.

Noch an demſelben Tage traten wir unſern Rückweg an, nicht ſowohl wegen Mangel an Zeit, als wegen Mangel an Reiſegeld. Mir war es, wie Einem, der zum erſten Male aus dem nächtlichen Dunkel hinaus, durch ein recht mächtiges Rieſenteleſkop in die Wunder des Sternenhimmels geſchaut hat. Nicht ſowohl Das, was ich ſchon wirklich darinnen geſehen, als Das, was ich mir hineingeträumt hatte in die neue Welt, dahin ich ſo eben eingeführt worden war, ging mir nach, als ich, ſchweigend, neben meinem verehrteren Begleiter im Scheine der untergehenden Sonne und dann des Mondes meines Weges zum ländlichen Nachtlager dahinſchritt.

Nach wenig Tagen war ich daheim, im lieben Vaterhauſe. Wovon das Herz voll war, davon ging der Mund über; ich wußte nur von Weimar, von ſeinen berühmten Leuten und ſeiner vortrefflichen Schule zu reden. Meine Erzählung war zunächſt nur an meine geliebte Schweſter gerichtet, die ſogleich, da ſie von meiner Ankunft gehört hatte, zu den Eltern gekommen war. Der Vater hörte ernſt und ſchweigend zu. Er nahm mich am anderen Morgen auf ſein Zimmer allein. Er wußte ſchon Vieles, durch meine und fremde Briefe, von meiner letzten Zeit in G.; ich ſagte ihm aufrichtig Alles. Er verſtand meine Thränen, er reichte mir ſeine Hand, als wolle er mich aufrichten. In G., ſo ſagte er, ſollſt und kannſt du freilich nicht bleiben; ich werde dich an eine andere Schule gehen laſſen, darüber wir uns näher bedenken wollen.

Mein Vater dachte zunächſt an Altenburg, deſſen Schule damals unter der Leitung des Rektor Lorenz ſtand, eines ehrenwerthen, im Lehramte ergrauten Mannes. Von Waldenburg, dem Wohnſitze meines Schwagers, des Apothekers, waren nur wenig Stunden Weges bis nach Altenburg, ich erhielt Erlaubniß, an beiden Orten einen Beſuch zu machen. Auf dem Wege zu meinen Geſchwiſtern wachten die Erinnerungen an alles Das in mir auf, was in mir vorgegangen war, als ich vor anderthalb Jahren deſſelben Weges gekommen war (nach S. 218 u. f.). Wie öde, wie dunkel, wie unbegreiflich erſchien mir meine Führung und mein Treiben während dieſer letzten, meiſt unnütz verlorenen Zeit. Das konnte nicht ſo bleiben, aber wo ſollte es hinausgehen? Es mußte vor Allem, das fühlte ich, in mir ſelber anders werden. Wie aber konnte das geſchehen? Das Dunkel blieb, denn ich erkannte mich ſelber nicht, wußte nicht recht, was mir eigentlich fehlte.“

Ich kam nach Altenburg, erhielt auch dort von dem guten, gefälligen Rektor Erlaubniß, den Lehrſtunden in ſeiner Klaſſe beizuwohnen; machte Bekanntſchaft mit einigen Schülern. Es lag nicht an meinem Willen; ich konnte mir nicht helfen; ich dachte und fühlte: kein Weimar iſt dieſes nicht. Ja, nur Weimar und ſeine Schule lag mir im Sinn; wenn ich dorthin käme, ſo dachte ich, da wollte ich ganz anderen, beſſeren Fleiß anwenden als ſeither; dahin ginge ich mit rechter Luſt, nach Altenburg aber nicht. Ich theilte Alles, was ich dachte und fühlte, meinem verſtändigen Schwager in Waldenburg mit; er billigte mein Verlangen. Ich ſchrieb einen recht herzlichen Brief an meinen guten Vater. Sein Inhalt, ſeine Form, unterſtützt durch die Fürſprache meiner verſtändigen, bei dem Vater vielgeltenden Schweſter Wirth und meines früheren Lehrers, des Rektors Koch, fanden guten Eingang; bald nach meiner Heimkehr theilte mir die Schweſter die treffliche

Nachricht mit. Der Vater aber, nach ſeiner Weiſe, hielt mich noch in ſtiller Erwartung. Er fragte mich noch viel über den Grund meiner Vorliebe für Weimar aus; hörte mich geduldig an. „Vor der Hand“, ſo ſagte er, „bleibſt du einige Zeit hier bei mir. Du haſt das Arbeiten verlernt, und Das, was dem Fleiße ſein Gedeihen, wie ſeinen Segen gibt, verſäumt; wir wollen hoffen, das wird wieder anders.“

Und, wenigſtens ein Anfang im Anderswerden wurde während des diesmaligen Aufenthaltes im Vaterhauſe bei mir gemacht. Das Erſte war, daß mein Vater mich zu ſich auf ſein Zimmer nahm und mich vom Morgen bis zum Abend, mit Ausnahme der Stunde, die er mir für die Bewegung im Freien ließ, ganz tüchtig mit Aufgaben beſchäftigte. Ich war wirklich des Arbeitens entwöhnt; das Gebot dazu war mir noch ein äußeres, das mich beläſtigte. Es wurde mir aber bald zu einem inneren; zu einem Drange, der die Kraft ſeiner Bewegung in ſich hatte.

Aber wie ſtand es in anderer Weiſe mit mir? Ich will das kurz ſagen, ſo unbegreiflich mir es ſelber erſcheint. Ich war voller Hochmuth, wie eine Seifenblaſe, welche darum ſo hoch ſteigt, weil ſie ganz leer iſt. Bei dem Gelingen meiner ſchülerhaften Arbeiten, die zwar nicht mein Vater, der nur in negativer Weiſe, indem er nicht tadelte, ſeine Billigung ausſprach, wohl aber ich ſelber in meiner Einbildung hoch erhob und lobte, dünkte ich mich ſo viel, als ſei ich ein ſchon fertiger Gelehrter, und je höher ich im falſchen Wahne ſtieg, deſto tiefer ſank ich in der Kraft und Wahrheit. Zwar die gewohnte Ehrerbietung vor dem Vater hielt mich vor ſeinen Augen in ſcheinbar guter Zucht, die andern Alle aber ließ ich ohne Scheu mein unbeſcheidenes, eigenwilliges Weſen ſchauen und fühlen.

Wie oft hat mich ſpäter das Andenken an ihre mit mir getragene Nachſicht und Geduld beſchämt und gebeugt; ich war damals noch immer in Gefahr, ein grundverdorbener, in alle Verirrungen der Unvernunft und Sinnlichkeit verſunkener Taugenichts zu werden.

Da nahm mich Gott noch während der letzten Woche meines Aufenthaltes im Elternhauſe in eine Schule der Thränen und des Leides, die mir nicht nur für meine damalige Stimmung, ſondern für mein ganzes ſpäteres Leben eine heilſame Weckſtimme und ernſte Erinnerung geweſen und geworden iſt. Es war dieſes ein Moment meiner inneren Entwickelungsgeſchichte, bei deſſen Beachtung ich einige Augenblicke verweilen muß.

28. Der ernſte Jahreswechſel.

Am Morgen des Weinachtsabend-Tages (1796) ward mein Vater von einem Nervenſchlag befallen, ſo daß er in ſeinem Studierzimmer bewußtlos zu Boden ſank. Aus dieſem Zuſtande erholte er ſich zwar ſo bald wieder, daß er noch am Abend dieſes Tages den Seinigen mit der nicht gelähmten (linken) Hand die Weihnachtsgaben austheilen konnte, die er für ſie beſtimmt hatte, wobei er manches, tief zu Herzen gehende Wort zu uns ſprach; dennoch war uns die ſonſt ſo fröhliche Feſtzeit zu Tagen der Angſt und Sorgen, ſo wie der tiefen Trauer geworden. Es ſollte aber hierzu für uns Alle noch ein neues Leid kommen. Acht Tage nachher, in der Neujahrsnacht, ſtarb das Kind meiner Schweſter, welches, obgleich erſt wenige Monate alt, durch ſein munteres, liebliches Weſen die Freude unſeres ganzen Hauſes, namentlich aber meines Vaters, geweſen war. Noch am Tage ſeines Todes war es munter und geſund; ſeine Mutter hatte, als ſie ſtill in ihrem Zimwer das Jahr im Gebet beſchloß, mit Thränen der Freude und des Dankes auf das ſchlafende Kind geblickt, wenige Stunden nachher ſah ſie mit Thränen des Schmerzens ſeine Leiche. Dies war allerdings ein ernſter Anfang des neuen Jahres, deſſen erſten Tag ich noch in Trauer mit den Meinigen zubrachte. Aber meine Zeit bis zum beſtimmten Eintritt in die Schule zu Weimar war gemeſſen, heute noch wollte ich meinen Weg, zunächſt nach Lichtenſtein zu meiner Schweſter, antreten. Es war ſchon gegen Abend, als ich von den Meinigen und zuletzt von dem theuren Vater Abſchied nahm. Dieſer entließ mich mit liebevollem Ernſte, mich erinnernd, daß es ja wohl das letzte Mal ſein könne, daß wir uns ſähen. Er gab mir ſeinen Segen und bat Gott, „daß er mich doch ſeine heilige Wege führen, alle hochfahrende eigene aber mir mit Dornen vermachen wolle.“

Die Sterne leuchteten ſchon über dem Schnee, da ich vom Berge hinab in das Thal ging. Das Rauſchen des Baches war verſtummt, denn ihn bedeckte eine dicke Eisrinde und tiefer Schnee. Die Eisrinde aber an meinem jungen Herzen war zerbrochen, ein Licht der Erbarmung, welche das Menſchenherz immer zu ſich ziehen und locken will, fiel auf meine Thränen. Ich dachte an den kranken Vater und an das heute von uns geſchiedene, liebe Kind, dachte an ſeine Mutter, die vereinſamt um das Kind trauerte, dachte an mich, der vielleicht bald um den Vater trauern und als ein vereinſamter Waiſe ſeinen Weg gehen werde.

Die Zeit der kleinen Fußreiſe war mir vergangen, ich wußte nicht wie? denn die Selbſtvergeſſenheit im tiefſten Leide des Herzens hat eben ſo wenig ein Maaß der Zeit, als die Selbſtvergeſſenheit beim Aufſchwunge der Freude.

Meine Schweſter hatte mich mit Verlangen erwartet. Dieſe meine älteſte Schweſter war von ſo zärtlichem Gemüthe und ihren Eltern in ſolcher Liebe zugethan, daß ihr ſchon der Gedanke an den möglichen Verluſt des Vaters ſehr ſchwer zu ertragen war. Gott hat ſie auch denſelben nicht erleben laſſen, ſondern hat ſie wenige Jahre nachher aus allem Leid und allen Sorgen der Erde hinweggenommen; den Vater aber hat er uns noch acht Jahre erhalten, bis dahin, wo auch ich, als promovirter Arzt, ſeinen Sorgen entwachſen war. Heute, da ich mit meiner Schweſter am Abend des Neujahrstages beiſammen ſaß, dachten wir das nicht, ſondern waren wie die Leidtragenden um einen Vater, den man ſchon an einem der nächſten Tage zu Grabe trägt.

Ich mußte wieder über Greiz reiſen, theils um, nach dem ausdrücklichen Begehren meines Vaters, bei meinen bisherigen Lehrern mich zu beurlauben und ihnen für den genoſſenen Unterricht zu danken, theils aber auch, um den Schulgenoſſen abzuholen, der mich zu der erſten Beſuchsreiſe nach Weimar veranlaßt hatte und mir hierdurch ein Führer auf dieſe neue, bedeutungsvolle Strecke meines Lebensweges geworden war. Denn auch dieſer hatte ſeinen Eintritt in das dortige Gymnaſium bis nach dem neuen Jahre verſchoben. Der Vater dieſes meines Schulfreundes, Poſtmeiſter in Zeulenroda bei Greiz, hatte im Auftrage meines Vaters ein Fuhrwerk für uns und unſere Sachen beſorgt, unſere Abreiſe aber verzog ſich bis zum Mittage des anderen Tages. Es war ein Feſttag: das hohe neue Jahr, die Winterſonne ſchien hell auf den weißen Schnee, ich war mit meinen Gedanken daheim, im Elternhauſe. Die Zeit zwar verging hierbei in ihrem gewohnten raſchen Laufe, und die Sonne war ſchon über die Mitte ihres nachmittägigen Laufes gekommen, unſer Fuhrwerk ging aber in ſehr langſamen Laufe, und in zwei Stunden waren wir noch kaum bis an die zweite Stundenſäule gekommen, über welche auch ein mittelmäßiger Fußgänger in derſelben Zeit längſt würde hinaus geweſen ſein. Da ergriff mich die Ungeduld, denn ich war kein mittelmäßiger, ſondern ein guter Fußgänger, fühlte überdies auch ein Verlangen, mit meinen Gedanken allein zu ſein. Ich ſtieg vom Wagen, ließ meinen wärmenden Ueberrock und anderes Reiſegepäck darin zurück und eilte raſcher. Schrittes voran, in der Abſicht, bis zu dem Orte des Nachtlagers zu gehen und dort meines Reiſegefährten und des langſamen Fuhrwerkes zu warten. Aber ich hatte verſäumt, mich bei unſerem Fuhrmanne nach dem Orte zu erkundigen, an dem er Halt machen wolle, hielt dieſes jedoch auch nicht für nöthig, da ja die Poſtſtraße ſo kenntlich war, daß man, ſo meinte ich, ſie gar nicht verfehlen könnte. Auch hatte mich, als ich nach etwa einer Stunde an eine Stelle kam, wo zwei Fuhrwege ſich ſchieden, ein mir begegnender Mann, den ich um die Straße nach Weimar befragte, auf die Poſtſtraße gewieſen, die über Neuſtadt an der Orla führt. Die Sonne war am Untergehen, als ich dahin kam, und indem ich die Schnelligkeit, mit welcher ich vorwärts vorgeſchritten war, mit der Langſamkeit unſeres Fuhrwerkes verglich, das wahrſcheinlich im Verlaufe des Nachmittags noch einmal angehalten hatte, konnte ich leicht berechnen, daß Neuſtadt der Ort ſein müſſe, der zu unſerem Nachtlager beſtimmt ſei.

Im Gaſthauſe der Poſt, denn wo ſollte unſer Poſtfuhrwerk anders einkehren, fand ich bei meinem Hineintreten das Gaſtzimmer ſehr gefüllt, namentlich den Haupttiſch mit ſeinen Ehrenplätzen durch eine Geſellſchaft von

Herren beſetzt, die, wie ich nachher erfuhr, im Auftrage der Regierung hier verſammelt waren, um über eine für die ganze Gegend wichtige Sache zu berathen. Ich nahm meinen Sitz an einem Nebentiſche, bei einem Bergmanne ein, mit welchem ich mich gut unterhielt. Mein mäßiges Abendeſſen war bald beendigt, ich wartete eine Stunde nach der andern auf unſern Wagen, bis mich der Wirth, dem ich meine Verlegenheit mittheilte, darüber belehrte, daß mein Warten hier in Neuſtadt wohl vergeblich ſein werde. Denn mein Fuhrwerk habe in jedem Falle den näheren und bequemeren Weg über Roda eingeſchlagen, und wenn ich es finden wolle, dürfe ich nur wieder zurückgehen zu der Stelle, bei welcher ich die Straße nach Roda verlaſſen habe, und auf dieſer eine Stunde (?) weit fortgehen, dann würde ich in einem Orte, den er mir bezeichnete, höchſt wahrſcheinlich meine Fuhre finden.

Um die etlichen Stunden Weges, die ich in Folge der erhaltenen Weiſung hätte müſſen zurückgehen, war es mir nicht zu thun. Aber mein Hochmuth oder Ehrgeiz ließ mir das Umkehren auf dem geraden Wege nicht zu. Wie? ſo ſagte ich bei mir ſelber, ſolle ich mich von meinem Reiſegefährten und unſerem alten Poſtknechte auslachen laſſen darüber, daß ich aus Verſehen nicht den Fahrweg der Karrenſchieber, ſondern die Poſtſtraße gegangen bin? Nein, das thue ich nicht, ich bleibe jetzt, wo ich bin, und gehe meinen eigenen Weg.

Nun dieſes „den eigenen Weg gehen“ wurde mir noch in derſelben Nacht und am anderen Tage ſchwer genug gemacht. Es ſollte mir wohl im Kleinen ein Vorbild von Dem ſein, was mir mein lieber Vater bei dem letzten Abſchiede von ihm ein Vermachen mit Dornen genannt hatte.

In der Umgegend von Neuſtadt, an manchen Orten des Orlathales, hatten ſich einzelne Fälle von einer ſchnell tödtlichen Seuche unter dem Rindviehe gezeigt. Die Regierung hatte eine Kommiſſion von Sachverſtändigen angeordnet, welche in Neuſtadt zuſammentreten, den Beſtand der Krankheit unterſuchen und über die Mittel zu ihrer Abwehr ſich berathen ſollten. Die Herren, denen dieſer Auftrag ertheilt worden war, hatten, vielleicht um Aufſehen zu vermeiden, vielleicht auch aus ſchonender Rückſicht auf das Wirthsgeſchäft des Poſtmeiſters, in deſſen Stalle ein Stück Vieh gefallen war, die Nacht zu ihrer Unterſuchung des Thatbeſtandes gewählt und unglücklicher Weiſe für mich wurde das eckelhafte Geſchäft der Zergliederung der an der Seuche gefallenen Kuh, der Kälte halber, welche die Herren ſcheuten, in dem großen Gaſtzimmer vorgenommen, in welchem man mir meine Streu zum Nachtlager angewieſen hatte. Da war denn freilich an kein Einſchlafen zu denken. Bald hielt mich der Lärmen und der mit dem Tabaksqualm vermiſchte, übelriechende Brodem, der aus dem zerſchnittenen Leibe des gefallenen Thieres hervordrang, bald die Kälte munter, die mit der friſchen Winterluft zugleich durch die offen ſtehende Thüre hereinzog. Und als nun endlich nach Mitternacht das Zimmer von dem Gegenſtande des Abſcheues geräumt, und eine Art von nächtlicher Stille eingetreten war, da ließ mich der Froſt nicht ſchlafen, der meine Glieder gepackt hatte. Denn ich war nur mit meinem leichten Tuchrocke zugedeckt; die wärmeren Kleider hatte ich, wie ſchon geſagt, im Wagen zurückgelaſſen. Ich war deshalb nicht wenig froh, als ſchon nach wenig Stunden der Hausknecht kam, um einige Landfuhrleute zu wecken. Dieſer wackere Mann führte mir auf mein Begehren einen Taglöhner des Hauſes zu, der mich einen näheren Weg nach dem Saalthale hinab führen ſollte. Mein Begleiter mußte bald wieder im Hauſe bei ſeinem Geſchäfte ſein, auch ich ſehnte mich von Herzen, ſo bald als nur möglich aus dieſem Hauſe hinaus in's Freie und in Bewegung zu kommen: ſo zogen wir denn noch im tiefſten Dunkel der Nacht unſeres Weges.

Es war ein ungewöhnlich kalter Morgen; der Himmel hin und wieder mit Nebelgewölke verhüllt. Der Steg zog ſich neben einem engen Thale, am ſteilen Berggelände hin; das Kreiſchen einer geborſtenen Tanne, mit welcher der Nordwind ſpielte, wurde weithin durch die Stille der Nacht gehört. Beim Grauen des Morgens, als die Krähen aufwachten und nach Futter ſchrieen, kamen wir an das kleine Städtchen, bis zu welchem mein Begleiter mich führen wollte. Mein Reiſegeld hatte ich, bis auf wenige Groſchen, die in meiner Taſche waren, im Wagen gelaſſen; für die wenigen Pfennige, die mir nach Abzug des Botenlohnes noch übrig blieben, nahm ich zum Frühſtücke einige warme Semmeln zu mir und ging dann nachdenklich „meinen eigenen Weg“ gegen Kahla im ſchönen Saalthale hinunter.

Ein ſeltener Einfall verleitete mich, nicht geraden Weges durch die Univerſitätsſtadt Jena, ſondern um dieſelbe herum, an dem Bache hinaufzugehen, der aus dem Mühlthale kommt. Da mußte ich, ohnehin ſchon matt vom Hunger und von der Schlafloſigkeit in der vergangenen Nacht, auch noch über Felder und Wieſen, bald rechts, bald links am Ufer des Baches hinauf und hinabſteigend mir meinen eigenen Weg im Schnee bahnen und kam ſo mit verdoppelter Ermüdung im Mühlthale an. Ich ſchlich mit langſamem Schritte auf der Straße fort, und als ich nach Einbruch der Nacht noch etwa eine Stunde nach

Weimar zu gehen hatte, ſetzten mir die Ermüdung, der Hunger und die große Kälte ſo zu, daß ich, von Schläfrigkeit überwältigt, nicht mehr weiter gehen konnte. Ich ſuchte mir einen Sitz auf einer beſchneiten ſteinernen Bank an der Straße, lehnte mich an einen Baum und gab mich einem Schlafe hin, der wohl in Kurzem mein letzter Schlaf geworden wäre. Da ſendete mir Gott als gute, rettende Engel zwei brave Handwerksburſche zu, die mich ſitzen ſahen, mich mit Gewalt ermunterten und eine Zeit lang mit ſich fortführten. Die guten Leute hatten auch Geduld mit mir, gingen meinetwegen ganz langſam und ließen mich nicht mehr von ſich, bis wir in die Stadt kamen. Hier ging ich ſogleich in die ſchon bei meinem erſten Beſuche in Weimar mündlich und dann auch durch einen Brief für mich beſtellte Wohnung, um die freundlichen früheren Bekannten aufzuſuchen, die in demſelben Hauſe wohnten. Ich fand ſie nicht daheim, ich ging, ſie in ihrem Koſthauſe aufzufinden. Auch hier waren ſie nicht mehr, aber mir ward ungefragt zu Theil, was ich bedurfte: ein Ruheſitz im mäßig erwärmten Zimmer, eine mäßige Abendkoſt, die mich bekräftigte und bald nachher das Gefühl und der Genuß des Daheimſeins, nicht nur in einer eigenen kleinen, freundlich gelegenen Wohnung, ſondern in einer Stadt, welche vor allen anderen geeignet war, mir eine geiſtige Zuchtmeiſterin und zugleich Pflegemutter zu werden.

29. Ein heilſames Herabſteigen.

Es bedurfte bei mir keiner langen und tiefgehenden Erfahrung, um mich zu der Ueberzeugung zu bringen, daß meine Verpflanzung nach Weimar für mich ein ſehr großes Glück geweſen ſei; erſt ſpäter aber habe ich dieſes Glück recht in ſeinem vollen Umfange erkannt. Aus dieſer Erkenntniß kam mir dann auch erſt das rechte Licht über die Bedeutung des Umweges, den meine Lebensführung in den früheren Schuljahren gemacht hatte. Ich würde niemals nach Weimar gekommen ſein, wäre ich nicht zuerſt an einen anderen Ort verſchlagen worden, wo ſich für mich keine rechte Bleibeſtätte fand. Wäre dieſes nur einigermaßen anders geweſen, dann würde mein Vater zu ſeiner Auswanderung an eine andere Schule ſeine Einwilligung gegeben haben; ich wäre nicht dahin gekommen, wo gerade für mein inneres Wachsthum der rechte angemeſſene Boden und die rechte Sonne war.

Ich muß noch einmal zu der ſchon oben (S. 71) anerkannten Wahrheit zurückkehren, daß die geiſtige Natur des Menſchen zu ihrem Erwachen und zu ihrer Erhebung aus der Thierheit in das ihr angemeſſene höhere Element einer Anregung bedürfe durch Etwas, das höher ſteht an Kraft. Die Bewunderung dieſes Höheren iſt es, an welcher das innere Leben erwacht und nach ſeiner eigenthümlichen Richtung ſich entwickelt. Die Wirkung des äußeren anregenden Lichtſtrahles wird um ſo ſtärker ſein, je tiefer das Dunkel iſt, in das er hineinfällt; damit er aber in ſeiner vollen Kraft in das Dunkel hineinbrechen könne, muß von dieſem die Nebelhülle hinweggenommen werden, die ſein Eindringen verhindert. Zu bewundern gab es für mich auf dem geiſtigen Boden, in den ich jetzt verſetzt war, Vieles, in meinem Verſtand und Wiſſen ſah es auch dunkel genug aus, der Nebel, welcher über dieſem Dunkel ſchwebte, war meine leere Einbildung, und dieſe wurde gar bald gründlich zunichte gemacht.

In der Schule, aus der ich kam, hatte ich mich, ohne daß dort ein eigentlicher Rang ausgeſprochen war, unter den erſten Schülern der Oberklaſſe gehalten, in Weimar wurde ich zwar auch in die Oberklaſſe, nicht aber als einer der erſten, ſondern als einer der letzten Schüler, deren Zahl über 60 betrug, eingereiht. Und wie ſtaunte ich da, wie bewunderte ich es, wenn ich von meinen Mitſchülern Antworten auf Fragen vernahm, welche über den Kreis meines beſchränkten Wiſſens und Denkens weit hinaus lagen, oder wenn ich in ihren mündlichen oder ſchriftlichen Ueberſetzungen ein Verſtändniß des klaſſiſchen Alterthums und ſeiner Sprachen bemerkte, zu deſſen Höhe ich wie nach einem für mich unerſteiglich hohen Thurme aufſah. Einige Zeit wurde ich im Schweigen geübt, ich ſaß als ſtiller Hörer und Bewunderer an meinem Platze und erröthete oft vor mir ſelber, wenn ich mich in die Verlegenheit hineindachte, in welche ich gerathen würde, wenn eine der Fragen, die der Lehrer that, an mich gerichtet würde. So wurde ich zuerſt recht gründlich von meinem bodenloſen Dünkel geheilt und gedemüthigt, und die Anregung des Bewunderns konnte nun in ihrer vollen, heilſamen Kraft auf mich einwirken; ich war zu einem Eifer im Arbeiten und Lernen erwacht, der nicht ohne Früchte blieb. Dieſem Eifer fehlte es auch nicht an Aufmunterung. Meine Lehrer nahmen den guten, ernſtlichen Willen für die That, meine Aufſätze und bald auch meine mündlichen Antworten zeigten ihnen, daß ich an Kenntniſſen zunahm und wuchs; Böttiger namentlich war gegen mich ſehr freundlich und gütig.

Auch unter meinen Mitſchülern fand ich jetzt Freunde, wie ich ſie gerade in dieſer Zeit am meiſten bedurfte. Sie gingen mir an äußerer Bildung weit voran; ſie wußten ſelbſt im gewöhnlichen, geſelligen Umgange über Dinge ganz verſtändig zu ſprechen, von denen ich niemals Etwas geſehen noch gehört hatte. Dennoch nahmen ſie mich gern in ihre Geſellſchaft auf und ließen mich niemals den Abſtand fühlen, der ſich an Feinheit der Sitten und an Bildung zwiſchen mir und ihnen fand. Wie groß übrigens dieſer Abſtand war, das erlaube ich mir hier durch ein mir noch ſehr wohl erinnerliches Beiſpiel zu zeigen.

Die geiſtvolle, hochſinnige Herzogin Amalie, die Mutter des regierenden Herzogs Carl Auguſt, war mit Recht im ganzen Lande von Alt und Jung hoch verehrt und geliebt. Und wie konnte dieſes anders ſein? War ſie es doch geweſen, welche den Grund gelegt hatte zu dem Vereine der großen geiſtigen Kräfte im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Künſte, durch welchen Weimar und mit ihm das benachbarte Jena zu einer Herrſchermacht wurden, welche nicht allein im ganzen deutſchen Vaterlande, ſondern auch in den gebildeten Nachbarländern die höchſte Achtung genoß. Wie dieſe ſeltene Fürſtin aus den verſchiedenſten Gegenden die Meiſter in geiſtigen Werken um ſich und ihren gleichgeſinnten Sohn verſammelt hatte, ſo wollte ſie auch aus der Jugend des eigenen Landes eine Pflanzſchule der Geiſter heranwachſen ſehen, welche ſolcher Vorbilder würdig wäre. Sie bezeigte deshalb eine wahrhaft landesmütterliche Theilnahme an dem Gedeihen der Schule und pflegte zuweilen bei gewiſſen feſtlichen Gelegenheiten eine Anzahl der ausgezeichneteren Studirenden bei ſich zu ſehen und in freundlich aufmunternder Weiſe zu ihnen zu ſprechen. Zu dieſer wahrhaft ehrenden Auszeichnung ſollte auch ich ſchon im erſten Halbjahre meines Verweilens an der Schule zu Weimar gelangen, wenn es nicht mein „plötzlicher Todesfall“, — ich muß geſtehen zur großen Freude meines ſcheuen Gemüthes, verhindert hätte. Was es mit dieſem plötzlichen Todesfalle für eine Bewandtniß hatte, das will ich kurz berichten.

Eine Geſellſchaft meiner begabteſten Mitſchüler, von denen jetzt nur noch wenige (ich weiß nur einen) am Leben ſind, hatte beſchloſſen, wenn ich nicht irre in der Faſtenzeit, ein ſelbſterfundenes dramatiſches Schauſtück vor den Augen und Ohren der edlen Fürſtin zum Beſten zu geben. Es ſollte das Beſondere haben, daß die Rollen, welche die Schauſpieler übernähmen, keine auswendig gelernten, etwa ſchon geſchriebene, oder noch weniger gedruckte wären, ſondern man wollte nur über die geſchichtliche Grundlage, über die Handlungen des Drama's ſich berathen, und jede der handelnden Perſonen ſolle dann nach eigenem Vermögen ihre Rolle durchdenken und bei der Vorſtellung ſie improviſiren. Ein recht gefühlvolles Stück konnte es ſeiner Anlage nach wohl werden, denn der Held des Drama's war ein ſehr edler Mann, der, von furchtbarem Geſchick verfolgt, ich weiß nicht mehr, ob durch ein fremdes, oder durch das eigene Schwert ſein Ende fand. In dem Augenblicke, wo dieſes geſchehen war, und wo er ſeinen letzten Athem zog, ſollte ſeine Geliebte, eine ſanfte, zärtliche Jungfrau, hereintreten und ihre Rolle ſpielen. Und zu dieſer Rolle hatte man, ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre kam? mich erleſen.

Meine Mitſchüler und Mitſpieler hatten es freilich leicht, ſich in eine ſolche ſchwierige Aufgabe hinein zu finden. Dieſe waren gar oft und viel im Theater geweſen und hatten da die berühmteſten Stücke in glänzender Weiſe aufführen ſehen; ich aber war damals erſt ein einziges Mal als Zuſchauer in einem Theater geweſen. Und zwar ſchon in meinem früheſten Knabenalter in dem Rathhausſaale von Hohenſtein, wo eine durchziehende Truppe die Ariadne auf Naxos zur Schau gab. Ich erinnerte mich noch gar wohl, wie die Ariadne im weißen Gewande und rothen Schuhen auf einem künſtlichen Felſen ſtand, der zweimal ſo hoch als ein Tiſch war, und, nachdem ſie mit ausgebreiteten Armen einige ſehr rührende Worte geſprochen hatte, hinabſprang auf das graulich weiße aufwogende Meer, welches, wie man mir ſpäter ſagte, aus den Gaſtbetten der Rathhauswirthin gebildet und durch kunſtreich angebrachte Bindfäden in Bewegung geſetzt war. Sobald damals die Ariadne ihren Sprung machte, fiel der Vorhang, und nur wenige der bei den Muſikanten ſitzenden Zuſchauer hatten es geſehen, daß bei ihrem Sprunge auch das weiße Tuch heruntergefallen ſei, das über die beiden aufeinandergeſtellten Tiſche, die den Felſen vorſtellten, gebreitet war. Nun, das konnte mir allerdings ein lehrreiches Muſterbild für meine Rolle ſein. Denn unſer Stück, ſo hatten die Stimmführer bei dem Unternehmen es ausgemacht, ſollte durchaus im antiken Geiſt und Sinn gehalten und durchgeführt werden; die Ariadne auf Naxos war ja aber auch ein durchaus antikes Sujet. Bei dem Sprunge dieſer Heldin fiel damals auf dem Theater im Rathhausſaale zu Hohenſtein der Vorhang und auch bei meiner Rolle, ſo war es verabredet, wenn ſie ausgeſpielt wäre, ſollte der Vorhang fallen.

Vor der eigentlichen Vorſtellung am Hofe der guten Frau Herzogin Mutter hatte ich freilich eine große Angſt, vor der Probe aber, die im Hauſe eines unſerer Mitſchüler ſtattfinden ſollte, fürchtete ich mich nicht ſonderlich. Der, welcher gleichſam als Theater-Intendant das ganze Unternehmen leitete, fragte uns Andere, ob wir unſere Rolle recht durchdacht hätten? ich konnte keine beſtimmte Antwort darauf geben, denn ich wußte ſelber nicht recht, was ich von mir und meiner Rolle denken ſollte. Ich ließ es indeß darauf ankommen, ob und wie es damit ergehen werde. Das Stück begann, ich hörte mit Bewunderung, wie meine Mitgenoſſen als Helden des Stückes ſo gewaltig ſchön ſprachen. Je näher es zu dem Ende kam, bei welchem „mein Geliebter“, der Größeſte und Edelſte unter allen Helden, ſein junges Leben endigen ſollte, deſto mehr wurde es mir bang vor der Ausführung meiner Rolle. Endlich fiel mein Held, und das Handeln kam an mich. Was war da zu thun, alle die ſchönen Redensarten, die ich mir ausgedacht hatte, waren in der Angſt rein vergeſſen; nur die Ariadne, wie ſie von den beiden übereinander geſtellten Tiſchen herunter geſprungen war, ſtand mir noch in der Erinnerung vor Augen; ich breitete meine Arme aus, ſprach einige Worte voller Weh und Ach und ſank als ein entſeelter Leib, mit geſchloſſenen Augen neben dem geliebten Helden zu Boden.

Kein Vorhang fiel nicht, keine Muſik vom Orcheſter hörte man auch nicht, wohl aber ein lautes Gelächter aller Derer, die dabei ſtanden und ſaßen, ſo wie der ungebetenen Zuhörerinnen, die durch eine halbgeöffnete Thüre hereinſchauten. Es waren doch einer oder etliche unter meinen freundſchaftlichen Mitſchülern, welche, wenn noch ein und das Andere von mir hinzugethan und abgeändert würde, dieſen Ausdruck des Uebermaaßes der Gefühle für ganz geeignet und lobenswerth hielten, aber unſer Theater-Intendant*) meinte, „ein ſolcher plötzlicher Todesfall ſei nicht motivirt genug“, und ſo ward ich meiner Aufgabe und aller der damit verbundenen Furcht und Angſt überhoben.

Ich ſchüttelte die kleine Schmach, die mir mein „unmotivirter Todesfall“ zugezogen, von mir ab, wie man das

---

*) Ich meine faſt, es war Peucer (m. v. S. 259).

Waſſer, wenn man aus einem kühlen Bade kommt, von ſich abſchüttelt, und meine Mitſchüler ließen mich die unglückliche Wendung, die meine abermalige theatraliſche Laufbahn (m. v. S. 202) genommen, auch nicht entgelten; ſie blieben mir eben ſo zugethan und befreundet als vorher.

Unter ihnen war einer der Erſten, an den ich mich in herzlicher Zuneigung anſchloß, der nachmals ſo berühmt gewordene Karl Benedikt Haſe, der noch jetzt in hohem Anſehen lebende Conſervator der griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften an der Bibliothek zu Paris. Durch ſeine ſeltenen Gaben für das Studium der Sprachen, durch ſeinen unermüdlichen Fleiß, wie durch ſeine wohlwollende Gemüthsart war er unfehlbar die höchſte Zierde unſerer damaligen Weimariſchen Schule. Wir waren uns an Alter vollkommen gleich und die Ungleichheit der Kenntniſſe und geiſtigen Bildung zwiſchen mir, dem unreifen Anfänger, und ihm, dem weitgeförderten, jungen Philologen, ſetzte ſeinem gutmüthigen Benehmen gegen mich keine Gränzen; dieſes blieb ſich bis zu ſeinem nahen Abgange an die Univerſität gleich.

Wir ſollten, wie für den Trunk Waſſers, den wir zur Stillung des Durſtes und zur Stärkung auf unſeren Wegen empfinden, noch viel mehr dankbar ſein für die Gaben, die unſere Seele von anderen Menſchenſeelen erhielt. Ich möchte dieſes auch ſein, obgleich es unmöglich iſt, von all' ſolchen empfangenen Wohlthaten zu reden und ihrer Gaben zu gedenken. Denn welcher Wandersmann, der einen weiten Weg gemacht hat, kann alle die Becher Waſſers zählen, die ihm auf ſeiner langen Reiſe aus guter Hand, welche oft nicht wußte, was ſie that, gereicht worden ſind. Was ich wohl um jene Zeit am meiſten bedurfte, das war die Aufregung zu recht ernſtem Fleiße, zum Erwecken der Nacheiferung eines mir nahe ſtehenden, tüchtigen Vorbildes. Haſe ward mir dieſes während meines ſchweren Anfanges in Weimar von all' meinen Mitſchülern am meiſten. Denn er, der Vorragendſte an Schulkenntniſſen vor Allen, nahm ſich meiner mit beſonderer Freundlichkeit an, mit Liebe und Luſt hörte und ſah ich auf Alles, was er in der Schule, wenn die Reihe ihn traf, leiſtete und ſprach. Vorzüglich aber das (obwohl ſeltene) Zuſammenſein mit ihm außer der Schule war mir ſehr wohlthuend, und mit beſonderer Freude denke ich noch jetzt an eine kleine Wanderung, die ich mit ihm und einem anderen Schulgenoſſen Namens Rentſch, der ſpäter ein wackerer Prediger geworden, an einem Vorfrühlingstage in der Faſtnachtszeit nach einer ſehr ſchönen Gegend hinaufwärts im Thale der Ilm machte. Wir beſuchten und beſtiegen die Ruinen von Buffort, einer alten Burg, die ſich die Raubritter in mittelalterlicher Zeit, gleich dem Neſte eines Raubvogels, in den Felſen angelegt hatten. Was noch von ihr zu ſehen war, das hätte, freilich nach ſehr kleinem Maaßſtabe und roher Form, an die älteſten, in den Sandſtein eingehauenen Grottenwohnungen zu Petra erinnern können; denn die Gemächer und Kammern des alten Raubneſtes waren künſtlich ausgearbeitete, nur hin und wieder von Mauerwerk geſtützte Weitungen in der Felſenwand ſelber, die ſo gäh und ſenkrecht nach dem Flußthale abfiel, daß die Bewohner der Burg an Strickleitern in ſie ein- und von ihr ausgehen mußten. Mit Recht konnte man deshalb von dieſer Burg ſagen, daß Schafheerden auf ihrem Dache weiden, der Ackersmann ſein Feld darauf beſtellen konnte. Haſe erzählte uns bei dieſer Gelegenheit ſo viel aus der Geſchichte der

Zeiten des Fauſtrechtes, von Rudolf von Habsburg und anderen ſtreitbaren Helden, welche die gewaltthätigen Fäuſte bezwangen und dem Lande Sicherheit gaben vor ſeinen Drängern, theilte uns bei dieſer Gelegenheit noch ſo Vieles mit aus dem reichen Schatze ſeines Wiſſens, daß ich ihm Tage lang hätte zuhören mögen. Er war ſchon damals der ganzen Anlage und Richtung nach derſelbe, der er als öffentlicher Lehrer in ſeinem größeren Wirkungskreiſe zu Paris und als Meiſter der Sprachen, ſo wie der tieferen Kunde des klaſſiſchen Alterthums, geworden iſt. Noch zweimal traf ich mit ihm im Leben zuſammen, in Jena, wo er als Lehrer und Freund mit einem dort ſtudirenden jungen Griechen in nahem Verkehre war und hierdurch ſelber die große Fertigkeit im Sprechen des Neugriechiſchen ſich erwarb, die ihm mehrere Jahre nachher zum Lehramte für dieſe Sprache an der Pariſer Spezialſchule der orientaliſchen Sprachen geſchickt machte. Zum letzten Male traf ich mit ihm 1837 in Griechenland ſelber, und zwar in Athen, am Hofe des Königs Otto, zuſammen.

Ein anderer meiner Mitſchüler, mit welchem ich länger, bis zu meinem Abgange vom Gymnaſium in Weimar, zuſammenlebte, war De Wette. Ein reichbegabter, ernſter Jüngling, welcher faſt ausſchließend ſeinen Studien lebte, nur wenig geſelligen Umgang ſuchte und bedurfte. Durch ſeinen redlichen, erfolgreichen Fleiß und ſein ſtilles, ſittliches Benehmen erwarb er ſich die Liebe ſeiner Lehrer, die Achtung ſeiner Mitſchüler. Er war mir vom Anfang unſerer Bekanntſchaft an werth und lieb und iſt mir dieſes bis an ſein Ende geblieben. Nur einmal ſah ich ihn noch ſeit unſerem Zuſammenſein in Weimar und Jena, im J. 1847 in Baſel. Der eigene Weg ſeines treuen Forſchens nach Wahrheit war ein mühſamer und ſteiler; es iſt ihm geworden, was er ſuchte. Ich ſegne ſein Andenken in herzlicher Liebe.

Auch ein Nachkomme des berühmten Caspar Peucer, des Arztes ſowie Aſtronomen und Melanchthon's Schwiegerſohnes, war mein Schulgenoſſe in Weimar: Karl Heinrich Peucer, der nachmalige ſächſiſch-weimariſche Oberkonſiſtorialpräſident. Er war nur wenig älter als De Wette, Haſe und ich, durch Fleiß und Talente den beſten unter ſeinen Mitſchülern gleich, dem geſelligen Umgange nicht abgeneigt. Schon als Schüler zeichnete er ſich vor Allen durch eine gewiſſe Feinheit des Benehmens und äſthetiſche Ausbildung ſeines Geſchmackes aus; ein Vorzug, der ſich bereits damals in ſeinen ſchriftlichen Arbeiten kund gab. In Göttingen bildete er ſich noch weiter unter Heyne's und Hugo's Leitung gleichmäßig für Philologie und Rechtskunde aus, begleitete im J. 1807 als Sekretär eine außerordentliche Geſandtſchaft nach Paris und fand ſpäter in ſeinem Vaterlande einen ehrenvollen Wirkungskreis.

Mit herzlicher Liebe denke ich auch noch unter meinen vielen wackeren Mitſchülern in Weimar des nachmaligen Leibarztes, Geheimerath Schwabe, der mir einer der nächſt befreundeten geweſen und geblieben iſt. Ich traf zum letzten Male mit ihm in Karlsbad im J. 1806 zuſammen. Von einem anderen, mir beſonders theuren, jüngeren Freunde werde ich noch im nächſten Kapitel ſprechen. — Und ſo ſteht mir noch jetzt in meinen alten Tagen die Erinnerung an manchen wackeren Jugendgenoſſen aus meiner Schulzeit vor der Seele, welcher durch ſein ſpäteres Leben und Wirken dafür zeugte, daß wir Alle, was die wiſſenſchaftliche Pflege betraf, in einer Pflanzſchule geweſen waren, in welcher für die Fruchtbarkeit des Bodens, wie für das zum Gedeihen der Keime nöthige Licht gleich gut geſorgt war. Kam doch hier, wie dies mein eigenes Beiſpiel lehrte, mancher Keim noch zur Bekräftigung, der ſchon nahe am Abſterben und Verderben geweſen war und geſtaltete ſich, wenn auch nicht zu einem Baume, doch zu einem Kraute, das nach ſeiner Art Blüthen und Saamen trug.

Für mich, ich muß dies noch einmal wiederholen, war der Beſuch der Schule in Weimar ein nothwendiger, entſcheidender Wendepunkt meines Lebens. Er gehörte nach Knebel's Worten (S. 21) zu dem Plane, der dieſem Leben vorgezeichnet war. Wie ward mir hier alsbald, von meinem Eintritte an, der Hochmuth gebrochen, und ſo ein Stein nach dem anderen von dem brachgelegenen, verödeten Ackerfelde hinweggeräumt, der jede Ausſaat und ihr Aufgehen verhindert hätte. Ich war zum Fleiße, zum Gebrauche meiner Kräfte erwacht, und von da an iſt in mir der Drang zum Thätigſein niemals ganz wieder eingeſchlafen. Ich kaufte, ſo gut ich's verſtand, meine Stunden aus; meine Arbeit zog mich mehr an, als der geſellige Umgang; wenn ich an freien Nachmittagen an den ſchönen Ettersberg einſam hinanſtieg, da war ich mit einem Buche, mit dem Nachſinnen über meine Aufgaben und — mit meinen Träumereien — allein und fühlte mich bei dieſem Alleinſein am glücklichſten.

Während der Ferien des Spätſommers beſuchte ich wieder das Elternhaus. Mein Vater, wie ich dies ſchon aus den Briefen wußte, hatte ſich wieder ganz bekräftigt und erholt. Die Schulzeugniſſe, welche ich mitbrachte, und die fleißige Benutzung der freien Zeit, die ich jetzt bei ihm genoß, waren ihm zur Freude. So wohl es mir aber daheim war, kehrte ich doch gern wieder nach der Schule zurück, in der ich mich, wie der Fiſch im Waſſer, in meinem behaglichen Elemente fühlte.

Ich hätte dieſes Behagen und Gedeihen ſo gerne auch einem Anderen, meinem geweſenen Schulgenoſſen und Stubenburſchen Würzern aus Lichtenſtein gegönnt, welcher, wie ich oben (S. 215) erzählte, die Veranlaſſung zu meiner Wanderſchaft in die Schule von Greiz gegeben hatte. Ich war mit ihm in beſtändigem Briefwechſel geblieben, und in jedem meiner Briefe pries ich ihm die Vorzüge der Schule, in der ich jetzt ſei, in jeder ſeiner Antworten klagte er, wie weh' es ihm in ſeiner jetzigen Verlaſſenheit wäre, denn alle unſere beſten und nächſten Genoſſen, bis auf einen, der ſich der Gärtnerkunſt beſtimmt hatte, waren an andere Schulen geſtiegen, und er fange nun auch an, alle Luſt am Lernen zu verlieren. Bei meiner Zurückkehr nach Weimar kam mir der ernſtliche Gedanke ein, den alten Genoſſen aus ſeiner Lage heraus- und zu mir zu ziehen. Freilich hatte dies ſein Bedenken. Der arme Burſche lebte in G. ganz von Freitiſchen und kleinen, wohlthätigen Unterſtützungen in Geld; bei ſeinem Hinweggehen von dort fiel dies Alles hinweg. Doch die Rechnung war leicht, obwohl ohne Wirth, gemacht. Ich hatte von meinem Vater wöchentlich einen Thaler zu meiner Beköſtigung, ich hatte ein Zimmer und Bett, die für uns Beide ausreichten. Ich bot ihm die brüderliche Theilung und Gütergemeinſchaft an, und noch heute iſt es mir eine liebliche Erinnerung aus meiner Jugend, wie ich dem alten Spießgeſellen an einem ſchulfreien, heiteren Herbſttage bis nach Roda entgegenging und ihn am anderen Tage im Triumph in mein liebes Weimar einführte. Viel zu eſſen hatten wir von dem Thaler wöchentlich, ſelbſt bei damaliger wohlſelber Zeit freilich nicht, deſto mehr aber zu arbeiten, und ich kann wohl ſagen, wir arbeiteten mit derſelben Freude, als wir früh, zu Mittag und Abend unſere warmen oder kalten Kartoffeln aßen. Ich war damals namentlich unerſättlich in dem Genuſſe, den mir das Leſen und Verſtehen der griechiſchen Klaſſiker gewährte; ſelbſt im Winter war ich ſchon um 5 Uhr des Morgens und des Abends bis nahe vor Mitternacht in dem geiſtigen Verkehre mit den Heroëngeſtalten meines lieben Homer, durchwanderte mit Herodot die alten Herrſcherreiche der Erde, trug meinen Sophokles bei meinen einſamen Wanderungen nicht nur in der Taſche, ſondern faßte die Welt, in die er mich einführte, recht ernſtlich in's Auge und in's Herz. Mein Stubenburſche und Mitgenoſſe der Kartoffeln war eben ſo anhaltend eifrig im Arbeiten, doch wußten wir dabei auch das Leben, ſo gut wie andere Standesperſonen, zu genießen, denn jeden Abend, wenn die Dämmerung kam, gingen wir im Parke ſpazieren, und am Sonnabend Nachmittag, wenn das Wetter es erlaubte, machten wir eine Wanderung ſo weit über die Stadt hinaus, bis wir ſie nicht mehr ſahen, meinten dann, wir ſeien auf einer Reiſe in's ferne Ausland.

Mein Vater wußte von unſerer Kommuniſten-Wirthſchaft und ließ mich ſtillſchweigend gewähren. Wenn aber der alte Strumpffabrikant aus meiner Vaterſtadt kam, dem wir jedes Mal weit auf dem Wege gegen Jena hin entgegengingen, da brachte er, außer der für den Haushalt feſtgeſetzten Etatsſumme, gewöhnlich noch einen kleinen Zuſchuß, angeblich im Namen der Mutter. Und nach dem Verlaufe von etwa einem halben Jahre ſtellte ſich noch eine andere Erleichterung unſerer Wirthſchaftsſorgen ein. Die hochſinnige Herzogin Amalie ließ alljährlich eine gewiſſe Summe an zwölf der fleißigſten Schüler des Gymnaſiums vertheilen. Einer von uns Beiden ſollte an dieſer Wohlthat Theil haben, da er jedoch der minder Bedürftige war, überließ er ſie dem Anderen.

30. Das letzte Schuljahr.

Das letzte Jahr meines Aufenthaltes in Weimar hatte jetzt, mit dem wiederkehrenden Frühling, begonnen; es ſollte für mich das wichtigſte und folgenreichſte unter meinen Schuljahren werden, zugleich auch das genußreichſte, vergnügteſte. Nach einem fleißig durcharbeiteten Winter und Frühlingseingange hatten wir Beide, mein Stubenburſche und ich, für die Pfingſtfeiertage eine Wanderung nach Eiſenach beſchloſſen. Die Zeit zu der kleinen Reiſe war kurz zugemeſſen, unſere Füße aber waren ſchnell und maßen in der kurzen Zeit einen langen Raum ab. Denn wir blieben keineswegs auf dem geraden, gewöhnlichen Wege allein, ſondern zogen rechts und links davon, überall hin, wohin die Luſt der Augen uns verlockte. Wir hatten ſehr wenig Geld zu dem (für uns großen) Unternehmen, doch reichte es hin, um uns in Erfurt Brod, in einem Dorfwirthshauſe ein Nachtlager ſammt Milch und Brod, in Eiſenach am erſten Feiertage ſogar ein warmes Mittageſſen zu verſchaffen, und es blieb uns noch ſo viel, daß wir außer den kleinen Gaben für die Leute, die uns auf der Wartburg, und für die, welche uns am anderen Tage in und an den Burgen und Burgruinen der Grafen von Gleichen herumführten, auch noch die Koſten der Rückreiſe beſtreiten konnten.

O du liebliche Zeit einer genügſamen, leiblich wie geiſtig nüchternen Jugend, mit deiner Empfänglichkeit und leichten Erregbarkeit für Alles, was dem Auge gefällt, das

Herz erfreut, den Geiſt zu Gedanken weckt, wie wird mir noch jetzt das alte Herz ſo warm, wenn ich deiner gedenke. Das ſtattlich große Erfurt mit ſeinen vielen Thürmen, Mauern und Mauerthürmchen hatte ich vom Fuße des Ettersberges aus ſo oft mit Luſt betrachtet; jetzt war ich darin, beſah die Kirchen und alten Kloſtergebäude, beſuchte die große Glocke „Suſanne", kletterte aus lauter Uebermuth außen an der Cyriakusburg eine alte Mauer hoch hinauf bis zu einem Dohlenneſte, nicht um ſeine geflügelten Bewohner in ihrem Frieden zu ſtören, ſondern wahrſcheinlich nur, um meinem Gefährten, der mir mit Bangen zuſah, meine Kunſt zu zeigen; war auf dem ganzen Wege durch die blühende und grünende Gegend wie außer mir vor Luſt und Freude. Welches Pfingſtfeſt war das für mich, als ich in Eiſenach einwanderte, als ich eben ſtand in der Wartburg, und über dem Walde, nach der Richtung gegen Fulda hin, das Gewitter heranſteigen ſah, das mit der Stimme ſeiner Donner, in der Macht ſeiner Blitze über der alten, feſten Burg dahinzog. Ich habe in den 56 Jahren, die ich ſeitdem verlebte, manches Gewitter geſehen, aber mit Ausnahme eines einzigen, das ich am Eingange in das Wadi Muſa auf den Gebirgshöhen des Hor (wo Aaron's Grab) ſich entladen ſah, hat kaum ein anderes einen ſo erhebenden Eindruck auf mich gemacht, als jenes, das am Pfingſtnachmittage 1798 in ſeiner Majeſtät und Herrlichkeit über die Wartburg hinwandelte.

Das Gewitter ging bald vorüber, ich ſchied mich aber ſchwer von der Stätte, an welcher die Sprache, wie der Geiſt des deutſchen Volkes, zweimal in alter Zeit zu einem höheren Aufſchwunge ſich erhoben. Denn hier auf der Wartburg war es, wo der vielbeſungene Landgraf Hermann von Thüringen im Kreiſe ſeiner Minneſänger in der Sprache unſeres Volkes die Töne des Lobliedes kühner Heldenthaten und der irdiſchen Liebe aufweckte. Hier auch auf der Wartburg war es, wo drei Jahrhunderte ſpäter ein Fürſt und Mächtiger von anderer Art dem Geiſte und der Sprache unſeres Volkes die Worte gab zum Preiſe der großen Thaten Gottes und einer Liebe, die nicht mit dem Leibe ſtirbt.

Noch einmal ſchaute ich von einer kleinen Anhöhe, ſchon außer der Stadt, nach der in Deutſchlands Geſchichte verherrlichten Felſenburg zurück, in deren Nähe ich ſeitdem niemals wieder kam.

Von anderer Art war freilich der Eindruck, den das Beſehen der Burgruinen der Gleichen auf mich machte; doch auch er, mit dem der ſchönen Umgegend zugleich, iſt mir eine anmuthige Erinnerung geblieben. Schon auf dem Wege nach Eiſenach, noch mehr auf dem Heimwege nach Weimar regten ſich aber Gedankenkeime in mir, welche bald nachher in einer ſchriftlichen Arbeit aufgingen, von deren Entſtehen ich hier weiter reden will. Ich muß jedoch vorerſt noch mit meinem Berichte wieder um einige Schritte zurückgehen, in die Geſchichte meines erſten Schuljahres in Weimar.

Wer könnte, namentlich zu jener Zeit, in dieſer Stadt gelebt haben, ohne von den geiſtigen Anregungen, welche von einigen der dort lebenden Herrſchermächte im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt ausgingen, ergriffen und fortgeriſſen zu werden. Gab es doch kaum ein Bürger- oder Bauernhaus in der Stadt und ihrer Umgegend, in welchem man nicht Leſer und Leſerinnen, wenigſtens für Wieland's Schriften, ſo wie für manche der damals ſchon erſchienenen Werke von Schiller gefunden hätte. In den höher gebildeten Leſekreiſen fand auch Göthe bereits die ihm gebührende Anerkennung. Ich hatte, ſo weit die gewöhnliche Verwendung meiner Zeit mir dies verſtattete, fortwährend an den Meiſterwerken der deutſchen Klaſſiker und ſchon an dem Anblicke der bei uns lebenden Meiſter ſelbſt mich erfreut, war namentlich öfters, nur um Schiller und Göthe zu ſehen, da oder dorthin gegangen, wo ich ihnen begegnen konnte, hatte in der Kirche, wenn Herder in ſeiner gewaltig ergreifenden Weiſe predigte, kein Auge von dem bewunderten Manne verwendet, kein Wort von ihm verloren. Er war es auch, deſſen Schriften, namentlich die Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit und zwar vorzugsweiſe von dieſem Werke der erſte Band, mich allmählig vor Allem und am meiſten anzogen. Noch niemals in meinem Leben hatte ein anderes wiſſenſchaftliches Buch mich ſo tief angeſprochen, ſo inniglich ergötzt, ſo ganz befriedigt. Jenes Werk kam mir aber auch gerade in dieſem Momente meiner inneren Entwickelung ſo weſentlich wohl zu Statten, wie dies kaum ein anderes Buch vermocht hätte. Wie in ein Krankenzimmer wehete mir aus ihm ein Hauch der friſchen Lebensluft herein.

Einer unſerer Lehrer, deſſen Anleitung zu den klaſſiſchen Studien wir viel verdankten, ertheilte den älteren Zöglingen des Gymnaſiums eine Art von Religionsunterricht, wobei er auf den unglücklichen Gedanken kam, uns in Spinoza's Syſtem einzuführen. Es geſchah dieſes nicht in der Weiſe, in welcher Herder oder ein anderer Denker ſeiner Art es gethan haben würde, noch weniger aber mit jenem warnenden und zurechtweiſenden Ernſte, mit welchem ein gläubiger Theologe, mit aller gebührenden Anerkennung des tiefdenkenden, redlich nach Wahrheit forſchenden Spinoza, von ſeinen Werken geſprochen haben würde, ſondern in der beredten Weiſe eines Bewunderers, welcher den Umfang und die eigenthümlichen Tiefen Deſſen, das er bewunderte, nicht recht zu erfaſſen vermochte. Das war allerdings ein anderer, aber kein beſſerer Religionsunterricht, als ich im Hauſe meines Vaters empfangen hatte. Dennoch fand er bei mir Eingang; ich ſtaunte die neue Weisheit an; ein Gedanke regte in mir den anderen auf; ich war jetzt, ſo ſchien es mir, zu einer Reife des Denkens gekommen, welche das Ziel der geiſtigen Bildung ſei; ich brauche mich nicht mehr gängeln zu laſſen; ich könne und dürfe auf eigenen Füßen gehen, wohin ich wolle.

Alſo wieder ganz mein alter Hochmuth, nur in einer mehr innerlichen, darum gefährlicheren Form.

Das Gehen auf eigenen Füßen, ſo lahm ſich dieſe auch dabei benahmen, wollte ich denn auch üben. Ich meine, es hat mir dabei nicht ganz am redlichen Ernſte gefehlt, Das zu ſuchen und zu finden, was das Rechte wäre, denn es lag noch, von meiner früheſten Erziehung her, in meinem Inneren ein alter Grund der Gewißheit Deſſen, was einzig gewiß iſt, der ſich weder durch ein fremdes, noch weniger durch mein eigenes Grübeln und Vernünfteln herausreißen ließ. Dennoch begab ich mich ungeſcheut auf ein Meer der Zweifel, welches zwar, bei all' ſeinem tobend wilden Anſcheine nur aus Schaum und Seifenblaſen beſteht, eben darum aber nicht ohne große Gefahren iſt, weil nicht einmal das leichteſte Schifflein ſich auf ihm erhalten kann, ſondern alsbald in den Grundſchlamm zu Boden ſinkt.

Ich weiß nicht mehr, welche Schriften aus dem Jahrhunderte der angehenden Geiſtloſigkeit mir in die Hände kamen: jener Geiſtloſigkeit, deren Zeichen nach Montesquieu die Abnahme der Fähigkeit zu bewundern war (m. v.

ſagen, S. 71), ich ließ aber die meiſten ihrer ſeichten Zweifel und Läſterungen unbeachtet an mir vorübergehen. Ich ging dabei von dem Vorſatze aus, nur Das als wahr feſt zu halten, was vernünftig denkbar und erfaßlich ſei. Das freche Geſchwätz jener Afterweiſen, welche das Daſein eines Gottes läugnen, widerſtand meiner Natur; es war mir eckelhaft, wie das pöbelhafte Schimpfen eines von Branntwein viehiſch Berauſchten, oder wie das fade Lügengewäſche eines Witzlings. Den Deismus in Edelmann's damals noch hin und wieder beliebter Weiſe, hatte ich ſchon in dem (auch ſogenannten) Religionsunterrichte eines Lehrers in G., der ſolchen Anſichten geneigt ſchien, nicht ohne eigene damalige Beiſtimmung kennen gelernt; er genügte mir jetzt nicht mehr, und viel mehr erwärmend und ergreifend ſprach mich die Gottesliebe einzelner orientaliſcher Dichter aus den Gläubigen des Islam oder der indiſchen Veda's an. Vor dem Glauben an die Fortdauer der Menſchenſeele nach dem Tode blieb ich lange zweifelnd ſtehen. Was iſt Seele, und wenn ſie ein Etwas iſt, was iſt ſie ohne Leib, was kann ſie ohne Leib ſein? Eine Welt des Unſichtbaren, eine Geiſterwelt? wie kann die Vernunft von dieſer etwas vernehmen, und welcher vernünftige Menſch wird nicht über all' die Geſpenſter-Mährlein und ſogenannten Geiſtergeſchichten lachen, dergleichen mir die alten Muhmen in Lichtenſtein und die Frau Kirchnerin (Meßnerin) in Hohenſtein, als ich noch Kind war, zu meiner großen Unterhaltung erzählten?

Ich beſah dieſe Zweifel von allen Seiten; ſie genügten mir jedoch nicht; das Gebäude meines Glaubens ſchwankte, aber es brach nicht zuſammen, und mir ſollte nachmals eine Zeit kommen, wo mir nicht nur das Daſein einer für unſere irdiſch geſchaffenen Sinne nicht wahrnehmbaren (unſichtbaren) Leiblichkeit, ſondern auch die dereinſtige Wiederbringung des Leibes, am Tage der Vollendung und Erneuerung, zur ſicheren Ueberzeugung wurde.

Wie viel oder wenig Deſſen ſei, was ich mit dem reichen Erbgute, das ich im Vaterhauſe empfing, noch behalten hatte, das achtete und bedachte ich nicht; ich mußte vernünftiger Weiſe meinen eigenen Weg gehen. Dieſen fand ich nun freilich (nach S. 243) überall, wohin ich mich wendete, mit Dornen vermacht, aber mir wurde ein Weg aus dieſer inneren Verworrenheit hinaus gezeigt, und ein Führer gegeben, der mich auf ihn hinwies.

Bei der öffentlichen Schulprüfung, die vor dem Beginne der Spätſommerferien abgehalten wurde, nahm der kräftig einwirkende Ephorus der Schule, der große, ehrwürdige Herder, nicht blos an den mündlichen Fragen ſelbſtthätigen Antheil, ſondern er verlangte bei dieſer Gelegenheit, auch deutſche ſchriftliche Arbeiten der Schüler zu ſehen. Die Wahl des Gegenſtandes, ſo wie die Form dieſer Prüfungsarbeiten war Jedem freigeſtellt, und es gab wohl Keinen, der ſich das Gelingen dieſer Aufgabe nicht hätte angelegen ſein laſſen, um ſo mehr, da man ſich ſchon lange vorher zu der Arbeit Zeit nehmen konnte, und es Allen bekannt war, daß Herder dieſe jährlichen Thatbeweiſe für die Fortbildung der Jünglinge im Selbſtdenken, an Geſchmack und Einſicht mit großer Aufmerkſamkeit und kritiſchem Auge durchſahe. Mehrere der vorzüglichſten unter meinen Schulgenoſſen hatten, der Anregung folgend, welche uns in der Heimathſtadt der großen Dichter ſo nahe lag, poetiſche Arbeiten in lyriſcher wie in dramatiſcher Form gebracht. Mir jedoch, obgleich ich bei anderer Gelegenheit öfters dem Hange zum Versmachen mich hingegeben und dafür von dem Lehrer der Aeſthetik manche Aufmunterung erhalten hatte, lag eine andere Aufgabe näher, deren Inhalt mir, wie ich vorhin andeutete, ſeit längerer Zeit ein Gegenſtand des Nachſinnens und, wenn ich ſo ſagen darf, eines ernſteren, obwohl nur inſtinktmäßigen Forſchens nach einem göttlich ſicher ſtehenden Grunde der Wahrheit geweſen war. Schon auf der vorhin (S. 263) erwähnten kleinen Frühlingsreiſe, im Anblicke der alten zerſtörten Burgen und ihrer nachbarlichen, uralten, noch immer fortgrünenden, wahrſcheinlich von den Erbauern der Burgen gepflanzten Linden, war mir ein Gedanke zu meiner Arbeit eingefallen. Herder's „Ideen" hatten mich nach dem Maaße meines Verſtändniſſes in das große Ganze der ſichtbaren Werke Gottes und in ſeinen Bauplan hineinſchauen laſſen. Mehrere jener Schriften, deren der verehrte Meiſter in ſeinem Buche rühmlich gedenkt, hatte ich geleſen und manchen mir dienlich ſcheinenden Stoff aus ihnen zuſammengetragen. Als ich aber mich in dieſem fremden Rüſtzeuge frei und nach eigner Abſicht bewegen wollte, da erging mir es wie jenem Knaben, der, als man ihm den Panzer angelegt und den ehernen Helm aufgeſetzt hatte, und er nun anfing zu gehen, dieſes nicht konnte, denn er war es nicht gewohnt. Ich legte das fremde Geräthe von mir und verſuchte, was mir ohne daſſelbe möglich ſei.

An ſich ſelber möchte es kaum der Mühe werth ſein, von der Arbeit eines ungeübten Schülers zu reden, aber um der Folge willen, welche dieſes Erzeugniß ſo mancher frühen Morgenſtunde, in welcher die anderen Leute noch ſchliefen, für mich hatte, muß ich dennoch ſeiner erwähnen, um ſo mehr, da mir es ſcheint, als hätten ſich in ihm ſchon einige der erſten Fäden eines Gewebes gezeigt, an welchem ich ſpäter mit beſonderer Vorliebe bis in mein Alter fortgeſponnen habe. Ich ſuchte, um den freilich nicht eben gründlich durchgeführten Grundgedanken nur kurz anzudeuten, die lebende Natur als ein ſo in ſich verbundenes Ganze auf, wie der lebende Menſchenleib es iſt. In dieſem ſind alle einzelnen Theile, die großen wie die kleinen, eines für das andere, zuletzt aber zum Dienſte des Hauptes da, von welchem das bewegende und anregende Leben in alle ausgeht. Jedes einzelne Glied, jeder Blutstropfen hat ein Sein, ein Leben für ſich, was aber in dem Leben des Ganzen ſo verſchlungen iſt, daß es außer dieſem Ganzen ſich nicht äußern kann, alsbald erliſcht. Es gehen aber in den Elementen des Leibes gar viele und große Verwandlungen vor, denn der Saft, der aus der Nahrung bereitet iſt, wird zum Blute, das Blut zum Fleiſche, zur Haut, ja ſelbſt zum Auge, zum Gehirne. Dieſes iſt nur möglich, weil die Kraft ein und deſſelben Lebens in allen iſt. Dieſe Kraft eines gemeinſamen Lebens äußert ſich in den Thieren und Pflanzen, wie zuletzt im Menſchen als eine Seele, die den Leib wachſen macht und ihn zu einem mitlebenden Theil des ganzen Geſammtleibes der Naturwelt macht. Jene Kraft erſchien mir nun als etwas nach all' ihren einzelnen Kundgebungen ſo unzerſtörbar Fortbeſtehendes und Bleibendes, daß ich an den Gedanken einer Art von Seelenwanderung hinſtreifte. Ich gab die Meinung zu verſtehen, daß, wie bei dem Kreislaufe des Blutes durch alle Theile eines lebenden Leibes, die Seelen der Thiere, wenn ihr Leib ſtürbe, wieder als Seelen anderer, eben entſtehender Thiere wirkſam werden könnten. Doch ließ ich bald dieſen (nicht haltbar angelegten) Faden wieder fallen und ſuchte nur auszuſprechen, daß, wie die allwaltende Seele eines lebenden Leibes zwar in allen Theilen deſſelben wirkſam, dennoch aber ein für ſich Beſtehendes ſei, das zunächſt den Ausgang ſeiner Wirkſamkeit im Gehirne habe, ſo müſſe auch über der ganzen ſichtbaren Welt der Lebendigen, ja aller geſchaffenen Dinge eine allerhaltende Seele walten, die zwar für die irdiſche Welt einen Sammelpunkt in der Seele des Menſchen habe, dennoch aber über dieſe weit erhaben ſein müſſe, weil ſie auch in der ſterblichen Natur des Menſchen keine bleibende Wohnſtätte habe, ſondern wenn ein Geſchlecht der Menſchen nach dem anderen vergeht, ihr Werk immer nach einem in ewiger Weisheit angelegten Lebensplane, der ſich in der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes zeige, fortführe. — — Für Leſer, welche den Inhalt von Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit kennen, brauche ich nicht weiter anzudeuten, was ohnehin auch in meiner Schularbeit zum Schluſſe nur angedeutet war. Auch wäre es unnöthig, meine eigene, jetzige, berichtigende, ablehnende oder ergänzende Anſicht über Das, was ich damals mir ausgedacht hatte, beizufügen.

Mein Aufſatz, mehr als einmal neu überarbeitet, abgekürzt und in's Reine geſchrieben, war fertig; mit einer Art von Vertrauen, daß doch wohl Etwas an meinen Miniatur-Ideen ſein möchte, reichte ich ihn ein. Die Tage der öffentlichen Schulprüfungen waren gekommen, und es war Alles nach Wunſch vorüber gegangen; jetzt kam auch der letzte, der für die fleißigeren, ernſteren Schüler alle, auch für mich ganz beſonders, ein Tag der Erwartungen war. Wir ſtanden in dem großen Prüfungsſaale, hinter den Schranken beiſammen, ein Diener legte auf den Tiſch, jenſeit der Schranken, das Gehäuſe unſerer ſchriftlichen Arbeiten. Der Mann trat ein, den ich nie ohne tiefe Ehrfurcht anſehen konnte; er ſetzte ſich auf ſeinen Richterſtuhl. Es war Herder's Weiſe, immer zuerſt in einigen tief eindringenden ernſten Worten uns daran zu erinnern, warum wir jetzt hier ſeien, und an Das uns zu mahnen, was *wir* ſollten, und was *er* in Abſicht auf uns und unſere ganze Schule von uns wolle. Die Arbeiten lagen in einer Ordnung, welche nicht gerade an die Ordnung, die wir in der Schule einnahmen, gebunden war. Einige der fleißigſten und beſten wurden von unſerem milden und ernſten Richter zuerſt beachtet. Ein proſaiſcher Aufſatz des fleißigen De Wette erhielt ſein gebührendes Lob, und wer wollte nicht dieſem eine ſolche Anerkennung gegönnt, in ſeine ſtille Seele hinein ſich darüber gefreut haben. Mit den poetiſchen Arbeiten hielt ſich Herder nicht ſehr lange auf, doch deutete er in wenigen, höchſt bezeichnenden Worten das Gelingen in Form und Inhalt der einen, das Mangelnde in der anderen an. Es kam jetzt eine Reihenfolge von Arbeiten, über welche nicht viel, weder Gutes noch Böſes, zu ſagen war, weil vielleicht von beiden wenig oder nichts darin ſtand. Mit Scham und Angſt ſah ich hin auf den Tiſch; der Haufen der Papiere war bis faſt herab auf die blaue Unterlage vergriffen, die Arbeiten aller meiner Mitſchüler hatten ihre Urtheile empfangen, und wenn jetzt noch eine oder die andere auf dem Tiſche liegen blieb, die dem Verfaſſer ſchweigend zurückgegeben wurde, ſo galt dies mit Recht als die tiefſte Beſchämung. Wie gerne wäre ich draußen geweſen!

Da bemerkte ich, daß der theure Mann, an deſſen Angeſicht mein Auge unverwandt hing, noch ein, vielleicht zur Seite gelegenes Papierbündel zur Hand nahm; mir ſchien es, als ſei das mein Aufſatz; mein Herz klopfte mir gewaltig. Er rief „Schubert, wo iſt er? er trete hervor," und ich trat in die Thür der Schranken hinein. „In Ihrer Arbeit", ſo ungefähr ſagte er, „finde ich, mehr als in den anderen, eigene Gedanken und dabei einen rühmlichen Fleiß. Gehen Sie weiter fort auf dieſem Wege. Ein redliches

Forſchen bleibt niemals ohne ſeinen Lohn, auch Sie werden zu einem guten Ziele kommen."

Ich hatte mich in meinem ganzen Leben noch niemals ſo freudig erhoben, ſo tief bewegt gefühlt als in dieſem Augenblicke. Mir war es wie einem Träumenden, als mir Das widerfuhr, was mir als das höchſte, über all' mein Hoffen und Erwarten gehende Glück erſchien. Herder hatte mir noch ein Wort geſagt, das mir zu einem näheren, perſönlichen Bekanntwerden mit ihm Hoffnung und Ausſicht gab.

Wir ſtanden Alle, in ehrfurchtsvoller Stille wieder außen an unſeren Schranken, Herder ſchloß in ſeiner Weiſe die öffentliche Prüfung mit einer Anrede an uns, väterlich ermahnend zum Trachten und Ringen nach jener Weisheit, deren Anfang und Ende die Furcht des Herrn iſt. Seine Rede endete, nicht allein in der Form, ſondern in der Kraft eines Gebetes.

Ich, der ſelig Träumende, wollte nach Hauſe gehen, dieſer Tag ſollte mir aber noch eine andere Freude bringen. Ich ſagte es ſchon oben (S. 250), daß ich noch von einem anderen, jüngeren Schulfreunde zu ſprechen haben werde, der etwas ſpäter als die oben genannten in den Kreis meiner Bekannten eintrat. Dieſes war: **Emil von Herder**, ein jüngerer Sohn des großen Vaters. Was die beſtändige Nähe, was der geiſtige Einfluß eines ſolchen Vaters am Geiſt und Herzen eines der Liebe und Bewunderung fähigen Kindes vermöge, das zeigte ſich an dem ſtillen, beſcheidenen Weſen dieſes Emil. Er war damals, ſo wie er gegen uns Andere daſtand, ein verſchloſſener Garten, deſſen Thüre nicht während des lauten Getümmels des Tages und ſeiner heißen, ſtaubigen Stunden, ſondern am Abende, wenn der Lärm ſchweigt, und das

Treiben der Gewerbe ein Ende hat, ſich aufthut, hinein zu den duftenden Gewürzkräutern und Blüthen. Ich hatte um Emil's Freundſchaft geworben, und er war mir mit ſeinem kindlichen Zutrauen entgegengekommen, wir hatten ſchon den ganzen Sommer hindurch öfters zuſammen gearbeitet, im Garten an ſeinem väterlichen Hauſe uns vergnügt. Emil's älterer Bruder August Wolfgang von Herder, der nachmalige ſächſiſche Oberberghauptmann, hatte um jene Zeit in G. A. Werner's Schule zu Freiberg die wiſſenſchaftliche Laufbahn betreten, auf welcher er ſpäter zum Ruhme der Meiſterſchaft gelangt iſt. Dieſen wollte der jüngere Bruder beſuchen, und da der Weg nach meiner kleinen Vaterſtadt derſelbe war, der nach Freiberg führt, hatte er die Eltern um Erlaubniß gebeten, ſich als Mitwanderer an mich auf der gemeinſamen Ferienreiſe anzuſchließen. Dieſe Erlaubniß war ihm heute geworden, er theilte mir, noch an jenem glücklichen Vormittage, deſſen Geſchichte ich ſo eben erzählte, die Botſchaft mit, und ſchon am Nachmittag traten wir unſere Fußreiſe an.

In ſolcher Geſellſchaft reiſte es ſich gut und ſchön, und der ſeltene Beſuch, den ich mitbrachte, erhöhte bei den Meinigen die Freude des Wiederſehens; Emil, in ſeinem ganzen kindlich fröhlichen und dabei ernſt gehaltenen Weſen, mit ſeinem liebevollen Gemüthe, das unter der Zucht eines feinen Gefühles ſtand für Alles, was gut und ſchön, was ehrbar und wohllautend, brachte damals überall, wohin er kam, einen Theil ſeines Vaterhauſes mit ſich.

An das Benehmen meines Vaters gegen mich bei unſerem diesmaligen Wiederſehen denke ich noch jetzt mit dankbarer Rührung. Er war von einer Natur, der man die Liebe, von der ſie erfüllt iſt, äußerlich wenig anmerkt, weil ſie ſo tief geht. Dennoch gab ſich diesmal bei mancher Gelegenheit die Liebe des Vaters zu dem in der Gefahr des Verlorengehens geſtandenen und wiedergefundenen Sohne und die Freude an dieſem zu erkennen, obgleich in Wahrheit eine ſolche Liebe nicht mir gelten konnte, wie ich war, ſondern wie ich werden ſollte.

Ich beſuchte, während Emil in Freiberg bei ſeinem Bruder war, meine Schweſter in Waldenburg und Lichtenſtein. An dem letzteren Orte fand ich auch meinen Stubenburſchen Würzner, der ſeine Ferienwanderung, in anderer Richtung als wir, hieher in ſeine Heimath genommen hatte. Mit Würzner machte ich eine Fußreiſe zu ſeinen alten Wohlthätern an unſerem früheren Aufenthaltsorte Greiz. Mein Beſuch galt hier zunächſt nur einem würdigen Prediger, deſſen Neffe früher auch mit mir in G. ſtudirt hatte, dann aber an die Schule des Pädagogiums nach Halle gezogen war. Dort hatte ich denſelben in Begleitung von Würzner während der vorhergegangenen Weihnachtsfeiertage beſucht. Ich mußte dem würdigen Oheim Vieles von ſeinem Neffen und von Halle erzählen und that dieſes gern, denn ſchon der bloſe Anblick des berühmten Waiſenhauſes, deſſen wohlverdienter Ruf ſeit den Zeiten meines mütterlichen Großvaters in unſerer Familie in hoher Beachtung ſtand, wäre mir genug Lohn für die Reiſe geweſen. Ich hatte aber auch einer Vorleſung und deklamatoriſchen Produktion des berühmten Niemeyer im Saale des Pädagogiums beigewohnt, hatte die für mich ſehr merkwürdigen Naturalienſammlungen und die Canſteiniſche Bibelanſtalt beſchaut, aus welchen die geiſtigen Heilmittel, eben ſo wie die leiblichen, aus der vielgeprieſenen Apotheke des Waiſenhauſes in alle Weltgegenden ausgingen. — „Und auch in Schulpforte", ſo fragte mich der Oheim, „ſind Sie auf Ihrer Rückreiſe mit meinem Neffen geweſen, wie hat es Ihnen da in der Schule gefallen?“ — Ich ſagte ihm, daß ich Schulpforte jeder anderen Schule, die ich kennen gelernt habe, vorziehen würde, nur Weimar wäre mir noch lieber. — „Und warum das?“ fragte der Oheim. — „Es lebt dort ein Mann, dem ich, wenn es ſein müßte, zu Fuße und barfuß, in Hitze und Froſt, Hunger und Durſt mitten hinein nach Aſien nachziehen möchte, um mich nach ſeinem Anblicke und Worte zu erfreuen und zu beleben, dieſer Mann heißt Herder.“

Der Oheim und ſeine Frau, beide ſehr gemüthliche, ruhige Leute, lachten über dieſen Erguß meiner jugendlichen Begeiſterung; Hitze und Froſt, Hunger und Durſt ließen ſie mich aber nicht bei ſich leiden, ich mußte während des Mittags ihr Gaſt ſein und brachte mehrere Stunden mit dem lieben, kinderloſen Ehepaare und ihrer Nichte ſehr vergnügt zu.

Mit meiner begeiſterten Lobrede auf Weimar und den Mann, unter allen dort Lebenden mir den liebſten, war es mir aber Ernſt, und wäre mir es noch jetzt ſo, obgleich ich den Gedanken an eine Fußreiſe hinein nach Aſien, bei Hitze und Froſt, Hunger und Durſt nicht mehr mit ſolchem Selbſtvertrauen ausſprechen könnte, als in meinem 18ten Jahre. Ich ließ mich deshalb, wie von einem Heimweh ergriffen, weder in Greiz, noch in Lichtenſtein aufhalten, eilte zunächſt in mein Elternhaus, wo auch Emil nach wenig Tagen wieder eintraf, und als dieſer mit der Poſt vorausgereiſt war, zog ich fröhlich und voller Hoffnung meine Straße nach der Stadt, die mir wichtiger war und theurer, als dem Goldgräber unſerer Tage die Felſen und öden Sandbänke von Californien und Auſtralien ſind.

Mein erſter Gang bei meiner Ankunft in Weimar war nach dem Hauſe dort hinter der Kirche gerichtet, darin der Mann wohnte, welcher dieſer Kirche ihrer Weihe gab. Ich kam ſeitdem nicht nur täglich zu meinem Freunde Emil, ſondern ſehr oft auch zu Herder dem Vater und in den Kreis ſeiner Familie.

31. Ein Leuchtthurm bei anbrechender Nacht.

Ich rede hier freilich von Dingen, welche die ältere Generation unter den noch Lebenden aus Erfahrung kennt und darum nicht als etwas ihr Neues vernehmen kann. Aber die betagtere Zeit wird alt und gedächtnißſchwach, und das junge Geſchlecht iſt in die Fremde verkauft, wo es des väterlichen Herdes nicht mehr gedenkt, von welchem ihm das erſte Licht und die Nahrung der Kindheit kam, darum will ich, ſo gut ich es vermag, mit wenig Worten es ſagen, wer Herder war.

Er war im Gebiete des Geiſtigen, durch ſein ehrfurchtsvolles Feſthalten an dem Worte und an der Weisheit, die von Anfang iſt, ein Leuchtthurm, deſſen weithin ſcheinendes Licht Tauſenden von Seelen, denen auf dem ſtürmiſchen Meere ihrer Zeit nach einem ſicheren Hafen bange war, den Weg zeigte. Wenn ein Heer vom Feinde geſchlagen, von Muthloſigkeit und Furcht befallen, ſich zerſtreut, und ein einziger Starker, ſeine eigenen blutenden Wunden nicht achtend, ergreift die Fahne, ruft die Verſcheuchten zum Kampfe für Gott und Vaterland wieder zuſammen, dann wird manches ſchwache Herz wieder ſtark, und Einer ſagt zum Andern: es iſt noch nicht Alles verloren; auf und laßt uns als Männer ſtehen und feſt halten an unſerem Panier!

Wer den Zuſtand der Theologie, der Wiſſenſchaft überhaupt in den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts genauer kennt, der weiß es, daß damals die Sorge vieler Kämpfer für das Reich der Wahrheit, als ſei das Feld für ſie verloren, eine wohlbegründete ſcheinen konnte. Die, welche zu Hütern und Wächtern am Tempel des Herrn beſtellt waren, arbeiteten den Feinden, welche von außen gegen dieſen anſtürmten, ſelbſt in die Hände, denn ſie untergruben die Schutzmauern um das Gebäude her, nahmen einen Stein nach dem andern aus ihrem Gefüge heraus und hätten gern an dem Tempel ſelber daſſelbe gethan, wenn dieſer nicht von demantartiger Feſtigkeit wäre. Wenn aber auch hier die Vernichtung unmöglich war, ſo blieb doch dem Geſchäfte der Entſtellung ein freier Spielraum, denn das Volk der Tempeldiener ſelber hatte das Innere des ehrwürdigen Gebäudes mit loſem Kalke übertüncht und in ſein hehres Gewölbe hinein nach eigenem Gutdünken Kammern, Küchen und Keller gebaut, welche dem Eintretenden es nicht mehr erkennen ließen, daß er hier in einem Tempel ſei. Die Zeit der franzöſiſchen Revolution, die auf deutſchem Boden nur mit anderen Waſſen und in einem mehr innerlichen Gebiete ausgekämpft wurde als im Nachbarlande, hat es gezeigt, wer und was die beſtellten Hüter und Wächter bei dem Tempel ſeien, denn als durch die von ihnen zerrütteten Schutzmauern der anſtürmende Feind hereinbrach, da machten ſie alsbald mit ihm gemeinſame Sache im vergeblichen Bemühen zur Zerſtörung.

Es waren ſchon vor der Zeit dieſes offenkundigen Bündniſſes Beide, die inneren Wächter wie die äußeren Stürmer, ein Volk von gleichem Stamme der Geſchmackloſigkeit und wahrhaft geiſtigen Kraftloſigkeit; es fehlte ihnen der wahrnehmende Sinn für ein Etwas, das hoch über ihren Verſtand ging: die Fähigkeit zur Bewunderung, zur Ehrfurcht vor Dem, was allein, im Gebiete des Unſichtbaren wie des Sichtbaren, der Ehre werth iſt (m. v. S. 68).

Als Herder mit ſeiner jugendlichen Kraft in die Mitte der öffentlichen Stimmführer der damaligen deutſchen Literatur eintrat, da kam er aus einer ernſten Schule, welche wohl geeignet geweſen war, ſeinem Geiſte jene Beugung zu geben, die dem kräftigen Aufſchwunge zur Ehrfurcht gegen Das, was höher iſt als der Geiſt des Menſchen, vorangeht. Im Hauſe ſeines armen ſtrengen Vaters waren die Bibel und der chriſtliche Liederſchatz ſeiner Kirche die einzige erlaubte Nahrung ſeines Geiſtes, im Hauſe des Prediger Treſcho das Schreibergeſchäft ſeine Aufgabe, die Theilnahme an dem Unterrichte der Kinder dieſes Mannes ſein höchſter Lohn geweſen; in Königsberg aber hatte er den Magus des Nordens, Hamann, gefunden und die gewaltige Anregung dieſes Mannes in ſein Herz aufgenommen. Seine Führung, obgleich, wie ſich ſpäter zeigte, ihr vorher beſtimmter Plan derſelbe blieb, hatte hier, in Königsberg, einen ſeltſamen Umweg gemacht, denn ſie ſchien ihn bei der Arzneikunde (Chirurgie) feſthalten zu wollen, entſendete ihn aber alsbald, da er hier Das gewonnen, was ihm auf ſeinem ſpäteren Wege nützlich war, zu ſeiner eigentlichen Beſtimmung: zur Theologie. Die Weihe zu dieſem Berufe ſeines Lebens war ihm nicht durch die äußere Noth, nicht durch Menſchenhand, ſondern durch eine Salbung im Innern gekommen, als er in ſeinem 20ten Jahre zur Stelle eines Kollaborators an der Domſchule zu Riga berufen, dort zugleich als Prediger auftrat, und mit einer ſo überwältigenden Kraft das Evangelium von Chriſto verkündete, daß nicht nur die Zöglinge ſeiner Schule, ſondern ein ſo weiter Kreis der Zuhörer ſich um ihn verſammlete, daß man beſchloß, eine geräumigere Kirche für dieſe

Gemeinde zu bauen. Aber ſein Wort ſollte noch weiter hallen als in die Räume auch der größeſten Kirche von Riga. Den Ruf nach Petersburg an die dortige lutheriſche Kirche hatte er ausgeſchlagen; es zog ihn hinaus auf den größeren Schauplatz der geiſtigen Bewegungen ſeiner Zeit. Eine Reiſe durch Frankreich und Italien ſchien ſich ihm als Begleiter des Prinzen von Holſtein-Eutin von ſelbſt aufzudringen; er folgte dieſem Rufe, aber ſchon in Straßburg griff die unſichtbare Hand wieder ein, die ſeinen Lebensplan geordnet hatte; ein bedenkliches Augenübel hielt ihn in dieſer Stadt zurück, führte ihn bald hernach nach Bückeburg an die oberſte geiſtliche Stelle des Landes. Nur vier Jahre war er auch hier gelaſſen worden, da ſtellte ihn dieſelbe Hand an einen Scheideweg, davon die Richtung ſeines ganzen nachmaligen, bedeutungsvollſten Wirkens ihren Ausgang nahm. An demſelben Tage, an welchem er ſich für die Annahme einer Profeſſur der Theologie in Göttingen erklären ſollte, erhielt er den Ruf als Hofprediger, Generalſuperintendent und Oberkonſiſtorialrath nach Weimar*). Er folgte dieſem und wählte hiermit den Weg ſeiner eigentlichen Beſtimmung: ein Leuchtthurm von geiſtiger Art zu werden, deſſen Stätte nicht das Innere des Landes, ſondern der felſige Strand iſt, wo ſeiner die Kämpfer mit den Gefahren des Meeres bedürfen.

---

*) Außer den lieblichen Erinnerungen aus Herder's Leben, verfaßt von der Wittwe des ehrwürdigen Mannes (Stuttgart 1820) und außer Herder's Leben von Döring nennen wir hier den Mehrbegehrenden noch ein anderes ſehr leſenswerthes Buch: Herder's Lebensbild. Sein chronologiſch geordneter Briefwechſel, herausgegeben von ſeinem Sohne. Erlangen 1846.

Herder ſollte die Aufgabe ſeines Lebens, ein Wiedererwecker der Ehrfurcht zu werden vor Dem, was heilig und göttlich iſt, in jenem Kreiſe zunächſt erfüllen, der den Gefahren des vernichtenden Zeitgeiſtes am meiſten ausgeſetzt war: in dem Kreiſe der Hochgeſtellten an vielſeitiger Bildung und äußerer Ehre.* Er ſollte nicht nur den Theologen ein Vorbild der würdigen Führung ihres Amtes und des ernſten, treuen Bekenntniſſes zu Dem werden, was dieſem Amt ſeine Kraft und Würde gibt, ſondern als ein geiſtiger Oberprieſter ſeines Volkes, ja ſeiner Zeit, in alle für dieſe Weihe empfängliche Geiſter jene Dreiheit der Anregungen ausgießen, welche ſein gewöhnlicher Wahlſpruch in die Worte: Licht, Liebe, Leben zuſammenfaßte.

Man ſagt von einzelnen Fürſten und Gewaltigen der Erde: dieſer war, dieſer iſt zum Herrſchen geboren, denn ſelbſt im Aeußeren hat ihnen die Natur das Gepräge einer Hoheit, einer Würde gegeben, das ſchon den jungen Cyrus unter den Hirtenknaben, die von dem Adel ſeiner Geburt ſo wenig Kunde hatten als er ſelber, zum gebietenden Herrſcher erhob. Ein ſolcher Adel des Geiſtes war in Herder's ganzem Weſen in einem ſo augenfälligen Maaße ausgeprägt, wie ich es bei keinem anderen Menſchen geſehen. Es war nicht allein die gewaltthätige Naturkraft eines Herrſchers, wie ſie an Göthe ſich ausſprach, ſondern es war die ſtille Größe und Würde eines geiſtigen Fürſten, der, was er iſt, *von Gottes Gnaden* geworden. In ſeiner Stellung, ſeiner Stimme, ſeinen Mienen, wenn er auf der Kanzel oder als Ephorus zu uns in der Schule ſprach, war eine Macht, welche Schweigen und Ehrfurcht gebot; ſie war verwandt mit jener Macht, die nach K. 9 in dem Weſen eines andächtig betenden Menſchen liegt, denn Herder's vorherrſchende Stimmung und Stellung des

Geiſtes und Gemüthes war, ſo ſcheint es mir, die der Ehrfurcht vor einem Etwas, das ſeinem Geiſte nahe, aber höher als dieſer war. Ich habe ihn, wenn ich im Kreiſe der Seinen ſo manches vertrauliche Wort ſeines Mundes vernahm, mit demüthiger Ehrfurcht von dem Werke reden hören, das die Hand Gottes durch die ſo gering geachteten Herrnhuter an den Heiden gethan; von verſunkenen Sündern, aus welchen dieſe Hand Gefäße ihrer Gnade gemacht hatte. Der Unterſchied der Konfeſſionen ſetzte ſeiner Beachtung Deſſen, was Gottes Werk an den Menſchenſeelen iſt, keine Schranken; er bewunderte den Franziscus von Aſſiſi nicht minder als einen der Glaubenshelden aus den Zeiten der Reformation. Wenn wir am Sonntag Nachmittag noch bei ihm am Tiſche ſaßen, und die Gemeinde in der benachbarten Kirche ſtimmte eines jener alten Lieder an, welche zu den vorzüglichſten Schätzen unſeres Glaubensbekenntniſſes gehörten, da winkte er uns zu ſchweigen, hörte mit tiefer Rührung, ja zuweilen mit Thränen in den Augen, den Tönen zu und ſprach mit ernſtem Tone die Worte des Inhaltes der einzelnen Strophen nach.

Es lag in dem Weſen dieſes Mannes ein geiſtiges Element, das in ſeiner höheren Weiſe von gleicher leichter Entzündbarkeit war, wie der Phosphor unter den irdiſchen Elementen. Irgend ein Gegenſtand im gewöhnlichen Geſpräche, der Name eines Mannes, wie Amos Comenius, oder wie Dante, wie Jacob Balde, wie Sebaſtian Bach, weckte in ihm eine Begeiſterung auf, die ſich durch Wort und Mienen uns Allen mittheilte.

Die ebenbürtige, würdige Genoſſin des Lebens und der Liebe eines ſolchen Mannes, Maria Karolina, eine geborne Flachsland aus Darmſtadt, war uns jüngeren

Genoſſen ihres gaſtlichen Tiſches eine gemeinſame, theure Mutter. Ihrer Vorſorge vornämlich verdankte ich es, daß ich nicht blos an den Sonntagen, ſondern bei all' ſolchen Gelegenheiten eingeladen wurde, bei welchen irgend ein ſeltener Gaſt beſondere Belehrung und geiſtige Nahrung im Geſpräche mit Herder nicht ſowohl austheilte, als empfing.

Die Beobachtung lehrt es, daß zwiſchen den waldreichen Hügeln, ja überhaupt zwiſchen den grünenden Baumpflanzungen und den befeuchtenden Niederſchlägen des Thaues wie des Regens aus der Luft ein beſonderer Wechſelverkehr ſtattfinde, bei welchem das Pflanzenreich, gleich wie der Magnet die Stäubchen des Eiſens, das atmoſphäriſche Waſſer an ſich zieht. Wie die Nahrungsfülle in der Mutterbruſt dem Durſte des Säuglings, ſo kommt dem Bedürfniſſe des Pflanzenwachsthums das aus den Wolken herabträufelnde Waſſer entgegen. In Herder's Geiſt war eine Fülle des Thaues von oben und eine Freude am Mittheilen dieſer Fülle, nicht aber jeder der gelehrten, ſeltenen Gäſte, die zu ihm kamen, glich dem nach der Milch der Mutter verlangenden Säuglinge, ſondern viele verhielten ſich ſchon wie längſt abgewöhnte Kinder, denen man Speiſe hinſetzt, damit ſie ſelber nach Belieben ſich zulangen, ja welche wohl gerne aus der eigenen Taſche den mitgebrachten Vorrath hervorholen, um ihn dem Wirthe zum Koſten zu geben. Wenn ſolche Gäſte mit dem eigenen Vorrathe kamen, da war der Genuß für uns jüngere Tiſchgenoſſen und Hörer nicht immer ein befriedigender, denn die fremde Koſt war uns ungewohnt oder zu ſchwer, während Alles, was der Hausvater und die geiſtreiche Hausmutter mittheilten, in nahrhaft kräftiger Weiſe uns zu Herzen ging. Von dieſer lieblichen, zuträglichen Koſt erhielten wir zwar jedesmal unſer beſcheidenes Theil, am reichlichſten aber und mannigfaltigſten fiel die Spende aus, wenn ein ſolcher Gaſt da war, der, wie ein waldbedeckter Hügel, die Kraft hatte, das Gewölk mit der nährenden Fülle ſeines Thaues aus der Höhe herabzuziehen; ein Gaſt, der in kindlich inniger Empfänglichkeit und ehrfurchtsvoller Hingebung nur Belehrung aufnehmen und hören, nicht ſelber Belehrung geben wollte.

Ein ſolcher Gaſt war Jean Paul Friedrich Richter, welcher vorzugsweiſe, um Herder zu ſehen, nach Weimar gekommen war und einen Theil des Winters da blieb. Ich denke noch mit Freuden an die Abende, die ich mit ihm gemeinſam bei Herder zubringen durfte; ſie gehörten zu den beſten und ſchönſten meiner Jugendzeit. In Richter's ehrfurchtsvoller Liebe zu Herder lag eine unwiderſtehliche Kraft; ſeine Liebe erwarb ihm Gegenliebe, ſein kindliches Zutrauen Herder's väterliches Vertrauen. Obgleich zunächſt nur als dankbarer Hörer, wußte Jean Paul dennoch durch beſcheidene Fragen und durch Worte der warmen Theilnahme die Thüre zu der geiſtigen Schatzkammer ſeines reichen Wirthes aufzuthun und dieſen zu bewegen, daß er daraus hervorlangte Altes und Neues. Wo ſind wir doch damals überall im Geiſte hingeführt worden und geweſen? Nicht nur an der Oſtſee, in Riga und Königsberg, oder in der Schweiz, in Frankreich und Italien, ſondern bei Aegypten's Pyramiden, an den Ruinen von Babylon und Perſepolis. Und in welchen Bund der Geiſter führte uns der Mann ein, welcher ſelbſt ein Genoſſe dieſes Bundes war; welche Lebensbilder ſtellte er in kräftig friſchen Zügen vor uns hin, nicht nur von den nahe befreundeten Zeitgenoſſen: Hamann, Leſſing, Johann und Johann Georg Müller, Lichtenberg in Göttingen, Karſten, Niebuhr und einer Reihe anderer bedeutender Männer und Frauen des Jahrhunderts, ſondern, wie ſein Geiſt ihn nahm und führte, auch von den Meiſtern des Wortes und der That in den vergangenen Jahrhunderten und Jahrtauſenden. Am liebſten und am ausführlichſten auf alle einzelnen Züge ihres äußeren wie inneren Weſens eingehend, verweilte er bei ſolchen Zeitgenoſſen und Befreundeten, wie J. G. Hamann, dieſem geiſtigen Felſen mitten im anbrandenden Meere. Wie gewaltig erſchien uns dieſer Mann in all' ſeinem Thun, wenn er mit unglaublicher Beharrlichkeit ein ſo eben erſchienenes arabiſches Wörterbuch Seite nach Seite durchlas und ein Gedicht von Herder Wort für Wort kritiſirte, oder wenn er vom Boden ſeiner Gegenwart und aus der Maſſe ſeines vielſeitigen Wiſſens ſich erhob, wie der Adler zum Fluge nach der Sonne, die hoch über den ſchnell vorbeirinnenden Tropfen der Erdenzeit ungehemmt durch die anziehende Maſſe einer ganzen Erde, ja von Tauſenden der Erden ihren Lauf am Himmel nimmt. Zu den Lebensbildern aus ſolcher bekannter Nähe gab die reichbegabte Mutter des Hauſes noch manche herrliche Farben: ſie erzählte uns Züge aus Hamann's Jugendgeſchichte, von ſeiner erſten Liebe zu einer Jungfrau, die, wie Beatrice an Dante, wie Laura an Petrark, nur gleich einer Erſcheinung an ſeinem Leben vorüberging und dennoch im Geiſte durch dieſes mühevolle Leben ihn begleitete. Es war kein Leichenſtein von Marmor, kein Kreuz von Eiſen, das Herder dem ihm unvergeßlichen Freunde ſeiner Jugend auf ſein Grab ſetzte, als er uns von Hamann's letzten Tagen und ſeinem Tode erzählte, aber es war ein Denkmal von anderer Art, deſſen Licht noch jetzt wie der Glanz eines goldenen Kreuzes auf hohem Tempeldache, wenn die Abendſonne es beſtrahlt, mir vor dem inneren Auge ſteht. Wir ſchwiegen lange, Jean Paul verbarg ſeine Thräne nicht.

Richter war um 18 Jahre jünger als Herder, ich aber wieder um 18 Jahre jünger als Richter, aber nach geiſtigem Maaße gemeſſen war mein Abſtand von dieſem ein unvergleichbar viel weiterer, als der zwiſchen ihm und Herder. Dennoch ſchloß ſich das Herz des werthen Mannes ſchon damals mit einer Liebe gegen mich auf, die mir in voller, jugendlicher Kraft entgegen kam, als wir uns in Bayern wieder trafen, und ich ihm 18 Jahre nach unſerer erſten Bekanntſchaft bei meinem Abgange nach Mecklenburg einen dankbar liebenden Brief zum Abſchiede ſchrieb. Auch nach meiner Zurückkehr nach Bayern bis zu ſeinem Ende ſind wir in der gemeinſamen Liebe zu unſerem Herder und in gegenſeitiger Zuneigung vereint geblieben, ſo daß ich von dieſem werthen Gaſte in Vater Herder's Hauſe und von meiner jugendlichen Freude an ſeinen Schriften während meiner Studienzeit in Leipzig noch Manches erzählen könnte.

Herder's Theilnahme an dem Gange meiner geiſtigen Entwickelung blieb ſich immer gleich. Er hatte mir es mehrmals vorausgeſagt, daß mir die eigentliche Aufgabe meines Lebens im Gebiete der Naturwiſſenſchaft werde geſtellt ſein; da ich ihm jedoch den Wunſch meines Vaters mittheilte, daß ich Theolog und, wenn ihm Gott das Leben ſchenkte, ihm ein Gehülfe in ſeinem Amte werden möge, beſchloß er mir auch noch eine Mitgabe zu ſchenken, die mich auf das Feld der wahren, ächten Theologie geleiten ſollte. Er wendete mir und ſeinem Sohne Emil manche jener freien Stunden zu, die ſein ſchweres Amt und ſein ſchriftſtelleriſches Wirken ihm übrig ließen. Und welche Stunden waren das für uns! Der Meiſter im Erforſchen der Höhen wie der Tiefen ging zwar mit uns, wie es ſchien, nur auf dem ebenen Wege des Leichterfaßlichen und Geſchichtlichen, aber auf dieſen Weg fiel bei jedem Schritte ein Licht, deſſen Urſprung nicht vom Geſchlechte der Geſchichte und des ſinnlich Erfaßbaren iſt; wir ſtanden öfters vor der Betrachtung eines geiſtigen Weltgebäudes, deſſen bewegende Mitte und Umfang, ihrem Weſen nach dem Reiche des Unſichtbaren angehörend, in den Reichen der Sichtbarkeit nur ihren Abglanz finden.

32. Das Zuſammentragen des Reiſegepäckes.

Vor meinem Abgange zur Univerſität ſuchte ich ſo viel als möglich von allen den geiſtigen Anregungen, an denen Weimar ſo reich war, in mich aufzunehmen oder die Mittel zu einer vielſeitigen Vorbereitung auf die Anforderungen der nächſten Jahre zu benützen. Der Unterricht im Hebräiſchen wurde von einem tüchtigen Lehrer ertheilt, und dieſe Sprache hatte von Anfang und behielt fortwährend für mich einen ganz beſonders anziehenden Reiz. Der wackere Mann, der mich das Engliſche lehrte, war kein Engländer, als welcher er ſich gerne geberdete, ſondern ein halbſtudirter Sachſe, der mehrere Jahre als Soldat in engliſchem Sold gedient und als halber Landsmann von den Abkömmlingen der Angelſachſen manche Begünſtigung genoſſen hatte. Er war als Lehrer nicht ungeſchickt, dabei fleißig und gewiſſenhaft, doch lautete, wie man mir ſpäter bemerklich machte, die von ihm angenommene Ausſprache etwas zu ſoldatesk. Mein Lehrer im Franzöſiſchen war ein recht liebenswürdiger geweſener franzöſiſcher Geiſtlicher, den die Revolution aus ſeinem Vaterlande vertrieben hatte. Eine höhere Bildung für die Wiſſenſchaft wie für das Leben war an ihm unverkennbar. Der ſanfte, gutmüthige

Mann war zwar in ſeinem Vaterlande den Kämpfen und Wirren der Revolution entwichen, aber er hatte, wie mir ſchien, ein Stücklein der Revolution mit ſich gebracht, in der Form einer etwas ältlichen Frau oder Jungfrau, die ſeine nahe Verwandtin war. Denn wenn wir des Vormittags von 11 — 12 Uhr unſere Lehrſtunde bei ihm hatten, während die gute Dame in demſelben Zimmer auf und in dem von innen heizbaren Ofen die ſehr einfache Mittagskoſt bereitete, zankte ſie ohne Aufhören in ihren geiſtlichen Herrn Bruder hinein und zwar mit einer Geläufigkeit im Franzöſiſchen, die mir ganz beneidenswerth erſchien. Das Thema blieb immer ziemlich daſſelbe, z. B. daß er zu wenig Geld für den Haushalt herbeiſchaffe, da doch im Winter Alles ſo theuer ſei. Der ſanftmüthige, liebe Mann antwortete darauf nur zuweilen einige Worte, ließ ſich übrigens in ſeiner Aufmerkſamkeit auf den Unterricht nicht ſtören, am allerwenigſten dann, wenn ich ihm, zur gelegentlichen Uebung in beiden Sprachen, den Vicar of Wakefield in's Franzöſiſche überſetzte, denn der Inhalt dieſes Buches, deſſen Sprache er nicht verſtand, intereſſirte ihn ſo ſehr, daß er öfters, dem Sturme der Scheltenden, welcher vom Ofen herkam, Trotz bietend, die Lehrſtunde in die Zeit der Eßſtunde hinaus verlängerte, nur um noch den Inhalt eines in der Ueberſetzung begriffenen Kapitels bis zum Ende zu hören.

In der Schule ſelber war mir und allen meinen Mitſchülern, davon eine große Zahl ſo wie ich ihrem Abgange an die Univerſität nahe war, noch zum Abſchiede ein ganz beſonderer Genuß bereitet. Böttiger, der Lehrer, dem wir Alle, was die Schulkenntniſſe betraf, das Meiſte verdankten, trug uns noch in beſonderer Lehrſtunde eine Encyklopädie der Alterthumskunde vor, welche durch ihren reichen Inhalt wie durch die Form der Auffaſſung und des Vortrages unſere lebendigſte Theilnahme erregte. Ich ſchrieb dieſe Vorträge eifrig nach, ſie gaben mir nicht nur einen reichen Schatz an Material, ſondern ein ſo anſchauliches Bild von dem Leben des griechiſchen und römiſchen Alterthums, daß mir hierin Das, was den Vorträgen der Geſchichte, die ein anderer damaliger Lehrer hielt, abging, reichlich erſtattet wurde. Ich habe ſpäter, wenn ich auf meinen Reiſen Werke dieſes klaſſiſchen Alterthums, von den Zeiten des Cybeletempels bei Sardes an bis zu den jüngſten Denkmalen der Gewalthaber Rom's, vor Augen ſah, öfters mit Dank an dieſe encyklopädiſchen Vorleſungen gedacht, welche mir das längſt vorübergegangene Volksleben im Theater bei Epheſus, wie in den Hallen der Bürgerhäuſer zu Pompeji in kräftigen Zügen vorgezeichnet hatten.

Es gab aber dennoch für mich in dieſer letzten Zeit meiner Schuljahre, bei ſparſamſtem Haushalte mit der Zeit, Stunden des Tages wie der Nacht genug, die ich, einer immer lebhafter ſich hervordrängenden Neigung nach, in den Vorhallen der Naturwiſſenſchaft zubringen durfte. Erxleben's oder eigentlich Lichtenberg's Phyſik hatte ich zum großen Theile ſchon viele Male durchleſen und durchdacht und kam immer wieder zu dem Buche zurück. Lichtenberg hat es verſtanden, wie wenig Andere, in den Grund und Boden der ſinnlichen Anſchauungen geiſtige Keime der Gedanken zu legen, die in der Seele eines theilnehmenden und empfänglichen Leſers aufgehen und fruchtbaren Samen tragen.

Die Vorleſungen, welche um dieſe Zeit Dr. Scherer vor einem gebildeten Kreiſe von Zuhörern und Zuhörerinnen über Chemie hielt, regten mich auch in ganz beſonders mächtiger Weiſe an. Da hörte, da ſah ich nun auf einmal, wie das Räthſel vom Weſen und vom Entſtehen des Feuers, mit dem ich mich ſchon in den erſten Jahren, darin das eigene Denken ſich regt, beſchäftigt hatte, von der Wiſſenſchaft in einer Weiſe gelöſt ſei, welche die Anforderungen des elementaren Erkennens vollkommen befriedigt und dennoch, wie ich dies ſpäter erwähnen werde, neue Fragen nicht zu unterdrücken vermag, welche das irdiſch-elementare Erkennen unbeantwortet läßt.

Außer dem Bereiche des Schulunterrichtes, ſo wie der Belehrung in anderen Gebieten des Wiſſens, gab es aber noch verſchiedene Elemente der geiſtigen Anregung und Bildung, welche Weimar um jene Zeit, man darf wohl ſagen, in ſo reichem Maaße als keine andere Stadt darbot. Göthe's und Schiller's Geiſt hatten ſich hier ſelbſt auf den Schauplatz des Theaters herniedergelaſſen; ich war noch in Weimar, als Schiller's Wallenſtein's Lager, die beiden Piccolomini und Wallenſtein's Tod zum erſten Male auf die Bühne kamen. Meiſterwerke dieſer Art, nicht aus dem Leſen in einem Buche, ſondern aus der lebendigen Darſtellung in Wort und Handlung kennen zu lernen, iſt wohl ſchon für ſich allein von beſonderem Werthe, der mächtige Reiz des Neuen wurde aber noch durch die Meiſterſchaft erhöht, welche Göthe ſelber in die theatraliſche Ausſtattung jener Werke ſeines Freundes Schiller gelegt hatte. Denn Göthe, mit ſeinem feinen Sinne, hatte mit unermüdlichem Fleiße die Schauſpieler in ſeine Zucht und Schule genommen, bis ſie bei den oft wiederholten Proben die Probe beſtanden, in würdiger Weiſe Das auszudrücken, was als ein Werk der lebendigen Handlung aus dem Geiſte Schiller's hervorgegangen und ihm vor Augen geſtanden war.

Allerdings kommt es mir ſelber etwas ſeltſam vor, daß ich, da ich, ehe ich nach Weimar kam, niemals und auch hier nur im letzten Jahre in ein eigentliches Theater gekommen war (m. v. S. 253), der ich auch ſpäter nur ſelten noch die Zeit gefunden, mir aus eigener Anſchauung ein Urtheil über den Gegenſtand zu bilden, dennoch auf die theatraliſche Kunſt zu ſprechen komme. Es hat ein Jünglingsalter in der Entwickelungsgeſchichte der klaſſiſch gebildeten Völker gegeben, in welchem das Theater eine Vorhalle der Tempel war, in der die Seele zum Ernſte geſtimmt, zum Aufmerken auf das Walten eines göttlichen Rathes in dem Geſchicke und über die Thaten des Menſchen erweckt wurde. Ein Element dieſer Art fand auch ich nach meinem damaligen Bedürfniſſe in Schiller's Wallenſtein, wie in vielen Stücken des unvergleichbaren Shakeſpeare. In Weimar war ſelbſt dem weniger Bemittelten durch Abonnement die Gelegenheit geboten, das Theater öfters zu beſuchen; auch ich benützte dieſe Gelegenheit, obwohl mir es anfangs erging wie nach einem früher beliebten Luſtſpiele dem Junker vom Lande, indem ich durch lebhafte Einbildung, Augen- wie Ohrenzeuge eines wirklichen, gegenwärtigen Ereigniſſes, nicht eines längſt vergangenen oder ganz erdichteten zu ſein glaubte, ſo daß mir ein ſolcher Genuß manche ſchlafloſe Nacht brachte. Wenn ich aber, um das Wort noch einmal zu nennen, überhaupt von der Kunſt des Theaters reden dürfte, dann würde ich dem von Weimar, ſo wie dasſelbe unter Göthe's Aufſicht und Pflege beſtellt war, gerne eine Lobrede halten. So wie hier die Stücke von Shakeſpeare, Schiller, Göthe, Leſſing (Nathan der Weiſe u. a.) gegeben wurden, hätten wohl auch mit den Zuſchauern und den noch gegenwärtigen Meiſtern zugleich die älteren, nicht mehr gegenwärtigen Meiſter ihre Befriedigung und Freude daran gefunden. Es war Göthe, deſſen Gefühl man in der Aufführung der bedeutungsvolleren dramatiſchen Werke hindurchfühlte; er hatte ſelbſt die Rollen der minder begabten Schauſpieler mit dieſem Gefühle durchdrungen und belebt.

Auch den Freunden der Tonkunſt war in Weimar mancher Genuß vergönnt. Der Zutritt zu den Hofkonzerten auf der Gallerie ſtand Jedem, der ſich als Schüler des Gymnaſiums oder Student in Jena auswies, überhaupt wohl jedem anſtändig gekleideten Manne unentgeltlich frei. Kompoſitionen von Mozart hörte man hier, wie in der Oper öfters, abwechſelnd mit ihnen auch Werke von S. Bach, Händel, Gluck und Haydn. Außer den Opern fanden hierbei die Augen ihren Genuß, denn mit Ehrfurcht und Liebe verweilte mein Blick oft lange auf den älteren und jüngeren Gliedern des Fürſtenhauſes, deren geiſtiges Brod ich in ihrem Lande ſo reichlich genoß.

Ein geſelliges Vergnügen von hohem Werthe gewährte mir die Bekanntſchaft und der Umgang mit einer edlen, trefflichen Künſtlerfamilie, mit dem Meiſter im Graviren der Edelſteine: Facius und ſeiner liebenswürdigen Frau, welche ihrem Werthe und Weſen nach ſelber einem ſeltenen Edelſteine von reinſtem, fleckenloſem Waſſer glich. Mit fortwährender Dankbarkeit gedenke ich der Stunden, welche ich im gemüthlichen Geſpräche und Umgange mit dieſen treugeſinnten Freunden und im Spiele mit ihrem kleinen, lieblichen Knaben zubrachte. Namentlich ſie, die Lebensgefährtin des Künſtlers, übte an mir, mit ſchonender Zartheit, die Kunſt des Polierens und Schleifens, die ihr Mann an ſo manchem harten Steine mit glücklichem Erfolge betrieb, und grub in mein Herz Züge des Wohlgefallens an alle Dem hinein, was im geſelligen Umgange mit Menſchen wohlverſtändig, gut und ſchön, ſo wie des Beifalles der Edleren werth iſt. Während meines einſamen Lebens in

Leipzig blieb ich in lebhaftem Briefwechſel mit dieſer Freundin, deſſen Inhalt gegenſeitige Belehrung und Ermunterung zum Wachbleiben im Guten ſein ſollte. In meiner eitlen Aufgeblaſenheit meinte ich den Belehrenden vorſtellen zu müſſen, wer aber die rechte Belehrung empfing, das war ich, und wer ſie gab, das war ſie, die Freundin, in ihren kindlich einfachen Briefen *).

In eine ſeltſame Kometenbahn der äußeren Lebensordnung riß mich damals die Makrobiotik des trefflichen Hufeland hinein. Ich verlor mich in Befolgung der in dieſem Werke gegebenen Lebensregeln in das weiteſte Extrem; genoß, wenn ich nicht an fremden Tiſchen dazu genöthigt war, kein Fleiſch, ſondern meiſt nur Brod, Früchte und Milch; badete mich in dem harten Winter von 1798 auf 99 in der Ilm, in deren an manchen Stellen offenes, ſchnellfließendes Waſſer ich über die dicke Eisdecke vom Ufer her hineinſtieg, trieb auch das Werk der Abhärtung des Leibes in ungebührlich harter Weiſe. Ein Schulfreund, welchen ich zu der Beluſtigung der Eisvögel verführt hatte, iſt zwar in jugendlichem Alter geſtorben, doch gewiß nicht an den Folgen unſerer übelgewählten Badeſaiſon, denn ich ſah ihn noch in Jena und auch ſpäter geſund und ſtark; mir ſelber zog ich nur durch Unvorſichtigkeit ein oft wiederkehrendes rheumatiſches Zahnweh zu.

Nun, das Wintereis war gebrochen, die muntere Ilm wieder frei davon; ich aber mußte, als der letzte Frühling des vorigen Jahrhunderts kam, nicht nur von der Ilm, an der ich ſo manchmal mich ergangen, ſondern von der werthen Stadt ſcheiden, darin mein Geiſt eine bleibendere

---

*) Noch jetzt lebt der Ruhm und die Kunſt des Vaters Facius in erhöhterem Maaße in einer ſeiner Töchter fort.

Bekräftigung gefunden, als mein Leib in dem friſchen Waſſer des Fluſſes. Die Zeit des Abſchiedes von Weimar war für mich eine ſchwere Zeit; könnte ein junges Epheureis, das man von der alten Eiche hinweg reißt, an deren Rinde es feſt hing, empfinden, es würde fühlen, was ich damals fühlte. Nach Jena wäre ich freilich lieber, ſchon wegen ſeiner Nachbarſchaft an Weimar, gegangen, doch hatte ſich die Wahl meines lieben Vaters für unſre, ihm ſelber noch von ſeiner Jugend her werthe Landesuniverſität Leipzig entſchieden und, ſo wie ich ſelber jetzt den zurückgelegten Weg meines Lebens betrachte, bin ich dankbar für ſolche Wahl.

Am meiſten unter allen Lehrern an der Schule hatte ich Böttiger zu danken. Er hatte mich zuerſt mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen und großer Nachſicht zum Fleiße geweckt, und als dieſer erwacht war, ihn ermuntert und bekräftigt. Von meinem Eintritte bis zu meinem Abgange aus der Schule hatte er mir Beweiſe einer liebevollen Theilnahme an meinem inneren, wie äußeren Wohlergehen gegeben, die ich nie vergeſſen werde. Das Zeugniß, das er mir bei meinem Abſchiede in die Hand reichte, war kein gewöhnliches Schulzeugniß, ſondern es ſprach das Wohlgefallen eines Gärtners an einer Pflanze aus, welche er mit Vorliebe gepflegt hat, und die Erwartungen eines künftigen Gedeihens, denen eine ſolche Vorliebe ſich gern hingibt. Herder ſprach zu mir, wie zu einem ſcheidenden Sohne, ich konnte ihm mit Worten nicht danken, möchte ich es wenigſtens nach meinem Vermögen durch die That des Lebens gethan haben.

Es war in der vorletzten Woche vor Oſtern (1799), als ich an einem ſonnig hellen Morgen mit leichten Füßen, aber mit ſchwerem Herzen meines Weges dahin zog, zunächſt nach der Heimath. Mehrere Freunde begleiteten mich ein Stück Weges hinaus auf der Straße nach Jena. Da war jenſeits dem Webicht die Stelle, es ſtand wohl noch die Bank, wo ich vor etwas länger als zwei Jahren einſchlafen wollte, um niemals wieder zu erwachen. Jetzt war mir die Neigung zum Schlafen vergangen; die kalte Winternacht war vorbei, ein Frühlingsmorgen mir gekommen.

In Jena fand ich mehrere meiner geweſenen Schulfreunde, die ſchon ſeit einem Jahre von Weimar aus zur Univerſität gegangen waren. Ich ließ den Tag nicht ungenützt; ich beſuchte die Vorleſungen einiger der bedeutendſten Lehrer, die ich ſpäter, als ich nach 2 Jahren auf einem Umwege meiner Lebensführung nach Jena zurück kam, nicht nur wie ein vorübergehender Gaſt, ſondern als rechtmäßiger Bürger ſehr eifrig hörte. Das luſtig rohe Burſchenweſen, in das meine geweſenen Schulfreunde am Abend mich einführten, vertrug ſich nicht mit meinen Gedanken an den Abſchied aus Weimar; ich zog mich zeitig daraus zurück, und am anderen Morgen bei Sonnenaufgang war ich ſchon wieder auf dem Wege.

33. Ein Umweg, der dennoch zum Ziele führt.

Für die Richtung meiner natürlichen Neigungen, wie meines nachmaligen Berufes, erſchien es als ein Umweg, daß ich nach dem Wunſche meines Vaters mich zur Theologie wendete. Ich ſchlug in ruhiger Ergebung den Weg ein, auf den er mich hinwies. Für das erſte Halbjahr ließ er mir volle Freiheit, Vorleſungen zu hören, welche meiner Neigung entſprächen und zum Aufmerken, wie zum eigenen Fleiße mich hinzögen. Es war ihm genehm, daß ich außer der Logik und dem Elementarunterrichte in der hebräiſchen Sprache, Geſchichte bei Beck, Mathematik bei de Praſſe, und was mich am meiſten reizte, Phyſik bei Hindenburg hörte. Mein Schwager Wirth machte bald nach Oſtern eine Geſchäftsreiſe nach ſeiner Vaterſtadt Leipzig; an ihn ſchloß ich mich gern als Begleiter an.

Oſtern war damals ganz beſonders früh, auf den 24. März gefallen; in Leipzig herrſchte in den meiſten Haushaltungen die althergebrachte Gewohnheit, nach Oſtern nicht mehr in den Zimmern zu heizen. Außen in der Vorſtadt (Neuſtadt) bei Madame Teichmann, wo mein Schwager auch einige Jahre gewohnt hatte, war für mich ſchon das Zimmer gemiethet, das in einen Garten heraus für die warme Sommerzeit gut geeignet ſchien. In ſo rauher, trüber Jahreszeit aber, wie ich ſie bei meinem Einzuge traf, war zwar eine große ungeheizte Stube zum ſchnellen Auf- und Niedergehen, um die Glieder zu erwärmen, bequem genug, nicht aber zum Stillſitzen und Arbeiten. Mein Schwager hatte ſich nach wenig Tagen wieder auf die Heimreiſe begeben; ich fühlte mich in der Stadt, die gerade um dieſe Zeit vom Getümmel der Oſtermeſſe erfüllt war, ſo verlaſſen und einſam wie noch niemals. An dem Flachlande der Umgegend wollte ſich mein Auge nicht vergnügen; wenn, was in den erſten Wochen etwas Seltenes war, am Morgen oder Abend die Sonne ſchien, ſuchte ich eine Stelle vor den Mauern der Stadt auf, wo ſich eine Fernſicht nach den Höhen des Erzgebirges aufthat; das Heimweh, nicht allein nach dem Vaterhaus, ſondern nach der geiſtigen Heimath in Weimar und den Menſchen, die dort wohnten, regte ſich ſchmerzlich.

Eine ſonderbare Bekanntſchaft in dem Hauſe ſelber, darin ich wohnte, kam mir nicht nur entgegen, ſondern drang ſich mir auf. Es war ein alter Leipziger Magiſter, der mich, ſo oft wir uns begegneten, freundlich und dennoch zugleich ſcheu anlächelte. Der gute Mann führte, obgleich er ganz allein war, ſeine eigene Wirthſchaft; kochte und briet ſich ſelber, was er zu ſeiner Sättigung bedurfte, und die Vorſorge für die Freuden ſeiner ſparſam beſetzten Tafel ſchien ihn, wenigſtens vom Morgen bis zum Mittage, am meiſten zu beſchäftigen. Wenn wir uns ſahen, wiederholte er öfters, meiner ausweichenden Erwiderung nicht achtend, die Verſicherung, daß er mich eheſtens einmal zu ſich zum Mittagseſſen einladen werde. Nach langer Zeit kam er einmal des Abends zu mir auf's Zimmer und bat mich mit großer Höflichkeit, daß ich doch am nächſten Mittage einen guten Haſenbraten mit ihm verzehren möchte. So wenig mir daran gelegen war, meinte ich doch der Einladung folgen zu müſſen, ich ſtellte mich am anderen Mittage vor ſeiner Thüre ein, fand dieſe verſchloſſen. Der Magiſter hielt ſich bis nach Mittag, wie ich ſpäter erfuhr, in einem Winkel des Hauſes verſteckt. Meine Bekannten nannten ihn ſeitdem den Haſenmagiſter, nicht nur wegen des verſprochenen Haſenbratens, ſondern wegen ſeiner ſonderbaren haſenartigen Furcht und Scheu, die ſich an ihm, ganz beſonders ſeit jenem Mittage, ſo oft er mich ſah, in ganz ſeltſamer Weiſe kund gab. Dieſer alte Magiſter war meine erſte Bekanntſchaft in Leipzig und in eigenthümlicher Weiſe ein Bild mancher veralteten Zuſtände, die ich ſpäter dort wahrnahm.

Die Vorleſungen nahmen ihren Anfang, und ich war zu ihnen einer der erſten unter den Gemeldeten. Es blieb bei dem ſchon zu Hauſe nach dem Willen meines Vaters entworfenen Plane, nur ſtatt der Logik erlaubte ich mir Botanik bei dem jüngeren Hedwig, dem Sohne des kurz vorher verſtorbenen Johann Hedwig, zu hören. Denn dieſe Vorträge hatten doch etwas Grünes vor Augen; die über Logik (bei C.) dagegen hatten es zwar auch mit einem ehrwürdig alten, immer grünen Stamme zu thun, aber ſie ſchienen es ſich zur Aufgabe zu machen, den altkräftigen Stamm mit ſo vielen Flechten und Mooſen zu überziehen, daß man ihn kaum mehr ſah. Hedwig (den Sohn) ſuchte ich zuerſt in dem (damals kleinen) Gewächshauſe am Paulinum auf. Ich ſah da jene berühmte Dattelpalme, die einſt in dem Streite über das Linnéiſche Sexualſyſtem für die Annahme einer Geſchlechtsverſchiedenheit im Pflanzenreiche ein ſehr entſcheidendes Zeugniß gegeben hatte. Der Baum hatte Blüthen, niemals aber Fruchtanſätze erzeugt, bis man von Berlin aus Blüthenkolben einer männlichen Dattelpalme kommen ließ, deren Blüthenſtaub die Befruchtung bewirkte. Ein Verfahren, welches Theophraſt ſchon kannte, und welches, wie ich ſpäter es ſelber ſah, von den Bewohnern der Heimath des Dattelbaumes noch fortwährend geübt wird.

Von dieſem jüngeren Hedwig erzählte man mir, daß er in ſeinem Knabenalter mondſüchtig geweſen ſei. In dieſem Zuſtande war er einſt in einer mondhellen Nacht auf das Dach des Hauſes geſtiegen, wo ſeine Mutter ihn ſah. Sie rief ihn, von Schrecken ergriffen, laut bei ſeinem Namen, der Knabe erwachte, ſtürzte vom Dache herab, konnte nur durch eine Trepanation vom Tode gerettet werden, der ſonſt eine unvermeidliche Folge ſeiner ſchweren Kopfverletzung geweſen wäre. Er iſt vor der Mitte der gewöhnlichen Lebensjahre geſtorben.

Mit großer Theilnahme und anhaltendem Fleiße hörte ich die Vorleſungen des gelehrten Chr. Dan. Beck über die Geſchichte der alten Welt, und gewann dieſen beſcheidenen freundlichen Mann auch perſönlich ſehr lieb.

J. F. Hindenburg erläuterte die Lehren der Phyſik durch ſaubere, wohlgelingende Verſuche; mit beſonderer Vorliebe verweilte er, — der ſich um die Verbeſſerung der Luftpumpe anerkannte Verdienſte erworben, — bei der Lehre von dem Luftdrucke und ſeinen Wirkungen (der Aëroſtatik). Wenn mich aber auch eine natürliche Neigung vorzugsweiſe zu dem Gebiete der Naturkunde hinzog, verlor ich dennoch keineswegs dabei das Ziel meines vermeintlichen künftigen Lebensberufes aus dem Auge. Hatte ich doch ſogar den kühnen Einfall, mich als künftigen Pfarrer ſchon auf der Kanzel hören zu laſſen. Nicht weit von Leipzig wohnte in einem kleinen Dorfe ein alter guter Pfarrer, von welchem es bekannt war, daß er nicht abgeneigt ſei, das Geſchäft der Sonntagspredigt jüngeren Leuten zu überlaſſen. Meine Bitte um dieſe Vergünſtigung fand freundliche Aufnahme; mir wurde von ihm für den vierten Sonntag nach Trinitatis, der in jenem Jahre auf den 20. Juni fiel, die Predigt übertragen. Ich hatte dieſe Arbeit in einigen heiteren Morgenſtunden mit friſchem Muthe niedergeſchrieben und in's Gedächtniß gefaßt; der Text des Evangeliums über die Barmherzigkeit, das Verbot des Richtens über Andere, das Gleichniß vom Blinden, der einem anderen Blinden den Weg zeigen will, der Tadel des Splitterrichtens (Luc. 6 V. 36—42) hatten mich ſehr angeſprochen. Namentlich bei dem Gleichniſſe verweilte ich mich, ſtellte die Blinden als Solche dar, welche ſich ſelber, ihr eigenes Herz und Das, was dieſes Herz zu ſeinem Frieden nöthig hat, nicht kennen; als Solche, welche die geſunde, gedeihliche Speiſe des Lebens nahe bei ſich im Feld und Garten hätten, dieſe aber nicht beachteten, ſondern gleich wie nach bunten, ungeſunden Schwämmen im Walde herumtappten und dabei in Fallgruben ſtürzten. — Die Sonne ſchien hell in die kleine Kirche hinein; die Bauern hörten, wie mir ſchien, mit großer Aufmerkſamkeit zu, meine Predigt ging ohne allen Anſtoß ihren Lauf, wäre aber doch faſt ſelber in eine Grube gerathen. Denn durch das ſpäte Eintreten eines alten, invaliden Soldaten, der ſich mit ſeinem kleinen Jungen bei der Thüre mir gerade gegenüber aufſtellte und dem Kleinen, welcher immer rechts und links umherſchauen wollte, ſehr beharrlich den Kopf gegen die Kanzel hin zurecht rückte, wurde mir ſelber die Ordnung meiner auswendig gelernten Lektion verrückt. Ich rettete mich jedoch mit Entſchloſſenheit aus dem dritten Theile meiner Predigt, aus dem ich herausgefallen war, auf einem noch im Gedächtniſſe herumſchwimmenden Balken des zweiten Theils und ſchwang mich glücklich aus dieſer ſcheinbar abſichtlichen Wiederholung in den dritten Theil wieder hinein, darin ich nun ungehemmt bis zu einem, wie ich meinte, ganz beſonders Effekt machenden Schluſſe hinſteuerte.

Bei dem guten alten Pfarrer und ſeiner kinderreichen Familie machte ich die Bekanntſchaft eines Herrn von mittleren Jahren, der ſich hierher in das freundlich gelegene Dorf zurückgezogen hatte, um in der ländlichen Ruhe ſeiner Geſundheit zu pflegen. Er war, ſo viel ich mich erinnere, aus dem Braunſchweigiſchen gebürtig; ein Mann von gelehrter Bildung und großer Beleſenheit, war auch viel gereist. Er hatte meine Predigt gehört und bezeigte ſich ſehr zufrieden damit; lobte Inhalt und Vortrag. Weder er, noch der Pfarrer hatten meine Verirrung aus dem ſchulgerechten Plane meiner Kanzelrede bemerkt.

Jener liebe Mann hätte wohl ſeine aufmunternden Worte und ſein Lob an mir ſparen können. Denn ich war ſchon reichlich verſehen mit einem Lobe, das ich ſelber in meinem Herzen mir und dem Werke meiner geiſtlichen

Beredſamkeit gab. Man pflegt den Schiffern, die auf's Meer gehen, guten Wind zu wünſchen. Am Winde fehlte es bei mir nicht, daß es aber ein guter Wind war, der mich trieb, daran zweifle ich, denn er kam nicht von außen, ſondern war inwendig in mir: „Eitelkeit und Wind und abermals Wind.“

Ich ſendete meinem lieben Vater das Konzept meiner Predigt. Er äußerte zunächſt nur ſeine Verwunderung, daß ich es gewagt habe, ſchon als angehender Student eine Kanzel zu betreten; ließ ſich, was den Inhalt meines Konzeptes betraf, gerade nicht ſonderlich auf's Loben ein, ſondern nur auf den guten Wunſch, „daß mir Gott geben möge ein treues Herz, Einfalt der Worte und ein ungeblendetes Auge.“

Allerdings hatte ich etwas mehr Beifall von meinem guten Vater erwartet, und daß er mit dieſem ſo zurückhaltend war, das ſchrieb ich einem Umſtande zu, der ihn gerade um jene Zeit recht unwillig auf mich gemacht hatte. Eines Tages kam zu mir ein Student, der ſchon zu den älteren Univerſitätsgenoſſen zu gehören ſchien, ſtellte ſich mir als einen halben Landsmann und Bekannten mehrerer meiner Bekannten vor und ging in ein Geſpräch über meine Studien ein, an deſſen Ende er mich bat, ihm nur auf einen Tag einen guten anſtändigen Rock zu leihen, darin er morgen vor einem auswärts wohnenden Verwandten und Wohlthäter, welcher Leipzig auf einer Durchreiſe beſuchen werde, erſcheinen könne. Ihn ſelber habe mehr eine fremde als eigene Noth zur Veräußernug ſeiner beſſeren Kleider getrieben. Nun war ich allerdings in Beſitz eines ſchönen, neuen Rockes, den ich mir noch in Weimar, vom inneren Wind der Eitelkeit getrieben, nach „engliſchem Zuſchnitte“ hatte machen laſſen. Der Menſch verſicherte mich, nur auf einen Tag ſolle ich meines Rockes entbehren müſſen, wußte ſich dabei meiner Leichtgläubigkeit ſo zu bemächtigen, daß ich auf ſeine Bitten ihm auch noch die Unterkleider, Stiefeln und Hut lieh. Ich wartete am anderen Tage vergeblich auf ſeine Zurückgabe meiner Sachen; er hatte mir eine falſche Adreſſe aufgeſchrieben, war unter dieſer nirgends zu finden, doch hätte ich ihn einige Monate nachher im Kerker finden können: er hatte ſich, vielleicht in meinen Kleidern, als ein ſcheinbarer Kenner und aufmerkſamer Betrachter in eine öffentliche Sammlung eingeſchlichen, die an gewiſſen Tagen für alle anſtändig ausſehende Perſonen geöffnet war, hatte hier die Gelegenheit erlauſcht und mehrere koſtbare alte Münzen geſtohlen. Er war eines jener verdorbenen Subjekte, dergleichen man damals an den Univerſitäten fand, welche das Betrügen und Ueberliſten der neuangekommenen, unerfahrenen Studirenden unter allerhand Form als ein Gewerbe betrieben. — Ich hatte meinen Unfall nach Hauſe gemeldet. Mein Vater, obgleich er meinen neuen Rock nach engliſchem Zuſchnitte niemals mit günſtigen Augen angeſehen, ließ mir durch meine Schweſter eine ernſte Zurechtweiſung über meine Unbeſonnenheit zukommen, und ich mußte es ganz billig und gerecht finden, daß er ſich mit der Anſchaffung einer neuen Kleidung für mich nicht ſehr beeilte, ſondern mich zu meiner Beſchämung den ganzen Sommer hindurch in dem galanten Leipzig ziemlich ungalant einhergehen ließ. Bei dieſer Gelegenheit konnte ich auch in dem Benehmen meiner Mitſtudirenden, ſo wie anderer Leute gegen mich die Bedeutung des Sprüchwortes wahrnehmen, nach welchem es die Kleider ſind, welche in den Augen der Welt Leute machen *).

---

*) In der Form und beiläufigen Ausſchmückung einer Dichtung

Ich hatte in meiner vorhin erwähnten Predigt von Blinden geredet, welche ſich ſelber und darum auch Andere nicht erkennen; meinen Kleiderborger hatte ich, als ich ihn für einen ehrlichen Mann hielt, wirklich verkannt, mir ſelber aber erging es bald nachher in umgekehrter Weiſe ſo, die Leute verkannten mich auch, indem ſie mich für einen Mordbrenner hielten und als ſolchen gefangen nahmen, da ich doch wirklich keiner war. Der ſeltſamen Anſpielung wegen auf eine frühere Zeit meines Lebens erſcheint mir dieſes wunderliche Abenteuer merkwürdig genug, um ſeiner hier zu gedenken.

34. Der vermeintliche Mordbrenner.

Von dem berühmten, an Geiſt, wie an Herzen großen Arzte Hermann Boerhave weiß man, daß er von ſehr ernſter, ruhiger Haltung und ein Mann war, der ſeine inneren Gefühle nicht zur Schau trug. Dennoch fand ihn einſt einer ſeiner vertrauten Freunde in einer äußerlich unverkennbaren Gemüthsbewegung und in Thränen. Erſtaunt über dieſen unerwarteten Anblick fragte er nach der Urſache des tiefen Kummers ſeines Freundes. Es war, ſo antwortete Boerhave, kein Kummer, der mich bewegte; meine Thränen waren keine Thränen des Schmerzens, ſondern des Dankes. So eben hat man hier an meinem Hauſe vorüber den Mörder, deſſen Thaten den allgemeinen Abſcheu erregten, hinausgeführt nach dem Richtplatze. Da gedachte ich, daß aus mir, meinen natürlichen Neigungen nach, ein gleicher Verbrecher, mein Loos ein ähnliches Ende hätte werden können, wenn Gottes

---

habe ich die Geſchichte dieſes an mir verübten Kleiderraubes in einer meiner Erzählungen (Bd. III) mitgetheilt.

Hand mich nicht von Jugend auf gehalten, in Zucht genommen und nach ſeinem Wohlgefallen geleitet hätte.

Wäre in mir ein eben ſo tiefes Gefühl und ein gleiches dankbares Erinnerungsvermögen geweſen als in Boerhave, dann hätte ich wohl damals, als man mich als Mordbrenner bei dem Dorfe Starſiebel unweit Weißenfels an der Saale arretirte und in's Dorf hinein ſchleppte, daran gedenken können, daß ich zwar für diesmal keiner Brandſtiftung mich ſchuldig gemacht habe, daß ich aber früher, wenn ich ganze Haufen Papiere im verborgenen Winkel, zwiſchen dem alten Gebälke und Bretterwerke eines Hintergebäudes anzündete, ohne Gottes beſondere Bewahrung mehrmalen hätte ſelbſt das Haus meiner lieben Eltern in Brand ſetzen können (m. v. oben S. 96). Wer nur recht aufmerken wollte, der würde öfters finden, daß in der Führung unſeres Lebens ſolche (innere oder äußere) Rückweiſungen auf längſt vergeſſene Anfänge von Handlungen vorkommen, die uns lehren ſollen: ſiehe, das hätte aus dem Anfange werden können, oder die uns auch als eine nachträgliche Züchtigung erſcheinen mögen für etwas, das wir früher verſchuldet hatten. Ich freilich dachte bei dieſer Gelegenheit nicht an ſo etwas, ſondern mein ganzes Abenteuer erſchien mir von mehr luſtiger als ernſter Art. Die Sache ſelber aber trug ſich ſo zu.

In meiner damaligen Stimmung und Lebensweiſe, von welcher ich nachher noch reden will, fühlte ich zuweilen ein dringendes Bedürfniß, mein, ich darf wohl ſagen, unmäßiges Arbeiten durch eine kräftige Bewegung im Freien zu unterbrechen. Einſtmals an einem ſchönen Sommermorgen, beim erſten Frühgeſange der Lerchen, nahm ich ein Buch (Herder's Ideen, erſter Band) zu mir und wanderte auf der Straße gegen Zeitz hinaus. Ich hatte an dieſem

Tage gerade keine wichtige Vorleſung zu verſäumen, deshalb beſtimmte ich ihn zum Pflanzenſuchen, und in der eingeſchlagenen Richtung, dem Elſterthale entlang, verſprach ich mir gute Ausbeute. Meine Bedürfniſſe hielten ſich zu jener Zeit in gleichen Schranken mit meiner Kaſſe; unweit Pegau in einem Dorfe hatte ich am Mittag etwas Milch und Brod genoſſen, war zeitig am Nachmittag durch Zeiz gekommen, hatte an dem Anblicke der alten, ehrwürdigen Stiftskirche mich erfreut und lenkte mich nun, um nicht wieder denſelben Weg, den ich eben gemacht, zurück zu gehen, in weſtlicher Richtung gegen Lützen hin. Schon hatte ich mein Abendbrod, das aus dem gleichen ländlichen Gericht beſtand als das Mittagsmahl, in einem Dorfe zu mir genommen; das gaſtliche Haus aber, darin ich hier eingekehrt war, ſchien mir kein ſonderliches Nachtlager zu verſprechen, ich beſchloß noch weiter zu gehen bis nach Starſiedel, wo ſich nach eingezogener Erkundigung ein gutes Wirthshaus finden ſollte. Obgleich der Tagemarſch, den ich heute von früh 4 Uhr an von Leipzig aus gemacht hatte, kein ſehr geringer war, fühlte ich mich dennoch nicht beſonders müde. Es war in der Zeit der längſten Tage, die Sonne erſt am Untergehen, als ich nach dem mir unvergeßlichen Starſiedel kam. Ich wollte, um nicht noch einmal ehrenhalber genöthigt zu ſein, ein Abendeſſen zu nehmen, noch nicht in's Wirthshaus eintreten, ging deshalb über das Dorf hinaus und dort an dem Rande der Felder auf und nieder. Bei dem Hindurchgehen durch das Dorf hatte ich viele Leute mit Spießen und Hellebarden, einen oder zwei auch mit Flinten bewaffnet an der Straße ſtehen ſehen, die zwiſchen einem größeren Gebäude und einem Teiche hinführte. Ich hatte mir es bei der Wärme des Tages bequem gemacht, trug den Rock auf der Schulter, mein

Buch mit den Papieren voll eingeſammelter Pflanzen in der Hand, wollte in meinem Aufzuge nicht bei dem Haufen der Leute vorbeigehen, die, wie ich meinte, einen feſtlichen Aufzug vorhatten, ſondern ſchlug den Fußweg um die andere Seite des Teiches ein. Es war ein herrlicher Abend draußen im Freien; der Mond ſtand hoch am Himmel, und die Stimmung in der Natur wie in meinem Innern war dieſelbe, wie die, welche das ſchöne Abendlied von Claudius ausſpricht: „Der Mond iſt aufgegangen“.

Endlich ſchien mir es doch Zeit, das Nachtlager zu ſuchen; ich zog meinen Rock an und wendete herum nach dem Dorfe. Da ſah ich mit Verwunderung, wie derſelbe vermeintliche feſtliche Aufzug, den ich vorhin bei dem Teiche geſehen, mit ſeinen Spießen und anderen Waffen mir entgegen kam. Ich wollte den Leuten meinen guten Abend ſagen und an ihnen vorbeigehen, ſie aber ließen es nicht zu der Begrüßung kommen, ſondern ehe ich es mich verſah, ſprangen Die, welche im Hohlwege neben dem Fußwege gingen, hinter mir herauf, Andere kamen von vorne und von der Seite, und der ganze Haufe nahm mich ſo enge in ſeine Mitte, daß ich keinen Schritt weiter konnte. Alsbald begann das Verhör. Ein ältlicher Mann von kräftigem Ausſehen, der einen Säbel an der Seite trug, fragte mich, was ich hier thäte. — Ich gehe ſpazieren, ſagte ich. — Ei, erwiderte Jener, das wäre mein Spazierengehen. Wer iſt er und wo kommt er her? — Ich bin ein Student und komme aus Leipzig. — Ei, ſagt Jener, wer das glaubt. Was hat ein Student aus Leipzig hier bei Starſiedel zu thun! Er kommt jetzt mit uns in's Dorf hinein, da wollen wir uns ſchon beſſer kennen lernen.

Mir war die ganze Sache unbegreiflich, kam mir aber keineswegs ernſthaft, ſondern höchſt ſpaßhaft vor. Der Schullehrer des Ortes war bei den Leuten; er hatte halblaut mit dem Manne, der den Säbel trug, geredet, man hielt oder band mich nicht, wie es Anfangs die Abſicht ſchien, bei den Armen, ſondern ließ mich frei zwiſchen dem Zuge gehen. Ein junger, freundlich geſprächiger Menſch, der ſchon in Leipzig geweſen war, wenn ich nicht irre, der Sohn eines Jägers, ließ ſich auf unſerem Wege nach dem Dorfe in ein Geſpräch mit mir ein. Er glaube wohl, ſagte er, daß ich ein Student ſei, denn man merke mir es an, daß ich kein hergelaufener Landſtreicher wäre. „Aber,“ ſo fügte er hinzu, „wenn Sie auch der Sohn eines Grafen wären, müßten Sie ſich gefallen laſſen, daß wir Sie arretirten. Seit geſtern vor 14 Tagen iſt viermal hier in der Nähe und geſtern auch bei uns in einer Scheune Feuer angelegt worden. Wer ſoll das gethan haben? Wir haben's einmal nicht gethan und unſere Nachbarn in den anderen Dörfern auch nicht. Das müſſen fremde Leute gethan haben. Derowegen war heute Vormittag der Herr Oberlandhauptmann von Hardenberg ſelber bei uns, hat uns angeſagt, wir ſollen eine Wache von 8 bis 10 Mann an der Landſtraße, die durch's Dorf geht, aufſtellen und Jeden arretiren, der uns verdächtig vorkäme. Und ſehen Sie, Sie müſſen mir's nicht übel nehmen, das ſah doch recht verdächtig aus, daß Sie nicht auf dem Fahrwege am Teiche bei der Wache vorbei gingen, ſondern rechts hinüber um den Teich herum; und daß Sie außen vor dem Dorfe ſo auf und ab gingen, als ob Sie auf Jemand warten thäten, das ſah auch recht ſonderbar aus.“ Ich mußte dem jungen Menſchen Recht geben. Meine Seitenſprünge und mein Auf- und Abgehen vor dem Dorfe konnten ihnen allerdings unter ſolchen Umſtänden verdächtig vorkommen,

„indeß“, ſo ſagte ich lachend, „wir wollen uns ſchon darüber verſtändigen.“

Wir kamen in's Dorf; was für ein Haufe, beſonders von Weibern und Kindern, ſtand da im Scheine des Mondes beiſammen! Von ſo aufmerkſamer Menge bin ich niemals ſonſt empfangen worden. „Da bringen ſie ihn,“ ſagte Einer zu der Anderen. „Welcher iſt's?“ fragte eine ſtädtiſch gekleidete Perſon, die vielleicht zum Beſuche im Dorfe war. — „Dort der junge Burſche“, ſagte man, „den ſie in der Mitte haben; — ſo jung noch und ſchon ſo gottlos!“

Wir traten in die große Wirthsſtube hinein, deren vordere Tiſche von Landfuhrleuten beſetzt waren. „Nun,“ ſo fragten dieſe, „haben Sie ihn?“ „Ja,“ ſo war die Antwort, „da bringen wir ihn.“ So viele von den Nachbarsfrauen im Zimmer Raum fanden, die drängten ſich herein; manche Mütter hielten draußen vor den Fenſtern ihre Kinder in die Höhe, damit ſie mit ihnen zugleich den Arreſtanten bei Licht ſchauen ſollten.

Der ganz große Tiſch gegen die Straßenfenſter hin wurde für mich und meine Eſkorte geräumt; mir gegenüber ſaß der Dorfſchulze zwiſchen einigen ſeiner vornehmſten Bauern, ich ſaß zwiſchen den Leuten, die mich ſo eben eingebracht hatten. „Wer und woher?“ das waren, nachdem ich auf Verlangen Alles, was ich an Papieren bei mir trug, abgegeben, die erſten Fragen; ich beantwortete ſie der Wahrheit gemäß. — Wo und welches Weges ich hergekommen, und wohin ich wolle? — „Ich bin, ſo ſagte ich, „heute früh um 4 Uhr von Leipzig fort und über Zeitz hieher gegangen und will morgen wieder nach Leipzig zurück.“

„Das mag ein Anderer glauben als wir“, rief einer von den Beiſitzern am Tiſche. „Wer von Leipzig nach Starſiedel will, der geht den nächſten Weg über Markrannſtädt und Lützen, nicht den Umweg über Zeitz hieher. Denn das iſt ein Weg, den der Fuchs gemeſſen hat und hat den Schwanz als Zugabe in's Maaß dareingegeben. Den könnte Keiner von uns in einem Tag machen.“

Ich weiß nicht mehr alle Umſtände meines Mordbrenner-Verhörs genau, obwohl ich ſie den Meinigen in Briefen beſchrieben habe, auch wäre es nicht der Mühe werth, all' der gewechſelten Fragen und Antworten zu erwähnen. Das Buch, das ich bei mir trug, wurde alsbald zur Seite gelegt, das Papier mit den darin verwahrten Pflanzen genau durchgeſehen, und ein dicker Mann, der bei dem Schulzen ſaß, gefragt: ob das Etwas ſei, das leicht brenne? worauf dieſer mit Nein antwortete. Nach meinem Paſſe befragt, deutete ich auf meine lateiniſche Matrikel hin, die ich durch einen glücklichen Zufall bei mir trug. Der Dorfſchulze beſah ſie von oben und unten; ich ſolle Das vorleſen, genau ſo wie es daſtände, ſo verlangte er. Ich that es. „Wir verſtehen kein Franzöſiſch“, ſagte der Schulze, „der Herr Schulmeiſter ſoll aber noch einmal herkommen und ſoll zuſehen, ob Er es ganz ſo lieſt, wie es daſteht.“ „Es iſt“, ſagte ich, „kein Franzöſiſch, es iſt Lateiniſch, und ihr dürft mich nur zu euerem Herrn Pfarrer führen, der wird es euch, wenn ihr mir nicht glauben wollt, ſagen, was darin ſteht.“

Mein billiges Begehren wurde erfüllt. Die ganze Schaar zog mit mir zum Pfarrhauſe, und da man erfuhr, der Herr Pfarrer ſei bei einem Hochzeitseſſen, zogen wir auch vor das Hochzeitshaus hin. Einer ging hinein, dem Herrn Pfarrer den ganzen Handel zu erzählen. Dieſer, als er meine Matrikel geſehen, ließ, ohne ſich ſelber heraus zu bemühen, dem Schulzen ſagen, daß ich ein Student ſei, das habe ſeine Richtigkeit, das weiſe dieſe, noch ziemlich neue Matrikel und das Amtsſiegel der Univerſität Leipzig aus, auch kenne er die Handſchrift des Herrn Rektors. Einen Studenten aus Leipzig dürfe man nicht ohne thatſächliche Beweiſe als einen Brandſtifter behandeln.

Da hatte denn auf einmal mein Prozeß eine andere Wendung genommen. Das neugierige Volk, das noch auf der Gaſſe war, zerſtreute ſich, die meiſten von meinen Begleitern gingen nach Hauſe, nur der Dorfſchulze mit einigen von ſeinen Leuten kamen noch mit in's Wirthshaus, wo ſie dem Wirthe und anderen Anweſenden wörtlich Das erzählten, was der Herr Pfarrer ihnen über den Inhalt meiner Matrikel geſagt hatte: Namen, Geburtsort von mir, Name, Datum und Wappen der Unterſchrift. Ich traktirte die guten Leute nach Vermögen mit Bier; wir unterhielten uns gut mit einander. Noch am Abend, wie am anderen Morgen hörte ich die Frau Wirthin zu ihren Töchtern die Worte ſagen: „Wie hat man doch dieſen jungen Herrn da als einen Brandſtifter arretiren können. Sieht ſo ehrbar und gut aus, iſt ſo artig und ordentlich und hat, wie man aus ſeinem Geſpräche hören konnte, auch etwas gelernt.“

Das beſte Zimmer und Bette im Hauſe hatte man mir eingeräumt. Es wäre nicht nöthig geweſen, ich hätte, müde wie ich zuletzt war, auch auf einer Streu gut geſchlafen. Man nöthigte mich, mit der Familie der Wirthsleute zu frühſtücken. Wir ſchieden von einander wie alte Freunde, und wenn ich noch einmal in die Gegend von Starſiedel käme, würde ich nachſehen, ob jetzt, nach 55 Jahren, noch Jemand aus der damaligen Familie der guten Leute im Wirthshaus lebte.

35. Selbſtpeinigung und Selbſttäuſchung.

Die nachſtehend beſchriebene Erfahrung aus meinem Leben ſteht freilich nicht einzeln da, ſie iſt auch an, ſo wie von Andern in den verſchiedenſten Formen gemacht und beſchrieben worden; dennoch ſcheint ſie mir theils als ein weſentliches Stück meiner Entwickelungsgeſchichte, theils aber wegen des lehrreichen Elementes, das in ihr liegt, einer Mittheilung werth. Denn ſie kann es zeigen, wie ſo leicht unſere ſinnliche und fleiſchliche Natur ſich mit einem Anſcheine des Geiſtigen überkleiden kann, welcher, wie der Grund, auf dem er ruhet, nicht von feſtſtehender und bleibender, ſondern von vergänglicher Art iſt. Ich will meine Erfahrung ſo treu und genau in ihren weſentlichſten Zügen mittheilen, als mir dies möglich iſt.

Mein Hang zur Einſamkeit war während der erſten Zeit meines Aufenthaltes in Leipzig in einem Maaße erwacht, wie noch niemals ſonſt. Es trafen mehrere äußere Veranlaſſungen zuſammen, durch welche er genährt und verſtärkt wurde. Ich hatte allerdings gleich Anfangs unter meinen Mitſtudierenden einen gefunden, an den ich mich mit Zuneigung anſchloß: dies war der nachmals durch ſeine philologiſchen Arbeiten rühmlich bekannte Erfurt. Schon damals beſchäftigte er ſich aus beſonderer Vorliebe mit Sophokles, deſſen Werken er ſpäter den Fleiß ſeiner männlichen Jahre zugewendet hat. Ich arbeitete gerne mit ihm und theilte ihm nach Vermögen mancherlei Gaben mit, die ich an der Schule zu Weimar, namentlich aus Böttiger's Vorträgen empfangen hatte, welche er mir in der tieferen Gründlichkeit ſeiner Schulkenntniſſe durch andere Gegengaben erwiderte. Er hatte von früher Jugend an mit Armuth zu kämpfen, führte deshalb ein ſehr eingezogenes Leben, was auch mir zuſagte. Auch einen lieben Freund und Bekannten noch von meinen Kinderjahren her fand ich in Leipzig auf, F. Caſpari aus Waldenburg*). Da jedoch der Weg unſerer Studien ein ganz verſchiedener war, ſahen wir uns nur ſelten, obwohl, wie ich glaube, von beiden Seiten immer mit Freude. So werth mir aber auch dieſe Bekanntſchaften waren, konnten ſie mich dennoch vor dem Ueberhandnehmen meiner damaligen Scheu vor allem geſelligen Verkehre nicht bewahren.

Einen, wenn auch geringfügigen Anlaß zu dieſer Scheu hatten die Folgen des (nach S. 303) an mir verübten Kleiderdiebſtahles gegeben. Es herrſchte damals in Leipzig die Sitte, daß die Studierenden aus hohem adeligen Geſchlechte ihre beſonderen Ehrenplätze in der vorderſten Reihe der Zuhörer, auf vornehmeren Stühlen einnahmen, wofür ſie allerdings auch ein ſtandesgemäß höheres Honorar zu entrichten hatten. Dadurch hatte ſich, namentlich in der Vorleſung bei Hindenburg, welche von vielen Adeligen gehört wurde, ein kleinlicher Sinn unter den Studierenden eingeniſtet, nach welchem Jeder, der ſich, wenn auch nicht von Adel, etwas vornehmer dünkte als Andere, ſeinen Rang in der Einnahme des Sitzes und in ſeinem Benehmen geltend zu machen ſtrebte. Nun wurde aber die Stufe der Vornehmheit großentheils nach der Kleidung abgeſchätzt, auf deren Eleganz man in der anſehnlichen Kaufmannsſtadt einen beſonderen Werth legte. Nach ſolcher Abſchätzung mußte ich nach dem Verluſte aller meiner beſſeren Kleidungsſtücke freilich ſehr tief zu ſtehen kommen, denn ich hatte keinen anderen Wechſel als den mit einem altverjährten Rocke, der wohl für den Winter und für regnerige Witterung gut genug geweſen wäre, in heißen Sommertagen und bei hellem Wetter aber ſich nicht beſonders ausnahm. Seitdem ich in dieſem Aufzuge erſchien, bemerkte ich, daß die jungen Herren, mit denen ich einen Theil der Vorleſungen gemeinſam hörte, zwar meinen Rock, nicht aber mich anſahen. Der Rock konnte nicht ſprechen, und mich ſah man nicht, darum blieb ich bei den Geſprächen, welche die Anderen mit einander führten, unbeachtet wie ein Tauber und Stummer, wodurch ich gerade nicht viel verlor. Nur dann, wenn in der Phyſik ein Experiment gemacht, oder in der Mathematik eine ſchwierige Aufgabe durch eine Zeichnung an der Tafel erläutert wurde, that es mir leid, daß man mir einen der hinterſten Plätze in den Reihen der Zuhörer angewieſen hatte, wo ich weniger ſah, obwohl beſſer und theilnehmender aufmerkte als die Anderen. So gleichgiltig ich mich aber auch äußerlich über dieſe Zurückſetzung anſtellte, die mir in meinem alten Rocke widerfuhr, ließ ich mich dennoch innerlich ſehr davon erbittern; ſchimpfte in meinen Briefen über den ſchlechten Ton, der unter den Studierenden in Leipzig herrſche, und verhielt mich nun auch meinerſeits, ſelbſt da, wo ich es nicht bedurft und geſollt hätte, ſchweigend und abſtoßend.

---

*) Er lebte ſpäter als allgemein geachteter Beamteter in Hartenſtein.

Eine andere Veranlaſſuug zu dem Zurücktreten aus allem geſelligen Verkehre gab mir meine Lebensordnung. Ich habe ſchon oben (S. 261) erwähnt, wie ich in Weimar dazu gekommen war, eine Diät zu führen, welche der tiefſten Tonart der Genügſamkeit entſprach. In Leipzig kehrte ich zu dieſer aus zweierlei Beweggründen zurück. Der eine war (wenigſtens hielt ich es dafür) von moraliſcher Art; ich meinte, je mehr die thieriſch ſinnliche Natur des Menſchen darnieder gehalten werde, deſto kräftiger und ungehemmter könne der Geiſt ſich äußern. Der andere war meine Freude am Beſitz von Büchern. Für dieſe Neigung hatte der Aufenthalt in Leipzig viel Verführeriſches. Die Buchhandlungen wie die Kaufläden der Antiquare boten die reichſte Gelegenheit dar, die neueſten wie die beſten älteren Bücher unter verhältnißmäßig ſehr billigen Bedingungen zu erwerben. Namentlich kaufte ich mir außer manchen ſchönen Ausgaben der Klaſſiker die Werke von Laplace, Herſchel, Schröter, ſo wie Werke aus den verſchiedenen Gebieten der Naturkunde und Naturgeſchichte. Da dieſe Bücher nicht zum Studium der Theologie, ſondern zur Befriedigung meiner beſonderen wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe dienten, konnte und wollte ich ſie meinem Vater nicht auf die Rechnung bringen, ſondern aus den eigenen Erſparniſſen bezahlen. Dies aber war ſchwer genug, denn ich hatte von Hauſe, außer manchen Naturalienſendungen, die mir der Landfuhrmann aus der Vaterſtadt mitbrachte, für meinen Lebensunterhalt nur die Summe von einem Thaler wöchentlich. Ich hielt mich daher, wie ich mich wohl in Brieſen darüber ausdrückte, mitten im Flachlande an die geſunde Diät der Alpenhirten; lebte am Mittag von Brod und Milch, genoß am Abend zur Abwechſelung Milch und Brod, und wenn es Kirſchen oder andere Früchte gab, nahm ich dieſe als Zukoſt zum Brode des Frühſtückes, wozu mir ſonſt Waſſer genügte; Kaffee trank ich nicht, außer wenn ich daheim bei den Eltern und Verwandten war; Bier, Wein und andere gegohrene Getränke habe ich bis zu meinem 23ſten Jahre nur bei ſeltenen Gelegenheiten gekoſtet, niemals aber eigentlich getrunken, am wenigſten aber fühlte ich mich in Leipzig zu einem ſolchen Genuſſe gezogen. Ich kam deshalb niemals in ein Kaffee-, niemals in ein Gaſt- oder Koſthaus, wo ich mit andern Studierenden zuſammentreffen konnte; da, wo ich in einem Garten oder im Hauſe eines Landmannes meine Brodmilch genoß, ließ ſich ſelten oder niemals einer derſelben ſehen.

Meine Lebensordnung hatte noch eine andere Seite, durch welche ſie mich vom geſelligen Umgange abſchloß. Ich war ſelbſt in den längſten Tagen, ſchon ſobald es am Morgen hell wurde, bei meiner Arbeit. Dieſe früheſten Stunden, die ich meinem Schlafe abſparte, betrachtete ich ganz als mein freies Eigenthum, welches ich meinen Neigungen nach verwenden könne, benutzte ſie deshalb vorzugsweiſe für das Studium der Naturwiſſenſchaften, während die übrige Zeit des Tages dem Beſuche der Vorleſungen und den vorbereitenden Arbeiten für meinen künftigen Beruf angehörten. Mit dieſer Gewohnheit des frühen Aufſtehens, der ich, in gewiſſem Maaße, bis in mein Alter zugethan geblieben bin, wollte ſich das ſpäte Aufſitzen am Abend nicht wohl vertragen, ich lag deshalb gewöhnlich ſchon längſt zu Bette, wenn meine Studiengenoſſen bei der Kühle der Sommerabende im Freien oder in einer öffentlichen Geſellſchaft beiſammen ſaßen.

So führte ich mitten in der geräuſchvollen Stadt das Leben eines Einſamen, hatte und ſuchte niemals einen Begleiter auf meinen kleinen oder größeren Fußwanderungen, die ich täglich, das Wetter mochte, wie die Leute ſagen, „freundlich oder unfreundlich“ ſein, in den längſten Tagen von 6, in den kürzer werdenden von 5 Uhr Abends machte. An den gewöhnlichen Wochentagen ſchlug ich gewöhnlich den Weg nach Weſten über die Gegenden jenſeits der Elſter ein, nach einſam abgelegenen Waldwieſen, am Sonnabend zog ich ſchon weiter, brachte aber auch zuweilen, mit einem guten Buche in der Hand, mehrere Stunden auf dem anmuthigen Hügel bei der Theklakirche hin.

Auf dem Wege der vermeintlichen Darniederhaltung der ſinnlich-leiblichen Natur durch den Geiſt trieb ich es jedoch nicht ſelten über die Grenzen meiner vorhin erwähnten Lebensordnung hinaus. Ich hatte doch, wenn man ſo ſagen will, bei dem Genuſſe eines Stückes Schwarzbrod und eines Glaſes Waſſers zum Frühſtücke, des Gerichtes von Brod und Milch am Mittag, von Milch und Brod am Abend mit den Freuden der Tafel gerade keine ſehr große Ueppigkeit getrieben, und Viele würden dieſes ſchon als eine Art von Faſten betrachtet haben; ich war aber damit noch nicht zufrieden, und wollte probiren, wie mir das eigentliche Faſten bekäme. Nahm deshalb einen ganzen Tag lang von dem Abend des einen Tages bis zu dem des andern gar nichts zu mir. Es war ein heißer Sommertag, dennoch ward mir es ſchon am Nachmittage meines Faſttages ganz kühl zu Muthe. Als der Abend kam, da ſchaute ich lüſtern nach der noch vom Morgen her gefüllten Waſſerflaſche, aber die Uhr zeigte mir, daß es noch nicht Zeit ſei zum Abendbrode und zum Trinken. Endlich kam die Zeit, ich aß, wie gewöhnlich, mein Brod, trank dazu etwas Milch und Waſſer, fühlte aber keine beſondere Wirkung von dem Faſten.

Mit ähnlicher Unbeſcheidenheit gegen den armen Leib, deſſen Fleiſch in der That mich nicht beſchwerte, verſuchte ich auch die gänzliche Enthaltung vom Schlafe; ich ging am Sonnabend Abend, nachdem ich ein kühles Bad in der Elſter genommen, fort auf der Straße nach Lützen. Es war eine heitere Nacht in der Zeit des Neumondes; nur die Sterne ſchienen auf das alte Schlachtfeld herunter.

Nach Mitternacht ſchlug ich einen Weg zur Seite über einen kleinen Bach ein, ſetzte mich dort auf dem Randgemäuer einer kleinen ſteinernen Brücke nieder. Mich wandelte da ein Schauer der Einſamkeit an, und es war mir eine Erheiterung, als die alten Krähen auf den benachbarten Erlenbäumen und im Fichtenwalde ihre Stimme, zuerſt wie in ſchlaftrunkenen Lauten, zugleich auch die Jungen im Neſte ihr Rufen nach Futter vernehmen ließen, und als nun zuerſt die Lerche und die Droſſel, dann die anderen Vögel zum Geſange ſich erhoben.

Ich hatte noch niemals vorher ein ſolches Gefühl von dem geheimen Walten des Lebens, das dem Athem gleicht, welcher unbemerkbar in die Bruſt eines ruhig Schlafenden aus- und eingeht, empfunden als nach dieſer einſam durchwachten Nacht auf dem Schlachtfelde von Lützen, da die Sonne über die weite Ebene heraufſtieg. Ein bekanntes Gewächs, der gemeine Natternkopf (Echium vulgare) genannt, das häufig am Rande der Straße ſtand, hatte ſeine röthlichblauen Blüthen geöffnet. Ich ſetzte mich am Boden nieder, betrachtete es genau, und meine äußeren wie inneren Sinne waren durch die ſchlaflos durchwachte Nacht ſo hoch geſtimmt, daß ich Schönheiten daran ſah, die ich ſeitdem niemals wieder daran bemerken konnte. Doch hat ſeitdem dieſe Pflanze, welche wie ein Fremdling aus der Wüſte unter unſeren gewöhnlichen Feld- und Wieſenblumen daſteht, für mich fortwährend einen ganz beſonders anziehenden Reiz behalten.

Die ungewöhnlich reizbare, weiche Stimmung, herbeigeführt durch mein einſames Leben, durch eine Lebensweiſe, die dem jugendlichen Körper ſeine gebührende Pflege mit Nahrung und Schlaf entzog, wurde bei mir jetzt für einige Zeit eine bleibende. Die Nachricht von dem Tode eines weitläuftigen Verwandten meiner Mutter, eines Mannes von guter, ſanfter Gemüthsart, der mir aber durchaus nicht nahe ſtand, bewegte mich ſo tief, als mich bis damals wohl noch niemals der Tod eines Menſchen bewegt hatte. Eine Nachricht, meine Mutter ſei krank, bewog mich zu einer kurzen, eiligen Fußreiſe in's Elternhaus. Ich kam in meiner vorigen Stimmung nach Leipzig zurück.

In meinen freien Stunden, draußen im Freien, wie am Abend daheim, las ich am liebſten ſolche Bücher, welche mich recht ernſt, wie eine Stimme aus den Gräbern, anſprachen. Doch war die Wahl ſehr gemiſcht: Biographieen wechſelten zuweilen mit Klopſtock's Oden; Shakeſpeare's gewaltige Trauerſpiele mit Jean Paul's Romanen; Young's Nachtgedanken mit Zimmermann's Einſamkeit. Mit inniger Theilnahme las ich um dieſe Zeit auch Johann Georg Müller's Selbſtbekenntniſſe merkwürdiger Männer von ihnen ſelbſt; Herder's Schriften waren und blieben mir noch fortwährend eine kräftige geiſtige Nahrung, zu deren Genuß ich immer wiederkehrte.

Wenn auch mein Fleiß in wiſſenſchaftlichen Arbeiten noch derſelbe geblieben war, betrübte und beſchwerte mich dennoch öfters ein Gefühl von Schlaffheit und von Unfähigkeit zum recht ſcharfen Aufmerken. Mitten im Leſen eines wiſſenſchaftlichen Buches oder im Anhören einer Vorleſung überwältigten mich meine Träumereien, die ja nur eine Form der Gedankenloſigkeit ſind. Ein Geiſt der Schwermuth war über mich gekommen, der mir Alles trübte, die ſingenden Töne (in Moll), darin ein junger Landmann die ſelbſtgefertigten Holzwaaren feilbot, die er auf ſeinem Rücken trug, rührten mich einſtmals bis zu Thränen und ähnliche ungereimte Rührungen, deren ich mich von Herzen ſchämte, wandelten mich öfter an. Ich ging gerne und oft auf den in der Nähe meiner Wohnung gelegenen Neuſtätter Kirchhof, weilte an Gellert's ſowie an anderer durch ihr Leben und Wirken rühmlich bekannter Männer Grabe, las manchen ernſten Spruch auf den alten Grabmälern. Wenn aber auch bei dieſer Gelegenheit öfters Empfindungen und Gedanken in mir aufwachten, gleich jenen, die mich (nach S. 177) in meinem Knabenalter unter der alten, vom Sturm bewegten Buche ergriffen hatten, was war ihre Wirkung auf mein inneres Leben? — Keine andere, als die eines Liedes von tief ergreifendem, ernſtem Inhalte, das ein vorübergehender Mann drinnen in einem Hauſe ſingen hörte. Er geht ſeines Weges weiter nach ſeinem eigenen Hauſe und zu ſeinem Gewerbe, und kaum iſt er hundert Schritte weit gekommen, da hat er des Liedes vergeſſen. Meine Schwermuth war eine leibliche Schwäche, keineswegs ein tiefer gehender, bleibender Ernſt, denn mir fehlte im Innern der feſte Grund und Anhalt für ſolchen Ernſt; wie wandernde Nachtigallen, die ſich auf ihrem herbſtlichen Zuge auf ein Geſträuch ſetzen, in welchem niemals ein Vogel ihrer Art ſeine Lieder der Liebe ſingt, wandelten mich jene ernſteren Gedanken an und zogen vorüber.

Dennoch widerfuhr mir, während ich in dieſem Zuſtande war, Etwas, das mir noch jetzt der beſonderen Erwähnung werth ſcheint. Ich befand mich eines Nachmittags draußen an der Weſtſeite der Stadt auf einer abgelegenen Waldwieſe, an deren Rande ein kleiner Bach floß. Ich weiß nicht, ob ich ein Buch, und welches ich bei mir hatte, ſo viel ich mich jedoch erinnere, beſchäftigte ich mich mit den Gedanken an J. G. Müller's Selbſtbekenntniſſe merkwürdiger Männer. Das plötzliche Aufwachen aller Kräfte des Geiſtes wie aus einem Schlafe, ihr Freiwerden wie aus einer Gebundenheit, das erſchien mir als das Höchſte und Beſte, was der Geiſt des Menſchen ſich erſehnen und gewinnen könne. Wer konnte ſich gebundener, niedergedrückter fühlen als ich! —

Ich weiß nicht, welchen weiteren Lauf meine Gedanken und mein inneres Verlangen nahmen; daß es aber nicht der rechte, geſunde nach einem ſolchen Ziele meines Sehnens geweſen ſei, das weiß ich wohl. Das Fieber kann aber auch Kraftäußerungen hervorrufen, zu denen kaum der geſunde Zuſtand ſich erhebt. Ich kann, was mit mir vorging, nicht mit Worten beſchreiben; es war, als ob eine plötzlich erwachende Kraft aus dem Innern meinen Wünſchen entgegen käme; der Nebel meiner Schwermuth war auf einmal hinweg, ich fühlte mich ſo geiſtig ſtark, ſo freudig, wie noch niemals in meinem Leben. Meine innere Aufregung durchdrang auch den Leib, meine Stimme war lauter geworden, die Leute in meiner Wohnung mochten mich mit Verwunderung betrachten, wie Einen, der ſich durch ein Glas kräftigen Weines geſtärkt hat. Ob ich in dieſer Nacht ſchlief, das weiß ich nicht mehr, ich zweifle jedoch, daß, wenn auch der Schlaf mich beſuchte, dieſer ein ruhiger war.

Wie auf Flügeln getragen, fühlte ich mich am andern Tage bei Allem, was ich dachte, ſprach und that. Ich war meiner Gedanken wie meiner Worte ſo ſicher, meine Arbeiten wie das Auffaſſen fremder Gedanken gingen mir ſo leicht von Statten; ich hatte die Kraft, bei Allem, was ich las und dachte, mit ſo ſcharfer, feſter Aufmerkſamkeit zu bleiben, der Mund war mir aufgethan zum Sprechen; ich fand bei jedem Anlaſſe die fertige Antwort und Rede. Selbſt meine Menſchenſcheu war von mir genommen.

Dieſe Aufregung oder Anſpannung der inneren wie äußeren Kräfte dauerte nicht blos einen oder etliche Tage, ſondern ſie hielt, ſo viel ich mich erinnere, ohne Störung und Unterbrechung mehrere Wochen, bis zu meiner Herbſtferienreiſe in die Heimath, an. Meine Lebensordnung in dieſer Zeit war dieſelbe geblieben, die ſie vorher war, ich hielt mich noch immer zurückgezogen von geſelligem Umgange, begnügte mich mit Brod und Milch und einigem Obſte, wetteiferte an den Sommermorgen mit den Sperlingen auf dem Dache im frühen Aufſtehen. Meinen, ich möchte ihn wohl ſo nennen, fieberhaften Zuſtand betrachtete ich als einen köſtlichen Schatz; wendete alle Kräfte an, ihn mir zu erhalten.

Aber wohin kam mir nach einem Beſitze von wenig Wochen dieſer hochgehaltene Schatz? Leicht gekleidet, mit ſchwerer Reiſetaſche beladen, wanderte ich beim Beginne der Ferien nach der Heimath. Es war ein regniger Tag, meine Kleider wurden gründlich durchnäßt, ſo kam ich bei den Meinigen an. Die gewaltthätige Aufregung war mir noch, wie eine Art von Gewohnheit, geblieben; ich war ſo geſprächig, kramte ſo mittheilend offen die von der Univerſität und aus den Büchern zuſammengetragene Weisheit aus, daß mein Vater mich forſchend betrachtete, mein Schwager aber, der Juriſt, lachen mußte über meine redſelige Naivetät, namentlich bei dem offenen Geſtändniſſe meiner Gimpelhaftigkeit, als ich mir alle meine neuen Kleider hatte ſtehlen laſſen.

Ich mochte mich wohl bei meiner leichten Kleidung, durchnäßt vom Regen, erkältet haben; ich fühlte mich unwohl; ohne dies Jemand zu ſagen, begab ich mich zur Ruhe. Am anderen Tage ließ der Vogel meines inneren Aufſchwunges, als wäre er in's Waſſer gefallen, die Flügel hängen; meine vermeintliche Begeiſterung war wie weggeblaſen. Die lang entbehrte kräftigere Hausmannskoſt aus der Küche meiner lieben Mutter, der Umgang mit den ruhig vernünftigen Gliedern meiner Familie, vor Allem mit meinem Vater, führten mich bald wieder in meinen natürlichen Zuſtand zurück. Ich beklagte heimlich, daß ſo auf einmal das Selbſtgefühl der geiſtigen Entbundenheit von dem hemmenden Drucke des Leibes und der freie Gebrauch innerer Kraft mich verlaſſen habe, und tröſtete mich damit, daß mir dieſer Zuſtand einmal künftig, und ſei es erſt im Alter, wiederkommen und mir dann bleiben werde. Er iſt mir Gott Lob! nicht wieder gekommen. Er war ein gewaltſam ſelbſtgemachter. Das, was ich meinte zu haben, das hatte ich nicht, denn woher hätte ich es in meiner damaligen Selbſtbefangenheit wollen nehmen? Wenn es aber der Menſch als Gabe empfängt, da gibt es ſich nicht durch ſolche äußere Geberden kund, ſondern in der Macht eines ſtillen Wachsthums, das ſeine Anregung vom Strahle der Sonne, ſeine Nahrung aus einem tiefen, außer ihm gelegenen Grunde nimmt. Die Kraft der Geſinnung iſt keine gebundene und ſchlafende, ſondern eine ruhende, die, wenn ſie nach außen gerufen wird, in den Thaten ihres Lebens ſich mächtig erweiſt.

36. Ein ſtiller und ſchwankender Fortgang.

Ich blieb für diesmal nur kurze Zeit im Elternhauſe; mein Schwager, der Juriſt, machte eine Reiſe nach ſeiner Vaterſtadt Leipzig, und ich begleitete ihn. Die Ferien waren noch nicht zu Ende. Ich war in geſunder, heiterer Stimmung, und in dieſer beſchloß ich „die Welt zu ſehen“; ich machte mich auf zu einer Fußreiſe nach dem ſchönen Dresden. Ich war am Vormittage daſelbſt angekommen; im Gaſthofe zum großen Rauchhauſe fand ich vier Studenten aus Jena, Norddeutſche aus Braunſchweig und ſeiner Nachbarſchaft: Winkelmann, Heyer, Keſtner und Dahlmann (?). In meiner langen, freiwilligen Zurückgezogenheit von aller geſelligen Mittheilung war mein Bedürfniß nach einer ſolchen, ohne daß ich es ſelber wußte, ein recht dringendes, lebendiges geworden. Winkelmann und Heyer hatten ſich zu ihrem Lebensberufe ein wiſſenſchaftliches Gebiet gewählt, nach welchem auch meine ganze Neigung hinging; ſie waren Mediziner und in allen Hilfswiſſenſchaften ihres künftigen praktiſchen Berufes gründlich durchgebildet, Beide auch ſchon nahe an der Vollendung ihrer akademiſchen Laufbahn. Winkelmann hatte eine ſo reiche Gabe der geiſtigen Mittheilung, als ich ſie ſelten bei einem Jünglinge gefunden habe. Seit meinem Abgange von Weimar war mir kein ſolcher geſelliger Genuß zu Theil geworden; ich konnte ſo bald nicht von ihm ablaſſen, und als ich hörte, daß dieſe vier Freunde gleich nach dem Mittagseſſen ihre Weiterreiſe, zuerſt auf der Elbe nach Meiſſen, von da zu Fuße nach Leipzig antreten wollten, da war mein Entſchluß ſchnell gefaßt. Dresden, ſo ſagte ich (und dieſe Ahnung iſt allerdings zur Wahrheit geworden) werde ich noch genügend lange mit ſeinen Kunſtſchätzen ſehen, ſolche Geſellſchaft möchte ich aber in Leipzig nicht ſo bald wiederfinden, und wer weiß, ob es nicht für Manchen von uns das erſte und letzte Mal iſt, daß wir uns trafen.

Mit Winkelmann war ich wirklich auf dieſer Reiſe zum erſten und zugleich zum letzten Male im Leben zuſammen geweſen; dieſe dem Vaterlande ſo viel verſprechende Blüthe fiel frühe ab in's Grab. Heyer ſahe ich ganz unvermutheter Weiſe etliche Jahre ſpäter noch ein Mal in Jena wieder. Ich trat dort zu einem meiner nächſten Bekannten in's Zimmer, fand bei ihm einen Fremden. Dieſer, ſobald er mich recht in's Auge gefaßt, ging auf mich zu und ſagte: iſt das nicht ein ſeltſames Zuſammentreffen? So eben erzählte ich hier meinem Landsmanne den Genieſtreich von einem Leipziger Studenten, mit welchem Winkelmann und ich zu Dresden im großen Rauchhauſe zuſammentrafen, und der, obgleich er gekommen war, die Herrlichkeiten der Stadt zu ſehen, dennoch ſich entſchloß, am ſelben Nachmittage mit uns wieder nach Leipzig umzukehren. „Um lieber als unter den Bildern allein, mit wandernden Burſchen vergnügt zu ſein.“ Und kaum habe ich dieſen Leberreim, der mir noch wohl im Gedächtniſſe geblieben war, hergeſagt, da tritt derſelbe Student, von welchem ich nicht wußte, daß er jetzt in Jena ſei, in's Zimmer herein.

Heyer erhielt bald nachher eine Lehrerſtelle an dem damaligen Collegium Carolinum ſeiner Vaterſtadt, genoß aber die wohlverdiente Liebe und Achtung ſeiner Schüler und Mitbürger in dieſer ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit nur wenige Jahre, denn auch er folgte ſeinem Freunde Winkelmann bald in's Grab. Braunſchweig hat viel verloren an dieſen beiden werthen jungen Männern.

Damals aber, als wir fröhlich ſingend auf der Elbe von Dresden nach Meißen durch das herrliche Flußthal hinabfuhren, dachte keiner von uns an das Scheiden vom Leben, ſondern nur an das friſche, kräftige Eintreten in dasſelbe. Es war ein köſtlicher Herbſtabend, an dem wir von Meißen aus auf der Leipziger Landſtraße den Berg hinanſtiegen; den Gaſthof in einem Dorfe, darin wir nach langem Beiſammenſitzen übernachteten, nannte Winkelmann, da wir das Schild nicht beachtet hatten: das Wirthshaus zum guten Geſpräch und ſchlechten Wein. Im Gedränge der vielen Fremden, welche zur Michaelismeſſe dahin kamen, ſchieden wir in Leipzig brüderlich fröhlich von einander. Wir dürfen wohl ſolcher Begrüßungen im Vorbeigehen, wie die zwiſchen mir und den vier Reiſenden war, auf dem Wege nach einem großen Marktplatze der Erde in unſerer Erinnerung an die Vergangenheit feſthalten, denn öfters hat ſich da, ohne daß wir es dachten, ein Geſchäftsverkehr angeknüpft, der ſeinen Abſchluß in einer anderen, friedlicheren Welt findet.

Jetzt mit einem Male war meine Freude am gutem, geſelligem Umgange wieder erwacht, und bald ſollte es mir an Gelegenheit dazu nicht mehr fehlen, denn dieſe kam mir durch die Bekanntſchaft mit einigen lieben, werthen Jugend- und Studiengenoſſen aus der Oberlauſitz. Ehe ich jedoch dieſer guten Genoſſenſchaft ausführlich erwähne, muß ich zuerſt von der weiteren Geſchichte meines wiſſenſchaftlichen Univerſitäts-Lebens berichten.

Ich begann nun erſt, im zweiten Halbjahre, meine eigentlichen theologiſchen Studien und hörte die Vorleſungen mancher ehrenwerther Männer. Aber meine Neigungen waren getheilt, es war mir, wie wenn ſich ein junger Zahn unter dem alten hervordrängte, der dem alten ſo ſtark zuſetzte, daß dieſer nicht mehr recht anbeißen wollte. Die proteſtantiſche Theologie, ſo wie ſie damals an vielen Univerſitäten gelehrt wurde, mochte wohl, ſo ſchien es meinem durch Herder's Einfluß verwöhnten Geſchmacke, mit einem Vogel vergleichbar ſein, der in der Zeit des Mauſerns ſteht. An vielen Stellen ſaßen die alten Federn noch daran, aber ſie waren zum großen Theile ſchon abgeſtorben, weil kein Nahrungsſtoff mehr hineinſtieg, andere Stellen waren bereits ganz kahl, nur an wenigen zeigten ſich ſchon wieder junge Federn. Doch gab es von dieſem allgemeinen Zuſtande auch hin und wieder noch kerngeſunde Ausnahmen, an denen zu erkennen war, wie der Vogel vor dem Mauſern ausgeſehen hatte, und wie er noch vielmehr nach vorübergegangener Krankheit in ſeinem hochzeitlichen Kleide ſich ausnehmen werde. Leider, ich muß dies geſtehen, hörte ich, wenn ich ſie auch fleißig beſuchte, nur mit getheilter Aufmerkſamkeit und mit ſo geringer Hingebung die theologiſchen Vorleſungen, daß ich, wenn ich nicht blos fremden Urtheilen nachſprechen ſoll, kein Urtheil, weder über die Lehrer, noch über ihre Vorträge ſagen kann und darf. Möge man es jedoch den wunderlichen Neigungen meines Naturells zu Gute halten, wenn ich hier mit beſonderer Vorliebe eines ſeltſamen Mannes erwähne, der als ein Original aus älterer Zeit ziemlich vereinzelt unter den Theologen der Univerſitätsſtadt daſtand. Dieſes war der alte Prälat Burſcher, ein Mann, an welchem Viele zunächſt nur den Schein einer faſt kindiſch naiven Eitelkeit belächelten, der in ſeinem Aeußeren lag, Andere aber an der Kraft des kindlichen Glaubens ſich ſtärkten, den dieſer Mann mit dem Bekenntniſſe des Mundes wie in Thaten der Liebe ausſprach. Nicht nur eine anſehnliche Zahl der alten, gläubigen Bürger der Stadt hing ihm mit Ehrfurcht und Liebe an und hörte ſeine Predigten in der Paulinerkirche mit großer Theilnahme, ſondern auch bei dem Landvolke der ganzen Umgegend ſtand der alte, gute Prälat in höchſter Achtung. Der Hörſaal, darin er ſeine Vorleſungen hielt, war in einem Theile des alten Paulinergebäudes enthalten, der gegen die Grimmaiſche Gaſſe hin lag; aus dieſer Gaſſe führte der Weg durch einen kleinen Garten zu dem äußeren Eingange des Saales. Wenn er im Sommer hier las, ſtand nicht blos die eiſerne Gatterthür zu dem Garten, ſondern auch die Thüre des Auditoriums offen, und da konnte man öfters ſehen, wie die Bauern, wenn ſie am Vormittage zum Grimmaiſchen Thore hinein in die Stadt oder am Nachmittage aus derſelben hinausfuhren, mit ihrem Wagen hielten und mit abgezogenem Hute ehrfurchtsvoll durch den Garten hinein vor die Thüre des Hörſaales traten, wo ſie mit einer Andacht, als wären ſie in der Kirche, auf die Worte des Herrn Prälaten merkten. Allerdings hielt dieſer auch nicht nur ſeine Predigten, ſondern nicht minder ſeine Lehrvorträge, ſo weit dieſe hiſtoriſch waren, in höchſt volksthümlicher Weiſe und belebte dieſelben überdies durch ſo mannigfache Geſtikulationen und Bewegungen des ganzen Körpers, daß man Mühe hatte, den mächtigen Eindruck des Komiſchen zu beherrſchen. Seine Wohlthätigkeit, obgleich ſie allen äußeren Schein vermied, war allbekannt; namentlich an armen Studierenden erwies er ſie in recht väterlicher Weiſe und mit einem Zartgefühle, das nach der Art des Mannes meiſt in ſehr origineller und ſelbſt humoriſtiſcher Form ſich äußerte. Auf die Ehre ſeines Standes pflegte er, wie er ſagte, nicht um ſeines, ſondern um des Standes ſelber willen ſehr zu halten, und man erzählt, daß er einſt, da er als Rektor der Univerſität in Dresden zur Tafel des Churfürſten geladen war, an das alte ſtatutenmäßig beſtimmte Recht des erſten Prälaten und zugleich Rektors der Univerſität des Landes erinnerte, nach welchem vor ihm, bei dem Eintreten in den Speiſeſaal, eben ſo beide Flügelthüren geöffnet werden mußten, als vor dem Churfürſten und ſeiner Gemahlin. Erſt als man dieſes in Vergeſſenheit gerathene Recht ihm gewährte, trat der alte, von dem Landesherrn perſönlich werthgehaltene Prälat herein zur Tafel. Purſcher's Wirkſamkeit auf die Studierenden der Theologie war übrigens zu der Zeit, welche ich in Leipzig zubrachte, keine ſehr tiefgehende mehr, am meiſten wurden ſeine Vorleſungen über die Geſchichte der Reformation gehört, welche durch anſchaulich lebhafte Schilderungen und durch eine Menge, ſonſt weniger bekannter Anekdoten ſehr unterhaltend wirkten.

Ich war aus meiner allzuluftigen Sommerwohnung in eine für den Winter paſſendere in die Stadt gezogen. Hier führte ich doch wieder, mit wenigen Mäßigungen, meine alte Lebensweiſe, genoß außer der Milch zum Frühſtücke am ganzen Tag nur ſelten eine warme Speiſe, ſondern ſättigte mich mit Obſt und Brod. Die Morgenſtunden bis zum Beginne der Vorleſungen verwendete ich, meiner Neigung gemäß, zum Leſen von Büchern, deren Inhalt naturwiſſenſchaftlicher und anthropologiſcher Art war, und gewöhnlich las ich mit der Feder in der Hand, indem ich mir eine reiche Maſſe von Auszügen daraus zuſammenſchrieb. Ich hatte einen Stubenburſchen, den Sohn eines Predigers aus der Nachbarſchaft meines Geburtsortes, welcher auch, wie ich, zur Theologie ſich beſtimmt hatte. Er liebte die Geſellſchaften, aus denen er ſelten zeitig zurückkehrte. Wenn dieſer am Morgen vielleicht kurz vor 8 Uhr ſein Bette verließ, da hatte ich gewöhnlich ſchon ſeit 4 Stunden gearbeitet, und zwar mitten im Winter, von vier, ja von drei Uhr an bis um ſieben, wo unſere alte Aufwärterin zu ihren Dienſtleiſtungen ſich ermunterte, im ungeheizten Zimmer, ſtehend an einem Schreibpulte, geſchützt gegen die Kälte durch ein um den Unterleib befeſtigtes Kopfkiſſen.

Schon im Spätherbſt wurde ich durch die Nachricht von dem Tode meiner älteſten Schweſter Hüttenrauch tief betrübt. Ihrer ſich ſelbſtverläugnenden Sparſamkeit war es gelungen, den Hausſtand der Ihrigen in einen Zuſtand zu ſetzen, darin er von allen Sorgen aus früherer Zeit (nach S. 191) befreit war. Als ich während der Weihnachtsfeiertage in die

Heimath reiſte, fand ich das jüngſte Kind der theueren Verſtorbenen in der mütterlichen Pflege meiner zweiten Schweſter; die älteſte Tochter bei meiner Mutter. Ich beſuchte meinen Schwager in ſeinem vereinſamten Trauerhauſe, hielt für ihn am 2. Feiertage eine Predigt in dem Filialdorfe Rödlitz, darin ihm als zweiten Diakonus der Stadtkirche die Amtsverrichtungen zugewieſen waren. Mein Vater ſchien zufrieden mit dieſer Arbeit. Sie war aus einem trauernden Herzen gekommen und mag wohl einfacher, weniger auf den Effekt des Gefallens berechnet und darum mehr nach ſeinem Sinne geweſen ſein, als meine erſte. Es war zugleich die letzte That, durch welche ich mich als Theolog von Profeſſion kund gab, denn wie ich mit trauerndem Herzen die Kanzel beſtiegen hatte, ſo kehrte ich jetzt mit einem aus anderem Grunde trauernden Herzen zum Studium der Theologie nach Leipzig zurück. Ich erkannte von ganzem Herzen die ernſte Bedeutung und Würde des Berufes an, in welchem mein Vater ſo treu und glücklich war, aber gerade die Höhe, in der ich mir einen ſolchen Beruf dachte, ſchreckte mich ab, ſie ſchien mir für meine Kraft unerſteiglich, weil ich jetzt ſchon ſo manche gelehrte theologiſche Vorleſung — ich muß bekennen, nur mit halbem Ohre — gehört und nichts daraus behalten hatte, womit ich hätte im Kandidatenexamen gerecht beſtehen können. Es ging mir, wie einem jungen Gimpel, der, wenn man ihm alle Arten des Futters, die für einen jungen Edelfalken Leckerbiſſen wären: Fleiſch von Tauben, Hühnern und Faſanen vorlegt, dennoch nicht zulangen mag, weil ihm ſein Naturell die Kerne, die in den Hagebutten, in den Kreuzdornbeeren, Vogelbeeren, ſo wie anderen bitteren wie ſauren Früchten der Gebüſche, und ſelbſt den Neſſelſaamen zu ſeinem täglichen Brode angewieſen hat. Ich konnte über meinen Naturtrieb nicht mehr Herr werden und, ich läugne es nicht, ſtatt in die theologiſchen Vorleſungen, zu denen eben die Stunde ſchlug, zog er mich öfters in eine medizinische.

Das konnte aber nicht ſo bleiben; ich hatte kein gutes Gewiſſen dabei, ich mußte es meinem Vater ſagen, daß ich eben zur Theologie keine Luſt, zur Medizin aber und Allem, was damit in Verbindung ſtand, ſehr große und entſchiedene hätte. In ſolchen Gedanken und mit den Vorſätzen zu meiner kindlich offenen Erklärung gegen den Vater trat ich in den Oſterferien meine Reiſe nach der Heimath an.

37. Die Erklärung.

Dieſe offene Erklärung gegen den verſtändigen Vater führte zugleich eine Aufklärung all' des Dunkels herbei, das mir bis dahin über meine Zukunft lag. Ich fand den Vater ſchon vorbereitet; meine Schweſter Wirth kannte meine inneren Zweifel und Neigungen alle, hatte darüber ein verſtändigeres Urtheil als ich ſelber, und was ſie dachte, theilte ſie dem Vater mit. Der theure, liebe Alte ergab ſich in die Nichterfüllung ſeines Wunſches, mich als Gehülfen und vielleicht künftigen Nachfolger in ſeinem Amte bei ſich zu ſehen; ich kehrte als Studierender der Medizin an die Univerſität zurück. An Eifer fehlte es mir nicht; ich fühlte mich in meinem Elemente, ich bewegte mich raſch und kräftig darin vorwärts.

Von meinen Beſchäftigungen in dem erſten Sommerhalbjahre des neuen, neunzehnten Jahrhunderts, wüßte ich nichts zu ſagen, als was jeder in dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft nicht ganz Unbekannte ſich ſelber ſagen kann. Doch darf ich es nicht verſchweigen, daß damals die Anleitung zu manchen der vorbereitenden Studien der Naturgeſchichte und Naturkunde, wie Mineralogie, Zoologie, Chemie, und im Grunde genommen, bei dem ſonſt wackeren jüngeren Hedwig ſelbſt zur Botanik, zum Theil wegen Mangelhaftigkeit der Sammlungen und Hülfsmittel viel zu wünſchen übrig ließen. Ich ſuchte, was der äußeren Anleitung abgehen möchte, durch Privatfleiß zu erſetzen, und machte auf meinem Zimmer unter Anleitung eines Lehrbuches der Chemie gar viele Experimente, welche zum Theil für meinen Stubenburſchen und meine Hausleute keine Beluſtigung der Sinne waren, auch wegen der Schärfe der Alkalien und Säuren meinen Röcken nicht gut thaten. Dasſelbe galt auch in Beziehung auf die Hausleute und den Stubenburſchen von meinen anatomiſchen Beſchäftigungen. Ich machte es dabei, wie aus ähnlichen Gründen einſt die Begründer der wiſſenſchaftlichen Zergliederungskunde in den Zeiten des klaſſiſchen Alterthums: weil mir zu meinen ſchülerhaften Forſchungen über den inneren Bau des Körpers keine menſchlichen Leichname zu Gebote ſtanden, verſchaffte ich mir todte Thiere von Leuten, deren nützliches Gewerbe vordem als ein unehrliches galt, und Köpfe friſch geſchlachteter Thiere vom Metzger, an denen ich das Gehirn und die Nerven, ſo wie den Bau der Sinnorgane eifrig nach Sömmering's, Wrisberg's und anderer Meiſter Abbildungen oder Beſchreibungen durchforſchte. Manche dieſer Bücher, zugleich mit Cuvier's Werk über vergleichende Anatomie hatte ich mir, meiſt aus mühſam erworbenen Erſparniſſen an meinem leiblichen Unterhalte, als Eigenthum angeſchafft.

Ich hatte gleich im Anfange, ſo wie im Verlaufe meiner mediziniſchen Studien die Bekanntſchaft mehrerer trefflicher Jünglinge gemacht, die mich durch ihr Beiſpiel zum Fleiße ermunterten, durch ihr ſitilich wohlanſtändiges

Benehmen meine Achtung gewannen. Struve hat ſich ſpäter in Dresden, namentlich durch die kunſtreiche Fertigung von Heilwaſſern rühmlich bekannt gemacht, welche mit denen von Karlsbad, Eger u. a. gleiche Beſtandtheile und, ſo weit die Kunſt dies zu bewirken vermag, ähnliche Wirkungen hatten; Fritſche iſt ein hochachtbarer, glücklicher Arzt, Jörg ein verdienſtvoller Lehrer an der Univerſität Leipzig geworden. Ihnen, wie manchem Anderen der damaligen Studiengenoſſen möchte ich, wenn ſie noch leben, einen freundlichen Gruß ſagen.

Näher jedoch, als mit allen anderen damals Mitſtudierenden, trat ich um dieſe Zeit mit Fr. Gottl. Wetzel (aus Bautzen in der Oberlauſitz) in einen Verkehr des Geiſtes und Herzens. Ich fühle mich gedrungen, ſchon hier über dieſen frühe verſtorbenen, von ſeiner Zeit nur wenig gekannten, wahrhaft ſeltenen Menſchen einige Worte zu ſagen. Mich wandelt, wenn ich ſeiner gedenke, eine Wehmuth an, gleich jener, womit man noch im Alter eines Bruders gedenkt, der an Gaben des Geiſtes und Gemüthes der beſte, der vielverſprechendſte unter ſeinen Geſchwiſtern, im blühenden Knabenalter plötzlich von dem Strome, an deſſen Ufern er für die Seinen beſchäftigt war, dahingeriſſen und zu Grabe getragen wurde. Wetzel, obgleich er nicht als Knabe ſtarb, ſondern die Jahre ſelbſt des Jünglingsalters noch überſchritt, iſt dennoch gleich einem Gewächſe aus fernem ſonnigerem Lande, das die reichen, mächtigen Knoſpen, von denen es bedeckt war, in der neblich kalten Fremde, dahin man es verſetzt hat, nicht zu Blüthen entfalten, noch weniger zu Früchten zeitigen kann, von uns weggenommen worden. Es iſt ſchon für Jeden, der ein warmes Gefühl hat, ein wehethuender Anblick, wenn er einen edlen Menſchen, der hoch in Ehren, reich an allen äußeren Gütern geboren und im Genuſſe dieſer Gaben bis ins Jünglingsalter gelebt hat, plötzlich verarmen und jetzt, wo der Genuß zum rechten Gebrauche werden ſoll, all' ſeiner Güter beraubt ſehen muß. Schmerzlicher noch iſt für uns das Loos eines Freundes, der durch ſeine inneren Gaben als Knabe, als angehender Jüngling Außergewöhnliches verſprach, wenn er in dem Augenblicke, wo er nun dieſe Gaben gebrauchen ſoll, in eine Stellung hineinverſchlagen wird, darin nur noch das armſelig Gewöhnlichſte ſeine mühſelige Aufgabe iſt. Der Beſitzer eines mächtigen Waldes, aus deſſen Eichen man Schiffe bauen, deſſen hohe Edeltannen man zu Maſtbäumen nehmen konnte, ſoll, von ſeinem Eigenthum verjagt, am Rande des Waldes Holzſpäne und dürre, vom Sturme gebrochene Reiſer aufleſen. Wer Wetzel's Jugendgeſchichte und ſeinen frühe angetretenen Hausſtand ſo kennt, wie ich und wie die ihm näher ſtehenden, nun großentheils verſtorbenen Freunde ihn kannten, nur der kann es ganz verſtehen, was ich hier andeutete. Was dieſer hart Gebundene, wäre er frei geworden, vermocht hätte, das werden wohl auch Andere errathen aus den lange nach Wetzel's Tode von einem Freunde desſelben (Funck) „geſammelten Gedichten“ desſelben (Leipz. 1838), aus ſeinen dramatiſchen Arbeiten: „Jeanne d'Arc“, dann dem originellen: „Hermanfried, letzter König von Thüringen“, ſo wie aus ſeinen „Schriftproben,“ aus ſeinen begeiſterten „Kriegsliedern (1815)“, ja nicht minder aus ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften: „Der Sieg über die Hypochondrie“ und „Briefe über das Browniſche Syſtem.“ Als einziger Redakteur und alleiniger Schreiber einer Zeitung (des fränkiſchen Merkur in Bamberg), ein kräftiger Geiſt, öfters aber vom Sturme leiblicher Krankheit heimgeſucht, konnte er zu dem

Sammeln ſolcher „Spähne aus ſeinem vormaligen Walde“ nur ſelten eine frühe Morgenſtunde, oder die Augenblicke des Wartens auf die Korrekturen in der Druckerei benutzen. Der Grund und Boden war dem um die Hoffnungen ſeines gereifteren Lebens Getäuſchten geblieben: ein kindlich fröhliches Gemüth, das wie ein leichter Kork über der Fluth der Bedrängniſſe immer oben blieb, ein Herz voll Liebe und der Liebe bedürftig, wie das eines weichen guten Kindes. Wer konnte ſeine Freunde aufrichtiger, kindlich hingebender, feuriger lieben als er, ging doch dieſe Liebe ſo weit, daß ſie ihn gegen alle Mängel, gegen alle Härten des Anderen blind machte und zur ungebührlichen Ueberſchätzung desſelben verleitete. Auch im Umgange mit den ferner Stehenden gerieth er auf jedem Schritt in Selbſttäuſchungen, die er oft ſchwer zu büßen hatte, denn er legte bei ſeinem Urtheile über ſie nur zu oft den Maaßſtab ſeines eigenen aufrichtigen Herzens an, konnte dann aber auch wohl andere Male ſein Mißfallen an fremder Flachheit und Gemeinheit in ſolchen ſarkaſtiſchen Ergüſſen, wie ſein „Rhinoceros“ und ſein „Prolog zum großen Magen“, Luft machen.

Ich werde im Verlaufe dieſer Selbſtbiographie noch mehrmals Gelegenheit haben, von Wetzel zu reden. Wir waren nicht nur durch die Gleichheit des Alters (beide im Jahre 1780 geboren) und des gewählten Lebensberufes uns verwandt, ſondern auch die äußeren Führungen unſeres Lebens verliefen ſich durch einen Theil unſerer Jugendgeſchichte ſo nachbarlich neben einander, daß ich mit ihm in Jena und Altenburg, in Dresden, wie in Nürnberg, Bamberg und Erlangen in lang fortwährender Beziehung blieb.

Durch Wetzel machte ich denn auch bald nachher die Bekanntſchaft mit ſeinem nächſten Jugendfreunde und Schulgenoſſen von Bautzen her: August Köthe (aus

Lübben in der Niederlauſitz). Auch mir wurde Köthe ſehr bald ein lieber brüderlicher Freund und iſt mir dieſes bis zu ſeinem Tode, länger als ein halbes Jahrhundert geblieben. Unſer Zuſammenleben begann zwar ſchon zum Theil in Leipzig, wurde aber erſt in Dresden ein vollkommen nahes, ſo wie inniges. Hiervon werde ich ſpäter Mehreres berichten und zugleich mit einigen Zügen den Freund wie ſein ſpäteres Wirken ſchildern.

Wetzel und Köthe, ſo wie mehrere ihrer Landsleute und Bekannten, wohnten gleichwie in einer Art von klöſterlichem Vereine beiſammen. Auch mir gefiel es in dieſem Kreiſe ſo wohl, daß ich, ohnehin durch mancherlei Unbequemlichkeiten in meiner bisherigen Wohnung dazu veranlaßt, bei ihnen einzog.

38. Ein Konzert der jugendlichen Phantaſieſtücke.

In ihrer Wirkung auf die Menſchenſeelen zeigt ſich die Weisheit als eine gewinnende Macht, die Thorheit als eine anſteckende Gewalt. Eine klar hervorleuchtende Wahrheit ergreift und durchleuchtet in bleibender Weiſe Tauſende von Herzen, ein kräftiger Irrthum reißt, wenn auch nur vorübergehend, Zehntauſende mit ſich fort. Daß die jugendlichen Ueberſpanntheiten, von denen ich hier zu berichten habe, mehr vom Geſchlechte der Thorheit als der Weisheit waren, das wird wohl uns Allen von ſelbſt einleuchten, es bedarf deshalb keiner weiteren Erinnerung.

Ich war, wie ich ſo eben erwähnte, mit meinen jungen Freunden aus der Lauſitz in eine gemeinſame Miethwohnung, in das Haus des Dr. Michaelis an der neuen Kirche, zuſammengezogen. Wir drei (Wetzel, Köthe und ich) bildeten da mit noch fünf Anderen, in verſchiedene Zimmer vertheilt, eine kleine Gemeindeſchaft, die ſich in ihrem ernſteren, wiſſenſchaftlichen Streben, ſo wie in ihrer ſittlichen Geſinnung, durch eine, gewiß ſeltene Uebereinſtimmung auszeichnete. Fünf Treppen hoch von der Straße und dem Kirchenplatze aus (vom Graben herauf zählte man eine Treppe mehr) bewohnten Freund Köthe und ich ein gemeinſchaftliches Dachzimmer, eine Treppe höher wohnte Wetzel ſelbander, ſo viel ich mich erinnere, mit Berger, noch eine Treppe höher war eine größere Dachſtube von drei Mitſtudierenden in Beſitz genommen, vorne, nach der Gaſſe heraus, wohnten im 6. Stocke auch zwei. Faſt Alle waren ſich ſchon ſeit Jahren durch ihre gemeinſame Herkunft aus der Lauſitz und durch ihr Zuſammenleben an der Schule von Bautzen bekannt, nur Wetzel und ich waren angehende Mediziner, einer, ein junger Adeliger, ſtudierte die Rechte, die übrigen, zum Theil ſchon ſeit mehreren Jahren, die Theologie.

Sowohl ihrer Mehrzahl, als auch dem Alter und Stande nach hätte es den Theologen gebührt, den Ton der Lebensordnung anzugeben, ſeltſamer Weiſe maßten ſich dieſes die Mediziner an. Ich hatte öfter davon geſprochen, wie gut, wie leicht es ſich in den ſtillen Frühſtunden arbeite, wie zuträglich mir, nicht nur wegen der Erleichterung zum Ankaufe von Büchern, ſondern auch für die geiſtige Stimmung, eine möglichſt frugale Koſt, namentlich die Enthaltung von Fleiſch und allen gegohrenen Getränken, erſcheine. In Wetzel's leicht entzündlicher Phantaſie fing dieſes alsbald Feuer, er erklärte ſich für eine ſolche Lebensweiſe der äußerſten Mäßigkeit im Genuſſe des Schlafes und der Nahrung, und die anderen faſt Alle wollten dieſelbe mit verſuchen. Mir zunächſt wurde das Hüteramt über die Stunden des Schlafes und die Zeit des Aufweckens zur Arbeit übergeben, weil ich des Dinges ſchon länger gewohnt ſei, und mein treuer, ernſtgeſinnter Stubenburſche Köthe erbot ſich, hierbei mein Amtsgehülfe zu werden. Damit unſer Schlaf kein zu feſter werde, legten wir Beide uns an den zur Arbeit beſtimmten Wochentagen zuſammen in ein Bett, nur in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag — dem Ruhetage — ſchlief Jeder von uns in ſeinem eigenen. Das Bett wie die Zudecke waren ziemlich ſchmal, die Lage nicht ſehr bequem, der Schlaf mithin, namentlich in den kalten Winternächten, kein ſehr ruhiger. Wie ſollte man aber, wenn man in der Nacht aufwachte, es wiſſen, ob es ſchon vier Uhr, und alſo Zeit zum Aufſtehen ſei oder nicht? Eine Repetiruhr hatten wir nicht, zum Erſatze derſelben diente meine Taſchenuhr durch die Wachskügelchen, welche an die Stundenzeichen von 3 und 4 angeklebt waren. Wenn ich fühlte, daß der kleine Stundenweiſer an dem erſten Pünktchen ſei, dann war es nicht mehr Zeit, ſich dem Schlafe ſorglos hinzugeben; war er nahe am zweiten, dann mußte (man hatte damals noch keine Zündhölzchen) mit Stahl und Stein, Zunder und Schwefelfaden das Licht angezündet, und die Bewohnerſchaft aller Zimmer geweckt werden.

Der Juriſt, oben im 7. Stockwerke, hatte bei der allgemeinen Berathung gleich erklärt, er werde ſich in der Sache des Schlafes, wie des Eſſens und Trinkens neutral verhalten, gegen die Neigung zu beiden nicht offenſiv, ſondern, wenn die Geſchäfte und der Geldbeutel es geböten, nur defenſiv zu Werke gehen; die Theologen aber waren auf unſerer, der Mediziner Seite. Der feurigſte Anhänger und Lobredner der neuen Mäßigkeitstheorie, Wetzel, mußte bei der Ausübung derſelben manchen ſchweren Kampf mit ſeiner Natur beſtehen. Der gute Burſche hatte damals einen ſo geſunden, feſten Schlaf, daß er im Bette nicht zu ordentlichem Erwachen zu bringen war. Da hob ihn der

Stärkſte unter ſeinen Landsleuten und Mitgenoſſen des Vereines, der nachmalige Pfarrer Mättig, aus dem Bette heraus und ſtellte ihn an die Wand, wo er noch in angelehnter Stellung eine Zeit lang fortſchlief, bis er durch das beſtändige Schwanken zur Rechten und zur Linken aus dem Ruhepunkte heraus und in dieſen wieder hinein allmählig munter wurde.

Nach einer löblichen Einrichtung, welche die wackeren jungen Theologen nach Lauſitzer Schulſitte getroffen hatten, wurde von ihrer einem, wenn wir alle beiſammen waren, ein Pſalm, dann etwa ein Lied oder eine Hymne von verwandtem Inhalte geleſen. Jeder ging dann in ſein Zimmer und an ſeine Arbeit; wir beiden Stubengenoſſen, Köthe und ich, laſen jedoch, ehe wir das Tagesgeſchäft zur Hand nahmen, auch noch entweder gemeinſam, oder Jeder für ſich, in Herder's Geiſt der hebräiſchen Poeſie ſowie ähnlichen Büchern. Die Ordnung des Frühaufſtehens wurde von den meiſten unſerer Mitgenoſſen ziemlich lange, doch nicht ohne kleine Abänderungen für Einzelne beibehalten. Wir hatten zuerſt ein Zimmer in der 6. Etage zu unſerer Morgenverſammlung gewählt, weil es in der Mitte der äußerſten Gränzen unſeres Geſammtgebietes der 3 Dachetagen lag, ſpäter wurde nur zur Zeit des Aufſtehens an alle Zimmer geklopft, wer zeitig genug fertig war, der kam dann herunter in das 5. Stockwerk, wo die regelmäßig früheſten Aufſteher: Köthe und ich wohnten, in einem Zimmer, das durch ſeinen eiſernen, von innen heizbaren Ofen leichter zu erwärmen war. Hier brachte wenigſtens Wetzel mit uns die Frühſtunden in gewohnter Weiſe und ſtiller Selbſtbeſchäftigung zu.

Auch im Feſthalten an einem anderen Haupttheile der beliebten Lebensordnung blieben wir drei zuletzt Genannten die beharrlichſten Vorgänger und Muſterbilder für Alle. Namentlich hätten Köthe und ich uns gerne auf Brahminenkoſt geſetzt, alles Fleiſchgenuſſes uns enthalten und blos Früchte, ſo wie andere Pflanzenkoſt genoſſen. Hätten wir es nur dabei auch ſo bequem gehabt, wie die Brahminen in ihrem ſchönen Indien. Aber ſtatt der Bananen gab es für uns nur Kartoffeln, mit denen mein Elternhaus durch den Landfuhrmann uns verſorgte, ſtatt der Datteln abgedörrte Zwetſchgen, als Stellvertreter des Reiſes wählten wir die leichter zu habenden Erbſen, welche, wenn ich nicht irre, Köthe aus ſeiner Heimath in hinreichender Menge bezog. Nur in unſerem Zimmer war ein Ofen zum Kochen bequem. Hier wurde am Morgen die Hauptſpeiſe unſerer ſächſiſchen Brahminenkoſt, das Gericht der Erbſen, in einem großen Topfe zuweilen weich, zuweilen auch ungebührlich hart mit Waſſer und Salz, rein von allem thieriſchen Zuſatze eines Fettſtoffes gekocht, dann in eine Schüſſel geſchüttet und in die Kammer geſetzt, wo ſich dasſelbe bis zum Mittage, wenn wir aus den Vorleſungen kamen, hinlänglich abkühlen konnte. Etliche Löffel lagen dabei, es konnte da Jeder nach Belieben ein reichliches Mittagsmahl halten, denn gewöhnlich reichte der Vorrath für mehrere Tage aus. Nun gab es allerdings oben, in dem 6. und 7. Stockwerke, Einige, welche an den Erbſen tadelten, daß ſie, außer der ganz ungeſchmalzenen Beſchaffenheit auch kalt wären und meiſt ſehr angebrannt ſchmeckten: dieſen feinen undankbaren Landsleuten, davon noch dazu die Meiſten die Wohlthat des Konviktes — warme Mittagskoſt und Abendſuppe — genoſſen, mithin nur beiläufige Gäſte unſerer Brahminenkoſt waren, ſäbete

Wetzel in großem Eifer das Beiſpiel der Esquimaux auf Labrador zu Gemüthe, denen die gekochten Erbſen unter allen Speiſen als der größte Leckerbiſſen erſchienen.

In der Kunſt der Zubereitung war mit einem anderen, ſonſt ſehr beliebten Gerichte eine Änderung vorgenommen worden, welche noch weniger den Beifall der Tiſchgäſte finden wollte als die Form, in der das Erbſengericht zur Tafel kam. Gerade um jene Zeit wurde auch unter uns jungen Leuten das berühmte und wohlberüchtigte Browniſche Syſtem bekannt, in welchem, mitten unter der phantaſtiſchen Hauptmaſſe dennoch ein Saame des Genialen verborgen lag. Wie ein General der Landwehr in Zeiten der Noth das Volk aus den verſchiedenſten Ständen, Alt und Jung, Lange und Kurze, in ſeinen grauen, grünen, blauen oder braunen Röcken zuſammenruft und die Leute dann etwa nach dem Maaßſtabe der Leibeslänge in zwei große Heerhaufen ſchaart, ſo hatte der Schottländer Brown alle Krankheitsformen in zwei große Rotten getheilt, und jede einzelne mußte ſich bequemen, entweder zu der einen, oder zu der anderen ſich zu halten. Nur zwei Fahnen gab es im ganzen Heere, die eine Rotte ſtand unter dem Panier des über ſeine Dämme getretenen Stromes der Lebenskraft (der Hyperſthenie), die andere unter dem jammervollen der Verſiechung dieſes Stromes (Aſthenie). Wenn die Heilkunde dieſen beiden Rotten mit gutem Erfolge begegnen wollte, da mußte ſie bei der erſteren das Ueberſteigen, bei der anderen das Herabſinken der Lebenskraft auf das geſunde Niveau zurückführen, denn der Fluß der Sthenie ſollte zwar immer in vollem Bette gehen, nicht aber aus dieſem heraustreten, noch weniger aber ſchmachvoll verſiegen. Zu dieſem Zwecke dienten die Heilmittel, welche der General und Feldmarſchall im Gebiete ſeiner mediziniſchen Theorie ebenfalls in zwei große Heerhaufen angeordnet hatte, davon der eine die Macht beſaß, das Ueberfluthen der Lebenskraft zu mäßigen und zu verhindern, der andere, ihn, wenn er zu ſchwach war, zu ſteigern.

Mir und meinem Freunde Wetzel erging es, indem wir das Browniſche Syſtem ungefähr in der eben angedeuteten Weiſe auffaßten, ſo, wie es mir in meiner Kindheit und ſeitdem gar oft ergangen iſt, wenn ich (nach S. 143) blos die Worte „fuhr um's Morgenroth“ mit enthuſiaſtiſchem Beifalle erfaßte und den eigentlichen ſinngebenden Nachſatz „empor aus ſchweren Träumen“ überhörte. „Dem Prinzipe ihrer Wirkſamkeit nach, in Krankheitsfällen der Hyperſthenie, ſo ſchloſſen wir, gehören die Vitriolſäure und die Eſſigſäure nahe zu einander, ſie ſtimmen beide die zu hochgeſteigerte Lebenskraft herab, wie auch durch beide der Weingeiſt zur Naphtha gemacht wird. Nur etwa ſo unterſcheiden ſie ſich, wie ein und derſelbe Ton, wenn ihn die Trompete hervorbringt oder die Schallmeie. Ein Kartoffelſalat, den man ſtatt des Eſſigs mit verdünnter Vitriolſäure anmacht, wird auf den menſchlichen Körper ganz dieſelbe Wirkung thun als einer, dazu man Eſſig genommen hat, wenn auch der Geſchmack etwas anders ſein ſollte.“

Der Schluß erſchien durchaus folgerecht und einleuchtend. Vitriolſäure hatte ich zu meinen chemiſchen Privatbeluſtigungen in hinlänglicher Menge angeſchafft, der Eſſig mußte zum Salat erſt geholt werden. Man verdünnte eine kleine Portion der Säure mit einer ziemlich großen von Waſſer, machte mit ihr und mit Oel, ſo wie etwas Salz, den Kartoffelſalat an und tiſchte ihn ſo auf.

Zum Gerichte des Kartoffelſalates fanden ſich immer mehrere Gäſte ein, denn unſere Kartoffeln aus meiner erzgebirgiſchen Heimath waren viel beſſer als die aus der

Umgegend von Leipzig. Wetzel und ich koſteten, ſanden den Geſchmack allerdings anders als beim Eſſigſalate, dennoch, unſerem Prinzip getreu, aßen wir ſchweigend fort. Unſer guter ſanſter Köthe, der ſchon ſo oft ein geduldiger Märtyrer unſerer Prinzipien geweſen war, koſtete auch, lächelte uns an, legte aber ſtill die Gabel nieder. Der Juriſt aus Nr. 7 der Etagen koſtete auch, lächelte aber nicht, legte auch die Gabel nicht ſachte hin, ſondern ließ ſie ganz erſchrocken aus der Hand fallen und rief: „Was der Tauſend habt ihr da wieder einmal gemacht, ihr ſeid ja wahrhaftig dem Schreiner und Sattler über ihre Beizentöpfe gerathen; es fehlt nur noch, daß ihr ſtatt der Kartoffeln einen alten Thurmknopf erwiſcht hättet, dann wäre euer Salat zum Vertreiben der Mäuſe aus eurer Kammer vortrefflich zu gebrauchen.“ Die anderen Gäſte ließen ſich zwar nicht ſo ausführlich in ein Urtheil über unſeren chemiſchen Salat ein, wie der aus Nr. 7, bezeugten jedoch, Jeder auf ſeine Weiſe, ihren Mangel an gaſtronomiſcher Sympathie mit ſo neuer Zubereitung des Salates. Ueber ſolches Benehmen ſeiner Landsleute ereiferte ſich mein Freund Wetzel ſehr. „Ihr Thoren“, ſo rief er, „urtheilt wie die Affen, welche bekanntlich unter allen Thieren die feinſt ſchmeckende Zunge haben, nur nach dem Geſchmacke. Iſt denn nicht der ganze Leib, mit ſeinem Gehirne, Nerven und Muskeln etwas viel Bedeutenderes als die Zungenſpitze, und für wen eſſe ich denn eigentlich, für die Zungenſpitze oder für den Magen?“

Uebrigens mußte der Magen dieſes lieben Freundes von ſchwächerem Gewebe ſein als ſeine Zunge und auch als mein Magen, denn bald nach dem Schluſſe dieſer Strafrede an die Theologen verließ er in ganz eigenthümlicher Bewegung ſeinen Sitz und ging hinaus. Einer der

Theologen ſagte: „dem iſt es übel“. Ich aber, der Letzte auf dem Schlachtfelde der Salatſchüſſel, hielt noch einige Zeit unter dem Panier der Theorie feſten Stand, kann aber verſichern, daß mich noch jetzt ein beſonderes, gleichſam beizendes Gefühl in der Mundhöhle anwandelt, wenn ich an unſer theoretiſch kunſtgerechtes Kartoffelgericht denke. Auch hätte man wirklich meinen können, der Juriſt hätte Recht gehabt, da er unſeren Salat als ein Mittel zum Vertreiben der Mäuſe empfahl, denn als man den reichlichen Ueberreſt davon in die Kammer geſtellt hatte, bis ihn erſt nach mehreren Tagen die alte Aufwärterin hinwegſchüttete, bemerkte Köthe, daß er jetzt auf einmal bei Nacht die Geſellſchaft der Mäuſe vermiſſe.

Wetzel hatte im Verlaufe des Winters auch das Konvikt erhalten, Köthe und ich blieben zur Abtödtung unſeres Fleiſches noch allein der Brahminenkoſt der Erbſen und geſottenen Kartoffeln treu, während die Andern an unſerem Tiſche nur Gaſtrollen ſpielten. Das Fleiſch muß aber doch in ſo jungen Leuten ein ſchwer abzutödtendes Ding ſein; in unſerer beiderſeitigen fleiſchlichen Natur regte ſich ein unwiderſtehliches Gelüſte nach einem Stück warmen Rindfleiſch. Jeder ſchämte ſich, dem Anderen ſeine Schwäche zu bekennen, vermöge einer ſeltſamen Sympathie fielen wir aber an einem und demſelben Tage aus der geiſtigen Höhe in die fleiſchliche Tiefe herab. Ich hatte mich in das Haus eines Speiſewirthes geſchlichen, der billige und gute Koſt gab, fing ſo eben an, mein Stück Rindfleiſch zu zerſchneiden, da trat Freund Köthe ſtill herein, ſah ſich ſchüchtern im Zimmer um, und da er mich an einem Tiſchchen in der Ecke ſitzen ſah, kam er gar vergnügt zu mir hin, und wir hatten bei wie nach dem Eſſen gar viel, Einer über den Andern, zu lachen.

Eine Fußreiſe in wahrhaft übermäßig forcirten Tagmärſchen, mit Wetzel nach Bautzen zu ſeiner todtkranken Mutter, die wir leider nicht mehr am Leben trafen, hätte zur Abtödtung des Fleiſches auch einen guten Beitrag geben können. Sie fiel mitten in den Winter, und es war ein Glück für uns, daß das Ausruhen, am Weihnachtsfeſte, im Hauſe meiner Eltern auf uns alle drei einen neu bekräftigenden Einfluß übte. Der junge Theolog, Freund Köthe, hatte meinem Vater ganz beſonders wohl gefallen, Beide unterhielten ſich viel mit einander über die ernſteſten Angelegenheiten ihres Berufes. Mein Vater erlaubte auch unſerem jungen Freunde, was er wohl einem anderen noch nicht abſolvirten Theologen ſchwerlich verſtattet haben würde, bei ihm ſeine erſte Predigt zu halten. Es geſchah dieſes am dritten Weihnachtsfeiertage, der bei uns noch als ein halber Feſttag gehalten wurde. Mein Vater hörte ſehr aufmerkſam zu, beobachtete jede Bewegung des jungen Redners auf der Kanzel. Von Effektmacherei und Koketterie der Redekunſt, die dem alten Pfarrer Schubert am meiſten zuwider war, fand ſich in Köthe's erſter Predigt keine Spur, dieſer hat auch ſpäter nach Kräften niemals ſein eignes Selbſt und ſeine eigene Ehre, ſondern ſeinen Herrn und deſſen Ehre auf der Kanzel verkündet. Dagegen rückte mein Vater manchen Ausdruck der Rede, der durch eine zu große Wärme des Gefühles aus der geraden Linie der Einfalt herausgetrieben war, mit ſtarker Hand zurecht und wieder in die Einfalt hinein, machte auch über Haltung des Tones der Stimme und des Körpers manche Bemerkung, wofür ihm mein Freund ſpäter fortwährend dankbar geblieben iſt.

Wir beiden Mediziner erhielten auch von Papa Schubert manche tüchtige Zurechtweiſung über unſere enthuklaſſiſche Benommenheit von der neuen Lehre des Browniſchen Syſtemes. Der alte Herr, ſo wenig er Worte machte, wußte bei paſſender Gelegenheit in dieſe wenigen einen ſarkaſtiſchen Humor zu legen, der ſeine augenblickliche Wirkung nicht verfehlte. Leider galt aber noch von uns Beiden der Spruch, den man damals auf einer Denkmünze an die Streitigkeiten über das eigentliche Anfangsjahr des neuen Jahrhunderts leſen konnte: „Wenn du den Narren in einem Mörſer zerſtückteſt wie Grütze, ſo ließe doch ſeine Narrheit nicht von ihm“. Wir lachten über den trefflichen Witz des guten Papa's, dachten aber in unſerem Herzen: die neuere Zeit ſtehe doch nun einmal, nach dem viel größeren Kreiſe ihrer Forſchungen und Erkenntniſſe, auf den Schultern der alten, ſchaut deshalb weiter hinaus und umher als dieſe. Indeß hatte doch der Beſuch in meinem Elternhauſe in das „Konzert der jugendlichen Phantaſieſtücke“, welches wir zuſammen im 5., 6. und 7. Manſardenſtockwerke des Dr. Michaelis'ſchen Hauſes aufführten, zwar nicht eine Pauſe, wohl aber ein Piano und zuletzt Pianiſſimo hineingebracht.

39. Die Zeit des Abſchiedes aus Leipzig.

Ich war bei meiner, wie ich ſie wohl nennen darf, fleißigen Benutzung der Zeit, ungeachtet aller unnöthigen Kreuz- und Querſprünge, auf dem Wege meiner akademiſchen Ausbildung ſo weit gekommen, als man nach Billigkeit fordern und erwarten konnte, ja wenn man blos die Quantität Deſſen in Anſchlag bringen wollte, was ich geleſen und gehört hatte, ohne Berückſichtung Deſſen, was davon wirklich verdaut war oder nicht, ſogar noch etwas weiter. Mein Vater hatte ſeine Einwilligung dazu gegeden, daß ich von Leipzig aus noch an eine andere Univerſität gehen und [illegible] meine mediziniſchen Studien vollenden dürfe. Auch in der Wahl einer ſolchen, wenn ſie nicht mit Anforderungen verbunden wäre, die ſeine Mittel überſtiegen, hatte er mir vorläufig, bis zur weiteren Berathung mit ihm, die Freiheit gegeben. Wetzel, obgleich es ſehr gegen ſeinen äußeren Vortheil war, Leipzig zu verlaſſen, wo er das Konvikt und überdies ein Stipendium aus ſeiner Vaterſtadt genoß, dachte wie ich, auch er wollte noch an eine andere Univerſität gehen, und zwar, aus perſönlicher Anhänglichkeit an mich, dahin, wo ich hingehen würde. Wir waren keineswegs blind gegen das viele Gute, was wir an Mitteln zu unſerer wiſſenſchaftlichen Ausbildung in Leipzig hatten, und lernten Manches erſt nachher noch recht ſchätzen. Wir ehrten und bewunderten den trefflichen *Hebenſtreit*, deſſen klarer, gründlicher Vortrag nicht nur den Meiſter in der Kunſt zu belehren, ſondern den tiefen Denker, den ſcharfen Beobachter und vielſeitig gebildeten Gelehrten kund gab. Wir hörten mit dankbarer Anerkennung bei dem alten, würdigen *Haſe* die Vorleſungen über Anatomie, welche in einer oft komiſch kontraſtirenden Weiſe lateiniſch, mit untermiſchten, deutſchen Bemerkungen gehalten wurden. Ich bekenne es aufrichtig, daß ich bei Haſe mehr gelernt habe als in Vorträgen über denſelben Gegenſtand, die ich ſpäter hörte, obgleich dieſe durch große Eleganz ihrer äußeren Form, durch einen faſt blendenden Reichthum der Präparate und andere Hülfsmittel gar ſehr vor Dem ſich auszeichneten, was Haſe uns darzubieten hatte. So hatte ich manchen Lehrer der Hochſchule von Leipzig in verſchiedenen Fakultäten ſehr ſchätzen und ehren lernen, obgleich dieſe Männer keineswegs auf äußeren Effekt und auf den Gewinn allgemeinen Beifalles ausgingen, ſondern nur darum bemüht waren, daß Alle, welche fleißig ſein wollten, bei ihnen etwas lernten.

Die Univerſität Halle oder Jena, eine von beiden, ſo ſchien es uns, ſollten und mußten wir nach unſerem Bedürfniſſe und dem Maaße unſerer Mittel zu unſerer weiteren Ausbildung wählen. In Halle zog uns mancher mit Recht berühmter Name an; wir hatten noch jüngſt mit Bewunderung und Freude Werke von Reil und Curt Sprengel geleſen. Unſer Freund Struve war uns bereits dorthin ſeit dem Beginne des Winterſemeſters vorausgegangen und ſprach in ſeinen Briefen mit Entzücken von dem wiſſenſchaftlichen Genuſſe den er „in dem Cos an der Saale, dem äſkulapiſchen Herrenſitze unſerer Zeit", gefunden. Eines Tages, als wir kurz vor Mittag aus der Vorleſung kamen, wurde plötzlich, ich weiß nicht mehr, ob ein Brief von Struve die Anregung gab, beſchloſſen, wir wollten ſo eben, ohne uns lange zu beſinnen, eine Wanderung nach Halle machen. Wir waren unſerer vier oder fünf; Keiner davon hatte zu Mittag gegeſſen, etliche von uns hatten auch vom vorigen Tage her wenig oder nichts in ſich, was dem Magen Beſchäftigung gab. Nach einigen Stunden der ſchnellen Wanderſchaft verſanken wir Alle in tiefes Nachſinnen. Ich ſchämte mich, als ich das ernſte Geſicht meines lieben Freundes Köthe ſah, ihn zu fragen, was ihn ſo tief im Gemüthe beſchäftige, denn ich mußte mir geſtehen, daß meine Gedanken recht tief auf's Irdiſche gerichtet waren. Endlich brach einer aus der Geſellſchaft das Schweigen. Seit einer Stunde, ſo ſprach er, kommt mir der Gedanke an einen guten Teller voll Sauerkraut und Bratwurſt nicht aus dem Sinne. Da lachten die anderen Alle, denn der Eine hatte an Rindfleiſch und Kartoffelgemüſe, der Andere an Schöpſenfleiſch und weiße Rüden, noch Andere wenigſtens an ein Stück Brod und Käſe gedacht, an Dinge aber, die zu unſerem ernſten Geſichte paßten, auch nicht ein einziger. — Die fleiſchliche Natur in uns iſt ein Schelm, der ſich in allerhand theatraliſche Kleidung ſchickt, und auf deſſen Mienen und äußere Geberden man niemals allzuviel trauen darf.

Wenn ich ſagen wollte, wir gefielen uns in Halle, ſo wäre das zwar auch ſehr richtig, aber ich kann zugleich mit Recht ſagen, uns gefiel alles Das, was wir in Halle ſahen und fanden. Dennoch nahm unſere Wahl eine andere Wendung. Meine alte Vorliebe für das an Weimar nachbarlich gelegene Jena ſollte ſiegen.

Das neunzehnte Jahrhundert hatte unter wahrhaft großartigen, glückbedeutenden Vorzeichen ſeinen Anfang genommen. In der erſten Nacht deſſelben hatte ſich, durch Piazzi's Entdeckung der Ceres, des lange vergeblich geſuchten Mittelplaneten zwiſchen Mars und Jupiter, für den forſchenden Geiſt des Menſchen der Sternenhimmel aufgethan; durch den neugefundenen Weg der Aufſchlüſſe, welche der Galvanismus über die Elementarkräfte der Körperwelt gab, hatte ſich ihm ein Blick in die metalliſchen Tiefen der Erde eröffnet. Alexander von Humboldt's gedankenvolles Werk über die gereizten Muskel- und Nervenfaſern war mir vor anderen ein hellſehender Führer in dieſes Gebiet der kosmiſchen Erſcheinungen geworden; Ritter's merkwürdige Verſuche und Beobachtungen über die Wirkungen des Galvanismus, nicht nur auf die abgetrennten thieriſchen Nerven, ſondern auf die Nerven und Sinne eines lebenden menſchlichen Körpers, waren in einer Zeitſchrift mitgetheilt. Ich las ſie an einem Nachmittage des Vorfrühlings. Als Wetzel etwas verſpätet aus einer Vorleſung nach Hauſe kam, ſagte ich ihm, wir müſſen hin nach Jena, den Mann ſehen und ſprechen. Es galt keine lange Ueberlegung, alsbald, um keine Zeit zu verſäumen, machten wir uns auf den Weg. Die Sterne ſchienen hell; ich ſuchte den müden Freund durch allerhand Mittheilungen über die Größe des Weltgebäudes, nach Herſchel und Bode, munter zu erhalten; ſeine geſunde Natur begehrte nicht des unnendlich großen Raumes, ſondern nur des kleinen in einem Bette oder auf einer Streu; mitten im Gehen, wie ich es noch bei keinem Menſchen geſehen, ſchlief er ein, taumelte ein Mal um's andere in den Chauſſeegraben. In Weißenfels kamen wir ſpät zum Nachtlager, trafen am anderen Tage in Jena ein, ſahen und ſprachen Ritter, hörten vor Allen Schelling, und die Wahl war für Jena entſchieden.

40. Die Reize des Burſchenlebens.

Meinem Vater hatte ich von Leipzig aus den Wunſch meines Herzens mitgetheilt, nach Jena zu gehen, um dort meine mediziniſchen Studien zu vollenden. Er hörte, bei meinem Beſuche im elterlichen Hauſe während der Oſterferien, die Gründe ausführlicher an, die mich zu meiner Vorliebe für Jena beſtimmten, gab ſeine Einwilligung und ich trat, in Begleitung meines Freundes Wetzel, in einer der erſten Wochen nach Oſtern (1801) fröhlichen Muthes den Umzug nach dem geliebten Saalathen an.

Es war ein milder Frühlingsnachmittag, als wir auf dem Wege von Bürgel her die Saale und die alte, ehrenwerthe Muſenſtadt vor uns liegen ſahen. Wir konnten es nicht laſſen; wir wendeten uns noch hinüber nach dem Berge, auf dem die Burgruine mit dem Fuchsthurme weithin im Thale geſehen wird. Die Abhänge der kahlen Höhen erſchienen jetzt wie in violblauen Sammet und grünliches Seidengewebe gekleidet, denn es war die Zeit, in welcher die Pulſatillen (Küchenſchellen) ihre großen, dunkelpurpurnen Blüthen aufthaten, deren zahlloſe Menge den felſigen Boden in einen Blumengarten verwandelte. Ein ſchöner, dabei aber vergänglicher Reiz der Frühlingstage, denn wenn man bald nachher das ſteinige Feld wieder beſucht, auf dem die ſtattlichen Blumen prunkten, da ſind die Zelte des purpurnen Sammets mit dem Schatze des Goldes (den Staubfäden) in ihrem Inneren verſchrumpft und vom Winde verweht, nur die ſeidenartig glänzenden, feingetheilten Blätter mit dem dürren Saamengehäuſe ſtehen noch, bis nach wenig Wochen nichts mehr bleibt als die Wurzel, in welcher die ſcharfen Säfte, mit denen ſie noch während der Blüthenzeit erfüllt war, allmählig ſich vermindern und vertrocknen. Da aber, wo die Pulſatillen prangten, ſieht man dann die Bergkräuter, zwar mit kleiner, unſcheinbarer Blüthe, aber mit heilſam gewürzreichen Säften, und nützliche Futterkräuter für die Heerden der Lämmer.

Ich habe von jeher eine beſondere Vorliebe für die naturwüchſige Pflanzen- und Thierwelt der Wildniß gehabt. Während meines Aufenthaltes im herrlichen, reichen Nilthale hat mich das Verlangen nach dem Anblicke der ſelbſtkräftigen, von der Menſchenhand noch ungezähmten Natur oft hinausgetrieben aus der Fülle der kunſtreich angelegten Baumgärten, Bohnen- und Saatfelder, ſo wie der Zuckerrohrpflanzungen, nach dem wüſten Mokkatamberge oder nach der ſandigen, vom Waſſer des Stromes nie beſuchten, Einöde. Denn hier allein grünte und blühete noch die uranfänglich einheimiſche Natur von Aegypten, in deren Mitte das Heer der Kulturpflanzen mit den Geſchlechtern der Menſchen zugleich eingewandert iſt. Und oben auf den Hochalpen, da für die Hand des Menſchen kein Säen noch Ernten iſt, redete die Natur eine Urſprache mit mir, deren gedankenvoller Ausdruck mich mächtiger ergriff, als der geſellſchaftliche Ton in der einförmigen Geſtaltenſprache des Kulturlandes.

Das Univerſitätsleben, in welches wir nicht mehr als Neulinge, ſondern als ſchon ältere Genoſſen eintraten, erinnerte mich und meinen Freund hier in Jena, in ſeinem großen Kontraſte mit dem in Leipzig, an eine ſolche Wohnſtätte der naturwüchſigen Pflanzen; an einen Urwald, welcher von der menſchlichen Art und Säge ſelten oder niemals beſucht wird und darin jeder Baum, jeder Strauch nach ſeiner Art und nach dem Maaße ſeiner natürlichen Kraft ſich entwickeln kann. Jena war eine von jenen Univerſitäten in ausſchließenderem Sinne, deren man namentlich damals mehrere nicht in bedeutenden Handelsſtädten oder in Reſidenzen, ſondern in ſolchen bürgerlich kleineren, ja ſelbſt ärmeren Städten von Deutſchland fand, darinnen die Profeſſoren den Fürſtenſtand und ſeinen Hof, die Studenten den Adel und die höheren Stände vorſtellten, von deren Anweſenheit die Stadt ihren Ruhm und ihren Wohlſtand empfing. Der herrſchende Ton war, ich kann dies bezeugen, ein ehrenwerth wiſſenſchaftlicher, das Studentenleben, im Vergleiche mit anderen Univerſitäten, ſo weit es ſich öffentlich kund gab, ein ſittlich keuſches, und — Dank der harmloſen Beſchaffenheit des dortigen Bieres und Weines — ein nüchternes und mäßiges. An den Orten der öffentlichen Zuſammenkünfte der Studenten machten ſich vorzugsweiſe nur wiſſenſchaftliche Geſpräche geltend; Berichte über das, was heute der eine oder andere der Profeſſoren vorgebracht, zuweilen mit kurioſen Bemerkungen, ſo wie allerhand eigene, ſogenannte Ideen, welche, je wunderlicher ſie waren, deſto mehr Stoff zur guten Unterhaltung gaben. Um Zeitungsnachrichten und Kriege der Potentaten bekümmerte man ſich nicht viel, deſto mehr hatte man mit den kleinen Kriegen zu thun, welche unter dem freien Volke der Jenaiſchen Studenten, gleich wie anjetzt unter den freien Volksſtämmen der Tſcherkeſſen, zwiſchen den einzelnen Landsmannſchaften und anderen Verbindungen, ſo wie auch zwiſchen den Einzelnen faſt ohne Aufhören geführt wurden. Von Kleiderſtaat und Zierlichkeit, wie etwa in Leipzig, ſah und bemerkte man unter den Jenaiſchen Studenten nur wenig, vielmehr, hierin in völligem Gegenſatze mit denen in dem eleganten Leipzig, gefiel man ſich in einem der Burſchenfreiheit erlaubten Negligée und in allerhand phantaſtiſchem Aufputze, damit irgend ein wohlanſehnlicher oder hübſcher Burſche, eben ſo wie eine anſehnlich herrſchaftliche Perſon in Paris, eine neue Mode aufbrachte.

Die Entwickelung des eigentlich Tüchtigen und Guten ging, wie das Wachsthum der jungen Eichen eines Waldes, im Verborgenen und Stillen vor ſich; deſto augenfälliger gab ſich das Treiben mancher anderer Schößlinge kund, welche, wie die vorhin erwähnten Pulſatillen (S. 351), zu den originellen Erſcheinungen des freien akademiſchen Feldes gehörten. Von ſolchen könnte ich, wenn hier der Ort dazu wäre, Vieles berichten, was vielleicht für die Charakteriſtik des damaligen jungen Deutſchlands nicht unintereſſant wäre; ich deute nur im Vorübergehen auf einige hin, die ſich, wie dies die Art ſolcher Originale iſt, bald nach meiner Ankunft in Jena mir bemerklich machten.

So erinnere ich mich noch wohl eines jungen Rheinländers, Carové ! welcher in ſeinen Gedanken mit nichts Geringerem umging, als mit der Stiftung einer neuen Religion, in welcher die

Lehren und Gebräuche aller Religionen auf Erden verſchmolzen ſein ſollten. Wenn ich nicht irre, iſt er ſpäter ein ehrbarer Mauthbeamter geworden. Ein Anderer, ein eifriger Anhänger von Fichte, den er jedoch nicht beſonders tief verſtanden, trug ſich mit dem Entwurfe zum Syſteme des ewigen Weltfriedens herum, zeigte bei jeder Gelegenheit, daß der Krieg ein vorſätzlicher Mord ſei, und war dabei doch einer der ärgſten Raufer an der Univerſität, jeden Augenblick zum Blutvergießen im Kampfe der Ehre (Duell) bereit. Wieder ein Anderer, der ſogenannte potenzirte Sonnenbaron, hatte ſich ein Syſtem der Aſtronomie ausgeſonnen, das gar wunderlich aus der Welt der Leiber in die der abgeſchiedenen Seelen hinüberreichte. Er trug dieſes mit einem ſolchen Gefühle des Wohlgeſchmackes vor, wie ein Durſtiger bei heißem Wetter und in einer Gegend, wo es für ihn nichts gibt als ein wenig Bachwaſſer, den Bericht über gute Weinſorten. Wie die Sonne, ſo ungefähr meinte er, als ungeheure Körpermaſſe die ganze Körperwelt der Erde anzieht, ſo als Licht- und Lebensgeber die Seelen, welche, wenn ſie nach dem Tode dorthin gerückt werden, Alles in potenzirter Weiſe wieder finden, was ſie auf Erden verließen, z. B. der verſtorbene Student ein potenzirtes Jena, wo er die Rechte oder die Medizin in potenzirter Weiſe vollends ausſtudieren kann. Wenn der verſtorbene Wirth in Lichtenhayn oben im ſolariſchen Lichtenhayn ſeine höher potenzirte Wirthſchaft, oder ein verſtorbener König ſeinen ſonnenhaft verklärten Erdenthron wieder einnimmt, dann wird er dort freilich ſeinen Vater oder ſonſtigen Vorgänger noch vorfinden. Dieſer aber wird dann alsbald promovirt in eine noch höher potenzirte Sonne. Solche Promotionen in's Unendliche bildeten einen Hauptzug im aſtraliſchen Syſteme des Sonnenbarons, und es war von ihm bekannt, wie ſehr er überhaupt an Promotionen Theil nahm, indem er als alter Burſche (er hatte wohl ſchon 10 Jahre lang in Jena ſtudirt), dabei als witziger gutgelaunter Geſellſchafter faſt bei allen Promotionsſchmäuſen ein eingeladener Gaſt war.

Der hagere, höchſt phlegmatiſch ausſehende Student im grauen Rocke, ein Landsmann der deutſchen Häringsfänger, den ſie den Weltbrandſtifter nannten, hätte es nicht nöthig gehabt, ſeinen weißen Hut mit hoher Spitze überall, als wenn er ihm angewachſen wäre, auf dem Kopfe zu tragen, denn er war ſchon ohne ſeinen Hut länger als wir Anderen. Der Menſch blieb immer ernſthaft, lächelte niemals bei einem Scherze, den ein Mitſtudierender, ja nicht einmal bei einem ſolchen, den ein Profeſſor nach alter Art in ſeinen Vorleſungen machte. Einmal ſchon hatte er in Göttling's chemiſchem Laboratorium mit ſeinem hohen Hute einen gläſernen Kolben, der hoch an der Wand ſeine Stelle hatte, heruntergeſtoßen und an den Famulus den Schaden erſetzt, ein anderes Mal, als uns der Lehrer die Bereitung des Phosphors aus thieriſchen Knochen in ziemlich großer Maſſe gezeigt und dabei vorläufig von der leichten Entzündlichkeit dieſes Körpers geſprochen hatte, griff er unvermerkt nach einem der ſo eben aus dem Waſſer genommenen ſtänglichen Stücke, hielt es an eine im Hintergrunde des Herdes ſtehende brennende Lampe und ließ das plötzlich in Flammen gerathene Stück etwas überraſcht auf den Haufen der anderen Stücke fallen. Augenblicklich ſchlug vom Herde die große Flamme auf; unter dem Getöſe der zerplatzenden gläſernen Gefäße eilten Alle zur Thüre hinaus: der ſogenannte Weltbrandſtifter mit verſengtem Rocke, ruhigen Schrittes zuletzt; fragte den Famulus, was ſeine Schuldigkeit für die verbrannten Sachen ſei, und äußerte auf

Befragen, er habe ſich nur ſelber von der leichten Entzündlichkeit des Phosphors überzeugen wollen.

Das alte Kasket, welches einem anderen Burſchen an den Kopf, wie ſein alter grauer Mantel (der ſogenannte Schanzenlaufer) an den Leib gewachſen ſchien, weil man ihn niemals, weder im Winter, noch im Sommer, weder an Werktagen, noch an Feiertagen, ohne dasſelbe ſah, ſtieß freilich keine gläſernen Retorten herunter, ſein Inhaber hätte ſie auch nicht bezahlen können, denn dieſer lebte mehrere Jahre lang zu Jena in einer ſelbſt erwählten oder ſelbſt verſchuldeten Bettelarmuth, weil er, aus einer in der That krankhaft erſcheinenden Scheu vor dem Briefſchreiben, bei ſeinem vergeblich auf Antwort wartenden Pflegvater oder Vormund in Ungnade gerathen und von dieſem ohne Geldſendungen gelaſſen worden war. Der Menſch war übrigens fleißig; der Wirth im Ballhauſe reichte ihm in Hoffnung künftiger Bezahlung ſeine tägliche, höchſt frugale Koſt, und als er am Schluſſe ſeiner medizinischen Studien gerne die Prüfung beſtanden und promovirt hätte, da kam ein Verwandter, der in Leipzig die Meſſe beſucht hatte, ließ den Briefſcheukranken in den Gaſthof zur Sonne kommen, ſchalt denſelben verdientermaßen aus, bezahlte aber auch ſeine Schulden und Promotionskoſten, beſorgte für ihn anſtändige Kleidung und nahm ihn mit in die Heimath. Der Menſch hatte in ſeiner Narrheit viel Ausgaben erſpart, denn er war im Anfange, ſo lange das Geld vom Hauſe währte, ein flotter Burſche geweſen und wäre dieſes wohl auch bei dem Zuſchuſſe aus der Heimath, der ihm bei ordentlicher Führung ſeiner Korreſpondenz zugeſichert war, geblieben.

Allerdings konnte man dieſe, ſo wie viele andere, ihnen ähnliche Erſcheinungen des Burſchenſtandes nur als entſtellende Auswüchſe der jugendlichen Naturkraft betrachten; als tolle Luftſprünge der jungen Roſſe, die auf einer Gemeinweide noch ohne Zaum und ohne Scheu vor der Gerte ſich ergehen, wetteifernd jetzt und ſcherzend im Laufe, dann wohl auch heftig ausſchlagend eines gegen das andere. Nicht aber nur der Gedanke, daß ja dieſer jungen, unbändigen Heerde, die nur zu bald die drückende oder ziehende Laſt an Rücken und Bruſt, Zaum und Sporn wird fühlen müſſen, der kurze, freie Genuß der Jugend zu gönnen ſei, läßt ſelbſt auf die tollen Luftſprünge ein milderndes Licht fallen, ſondern vor Allem die Erfahrung, daß durch den freien Gebrauch die Kraft geſtärkt wird und eine Sicherheit des Bewegens empfängt. Eine ſolche ſelbſtſtändig in ſich abgeſchloſſene Univerſität iſt eine Welt für ſich, welche der übrigen äußeren Welt ſo wenig bedarf, daß der zu ihr gehörige akademiſche Bürger ſeinen Stand mit keiner Stellung des äußeren Alltagslebens vertauſchen möchte, und daß er, im überſchwenglich freudigen Selbſtgefühle mit den goldenen Träumen ſeine Zukunft ſich in Luftſchlöſſer hineinbettet, die auf dem feſten Grunde der irdiſchen Wirklichkeit kaum zu finden ſind.

Ich fand in Jena viele meiner früheren Schulgenoſſen aus Weimar wieder. De Wette war unverändert in der ſtillen Zucht ſeines ernſten wiſſenſchaftlichen Strebens geblieben; Haſe bereitete ſich, ohne dieſes zu wiſſen, durch den Umgang mit einigen jungen, wackeren Griechen auf ſeinen künftigen Beruf und Stand in Paris vor. Die Mediziner, die ich auf der Schule gekannt, waren mir, weil ich ein Jahr bei der Theologie geweſen, um eine Stufe voraus, ihr Umgang mir deſto lehrreicher. Ueberhaupt waren all' dieſe früheren, näheren Bekannten keine Fremdlinge, ſondern ſchon eingewohnte Bürger in dem anmuthigen akademiſchen Freiſtaate, in den ich nun eintrat. Es hatten ſich auch zu den älteren viele angenehme neue Bekanntſchaften gefunden; lag doch ſelbſt die Wohnung, die wir Beide, Wetzel und ich, bezogen hatten, an einem Mittelpunkte des geſelligen Verkehrs: neben dem großen Wucher'ſchen Hauſe, welches Kleinaltorf hieß, weil in ihm, in die Räume der einzelnen kleinen Zimmer vertheilt, ſo viel Studenten wohnten, als an der kleinen guten Univerſität Altorf zuſammen lebten.

Für uns Beide, ich läugne es nicht, hatte dieſes fröhliche Univerſitätsleben, mit ſeiner bunten Mannigfaltigkeit und dennoch zugleich ſeiner lebenskräftigen Gemeinſinnigkeit, im Vergleiche mit dem zu unſerer Zeit in Leipzig herrſchenden, etwas überaus Anziehendes, ja Hinreißendes. Wie hätte ich es vor noch nicht zwei Jahren für möglich gehalten, daß ich aus meiner Anachoreten-Abgeſchiedenheit und Stille in dieſes bunte, luſtige Burſchenleben gerathen könne. Mein Verbleiben bei dieſem Extreme dauerte indeß nicht gar lange: es erreichte ſeinen Gipfelpunkt ſchon bei einer Reiſe in den Thüringerwald, die ich während der Pfingſtfeiertage in Wetzel's Geſellſchaft nach Dreißigacker und Zillbach machte, um den berühmten Forſtmann und Ornithologen Bechſtein, ſo wie einen jungen, lieben Freund aus Weimar aufzuſuchen, welcher in dieſem klaſſiſchen Waldreviere die Forſtwiſſenſchaft ſtudierte. Ich ſchäme mich noch jetzt des abenteuerlich burſchenſchaften Aufzuges und des erkünſtelt ungeſchliffenen Benehmens, mit welchem wir am Abende in Arnſtadt einwanderten; dort in dem vornehmſten Gaſthofe des Ortes (im Rathhauſe?) mit den Hüten auf dem Kopfe, ohne Jemand zu grüßen, in den Billardſaal hineintraten, darin eine Geſellſchaft der Honoratioren verſammelt war, dann um die Billardtafel herum und, ohne nur mit dem Kopfe zu nicken, zur Thüre wieder hinausgingen. Wir hatten uns nur nach Leuten „unſerer Art“ — nach Jenaiſchen Burſchen — umſehen wollen; wir aber waren hier die Einzigen in unſerer Art, und die wackeren Gäſte im Saale würden uns wohl unſere Grobheit in anderer Weiſe als durch Blicke und halblaute Worte des Unwillens verwieſen haben, wenn ſich nicht in ihnen die Erinnerung an ihre eigene Jenaiſche Burſchenzeit geregt hätte. Der Kellner, ſowie die Wirthsleute, mochten unſer Benehmen für das Zeichen eines ſehr vornehmen Standes halten; man wies uns das vornehmſte Zimmer im Hauſe an und ſuchte uns bei dem etwas verſpäteten Abendeſſen zu zeigen, was Küche und Keller vermöchten, wofür wir freilich am anderen Tage auch, wie dies ganz billig und recht war, als ſehr vornehme und reiche Herren bezahlen mußten.

Ich war am nächſten Morgen — am ſchönen Pfingſttage — ſehr frühe auf. Ein Choral, der bald nach dem Läuten der Morgenglocke vom Thurme geblaſen wurde, erinnerte mich an einen mir theuren Mann, der in den Zeiten eines früheren Geſchlechtes nicht nur Arnſtadt's höchſten Ruhm, ſondern des ganzen deutſchen Vaterlandes Ehre und Freude geweſen war: an den großen Johann Sebaſtian Bach. Hier in Arnſtadt, als Organiſt, hatte dieſer gewaltige Geiſt zuerſt mit den Tönen der gottgeweihten Geſänge Cäcilien's Geiſt wieder erweckt; von hier aus begann er den Weg ſeines Ruhms und Wirkens, der ihn im Verlaufe von wenig Jahren von einer Stufe der ehrenden Anerkennung zur anderen über Mühlhauſen, Weimar, Anhalt Köthen an die Thomasſchule zu Leipzig führte, wo er, als der größte Kantor der ganzen neueren Zeit, ſein fruchtbarſtes Arbeitsfeld fand, das noch fortwährend kräftige Aehren aus ſeiner Ausſaat treibt. Denn mit dankbarer Freude denke ich noch jezt an die Geſänge, die ich während meines Aufenthaltes in Leipzig vom Chor der Thomaskirche hörte, in denen der kräftige Nachklang von Sebaſtian Bach's gewaltigen Harmonieen unverkennbar war. Wie hier Arnſtadt an die erſte Blüthenzeit der hohen Palme erinnert, die eine Zierde der Kirchen ward, ſo erweckt in uns das benachbarte Ohrdruff das Andenken an die Jahre des harten Druckes, unter welchem der edle Keim, wie der Kern einer Dattel, damit ſein Aufſchießen deſto kräftiger werde, im Hauſe ſeines eiferſüchtigen Bruders faſt erlegen wäre, wenn nicht äußerlich ein reicher Mann aus Arnſtadt des innerlich reich begabten Jünglings ſich erbarmt und ihm freigebig den Weg zur Schule nach Lüneburg eröffnet hätte. Von hier aus geſchah es, daß Bach Gelegenheit fand, das „rechte und ächte" Orgelſpiel bei dem alten, ehrwürdigen Reinke in Hamburg zu vernehmen.

Der Pfingſtmorgen hatte feſtlich genug begonnen, oben aber auf dem Berge, bei den Waldhütten, gerieth ich ſchon mit meinem Reiſegefährten in Hader und Streit, weil dieſer aus dem vermeintlich ſchnelleren Wuchſe ſeines Haares, das mit dem meinigen zu gleicher Zeit in Leipzig abgeſchnitten war, den Schluß ziehen wollte, daß ſeine Natur ſtheniſcher (kräftiger) ſei als die meinige, was für einen eifrigen Brownianer, dergleichen wir Beide waren, als eine freche, unverzeihliche Beleidigung erſcheinen mußte. Wetzel gab am Ende zu, daß ich keineswegs aſtheniſch, ſondern wohl eben ſo ſtheniſch ſei als er, und die Verſöhnung erfolgte. —

Ein des Weges kundiger Führer brachte uns bald bergauf bald bergab, zum Theile durch herrliche Waldgegenden, am Nachmittage an Schmalkalden vorüber, am Abende nach Zillbach. Leider war der liebe Freund, den ich hier ſuchte, zu ſeinem ziemlich weit entfernten Bruder verreiſt, und der freundliche junge Forſtmann, der uns am anderen Morgen dieſe unliebe Nachricht mittheilte, fügte auch die andere von ähnlicher Wirkung hinzu, daß Bechſtein verreiſt ſei. Wir machten uns, unter der Leitung unſeres neuen Bekannten, mit der Umgegend und ihren Hülfsmitteln zur Bildung künftiger Forſtleute bekannt, machten am Nachmittage noch einen anmuthigen Weg am Inſelsberge vorüber, der uns einige der ſchönſten Stellen des herrlichen Waldgebirges überblicken ließ: wir übernachteten in Friedrichsroda. Unſer Reiſegeld hatte durch die vornehme Bewirthung in Arnſtadt, ſo wie durch einige Ehrenausgaben auf dem weiteren Wege eine unerwartete Verminderung erlitten; dennoch konnte es am Abend in Friedrichsroda mein lieber Freund Wetzel nicht laſſen, einer armen, wandernden, kinderreichen Familie, die unter einem Holzſchuppen im Hofe des Wirthshauſes übernachtete, mitleidigen Herzens einen Laubthaler*) zu ſchenken, den ich ihm als Reſerveſumme für die Heimreiſe zum Aufbewahren gegeben. Da wir aber außer dieſem größeren Geldſtücke nur noch gar wenige kleinere bei uns trugen, blieb uns am nächſten Morgen, nach Bezahlung der billigen Wirthsrechnung, vielleicht nicht mehr übrig, als die wandernde Familie geſtern vor Empfang unſeres Geſchenkes beſeſſen haben mochte. Wir konnten, nach Verluſt des Laubthalers, nicht mehr auf einen laubgrünen Zweig, ſondern nur auf zwei anſehnliche Stücke Schwarzbrod und einige Stücklein Kuhkäſe von unanſehnlicher Größe kommen, die wir zwiſchen

---

*) Eine damals noch kurſirende franzöſiſche Münze, die im Werthe eines Kronenthalers ſtand.

Gotha und Erfurt in einer kleinen Schenke am Fahrwege um weniges Kupfergeld erkauften. Dennoch ließ ſich auf dem ganzen, tüchtigen Tagmarſche von Friedrichsroda über Gotha, Erfurt, Weimar bis Jena Keiner von uns, um nicht für aſtheniſch zu gelten, weder den Hunger, noch die Ermüdung merken, und für mich war es, nach der vorgeſtern von ihm erlittenen Beſchimpfung ein heimlicher Triumph, daß ich auf dem letzten Theile des Weges, den wir nach Einbruch der Nacht machten, immer rüſtig voraus war und von Zeit zu Zeit auf den armen, müde einherſtolpernden Gefährten warten mußte. In Jena hatten die Leute ſchon mehrere Stunden geſchlafen, als wir ſpät in der Nacht an unſere Hausthür klopften und nun auch zur Ruhe kamen.

Es ſind, wenn wir den Erinnerungen unſeres vergangenen Lebens nachgehen, öfters, ſo wie für mich die kleine Geſchichte unſerer burſchikoſen Reiſe, ganz gleichgültig ſcheinende Züge, an denen wir, bei aufrichtiger Prüfung, einen Grund der Geſinnung wiedererkennen, der keineswegs von gleichgültiger Art war. Das, was bei mir unter der angenommenen Geberde, ich möchte ſagen Grimaſſe der Burſchenſchaftlichkeit verſteckt lag, wurde mir erſt recht klar, als ich bald nach der Reiſe in den Thüringer Wald nach Weimar, in das Haus des ehrwürdigen Herder kam. Ich fing an, mich meines burſchikoſen Bezeigens zu ſchämen, es war mir verleidet. Wenn aber auch nicht mehr in dieſer Form, trat es ſpäter dennoch in einer anderen wieder an mir hervor, und was ſich nicht äußerlich kund gab, das blieb doch innerlich ſitzen.

41. Der Fortgang in gewohnterem Schritt.

Die Extreme der inneren Richtung wie des äußeren Bewegens, wenn kein ſtarker Halt auf dem Grunde da iſt, wechſeln in unglaublicher Schnelle mit einander ab. So wurde auch ich, ſchon im Verlaufe des erſten Sommerſemeſters in Jena, aus einem flotten Burſchen wieder ein vielbeſchäftigter und wenig begehrender Derwiſch. Als flotter Burſch hatte ich Anfangs nach allen Seiten einen Aufwand gemacht, der von der Summe, die mir aus väterlicher Hand für das ganze Halbjahr zugewieſen war, ſchon in den erſten Monaten ſo viel hinwegnahm, daß für die letzten nur ein kleiner Reſt übrig blieb. Wenigſtens nach einigen Seiten hin durfte ich, der Ehre halber, das flotte Bezeigen nicht aufgeben, wohl aber nach einigen anderen, welche die Befriedigung meiner leiblichen Bedürfniſſe angingen. Dieſe äußerliche Nothwendigkeit, zugleich mit dem Arbeitsdrange, der mich nicht verlaſſen hatte, brachte mich auf den Gedanken, täglich nur einmal zu eſſen. Und zwar nur am Abend. So wurde der Vormittag den Vorleſungen gelaſſen, der Nachmittag blieb ganz zu eigenen Arbeiten mein.

Als eifriger Brownianer durfte ich mir jetzt das Fleiſcheſſen nicht ganz verſagen, und nach eigenem Einfalle ſtellte ich mir meine Lebensordnung in ſolcher Weiſe feſt, daß ich früh, wenigſtens während der längeren Sommertage, um 4 Uhr zur Arbeit mich erhob, um 6 Uhr einen Thee von isländiſchem Mooſe mit etwas Milch (ohne Zucker) genoß, dann von 7 bis 11 oder 12 die Vorleſungen beſuchte und mit ihrer Wiederholung mich beſchäftigte. Vom Mittag an begab ich mich an's Leſen und Exzerpiren, öfters von mühſeliglich dickleibigen und vielbändigen Werken, und ich habe oft in ſpäterer Zeit, wenn ich die Maſſen der mit Exzerpten beſchriebenen Papiere betrachtete, das vergebliche Bemühen beklagt, welches ich angewendet, um Das mit Feder und Dinte feſt zu halten, was an meinem Gedächtniſſe als eine ſeiner Natur nicht aneigenbare Nahrung ſpurlos vorbeifloß.

Bis etwa 4 Uhr am Nachmittag fühlte ich mich noch kräftig genug zu ſolcher Arbeit, dann ſetzte mir das ſelbſt auferlegte Nüchternbleiben öfters ſo zu, daß ich nur liegend auf dem Sofa noch leſen konnte, und wenn mir am Abend um 7 Uhr oder ſpäter die Aufwärterin aus einem benachbarten Koſthauſe die ſparſam zugemeſſene und ziemlich kraftlos zubereitete Portion gebratenes Kalbfleiſch, nebſt abgekochten Zwetſchgen und einem Stückchen Brod einhändigte, da regte mich der eilige Genuß der Speiſe, neben welcher mir das Waſſer zum Getränke diente, in ſo unnatürlicher Weiſe auf, daß ich wie ein fröhlich Berauſchter aufſprang und auf den benachbarten Bergen oder im Mühlthale mich erging. Mein Freund Wetzel, der durch Fürſprache eines Freundes einen gemeinſamen Freitiſch der ärmeren Studierenden empfangen hatte, führte, zu ſeinem Glücke, dieſe Lebensweiſe nicht mit, welche mir nach wenig Monaten ſchlechter bekam, als bei meinen früheren Selbſtplackereien ähnlicher Art der bloſe Genuß von Brod und Milch oder Kartoffeln und Erbſen. Es war übrigens auch die letzte Gewaltthätigkeit, die ich durch Abbruch an der Zeit des Schlafes und an dem nöthigen Maaße der Speiſe, ſo wie durch Maaßloſigkeit in aufregenden und dennoch zum Theile nicht ganz zuſagenden Arbeiten an meinem von Natur geſunden Körper übte. Später bin ich nicht ſelten, wo die Gelegenheit ſich darbot, in das andere Extrem gerathen, zu welchem Anfangs ſchon die Konſequenz des Brownianismus mich hinführte. Bei meinen früheren Verſuchen dieſer Art träumte ich wohl von einer Uebung des Geiſtes im Darniederhalten der rohen Thierheit und in der Selbſtbeherrſchung. Aber dieſe Selbſtbeherrſchung beſtand die

Probe nicht, weil mir jenes Etwas im Inneren fehlte, das allein die Kraft zum Herrſchen beſitzt und ertheilt.

Mit meiner äußeren Lebensordnung war auch in mein geſelliges Verhältniß für einige Zeit eine Aenderung eingetreten. Ich hatte vorher beim gemeinſamen Mittagseſſen und in den nachmittägigen Freiſtunden die Bekanntſchaft mehrerer Mitſtudierender aus ſehr verſchiedenen Gegenden gemacht und ihren Umgang genoſſen, jetzt gab es für mich kein Mittagseſſen mehr, den Nachmittag hielt ich mir frei zum Arbeiten, und wenn Abend um 7 Uhr die Freuden meiner Tafel ſchon nach wenig Minuten vorbeigegangen waren, dann erging ich mich meiſt allein bei gutem Wetter und während der langen Sommertage im Freien, oder machte bei ſchlechtem Wetter am Abende ſo wie an manchen Tagen vor Mittag Beſuche. Am öfterſten ging ich in ſolcher Zeit zu dem Phyſiker Wilhelm Ritter oder zu einem ſchon ziemlich bejahrten Kandidaten Kaumüller, der ein trefflicher Botaniker und immer bereit war, mich in dieſes ſein wiſſenſchaftliches Lieblingsgebiet tiefer einzuführen.

Ritter lebte um dieſe Zeit noch ganz in der erſten Freude ſeiner Entdeckungen und Forſchungen im Gebiete der phyſiologiſchen Wirkungen des Galvanismus. Die Frage über die innere, weſentliche Verwandtſchaft der Lebenskräfte des Thieres, ſo wie ſelbſt der Pflanze mit dem Galvanismus beſchäftigte ihn und durch ihn auch mich ſehr lebhaft. Er wohnte während des Sommers außer der Stadt in einem Gartenhauſe, und bei ihm in demſelben Hauſe ein Freund von Steffens: Dr. Möller aus Norwegen. Dieſer war mir gerade in jener Zeit eine ſehr werthe, bedeutungsvolle Bekanntſchaft. Es lag in ſeinem ganzen Weſen ein Ernſt und dabei dennoch eine ſo kindliche Theilnahme an dem Thun und Treiben anderer, ihm näher ſtehender Menſchen; ſein Urtheil war ſo unbefangen und klar, ſo wenig zu Uebereilungen geneigt, daß ich mich immer freute, wenn er, was ſehr oft geſchah, bei unſeren Geſprächen zugegen war. Möller hatte zugleich mit Steffens in Freiberg den Unterricht und näheren Umgang des großen Meiſters Gotthold Abraham Werner genoſſen, und er vornämlich war es, der in mir den Wunſch weckte, welcher mehrere Jahre nachher in Erfüllung ging: nach Freiberg zu gehen und Werner zu hören. Ich bin jenem edlen, werthen Norweger ſpäter noch einige Male in meinem Leben begegnet und werde im weiteren Verlaufe dieſer Berichte aus meinem Leben noch mehr von ihm ſprechen.

Im Kreiſe einiger Freunde hieß Möller Monſieur Jena, und er konnte allerdings ſcherzhaft von ſich ſagen, daß er, ſchon um dieſer Namensverwandtſchaft willen, zur Reiſe nach Jena beſtimmt geweſen ſei, um ſo mehr, da er ſolchen neuen Namen bereits in Paris bekommen habe. Der gute junge Mann hatte nämlich ſchon vor ſeinem Abgange aus Paris — dahin er von Freiberg aus gekommen war — ſeinen Koffer mit den beſten Kleidern, Wäſche, handſchriftlichen Arbeiten einem Spediteur zur Beförderung nach Jena übergeben. Er hoffte hier ſeine Sachen ſchon vorzufinden, wartete jedoch lange vergebens, ſah ſich genöthigt, in ſeinen Reiſekleidern zu bleiben, bis er eines Abends in den geſelligen Kreis eingeladen war, der ſich im Hauſe des trefflichen Buchhändlers Frommann öfter verſammelte. Hier traf er Bertuch aus Weimar, welcher erzählte, daß an ihn ſchon ſeit längerer Zeit ein Koffer aus Paris gekommen ſei, unter der Addreſſe A Monsieur Jena à Saxe Weimar. Möller fragte genauer und erkannte alsbald in dem fraglichen Frachtſtücke ſein ſchon längſt erwartetes Eigenthum. So wenig wußte man damals noch in Paris von dem Daſein einer Stadt, welche im ganzen deutſchen Vaterlande als eine der bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Notabilitäten galt, und welche auch ſpäter in der Geſchichte des gewaltigen Herrſchers von Frankreich eine gleiche Celebrität erlangte mit Elba*).

Schelling, der mich vor allen Anderen nach Jena gezogen hatte, las in jenem Sommerſemeſter nicht Naturphiloſophie. Unter den Vorleſungen, die ich hörte, beſchäftigten mich am meiſten die über Mineralogie bei Lenz, Chemie bei Göttling, wozu noch eine anatomiſche und die Wiederholungen des botaniſchen Unterrichtes bei Graumüller kamen.

Göttling war ein ehrenwerther, lieber Lehrer, deſſen Unterricht mir in lebhaſt dankbarer Erinnerung geblieben iſt. Er ließ in ſeinen Vorträgen über Chemie zunächſt die Natur ſelber in ihren bedeutungsvollen Thatſachen und Erſcheinungen ſprechen, deren elementaren Grund, Entwickelungsgang und gegenſeitige Verhältniſſe er in einfach klarer Weiſe beſchrieb. Er ſchien zu fühlen, daß der große Gegenſtand, zu deſſen Anſchauen und Erkennen er uns hinführte, in ſeiner eigenen majeſtätiſchen Schönheit keines Schmuckes der Menſchenerde, keines erborgten Glanzes der Menſchenkunſt bedürfe, weil er in eigenem Lichte ſtrahlt.

Bei dieſer Gelegenheit erwähne ich auch ſogleich eines anderen damaligen Lehrers der Hochſchule, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich in dem erſten Halbjahre meines Aufenthaltes in Jena machte, ohne leider die Zeit zu finden, ſeine Vorträge zu hören. Dieſes war Dr. A. Georg Batſch, der verdienſtvolle, gründlich forſchende Botaniker. Ich habe wenig Menſchen kennen gelernt, deren Perſönlichkeit auf mich gleich bei dem erſten Begegnen ſo anziehend gewirkt hätte, als die von Batſch. Es ruhte auf dem beſcheidenen, demüthigen Weſen dieſes Mannes eine Weihe, welche der Umgang nicht mit der ſichtbaren Natur allein, ſondern mit dem ſchaffenden, erhaltenden, allbedenkenden Geiſte, der in der Welt des ſichtbar Erſcheinenden waltet, dem Menſchengeiſte ertheilt. Batſch war von Allen, die ihn kannten, ſo geachtet und geliebt, daß, als er kurze Zeit nach meiner Bekanntſchaft mit ihm ſtarb, eine allgemeine Trauer die Stadt und ihre Bewohner erfüllte. Er wurde, es war im angehenden Herbſt, bei Nacht begraben; einige weiße Tauben, durch das Licht der Fackeln wach geworden, flogen bei dem Hinaustragen nach dem Kirchhofe mehrere Male über den Sarg hin. Sehet, ſo ſagten, die dies ſahen und hörten, ſanft und rein, ohne Tücke und Arg war die fromme Seele dieſes Mannes, der ſchon auf Erden in der Nachbarſchaft des Burgfriedens ſeines ſeligen Seins verweilt hat, darin er nun für immer wohnt.

---

*) Es erſcheint als ein Witz des Zufalls, daß zwei berühmte Mineralogen, der Eine in Frankreich, der Andere in Deutſchland ein damals neuentdecktes Mineral, Jener als Jenait Dieſer als Elbait benannten.

Neben dieſen und manchen anderen Lehrern der Hochſchule, denen der Ernſt der Wiſſenſchaft und des eigenen Charakters eine würdevoll abgemeſſene Haltung gab, fanden ſich auch einzelne Originale jener alten Form und Art, welche an den Univerſitäten des vorigen Jahrhunderts nicht ſelten waren. Einer dieſer alten Herren pflegte, wenn an Oſtern und im Herbſte die Zeit kam, wo die neuen Ankömmlinge, zum Theile aus weiter Ferne her, zu der Univerſitätsſtadt zogen, dieſen entgegen zu reiten. Vorzugsweiſe den Ungarn und Siebenbürgern, die damals noch häufig Jena beſuchten, war dieſe Ehre zugedacht. In jenen Gaſthöfen auf der Straße nach Süden, wo die Kutſcher der Reiſewägen auf ihrem Herwege zuletzt zu füttern pflegten, kehrte er ein. Er nahm, im ſtrengſten Incognito, an der Wirthstafel ſeinen Platz, ließ da neben den neuen jungen Ankömmlingen ſein Eſſen mit einer halben Flaſche Wein ſich auftragen und fand bald Gelegenheit zum Anknüpfen ſeines belehrenden Geſpräches. „Ich bemerke“, ſo etwa ſprach er, „daß Sie, meine Herren, im Begriffe ſtehen, die Univerſität Jena als Studierende zu beziehen. Sie betreten da eine Bahn, welche für Ihr ganzes Leben von großer Wichtigkeit iſt, und auf welcher Ihnen eine kleine Zurechtweiſung wohl ſehr erwünſcht ſein könnte. Ich kenne die Univerſität und ihre Lehrer. Sie werden zum Beginne Ihrer akademiſchen Studien wahrſcheinlich mehrere philoſophiſche Vorleſungen hören. Laſſen Sie da vor Allem ſich die Vorträge über Logik empfohlen ſein. Sie bedürfen von jetzt an mehr als bisher des eigenen Denkens und des ſicheren Urtheils. Dieſe Gaben gewährt Ihnen die Logik. Wo könnten Sie aber dieſe beſſer hören als in Jena, bei dem berühmten ***, deſſen klarer, gründlicher Vortrag aus weiter Ferne her die Zuhörer an ſich zieht?“ — Er fügte dann noch mehrere empfehlende Worte über jenen berühmten, „ausgezeichneten Lehrer der Logik“ bei, nannte und empfahl auch noch einige andere Lehrer, und ehe die jungen Gäſte ihren Reiſewagen beſtiegen, ſaß er zu Pferde und eilte nach Jena voraus. Wenn es nun, wie dies öfters der Fall war, geſchah, daß die neuen Ankömmlinge die Vorträge über Logik bei dem ihnen angerühmten *** beſuchten, da gedachten ſie wohl: wie ſehr gleicht doch dieſer Herr Profeſſor dem alten

Herren, den wir im Gaſthof zu Kahla ſprachen. Und ſie hatten Recht zu dieſem Vergleiche, denn er war es ſelber.

Auch unſer Profeſſor Lenz, der Mineralog, gehörte in vieler Hinſicht zu den luſtigen Originalen ſeiner Standesgenoſſen aus alter Zeit. Die Beſchreibung der Steine, ſo ſollte man meinen, kann doch wenig Gelegenheit zum Anbringen von Schwänken und luſtigen Hiſtörchen darbieten, und dennoch verging ſelten eine mineralogiſche Vorleſung, die nicht mit Zuſätzen dieſer Art, ſie mochten nun, in mehr als einem Sinne des Wortes, ſchicklich oder unſchicklich ſein, gewürzt war. Schon in einer der erſten Stunden beſchrieb uns der ſeltſame Mann, mit lebhaften Worten und Geberden, wie er, ſchon als junger Lehrer am Pädagogium zu Halle, zum Studium der Mineralogie gekommen ſei. Nahe bei den Fenſtern ſeines Wohnzimmers, ſo berichtete er, im Hofe des Gebäudes ſtanden große, alte Linden, in deren Zweigen die Sperlinge am Morgen ein ſo unausſtehlich barbariſches Geſchrei verübten, daß der fleißige junge Lehrer in ſeinem Studium ſehr geſtört wurde. Da nahm er am Abend, wenn er in der Saale gebadet hatte, eine gute Ladung Steine in ſeine Taſchen, um ſie am Morgen mit gerechtem Zorne unter die beläſtigenden Muſikanten hineinzuſchleudern und ſie zu verſcheuchen. Bei dieſer Gelegenheit, ſo ſchloß er, betrachtete ich die Steine, ſah, wie der eine ſchwarz, der andere roth, der dritte grau ſei, der eine beim Zerſchlagen glatte Flächen, der andere körnige zeige, der eine Funken am Stahle gab, der andere nicht, „und ſo bin ich unverſehener Weiſe Mineralog geworden.“

Lenz war ein ſo eifriger Neptuniſt und Anhänger des berühmten Werner in Freiberg, daß ihn jeder Einwurf der Vulkaniſten zum heftigen Zorne reizen konnte. Dieſes veranlaßte, wie man mir erzählte, den berühmten Protektor der Univerſität, Göthe, zu einem Scherze, den er ſich mit dem merkwürdigen Manne machte, deſſen Verdienſte, namentlich um die reiche mineralogiſche Sammlung der Hochſchule, er ſehr zu ſchätzen wußte. Lenz feierte das 50jährige Jubiläum ſeiner Doktorwürde; ihm zu Ehren wurde ein Feſtmahl im Schloſſe zu Jena veranſtaltet, bei welchem auch Göthe als vornehmſter unter den Gäſten erſchien. Nach vielen anderen Berichten ward ein Gebackenes von kunſtreicher Form aufgetragen. Es ſchien, als ſolle daſſelbe zur Verherrlichung der Theorie der Neptuniſten dienen, denn es ſtellte, im kleinen Umriſſe, ein Gebirge dar, an deſſen Ablagerungen, vom Grunde des Urgebirges an bis zu den aus Zucker bereiteten oberen Kreidehügeln und Sandflächen die Aufeinanderfolge des ruhigen Niederſchlages aus dem Gewäſſer unverkennbar war. Auch Gangſpalten durchſetzten die gähen Wände des gebackenen Urgebirges, und in wohlthuenden Worten erhob Göthe die einleuchtende Wahrheit der neptuniſtiſchen Theorie und die hohen Verdienſte des Jubilarius um die allgemeine Anerkennung und Verbreitung derſelben durch ſeine vielen, dankbaren Schüler. Da naht ſich Einer, wie es ſcheint, um das kleine Kunſtwerk beſſer zu beleuchten, mit dem brennenden Wachsſtocke einer Gangſpalte der Urgebirgsgrundlage. Und was wurde da plötzlich aus dem theoretiſch wohlgeordneten neptuniſchen Gebilde! Von innen und unten her hob es ſich und wallte auf, die Zuckerdecke der kleinen Kreidehügel und ſandigen Ebenen borſt und zerriß; aus der geöffneten Tiefe loderte ein Vulkan, ſchäumte eine Bergmaſſe hervor, alle Gäſte ſahen die Flamme, rochen den Dampf, zwar nicht von Schwefel, wohl aber von brennendem Arak, ja zuletzt ergoß ſich aus dem Schlunde des Vulkans mit dem weißlichen Schlamme zugleich eine gelbe, derbe Maſſe von Goldſtücken.

Ein wahrhaft hochfürſtliches Geſchenk von baaren Goldmünzen aus der edlen, freigebigen Hand des Großherzogs Carl Auguſt lag der ſinnvollen Schelmerei zu Grunde. Der alte Lenz hatte eine ſolche Anerkennung ſeines hochſinnigen Landesherrn wohl verdient; er hatte mit treuem Fleiße, als Stifter der mineralogiſchen Geſellſchaft von Jena, eine Mineralienſammlung, die an Menge der Prachtſtücke und innerem Werthe vor anderen hoch ſtand, nicht für ſich, ſondern für die Landesuniverſität geſammelt und erbeutet. Zuweilen gingen an einem Tage 10, ja 20 Briefe mit Ehrendiplomen von ihm nach Norden, Süden, Oſten und Weſten, bis an den Ural und nach Spanien oder Sizilien, ſo wie über das atlantiſche Meer hinüber nach Amerika ab: den neuerwählten Mitgliedern wurde für die empfangene Ehre die freundſchaftliche Pflicht auferlegt, aus ihren Bergrevieren oder ihren eigenen Sammlungen ein ſchönes, deutliches Exemplar von irgend einer, ihnen nahe zur Hand liegenden Mineralienart für die Mutterſammlung in Jena durch gute „Gelegenheit“ einzuſenden, und der Briefſchreiber hatte eine ſo glückliche Gabe, ſeinen Wünſchen ein geneigtes Gehör zu eröffnen, daß dieſelben, da wo es am vortheilhafteſten war, nur ſelten unerfüllt blieben.

In mir ſelber lebte ja noch, von der Kindheit her, die Freude an den Steinen, ich hörte die Mineralogie bei Lenz mehr als einmal, und nach der Stunde der Vorleſung benutzte ich noch eine oder mehrere, um von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, den Inhalt der im Hörſaale für den Selbſtunterricht aufgeſtellten Schränke Stück vor Stück genau zu betrachten und mit den Beſchreibungen des Lehrbuches zu vergleichen.

42. Ein Kundſchafter-Streifzug.

Das Sommerhalbjahr ging zu Ende; jene Vorleſungen, deren fleißige Benutzung mir am meiſten anlag, waren geſchloſſen, ich fühlte, es ſei Zeit, mir ein Ausruhen zu gönnen, das ich mir in der letzten Zeit etwas zu ſehr verſagt hatte. Ausſchlafen hätte ich mögen, etliche Wochen lang wie ein Siebenſchläfer, irgendwo in einem Walde, — ſo kam mir der Wunſch manchmal an, — oder wenigſtens auf ein Weilchen hinwegkommen aus den Unbequemlichkeiten meiner ſeitherigen Lebensweiſe. Da bekam ich von einem kleinen Familienſtipendium, das einer der Vorfahren meiner Großmutter mütterlicher Seite für fleißige Studierende aus ſeiner Nachkommenſchaft geſtiftet hatte, und für deſſen Genuß ich die Prüfung ſchon mehrere Jahre vorher beſtanden, eine in meinen Augen überaus große Summe von 20 Thalern in die Hände. Freilich war hiervon manche Abzahlung in Jena noch aus der Zeit des erſten Aufſchwunges meiner Burſchenſchaftlichkeit zu berichtigen, dennoch blieb mir noch ſo viel übrig, daß, wie ich meinte, mir das ganze deutſche Vaterland zu einer Fußreiſe offen ſtand. Und was konnte mir beſſer zuſagen, als eine Reiſe, eine Wanderung, ſo weit als möglich hinaus in die weite Welt. Ich bedachte mich einige Tage bei genauer Beachtung der Landkarte, bis zu welchem ſchönen Ziele ich wohl mit ſolchen Hülfsmitteln, als ich jetzt beſaß, gelangen könnte; der Zug aber, den ich von Kindheit an gegen den Süden hin gefühlt hatte, überwog. Mein Freund ſchon von der Schulzeit in

Weimar her, De Wette, war in Begleitung einer Familie, in deren Haus er, als Lehrer des einen Sohnes, einige Zeit gelebt hatte, nach Nürnberg gekommen; er ſprach von dieſer altehrwürdigen deutſchen Stadt und von Dem, was er da geſehen, mit ſolcher Liebe und Freude, daß ich zunächſt nach Nürnberg und von da durch Würtemberg an den herrlichen Rhein zu wandern beſchloß. Denn der Rhein, das hatte ich mir feſt vorgenommen, ſollte das Ziel dieſes erſten Ausfluges durch den Süden und Weſten des deutſchen Vaterlandes ſein.

Ich habe in meinen ſpäteren Jahren viele und größere Reiſen gemacht, als dieſe erſte an den Rhein war, habe auch noch ganz andere höhere Freuden auf ihnen genoſſen, dennoch iſt mir dieſe einſame Wanderung ſo warm und nahe in der Erinnerung geblieben, wie ein anmuthiger Morgentraum, aus dem man ſo eben erwacht. Man ſagt, die Morgenträume hätten eine ganz beſondere Bedeutung, ſie ſtünden vorzugsweiſe in einer näheren Beziehung auf die Begebenheiten der nächſten Zukunft. Auch in dieſer Hinſicht hatte jene Reiſe Aehnlichkeit mit einem Morgentraume, denn ſie führete mich in das Land, das mir für die längſte Zeit meines Lebens zur Heimath beſtimmt war und ließ es mir gleich beim Eintreten in dasſelbe ſo heimathlich wohl darin zu Muthe werden, wie mir es nach den Zeiten meiner Kindheit außerhalb dem Elternhauſe noch nirgends geworden war. Darum möchte ich ſie wohl mit der Wanderung eines Kundſchafters vergleichen, deſſen Aufgabe es iſt, den künftigen Wohnort anzuſehen, dahin er ziehen will.

Wie ein phantaſtiſches Traumbild erſchien mir ſchon am erſten Abende meiner Reiſe, als ich ſo eben in einem Walde vor Schleiz unter einer alten Eiche gegen den ſchnell ausbrechenden Regenſchauer ein Obdach gefunden hatte, eine Bande von Zigeunern, die ſich tief im Gebüſche um ein Feuer gelagert hatten. Die Leute ſchienen in einer mir fremden Sprache zu reden, und vielleicht war es dieſelbe Truppe, die nahe um jene Zeit wegen Diebereien in Eiſenberg gefänglich eingeführt wurde, wobei die Kinder, welche noch niemals in den Gaſſen einer Stadt geweſen waren, erbärmlich aufſchrieen, aus Furcht, daß die nahe geſtellten Häuſer über ihnen zuſammenſtürzen möchten. All' die Erinnerungen an die Reiſen unter den Beduinen und anderen Wüſtenbewohnern, die ich jemals geleſen, wachten in mir auf, und mir war es, als ſagte mir Jemand, dein Sehnen nach dem Mitgenuſſe einer ſolchen Wüſtenwirthſchaft wird auch noch einmal erfüllt werden.

Mehr noch als bei dieſem abenteuerlichen Zuſammentreffen mit Wandersleuten von Geburt und Profeſſion, wandelte mich ein heimathliches Gefühl an, das ich mit einer Vorahndung vergleichen möchte, als ich am anderen Tage bei Regenwetter durch Hof hinauswanderte und nach Schwarzenbach kam. Ein ziemlich bejahrter Pfarrer, den ich auf dem Wege eingeholt hatte, und mit dem ich längere Zeit zuſammengeſellt blieb, fragte mich zutraulich nach meinem Vaterlande und nach der Univerſität, von der ich käme. Denn meinen Stand als Student hatte er alsbald von ſelber errathen. Da er vernahm, daß ich von Geburt ein Schönburger ſei, ſagte er mir „dann kommen Sie hier in Schwarzenbach in ein ganz vaterländiſches Gebiet, denn Schwarzenbach iſt ein Beſitzthum des Fürſten von Schönburg-Waldenburg, dem auch ich, als väterlichem Landesherrn, meine Anſtellung im Lande verdanke.“ Bei dieſer Gelegenheit erinnerte ich mich wohl, daß auch mein Vater, als ich noch Theologe war, zu mir geſagt hatte: „einem guten und tüchtigen Kandidaten der Theologie ſteht durch die Begünſtigung unſerer Herrſchaften der Weg zu einer Verſorgung in Franken offen, denn dort, am Fichtelgebirge, hat der Fürſt von Waldenburg Beſitzungen, die ſo ſchön gelegen ſein ſollen, als unſere anmuthigſten Gegenden im Erzgebirge.“ Schon damals hatte mich im Geheimen der Wunſch angewandelt: dorthin möchte ich einmal verſetzt werden.

Ich hatte meinem freundlichen Begleiter den Namen und Wohnort meines Vaters genannt, und es fand ſich, daß er dieſen kannte. Seiner herzlichen Einladung aber, in ſein Haus zu kommen und daſelbſt auf etliche Tage oder wenigſtens für die nächſte Nacht die gaſtliche Pflege anzunehmen, konnte ich nicht folgen, ich ſehnte mich in meinen, ſeit heute Morgen gründlich durchnäßten Kleidern zu ſehr nach den Bequemlichkeiten des Alleinſeins.

Da war ich nun weit über die Grenzen meines Vaterlandes hinaus dennoch wieder in's Vaterland gekommen: unter dem Obdache und dem Kreiſe ſeiner treuherzigen Bewohner, darin ich mich ſo behäglich wohl fühlte, ſagte ich zu mir ſelber, hier außen in Franken und Bayern wäre es mir ſchon recht; da möchte ich zu Hauſe ſein und bleiben. Und wenige Jahre nachher ging mir dieſer Wunſch in Erfüllung.

So ſchöne Granitfelſen als bei Weißenſtadt hatte ich noch nie geſehen. Dieſe, zuſammen mit dem Regenwetter und dem Wunſche, einen Brief zu ſchreiben, beſtimmten mich zu einem Raſttage. Am darauf folgenden Morgen war wieder heiteres Wetter. Auf dem Wege in einem ſchönen Thale hinauf kam ich zu einer guten alten Frau, die einen ſchweren Handkorb am Arme trug. Sie fragte mich gleich nach der Begrüßung, ob ich nicht ein Doktor ſei, und ich, verwundert über ihre Gabe, meinen Stand zu errathen, ſagte ihr, daß ich zwar noch kein ganz fertiger Doktor ſei, bald aber einer werden wollte. Da vertraute ſie mir ihren Kummer. Ihr Mann, der Arbeiter an einem Eiſenhammer, lag krank daheim; ſie bat mich, ihn zu beſuchen und zu beſehen. Es war das erſte Mal, daß Jemand meine ärztliche Hülfe begehrte; ich durfte die Bitte nicht abweiſen. In einem engen Waldthale, an einem Bache [illegible], führte mich die gute Alte zu ihrer Hütte, welche freilich von meinem Wege nach Biſchoffsgrün ziemlich weit ablag. Ihr Mann lag hinter dem Ofen an einem Fieber darnieder. Ich fühlte mit ſehr bedächtiger Miene ſeinen Puls, betrachtete ſeine Zunge, fragte ihn über Veranlaſſung ſeines Erkrankens und alle Umſtände desſelben aus. Nun hatte ich zwar um dieſe Zeit ſchon alle die Vorleſungen gehört, deren Inhalt dem künftigen Mediziner als Vorhof und Eingang in das eigentliche Innere ſeiner Berufswiſſenſchaft dienen ſoll, hatte auch Sprengel's Pathologie mit großem Fleiße geleſen und exzerpirt, war aber noch niemals zur ärztlichen Beobachtung an ein Krankenbett geführt worden. Ich wiederholte mir in Gedanken die treffliche Beſchreibung ſo mancher Krankheit, die ich bei Sprengel geleſen; die Krankheit des alten Eiſenhammerſchmiedes hatte Züge der Aehnlichkeit mit den erſten Anfängen wenigſtens von zehn derſelben. Was war da zu ſagen und zu thun? — Laß, ſo dachte ich, die Krankheit heißen, wie ſie wolle, zuletzt kann ſie doch nur ſtheniſcher oder aſtheniſcher Art ſein. Ich forderte ein Stücklein Papier; es war keines in der Hütte zu finden. Meine Brieftaſche half aus der Verlegenheit; mit Bleiſtift ſchrieb ich zweierlei Mittel: ein kühlendes und ein kräftig anregendes auf. Dieſes Papier, ſo ſagte ich zur Alten, tragt nach Weißenſtadt in die Apotheke; man wird Euch zwei Fläſchchen dagegen geben, ihr laßt den Mann alle 2 Stunden zuerſt aus dem einen, aus welchem ihr eben wollt, einen Löffel voll, oder wenn ihr keinen Löffel habt, einen Schluck nehmen, thut ihm das gut, ſo bleibt dabei, bis die Flaſche aus iſt, thut es nicht gut, ſo verſucht's mit der anderen, denn eine von beiden wird und muß helfen. Die Frau hörte mich ſehr andächtig an, um ſo dankbarer, da ich ihr nicht nur Geld für die Apotheke, ſondern auch zu einem Pfunde Rindfleiſch und 2 Maaß Bier für den Kranken — „ſobald der Appetit ſich einſtelle", zurück ließ. Ich aber, ganz befriedigt über meine, ohne allen Zweifel ſehr zweckmäßige Anordnung kehrte zu meiner Straße zurück.

Ich kam ſchon zeitig am Vormittage nach Biſchofsgrün, beſchäftigte mich oben auf der Höhe des Ochſenkopf mit dem Leſen in Steffens' Beiträgen zur Geſchichte des feſten Erdkörpers, einem Buche, welches mich auf der ganzen Reiſe begleitete, ſtieg mit großem Vergnügen auf und zwiſchen den herrlichen Granitfelſen umher und ließ mich von meinem Führer zu den Quellen der drei Flüſſe geleiten, welche dort nachbarlich aus dem Gebirge entſpringen: den Quellen der Saale, des Main und der Eger. Auch das angebliche Grabmal einer alten, hochberühmten Zigeunerin, welche in der Sage des Volkes in feenartiger Würde erſcheint, zeigte mir mein Führer. Als angehend eifriger Mineralog fand ich in dieſer Gebirgsgegend Neues genug für mein Auge, und konnte es nicht laſſen, ein und das andere Stück zu ſammeln, obgleich das Mitnehmen dieſer Schätze auf dem ganzen Wege der Reiſe nicht ohne Beſchwerde abging.

Das Herbſtwetter war unvergleichlich ſchön, als ich am Tage vor Michaelis herab vom Fichtelgebirge gegen Bayreuth wanderte. Aufwärts, den ſteilen Berg hinan, kam mir, keuchend unter ſchwerer Laſt, ein alter Mann entgegen. „Was tragt Ihr da ſo ſchwer? alter Vater“, fragte ich ihn. „Es iſt das Almoſen, das ich geſtern und heute bekommen habe“, antwortete der Alte. Ich war nicht wenig erſtaunt über dieſe Laſt der erbettelten Kreuzer oder Pfennige; bei genauerer Erkundigung erfuhr ich aber, daß es nicht Pfennige und noch weniger Kreuzer waren, die der gute Mann bei ſich trug, ſondern Stücke Eiſen, welche nach damaliger Sitte jeder alte, oder zur Arbeit unfähige Hammerſchmied, wenn er an einen Eiſenhammer kam, als Almoſen empfing.

Beim Hinaufgehen nach dem Bindlocher Berge ließ ich mich, um doch auch einmal Extra zu fahren, durch einen Felleiſen-Poſtillon bewegen, auf ſeinem leichten Fuhrwerke gegen ein leichtes Trinkgeld bis Bayreuth Sitz zu nehmen. Als wir aber oben auf der Höhe des Berges den ſchön gelegenen Luſtort Eremitage im Glanze der Sonne vor uns ſahen, da bezahlte ich zwar gerne mein aufgedrungenes Extrageld, eilte aber zu Fuße nach der prächtigen Anlage, dann am Nachmittage durch Bayreuth über Fantaiſie nach dem herrlich gelegenen, vormals ſchön verzierten, damals aber verlaſſen und verödet ausſehenden markgräflichen Luſtſitze Sanspareil. Unter dem Geläute der Glocken, die den Feſttag verkündeten, wanderte ich am Michaelistage bei heiterem Sonnenſcheine und fröhlichem Gemüthe die Straße nach Bamberg zu, wo ich noch zeitig am Nachmittage und zwar, weil ich erſt geſtern Extrapoſt gefahren, in einem extraguten Gaſthofe einzog. Hier traf ich eine fröhliche Geſellſchaft von Studierenden an der damals unter Röſchlaub's Namen und Leitung berühmten medizinischen Hochſchule von Bamberg. Bekanntſchaften, ja Freundſchaften für heute und morgen werden in dieſem Lebensalter bald geſchloſſen; eine derſelben aber, die ich in Bamberg als Student ſchloß, iſt nicht nur für heute und morgen, ſondern für das ganze Leben geblieben, das war die mit dem geiſtvollen, trefflichen Doktor Pfeufer, der nachmals mit Recht ſeine ehrenvolle Anerkennung, nicht nur unter den Aerzten ſeiner Vaterſtadt, ſondern ſeines ganzen Vaterlandes gefunden hat. Röſchlaub war für die Zeit der Herbſtferien verreiſt; ſeine Bekanntſchaft machte ich erſt mehrere Jahre ſpäter in Landshut und noch näher in München. Sein Geiſt aber war nicht mit ihm fortgereiſt; dieſer ſprudelte wie Champagner in den jungen Köpfen und Herzen ſeiner Zuhörer. Sie Alle, ſo wie ich, ſchwärmten für Schelling und ſeine Naturphiloſophie, nächſt dieſem aber für ihren Lehrer Röſchlaub und ſeine John Browniſche Erregungstheorie. Mir, als dem Gaſte aus dem hochberühmten Jena, wo Schelling als geiſtiger Herrſcher waltete, widerfuhr hohe Ehre und Beachtung; ich mußte öfter, als ich bis dahin jemals gethan hatte, bei dem jubelnden Ausbringen der Geſundheit, in Bamberger Bier Beſcheid thun, ließ mich ſogar, ſo gerne ich lieber daheim geblieben wäre, zum Beſuche einer muſikaliſch-theatraliſchen Unterhaltung bewegen, wo in der ſehr gemiſchten Geſellſchaft meine Zunge und mein Benehmen burſchikoſer und muthwilliger ſich anſtellte, als die innere That der Geſinnung es war.

Die alte, herrliche Babenburg bei Bamberg hat im Gewande ihrer Naturreize und in der Mannigfaltigkeit des Geſichtskreiſes, den ihre Ausſicht beherrſcht, unter allen Burgen Deutſchlands nur wenige ihres Gleichen. Zwei Flüſſe, mit dem Verlaufe ihrer Thäler, gehen hier zuſammen: von Süden her kommt die Pegnitz aus der weiten Ebene, welche der Fleiß und die Kunſt der Menſchenhand zu einem Fürſtenthum des deutſchen Geiſtes erhoben hat, vom Nordoſten her dringt der Main mit ſeinen Nebenflüſſen, gleich einer ſiegreichen Heeresmacht, in das reich von der Natur geſegnete Land ein und nimmt es von nun an als ſein Herrſcherreich in Beſitz. Nach Norden erheben ſich wie Mauerzinnen die Berge des uralt vormaligen Gebietes [illegible] Thüringer, nach Süden hin hat ein Stamm aus oberpfälziſchem Boden ſeine Zweige über das ebene Land verbreitet.

Oben auf der Babenburg ſieht man in weiter Ferne Nürnberg mit ſeiner alten Kaiſerveſte, die ſo ehrwürdige Mutter unter den Städten des vormaligen deutſchen Reiches. Dorthin zog es mich mächtig; Nürnberg ſollte, nach meinem anfänglichen Reiſeplan, von Bamberg aus mein nächſter Zielpunkt ſein. Da drängte ſich mir, gleich einem Regenbache, über den keine Brücke führt, mehr als eine Hemmung in den Weg zwiſchen Bamberg und Nürnberg. Daß mein Reiſegeld ſchon in Bamberg mehr als zur Hälfte aufgegangen, mein Weg aber nach der urſprünglichen Marſchroute noch mehr denn dreimal ſo lang geweſen wäre, das hätte mich wohl am wenigſten angefochten. Denn ich wußte aus Erfahrung, daß ich im Nothfalle, ohne fremde Hülfe zu bedürfen, ſo genügſam wie ein Fackir reiſen könne. Aber ein anderer Grund dafür, daß ich für dieſes Mal den Beſuch von Nürnberg aufgäbe, erſchien mir gewichtiger. „Du biſt Mediziner,“ ſagte mein verſtändiger Freund Pfeufer zu mir, „du mußt zunächſt und vor Allem deinem Handwerke nachgehen. Auf dem ganzen Wege über Nürnberg durch Würtemberg nach dem Rheine hin fändeſt du Nichts, das für dich, als Mediziner, lehrwelcher ſein könnte als der Beſuch des Juliushoſpitals zu Würzburg.“ Ich mußte dem Freunde Recht geben; es galt da, entweder dem mächtigen und dabei doch dunklen Zuge nach Nürnberg hin zu entſagen, oder dem als gegenwärtig klar mir vor Augen liegenden Intereſſe des Mediziners. Nun wohl, ſo ſagte ich, Nürnberg liegt, wie ich ſehe, nicht aus der Welt; dahin komme ich doch gewiß noch einmal, ich will vor der Hand unter dem Stecken und Stabe des Galenus bleiben.

Wenn ich jetzt, in meinen alten Tagen, an meine damals getäuſchte und ſpäter doch ſo gut und reich in Erfüllung gegangene Hoffnung, nach Nürnberg zu kommen, denke, dann kann ich, — man möge mir dies verzeihen, — darin nur ein vorbildliches Ereigniß erblicken. Jenes Mal war es nur ein dunkler Zug, ſpäter ward es ein klarer, deutlicher Ruf, der mich nach meinem lieben Nürnberg führte. Es galt auch da wieder die Wahl, entweder auf der Bahn der mediziniſchen Geſchäftigkeit zu bleiben, oder der Weiſung nach Nürnberg zu folgen. Dieſe aber war jetzt kein bloſes Wandergelüſte mehr, ſie war ein Zielpunkt meines Lebens geworden, und die Wahl wäre auch unter anderen Verhältniſſen, als meine damaligen, leicht und bald entſchieden geweſen.

In Würzburg trat ich, durch die Empfehlungen aus Bamberg, alsbald, wie ein alter Bekannter in einen Kreis der jungen künftigen Mediziner ein. Auch in dieſem Kreiſe wie in Röſchlaub's Schule zu Bamberg, galt ſchon der Name der Univerſität, von welcher ich kam, als eine Empfehlung, denn Schelling lebte und lehrte ja in Jena. Mit großer Bereitwilligkeit geleitete mich ein junger Doktor und Aſſiſtent am Krankenhauſe durch die bewundernswerthen Stiftungen des Juliushoſpitales. Wie klein erſchienen mir ſpäter das damalige Krankenhaus und die mit ihm verbundenen Anſtalten in Jena gegen die großartigen Heilanſtalten Würzburg's! — Die Bekannten, die ich hier gefunden, empfahlen mir, nicht nur wegen der beſonders guten und dabei unentgeldlichen Verpflegung, ſondern auch zu meiner beſonderen Unterhaltung, weil mir, als einem Norddeutſchen, ſo etwas ganz neu ſei, einen Ferienbeſuch in den Klöſtern. Denn, ſo ſagten ſie, die Klöſter werden jetzt aufgehoben, es kann bald eine Zeit kommen, in welcher ihr Norddeutſchen die Bekanntſchaft der Klöſter nur noch aus alten Reiſebeſchreibungen machen könnt. Ich ließ mir dieſe Empfehlungen gefallen, fand in den Klöſtern zu Triefenſtein, Bronnbach und Amorbach nicht nur gaſtfreie Aufnahme, ſondern auch an jedem dieſer Orte Studierende, namentlich aus Würzburg, welche hier ihre Ferienumgänge hielten, in Amorbach aber auch eine vortreffliche Bibliothek und einen gelehrten Bibliothekar (wenn ich nicht irre, hieß er Ildefons), deſſen Bekanntſchaft und vaterländiſch hiſtoriſche Belehrungen mir von großem Werthe waren. Auch treffliche Kupferwerke, deren Inhalt für mich ein beſonderes Intereſſe hatte, fanden ſich in jener Kloſterbibliothek und ich hätte hier wohl, wie dies der berühmte Schrank in den Klöſtern ſeiner vaterländiſchen Gebirge öfters that, für einige Zeit die Freuden eines Stillebens genießen mögen, welches mehr der geiſtigen als der leiblichen Nahrung und Ruhe begehrt.

Im Odenwald hatte ich mich, auf dem Umwege nach einer verödeten Burgruine, verirrt, fand aber zuletzt an einem Bache einen alten, zu ſeiner Hütte heimkehrenden Fiſcher, der mir ſpät am Abend den Weg nach Hirſchhorn am Neckar zeigte. Bei Heidelberg warf mich eine Geſellſchaft von munteren Buben, aus einem ummauerten Weinberge, mit Steinen, weil ſie mich für einen Franzoſen hielten und als ſolchen, im patriotiſchen Eifer, mit allerhand Schimpfnamen begrüßten. Allerdings — denn dieſes vorgeſetzte Ziel meiner Reiſe hätte ich mir nicht verrücken laſſen, ſah ich den ehrwürdigen Rheinſtrom; für dieſes Mal jedoch nur von der Brücke bei Mannheim, auf der ich lange ſinnend ſtand und in das (damalig franzöſiſche) weſtliche Nachbarland hinüberblickte. „Ich werde ihn noch wieder ſehen, den herrlichen Rhein, und zwar in beſſerer Zeit,“ ſo dachte ich, indem ich mich traurig umwendete, und meine Hoffnung iſt nicht getäuſcht worden, ich habe ihn von ſeinen Quellen bis zu ſeinen Ausgüſſen in's Meer geſehen. Damit ich den Fluß ſo lange als möglich wenigſtens im Auge behielt, ſchlug ich die nächſten Wege an ſeinem rechten Ufer hinab ein; übernachtete in einem Dorfe, in deſſen Gaſthaus ich lieber die Unterhaltung eines alten Wandersmannes hinter dem Ofen hätte anhören mögen, als die eines jungen hier einquartirten Offiziers, über die ich noch jetzt erröthe. Meine Reiſebaarſchaft war jetzt auf das Niveau eines halben Kronenthalers herabgeſunken; ich hob meine Füße ſo eilig auf, als ich konnte, kam über Darmſtadt und Aſchaffenburg in den Speſſart. Hier, in einem am Eingange des Waldes gelegenen Wirthshauſe, wo ich etwas zu Mittag aß, hörte ich, daß erſt vor wenig Tagen auf dem Wege, den mir meine Karte als den nächſten in der Richtung nach Meiningen bezeichnete, ein Handwerksburſche ausgeraubt und ermordet worden ſei, man rieth mir, die Weiterreiſe zu Pferde mit einem Führer zu machen, was nur einen halben Kronenthaler koſten werde. Ich dankte aus mehreren Gründen für die gute Meinung, zog ohne einen Führer, nach der Richtung der Himmelsgegend, meinen einſamen Weg, würde aber am Abend mich ſchwer aus dem Walde herausgefunden haben, wenn mich nicht das Geläute der Abendglocke an einer kleinen Kirche, die weit außerhalb eines Dorfes lag, zu einem bequemeren Obdache hingewieſen hätte als das unter den alten Eichen geweſen wäre. Ein freundlicher Jägersmann, den ich im Wirthshauſe fand, nahm mich am anderen Morgen, ſchon beim Grauen des Tages, mit ſich auf den Weg nach einem abgelegenen Theile ſeines Reviers, der zugleich für mich der nächſte Weg nach meinem Ziele war.

Wenn ich ſpäter die Strecke des Raumes, die ich damals in wenig Tagen durchſchritten, auf der Landkarte betrachtete und maß, ſchien ſie mir immer, auch für den beſten Fußgänger als keine geringe, denn ich hatte im Mittel täglich gegen $8^{1}/_{2}$ geogr. Meilen zurückgelegt, wobei freilich das Auge am Anblicke des Rhöngebirges bei Brückenau und der Umgegend von Meiningen ſehr reichlich, der Magen aber nicht ſehr reichlich geſättigt wurde.

Oben im Thüringer Walde im Wirthshauſe bei den Waldhütten wollte ich ſchon (außen im Freien war mir es zu kalt), um die Unkoſten für die Streu zu ſparen, ſitzend auf der Bank der großen Wirthsſtube, übernachten; denn, ſo dachte ich, der große Leibnitz hat ja auch oft viele Nächte hinter einander auf ſeinem Stuhle, darauf er am Tage gearbeitet, ſitzend geſchlafen, warum ſollte ich das nicht auch für die eine Nacht können, nachdem ich ſoeben mit Käſe und Brod mich ſo wohl geſättigt habe. Müde wie ich war, würde ich wohl auch bald, eben ſo gut wie Leibnitz auf ſeinem Lehnſtuhle, auf meiner Bank eingeſchlafen ſein, da kam die Frau Wirthin und lud mich ein, mit ihr und ihrem Manne, ſo wie mit einem fremden Herrn, drüben, im Herrnzimmer ein Stück Haſenbraten zu ſpeiſen. Ich entſchuldigte mich zwar damit, daß ich ſchon zu Abend geſpeiſt habe; ſie aber ſagte lächelnd, ich ſolle nur kommen; der alte Herr Amtmann drüben wünſche ſich eine Unterhaltung, und ſie habe aus meinem Geſpräche mit den Fuhrleuten und den anderen Reiſenden gemerkt, daß ich gut diskuriren könne. Ich folgte denn der Einladung, die auf keine ſolche Täuſchung hinauslief, wie jenes Mal die bei dem Haſenmagiſter in Leipzig (nach S. 298).

An dem alten Herrn, der in Geſchäften ſeines Amtes ſchon ſeit mehreren Tagen hier im Wirthshauſe verweilte, machte ich eine wahrhaft intereſſante und gute Bekanntſchaft. In ſeinem Weſen war Etwas, das alsbald Zutrauen erweckt und Zutrauen verdient. Auch er hatte in Jena ſtudirt, wurde durch meine Erzählungen vom Univerſitätsleben ganz jugendlich munter, hörte mit großer Theilnahme auch Das, was ich von meiner Heimath, von meinem Elternhauſe und von meiner Mutter ſprach. Selbſt die Abenteuer meiner Reiſe beſchrieb ich ihm ziemlich lebendig, erwähnte unter anderen der Mordgeſchichte, die ſich vor etwa 8 Tagen im Speſſart zugetragen, und wie ich, weil die Forderung eines halben Kronenthalers für den Führer meine Baarſchaft überſtiegen, ganz allein und unangefochten durch die unſichere Waldgegend gekommen ſei. Der Wirth, ein kluger Kopf, doch nicht von ſo gutem freundlichen Ausſehen, als ſeine Frau und als der alte Herr Amtmann, mochte aus meinem Berichte den allerdings richtigen Schluß ziehen, daß, da ich in der Nähe von Aſchaffenburg nicht einmal eines halben Kronenthalers Herr geweſen ſei, mein baares Vermögen hier bei der Waldhütte weniger ein herrenartiges als ein bettelmannsartiges ſein müſſe. Er flocht, ganz unaufgefordert, in meine Reiſebeſchreibung, als Epiſode, die Erzählung von drei leichtſinnigen Studenten ein, die ſich's bei ihm gut ſchmecken ließen, beim Fortgehen aber, ſtatt der Bezahlung, eine alte Uhr als Verſatz dagelaſſen hätten. Mich ſchlug mein Gewiſſen. Denn auch ich, mit meinem, ſeit faſt vier Tagen groß und ſtark herangewachſenen Appetit, hatte mir die reichlichen Portionen, welche die Frau Wirthin vorlegte, vortrefflich ſchmecken laſſen; auch ich ging mit dem Gedanken um, ſtatt der Bezahlung, meine Uhr in Verſatz bei dem Wirthe zu geben. Der alte Herr Amtmann lächelte mich aber freundlich an, und als ich, nach beendigtem Abendeſſen, wieder auf meine Bank zurückkehren wollte, ſagte er zur Wirthin: „Laſſen Sie doch den Herrn in dem Bette ſchlafen, das ohnehin in meinem Zimmer leer ſteht.“ Und als wir oben im Zimmer allein waren, ſprach er zu mir: „Auch ich, ſo gut als der Wirth, habe es mir denken können, daß Ihre, ſchon außen vor dem Speſſarterwalde ſo geringe Baarſchaft hier im Thüringerwalde in keinem glänzenden Zuſtande ſein könnte. Wer mit ſolcher Liebe von ſeiner Mutter ſprechen kann, wie Sie es heute Abend thaten, der iſt mir kein Fremder mehr; ich bitte Sie, hier dieſes kleine Darlehen von mir anzunehmen.“ Ich weigerte mich der freundlichen Zumuthung, denn, ſo ſagte ich, der Wirth muß eine beſſere Meinung von den Studenten bekommen, als er hat. Ich werde ihm meine Uhr, meine Reiſetaſche mit ihrem ganzen Inhalte zum Unterpfande dalaſſen und dann ihm ſogleich von Jena aus doppelt ſo viel ſenden, als ſeine Rechnung beträgt. Der Amtmann fand meine Großmuth hier am unrechten Orte und nöthigte mich, daß ich am anderen Morgen wenigſtens einen beſcheidenen Theil von ſeinem Darlehen annahm, den ich von Jena aus bald zurückerſtattete und mit dem lieben Manne einige Zeit in brieflichem Verkehre blieb.

Einmal in wandernder Bewegung, wie ich jetzt war, lief ich auch noch, ohne in Jena länger als einen halben Tag zu raſten, für etliche Tage nach Hauſe zu den Eltern. Ich denke noch mit Vergnügen an die ſchöne, mondhelle Nacht im Walde von Köſtritz; noch mehr aber an den Genuß, den mir ſelber, ſo wie den Meinigen, meine lebhafte Beſchreibung der Reiſe nach dem herrlichen Frankenlande machte, von der ich ſo eben zurückkam. Bei dieſer Reiſe war es mir ergangen wie Einem, der als ein Vorzeichen ſeines baldigen, perſönlichen Eintreffens ein koſtbares Kleinod in die Ferne vorausgeſendet hat. Ich hatte einen Theil meines Herzens in dem lieben Bayernlande zurückgelaſſen, hatte mich mit meinen Wünſchen, mit meinem Verlangen dort bereits eingemiethet, mehrere Jahre vorher, ehe ich dahin einziehen konnte.

Vor der Hand war ich wieder in meinem lieben Jena, wo mir noch Vieles zu thun oblag.

43. Wiſſenſchaftlicher Gemeinſinn und Gemeingeiſt.

Wer zu meiner Zeit in Jena in einer ſpäteren Stunde des Nachmittags über den Marktplatz ging, der konnte da einem Zuſammenlaufe der Studierenden begegnen, der ſo zahlreich, als zu keiner anderen Stunde des Tages war. Nicht das Feſtgelage irgend einer Landsmannſchaft, nicht die Verſammlung der Angehörigen einer einzelnen Fakultät konnte der Grund ſolchen Zuſammendranges ſein, denn man ſah da Jünglinge aus den verſchiedenſten Landſchaften beiſammen, mit den Theologen zugleich Juriſten und Mediziner, unter ihnen auch gereiftere Männer, welche den Lauf der akademiſchen Studien längſt zurückgelegt hatten, oder von anderem Stande waren als dem der Gelehrten.

Nur die Fremdlinge konnten fragen: was gibt es hier? Jeder, der nur ſeit wenigen Tagen an der Univerſität gelebt hatte, der wußte es: jetzt iſt die Stunde, in welcher Schelling ſeine Naturphiloſophie lieſt.

Was war es, das Jünglinge wie gereifte Männer von ferne und nahe ſo mächtig zu Schelling's Vorleſungen hinzog? War es nur die Perſönlichkeit des Mannes, oder der eigenthümliche Reiz ſeines mündlichen Vortrages, darin dieſe anziehende Macht lag? Allerdings, wenn ich aus eigener Erfahrung ſprechen darf, war der Eindruck, den dieſe Perſönlichkeit machte, von ſo ungemeiner Art, wie ich ihn bei keinem anderen Univerſitätslehrer meiner Zeit gefunden. Schelling war, als ich ihn hörte, ſeinen Jahren nach ein Jüngling unter uns Jünglingen; die Ehrerbietung, mit welcher wir Alle ihn beachteten, galt einer anderen, in ſeinem ganzen Weſen liegenden Würde, als jene iſt, die das höhere gereifte Alter und die vieljährige Erfahrung einem ergrauten Haupte verleihen. In ſeinem lebendigen Worte lag eine hinnehmende Kraft, welcher, wo ſie nur einige Empfänglichkeit traf, keine der jungen Seelen ſich erwehren konnte. Es möchte ſchwer ſein, einem Leſer unſerer Zeit, der nicht, wie ich, jugendlich theilnehmender Hörer war, es begreiflich zu machen, wie es mir, wenn Schelling zu uns ſprach, öfters ſo zu Muthe wurde, als ob ich Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenſeitswelt, läſe und hörte. Der mächtige Inhalt, der in ſeiner, wie mit mathematiſcher Schärfe in Lapidarſtil abgemeſſenen Rede lag, erſchien mir wie ein gebundener Prometheus, deſſen Bande zu löſen und aus deſſen Hand das unverlöſchende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verſtehenden Geiſtes iſt.

Aber weder die Perſönlichkeit, noch die belebende Kraft der mündlichen Mittheilung konnten es allein ſein, welche für die Schelling'ſche Philoſophie, alsbald nach ihrem öffentlichen Kundwerden durch Schriften, eine Theilnahme und eine Aufregung für oder wider ihre Richtung hervorriefen, wie dies vor und nachher, in langer Zeit keine andere literariſche Erſcheinung ähnlicher Art vermocht hat. Hier mußte dies einzig der Inhalt für ſich ſelber thun.

Man wird es da, wo ſich's um ſinnlich wahrnehmbare Dinge oder natürliche Erſcheinungen handelt, einem Lehrer oder Schriftſteller ſogleich anmerken, ob er aus eigener Anſchauung und Erfahrung ſpricht, oder blos von Dem redet, was er von Anderen gehört, ja nach eigener ſelbſtgemachter Vorſtellung ſich ausgedacht hat. Nur was ich ſelbſt geſehen und erfahren, das hat für mich Gewißheit; ich kann davon mit einer Ueberzeugung reden, die ſich auch Anderen in ſiegreicher Weiſe mittheilt. Auf die gleiche Weiſe, wie mit der äußeren Erfahrung, verhält es ſich mit der inneren. Es gibt eine Wirklichkeit von höherer Art, deren Sein der erkennende Geiſt in uns mit derſelben Sicherheit und Gewißheit erfahren kann, als unſer Leib durch ſeine Sinne das Sein der äußeren, ſichtbaren Natur erfährt. Dieſe, die Wirklichkeit der leiblichen Dinge, ſtellt ſich unſeren wahrnehmenden Sinnen als eine That eben derſelben ſchaffenden Kraft dar, durch welche auch unſere leibliche Natur zum Werden gekommen. Das Sein der Sichtbarkeit iſt in gleicher Weiſe eine wirkliche Thatſache, als das Sein des wahrnehmenden Sinnes. Auch dem erkennenden Geiſte in uns hat ſich die Wirklichkeit der höheren Art als geiſtig-leibliche Thatſache genaht; er wird ihrer inne werden, wenn ſich ſein eigenes Erkennen zu einem Anerkennen Deſſen erhebt, von welchem er erkannt und aus welchem nach gleichmäßiger Ordnung die Wirklichkeit des leiblichen wie des geiſtigen

Werdens hervorgeht. Und jenes Innewerden einer geiſtigen, göttlichen Wirklichkeit, in der wir ſelber leben, weben und ſind, iſt der höchſte Gewinn des Erdenlebens und des Forſchens nach Weisheit. — Daß Schelling thatſächlichgläubiger Chriſt war und iſt, das hat er bei jeder Gelegenheit, wo es galt, öffentlich bekannt. Schon zu meiner Zeit gab es unter den Jünglingen, die ihn hörten, Solche, welche es ahnten, was er unter der intellektuellen Anſchauung meinte, durch welche unſer Geiſt den unendlichen Urgrund alles Seins und Werdens erfaſſen muß. Sie hatten dafür das Wort Glauben gehört. Mehr denn 40 Jahre nachher ſprach eine Geſellſchaft von Männern, die an geiſtiger Erkenntniß und Erfahrung gereifter waren, an ihrer Spitze August Neander und Tweſten, als Schelling's Zuhörer in Berlin, in ihrem Dankſagungsſchreiben an den verehrten Lehrer es aus, daß ſeine Vorleſungen ihnen den Weg zu einer „poſitiven, Begriff und Leben, Glauben und Wiſſen in Einklang bringenden Philoſophie gezeigt haben.“ Ja, wie ich dies vorhin andeutete, nicht in der Perſönlichkeit, nicht in der Gabe der Rede lag die Macht, durch welche Schelling mit ſeiner Philoſophie ſo allgemeines Aufmerken weckte, ſondern in ihrer inneren Wahrheit. Schelling ſprach mit Ueberzeugung aus, was er ſelber geiſtig geſchaut, erfahren hatte, und dieſe Ueberzeugnng von einem Etwas, das wirklich ſo iſt, theilte ſich Anderen in ſiegreicher Kraft mit.

Doch, mir ſcheint es, ich habe vergeſſen, daß Schelling noch unter den Lebenden iſt. Möge er mir dieſes ſchülerhafte Geſchwätz über ihn und ſeine Vorleſungen in Jena vergeben. Ich habe ihn noch auf dere Weiſe, denn aus ſeinen Vorleſungen und Schrift kennen gelernt. Er iſt mir noch mehr als Lehrer, er iſt mir väterlicher Freund, ein Retter aus der Noth, ein Begründer meines Erdenglückes geworden, und als eines ſolchen werde ich ſeiner noch öfter in dieſen Berichten über die Ereigniſſe meines äußeren wie inneren Lebens gedenken.

Schelling's Vorleſungen bildeten den Mittelpunkt eines geiſtigen Verkehrs der Studierenden, der für Alle, welche an ihm Theil nahmen, ein höchſt wohlthätiger und förderlicher wurde. Man fühlte das Bedürfniß, wie bei der glücklichen Löſung eines tiefſinnigen Räthſels, ſich den Fund des Verſtändniſſes, den man bei dem weiteren Eingehen in die Gedanken des Lehrers gemacht hatte, gegenſeitig mitzutheilen und Das zu vernehmen, was Andere daraus erfaßt hatten. Bei dieſer Gelegenheit kamen ſich Solche inniglich nahe, die bei der Verſchiedenheit ihres äußeren, künftigen Berufes und ihrer ſogenannten Brodſtudien, ſich nur im Vorübergehen würden begegnet ſein. Der wiſſenſchaftliche Gemeinſinn, welcher alle beſſeren Zuhörer Schelling's ergriff, ward zu einem Bunde der Seelen, der bei dem Hinausgehen ſeiner Mitglieder in die verſchiedenſten Richtungen des bürgerlichen Lebens nichts von ſeiner anfänglichen Feſtigkeit verlor, ſondern durch das Fortwirken in gleicher Geſinnung, mit den Jahren immer nur kräftiger wurde. In dieſen Bund trat ich, durch das Zuſammenfinden mit ihm in Schelling's Vorleſungen, mit meinem vielthätigen, reichbegabten Freunde Gottlieb Friedrich Mohnike, dem nachmaligen Konſiſtorial- und Schulrathe bei der Provinz von Neuvorpommern und Rügen in Stralſund. Ich kannte ihn Anfangs nur vom Sehen als fleißigen Nachbar im Hörſaale, bis ich ihn eines Tages mit großer Wärme einen Satz, den Schelling ausgeſprochen, gegen die flachen Einwürfe vertheidigen hörte, die ein anderer, ältlich ausſehender Zuhörer beim Hinweggehen aus dem Hörſaale vorbrachte. Der Gegner war bald zum Schweigen gebracht und verließ uns; wir aber gingen noch lange miteinander, und ich gewann ſeitdem den edlen Eiferer für die Wahrheit ſo lieb, daß ich ſeinen näheren Umgang — wie er den meinen — ſuchte. Ich habe wenig Menſchen von ſolcher geiſtiger Triebkraft und Beweglichkeit kennen gelernt, als Mohnike ſie beſaß. Bei der ungemeinen Schnelle und Sicherheit, damit er ſich durch die verſchiedenſten Gebiete des Erkennens bewegte, kam er mir oft, im Vergleiche mit mir, wie ein mit kräftigen Schwingen begabter Vogel vor, der bald da, bald dort ſich niederläßt und von obenher Alles ſcharf in's Auge faßt, während das ungeflügelte Thier gar langſam von einem Orte zum anderen kommt und in ſeinem Fernblicke durch die Mauern, über die der Vogel hinüberſieht, überall gehemmt iſt. Mohnike war in den Gebieten der klaſſiſchen Literatur und Alterthumskunde, der Geſchichte und Theologie ſchon frühe einheimiſcher Bürger, er wurde dieſes ſpäter auch in den Reichen der ſkandinaviſchen Sprachforſchung und Literatur. Er war ein hochverdienter Lehrer in Kirche und Schule, ſeiner Mutterſprache, als Dichter wie in Proſa, ungewöhnlich mächtig, ein treuer, liebender Freund ſeiner Freunde, vor Allem aber ein Freund und treuer Diener ſeines Gottes. Die große Zahl ſeiner ſchriftlichen Werke iſt noch fortwährend ein Zeugniß Deſſen, was er als Gelehrter, als Mann der öffentlichen Wirkſamkeit war *). Ich ſah dieſen theuern Freund, nach unſerer Trennung in Jena, noch zweimal vor ſeinem Abſchiede aus

---

*) M. v. Zober, zur Erinnerung an Dr. Gottlieb Mohnike Stralſ. 1842.

des Lebens Laſt und Luſt, unter Verhältniſſen, von denen ich ſpäter reden werde.

Bei Mohnike fanden ſich immer mehrere Genoſſen, namentlich aus dem Kreiſe der Schelling'ſchen Zuhörer, zuſammen. Sie waren zum Theil Landsleute meines Freundes, aus den Küſtengegenden der Oſtſee. Roſenthal, der nachmalige berühmte Anatom und Profeſſor der Anatomie, ſo wie Schlegel aus Greifswalde, der als Arzt und Staatsrath in ruſſiſchen Dienſten zu großartiger Wirkſamkeit gelangte, waren mir auch durch die gemeinſamen Studien näher befreundet, Natorp, ein talentvoller edler Juriſt, nahm an Allem, was des wiſſenſchaftlichen Forſchens höchſter Lohn iſt, einen warmen, lebendigen Antheil; an den Theologen aus Mohnike's näherer Bekanntſchaft war es, wie an ihm ſelbſt, recht bemerkbar, daß ſie durch Schelling's Einfluß von der Ueberſchätzung, ja Abgötterei, welche viele andere junge Theologen mit des Dr. Paulus armſeliger Schriftauslegung und geiſtloſer Theologie trieben, nicht blos bewahrt blieben, ſondern mit Widerwillen derſelben entgegentraten. Es waren die Vorboten einer wiedererwachenden gläubigen Auffaſſung des geoffenbarten Wortes und einer ächten Theologie, deren Grund auf innerer, lebendiger Erfahrung der Kräfte des Göttlichen an Geiſt und Herzen ruhte. Dieſe jungen Seelen hatten vernommen, was Schelling mit der „intellektuellen Anſchauung als dem unveränderlichen Organe der Philoſophie“ ihnen andeuten wollte; die Ehrfurcht, mit welcher er bei jeder Gelegenheit von göttlichen Dingen ſprach, hatte auch in ihnen den Ernſt geweckt und geſtärkt, der keine „Sache der Reflexion“, des vernünftigen Denkens, noch weniger aber der ſeichten Grübelei oder jener eitlen Selbſtüberhebung iſt, die, wie der Hund, den

Mond anbellt, der in unerreichbarer Höhe darüber ſteht. Die jungen Theologen aus dem mir bekannten Kreiſe der ſogenannten Schellingianer, hingen mit beſonderer Liebe dem ehrwürdigen Vater Griesbach an. Auch Niethammer genoß bei Denen, die ihn kannten, eine Liebe und Achtung, welche ſich auch mir ſchon damals mittheilte und bei dem ſpäteren Zuſammenleben mit ihm in München zur treuen Anhänglichkeit wurde.

Von ganz anderem Naturell als mein Freund Mohnike, an Gaben und Kenntniſſen aber, ſo wie an ernſter Geſinnung, gleich tüchtig und ehrenwerth mit dieſem war der treffliche Wilh. Ferd. Solger aus der Uckermark, der berühmte Ueberſetzer des Sophokles und nachmalige Profeſſor der Philoſophie in Berlin. Wenn Mohnike's lebendiger Geiſt im Eifer des Geſpräches oder des wiſſenſchaftlichen Streites, dazu er leicht geneigt war, die Gedanken zu ſtürmiſchen Wogen aufthürmte, dann that es dem Zuhörer ganz beſonders wohl, wenn ſich in Solger's ruhiger Erwiderung ein ſtiller, ſicherer Hafen aufthat, an deſſen feſten Schutzwänden die Macht der Wogen ſich brach. Beide waren ſich in herzlicher Liebe zugethan, ſuchten ſich, Einer in dem Anderen Das findend, was er zu ſeiner Ergänzung bedurfte, öfters auf.

Den trefflichen Heinrich Lichtenſtein, den nachmaligen berühmten Reiſenden im ſüdlichen Afrika und geheimen Obermedizinalrath in Berlin, ſah ich nur wenige Male in Jena, das er in derſelben Zeit verließ, in welcher ich daſelbſt eintrat.

In dankbarer Liebe freue ich mich der Erinnerung an zwei edle Brüderpaare, welche in beſonders naher Weiſe zu dem Kreiſe gehörten, welchen ich als den der Schellingianer bezeichnen möchte. An den beiden Schloſſer aus Frankfurt a. M., Chriſtian und Friedrich, erwies ſich die Verwandtſchaft mit Göthe und Jacobi nicht nur als eine leibliche, ſondern als eine geiſtige. In Chriſtian's Gemüthe lag eine ſo ſiegreiche Kraft der Liebe zu Dem, was er als wahr, als gut erkannte, daß man ſich in ſeiner Nähe immer freudig bewegt und gehoben fühlte. Durch ihn kam ich in die vertraute Bekanntſchaft mit den Schriften der deutſchen Romantiker, unter denen die von Novalis am meiſten mich anzogen. Mit ihm zugleich trat ich auch in das Gebiet der pſychiſch-ſomatiſchen Erſcheinungen, zunächſt durch gelegentliche Verſuche mit der Heilkraft des animaliſchen Magnetismus, ein. Das andere der mir werthen Brüderpaare, die beiden Voß aus Heidelberg: Heinrich und Abraham, hatten ſchon eine reiche Mitgabe der klaſſiſchen Bildung aus dem Hauſe ihres Vaters empfangen und dieſes Erbgut iſt durch Das, was ſie ſelbſt erwarben, zu einem Vermögen geworden, von welchem ſie als Lehrer und Schriftſteller Vielen der jüngeren Zeitgenoſſen reiche Gaben mittheilten. Heinrich, der in Halle ſtudiert hatte, ſah ich nur wenige Male; zu ihm fühlte ich mich wie durch eine beſondere, innere Verwandtſchaft ſehr hingezogen.

An Schelling's jüngeren Bruder, den nachmaligen Medizinalrath in Stuttgart, kann ich nicht ohne das tiefe Sehnen nach einem Wiederſehen denken, dem keine Unterbrechung droht. Er war mir, ſo möchte ich ſagen, ein Kommentar zu ſeines Bruders Weſen. Dasſelbe höchſte Gut, das dieſer Bruder, der Philoſoph, mit gewaffneter Hand gegen die Feinde vertheidigen und erkämpfen mußte, das genoß ſeine fromme, demüthige, liebevolle Seele in ſtillem Frieden.

Später als die eben genannten Jugendgenoſſen, erſt in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Jena, lernte ich den naturkräftigen, redlich ſtrebenden J. Paul Troxler, den ehrenhaften Schweizer, kennen. Er war ein Vorbild des treuen Fleißes und des ſittlichen Ernſtes; Schelling's Philoſophie hatten nur wenige ſeiner Zuhörer ſo tief und mit ſolcher Begeiſterung erfaßt, als er. Er iſt einer von den wenigen noch lebenden Mitgenoſſen jener ſchönen Zeit, den ich in warmer Jugendfreundſchaft begrüßen kann.

Aber wie vieler dieſer Mitgenoſſen, wie Benkiſer, Finner, Schmidt, möchte ich noch gerne in Liebe gedenken, wenn mir hier Raum und Zeit es verſtatteten. Mit Pöing aus Limburg an der Lahn habe ich nicht nur manchen unvergeßlichen Spaziergang über Berg und Thal im ſchönen Saalthale hinauf, ſondern auch manchen Weg des gemeinſamen wiſſenſchaftlichen Forſchens gemacht. Er führte mich auch in den Kreis der Weſtphalen, zu deren Landsmannſchaft er ſich hielt, und hier fand ich namentlich meinen lieben Gerhard Arens aus Ovelgönne, von dem ich ſpäter, weil unſere Lebenswege in mannigfacher Weiſe in ſich verſchlungen blieben, noch öfter erzählen werde.

Die kräftige Anregung, welche mir Schelling durch ſeine Vorleſungen und Schriften gab, wirkte auch in weiterem Kreiſe auf mein Studium ein. Sömmering's Werke und die Vorleſungen über Anatomie, die ich mit munterem Fleiße hörte, führten mich tiefer in das Erkennen der leiblichen Natur des Menſchen ein; mir war es, als ſei mein Aufmerken und mein Blick für dieſes Gebiet des ſinnlich Erſcheinenden kräftiger und ſchärfer geworden als vorher. An Roſenthal's fleißigen Arbeiten für vergleichende Anatomie nahm ich den wärmſten Antheil; die pathologiſchen Vorleſungen bei Himly, ſo wie die Anleitungen einiger anderer Lehrer der praktiſchen Heilkunde, benutzte ich eifrig.

Eine tüchtige Zurechtweiſung über meine blinde Anhänglichkeit an das Brown'ſche Syſtem und ſeine Erregungstheorie kam mir ſchon um dieſe Zeit in unerwarteter Weiſe zu. Gegen die Anwandlung eines Uebels, welches nur äußerlich (Hautkrankheit) war, hatte ich Hülfe bei einem erſt ſeit Kurzem nach Jena gekommenen Arzte geſucht, der ein Mann von vielem Talente, dabei aber ausſchließender Brownianer war. Dieſer, ſtatt der äußeren Mittel, denen mein leichtes Uebel in wenigen Tagen gewichen wäre, ſetzte mir innerlich durch ſo große Gaben von Opium zu, daß mich, bei länger fortgeſetzter Kur, der Zug zum Schlafe, aus dem das Erwachen möglich iſt, zu einem anderen Schlafe hätte führen können, aus welchem keine Tageshelle und kein Nachtwächterruf den Schläfer erweckt.

44. Die Hauptſtationen des Lebenslaufes.

Wie es auf einer weiten Reiſe über Land und Meere viele Anhaltspunkte gibt, von denen die meiſten nur zum Ausruhen für kurze Zeit, etliche aber als Hauptſtationen zum längeren Verweilen und zur Vollführung eines Verkehrs beſtimmt ſind, welcher der Hauptzweck der Reiſe war, ſo wird auch der Erdenpilger auf dem Wege ſeines Lebens zu vielen innerlichen und äußerlichen Anhaltspunkten geführt, die ihm zur Weiterförderung in ſeinem Laufe beſtimmt ſind. An den meiſten derſelben geſchieht uns etwas Aehnliches als an den gewöhnlichen Raſtſtationen durch die Erquickung des Leibes und den Wechſel der Pferde; und neue geiſtige Anregung, ein neues Gedränge der

Sorgen und der Freuden wechſelt mit dem alten. Zwiſchen dieſen Wechſelpunkten finden ſich aber auch ſolche, welche für längere Zeit oder wenigſtens für die bedeutendſten Momente des Lebens, zur Verwendung des bisher gemachten Erwerbes und zur Vermehrung dieſes Erwerbes beſtimmt ſind. Eine dieſer Hauptſtationen unſeres Pilgerlaufes liegt an der Grenze zwiſchen den Lehrjahren der Jugend und dem Beginne unſerer bürgerlichen Wirkſamkeit, ſo wie des häuslichen Lebens. Bei mir fand zwiſchen dieſen beiden Perioden einer inneren und äußeren Entwickelungsgeſchichte kein allmähliger, vermittelnder Uebergang Statt, ſondern wie mit einem Sprunge kam ich aus dem freien Burſchenleben in den gebundenen Stand der bürgerlichen Thätigkeit und der Pflichten, ſo wie der Sorgen des häuslichen Lebens. Und dennoch war ich in derſelben Zeit, darin dieſes geſchah, im Begriffe geweſen, nicht nur durch einen Sprung, ſondern durch einen kühnen Aufſchwung dieſen vermeintlichen Banden auf immer mich zu entziehen und die im engeren Spielraume gekoſtete Freiheit des Forſchens und geiſtigen Bewegens in unbegrenzt weiterem Felde zu genießen.

Die Kunde von der Reiſe unſeres großen Landsmanns Alexander von Humboldt im tropiſchen Amerika, mit ihren Ereigniſſen und folgenreichen Entdeckungen, regte damals bei Alt und Jung in dem Kreiſe, darin ich lebte, eine ähnliche Theilnahme auf, wie zu den Zeiten Galilei's die Kunde von den Entdeckungen, welche das menſchliche Auge mit Hülfe des neu erfundenen Fernrohrs in den Räumen des Sternenhimmels machte. Unſer gelehrter Orientaliſt C. D. Ilgen rühmte ſich nicht nur, wenn ich nicht irre, einen Schreibtiſch, den er uns mit herzlichem Vergnügen zeigte, als freundliche Nachgelaſſenſchaft von dem verehrten Reiſenden zu beſitzen, ſondern bei ihm erfuhr man auch immer alle die neueſten Nachrichten, welche durch Privatbriefe und auswärtige Zeitſchriften über Humboldt's Reiſe nach Deutſchland kamen. Die Kleinen ahmen ſo gerne die Thaten der Großen nach, in uns jungen Leuten, namentlich in mir, entzündete ſich ein heißes Sehnen, von der Jenaiſchen Hochſchule hinweg in die noch höhere Schule der Weltanſchauungen einzugehen: eine Reiſe weit über das Meer in ferne Erdtheile zu machen. Von Dr. Ilgen, dem mir freundlich geſinnten Manne, erfuhr ich, daß er ſelber ſehr gute Gelegenheit habe, mir zur Erfüllung meines Wunſches behülflich zu ſein. In dieſem Augenblicke ſuche ein anſehnlicher Herr in Capſtadt einen Lehrer für ſeine Söhne, der neben allgemeiner gelehrter Bildung auch mediziniſche Kenntniſſe beſitzen ſolle. Und in dem Falle, daß auch dieſe Stelle ein Anderer erhielte, getraue er ſich, mir durch ſeine Empfehlungen eine ähnliche, meinem Verlangen entſprechende, vielleicht ebenfalls in Capſtadt oder in einer oſtindiſch-holländiſchen Kolonie zu verſchaffen.

Was konnte mir erfreulicher ſein als eine ſolche, mir ganz ſicher ſcheinende Ausſicht, welche mir überdies die Freiheit ließ, meine mediziniſchen Studien vorher noch zu beendigen. Es galt jetzt nur vor Allem, die Einwilligung meines guten Vaters und meiner zärtlichen Mutter zu dem Schritte zu erhalten, der mir ſo ganz auf dem Wege der eigentlichen Beſtimmung, des wahren Berufes meines inneren und äußeren Lebens zu liegen ſchien. War es doch, ſo dachte ich, keine Trennung für die ganze Lebenszeit, ſondern nur für mehrere Jahre, welche ſelbſt mein Vater, der damals wieder ſo kräftige Greis, wohl noch durchleben konnte. Und er wollte ja immer nur das

Wohl ſeines Sohnes. Ich zweifelte nicht an ſeiner Einwilligung und ſeinem Segen zu dieſem Gange der Ehre und des wiſſenſchaftlichen Berufes.

In Geſellſchaft von Roſenthal und Natorp (m. vgl. S. 394), welche mit mir das böhmiſch-ſächſiſche Erzgebirge beſuchen wollten, trat ich in der Zeit der Oſterferien die Reiſe nach der Heimath an. Meine Schweſter Wirth wohnte um dieſe Zeit, wie ich vorhin (S. 224) erwähnte, nicht mehr in unſerer kleinen Vaterſtadt, ſondern in dem etliche Stunden davon entfernten Chemnitz. Als hätten wir es ſo beſtellt, ja ganz genau nach der Uhr abgemeſſen, trafen wir in demſelben Augenblicke, ich mit meinen beiden Freunden von Weſten, ſie mit ihrem Manne und einer mir unbekannten jungen Freundin von Oſten her, vor der Thüre des Elternhauſes zuſammen. Wir alle waren willkommene Gäſte; die Eltern, Kinder und Geſchwiſter hatten ſich viel zu ſagen. Meine beiden Freunde wurden alsbald in der Familie einheimiſch, nur die fremde Jungfrau, welche von meiner Schweſter als eine Verwandtin unſerer oberlauſitziſchen Freunde aus dem Erzgebirge eingeführt wurde, nahm, als ſei ſie von einer Sorge gedrückt, an den Geſprächen wenig Theil. Doch was hatte ich mit dieſer Fremden zu ſchaffen, mir lag nur meine eigene Sorge an: wie ich den Eltern meine „glänzenden Pläne" für die Zukunft mittheilen und ihre beifällige Theilnahme dafür gewinnen ſolle. Meiner Schweſter wollte ich zuerſt mein Anliegen vertrauen; ich ſuchte am Nachmittag und am Abend, ich ſuchte am anderen Tage ſie allein zu ſprechen, immer aber war die fremde Freundin bei ihr. Daß ſie ſchön ſei, das ſah ich, daß ſie klug und gut ſei, das hörte ich aus ihren Geſprächen mit meiner Schweſter und mit einem meiner Freunde, der ſich gerne mit ihr zu unterhalten ſchien, ich aber, der ſchweigende Zuhörer, hätte lieber mit meiner Schweſter als mit ihr geſprochen. Am anderen Nachmittage waren Mutter und Schweſter zu Beſuch einer Nachbarin, der Schwager zu einem ſeiner Bekannten, die beiden Freunde zu einem Billardſpiele ausgegangen, ich allein und mein Vater waren bei der Fremden. Der Vater war mit eifrigem Leſen beſchäftigt; er liebte hierbei die Stille; ich bot es der fremden Jungfrau an, ihr in unſerem Garten die Ausſicht nach ihrer Heimath zu zeigen. Auch dort, unter den blühenden Bäumen, war die Unterhaltung Anfangs einſilbig genug. Da auf einmal, ich weiß nicht, wie mir es geſchah, ging mir das Herz auf gegen dieſe erſt ſeit geſtern geſehene Fremde. Als hätte ich ſie ſeit Jahren gekannt, ſo unverholen, als ſei es meine Schweſter, zu der ich ſpräche, vertraute ich ihr das Anliegen, das mich bekümmerte: den inneren Widerſtreit eines Verlangens, das mich vielleicht auf Lebenszeit hinausführte in weite Ferne mit der Liebe und Kindespflicht gegen die alten, treuen Eltern. Und wie kam es doch, daß auch die vorhin ſo ſtille Jungfrau nun ſo beredt wurde? Ernſt und ſanft, in tief eindringender Weiſe, erinnerte ſie mich an die Pflichten und Verheißungen des vierten Gebotes. Ich hörte und ſahe nur ſie. Die Jungfrau wußte nicht, was ihre Worte und ſie ſelber in mir wirkten und weckten, denn ihr Herz gedachte weithin anders. Mir aber war es wie Einem, der, von heftigem Durſte gepeinigt, im ſchweren, nächtlichen Traume ſich abmüht, einen ſteilen Felſen zu erklimmen, um dort in der Höhle von dem Waſſer, das der Regen zurückließ, zu trinken, und der jetzt beim Erwachen das wohlbekannte Rauſchen des Brunnens hört, der ganz nahe bei ſeiner Hausthüre ſein klares Waſſer gibt. Aber das Saatkeim einer folgenreichen, nahen Zukunft, das in dieſer Stunde eines Frühlingsnachmittages zum Keimen kam, lag noch tief unter dem Boden verborgen; wie es aus dieſem hervortrat und im Sonnenſcheine wie Regen aufwuchs, das will ich in der Geſchichte meines häuslichen Lebens beſchreiben.

Wie die vorhin im 42. Kap. erwähnte Reiſe mich einen Blick hatte thun laſſen in das gute Land, das mir für die längſte Zeit meines Lebens zur geiſtigen wie leiblichen Heimath beſtimmt war, ſo hatte ich auf dem kurzen Wege aus dem Hauſe meines Vaters in ſeinen Garten das — wenigſtens in meiner Hoffnung — ſchon gefunden, was mir auch die Wüſte würde zur lieben Heimath gemacht haben.

Wie ein zündender Funke, der durch ein dunkles Zimmer blitzt, ſchnell, wie er kam, verſchwindet, das Licht aber auf dem Tiſche, das er entflammt hat, brennt fort, ſo war die geliebte Fremde ſchon am folgenden Tage nach unſerem Geſpräche im Garten wieder von uns gegangen. Die Reiſe, die ich mit meinen beiden Freunden in das böhmiſch-ſächſiſche Erzgebirge machte, war für uns lehrreich und ſchön; wir kehrten reich an neuen Anſchauungen mit einer ſchweren Laſt der erkauften und ſelbſt gefundenen Mineralien von ihr zurück. Meine Freude an dem näheren, wiſſenſchaftlichen Verkehre mit der Natur, vor Allem meine Vorliebe zur Mineralogie hatte auf dieſer Reiſe eine kräftige Nahrung empfangen; ſo viel ich auch in dem letzten Jahre meines Univerſitätslebens noch Anderes zu thun hatte, konnte ich dennoch dem Verlangen nicht widerſtehen, noch einmal mit großem Fleiße Mineralogie zu hören. Hiebei aber, mit verdoppeltem Fleiße, wendete ich mich den Studien meines nächſten künftigen Berufes: der Arzneikunde zu. Hufeland war ſchon, ehe ich nach Jena kam, einem ehrenvollen Rufe nach Berlin gefolgt. Männer aber, wie die beiden Stark, Loder, Himly, Suckow, Froriep, Bernſtein u. A., ſtanden als würdige Vorbilder und Lehrer der künftigen Mediziner da. Unter ihrer Leitung lernte ich an den Krankenbetten ſelber die Krankheiten und ihre ärztliche Behandlung kennen. In die Reihe der anderen, durch alte Erfahrung geprüften Heilmittel war damals auch der Galvanismus eingetreten. Mit dieſem vorzugsweiſe, zum Theil mit glücklichem Erfolge, beſchäftigte ich mich zur Heilung von Lähmungen, Schwerhörigkeit und Taubheit.

Es war ein vielbewegtes Jahr für mich, dieſes letzte in Jena. Ich denke daran wie an einen Sturm auf dem Meere, bei welchem man, mitten unter den anſtrengenden Bemühungen, das Schiff in den Hafen zu retten, kaum zur Beſinnung kommt. Manche liebe Stunde des Ausruhens genoß ich, mit Ritter und einigen Freunden, in dem gaſtfreien Hauſe und gebildeten Familienkreiſe Weſſelhöft's, des Geſchäftsführers der anſehnlichen Buchdruckerei ſeines Schwagers, des berühmten Buchhändlers Frommann. Meine anderen Bekanntſchaften aber mit den Studierenden aus allen Landsmannſchaften und Fakultäten waren in der letzten Zeit ſo zahlreich geworden, daß ſie mir faſt mehr zur Laſt als zur Luſt gereichten. Wohin war doch ſo auf einmal meine Neigung zur Einſamkeit und Stille, meine Nüchternheit und gewohnte Mäßigkeit gekommen, wie konnte ein und dieſelbe Menſchennatur ſo ganz von der einen Richtung in die entgegengeſetzte andere umſchlagen. Sah es doch ſelbſt in meinem Inneren ſo aus, wie in einer, ſeit langer Zeit nicht mehr aufgeräumten Studentenſtube, wo Alles in Unordnung neben wie unter einander herumliegt, daß man Mühe hat, Das zu finden, was man ſucht.

In den letzten Monaten meines Univerſitätslebens beſchäftigte ich mich ſehr fleißig mit einer Arbeit, die ich zur Grundlage der lateiniſchen Probeſchrift für meine Doktorpromotion beſtimmt hatte. Die Anregung dazu war mir in Schelling's Vorleſungen und ſeinem geiſtreichen Buche „Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge" gekommen. Dieſelben Geſetze des Bewegens, dieſelben Harmonieen der Raum- und Zeitverhältniſſe, welche Keppler an den Weltkörpern des Planetenſyſtems aufgefunden, müßten ſich, ſo meinte ich, auch in den inneren Lebensbewegungen des Organismus, z. B. im Blutumlaufe, nachweiſen laſſen. Obgleich die Eitelkeit, welche mich zu dieſer Arbeit trieb, unverhältnißmäßig viel größer war als meine Erkenntniſſe und Kräfte, ſo daß ich nach langem Abmühen mit dem Gegenſtande dieſen verließ und eine leichtere Aufgabe für meine Diſſertation wählte, ſind mir dennoch die Grundgedanken zu meinem verunglückten Probeſtücke in manche meiner ſpäteren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten nachgegangen. Die Prüfung für den Doktorgrad war glücklich beſtanden, auch die formelle Feierlichkeit der Promotion war überſtanden, welche für mich, wie (nach S. 113) alle die öffentlichen Akte, bei denen ich eine Hauptrolle zu ſpielen hatte, eine peinliche Aufgabe war; ich ſah mich am Abſchluſſe meiner Lehrzeit, von deren Erwerbe ich nun bald Rechenſchaft geben ſollte durch die That des Lebens. Wie ernſt hätte der Gedanke an die Bedeutung dieſes Abſchluſſes für mich ſein müſſen, wäre in mir der rechte Ernſt geweſen, ihn zu verſtehen.

Einige Freunde, mit ihnen Weſſelhöft und Ritter, begleiteten mich nach Roda. Wie ein Träumender zog ich meinen Weg durch das Voigtland an der Stätte mancher alten Erinnerung vorüber. Der Traum war lieblich und ſüß, ſeine Bilder waren nicht aus jener alten, ſondern aus einer neuen Erinnerung genommen, die mir ſeit der Nachmittagsſtunde im Garten meines Vaters (nach S. 402) warm und hell in der Seele geblieben war. Ein Traum war es im Traume, denn auch dort, wo ich die Augen wieder ſah, in welche ich im Garten ſo tief geblickt hatte, die Stimme wieder vernahm, die mir dort zu Herzen ſprach, hörte der Traum nicht auf, ein Traum zu ſein; er war nur tiefer, inniger, wahrer geworden.

Der Erwerb
aus einem vergangenen
und
die Erwartungen
on einem zukünftigen Leben.

Eine Selbſtbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,

or der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doktorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München.

Zweiter Band.

Erſte Abtheilung.

Erlangen, 1855.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Die erſten Gaſtrollen des praktiſchen Lebens.

Inhalt.

Kap. Seite
1. Ein Bild aus der Ferne 1
2. Eine Wanderung am Pfingſtvorabend 5
3. Der Gang zur Brautwerbung 14
4. Wohin zuerſt? 28
5. Eine Friedensſtörung 30
6. Die Verlobung und ihre Folgen 44
7. Einſam und gemeinſam 56
8. Die Hochzeit 62
9. Die Flitterwochen 66
10. Die Rechnungen 72
11. Die dunklen Herbſttage 79
12. Stilleſein und Hoffen 90
13. Die Heimzahlung alter Schulden 106
14. Der oft gewälzte Stein 112
15. Der Einzug in Freiberg 119
16. Abraham Gottlob Werner 128
17. Die geiſtige Mitgenoſſenſchaft 147
18. Das Familienleben 158
19. Hangen und Bangen 187

Kap. Seite

20. Der Octobermonat von 1806 178

21. Die Winterszeit 196

22. Bekanntſchaften, daheim und auf Reiſen 200

23. Ein Held aus Angſt und Noth 226

24. Ein unheimliches Wohlbehagen 243

25. Die rechte Stunde 251

---

1. Ein Bild aus der Ferne.

Mein Leben, während des letzten Univerſitätsjahres in Jena, glich dem eines wandernden Geſellen, der an einer Gränzſtation verweilt, von welcher man nicht nur leicht aus dem Gebiete des einen Landesherrn in das eines anderen hinüberkommen, ſondern ſelbſt von dem Hügel, auf dem das Wohnhaus liegt, hinüberblicken kann in das Nachbarland. Und wenn nun in dieſem Nachbarlande, ganz nahe der Gränze, der Ruhepunkt liegt, an welchem das Herumtreiben in der Fremde endigen und das Wohnen am eigenen Herde beginnen ſoll, dann geht mit den Blicken zugleich, die ſich an der Ausſicht vom Hügel weiden, auch das Herz wandeln, nach der Traumwelt, welche die Seele dort über den Bergen aus ihren Hoffnungen und Wünſchen ſich geſchaffen hat.

Ich erkenne darin, in recht vorzüglichem Maaße, eine jener treuen Führungen, dergleichen ich in meinem Leben ſo viele erfahren, daß mir da, wo ich die eine Hauptſtation meines Lebenslaufes ſo eben erreichen ſollte, ſchon die andere gezeigt wurde, welche mir zum nächſten Zielpunkte meines Berufes beſtimmt war. Dort im Garten meines Vaters, am zweiten Oſtertage, hatte mir, ſtatt der Palmen im fernen Afrika, nach denen mein Wandergelüſte mich hinzog, ganz in meiner Nähe ein Palmenzweig Frieden und Freude zugewinkt, welcher, wäre er auch am fernſten Punkte der Erde geſtanden, des mühſamſten Weges über Land und Meer, ſelbſt auf den Trümmern eines geſcheiterten Schiffes, werth geweſen wäre. Ein kurzer Augenblick der Zeit hatte in ſeinem eiligen Vorüberfluge ein Bewegen in meinem Innern geweckt, das mit der Zeit und ihren Erdenjahren nicht enden kann, weil ſeine Abkunft nicht von dem Weſen eines Dinges der Zeit war. Iſt doch ſchon der Naturtrieb, wenn er als ein prophetiſches Wunder der untergeordneten Art das Thier zu Handlungen bewegt, die nicht das Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblicks, ſondern das zukünftige Wohl des Einzelweſens und ſeines noch ungeborenen Geſchlechtes angehen, nach ſeinem Maaße ein Abbild jenes Dranges der Menſchenſeele, welcher, ihr ſelber unbewußt, auf ein Wohl, nicht des zeitlichen Lebens allein, ſondern eines ewigen Daſeins, gerichtet iſt. Denn beide, der Naturtrieb des Thieres und der Drang der Menſchenſeele, werden von einer Anregung bewegt, welche nicht aus dem Weſen der ſichtbaren, leiblichen Natur, ſondern aus dem unſichtbaren Wirken eines Alles tragenden Urgrundes hervorging, auf welchem das Werden und das Beſtehen der leiblichen wie der geiſtigen Welt beruht.

Was war das, was mich dort ſo unwiderſtehlich ſchnell, ſo unauflöslich feſt zu einer Menſchenſeele hinzog, in deren Tiefe ich ſo eben nur den erſten Blick gethan hatte? Mein Finger hebt wohl auch durch ſein mechaniſches Bewegen eine ſtählerne Nadel vom Boden auf, welche der Magnet in Blitzesſchnelle zu ſich hinanzieht, jenes iſt ein ſichtbar leibliches, dieſes ein unſichtbares, gleichwie geiſterhaftes Bewirken. Eindrücke des leiblich Schönen habten meine Sinne ſchon oft empfunden; ſie waren ſchnell, wie ſie kamen, an meinem Herzen vorübergegangen. Das, was hier ſo mächtig mich ergriff, war nicht die Schönheit eines in üppiger Fülle blühenden Fleiſches und Blutes, ſondern eine ſolche, welche das Siegel des Geiſtes trug. In dem Dunkel der Augen, darein jetzt mein Auge blickte, wohnte ein Licht, das von einem anderen, höheren Feuer als dem der Sonne entzündet ſchien; es war nicht ein anlockender Reiz, ſondern eine Ehrfurcht gebietende Majeſtät der Schönheit, welche über die ſtillen, ernſten und dennoch leicht beweglichen Züge dieſes Angeſichtes ſich ergoß, dem nicht die Roſe ihre Farben, ſondern die Lilie ihren Schmuck gab. In jeder Bewegung der edlen Geſtalt waltete jungfräulich züchtige Anmuth; das, was aus den Mienen, wie aus den ungekünſtelten Worten ſprach, das war ein Verſtand, deſſen Gaben der Geiſt des Menſchen nicht in der Schule der Welt, ſondern in der Zucht und Furcht des Herrn empfängt. So war das liebliche Bild, das mir, aus der Ferne einer längſt vergangenen Zeit, noch ſo, als hätte ich heute es geſehen, vor der Seele ſteht.

Erſt lange nach dem Beginne unſerer eigentlichen Bekanntſchaft im Hauſe meiner Eltern lernte ich die Stimmung verſtehen, in welcher damals die ſeltene Jungfrau mir entgegentrat. Sie war, wenig Monate vorher, auf einem lebensgefährlichen Krankenlager, mit den Gedanken der Ewigkeit, welche zwar niemals ihrem Gemüthe fremd geweſen, näher noch und inniger denn ſonſt befreundet worden. Nach ihrer Wiedergeneſung hatten die Aerzte, wie die Eltern, eine Reiſe zu der Mutter ihrer Schwägerin als heilſam empfohlen, welche zugleich die Tante meines Schwagers, des Arztes, und hierdurch auch uns verwandt war.

Geſtärkt wie erheitert durch die fremde Luft und die Neuheit der Umgebung, war ſie auf der Durchreiſe nach ihrer Heimath nach Chemnitz, zu meiner Schweſter gekommen, nicht aber um bei dieſer zu verweilen, ſondern um noch zum Oſterfeſte zu den Ihrigen zu eilen. Denn es war mit dem des Feſtes zugleich noch ein anderer Zug, der ſie nach dem Elternhauſe und ſeiner Nachbarſchaft hinführte. Sie wußte es, daß dort ein Fremder auf ſie warte, der ihrer theilnehmenden Erinnerung nicht fremd war; ein Jüngling, den ſie zwar nur ein oder etliche Male geſehen, deſſen innige Zuneigung ſie aber auch ohne Worte wohl verſtanden und der ſtillen Erwiederung nicht unwerth gefunden hatte. Mit der Freudigkeit des neubekräftigten Lebens war auch dieſe im Verborgenen keimende Neigung wieder ſo wach geworden, daß ſie das dringende Verlangen der Jungfrau, ſo bald als möglich nach Hauſe zu kommen, wohl begreiflich machte, ſo wie die entſchiedene Weigerung, ſich wenigſtens einen Raſtag im Hauſe meiner Schweſter zu gönnen. Aber was half da alles Drängen und Treiben? Ich weiß nicht mehr gewiß, durch welche äußere Veranlaſſung, wie ich aber vermuthe, durch eine, mit vielem Gefolge nach Böhmen reiſende Herrſchaft, waren die Pferde, welche zur Extrapoſtfahrt für die Freundin dienen ſollten, hinweg genommen worden; es erſchien ihr jetzt unmöglich, noch zur beſtimmten Zeit die Heimath zu erreichen, und ſie entſchloß ſich, mit meiner Schweſter und meinem Schwager den Weg nach unſerem Elternhauſe zu machen; wie ſie mir ſpäter erzählte, nicht ohne manche geheime Thräne, darin der Schmerz über das Mißlingen all' ihrer Bemühungen, hinwegzukommen zur Heimath, ſich ausſprach. Ein anderer Wille als der des Menſchenherzens hatte ſie geführt, dahin ſie nicht wollte, wohl aber, nach einem über uns beide beſchloſſenen Rathe, gehen ſollte.

Ich hatte mir, ſchon beim Schluſſe unſeres Geſpräches im Garten, von der geliebten Jungfrau die Erlaubniß erbeten, ihr ſchreiben zu dürfen, und hatte nach meiner Zurückkunft nach Jena dieſe Erlaubniß fleißig benutzt. Ich zwar war in meinen Briefen gar bald aus den Schranken herausgetreten, in denen ein Freund zur Freundin ſich gehalten fühlt, denn die Gluth der erſten Liebe brach allenthalben durch dieſe Schranken hindurch; ſie aber, als wolle ſie nicht verſtehen, was meine Gefühle ſprachen, antwortete im Tone einer beſcheidenen Jungfrau, die einem werthen Bekannten und Freunde für ſeine fortwährende Theilnahme an ihr, dem unbedeutenden Landmädchen, dankbar iſt. Doch ſprach ſie es dabei aus, daß auch Sie gern und mit Theilnahme meiner gedenke, und als ich in einem meiner Briefe in ſehr lebendiger, dringender Weiſe das Verlangen geäußert, ſie wieder zu ſehen und ihre Eltern kennen zu lernen, da kam von ihr und ihren Eltern die Einladung, ich ſolle ſie beſuchen. Man ſpricht oft, in poetiſcher Uebertreibung, von einer Trunkenheit der Freude. Was dieſes Wort bedeute, das habe ich damals in Wahrheit erfahren, als der Brief aus theurer Hand mit dieſer Einladung an mich kam. Im Zimmer wie auf meinem einſamen Spaziergange las ich ihn unzählige Male, es blieben immer dieſelben Worte, einmal ſo tief, ſo innig mich bewegend, ſo freudig mich erhebend wie das andere Mal.

2. Eine Wanderung am Pfingſtvorabend.

Das Pfingſtfeſt war nahe, mit dieſem gab es für mich einige Tage freie Zeit. Was ſollte mich hindern, den

Worten, die hier im Briefe ſtanden, zu folgen; ich konnte der Reiſeluſt nicht widerſtehen; mir war es, als regten ſich in meinem Innern Flügel, welche durch die Bruſt hinausbrechen und mich hinwegtragen wollten.

Man hat öfters das Hervortreten des leichtbeſchwingten Schmetterlinges aus der engen Puppenhülle, die ihn umſchloß, mit dem Durchbruche der neuen, unſterblichen Leiblichkeit aus der irdiſch-ſterblichen im Tode, verglichen; ein anderer Vergleich des Schmetterlinges mit ſeiner früheren Larvenform liegt uns noch näher. Die Natur weiß hier zunächſt nichts von dem Tode; ſie zeugt nur von einer neuen, höheren Geſtaltung des ſterblichen Weſens durch eine Macht, welche im Thierreiche Luſt der Geſchlechter heißt, im Menſchen aber zur Liebe ſich veredelt. Der Hauch der Luft, mit dem Duft des Maies ging wohl auch vorhin wohlthuend leicht in deiner jugendlichen Bruſt ein und aus, als aber die Liebe kam, da war es, als ſei dir in der Bruſt aus Fleiſch und Gebein noch eine andere, neue gegeben. Dieſe neue Bruſt, weit über die alte ſich ausdehnend, iſt für das Ein- und Ausgehen eines Lebensodems gemacht, der, von höherer Kraft, als der irdiſche, bei jedem Zuge das Herz mit einem Gefühle der Freude erfüllt, welches bei jedem Aushauche zum Geſange werden möchte. Der Schmetterling iſt bei ſeinem Hervorkommen aus der Hülle in eine neue, vorhin nie geſehene Welt getreten, für welche er erſt jetzt Augen und wahrnehmende Sinne empfangen hat. — Und als die Liebe kam, war es dir da nicht, als ſei dir erſt jetzt ein Auge gegeben für eine vorhin nie geſehene, paradieſiſche Welt, die mitten in der altbekannten, längſt geſehenen, wie aus einem Widerſcheine der Morgenröthe gewebt, daſtand, du wußteſt es nicht? Und was ſieheſt du, wohin du ſchauſt, in der neuen paradieſiſchen Welt? Es ſind Augen, in welche du ohne Aufhören im Wachen des Tages und im Traume der Nächte blickeſt: dieſe Augen, ſo ſcheint es deinem Entzücken, ſind auf dich gerichtet; die Flöte des Hirten tönt, und dir iſt es, als vernähmeſt du, zu dem Tone der Flöte den Geſang der Stimme, welche, inniger bewegend und rührend als jede Stimme der Natur, zu deinem Herzen ſprach.

Dieſes iſt in ſchwachen Zügen ein Abbild jener Liebe, welche den Jüngling zur Jungfrau zieht, daß er Vater und Mutter verläßt und ſeiner Erwählten anhanget. Und was iſt dieſe Liebe von vergänglichem Gewebe gegen eine andere, höhere von ewiger Natur, deren Vorbild und Schattenriß ſie darſtellt? Glücklich allerdings ſind der Jüngling, die Jungfrau, welche die Macht einer Liebe in ſich erfahren, die das eigene Selbſt in einem anderen vergißt und dahin gibt. Selig aber, ja ſelig der Jüngling wie der Greis, welchem der Morgenglanz jener höheren, ewigen Liebe aufging, deſſen Strahlen ihn mitten in der ſichtbaren Schöpfung ſeines Gottes eine Herrlichkeit der künftigen Welt des Friedens, Augen, voll ewigen Erbarmens auf ihn gerichtet, erkennen und eine Stimme vernehmen laſſen, die ihn zum neuen Leben ruft.

Vielleicht mag es wirklich ein Schmetterling geweſen ſein, der, als ich den Brief mit der ſüßen Einladung, dort am Ufer der Saale ſitzend, noch einmal las, ſo eben aus der Puppe brechend, aus dem Geſträuch ſich hervorarbeitete, mich auf einige Gedanken dieſer Art gebracht hatte, die ich in einem Briefe an die Geliebte ausſprach, darin ich meinen baldigen Beſuch, doch ohne Beſtimmung des Tages, ankündigte. Ich aber ſelber hatte mir ſchon längſt Tage und Stunden abgezählt, bis zu dem Augenblicke, da ich die mit den leiblichen Augen wieder ſehen ſollte, deren Bild mir unverrückbar feſt vor der Seele ſtand.

Es war am Vortage (Heiligabend) des Pfingſtfeſtes, am 8. Juni, als ich frühe vor Sonnenaufgang zum Löbderthore hinauszog. Ich hatte in der Nacht nur wenig geſchlafen, denn der Traum mit wachen Augen, den ich träumte, war mir ſüßer und erquicklicher geweſen als der Schlaf. Ich wanderte leichten Fußes dahin, meinen Sonntagsrock für die Zeit des Feſtes trug ich an mir; in der Jagdtaſche, welche mir zugleich mit einem burſchikoſen Hirſchfänger über die Schultern hing, fand ſich nur etwas Wäſche und ein Buch, das ich der Geliebten als Gabe mitbrachte. Es war Heinrich von Ofterdingen von Novalis; eine damals neue, liebliche Erſcheinung des Tages.

Welches der nächſte, beſte Weg ſei nach Bärenwalde, ſo hieß das Dorf, in welchem Henriette wohnte, das konnte mir in Jena niemand ſagen. Von Kirchberg, dem Wohnorte fleißiger Tuchmacher, das wußte ich, lag es kaum zwei Stunden aufwärts in einem Gebirgsthale. Die Landkarte mußte meine Wegweiſerin ſein, und ich beſchloß, in der geraden Linie, welche ich mir auf der Karte zwiſchen Jena und Kirchberg zog, meinen Weg zu nehmen. Allerdings führte dieſe Linie ohne Hinderniß von einem Dorfe zum andern oder mitten zwiſchen zwei Ortſchaften hindurch, aber die Landſtraße und ſelbſt die Fußwege [illegible] von meiner geraden Linie nichts wiſſen, und wenn ich dieſer über die gemähten Wieſen folgen wollte, da trat mir bald ein dichtes Gebüſch und dann etwa eine Reihe von Ackerfeldern in den Weg, oder es gab einen Sumpf, einen Bach zu durchwaten, über den keine Brücke ging. Und ſchon in Ziegenhayn wußte mir der Bauer, den ich fragte, nicht zu ſagen, wo Quirla läge; die Arbeiter auf einem

Wieſe bei Möckern gaben mir über den Weg nach dem Dorfe Eineborn nur unſichere Kunde.

Ich ließ mich durch dieſe kleinen Hemmungen in meiner Luſt am Wandern nicht ſtören. War es mir doch, als hätte ich, wie in der Mährchenwelt, Meilenſtiefeln an und die Strecke von reichlich neun geographiſchen Meilen, die zwiſchen Jena und Bärenwalde lag, ſei für eine Tagereiſe eher zu gering als zu groß. Denn als ich, noch in der Morgenkühle, nach dem ſchön gelegenen Ziegenhayn kam, da däuchte es mir, als ſei ich ſoeben erſt aus dem Lobedathore heraus getreten; in Quirla ließ es mich nur der Stand der Sonne errathen, daß mir doch ſchon einige Zeit auf der Wanderung vergangen ſei, und erſt da, als ich auf einem beſchwerlichen Umwege Eineborn erreicht hatte, ſagte ich zu meinem Leibe: „Du haſt dich brav gehalten, dafür ſollſt du auch hier ein Glas Milch und ein Stück Brod zum Frühſtück haben.“

Es war aber auch ein Tag, ſo ſchön, ſo reich angethan mit allen Herrlichkeiten der Natur, daß mir es zu Muthe war, als hätte ich noch niemals einen ſo ſchönen erlebt. Die Sonne ſtrahlte hell am unumwölkten blauen Himmel, ein kräftig wehender, erfriſchender Wind kam mir von Oſten her entgegen, welcher mit dem Laute eines fernen Gewäſſers durch den Eichwald rauſchte und die hochſtehenden [illegible]en der Felder wie ein grünendes Meer in auf- und niederſteigenden Wogen bewegte. In mir tönte es, wie die Worte des alten, hehren Lobgeſanges ſagen: „Himmel freue dich, und Erde ſei fröhlich; das Meer brauſe, und was darinnen iſt; das Feld ſei fröhlich, und alles was darauf iſt; und laſſet rühmen alle Bäume im Walde vor dem Herrn. Denn er kommt, denn er kommt!“ . . . Schien mir es doch, als ob die ſchönen blauen Schwertlilien, mit denen eine Wieſe geziert war, und die hohen Glockenblumen, bewegt vom Winde, das morgende Feſt einläuten wollten; in einem Walde der grünenden Buchen und Eichen erfaßte mich das Mitgefühl mit der Ruhe und dem Frieden, welche dort in der Natur walteten, ſo mächtig, daß ich mich ihm, ſitzend und leſend in Novalis' Buch dahingab, bis ich faſt erſchrocken über den langen Verzug, mich aufraffte und weiter eilte.

In dem Städtchen Weida machte ich Mittag; auf den Hügeln jenſeits Gottesgrün und bei Neumark begrüßte ich mit unbeſchreiblichem Wohlbehagen meine liebe erzgebirgiſche Heimath. Nicht die Abendröthe allein, die mir auf der Anhöhe bei Kirchberg leuchtete, ſondern ſicherer noch als dies verkündete mir mein hoffendes Herz auf morgen einen wunderſchönen Tag. Der Abend dämmerte ſchon, ſo leicht hinſchattend als es in der Zeit der längſten Tage zu geſchehen pflegt, als ich vom Hügel hinab in das Gebirgsthal kam, darin der Ziel- und Ruhepunkt der bedeutungsvollſten Wanderung meines Lebens lag. Ich fühlte keine Ermüdung mehr von dem ziemlich reichlichen Tagemarſche; meine Schritte wurden wieder ſo eilig wie am Morgen, auf dem Wege vom Lobedathore nach Ziegenhayn, ich ſah, in der hellen Dämmerung, eine Kirche, nicht fern von mir, dort, meinte ich, ſei mein Ziel. Ich wußte aber nicht, daß dort im Thale hinauf eine lange Dörferreihe mehr denn eine Stunde lang ſich fortzieht; ein Mann, dem ich begegnete, ſagte mir, daß ich hier erſt in Hartmannsdorf ſei, nach dem Wirthshauſe in Bärenwalde habe ich noch weit, könne aber nicht irren, wenn ich nur immer am Bache hinanginge. Wie oft ich an dieſem Abende über den guten, munteren Bach, der mir zum Wegweiſer dienen ſollte, theils auf kleinen Brücken mit trockenen, theils um ſeine vielen Erinnerungen abzuſchneiden, mit naſſen Füßen gekommen bin, das wüßte ich nicht zu ſagen, wohl aber, daß ich, ſobald ich von einer Waſſer ſchöpfenden Frau vernommen, hier ſei ich im Bärenwalde, in die Fenſter jedes Hauſes, darin noch Licht brannte, hineinſchaute, ob ich nicht in dem Zimmer Die ſähe, nach welcher ich gern, nicht nur hier in dieſem Thale, ſondern in allen Thälern der Erde ſuchen gegangen wäre. Freilich gab es nur hin und wieder noch ein brennendes Licht, und ehe ich den Weg durch das lange Dorf, bis hinauf zur Kirche, in deren Nähe das Wirthshaus ſtand, zurückgelegt hatte, da waren alle verloſchen. Dennoch fand ich in dem Gaſthauſe noch eine ſehr zuvorkommende Aufnahme; der elegante Hirſchfänger, den ich mir von einem meiner jenaiſchen Freunde, einem ſtattlichen Burſchen, für dieſe Wanderung geliehen, ſchien den Wirthsleuten eine ſo hohe Achtung vor mir einzuflößen, daß ſie mir zum Nachtlager nicht nur das größte Gaſtzimmer, ſondern auch ein Bett anwieſen, deſſen Breite, drei bis vier Mann, deſſen Decke, mit der ungeheueren Fülle ihrer Federn, zur Erwärmung von faſt doppelt ſo vielen Menſchen, mitten im kalten Winter, hingereicht hätte.

Ob ich in meinem großen Bette mehr gewacht oder mehr geſchlafen hatte, als ich beim erſten Aufglänzen des Morgens [illegible] daraus hervorarbeitete und zu den Fenſtern hinausſchaute in die wahrhaft herrliche Gegend, das weiß ich nicht. Sobald ſich im Hauſe ein erwachendes Leben regte, trat ich zur Thüre hinaus an den Bach, in deſſen Waſſer ich mein Angeſicht erfriſchte und dann ſogleich den Hügel hinanſtieg, über deſſen Felſenzinnen und hohe Edeltannen ſoeben die Morgenſonne heraufkam.

Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich das Thal, in das ich jetzt mit all' meinen ſehnlichſten Wünſchen und Hoffnungen eingezogen war, eines der ſchönſten nenne, das ich in allen Gebirgen des deutſchen Vaterlandes, im Norden wie im Süden, im Oſten wie im Weſten geſehen habe. Wenn ſich zu den Trümmern einer alten, mächtigen Ritterburg der friedliche Anbau eines jetzt lebenden, glücklichen Volkes geſellt, im Schatten des alten Thurmes die hohen Nußbäume ſich erheben, am Gemäuer des vormaligen Burghofes die Weinrebe ſich hinanrankt und die Roſengeſträuche blühen, dann wird der Reiz der ernſteren Vergangenheit durch den der lieblichen Gegenwart, dieſer durch jenen ſo wunderbar erhöht, wie in einem volltönenden Choral die Laute der höheren Töne durch den harmoniſchen Einklang mit denen der ernſteren, tieferen Töne. Hier in dem Thale, darin ich jetzt ſtand, ſind nicht die Reſte eines mächtigen Bauwerkes der früheren Jahrhunderte zu ſchauen, welches die Hand des Menſchen hervorrief und zerſtörte, ſondern die Trümmer eines Aufbaues der vergangenen Jahrtauſende, welchen die Macht des Schöpfers an ſeinen Ort ſtellte und von dieſem weichen hieß. Die Felsart, aus der die umliegenden Berge beſtehen, iſt ein porphyrartiger Granit, in deſſen Grundmaſſe die großen, ſchönen Feldſpathkryſtalle, mit glatter Fläche allenthalben zerſtreut ſind; abgerundete Blöcke, zum Theil von der Größe oder von der Maſſe eines mäßigen Hauſes liegen am Bette des Baches, ſowie am Abhang des Berges umhergeworfen, und auf der Kampfſtätte, an welcher eine gewaltige Fluth mit der Kraft des Feſtſtehenden, ein Flüſſiges mit dem Erſtarren um den Sieg rang, ſind nun oben auf der Höhe die Wälder der Weißtannen und

Fichten, darinnen vor hundert Jahren noch die Bären hauſten, und an den Abhängen wie im Thale die Saatfelder und die Obſtgärten eingezogen.

Gleich neben dem Wirthshauſe, in das ich jetzt zurückkehrte, ſtand, von Gärten umgeben, ein Haus, das ſich, unter der Pflege ſeiner damaligen Bewohner, ſchon von außen durch eine, ich möchte ſagen, holländiſche Sauberkeit und Zierlichkeit vor allen anderen auszeichnete. Selbſt in der Auswahl und Anordnung der Blumenflor, mit welcher der Garten vor dem Hauſe und die Blumentöpfe vor den Fenſtern geziert waren, zeigte ſich ein Sinn für die Harmonie der Farben und Geſtalten der Pflanzenwelt. Ich wußte nicht, wie nahe dieſes Haus und ſein Beſitzer, der Kaufmann Mühlmann, mich bald nachher angehen würden.

Als ich ſoeben im Wirthshauſe mich bereit machte zu dem Beſuche in dem Hauſe des Herrn Kaufmann Martin, des Vaters meiner geliebten Jungfrau, da trat ein Mägdlein in das Wirthszimmer herein, welches im Auftrag ſeiner Mutter bei der Wirthin etwas zu beſtellen hatte. Es war die älteſte Tochter aus dem Nachbarhauſe, das ich ſoeben mit beſonderer Theilnahme betrachtet hatte. Eine Jungfrau, noch an der Gränze der Kinderjahre ſtehend, einfach und ſauber gekleidet, mit den munteren Augen einer Gazelle. Das Kind betrachtete mich ernſt und forſchend; die Wirthin hatte ihm, wie ich ſpäter erfuhr, [illegible] auf der Hausflur geſagt, es ſolle doch hineingehen in's Zimmer und den ſeltſamen, jungen Herrn betrachten, von welchem man nicht wiſſe, ob er ein Offizier, oder was ſonſt er ſei.

Anjetzt, nach einer Zeit von 53 Jahren, mit all' ihren Freuden und Leiden, erkenne ich auch darin einen Wink, den mir die verborgene Hand gab, die mich von der Kindheit bis in's Greiſenalter treulich auf meinem Pilgerweg geführt hat, daß es von allen Gliedern des theuren Hauſes meiner Henriette gerade dieſe, ihre älteſte Nichte, ſein mußte, die mir zuerſt begegnete und mich begrüßte. Dort bei der Kirche am Hügel, und an vielen anderen, nahen wie fernen Orten zerſtreut, ſind die Gräber aller damaligen Bewohner des Elternhauſes, ſowie des Schweſternhauſes, aus welchem das Kind zu mir kam. Dieſes aber, das Kind, eine Gabe, die mir an jenen Gräbern geſchenkt worden, iſt mir allein aus dem theuren Kreiſe der freudig und ſelig dahin Geſchiedenen geblieben; iſt nun ſeit 43 Jahren eine Pflegerin meines ſo bald verwaiſten Hauſes, meine treue Begleiterin auf meiner Wanderſchaft von einem Wohnorte zum anderen, wie auf meinen Reiſen in drei Welttheilen, vor Allem aber auf dem Wege des Friedens geworden, der aus der Zeit zur Ewigkeit führet.

3. Der Gang zur Brautwerbung.

Ein Knabe aus dem Wirthshauſe geleitete mich in das Unterdorf, zu dem etwas fern abgelegenen Hauſe, darin Henriette wohnte. Freundlich und zutraulich wurde ich hier von Alt und Jung, nur von Henriette mit jungfräulicher Schüchternheit begrüßt. Zu dem Vater des Hauſes: Benjamin Martin, ſowie zu der Mutter fühlte ich mich ſogleich mit kindlichem Vertrauen und hingebender Liebe gezogen. Es war, als könne man dem Vater unter ſeinem ergrauten Haupte, ſchon durch ſeine hellen blauen Augen hinab in das gute redliche Herz blicken; in ſeinen Mienen wie ganzem Weſen ſprach ſich ein wohlwollendes Gemüth und der Friede eines guten Gewiſſens aus. Die Mutter aber, das mußte man bald hindurchfühlen und merken, war die eigentliche Krone des

Hauſes. Noch in ihrem vorgerückten Alter eine wahrhaft ſchöne Frau, hatte ſie auch an Geiſt und Gemüth eine ſeltene Friſche der Jugend ſich bewahrt. Die geiſtvoll blickenden, dunklen Augen, die als Erbſtück namentlich auf ihr jüngſt geborenes Kind, auf Henriette übergegangen waren, theilten den heiteren, fröhlichen Mienen des edlen Angeſichtes eine Miſchung von Ernſt mit, welche in uns mit der kindlichen Liebe zugleich eine Ehrfurcht weckte, die der ſeltenen Frau gebührte, und welche ſie bei Allen, die ſie näher kannten, in ungetheiltem Maaße genoß. Es war ein Weib, wie der gekrönte Weiſe und Dichter es beſchreibt *); von ihrem Fleiße und anordnendem Verſtande war aller Wohlſtand des Hauſes gekommen. Denn bei Allem, was ihre Hand unternahm, war Glück und Segen. Namentlich ſo bei dem Handel mit Spitzen, den ſie begründet hatte, während den Vater bei ſeinem Handel mit Eiſenwaaren, der ihn immer außer Hauſe führte, ſchon frühe ein unverſchuldetes Unglück nach dem andern traf. Eine Erzieherin, zuerſt ihres jüngſten, ſehr bald zum Waiſen gewordenen Bruders, der nachmals in Straßburg als Kaufmann ſein Glück ſuchte und fand, dann der eigenen Kinder, hatte ſie auch in dieſes jüngere Geſchlecht den Schatz ihres eigenen Herzens gelegt: ungeheuchelte Gottesfurcht, Anhalten am Gebete und am unermüdeten Fleiße der Hände; Ordnungsliebe und Zucht ſowie Wohlanſtändigkeit der Sitten.

Mit den Eltern zugleich kam mir auch der mit ihnen im Hauſe wohnende Sohn Philipp mit brüderlicher Offenheit und Liebe entgegen. Er war nur um etwa fünf Jahre älter als Henriette, hatte aber durch Fleiß und

---

*) Sprüchw. S. 31. V. 11 u. f.

Vaters Segen ſchon ſeinen eigenen Hausſtand als Kaufmann wohl begründet. Seine, aus der Oberlauſitz gebürtige Frau, die, wie ich ſchon erwähnte, durch meinen Schwager, Fröhnel, den Arzt, mir verwandt war, hatte ihm zwei liebliche Kinder geboren, von denen das älteſte, ein Knabe, mit mir ſehr bald vertraut wurde.

Noch eine andere Zeugin meines heutigen Glückes war ſo eben hier im Hauſe, welche weder den Bewohnern von dieſem noch auch mir, obgleich ich ſie heute zum erſten Male ſah, eine ganz Fremde war: eine Freundin Henrietten's, aus der Nähe von Schneeberg, eine weitläufige Verwandtin meines väterlichen Hauſes in Schwarzenberg. Man behält bei uns, im Erzgebirge, auch die entfernteren Verwandtſchaften, auf viele Glieder hinaus, in treuem Andenken; meine älteren Schweſtern hatten in dem Hauſe des Vaters dieſer Freundin manche frohe Stunde verlebt, an welche ſie ſelber, aus ihrer früheren Kindheit noch die Erinnerung bewahrte; ſo wurden wir denn auch, gleich in der erſten Stunde, gute Bekannte. Und dieſes unerwartete Zuſammentreffen war für mich ſelber von höchſt bedeutenden Folgen, denn jene Freundin war beſtimmt, beſſer, denn ich jemals es vermocht hätte, für mich um Henrietten's Liebe zu werben; ſie war es, welche den verſchloſſenen Garten der jungfräulichen Zuneigung ihrer Freundin mir aufthat; ohne ſie, ſo möchte nach menſchlichem Urtheile ich ſagen, wäre Henriette kaum mein geworden. Dieſes zeigte ſich vor Allem ſchon an dem Feſttage, deſſen merkwürdig verflochtene Begebenheiten ich hier beſchreiben will.

Es war Zeit, zur Kirche zu gehen; die ganze Familie, ich mit dem Vater Martin voran, machte ſich dahin auf den Weg. Im Vorbeigehen an dem Hauſe, deſſen Blumenflor und ſchmuckes Ausſehen mich heute am Morgen erfreut hatte, erfuhr ich, daß in ihm die älteſte Tochter des Martin'ſchen Elternpaares, vermählt an Kaufmann Mühlmann, wohne; der Schwiegerſohn, ein Mann von ſchönem, einnehmendem Ausſehen, trat aus dem Hauſe hervor, begrüßte uns freundlich und ſchloß ſich an uns zum Wege nach der Kirche an.

Was in dieſer gepredigt wurde, davon vernahm ich nur wenig, ſo viel ich auch bemüht war, mich aufmerkſam zu erhalten. Rührender als das Wort war mir der Geſang, denn wir Alle, die Genoſſen des Martin'ſchen und Mühlmann'ſchen Hauſes, ſaßen in einem großen, gemeinſamen Familienchor beiſammen, und ſie ſang mit uns, deren leiſe Stimme mir lieblicher tönte als alle laute Harmonieen der kunſtreichſten Oratorien und Konzerte.

Nach der Kirche traten wir, der Einladung folgend, in das liebe Mühlmann'ſche Wohnhaus ein. Es gab hier vielfältige Gelegenheit, mit dem Freunde der ſchönen Blumen, der zugleich ein eifriger Pfleger der Bienenzucht war, über Beides: die Kunde der Pflanzen und die Naturgeſchichte der Bienen, zu reden, was für ihn und die anderen Hörer von Intereſſe war; die Betrachtung der Heilkräfte der Pflanzen führte mich tiefer in das Innere meines Handwerkes, die Arzneikunde, ein. In Menge hatte ich in der Umgegend des Dorfes den Bergwohlverlei (die Arni[illegible]ühen ſehen, deſſen Kräfte ich gegen manche leibliche Leiden rühmte, und ich weiß nicht mehr, war es dieſe oder war es eine andere heilkräftige Pflanze im Nebengarten des Mühlmann'ſchen Hauſes, deren wohlthätige Wirkung ſich bald nachher an einer leidenden Nachbarin erprobte.

Auf dem Heimwege nach dem Elternhauſe geſellte ich mich, zunächſt im Geſpräche mit Henrietten's Freundin, meiner Verwandtin, zu den beiden Jungfrauen. Als wir zum Hauſe kamen, da erwartete uns ſchon an der Thüre eine alte Nachbarin, welche, wie es ſchien, etwas ſehr Angelegentliches mit Henrietten zu reden hatte. Dieſe, das entging meinen aufmerkſam ſie beachtenden Blicken nicht, ſchien durch die leiſe Mittheilung ſehr bewegt; die Freundin trat zu ihr und beide, im Garten auf- und abgehend, waren einige Zeit in angelegentlichem Geſpräche.

Bei Tiſche ſaß ich zwiſchen der lieben, trefflichen Mutter und Henrietten's Freundin. Dieſe, ein Mädchen von lebhaftem Geiſte und vielem Verſtande, um mehrere Jahre älter als Henriette und von einer, für ein Landmädchen ungewöhnlichen Beleſenheit und Bildung, ſchien es recht abſichtlich darauf anzulegen, mir die Zunge zu löſen und mich beredt zu machen. Sie führte mich durch ihre Fragen zuerſt nach Leipzig, wo ſie ſchon ſelber geweſen, dann nach Jena und Weimar, zu den berühmten dort wohnenden Männern, dann, ich weiß ſelbſt nicht mehr, wohin, in die weite Welt. Da ergriff mich auf einmal mein Hang zum Erzählen. Ich hatte zwar noch wenig in der Welt geſehen, deſto mehr aber gehört und geleſen. Ich war jetzt in meinem rechten Elemente, in welchem ich mich munter und kräftig bewegte; bald in der Beſchreibung von den Abenteuern und Erfahrungen kühner, berühmter Reiſender und der Thaten großer Helden, bald in der Schilderung der Lebensſchickſale merkwürdiger Menſchen. Ich bemerkte gar bald, welche Erzählungen und Schilderungen dem Gemüthe meiner Henriette am meiſten zuſagten. Denn dieſe, obgleich am anderen Ende des Tiſches ſitzend, hatte mit reger Theilnahme mir zugehört, und meinem eigenen Gemüthe wie dem ihrigen lag die Richtung von den munteren, heiteren Partien der Unterhaltung zu den ernſteren, tiefer zum Herzen ſprechenden, nicht ferne. Wir ſaßen ungewöhnlich lange an dem Tiſche der Familie, bei welchem ich, ungeachtet der oft wiederholten, dringenden Einladung der freundlichen Hausmutter, mehr nur geſprochen, als gegeſſen hatte.

Man wolle mir dieſen Rückblick auf mein erſtes Tiſchgeſpräch im Hauſe meiner nachmaligen Schwiegereltern, ſo ſehr er auch den Anſchein einer Rotomondate haben mag, zu Gute halten. Wer es an ſich erfahren, welche Kraft der Begeiſterung in einer aufflammenden Liebe liegt, der wird meinen damaligen Drang, ſo wie die ungewöhnliche Gabe zu reden, begreiflich finden. War doch Alles, was ich ſprach, zunächſt nur an ſie gerichtet, es war ein Werben um ihre Theilnahme und Gunſt. Wäre ich ein Dichter geweſen, dann würde meine Rede zu einem Liede geworden ſein, während ſie, wie ich ſicher vermuthe, großen Theils nur das Geſchwätze einer gewandten Zunge war, das von der Begierde, Menſchen zu gefallen, angeregt wurde. Wohl aber dem, welchem eine höhere Liebe als Frauenliebe iſt, zum Sprechen vor einem anderen Ohre und Auge bewegt, als das menſchliche es iſt! Nur in einem ſolchen Sprechen wird mit der Einfalt zugleich die rechte Kraft ſein, welche Menſchenſeelen in der Tiefe ergreift und zu einer Liebe erweckt, die nicht vergeht.

Noch an demſelben Nachmittage ſo wie an den darauf folgenden Tagen meines diesmaligen kurzen Aufenthaltes in Bärenwalde begann für mich eine andere Geſchäftigkeit, zu welcher ich fortan, ſo oft ich wieder in die Gegend kam, mich vielfach aufgefordert und genöthigt ſah. Der Sohn eines Nachbars, der jenſeits des Baches dem Elternhauſe gegenüber wohnte, war plötzlich von einem heftigen Erkranken befallen worden. Man rief mich als jungen Arzt, denn als ſolcher war ich ja in den Kreis der anderen werthen Bekannten und Freunde eingeführt, zu Hülfe. Nun darf ich zwar wohl ſagen, daß der Standpunkt meiner ärztlichen Kenntniſſe ſeit meiner vorjährigen Reiſe nach Bayern (m. v. Bd. I S. 377) ein ungleich anderer und tüchtigerer geworden war. Ich hatte mich durch die trefflichen Lehrer, welche damals in Jena lebten, einführen laſſen aus den Vorhallen in das eigentliche innere Gebiet der Lehre von den [illegible]nkheiten und ihrer Heilung; hatte mit großem Eifer die Anleitungen benutzt, welche mir der tägliche Beſuch des Krankenhauſes und die Theilnahme an der Krankenpflege darboten. Dennoch muß ich es für ein vollkommen unverdientes Glück halten, daß ich die Krankheit des jungen Nachbars richtig erkannte und daß jene Mittel, die ich ſogleich durch einen Boten aus der Apotheke in Schneeberg bringen ließ, einen ſo auffallend günſtigen Erfolg hatten. Wenn ſich aber jetzt ſchon vom anderen Tage an eine Menge von Kranken mit einem wunderlichen Vertrauen an mich, als einen Wunderdoktor, wendeten, und wenn meine zum Theil ſehr einfachen und dennoch kräftigen Mittel bei einer großen Mehrzahl eine unerwartet glückliche Wirkung zeigt[illegible] dann darf man dieſes wohl nicht meiner, noch durch ſo wenig Erfahrung gereiſten Erkenntniß und Kunſt, ſondern nur der guten, für jede einigermaßen zweckmäßige Anregung höchſt empfänglichen Natur des Landvolkes, das hier ferne vom Arzte und der Apotheke wohnte, ſo wie der pſychiſchen Kraft des blinden Vertrauens zuſchreiben, welches dieſe guten Leute in mich ſetzten. Es leben noch Viele, die es bezeugen können, wie groß, ſo oft ich ſpäter, eine Reihe von Jahren hindurch, in das ſchöne, ſtille Thal kam, der Zulauf der

Kranken oder der für andere Kranke Hilfe Suchenden, aus allen Thälern der benachbarten Gebirgsgegend zu mir, dem „Martins-Doktor“ (ſo nannte man mich), war, bis ich es zuletzt, da mein Beruf mich faſt ganz der ärztlichen Praxis entfremdet hatte, für Gewiſſensſache hielt, die Hilfsbedürftigen von mir hinweg an andere, beſſere Aerzte zu weiſen.

So unbedeutend an ſich ſelbſt das Ereigniß mit dem kranken Nachbar erſcheinen mag, war es dieſes dennoch für mich gerade in der Zeit, darin es eintrat, keineswegs; es ward für mich ein höchſt begünſtigender Fortſchritt in dem Geſchäfte meiner Werbung um die liebe Braut.

Wir folgten am Nachmittage der Einladung in das befreundete Mühlmann'ſche Haus. Meine, an dieſem Tage ſo mächtige Redſeligkeit, fand hier neue Aufregung. Mein nachmaliger Schwager Mühlmann war in ſeinen früheren Jahren viel gereiſt, er hatte das ſüdliche Deutſchland, die Gegenden am Bodenſee und die Schweiz öfter in Geſchäften des Handels beſucht und dort Vieles geſehen und erfahren. Er liebte den heiterſten Ton der Unterhaltung, auch mir fielen mancherlei Anekdoten und Schwänke ein, die ich theils ſelbſt erlebt, theils aus fremder Mittheilung geſchöpft oder geleſen hatte und daran ſich jetzt Alt und Jung beluſtigten.

Henriette und ihre Freundin waren auf dem Nachhauſewege vorausgegangen. Sie hatten, wie es ſchien, ernſte und angelegentliche Dinge mit einander zu ſprechen, wobei ſie nicht gerne geſtört ſein wollten. Ich erfuhr erſt ſpäter, was dies für Dinge waren, und wie ſich heute, an dieſem Tage, für Henrietten's ſpäteres Leben, wie für das meinige eine ähnliche Wendung zugetragen hatte, als die an Oſtern war, wo die Jungfrau ganz gegen ihren Willen, ſtatt zu einem anderen, von ihr erwünſchteren Ziele der Reiſe, in das Haus meiner Eltern und zu mir in den Garten geführt worden war. Heute am Vormittage, als wir nach der Kirche länger als gewöhnlich im Mühlmann'ſchen Hauſe verweilten, hatte ſich ein beſcheidener Beſuch dem Martin'ſchen Hauſe genaht. Es war derſelbe Jüngling, deſſen Bild, wie ich vorhin (S. 4) ſagte, in Henrietten's Erinnerung, ſeit dem erſten Sehen, einen tiefen Eindruck zurückgelaſſen hatte. Er war in ein Nachbarhaus getreten, deſſen Bewohner er kannte. Hier hatte er erfahren, daß bei Henrietten's Eltern ein Beſuch von Fremden ſei. Lange hatte er gewartet, um die wenigſtens zu ſehen und zu begrüßen, zu der auch ihn eine ſtille Neigung hinzog, zuletzt aber, ſei es aus ſchüchterner Bedenklichkeit oder nur um eine verabredete Zuſammenkunſt mit einem Geſchäftsfreunde in Schneeberg nicht zu verſäumen, war er abgereiſt. Er hatte es kaum gewagt, der Nachbarin auch nur einen eigentlichen Gruß an Henrietten aufzutragen, ſondern ſich nur recht angelegentlich nach ihr erkundigt und die Hoffnung ausgeſprochen, daß er ſie in einigen Tagen in Schönheida, wo Henrietten's Schweſter verheirathet war, ſehen werde.

Dies war die Botſchaft, welche heute Vormittag die geſprächige Nachbarin an die Jungfrau zu beſtellen hatte und von deren Inhalt dieſe ſo ſichtlich bewegt worden war. Die Freundin, die ich bei ihrem Vornamen Friederike nennen will, war zugleich ſchon ſeit längerer Zeit die innig Vertraute Henrietten's geweſen. Sie kannte ihre geheime Neigung ſo wie die Geſchichte ihrer Bekanntſchaft mit mir. Sie hatte alle meine Briefe geleſen und dieſe hatten ihrer leicht entzündlichen Phantaſie, ihrem eigenthümlichen Geſchmacke an poëtiſchen Herzensergießungen ſehr wohl gefallen. Sie war ſchon durch dieſe Briefe von einem ſehr günſtigen Vorurtheile für mich befangen geweſen und war das heute, bei unſerer perſönlichen Bekanntſchaft, noch mehr geworden. Meine Liebe zu Henrietten, mein Verlangen nach ihrer Gegenliebe, und nach einer nahe künftigen Vereinigung mit ihr auf immer, hatte ſich, wenn auch von dem leichten Schleier eines blos freundſchaftlichen Verhältniſſes verhüllt, ſo handgreiflich kund gegeben, daß nicht nur die beiden Freundinnen, ſondern alle Mitglieder der Familie, vor Allem die geiſtig ſcharfſichtige Mutter, es gleich als eine, wenn auch noch nicht in Worten ausgeſprochene Werbung um eine Braut betrachten mußten.

Es galt jetzt von Henrietten's Seite, eine entſcheidende Wahl zwiſchen zweien Bewerbern um ihre Gunſt, davon der eine nur in beſcheidener Stille, der andere aber, allerdings mit großer Zudringlichkeit, ihr genaht war. Mein Mitbewerber gehörte dem Stande an, in welchem die Eltern, die Brüder und alle Verwandte Henrietten's ſich vergnügt und glücklich befanden: er war ein fleißiger wackerer Kaufmann, der zwar noch kein eigenes Geſchäft führte, jedoch nahe daran war, in ein ſolches einzutreten. Ich war ein Gelehrter und Arzt, und wie mein unverdientes Glück in dieſen Tagen zu bezeugen ſchien, ein ſolcher, der ſich wohl das allgemeine Vertrauen und ſein gutes Auskommen erwerben könne. Ich war, dieſem Anſcheine nach, eben ſo nahe an der Begründung eines eigenen Hausſtandes als mein Mitbewerber. Was mithin die äußere Stellung betraf, waren wir beide uns gleich, und die rathgebende Freundin konnte es nicht verbergen, daß ſie, bei der Wahl zwiſchen uns, ohne allen Anſtand zu meinen Gunſten ſtimmen möchte.

Nicht aber, ſelbſt auch der leiſeſte Schatten der äußeren Rückſichten, auch nicht das Vorurtheil der Freundin für einen von uns, ſondern ein anderer, innerer Hang ihrer Natur war es, der Henrietten beſtimmte, der früher keimenden Neigung zu entſagen und den Druck meiner Hand, den ſie wohl verſtand, in gleich verſtändlicher Weiſe zu erwidern. Es lag in dem Geiſte und Gemüthe dieſes ſeltenen Mädchens ein mächtiges Sehnen nach Belehrung und Wiſſen; nach Entwickelung ſeiner reichen Anlagen. Dieſes Sehnen hatte in ihrer bisherigen Lage nur wenig Befriedigung gefunden; kaum daß ihr nur Zeit geblieben war, hin und wieder ein belehrendes und geiſtig anregendes Buch zu leſen, welches die Freundin Friederike ihr brachte, die mit den bedeutendſten Erſcheinungen der damaligen deutſchen Literatur nicht unbekannt war. Nur ſelten fand ſie auch Gelegenheit, etwas im Geſpräche Anderer zu hören, das ihren Durſt nach Wiſſen befriedigen konnte; wo ſich aber etwa, vielleicht im Geſpräche des damaligen, ziemlich unterrichteten Pfarrers mit ihrem Schwager Mühlmann, oder in einer Geſellſchaft gebildeter Männer in Schneeberg und Plauen, dahin ſie zuweilen kam, eine Gelegenheit, etwas zu lernen, ergab, da war ſie ganz Ohr, faßte das Geſprochene leicht und bewegte ſo wie bewahrte es in Kopf und Herzen. Und ſo war es ihr namentlich auch heute mit meinen Geſprächen ergangen, darin ich aus den verſchiedenſten Gebieten der Beleſenheit und eigenen wie fremden Anſchauungen, alles was ich nur wußte, ausgekramt hatte. Die theuere Seele hatte ſich dem Vergnügen hingegeben, nur recht viel Neues zu hören, und bei dieſer Gelegenheit ſich zu Gunſten des Erzählers und Sprechers ſo einnehmen laſſen, daß ihre Wahl für dieſen entſchieden ward.

Die Jungfrau ahnete es nicht, was das für ein Weg der Sorge und der Mühen ſei, auf den ſie, durch einen augenblicklich blendenden Schein, ſich hinziehen ließ, und ich wußte das auch nicht. Wenn man aber fragt: war dieſer Schein ein Irrlicht, wie jene ſind, die nach der Sage des Volkes den Wanderer im Dunkeln an Fallgruben und Abgründe hinlocken, die ihm den Tod bringen, dann kann ich getroſt antworten: nein, das war er nicht. Er war der Glanz eines nächtlichen Feuers, welches, ehe noch der Morgen dämmert, vor der Hütte eines armen Hirten brennt, und welcher über die Bretterwände der Hütte, über die Weißdornhecken ihrer Nachbarſchaft ein täuſchendes Licht ausgießt, das dem Bretterverſchlage den Anſchein eines hohen, ſtattlichen Wohnhauſes, dem Gebüſche jenen eines anſehnlichen Gartens verleiht. Der Wanderer, der eines gaſtlichen Obdaches begehrte, lenkt ſeine Schritte hin nach dem Scheinbilde; aber das Feuer verlöſcht, der Tag wird hell, und er findet ſich, mitten im Dornengebüſch, in der Bretterhütte eines armen Hirten, der nur ſein ſchwarzes Brod und das Waſſer ſeines Quelles mit ihm theilen kann.

Ich will das Gefühl des herzlichen Mitleides nicht verſchweigen, das mich jetzt als Greis oft ergreift, wenn ich an die äußere Noth und Armuth denke, in welche ich meine Henriette durch unſere unvorſichtige, allzufrühe Verheirathung geführt habe; ſie, welche der Liebling all' der Ihrigen als eine zarte Pflanze im Elternhauſe von keiner Noth gewußt hatte, von keinem rauhen Lüftchen angeweht worden war. „War das nicht“, ſo hat mich jenes herzliche, innige Mitleid zuweilen, in Stunden einer menſchlich weichherzigen Stimmung fragen laſſen, „eine ſchwere Verſchuldung von mir, daß ich ſie, freilich ohne mein Wiſſen, von dem Wege vielleicht zu einem wohlverſorgten Hausſtande durch meine Zudringlichkeit hinwegriß, in ſolche Tiefen der Sorgen!“ Zwar, mein Mitbewerber um ihre Liebe, hätte Henrietten's geiſtigem Bedürfniſſe nie genügt, auch war er kränklich und ſtarb nach wenig Jahren, ſie würde aber leicht einen Lebensgefährten gefunden haben, der ihrer Liebe werth geweſen wäre, und in deſſen Haus kein Mangel und keine Noth ſie angerührt hätte.

Aber mein Gefühl des Mitleidens hat noch einen anderen anregenden und verſtärkenden Grund. Wenn ich mit dem feſteren Blicke meines gereifteren Alters das Bild meines eigenen Weſens, wie es damals roh und verwildert vor dem Lichte der Wahrheit daſtand, und daneben das jungfräulich reine, lautere, in der Furcht des Herrn ſtehende Weſen meiner Henriette betrachte, dann ergreift mich öfters ein tiefer Ernſt. Wäre ich damals ein alter, väterlicher Freund des Hauſes geweſen, und hätte ich uns beide, den leichtſinnigen Jüngling und die, ihm gegenüber ſchuldloſe Jungfrau, ſo wie jetzt, erkannt, ich würde vielleicht, nach menſchlich guter Meinung und Geſinnung, auf die Jungfrau blickend, für dieſe gebetet haben jene Worte des 74. Pſalmes: „Du wolleſt nicht dem Thier geben die Seele deiner Turteltaube.“

Und dennoch, was ſind Menſchengedanken, was iſt unſer menſchliches Mitleid gegen Gottes Gedanken und Sein Erbarmen, das nicht in der Zeit, ſondern in der Ewigkeit unſer Wohl, unſere Seligkeit will?

Nicht nur auf ihrem Sterbebette, zu welchem ſie frühe geführt wurde, ſondern auf unſerem ganzen, kurzen, gemeinſamen Lebenswege iſt ihr Herz von der Sorgen Laſt nie zum Boden gebeugt, ſondern voll freudigen Muthes und voll Dankens und Lobes geweſen, wie dies jener im

Leiden und Dulden geübte, königliche Sänger im 103ten Pſalm es ausſpricht. Denn mit den Worten dieſes Pſalmes in Herz und Mund iſt ihre Seele hinüber gegangen zu ihrer Ruhe. Und es war ja auch unſer gemeinſamer Lebensweg, wie dies die weitere Beſchreibung desſelben bezeugen wird, neben ſeinen Kümmerniſſen reich an inneren wie äußeren Tröſtungen und Freuden, welche meine Mitpilgerin, nach ihrem genügſamen, der Freude mehr als dem Schmerze offenen Sinne ſo gerne ergriff und feſthielt, daß ſie, wie ſie es oft that, ihr Loos als ein für ſie geſegnetes, reich beglücktes pries. Was das Unſrige war, das mußte freilich durch ein Feuer der Läuterung gehen, damit das, was mitten in dem Unſrigen das Seine, was Gottes war, herrlich, und für uns zum bleibenden Gewinn, hervorkeimen und gedeihen möge.

Von dieſem meinem erſten Beſuche, meiner erſten Werbung um die Liebe einer Braut habe ich übrigens hier nur noch wenig zu ſagen. Ich hatte mir das Vertrauen und die Liebe nicht nur der Tochter, ſondern auch der Eltern und Verwandten des Hauſes erworben. Namentlich hatte ein Bruder meiner künftigen Schwiegermutter, der an äußerem Vermögen ſo wie an Bildung und Kenntniß der Welt mit Recht bei allen Verwandten in höchſter Achtung ſtand: der Kaufmann Gottlieb Wappler ein beſonderes Wohlgefallen an mir gefunden und günſtige Erwartungen von mir ausgeſprochen. Auch die Geſchwiſter aus Schönheida kamen zum Beſuche und ſchenkten mir ihr Vertrauen, ihre Liebe; mit dem Rühlmann'ſchen Ehepaare hatte ich eine herzbrüderliche Freundſchaft geſchloſſen.

So trat ich meinen Rückweg nach Jena in recht ſelig fröhlicher Stimmung an; ich hatte viel, ja ſehr viel erworben auf dieſer kurzen Pfingſtreiſe, und wenn ich all' die Hemmungen, die der Erfüllung meines Wunſches entgegenſtanden und die merkwürdige Führung durch dieſelben, wenn ich vor Allem den Gewinn für Zeit und Ewigkeit, den mir meine Verbindung mit Henrietten brachte, ſo erkannt hätte, wie ich ſpäter es that, dann wäre in mir wohl nur jene Stimme des Lobes und Dankes laut geworden, die ſich in dem Liede des ſeligen Ludwig Andreas Gotter: „Womit ſoll ich dich wohl loben" im 3ten Verſe ausſpricht:

Ja, wenn ich es überlege,
Mit was Lieb und Gütigkeit,
Du, durch ſo viel Wunderwege
Mich geführt die Lebenszeit,
So weiß ich kein Ziel zu finden,
Noch den Grund hier zu ergründen.
Tauſend, tauſendmal ſei dir
Großer König, Dank dafür.

Bald mit Lieben, bald mit Leiden,
Kamſt du, Herr, mein Gott, zu mir!
Nur mein Herze zu bereiten,
Sich ganz zu ergeben dir,
Daß mein gänzliches Verlangen
Möcht an deinem Willen hangen.
Tauſend, tauſendmal ſei dir
Großer König, Dank dafür.

4. Wohin zuerſt?

Mein innerer Trieb zog mich ſchon im Jünglingsalter zu einem Berufe hin, den ich ſpäter auch wirklich nach mancherlei Schwierigkeiten und auf vielen ſcheinbaren Umwegen erreicht habe; zu dem Berufe eines Lehrers der Jugend. Wäre nicht ein anderer Zug in mir erwacht, welcher jetzt zunächſt der unwiderſtehlich mächtigſte geworden war: der Zug der erſten Liebe, dann würde ich wohl bald nach meinem Abgange von der Univerſität den Verſuch gemacht haben, als Privatdozent in meinem lieben Jena aufzutreten, ein Ziel der Wünſche, das mir auch ſpäter, als ich ſchon praktiſcher Arzt war, nicht aus dem Sinne kam (m. v. Bd. I, S. 167). Aber einem Privatdozenten ohne alles Vermögen würden die Eltern meiner lieben Henriette wohl ſchwerlich die Hand und das äußere Glück ihrer Tochter anvertraut haben, was ſie mir als praktiſchem Arzte in voller Zuverſicht thaten. Denn als ſolcher hatte ich mir, ſeitdem ich bei ihnen aus- und einging, einen ganz beſonders guten Ruf erworben, weil ich in der Behandlung der vielen Kranken, die ſich, ſo oft ich nach Bärenwalde kam, an mich wendeten, meiſt ſehr glücklich geweſen war. Jener Ruf war, namentlich in Bärenwalde, durch einen ſeltſamen Anlaß noch ſehr erhöht worden.

Ich erwähnte ſchon früher (Bd. 1, S. 404), daß ich mich während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Jena, durch Ritter's Forſchungen veranlaßt (S. 365), durch meine Lehrer und Vorſtände am Krankenhauſe aufgemuntert, mit der Anwendung des Galvanismus zur Heilung mancher Krankheiten ſehr eifrig beſchäftigt hatte. Dieſes Mittel hatte ſich in ſolchen Fällen wirkſam gezeigt, in denen einzelne Parthieen des Nervenſyſtemes für den Strom der belebenden Kräfte, der von dem Gehirne und Rückenmarke nach allen Theilen des Leibes ausgeht, mehr oder minder unzugänglich — gelähmt worden waren. Die Wirkung hatte ſich, wenn das Uebel kein veraltetes war, und wenn ihm keine organiſche Verſtimmung und Entſtellung des Nervengebildes zu Grunde lag, öfters als eine augenſcheinlich günſtige erwieſen. Ein ſolcher günſtiger Erfolg, ſelbſt da, wo nicht blos die Beweglichkeit der Glieder, ſondern auch da, wo die Empfänglichkeit der Sinnesnerven gehemmt war, hatte, ohne mein Zuthun, Veranlaſſung gegeben, daß man Taubſtumme, ſelbſt von auswärts her, meiner Behandlung zuwies. Bei mehreren von dieſen ſchien auch wirklich der galvaniſche Reiz auf den Gehörnerven die vorhin gebundene, verſchloſſene Erregbarkeit für die Eindrücke des Schalles und der Töne ſo zu erwecken, daß ich mich ſelbſt von der Hoffnung täuſchen ließ, der Galvanismus könne ein ſicheres Heilmittel für angeborene Taubheit werden; eine Hoffnung, welche ich noch in meiner Inaugural-Diſſertation mit großer Zuverſicht ausſprach, während ſich doch gezeigt hat, daß jener künſtlich herbeigeführte Zuſtand der Anregung der Gehörnerven kein bleibender ſei *).

Unter den Taubſtummen, die zu mir nach Jena kamen, fand ſich der Sohn eines ehrwürdigen Mannes, der früher in Bärenwalde, ſeit längerer Zeit aber zu Döhlen im ſächſiſchen Voigtlande als Pfarrer wirkte. In dem Pfarrhauſe zu Döhlen waltete ein Familienleben, welches dem meines Elternhauſes ſehr verwandt war, und welches deßhalb auch zwiſchen mir und den noch jetzt lebenden Gliedern der Familie Meißner eine Verwandtſchaft begründet hat, welche haltbarer iſt, als die des Fleiſches. Namentlich hat der jüngſte Sohn des ehrwürdigen Pfarrer Meißner, Dr. Benjamin Meißner, als Ober-Kirchen- und Schulrath zu Dresden in ſeinem reich geſegneten Wirken durch That und Wort jene Geſinnung bezeugt, welche die unſerer Väter war.

---

*) Nach meiner ſpäteren, gereifteren Erfahrung gelingt die künſtliche Erweckung des Gehörſinnes nur bis zu einem gewiſſen Maaße, hängt von der fortgeſetzten galvaniſchen Anregung ab, dieſe aber, bei längerer Dauer, erweiſt ſich dem Geſammtleben des Leibes als nachtheilig.

Ein Bruder dieſes meines Freundes Benjamin war der Taubſtumme, welcher, freilich etwas älter als meine anderen Kranken dieſer Art, bei mir Hilfe ſuchte. Die vorhin erwähnte günſtige Wirkung des Galvanismus zur Erweckung des örtlich gebundenen Nervenlebens zeigte ſich ſchon nach einigen Monaten bei dieſem Taubgeborenen in ſo vielfacher und augenſcheinlicher Weiſe, daß dieſelbe nach meiner Ueberzeugung kein Blendwerk der Selbſttäuſchung ſein konnte. Ich brachte meinen, abgeſehen von ſeinem örtlichen Gebrechen, kräftig blühenden Patienten bei meinem Beſuche während der Herbſtferien mit mir nach Bärenwalde. Hier an ſeinem Geburtsorte hatten ihn Viele noch als taubſtummen Knaben geſehen und gekannt, jetzt kam er dahin, als ein, wie man aus übertreibender Erwartung wähnte, Halbgeheilter. Namentlich meine künftigen Schwiegereltern, welche mit der Familie Meißner in ſehr vertrautem Umgange gelebt hatten, freuten ſich ſehr über den glücklichen Erfolg meiner Kur, und das Volk betrachtete mich als einen rechten Wunderdoktor. Auch im Hauſe meiner Eltern, wohin ich von Bärenwalde aus mit meinem Begleiter kam, erregte die Erſcheinung von dieſem viele Hoffnung und Freude.

Nach dieſem Allen mußte es ſcheinen, als ob auf die Frage „wohin zuerſt?“, ſo weit ſie die Wahl des äußeren Berufes und Broderwerbes betraf, nur die Antwort: „zur ärztlichen Praxis“ denkbar ſei. Aber der Sinn der Frage hatte noch einen weiteren Umfang, er ging auch den Ort an, wo ich meine ärztliche Praxis beginnen und zuerſt häuslich mich niederlaſſen ſollte.

Zunächſt waren es zwei, in der Nähe meiner Heimath gelegene Städte, welche für mich, als angehenden Arzt, die günſtigſten Ausſichten darzubieten ſchienen: Chemnitz und Altenburg. In Chemnitz wohnte meine jüngſte Schweſter, mein Schwager war daſelbſt durch ſeine amtliche Stellung im Magiſtrat wie durch ſeine Geſinnung in allgemeiner Achtung, beide waren nicht nur mit den angeſehenſten und gebildetſten Familien der Stadt ſehr wohl bekannt, ſondern auch bei den übrigen Bürgern hochgeachtet und beliebt. Schon dieſe Verwandtſchaft würde mir zu einer ſtillen Empfehlung in der Stadt gedient haben, und mein Eintritt in die Reihe der dortigen Aerzte wäre mir durch den Einfluß meines Schwagers ſo wie des freundlich geſinnten, trefflichen Herrn Landhauptmannes ſehr erleichtert worden. Außer meinen eigenen Verwandten würde ich auch in Chemnitz noch viele andere Bekannte und Freunde von der Vaterſtadt und von der Univerſität Leipzig her gefunden haben. In Altenburg dagegen wußte ich damals auch nicht einen einzigen Freund und Bekannten. Ich hatte dorthin nur einen Empfehlungsbrief an den alten Hofrath Heine, den Senior und Vorſtand des Kollegiums der Aerzte und einen Brief an den Miniſter von Thümmel, der ſich meiſt in Altenburg aufhielt. Den Empfehlungsbrief an Heine hatte mir der damalige Dekan der mediziniſchen Fakultät in Jena, von welchem ich zum Doktor promovirt war, der gelehrte Gruner, mitgegeben, der ſich zwar freundlich und gefällig gegen mich bezeigt hatte, dem jedoch, wie er mich dies wohl merken ließ, meine große Neigung zur „Naturphiloſophie“ keineswegs zuſagte. Konnte dieſer Empfehlungsbrief nicht ein halber Uriasbrief ſein? Das andere Schreiben an den Herrn Miniſter hatte mir mein Freund, der Phyſiker Wilhelm Ritter aus Jena, nachgeſandt, ohne mir etwas von dem Zweck und Inhalt deſſelben mitzutheilen. Daß Ritter mit dem geiſtreichen Miniſter von Thümmel, der ſich überall als theilnehmenden Freund und Förderer der Wiſſenſchaft bezeigte, perſönlich wohlbekannt war, das wußte ich; vielleicht enthielt der Brief die Anzeige von irgend einer neuen Entdeckung meines unermüdet fleißigen Freundes.

Dieſe beiden Briefe denn, und die mir von Gruner und Anderen gegebene Verſicherung, daß Altenburg, bei der gerade damals im Verhältniß zur Menge der Einwohner geringen Zahl ſeiner Aerzte, ſehr gut noch einen aufnehmen könne, waren das Einzige, was für die Wahl dieſer Stadt ſprach. Wie weit ſchien dieſes hinter Dem zurückzuſtehen, das mich nach Chemnitz hätte ziehen können. Und dennoch, ich wußte ſelber nicht warum? fühlte ich mich ganz entſchieden für Altenburg geneigt, welches ich doch kaum im Vorübergehen geſehen hatte, während ich in Chemnitz, durch meine öfteren Beſuche im Hauſe meines Schwagers, des Bürgermeiſters, halb einheimiſch geworden war.

Jetzt, wo ich nahe bei dem Ziele meines Pilgerlaufes ſtehe, erkenne ich wohl, woher mir der ſonderbare Zug nach Altenburg kam. Es war jene unſichtbare Hand, welche vor der Zeit auch meinen Lebensplan angeordnet hatte, die mich dahin führte, wo mein Weg für die nächſte Zeit allerdings durch großes Dunkel ging. Hätte ich mich nach Chemnitz gewendet, dann zweifle ich wohl nicht, daß ich bei recht fleißiger, treuer Benutzung all' meiner Kräfte und allmählig immer mehr reifenden Erfahrungen ein brauchbarer und wohl auch geachteter Arzt geworden wäre; dieſes würde ich dann auch geblieben ſein bis an's Ende. Wie ich aber dafür halte, war meine Beſtimmung eine andere; ich ſollte wohl nach meinem Maaße als Schriftſteller und Lehrer thätig ſein und auf dieſen Weg meiner künftigen Beſtimmung wurde ich in Altenburg durch unwiderſtehliche, mir zum Theil ſehr ſchwer fallende Ereigniſſe hingezogen.

Als ich, bald nach meiner Promotion, nachdem ich die geliebten Freunde in Bärenwalde begrüßt hatte, zu meinen Eltern kam, theilte ich dem Vater meinen Wunſch mit, mich in Altenburg niederzulaſſen. Er ſagte nichts dagegen, ſondern ſtellte es mir frei, da ich Chemnitz und die Ausſichten, die ich da hatte, ja ſchon kenne, auch nach Altenburg zu gehen und zu ſehen, was daſelbſt für mich zu hoffen ſei. „Gott werde wohl die Schritte, die ich jetzt nach eigener Wahl und Einſicht zu thun gedenke, zu meinem Beſten leiten."

Es war ein ſchöner Frühlingstag im angehenden April, als ich meinen Weg von Waldenburg aus, wo ich mein Nachtlager bei den lieben Geſchwiſtern Helmers genommen, nach Altenburg antrat. Das Herz war mir dennoch, mitten in meinem Leichtſinn, von Sorgen ſchwer und aus der beſſeren Zeit meiner Kindheit, im Elternhauſe, wachten in mir ſolche Gedanken auf, wie ſie das ſchöne Lied von Paul Gerhard, „Befiehl du deine Wege", ausſpricht:

> Dein' ewge Treu und Gnade,
> O Vater, weiß und ſieht,
> Was gut ſei oder ſchade
> Dem ſterblichen Geblüt:
> Und was du dann erleſen,
> Das treibſt du, ſtarker Held,
> Und bringſt zu Stand und Weſen
> Was deinem Rath gefällt.
>
> Weg' haſt du allerwegen,
> An Mitteln fehlt's dir nicht;
> Dein Thun iſt lauter Segen
> Dein Gang iſt lauter Licht;

Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruh'n,
Wenn du, was deinen Kindern
Erſprießlich iſt, willſt thun.

Ich kam ſchon frühzeitig am Vormittag in der ſchönen Stadt an, die ich mir heute mit rechtem Wohlgefallen beſah. Hofrath Heine war zum Beſuche ſeiner Kranken ausgefahren; ich gab meinen Empfehlungsbrief ab und ließ mich für eine ſpätere Stunde anmelden. Mit Ritter's Brief, um deſſen baldige Beſtellung mich der Schreiber deſſelben gebeten hatte, ging ich den Berg hinan zu dem ſchön gelegenen herzoglichen Schloſſe, in deſſen Nähe der Miniſter von Thümmel ein eigenes, in einem Garten gelegenes Haus bewohnte. Ich meinte, hier würde mein Geſchäft mit der Abgabe des Briefes ſogleich abgethan ſein, aber der Bediente, dem ich das Schreiben einhändigte, hieß mich im Vorzimmer ein wenig warten, und nach einiger Zeit ſchellte es, der gerufene Bediente brachte mir die Aufforderung, zu Seiner Excellenz hineinzukommen. Der Miniſter empfing mich in ſo wohlwollender Weiſe, daß ich ſogleich großes Zutrauen zu ihm faßte. „Ihr Freund Ritter“, ſo ſagte er, „den ich ſehr ſchätze, ſchreibt mir, daß Sie den Wunſch hegen, ſich hier in Altenburg als praktiſcher Arzt niederzulaſſen. Alles Andere, was er mir von Ihnen meldet, iſt für Sie ſo empfehlend, daß ich keinen Anſtand nehme, Ihnen zu verſichern, daß von Seiten der Regierung Ihrem Wunſche nichts entgegenſtehe. Wir nehmen gerne wiſſenſchaftlich gebildete Männer in unſere Mitte auf. Ich erwarte Ihre Eingabe, um ſogleich für Sie die geeigneten Schritte zu thun.“ Noch manches andere freundliche Wort ſprach der wohlwollende, viel vermögende Mann gegen mich aus. Ritter ſchien ihm eine gültige Skizze meines wiſſenſchaftlichen Lebenslaufes gegeben zu haben, er ſprach mit mir von Weimar, namentlich von **Herder**, ſo wie von den gelehrten Notabilitäten in Jena.

Ganz entzückt über dieſen ganz unerwartet günſtigen Anfang meines Geſchäftes in Altenburg ging ich den Schloßberg hinunter nach der Stadt. Ich hatte vor der Stunde, die mir zum Beſuche bei Hofrath **Heine** beſtimmt war, noch Zeit genug; ich ſetzte ſogleich im Gaſthauſe, darin ich abgetreten war, mein Bittgeſuch auf und brachte es ſelbſt zur Kanzlei; ich dachte jetzt an keine Schwierigkeit mehr.

Und dennoch hätte es leicht dergleichen für mich geben können. Der wackere Hofrath **Heine** wenigſtens, der vielleicht gerade durch Geſchäfte aufgeregt und etwas verſtimmt war, ging auf mein Anliegen nicht in ſo zuvorkommender Weiſe ein, als der Miniſter **von Thümmel**. „Sie hätten“, ſagte er, „in Altenburg Aerzte genug, brauchten keine Fremden.“ Mit jener Beſcheidenheit, die dem Jüngling, gegenüber dem Greiſe, geziemt, überreichte ich ihm die mancherlei guten Zeugniſſe, welche ich von meinen Lehrern mit mir brachte; er durchblickte dieſelben, ſagte mir, daß auch ſein Freund **Gruner** mich ihm gut empfohlen habe und wurde etwas freundlicher. Doch konnte er es nicht laſſen, einige ſpöttiſche Bemerkungen über die neumodiſche Weisheit der Naturphiloſophie zu machen, welche anjetzt zu Jena im Schwange gehe. Es wäre vergebliche Mühe geweſen, ihn hierüber eines Beſſeren zu belehren, denn viele der damaligen ſo wie der noch jetzigen Gegner der **Schelling**'ſchen Naturphiloſophie hatten die wahre Geſtalt von dieſer niemals, auch nur mit einem einzigen geiſtigen Blicke, geſehen, ſondern ſie pflegten ſich ſelber einen Strohmann oder eine andere, lächerlich aufgeſtutzte Vogelſcheuche in ihrer Phantaſie zu ſchaffen, haben dieſem ungereimten Machwerk den Namen Naturphiloſophie und wieſen an dieſem die Miſerabilität des Strohes ſo wie der bunten Lappen und Glasſcherben nach, die doch nur aus ihrem eigenen Kopfe gekommen waren. Machten auch wohl die Naturphiloſophie, wenn ihnen dieſes beliebte, in ihrer Phantaſie zu einem Pulverthurm oder einer arſenikaliſchen Gifthütte, daraus für Land und Leute Todesgefahr kommen könnte. Doch zu dieſen Letzteren gehörte der achtbare, alte Heine nicht, ſondern eher zu den Erſteren, an deren ſelbſtgemachtem Karrikaturbilde man lächelnd vorübergehen konnte. Der alte Herr war durch ſeinen Witz ſelber heiterer Laune geworden, ſprach mit mir über einige Lieblingsmeiſter ſeiner Jugend, und es gefiel ihm wohl, daß ich nicht nur mit Boerhave's und Albrecht von Haller's Werken ſehr wohl bekannt war, ſondern auch in ſeine Bewunderung dieſer großen Männer von Herzen einſtimmte. Er entließ mich freundlich, beſchied mich auf den anderen Tag wieder zu ſich, wo er mir, nach Benehmen mit ſeinen Kollegen, Beſcheid über die Gewährung meines Wunſches geben wolle.

Als ich zurück in mein Gaſthaus zum Hirſch kam, erwartete mich da ein neues günſtiges Vorzeichen für mein Verbleiben in Altenburg. Die guten, trefflichen Leute, denen das Gaſthaus gehörte, der alte Vater Hempel und ſeine Frau, denen ich, ermuthigt durch die Verheißung des Herrn Miniſters, meinen Wunſch und meine Hoffnung, in Altenburg mich niederzulaſſen, mitgetheilt hatte, waren mir mit einer ſo freundlichen Theilnahme entgegengekommen, als ob ſie mich ſchon ſeit Jahren gekannt hätten, und ich werde es ſpäter erwähnen, wie treu ſich ihre, ich möchte ſagen, elterliche Zuneigung während unſeres ganzen

Aufenthaltes in Altenburg an mir und meiner Henriette bewährte. Gleich an jenem erſten Tage unſerer Bekanntſchaft hatte die gute Mutter Hempel ſchon auf ganz beſondere Weiſe für mich geſorgt. Die gegenüber gelegene Apotheke, die noch im Beſitze einer Wittwe war, ſchien ihr zu einer Wohnung für uns ſo geeignet, daß ſie nicht nur mit der Eigenthümerin, ſondern auch mit dem vermuthlichen Käufer der Apotheke, der gerade in Altenburg anweſend war, vorläufig für uns in Unterhandlung trat. Und wer war dieſer künftige Beſitzer? Ein mir wohlbekannter, lieber Studiengenoſſe von Jena her, Herr Gleitsmann, den ich als fleißigen, talentvollen Zuhörer von Göttling, und als Famulus bei dieſem getroffen hatte. So wußte ich nun ſelbſt ſchon ein Obdach für mich in dem lieben Altenburg. Und als mir am darauffolgenden Tage der Hofrath Heine, ganz anders geſtimmt als bei dem erſten Empfang, mit der Nachricht entgegenkam, daß mir der Eintritt in die Reihe der Aerzte an hieſigem Orte von Seiten der Regierung bereits gewährt und, da ich an der Landesuniverſität Jena mit ſehr rühmlichen Zeugniſſen abſolvirt habe, jede weitere Prüfung erlaſſen ſei, da war für mich die Frage: Wohin zuerſt? auf's Vollſtändigſte beantwortet. Es konnte mir, wie ſpäter noch bei manchen anderen Führungen meines Lebens, ein beruhigender Beweis dafür ſein, daß ich hier auf der rechten Straße meines Lebensberufes gegangen ſei, denn hier fand ich die Bahn ſo geebnet, jeden Schritt mir ſo erleichtert, wie ich dies an keinem anderen Orte, ſelbſt in Chemnitz nicht, getroffen hätte.

Noch am Nachmittag des anderen Tages machte ich mich wieder auf den Weg über Waldenburg nach dem Elternhauſe. Die Meinigen alle waren mit mir über das unerwartet ſchnelle Gelingen meiner Wünſche nicht wenig verwundert. Mich aber verleitete mein Glück, wie ich dies bald berichten werde, zu einem anderen, unüberlegten Schritte, welcher mich in eine Fluth von Sorgen ſtürzte, deren ſchmerzliche Taufe mir dennoch, für mein inneres wie äußeres Leben, nöthig und heilſam geweſen iſt.

5. Eine Friedensſtörung.

Unmittelbar nach meiner Promotion in Jena war ich, wie ich bereits am Schluſſe des erſten Bandes berichtete, zunächſt nach Bärenwalde zu meiner Henriette, dann aber, nach kurzem Aufenthalte, zu meinen Eltern gereiſt. Dieſe, vor Allen der Vater, waren froh, daß ihr jüngſtes Kind, dieſer Sohn vieler Sorgen, nun auch ſo weit gediehen ſei, daß er im Dienſte der Nächſten ſein eigenes Brod mit Ehren eſſen könne. Mein ſo baldiges, glückliches Unterkommen in der Stadt Altenburg, welche bei dem Vater noch von der Zeit her, wo er als Student in Leipzig öfters hindurch gekommen, in wohlgefälligem Andenken ſtand, hatte dieſe Freude noch erhöht. Da zogen ſich über den heiteren Himmel unſeres Familienfriedens trübende Wolken auf, die ich allerdings vorausgeſehen, weil ich ſie ja ſelber erregt hatte.

Ich habe ſchon in der Beſchreibung des letzten Halbjahres meines Univerſitätslebens (B. I S. 404) darauf hingedeutet, daß mit mir und meinem ganzen Weſen damals eine ſehr große Veränderung vorgegangen war. Erging es mir etwa hierbei ſo wie dem Schmetterling, wenn er, nach einem vorhin (S. 6) gebrauchten Vergleich mit ſeinen großen, leichten Schwingen aus der Puppe hervorgekrochen iſt? So lange er in dieſer verſchloſſen war, lag er ſtill und feſt an einem Orte, jetzt aber, wo er frei [illegible] munter im Strahle der Sonne ſich erhebt, ſpielen die Lüfte mit ſeinen Schwingen und führen ihn bald da bald dorthin. In der That, ich war, gerade in der Zeit, wo mein Gemüth ein neues, inneres Leben der Liebe ſo mächtig emporhob, wie zu einem Spiele der Lüfte geworden, das mich vorher nie bewegt hatte. Ich liebte und ſuchte jetzt die heitere Geſellſchaft der Freunde und ſo wie ich bei dieſen, namentlich bei einigen Norddeutſchen, denen die wohlhabenden Eltern beſtändig allerhand für uns ſeltene Lebensmittel zuſendeten, öfters gaſtfreie Bewirthung genoſſen hatte, ſo waren nun auch ſie und Andere meine Gäſte, die ich, ſo weit es dazu in Jena Gelegenheit gab, freigebig bewirthete. Es war mir, in dieſer Zeit der inneren Aufregung, jeder Sinn für Sparſamkeit, ja für Ordnung im Haushalt vergangen. Auch meine Reiſen nach dem lieben Gebirge, Freigebigkeit, welche für das Maaß meiner Mittel Verſchwendung war, Uebervortheilung von Leuten, die mir das, was ich nicht baar bezahlt hatte, mit vielfach vergrößerten Summen anſchrieben, was ich in leichtſinniger Argloſigkeit nicht eher bemerkte, als da, wo mir die gewonnene Einſicht zu ſpät kam, dies Alles hatte mich in Schulden hineingebracht, deren Betrag mir bei meinem Abgange von Jena ſelber nicht ganz bekannt war. Jetzt, nach meiner Ankunft im Elternhauſe, kamen auf einmal faſt auf einen Tag die Mahnbriefe der Gläubiger ſeines leichtſinnigen Sohnes in die Hände meines guten Vaters. Der Greis ſtaunte; er traute ſeinen Augen nicht; ich war früher ſo gewiſſenhaft und mäßig in meinen Anforderungen an ihn geweſen; ſchon meine mediziniſche Schlußprüfung mit der Promotion und dem Druck der ziemlich weitläufigen Diſſertation hatte ſeine ganzen, ſeit Jahren für mich baar zurückgelegten Erſparniſſe erſchöpft und nun ſollte er für mich noch ſo [illegible] nachzahlen, als ich früher kaum in einem ganzen Jahre verbraucht hatte. Er ließ mich auf ſein Zimmer kommen, legte mir die Briefe vor, die meine Schuld bezeugten, war mehr noch über den inneren Grund meiner weiten Verirrungen von dem Wege der Zucht und Ordnung, als über die äußeren Gründe derſelben tief beſorgt und bekümmert. Es war für mich eine Stunde, deren ich noch jetzt mit tiefer Beugung und Reue gedenke. Ich hatte nicht nur meinen Vater jetzt, in ſeinem Greiſenalter, in Sorgen und Verlegenheit gebracht, ſondern ſein treues, liebevolles Herz mit einer Sorge um mich und um mein künftiges Wohl beſchwert, die leider nicht ohne Grund war. Denn meine Stimmung in jener Stunde, ſeinem ernſten Angeſicht gegenüber, war keineswegs die, welche ſie jetzt iſt, wenn ich an ſeine Worte und ſeine von Kummer um mich getrübten Blicke gedenke, ſondern eine weit andere. Es war nicht die Stimmung, in welcher der verlorene Sohn, ſeine Schuld erkennend, in kindlicher Reue und Liebe zum Vater zurückkehrt, ſondern vielmehr jene, in welcher derſelbe trotzig das Vaterhaus verläßt. In dieſem meinen Trotz, darin ich durch mein unverdientes, mich aufblähendes Glück (nach C. 4) gerathen, meinte ich, es geſchähe mir unrecht, daß der Vater eine unerwartete Mehrausgabe, die ich gemacht, ſo ernſt, ſo hart anſähe. Mein Herz war in einen Zuſtand der Empörung gegen die väterliche Zucht und Liebe, ja in dieſer gegen die göttliche Zucht, gerathen.

Wir wiſſen, daß es im Bereiche unſerer Leiblichkeit Symptome und Anzeigen der Krankheiten gebe, davon die einen dem heilkundigen Arzte wichtiger und bedeutender, andere von minderer Bedeutung erſcheinen. Allerdings zeigen ſich in einer ſchweren Krankheit alle Glieder, vom

Haupte bis zu den Sohlen in einem leidenden Zuſtande; das Wehethun des Hauptes, das Gefühl der Müdigkeit in den Händen und Füßen geben aber bei weitem keinen ſo ſicheren Maaßſtab für die Heftigkeit der Krankheit, für die Größe der Gefahr als das krankhafte Bezeigen des Herzens, das in dem Pulſe ſich kund giebt. Was der Puls des leiblichen Lebens, das iſt in unſerer geiſtigen Natur das Bewegen der Liebe. Wo die Liebe zu Gott und den Brüdern das Gemüth mit ihren Kräften durchdringt, da iſt der Zuſtand des inneren Lebens ein geſunder, mit dem Erkalten der Liebe droht ihm Gefahr des Todes.

Die innere Krankheit, an welcher in jenen Tagen mein ganzes Weſen litt, war vom Geſchlecht des Hochmuthes; daß in mir die Liebe zu meinem Vater erkalten konnte, das war ein Symptom, welches bezeugte, wie ſehr meine Krankheit eine ſolche war, die nach allen Richtungen hin in meine Geſinnungen und Thaten ihr verderbliches Gift ergoß. Es gehörten jene kräftigen und ſchmerzhaften Mittel dazu, welche Iſraels Arzt und Helfer mir reichte, um den am Tode liegenden Kranken zu retten.

Auch meine theure, liebe Mutter mußte ihren eigenen Theil des Kummers über meinen Leichtſinn tragen. Sie hatte mich, als ich die Univerſität bezog, mit Wäſche, Betten und anderen Dingen dieſer Art reichlich ausgeſtattet, und aus Leipzig hatte ich, außer den mir durch Diebſtahl entwendeten Kleidern (nach B. 1 S. 302) meinen ganzen Haushalt wieder mitgebracht, war dann mit ihm, durch viele neue Zugaben bereichert, nach Jena gezogen. Jetzt ſah es mit meinen Sachen nicht anders aus, als ſei ich unter Räuber gefallen. Und dieſes war auch ſo; denn ich hatte auf der hohen Stufe des Leichtſinnes, darauf ich mich im letzten Univerſitätsjahre befand, nicht nur verſäumt, meine Wäſche und andere Dinge dieſer Art zu zählen, wenn ich ſie zur Reinigung weggab und von dieſer wieder empfing, ſondern auch, die unwiderſtehliche Verſuchung nicht ahnend, in welche ich hierdurch die zur Veruntreuung geneigten Aufwärterinnen ſetzte, meinen Koffer und andere Behältniſſe der Art nie verſchloſſen, ja ſelbſt bei meiner Abreiſe von Jena ſie offen in dem Zimmer, wozu die Aufwärterin den Schlüſſel hatte, ſtehen laſſen, weil ſich ein Freund mir erbot, die Verpackung und Verſendung zu meinen Eltern zu beſorgen.

Eine ſolche Frau wie meine Mutter, welche ein Muſter der häuslichen Ordnung, Sauberkeit und Wirthſchaftlichkeit war, mußte ein Grauen anwandeln, wenn ſie einen Blick in meine wüſte Studentenwirthſchaft that. Sie konnte dieſes Grauen nicht verbergen. Einer ſolchen liebenden Seele gegenüber, wie das meiner Mutter war, konnte aber der Trotz nicht aufkommen. Es that mir leid, daß ſie durch Umſtände, in die ich, nach meiner Meinung, ohne meine Schuld und Wiſſen, gerathen ſei, ſo betrübt worden war. Aber mein Mitleid mit der treuen Mutter ging nicht auf den rechten tiefen Grund; das Herz war krank, es war kalt; das Haupt krank — ſein Verſtand wie umnachtet.

Mir war es in dem theuren, lieben Elternhauſe nicht mehr wohl, ja der Aufenthalt in ihm unerträglich. Der Friede aus meinem Innern war gewichen; wie konnte ich in dieſer Wohnung des Friedens mich heimiſch fühlen, — der Unſelige unter den Seligen. Ich kündigte den Eltern an, daß ich für etliche Tage eine Fußreiſe in das Gebirge machen wolle. Man ließ mich ſchweigend ziehen; ein wehmüthiger Ernſt ſprach aus den Mienen des Vaters wie der Mutter, als ich ihnen zum Abſchied die Hand reichte.

Und ſiehe, der verlorene Sohn ging von dem Angeſicht und Herzen ſeines Vaters hinweg und zog, wenn auch nicht dem Raume, doch der inneren That nach, fern über's Land.

6. Die Verlobung und ihre Folgen.

Wohin ich ging, das brauche ich nicht zu ſagen. Mich zog es nach dem Berge in Süden hin, nach welchem ich ſchon in meiner Kindheit (m. v. Bd. I, S. 145) ſo gerne und ſo oft hingeſchaut hatte, und von deſſen Fuße das Thal ſich hinabzieht, in welchem Bärenwalde liegt. Es war mir allerdings auf dieſem Wege nicht ſo wohl zu Muthe, als mir es früher geweſen, ich meinte, es thäte mir Etwas in der Bruſt wehe. Was aber dieſes Wehethun ſei und wovon es entſtanden, das bedachte ich nicht, oder wenn der rechte, ernſte Gedanke daran hervorkommen wollte an's Licht, da deckte ihn der Leichtſinn alsbald mit ſeinem weiten Mantel zu.

Da war ich wieder bei Henrietten, ſah und ſprach ſie; und Alles, was in den letzten Tagen mich ſo ſehr bewegt hatte, das war vergeſſen. Pflegt doch auch bei einem leiblich Kranken der Zuſtand des Fieberfroſtes in den der Fieberhitze überzugehen; ſo war auch in meinem kranken Gemüthe das Feuer der Liebe auf dem alten, inneren Herde, wo ſeine Flamme niemals hätte verlöſchen ſollen, erkaltet, während es auf einem neuerbauten Herde in heftiger Gluth aufloderte. In ihrer Fieberhitze wiſſen die Kranken nicht, was ſie thun, ſie entſpringen dem Bette und der Aufſicht ihrer Hüter und treiben ihre Glieder zu Bewegungen an, welche weit über ihre Kräfte gehen, weil ſie ihre Ohnmacht nicht fühlen; in ähnlicher Weiſe erging es damals auch mir.

Wie muß ich doch jetzt als Greis die Tage jenes zweiten Oſterfeſtes, das ich mit Henrietten verlebte, die mir in meinen jüngeren Jahren als Tage der feſtlichſten Freude und Wonne erſchienen, mit ſo ganz anderen Augen, mit einem Gefühle von wehmüthigem Ernſte betrachten, als den Anfang vieler Leiden, weniger für mich, als für die, welche das Glück ihres Lebens meinen Händen vertraute. Der Tag der Erinnerung an unſere erſte Bekanntſchaft war gekommen; ich war in meiner Liebe und Freude wie ein Trunkener; ich wagte es am Mittag, als wir zu Tiſche ſaßen, bei den Eltern meiner Henriette anzuhalten um ihre Hand, und die Eltern gaben ihre Einwilligung; die Tochter, deren Herz mir ſchon ganz zugewendet war, wurde meine verlobte Braut. Meine lieben, künftigen Schwiegereltern, gänzlich unbekannt mit jenem Gebiete des bürgerlichen Lebens und Broderwerbes, in welches ich eintreten wollte, hatten ſich durch das kecke Vertrauen, welches ich in meine Geſchicklichkeit als praktiſcher Arzt und in mein Glück ſetzte, einnehmen und täuſchen laſſen. Der bisherige Erfolg ſprach zu meinen Gunſten; Altenburg ſelbſt, wie ſeine Umgegend, mit ihrem wohlbemittelten, ja reichen Landvolke, erſchienen für einen angehenden Arzt als ein ſo wohl geeignetes Feld, daß man ihm die Verſorgung eines eigenen Hausſtandes wohl zutrauen durfte.

So dachten alle Verwandte und Angehörige des trefflichen Martin'ſchen Hauſes; das junge Brautpaar machte ſeine Beſuche in Bärenwalde wie bei den Geſchwiſtern in Schönheida; man nahm an ſeiner Freude Theil; wünſchte ihm Glück.

In der „Freudetrunkenheit“ meines Gemüthes antwortete ich auf die Frage eines der Verwandten, wann die Hochzeit ſein ſolle? — „In wenig Wochen, oder doch Monaten." Und wirklich ſtellte ich meiner lieben, ſich mir ganz vertrauenden Braut, ſo wie ihren Eltern die Nothwendigkeit ſo eindringlich vor, daß ich, um leichteren Zugang bei den Familien zu gewinnen, und um mit ſo wenigem Aufwand als möglich mein Hausweſen im Stillen zu begründen, baldmöglichſt mich verheirathen müſſe, daß dieſe meinen Bitten nachgeben und die Zeit unſerer Verbindung — auf Lebenszeit — für den Junimonat feſtſtellten.

Den theuren Eltern und Verwandten erſchien es jetzt als Pflicht und Schicklichkeit, daß die Braut auch ihren künftigen Schwiegereltern in Hohenſtein ihre kindliche Ehrfurcht perſönlich bezeuge. So ſehr mir vor dieſer Ueberraſchung meiner lieben Eltern bange war, wagte ich dennoch gegen den wohlgemeinten Reiſeplan nichts einzuwenden. Zwar hatte ich meinem Vater unſere Verlobung in einem Briefe angekündigt, wie aber dieſer ernſte, ruhig überlegende Mann die Nachricht von einem ſolchen übereilten Schritte, aufgenommen haben werde, das konnte ich mir wohl denken.

Meine Braut, von meinen Sorgen nichts ahnend, ſaß mit mir im Wagen. Es war ein heiterer Frühlingstag und die Stimmung ihres kindlich unſchuldigen Herzens war eben ſo heiter wie der klare, blaue Himmel über uns. Ich aber, aus dem munteren Tone des Geſpräches, verſank öfters in ernſtes Schweigen. Ich konnte ihre Fragen, was mich ſo traurig mache, nicht unbeantwortet laſſen; ich ließ ſie einen Blick in meine Sorgen und bänglichen Erwartungen thun über unſeren Empfang bei den Meinigen, ſagte ihr auch den Grund der vorausgegangenen Verſtimmung gegen mich. Der theuren Jungfrau kam eine Thräne in die Augen; doch nach einigem Schweigen nahm ſie meine Hand und ſagte: „ſei getroſt: dein Vater und deine Mutter werden uns ihre elterliche Liebe nicht verſagen.“

Wir kamen an, wir traten hinein in das Haus, deſſen inneren Frieden ich durch meine Schuld auf einige Zeit geſtört hatte. Meine geliebte Schweſter aus Chemnitz war zum Beſuche da. Sie empfing meine Braut gleich aus dem Wagen mit Thränen der theilnehmenden Liebe, führte ſie hinein zu den Eltern. Wer konnte, ſo meine ich noch jetzt, dem gewinnenden Eindrucke widerſtehen, den Henrietten's edles, ſeelenvolles Weſen machte. Der ernſte Vater ſchien durch die kindlich vertrauende Liebe, mit welcher meine Braut als Tochter ihn begrüßte, tief gerührt, er erwiderte ihren Gruß mit Liebe und auch die Mutter ſchloß das gute Kind zärtlich in ihre Arme. Ich ſtand, meiner Schuld mir bewußt, ſchweigend in einiger Entfernung, und der Vater, ohne zu ſprechen, doch mit einem Blicke, der mir durch die Seele ging, reichte mir die Hand.

Meine Schweſter, die treue Seele, nahm ſich meiner Braut, als dieſe in bänglicher Verlegenheit über das bald allgemein gewordene ernſte Schweigen daſtand, in herzlicher Liebe an; führte ſie mit ſich in das zu ihrem Empfang bereitete Gaſtzimmer und die beiden kamen erſt wieder in die Familienſtube zurück, als man ſich zum Abendeſſen an den Tiſch ſetzen wollte. Auch bei dieſem wurde die Unterhaltung nur von den beiden Schwägern, dem Arzte und dem Juriſten, geführt; der Verſuch der guten Schweſter Fröhnel, auch die ſchweigende Braut in ein Geſpräch von heiterem Inhalt zu ziehen, gelang nur auf Augenblicke und ſehr unvollkommen. Henriette hatte, wie ſie mir ſpäter ſagte, die darauf folgende Nacht großentheils ſchlaflos und in Thränen zugebracht.

Der nächſte Tag war der Sonntag Quaſimodogeniti. Mein Vater hielt eine recht gotteskräftige Predigt, darin er es beſchrieb, wie Chriſtus, der Auferſtandene, in den Kreis ſeiner betrübten Jünger Frieden brachte, und wie er noch jetzt für alle von Herzen betrübte Seelen ein Verkündiger des Friedens und immer bereit ſei, denen, die ihn lieben, Troſt und Freude in ihrem Leide zu bringen. Henriette war durch dieſe Predigt recht beruhigt und getröſtet worden, und ich meine, der Tag wäre uns Allen in Frieden und in einer guten, immer beſſer werdenden Stimmung vergangen, wenn ich nicht ſelber eine neue Hemmung in dieſen guten Verlauf hineingebracht hätte.

Schon geſtern, während meine Schweſter mit Henrietten in's Gaſtzimmer gegangen war, hatte mein Vater ernſte Worte mit mir geſprochen über die Tollkühnheit meiner unzeitigen Heirathsgedanken. Er ſelbſt, das wußte ich, konnte mir den Anfang meines Haushaltes durch keine weitere Unterſtützung erleichtern; alle Erſparniſſe des redlichen Mannes waren für den Koſtenaufwand meiner Promotion und meines leichtſinnigen Univerſitätslebens in der letzten Zeit völlig aufgegangen. Ja ſie hatten nicht einmal ganz zugereicht und an weitere Erſparniſſe konnte der theure Greis kaum denken, da für ihn ſchon in dieſer Zeit das Bedürfniß, einen Amtsgehülfen anzunehmen und zu beſolden, ſich dringend herausgeſtellt hatte. Auch Henrietten's Eltern, das war uns beiden kein Geheimniß, konnten der von ihnen übrigens reichlich ausgeſtatteten Tochter kein baares Vermögen mit in den neuen Hausſtand geben. „In welche Noth", ſo ſagte der Vater, „würde ich dann nicht nur mich, denn ich hätte es wohl verdient, ſondern die Jungfrau bringen, die, mit der Gefahr unbekannt, einem Anfänger in ſeiner Kunſt, ihr

Glück anvertraute, dem es noch ganz an Reife der Erfahrung mangle, der durch einige wenige unglückliche Mißgriffe alles Vertrauen der Kranken verlieren könne, in einer Stadt wie Altenburg, wo nicht nur ein oder zwei, ſondern mehrere geſchickte Aerzte lebten, mit denen ich an bedeutenden Krankenbetten nicht in die Schranken treten könne."

Das Geſpräch des treuen Vaters mit mir wurde unterbrochen; mein ſtolzes Selbſtvertrauen wollte ſich unter das Urtheil, das er zuletzt über meine ärztliche Geſchicklichkeit geſprochen, nicht beugen, heute, beim Mittagseſſen, ſuchte ich ſelbſt den abgeſchnittenen Faden unſeres Geſpräches wieder auf, fing an, in großſprecheriſcher Weiſe von meinen glücklichen Kuren und von dem vielſeitigen Vertrauen zu reden, das ich mir ſchon als Arzt erworben habe und ſprach ſo übertriebene Erwartungen von meinen nahe künftigen Leiſtungen und reichlichen Erwerb aus, daß der Vater nicht anders konnte, als mir jetzt, auch in Gegenwart der Braut, den Hauptinhalt ſeines geſtrigen Geſpräches in kräftiger Weiſe zu wiederholen. Der treugeſinnte, an Erfahrungen reife Greis ſchilderte uns ſo treffend, ſo wahr die äußere Noth und Sorgen, in die uns beide eine übereilte Verheirathung bringen würde, als hätte er, in prophetiſchem Blicke, alles genau ſo, wie es (wenigſtens vorerſt) kam, vorausgeſehen.

Es war ein trauriges Mittagseſſen, am meiſten für meine liebe Braut. Denn ſelbſt meine Schweſter Wirth, ihre wie meine zärtliche Freundin, konnte nicht anders als dem Vater Recht geben.

Die gutmüthige Schweſter Fröhnel hätte ſo gerne in die allgemeine Stimmung unſeres Familienkreiſes, vor Allem in die der bedauernswürdigen Braut, einen heitereren

Ton hineingebracht; ſie lud den jüngeren Theil der Geſellſchaft zu ſich in ihren Garten zum Kaffee ein und nahm uns dann mit in ein Kaſino, deſſen zahlreiche Verſammlung durch ein Konzert vergnügt werden ſollte. Aber die arme Henriette fand hier wenig Vergnügen; ſie fühlte ſich ſo fremd unter den ihr Fremden als noch niemals anderswo. Ja, ein guter, alter Kandidat der Theologie, der ſeit Jahren als Hauslehrer in der Familie eines ehrenwerthen wohlhabenden Kaufmannes lebte, ging in ſeinem wohlgemeinten Eifer ſo weit, daß er, in meiner Gegenwart, der Braut ſein Bedauern ausſprach über das Loos, das ſie bei ihrer Verheirathung erwarte. Der liebe Mann dachte wohl zu wenig an den Spruch, daß der Menſch nicht vom Brode allein lebe: nicht von jenem Brode, das er ſchon als ſicheren Vorrath in ſeinem Hauſe hat, ſondern daß der Unterhalt und das Glück des äußeren wie des inneren Lebens doch auch noch von etwas Anderem abhänge als von dem Gelde im Beutel und im Kaſten.

In dankbarer Liebe nenne ich aber hier einen Freund, der mir und meiner Braut mitten in dieſer trüben Zeit ein Tröſter von ſeltener Art geweſen iſt. Dies war der ſel. Kaufmann Rahlenbeck, von Geburt ein Weſtphale, der aber ſeit ſeiner Verheirathung mit der Tochter aus einem unſerer anſehnlichſten Kaufmannshäuſer ſeinen Wohnſitz in meiner Vaterſtadt aufgeſchlagen hatte. Sein Andenken ſei mir geſegnet. Ich habe wenig Menſchen von ſo wohlwollendem Gemüthe gefunden, und von ſo lebendiger Empfänglichkeit für alles Das, was ihm als geiſtig groß und kräftig erſchien. Wir hatten uns ſchon kennen gelernt und liebgewonnen, als ich noch Student war; mit ihm allein, dem Manne von ſeltener Bildung, konnte ich, wenn ich in meiner Vaterſtadt war, über den Aufſchwung zu etwas

Neuen, Höheren reden, der zu jener Zeit in unſerer vaterländiſchen Literatur ſich kund gab. Er nahm auch an Allem Theil, was ich ihm über mein wiſſenſchaftliches Treiben und meine Pläne für die Zukunft ſagte, und gab ſich über dieſe meine Zukunft günſtigen Erwartungen hin, in denen er ſich durch Nichts irre machen ließ. Auch an dieſem Abende ſetzte er ſich zu mir und meiner Braut an unſeren einſamen Tiſch hin und ſprach uns ſolche Worte der Beruhigung und des Troſtes zu, daß wir beide wieder freudig wurden. Er war es auch, welcher ſpäter, als wir ſchon in Altenburg, in einer äußerlich nicht ſehr begünſtigten Lage lebten, meinem alten Vater, ſo oft er ihn ſah, Muth zuſprach, und ihm immer die Verſicherung wiederholte, daß ſein Sohn ihm Freude bringen und Ehre machen werde.

Auch ein lieber Genoſſe meiner Kindheit, der jüngere Kaufmann Schneider, hat ſich in jener ſchweren Zeit als treuer Freund an mir bewährt, hat mich damals durch ſeine liebevolle Theilnahme ermuthigt und erfreut.

Endlich waren dieſe Stunden der Demüthigungen für meine theure Henriette auch zu ihrem Ende gekommen. Man konnte es meinem Vater bei dem Abſchiede von Henrietten anmerken, wie tief es ihm leid that, daß er ein Herz von ſo feinem Gefühle, von ſo lauterer, keiner Schuld ſich bewußten Geſinnung, als das dieſer Jungfrau war, hatte betrüben müſſen. Die Mutter und die Schweſtern ſprachen unverholen ihre ganze Liebe gegen uns aus; unſere, wie ihre Sorgen Gott befehlend.

Wir ſaßen ſchon im Wagen, da geſellte ſich zu uns ein unerwarteter Reiſegefährte: mein Freund Wetzel, der mich im Hauſe meiner Eltern hatte aufſuchen wollen, — ganz in ſeiner gewohnten, immer freudigen, Alles hoffenden, Nichts fürchtenden Stimmung. Ich muß dieſes Begegnen gerade in ſolcher Stunde als ein ganz beſonders glückliches betrachten. Meine Braut ſah heute dieſen, nach ſeiner äußeren Erſcheinung wunderlichen, innerlich aber wunderbar begabten Menſchen zum erſten Male. In dieſer ſeiner eigentlichen, inneren Geſtalt gab er ſich freilich nur da kund, wo man ihn, und was er wollte, verſtand, bei anderer Gelegenheit gefiel es ihm öfters, ſich dem Spiele fremder Scherze, ja, wenn dieß ſo kam, ſelbſt des Spottes hinzugeben, weil ihm, im Grunde genommen, in all' Dem, was die meiſten Anderen trieben, nichts zu ſein ſchien, was des Ernſtes würdig wäre. Von unſerer Unterhaltung auf dem damaligen Heimwege von der Brautreiſe ſind mir freilich nur noch wie herumſchwimmende Trümmer einzelne Züge im Gedächtniß geblieben, doch glaube ich die Form und Weiſe, durch welche das Geſpräch des Freundes einen wohlthuenden Eindruck auf Henrietten's bekümmertes Herz machte, zur Genüge andeuten zu können.

Wetzel, der bald nach mir auch promovirt hatte, und eben jetzt von einer Wanderung in den Thüringer Wald zurück kam, wo die ihm befreundeten Brüder ſeiner nachmaligen Braut wohnten, erzählte anfangs von ſeinem Abſchiede aus Jena, von ſeinen Reiſeabenteuern und ſchmückte ſeine Berichte nach ſeiner Weiſe mit allerhand humoriſtiſchen Einfällen und Schwänken aus. Er hatte, während unſerer mehrjährigen nahen Bekanntſchaft, es gelernt, das, was in mir vorging, in meinen Mienen zu leſen und meine, wenn auch kurzen Erwiederungen auf ſeine Glückwünſche zu unſerer Verlobung, die ich ihm, noch ehe ſie geſchehen, voraus verkündigt hatte, ſo wie andere nebenhin geworfene Worte, ließen ihn bald errathen, was der Grund unſerer trüben Stimmung nach dieſem Beſuche in meinem Elternhauſe ſei. Er gab dem Geſpräche eine andere Wendung, zog dabei aus ſeiner für ihre Beſtimmung faſt zu alten Reiſetaſche ein kleines Buch heraus, das nicht zu alt, ſondern eben zu neu ausſah, denn es war gar nicht ordentlich gebunden, ſondern vom Buchladen hinweg nur eilig zuſammengeheftet. Es war Goldſmith's Landprediger von Wakefield. Er hätte, ſagte er, dieſes Buch der lieben Braut da zum Geſchenke bringen wollen, hätte es aber nur ungebunden auftreiben und nur ein wenig zuſammenſticken laſſen können. Statt des Einbandes wolle er aber Einiges und Etwas aus des Verfaſſers, aus Goldſmith's Leben, zwar weder gedruckt, noch geſchrieben, wohl aber mündlich dazu geben.

Er erzählte hierauf in ſehr lebendiger Weiſe zuerſt aus Goldſmith's Schul- und Univerſitätsjahren ſo Manches, was vielleicht nicht ganz nach dem Sinne der Verwandten und Bekannten, dennoch ganz in der Art ſeines Naturelles war, welches von jeher mehr zum Geben als zum Nehmen ſich hinneigte. — Seine Geldverlegenheit als Student in Holland, die ihn zu der abenteuerlich poetiſchen Wanderung durch einen ſchönen Theil des mittleren Europa's trieb, während welcher er ſich die freie Zehrung und Nachtlager in den Wirthshäuſern ſo wie gelegentlich auch etwas Geld durch ſein anmuthiges Flötenſpiel erwarb. — Seine weitere Geſchichte, mit dem oft wechſelnden Uebergange von einer äußeren Stellung und Verſorgung zur anderen: als Lehrer, als Arbeiter in öffentliche Blätter und als geprieſener Schriftſteller ſeiner Nation. Er ſchilderte das Leben dieſes Mannes, der, ſo bald er nur wollte, nicht nur das, was er ſelbſt bedurfte, ſondern einen reichen Ueberfluß ſich erwarb, den er freilich faſt eben ſo ſchnell, als er ihn in die Hand bekommen, für das Bedürfniß oder das Vergnügen

Anderen vermehrte. Denn der Mann konnte, wenn er
ſaß nicht gerade im Zimmer bei ſeiner Arbeit als, niemals
allein, ſondern nur mit Anderen vergnügt ſein. Das hätte er nun freilich leichter gehabt als glücklicher Hausvater; denn dann wäre er nur, wenn er die Unterhaltung mit der Feder genug hatte, aus dem einſamen ſtillen Arbeitszimmer hinein in das geſellige laute Zimmer der Frau und der Kinder gegangen, ſo aber mußte er ſein Geld außer Hauſe und in viele Zimmer ſeiner armen Geſellen tragen, damit es in dieſen auch von Zeit zu Zeit einmal recht luſtig und laut herginge.

Es gäbe nun freilich, ſo fügte unſer heiterer Reiſegefährte ſeiner biographiſchen Schilderung hinzu, keinen, bald bei dem Papiere und der Feder, bald bei den leicht verdienten Geldhäufchen ſitzenden Goldſmith unter uns, wohl aber Leute von der eigenthümlichen Naturart des Verfaſſers jenes Büchleins, das er hier überreichen wolle. Es gäbe noch Leute, die, für ſich ſelber wenig begehrend, den Beruf von ihrer Geburt an in ſich trügen, zum Vergnügen und zum Wohle vieler Anderer zu wirken und zu ſchaffen. Zugleich mit dieſem Berufe ſind ſolchen Leuten auch Kräfte angeboren, die nicht zum Bedürfniſſe für Einen allein, ſondern für Viele ausreichen. Die Ameiſe ſammelt für Viele und findet immer genug, mir iſt nicht bange darum, daß ſie verhungern werde. Das geiſtige Erwerben und Sammeln für Viele iſt freilich noch etwas Anderes als das leibliche Sammeln des Geldes und Brodes, aber, ich meine, bei jenem Geſchäfte wird dem Sammler eben ſo wenig als der Ameiſe, wenn ſie für Andere zuſammenträgt, auch der Biſſen, den er zu ſeiner Nahrung bedarf, fehlen. Denn wenn der Sammler nach der Ordnung des allgemeinen Haushaltes ſein Geſchäft treibe, darin für das

Leben des Leibes eben ſo wohl geſorgt iſt wie für das des Geiſtes, dann wird ſein Tagwerk für dieſe beiden Theile ſeinen Lohn finden.

Es mag freilich nur eine ſehr freie Ueberſetzung eines bis auf wenig Spuren aus der Erinnerung verloren gegangenen Originales in eine andere Sprache ſein, was ich hier aus der Unterhaltung des Freundes mittheilte, doch weiß ich, daß uns in ſeiner Geſellſchaft die Zeit unſerer Rückreiſe in froherem Muthe verging, als dies ohne ihn geweſen wäre. Nur bei dem Anblicke des Elternhauſes und der Mutter, die, als ſie den Wagen heranfahren hörte, an die Thüre getreten war, wurde Henriette wieder ernſter. Der kleine junge Pudel, der ein Liebling der Hausgenoſſen war, als er Henrietten's Stimme hörte, rannte fröhlich bellend an den Wagen hinan, kam unter die Räder und zuckte ſterbend am Boden, als ich, ſeltſam ergriffen von dieſem Anblicke, der mir noch jetzt lebhaft vor Augen ſteht, aus dem Wagen ſtieg. Die Tochter umarmte ſchweigend ihre Mutter, und beide gingen allein in ein oberes Zimmer, aus dem ſie erſt nach längerer Zeit, ernſt geſtimmt, zurückkehrten. Ich ſtand indeß bei dem Vater; Wetzel hatte mit dem zur Heiterkeit geſtimmten Bruder Philipp gar bald eine Bekanntſchaft geſchloſſen, die zur Freundſchaft wurde. Ich machte mit Wetzel noch einen weiten Spaziergang im Thale hinauf und nach den Bergen; der Abend verging ſtill. Früher als gewöhnlich las und betete der alte, ehrwürdige Vater ſein lautes Abendgebet, an welchem alle die Seinen Theil nahmen; wir begaben uns zur Ruhe.

Ich konnte nicht begreifen, woher Henrietten die Kraft und der freudige Muth kamen, mit denen ſie am anderen Morgen zu uns herein trat. Ich hatte das nicht ſo erwartet; mich hatte der Gedanke bekümmert, ob nicht vielleicht Henriette und noch mehr ihre Eltern auf die Beſorgniſſe meiner Verwandten eingehen und unſerer Verbindung etwas abgeneigt werden möchten. Der alte Vater hatte mit uns ſeine Morgenandacht gehalten; Wetzel war zu dem Bruder Philipp gegangen; Henriette ſetzte ſich zu mir und ſprach mir ſo tröſtend, ſo gottvertrauend zu Herzen, daß alle meine Sorgen dahin waren. Auch ſie hatte in der vergangenen Nacht mit Sorgen, wie die meinen waren, zu kämpfen gehabt, und nicht der lichte, klare Frühlingsmorgen, ſondern ein anderes Licht, das in ihr frommes, kindlich gläubiges Herz ſtrahlte, hatte den Nebel ihrer Sorgen zerſtreut. Sie erzählte mir, wie ſie einſt, verſunken in tiefe Schwermuth, dazu ſie vor einigen Jahren, ohne allen äußeren Grund, ſehr geneigt geweſen, einen Hirtenknaben auf dem Felde das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ habe ſingen hören. Sie ſtimmte leiſe in den Geſang ein, und wurde auf einmal ſo freudig und getroſt, daß ſie ihre Thränen trocknete, und an ihrem Herzen ſich wie neugeboren fühlte. In ähnlicher Weiſe ſei es ihr auch heute am Morgen ergangen, und ich ſolle nur auch getroſt ſein. Unſere Liebe ſtehe in Gottes Hand, der werde Alles wohl machen.

Noch früher als mir hatte die glaubensmuthige Jungfrau ihrer Mutter in gleicher Weiſe zugeſprochen, und dieſe beiden Seelen glichen zwei vollkommen gleich geſtimmten Saiten, davon die eine, wenn ſie in lautes Tönen gerathen, auch in der anderen denſelben Ton weckt. Die gute Mutter geſellte ſich zu uns, und ſprach eben ſo freudig vertrauend über unſere Zukunft, als die Tochter.

Faſt zu meinem Schrecken und dennoch bald uns allen zur Freude kam an dieſem Tage noch ein anderer unerwarteter Gaſt im Elternhauſe meiner Braut an. Das war mein trauter Freund Arens, der Weſtphale (m. v. Bd. I S. 397), welcher durch Wetzel meine Verlobung erfahren hatte, und von Jena herkam, um dem Brautpaare Glück zu wünſchen. Er brachte keine Störung in das ſtille, gaſtfreie Haus; es war ein Menſch von ſo treuherzig offenem Weſen, daß man ſich alsbald mit ihm bekannt und vertraut fühlte. Arens war eine von jenen begünſtigteren Naturen, die überall, wohin ſie kommen, einen für alle Beſſeren lesbaren Empfehlungsbrief mit ſich tragen. Dieſer war bei ihm nicht nur in das wohlgebildete Aeußere, ſondern mehr noch in ſein kindlich wohlmeinendes Gemüth eingeſchrieben, welches ſich bei jeder Gelegenheit durch Worte und Thaten kund gab. Namentlich der alte Vater fand an dem verſtändigen Geſpräche und dem beſcheidenen Benehmen dieſes jungen Gaſtes großes Wohlgefallen; den jüngeren Gliedern der Familie, namentlich dem Bruder Philipp, gewährte er durch ſeine ſeltene Fertigkeit in allerhand Geſchicklichkeiten der Hände, ſowie in gymnaſtiſchen Künſten und durch ſein liebliches Flötenſpiel viele Unterhaltung und Vergnügen.

Das unverdiente Anſehen, das ich bei dieſen beiden jugendlich warmen Freunden genoß; die übertriebenen Hoffnungen und Erwartungen, die ſie auf mich und meine Zukunft bauten, theilten ſich, bei verſchiedenen Anläſſen, auch Anderen mit; ſie trugen das Ihrige zu der Beruhigung bei, deren die Familie meiner Braut und vor Allen dieſe ſelber nach den Erfahrungen der letztvergangenen Tage bedurften.

Dies iſt die Geſchichte meiner Verlobung, deren ausführliche Erzählung mir, ich will es nicht läugnen, ſehr ſchwer angekommen iſt. Und dennoch mußte ich ſie ſo geben, denn ſie iſt ein weſentliches Begegniß auf dem Wege meines inneren wie äußeren Lebens geweſen, und die Erinnerung an das, was ihr in meinem Elternhauſe vorausging und nachfolgte, iſt mir, gleichwie der Schlaguhr die Laſt ihres Gewichtes (Bd. 1 S. 234), zu einer Mitgabe geworden, welche gar oft in mir den Ton jener ernſten Stimme geweckt hat, die, mitten in der Zeit von einem Etwas zeugt, das über der Zeit iſt.

7. Einſam und gemeinſam.

Ich hatte mein bürgerliches Leben in Altenburg in einer Stille und Einſamkeit angefangen, welche nur durch den kurzen Beſuch etlicher Studenten aus Jena unterbrochen ward, die zum Kreiſe meiner entfernteren Bekannten gehörten. Unter meinen Kollegen hatte ich nur einen kennen gelernt, der mir auch nachmals der liebſte und nächſte geworden, ſo wie geblieben iſt. Das war Doktor Winkler, ein ſchlichter Mann von klarem Verſtand ſowie von warmem, treuem Herzen. Es lag nicht in meiner natürlichen Weiſe, mich, ſo wie wohl manche Andere an meiner Stelle gethan hätten, und wie man mir rieth, durch Beſuche in anſehnlichen Häuſern oder wenigſtens durch den Beſuch öffentlicher Geſellſchaften bekannt zu machen. Wie in meinem Zimmer, ſo war ich auch draußen im Freien gern allein, denn ich hatte im Geiſte überall die bei mir, mit deren Leben das meinige ein gemeinſames geworden war. In unſeren Briefen gaben wir uns ausführliche Berichte über das, was wir von einem Tage zum anderen gedacht, gethan und erfahren hatten, und ich wußte faſt beſſer Beſcheid um das, was meiner Braut, als was mir geſchehen war, denn was das Ihrige war, ging mein Herz viel tiefer an als das Meinige. Gehörte doch ich ſelber ganz zu Dem, was das Ihrige war. So war und blieb mein Leben in der ganzen Zeit zwiſchen unſerer Verlobung und Hochzeit ein wirklich einſames und dennoch auch lieblich gemeinſames.

Länger denn 8 Tage hatte ich wie ein durchreiſender Fremder, von welchem Niemand in der Stadt Etwas wußte, um welchen Niemand ſich bekümmerte, in meinem Zimmer geſeſſen, nur beſchäftigt mit Schreiben und Leſen, da wurde ich zu einem Kranken in der Vorſtadt gerufen. Meine Hausleute unten in der Apotheke wünſchten mir Glück dazu. Denn, wie ſie mir ſagten, war der Kranke, der meiner Hülfe begehrte, nicht nur ſelber ein ſehr wohlhabender Gaſtwirth und Fuhrmann, ſondern ſein Haus der gewöhnliche Einkehrort der zur Stadt fahrenden, reichen Bauern, von deren Stand und Abkunft er ſo wie ſeine Frau waren. Wenn mir, ſo ſagte man weiter, an dieſem eine Kur gelänge, dann ſei mein Glück gemacht, denn ich würde dann bald unter dem Landvolke der ganzen Umgegend eine ſehr einträgliche Praxis finden.

Ich ging zu meinem Patienten, erkannte aber ſogleich, daß hier weder für mich noch für ihn eine Hoffnung ſei. Der unglückliche Mann war, etwa ein Jahr vorher, durch den heftigen Stoß einer Wagendeichſel an ſeine Magengegend von einem ſehr ſchmerzhaften Leiden befallen worden, das ſich bei der Anwendung von widerſinnig gewählten Hausmitteln ſo wie unter der anfänglichen Behandlung durch Afterärzte zu einer Magenverhärtung entwickelt hatte, welche nun in krebsartige Zerſetzung übergegangen war. Der noch jugendliche, früher vollkräftige Mann war zu einem lebenden Skelet abgezehrt, in deſſen Bruſt der Athem nur mühſam und ſchmerzhaft aus- und einging. Hier war nicht mehr an Heilung, ſondern nur etwa noch an Erleichterung der Schmerzen zu denken. Dieſe gewährten auch, nach dem ihnen möglichen Maaße, die von mir angewendeten Mittel, und die guten Leute dachten an Beſſerung. Aber dieſe Hoffnung war nicht von langer Dauer; wenige Tage nachher war mein Patient eine Leiche, und ſeine junge, etwas heftige Frau, als ich ihr meine herzliche Theilnahme bezeigen wollte, überhäufte mich mit Vorwürfen, als ob ich ihren Mann umgebracht habe.

Als ich dieſen mich ſehr betrübenden Vorfall meinem freundlichen Kollegen Dr. Winkler klagte, ſagte er mir: „Das iſt, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, das gemeinſame Loos aller jungen, neuangehenden Aerzte. Unheilbare Kranke, die ſchon bei allen Aerzten in ihrer Nähe vergebens Hülfe geſucht haben, die laufen zu einem ſolchen neuen Ankömmling hin, weil ſie meinen, der ſoll auch ein neues, beſſeres Mittel wiſſen als die alten. Der nämliche Mann, an dem Sie noch zuletzt die Pflicht des Arztes erfüllt haben, iſt, nachdem ſein Uebel unter der Hand von Pfuſchern immer ſchlimmer geworden, nicht nur von mir, ſondern nach und nach wohl von allen eigentlichen Aerzten in der Stadt behandelt worden. Wir konnten ihm keinen neuen Magen ſchaffen; er probirte es aber mit uns Allen, bei dem Einen länger, bei dem Andern kürzer, bis man am Ende noch Sie an ſein Sterbebette rief. Auch der Undank, den Sie bei dieſer Gelegenheit erfuhren, iſt mir nichts Neues; ich wünſche, daß Sie dieſe Erfahrung nicht ſo oft machen mögen, als ich ſie machte“.

Wenn auch nicht, wie ich gehofft hatte, vom Lande oder aus dem bemittelteren Bürgerſtande der Stadt, ſo kamen doch allmählig andere Rath und Hülfe ſuchende Leute zu mir, die weder Bürger noch Bauern waren, ſondern meiſt nur zu den Bewohnern armer Hütten gehörten. Ich übernahm dieſe Praxis gern, und ſie gewährte mir Freude, denn in der Behandlung dieſer armen Kranken war ich meiſt ſehr glücklich, machte auch manche mir neue werthe Erfahrung, unter anderen an einem etwa 12jährigen Knaben, dem Sohne einer Taglöhners-Wittwe, der, von Eingeweidewürmern hart geplagt, Anfälle hatte, die dem vollkommen ausgebildeten Veitſtanz ganz nahe kamen. Ich ſah da, mit eigenen Augen Erſcheinungen, die man ſelbſt geſehen haben muß, um hinter dem Vorhange der leiblichen Natur die Bewegungen einer inwohnenden Macht zu erkennen, welche nicht vom Weſen des Leibes iſt, und die unter der Ordnung anderer Geſetze ſteht als dieſer. Ohne große Schwierigkeit und in ziemlich kurzer Zeit ſtellte ich die Geſundheit des armen Knaben her, und dieſe allen Nachbarn auffallende Heilung führte mir einen Zulauf von vielen Patienten zu.

In erhöhterem Maaße als dies ſo aus der Ferne möglich war, wurde mein und Henrietten's Leben aus einem einſamen zu einem gemeinſamen, als ich am Pfingſtfeſte, der Aufforderung ihrer Eltern folgend, auf etliche Tage nach meinem lieben Bärenwalde kam. Als geiſtigen Reiſegefährten hatte ich ein Buch von Jakob Böhme bei mir: dieſes prophetiſch erleuchteten Sehers einer verborgenen Weisheit, der mir durch Schelling bekannt und innig werth geworden war*). Von Zeit zu Zeit, etwa im Schatten eines Baumes, oder in einem Hauſe, darin ich in Eile einen Biſſen Brodes nahm, in das Buch hineinblickend, ging ich, wunderbar angeregt durch die Kraft der geiſtigen Speiſe, meinen Weg. Mitten unter dem alt und wohl Bekannten, war es mir, als ob ich durch eine ganz neue Welt zöge. Und in dieſe war ich auch, wenn auch nicht mit dem Leibe, doch mit dem denkenden Geiſte gerathen. Ich konnte es kaum erwarten, meinen Genuß mit Henrietten zu theilen, und ſchon am anderen Nachmittag in der Laube des blühenden Geisblattes und Jasmins im Garten des Elternhauſes laſen wir mit einander das „Geſpräch eines Meiſters und Jüngers vom überſinnlichen Leben“.

---

*) Die ſaubere zum Mitnehmen auf eine Fußreiſe ſehr geeignete Amſterdamer Duodez-Ausgabe von 1682 des Weges zu Chriſto, verfaßt in 9 Büchlein.

Die Einladung, welche die Eltern an mich ergehen ließen, hatte einen beſonderen Grund. Der älteſte Sohn des Hauſes, der treffliche Kaufmann Martin aus Plauen, ein Mann, der an äußeren Gütern wie an den beſten Gaben des Gemüthes reich geſegnet war, hatte verſprochen, während des Feſtes mit ſeiner Frau nach Bärenwalde zu kommen, um mich, ſeinen künftigen, neuen Schwager kennen zu lernen. Es war wieder ein neuer Gewinn an Liebe und Freude, den mir dieſe Bekanntſchaft brachte.

Gleich nach dem Feſte eilte ich zu meinem Tagwerk in Altenburg zurück.

8. Die Hochzeit.

Die Natur, in dem Wechſel ihrer Erſcheinungen, wie die Weisheit des Alterthums in ihren Werken der Kunſt und der Schrift deuten öfters darauf hin, daß ſich dem vergänglichen Weſen der Tod ſelber unter der Form des blühenden Lebens, der tiefſte Schmerz im Gewande der höchſten Luſt nahe, während aus des Leibes Vernichtung, wie der Funke aus dem zerſchlagenen Steine, das verſchloſſene Leben hervorbricht, und die Freude vor dem ernſten Angeſicht des Todes, gleich wie bei den alten Aegyptern, ihre Feſtgelage feiert. Das zierlich ſchöne Flügelkleid, darin die Eintagsfliege am Strahle der untergehenden Sonne dem Reigen der tanzenden Schweſtern ſich anſchließt, iſt ihr zugleich zum Hochzeits- wie zum Leichengewande gegeben, denn ihr wird in dem gleichen Augenblicke des Lebens höchſtes Entzücken zu des Lebens Ende. Hochzeit und Tod, das ſcheint uns der Klaglaut der Nachtigall, mitten in der Zeit ihrer ſüßeſten Freuden, zu ſagen, ſind ein Paar von Zwillingsſternen, beide, während aus Abend und Morgen der neue Tag wird, gehen in gleicher Stunde auf und unter. Darum ſind es die Erinnerungszeichen an die Myſterien der Hochzeit, mit denen die Kunſt der Alten die Grabſteine ziert, während die Weiheit ihrer Tempel die Erzeugung in das leibliche Leben als den Auslauf zum Tode betrachtet. Es ſind Schallmeien und Flöten im Einklange der Saiten, welche vor unſeren Ohren eine Tonweiſe der Luſt und der Freude anheben, und in unſerem Inneren, wir wiſſen nicht warum? wacht bei dem Klange der Flöten und Saiten eine Stimme auf, die zu der luſtigen Tonweiſe ein Lied der Trauer, eine Klage an den Gräbern ſingt. Iſt es nicht alſo, daß, gleichwie in der Seele mancher Sterbenden, welche die Gefahr des nahen Todes nicht ahnen, das Verlangen, zu wandern, zu reiſen an einen anderen Ort ſich regt, auch in der Seele mancher tief fühlenden Braut, in der Zeit, da ſie dem heimathlichen Obdach ihrer Liebe ſich naht, das ſehnliche Verlangen erwacht nach einem Heim des ewigen, ſeligen Friedens? Darum iſt nicht ſelten der Kranz, der die Braut bei ihrem Gange zum Altare ſchmücken ſollte, zu einem Kranze geworden, den man auf ihren Sarg legte.

Mir ſelber iſt es von meiner Jugend an bis in mein Alter öfters ſo ergangen, daß ſich mir zu der lauteſten äußeren Freude der Gedanke und das Gefühl des ſtillen, tiefſten Ernſtes geſellte, und das Gemüth meiner Henriette theilte mit mir dieſelbe Eigenthümlichkeit. Daß uns aber beide, vor Allem aber meine Braut, zu unſerer Hochzeit, als ein ungeladener und dennoch würdevoller Gaſt, ein Leid der Todtenklage heimſuchte, das kam uns durch keinen Wechſel der inneren Stimmung, ſondern durch ein äußeres, betrübendes Ereigniß.

Von den Verwandten des Hauſes meiner Braut nannte ich oben nur die nächſten: Die Kinder, ſowie den Bruder der Schwiegermutter, den ehrenwerthen Gottlieb Wappler. Es wohnte aber noch ein anderes, entfernteres Glied der Familie in Bärenwalde, ein Geſchwiſterkindsvetter der Mutter Martine: Gottlob Wappler, welcher von der Zeit ſeiner Väter her das Geſchäft der Eiſenhandlung mit redlichem Fleiße und Gottes Segen fortführte. Ein Mann von treuem Gemüth und lauterem Wandel vor Gott und den Menſchen, welchem eine der höchſten Erdengaben, eine liebende Lebensgenoſſin beſchieden war, die nicht nur mit jenen äußeren, häuslichen Tugenden, welche die Welt ſieht, ſondern eben ſo auch mit jenen inneren geziert war, die das Kennzeichen einer rechten Mutter in Iſrael ſind. Dieſe ſeltene Hausmutter war ein Liebling aller Verwandten, ja aller, die ihr näher kamen. Durch ihren heiteren Sinn, ihr treuherziges Wohlwollen, ihre munteren Geſpräche, denen die Würze der verſtändigen Einſicht und, wo es galt, des Ernſtes, niemals fehlte, war ſie die belebende Seele des geſelligen Kreiſes der befreundeten Familien. Aber mitten in der Blüthe des friſcheſten Lebens, in Folge eines Wochenbettes wurde dieſe Luſt ſeiner Augen dem treuen Manne, dieſe ſeltene Mutter ihren Kindern, die Freundin den Freunden genommen; ich ſehe ſie noch als Leiche und an ihrem friſchen Grabe vorüber gingen wir wenig Tage nachher zum Altare, an welchem unſere Ehe ihre Weihe, ihren Segen empfing.

Die Feier unſerer Hochzeit (am 19. Juni 1803), wie ſich dieſes ſchon in ſolcher Zeit geziemte, war eine ſtille und einfache. Ich ließ bei der Trauung das Lied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchſten rathen" (Vers 1 bis 5) ſingen. Dieſes war mir nicht nur wegen ſeines Inhaltes, ſondern wegen ſeines Verfaſſers, eines mir ſehr theuren Landsmannes, des Paul Fleming, von Kindheit an ein ſehr liebes Lied geweſen. Denn Fleming hatte es (70 Jahre vor unſerer Hochzeit) auf der Reiſe gedichtet, welche er von 1633 bis 39 mit Olearius nach Perſien machte, und die Beſchreibung dieſer Reiſe mit den vielen lieblichen Gedichten von Fleming, welche in ihr zerſtreut ſtehen, hatte ich als Knabe öfters mit Entzücken geleſen. Iſt doch auch das eben genannte Lied ein rechtes Troſtlied für die Pilgrime und Fremdlinge der Erde, die in gleicher Hoffnung mit Fleming feſtſtehen. Man ſang uns nach der Trauung noch den Schlußvers:

So ſei nun Seele, ſeine,
Und traue dem alleine,
Der dich erſchaffen hat:
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe,
Der weiß zu allen Sachen Rath.

Wir ſahen uns mit Thränen, doch mit freudigem Muthe an und reichten uns zum Hinausgehen aus der friedlich ſtillen Kirche, für die Mühen und Sorgen des Lebens die Hand.

Es waren wenige Gäſte bei unſerem Hochzeitsfeſte: nur die Kinder und Enkel des Hauſes aus Bärenwalde und Schönheida, ſowie die treue Freundin Friderike, welche die Braut zu den Stufen des Altares begleitet hatte. Von meinen eigenen theuren Verwandten nahm Keines an unſerer ſtillen Freude Theil.

Schon am anderen Morgen nahm Henriette aus dem Elternhauſe Abſchied; die Trennung der Tochter von der Mutter war eine ſchmerzvolle und ſchwere. Ein beſonderer Troſt für uns beide war es, daß der treue heitere Bruder Philipp ſeine Schweſter und mich bei dem Einzuge in die neue Heimath begleitete. Draußen unter den Wolken wechſelten an dieſem Tage Regen und Sonnenſchein; unſer Bruder aber verſtand es, durch ſeine liebevoll fröhlichen Geſpräche in uns Allen die Stimmung, die der heitere Sonnenſchein hervorruft, wach zu erhalten und zu erhöhen.

Wir kamen noch zeitig am Nachmittag in Altenburg an. Die an ſich freundliche Wohnung, welche durch die aufſchmückende Hand des Kaufmann Fiſcher, eines Sohnes der Hausbeſitzerin, noch freundlicher gemacht worden war, die wohlgelungene Aufſtellung der Meubel und Hausgeräthſchaften, welche der Braut um mehrere Wochen vorausgegangen waren, durch die Hilfe desſelben Freundes, thaten dem Auge meiner lieben Henriette wohl, erhielten den Beifall und das Lob ihres Bruders.

Wir drei waren noch am Abende und einige Stunden in die Nacht hinein ſtill und ſeelenvergnügt beiſammen; ſchon am anderen Morgen aber eilte der liebe Bruder zu ſeinem Geſchäfte und Haushalt zurück.

9. Die Flitterwochen.

Goldene Flittern, um damit Staat vor den Leuten zu machen, gab es äußerlich an uns freilich nicht; in unſerem Innern aber fehlte es nicht an luſtigem Flitterwerk der ſelbſtgeſchaffenen Hoffnungen und Erwartungen, denen die Phantaſie einen goldenen Schein gab.

Wir fingen unſern Haushalt mit Gott und hundert Thaler Schulden an, denn dieſe Summe hatte uns die treue Freundin Friderike geliehen, weil wir ſonſt gar kein Geld für den neuen Haushalt mit uns brachten. Am erſten Mittag hatte meine liebe Henriette ein Eſſen, ich meine einen Reisbrei, gekocht, der war aber ſehr angebrannt, weil ſie noch niemals viel in der Küche geweſen war. Wir lachten aber darüber und aßen ihn doch, und mir ſchmeckte er ſo gut wie der beſte Braten. Ein alter Herr Sekretär, der in Ruheſtand getreten war, hatte mich bald nach meiner Ankunft in Altenburg zu ſich kommen und ſich von mir Rezepte verſchreiben laſſen gegen ſein rheumatiſches Fieber. Meine Mittel hatten ihm gut gethan, er war bald wieder ganz geſund geworden. Dieſer ſchickte mir jetzt mehrere Thaler für meine Mühe, die ich niemals von ihm würde begehrt haben, denn meine Mühe war nur ſehr gering geweſen. Darüber freuten wir uns ſehr, denn wir dachten, ſo könnte es uns gar nicht fehlen, weil ich doch damals ſchon ſo viele Kranke zu verſehen hatte und kamen immer noch mehrere dazu. Es war ſoeben Vogelſchießen in der Stadt, für die Bürger und benachbarten Landleute, für Vornehme wie für Geringe ein fröhliches Feſt. Denn man hatte Zelte aufgeſchlagen auf einer Wieſe, darinnen aß und trank man und war guter Dinge. Wir gingen auch hinaus mit einer Kaufmannsfamilie, welche mit der Frau meines Schwagers Philipp ein wenig verwandt war und die uns auch bei der Ankunft, wie bei dem Auspacken und der Anordnung unſeres Hausgeräthes viele Gefälligkeiten erwieſen hatte. Wir wurden von ihr in ein Zelt hineingeführt und als Gäſte eingeladen, worinnen ſehr viele vornehme Geſellſchaft war. Meine Henriette gefiel Allen, die ſie ſahen und ſprechen hörten, gar ſehr wohl und ich meine auch, es konnte nur wenig junge Frauen in der Welt geben, die ſo lieb und gut waren, wie ſie. Ich kam auch mit mehreren vornehmen Herren und Frauen in's Geſpräch. Wir dachten, es möchte gut ſein, wenn ich viele ſolche Bekanntſchaften machte, weil ich doch als Arzt von dem Vertrauen der Leute leben mußte. Wir gingen am anderen Tage wieder hinaus auf die Wieſe. Da traf ich etliche Studenten aus Jena, von denen ich den einen gut kannte. Die fragten mich, ob ich ihnen wohl einen Gaſthof ſagen könne, wo es wohlfeil zu logiren ſei. Ich aber ſagte, ſie ſollten mit zu wir kommen, da könnten ſie ganz umſonſt logiren. So kamen wir, ſtatt zu zwei, zu ſechs wieder nach Hauſe; meine liebe Henriette beſorgte etwas zu eſſen, und wir waren recht vergnügt beiſammen. Aber es kamen in dieſer Zeit bald noch mehrere Studenten aus Jena, und ſelbſt aus Leipzig, wovon ich manche gar nicht kannte. Ich meinte wohl, ſo weit die Betten reichten, dürfe man ihnen ein Nachtlager nicht verſagen, und unſer runder Tiſch ſei auch groß genug für viele Gäſte. Wenn aber auch der Tiſch groß genug war, ſo wollten doch die Schüſſeln nicht zulangen und einmal, da wir acht Gäſte zu Mittag hatten, für welche meine Frau einen ganzen Keſſel Kartoffelklöſe gekocht und einen Schweinebraten gebraten hatte, war bereits Alles bis auf den letzten Biſſen aufgezehrt, als meine liebe Frau, die noch durch ein Geſchäft in der Küche aufgehalten wurde, in's Zimmer trat, ſo daß ſie und ihr Dienſtmädchen ſich mit etwas Brod begnügen mußten. Auch gab es einige Gäſte, deren Bekanntſchaft ich erſt jetzt, bei ihrem Beſuche, machte, welche bei ihrem Abſchiede Geld und reine Wäſche von mir entlehnten, wofür ſie nichts zurückließen, als ihr beſchmuztes Leinenzeug und das Andenken ihres bald wieder vergeſſenen Namens. –

Dieſe große Einkehr bei mir, welche wohl dazu dienen konnte, um mir den Rauſch meines Studentenlebens im letzten jenaiſchen Halbjahre vollends ganz zu vertreiben und zu verleiden, dauerte ſelbſt nach der Feſtlichkeit des Vogelſchießens, welche viele luſtige Burſche herbeigezogen hatte, noch einige Zeit fort. Und auch nachher waren wir nicht allein, doch waren unſere Gäſte von anderer, und näher angehender Art; es waren zunächſt meine Freunde Arens und Wetzel, welche jetzt noch in jenem heimathloſen Zuſtande leben, der zwiſchen dem Abgange von der Univerſität und dem Angriffe eines Berufsgeſchäftes mitten innen liegt. Auch war eine Freundin meiner Frau, von der Zeit der Kindheit her, Henriette Meißner aus Döhlen, (m. v. eben S. 30) bei uns zu Beſuch, und zu dem Kreiſe der älteren Bekannten war ein jüngerer Freund und Landsmann von Wetzel und Köthe, aus der Oberlauſitz, damals noch Student in Leipzig, gekommen, welcher durch Geſang und Muſik uns vergnügte.

Allerdings gab es in dieſer Zeit in meinem Hauſe ein im gewöhnlichen Sinne des Wortes gar fröhliches Leben. Man hörte da täglich Geſang zu dem Klange der Guitarre und den Tönen der Flöte; abwechſelnd laſen die Gäſte, oder, wenn ich nicht auf Krankenbeſuch aus war, auch ich, etwas vor, was die Phantaſie in anmuthiger Weiſe anregte und dem Geiſte, nach dem Maaße ſeines Begehrens, Beſchäftigung gab. Henriette und ihre Freundin nahmen an dieſen letzteren Unterhaltungen den wärmſten, eifrigſten Antheil, während das etwas zu laute Bezeigen der Fröhlichkeit unſerer Gäſte ihnen beiden, und zuweilen ſelbſt mir nicht zuſagte. Die jungen Leute, wenn ſie zuweilen mit lautem Geſange, mit unbedecktem Kopfe durch die Straßen zogen, vergaßen, daß ſie nicht mehr in Jena lebten, ſondern in einer Stadt ſich befänden, zu deren äußerer Geſittung die Manieren des jenaiſchen Burſchenlebens keineswegs ſich ſchicken wollten. Mit Recht fürchteten mehrere mir wohlgeſinnte, ſtille Beobachter unſeres Treibens, daß dieſes dem Vertrauen, welches ich mir als praktiſcher Arzt erwerben ſollte, im Kreiſe der gebildeten, einflußreicheren Familien ſehr ſchaden möchte, und eine edle, achtungswerthe Dame ſprach ſich in einem Briefe nach Weimar über dieſe Gefahr, in welcher ich ſchwebe, mit herzlichem Bedauern aus.

So groß aber auch in den Augen des ſittlichen Ernſtes eine ſolche Gefahr erſcheinen mußte, ging ſie dennoch zunächſt nur das äußere Leben an, während ich um jene Zeit, und durch mich auch Henriette, in eine andere Gefahr gerathen waren, welche dem inneren Leben einen bleibenderen Schaden drohte. Wir hatten uns unvermerkt und in immer zunehmendem Maaße einer Abgötterei mit dem Genie hingegeben, die unſere Augen blendete, daß dieſe vor dem Lichte der nahe ſtehenden Kerzen, welche nach wenig Stunden verlöſchen, das Strahlen der unwandelbar ſtehenden Sterne am Himmel nicht mehr ſahen. Die leckerhafte Speiſe des Götzenopfers (der Genuß unſerer gewöhnlichen litterariſchen Unterhaltung) vergnügte uns mehr als das geſunde Brod des Lebens in ſeiner naturgemäßen Einfalt. Welchen Anſtoß nahm unter Anderem damals mein verwöhntes Ohr an der Form und kindlich einfältigen Sprache vieler unſerer herrlichen Kirchenlieder aus alter Zeit. — Von mir ſelber, weniger aber von Henrietten, die den Gewohnheiten ihres frommen Herzens treuer blieb, muß ich es mit Schmerzen bekennen: mein Leben war ein

Leben ohne Gebet, ohne Gott, ohne ernſte Gedanken der Ewigkeit. Es waren allerdings zunächſt die Werke anerkannter Meiſter, namentlich der Dichter des In- wie des Auslandes, welche wir laſen und bewunderten, oder deren Lieder wir ſangen. So geiſtreich ſie aber auch ſcheinen mochten, war es dennoch mit wenig Ausnahmen nicht der Geiſt des Meiſters zu heißen, der uns aus ihnen anſprach. Die Entfremdung von dem Grunde meines inneren Lebens, die äußere Verwilderung meines ganzen Weſens, obgleich nur wenig Augen bemerkbar, hatte ſchon früher bei mir begonnen; ſie hatte, wie ich vorhin (S. 12) ſagte, in einem geiſtigen Symptome ſich kund gegeben, welches, als das bedeutendſte von allen, die allgemeine, innere Krankheit verrieth.

Wenn ich an mein damaliges, Schritt vor Schritt immer weiter gehendes Hinwegweichen von dem Grunde meines inneren Wohlſeins und Friedens denke, und wie dennoch auf all' meinen Irrwegen ein goldener Faden niemals ganz zerriß, der zu jenem Grunde mich hinzog, da fällt mir eine kleine Geſchichte aus dem Leben der ägyptiſchen Altväter ein. Einer von den Einſamen in der Thebais hatte auch den Geſchmack an der Einfalt des früheren Stilllebens verloren; er fühlte ſich unwiderſtehlich zu der Abgötterei mit dem Genie, und zwar mit einem noch mächtigeren hingezogen, als das alltägliche, menſchlich poetiſche iſt. Er begab ſich zu einem Götzenprieſter, erklärte dieſem, daß er ſeine Tochter heirathen und von nun an auch ſeinem Abgotte dienen wolle. Der Götzenprieſter ſagte, ich kann dich nicht zu meinem Sohne und Mitgenoſſen am Dienſte und Opfer annehmen, bis ich zuerſt meinen Gott darum befragt habe. Dieſes geſchah in der nächſten Nacht und dem Fragenden ward die Antwort: der Chriſt muß zuerſt ganz durch Worte und die That ſeinen Gott verläugnen, von dieſem laſſen. Der geweſene Einſame that dieſes, bezeigte ſich durch Wort und That ganz als ein Heide. Nun gib mir deine Tochter zum Weibe, ſprach er zu dem Alten. Dieſer aber ſprach: noch einmal muß ich vorher meinen Gott fragen. Auch dieſes geſchah und dem Fragenden wurde im nächtlichen Geſichte die Antwort: du darfſt in das Begehren des Chriſten nicht einwilligen, denn obgleich er ſeinen Gott verlaſſen und aufgegeben, hat dieſer doch ihn noch nicht aufgegeben. Da ging der Jüngling in ſich. Mein Gott, den ich nun zweimal verläugnete, will mich noch immer nicht laſſen; nur der rechte, wahre Gott kann ſo gut ſein; ich kehre zu ihm zurück.

Auch mir, wie jenem Verirrten aus der Thebais, erging es ſo, die Hand des Arztes gab mich nicht auf, und für's Erſte nahm ſie mich in eine Kur, deren Mittel zwar meinem Geſchmack ſehr bitter dünkten, die aber in ihrer Wirkung für mich von heilſamen Folgen waren.

10. Die Rechnungen.

Der ſchon oben erwähnte Rath: „mein Sohn, gib niemals mehr aus als du einnimmſt", den der berühmte Benjamin Franklin ſeinem Sohne gab, war freilich ein ſehr guter. Ich aber hatte in der Zeit des Anfanges meines eigenen Haushaltes dieſen Rath keineswegs beachtet. Denn ich hatte nur wenig eingenommen, für die erſte Einrichtung aber in unſerer Wohnung, für die ſelbſtauferlegten Erweiſe der Gaſtfreundſchaft und den täglichen Bedarf war ſo viel aufgegangen, daß unſer kleines, entlehntes Kapital ſich ſehr merklich vermindert hatte. Ich war indeß hierüber ſehr unbeſorgt, denn, wie alle meine Bekannten es wußten, ich hatte als Arzt vollauf zu thun gehabe, und nach meiner Rechnung, wenn ich dieſe auf's Billigſte ſtellte, mußte ich während der erſten Monate wenigſtens doch eben ſo viel verdient als ausgegeben haben.

Einige Bürger in der Stadt, bei denen ich blos Kranbeſuche gemacht, und Rezepte verſchrieben hatte, waren ſo dankbare Schuldner geweſen, daß ſie gleich nach Beendigung meiner Mühen mich bezahlten; von den Bewohnern der Vorſtadt, denen ich meiſt auch die Arzneien aus der Apotheke auf meine Rechnung verabreichen ließ, hatten ſich wenige oder keiner zum Bezahlen gemeldet. Da rieth man mir unten in der Apotheke, ich ſolle für dieſe Leute meine Rechnungen aufſetzen und ſie ihnen zuſenden. Dieſes that ich allerdings, aber mein Geſchäft nahm einen anderen Ausgang als ich mir gedacht hatte. Die meiſten von den guten Leuten in den kleinen Häuschen und Hütten, auch dann, wenn ich für meine Mühe gar nichts, ſondern nur meine Auslagen für ſie in der Apotheke begehrte, konnten mir nichts bezahlen, weil ſie ſelber nichts hatten, andere wollten vielleicht nicht, und ich konnte ihren wenigen Groſchen auch nicht nachlaufen. Aber aus den Groſchen wurden Thaler, und da ich nun alles Das, was ich in meiner bisherigen Praxis eingenommen, mit Dem, was ich an Arzneien bezahlt hatte, zuſammenſtellte, da fand ſich, daß meine Auslagen gegen 10 Thaler mehr betrugen als meine Geſammteinnahme. Denn bei der Wahl der Arzneimittel auch für Arme hatte ich nicht auf den Apothekerpreis, ſondern auf die Wirkſamkeit derſelben geſehen.

Was war nun da zu thun? Der Sommer war zu Ende, der Winter nahete, man mußte auf Holzankauf und Anſchaffung mancher anderen Vorräthe denken, und doch ſah es mit unſerem Geldvorrathe faſt eben ſo abgelebt aus, wie draußen im Freien auf den Stoppelfeldern. Da ſagte einer der Freunde, ich meine, es war Wetzel, zu mir, ich ſolle ein Buch ſchreiben und das Manuſkript an der Leipziger Michaelismeſſe, die ganz nahe am Beginne war, an einen Buchhändler verkaufen. Was ſollte ich aber ſchreiben? — Mit dem unreifen Gedanken zu einem wiſſenſchaftlichen Werke trug ich mich zwar ſchon damals herum, dieſe konnten aber in vierzehn Tagen oder drei Wochen nicht reif werden; was blieb mir anders übrig als die Fertigung eines Meiſenkaſtens aus Holzſtückchen und Brettchen, welchem ich die Form und den Titel eines Romanes gab. Ob ſich eine Meiſe — ein geflügelter Gedanke — in meinem Kaſten fangen werde, das wußte ich nicht, denn ich ſelber ging ohne allen Plan und Gedanken an die Arbeit, nur den Anfang hatte ich mir auf einem Spaziergange ausgeſonnen. Ich habe mich ſpäter ſelber darüber gewundert, wie ich ein Buch von zwei (mäßigen) Bänden in der kurzen Zeit von drei Wochen habe zuſammenſchreiben können; das Schreiben muß mir faſt eben ſo ſchnell von Statten gegangen ſein, als das Sprechen. Ich nannte das Buch: „die Kirche und die Götter“, ſprach in einem Sonett, das hinter dem Titelblatte ſteht, meinen bitteren Unmuth darüber aus, daß ich ſolche Dinge nothgedrungen um's Brod ſchreiben müſſe, verglich mich aber (ei wie beſcheiden!!) mit dem Sohne des Manoah (Simſon), der, kahl und geblendet, in Ketten gebunden, an der Mühle mahlen muß. Die Feinde ſpotten über den armen Müller, thun ihm mancherlei Schimpf an, er aber wird ſich bald aufmachen und die Schmach ihnen bezahlen. Der ſachkundige Leſer wird ſelbſt einſehen, wie gut ſich die Worte: „den Kahlen“ — „in der Mühle ſoll er mahlen“ und „Schmach bezahlen“ in dieſem für einen eben ausgekrochenen Studenten muſterhaft beſchriebenen Sonett müſſen gereimt haben.

Ich kann über dieſes erſte Buch, das von mir gedruckt wurde, nicht urtheilen. Denn ich habe es zwar geſchrieben, aber niemals eigentlich geleſen, ſondern mich nur beim Hineinblicken in den Abdruck ſehr über die vielen ganz ſinnloſen und ſinnentſtellenden Druckfehler darin verwundert. Ein älterer Freund aber in Jena, mit welchem ich in einem humoriſtiſch aufrichtigen Verkehre der Briefe ſtand, ſchrieb mir darüber: „Das Leſen deines Buches hat auf mich einen ähnlichen Eindruck gemacht, als der Anblick einer gewaltig grauſamen Waſſerfluth. Wohin man ſchaut, bemerkt man ſo ſchöne Gruppen und Waldungen von Cedern, Cypreſſen, Obſtbäumen mit Blüthen und Früchten, welche auf dem Gewäſſer herum treiben, daß es Jammerſchade um ihren Verderb iſt. Jünglinge und ſchöne Jungfrauen, Greiſe und Kinder ſtrecken ihre Hände und Köpfe aus den Wogen hervor; grünende Auen mit Sommerpaläſten und Hütten ragen, zum Theil halb zerriſſen, über die Strömung heraus; nutzbares Vieh in ganzen Heerden mit mancherlei Gewürm kämpft mit den Wellen, — über denen die kleinen Gedichte, die du deinem überfluthenden Texte eingefügt haſt, wie muntere Vögel herumfliegen. Wie geſagt, es iſt Jammerſchade um all' dieſe Sachen, die eine gar hübſche, für Menſchen wie für Vieh wohnliche Landſchaft müßten geweſen ſein, wenn die große Ueberſchwemmung nicht über ſie hereingebrochen wäre.“ Mehrere Jahre nachher, als ich die literariſche Schuld, die ich durch das Schreiben meines Buches mir aufgebürdet, faſt vergeſſen hatte, las ich übrigens auch in einer Zeitſchrift, welche Dr. Joh. Jak. Wagner in Würzburg herausgab, eine ſehr beifällige Anzeige von dem Buche. Der freundliche Beurtheiler hatte mehrere naturphiloſophiſche Anſichten, die ich über die rhapſodiſch erſcheinenden Formengruppen der drei Na-

[illegible] und ihre Zuſammenfügung zu einem harmoniſch einheitlichen Ganzen durch die Hand eines und desſelben Meiſters ausgeſprochen, ſehr günſtig aufgenommen. Andere hatten an dem ſeltſamen, auf Effekt ausgehenden Gemiſch des mitternächtlich geiſterhaften Kettengeklirres eines losgelaſſenen Wahnſinnigen, ſowie ähnlichen Spektakelſcenen, die ich zuſammengeſtellt, eine Beluſtigung gefunden. Doch dieſes Buch, bei Dienemann in Penig 1804 erſchienen, iſt längſt in den Krämerläden verſchwunden und auf den Herden verbrannt, ich habe dafür nicht mehr Rede und Antwort zu ſtehen.

Nun, das Buch war fertig, die Michaëlismeſſe ſchon in vollem Gange; jetzt galt es, nach Leipzig zu eilen und den Handel mit meiner Waare zu beginnen. Wetzel war ſchon vorausgegangen, mein lieber Arens hatte auf längere Zeit Abſchied genommen, um ſich zur Reiſe in ſein Vaterland zu rüſten, wo er bald nachher eine Anſtellung fand, ſo daß er die Freundin Henriette Meißner aus Döhlen als Lebensgenoſſin zu ſich heimholen konnte.

In Leipzig gab es damals wieder einen recht wackeren Kreis, zunächſt von einem jungen Nachwuchs der Studirenden aus der Lauſitz, die ſich an die noch ſtehenden Pfeiler des früheren Kreiſes meiner Freunde angeſchloſſen hatten. Unter dieſen alten Pfeilern ging mich am nächſten an mein theurer, lieber Köthe (m. v. Bd. I S. 335 u. f.), den ich jetzt zum erſten Mal, ſeit langer Zeit wieder ſah, denn er hatte die Hauslehrerſtelle in einem edlen, ihm geiſtig befreundeten Kaufmannshauſe angenommen und hielt an der unausgeſetzten Erfüllung ſeiner Pflicht, nach der Weiſe ſeines treuen Gemüthes ſehr ernſtlich feſt. Unter den jüngeren kannte ich nur unſeren talentvollen Guitarreſpieler Petri, aber mit Hartmann und Dippold, dieſem eng verbrüderten, geiſtvollen Freundespaare, ſchloß ich hier zuerſt den Bund eines gemeinſamen, in Liebe kräftigen Wirkens, darin wir, bei unſerem ſpäteren Zuſammenleben in Dresden, uns ſo wohl und ſo glücklich befanden. Bei dieſen Freunden wohnte ich auch, während meines diesmaligen Meßgeſchäftes in Leipzig.

Wer unter uns ſollte ſich nun jetzt als der geſchickteſte Geſchäftsmann erweiſen? Ich ſelber erklärte ſogleich, daß ich mich auf das Handeln gar nicht verſtehe; Hartmann wäre wohl unter uns Allen dem Geſchäft am meiſten gewachſen geweſen, Petri aber, der junge muntere Burſche, bot ſich in ſeinem wohlmeinenden Eifer ſo zuvorkommend zu demſelben an, daß ich nicht umhin konnte, es ihm zu überlaſſen. Zweihundert Thaler, ſo urtheilten die jungen Freunde, da ſie mein Manuſkript mit großem Vergnügen durchgeſehen, ſei mein Buch gewiß unter Brüdern werth, ich aber (o wie beſcheiden!) ſagte, ich wolle mit hundert und fünfzig wohl zufrieden ſein. Petri zog ſein beſtes Gewand an und ging mehrere Tage hintereinander mit meiner Waare zuerſt bei den Buchhändlern vom vornehmſten, dann bei denen vom zweiten, dritten, vierten Range hauſiren. Die vom erſten Range nahmen ſich gar nicht die Zeit, das Manuſkript nur anzuſehen, einer vom dritten Range machte die Bemerkung, daß es doch immer eine mißliche Sache ſei, wenn der Verfaſſer nicht einmal ſeinen Namen auf dem Titel nenne, (denn dies hatte ich ausdrücklich abgelehnt), einer aber vom vierten Range, der vielleicht eben nichts Beſſeres zu thun hatte, behielt das Manuſkript wirklich auf einige Stunden zur Anſicht und ließ ſich herbei, dreißig Thaler Honorar für das Ganze zu bieten. Ein ſolches Gebot erſchien jedoch meinem jungen Freunde für mich ganz ſchimpflich; er brach die Unterhandlung kurzweg ab und kam ganz zornig über den Mann nach Hauſe. Ich aber war nicht zornig, ſondern wenn es mir nachgegangen wäre, ich hätte meine ganze Kirche und die Götter um dreißig Thaler abgegeben. Doch die Freunde ließen das nicht zu, ſondern drangen in mich, ihnen das Manuſkript in Leipzig zu laſſen, ſie wollten es ſchon noch an den rechten Mann bringen.

In ziemlich kleinlauter Stimmung ſetzte ich mich in den Stellwagen, der von Leipzig nach Altenburg fuhr, hörte da meine Mitreiſenden von den guten glücklichen Geſchäften erzählen, die ſie auf dieſer Meſſe gemacht hatten, ging am Mittag, als dieſe in einem Wirthshauſe an der Straße ſpeiſten, ganz allein hinaus in's Freie, wo ich mir einen Strauß von der Gentiana amarella pflückte, und kam am Abend zwar nicht mit Geld, wohl aber mit einem recht hungrigen Magen bei meiner lieben Henriette an. Dieſe, mit einer Faſſung, welche nur einem ſolchen Gemüth, wie das ihrige, möglich war, hörte meinen Bericht über das mißlungene Handelsgeſchäft an, tröſtete mich mit der Hoffnung, deren Quell in ihr nie verſiegte.

Nur mit wenig Worten will ich vollends das Schickſal meines Buches erzählen. Ein Freund in Jena, der damals als Phyſiker ſchon in einem bedeutenden literariſchen Rufe ſtand, hatte mir das Manuſkript wirklich, um faſt dreimal ſo viel mehr als der Buchhändler vom vierten Rang dafür geboten, verkauft. Aber dieſer liebe Freund, dem ich ſonſt viel verdankte, war in einer beſtändigen Geldverlegenheit, welche gerade damals, als er das Geld vom Buchhändler empfing, durch ſeine Verheirathung noch dringender geworden war. Er behielt deßhalb das Honorar vor der Hand für ſich, hat es mir jedoch ſpäter, anfangs in kleinen Portionen, ſpäter aber, als er einen vortheilhafteren Ruf in's Ausland erhirt, vollends ganz redlich und treulich ausgezahlt. Und ſo war es mir auch recht, und es hat wohl ſo ſein ſollen, daß zwei Nothleidenden zugleich mit dieſem Handel geholfen wurde.

11. Die dunklen Herbſttage.

Wenn im Spätherbſt die grauen Nebel kommen, und die kalten Regen dazu, durch deren dichten Schleier tagelang kein Sonnenſtrahl hindurchbricht, da fühlt man ſich wohl auch, mehr als ſonſt, von dem inneren Sonnenſchein verlaſſen, in einer Stimmung, darin allerhand Sorgen und trübe Gedankenbilder das Herz beſchweren. Daß bei mir und Henrietten, als nun das Spätjahr mit ſeinen kalten Tagen kam, eine ſolche trübe Stimmung eintrat, das war wohl nicht zu verwundern. Wie der dichte Nebel draußen alle Ausſicht ſelbſt in die Nachbarſchaft verſchloß, ſo ſchien auch uns alle tröſtliche Ausſicht für eine nähere oder fernere Zukunft genommen. Denn meine Hoffnung auf einen Gewinn von meinem erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch war fehlgeſchlagen; meine Praxis unter den armen Leuten, die noch immer fortging, trug weder Brod noch Salz ein. Wir hielten zwar mit dem Reſte unſerer geliehenen hundert Thaler ſo ſparſam Haus als nur möglich, dennoch ließ es ſich leicht berechnen, in wie wenig Wochen es damit ganz zu Ende gehen würde. Und ſelbſt dieſe Rechnung konnte nur unter der Vorausſetzung gelten, daß wir mit unſerem Dienſtmädchen allein blieben, keine Gäſte mehr bekämen, die doch immer andere Anforderungen an Bewirthung machten, als unſere damalige, ärmliche Koſt ihnen gewähren konnte. Aber was wir kaum zu fürchten wagten, das geſchah wirklich; an einem recht rauhen, regnerigen Tage, an welchem kein vernünftiger Menſch an's Reiſen denken mochte, kam nicht nur ein Gaſt, ſondern es kamen ihrer zwei. Beide waren Kandidaten der Theologie, der eine, ein Predigersſohn aus der Nachbarſchaft meiner kleinen Vaterſtadt, war mir von Kindheit an und auch von Leipzig her wohlbekannt, der andere aber, ſein Vetter, ein durch Gaben und Kenntniſſe ausgezeichneter junger Mann, hatte die Reiſe hierher gemacht, nur um mich zu ſehen und kennen zu lernen. Beide richteten ſich ſogleich zum Bleiben ein und mein alter Bekannter gab zu verſtehen, daß ſie etwas länger hier zu bleiben gedächten, weil ſein Vetter viel, ſehr viel mit mir zu ſprechen habe.

Unſere Geſpräche kamen bald in vollen Gang. Mein neuer Bekannter, der Sohn eines frühe verſtorbenen, zu ſeiner Zeit beliebten Schriftſtellers, hatte ſich an einer unſerer beſten gelehrten Schulen einen guten, tüchtigen Grund der klaſſiſchen Bildung bereitet, auf den er in Göttingen (und Halle?) fortbaute. Er war ein Menſch von großer Wißbegierde und Empfänglichkeit, wollte ſich von mir noch Manches mittheilen laſſen von den Gaben, die ich etwa in Weimar und Jena empfangen habe. Wie gern hätte er ſich ſelbſt noch dieſem klaſſiſchen Boden genaht, aber die Stipendien, die ihn auf Schulen und Univerſitäten erhielten, gingen zu Ende, er mußte eine ihm angetragene Hofmeiſterſtelle in wenig Wochen annehmen und wollte die ihm noch frei gebliebene Zeit zum Ausruhen und doch auch zugleich wo er konnte zum geiſtigen Erwerb benutzen. — Leider iſt dieſer vielverſprechende Jüngling nicht zum Mannesalter gereiſt; ich fand ihn in Dresden wieder, bald nachher hörte ich die Kunde ſeines Todes.

Einen Tag ſchon waren die Beiden bei uns und wir ſprachen viel mit einander. Ich hatte, ſo viel ich mich erinnere, am zweiten Abend auch noch einen Freund aus der

Stadt zu uns eingeladen. Während wir aber im eifrigſten Geſpräche waren, hatte meine liebe Henriette ſich entfernt und war ziemlich lange ausgeblieben. Zum erſten Male war dieſe ſanfte, Alles duldende Seele vor einem, auf unbeſtimmte Zeit uns zugedachten Beſuche in Angſt und Scheu gerathen, deren Andrang ſie nicht widerſtehen konnte. Wir hatten ſchon längſt unſeren Geſchwiſtern in Waldenburg, welche die neue Schwägerin noch gar nicht perſönlich kannten, einen Beſuch verſprochen. Henriette war ſelber in der Stadt herumgelaufen, um für morgen früh das möglichſt wohlfeile Fuhrwerk aufzufinden; „denn“, ſo ſagte ſie mir beim Nachhauſekommen außen im anderen Zimmer, dahin ſie mich rief, deine Geſchwiſter wollen uns ſo gern in ihrem Hauſe ſehen und wir können jetzt in dem unſrigen keine Gäſte auf unbeſtimmte Zeit beherbergen, weil die Zeit, in welcher wir gar nichts mehr haben werden, keine unbeſtimmte, ſondern eine vorausſichtlich ſehr beſtimmte iſt.“

Es that mir ſelber leid und ich hätte gern Einwendungen gemacht, aber das Fuhrwerk war ſchon beſtellt. Wir blieben noch lange im Geſpräch beiſammen; vor dem Schlafengehen eröffnete ich aber den beiden Gäſten, daß ich morgen früh eine Reiſe in Familienangelegenheiten mit meiner Frau machen, und mir deshalb ihren Beſuch für ein anderes Mal erbitten müſſe. Das Wetter war beſſer geworden, die beiden Fremden hatten ohnehin noch eine Reiſe zu einem in der Nachbarſchaft wohnenden Verwandten vor, ſie machten ſich bald nach dem Frühſtück auf ihren Weg, wir aber beſtiegen unſer einſpänniges Fuhrwerk, das uns zwar wenig Fuhrlohn, deſto mehr aber Selbſtverläugnung koſtete. Denn der armſelige Klepper, der es zog, an welchem das Knochengerüſte der einen Hüftſeite in pathologiſch merkwürdiger Weiſe höher als das der anderen Seite emporragte, führte uns in ſo kurioſem Paßgängerſchritt durch die Straßen, daß die Leute lachend ſtehen blieben oder aus den Fenſtern uns nachſchauten. Dafür wurde das arme Thier in Waldenburg bei den lieben, gaſtfreien Geſchwiſtern recht herausgefüttert und der Bube, der unſeren Kutſcher vorſtellte, auch, ſo daß beide am Nachmittag gar befriedigt ihren Heimweg nach Altenburg antraten. Wir aber blieben mehrere Tage vergnügt bei unſeren Verwandten, welche Henrietten alsbald lieb gewonnen und uns nur ungern ſo bald wieder von ſich ließen. Auf Anordnung meines Schwagers kehrten wir in anſtändigerem Fuhrwerk in die Heimath unſerer Sorgen und doch auch zugleich unſerer Pflichten zurück.

Daß wir aber in dieſe uns noch ziemlich fremdartige Heimath ein Gefühl mit uns brachten, welches einem tiefen Heimweh gleicht, wird man wohl verzeihlich finden. In der Anordnung unſeres Haushaltes ſah es wirklich ſo aus, wie auf einem Schiffe, dem der Proviant ganz ausgehen will, ſo daß man den Reſt desſelben zwar nach der Zahl, nicht aber nach dem Bedürfniſſe der Perſonen austheilt. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit recht, welch' ein Unterſchied ſei zwiſchen einer Enthaltſamkeit, die man aus eigener Wahl und vorſätzlich ſich auferlegt hat, und einer ſolchen, die uns durch äußere Noth aufgedrungen wird. Ich hatte als Jüngling, wie ich dies bei der Beſchreibung namentlich meiner Univerſitätsjahre zu Leipzig erzählte, in äußerer Mäßigkeit mit den ärmſten Leuten um die Wette gelebt, und es war mir niemals ſchwer gefallen. Anders aber war das jetzt, wo ich es nicht mehr wollte, ſondern mußte, und zwar nicht allein, ſondern in Geſellſchaft der theuren Gefährtin, von der ich ſo gern jedes rauhe Lüſtchen der Sorgen und der Noth abgehalten hätte und die nun doch mit mir in einen Sturm der Noth gerathen war. Doch dieſe bedachte niemals ſich ſelber, ſondern immer zunächſt nur mich, und ich erinnere mich noch wohl, wie ſie mir eines Tages, als ich mich recht elend fühlte und in meinem Herzen mit lauter Sterbensgedanken umging, einen großen Topf mit Bauernchokolade (gebräuntes Mehl mit Milch, Ei und etwas Zucker) kochte, und wie ich mich nach dem Genuß derſelben auf einmal wieder friſch und von allen Sterbensgedanken verlaſſen fühlte. Doch ich will mich nicht bei ſolchen Bildern der Erinnerung verweilen, die mir nicht um meinet-, ſondern um Henrietten's willen noch jetzt wehe thun, ſondern nun von den tröſtlichen Sonnenblicken reden, die von obenher in unſer Dunkel hereinbrachen.

Eines Nachmittags las ich Henrietten, ich meine, aus einem Werke von Göthe, vor. Ich bemerkte, daß meine Zuhörerin, ganz gegen ihre Gewohnheit, ſehr zerſtreut ſei; ſie ſchien kaum zu hören, was ich las. Als die ſpäte Dämmerung eintrat, und wir noch, ehe das Licht kam, einige Augenblicke am Fenſter ſtanden, da ſagte ſie mir, daß nun all' unſer Geld bis auf acht Groſchen (36 Kreuzer) dahin ſei und daß dieſe Baarſchaft zum morgenden Ankaufe von Holz und Brod nicht ausreiche. In meinem Innern erwachte ein Schreien der Noth, obwohl ſo unkräftig und ſchwach, wie das Schreien eines Kindes, das weit vom Hauſe des Vaters im Walde verirrt iſt. Das Licht war angezündet, wir ſaßen ſchweigend, da kam Jemand zur Treppe herauf, klopfte an; es war der Poſtbote, der einen Brief mit Geld brachte. Zwar weiß ich es nicht mehr genau, doch vermuthe ich, es war eine kleine, abſchlägige Zahlung auf das Honorar, das ich für mein Buch zu erhalten hatte, von deſſen glücklichem Verkaufe wir erſt heute, bei dieſer Gelegenheit etwas erfuhren (m. v. S. 78). Das war freilich eine große Freude für uns; der augenblicklichen Noth war abgeholfen und wir hatten, denn an der Redlichkeit des Freundes blieb uns kein Zweifel, auch Hoffnung auf Mehreres.

Aber dieſe Hoffnung, wie ich vorhin erwähnte, blieb lange unerfüllt und die Tropfen der Hülfe, die uns erquickten, waren bald verzehrt. Nach welchem Mittel ſollte ich greifen, um mir einen, wenn auch nur nothdürftigen Erwerb zu ſichern und der beſtändigen Noth mit ihren Sorgen ein Ende zu machen? Nach einiger Zeit gab es für uns wieder einen eben ſolchen äußerlich wie innerlich trüben Spätherbſttag als der geweſen war, an welchem uns der Poſtbote eine kleine, unerwartete Hülfe gebracht hatte. Denn jener Strohhalm von Ausſicht, nach welchem ich in einem Briefe nach Jena gegriffen hatte, dort an der Univerſität Privatdozent zu werden, war mir, wie ich dies früher (B. I S. 167, 168) berichtete, aus der Hand geſchwunden und Dr. Burckhardt, der freilich die Eigenthümlichkeit hatte, überall nur das möglichſt Schlimme zu ſehen und Unglück, ohne lindernden Troſt, zu verkünden, hatte uns, mit jener Ausſicht zugleich auch alle Hoffnung benommen, daß wir von dem Freunde, der das Honorar für mein Buch einſtweilen in Gebrauch behalten, jemals noch einen Heller erhalten würden. So ſaßen wir denn abermals in der Abenddämmerung beiſammen, redeten und überlegten hin und her, was wohl für uns zu thun ſein möge? Aber je weiter wir mit unſeren Sinnen und Gedanken in dem Dunkel, das uns umgab, herumtappten, deſto mehr ſtießen wir, in recht ſchmerzhafter Weiſe, an das Gemäuer, das uns wie ein verſchloſſener Kerker umgab. Da hörten wir wieder Jemand kommen; mit dem Lichte, das unſer Dienſtmädchen brachte, zugleich trat ein Mann in das dunkle Zimmer herein, den ich bisher nur wenige Male geſehen, zu dem ich aber gleich bei der erſten Bekanntſchaft ein herzliches Zutrauen gefaßt hatte, der edle Buchhändler Dr. Rink; ein Menſch von warmem, liebevollem Herzen und von ernſtlichem Willen, überall zu helfen, wo denen, die er liebte, die Hülfe Noth that. Wer war es doch, der mir dieſen Freund in der Noth, gerade in ſolcher Zeit und Stunde zuſendete und ihm in den Sinn gab, mir die Hand zu bieten zu den erſten Schritten auf einem Wege, der mich, ſo wenig verſprechend auch ſein Anfang ausſah, zu einem Ziele meines Lebensberufes führte?

Dr. Rink, als wolle er nur einer Anforderung der Höflichkeit genügen, mir einen Gegenbeſuch zu machen auf meine Beſuche in ſeinem Buchladen, ſprach zuerſt nur von Dingen, welche im äußerſten Vorhofe der geſelligen Unterhaltung liegen. Im Fortgange des Geſpräches aber ließ er uns mit zarter Schonung ſeine ſorgliche Theilnahme merken an der Schwierigkeit unſerer äußeren Stellung. Er wiſſe es, aus einer ihm nahe liegenden Erfahrung, mit welcher Noth ein angehender Arzt, mitten in all' ſeinen Mühen, ſich herumzuplagen habe. Mir aber, neben den äußeren Sorgen, läge, das habe er aus unſeren früheren Geſprächen erkannt, noch eine innere an: die um meine wiſſenſchaftliche Fortbildung. Nun wiſſe er wohl ein Geſchäft für mich, das mehr denn jedes andere mir Gelegenheit zu dieſer Fortbildung geben könne. Ein hieſiger, um die Wiſſenſchaft ſehr verdienter Arzt, Dr. Pierer bedürfe bei der Herausgabe ſeines fortlaufenden Werkes, der mediziniſchen Annalen, eines rüſtigen Mitarbeiters, deſſen Aufgabe es ſein werde, den Inhalt der bedeutendſten literariſchen Erſcheinungen im Gebiete der Medizin, Phyſiologie und den ihnen verwandten Wiſſenſchaften anzuzeigen und als Zugabe der einzelnen Monatshefte auch eigene Aufſätze zu fertigen. Die nöthigen Bücher würden mir nach meinem Verlangen und auch ohne dieſes in Ueberfluß dargeboten werden und ſo könne ich meinen Drang zum Fortſtudieren und wiſſenſchaftlichen Fortarbeiten reichlich befriedigen.

Welches andere Anerbieten hätte mir erwünſchter ſein können als dieſes. Ich nahm es mit freudigem Danke an und Henriette mußte hinausgehen, um ihre Thränen der Rührung zu verbergen. Schon am anderen Vormittag kam der Freund in der Noth wieder. Er hatte mit Dr. Pierer geſprochen, dieſer nahm mich ſogleich zum Mitarbeiter an ſeinen Annalen auf. Die gemachten Bedingungen, vier Thaler für den Druckbogen in großem Zeitungsformat bei den Anzeigen, fünf für die etwas enger gedruckten eigenen Aufſätze des Anhanges, genügten mir vollkommen, es war ein mäßiges, doch ſicheres Brod. Mit rüſtiger Hand begann ich ſchon an einem der nächſten Tage meine Arbeit, welche unſeren drückendſten Sorgen ein Ende machte.

Faſt in derſelben Zeit hatte ich auch noch einen anderen hülfreichen Freund gefunden, der mit Rink und Pierer zugleich bemüht war, uns den Druck unſerer äußeren Lage zu erleichtern. Dieſes war Dr. Bergner, damals Vorſtand und Lehrer an einem Erziehungsinſtitute für Knaben, ſpäter ein ehrenwerthes Mitglied des Predigerſtandes der Stadt. In ſonderbarer Weiſe wurde ich mit dieſem Freunde bekannt. Bei einer Bücherverſteigerung, welcher ich mit eifriger Theilnahme, wenigſtens als Zuhörer, beiwohnte, hatte ich das Gelüſte nach einer alten, ziemlich ſeltenen Ausgabe des Decamerone von Boccaccio nicht beſiegen können; ich hatte das Buch um einen für meine Mittel ſehr hohen

Preis erſtanden. Denn ſchon in Jena war meine Vorliebe zu der italieniſchen Sprache aus der Kindheit her (man v. B. I. S. 213) wieder erwacht, ich hatte einen Theil der Klaſſiker aus Italiens geiſtiger, neuerer Blüthenzeit in ihrer eigenen Sprache geleſen und ſpäter ſelbſt meine Henriette in die Bekanntſchaft derſelben durch Gries' Ueberſetzungen eingeführt. Wenn aber auch meine liebe arme Frau im Allgemeinen die Vorliebe für Taſſo, Petrark, Boccaccio und ihre großen Landsleute mit mir theilte, ſo konnte ſie doch in dieſem beſonderen Falle nicht recht darauf eingehen, denn mein Kauf hatte unſere Geldverlegenheit um ein nicht Geringes vermehrt. Eben hatte ſie durch mühſam anhaltenden Fleiß im Fertigen eines prächtigen Stückes Spitzen eine kleine Summe Geldes erworben, dieſe mußte, ſtatt in unſeren Haushalt, ſeinen Weg in die Hände des Bücherverſteigerers nehmen.

Und dennoch war dieſe uns beiden ſchmerzlich fallende Ausgabe keine vergebliche geweſen. Dr. Bergner hatte mich bei der Verſteigerung kennen gelernt, hatte die Aeußerung meiner Freude über den Beſitz des Boccaccio ſo wie meiner Liebe zu der italieniſchen Literatur bemerkt und gehört; er war hierdurch auf einen Gedanken gekommen, den er wenige Tage nachher gegen mich ausſprach. Sein Erziehungsinſtitut war vorzugsweiſe von Zöglingen beſucht, welche als die Söhne wohlhabender Kaufleute ſich ſelber für den Kaufmannsſtand vorbilden wollten. Dieſen war die Kenntniß der italieniſchen Sprache ſehr wünſchenswerth und gerade für dieſen Theil des Unterrichtes hatte Bergner noch keinen Lehrer gefunden. Ich ſchien ihm hierzu der rechte Mann zu ſein und ich übernahm mit Vergnügen wöchentlich einige der mir angetragenen Lehrſtunden. Wir wurden bei dieſer Veranlaſſung herzliche Freunde und ſind dieſes im weiteren Verlaufe unſerer Lebenszeit geblieben.

Auch noch eine andere werthe, meiner Erinnerung theure Bekanntſchaft machte ich in der Zeit der trüben Herbſttage, deren Ereigniſſe ich hier beſchreibe. Es war die des merkwürdigen Pfarrer Garmann zu Ziegelhayn, an welchen noch jetzt viele Lebende in dankbarer Liebe und herzlicher Achtung gedenken. Er war ein Enkel des zu ſeiner Zeit berühmten mediziniſchen Schriftſtellers Garmann, deſſen originelles Werk de miraculis mortuorum ich in einem meiner ſpäter verfaßten Bücher viel benutzt habe. Er ſelber, der Pfarrer Garmann, hat zwar keine Werke auf Papier, wohl aber, durch Wort und That, in Menſchenherzen, geſchrieben, welche von ausdauernderem, bleibenderem Werthe ſind als unſere gedruckten Bücher. Bei dieſem Manne waren die Erfahrungen des Lebens und die vielſeitigen Kenntniſſe, welche er ſich erworben hatte, zu einer Weisheit geworden, welche, obgleich ſie doch von oben her kommt, dennoch, wie jener goldene Spruch ſagt, nur „bei den Demüthigen“ iſt (Prov. 11. v. 2). Er hatte ſchon frühe den Grund gefunden, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß; auf dieſem Grunde war er feſt ſtehen geblieben und ohne Aufhören fortgewachſen. In ſeinen jüngeren Jahren hatte er die Pflichten eines Lehrers und Erziehers der Kinder in einem hochfürſtlichen Hauſe mit Treue und Geſchicklichkeit erfüllt; mit derſelben Treue und Geſchicklichkeit erfüllte er jetzt auch ſeine Pflichten als Pfarrer und väterlicher Freund einer Dorfgemeinde. Es fehlte dieſer an einem Arzte und in ſolchen Fällen, in denen ſchnelle ärztliche Hülfe und eine beſtändige ſorgfältige Aufſicht nöthig war, fühlte der wackere

Mann oft recht ſchmerzlich ſeinen Mangel an allen hierzu nöthigen Kenntniſſen. Da begab er ſich noch jenſeits der Mitte der Lebensjahre an's Studieren, ſo weit ihm dieſes aus Büchern und anderen für ihn erreichbaren Hilfsmitteln möglich war. Selbſt von dem Eindringen in die Lehren der Anatomie ließ er ſich durch die Laſt der vielen ihm neuen Namen nicht abſchrecken, er bediente ſich hierbei eines ähnlichen Mittels zur Erleichterung des Erlernens, wie vorher bei der Kräuterkunde; er brachte die Lektion, die er ſeinem Gedächtniſſe aufgab, in Knittelreime, die er dann auswendig lernte. Denn neben dem tiefen, ſtillen Ernſte wohnte in ihm auch die Fröhlichkeit eines kindlichen Gemüthes.

Ich lernte dieſen Mann an einem Krankenbette kennen. Der Sohn eines frommen Handwerksmannes (eines Schneiders, den Garmann ſchon länger kannte) war während meiner ärztlichen Pflege von einem ſehr ſchweren, lebensgefährlichen Nervenfieber (Typhus) wieder hergeſtellt worden. Der gute Pfarrer, der auch, wenn er in der Stadt war, gerne ſolche Leute beſuchte, die ihm im Grunde der Geſinnung ſo nahe befreundet waren, wie dieſer Schneider, hatte meinen Kranken in ſeinem, wie es ſchien, hoffnungsloſen Zuſtande geſehen, und fand ihn nun außer Gefahr auf dem Wege der Geneſung. Der liebe Mann wünſchte mir Glück zu dem Gelingen dieſes Werkes, und ich wußte wohl ſchon damals, daß ich mehr von Glück als von Geſchick zu rühmen hätte, denn von den Kranken, welche an demſelben bösartigen Fieber litten, und die ich ganz in derſelben Weiſe behandelt hatte, wie den Sohn des Schneiders, waren zwar auch noch einige geneſen, mehrere aber auch geſtorben, eine Erfahrung, welche in mir ſchon damals manchen Zweifel über die Sicherheit unſeres ärztlichen

Wiſſens über die Macht unſerer Kunſt aufregte — um ſo mehr, da auch bei anderen Aerzten, die einem ganz verſchiedenen Syſteme des Heilverfahrens huldigten, an dieſer Krankheit, im Verhältniß der Zahlen, eben ſo viele ſtarben und genaſen, als bei mir und Winkler, mit deſſen Heilmethode die meinige, ſo viel ich urtheilen kann, nahe verwandt war. Bemerkungen ſolcher Art, welche ich über die Unzulänglichkeit der ärztlichen Kunſt und Einſicht in ſo manchen Krankheiten machte, gefielen dem Pfarrer, er ſprach darüber in ſeinem chriſtlichen Sinne, und von dieſer Stunde an war auch mein Haus eines von jenen wenigen, das er jedes Mal beſuchte, wenn er in die Stadt kam: Und ſein Zuſpruch brachte uns beiden, mir und Henrietten allezeit Licht und Troſt, er gehörte deshalb recht weſentlich zu der Geſchichte unſerer damaligen, trüben Herbſttage.

Wir feierten das Weihnachtsfeſt, nach Henrietten's Wunſche, in Bärenwalde, im Hauſe ihrer lieben Eltern. Hier kam uns die ſchmerzliche Kunde von Herder's Tode. Es haben wohl Viele, in der Nähe und weiten Ferne, um dieſen großen Todten getrauert; meine Trauer war aufrichtig und tief; ich hatte vor vielen Anderen einen guten Grund und ein kindliches Recht dazu.

12. Stilleſein und Hoffen.

Es war freilich nicht das rechte, innerliche Stilleſein und Hoffen, in welchem wir jetzt, bei erleichterter Sorgenlaſt, einige Zeit lang dahin lebten, ſondern nur ein äußeres, deſſen Friede oft von außen wie von innen geſtört wurde. Dennoch ſind für den Wandersmann auf ſeinem Wege die Tage, in welchen der Sturm ſich gelegt, der Regen nachgelaſſen hat, wenn auch die Sonne nur auf einzelne Stunden durch das gebrochene Gewölk ſcheint, Tage der Ermuthigung und der freudigeren Stimmung. Bei der weiſen Sparſamkeit meiner Henriette, die ſich in bewundernswürdiger Weiſe in ihre Lage gefügt hatte, reichte das Wenige, das ich verdiente, vollkommen für die Bedürfniſſe unſeres Haushaltes aus, und ich fand mich in der Arbeit für Pierer's Annalen ſehr glücklich, denn bei ihnen gab es für mich immer Gelegenheit, etwas Neues zu lernen, und im Gebrauch meiner geiſtigen Kräfte zu erſtarken. Es fand ſich ſchon um jene Zeit in Altenburg ein geſelliger Kreis, an welchem alle die Theil nahmen, welche von dem damals ſo kräftig erwachten Bedürfniſſe nach geiſtiger Bildung ergriffen waren. Auch ich und Henriette wurden durch einige Freunde in dieſen Kreis eingeführt. Unter denen, welche dieſes thaten, war der ſchon vorhin genannte Freund in der Noth, Dr. Rink, der erſte. Dieſer und ſeine ihm gleichgeſinnte Frau, ein Weſen von ſeltener Zartheit und Innigkeit der Gefühle und geöffneten Sinnes für das, was höher iſt als das Erdenleben, kamen uns mit einer wahrhaft geſchwiſterlichen Liebe entgegen. Ja, das Band zwiſchen uns und ihnen wurde noch dadurch ein feſteres, daß ſie mich zum Taufpathen ihres Kindes wählten. All' die Beweiſe von Freundlichkeit und Liebe, welche dieſe Freunde mir gaben, ſind eine Schuld der Dankbarkeit, die ſich auf Erden nicht abtragen ließ. Dr. Rink durch ſeine vielſeitige Bildung, namentlich durch ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den Meiſterwerken der damaligen Blüthenzeit unſerer vaterländiſchen, klaſſiſchen Literatur, hatte, wie mir ſcheint, auf den Ton der Unterhaltung des geſelligen Kreiſes, in welchen er uns einführte, einen ſehr entſchiedenen Einfluß.

Mit ihm zugleich wirkte in ſehr anregender und belebender Weiſe auf jenen Ton ein der höchſt originelle, geiſtreiche, damalige Sekretär v. Waitz, ſpäter geh. Finanzrath. Ich fühle mich in dankbarer Liebe gedrungen, ein Bild dieſes Mannes, wenn auch nur in wenigen unvollkommenen Zügen, zu geben, denn es gehört zu dem Gemälde jener Zeit, in welche die Geſchichte meiner Jugend, mit all' ihren Beſtrebungen, Freuden und Leiden beſchloſſen war.

Waitz und ich begegneten und befreundeten uns auf dem Wege einer gemeinſamen Lieblingsneigung; wir hatten beide unſere Luſt und Freude an der Betrachtung und Erkenntniß der Natur. Wenn ich nicht irre, machte ich ſeine erſte Bekanntſchaft oben in dem Garten bei dem herzoglichen Schloſſe, wohin ihn, ſo wie mich, bald nach meiner Ankunft in Altenburg, eine wahrhaft prachtvolle Aurikelflor gezogen hätte, in deren ſeltener Ausſtattung und ſinnreicher Anordnung der damalige Hofgärtner ſeine Freude und Ehre ſuchte. Waitz, in ſeiner gern ſich mittheilenden Weiſe, kam mir mit ſeiner Anſprache entgegen, und ich bemerkte bald, daß ich hier nicht einem gewöhnlichen Freunde der Blumen, der nur ihre Farben und äußeren Schönheiten bewundert, und vielleicht ihre Namen weiß, ſondern einem Manne gegenüber ſtehe, welcher ein gelehrter und denkender Kenner des Pflanzenreiches ſei. Unſere Bekanntſchaft wurde bald eine vertrautere, und mehr noch als in den erſten Monaten meines häuslichen Lebens fanden wir uns in dem darauf folgenden Winter, ſowohl in Geſellſchaft mit anderen als auch mit uns allein, in ſeinem wie unſerem Zimmer zuſammen. Wenn er da Zeuge war meines ehelichen Glückes, wandelte ihn manchmal eine wehmüthige Erinnerung an. Auch er, wie ich, hatte ſchon als Student um die Liebe einer Jungfrau geworben, in welcher er die Fülle aller weiblichen Vollkommenheiten zu erblicken glaubte, und ſeine jugendlich feurige Liebe ſchien Erwiederung gefunden zu haben. Seine Erwählte war die zu ihrer Zeit vielgeehrte Dichterin Sophie Mereau. Zu der Verbindung mit dem Manne, von welchem ſie dieſen Namen trug, war ſie freilich auf eine, ſowohl dem Geliebten ihrer Jugend, als ihr ſelber unerwartete Weiſe gekommen. Profeſſor Mereau in Jena hatte die Jungfrau auf einem Balle in Altenburg kennen gelernt, und war von Liebe zu ihr entzündet worden. Er ſuchte ihre Aufmerkſamkeit zu gewinnen, es gelang ihm nicht. Er wendete ſich von Jena aus ſchriftlich an ſie, mit der Bitte um ihre Hand, erhält auf den erſten, ſehr langen Brief gar keine, auf den zweiten eine weit ausweichende, auf den dritten eine völlig abſchlägliche Antwort. Da nimmt der unabweisbare Mann Extrapoſt, kommt nach Altenburg, wiederholt hier, in anſtürmender Weiſe ſeinen Heirathsantrag, findet jedoch abermals kein geneigtes Gehör. Schon freut ſich die Jungfrau der Endſchaft des ihr verdrießlichen Handels, denn der zudringliche Freier war am anderen Morgen abgereiſt, da, zu ihrem Schrecken, tritt er am Nachmittage abermals zu ihr herein. Er war auf ſeiner Heimreiſe gekommen bis Eiſenberg, dort, während man die Poſtpferde wechſelt, entſchließt er ſich noch einmal zur Erneuerung des Sturmes, und läßt die Pferde nicht zur Reiſe nach Jena, ſondern nach Altenburg anſpannen. Und ſeiner ſeltſamen Hartnäckigkeit gelingt es endlich, der vielleicht durch ſolche ausdauernde Liebe, oder durch das Zureden der Verwandten weicher gewordenen Jungfrau, das erwünſchte Jawort abzugewinnen. Während Waitz in Jena eifrig ſich abmüht, die letzte Strecke ſeiner Studienzeit ehrenvoll zurückzulegen, und dann um die Geliebte zu werben, führt ſie einer ſeiner Lehrer als Braut und bald als Frau heim.

Wenn auch bei ſolcher Erinnerung in meinem Freunde ein Zug von Wehmuth zu erwachen ſchien, ſo muß dieſe doch nicht ſehr tief gegangen ſein. Aus der wahrhaft humoriſtiſchen Weiſe, in welcher er mir Mereau's Werbungsgeſchichte erzählte, konnte man wohl bemerken, daß er über den Verluſt ſeiner Geliebten getröſtet ſei. Ein ſolches, heftig aufflammendes Feuer, wie das ſeiner Liebe geweſen war, verzehrt ſich insgemein eher, als ein ſtill und ruhig brennendes, dem die Nahrung nicht auf einmal, in ihrer ganzen Ueberfülle, ſondern allmählig zukommt.

Waitz galt bei Allen, die ihn kannten, als ein unermüdet dienſtfertiger, aufopfernd gefälliger Freund ſeiner Freunde. Aber auch Anderen, ihm ferner Stehenden, ſelbſt ganz Fremden, die nach Altenburg kamen, diente er, wenn ſie an ihn ſich wendeten, gern und nach Kräften. Für ſolche Freundlichkeit und Gefälligkeit hatte er nicht ſelten ſchlechten Lohn, einmal aber brachte ihm ſeine Dienſtfertigkeit gegen einen Fremden einen Gewinn, der ihm große Freude machte. Er erzählte mir das ſeltſame Ereigniß mehrere Jahre nach meinem Abgange aus Altenburg, bei einem Beſuche, den er mir in Erlangen machte. Ein franzöſiſcher Tonkünſtler war auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland, auf welcher er hin und wieder in den größeren Städten Konzerte gegeben, und einiges Geld gewonnen hatte, auch nach Altenburg gekommen. Es war in einer nicht ſehr günſtigen Zeit für ſolche muſikaliſche Unterhaltungen, im Sommer, wo ein Theil der vornehmeren Welt der Landluft genießt. Seine völlige Unbekanntſchaft mit der deutſchen Sprache erſchwert dem armen Fremdling noch mehr jeden Verſuch, für ſeine Kunſt der Töne einen Eingang zu finden. Da weiſt man ihn an Waitz, der als eifriger Freund der Tonkunſt bekannt war, und dieſer, in ſeiner dienſtwilligen Weiſe, wirbt jetzt in der ganzen Stadt, bei all' ſeinen vermögenden Bekannten, ſo wie ſelbſt Unbekannten, ſo eindringlich um geneigtes Gehör für das meiſterhafte Violinſpiel des Franzoſen, daß derſelbe mit recht glänzendem Erfolge vor einer zahlreichen, dankbaren Verſammlung ſich produziren kann. Mit einer überſtrömenden Redſeligkeit ſprach der Virtuos bei ſeiner Abreiſe den Dank gegen ſeinen Wohlthäter aus, dieſer, Worte als gewöhnliche Worte nehmend, hatte der ſchnell vorübergegangenen Bekanntſchaft bald vergeſſen. Da rief, im Herbſt 1808, Napoleon, der mächtige Erreger der Völker, ein ganzes Corps der Herrſcher zu ſeinem berühmten Kongreß in Erfurt zuſammen. Mit den Fürſten und Herren hatte er zugleich aus Paris die berühmteſten Sänger und Sängerinnen, die geprieſenſten Notabilitäten der franzöſiſchen Bühne, herbeikommen laſſen, um dem Ohre der verſammelten Herren, nach ſo Manchem, das ihnen ein Mißton war, auch durch lieblichere Wohllaute zu ſchmeicheln. Waiß hatte kaum die Kunde hiervon vernommen, da eilt er ſogleich nach Erfurt. Gleich nach ſeiner Ankunft geht er, um ſich eine Eintrittskarte in die heutige Oper, eine der berühmteſten der damaligen franzöſiſchen Bühne, zu verſchaffen. Sein Bemühen iſt umſonſt; alle Logen, das Parterre und die Gallerie ſind bereits eingenommen; die meiſten Plätze waren von Napoleon ſelber für ſeine Gäſte und ihr Gefolge, ſowie für ſeine eigene anſehnliche Begleitung beſtimmt worden, andere hatten ſchon längſt die vornehmeren Fremden und Bewohner der Stadt für ſich und die Ihrigen gewonnen. Und ſo wie für heute, war dieſes für morgen und weit hinaus für die künftigen Tage angeordnet. Recht mißmuthig geht mein Freund in der Allee auf und nieder; da begegnet ihm ein Mann, der ihn auf franzöſiſch-höflich anredet und begrüßt. Er kennt den Mann nicht, dieſer aber ihn ſehr gut, denn es war kein Anderer als der franzöſiſche Tonkünſtler, deſſen ſich Waitz in Altenburg ſo freundlich angenommen hatte. Nach den gewöhnlichen gegenſeitigen Fragen über das Befinden, folgen auch jene über das Wie? und Woher? des Zuſammentreffens hier in Erfurt. Da gehen meinem Freunde Herz und Mund auf; er klagt dem dankbaren Franzoſen ſeine peinliche Verlegenheit. „Ich habe mich mit Mühe von meinen Geſchäften in Altenburg losgemacht, um hier in Erfurt die weltberühmten Meiſter, Sänger und Sängerinnen der Pariſer Bühne zu ſehen und zu hören. Die ganze Nacht hindurch bin ich mit der Poſt gefahren, kam ſchon vor Mittag hier an, lief ſogleich, um noch für die heutige Oper einen guten Platz im Theater zu gewinnen; es iſt alles vergebens. Bis hinauf zur Gallerie iſt jeder Raum ſchon beſetzt; ich habe dem Wirthe in meinem Gaſthauſe ſchon das Dreifache, das ein Logenſitz koſtet, nur für einen Platz auf der Gallerie angeboten; er kann mir keinen verſchaffen.

„Ich aber, mein Herr, will Ihnen in ſchuldiger Dankbarkeit einen Sitz verſchaffen, der noch beſſer iſt, als der in der erſten Loge; einen Platz gerade vor Sr. Majeſtät dem Kaiſer.“ Waitz ſah den Franzoſen mit ungläubiger Verwunderung an, dieſer aber ſprach weiter: „Sie ſpielen die Klarinette, mein Herr“ — „Ich bitte ſehr um Vergebung; ich kann mich kaum erinnern, dieſes Inſtrument nur einmal in die Hand genommen zu haben; ich wüßte kaum, wie ich einen Ton darauf hervorbringen ſollte.“ — „Verſtehen Sie mich recht, mein Herr“, fuhr der Franzos etwas ungeduldig fort, „Sie ſpielen die Klarinette, Sie müſſen die Klarinette ſpielen. In Zeit von einer Stunde kommen Sie zu mir hieher in dieſen Gaſthof, eine Treppe hoch. Man gibt Ihnen die Uniform des Orcheſters, man gibt Ihnen die Klarinette in die Hand; Sie gehen mit mir.“

Mein Freund fing erſt jetzt an, ſeinen dankbaren Franzoſen zu verſtehen, der hier in Erfurt die Stelle eines Muſikdirektors beim Orcheſter bekleidete. Mit herzlich dankbarem Händedruck nahm er das freundliche Anerbieten an; doch nicht ohne einiges Bangen, wie ſein ſtummes Spiel auf der Klarinette ablaufen werde, ſchloß er ſich an den gleich ihm uniformirten Haufen an, der mit dem Direktor nach dem Theater zog. Der Weg zum Orcheſter ging durch das Parterre, und mein Freund, der bei der Betrachtung der ſchönen, prunkenden Bevölkerung der Logen — „welch' hoher Himmel, Stern bei Stern“, etwas zurückgeblieben war, hatte Mühe, ſich ſeinen einſamen Weg durch das Gedränge zu bahnen. Unmittelbar hinter den Schranken des Orcheſters, nicht in den Logen, waren die Sitze für den Kaiſer und die ihn begleitenden Majeſtäten, allerhöchſten und höchſten Herrſchaften geſtellt. Der Sitz meines Freundes war demnach wirklich vor dieſen königlichen Sitzen, doch hatte der Direktor ihm, wie allen ſeinen Leuten die Regel eingeſchärft, daß Keiner, ſobald der Kaiſer käme, ſich umwenden dürfe, jeder nur unverrückt vor ſich hin auf die Noten und ſobald das Stück beginne, nach der Bühne ſehen müſſe. Während der Wartezeit, ehe die Majeſtäten kamen, galt das Gebot des unverrückten Stillſitzens und Schweigens noch nicht. Waitz ſah neben ſich Einen, mit der Violine in der Hand, der zwar dieſelbe franzöſiſche Uniform trug, wie er, dem man aber ſogleich anmerkte, daß er ein Deutſcher, und zwar ein vornehmer und gebildeter ſei. Er ſchämte ſich vor und neben dieſem Manne der Aufgabe ſeines lautloſen Klarinettenſpieles, entſchuldigte ſich gegen ihn im Voraus über ſeine Ungeübtheit, ja

Unbekanntſchaft mit der Tonweiſe ſeines Inſtrumentes. „Das laſſen Sie [illegible], ſprach der Andere, eben ſo wenig anfechten als mich, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Fidelbogen angerührt, verſtehe mich kaum auf die Zeichen der Noten, und dennoch, wie Sie ſehen, führe ich hier eine Violine in der Hand.“

Auf einmal hörte man die Trommeln rühren; die Männer mit den vergoldeten Stäben brachen eine breite Bahn durch die zum Erdrücken gehäuften, im Parterre ſtehenden Zuſchauer; die Majeſtäten traten ein und zu gleicher Zeit begann das Spiel des Orcheſters, zu deſſen lärmenden Tönen mein Freund und ſein Nachbar eine möglichſt gute Miene machten. Kaum aber hatten die Herrſchaften ſich geſetzt, da mußte, nach Napoleon's gewohnter Anordnung, der Vorhang aufgehen, das Orcheſter verſtummen, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen ſich vernehmen laſſen. Mein Freund konnte nicht aufhören, den Genuß zu rühmen, der ihm an jenem Abende zuletzt doch noch in unerwarteter Weiſe zu Theil geworden war.

Mir aber iſt dieſe kleine Anekdote aus dem Leben meines Freundes Waitz ſpäter oft eingefallen, wenn ich viele gar hoch anſehnliche Leute zwar nicht mit einer Klarinette oder Violine, wohl aber mit einem Amte oder einer Würde bekleidet geſehen habe, von deren Handhabung ſie auch das Mindeſte nicht verſtanden. Und das hätte man ſich wohl können gefallen laſſen, wenn ſolche Leute nur eine eben ſo gute, beſcheidene Miene zu ihrem Spiele gemacht hätten, als der Sekretär Waitz und ſein Nachbar zu ihren lautloſen muſikaliſchen Geberden vor dem Kaiſer Napoleon.

Waitz wußte ſeinen Beruf und ſein Amt beſſer zu führen, als die Klarinette, er war eifrig und treu darin und hat ſich namentlich um die Landwirthſchaft, ſo weit der

Kreis ſeines Wirkens reichte, große Verdienſte erworben. An allen neuen Entdeckungen im Gebiete der Natur-, vor Allem der Pflanzenkunde, nahm er den lebhafteſten Antheil; er hat, ſo lange er ihre jährliche Wiederkehr erlebte, ſelten oder nie eine Verſammlung der deutſchen Naturforſcher verſäumt und ſteht deshalb als ein verſtändiges, heiteres, mit Klarheit und Beſonnenheit ſprechendes Mitglied dieſer Geſellſchaften bei Vielen noch in ſehr gutem, ehrendem Andenken.

An dem geſelligen Kreiſe der Gebildeteren in Altenburg nahm auch ein Mann Theil, welcher durch ſeine überwiegende Gelehrſamkeit und geiſtige Bildung eine Zierde und Ehre dieſes Kreiſes war: der berühmte Philolog Dr. Aug. Heinr. Matthiä aus Göttingen. Er war damals erſt ſeit nicht langer Zeit als Direktor an das Gymnaſium der Stadt berufen worden und wirkte an dieſer Stelle mit ſeltener Kraft und Tüchtigkeit. In ihm lebte nicht blos das klaſſiſche Alterthum, ſondern auch der Geiſt ſeiner eigenen Zeit nach all' jenen verſchiedenen Formen, darein er in der Sprache und Geſittung der gebildeteren Völker ſich gekleidet hatte. Denn namentlich durch ſeinen früheren Aufenthalt in Amſterdam, durch ſeinen Verkehr mit den ausgezeichnetſten Gelehrten in Holland, Frankreich, England, ſo wie in dem ferneren Norden und Süden, war er der neueren Sprachen und ihrer Literatur in demſelben Maaße Meiſter geworden, als jener der alten. Er pflegte an den lauteren Unterhaltungen der Geſellſchaft nur ſeltenen Antheil zu nehmen; wenn er aber ſprach, da ſchwiegen die Anderen und hörten ihm gerne zu. Neben ihm war ſeine damals noch jugendliche Frau eine anmuthige Erſcheinung.

„Ich hätte noch viele wackere Männer zu nennen, welche mit ihrer Familie den geſellſchaftlichen Unterhaltungen ſich anſchloſſen, denen ſie abwechſelnd während des Winters an einem beſtimmten Tage der Woche ihr Haus öffneten. Außer den verheiratheten wurden auch mehrere Herren eingeladen, welche, wie mein Freund Waitz, nicht in Familie lebten, namentlich der jugendlich muntere, damalige Sekretär **Buddeus** (bald nachher zu ehrenvoller Stellung nach Gotha berufen), ein Urenkel des gelehrten, vielthätigen Joſ. Franz Buddeus, Kirchenrath und Profeſſor in Jena *), von welchem erzählt wird, daß er bei jeder Gelegenheit ſeiner Frau es in Erinnerung brachte, daß er an ſeinem Hochzeittage mit ihr an ſeiner gewöhnlichen Arbeitszeit mehr denn vier Stunden hätte verſäumen müſſen, deren Verluſt er jedoch am anderen und dritten Tage wieder eingebracht habe.

Unter den Damen, welche den geſelligen Kreis belebten, zeichneten ſich vor Allen zwei Schweſtern durch äußere wie innere Gaben aus, davon die eine an Dr. Pierer, die andere an Kaufmann Hoffmann vermählt war. Von vielen anderen iſt mir zwar nicht die Erinnerung an unſer ſeltenes und kurzes Begegnen, wohl aber der Name aus dem Gedächtniß entſchwunden.

Henriette und ich waren außer Stande, die Einladungen, mit denen man uns beehrte, in ſo großem Umfange zu erwiedern, dagegen freuten wir uns an dem Umgange mit einem kleinen Kreiſe von Freunden, in welchem es uns nach unſerem Bedürfniſſe ſo recht heimathlich zu Muthe war. Unter den Bitten, die uns der Katechismus in der Kindheit lehrt, iſt die um „gute Nachbarn" keine der unbedeutendſten, uns war ſie während unſeres Aufenthaltes in Altenburg in reichem Maaße gewährt worden. Außer der Familie Hempel im gegenüber liegenden Gaſthauſe zum Hirſchen, darin ſich namentlich die gute, alte Mutter, bei jeder Gelegenheit, wie eine liebreiche Mutter gegen meine Frau erwies, hatte uns Gott gleich nebenan, in einem anderen Nachbar und ſeiner trefflichen, liebenswerthen Frau, mehr als gewöhnliche Nachbarn: wahrhaft brüderlich und ſchweſterlich geſinnte, theure Freunde beſcheert. Das waren der Profeſſor Mörlin, ein würdiger Lehrer am Gymnaſium, und ſeine Neuvermählte, beide mit uns von noch gleichem jugendlichen Alter. Mörlin war ein Mann von eben ſo gründlicher Gelehrſamkeit als gründlich tiefer Erkenntniß deſſen, was dem Herzen zu ſeinem Frieden dient, und ſeine Frau ſtand mit ihm auf gleichem Grunde. Eine ſolche Erſcheinung unter den damaligen Gelehrten gehörte allerdings zu den Seltenheiten, er hatte auch das Kleinod, das er bei ſich trug, ſchwerlich auf Schulen und Univerſitäten erbeutet, ſondern als Erbſtück aus dem Hauſe des Vaters mit ſich genommen. Dieſer ſein Vater war der Mann, von deſſen wunderbarer Rettung aus naher, ſcheinbar unvermeidlicher Todesgefahr ich an einem anderen Orte (in m. Alten und Neuen) erzählt habe. Ein Geſchwür in der Lunge war ſeinem Aufbrechen nahe und mit dieſem erwarteten die Aerzte und alle Freunde den plötzlichen Tod des abgezehrten Kranken. Da träumt dieſem, er höre eine damals ſehr beliebte Motette: „Harre des Herrn" ſingen, und er wird im Traume von den gewaltigen Tönen ſo ergriffen, daß er in lautem Baßtone die Worte mitſingt: „Harre des Herrn; Harre des Herrn". Und in dieſem Augenblicke ergießt ſich die Flüſſigkeit des aufgebrochenen Abszeſſes, ſo ungehemmt durch die Zweige der weit eröffneten Luftröhre, daß die Gefahr der Erſtickung vorüber iſt, und der erwachte Kranke, der ſich mit feſtem, freudigem G[illegible]en an die Verheißung anhält, welche das Lied gibt, zur Wiedergeneſung erſtarkt. Ich fühlte mich jederzeit in meinem Gemüth wohlthuend angeregt, wenn ich mit meinem lieben Mörlin beiſammen war, und die Abgötter, denen ich Weihrauch ſtreuete (nach S. 70) verloren in ſolchen Stunden ihre Macht an mir. Er iſt mir frühe vorangegangen zum Vollgenuß jenes Friedens, mit dem er ſchon auf Erden befreundet war; der Zug der dankbaren Liebe zu ihm hat mich nicht verlaſſen.

---

*) Starb zu Gotha 1730.

In nahe befreundeter Weiſe fühlten wir uns auch mit einem anderen jungen Lehrer am Gymnaſium, mit Profeſſor Hauſchild und ſeiner Frau, verbunden. Doch ſahen wir beide ſeltener als die nachbarlich wohnenden Mörlins. Noch jetzt drücke ich dem trefflichen Hauſchild im Geiſte dankbar die Hand dafür, daß er mich über eine große Verirrung, zu welcher ich mich durch meine Abgötterei mit dem Genie verleiten laſſen, mit liebevoll ſanftem Ernſt zurecht wies. Das Buch eines talentvollen Mannes aus der Schule der Romantiker, auf welches ſein Verfaſſer ſpäter ſelbſt mit Beſchämung und Reue blickte, weil ſein Inhalt in der That der neuen Lehre von der Rehabilitation des Fleiſches nicht ferne ſtand, war es, deſſen inneren Unflath mir jener Freund in ſeiner ganzen Gräuelhaftigkeit vor Augen ſtellte. Der Geiſt des Menſchen ſoll die Blöße nicht als ein Abzeichen der Unſchuld zur Schau tragen, die ſein Gott und Schöpfer ihm durch ein bergendes Gewand zu verhüllen lehrte.

Vor dieſen Freunden, namentlich vor Mörlin, hatte ich keinen Hehl, ihm ſprach ich alle meine, mir ſelbſt noch dunklen Erwartungen und Hoffnungen für die Zukunft aus. Er gab mir Recht darin und ſah es wohl ein, daß meine jetzige Stellung als praktiſcher Arzt und Arbeiter an einer Zeitſchrift nicht die meines eigentlichen Berufes ſei; er munterte mich auf, das zu thun, was ja ohnehin mein angelegentlicher Vorſatz war, ein wiſſenſchaftliches Werk zu ſchreiben, durch welches ich mich bekannt mache, es werde mir dann gewiß im Inland oder Ausland ein Weg eröffnet werden, der zu meinem eigentlichen Berufe, zum Lehrerſtande, mich hinführe. Ich ſann der Aufgabe allerdings mit Eifer nach, der Muth aber, die Hand an ſie zu legen und zugleich die äußere wie innere Stille dazu fehlte mir; das heiße Verlangen in mir, wie die Gluth unter einem Gefäß mit Waſſer, trieb nur Dämpfe auf, ehe die Flüſſigkeit zum wirklichen Sieden kam.

Wie der helle Schein eines Abendrothes, der einen heiteren Aufgang des nahe künftigen Morgens verkündet, trat zu dem Sterbebette Herder's und in den Kreis der verwaiſten Familie ein Freund des großen Todten, der vielleicht unter allen damals lebenden Zeitgenoſſen ſolcher Freundſchaft am würdigſten war; der Antiſtes Johann Georg Müller aus Schaffhauſen. Denn das treue Gemüth dieſes Mannes, ein Fels in „Ungewittern“, war eine lange Reihe von Jahren unverrückt und unverändert in ſeiner ehrerbietigen Liebe gegen Herder ſich gleich geblieben, hatte ſich niemals durch ſo vielfältige Gerüchte irre machen laſſen, welche zu ſeiner Zeit von verſchiedenen Seiten, früher ſelbſt von der rechtgläubigen Theologie, ſpäter nach dem Erſcheinen ſeiner Metakritik und bei den Fichte'ſchen Streitigkeiten faſt von der ganzen ſogenannt gebildeten Welt über Herder ergingen. Johann Georg Müller war in ſeinem Weſen und Wandel vor Gott und Menſchen ein aufrichtig rechter Mann, darum war ihm auch der ganze Herder recht, ſo wie ſich derſelbe von Jugend an bis in ſein Alter in Schrift und Wort aufrichtig gegeben hatte. Wer hätte beſſer zu der Aufgabe ſich ſchicken können, die Vorbereitungen zu einer Geſammtausgabe von Herder's Schriften zu treffen als dieſer redliche Schweizer. Während derſelbe manche der ſpäteren Arbeiten ſeines Freundes durchſah, drang ſich ihm die Frage auf, ob wohl das liebliche Werk: Herder's Cid eine treue Ueberſetzung des ſpaniſchen Cancionero vom Cid ſei oder nicht, und wie ſich auch dieſe alte Liederſammlung zu dem noch älteren Poëma del Cid verhalte. Ich war ſeit dem Tode Herder's mit der geiſtvollen Wittwe desſelben in einen Briefwechſel getreten, den ſie nach ihrer großen Nachſicht unterhalten hatte.

Mir iſt es nicht mehr erinnerlich, was die Veranlaſſung dazu geweſen, daß man mir den ehrenvollen Auftrag gab, Herder's Cid mit der erwähnten ſpaniſchen Sammlung der Romanzen und mit dem alten, fragmentariſchen Gedicht vom Cid zu vergleichen. Allerdings hatte ich mich wohl ſchon in Leipzig aus Vorwitz ein wenig mit der ſpaniſchen Sprache beſchäftigt, um mich in ihr nach den Nachklängen des Altgothiſchen umzuſehen, welches ich in meinem erſten Univerſitätsjahre, als Theolog, eifriger betrieb. Aber es war bei mir, wie in ſo vielen anderen Dingen, bei dem unvollkommenen Anfange geblieben. Als ich aber jetzt dieſe altſpaniſchen Werke zugeſendet erhielt, da erging es mir wie jener kleinen Spinne, welche im Herbſt die herumfliegenden Fäden ſpinnt. Das armſelig ausſehende Thierchen hat eine bewundernswürdige Gabe, ſich Luftſchlöſſer zu erbauen. Es ſitzt, etwa auf dem Ende eines verdorrten Baumzweiges, ſchießt jetzt den einen, dann den anderen und dritten Faden aus ſeinem Leibe hervor, läßt das Gewebe in der Luft flattern, und wenn ein friſcher Windhauch ſich erhebt, da löſt ſie den Faden vom Baumzweige ab und treibt, auf ihrem leichten Kunſtwerke ſitzend, mit dem Winde ſich herum, überall, wo ſie einen Schwarm der Mücken begegnet, am Fang der Beute ſich vergnügend. So machte ich auch mir, ſobald ich die altſpaniſchen Bücher in meinen Händen ſah, ein eilfertiges Gewebe daraus, um mit dem Winde, daran mir es niemals fehlte, zu ſchiffen. Ich theilte zuerſt den verehrten Freunden in Weimar das mit, was mich der Vergleich der genialen, Herder'ſchen Bearbeitung mit dem Original der ſpaniſchen Romanzen gelehrt hatte, von denen zuweilen zwei bis drei in kräftiger Kürze zu einer zuſammengefaßt, andere Male eine zu mehreren geworden war. Zugleich fügte ich auch eine Ueberſetzung des Anfanges des Bruchſtückes bei, das aus dem alten Gedichte vom Cid noch aufgefunden wurde. Aber — wer ſollte es für möglich halten — in mir ſelber entſtand der tollkühne Gedanke, eine ſpaniſche, portugieſiſche und provenzaliſche Bibliothek herauszugeben, welche die älteſten, in dieſen Sprachen erſchienenen Gedichte enthalten ſollte. Und mein guter, allzubereitwilliger Dr. Rink fand ſich geneigt, mich bei dieſem Unternehmen zu unterſtützen, es erſchienen von jenem Buche wirklich zwei Bändchen, deren Verſchuldung man dem eilfertig ſchreibſeligen Verfaſſer vergeben möge. Ich bat mir freilich von meinem freundlichen Verleger ſtatt des mäßigen Honorars meiſt nur Bücher aus, dennoch denke ich mit Bedauern an den vergeblichen Koſtenaufwand, zu welchem ich ihn durch mein bald vom Entſtehen zum Vergehen gekommenes Unternehmen verleitet hatte. Aber hiermit war mein zu frühe auf die Welt gekommener, ſchriftſtelleriſcher Eifer noch nicht befriedigt. Die verehrungswürdige Wittwe Herder hatte mir aus der Bibliothek ihres Gemahles ein ſchönes Exemplar von Darwin's Gedicht: „der botaniſche Garten“ zum Geſchenke zugeſendet. Herder, ſo ſchrieb ſie mir, habe mehrmals es geäußert, daß dieſes inhaltreiche, treffliche Werk einer guten, deutſchen Ueberſetzung werth ſei, und ſie munterte mich auch auf, eine ſolche Ueberſetzung, für die ſich gewiß ein Verleger finden werde, zu unternehmen. Ich war ſogleich dazu bereit, überſetzte das Gedicht in deutſche Jamben, nahm zu der Bearbeitung der vielen, zahlreichen Noten und proſaiſchen Zuſätze meine jungen Freunde: Hartmann und Döppelt als Mitarbeiter an und wir alle drei lebten in guter Hoffnung auf einen guten Lohn unſerer Arbeit. Das fertige Manuſkript wurde an den damaligen Herausgeber einer Zeitſchrift, „der Freimüthige“ genannt, geſendet, welcher ſich die Freiheit nahm, ganze Partieen aus meiner poëtiſchen Ueberſetzung in ſeiner Zeitſchrift abdrucken zu laſſen, ohne dabei nur meinen Namen zu nennen. Man forderte endlich das Manuſkript zurück, und dieſes wurde von uns als ein Schatz betrachtet, der, wie altes Silber, ſeinen Werth behielte, wenn ſich auch nicht gleich auf der Stelle ein Käufer dafür finde. Nun, dieſes alte Silber liegt noch jetzt, unbeachtet wie Katzenſilber (Mica), bei einem alten Freunde in Leipzig, mir aber hatte ſeine Arbeit den Lohn einer beſſeren Gewandtheit im Schreiben der Mutterſprache und eine Ermuthigung zu dem kühnen Schritte gebracht, den ich, wie ich gleich nachher berichten werde, in's Blaue hinaus wagte; eine ſeltſame That, deren Vollbringen dennoch ganz weſentlich zu der Entfaltung meines mir freilich nur dunkel vorſchwebenden Lebensplanes gehörte.

13. Die Heimzahlung alter Schulden.

Zwei Arten der Schuld waren es, welche uns in dieſer Zeit drückten: die eine war nur äußerlich und konnte ganz getilgt werden, die andere war eine innere, von ſchweterem Gewichte, welche man durch das Bekenntniß zu ihr nur erleichtern, niemals ganz abzahlen konnte. Die erſte war die jener hundert Thaler, welche uns die Freundin Friederike für den Anfang unſeres Haushaltes in Altenburg geliehen hatte. Bald nach Henrietten's Weggang aus ihrer Nähe war auch dieſe Freundin des einſamen Lebens in ihrem Hauſe müde geworden, ſie hatte ſich mit einem jungen Kaufmann vermählt, welcher dem ererbten Handelsgeſchäfte ſeiner Frau einen größeren Umfang zu geben wünſchte, und dazu auch des kleinen in unſere Hände gegebenen Kapitales bedurfte. Nun, dieſer Forderung genügten wir bald. Die andere, ſchwerere, war aber die Schuld der innigen, dankbaren Kindesliebe, mit der mich meine Verlobung und Verheirathung gegen den Rath meiner lieben Eltern belaſtet hatte.

Ihrer Vergebung durfte ich gewiß ſein, dies lehrten mich viele, ſeit unſerer Verheirathung empfangene Beweiſe ihrer Liebe. Vor Allem aber geziemte es ſich, daß ich ſelbſt, mündlich, wie ich es ſchon ſchriftlich gethan, meine ganze Schuld ihnen bekannte. Zuerſt ſahen wir meine lieben Eltern in Waldenburg bei den Geſchwiſtern wieder und bald hernach hatten wir die Freude, daß Vater und Mutter durch ihren Beſuch bei uns in Altenburg dem Bund ihrer ganz verſöhnten, ſegnenden Liebe das Siegel aufdrückten. Der feſtliche Tag dieſes Beſuches hat dadurch noch, auch für mein ſpäteres Leben, eine ganz beſondere Bedeutung und Weihe erhalten, daß gerade an demſelben die älteſte Nichte meiner Henriette, Julie Mühlmann, meine ſpätere und noch jetzige treue Lebensgefährtin bei uns zum Beſuche war, welche bei dieſer Gelegenheit auch noch den Segen der Bekanntſchaft mit meinem theuren Vater, ſchon auf Erden, empfing.

Zu Hohenſtein wurde ein Feſt der Dankbarkeit veranſtaltet: Der alte, gute Kantor Tag feierte ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum. Er iſt allerdings derſelbe, von deſſen rüſtiger Handhabung des Stabes Wehe ich in den Berichten aus meinen Kinderjahren geſprochen habe, denn er iſt im Amt des Strafens wohl, namentlich in ſeinen älteren Jahren, etwas eifrig geweſen. Doch führte er ſeine an Zahl überaus große Heerde der Schüler durch ſeine Leſeübungen zur Kenntniß von Gottes Wort und vor Allem war er ein Meiſter der kirchlichen Tonkunſt, welcher der Schule des großen Sebaſtian Bach, deren Einwirkung er freilich nur mittelbar, gleichſam ſchon im dritten Gliede genoſſen hatte, Ehre machte. Viele ſeiner Kompoſitionen haben noch jetzt einen bleibenden Werth. Als Mitglied einer Freimaurerloge der alten, ernſteren Obſervanz, die ſich von den Ausartungen der ſpäteren Zeit noch rein erhielt, hat er vielen Liedern von würdigem Gehalte des Textes ihre Melodieen gegeben, deren lieblicher Nachklang in mir noch in meinen alten Tagen lebendig geblieben iſt. Es hatte deshalb auch die anſehnliche und größtentheils wohlbemittelte Genoſſenſchaft jener Verbindung das Ihrige dazu beigetragen, daß der würdige Jubelgreis in erfreulicher Weiſe geehrt werde. An alle ehemaligen Schüler des wackeren Schulmannes und Muſiklehrers waren Einladungen zu dem Feſte ergangen; auch an mich war eine ſolche gelangt, und ich hielt es für Pflicht der Dankbarkeit, derſelben zu folgen.

Ich würde des ſcheinbar unbedeutenden Ereigniſſes dieſer Jubelfeſtfeier nicht erwähnen, wenn ſich nicht andere, für mich nicht ganz unbedeutende Erinnerungen und Gedanken damit verbänden.

Nächſt dem Jubelgreiſe war der gefeiertſte Gaſt bei dem Feſte der Profeſſor Ludwig Pölitz aus Leipzig.

Dieſer war der Sohn eines Amtsnachbars meines Vaters: des Pfarrer Pölitz in Ernſtthal, einem Städtchen, welches unmittelbar an Hohenſtein angebaut iſt, ſo daß, von der gegenüber gelegenen Höhe aus geſehen, beide eine gemeinſame Ortſchaft zu bilden ſcheinen. Ein ſeltſam ſich durchkreuzendes Verhältniß der Neigungen und Geſinnungen fand zwiſchen den beiden Amtsbrüdern ſtatt. Der Vater Pölitz hatte in ſeinen jüngeren Jahren ſich ſehr eifrig um die Liebe der anmuthigen Nachbarstochter Magdalene Werner (meiner ſeligen Mutter) beworben; er war ein Mann von feiner Geſtalt und gefälligen Sitten, welcher der feineren Welt ſehr wohl gefiel. Die Freundinnen meiner Mutter wunderten ſich deshalb ſehr, daß ſie meinem Vater den Vorzug gab, dieſem ſchwarzen (von der Sonne gebräunten) Schubert, der in ſeinem ganzen Weſen eher einem ſchlichten Landmanne als einem Manne der feineren Welt glich. Ein ſeltſames Verhängniß war es aber, daß der jüngere Pölitz, der Profeſſor in Leipzig, eben ſo wie ſein Vater durch die Neigung ſeines Herzens in unſer Haus geführt wurde, denn er hatte ſich mit großer Ausdauer um die Gunſt meiner jüngſten Schweſter beworben, die ihm jedoch auch einen ungleich ſchüchteren, vor der Welt unberühmten Bewerber: ihren wackeren Juriſten Wirth vorzog. Dennoch durfte ſich der Amtsnachbar und ſein ganzes Haus eines anderen Triumphes über unſer Haus freuen. Der Sohn Ludwig war in der Bewerbung um äußeren Ruhm und Ehren glücklicher geweſen als in der um die Hand meiner Schweſter; ſchon als 22jähriger Jüngling (im Jahre 1794) hatte er ſich als Privatdozent in Leipzig habilitirt, war dort in ſeinem 23. Jahre als Profeſſor aufgetreten, hierauf an die Ritterakademie in Dresden berufen, und jetzt abermals zu einem Lehrſtuhl in Leipzig; von da, mit immer ſteigendem Anſehen nach Wittenberg befördert worden. Er hatte ſich ſchon als Jüngling auch in weiteren Kreiſen durch zahlreiche Schriften bekannt gemacht. Mein lieber Vater, dies konnte ich wohl zuweilen ihm anfühlen, hatte von mir, ſeinem Sohne, ſeit dem glücklichen Ausgang meiner Studienzeit in Weimar auch manche beſondere Erwartung gehegt und nun, in einem Alter, in welchem der Sohn des Nachbars ſchon zu ſo glänzender Stellung gekommen war, lag ich noch unbeachtet am Boden, wie ein ungeleckter, plumper junger Bär. War doch auch ein anderer Gaſt des Jubelfeſtes, der Sohn des Amtsnachbars in Lichtenſtein: Bretſchneider, welcher mir im Alter nicht ſo weit voran war als Pölitz, damals ſchon auf dem Wege zu einer Lehrerſtelle an der Univerſität Wittenberg. Nun, ich kann mich nicht erinnern, daß ich meine damalige Lage, im Vergleich mit dem Glücke der beiden angeſeheneren Nachbarſöhne, etwa in demüthigender Weiſe empfunden hätte; ich ließ ihnen gerne ihre Ehre, ich fand bei jenem Feſte mein Vergnügen in einem anderen Kreiſe als in dem der Gäſte der erſten Tafel.

Dem Jubelgreiſe zu Ehren, der für den Geſang und das Orgelſpiel der Kirche ſo viel gethan, war eine kirchliche Feier angeordnet worden. Das Muſikchor ſeiner älteren und jüngeren Schüler, welches der alte Kantor ſich herangebildet hatte, ließ ſich zuerſt vernehmen, dann hielt ein berühmter Kanzelredner, ein Superintendent aus einer abgelegenen Stadt des Königreiches, der von Geburt ein Schönburger und in ſeiner Kindheit Schüler des Kantors geweſen war, eine Rede von großer Kunſt. Es wurde ein Lied geſungen, dann trat mein Vater auf die Kanzel und ſprach über die Worte des 21. Pſalmes: „Er bittet dich um das Leben; ſo gibſt du ihm langes Leben immer und ewiglich.“ Der Eindruck, den die einfache Rede des Greiſes, im Vergleich mit der hochſtudierten des Superintendenten machte, war ein ganz gewaltiger. Ich ſaß bei einigen jungen Geiſtlichen aus dem Muldenthale; mein Nachbar, der tieffühlende Pfarrer Oesfeld konnte ſich nicht enthalten, er ſprach es beim Hinausgehen aus der Kirche laut aus: bei dem alten Pfarrer Schubert konnte man lernen, was Kraft, göttliche Kraft der Worte ſei, welche tief in die Herzen ſchlägt und mächtig ſie erhebt, der Superintendent hat gezeigt, was die bloße Kunſt der Rede vermöge und nicht vermöge.

Mit Oesfeld und ſeinen gleichgeſinnten Freunden hatte ich mich auch bei dem Feſtmahle zuſammengeſellt und das Vergnügen, das wir bei unſerem Zuſammenſein genoſſen, war auch reicher an wohlthuender Kraft als an Kunſt der geſuchten Unterhaltung. Ich brachte den übrigen Theil des Tages mit meinem Vater zu, welcher, durch ſein Alter und ſeinen Geſundheitszuſtand entſchuldigt, zu Hauſe geblieben war, machte dann am anderen Tage mich auf den Heimweg.

So war das innige Einverſtändniß mit meiner Familie wieder ganz daſſelbe geworden, das es früher war und eine beſondere Freude war es auch für mich und Henrietten, daß wir den wackeren, hoffnungsvollen Sohn der Geſchwiſter in Waldenburg: Ernſt Helmers bei uns im Hauſe wohnen hatten, welcher damals das Gymnaſium in Altenburg beſuchte. Er iſt jetzt Juſtizamtmann in Penig, das einzige Glied, was aus jenem mir theuren Schweſterhauſe noch lebt.

Während, wie ich vorhin ſagte, die Schuld der kindlichen Liebe gegen die Meinigen, in der eben beſchriebenen Weiſe zwar nicht bezahlt, wohl aber mir auf immer erlaſſen worden und hierdurch abgethan war, gelang es uns auch bald nach dieſer Zeit, unſere Geldſchuld vollkommen abzuzahlen. Es geſchah dieſes durch den Verkauf unſerer ſchwerer in das Gewicht fallenden Hausgeräthe (Meublen) bei einem Umzug aus Altenburg an einen anderen Ort; ein allerdings vor den Augen aller meiner Verwandten und Bekannten ſeltſam und faſt unbegreiflich erſcheinender Schritt, von deſſen Veranlaſſung und Endziel ich hier etwas ausführlicher reden will.

14. Der oft gewälzte Stein.

Die vorſtehende Ueberſchrift dieſes Kapitels bezieht ſich auf ein Sprüchwort, das mich mein lieber Vater in ſehr eindringlicher Weiſe bedenken hieß, als ich ihm meinen Entſchluß, Altenburg zu verlaſſen und nach Freiberg zu gehen, mittheilte; auf das Sprüchwort: ein oft gewälzter Stein bewächſt nie mit grünem Graſe. Allerdings habe ich dieſes nach mehrmaliger Erfahrung als wahr befunden; wenn aber auch ein oft gewälzter Stein nicht beraſt, ſo wird er doch abgerundet und auch dieſes hat in manchen Fällen ſein Gutes.

Was mir den letzten Anſtoß zur Ausführung meines längſt gehegten Vorhabens gegeben, das wüßte ich nicht mehr zu ſagen; das Verlangen aber, Werner in Freiberg zu hören und ſein recht treuer Schüler zu werden, hatte mich nicht erſt ſeit geſtern, ſondern ſchon ſeit Jahren ergriffen. Mir lag es an, die Natur, die ganze Schöpfung der Sichtbarkeit nicht im einzelnen Stückwerk, ſondern als ein göttlich vollendetes Ganzes anzuſchauen, ſo wie Herder und Schelling dieſelbe mit geiſtigem Blicke erfaßt hatten. Welcher andere Meiſter aber konnte, ſo wie ich es begehrte, meinem Sehnen nach ſolcher Erkenntniß genügen als Werner, dieſer Seher einer ewig feſtſtehenden göttlichen Tiefe, mitten in den beweglichen Kreiſen des ſichtbaren Aufbaues der werdenden und vergehenden Dinge.

Den Gedanken, mit welchem ich umging, noch einmal Student zu werden, hatte ich gegen keinen anderen Menſchen ausgeſprochen als gegen meine Henriette, welche mehr als alle Anderen mich verſtand und den Drang zu meinem eigentlichen Lebensberufe mit mir ſo lebendig fühlte, als ſei er zugleich der ihrige. Die Ueberſetzung von Darwin's Botanic Garden war fertig, war nach dem Urtheile mehrerer Sachkundigen wohlgelungen, lag jetzt ſchon bei dem Redakteur des Freimüthigen, welcher für einen Verleger zu ſorgen verſprochen. Sie ſchien uns deshalb in unſeren Augen ein ſicheres Kapital, das wir bei nächſter Gelegenheit baar erheben könnten. Auch hatte ich den ausſtehenden Reſt des Honorars für meinen Roman endlich glücklich in meinen Händen. Was ſollte uns da noch hindern, das hemmende Seil zu zerreißen, das mich da feſt band, wo für mich keine rechte Weide war, und in der noch blühenden jugendlichen Kraft dahin zu eilen, wo ſich für mich der rechte Boden fand.

Neben jenem Hauptbeweggrunde, der mich nach Freiberg zog, hatte ich noch einen anderen, der mich wenigſtens aus meiner Stellung in Altenburg hinwegführte. Ich konnte es nicht mehr erwarten, an die Ausarbeitung des wiſſenſchaftlichen Werkes zu gehen, von deſſen künftigem Inhalt mir einzelne Grundgedanken, wie Stäubchen im Strahle der Sonne, vor der Seele ſchwebten. Zu dieſer Arbeit bedurfte ich einer inneren Sammlung und Ruhe, für welche ich in meinen Altenburger geſelligen, ſo wie geſchäftlichen Verhältniſſen keinen Raum noch Boden fand. In einen Thurm, der, wie der Lug-in's-Land zu Nürnberg, eine freie Ausſicht bei Tag über Felder und Wälder, bei Nacht über die Heere der Sterne hatte, würde ich mich gerne, auf Monate, ja auf Jahresfriſt, haben einſperren laſſen, wenn ich dabei meine liebe Henriette als Geſellſchafterin, die nöthigen Bücher, Papier, Feder und Tinte und ſo viel, als nur zur nöthigſten Sättigung gehörte, hätte haben können. In Freiberg, wo ich noch keinen Menſchen kannte, ſo hoffte ich, würde mir wohl die nöthige, ungeſtörte Ruhe zu meiner Arbeit werden können.

Im Frühling, ſo hatten wir es uns im Stillen ſchon während des Winters feſtgeſetzt, wollten wir von Altenburg Abſchied nehmen und den Umzug, leicht wie wandernde Vögel, beginnen. Denn in Freiberg wollte ich nur ſo lange bleiben als nöthig war, um Werner's Unterricht recht vollſtändig zu benutzen.

Allmählig theilte ich meinen Vorſatz auch den Freunden mit. Zunächſt ſolchen, wie Mörlin, Dr. Rink, Waitz. Freilich, dieſe alle ſo wie Andere, die durch ſie von unſerer Wanderluſt Kunde empfingen, ermahnten uns ernſtlich, zu bedenken, daß ich eben jetzt erſt in Altenburg angefangen habe, Wurzeln zu ſchlagen, deren Eindringen in den Boden mir ein gutes, gedeihliches Wachsthum verſpräche. Nach des alten, wackeren Heine Tode würde ein Theil jener Familien, von denen dieſer als Hausarzt jährlich ein gewiſſes Einkommen bezog, auch mir zufallen und der Ertrag von der Mitarbeit an den mediziniſchen Annalen ſei doch immer auch für mich ſchon ein ſicherer Nebenverdienſt. Selbſt mein Kollege, der edle, uneigennützige Dr. Winkler, ſuchte mich durch dieſe Gründe zum Bleiben zu bewegen, denn die Praxis, welche dieſem, des allgemeinſten Vertrauens würdigen Manne ſchon damals zugetheilt war, hatte einen ſolchen Umfang, daß er neidlos den noch künftigen Zuwachs derſelben mit mir getheilt hätte. Und wenn ſchon die

Bekannten und Freunde ſo gedachten, wie viel weniger war es den nächſten Verwandten zu verdenken, daß ſie, als ſie mein Vorhaben erfuhren, ſich alle Mühe gaben, mich davon abzubringen. Doch war hierin zwiſchen meinem und Henrietten's Elternhaus ein Unterſchied. Das Urtheil und die Anſichten dieſer Tochter galten zunächſt bei der Mutter und durch dieſe auch bei dem Vater und Geſchwiſtern ſo viel, daß man dort mit großer Ruhe unſerem Beginnen zuſah.

Und wen hätte dieſe ſtille Gewalt einer ſolchen, in Hoffnung ſtarken Seele über andere, ihr in Liebe verbundene Seelen befremden ſollen! War ſie es doch, die ſelbſt mich in meinem Vorſatze ohne Aufhören bekräftigte und befeſtigte. Es bedurfte einer ſolchen ſich ſelber vergeſſenden, Alles hingebenden Liebe, als in ihr war, um ſo getroſt und freudig Alles das zu verlaſſen, was ſie zuletzt in Altenburg gefunden hatte, und noch immer mehr gefunden hätte: eine ihr entgegenkommende Theilnahme von Freunden, ein allmählig ſorgenloſer gewordenes äußeres Leben, die Eingewöhnung in's Haus und in die freundlich gelegene Stadt. Und was hatte ſie, bei unſerem Umzug nach Freiberg, zunächſt zu erwarten? Ihr Mann, nachdem er ſchon ſeit zwei Jahren die Studien an der Univerſität vollendet, und das Ziel derſelben erreicht hatte, wollte noch einmal Student werden, ohne die mindeſte, vor Augen liegende Ausſicht auf ein Ziel dieſer neubeginnenden Lehrzeit. Aber ſie ſtand feſt in dem Glauben, daß ein ſolches Ziel ſich finden werde, und ihr Vertrauen iſt nicht zu Schanden worden.

Der Abſchied von den Freunden in Altenburg that mir weher, als ich es gedacht hatte; Henriette war ſtark genug, das, was ſie dabei fühlte, vor mir zu verbergen. Sie allein ſorgte für Alles, was zum Ordnen unſerer häuſlichen Angelegenheiten vor und bei dem Umzuge nöthig war; der edle Dr. Winkler kaufte unſere Meubeln um einen Preis, der ihrem vollen Werthe gleich kam; die Betten, Wäſche, Bücher und Alles, was außer den Meubeln und den ſchweren Geräthſchaften unſer war, wurde in Kiſten verpackt und einem Landfuhrmanne übergeben. Bei dieſem Geſchäfte ſtand abermals der freundliche Kaufmann Fiſcher meiner Frau ſehr hilfreich zur Seite.

Es war in der Woche vor Pfingſten (1805), als wir unſere Wanderſchaft zu unſerer neuen Pilgerſtation antraten. Der treumeinende Pfarrer Garmann in Ziegelhayn gab uns ſeinen Segen auf dieſen Weg, den ſein glaubensvolles Herz, übereinſtimmend mit Henrietten und mir, als einen guten erkannte. Noch einmal genoſſen wir, mit den theuren Geſchwiſtern in Waldenburg, die Freuden dieſer Nachbarſchaft, in welche wir niemals wieder kamen. Der alte Vater Helmers war ſchon früher zu ſeiner Ruhe eingegangen, bald nach unſerem damaligen Beſuche folgte ihm auch mein Schwager, dieſe theure Seele voll Liebe, Demuth und Geduld. Meine Schweſter ſchloß nachher noch einen anderen Bund mit dem vieljährigen Freunde des Hauſes, dem Amtmann Reichel in Lößnitz, und das Haus in Waldenburg, in welches noch jetzt ſo liebliche Erinnerungen meiner Kindheit aus- und eingehen, kam in fremde Hände. Das iſt eine von jenen verlaſſenen Pilgerhütten, die anjetzt überall in meiner Heimath herumſtehen, und mich daran mahnen, daß wir nur Gäſte und Fremdlinge ſind auf Erden. Denn faſt ohne Ausnahme, alle die mir ſo theuren Häuſer von meinen und Henrietten's nächſten Verwandten ſind von einem fremden Geſchlechte der Pilger bewohnt.

Wir brachten das liebliche Pfingſtfeſt in meinem Elternhauſe zu. Wie hätte ich es ahnden können, daß dies das letzte Mal ſei, daß ich meinem theuren Vater auf Erden die Hand reichte. Hörte ich doch den ſo kräftig erſcheinenden Greis am dritten Pfingſtfeiertag vor dem Altar die Pfingſtpräfation, nach der damals noch beſtehenden Liturgie unſerer ſächſiſchen Kirchen, mit ſo lauter, melodiſch ſicherer Stimme ſingen, als in ſeinem männlichen Alter, und ſein Geiſt ſchien in dieſen Tagen ſo freudig, als habe er ſchon im Vorſchmack die Kräfte einer ewigen Jugend empfangen. Auch unſeren jetzigen Weg betrachtete er, da er nun einmal begonnen war, mit ſtiller Ergebung in Gottes gnädige Führung.

Noch einen Beſuch machte ich bei dem Manne meiner älteſten Schweſter: bei Hüttenrauch, der ſeitdem Pfarrer in dem ganz nahe bei Hohenſtein gelegenen Lungwitz geworden war. Ich fühlte mich auf dieſem ſtillen, einſamen Wege, ich weiß nicht mehr, von welchen ernſten Gedanken, bewegt; über die hochſtehenden Saaten in den Feldern, durch welche ich ging, wogte ein kräftiger Wind, als wolle er, wie mir dies öfter in ſolcher Feſtzeit der Kirche geſchehen, an das Wehen eines anderen Lebenshauches erinnern, der von oben kam; die blühende Saat gab ihren Geruch. Wird auch, ſo fragte ich mich, die Hoffnung, die jetzt in meinem Herzen blüht, zur Ernte reifen? und ein freudiges Bewegen in meinem Inneren ſagte mir: ja, ſie wird reifen.

Die letzten Stunden, die ich mit meinem Vater lebte, wie der Segen, den ich bei der letzten gemeinſamen Feier des Abendmahles mit ihm und den Meinigen am Altar empfing, ſind mir eine Mitgabe geweſen aus der Heimath meiner Kindheit, wie die Taufe und wie die erſte Abendmahlsfeier, durch welche ich da, in der nachbarlichen Kirche den Bund des Lebens der Erde mit dem der Ewigkeit ſchloß.

15. Der Einzug in Freiberg.

Das Schwerſte war jetzt überſtanden, wir zogen getroſt und ſtill, an einem der erſten Tage nach dem Feſte unſeres Weges, zunächſt nach Chemnitz, zum Hauſe der Schweſter. Nur einen Tag ruhten wir hier aus, am nächſten Morgen ſetzten wir unſere Füße weiter. Denn nur für eine kurze Strecke hatten wir von des Schwagers Anerbieten, uns fahren zu laſſen, Gebrauch gemacht; das herrliche Frühlingswetter und die reiche Natur der Gegend zogen uns heraus in's Freie. Henriette fühlte ſich, wie ſie ſagte, ſo geſund und froh, wie kaum jemals ſonſt; ſie hatte ein für uns beide wichtiges Werk begonnen, und der erſte, ſauerſte Schritt war ſchon glücklich vollbracht. Wir waren jetzt frei und ledig von allen Schulden, und brachten noch ein baares Vermögen von ungefähr 30 bis 40 Thaler mit uns, ſowie das Manuſcript der Ueberſetzung von Darwin's Werk, das ich mit der Baarſchaft zugleich, als ein in meinen Augen eben ſo ſicheres Kapital wie dieſes bei mir trug. In der ſchönen Gegend, bei und jenſeits Oederan, wurde mir es ſo fröhlich zu Muthe, als in meinen Studentenjahren, und ich ſang die Lieder, die ich in jener Zeit geſungen. Da ſtand ich nun auf den Bergen, die ich als Knabe in der Nähe meiner Heimath am Saume des öſtlichen Horizontes geſehen. Der Weg nach meinen früheren Schulen war nach Weſt, nach Süd und nach Norden gegangen, jetzt zog ich nach einer neuen Schule in dem mir noch unbekannten Oſten.

Meine liebe Schweſter Wirth hatte durch eine Freundin ſchon eine Wohnung für uns in Freiberg beſtellt, in einem ſehr ehrbaren Bürgerhauſe. Dort, das wußten wir, fanden ſich auch ſchon alle unſere vorausgeſendeten Sachen.

Als uns, etwa halben Weges zwiſchen Oederan und Freiberg, ein Kutſcher begegnete, der mit ſeinem leeren Wagen nach Dresden zurückfuhr, und uns zum Benutzen ſeines Fuhrwerkes, mit billiger Forderung einlud, da hielt ich es für anſtändiger, im Wagen unſeren Einzug in den neuen Wohnort zu halten als zu Fuße, und ſo kamen wir, gleich Reiſenden von Rang und Ehren in der Stadt, dieſer altehrwürdigen Pflegerin des deutſchen, dieſer Hochſchule des europäiſchen Bergbaues an.

Es iſt eine von jenen Erinnerungen aus meiner Vergangenheit, an denen ich niemals ohne eine innere, freudige Bewegung vorübergehen kann, wie uns Beiden das Eintreten in das Leben der fahrenden Schüler, das wir hier auf einige Zeit begonnen, ſo leicht gemacht worden war. In ganz Freiberg, ja an keinem anderen Orte hätten wir ein ſolches heimathliches Wohnen, ſolche zuvorkommende Liebe finden können, als in dem Hauſe und in der Familie, in welche wir jetzt einzogen. War es doch als wären wir da Kinder und Geſchwiſter, auf deren Ankunft man ſchon lange gewartet hatte. Der Vater des Hauſes, der hochbetagte Viertelsmeiſter Zimmermann, ſtand unter ſeinen Mitbürgern und vor Allen, die ihn kannten, als eine Säule der Ehre aus alter Zeit da. Er hatte als Soldat ſo wie als geachteter Unteroffizier die Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges mitgemacht, wurde jedesmal ganz jugendlich beredt, wenn er von Friedrich's des Großen Thaten ſprach, denn dieſer war ſein Held, von welchem er eine Menge volksthümlicher Anekdoten wußte, deren die ſicher gehende Geſchichte nirgends erwähnt. Hierbei war er zugleich eine lebendige Chronik der Schickſale der Stadt Freiberg und ihres Bergbaues, denn er hatte über dieſen

Gegenſtand Alles geleſen und gehört, was ſeinen Forſchungen zugänglich war. Die Mutter des Hauſes, viel jünger als er, hatte ſchon einige Zeit als Wittwe eines vermögenden Bürgersmannes gelebt, als der alte Viertelsmeiſter ſie in ſein Haus und in ſeine Ehe heimholte. Er hatte damit mehr gewonnen, als die Ehre der rühmlich mitgemachten Feldzüge und die Ausbeute der Kuxe werth war, die der wohlbemittelte Mann im berühmten Schacht des „Himmelsfürſten“ beſaß, denn eine beſſere Pflegerin ſeines Alters und Mutter für ſein Haus hätte er nicht finden können, als dieſe war. Sie ſelber hatte ihm aus ihrer erſten Ehe mehrere Töchter und einen hoffnungsvollen Sohn mitgebracht, und ihn noch durch die Geburt eines eigenen Töchterchens erfreut. Wie dieſe treffliche Frau auch für meine Henriette in der nächſt bevorſtehenden Zeit eine ſorgſame, treue Mutter werden ſollte, das wußten wir damals noch nicht.

Für uns beide war dieſe erſte Zeit in Freiberg eine ganz beſonders frohe und glückliche. Wir hatten uns da ſo ungeſtört und allein, wie noch niemals ſeit dem Anfange unſerer Ehe. Die Sorgen um unſere Schuld, welche Henriette wenigſtens ſich ſehr zu Herzen nahm, waren abgethan; die Mühen meines bisherigen Geſchäftslebens hatten aufgehört; für unſeren geringen Bedarf des täglichen Lebens ſorgte zum großen Theil die freundliche Mutter des Hauſes; eine alte gute Aufwärterin verrichtete die Dienſte in unſerem kleinen Haushalte. Ich hatte meine Henriette noch niemals ſo freudig geſtimmt, ſo in ihrem Gott vergnügt geſehen, als in dieſer Zeit. Und ich war dieſes auch. Wenn ich es auch damals noch nicht in jener Klarheit erkannte, wie jetzt, fühlte ich dennoch, daß ich auf dem geraden, rechten Wege meines inneren Berufes ſei. Denn, wie ich dies in meinem ganzen Leben erfahren habe, ſo oft ich in Verſuchung kam, einen Seitenweg einzuſchlagen, der außer dem vorher beſtimmten Plane meines Lebens lag, wurde mir derſelbe durch tauſendfältige, unvorhergeſehene Widerwärtigkeiten erſchwert und verlegt, wenn ich aber auf dem rechten Wege ging, da wurde mir dieſer, ohne mein Zuthun, geebnet und angenehm gemacht. Ein ſolcher Seitenweg nach eigener, voreiliger Wahl, wäre es wohl in jedem Falle geweſen, wenn ich es durchgeſetzt hätte, Privatdozent in Jena zu werden. Ich würde mich in dem Bemühen, Beifall und öffentliche Anerkennung zu finden, bei einer Laſt der äußeren Sorgen bald aufgerieben haben, oder doch wenigſtens meinem eigentlichen Ziele nicht näher gekommen, ja vielleicht von ihm abgeführt worden ſein. Denn ich hatte vorher noch ſelber viel zu lernen, ehe ich Andere lehren konnte.

Kaum wird es nöthig ſein, es zu erwähnen, daß ich gleich am anderen Tage nach meiner Ankunft in Freiberg mich nach Werner und ſeinen Vorleſungen erkundigte. Der große Meiſter war verreiſt; er hatte, wie ich dies ſchon vor meiner Herherreiſe vernommen, ſeine Vorträge über Mineralogie und Geognoſie, für das Winterhalbjahr erſt vor wenig Wochen beendigt und es war unwahrſcheinlich, daß er vor Anfang des Herbſtes zu ſeinem Lehramt zurückkommen werde. So war mir denn die Zeit des Sommers zur ununterbrochenen Ausarbeitung des wiſſenſchaftlichen Werkes gegeben, das mir ſo mächtig im Sinne lag.

Ein Werk der Menſchenhand ſollte bei mir, in Schwachheit und Gebrechlichkeit entſtehen, während ſo eben ein Werk von höherer Hand, an einem mir theuren Leben, in Kraft und Herrlichkeit vollendet war. Denn während ich mit den erſten Anfängen meines Buches beſchäftigt war, erhielt ich aus der Heimath die Kunde von dem Tode meines Vaters. Der Greis war in der letzten Zeit ſeines Lebens immer ſo ſtill fröhlich, ſo mild und liebevoll gegen Alle geweſen, die ſich ihm nahten, daß von ſeinem Weſen ein Wirken ausging, wohlthuend wie die Wärme der Nachſommertage im Herbſte, wenn die Geſpinnſte des Sommers, wie ein Bild lieblicher Erinnerungen an vergangene Tage, im Sonnenſtrahle erglänzen. Er war nach kurzer Krankheit freudig und getroſt verſchieden. Es war gerade am 5. Sonntag nach Trinitatis (14. Juli 1805), während ſein Amtsgehilfe nach vollendetem Gottesdienſte vor dem Altare den Segen ſprach, als bei dem theuren Manne, der ſeiner Gemeinde ſo oft den Segen verkündet hatte und ihr ſelber zum Segen geweſen war, der leichte Todeskampf begann. Wohl Ihm, er hatte Treue und Glauben gehalten bis an's Ende!

Gerade in den Tagen, wo ein theures Leben ſchied, meldete ſich bei uns die Zukunft eines anderen an: Henriette fühlte ſich in Hoffnung, Mutter zu werden. Die innige Freude hierüber hatte allerdings auch manchen ſorglichen Gedanken bei ſich. In unſerer Stellung und Lage: ſo ganz in der Fremde, nur unter neuen, wenn auch lieben Bekannten, dazu bei unſerem ſchon für die nächſte Zukunft nur auf unſichere Hoffnung gebauten Vermögensſtand ſchien das liebliche Morgenroth unſerer Erwartungen auf den künftigen Eintritt trüber Stunden hinzudeuten. Denn für den Abſatz des oft erwähnten Manuſkriptes wollte ſich noch immer keine nahe Ausſicht aufthun, vielmehr zog ſich alles in weitere Ferne und in Nebel zurück. Da galt es nun einen verdoppelten Fleiß für die Arbeit der Hand, aber je ſchärfer der Sporn war, der mich trieb, deſto mißlicher ſah es mit dem eigentlichen Fortkommen aus. Es lag in mir der

Plan zu einem geiſtigen Baue, von deſſen Ausführung ich noch jezt abſtehen würde; ich kam bis zum Aufführen einiger Vormauern, denen kein anderes Auge, ſelbſt das meinige nicht, es noch anſehen kann, zu was ſie eigentlich in ihrer weiteren Ausdehnung werden ſollten. In der That, ein Tempel wäre es niemals geworden; hätten die Kräfte nur ausgereicht, um einen Speicher daraus herzuſtellen und dieſen mit gutem Vorrath für Vorbeireiſende zu füllen!

Ich werde weiter unten von dem Buche reden, mit welchem ich vor nun faſt einem halben Jahrhundert als Schriftſteller auftrat: es war der erſte Band meiner „Ahnungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens.“ Wie oft wanderte ich ganz allein dort nach Süden hinaus in die Gegend des nachbarlichen Bergrevieres Brand, durch Wald und Wieſen, an Felſen und an rinnenden Waſſern vorbei. Aber weder der Wald noch die Wieſe, weder Fels noch Bach konnten mir ſagen, was das Geheimniß des allgemeinen Lebens und ſeines Wirkens ſei, weil mir das Räthſel des eigenen inneren Lebens, ſein Anfang wie ſein Ende noch tief im Dunkel lag.

Henrietten drängte es, vor Allem der treuen Mutter das mitzutheilen, was ihr Herz mit freudigen Hoffnungen bewegte; wir machten uns auf zu einer Fußreiſe nach Bärenwalde. Noch war ich hier in den Schmerzen der armen, geiſtigen Ausgeburt befangen, wie ging ich noch ſo in ſchweren Sorgen über die Berge, dem ſtillen Thale entlang; ich meine, ich bin niemals in meinem Leben, weder vor noch nachher in einem ſolchen unglücklichen Kampfe zwiſchen dem Sollen und nicht Können geweſen. Hätte die Noth, hätte das Anliegen einer nahe künftigen Vaterpflicht mich nicht getrieben, ich würde niemals als Schriftſteller mich an die Arbeit eines Werkes gewagt haben, darin ich die Bahn des eigenen, ſelbſtſtändigen Denkens betreten ſollte. Denn dieſe Aufgabe, je länger ich ſie vor Augen hatte, erſchien mir immer ſchwerer, ja für mich als eine unausführbare.

Auf dem Rückwege von Bärenwalde nach Freiberg beſuchten wir das Haus meiner Eltern, die liebe, treue Mutter, als trauernde Wittwe, ich allein aber das Grab des Vaters. Ich wußte ſelbſt nicht, woher mir hier, im Zimmer, darin der Vater zuletzt gewohnt hatte, darin er geſtorben war, wie draußen an ſeinem Grabe auf einmal eine ſolche Freudigkeit, ſo getroſter Muth zu meiner Arbeit, ja für mein ganzes weiteres Leben kam. Wir zogen wieder unſeren Weg über Chemnitz nach Freiberg und ich brachte Kräfte mit mir dahin, die ſich, nach ihrem Maaße, gleich nachher in der That bewährten.

Ueber den Anfang meiner Arbeit war ich freilich ſchon vor unſerer Reiſe in die Häuſer der Eltern hinübergekommen, dann aber war es mir wie bei einem Erzguß ergangen. Die Maſſe meiner noch unreifen Gedanken, wie ein rohes Gemiſch von verſchiedenen Metallen, war aus ihrem halb geſchmolzenen Zuſtande wieder in's Erkalten gerathen, der Guß ſtand ſtill. Seit meinem Beſuch im Vaterhauſe, ſo ſcheint es mir, hatte ich eine innere Wärme mit mir gebracht, durch welche die Starrheit gelöſt ward und der Muth, die Freudigkeit zur Arbeit wieder friſch auflebte. Mein Werk ging nun freilich raſch von Statten, denn es war ein „Muß“ — die nahe künftige Vaterſorge dahinter. Ich griff aber leider die Sache wieder auf vaterſtädtiſche Weiſe an. Dieſe Weiſe will ich ganz kurz als die der Leinweberzunft bezeichnen, welche in meiner kleinen Vaterſtadt, wenigſtens während der Zeit meiner Kindheit, den vorherrſchenden Stand der Arbeiter bildete. Ein fleißiger Leinweber ſchießt ſein Schifflein mit dem Faden des Garnes vom Morgen bis zum Abend rüſtig durch die Reihen der ausgeſpannten Fäden; gibt dem Gewebe durch die künſtliche Vorrichtung ſeines Webeſtuhles, welche er wie ein Orgelſpieler wechſelsweiſe durch Füße und Hände in Bewegung ſetzt, den gehörigen Zuſammenhalt und ſieht dann vor Allem darauf, daß er an jedem Tage ſo viel Zoll oder Handbreiten, in der ganzen Woche aber ſechs mal ſo viel an ſeinem Stücke zu Stande bringe. Denn die Stückchen des Brodes, die er ſich und den Seinen zur täglichen Nahrung in die Hände ſchaffen muß, ſind nach jenen Handbreiten abgemeſſen, um welche ſein eingeſpanntes Stück Leinwand bei der täglichen Arbeit zunimmt. An dieſe Art des Abmeſſens meines handſchriftlichen Gewebes, auf jeden einzelnen Tag, nach Seiten ja nach Zeilen hatte ich mich ſchon in Altenburg bei meinen Arbeiten an den mediziniſchen Annalen gewöhnt und leider wandelte mich jetzt dieſelbe Arbeitselle meiner guten, armen Landsleute wieder an. Der Leinweber will und muß ſein Stück an einem beſtimmten Tage abſchneiden, damit er ſeinen Lohn von dem Kaufherrn bekommt und Brod kaufen kann; mein Buch ſollte und mußte bis zum Herbſte fertig werden, damit es unter die Preſſe gehen und mir zu der Zeit, wo wir deſſen ſo nöthig bedurften, ein Buchhändlerhonorar eintragen könne.

Nun, Gott verzeihe es, das Stück wurde wirklich bis zum Herbſte fertig; für einen wackeren Verleger: Reclam in Leipzig hatte mein Freund W. Ritter ſchon vor ſeinem Abgang nach München geſorgt; mein Buch, ohne daß ich eine Reviſion oder Korrektur davon zu ſehen bekam, wurde in Leipzig ſo gedruckt, daß hin und wieder die Ausſaat meiner Hände ſehr mit dem buntfarbigen Unkraut der Druckfehler untermiſcht iſt, und wer war glücklicher als ich. Noch jezt thut es mir leid, daß ich dem etwas zu empfindlichen, zarten Ohre einer mir ſehr theuren, hochgebildeten Freundin zu Gefallen, die ſchon gedruckte Allegorie, welche unter der Aufſchrift: einige Mythen den Anfang des Buches bildet, noch einmal umarbeitete, und umdrucken ließ. Sie war in ihrer erſten einfacheren Form beſſer als in der gekünſtelten und dreigetheilten zweiten, denn ſie ſagte es deutlicher, was ich unter dem Worte: „allgemeines Leben“ meinte und als Ziel meines Forſchens, freilich nur noch wie ein Nebelbild vor Augen hatte. Denn in dem dichten Walde der chemiſchen und phyſikaliſchen Beobachtungen, dahin ich mich zum Theil an der Hand eines Meiſters, welcher des dankbaren Andenkens auch einer ſpäteren Zeit würdig iſt und bleibt: Jac. Winterl hatte führen laſſen, wird auch der aufmerkſamſte Leſer die Spuren des Weges, den ich nach jenem Ziele einzuſchlagen ſuchte, gar leicht aus dem Auge verlieren und eben ſo ſehr gilt dieſes von des zweiten Theiles erſtem Bande, den ich in Dresden ſchrieb, und deſſen ich ſpäter erwähnen werde.

Unſer theurer Meiſter Werner war von ſeiner Reiſe zurückgekehrt; eine Schaar von Schülern aus verſchiedenen Ländern und Nationen hatten ſich wieder in Freiberg eingefunden; die Vorleſungen des Winterhalbjahres, deren bildendem, anregendem Einfluß ich mich nun mit ungetheilter Kraft hingeben konnte, ſollten beginnen.

16. Abraham Gottlob Werner.

Beſchreiben läßt ſich das eigentlich nicht, ſondern es müßte ſelbſt erfahren ſein, was gleich dem erſten Eindruck, den Werner, ſo wie er leibte und lebte, auf jedes der Bewunderung fähige Gemüth (man vgl. B. I S. 71) machte, ſeine ungemeine Wirkung gab. Ein Mann von mittlerer Größe, kräftigem Bau der Glieder; ein Angeſicht, welches ſich nicht ſowohl durch das, was man gemeinhin Schönheit nennt, wohl aber durch ein Gepräge der Mienen auszeichnete, dergleichen ich niemals an einem anderen Menſchenangeſicht, geſehen. In dieſem Angeſichte, in dem ſtillen forſchenden Blick der blauen Augen unter dem prächtigen Thron der Stirne lag der Ausdruck jenes inneren, geiſtigen Vergnügtſeins, welches ein Archimedes empfunden, als der Sturm der erſten Freude, womit er ſein „ich habe es gefunden“ ausrief, vorüber war und nun der ruhige Genuß des gefundenen Schatzes ihn beglückte. Der Ton der Stimme, für eine ſolche ſtarke Bruſt, erſchien kindlich höher, als der gewöhnliche Baßton der Männerſtimme; aber gerade in jenem Tone lag eine Beugſamkeit und ein anſprechender Reiz, dergleichen ich in wenig anderen Menſchenſtimmen gefunden.

Ehe ich von dem ſpreche, was Werner als Menſch und als Lehrer für mich insbeſondere geworden, ſei es mir erlaubt, Einiges im Allgemeinen über dieſen ſeltenen, vielverehrten Mann, über ſein äußeres Leben und ſein allbekanntes Wirken zu ſagen. Werner blieb unvermählt; ein alter, treuer Diener und deſſen Leute ſorgten für die Bedürfniſſe des einfachen Haushaltes. Werner's eigentliche Familie: ſeine Brüder, ſeine Kinder, das waren die Männer und Jünglinge, welche in ihm ihren geiſtigen Vater und Ernährer gefunden hatten. Bald von einzelnen, bald von mehreren Gliedern dieſer großen Familie, konnte man ihn öfters den ganzen Tag, in und außer ſeinen Lehrſtunden umgeben finden; in dem Kreiſe mehrerer ſeiner Schüler ſpeiste er gewöhnlich zu Abend; und mehr noch von dem, was der freundliche Lehrer in ſeiner immer heiteren, belehrenden Weiſe während des Eſſens ſprach, als von den Speiſen geſtärkt und erquickt, ſtand man von der zahlreich beſuchten Tafel auf. Wie Kinder, die mit beſonderer Liebe an dem Vater hängen, zogen Schüler mit ihm durch die Straße nach ſeinem Hauſe, begleiteten ihn auf ſeinen kleinen, kurzen Ausgängen in's Freie, fuhren mit ihm aus und ein in die Gruben, verfolgten ihn ſogar auf ſeinen Reiſen, ſo daß er, wenn er in Dresden oder Karlsbad war, unverſehens wieder ſich von einzelnen ſeiner jungen Freunde, wenigſtens da, wo er zu Mittag oder zu Abend ſpeiſte, umgeben ſah. Sie konnten nicht anders; es war, als hätte er es ihnen angethan, und er konnte auch nicht anders, er mußte dieſem Zuge, der ja von ihm ausgegangen war, entgegenkommen. Erſt da ſchien es ihm recht wohl zu ſein, wo er von ſeinem geiſtigen Reichthum mittheilen konnte an Solche, von denen jeder Blick, jedes Wort es ihm ſagte, wie theuer werth ihnen das ſei, was ſie von ihm vernahmen oder unter ſeiner Weiſung und Anleitung ſahen.

War es denn etwa ein Gefühl von Vereinſamung, oder, wie vielleicht Manche ſagen würden, „von Langeweile"; war es ein Ueberfluß von Mußezeit und anderweitiger Geſchäftsloſigkeit, was dieſen Mann bewog, ſo ſehr viel Zeit an den belehrenden, freundväterlichen Verkehr mit ſeinen Schülern zu wenden? In der That, nichts weniger als das. Es hat wenige Männer der Wiſſenſchaft gegeben, welche innerlich wie äußerlich ſo ohne Aufhören beſchäftigt und thätig waren als Werner.

Auch wenn man, wie dies je zuweilen geſchah, ſchon am frühen Morgen zu ihm kam, wenn man aus der zutraulichen Mittheilung des Dieners es wußte, daß ſein

Herr einen großen Theil der Nacht mit der Ausarbeitung der Grubenberichte, in Beziehung auf die Inſpektionsgeſchäfte des vorhergehenden Tages, zugebracht habe, und daß er nun beim Frühſtück ausruhe, traf man ihn — denn keiner ſeiner näheren Bekannten durfte abgewieſen werden, — bei einer neuen Art des Ausruhens an, die ein Anderer nicht ſo würde genannt haben. Denn dieſer ſeltene Geiſt blieb bei ſeinem eigentlichen, großen Tagwerk der Mineralogie und Gebirgskunde nicht ſtehen, ſondern erhob ſich in den Stunden ſeines Ausruhens von jenem Tagwerke gern von der innerſten, von der Urgeſchichte der Erde und ihres feſten Landes zu dem Gebiete der innerſten, der geiſtigen Urgeſchichte ihres Bewohners, des Menſchen. Und ſo fand man ihn etwa, ſo in früher Morgenſtunde bei einer Tabelle ſitzend, die er mit eigener, fleißiger Hand entworfen hatte, und jetzt zu vervollſtändigen im Begriff ſtand; neben ihm lagen Wörterbücher der verſchiedenſten europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen. Der freundliche Mann ließ gerne Jeden, den er für ſolche Belehrung empfänglich hielt, an der Freude ſeiner Ausruheſtunde Theil nehmen. Er machte kein Geheimniß daraus, daß er damit umgehe, ein polyglottiſches Wörterbuch, nach einem großartig angelegten Plane, und ein allgemeines Etymologicum zu ſchreiben: jene Tabellen, in denen er die ihrem Sinne nach verwandten Wurzelwörter der vornehmſten, bekannten Urſprachen, ſo wie anderwärts die gleichlautenden zuſammengeſtellt hatte, ſollten zu dieſem freilich nie vollendeten Werke die Grundlage bilden.

Auffallender allerdings noch als die vielartig anderen Beſchäftigungen, denen ſich der große Mineralog in ſeinen Ausruheſtunden hingab, mochte Manchem, welcher Werner nicht näher und länger kannte, dieſes mühſelige und gründliche Forſchen über die Verwandtſchaft und gemeinſame Abſtammung aller Sprachen erſcheinen, namentlich in einer Zeit, welcher im Vergleich mit der jetzigen ſo wenige Hülfsmittel, ſo wenige gründliche Vorarbeiten zu Gebote ſtanden. Denn, wenn man ihn in dem Leſen von Reiſebeſchreibungen vertieft, oder mit der Betrachtung von Gebirgskarten, mit der Anordnung ſeiner koſtbaren Münzſammlung beſchäftigt fand, dann begriff man eher den Zuſammenhang ſolcher Studien mit der Hauptaufgabe ſeines Lebens, mit den Forſchungen im Gebiete der Geologie und Mineralogie als bei ſeinen langwierigen Excerpten aus Wörterbüchern und allerhand Werken, darin ſich einzelne Wörter aus den Sprachen der Neger und Polyneſier fanden. Und dennoch ſtand dieſe Richtung der inneren, geiſtigen Thätigkeit mit der mehr äußeren, alltäglich bei ihm in einer nahen, weſentlichen Beziehung. Wir müſſen dieſe Beziehung gerade an einem ſolchen Beiſpiele etwas genauer in's Auge faſſen.

Im äußeren ſichtbaren Haushalt der Natur hat eine ewige Weisheit die mannichfaltigen Arten der Lebendigen über alle Regionen der Schöpfung ſo ausgetheilt, daß an jedem Punkte, den der Lebenshauch der Luft anweht, die eine da, die andere dort ihre eigenthümliche Speiſe findet und ihres Lebens ſich erfreut. Auch im Haushalt der geiſtigen Welt findet eine ſolche Vertheilung der Poſten ihres Beſtehens und Wirkens an die Einzelnen ſtatt, und es gibt Geiſter, denen der äußere Umfang am Kreiſe des Erkennens, andere, denen die Mitte dieſes Kreiſes zu ihrem Geſichtsfeld angewieſen iſt. Groß und herrlich iſt der äußere Kreis, und jeder einzelne Punkt ſeines Umfanges gewährt dem forſchenden Sinne für ein ganzes Menſchenleben Befriedigung und Freude; das Auge aber, das hier, an der einen Stelle des Umfanges ſteht, ſieht nicht das, wohl an einer andern und dritten, ſelbſt nachbarlich angränzenden ſich findet. Anders ergeht es Jenen, denen ihre Stelle in der Mitte des Kreiſes angewieſen iſt. Dieſe ſind dazu gemacht und beſtimmt, von ihrer Stellung aus alle Theile des äußeren Umfanges zu ſehen und zu erfaſſen. Ein ſolcher Geiſt war Werner, der Meiſter aller Derer, die zu ſeiner Zeit ſich Lehrer nannten; Er, zum Lehrer gemacht und geboren, weil ſein Geiſt von einem Geiſte gelehrt war, welcher das Sein und Weſen aller Dinge in Einem erfaßt.

Auch dann, wenn wir hier nur die Naturgaben beachten, — denn es gibt auch eine andere, höhere Gabe als die der Natur, eine ſolche, durch welche jeder Menſchengeiſt zu dem eröffneten Blicke, der von der Mitte aus das Ganze erfaßt, gelangen kann, — erſcheint uns Werner als ein Menſch von ſeltenen, außerordentlichen geiſtigen Kräften. Um nur bei einer ſeiner Gaben, bei der vorhin erwähnten für das Verſtändniß der Sprachen, zu verweilen, ſo mußte Jeder, der ihn in ſeinem Verkehre mit den jungen Ausländern beobachten konnte, welche ſich in Freiberg um ihn verſammelten, die Leichtigkeit bewundern, mit der er ſich bei Gelegenheit in den verſchiedenen Sprachen derſelben auszudrücken wußte. Den jungen Portugieſen wie den Spaniern, den Schweden und Dänen, den Ruſſen und Ungarn, den Italienern wie den Engländern mochte es ganz beſonders wohl thun, wenn der verehrte Lehrer, dem ſie hieher in die Fremde, deren Sprache ihnen ganz unbekannt, zugezogen waren, ihnen nicht ſelten, wenn die gewöhnliche, gemeinſame Konverſationsſprache: die franzöſiſche, bei der es freilich die jungen Franzoſen am leichteſten hatten, von ihrer Seite nicht ausreichen wollte, in ihrer eigenen Mutterſprache aushalf, und wenn er ſelbſt, bis ſie des Deutſchen hierzu mächtig genug waren, hin und wieder in ihrer Sprache ihnen Unterricht gab.

Obgleich die Lebensgeſchichte dieſes Meiſters im Lehren vielen meiner Leſer bekannt ſein mag, ſo halte ich es dennoch für kein unnützes Bemühen, auch denen, die ſie nicht kennen, oder die ſie wieder vergaßen, einige Züge aus der äußeren wie inneren Entwickelungsgeſchichte des ſeltenen Mannes mitzutheilen *). Die Neigung zur Mineralogie und Bergbaukunde war ein uraltes Erbſtück der Werner'ſchen Familie. Seit dem 16. Jahrhundert (mithin ſeit dem Wiedererwachen dieſer uralt und ächt deutſchen Wiſſenſchaft durch Georg Agricola), das wußte man aus dem kleinen Hausarchiv, waren die Vorfahren unſeres Mineralogen anſehnliche Beſitzer von Eiſenhütten und Hammerwerken geweſen; namentlich hatte der Großvater deſſelben das Dobrahüttenwerk zu Ludwigſtadt bei Baireuth erbaut und beſeſſen, der Vater aber hatte die ruhigere Stellung eines Inſpektors über die gräflich Solm'ſchen Eiſenhüttenwerke bei Wehrau in der Oberlauſitz den Sorgen des eigenen Beſitzes vorgezogen. Für die eigenthümliche geiſtige Entwickelung ſeines nachmals ſo berühmt gewordenen Sohnes, der ihm im Jahre 1750 am 25. September geboren ward, hätte keine günſtigere Lage gefunden werden können. Selbſt die Umgebung des Ortes mußte zur Erweckung des Talentes, das in dem Knaben ſchlummerte, das Ihrige beitragen; Werner erzählte ſeinen vertrau-

---

*) Ich beziehe mich hierbei auf A. L. Haſſe's Denkſchrift zur Erinnerung an die Verdienſte des am 30. Juni 1817 in Dresden verſtorbenen k. ſächſ. Bergrathes Werner, ſo wie hier, in dieſem ganzen Kapitel auf meinen Aufſatz in den Münchner gel. Anzeigen von 1850 Nr. 48.

treuen Schülern öfters, wie der Anblick eines Hügels, an deſſen ſteil, gegen die vorbeifließende Quais abgeſtürzten Wänden, die ſchichtenweiſe Auflagerung der Maſſen ſehr deutlich in's Auge fiel, ihn ſchon als Kind angezogen und in's Nachdenken über die Weiſe, wie dieſes entſtanden ſein möge? eingeführt habe. Die kleineren Stücke von Bleiglanz, Kupferkies, Zinnſtein, die ihm ſein Vater bei Gelegenheit als Lohn des Fleißes ſchenkte, waren ihm Kleinode und die liebſte Luſt ſeiner Augen; was die Nachbarſchaft von Foſſilien darbot — es war freilich nur wenig — das lernte er bald unterſcheiden und trug es eifrig zuſammen. Wenn ihm der Vater ſeine Lieblingsgeſchichten von tapferen Bergleuten, und von dem Entſtehen der einzelnen Bergwerke erzählte, dann konnte er ſich nicht ſatt hören und ſeine Fragen gingen oft weiter als die Erfahrungen und Anſchauungen des Erzählers. Als er leſen gelernt hatte, gewährten ihm nächſt der bibliſchen Geſchichte jene Bücher ſeines Vaters die liebſte Unterhaltung, die von Bergwerken und ſeltenen Steinen handelten.

Werner's Vater wußte es wohl, was der einzig tüchtige, gute Grund ſei, daraus die gedeihliche Ausbildung der Menſchennatur für das Leben — nicht in der Erdenzeit allein — hervorgehen müſſe; er brachte ſeinen neunjährigen Sohn in die Waiſenhausſchule zu Bunzlau, darin er unter der geiſtigen Zucht und Pflege frommer, treuer Lehrer blieb, bis zu ſeiner Konfirmation. Er hat aus dieſer Schule einen Schatz mit ſich genommen, den er zwar nie zur Schau trug, der aber, wie es Die wußten, die ſein Innerſtes kannten, das höchſte Glück ſeines Lebens war. Im fünfzehnten Jahre ſeines Alters kehrte er in's väterliche Haus zurück, und trat zugleich in das unerfreuliche Geſchäft eines Hüttenſchreibers, deſſen Geſchäftskreis auf das Kopiren von Berichten und Rechnungen beſchäftigt war. Er that dieſes gern, aus Liebe und Gehorſam gegen ſeinen Vater, welchem der wohlwollende Graf Solms ſchon das Verſprechen gegeben hatte, daß ihm ſein Sohn einſt Gehülfe und Nachfolger im Amt eines Inſpektors werden ſollte. In dieſem kleinen, beſcheidenen Kreiſe der Thätigkeit wie der Ausſichten für die Zukunft blieb der kräftige Geiſt des ſeltenen Jünglings drei ganze Jahre beſchloſſen. Da brach, in ganz unerwarteter Weiſe, ein Sonnenſtrahl in das Dunkel herein, das ſeinen Lebensplan verhüllte und machte ihm den Weg klar, den er gehen ſollte.

Scheinbar war es ein betrübendes, ſorgenerweckendes Ereigniß, das in ſeinen Folgen alle Sorgen, die auf dem Herzen des Jünglings lagen, hinwegnehmen ſollte. Das anhaltende Sitzen und die Freudenloſigkeit der Arbeit, die auf ihm laſtete, hatten ſein leibliches Wohlſein ſo zerrüttet, daß ein gefährliches Bruſtleiden zu befürchten ſchien; die Aerzte riethen den Gebrauch des Karlsbades und der Vater, beſorgt um das Leben ſeines Sohnes, willigte in den Vorſchlag derſelben ein.

Weder der Vater noch der für ſolche Liebe dankbare Sohn ahnten es damals, welche bedeutende, leibliche wie geiſtige Folgen dieſe Badereiſe für den kränklichen Jüngling haben ſollte. Der Weg nach Karlsbad führte über Freiberg. Als er die dortigen Grubengebäude, die Pochwerke, die Schmelzhütten und alle anderen kunſtreichen Werke ſah, die dem hochberühmten Freiberger Bergbau dienten, da war es ihm wie Einem, der aus jahrelanger Gefangenſchaft im dunklen, dumpfigen Krankenzimmer hinaustritt in das naturgemäße Element der freien Luft und des Sonnenſcheines. Er fühlte ſich da in ſeiner wahren geiſtigen Heimath; ihm wurde es darin ſo wohl, daß er kaum noch der Reiſe nach dem Bade bedürftig ſchien. Die lebhafte, gründlich forſchende Weiſe, in welcher der Jüngling all' das Neue, das er hier ſah, beachtete; ſeine beſcheidenen, verſtändigen Fragen und treffenden Aeußerungen über Manches, das dem Kreiſe ſeiner Erkenntniſſe nahe lag, erregten die Aufmerkſamkeit mehrerer Beamten, die mit ihm zuſammentrafen; ſie erkannten in ihm den künftigen, tüchtigen Bergmann. Dieſer ihrer Anerkennung hatte es Werner auch zu danken, daß ſein Vater, bald nachdem der Sohn von der Badereiſe heimgekehrt war, ſich geneigt finden ließ, dem Wunſche desſelben nachzugeben, daß er die neuerrichtete Bergakademie in Freiberg beſuchen dürfe, um ſich dort vornämlich durch das Studium der metallurgiſchen Chemie für die Aufgabe ſeiner künftigen Inſpektorſtelle in Wehrau beſſer vorzubereiten.

Es erſcheint als eine ganz beſondere, für die Entfaltung ſeines Lebensplanes günſtige Führung, daß Werner als einer der erſten Schüler in eine Anſtalt eintreten mußte, welche eben in ihrem Entſtehen war und deren nachmaligen, mächtigen Ausbau, ſowie weithin reichenden Ruhm er ſelber begründen ſollte. Er ſah in den Anfängen, die ihm hier vor Augen lagen, nicht nur das, was ihnen noch fehlte, ſondern auch das, was aus ihnen werden konnte und ſollte. Schon durch die Weiſe, in welcher er die zum Theil dürftigen Mittel der Belehrung, vor Allem aber die unmittelbare Anſchauung beim Befahren der Gruben, bei der Theilnahme an den metallurgiſchen Arbeiten benutzte, gab er zu erkennen, was ein Schüler, wie er war, an einer ſolchen Bildungsanſtalt eigentlich ſuchen und finden ſolle. Dies entging nicht der Aufmerkſamkeit jenes Mannes, welcher als Kurator und theilweiſer Begründer der Anſtalt die eigentliche Seele derſelben war: des Papſt von Ohain, den Werner als den größeſten der damals lebenden Mineralogen rühmt. War es doch, als ahnte es dieſer Mann, daß auf Werner ſein eigenes Streben, die Aufgabe ſeines Lebens übergehen und vererbt werden ſollte, denn er faßte, aus innerer Verwandtſchaft, eine wahrhaft väterliche Zuneigung zu dem ſeltenen Jüngling. Als er dieſen mit einem ſo verſtändigen Sinne wie keinen anderen die unbedeutende Mineralienſammlung betrachten ſah, welche der Belehrung der Studirenden preisgegeben war, rief er ihn zu ſich in's Haus und verſtattete ihm den Zutritt zu ſeiner, für jene Zeit überaus reichen Privatſammlung. Wenn bei ſolcher Gelegenheit der junge Akademiſt ſeinem hocherfahrenen Gönner die Beobachtungen mittheilte, welche er ſchon um jene Zeit über die Struktur der Gebirge und über die Lagerſtätten der Foſſilien gemacht hatte, ſo wie ſeine ſelbſtentworfenen ſchematiſchen Anleitungen zur Prüfung und Beurtheilung des bergmänniſchen Betriebes und zur wohlgeordneten, deutlichen Beſchreibung desſelben, dann erwachte in dem Kurator der Wunſch, daß Werner der Anſtalt für immer erhalten werden möge. Den Eintritt jedoch in einen Dienſt bei dem königlich ſächſiſchen Bergweſen, welchen v. Ohain ihm eröffnen wollte, wies Werner von ſich, weil er durch die Wünſche ſeines Vaters ſich gebunden und zugleich den unabweisbaren Drang nach einer vielſeitigeren wiſſenſchaftlichen Ausbildung in ſich fühlte. Auch der Vater ehrte dieſen inneren Drang ſeines Sohnes, er ließ den einundzwanzigjährigen Jüngling (1771) die Univerſität Leipzig beziehen.

Hier fand derſelbe vor allen, nicht nur als Lehrer, ſondern bald auch als väterlichen Freund den berühmten Gehler, den Verfaſſer des phyſikaliſchen Wörterbuches, das noch jetzt ſeinen Namen trägt, einen Mann von großem Umfang des Wiſſens und von ſo vielſeitiger Bildung des Geiſtes, wie Werner einen Lehrer ſich wünſchte und bedurfte. Nächſt Gehler war es namentlich noch der nicht weniger vielſeitige, damals noch jugendliche Naturforſcher Leske und ein mit den Kräften der Natur wohlvertrauter, in ſeinen Leiſtungen bewunderter Arzt, Galliſch, deſſen vertrauten Umgang der eifrige Student genoß. Dieſer zog übrigens außer der einen Hauptrichtung ſeines inneren Berufes auch die andere Nebenrichtung: zum Studium der Sprachen, vorerſt nach den neueren, ſchon damals mächtig an.

Er ſollte jedoch ſchon jetzt auch vor der Welt zu ſeinem eigentlichen Tagwerk ſich bekennen. Die berühmten Mineralogen des Auslandes Hill und Wallerius hatten auf das dringende Bedürfniß hingewieſen, die Arten der Mineralien nach ihren äußeren, alsbald in die Sinne fallenden Eigenſchaften zu unterſcheiden und zu beſtimmen, ja ein Deutſcher, Gehler's älterer Bruder, hatte ſchon im Jahr 1757 den Verſuch gewagt, eine Lehre von den äußeren Kennzeichen der Foſſilien zu entwerfen. Werner wollte Anfangs in beſcheidener Weiſe die lateiniſche Diſſertation des älteren Gehler nur überſetzen und mit einigen Anmerkungen bereichern, er entſchloß ſich jedoch bald, auf Zureden einſichtsvoller Freunde, nicht an die fremde, ſehr unvollſtändige Arbeit ſich zu binden, ſondern die Aufgabe nach eigener Kraft und Einſicht zu löſen; er ließ im Jahr 1774 ſeine Abhandlung über die äußeren Kennzeichen der Foſſilien drucken. In ihrer Art bildete dieſe kleine Schrift eben ſo die Grundlage für eine leicht faßliche großentheils naturgemäße ſyſtematiſche Anordnung der Mineralkörper, als Linne's Beachtung der Sexualverhältniſſe für das Reich der Pflanzen.

Die Anerkennung, welche dieſe Schrift fand, war bei allen Männern vom Fach eine außerordentliche. Der alte Freund und Gönner: Pabſt von Ohain ſäumte nicht, ſeine Anerkennung des Begründers eines neuen Syſtemes der Mineralogie durch die That zu bezeigen; Werner wurde auf ſeine Veranlaſſung an die ehrenvolle Stelle eines Inſpektors der Sammlung ſo wie eines Lehre[illegible]er Mineralogie und Bergbaukunde an die Akademie zu Freiberg berufen.

Welch' anderer Ort, welche andere Stellung hätte wohl günſtiger ſein können für die allmählige Entwickelung der Gaben, die in dem Berufenen lagen; für die kräftige, weit über die nächſten Schranken der Zeit und des Raumes hinausreichende Wirkſamkeit deſſelben! Wer Freiberg und den Reichthum der verſchiedenen Gebirgsarten ſo wie der einfachen Geſteine näher kennt, der weiß es, daß nur wenige Gegenden der Erde ſind, die in ſo engem Raume eine ſolche Mannichfaltigkeit der Formen des Mineralreiches zu Tage legen. Ein Weg von wenig Stunden oder Meilen führt den ſachkundigen Wanderer über die verſchiedenartigſten Gebirgsformationen; der Eingang in die verborgene Tiefe, zu den Lagerſtätten der Erze und der ſie begleitenden Nebengeſteine iſt nach allen Seiten hin durch die zahlreichen Grubengebäude eröffnet. Dieſer Landſtrich iſt eine Mineralienſammlung im Großen; der Sammler, der ſie zu benutzen weiß, kann ſchon durch Tauſch allein auch vom Ausland her, die meiſten, zur Ergänzung des Naheliegenden nöthigen Materialien eines Mineralkabinettes ſich verſchaffen.

Allerdings mag in ſolcher Weiſe auch die Mineralienſammlung ihren Anfang genommen haben, welche, in ihrer Art einzig, als eine Welt im Kleinen einen Ueberblick über die Geſchichte des geſammten Steinreiches unſerer Erdveſte gewährte. Dieſe Sammlung war noch etwas Anderes als etwa ein Inſtrument, auf deſſen Saiten ein Meiſter der Tonkunſt während ſeines ganzen Lebens die Bewegungen ſeiner Gefühle und die Anregungen ausgeſprochen hat, welche von außen her die Harmonieen in ſeinem Innern [illegible]ckten. Für einen Anderen als den Meiſter ſelber bleibt das beſaitete Inſtrument eine Geräthſchaft der leitenden Menſchenhand, darin weder Ton noch Sprache der Seele iſt, denn der Meiſter allein kann mit ſeiner Seele es beleben. In jener Sammlung aber, welche Werner durch Aufopferung aller ihm zu Gebote ſtehenden Mittel und durch die dankbare Geſchäftigkeit ſeiner treuen Schüler hergeſtellt hatte, welche von Mexico bis nach Nertſchinsk, von Norwegen und Schweden bis an die Südſpitze der iberiſchen Halbinſel verbreitet waren, ſprach ſich der denkende Geiſt des Meiſters, deſſen Werk ſie war, eben ſo verſtändlich und vernehmbar für jeden aus, der die Schriftſprache der ſichtbaren Geſtalten zu leſen vermag, als in dem geſchriebenen Werke eines tiefſinnigen Denkers. Es gab ſich ſelbſt in dieſem Meiſterwerke unſeres Lehrers, denn ein ſolches war es, der leitende Grundgedanke kund, daß der Entwickelungsgeſchichte jedes einzelnen geſchaffenen Dinges, ſelbſt jedes Steines, ſo wie des großen Ganzen der Schöpfungen, ein gewiſſer Plan zu Grunde läge, der ſich einem tiefer forſchenden Denker überall ſichtbarlich vor Augen legen läßt. Dieſer Grundplan der Entwickelung ließ jene bewundernswürdige Anordnung der Werner'ſchen Sammlung errathen, wenn dieſe von einer und derſelben Steinart die verſchiedenen Abänderungen der äußeren Geſpaltung, ja ſelbſt der Farben, des Glanzes, der Grade der Durchſichtigkeit u. ſ. w. in einer Weiſe darlegte, daß ſowohl die feſte Abgränzung der eigenthümlichen Art als ihre Anreihung an andere, eben ſo feſt beſtimmte Arten, daß die Zuſammenſtellung aller in Familien, Ordnungen und Klaſſen erkennbar wurde.

Auf ſolche Weiſe war die kleine Welt der Steine, welche Werner ſich geſchaffen, nicht blos ein Werk ſeiner ſammelnden und erwerbenden Hände, ſondern ſeiner Gedanken geworden. Sie mußte ihm ſelber wie ein kurzer Inbegriff ſeiner eigenen Entwickelungsgeſchichte erſcheinen, jeder Stein als ein Erinnerungszeichen an das Erwachen eines fruchtbaren Gedankens, an ein Ereigniß, eine merkwürdige Oertlichkeit oder an einen Schüler und Freund in der fernen Umgebung, darin derſelbe wohnte. Erinnerungszeichen an das Erwachen eines großen, fruchtbaren Gedankens waren ihm namentlich jene Spaltungsſtücke des Flußſpathes, die er, noch als Jüngling, mit vorſichtiger Hand aus einer größeren, kryſtalliniſchen Maſſe dieſes Foſſils, durch Zertheilung derſelben gewonnen hatte. Denn an dieſen war ihm der Bauplan des regulären (teſſeralen) Syſtemes, auf allen ſeinen Entwickelungsſtufen des Würfels, Acht- und Zwölfflächners u. ſ. zuerſt bemerkbar geworden und er war hierdurch zu einem vollſtändig umfaſſenden Ueberblicke über alle Formenwandlungen jenes Urſyſtemes aller regelmäßigen Geſtaltungen des Steinreiches gelangt, deſſen Grundgedanke in allen anderen Syſtemen ſich wiederholt.

Wenn deshalb Werner, der Lehrer, eine ganz beſondere, ich möchte ſagen, zärtliche Liebe zu den Steinen hatte, die er ſeinen Schülern vor Augen legte und nach allen ihren Eigenſchaften zur Anſchauung brachte, dann muß dieſes wohl begreiflich ſein. Aber in einer ſolchen warmen Liebe liegt eine anſteckende, zur gleichen Theilnahme anregende Kraft. Dies erfuhren ſeine Schüler, dieſes erfuhr nicht nur ich ſelber, als in mir durch Werner's Unterricht ein brennendes Verlangen nach dem Beſitz von Steinen erwachte, ſondern ſelbſt mein Kind, das mir während meines neuen Studentenlebens in Freiberg geboren wurde. Denn dieſes, als es kaum die erſten Worte ſprechen gelernt, erhob, auf dem Arme der Mutter, ein Freudengeſchrei, wenn ich mit einem glänzenden oder farbigen Steine ins Zimmer trat; ſtreckte nach keinem anderen Spielzeug ſeine kleinen Hände ſo begierig aus, als nach einem ſolchen Steine, an welchem es mit bleibenderem Wohlgefallen hing, als an allen anderen Beluſtigungen der Augen.

Aber nicht nur die Freude an den Naturreizen des Steinreiches, ſondern vor allem jene Befriedigung, die der denkende Geiſt in dem Erkennen des Planes fand, welcher durch die Entwickelungsgeſchichte der einzelnen ſo wie der Geſammtheit aller Steinarten hindurchgeht, war es, was den Lehrvorträgen des großen Meiſters ihre ganz unbeſchreibliche geiſtig belebende Kraft gab. In großartigerem Maaße noch, als durch den Unterricht in der Mineralogie geſchah dieſes durch die Belehrungen über den Bau der Erdveſte, in ſeinen geognoſtiſchen Vorleſungen.

Ich erlaube mir über dieſen Gegenſtand zuerſt hier Das nachzuſprechen, was der Berühmteſte unter ſeinen Schülern, Alexander von Humboldt in ſeinem geognoſtiſchen Verſuche „über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften“ über Werner, als den Begründer der wahrhaften Geognoſie, geſagt hat.

„Werner hat (ſelbſt) in Gegenden, deren Unterſuchung ihm nicht vergönnt geweſen, einen Theil der Entdeckungen vorbereitet: er hat, möchte man ſagen, einen Theil der Entdeckungen vorgefühlt, womit die Geognoſie nach ihm bereichert worden. So kann irgend ein ſehr beſchränkter Raum der Weltveſte, eine Gegend von wenig Quadratmeilen Ausdehnung, in welcher die Natur viele Formationen vereinigt hat, — gleich dem wahrhaften Mikrokosmus eines Philoſophen — im Geiſte eines bewährten Beobachters ſehr richtige Gedanken erwecken über die Grundwahrheiten der Geognoſie. So waren die meiſten der früheren Anſichten Werner's, ſelbſt jene, die der berühmte Mann ſchon vor dem Jahre 1780 erfaßt hatte, von einer Richtigkeit, welche noch fortdauernd Bewunderung erweckt."

Schon ſeit dem Jahre 1775 hatte Werner in ſeinen Vorleſungen über „Gebirgslehre" nicht nur auf die Verſchiedenheit, ſondern auf die Ordnung und Reihenfolge aufmerkſam gemacht, in welcher die größeren feſten Maſſen, aus denen die Erdrinde gebildet iſt, in der Regel abgelagert ſind. Der berühmte Pallas hatte von dieſer großen Entdeckung nichts gewußt; er berichtete einfach nur das, was er auf ſeiner großen Reiſe in Sibirien beobachtet hatte. Als aber ſein Bericht zuerſt 1777 in Petersburg, 1778 in Deutſchland bekannt wurde, da erregte es bei allen Sachkundigen keine geringe Verwunderung, daß Pallas in dem rieſenhaft großen Landſtriche von Sibirien dieſelbe Ordnung in der Auflagerung der Urgebirge und Flözgebirge gefunden hatte, welche Werner in dem kleinen Bezirk ſeiner Anſchauungen um Freiberg geſehen und darin er, mit dem Blick eines Sehers die Grundzüge eines allgemeinen Geſetzes der Gebirgsbildung erkannt hatte.

Fragen wir nun: was war das, was Werner'n dieſe bewunderungswürdige Spürkraft des Geiſtes, dieſen, ich ſage es nochmals, eröffneten „Seherblick" in die, für ſein ſinnliches Wahrnehmen unerreichbaren Weiten, Höhen und Tiefen des Erdganges gab? Die Antwort liegt uns nahe: es war der kindlich fromme Glaube des Mannes an einen einigen denkenden und ſchaffenden Geiſt, welcher dem Sein und Weſen der ſichtbaren, wie der unſichtbaren Dinge einen beſtimmten Plan der Entwickelung nach einem gewiſſen Zwecke und Ziele vorgezeichnet hat. Ich muß es wohl bekennen, daß mich Werner's Lehre von den Formationsſuiten, wenn ſie die ſtufenweiſe Annäherung der einzelnen, aufeinanderfolgenden Glieder der miſchungsverwandten Gebirgsgruppen bis an die Gränzen des höheren Naturreiches der beſeelten Dinge vor Augen ſtellte, öfters mit einem tiefen Staunen erfüllt hat, das nach ſeinem geringen Maaße dem verwandt war, welches einen Weiſen des Alterthums beim Anblicke der aufgehenden Sonne ergriff, wenn ihm mitten in dem ſichtbar Bewegten das Walten einer unſichtbaren bewegenden Macht ſich kund gab.

Ich kann es nicht unterlaſſen, hier, wo ich von dem kindlich frommen Sinn meines theuren Lehrers ſprach, eine Bemerkung beizufügen, welche eine nur von Wenigen beachtete Seite jenes Bildes betrifft, das ich von ſeinem Weſen und Wirken zu geben verſuchte.

Von zwei verſchiedenen Seiten her wurden unſerem Werner Vorwürfe gemacht, welche mit einander im vollkommenſten Widerſpruche ſtanden. Die Einen ſagten ihm nach, er habe in zu übergläubiger Weiſe die Grundzüge ſeines geologiſchen Syſtemes der heiligen Urkunde anzupaſſen geſucht; ſeine allzu gewiſſenhafte Religioſität habe ihn in ſeinen Forſchungen über die Bildungsgeſchichte der Gebirge, ſo wie über die gemeinſame Abſtammung der Völker und Sprachen partheiiſch und kurzſichtig gemacht. Andere, auf der entgegengeſetzten Seite, gingen ſo weit, daß ſie ihm einen weſentlichen Zug ſeiner Geſinnung und ſei-

und inneren Lebens: die Religioſität, geradezu abſprechen wollten. Wir hätten beider Arten der Vorwürfe, namentlich des letzteren, kaum erwähnt, wenn nicht ſelbſt noch ein neuerer, ſehr wohlmeinender, ernſter Biograph des großen Lehrers denſelben noch einmal öffentlich zur Sprache gebracht hätte. Allerdings war das nicht ohne Grund, was die ſcharfen Beurtheiler der letzteren Art von ihm ausſagten, daß er zwar, bei Gelegenheit, Andere zum fleißigen Beſuch der Kirche ermunterte, daß er aber ſelten ſelber oder nie zu Freiberg in einer Kirche geſehen worden ſei. Seine Vertheidiger ſagten dagegen, er habe das Beſuchen der Kirchen aus Furcht vor Erkältung vermieden, und ich meine, in dieſer Behauptung läge eine Wahrheit, ſowohl dann, wenn man ſie im moraliſchen, als wenn man ſie im phyſiſchen Sinne nimmt. Es war in ihm ein inniges Suchen des religiöſen Bedürfniſſes, welches vielleicht dort, wohin man es wies, in damaliger Zeit keine Befriedigung fand; auf der anderen (phyſiſchen) Seite hatte er ſich aber einer leiblichen Verwöhnung hingegeben, welche ſelbſt ſeine ſorgſamen Freunde an ihm nicht billigten. Werner, der in jüngeren Jahren öfters an den ſchmerzhafteſten Folgen von Erkältung gelitten hatte, pflegte namentlich die Vormittagsſtunden in einer Zimmerwärme zuzubringen, welche der des tropiſchen Klima's gleich kam. Selbſt in den Sommermonaten wurde ſein Ofen in den Frühſtunden geheizt und alle ſeine Schüler und näheren Bekannten werden ſich erinnern, welche Selbſtüberwindung es koſtete, ſogar in der Nähe des Fenſters in ſeinem Zimmer die ruſſiſche Badewärme auszuhalten, die Werner mit einem ſichtlichen Behagen, ganz nahe am Ofen ſitzend, aus der erſten Hand genoß. In dieſer ſeltſam übertreibenden Selbſtpflege hatte er ſich durch das Leſen von allerhand mediciniſchen

Schriften noch beſtärkt, aus denen er ſich vorzugsweiſe Das herausnahm, was mit ſeinen Anſichten von der Geſundheitspflege übereinſtimmte. Der liebe Mann hielt ſich zuletzt für einen beſtändig Kranken, der ſich vor der Möglichkeit jedes Luftzuges hüten müſſe und ſah ſich deshalb Manches nach, was mit den Gewohnheiten des bürgerlichen Anſtandes nicht im Einklang war.

Wenn aber auch manche Mitbürger, welche nach Dem urtheilten, was ihnen vor Augen lag, in Werner Das nicht erkannten, was von ſeiner Kindheit an bis zu ſeinem Ende ein weſentliches Eigenthum ſeines Gemüthes war, — „das Geheimniß, welches unverrückt über ſeiner Hütte blieb", (Hiob 29, V. 4), ſo gab es doch andere Mitbürger und Bekannte, welche um dieſes Geheimniß wußten. Dies waren nicht gerade jene Gelehrten und Gebildeten, jene Weiſen und Hochgehaltenen vor der Welt, mit denen er in vielfachem Verkehre ſtand, ſondern die Kleinen und Armen: „die Stillen im Lande." Den nachmaligen Miſſionär in Perſien Auguſt Dittrich hatte er für dieſen ſeinen Beruf, — ein Verkündiger des Evangeliums zu ſein in Einfalt und Kraft — geweckt und erzogen. Dieſer war, als Kind eines Nachbars, zu Werner gekommen, um bei ihm ſchöne Steine und Bilder zu ſehen. Werner aber, wie er das öfter that, wenn er mit Kindern allein war, erzählte ihm bibliſche Geſchichten, leitete ihn zum Leſen der heiligen Schrift an, munterte den fähigen Knaben zum Studiren auf, beſtärkte ihn in ſeiner Neigung zur Theologie, und trieb ihn vor Allem zum Erlernen des Hebräiſchen, zum fleißigen Forſchen in der heiligen Schrift in ihren Grundſprachen an. Dittrich (jetzt Prediger in Moskau) denkt noch mit dankbarer Liebe der Stunden, in denen er von dem berühmten Mineralogen ein Kleinod des inneren Lebens empfing, zu deſſen Beſitz ihn — in ſolch' lebendiger Weiſe — die Vorträge der hochgelehrten Theologen jener Zeit ſchwerlich geführt hätten. Die hebräiſche Bibel, welche Werner ihm geſchenkt hatte, ward ihm mehr als ein gewöhnliches Erinnerungszeichen an einen väterlich-freundlichen Mann. Denn ſie weckte mit dem Bilde dieſes Mannes zugleich die Lebenskeime in ihm auf, welche jener Mann durch das Wort in ſeine Seele gelegt hatte. Außer Dittrich werden wohl noch manche Andere leben, die es bezeugen können, daß er im Umgang mit Kindern, als beſuchender Wohlthäter und Tröſter in der armen Hütte manches einfältig gläubigen Bergmannes mit den äußeren Gaben gern auch jene inneren mittheilte, die er im Hauſe ſeines Vaters, vornämlich aber von ſeinen frommen Lehrern in der Waiſenhausſchule zu Bunzlau bis zu ſeiner Confirmation (S. 133) empfangen, und treu in ſeinem Herzen bewahrt hatte.

Aber auch ſeine Zuhörer und Schüler mußten es erkennen, daß in ihm, da, wo er von dem Entſtehen der Erdveſte zu reden hatte, ſeine Ehrfurcht vor der Moſaiſchen Urkunde, vor der Bibel, als Gottes geoffenbartem Wort, ſich nicht verläugnete. Selbſt gegen Andersgeſinnte bezeigte er, wo es galt, mit inniger Wärme dieſe Ehrfurcht vor dem Wort und den ewigen Wahrheiten des Chriſtenthums, deſſen Glaube in ſeinem Wandel und Leben thatſächlich ſich kund gab.

Ich habe den theuren Mann auch noch ſpäter, ich habe ihn mehrere Male in Nürnberg, und in einem der letzten Jahre ſeines Lebens in Freiberg geſehen und vertraulich geſprochen. Jene Hand, welche den Plan der Entwickelung in der Geſchichte des Erdganzen wie des geſammten Menſchengeſchlechtes zu einem beſtimmten Ziele

eint (S. 141), hatte er auch in den äußeren wie inneren
Führungen ſeines eigenen Lebens erkannt und er hielt ſich
n dieſelbe, wie ein Kind an die Hand des Vaters, feſt
is an ſein Ende.

In ſolcher Weiſe erkannten und ehrten ihn die Mei-
ter meiner Jugend, Herder und Schelling, ehrte ihn
Göthe, der ſich an dem belehrenden Umgang dieſes ſei-
nes Altersgenoſſen (denn die Geburtsjahre von beiden
fallen nachbarlich in die Mitte ihres Jahrhunderts *) ſehr
erfreute, wenn beide in Karlsbad ſich trafen, und der ſich
mmer treu zu Werner's geologiſchen Anſichten bekannte.
Mir aber, einem alten Schüler, der wenigſtens in dank-
arer Liebe gegen den Lehrer ſeinen berühmteren Mitſchü-
ern nicht nachſteht, möge man es vergeben, wenn ich hier
o ausführlich von dem Manne ſprach, deſſen belehrender,
ildender Einfluß auf den wiſſenſchaftlichen Erwerb meines
ebens und ſeine öffentliche Anwendung von ganz ent-
chiedener Bedeutung war.

17. Die geiſtige Mitgenoſſenſchaft.

Neben dem großen Lehrer ſelber war es auch ſeine
u meiner Zeit in Freiberg beſtehende Schule, durch welche
ir mein Aufenthalt in der merkwürdigen Bergſtadt zu
inem folgenreichen Wendepunkte in der Geſchichte meiner
iſſenſchaftlichen Bildung und Entwickelung wurde. Ich
atte es ſchon bei anderer Gelegenheit, in jenem Kreiſe
er Mitſchüler erfahren, der in Jena mit mir um Schel-
ing verſammelt war, welchen Genuß und welchen Vor-
heil zur Bekräftigung und Klarheit im eigenen Erkennen

---

*) Mit ſeinem guten, treugeſinnten Könige Friedrich Auguſt war Werner in dem gleichen Jahre (1750) geboren.

es gewähren, wenn ein geiſtiges Element der Belehrung zugleich von vielen, dafür empfänglichen Seelen aufgefaßt und verarbeitet wird. Wie der einfache Lichtſtrahl, in den verſchiedenen Durchgangspunkten des Prisma's, zu einem Farbenbilde wird, aus deſſen bunter Vielheit eine Sammellinſe die Einheit des farbloſen, urſprünglichen Lichtſtrahles wiederherſtellt, ſo faſſen öfters die Hörer eines lebendigen Wortes von dem Sinne deſſelben, nach ihren verſchiedenen Gaben der eine dieſe, der andere eine andere Seite auf, und erſt aus der Einigung aller geht der ganze Sinn des empfangenen Wortes in ſeiner vollen Klarheit hervor.

Dieſes erfuhr ich in recht kräftiger Weiſe durch den geiſtigen Wechſelverkehr, in welchen ich mit mehreren der jüngeren Zuhörer Werner's, bald nach dem Beginne ſeiner Vorleſungen, trat. Aber ſchon ehe dieſes geſchah, ward mir eine Bekanntſchaft mit gereifteren Männern zu Theil, die, aus Werner's Schule hervorgegangen, ſich nahe an dieſen väterlichen Freund anſchloſſen. Es waren nur wenige, denn meine damaligen Verhältniſſe, namentlich mein anhaltendes Arbeiten, verſtatteten mir nicht, viele zu ſuchen; jene wenigen aber, die mir ungeſucht kamen, waren für mich gerade von einem ganz beſonderen Werthe.

Ich nenne hier zuerſt den damaligen Bergkommiſſionsrath, nachmaligen Oberberghauptmann S. Aug. Wolfg. von Herder, den geiſtig ebenbürtigen Sohn des Gottfried von Herder in Weimar. Wie ſo manche andere Fügung, welche mich auf den Weg nach Freiberg hingewieſen und mir denſelben gebahnt hatte, war mir auch die gekommen, daß wenige Monate nach unſerem Umzuge nach Freiberg auch die verwaiste Familie des theuren Herder, ſeine Wittwe mit ihrer Tochter und den beiden jüngſten Söhnen nach Freiberg zogen. Schon durch einen Brief, dem ſie mir aus Weimar zuſendete, führte mich die Mutter Herder bei ihrem Sohne, dem tapferen Bergmanne, ein. Denn ein ſolcher, nach dem alten bergmänniſchen Ausdruck, iſt dieſer August von Herder in einem ſeltenem Maaße geweſen und bis an ſein Ende geblieben; ein Mann, welchem nicht blos das fortwährende Gedeihen des Bergbaues, ſondern auch das Wohl des achtbaren Standes der Bergleute innig am Herzen lag. Denn mit Recht haben ihn dieſe bei ſeinem Leben wie einen Vater geliebt und geehrt und bei ſeinem Tode (1838) als einen ſolchen betrauert; er hatte mit einer ſeltenen Wärme die rechtmäßigen und billigen Freiheiten des Bergmannsſtandes gegen allerhand bureaukratiſche Eingriffe vertheidigt und mit glücklichem Erfolge geſchützt, hatte wie ein Vater für dieſen genügſamen armen Stand geſorgt, welchem er durch ſeine kräftige Verwendung allenur mögliche Erleichterungen erwirkte. Mit ſcharfem Blicke und kühner Hand griff er allenthalben, wohin man ihn rief, das Werk der Verbeſſerung und neuen Belebung des Bergbaues an; ſo bei den Salzwerken von Wiliczka, ſo in Serbien. Am meiſten jedoch führte er dieſes Werk in Sachſen ſelber, und jener Plan zur Anlegung eines Erbſtollens, der die unterirdiſchen Waſſer der Freiberger Gruben nach der Elbe bei Meißen abführen und hierdurch den Betrieb des Freiberger Bergbaues bis in die fernſte Zukunft ſichern ſollte, iſt einer der großartigſten und kühnſten Gedanken, welchen jemals die Seele eines Bergmannes ausgedacht hat. Der Mann lebt noch fort in ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken und im Andenken, nicht nur ſeiner untergeordneten Standesgenoſſen, ſondern Aller, die ihn kannten.

Dieſer ſchon in ſeiner ganzen damaligen Umgebung hochgeachtete Mann kam mir alsbald freundlich entgegen, ihm und ſeiner Mutter verdankte ich auch die gute Aufnahme bei Werner.

Eine neue Bekanntſchaft mit einem Manne, welcher Werner'n ſehr nahe verbunden war, machte ich auch bald nach meiner Ankunft in Freiberg, und zwar auf eine, ihrem Anfange nach ſeltſame Weiſe. Dies war die mit dem verdienſtvollen W. A. Lampadius.

Eines Tages, als ſo eben unſer alter guter Hauswirth bei uns im Zimmer war, ſahen wir einen Reiter langſamen Schrittes durch die Gaſſe heranreiten und vor dem gegenüberliegenden Hauſe halten. Sein gerade nicht ſehr kräftig ausſehender Schimmel war von unten bis oben in ſolcher Weiſe gefleckt und geſtreift, daß man leicht erkannte, daß dies keine ſeltene natürliche Zeichnung des alten Thieres, ſondern ein allerdings kunſtloſer Auszug von dem Bodenſatz der Pfützen und Sümpfe ſei, woran denn auch das Ausſehen des Rockes, vor Allem aber der Stiefeln des Reiters, keinen Zweifel ließ. Unſer alter Viertelsmeiſter hatte neugierig das Fenſter geöffnet und hinausgeſchaut, wir hörten, daß aus einem anderen geöffneten Fenſter im Nachbarhauſe jemand zu dem Reiter herunterrief: haben Sie ihn gefunden, Herr Profeſſor? Dieſer aber, indem er langſam von ſeinem müden Schimmel herunterſtieg, antwortete dem Frager: „Leider nein.“ Er fügte dann, indem er ſein Pferd beim Zaum ergriff, um es hineinzuführen, der kurzen Antwort noch den Bericht hinzu: „Der Jäger in Frauenſtein hatte die Feuerkugel noch faſt in derſelben Richtung als wir hier in Freiberg, aber ſchon ganz tief am Horizont, hinter einem Hügel herabfallen ſehen; ich habe die Spuren des Meteors, nach mancher vergeblichen Frage an die Bauern und Bergleute bis gegen Altenberg und an die böhmiſche Gränze hin verfolgt, es muß in einen Sumpf gefallen ſein, wer kann da noch weiter nachſuchen.“ Mein alter Viertelsmeiſter that lächelnd das Fenſter wieder zu und ſprach mit wichtiger Miene zu mir: „Es iſt der Herr Profeſſor Lampadius. Der iſt wieder einmal einem Meteorſteine nachgeritten, hat das auch ſchon manchmal gethan, bishero aber noch keinen gefunden. Ich wollte es ihm wohl vergönnen, daß er einmal einen erwiſchte, denn, ſehen Sie, ich weiß durch den Oberberghauptmann von Trebra, wie koſtbar und theuer ein ſolcher Stein iſt. Nicht etwa deßwegen, weil er Silber oder Gold enthält, ſondern nur wegen der Kurioſität, weil ſolche Steine, dergleichen unſer einer nicht von der Gaſſe aufheben würde, vom Himmel herunterfallen.“

So faſt ſpaßhaft auch meinem alten Viertelsmeiſter und außer ihm vielleicht noch vielen, ſelbſt höher gebildeten Leuten der Gebäude vorkommen mochte, einer Feuerkugel, einem Meteor, das in wenig Sekunden einen Raum vieler Meilen durchlaufen mag, auf einem alten Schimmel nachzureiten, war er dennoch mir dieſes keinesweges. Das Intereſſe an der Beachtung der Meteore einer höheren Ordnung wie die Sternſchnuppen, Feuerkugeln, Meteorſteine, war damals freilich noch kein ſo allgemeines, als es ſeit dem Erſcheinen des von Humboldt'ſchen Kosmos geworden iſt, dennoch hatten Chladni's Forſchungen über das ganze Gebiet der terreſtriſchen wie der kosmiſchen Meteore ein Licht verbreitet, das auch in jenen weiteren Kreiſen, denen die hiermit einſtimmigen Anſichten einiger der berühmteſten Aſtronomen unbekannt geblieben waren, guten Eingang gefunden. Lampadius war mit ſeinen Forſchungen zunächſt zwar bei den terreſtriſchen Meteoren (ſogenannten Irrlichtern u. dgl.) ſtehen geblieben, denn dieſe lagen ihm im

Kreiſe der eigenen Beobachtungen, er hatte jedoch keine Mühe geſpart, auch die Meteore der höheren Ordnung in handgreiflicher Weiſe kennen zu lernen, deren Urſtätte und Herkunft nicht in und aus dem Dunſtkreis der Erde, ſondern im Weltraume iſt, darinnen das Planetenſyſtem ſeine Bahnen beſchreibt. Nach Werner's Anſicht, die auch von Anderen getheilt wurde, ſollten die Meteorſteine, als Auswürflinge dortiger Vulkane aus dem Monde kommen, ſie ſind aber frei im Weltraum ſchwebende Maſſen, welche, zur größeren Einheit vereint, die räthſelhaften Kometen bilden, oder in aufgelösteren Zügen ihren Umlauf um die Sonne beſchreiben. Aus ſolchen zerſtreuten Zügen gelangen dann einzelne in den Anziehungskreis der Erde und fallen als Meteorſteine auf dieſe herab, deren elementariſcher Beſtand uns bezeugt, daß auch dieſe Urgebilde des Weltraumes, ſo wie wenigſtens die 4 unteren Planeten, die zur Familie der Erde gehören, von weſentlich gleichartiger Elementarbeſchaffenheit ſind.

Es war zunächſt ein mich perſönlich angehendes Intereſſe geweſen, das mich zu Lampadius und ſeinen meteorolog[illegible] Forſchungen hinzog. Denn ich hatte mich, wie dies zum Theil ſchon der Inhalt des Bandes II A meiner „Ahndungen" bezeugen kann, viel mit den Erſcheinungen der Phosphoreszenz oder des Leuchtens der Körper ohne merkliche Wärmeerzeugung beſchäftigt und zu dieſem Gebiete gehörte ganz weſentlich die Beachtung der terreſtriſchen Meteore. Aber Lampadius' wiſſenſchaftliche Verdienſte beſchränkten ſich nicht allein auf die Forſchungen und Anſichten über die Meteore, welche allerdings ſeit ſeiner Reiſe mit dem Grafen Joachim von Sternberg und ſeines Aufenthaltes bei dieſem in Böhmen eine Lieblingsbeſchäftigung ſeiner Mußezeit geworden waren. Dieſe Nebenarbeiten verhielten ſich zu dem Hauptbeſtand ſeines Berufes nur etwa wie die kleineren Quantitäten gasartiger Stoffe, welche dem Chemiker bei der Zerlegung eines feſten Geſteines entweichen und deren Dageweſenſein zuweilen nur aus einem Verluſte am Geſammtgewicht der feſten Stoffe errathen wird. Denn das eigentliche Tagwerk des Mannes war ein anderes, ſein Gegenſtand ein handgreiflich feſterer, nicht ſo leicht dem Auge entſchlüpfender als die Irrlichter und Feuerkugeln der Sümpfe, die für den Bewohner der Erde keinen Nutzen haben. Ihm lag es an, zunächſt das zu ergründen, was für den Wohlſtand der Länder, für die Benutzung des Bodens und der verborgenen Schätze ſeiner Tiefen den meiſten und bleibendſten Gewinn bringen konnte. Und wie ſehr ihm dieſes Bemühen für ſeine Zeit gelungen ſei, das bezeugen ſeine Werke über die Hüttenkunde, ſeine veröffentlichten Arbeiten über die Gährung, Wirkung und Benutzung des Düngers und über Gasbeleuchtung.

Mir war dieſer vielthätige Mann auch durch ſeine Perſönlichkeit merkwürdig, ſo wie durch ſein anſpruchsloſes Weſen achtungswerth. Er war in ſeiner Jugend durch die Schule der Armuth und vieler Entbehrungen gegangen, als Lehrling und Gehülfe in der Hofapotheke zu Göttingen hatte er die Gelegenheit zur wiſſenſchaftlichen Belehrung, welche die Hochſchule ihm darbot, zuerſt nur mittelbar, dann aber auch unmittelbar, durch das Anhören der Vorleſungen ſo eifrig benutzt, daß er die Aufmerkſamkeit und Theilnahme zuerſt des edlen Lichtenberg, dann auch Käſtner's, Gmelin's, Blumenbach's für ſich gewann und daß ſelbſt Heyne ſeinen Eifer für die früher ihm fremd gebliebenen klaſſiſchen Studien bewundernswerth fand. Aufgemuntert durch dieſe Männer trat er ſelber in Göttingen als Privatdozent auf, machte jedoch bald nachher die vorhin erwähnte Reiſe mit dem Grafen Sternberg und wurde auf Werner's Empfehlung ſchon als 22jähriger Jüngling (1794) als Profeſſor der Chemie in Freiberg angeſtellt, wo er bis zu ſeinem Tode (im J. 1842) in genügſamer, bürgerlicher Sitte und Stille gelebt und gewirkt hat. Er ging in ſeinen Arbeiten und Beſtrebungen mit Werner Hand in Hand, war dieſem nicht blos ein dankbar treuergebener Schüler und Freund, ſondern auch ein fleißiger Mitarbeiter in verſchiedenen Richtungen des gemeinſamen Forſchens.

Mit Werner zugleich und zum Theil ſchon vor ihm zog gegen Anfang des Herbſtes die jüngere Generation der geiſtigen Mitgenoſſenſchaft in Freiberg ein. Ich habe dieſe, wie ſie im Allgemeinen war, ſchon oben S. 148 beſchrieben. Der erſte von allen meinen neuen Mitſchülern, mit dem ich bekannt wurde, war ein trefflicher Landsmann von mir, welchen mein Freund Rahlenbeck (S. 50) mir zugewieſen hatte. Es war Germar, der ſich ſpäter als Profeſſor der Mineralogie in Halle und durch ſeine Forſchungen im Gebiete der En[illegible]logie einen wohlverdienten Ruhm erworben hat. Sein [illegible]ort Glaucha, wenige Stunden von meiner Heimath entfernt, dürfte auf eine ähnliche Berühmtheit Anſpruch machen als Stenbrohult in der ſchwediſchen Provinz Smoland. Denn ſo wie da der Begründer eines Syſtemes der Naturgeſchichte der überirdiſchen (organiſchen) Körper: der berühmte Linne, ſo wurde in Glaucha mehr denn 200 Jahre früher (1494) der Begründer einer Naturgeſchichte der unterirdiſchen Körperwelt: Georg Agricola geboren. Dieſer Vater der neueren, wiſſenſchaftlichen Mineralogie und Bergbaukunde iſt für ſeine wie für die ſpätere Zeit dasſelbe geweſen, was Werner für die ſeinige. Ein Mann, merkwürdig und bedeutend durch ſeine Forſchungen in der äußeren dunklen Tiefe, wie durch ſeine Lebensführungen, welche ihren Verlauf bis an ſein Ende durch eine innere, dunkle Tiefe nahmen.

Der Kreis der Zuhörer, der ſich um Werner verſammelt fand, und in welchen ich nun eintrat, war zwar nicht wegen ſeiner Zahl, wohl aber durch die Perſönlichkeiten, aus denen er beſtand, ein ſehr beachtenswerther. Ein Theil dieſer Zuhörer war nicht nur von reiferem Alter als jene Studirenden, welche aus den Schulen zur Univerſität kommen, ſondern auch reifer an Bildung und Verſtändniß. Man konnte es dieſen anmerken, wie ernſtlich es ihnen anlag, hier von Werner etwas Ungewöhnliches zu hören, etwas Gründliches zu lernen, und der Ernſt dieſer Gereifteren theilte ſich auch den Jüngeren mit. Obgleich aber bei Allen eine große Theilnahme an dem Unterricht des Lehrers zu bemerken war, fielen mir dennoch zwei meiner Mitſchüler, ein älterer und ein jüngerer, ganz beſonders auf, von welchen man, wie mir ſchien, es lernen konnte, was das rechte Aufmerken ſei. Man erzählt von dem eben ſo hochbegabten als beſcheidenen Iſaak Newton, daß er, wenn ſeine lobpreiſenden Bewunderer ihn über alle Anderen erheben wollten, ihnen entgegnet habe: er wiſſe Nichts, das ihm vor Anderen einen Vorzug geben könne, die vielleicht eben ſo reich, ja noch reicher begabt und von eben ſo gutem Willen ſeien als er, doch müſſe er es als ein beſonderes Glück für ſich betrachten, daß er von früheſter Jugend an gelernt habe, recht aufmerkſam zu ſein. Nun, dieſe rechte, immer wach bleibende Aufmerkſamkeit ſprach ſich mir an jenen beiden Mitſchülern in ſo kräftiger Weiſe aus, daß ich, wenn ich mitten in den Vorträgen des Lehrers in eine Gedankenzerſtreuung und Träumerei gerathen wollte, nur einen oder den anderen von beiden anzuſehen brauchte, um mich wieder zu dem, das ich jetzt hören und denken ſollte, zu ſammlen. Eine Verſchiedenheit in der Richtung der Aufmerkſamkeit gab ſich an beiden darin kund, daß der jüngere vorzugsweiſe mit ungemeiner Lebendigkeit den geognoſtiſchen, der ältere eben ſo ernſt auch den oryktognoſtiſchen Unterricht beachtete. Wenn uns der Lehrer eine ganze Reihe von Steinen vor Augen ſtellte, an denen wir die verſchiedenen Erſcheinungsformen einer und der anderen Steinart, und zugleich die weſentlichen Grundzüge, den feſtſtehenden Charakter der Art erkennen ſollten, da faßte dieſer ältere den eigentlichen Sinn des Ueberblickes mit einer bewundernswürdigen Schärfe und Sicherheit auf, während die meiſten Anderen nur etwa bei den Farben oder der augenfälligen Schönheit eines und des anderen Stückes verweilten und darüber den Faden der Entwickelungsgeſchichte aus dem Auge verloren. Wenn aber nach beendigter Vorleſung zuweilen von Einem und dem Anderen, das darinnen vorgekommen, die Rede war, da wunderte ich mich öfters, wie treu und verſtändig der jüngere von beiden die großen Grundgedanken der Werner'ſchen Vorträge, — vor Allem der geognoſtiſchen in ſich aufgenommen und geſtaltet hatte. Nun, dieſer jüngere Mitſchüler, mit dem ich zuerſt näher bekannt und befreundet wurde, war kein anderer als Carl von Raumer, welcher damals ſoeben ſeine akademiſchen Studien in Göttingen und Halle vollendet hatte und nun nach Freiberg gekommen war, um Werner zu hören. Was mir dieſe Bekanntſchaft ſchon von ihrem Anfang an geweſen, was ſie mir geworden iſt, das greift tief in die Entwickelungsgeſchichte meines äußeren wie inneren Lebens ein. Es ſind nun nahe fünfzig Jahre, ſeitdem Raumer und ich zum erſten Male auf unſerem Lebenswege uns begegneten;

ein gemeinſames Vaterland, ein gemeinſamer äußerer Beruf hat uns ſpäter eine lange Reihe von Jahren immer mehr und näher vereint. Wie mir dieſer aufrichtig treue Freund vor fünfzig Jahren ein Ermunterer zum Aufmerken auf Das geweſen iſt, was bei dem Erkennen und Erfaſſen der Sinnenwelt das Weſentlichſte und Nothwendigſte iſt, ſo iſt er dieſes mir und vielen Anderen durch Schrift, durch Wort und That geworden und geblieben, da, wo das ernſte Aufmerken den Dingen einer anderen Welt galt, als der vergänglich ſinnlichen. Wir haben uns nicht mit Abſicht von ferne her aufgeſucht, ſondern wir ſind Einer dem Anderen zugeführt, Einer dem Anderen gegeben worden. Dem Führer und Geber gebührt der Dank; ſein Segen iſt die herzliche Liebe des Freundes zum Freunde.

Der andere, ältere der beiden mir ſo auffallenden Mitſchüler, mit welchem mich Raumer bekannt machte, war Moriz von Engelhardt, der edle Liefländer. Ein tiefblickender, kräftiger Geiſt, von ernſtem, aufrichtigem Gemüth, der in ſeltener, demüthiger Weiſe mehr der fremden als der eigenen Gaben ſich zu freuen ſchien. Er iſt es, der mit Raumer zugleich einen großen Theil der Sudeten, ſo wie den Harz und andere deutſche Gebirge geognoſtiſch unterſucht und beſchrieben, mit Parrot dem Jüngeren den Ararat beſtiegen, und ſein noch unbekanntes Felſengebäu durchforſcht hat. In der Entwickelungsgeſchichte ſeines redlich treuen Strebens und Lebens hatte er aber einen anderen Ararat als Ort des ſicheren Verbleibens und Stilleſtehens gefunden, auf welchem er, aus den Fluthen des unſicheren, inneren wie äußeren Treibens gerettet, ruhen blieb bis an ſein Ende.

Wie gerne möchte ich noch ſo manchen ehrenwerthen Genoſſen aus meiner Schulzeit in Freiberg namentlich begrüßen und ein Bild von ihm geben, wenn im alten Daguerreotyp meiner Erinnerungen dieſes Bild noch hinlänglich beleuchtet wäre. Aber ich habe, bei meinem damaligen zurückgezogenen Leben, die meiſten derſelben, nur etwa in Werner's Hörſaal geſehen, kaum geſprochen. Dennoch iſt mir das Andenken, namentlich der trefflichen Männer: des nachmaligen Oberberghauptmannes von Veltheim, des jüngeren von Charpentier (ſpäter Salinendirektor, ſowie des ehrenwerthen Schweizers v. Scharner im lebendigſten Andenken geblieben. Rudolf von Przyſtanowski, von welchem ich noch ſpäter reden werde, kam erſt nach meinem Abgang aus Freiberg dahin. Mehr als ich dieſes konnte, ſpricht mein Freund C. v. Raumer von dem damaligen wiſſenſchaftlichen Leben in Freiberg in ſ. vermiſchten Schriften Bd. II S. 4—17.

18. Das Familienleben.

Für mich und Henriette war das Leben in Freiberg großentheils nur ein heiteres; reich, zuerſt an Hoffnungen und Erwartungen, dann an Freuden der Elternliebe. Ich hatte von meinem lieben Vater Einiges geerbt; es war ſeinem Geldbetrage nach nicht viel, dennoch für das Bedürfniß unſeres kleinen Haushaltes auf einige Zeit hinreichend. Und gerade in jener Zeit war uns dieſe Gabe aus einer für mich von meiner Kindheit an ſo reich geſegneten Hand eine rechte Hülſe in der Noth. Denn die Hoffnung auf einen baldigen Verkauf meiner Darwin'ſchen Ueberſetzung ſchwand immer mehr, und die ärztliche Praxis ſo wie jeden Nebenerwerb hatte ich ganz aufgegeben. Gerade bis gegen Weihnachten hin reichte unſer Erwerbes aus, da kam zu unſerer großen Freude eine Anweiſung von Reclam, dem Verleger meines oben erwähnten

Buches (S. 123) auf eine Summe, die in meinen Augen eine überaus große war, denn ſie betrug gegen 200 Thaler. So viel auf einmal hatte ich noch niemals in meinem Leben als Eigenthum beiſammen gehabt. Bald hernach wurde mir dann auch der Genuß der ſchriftſtelleriſchen Vaterfreuden zu Theil; ich erhielt den vollendeten Abdruck dieſes erſten wiſſenſchaftlichen Werkes meiner Hände, das unter ſo vielen ſchweren Sorgen und manchem inneren Gedränge entſtanden war.

Der Kreis unſerer geſelligen Verbindungen war und blieb zwar äußerlich nur ein ſehr kleiner, er war aber für uns ein unvergleichbar werthvoller und bedeutender. Die Wittwe und die Tochter des theuren Herder nahmen ſich meiner Frau mit wahrhaft mütterlicher und ſchweſterlicher Liebe an; ich genoß den vertraulichen Umgang mit Emil, dem Freunde meiner Jugend; Raumer erfreute uns öfters mit ſeinem aufheiternden Beſuche und ſeiner geiſtig erfriſchenden Anſprache. Mit unſeren guten Hausleuten und ihren Kindern lebten wir noch fortwährend in dem Verhältniß einer zuſammengehörigen Familie; namentlich hatte ich eine große Freude an dem Sohne der Hausmutter aus erſter Ehe, Carl Haſe, dem ich in ſeinen Schulſtudien theilnehmend nachhalf, und wir beide liebten uns wie Brüder. So fühlten wir uns während dieſem unſeren Studentenleben durchaus nicht in der Fremde, ſondern wie daheim unter Verwandten.

Die Stunde, auf die wir mit freudiger Erwartung und doch auch zugleich mit Angſt und Sorge aufſahen, war gekommen. Henriette war bis dahin leiblich ganz beſonders wohl, geiſtig ſehr gefaßt und heiter geweſen. Doch nun kam für ſie und mich eine angſtvolle Nacht. Es ſchien, als ſollte ſich bei der Geburt meines Kindes

Das wiederholen, was das meinige (nach Bd. 1 S. 26) zu einem Kampf des Glaubens und des Gebetes meiner frommen Eltern gemacht hatte. Das Leben der zarten Mutter ſchwebte in großer, in lang anhaltender Gefahr. Mir ging das Waſſer an die Seele. So war ich noch niemals in meinem Leben in wahrhafter Noth geweſen; das eigene Sterben unter Schmerzen ſchien mir viel leichter als das Leid, ein ſo theures Leben dahinſterben zu ſehen in ſolchem Wehe. Ich trat öfters hinaus gegen den freien Himmel hin. Der helle Glanz der Sterne brachte mir kein Licht, keinen Troſt in mein inneres Dunkel herein; aber ein gebundenes Licht war in dieſem dunklen Inneren, das wurde unter dem ſchweren Druck der äußeren Sorgenlaſt frei und brach hervor. Zum erſten Male, ach, ſeit langer Zeit, betete ich wieder recht ernſt und kräftiglich, ja, ich darf wohl ſagen, kräftiger und ernſter, als jemals früher in meinem Leben. Ich trat wieder hinein in's Zimmer, wo der Kampfplatz der Noth war; nur noch wenige Minuten und die halbohnmächtige Mutter war von ihrer Angſt geneſen, ihr Leben gerettet; das Kind aber lag als todter Leichnam auf den Armen der Pflegerin. Ich ſah dieß, ohne zu erſchrecken; ich wußte es gewiß, das Kind wird leben. Und bald ſprach uns die laute Stimme des neugeborenen Mägdleins die Verſicherung zu, daß mein Hoffen nicht umſonſt geweſen; die Stunde der Traurigkeit war vorüber, die treue liebende Mutter gedachte nicht mehr der Angſt, um der Freude willen, daß der Menſch zur Welt geboren war; wir feierten den erſten Sabbathstag unſerer Liebe. Nur noch einmal habe ich eine ſolche Himmelsfreude aus den Augen meiner Henriette ſtrahlen ſehen, das war in den Augenblicken ihres Hinſcheidens aus dem Erdenleben, wo ſie, mit den neuen Sinnen der Ewigkeit, ein Geſicht der

Engel ſah, die ſie durch den Strom, der zwiſchen ihr und dem Land des Friedens rauſchte, hülfreich hinüber geleiteten; (ein ſchmerzlich troſtvoller Augenblick, von dem ich ſpäter reden werde).

Wer könnte das mit Worten beſchreiben, was die Freuden der Elternliebe ſind. Es ſind die nächſt höchſten im Leben der Erde, nur der Friede der Ewigkeit und ſelbſt ſein Vorſchmack noch im Leben der Zeit gewähren eine noch höhere Luſt. Daß die Mutterliebe, daß die rechte Elternliebe zu dem zarten, hülfloſen Kinde von noch höherer, lebenskräftigerer Art ſei, als die Liebe des Geſchlechtes, das bezeugt uns die Geſchichte der äußeren Natur. Zeugung und Tod (nach S. 63) gehen in dem geſammten Reiche der Lebendigen neben einander Hand in Hand; das Hineintreten in die vergängliche Leiblichkeit iſt der erſte Schritt des Lebens hinabwärts zu ſeinem Ende. Schon im Pflanzenreiche ſtirbt das Erzeugende, wenn das Werden ſeines Erzeugten beginnt; ſelbſt noch im höheren Thierreiche iſt, wie uns dies die Kämpfe der Eiferſucht auf Leben und Tod bezeugen, Das, was wir Liebe nennen, mit der Bitterkeit des tödtlichen Haſſes vermiſcht. In der Elternliebe iſt dieſe Miſchung nicht; dieſe weiß nur von der Freude am Leben und an ſeinem Gedeihen; von der Erhaltung und dem Schutze dieſes neuaufgehenden Lebens, nur wo es Noth thut, auch im Kampfe gegen feindliche Gewalt. In dieſer ihrer größeren Reinheit iſt die Elternliebe ungleich mehr als die Neigung der Geſchlechter ein Abglanz jener ewigen, göttlichen Liebe, welche ihre Luſt hat am Leben und nicht am Tode. In der Form, in welcher ſich die Macht des Schöpfers dem Werke der natürlichen Erzeugung naht, gleicht ſie der Flamme eines Blitzes, welche das, was ſie berührt, verzehrt; in jener anderen aber, in der ſie in das Herz der Mutter die Liebe zu dem Kinde ausgießt, iſt ſie ein Hauch des Lebens, der wie ein ſanftes, ſtilles Säuſeln das Weſen der Geſchaffenen ergreift.

Ich weiß es wohl, welcher bleibende Erwerb aus meinem vergangenen Leben für mich in den Erfahrungen lag, welche die Liebe zu dem Kinde, das Einsſein mit der Seele von dieſem und mit der Seele ſeiner liebenden Mutter mich machen ließ. Verließ doch das Gefühl dieſer Liebe mich keinen Augenblick, im Wachen wie im Traume; beim Aufſtehen am Morgen war die Sorge um das Kind mein erſter Gedanke, ſeine Pflege meine erſte wie meine letzte That am Abend. Durch den Blick ſeiner Augen glaubte ich in ſeiner Seele zu leſen, wie dieſe ſchon in der erſten Woche ihres Erdenlebens bei einem feſtlichen nächtlichen Aufzuge der Bergleute, in dem aufmerkſamen Schauen der leuchtenden Fackeln, in dem Vernehmen der Muſik nicht zwar zu Gedanken, wohl aber zu Ahnungen erwachte; die Freude an der ſchönen Natur, an dem Aufblühen des Frühlings, der Pracht des Sommers, der Fülle des Herbſtes, die ich empfand, wenn ich in dem erſten Jahre ſeines Alters auf meinen Armen das Kind hinaustrug in's Freie, ſchien ſich auch in ſeiner Seele abzuſpiegeln. Und als nun aus dem Dunkel der leiblichen Entwickelung das geiſtige Leben hervorbrach, als die vorhin ſchweigende Zunge von einem ſprechenden Geiſte angerührt und von einer Schöpfung der Gedanken zur anderen geführt wurde, wie öffnete ſich mir da ſo mancher Blick in die innere, wie äußere Geſchichte der Menſchenſeele!

Der Freudentag, welcher auf die Nacht der Angſt und Sorgen folgte: der Tag der Geburt unſeres Kindes fiel auf den 25. Januar (1806). Dieſe Zeit, mitten im Winter, war keine ſolche, in der man Beſuche zu erwarten pflegt.

Hatte doch ſelbſt Henrietten's zärtliche Mutter, damals gerade von einer Kränklichkeit heimgeſucht, in ſolcher Zeit die Reiſe zu uns nicht wagen dürfen und auch meiner lieben Mutter war der Beſuch bei uns unmöglich geworden. Dennoch kam zu uns in dieſer Zeit, wenige Tage nach Henrietten's Entbindung, ein Beſuch aus weiter Ferne her über Meer und Land, an den Keines von uns gedacht, den Keines von uns erwartet hatte. Es war ein naher Verwandter von Henrietten, ein Kaufmann Geriſcher, abſtammend aus Schönheida, Sohn der Schweſter meiner Schwiegermutter, welcher ſeit einer Reihe von Jahren in Amerika ſich niedergelaſſen und dort ein gutes Geſchäft begründet hatte. Er war in ſeinem Knabenalter ein Spielgefährte meiner Frau geweſen, hatte dieſer, die damals noch Kind war, bei ſeinem Fortzuge als Jüngling, den ſie in kindlich herzlicher Weiſe beweinte, verſprochen, daß er ſie, wenn er einmal wieder in's Vaterland zurückkehrte, zuerſt beſuchen wolle und nun fügte es ſich wirklich ſo, daß er bei ſeiner Reiſe über Hamburg und Dresden nach Freiberg kam und ſein dem Kinde gegebenes Verſprechen treulich erfüllen konnte. Er war indeß auch glücklicher Gatte und Vater geworden, hatte ſich, anfangs unter vielen Sorgen und ſchweren Arbeiten, ein eigenes Hausweſen begründet, wollte jetzt nur noch einmal ſeine alte Mutter ſehen. Es war ein Menſch von redlichem Herzen und treumeinendem Gemüthe, deſſen Stimmung ſehr gut zu der unſern feſtlich freudigen ſich paßte. Für uns Alle, am meiſten aber für meinen alten lieben Hauswirth Zimmermann, der ſo gerne ſeltſame Dinge und Abenteuer erzählte und erzählen hörte, war die Unterhaltung mit dieſem, viel in der Welt und in ſehr verſchiedenen Stellungen des Lebens herumgeworfenen Manne ein großes Vergnügen. Wir ſtaunte mein alter Viertelsmeiſter, als er den Reichthum der Silberbergwerke in Freiberg rühmte, über die Berichte von der Ausbeute der amerikaniſchen Bergwerke. Und welch' Rühmens davon würde erſt in unſeren Tagen ein ſo eifriger Republikaner wie Geriſcher war, von Amerika's ſchwerlaſtendem Reichthum machen!

Der wackere Amerikaner, denn dies war er mit Leib und Seele geworden, kam uns gerade recht, um uns den Feſtabend nach der Taufe unſeres Kindes auch für die dabei anweſenden Gäſte recht vergnüglich zu machen. Er ſelber, an der Stelle unſeres lieben Vaters Martin, Herder's Tochter Luiſe und die mütterliche Freundin und Hauswirthin Zimmermann an der Stelle meiner geliebten Mutter, welche ſie auch außer dieſer Feſtzeit in den Thaten ihrer Liebe vertrat, waren als Zeugen der Weihe des Kindes zum Leben der Ewigkeit gegenwärtig, mehrere andere noch der liebſten, nächſten Freunde, feierten, perſönlich abweſend, doch mit Namen genannt, mit uns die heilige Handlung. Die Geſpräche am Abend waren dieſes Tages werth. Der Amerikaner hatte zu Land und zu Waſſer in den Rettungen aus vielen Gefahren die gute Hand ſeines Gottes erfahren, hatte ſich in all' der Noth und der Armuth, womit er Jahre lang kämpfen mußte, die höchſte Gabe des armen Erdenlebens: das Vertrauen auf Gott und ein immer zufriedenes, fröhliches Herz erhalten und in dem Tone dieſes fröhlichen Herzens lauteten alle ſeine Geſpräche ſowie die Berichte über die merkwürdigen Führungen ſeines Lebens. Mit Freuden ſtimmten wir alle dem Wunſche bei, der dem Kinde, welches im ſüßen Frieden auf ſeinem Bettchen ſchlief, gebracht wurde, daß ein immer auf Gott vertrauendes, in Ihm und ſeiner Gnade fröhliches Herz ihm werden und bis an's Ende ſein Erbgut bleiben möge. Selbſt mein alter Zimmermann wurde ganz weich, als auch er von der Armuth ſeiner Jugendjahre und von dem Segen Gottes ſprach, durch welchen ſein Alter zu einem ſorgenfreien und äußerlich wohlbefindlichen geworden war.

Schon am anderen Tage eilte unſer Amerikaner, der ſich auch bei uns nur durch die Werbung zum Taufzeugen einige Tage hatte halten laſſen, weiter von hinnen, zu ſeiner Mutter, ſah dann alle ſeine nächſten Verwandten und Jugendfreunde, jedes von ihnen nur auf eine oder wenig Stunden und kehrte, ſo vergnügt, als wäre ganz Amerika mit all' ſeinen Gold- und Silbergruben ſein Eigenthum, nach ſeinem neuen Vaterlande zurück, das er ſeitdem, bis an ſein Ende, niemals wieder verlaſſen mochte.

Mein Leben in Freiberg nahm indeß ſeinen ſtillen, ruhigen Fortgang nach dem Ziele hin, das ich gleich bei meinem Hierherziehen im Auge hatte. Wenn auch kein glücklicher Bergmann, der nach dem gewöhnlichen Sinne des Wortes reiche Ausbeute aus den dortigen Silbergruben gewann und mit ſich von hinnen nahm; ſo war ich doch ein ſehr glücklicher Bergſtudent, der hier mehr fand und für den Beruf ſeines ſpäteren Lebens mit ſich davon trug als ihm irgend ein anderer Ort der Erde hätte darbieten können. Die Vorleſungen bei Werner, die einzelnen Stunden, die ich bei dieſem Meiſter im Lehren zubringen durfte, haben mich in der klaren, tieferen Erkenntniß der Natur mehr gefördert, als dies ein Jahre langes Abmühen in Büchern und nach der Weiſung anderer, minder begabter Lehrer vermocht hätte. Mir ſcheint es, als ſeien auch bei mir jene Gedankenkeime, die Werner nach S. 141 in ſeinen Vorleſungen ausſtreute, wenn auch auf keinen ſehr üppigen, dennoch auf keinen undankbaren Boden gefallen. Bei ihm hatte ich auch erfahren, wie man Andere lehren müſſe, wenn ſie etwas lernen ſollen.

Außer der Hauptaufgabe meines Hierſeins: Werner zu hören, durfte ich damals auch noch andere, mir für die Zukunft wichtige Nebenaufgaben zur Hand nehmen. Der freundliche, väterliche Lehrer that mir ſeine ganze, reiche Bibliothek auf. Die Länder- und Reiſebeſchreibungen gewährten mir nicht nur ein vergnügliches Ausruhen nach dem gewöhnlichen Tagesgeſchäfte des Studiums der Mineralogie und Geognoſie, ſondern ſie gaben mir weitere Blicke über die Naturgeſchichte des feſten Erdkörpers. Ich bin niemals ſpäter wieder zu der Muße gekommen, ſo viele Karten über den Lauf der Hauptgebirgszüge der Erde und die Verzweigungen ihrer Ausläufer zu zeichnen als damals. Mir kam dadurch ein Licht, das mich die Geſetzmäßigkeit in der äußeren Geſtaltung der Erdveſte, ſowie den Gegenſatz zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen, nördlichen und ſüdlichen Halbkugel erkennen und das antipodiſche Verhältniß ahnden ließ zwiſchen dem hervortretenden Feſtlande und den Tiefen des Meeres.

Auch mit aſtronomiſchen Werken war Werner's Bibliothek wohl verſorgt. Schröter's Beſchreibung der Mondoberfläche, damals die beſte, gewährte mir viele Belehrung, weckte manche Gedanken in mir auf, von denen einige mir auch ſpäter wichtig geblieben ſind.

Die Natur ſelber in der Umgegend von Freiberg, die Beachtung der Lagerungsverhältniſſe der Felsarten, das Befahren der Gruben, der Beſuch der Schmelzöfen, der Amalgamierwerke und anderer dem Bergbau dienenden Einrichtungen haben mir eine erwünſchte Beſchäftigung und Belehrung.

19. Hangen und Bangen.

Die Begebenheiten des letzten Halbjahres meines Aufenthaltes in Freiberg liefen ſo ſchnell und bunt durcheinander als die Bilder eines Schattenſpieles an der Wand, ſie hatten jedoch, wie mir ſcheint, für die Entwickelungsgeſchichte meines Lebens keine andere Bedeutung als jene vorbereitende, welche dem Stimmen der beſaiteten Inſtrumente vor einem Konzerte zukommt.

Werner hatte den Jahresgang ſeiner Vorleſungen geſchloſſen, er war in ſein liebes Böhmen: nach Karlsbad verreiſt, auch die Mutter Herder mit ihrer Tochter und mit Emil hatten Freiberg für längere Zeit verlaſſen, meine jungen Freunde, unter ihnen für mich der nächſte: Raumer, waren da und dorthin gezogen, um draußen in den Gebirgen Das mit eigenen Augen zu ſehen, was ihr großer Lehrer ſie ſuchen und finden gelehrt hatte. Meine Verhältniſſe erlaubten mir nicht, dieſem, allerdings zur Nacheiferung reizenden Beiſpiele zu folgen; ich mußte daran denken, den zweiten Band meines Buches zu ſchreiben und zu vollenden, damit der Haushalt für uns und unſer Kind wieder mit dem Nothdürftigen verſorgt werde. Aber hier war der Anfang noch ſchwerer als beim erſten Bande. Ich hatte für dieſen Anfang einen Gegenſtand gewählt, deſſen wiſſenſchaftliche Durchführung vieler Hilfsmittel bedurfte, die ich nur an einer großen, möglichſt vollſtändigen Bibliothek finden konnte. Ohne dieſe ſah ich mich bei meiner Arbeit auf jedem Schritte gehemmt; in der That eine peinliche Lage, aus der ich den rechten Ausgang noch nicht zu finden wußte.

Es kam mir bei dieſer Stellung nicht ungelegen, daß meine liebe Frau den ſehnlichen Wunſch ausſprach, unſer Kind bei den Großeltern und Geſchwiſtern in Bärenwalde einzuführen, damit die theure Mutter Martin, für deren Leben wir damals öfters Sorge hatten, ſegnend noch ihre Hände auf die Enkelin legen möchte. Es kam noch ein anderer Grund dazu, welcher uns zu dieſer Reiſe beſtimmen konnte. Unſere mütterliche Freundin und Hauswirthin Zimmermann hatte uns nun ſeit länger als einem Jahre, vor Allem aber in der Zeit, wo Henriette einer mütterlichen Pflege am meiſten bedurfte, ſo viel Liebe bewieſen, daß wir ihr gerne auch eine Freude gemacht hätten. Sie hatte mehrmals geäußert, daß ſie jenen Theil des Erzgebirges, aus dem meine Frau herſtammte, daß ſie die Verwandten derſelben gerne kennen lernen möchte. Wir luden ſie ein, mit uns eine Reiſe dahin zu machen und ſie folgte der Einladung gerne. So mußte unſer Kind ſchon in einem Alter von 20 Wochen eine Reiſe mit uns machen, die ihm vielleicht beſchwerlicher war als alle ſpäteren Reiſen ſeines Lebens. Denn der Weg von Freiberg nach Bärenwalde war damals in einem noch ſchlechteren Zuſtande als das Fuhrwerk, das wir, auf Empfehlung unſerer Hauswirthin, von einem alten Freunde des Hauſes gemiethet hatten. Es war jedoch gut, daß es ſo langſam ging, denn dem Kinde wollte die Bewegung des Fahrens ſo wenig zuſagen, daß ich es den ſteinigen Weg über die Berge großentheils auf meinen Armen machen ließ. Wir mußten auch die Rückreiſe im Wagen der Freundin allein überlaſſen, wir aber, nachdem wir einige Tage im Hauſe der Eltern ausgeruht hatten, traten den Weg zu Fuße an, damit der kleinen Reiſegefährtin, die in einem Korbe getragen wurde, der Unmuth über die ſtoßenden Bewegungen eines Reiſewagens auf ſolchem Wege erſpart werde.

Im Grunde genommen war es nur eine Erinnerung aus der Geſchichte dieſer kleinen Reiſe, die ſich an einige Lichtpunkte meines damaligen wiſſenſchaftlichen Lebens anknüpfte. In dem elenden Dorfwirthshauſe, darin wir, weil unſer eben ſo elendes Fuhrwerk nicht mehr weiter konnte, übernachten mußten, traf ich mit einem alten Ungarn aus der Gegend von Peſth zuſammen, der mit Spezereien (?) einen Handel trieb und durch welchen ich von dem mir ſo lieben Winterl und ſeiner Perſönlichkeit ſo viel Ehrenwerthes erfuhr, daß mir es war, als verſtände ich jetzt auch ſein Wirken als Lehrer und Gelehrter noch beſſer, als aus ſeinen Werken. Ich habe mich jedesmal gefreut, wenn ich hinter dem Schattenbilde der Werke eines Schriftſtellers, dem ich mich dankbar verbunden fühlte, auch das Lichtbild ſeiner wahren, natürlichen Geſtalt zu ſehen bekam und wenn mir derſelbe in dieſer ſeiner lebendigen Geſtalt nicht nur des Dankes eines aufmerkſamen Leſers, ſondern der herzlichen Achtung und Liebe eines befreundeten Herzens würdig erſchien. Winterl war ein Solcher; ſein Andenken ſei mir geſegnet.

Als wir nach unſerer Rückkehr von der kleinen Reiſe eines Nachmittages mit unſerem Kinde ausruhend am Fenſter ſaßen, da hielt ein Wagen vor der Thüre des Hauſes, aus welchem mein Freund Wetzel heraus ſtieg mit einer Begleiterin, in welcher ich nicht ſogleich eine frühere Bekannte und Freundin aus dem Thüringerwalde erkannte. Die Beiden kamen herauf und der in all' ſeinem Thun Ueberraſchung liebende Freund ſtellte mir in der Begleiterin ſeine Neuvermählte, die Schweſter meines Freundes Heuäcker, des Beſitzers eines Eiſenhammers, vor, in deſſen gaſtfreiem Hauſe ich als Student in Jena einige Tage gelebt hatte. Wetzel war nach ſeiner Doktorpromotion öfters in dieſem Hauſe geweſen, ja er hatte in der letzten Zeit in der dortigen Gegend als praktiſcher Arzt ſich bekannt und beliebt gemacht. Zwar hatte er mir ſeit faſt einem Jahre nicht geſchrieben, ich wußte jedoch mittelbar von ſeinem Aufenthalte und hielt das Gerücht für wahr, daß er in dieſer ſchönſten Gegend des Thüringer Waldes als Arzt entweder ſchon feſten Wohnſitz genommen habe oder zu nehmen im Begriff ſtehe. Er aber gedachte anders. Ihm war eine weitere, vielſeitigere, wiſſenſchaftliche Ausbildung eben ſo Bedürfniß wie mir, und da ihm durch ſeine Verheirathung einiges baares Vermögen zugekommen, ſeine Frau aber zu ſolchen Unternehmungen leicht zu bewegen war, hatten ſich Beide plötzlich auf den Weg gemacht, um uns die Nachricht von ihrer Verheirathung, ſtatt durch einen Brief, perſönlich zu melden. Unſere gute Hauswirthin räumte ſogleich den unerwarteten Gäſten einige Zimmer in der oberen Etage des Hauſes ein und dem jungen Ehepaar gefiel der Aufenthalt in Freiberg ſo wohl, daß ſie ſich zu einer Verlängerung deſſelben auf mehrere Wochen entſchloſſen.

Freilich hatten dieſe Freunde leichtere, glänzendere Flitterwochen als die unſrigen geweſen waren. Die wohlgefüllte Kaſſe, welche ſie mit ſich brachten, reichte, nach unſerem Maaßſtabe und Dafürhalten, hin, um auf mehrere Jahre ein Leben ohne Sorgen und ganz nach Wunſche zu führen und ſie hatten auch im Sinne, dieſes zu thun; mein Freund theilte mir bald ſein Vorhaben mit, auf einige Jahre nach Dresden zu ziehen, damit ſeine, in der einſamen Waldgegend erwachſene Frau auch einmal zu einer Ausſicht in die weite, bunte Welt der Gegenwart, er aber in der vortrefflichen Dresdner Bibliothek zu einer beſſeren Einſicht in die ſchwarz und weiße Welt der gedruckten Pa-

Pfarre gelangen möchte. Denn auch ihm lag es damals an, ein wiſſenſchaftliches Werk zu ſchreiben, um ſich den Weg zu einer Lehrerſtelle zu bahnen.

Nun, dies Alles lag auch mir an, war auch mein inniges Verlangen; auch ich wäre gerne nach dem ſchönen Dresden gezogen, um dort noch viel zu lernen; auch ich ſteuerte im Stillen nach demſelben Ziele meines Berufes hin; aber wie konnte ich den Umzug wagen, ehe ich mir durch die Vollendung des zweiten Bandes meiner Ahnungen die Mittel dazu erworben hatte, und wie war mir dieſes Vollenden meiner Arbeit, ohne die nöthigen Hilfsmittel, möglich? Und dennoch ſollte mir dieſer ſcheinbar ungangbare Weg ſich eröffnen; ich ſollte, freilich mit manchem ſauren Schritte, ſchon nach zwei Jahren zu dem erſehnten Ziele gelangen, während mein armer Freund, dem ſein Weg zum Ziele ſcheinbar ſo geebnet und leicht gemacht war, auf unerwartete Hemmungen ſtieß, die ihm, wie herabgeſtürzte Felſenſtücke, den Fortgang zum Ziel verſperrten.

Wetzel's waren nach einigen Wochen fröhlich und vergnügt nach Dresden gezogen; hatten ſich dort in erwünſchter Weiſe häuslich eingerichtet; beſchrieben uns in ihren Briefen mit Entzücken den ſchönen Aufenthalt und ihr Glück, da kam uns, zu unſerer großen Freude, noch ein anderer Beſuch. Mein treuer, lieber Freund Köthe hatte ſein Geſchäft als Hauslehrer in Leipzig beendet, ſtand jetzt im Begriffe auch, wo möglich auf etliche Jahre, nach Dresden zu ziehen, um die dortige Bibliothek zur Ausarbeitung eines Werkes von kirchengeſchichtlichem Inhalt zu benutzen. Er hatte ſich von dem reichlichen Lohne, den er als Lehrer erhalten, ſo viel erſpart, daß er unbedenklich der Freiheit ſich bedienen konnte, für einige Zeit zu leben und zu arbeiten, wo er wollte. Durch ihn erfuhr ich auch, daß außer ihm und Wetzel noch mancher andere unſerer nächſten Freunde und Bekannten in Dresden bereits eingezogen ſei oder im nächſten Herbſte dahin gehen würde, denn es war, als hätte in unſerem kleinen geſelligen Kreiſe ein und derſelbe Gedanke, ein und derſelbe Drang, ohne daß Einer von dem Anderen wußte, alle Einzelnen ergriffen, mächtig wie ein Hirtenfeuer das hochwüchſige Gras, deſſen Aſche den Boden düngen ſoll. Dippold der junge Hiſtoriker, der einiges Vermögen beſaß, wollte um dieſelbe Zeit und zu gleichem Zwecke als ſein Freund und Landsmann Köthe nach der reichbegabten Hauptſtadt des Landes ziehen; Hartmann war bereits dort, unterſtützt von meinem alten Lehrer Böttiger, der ſchon vor einigen Jahren einem ehrenvollen Rufe nach Dresden gefolgt war. Außer den eben genannten befand ſich auch ein Freund von Jena her: Dr. Krauſe mit ſeiner kleinen Familie dort, und mehrere alte Bekannte, unter ihnen der wackere Struve, lebten daſelbſt in gutem Wohlbefinden. Dies alles war anlockend genug für uns, dem Beiſpiele ſo vieler Vorgänger zu folgen, und es hätte Köthe's freundlicher Anregung nicht bedurft, um den Wunſch des Umzuges in uns dringender denn je zu machen, aber unſer Schifflein war durch eine Windſtille, deren Dauer ſich nicht vorausbeſtimmen ließ, feſtgehalten auf den Felſen des ſilberreichen Freiberg. Doch wir genoſſen indeß, was zum Genießen ſo ſehr einlud, die Geſellſchaft unſeres lieben Freundes, den ich in alle Herrlichkeiten der Umgegend, auch in die verborgenen Tiefen der Grubengebäude, die Schmelzöfen und andere Werke der Art einführte.

Köthe war nun auch fort nach Dresden, da that ſich auch mir, in unerwarteter Weiſe, der Weg dahin auf; ich erhielt noch eine nachträgliche Zahlung aus der Erbſchaft meines guten Vaters, daran ich nie gedacht hatte. Jetzt war der Entſchluß bald gefaßt: „wir ziehen nach Dresden, und zwar ſchon im nächſten Monate“, ſagte ich zu Henrietten, und dieſe war freudig dazu bereit.

Noch ein anderer Beſuch kam zu uns, Dr. Kr.., ein wackerer junger Arzt mit ſeiner Frau. Dieſer, den ich, obwohl nicht ſehr nahe, in Leipzig gekannt hatte, war für längere Zeit in Dresden geweſen; ſeine Frau gab der meinigen die genaueſte Auskunft über das dortige äußere Leben und ſeine haushälteriſche Einrichtung. Kr. hatte gehört, daß ich geerbt habe, er wünſchte eine Summe von mir zu entlehnen, die er redlich in kurzer Zeit heimzahlen wolle. Leider hatten wir ſelber nicht ſo viel, als er bedurfte. So iſt das wechſelsweiſe Loos unter jungen Gelehrten, wenn ſie, wie Kr. und ich, zu frühe, und ohne vorſichtiges Bedenken ſich verheirathen. Kr. hatte in Dresden ſich vergeblich um eine mediziniſche Praxis bemüht; er benahm auch mir jede Hoffnung zu einer ſolchen, doch ſchreckte uns dieſes von unſerem Vorſatze, dahin zu ziehen, nicht ab. Naheten ſich doch uns Allen Ereigniſſe, welche mehr denn ſolche vereinzelte Erfahrungen, uns von jedem kühneren Unternehmen der Art hätten abſchrecken können.

Denn gerade in den Tagen, darin dieſe Gäſte uns verließen (gegen Ende Septembers 1806), verbreitete ſich die Kunde von Napoleon's Feldzug, zunächſt gegen Preußen und Sachſen. Schon zog der mächtige Mann ſein Heer bei Bamberg zuſammen; Preußen und ſeine Verbündeten mit einer an Zahl überlegenen Macht rückten dem Störer der deutſchen, ja der geſammten europäiſchen Ruhe entgegen. Man gab ſich in unſerer Gegend den, wie man meinte, unzweifelhaften Hoffnungen hin auf einen ſiegreichen Ausgang des Kampfes für die Verbündeten. Keiges, aber von allen meinen Bekannten ſprach eine ſolche, wie er dafür hielt, feine und ſcharfſichtige politiſche Vorausſicht aus als mein alter, guter Hauswirth, der Viertelsmeiſter Zimmermann, dieſer Zeuge von Friedrich's II. Waffenthaten und enthuſiaſtiſcher Bewunderer der preußiſchen Kriegskunde. Ich pflegte ſchon früher manche Abendſtunde vor dem Schlafengehen bei ihm in ſeinem unteren Zimmer zuzubringen. Denn ich konnte dem alten guten Freunde kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich mir von ihm erzählen ließ; er ſagte, er könne dann beſſer ſchlafen. Und in der That, eine ſolche ſchlafmachende Wirkung lag auch für mich in ſeinen Geſprächen, ſowohl ihrem Inhalte, der ſich gar oft wiederholte, als auch ihrem Vortrage nach. Eine Wirkung, die mir namentlich im erſten Sommer, bei der aufregenden Arbeit an meinem Buche ſehr zu Statten kam. Auch in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Freiberg, als meine Beſuche fort waren, gab ich mich dieſer alten Gewohnheit der abendlichen Hausbeſuche wieder hin. Jetzt gab es aber Geſpräche anderer Art. Denn wenn ich mich zuweilen über die Pläne und das Kriegsglück des Siegers bei Marengo bedenklich ausſprach, dann lächelte der alte Freund und ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe ſowie mit der rechten Hand. „Glauben Sie mir nur, Herr Gevatter, denn Sie werden in kurzer Zeit ſehen, daß ich Recht habe, die Sache geht und ſteht ganz anders als die Leute bei uns meinen. Napoleon ſollte im Ernſte gegen Preußen zu Felde ziehen? glauben Sie doch das nicht, dazu iſt er viel zu geſcheit. Ich will Ihnen aber ſagen, was er will. Der Napoleon iſt drinnen in Frankreich ſeines Lebens keinen Tag ſicher. Denn er iſt ja gar nicht einmal ein geborener Franzos und das ganze Volk iſt noch von der Revolutionszeit her, und wegen der vielen Ausgaben und Aushebungen für's Militär, die er gemacht hat, gar aufgebracht gegen ihn. In kurzer Zeit, das merkt er wohl, wird das ganze Land gegen ihn auf den Beinen ſtehen, und dann könnte es ihm gehen, wie dem armen Könige, den ſie guillotinirt haben. Darum ſieht er ſich jetzt bei Zeiten darnach um, wo der Zimmermann ein Loch offen gelaſſen hat. Er iſt herausgebrochen mit ſeinen Soldaten, man hat ihn draußen im Reiche (er meinte am Rhein und in Franken) überall durchgelaſſen, und wenn er jetzt auch herauskäme nach Sachſen und Preußen, meinen Sie, es wäre ihm Ernſt mit einer Schlacht? In Preußen, ſo fügte er mit geheimnißvoller Miene hinzu, das bin ich verſichert, weiß man ſchon längſt recht gut, was der Napoleon will, ſonſt hätte man ihn nicht ſo weit hereingelaſſen in's Reich. Er kommt mit ſeiner Armee, die freilich gegen die unſrige ſehr klein ſein mag und ſagt zu Preußen: hier komme ich und bringe euch auch Soldaten mit. Ihr könnt mich ſchon als einen guten General brauchen, und von meinen Soldaten auch ſo viele, als gutwillig bleiben wollen, die anderen läßt man laufen. Gebt mir ein Stück Landes, wo ich ſicher leben kann; ich helfe euch gegen die Franzoſen, die mir nach dem Leben trachten und gegen alle eure Feinde. Das wird man ihm dann auch gerne thun. Geben Sie Acht, Herr Gevatter, ſo wird die Sache ausgehen."

Dieſe ungeheure, phantaſtiſche politiſche Weiſſagung ſprach der alte Viertelsmeiſter, dieſer preußiſche Soldat aus dem ſiebenjährigen Kriege, nicht nur einmal, ſondern gar oft gegen mich und manche beſuchende Nachbarn aus, und ich will es ſchon hier erwähnen, daß, als bald nachher doch ein ganz anderer Ausgang des Napoleoniſchen Feldzuges eintrat, dem braven Greiſe (einem tiefen Achtſiebzigjährigen) ſein altes, treues Preußenherz ganz wie zerbrochen war. Ich habe ihn bei ſpäteren Beſuchen von Dresden aus niemals mehr ſo heiter und geſprächig geſehen als zu der Zeit ſeiner politiſchen Träume. Man konnte ihn kaum noch zur Erzählung einer Anekdote aus dem ſiebenjährigen Kriege bringen; es ſchien, als hätte er das Alles vergeſſen und ſänne tief in Gedanken auf etwas Anderes.

Wir indeß trafen die Zurüſtungen zum Umzuge, unbekümmert um den Ausgang der Kämpfe, deſſen Schauplatz uns in weiter Ferne zu liegen ſchien. Der Abſchied von dem lieben Freiberg und unſeren Freunden fiel mir ſchwerer als ich es gedacht hatte. Ich wußte wohl, welche Ausbeute im Inneren, größer als die des Himmelsfürſten und aller anderen Bergſchachte des Freiberger Revieres, ich mit mir hinwegnahm.

20. Der Oktobermonat von 1806.

Es war am Morgen eines der erſten Oktobertage, als wir uns mit unſerem Kinde und einer treuen Dienerin in den Wagen ſetzten und das Haus, darin uns ſo viel Gutes widerfahren, ſo große Erdenfreude geworden war, verließen. Die gute Mutter des Hauſes ſah mit Thränen uns ſcheiden, auch mein alter guter Viertelsmeiſter war gerührt. Nun, die Reiſe war zwar nicht weit, dennoch trat ich ſie, ich wußte nicht warum? mit ſchwererem Herzen an, als jemals eine andere. Es war damals, denn es iſt nicht mir allein ſo ergangen, als ob ein geiſtig niederdrückendes Element in der Luft läge, vergleichbar dem Leiblichen vor dem Ausbruch eines ſchweren Gewitters.

Da wir, außen vor dem Thore, an den Mauern des Kirchhofes vorbeikamen, da gedachte ich der Sorgen, die ich wenig Monate vorher zuerſt um das Leben der Mutter, ſpäter um das des Kindes gefühlt hatte, als ſo viele Kinder am Scharlachfieber geſtorben waren. Warum ſollte ich nun traurig ſeyn, nahm ich doch meine Lieben geſund mit mir auf die Wanderſchaft, und an Geld — was ohnehin meine Sorge niemals war — hatten wir, nach Abzug aller Koſten der Reiſe und Verſendung unſerer kleinen Habe, ohngefähr eben ſo viel bei uns als wir mit uns nach Freiberg gebracht hatten, nämlich nahe gegen 40 Thaler.

Der leichte Nebel, der in den Morgenſtunden auf den Wieſen lag und den Himmel verſchleierte, hatte ſich geſenkt, die Sonne drang hindurch und beleuchtete die Gruppen der preußiſchen Artillerie mit ihren Kanonen und Wägen, welche dem ſchon nach Weſten vorgerückten Heere nachziehen ſollten. Viele der Ortſchaften, durch welche wir kamen, waren von Soldaten beſetzt; wir mußten unſeren Mittag im Freien halten, und es war gut, daß unſer Kutſcher ſich ſchon in Freiberg mit dem Futter für ſeine Pferde, die mütterliche Freundin und Hauswirthin aber uns ſelber mit reichlichem Mundvorrath für Alle verſehen hatte. Als wir von der Anhöhe das prächtige Dresden, das herrliche Thal mit ſeinem Strome, im Glanze der Nachmittagsſonne vor uns ſahen, da ward uns ſehr freudig zu Muthe; ſelbſt das Kind, mit den lebhaften Bewegungen ſeiner Händchen, ſchien theilnehmend von unſerem Vergnügen ergriffen.

Außen vor dem Thore erwartete uns ſchon eine kleine Geſellſchaft der lieben Freunde: Köthe vor Allen, Wetzel mit ſeiner Frau, Dr. Krauſe, Hartmann und Dippold. Köthe hatte für uns eine gemeinſame Wohnung gemiethet, darin er ſelber bereits in dem einen der Zimmer eingezogen war. Dieſe Wohnung lag in der Neuſtadt, an der für uns angenehmſten, wünſchenswertheſen Ufer: dem japaniſchen Palais und Bibliotheksgebäude gerade gegenüber. Wir genoſſen von unſeren Fenſtern aus die Ausſicht in's Elbthal gegen Meißen hin und in den Garten des prächtigen Palaſtes, der mit den Schätzen der alten, klaſſiſchen Bildwerke in Marmor, der modernen in Porzellan, vor Allem aber mit denen der wiſſenſchaftlichen Werke erfüllt war. Wir zogen, in fröhlichem Geſpräche mit den Freunden, zu Fuß über das mächtig ſchöne Bauwerk der ſteinernen Brücke hinüber, weideten uns an dem unvergleichbar herrlichen Anblick der Weinbergshügel und der pfeilerartigen Felſenberge der ſächſiſchen Schweiz, ſtiegen die vielen Treppen nach unſerer hoch, im oberſten Stocke des großen Hauſes gelegenen Wohnung hinauf und fanden dieſe, nach Köthe's verſtändiger Anordnung, ſchon ſo wohl eingerichtet, die Thüren und Wände mit Blumen und Eichenlaub-Guirlanden ſo geſchmackvoll und ſinnvoll verziert, daß es uns war, als hielten wir hier einen fürſtlichen Einzug.

Wie hätte es uns nicht gleich in den erſten Tagen nach unſerem Einzuge in dem prächtigen Dresden ſo ganz unbeſchreiblich wohl gefallen ſollen; wohnten wir doch in einem Hauſe, ſo großartig und ſchön, daß ſelbſt die Gemahlin des nachmaligen Miniſters, Fürſten von Metternich, unſere Hausgenoſſin war, ſie freilich in der erſten Etage, wir aber hoch oben in der letzten der Manſarden, nachbarlich neben den Holzlegen, dafür aber auch mit ungleich weiterer Ausſicht als alle unſere Mitbewohner unter uns. Ich muß es als ein ganz beſonderes Glück für uns betrachten, daß das Wetter in den erſten Tagen nach der Ankunft wie in der ganzen erſten Hälfte des Monats ſo ſchön, ſo mild, ſo ſonnenhell war, und daß wir gleich die erſten Tage dazu benutzten, um die herrlichen Kunſtſchätze der Stadt, zunächſt die Gemäldegallerie, unter Krauſe's einſichtsvoller Anleitung, mehr als einmal zu ſehen. Denn dieſe hohe Luſt der Augen, welche dem Fremden durch ihren anziehenden Reiz das Einwohnen in Dresden ſo lieblich leicht machte, wäre uns bald nachher für einige Zeit verſagt geweſen, als bei der unerwarteten Annäherung der Kriegsgefahren dieſe unſchätzbaren Zierden der ſächſiſchen Hauptſtadt zur Flucht nach dem Königſtein zubereitet und eingepackt wurden.

In dieſen erſten Tagen des Octobers gedachte noch Niemand an eine ſolche dringende Gefahr; wir beluſtigten uns an dem Anblick und Beſuch des Lagers, das nahe bei Dresden aufgeſchlagen, bei Nacht durch Wachtfeuer erleuchtet war, und in Geſellſchaft meines Freundes Köthe erging ich mich in der reichen Gegend am jenſeitigen Ufer der Elbe: bei Blaſewitz und Loſchwitz, wo der große Dichter des Wallenſtein in einem Landhauſe ſeines Freundes Körner einige Zeit in vergnüglicher Muße gelebt hatte.

Bald wurde die Lage der Dinge eine andere, ernſtere. Schon am 12. October verbreitete ſich in der Stadt die Kunde von der Schlacht bei Saalfeld (am 10. Oct.), in welcher ein Corps der preußiſchen Armee von dem zweimal überlegenen Feinde geſchlagen und der jugendlich kampfluſtige Held: der Prinz Louis von Preußen wie ein tapferer Kriegsmann gefallen war. Nicht ohne beſondere Vorbedeutung erſchien es, daß er, welcher durch ſeinen anregenden Einfluß auf die Kriegserklärung Preußens den Fehdehandſchuh Deutſchlands zuerſt vor Frankreich hingeworfen, zwar zuerſt das Ende ſeiner Thaten finden, zugleich aber auch in ſeinen Todeswunden ein Beiſpiel jenes Ernſtes geben mußte, in welchem Deutſchland, kämpfend auf Leben und Tod, der fremden, Alles zertretenden Uebernahe eingetroffen ſollte. Schon am anderen, und mehr am dritten Tage (am 14. Oktober) hörte man den dumpfen Hall der Kanonen außen vor der Stadt ſo deutlich, daß die Mehrzahl der Bewohner meinte, die kämpfenden Heere müßten ſchon ganz nahe ſein. Einige ältere Leute jedoch erinnerten daran, daß man im ſiebenjährigen Kriege den Donner der Kanonen aus der Gegend von Prag her eben ſo deutlich vernommen habe; auch diesmal könne deshalb das Schlachtfeld ungleich weiter entfernt ſein als man wähnte. Es war übrigens dieſer Tag der großen Schlacht bei Jena vom Morgen bis zum Abend ein Tag bänglicher Erwartungen. Zum Theil ſchon ſtehend, noch mehr aber mit dem zur Erde geneigten Ohre konnte man das Abfeuern der Kanonen und der Musketen unterſcheiden. Mehrere ſprachen von der Möglichkeit einer Belagerung der damals noch gut mit Mauern verſehenen Stadt und unſer Freund Krauſe, um nach Kräften, als vorſichtiger Hausvater, die vielleicht nahe Noth ſeiner kleinen Familie zu erleichtern, kaufte noch bei guter Zeit vier Pfund Reis ein.

Dieſe Vorſicht eines Hausvaters, der gerade damals nicht ſonderlich bei Geld geweſen, erſchien zwar löblich, wäre aber gerade nicht unumgänglich nöthig geweſen, denn bald hernach hatte ſich der gute, für ſein Land väterlich liebevoll geſinnte König Friedrich Auguſt I. von Sachſen gedrungen geſehen, auf die friedlichen Vorſchläge, welche Napoleon ihm machte, einzugehen, und Sachſen mit ſeiner Hauptſtadt blieb jetzt für mehrere Jahre von außenher in Ruhe, während Napoleon überall um die Gränzen her einen Sturm aufregte, der alles vorhin Feſtſtehende erſchütterte. In dieſem Sturme fielen, wie welkes Laub, in dem weder Kraft noch Saft mehr iſt, die meiſten Bollwerke Preußens von ihrem Stamme ab, zur Wehklage aller ernſtgeſinnten Deutſchen, obgleich vor dem Auge, das den Weltplan überblickt, ſchon damals an dem herbſtlich entblätterten Baume die Knospen, in der verhaltenen Fülle ihrer Kraft, von dem kommenden Frühlinge zeugten.

Durch Dresden kamen jetzt nur in harmlos friedlicher Weiſe einzelne Heeresabtheilungen der Franzoſen und ihrer Verbündeten, unter ihnen eines Tages auch ein Regiment ehrlicher Bayern. Als dieſe, ein kurzer, kräftigſtämmiger Schlag der Oberpfälzer, der Nachbarn des Böhmerwaldes, fröhlichen Muthes zu den Thoren einzogen, da verſuchten einige von ihnen, freilich gerade nicht mit der Gewandtheit der Balletttänzer, zu hüpfen. „Ei ſeht doch“, ſagte ein altes Mütterchen, „da merkt man doch gleich, was rechte Weinländer ſind, denn dieſe gebahren ſich immer flink und munter. Denen muß man ja ihre gute Portion Wein geben, denn ſie ſind das von Kindesbeinen an gewohnt.“ Dieſe Vorſorge der alten Mutter war hier gerade nicht an ihrem Orte, denn die Bayern, mit Bier zufrieden, gedachten des Weines nicht. Oder ſie würden es vielleicht ſogar in ähnlicher Weiſe gemacht haben wie jene Portugieſen, welche mehrere Jahre nachher, in Napoleon's Heer, vor dem Feldzug gegen Rußland durch Nürnberg kamen. Dieſen hatte man auch Anfangs Bier vorgeſetzt, das ſie verſchmähten und Wein begehrten. Als man ihnen jedoch dieſen brachte, da ſagten ſie — denn der eine von ihnen ſprach ein gebrochenes Deutſch — ſie wollten doch lieber, ſo abſcheulich er auch ſei, von dem anfänglichen braunen Weine trinken, als hier von dieſem gelben, der wie reiner Eſſig ſchmecke.

So ſaßen und ſtanden wir denn gerade in dieſer Zeit mit unſerem kleinen Kreiſe der Freunde und Jugendgenoſſen in Dresden, wie hinter einer hohen Mauer, wenn auch öfters mit einem über die allgemeine Noth des Vaterlandes trauernden Herzen, geſchützt und abgeſchloſſen gegen das äußere tobende Ungewitter. Ich hatte indeß ſehr bald vertraute Bekanntſchaft und Freundſchaft geſchloſſen mit einem Manne, bei dem man von dem Toben der äußeren, politiſchen Stürme am öfteſten etwas hören konnte. Das war kein Kriegsmann oder berühmter Diplomat, ſondern der edle Pommer Caſp. Dav. Friedrich, der zu ſeiner Zeit und in dem Kreiſe, der ihn erkannte, hochgeachtete Landſchaftsmaler. Ich muß hier von dieſem höchſt originellen Menſchen von allen meinen Dresdner Bekannten zuerſt reden, denn er gehört mir zu den liebſten Erinnerungen an die inneren wie äußeren Aufregungen aus jener Zeit einer gewaltſamen Wiedererweckung der lange ſchlummernden deutſchen Kraft.

Friedrich wohnte draußen an der Pirna'ſchen Vorſtadt in einem nahe bei der Elbe gelegenen Hauſe, welches, wie die meiſten Häuſer in der Nachbarſchaft, Leuten von geringem Vermögen zugehörte. Die Einrichtung in ſeinem Zimmer ſchickte ſich ganz gut zu dieſer Nachbarſchaft; man ſah da nichts als einen hölzernen Stuhl und einen Tiſch, auf welchem die Geräthſchaften ſeiner Arbeit ſtanden. Kam Einer zu ihm, den er wollte ſitzen laſſen, dann wurde aus der Kammer noch ein alter hölzerner Stuhl, und wenn zwei kamen, eine hölzerne Bank von dem Vorplatz bei der Treppe hereingetragen. Denn in der Kammer fand ſich außer dem alten Stuhle auch nichts, als ein dieſem ebenbürtiger Tiſch und ein Bett, über welches eine wollene Decke ausgebreitet lag. Wir waren, als ich den erſten Beſuch bei ihm machte, unſerer drei, denn Hartmann führte mich und meinen Freund Köthe bei Friedrich ein, deshalb wurden heute alle dem Künſtler zu Gebote ſtehenden Möbeln in Bewegung geſetzt.

Ich konnte vorerſt nicht ſatt werden, mir den merkwürdigen Mann zu betrachten. Denn ein ſolches Angeſicht wie das ſeinige hatte ich damals und habe wohl auch ſeitdem ſelten oder nie an einem anderen Menſchen geſehen. Es war keineswegs das, was man ſchön nennt, ziemlich bleich und mager, aber jeder Muskel deſſelben, auch wenn er ſich nicht bewegte, ſtellte einen kräftigen Charakterzug dar, welcher durch die ſich immer gleich bleibende Stimmung des Gemüthes zu einem feſtſtehenden Gepräge geworden war. Der ſchwermüthige Ernſt, der ſich in den Zügen der Stirne kund gab, wurde ſchon durch den kindlich treuherzigen Blick der blauen Augen gemildert; über dem Munde ſchwebte ein leichter Zug des Scherzes.

In der That ein ſeltſames Zweigeſpann der Gemüthsſtimmungen, zum tiefſten Ernſte wie zum heiterſten Scherze, dergleichen ſich nicht ſelten bei den ausgezeichnetſten Melancholikern wie Komikern beiſammen findet. Denn, daß Friedrich im höchſten Grade von melancholiſchem Temperamente ſei, das wußten Alle, die ihn und ſeine Geſchichte, ſowie den Grundton aller ſeiner künſtleriſchen Arbeiten kannten. Seitdem er als Jüngling ſeinen Bruder, den Knaben, den er wie ſein eigenes Herz liebte, unter dem zuſammenbrechenden Eiſe des Meeres mußte verſinken ſehen, dahin er ihn zum Schlittſchuhlaufen verlockt hatte, war er lange Zeit in ein düſteres Grämen verſunken, das ihm die Freude am Leben bis zum gefahrdrohenden Ueberdruß verleidete. Er wollte keinen tröſtenden Zuſpruch der Freunde, er floh die Geſellſchaft der Bekannten und Verwandten. Die ſtille Wildniß der Kreidegebirge und der Eichenwaldungen ſeiner vaterländiſchen Inſel Rügen waren im Sommer, noch mehr aber in der ſtürmiſchen Zeit des Spätherbſtes und im angehenden Frühling, wenn auf dem Meer an der Küſte das Eis brach, ſein beſtändiger, ſein liebſter Aufenthalt. In Stubbenkammer, wo damals noch kein modernes Gaſthaus ſtand, verweilte er am öfteſten, dort ſahen ihn die Fiſcher manchmal mit Sorge um ſein Leben, ja wie Einen, der freiwillig in der Fluth ſein Grab ſuchen wollte, auf und zwiſchen den Zacken der Bergwand und ihren in's Meer hineinragenden Klippen herumklettern. Wenn der Sturm am kräftigſten war und die Wogen, mit Schaum bedeckt, am höchſten heranſchlugen, da ſtand er, von dem heranſpritzenden Schaume oder auch von einem plötzlichen Erguſſe des Regens durchnäßt, hinſchauend wie Einer, der ſich an ſolcher gewaltigen Luſt der Augen nicht ſatt ſehen kann. Wenn ein Gewitter mit Blitz und Donner über das Meer daherzog, dann eilte er ihm, wie Einer, der mit dieſen Mächten den Freundſchaftsbund geſchloſſen, entgegen, auf den Felſenſaum der Küſte oder ging ihnen nach in den Eichenwald, wo der Blitz den hohen Baum zerſpaltete und murmelte da ſein halblautes „wie groß, wie mächtig, wie herrlich“. Dieſe Liebſchaft ſeines Gemüthes mit der gewaltigen, mit der wilden Natur, ſprach ſich auch in ſeinen gelungenſten Bildern aus, die erſt in ſpäteren Jahren ein milderes Licht empfingen. Ein Felſen im anbrandenden Meere; ein Wald, dem der Sturm das herbſtliche Laub und einen Theil der Zweige entreißt; ein abgeſtorbener Baumſtamm, auf dem ein Rabe ſitzt; ein Fiſcherboot, das mit den Wellen kämpft; eine Winterlandſchaft vom ſcheidenden Abendlichte beleuchtet, aus deſſen Schnee die entlaubten Bäume und ein Kirchhof mit ſeiner Kapelle hervorragt, nach welcher ein Greis an ſeinem Stabe dahinſchleicht und unzählige Skizzen; ſowie viele, meiſt nur in Sepia ausgeführte Bilder trugen alle dieſen Charakter des tiefen Ernſtes. Damals ſo eben war er mit einem ſeltſamen Bilde beſchäftigt. Es ſtellte keine Landſchaft dar, denn vom Lande ſah man nichts als einige über den Hochnebel hervortretende Berggipfel, ſondern es war ein Bild, dergleichen nur der Luftſchiffer ſehen kann, wenn er auf ſeinem Fahrzeuge ſich über die Tiefe der Wolken, welche das Land unter ihm bedecken, bis dahin erhebt, wo ſchon hin und wieder durch den zerriſſenen Nebelſchleier das ungetrübte Blau des Himmels geſehen wird und ein Strahl der Sonne hereinbricht. Kein Luftſchiffer aber, ſondern ein Seeadler war es, den der Künſtler als lebenden Zeugen des Kampfſpieles darſtellte, das dort in der Höhe der Sturm mit dem zerreißenden und flüchtigen Gewölke hielt. Denn an der Richtung von dieſem, wie am Gefieder des Adlers, der ſo eben aus dem fliehenden Nebel ſich herausarbeitete in das lichtere Blau, konnte man, wie an einem wogenden Meere, die Gewalt ermeſſen, welche da oben der Wind hatte. Es war ein Bild, dem der Künſtler, wie ich nachher ſagen werde, ſeine Deutung gab; für ihn ein Bild der damaligen Geſchichte des Vaterlandes *).

Wer aber in dem Maler Friedrich nur dieſe eine Seite ſeines Weſens: den tiefen, ſchwermüthigen Ernſt ſah, der kannte ihn nur halb. Ich habe wenig Menſchen kennen gelernt, welche im geſelligen Umgang mit Anderen, wenn dieſe nämlich ihm zuſagten, eine ſo heitere Gemüthlichkeit, eine ſolche Gabe zum Scherz hatten, als er. Mit der ernſteſten Miene ſprach und erzählte er Dinge, welche bei

---

*) Ein ähnliches Bild von ihm, das keine Landſchaft, ſondern vielmehr eine Luftſchaft, mit einer bei Mondſchein zwiſchen den Wolken ſchwebenden Eule darſtellte, iſt oder war im Beſitze eines bekannten vermögenden Kunſtfreundes.

allen Anderen ein unverlöſchliches Lachen erregten; überall, wohin er kam, brachte er, wenn ihm der Kreis gefiel, Heiterkeit mit ſich und fröhliches Bezeigen.

Wenn er in tiefem Ernſt verſunken bei ſeiner Arbeit ſaß, und es kamen Kinder aus der Nachbarſchaft zu ihm, da plauderte und ſcherzte er mit dieſen ſelber wie ein Kind. Ein kleines Mägdlein der Nachbarin bat ihn öfters um ein Geſchenk von Bildern. Er, der keinem Kinde eine Bitte abſchlagen konnte, vermochte dies hier am wenigſten, ihn freute der Sinn und die Neigung des Kindes zur Kunſt, er gab ihm, denn Anderes hatte er nicht, kleine Skizzen aus ſeiner Hand. Als aber das Mägdlein gar ſo oft mit derſelben Bitte kam, fragte er es einmal: was thuſt du mit den vielen Bildern? — Ich wickle meine Sachen hinein, antwortete die Kleine.

Doch ich wollte hier nur von dem erſten Eindrucke reden, den der ſeltene Mann auf mich machte. Es war gegen Ende des Oktobers; Napoleon mit all' ſeinen Gewaltthätigkeiten; die Schmach des Vaterlandes, kamen bald an's Geſpräch. Mit ſeinem gewöhnlichen Ingrimme gegen die Franzoſen ſprach Friedrich zugleich den Schmerz über die Erniedrigung Deutſchlands aus. Als aber wir Anderen trübe Bedenken und bängliche Befürchtungen für die fernere Zukunft äußerten, da deutete er auf den Adler in ſeinem Bilde hin. „Er wird ſich ſchon herausarbeiten der deutſche Geiſt aus dem Sturme und den Wolken“, ſagte er, „und dort ſind Berggipfel, die feſtſtehen und Sonne haben. Wäre der Sturm nicht gekommen, der Adler wäre vielleicht unten im Nebel ſitzen geblieben, wo keine Beute zu ſehen und zu fangen war, hätte gehungert und gelungert. Der Deutſche muß nur erſt warm werden, ehe er den Arm erhebt, wenn er ihn aber einmal erhebt, da flutſcht es, wie wir Pommern ſagen. Es fällt mir dabei ein Geſchichtchen von dieſem Warmwerden ein, das ich euch wohl erzählen will."

„Ein Engländer, der ſich längere Zeit in Berlin aufgehalten, machte eine Reiſe nach Italien und nahm ſich dazu als Bedienten einen Pommer'ſchen Bauernknecht, einen baumſtarken, braven Burſchen mit. In Italien fuhren ſie bald, bald gingen ſie zu Fuß, denn der Engländer wollte da Alles, was ihm merkwürdig ſchien, recht genau ſehen. Einmal auf einer Wanderung über's Gebirge ſpringen vier Kerle aus dem Gebüſche heraus, mit Piſtolen und gezückten Dolchen in der Hand; treten vor den Engländer hin und begehren ſein Geld ſammt ſeiner Uhr. Er gibt ihnen Alles her. Ja, ſagen die Kerle, das Geld und die Uhr ſind wohl gut, aber, mein Herr, Ihr ſeht, daß es uns gar ſehr an neugewaſchenen Hemden und ganzen Röcken fehlt, wir müſſen euch auch darum erſuchen. Der Engländer winkt ſeinem Bedienten, welcher, denn er hatte ſo etwas in ſeinem Leben noch nicht geſehen, ganz ruhig der Sache zuſchaute; der Burſche ſchnallt den Torniſter ab, den er auf dem Rücken trug, und gibt ihn den Spitzbuben. Da nun dieſe fort ſind, wendet ſich der Herr zu ſeinem Bedienten, und zwar nicht mit den Blicken allein, ſondern mit dem Stocke, den er gut zu ſchwingen weiß. „Du baumſtarker, deutſcher Lümmel", ſagt er, indem er immer auf den Burſchen losſchlägt, „ſchämſt du dich nicht, daß du deinen Herrn ſo ruhig ausplündern läſſeſt? Du mit deinen Dreſcherarmen und Fäuſten, mit deinem dicken Prügel in der Hand, hätteſt es doch wahrhaftig mit vier ſolchen elenden Kerlen und noch einen mehr aufnehmen können." Der Pommer läßt ſich eine Weile prügeln, dann ſagte er: jetzt halten Sie einmal ein wenig an; läuft mit ſeinem Prügel in's Gebüſch hinein, den Spitzbuben nach, und es dauert gar nicht lange, da kommt er mit dem Torniſter, mit der Geldbörſe, Uhr und Allem, was man ſeinem Herrn genommen, zurück. Denen habe ich es, ruft er, tüchtig nachgezahlt; einer liegt noch am Boden, die andern ſind davon." — „Du alberner Burſche, ſagt der Engländer, warum haſt du das nicht gleich ſo gethan, da wären wir doch unſerer zwei geweſen, denn ich hätte dir gern mit geholfen." — „Herr, ſo antwortete der Andere, der Deutſche muß nur erſt warm werden, dann ſteht er ſeinen Mann." — So, meine ich, fügte Friedrich ſeinem Geſchichtchen hinzu, wie mein Landsmann, der Pommer, den Spitzbuben, werden es die Deutſchen, wenn ſie erſt warm, das heißt brüderlich einig geworden ſind, auch noch den Franzoſen machen."

Ich kam ſeitdem oft zu Friedrich, in ſein abgelegenes Haus in der Vorſtadt, hörte gern die Ergießungen ſeines deutſchgeſinnten Herzens über die damalige Lage der Dinge an, und ging nie von ihm hinweg, ohne über Vieles belehrt, beruhigt und getröſtet zu ſein.

21. Die Winterſaat.

Das, was die vorſtehende Ueberſchrift des Kapitels meint: die Arbeit, an deren Vollendung mir ſo viel gelegen war, begann zwar ſchon bald nach unſerer Ankunft in Dresden, im Oktober, doch kam ſie erſt im Verlaufe des Winters in kräftigen Gang. In ſolch' wohlthuender Weiſe hatte ich die Luſt an der Arbeit, und die heitere Muße dazu noch niemals empfunden, als damals. Fand ſich doch Alles zuſammen, was mich freudig ſtimmen und anregen konnte. Freilich drängte ſich uns Anfangs manchmal, mitten in unſerem Vergnügtſein die Sorge, wie ein ungebetener, läſtiger Gaſt auf, woher uns dann, wenn unſere mitgebrachte Baarſchaft zu Ende ging, ein neuer Erwerb kommen ſollte? Denn bis dahin, wo mein Buch zum Druck vollendet ſein, und die Saat zur Ernte des Honorares reifen konnte, war, das erkannte ich wohl, eine lange Zeit, und den Gedanken, noch einmal fremdes Geld aufzunehmen, wieſen Henriette und ich für immer mit Abſcheu von uns. Da kam mir, ganz ungeſucht, die Hilfe entgegen, deren ich bedurfte. Ich will von dieſem für mich, während meines ganzen Aufenthaltes in Dresden ſehr folgenreichen Begegniſſe zuerſt reden.

Gerade um jene Zeit lebten daſelbſt mehrere vornehme und reiche ruſſiſche Familien, unter ihnen die Wittwe eines ehrenwerthen Generals, die Gräfin Kroke, mit ihren drei Enkeln, davon der jüngſte, ein zarter Knabe, bei ihr im Hauſe, die beiden älteren aber, unter der Aufſicht eines Gouverneurs, beſonders wohnten. Die Generalin war eine Frau von ſeltenen Geiſtesgaben, von vielſeitiger Bildung und wohlwollendem Gemüthe. Sie hatte auf den Reiſen, die ſie in jüngeren Jahren mit ihrem Gemahl machte, beſonders während ihres längeren Aufenthaltes in Frankreich, die Welt geſehen und kennen gelernt, und mit ſcharfem Verſtande und richtigem Urtheile dieſes Erkenntniß benutzt. Die geiſtige Ausbildung ihrer beiden älteren Enkel, die Pflege des jüngſten waren eine beſtändige Sorge ihres mütterlichen Herzens; ſie ſelber hatte ſich nach den möglichſt beſten Lehrern für die erſteren umgeſehen und hierin ein beſonderes Glück gehabt. Denn auf einen beſſer unterrichteten, geſchickteren, gewiſſenhaft fleißigeren Mann hätte ihre Wahl nicht treffen können, als Dr. K. Chr. Fr. Krauſe war, der ſich ſchon als Privatdozent in Jena den Ruhm eines ausgezeichneten Gelehrten ſowie Lehrers erworben hat. Schon ſeit mehreren Monaten — ſeit ihrer Ankunft in Dresden — nahm Krauſe thätigen Antheil an dem Unterricht der beiden Knaben, davon der eine ſchon zum Jüngling reifte. Es fehlte für dieſe noch an einem Lehrer der Naturgeſchichte, vor Allem der Mineralogie, auf welche man in dem Erziehungsplan der jungen ruſſiſchen Adlichen einen beſonderen Werth legte. Krauſe hatte ſchon ſeit einiger Zeit, im Auftrag des Gouverneurs, für die Zöglinge deſſelben nach einem ſolchen Lehrer geſucht, keinen aber gefunden, der zum Uebernehmen der Aufgabe ſich geneigt gefühlt, oder all' ſeinen Anforderungen entſprochen hätte. Da kam ich ihm wie gerufen, und ſchon in einer der erſten Wochen nach meiner Ankunft in der Stadt trat ich in mein Lehrergeſchäft ein, welches verhältnißmäßig ſehr gut gelohnt, und mir durch meine eigene kleine Privatſammlung und alle die Hülfsmittel, die man freigebig herbeiſchaffte, ſehr erleichtert wurde. Ich fühlte mich bei dieſem Unterrichte, zu welchem mir die Auswahl der für mich bequemſten Stunden freigeſtellt war, ganz in meinem natürlichen Elemente, und fand in ihm eine wohlthätige Vorbereitung für meinen künftigen Beruf. Auch einer anderen Aufforderung der edlen Frau Generalin, als Hausarzt ihr bei der Pflege ihres jüngſten Enkels an die Hand zu gehen, folgte ich gern, denn ſelbſt dieſes Geſchäft nahm meine Zeit nur wenig in Anſpruch.

So waren denn auf einmal alle Sorgen für unſeren kleinen, wenig bedürfenden Hausſtand hinweggeräumt; ich konnte getroſt und freudig bei meiner Arbeit bleiben, brauchte mich über ihr nur allmähliges Wachsthum nicht zu beunruhigen. Das, was für dieſe Arbeit ſchon der eigene, innere Antrieb that, das wurde durch das Beiſpiel des ernſten Fleißes, das meine Freunde mir gaben, noch mehr verſtärkt. In gewiſſer Hinſicht ſetzte ſich für mich hier das Leben und wiſſenſchaftliche Zuſammenwirken mit gleichgeſinnten Genoſſen fort, das ich in Leipzig, in dem Dachſtübchen des Michaelis'ſchen Hauſes, geführt hatte. Freilich, was die äußere Einrichtung betraf, in bürgerlich geordneterer, anſtändigerer Form. Ich arbeitete mit meinem lieben, brüderlichen Freunde Köthe in einem gemeinſamen Zimmer, jeder an ſeinem beſonderen Fenſter. Von der ſchönen Ausſicht, die wir da hätten haben können, genoſſen wir wenig, denn Jeder von uns war ſo eifrig in ſeinem Geſchäfte, daß er nicht ſah noch hörte, was zunächſt um ihn her, noch weniger, was außer dem Hauſe war und vorging. Die überaus große Freundlichkeit des damaligen Oberbibliothekars Daßdorf gewährte mir die Benutzung der Bücher, deren ich bedurfte, in ſo reichem Maaße, als ich es nur wünſchen mochte, ja das Vertrauen des Mannes gegen mich ging ſo weit, daß er mir den freien Zutritt zu allen Sälen und die genauere Durchſicht aller Werke erlaubte, deren Inhalt für mich im Allgemeinen oder wenigſtens zum Theil für mein damaliges wiſſenſchaftliches Bedürfniß von beſonderer Wichtigkeit ſein konnte.

Unter all' unſeren Freunden hatten es Köthe und ich bei der Benutzung der reichen, trefflichen Bibliothek am bequemſten. Wir brauchten nur über den freien Platz hinüber zu gehen, der zwiſchen unſerer Wohnung und dem Bibliothekgebäude lag, konnten deshalb mit den Pflegern und Dienern der Bücherſchätze, die wir von unſeren Fenſtern aus hineingehen ſahen, faſt zugleich, wenn es uns beliebte, hineintreten, wo dann jeder von uns in einen der Säle ſich führen ließ, darinnen die Weisheit einer ergrauten oder auch einer noch jugendlich friſchen Zeit Rede und Antwort gab über das, was er zu wiſſen begehrte. Köthe arbeitete an einer Geſchichte des Origenes und ſeiner Zeit. Es war ein großartiger Plan und ſicherer Grund, auf dem er den Bau ſeines Werkes anlegte: Leider hat er dieſen Bau niemals zu ſeiner erwünſchten Vollendung bringen können, denn ihm wurde bald nachher der Ruf zu einem anderen Tagwerke, das über ſeine Zeit und Kräfte gebot. Aber ſchon der Anfang, den er da machte, war ihm für ſein ganzes Leben ein geſegneter, denn er hatte ſich dabei mit jugendlicher Kraft den Felſengrund geſäubert und geebnet, auf dem ſein chriſtgläubiges Wirken als Lehrer und Schriftſteller für immer ruhte. Hiervon werde ich ſpäter reden, denn er wußte von mir und ich wußte von ihm bis an ſein Ende um Alles, was in und mit dem Freunde vorging. Hier erwähne ich nur, daß auch für mich Köthe's damalige Arbeit ein Gewinn war. Denn die Begeiſterung der erſten Liebe ſeines frommen Gemüthes für ein ſolches Werk, wie das ſeinige ihm erſchien, ließ auch mich nicht ungerührt.

Ich meines Theiles faßte meine Aufgabe: die Geſchichte eines allgemeinen Lebens, deren Bedeutung ich, je länger je mehr, mit Furcht und Schrecken erkannte, und vor dem Eingehen in ihre Tiefe ein Grauen hatte, auch für dies Mal nur bei ihrem äußeren Saume: bei einem ihrer hinterſten Enden an, ja nur bei einzelnen Fäden dieſes Endes; ich erging mich mit vielbeleſener Weitläufigkeit in die Beſchreibung des Todes, Scheintodes und der Verweſung. Dieſe Beſchreibung bildete die erſte Abtheilung der in Dresden geſchriebenen Fortſetzung meiner Ahndungen. Indem ich aber nun auf jenes Ziel losſteuerte, das ich erſt in einem darauf folgenden Theile meines innerlich wie äußerlich unvollendeten Werkes deutlicher in's Auge faßte, welchen ich nach langer Unterbrechung erſt in Erlangen veröffentlichte, gerieth ich auf Sandbänke, ſo weit ausgedehnt, als die

Syſtem. Ich kam dahin bei Nacht und Nebel, ohne Kompaß und Karte; in meiner verwunderlich naiven Eitelkeit glaubte ich nicht nur wie Sancho Panſa zum Herrſcher, ſondern ſogar zum erſten Entdecker eines Königreiches geworden zu ſein. Unter dieſen Sandbänken meine ich die ſeltſamen aſtronomiſchen Rechnungen über die Verhältniſſe der körperlichen Größen, Entfernungen, Rotationszeiten und Eccentrizitäten der feſten Weltkörper unſeres Sonnenſyſtemes. Monate lang, vom Morgen bis zum Abend habe ich mit mühſeligem Fleiße an dieſen Dingen gerechnet, die für meine Erkenntniß viel zu wunderbar und zu hoch waren; ganze Stöße von Papieren voller Zahlen habe ich ſpäter dem gerechten Gerichte des Feuers übergeben; Das aber, was noch davon in meinem Buche ſteht, gleicht einem großen Sacke voller Kupfermünzen, ja vielleicht voller Eiſenſtücke, die mir zwar nicht einmal wie meinem alten Eiſenhammerarbeiter (Bd. 1 S. 379) ein Nagelſchmied abgekauft hätte, mit denen ich mich aber, keuchend, den unerſteiglichen Berg hinanſchleppte; denn ich meinte, ich hätte lauter Goldſtücke in meinem Sacke.

Ja, gar nicht wenig bildete ich mir auf meinen vermeintlichen Schatz ein. Meinte wohl gar, das könne die Arbeit, würdig eines Keppler, ſein. Wie den Leuten, die in's Lotto ſetzten, und auf das Glück ihrer Zahlen warten, erging es mir, ſo oft ich mit Hülfe der Logarithmen wieder ein neues ungeheures Geſpinnſte meiner Zahlenreihen anlegte, um die Entdeckung eines vermeintlichen Naturgeſetzes darin zu fangen, während mir nur Fliegen in's Netz gingen. Ja, wenn ich, jeden Sonntag Nachmittag hinein ging, in das Leſekabinet der Arnold'ſchen Buchhandlung, und zu meiner Verwunderung ſah, daß der erſte Band meiner „Ahndungen“ noch immer nicht in einer Literaturzeitung angezeigt und — wie konnte dies nach meiner Meinung anders ſein — rühmlich anerkannt ſei, da gedachte ich: nun, wenn nur erſt der 2. Band erſcheint, der wird ſchon anderes Aufſehen machen, und gewiß gründliche Beurtheiler finden.

Dieſes iſt denn auch wirklich geſchehen, denn Friedrich von Meyer würdigte, vom chriſtlichen Standpunkte aus, mehrere, der ernſten Anſicht vom Tode und dem Zuſtande der Seele nach dem Tode nicht entſprechende Stellen im erſten Abſchnitte jenes zweiten Bandes einer gründlich ernſten Rüge, und ich bin hierdurch mit dieſem werthen Manne bekannt und recht innig befreundet worden. Ueber den zweiten Abſchnitt: der aſtronomiſchen Sandbänke gab mir der treffliche v. Lindenau eine gute derbe Zurechtweiſung, für welche ich ihm noch jetzt dankbar bin. Nicht als tadelnder Krittler, ſondern nach jener Milde, welche großen Geiſtern ſo oft eigen iſt, nahm ſich der edle Gauß in Göttingen die Mühe, mir in einem freundlichen Briefe durch das Labyrinth meiner Rechnungen einen geraderen mathematiſch ſichereren Ausweg zu zeigen. Und, ich will es nicht verſchweigen, daß meine „Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens“ gleich bei ihrem Erſcheinen nicht nur einzelne Leſer fanden, welche, zum Theil auf einer ſeltenen Höhe der geiſtigen Bildung ſtehend, mit beſonderer Theilnahme meine Arbeit beachteten. Namentlich äußerte ſich Jean Paul ſehr günſtig und erfreut über meinen Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Begründung des Gedankens, daß in der Anordnung des Planetenſyſtemes, in den Abſtänden ſeiner einzelnen Glieder, den Verhältniſſen ihrer Größen, ihrer Bewegungen derſelbe Urtypus gefunden werde, der ſich in den räumlichen Proportionen des menſchlichen Körpers und ſeiner einzelnen Theile ſo wie in den Verhältniſſen des Wechſelverkehres dieſer Theile auf einander wieder findet, — ein Gedanke, welcher ſpäterhin auch von Anderen öfters ausgeſprochen worden iſt. Eben dieſe Auffaſſung des Weltgebäudes, als eines organiſch gegliederten und verbundenen Ganzen, gefiel auch Denkern wie Schelling, Franz Baader u. A. Was jedoch mein eigenes Urtheil über dieſe Arbeit meiner Studentenjahre (denn ihr erſtes Beginnen fällt ſchon in die Jahre 1803, 1804) betrifft, ſo halte ich zwar allerdings dafür, daß unter den Kupferpfennigen meines damals mühſam zuſammengetragenen Schatzes vielleicht mancher ſein möge, der zwar nicht durch ſeinen Metallwerth, wohl aber wegen des Gepräges des keimenden Gedankens, das darauf ſteht, eine Bedeutung haben könnte, dennoch aber, wie ich dies auch dem Verleger des Buches erklärt habe, könnte ich niemals meine Hand zu einer neuen Auflage (das hieße zu einer gänzlichen Umarbeitung) darbieten, und wenn eine ſolche erſcheinen ſollte, da iſt wenigſtens meine Hand nicht dabei geweſen. Manche Materialien aus dem Wrack habe ich übrigens auch, wie ich ſpäter erwähnen werde, zum Bau einiger meiner nachmaligen Werke benutzt.

Einen Freund hatte ich damals, traulich und nachbarlich neben mir, der mir wohl manche Zurechtweiſungen und Beleuchtungen meiner großentheils nebelartigen Gedankenbilder in recht gründlicher Weiſe zu geben vermocht hätte, dies war der ſchon vorhin (S. 189) erwähnte Dr. K. Chr. Fr. Krauſe. Dieſer aber, wenn ich ihm auch, was ich aus Schonung ſeiner fleißig benutzten Zeit nur ſelten that, meine Arbeiten und Gedanken ausführlich mitgetheilt hätte, wäre, ſeinen Freunden gegenüber, nicht zu einem ſcharfen Beurtheiler gemacht. So jung er auch war, erinnerte mich dennoch das Weſen dieſes ſanften, milden Mannes an das

Bild eines jener alten Gymnoſophiſten am Ganges oder eines Pythagoräers, deren geheimer geiſtiger Bund, durch die ganze mitlebende ſo wie vormals geweſene und künftig werdende Menſchheit gehend, ſich nur durch Thaten des ſtillen gemeinſamen Wirkens kund geben wollte. Sein Glaube an den Wechſelverkehr und an das Einsſein eines unſichtbaren Geiſterreiches mit dem ſichtbar über die Bühne des Erſcheinenden dahin gehenden Menſchengeſchlechte, war mehr als ein bloſer, ſchöner Traum. Das, was er lehrte: daß jeder einzelne Menſch die Geſammtaufgabe der geiſtigen wie leiblichen Vollendung, die ſeinem Geſchlechte ward, nach Kräften ſich zum eigenen Ziele ſetzen ſolle, das war an ihm in einem hohen Maaße zur That geworden; ich habe nur wenig Menſchenſeelen gekannt, aus deren innerem Grunde ſich eine ſolche Mannichfaltigkeit der Gaben gleichmäßig ſchön entwickelt hatten, als bei der Seinen. Denn neben dem mathematiſchen Tiefſinne und dem wiſſenſchaftlichen Umfange der Erkenntniſſe hatten ſich in ihm der Sinn für die Tonkunſt und für die bildenden Künſte zu einer ſeltenen Höhe und Feinheit entwickelt. Er ward mir, nach manchem ſolchen, mir noch fremden Gebiete, ein freundlich lehrreicher Führer und Begleiter.

Man lernt allerdings das, was die Kunſt ſei und wolle, am beſten im geiſtigen Verkehre mit Künſtlern verſtehen, und dieſes Glück iſt mir nachmals durch die vertraute Bekanntſchaft und Befreundung mit dem geiſtigkräftigſten, größeſten Meiſter unſerer Tage, mit dem Anfänger und Begründer einer neuen, beſſeren Zeit der Kunſt, mit Peter Cornelius und ſeinem wie meinem Freunde J. Schnorr, im höchſten Maaße zu Theil geworden. Wenn aber auch unter den damaligen Künſtlern in Dresden kein Cornelius, kein Schnorr oder Schwanthaler ſich land, denn der Tag des Wiedererwachens der rechten Kunſt war noch nicht gekommen, ſo gab es doch daſelbſt ſolche, die nicht blos von Profeſſion, ſondern mit Leib und Seele Künſtler waren. Und von dieſen galt Das, was ich von allen rechten und ächten Künſtlern ſagen möchte: ſie hatten eine Attrattiva, eine zur Zuſammengeſellung mit ihnen anlockende Macht, wie die Menſchen von anderem Stande und anderer Art der Beſchäftigung ſie kaum jemals haben.

Es iſt etwas ganz Eigenes um die Natur eines ächten, ſelbſtſchaffenden Künſtlers. Ein ſolcher, denn das bringt die Arbeit an ſeinem Werke mit ſich, welche, ihrer Art nach, nur bei einem Zuſtande des Gemüthes von Statten gehen und gelingen kann, den ich als Expanſion, Erweiterung der pſychiſchen Spannkräfte bezeichnen möchte, iſt vor anderen Menſchen zu jener Art der Erhebung der Seelenkräfte geneigt und geſchaffen, welche wir Freude oder freudige Stimmung nennen. Mit dem ausgebreiteten Fittig ſeiner bildenden wie bildungsfähigen Natur erhebt er ſich in ein Schöpfungsgebiet des Geiſtigen hinein, dahin einem Anderen ohne ſolchen Führer der Eingang verſchloſſen iſt. Ich möchte beinahe ſagen, ein Anderer als der ächte Künſtler, namentlich ein gewöhnlicher Gelehrter, iſt nur ein halb, ein einſeitig ausgebildeter Menſch, ehe er durch den vertrauten Umgang mit rechten Künſtlern in gemüthlicher, in pſychiſcher Hinſicht zu einem Ganzen wird. Darum fühlte der tiefgelehrte Leſſing einen ſolchen unwiderſtehlichen Zug zum Umgang mit Meiſtern der Kunſt, ſelbſt der Bühne, und ich, nach meinem kleineren Maaße, weiß auch, was mir der Umgang mit Künſtlern von höherem Aufſchwung des Gemüthes bei der Entwickelung mancher Seite meines natürlichen Weſens genützt hat.

Ich muß meine ernſteren Leſer um Nachſicht und um

Vergebung bitten, wenn ich hier als Beiſpiel der allgemeinen, geſelligen Attrattiva der Künſtler gegen andere Menſchen eine Anekdote aus dem Leben eines berühmten reich begabten Tonkünſtlers und Componiſten anführe, den ich noch ſelbſt perſönlich gekannt habe. Der Kapellmeiſter H***, welcher in einer der geiſtig bewegteſten Hauptſtädte des deutſchen Vaterlandes wohnte, hatte eine ſo hohe Gabe zur geſelligen Belebung und Erheiterung, daß Alle, welche dieſe Gabe an ihm kannten, wo es Gelegenheit dazu gab, ſeine Nähe aufſuchten. Er pflegte in einer beſtimmten Stunde des Vormittags ſein Glas Wein dort unter den Linden, in einem damals ſehr beliebten Weinhauſe zu trinken, und wenn er dahin kam, da fand er ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft von Solchen, welche eine muntere Unterhaltung liebten, ihn erwartend, Andere kamen nach und füllten das Zimmer. Dieſer Zuſpruch von heiteren Gäſten gefiel dem Wirthe wohl, das aber wollte ihm nicht ganz gefallen, daß der Herr Kapellmeiſter zwar mit eben ſo gutem Appetit, ja mit noch beſſerem trank als die anderen, daß er aber niemals ſo wie dieſe anderen bezahlte, ſondern ohne nach der Zeche zu fragen, fortging. Der Wirth war indeß von zarterem Gefühle als jener Speiſewirth in M., der einem gewiſſen Literaten, welcher eine ähnliche Vergeſſenheit im Bezahlen bezeigte, als der Kapellmeiſter, um ihm in recht eindrücklicher Weiſe das Gedächtniß zu wecken, einſt vor allen Gäſten, von denen mehrere ſo eben ihre Wochenrechnung berichtigten, von ſeinem Kellner fragen ließ: „Herr ***, wenn wird denn einmal der Tag kommen, an dem Sie den Wirth bezahlen?“ welche Frage der Literat mit der ernſten Gegenfrage: „Bin ich ein Prophet?“ darniederſchlug, ſondern der Wein- und Koſtgeber unter den Linden griff die Sache feiner und höflicher an. Denn eines Tages, als er ſich beim Fortgehen deſſelben mit dem Kapellmeiſter allein ſah, drückte er demſelben ein Papier in die Hand, darauf die Summe aller Zechen ſeines geehrten Gaſtes von ziemlich langer Zeit her nach Zeit- und Flüſſigkeitsmaas berechnet ſtand. „Herr Kapellmeiſter", ſo ſagte er höflich, „es wird Ihnen vielleicht, der Ordnung wegen, ſelber lieb ſein, einmal zu ſehen, wie lange Sie mich ſchon mit Ihrem Beſuche in meinem Hauſe beehrt haben." Der Kapellmeiſter ſteckt den Zettel ein und empfiehlt ſich. Am anderen Tage aber, zur beſtimmten Stunde ſtellen ſich zwar die erwartenden Gäſte ein und noch andere folgen nach. Alle fragen: „iſt der Kapellmeiſter noch nicht da?" — „Er hat vielleicht eine Abhaltung", antwortet der Wirth. Die Unterhaltung iſt ziemlich lahm, der Wein ſcheint auch nicht ſo zu munden wie andere Male. So geht es auch am anderen und bei ſchon ſehr verminderter Zahl der Gäſte am dritten Tage. Am vierten Tage kommen nur noch etliche Nachbarn. Das Gerücht hatte ſich bald verbreitet: der Kapellmeiſter trinkt jetzt ſeinen Wein und nimmt ſein Frühſtück bei dem Weinwirth *** in der *** Gaſſe, und die Attrattiva der Künſtlernatur iſt ſo groß, daß der ganze Kreis ſeiner bisherigen Mitgenoſſen, der aufmunternden Unterhaltung wegen, ihm nachzieht in die *** Gaſſe. Das Alles erfährt nun auch der Wirth unter den Linden und es geht ihm ein Licht über das Glück ſeines bisherigen zahlreichen Zuſpruches auf. Er bedenkt ſich nicht lange. Er ſchreibt ſeine Rechnung auf zwei Zettel, die eine Hälfte davon, ich will ſagen 20 Thaler, auf den einen, die zweite auf den anderen. Damit geht er zu dem Herrn Kapellmeiſter bei früher Stunde auf ſein Zimmer. Er findet den Herrn bei guter Laune. „Herr Kapellmeiſter, ſo ſagt er, es ſollte mir leid thun, wenn ich Sie durch meine pedantiſche-Ordnungsliebe vielleicht beleidigt und von meinem Hauſe, darin Sie ſo gerne geſehen waren, entfernt hätte. Da ſehen Sie nun, wie ich es mit Ihrer Rechnung gemacht habe. Die eine Hälfte behalte ich und zerreiße ſie und ſomit iſt ihr Betrag abgethan, die andere nehmen Sie gefälligſt in Empfang." — „Wie?" ſagte der Kapellmeiſter, indem er ihn mit ſeiner humoriſtiſch-ernſten Miene anſah. — „Und ich ſollte mich von Ihnen an Großmuth beſchämen laſſen? Sehen Sie da, ich nehme die andere Hälfte der Rechnung und zerreiße ſie, ſo iſt ſie auch abgethan." — „Schon gut, Herr Kapellmeiſter", ſagt der Wirth, obwohl etwas überraſcht von der unerwarteten Nachfolge ſeines Beiſpieles, „kommen Sie nur, wo möglich noch heute, wieder und nie[illegible] ſollen Sie wieder in meinem Hauſe ohne Ihr ausdrückliches Begehren mit einer Rechnung incommodirt werden." Der Kapellmeiſter kam, in wenig Tagen zog ihm auch ſeine ganze frühere Geſellſchaft wieder nach und der Wirth hatte nicht Urſache, ſeine „Großmuth" zu bereuen, denn nicht nur brachten die vielen Gäſte, die der Genuß der künſtleriſch-munteren Unterhaltung noch mehr anzog als der des Weines, Das reichlich ein, was auf die ſchon zerriſſenen und nachfolgenden Rechnungen des Kapellmeiſters kam, ſondern dieſer ſelber, denn er war ein wackerer Mann, wird ſich ſchon auch bei etwa ihm gelegener Zeit nach ſeinen Rechnungen erkundigt und dieſe bezahlt haben. Obwohl allerdings von ihm das Sprüchwort gelten mochte, was von vielen ächten Künſtlern, ſo wie nach S. 53 von Goldſmith galt: „Der Künſtler mag wohl an Geld hängen, aber das Geld hängt nicht an ihm."

Nun, was die ganz beſondere Attrattiva der Künſtlerſeelen gegen andere Menſchenſeelen ſei, das erfuhr ich ſchon in Dresden in meinem Umgang mit Künſtlern. Zuerſt, wie ich ſchon erwähnte, mit dem Maler Friedrich, dann noch mehr in dem ſpäteren, faſt täglichen Zuſammenleben mit dem geiſt- und gemüthvollen Portraitmaler Gerhard von Kügelgen. Die Entwickelungs- und Lebensgeſchichte dieſes mir lieben Freundes, nach einem feſt beſtimmten Plane, erſcheint mir ſo erwähnenswerth, daß ich, ſo wie ich ſie aus ſeinem und der Seinigen Munde weiß, einige Züge daraus mittheile, wie ich dieſes mit mehreren anderen, nicht hierher gehörigen Zügen bereits in meinem Alten und Neuen W. l. gethan habe.

Es mögen jetzt gegen 60 Jahre ſein, da wurde in Rom ein Bild, bekannt unter dem Namen i gemini (die Zwillinge) mit großem Vergnügen geſehen und ſelbſt bewundert. Es ſtellte zwei junge Künſtler aus Deutſchland dar, welche damals in Rom lebten: Zwillingsbrüder, die einander in Geſichtsbildung und Geſtalt ſo überaus ähnlich waren, daß ſelbſt ihre nächſten Bekannten und Landsleute ſie kaum zu unterſcheiden vermochten. Doch zeichnete ſich, wenn man beide nebeneinander ſah und ſprechen hörte, Gerhard, welcher um eine halbe Stunde älter war als ſein Bruder, durch eine gewiſſe mannhaftigere Energie in Wort und That vor dieſem aus, wodurch er ſein ganzes Leben hindurch zum Vorgänger und Führer des anderen wurde. Gerhard, der nachmals ſo berühmt gewordene Portraitmaler, war es auch, der das beliebte Bild „die Zwillinge“ in Rom gemalt hatte und welcher überhaupt ſchon damals unter den jungen Hiſtorienmalern ſich hervorthat, während ſein Bruder zum Landſchaftsmaler ſich bildete.

Die große Aehnlichkeit der beiden Brüder gab ſich nicht nur als eine äußere, in der leiblichen Bildung, ſondern auch als eine innere in der Gleichheit der Neigungen und Lebensführungen kund, obgleich hiebei immer, wie ſchon erwähnt, beide unter ſich den Gegenſatz einer mehr männlich handelnden und einer mehr paſſiv aufnehmenden weiblichen Natur darſtellten. Die äußere Gleichheit war zuerſt hervorgetreten und ſie hatte ſelbſt die Eltern genöthigt, die Kinder durch ein äußeres Zeichen am Gewand unterſcheidbar zu machen. Dennoch bekam öfter, von der Hand des heftigen Vaters, der eine der Knaben, für irgend einen verübten Muthwillen die Streiche, welche dem anderen zugedacht waren und wenn denn der Unſchuldige ſich darüber beklagte, wies der Vater die Klage mit den Worten ab: „ihr ſeid einer ſo nichtsnutzig als der andere, wer kann unter euch einen Unterſchied machen, heute haſt du die Streiche für deinen Bruder empfangen, ein anderes Mal bekommt ſie dieſer [illegible]. Der ſie nicht bekommt, verliert dabei am meiſten." — Ja noch im ſpäteren Alter blieb die äußere Aehnlichkeit Beider ſo täuſchend, daß Gerhard, als ſein Bruder in Petersburg mit ihm zuſammentraf, dieſen, wenn er gerade vor der Arbeit eines Oelgemäldes ſaß, nachdem er ihn auf die Fragen, die etwa an ihn geſchehen könnten und auf die zu ertheilenden Antworten hinlänglich vorbereitet hatte, in ſeiner Uniform zu Hofe ſendete, wo derſelbe, manche kleine Verlegenheiten bei dem Eintritte in den Kreis ſolcher Hofleute, abgerechnet, auf deren Anreden er nicht vorbereitet war, die Rolle ſeines Bruders vor Sr. Majeſtät dem Kaiſer zur vollkommenen Befriedigung ſpielte. Und als Gerhard's Sohn, nach dem Tode des Vaters, den Zwillingsbruder von dieſem, den er noch nicht kannte, in Rußland zuerſt ſah und ſprechen hörte, da war der Eindruck der Aehnlichkeit des Lebenden mit dem Verſtorbenen für den Jüngling ein ſo überwältigender, daß er in Ohnmacht ſank.

Zu der äußeren Aehnlichkeit gehörte auch die gleichzei ige Entwickelung von Beiden beim Gehen und Sprechenlernen, obwohl die letztere Fähigkeit an Gerhard ein wenig ſpäter, dafür aber deſto kräftiger und ſicherer ſich hervorthat als bei dem Bruder. Gleichzeitig traten auch an Beiden die Erſcheinungen der gewöhnlichen Kinder- und Entwickelungskrankheiten auf und hielten denſelben Verlauf.

In dem ſelbſtthätigen Erfaſſen des künftigen Lebensberufes machte Gerhard den entſchiedenen Vorgänger: er zeichnete mit Kreide und Kohle die Geſichter der faſt alltäglichen Gäſte und Beſucher ſeines Vaters, einiger Capuziner, ohne daß ſie ihm dazu ſaßen, ja ohne daß Jemand es merkte, ſo deutlich erkennbar an die Bretterwände eines Ganges des oberen Stockwerkes, daß Alle, welche das kindiſche Kunſtwerk ſahen, über die wohlgetroffene Aehnlichkeit mit den lebenden Originalen ſich verwunderten.

Der Geburtsort der beiden Zwillingsbrüder, das ſchön gelegene Bacharach am Rhein, wurde von dem Landesherrn, dem damaligen Kurfürſten von Köln, einem ſehr wohlwollenden Herrn, öfters beſucht. Der Vater der Zwillinge, der alte Kügelgen, verwaltete als Hofkammerrath des Kurfürſten Güter und war bei ſeinem Herrn wohlgelitten; Gerhard und ſein Bruder hatten ſchon als kleine Knaben bei der Anweſenheit des Hofes durch ihre frappante Aehnlichkeit, ihre naiven Antworten*) und ihre Munterkeit die Herren wie die Damen vergnügt und die Gunſt des Kurfürſten würde beiden Brüdern, nach ihren vollendeten Schulſtudien am Jeſuitengymnaſium zu Köln eine annehmliche Verſorgung zugewendet haben, wenn nicht namentlich bei Gerhard die natürliche Beſtimmung zur Kunſt ſich in ſo unverkennbarer Weiſe kund gegeben hätte. Dieſem zuerſt gewährte der freundliche Landesherr die Mittel, zu ſeiner weiteren Ausbildung nach Rom zu gehen, und auch Karl, ſein Zwillingsgeſpann, deſſen Neigung und Talent für die Kunſt am Vorbild des Bruders erwacht war, durfte dahin ihn begleiten. Mitten in den Verlauf ihres ſpät, aber mit Glück betretenen Weges der Entwickelung, trat jetzt, wie ein unüberſteiglicher Berg, eine Hemmung herein, als bei dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution die Quellen der Unterſtützung aus dem Vaterlande verſiegten. Da wagte Gerhard abermals, im J. 1795, damals 23 Jahre alt, den entſchloſſenen Schritt zur Begründung einer unabhängigen Stellung in der Welt und eines ſelbſtſtändigen Erwerbes. Während ſein Bruder Karl noch in Rom blieb, wo der Lord Briſtol ſeinen Aufenthalt ihm erleichterte, begleitete Gerhard einen jungen Liefländer, mit welchem er in herzlicher Zuneigung verbunden war, zuerſt nach München; erwarb ſich hier durch Portraitiren die Mittel zur Weiterreiſe, und folgte dann dem Freunde nach Liefland.

---

*) Auf die halb ſcherzhafte Frage des gütigen Herrn: ob ſie einmal künftig eine geiſtliche Pfründe haben möchten, antworteten beide: „Nein“; auf die weitere Frage: warum? „wir wollen heirathen.“

Hier war es, wo ſich für ihn in dem Kreiſe einer durch Stand und Geburt, wie durch Bildung und Geſinnung hochgeadelten Familie die erſten Fäden ſeines nachmaligen häuslichen Glückes, anfangs unter vielen äußeren Schwierigkeiten und Hinderniſſen, entſpannen, von welchen ich und meine Henriette während unſeres ganzen Aufenthaltes in Dresden theilnehmende Zeugen ſein durften. Ich habe an einem anderen Orte (in m. Alten und Neuen) die merkwürdige Führung beſchrieben, durch welche mein Freund zu dem Beſitz einer Lebensgefährtin gelangte, deren

Mitwirkung und Mithülfe zur Vollendung ſeines inneren wie äußeren Lebensplanes ihm unumgänglich nothwendig geweſen war. Und nur noch im Vorübergehen erwähne ich es, daß er auch hierin ein ſelbſtthätiger Vorgänger ſeines Zwillingsbruders wurde, denn dieſer, nachdem Gerhard nicht ohne Mühe die Bahn gebrochen, gewann ſich einige Jahre nachher das Herz und die Hand der anderen Schweſter aus dem edlen Hauſe, deſſen Vater nicht nur in einigen Vorurtheilen über die Verſchiedenheit des Standes, ſondern noch mehr gegen die Unſicherheit des äußeren Erwerbes eines Künſtlers befangen war, welcher, ohne eigenes Vermögen, nur von dem Erwerb ſeiner Hände ſich und die Seinen ernähren müßte.

Gerhard von Kügelgen (er hatte aus Gefälligkeit gegen ſeinen Schwiegervater den alten Adel ſeiner Vorväter erneuern laſſen), gelangte durch ſeine ſeltene Geſchicklichkeit als Künſtler bald dahin, für ſich und ſeine Erwählte einen wohlverſorgten Hausſtand zu begründen. Die Zeit, in welcher er, damals als unbemittelter Jüngling, nach Petersburg kam, war für einen Portraitmaler eine ganz beſonders günſtige. Es hatte dort ſchon ſeit längerer Zeit an einem Künſtler dieſer Art gefehlt, welcher den Anforderungen, die an ihn gemacht wurden, entſprechen, oder den empfehlenden Beifall der Vielvermögendſten für ſich gewinnen konnte. Kügelgen hatte das ganz beſondere Glück, gleich Anfangs die Bildniſſe einiger ſchönen Damen, welche in hohem Anſehen bei Hofe ſtanden, in einer ſo ge- ungenen und wohlgefälligen Weiſe zu vollenden, daß die eſammte, ſogenannt ſchöne und hohe Welt auf ſein ſelte- es Künſtlertalent aufmerkſam wurde, und daß es als Sache es Geſchmackes und der Mode erſchien, von ihm ſich malen u laſſen. Kaum war der Fleiß ſeiner Hand hinreichend, nur als den Aufträgen, die man ihm ertheilte, zu genügen, und nicht er war es, der die Anforderungen an den Lohn ſeiner Arbeit ſo hoch ſtellte, ſondern die Verehrer und Verehrerinnen ſeiner Kunſt, welche ihn, Eines das Andere überbietend, Eines eher als das Andere, auf Erfüllung ihres Wunſches dringend, für ihre Beſtellungen zu gewinnen ſuchten.

Gerade um jene Zeit, wo ſein Ruf in der ruſſiſchen Hauptſtadt ſchon in höchſter Blüthe ſtand, gelangte der junge Kaiſer Alexander zur Regierung, welcher durch die Gaben ſeiner äußeren Perſönlichkeit, wie ſeines milden, liebereichen Gemüthes im höchſten Maaße geeignet war, ein faſt abgöttiſch verehrter Liebling ſeines Volkes zu werden. Kügelgen hatte abermals das Glück, bald nach der Thronbeſteigung dieſes edlen Herrſchers ein Bildniß desſelben zu malen, welches ſelbſt nach ſeinem eigenen Urtheil zu den beſten gehörte, die jemals aus ſeiner Hand hervorgingen. Denn er war mit ganzer Seele und warmer Liebe bei dieſer Arbeit geweſen. Man ſtaunte, man bewunderte; Jeder, der es vermochte, unter dem hohen Adel der Hauptſtadt, und noch mehr von jenem, der aus den entlegenen Gegenden des Reiches her kam, um dem jungen Kaiſer zu huldigen, wünſchte ein Bild desſelben, aus ſolcher Hand, ſei es auch nur in Miniatur in ſeinem Hauſe zu haben, oder in ſeine Heimath mitzunehmen. Kügelgen war damals nur mit dieſer einen Aufgabe: ein Bild Alexander's zu malen, beſchäftigt, und ſeine Augen wie ſeine Hand gelangten durch ſo oft wiederholte künſtleriſche Nachbildung eines und desſelben Angeſichtes hierin zu einer ſolchen Fertigkeit, daß er die kleinen Miniaturbilder des ſchönen Kaiſers ſelbſt des Nachts, bei Lampenlicht, zur vollen Befriedigung der Käufer fertigen konnte. Er war es nicht, ich wiederhole dies nochmals, welcher dem hohen Lohne nachging, oder ihn begehrt hatte, welchen die vermögenden und zum Theil ungeduldigen Dränger zur Arbeit ihm ſelber beſtimmten, und faſt aufdrangen; der reiche Gewinn, der ihm aus ſolcher ſtürmiſcher Gunſt der Menge zukam, war ſeinem niemals geldſüchtigen Gemüthe ein unerwarteter und ungeſuchter. Und mit ſtiller Ergebenheit und williger Ruhe des Gemüthes ertrug er auch nachmals den Verluſt faſt dieſes ganzen Vermögens, als der Verwandte, der ihm am nächſten ſtand, ihm daſſelbe, in unverſtändig wohlmeinender Abſicht aus der Hand genommen, und es in Rußland zur Begründung einer Runkelrüben-Zucker-Fabrik angelegt hatte, welche bald nach ihrem Entſtehen, mit Verluſt alles gemachten Aufwandes, unter untreuen, ungeſchickten Händen zur werthloſen Ruine wurde.

Dieſer Unfall indeß traf den wackeren Künſtler erſt etwas ſpäter, er konnte im Jahr 1803, während ſein Zwillingsbruder Karl eine maleriſche Reiſe nach der Krim machte, unbeſorgt um ſeine Zukunft, dem Verlangen folgen, ſeine Heimath, und ſeine noch lebende Mutter zu ſehen, und Paris, welches ſich damals die Hauptſtadt der Welt nannte, auf einige Zeit zu beſuchen. Ein Jahr vor unſerer Ankunft daſelbſt (1805), war er nach Dresden gezogen, und hier gefiel es ihm beſſer, als in der, für ihn unheimlichen Nachbarſchaft von Frankreich, am Rhein; er wählte den friedlichen Wohnſitz der Künſte zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte.

Es mag nicht viele Menſchen geben, denen man, wie meinem Freund Kügelgen, durch ſein männlich ſchönes Angeſicht, und das freudig wie kräftig blickende, dunkle Auge ſo hinein in die Seele ſchauen könnte. Dieſe Seele, in der eigenthümlichen Weiſe, wie ſie die Welt des Leiblichen wie des Geiſtigen anſchaute, war ganz die Seele eines ächten Künſtlers; in der Weiſe aber, wie ſie handelnd im Leben ſich kund gab, die Seele eines Mannes von ächter, vor Gott und Menſchen wohlanſtändiger Geſinnung. Was dieſe betraf, ſo fanden wir uns allerdings bald, wie nach einer alten Bekanntſchaft und Verwandtſchaft, zuſammen; in der Weiſe ſeiner Anſchauungen jedoch war mir Vieles, ja faſt Alles neu. Den Künſtlern iſt hierzu ein ganz eigener innerer Sinn gegeben, und von Jugend an zubereitet worden, der in uns Anderen durch ihre Anregung erſt geweckt werden muß. Sie faſſen das Buch der Welt mit Dem, was dieſe iſt, unmittelbar in's Auge, wir gewöhnen uns leicht, den Inhalt jenes Buches aus der Hand des Schöpfers, weniger im Original als in jenen Ueberſetzungen zu leſen, die ſich in der hergebrachten Meinung und in Büchern der Menſchenhand finden. Daher gibt ſich in den Werken der ächten Kunſt ein Maaß jener Schöpferkraft ſelber kund, welche den geſchaffenen Dingen ihren Leib, ja ſelbſt ihre belebende Seele gab. Ein anderer Geiſt mag den Gedanken des Schöpfers und dem ewigen Plane, wie den Geſetzen ſeines Wirkens nachſinnen und aus dieſem Quell ſeine Vergnügung ſchöpfen, zu der That aber des ſchaffenden Geiſtes, welcher aus dem Nichterſcheinenden, Inneren, das ſichtbar Erſcheinende hervorruft, kann derſelbe nicht, wohl aber der Künſtler, ſich erheben. Beide jedoch, wenn ihr inneres Weſen, wie die Geſtalt des Menſchen zur aufrechten Stellung gemacht, und hierdurch zum Aufwärtsſehen geſchickt iſt, ſtehen nach unten auf demſelben Grunde feſt, haben nach oben denſelben Himmel über ſich.

In der Nähe von Kügelgen und ſeiner unvergleichlichen, lieben Frau, mußte es wohl jedem Menſchen innig wohl ſein und werden, deſſen Natur zum „aufrechten Gange“ gemacht war. Das Gut, um welches jenes alte, ſchöne Lied bittet: „ein immer fröhlichs Herz und edlen Frieden“, konnte man bei dieſem Ehepaar im reichſten Maaße finden, und das hätte ihnen auch der tauſendfältige Gewinn oder Verluſt einer ruſſiſchen Runkelrübenzucker-Fabrik (S. 207), weder geben noch nehmen können, ſondern ſie hatten, und ſie erhielten es täglich wo anders her.

Es gehört mit zu der Aufgabe eines geſchickten Portraitmalers, und als ſolchen will ich hier nur vorerſt meinen Freund auffaſſen, daß er dem Angeſichte, deſſen Bild er darſtellen will, nicht nur die vortheilhafteſte Stellung gegen ſein eigenes Auge, ſondern auch jene Haltung und Zuſammenſtimmung der Züge und Mienen abgewinne, dabei derſelbe entweder in ſeiner möglichſt wohlgefälligen Form, gleichſam in ſeinem Feiertagsgewande erſcheint, oder auch in jener ſich darſtellt, welche der herrſchende Grundton ſeiner Geſinnung, — ſein eigentlicher Charakter iſt. Damit das fremde Angeſicht in der Stellung der Züge verbleibe, die er in ſeinem Bilde wiedergeben will, bemüht ſich der Künſtler durch ſein Geſpräch, wenn auch nur in einzelnen hingeworfenen Worten, in dem vor ihm ſitzenden Originale die Stimmung der Seele hervorzurufen und zu erhalten, die ihm zu ſeinem Zwecke die erwünſchteſte iſt. Man nannte den Gerhard von Kügelgen einen Seelenmaler, weil er es verſtanden habe, in den Blick und die Mienen ſeiner Bilder den Ausdruck zu legen, den die inwohnende Seele während des Lebens dem Leibe mittheilte.

Mir ſcheint es, als ob dieſe Fertigkeit des Künſtlers, in einer Menſchenſeele jene belebende Bewegung hervorzuzuſein, darin ſie durch die ſinnlich leibliche Erſcheinung in wohlgefälligſter, oder in charakteriſtiſcher Weiſe ſich kund geben konnte, meinem Freunde auch im geſelligen Verkehre mit Anderen verliehen geweſen ſei. Er wußte, auch wenn ſolche beſuchende Gäſte und Reiſende zu ihm kamen, die ihm noch fremd waren, mit jenem Scharfblicke, der die Grundzüge einer Menſchennatur erfaßt, durch ſein Geſpräch dieſe zu erwecken, und zwar vor anderen jene, welche ihm als die ſchönſte, anſprechendſte Seite einer ſolchen Menſchennatur erſchienen. Er führte Jeden, auch wenn dieſer ihm ein Fremder war, in das Element der Unterhaltung hinein, welches demſelben das natürlichſte war, und darin er am liebſten, am freieſten ſich bewegte. Dabei wurde es dann auch dem Fremden in Kügelgen's Geſellſchaft heimathlich und wohl zu Muthe, und an dieſem Genuß des Wohlbehagens nahmen Alle Theil, welche Mitgenoſſen der Unterhaltung waren. Am höchſten und am leichteſten zu gewinnen war dieſer Genuß, wenn ſolche Gäſte in Kügelgen's Haus kamen, wie Adam Oehlenſchläger, wie der edle Moritz von Engelhardt, der Landsmann von Kügelgen's Frau, mit welchem zugleich mein geliebter Karl von Raumer, damals Beide in Freiberg, oder wie der muntere Kapellmeiſter Himmel aus Berlin, wie Seume, Fernow und Thierſch waren. Solche werthe, tägliche Bekannte und Freunde des Hauſes, wie Dr. Volkmann, der nachmalige Stadtrichter in Leipzig, und ſeine gemüthvolle Frau, brauchte man nicht erſt in die Stimmung zu verſetzen, welche das gemeinſame Element bildete, denn ſie fielen niemals aus dieſer heraus. Wenn dann der Wirth, und durch, wie mit ihm ſeine fremden Gäſte, deren oft ſehr werthvolle Bekanntſchaft auch ich bei ſolcher Gelegenheit machte, in der beſten Laune und

Stimmung waren, ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſe Stimmung auch mich und meine Henriette ergriff und die Stunden des Zuſammenſeins mit dem Kügelgen'ſchen Ehepaare wurden uns deshalb bald faſt die anmuthigſten des ganzen Tages.

Selbſt dann blieb die Unterhaltung bei ihm eine ſehr anziehende, wenn in unſerem Freunde die ſchelmiſche Neigung hervortrat, in einem der beſuchenden Fremden, der ihm wenig zu Gemüthe ſprach, jene charakteriſtiſche Seite desſelben hervortreten zu laſſen, darin er ſich, in ſeiner eitlen Befangenheit, ſehr groß und ſchön dünkte, Anderen aber nur lächerlich und keineswegs ſchön erſcheinen mußte. Einem ſolchen unerwünſchten Gaſte mochte es, ohne daß er es wußte, hiebei ergehen, wie einem gewiſſen, nicht unberühmten franzöſiſchen, in anſehnlichem Amte ſtehenden Gelehrten. Dieſer Mann war, vielleicht ohne das ſelber zu bemerken, von Angeſicht ſehr unlieblich oder häßlich. Wie mochte es ihm ſchmeicheln, als eines Tages eine ſchöne Dame, welche ihm auf der Straße begegnete, auf ihn zuging und höflich ihn erſuchte, mit ihr in ihre Wohnung zu kommen, um daſelbſt einem berühmten Maler zu ſitzen, der ſo eben für ſie ein Bild aus der heiligen Geſchichte fertige. Schöne Dame — berühmter Maler — heilige Geſchichte — lauter annehmliche Bilder und Worte, die der Gerufene mit Wohlgefallen auf dem Wege zum Hauſe der Dame ſich oft wiederholen mochte. Man kommt in's Zimmer, darin der Meiſter vor ſeiner Staffelei ſitzt. Ein Stuhl, in vortheilhafteſter Stellung, wird dem fremden Herrn geboten, die ſchöne Dame nimmt ihm gegenüber ihren Sitz; ſie unterhält ihn, ich weiß nicht, ob gerade in Beziehung auf die heilige Geſchichte, auf's Lebhafteſte. Die Sitzung für heute iſt geendet, die Dame ſtellt ſich zwiſchen des Künſtler's Arbeit und den fremden Gaſt; es will ſich nicht ſchicken, daß dieſer einen Blick auf das Bild richtet, das auch ſeine Geſtalt verherrlichen ſoll. Die Dame des Hauſes, mit unwiderſtehlicher Höflichkeit, bittet den Herrn, morgen noch einmal dem Künſtler zu ſitzen. Er ſtellt ſich gefällig und gern von Neuem zur Sitzung ein; die Unterhaltung mit der ſchönen Dame iſt ſo lebendig als möglich, doch in der Mitte derſelben wird ſie auf einige Augenblicke abgerufen. Jetzt kann der ſchon lang als Modell daſitzende Mann das Verlangen nicht mehr unterdrücken, einmal aufzuſtehen und hinein zu ſchauen in das Werk des Künſtlers, um zu ſehen, wie dieſer ihn in der heiligen Geſchichte angebracht habe. Er ſieht allerdings ſein wohlgetroffenes Bildniß; er iſt dargeſtellt als Satan, der zu Chriſto als Verſucher hintritt.

Nun, anderen Beſchauern mochte das Bild, als ein wohlgelungenes, gefallen und auch uns Anderen war es unterhaltend und lehrreich, wenn zuweilen Kügelgen, als Schelm, einen Menſchen, der in unſeren Kreis hineintrat, dazu anregte, daß er ohne allen Rückhalt ſeine Mephiſtopheles-Natur vor uns ſehen ließ. Doch wurde dieſes Alles, wie ſich von ſelbſt verſteht, durch den Künſtler, der das Spiel angab und leitete, in Zucht und Ehren gehalten.

Anwandlungen ſolcher Schelmereien gehörten übrigens bei ihm zu den Seltenheiten, wir ſahen ihn faſt immer nur in ſeiner ſelbſteigenen, in Hoffnung ſeligen Stimmung. Denn in ſeinem künſtleriſchen Gemüthe lag, um den vorigen Ausdruck noch einmal zu brauchen, eine ſo reiche, herrliche Welt des „Nichterſcheinenden", das heißt der Bilder, welche, wie nach einer alten Lehre die Seelen der Ungeborenen, noch nicht zur leiblichen Erſcheinung gekommen; eine Welt, ſo reich und mannigfach, daß kaum ein Menſchenleben zu ihrer Ausgeſtaltung hingereicht hätte. Noch war auch für ein ſolches Streben der rechte Tag nicht gekommen; die Parole, die Looſung für den neuen Tag, der einige Zeit nachher in der Geſchichte der bildenden Kunſt anbrach, war noch nicht gegeben. Die beſtändig wiederkehrende, namentlich aber ſpäter, nach dem Verluſte ſeines Vermögens, nicht unerwünſcht kommende Anforderung zum Portraitmalen, die an ihn erging, nöthigte ihn zwar, mit dem äußeren Auge bei der realen, leiblichen Menſchennatur, oft in ermüdend langer Weiſe zu verweilen, aber das innere Auge wollte auch ſein Recht haben. Dieſes ergötzte ſich, nach des Tages Laſt und Mühe, gleichwie bei dem engliſchen Maler und Kupferſtecher Blake, von dem ich an einem anderen Orte (in m. Geſchichte der Seele) geſprochen, ſei es im Sternen- oder Mondenlichte der geiſtigen Erhebung, in dem Anſchauen und inneren vorbildlichen Darſtellen einer Welt des Idealen, welche, wenn ſie Zeit und äußere Bekräftigung zum Hervortreten gewann, vielleicht nur zu weit über den feſten Grund und Boden des wirklich Gewordenen und Werdenden ihren Flug nahm.

Bei Kügelgen und durch ihn lernte ich auch andere, damals in Dresden lebende Künſtler kennen, von denen ich hier nur die nenne, die mir näher befreundet wurden. Vor Allen den trefflichen Profeſſor Ferdinand Hartmann, den vielſeitig gebildeten Mann, in welchem beide Seiten der geiſtigen Bildung, vorherrſchend jedoch die wiſſenſchaftliche über die künſtleriſche, ſich entwickelt fanden. Hartmann, ein geborner Würtemberger, kannte perſönlich meinen theuren Lehrer Schelling, er kannte Schiller, ſowie alle die damals lebenden geiſtigen Größen ſeines hieran reichen Vaterlandes. Mit Schiller namentlich war er, während dieſer in glücklicher Zurückgezogenheit bei Dresden lebte,* in vertrautem Verkehre geſtanden; den berühmten Zoologen Cuvier hatte er noch in der hohen Karlsſchule zu Stuttgart kennen gelernt, welcher auch er ſelber zum großen Theil ſeine erſte Bildung verdankte. Von dieſer merkwürdigen Schule, von ihrem Stifter, dem Herzog Karl von Würtemberg, von den Zöglingen, die, nach den verſchiedenſten Richtungen Großes leiſtend, aus ihr hervorgingen, wußte er Vieles zu erzählen, was mir ergötzlich und lehrreich war. Denn es haben wohl nur wenige Schulen und Bildungsanſtalten der neueren Zeit in einer verhältnißmäßig ſo kurzen Dauer eine ſo reiche geiſtige Ausſaat gezogen als dieſe. Hartmann war voller köſtlicher Anekdoten aus dem damaligen Leben in ſeinem Vaterlande. Der geſellſchaftliche Kreis, den Herzog Karl ſchon in ſeinem Luſtſchloſſe Solitüde um ſich verſammelte, wo er ſeine nachmalige Hochſchule zuerſt in der Form eines militäriſchen Inſtitutes begründete, war ein merkwürdig gemiſchter. Nicht ſelten erſchienen da Männer, wie der alte originelle ~~Pfarrer Flattich~~, von welchem ich in meinem Alten und Neuen und noch mehr mein Freund Dr. Chr. Barth in ſeinen ſüddeutſchen Originalen ſo Manches erzählt haben, zugleich mit ſolchen, die dem Freigeiſt bei Leſſing, wenn auch nicht an Genialität, doch an innerer Erbitterung und in ihrer Denkweiſe glichen. Dem Herzoge, ſowie mehreren ſeiner Geſellſchafter, gewährte es ein ganz beſonderes Vergnügen, wenn der alte Flattich Gäſte ſolcher Art, die von Norden her, oder aus dem franzöſiſchen Weſten zum Beſuch gekommen waren, in ſeiner humoriſtiſch treffenden Weiſe ſo ſiegreich zu rechte wies und beſchämte, daß ſie gar bald verſtummten. Denn ſelbſt die Luſtigmacher an des Herzogs Hofe, wenn ſie an dem ſeltſamen Pfarrer zuweilen eine Neckerei verüben wollten, wie jene

* [illegible] [illegible]

mit dem muthwilligen Pferde, das ſie ihm zum Austreiten mit dem Herzoge anboten, mußten es anerkennen, daß in Heinrich eine überlegene Macht ſei, die ihn zwar, wenn er es wollte, manchen Scherz, hinter welchem ſtets ein zurechtweiſender Ernſt lag, mit ihnen, nicht aber ſie mit ihm treiben ließ.

Auch in dem Lehrplane und der disciplinariſchen Einrichtung der Karlsſchule fand ſich ein ſonderbares Gemiſch von pedantiſch-militäriſcher Strenge und geiſtig freier Beweglichkeit. Es erinnert dieſe Pflanzſchule, aus welcher ein ſo reicher, geiſtiger Nachwuchs hervorgegangen, an das Verfahren der Forſtmänner, welche die junge Ausſaat der Eichen und Buchen im Schatten der alten Stämme ihre Wurzeln ſchlagen, aufkeimen und bis zu einem gewiſſen Maaße erſtarken laſſen, wobei ſie kräftig gedeihen, und wenn der alte Wald abgetrieben wird, einen neuen anſehnlichen Forſt bilden, während die Ausſaat, der man, wenn auch in noch ſo üppigem Boden, den unbeſchränkten Zutritt der Sonne und des Windes geſtattet, in Kurzem verdirbt, oder doch nur kümmerlich aufwächſt.

Hartmann, als Künſtler von fein gebildetem Geſchmacke und geſundem Urtheile, wirkte hierdurch auch auf mich in anregender Weiſe ein. Ich fühlte in ſeiner Nähe noch mehr, als ſelbſt in der meines Freundes Kügelgen, die Einſeitigkeit meiner bisherigen Bildung. Zum erſten Male wurde mir klar, wie die Kunſt dem wiſſenſchaftlichen Forſchen und Erkennen, in dem Erziehungsplane unſeres Geſchlechtes, als ein eben ſo weſentlich ergänzendes Element zugeſellt ſei, wie in der Natur das Pflanzenreich dem Thierreiche. Neben den vollkommenſten Formen des einen dieſer Reiche treten zugleich die des anderen hervor; jedes von beiden gibt und empfängt von dem anderen Das, was es zu ſeinem Leben und Gedeihen bedarf.

Auch den Bildhauer Ullrich lernte ich kennen und beſuchte nicht ſelten ſeine Werkſtätte; Räß war in Rom, ich ſah ihn nur während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Dresden. Unter den Meiſtern der Tonkunſt, welche damals in Dresden lebten, fand ich den ehrwürdigen Amadeus Naumann nicht mehr. Er war ſchon mehrere Jahre vorher zu ſeiner Ruhe eingegangen. Doch ſtand die kirchliche Muſik unter tüchtiger Leitung. Auch das Sänger- und Muſikchor in den Konzerten und Opern machte der Stadt der Künſte eine hohe Ehre und gewährte den Freunden und Kennern der Kunſt manchen lieblichen Genuß.

Ueberhaupt gab es in dem Verlaufe dieſes Winters vielfältige Beluſtigungen aller Sinne. Der Kurfürſt Friedrich Auguſt hatte am 11. Dez. die Königswürde angenommen: darüber war im ganzen Lande, welchem er den Frieden, mitten unter den damaligen Stürmen, erhalten hatte, am meiſten aber in der Hauptſtadt, große Freude. Zwar dieſer Herr, von frommem, treuem Herzen, begehrte keiner äußeren Ehre von Menſchen, keiner Vergrößerung ſeiner Macht, eben ſo wenig als fremder Schätze. Ihm genügte die Macht, welche in der kindlich dankbaren Liebe ſeines Volkes lag, und der Schatz eines guten Gewiſſens vor Gott und den Menſchen, ſo wie des Wohlſtandes und Wohlbefindens ſeines Landes. Er hatte, als ihm ſchon im Jahre 1791 die polniſche Königskrone angetragen wurde, dieſe von ſich gewieſen, weil er die väterliche Sorge für ſein Sachſenland mit den Unruhen eines fremden Thrones nicht theilen wollte. Er hatte ſich überall, ſchon bei ſeinem erſten Beitritte zu dem deutſchen Fürſtenbunde, bei dem

Bemühen im Raſtädter Kongreſſe um die Selbſtſtändigkeit Deutſchlands als ein ächter Deutſcher, und in Regensburg, wo die Angelegenheit der Kriegsentſchädigungen auch ihm in die Hand gelegt war, als ein Mann gezeigt, dem an keinem eigenen Vortheile, ſondern nur für Alle, an Billigkeit und Recht, lag. Ein ſolcher Herrſcher, auch wenn es jetzt manchem deutſchen Herzen, ſelbſt in Sachſen, wehe that, daß er, nach der Schlacht bei Jena dem übermüthigen Feinde gegenüber für ſein Land ein ruhiges Stilleſtehen ſich mußte aufdringen laſſen; ein Herr, dem man faſt nur in ſein edles, gutes Angeſicht zu blicken brauchte, um ihn lieb zu gewinnen, durfte wohl die äußeren, glänzenden Freudenbezeugungen, mit denen die Liebe ſeiner Unterthanen ihn bei damaliger Veranlaſſung begrüßte, als eine Sprache der Herzen anerkennen und ihrer ſich freuen.

Lieblich wie vielleicht noch niemals ein anderes, war uns das Weihnachtsfeſt. Die Freude an dem Chriſtbaum, die unſer Kind bezeigte, weckte in verdoppeltem Maaße die Erinnerungen an die Weihnachtsfreude der eigenen Kindheit auf, denn in dem Leben und in dem Wohlgefühl unſerer Kinder ſteigert ſich das Gefühl und der innere Reiz des eigenen Lebens zu einem Vorſchmack Deſſen, was das Leben ſein wird, wenn es nicht mehr ein irdiſch vergängliches iſt. Die Kraft und Friſche, in welcher die Erinnerungen an ſolche Freuden in uns fortbeſtehen, mögen ſchon ein Zeichen ſein von jenem Samen, nicht der Zeit, ſondern der Ewigkeit, der in ihnen liegt.

Außer dem zur Familie gehörigen Freunde Köthe genoſſen mit uns der immer fröhliche, liebe jüngere *) Hart-

---

*) Ich bezeichne ihn ſo zum Unterſchied von dem oben S. 213 erwähnten Künſtler Hartmann.

[illegible] Freund Dippold die Freuden des Chriſtabends in unſerem Hauſe, dann, zur Feier der heiligen Nacht, begleiteten einige von uns den Dr. Krauſe in die katholiſche Kirche, wo wir, nach einer rührenden Tonweiſe, die ſich Rom in der Sixtiniſchen Kapelle als ein Erbſtück aus uralter Zeit bewahrt hat, den Geſang der Hirten, ſo lieblich lautend vernahmen, als ich ihn niemals ſonſt, weder vor- noch nachher vernommen habe.

Auf unſeren Freund Wetzel, ſeitdem er ein junger und für einige Zeit ſehr wohlhabender Hausvater und Ehemann geworden war, ſchien faſt jener Segen gekommen zu ſein, den der Altvater Jakob ſeinem Sohne Iſaſchar ertheilte. „Er ſahe die Ruhe, daß ſie gut iſt, und das Land, daß es luſtig iſt; er hat aber ſeine Schultern geneiget zu tragen“ u. ſ. w. (1 Moſ. 49 V. 15). So viel ich urtheilen kann, hatte er unter uns Allen, die wir zum Kreiſe ſeiner nächſten Freunde gehörten, an der Mühe des Beſtellens der diesmaligen Winterſaat für ſeinen eigenen, inneren Haushalt am wenigſten Theil genommen; er hatte ſeiner Neuvermählten zu Gefallen gelebt, und ſein Feld einmal für dieſen Winter brach liegen laſſen. Er that wohl daran, er bedurfte nach ſo manchem, mühſelig durcharbeiteten Jahre dieſer Zeit des Ausruhens, und konnte ſie haben; er bedurfte ihrer, um ſich für die neuen Mühen zu ſtärken, die ſein vielgeplagtes Leben bald nachher erwartete. In ſeinem Hauſe feierten wir übrigens noch ein ſehr fröhliches Winterfeſt, darin ſich in höherer und veredelter Form die Stimmung unſerers vormaligen, jenaiſchen Burſchenlebens wiederholte. Auch ihm hatte ſeine Frau das erſte Kind, ein Töchterlein, geboren, und der liebe Freund war aus Freude darüber ſelbſt zu einem fröhlichen Kinde geworden. Wären die Zeit und die Mittel dazu dageweſen, er würde wie einſt der König Ahasverus ſeinen Gewaltigen und Fürſten, und, ſeinen Freunden, ein Feſtmahl, hundert und achtzig Tage lang, und wenn dieſe Tage um waren, hernach noch allem Volke ein Freudengelag gegeben haben. Wir Freunde, welche als Zeugen zur Taufe des Kindes geladen wurden, die, welche Frauen hatten, mit dieſen zugleich, die Ledigen allein, waren ſchon unſerer zwölf; die Zimmer aber waren noch mit vielen anderen Gäſten gefüllt, und Wetzel, in dem feſtlich liebenswürdigſten Humor, der ihm ſo natürlich war, weckte durch den Aufſchwung ſeiner eigenen poetiſchen Begeiſterung in uns einen Mit- und Nachklang derſelben auf, der nicht von außen, durch den guten Wein, welchen der freundliche Wirth gab, angefeuert zu werden brauchte, ſondern deſſen Flamme von innen kam

Aber wie dies ſo oft in meinem, wie in ſo vieler anderer Menſchen Leben ſich ereignet hat, mitten in die Freuden dieſes Winters miſchte ſich ein bitterer Schmerz, welcher namentlich meiner lieben Henriette faſt das Herz brach. Wir erhielten ganz unvorbereitet aus Bärenwalde die Nachricht von dem Tode des theuren Bruder Philipp Martin. Unter allen ihren Geſchwiſtern war dieſer Bruder Henrietten am innigſten nahe geſtanden; ſie waren ſich wenigſtens innerlich, an Geiſt und Gemüth ſo ähnlich und gleichartig wie Zwillinge geweſen. Er hatte ſich noch in ſeinen letzten Lebenstagen ein eigenes Haus gekauft, daſſelbe wohl eingerichtet, und war mit den Gedanken an den Einzug in dieſen neuen, heimathlichen Wohnort viel beſchäftigt geweſen, da war ihm ein anderer Aus- und Einzug in einen friedlich ſeligeren Wohnort zugedacht. Dieſer Rathſchluß eines höheren Willens fand ihn nicht unvorbereitet; er folgte ihm willig, und mit einem in wohlbegründeter Hoffnung freudigen Muthe.

Schon um Oſtern war die Arbeit an meinem Buche ihrer Beendigung nahe gekommen. Die geiſtige Anregung, welche dieſe Arbeit mir gewährte, griff tiefer ein, als in die Region eines nur wiſſenſchaftlichen Nachſinnens und Schaffens. Ich hatte d[illegible]ße, göttliche Thatſache, welche mit der ſichtbaren zugleich die Gemeinde der Unſichtbaren und Vollendeten an Oſtern feiert, noch niemals ſo lebhaft, ſo freudig erfaßt und verſtanden als an jenem Oſterfeſte. Wäre nur das lebhafte Gefühl auch eine bleibende Kraft der Geſinnung geweſen, und als ſolche zur That des Lebens geworden! Aber die Gefühle, auch die beſten, für ſich allein, gleichen dem Sonnenſchein und Regen, welche nur da, wo ein lebendes Saamenkorn im Boden liegt, den grünenden Halm wecken, während ihre Gaben fruchtlos den ſtarren Felſen oder das unbeſäete Ackerfeld erwärmen und benetzen. — Draußen, am Nachmittage, auf meinem einſamen Spaziergange, begegnete mir mein theurer Köthe. Ohne viele Worte, verſtanden wir Einer den Andern; ich denke, ſelbſt noch im Greiſenalter mit Wärme und mit Freude dieſer Stunde des Begegnens am erſten Oſtertage.

22. Bekanntſchaften, daheim und auf Reiſen.

Die Arbeit an meinem Buche hatte, wie ich ſchon erwähnte, während der Mußezeit des Winters und bei der fleißigen Benutzung derſelben einen rüſtigen Fortgang genommen; ſie wurde in den erſten Monaten des Frühlinges beendigt und dem Druck übergeben. Auch mein Freund Dippold war mit ſeiner hiſtoriſchen Arbeit zu einem erfreulichen Ende gekommen, und in ſeiner beſcheidenen Weiſe, welche die Theilnahme der Zuhörer nur für den Gegenſtand, nicht für ihn, welcher ſprach, zu gewinnen ſuchte und jederzeit auch gewann, nahm er uns öfters mit ſich in das reiche, blühende Feld, das er für die Zeit der Ernte beſtellt hatte. Wie muß ich es beklagen, daß dieſer herrliche Jüngling die Zeit der Ernte ſeiner irdiſchen Ausſaat nie erlebte! Wir alle, die wir ihn kannten, freuten uns der Hoffnung, ihn als Lehrer zu ſehen, ausgerüſtet mit ſeltenen Gaben der gewinnenden Perſönlichkeit, mit reichen Kenntniſſen und ruhigem, ſcharfem Blicke des Forſchers, der nur die Wahrheit ſucht und will. Jene Schriften, die das Werk ſeiner Jünglingsjahre waren, laſſen nur zum Theil errathen, welche Gedankenkeime für eine künftige, allſeitige Entwickelung er in ſich trug*). Wir, ſeine Freunde, wußten mehr von ihm, als die leſende und kritiſirende Welt jemals erfahren hat.

Für Mittheilungen ſolcher Art, aus Freundeshand, waren ſchon im Winter die Abendſtunden beſtimmt. Denn da machten, abwechſelnd mit uns Anderen, namentlich der muntere jüngere Hartmann und ſelbſt der ernſte, zuweilen faſt finſter erſcheinende Dr. Burkhardt, die Vorleſer von Shakeſpeare's, Calderon's, Göthe's, Leſſing's, Schiller's u. A. Werken. Burkhardt, welcher ſeit jenem Tage, an dem wir ihn nach B. I S. 167 in Altenburg ſahen, zugleich mit unſerer treuen Freundin Winkler nach Dresden gezogen war, hatte bei dem Verwandten dieſer Freundin, dem wackeren Buchhändler Arnold, eine literariſche Beſchäftigung gefunden und verſorgte unſeren kleinen Leſekreis mit den neueſten Erſcheinungen der lehrreichen wie erheiternden Literatur. Unter dieſe gehörten auch einzelne patriotiſche Gedichte und dramatiſche Werke des Heinrich von Kleiſt. Dieſer merkwürdige Geiſt, mit naturkräftigen, zugleich aber wie von einem ſchmerzhaften, inneren Weh gebundener Gefangener, war, wenn ich nicht irre, damals ſoeben aus der Gefangenſchaft, in welcher ihn die franzöſiſchen Gewalthaber in Berlin gehalten hatten, frei geworden, und ſeiner alten Neigung zu dieſem friedlichen Ruheorte folgend, nach Dresden gezogen. Hier war er in einen geſelligen Kreis getreten, in welchem ein Gemüth wie das ſeine gar bald ſich neu geſtärkt und freudig fühlen mußte. Der geiſtreiche Rühle von Lilienſtern in ſeiner friſchen, jugendlichen Kraft und Lebendigkeit; der gemüthvolle, heitere von Pfuel, der ſich gleich bei der erſten Bekanntſchaft das Zutrauen Aller, die es mit dem Rechten und Guten recht gut meinten, erwarb; Adam Müller, der Mann von feinem Sinne und Verſtande, welcher durch ſeine ſeltene Gewandtheit und Beweglichkeit ſehr zu einer bedeutenden Wirkung auf die Bewegungen ſeiner Zeit geeignet war, dieſe drei bildeten den Mittelpunkt jenes Kreiſes. Auch mir that ſich derſelbe auf und ich beſuchte denſelben öfter, gab auch einige kleine Arbeiten in die Zeitſchrift „Phöbus“, welche damals Kleiſt und Adam Müller gemeinſam redigirten.

---

*) Ich erinnere hier nur an ſein „Leben Karl's des Großen" u. a. m.

Ich werde nachher noch ſagen, von welchem beſonderen Einfluſſe die Bekanntſchaft und der geſellige Verkehr mit dieſen Männern auf mein literariſches Wirken waren.

Auch bei meinem alten, mir immer werthen Lehrer Böttiger, der in Dresden in großem, wohlverdientem Anſehen ſtand, war ich öfters. Seine treffliche Frau war meiner Henriette in allen Dingen eine liebevolle Rathgeberin und treue Freundin.

Aber der Kreis meiner Bekanntſchaften ſollte ſich in dieſem Sommer noch viel über das uns zunächſt Liegende erweitern; mir wurde hierin ein Glück zu Theil, das ich längſt erſehnt, kaum aber erwartet hatte. Ein kränklicher Zuſtand meiner lieben Henriette, der die Form eines Bruſtleidens anzunehmen drohte, hatte uns vermocht, dem Rathe des Arztes und der erfahrenen Freunde zu folgen und nach Karlsbad zu gehen. Wir reiſten dahin mit unſerem Kinde und einer Nachbarin Henrietten's aus Bärenwalde. Dort fand ich Göthe, den bewunderten Mann, den ich in Weimar ſo oft mit Ehrfurcht angeſchaut, dem ich mich aber niemals zu nahen gewagt hatte. Ich wurde durch Fernow, den ich ſchon in Dresden geſehen und mit dem ich in Karlsbad in einen vertraulichen Verkehr gekommen war, bei Göthe eingeführt und von dieſem mit großer Freundlichkeit empfangen. Ich hatte kurz vorher ſeine Farbenlehre mit wahrhaftem jugendlichen Entzücken geleſen, hatte aus ſeiner Morphologie, dieſer geiſtvollen Formenlehre der organiſchen Welt, Lichtblicke einer tieferen Naturanſchauung in mich aufgenommen, deren weitere eigenthümliche Entwickelung mir eine Aufgabe für ſpätere Zeit wurde. Zunächſt von dieſen Dingen ſprach ich mit dem großen, hellblickenden Meiſter, der in jedem Gebiete, das ſein ſchöpferiſcher Geiſt betrat, ein Neues hervorrief und auffand. Mit unbeſchreiblicher Nachſicht kam er meinen unreifen Gedanken entgegen, wies mich mit wenig Worten auf die rechte Spur, billigte an Dem, was ich ihm von meinen Arbeiten mittheilte, Das, was ihm zu billigen ſchien, belehrte mich über beſſere Form und Deutlichkeit und ſo nahm ich aus den wenigen Stunden, die ich mit ihm zubringen durfte, milde Gaben für viele künftige Jahre mit mir. Der Geber, an ſolche ihm leichte Mittheilung gewöhnt, wußte wohl kaum, was er that, wußte nicht, wie jedes ſeiner Worte in mich einging und was es da wirkte. Aber ich fühlte es ihm an, daß er Das, was er gab, immer gerne gab und daß der innere Drang, der mich zu ihm führte, ihm nicht mißfiel.

Ich habe, als ich mehr denn zwanzig Jahre ſpäter, ſeitdem in vielen Dingen gereifter, noch einmal nach Karlsbad kam, öfters in dankbarer Erinnerung nach der damaligen Wohnung Göthe's, an der Tepel hinaufgeblickt, darin ich ſo manches belehrende Wort empfing und mich nach einer Stelle unter den Bäumen an dem Rande des Flüßchens umgeſehen, wo der von vielen Augen geſuchte Meiſter in den Nachmittagsſtunden zuweilen ſaß und der Anſprache von Bekannten wie von Fremden ſich nicht entzog. Hier auf der hölzernen Bank in ſeiner Nähe ſitzend, fanden ſich öfters Fernow, Riemer aus Weimar und andere ſeiner nächſten Bekannten, hier durfte auch ich ihn noch manchmal ſehen und hier ſah ich ihn auch gemeinſam mit den werthen Freunden aus Freiberg: C. v. Raumer und M. v. Engelhardt. Denn dieſe lieben Wandervögel trafen auch damals in Karlsbad mit uns zuſammen wie auch ſonſt noch mancher wackere Landsmann und Bekannter aus alter Zeit.

Mit großer Freundlichkeit nahm auch mich und meine Frau die Gräfin von der Recke auf, bei welcher Tiedge, der ehrenwerthe Dichter der Urania, wohnte. Zu dieſen Beiden wurden wir öfter eingeladen und die Gräfin beſuchte uns auch ſpäter noch in Dresden.

Die ſchönen lehrreichen Tage in Karlsbad waren vorüber; der Genuß der wunderbaren Heilquelle und ihrer Bäder hatten auf die Geſundheit meiner lieben Frau ſo wohlthätig gewirkt, daß ſie mit friſcherem Ausſehen und freudigerem Muthe als jemals zu dem Werke ihres Hausweſens zurückkehrte. Die theure Seele wurde mir noch auf einige Zeit geſchenkt; doch hatte mich ein, wenn auch mir ſelber kindiſch erſcheinendes Vorahnden ergriffen, als ich auf der Heimreiſe den Trauring, an dem ihre Namenszüge ſtanden, von meinem Finger verlor. Traf uns doch in dem kleinen Kreiſe unſerer Dresdner Freunde bald nachher noch ein anderer Verluſt, der meiner Henriette und mir mit Recht ungleich tiefer zu Herzen ging, als mir, in meiner abergläubigen Bänglichkeit, der Verluſt des Ringes. Unſere Freundin Winkler, deren kräftige, im Beweiſen der dienſtfertigen Liebe gegen ihre Freunde niemals raſtende Seele von ihrer Kindheit an in einem ſehr gebrechlichen Leibe wohnte, ging ihrer Erlöſung aus dieſem Leibe in ſchnellem Fluge entgegen. Bei Menſchen dieſer Art, die eigentlich immer leiblich krank ſind und in denen die ſtarke Seele ohne Aufhören eine überwiegende Macht über den ſchwachen Leib übt, bemerkt man es kaum, wenn einmal, aus der beſtändig dauernden Kränklichkeit, eine ſchneller vorübergehende Erkrankung zum Tode wird. Schon weil ſie ſo ſchnell vorbeigeht, könnte man dieſe, im Vergleiche mit jener, eine leichtere nennen; dem Gefühle unſerer Freundin mochte ſie wirklich als eine ſolche erſcheinen. Sie, als ſie noch einige Zeit, nachdem ſie nicht mehr aus dem Bette ſich erheben konnte, fortwährend die fleißigen Hände zum Schreiben der Geſchäftsbriefe für ihren nahen Verwandten und Wohlthäter, den Buchhändler Arnold, gebraucht hatte, gab ſich in den letzten Tagen, bei vollem Bewußtſein, einem ſo ſüßen, lieblichen Ausruhen hin, als ſie in ihrem ganzen Leben ſonſt niemals genoſſen. Meine fromme Henriette hatte ſie am liebſten zur Tröſterin und Pflegerin um ſich. Oefters, in der letzten Zeit vor dem Ausfluge aus dem armſeligen, engen Kerker des Leibes, bekam ihre Seele, wie ich ſpäter dies bei mehreren, in ähnlicher Faſſung Sterbenden erfahren, einen recht lebendigen Vorſchmack von dem Zuſtande der nahen Befreiung. Sie lag wie in tiefer

Ohnmacht, mit geſchloſſenen Augen, kaum merklich athmend, und beim Erwachen erzählte ſie, daß ſie, gleichwie hoch über dem Leibe und ſeiner Umgebung ſchwebend, auf beide herabgeſchaut und Alles, was da geſchehen, deutlich geſehen und gehört habe. Einmal beſchrieb ſie ganz klar und in allen Nebenumſtänden eine Scene, die ſich erſt einen oder etliche Tage nachher an ihrem Sterbebette zutrug, als ihr Puls und ihr Athmen ſchon längſt ſich nicht mehr geregt hatten, der todte Leib erkaltet war. Sie ging mit fröhlichem Muthe ihrem Ende entgegen; dieſes war für ſie ein längſt erwünſchter Anfang, kein Ende.

23. Ein Held aus Angſt und Noth.

Wenn Einer, der ſich zum Schwimmen für völlig ungeſchickt hält und noch dazu große Furcht vor dem Waſſer hat, plötzlich und unverſehens in's Meer geworfen wird, da ſchlägt und ſtößt er in der Todesangſt mit Händen und Füßen um ſich, er verſucht zu ſchwimmen, und manchmal gelingt ihm das, er kommt, wenn das Ufer nicht fern iſt, mit dem Leben davon und, wenn auch von der ſalzigen Fluth durchbeizt bis auf die Haut, an's Land. Etwas Aehnliches erfuhr ich, als ich durch ein unbedachtſam und übereilt gegebenes Verſprechen mich zu einem Wageſtücke hatte verleiten laſſen, das für mein Naturell ein viel größeres und beängſtigenderes war, als ein Sprung oder Sturz in's Waſſer.

In Dresden war ſchon ſeit einigen Jahren das Bedürfniß gefühlt und auch befriedigt worden, den gewöhnlichen Unterhaltungen der gebildeten Welt im Theater und in Konzerten auch noch eine andere: die der wiſſenſchaftlichen Belehrung beizugeben. Männer von Fach und von Einſicht hielten namentlich während des Winters Vorträge, wodurch in allen, für ſolche geiſtige Anregung empfänglichen Zuhörern der Sinn geweckt und geſchärft werden konnte, für jene augenfälligen Lichtpunkte im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt, welche der Beachtung am meiſten werth und von eigenthümlich anziehendem Reize ſind. An dem Genuſſe und an der Belehrung, welche dieſe Vorträge gewährten, nahmen Männer wie Frauen, aus den verſchiedenſten gebildeten Ständen, der hohe Adel wie Künſtler und Gelehrte einen lebhaften Antheil.

Böttiger, in der anziehenden, allgemein verſtändlichen Weiſe, die ſeinen mündlichen Vorträgen eigenthümlich war, führte ſeine Zuhörer in die Geſchichte der Kunſt, ſowie ſelbſt in das Familienleben und den Haushalt der alten Griechen und Römer ein; er hatte ſtets einen dankbaren Kreis der Hörer und Hörerinnen um ſich. Auch Adam Müller hatte ſchon im vorhergehenden Winter 1806—7 Vorträge über die deutſche Literatur, dramatiſche Poëſie und über die Idee des Schönen gehalten. Er war geſonnen, auch im nächſten Winter den abgebrochenen Faden derſelben wieder aufzunehmen und ihn durch das Geſammtgebiet der Staatswiſſenſchaften weiter zu führen. Da kamen er und ſeine vorhin (S. 222) erwähnten Freunde auf den Einfall, mich, der ich vor dem Eintreten in eine glänzende Oeffentlichkeit eine Furcht hatte, wie der Waſſerſcheue vor jeder Schüſſel voll Waſſer, zu einer thätigen Theilnahme an dem löblichen Werke der allgemeinen Bildung aufzufordern. Ich ſolle, ſo ſtellten ſie mir meine Aufgabe, Vorleſungen über ein Gebiet der Natur- und Seelenkunde halten, welches ſeinem Weſen nach das anziehendſte von allen und gerade für die damalige Zeit von höchſtem, allgemeinſtem Intereſſe ſei: über die Aeußerungen des Seelenlebens in jenen Zuſtänden einer Gebundenheit des leiblichen

Lebens, welche der animaliſche Magnetismus hervorruft, oder welche auch ohne dieſen im Traume, in den Vorahnungen des Künftigen, im geiſtigen Ferngeſichte u. ſ. f. ſich kund geben. Nun war es zwar allerdings ſo, wie jene Freunde meinten, ich hatte mich aus ganz beſonderer Vorliebe mit den Gegenſtänden, über die ich jetzt öffentlich ſprechen ſollte, beſchäftigt, hatte wohl all' das Wichtigere geleſen, das über den animaliſchen Magnetismus und die von ihm hervorgerufenen Erſcheinungen bis dahin geſchrieben und bekannt geworden war, hatte mich auch in alten und neuen Schriften fleißig nach Dem umgeſehen, was darin über Vorahndungen wie über magiſches Ferngeſicht zu finden war. Auch manche mündlich mir mitgetheilten ſowie einige eigene Erfahrungen kamen mir dabei zu Statten. Und wenn ich mit Adam Müller und ſeinen Freunden allein, oder mit ihnen im Kreiſe einer adelichen Familie aus Polen mich befand, bei welcher Müller wohnte, da konnte ich ſo ohne Scheu und ſo fertig über ſolche Dinge ſprechen, daß es mir ſelber, und nach meinem Bedünken auch den Andern eine Freude war. Denn namentlich für Kleiſt hatten Mittheilungen dieſer Art ſo viel Anziehendes, daß er gar nicht ſatt davon werden konnte und immer mehr und mehr derſelben aus mir hervorlockte; auch hatten einige ſeiner Freunde unter meiner Anleitung einen Verſuch mit dem Mesmerismus gemacht, wobei ſich jedoch keine der gehofften und gewünſchten „wunderbaren" Erſcheinungen zeigen wollte.

Die weitere Verabredung über den Plan der Vorträge war nun folgende. Adam Müller und ich ſollten unſere Vorleſungen, der Eine an dieſem, der Andere an einem anderen Abende der Woche, nicht nur in einem und demſelben Hörſaale, ſondern auch, was den Inhalt betraf, ſo in Beziehung des Einen auf den Anderen halten, daß ſie ein zuſammengehöriges Ganzes mit einander bildeten. Der Kreis der Zuhörer würde dann für uns beide muthmaßlich derſelbe ſein, und dieſe würden von dem Einen von uns Das empfangen, was der Andere nicht geben könne oder wolle; von dem Einen die Anſchauungen des Lebens der Natur, von dem Anderen die des Lebens der Staaten. Ein Freund Adam Müller's, der geiſtreiche, edelſinnige, damalige Rittmeiſter, nachmaliger General von Carlowitz, von welchem ſelber, ſowie von ſeiner würdigen Familie ich noch ſpäter reden werde, bot uns Beiden einen ſchönen geräumigen Saal in ſeinem Hauſe zur freien Benutzung für unſere Wechſelvorträge an, denen ſchon dieſe glänzende Oertlichkeit zu einer äußeren Empfehlung bei der vornehmen Welt dienen konnte. Aber eben vor dieſer Welt, mochte ſie auch noch ſo ſchön und ſo prächtig ſein, hätte ich damals um Alles in der Welt willen loskommen und mich irgend wohin über Land und Waſſer retten mögen. Schon Adam Müller, vielleicht in der Abſicht, mich damit zu erfreuen, hatte mir mehrere Herren und Damen vom höchſten und ſehr hohen Stande genannt, welche bei ihm und bei mir hören würden; ich wußte, daß ein Großherzoglicher Prinz, daß mehrere Grafen und Gräfinnen, einige Geſandten hoher Höfe mit ihren Gemahlinnen unſere „Wechſel-Vorträge" beſuchen wollten; mein Freund, der Maler Hartmann, erzählte mir, daß die gegen mich ſehr wohlwollend geſinnte Frau Generalin Kroke in einer großen, vornehmen Abendgeſellſchaft die anweſenden Damen von hohem Adel zur Unterzeichnung für meine Vorleſungen nicht nur höflich angeworben, ſondern, ſo wie man es in England den Leuten für den Matroſendienſt thut, ordentlich „gepreßt" habe. Wenn ich mir nun dieſe zuſammengeworbene und zuſammengepreßte Menge der vornehmen Welt, vom Kerzenlicht beleuchtet und mich ſelber vor ihnen, an ihrem Muſikantenpulte ſtehend, dachte, da vergingen mir ſchon im Voraus die Sinne und Gedanken. Und doch ſah ich keine Rettung mehr aus dieſer Angſt, denn die Zeit war längſt vorbei, wo ich mich vor dem Herrn Grafen, der zu meinem Vater auf Beſuch kam, ohne alles Aufſehen vor= wie nachher auf einen Verſchlag hinter dem Ofen flüchten (Bd. 1 S. 107) oder durch einen plötzlichen nicht genug motivirten Todesfall von einer Kunſtproduktion bei Hofe frei werden konnte. Meine Vorleſungen mit ihrem obangeführten Inhalte waren nun einmal angekündigt, eine große Zahl von Zuhörern hatte die in der Arnoldiſchen Buchhandlung aufliegende Liſte unterzeichnet und die Karten zum Eintritt in dieſelben gelöſt, wo fand ſich da noch ein ehrenhafter Ausweg zum Entkommen?

An einem gewiſſen Donnerſtag Abend im Spätherbſt, ſo war es öffentlich verſprochen, ſollte ich mich zum erſten Male in dem großen Saale des v. Carlowitziſchen Hauſes bei Kerzenlicht vernehmen laſſen. Gerade auf jene Zeit hatte eine lächerliche Furcht der großen Menge, durch einige Halbwiſſer in der Sternkunde angeregt, eine Gefahr des Untergangs nicht nur für Dresden oder Sachſen und Preußen, ſondern für die ganze Erde und alle ihre Bewohner angekündigt. Der zahme Komet von 1807 ſollte nach dieſen Schwindeleien der Erde ſo nahe kommen, daß für beide ein Zuſammenſtoß zu fürchten war, wobei es ſo leer nicht abgegangen wäre, von Ueberfluthungen durch das Meer und Zuſammenſturz aller feſten Höhen. Ich ſelber glaubte freilich nicht an dergleichen Dinge, denn ich wußte, daß das große Weltenuhrwerk der Geſtirne und ihres Laufes von ſeinem Meiſter, dem Schöpfer, wohl ſo eingerichtet ſei, daß keines der einzelnen Räder das andere hemmen halte, und daß außer dem Zug und Zuſammenhalt der Schwere im Reiche der Sichtbarkeit noch eine andere, höhere Kraft wirke, welche die Elemente auseinander und in Ordnung hält. Dennoch, Gott verzeihe mir es, ſtieg in meinem geängſteten Herzen manchmal der Wunſch auf, die Schwindler möchten Recht haben, der Komet möchte, meinetwegen nur eine Stunde vor dem Anzünden der Kerzen in meinem künftigen Hörſaale an Dresden ſowie an die ganze Erde anſtoßen, und nicht nur die Kerzen und Stühle, ſondern Alles zuſammen umſtoßen.

Freilich hätte mir das als eine große Erleichterung in meiner Angſt erſcheinen können, daß unſere Vorträge nicht, wie damals in Weimar das projektirte antike Drama ~~(Bd. 1 S. 252)~~ frei, ohne alles Konzept geſprochen, ſondern nach dem Vorgange und Beiſpiele A. Müller's aufgeſchrieben und vom Papiere abgeleſen werden durften. Aber was ſollte ich nun gleich für die erſte Vorleſung, von der mein ganzes Glück und meine Ehre abhing, aufſchreiben? Ich wollte, ſo war mein Plan, den erkennenden Geiſt des Menſchen, in einem ähnlichen Verhältniſſe zur geſammten ſichtbaren Natur darſtellen, als das des leiblichen Thieres durch ſeinen Inſtinkt zu jenem beengteren Kreiſe der Leiblichkeit iſt, der ihm Erhaltung gewährt oder Gefahren bringen kann. Aus dieſem Hellblick, dieſem Ferngeſicht des Naturmenſchen, den ich mir freilich doch etwas anders und höher dachte, als den Peron'ſchen und Leſchenault'ſchen ~~(auch Bd. 1 S. 166)~~, müſſe dann jenes Wiſſen um die Natur — jene Naturweisheit — hervorgegangen ſein, die wir an dem früheſten Alterthum bewundern, und aus welcher die Geſchichte der Naturwiſſenſchaft ihren Anfang nahm.

Zu ſolchem Tanze der Gedanken bei der Ouvertüre meiner Vorleſungen mußten mir die alten ſkandinaviſchen

Barden, die Kalendermachenden Kaiſer von China, die Magier und Sterngucker in Babylon brav aufſpielen; Bailly's Geſchichte der Aſtronomie mit ihren halbmythiſchen Anfängen hatte mir dazu manches trefflich ſcheinende Baumaterial in die Hand gegeben, vor Allem aber brachte mir mein lieber, brüderlicher Freund, C. v. Raumer einen gar feinen, ſchönen, haltbaren Stoff aus ſeinen Studien über Indien dazu, den ich, ſo geſchickt als möglich auf meinen Leinweberſtuhl ~~(nach S. 124)~~ hineinwebte. Aber wie ſauer war mir dieſes Stück für die erſte Woche geworden! Zehnmal trennte ich das Gewebe — indem ich das ſchon Geſchriebene ſtrich — wieder auf, und dennoch wurde es nicht anders, es blieb immer mein eigenes Machwerk, wurde kein ſolches, wie wohl ein anderer gelehrter Meiſter aus demſelben Stoffe es gefertigt hätte...

Mein ſelbſtgefertigtes Fernrohr des (geiſtig) naturmenſchlichen Fern- und Hellſehens, deſſen Geſichtsfeld bis in die Unendlichkeit hinausreichen ſollte, hatte nur einen Fehler. Wenn es nämlich Jemand in die Hand nahm, und wirklich hineinſchaute, da war es, als wenn er durch ein Loch in einen dunklen Kaſten oder in einen tiefen Keller hineinſähe: Alles ſtockfinſter und dunkel. Nach der einen Seite, wo etwa das Auge hineinblicken wollte, war freilich ein durchſichtiges kleines Okularglas da, aber nach der anderen, durch welche der Blick hinausgehen ſollte in die weite Welt, war ein Deckel vor dem Glas. Es ſcheint, ich hatte vergeſſen, daß das Licht, welches die ſichtbare Welt beleuchtet, nicht von innen her aus dem naturmenſchlichen Auge und ſeinem Fernrohre, ſondern wo anders und von oben her kam und kommen mußte. Ein Verſehen, das wohl jedem wahrhaft Sachkundigen auffallen wird, der die erſte Vorleſung in der erſten Auflage meiner Urſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, oder wie Clemens Brentano ſie mir nannte, „meiner Nachtmütze“ leſen will. In der zweiten und dritten Auflage des Buches hatte ich dieſe erſte Vorleſung in etwas ungeſchickter Weiſe verändert, habe ſie jedoch in die vierte Auflage, nach dem Rathe einſichtsvoller Freunde, und aus Gründen, die ich ſpäter anführen will, unverändert wieder aufgenommen. Sie bezeichnet eine Uebergangszeit des Erkennens, durch welche nicht ich allein, ſondern viele meiner damaligen Freunde und Geſinnungsgenoſſen ſich hindurcharbeiten mußten. So gering und unbedeutend auch mein Antheil dabei war, mag er dennoch als ein Denkzeichen an ſeine Zeit gelten, welche nicht nur ihr Geſtern, ſondern auch ihr Morgen hatte.

Damals in Dresden dachte ich nicht ſowohl an den Inhalt und an die Form meiner zu Papier gebrachten erſten Vorleſung als nur an den Augenblick, darin ich Das, was hier auf dem Papiere ſtand, vor all' den hohen Herrſchaften ableſen ſollte. Der Tag kam, ein Komet, der allen Verlegenheiten ein Ende gemacht hätte, war nicht gekommen; als mich am Abend zur beſtimmten Stunde einige meiner Freunde zu der „kerzenhellen Halle“ hinführten, da war mir es ſo bang zu Muthe, als wäre ich ein armer Sünder, den man zum Galgen führte. Indeß was half es, ich mußte aus Angſt und Noth zu einem Helden werden, und als ein ſolcher trat ich hinein, ſchritt durch die Reihen der Sitze, darauf die Herren und Damen ſaßen, hin zu meinem Muſikantenpulte und hob mit zaghafter, doch vernehmlicher Stimme meinen Spruch an. Es war ſo ſtill um mich wie in einem Grabe, und mein Freund Kügelgen, dem meine erſte Vorleſung ſehr wohl gefiel, ſagte mir, ich hätte dabei ſelber ſo bleich und geiſterhaft ausgeſehen, als ein aus dem Grabe hervorſteigender, alt ſkandinaviſcher Barde. Er hat mich auch in der ritterlich traurigen Geſtalt, in der ich damals erſchien, in einem Bilde dargeſtellt, davon er mir eine Kopie von anderer Hand nach Nürnberg nachſchickte. Nun ja, halbtodt vor Angſt war ich wirklich, als ich hier die erſte Probe meines Heldenmuthes ablegte, aber Gott Lob! die Stunde ging zu Ende und „Alles war vorbei.“

Ich trat ab von meinem Pulte; Freunde und Bekannte drückten mir freudig die Hand, Fremde und Unbekannte ſprachen mir in einer mir gar geiſtreichen Weiſe ihren Beifall und ihr Wohlgefallen an Dem aus, was ſie von mir gehört hatten. Der jüngere Hartmann, der Hausfreund, war ſogleich nach beendigter Vorleſung herausgelaufen, um meiner Henriette die frohe Nachricht zu bringen, daß meine Heldenthat zum allgemeinen Vergnügen und ganz vortrefflich abgelaufen ſei. Dies war eine große Freude für die arme Frau. Denn ſie hatte, von meiner unmäßigen Furcht und Sorge angeſteckt, zuletzt, ohne es ſich merken zu laſſen, ſchwere Tage, beſonders aber die Stunde, in der mich die Freunde zu meinem Schickſale abführten, recht bänglich zugebracht. Und jetzt kam denn auch ich, fröhlich wie ein der Todesgefahr Entronnener und nach mir die nächſten Freunde, einer nach dem anderen, welche ſämmtlich verſicherten, was ich, weil mir es wohlthat, gern ihnen glaubte, daß dieſe meine erſte Vorleſung auf die Zuhörer einen allgemeinen günſtigen Eindruck gemacht hätte.

Ein lieblich duftendes Rauchwerk für meine Eitelkeit, das mir wohl zu gönnen war, weil es ja ſo bald verdampfte und verflog und weil es mich ſo viel gekoſtet hatte.

Durch dieſes mein öffentliches Auftreten wurde ich auch in der ſchönen ſächſiſchen Hauptſtadt ein Mann der Oeffentlichkeit. Ich kam in Verkehr und Bekanntſchaft mit mehreren Familien und einzeln ſtehenden Männern, deren Andenken mir bis in mein Alter lieb und werth geblieben iſt. Gleich zuerſt mit dem Geheimrath Chr. Gottfr. Körner und ſeiner Familie, welcher nicht nur in Dresden, ſondern weit und fern in Deutſchland in hoher Achtung ſtand. Er ſelber, der Hausvater, war mit Schiller durch vieljährige nahe Bekanntſchaft, und je länger, je mehr durch innige Freundſchaft verbrüdert geweſen, ſtand mit Göthe und vielen andern ſeiner geiſtig größten Zeitgenoſſen, wenigſtens durch Briefwechſel in Verkehr. Er war mit der Kunſt wie mit der Wiſſenſchaft ſelber, und darum auch mit den Meiſtern und Pflegern derſelben durch Geiſt und Gemüth befreundet. Seine Gemahlin, eines ſolchen Mannes werth, ſein Sohn Theodor, der nachmalige Dichter von „Leyer und Schwert," mit der ihrem Bruder geiſtig nicht minder als leiblich verwandten Tochter bildeten einen Familienkreis, der Seinesgleichen nur wenige haben mochte. In dem Körner'ſchen Hauſe fand man ſich gern und oft mit Einheimiſchen wie mit Fremden zuſammen, denen der Geiſt zuſagte, welcher in der Familie herrſchte; Theodor, der Dichter, damals 15 Jahre alt, war für mich eine höchſt angenehme Erſcheinung. Die gute Zucht, in welcher er erwachſen war, hatte ihm den höchſten geiſtigen Reiz des jugendlichen Alters: die Beſcheidenheit erhalten. Zwiſchen ihm und mir fand ſich noch ein beſonderes Band der gleichen Neigungen. Er hatte Freude an der Naturwiſſenſchaft, namentlich an der Mineralogie. Schon damals regte ſich der Wunſch in ihm, nach Freiberg zu gehen, und Werner zu hören, und dieſer Wunſch wurde ihm auch einige Jahre nachher erfüllt. Ich hatte große Freude an dieſem edlen, jugendlich kräftigen Geiſte, meine herzliche Theilnahme begleitete ihn auf dem ganzen übrigen, leider nur kurzen Wege ſeiner geiſtigen Entwickelung, ſowie ſeine Thaten für die Freiheit nicht für jene des egoiſtiſchen Hochmuthes, und ſeiner Empörung gegen alle göttliche wie menſchliche Ordnung, ſondern vielmehr für die Befreiung aus der Knechtſchaft des deutſchen Geiſtes von der Gewalt eben jenes egoiſtiſchen, allvernichtenden Hochmuthes, der vorerſt nur in der Macht eines einzelnen Gewalthabers ſich kund gab. Mehrere Jahre nachher ſtand ich an ſeinem Grabe unter der alten Eiche: bei Wöbbelin in Mecklenburg. Ihm und der ächten deutſchen Geſinnung, welche nur das Eine und Rechte will, kann man überall, auch wo ſie im edlen Kampfe unterliegt, die Worte zurufen: „Schlaf' wohl, laß dir nicht grauen, du wirſt das Licht noch ſchauen.“

Einen Mann von ſolch' ächter, treuer, deutſcher Geſinnung, wenn ſie auch nicht wie an Körner durch „Leyer und Schwert“ ſich bezeigte, lernte ich auch gleich nach dem Schluſſe meiner erſten Vorleſung kennen. Es war der reformirte Prediger **Ruquet**, nachmals Pfarrer in Stettin. Dieſer war der Abkömmling aus einer Familie jener franzöſiſchen Ausgewanderten, die ſchon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, durch Ludwig XIV. Edikte genöthigt, ihr Vaterland verließen und in Preußen freundliche Aufnahme fanden. Nach dieſer Abſtammung, wie nach ſeiner Erziehung war die franzöſiſche Sprache vorwaltend vor der deutſchen, ſeine Mutterſprache geweſen, und in dieſer hatte er auch in Dresden mehrere Jahre lang gepredigt. Da erſuchte ihn einſt ſein Kollege, der deutſche Prediger der Gemeinde, der eine Reiſe vorhatte, für ihn einige deutſche Predigten zu halten. Er that dieſes nicht ohne Sorgen, denn er hielt ſich unſerer Sprache nicht mächtig genug. Gleich aber nach dem erſten Verſuche gewann er nicht nur den Muth, etwas der Art zu wagen, ſondern er lernte in der deutſchen jenen eigenthümlichen Vorzug aller ächten Ur- und Stammſprachen anerkennen um von den höchſten und heiligſten Angelegenheiten des Geiſtes und Gemüthes mit Einfalt, Würde und mit Kraft zu reden. Von nun an wollte er gar nicht mehr gerne franzöſiſch predigen und als ſich, durch die Beförderung ſeines Kollegen an einen anderen Ort, die Gelegenheit dazu ergab, trat er für immer in die Stelle des deutſchen Predigers bei ſeiner Gemeinde ein. Ich habe den lieben Mann gerne und oft in ſeiner Kirche gehört, denn er hatte die Gabe nicht nur der deutſchen, ſondern einer chriſtgläubigen Beredtſamkeit, die zu Herzen geht. Wir blieben mit ihm und ſeiner trefflichen Frau in fortwährendem, geſchwiſterlich freundſchaftlichem Verkehre bis zu unſerem Abgange aus Dresden.

An dem alten Geheimenrath und Leibarzt Bezold lernte ich einen rechten Ehrenmann kennen. Für ihn und ſein ganzes inneres Leben hatte der Mesmerismus und das Gebiet der verwandten Erſcheinungen, das ich in meinen Vorleſungen behandelte, eine ganz beſondere Bedeutung. „Ich war“, ſo erzählte mir der ehrwürdige Greis, „während meines Aufenthaltes in Paris und durch den Einfluß der damaligen, dortigen Modephiloſophie ſo ganz um meinen Glauben gekommen, daß es für mich keinen Gott, keine Seele noch Geiſt, keine Ewigkeit mehr gab. So troſtlos leer wie ich damals in meinem Innern war, hatte ich einmal Gelegenheit, eine wahre, ächte Somnambüle (magnetiſch Hellſehende) zu ſehen. Dieſe redete mit mir von den innerſten Geheimniſſen meines Herzens, wie nur Gott und mein Gewiſſen in ſolchem Lichte ſie ſchauen konnten. Ich war tief erſchimmert, und als ich wieder in mein einſames Zimmer kam, da warf mich die innere Bewegung nieder auf meine Kniee. „Du mein Gott und Schöpfer, ſo ohngefähr ſprach ich, ich habe nicht gewußt und geglaubt, daß du biſt; daß du mir in meinen ſterblichen Leib, eine Seele gegeben haſt; daß eine Ewigkeit ſei, für welche dieſe meine Seele gemacht iſt. Jetzt aber haſt du mich das Alles, was ich nicht glaubte, mit Augen ſehen, mit meinen Ohren hören laſſen. Dafür danke ich dir und will von nun an den Glauben an dich und dein Wort feſt halten und darnach thun."

Treuherzig, ſo wie er da mit ſeinem Gott geſprochen, ſo war Bezold auch in ſeinem Thun und Leben ein Mann von treuem Herzen; wahr und offen in ſeinem Verkehr mit Menſchen, ſchlicht und recht in ſeinem Wandel. Die Freude und der Troſt ſeines Alters, ſeine Tochter war, im Grund der Geſinnung dieſem Vater gleich; ſie trug die Perle der Gottesfurcht ohne äußeren Schein in ihrem Herzen und hat dieſes Kleinod treu bewahrt.

Eine Familie von jenem ehrenwerthen ſächſiſchen Adel, der nicht von der alten Wurzel des leiblichen Stammbaumes aus den Zeiten etwa Friedrichs mit der gebiſſenen Wange, ſeinen hohen Werth empfängt, ſondern aus der geiſtigen Wurzel eines noch älteren Stammbaumes, lernte ich ſchon damals perſönlich kennen. Dies war die Familie der von Carlowitz, in der ſich von der Zeit der Väter her die thatkräftige Theilnahme an alle Dem erhalten hatte, was den Geiſt des Menſchen auf dem Wege ſeines irdiſchen Berufes fördern und bekräftigen kann. Namentlich war es der Domherr (nachmaliger Miniſter) von Carlowitz, der mir mit großer Freundlichkeit entgegen kam. Bei ihm ſelber und im Kreiſe ſeiner Familie fand ich eine Anſprache an Geiſt und Gemüth, die mir für beide überaus wohlthat.

Zu den theilnehmendſten Zuhörern meiner Vorleſungen gehörte Sekretair Ernſt, der mich alsbald bei ſeiner geiſtreichen Frau, einer Schweſter der beiden berühmten Brüder Auguſt Wilhelm und Friedrich von Schlegel, einführte. Und nur wenige Monate nachher lernte ich auch dieſe Beiden perſönlich kennen, denn zuerſt im Frühling kam Friedrich zum Beſuch nach Dresden, etwas ſpäter auch der ältere Bruder Auguſt Wilhelm mit Frau von Staël, bei welcher ich durch ihn freundliche Aufnahme fand. Dieſe beiden Letzteren waren für mich nur eine ſchnell vorübergehende Erſcheinung, denn ſie eilten nach wenig Tagen weiter, mir aber gereichte es zur großen Freude, dem meiſterhaften Ueberſetzer des Calderon den Dank für den Genuß ſagen zu können, den er kurz vorher mir und meinen Freunden durch dieſes Werk ſo wie durch ſeine Blumenſträuße der italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie gewährt hatte. Ein Mann von ſolcher Fülle der Gaben, von ſolchem Umfang des Wiſſens wie A. W. Schlegel nahm allerdings neben den anderen geiſtigen, den Ton angebenden Mächten ſeiner Zeit einen hrenvollen Platz ein; ich mußte an ihm die Leichtigkeit bewundern, mit welcher er ſich über Alles, was mich am meiſten zu wiſſen verlangte, mittheilen konnte und die Freundlichkeit, mit der er es that, mit Dank anerkennen. Mehr edoch als mit ihm befreundete ich mich mit ſeinem jüngeren Bruder, dem Friedrich. Ohnehin blieb er viel länger ei uns als jener, und ſein ganzes Weſen ſprach mich doch och mehr als das des Bruders in der Tiefe an. Ich enke fortwährend mit Vergnügen an die Tage des Zuſammenſeins; er zog mich durch ein Vertrauen und durch ne Macht der Liebe zu ſich hin, die auch mein ganzes ertrauen gewann. Er, der ältere und geiſtig reifere Mann, verſtand Das, was ich in meinen damaligen Arbeiten eigentlich ſuchte und erſtrebte, faſt beſſer als ich ſelber und machte mich in vielen Dingen über mich ſelber klar. Er hatte eben um jene Zeit ſein Werk über die Sprache und Weisheit der Inder vollendet und dasſelbe war ſchon gedruckt in ſeiner Hand. In dieſe mir neue Welt führte er mich mit freundlicher Bereitwilligkeit ein.

Aus dem Zuſammentreffen und freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Friedrich Schlegel ging noch eine andere Bekanntſchaft hervor, die für mich und Henrietten eine unſchätzbare theuere; die für die Ruhe und das Glück meines ganzen Lebens von unberechenbar wichtigen Folgen war. Denn durch dieſe Bekanntſchaft iſt uns das Leben unſers einzigen Kindes, im wörtlichſten Sinne, wie ein Brand aus dem Feuer gerettet und neu zum zweiten Male geſchenkt worden.

Die Gemahlin des Friedrich Schlegel, eine Tochter des Moſes Mendelsſohn, hatte ihrem erſten Manne: Veit zwei wackere Söhne, Johannes und Philipp, geboren, welche damals beide nach Dresden gekommen waren, um ſich, ihrer Neigung folgend, unter der Leitung wackerer Meiſter für ihren künftigen Beruf zur Kunſt zu bilden. Der jüngere von Beiden, Philipp Veit, der nachmals ſo berühmt gewordene Maler, ſtand damals noch an der Gränze des Knabenalters, er war, als ich ihn kennen lernte, erſt 14 Jahre. Ich habe nur wenig andere Knaben geſehen, an welchen die innere, geiſtige Schönheit durch die äußere leibliche Wohlgeſtalt ſo ſichtbarlich hindurchbrach als bei dieſem. In ſeinen ſeelenvollen dunkelen Augen, wie in ſeinem Angeſicht lag der Reiz eines Wohlgefallens und der Gnade vor Gott und den Menſchen. Er gewann ſich die Liebe Aller, welche die Sprache ſeines Weſens verſtanden, nicht wie durch eine gewöhnliche leibliche Schönheit im Sturme, ſondern er faßte dieſelbe in kindlicher Zutraulichkeit, wie etwas, das ſein gehörte, ruhig und beſcheiden, zugleich aber auch für immer feſt in ſeine Hand. Er wurde mir und meiner Henriette, gleich von ſeinem erſten Eintreten an in unſer Haus, ſo lieb wie ein eigenes Kind, und kein anderes Kind hätte mit unſerer kleinen, noch nicht dreijährigen Tochter lieblicher ſpielen und ihr zuſprechen können als er. Es mag ein Zug der Ahnung geweſen ſein, der den ſtillen, ernſten Knaben zu einer ſo freundlichen Theilnahme an dem Kinde bewegte, deſſen Lebensretter er bald nachher werden ſollte. Er hatte das Weihnachtsfeſt mit uns gefeiert und an unſerer wie an des Kindes Freude ſich vergnügt. Am nächſten Abende kam er wieder, uns zu beſuchen. Wir hatten fremde Gäſte im Zimmer, außen im geheizten Vorzimmer ſpielte unſere Kleine. Dieſe hatte, wir wiſſen nicht wie? an dem Lichte, das, wie wir meinten, für ſie in unerreichbarer Höhe ſtand, einen kleinen bunten Wachsſtock angezündet, denſelben brennend auf den Fußboden geſtellt und tanzte mit ihrem weißen Feſttagskleidchen um ihn herum. Eben in dem Augenblicke, in welchem Philipp hereintrat, ſtand das Kleidchen in Flammen. Er aber, ſchnell entſchloſſen, warf ſich auf das erſchrockene Kind hin, löſchte mit ſeinen Händen und ſeinen Kleidern die Flammen aus; wir, weil ſo eben im Zimmer ſehr laut geſprochen wurde, hörten nichts von dem Schrei des Kindes, welches übrigens ſogleich wieder ſich beruhigt hatte, und ohne alle Verletzung geblieben war; der treue liebe Philipp, ohne unſeren Dank abzuwarten, hatte das Kind der Wärterin übergeben und ſich entfernt. Denn er allein, nicht das Kind, hatte von den Flammen gelitten, deren Spuren lange an ſeinen guten, fleißigen Händen ſichtbar blieben. Ich ſah dieſen theuren Menſchen ſeit unſerem Abgange aus

Dresden nach 26 Jahren noch einmal in Frankfurt, als vollendeten Meiſter. Er hatte als Jüngling das Schwert für die Befreiung des deutſchen Vaterlandes von der fremden Gewaltherrſchaft geführt. In gleicher Geſinnung führte er bald nachher in Rom als Künſtler den Pinſel zur Befreiung der alt ächten, deutſchen Kunſt von dem Geiſte der unwürdigen Effektmacherei und Verflachung, in die ſie durch fremden Einfluß gerathen war. Er ſchloß ſich mit jugendlicher Kraft und theilnehmender Hingebung an Cornelius und Overbeck an, arbeitete mit dieſen an den erſten Werken, darin der wiedererwachte beſſere Geiſt der deutſchen Kunſt ſich kund gab. Wie freute ich mich, als ich im J. 1826 zu Rom in der Villa Bartholdy die Fresken zur Geſchichte Joſeph's von Cornelius, Schadow und ihm, als ich in der vatikaniſchen Gallerie den Triumph der Religion, in der Villa Maſſimi die Szenen aus Dante's Paradies, in der Kirche Trinita de' Monti das herrliche Altarbild als Werke derſelben geſegneten Hand ſah, die mir mein Kind vom ſchmerzlichen Tode gerettet hatte.

Ich weiß kaum mehr, woher es zunächſt kam, daß Adam Müller und ich in Mißverhältniß mit einander geriethen, und ich kann dabei nur an den humoriſtiſch-einfachen Aufſchluß erinnern, den der alte gute Wandsbecker Bote über dergleichen Ereigniſſe gibt, daß nämlich Mißverſtändniſſe daraus entſtehen, daß die Leute ſich nicht recht verſtehen. Die Richtungen in dem Inhalte unſerer Vorleſungen ſollten ſo ſchön zuſammenſtimmen, wie die zweier Linien, welche parallel nebeneinander herlaufen, aber ſie liefen gleich anfangs wie zwei divergirende Linien von einander weg. Vielleicht waren ſie auch beide nicht recht geradlinig. Es that mir leid, denn es hatte die Aenderung einiger meiner damaligen geſelligen Verhältniſſe zur Folge, doch ging dieſes weder den Kern noch den äußeren Umfang jener Verhältniſſe an. Denn die Freunde aus früherer Zeit blieben uns dieſelben, auch mit Kügelgen und ſeiner Familie fanden wir uns inniger als jemals zuſammen, als wir mit ihm an der anderen Seite der Stadt, außen vor dem Seethore, gemeinſam in einem ſchönen, ländlich gelegenen Hauſe wohnten. Um dieſen Kern der nächſten Freunde hatten ſich auch, wie ſchon erwähnt, noch mehrere andere, geiſtig verwandte, ehrenwerthe, ſo wie liebe Perſönlichkeiten angeſchloſſen, und was den äußeren Umfang unſeres geſelligen Verkehres betraf, ſo war dieſer weit über unſer Bedürfniß, ſo wie über das Maaß meiner Faſſungskraft hinaus, angewachſen. Ich hatte, wie ich am Eingange dieſes Kapitels ſagte, in dem Strom, darein ich geſtürzt worden war, aus Angſt und Noth mich nicht nur aus allen Kräften bewegen, ſondern ſogar ſchwimmen gelernt, ich hatte die kindiſche Scheu vor dem Umgang mit den hochgeſtellten, an Bildung vorragenden Menſchen in gewiſſem Maaße überwunden und abgelegt.

24. Ein unheimliches Wohlbefinden.

Was unſern äußeren Wohlſtand betraf, ſo war dieſer, ſeit unſerer Verheirathung, noch niemals zu ſolch' anſehnlicher Höhe geſtiegen, als in dem Kometenwinter von 1807 auf 1808. Die Zuhörer ſolcher Vorleſungen, wie Böttiger, wie Adam Müller und ich ſie hielten, bildeten einen geſchloſſenen Kreis, der ſich, in ſchon hergebrachter Weiſe, für die belehrende Unterhaltung, die ihm in den langen Winterabenden gewährt worden war, auch äußerlich dankbar bezeigte. Dieſe, für uns nicht unwillkommene Sitte hatte ſchon die mündlichen Vorträge für ſich allein, zu einer, in unſeren genügſamen Augen ſehr einträglichen Goldgrube gemacht. Dazu kam nun noch ein anderer Gewinn, auf den ich niemals gerechnet hätte. Kaum hatte ich zum letzten Male in der „kerzenhellen Halle“ geſprochen, da kam der wackere, ehrenwerthe Buchhändler Arnold zu mir, und trug mir den Verlag des Manuſkriptes meiner Vorleſungen gegen ein Honorar an, das in meinen Augen ein überaus hohes war. Dennoch konnte ich mich nicht enthalten, obwohl in umgekehrter Weiſe, mit ihm noch darüber zu handeln, indem ich ihm meine Beſorgniß ausſprach, ob er bei ſo hohem Honorare wohl auf ſeine Koſten kommen werde und ihn bat, mir wenigſtens ein Fünftheil weniger zu geben als ſein Angebot war. Denn dieſe Vorleſungen waren mir von ihrem Anfange bis zum Ende ein ſolches Werk der Angſt und der Mühe geweſen, daß ich nur mit Widerwillen auf die beſchriebenen Blätter ſah. Ich verkenne es nicht, daß dieſe ungewöhnliche Mißſtimmung eine, wenn auch nicht ganz ungegründete, doch, von meiner Seite, eine undankbare war. Durch meine „Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft“ habe ich meinen literariſchen Ruf im deutſchen Vaterlande zuerſt begründet und meinen ſpäteren Schriften den Weg zu einer gewiſſen öffentlichen Theilnahme, ja zum Theil mir ſelber zu der amtlichen Stellung gebahnt, welche meinem äußeren wie inneren Berufe die angemeſſenſte war.

Ich hatte den Frühling und noch einen Theil des Sommers in der Stadt zugebracht, ich ſehnte mich nach jener Stille und Abgeſchiedenheit, die mir von meiner Kindheit an ein Element geweſen war, das mir für mein inneres Wachsthum und Gedeihen am meiſten zuſagte. Und wo konnte ich dieſes beſſer finden, als da, wo ich es ſchon oft gefunden hatte: im Hauſe der lieben Eltern zu Bärenwalde. Meinem wackeren, lieben Verleger Arnold war der

Vorſchlag, den ich ihm machte, daß mein Buch in Schneeberg gedruckt werden möchte, ganz willkommen, ich konnte dann, von dem nachbarlichen Bärenwalde aus, die Korrektur der einzelnen Druckbogen leicht beſorgen. Wir hatten beide nicht das Hinderniß vorausgeſehen, das ſich dort von einer Seite her, von der wir es am wenigſten erwarten konnten, dem Abdrucke meines Buches entgegenſtellte. Mein Landsmann und guter Bekannter Bretſchneider war ſeit 1807 Oberpfarrer in Schneeberg geworden, als ſolchem lag ihm das Geſchäft eines Cenſors ob über alle die Bücher, welche in der vielthätigen Schill'ſchen Offizin gedruckt und aus derſelben veröffentlicht wurden. Auch das Manuſkript zu meinem Buche wurde ihm zur Cenſur vorgelegt und er verweigerte den Abdruck. Ganz erſchrocken darüber kam der Buchdrucker zu mir nach Bärenwalde, und erzählte mir, was ihm mit meinem Manuſkripte geſchehen ſei. Es war doch in dem ganzen Buche auch nicht eine Zeile von politiſchem Inhalte, welche in der damaligen bedenklichen Zeit hätte anſtößig werden können, von der Theologie ſtand auch nichts darin, wir konnten beide die Veranlaſſung zu dem Verbote des Druckes nicht begreifen. Der Bruder aber des Buchdruckers, der geiſtreiche wackere Doktor Schill in Schneeberg, öffnete ſeinem Bruder und mir das Verſtändniß. „Es iſt die Naturphiloſophie“, ſo ſagte er, „welche den Herrn Oberpfarrer gegen das Buch ſo einnimmt, denn ihre Lehren, glaubt er, ſeien darin enthalten. Ich meine nicht, daß irgend ein anderer vernünftiger Cenſor gegen das Buch etwas einwenden würde.“ So war mein wackerer Buchdrucker beruhigt und ließ getroſt mein Buch mit Umgehung der Cenſur abdrucken.

Allerdings hat auch mich, wie ich dies ſpäter erwähnen werde, bei der Herausgabe der zweiten Auflage meiner Anſichten über den Inhalt der erſten Vorleſung ein kritiſches Bedenken ergriffen, ich möchte aber wohl mit Sicherheit behaupten, daß dieſes Bedenken auf anderem Grunde beruhte, als bei meinem damaligen, ehrenwerthen Cenſor, ich habe deshalb, nachdem ich die Unentſchloſſenheit, die mich auch bei der dritten Auflage noch irre führte, vollends überwunden, ohne Bedenken in der vierten Auflage mein Buch vollſtändig, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, wiedergegeben. Denn ich bin dabei, nach dem vorhin S. 232 gebrauchten Vergleiche, der Ueberzeugung geweſen, daß der Leſer von tieferer Einſicht den Deckel, der vorn auf dem Teleſcop liegt, mit Leichtigkeit abheben könne und das Machwerk dann mit Nachſicht betrachten werde. Es gibt Irrthümer, in denen ein Same der Wahrheit liegt, deſſen Keim nicht erſtorben iſt, ſondern der, wenn Thau und Sonnenſchein auf ihn fallen, leicht und gerne zur Entwickelung kommt.

So wohl es uns und unſerem Kinde in dem lieben Elternhauſe und ſeiner ſchönen Umgebung erging, war dennoch auch dieſes Wohlbefinden durch einen inneren Schmerz getrübt. Wie verödet, wie ſo ganz anders als ſonſt erſchien uns das Haus ſeit dem Tode des geliebten Bruder Philipp Martin, deſſen Wittwe ſich von den treuen Schwiegereltern hinweggewendet hatte, deſſen Kinder, das eine, der Sohn, in Plauen im Hauſe des älteren Bruder Martin, das andere, die Tochter, im Hauſe ihrer Tante Mühlmann, elterliche Aufnahme und Pflege gefunden hatten.

Es war ſchon gegen Ende des Sommers, da wurde ich plötzlich und in ganz unerwarteter Weiſe aus meiner Ruhe und der noch nicht ganz vollendeten ſchriftſtelleriſchen Arbeit abgerufen. Ich erhielt durch eine Staffette die dringende Einladung, mich unverzüglich auf den Weg zu machen, und nach Dresden an das Krankenbette einer ruſſiſchen Gräf.. (L***) zu kommen, die als Arzt meiner Hülfe begehrte. Wir nahmen im eiligen Vorüberfahren meine geliebte Mutter aus Hohenſtein mit uns nach dem von ihr noch nie geſehenen ſchönen Dresden, und dieſe ertrug die Beſchwerden dieſer zum Theil nächtlichen Reiſe auf den damals ſehr unbequemen Extrapoſtfuhrwerken gerne, ſowie ohne Nachtheil. Welche Freude war das für uns, der lieben Mutter all' die Herrlichkeiten der Stadt und ihrer Umgebung zu zeigen, bei deren Anblick und Genuß ſie ganz jugendlich wurde. Aber auch dieſe Freude blieb nicht ungetrübt. Meine eigene heitere Stimmung wurde ſehr herabgedrückt durch die Ueberzeugung, die ich gleich bei dem erſten Beſuche am Krankenbette der Gräfin gewann, daß dieſe treffliche Frau durch menſchliche Kunſt vom Tode nicht mehr zu retten ſei. Sie lag, in Folge eines mehrjährigen Lungenleidens, an Abzehrung und tiefſter Entkräftung darnieder; was die Kunſt vermöge, das hatten große Aerzte in Petersburg, Wien (Prag?) und in den berühmteſten Heilbädern vergeblich an ihrem Leben verſucht, und nun ſollte ich armer Anfänger noch Hülfe ſchaffen. Zweimal, ja dreimal täglich, brachte ich, oft eine ganze Stunde, bei der Kranken zu, an deren Leiden, ſo wie an dem Schmerze der Ihrigen ich recht herzlichen Antheil nahm. Schon hierdurch wurde mir der Genuß vom Beſuche der Mutter, die ich ſo gerne weiter mit der Umgegend bekannt gemacht hätte, in Etwas, noch mehr aber dadurch verkümmert, daß die Mutter ſelber von dem heftigen Magenkrampfe, davon ſie ſeit einer Reihe von Jahren ganz befreit geweſen, wieder befallen wurde. Da ergriff ſie nach einem Aufenthalte von wenig Wochen bei uns das Heimweh nach dem Orte ihrer Geburt, nach den Gräbern ihrer Eltern, ihres Bruders, ihres Mannes. Sie eilte in ihr ſtilles

Wittwenhaus zurück, wo ſie bald wieder genas und zum großen Segen für uns noch einige Jahre lebte.

In unerwarteter Weiſe trat bei dem leiblichen Befinden der Gräfin eine günſtige Wendung, ja eine ſcheinbare Beſſerung ein. Sie konnte ſich von ihrem Lager erheben, konnte Stundenlang außer demſelben ſein, meinte ſich kräftiger zu fühlen, als ſeit Jahren. Sie und mit ihr alle ihre Verwandten gaben ſich der Hoffnung hin: die Krankheit werde nicht zum Tode, eine Wiedergeneſung noch möglich ſein. Es war das letzte Aufflackern einer Flamme, die ihrem Verlöſchen nahe war. Die in ſolcher Jahreszeit ſeltene, faſt ſommerwarme Witterung; das unverdiente Vertrauen, das die gute Dame in mich und meine Arzneimittel ſetzte, welche wohl allerdings mit der zugleich angeordneten Diät einigen Antheil an ihrer Wiederbekräftigung gehabt haben mochten; die Freude an dem Wiederſehen ihrer Mutter und Schweſterkinder, von denen ſie durch ihre Reiſe lange getrennt geweſen, alles Dieſes zuſammen hatte den günſtigen Anſchein ihres Wohlbefindens hervorgerufen, der nur ein gar zu ſchnell vorübergehender war. In der Mitte des Oktobers trat plötzlich eine regnig-kalte Witterung ein. Da brach der täuſchende Anſchein der Beſſerung ſchnell zuſammen; eine unvorſichtige Erkältung mochte noch dazu gekommen ſein; die Kranke war, wie man meinte, am Sterben. Gleich als könnte ich das Ende aufhalten oder erleichtern, behielt man mich ſelbſt bei Nacht in der Wohnung und in der Nähe der armen Leidenden, welche jetzt nicht allein an Beängſtigungen des Leibes, ſondern auch des Gemüthes litt. Ich ſprach über Beides, ſo wie über meine eigene ärztliche Rathloſigkeit meine Ueberzeugung aus; ich ließ [illegible] ſelbſt der Kranken, deren der Wahrheit offenes, treues Herz mir der offenen Wahrheit werth ſchien, meine ernſte Beſorgniß merken; bewirkte es, daß ihr gleich wie einer Sterbenden ein geiſtiger Zuſpruch gewährt würde.

Mein ganzes damaliges Benehmen würde auch wohl von Vielen Anderen ein ungeſchicktes genannt worden ſein; in der Umgebung der Kranken fand man es mehr als das, man hielt es für unverzeihlich und roh.

Ich finde es ſehr natürlich, daß man von der ſo lieb gewordenen Hoffnung ſich nicht ſo leicht trennen wollte; mir ſelbſt war es ſehr erwünſcht, daß man andere Aerzte, als mich, an das Krankenbette rief, auf welches ſo manches liebende Auge mit ängſtlicher Sorge blickte. Dennoch hielt ich mich durch das erkaltete Benehmen Derer, die noch kurz vorher mich über all' mein Verdienſt geehrt und erhoben hatten, an meinem hierdurch verwöhnten Ehrgeize tief gekränkt; ich zog mich in einer unſchicklichen und unbeſcheidenen Weiſe ganz von der Theilnahme an der Behandlung der Kranken zurück. Der Bruch war jetzt vollendet; bei dem Anſehen, in welchem mit Recht die von mir beleidigte Familie in dem ganzen Kreiſe der vornehmen Ruſſen und Polen ſtand, unter denen ich ſeither allein Gelegenheit zur ärztlichen Praxis gefunden, war es mit dieſer zugleich am Ende. Auch in der Folge würde ich niemals wieder einen Anknüpfepunkt des zerriſſenen Fadens geſucht und gefunden haben, obgleich der aufrichtige Geheimerath Bezold, der unter den neu herzugerufenen Aerzten war, gleich beim erſten Beſuche der Kranken, ebenſo wie ich es gethan, ihr, nach menſchlichem Wiſſen unvermeidlich nahes Ende den Verwandten vorausgeſagt hatte. Und dieſes kam auch nach wenig Wochen, denn nach abermaligem kurzem, anſcheinendem Aufleben der Kräfte und der Freude am Leben, noch ehe das letzte herbſtliche Laub von den Bäumen fiel, war auch dieſe edle, zu frühe vom Wurme gebrochene Frucht gefallen.

Im Grunde genommen fühlte ich mich, wie von einer ſchweren Laſt enthoben, als ich nicht mehr, wie ich freiwillig mit immer größerer Aufopferung der Zeit und der Kräfte gethan, der vergebliche Hüter eines unaufhaltſam hinſiechenden Lebens ſein durfte. Ueberhaupt hatte ich bei den letzten Erfahrungen, die ich gemacht, gegen dieſe Art der ärztlichen Praxis einen gründlichen Widerwillen bekommen. Aber was ſollte ich, verwöhnt durch mein ſeitheriges äußeres Wohlbefinden, jetzt weiter anfangen? Dresden hatte Aerzte genug und erfahrenere ſowie geſchicktere als mich; noch einmal, wie man mir rieth, Vorleſungen vor der vornehm gebildeten Welt zu halten, dazu hätte mich auch die äußerſte Noth nicht vermocht; das Bücherſchreiben war mir auch verleidet.

Und dennoch war die Frage über das Wie und Wohin? meines äußeren Lebens nicht Das, was mich am meiſten drückte; in meinem Inneren war ein Gefühl der Zerriſſenheit und des Unfriedens, wie ich niemals vorher es empfunden; ich ſagte mir ſelber: ſo kann es in und mit mir nicht bleiben; ſo, in dieſem unnütz leidenſchaftlichen Bewegen und Verlangen, ich weiß ſelbſt nicht nach Was? gehe ich zu Grunde.. Ich ſprach es auch gegen meine Freunde aus, Köthe tröſtete mich am kräftigſten, am wenigſten aber der etwas rauhe, übrigens ſehr ehrliche Dr. Buchhardt, denn was dieſer mir ſagte, das war, obwohl mit anderen Worten, nichts Anderes als ein fataliſtiſch lautender Ausſpruch: „auch in das unvermeidliche Schickſal des äußeren wie inneren Zugrundegehens, in das Mißlingen aller Beſtrebungen, mußte man ſich ſagen, es ſeien öfters nur Regungen geweſen, die, von der Phantaſie hervorgerufen, ohne Kraft und ohne Beruf zu ihrer Vollendung wie Träume aufſtiegen und vergingen.“

Das Hoffen aber in meinem Inneren, daß ſich auch für mein Leben und Wirken noch eine feſte, ſichere Stellung, ein vorher beſtimmter Beruf finden werde, ließ ſich weder durch meinen eigenen Kleinmuth, noch durch fremden Unglauben verdrängen und vernichten; es kam, wie ein leichtes Holz, auch wenn es noch ſo tief in die Fluthen verſunken war, herauf an die Höhe.

25. Die rechte Stunde.

Die rechte Stunde zur Hülfe, ja zur Rettung des ganzen Lebens und ſeine Zukunft war gekommen, und dieſe Rettung, weil ſie einer Noth galt, die nicht allein vom Weſen der Zeit war, trug ſchon in der Weiſe, in der ſie erſchien, die Kennzeichen eines höheren Urſprunges an ſich, als jene der zeitlichen Ereigniſſe iſt.

An einem Herbſtabende, in der letzten Zeit des Octobers, als die Abendröthe über dem ſchönen Plauen'ſchen Grunde und ſeinen Bergen ſtand und ich an den Gärten vorüber nach Hauſe ging, niedergedrückt und beängſtigt durch die zu Nichts führenden Sorgen, da kam mir auf einmal, wie in jener Nacht, darin mir mein Kind geboren wurde (S. 160) die Freudigkeit und der Muth, recht herzlich zu beten: „Du, der du mir das Verlangen ſelbſt in's Herz gegeben haſt, welches jetzt, ſo wie ich lebe und wo ich ſterbe, keine Nahrung findet; der Du das Schreien der Raben hörſt, die dort in der Abendröthe fliegen; höre auch das Seufzen meines Herzens! Errette Du mich aus dem

Gewirre und aus dem Dunkel, darein der Weg meines Lebens gerathen iſt und daraus ich keinen Ausweg weiß. Siehe, in dieſem meinem jetzigen Treiben und Abmühen muß das Beſſere, das Du in mich gelegt haſt, zu Grunde gehen; — Du weißt ja Alles. Darum führe Du mich hinaus aus dieſem Gedränge, leite meinen Weg dahin, wo ich Das finden kann, was mir Ruhe gibt und darnach mich ſo von ganzer Seele verlangt.“

Dieſes Gebet wurde wunderbar erhört. Fern von Dresden — in München, lebte damals mein theurer Lehrer und Freund Schelling in einer einflußreichen Stellung. Dieſer hatte, in derſelben Zeit, in welcher mein Sehnen, aus dem Labyrinth, darein ich gerathen, hinauszukommen, ſo lebendig und laut wurde, den Oberſtudienrath von Niethammer gefragt, ob er ihm keinen paſſenden Mann für die Direktorſtelle an dem damals eben neu zu errichtenden Realinſtitute in Nürnberg vorzuſchlagen wiſſe? „Ich wußte“, ſo ſchrieb mir Schelling in ſeinem Briefe vom 27. Oktober (1808), „im Augenblicke nicht, wen ich nennen ſolle; vorgeſtern, in der Nacht, fiel mir plötzlich Ihr Name ein; ich begriff auf der Stelle, daß Sie der Mann dahin wären wie kein Anderer, eilte daher geſtern Morgen mit dem Gedanken zu Niethammer, der nicht ſäumte, Gebrauch davon zu machen, noch geſtern höheren Ortes Alles in's Reine zu bringen und mir nun bereits heute den Auftrag ertheilt hat, mit Ihnen deshalb in Unterhandlung zu treten.“ — Der ungefähre Inhalt des Privatbillets, in welchem Niethammer den Erfolg ſeiner Bemühungen für meine Einberufung zu der Stelle an Schelling mittheilte, lautete mit den Worten des Briefes von dieſem übereinſtimmend: „Ihr Nachtgeſicht geht ſchnell in Erfüllung. Auf meinen Antrag iſt es höheren Ortes genehmigt worden, den Doctor Schubert aus Dresden für die Direktorſtelle am Real-Inſtitut zu Nürnberg einzuberufen" u. ſ. w.

Schelling's Brief aus München kam am 2. November (1808) in meine Hände, in einer Abendſtunde, darin ich von den Tönen einer rührenden Trauermuſik und einem Geſang der Gräber in einer Stimmung des Gemüthes war, in welcher wir die Herkunft ſolcher Botſchaften, wie der Brief enthielt, leichter anerkennen als andere Male. Der Inhalt meines Gebetes draußen vor der Stadt, beim Aufglänzen der Abendröthe, war mir zwar unvergeßlich geblieben und wird mir dies immer bleiben; den Tag aber, an welchem mir die kräftig freudige Anregung dazu gekommen war, hatte ich mir nicht genau gemerkt. Als ich aber nach den Angaben der Zeit, welche der Brief enthielt, zurückrechnete, fand ich es mehr als wahrſcheinlich, daß es derſelbe Abend geweſen war, in deſſen darauf folgender Nacht meinem väterlichen Freunde Schelling die plötzliche innere Aufforderung gekommen war, mich zu der Stelle in Nürnberg vorzuſchlagen. Ja, nach ſo manchen ſpäteren Erfahrungen, die ich in den Führungen meines inneren wie äußeren Lebens gemacht habe, iſt mir jene Vermuthung noch feſter begründet worden. —

Das Geſetz einer allerhaltenden Ordnung in der Natur, nach welchem die Welten in ihren Bahnen ſich bewegen, des Lebens Mangel und ſeine Sättigung allenthalben ſich begegnen, zeugt allerdings von dem Daſein einer ſchaffenden Weisheit, die ihren vorſorgenden Rath an den Werken der Sichtbarkeit herrlich hinausgeführt hat. Wie aber? iſt denn dieſe ewig ſchaffende Weisheit mit ihrem vorbedachten Reihe nur unter jenen unabänderlichen Naturgeſetzen beſchloſſen, welche über dem Seyn und Beſtehen alles ſichtbar Geſchaffenen walten? Gliche ſie denn nicht in ihrem unverrückbaren Laufe durch den Wechſel unſerer Schmerzen und unſerer Freuden dem Wagen des indiſchen Abgottes Jaggernath, welcher, wenn der Zug ihn darüber hinführet, die Schaaren auch der Anbetenden, unter dem Drucke ſeiner Räder zermalmt? Ein ſolcher naturgeſetzlicher Gott könnte, „als ob er dichte, oder über Feld gegangen ſei oder ſchlafe“, den Hülferuf der Einzelnen in der Stunde ihrer Noth nicht hören, ihres Jammers nicht achten; denn dieſe Noth, dieſer Jammer, kommt oder vergeht, nach der unabänderlichen Nothwendigkeit des Naturgeſetzes, in welchem der Wille des Schöpfers beruht.

Der Glaube der Kinder jedoch kennt einen Gott, welcher in dem Hauſe der Sichtbarkeit, dem er ſein Entſtehen, ſeine Ordnung gab, als ein Vater waltet unter ſeinen Kindern, als ein Herr unter den Seinen. Der dem Geiſte des Menſchen das Wort gab, das den Herrn und Vater bei ſeinem Namen nennt, ſollte der die Stimme nicht hören, die bei dieſem Namen Ihn ruft? Wie jeder kleine Weltkörper, ja jeder Weltentrümmer (m. v. S. 152), der um die Sonne kreiſet, auf dem Wege ſeiner Bahn von dieſer gehalten und von ihr nach ſeinem Maaße ſo mit Licht verſorgt wird, als ſei die Sonne nur für ihn, er für ſie allein da, ſo hält ſich der Kinderglaube feſt an ſeinen Herrn und Vater, als ſei dieſer nur für ihn und ſeine Noth, er aber mit ſeiner Noth für den Vater da. Und dieſer iſt nahe allen Denen, die Ihn mit Ernſt anrufen, ja Er gibt mehr als wir bitten und verſtehen, denn ſein väterlicher Rath über uns umfaßt mit dem Leben der Zeit zugleich das der

Einigkeit. — Auch mein Rufen in der Noth an jenem Abend, von dem ich ſoeben ſprach, hat eine Erhörung gefunden, deren Segen weiter ging, als auf die Hütten meiner Pilgerſchaft.

Mir war es wie einem Träumenden, als ich den Brief, den bedeutungsvollſten für mein ganzes Leben, aus der Hand des Freundes empfing. Wie ein thöricht Träumender, wie ein vom Tageslichte, das ihm plötzlich in die Augen fällt, Geblendeter, bemerkte ich in den erſten Augenblicken die Fernſicht noch nicht, die ſich mir auf einen geebneten Weg zu dem Ziele meines inneren Berufes aufthat, bald aber erwachte ich aus dem Traume und ward freudig, dem Rufe zu folgen. — Der November hatte noch milde, ſelbſt einzelne ſonnige Tage, ich benutzte ſie nach Möglichkeit, um Das, was mich in Dresden und ſeiner herrlichen Umgebung ſchon bisher erfreut hatte, noch einmal oder genauer und beſſer als bisher zu ſehen. Zu den Herrlichkeiten der letzteren Art gehörte namentlich die Gegend am oberen Laufe der Elbe, gegen Böhmen hin: die ſogenannte ſächſiſche Schweiz, an deren Anblick aus der Ferne ich mich, von der großen, ſteinernen Brücke aus, oft ergötzt hatte. Nur in Begleitung meines liebſten, vertrauteſten Freundes Köthe, machte ich mich auf, zu einer Fußreiſe in dieſe Landſchaft, deren eigenthümliche Gebirgsformen auf die Sinne einen Eindruck machen, ſo mächtig, daß er durch keinen anderen ſpäteren ganz verdunkelt werden kann. Mir iſt dieſe kleine Reiſe, nicht durch die Freuden allein, welche die Natur, ſondern eben ſo ſehr durch jene, die mir das ſeelenvergnügte Beiſammenſein mit dem Freunde gewährte, eine der genußreichſten meines Lebens geweſen. Wir hatten uns nach alle dem, namentlich für mich ſehr Lehrreichen, das wir geſehen, zuletzt noch auf dem Wintersberge an der Ausſicht nach dem böhmiſchen Mittelgebirge und der reichen Landſchaft ergötzt, welche das Gebirge in Süden, in Oſten und Weſten begränzt. Auf dem Heimwege in etwas anderer Richtung erinnerte mich noch der Anblick des alten Ritterſchloſſes von Dohna an eine Nacht, die ich im vorhergehenden März meiſt wachend neben der Kammer zugebracht hatte, darin ein mir ſehr werther Todter ruhete, und an den merkwürdigen Traum, der mir in Dresden, in der Nacht vorher, ehe mich dieſer Todesfall nach Dohna rief, das unerwartete Ereigniß voraus verkündete. Ich ſprach mit dem Freunde viel über das Ferngeſicht der Träume, aber obgleich ich ſelbſt im Wachen öfters ein Träumer war, ſollte ich doch bald nachher erfahren, wie ſolche Vorausgefühle täuſchen können. Um Weihnachten 1808 war eine mehr als gewöhnliche Kälte eingetreten; ſie hatte ihren Einfluß auch auf mein leibliches Befinden erwieſen, das ſchon vorher, vielleicht in Folge mancher äußeren wie inneren Unruhe ein leidendes war. Ich ſelbſt meinte die Anfänge eines andauernden Bruſtleidens an mir wahrzunehmen, mein damaliges Ausſehen machte dieſe Vermuthung nicht unwahrſcheinlich. An dem letzten Abend des Jahres waren wir noch mit Kügelgen's zuſammen bei dem Freunde D. Volkmann. Es war da von dem Zuſtande der Seelen in dem unbekannten Jenſeits die Rede: „Wir Beide,“ ſo ſagte ich ſcherzweiſe und dennoch innerlich in ernſtem Sinne zu der öfters kränklichen Freundin v. Kügelgen, „werden wohl am erſten es erfahren, wie es dort Jenſeits zugeht.“ Dieſes

Vorausahnden hat ſich nicht beſtätigt; lange vor uns beiden ſtarb die damals noch geſunde Frau D. Volkmann; der kräftig blühende v. Kügelgen fiel unter Mörderhänden, ich lebe noch. Uebrigens werde ich von einem ſeltſamen, räthſelhaften Ereigniſſe, das ſich auf den Inhalt unſeres Geſpräches in jener Neujahrsnacht bezog, vielleicht noch ſpäter reden.

Der Abſchied von ſo manchem werthen, lieben Freunde, den ich in Dresden gefunden, ward mir nicht leicht. Von einigen dieſer Freunde, namentlich von Dippold, war es ein Abſchied auf Lebenszeit.

Wir blieben bis zu der Mitte des Januars (1809) noch in Dresden, dann machte ich mich auf den Weg nach dem Ziele meiner neuen Beſtimmung. Die Rettung aus einer großen Lebensgefahr, in die ich mich auf der Reiſe nach meiner kleinen Vaterſtadt unbedachtſam begeben hatte, ertheilte dem Gedanken eine neue Kraft, daß eine höhere Hand mich auf meinem Wege geführt habe, und mich zum rechten Ziele geleiten werde. Wie leicht hätte es mir damals ergehen können, wie Leske, der auf ſeinem Wege nach Marburg, dahin er berufen war, den Tod fand. Nach kurzem Verweilen bei meiner lieben Mutter eilten wir in's Elternhaus nach Bärenwalde, wo ich mein Anſtellungsdekret aus Bayern ſchon zu finden hoffte. Ich fand es nicht, und ſeine Ankunft ließ über Vermuthen lange auf ſich warten. Die damaligen kriegeriſchen Bewegungen, der nahe drohende Ausbruch eines Kampfes zwiſchen Oeſterreich und dem mit Frankreich verbündeten Bayern erregte einige bange Sorgen. Durch den Zulauf vieler Patienten ward ich mehr denn ſonſt vorher in das Geſchäft des Arztes. hineingezogen, von welchem ich mich jetzt bald auf immer losſagen wollte. Hiermit, wie mit den Vorbereitungen auf den Antritt meines nahe künftigen Berufes verging mir die Zeit des bänglichen Harrens. Die ſehnlich erwartete Einberufung nach Nürnberg kam mit dem Eintritte des milden Frühlingswetters zugleich. Die Bande des Blutes und der Dankbarkeit, die uns an die Eltern, an Geſchwiſter, wie an das Vaterland feſthielten, waren ſtark, ſtärker jedoch als ſie war der Zug nach dem Wege einer von uns nicht ſelbſt geſuchten, ſondern aus der guten Hand Gottes uns gegebenen Beſtimmung. Getroſt und freudigen Muthes traten wir, das Kind in unſerer Mitte, die Reiſe nach der neuen Heimath an.

Der Erwerb
aus einem vergangenen
und
die Erwartungen
von einem zukünftigen Leben.

Eine Selbſtbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,

Doctor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doctorwürde, Geheimrath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München.

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung.

Erlangen, 1855.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Der Schulmann und Schüler.

Vorrede

zum zweiten Bande.

Bei dem Ueberblick über den Inhalt dieſes zweiten Bandes meiner Selbſtbiographie mögen ſich wohl manchem Leſer derſelben Fragen aufdrängen, die zu einer Beantwortung auffordern. Wie klein iſt im Verhältniß die Reihe der Jahre, wie unbedeutend ſind die Ereigniſſe, an denen hier meine Lebensbeſchreibung langſamen Schrittes vorüberführt; wie wenigen Leſern zum Dank geſchrieben ſind die weitläufigen Berichte aus dem Leben eines Schulmannes in Nürnberg und ſelbſt die vielen Schilderungen der einzelnen Perſönlichkeiten, welche dem Biographen auf ſeinem Lebenswege begegneten. Und ſind dieſe Schilderungen nicht großentheils Bilder, an denen überall nur Licht, nirgends der Schatten zu ſehen iſt, welcher das Licht begleitet?

Der Verfaſſer darf ſich, ſtatt einer ausführlicheren Beantwortung dieſer Fragen, auf ſein Buch ſelber berufen. Schon in dem Titel, ſo wie in vielen einzelnen Stellen desſelben hat er die Abſicht angedeutet und ausgeſprochen, daß ſeine Selbſtbiographie mitten in den Berichten über ſeine äußeren Führungen, zugleich, ja zunächſt die Entwickelung ſeines inneren geiſtigen Lebens in möglichſter Aufrichtigkeit und Treue darſtellen ſolle. Hierbei iſt der Maaßſtab nach Jahren und Tagen der Erde nicht anwendbar; der einzelne Tag, ja die einzelne Stunde kann von einer Bedeutung und von Folgen ſein, welche im Verlaufe des äußeren Lebens und ſeiner Entwickelung lange Reihen von Jahren nicht haben. Aus dieſem Grunde haben mir die ſieben Lehrer- und Lehrjahre in Nürnberg einer höheren Beachtung werth geſchienen, als viele Jahrzehende meines übrigen Lebens.

Was die Schilderungen der Mitwanderer und Mitlebenden betrifft, denen ich mich öfters mit dankbarer Liebe hingegeben, ſo erinnere ich hierbei an Das, was ich Bd. I S. 256 u. a. über den inneren Beweggrund geſagt habe, der mich hierzu antrieb. Zugleich aber bekenne ich willig jene Schwäche meiner inneren Augen, welche, wie das äußere Auge eines Greiſes, faſt nur noch zum Sehen der weißen und hellen Farben eines Bildes, nicht aber der Schattenſtriche und kleinen dunklen Flecke, geeignet ſind. Man pflegt ja alten Leuten gern manche Schwäche nachzuſehen, durch welche ſie den unverſtändigen kleinen Kindern gleich werden. Dahin mag auch die Neigung gehören nach dem Lichte und nach dem Hellen, lieber als nach dem Dunklen zu ſchauen.

Auch einzelne Uebereilungen und Verirrungen meines alten Gedächtniſſes möge man mir vergeben;

namentlich jene, in welcher ich auf S. 214 ſtatt des alten, originellen, Prälaten Oettinger ſeinen Freund Flattich nannte. Die Briefe an meine jüngſte Schweſter, welche von ihr großentheils treulich verwahrt, als ein Erbtheil wieder in meine Hände kamen, ſind mir bei meiner Arbeit ſehr zu ſtatten gekommen.

München, 9. Mai 1855.

Der Verfaſſer.

Inhalt

Kap.		Seite
26.	Kriegsgeſchrei und bürgerliche Stille	260
27.	Die erſten Wochen in Nürnberg	271
28.	Politiſches und Unpolitiſches	302
29.	Noth, und Hülfe	332
30	Ein Blick in den inneren Haushalt	347
31.	Der Weg zu einem Brodhaus	349
32.	Der Roſenbäcker J. M. Burger	358
33.	Ein kleiner Anfang	380
34.	Der Sommer und Herbſt von 1810	396
35.	Berichte aus der alten und neuen Heimath	413
36.	Ein ſchwerer Abſchied	421
37.	Der Reiz der neuen Sterne	428
38.	Das Leben eines Einſamen	436
39.	Die unerwartete Wendung	458

Kap.		Seite
40.	Stunden des Friedens mitten in den Tagen der Kämpfe	466
41.	Der glückliche Anfang	471
42.	Ein thalabwärts gehender Weg	486
43.	Ein Rückblick vom Ende des Weges	491
44.	Ein Seitenweg, der dennoch zum Ziele führt . . .	499

26. Kriegsgeſchrei und bürgerliche Stille.

Bis nach Plauen, zum Hauſe der Geſchwiſter (nach S. 62) hatten uns, von Bärenwalde aus, die beiden Väter der Familie: Martin und Mühlmann begleitet. Noch einmal ein ſtill vergnügter Abend im Kreiſe der Verwandten, eine ruhige Nacht unter heimathlichem Dache. — Dem alten Vater Martin verſagte die Stimme, ſein graues Haupt und die Hände zitterten ihm, als er von uns und der kleinen Enkelin Abſchied nahm. Doch wir ſchieden ja auf Hoffnung.

Am 19. März (1809) in früher Morgenſtunde ſaßen wir im Wagen und zogen nun einſam und allein unſeres Weges. Noch geſtern hatte ein plötzlich wieder eingetretener Nachwinter mit ſeinem Schneegeſtöber den Himmel getrübt und das Land durchzogen; heute beſchien die aufgehende Sonne den friſch gefallenen Schnee; die Luft war mild, der Himmel klar und unbewölkt. Es war, als ſollten mich die Rabenkrähen, welche hoch über unſerem Wagen hinflogen, an den Abend erinnern, an dem (nach S. 251) Das ſeinen unſichtbaren Anfang nahm, was ſo eben in ſichtbare Erfüllung gehen ſollte. Nicht aber laut ſchreiend und in Schaaren durcheinander flatternd, ſondern ſtill und zu zweien gepaart, zogen heute die alten, geflügelten Bekannten zu der Bauſtätte ihres künftigen Neſtes im Hochwalde hin. Auch in unſerem Innern war jetzt das Rufen der Noth verſtummt, das unruhige Gedränge von außen war fern von uns gewichen; ein ſtilles Hoffen und Erwarten bauete ſich die Träume ſeiner Zukunft wie in ein heiteres Himmelsblau hinein.

Freilich wäre für uns gar Manches zu bedenken geweſen, das unſeren Träumen eine andere Färbung geben, das inwendige Himmelsblau hätte trüben können; aber zu ſolchem Bedenken ließen wir uns in den erſten Morgenſtunden des Tages keine Zeit. War doch heute Sonntag und zwar Judica, der freundliche Vorläufer des Palmen- und Oſterfeſtes; draußen in der Natur, wie in den Dörfern, durch welche wir fuhren, ſah es ſo friedlich ſtill und ruhig aus, daß ſich auch das Menſchenherz zur Ruhe geſtimmt fühlen mußte. Als wir jedoch, über die ſächſiſche Gränze hinüber in das Baireuther Oberland kamen, das ſich damals im Beſitz der Franzoſen befand, da ward es uns ſo zu Muthe, als ob man uns ſtatt eines Gedichtes von lieblichem, herzerhebendem Inhalte, das wir ſo eben geleſen, ein Zeitungsblatt vor Augen hielte, darin von nichts Anderem die Rede wäre, als von Krieg und Kriegsgeſchrei. Denn gleich jenſeits der Tafel mit dem franzöſiſchen Adler, welche die fremde Gränze bezeichnete, erinnerten uns die bewaffneten Vorpoſten, etwas weiter hin ein Artilleriepark mit ſeinen Kanonen, ſo wie ein anſehnliches Piquet von Reiterei an Das, was damals jedem Zeitungsleſer bekannt war: an den nahe drohenden Ausbruch eines Krieges zwiſchen Oeſterreich und Frankreich. Eines Krieges, deſſen Kämpfe zunächſt hier an der Gränze zwiſchen Bayern und Böhmen zu erwarten ſtanden, an deren Saum unſer diesmaliger Weg nachbarlich vorbei führte. Denn ſchon ſeit länger als einem Monate hatte Oeſterreich ein mächtiges Heer ausgerüſtet und gegen die Gränze in Bewegung geſetzt, an welcher nur noch der Reſt jener großen Armee dem Angriffe entgegen ſtand, welche Napoleon im vergangenen Herbſte, nach dem Abſchluſſe eines ſcheinbaren Friedens, aus Deutſchland hinweggezogen hatte nach dem Kampfplatze auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Es gab damals Viele, welche daran zweifelten, daß den Franzoſen im Vereine mit den Bayern die Aufgabe gelingen werde, dem Vordringen des übermächtigen Feindes ſo lange Gränzen zu ſetzen, bis ihr großer Meiſter im Kriege, deſſen kühner Geiſt keine hemmenden Gränzen kannte, mit ſeinem Heere aus Frankreich herbeikäme. Oeſterreichs Streitkräfte waren den Gegnern weit überlegen, und nicht nur im Oſten, von Böhmen, auch aus Süden, von Tirol her, drohete Bayern ein Kampf, dem es in dieſem Augenblicke kaum gewachſen ſchien. Das, was noch am vorigen Abende, wenn ich nicht irre, mein verſtändiger Freund Hartenſtein, der Compagnon des Schwager Martin, in ſchonender Weiſe ausſprach, und was mir geſtern faſt nur zu den Ohren, nicht zum Herzen einging, mußte mir heute, beim Anblick des kriegeriſchen Treibens, wohl wieder in den Sinn kommen. „Wenn, wie dies allerdings möglich ſcheint", ſo ungefähr äußerte ſich der Freund, „Oeſterreich ſiegte, dann könnte wohl leicht auch für die treu anhängliche Reichsſtadt Nürnberg die alte Ordnung der Dinge zurückkehren. Wie weit ſich aber mit dieſer Ordnung eine Lehranſtalt von ganz neuer Form vertragen könne, welche Bayern ſo eben erſt der Stadt geben wollte, das werde ſich dann zeigen. Doch mein Ruf an dieſe neue Lehranſtalt gehe ja nicht von Nürnberg, ſondern von München aus, dort werde man wohl weiter für mich ſorgen; gefaßt aber müſſe man ſich in jedem Falle machen auf manches Unerwartete in der nächſten Zeit."

Allerdings zeigte ſich's bald nachher, daß die Bedenken unſeres Freundes nicht ganz ohne Grund waren, dennoch ließ ich mir dieſelben auch heute, beim Anblick der Kriegsrüſtungen, nicht ſehr zu Herzen gehen. Dieſes wurde, nicht durch den Leichtſinn allein, ſondern auch durch den Gedanken in Ruhe erhalten, daß ja der Ruf, dem ich jetzt folgte, zuletzt weder von Nürnberg, noch von München, ſondern noch höheren Ortes ausgegangen ſei.

Man hatte uns auch Sorge gemacht darüber, ob wohl unſer Paß, der von dem Landgericht in Wieſenburg ausgeſtellt war, zu welchem Bärenwalde gehörte, Gnade finden werde vor dem franzöſiſchen Gränzpoſten. Wir ließen denſelben durch unſere Kleine dem bärtigen Soldaten einhändigen, der zu uns an den Wagen trat, und dieſe, ohne Furcht vor dem großen Barte und der hohen Mütze des Mannes, that es mit einer Miene, als ob ſie ihm wunder welche angenehme Gabe überreiche. Der Kriegsmann lächelte, und nachdem er das unanſehnliche Papier kaum recht angeſehen, gab er es dem Kinde freundlich nickend zurück. Lieber, als uns, hätten, ſo ſchien es uns, die Herren an der Gränze unſere ſtattlichen Pferde angehalten. Da ſich aber der Knecht, der uns fuhr, als ein Poſtillon aus der benachbarten, ſächſiſchen Gränzſtadt nachwies, ließ man auch ihn und ſein Geſpann paſſiren. So war ſchon die erſte vermuthete Schwierigkeit beim Eintritte in das fremde Land gehoben.

In Hof auf der Poſt, deſſen Beſitzer ein Bruder unſerer Schwägerin in Plauen war, führte man uns in eines jener vornehmeren Gaſtzimmer, welche ganz von franzöſiſchen Offizieren erfüllt waren. Man ſpeiſte da ſo eben zu Mittag; die freundliche Hausfrau wies uns unſeren Platz neben einem Offizier an, der, ein Mann von ſchon vorgerücktem Alter, ein beſonderer Freund der Kinder ſchien. Denn er ſtellte unſerer Kleinen allerhand Süßigkeiten vom Nachtiſch und Gebackenes zum Mitnehmen zu, wurde durch ſeine Freundlichkeit gegen das Kind auch mit uns, den Eltern, befreundet, und ich that mein Möglichſtes, um meinen kleinen, lang eingeroſteten Vorrath der franzöſiſchen Sprachkunde zur Unterhaltung mit dem guten Herrn in Bewegung zu ſetzen. Ich weiß nicht mehr, geſchah es auf ſeinen Rath, oder auf den unſeres Vetters, des Poſtmeiſters, daß ich mich hier mit einem Ausweis oder Paß des franzöſiſchen Commandos verſorgte, das ſein Bureau im Hauſe der Poſt hatte. In jedem Falle hatte ich Urſache, für dieſen Rath ſehr dankbar zu ſein. Auch führte uns der ſorgſame Verwandte einen Lohnkutſcher zu, der, in beſtändigem Verkehr mit den franzöſiſchen Offizieren, ihrer Sprache in etwas kundig, dabei von ſehr freundlichem, gefälligem Benehmen war. Sein Fuhrwerk, ſo ſagte uns der Poſtmeiſter, ſei das beſte und bequemſte, das man um jene Zeit, wo es nur wenig Auswahl gab, finden konnte. Und ſo war für uns, gleich bei dem erſten Eintritte in das fremde Land, in einer Weiſe geſorgt, die uns nur zum freudigen Danke erheben konnte, und die mir noch jetzt, in der Erinnerung, mein Herz fröhlich macht.

Als wir am ſchönen, heiteren Nachmittag auf der Straße nach Süden hinaus fuhren, da wachte das Andenken an jene Gefühle und Ahndungen recht lebhaft in mir auf, die ich vor ſieben Jahren empfunden, als ich (nach I S. 375) zum erſten Male hier in dieſes Land eintrat, das mir nun ſeit 46 Jahren ein theures, liebes Vaterland geworden iſt. Damals durfte ich das alte, gute

Nürnberg, wohin mein Verlangen ging, nur von ferne, von der Dabenburg aus, ſehen, jetzt ſollte ich es bald nicht nur ganz von innen und außen ſehen und kennen lernen, ſondern ſollte dort wohnen und leben.

Die beiden Häupter des Fichtelgebirges: der Ochſenkopf und Schneekopf nahmen ſich heute in ihrem von der Sonne beſchienenen weißen Schneegewande gar herrlich aus; ich hätte als Vogel dahinfliegen und auf einige Augenblicke mich an der Ausſicht ergötzen, nicht aber ſo in den Schnee hinlegen und ſchlafen mögen, wie der betrunkene Soldat an unſerem Wege nach Münchberg, den unſer Kutſcher auf meinen Wunſch zwar aufrüttelte, nicht aber zum Aufſtehen bringen konnte. Wir mußten dieſes Geſchäft zwei anderen Soldaten übertragen, die nicht lange nachher, ſingend in fröhlichem Muthe, uns begegneten.

In Gefrees, in dem trefflichen Gaſthauſe des Herrn Lochmüller, darin es uns ſpäter ſo manchmal ſehr behaglich wohl ergangen iſt, ſangen zwar die Soldaten nicht, von denen das untere Wirthszimmer ganz erfüllt war, dafür aber lärmten ſie deſto lauter. Den guten Leuten war das bayeriſche Bier ein ungewohntes Getränk; ſie achteten es in ihrem Munde wie Waſſer, davon man ſo viel zu ſich nehmen darf als man will, der Magen aber, ſammt dem Kopfe und den Beinen, gaben ein anderes Zeugniß über die Kräfte eines ſolchen Trunkes, und man hätte den lautſtimmigen Zechbrüdern recht bald einen ſo ſtillen, feſten Schlaf auf ihrer Streu wünſchen mögen, als ihr Kamerad vor Münchberg auf dem Schnee genoß.

Der freundlich beſorgte Herr Lochmüller führte uns alsbald an der Stube, darin ſeine lautjubelnden Gäſte waren, vorbei, hinauf in ein ſtilles Zimmer, worin ſo eben für die Herren Offiziere der Tiſch zum Abendeſſen gedeckt wurde. Für uns fand ſich, nach unſerem Wunſche, ein gelegener Platz an einem kleinen Tiſchchen, zwiſchen der Thüre und dem Ofen. Die Herren Offiziere traten, mit einigem Geräuſche, ein. Sie bemerkten die neuen Gäſte, vor Allem meine Henriette, wir aber hielten uns und ſprachen mit einander ſo wie mit dem Wirthe als Deutſche, jene als Franzoſen, die ihre Sprache für uns als eben ſo unverſtändlich erachteten, als die unſrige es für ſie war. Ich verdeutſchte, wenigſtens im Allgemeinen, Das, was ſie ſprachen, meiner Henriette. Dieſe wurde von den fremden Herren als eine Frau von ſehr anmuthiger Geſichtsbildung und Geſtalt geprieſen, man fragte: wes Standes und Herkommens wir ſeien, und einer der Herren, die unſeren franzöſiſchen Vorweis aus Hof in Augenſchein genommen, antwortete: ich ſei ein Schulmeiſter aus Nürnberg, ein Dritter ſagte darauf: das habe ich doch Dem ſogleich angeſehen, daß er nichts iſt als ein deutſcher Schulmeiſter. Man machte hierauf über mich und Meinesgleichen noch einige ſcherzhafte Bemerkungen, bis die Suppe kam und die Herren ſich ſetzten.

Die Geſpräche während des Eſſens waren von ernſterem Inhalte. „Stünde", ſo ſprach ein älterer Offizier „ein ſolcher, wie unſer Kaiſer iſt, an der Spitze der gerüſteten Armee, drüben in Böhmen, wir hätten ſchon längſt das Oeſterreichiſche Pulver gerochen, und Mancher von uns hätte ſeine Naſe für immer davon voll bekommen. Die Herren Nachbarn laſſen ſich aber Zeit. Doch müſſen wir hier, in der Nähe der Gränze, jede Nacht mit dem Haushahn um die Wette wachen. Und ich hoffe, es geſchieht ſo. Ich bin erſt ſeit einer Stunde von der Ueberſchau der äußerſten Vorpoſten zurückgekehrt; man würde uns zu jeder Stunde der Nacht bereit finden. Die Kanonen haben laute

Stimmen und für Feuerſignale iſt durch das ganze Land geſorgt: Wir halten uns brav, ſo gut wir können, bis der Kaiſer kommt.“

So ungefähr lautete der Inhalt des Geſpräches an der Tafel der Offiziere zu Gefrees, nach einem kleinen Reiſeberichte, den ich bald nach meiner Ankunft in Nürnberg an die Unſrigen ſchrieb. Die Offiziere, einige vielleicht auf ihren Poſten, andere in ihre Zimmer zur Ruhe, entfernten ſich bald, und auch unten, in der Stube der biertrinkenden Soldaten, wurde es ſtill. Auch wir bedurften der Ruhe und fanden dieſe in der einzigen, von der Einquartirung noch freigebliebenen, kleinen Kammer, in welcher die freundlichen Wirthsleute, ſo viel als möglich, für unſere Bequemlichkeit geſorgt hatten.

Die Sonne erhob ſich ſo eben über das Gebirge, als wir durch die Gaſſen des Städtchens hinauskamen in's Freie. Wie ein Schlaftrunkener, der ſich nicht ermuntern kann, lag hier in der Gebirgsgegend, durch die wir fuhren, die Natur unter der Winterdecke des Schnees; nur ein Finke, wie in eiligem Vorüberfluge, ſchlug nahe an unſerem Wege ſeine vollen Töne an und regte auch in unſerer Bruſt die Luſt zum Singen auf. Wie ſollte nicht heute, an dem ſchönen Morgen, unſer „erſtes Gefühl Preis und Dank“ ſein! Bald ſenkte ſich unſer Weg hinunter in das Thal, an deſſen erweitertem Ende die herrliche Umgegend von Berneck, mit den Ruinen ihrer alten Ritterburgen, liegt. Wie ein Kind, das ſo eben „fröhlich vom Schlafe aufſtehet“ und mit Blumen ſpielt, zeigte ſich da unten im milden Thale die Natur. Ich war, jenſeits des Städtchens, aus dem Wagen geſtiegen und pflückte am Fuße des Hügels für Henriette die erſten Veilchen und Hain-Anemonen.

Als wir auf die Höhe des Bündlacher Berges kamen, wo ſich die Ausſicht weithin über den Luſtgarten der Baireuther Landſchaft eröffnet, da begegneten uns Bäuerinnen und Bauern, in ihren für unſer Auge neuen Trachten, feſtlich geſchmückt, als ob ſie als Gäſte zu einer Hochzeit zögen. Ich und die kleine Tochter freuten uns des Anblickes, „das iſt ja", ſprach ich zu Henrietten, „ein recht liebliches Willkommen in dem guten, neuen Vaterlande." Henriette ſchwieg, ſie trocknete ſich die Thränen, und ihre Mienen bezeugten es, daß dies keine Thränen der Freude, ſondern einer Wehmuth ſeien, die, wie ſie mir lächelnd über meine Beſorgniß ſagte, bei dem Anblicke dieſer neuen, fröhlichen Landsleute, plötzlich über ſie gekommen war. Ihr ſei es, ſo ſagte ſie, geweſen, als ob eine innere Stimme zu ihr ſpräche: hier in dieſem neuen Vaterlande wird man dir bald dein Grab bereiten. „Es war", ſo fügte ſie hinzu, „eine gute Stimme, die ich für wahr halte. Was Gott thut, das iſt wohlgethan, Sein Wille iſt der beſte." — „Und die innere Stimme hatte wirklich die Wahrheit geſprochen; Nürnberg ward bald nachher für meine Henriette nicht nur das Ziel unſerer diesmaligen Reiſe, ſondern ihrer ganzen Wallfahrt und Pilgerſchaft auf Erden.

Wir fuhren ſtill unſeres Weges weiter, nur in bald vorübergehender Weiſe wurde unſere Stille durch den Anblick und den Lärmen der Kriegsrüſtungen geſtört, denen wir überall begegneten. In Baireuth betäubten unſere Ohren die Trommeln; wir eilten ſo ſchnell als möglich an der Stadt vorüber, hinaus auf die ſtillere Straße nach Kreuſſen. Aber auch da, wo wir Mittag machten, hatte das franzöſiſche Militär das Wirthshaus ſo eingenommen, daß wir nur noch in einem Nebenzimmer, bei unſerem Kutſcher, einen Raum zu Sitzen fanden. Dem Kutſcher, der in dieſem Hauſe wohl bekannt war, verdankten wir es auch allein, daß wir aus der Küche, die von den ungeduldigen Soldaten ganz vollgedrängt war, noch etwas zu eſſen bekamen.

Größer noch als hier in Kreuſſen war das unruhige Gedränge in Leupoldſtein auf der Poſt, wo wir nur mit Mühe ein Unterkommen für uns und unſere Pferde finden konnten. Man hatte uns endlich doch eine kleine Kammer zum Wohn- und Schlafzimmer für die Nacht eingeräumt, eine etwas ängſtlichere Frau, als die meine war, würde indeß hier wenig Ruhe genoſſen haben. Nicht nur wegen des lauten Lärmes, den unten im Erdgeſchoſſe ſo wie auf den Treppen die ab- und zugehenden Soldaten machten, ſondern mehr noch wegen jenes ſtillen, ſogenannt blinden Lärmes, davon ſich die Leute hier im Hauſe hatten erſchrecken laſſen. Schon die Dienſtmagd, die uns in Eile das Abendeſſen brachte, hatte einige Worte von den Unruhen der nächſten Nacht geſprochen, deren Sinn wir nicht verſtanden; unſer Kutſcher aber, als er uns den werthvollſten Theil unſeres Reiſegepäckes heraufbrachte, gab uns die weitere Auskunft darüber. Die Leute hier im Dorfe, ſo ſagte er, ſprächen davon, daß die Oeſterreicher über die Gränze herübergedrungen und ſchon ganz nahe ſeien, und daß man für die heutige Nacht einen Ueberfall derſelben erwarten müſſe. Die Franzoſen aber, die er darum gefragt, wüßten nichts von einem ſolchen nahen Angriffe, und die böhmiſche Gränze ſei von Leupoldſtein ſo weit entfernt, daß er das, was die Leute ſagten, auch für ein leeres Gerücht halte. Doch, ſo äußerte er ſich weiter, müßten wir uns ſchon auf eine unruhige Nacht gefaßt machen. Denn hier im Dorfe läge nur Reiterei, die ſich, wie er wohl bemerkt habe, auf einen plötzlichen Aufbruch gegen die Gränze hin bereit halte. Wenn dieſes geſchähe, da würde es in dem nahe unter unſerem Zimmer gelegenen Stalle und auf der Gaſſe wohl nicht ſtill zugehen. Indeß er ſorge ſich nicht, obwohl er, im Falle eines feindlichen Angriffes, für den Beſitz ſeiner Pferde viel zu fürchten haben würde.

Unſer Kind ſchlief ſchon ſo ſorgenlos und ruhig auf dem Bette ſeiner Mutter. Auch wir entſchlugen uns der Sorgen und ſchliefen in der ganzen Nacht ſo ruhig, als ſeien wir daheim im Hauſe der Eltern. Hätte Etwas meine Ruhe ſtören können, ſo wären es andere Sorgen geweſen als die um die äußere Sicherheit und Wohlfahrt. Aber dieſe Sorgen ſchliefen noch tief in dem mit ſich ſelber und ſeinen Gefahren unbekannten Herzen, bis auch für ſie die Stunde des Erwachens kam.

Es war uns heute ganz beſonders wohl, als wir aus der engen, dumpfigen Kammer und aus der Unruhe, die mit der Tageshelle zugleich in dem Wirthshauſe wieder erwacht war, hinauskamen in die friſche Luft des heiteren, ſchönen Frühlingsmorgens. Die Gebirgsgegend nimmt hier ſchon jenen Charakter, jene Geſtalt der von Höhlen und Klüften durchzogenen Felſen an, den ich ſeit meiner Reiſe im Morgenlande den paläſtinenſiſchen nennen möchte, weil er vielen Gegenden des gelobten Landes ihren eigenthümlichen Naturreiz gibt. Eben entfaltete ſich die Flor der Pulſatillen und der großen weißen Anemonen (A. sylvatica); hin und wieder zeigte ſich an den Bergwänden der goldfarbige Teppich des kleinen Felſenlevkoies *) (Draba

---

*) Ich erlaube mir den deutſchen Namen der alten Bauhiniſchen Benennung (Leucoium luteum aizoides) nachzubilden, da ſich der gewöhnliche, als „Hungerblümchen" für dieſe liebliche Zierde unſerer Felſen nicht wohl ſchicken will.

aizoides L.); wie ein Wald bedeckten in der Nähe der Ortſchaften die Wallnußbäume und Kirſchbäume den Abhang der Hügel. Mir war unbeſchreiblich wohl zu Muthe und dieſe Stimmung wurde durch die damalige ſchlechte Beſchaffenheit der Straße, in der Nachbarſchaft des ſandigen Nürnberger Stadtgebietes, nicht geſtört.

Dem Kalender nach war es derſelbe Tag (21. März) und dieſelbe Stunde des Mittags, darin ich vor 6 Jahren in Jena den Doktorgrad empfangen hatte, als wir mit einem Jubel im Herzen, der bei unſerer Kleinen zur lauten Stimme wurde, durch das alterthümlich prächtige Lauferthor in die liebe Stadt Nürnberg einzogen. Wie that uns hier, nach den Unruhen der letztvergangenen Tage die bürgerliche Ruhe und Stille ſo wohl, welche mit der fleißigen Gewerbthätigkeit in den Häuſern und Gaſſen in ganz gutem Einklange ſtand. Wie eine Friedensburg kam uns die ehrenhafte Stadt vor, in die wir uns jetzt aus dem Getümmel des Krieges gerettet hatten. Fröhlich und zufrieden ſahe das Landvolk aus, das am heutigen Wochenmarkte auf dem freien Platze, innerhalb des Lauferthurmes mit ſeinen Wägen hielt; wohlgenährt und verſorgt ſein Zugvieh. Und als wir durch den Laufer-Schlagthurm hineinfuhren in das Innere der Stadt, vorüber an manchen buntbemalten Häuſern und an den ſchmucken, wohlverſorgten Läden, da fragte unſere kleine Tochter im Anblicke der vielen Bäckerei- und Spielwaaren: ob da wohl eine Chriſtbeſcheerung ſei? — Und eine Chriſtbeſcheerung im geiſtigen Sinne ſollte uns allerdings, obwohl nach manchem trüben Tage, in Nürnberg zu Theil werden.

Wir genoſſen ſchon bei dieſem erſten Eintritte den Anblick der Stadt in recht vollem Maaße, denn unſer Kutſcher führte uns von dem Lauferthore bis in die Nähe des Neuenthores in den Gaſthof zum Radbrunnen, den man uns ſchon in Sachſen zum erſten Abſteigequartiere empfohlen hatte.

27. Die erſten Wochen in Nürnberg.

Vor etwas länger als zehn Jahren beſuchte mich hier in München ein Engländer, ein ſehr achtbarer Mann durch Geſinnung und Erkenntniſſe, der ſich viel und weit in der Welt umgeſehen hatte. Er kam zuletzt von Nürnberg her, und es hatte ihm in dieſer alten, ehrenwerthen Stadt ſo wohl gefallen, daß er ſagte: Nürnberg ſei ſchöner und gefiele ihm beſſer als Rom. Ich machte den wackeren Mann bekannt mit meinem Freunde, dem Präſidenten und Reichsrath J. Fr. von Roth, und dieſer erzählte, bei nächſter Gelegenheit, Seiner Majeſtät unſerem geiſtvollen König Ludwig, daß ein vielgereiſter, gelehrter Engländer da ſei, welcher Nürnberg für ſchöner halte als Rom. Der König ſchüttelte etwas verwundert und lächelnd den Kopf, und ſagte, daß zwar auch Er eine große Vorliebe für die ruhmwürdige, alte Stadt Nürnberg habe, ſchöner als Rom möge er ſie aber doch nicht finden.

Der Eindruck, welchen die vormalige, an inneren wie äußeren Kräften mächtige Reichsſtadt auf den vielgereiſten Engländer machte, iſt mir übrigens wohl begreiflich, wenn ich ihn mit jenem vergleiche, der mir aus den erſten Tagen meines Aufenthaltes daſelbſt in der Erinnerung geblieben iſt. Man hat aus der Betrachtung der ſinaitiſchen Felſenſchriften, die noch jetzt als eine räthſelhafte Aufgabe für das weitere Nachſinnen daſtehen, den Schluß gezogen, daß ihr Entſtehen nicht in ſehr verſchiedene Zeiten, ſondern in einen engen, begränzten Zeitraum falle, einem und demſelben Geſchlechte der Völker zuzuſchreiben ſei, und daß ihr Inhalt überall von einem und demſelben Grundgedanken ausging, und zu demſelben hinführte. So erkennt man auch wohl, daß die Zeit, in welcher Nürnberg ſich zu der Ehrfurcht gebietenden Geſtalt und Würde einer Fürſtin unter den Städten des chriſtlichen Europas heranbildete und entwickelte, mit jener, verhältnißmäßig ſcharf nach vor- und rückwärts abgegränzten zuſammenfiel, welche man als den Blüthenmonat der Macht und Herrlichkeit des deutſchen Reiches, als die Zeit des jugendlich kräftigen Erwachens des künſtleriſch ſchaffenden und wiſſenſchaftlich forſchenden deutſchen Geiſtes bezeichnen darf. So wie es da mir, dem eingewanderten Fremdling, vor Augen ſtand, iſt Nürnberg in den vier Jahrhunderten geworden und geweſen, deren innere Entwickelungsgeſchichte aus den aufkeimenden Bewegungen, welche die Kreuzzüge auch auf deutſchem Boden geweckt hatten, ihren Anfang nahm, und in dem dreißigjährigen Kriege, wenigſtens nach außen hin, ihren Abſchluß fand. Der herrſchende Geiſt dieſer Entwickelungsperiode hat wohl kaum in irgend einer anderen deutſchen Stadt ſo ungehemmt, ſo vollſtändig nach allen Richtungen hin durch bleibende Werke ſich vor Augen gelegt als in Nürnberg. Die ganze alte Stadt mit ihren ehrwürdigen Kirchen, ihrem großartig ſtattlichen Rathhauſe, ihren prachtvollen Brunnen und anderen zur öffentlichen Schau ſtehenden Kunſtwerken, ja ſelbſt mit ihren einzelnen Häuſern, die ohne Unterſchied der Größe und Anſehnlichkeit ihres Ranges wie ſchlichte Bürgersleute neben dem Herrn von hohem Adel in den winklich ſich durchlaufenden Straßen nebeneinander ſtehen, erſcheinen in ihrer Geſammtheit als das Werk eines und desſelben Baumeiſters. Eines Baumeiſters, der nicht wie andere ſeiner Genoſſen blos ein oder etliche Jahrzehende nach ſeinem eigenthümlichen Geſchmacke für Gott und alle Welt die Bauriſſe verzeichnet und ausgeführt, ſondern mehrere Jahrhunderte lang immer nach demſelben Plane und Geſchmacke fort gebaut hat, ſo ſehr ſich der alte, gute Herr auch geneigt finden ließ, die beſonderen, eigenthümlichen Einfälle ſeiner ehrenwerthen Kunden zu berückſichtigen und für das baare Geld hin und wieder etwas Beſonderes für das Auge zu leiſten. Nun, der wackere, nach ſeinen Leiſtungen wahrhaft große Meiſter, der den Geſammtbau der alten Stadt Nürnberg begründet und zum Erſtaunen vollſtändig ausgeführt hat, das iſt der Geiſt der bedeutungsvollen Entwickelungsperiode des deutſchen Volkes geweſen, in welche, wie wir vorhin ſagten, das Entſtehen der Stadt Nürnberg fällt. Hier, wie hinter einer ſchützenden Mauer, hat jener herrſchende Geiſt ſeine Keime, von keinem fremden Einfluſſe geſtört, aufgehen laſſen und ſie großgezogen.

Man darf nicht vergeſſen, was dieſe vormalige Fürſtin unter den Städten in der Zeit ihrer Macht nicht nur für das deutſche Vaterland, ſondern was ſie, mit Augsburg zugleich, obwohl in anderer Weiſe und Richtung, auch für andere Länder der Erde war. In Augsburg allerdings hatte ſich ein einzelnes Bürgerhaus zu einer Macht des Geldes erhoben, deren gleiche in Nürnberg niemals gefunden wurde, das war das Haus der reichen Fugger, deſſen Stammherr ein Leinweber aus der Nachbarſchaft der Stadt geweſen war, in deren Mauern die Nachkommen ſeines Geſchlechtes in fürſtlichem Anſehen und Reichthum walteten. Denn von einem dieſer Nachkommen, dem Anton Fugger, welcher bei ſeinem Tode außer den Häuſern und Gütern, ſo wie außer den Kleinoden und Koſtbarkeiten, ein baares Vermögen von 6 Millionen Goldkronen hinterließ, galt unter anderen auch jene berühmte Aeußerung

Kaiſer Karls V., bei dem Beſchauen des königlichen Schatzes in Paris, daß in Augsburg ein Leinweber ſei, der dieſes Alles mit eigenem Gelde bezahlen könne. Während aber das Haus der Fugger auf allen Hauptſtraßen ſeine Wagen, auf allen Meeren ſeine Schiffe hatte, welche die Ladungen ſeiner kaufmänniſchen Güter und Waaren in alle Länder führten und den Gewinn an Gold und an den Erzeugniſſen der weiten Ferne wieder heimbrachten, führte Nürnberg ſeinen Weltverkehr geiſtig ſo wie leiblich in einer anderen, nicht minder bedeutungsvollen Weiſe. Hier bildete nicht nur ein einzelnes Haus, ſondern die Geſammtheit der Stadt und ihrer Bewohner eine Macht, welche zwar nicht Schiffe für eigenen Sold und Beſitz ausrüſtete, wohl aber einen Theil der Schiffe und Laſtwägen der hochvermögenden Nachbarſtadt mit Gütern verſorgte, welche durch den ihnen inwohnenden geiſtigen Werth der Sendungen koſtbarſte waren. Denn Meiſterwerke, wie die des Albrecht Dürer und ſeiner Kunſtgenoſſen, wurden durch den Handelsverkehr der Fugger nach Italien und in andere Länder geführt, darin der Sinn für die Kunſt erwacht war; mit jenen Werken zugleich ſolche Arbeiten, welche dem Ernſte der Wiſſenſchaft zum bleibenden Genuſſe dienten, oder durch die Neuheit ihrer Erfindung für den betrachtenden Verſtand ein Gegenſtand der Bewunderung wurden. Und nicht nur eine fruchtbare Mutter und Pflegerin der höheren Erkenntniſſe der Natur iſt Nürnberg durch ſeine Meiſter und ſeine Werkſtätten geweſen, die im Dienſte der Phyſik, der Scheidekunſt, der Sternkunde wie der höheren Mechanik ſtanden; nicht nur durch die Schriften, welche, wie des Copernicus Werk aus ihrer ruhmwürdigen Druckerei hervorgingen, eine Lehrmeiſterin der gebildeteren Völker, ſondern ſelbſt in ſolchen Gegenſtänden, welche zum Nutzen des Haushaltes, wie zu ſeiner Zierde dienten, war zu ihrer Zeit dieſe Stadt daſſelbe, was in ſpäterer Zeit Paris geworden. Geräthſchaften der Zimmer, in Nürnberg gefertigt, konnte man in den kaiſerlichen und königlichen Paläſten von Spanien, Frankreich und England, ſo wie in den Ländern des Nordens ſehen; die Arbeiten der Rothgießer wie anderer Handwerker fanden auf dem europäiſchen Feſtlande wie jenſeits der Meere ihre Bewunderer und Käufer; unter allen Städten von Deutſchland fand ſich keine, welche, ſo wie Nürnberg, an künſtlicher Geſchicklichkeit mit den Fürſtinnen unter den italieniſchen Städten, namentlich mit Venedig, in die Schranken treten konnte. Und lange vor Galilei hatte Nürnberg ſeinen Regiomontan, hatte ſeine Sternwarte *), war vor allen anderen eine Hochſchule der Mechanik und durfte ſich jener Erfindungen rühmen, welche, wenn auch nur ſo einfach und ſcheinbar unbedeutend, wie die des Drahtziehens von Meiſter Rudolf, dennoch durch ihre Anwendung, gleich den erſten Taſchenuhren aus Peter Hele's Werkſtätte, der allgemeinen Beachtung ſich würdig erwieſen **). Damals aber, als Nürnberg für den Handelsverkehr des Morgenlandes mit dem nördlichen und weſtlichen Feſtlande nicht minder thätig war als Venedig, damals, als dieſer Handel, wie der Antheil am ſächſiſchen und böhmiſchen Bergbaue, ihre reichſten Früchte trugen, verſtattete ſich der werkthätige Bürgerſinn der Stadt kein Ausruhen in dem wohlbehaglichen Genuſſe ſeines äußeren Wohlſtandes und ſeines ſchon erworbenen Ruhmes, ſondern führte immer kräftiger und fleißiger, nach allen Richtungen hin, das geiſtig-leibliche Kunſtwerk ſeiner Vollendung zu, als welches noch jetzt die alte, vormalige Reichsſtadt vor den Augen der Nachwelt daſteht. Ein Kunſtwerk, das im Allgemeinen unter der Zucht eines höheren Ernſtes, in den Bauwerken ſeiner Kirchen wie in ſeinen geſelligen Einrichtungen die Luſt und Freude ſeiner Begründer an der Ehre ihres Gottes, ſo wie an innerem und äußerem Frieden und an haltbarer Ordnung bezeugt.

---

*) M. v. meine kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan.

**) Die Freunde der edlen Tonkunſt ſollten es nicht vergeſſen, daß ein Nürnberger: Heinrich Draßdorf das Orgelpedal, ein Anderer: Chriſtoph Denner das Clarinett erfunden, ein Dritter: Hans Mauſchel der Poſaune ihre verbeſſerte Form gegeben hat. M. v. die in Baſel 1855 erſchienene durch Inhalt wie anmuthigen Ton werthvolle kleine Schrift: Von dem Leben und den Werken des Meiſter Albrecht Dürer.

Mir war von meinem erſten Eintreten in dieſe neue Heimath recht heimathlich wohl darinnen zu Muthe, und gleich in den erſten Tagen gab ich mich dem Genuſſe ihrer eigenthümlichen Schönheiten hin. Der Bau und das Innere der alten Kaiſer- oder Reichsveſte erinnerte an Das, was Nürnberg durch ſein treues Feſthalten an dem einigen deutſchen Reiche und ſeinem rechtmäßigen Oberhaupte; der Blick aber von dem Felſen der Burg auf die grünenden Felder, die weithin den ſandigen Boden überkleideten, an Das, was die ehrenwerthe Stadt durch den anhaltenden Fleiß ihrer Bewohner geworden. Vor dem herrlichen Bau der Lorenzerkirche, verloren in das Anſchauen ſeiner Thürme und des kunſtreich bedeutungsvollen Portales, ſtand ich ſchon am erſten Tage in freudiger Bewunderung ſtill, und bin da ſpäter oft geſtanden, um an dem erhebenden Anblicke auszuruhen. Mit den Meiſtern der Kunſt, welche ihren Lebensgang ſtill, als genügſame, hochachtbare Bürger durch das vormalige Nürnberg machten: mit Wohlgemuth, Albrecht Dürer, Peter Viſcher und Adam Kraft ſchloß ich gar bald, durch die öftere Betrachtung ihrer Werke, eine vertraute Bekanntſchaft; ergötzte mich in Geſellſchaft mit meinen lieben Begleiterinnen an dem Beſehen der kunſtreichen Brunnen, der freien Plätze und der Paläſte von bürgerlich einfacher Bauart, darin die vormals mächtigen Geſchlechter gewohnt hatten. Ich ließ mir das Haus des ehrenwerthen Meiſterſängers Hans Sachs zeigen; außen auf dem St. Johanniskirchhofe die Ruheſtätte Albrecht Dürer's und manches ſeiner ebenbürtigen Mitbürger, hätte auch gerne die des Martin Schalling, eines meiner wertheſten Lieblinge unter den Sängern des Liedes, geſehen, wenn einer der Lebenden der Stelle kundig geweſen wäre.

Aber dieſer genußreiche Verkehr mit Denen, die vorüber gegangen und dahin waren, durfte mir und Henrietten jetzt nicht, ſo wie etwa einem hindurchreiſenden Fremden, eine Hauptbeſchäftigung des Tages ſein; uns lag zunächſt etwas Anderes, für uns Wichtigeres an: die Beſitznahme eines eigenen Herdes ſowie einer mitbürgerlichen Wirkſamkeit und Stellung in der neuen Heimath.

Obgleich wir in den vorhergegangenen Jahren unſerer gemeinſamen Pilgerſchaft unſer tägliches Brod immer zu rechter Zeit, wie die Vögel unter dem Himmel, bekommen hatten, ohne daß wir von einem Tag zum anderen gewiſſe Rechnung darauf machen konnten, that es uns doch recht wohl, daß uns von jetzt an, wie den Hündlein, die zu dem Haushalt eines wohlhabenden Mannes gehören, unſer Brod als Arbeitslohn für immer zugeſichert ſein ſollte. Meine jährliche Beſoldung als Lehrer war zu 900 fl. feſtgeſtellt, dazu waren mir noch für die Geſchäfte des Rectorats jährlich 100 fl., eine freie Wohnung und ſechs Klaſtern Holz verſprochen. Wie groß, wie reich erſchien uns dieſes Einkommen; wie erwünſcht war namentlich meiner lieben Henriette die Ausſicht auf die Beſitznahme eines eigenen Hausſtandes. Da war nun auf einmal die Sorgenlaſt von ihr genommen, die ſie bisher ſo manchmal gedrückt hatte, wenn ſie das Geld für den Hauszins und das Holz zur rechten Zeit herbeibringen ſollte und wußte nicht, woher? Darum konnte ſie es auch kaum erwarten, daß wir aus dem Gaſthauſe hinaus unter unſer eigenes Dach kämen. Denn all' unſere Güter und Bücher, Betten, Wäſche, Kleider und was ſonſt zu dem Unentbehrlichſten gehört, das ein Auswanderer mit ſich in eine ferne, neue Heimath nehmen kann, waren ſchon vor uns, eben ſo glücklich als wir, durch das Kriegsgetümmel hindurch in Nürnberg angekommen, und ſtanden zu unſerem Gebrauche bereit im Wirthshaus zum grauen Wolf. Auch ich ſäumte nicht, gleich am anderen Tage die Anſtalten zum baldigen Einzug in unſere Wohnung zu treffen, ging deshalb, was ohnehin meine Pflicht war, ſchon zeitig am Vormittage zu dem Manne, in deſſen Hände damals die Sorge und Leitung des Kirchen- und Schulweſens der Stadt gelegt war. Dieſer Mann war mir allerdings ein Bekannter aus früherer Zeit, obwohl nur vom Sehen, denn ich hatte ihn niemals geſprochen, es war Dr. Paulus, zu meiner Zeit Profeſſor der Theologie in Jena, dann in Würzburg, ſpäter in Heidelberg. Er empfing mich höflich, kam alsbald auf den Plan des neu zu errichtenden Real-Inſtitutes und ſeine Stellung zu dem Gymnaſium zu ſprechen, und ſchon in dem Verlaufe dieſes erſten Geſpräches wandelte mich das Gefühl an, als ob dieſem, meinem neuen Vorſtande weder an dem Real-Inſtitute noch an mir und meiner Hierherberufung ſonderlich viel gelegen wäre. Doch ließ er auf mein Anſuchen ſeinen Sekretär, einen geſprächigen Mann, mit den Schlüſſeln in der Hand zu unſerer neuen Wohnung mich begleiten.

Henriette mit unſerer Kleinen wartete unſerer ſchon unten auf der Fleiſchbrücke, in deren Nähe Paulus wohnte, und ſahen ſich das Waſſer der Pegnitz und die unſerem Auge neue, ſeltſame Bauart der Häuſer an, die zu beiden Seiten des Fluſſes ſtanden. Wir folgten unſerem Führer nach der künftigen eigenen Wohnung auf dem hinteren Aegidienplatze. Das Haus ſtand in einem Winkel zwiſchen zwei Pfarrhäuſern, war, wie dieſe, von alterthümlicher Bauart, uns aber ein freundlich willkommener Anblick. Freilich war uns das Ausſehen ſeines Inneren, im Vergleiche mit unſern Wohnungen in Altenburg, Freiberg und Dresden, etwas neu und unerwartet. Das bretterne Täfelwerk, das die Wände des geräumigen Wohnzimmers, ſo wie ſeine Decke überkleidete, und deſſen ölfarbiger Anſtrich vor Alter gar dunkel geworden war; der mächtig große, grüne Kachelofen; draußen in der Küche und in einigen der Kammern die runden Fenſterſcheiben erinnerten an die Einrichtungen einer Zeit, welche der Fremdling, der aus den modernen norddeutſchen Städten herkam, faſt nur noch aus Abbildungen kannte. Uebrigens entſprach Alles, was wir ſahen, von den Oberböden unter dem Dache an, bis hinunter zu der Holzlege, dem Waſchhauſe und dem Keller den Anforderungen der Bequemlichkeit. Und es fand ſich dabei, als Zugabe, zur Beluſtigung der Augen, ein kleines Gärtchen hinter dem Hauſe, wo ſo eben die goldfarbenen Blüthen der Corneliuskirſchen-Geſträuche im Scheine der Sonne prangten; am Hauſe ein alter Maulbeerbaum, deſſen zahlreiche Blüthenknoſpen eine lang andauernde Ernte der ſüßen Früchte für den kommenden Sommer verſprachen.

Nach dem Maaße der geringen Größe des Gärtchens ſtanden in den Beeten die Zwergbäume der Birnen; zwiſchen dem Gärtchen und dem Hauſe lief unter dieſem ein bedeckter Gang hin. Hier wie in dem Gärtchen ſprang unſere kleine Tochter ſchon mit lautem Jubel herum und die Freude des Kindes weckte auch in uns Wohlgefallen und Freude auf.

Mir iſt es, als gehörte die Beſchreibung des guten alten Hauſes hinter der St. Aegidienkirche ſo weſentlich in die Beſchreibung meines Nürnberger Lebens hinein, daß ich dieſe gar nicht geben könnte, wenn ich nicht dabei jene als ein Bild der lebendigen Erinnerung vor Augen hätte. In der Weiſe, wie man es vormals nach den Regeln einer alten Merkekunſt (Mnemonik) gethan, wenn man, beim Auswendiglernen einer Rede, die Erinnerung an jeden einzelnen Satz derſelben an das Phantaſiebild eines Gegenſtandes anknüpfte, der in dem wohlbekannten Wohnzimmer ſich befand, und jene einzelnen Sätze nach der Aufeinanderfolge der Zimmergeräthſchaften zu einem Ganzen verband. — Du liebes altes Haus, iſt doch in dir, ſo wie ich noch jetzt dein Bild in der Seele feſt halte, kein Winkel in dem ſchwarzgetäfelten Zimmer, in den Kammern und bis hinan auf den Oberboden, wo man durch einen Schubladen am Dachgiebel in die Tiefe des Sternenhimmels ſchauen konnte, bei deſſen innerem Anſchauen ich nicht an manche tief zu Herzen gehenden Schmerzen oder Freuden, ſo wie an manchen Gedanken erinnert würde, den man wohl im Leben der Zeit anfangen kann zu denken, nicht aber hinaus zu denken vermag. Daneben auch freilich an manche Stunde und manche That der Stunden, an die man ſich ungern, wie an den Anblick eines ſchmutzigen Kehrwinkels, erinnern ließe, wenn nicht die tröſtliche Erfahrung daneben ginge, daß es eine gute Hand gab, die in dieſen inneren Räumen Reinigung ſchaffte, Ordnung und Frieden.

Ich nahm aus der Hand unſeres Führers dankbar die Schlüſſel zu dem Hauſe, das jetzt, wir wußten nicht, auf wie lange, unſer eigenes ſein ſollte. War es ein Vorgefühl wie jenes, das ſie auf dem Bündlacher Berge ergriff, welches meine liebe Henriette auf unſerem Nachhauſewege ſo ernſt ſtimmte oder war es ein anderer Gedanke, ich weiß es nicht. Doch auch ich ſchwieg und erging mich in dem Labyrinth der unnützen Sorgen über die äußeren, mir noch ganz unbekannten Pflichten und Stellungen meines amtlichen Berufes; ein Labyrinth, das zwar auch klein an Umfang, zugleich aber von viel minder behaglicher Art war, als das Labyrinth im Garten des Pegneſiſchen Blumenordens, deſſen Mitglied auch ich in ſpäterer Zeit, ſo wie mein Freund Jean Paul Richter geworden.

Wir ließen uns beide nicht lange Zeit zum ſtillen Nachſinnen, das ohnehin durch unſere Kleine vielfach durch lautes Hineinſprechen in uns unterbrochen wurde, ſondern begaben uns ſogleich an das Werk der Vorbereitungen zum Einzuge bei dem eigenen Herde. Abermals, wie uns dieſes auf unſerem bisherigen Lebenswege und bei ſeinen Wechſelſtationen ſo oft geſchehen war, kam uns hier ein fremdes Wohlwollen hülfreich entgegen. Einer unter meinen nächſten Kollegen am Realinſtitute, der in ſeiner Vaterſtadt Nürnberg ſchon ſeit längerer Zeit als wohlverdienter Lehrer gewirkt hatte: Profeſſor Wolf ſuchte mich, ſobald er von meiner Ankunft gehört hatte, ſchon am zweiten Tage nach dieſer auf; er und ſeine gute, liebevolle Frau kamen uns mit dienſtwilliger Freundlichkeit entgegen und ſtanden uns überall mit Rath und That zur Seite. Ich denke mit herzlicher Dankbarkeit an alles Das, was dieſe Freunde bei dem erſten Eintreten in eine neue Welt der mitbürgerlichen Verhältniſſe für uns thaten; meine Henriette wäre wie eine Verirrte in der unbekannten großen Stadt kaum nach mehreren Wochen mit Dem zu Stande gekommen, was ſie unter der Führung und dem Beiſtande der Freundin in wenig Tagen vollendete. Denn ſchon am Sonnabend war das leere Haus mit Allem, was in die Zimmer und die Küche gehörte, verſorgt, und für unſeren Einzug zubereitet. Bei den vielerlei nöthigen Anſchaffungen kam meiner ſorgſamen Hausfrau Das ſehr zu ſtatten, was ſie vom Einkommen des letzten Jahres in Dresden erſpart hatte; auf ihrer guten Hand ruhete ein Segen, deſſen Kraft und weit ausreichende Wirkſamkeit mir oft unbegreiflich war.

Sonnabend den 25. März, am Feſttage von Mariä Verkündigung, ſchon zeitig am Vormittag, fanden wir uns im ruhigen Beſitze des eigenen Obdaches. Nach der damals noch aus alter Zeit beſtehenden frommen Sitte blies der Thürmer vom Lauſer Schlagthurme die Melodie eines, zu dieſer voröſterlichen Zeit ſich eignenden Paſſionsliedes; es kam uns vor wie ein Gruß des Friedens zum glücklichen Abſchluſſe unſerer bisherigen, zum Theil ſorgenvollen Wanderſchaft. Und als am Abende der Mond ſo hell in unſer Zimmer hereinſchien und um 9 Uhr die Glocken von den Thürmen der Stadt es verkündeten, daß die Mühe des Tages und der ganzen Woche ein Ende habe, da gaben wir uns einem inneren Ausruhen der Gedanken und des Gemüthes hin, welches bekräftigender war und lieblicher als das Ausruhen der Glieder.

Ich hatte ſchon in der erſten Woche manche mir nothwendig ſcheinende Beſuche und mehrere Bekanntſchaften gemacht, die für mein ſpäteres Leben und Wirken in Nürnberg von bedeutenden Folgen waren. Dr. **Wolf**, der erſte unter dieſen neuen Bekannten, war mir nicht nur durch ſein freundliches Entgegenkommen werth geworden, ſondern ich lernte in ihm bald einen Mann kennen, zu dem mich neben dem gemeinſamen, äußeren Berufe auch der eigene, meiner natürlichen Gaben und vorherrſchenden Neigung hinzog. Er war in der Naturgeſchichte, namentlich in der Kunde des Thier- und Pflanzenreiches, als fleißiger Sammler und Beobachter ſehr wohl begründet; mit einer damals ſeltenen Geſchicklichkeit der Hand hatte er, namentlich bei den Vögeln, in ſeiner reichen Privatſammlung den natürlichen Ausdruck des Lebens ſo trefflich aufgefaßt, daß ſie ſelbſt die Anforderungen eines Meiſters im Beobachten und Darſtellen, wie Leonhard Friſch es geweſen, befriedigt haben würden. Wenn ich nicht irre, war es bereits in dieſer erſten Woche, daß ich als theilnehmender Gaſt in den naturforſchenden Verein eingeführt wurde, der ſich ſchon ſeit längerer Zeit in der Stadt gebildet hatte, und in welchem ich bald nachher als thätiges Mitglied Aufnahme fand. Unter den ehrenwerthen Männern, welche zu dieſer Zeit zu dem Vereine gehörten, war als Naturforſcher der bedeutendſte: J. Jak. Sturm, deſſen Name ſchon damals von allen Freunden der Wiſſenſchaft weit über die Grenzen des deutſchen Vaterlandes hinaus mit Achtung genannt wurde. Denn Sturm, wie ſein berühmter Vorgänger und Landsmann Röſel von Roſenhoff, war nicht blos nach ſeltenem Umfange ein gründlicher Kenner und treuer Beobachter des Pflanzen- und Thierreiches, ſondern zugleich ein Meiſter im Darſtellen ihrer Formen im feſtſtehenden Bild und begleitenden Wort. Seine nachgelaſſenen Kupferwerke, ſo wie ſeine Sammlungen, die durch den Fleiß ſeiner Söhne fortwährend im Wachsthum begriffen ſind, geben noch jetzt ein Zeugniß für die Gaben und die Berufstreue dieſes von der Natur ſelber zum Abſpiegeln ihrer Werke zubereiteten Mannes.

Der gelehrteſte von allen Theilnehmern an dem Vereine und durch ſeine Gelehrſamkeit, ſowie vielfache Beleſenheit, ein Orakel für die Anderen, war Dr. Oſterhauſen. Dieſer brauchte nicht in ſeiner großen, koſtbaren Bibliothek Das nachzuſchlagen, was die Schriftſteller des klaſſiſchen Alterthums oder des Mittelalters über einzelne, durch ihre Eigenſchaften ausgezeichneten Pflanzen, oder über die ihnen bekannten Thiere und Steine geſagt hatten, ſondern er trug das Meiſte davon in dem ſicheren Schatze ſeines Gedächtniſſes. Bei dieſem ſeinem ſeltenen Wiſſen war der Mann ſo beſcheiden, daß er ſelber nicht zu wiſſen ſchien, wie ſo viel er wiſſe; ein geſchickter Arzt und theilnehmender Freund der Kranken und Hülfsbedürftigen, der ſich auch mir und den Meinigen bei jeder Gelegenheit als ein ſolcher erwieſen.

Ich gedenke gern der Bekanntſchaft und des geſellſchaftlichen Zuſammenwirkens mit dieſen Männern, denen noch mehrere andere verbunden waren, denn für mich iſt die Aufnahme in den ſonſt weniger beachteten Verein der Naturforſcher zu Nürnberg von wichtigeren Folgen geweſen, als es die Ernennung zum Mitgliede einer der weltberühmteſten Akademieen der Wiſſenſchaft hätte ſein können. Es konnte mir ein Vorzeichen für den glücklichen Fortgang zu dem Ziele meines äußeren Lebensberufes ſein, das mir damals mehr als ſonſt jemals in unerreichbare Ferne hinweggerückt ſchien. Denn das Lehramt, das mir vorerſt aufgetragen war, ſo wie die Geſchäfte des Rektorates verſprachen mir für den wiſſenſchaftlichen Verkehr mit der Natur, dahin eine unabweisbare Neigung mich zog, nur wenig freie Stunden; was ich ſo gern als tägliche Nahrung meines geiſtigen Bedürfniſſes genoſſen hätte, das ſchien mir nur, wie im Vorübergehen zu koſten erlaubt. Und dennoch war es mir gut, daß es ſo kam. Mein allzu hochfahrendes Begehren nach einem Wiſſen und Erkennen, das, wie von einem Luftſchiffe aus, das große Ganze der ſichtbaren Natur überſchauen und erfaſſen wollte, mußte in die nöthigen, beſcheidenen Gränzen zurückgeführt werden. — Ich ſollte mich begnügen lernen, ein Lehrling zu ſein, der an dem aufmerkſamen, gründlichen Betrachten der Elemente der Naturkenntniß ſeine Luſt findet, nicht mehr in Höhen mich verſteigen wollen, für deren Durchflug meine wächſernen Flügel nicht geeignet waren (S. 193).

Mit den vorhingenannten Naturforſchern zugleich und durch dieſelben lernte ich nicht nur die lebende Natur um Nürnberg, ſondern eine andere lebende Natur kennen, auf deren Boden Blüthen von noch anderer Art gefunden wurden als die Zonen der Erde hervorbringen, und in der ſich wie im klaren Waſſer eines Gebirgſees über den Lichtern des ſichtbaren Sternenhimmels noch die Lichter eines anderen Himmels ſpiegelten. Die Menſchennatur, welche ich hier meine, war der geiſtvolle Albino Dr. G. T. Ludw. Sachs aus Kärnthen, deſſen Namen ich auch in m. Geſch. d. Seele vierte Aufl. §. 27 u. S. 100 genannt habe. Er war ſchon frühe aus ſeinem Geburtslande nach Nürnberg gekommen, hier unter der Pflege eines Verwandten, eines Mitgliedes unſeres naturwiſſenſchaftlichen Vereines, erwachſen, an der Univerſität Altdorf gebildet. Damals ein 23jähriger Jüngling, ſchloß er ſich mit zutraulicher Liebe an mich an; mir that ſich ſein ganzes Herz mit einer Fülle der Gaben auf, die wohl nur Wenige kannten, denn er trug ſie nie zur Schau; wie er ſie in der Stille geſammelt, ſo genoß er ſie auch in der Stille, war jedoch da, wo es Frucht zu ſchaffen diente, namentlich in ſeinem ſpäteren Berufe als Univerſitätslehrer in Erlangen, eifrig bemüht, auch Anderen davon mitzutheilen. Er bezeugte namentlich eine feurige Liebe zur Sternkunde und wir belehrten uns hier gegenſeitig. In dem Gebiete jedoch einer höheren Himmelskunde konnte mir dieſes kindlich fromme Gemüth Lehrer und Vorbild ſein. Mit ihm bin ich bis zu ſeinem Tode, im J. 1814, in beſtändigem Verkehre geblieben. Er war es auch, der mir den ſpäter ſo berühmt gewordenen Reiſenden und Botaniker Martius, der damals noch Student in Erlangen war, zuführte, von welchem ich als von meinem ehrenwerthen Kollegen in München noch ſpäter reden werde.

Die beiden Männer, auf deren Bekanntſchaft und Umgang ich mich am meiſten freute, waren meine beiden Mitlehrer am Real-Inſtitute, J. Arnold Kanne*) und J. Wilhelm Pfaff. Der Letztere, bis dahin Profeſſor in Dorpat, kam erſt ſpäter, Kanne war ſchon einige Tage vor mir nach Nürnberg gekommen; hatte aber daſelbſt nach ſeiner Weiſe ſo ſtill und zurückgezogen in ſeinem Zimmer gelebt, daß weder er etwas von mir noch ich von ihm erfuhr. Eines Tages war er während meiner Abweſenheit vom Hauſe dageweſen; ich fand ſeine Karte. Ich ſuchte ihn ſogleich auf. Was dieſer merkwürdige Mann ſchon damals als Schriftſteller und Gelehrter geweſen und geleiſtet, das war in weiten Kreiſen bekannt, ich begrüßte ihn, als meinen künftigen Kollegen, mit herzlicher Achtung. Wir haben in Nürnberg, ſo wie ſpäter in Erlangen, zuſammengelebt, und ich werde im weiteren Verlaufe dieſer meiner Lebensgeſchichte in dankbarer Liebe Deſſen gedenken, was dieſer kräftige, ernſte, treumeinende Menſch mir auf dem Wege meiner inneren Entwickelung geworden. Die natürliche Kraft war auch ſpäter bei ihm dieſelbe geblieben; in ihrem Wirken aber hatte ſie eine andere Richtung genommen, und die Weiſe, in welcher ſie ſich kund gab, war nicht dieſelbe geblieben. Ich aber möchte den mir werthen Freund gerne ſo ſchildern, wie er mir bei dem erſten perſönlichen Begegnen erſchien.

---

*) „Der geniale Alterthumsforſcher“, wie ihn Schelling mir als einen künftigen Kollegen angekündigt hatte.

Eine ſeltſame und dabei höchſt anziehende Perſönlichkeit. Er ſtand auf von ſeinem Schreibtiſche, als ich meinen Namen nannte, trat in einer Haltung und mit einem forſchenden Blicke mir entgegen, wie ein Soldat, der in Zeiten des Krieges auf einem Gränzpoſten zur Wache ſteht und einen vorübergehenden Fremden, faſt ohne den Gruß zu erwidern, ſcharf in's Auge faßt. Und dennoch lag im Ausdrucke dieſer Augen Etwas, das nicht bloß Achtung gebot, ſondern zugleich Zutrauen erweckte. Was anders konnte der Inhalt unſeres erſten Geſpräches ſein als das Eine, was uns hier in Nürnberg zuſammenführte und was uns jetzt beiden am nächſten anlag: der vorgeſchriebene Lehrplan des neuzubegründenden Realgymnaſiums, ſo wie unſere Aufgabe bei demſelben. Wir hatten dieſen Plan nicht gemacht, man wird es uns nach jenem gewohnten Wege, den wir beide in unſerer wiſſenſchaftlichen Bildung genommen hatten, nicht verargen, daß wir gegen ſeine Ausführbarkeit ſchon damals manches Bedenken hatten. Ich ſelber habe ſpäter bei mehreren Gelegenheiten öffentlich es ausgeſprochen, wie weſentlich nothwendig mir das Studium der alten Sprachen, die vertraute Bekanntſchaft mit den Werken des klaſſiſchen Alterthums als Grundlage der höheren wiſſenſchaftlichen: der gelehrten Bildung erſcheine*). Unſer Realgymnaſium ſollte ſeine Zöglinge zu künftigen Gelehrten bilden, ſollte ſie zum Uebertritte an die Univerſität befähigen und das eigentliche univerſelle Element einer ſolchen Bildung war aus ſeinem Lehrplane gänzlich ausgeſchloſſen. Wie ſollte, fragte Kanne, der künftige Naturforſcher auch nur zu einer Fertigkeit im Verſtändniſſe der wiſſenſchaftlichen Namen der Naturkörper gelangen können, ohne wenigſtens der lateiniſchen Sprache bis zu einem gewiſſen Maaße mächtig zu ſein. Auf der Univerſität habe er andere Dinge zu lernen und zu treiben als die Elemente der Schulbildung. Ich ſelber, das fühlte ich erſt ſpäter ſeinem ganzen Gewichte nach, hatte dabei als Direktor die ſchwierigſte Aufgabe; ich vor Allen mußte den uns vorgezeichneten Lehrplan feſthalten, ihn zum Beſten unſerer Zöglinge fruchtbar zu machen und öffentlich zu vertreten ſuchen. Dennoch hielt ich mit Achtung an dem Grundgedanken feſt, von welchem man, wie mir Schelling ſchrieb, bei der Errichtung der Realgymnaſien ausgegangen war, davon ich nachher reden werde.

Ich ſah ſeit dieſer erſten Bekanntſchaft den ehrenwerthen Kollegen täglich und wir wurden bald ganz mit einander vertraut. Neben der Fülle von Kenntniſſen und merkwürdigen Erfahrungen ſtand dem Kanne eine ſeltene Gabe des Witzes zu Gebote. Er konnte allerdings in ſeinen Urtheilen zuweilen ſo boshaft witzig ſein, wie eine engliſche Zeitung, aber es war dennoch zugleich mehr Gerechtigkeit und Wahrheit darin, als in der Regel die engliſche Preſſe kund gibt, und zwiſchen den Blitzen ſeines

---

*) M. v. in meiner Geſchichte der Seele den §. „die Erziehung zum Wiſſen" (in der 4. Aufl. der Gſte. Bd. II. S. 330).

Humors brach öfters ſchon jener milde, wohlthuende Sonnenſchein hervor, welcher in ſpäterer Zeit ſeinem Weſen die herrſchende Stimmung gab.

Namentlich fand ich ihn am Vorabende vor Oſtern in einer ſolchen Stimmung, die wohl von einem Briefe aus lieber Hand hervorgerufen ſein mochte. Wir ſollten, ſagte er, heute auch, wie etwa Hans Sachs und Albrecht Dürer in ſolcher feſtlichen Zeit es gethan, ein Glas Wein zuſammentrinken. Was er mir aber in ſeinem heutigen, vertraulichen Geſpräche mittheilte, das war mir mehr werth als der beſte Wein; es war ein kurzer Jnbegriff der höchſt merkwürdigen Geſchichte ſeines Lebens. Kanne war nur um ſieben Jahre älter als ich, hatte aber ſiebenmal mehr auf der Welt erfahren und gethan als ich. Was hatte dieſer Menſch doch ſchon alles erlebt und was war er alles ſchon geweſen! Als Jüngling bereits ein geachteter Schriftſteller und Theolog, dann öſterreichiſcher Soldat und abermals Schriftſteller, hierauf (im J. 1806) Soldat in preußiſchen Dienſten, franzöſiſcher Kriegsgefangener und Bettler, ſpäter noch einmal öſterreichiſcher Soldat und ſchwer Kranker zu Linz. Hier, wo ſeine äußere Noth ihr höchſtes Maaß erreichte, war es, wo ein Zeitungsblatt, das ſich, wie man zu ſagen pflegt, „zufällig“ in die Hände, gerade des rechten Leſers verirrt hatte, ſeinem Leben auf einmal eine neue, glückliche Wendung gab. Zunächſt verſchaffte ihm das Blatt die beſte Pflege. Und als er, von Fleiſch und Brod und Wein geſtärkt, mit dem nöthigen Reiſegelde in der Taſche an ſeinem Stabe herausgeſchlichen kam nach Bayern, da gingen ihm drei Glücksſterne, einer aus weiter Ferne, zwei in der Nähe, zugleich auf. Der aus der Ferne, das war der vorläufige Antrag einer Profeſſur in Moskau, auf den er wohl ſogleich würde eingegangen ſein, wenn nicht an der zweiten Ausſicht, die man ihm zu der Anſtellung in Nürnberg eröffnet hatte, eine dritte: die auf die Hand einer ihm ſeit mehreren Jahren ſehr lieben Jungfrau verbunden geweſen wäre.

Ich will dieſer kurzen Inhaltsanzeige der Erzählung meines Freundes hier nur einige wenige erläuternde Worte beifügen. Freilich mit anderer Färbung, als er wohl ſpäter gethan haben würde, aber mit unübertreffbarer Lebendigkeit ſchilderte er mir, wie er in den Schulen ſeiner Vaterſtadt oftmals die Kinderſpeiſe und Jünglingskoſt der gelehrten Bildung mit einer ſolchen unerſättlichen Begierde zu ſich genommen habe, daß er davon freilich zur Bewunderung Aller, die ihn kannten, aufgedunſen, zugleich aber auch recht überſatt davon geworden ſei. Er habe gemeint die Theologie ſolle ihm neuen Appetit machen, ſei deshalb nach Göttingen gegangen, dort aber bald wieder, durch die überwiegende Anziehungskraft des berühmten Heyne, zur Philologie hingeführt worden, weil er darin das beſte Zeug gefunden, um ſeinem Genie einen recht glänzenden Prunkrock daraus zu machen, während ſein Leib, nothgedrungen, in ziemlich abgetragenem Rocke einherging. Er habe auch zum Schneidern jenes Stoffes ſo viel Luſt und Geſchick bewieſen, daß Heyne ein beſonderes Wohlgefallen an ihm gefunden, und daß er ſelber ſchon in Göttingen, mit, ſo wie ohne ſeinen Namen, mehrmals mit ſeinen philologiſchen ſowie archäologiſchen Schneiderarbeiten öffentlich zu Markte gezogen. Er habe jedoch das viele Sitzen bei ſchlechter Koſt — denn bei ſeiner Schneiderei ſei nicht viel herausgekommen — nicht länger vertragen können, habe deshalb im J. 1805 ſeinen abgetragenen Tuchrock gegen einen öſterreichiſchen, gemeinen Soldatenrock umgetauſcht und ſei mit dem kaiſerlichen Heere gegen die „große Armee“ des Napoleon zu Felde gezogen.

Als man ſich jedoch bald aus dem Felde nach den Hütten des Friedens gewendet habe, habe auch er ſich geneigt finden laſſen, mit Plato, mit Ariſtoteles und ihrer großen Armee wieder Frieden zu ſchließen. Gute Freunde kauften ihn los, er ſchrieb in Würzburg ſeine „neue Darſtellung der Mythologie der Griechen und Römer“, auch, wie im Schritte des Eilmarſches, den er bei den vielen von ihm mitgemachten Retiraden gelernt habe, ſeine „älteſte Urkunde der Geſchichte“, welche jedoch die damalige Cenſur drei Jahre lang in ihrem mütterlichen Schooße behalten habe. Von Würzburg ſei er nach Jena, von da nach Berlin gegangen, um ein kleines Manuſkript, das er für goldeswerth gehalten, bei einem geneigten Buchhändler zu verſilbern. Es war im Frühjahre 1806; Preußen rüſtete ſich ſchon gegen Napoleon; an dem Fenſter ſeines kleinen Zimmers im Wirthshauſe hörte er Muſik und Trommel, ſah die Preußen prächtig aufmarſchiren, bei denen die Köpfe und Herzen ſo warm waren, während es ihn in ſeinem ungeheizten Zimmer fror. Da nahm er ſein Manuſkript, ſteckte es in den Windofen, zündete es an und nachdem er ein wenig ſich daran gewärmt hatte, ging er zum Kommando eines Infanterieregimentes und meldete ſich zum Anwerben. Der Offizier, bei dem dieſes geſchah, war ein Mann von Bildung und wackerer Geſinnung. Nachdem er vernommen, wer und woher der kriegsluſtige, junge Mann ſei, nahm er ihn bei Seite, fragte ihn, ob er vielleicht nur aus Geldnoth nach der Trommel und dem Kommißbrod Verlangen trage? — Kanne, mit heiterer Miene, zog ſeinen Beutel, darin ſich neben den kleinen Silbermünzen auch noch ein Goldſtückchen fand, zeigte das dem freundlichen Offizier und verſicherte ihn, daß ein Menſch ſeiner Art, ſo lange er noch ſo viel Geld habe, an keine Noth denke. — Oder iſt es, fragte jener weiter, eine unglückliche Liebe, die Sie zu Ihrem jetzigen Schritte treibt? — Zum recht ernſtlichen Verlieben, ſagte Kanne, habe ich noch niemals Zeit gehabt.

„So war ich denn, erzählte mein Freund weiter, zum zweiten Male Soldat geworden, diesmal im preußiſchen Heere, das gegen Napoleon zu Felde zog. Anfangs, ſo lange ich in der Nähe des Offiziers blieb, der mir ſo freundlich gewogen war, erging es mir ſehr gut und auch ſpäter erträglich; ich habe an verſchiedenen Orten meine Kugeln gegen die Franzoſen abgeſchoſſen, auch den Säbel gezogen, gerieth aber zuletzt hinter den Feſtungsmauern in franzöſiſche Gefangenſchaft. Da iſt mir's nun freilich ſehr ſchlecht ergangen. Früher hatte ich freilich manchen ſchmalen Biſſen, doch in allen Ehren, genoſſen und je leichter die Koſt, deſto leichter war auch der Schlaf geweſen. In der franzöſiſchen Gefangenſchaft hatte ich, unter Spott und Verachtung, oftmals keinen Biſſen zu eſſen, und an Schlaf, außen im winterlich kalten Felde, war auch nur ſelten zu denken. Während unſere Treiber ritten, mußten wir Gefangene bei Tag wie bei Nacht und Nebel zu Fuß neben den Pferden herlaufen. Doch verſtanden die Franzoſen auch zuweilen einen guten Spaß, der mir bei Gelegenheit einen guten Trunk und Biſſen eintrug, und zuletzt machte ich mir den Spaß, ihnen einmal bei Nacht und Nebel davon zu laufen. In meinem grauen Kittel, den ſie mir angezogen, gab es zwar Taſchen, in dieſen aber keinen Heller Geld und keinen Biſſen Brod. Die Bauern in einem Dorfe, das ſeitwärts von der Straße im Walde lag, gaben mir von ihrem Brod zu eſſen; bei einem Dorfbarbier, der ſich einen halben Gelehrten dünkte, habe ich auch etliche Raſttage gehalten. Ich ſah jetzt, daß man ſich auch mit Bettein durch die Welt bringen kann; Geld nahm ich auf meiner langen Weiterreiſe nicht an, Brod aber und Kartoffeln, ſowie etwas Uebergebliebenes vom Eſſen, nahm ich gerne. In Meiningen ließ ich mir aber dennoch von Einem, der meinen Namen kannte, ein kleines Darlehen reichen, kam jedoch damit nur bis Hildburghauſen. Dort ließ ich mich abermals zum öſterreichiſchen Soldaten anwerben und zwar in der Hoffnung, daß ich da vorerſt keine ſo ſtrengen Märſche machen müſſe, als mit den franzöſiſchen Reitern, auch nicht ſo hungern dürfe. Und ſo war es auch, doch ging mein Marſch diesmal nicht in's Feld gegen die Franzoſen, ſondern gegen einen noch ſchlimmeren Feind. Ich wurde nach einiger Zeit ſchwer krank, kam zu Linz in's Hospital, mußte da im Fieber viele Raſttage halten, ohne ſie zu zählen, weil ich nur ſelten ſo viel bei Sinnen war, daß ich die Tage von den Nächten unterſcheiden konnte. Sprach doch auch das alte Weib, das mir die Arznei reichte, die ich kaum noch mit dem Löffel zum Munde führen konnte, „für den wird man auch nicht oft mehr eine Suppe kochen dürfen“. Endlich ging es langſam wieder der Beſſerung zu und ich hatte manchmal ein heimliches Verlangen nach anderer Koſt und Pflege als nach der im Krankenhauſe und auf dem Krankenbette. Und was geſchieht da! Meine „älteſte Urkunde“ war gerade um jene Zeit aus dem verſchloſſenen Mutterſchooße der Cenſur hervorgegangen, hatte auch bald nach ihrer Ausgeburt einen recht freundlichen Beurtheiler in einer Literaturzeitung gefunden. Das Blatt hatte einer von den geiſtlichen Herren im Kloſter des Spitales, ich meine, er hieß der Pater Anſelmus, geleſen. Es war ein unterrichteter Mann, mit dem ich mich, ſeitdem ich wieder zu ſprechen anfing, öfters gern unterhalten hatte. Johann Arnold

Kanne, ſo ſagte derſelbe bei Tiſche zu ſeinen Amtsbrüdern, heißt der, welcher das Buch geſchrieben hat? das hier in der Literaturzeitung ſo gelobt wird. Bei uns im Krankenhauſe liegt ein Soldat, der auch ſo heißt, und aus deſſen eigenem Munde ich es weiß, daß er viel ſtudirt hat. Sollte das derſelbe ſein? Gelehrt und geſcheit, um ein Buch zu ſchreiben, ſcheint er mir genug zu ſein, auch iſt er über die Studentenjahre längſt hinaus."

„Meine Geſchichte, ſo wie unſere Flaſche Wein, iſt jetzt zu Ende und ich wollte, beide wären beſſer geweſen als ſie waren. Ich gebe nun noch die letzten Tropfen der Neige. Als die geiſtlichen Herren in Linz von mir erfuhren, daß ich wirklich der Verfaſſer des belobten Buches ſei, da erwieſen ſie mir gar viele Achtung und ließen mir aus Küche und Keller, ſo weit der Arzt es erlaubte, ſo gute Koſt und Pflege zukommen, als ich ſeit vielen Jahren nicht genoſſen. Ich durfte mich bei ihnen vollkommen nach meinen Kriegs- und Bettler-Strapatzen erholen. Meine Freunde hatten ſeit langer Zeit nichts von mir gewußt. Ich ſchrieb jetzt an den nächſten von ihnen, an Adolf Wagner in Leipzig, dieſer ſchrieb an Jean Paul, welcher an mehreren meiner Schriften *) ein Wohlgefallen gefunden hatte; Jean Paul ſchrieb an den Präſidenten Fr. Jacobi in München, der mich mit Beihülfe der freundlichen geiſtlichen Herren in Linz ohne große Schwierigkeit vom Soldatendienſte loskaufte. Ich war jetzt des Wanderns ſatt, mochte deshalb von einem Zuge nach Moskau, wohin ich hätte kommen können, nichts wiſſen, halte mich nun an die ſpießbürgerlichen Realien, ſtehe ſogar halb und halb im Begriffe, nicht nur ein Mann

---

*) Vor allen an den Blättern von Aleph bis Kuph.

nach der Welt, ſondern ſogar ein Ehemann zu werden. Denn gerade heute, am 1. April *), wo wir laut unſerem Anſtellungsdekrete am Nürnberger Realgymnaſium in Amt und Sold treten, kündigt mir ein Brief von Bayreuth an, daß ſich mir eine mehrjährige ſchöne Liebſchaft aus der Idealität der Wünſche und Hoffnungen zur Realität der Erfüllung hinneige."

In dieſer Weiſe ſprach ſich mein Freund Kanne damals aus. Uns beiden aber ſollte ſpäter eine Erfüllung noch anderer in uns aufkeimender Wünſche zu Theil werden, als die eines äußeren, erdenpilgerlichen Glückes ſind.

In meinem Hauſe wurde das Oſterfeſt ſtill und frohen Muthes gefeiert. Kanne war uns kein Fremder mehr; er war uns ein vertraulicher Hausfreund geworden, der uns das Dunkel, welches über der nächſten Zukunft lag, nicht wenig erheiterte.

Gleich nach dem Oſterfeſte begannen bei mir die Anmeldungen der Schüler für den Eintritt in unſere, bis jetzt nur erſt auf dem Papiere beſtehende Lehranſtalt. Und bei dieſer Gelegenheit iſt mir abermals etwas begegnet, das ſich in der Geſchichte meines inneren wie äußeren Lebens öfters wiederholt hat: es wurde mir auf dem Wege meiner neuen Wirkſamkeit ein Vorzeichen von ähnlich tröſtlicher Bedeutung gegeben, wie es das Erſcheinen des Wendekreisvogels (Phaëton aethereus) für den Seefahrer iſt, welcher nach der von ihm noch nie geſehenen heißen Zone hinſteuert. Der erſte Schüler, der mir durch ſeine Mutter zugeführt wurde, war ein etwa zwölfjähriger Knabe, der ſchon in dem vielverſprechenden Ausdrucke ſeines Angeſichtes einen Empfehlungsbrief an ſich trug, welchen Jeder, dem

---

*) Oſtern fiel in jenem Jahre auf den 2. April.

der Sinn dieſer Schrift nicht unbekannt war, mit Vergnügen leſen mußte. Dieſer mein erſter Schüler iſt mir in dem ſpäteren Verlaufe meines Lebens bis zu meinem jetzigen Greiſenalter der vertrauteſte und nächſte geworden und geblieben, und ich werde ſeiner im Verlaufe dieſer Berichte über mich und Andere noch öfter gedenken. Es iſt Andreas Wagner, der ehrenwerthe, gründliche Kenner und Beſchreiber der jetzt lebenden Thierwelt, ſo wie ihrer vorgeſchichtlichen aus dem Reiche des Lebens verſchwundenen Formen; der treue Forſcher der älteſten in den Felſenwerken der Erdveſte vor Augen liegenden, wie der geoffenbarten Urkunde *). So klein und jung auch dieſes erſte Stämmchen unſerer neuen Pflanzſchule vor mir ſtand, hatte ich dennoch ſogleich eine ganz beſondere Freude daran, denn das Geſpräch mit dem treuherzigen Knaben ließ mich in ihm einen künftigen Schüler erkennen, wie ich mir viele gewünſcht hätte. Und bald fanden ſich nun mehrere Jünglinge und Knaben bei mir ein, welche der Aufnahme in unſer Real-Inſtitut begehrten; unter ihnen Söhne aus manchem in der Geſchichte von Nürnberg ruhmwürdig daſtehenden Geſchlechte der alten Patrizier, ſo wie der durch Bildung, durch äußeren Wohlſtand und Geſinnung hochachtbarſten Bürger der Stadt.

Die Eröffnung unſerer Schule war auf den 17. April, den Montag der dritten Woche nach Oſtern, feſtgeſetzt. Ich ſollte ſie mit einer Rede beginnen. Man hatte in mir die Erwartung erregt, daß ſich bei dieſer feierlichen Gelegenheit eine große Anzahl von Zuhörern aus allen Ständen

---

*) Ich erinnere hier nur an ſeine Geſchichte der Urwelt mit beſonderer Berückſichtigung der Menſchenraſſen und des moſaiſchen Schöpfungsberichtes.

einfinden werde. Dieſen ſollte ich, ſo ſchien es mir, Rechenſchaft geben über die eigentliche Aufgabe und Beſtimmung der Real-Inſtitute, und zugleich müſſe ich, als Lehrer der Philoſophie an der Anſtalt, auch Das zur Sprache bringen, was mir als Hauptziel meines Unterrichtes vor Augen ſchwebe. Ich hielt mich hierbei mehr an Das, was Schelling mir über jene allgemeine wie über die beſondere Aufgabe geſchrieben hatte *), als an den mir erſt hier in Nürnberg mitgetheilten Unterrichtsplan. Ich wollte jedoch in

---

*) Schelling ſchrieb mir in dem Briefe vom 27. Okt. 1808 (m. v. S. 252): „Um Sie ganz au fait meines Antrages zu ſetzen, bemerke ich, daß auf Niethammer's Vorſchlag in Baiern, neben den Gymnaſien, wo die alte, ſtreng philologiſche Zucht wieder eingeführt wird, zwei polytechniſche Schulen, oder, wie man ſie zu nennen gedenkt, Real-Inſtitute (zu Nürnberg und Augsburg) errichtet werden ſollen, beſtimmt zur Bildung ſolcher Köpfe, die für Natur und Kunſtideen unmittelbares, treibendes Talent haben: für künftige Chemiker, Phyſiker, Naturforſcher überhaupt und Künſtler. — — Dadurch, daß dieſe Schulen dem (freilich nothwendigen) Gymnaſial-Pedantismus in gewiſſem Betracht entgegengeſetzt ſind, werden ſie ſchon von ſelbſt ein freieres, höheres Leben gewinnen. Der Lehrer philoſophiſcher Wiſſenſchaft insbeſondere hat den Beruf, dem etwaigen Mechanismus und Atomismus des übrigen Studiums entgegen zu wirken — und wer könnte zu dieſem Zwecke trefflicher erfunden werden als Sie? Das andere Fach, das Sie übernehmen müßten, deutſche klaſſiſche Literatur, kann Ihnen, der ſo viel in Poeſie, ſelbſt erotiſcher, gelebt hat, nicht unerwünſcht ſein, um ſo mehr, da die Art der Behandlung ganz Ihrem Ermeſſen überlaſſen, und Ihnen ſogar freiſtehen ſoll, dieſes Fach mit dem der Philoſophie in Eins zu ziehen."

meiner Rede zunächſt ausgehen von dem Gedanken, der mich damals ohne Aufhören beſchäftigte, von dem Gedanken: wie man in einer Bildungsanſtalt, welche den Rang einer gelehrten Schule, gleich den Gymnaſien, haben ſollte, und aus deren Lehrplane dennoch das Hauptelement der gelehrten Bildung, das Studium der alten Sprachen ausgeſchloſſen ſei, dieſen Mangel durch ein gründliches Erfaſſen des Geiſtes und der Kraft der edlen, deutſchen Mutterſprache und durch die Bekanntſchaft mit ihrer Literatur erſtatten könne. Aber ich geſtehe es mit Beſchämung, es erging mir bei dem Entwerfen des Planes meiner Rede, wie es zuweilen beim Garnabwickeln zu geſchehen pflegt, wenn man ein unrechtes Ende anfaßt, deſſen Faden in die Tiefe der geſammten Fädenmaſſe hinein verſchlungen iſt. Anſtatt nach dem Maaße meiner Kräfte in der Weiſe wie Fichte[*]) von der hohen Bedeutung dieſer edlen deutſchen Sprache unter den anderen neueren Sprachen zu reden oder etwas über die älteſten bekannten Werke der deutſchen Literatur zu ſagen, mit denen ich nicht unbekannt war, nahm ich mir vor, in meinem Eingange von dem Urſprunge der Menſchenſprache überhaupt zu reden. Statt, wie ich erwartet hatte, einem geräumigen Saale, war uns zur Feier der Eröffnung unſerer Schule ein Unterrichtszimmer im Gebäude des Gymnaſiums angewieſen. Es waren ziemlich viele Zuhörer da, keiner aber von denen, die ich erwartet hatte, ſelbſt der Vorſtand der Lehranſtalten: Paulus war nicht gekommen, ich ſtand da mitten im Gedränge meiſt von Knaben, zu denen ſich aus Neugier einige Erwachſene geſellt hatten. Ich faßte meinen „gelehrten" Faden an, ließ ihn jedoch im Hinblick auf die bunte Schaar der Hörer und ihrer über mein ihnen unverſtändliches Gerede verwunderten Mienen bald wieder fahren, und gerieth, von meinem hohen Pferde herab auf mein hölzernes Steckenpferd: auf die Schilderung ſolcher Seelenzuſtände, in denen — wie im Somnambulismus — der Grund, in welchem die Menſchenſprache wurzelt, und aus dem ſie ihre Kräfte empfängt, recht deutlich vor Augen tritt. Ziemlich verlegen über dieſe mir ſelbſt mißfällige Wendung, welche meine Antrittsrede genommen hatte, ſchloß ich dieſelbe und flüchtete mich mit der abziehenden Schaar hinaus in's Freie in der Hoffnung, daß die Fortſetzung beſſer gerathen ſolle, als der Anfang, welcher freilich wohl, unter anderen äußeren Umſtänden, auch ein anderer hätte ſein können, als er geworden war.

---

[*]) In ſeinen Reden an die deutſche Nation (1808).

Wie mir bei dem Eintritte in meinen Amtsberuf, hätte es meinem lieben Freunde Kanne bald nachher bei ſeinem Eintritte in den heiligen Eheſtand ergehen können. Die Hochzeit wurde recht fröhlich in meinem Hauſe gefeiert, und ein berühmter, geiſtreich unterhaltender Gaſt, Hegel, damals Rektor am Nürnberger Gymnaſium, war zugegen. Aber den Bräutigam hatte dabei eine ſeltſame Unruhe ergriffen; er war noch vor Abend von ſeiner Braut davon, und nach Würzburg gelaufen, ohne ſich auf dem ganzen Wege Zeit zum Ausruhen zu laſſen. Ein ſeltſam, überkräftiger Geiſt, der in dem äußerlichen Treiben des Lebens vergeblich nach einem Ruhepunkte ſuchte, der ſein mächtiges Sehnen tragen konnte, bis er Das, was er ſuchte, in der friedlichen Stille des inneren Lebens fand. Joh. Jac. Wagner in Würzburg hielt in freundlich ernſter Weiſe den Flüchtling in ſeinem Laufe, der, wer weiß, wohin? gerichtet war, auf, er kehrte reuig zurück; fand Vergebung bei der beleidigten Braut, und in dem Eheſtande wie in ſeinen hausväterlichen Pflichten, ein Feld, das für ihn mit einem Pallisadenzaune umgeben war, über den er weiter nicht mehr hinaus ſprang. Wir hatten zwar beide unſeren Anfang nicht bei dem rechten Faden angegriffen, fanden dieſen aber nachmals und dieſelbe ausdauernde Beharrlichkeit und Treue, welche Kanne in der mehrjährigen merkwürdigen Werbung um ſeine geliebte Braut bewieſen, bewährte er auch in der Führung ſeines hausväterlichen Standes und ſeiner Ehe, bis an ſein Ende.

Bald nach dieſer Zeit erſchien denn auch ein anderer, ſehnlich erwarteter Kollege auf ſeinem Platze: der aus Dorpat an unſer Real-Inſtitut berufene Profeſſor Dr. Joh. Wilh. Pfaff. Von dieſem werde ich ſpäter noch viel zu berichten haben, denn die Tage meines brüderlich freundſchaftlichen Zuſammenlebens mit ihm in Erlangen gehören zu jenen Tagen meines Lebens, von denen ich am liebſten erzähle. Sein Landsmann und Jugendfreund Schelling urtheilte über ihn: „unter allen Menſchen, die ich kennen gelernt habe, iſt Pfaff mit natürlichen Gaben und geiſtigen Anlagen am reichſten verſehen geweſen; er hat ſich aber in ſeiner beſtändig jung bleibenden, um die Welt und ihre Ehren unbekümmerten, frohſinnigen Lebensweiſe niemals dazu Zeit gelaſſen, den koſtbaren Demant, den er in ſich trug, zu ſchleifen und brillant zu machen" *). Hier

---

*) D. B. Engelhardt in einer öffentlichen Beurtheilung des trefflichen Buches von Pfaff: der Menſch und die Sterne, ſchildert denſelben in meiſterhafter Weiſe, nach ſeiner vollkommenen und ſtrengen Bildung in den mathematiſchen Studien, als praktiſchen Beobachter auf der Sternwarte zu Dorpat, als Phyſiker, ausgezeichnet im Gebiete der galvaniſchen Forſchungen, als tüchtigen Philologen, Freund der Dicht-

aber will ich nur den erſten Eindruck beſchreiben, den Pfaff's Perſönlichkeit bei unſerem Zuſammentreffen in Nürnberg auf mich machte.

Ein feiner, damals in der friſchen Blüthe des jugendlichen Mannesalters ſtehender Menſch, deſſen wohlgebildetes Angeſicht, mit den ſchönen, guten blauen Augen man nur mit Wohlgefallen betrachten konnte. Er trat nicht, ſo wie Freund Kanne, gleich einem Soldaten auf dem Wachtpoſten (S. 287) fremdthuend und forſchend auf mich zu, ſondern ſo zutraulich, wie ein alter Bekannter. Und ſo wie mit einem alten guten Bekannten, mußte es nicht nur mir und meines Gleichen, ſondern ſelbſt, wie dies Alle wiſſen, die ihn nur etliche Male geſehen, jedem Kinde zu Muthe werden, denn er hatte, wie dies Schelling in ſeinem Urtheile über ihn andeutete, die fröhlich harmloſe Kindernatur niemals ausgezogen. Wir ſetzten uns, wir ſprachen Verſchiedenes; Pfaff, wenn ich etwas ſagte, machte zuweilen ſo große Augen und nahm im ganzen oberen Theile ſeines Geſichtes eine ſolche Miene des achtungsvollen Staunens an, daß ich wunder gedacht haben würde, welcher große, neue Gedanke mir eben entfahren ſei, wenn ſich nicht um ſeinen Mund herum ein gewiſſer gutmüthig ſchelmiſcher Zug gezeigt hätte, der mich unwillkürlich in die ſcherzhafte Stimmung ſetzte, darin er ſich gern zu ergehen pflegte.

Der erſte Beſuch, zu meinem Leidweſen, dauerte nur kurz. Seine damalige (erſte) Frau, eine geborne Gräfin Patkul, die er mit ſich aus Rußland gebracht hatte, eine ſchöne, ſehr vornehm gekleidete Dame, welche von

---

kunſt, begeiſterten und ernſten Verehrer der Geſchichte. (Bayeriſche Annalen für 1834 Nr. 47.)

meiner guten, argloſen, mit den Sitten der vornehmen Welt ganz unbekannten Henriette dadurch ſich auf's Bitterſte beleidigt hielt, daß dieſelbe, ohne zu wiſſen, was ſie that, ſich zu ihrer Rechten auf's Sofa ſetzte, und der vornehmen Fremden den Sitz zu ihrer Linken überließ, machte plötzlich Aufbruch, und Pfaff, indem er lächelnd eine Pantomime des Bedauerns hinter den beiden Frauen hermachte, mußte mit ihr fort.

Durch Pfaff war ein ganz beſonderes Leben unter unſere Schüler gekommen. Dieſe alle waren ihm nicht nur alsbald in herzlicher Liebe zugethan, ſondern zwiſchen ihnen und ihm trat ein Verhältniß ein, das vielleicht Manchem, welcher Pfaff's eigenthümliche Gabe nicht kannte, als Lehrer und als Hausvater auf ſeine Schüler wie auf ſeine Kinder, in zutraulicher Liebe zu wirken, als ein zu republikaniſches erſcheinen konnte. Aber das junge Volk lernte nicht nur gerne, ſondern dann, wenn der in ihnen erwartete gute Wille vom Talent begünſtigt ward, auch Viel und Tüchtiges bei ihm und ich dachte oft: hätte ich doch auch einen ſolchen Lehrer, wie dieſen, in der Mathematik gehabt.

28. Politiſches und Unpolitiſches.

Die damaligen in der Entwickelungsgeſchichte von Europa, namentlich aber des deutſchen Vaterlandes, bedeutungsvollen politiſchen Ereigniſſe ſind auch auf meine eigene, in mehr als einer Beziehung unpolitiſche Stellung von Einfluß geweſen, deshalb muß ich ihrer kurz gedenken.

Noch vor der Mitte des Aprils (1809) war Erzherzog Karl mit dem öſterreichiſchen Heere über die Gränze herüber in Bayern vorgedrungen; der Kampf mit Frankreichs Uebergewalt hatte begonnen. Aber in einer unerwarteten Schnelle fand ſich der Held jener Tage, Napoleon, mit einem Heere, in welchem er großentheils Deutſche gegen Deutſche führte, auf dem Kampfplatze ein, wo ſeiner Weltherrſchaft die meiſte Gefahr drohte. Mit der Kunde von ſeiner Ankunft in der Donaugegend faſt zugleich traf auch ſchon die von ſeinen Siegen über die öſterreichiſche Macht in den Schlachten bei Abensberg (20. April), bei Landshut (am 21.), bei Eckmühl (22. April) und die Nachricht der Erſtürmung von Regensburg, ein. Das Staunen von ganz Europa haben allerdings in dieſer Zeit Napoleon's Feldherrn-Thaten erregt, höherer Art aber als dieſe glänzenden Meiſterwerke eines großen Feldherrn waren die Thaten eines anderen Helden jener Tage, auf denen der Blick einer Welt, die hoch über allen Reichen der Welt iſt, mit einem Wohlgefallen geruht hat, welches mehr werth iſt, als alle lobpreiſende Bewunderung der Menſchen. Dieſer Held war der Regens am geiſtlichen Seminar, der nachmalige Biſchof zu Regensburg, Dr. Georg Michael Wittmann. „Er allein erſchien mitten im heftigſten Gefechte, in den von Kugeln durchſauſten, von wilden Kriegern durchzogenen Straßen, um mit Feuerſpritzen den nach allen Seiten um ſich greifenden Flammen zu wehren, und zu helfen, zu retten, was zu retten war, oder, wo dies nicht möglich, den Unglücklichen Troſt, den Sterbenden ſeine prieſterliche Hülfe zu bringen. — — — Von Dem, was in ſeiner eigenen Wohnung war, rettete er nichts als ſeine Pfarrbücher und ſein Brevier: alle ſeine Habe, ſeine zahlreiche Bibliothek, ſeine koſtbaren Handſchriften gingen verloren. Seine ruhige prieſterliche Erſcheinung in Mitte dieſer furchtbaren Gräuelſcenen machte ſelbſt auf die erhitzten Krieger einen ſolchen Eindruck, daß ſie ihn unangefechten als einen Friedensengel, mitten durch ihre gedrängten Schaaren hindurchſchreiten ließen" *).

Ich hörte bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male von dieſem Helden einer höheren Ordnung, als die der Welteroberer iſt; ſpäter jedoch habe ich den theuren Mann von Angeſicht geſehen, und ſeinen Segen für das ganze Leben mit mir genommen, wie ich dies in weiterem Verlaufe meiner Lebensgeſchichte berichten will.

Bekannt genug ſind die weiteren Ereigniſſe in Napoleon's damaligem Feldzuge, ſein ungehemmtes Vordringen nach Wien; die unvorhergeſehene Gefahr, in welche der vermeintlich unbeſiegbare Feldherr nach der Schlacht bei Aſpern und Eßling (am 21. Mai) mit ſeinem Heere auf der Inſel Lobau gerieth, wo außer den Waffen der Oeſterreicher auch die Elemente gegen ihn zu kämpfen ſchienen: ſein kühnes Hindurchbrechen durch die Haft, in welcher die Macht des Gewäſſers und des feindlichen Heeres ihn hielten (30. Juni), ſeine ſiegreich beſtandenen Schlachten bei Wagram und Znaim, ſein Abſchluß des Friedens in Wien (14. Okt.).

Nürnberg mit ſeinen Bewohnern war in der erſten Zeit der franzöſiſchen Siege, welche namentlich auch Bayerns Heere in weiter Ferne für den großen Gewalthaber erkämpften, von den Unruhen des Krieges ganz unberührt geblieben. Während jedoch Napoleon auf der Inſel [illegible]bau wie ein Löwe in der Fallgrube gefangen ſaß, da wurde auch die alte Reichsſtadt in ihrer vermeintlichen Sicherheit von der allgemeinen Erſchütterung, freilich nur in vorübergehender Weiſe, betroffen. An einem Sonnabend

---

*) M. v. Melchior Diepenbrok's Trauerrede auf Wittmann, in ſ. geſammelten Predigten, Regensburg 1841.

(24. Juni) waren mehrere von uns Lehrern am Real-Inſtitute und am Gymnaſium zur Tafel geladen bei dem damaligen General-Commiſſär Grafen von Thürheim; da kam auch zu unſeren Ohren die Kunde, daß ein Corps der Oeſterreicher, großentheils aus Landwehrmännern beſtehend, aus der Richtung von Bayreuth her gegen Nürnberg heranrücke. Obgleich die Stadt von eigentlichem Militär verlaſſen war, hielt man ſie dennoch geſchützt genug durch ihre Bürgerwehr und ihre Mauern gegen die Angriffe eines dem Vernehmen nach ſo ſchwachen Feindes. Auch hielt am anderen Tage der Graf Thürheim eine Anrede an das verſammelte Volk, worin er dieſes ermahnte, zu den Waffen zu greifen, und in Gemeinſchaft mit dem Bürgermilitär ihre Stadt zu vertheidigen. Dieſe Anrede hatte jedoch nicht die erwartete Wirkung gehabt; das Volk fühlte ſich ſogar durch einige Ausdrücke in der Rede gekränkt, ein lautes Murren, das von keiner Furcht vor der Polizeigewalt ſich zum Schweigen bringen ließ, ging durch die hin und wieder verſammelten Haufen. Montags den 26. Juni erſchien der Feind vor der Stadt. Die Zahl ſeiner Bewaffneten wurde auf etwa 1000 geſchätzt; den größten Theil dieſer Schaar bildete die Landwehr zu Fuß, nur den kleineren die Gränitzer Uhlanen und Dragoner, darunter auch einige Offiziere und Gemeine von eigentlich militäriſcher Bildung waren. Ich will mich hier nicht mit der Beſchreibung der unblutigen, obwohl von manchen Schrecken begleiteten Einnahme des Rathhauſes, der Polizei durch die Uhlanen und den Folgen dieſer Einnahme aufhalten, welche der Stadt eine ſehr bedeutende Summe koſtete, ſondern nur Einiges von Dem berichten, was ich damals als Augenzeuge innerhalb wie außerhalb des Lauſer Thores wahrgenommen.

Die Thore waren geſperrt; als jedoch die öſterreichiſchen Uhlanen, vor dem Lauferthore haltend, Einlaß begehrten, öffnete das Volk gewaltſam das Thor, ohne den Erfolg der Unterhandlung abzuwarten, die man begonnen hatte. Ein Trupp der fremden Soldaten ritt jetzt herein und kam gerade zur rechten Zeit, um den Oberſten des Bürgermilitärs Baron von Wölckern und ſeinen Adjutanten Sebald, welche auch zu Pferde ſaßen, vor den Mißhandlungen der aufgeregten Menge zu ſchützen, wie ſie dies und nachher auch dem noch viel ernſtlicher bedrohten Grafen von Thürheim thun mußten. Denn in unſerem Nürnberger Volk regte ſich bei dieſer Gelegenheit, wie ſie ſagten, das reichsſtädtiſche Blut: die alte Anhänglichkeit an Kaiſer und deutſches Reich in gar ſeltſamer Weiſe. Die hereinziehenden Uhlanen begleitete das laute Jubelgeſchrei: „es lebe der Kaiſer und das Reich", vor Allem aus dem Munde der Weiber und Kinder bis an das Rathhaus. Bei einigen dieſer Frauen — man hielt ſie für Bewohnerinnen der Vorſtadt — ging der alte, patriotiſche Eifer ſo weit, daß ſie, ſo wie ihre Buben mit den Mützen und Kappen es thaten, ihre Hauben abnahmen und ſie zu Ehren Seiner Majeſtät des Kaiſers Franz hoch in der Luft ſchwenkten. Ein großer Theil des verſammelten Volkes, namentlich die Männer, zogen mit den Uhlanen nach dem Rathhauſe und nach der Polizei, wo ſie, wie ich nachher erfuhr, in der Weiſe des ſich ſelber und ſeinen leidenſchaftlichen Aufregungen überlaſſenen Volkes plündernd und zerſtörend gewirthſchaftet haben; der friedlichere Theil aber des Haufens: die Frauen und das jüngere Volk, welches heute in allen Schulen und Werkſtätten Feierabend hatte, zog hinaus zu dem vor dem Thore ſtehenden Feinde. In der That ein Feind, der zum Friedenhalten viel mehr, als zum

Kriegführen, gemacht ſchien. Es war ein bunter Haufe der öſterreichiſchen Landwehr, großentheils ſehr junge Burſche, die ihre Flinten, ſo weit ſie anders welche hatten, in ſo unſoldatiſcher Manier hielten und trugen, als wollten ſie dieſelben lieber einem heranrückenden Gegner auf den Weg hinwerfen, und ihm dann den Rücken verächtlich zuwenden, als auf ihn ſchießen. Es war aber auch nicht zu verwundern, daß ſie jetzt ſo wenig daran dachten, mit ihren Gewehren Staat zu machen; die guten Burſche hatten Hunger, griffen mit ſichtlichem Wohlgefallen nach den Semmeln, dem Brod und den Würſtchen, welche das Volk außen vor dem Thore ihnen mitleidig reichte. Man blieb indeß hier nicht lange ſtehen, denn es kam ſehr bald vom Rathhauſe her die Botſchaft, daß die fremden Gäſte zu ihrer weiteren Bewirthung und zu ihrem Unterkommen für die Nacht ſich hinaus vor das Thor, nach dem Judenbühl und Schallershof, verſammeln ſollten. Man zog mit dem fremden Kriegsvolk hinaus, und ich war auch dabei, und denke noch mit Vergnügen daran, wie gut ſich an dem ſchönen Sommerabende die bei Speiſe und Trank vergnügten Geſichter der wackeren Landwehrburſchen um die Keſſel voll Hirſebrei, Linſen, geräuchertes Schweinefleiſch und Würſte ausnahmen und wie unſer Volk zu der auf allgemeine Koſten der Stadt dargereichten Beköſtigung noch immer mehr Eßwaaren: Bier und Brod herbeibrachte, ſo daß ihre Gäſte ſelbſt mit Hülfe der Gaſſenjungen, die ſie zur Theilnahme herzuließen, kaum mit der Mahlzeit fertig werden konnten. Zum Nachtlager wurde Stroh und Heu in Fülle herbeigeſchafft, und das gute, friedfertige Kriegsvolk deckte ſich, ſo viel ſie deren hatten, mit den Mänteln oder mit den grauen Röcken zu. So volksthümlich friedlich ging es auch am anderen Tage zu, wo man die der Stadt auferlegte, ſtarke Contribution großentheils einbrachte, und dem gebietenden Feinde aushändigte. Aber in der darauf folgenden Nacht, war die öſterreichiſche Heeresmacht in aller Stille auf eine weitere Unternehmung, nämlich auf das Unternehmen einer eiligen Retirade, ausgezogen, denn ſchon zeitig am Mittwoch den 28. zog der General Laroche mit etwa 600 Mann kräftiger Cavallerie durch die Stadt, um den fremden Gäſten das Geleite zu geben, was dieſe ſich gerne verbeten, und vielleicht, wenn es der Landwehr nachgegangen wäre, auch die beiden Kanonen und die Pulverwägen, welche die nachjagenden Franzoſen mit ſich zurückbrachten, lieber in Frieden, als in Hader und Neid, abgelaſſen hätten.

Allerdings hatte dieſer Ueberfall der Stadt für das Gemeindeweſen, ſo wie für die bemittelteren Bürger derſelben manchen Verluſt; für die Stimmführer aber der reichsſtädtiſchen Geſinnung: die Führer des Volksauflaufes, die man vorläufig, zum Ausruhen auf ihre Beſchwerden, in gefänglichen Gewahrſam gebracht hatte, manche Verlegenheit zur Folge, und von noch ungleich ernſterer Art war für alle Bayern der erbitterte Kampf, welcher faſt in derſelben Zeit in Tirol ſich von Neuem entzündet hatte. Denn dort mußte mancher wackere Bayer, deſſen Werk in dem Nachbarlande ein harmloſes und friedliches war, die Schuld ſeiner bewaffneten Landsleute, oder noch mehr der Anſtifter des allgemeinen Unheiles: der Franzoſen, büßen, und täglich hörte man von ſolchen Opfern der gegenſeitig entbrannten Volkswuth. Wer aber hätte vorausſehen können, daß beide für das allgemeinere Beſte nachtheilige Ereigniſſe gerade mir, dem armſeligen Einzelnen, zum Glücke gereichen ſollten?

Wenn bei einem Sturme auf dem Meere, der manches

Fahrzeug zertrümmert, und bei welchem vielleicht Tauſende von Schiffern ihren Tod in den Wellen finden, eines der Boote, die mit dem Untergange rangen, an das kleine Eiland verſchlagen wird, auf welchem ein vereinſamter Menſch im tiefſten Elende ſitzt, und wenn es dieſem ſeine Rettung bringt aus der Noth, ſo iſt dies freilich nur ein vereinzelter Sonnenblick, der aus den Wetterwolken hervorbricht, welcher aber, wohin er eben trifft, dennoch in ſeiner wohlthuenden Kraft wirkt. Mir widerfuhr, ohne daß ich es ahnete, in der Zeit, von welcher ich hier rede, etwas Aehnliches, als dem ſo hülflos Verlaſſenen auf einem Meeresfelſen, in deſſen Bucht ein Rettung bringendes Boot verſchlagen wird. Wie dieſes zuging, das werde ich ſpäter berichten, vorher aber muß ich noch in wenig Zügen die äußere wie innere Stellung beſchreiben, in welche ich während des erſten Halbjahres meines Aufenthaltes in Nürnberg, theils mit meiner Schuld, theils ohne dieſe, gerathen war.

Für mein Benehmen gegen Paulus hatte mir mein väterlicher Freund Schelling die größeſte Vorſicht empfohlen: „ich ſolle mich mit dieſem" ſo ſchrieb er mir in ſeinem Briefe vom 27. Mai (1809) „leidlich halten, aber ihm nie trauen oder mein Inneres eröffnen." Die Gründe, worauf er ſeine Warnungen ſtützte, zeugten von einem längeren Bekanntſein mit der Geſinnung und Handlungsweiſe dieſes ſeines alten Landsmannes. Ich hatte ſolchen wohlmeinenden Rath nicht befolgt, ſondern wenn Paulus über Perſonen und Dinge, die ich theuer und hoch achtete, in einer Weiſe ſprach, die mein Inneres verletzte, da hatte ich meinem aufgeregten Gefühle durch Worte Luft gemacht, bei denen ich das Untergeordnete meiner Stellung zu ihm nicht bedachte. Wärmte ſogar aus früherer Zeit Gerichte auf, welche P. nahe angingen, und welche klüglicher hätten zu der kalten Küche geſtellt werden ſollen. Wir ſtanden aber beide unſerem ganzen Weſen nach in dem Verhältniſſe einer ſolchen Antipathie zu einander, welche der des Puterhahnes gegen die rothe Farbe gleicht, und wenn mir auch P. immer zuerſt das rothe Tuch vor die Augen rückte, ſo war es doch an mir tadelnswerth, daß ich gegen ihn, den an Alter, öffentlichem Anſehen und gelehrtem Ruhme hoch über mir ſtehenden Mann, meine unbeſonnene Zunge nicht beſſer im Zaume hielt.

Einer von den Gegenſtänden, bei deſſen Erwägung wir beide öfter mit einander in lebhaften Widerſpruch geriethen, war das Weſen und die Form des Unterrichtes an unſerem Real-Inſtitute, vornämlich des ſogenannt philoſophiſchen, über welchen P. mit Recht ein Urtheil in Anſpruch nehmen konnte, während die anderen Gebiete des Unterrichtes bei der Anſtalt, namentlich die naturwiſſenſchaftlichen, außer ſeinem Geſichtskreiſe lagen. Wenn auch P. nicht ſchon im Voraus es gewußt hätte, aus welcher Schule ich kam, und daß Schelling es geweſen ſei, dem ich die Empfehlung für meine jetzige Stellung verdankte, dann würde ihm dieſes doch aus meinen rückhaltloſen Aeußerungen deutlich geworden ſein. Er war, ſeit ihrem erſten Auftreten, ſeinen Grundſätzen nach ein Gegner dieſer Schule geweſen (m. v. I S. 394 und II S. 244) und, wie man dies wußte, ein perſönlicher Feind ihres Stifters. Ich hielt im Ganzen an jener Anſicht über meine Aufgabe als Lehrer am Realinſtitute feſt, welche Schelling gegen mich ausgeſprochen hatte (S. 297); im Einzelnen wollte ich mich ganz an den uns vorgezeichneten Unterrichtsplan halten *).

---

*) Dieſer Plan, ſo wie ein kurzer Abriß der Geſchichte unſeres

In dieſem war der Unterricht, welchen ich an der damals erſt beſtehenden Anfangsklaſſe ertheilen ſollte, nur mit dem Worte: deutſche Literatur bezeichnet. Ich faßte dieſes Lehrgebiet, wie ich ſchon oben S. 298 beiläufig andeutete, in einem weiteren Sinne auf, es ſollte nach meiner Anſicht ein Erſatz werden für die grammatiſchen Studien und die Befreundung mit den Werken der Sprachen des klaſſiſchen Alterthums. Ich ſuchte meinen Schülern die Mutterſprache, ſo viel ich vermochte, nach der etymologiſchen Urbedeutung ihrer Worte und den Eigenthümlichkeiten ihrer grammatiſchen Formen durch Beiſpiele bekannt zu machen, ließ es an mündlichen wie ſchriftlichen Uebungen in der Kunſt des guten und klaren Ausdruckes in deutſcher Sprache nicht mangeln, führte meine jungen Leute in die Bekanntſchaft mit den beſten Muſtern ein (m. v. die erwähnte Schrift von Dr. Hopf S. 24 u. f.). Dabei aber hielt ich es für meine Pflicht als Lehrer der deutſchen Literatur, einen Ueberblick über die Entwickelungsgeſchichte* dieſer Literatur zu geben; ich verwendete wöchentlich mehrere Stunden dazu, um meine Schüler namentlich mit den Dichterwerken des deutſchen Mittelalters bekannt zu machen in einer Weiſe, welche ihnen wie mir Freude machen konnte. Und hierin lag, wie ich dies nachher erwähnen werde, mir ſelber unerwartet eine Veranlaſſung zu dem großen Aergerniſſe, welches Paulus an meinem Unterrichte nahm. Es fand ſich aber noch mancher andere Anlaß zu einer gegenſeitigen Verſtimmung.

Realinſtitutes findet ſich mitgetheilt in der trefflichen, lehrreichen kleinen Schrift: Entwicklung des Realſchulweſens in Nürnberg, von Dr. Georg Wilhelm Hopf, Rektor der Handelsſchule.

Man hatte uns für unſer Realgymnaſium und die mit ihm verbundene, damals aus 2 Klaſſen beſtehende Realſchule noch kein eigenes Obdach angewieſen, ſondern uns nur vorläufig einen Seitenflügel des Gymnaſial-Schulgebäudes eingeräumt. Die Schüler beider Anſtalten kamen hierdurch bei dem Beginne und Ende der Unterrichtsſtunden in beſtändige Berührung, und jener Kampf zwiſchen „Idealiſmus und Realiſmus", welcher damals auf der großen Bühne der literariſchen Welt oft zur Aufführung kam, wurde in dem Schulhaus bei St. Aegidien im Kleinen, gleich wie auf einem Puppentheater, vor Augen geſtellt. Und zwar nicht als ein Gefecht der Federn und gelehrten Disputationen, ſondern in höchſt einfacher Weiſe durch die unbewaffneten, hin und wider auch durch die mit Stöcken bewaffneten Fäuſte. Daß bei dieſer Gelegenheit immer der Idealiſmus der ſiegreiche Theil war, welcher ungleich mehr reale Schläge austheilte als empfing, kam nicht blos daher, daß der Idealiſmus unter dem Panier eines ſo mächtigen Geiſtes ſtand, wie mein ehrenwerther Kollege Hegel dies war, ſondern mehr noch daher, daß vier Fünftheile der jungen Welt, die im Schulhauſe und dem angrenzenden Hofe ſich verſammelte und herumtrieb, ihre Fäuſte dem Dienſte des Idealiſmus ergeben hatten, während der Realiſmus gar ein kleines, ſchwaches Heer der Getreuen zählte. Dennoch wenn es über die faſt täglichen handgreiflichen Mittheilungen der einen Parthei an die andere zu Klagen und Aergerniſſen der Nachbarn kam, mußte jedesmal der arme Realiſmus der Urheber und Anfänger des Skandals geweſen ſein und es hätte faſt Noth gethan, er hätte wie jener Cretine im Salzburgiſchen jeden Vorübergehenden, der ihn anſah, um Vergebung gebeten, „daß ihn Gott geſchaffen habe."

Mir als Rektor an der Anſtalt lag die Verantwortlichkeit für Zucht und Sitte unſerer Schüler am nächſten an, und ich nahm mir Alles, was in unſerer Schule gegen die gute Ordnung ging, wahrlich zu Herzen. Es wurde auf verſchiedene Weiſe verſucht, die Parteien aus einander zu halten und ſie nach ihren verſchiedenen Richtungen, die eine vorn herein, durch die Hauptthüre des Gebäudes, die andere durch ein Nebenthor oder von hinten her durch den Hof aus- und eingehen zu laſſen, aber der Idealismus, in ſeiner Uebermacht, wollte ſich dieſer Einſchränkung nicht fügen und der Realismus ſah ſich ſelbſt auf ſeinen friedlichſten Wegen von ihm bedrängt. Ich brachte es dahin, daß unſere Schüler die ganze Zeit der Unterrichtsſtunden, nur mit einzelnen Ausnahmen, in ihrem Schulzimmer beiſammenblieben, und ich, wenn ich in meine Lehrſtunden kam, fand ſie auch immer, der Anordnung ſich fügend, auf ihren Bänken. Wenn aber andere Lehrer, von nachſichtsvollerer Gemüthsart, zuweilen länger ausblieben als man ſie auf dem Katheder erwartete, da geſchah es, daß das junge Volk, dem ich ja ſelber die Uebungen der Glieder und den Gebrauch ihrer Kräfte in meinem Unterrichte öfters empfohlen hatte, ſtatt aus der Thüre, daraus ihnen der Ausgang in Maſſe verſagt war, aus den Fenſtern hinaus ſtiegen auf das Dach eines Schuppens, der in dem niedriger gelegenen Hofe eines Nachbarhauſes ſtand und hier theils zur Beluſtigung, theils zum Aergerniß der Nachbarn, ihren geſelligen Vergnügungen, im Scheine der Morgenſonne, ſich überließen. Und für all' dergleichen mehr oder minder bedeutende Aeußerungen der jugendlichen Regſamkeit und ihres Uebermuthes wurde ich bei Gelegenheit zur Rede und Antwort geſtellt.

In dieſen Plackereien meiner Schulmeiſterſchaft kamen noch ganz andere, mir ungleich beſchwerlicher fallende; das waren die beſtändigen Schreibereien, Berichte und Gutachten, zu denen das Rektorat, das heißt ich, zunächſt durch unſere oberſte Studienbehörde in Nürnberg, angetrieben wurde. Wenn zuweilen dieſelbe Frage, dieſelbe Anforderung, die eine Antwort oder einen Bericht verlangte, mehr als einmal an mich kam, da ſchien es, als hätte man unter der Maſſe der Akten das bereits Geſchriebene verloren oder gar nicht beachtet. Freilich war daran nicht viel verloren, durch die Wiederholung der Arbeit auch nichts gewonnen, als etwa die Ueberzeugung von beiden Seiten, daß ich zum Fertigen ſolcher amtlichen Berichte weder viel Geſchick noch lobenswerthen Eifer beſäße.

Aus all' dem eben Geſagten wird man wohl errathen können, daß meine Stellung, gegenüber einem Vorgeſetzten, der ſich ohnehin nicht geneigt finden konnte, mich von einer günſtigen Seite zu betrachten, eine ziemlich unbeliebige und mißliche war. Wie ſehr ſie aber dieſes ſei, das wurde mir erſt in den ſchweren Prüfungsſtunden recht fühlbar, die ich, wie ich nachher berichten werde, gegen Ende des Sommers im Auguſtinerkloſter auszuſtehen hatte. Vorher jedoch will ich noch einige andere Verhältniſſe beleuchten, in welche ich durch meine amtliche und bürgerliche Stellung geſetzt war.

Schon in den erſten Monaten nach meinem Auftreten in Nürnberg machte ich die Bekanntſchaft mehrerer Männer, welche mir auch für mein ſpäteres Leben merkwürdig und bedeutend geblieben iſt. Zunächſt die eines meiner nachmals berühmteſten Zeitgenoſſen, des G. W. Fr. Hegel, welcher als Rektor am Gymnaſium mit mir in einer äußerlich parallelen Stellung und vielfach amtlicher Beziehung ſtand. Ich kann von dieſem Manne im Allgemeinen nur Das wiederholen, was alle Welt von ihm weiß. Ich hatte ihn ſchon in Jena, als öffentlichen Lehrer beobachten lernen, ſeine „Phänomenologie des Geiſtes“ (Bamberg 1807) war zu jener Zeit eine der vielbewundertſten literariſchen Erſcheinungen im Gebiete der Philoſophie. Es war ein Geiſt von außerordentlichem Umfange und tiefer Gründlichkeit des Wiſſens, ein Menſch von ehrenhaftem, feſtem Charakter, zuverläſſig in ſeinen Worten, billig und gerecht gegen Andere. Nicht zwar dem Alter, denn er war nur 10 Jahre älter als ich, wohl aber der geiſtigen Reife nach hätte Hegel mein Vater ſein können; namentlich in der verſtändigen, geſchickten Weiſe, in welcher er ſein Amt führte, mein Muſter und Vorbild. Er hat bei ſeinen damaligen Schülern in Nürnberg den Verſtand geweckt und ſie an den tüchtigen Gebrauch ihrer geiſtigen Kräfte gewöhnt und bei vielen von ihnen iſt dieſer Gebrauch ein rechter und guter geweſen. Der Stoff der Erkenntniſſe, welchen ſein philoſophiſcher Unterricht in Nürnberg, ſowie in Heidelberg, den Zuhörern darbot, hat daſelbſt in ſeiner einfacheren Form und bei der geſünderen Conſtitution Derer, welche ihn aufnahmen, viel mehr als ein geiſtig zuträglicher Nahrungsſtoff gewirkt als in der ſpäteren, ich möchte ſagen, deſtillirteren Form, darin Leute ihn zu ſich nahmen, deren Conſtitution eine andere war. Der Wein, wie die naturwüchſige Traube ihn gibt, wenn er auch der Zunge eine ſaure Mühe machen ſollte, iſt für Jeden, der keinen Kindermagen hat, ein geſundes Getränk; der deſtillirte Wein aber, ſo leicht er auch munden, und ſo gut er in manchen Fällen als Arznei ſein mag, wirkt gar leicht auf Solche, die nicht, wie die Jäger und Seeleute, beſtändig in der reinen, freien Luſt handthieren, als ein betäubendes oder rabiatmachendes Gift.

Wer Hegel blos aus ſeinen Schriften und in ſeinem Hörſaale geſehen und kennen gelernt hatte, der wußte es nicht, wie liebenswürdig dieſer Mann im perſönlichen Umgange, wie theilnehmend zärtlich er als Hausvater ſein konnte. Selbſt im alltäglichen geſelligen Verkehre wirkte er durch ſein treffendes Urtheil belebend, ſo wie erheiternd durch ſeinen Witz; in ſeinen politiſchen Sympathieen wich er freilich, namentlich von Pfaff, Kanne und von mir, ſehr ab; er hatte in ſeiner kurz vorhergegangenen, ſeltſamen Stellung als Zeitungsſchreiber in Bamberg das Lied, das faſt alle öffentliche Blätter zum Preis und Ruhme Napoleon's anſtimmten, ſo oft hören und ſelbſt darein einſtimmen müſſen, daß ihm die Tonweiſe deſſelben immer in den Ohren klang und laut oder leiſe aus ihm nachtönte. Er erſchien uns als ein zu unbedingter Verehrer des großen Feldherrn und Völkerbezwingers, obwohl ſich in ſeinen Urtheilen über die damaligen Verhältniſſe der deutſchen Ländertheile und der anderen europäiſchen Mächte zu Frankreich eine ſo klare, ſichere Kenntniß der eigentlichen Stellung und Lage der Dinge verrieth, daß wir ihm, wenn auch nicht ſogleich, doch in der nahe folgenden Zeit Recht geben mußten. Wenn übrigens Leute, wie Pfaff, Kanne und ich, in unſerer ſo gerne über alles Land und Meer, ſo wie in die Lüfte auffliegenden Richtung einem faſt auf dem Boden der Gegenwart und des wirklich Vorhandenen bleibenden Verſtande, wie der in Hegel es war, eben ſo komiſch und ſpaßhaft vorkamen, als er uns, ſo war dieſes ganz natürlich, und das Lachen auf beiden Seiten hatte ſeine Berechtigung und ſeinen guten Grund. Schelling, dem ich in einem Briefe dieſe unſere gegenſeitige Stellung geſchildert hatte, ſchrieb mir darauf (vom 27. Mai 1809): „Die ſpaßhafte Seite iſt wirklich die beſte, wenn auch nicht die einzige. Ein ſolches reines Exemplar innerlicher und äußerlicher Proſa muß in unſeren überpoetiſchen Zeiten heilig gehalten werden. Uns Alle wandelt da und dort Sentimentalität an, dagegen iſt ein ſolcher verneinender Geiſt ein trefflicher Corrector. — — In ſeinen politiſchen Urtheilen über die Zeitgeſchichte hat er indeß ohne Zweifel recht.“

Was hier Schelling mit dem Worte „überpoetiſche Zeit“ andeuten wollte, das konnten zunächſt wir beide, Kanne und ich, in einem für uns belehrenden und zurechtweiſenden Sinne nehmen; die Anwandlung von Sentimentalität war aber, wie ich dies nachher erwähnen werde, vorzugsweiſe meine ſchwache Seite, und Hegel hätte mir hierin allerdings ein ſehr wohlthätiger, trefflicher Corrector ſein können, durch deſſen beſſere Benutzung mir manche ſchmerzhafte Kur, die ich ſpäter erleiden müſſen, erſpart worden wäre. Man muß übrigens in Schelling's voranſtehender Aeußerung über Hegel einen beſonderen Nachdruck auf das Wort „reines“ legen; und dieſes ganz in jenem ehrend anerkennenden Sinne nehmen, welchen der Schreiber des Briefes damit verband. Denn Schelling würdigte Das vollkommen, was damals an Hegel zu würdigen war. Eine reine und korrekte Proſa wäre auch mir, nach meinem jetzigen Urtheile, ungleich lieber geweſen, als unſere überpoetiſchen, wiſſenſchaftlichen wie politiſchen Phantaſtern.

Einen anderen, ſchon älteren Lehrer am Gymnaſium, Rehberger, ſah ich zwar nur ſelten, erkannte aber in ſeinem ſtillen Weſen leicht nicht nur den treufleißigen, gelehrten Schulmann, ſondern den Menſchen voll lauterer, innig wohlmeinender Geſinnung. Seine Schüler liebten und verehrten ihn wie einen Vater, der durch Rath und

That ihr Beſtes ſuchte. Er war ein Sohn jenes Pfarrer Rehberger, deſſen ich an einem anderen Orte *) erwähnt habe, jenes treuen Lehrers, deſſen Andenken und Wirken noch damals in vielen Seelen fruchtbringend und kräftig fortlebte.

Vor Allem aber war es einer unter den Profeſſoren an der gelehrten Schweſteranſtalt unſeres Real-Inſtitutes: am eigentlichen Gymnaſium, der ſich mit mir und meinem Hauſe recht nahe befreundete, dies war der meiſterhafte Kenner und geiſtige Inhaber der Klaſſiker des alten Roms und ihrer Sprache, Dr. L. Heller. Ich habe mit dieſem merkwürdigen Menſchen eine Reihe von Jahren, zuerſt in Nürnberg, dann in Erlangen zuſammengelebt, und beſchreibe hier ſogleich den Geſammteindruck, den ſein Weſen von der erſten Bekanntſchaft bis zum letzten Abſchied von ihm in meiner Erinnerung und meinem Herzen zurückgelaſſen hat. Wer Heller's Treiben in Nürnberg zuſah, wenn derſelbe in ſeinen geſchäftsfreien Stunden jeden Bekannten, der ihm auf der Straße begegnete, zutraulich anredete, ſchnell aber weiter eilte, oder wenn er bald in dem, bald in jenem Hauſe zu einem Freunde eintrat, und, öfters ohne ſich nur zu ſetzen, ein kurzes Geſpräch anſpann oder eine Frage that, dann, ohne ſich ſelber einige Zeit zum Weiterſpinnen oder dem Anderen zur Beantwortung zu laſſen, ſeines Weges ging, der mußte ſich dabei an die Naturart einer Schwalbe erinnern. Und zwar, wie ich dies erſt bei längerem Umgange mit ihm erkannte, an das geſchäftige Treiben der Schwalbe in Aeſop's Fabel, welche vom Morgen bis zum Abend über dem klaren Waſſer der Flüſſe herumfliegt, und dabei bald hier bald da bis zu ſel-

---

*) J. A. Kießling's Leben, im 2ten Bande meines Alten und Neuen (Leipzig bei Reclam).

nem Spiegel hinabtaucht, weil ihre Augen da unten auf dem Grunde nach einem Schatze forſchen, der ihr Eigenthum war, und nach deſſen Auffinden ihr ſehnliches Verlangen geht. Heller hatte in dem Hauſe ſeiner frommen Eltern und noch mehr in dem ſeines älteren Bruders, der ihm nach dem Tode des Vaters die Stelle von dieſem vertrat, daſſelbe Erbgut empfangen, das ich, wie ich dies früher berichtete, aus meinem Elternhauſe mit mir nahm. Ein theurer, tiefkundiger Freund, D. V. Engelhardt, der mit Heller in Erlangen als Kollege zuſammenlebte, ſchreibt von ihm: „Es war ergreifend, ihn von ſeinem verſtorbenen älteren Bruder und deſſen ſegensreicher Wirkſamkeit als Pfarrer erzählen zu hören; wenn er die begeiſterte Innigkeit ſchilderte, mit welcher dieſer Bruder das Abendmahl adminiſtrirte, und über ſich ſelbſt erhoben in feuriger Andacht redete, da glänzten ihm die Augen wie in Verklärung.“ Ohne ſich deſſen vielleicht ſelber klar bewußt zu werden, ſuchte Heller in einer Zeit, deren flache Gedankenloſigkeit und Gleichgültigkeit wie eine Waſſerfluth über den Schatz des Chriſtenglaubens ſich ergoſſen hatte, nach dieſem Gute, das von ſeiner Kindheit an bis zu ſeinem Ende die höchſte Luſt ſeines aufrichtigen Herzens war. Er ſuchte darnach in den Menſchenſeelen, ſowohl ſeiner nächſten Umgebung als in der weiteren Außenwelt, denn während der Zeit der Ferien war er beſtändig auf Reiſen nach allen Gegenden von Deutſchland. Er ließ ſich dabei von keinem vorgefaßten Plane leiten; wenn der letzte Tag ſeiner Amtsgeſchäfte gekommen war, da ging er in die Gaſthöfe und fragte: was für eine Retourgelegenheit da ſei? Fuhr dann der Kutſcher nach Weſten, Süden oder Norden, das war ihm Alles recht, denn er durfte aus Erfahrung ſeinem Glücke vertrauen; er fand auf dieſen Wanderungen immer Menſchenſeelen, an denen ſich ſein Schwalbengeſchäft reichlich der Mühe verlohnte, und es ſind wenige bedeutende Männer der damaligen Zeit in Deutſchland geweſen, die, wie er, von dem verborgenen Schatze die Kunde hatten, welche er nicht aufgefunden und kennen gelernt hätte. Namentlich wurde er auf dieſen „Retourreiſen" mit J. Fr. v. Meier in Frankfurt nahe befreundet, und in ſeiner Ehrfurcht vor allem rühmlich Ausgezeichneten und Großen nahete er ſich ſelbſt Meiſtern, wie Göthe, welcher den treuherzigen Menſchen freundlich aufnahm, und von welchem er uns ſpäter einmal, als auch Schweigger bei uns war, lachend die Aeußerung erzählte: „an Ihrem Real-Inſtitute zu Nürnberg ſind aber ſeltſame Käuze beiſammen." Wie er denn überhaupt in ſeiner naiven redſeligen Aufrichtigkeit öfters den mündlichen Colporteur von Urtheilen des einen ſeiner Bekannten über den anderen machte, weil er ſie alle zunächſt nur von ihrer ſpaßhaften Seite nahm und auch Andere es wußten, wie ſie ſeine harmlos gemeinte Mittheilung zu verſtehen hatten.

Auch zu uns kam Heller ſchon in der erſten Zeit unſeres Aufenthaltes in Nürnberg als ein freundlicher Beſuch. Er ſelbſt, obwohl ſchon damals in vorgerückterem Alter, war unverheirathet, und iſt dieſes bis an ſein Ende geblieben; es war ihm aber überall recht heimathlich wohl zu Muthe, wo er ein glückliches Ehepaar in häuslich einfacher Sitte beiſammen fand. Er verweilte zuweilen ſogar etwas länger bei uns, wenn es für ihn in unſerem, durch die Brettertäfelung der Wände wohlverwahrten, niederen Zimmer nicht zu warm war. Denn nach ſeinem Bedürfniß für Wärme war Heller ganz das Gegentheil von meinem alten, verehrten Lehrer A. G. Werner; während dieſer durch die tropiſche Temperatur ſeiner Zimmer und durch ſeine Kleidung es darauf anlegte, in einer, wie er ſagte, wohlthätigen Transpiration zu bleiben, floh und ſcheuete mein guter Heller eine ſolche Transpiration ärger noch als ein Kauffahrteiſchiffer die Piraten; in ſeinem Zimmer, darin er ſelbſt mitten im Winter im dünnen Schlafrocke ſaß, fror jeden Anderen außer Ihn; wer ihn in Erlangen gekannt hat, der wird ſich erinnern, wie er ſelbſt bei ziemlich kühlem Wetter in ſeinem altmodiſchen blauen Zeugrocke und in Nanquinbeinkleidern über die Straßen ging, oder außen im Freien, in einem Buche leſend, luſtwandelte, oder wie er in einem öffentlichen Garten ſein Glas Bier in einem kleinen Saale trank, durch deſſen geöffnete Thüre und Fenſter der Zugwind ſo friſch hereinwehete, daß nur ſelten ein Anderer es drinnen aushalten konnte.

Die Neigungen ſeines äußeren und ſeines inneren Menſchen zeigten ſich hierbei in einem ſehr auffallenden Widerſpruche, denn während jener Das floh, was ihn, in einer für andere Naturen wohlthuenden Weiſe erwärmen konnte, verlangte dieſer ohne Aufhören, wie die im Dunkeln wachſende Pflanze das Sonnenlicht, eine belebende Wärme, welche den Quell ihrer fortwährenden Wiedererneuerung in ſich ſelber trägt. Dieſes innere Bedürfniß zog ihn vor Allem dahin, wo es ihm in ſeiner Kindheit und ſeinem Jünglingsalter ſo reich und genügend befriedigt worden war: zu der Stätte der gemeinſamen Erhebung der Seelen, über den Unfrieden der Erde in den Frieden mit Gott und dem eigenen Gewiſſen durch Chriſtum. Nach einem treuen, chriſtgläubigen Prediger, wie ſein Bruder war, nach einer Gemeinde, wie dieſer ſie hatte, verlangte er; und wo er auf ſeinen Reiſen auch nur im entfernteren Maaße ein Kirchlein in ähnlicher Weiſe beſtellt fand, da verweilte er gerne. In Nürnberg ſelber fand ſein ſuchendes Gemüth eine ſolche Ruheſtätte der Schwalbe (nach Pſ. 84) nicht; er hatte ſie, irre geleitet durch ein fremdes Vorurtheil, dem er vertraute, nicht am rechten Orte geſucht. Als ich aber, nach meiner dreijährigen Auswanderung nach den Küſtengegenden der Oſtſee, in Erlangen wieder mit ihm zuſammentraf, da war ihm Das geworden, was er begehrte. Ein Mann, der den Schatz der verborgenen Tiefe, welcher lange in der Fluth des Rationalismus begraben gelegen, nicht nur kannte und liebte, ſondern der mit wenig anderen ſeiner Zeitgenoſſen dazu berufen und auserwählt war, denſelben wieder hervorzuheben an's Tageslicht: der Profeſſor der Theologie und Pfarrer Kraft war zum Segen für das ganze Land an die Univerſität Erlangen und ihre reformirte Gemeinde gekommen. Ich werde dieſes theuren, treuen Zeugen für die Herrlichkeit und Wahrheit des Evangeliums ſpäter noch oft erwähnen, hier füge ich nur noch die Worte bei, welche mein Freund: Dr. V. Engelhardt in Beziehung auf das Verhältniß ausſprach, in welches alsbald Heller zu Kraft eintrat: „Das, was Kraft in einfacher Ruhe und unerſchütterlicher Zuverſicht auf den Herrn, vor dem er wandelte, predigte und lehrte, für Heller waren es alte vertraute Töne; was die gläubige Theologie wieder zu bringen Anſtalt machte, es war ſeine Heimath; ihm wurde es in der frömmeren Neuzeit ſo wohl zu Muthe, wie in einem Elemente, in dem ſeine Natur geboren und für das ſie gemacht war."

Nun, die Weiſe ſeiner Schwalbennatur, umher zu ziehen bei anderen Menſchenſeelen, in ihr Inneres hinein ſich umzuſchauen nach dem verborgenen Schatze und von Dem, was er bei der einen Seele gefunden, den freundlichen, mündlichen Colporteur zur anderen zu machen, hat er bis an ſein Ende nicht gelaſſen. Er iſt auch, ſo wie dieſes den Schwalben zu geſchehen pflegt, auf einem Ausfluge in die Weite, nicht in dem heimathlich eigenen Neſte, geſtorben. Auf einer Reiſe von Erlangen nach München iſt er da, unter ganz fremdem Dache, in der Ruhe der Nacht, welcher er ſich mit der Ermüdung eines Geſunden überließ, ſchnell ſo wie unvermuthet zu ſeiner ewigen Ruhe aufgeflogen. Ich habe mich gerne bei der Schilderung dieſes meines Freundes und treuen Genoſſen mancher Freude, ſo wie manches Leides verweilt, er war einer von jenen „Menſchen des Sehnens“, die den Keim zu dem Leben einer beſſeren Neuzeit unverſehrt aus einer älteren Zeit mit ſich herüberbrachten, und welche, ſobald die Höhen wieder über das Waſſer herausſtanden, gar leicht die wohlbekannte Stätte des Oelbaumes auffanden, von dem ſie als Friedenszeichen ein noch grünendes Blatt davontrugen.

Bei ſo manchen Beweiſen des freundlichen Entgegenkommens, die mir einige meiner neuen Mitbürger in Nürnberg gaben, bei all’ dem Angenehmen, das meine kollegialiſchen Verhältniſſe und das Wohnen in der alterthümlich intereſſanten Stadt für mich hatten, kamen jetzt dennoch viele Tage über mich, von denen ich, freilich in anderer Beziehung als der gekrönte Prediger, die Worte ſagen müßte, „ſie gefallen mir nicht“. Noch jetzt, in meinen alten Tagen, wo manche ſchwere Stunde, die ich früher erlebt, in der Erinnerung, wie eine leicht vorübergehende Umwölkung des Himmels erſcheint, durch welche bald wieder der Sonnenſchein hindurchbrach, kommt mir Das, was ich damals erfahren, als eine ungewöhnlich ſchwere äußere wie innere Bedrängniß vor. Denn wenn es auch draußen regnet und ſtürmt, ſo ſteht man doch dabei auf feſtem Boden, wenn aber auch der Grund unter den Füßen anfängt zu beben und zu wanken, da gerathen nicht blos die Kniee, ſondern auch das Herz in ein Beben und Schwanken. Das Gedränge, in welches ich damals gerieth, war nicht nur ein äußeres, ſondern zugleich ein inneres, das aus dem Grund und Boden meines eigenen Weſens kam.

Denn jene Sorgen, welche Henrietten und mir die Stockung hätte machen können, welche nach dem öſterreichiſchen Ueberfall (S. 305) in den Zahlungen der Kaſſe eingetreten war, aus der wir das uns verſprochene Reiſegeld und die monatlichen Beſoldungen erhalten ſollten, bekümmerten uns gerade nicht beſonders, wir waren an dergleichen Dinge gewöhnt und hatten uns niemals hungrig zu Bette gelegt. Schwerer als dieſe Sorgen war für meine Henriette eine andere: das war die um mich, der ich faſt immer niedergeſchlagen und von meinem ſonſtigen frohen Muthe ganz verlaſſen ſchien, dabei heimgeſucht von ſchlafloſen Nächten, abgetrieben durch unerfreuliche Amtsarbeiten von einer, meiner Natur ganz ungewohnten und fremdartigen Beſchaffenheit; leiblich leidend, am Gemüth düſter und verſtimmt.

Ich konnte der theuern, treuen Lebensgefährtin ſelber nicht Alles ſagen, was mich ſo niederdrückte. Es war mir ſchon ſelber ſchwer genug; ich wollte ſie nicht auch noch damit belaſten. Mein Verhältniß zu dem Manne, unter deſſen oberſter Leitung auch die Angelegenheiten unſerer Schule ſtanden, war immer ſchwieriger geworden. Obgleich es unverkennbar war, daß er weder an mir, noch an unſerem eben erſt im Aufbau begriffenen Real-Inſtitute ein theilnehmendes Intereſſe habe, nahm er dennoch von jedem Gerüchte, das ſich über kleine Unordnungen und Mängel in unſerer Anſtalt vernehmen ließ, gar genaue Kunde, von welcher er mir eine eben nicht wohlthuende Mittheilung machte. Die Aufgabe, die ich mir ſelber für meinen Unterricht geſtellt hatte, das Ziel, welches mir für den Geſammtunterricht unſerer Schule vor Augen ſchwebte, mochte ihm unklar ſein, aber er hielt ſein Urtheil zurück bis zu einer Veranlaſſung, die ſich jetzt bald ihm darbot.

Das Ende des Sommerhalbjahres war nahe und mit ihm zugleich der Beginn der gewöhnlichen Schulferien. Vor dem Genuſſe dieſer erwünſchten Abkühlung mußten die Schulanſtalten und ihre Lehrer noch durch das Feuer der öffentlichen Prüfungen gehen. Die Lehrer am Gymnaſium mit ihren Schülern konnten dieſes Feuer leicht beſtehen, ſie konnten das Werk nicht nur eines ganzen Jahres zur Schau tragen; hatten im Grunde genommen nur von dem inneren Fortbeſtande einer Anſtalt, und von dem Erfolge ihres Unterrichts an derſelben öffentliche Erweiſe zu geben, welche, wenn auch in anderer Form, ſchon ſeit langer Zeit herangewachſen und erſtarkt war*). Dagegen glich unſer Realinſtitut in der eben beginnenden Geſtaltung ſeiner inneren wie äußeren Form einem Küchlein, das noch nicht einmal aus dem Ei hervorgekrochen iſt, ſondern dieſes nur erſt angepickt hat, ſo daß ſich nur ſein erſter ſchwacher Schrei aus dem Löchlein der Schaale vernehmen läßt. In dieſer Geſtalt ſollten wir das arme Geſchöpf eines neuen Schulplanes, der nicht von, noch bei uns, ſondern in München gemacht war, vor einem neugierig geſpannten Publikum produziren, welches ohnehin ſolchen neuen Einfällen nicht ſehr zugethan war. Wir mußten uns indeß in die Anforderung fügen, was Pfaff mit Lachen, Kanne aber mit einigem Ingrimme that.

---

*) Das neue Gymnaſium war ſchon ſeit vorigem Herbſt aus zwei früher in der Stadt beſtandenen Gymnaſien gebildet worden. Man hatte die meiſten Schüler aus jenen beiden Anſtalten in dieſer einen vereint, ſolche aber, die für das Erlernen der alten Sprachen zu wenig geeignet ſchienen, an unſer Realgymnaſium verwieſen.

Wenn es möglich wäre, daß unſere ſchweren Traumbilder, darin die Seele bald da, bald dorthin wandeln geht, eine Geſtalt annehmen und in dieſer für andere Menſchenaugen ſichtbar werden könnten, dann würde meine Seele in dem alten Kloſtergebäude der Auguſtiner zu Nürnberg manchmal einen nächtlichen Geſpenſterſpuk angerichtet; würde ſich bleich wie ein armer gequälter Geiſt auf dem dunklen Gange, der nach dem Zimmer meiner Martern führte, gezeigt haben. Denn wenn mir ſpäter, wie von drückendem Alp ein recht beſonders ſchwerer Traum kam, dann hat er mich öfters in dieſes alte Gemäuer hineingeführt. Dort war es, wo unſer Real-Inſtitut ſeine erſte Feuerprobe beſtehen ſollte. Ich, zwar dem Alter nach der jüngſte unter meinen Mitlehrern, mußte als ehrbarer Rector zuerſt hinein in die Gluth. Ich ſollte den Anfang machen mit einer Prüfung meiner Schüler aus dem Lehrgebiete über deutſche Sprache und Litteratur. Schon oben habe ich es beſchrieben, in welcher Weiſe ich dieſen Gegenſtand behandelt hatte. Bei dieſer Prüfung wollte ich des Effektes wegen etwas Uebriges und Beſonderes thun. Ich hatte die fähigſten unter meinen Schülern ganze lange Parthieen aus ſolchen mittelalterlich deutſchen Meiſterwerken auswendig lernen laſſen, wie etwa Wolfram von Eſchenbach's Parcival und Titurel, wie Chriemhilden's Rache, wie mehrere epiſche Gedichte in der Sammlung des Heldenbuches ſind. Mein junges Volk machte ſeine Sache ſehr gut, vor allen Anderen hatte mein kleiner Andreas Wagner (m. v. S. 295) bei ſeinem vortrefflichen Gedächtniſſe meiner Erwartung ſo gut entſprochen, daß ich meine Freude daran hatte. Als jedoch dieſe Unterhaltung der verſammelten Zuhörer in ihrem beſten Gange war, und nun auch ich durch Frage und Antwort über die Zeit, darin die Dichter jener alten Werke gelebt, über ihr Verhältniß zu dieſer Zeit und ihre Wirkung auf dieſelbe etwas hinzuthun wollte, da gab der Vorſtand ein Zeichen zum Linksherum, und Freund Kanne mußte auf den Platz treten. Dieſer hatte aus dem Unterrichte in der Geſchichte zu prüfen, faßte jedoch ſeine Aufgabe in ſeltſam neuer Weiſe an; denn er fragte ſeine Schüler weniger über Das, was wirklich geſchehen und als ſolches bekannt war, als über Das, was hätte geſchehen können, wenn Das oder Jenes nicht geſchehen wäre. Pfaff trat lächelnd auf und nach einiger Zeit wieder ab, machte aber ſeine Sache ganz gut, indem entweder die Schüler, oder, wenn es bei dieſen nicht mehr vorwärts wollte, er ſelber an der Tafel ſeine algebraiſchen Rechnungen löſte, in einer Schnelligkeit, der das Auge, und noch weniger das Verſtändniß der größeren Menge der Anweſenden ſchwerlich zu folgen vermochten.

So war die Plage unſerer Prüfungsſtunden für mich überſtanden, aber das Schlimmſte kam erſt nach. Paulus war ſo erzürnt über die, ihm kindiſch und abgeſchmackt erſcheinende Weiſe, die deutſche Litteratur zu lehren, welche ich hier öffentlich zur Schau getragen hatte, daß ich ihn noch niemals ſo bitter in ſeinen Aeußerungen gefunden. „Wie ſollen die jungen Leute", ſo ohngefähr ſprach er ſich aus, „an einem ſolchen alten undeutſchen Kram ein ordentliches Deutſch lernen? Was geben uns die ſchwäbiſchen Minneſänger, was geben uns die Sänger der Wartburg an? Welcher vernünftige Menſch mag ſich in unſeren Tagen noch mit ſolchen längſt vergeſſenen Kindereien einer Zeit beſchäftigen, darin nur ein mönchiſches Dunkel ſein Weſen trieb, an eigentliche Bildung und Gelehrſamkeit aber gar nicht zu denken war!“

Was die Uebungen im Gebrauche der deutſchen Mutterſprache, ſo wie ſie zu unſerer Zeit ſich entwickelt hatte, betraf, ſo konnte ich mich dabei wohl auf die vielen deutſchen Aufſätze berufen, die meine Schüler nach meinen Aufgaben gearbeitet hatten, und welche bei der öffentlichen Prüfung zur Anſicht vorlagen. Man hätte daraus ſehen können, daß meine jungen Leute nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten wirklich Einiges aufgefaßt und gelernt hatten. Paulus aber ließ ſich hierauf nicht ein, ſondern machte nur ſeinem Unmuthe Luſt, den er auch bei anderer Gelegenheit nicht verbarg, wenn von einem Wiedererwachen des Intereſſes an der deutſchen Litteratur des Mittelalters die Rede war. Und der Widerwille gegen Das, was er für veraltet und gar nicht mehr zeitgemäß hielt, ging bei ihm noch ziemlich weit über die Gränzen des ſogenannten Mittelalters zurück in die alte ſowie vorwärts in die neuere Zeit hinein.

Die Weiſe, in welcher an dieſem, ſowie an einigen der folgenden Tage P. mit mir ſprach, und gegen mich ſich benahm, ging mir mehr zu Herzen, als ſie vielleicht geſollt hätte. Sie benahm mir allen freudigen Muth zu meinem damaligen Beruf und Amt. So allenfalls wie mein Vorgeſetzter es mir that, gibt ein Herr, der geſonnen iſt, einem Knecht wegen völliger Unfähigkeit zu ſeinem Geſchäfte den Dienſt aufzukündigen, dem armen Burſchen ſein Mißfallen zu erkennen. In meiner damaligen, leiblich wie geiſtig niedergedrückten Stimmung war ich ohnehin mehr denn gewöhnlich zum Kleinmuth und zur Verzagtheit geneigt; ich hatte ja ſchon bisher ohne Aufhören es erkannt, daß der Unterricht, den man mir zunächſt zugewieſen, ſo ſehr ich die Wichtigkeit ſeiner Aufgabe erkannte, außer dem Bereiche meines eigentlichen, inneren Berufes und meiner ſeitherigen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen liege, doch war in mir der gute Wille da, meiner mir gewordenen Aufgabe aus allen Kräften zu genügen. Jetzt aber fühlte ich mich zu Allem gelähmt und muthlos. Mein Beruf erſchien mir als eine Laſt, unter der ich mich niemals wieder vom Boden erheben, noch weniger aber fortſchleppen könne, und in dem Gedanken, daß P. in München es dahin bringen werde, daß man mich meines Amtes, als untauglich zu demſelben, wieder entlaſſen werde, lag für mich eine Art von Troſt und Aufrichtung in meinem, weit über alles Maaß gehenden kleinmüthigen Verzagen.

Die Prüfungen und ihre Arbeiten nahmen auch an den darauf folgenden Tagen noch ihren, für mich mühſeligen Gang. P. ſchien, als ich die Schüler noch weiter aus dem Gebiete der deutſchen Sprachkunde prüfte, gar nicht mehr darauf zu achten. Mein guter Heller kam zu mir, und in der damaligen Weiſe ſeiner mündlichen Colportage erzählte er mir lachend das wahrhaft boshafte Urtheil, das einer ſeiner Collegen am Gymnaſium über die bisherigen ſowie künftigen Leiſtungen unſeres Real-Inſtitutes, vor Allem aber über Kanne und mich als Examinatoren gefällt hatte. Dieſer Urtheilende war übrigens weder Hegel noch Rehberger noch irgend einer von Denen, die ich hier in meinem Buche genannt habe oder künftig nennen werde, ſondern ein Mann, von welchem ich auch jetzt noch nichts anders zu ſagen wüßte, als daß ſeine Naſe ſowie ſein ganzes Geſicht von ſehr kupferrother Farbe, ſein Blick jener war, den man in Italien dem Mal occhio zuſchreibt, und daß er in ſeiner ganzen Vaterſtadt Nürnberg nicht gerade für einen gut-, ſondern eher für einen ſehr bösmüthigen Menſchen galt. Heller lachte zwar über das Urtheil, denn der kupferrothe Mann war eben ſo ſehr ſein und Hegel's als unſer mißgünſtiger Feind, doch wußte er nicht, wie ſehr ich damals unfähig war, dieſe, ſowie andere, gleich lautende Urtheile der „böſen Welt“ ſo leicht hinzunehmen und zu ertragen, als ich wohl andere Male gethan hätte.

Aber mitten in dieſer böſen Welt gab es auch eine gute. Einige der wackeren Nürnberger dachten über mich und mein Wirken als Lehrer, ſowie ſelbſt über das Ergebniß unſerer öffentlichen Prüfungen anders als Paulus; Eltern von Schülern, welche in dieſem erſten Halbjahre unſeren Unterricht genoſſen und treulich benutzt hatten, ſprachen ihre herzliche Dankbarkeit aus. Vor Allem aber war es ein Mann unter den gegenwärtigen Zeugen unſerer öffentlichen Prüfung: der vornehmſte von Allen, der mich damals in meiner Niedergeſchlagenheit aufrichtete und kräftiglich tröſtete. Dies war der damalige General-Commiſſär von Nürnberg, der Freiherr Maximilian von Lerchenfeld, der Vorzüglichſte unter denen, welche von den kriegeriſchen Ereigniſſen der vorhergehenden Monate — wie ein Boot, das der Sturm zur Rettung eines Verlaſſenen herbeiführt (m. v. S. 309), zu uns geführt worden war, denn man hatte ihn alsbald nach des Grafen Thürheim Enthebung aus ſeinem Amte, an die Stelle von dieſem aus Ansbach hieher verſetzt. Während die anderen Lehrer aus Naturgeſchichte und Phyſik, im Franzöſiſchen ſowie im Italieniſchen prüften, hatte ich mir den herrlichen Mann mit ſeinen ſchönen, ſo feſt und doch ſo mild blickenden Augen viel betrachtet. „Es war“, ſo ſchrieb ich ſpäter die Wirkung des erſten Eindruckes, den er auf mich machte, für meine Erinnerung nieder, „nicht ſeine edle, hohe Geſtalt, nicht ſeine würdevolle Haltung oder das Wohlwollen, das aus den ſtillen, ernſten Zügen ſeines Angeſichtes ſprach, ſondern eine Geſammtheit ſeiner ganzen Perſönlichkeit, die mir das beſondere Wohlgefallen an ihm erregte. Er kam mir vor wie ein Haus, in deſſen Innern holländiſche Ordnung und Reinlichkeit herrſcht, und das zu hoher Beſtimmung für das allgemeine Beſte der Stadt erbaut iſt." Was dieſer Mann für mich gethan hat, was er mir geworden und geweſen iſt, davon werde ich ſpäter berichten; hier erwähne ich nur noch, daß er am Schluſſe der Prüfung, mir ganz unerwartet, an mich hintrat, und mir mit großer Freundlichkeit ſein Wohlgefallen darüber ausſprach, daß ich meine Schüler mit den Meiſterwerken der mittelalterlichen deutſchen Litteratur bekannt gemacht habe. Auch er ſei kein Fremdling in dieſem Gebiete, liebe dasſelbe ſehr und halte es für lebenswerth und billig, daß man die jungen deutſchen Herzen in dieſen Frühlingsgarten des geiſtigen Aufſtrebens ihres Volkes einführe. Paulus, der daneben ſtand, machte ein ſeltſam verwundertes Geſicht über dieſe Aeußerung des edlen General-Commiſſärs, doch ſagte er nichts dazu. Mir aber war die freundliche Zuſprache des verehrten Mannes ein lindernder Balſam.

Freilich hielt die Wirkung dieſes lindernden Balſams jenes Mal nicht lange bei mir nach, ich konnte mich nicht aus der bänglichen Beſorgniß über meine Untauglichkeit für die jetzige amtliche Stellung und über meine Zukunft herausreißen. Und als nun alle meine Kollegen ſich der Ruhe und Freiheit erfreuten, welche die Zeit der Schulferien ihnen gewährte, Pfaff und Heller verreiſt waren, Kanne in ungeſtörter Muße bei ſeinen litterariſchen Arbeiten ſaß, ich aber allein in den mir aufgebürdeten Arbeiten der zur Veröffentlichung beſtimmten Rechenſchaftsberichte und anderer Geſchäfte meines Rektorates noch kein Ende ſah, da ergriff mich eine geiſtige wie leibliche Herabſtimmung, welche für meine arme Henriette ein eben ſo ſchwer, ja ein noch ſchwerer zu ertragendes Leid war als für mich ſelber. Die gute, treue Seele ging ſelber zu Paulus hin, ſie klagte der Gemahlin deſſelben mit Thränen ihre Sorgen um mich und meine Geſundheit, ſie fand da freundliche, wahrhaft gutherzige Theilnahme und ich erhielt Urlaub zu einer Reiſe in die freie, friſche Luft unſeres heimathlichen Gebirges.

Ich wünſchte jetzt wohl, wir wären damals wo anders hin gereiſt als zu den lieben Unſrigen. Dieſe hatten ſich ſo gefreut über unſere Verſorgung in Bayern und ich benahm ihnen jetzt für längere Zeit dieſe Freude durch die Mittheilung all' meiner Sorgen, welche doch ſo bald, eine nach der anderen, gehoben wurden. Dennoch kam ich, leiblich wie geiſtig ſehr geſtärkt, von unſerer kurzen Reiſe nach Nürnberg zurück.

29. Noth und Hülfe.

Hier in unſerem alten Hauſe hinter der St. Aegydienkirche fand ſich noch Alles an ſeinem alten Ort; und in der Stadt hatte ſich auch nichts Neues zugetragen. Meine Kollegen Heller und Pfaff waren noch nicht von ihrer Reiſe zurück, Kanne ſaß noch fleißig bei ſeiner Arbeit. Ich aber mußte vor dem Wiederbeginne des Schulunterrichtes die amtlichen Schreibereien vollenden, die ich mir, gerade nicht zu meiner Recreation, für die Zurückkehr von der Reiſe aufgeſpart hatte. Im Grunde genommen durfte man ſich nicht wundern, daß deren damals ſo viele waren, die inneren und äußeren Einrichtungen an einer erſt in der Begründung begriffenen Anſtalt machten gar viele Anfragen und Weiſungen von den oberen Behörden ſowie Erwiederungen von der Seite des Rektorates nöthig, welches ich vorzuſtellen hatte. Auch in meinem Verhältniſſe zu P. war noch Alles beim Alten geblieben und ich läugne nicht, daß ich an dieſem Allen kein Wohlgefallen hatte. Ließen ſich doch auch Stimmen vernehmen, welche von einer nahe bevorſtehenden Auflöſung einer der beiden Anſtalten, entweder des Gymnaſiums oder des Realinſtitutes ſprachen, und welche von beiden dieſes Loos treffen werde, darüber konnte kein Zweifel ſein, um ſo mehr, da die Auszahlung des monatlichen Soldes für die Lehrer am Realinſtitute eingeſtellt war, ein allerdings für uns, hier in der noch immer fremden Stadt, ſehr unbequemes Ereigniß, das mehrere Monate gedauert hat.

Um dieſe Zeit oder vielleicht ſchon früher erhielten wir einen Beſuch, der uns Beide ſehr erfreute. Die Tochter meines theuren Herder: Luiſe, die wir ſeit unſerem Zuſammenſein in Freiberg nicht mehr geſehen, kam unvermuthet, als Neuvermählte mit ihrem Manne, dem G. R. v. Stichling, zu uns. Das junge Ehepaar war auf einer Reiſe nach der Schweiz zu Fellenberg begriffen; ich trat mit Stichling bald in eine vertrauliche Bekanntſchaft, ihm beſchrieb ich das für mich Peinliche und Unſichere in meiner Stellung und er ſelbſt kam mir mit der Frage entgegen: ob ich nicht als Lehrer an das Fellenbergiſche Inſtitut gehen möge? eine Frage, die ich weder mit einem Ja noch mit einem entſchiedenen Nein beantwortete. Wie ſehr es dem freundlichen Manne mit ſeiner Frage Ernſt geweſen, das erfuhr ich auch bald nachher; denn, um es gleich hier zu erwähnen: kaum zwei Monate nachher erhielt ich von Fellenberg einen Antrag, der von großem Vertrauen zeugte. Ich ſollte mit ihm als ſein unmittelbarſter Mitgehülfe die Geſchäfte und Vortheile ſeines wahrhaft bedeutenden Unternehmens theilen, ſein Hausgenoſſe und Freund ſein. Meine Lage in Nürnberg hatte indeß eine andere, für mich günſtigere Wendung genommen, ich konnte dem edlen, wohlmeinenden Manne für ſein Vertrauen nur danken.

In dieſem Herbſte beſuchte mich und Kanne auch Clemens Brentano. Ein reich begabter Geiſt, welcher durch ſeinen humoriſtiſchen Tiefſinn an die Doppelnatur der Caſſiopeen des Weltmeeres erinnert, beim Scheine des Sonnenlichtes in lieblichem Farbenſpiele zu glänzen, im Dunkel der Nacht aber in ruhigem Lichte zu leuchten. Wir ergötzten uns ſehr an dieſer heiteren Erſcheinung. Ich fand mich ſpäter mit Brentano auch noch in München zuſammen.

Eines vor Allem, mehr als die Unſicherheit, in der ſich das Beſtehen unſeres Haushaltes befand, mehr als die Anfeindungen und Anfechtungen, die ich etwa zu erwarten hatte, wurde mir ſchwer: das war die gänzliche Losſagung von der Richtung meines bisherigen, inneren wie äußeren Berufes. Es war mir, ſo weit dies damals ſein konnte, ein rechter Ernſt mit dem Vorſatze, von nun an mit allen Kräften nur für den mir aufgetragenen Beruf als Lehrer und Schulmann zu arbeiten und zu leben. Meine gute Henriette, die mich und mein inneres Bedürfniß beſſer verſtand als ich ſelber, erinnerte mich freundlich an unſere gegenwärtige ökonomiſche Verlegenheit und Noth; ſie fragte mich, ob ich nicht doch das angefangene Werk (meine Ahndungen u. ſ. w.), zu deſſen nächſtem Theile ich noch in Dresden viel Material geſammelt hatte, fortſetzen oder überhaupt etwas ſchreiben möge? Ich aber erklärte ihr, daß ich niemals wieder eine ſchriftſtelleriſche Arbeit veröffentlichen, ſondern von nun an ganz und allein meinem neuen Berufe leben wolle und die treue Freundin ſchwieg. Merkwürdig bleibt es mir jedoch immer, daß ich damals, ohne daran zu denken, ſcheinbar zwar nur für meine Aufgabe als Lehrer thätig war, zugleich aber fortfuhr, einzelne Grundſteine zu legen, auf denen ich, ſo unſcheinbar und klein auch dieſer Anfang war, mein Werk zur „Geſchichte der Seele" erbaute. Die Steine lagen zwar lange unbenutzt und unbewegt im Boden, ſie bargen aber unter ſich lebendige Keime, die zu ihrer Zeit aufgingen und — nach ihrem Maaße — zur Saat wurden. So blieb mir die damalige, gegen meine natürliche Neigung, als eine Anforderung der Pflicht übernommene Arbeit, doch nicht ohne Lohn.

So, wie ich ſie hier in ihren Hauptzügen beſchrieben, war meine äußere und innere Stellung während des angehenden Winterhalbjahres 1809. Von unten her ſah man, wie in dem Bilde meines Freundes Friedrich (nach S. 185), freilich nur Dunkel und dichten Nebel, oben darüber ſtand aber die Sonne ungetrübt an ihrem Orte und bald brachen ihre Strahlen jetzt hier, dann dort durch das Dunkel, bis ſie, immer kräftiger werdend, dieſes zuletzt ganz auflöſten.

Was meinen treuen, liebevollen Schwager, den Kaufmann Martin in Plauen (m. v. S. 62) gerade in einer, für Reiſen nicht beſonders günſtigen Jahreszeit bewog, uns in Nürnberg zu beſuchen, das hat er zwar nicht geſagt, denn es war ein Mann, der die innerſten, beſten Regungen ſeines Herzens niemals mit Worten, ſondern nur mit Thaten ausſprach, wohl aber errathen laſſen. Ich kann mir nicht denken, daß es der Wunſch allein war, das alte Nürnberg einmal mit eignen Augen zu beſchauen und es ſeiner Frau zu zeigen, auch nicht das Verlangen, den Bruder ſeiner Frau, der in Nürnberg lebte, zu ſehen oder uns, die wir erſt vor Kurzem bei ihm geweſen, was ihn gerade jetzt zu uns herführte. Es war ein Drang von anderer Art, der ihm in ſein Herz gegeben war: er ſollte uns, gerade zur rechten Zeit und Stunde, als ein Helfer aus der Noth kommen. Er erkundigte ſich bei Henrietten, ſeiner von ihm herzlich geliebten Schweſter, ſehr ſorgfältig und genau über die äußeren, ökonomiſchen Verhältniſſe unſeres Haushaltes. Die Schweſter hatte gegen ihn keinen Rückhalt; ſie erzählte ihm, daß ſeit einiger Zeit und man wiſſe freilich nicht auf wie lange? die Auszahlung unſerer monatlichen Beſoldung eingeſtellt worden ſei, was uns allerdings in einige Verlegenheit geſetzt habe. Der treue Bruder ſchwieg dazu, war einige Tage recht vergnügt mit uns und den Verwandten ſeiner Frau, vor ſeiner Abreiſe überreichte er mir aber eine Anweiſung an ein ſehr vermögliches Handelshaus in Nürnberg, wodurch ich berechtigt wurde, ſo oft ich es bedürfe, auf ſeine Rechnung Geld, bis zu einer gewiſſen Summe, zu erheben. So war auf einmal unſere ökonomiſche Sorge von uns genommen, wir hatten bis dahin, wo die Angelegenheiten der Kaſſe, aus der wir unſere Beſoldung erhielten, wieder geordnet waren (was recht bald nachher geſchah), ſo viel, als wir zur Führung unſeres einfachen und ſparſamen Haushaltes bedurften.

Auf dieſen Sonnenblick, welcher durch das Dunkel brach, ſtellte ſich bald hernach noch ein anderer ein, der noch kräftiger als der erſte und in weiterer Ausdehnung als dieſer, den Nebel zerſtreute. Ich erzählte vorhin von dem unerwarteten Beſuche, womit uns die Pathin unſeres Kindes: Luiſe, die Tochter des verehrten theuren Herder, als Neuvermählte erfreute (S. 333). Eine meiner erſten Fragen an dieſe war die nach ihrem Bruder Emil, dem Freunde meiner Jugend. Wir wußten es, daß dieſer ſeit 1808 als Spezial-Commiſſär zur Organiſirung des dortigen Forſtweſens von Bayern aus nach Tirol geſendet ſei, ich hatte aber ſeitdem keine weitere Kunde von ihm empfangen. Auch ſeine Schweſter hatte ſeit einigen Monaten keinen Brief von ihm erhalten, ſie wußte ſeit dieſer Zeit nichts mehr von ihm, war aber ſeinetwegen in großer Beſorgniß.

Und dieſe Beſorgniß war keine unbegründete. Gleich bei dem erſten Aufſtande der Tiroler, im Frühling 1809, waren viele Baiern, Soldaten und auch Beamte, nicht nur gefangen, ſondern auch getödtet worden; der zweite Aufſtand im Herbſte war noch blutiger und gewaltthätiger, es gab wohl keine größere Stadt in Bayern, dahin nicht in dieſer Zeit die Trauerkunde von dem Tode eines Vielen bekannten Mannes gekommen wäre, den ſeine Dienſtpflicht nach Tirol geführt hatte. Mein Freund Emil war noch Fremdling im Lande, Das, was vielleicht ihm geſchehen war, konnte, wenigſtens mir in Nürnberg, lange unbekannt bleiben. So fing ich an, das Schlimmſte zu fürchten, ich und Henriette betrauerten ihn als einen Todten. Da auf einmal, an einem Tage im Spätherbſt, tritt der Todtgeglaubte friſch und geſund zu uns herein, er iſt in warmer, treuer Liebe derſelbe geblieben, erzählt uns in ſeiner alten, munteren Laune, wie er in ſtrengem Gewahrſam auf Ochſenwägen von einem ſchön im Gebirge gelegenen Orte zum anderen transportirt worden, dann in öſterreichiſche Gefangenſchaft hinein und wieder herausgerathen ſei. Er habe, ſo ſagte er, ſeinen Weg gleich aus Tirol hieher nach Nürnberg genommen, zunächſt, um ſeinen Freund, den Generalcommiſſär v. Lerchenfeld, zu ſehen, ſei aber ſehr erfreut, auch mich hier zu finden.

Wer hätte das Alles vorausſehen und erwarten können, was dieſes plötzliche, ſo lebendig friſche Hereintreten eines vermeintlich Todten für mein weiteres Leben in Nürnberg zur Folge hatte. Emil führte mich bei Lerchenfeld ein, ich hätte dieſem Manne, der mit Allem, was ihm gut ſchien, es ernſtlich gut und recht meinte, nicht beſſer und wärmer empfohlen werden können als durch meinen treuen Jugendfreund. Lerchenfeld ſelber iſt mir von dieſer Zeit an ein nachſichtsvoller Freund geworden, der ſich durch nichts mehr in ſeiner Geſinnung gegen mich irre machen ließ, ſondern der ſeine werkthätig treue Geſinnung an mir bewährte bis an ſein Ende.

Ich durfte jetzt nichts mehr von den Hemmungen und Mißdeutungen fürchten, denen ich vorher von unſerem Vorſtande ausgeſetzt geweſen war; die Angelegenheiten unſeres Realgymnaſiums hatten einen kräftigen Vertreter und Schützer an Lerchenfeld gefunden, der an dem Aufblühen und Gedeihen der Anſtalt einen lebhaften Antheil nahm; das perſönliche Verhältniß des gegenſeitigen Vertrauens, in welches ich mit jenem trefflichen Manne getreten war, gab meiner eigenen, amtlichen Stellung eine Sicherheit und Beachtung, die ſie auf andere Weiſe noch lange nicht, ja vielleicht niemals würde erlangt haben. Denn Lerchenfeld's wohlmeinendes Wirken war in Nürnberg bald zur allgemeinen Anerkennung gekommen, man wußte, daß es ihm Ernſt ſei, neben den Rechten ſeiner Regierung das Beſte der Stadt und aller ihrer Bürger zu vertreten. Die Leute aus allen Ständen ehrten und liebten den treugeſinnten Mann, der freilich nur kurze Zeit unter ihnen blieb.

Emil war bald wieder abgereiſt; ich habe ihn ſpäter, den in viele Gefahren Gerathenen, noch einige Male, in den letzten Jahrzehenden ſeines Lebens aber nicht mehr geſehen.

Ich weiß nicht gewiß, ob es noch während der Anweſenheit dieſes Freundes oder erſt nach ſeiner Abreiſe geſchah, daß Lerchenfeld mir einen Wunſch vertraute, den er zum Beſten unſerer Anſtalt nicht blos im Stillen gehegt, ſondern bereits zur That hatte werden laſſen. Davon, daß unſer an Jahren ſchon weiter vorgerückter, ehrenwerther Kollege Wolf zum Amte eines Inſpektors an dem Schullehrer-Seminar befördert werden ſollte, mochte ſchon länger die Rede geweſen und dieſe Anregung dazu von Paulus gegeben worden ſein. Durch dieſe Beförderung wurde die Lehrerſtelle der Naturgeſchichte an unſerer Anſtalt frei, ſie mußte durch einen anderen, hiezu geeigneten Mann beſetzt werden. Selbſt an dieſen hatte Lerchenfeld ſchon gedacht, ſeine Wahl war auf Profeſſor Lebret in Stuttgart gefallen, den er ſchon ſeit längerer Zeit gekannt, und als Freund liebgewonnen hatte. Auch ich, nach Allem, was ich von dem Manne hörte und wußte, freute mich dieſer Wahl, zu deren Beſtätigung bereits vorbereitende Schritte geſchehen waren. Lebret kam, der Einladung ſeines Freundes folgend, zum Beſuch nach Nürnberg, er fand hier an Pfaff einen alten lieben Jugendgenoſſen, mir ſelbſt gefiel der geiſtig lebendige, kenntnißreiche Mann ſo wohl, daß ich mir wie unſerer Anſtalt Glück wünſchte zum Beſitz eines ſolchen begabten Mitarbeiters an dem Werke des Unterrichtes.

Noch im Verlaufe des Studienjahres ſollte Profeſſor Wolf in ſeine neue Stellung eintreten, wir hofften und erwarteten dann nichts Anderes, als daß Lebret, vielleicht ſchon an Oſtern, zu uns nach Nürnberg kommen würde und man dachte bereits an das Aufſuchen einer bequemen Wohnung für ihn. Da auf einmal kam ein Brief von ihm, darin er, aus Gründen welche er angab, den ihm ſo freundlich angetragenen Beruf ablehnte und für ſein Verbleiben in der früheren, ſorgenfreieren Stellung ſich entſchied. Ich machte der Verlegenheit, in welche man über die jetzt neu zu treffende Wahl gerieth, bald ein Ende; was konnte mir lieber, was konnte dem Drange meines inneren Berufes für mein heimathliches Anbauen in dem Gebiete der Naturerkenntniß erwünſchter ſein, als der Umtauſch meines bisherigen Lehramtes gegen das der Naturwiſſenſchaft. Ich konnte die Stunde kaum erwarten, darin ich meinem theilnehmenden Freunde Lerchenfeld den ſehnlichſten Wunſch meines Herzens ausſprach, und er, welcher den Gang meiner ganzen bisherigen Entwicklung kannte, war ſogleich bereit, mir zu meiner rechten, angemeſſenen Stellung zu verhelfen. In wenig Wochen war die Sache entſchieden, mir wurde der Unterricht der Naturgeſchichte in ſeinem ganzen Umfange übertragen; für meine bisherige Stelle als Lehrer bald nachher ein würdiger Mann, von dem ich ſpäter reden will, Dr. Sim. Erhardt, berufen. Meine amtliche Stellung als Vorſtand und Rektor der Anſtalt blieb dieſelbe.

So war denn auch dieſer innige Wunſch meines Herzens in Erfüllung gegangen, erſt jetzt konnte mir es in Nürnberg recht heimathlich wohl zu Muthe werden. Ich hatte Niemand aus ſeiner Stellung verdrängt; ohne mein Zuthun und ohne mein Suchen war ich dahin geführt worden, wo ich ſein ſollte.

Noch ein anderer Wunſch, der das Beſte unſerer Anſtalt betraf, ging zu dieſer Zeit in Erfüllung. Statt des Seitenflügels im Gebäude des Gymnaſiums, deſſen Innehaben mit vielem Verdruß und Sorgen namentlich für mich verbunden war, wurde uns für das Real-Inſtitut wie für die Realſchulen ſchon vorläufig ein eigenes Gebäude eingeräumt und bald hernach vollkommen eingerichtet, das allen

Anforderungen, welche wir machen konnten, vollkommen entſprach. Nachbarlich bei dem Aegydienplatze ſtand ein Gebäude, das Landauer Kloſter genannt. Ein Arzt, Dr. Erasmus Schildkrott aus Königsberg, hatte bei ſeinem Tode ein Kapital zur Stiftung eines Verſorgungshauſes für 12 alte Männer, ſeinem Freunde, dem Kunſtgießer Landauer, übergeben, dieſer, mit Hinzufügung eines anſehnlichen Kapitals aus eigenen Mitteln, erbaute das für ſeine Zeit ſehr ſtattliche Zwölfbrüderkloſter im ehemaligen Stadtgraben, im Jahre 1502. Jetzt, nach länger denn 300 Jahren, wurde es an uns vererbt und hiermit unſerer Lehranſtalt ein durchaus ihr nothwendiges eigenes Obdach gegeben.

Wir zogen ſchon bei dem Beginn des neuen Studienjahres mit unſeren beiden Anſtalten: der Realſchule und dem Real-Inſtitut in das Gebäude ein, darin wir einen überflüſſigen Raum fanden, denn die Realſchule beſtand damals nur aus 2 Klaſſen, zu denen erſt im Jahre 1811 eine dritte kam und auch das Real-Inſtitut war, ſtatt zu den nachmaligen vieren, nur zu 2 Klaſſen erwachſen. In beiden Anſtalten zuſammen fanden ſich 84 Schüler; der Realſchule ſtanden 2 Hauptlehrer, Dr. Merkel und J. M. Gaſt (dieſer geſchickte, gemüthvolle, treue Schulmann) vor, ihnen zur Seite ein trefflicher Lehrer der Mathematik, M. Müller, ein Lehrer der franzöſiſchen Sprache, einer für Kalligraphie, einer für Geſang, ein Lehrer im Zeichnen. Auch das Real-Inſtitut war außer den 5 Hauptlehrern noch durch die Lehrer in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache, ſowie im Zeichnen und Modelliren (welches beides der geſchickte Zeichendirektor Zwinger lehrte) ſehr wohl verſorgt.

Um dieſe Zeit und zum Theil ſchon vor derſelben hatte ich auch, wie ein Mitbürger, freundliche Aufnahme in einigen Familien der Stadt gefunden. Namentlich gedenke ich hier nur des in der Geſchichte von Nürnberg hoch- und altberühmten Hauſes der Edlen von Tucher, des Hauſes des ehrwürdigen Marktvorſtehers Merkel, ſowie der Familie des vielſeitig gebildeten Kaufmannes Leuchs, von deſſen beiden älteren Söhnen, damals meine Schüler, der zweite, durch ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit eine öffentliche, wohlverdiente Anerkennung ſich erworben hat. Es war für mich von hohem Intereſſe, daß ich in dem Hauſe der Edlen von Tucher und durch dieſes in den Kreis mehrerer der alten Patrizierfamilien einen ſo freundlichen Zugang fand. So wie ich zehn Jahre ſpäter, als ich an der Freundeshand des trefflichen Perthes und Hartmann Hamburg und ſeine Umgegend durchzog, hier mit Vergnügen Das wahrnahm, was noch jetzt von der Macht und dem Glanze einer alten Hanſeſtadt zeugte, ſo fand ich auch in jenen Familien, namentlich in der Tucher'ſchen und von Haller'ſchen, den Geiſt noch fortlebend, welcher nicht nur den einzelnen alten Geſchlechtern der Bürger, ſondern der ganzen Stadt ihre ehrenwerthe Haltung und Würde unter den anderen deutſchen Städten gab. Es war dies vor Allem ein Geiſt der Gottesfurcht und der chriſtlichen Zucht; ein Trachten nach jener rechten Ehre, die vor Gott und vor Menſchen gilt; ein unermüdet treues Wirken für die Wohlfahrt der Stadt, für Aufrechthaltung des Rechtes im Einzelnen und Ganzen und des ordnenden Gemeinſinnes. Nicht nur das Andenken an den Urahn Hans Tucher, der um das Jahr 1479 als Pilgrim in das heilige Land zog und daſſelbe nach treuer Auffaſſung beſchrieb, ſondern auch die Geſinnung dieſes alten Pilgers hatte ſich noch in den Nachkommen erhalten. Ich habe deßhalb ſchon in meinem „Alten und Neuen" (Bd. I) dieſes Hauſes, darin es mir ſo wohl war, in dankbarer Liebe gedacht. Der älteſte Sohn des damaligen Stammes der Tucher war mein ſehr lieber Schüler; die älteſte Tochter reichte ſpäter unſerem berühmten Hegel ihre Hand.

Was ich in dem Hauſe des Paul Wolfgang Merkel gefunden und bis in die Tage meines Greiſenalters daraus beibehalten habe, das wäre wohl weit über Land und Meer des Suchens werth geweſen. Dieſer Ehrenmann (ſo nennt ihn noch jetzt ſeine Nachwelt) war verordneter Vorſtand des Handelsplatzes Nürnberg, er hätte aber ſeinen Gaben und ſeinen Geſinnungen nach ein[illegible] muſter- und meiſterhaften Vorſtand für allen Handel und Wandel des bürgerlichen Lebens abgeben können. (m. v. den kurzen Abriß ſeines Lebens von ſeinem Schwiegerſohne, dem Reichsrath und Präſidenten J. F. v. Roth, Nürnberg 1821). Der Segen, welcher auf Merkel's Hauſe und ſeinem Wohlſtand ruhte, iſt nicht nur eine Frucht des redlichen Fleißes und der verſtändigen Sparſamkeit, ſondern eine Gabe geweſen aus einer Hand, deren Kraft niemals ermüdet noch veraltet, darum iſt ſie, mit der Geſinnung zugleich, als ein Erbtheil der frommen Väter auch dem nachkommenden Geſchlechte geblieben.*) Man fand in dem Merkel'ſchen Hauſe, unter der züchtigen Form der bürgerlich ehrſamen Hausordnung und Sitte, ein behagliches Wohlbefinden, welches mehr noch als auf dem Beſitze der äußeren Güter, auf dem inneren eines Friedens mit Gott, einer werkthätigen Liebe und einer Freude an Allem beruhte, was Geiſt und Herz veredeln und bilden kann. Welcher Menſch von geſundem Sinne und Gemüthe wäre nicht gern in dieſem gaſtfreundlichen Hauſe geweſen, darin die beſuchenden Freunde und Bekannten Erheiterung, Die

*) [illegible]

aber, welche Hülfe und Rath bedurften, offene Ohren und theilnehmende Herzen fanden. Mir that ſich ſpäter, in München in dem Hauſe meines Freundes, des J. Fr. v. Roth, das Merkel'ſche Haus von Neuem, in höherer Form auf.

Es war ſchon im Spätherbſte, in einer Zeit, darin die Wandervögel gewöhnlich ſchon längſt ihren Zug geſchloſſen und ihre Winterquartiere erreicht haben, da hielt eines Abends ein Reiſewagen vor unſerer Hausthüre, man läutete an; eine alte, wohlbekannte, ſowie eine junge Stimme ließen ſich aus dem Wagen vernehmen und bald kam mit lautem Lachen mein alter Freund Wetzel die Treppe herauf; mit ihm ſeine Frau und ſeine kleine Tochter. Die lieben Gäſte hatten uns nichts von ihrer Ankunft wiſſen laſſen; wir waren lange Zeit ohne Nachricht von ihnen geblieben; ſtatt eines Briefes kam er ſelber. In der heiterſten Laune von der Welt erzählte er uns, ſchon in der erſten Stunde, wie es ihm und den Seinigen zuletzt in Dresden ſehr paſſabel miſerabel ergangen ſei; unſere nächſten Freunde: Köthe, Dippold, Hartmann, ſeien bald nach unſerem Weggehen auch, Einer nach dem Anderen, fortgezogen; Manuſcripte, (ſeine „Briefe über das Brown'ſche Syſtem" und ſeinen „Sieg über die Hypochondrie") habe er zwar ſchnell im Wuchſe der Blätter aufgehen ſehen, bis jetzt aber noch keine eßbare Frucht davon erhalten; die Zuflüſſe aus dem Vermögen ſeiner Frau ſeien auch ſeit dem Tode ſeines älteſten, geſchäftstüchtigen Schwagers etwas in's Stocken gerathen und ſo komme er jetzt auf gute Hoffnung hieher, um ſich in Baiern, in meiner Nähe ein Unterkommen zu ſuchen. Denn es ginge ihm wie einem alten Gaul, der nicht ziehen mag, wenn man ihn einſam und allein, ohne ſeinen Geſpanngenoſſen anſchirrt.

Bald war denn, durch Henrietten's Vorſorge, ein bequemes Unterkommen für die Gäſte und für ihr vieles Reiſegepäck gefunden, an der nöthigen Bewirthung fehlte es auch nicht und wer hätte mit dem immer fröhlichen, alten, treuen Freunde der Jugend nicht recht von Herzen fröhlich ſein und werden ſollen! Gedachten wir doch dabei nicht nur unſeres eigenen fröhlichen Beiſammenſeins in Leipzig, Jena und Dresden, ſondern auch der Freunde, mit denen wir auf der Wanderſchaft durch die erſte Strecke der Jugendjahre, am nächſten verbunden geweſen. Der allernächſte von dieſen war uns Köthe, dieſen hatte es nach Jena zum Univerſitätsleben gezogen; Dippold lebte als Privatdozent in Leipzig, hatte aber den Ruf zu einer Profeſſur in Danzig ſchon in naher Ausſicht; Hartmann war in Wien und befand ſich dort bis zu ſeiner Verſetzung an das Gymnaſium in Hamburg ſehr wohl; Scheu, ein naher Genoſſe unſeres Zuſammenlebens in Leipzig, war Profeſſor in Wittenberg geworden, de Wette in Heidelberg; Arens hatte fern an der Nordſee, Mohnike an der Oſtſee Amt und Brod gefunden; Haſe brachte in Paris die deutſche Gelehrſamkeit und ſich ſelber zu hohen Ehren; Gebler, mit welchem ich ſchon in Greiz, wir Beide in Jena befreundet geweſen, führte als geachteter Arzt und Naturforſcher ſein ſtilles Leben zu Barnaul in Sibirien. Ich ſelber konnte noch von dem Leben eines mir theueren werthen Freundes, des C. v. Raumer, den Wetzel nur wenig kannte, die Nachricht hinzufügen, daß derſelbe, nach mannichfachen Reiſen mit Moritz von Engelhardt und nach einem Aufenthalte in Paris, nach Iſſerten in der Schweiz gegangen ſei, um dort das Wirken eines hochachtbaren Lehrmeiſters der damaligen Zeit, des Peſtalozzi, näher kennen zu lernen. — Es ging ſchon ſpät in die Nacht hinein, als Wetzel unſerem, nach allen Weltgegenden herumwandernden Geſpräche ein Ende machte. „Wen ſollte es, ſo ohngefähr ſagte er, wundern, wenn in dieſer Zeit, darin Alles in Bewegung geräth, auch unſer Einen die Luſt anwandelt, ſich vom Flecke zu erheben und ſich eine Bewegung über Berg und Thal zu machen. Vor der Hand aber will ich gern auf dem Flecke bleiben, den ihr mir anweiſen wollt, denn ich bin müde von der Reiſe.“

Wir erfuhren am anderen Tage noch mehr von den äußeren Vermögensumſtänden des Freundes und ſeiner Frau. Wenn auch vor der Hand noch keine Noth da war, ſo ſchien es doch nöthig, recht bald an eine geſicherte Stellung unſers Wetzel zu denken; denn er ſelber, der ſeltſame Menſch, war ſo leichten Sinnes, und ſo unbekümmert um ſich, ſein äußeres Beſtreben dabei ſo gänzlich ungeſchickt, ſich bemerkbar zu machen und um eine wohlverdiente Anerkennung ſeiner reichen Gaben ſich zu bemühen, daß er, wie ein harmlos fröhliches, gutes Kind in die Zukunft hinein ging. Er genoß mit mir die Freude an den alterthümlichen Herrlichkeiten von Nürnberg; ihm zu Liebe ſah ich Alles, was zu ſehen der Mühe werth war, und wir lebten ſo vergnüglich und ſo ſorgenlos zuſammen, als ob wir noch dem freien Jugendleben in Leipzig und Jena angehörten. Doch unterließ ich dabei nicht, mich nach einem Unterkommen für Wetzel umzuſehen, bei welchem er und ſein Haushalt beſtehen könnten. Da kam Hegel unſern Wünſchen entgegen, welcher, wo es galt, ſtets bereit war, Andern, die es bedurften und begehrten, ſeine Hand zu reichen. Er ſelber, der Mann von überlegenen Kräften, hatte, wie ich oben erwähnte (S. 316) ehe er den Ruf nach Nürnberg erhielt, in beſcheidener Stille die Redaktion des fränkiſchen Merkurs in Bamberg beſorgt, und der Beſitzer dieſes Blattes hatte nach ſeinem Abgange wohl gefühlt, daß die Stelle eines ſolchen Arbeiters ſchwer zu erſetzen ſei, der ſelbſt in die Berichte der Zeitungen Geiſt und Leben hineingebracht hatte. Ich hatte meinen Freund Wetzel zu Hegel hingeführt. Die beiden Männer wurden bald mit einander bekannt, und ſo verſchieden auch ihre Naturen ſich waren, fanden ſie dennoch Gefallen an einander. Hegel wußte durch mich von dem Wunſche des Freundes, ein Geſchäft und mit dieſem einen hinreichenden Broderwerb zu finden; er fragte Wetzel, ob er geneigt ſei, die Redaktion des Fränkiſchen Merkur, die er ſelber geführt, zu übernehmen? und als dieſer ſich dazu willig zeigte, ſchrieb der wackere Mann ſogleich nach Bamberg. Wenige Tage waren nur vergangen, da kam die Sache ſchon in Ordnung, Wetzel mit ſeinem Haushalt zog nach dem ſchönen Bamberg, und blieb da uns, ſo wie wir ihm, ein treuer, guter Nachbar, der bald bei uns, ſo wie ich bei ihm zum freundlichen Zuſpruch kam.

30. Ein Blick in den inneren Haushalt.

Da ſteht ein Baum von recht elendem Ausſehen; die Blüthenknospen, ehe ſie recht aufbrechen, verderben eine nach der anderen, Blätter treiben wohl hervor, welken aber wieder ab, ehe ſie ihren Wuchs vollenden. Nicht die Kälte des Winters hält die Triebkraft des armſeligen Gewächſes gebunden; der warme Frühling iſt gekommen, und faſt ſchon vorüber, der Trieb aber iſt nicht erwacht, denn es fehlt dem Stamm der innere Lebensſaft, welcher, wenn er auch im Winter kalt war wie Eis, doch vom Sommer erwärmt und angeregt wird. — Der Baum iſt das Bild eines Menſchen, welcher den Namen und Schein hat, daß er lebe und iſt todt; eines Menſchen, der weder kalt noch warm iſt, und der, wenn er in ſeinem Herzen ſpricht: ich bin reich und habe gar ſatt und bedarf nichts, es nicht weiß, daß er iſt elend, und jämmerlich, arm, blind und bloß.

Mein innerer Zuſtand, in der Zeit, die ich hier beſchreibe, iſt kaum ein anderer geweſen. Ich war weit hinweggewichen von dem Quell, aus dem das innere Leben ſeinen Urſprung nimmt, und ſeine Kraft empfängt: von Gott und ſeinem theuern, werthen Worte. Ich hielt dieſes Wort in Ehren, wie eine gute Arznei, die an vielen Kranken ihre Kraft bewieſen, ich ſelber aber gebrauchte ihrer nicht, denn ich hielt mich für einen Geſunden, der keiner Arznei noch eines Arztes bedarf. Wie ein Scheintodter, an welchem das Aus- und Eingehen des Athems nicht mehr bemerkbar iſt, lebte ich ohne Gebet, ohne den Gedanken der Ewigkeit in die Zeit hinein; wie bei dem Scheine einer nächtlichen Lampe that ich in mühſeligem Fleiße meine Werke, ohne des Sonnenlichtes zu begehren. Wenn ich, was nur ſelten geſchah, an der Stätte, „da man Sein gedenkt", das Wort vom Leben hörte, da fiel der Saame deſſelben auf den Weg, den ich mit der Welt ging, wurde alsbald von den Füßen zertreten oder von den Vögeln hinweggeholt. Das Gewand, mit welchem ich vor Gott und Menſchen mich zu ſchmücken ſuchte, war eine weichliche Empfindſamkeit oder Sentimentalität; es war die Ziererei eines Kindes mit abgeriſſenen Blumen, welche dahinwelken, ehe der Abend kommt. Ich war ein Rohr, das jeder Windhauch hin und her bewegt; was die Welt am höchſten rühmte, das ſchien auch mir des Ruhmes werth, denn ich ſelber trachtete nur nach dem Ruhme und der Ehre der Welt, und wenn ich den Beſſeren gegenüber den Schein eines Beſſeren annahm, ſo war das nur ein vorübergehender und verbargen. Dennoch war, von frühe her, ein Hüter in der Nacht bei mir geblieben; ein Hüter, der mich nicht ließ, obgleich ich ihn gern gelaſſen hätte, denn er wachte und weckte auch mich, wenn ich zu ſchlafen begehrte; ſein beſtändiges Anrühren war mir wie ein Brand in meinen Gebeinen, deſſen Wehe ſich zwar auf einige Augenblicke betäuben, nicht aber ſtillen läßt. Dieſes innere Wehe wandelte mich gerade um jene Zeit, da meine äußere Stellung eine ſo viel günſtigere geworden, in recht fühlbarer Weiſe an; von außen war mir Ruhe gegeben, da kam die Unruhe von innen; ich wußte nicht, was ſie wollte, erſt beim Erwachen erkannte ich es, daß ich an dem Rande eines Abgrundes geweſen ſei; es war die Gefahr eines Sündigens zum Tode, nicht mit einer vor Menſchenaugen liegenden That, ſondern mit der innerlich verborgenen Geſinnung und irre gehenden Neigung des Herzens. Da nahete ſich mir der ſtarke Hüter: er ergriff mich und weckte mich auf; er führte mich zuerſt zu einem Vorhofe, bei deſſen Anblick mein ſchlaftrunkenes Auge munter wurde, dann durch manche Gaſſe zu dem Hauſe, deſſen kleine Thür ich nicht bemerkt, deſſen inneren Reichthum ich nicht erkannt hätte, wäre mein Auge nicht bei dem Glanze des Vorhofes wacher geworden, und hätte es nicht bald den Stern wieder gefunden, der ihm ſchon in der Ferne mehrmals im Dunkel der Nacht erſchienen war (m. v. I. S. 193 ſowie 242, II. S. 160 und 282). Wie dieſes geſchehen, das will ich hier, ſo treu ich es vermag, berichten.

31. Der Weg zu einem Brodhaus.

Man möge es dem alten Schreiber dieſer Blätter zu gute halten, wenn er ſchon hier in der vorſtehenden Ueberſchrift auf Das hindeutet, was ihm das Haus des alten [illegible]

Matthias Burger in Nürnberg, darin allerdings viel und gutes Brod bereitet wurde und zu finden war, vor allen anderen Häuſern in und außer Nürnberg, geworden iſt, nämlich ein Bethlehem oder Brodhaus, darin er das Brod des Lebens; darin er den Herrn, von welchem er lange und weit hinweggeirrt war, in der armen, kindlichen Geſtalt wieder fand, zu welcher ſich auch der entlaufene Knecht ohne Scheu und Furcht nahen mag. Die Führung zu meinem Brodhauſe nahm einen merkwürdigen, wie nach ganz anderer Richtung hingehenden Anlauf und dennoch, wie ich es jetzt einſehe, mußte ſie dieſen nehmen, um in mir das Bedürfniß und das Verlangen nach der unſcheinbaren und doch ſo kräftigen Koſt zu wecken, welche ich dort empfangen ſollte. Ich erfuhr damals Das, was in dem alten Liede von Gottfried Arnold „So führeſt du doch recht ſelig Herr die Deinen" gemeint iſt:

Die Wege ſind oft krumm und doch gerad',
Darauf Du läßt die Kinder zu Dir gehn;
Da pflegt es wunderſeltſam auszuſehn,
Doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath.

Ein fremder Herr hatte mich zu ſprechen gewünſcht; ich ging, ſo bald ich konnte, zu ihm hin in den Gaſthof zum rothen Roß. Das war kein Vorüberreiſender wie die anderen ſind, die man ohne tiefere Theilnahme kommen und gehen ſieht, ſondern einer von jenen uns ſeltener Begegnenden, welche gleich bei dem erſten Sehen und Sprechenhören für immer in unſerer Erinnerung einheimiſch werden. Es war Franz v. Baader aus München, der Meiſter in der Kunſt: durch großartige Umriſſe der Gedanken die Höhen wie die Tiefen zu bezeichnen, in welche das Gebiet des geiſtigen Erkennens wie des Glaubens (das Eine mit dem Anderen, das Erſte nicht ohne und nur durch das Anhere) ſich zu erheben und zu verſenken vermag. Der ſeltene Mann hatte einen ſolchen lebendigen Eifer und eine ſo kräftige Gabe, andere Seelen zum Aufmerken auf Das zu wecken und zur Erkenntniß Deſſen hinzuführen, was ihm des Erkennens würdig erſchien, daß ich kaum jemals ſonſt bei einem anderen Lehrer gleich in der erſten Stunde ſo weſentlich viel gelernt habe, als bei ihm. Da gab es keine Einleitung noch lange Einladung; er führte mich alsbald in die Mitte ſeines großen Epos, er ſetzte mich ſogleich als Tiſchgenoſſen zu ſeiner reichen, geiſtigen Mahlzeit hin. Er erwähnte unter andern in ſeinem belehrenden Geſpräche der Schriften des St. Martin, von welchem ich ſchon in Dresden durch meine Freundin, die Generalin Kroke, gehört, niemals aber etwas geleſen hatte; er empfahl mir, als gerade meinem damaligen geiſtigen Bedürfniſſe ſehr entſprechend, die vertraute Bekanntſchaft mit St. Martin's Werken, zunächſt mit einem „vom Geiſt und Weſen der Dinge" (Esprit des choses), das er mich mit der Feder in der Hand zu leſen, d. h. zu überſetzen rieth. Er verſprach mir, daß dieſe erſte, nur im Vorübergehen angeknüpfte Bekanntſchaft der Anfang eines länger fortwährenden geiſtigen Verkehrs zwiſchen ihm und mir werden ſolle. Ich ſchied mit dankbarer Achtung von dem Manne, es erregte meine tiefe Bewunderung, daß er, der weitberühmte Meiſter des Wiſſens, ſich nicht ſchäme, das einfältige Bekenntniß von der Gotteswahrheit des Evangeliums laut und unverholen auszuſprechen *).

---

*) Zur Einleitung einer näheren Bekanntſchaft mit dem merkwürdigen Manne eignet ſich ganz die treffliche kleine Schrift von Dr. Julius Hamberger: die Cardinalpunkte der Franz Baader'ſchen Philoſophie (Stuttgart 1855); eine

Baader eröffnete zuerſt den geiſtigen Verkehr zwiſchen uns Beiden, zu welchem er mir Hoffnung gegeben; er ſchrieb mir bald nach ſeiner Zurückkehr nach München. Was er ſchrieb, das war nur eine Fortſetzung unſeres Geſpräches, eine Bekräftigung und Wiederholung Deſſen, was er durch ſeine Worte in mir angeregt hatte. Zugleich ermahnte er mich nochmals zum aufmerkſamen Leſen von St. Martin's Schriften, zur deutſchen Bearbeitung ſeines Esprit des choses. Ich konnte jetzt wieder mit Muth und Freudigkeit an eine ſolche Arbeit denken; jenes mir ferner ſtehende Gebiet des Unterrichtes, in welches ich mich, nach dem weit ausgreifenden Plane, den ich mir dafür entworfen hatte, mit Daranſetzung aller meiner Zeit und Kräfte hineinarbeiten wollte, lag nur noch für kurze Zeit auf mir, und ich durfte nur aus den bereits geſammelten Vorräthen Das herausnehmen, was mir für einen Abſchluß meiner Aufgabe am meiſten geeignet erſchien; der Unterricht aber in der Naturgeſchichte war mir leicht, hatte für mich keine ſo große Schwierigkeit, ſein Gebiet war mir von Jugend auf ein heimathliches geweſen. Darum ſäumte ich nicht, mir alsbald St. Martin's Werke zu verſchaffen und die Arbeit meiner Ueberſetzung zu beginnen. Mit Freuden ſah mich Henriette wieder bei einer Beſchäftigung, in welcher ich mich ſelbſt recht glücklich fühlte, weil dieſelbe, eben ſo wie mein mündliches Lehrergeſchäft, auf dem natürlichen Wege meines inneren Berufes lag. Ich habe über mein Buch nur wenig zu ſagen, weil es nicht mein eigenes, ſondern ein fremdes Werk war, und erwähne nur im Vorübergehen,

---

Geſammtausgabe von Baader's nachgelaſſenen Schriften beſorgt der würdige Schüler deſſelben: Prof. Hoffmann in Würzburg.

daß meine Ueberſetzung im J. 1811 bei Reclam in Leipzig erſchien, und durch eine gehaltvolle Vorrede von Franz Baader in die Oeffentlichkeit eingeführt wurde. Wer jedoch den Geiſt und Sinn von St. Martin's Schriften beſſer und näher noch als aus dieſen ſelber, wer die Wirkſamkeit jenes Mannes auf ſeine Zeit und ſeine Bedeutung für dieſe recht verſtehen will, der nehme ſich den Vater **Matthias Claudius**, den redlichen Wandsbecker Boten zu ſeinem Führer, namentlich in ſeiner Ueberſetzung von St. Martin's „Irrthümer und Wahrheit."

Baader hatte mir in ſeinem Briefe einen Auftrag gegeben, dergleichen ich ſpäter von ihm noch manchen erhielt und gern beſorgte: ich ſollte mich für ihn in Nürnberg nach einigen alten Schriften theoſophiſchen Inhaltes umſehen und dieſelben, wo möglich, für ihn kaufen. Es waren ſeltene Bücher, die man nicht mehr auf dem Wege des gewöhnlichen, buchhändleriſchen Verkehres, ſondern nur etwa noch bei Antiquaren ſuchen mußte. Aber auch bei dieſen war mein Suchen großentheils vergeblich, doch erfuhr ich, daß eine Sammlung von Büchern, großentheils theoſophiſchen Inhaltes, noch vor Kurzem in Nürnberg verkäuflich geweſen wäre. Der Beſitzer dieſer reichen, in ihrer Art einzigen Bibliothek ſei ein wohlhabender, hochachtbarer Bürger der Stadt, ein Mitglied des größeren Rathes, Meier (?) geweſen, von deſſen Perſon, ſowie von deſſen Bücherei man in der Stadt ſeltſame Dinge erzählte. Unter andern, ſo ſagte man, habe derſelbe, noch in ſeinen alten Tagen, einen unermüdeten, mühſamen Fleiß auf das Erlernen der hebräiſchen Sprache gewendet, weil er der Meinung geweſen ſei, daß man im Himmel, im Reiche der ſeligen Geiſter, nur hebräiſch ſprechen werde. Denn, ſo ſage er, Gott ſelber habe in dieſer älteſten, den Menſchen mitgetheilten Sprache mit den Altvätern, mit Moſes und den Propheten geredet, ſo werde er es auch dort in der ſeligen Ewigkeit thun, und in hebräiſcher Zunge werde die Schaar der vollendeten Gerechten den Namen und die Thaten des Herrn preiſen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er wollte deshalb auch, nach ſeiner ſchwachen menſchlichen Kraft, ſich ſchon auf Erden geſchickt machen, alsbald in das Loblied Derer einzuſtimmen, welche durch den Glauben an Chriſtum gerecht geworden ſeien.“ Der merkwürdige Mann, ſo erzählte man weiter, habe einen gelehrten Juden aus Fürth, der ihn täglich beſuchte *), zum hebräiſchen Sprachmeiſter angenommen; habe ſich außer den heiligen Schriften noch viele andere hebräiſche Bücher angeſchafft, auch ſage man von ihm, er ſei ein Adept — im Beſitze des Steines der Weiſen — geweſen, wenigſtens wiſſe man, daß er alle Schriften über Alchymie, welche er auftreiben konnte, geſammelt und beſeſſen habe. Doch ſei es ihm niemals um das Reichwerden zu thun geweſen, denn er habe Das, was er beſaß, ſehr mildthätig mit den Armen und Nothleidenden getheilt, ſowie Vieles den wohlthätigen Stiftungen zugewendet; ſein liebſter, irdiſcher Schatz ſei ſeine Bibliothek geweſen. Dieſe ſei aber, ſo viel man wiſſe, theils an eine öffentliche Bibliothek vererbt, theils von dem Roſenbäcker Burger gekauft worden, der ſelber ſchon viele Bücher von ähnlichem Inhalte beſeſſen habe. Bei dieſem könne ich noch am erſten Das finden, was ich für meinen Freund in München ſuchte.

Gleich an einem der nächſten Tage machte ich mich auf den Weg zu dem Roſenbäcker, den alle Leute in der

---

*) Die Juden durften, nach der alten reichsſtädtiſchen Verfaſſung, nicht in der Stadt ſelbſt wohnhaft ſein.

Stadt kannten, denn er war ein angeſehener, weidlicher Bürgersmann. Sein Haus, an der Ecke der Brunnengaſſe und des Stöpſelgäßchens, war ſchon von außen, durch das Zeichen der großen, weißen Roſe, erkennbar, welches ober der Thüre gemalt ſtand; drinnen im Zimmer dufteten die friſch aus dem Ofen gekommenen, guten Brode und feineren Backwerke, durch deren vortreffliche Bereitung der Roſenbäcker berühmt war. Man wies mich aus dem Wohnzimmer über eine etwas dunkle, ſteinerne Treppe hinauf zu dem Hausherrn; dieſer ſaß, eifrig leſend, in der Schatzkammer ſeiner Bücher, welche vor, wie hinter und neben ihm die großen, bretternen Fachwerke erfüllten. Er ſaß in Hemdärmeln da und hatte, wie ich bald bemerkte, alle Urſache, ſich es ſo bequem zu machen, denn ſein Zimmer, in welchem man vor den vielen Büchern keine Wand ſah, lag über dem Backofen und war deshalb ſo warm, wie es in den heißeſten Sommertagen in den Mittagsſtunden zu ſein pflegt. Ich begrüßte ihn, er trat mir entgegen und ſah mir mit ſeinen treuherzig blickenden, dunklen Augen forſchend in's Geſicht. Ich brachte mein Anliegen ſogleich vor, reichte ihm den Zettel hin, auf welchem die Bücher, welche Franz Baader zu haben wünſchte, verzeichnet ſtanden. Er las das Verzeichniß und ſagte dann in ſeiner einfachen Weiſe: „Ihr Leute, das ſind großentheils ſolche Bücher, die man nicht verkauft, ſondern ſelber behält. Herleihen an den Herrn in München will ich ſie wohl, aber er muß ſie mir wiedergeben. Etliche ſind aber auch dabei, die ich doppelt oder ſogar dreimal habe, die will ich dem Herrn gerne abgeben für das wenige Geld, das ſie mich ſelber beim Ankaufe gekoſtet haben. Denn es ſind auch gute Bücher, die ich immer auf dem Trödelmarkte nicht ſtehen ſehen kann, ohne ſie zu kauſen; weil es gar ſchade darum wäre, wenn ſie zerriſſen würden.“

Während der treffliche Alte nach den verlangten Büchern ſuchte, betrachtete ich mir ihn ſelber und ſein Zimmer. Das war ein Angeſicht, nicht von neumodiſchem, ſondern von altem Zuſchnitt; ſo geiſtig kräftig, ſo väterlich ernſt und mild, dergleichen man zu unſerer Zeit unter den lebenden Menſchen kaum noch eines ſieht, wohl aber manches bildliche Gleichniß davon auf den alten Gemälden von Hans Hemlingk oder von Wohlgemuth und Dürer. Und ein ſo mannigfach ausgeſtattetes Zimmer hatte ich auch noch niemals geſehen. Dort an dem einen Fenſter hingen, über einem ſchmalen Tiſch- oder Bücher-Repoſitorium, eine Menge von Taſchenuhren, welche der Roſenbäcker, der auch als geſchickter Uhrmacher bekannt war, für ſeine Freunde und Bekannte auszubeſſern, oder in guten Stand zu ſetzen hatte; daneben, zur Seite, ſtanden Mikroſcope, welche der Mann, welcher auch im Glasſchleifen und Fertigen ſolcher Inſtrumente wohlgeübt und geſchickt war, ſelber gearbeitet hatte *), tiefer am Boden, bei den Land- und Himmelskarten, ſtand ein Erdglobus und dabei ein Fernrohr. Und die Bücher ſelber, die höchſte Merkwürdigkeit ſeines Zimmers, von welch' ſeltſamer Mannigfaltigkeit waren dieſe! Am weiteſten, nach dem Vorhofe und nach der Thüre hin, ſtanden allerdings werthvolle neuere Schriften von mathematiſchem, geographiſchem, phyſikaliſchem und naturgeſchichtlichem Inhalte, unter

---

*) Burger war, wie ich nachher ſagen werde, ein Schüler und geiſtiger Zögling des merkwürdigen Pfarrers Phil. Matth. Hahn zu Kornweſtheim; bei dieſem hatte er ſich auch dieſe mechaniſchen Geſchicklichkeiten erworben.

ihnen auch Kupferwerke; in der Mitte des Zimmers, in dem Fachwerke, das über einen großen Theil des langen Tiſches ſich hinzog, ſtanden die Schriften der berühmteſten Würtemberger Theologen, namentlich Bengel's, Oetinger's, Hahn's u. A. Dann folgte eine Rubrik von Werken, welche mir großentheils, außer den ſämmtlichen Schriften von Lavater, noch unbekannt waren und welche der alte Roſenbäcker kurzweg als ſolche bezeichnen konnte, welche von der Ewigkeit handeln. Dieſe bildeten eine Reihe, für welche, in dem breiten Fachwerke auf dem Tiſche, obgleich daſſelbe aus vielen Stockwerken beſtand, kein hinlänglicher Raum ſich fand; der größere Theil ihres Heeres füllte auch das nächſte Repoſitorium an der hinteren Wand aus. Unter den, hin und wieder auf dem kleinen, freigebliebenen Raume des Tiſches zerſtreuten Papieren fielen mir mehrere in die Augen, welche ganz mit algebraiſchen Rechnungen beſchrieben waren, denn, wie ich ſpäter erfuhr, der Roſenbäcker galt mit Recht als ein Meiſter in der algebraiſchen Rechenkunſt, der an Gewandtheit ſeines Gleichen ſuchte.

Die Bücher, welche mein Freund in München wünſchte, waren herbeigeſucht und zuſammengeſtellt, ſie konnten abgeholt werden, ich aber hätte gerne noch mit dem merkwürdigen Bäcker Rede und Antwort gewechſelt. Er ſchien dieſes zu bemerken und lud mich deshalb ein, ihn wieder einmal am Abend zu beſuchen, wo manche gute Freunde zu ihm kämen. Ich folgte der Einladung zuerſt nur aus Neugier, um den ſeltſamen, mannichfachen Bücherhaushalt, n den ich nur erſt einen Blick gethan, und ſeinen Beſitzer twas näher kennen zu lernen, bald aber gereichte mir es ur Freude und wurde mir Bedürfniß, ſo oft es nur ſein onnte, eine Abendſtunde mit dem Roſenbäcker und ſeinen Freunden zuzubringen. Das war ſo recht ein Mann für mich; an ihm war Alles friſch und wach, was bei mir halb oder ganz im Traume lag; in ſeiner, wie aus einem Stücke gegoſſenen, chriſtgläubigen Natur gab es keine Unſicherheit, keinen Zweifel, ſondern lauter feſte Zuverſicht und Gewißheit, dabei war der durch und durch kräftige Mann gegen die Schwachen, ſobald er nur merkte, daß ſie es gut meinten, ſo nachgehend mild, wie ein Vater, der ſein unwiſſendes Kind, ohne die Geduld zu verlieren, über Das belehrt und zurecht weiſt, was ſelbſt dem beſchränkteſten Verſtande eines Unmündigen begreiflich werden muß. Doch das Weſen und Thun dieſes Mannes iſt einer näheren Schilderung werth, welche ich hier, wenn auch nicht mit großem Geſchick, doch aus einem dankbar liebenden Herzen geben will.

32. Der Roſenbäcker J. Matthias Burger.

Einige Zeit nach dem Beginne meiner näheren Bekanntſchaft mit Burger ſchrieb ich einmal über dieſen merkwürdigen Mann an Schelling. Dieſer antwortete mir darauf: „Burger'n kenne ich nicht, aber daß er ein Freund Hahn's geweſen, ſagt mir genug. Ich habe dieſen großen Mann noch als kleiner Knabe mit geheimer, unverſtandener Ehrfurcht geſehen; und ſonderbar genug, mein erſtes Gedicht, deren ich in meinem Leben wenige gemacht, war auf ſeinen Tod. Nie werde ich ſeinen Anblick vergeſſen."

Wohl mag es eine Mitgabe aus der Zeit des vertrauteren, perſönlichen Verkehres mit jenem Pfarrer Hahn, welchen Schelling als einen großen Mann verehrte, geweſen ſein, die den Roſenbäcker in ſo augenfälliger Art über die Leute ſeiner Umgebung in Nürnberg heraushob. Aber dieſe Mitgabe hat er nicht allein aus Kornweſtheim in Würtemberg mit ſich gebracht, ſondern das Capital derſelben dort nur anſehnlich vermehrt, eigentlich aber, wie Hahn ſelber, anderswoher als gemeinſames Erbtheil Derer, die im Lichte wachſen, empfangen.

Es iſt eine große Sache um einen „freudigen Geiſt“ und wer einen ſolchen hat, der nehme den Grund, darauf die Gabe ruhet, wohl in Acht und bitte Gott, daß ſie ihm erhalten werde bis an ſein Ende. Dieſer freudige Geiſt überwindet gar kräftig die Welt und ihre Gefahren, wird in keinem Kampfe blöde und verzagt, kennet keine Scheu vor dem Tode und ſeinen Schrecken. Ich bin, das ſage ich aus dankbarem Gemüthe, auf meinem Lebenswege nicht nur einem und dem anderen, ſondern mehreren ſolchen, von Gott beglückten Menſchen begegnet, die von dem freudigen Geiſte, den ich hier meine, durchdrungen waren, namentlich von einem derſelben, dem David Spleiß aus Schaffhauſen, werde ich noch ſpäter reden, und ich meine, bei Allen, die ihn hatten, ſie mochten in einer Hütte oder in hochgebautem Hauſe wohnen, gelehrt oder ungelehrt ſein, lag der Grund, darauf die Freudigkeit des Geiſtes beruhte, in der Sicherheit und Gewißheit des Beſitzes von Dem, daran man allein und in alle Ewigkeit ſich freuen kann. Dieſer Grund wächſt aber nicht von ſelber aus dem Boden der Menſchennatur hervor, es muß in dieſen Boden hineingegraben werden, bis man ſeine dunkle Tiefe ſieht; die Steine, die man zur Grundlage braucht, liegen auch nicht in dem Boden, der ernſte Fleiß aber kann ſie haben und finden. Wenn aber nur einmal das Haus auf ſeinem guten, feſten Grunde, vollendet nach ſeinem Maaße daſteht, dann fühlt ſein glücklicher Bewohner nicht nur die wohlthuende Wärme der Sonne, die er ſchon da unten in der Tiefe empfand, ſondern mit ſeinen eigenen Augen ſieht er die Strahlen ihrer Scheibe. Das Weſen des freudigen Geiſtes, ſo möchte ich ſagen, iſt ein Wandel im Lichte des Erkennens, deſſen Helle das Leben mit erwärmender Kraft durchdringt. Und dennoch äußert ſich der freudige Geiſt des feſten Glaubens nicht bei Allen, die ihn beſitzen, auf gleiche Weiſe, wie er es aber bei meinem alten Roſenbäcker that, das will ich hier beſchreiben.

Wer den Matthias Burger zu Nürnberg ſah und hörte, wenn er, zwar laut lachend, aber mit überfließenden Thränen der tiefen Rührung von dem Erbarmen ſeines Gottes über die Menſchen, von den Wunderwegen ſeiner Liebe und mit beſonderer Ausführlichkeit über das ſelige Sein der Ewigkeit ſprach, der konnte ihn für einen gefühlvoll weichen Menſchen halten, welcher nur in der Wärme eines kindlich liebenden Gemüthes ſein Vergnügen findet; wer aber dieſen alten Reichsſtädter über die tieferen Angelegenheiten eines Reiches reden hörte, deſſen Herrſchaft zwar über die Leiblichkeit der ſichtbaren Welt ausgeht, das aber nicht von der Welt iſt, ſondern ſeinen Thron und ſeine Mächte in einer Welt der Geiſter hat, der lernte den Mann noch von einer anderen Seite kennen als von der gefühlvoll weichen. Er war freilich von ſeiner Jugend an in einer guten, ehrenveſten, inneren wie äußeren Schule des geiſtigen Lebens geweſen. Schon als Knabe im eifrigen Leſen und, noch ſeiner damaligen Kraft, im eifrigen Erforſchen des „Wortes“ und im kindlich ſtillen Aufblicke zu Gott, dort im verborgenen Winkel hinter der Scheune, hatte er nicht nur die erquickende Süßigkeit, ſondern die bleibende Kraft des Gebetes erfahren; in ſeinen Jünglingsjahren hatte die gute Hand ſeines Gottes ihn nach Würtemberg geführt, dort, als fleißiger Arbeiter auf ſeinem Handwerke, war er in ſeinem redlichen Drange zum tieferen Erkennen und Verſtehen in die Bekanntſchaft mit dem merkwürdigen Pfarrer M. Phil. Matth. Hahn zu Kornweſtheim gekommen, von welchem ich in meinem Alten und Neuen (I. S. 105) Mehreres berichtet habe. Dieſer Pfarrer Hahn, ein treuer Schüler des Albert Bengel, war nicht nur ein eifriger Forſcher in dem inneren, geiſtigen, ſondern auch im äußeren, ſichtbaren Reiche der Dinge. Für ſeine Zeit in dem Erkenntnißgebiete der Aſtronomie und Phyſik wohlbewandert, ein ſcharfſinniger Mathematiker, ein geſchickter Mechaniker, der ſich in ſeinen Ausruheſtunden gern mit dem Fertigen künſtlicher aſtronomiſcher, ſowie ſolcher geographiſchen Uhren beſchäftigte, an denen man ſehen kann, welche Stunde, von einem Mittag zum anderen gerechnet, nicht blos bei uns, ſondern an irgend einem anderen, beſonders merkwürdigen Orte der Erde, im Oſten oder Weſten der Länder und Meere ſei, ein ſolcher Mann, ſowohl als geiſtlicher Führer und Lehrer, ~~denn~~ als geſchickter Lehrmeiſter in den Künſten und Geſchicklichkeiten der Hände, hatte für den Matthias Burger einen unwiderſtehlich anziehenden Reiz. Aber auch Hahn fand an dem guten, gelehrigen Burſchen ein beſonderes Wohlgefallen; er nahm denſelben in ſein Haus, unter die Zahl ſeiner mechaniſchen Arbeiter und Gehülfen auf und behielt ihn lange in ſeiner geiſtigen Pflege, ſowie im perſönlichen Umgange. Hahn war der Schwiegerſohn des Pfarrer Flattich, war ein Freund des ſeligen Prälaten Oettinger, von denen Beiden ich auch in meinem Alten und Neuen viel erzählt habe und die man aus meines Freundes Chr. Barth ſüddeutſchen Originalen noch näher wird kennen und ehren lernen. Namentlich an dem alten Flattich hat ſich auch die Gabe eines freudigen Geiſtes in einem reichen Maaße kund gegeben, darum war der Matthias Burger ſo oft und ſo gern bei ihm und hat mir von dem Manne immer mit ſo beſonderer Luſt und Liebe geſprochen. Außer den eben genannten lebten aber um jene Zeit noch ſehr viele, kräftige Zeugen der Wahrheit, die nie veraltet noch ſchwach wird, in Würtemberg. Ihnen Allen galt der große Forſcher in den Geheimlehren des Reiches, Alb. Bengel, als ein Stern im Oſten, welcher den nahe kommenden Tag verkündet, namentlich hatte Hahn den Matthias, welcher für ſolche Belehrung ein dankbares, offenes Herz hatte, mit den Schriften von Bengel, von Oettinger und anderen Theologen bekannt gemacht, von denen man ſagen konnte: ſie ſind von Gott gelehrt, haben aber zu ihrer Zeit auch als fleißige und gelehrige Schüler in den Schulen der menſchlichen Weisheit geſeſſen und viel Brauchbares daraus behalten. Denn, wie mein alter Freund zu ſagen pflegte, „unſer Herr hat auch in den menſchlichen Wiſſenſchaften und Künſten ein gar großes, an die Menſchen hergeliehenes Capital ſtecken, was gar häufig todt und im Boden der Eitelkeit vergraben liegt, das muß auch als eine Gabe Gottes beachtet und zum Dienſte ſeines Gebers auf die Bank gebracht werden, daß es ſeine Zinſen trägt“. Und ſo durfte man ſich nicht verwundern, wenn man bei Gelegenheit, denn ohne beſondere Anregung und Veranlaſſung ließ er dieſen verborgenen Schatz keinem Fremden ſehen, an dem alten Roſenbäcker in Nürnberg eine ſo vertraute Bekanntſchaft mit den Schriften der berühmteſten Würtembergiſchen Theologen bemerkte, daß auch Die, welche ſich dünkten viel davon zu wiſſen, noch viel mehr und Anderes bei ihm lernen konnten, als ſie wußten.

Eine Richtung vornämlich war es, die ſein ganzes Denken und Forſchen in jener Schule genommen hatte: das war die, welche ſich an der plaſtiſchen Verzierung über dem Portale der St. Lorenzerkirche ſo wie anderer chriſtlicher Tempel aus der Zeit der gothiſchen Baukunſt in jenem dritten Kreiſe der bibliſchen Bilder kund gibt, welcher die tragende Mitte der anderen beiden Kreiſe bildet. Denn er, durch ſeinen apokalyptiſchen Inhalt, zeugt von dem Ziele und Ende der Schöpfung des Menſchen und des Werkes ſeiner Erlöſung. Der Gedanke „an das Ende der Dinge,“ der Gedanke an die Ewigkeit und das ſelige Sein derſelben, das dem Glauben verheißen iſt; die feſte Erwartung eines endlichen Sieges des Lichtes über die Finſterniß, nach ſchweren, nahe bevorſtehenden Kämpfen war es, in welchem der Geiſt meines alten Freundes wie unter ſeinem eigenen Dache lebte und webte, und von welchem hinaus er die Welt der Gegenwart mit ruhigem Blicke beſchaute. Er hatte ſich nicht nur, wie der alte Prälat Oettinger von ſich ſagt, ſeine Logik, ſondern auch ſeine Sprache von der einfältig lauteren Weisheit und Mundart des Wortes Gottes bilden laſſen, und wenn ich ihm, beſonders im Anfange unſerer Bekanntſchaft, zuweilen aus Schriften proſaiſchen oder poetiſchen Inhaltes, die als Meiſterwerke geachtet waren, irgend Etwas, das doch auch von Gott und Ewigkeit handelte und das mich ganz entzückt hatte, vorlas, da hörte er zwar ernſthaft und mit geſenktem Blicke zu, ſagte mir aber, wenn ich mit dem Leſen fertig war: „dergleichen Sachen kaufe ich nicht theuer.“ Und ich verſtand in der Folge wohl, was er mit dem kurzen Urtheile meinte. Die Sachen, ſo ſchön ſie mich auch dünkten, waren doch nicht in der Mundart und nach der Logik des Wortes gebildet, das ihm vor allen und allein theuer und werth war. Uebrigens muß man das Wort Mundart hier nicht in einem zu engen Sinne nehmen; ſie deutet nur den Geiſt an, der ſich im Menſchenworte kund gab. Die Philoſophie des alten Oettinger war und blieb ihm die liebſte: ſie war ihm ſchulgerecht; den Wandsbecker Boten hatte er mit Vergnügen geleſen, der war ihm herzgerecht. Neben den beſten alten Liedern waren die von Gottfried Arnold, deſſen ſämmtliche Werke er meiſt in mehreren Exemplaren beſaß, die von Deßler, einige von Richter und von Ihresgleichen ihm gar ſehr werth; die Schriften der ächten alten Myſtiker, z. B. des Tauler, des Rußbroch ſtanden nicht müßig unter ſeinen Büchern, er las ſie in mancher Stunde bei Nacht (denn der fleißige Bäckermeiſter mußte gar frühe auf ſein und ſeine Leute an die Arbeit führen) wie bei Tage; neben dem Tiefſinn eines Jacob Böhme erfreute ihn in gleichem Maaße die kindliche Glaubenskraft eines Thomas von Kempen; neben Dem, was Bunyan den leiblich alten wie jungen Kindern des Reiches erzählt, liebte er die ſtärkere Koſt, welche Angelus Sileſius in ſeinem cherubiniſchen Wandersmanne darbietet, und in vorzüglichem Maaße Werke, wie Baxter's Ruhe der Heiligen. Aber ich hätte vom Morgen bis zum Abend zu thun, wenn ich alle Bücher nennen wollte, in denen mein alter Freund bewandert war. Bei gar vielen, die in der Reihe von Swedenborg's Werken und neben der Antoinette Bourignon ſtanden, pflegte ich mich ſelber zu verwundern, wie ſie zu dem Bürgerrecht ſeiner Bibliothek gekommen wären, auch ſchüttelte ich öfters, wenigſtens innerlich, daß es niemand ſah, den Kopf darüber, wenn ich die vielen alchymiſtiſchen Schriften ſah, die mein Freund hinter ſeinem Rücken in dem Bücherbrett ſtehen hatte. Zwar ſagte er ſelber von den meiſten derſelben, „dergleichen kaufe ich nicht theuer", doch wußte er durch Oettinger und ſeine Schriften, was die Chemie, da ſie als Wiſſenſchaft noch unbefangenes Kind war, gewollt und geſucht habe. „Ihr Leute," ſo ſagte er, „denkt nur nicht, daß es bei den ächten Meiſtern der Kunſt, wie mein alter Prälat (Oettinger) einer war, auf zeitlichen Gewinn und auf's Goldmachen abgeſehen war. Sie haben auch nicht nach Dem geforſcht, was die Welt den Stein der Weiſen nennt oder nach einer Tinktur geſucht, welche den Lebensjahren der Menſchen die doppelte und dreifache Zahl zuſetzen kann, ſondern ſind den Spuren einer Weisheit nachgegangen, welche das Leben gibt Dem, der ſie hat. Denn das kann ich euch wohl verſichern, daß mein alter Prälat, der, wie bekannt, ein großer Gottesgelehrter war, auch dann in dieſem ſeinem Amte und ſeiner Würde geblieben iſt, wenn er vor ſeinem chemiſchen Koch- oder Schmelzofen ſtand und da laborirte. Konnten doch auch ſeine Gedanken dabei ohngefähr dieſelben ſein, wie beim Leſen in der Bibel. Denn wenn ich auf die Führungen Gottes an ſeinen Menſchen, vor allen an mir ſelber, blicke, da fallen mir alle die großen Thaten Gottes, alle ſeine Verheißungen ſammt ihren Erfüllungen ein, die uns in der Bibel beſchrieben ſind und umgekehrt, wenn ich in der Bibel leſe, denke ich an die Führungen der Menſchenſeelen nach Gottes geoffenbartem Rathe. So kann ich Das, was der Herr und Schöpfer an dem Menſchen von Anfang an gethan hat und fortwährend thut, ſo oft ich will, in und an mir ſelber wahrnehmen. Es ſind aber auch andere Stellen und Kapitel in der Schrift, namentlich ſogleich das erſte, darin von Thaten des Schöpfers die Rede iſt, welche zwar vor die Zeiten des Menſchen hinausfallen, die aber noch immer fortwähren, denn die Erhaltung der Sichtbarkeit iſt ja nichts Anderes als eine beſtändig fortgehende, neue Schöpfung und das Wort: „es werde", das alle Dinge hervorgerufen hat, gibt ihnen auch in jedem

Augenblicke ihr Beſtehen, weil die Kraft, welche ſie ſchuf, ohne Aufhören inwohnend in ihnen bleibt. Denn das Phlogiſton*), welches als ſichtbare Flamme, als Elektricität, als Magnetismus, Wärme und Ton aus den geſchaffenen und beſtehenden Körpern hervorbricht, ſobald ihr ruhiger Beſtand zerſtört, verändert, ja nur erſchüttert wird, was iſt es anders als die inwohnende Schöpferkraft, welche das ſichtbar leibliche Weſen hat werden laſſen und daſſelbe erhält? Die Kraft, welche immer als dieſelbe auf ein Werk der neuen Schöpfungen ausgeht in der Auflöſung der alten. So hat denn der Prälat Oettinger, kann man ſagen, vor ſeinem chemiſchen Laborirofen auch Bibelſtudien gemacht, bei denen er in Das, was im erſten Kapitel des Moſes beſchrieben iſt, mit eigenen Augen geſchaut hat. Die Welt der Bewegungen und Weſenheiten, in welche er da hinüberſchaute, iſt in ihrer Art eine eben ſo überzeitliche und ewige als die Welt, in welche uns das letzte Buch der Schrift hineinführt; jene läßt ſich im Vergleich mit den körperlichen Elementen, aus denen unſere Leiblichkeit beſteht, eben ſo wie ein Reich der unkörperlichen Weſenheiten, von der Natur der Seele betrachten, als dieſe, von der das letzte Buch der Schrift redet im Vergleich mit unſerer, im Leibe lebenden Seele ein Reich der Geiſter genannt werden kann. Wir ſind eben nach allen Seiten hin, während unſeres Lebens in der Zeit und in dem vergänglichen Leibe von einer Welt des unvergänglichen, geiſterhaften Weſens umgeben, die wie eine verborgene Flamme alsbald hervorbricht, wenn die Decke, die ſie von der Luft ſcheidet, hinweggenommen wird. Es gefällt eben der ewigen Weisheit, mit uns, wie mit ihren Kindern auch zu ſpielen, wenn wir recht fleißig in ihrer Schule das Aufmerken auf das Wort gelernt haben, und wer ſich vor einem ſolchen Spiele im Leben meines alten Oettingers ärgern will, der mag es thun, ich aber thue es nicht.“

---

*) Der Roſenbäcker gehörte in ſeinen phyſikaliſchen und chemiſchen Erkenntniſſen noch der alten Schule des E. Stahl an, nahm jedoch, wie mir oft ſchien, das Wort Phlogiſton noch in einem ihm eigenen ſehr weiten Sinne, von welchem er ſich durch Das, was man ihm aus den Lehren der neueren, antiphlogiſtiſchen Schule ſo wie der neueren Phyſik mittheilte, nicht abbringen ließ.

Ich habe in den vorſtehenden Zeilen, ſolches Aergerniß nicht beachtend, meinen Freund Burger redend aufgeführt, obgleich ich nach einer Zeit von mehr denn vierzig Jahren nicht mehr ſeine eigenen Worte, ſondern nur den Sinn derſelben geben konnte. Dasſelbe gilt auch von den hier nachſtehenden Zeilen, die ich zwar früher als die vorſtehenden, auch aber in einer ſpäteren Zeit niedergeſchrieben hatte. Sie ſind ein Nachklang aus Burger's Geſprächen, die er wohl ſelber, wenn auch nicht als ſeine Worte, doch als ſeine Anſichten anerkennen würde.

Es war, ſo muß ich vorausſetzen, in dem kleinen Kreiſe der Freunde, der ſich am Abende oder am Sonntag Nachmittag bei Burger verſammelte, von dem Lebensende eines frommen Kindes die Rede geweſen, das in ſeinen letzten Augenblicken mit freudiger Stimme und Geberde gegen die Seinigen es ausſprach, daß es den Herrn ſähe, der die Kinder ſo lieb habe, ihn bei ſeinem Namen rief und mit ſeinen letzten Kräften die Hände nach Ihm ausſtreckte. Einer der Freunde hielt dieſes für eine allerdings liebliche Fieberphantaſie; etwas der Art als wirklich anzunehmen, das ſtände mit dem Verhältniſſe des Herrn zu dem ſterblichen Menſchen in gar zu großem Widerſpruche. Auch hätte, ſo ſagte ein anderer beſuchender Gaſt, der nicht zu dem Kreiſe der näheren Freunde gehörte, der Herr Chriſtus viel zu thun, wenn er vielleicht zu gleicher Zeit einem frommen ſterbenden Chriſtenkinde in Schweden, in Nürnberg oder in Frankreich und Spanien erſcheinen wollte. Darauf antwortete Burger:

„Selbſt der plumpe natürliche Verſtand weiß es, daß die Sonne am Tage, auch wenn der ganze Himmel mit einem Wolken- oder Nebelſchleier bedeckt iſt, immer am Himmel ſteht und wenn ſich der Schleier an einem und dem anderen Punkte, es ſei in Lappland, oder Italien, oder im fernen Meere, zerreißt, dann iſt es dieſelbe Sonnenſcheibe, die auf den Lappländer in ſeinem Rennthierſchlitten, oder auf den Seefahrer in ſeinem Schiffe, mit hellem Glanze, unverdeckt herunter ſcheint. So iſt auch die Gnade unſeres Chriſtus auf jede Menſchenſeele gerichtet. Er iſt die rechte Sonne, aus welcher uns Licht und Leben kommt. Unſer Menſchenauge ſieht ihn freilich nicht. Denn wie ein Nebelſchleier am Himmel, ſo ſteht zwiſchen uns und ſeinem Anſchauen unſer ſterbliches Fleiſch und Blut. Daß Er aber bei uns iſt, das können wir bei jedem Athemzuge des herzinnigen Gebetes merken, ſowie Einer, der aus ſeinem Hauſe heraustritt in's Freie, es an der Tageshelle und Wärme merkt, daß die Frühlingsſonne am mittäglichen Himmel ſteht, auch wenn der Wolken- oder Nebelſchleier ſie bedeckt. Und wenn zuweilen ſchon in der Nähe des Todes, oder bei anderer Gelegenheit die Nebeldecke des Fleiſches locker wird, und ſich aufthut, da ſchaut das Auge des Geiſtes hinaus und ſuchet Den, welcher ewiglich lebet, und welcher bei uns iſt bis an der Tage Ende und in Ewigkeit. Es iſt ſchon gut, wenn wir während des Leibeslebens recht oft aus dem Obdach unſerer Hütte hinaustreten in's Freie und auch bei noch umwölktem Himmel an dem Genuſſe der Tageshelle uns ſtärken; gar Viele aber ſind, die nicht nur ohne Aufhören unter dem Dache ihrer Hütte verſteckt bleiben, ſondern ſich noch eine Höhle zur Wohnung graben, wohin nicht das Licht der Sonne, ſondern nur die Flamme des Blitzes dringen kann.“

„Ich aber frage: was wäre der Himmel ſelbſt mit all' ſeinen nächtlichen Sternen ohne die Sonne, wo bliebe für uns im Sein der Ewigkeit die Seligkeit, ohne die rechte, eigentliche Sonne der Ewigkeit. Der ſelige Baxter ermahnt in ſeinem ſchönen Buche von der Ruhe der Heiligen ſeine Leſer gar eindringlich, daß ſie ſich ohne Aufhören durch die Gedanken an die ſelige Ewigkeit ſtärken ſollen gegen die Mühen und Gefahren des Lebens, und erheben laſſen aus dem Weſen der Welt zu einem göttlichen Leben. Ich kann unter dem Gedanken an die ſelige Ewigkeit nichts Anderes verſtehen, als den beſtändigen Gedanken an den Herrn und die Erhebung des Geiſtes zu Ihm, in welchem allein das Leben und die ſelige Freude der Ewigkeit zu finden iſt. Denn, ſo ſehr ſich auch mein geiſtiges Auge an dem Anſchauen des Reiches der künftigen ewigen Herrlichkeit ergötzet, ſo kann es dieſes Anſchauen doch nur in dem Lichte jener Sonne genießen, die daſſelbe beleuchtet. Darum halte ich es ſo wie es in dem Liede von unſerem Martin Schalling nach Aſſaph's Pſalm (73) heißt:

Die ganze Welt erfreut mich nicht,
Nach Himmel und Erden frag' ich nicht,
Wenn ich dich nur kann haben.“ — —

So ohngefähr ſprach und ganz ſo dachte mein alter Roſenbäcker über das Verhältniß der ſichtbaren, vergängichen Welt zu einer unſichtbaren, unvergänglichen. Und wenn man ihn nun einen Myſtiker nennen will, nicht nur weil er ſo beſondere Freude an den Schriften der alten Myſtiker fand, ſondern weil er auch ſo oft und ſo gerne mit dem Gedanken an die Welt des ewigen Jenſeits ſich beſchäftigte, deren Sein und Weſen allerdings ein Myſterium iſt, ſo habe ich nichts dagegen. Ein Pietiſt aber, in dem Sinne, den man damals in Nürnberg mit dieſem Namen verband, war er durchaus nicht. Zwiſchen dieſen Leuten, unter denen es gewiß viele wahrhaft fromme, edle gab, und ihm war doch ein großer Unterſchied, und es hat mir oft leid gethan, wenn ich zuweilen aus einem Munde, der ſich doch zu demſelben Grunde des Glaubens und der Hoffnung bekannte, in welchem doch Burger von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe gewurzelt ſtand, ſo geringſchätzig und ganz verkennend über ihn urtheilen hörte. Es fiel mir um ſo mehr auf, da doch mein alter Freund bei jeder Gelegenheit mit Liebe und Achtung von ſeinen näheren Bekannten unter jenen „frommen Leuten" ſprach, während er über viele andere Leute, die ſich zu ihrer Gemeinſchaft hielten, nie ein Urtheil ausſprach. Woher mochte aber wohl von einer Seite her, wo man ihn am wenigſten erwartet hätte, der Widerwille kommen? Gewiß nicht bloß daher, daß er etwa einer ſonſt ſchätzbaren Frau, die zu den angeſehenſten Mitgliedern jener „irre gewordenen Freunde" gehörte, es hatte merken laſſen, daß ihm ihr zu vieles unaufhörliches Reden von ihrer Sündhaftigkeit u. ſ. w. etwas zu ungewürzt und ungeſalzen vorkam, oder daß er, auch anderen beredten Leuten dieſer Art gegenüber, meiſt ſtill ſchwieg, und daß er ihre Verſammlungen nicht beſuchte. War doch Burger ſonſt überall in der Stadt, wo man ihn kannte, bei Vornehmen und Geringen hochgeachtet und in Ehren gehalten und auch unter den ſogenannten Pietiſten waren ihm die beſten und einſichtsvollſten, (namentlich der alte Pfarrer Schöner) in herzlicher Bruderliebe zugethan, was hatten denn alſo die anderen, welche die Mehrzahl bildeten, gegen ihn? Ich will das wohl andeuten; ſie ſprachen beide in den Sachen des Glaubens eine verſchiedene Mundart, und obgleich Burger die Mundart der anderen verſtand, ſo redete er ſie doch nicht, ſie aber verſtanden die ſeine gar nicht. In ſeiner Weiſe erging es hierin meinem Roſenbäcker wie einem vormaligen Organiſten zu Schopfloch auf der rauhen Alp, der eigentlich von Profeſſion ein Schreiner war, ſeinem Vater aber dem Cantor, und der Gemeinde zu lieb einige Choralmelodieen auf der Orgel hatte ſpielen lernen. Nur nach dieſen Tonweiſen konnten dann alle Lieder in der Kirche zu Schopfloch geſungen werden, und anders nicht. So, möchte ich ſagen, hatte der alte Burger faſt nur die Weiſen der Lob- und Danklieder in Kopf und Herzen behalten können; was er zu dem Freunde im Himmel, ſo wie zu dem auf Erden ſprach, das lautete immer wie ein Lob- und Danklied und kam auch im Grunde nur aus einem Gefühle des Preiſes und des Dankes hervor. Ich will auch noch einen anderen Vergleich brauchen. In den Zeiten der alten Kampfſpiele gab es gar Viele, die den Wettlauf in den Schranken der Rennbahn mitmachen wollten, damit ſie das Kleinod empfangen möchten, das dem Sieger verheiſſen war. Unter dieſen Vielen mag es ſolche gegeben haben, die in den Tagen der Vorbereitung und des Wartens auf die Stunden des Kampfes an nichts Anderes dachten und von nichts Anderem ſprachen, als von der ſchweren, mühſeligen Aufgabe, die ſie beſtehen ſollten, und von der verzweifelnden Sorge und Angſt um die Leiſtungen ihrer Füße. Daneben mag es aber auch Burſche gegeben haben, die in ihrem freudigen Sinne an nichts Anderes dachten und von nichts Anderem ſprachen, als von der, über alle Maßen großen Schönheit und Herrlichkeit des Kleinodes und von der Freude des Siegers, welcher dasſelbe erhielt. Die mögen wohl, wenn ſie ſingen konnten, ſchon im Voraus zu ihrer Ermunterung ein Lied der Sieger angeſtimmt haben, was den Anderen vielleicht zum Verdruſſe gereichte. Solche verſchiedene Leute erinnern, die Einen an Kinder, die Alles, was der Vater gebietet, mit einer Furcht thun und ſich vor ihm kaum ein lautes Wort zu reden getrauen, die Anderen aber an ſolche treuherzig zutrauliche Buben, die in ihrer kindlichen Einfalt mit dem Vater reden wie mit ihres Gleichen, weil ſie ihm ſeine Freundlichkeit an den Augen abſehen. Wenn ſie brav und gut ſind, hat der Vater die Kinder von beiderlei Art lieb, aber die Naturen ſind eben verſchieden, und wenn die Blöden und Furchtſamen an dem zutraulich dreiſten Benehmen der Anderen gegen den Vater einen Anſtoß nehmen, dann thun ſie unrecht, denn das Kind, das dem Vater ſo getroſt und klar in ſein Auge ſieht, hat nicht geringere, ja vielleicht öfters eine größere Ehrfurcht und Liebe zu ihm als das furchtſame *).

Der berühmteſte unter allen Predigern der Erde fragt (C. 2. V. 25) „denn wer hat fröhlicher gegeſſen und ſich ergötzet denn ich?“ auch ich hätte öfters in meinen frohen Jugendjahren alle Welt ſo fragen mögen, wenn ich auf

---

*) Man darf übrigens nie überſehen, was zu der anhaltenden heiteren Stimmung eines freudigen Geiſtes der Körper beiträgt. In Gellert war dasſelbe freudige Hoffen wie in Burger, und dennoch, wie gehemmt war, in Folge ſeiner körperlichen Leiden, bei ihm die Aeußerung dieſer Freudigkeit.

einer Fußreiſe war, und an einem ſchattigen Orte bei einer wunderherrlichen Ausſicht vom Gebirge herab, oder aus der waldigen Bucht hinaus auf das Meer, mein Mittagsbrod verzehrte. Denn es iſt etwas gar Liebliches und Anmuthiges um das Reiſen, vor Allem wenn man, vom Gepäck unbeſchwert, zu Fuße reist. In ſolcher Stimmung eines fröhlich Reiſenden befand ſich ohne Aufhören mein alter Burger und zwar in der Stimmung eines Wandersmannes, der nicht von der geliebten Heimath hinwegzieht, etwa in das „heiße Afrika“, ſondern zu ihr hin, unterwegs ſchon mit den Vögeln um die Wette Lieder der Heimath ſingt und immer fröhlicher wird, je näher er dem Vaterhauſe kommt.

Ich habe meinen alten Freund, den Roſenbäcker, wenig Stunden vor ſeinem ſeligen Ende, von Erlangen aus, wo ich damals lebte, noch beſucht und muß wohl ſagen, daß ich niemals ein ſolches in rechter Weiſe und von Herzen fröhliches Angeſicht geſehen habe, als das Angeſicht dieſes Sterbenden. Er lag ſtill auf ſeinem Bette, denn er hatte keine Kraft mehr, ſich zu bewegen; die ſchönen dunklen Augen glänzten recht wunderbar, er erkannte mich noch ſogleich, ſchaute mich freundlich lächelnd an und die Bruſt bewegte ſich wie ſonſt bei ſeinem lauten, fröhlichen Lachen, wenn er unter Freudenthränen von den ſeligen Freuden der Ewigkeit ſprach, aber man hörte keinen Laut mehr dabei, und aus den Augen kamen keine Freudenthränen, denn dieſe Freude war zu groß, ſelbſt zum Weinen. Ich rührte ſeine alte gute Hand an; er wendete die ſeinige ſo, daß ſie mit den Fingern meine Hand liebkoſend berühren konnte. Ich verſtand dich, mein lieber, alter Freund, wenn du mir's auch nicht mit Worten ſagen konnteſt und Gott laſſe mein Hinübergehen in die Heimath auch einmal ſo fröhlich und leicht ſein. Doch wie Er will; es kann auch zuletzt noch durch tiefe Waſſer gehen; wenn man ſich nur an die Hand feſthält, die von drüben herüberlangt, um den Sinkenden aus der letzten Noth zu retten.

Gerade wie ein fröhlich Reiſender, der an etwas Herrlicheres, Lieberes zu denken hat, das ihn in der Heimath erwartet, als an die Blumenſtöcke, die er in ſeiner Miethswohnung vor den Fenſtern ſtehen läßt, und an die Sperlinge, denen er dort ihr Futter hinſtreute, denn an dieſem Allen mag ſich jetzt ein Anderer freuen und ihrer pflegen, ſo war auch mein alter Burger, der fröhliche Wandersmann nach der ſeligen Ewigkeit, von aller ſtarken Anhänglichkeit an Das fern, was ihm hienieden, in der Miethswohnung des Erdenlebens das größeſte Vergnügen gemacht hat. Nächſt Weib und Kindern und den Freunden ſeines Herzens waren doch ſeine zum Theil koſtbaren Bücher und Inſtrumente ſein liebſter Schatz. Er ſchrieb aber niemals den Namen von Jemand auf, der etwa eines jener Bücher von ihm entlehnte, deren Kraft er an ſeinem eigenen Herzen am meiſten erfahren hatte. Und wenn dann ein ſolches Buch nicht wieder kam, ſondern wegblieb, man wußte nicht wo? und der Alte ſuchte vergeblich in dem Neſte, darin es ſonſt geſtanden, da ſagte er zu den Freunden, die etwa den Verluſt bedauerten, mit fröhlichem Lachen: „nun laßt es immer wegbleiben, wer weiß, wohin es der Herr geführt hat, und noch weiter unter Leuten herumführt, an denen es ſeine gute Wirkung thun wird."

Als es, wenig Jahre vor ſeinem Tode, in dem Hauſe, das gerade an der, ſeinem Hauſe gegenüber gelegenen Ecke des engen Gäßchens lag, brannte, und Freunde kamen, um ihm ſeine Bücher retten zu helfen, da fanden ſie ihn ruhig ſtehen und dem Feuer zuſehen. „Ihr Leute", ſagte er, „was iſt da zu thun? Das Feuer bricht ſo ſtark und ſchnell hervor, daß, wenn es ſo fortginge, wir Alle, ich ſammt euch, zu wenig wären, um meine vielen Bücher aus dem Fachwerk herauszunehmen, geſchweige gar um ſie fortzutragen, und ich wäre auch zu alt, um nur alle die Dinge wieder in ihrer Ordnung aufzuſtellen. Darum habe ich zu den Meinigen geſagt: rettet ihr nur, was das Eurige iſt; ich aber habe gedacht, der Herr, in deſſen Hand das Feuer und alle Elemente ſtehen, der weiß doch, daß ich keine ſchlechten Bücher habe, und der Gebrauch, den ich davon für mich und Andere gemacht habe, iſt auch kein ſchlechter geweſen, ſondern Alles, in menſchlicher Schwachheit, zu Seines Namens Ehre. Es wird Ihm deshalb, meine ich, wohl gefallen, mir meine Bücher noch zu laſſen, und thut Er es anders, wohl gut, ſo gefällt mir auch, was Ihm gefällt.“ Nun, das Feuer, deſſen Flammen ſchon aus dem brennenden Hauſe herausſchlugen in die enge Gaſſe, wurde gelöſcht, und der Alte behielt ſeine Bücher.

Sowie gegen dieſe papierenen Güter, auf die er doch einen ſo großen Werth legte, verhielt ſich ſein Herz auch gegen die anderen zeitlichen Güter, welche ihm zufielen. Er war durch Gottes Segen, rechtſchaffenen Wandel, Fleiß und Geſchick in all' ſeinem Thun zu einer guten bürgerlichen Wohlhabenheit gelangt, hielt das Seine in hausväterlicher Ordnung gut zuſammen, war aber dabei ſo fern vom Geiz, daß er den Spruch: „gib Den, der dich bittet, und wende dich nicht von Dem, der dir abborgen will“, zuweilen in faſt zu wörtlichem Sinne befolgte, und daß es nur gut war, daß er eine ſo vortreffliche, verſtändige Hausfrau hatte, welche, wie das Intermedium zwiſchen der Hauptfeder und der Unruhe an einem guten Chronometer den Gang der Räder und Getriebe, die Einkünfte und

Ausgaben des Hausweſens in Ordnung hielt. Doch konnte das nicht verhindern, daß er namentlich durch Wegleihen und Borgen hin und wieder in Verluſte kam, und auch in anderer Weiſe hatte er Manches, das er ſich ſauer erworben, unverſehens wieder verloren. Von dieſem Allen pflegte er niemals zu ſprechen, und wenn ihn Einer daran erinnern wollte, wendete er ſogleich das Geſpräch wo anders hin. Dagegen erzählte er zuweilen mit lachendem Munde, als ein Curioſum, wie ihm der Herr in der Noth durch Mittel und Wege ſo väterlich reich ausgeholfen, und wie er wohl ein und das andere Mal zu Geld gekommen ſei, wo er gar nicht daran gedacht habe. So war ihm einmal aus der Erbſchaft eines Verwandten, der ſich, ohne dabei zu geizen, auf das Sparen verſtanden, ganz unverhofft eine anſehnliche Summe, und zwar in Gold, zugefallen. Der Roſenbäcker hatte in ſeinem Leben noch niemals ſo viel Gold beiſammen geſehen, noch weniger aber beſeſſen, er wiegt es auf ſeiner Mundmehlwage und findet, daß die Sache da reichlich ein ganzes Pfund wöge. Da fällt ihm eine Geſchichte aus ſeiner Jugend und aus der theueren Zeit ein. Er war damals auf ſeinem Bäckerhandwerk bei einem Meiſter in Gunzenhauſen, der ein braver gutmeinender Mann war, welcher ſeine Leute keine Noth leiden ließ. Da aber das Brod jenes Mal ſo gar theuer war, pflegte er ſeinen Leuten, damit einer ſo viel bekäme als der andere, ihr Brod auf der Mehlwage zuzuwiegen. Doch hatten die Leute, wenn ſie noch hungrig waren, die Freiheit, ſich auch noch ſelber ein Stück abzuſchneiden. Burger indeß brauchte für gewöhnlich nicht einmal ſeinen Theil, ſondern gab ihn den hungernden Armen, welche da um die Häuſer herumſchlichen. Eines Tages aber, da er im Geſchäft ſeines Herrn auf das Feld hinaus muß, nimmt er ſich ein recht ordentliches Stück Brod, wohl ein gutes Pfund, mit und ſteckt es zu ſich. Vor der Stadt draußen begegnet ihm ein Jude, ein wahres Jammerbild, von Hunger bleich und abgezehrt, der ihn ſchon von Weitem flehend anſieht. Burger merkt bald, was jener will, und reicht ihm, noch ehe er es verlangt, das Brod. Da bricht der arme Menſch unter Thränen in laute Segnungen aus, und nach der bildlichen Redeweiſe, deren ſich die Iſraeliten oft bedienen, wünſcht er ſeinem Wohlthäter, daß dieſer aus Gottes vergeltender Hand gerade eben ſo viel Gold bekommen möge, als das Brod an Gewicht betrage.

„Nun“, ſo fügte der Roſenbäcker ſeiner Geſchichte hinzu, „die Sache lautet freilich kurios, aber ich wollte damit nur ſagen, daß unſer lieber Herr es nicht ſo macht wie die ſchlechten Schuldner, welche leihen und bezahlen es nicht, ſondern Das, was wir Ihm leihen, indem wir es aus Liebe zu Ihm und den Brüdern den Bedürftigen dahin geben, das bezahlt er uns redlich und reichlich wieder. Darum iſt mir's nicht leid um das, was ich etwa einem Anderen dahin leihe, der's nicht wiedergeben kann, weiß ich doch, wer für ihn zahlt, wenn auch nicht immer in Silber und Gold, doch in etwas Anderem, das beſſer iſt als Gold.“

Es gibt aber freilich ſchwerere Verluſte, als die an Geld und Gut, das ſind ſolche, die der Tod uns zufügt, wenn er uns eine theure, treue Seele, ohne die wir, wie uns bedünkte, gar nicht leben konnten und mochten, von der Seite nimmt. Und auch das Leid, das uns der irdiſche Tod anthut, das Scheiden von einem geliebten Herzen auf Lebenszeit, in Hoffnung eines ſeligen Wiederſehens, thut noch lange nicht ſo wehe, als das Leid um einen uns nahe befreundeten Menſchen, der den Weg des Friedens verläßt und zum Verderben eilt. Denn das iſt kein Scheiden nur auf Lebenszeit und in Hoffnung eines fröhlich ſeligen Wiederſehens. Burger hatte auch die Bitterkeit dieſes ſchwerſten Leides erfahren, wenigſtens in jener Angſt und Sorge, welche das Chriſtenherz bei der geiſtigen Todesgefahr einer ihm naheſtehenden Seele empfindet. Dieſe Art des inneren Wehes ſprach er jedoch nicht gegen andere Menſchen, ſondern nur gegen Gott aus, und wenn er dennoch genöthigt war, mit Andern davon zu reden, da geſchah dieſes mit einem tiefen Ernſt und mit einem Ausdruck der Betrübniß in ſeinen Mienen, dergleichen ich ſonſt niemals an ihm geſehen. Anders aber war es, wenn er von jenem Leid ſprach, das ihm der Tod ſeiner nächſten und geliebteſten Verwandten und Freunde gebracht hatte. Namentlich war ihm der Tod ſeiner erſtgeborenen kleinen Tochter tief zu Herzen gegangen, und es war ihm geweſen, als wenn dieſes, ſein Herz, bei dem Dahinſcheiden des frommen Kindes von einander geriſſen würde, und großentheils mit dieſem dahin gegangen wäre. Wenn er hiervon ſprach, da geſchah dieſes mit großer Rührung, ehe man es ſich aber verſah, war ſeine Rede in das Lieblingselement all' ſeines Sehnens und Sinnens gekommen, in die Gedanken an das ſelige Sein der Ewigkeit. Und da erging es ihm wie einer Lerche, die, im Käfig eingefangen, ganz ſtill daſitzt, die aber, wenn man ſie hinausläßt an die freie Luft, alsbald fröhlich ſingend hinaufſchwebt: „ſein Mund wurde voll Lachens und ſeine Zunge voll Rühmens."

So ein fröhlich ſeliger Menſch war mein alter Roſenbäcker ſchon auf Erden, aber ich ſage es noch einmal: dieſe Fröhlichkeit war etwas ganz Verſchiedenes von der Luſtigkeit der Welt und ihrer Leute. In einer Geſellſchaft, wo es, wie man zu ſagen pflegt, luſtig zuging, hat man ihn niemals geſehen, oder wenn ſich eine ſolche dahin eingedrungen hätte, wo er mit etlichen Freunden außen in einem kleinen Saale des Burgzwingers ſein Glas Bier trank, da würde er nur kurze Zeit noch, ernſt ſchweigend geblieben, dann aber bald aufgeſtanden und fortgegangen ſein. Es war ihm ſelbſt der Ton der gewöhnlichen unſchuldigen Scherze, dergleichen ſich unſer einer manchmal erlaubt hat, ein fremdartiger und unverſtändlicher, und wenn auch die Anderen darüber lachten, lachte er doch nicht mit, ſo daß man lieber in ſeiner Gegenwart ſo etwas unterließ. Ohnehin kam man da bald auf andere Dinge zu ſprechen, durch welche der Geiſt und das Herz mehr und in bleibenderer Weiſe geſtärkt und erfreut wurden als durch den Wein, den man zwar nicht trank, weil man keinen hatte, aber doch vielleicht gern getrunken hätte.

Ich habe meine Leſer lange in dem Zimmer und in der Geſellſchaft meines alten Roſenbäckers aufgehalten, wo es mir vor nun länger als 40 Jahren allezeit ſo wohl geweſen iſt und in der Erinnerung noch immer wohl wird, ſo daß ich nicht gern davon aufbrechen und weggehen mag. Und man dürfte ſich der Geſellſchaft, die man bei und mit Burger fand, auch nicht einmal in der Zeit, geſchweige in der Ewigkeit, ſchämen. Denn außer den faſt alltäglichen Beſuchen in dem Bücherkabinet, oder dem Backofen: namentlich dem kindlich frommen Melber Fiedler (dem nachmaligen Vormund meiner Tochter), dem ehrenfeſten Bäckermeiſter Froſch, der immer ſo ernſthaft ausſah, wie eine edle engliſche Dogge und doch, über Das, worüber der Alte in's Lachen gerieth, auch gar gern mitlachte, dem Graveur Dallinger senior und mir, war auch mein Freund Kanne, waren der alte hochehrenwerthe Patrizier von Scheurl aus Erlenſtegen, Direktor Büchner und gar mancher berühmter Fremde, den ich oder Kanne dahin führten, gern bei dem Roſenbäcker und ich nenne hier im Vorbeigehen nur Einen, der alle gute Dinge gar vortrefflich merkt und über Tiefes wie Hohes herrliche Auskunft zu geben weiß, meinen Freund, den hochgelehrten Theologen Dr. Engelhardt in Erlangen, der noch ganz wohl davon Beſcheid geben könnte, wie es in dem Bäckerhauſe hinter dem Tetzel in Nürnberg und bei, ſowie mit ſeinem Inhaber ausſah. Ich ſelber habe auch in meinem „Alten und Neuen“ öfter von dem alten Burger erzählt, habe denſelben namentlich im 3. Bande (in den Mittheilungen aus dem Reiche) in den kleinen Erzählungen: „der vermeintliche Spion“ und „Wie wohl iſt mir o Freund der Seelen“, ſo lebensgetreu als ich vermochte aufgeführt, bin auch, in meinem „Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten“, mit ihm in eine Geſellſchaft gegangen, die vor vierzig Jahren, freilich aber wohl nicht jetzt mehr auf dem „Zwinger“ zuſammenkam, hätte jedoch, wenn mir der Raum und die Zeit es erlaubten, noch immer viel von ihm zu ſagen. Doch wird Das, was ich hier ſchrieb, für meine Leſer ſchon, wo nicht zu viel, doch genug ſein und ich muß ſie jetzt wieder mit mir unter mein eigenes, inneres wie äußeres Dach führen.

33. Ein kleiner Anfang.

Wenn Einer im Handel und Wandel der Welt, mit ſeiner, ſowie ohne ſeine Schuld, um all' ſein Geld und Gut gekommen iſt und er fängt nun von Neuem an, ſich einen Hausſtand zu begründen, dann iſt es wohl gut, wenn er dieſen Anfang mit redlichem Fleiße und demüthiger Stille recht im Kleinen, ſowie mit großer Vorſicht macht. Meiner inneren Stellung nach glich ich wohl damals, wo ich mit Burger bekannt wurde, einem Menſchen, der um ſein Vermögen gekommen iſt, und der nun zu hungern und zu darben anfängt. Als aber, nach dem Gleichniß des Evangeliums, der verlorene Sohn dort in der Fremde in Armuth und Noth war, da weckte der bittere Mangel, an dem er litt, nicht nur das ſchmerzliche Sehnen nach dem täglichen Brode auf, das er vorhin, im Hauſe ſeines Vaters, in voller Genüge genoſſen, ſondern mit dem Schmerze jenes Sehnens noch einen anderen, welcher eben ſo groß, ja noch größer war: den Schmerz über ſeine ſchwere Verſchuldung an der Liebe des treuen Vaters. Wäre er zu dieſem nicht mit dem Bekenntniß, tief aus ſeines Herzens Grunde, gekommen: „Vater, ich habe geſündiget in dem Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße, mache mich als einen deiner Taglöhner“, dann wäre ihm drinnen im Vaterhauſe nicht die Freude mit den Fröhlichen, bei den Geſängen und Reigen, ſowie bei dem Mahle der Liebe zu Theil geworden.

Ich ſprach vorhin (S. 359) von der feſten Unterlage, worauf die Freudigkeit und der Frieden, ja das eigentliche, in der That ſich bezeugende Leben des Chriſtenglaubens begründet ſein müſſen, wenn ſie beſtehen ſollen. Wo dieſer rechte Unterbau fehlt, da wird auch der Oberbau, er ſei ſo anſehnlich ſchön als er wolle, ein ſehr gebrechlicher ſein, er wird bald da bald dort ſich ſenken, bald an dieſer bald an jener Seite einſtürzen, bis der Baumeiſter ſich ernſtlich bemüht, ſeine Uebereilung gut zu machen und dem Werk ſeiner Hände den dauerhaften, feſten Grund zu geben. In den Tagen unſeres Herrn hat es gar Viele gegeben, die durch ſeine großen Zeichen und Wunder, welche er that, zu ihm hingezogen wurden und die ein Wohlgefallen an dem herrlichen Reden und der erhabenen Perſönlichkeit des Menſchenſohnes fanden. Sie waren als fröhliche Gäſte hineingetreten in's Vaterhaus, um da drinnen, bei den Geſängen und Reigen, mit den fröhlichen Genoſſen des Hausvaters ſich zu ergötzen. Sie wollten Theil haben an der ſeligen Freude des aus ſeiner Irre wiedergekehrten Sohnes, aber das konnte nicht ſein, wenn ſie nicht das Feierkleid mitbrachten, mit welchem der Wiedergekehrte innerlich, in ſeines Herzens Grunde, ſchon angethan war, als der Vater ihm das Ehrenkleid aus ſeiner Hand anziehen und ihm den Siegelring an ſeinen Finger geben ließ. Sie gehörten zu jenen Seelen, die zwar das Wort aus dem Munde des Herrn freudig aufnahmen und in deren Herzen es auch lebendig wurde, bald aber wieder ſeine Kraft verlor und erſtarb, wie eine Saat, die nicht Wurzel fand oder erſtickt wurde, weil ſie auf felſigen Grund oder unter Dornen gefallen war. Dennoch war der Reiz eines Wohlgefallens an den wunderbaren Thaten und an den Reden des Herrn ein Anfang, aus welchem auch etwas Anderes werden konnte, als eine ſchnell vergehende Felſen- oder Dornenſaat, denn nicht alle Die, welche dem Herrn, von jenem Reize getrieben, nachgefolgt waren, wandten ſich wieder hinter ſich und verließen ihn, ſondern es gab auch etliche, die treulich bei Ihm blieben und auch dieſen war die freudige Aufregung, welche von ſeiner Nähe ausging, heilſam und nöthig geweſen zum Erwachen ihres Glaubens.

Ich habe ſoeben die Eigenthümlichkeit meines alten Burger ziemlich genau beſchrieben. Sie war recht dazu geeignet, um eine Freude und ein Wohlgefallen an der Kraft des Chriſtenglaubens anzuregen, weil ſie ihrem ganzen Weſen nach auf der Freude an dem Herrn und an ſeinem Wort beruhte. Pflegt doch ſchon das laute Bezeugen der Freude eines harmloſen Kindes unſere Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erwecken und uns ſelber fröhlich zu ſtimmen, obgleich es nur etwa die Schönheit einer vergänglichen Blume oder eines bunt gemalten Bildes iſt, was den Jubel hervorrief; wie hätte nicht eine Freude von ſolcher Art, als ſie in Burger's kräftigem Weſen ſich ausſprach, auch anderen Seelen ſich mittheilen ſollen. Und ſo kann ich Das, was dieſer merkwürdige Mann an mir that, mit kurzen Worten bezeichnen: er weckte in mir die Liebe zu dem Herrn, die Freude an Seinem Worte recht lebenskräftig wieder auf, welche in dem lauen Treiben der Welt erkaltet und eingeſchlafen war. Freilich fehlte noch gar viel und es gehörte noch etwas ganz Anderes dazu, ehe der, in all' ſeinen Richtungen und Kräften zerſtreute und ohnmächtig gewordene Menſchengeiſt nicht nur, wie der Roſenbäcker und ſein alter Prälat (nach S. 363) ſich ſeine Logik und Redeweiſe, ſondern vor Allem ſeine Geſinnung nach dem Worte bilden und geſtalten ließ, das er wieder ſo freudig und gern aufnahm; das Saatkorn war in einen Boden gekommen, welcher großentheils nur an der Oberfläche gut, gleich darunter aber ein Fels war, der zermalmt werden mußte, um der Wurzel das Eindringen zu geſtatten; dennoch machte ſich das junge Grün hervor. Wir Beide, Henriette und ich, hatten noch kurz vorher, nach unſerer ſeitherigen Gewohnheit, an jenen älteren und neueren Schriften uns ergötzt, welche nach dem Geſchmacke der gebildeten Menge als vorzüglich geiſtreich und ſchön geprieſen wurden, hatten namentlich das jenes Mal neueſte Werk eines großen Meiſters der deutſchen Literatur mit unbegränztem Entzücken geleſen, über deſſen Material, kunſtreich reizende Form Freunde, wie Franz von Baader, ſich bedenklich äußerten *). Seit meinem näheren Umgange mit Burger wurde dieſes anders; wir kehrten wieder zu der geiſtigen Koſt unſerer Kinderjahre im Elternhauſe zurück, laſen täglich und viel in der Bibel, erfreuten uns an den alten, chriſtlichen Geſängen. Auch brachte ich aus Burger's, für mich immer geöffneter Schatzkammer, viele anmuthige und leicht zu Gemüthe gehende Bücher mit, namentlich ſolche von biographiſchem Inhalte. Ein Werk von vielen Bänden iſt mir ſchon damals und ſpäter noch mehr werth geworden, dies waren die vielbekannten und an vielen Herzen geſegneten „Basler Sammlungen“. Ein Werk, das nun ſeit faſt drei Viertheilen eines Jahrhunderts (ſeit 1786) alljährlich ſeinen milden, ernſten Wächterruf vernehmen läßt, in welchem es bezeuget, daß der Herrſcher in ſeinem Reiche nicht ſchläft noch ſchlummert, ſondern über die Seinen, auch wenn ſie zu den tiefſt Verborgenen im Lande gehörten, „ſorget und wacht, bei Tag und bei Nacht“, bis Er, auf einem oft wunderbaren Wege der Führungen und Rettungen, ſein Werk an ihnen vollendet hat. Wenn ich in den inhaltreichen Bänden dieſes Werkes, deren Reihe ſchon damals weit über zwanzig betrug, die einfältig treuen Berichte las über Das, was die Gnade des Herrn an einzelnen, meiſt in dieſer Zeit ſchon zu ihrer Ruhe eingegangenen Menſchenſeelen gethan und was er durch ſie, in der Kraft ſeines Wortes, an anderen Seelen gewirkt hatte, da fielen mir immer die Worte eines alten guten Liedes ein „der Herr iſt nun und nimmer nicht von ſeinem Volk geſchieden; Er bleibt der Seinen Zuverſicht, ihr Segen, Heil und Frieden.“ Denn wer

---

*) Göthe's Wahlverwandtſchaften.

möchte, nach dieſen Zeugniſſen aus Nord und Süd, Oſt und Weſt es verkennen, daß Er, der Lebendige, noch immer unter dem Geſchlechte der Menſchen wandle und noch fortwährend durch Zeichen und Wunder der inneren Art, ja nicht ſelten ſelbſt durch äußere Zeichen und Wunder, ſein Naheſein kund gebe. In derſelben Zeit, wo jene geiſtigen Gaben aus Baſel, dieſer ehrwürdigen Mutter unter allen chriſtgläubig thätigen Städten unſerer Tage, in meine Hände kamen, las ich auch außer den Lebensbeſchreibungen von Zinzendorf, Spangenberg und anderer ihrer nächſtſtehenden Mitarbeiter, die treuen Berichte über die Arbeiten der Brüdergemeinde unter den Chriſten und Heiden und die Lebensführungen einzelner, beſonders kräftig erwieſener Glieder jener Gemeinde. Ich durfte das Bekanntwerden gerade mit dieſer Art von Schriften hier nicht mit Stillſchweigen übergehen um des großartigen und gewaltigen Eindruckes willen, den die thatſächliche Ueberzeugung auf mich machte, daß jene „Gemeine der Heiligen", von welcher unſer Glaubensbekenntniß redet, noch in friſcher Lebenskraft auf Erden beſtehe und daß auch wir in unſeren Tagen noch fortwährend einen „Haufen der Zeugen" um uns haben, die uns zum Treubleiben ermuntern, ſowie durch ihr Vorbild zum kräftigen Fortgange auf dem Wege des Lebens ſtärken können.

Auch unter den damals noch lebenden Zeitgenoſſen zogen mich durch ihre Schriften namentlich mehrere der Schweizer und Würtemberger Theologen, ſowie Jung-Stilling an, deſſen Bekanntſchaft in ſeiner Jugendgeſchichte ich übrigens ſchon in meinem Elternhauſe gemacht hatte.

Aber auch die Bekanntſchaft mit einem anderen noch lebenden Manne aus dem „Haufen jener Zeugen" wurde mir um dieſe Zeit zu Theil und zwar nicht aus ſeinen

Schriften, ſondern perſönlich und von Angeſicht zu Angeſicht. Dies war der Pfarrer Joh. Gottfried Schöner in Nürnberg, von welchem Burger öfters in herzlicher Liebe als von einem auserwählten Werkzeuge der Gnade geſprochen hatte, welchem er nicht werth ſei, ihm ſeine Schuhriemen aufzulöſen. Ich werde ſpäter noch mehr von dieſem theueren Manne reden, hier aber nur von der Veranlaſſung zu unſerer erſten näheren Bekanntſchaft ſprechen. Ich muß dabei abermals auf die Geſchichte des geiſtigen Verkehres mit einem Freunde zurückkommen, dem ich in meinem früheren Leben öfter begegnet bin, und welcher mehrmals in den Gang meiner äußeren wie inneren Entwickelungsgeſchichte in wirkſamer Weiſe eingegriffen hat.

Johann Wilhelm Ritter der geiſtvolle Phyſiker, der mir in Jena ein wiſſenſchaftlicher Leitſtern (B. I S. 349), dann durch ſeine freundlichen Empfehlungen und Verwendungen gar oft ein hülfreicher Beiſtand geweſen war, durfte ſich der Herkunft aus einem Elternhauſe rühmen, das mit dem meinigen an Geiſt und Geſinnung ſehr nahe verwandt war. Einzelne Nachklänge aus dem Leben in dieſem Elternhauſe wird man noch in den nach ſeinem Tode erſchienenen „Fragmenten aus dem Nachlaß eines jungen Phyſikers" (Heidelberg 1810) finden können. Ritter's Vater, ein Pfarrer zu Samitz (bei Hagenau) in Schleſien, war in ſeiner Jugend mit unſerem Schöner inniglich befreundet geweſen; ſie waren Beide von gleicher Liebe zu der Wahrheit, die nicht von unten her, von Menſchen iſt, ergriffen und hatten deshalb ſchon auf der Univerſität brüderlich zuſammen gelebt und gearbeitet, auch ſpäter, als ſie Beide, jeder an ſeinem Orte in gleichem Berufe lebten, ſich öfters geſchrieben. Der fromme Pfarrer Ritter in Schleſien war längſt geſtorben, ſein Sohn aber, der Phyſiker, wußte von der herzlichen Freundſchaft, in welcher er mit Schöner in Nürnberg vereint geweſen war. Da kam auf einmal, ich meine, es iſt, wo nicht ſchon vor Ende des Sommers, doch bald nach Anfang des Herbſtes geſchehen, Ritter's Frau mit ihren vier Kindern zu uns nach Nürnberg. Wir hätten ſie gerne bei uns behalten als Gäſte, obgleich unſere damalige Lage die Ausübung der Gaſtfreundſchaft nicht begünſtigte (m. v. S. 324); die Frau des Freundes äußerte aber von ſelbſt den Wunſch, daß ſie für ſich und ihre Familie eine anſtändige Privatwohnung zur Miethe finden möge, denn ſie gedenke für eine längere Zeit in Nürnberg zu bleiben. Ich erfuhr nicht das Wie und Warum? — nur das Eine ſagte mir die Frau Ritter, daß ihr Mann immer kränklich und der Ruhe und Stille zu einer Arbeit, die er unter der Feder habe, ſehr bedürftig ſei; er habe die Seinen, damit ſie von den Sorgen und Mühen um ihn ſich erholen möchten, in das mild und geſund gelegene Nürnberg geſendet. Wir fanden bald in dem Hauſe einer adeligen Familie, welche durch den Tod des Vaters verwaist war, eine ſehr anſtändige, ſchön gelegene Wohnung, die um ſehr billigen Miethpreis abgelaſſen wurde; dahin zog die Familie.

Ich erfuhr erſt jetzt von Anderen, denn ich war ja noch Fremdling im Lande, in welcher bedauernswürdigen Lage mein Freund in München ſich befände. Er hatte ſchon in früherer Zeit, ſo wie ich ihn in Jena kannte, mit dem Gelde ſich nicht zu benehmen gewußt; das Silber und ſelbſt das Gold ſchienen für ihn nur dieſelbe Bedeutung zu haben als die Zink- und Kupferplatten, aus denen ſeine großen Voltaiſchen Säulen gebaut waren; er ſah gleichgültig zu, wie die Metalle unter den Experimenten ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchungen, ſo wie ſeines ungeregelten

Haushaltes ſich abnutzten und zerſetzten; waren ſie doch alle nur zum Experimente da. Und mit derſelben Ruhe, in welcher er jetzt einmal die Wirkungen des poſitiven Poles ſeiner Säule, dann wieder die des negativen an ſeinen Sinnorganen und den anderen Gliedern des Leibes erforſchte und ertrug, ließ er auch die Wechſelzuſtände in dem Experimente ſeines Haushaltes an ſich vorübergehen. Denn mit gleich leichtem Sinne ſah er das eine Mal den Mangel, dann wieder den Ueberfluß an ſich kommen; er konnte viele Tage lang, wenn es ſein mußte, mit Waſſer und Brod, ſich begnügen und dabei ganze Nächte, ſchlaflos auf dem Sopha ſitzend, bei ſeinen mühſeligen Experimenten ausdauern, dann aber, wenn ihm wieder ein Honorar vom Buchhändler oder ein fürſtliches Geſchenk von ſeinem hohen Gönner, dem Herzog Ernſt von Gotha, in die Hände kam, ließ er allerdings auch wohl in maßloſer Weiſe, wie es im Spruche heißt, „ſeine Brunnen herausfließen und die Waſſerbäche auf die Gaſſen," ſo daß er gar bald drinnen in ſeinem Weinbergshäuschen (Thl. 1 S. 365) wieder ganz im Trockenen ſaß. Nun, dieſe Wirthſchaft ohne Wirth ging ſo, ohne öffentlichen Anſtoß hin ſo lange mein armer Ritter allein war und ohne Sorge für Andere in ſeinem Boote auf den Wogen der Ebbe und Fluth ſich ſchaukeln ließ. Als aber nun noch eine, dann fünf bis ſechs Perſonen zu ihm in das Boot hineinkamen, davon keine auf das Rudern und Steuern des Fahrzeuges ſich verſtand, da wurde aus der Luſtfahrt gar bald eine Wehefahrt.

Das, was noch viele in München Lebende wiſſen, und was auch zur öffentlichen Kunde kam, muß auch ich hier andeuten. Er ſelbſt hatte dieſes wohl in ſeinen Briefen an mich gethan, wenn er mich unter der klugen Führung des Hausweſens durch meine Henriette als einen „Betragenen“ glücklich pries, denn er wurde nicht getragen, ſondern mußte eine Laſt tragen, unter deren Druck er ſich nicht mehr erheben konnte. Der Druck war hart; ſein Schmerz ließ durch keine äußeren Mittel ſich betäuben, viel eher trat eine innere Betäubung ein, welche ihn gegen das offene zur Schautragen ſeiner Noth gleichgültig machte, ein bitterer Unmuth erfüllte ſein Gemüth, gegen Alle, von denen er ſich verachtet und verlaſſen wähnte. Selbſt mich ließ er, beſonders ſeitdem ſeine Familie in München war, dieſe Bitterkeit in ſeinen Briefen bemerken. Man hätte ja wohl gern geholfen, wenn man gekonnt hätte; wer aber in der Ferne konnte nur ahnden, wie troſtlos es in der Nähe ausſah!

In dieſer Zeit war es geſchehen, daß Ritter ſich an den Pfarrer Schöner gewendet, und dieſen um einen Vorſchuß für ſeine Familie in Nürnberg gebeten hatte. Auf ſolchem ſeltſamen Wege wurde der theuere Vater Schöner zu mir, und ich zu ihm geführt. Ich, der ich freilich des Freundes Lage nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, wußte nur Das aus eigener Erfahrung von ihm zu ſagen: daß Ritter zwar ſchon früher, als er noch ohne äußere Verſorgung war, Schulden gemacht, aber auch redlich ſie wieder bezahlt habe, und jetzt ein geſichertes Einkommen beſitze*).

Die Welt kannte nur den Zuſtand des äußeren Haushaltes meines Freundes, that auch hin und wieder Blicke in ſeinen inneren, der innerſte jedoch blieb ihr verborgen. Ein einziger treuer Freund, ein Menſch von aufopfernd treuer Liebe, war ihm als Helfer und Tröſter an ſeinem

---

*) Auch Schöner's verhältnißmäßig nicht unanſehnliches Darlehn wurde, obgleich erſt nach mehreren Jahren, durch fremde Vorſorge erſtattet.

Krankenbette geblieben, und hat ihn bis zu ſeinem Tode nicht verlaſſen; dies war ſein College bei der Akademie der Wiſſenſchaften, der Chemiker Adolph Gehlen. Dieſer hatte auch in den innerſten Haushalt des Sterbenden Blicke gethan, und was er da geſehen, das theilte er mir mit. Ehe ich aber hievon rede, will ich von einer eigenen, inneren Erfahrung reden.

Ich ſtehe nahe an der Gränze, bis zu welcher das Urtheil der Menſchen und ihr Geſpött uns erreichen können; nur noch ein Schritt oder wenige und ich bin hinüber; warum ſollte ich mich ſcheuen, von einem Traumgeſichte zu reden, deſſen Erinnerung mir ſo lebendig iſt, daß ſie noch jetzt mich tief und freudig bewegt. Ich war im Traume bei Ritter, er ſaß da, wie ich ihn nie geſehen, mit jugendlich lieblichem Angeſichte, das von einem Lichte, wie die Helle des Tages, wenn die Sonne am Aufgehen iſt, beleuchtet war. Mit einer unbeſchreiblich freudigen und doch ernſten Miene ſah er mich an, und deutete dahin, von wo die Helle kam. Da lag vor mir eine hochgebaute Stadt im Glanze einer Herrlichkeit, welche das Auge auf Erden niemals ſieht; dahin bewegten ſich die Schaaren. Nicht ſein Mund, ſein Blick ſagte es: dort werden wir uns wieder ſehen.

Sollte ein ſolches Traumgeſicht etwas ſo Beſonderes ſein? Lag mir nicht das Bild von „Jeruſalem der hochgebauten Stadt,“ die nicht da unten, ſondern droben iſt, gerade damals ganz natürlich nahe, wo in den Abendſtunden bei Burger ſo oft von dem ſeligen Sein der Ewigkeit die Rede war? Woher aber kommt einem Traumbilde, das die angeregte Einbildungskraft erzeugte, jene tief rührende Macht, durch welche es noch jetzt nach ſo vielen Jahren das Herz des 75jährigen Greiſes bewegt? Es iſt alſo, mein äußeres Auge hat im Wachen viel Schönes und Herrliches auf Erden geſehen; die Bilder der Erinnerung daran ſind zum großen Theile erloſchen, oder doch verblichen. Wie kommt es nun aber, daß ein Bild mir ſo friſch und lebendig in der Seele geblieben iſt, welches, als das äußere ſchlief, mein inneres Auge geſehen hat?

Ich wußte nicht wie krank Ritter war. Mehrere Tage nachher kam mir die Kunde von ſeinem Tode und zugleich erfuhr ich, daß ſeine Familie, auf den Empfang derſelben Kunde, nach München zurückgekehrt ſei. Mein und Henriettens Entſchluß, eines von den verwaiſten Kindern in unſere elterliche Zucht und Pflege zu nehmen, war bald gefaßt. Unſere Wahl fiel auf die jüngſte, damals dreijährige Tochter meines Freundes: Adeline. Sie war der Liebling ihres Vaters; dieſer hatte mir noch in einem ſeiner ſpäteſten Briefe es beſchrieben, wie ihm ein Blick dieſes Kindes, als es bei einem Worte, das der Vater zu ſeinen Kindern ſprach, zu ihm hinauf, in ſeine Augen ſah, ſo tief in die Seele gedrungen ſei. Das damals kaum zweijährige Kind hatte, vielleicht aus dem Ton ſeiner Stimme, den wehmüthigen Ernſt verſtanden, welcher in dem Sinne der ſcheinbar nur kindlich ſpielenden Worte lag. Es hatte überhaupt, wenn es ſo an das Herz des Vaters ſich anſchmiegte, dieſes Herz am meiſten verſtanden. Ich ſchrieb an Ritter's treueſten Freund, an den Vormund der Kinder, **Gehlen** und wir hatten das Glück, daß uns noch ein Vorzug vor einer anderen Familie, welche auch eben dieſes Kind in ihre väterliche Vorſorge nehmen wollte, Adeline als Tochter zugeſichert wurde, zu einem bleibenden Segen für unſer Haus und unſer Herz.

Gehlen kam ſelbſt und brachte uns die Kleine. Er brachte mir noch ~~auch~~ mehr: das war der treue Bericht von den letzten Tagen und Stunden des verſtorbenen Freundes. Gehlen war ſchwerhörig, er mußte ſein Ohr oder das Hörrohr nahe zum Munde des Kranken hinbringen, um ſeine ſchwache Stimme zu vernehmen, aber die Blicke und Mienen ſprachen beſſer als Worte. Die Beiden waren meiſt allein in dem ſtillen Zimmer, und dem Kranken ſchien es wohlzuthun, daß es ſo ſtill um ihn her war. Kurz vorher noch, ehe ihn ſeine leibliche Schwäche auf das Ruhebette führte, war er, weiter ſinnend, dem Grundgedanken ſeines letzten Werkes über den „Siderismus“ nachgegangen, und ſprach es gegen den Freund aus, daß er dennoch den Weg der Unterſuchungen und Beobachtungen, den er dort gegangen, ſo dornig derſelbe auch für ihn geweſen ſei, nicht für vergeblich halte; auch die Wiſſenſchaft werde noch zu der Erkenntniß und Ueberzeugung kommen, daß die Leiblichkeit des Menſchen ein lebendiges Ganzes mit der geſammten Leiblichkeit der geſchaffenen Dinge bilde, wie der lebende Finger mit dem geſammten lebenden Leibe. Der Pulsſchlag und Athem des ſchaffenden und erhaltenden Geſammtlebens durchdringe in jedem Augenblicke die Natur des Menſchen, wie die Felſenwerke der Tiefe mit ihren Metalladern und die bewegten Elemente, ja die Welten der Höhen; im Menſchen könne das Einsſein und Mitſein mit dem Leben der Geſammtheit zu einem Mitgefühl mit dieſem lebenden Ganzen werden. So ohngefähr, wenn ich es recht verſtanden und behalten, hatte Ritter über den Grundgedanken ſeines Siderismus geſprochen.

Bald aber ſchien er auch von dieſem Abmühen mit der inneren Geſchäftigkeit ſeiner letzten Jahre ſich hinwegzuwenden, und einem inneren Ausruhen ſich hinzugeben. Auf den Frieden eines ſolchen Ausruhens hatte er in einem ſeiner letzten Briefe an mich, obwohl in nur eilig hingeworfenen Worten, ſo wie zugleich auf die fortwährende Unruhe ſeines eigenen, ſo wie meines Lebens hingedeutet. Wenigſtens glaube ich den bildlichen Ausdruck von dem Hinüberkommen „zu einem Volke der Glücklichen auf ſicherem Boden“ ſo nehmen zu dürfen. Der ſorgſam pflegende Freund konnte es an ſeinem Kranken bemerken, wie die Unruhe der inneren Geſchäftigkeit allmählig bis auf die letzte Spur verſchwand. Sein Geiſt hatte den Weg, durch die Erinnerungen an das vergangene Leben, mit all' ſeinen ſinnlichen Verirrungen, Sorgen und Kämpfen in ſtillem Ernſt zurückgelegt. Wenige Worte ſprach er in dieſer Zeit mit dem Freunde, davon uns dieſer, gleichſam noch als Abſchiedsworte vom Sterbebette, unter anderen die brachte: „für meine Kinder wird Gott auf's Beſte ſorgen“, und „ſagen Sie Schubert, ich ließe ihn herzlich um Verzeihung bitten.“ — Der Gedanke, welcher in dieſer Bitte um Vergebung lag, war wohl nicht allein an armſelige Menſchen gerichtet, denen er vielleicht noch mehr als ſie ihm zu verzeihen gehabt hätte, und ſeine Bitte hatte den Weg zu einem offenen Vaterherzen gefunden. Seine Erinnerung hatte, wie es aus einzelnen Aeußerungen ſchien, den Weg nicht nur zu dem irdiſchen Elternhauſe, ſondern zu dem inneren, wie äußeren Frieden genommen, der darinnen wohnte und hier blieb ſie ſtille ſtehen. Es war mitten im Winter; der pflegende Freund brachte ihm eine blühende Hyazinthe an ſein Bett. Der Kranke wurde durch den Anblick und Duft der Blume freudig bewegt. Nicht mehr im vernehmlichen Worte, wohl aber durch Mienen und Geberden die deutende Hand und das Auge nach oben gerichtet, ſchien er es ſagen zu wollen, daß er jetzt einem ſchöneren für ihn auf immer wiederkehrenden Frühling entgegengehe, als der irdiſche iſt.

Ritter ſtarb am 23. Januar (1810). Er war nur 34 Jahre alt geworden. Unter Denen, die ſeinem Sarge zum Grabe folgten, oder die als nähere Bekannte von ſeinem Ende wußten, hatten die Meiſten nur ſeinen äußeren, weniger ſeinen inneren, nur Einer aber, der treue Gehlen, ſeinen innerſten Haushalt gekannt. Dieſer Eine trauerte um den Todten, Einige bedauerten ihn. Er jedoch war dem Gerichte der Menſchen entgangen, in welchem keine liebende Theilnahme noch Troſt lag. Mir aber iſt Das, was Gehlen mir vom Sterbebette des Freundes erzählte und ich darf wohl bekennen, auch das Ferngeſicht meines Traumes, das mir Ritter's Tod verkündete, mir zum Troſt geweſen.

Bei dem Niederſchreiben meiner Lebensbeſchreibung ergeht es mir öfter wie einem alten Führer durch die Gebirgsgegenden, den viele Reiſende gekannt haben. Wenn dieſer die Fremden auf den Alpenſteigen aus einem Thale in das andere hinübergeleitete, da ſchritt er, ſelbſt mit dem fremden Reiſegepäcke belaſtet, ſo rüſtig voran, daß auch die kräftig Jüngeren zuweilen, um ein wenig zu verſchnaufen, ihn zum Stilleſtehen ermahnen mußten. Wenn aber der Steig in die Nähe eines Kirchhofes kam, da konnte der Alte nicht widerſtehen, er brachte, auch wenn es vielleicht ein kleiner Umweg war, ſeine Fremden dahin, zeigte ihnen, mit ehrerbietig abgenommenem Hute, dieſen und jenen Grabſtein oder manches der eiſernen Kreuze und erzählte dabei, welch' ein braver und geſchickter Mann, oder welche gute Frau da begraben liege, die er Alle gekannt hatte. Man hörte da doch Manches, das man ſich ſelbſt in die Brieftaſche aufſchrieb; es waren Schilderungen von Menſchen und Ereigniſſen des Alpenlandes einer faſt ausgeſtorbenen Zeit.

So fühle auch ich den Drang, die mitlebenden, na-
nentlich jüngeren Genoſſen des jetzigen Tages, an man-
hes der Denkmäler hinzuführen, das an einen Menſchen
rinnert, welcher mir und den Genoſſen der früheren Tage
nit Recht theuer und der bleibenden Erinnerung werth iſt.

Adolph Ferdinand Gehlen, Ritter's treuer
Pfleger und Freund, iſt der Vorzüglichſten Einer, welcher
iner ſolchen Erinnerung werth iſt, denn nicht nur wäh-
end ſeines Lebens iſt er von Allen, die ihn kannten, als
in Menſch, der das Gute und Beſte kannte und treulich
ollte, geliebt und verehrt worden, ſondern noch jetzt, vier-
ig Jahre nach ſeinem Tode (er ſtarb 1815), leben Men-
hen, welche meinem Urtheile beiſtimmen, daß ihnen in
rem ganzen Leben nur wenig Männer vorgekommen
ien, von ſolcher das Gemüth anſprechenden, edlen, hohen
erſönlichkeit, in welcher die ſeltenen, inneren wie äußeren
aben, in der anmuthigen Form der Beſcheidenheit und
der Zucht der Demuth hervortraten. Ein Menſch von
ufrichtigem Gemüthe in Wort und That, gegen Andere
oll Nachſicht und Liebe, ohne Neid und Ehrſucht. Er
ar im J. 1773 zu Burow in Pommern geboren, hatte,
ſcheiden und ſtill als Pharmazeut, in einer Apotheke zu
erlin die erſte Strecke auf dem Wege ſeiner wiſſenſchaft-
hen Bildung zurückgelegt, da rief man ihn, in ſeinem
3. Jahre, als Lehrer der Zoochemie nach Halle, fünf
ahre nachher nach München. Er war wohl, ſeinen
enntniſſen und Kräften nach, der Mann, welcher ſeiner
it, im Gebiete der Wiſſenſchaft, ein belehrender Führer
n konnte, dies zeigte er in ſeiner, ſpäter durch Schweig-
r fortgeführten Zeitſchrift für Chemie und Phyſik, welche
ch ihren reichen, thatſächlichen Gehalt, wie durch den
arfblickenden Geiſt, der die Thatſachen ordnet und be-

leuchtet, gleich bedeutend iſt *). Auch hatte er durch die Anwendung des Glauberſalzes zur Verbeſſerung des Glaſes dem bürgerlichen Gewerbe, ſowie der Optik einen Vortheil gebracht, davon freilich den äußeren Gewinn ein Anderer zog, dem er nicht ſo gebührte und welcher, als er in Wien ein Monopol für die Entdeckung löſte, mit dieſer faſt ſo zu Schanden geworden wäre, als der Zauberlehrling bei Göthe mit ſeiner nur halb erlernten Beſchwörungsformel, wenn nicht Gehlen, ohne eines Lohnes dafür zu begehren, ihm aus der Verlegenheit geholfen hätte. Aber mitten in dieſem ſeinem wiſſenſchaftlichen Wirken, ſowie in den Thaten ſeiner ſegensreichen Gemeinnützlichkeit, wurde er, in ſeinem 42. Jahre, abgerufen aus dem Leben — wie ein kühner Kriegsmann auf dem Felde der Schlachten, ſo er in dem Geſchäfte der chemiſchen Bemeiſterung einer todtgefährlichen Luftart (des Arſenikwaſſerſtoffgaſes). Sein Andenken bleibe uns in Ehren!

34. Der Sommer und Herbſt von 1810.

Eine Pflanze, die man, nach langem Verſchluſſe in einem dunklen Keller, auf einmal, in der Zeit des warmen Frühlinges, heraus verpflanzt auf ein ſonniges, fruchtbares Gartenbeet, würde ſich, wenn ſie empfinden könnte, nach ihrem Maaße eben ſo vergnügt und glücklich fühlen, als ich in dieſer Zeit eines neubegonnenen Lebens mich fühlte. Meine innere Freudigkeit hatte, wie ich dies oben beſchrieb, ihren guten, feſtbleibenden Grund; nach außen war ich in meinen naturgemäßen Boden, in einen Beruf verſetzt, welcher meinen Gaben und Neigungen am meiſten zuſagte.

---

*) Auch das Repertorium für Chemie, welches Buchner fortſetzte, war von Gehlen begründet.

Denn ſchon mit dem Beginne des Sommerhalbjahres begann ich mich mit meinem Collegen Wolf, der noch bis zum Herbſt bei uns blieb, in den naturgeſchichtlichen Unterricht zu theilen; ich lebte im frohen Genuſſe der Betrachtung der Natur; die reichen Hülfsmittel, vornämlich an Büchern, mit denen unſer Real-Gymnaſium aus den Sammlungen der aufgelöſten Univerſität Altdorf ausgeſtattet wurde, waren mir, zur Förderung meiner eigenen Bildung wie für den Unterricht, ein unſchäzbarer Gewinn; ſelbſt der Garten an unſerem Landauer'ſchen Schulgebäude wurde ſchon vorläufig und zum Theile zu einem kleinen botaniſchen Garten für die Lehranſtalt eingerichtet. Dieſes Alles verdankte ich der freundlichen Vorſorge des Generalcommiſſärs v. Lerchenfeld, der ſich als ein treuer Freund unſerer Schulen ſowie ihrer Lehrer und zunächſt auch an mir erwies. Die Abendſtunden, welche ich öfters in dem Hauſe und im Familienkreiſe dieſes Mannes von hochgeborenem Gemüthe zubrachte, dienten mir nicht minder zur Erheiterung als zur inneren Bekräftigung. Mit ſeinem klaren Blicke und mild belebendem Worte gab er mir manchen Wink, der mich zur ruhigeren Beſonnenheit und wahren Klugheit des Lebens hinleitete. Die beiden Einflüſſe, jener des Roſenbäckers und der des einſichtsvollen, gebildeten Staatsmannes, ergänzten ſich gegenſeitig, in einer mir wohlthätigen Weiſe.

Um dieſe Zeit kam der berühmte Reiſende und Orientaliſt, Heinrich Julius Klaproth, zu uns nach Nürnberg, mein College Kanne führte ihn zu mir. Wenn er auch nur als der geiſtig ebenbürtige Sohn ſeines Vaters, des großen Meiſters im Gebiete der Chemie, dem ich mit hoher Ehrerbietung zugethan war, mir begegnet wäre, würde ſeine Bekanntſchaft mich ſehr erfreut haben; er bedurfte jedoch einer ſolchen Einführung durch den Namen des berühmten Vaters nicht, ſondern führte ſich ſelber, als eine bedeutende geiſtige Erſcheinung, bei uns ein. Was er ſpäter in der Beſchreibung ſeiner Reiſe, in den Kaukaſus und Georgien, während der Jahre 1807—1808, ſowie in ſeinen anderen Schriften von verwandtem Inhalte, öffentlich bekannt gemacht hat, davon theilte er uns einzelne Züge mit, die mich lebhaft anregten. Er ſchien ſich unter uns gemüthlich wohlgeſtimmt zu fühlen; wir erkannten in ihm den Mann von ſeltener Gelehrſamkeit und Weltanſchauung an, von dem wir uns gern nur belehren ließen.

In unſerem Hauſe, wie in den Herzen, waltete ein fröhlich ſtilles Leben. Hatte doch ſelbſt unſer Kind an der lieblichen, kleinen Pflegeſchweſter Adeline eine befreundete Geſpielin erhalten, wie ſie, unter allen anderen uns bekannten Kindern, keine für ſie wohlthuend beſſere hätte finden können. Und an den Arbeiten meines Berufes, obgleich ſie in ſehr engen Kreis beſchloſſen waren, fand ich eine Genüge, wie ich kaum jemals ſie gefunden; ich war dabei ſo ruhig, ſo voll ſicherer Hoffnung und Erwartung, wie ein Bergmann, deſſen Aufgabe es iſt, durch das Felſengeſtein der Tiefe hindurchzubrechen nach einem reichen, nachbarlichen Erzgange, deſſen mächtiger Gehalt, ſowie ſein Verlauf, ſchon von anderen Seiten her aufgeſchloſſen und wohlbekannt iſt. Wenn er ſich auch mühſam durch viel taubes Geſtein hindurcharbeiten muß, ſo iſt er doch wohlgemuth dabei und freut ſich über jedes Körnchen des Erzes, das ihm, beim Scheine ſeiner Grubenlampe, aus der Maſſe des Felſen entgegenblinkt, denn es gibt ihm ein Vorzeichen von der Fülle der Erzader, in deren Nähe er gekommen iſt. So war ich auch mit großer Ausdauer beſchäftigt, mich noch einmal recht gründlich durch die Gemente des naturgeſchichtlichen Wiſſens, in ſeinem ganzen Umfange hindurchzuarbeiten, um mich zu meinem Lehrerberufe in dieſem weiten, herrlichen Gebiete recht tüchtig zu machen.

Wenn aber ein ſolcher Bergmann, je nachdem ihn die Ordnung ſeiner Schicht traf, den ganzen Tag oder die ganze Nacht, unten in der Tiefe, wo es niemals Tag oder Nacht wird, in ſeinem engen Raume vor Ort ſaß und da, bei dem Scheine ſeines eigenen, armen Grubenlämpchens, gearbeitet hat, da thut es ihm unbeſchreiblich wohl, wenn er wieder einmal hinauskommt an das liebe Tageslicht, das nicht nur über das Thal und die Berge ſeines Wohnortes, ſondern weit über Länder und Meere ſcheint und wenn er da Gottes freie, friſche Luft athmet, wo etliche Freunde und Genoſſen, die oben im Sonnenſcheine ſtehen, ihm ihr fröhliches „Glückauf“ zurufen. Am meiſten dann, wenn dieſe Standesgenoſſen weit über das Land herkommen, wo ſie ſoeben manches erzreiche Revier durchforſcht und gar viel Neues geſehen haben, das ſie dem Bruder Bergmann erzählen können. Etwas Aehnliches ſollte mir jetzt widerfahren.

An einem Tage, mitten im Sommer (gegen Ende Juni 1810) **fanden** ſich drei liebe Gäſte bei uns ein: meine beiden (Werneriſchen) Mitſchüler und Freunde: C. v. Raumer und Rudolf v. Przyſtanowski ſammt einem jüngeren Begleiter, Fr. Reichardt (damals noch Knabe). Jene beiden Freunde, vor allem Raumer, kamen freilich weit über Land und Waſſer her, hatten, ſeitdem ich ſie geſehen, manches geiſtige und leibliche Revier der Erden- und Menſchenwelt durchforſcht und konnten mir viel Erlebtes und Erfahrenes mittheilen. Denn nachdem Raumer ſchon im Frühling 1808 mit Engelhardt das ſächſiſche Erzgebirge geognoſtiſch durchforſcht und daſelbſt mit eigenen Augen Vieles geſehen hatte, was andere Augen nicht ſahen, war er mit ſeinem geiſtig ebenbürtigen Begleiter durch die Gebirgsgegenden von Thüringen und Franken, dann des Rheingebietes zwiſchen Straßburg und Cöln gezogen und im September 1808 nach Paris gekommen. Was er dort alles geſehen, erforſcht und erarbeitet hat, das hat er in ſeinen vermiſchten Schriften II. S. 18, ſowie 29, 30, kurz angedeutet, in ſeinen geognoſtiſchen Fragmenten, ſowie in ſeinen Aufſätzen über den Syenit des Erzgebirges und über den Sandſtein ausführlicher mitgetheilt. Es ſind merkwürdige und bewundernswerthe Gaben, welche dieſer Menſch, deſſen ganzes Weſen von der Natur des Auges iſt, zum Sehen und Aufmerken der Dinge empfangen hat. Das Gefühl des innigen, lebendigen Verbundenſeins mit einem ſolchen, verſchiedenartig begabten Genoſſen, thut jedem wohl, der es weiß, daß, obgleich weder der Fuß noch das Ohr Auge ſein können, ſie dennoch auch des gemeinſamen Leibes lebendige Glieder ſind. Der weite Kreis, über den ſich der innere und äußere Beruf meines Freundes hinzog, hatte in Paris eine ſcheinbar andere Richtung genommen, welche dennoch um den unwandelbar feſten Mittelpunkt den unverrückten Kreislauf fortſetzte. Ich ſagte früher (II. S. 232), daß Raumer die tiefblickende Naturweisheit der älteſten Völker einem dem urſprünglichen Menſchen eingebornen Ahndungsvermögen und Mitgefühl mit der äußeren Natur zugeſchrieben habe. Er ſelbſt war aus der Werner'ſchen Schule voller Ahndungen und Ueberlieferungen hinausgetreten in das Gebiet der Weltanſchauung, hatte aber bald gefunden, daß zum klaren Erkennen und Wiſſen weder das jugendlich warme Ahnden noch Vertrauen auf hochachtbare Meinung hinreichend ſei, ſondern daß man da das eigene Auge zum Aufmerken und Sehen aufthun müſſe. Nun, dazu hatte er die Gabe (nach S. 155) empfangen und tüchtigen Gebrauch davon gemacht und wie es vorhin in ſeinem angeborenen Berufe zum Belehren gelegen, Andere auf das alte Ferngeſicht der Menſchennatur, Gott und die Welt zu erfaſſen, hinzuweiſen, ſo lag es ihm jetzt an, die Jugend der mitlebenden Zeit zu dem rechten Sehen und Aufmerken mit eigenen Sinnen: zu dem lebendigen Erfahren des göttlichen Lebens in dem eigenen Leben aufzuwecken und heranzubilden. Wie er auf ſeinen geognoſtiſchen Entdeckungsreiſen die erſten Schritte auf ſeiner Laufbahn als Geognoſt gethan, ſo fühlte er ſich jetzt zu den erſten Schritten auf ſeiner ſegensreichen Laufbahn als Pädagog aufgeregt. Die Erhebung und Erziehung ſeiner eigenen, deutſchen Nation zum ſelbſtſtändigen, beſſeren Gebrauch ihrer Kräfte, lag ihm in jener Zeit einer tiefen Erniedrigung derſelben unter fremder Gewaltthätigkeit am meiſten an. „Ich las“, ſo ſagt er (a. a. O. S. 55) „Peſtalozzi und Das, was Fichte in ſeiner Rede an die deutſche Nation über Erziehung und Peſtalozzi ſagt. — So erwachte der Entſchluß, nach Iferten zu Peſtalozzi zu gehen.“ Dorthin kam er, mit Przyſtanowski gegen Ende Oktobers 1809, blieb dort bis Ende April 1810 und kam dann nach einem Frühlingsaufenthalte auf dem Rigi und einer Forſchungsreiſe durch die öſtliche Schweiz nach Nürnberg.

Ich hatte jetzt den Freund in ſeiner doppelten geiſtigen Perſönlichkeit, als Forſcher der Natur und als Pädagogen bei mir, und konnte ihn in dieſer zweifachen Qualität gar wohl gebrauchen, hatte auch mehr denn jemals Zeit und Muß dazu, an dieſem lebenskräftigen Geiſte mich zu ſtärken und zu erwärmen; denn Raumer blieb fünf

Wochen bei mir, ſchrieb in meinem ſtillen Hauſe ſeine trefflichen „geognoſtiſchen Fragmente“.

Es war ein friſches, für mich ſehr förderliches wiſſenſchaftliches Leben, das wir zuſammen führten. Przyſtanowsky wurde mein Mitſchüler und Mitarbeiter in der gemeinſamen Betrachtung und ſyſtematiſchen Ueberſchau der Pflanzenwelt aus der Umgegend von Nürnberg. Er war noch Neuling in dieſem Gebiete, aber ein ſo wißbegieriger und leicht auffaſſender, daß ich ſeinem ſcharfen Blicke manche Belehrung verdankte. Raumer theilte mir die von ihm und Engelhardt in Paris gezeichneten Umriſſe der Formen mit, welche einen vollſtändigen Ueberblick über das von Lamark aufgeſtellte Syſtem der Conchylien nach ſeinen Ordnungen, Familien und Geſchlechtern gewährte. Beide leiſteten mir und meinem Collegen Pfaff eine rüſtige Beihülfe bei der Auswahl und Beſitznahme der Bücher, Apparate, ſowie der zum Theile ſehr brauchbaren Sammlungen, welche von der aufgelöſten Univerſität Altdorf an unſer Realgymnaſium vererbt worden waren. Einen gemeinſamen, höchſt erfriſchenden Genuß fanden wir alle drei, nebſt unſerem Pfaff, in dem Familienkreiſe und der traulichen Unterhaltung mit dem edlen M. v. Lerchenfeld, dahin uns ſehr oft der Zutritt eröffnet war. Lerchenfeld hatte namentlich an den geiſtig lebendigen Mittheilungen von Raumer großes Wohlgefallen gefunden.

Die lieben Gäſte, welche aus Iferten zu uns gekommen, hatten kaum unſer Haus verlaſſen, da zog ein anderer, obwohl nur auf kurze Zeit in daſſelbe ein, welcher ſoeben nach Iferten, zu dem Vater Peſtalozzi gehen wollte. Ein treuer Schüler für dieſen, welcher den Segen, den er in Iferten empfangen, in reichem Maaße mit in ſein Vaterland genommen und hier das empfangene Pfund zu kräftigem Ertrag gebracht hat. Es war der nachmalige Director an der nach ihm benannten, rühmlich anerkannten Erziehungsanſtalt in Dresden, D. Blochmann. Er kam zu mir, durch gemeinſame Freunde, noch mehr aber durch ſich ſelbſt empfohlen, denn ſein jugendlich beſcheidenes, ernſtes Weſen war ein Empfehlungsbrief, der ihm bei Jedem, der dieſe Schriftzüge zu leſen verſtand, ein freundliches Willkommen zuſicherte.

Die öffentliche Prüfung unſerer Schule hatte diesmal einen ungleich leichteren, harmloſeren Verlauf als der vorjährige durch die Kreuzgänge und in den düſteren Räumen des Auguſtinerkloſters geweſen war. Sie wurde in einem der größeren Zimmer unſeres Landaueriſchen Schulhauſes abgehalten und unſere Schüler, ſowie wir Lehrer, beſtanden dabei ſo gut, daß Paulus mit uns zufrieden war. Ueberhaupt hatte der Mann in der letzten Zeit ſich immer freundlich gegen mich benommen und ich möchte faſt meinen, es that ihm leid, daß er mir früher manchmal wehe gethan. Namentlich auf der erſten Reiſe, die wir, um von den dortigen Vorräthen Einſicht zu nehmen, mit ihm nach Altdorf machten *), hatte er ſich in zutraulicher Weiſe benommen, freilich über Manches von Dem, was mir das Heiligſte war und geblieben iſt, ſeine bekannten, mir ganz widerſprechenden Anſichten geäußert, zu deren Kundgebung ich ihn nicht hätte führen ſollen. Aber ich kam darauf, weil ich ſoeben des berühmten Theologen Joh. Salomo Semler; für mich höchſt lehrreiche Lebensbeſchreibung geleſen hatte und durch den Anblick von Altdorf, wo

---

*) Sie geſchah einige Monate früher als die auf S. 402 erwähnte.

Semler ſo gern geweſen war, an ihn und ſein Wirken lebhaft erinnert worden war.

Die Arbeiten der Schulprüfung und die Mühen meiner Rektoratsgeſchäfte waren vorüber; ich konnte Feierabend machen, da kam mir ein lieber Gaſt, der wohl die friedliche Stimmung des Feierabends auch mitten in die Arbeitsſtunden hineingebracht hätte: mein treuer Jugendfreund Köthe. Er hatte uns Nachricht gegeben von ſeinem Kommen, wir waren ihm mit den beiden Kindern, an einem wunderſchönen Herbſtnachmittag weit hinaus vor die Stadt entgegengegangen; ſo von Herzen fröhlich bin ich ſelten bei einem Wiederſehen geweſen, als bei dieſem.

Einige mir befreundete Leſer der bisher gedruckten Anfänge dieſer meiner Selbſtbiographie haben mir geſagt, daß ihnen Köthe unter allen meinen Jugendfreunden, nach den wenigen Zügen, die ich bisher von ihm mitgetheilt, als der liebenswürdigſte erſchienen ſei; ich freue mich dieſes Urtheiles, es iſt mir ein Zeichen, daß ich das Bild des Freundes ſchon in dieſen Umriſſen treu dargeſtellt habe. Die gewinnende Kraft des Eindruckes, den Köthe durch ſein perſönliches Erſcheinen auf Alle machte, die ihm näher kamen, lag nicht nur in ſeinem Aeußeren: Mienen, Geſtalt, beſcheidenem ſo wie edlen Benehmen, ſondern ſie kam vor Allem aus einer inneren Haltung ſeines Gemüthes. In dieſem Gemüthe iſt ſchon frühe eine Stimmung vorherrſchend und bleibend geweſen, wie ſie uns in der friedlichen Stille eines Vorſabbathes anwandelt. Andere Freunde hatten durch die niemals raſtende innere und äußere Werkthätigkeit ihres Weſens eine aufregende, ja durch ihre zu große Lebhaftigkeit etwas Beunruhigendes für mich; in Köthe's Nähe war mir immer ſo zu Muthe, als wenn ich in meinem alten Nürnberg Abend um 9 Uhr von den

Thürmen der Stadt den tiefen Ton der Feierabendglocken hörte. Und dieſe fröhlich ernſte Stille iſt in dem Gemüthe meines Freundes mit den Jahren immer mehr zu dem Frieden eines Vorſabbathes geworden, von welcher man ſich wohlthuend angeregt fühlt, wenn man die beiden, im Tone der Novellen erzählenden Schriften: „die Wiederkehr“ und „die Woche“ lieſt, welche er in den Ruheſtunden des höheren Alters als „Einſiedler bei St. Johannes“ veröffentlicht hat. Und noch über das Grab herüber ſpricht jener Geiſt des Friedens die befreundeten Seelen, in den „geiſtlichen Liedern“, ſo wie in den Liedern und Sprüchen eines Kranken an, welche nach Köthe's Tode (im J. 1849) ſein treuer Freund C. B. Meißner geſammelt und herausgegeben hat. In den letzteren Liedern und Sprüchen wendet ſich der Verfaſſer als ein Kranker an Kranke und Geſunde und wer konnte das beſſer thun, als er. Schon als Jüngling, in Leipzig, hatte ſich die erſte Anwandlung von Blutſturz bei ihm gemeldet. Dieſe ernſte Mahnung an das Ende kehrte ſpäter öfters und immer gefahrdrohender wieder, ſo daß ihm der ernſte Sinn des uralten Liedes: Mitten wir im Leben ſind von dem Tod umfangen*) ohne Aufhören vor der Seele ſtand, und daß ſeinen Freunden die lange Erhaltung ſeines Lebens wie ein Wunder vorkam, das man nur der Kraft des Friedens zuſchreiben konnte, der in dieſer Menſchenſeele auf Glauben, Hoffnung und vor Allem auf Liebe begründet war. Denn die Liebe hat ein langes, ja das längſte Leben (1. Cor. 13 V. 8).

---

*) Der alte, lateiniſche Grundtext dieſes gewaltigen Liedes: „Media in vita“ wird Notker dem Aelteren, einem gelehrten Benediktinermönch zu St. Gallen, welcher 912 ſtarb, zugeſchrieben.

Doch ich hoffe in dieſem Buche noch öfter zu meinem Freunde und ſeinem Wirken zurückkommen und das Bild ſeines inneren wie äußeren Lebens weiter, in ſeinen einzelnen Zügen ausführen zu können. Hier begegneten wir uns in Nürnberg.

Damals, im Herbſt 1810, war Köthe geſund und in ſeinem ganzen, ſtillen Weſen voll freudiger Hoffnung. Er hatte, zum Theil ſchon in Dresden ſein erſtes Buch: „Anſichten von der Gegenwart und Ausſichten in die Zukunft“ geſchrieben, und (ohne ſeinen Namen) 1809 in Amſterdam drucken laſſen. Er ſelber war ſpäter mit dieſer jugendlichen Arbeit wenig zufrieden, Andere deſto mehr, denn ſelbſt der geiſtreiche Herzog **Karl Auguſt** von Weimar hatte Wohlgefallen daran gefunden, und eine unerwartete Frucht davon war ſeine Berufung zu einer außerordentlichen Profeſſur nach Jena. Hier hatte er ſchon an Oſtern ſeine Vorleſungen begonnen, deren Inhalt er zum Theil unter dem Titel „Ueber den Einfluß des kirchen-hiſtoriſchen Studiums auf die Bildung des Gemüthes und das Leben“, veröffentlicht hat*). Bei mir in Nürnberg dachte er weder

---

*) Ich nenne hier ſogleich auch noch die größeren und kleineren Schriften, die er in der Zeit von unſerem damaligen Zuſammentreffen bis zu unſerem Wiederſehen in Jena (1816) herausgab: die Gedächtnißreden an **Griesbach** und **Reinhard**, ſeine „hiſtoriſchen Darſtellungen“ 1812, ſeine Beiträge zu **Dippold**'s hiſtoriſchem Archive, ſeine hiſtoriſchen Taſchenbücher, davon das eine die vergleichende Geſchichte der Jahre 1718 und 1818, das andere der Jahre 1716 und 1816 enthält, ſo wie die beiden erſten Bände der „Zeitgenoſſen“, welche wenigſtens unter ſeiner Redaktion erſchienen ſind.

an Das, was er geſchrieben, noch an Das, was er ſchreiben wollte, ſondern nur an die Freude des Zuſammenſeins mit uns, ſeinen alten Freunden und an die Bekanntſchaft mit anderen Freunden, welche wir ihm zuführten. Denn er beſuchte mit mir den alten Roſenbäcker und gewann ihn ſehr lieb, ſo wie jener ihn, vor Allem aber that ſich ſein ganzes Herz gegen meinen alten Vater Schöner auf, dem ich ſeit unſerem erſten Zuſammentreffen in der Ritterſchen Angelegenheit noch viel näher befreundet worden war. Köthe und Schöner brauchten ſich nicht erſt lange zu ſehen und zu ſprechen, um ſich zuſammen zu finden; der Grundton des Lebens, die Liebe von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften war in Beiden derſelbe, und ſo ſtimmten auch die Tonweiſen, welche Beide in Geſinnung und Wort vernehmen ließen, recht harmoniſch überein. Unter meinen anderen ſchon damaligen näher befreundeten Bekannten, zu denen ich Köthe führte, nenne ich nur noch den kindlich frommen Philipp Raw, dieſen eifrigen, geſegneten Buchverbreiter und Buchhändler des Reiches, und zwar nicht nur des römiſch-deutſchen, ſondern des göttlichen auf Erden. Bei Raw gab Köthe bald nachher ſeine ſchöne deutſche Bearbeitung des Thomas von Kempis heraus. Nun, dieſe Tage unſeres damaligen Begegnens vergingen ſchnell, ihr Gewinn blieb uns Beiden.

Faſt mit Köthe zugleich begaben auch wir uns auf eine Reiſe. Nicht nach Süden, wohin mich oft ſchon ein Verlangen der Sinne zog, ſondern nach Norden in die Heimath, wohin mich ein Sehnen des Herzens, nach dem Wiederſehen meiner lieben, alten Mutter führte. In der Erinnerung an dieſe Reiſe iſt der Freude, die ſie mir machte, auch manches Wehe beigemiſcht. Ich ſah meine Mutter zum letzten Male in dieſem Leben, denn wenig Monate nachher ſtarb ſie fröhlich und ſelig, aber ich ſah ſie an dem Krankenbette meiner Henriette, welches ſchon damals gar leicht zu einem Sterbebette hätte werden können. Ich hätte von dieſer Reiſe viel zu erzählen, ſie iſt durch ihre Ereigniſſe eine der bedeutungsvollſten in meinem Leben geweſen, aber jene Ereigniſſe waren dennoch mehr von innerlicher als von äußerlicher Art, und ſo mag auch die Erinnerung an ſie vorzugsweiſe nur eine innerliche bleiben.

Henriette hatte ſeit der Zeit der bänglichen Sorgen, die ihr ſchon im vorigen Jahre durch mich und um meinetwillen gekommen waren, viel gelitten. Ihr zarter Körper, ſo leicht anregbar durch jede Bewegung des Gemüthes, war der Laſt, die auf ihrem Herzen lag, öfters faſt erlegen und nur die Kraft der Alles duldenden, Alles hoffenden Liebe, welche über die Sorgen und manches andere Wehe ſiegreich ſich erhob, hielt das Gebäu des Wanderzeltes noch aufrecht und zuſammen. In Bärenwalde, im Hauſe der Eltern kam der lange ſchon drohende Sturm, der das Zelt faſt niederwarf, zum Ausbruche. Ich habe ihn beſchrieben in meinem Alten und Neuen, Bd. I in C. 4, das die Ueberſchrift führt: „Ihr kennt Ihn aus der Erfahrung ſelbſt.“ Auch hier erwähne ich nur kurz, daß eine gefährlich ſcheinende Krankheit unſeres damals vierjährigen Kindes, durch die Gemüthsbewegungen und Nachtwachen, welche ſie für die zärtlich ſorgende Mutter herbeiführte, die letzte Veranlaſſung zu einem ganz unverſehens eintretenden, uns Alle tief erſchütternden Leiden meiner Henriette gaben, das ſich in der Form eines epileptiſchen Anfalles zeigte. Die Zufälle wurden bei aller heilkundigen Bemühung eines noch aus der Nachbarſchaft herbeigerufenen, geſchickten Arztes mit jedem Tage immer bedenklicher, und es geſellte ſich noch manches andere Leiden dazu, welches fürchten ließ, daß Henriette nicht mehr ihr Grab in der Fremde, wie ſie es (nach S. 267) geahndet hatte, ſondern recht bald bei dem Grabe ihres geliebten Bruders Philipp finden werde. Sie ſelbſt, obgleich ihre für uns ſo erſchütternde Zufälle bewußt- und gefühllos an ihr vorübergingen, ſchien aus unſerer Traurigkeit die Gefahr zu errathen; ſie trauerte mit uns.

Ich habe es damals erfahren dürfen, was das Gebet eines von Herzen betrübten Vaters und ſeines unmündigen Kindes: ein Gebet vermöge, das ſich im feſten kindlichen Vertrauen Dem nahet, der allein helfen kann, dieſe Erfahrung, wie ich ſie getreu in meiner vorhin erwähnten Schrift berichtet habe, iſt mir eine eben ſo ſicher und feſtſtehende geworden, wie jede, die ich mit meinen Augen geſehen, mit meinen Ohren gehört, mit all' meinen Sinnen empfunden habe. Der Anfall wich und kam nicht wieder.

Henriette lag noch ſchwach auf ihrem Ruhebette, da hielt ein einſpänniges Fuhrwerk vor dem Hauſe, und meine theure liebe Mutter kam in demſelben zu uns. Sie war bei meiner Schweſter Chriſtiana zum Beſuche geweſen, die einige Jahre nach dem Tode ihres ſanften, liebevollen erſten Mannes ſich (nach S. 116) an einen Freund des Hauſes, an Reichel, damals Aktuar, ſpäter Amtmann zu Lößnitz, wieder verheirathet hatte. Wer dieſe Mutter kannte, der wußte es, welche tröſtende Kraft ſchon in ihrem Anblicke, in jedem ihrer wenigen Worte lag. Sie war uns zur rechten Stunde gekommen, in der wir eines ſolchen aufrichtenden Zuſpruches am meiſten bedurften. Die beiden Seelen, die der Mutter und ihrer Schwiegertochter ſchienen ſich damals durch Blicke, Händedruck und Worte einen uns Anderen unverſtändlichen Abſchiedsgruß, in freudiger

Hoffnung auf baldiges Wiederſehen zu ſagen. Henriette, ſo lange ſie noch auf Erden war, gedachte dieſer letzten Stunden, darin ſie meine Mutter geſehen, in herzlich liebender Bewegung.

Wer hätte es damals einer Mutter, deren kindlich liebliches Angeſicht in ihrem ſiebenzigjährigen Alter noch immer, wie von der Wärme eines Spätſommertages blühete, anſehen können, wie nahe das Ende ihres Lebens ſei, das eine fortwährende That der Liebe geweſen war. Als ſie nach einem kurzen Verweilen wieder von uns ſchied, da begleitete ich ſie, denn auf dem damals überaus ſchlechten, ſteinigen Wege, welcher an dem ſteilen Berge zum Schneeberger Forſt hinanführte, war ſie ausgeſtiegen, und ging mit mir zu Fuße. Das gähe Aufwärtsgehen kam ſie ſauer an; ich bemerkte es, „kommt ja“, ſagte ſie, „auf die Mühe bald die Ruhe.“ Es war uns Beiden, als hätten wir uns viel zu ſagen; es kam aber nur zu einzelnen Worten. Die Sprache, die wir im Erdenleben reden, reicht nicht aus, um dem inneren Ahnden zu folgen, welches über das Erdenleben hinübergeht; der Geiſt in uns wartet einer anderen Macht und Gabe der Rede; er vernimmt in Stunden der inneren Weihe ihre Worte, es wird ihm ſelbſt verliehen, dieſe mit dem ſterblichen Munde nachzuſprechen, einſt aber wird es die Sprache ſein, darin er von Dem redet, das ſein Menſchenauge nicht geſehen, ſein Ohr nicht gehört hatte.

Ich war bald wieder bei meiner lieben Kranken; ich ſelber damals kein Geſunder. Gleich in den erſten Tagen nach unſerer Ankunft im Elternhauſe, hatte ich mir, bei einem Beſuche im Hauſe des Schwagers zu Schönheida, ein Uebel zugezogen, welches, ſo wie es durch meine Schuld gekommen war, leicht auch durch meine Schuld ein bedenkliches hätte werden können. Auf meine Geſundheit und auf die frühere Gewöhnung des Abhärtens (I. S. 294) trotzend, hatte ich an einem kalten Morgen, als der Thau auf dem Gebirge zum Reife geworden, in dem Muldafluſſe unten im Thale bei dem Eiſenhammer, ohne mich vom eiligen Laufe abzukühlen, ein kaltes Bad genommen, dann, die Folgen, welche das Bad hatte, nicht beachtend, mehrere Tage lang außen vor dem Hauſe der Eltern, leicht gekleidet und bei rauhem Winde, die Steine geklopft, von denen ich die tauglichſten Handſtücke für die Mineralienſammlung in Nürnberg mitnehmen wollte. Ein Krampfhuſten ſtellte ſich ein, der mir bei ſeiner ſpäteren Steigerung ſehr beſchwerlich wurde. Doch ich dachte hieran nicht, ſondern nur an unſere Kranke.

Auch bei dieſer nahm die Geneſung einen ſehr langſamen Gang. Noch öfters regte ſich in ihren Füßen das eigenthümliche Gefühl, welches den früheren epileptiſchen Krampfanfällen vorausgegangen war. Dieſe zwar kehrten nicht wieder, aber ein Zuſtand der körperlichen Schwäche und hohen Reizbarkeit ſchien noch eine längere Schonung und Ruhe nöthig zu machen, ſo daß ich, von den Pflichten meines Berufes getrieben, allein abzureiſen gedachte. Die Kranke jedoch gab dieſes nicht zu; ſie machte ſich ſtärker als ſie war; ſie wollte durchaus mich begleiten. Unſere Heimreiſe, welche durch alle ihre kleineren und größeren Unglücksfälle eine ſehr traurige war, fiel in eine kalte, regnige Herbſtzeit. Jenſeits Plauen ſchon wurde die Kranke durch das Niederſtürzen eines unſerer Pferde, an gefährlicher Stelle eines Bergabhanges, heftig erſchreckt. In Hof war, in Folge einer Feuersbrunſt, die in der vergangenen Nacht ein benachbartes Städtchen verheert hatte, kein anderes Fuhrwerk zu bekommen, als ein überaus altes, gebrechliches. An dieſem riß ſchon etwas entzwei, als wir noch kaum eine halbe Stunde über Hof hinaus waren. Der Kutſcher beſſerte nothdürftig den Schaden aus, und mit Mühe erreichten wir ein ſehr unbequemes Dorfwirthshaus. Nach ſchlecht zugebrachter Nacht fuhren wir im Dunkel der dichten Regenwolken weiter, da brach, noch am Vormittag, auf der Bergeshöhe zwiſchen Gefrees und Berneck, mitten im niederſtrömenden Regen, ein Rad am Wagen, welcher umſchlug. Zwar hatte keines von uns eine Beſchädigung erlitten, Henriette aber, ſchon ſeit dem Morgen ſehr leidend, war ſo kraftlos, daß ſie kaum zu ſtehen vermochte. Ich trug ſie auf meinen Armen in das benachbarte Dorf hinein, das Kind, an meinem Rocke ſich feſthaltend, lief neben her. Wir mußten lange in der kleinen, dumpfigheißen Stube der armſeligen Bauernhütte verweilen, dahin wir uns gerettet hatten. Endlich kam der Wagen, deſſen gebrechliches Gebäu uns von hier aus erſt nach zwei Tagen und Nächten, in denen Schrecken, Sorgen, Näſſe und alle äußeren Unannehmlichkeiten mit einander abwechſelten, in unſer ſtilles, bequemes Haus, hinter der St. Aegydienkirche, brachte.

Auch in Nürnberg erwartete mich ein neues Leid. Mein edler Wohlthäter und treugeſinnter Freund der Generalkommiſſär von Lerchenfeld war durch ein königliches 1Y1V Dekret vom 11. Oktober an den Poſten des Generalkommiſſariats im Innkreiſe befördert worden, und reiſte bald darauf nach Innsbruck ab, wo er ſpäter einen ſchweren Kampf des Heldenmuthes zu beſtehen hatte und ſiegreich ihn beſtand. Er ſprach bei ſeinem Abſchiede freundlich tröſtend die Hoffnung aus, daß er mich vielleicht bald, an einer Profeſſur der Univerſität Innsbruck wieder bei ſich ſehen werde. Bei meinem Zuge nach der Natur der Alpengebirge war mir dieſe Fernſicht in die Zukunft eine ſehr erfreuliche.

Um dieſe Zeit oder bald nachher wurde auch Dr. Paulus, der bisherige Vorſtand unſeres Kirchen- und Schulweſens zum Vorſtand des proteſtantiſchen Conſiſtoriums in Ansbach ernannt. Er zog dorthin, folgte jedoch ſchon im J. 1811 dem Rufe zu einer theologiſchen Lehrſtelle an die Univerſität Heidelberg, welcher ſeinen Neigungen ungleich mehr zuſagte, als die Arbeiten eines Geſchäftsbureaus, die ihn in Nürnberg beläſtigt hatten.

Die Lehrſtelle der Phyſik und Chemie an unſerer Anſtalt hatte man von München aus, wie es ſcheint, nur vorläufig, durch einen Mann beſezt, der nicht für dieſen Beruf beſtimmt war. Er blieb nur kurze Zeit bei uns und die Lücke, welche durch ſeine plözliche Abberufung entſtanden war, ſuchte ich auszufüllen, bis nach meinem Geſuche und Vorſchlag ein hierzu tüchtiger, trefflicher Mann, der bald nachher als Oberpharmazeut die bayeriſche Armee auf dem Feldzuge nach Rußland begleitete: Pettenkofer, für die noch übrige Zwiſchenzeit das Amt mit Ehren übernahm. Den ſogenannten philoſophiſchen Unterricht in deutſcher Litteratur und Moral ertheilte ich, nach dem Abgange meines Collegen Wolf und bis zur Wiederbeſezung ſeiner Stelle, zugleich mit dem naturgeſchichtlichen, ſo daß ich in dem Winter von 1810 auf 11 neben meinem läſtigen Krampfhuſten, der mich zuweilen nöthigte, meine Schüler zu mir in mein Haus kommen zu laſſen, ziemlich beſchäftigt war.

35. Berichte aus der alten und neuen Heimath.

Nur um meine Mutter noch einmal zu ſehen, hatte ich mich, an einem der lezten Tage vor unſerer Abreiſe aus Bärenwalde, aufgemacht zu einem eiligen Laufe über die Berge nach Lößnitz, wo ſie bei der Schweſter Reichel zu Beſuch war. Ein Genoſſe aus meiner erſten Schulzeit, in Lichtenſtein wohnhaft, der immer eine beſondere Anhänglichkeit an mich bezeugte, hatte mich im Hauſe der Schwiegerältern beſucht und begleitete mich auf meinem eiligen Tagmarſch von da nach Lößnitz und zurück. Dieſer Menſch, eben ſo ehrenwerth und merkwürdig durch ſein niemals befriedigtes Verlangen, zu wiſſen und zu lernen, als durch ſein treues, liebendes Gemüth, hatte mehrere Jahre nur der Pflege und Verſorgung ſeiner alten, frommen Mutter gelebt, hatte, arm wie ſie Beide waren, Mägdedienſt für ſie verſehen und nach des Tages Mühe und Arbeit, bei Nacht die Reinigung des Zimmers und der leinenen Gewande beſorgt, damit die altersſchwache, kranke Mutter, ſich nicht über Kräfte bemühen möge. Mich hatte die That der kindlichen Liebe in der anſpruchsloſen Weiſe, in welcher Martin — ſo hieß der Freund meiner Kindheit — davon redete, ſehr gerührt. In dem Briefe, von München aus, darin ich meiner Mutter unſere ſorgenvolle Heimreiſe beſchrieb, erzählte ich ihr auch, was Martin mir geſagt hatte und im Gefühle der verlangenden Liebe nach der Nähe der guten Mutter äußerte ich, daß ich gern auch für ſie bei Nacht ſcheuern und waſchen wolle, wenn ich nur bei ihr ſein könnte. Sie, welche mehr fühlte und that, als ſie ſprach, während ich noch immer gerne mehr ſprach als ich fühlte und that, antwortete mir darauf in ihrem Briefe vom 20. November ſcherzend in zärtlicher Mutterliebe, doch in dem, mir noch jetzt tröſtlichen Vertrauen, daß ſie mich einer ſolchen Aeußerung der kindlichen Liebe für fähig halte. Noch einmal ſchrieb ſie mir, im December, nur wenige Worte von ihrem ſtillen, lieben Wittwenſitze in Hohenſtein aus und ich dachte nicht an das Scheiden von ihr, in dem armen Dieſſeits, bis auf das fröhliche Wiederſehen im Jenſeits, das ihr ſo nahe war.

Sie allein, ohne dies Jemand von den Ihrigen mit Worten zu ſagen, dachte mit Freuden an ihren baldigen nahen Heimgang zu Ihm, den ſie von Herzen liebte. Mitten in dem Geſpräche voll überfließender Liebe und einer Heiterkeit, die nicht vom Geſchlecht des gewöhnlichen Frohſeins war, ſchwieg ſie öfters ſtille, als ob ſie über etwas ihr gar Liebes, dem Herzen Wohlthuendes dächte, ſprach auch gerne, in wenigen Worten von ihren ſelig Vorangegangenen, ihren Eltern wie von dem Manne ihres Herzens. Was ihr einſt zum Leid geweſen, das ſchien ihr jetzt zur Freude geworden; ſie gedachte der Todestage ihrer Liebſten, wie man eines Ehrentages und Hochzeitsfeſtes gedenkt. Nächſt ihrem täglichen Brode des Lebens, dem geoffenbarten Worte und den kirchlichen Lieblingsgeſängen ihrer Jugend wie ihres Alters, hatte ſie auch in der letzten Zeit mit großer Freude die Nachfolge Chriſti von Thomas von Kempen geleſen, und war kurze Zeit vor ihrem Scheiden mit dieſem ihr ſeit vielen Jahren lieb gewordenen Buche wieder einmal zu Ende gekommen. Meine jüngſte Schweſter Wirth aus Chemnitz, welche unter allen Töchtern ihrem Mutterherzen am innigſten nahe ſtand, hatte ſie bald nach Weihnachten beſucht. Sie fand das Ausſehen, nicht aber die Mienen und die Blicke der Mutter verändert, denn das Herz voll Liebe wie voll Frieden war unverändert dasſelbe geblieben. Der faſt zudringlichen Sorglichkeit der Tochter geſtand ſie, daß ſie ſchon ſeit etlichen Jahren ein Leiden im Unterleibe gefühlt habe, das zwar zuweilen beſchwerlich, nicht aber ſchmerzhaft geweſen ſei, ſo daß ihr dasſelbe der Erwähnung nicht werth ſchien; auch das Anſchwellen der Füße habe ſie ſchon mehrmals im Winter geſpürt, es ſei aber im Sommer vergangen. Und ſo werde es, wenn Gott wolle, auch wohl mit dem Anſchwellen des Leibes ergehen, man ſolle ſich doch ihretwegen nicht ſorgen noch betrüben, denn ihr ſei es ſehr wohl zu Muthe, nur müde fühle ſie ſich, und freue ſich immer auf das Schlafen. Noch hielt man die Gefahr des Todes nicht für ſo nahe, ja mit Hoffnung, daß die Gefahr noch einmal ganz vorübergehen könne, kehrte meine Schweſter in ihr Haus zurück, um, wie ſie gedachte, bald auf längere Zeit zur Pflege der Kranken zurückzukehren. Da war eines Morgens der Schlaf der Mutter zu einer tiefen Ohnmacht geworden, aus der man ſie zwar wieder erweckt hatte, doch war jetzt bei Allen die Hoffnung auf längere Erhaltung ihres Lebens verſchwunden, ſie aber hielt freudig und heiter an der Hoffnung eines Lebens feſt, das aus dem Brod des Lebens kommt. Alle ihre Kinder, außer mir fern Wohnendem, dem man auf Bitten der Mutter, nicht einmal von ihrer Krankheit Nachricht gegeben, waren am Sterbebette. Ein heiterer, ſtiller Wintertag (12. Januar) war der Tag ihres Todes. Was ſie in der Zwiſchenzeit, wenn der Schlummer ſie verließ, der ihr im Gefühle der tiefen Ermüdung ein ſüßer ſchien, noch ſprach, das waren nur Worte der Liebe und des Segens. Da war Friede und nur Friede. Zur Verwunderung des treubeſorgten Arztes blieb ihr Puls regelmäßig und ruhig, wurde nur immer ſchwächer. War doch ihr Herz nie durch eine Leidenſchaft beunruhigt worden. Sie gedachte namentlich meiner mit ſehnender Liebe. Auf alle Fragen antwortete ſie mit heiterer Miene: ihr ſei wohl, ſehr wohl, nur möge ſie immer ſchlafen. Und ſo war ihr auch der Tod zu einem Schlafe geworden: der Seele, in welcher niemals eine

Regung des Haſſes Raum gefunden, weil ſchon in ihrem ſterblichen Herzen eine Liebe Wohnung genommen hatte, die vom Weſen der Ewigkeit iſt*).

Der Brief mit der Trauerbotſchaft vom Tode meiner Mutter (vom 9. Februar 1811) traf, faſt auf den Tag genau in derſelben Zeit bei mir ein, in welcher ein Jahr nachher meine Henriette der Vorangegangenen zur Ruhe der Ewigkeit folgte. Sie ſchien dieſes in freudiger Ruhe zu fühlen und zu ahnden, der tiefere Ernſt in ihrem ganzen Weſen und Benehmen, zuweilen einzelne Worte, deuteten darauf hin. Von mir ſelber habe ich wenig zu ſagen. Es war nicht allein der geiſtig erhebende Umgang und Zuſpruch des vielgeprüften und im Leide bewährten Vater Schöner, den ich jetzt öfter aufſuchte, ſowie ſeines Freundes Tobias Kießling, den ich erſt damals näher kennen lernte, nicht nur die liebevolle Theilnahme meines alten Matthias Burger, welchem der Tod eines Chriſten, wie meine Mutter es geweſen, nur eine Anregung zum freudigen Lobe und Danke war, ſondern ein anderer Quell des Troſtes und des Friedens war es, der dem Trauern um die theure Mutter eine wohlthuende Milde gab; ein Quell, aus dem ich nicht mehr nur mittelbar durch meine Freunde, ſondern unmittelbar mich ſtärkte und bekräftigte.

Ich will hier, ehe ich von den äußeren Ereigniſſen und Veränderungen in meinem Wirken und Leben rede, zuerſt Das beſchreiben, was in unſerem Hauſe und in dem Familienleben, ſo wie noch mehr in und an den Herzen ſich zugetragen, welche zunächſt den Kreis dieſes Familienlebens bildeten.

---

*) Ich habe hier den Tod meiner Mutter treu nach dem Briefe meiner Schweſter W. beſchrieben.

Bei der früh eingetretenen und kräftigen Wärme, wodurch das Jahr (1811) ſich auszeichnete, war ich bald leiblich wieder ganz erſtarkt und thatkräftig geworden; auch Henriette ſchien, als der Frühling kam, wie neu belebt. Sie erſchien mir wie neu geſchenkt; ich hatte aller Sorgen um ſie vergeſſen. Wir hatten niemals innerlich vergnügter mit einander gelebt als in dieſer Zeit. Welche Stunden eines ſeligen Frohſeins waren uns die, welche wir zuweilen, im Geſang der Lieder, die wir am meiſten liebten, auf unſeren Spaziergängen durch die Felder, in der Begleitung der beiden Kinder, oder an einzelnen freien Tagen in dem alten Luſtwald von Kraftshof und auf der alten Veſte, jenſeits Fürth zubrachten. Sie fand nicht mehr, ſo wie früher, Geſchmack und Genuß an den geprieſenen Schriften des Tages, ſie begehrte einer anderen geiſtigen Nahrung, die nicht eine Frucht der letzten Tage war; Lebensbeſchreibungen und Geſchichten, die mir wohlgethan hatten, und vor Allem die Beſchreibung eines durch Thaten der erbarmenden Liebe verherrlichten Lebens, das von Ewigkeit war, ſo wie die Geſchichten der Väter des alten Bundes waren ihre höchſte, ja faſt einzige geiſtige Unterhaltung und Erquickung. Wir verſäumten keine Gelegenheit, das Wort vom Leben aus dem Munde Schöner's zu vernehmen; Alles, was die gemeinſame Erbauung im Hauſe und in der Kirche uns geben konnte, das genoſſen wir mit dankbarer Freude.

Ich war durch Briefe in einen freundſchaftlichen Verkehr getreten mit einem Bruder von Novalis, welcher mit dieſem nicht nur leiblich, ſondern geiſtig nahe verwandt war. Dieſer edle, liebevolle Freiherr C. von Hardenberg hatte mich, mit meiner ganzen Familie, zu einem Beſuche auf ſeinem ſchönen Gute Unterzell, am Main bei

Würzburg, eingeladen, und wir folgten dieſer Einladung gern. Der Aufenthalt in dieſem geſegneten, lieblich gelegenen Hauſe des edlen Gaſtfreundes, in einem ſolchen Herbſte, wie der von 1811 war, iſt wohl die äußerlich vergnügteſte Zeit im Leben meiner Henriette geweſen. Ich fand dort in der Stelle eines Verwalters der Güter einen alten Bekannten und Freund von Jena her: den werthen, lieben Norweger Dr. Möller, mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern. Inniger und näher als die Briefe das gethan, befreundete mich die perſönliche Nähe und das öftere vertrauliche Geſpräch mit dem mir unvergeßlichen Hardenberg und ſeinen Schwägern, den trefflichen Freiherren von Uttenhoven. Wäre hier der Ort und Raum dazu, ich möchte in der Weiſe einer Idylle die Geſchichte der Tage beſchreiben, die ich damals in Unterzell mit den Meinigen verlebte. Wir lernten dort noch einen anderen Mann kennen, der für unſer Herz und hierdurch für unſer Haus ein rechter Segenbringer geweſen iſt; das war Matthias Conrads aus Münſter, welcher mit den theueren Männern Oberberg, Fürſtenberg, Fr. Leopold Stolberg perſönlich befreundet und geiſtig verwandt war. Von ihm ſo wie von dem ganzen Kreiſe der hochbegabten Männer, welche namentlich um die für das Reich des Herrn unermüdet thätige Fürſtin Gallitzin verſammelt waren, könnte ich, aus dem Munde der damals Lebenden, Vieles berichten, wenn der Umfang meiner Aufgabe: das Selbſtgeſehene und Erlebte zu beſchreiben, es mir erlaubte. Es war ein Kreis, deſſen bewegender und belebender Mittelpunkt die herzinnige Liebe zu dem Herrn war; eine Liebe, deren Macht und Walten nicht auf den einen Kreis beſchränkt blieb, ſondern weit über dieſen hinaus ſtrahlte und erwärmte. Man weiß, wie wohl ſich G. Hamann unter dieſen

Freunden des Herrn bekannt. Schon in H. v. Hardenberg's Hauſe wurde es uns oft ſo, als wären wir ſelber leibhaftig in dem kleinen geiſtigen Eldorado des Münſterlandes, denn unſer edler Gaſtfreund als Bräutigam einer Tochter des Grafen Fr. Leopold Stolberg war dort wie zu Hauſe, Dr. Möller hatte da längere Zeit gelebt, Conrads war in dem Kreiſe erwachſen und erzogen. O du geſegnete Zeit, da man ein ſolches Vorbild, wenn auch nur im Kleinen, von einer Kirche Chriſti auf Erden ſehen durfte, die von jenem „Johanneiſchen Geiſte“ der Liebe zu und aus dem Herrn durchdrungen war, der einſt die ganze Kirche nach allen ihren verſchiedenen Zungen und Kräften erfüllen, und in einem gemeinſamen Tempel verſammeln wird.

Conrads, mit welchem uns bald eine gegenſeitige, vertrauliche Liebe, wie mit einem Vater verband, begleitete uns nach Nürnberg und blieb mehrere Tage Gaſt in unſerem Hauſe. Er brachte dahin einen bleibenden Segen mit ſich, denn er fand da manche Gelegenheit, an Das zu erinnern und zu mahnen, woran es uns fehlte. So, ich geſtehe es mit Beſchämung, hatten wir uns ganz von der Sitte des Tiſchgebetes entwöhnt, die doch im Hauſe unſerer Eltern eine unwandelbare geweſen war. Mit brüderlicher Treue wies er uns auf die Pflicht dieſes lauten Dankens und Lobens hin, auch war er uns Eltern ein Lehrer und Vorbild, wenn er in ſo gar lieblich eindringender, zu dem Herzen der Kleinen gehenden Weiſe mit unſeren Kindern betete, und ſelbſt dem Spiele mit ihnen eine gewiſſe Weihe gab, die ihm eigenthümlich war. Er theilte auch uns mancherlei lehrreiche und anmuthige Züge aus der Geſchichte ſeines äußeren und inneren Lebens mit, davon ich namentlich einen im erſten Bande meines Alten und Neuen in dem Cap. „ein merkwürdiges Zuſammentreffen“ ſchon nacherzählt habe*). Er war ein Freund unſeres ehrwürdigen J. M. Sailer, mit welchem auch Schöner ſeit Jahren perſönlich bekannt und herzlich befreundet war, darum führte ich ihn zu dieſem hin. Die Beiden brauchten nicht lange, um bekannt und vertraut mit einander zu werden, ſie fühlten ſich alsbald brüderlich verbunden. An meinen Freund Köthe, den er nur aus ſeiner Schrift kannte, trug mir [illegible] noch herzliche Grüße und Segenswünſche auf. Es war uns, als ob ein lieber Vater von uns ſchiede, als er unſer Haus verließ.

36. Ein ſchwerer Abſchied.

Mir ſelber aber war die Stunde eines Abſchiedes nahe, der mein Herz mehr als bis dahin ein anderer auf Erden zerriß. Ich habe ſchon oben (B. I S. 168) von einem Traumgeſichte erzählt, das mir den Tod meiner Henriette ankündigte. Wohl war mir der Eindruck deſſelben im Herzen geblieben, als ich aber die geliebte Frau in dem letzten, ſchönen Sommer, den wir mit einander erlebten, ſo wohlauf, ſo heiter ſah, da gab ich mich gern dem tröſtenden Gedanken hin, der Traum ſei nur wie die meiſten anderen Träume geweſen. War es doch auch meiner Schweſter Wirth ſo ergangen, mit ihrem ſchmerzlich betrübenden Traumgeſicht (ſie war hierzu von Natur geneigt, ſo wie ich), das ihr in der Neujahrsnacht, 12 Tage vor dem Tode der Mutter dieſen ankündigte, denn ſie hatte ſich doch, wenig Tage nachher der Hoffnung: es werde nicht ſo kommen, wieder hingegeben. Als aber jetzt für uns der einſame ſtille Winter kam, da fiel mir eine Veränderung an Henrietten auf, deren Bedeutung ich anfangs weniger, dann mehr und erſt nach ihrem Tode ganz erkannte. Sie war ſo ſtill und in ſich gekehrt, ſo feierlich ernſt, als ich ſie nie geſehen. Sie ſprach weniger als ſonſt, in den wenigen Worten aber, die ſie ſprach, lag ein Sinn von tieferer Art als die gewöhnlichen Geſpräche haben; ihr Eindruck iſt mir geblieben. Sie war wie immer, in ihrem Geſchäfte als Hausmutter thätig und zärtlich ſorgſam, traf jedoch Vorkehrungen für die Zukunft, ordnete Alles bis in's Kleinſte ſo an, als ob wir einen Umzug oder eine große, lange Reiſe vor uns hätten. Sie ſchien immer, wie in Gedanken des Gebetes verſenkt, der innere Frieden wurde ſelbſt durch eine Prüfung nie geſtört, welche ſie in dieſem Winter durch das Zuſammenſein mit einer ganz überaus ſtörrigen, boshaft widerſetzlichen Magd zu beſtehen hatte. Ich durfte es damals mit meinen Augen ſehen, was das ernſtliche Ringen im Gebete vermöge, was das Werk der Heiligung an einer Menſchenſeele ſei, die ſich mit ganzem Ernſte dem Herrn ergeben hat. Man konnte es bemerken, wie jedes Wort, jede Handlung, jede Geberde, ja jede Regung des Gemüthes in der Zucht Deſſen ſtand, dem ſie bis ~~bis~~ in's Kleinſte ihre heiße, innige Liebe durch die That zu bezeugen bemüht war. Mit dem Anfange des Februar entließen wir die böſe Magd, welche übrigens, wie ich ſpäter erfuhr, die Kränkungen, die ſie meiner Frau zufügte, recht bitter und inniglich bereut hat; es war jetzt auch äußerlich Friede in unſerem Hauſe wie er in Henrietten's Herzen war. Aber ſie ſah leiblich ſehr leidend aus, klagte jedoch über Nichts, äußerte immer nur zärtliche Beſorgniß um mich und die Kinder. Oft ſchien es, als wollte ſie mir Viel ſagen, und ſie ſagte mir es wohl auch, aber ich habe es erſt nach ihrem Tode verſtanden. Ihre letzte Krankheit hatte anfangs den Anſchein, als ſei es nur ein gewöhnlicher Katarrh, ich aber rief ſogleich meinen Freund, den einſichtsvollen Arzt Dr. Oſterhauſen, zu meinem Beiſtand und unſerer Hülfe herbei. Auch er hielt das Leiden nicht für bedenklich, ſie aber, die Kranke, fühlte ſogleich und ſprach es aus, daß dieſes Krankenlager ihr letztes ſei, traf auch Anordnungen und Beſtellungen, die, wie ich bald ſah, für die häuslichen Bedürfniſſe bei einem Sterbefalle und Begräbniß beſtimmt waren. Bald nahm das Uebel eine andere Geſtalt an, es ſteigerte ſich zum ſtärkſten Fieber; heftige Schmerzen und Beängſtigungen in der Bruſt und im Kopfe kamen hinzu; doch konnte ich ihr in den fieberfreieren Stunden aus ihrem Lieblingsbuche: dem Evangelium Johannis vorleſen. Die ärztliche Kunſt ließ nichts unverſucht, aber das gute, in treuer Liebe ſo kräftige Leben ging unaufhaltſam ſeinem Ende zu. Ich kann dieſes ſelige Ende nicht beſſer beſchreiben, als ich es in meinem Alten und Neuen (B. I S. 91) gethan, und ich erlaube mir, Das, was ich dort aus friſcherer Erinnerung geſchrieben, hier großentheils wörtlich zu wiederholen.

---

*) In der dritten Auflage v. 1851 S. 62.

„Henriette war krank, krank zum Tode. Der zarte Körper war ohne Kraft, die Stimme matt und unſicher, der Geiſt durch die Schmerzen des Leibes und durch die Phantaſieen des Fiebers getrübt und öfters der Beſinnung beraubt. Der letzte Nachmittag (am anderen Vormittag ſtarb ſie) war gekommen, die erſte Frühlingsſonne ſchien warm und freundlich herein in das Zimmer und auf das Lager der Schmerzen, bei welchem ich ſtill und einſam ſaß. Da erhob ſich die Kranke, die vorhin kaum ihrer Hände, kaum ihrer Beſinnung mächtig ſchien, von dem Lager; ſie ſtieg in's Zimmer und ſank auf ihre

Kniee. Sie betete laut und freudig den 103. Pſalm: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünden vergibt, und heilet alle deine Gebrechen. Sie dankte, erfüllt von einem freudigen Geiſte der Gnade, dem Herrn für alle Führungen ihres Lebens, für die Freuden und alles Gute, das ſie genoſſen; ſie dankte ihm aber am wärmſten, am innigſten, am gerührteſten für die Leiden, für die Schmerzen, die ihr der ewige Erbarmer zugeſendet, und wodurch er ſie zu Chriſto geführet habe: und nachdem ſie in Kraft einer ewigen, ſie erfüllenden Liebe die Ihrigen geſegnet, für Freunde und Feinde gebetet hatte, ergab ſie ihren Willen ganz in den Willen des Herrn. Die Schmerzen, die innere Angſt, die ich leide, ſo betete ſie, ſind zwar groß; willſt du aber, o lieber Herr! ſo will ich ſie gern und willig noch Jahre lang, noch ein langes Leben, wie dein Rath es iſt, ertragen; wenn du nur mein bleibeſt und biſt.“

„Ja, lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht was er dir Gutes gethan hat. Lobe den Herrn, meine Seele, für alle Leiden, alle Schmerzen, die er dir ſendete aus Liebe. Mein Herr und mein Gott! Ich dein, du mein. Zeuch uns dir nach, ſo folgen wir!“ — —

„Der letzte Morgen war nun bei den ſich liebenden, nahe verbundenen Seelen, nach einer in großer Angſt von beiden und in namenloſen körperlichen Schmerzen von der armen Henriette durchkämpften Nacht gekommen. Die nun bald zum Leben der Ewigkeit Vollendete ſchlummerte endlich noch ein wenig ein; ſtill und ſanft, wie es ſchien; ich ſtand ſtill und trauernd am Fenſter, bekümmert über das laute Pochen in der Nachbarſchaft, das meiner Lieben auch nicht einmal dieſen letzten erquickenden Schlummer auf der Erde ungeſtört ließ. Sie erwachte, das ſchöne, ſeelenvolle Auge war getrübt, und ſchien ohne klares Bewußtſein; der Mund ſchien noch immer, wie in der vergangenen Nacht, vom Starrkampf geſchloſſen.“

„Auch die letzten Stunden vergingen! — Da wurde, nach einem heftigen körperlichen Sturme, welcher faſt an jenen erinnerte, der uns vor faſt anderthalb Jahren in Bärenwalde erſchreckt hatte, das ſchon brechende Auge noch einmal ſeelenvoll und heiter: es ſah, wie der Mund bezeugte, zuerſt die Geſtalt des verſtorbenen Bruders Philipp, dann Engel um ſich, die ihm, in dem Bilde der letzten Phantaſieen, über den großen Strom hinüber helfen wollten; liebe, ſchöne Engel und liebe ſelig Vorangegangene! Der liebe Mund lächelte; er ſprach mit einer ganz neuen, aus ihm nie gehörten Stimme von jenen Engeln und ihrem ſeligen Anblicke. Und ſiehe, der Engel war vollendet, geboren aus den Stunden der Angſt und der Schmerzen zur ewigen Freude!“

„Ich war allein im Zimmer; mit dem lieben Leichnam und mit meinem Schmerz allein. Ich konnte nicht weinen, konnte nicht beten. Da kam mein lieber, alter Burger, kniete mit mir neben dem Schmerzenslager des vollendeten Engels hin und betete in der Kraft des Spruches: Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben von nun an; ja der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

„Und ſiehe, jene Worte aus der Bibel und was das Gebet des Alten ſprach, waren voll Kraft; ſie waren Balſam auf die brennenden Schmerzen; ich konnte nun weinen und beten.“

„Als nun am Nachmittag die Frühlingsſonne den lieben Leichnam mit der Miene eines betenden Engels beſtrahlte, da wurden die Schmerzen des Einſamen ſehr groß.

Da kam mein treuer Vater und Freund Schöner, dieſe ſtille, liebende Seele, erfüllt von der Kraft und Liebe Jeſu Chriſti. Was er ſprach, was er betete, das waren Worte des Herrn aus der Bibel. O Gotteskraft meines Herrn! offenbart und an deine Menſchen mitgetheilt in deinem heiligen Worte. — Am einſamen Abend, als nun die armen, verwaiſten Kinder nach Hauſe kamen (eine Freundin hatte ſeit dem frühen Morgen des Tages ſie zu ſich in's Haus genommen), ſahen den Vater weinen, ſahen den Leichnam der treuen Mutter — — in den nur von Dir durchſchauten Nächten voller Thränen und Schmerzen, was hat da den Verlaſſenen getröſtet und aufrecht erhalten? — Deine Gotteskraft allein, du liebendes Wort des Herrn.“ —

Ich füge dieſem ſchon vor vierzig Jahren, aus lebendigerer Erinnerung niedergeſchriebenen Berichte hier noch wenige Worte bei. Henriette war am 11. Februar 1812, gerade am Tage der beginnenden Faſtenzeit (Aſchermittwoch), geſtorben. Dieſe Zeit des chriſtlichen Kirchenjahres iſt wohl ſchon an ſich dazu geeignet, zum tiefen Ernſt zu ſtimmen und Gedanken des Grabes zu wecken. Aber in dieſen Gedanken, welche zu irdiſchem Leid hinabziehen, vor allen auch den, doch über dieſes Leid erhebenden, an Ihn, welcher durch ſeinen Tod und ſein Auferſtehen das Leid des Todes überwunden, und Freuden der Ewigkeit in des Grabes Dunkel hineingeſtrahlt hat. Der Umgang mit Burger hatte in mir mit ganz beſonderer Kraft den freudigen Gedanken an das ewig ſelige Sein der Seelen, „die in dem Herrn ſterben“ geweckt und genährt, und ich erkannte erſt jetzt ganz, wie wohlthätig vorbereitend auf meine jetzige Führung durch ein dunkles, einſames Thal der Thränen mir der Umgang jenes ſeltenen Menſchen geweſen war.

Aber die Gabe, welche mir mittelbar durch Menſchen gekommen, war mir zu einer bleibend inwohnenden Kraft geworden. Und ſo darf ich es freudig bekennen, daß mir in dieſer Zeit des tiefen Ernſtes jene Traurigkeit der Welt, welche den Tod wirket und durch ihre fleiſchliche Weichlichkeit die Kräfte, wie den freudigen Muth des Geiſtes lähmt, fern geblieben iſt, während mir nach meinem Maaße jene göttliche Traurigkeit geſchenkt ward, die, wie der Apoſtel ſagt: „zur Seligkeit eine Reue wirket, die niemand gereuet." Denn in dieſer, ſich ſelber ganz hingebenden Beugung liegt zugleich eine freudig machende Kraft, welche die Seele über den Gedanken an das eigene Elend und alles irdiſche Leid weit hinan erhebt in das Gefühl eines Friedens, welchen uns die Welt nicht geben und nicht nehmen kann.

Nächſt dem täglichen Umgange mit dem Worte, das vom Weſen der Ewigkeit iſt und mit jenen Gefäßen, die von der Kraft dieſes Wortes erfüllt waren: mit Schöner, Burger, Dallinger (dem Aelteren) hat mich auch damals manches alte Lied unſerer Kirche recht lieblich erfreut und getröſtet. Was ich bei dem Genuſſe des Abendmahles, mit Schöner's kleiner Gemeinde empfunden und empfangen, das war mehr als ich mit Worten ſagen könnte. „Es gibt Segnungen, welche wie der ſterbende Jacob ſie dem Naſir unter ſeinen Söhnen verheißet (1. Moſ. 49 V. 26) „hinanſteigen zu der Wonne der ewigen Hügel" und deren Wirken, über die Gränzen der Zeit hinüber wir erſt dort in den Hütten des Landes der Ruhe ganz verſtehen werden.

Der Acker iſt wohl beſtellt, ſein Boden fruchtbar gemacht; aber die Erfahrung in unſerem Inneren erinnert uns nur zu oft an den Spruch: „Da aber die Leute ſchliefen, kam ſein Feind und ſäete Unkraut zwiſchen den Waizu (Matth. 13 V. 25).“ Die Zeit des ſüßen Ausruhens von dem Arbeiten und Wachen wird erſt kommen am Tage der Ernte, die Freude des Kämpfers, wenn der Sieg, auch über den letzten Feind, errungen iſt.

37. Der Reiz der neuen Sterne.

Ich habe im Vorhergehenden die Geſchichte meines häuslichen Lebens bis zum Frühling des Jahres 1812 erzählt; Züge aus meinem inneren, wie aus dem innerſten Haushalte mitgetheilt. Es iſt Zeit, auch auf Das zurück zu blicken, was während dieſem, auch in dem weiteren wie in dem engeren Kreiſe meiner Umgebung — meiner Außenwelt — ſich zugetragen.

Auch in dieſer ſichtbaren Außenwelt iſt damals viel Neues geſchehen: wie am Himmel der Sinnenwelt ein gar augenfälliges Geſtirn den Bewohnern der Erde aufging, ſo erglänzte vor den Augen der Völker von Europa Napoleon's Macht und Herrlichkeit in ihrem höchſten Lichte und ſelbſt uns, in dem kleinen Kreiſe, gingen zwei neue hülfreiche Sterne auf, an deren Erſcheinen wir uns freuen durften. Schon gegen Ende des März 1811 hatten die Aſtronomen den großen Kometen beobachtet, der dieſem Jahre ſeine höchſte hiſtoriſche Bedeutung gegeben, er trat aber erſt im Verlaufe des Sommers und Herbſtes in ſeinem augenfälligſten Glanze hervor und wurde in den Nächten jenes Jahres, das durch ſeinen heiteren Himmel ſich auszeichnete, für Alle, die ihn ſahen, eine Luſt der Augen. Nach der Berechnung der Aſtronomen hat dieſer Komet eine Umlaufszeit von 3065 Jahren, es konnten ihn deshalb wohl, als er 2254 Jahre vor Chriſto das nächſt vorhergehende Mal am Himmel erſchienen war, jene urälteſten Meiſter der Maurerzunft geſehen haben, welche, um ſich einem Namen zu machen, den Bau des Thurmes unternahmen, deſſen Spitze hinanreichen ſollte bis an den Himmel. Nun, wir wollten uns keinen ſolchen Namen machen, obwohl ſich ein Gelüſte ſolcher Art in einem anderen Haupte regte, das ſich an äußerer Gewalt über alle anderen Häupter erhoben hatte.

Es hätte keine Veranlaſſung geben können, welche mehr geeignet geweſen wäre, eine lebendige Theilnahme an der Betrachtung des Sternenhimmels und des Weltgebäudes zu wecken, als das Erſcheinen dieſes Kometen war. Schon vorher, ehe er dem bloſen Auge ſichtbar wurde, hatte ich jede heitere Frühlingsnacht dazu benutzt, meinen Schülern den Sternenhimmel kennen zu lernen, und ich fand unter ihnen ſehr lernbegierige Jünglinge und Knaben, welche bald die für das Auge ausgezeichneteren Sternbilder und Sterne kannten und zu nennen wußten, auch an den tiefer eingehenden Betrachtungen über das Weltgebäude — ſeinen räumlichen Größen und den Harmonieen ſeiner Bewegungen — eine große Freude hatten. Doch, welche Freude konnte größer ſein als die meinige war, an dieſem Unterrichte, dabei ich mich ſo ganz in meinem natürlichen, geiſtigen Elemente fühlte. Ich hielt mich dabei ganz an El. Bode's einfache, allgemein faßliche Weiſe der Darſtellung, welche in damaliger Zeit, in ihrer Art, als das vollendetſte Muſterbild daſtand. Mich ſelbſt aber führte die Freude an dem großen Gegenſtande, der mich von früheſter Jugend an ſo mächtig in ſeine Höhen und Tiefen hineingezogen, über den Kreis des Unterrichtes, den ich Anderen ertheilte, in einen weiteren Kreis der eifrigen Selbſtbelehrung, darin ich ein unbeſchreiblich hohes Genügen fand.

Nicht der Sternenhimmel allein, auch die Naturreiche der Erde waren mir nun ein heimathliches Feld der Betrachtungen und Forſchungen geworden; jede neue, gründlichere Erkenntniß machte mich ſo glücklich, als ſei es eine neue Entdeckung und für mich war ſie das auch; ich befand mich in dem beſtändigen Wohlgefühle eines Reiſenden über Länder und Meere, der in jugendlicher Friſche des Leibes, in reger Empfänglichkeit der Sinne, auf jeder Strecke ſeines Weges Das nun mit eigenen Augen ſieht, mit eigenen Händen betaſtet, was er nur aus Reiſebeſchreibungen und anderen Büchern kannte. Das Auffinden einer blühenden Pflanze, die ich wenigſtens in der Gegend von Nürnberg noch nicht geſehen, eines Käfers oder anderen Inſektes, das der Sammlung unſerer Lehranſtalt noch abging (denn nur für dieſe, nicht für mich ſammelte ich), der Empfang eines Foſſils aus der Hand der entfernt wohnenden Freunde und Gönner, denen ich unſeren Mangel geklagt hatte, machte mich ſo glücklich als den Geldgeizigen der Gewinn einer großen Summe, und dieſes Glück war um ſo harmloſer, da der Gewinn kein perſönlicher war. Ich habe damals recht erfahren, wie viel man zu arbeiten vermag, wenn das Arbeiten mit Luſt und Liebe geſchieht. Das Ordnen der Rudimente einer Naturalienſammlung, die uns aus Altdorf zugekommen waren, das Beſtimmen und namentliche Bezeichnen der Gegenſtände, welche, wie die an unſere Sammlung vererbten Conchylien, ohne Pappenkäſtchen und Etiketten in wüſter Unordnung in den Schränken herumrollten, oder der Mineralien, die öfters, eines über dem anderen liegend, unter dem Staube und Schmutze kaum erkennbar waren, gaben mir für die freie Zeit, welche mir die zum Theile freiwillig übernommenen vielen Lehrſtunden und die botaniſchen Wanderungen mit den Schülern übrig ließen, eine volle Beſchäftigung; zu meiner Erholung diente die Einrichtung des kleinen botaniſchen

Gartens am Landauer'ſchen Gebäude und die feiertägliche Ruhe bei den Meinigen, ſowie den nächſten Freunden.

Wir hatten ſchon ſeit dem Herbſte 1810 noch einen Pflegebefohlenen in unſer Haus bekommen: den zweiten Sohn (Wilhelm) meines alten, jenaiſchen Freundes Weſſelhöft, einen eifrig fleißigen Schüler, der nachmals als Doctor der Medizin, zuerſt als Proſector an einer Univerſität, dann, als glücklicher praktiſcher Arzt, in weiter Ferne gewirkt hat.

Paulus war, wie ich ſchon vorhin erwähnte, zuerſt nach Ansbach, dann nach Heidelberg gekommen. Es war, als hätte ſich ſeitdem bei uns in Nürnberg ein Sturm gelegt, denn der, an Gaben und Gelehrſamkeit bedeutende Mann, in einer für ihn ſelber unbefriedigenden, peinlichen, amtlichen Stellung, brachte, ſelbſt ohne dies zu wollen, ſeine innere Unruhe auch in den Kreis ſeines äußeren Wirkens hinein. Unter Paulus' Nachfolger, Stephani in Ansbach, trat eine völlige Windſtille ein, denn dieſer Mann hatte weder Kraft noch Luſt, einen Sturm zu erregen; die Schiffe, welche da vor Anker lagen, waren ihm zu mächtig und er ſelbſt war durch einen geiſtigen Schiffbruch vollkommen verarmt und hülflos geworden. Es mag ein Anderer als ich dieſen Mann mit der unheimlich umwölkten Stirne und dem eben ſo unheimlichen Lächeln des Mundes beſchreiben; ſein Weg war nicht der meinige.

Unſer neuer General-Commiſſär von Kracker war, ſo viel ich urtheilen kann, ein redlich wohlwollender Mann, deſſen ich mit dankbarer Achtung gedenke. So blieb uns Zeit und freudige Muße genug, in unſerem Kreiſe anzubauen und zu wirken, was uns gut und nöthig ſchien.

Ich ſprach ſchon oben davon, daß im Jahre 1811, auch in dieſem unſeren Kreiſe, zwei neue, hülfreiche Sterne aufgegangen ſeien. Nicht für unſere Lehranſtalt allein, auch für uns, die Lehrer an derſelben, vor Allem aber für mich, war dieſes ein höchſt erfreuliches Ereigniß. Für den Unterricht im Gebiete der Phyſik und Chemie wurde Dr. Joh. Salomo Schweigger aus Baireuth berufen, wo er demſelben Geſchäfte, als Lehrer am Gymnaſium vorſtand; die philoſophiſchen Studien: Wiſſenſchaftskunde, deutſche Litteratur, Pflichtenlehre und Logik, nebſt dem Lehren der Religion, wurden dem Dr. Simon Erhardt aus Ulm übertragen. Die wohlwollende Theilnahme der Regierung an dem Gedeihen und Aufblühen unſerer Lehranſtalt hätte ſich in nichts Anderem ſo kräftig erweiſen können, als in der Wahl dieſer beiden Männer, welche in ihren ſpäteren wiſſenſchaftlichen Leiſtungen als Schriftſteller und Univerſitätslehrer, Schweigger in Halle, Erhardt in Heidelberg, die geiſtigen Kräfte und den inneren Reichthum kund gegeben haben, die ſie ſchon mit ſich zu uns, an unſere Anſtalt brachten.

Schweigger, nur wenig älter als ich, iſt der einzige unter meinen Mitlehrern und nächſten Freunden in Nürnberg, welcher noch lebt. Er muß mir erlauben, daß ich hier, vor aller Welt, von Etwas rede, das er freilich niemals vor der Welt zur Schau trägt, ſondern ſo zurückhält, daß nur er und ſeine Freunde darum wiſſen. Aber Gott weiß auch darum, deshalb kann es auch die Welt wiſſen. Das iſt die, jeder Aufopferung und Selbſtverläugnung fähige, nachſichtsvolle, treue Liebe, welche dieſer Menſch zu ſeinen Freunden trägt und die er wohl auch, wenn ſie es bedürfen, an Solchen reichlich erweiſt, die nicht ſeine Freunde waren, wohl aber bei ſolcher Gelegenheit es wurden. Wir Beide, Schweigger und ich, leben nun 44 Jahre im Bunde der Freundſchaft und ſein treues Gemüth hat mir, in Freud und Leid, immer nur Gutes erwieſen, darum ſoll dieſer Bund ehrlich gehalten werden, bis an's Ende.

Die gelehrte Welt kennt den J. Salomo Schweigger als einen ihrer klaſſiſch in der Schule des Alterthumes gebildeten Genoſſen, der im Gebiete der Phyſik und Chemie mit den vorragendſten Meiſtern den Wettlauf der Entdeckungen rüſtig mitmachte, aus welchen die Wiſſenſchaft der neueſten Zeit ihren Hauptgewinn gezogen hat. Wie ſeinem glücklicheren Mitbewerber um den Preis, wie Oerſtedt, iſt ihm der Gedanke an den einen, gemeinſamen Urſprung aller Bewegungen in der Elementarwelt, von dem leiſen Wehen des Magnetismus und der Elektrizität an, bis zu dem Sturme, der die Weltkörper durch ihre Bahnen treibt, ein leitender Grundgedanke aller ſeiner Naturbetrachtungen und Forſchungen geweſen *). Man kennt unter den phyſikaliſchen Apparaten der Neuzeit einen, welcher der elektromagnetiſche Multiplicator heißt und deſſen Erfindung und weitere Vervollkommung man wohl unſerem Schweigger, vorzugsweiſe vor Poggendorf zuſchreiben kann. Er beſteht aus einer Magnetnadel, um welche ſich ein Metalldrath (iſolirt durch Umwicklung von Seide) herumwindet. Die Magnetnadel wendet ſich ohne Aufhören und treulich ihrem Pole zu, wenn aber ein elektriſcher Strom durch den Drath hindurchgeht, da ſetzt dieſer die Magnetnadel alsbald in Bewegung. Auch der

---

*) Schweigger's meiſte wiſſenſchaftliche Arbeiten ſind zwar in der Fortſetzung von Gehler's Journal, ſowie ſeines eigenen Jahrbuches für Chemie und Phyſik enthalten, zugleich aber hat er noch eine Menge kleinere, einzelne Schriften als fruchtbare Saatkörner für ſeine Zeit und ihre Zukunft ausgeſtreut.

leiſeſte Einfluß ſolcher Art verräth ſich an dieſem höchſt empfindlichen Apparate, deſſen Bewegungen mit der Stärke des Einfluſſes wachſen. So gleicht auch das Gemüth meines Freundes Schweigger ſeinem elektromagnetiſchen Multiplicator, erregbar für jeden leiſen Anhauch zu einer geiſtigen Mitwirkung oder Gegenwirkung, der ihm von außen kommt und wie der Magnet unter dem Drathe des Apparates hat auch ſein Gemüth nach all ſeinen Bewegungen die ruhende Richtung nach dem Pole des inneren Lebens immer wieder gefunden und behalten. Schweigger hat den Gedanken, welcher der Erfindung ſeines Multiplicators zu Grunde lag, noch in einer anderen großartigeren Weiſe: in Beziehung auf die Erweckung der ſchlummernden Kräfte der Völker zum Erkennen des einen Grundes alles Seins und Lebens in dem gemeinſamen tieferen Erfaſſen des Buches der Werke und der Offenbarung ausgeſprochen, und wenn derſelbe durch ihn auch nur noch als Keim der mitlebenden Gegenwart ſich mitgetheilt hat, ſo liegt doch in dem Keime die Kraft einer künftigen Entwickelung.

D. **Simon Erhardt**, nur 4 Jahre älter als ich, befand ſich alsbald unter uns, ſeinen Mitlehrern und den Schülern in der feſten Stellung der gegenſeitigen Achtung und Liebe, aus welcher er niemals auch nicht um ein Haar breit herausgetreten iſt. Und nicht nur uns, ſondern Allen, die ihn kennen lernten, erſchien er als ein Ehrenmann von ſeltenem Reichthum der Kenntniſſe und Gaben, ſo wie von gediegener Lauterkeit des Charakters. Erhardt hatte eine ſchwere Jugendzeit durchlebt; er nahm die Aufgabe ſeines Lebens und Wirkens ernſt und treu. Er und ſeine treffliche Frau wurden mir und meinem Hauſe ſehr nahe befreundet. Der wiſſenſchaftlichen Welt hat er ſich durch ſeine Schriften: „philoſophiſche Encyklopädie", „Vorderſätze zur Aufſtellung einer ſyſtematiſchen Anthropologie", „Einleitung in die Studien der Philoſophie" und ſeine „Eleutheria" rühmlich bekannt; ſeinen Schülern in Nürnberg, in Freiburg und Heidelberg, wo er 1829 ſtarb, unvergeßlich werth gemacht; mir iſt er durch ſeinen klaren Verſtand, wie durch ſein richtiges Urtheil oft ein hülfreicher Freund geweſen.

Seit dem Hinzutreten dieſer beiden Männer waren die Lehrkräfte an unſerer Anſtalt in ſehr erfreulicher Weiſe vervollſtändigt und vermehrt worden, ſie gewann an öffentlichem Vertrauen nicht blos in ihrem nächſten, ſondern auch in weiterem Kreiſe, wie dies die vermehrte Zahl der Schüler aus dem Inlande und ihr überhand nehmender Beſuch von Ausländern bezeugte. Die Schülerzahl an dem Real-Inſtitute wuchs ſchon im J. $18^{10}/_{11}$ auf das faſt Doppelte, $18^{11}/_{12}$ auf das mehr denn Doppelte, $18^{13}/_{14}$ um faſt das Dreifache an, zugleich war der Andrang der Schüler zu der Realſchule ein ſo großer, daß ſchon im J. $18^{11}/_{12}$ außer den beiden ſchon beſtehenden eine dritte Klaſſe errichtet werden mußte. 'Von dieſen Zöglingen will ich ſpäter noch reden, ~~und~~ dann zugleich berichten, wie vom Jahre 1815 an dem freilich nicht in ganz bequem zugerichteten Boden wurzelnden, manchem Sturme von außen her ausgeſetzten Gewächſe unſerer Lehranſtalt der Nahrungsſaft entzogen wurde, ſo daß es nach einem 7jährigen Beſtande im Jahre 1816 in dieſer ſeiner erſten Geſtalt eingehen mußte, bis es in einer glücklicher organiſirten, dem allgemeinen Bedürfniſſe noch beſſer entſprechenden Form wieder auflebte. Nicht aus der Mangelhaftigkeit der äußeren Mittel oder der Lehrkräfte, ſondern vielmehr der gegebenen Grundlage, darauf das Unterrichtsweſen dieſer Schule erbaut war, ging dieſes Ereigniß hervor.

38. Das Leben eines Einſamen.

Der Tod meiner Henriette hatte bei Allen, die ſie perſönlich, oder welche ſie mittelbar durch mich und meine Freunde kannten, innige Theilnahme gefunden. Schelling, mich „über den Verluſt der treuen, herz-, geiſt- und liebevollen Gattin“ beklagend, ſchrieb mir:

„Troſt will und kann ich Ihnen nicht ertheilen; wo er nöthig wäre, faßt er nicht; wo er faſſen würde, iſt er unnöthig. Sie bedürfen Keines. Natur und Offenbarung haben Sie mit der innigen, gegenwärtigen Gewißheit von dem höheren Zuſtande erfüllt, zu dem der Tod (für ſolche Seelen) nur Uebergang iſt, und nach dem, wenn wir ihn lebhaft ergreifen, unſere ganze Seele von Sehnſucht hingezogen iſt. Wie oft war es mir ſchon Troſt, nicht wegen der Abgeſchiedenen, ſondern wegen meiner ſelbſt, wenn ich den Druck des Lebens innerlich ſchwer empfunden, jenes alte, deutſche Sinngedicht:

„„Ob Sterben ſchrecklich iſt, ſo bild' ich mir doch ein:
„„Daß ſeliger nichts iſt, als das Geſtorbenſein.““

„Auch dieſe Erfahrungen ſind nur ein neues Band zwiſchen uns“ *).

— — „Gott erhalte Sie geſund und froh, und verwandle allen Schmerz, wenn je noch welcher da iſt, in die innere, wohlthuende Wehmuth.“

Unter all' meinen Freunden hatte Köthe meinen Verluſt am tiefſten und lebendigſten mit mir empfunden, denn er hatte ja mit mir und Henrietten, wie mit den Genoſſen einer eigenen Familie, brüderlich zuſammengelebt; er

---

*) Auch Schelling hatte faſt um dieſelbe Zeit mit mir ſeine erſte Gemahlin verloren.

war mit uns näher noch, als mit den Banden des leiblichen Blutes, vereint. Was er mir aber ſchrieb, das ſprach außer der ſchmerzlich innigen Theilnahme an meinem, ja an unſeres ganzen Kreiſes Verluſt noch ein anderes Gefühl aus, deſſen Wärme (freudig und wehmüthig zugleich) ich erſt ſpäter, als ich ſeinen eigentlichen Quell erfuhr, ganz kennen lernte. Das Herz meines Freundes, ſo erfuhr ich ſpäter, war um dieſe Zeit von der aufgehenden Sonne der erſten Liebe erwärmt und beſtrahlt.

Ich werde ohnehin die äußere wie die innere Entwickelungsgeſchichte im Leben dieſes brüderlichen Freundes da, wo beide ſich berühren, in einer fortgehenden Beziehung zu der meinigen betrachten müſſen, hier aber war es, wo ſich einmal auch zwiſchen ihm, Schelling und mir ein ſolcher Berührungspunkt zeigte, an welchem die Lebenswege ſich begegneten.

Nahe bei Jena, in dem wunderſchön, im Saalthale gelegenen Drackendorf, mit den Ruinen einer alten, hohen Ritterburg in der Nachbarſchaft, wohnte das alte, edle Geſchlecht der Herren von Ziegeſar, das mit dem äußeren Adel ſeiner Abſtammung zugleich den inneren aus der hochſinnigen deutſchen Ritterzeit des vielbeſungenen älteſten Wartburgglanzes ſich bewahrt hatte. Der damalige Stammvater des Geſchlechtes, der herzoglich gothaiſche Miniſter von Ziegeſar, war bei der Anſtellung meines Freundes am Lehramte der Univerſität Jena, als Kurator von dieſer vorzüglich thätig geweſen; ſeine beiden Söhne, davon der eine, den ich als Mitſtudirenden in Jena öfters geſehen, nicht aber näher gekannt hatte, mein ſo wie Köthe's Altersgenoſſe war, hatten ſich mit dieſem nahe befreundet, und ihren Einladungen folgend, war Köthe öfters in die Nähe der alten Ritterburg: nach Drackendorf gekommen.

Alle Mitglieder der Ziegeſar'ſchen Familie: der Vater und ſeine Söhne, ſammt ihren gleichgeſinnten Frauen hatten jenen ſtillen, wohlthuend feierabendlichen Einfluß empfunden, den Köthe (nach S. 405) ſchon durch ſeine perſönliche Nähe auf Andere übte. Seine feſt entſchieden chriſtgläubige Haltung im Wort wie im Wandel hatte auch ſeinem Urtheile über manche damals herrſchende Anſichten in Dingen, die der Kirche und ihrer Außenwelt angehören, eine Kraft und einen Nachdruck gegeben, daß man dem jungen Manne, aus dem nur wohlwollende Liebe ſprach, zuerſt nur mit Achtung zuhörte, dann aber, der neuen Richtung ſich hingebend, ſeinen Anſichten folgte. Benahm ſich doch der Vater, der Miniſter Ziegeſar, ſo freundlich theilnehmend an Allem, was Köthe that und ſprach, daß er, als dieſer während eines Ferien-Beſuches in Drackendorf, zur Zeit der Ferien, ſeine Ueberſetzung der „Nachfolge Chriſti“ des Thomas von Kempen niederſchrieb, gewöhnlich am Abend Das, was der Ueberſetzer am Tage geſchrieben, von dieſem ſich deutſch vorleſen ließ, während er ſelber, beſonders im lateiniſchen Original, ihm folgte.

Unter den Zuhörern bei den Geſprächen am Abend, welche durch ihren hiſtoriſchen Inhalt in hohem Grade unterhaltend waren, durch ihren religiöſen Sinn erhebend und belebend auf das Gemüth wirkten, ſo wie unter den ſtillen Theilnehmern an dem raſchen Fortgang des Werkes der Ueberſetzung, war auch die jüngſte Tochter des Hauſes, der Liebling ihres alten Vaters, die edle Jungfrau Sylvia von Ziegeſar. Auch ich hatte ſie früher, wie eine Erſcheinung aus einer anderen Welt, leicht, als ob ſie der Erde weniger als halb angehörte, an mir vorüberſchweben ſehen. Jener innere, höhere Kern ihres Weſens, der nicht vom Geſchlechte der alltäglichen Welt war, hatte ſich ſchon frühe nach dem Strahle einer Sonne geſehnt, die ſein Leben wecken und bekräftigen konnte. Dieſer wirkende Strahl war ihr aus Köthe's lehrreichen Geſprächen gekommen; ſie hatte da Dinge gehört, die ihr eben ſo neu als achtungswerth erſchienen, denn die Belehrung und Bildung, die ſie in ihrer früheſten Jugend empfangen, hatte zwar alle Gaben, Kenntniſſe und Fertigkeiten, die in den höheren Kreiſen am meiſten geachtet ſind, zur vollſten Entwickelung gebracht, doch, mit all' ſeinem heidniſch-klaſſiſchen Glanze, den Keim des Sehnens nach dem Erkennen einer Wahrheit, die ewig iſt, unberührt und unentwickelt gelaſſen. Aus der gegenſeitigen Achtung der aufmerkſamen, empfänglichen Schülerin und ihres Lehrers war eine Neigung geworden, an deren eigentliche Bedeutung wohl Beide nicht dachten; Köthe, wie in ſüßem Traume befangen, redete in ſeinen Briefen an mich eine Sprache, wie ſie nur die Wärme der erſten jugendlichen Liebe dem Herzen und dieſes dem Munde oder der Feder einzuhauchen vermag.

Nun, aus dieſem Kreiſe des lieblichen Zuſammenlebens in Drackendorf, zu welchem ich bald wieder zurückkehren werde, kam mir im Sommer 1812, während meines einſam verwaiſten Lebens ein Gruß und eine Botſchaft, von einer Seite zu, daher ich ſie nicht erwartet hatte. Mein theurer Freund und Meiſter Schelling ſtand nach dem Tode ſeiner Frau an ſeinem Orte vereinſamter und als ein unbekannter, ja als ein verkannter Fremdling da, mehr als dies jemals mir dem „Getragenen" in meinem guten Nürnberg, im feſtgeſchloſſenen Kreiſe der liebenden Freunde geſchehen konnte. Er ſchrieb mir bei einer anderen Gelegenheit, wo ich ihm eine, wie ich's jetzt erkenne, nur kleine

Trübſal und wohlverdiente feindſelige Anfechtung von außen geklagt hatte: „Ich darf vielleicht hiervon reden, als einer, der durch manches Feuer der Trübſal gehen mußte, und der außerdem nicht gewöhnliche Feinde hatte (ſelbſt Solche, denen ich Gutes gethan) und noch hat, und doch bin ich noch da, lebe und hoffe mit Gottes Hülfe zu wirken, wie ich bis jetzt nicht gewirkt habe.“ Schelling, wie ein Edler aus dem Stamme der Krieger in Indien, war zum Kampfe geboren und beſtimmt: zu einem Kampfe, der als Preis ſeines Sieges nur den Frieden: den bleibenden Frieden des Geiſtes ſucht. Wie die hohe Kaſte der Krieger in Indien, die nächſte an der Kaſte der Brahminen, das Schwert zwar für das Feuer und die Weisheit der Tempel, zugleich aber auch für die Rechte und Würde des eigenen Stammes führt, ſo war Schelling's Kampf ein doppelter, hatte es öfter mit Solchen, als mit Feinden zu thun, welchen er in der einen wie in der anderen Richtung entgegen zu ſtehen ſchien. Er aber, der unermüdete Kämpfer, hatte das Ziel: den Frieden vor Augen, und bedurfte es, daß er nach der täglichen mühſamen Arbeit des Schwertes draußen in der Oeffentlichkeit, wenigſtens daheim, in der Nähe eines treuen Freundes, den Vorſchmack des Friedens fände, nach welchem ſein Sehnen, wie aus weiter Ferne, gerichtet war. Dieſes Glück, das er für einige Zeit verloren, ſollte ihm in einem höheren Maaße wieder werden. Eine Erinnerung und Weiſung aus etwas früherer Zeit wurde während ſeiner trüben Verlaſſenheit in ihm wach: Er verſtand den inneren Wink; der Magnet in ſeinem Herzen zeigte nach Norden hin, dorther hatte er ſich die auserleſene, treue Lebensgefährtin geholt, die ihm von nun an wie ein Theil von ſeinem eigenen Herzen für

Zeit und Ewigkeit feſt verbunden blieb, und welche er mir jetzt, in Nürnberg, als ſeine geliebte Neuvermählte vorſtellte.

Pauline Gotter aus Gotha ſtammte aus einem Geſchlechte jener Dichter, welche nicht nur von ihren Zeitgenoſſen die vergängliche Krone des Lorbers, ſondern eine andere Krone ſich erworben hatten, die nicht aus der Zeit iſt. Der Ahnherr Ludwig Andreas Gotter (geb. 1661, geſt. 1735 als Hof- und Aſſiſtenzrath zu Gotha) iſt der Sänger vieler gotteskräftiger und gottgeweihter Lieder geweſen, davon noch manches im Chore der Chriſtenſeelen in lieblich erhebender ſo wie in ernſter Weiſe forttönt, wie z. B. das ſchöne Adventslied: „Das iſt ein theures Wort", dann „Schaffet ernſt, ihr Menſchenkinder, ſchaffet eure Seligkeit", ſo wie des herrlichen Liedes „Womit ſoll ich dich wohl loben", aus dem ich oben (S. 28) einige Zeilen angeführt habe. Ein eigenthümlich hoher Geiſt, als ein Segen des Ahnherrn, hatte ſich in der Familie erhalten. Wie aber ſoll ich die Pauline beſchreiben, die jetzt an Schelling's theurer Hand mir vor Augen ſtand? Ich habe das Glück gehabt, und danke Gott dafür, manche auserwählte, hochbegabte Jungfrau und Frau, unter den verſchiedenſten Ständen auf Erden kennen zu lernen, und werde einige derſelben noch ſpäter beſchreiben: Pauline Gotter ſteht mit in der erſten Reihe derſelben. Der Geiſt iſt es, nach all' ſeinen Richtungen und Gaben, welcher lebendig machet, dieſer war es auch, der dem jugendlich anmuthigen, fröhlich munteren, durchaus edlen Weſen ſeinen beſonderen Reiz gab. War es etwa nur die ſeltene, vielſeitige Bildung in all' den Kenntniſſen und Fertigkeiten, die als Zierde der höher geſtellten deutſchen Frauen gelten, durch welche ſie, ohne daß ſie ſelber ſich deſſen bewußt war, gleich bei dem erſten Sehen und Sprechen den Achtung gewinnenden Eindruck machte, den ich erfuhr? Ich hatte früher oft die Blüthe des Granatbaumes in unſeren Gewächshäuſern und Kunſtgärten geſehen. So ſehr ſie auch da mit ihrer Farbe prunkt, iſt ſie dennoch nur das verkümmerte, krankhafte Scheinbild einer Blüthe, an welchem nichts zu ſehen iſt, als ein verworrenes Gehäuſe der Blüthenblätter, das ohne Kraft zur Erzeugung einer Frucht verdirbt und abfällt. Als ich aber zum erſten Male in meinem Leben auf der Anhöhe des Calvarienberges in Botzen eine naturwüchſige, vollſtändige Granatblüthe, mit ihrer weitgeöffneten, herrlichen Krone und dem reichen, goldenen Schatze der Staubfäden darin, ſo wie mit dem kleinen kräftigen Anſatz des Apfels ſah, da erkannte ich erſt mit Entzücken, wie ſchön eine Granatblüthe ſei. Eben ſo wurde mir wohl zu Muthe, als ich in der jungen Frau meines lieben Schelling's die ſo recht naturwüchſig geſunde, kräftige Geiſtesbildung der Edleren ihres Geſchlechtes wahrnahm.

Man mußte übrigens, um den inneren Gehalt und Werth dieſer ſeltenen Frau ganz zu erkennen, ſo wie ich dieſes Glück in Erlangen und München genoß, Jahre lang mit ihr zuſammengelebt, ſie geſehen haben in ihrem Wirken und Weſen als Lebenshälfte ihres großen Mannes, als Mutter und als ſorgſame deutſche Hausfrau. Die Orientalen haben in ihren häuslichen und ehelichen Verhältniſſen eine Sitte, die ich gerade nicht für uns und unſersgleichen zur Nachahmung empfehlen möchte, die aber doch, gerade für ihren Ort manches Gute hat: das Frauenvolk lebt dort in ſeinem eigenen Stockwerk oder Haus ſo ganz abgeſchieden von dem Volk der Männer, daß, wewenigſtens ſo weit Andere es bemerken können, keine weibliche Zunge oder Hand in das Geſchäft des Mannes hineinredet und hineingreift. Nicht um das Geſchäft, deſto mehr aber um die Perſon des Mannes, um die Erhaltung ſeiner Liebe und ſeines heiteren Wohlergehens iſt das Weib, wenn es guter Art iſt, bemüht und beſorgt. Unſere Freundin Schelling war zwar nicht leiblicher Weiſe in eigener Etage oder beſonderem Wohnhaus von ihrem Manne abgeſperrt, aber ſie ſelber, ſo geiſtvoll ſie war, ſo tief ſie ihn und das Geheimniß ſeiner innerſten Gedanken verſtand, hielt ſich in demüthiger Ehrfurcht gegen ihn und das große Werk ſeines Lebens in den Schranken ihrer Weiblichkeit. Sie hat niemals, wie manche andere Frauen verdienſtvoller Männer, eine Abgötterei mit dem ihrigen getrieben, er war ihr herzinnig, treu Geliebter, nicht aber ihr Abgott; ſie pflegte nie gegen Andere mit den hohen Verdienſten ihres Mannes zu prunken; er bedurfte nicht des mündlichen Ausdruckes ihres Lobes, das ihm freilich jeder ihrer Blicke gab, ſondern nur ihrer ſorgſamen Liebe, die jede ſeiner Mienen, jedes andeutende Wort von ihm verſtand, und immer bereit war, ihm Aufheiterung, friedliche Stimmung und Troſt zu bringen. Mit einer ſeltenen Beherrſchung ihrer ſelbſt dachte ſie ſtets weniger an ſich, als nur an Ihn, und die Kinder, die ſie ihm geboren; ſie hat ihre Tage der geiſtigen wie leiblichen Pflege und liebenden Begleitung treulich, bis an ſein Ende an ihm erfüllt und da es vollendet war, iſt ſie bald ihm nachgeeilt in ſeine ewige Ruhe.

Nun, der Beſuch dieſes Freundespaares in Nürnberg war mir recht zur Freude. Die Neuvermählte war mit der Familie Ziegeſar ſehr wohl bekannt, war Sylvien's innige Freundin, ſie brachte mir aus Drackendorf und namentlich auch von Köthe freundliche Kunde und Grüße.

Als ſie ſchieden, da konnte ich im Geiſt meinem edlen Meiſter Schelling immer nur nachrufen: wohl dir, daß du gefunden haſt, was du fandeſt.

In die Zeit meines einſamen und verwaiſten häuslichen Lebens in Nürnberg fällt noch manch' anderer mir wichtige Zuſpruch durch vorüberwandernde Menſchen und Ereigniſſe. Unter anderen beſuchte mich auch mein lieber, alter Lehrer Werner aus Freiberg damals zum erſten Mal, und ich machte ihm im darauf folgenden Frühling einen Gegenbeſuch in Freiberg. Ich werde jedoch dieſen theuren, ehrwürdigen Gaſt in dem Kreiſe der Nürnberger Bekannten und Freunde noch einmal, bei ſeinem zweiten Beſuche begegnen, und dann mehr von ſeinem Auftreten unter uns erwähnen. Er fand mich während dieſes erſten Beſuches ganz überaus beſchäftigt mit dem Ordnen, nicht nur des äußeren Materiales, das ich für meinen Unterricht an unſerer Anſtalt mühſam zuſammengetragen, ſondern eben ſo ſehr mit jenem inneren, das ich in Freiberg aus ſeinen Belehrungen empfangen hatte. Es mag wohl ſein, daß mir dieſer ſein erſter Beſuch in Nürnberg die Anregung gab zur Ausarbeitung meines Lehrbuches für Geognoſie und Bergbaukunde, das ich zur aufheiternden Unterhaltung in meiner Einſamkeit während des Winters von 1812 auf 13 ſchrieb und im Verlag von L. Schrag zu Nürnberg herausgab. Ich hatte mich in dem Inhalt dieſes Buches vielleicht allzugläubig nur an die Grundzüge gehalten, mit welchen Werner ein Bild des Baues der Erdveſte und der Anordnung ihrer Gebirgsmaſſen entwarf. Es mag wohl einer der letzten Verſuche geweſen ſein, dieſes Bild noch einmal öffentlich in ſeinen Geſammtumriſſen hinzuſtellen und mein an ſich unbedeutendes Buch fand bei manchem treuen Anhänger der Werner'ſchen Theorie, ſelbſt in Schweden und England beifällige Theilnahme. Doch ward dasſelbe bald zu einer nicht mehr zeitgemäßen Erſcheinung.

Die Geſchichte eines anderen Beſuches, der in dieſer Zeit mir zukam, habe ich, mit ihren merkwürdigen Folgen, in meinem Alten und Neuen, Bd. III, unter der Ueberſchrift „Der ungebetene Gaſt“ etwas ausführlicher erzählt. Darum erwähne ich denſelben hier nur ganz kurz. Ich hatte eines Abends meine nächſten brüderlichen Freunde in Nürnberg: den Pfarrer Schöner, Burger, Dallinger und Fiedler zu einer ſehr einfachen Mahlzeit eingeladen; ich wünſchte vor Allem, denn ich ſehnte mich nach einer vertraulichen, geiſtig kräftigen Unterhaltung, daß wir, von keinem anderen Beſuche geſtört, allein beiſammen ſein möchten. Da kam aber dennoch ein unerwarteter Beſuch aus der Ferne her: der junge, gelehrte Dr. Scheu aus Wittenberg, ein beliebter Lehrer der Theologie an der dortigen Univerſität. Ich hatte Scheu in Leipzig gekannt, wo er noch einige Zeit mit mir ſtudirte, und ſogar nachbarlich mit mir und Köthe zuſammenwohnte. Er ſchien damals einer anderen Richtung in der wiſſenſchaftlichen Theologie zugethan, als die gläubige meines Freundes Köthe war, hatte auch in ſeinem Benehmen, wie uns ſchien, etwas Abſchließendes und Zurückhaltendes, ſo daß wir an ihm zwar den Ernſt, den Fleiß und die Kenntniſſe, ſo wie das Anſehen, das ihm die reiferen Jahre gaben, achteten, ſonſt aber nicht in näheren Verkehr mit ihm traten. Schöner war gerade in einem Geſpräche begriffen, bei deſſen Inhalt das Herz, wie dort den Wanderern nach Emmaus, brannte, denn was er ſagte, das kam ſo ganz aus den Erfahrungen ſeines eigenen treuen Herzens. Ich erſchrack über den Beſuch, der mir zu jeder anderen Zeit und Stunde ſehr lieb und angenehm geweſen, ich fürchtete, die ganze Unterhaltung würde eine andere, für meine übrigen Gäſte fremdartige, ſtörende Wendung nehmen. Aber der Fremde ſetzte ſich zu Schöner hin, und dieſer redete ihn mit ſo eindringlicher, väterlicher Freundlichkeit an, daß Jener gar bald mit geſpannter Aufmerkſamkeit bei der Sache war. Als ich dieſes bemerkte, wäre es mir nicht unerwünſcht geweſen, wenn das Geſpräch einige jener Halbheiten und Bedenklichkeiten der damaligen gelehrten Theologie gegen die göttliche Wahrheit des Chriſtenthums berührt, und Schöner dieſen, in ſeiner, wie mir ſchien, unwiderſtehlich ſiegreichen Weiſe begegnet wäre. Denn dieſes hätte ich zum Wohle des ehrenwerthen fremden Gaſtes, als eine Mitgabe zur weiteren Beherzigung ihm gewünſcht. „Aber der alte Lehrer ſchien heute nicht fertig werden zu können, dem jungen Lehrer der Theologie aufrichtig treu, als ob er ein alter Bekannter ſei, Erfahrungen zu erzählen, die er an ſeinem eigenen Herzen und an den Herzen ſeiner Zuhörer gemacht hatte. — An ſeinem eigenen Herzen, denn er habe innig und ernſt geſucht und gerungen nach der Wahrheit, und vor Allem nach innerem Frieden und nach der Kraft zum Guten. Er habe in den Schriften der tiefeſten Denker und der berühmteſten Theologen Rath und Befriedigung geſucht, mit ſeinem Herzen ſelber dies und jenes angefangen, nirgends aber Das gefunden und erlangt, was er ſuchte, bis er zuletzt zu dem Worte Gottes und dem einfältig feſten Kinderglauben an dasſelbe gekommen. Eben ſo habe er es auch anfangs als verordneter Prediger des Wortes auf all' jenen eigenen Wegen verſucht, um etwas an ihrem Herzen auszurichten, es ſei aber immer etwa eine gemalte Blume oder eine Scheinfrucht aus dem Boden hervorgekommen, bis er endlich angefangen, ſich an die einfältige Predigt vom Kreuze zu begeben, und an dieſer eine wahrhaft göttliche Macht erprobt habe, die Menſchenherzen umzuwandeln und mit dem Leben aus Gott zu erfüllen."

Dem alten vielgeprüften Erzähler waren an dieſem Abend Herz und Mund in ganz beſonders kräftiger Weiſe aufgethan; er ſprach immer zu dem jungen Theologen hingewendet, als habe er es allein nur mit dieſem zu thun, von den freudigen Erfahrungen, die er an ſeinem und anderen Herzen gemacht habe, und als dieſer, obwohl, wie es ſchien, tief gerührt, dennoch nach einiger Zeit aufſtand, und ohne auf unſere Bitte zu achten, noch länger zu bleiben, Abſchied nahm, da faßte der Greis mit ſeinen zitternden Händen *) die Hände des edlen, guten Fremden und ſprach zu dieſem, den er tiefer durchſchaut und beſſer erkannt hatte, als wir anderen Alle, ein liebend ſegnendes Wort.

Und dieſes Wort iſt denn auch in Erfüllung gegangen. Profeſſor Schen, nach einem Beſuche in ſeiner Vaterſtadt Rothenburg an der Tauber, war auf der Rückreiſe noch einmal nach Nürnberg gekommen. Ich war auf kurze Zeit in meine Heimath verreiſt, er beſuchte jedoch den Vater Schöner und hörte ihn predigen. Seitdem war er ganz für den einfältig feſten, treuen Chriſtenglauben gewonnen, und bezeugte dieſes durch Wort und That der Lehre bis an ſein leider nicht fernes Ende. Noch von ſeinem Todtenbette aus ließ er dem alten Pfarrer Schöner danken für Das, was er mit Gott an ſeinem Herzen gethan.

Wer den Pfarrer Schöner in der letzten Hälfte ſeines Lebens und in der vollen Reife ſeines inneren Lebens ge-

---

*) Schöner war, in ſeinen letzten Lebensjahren, in Folge eines heftigen Schreckens von einem beſtändigen Zittern der Glieder befallen worden.

kannt und gehört hat, den wird dieſe ſeine denkwürdige Einwirkung auf ein junges, treu und redlich nach Wahrheit ſuchendes Gemüth nicht verwundern. Ich habe in meinem Alten und Neuen (B. II) in der Erzählung von J. T. Kießling's Leben, ſo wie an anderen Stellen Züge aus Schöner's äußerem wie innerem Leben mitgetheilt, welche, wie ich dafür halte, ein treues Bild des Mannes geben *). Ich entnehme jenen vollſtändigeren Berichten hier nur Einiges, das zuerſt aus Schöner's eigenem Munde kommt.

Schöner, geb. 1769 zu Rügheim in Franken, unweit Schweinfurt, hatte ſich ſchon als Studirender an der Univerſität Leipzig ſeines Berufes zur Theologie würdig gezeigt (m. v. S. 386 f.). Cruſius und Gellert hatten unter allen damaligen Lehrern am tiefſten auf ihn gewirkt. Schon in ſeinem 21. Jahre (er war ſehr jung zur Univerſität gekommen) hatte er ſeine Studienzeit vollendet. Jenes leibliche Leiden, das den ſeligen Gellert oft ſo tief beugte: die Hypochondrie war auch über ihn gekommen, er fühlte ſeinen Druck in hohem Maaße, während er in Erlangen und in Baiersdorf als Hauslehrer lebte. „Ich beobachtete damals, ſo berichtet er in ſeinem ſchriftlichen Nachlaß, die Rathſchläge der Aerzte mehr als die Rathſchläge des Evangeliums; manche Uebung der Gottſeligkeit unterblieb, ich wurde ſchläfriger und verließ jene beiden Orte, zwar mit dem Ruhme eines ſtillen, frommen Jünglings, aber mit einem bereits vom Guten wieder abkommenden Herzen.“

---

*) In meinem Alten und Neuen, im 2. ſo wie im 3. Bande. Ein ſehr gutes vollſtändiges Bild des Lebens jenes theueren Mannes hat Ledderhoſe gegeben.

Im Jahre 1772, als 23jähriger Jüngling kam Schöner als Hauslehrer bei einer trefflichen adelichen Familie nach Nürnberg, hatte ſich aber durch ſeine gelehrten Kenntniſſe und ſeltenen Gaben ſo allgemeine Anerkennung erworben, daß man ihn ſchon im nächſten Jahre unter die Pfarramtskandidaten der Reichsſtadt aufnahm, und bald nachher an ein Predigtamt bei der Margarethen-Kapelle oben auf der Veſte beförderte. Einen ſolchen hochbegabten Prediger, dies war das Urtheil der vornehmen, gebildeten Welt, dem die größere Menge der übrigen Welt ſich anſchloß, hatte man in Nürnberg lange nicht, ja vielleicht niemals noch gehört. Es gehörte zum guten Ton, die Predigten von Schöner in der Margarethen-Kapelle oder nach ſeiner baldigen Beförderung in der Marienkirche zu hören, welche die Herzen, wie man ſagte, in einer ſo wohlthuenden Weiſe rührten, und durch ihren hohen Schwung ſo zur Andacht erhöben, wie keine andern. Er ſelbſt aber, Schöner, ſagte, wenn er ſpäter von dieſer Blüthezeit ſeines öffentlichen Beifalles in Nürnberg ſprach, daß, „obgleich Das, was er auf der Kanzel ſprach, den Worten nach, chriſtlichen Inhaltes geweſen ſei, er dennoch damals von Herzen eigentlich nicht Chriſtum, ſondern ſich, den Johann Gottfried Schöner gepredigt habe, weil er dabei nicht einig und unverrückt auf den Beifall Gottes, als auf den, ſeinem Munde gar ſüß ſchmeckenden Beifall der Welt geſehen. In dieſer Zeit beſuchte ihn manchmal der Kaufmann J. Tob. Kießling, dieſer Beſitzer der „köſtlichen Perle“ brachte ihm Bücher, alt wohl zum Theil an Jahren, dennoch aber neu und belebend an Kraft. Schöner ſah ſie kaum an, ſie enthielten für ihn ja nur Bekanntes und dies zum Theil in einer ſo altmodiſch abgeſchmackten Sprache, daß ſie ein gebildeter Theolog der jetzigen Zeit kaum leſen möge. Einſt als

Kießling wieder ſolche Bücher brachte, erklärte ihm Schöner, nachdem er ein wenig darin geblättert, geradezu, daß er zum Leſen von dergleichen Sachen weder Zeit noch Luſt habe, und wollte ſie gleich wieder zurückgeben. Kießling aber meinte, der Herr Diaconus habe ja Raum genug im Zimmer, ſolle den Büchern nur ein Plätzchen gönnen. Bald nachher, am 2. Weihnachtstage 1776, hielt Schöner über den Glauben an Chriſtum, eine, wie er nach ihrer Ausarbeitung meinte, gewaltig herrliche Predigt, die er ohngefähr mit den Worten ſchloß: „wer dieſen lebendigen Glauben nicht hat, der hat keinen Theil an Gott — — — ihm bleibt in dieſem Zuſtande der Himmel auf immer verſchloſſen und die ganze dunkle Nacht der Ewigkeit hindurch ruhen auf ihm die Wetterwolken des Zornes Gottes.“ Als er dieſes ſprach, wurde ihm ſo zu Muthe, als ob ihn ſelbſt ein Strahl aus dieſen dunklen Wolken getroffen hätte. Er konnte das Kirchengebet nicht leſen, ihm vergingen Hören und Sehen, man mußte ihn nach ſeinem Hauſe führen. Und als ihm 14 Tage nachher auf der Kanzel etwas Aehnliches begegnete, als dem ſeligen Taulerus, indem er, ſtatt der Worte in Thränen ausbrechend, ſtumm und halb ohnmächtig die Kanzel verlaſſen mußte, als er darauf drei Vierteljahre lang ganz untüchtig zum öffentlichen Reden wurde und zugleich mit Kießling „dem Pietiſten,“ ſo wie mit ſeinen Büchern in vertrauten Verkehr trat, da war es mit dem allgemeinen Beifalle, namentlich der gebildeten Welt, zu Ende; in der ganzen Stadt ſagte man (großentheils mit Bedauern): Schöner, von deſſen Gaben als Prediger man ſo viel erwarten konnte, iſt verwirrt im Haupte — ſchwachſinnig geworden, hält ſich zu den Pietiſten. Aber erſt ſeit dieſer Zeit einer Prüfung war der Vater Schöner Das für die kleine, treue Gemeinde, die ſich bald wieder um ihn verſammelte, geworden, was er auch mir nach meinem Maaße geweſen iſt. Aber, wie ich ſchon vorhin ſagte, ſein, ſo wie Kießling's ausgeführteres Bild gebe ich nicht hier, weil ich es ſchon anderswo gegeben. Dieſe beiden Männer ſo wie der geiſtige Sohn derſelben, Kießling's Neffe: Tobias Nauman, auf der anderen Seite Burger und Dallinger (der Vater) waren in dieſer Zeit mein liebſter und nächſter Umgang, an welchem ich mich ſonnte und erwärmte. Für mein inneres Leben war dieſes Erwärmt- und Beſonntwerden, obgleich die Wärme nicht nur von außen, ſondern auch von innen kam, zwar wohlthuend, nicht aber ohne Gefahr. Ich hielt die fremden Kräfte, die doch durch manche mühſame Arbeit und Kämpfe erworben waren, für meine eigenen, ich gab mich in meinem Herzen ſchon dem Freudegenuß der vollendeten Ernte hin, und hatte doch eben noch mit dem Beſtellen des Feldes und mit der Ausſaat zu thun; ich wollte mit den Armen eines Kindes Thaten der Männer thun und bildete mir dabei ein, ich ſei ſchon ein Mann; dünkte mich groß wie ein Mann.

Es lag übrigens eine beachtenswerthe Doppelſeitigkeit in dem Einfluſſe, den der Umgang mit den Männern auf mich hatte, von denen ich ſo eben einige nannte. Burger, wie ich ihn vorhin beſchrieben, war durchaus nicht Das, was man damals und auch noch jetzt einen Pietiſten nennt. An ihm war der bekräftigende, bildende Einfluß der würtembergiſchen theologiſchen ſo wie theoſophiſchen Schule eines Bengel und Oettinger, ſo wie der werkthätige Sinn eines Pfarrer Hahn (S. 358 u. f.) zu einem ſeiner Natur angemeſſenen, feſtſtehenden Gepräge geworden; er wollte nicht nur fühlen, ſondern auch, nach ſeinem Maaße, ſehen und wiſſen. Ich aus meiner früheren äſthetiſchen Feinſchmeckerei neigte mich jetzt zu einem anderen Extreme hin; es ging mir wie Einem, der aus der Kälte, darin er lange verweilt hat, plötzlich hereintritt in einen geſtern geheizten Vorſaal, die Temperatur deſſelben kommt ihm ganz anmuthig und warm vor, während ein Anderer, der aus dem gehörig geheizten Zimmer in den Saal heraustritt, nur mit Mißbehagen darin verweilen mag. Ich fand Wohlgefallen an Büchern und Liedern, die nicht nur der gelehrte, gebildete Schöner vor ſeiner ſchweren Heimſuchung (nach S. 449) als geſchmacklos für ihn würde zurückgewieſen haben, ſondern die auch nicht nach Burger's Sinne zu ſein ſchienen, noch weniger aber, wie er mir dies über eine Zuſendung ſolcher Art aus Philipp Raw's Verlag offen erklärte, Schelling's Geſchmack zuſagten, obgleich dieſer mit unbeſchreiblicher Milde und mit einer ſich immer gleich bleibenden treuen Freundſchaft mir auf meinen damaligen, wie auf den früheren Wegen nachging.

Um dieſe Zeit hatte ich aber in meiner unmittelbaren Nähe einen kräftigen Begleiter auf meinem Wege an meinem Kollegen J. A. Kanne gefunden. Er hatte ſich vorher von uns Allen zurückgezogen, nur in ſeinem Hauſe und mit ſeinen Büchern gelebt. Denn er war bei der Ausarbeitung eines großen, mühſamen Werkes, welches ihm ſpäter ſo wenig genügte, daß er die ganze, mühſame Arbeit als werthlos bei Seite warf. Nach dem Tode meiner Henriette hatte er mich mehrere Male beſucht; wir hatten uns in dieſen Stunden inniger, tiefer befreundet, denn jemals früher. Bald nachher begann in ihm jene ernſte Veränderung, die er in ſeiner kurzen Selbſtbiographie (in dem Werke: „Leben und aus dem Leben") beſchreibt und zu deren Grund und Richtung er ſich nachmals bis an ſein Ende treu bekannt hat. Es war in dieſem ſeltevom Menſchen nichts von der Natur eines ſchwankenden Rohres; ſtark wie die Wurzel ſeines inneren Lebens und feſt wie der Boden, auf dem dieſelbe ſtand, war auch der geradwüchſige Stamm ſeiner Geſinnung und äußeren Haltung, gegen die anſtürmenden Elemente ſeiner Zeit.

Schon vor der Zeit, in welcher meine Henriette ſtarb, erhielt ich gleichwie aus einer anderen Welt herüber, einen letzten, mittelbar mir zukommenden Gruß von meinem lieben Jugendfreunde Hans Karl Dippold. Dieſer war ſchon im Jahre 1810 von ſeiner früheren Stelle als Privatdozent zu Leipzig zu jener Profeſſur der Geſchichte nach Danzig berufen worden, wozu wohl namentlich ſeine Skizzen der allgemeinen Geſchichte Berlin 1811 (2. Aufl. 1835) und ſein hiſtoriſches Archiv ihm den Weg gebahnt hatten*). Er genoß nur kurze Zeit die ihm ſo ganz angemeſſene Wirkſamkeit ſeiner Stelle und das Glück einer Ehe, auf welcher der Segen jener Liebe ruhete, welche das Menſchenherz nicht aus ſeinem Fleiſche allein, ſondern mehr noch aus dem Geiſte empfangen muß, der zur rechten Liebe erwacht iſt. Schon im Jahre 1811, erſt 29 Jahre alt, war er zu ſeiner Ruhe eingegangen, der ſchon auf Erden ſelige Menſch. Ich weiß nicht mehr, war es Köthe oder war es Hartmann, welcher mir die Nachricht mittheilte, daß unſer Dippold, der uns in ſo vielen Dingen voraus war, uns auch für diesmal vorausgegangen ſei. Ich meinte nach Henriettens Tode, ich würde dem Freunde wohl bald nachreiſen. Dennoch hielt mich eine, mir ſpäter oft ſelbſt räthſelhafte, Hoffnung am Leben und ſelbſt an meiner damaligen Wirkſamkeit und Stellung feſt. Denn als ſchon im

---

*) Seine Ueberſetzung von Coxe's Geſchichte des Hauſes Oeſterreich war ſchon im Jahre 1810 erſchienen.

J. 1811 ein Mann, den ich innig verehrte: der berühmte Dr. Joh. Chr. Reil, der als tiefdenkender Arzt über die damaligen Gränzen ſeiner Wiſſenſchaft weit hinausblickte, als einer der oberſten Stimmführer an der neuerrichteten Univerſität zu Berlin mich in einem Briefe fragte, ob ich wohl geneigt ſei, einem Rufe als öffentlicher Lehrer dahin zu folgen und ich wohl merkte, daß man mich als Das, wofür ich galt: als (Natur-) Philoſophen dort neben den mächtig überlegenen Fichte hinſtellen wollte, da hielt ich ſo treu an meinem mir lieben Berufe als Lehrer der Naturgeſchichte, daß ich meine Unfähigkeit und Ungeneigtheit, etwas Anderes zu lehren, aufrichtig bekannte, und hiermit die ehrenvolle Anfrage zurückwies. Auch hatte Schelling, der meine Kräfte beſſer kannte, als Reil, in ſeinem Briefe vom 4. April 1811 zwar die mir eröffnete Ausſicht mit freudiger Theilnahme aufgenommen, zugleich aber, ich möchte ſagen, in prophetiſchem Geiſte, mir gewünſcht, ich möchte, was mir näher läge, ſtatt nach Berlin lieber an die kleinere Univerſität Erlangen kommen: ein Ziel, das ich erſt nach manchem Umwege erreichte. Eben ſo fühlte ich mich innerlich auf dem Grund und Boden gehalten, darauf ich ſo eben ſtand, als mich im J. 1812 mein Freund Hartmann in Wien in höherem Auftrage nach dieſer ſchönen, großen Kaiſerſtadt hinlocken wollte. Der geiſtvolle, wohlmeinende Erzherzog Maximilian hatte dort den Plan zur Errichtung einer Bildungs- und Erziehungsanſtalt für Knaben- und Jünglinge vom Adel entworfen und mit weiſer Ueberlegung und Kraft die Hand an die Ausführung des Werkes gelegt. Mich wollte man, ſo ſchrieb mir Hartmann, der zur vorläufigen Unterhandlung mit mir ermächtigt war, als Lehrer und hausväterlichen Führer, unter höchſt ehren- wie vortheilhaften Bedingungen für die neue Anſtalt gewinnen, ich aber, ſo anziehend in vieler Hinſicht das Anerbieten mir erſchien, ging nicht, ſo wie man wollte, auf daſſelbe ein, ſondern hielt vor der Hand an meinem alten Nürnberg feſt.

Und dennoch war meine damalige öffentliche wie häusliche Lage keineswegs eine ſehr befriedigende. Von der Beſchaffenheit der erſteren will ich nachher, hier aber nur von dem Zuſtande des inneren wie innerſten Haushaltes reden.

So lange Henriette lebte, hatte dieſe die ökonomiſche Sorge für den Hausſtand allein getragen; alle unſere kleinen Einkünfte gingen in und durch ihre Hände; ich ließ mich unbekümmert, wie ein großes Kind neben den beiden kleineren, verſorgen und erhalten. Bei meiner natürlichen Geringachtung des Geldes war ich eher zur Verſchwendung als zum Sparen geeignet geweſen. Als aber jetzt auf einmal die ſorgſame Wirthin und Ordnerin im Haushalt von mir genommen war, da mußte ich mein ungeſchicktes Weſen in ſeiner ganzen Hülfloſigkeit fühlen und erkennen lernen. Zwar fand ſich, daß Henriette in einer rührenden Weiſe die Zeit der erſten Noth bedacht und für ihre Abhülfe Sorge getragen hatte; gerade ſo viel als ihre Begräbnißkoſten betrugen (ſie mußte ſich darum genau erkundigt haben) fand ſich in einer von ihr beſonders hinterlegten Summe, neben dieſer noch ſo viel oder ſelbſt mehr, als zur Beſtreitung der Ausgaben in dem Monate, darin ſie ſtarb, ausreichte, auch hatte ſie mannigfache Vorräthe für eine längere Zeit herbeigeſchafft und in bewunderswürdiger Ordnung aufgeſpeichert: Dennoch erging mir es, wie es einem Schreiber ergehen würde, den man aus irgend einem Bureau der Stadt als „Clerk“ in ein Schiff aufgenommen, wenn dieſer nach dem plötzlichen Erbe des Schiffskapitäns, des Ober- wie Unterſteuermannes, die Leitung des Schiffes übernehmen ſollte. Er hat ſich in ſeiner Schreiberkajüte niemals um das Meer, um Wind und Wetter, noch um den Kompaß bekümmert, und jetzt ſoll er auf einmal das ganze Schiff ſteuern und lenken, von welchem er außer dem Verdeck und ſeiner Schreibſtube gar nichts kennt. Mag ein ſolcher Clerk ängſtlich von Gemüth oder leichtſinnig ſein, mit ſeinem Kapitäns- und Steuermannsgeſchäft wird es ihm ſchwer genug ergehen. Ich war beides, leichtſinnig und ängſtlich zugleich, abwechſelnd bald in einer meiner Natur ganz fremden und darum auffallend verkehrten Weiſe geizig und knickrig, dann wieder ſo, als trüge ich das Geld in einer durchlöcherten Taſche, und bemerkte nicht, daß es da herausfiele. Dazu kam, daß gleich in den erſten Tagen nach Henriettens Heimgang, ehe die treue, ſorgfältige Haushälterin dieſem Weſen Einhalt that, eine treuloſe Magd, die auf kurze Zeit in meinen Dienſt getreten war, ſich diebiſch an werthvollen Dingen aus dem Nachlaſſe meiner Frau vergriffen, von denen ſie, als ſie ſich entdeckt ſah, Einiges wieder beibrachte. Das Mißtrauen, das mich bei dieſer Gelegenheit ergriff, wurde zwar beſeitigt, als die Tochter eines trefflichen chriſtlich geſinnten Pfarrers, eine Jungfrau ſchon von reiferem Alter, für einige Monate, ſpäter aber meine liebe älteſte Nichte, der Liebling meiner ſeligen Mutter, wenigſtens die Geſchäfte eines weiſen Steuermannes für mich übernahmen, doch machte ich Beiden, als unverſtändiger Kapitän ihr Amt ſehr ſchwer und mir ſelber nicht minder; bei aller Sparſamkeit der beiden lieben, treumeinenden Gehülfinnen gerieth ich durch allerhand unvernünftige Ausgaben, von denen jene nichts wußten, in Schulden, die mich als eine ungewohnte Laſt drückten. Ich war ſaß den ganzen Tag im Schulhauſe, arbeitete, außer den Lehrſtunden, nur für die Herſtellung einer zum Unterricht nöthigen Sammlung, wenn ich aber nach Hauſe kam, da war es mir immer, als fragten mich die Blicke der beiden lieben Kinder: wo iſt die Mutter? Um dieſe Zeit, darin die Schwärme der fremden Truppen auf Napoleon's Geheiß, zum Feldzuge nach Rußland aus Süden kamen, blieben auch wir nicht von Einquartierung verſchont, was dem Haushalte manche Unruhe brachte; Henriette fehlte eben täglich und überall. Ein Schwager von dieſer, aus Schönheide, war auf meine Bitten gekommen, er verzeichnete und ſchätzte den Nachlaß der Verſtorbenen, ſah mich ſo niedergedrückt und verändert als ich damals war, ermahnte mich, mir eine neue Lebensgefährtin, den Kindern eine Mutter zu ſuchen. Ich wies dieſe wohlgemeinte Erinnerung als eine ſehr ungehörige von mir, ja gegen die Schweſter eines meiner lieben Freunde, die in Oederan verheirathet war, und welche ich im darauf folgenden Sommer auf meiner Durchreiſe nach Freiberg beſuchte, äußerte ich mich mit einer faſt beleidigenden Empfindlichkeit über ihren wohlmeinenden Wunſch, daß ich doch nicht Wittwer bleiben möchte. Der Gedanke an den Tod lag mir näher als der an eine neue Hochzeit; mich, ſo wie meine Kinder, wußte ich ja in Gottes Hand und dieſe, die Kinder, wenn ich ſtürbe, in den Händen meiner treuen Schweſter. In Beziehung auf meine damalige Stimmung ſchrieb mir unter Anderem mein geliebter Jugendfreund Chr. Schloſſer aus Mailand v. 24. Juni 1812 in ſeiner freilich zu ſehr zur Ueberſchätzung des Freundes geneigten Demuth und Liebe: „Was von deinem Verluſte, mein edler Freund, dein Brief dunkel berührt, ahndet und theilt auch ſo mein ganzes Herz mit dir. Wenn die Herrlichkeit des Lebens an dir vorübergegangen, ſo ruft dich nun Gott gern. Bleibe bei uns und fahre fort, dem Vaterlande Stab und Stütze zu ſein. Die reine Liebe ſtärkt, auch wo ſie ſcheidet. Du, deſſen jugendlicher Geiſt ſchon nur Gedanken der Menſchheit denken konnte, biſt nun ernſter, eifriger, lauter als jemals zu dem Werke der Verſöhnung berufen. Gehe uns noch lange voran, wir wollen dir gerne folgen und laß Freundes- und Bruderliebe in dieſen großen Schmerz dir ein kleines (Labſal*) ſein.“ Der Gedanke jetzt, die, wie ich meinte, noch kurze Zeit meines Lebens ganz Gott zu leben und, damit ich dieſes beſſer könne, allein zu bleiben, lag auch mir inniglich an, und dennoch war ich weder zu dem Einen noch zu dem Anderen kräftig und befähigt.

39. Die unerwartete Wendung.

Noch im Verlaufe meines einſamen Jahres kam ich in das Haus der Eltern und zu den treuen Geſchwiſtern in Bärenwalde. Man fand mich ſehr verändert, krank ausſehend und traurig. Die gute, treue Mutter Martin, mitten in den Thränen um ihre liebſte Tochter, ſprach dennoch einen Wunſch gegen mich aus, den, wie ſie wußte, die ſelig Vorangegangene in der Ahnung ihres baldigen Todes im Herzen getragen hatte, und den ſie auch der Mutter vertraut hatte. Es war derſelbe, den ich, wäre er aus dem Munde Anderer gekommen, mit Unmuth von mir gewieſen hätte. Der lieben Mutter mußte ich kindlich ſchweigend zuhören, denn was ſie ſagte, das erinnerte mich an einige Worte, die meine Henriette an einem ihrer letzten Tage zu mir geſprochen, und die ich faſt nur als Phaninnern des Fiebers betrachtet hatte. Die älteſte Schweſter meiner Henriette, in zweiter Ehe an Kaufmann Mühlmann verheirathet, war eine durch äußere wie innere Leiden vielgeprüfte und geläuterte Seele; wir verſtanden uns ganz; wir ſuchten Beide den Frieden, welcher höher iſt, denn alle Güter des Lebens; ſie war mir eine innig vertraute Freundin. Sie hatte aus erſter Ehe drei Töchter, deren älteſte, Julie, wie ich oben (S. 13) erzählte, mir unter allen ſpäteren Verwandten, als ich nach Bärenwalde kam, zuerſt begegnet war. Sie war damals ein liebliches Kind, jetzt aber zu einer Jungfrau gereift, die Gott mit allen Reizen der lieblichen Anmuth geziert, vor Allem aber in ihrem Innern mit dem Drange der Liebe zu Ihm erfüllt hatte, welche unter allen Gaben des Menſchenherzens die höchſte und bleibende iſt. Auch als Jungfrau war ihr jenes unbefangene, aufrichtige Vertrauen zu mir geblieben, das mir ſchon, da ſie noch Kind war, ſo wohl an ihr gefallen. In eine Brieftaſche hatte ſie mir einſt zum Andenken das ſchöne Lieblingslied meines alten Burger (von Deßler verfaßt) geſchrieben: „Wie wohl iſt mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh'“ und ich bewahre das liebe Geſchenk noch jetzt treulich auf, denn der Inhalt und die Worte des Liedes waren die Sprache ihres Herzens geweſen. Auf dieſem Grunde eines tiefen inneren Ernſtes, welchen ſie niemals zur Schau trug, ruhete bei ihr in ſeltenem Maaße die Gabe einer immer friſchen kindlichen Heiterkeit und eines glücklichen Humors. Und ſo möchte ich von dem lieblichen Kinde im Mühlmann'ſchen Hauſe, das nun zur Jungfrau geworden war, in wenig Worten es ſagen, daß bei ihm eine fromme, aufrichtig treumeinende Seele, an welcher Gott ein Wohlgefallen hatte, in einer jugendlich ſchön blühenden, gazellenartig leicht beweglichen ſchönen Hülle wohnte, auf welcher das Auge der Menſchen mit Wohlgefallen ruhete. Ein Lebensalter von mehr denn 60 Jahren und manche überſtandene Beſchwerde hat zwar die vergängliche Blüthe der äußeren Geſtalt abgeſtreift; die vormals leichte Gazelle hüpft ſchon längſt nicht mehr auf den Scheiteln der Felſen und pflückt da, wie ſonſt, am Saume eines Abgrundes das Edelweis der Alpen oder die Fritillarien des Col de Tenda und die Gewürzkräuter der Sinaitiſchen Berge, ſondern geht bedächtigen Schrittes zwiſchen den zur Ernte reifen Feldern hin. Das Gemüth aber: das von Liebe erfüllte, vor Gott und Menſchen treubewährte Herz iſt an Fülle ſeiner Schönheit noch daſſelbe geblieben; die Kraft ſeiner Beweglichkeit iſt gewachſen, denn es hat Flügel bekommen, auf denen es ſich täglich, ja ſtündlich, nicht wie auf Füßen der Gazelle, auf die Felſenhöhen erhebt, da die Stürme brauſen, die aus dem Thal der Wieſen und von dem Eiſe der Gletſcher ſich begegnen, ſondern zu einer Höhe über all' der wandelbaren Welt der Thäler und Berge, da der Frieden aus Gott wohnt.

---

*) Das Wort, das im Briefe fehlt, habe ich zur Ergänzung des Sinnes hinzugefügt.

Nun, ſo lieblich auch die Jungfrau war, ich hatte ſie, Gott weiß es, niemals mit beſonderer Theilnahme beachtet, auch als ich diesmal in das Haus ihrer Eltern kam, fühlte ich mich zu ihr nur in demſelben, fernſtehenden, anverwandtlichem Verhältniſſe wie zu ihren beiden jüngeren Schweſtern. Den Mägdlein allen dreien war ich ein ernſter, Achtung gebietender Oheim, um den ſie gern ſich verſammelten, damit ſie von ihm hören möchten, was ihnen wohlgefiel; ſie aber waren für mich nur die Töchter meiner Freundin, ihrer Mutter. Zwiſchen mir und Henriettens Lebensalter fand ſich nur ein Unterſchied von vier Wochen, denn ich war in den zwanziger Tagen des Aprils, ſie, vier

Wochen nachher im Mai 1780, geboren. Zwiſchen meinem und Juliens Lebensalter fand ſich ein hundert und eilfmal größerer Unterſchied. Henriette, ſchon von Natur, dann durch ihre ſo oft wiederkehrende Kränklichkeit und durch die mancherlei Sorgen unſerer Ehe war ſehr zum Ernſt geſtimmt, und auch in mir war dieſe Stimmung, beſonders in den letzten Jahren, die vorherrſchende geworden; in Juliens Weſen dagegen war eine fröhliche Beweglichkeit, wie in einem munter ſpielenden Kinde. Darum hätte wohl Jeder an der Möglichkeit zweifeln mögen, daß der ernſte, ſchwermüthige und faſt grämliche Menſch, der ich damals war, mit der fröhlichen Jungfrau ein paſſendes Geſpann bilden könnte, und wenn anders unſere Verwandten, nach all' meinen abwehrenden Aeußerungen, an eine ähnliche Verbindung gedacht hätten, dann würden ſie vielmehr erwartet haben, daß meine Wahl auf Juliens zweite Schweſter, die ernſte, ſtille Caroline als auf jene ſelber fallen werde.

Aber der Entſchluß, der unwiderſtehliche Drang zu dieſer Wahl kam mir, in ſeltſamer Weiſe über Nacht. Hätte ich nicht Urſache, mich meiner nächtlichen wie täglichen Träumereien ſo oft von Herzen zu ſchämen, dann würde ich erzählen, was ich hier andeute: daß ich im Traume dieſer Nacht nicht in der Nähe der Lebenden, ſondern der Todten geweſen war: an der ſtillen Kammer, darin mein Vater, meine Mutter den müden Leib zur Ruhe legten. Und dennoch erwachte ich aus der dunklen, nächtlichen Erinnerung an die theuren, verſtorbenen Eltern wie mit Kräften einer neuen Jugend; ein unwiderſtehliches Verlangen, Julien, gegen die ich noch geſtern gleichgültig geweſen war, zu ſehen, die Hand ihr zu drücken, erwärmte mich durch und durch; gleich nach dem Frühſtück und Morgengebet mit den lieben Eltern Martin, bei denen ich wohnte, eilte ich hinauf in das Mühlmannische Haus am Hügel der Kirche, und meine erſte Frage war nach Julien. Die Weiſe, in welcher ich mit dieſer ſprach, und die Mienen meines Angeſichtes waren gegen ſie ganz anders als geſtern und ehegeſtern; mochte es eine Wirkung des ſchönen, heiteren Morgens oder ſonſt einer mich anwandelnden Stimmung ſein; ich war auf einmal ſo friſch, ſo heiter, ſo aufgeweckt, daß die liebe Schweſter Mühlmann mich mit Verwunderung anblickte, denn was konnte mich, im Vergleich noch mit meinem Benehmen in den letzt vorhergegangenen Tagen ſo plötzlich verändert haben? So wie heute hatte ſie mich ſeit Jahren, ja vielleicht noch nie geſehen.

Was konnte der Neigung einer armen ſterblichen Natur ſolche verjüngende, neubelebende Kraft geben? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß es noch eine andere Liebe gibt, durch welche ſelbſt die Alten wieder jung werden, daß ſie in neuer Kraft auffahren mit Flügeln wie die Adler.

Auch die anderen Freunde und Bekannten in Bärenwalde, ſo wie auf der Heimreiſe die in [illegible], konnten leicht die fröhlich machende Veränderung bemerken, die mit meinem ganzen Weſen vorgegangen war. Ein Freund und College, mein treuer, lieber Schweigger, hatte mit mir einen Theil der Reiſe von Nürnberg nach Sachſen gemacht, war aber von Hof aus einen anderen Weg gezogen. Dieſer beſuchte uns jetzt auf der Heimreiſe in Bärenwalde. Er freute ſich meiner Freude mit eben ſo herzlicher Theilnahme als er, bei dem Tode meiner Henriette mit mir das Leid und den Schmerz getheilt hatte.

Wie ſoll ich aber die neue, veränderte Stimmung meines Weſens im Vergleich mit der früheren, ernſten, von der geſelligen Welt ſo abgeſchiedenen beſchreiben?

Welche von beiden war wohl für mein Weſen die eigentlich naturgemäße und heimathliche? Ich will durch ein Bild, das mir ſehr lebendig in der Erinnerung geblieben iſt, andeuten, was ich hierüber meine.

Auf meiner ſpäteren orientaliſchen Reiſe führte mich mein Weg ſechs Wochen lang, von Beſſatin aus bis an das Gebirge von Hebron, durch eine Wüſte, in der weder Säen noch Ernten war. Jenſeits Suez, auf dem abgelegenen Wege nach Tor, und von da weiter bis Akaba, begegnete uns oft in mehreren Tagen kein Menſch, wir waren mit uns und mit den Gedanken an die Geſchichte der großen Thaten Gottes, die einſt hier geſchahen, allein. War dies nicht eine Zeit voll hehrer, lieblicher, mächtig anregender Gefühle und Gedanken? Dort der Sonntagmorgen an dem Brunnen Moſis, da die Heere Iſraels und Moſes das Triumphlied ihrer Errettung ſangen; der Wald am Saume des Meeres, das von einem in der Ferne vorübergehenden Sturme bewegt war und die Ausſicht über den Meeresarm hinüber nach den felſigen Höhen der Thebais, dem Wohnſitz der Einſamen; die Ankunft im blühenden Garten des Kloſters im Horeb-Thale und die [illegible] des Aufenthaltes am Fuße wie auf den Höhen des Sinai-Horeb; der Blick in die Naturfülle der palmenreichen Nuebe und in Jethro's Land. Der Abend des Palmſonntags am Eingange des Engthales, das hinauf zu den mit Wetterwolken bedeckten Bergfeſten Edom's führt; die Ausſicht bei Aaron's Grab auf dem Gipfel des Hor hinüber in Hiob's Heimath; die Stunden in Petra — all' dieſe Denkſäulen in der Erinnerung ſind mir ein Erwerb aus meinem vergangenen Leben, den ich um kein Gut der Erde dahin geben möchte. Und dennoch kann ich nicht beſchreiben, wie heimathlich wohl mir zu Muthe wurde, als wir am Charfreitag Abend in eine Gegend kamen voller Ackerfelder, die zum Säen und Ernten zubereitet waren; als uns da der türkisch gekleidete Landmann vom Felde heimkehrend begegnete, und bald nachher die Ruheſtätte bei einem Wohnorte wieder das Land bauenden Menſchen, neben ihren Gärten und Weinpflanzungen erreicht war. Fragte ich mich ſelber: wo möchte ich lieber für immer leben und wohnen? Meine Natur ſagte mir: der Ernſt der einſamen Stunden dort bei der Eliasgrotte auf dem Horeb und auf dem Gipfel des Hor iſt mir nach meinem Maaße, wie jenem Geſegneten des Herrn im Hain vom Mamre, ein beſuchender Gaſt aus der Welt der Seligen geweſen, dahin nur mein ſehnend Herz, nicht aber mein zur Erde gekehrter Fuß wandeln gehen kann. Der Pilgrim der Erde ſoll aber zugleich Bürger derſelben ſein, als ein ſolcher arbeiten zum Dienſt der Mitbürger in Freud und Leid; ein Bürgerrecht der höheren Art iſt ſeiner Treue verheißen.

Ich fühlte doch recht, daß meine ganze Natur nicht zum Verbleiben in einer Stimmung gemacht ſei, wie die des einſamen Jahres, und ſelbſt die einer zunächſt vorhergegangenen Zeit für mich geweſen war. Wie viel Erzwungenes, Selbſtgemachtes und darum Unlauteres hatte ſich in meine innere wie äußere Haltung eingemiſcht! Ich hatte mich an ein Seil gebunden und gehalten, das mich mehr fortzog als führte. Das Seil iſt nicht zerriſſen, es iſt bei meiner Hand geblieben und wird mir bleiben bis an's Ende, aber ich ſollte nur, meiner alltäglich natürlichen Richtung überlaſſen, es lernen, was die Kraft der eigenen gehenden Füße vermöge, wenn die Hand das Seil erfaßt, oder wenn ſie es fahren läßt.

Ich theilte, bei meiner Zurückkehr nach Nürnberg nur wenig vertrauteren Freunden die innere Bewegung mit, die mich ſo fröhlich ſtimmte. Burger freute ſich recht von Herzen über Das, was mir geſchehen war; er ſagte, ich hätte wohl und recht gethan, und ich ſolle das Glück, das mir beſchieden werden, mit Dank gegen Gott hinnehmen und genießen. Den Abend lang währe das Weinen, des Morgens aber kehre die Freude wieder und mit ihr auch der Aufruf zum Arbeiten im Weinberg. „Ich ſtünde“, ſo ſagte er, „ja auch noch nicht am Abend und ſeiner Ruhezeit, ſondern in den Stunden des Arbeitens, dazu eine freudige Kraft gehöre. Wenn man die gar vielen Stellen der heiligen Schrift leſe, die den Menſchen zur Freude, zum Fröhlichſein aufmuntern, ſo könne man wohl ſagen, daß der Geiſt des Menſchen zur Freude gemacht, und daß dieſe ſein rechtes Lebenselement ſei. Freilich aber, recht verſtanden, der Geiſt, nicht der Leib, der übrigens auch ſeinen großen Antheil an der Freude des Geiſtes bekomme, obgleich er für ſich allein nichts von der rechten, wahren Freude wiſſe.“

Wohl darf ich ſagen, daß ich das Glück, welches ich in Juliens Liebe gefunden, nur wie aus der Hand Gottes genommen habe. In dieſe Hand habe ich die Gabe, ſo theuer ſie mir war, mehr denn einmal, ganz auf meinen Wunſch verzichtend, zurückgeſtellt, und durch meine Bedenklichkeit und Sorge, ob auch der Schritt, den ich thun wollte, nach Gottes Willen und vor Ihm recht ſei, die Neigung meiner Geliebten, ſelbſt noch in den letzten Monaten vor unſerer Verheirathung, oft auf harte, ſchwere Proben geſtellt. Aber das Band zwiſchen uns war nicht durch Menſchenhände geknüpft; es hat feſt gehalten unverletzt.

40. Stunden des Friedens mitten in den Tagen der blutigen Kämpfe.

Unſere Väter pflegten die Zeit, darin irgend ein wichtiges Ereigniß ihres Lebens eintrat, nicht nach Tagen des Kalenders, ſondern nach dem Zuſammentreffen mit den großen Gedenktagen der chriſtlichen Kirche zu bezeichnen. Sie datirten deßhalb einen Brief oder eine Urkunde, die am 24. März verfaßt waren, nicht von dieſem Kalendertage, ſondern vom Vorabende vor Mariä Verkündigung; der 25. April hieß ihnen der St. Markustag, der 28. Juli der Vorabend von St. Peter und Paul. Wenn auch nicht nach großen Gedenktagen der Kirche, könnte dennoch ein Menſch, der, wie ich, die ſieben letzten, an wechſelnden Ereigniſſen reichen Jahrzehende und noch etwas darüber durchlebt hat, den Anfang oder das Ende mancher Begebenheiten ſeines Lebens von den Vorabenden oder den Tagen datiren, da ſich in der Geſchichte ſeines Volkes etwas ſehr Bedeutendes zutrug. Eben in jener Zeit, darin ich meiner Henriette die Hand zum Bunde des Friedens reichte, im Juni 1803, hatte Napoleon zuerſt den Fuß ſeiner Gewaltherrſchaft herüber in das deutſche Vaterland durch die Beſitznahme von Hannover geſetzt. Bei unſerem Umzug nach Dresden begegneten wir den Waffenrüſtungen der Preußen und Sachſen gegen den Feind der alten Ordnung und Ruhe (S. 177), unſer Einzug in Nürnberg traf mit der Erhebung Oeſterreichs und dem höchſten kühnen Aufſchwung der franzöſiſchen Adler über das Reich der Deutſchen zuſammen: Der Verheirathung mit meiner Julie im April 1813 und dem Einzuge mit der Neuvermählten in ihre neue bayeriſche Heimath in den erſten Tagen des Mais jenes Jahres ſteht als Gedenkſtein die Erinnerung an den Vorabend der großen Völkerſchlachten zur Seite, durch welche Napoleon's Uebergewalt über das vieltheilige Deutſchland für immer gebrochen wurde.

Während mein geliebter Freund C. von Raumer in edler Begeiſterung für die Sache des Vaterlandes ſein ſtilles, ſchönes Familienleben in Breslau verließ, um zuerſt in den Reihen der ſchleſiſchen Landwehr, dann im Kreiſe des Blücher'ſchen Generalſtabes, zuletzt als Adjutant von Gneiſenau in das Feld der Schlachten zu ziehen, war mir in dem vom Sturme des Krieges noch unberührten Bayern und Sachſen ein Loos des tiefen Friedens beſchieden. Denn ich traf am Montag nach Palmarum (12. April 1813) im Elternhauſe zu Bärenwalde ein, feierte dort das liebe Oſterfeſt, und 8 Tage darauf das Hochzeitfeſt mit meiner Julie. Kräftig und ſchnell beweglich wie dieſe war, durchwanderte ſie mit mir in der Charwoche zu Fuße die im Gebirge verſtreuten Wohnſtätten meiner Geſchwiſter zu Lößnitz, Chemnitz, Hohenſtein, wo wir den Charfreitag in der Kirche feierten, da mein ſeliger Vater mich getauft und durch die Weihe des heiligen Mahles in die Gemeinſchaft mit dem Haupte der Kirche aufgenommen hatte. Ich beſuchte das Grab meiner theuren Eltern, deren Segen ich mit mir nahm, ahndete aber nicht, daß man kurze Zeit nachher ein neues Grab neben der Gruft der Eltern eröffnen würde, um ein werthes, nahes Glied der Familie, meinen Schwager Fröhnel, den Arzt, dort einzuſenken. Denn dieſen, der ſeit dem Tode ſeines geliebten Kindes, der kleinen Johanne (B. 1 S. 159), faſt immer in ſehr ernſter, in ſich gekehrter Stimmung war, ſah ich bei dieſem Beſuche in der Vaterſtadt zum letzten Male; er trug, ſo ſchien es mir, ſchon damals die erſten Regungen ſeiner letzten tödtlichen Krankheit in ſich, deren Anwandlung ihm, wie ich oben erwähnte, auf dem Wege ſeiner treuen Pflichterfüllung in dem benachbarten Lazarethe für die aus dem ruſſiſchen Feldzuge krank zurückgekehrten Soldaten gekommen war.

Der Charſamſtag, am 17. April, an welchem ich, an Juliens Seite die Fußreiſe von Hohenſtein zum Hauſe der Eltern in Bärenwalde machte, wird mir, ſo lange ich lebe, ein Gedenktag lieblicher Erinnerungen ſein und bleiben. Der belebende Hauch des Frühlings, der im Walde wie auf der Flur Blüthen und Knospen weckte; das Lied, das die Vögel der neu verjüngten Erde ſangen; das Geläute der Glocken bald aus dieſem, bald aus jenem Kirchdorfe, an dem wir vorüberkamen, verkündend das nahende Feſt der Auferſtehung, hätten wohl auch zu anderer Zeit das Herz bewegt und erwärmt, wie viel kräftiger wirkten ſie an dieſem Tage, wo das Herz ſchon von ſeinem inneren Feuer durchglüht und von den Lebenswogen der eigenen Natur bewegt war. Julie hatte mir erzählt, wie ſchwer ihr öfters der Gedanke an eine ſo weite Trennung von dem Elternhauſe geworden ſei, da ſie ja ſchon bei einem kurzen Aufenthalte in dem nur 2 Stunden entfernten Schneeberg oder in Plauen an ſchmerzlichem Heimweh gelitten habe. Dennoch wollte ſie mit mir gerne ziehen, denn es ſei Gottes Wille.

Wir feierten unſeren Ehebund am Tage vor meinem Geburtsfeſte, den 25. April, der auf den erſten Sonntag nach Oſtern fiel, in häuslicher Stille; erſt am folgenden Tage nahm ein Kreis der nächſten Verwandten an unſerer feſtlichen Freude Theil. Ehe wir zum Altar traten, wurde nach dem Wunſche meiner lieben Braut das ſchöne Gellert'ſche Lied geſungen: „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath, will ich mein Glücke bauen", und als die Trauung vorüber und unſer Bund von dem Prieſter geſegnet worden war, da ſang man noch den Schlußvers aus dem Liede meines lieben Landsmannes Paul Fleming, deſſen ich oben (S. 65) erwähnt habe. Als wir aus der Kirche nach Hauſe gingen, da drückte mir Julie die Hand und ſah mich ſo freudig an, als ſie mich noch niemals angeſehen hatte. „Dort am Altar", ſagte ſie, „habe ich erſt recht gefühlt, wie lieb ich dich habe, und was du mir ſein ſollſt und ich dir." Sie war auch den ganzen Tag überaus freudig, aber ſtill.

Und ſo freudigen Muthes und Sinnes hat ſie auch ihren neuen Lebensweg mit mir angetreten, in einer Faſſung, darüber alle Die ſich wunderten, die ſie von Kindheit an gekannt hatten. Denn mit ſo gar großer, ich möchte ſagen, ängſtlicher Liebe, hatte kein anderes Kind im Kreiſe der ganzen Familie und ihrer Bekannten an den Eltern, ſo wie an Heimath und Haus gehangen, als Julie; ein Wort, das man einmal zu ihr geſprochen, daß ſie vielleicht noch über viele Waſſer kommen werde, hatte ſie betrübt und entſetzt, denn ſie meinte, es könne kein größeres Leid für ſie geben, als das Scheiden von dem Elternhauſe. So iſt ſie denn auch in ihrem Leben von der Hand Gottes einen Weg geführt worden, der freilich ihren natürlichen Neigungen ganz entgegengeſetzt, aber für ihr „auf Gottes Rath" vertrauendes Herz doch der rechte war. Denn während ihr an der Grenze ihrer Kinderjahre ſchon der Weg von Bärenwalde nach Altenburg (8 Stunden weit), als ein grauenhaft weiter vorgekommen war, zog ſie jetzt ſchon ohne Grauen und getroſt mit mir in ein „fremdes Land" nach Nürnberg, folgte mir bald nachher, freilich nur mit großer Selbſtüberwindung an die Küſten der Oſtſee; begleitete mich mit Luſt als die treue, in meinen Reiſebeſchreibungen ſo oft erwähnte Hausfrau auf dem Wege, deſſen Freuden ſo wie kleine Verlegenheiten ich in meinem „Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten“ geſchildert habe, dann nach Südfrankreich und Italien, hierauf nach Holland, und alle anderen Umzüge und Wanderungen ungerechnet auf der Reiſe in das Morgenland: nach Konſtantinopel, Kleinaſien, Aegypten, durch die Wüſte nach dem Sinai und in das liebe heilige Land ſo wie nach Griechenland. Dabei iſt ſie allerdings, wie man ihr einmal zu ihrem Entſetzen geſagt hatte, „über viele Waſſer gekommen“, und zwar über ganz andere, größere als der Bach an ihrem Elternhauſe war, deſſen Anſchwellen durch Regen und thauenden Schnee ſie niemals ohne Furcht geſehen hatte, und dennoch hat ſich an ihrer Gott vertrauenden Liebe der Spruch bewährt, „daß auch viele Waſſer nicht mochten ſie auslöſchen, noch die Ströme ſie erſäufen“ (Cantic. C. 8 V. 7): „Ja, es iſt ein köſtlich Ding, daß das Herz feſt werde, welches geſchieht durch Gnade.“ Eine große Gabe war ſchon das redlich treue, in Wort wie in That zuverläſſige und wahre Gemüth, das Julie gleichwie von Natur und in der chriſtlichen Zucht ihrer Eltern empfangen hatte. Ein ſolches feſtes, ruhiges Herz iſt auch für den Lebensgefährten in den Stunden der Unruhe ein gar guter Anhalt; Gott ſei Dank dafür!

Als wir am 4. Mai an einem heiteren Frühlingsmorgen von dem Elternhauſe ſchieden, da hatten wir in unſerem, von der Verbindung mit dem Poſtenlaufe abgeſchiedenen Gebirgsdorfe noch keine Kunde von der Schlacht bei Lützen am 2. Mai empfangen. Wie unbekümmerte Kinder zogen wir fröhlich (denn auch Julie war dieſes bald nach dem Abſchiede geworden) unſeres Weges, im Vorgenuſſe des Friedens, um deſſen Preis die edelſten Helden unſeres

Volkes für uns Alle dort auf dem Blutacker vieler Völkerſchlachten gegen die gewaltige Uebermacht des allgemeinen Feindes gekämpft hatten. Wie Kinder freuten wir uns, als wir am 6. Mai in die Nähe von Nürnberg kamen, außen auf dem Judenbühl an den ſchon aufgeſchloſſenen Blüthen der Roßkaſtanien und in der Stadt an dem Empfange in dem alten, guten Wohnhauſe, das von der Hand meiner lieben Nichte und der anderen Freunde ſehr anmuthig ausgeſchmückt und geziert war.

So gehen auf dem bewegten Rund der Erde hier Tag, dort Nacht, hier warmer blühender Frühling, dort der kalte, entblätternde Herbſt, und in der Geſchichte der auf Erden wohnenden Menſchen Frohlocken und Klage der Trauer neben einander her, ohne daß der Lauf des Einen von dem Laufe des Anderen berührt und gehemmt wird. Aber aus Abend und Morgen wird jeder neue Tag; aus ihrem Wechſel zuletzt der Tag der Vollendung.

41. Der glückliche Anfang.

Es haben wohl gar viele Andere, nicht ich allein, die Erfahrung gemacht, daß man in der Regel weniger Aufſehens von einem länger fortwährenden Glücke und Wohlbefinden macht als von einem, wenn auch nur kurz währenden äußerlichen Unglück und Uebelbefinden. „Mein lieber Sohn, ich bemerke, daß du, wenn du in Noth biſt, gar oft und ausführliche Briefe an mich ſchreiben kannſt, wenn dir es aber wohlgeht, da läſſeſt du mich lange auf eine Nachricht von dir warten.“ Solche Worte hat wohl nicht mein und dein Vater, ſondern auch mancher andere Vater an ſeinen ſtudirenden Sohn geſchrieben. Das mag wohl ſeinen Grund in derſelben Beſchaffenheit unſeres inneren Saitenſpieles haben, aus welchem es kommt, daß wir verhältnißmäßig ungleich mehr Kreuz- und Troſt- als Lob- und Danklieder in unſeren Geſangbüchern haben. Und man könnte dabei allerdings auch an die allbekannte Wahrnehmung erinnern, daß die Tonweiſen, in welchen die Vögel draußen im Freien, ſo wie die noch naturwüchſigen Völker ihre Lieder ſingen, aus Moll, nicht aus Dur lauten. Die Sache ließe ſich freilich auch noch von einer anderen Seite betrachten. Man ſagt, daß die Kinder während des Verharrens auf dem Krankenlager oft am augenfälligſten im Wachsthum zunehmen. Unſerem inneren Menſchen wenigſtens ſcheint es ſo zu ergehen; für dieſen, wenn eine Kraft des Wachsthums in ihm iſt, ſind die Tage des Leides und der Noth, die uns, ſo kurz ſie auch ſein mögen, doch recht lang vorkommen, eine rechte Förderung des Wachſens und Gedeihens und deshalb allerdings für unſere innere Entwicklungsgeſchichte einer aufmerkſameren Beachtung werth als die ſogenannt guten Tage, in denen es uns ergeht wie ganz geſunden Leuten, die weder von ihrem Herzſchlage und ruhigem Blutumlaufe noch von der Tagesarbeit ihres Magens etwas fühlen und merken.

Wenn ich aus den Briefen an meine liebe, treue Schweſter, welche von dieſer mit unverdienter Sorgfalt aufgehoben worden ſind, etwa ſo wie dieſes aus den vorhergehenden Jahren möglich geweſen wäre, Auskunft über Das haben wollte, was mir in einigen der nächſtfolgenden Jahre geſchehen, dann würde ich vergeblich darnach ſuchen, denn ich habe in dieſer Zeit wenige und faſt keine Briefe an ſie geſchrieben. Doch iſt mein Gedächtniß nicht ſo undankbar, wie damals, in ſeinem äußeren Glück und Wohlſein das Herz war; ich will in einigen wenigen Zügen den im Ganzen ziemlich einförmigen Verlauf meiner weiteren Entwicklungsgeſchichte ſchildern.

Die guten, lieben Nürnberger, Alt und Jung, wie haben ſie mich und meine Neuvermählte mit ihrer herzlichen Theilnahme erfreut und meinen Hausſtand mit ſo mannigfachen Gaben beſchenkt! Und wie hat ſich das muntere, heitere Weſen meiner Julie mit dem Kreiſe meiner nächſten, liebſten Umgebung in kurzer Zeit ſo befreundet, daß ihr wie mir ſo wohlbehaglich darinnen zu Muthe wurde, wie bei den Eltern und Geſchwiſtern. Sie griff alsbald mit ſo genügſamem Sinne und praktiſchem Verſtande in den kurz vorher noch beſtandenen Haushalt eines unverſtändigen Einſamen ein, daß ich dieſe ihre Gabe wie eine geiſtige Erbſchaft meines ſeligen Vaters betrachtete, mit deſſen Weſen und Charakter, wie man dies aus der Geſchichte ſeiner Jugend wußte, das Weſen und der Charakter dieſer ſeiner jüngſten Schwiegertochter gar manche Aehnlichkeit hatte. Mir war für die freie Wohnung, die ich bisher inne hatte, eine Entſchädigung in Geld zugeſagt worden, für welche ich bei damaligem wohlfeilem Preiſe der Miethen irgend eine andere Wohnung von ungleich neuerer, dem Auge wohlgefälligerer Einrichtung hätte haben können; die junge Frau, mit ihrem praktiſchen Blicke zog alsbald die Nützlichkeit und Tauglichkeit zur Führung des Haushaltes aller äußeren Eleganz und Schönheit der Lage vor; wir blieben in unſerem alten guten Pfarrhauſe. Zur Unterſtützung und Hülfe auch in den Geſchäften meines Berufes hatte ſie eine Gabe und eine Freudigkeit, die mich ganz in Bewunderung ſetzte. Allerdings gehörte ein ſo geſunder, leicht beweglicher Körper als der ihrige war, ein ſo heiterer, genügſamer Sinn, ein ſo ſcharfes Auge dazu als ſie beſaß, um den Mann auf ſeinen eiligen Wanderungen in's Freie, ſtundenlang beim Aufſuchen der Pflanzen und Fangen der Inſekten nicht nur zu begleiten, ſondern mehr für ihn aufzufinden und zu ſammeln als er ſelber that. Oder aus den Maſſen der Hyazinthſteinchen aus den Chryſolithen u. a., die ſich damals noch in den uralten Droguiſtenhandlungen und in den Apotheken vorfanden, die, bei dem Hyazinth ſehr kleinen Achtflach-Kryſtalle heraus zu finden. Ich hatte auf einmal ſtatt meiner eigenen Hände und Augen nicht nur der Zahl nach ein zweites Paar, ſondern der Brauchbarkeit nach ein verdoppelt, ja verdreifachtes Zweigeſpann erhalten.

Juliens jüngere Schweſter hatte uns nach Nürnberg begleitet; dieſer und auch Julien ſo wie um Beider willen auch mir ſelber zum Wohlgefallen, gaben wir uns manchem geſelligen Vergnügen hin, zu dem ich früher ſo wie auch ſpäter niemals Neigung gefühlt hatte. So harmlos dieſes auch ſein mochte, muß dennoch der aus der Wüſte, da kein Säen und Ernten war, kommende Pilgrim und Wanderer Gott danken, daß nach langer, ihm durch die Noth gebotenen Enthaltſamkeit der Genuß der reichen Naturgaben, der ſich in Hebron darbot, ihm nicht zum bleibenden Schaden wurde.

Ein Genuß höherer, beſſerer Art fand ſich für uns im täglichen Verkehre mit einigen Freunden, welche mir und meiner Julie in jener Zeit mit recht theilnehmender, warmer Liebe entgegenkamen. In meines Freundes Schweigger's Hauſe, oben auf der Anhöhe des Panierplatzes, welche nachbarlich neben der alten Kaiſerveſte liegt, hatte ein Geiſt des heiteren Ernſtes ſein Panier aufgeſchlagen, zu dem man ſich gern verſammelte. Denn auch der Himmel an einem Frühlingstage kann heiter ſein, während der Oſtwind friſch und kräftig kühlend weht. Der tägliche Gaſt, den man bei Schweigg[illegible] finden konnte, war unſer gemeinſamer Freund und College Pfaff. Man hatte von Schweigger's hochgelegener Wohnung aus eine weite Ausſicht über die

Stadt und ihre Umgegend; der Ausflug aber, den unſere deutſchen Herzen in dem gewöhnlichen Verlaufe unſerer Geſpräche nahmen, ging weit über die Gränzen der ſichtbaren Ausſicht hinüber. Dort auf dem Tiſche lagen die neueſten Zeitungen. Pfaff, wenn er am Nachmittag, gleich nach Beendigung der Lehrſtunden hinaufkam zu der „deutſchen Warte“ auf dem Paniersberge, grüßte, nur mit wenig Worten und leiſem Hinwegrücken ſeiner ruſſiſch-deutſchen Mütze, die er nur ſelten vom Haupte nahm, und ging, auch wenn Schweigger noch nicht aus ſeiner phyſikaliſchen Sammlung nach Hauſe gekommen war, alsbald an ſeinen Platz zu den Zeitungen hin. Man hatte nicht nöthig, in die gedruckten Blätter hinein zu ſchauen, davon er das eine in der rechten Hand hielt, die anderen unter der darauf liegenden linken Hand vor jedem fremden Eingriffe ſchützte, man konnte ihren Inhalt aus den Mienen des eifrigen Leſers abnehmen, deſſen ganzes Weſen vom Haupte bis zu den Füßen von einem lebendigen Geiſte durchdrungen war. Erſt wenn alles Neue geleſen, auch wohl zu manchen Stellen die Berichte der älteren Blätter, die beſtändig daliegen mußten, verglichen waren, that unſer Freund mit der ruſſiſch-deutſchen Mütze den Mund zum Rauchen ſeiner Cigarre und zum Sprechen auf, das durch den Ausdruck ſeiner Geberden, die er öfters an die Stelle der Worte treten ließ, noch eine beſondere Kraft erhielt. Mit dem Blicke eines Generals und Feldmarſchalls führte er uns auf das Feld des zweitägigen Heldenkampfes der Unſrigen bei Bautzen (am 20. und 21. Mai) der überlegenen Macht des großen Gewaltthäters entgegen; legte auf Duroc's Fall (am 22.) ein großes Gewicht, als ernſtes Vorzeichen; nahm uns in den darauffolgenden Tagen mit ſich auf den meiſterhaften Rückzug des verbündeten Heeres nach Oberſchöpfen. Von einer anderen Seite, gleich einem feinen Diplomaten, der aber hierbei ſeine oft zweideutigen Geberden mehr als die Worte ſprechen ließ, zeigte er ſich uns in ſeinen Bemerkungen über den in Schleſien zwiſchen den kämpfenden Heeren geſchloſſenen Waffenſtillſtand (im Juni und Juli) und über die darauf begonnenen Friedensunterhandlungen; zuckte kopfſchüttelnd die Achſeln und erhob unmuthig den rechten Arm, als die Nachricht kam, daß Hamburg, die mächtige Stadt, einem großſprecheriſchen Haufen der Feinde unter Davouſt ſich ergeben (ſchon am 30. Mai). Mit freudig triumphirender Miene ſtand er von ſeinem Stuhle auf, hob die Mütze ein wenig ab und trat an's Fenſter, als er die Nachricht geleſen hatte, daß Oeſterreich am 12. Auguſt zum Bunde der Kämpfer für Deutſchlands Rettung getreten ſei. Freudig hatte er auch die Nachricht von Moreau's Ankunft bei dem Heere der Verbündeten vernommen; er vor allen aber auch unter den anderen theilnehmenden Freunden verlor den Muth nicht, als dieſer Held, auf den Deutſchland als auf ſeinen Retter blickte, in der unglücklichen Schlacht bei Dresden an der Seite des Kaiſers Alexander (am 27. Auguſt) ſeine Todeswunden empfing. Die deutſchen Herzen wurden von Neuem freudig und ſtark durch die Kunde von den gewonnenen Schlachten bei Großbeeren (23. Aug.), an der Katzbach (26. Aug.) und von dem Siege bei Culm (30. Aug.), wo der ruſſiſche General Oſtermann, der General Kleiſt und der König der Preußen ſelber durch perſönliche Tapferkeit die Helden des Tages waren. Der alte Blücher war übrigens der Liebling der beiden Freunde Pfaff und Schweigger; war die Luſt ihrer Augen und der Stern, deſſen Bewegungen Pfaff mit berechnender Theilnahme folgte, wie vorher dem Kometen von 1811.

Nur Der, welcher mit einem deutſchen Herzen die damalige Zeit der langen Erwartungen und der freudigen Hoffnungen ſo wie wir durchlebt hat, würde mich übrigens ganz verſtehen und mit Theilnahme mich begleiten, wenn ich weiter es berichten wollte, welche Bewegungen der Geiſter oben auf dem Paniersberge auf und nieder wogten, als die Kunde von dem Siege der verbündeten Deutſchen bei Leipzig (18. October) kam, und im allmähligen Verlaufe der Tage die Nachrichten eintrafen von dem wechſelnden Kriegsglücke der verbündeten Heere bei deren Vordringen in Frankreich bis zur Einnahme von Paris (31. März 1814). Ich läugne nicht, daß mich Alten noch jetzt bei der Erinnerung an dieſe Vorgänge eine tiefe Rührung, als ſei Alles erſt geſtern geſchehen, ergreift. Hatten doch ſelbſt wir drei, Pfaff, Schweigger und ich, als von einem Aufrufe der Freiwilligen in Bayern zum Kampfe gegen den gemeinſamen Feind die Rede war, uns zum Anſchluſſe an dieſe Freiwilligen gemeldet, und ich bin damals von dem wackeren, geweſenen Feldwebel Thurn gemeſſen, ſo wie unter das künftige Grenadierkorps eingerückt worden; es iſt aber bei uns Allen niemals zum Ausrücken gekommen.

Das aber, was ich hier von unſerem lebhaften geiſtigen Verkehre auf dem Paniersberge berichtete, hat nur einen Theil dieſes Verkehres berührt, nicht den ganzen Umfang desſelben, den ich hier nur im Vorübergehen anzudeuten vermag. Die Reize der Wiſſenſchaft, wie die des geſunden, ächten Humors gleichen in ihrer Art jenen unvergänglichen Zügen der Wohlgeſtalt, mit denen ein Praxiteles oder Skopas ihre Werke aus Marmor zierten, die uns zum Theil noch jetzt lehren, wie mächtig ſelbſt in der Kunſt des Menſchen die Ahndung ſich rege, daß ſeine Aufgabe es ſei, den Leib zu einem Tempel Gottes zu weihen. Wie an den

Granitpfeilern der Alpengipfel die Nebelgewölke ohne Spur vorübergehen, welche das niedere Thal mit Schneemaſſen bedecken oder mit Regen überfluthen, ſo werden jene beiden über der Gemeinheit des alltäglichen Lebens ſchwebenden Gaben: die des Wohlgefallens am Lichte des Erkennens und die Freudigkeit des ächten Humors von den Begebenheiten der großen und kleinen Geſchichte des Tages und ihren Veränderungen nicht angegriffen. In unſerem Freunde Pfaff waren beide Gaben vereint und er vor Allem war es, der ihren Reichthum freigebig mit uns theilte. Seebeck, der geiſtreiche Phyſiker, war um jene Zeit nach Nürnberg gekommen, Schweigger's verwandter Geiſt nahm die neuen Entdeckungen auf, und verarbeitete ſie mit ſelbſtſtändiger Kraft. Dieſe Beiden mit Pfaff zogen in den Kreis unſeres geiſtigen Verkehres die Beachtung aller jener Entdeckungen herein, welche den Weg bahnten zu einer noch nie betretenen, von Schelling aber ſchon frühe im Geiſte geſchauten Höhe der phyſikaliſchen Naturkenntniß: zu der Lehre vom Elektromagnetiſmus*). Wie ſich zum Schlag oder Stoß an den kieslichen Stein der Funke geſellt, ſo blitzte aus unſerem Pfaff, mitten in dieſe oft faſt ermüdenden Beſchäftigungen, ſein guter unverlöſchlicher Humor herein. Ich war ein theilnehmender Mitgenoſſe an dieſem geiſtigen Leben; Pfaff's humoriſtiſche Grundtöne begleitete öfters, wie ein gleich geſtimmtes Inſtrument einer der jüngeren Freunde: der nachmalige Pfarrer Michel durch ſeine erheiternden Mittheilungen. Nicht ſelten laſen wir auch in dem Hauſe des alten Meiſterſängers Hans Sachs, welches damals das Schild der Mauſefalle führte, in einem ſtillen Oberſtübchen die Gedichte dieſes alten Nürnberger Bürgers, wozu, außer Heller, ſelbſt unſer ernſter Kanne ſich einfand.

---

*) M. v. Schelling über Faraday's neue Entdeckung, eine Rede zur öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften, am 28. März 1832.

Auch die Bekanntſchaft mit einem jungen, trefflichen Botaniker aus Würtenberg, dem jetzigen Profeſſor Hochſtetter in Eßlingen, der eine Zeit lang mit Schweigger nachbarlich zuſammenwohnte, gewährte mir eine lehrreiche, dankenswerthe Unterhaltung.

Eben in jener Zeit, da die große Welt in Folge des Waffenſtillſtandes und der ſcheinbaren Friedensunterhandlungen einer äußeren Ruhe genoß (im Juli 1813), gab es auch für unſere Schulen durch das Geburtstagsfeſt der Königin Karoline und den nahe daran gränzenden Sonntag einige Ruhetage. Ich benutzte dieſe in Geſellſchaft meiner Frau und ihrer Schweſter zu einer Reiſe nach Bamberg, deren ich übrigens nicht erwähnen würde, wenn ſie nicht durch ihre unvorhergeſehenen Folgen für mich von beſonderer Bedeutung geworden wäre. Durch die heitere, muntere Stimmung, die in unſerer inneren, wie in der äußeren Natur herrſchte, war dieſe kleine Reiſe zu einer wahrhaft wunderſchönen und anmuthigen geworden. Wir hatten ſie ſchon auf dem Hinwege bis Forchheim, in der Kühle der Morgenſtunden zu Fuße, dann zu unſerer großen Beluſtigung, in einem volksthümlich buntbeſetzten Marktſchiffe gemacht; auf den Rückweg wollten meine Begleiterinnen eine Probe ihrer Rüſtigkeit beſtehen, er wurde, an einem ſehr heißen Tage, ganz zu Fuße gemacht, ohne daß eine von Beiden, am wenigſten die kräftige Julie, über Beſchwerden klagte. Wir hatten uns, freilich nur im eiligen Ueberblicke, an den Herrlichkeiten von Bamberg und ſeiner nächſten Umgebung erfreut, da lud uns ein Freund von Wetzel, der Beſitzer einer litterariſchen Anſtalt, C. F. Kunz, ein gemüthlicher Mann von Bildung und Einſicht, an dem milden Sommerabend, zu ſich in ſeinen ſchön gelegenen Garten ein. Ich fand da meinen alten Freund Pfeufer und mit ihm eine Geſellſchaft, in der es uns bald heimathlich wohl zu Muthe wurde; eine liebliche Muſik entzückte unſer Ohr, es fehlte nicht an dem Getränke, welches des Menſchen Herz erfreut; ich war in einer Stimmung, darin man auch gern Anderen von der Freude etwas mittheilt, von welcher man ſelbſt erfüllt iſt. In dieſer Stimmung erſuchte mich der Geber der Freuden dieſes Abends, Hr. Kunz, welcher ſoeben im Begriffe ſtand, eine Buchhandlung mit ſeinem Geſchäfte zu vereinen, ich ſollte ihm eine Schrift in Verlag geben. Was ſollte ich ſchreiben, antwortete ich ihm ſcherzend, etwa ein Traumbuch? — Ganz recht, antwortete unſer freundlicher Wirth, geben Sie mir nur ein Traumbuch aus Ihrer Feder, ich werde es mit Vergnügen verlegen.

Ich bedachte nicht, was ich im Muthwillen geſprochen, denn in meinem Leben hatte ich noch kein Traumbuch geſehen, noch weniger geleſen; Kunz aber in einem Briefe, den ich bald nach meiner Heimkehr von ihm erhielt, erinnerte mich freundlich mahnend an meine Worte. Aus dieſer ſeltſamen Anregung iſt, ich gedenke daran mit Beſchämung, meine Symbolik des Traumes entſtanden, deren erſte Auflage ich im Winter von 1813 auf 14 ſchrieb.

Ich habe nur wenig über dieſes Buch und ſeine erſte Geſtalt zu ſagen, welche in den drei ſpäteren Auflagen manche Veränderung erlitten hat. Das, was die Vorrede (vom 17. April 1814) andeutet, iſt wohl auch in der Durchführung des Gedankens zu erkennen, welcher dem Inhalte zu Grunde liegt: das Beſtreben, den Kampf zwiſchen Geiſt und Fleiſch anſchaulich zu machen, welcher durch die ganze Geſchichte unſeres Erdenlebens hindurchgeht. Den Grundgedanken, mit deſſen Entwicklung ich in meiner Symbolik umging; gleich wie Einer, welcher im Halbdunkel der Dämmerung eine Arbeit unternimmt, zu der das helle Tageslicht nöthig iſt, habe ich in meiner Geſchichte der Seele, in dem §. von dem Gemeingefühle und Gewiſſen beſſer und deutlicher auszuführen geſucht *), habe auch bei anderer Gelegenheit von dem Menſchen der Ewigkeit geſprochen, der mit all' den Keimen zu ſeiner künftigen Entwicklung, wie ein Ungeborenes im Schooße der Mutter, in unſerer jetzigen, ſterblichen Leiblichkeit verſchloſſen und verborgen liegt. Bei der Ausarbeitung meiner Symbolik war ich aber in mehr als einer Hinſicht nicht zu der rechten Thüre in das Gebiet dieſer ernſten Forſchung hineingegangen, ſondern durch eine Hinterthüre hereingeſtiegen. Denn ſo wahr es iſt, daß, wie der Spruch ſagt, auch „im Traume dem inneren Menſchen: dem Gewiſſen zuweilen das Ohr geöffnet und dieſer in ſeiner Sicherheit geſchreckt und gezüchtigt wird“, ſo iſt dennoch ſchon die Zuſammenſtellung einer ſolchen Erſcheinung von niederem Rang und zweideutigem Herkommen, wie der Traum an ſich es iſt, mit dem Geiſte, der zu dem Menſchen durch die Werke ſeiner Schöpfungen und ſeiner Offenbarung redet, auf's Gelindeſte geſagt, eine höchſt unziemliche **). Auch habe

---

*) In der 4ten Auflage dieſes Werkes der §. 36; (Bd. II S. 200—283.)

**) Ich erlaube mir hier in der Weiſe meines alten Roſenbäcker Burger eine Gleichnißrede über den Aberglauben an die Bedeutung der Träume und der Traumbücher anzubringen. „In meinem Dorfe lebte ein Bauer, der ziemlich viel Geld, dabei aber blutwenig Verſtand hatte, denn er war ein völliich mich namentlich im 6. Kap. (mit der Ueberſchrift „die Echo“) bei der Betrachtung des Nervenſyſtems der vegetativen Region unſeres Leibes, in ein phyſiologiſches Geſpinnſte hineinbegeben, ohne die verſchlungenen Fäden deſſelben zu löſen. Und doch muß ich es mir zugeſtehen, daß ich bei dem Schreiben meiner Symbolik den guten Willen hatte, mich zu der Wahrheit, welche lebendig macht, zu bekennen; ich führte meine Leſer allerdings auf einen Berg, auf dem ſich ihnen eine weite, reiche Ausſicht eröffnet haben würde, wenn dieſe Ausſicht nicht großentheils durch das Gebüſch, in welches ich ſie ſtellte, wäre verdunkelt worden. Der Form meines Buches merkt man gar wohl meinen damaligen Verkehr mit St. Martin's Schriften und ihrer im Dunklen gehaltenen Ausdrucksweiſe an. Denkt

---

ger Simpel. Die Geſchäfte ſeines Hauſes und Feldes beſorgte ein alter Knecht, er aber that nichts, als daß er mit ſchlotternden Knieen und hängenden Armen im Dorfe herumſchlenderte, oder daheim das Geld zählte, das er von ſeinem Vater ererbt hatte. Einmal erfuhr er, daß ein durchreiſender Keſſelflicker einen holländer Dukaten bei dem Dorfkrämer gegen Silbergeld umgewechſelt habe. Der Simpel hätte auch gerne für ſein Silbergeld holländer Dukaten haben mögen. Da ſchlenderte er jeden Morgen vor das Dorf hinaus und wenn einer kam, der ausſah wie ein Keſſelflicker, fragte er ihn, ob er keine holländer Dukaten habe? Es fand ſich aber Keiner, der ſolche Waare bei ſich führte. So mag es allen Denen gehen, welche in allen ihren Träumen verborgene Weisheit ſuchen, obwohl nicht geläugnet werden ſoll, daß wirklich ein und das andere Mal, eben ſo gut wie, Gott weiß woher? in der Taſche des Keſſelflickers der Dukaten, auch in den Träumen etwas Höheres ſtecken kann, als ihre an ſich lumpige Natur für gewöhnlich erwarten läßt.

man an die Zeit und ihre erwachenden Regungen zurück, darunter das Buch hervorging, dann wird man ſelbſt in der gerade nicht ſehr ſchönen grünen Nieswurz (Helleborus viridis), die noch unter dem Winterſchnee ihre Blüthe entfaltet, dennoch ſchon ein Vorzeichen des nahenden Frühlings erkennen.

Das an ſich unbedeutende Buch iſt in ſeiner Zeit nicht unbeachtet geblieben, hat da und dort eine Regung für und wider die Sache erweckt. Unter mehreren anderen Männern, deren Urtheil mir von hohem Werthe ſein mußte, war **Franz Baader** nicht nur mit dem Zwecke des Inhaltes, ſondern auch mit der Tonweiſe des Buches einverſtanden, er hatte daſſelbe eines tiefer eingehenden Bedenkens nicht unwerth gefunden *). Mein treuer Meiſter **Schelling** dagegen, der bekanntlich kein Freund von der Tonweiſe der St. Martin'ſchen Schriften war, ſo nachſichtsvoll freundlich er auch alle meine früheren Schriften nach Form und Inhalt aufgenommen, tadelte an dieſer die Form ſehr lebhaft. Nur um einen Beweis, zuerſt der nachſichtsvollen Freundlichkeit zu geben, mit welcher jener theure Mann in der Regel meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aufnahm, theile ich hier ausnahmsweiſe aus einem Briefe Schelling's Das mit, was er mir auf die Zuſendung der erſten Auflage meiner Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft ſchrieb. Um ſo mehr, da der Inhalt dieſer Mittheilung zugleich nach anderen Seiten hin einer Beachtung werth erſcheint.

„München, 30. Dez. 1808. Ich danke Ihnen, herzlich geliebter Freund, von Grund der Seele für Ihre Sendung vom 9. Dez., die eben recht kam, mir die Feiertage recht feiern zu helfen und Herz und Geiſt vielfach zu erbauen. Mit dem größeſten Intereſſe habe ich zuvörderſt Ihre Vorleſungen geleſen. Was Sie an dieſem Buche irrt *), iſt vielleicht, daß es allerdings nicht gleichförmig gearbeitet iſt, dagegen iſt der Grundgedanke, der Zuſammenhang dieſer Erſcheinungen trefflich, die Aneinanderreihung der Thatſachen zwar hie und da loſer, als man es von Ihnen gewohnt iſt, aber doch gehalten durch Ihre tiefen Blicke in das Leben des Ganzen und durch Ihr liebevolles Gemüth, das wie ein warmer Hauch milder Frühlingslüfte Alles anregt. — Mit dem Gedanken der Verbindung dieſer Thatſachen ſind Sie mir gewiſſermaßen zuvorgekommen, ob ich gleich dieſen Zweck nur in der beſtimmten Beziehung auf Medizin vor Augen hatte. Ich habe aus den Alten viel zuſammengebracht; aber auch tief in die neuere Geſchichte herein reicht das Wunder. Durch einen Franzoſen wurde ich unter andern darauf gebracht, die Jeanne d'Arc als Clairvoyante zu betrachten; Sie glauben nicht, wie bei dem genaueren Studium ihrer (aktenmäßigen) Geſchichte alles zuſammenſtimmt, ſie in dieſem Lichte zu zeigen. Aber was iſt alle unmittelbare Erfahrung — was ſind alle wunderbaren Heilungen u. ſ. w. als Phänomene, die in dieſen Kreis gehören, der freilich wieder ſo viele Abſtufungen in ſich ſchließt, als die Welt überhaupt, die von dem Einfluß des Teufels ſo gut als von der Allmacht Gottes zeugt. Am wenigſten (ich bekenne es) bin ich mit

---

*) Wie dieſes ſelbſt die geiſtreichen Randgloſſen zur 2. Aufl. meiner Symbolik in ſeinen ſämmtlichen Werken, B. XIV S. 351 bis 358 bezeugen.

---

*) Ich hatte in meinem, das Buch begleitenden Briefe, mit jenem Gefühle über daſſelbe geſprochen, das ich oben, S. 244 beſchrieb.

den letzten Vorleſungen zufrieden. Sie ſcheinen mir da, faſt etwas über Gebühr zurückhaltend, ſo wie die Erklärungen, die Sie von einigen Phänomenen geben, mir zu natürlich ſind. Reduktion aller Sinne auf das Gemeingefühl ſcheint mir ein zu geringer Ausdruck für das Hellſehen. Ich denke es mir am liebſten als einen Vorſchmack unſeres künftigen Daſeins, oder vielmehr ſuche ich mir dieſes durch jenes deutlich zu machen und ſehe es als den Weg an, wie uns auch dort alles erhalten wird, was wir geliebt: unſer Leben, vom Anfang bis zum ſogenannten Ende, ohne Bedarf der Organe und Medien, die wir zu unſerer Individualität zu rechnen gewohnt ſind.“

Auch mit meiner kleineren, für Viele anſtößigen Schrift, „Hemme Hayen“, die ſich längſt aus dem Buchhandel verloren hat und durch Kanne's Mittheilung im erſten Bande ſeiner Schrift „Leben und aus dem Leben“, auch ganz entbehrlich geworden iſt, war Schelling (nach ſeinem Briefe vom 24. April 1824) ganz zufrieden und machte mich bei dieſer Gelegenheit auf den Erfurtiſchen Bauern Martin Wölfer aufmerkſam, bei welchem, wie er dies aus mündlichen Mittheilungen wiſſe, „die magiſche Anſchauung in's Unglaubliche gegangen ſein müſſe.

Deſto mehr fiel mir der Ton des väterlich zurechtweiſenden Ernſtes auf, in welchem er mir über meine Symbolik des Traumes ſchrieb. Nicht die Sache und die Gedanken, ſondern die Art der Behandlung des Inhaltes tadelte er, welche er, „wenn ſie allgemeiner werden ſollte, für einen Verderb unſerer eigenthümlich deutſchen, ernſten und ſtrengen Wiſſenſchaftlichkeit halten müſſe.“ — Dem Bedenken, welches vielleicht in mir entſtehen könne, als ob mit meiner (gewählten) Form das Weſen verloren gehen werde, begegnet er mit der Verſicherung, daß dieſes

Weſen „erſt in geſetzlich ſtrenger Entfaltung ſeine ganze Herrlichkeit offenbaren kann.“

Wie wohlthätig iſt mir, wie Alles, was von ihm kam, dieſes väterlich wohlmeinende Urtheil meines theuren Lehrers und Freundes geweſen.

Man wolle mir dieſes Verweilen bei einem längſt vergeſſenen Buche zu Gute halten, weil daſſelbe nicht allein auf meine eigene geiſtige Entwicklungsgeſchichte, ſondern in gewiſſer Hinſicht ſelbſt auf die erwachenden Regungen der damaligen Zeit ein beiläufiges Licht fallen läßt.

42. Ein thalabwärts führender Weg.

Ich will hier nicht an die bekannte Aeußerung eines altberühmten Wanderers erinnern, über das Vorgefühl der Beſchwerde des Berganſteigens, das ihn ſchon während des leichten Bergabgehens anwandelte; etwas Aehnliches geſchah aber auch mir während der letzten Jahre meines häuslichen Lebens in Nürnberg. Der Weg war ſo anmuthig und leicht, als ob er über einen ſchönen, grünenden Hügel bergabwärts ginge, an der anderen Seite des Thales aber, in welches er führte, zeigte ſich ein Berg, welcher, man wußte nicht, an welchem Punkte, überſtiegen werden mußte, was dann zu manchem beſorglichen Bedenken Veranlaſſung gab. Wie man ſich aber, wenn die Fahrt ſo ſchnell bergab geht, nur kurze Zeit zum Genuſſe der wechſelnden Ausſichten laſſen kann, ſo darf auch ich mir hier nur wenige Zeit zur Beſchreibung der einzelnen Ereigniſſe jener Zeit laſſen, denn wir haben noch immer ein Stück Weges, bis zu dem diesmaligen Orte des Ausruhens vor uns.

Das geſellige Leben in Nürnberg wurde für uns immer angenehmer und reicher; in den täglichen, bekannten

Kreis der Freunde traten, wenn auch nur als vorübergehende Erſcheinungen, beſuchende Gäſte ein, von denen ich hier nur einige erwähnen will. Mein alter, lieber Lehrer, G. A. Werner brachte einige Wochen mit uns in Nürnberg zu, wo es ihm ſehr wohl gefiel. In dem heiteren, geſellſchaftlichen Kreiſe, der ſich ihm in dem gaſtfreien, edlen Hauſe des Marktvorſteher Merkel, ſowie bei Seebeck und bei mir eröffnete, vergaß der treffliche Mann während der Nachmittage und Abende jener Sorge, die jeden Morgen und Vormittag auf ihm laſtete. Er hielt es nämlich für ſeine Pflicht, einen Brief an einen der Herren Miniſter in Dresden zu ſchreiben; ſeine bekannte Abneigung vor dem Briefſchreiben ließ ihn jedoch, ſo gut auch der Wille war, mit welchem er jeden Morgen Feder, Tinte und Papier vor ſich hinſtellte, nicht zu einem Anfang; noch weniger zum Ende dieſes ſauren Werkes kommen; die Betrachtung der ſchönen alten Münzen, die er in Nürnberg um höchſt billigen Preis eingekauft hatte, zog ſeine Augen und Hände mehr an, als die des Poſtpapieres und der Feder und ſo hat er es auch zuletzt vorgezogen, lieber wieder einen rückgängigen Abſtecher nach Dresden zu machen, um das Briefſchreiben durch mündliche Beſprechung zu erſparen, als, wie ſeine Abſicht war, länger im Süden zu bleiben und zu reiſen. Denn dieſe ſeltſame Antipathie gegen das Briefſchreiben, dadurch mich mein verehrungswürdiger Lehrer einigermaßen an einen meiner im B. I S. 356 erwähnten Studiengenoſſen in Jena erinnert, iſt wohl allgemein bekannt genug. Man wußte es in Freiberg, wie Werner einſt einen expreſſen Boten, den ſeine Schweſter ihm, ſchriftliche Antwort ſehnlich verlangend, zuſendete, mehrere Wochen lang bei ſich aufhielt und verpflegte, ehe er ſich zu jener ſchriftlichen Antwort entſchließen konnte. Ja nicht nur in Freiberg und Sachſen, ſondern ſelbſt in Paris und weiter, wurde dieſe Schwäche des großen Mannes kund, als Cuvier am Schluß der warmen, wohlverdienten Lobrede, die er bei einer Verſammlung des National-Inſtitutes den Verdienſten des verſtorbenen Werner hielt, die Worte hinzufügte: „Und nicht nur bei gewöhnlichen Briefen zeigte jener ſeltene Mann ſeine Scheu vor dieſer Art des Schreibens, auch bei ſolchen that er es, wo man dies am wenigſten zu erwarten pflegt; auf die Ueberſendung des ehrenden Diplomes, das ihn zum Mitglied unſeres Inſtitutes ernannte, hat derſelbe auch mit keiner Zeile des Dankes geantwortet.“

Nun, Daſſelbe, was in Paris Cuvier, zur allgemeinen Erheiterung ſeiner Zuhörer, denn man lacht ſo gern über die Schwächen anderer Menſchen, erzählte, das hatten auch andere Akademieen, gelehrte Geſellſchaften und ſelbſt Regierungsbehörden ausländiſcher Staaten in Erwiderung auf ihre Ehrendiplome, Ehrenbezeugungen und ſelbſt Berufungen erfahren. Wir aber, in unſerem Freundeskreiſe zu Nürnberg, begehrten keinen Brief, auch nicht einmal die Unterſchreibung einer Quittung, was ihm, wie man ſagt, auch oft faſt ſo ſchwer als das Briefſchreiben angekommen, von dem lieben Papa Werner, ſondern nur ſeine freundliche, belehrende Zuſprache. Und dieſe habe ich zu jener Zeit, — es war zum letzten Male in ſeinem Leben — ſo reich und lieblich genoſſen, als niemals zuvor.

Schon im April 1814 traten auf einmal in das kleine Häuschen oben auf dem damals ſogenannten Müllers-Zwinger, darin ich mit Burger und einigen anderen gleichgeſinnten Freunden des milden Frühlingstages genoß, zwei Fremde ein, welche ſich ſchweigend, als ob ſie zu uns gehörten, in unſere Nähe ſetzten. Und ſie gehörten auch zu uns, nicht allein weil ſie meine Frau herauf in unſere einſame Zwingerwarte gewieſen, ſondern weil die Gedanken, welche wir ſo eben ausſprachen, nicht erſt ſeit geſtern und ehegeſtern, auch ihre Gedanken, unſere Gefühle auch ihre Gefühle waren. Der Eine, mit einem Angeſicht und Blick der dunklen Augen, wie man nicht alle Tage ſieht, der zu uns hieher in den Zwinger kam, war der in dem Feſthalten an Dem, was ihm Ernſt und Wahrheit iſt, unbezwingbare, in ſeinen vielbeſtrittenen Anſichten unbeſtreitbar tiefblickende und hellſehende D. J. N. Ringseis. Ein Mann, der mir im Verlaufe der ſpäteren Jahre bis auf den heutigen Tag Beweiſe einer aufopfernd treuen Liebe und Freundſchaft gegeben, die ſich mit ihren Folgen, ſelbſt für mein äußeres Leben, mit Steinſchrift in meine dankbare Erinnerung eingegraben haben. Der Andere war der geiſtig ſehr empfängliche Auditor Vanino, ein Menſch von vielleicht zu reizbar weichem Gemüthe, der wenig Jahre nachher aus dem Leben ſchied. Wir werden dem einen der Beiden im ſpäteren Verlaufe dieſer Lebensgeſchichte öfter wieder begegnen.

Eine alte, werthe Bekanntſchaft, die des Jean Paul Richter, erneute ich auch um dieſe Zeit zu meiner großen, herzlichen Freude, in Erlangen, dahin ich von Freunden, um ihn dort zu treffen, eingeladen war. Es war uns, als wir uns wiederſahen, als hätten wir nur das zuletzt bei Herder abgebrochene Geſpräch über den unſichtbaren Werkmeiſter fortzuſetzen, der zu gleicher Zeit unter den Völkern des Nordens und Südens, Oſtens und Weſtens, davon keines des anderen Zunge redet, keines von dem anderen weiß, einzelne Geiſter zu dem Werke eines gemeinſamen, großen Gedankens der Zeit anregt. Wir reichten uns, als treue Mitſchüler unſeres großen Herder, in herzlicher Liebe die Hand und ſind von da an, in ununterbrochenem, nahem Verkehre geblieben. Als ich ſpäter, nach einem dreijährigen Aufenthalte in Norden, nach Bayern zurückkam, war Jean Paul unter allen da lebenden Freunden der erſte, den ich in Bayreuth begrüßte.

Aber auch in Nürnberg ſelber hatte ſich unſer Freundeskreis ſehr erweitert. Die nahe Bekanntſchaft mit dem alten, ehrwürdigen Herrn von Scheurl, der als Aelteſter ſeines edlen Geſchlechtes das Stammhaus in Erlenſtegen bewohnte und welcher ſich gern zu unſerer kleinen Geſellſchaft hielt, iſt mir durch ihren belehrenden, geiſtig bekräftigenden Einfluß für immer von hohem Werthe geblieben. Das Haus der Buirette von Oehlefeld, aus welchem die älteſten Söhne meine mir ſehr theuren, lieben Schüler waren, hatte aus dem fernen Vaterlande Frankreich, woher es ſtammte, nicht blos den Ruhm der ritterlich altadeligen Thaten, ſondern auch den adeligen Geiſt der Geſinnung mit ſich gebracht. In dem Kreiſe dieſer Familie war die ächte franzöſiſche Chevalerie mit der gemüthlichen deutſchen Sitte zu ſchönem Einklang vereint; wir ſind in der letzten Zeit unſeres Aufenthaltes in Nürnberg die faſt täglichen Theilnehmer und Empfänger der Freundſchaftsbeweiſe dieſes edlen Hauſes geweſen.

Mit dem Vater Schöner, mit Kießling und mit ihren Freunden, ſowie vor Allem mit Burger und ſeinen Geiſtesgenoſſen, blieben wir, durch öfteres freundſchaftliches Zuſammenſein, inniglich verbunden, das Verhältniß mit meinen Collegen wurde ein immer innigeres und zutraulicheres; meine Schüler ließen es mich täglich mehr erfahren, daß eine recht herzliche, väterliche Liebe des Aelteren zu den Jüngeren nicht blos Gegenliebe und Zutrauen weckt, ſondern auch mit der aufrichtigen Achtung beſtehen könne, die das jüngere Geſchlecht einem älteren väterlichen Freunde ſchuldig iſt.

Unter den äußeren Genüſſen und Freuden, die der letzten Zeit des Aufenthaltes in Nürnberg ihren beſonderen Reiz gaben, möchte ich gerne auch der freundlich belehrenden Stunden, die ich mit dem einſichtsvollen, gefälligen Architecten Keim, bei den alten Bau- und Kunſtwerken der Stadt zubrachte, ſowie der öfteren kleineren Wanderungen in die Umgegend, der Fußreiſen in die Gegend von Muggendorf, in Geſellſchaft meiner Schüler gedenken, wiewohl zur näheren Schilderung ſolcher Ruhepunkte, auf der Strecke des damaligen, ſo eilig zurückgelegten Lebensweges, hier nicht der Ort ſein kann.

Wenn es mir aber auch nicht möglich iſt, bei mancher genußreichen Erinnerung zu verweilen, die, wie eine ſchöne Ausſicht mir neben meinem damaligen Wege liegt, will ich dennoch hier noch ein wenig am Scheidwege ſtehen bleiben, um auf das Geſammtwirken unſeres Realinſtitutes noch einmal zurückzublicken.

43. Ein Rückblick vom Ende des Weges.

Ein Freund, ja ſelbſt ein guter Nachbar, mit dem wir längere Zeit zuſammengewohnt und gelebt haben, wird uns öfters erſt dann, wenn wir von ihm ſcheiden müſſen, oder von ihm geſchieden ſind, recht theuer und werth; jetzt fühlen und erkennen wir erſt vollkommen, wie ſehr wir ihm, durch all' ſein Wohlthun und Gutmeinen, darüber verpflichtet und befreundet ſind, verſtehen Das ganz, was er uns war und was wir an ihm hatten. Wie ſollte es mir anders ergehen, wenn ich zurückdenke an das ſiebenjährige innige Verbundenſein meines Lebens und Wirkens mit dem Beſtehen und Gedeihen unſerer Realſtudienanſtalt in Nürnberg. Ich muß hier zuerſt über die engeren Gränzen Deſſen, was in der Schule ſelber geſchah, hinüberſehen auf Das, was von außenher für dieſelbe gethan worden. Ich darf es wohl ſagen, daß unſer Realinſtitut, was die Abſicht und den Grundgedanken betrifft, aus dem ſeine Errichtung hervorging, ein Werk war, das dem werthen Manne, der ſo viel Löbliches für das Studienweſen in Baiern gethan: dem wohlwollenden, einſichtsvollen damaligen Oberſtudienrathe, ſpäteren Oberconſiſtorialrath und Geheimerath von Niethammer, zur bleibenden Ehre gereicht. Seiner Sorgfalt allein verdankte die neuentſtehende Anſtalt die Wahl und die Zuſammenberufung der Lehrer (m. v. S. 432 f.), die, wie der Erfolg zeigte, eine ſehr wohlgelungene, glückliche war. Das Nürnberger Realinſtitut war und blieb ihm ein Gegenſtand ſeiner vorzüglichen theilnehmenden Beachtung, er vertrat daſſelbe ſo manchen äußeren Bedenklichkeiten und Nöthen gegenüber durch Wort und That; verſorgte daſſelbe, ſo weit ſeine Kräfte reichten, mit allen Mitteln des äußeren Beſtehens und Gedeihens; erwies ſich an uns Lehrern als ein hülfreicher Freund, erkannte in uns den guten Willen und jedes Gelingen unſerer Leiſtungen an.

Wie ſich der Grundgedanke, welchen der treffliche Niethammer als fruchtbaren Keim in ſie hineingelegt hatte, bei dem Fortbeſtehen unſerer Anſtalt allmählig entwickelte, das iſt aus jenen Berichten zu erſehen, welche jedesmal am Ende des Studienjahres, als „Jahresgeſchichte der Anſtalt“ veröffentlicht wurden. Sie ſind vom J. 1809 bis 1815 ſämmtlich von meiner Hand und ſoweit meine Einſicht und Kraft reichte, mit Sorgfalt und Treue gearbeitet. Geſammelt würden ſie einen anſehnlichen Band bilden, deſſen Inhalt hin und wieder für die pädagogiſchen Beſtrebungen der damaligen Zeit vielleicht nicht ganz ohne Intereſſe wäre. Nur ſelten hat ſich übrigens der Verfaſſer Erklärungen abdringen laſſen über die Stellung, zu welcher die Realinſtitute den gewöhnlichen Gelehrtenſchulen gegenüber als höhere Bildungsanſtalten berechtigt wären. Und daß dieſe Erklärungen von jenem polemiſchen Sinne fern waren, der ſich an Denen kund gab, welche ſie hervorriefen, das mag hier eine Stelle aus dem geſchichtlichen Berichte des zweiten Studienjahres beweiſen.

„Einige haben gefragt: ob wohl überhaupt eine allgemeine höhere Geiſtesbildung ohne das Studium der alten Sprachen möglich ſei? Allerdings hat der Strom einer höheren, geiſtigen Menſchenbildung, aus welchem auch unſere geiſtige Natur von Jugend an Gedeihen ſchöpfte und Leben, ſeinen Urſprung in der fernſten Vergangenheit; aber ſein Weg geht nicht allein durch das klaſſiſche Alterthum, welches eben ſo wenig der Ort ſeines Urſprunges iſt als die neuere Zeit; ſondern durch Religion und Ueberlieferung, Völkergeiſt und -Streben, dringen ſeine mächtigen Arme von allen Seiten zu uns ein, allbefruchtend und belebend. Alſodann — was iſt Bildung? — Gebildet nennen wir das Gefühl, welches dem Guten wie dem Schönen eröffnet iſt; den Geiſt, welcher in allem das Eine, Nothwendige, Bleibende anzuerkennen, und von dem Richtigen und Falſchen klar zu unterſcheiden weiß; den Willen, welcher aus aller Kraft und unabläſſig nach dem rein Menſchlichſten, Höchſten und Beſten ſtrebt. In dieſem allen hat uns zwar jenes klaſſiſche Alterthum ſchöne und große Muſter gezeigt, doch nicht minder zeigt ſie uns die Geſchichte auch anderer Völker und Zeiten, nicht minder lehrt uns die Betrachtung des Lebens, der Welt und des Menſchen unmittelbar, noch immer, wie ſie es einſt den Alten gelehrt hat, was das eine Nothwendige und Bleibende, was das Schöne und Gute ſei? Wie einſt Vanini an dem Strohhalme das Daſein Gottes, vermag der Geiſt an jedem in ſich vollendeten Ganzen, in der ſichtbaren Natur wie im Gebiete des Geiſtigen, in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft, das Eine zu finden, was er ſucht und bedarf: Uebung und Erweckung ſeiner eigenen höchſten Kräfte, Erkenntniß ſeiner ſelbſt und ſeiner Beſtimmung.“

Statt eines vergeblichen Bemühens, den ihr angewieſenen Wirkungskreis polemiſchen Angriffen gegenüber durch Worte in das ihm gebührende Licht zu ſtellen, ſuchten wir, deren Aufgabe zunächſt war, dieſes vielmehr durch die That zu erreichen. Ein würdiger Mann, welchen ſeine Stellung im Dienſte des Staates, ſeine vielſeitigen Erfahrungen und ſeine Kenntniſſe des früheren wie des jetzigen Zuſtandes der vaterländiſchen Schulen zu einem Urtheile über dieſen Gegenſtand berechtigt, ſchrieb mir noch vor Kurzem:

„Der Gedanke, welcher die Regierung bei Errichtung der Realinſtitute geleitet hatte, gereicht Bayern noch heute zur Ehre. Sie hatte eine löbliche Anſicht und eilte mit dieſer Einrichtung vielen anderen Ländern voraus. Sehen wir doch in den Realgymnaſien, Bürgergymnaſien und anderen Lehranſtalten unſerer Tage den Lehrplan des Realinſtitutes erneuert: woraus wir Anlaß nehmen dürfen, die Einſicht und das Wohlwollen der bayeriſchen Regierung zu rühmen. — — Etwas vermiſſe ich an den Lehrplanen der neueren Zeit ſchmerzlich, nämlich die gebührende Betonung des ethiſchen Elementes, welchem in den Jahresberichten des Realinſtitutes ſo ſehr das Wort geſprochen war. Wenn man dieſes Element unbeachtet läßt, ſo wird die bürgerliche Geſellſchaft aus allen, noch ſo wichtigen Diſziplinen kein Heil ziehen.“

Auf meine Forſchung nach dem eigentlichen Grunde der Auflöſung der Realinſtitute ward mir von durchaus ſachkundiger Seite der Beſcheid:

„Zu dem Beſchluß, die Realinſtitute aufzulöſen, kann die Anſtalt in Nürnberg keinen Anlaß gegeben haben. Denn dieſe war, ſelbſt nach dem Abgange der Vorarlberger (1814) immer noch ſo ſtark beſucht, daß ſie den Gymnaſien jener Zeit an Schülerzahl gleich ſtand. Ueber ihren Ruf ſind vollgültige Zeugniſſe vorhanden. Dagegen führte die Anſtalt in Augsburg ſeit 1813 ein ſo kümmerliches Daſein, daß die Oberbehörden wohl nicht umhin konnten, das geſammte Realſchulweſen einer Reviſion zu unterſtellen. Wie nun auch ſonſt oft zu geſchehen pflegt, ſo ſcheint auch damals Das, was an Einer Anſtalt wahrgenommen wurde, eine allgemeine Maßregel hervorgerufen zu haben. Man gab den Gymnaſien einen geregelten, mathematiſchen Unterricht mit etwas Phyſik, und damit ſchien dem Bedürfniſſe Aller genügt.“

Von der Schulanſtalt ſelber, deren Geſchichte mit der Entwickelungsgeſchichte meines eigenen Lebens in ſo naher Beziehung ſteht, wende ich auch noch einen dankbar, liebenden Blick auf die Schüler, die uns Lehrern mehr als es wohl für gewöhnlich vorkommen mag, nahe befreundet geweſen und geblieben ſind.

Von den mehreren Hunderten der Schüler, zunächſt unſeres Realinſtitutes, ſind es nur gegen ſiebenzig, deren weitere Entwickelungsgeſchichte und Stellung im bürgerlichen Leben mir näher bekannt iſt. Denn mehrere von ihnen waren Ausländer oder ſind dieſes nach dem Abtreten von Tirol und dem Vorarlbergiſchen geworden, von denen ich nur etliche, z. B. v. Gugger als Landrichter in Tirol, v. Schnitzer als Geſandtſchaftsſekretär in Florenz, Fröhlich in Wien in ehrenhafter Stellung wieder auffand. Einige ſogar hat der kosmopolitiſche Trieb weit über Meer und Land hinüber in andere Welttheile geführt, namentlich den älteſten Sohn des oben (S. 342) erwähnten geiſtreichen Kaufmannes Leuchs, den Johann Wilhelm, der mit ſeinem Bruder, dem rühmlich bekannten Schriftſteller Joh. Carl, einer unſerer erſten Schüler war, ſchon im J. 1809 zuerſt nach Amerika, dann nach Auſtralien. Sehr verſchieden iſt auch bei der im Lande gebliebenen, größeren Anzahl der Schüler die Wahl der Laufbahn geweſen, die ſie nach Vollendung der Schuljahre betraten. Zu dieſer Wahl gab nicht ſelten ſchon der Stand der Eltern den beſtimmenden Anlaß. Denn die Söhne aus adeligen Familien oder der anſehnlicheren Güterbeſitzer betraten entweder im Militärſtande den Weg der Ehre, oder ſie wendeten ſich zum Theil unmittelbar, zum Theil aber nach dem Beſuche der Univerſität zu der Beſitznahme und Verwaltung ihrer Güter und zum Staatsdienſte, den ſie beim Forſtweſen und anderen Zweigen der Verwaltung des Gemeinweſens fanden. Der alte, geweſene Rektor in Nürnberg freut ſich, daß er ſolche Ehrenhalter und Ehrenſäulen der alten Nürnberger Patriziergeſchlechter, wie die edlen, werthen Stammhalter und Senioren ihres Hauſes, den Siegmund Carl v. Tucher und den geiſtreichen Johann Siegmund von Haller, den Heermeiſter von Mittelfranken und Meiſter unter den Kennern ſeiner vaterländiſchen Kunſt, unter ſeinen älteſten Schülern nennen darf. Die Jugendgenoſſen dieſer beiden, Wilhelm von Peller und Hans Wilh. von Imhof, haben ſchon im J. 1812 den Friedhof der irdiſchen Kämpfe, auf dem Feldzuge gegen Rußland gefunden.

Die Zöglinge unſerer Anſtalt aus bürgerlichem Stande ſind auch zum großen Theil auf den Wegen der verſchiedenſten Berufsarten zu Brod und Ehren gekommen. Ohngefähr ein Zehntel aus der mir näher bekannten Zahl hat ſich für die Arzneikunde entſchieden und die Kranken der Vaterſtadt danken es namentlich dem allgemein geachteten Dr. Johann Jacob Reuter, ſo wie dem Dr. Steinmetz, daß ſie dieſe Wahl getroffen, während der talentvolle, geiſtig gewandte Dr. Heinrich Roſe als belebendes, ordnendes Haupt des neuerwachten Realſchulweſens und Gewerbvereines ſeiner Vaterſtadt ſich einen wohlverdienten Ruhm erworben hat. Dr. R. Wagner ſo wie Dr. Fr. Ch. Heſſel wirken ſeit einer Reihe von Jahren als ehrenwerthe Lehrer der Univerſität; Dr. J. Fr. Engelhardt, der als Freund der Chemie aus unſerer Schule in die des großen ſchwediſchen Meiſters, des J. Berzelius, ging, hat als Lehrer in Nürnberg die ruhmvolle Laufbahn ſeines Lebens, durch vielverſprechende Forſchungen und Entdeckungen ausgezeichnet, ſchon nach wenig Jahren vollendet, und auch an mehreren anderen Schülern, wie an dem trefflichen, zu frühe verſtorbenen Metallurgen Aug. Phil. Bezold (von welchem ich ſpäter noch reden werde) und dem wackeren Pharmazeuten F. Jac. Krämer hat der Unterricht unſerer Anſtalt gute Früchte getragen. Vielen anderen unſerer Zöglinge, die für Handel und Gewerbe ſich beſtimmten, iſt die Belehrung, die ſie in der Schule empfingen, eine Grundlage vielſeitiger Bildung geworden, wie bei J. C. Leuchs, J. Fr. Popp, dem Vorſtande des Gemeindekollegiums, J. W. Kirchdörfer, dem hochachtbaren J. J. Herzogenrath, bei Frölich in Wien u. ſ. w. J. Jac. Heller hat ſich den Ruhm eines ausgezeichneten Mechanikers weit über ſeine Vaterſtadt hinaus erworben, H. Wilder ſteht als Kupferſtecher, Löhner als Inſtrumentenmacher, mehrere andere ſtehen als glückliche Fabrikanten in hoher Achtung, der P. W. v. Ebner verdient als Kenner der Geſchichte und der Künſte ſeiner Vaterſtadt allgemeine Anerkennung. Viele unſerer Zöglinge ſind wohlverdiente Schulmänner geworden, unter ihnen waren mir K. J. König und J. H. Reizmann näher bekannt. Und ſelbſt nachmalige wackere Juriſten, wie namentlich den Rechtsrath Turckowitz, wie den H. von Künsberg, und wie den von Allen, welche das Gute und Ehrenhafte lieben, geliebten und hochgeachteten Landrichter Fr. v. Buirette, zählte unſere Anſtalt unter ihre Schüler, ja in ihr hat ein Theolog von ſeltenen Gaben des Geiſtes und Herzens, Pfarrer Omeis ſeine erſte Anregung wiſſenſchaftlicher Bildung empfangen, und auch in Pfarrer Kündinger erwachte in unſerem Realinſtitute die Luſt und Freude an jenem Wiſſen, das allein zur Weisheit führen kann. Es gab bei dem Unterrichte in unſerer Anſtalt vielfache Gelegenheit zum Hervorrufen und zur Ausbildung von künſtleriſcher Geſchicklichkeit der Hände, und daß dieſe Gelegenheit nicht unbenützt geblieben, das bezeugen die techniſchen und künſtleriſchen Leiſtungen mehrerer unſerer geweſenen Schüler, unter denen ich hier nur den wackeren Kupferſtecher Wilder als rühmliches Beiſpiel erwähnen will. Alle Erwartungen jedoch der Lehrer und alle Kunſtgeſchicklichkeiten ſeiner Mitſchüler überflügelte weit Joſeph Ernſt Bandel, der nachmalige Bildhauer, deſſen Namen das deutſche Vaterland kennt und ehrt. Die anmuthige äußere Geſtaltung, die er ſpäter dem Marmor und dem gegoſſenen Erze gab, war ſeinem harmoniſch wohlgeordnetem Gemüthe ſchon frühe aufgeprägt und hatte ſich ſeinem ganzen Weſen mitgetheilt. Er trat erſt in der letzten Zeit des Beſtehens unſerer Anſtalt in dieſe ein, wurde aber durch ſeine lebhafte Empfänglichkeit für Alles, was des geiſtigen Erwerbes am würdigſten iſt, ſehr bald der Liebling aller Lehrer, wurde in allen Unterrichtsgegenſtänden der ausgezeichnetſt erſte unter den Schülern ſeiner Klaſſe. Er, in ſeiner Begeiſterung für den Ruhm des deutſchen Volkes, hat mit kühnem Muthe ein Werk ergriffen und begonnen, das auch einem künftigen Geſchlechte als ein würdiges Denk- und Erinnerungszeichen von dem altedlen deutſchen Heldenſinne zeugen wird, deſſen Saamenkorn ſeine Keimkraft nicht verloren hat. Ich werde von dieſem meinem edlen jungen Freunde, der jetzt in Hannover lebt, noch bei einer ſpäteren Gelegenheit ſprechen.

Und wie vielen anderen meiner mir in Liebe verbundenen geweſenen Schüler in Nürnberg möchte ich noch ein Wort der freundlichen Erinnerung ſagen. Manche von ihnen ſind ſchon zu ihrer Ruhe eingegangen. Wir Alle aber, die Alten mit den Jungen, wollen mit Ernſt uns bemühen, daß wir ſchon hienieden zu jener Ruhe gelangen, die aus dem Frieden mit Gott und unſerem Gewiſſen durch den kindlichen Glauben an Chriſtum, und aus der recht innigen, aufrichtigen Liebe zu ihm hervorgeht.

44. Ein Seitenweg, der dennoch zum Ziele führte.

Im Jahre 1815 war von einer Auflöſung oder Umgeſtaltung der beiden Realinſtitute in Bayern ernſtlich die Rede, weil, wie man ſagte, von der Regierung das Bedürfniß erkannt worden ſei, den beiden großen Handels- und Gewerbſtädten von Bayern: Augsburg und Nürnberg, ſtatt der Realgymnaſien, deren wiſſenſchaftliche Tendenz für die Anfoderungen der bürgerlichen Bildung eine zu hochgehende ſei, Schulen zu geben, welche dem Zwecke dieſer Bildung auf einfacherem Wege und mit geringerem Koſtenaufwande entſprächen. Was bei dieſer Enthebung aus dem bisherigen Wirkungskreiſe aus uns fünf Hauptlehrern am Realinſtitute zu Nürnberg: Pfaff, Schweigger, Kanne, Erhardt und mir werden ſollte, das war zwar nicht ausgeſprochen, indeß hätten wir darüber ruhig ſein dürfen, denn wir kannten aus Erfahrung die ehrenhafte, wohlwollende Geſinnung der Regierung gegen uns. Dennoch ergriff uns Alle ein Gefühl der Unſicherheit, wie beim Stehen auf einem ſchwankenden Boden. In dieſem unheimlichen Gefühle hatte ich gegen Anfang des J. 1815 an meinen treuen Freund und Lehrer Schelling geſchrieben und ihm zugleich auch jenes Irrewerden an der bisherigen Richtung meines wiſſenſchaftlichen Berufes ausgeſprochen, von welchem ich nachher reden will; ein Irrewerden, das mir ſelbſt den früher ſo lebhaft gefühlten Wunſch benahm, als Lehrer an eine Univerſität zu kommen. Schelling ſchrieb mir darauf im Februar 1815 unter Anderem: „Das Stündlein Ihrer Erlöſung wird gewiß kommen, greifen Sie aber der Vorſehung nicht vor.“ — Das Lehramt an einer Univerſität erſchien dieſem weiſen Freunde, der mein Bedürfniß ganz kannte, als mein eigentlicher Beruf; doch fand er es nicht rathſam für mich, wenn ich an die Univerſität Würzburg ginge, an welche Lerchenfeld, damals General-Commiſſär in Würzburg, nach ſeiner wohlwollenden Geſinnung mich gern gezogen hätte. Erlangen, vielleicht ſchon wegen ſeiner Nähe und inneren Beziehung auf meinen bisherigen Wirkungskreis, erſchien Schelling als der angemeſſenſte Ort für mich und dahin war ja auch mir, wie meinen Collegen, bei einer Auflöſung unſerer jetzigen Dienſtverhältniſſe der Weg ſchon gebahnt. Und allerdings ſollte ich auch bald nachher an dieſen, mir ſo lieb gewordenen Heimathsort kommen, vorher mußte ich aber, mir ſehr zum Glück und Heil, einen anderen Weg gehen, an den ich nicht gedacht hatte, damit ich dort inne würde, daß ich den Reiſepaß, der mir von meiner Kindheit an auf meinen Lebensweg gegeben war, aus der Hand verloren habe und zu einem Suchen nach dieſem und Wiederfinden deſſelben mich ernſtlich wieder aufmachte. Wie dieſes geſchehen ſei, darüber will ich mich etwas ausführlicher erklären.

Auch ich habe, nach dem Maaß meiner Kräfte, ſo gering dieſes auch mag anzuſchlagen ſein, einen Drang zum wiſſenſchaftlichen Erkennen und Wirken und zwar zunächſt im Gebiete der Naturwiſſenſchaft empfangen. Ich möchte ſagen, dieſer Drang, deſſen erſte Regungen ich in meiner vorſtehenden Jugendgeſchichte, deſſen kräftige Aeußerungen ich in der Geſchichte meines angehenden, männlichen Alters beſchrieben, hatte mich bis dahin, gleich einem Reiſepaß, in welchem der Weg zum Ziele nach ſeiner ganzen Richtung verzeichnet ſtand, auf meinem Lebenswege treulich begleitet und geleitet. Namentlich erzählte ich noch eben (S. 454), mit welcher freudigen Genügſamkeit ich an meinem Lehramte der Naturgeſchichte in Nürnberg feſthielt, ſo daß ich mich durch keine andere, vielverſprechende Ausſicht von dieſer mir werthen Aufgabe hinwegziehen ließ. Wie kam es aber nun, daß ich auf einmal, an dieſem meinem Berufe, ja an jedem wiſſenſchaftlichen Streben überhaupt, irre wurde und daß ich den mir ſo gebahnt vor Augen liegenden Weg meiner äußeren Beſtimmung verließ, um mir einen anderen zu ſuchen? Es war, wenn man will, eine Verirrung, die mir, als ſie geſchehen, manche Sorge machte und dennoch hat auch ſie zur Ausführung, nicht meines äußeren allein, ſondern auch des inneren, mir von höherer Hand verzeichneten Lebensplanes (m. v. I. S. 20, 21) gehöret.

Von meinem Freunde und Collegen, dem gelehrten Johann Arnold Kanne, habe ich ſchon oben S. 287 u. a. geſprochen und werde ſpäter noch mehr von ihm ſagen. Sein Weſen wie ſein äußeres Benehmen in dem erſten Jahre unſeres Zuſammenſeins waren nicht mir allein, ſondern uns Allen, die wir ihn kannten und öfter ſahen, ein Gegenſtand ebenſowohl der Bewunderung als der Verwunderung. Oefters zwar ging er, wenn wir uns in dem Schulgebäude begegneten, an uns vorüber, ſchweigend und kaum uns begrüßend; wenn er jedoch andere Male zum Sprechen geneigt war, da gab er uns durch ſeinen Witz, ſeinen Scharfſinn, durch ſeine gelegentlichen, von tiefer Gelehrſamkeit zeugenden Bemerkungen, einen reichen Erſatz für ſein langes Schweigen. Ich hatte, ſchon vermöge meiner amtlichen Stellung, am öfteſten mit ihm zu verkehren und ich möchte wohl ſagen, auch Manches von ihm zu leiden. Er ſelber hat uns in dem Anhang zum erſten Theile ſeines Buches „Leben und aus dem Leben“ unter den Zügen, darin er ſeinen eigenen Lebensgang ſchildert, auch ſolche mitgetheilt, die uns ein treues Bild von ihm aus den erſten Jahren ſeines Aufenthaltes in Nürnberg vor Augen ſtellen. Er beſchreibt es unter Anderem (S. 280 des Anhanges), wie ſich nach der Vollendung eines ſeiner mit mühſamem Fleiße geſchriebenen Werke, das er jedoch, nach ſeiner ſpäteren Erkenntniß, als ein durchaus antichriſtliches bezeichnet, eine Unruhe über ſein Gemüth verbreitet habe, die immer mehr zu wahrem Unfrieden und zu gänzlicher Entzweiung mit ihm ſelber und mit der Welt ſich ſteigerte. „Ich verdarb es, ſo ſagt er, mit Jedermann; und ſelbſt mit meinen wahrhaft gutherzigen Collegen: Schubert, Pfaff, und Schweigger lebte ich in keiner Harmonie, war jedoch weit entfernt, mir allein alle Schuld beizumeſſen.“ In ſeinem raſtloſen, glühenden Eifer für das wiſſenſchaftliche Forſchen wendete er ſich jetzt an die Ausarbeitung eines Hauptwerkes ſeines Lebens: eines Pangloſſums oder Syſtemes aller Sprachen, deſſen Aufgabe es ſein ſollte, daß, und wie alle Sprachen von einer gemeinſamen Urſprache ausgegangen ſeien. „Indeß nahmen meine Unruhe und mein Trübſinn immer mehr zu, und manchmal hatte ich eine ordentliche Scheu vor Menſchen, und konnte Keinen anſehen. Ein nagender Wurm, Ehrgeiz und ein ſich in den äußeren Winkel der Seele verſteckender, ſchnöder und verächtlicher Egoismus fraßen an meinem Herzen und hier fühlte ich's manchmal wie Höllenflamme brennen."

Außerordentlich waren die Kämpfe, durch welche die mächtige Natur des merkwürdigen Mannes ſich hindurcharbeiten mußte, bis ſie Das erlangte, was ſie von Herzensgrund begehrte. Sie fand Das, was ſie ſuchte, auf dem einzigen Wege, auf welchem es ſich von dem Menſchenherzen finden läßt; ſie fand es nicht in allmähligem Übergang und ſtückweiſe, ſondern ganz und in einem Augenblicke (m. v. den angeführten Bericht auf S. 291). „Ein Strom ſanfter Freude", ſo erzählt Kanne weiter, „goß ſich über mein Herz aus, und ein ſüßer Friede kam in meine Seele. Von Stund' an ward ich ein ganz anderer Menſch und das ſo auffallend, daß es jeder bemerkte, dem ich zu Geſicht kam. Mein heiteres Geſicht ſagte nun zu Allen: ſei gegrüßt und willkommen! Es war nichts wie Eintracht mit mir und der Welt in meiner Seele und Alles kam mir wunderleicht vor."

Wir Alle, die wir damals mit Kanne lebten, können die Wahrheit Deſſen bezeugen, was er über die auffallend plötzliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen, ſagt. Er kam nun (1813) öfter zu meinem Freunde, dem Roſenbäcker Burger, den er durch mich kennen gelernt hatte und ich ſah ihn faſt täglich, denn wir hatten nun Beide einen Weg. Und was iſt mir dieſer treue Gefährte auf dem Wege meines Lebens geweſen. Ein Vorbild des Ernſtes und der Treue, das mich kräftig anregte und im Laufe ſtärkte, denn von dieſem Menſchen, der alles Andere dahingab, um das Eine, das Noth thut, zu gewinnen und das gewonnene Kleinod feſtzuhalten, ging auch auf andere, für ſolches Thun empfängliche Seelen, eine Kraft aus, welche ich im Umgang anderer Menſchen nur ſelten empfunden.

Wie ganz anders lernte ich jetzt Kanne kennen, als in jenem humoriſtiſchen Schattenbilde, das er mir früher in einer Stimmung heiterer Laune, ausgeſchmückt hin und wieder mit mancher dichteriſchen Zierrath, von ſich und ſeinem Leben gegeben hatte. Erſt jetzt erfuhr ich von ihm ſeine wahre innere Entwicklungsgeſchichte, wie er dieſelbe in den Berichten aus ſeinem Leben (a. a. O.) erzählt hat. Damals hatte er ſich geſchämt, mir das köſtlichſte Geheimniß ſeines Herzens: die Geſchichte ſeiner frommen Kindheit, die außerordentlichen und merkwürdigen Erfahrungen ſeines inneren Lebens, die er als Jüngling und noch in der letzten Zeit gemacht, kund zu geben. Jetzt erfuhr ich dieſes Alles und konnte mich mit eigenen Augen, durch die Frucht, die zuletzt aus jenen lange verborgenen Keimen hervorgegangen, von der Kraft des Lebens überzeugen, die in ihnen war. Mein alter Burger verglich den Kanne, in dem plötzlichen Erwachen ſeiner inneren Kraft, mit Paulus dem Apoſtel, der vorhin ein Läſterer und Feind der Gemeinde und nun plötzlich aus Gottes Gnaden ein auserwähltes Rüſtzeug geworden ſei.

Daß Kanne's Einfluß auf mich ein ganz gewaltiger ſein mußte, das wird wohl Jeder, deſſen Natur der meinen verwandt iſt, leicht verſtehen. Ich gab mich dieſem Freunde mit einer ſolchen Liebe hin, daß ich mich ſelber in ihm ganz vergaß und verlor und nur in ihm mich wiederfand; dieſe Hingebung zu ihm war nahe einer Abgötterei.

Wenn zwei Fußgänger auf dem Wege nach dem gemeinſamen Ziele zuſammentreffen, da geſchieht es wohl, daß der Eine, ſchwächere, durch das rüſtige Voranſchreiten ſeines Gefährten ſo angeregt wird zum Wettlauf mit dieſem, daß er Alles aufbietet, mit dem geliebten Mitwanderer gleichen Schritt zu halten. Es treffen aber zwei ſolche Läufer nach dem Ziele zuſammen, denen Beiden es ein redlicher Ernſt iſt, den Ort des Friedens zu erreichen. Der Eine, ein Wohlbegüteter, trägt bei ſich alle die Schätze und Geräthe eines großen Hauſes: goldene und ſilberne Gefäße, auch hölzerne und irdene, und etliche zu Ehren, etliche ſelbſt zu Unehren (2 Timoth. 2 V. 20), der Andere aber, ein Menſch von gar geringem Vermögen, hat für die Wanderſchaft auf der weiten Reiſe nichts bei ſich als das Brod, das er zu ſeiner täglichen Nahrung bedarf, den Krug zum Schöpfen des Waſſers am reinen Quell und einige wenige Kleider. Wenn nun der reiche Jüngling es fühlt, daß das ſchwere Gepäck, welches er mit ſich trägt, in ſeinem Laufe ihn hemmt und hindert, und wenn er, nur des Zieles ſeiner Reiſe gedenkend, ohne mit Fleiſch und Blut ſich zu berathen, die Bürde, die ihn belaſtet, hinwegwirft: mit den Gefäßen zu Unehren zugleich auch die zur Zierde und zu Ehren des Hauſes dienenden, dann läßt ſich darüber nichts ſagen; wir können den heldenmüthigen Entſchluß, Alles dahinzugeben, um das Kleinod des Berufes zu gewinnen, nicht tadeln, ſondern nur loben. Wenn aber der arme Burſche, der mit ihm wandert, und welcher in ſeinem kleinen Reiſebündel nichts bei ſich trägt, als den mäßigen Bedarf für Nahrung und Kleidung auf dem Wege, das Beiſpiel des anderen nachahmt, und Das, was auf ſeinem Laufe ihm nicht zur Hemmung, ſondern zur nothwendigen Bekräftigung und Erleichterung gegeben iſt, von ſich wirft, dann handelt er nicht klüglich. Ich bin durch die allzuhingebende Nacheiferung meines lieben Kanne in einen ähnlichen Fall gerathen, deſſen Irrungen ſo wie deſſen unerwartet heilſame Folgen ich treu berichten will.

Kanne, bei der außerordentlichen Führung und Geſtaltung ſeines inneren Lebens konnte wohl ſagen (a. a. O. S. 272): „Dreimal in meinem Leben habe ich es ganz beſtimmt erfahren, daß Chriſti Nachfolger ſein und den Wiſſenſchaften leben, bei mir heißt: zween Herren dienen.“ Und S. 274, wo er von einem Wiedererwachen der Liebe zu dem Herrn auf den Irrwegen ſeines jugendlichen Ehrgeizes redet, ſagt er: „Wie ich vorher Ihn vergeſſen hatte über dem Wiſſen, ſo wurde mir jetzt durch das Leben in Ihm das Wiſſen gleichgültiger: denn, wie ich geſagt, in mir will ſich beides nicht vertragen.“ Darum, als ihm die Zeit der großen, inneren Veränderung kam, davon ich vorhin ſprach, geſchah ihm, was er S. 292 ſagt: „als mir mein „Pangloſſum“ einfiel, fühlte ich in mir ein Verbot, dies Buch zu ſchreiben, — es wurde mir auf's Strengſte unterſagt, und ich durfte an alles litterariſche Treiben nicht mehr denken. Sogleich darauf ſtellte ſich auch ein Widerwille dagegen ein, der immer mehr zunahm, und da ich darüber zum Nachdenken kam, wurde mir die Ueberzeugung, daß es mit allem menſchlichen Wiſſen nichts ſei. Dieſe wurde mir dann, je weiter ich kam, immer mehr zur unumſtößlichen Wahrheit. Den größten Theil meiner Papiere warf ich ſogleich in's Feuer; auf's Ernſteſte entſchloſſen, Alles, Alles hinzugeben, um Chriſto anzugehören.“ — —

So dachte mein Freund Kanne, welchem in Wahrheit ſein vieles, großes Wiſſen und Forſchen als Nahrungsmittel ſeines unerſättlichen Ehrgeizes und der Ueberſchätzung der eigenen Kraft zu einer Todesgefahr für das innere Leben geworden war. Hatte aber ich die gleiche Urſache, ſo zu denken? Der „Schatz“ meines Wiſſens und meiner Gelehrſamkeit war bald beiſammen und lag in einem kleinen Winkel meines Reiſebündels, ohne dieſen ſonderlich zu belaſten; die Wiſſenſchaft, in deren Gebiet mein innerer und äußerer Beruf mich geſtellt hatte, führte mich gerade nicht zur Bewunderung meiner eigenen Größe und Hoheit, ſondern zu der einer anderen Größe, vor welcher das menſchliche Wiſſen daſteht, wie einer, der die wundervollen Geſtalten der Wolken des Himmels genau abzeichnen und allerhand Geſetze dieſer Geſtaltungen finden will, da ſie doch in jedem Augenblicke, morgen ganz andere als heute werden. Die närriſche Eitelkeit meines Weſens war dennoch von friedfertiger Natur, wie ein kleines Hündchen, das an der Kette liegt, und wohl eben ſo laut bellt wie ein großer Kettenhund, das aber Keinen beißt, wie dieſer, ſondern, ſeiner Ohnmacht ſich bewußt, wenn ein Starker vorbeigeht, in ſeine Hütte ſchlüpft.

Ich war durch das Beiſpiel von Kanne zu einem größeren Ernſte erwacht: zu einem Verlangen nach dem treuen, offenen Bekenntniß der Wahrheit vor aller Welt, und dieſen Gewinn möchte ich um keinen, den die Erde bietet, dahingeben. Mir war es, wenn ich mich mit dieſem Freunde verglich, als hätte ich das eigentliche, rechte Tagwerk des inneren Lebens noch gar nicht angefangen. Von der Art der Gedanken über mich ſelber, die mich damals ergriffen, mögen wohl die ſein, die ich auf einem Blatt Papier, obwohl aus anderer Zeit und Veranlaſſung geſchrieben ſinde: „Du armes, fleiſchliches Ich, das in dem Leibe des Todes wohnt, mit all' ſeinem trotzigen Muthwillen und ſeiner Verzagtheit; dahingegeben, bald der partheiiſchen Affenliebe, bald der gehäſſigen Abneigung; bald dem thörichten Selbſtvertrauen, bald dem ungerechten Mißtrauen gegen Andere; du unergründliches Nichts mit ſeinem unerſättlichen Gelüſte nach einem Nichts, wie du ſelber es biſt, wie oft haſt du mir den Frieden geſtört, mir das Kleinod, das mir geſchenkt war, entreißen wollen. Und es wäre dir gelungen, hätte nicht ein Stärkerer, der mit mir den Bund des Friedens geſchloſſen, dich gebunden und beſiegt.“

Am treueſten wird ſich wohl mein damaliger innerer Zuſtand und der Grundton meiner Geſinnung in einem Buche erkennen laſſen, das ich großentheils während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Nürnberg ſchrieb, obgleich erſt in Mecklenburg vollendete. Es iſt dies der erſte Band meines „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde“ von welchem ich ſpäter reden werde. Man wird in dieſem Buche bei alle Dem, was man etwa daran ausſetzen mag, den redlichen Ernſt nicht verkennen, mit all' meinen Kräften von der Wahrheit zu zeugen, die mich ſelber in meinem Inneren ſo froh und frei gemacht hatte. Mußte es doch damals im J. 1815, wo ſo eben durch den ſiegreich beendigten Freiheitskampf in dem deutſchen Volke mit dem äußeren menſchlichen Ernſte des Lebens auch ein innerer, göttlicher Ernſt zu erwachen ſchien, nicht nur Kanne und mir, ſondern Allen, denen das Gedeihen dieſes neuen inneren Lebens am Herzen lag, als die rechte Zeit und Stunde erſcheinen, an dem Werke der Wiederbelebung der chriſtlichen Geſinnung Theil zu nehmen. Wir dürfen dabei, ſo dachten wir beide, auf die Gelehrten und Hochgebildeten, ſo wie auf ihr Urtheil keine Rückſicht nehmen. An das Volk, an die für das einfältige Bekenntniß der Wahrheit noch empfängliche Jugend, müſſen wir uns durch Schrift und Lehre wenden, nicht mit Kunſt der Rede, ſondern in der Kraft des Glaubens. Ich dachte und ſprach es aus: Könnte ich doch, ſtatt Profeſſor an einer Univerſität, lieber ein Lehrer der künftigen Dorf- oder deutſchen Stadtſchulmeiſter werden, und dieſe in aller Einfalt zu Dem hinführen, das beſſer iſt, denn alles Wiſſen. Nun, zu einer ſolchen Stellung für mich hatte ich in meiner Nähe keine Ausſicht, aber in einer für mich ſehr merkwürdigen Weiſe eröffnete ſich mir, freilich nicht ohne mein Zuthun, eine ſolche von einer Seite her, an die ich nicht gedacht hatte.

Schon gegen Ende des Sommers von 1815 war ein für Kanne und mich ſehr intereſſanter Fremder nach Nürnberg gekommen: „ein Hauptmann von Mecklenburg“ aus Mecklenburg. Ein Mann von ſchon reiferen Jahren, welcher erſt an der Gränze zwiſchen dem Mannes- und Greiſenalter von jener ernſteren Seite des Lebens erfaßt worden war, an welcher er früher, ohne ſie recht zu beachten, leichten Schrittes vorübergegangen. Er hatte auf dieſer ſeiner letzten Reiſe überall, wo ſich ihm die Gelegenheit dazu darbot, die Bekanntſchaft und den vertrauteren Umgang ſolcher Menſchen aufgeſucht, welche nach einem oben (S. 369) erwähnten Vergleich meines alten Roſenbäcker Burger gern und oft aus dem Obdache der Hütte oder dem Gewölbe der kerzenhellen Halle hinaustraten unter den freien Himmel, um da an dem Anblicke der Tageshelle, die aus der Sonne, auch wenn ſie von Wolken bedeckt iſt, ſich zu erfreuen und in ihrem Lichte zu wandeln. Der Hauptmann kam ſo eben von Carlsruhe her, wo er oft und viel mit Jung Stilling zuſammengekommen war. Dieſer hatte ihn in Würtemberg an mehrere gleichgeſinnte Freunde, in Nürnberg aber zunächſt an Kanne und mich gewieſen, und wir führten ihn weiter in den Kreis unſerer dortigen Freunde ein. Es gefiel ihm unter uns ſehr wohl; er erzählte uns mit großer Freude von Dem, was er auf ſeiner Reiſe, durch manche Gegenden von Deutſchland und der Schweiz, erfahren habe: von dem Leben des Geiſtes, das er noch kräftig fortbeſtehend in manchen Männern der älteren Generation und als ein wieder erwachendes bei vielen Seelen des jüngeren Geſchlechtes gefunden habe. Das Volksſchulweſen, ſo meinte er in voller Uebereinſtimmung mit uns, müſſe vor Allem mit einem chriſtlichen Ernſte und Geiſte erfaßt und von dieſem durchdrungen werden, um dem Verderben des hochmüthigen Unglaubens zu ſteuern, das auch in die Maſſen des Volkes eingedrungen ſei. Bei ſolchen Geſprächen gingen mir Herz und Mund gar freudig auf, ich ſprach das Verlangen aus, daß doch auch ich Gelegenheit finden möchte, an dieſes Werk der wahren Volksbildung meine Hand anzulegen. Hierzu, ſo ſagte der Hauptmann, werde ſich wohl in Mecklenburg für mich der beſte Boden finden, denn namentlich die geiſtvolle für alles wahrhaft Gute inniglich empfängliche Frau Erbgroßherzogin Caroline Louiſe, würde durch ihren vielvermögenden Einfluß das Werk der ächten, guten Volksbildung mächtig fördern helfen. Dieſe hochſinnige Fürſtin, eine Auserwählte ihres Geſchlechtes und Standes, war eine geborene Prinzeſſin von Weimar, eine Tochter des ruhmwürdigen Carl Auguſt; ſie war eine Schülerin Herder's, deſſen Andenken ſie mit kindlich dankbarem Herzen ehrte. Der Hauptmann, deſſen Geſinnung ſie achtete, hatte ihr in ſeinen Briefen viel von den Bekanntſchaften und Erfahrungen geſchrieben, die ihm auf ſeiner Reiſe geworden waren, namentlich auch meiner erwähnt, als eines treuen Verehrers und Schülers von Herder. Ich war wohl auch der hohen Frau durch meine Schriften nicht unbekannt geblieben, und da der Hauptmann von dem angelegentlichen Wunſche meines Herzens, und von der nahe bevorſtehenden Auflöſung der amtlichen Stellung wußte, an die ich bis dahin gebunden war, ließ er es ſich recht angelegen ſein, zwiſchen mir und ſeinem ihm ſehr lieben Vaterlande ein Band anzuknüpfen, das mich ganz dorthin ziehen ſollte. Ich war nicht abgeneigt, auf ſeine Wünſche einzugehen, ſobald ich erſt ganz und feſt in meinem Innern überzeugt ſein könne, daß dieſe Führung Gottes Rath und Wille ſei. In dieſer Ueberzeugung war ich aber noch immer ſehr ſchwankend und ungewiß, blieb dieſes auch noch als ich nach der Rückkehr des Hauptmannes in ſein Vaterland ſchon in einen lebhaften Verkehr durch Briefe mit Mecklenburg getreten war, von wo aus man mir ſehr wohlwollend entgegen kam. Da brachte mich der letzte Wunſch einer mir theuren Sterbenden zur Entſcheidung.

Es war mitten in einer Nacht der zwanziger Tage des Januar 1816, da weckte uns ein ſtarkes Geläute an der Glocke unſerer Hausthür aus dem Schlafe. Ich rief von dem geöffneten Fenſter hinunter auf die Straße: wer da ſei und was man begehre? ein Mann, mit einer Laterne in der Hand, antwortete bloß: „Stafette.“ Ich eilte hinunter, öffnete die Thür, beſcheinigte den Empfang des ſchwarzgeſiegelten Briefes und las denſelben. Er war von dem Herrn Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg geſchrieben und weil dieſer Brief zu den weſentlichen Aktenſtücken aus der Geſchichte meiner Lebensführungen gehört, theile ich ausnahmsweiſe die zunächſt hieher gehörige Stelle aus demſelben öffentlich mit.

— — „Ich ſtehe am Sarge des edelſten und beſten Weſens, was je aus Gottes Vaterhand hervorging; am Sarge der geliebteſten und verehrteſten Gattin; verwaiſet mit 5 Kindern, welche in ihr die ſorgſamſte und beſte der Mütter verloren. Der Frieden meines Lebens iſt dahin, ſchenke mir Gott den meiner Seele wieder.“

„Meine Frau wünſchte ſo herzlich Ihre Ankunft hieſelbſt; verſprach ſich ſo viel Segen und Nutzen davon für unſere Kinder; noch am Tage vor ihrem Ende erfüllte dieſer Gedanke ſie mit Troſt und Freude. Deſto lebhafter und dringender iſt alſo auch der Wunſch meines Herzens, den ihrigen erfüllt zu ſehen*). Ich wünſche und hoffe, daß der Brief, welchen Ihnen heute der Hauptmann von Mecklenburg ſchreibt, alle etwaigen Bedenklichkeiten heben, und Sie beſtimmen wird, auf Oſtern dieſes Jahres Mecklenburg zu Ihrem neuen Vaterlande zu machen.“ — —

Mir war es, als ich den Brief las, als ob eine Stimme aus der anderen Welt zu mir ſpräche. Du darfſt jetzt nicht länger widerſtehen, dachte ich, dieſer Ruf kommt aus Gottes Hand. Gleich am Morgen ſchrieb ich aus tief bewegtem und zugleich freudigem Gemüthe meine Zuſage nach Mecklenburg, ſo wie mein Bittgeſuch um Entlaſſung aus dem königlich bayeriſchen Staatsdienſte nach München, worin ich meine innige Dankbarkeit ausſprach für ſo viele mir in dem lieben Bayerland erwieſene Huld und Gnade und die Beweggründe andeutete, die mich zum Austritte aus meinen bisherigen Dienſtverhältniſſen veranlaßten. Darauf, nachdem ich beide Schreiben auf die Poſt gegeben, ging ich ruhig an mein Lehrergeſchäft in der Schule.

---

*) Wie ich ſpäter erfuhr, hatte der tiefbewegte, liebevolle Gemahl die vertrauteſte Freundin der Verſtorbenen, die damalige Fräulein von der Tann, nachmalige Generalin von Both, welche das Sterbebette nie verließ, befragt, ob wohl ſeine Gemahlin noch einen letzten Wunſch ihres Herzens gegen ſie ausgeſprochen habe. Und dieſe nannte den Wunſch, deſſen die obige Stelle des Briefes gedenkt.

Ich war in der That bei dieſem ſchnellen Schritte nicht mit Fleiſch und Blute zu Rathe gegangen. Denn da der Brief des H. Erbgroßherzogs, wie ich vermuthe, mit dem Courier, der die Trauerbotſchaft von dem Tode ſeiner Gemahlin an den königlichen Hof nach München brachte, gekommen, der Brief aber des Hauptmanns von Mecklenburg, auf den ſich jener Herr in ſeinem Schreiben bezog, mit der Poſt geſendet war, erhielt ich ihn erſt um mehrere Tage ſpäter. Ich wußte alſo durchaus nicht, unter welchen äußeren Bedingungen man mich in die fremde Heimath berief, hatte aber auch, wie ſich nachher zeigte, keine Urſache, darüber bedenklich zu ſein, denn man ſtellte mich in äußerlich ſo unerwartet günſtige Verhältniſſe, daß dieſe im Vergleiche mit den Bedingungen, die ich vielleicht, wenn man mir dies freigeſtellt, gemacht hätte, über all' mein Wiſſen und Verſtehen gingen. In der fürſtlichen Zuſicherung, welche ich empfing, war auf meinen, gegen den Hauptmann von Mecklenburg geäußerten Wunſch Rückſicht genommen: es war mir nach einigen Jahren nicht nur die Stelle eines Lehrers, ſondern eines Direktors an einem Schullehrerſeminar verſprochen. Zunächſt aber wurde ich für den Unterricht der älteſten Prinzeſſin des Herrn Erbgroßherzogs verpflichtet, wozu ſpäter die Leitung des Unterrichtes auch für die beiden jüngeren Kinder des großherzoglichen Hauſes kommen ſollte. Für mich und die Meinigen war, ſo lange wir lebten, mit fürſtlicher Freigebigkeit geſorgt.

Zunächſt alſo, ſo dachte ich, nicht Lehrer künftiger Schullehrer, mit denen ich mich wohl fertig zu werden getraute, ſondern von Prinzeſſinnen und Prinzen? — Das machte mich wohl ein wenig bedenklich. Ich ſagte zu Kanne, mir käme das freilich als ein ſeltſamer Appetit vor, daß man mich zum Prinzenerzieher gewählt habe, der aber meinte: eben weil der Appetit ſo ſeltſam iſt, muß man ihn reſpektiren und befriedigen: du haſt recht gethan, daß du auf die Sache eingegangen biſt. Eben ſo wie Kanne, dachten der alte Burger und Schöner.

Manche andere Freunde und Bekannte, denen ich meinen Entſchluß mittheilte, urtheilten freilich anders darüber als Kanne und Burger. Der verſtändige Hegel machte ein ernſtes, bedenkliches Geſicht, als ich ihm ſagte, daß ich in Hoffnung, Direktor an einem Schullehrerſeminar zu werden, in's Ausland gehen wolle. Die mir ſichere Ausſicht als Profeſſor an einer Univerſität auch ein Lehrer künftiger Lehrer zu werden, ſchien ihm vor jener anderen der Berückſichtigung werth. Mein edler, wohlwollender Freund, der Generalcommiſſär von Lerchenfeld, den ich noch im vorhergegangenen Jahre in dieſer ſeiner Stellung im Würzburg geſehen und beſucht hatte, der aber jetzt im Begriffe ſtand, in ſeine neue ehrenvolle und einflußreiche Stellung als Miniſter einzutreten, beſuchte mich noch auf ſeiner Durchreiſe durch Nürnberg und ſuchte mich für Bayern zu halten; ich aber konnte nicht mehr anders, ich mußte bei Dem bleiben, was über mich beſchloſſen ſchien und auch war. Schelling, welcher überall, wo ihm dieſer begegnete, den Ernſt eines redlichen Willens achtete, ließ mir dieſen meinen Willen, er wünſchte mir Glück und Segen zu meinem Schritte, ohne über dieſen zu urtheilen. In ähnlicher Weiſe verhielten ſich Schweigger und Pfaff.

In meiner damaligen inneren Stimmung, hatte ich das Seil abgehauen, das mein Fahrzeug an dem Ufer feſthielt; ich hatte meinen eigentlichen wiſſenſchaftlichen Beruf und ſein Wirken aufgegeben, wollte von keinem Stillſtande mehr wiſſen. Selbſt meine ſo mühſam, durch vieljährigen Fleiß zuſammengebrachte Bibliothek, die nicht ohne inneren Werth und Gehalt war, erſchien mir als unnöthiger Ballaſt auf meiner Weiterfahrt nach dem vorgeſteckten Ziele; ich drang dieſelbe meinem Freunde, dem Dr. Oſterhauſen (S. 284), wenn man ſo will, als Geſchenk auf, eigentlicher aber als Bezahlung einer Schuld, für ſein mehrjähriges unentgeldliches ärztliches Bemühen in meinem Hauſe und für gar viele andere uns erwieſene Freundlichkeit und Hülfeleiſtungen in der Noth. Nur jenen kleineren Theil der Bücher, der mir für meinen neuen Beruf förderlich ſchien, behielt ich noch zurück.

Freilich wurde uns Beiden der Abſchied von dem lieben Nürnberg, je näher er kam, deſto ſchwerer. Am meiſten meiner guten Frau, welche in der uns verſchwägerten Familie Irwiſch aus Plauen (S. 335) nicht nur leibliche, ſondern geiſtige Verwandte gefunden, und mit noch ſo manchen anderen edlen, guten Familien ſich innig befreundet hatte. Sie äußerte es oft: daß ihr das Scheiden aus Nürnberg und ſeiner Nähe noch ſchwerer ankomme, als das aus dem Elternhauſe. Und war nicht auch mir Nürnberg in einer noch anderen, bedeutungsvolleren Beziehung ein Elternhaus: eine zweite Geburtsſtadt geweſen? Aber die Zeit des Stillſtehens war vorüber; es mußte geſchieden ſein.

Ich blieb bei meinem Amte bis zum Ende des Winterhalbjahres, dann übernahm der redlich treue Profeſſor Dr. Erhardt (S. 434 u. f.) meine Stelle als Rektor. Er, wie die anderen Collegen mußten die Anſtalt, die wir ſeit länger als ſechs Jahren gehalten, noch hinſterben ſehen. Denn der Trieb zum Auswandern hatte, ſeitdem die nahe bevorſtehende Auflöſung unſerer Schule zur Gewißheit geworden, mit den Lehrern zugleich auch die Schüler ergriffen, deren größere Zahl ſchon an Oſtern die Anſtalt verließ, ſo daß von den 14 Schülern, welche die Oberklaſſe noch im erſten Halbjahre zählte, nur 5, von den 11 der 2. Klaſſe und den 12 der 3. Klaſſe ebenfalls in jeder nur 5 bis zum Ende dieſes letzten Studienjahres (im Herbſte 1816) den Unterricht benutzten.

Die Worte, die ich in der letzten Stunde meines Lehramtes in jeder der einzelnen Klaſſen zu meinen Schülern ſprach, werden wohl manchem von dieſen in der Erinnerung geblieben ſein. Sie waren gut gemeint und wurden ſo wie ſie gemeint waren aufgenommen und verſtanden.

Als am letzten Tage vor unſerer Abreiſe ein armer frommer Bürger der Stadt, der unſerem Hauſe dankbar ergeben war, mit ſeiner Frau, zu uns kam und uns verſicherte, er habe die Ueberzeugung, und manches Vorzeichen dazu, daß wir bald wieder aus der Fremde zurückkehren würden, da wollte mir zwar dieſe ſeltſame Vorahnung nicht ſonderlich einleuchten. Dennoch regte ſich auch in mir, ſo ſehr mein Verſtand ihm widerſprach, ein Vorgefühl davon, als ſei das, was uns jetzt das Herz ſchwer mache, kein Scheiden für immer oder ſelbſt nur auf lange Zeit. Und dennoch, ſo kurz die Zeit bis zum Wiederſehen war, glich dieſes dennoch dem Wiederſehen einer Lagerſtätte, an welcher geſtern noch die Wanderzelte, bewohnt und belebt von den fröhlichen Genoſſen der Wanderſchaft aufgeſchlagen ſtunden, die aber heute verlaſſen und vereinſamt iſt; denn die Zelte ſind abgebrochen und hinweggeführt, die Hüter der Wachtfeuer ſind fortgezogen.

[illegible] waren, nach ſo wenig Jahren, faſt alle die Lehrer an der geſammten Realſtudienanſtalt in Nürnberg gekommen? Als wir uns am letzten Tage unſeres Zuſammenſeins noch einmal brüderlich die Hand reichten, da waren wir, mit dem Geſanglehrer, Schreiblehrer und zweiten Zeichenlehrer*) unſerer fünfzehn, ſcheinbar lebensfriſche Häupter. Und wie wenig vereinzelte von dieſen fand ich bei meiner Rückkehr aus Norden, noch an derſelben Stätte. Kanne und Pfaff, Schweigger nur noch auf kurze Zeit vor ſeiner Berufung nach Halle, waren nach Erlangen, Erhardt nach Heidelberg, der franzöſiſche Sprachlehrer Müller nach Landshut gezogen; der ſtille, treue Zeichendirektor Zwinger war bald nach unſerem Abſchied zu ſeiner Ruhe eingegangen, der Lehrer an der Oberrealſchule: Dr. W. Durſt, dem ich, wenn er noch lebt, in Liebe die Hand drücke, hatte ſeinen Wohnſitz am Rhein aufgeſchlagen; der ehrenwehrte Mathematiker Ahrens, Lehrer an der dritten Klaſſe der Realſchule war einem Rufe nach Soëſt gefolgt und nur M. Gaſt, mit ſeinem Herzen voll Liebe und ernſter, gewiſſenhaften Treue, ſtand noch feſt an ſeinem Poſten, auf welchem er kräftig und im Segen fortwirkte bis an ſein Ende. Auch von den übrigen Mitlehrern, noch mehr aber von dem Kreiſe der anderen Freunde und Bekannten, hatten indeß einige ihren Erdenlauf vollendet, unter dieſen war vor Allen auch der theuere Vater Schöner.

Mehrere unſerer Freunde und Collegen, ſo wie einige meiner lieben Schüler, in Geſellſchaft des theuren Baron Bulrette von Oehlefeld, gaben uns für einen Theil der erſten Tagreiſe das ehren- wie liebevolle Geleite. Wir verließen unſer gutes Nürnberg am 28. März 1816 und kamen, nach einem kurzen Verweilen in Plauen, am letzten Tage des Monates im Elternhauſe an.

---

*) Zöſinger, Bauer, Bierlein.

Das ſchöne Lied von Aug. Herm. Francke: „Gott Lob, ein Schritt zur Ewigkeit iſt abermals vollendet" ſprach damals wohl recht lebendig das aus, was ich nicht nur am Schluſſe dieſes letzten Reiſetages im Hauſe der Eltern, ſondern im Rückblicke auf die ganze zuletzt zurückgelegte Strecke meines Lebensweges empfand.

Ende des zweiten Bandes.

Biogr. 10 f.

Der Erwerb
aus einem vergangenen
und
die Erwartungen
von einem zukünftigen Leben.

Eine Selbſtbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,

Doktor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doktorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München.

Dritter Band.

Erſte Abtheilung.

Erlangen, 1856.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Junge und Sohn in Erlangen.

Vorrede.

Ich will keinen Verſuch machen, mich darüber zu entſchuldigen, daß die erſte Abtheilung dieſes dritten und letzten Bandes meiner Selbſtbiographie im Verhältniſſe der Bahnſtrecke, welche ſie beſchreibt, abermals ſo breit geworden iſt. Mein Buch, wie ſein Titel ſagt, ſoll von einem Erwerb aus dem vergangenen Leben reden, für dieſen aber ſind mir mein Aufenthalt in Nürnberg und mein Beſuch im Norden von vorzüglichſter Wichtigkeit geweſen. Die Anregung zum Wachſen kam da von außen, und das läßt ſich beſchreiben, der Vergang aber des Wachſens ſelber iſt ein ſo innerlich verborgener, daß er ſich nicht ſo leicht beſchreiben läßt. Ueberdies geht es wohl Leuten von ſo knappem Maaße der Natur als das meinige iſt, wenn ſie ihre Vergangenheit überblicken, öfters ſo, wie es mir geſchieht. Es iſt, als ob ſich uns das Fernrohr, durch das wir auf den gemachten Weg zurückſchauen, auf einer gewiſſen Stufe des Lebens in der Hand umkehrte. Statt daß ſich uns vorher, als wir durch das Okularglas hinein-, durch das Objektivglas hinausblickten, das Ferne nahe, das Kleine groß zeigte, wird uns dann umgekehrt das Große klein, das Nahe wie in die Ferne gerückt. Da zieht ſich das ganze Bild vor unſeren Augen ſo zuſammen, daß uns ein Meeresarm, über den wir kamen, ſo ſchmal wie ein Zwirnsfaden vorkommt. Und dennoch iſt jeder Gegenſtand, wenn die Sonne darauf ſcheint, deutlich genug, nur das Kleinliche, das im Schatten ſteht, überſieht man leicht. Ein ſolches Bild des umgekehrten Perſpektives läßt ſich freilich in kleines Format bringen, obgleich in ihm die Kirchthürme noch immer als Thürme, die Hütten als Hütten, ſolche Glanzpunkte, wie das Haus der Sendboten zu Hermannsburg in der Lüneburger Haide als Tempel Gottes ſich darſtellen, in deren Nähe gut ſein und Hütten bauen iſt.

Nun, wenn Gott Leben und Kraft verleiht, ſoll der Schluß des Buches auch noch vor Abend fertig werden und meinen lieben Leſern eine gute Nacht anwünſchen.

München, 3. Dezember 1855.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Kap. Seite

1. Ein Ausruhen am Wege 3
2. Die Reiſe nach Mecklenburg 21
3. Die Reize des Neuen 27
4. Die Ankunft in Ludwigsluſt 43
5. Der Hof und das Hofleben 49
6. Der Eintritt in Haus und Amt 66
7. Ein weiteres Bekanntwerden in der Nachbarſchaft . . 81
8. Doberan und das Meer 100
9. Die Reiſe nach Stralſund 115
10. Die Inſel Rügen 120
11. Meine literariſchen Arbeiten in Ludwigsluſt 151
12. Haus und Hof 152
13. Die Kirchthürme am Wege 173

Kap. Seite

14. Kleinmuth und Hoffnung 195

15. Ein erſchwertes Scheiden 215

16 Die Reiſe nach Hamburg und Lübeck 222

17. Der Abſchied 241

18. Die Rückreiſe von Ludwigsluſt nach Erlangen . . . 244

Die Auswanderung nach Norden.

1. Ein Ausruhen am Wege.

Die ſonſt ſo gemüthlich heitere Stimmung im Kreiſe der Verwandten und Freunde in der Heimath war diesmal etwas getrübt. Man war da keineswegſ mit meinem Vorhaben einverſtanden, Bayern, das mir ſchon wie ein zweites Vaterland geworden war, zu verlaſſen. Noch bei unſerem letzten Beſuche im vergangenen Herbſte hatten ſich die Verwandten herzlich darüber gefreut, daß ich, wie Julie ihnen mittheilte, jetzt die ganz nahe Ausſicht habe zur Beförderung an eine bayeriſche Univerſität. Sie wußten ſeitdem aus den Briefen meiner lieben Frau noch mehr von all' den Schritten, welche der edle Miniſter von Lerchenfeld in letzter Zeit für mich gethan, um mich in Würzburg oder Erlangen für Bayern feſt zu halten. Früher hatte ich ſo oft geäußert, wie das Lehramt an einer Univerſität das höchſte Ziel meiner Wünſche ſei; wie kam es doch nun auf einmal, daß ich dieſes ſo nahe „ehrenhafte Ziel" meines Weges aufgeben und einen anderen Weg einſchlagen wollte, der nach einem glänzenderen Anfange mich zuletzt doch nur zu dem Lehramte an einem Seminar für künftige Schullehrer führen ſollte?

Ich mochte ſagen, was ich wollte; man verſtand mich nicht; ich fühlte mich im Elternhauſe zu Bärenwalde, mitten unter den Meinigen, einſam und verlaſſen. Da ergriff mich ein Verlangen nach dem Jugendfreunde, in deſſen Nähe ich ſo oft innerliches Ausruhen und Frieden gefunden hatte (Bd. II S. 404): nach meinem lieben Köthe in Jena. Mit ihm wollte ich das nahe Oſterfeſt feiern. Das Leben dieſes brüderlichen Freundes iſt ſeinen innerſten Fäden nach ſo vielfältig mit dem meinigen verſchlungen, daß ich in dem Verlaufe der eigenen Geſchichte öfters dem Gange der ſeinigen begegnet bin und jedesmal bei dieſem Zuſammentreffen mich überzeugte, daß unſere Lebensläufe, wie zwei Uhren von gleichmäßigem Gange, bei dem einen wie bei dem anderen immer in der gleichen Tages- oder Nachtſtunde der inneren Entwickelung zuſammentrafen. Ich kehre deshalb auch hier zur weiteren Fortführung des kurzen Berichtes zurück, den ich oben (II. S. 137) über meines Freundes Lebensführung gegeben.

Der edle, alte Miniſter von Ziegeſar iſt ein ſeltener Mann geweſen, von dem noch Alle, die ihn auch nur entfernt kannten, mit hoher Achtung und Anerkennung, die aber, welche ihm näher kamen, mit herzlicher Liebe und dankbarer Verehrung ſprechen. Der Großherzog Carl Auguſt von Weimar war, wie man weiß, ein Herr, der die Leute, welche er in ſeine nächſte Umgebung nahm, richtig zu beurtheilen und abzuſchätzen wußte; Ziegeſar mit ſeiner biederen Geradheit, klaren Einſicht, treuen Ergebenheit, genoß, wie wenig Andere, das Vertrauen und die Gunſt ſeines Fürſten. Wie dieſes Verhältniß ein gutes, ehrendes Zeugniß für die Geſinnung Beider war, ſo erſchien mir als ein ſolches für den edlen Miniſter von Ziegeſar insbeſondere die Zuneigung, welche er zu meinem Freunde Köthe gefaßt hatte. Ohne vielleicht auch nur im Entfernteſten es zu ahnen, in welches nähere Familienverhältniß Köthe mit ihm treten werde, benahm ſich der Miniſter ſchon gegen den armen, jenaiſchen Profeſſor wie ein liebevoll ſorgſamer Vater. Dieſer ſeiner Vorſorge verdankte mein Freund, wie bereits erwähnt, nicht nur ſeine frühe Beförderung zu einem theologiſchen Lehramte an der Univerſität, ſondern einige Zeit nachher auch ſeine Berufung an eine Predigerſtelle in der Stadt, mit welcher die Seelſorge für eine kleine, nahe gelegene Dorfgemeinde verbunden war. Denn, ſo ſagte der einſichtsvolle Miniſter, nachdem er ihn einmal in Drakendorf hatte predigen hören: „Köthe iſt mehr zum Geiſtlichen als zum Profeſſor gemacht.“ — Hatte doch derſelbe ſeinen geiſtlichen Beruf: das höchſte Bedürfniß des Menſchengeiſtes zu wecken und zu befriedigen, ſchon ſo kräftig und ſegensreich in dem Familienkreiſe zu Drakendorf kund gegeben, wo man ihn nicht nur wie einen Sohn und Bruder, ſondern wie einen Friedensboten aufnahm und werth hielt.

Vater Ziegeſar ward im Spätjahre 1813 durch ſeine Dienſtverhältniſſe nach Weimar gerufen. Er mußte dieſes Mal ohne ſeine jüngſte Tochter Sylvia, die Freude und den Troſt ſeines Alters, gehen, die den Vater ſonſt immer begleitete, denn dieſe lag ſchwer krank an einem Nervenfieber zu Drakendorf darnieder. Der theilnehmende Hausfreund kam einige Male dahin; er kam auch zur Kranken, brachte dieſer, als ſie der Wiedergeneſung entgegenging, in ihrer noch immer bänglich gebeugten Stimmung Aufrichtung und Muth zum Leben. Er war kein Tröſter, wie die meiſten anderen ſind; was er ſprach, das weckte eine Freudigkeit, nicht nur für den wechſelnden Gang der Laſt wie der Luſt des äußeren, ſondern den Muth für die Kämpfe, ſo wie die Hoffnung auf die Siege des inneren Lebens. Die Kranke fühlte ſich freudig und muthig faſt wie niemals vorhin, und es war, als hätte ſich der Quell der Ermuthigung, den das Geſpräch des Freundes eröffnet hatte, in beide Seelen, in die ihrige wie in die ſeinige zugleich, ergoſſen, denn eines Tages, da ſprach ſein Mund ein Wort aus, deſſen Geheimniß ſein Auge wohl ſchon öfter mochte verrathen haben: er bat Sylvien um ihre Hand zum Bunde der Liebe für Zeit und Ewigkeit. In Sylviens Herzen regte ſich freilich eine Stimme, welche gern alsbald zu dem Wunſche des Freundes Ja-geſagt hätte, aber ſie war, um es auszuſprechen, zu tief bewegt. Der Gedanke an ihren Vater, den ſie wie das eigene Leben liebte, und an die Trennung von dieſem erfüllte ihre ganze Seele. Aber auch ſie hatte durch und in dem Freunde nicht nur eine höhere göttliche Liebe, die nicht vom Weſen der Zeit iſt, ſondern eine irdiſche kennen und fühlen gelernt, welche für das Leben der Zeit eine beglückende Mitgabe iſt, darum konnte ſie nicht länger ſchweigen; ſie reichte dem Freunde die Hand mit den Worten: „wenn mein Vater es will.“

Sylvia fühlte ſich bald nachher wieder ganz geſund und kräftig genug für die kurze Reiſe nach Weimar, an ihres Vaters treues Herz. Der Miniſter pflegte, wenn er in Weimar war, den ganzen Tag, mit Ausnahme jener Stunden, in denen er bei Hofe ſein mußte, in ſeinem Geſchäftszimmer zu arbeiten; in der Nähe von dieſem hatte er auch eine Wohnung bezogen, welche für ihn und ſeine Bedürfniſſe, nicht aber für die eines Familienlebens ausreichte. Er kam deshalb nur am Abende in das Haus ſeines Sohnes, bei welchem Sylvia wohnte, und lebte dann, der Arbeitsſorgen vergeſſend, gemüthlich froh wie in Drakendorf bei ſeinen Kindern. Schon an einem der erſten Abende gibt ihm da die Tochter, bei ſeinem Weggehen einen Brief in die Hand, darin ſie dem theuren Vater das Geheimniß ihres Herzens ausſpricht. Der Vater ſchreibt ihr ſogleich am anderen Morgen (19. Dezember 1813), er ſei am Vormittag durch dringende Dienſtgeſchäfte gebunden, müſſe dann bei dem Großherzog zur Tafel, ſobald er ſich jedoch frei machen könne, werde er zu ihr kommen und über Alles, was ihr am Herzen liege, ſich mit ihr beſprechen. Die Tochter wartet mit Sehnſucht von Stunde zu Stunde; der Vater bleibt über alle Erwartung lange aus; endlich kann man der hart Geängſteten die Kunde nicht länger verheimlichen: der Vater war nach der Tafel noch in einem langen, ernſten Geſpräche mit ſeinem fürſtlichen Herrn geweſen, mitten im Sprechen ſinkt er zu Boden und iſt auf immer verſtummt; vergeblich war alle Mühe der Aerzte, den Todten wieder zu beleben.

Welch' ein Tauſch war das zwiſchen der gehofften Freude am Herzen, des Vaters, von deſſen Einwilligung in den Wunſch ihres Herzens ſie im Voraus verſichert war, und zwiſchen dem Leid an ſeinem Sarge. So von ganzem Herzen ſeit ihrer früheſten Kindheit hatte wohl ſelten ein Kind an ſeinem Vater gehangen, als Sylvia an dem ihrigen, der zu jeder Zeit ihr ein Rathgeber, ein Troſt, eine Stütze geweſen war, an welche ihr Wollen und Denken, ihr ganzes Weſen, wie eine Schlingpflanze am Baumſtamme, ſich feſthielt und hinanrankte. Dieſe Stütze war ihr nach Gottes Rath über Nacht dahin genommen. Und dennoch war dieſer Rath für die damals noch Kranke und Schwache der beſte. Sie ſollte dem faſt unmäßigen Schmerze nicht erliegen; in des Freundes Nähe und in ſeinem kindlich gläubigen Worte lernte die Verwaiſte das Feſthalten an einen Vater, deſſen Vorſorge und Treue ewig ohne Ende iſt; aus Seiner Hand, das fühlte ſie jetzt lebendiger als jemals, war ihr der Freund gegeben, der von nun an, an des irdiſchen Vaters Stelle, ihre Stütze, ihr Troſt im Leben der Erde ſein ſollte. Im Verlaufe des nächſten Jahres 1814 reichten ſich die Beiden an dem Altar zu Drakendorf die Hand zum Bund ihrer im Himmel geſchloſſenen Ehe; Sylvia war ſeitdem aus dem Schloſſe ihrer Väter in die kleine Pfarrwohnung eingezogen und hatte dahin jenen genügſamen Sinn mitgebracht, der an Allem, was Gott gibt und der Liebende mit dem Liebenden theilt, Wohlgefallen und Freude findet, und welche auch überall um ſich her Wohlgefallen der Augen und Freude der Herzen ſchaffet.

Nun, in die Friedenshütte dieſes glücklichen Paares wollte ich jetzt gehen und die kleine Fußreiſe dahin, begünſtigt von einigen milden, heiteren Frühlingstagen, iſt mir ein Luſtgang von ſo fröhlicher Art geweſen wie mir nur wenige in meinem Leben es in ſolchem Maaße waren. Mein Herz war mir getroſt und freudig; alle Sorgen und Bedenklichkeiten der Freunde in Bärenwalde ließ ich hinter mir; ich war deſſen gewiß, daß Gottes Rath und Gnade auch auf dieſem neuen Lebenswege mich führen und halten werde. Ich nahm den kleinen Umweg über meine Vaterſtadt Hohenſtein, beſuchte da das Grab meiner Eltern und meine Schweſter Fröbnel: die einſame, in ihrem Gott vergnügte Wittwe. Wie friedlich wohl war es mir da in dem Hauſe und in dem Zimmer zu Muthe, darin unſere Mutter ihren Lauf vollendete und zu ihrem ewigen Frieden einging. Ich hatte noch niemals mit dieſer vielgeprüften Schweſter ſolche erquickliche Stunden verlebt, noch niemals ihr frommes, treues Herz ſo tief erkannt als an dem Abende bei meinem damaligen kurzen Beſuche. Sie begleitete mich am anderen Morgen ein Stück Weges durch die grünenden Felder, dann zog ich allein und vergnügt meine Straße.

Es war an einem der erſten Tage der ſtillen Woche (Oſtern fiel im Jahre 1816 auf den 14. April), als ich durch die Gegenden wanderte, die mir aus meiner Schüler- und Studentenzeit in Weimar und Jena ſo wohlbekannt waren. Denn durch ſie führte der Weg aus der Heimath nach meiner damaligen Fremde und aus dieſer zurück zum Elternhauſe. Die Hügel, die Thäler, die Wälder waren noch dieſelben geblieben, in mir aber war Vieles anders und neu geworden. Ich hätte ſo gerne allen Leuten, die mir begegneten, es geſagt, wie wohl mir es ſei und wo ich beim längeren Verweilen Gelegenheit und ein Ohr, bereit zum Anhören meiner Worte, fand, da ging mir auch wohl der Mund über von dem, davon mein Herz voll war: ich zeugte von Dem, woran die ſtille Woche uns erinnern ſolle, von der rechten, fröhlich ernſten Stille der Seele und von dem einigen Wege, auf dem man zu ihr gelange. Noch jetzt erſcheint mir meine damalige Freudigkeit als ein Zeichen, daß mir es mit der eigenthümlichen Wahl meines damaligen Lebensweges ein guter, treuer Ernſt geweſen ſei.

Und da trat ich denn, ſo viel ich mich erinnere, ganz unangemeldet in die ſtille Pfarrwohnung meines Freundes ein. Von den erſten Augenblicken an ward es mir ſo, als ſei ich darin zu Hauſe. Ich bedurfte eines inneren Ausruhens von den mancherlei Gedanken und Sorgen der nahen Zukunft, darin ich mich in der letzten Zeit herumgetrieben, und ich fühlte, daß ich ſie hier finden werde. Der Hausvater war eben abweſend; ſein ganzer Sinn, ſein ganzes Weſen war aber in Sylvien da und darum war auch dieſe mir ſogleich wohlbekannt. Das iſt das gemeinſame Weſen, iſt der gemeinſame Sinn ſolcher Seelen, welche Gott lieben von ganzem Herzen, aus allen Kräften und von ganzem Gemüthe und dieſe Liebe nicht durch Worte zur öffentlichen Schau tragen, ſondern durch ſtillen Wandel und fröhlich ernſtes Bezeugen kund geben. Es iſt eine ſeltene Gabe, wenn in der Natur eines Weibes das Hohe und Schöne, das in der äußeren Geſtaltung dem Auge ſich darſtellt, von einem Geiſte durchwirkt iſt, der durch Wort und That das äußere Erſcheinen zum bleibenden Sein macht. Das iſt nicht eine Gabe, welche aus adeliger Geburt, oder durch den Verkehr und Umgang mit der ſo hochgebildeten Welt erlangt wird, ſondern welche nur durch den Umgang mit Gott gewonnen werden kann. Ein neues, lebendiges Reis, auf den alten Stamm gepfropft, pflegt in ſich die Säfte von dieſem zu verwandeln und zu veredeln. Dieſer neugeſtaltenden Kraft iſt Alles möglich; das edlere Pfropfreis kann, in den Schlehdorn geſenkt und aus den Säften von dieſem genährt, die gleichen Früchte bringen, als aus ſeiner Einverleibung mit einem ſchon von Natur beſſeren Baume; doch werden die Zweige, die aus dem urſprünglichen Stamme hervorbrechen, noch immer die alte Natur des Schlehdornes verrathen. Wenden wir uns von dem eben gebrauchten Bilde zu ſeiner Bedeutung, dann lehrt uns die Erfahrung, daß es ein mehr denn gewöhnliches Glück ſei, wenn ſich die Macht einer geiſtig veredlenden Geſinnung zu einer in guter, feiner Zucht erwachſenen äußeren Bildung der Sitten geſellt.

Ein liebliches Kind, die Erſtgeborene des glücklichen Paares, noch kein Jahr alt, ſaß auf dem Schooße der Mutter. Nicht der gleiche Vorname mit meiner Tochter allein, auch das Weſen des Kindes erinnerte mich ſehr lebendig an den Genuß meiner eigenen Vaterfreuden, deren theilnehmender Zeuge mein Freund Köthe in Dresden täglich geweſen war. Dieſer fand mich, als er jetzt zu uns eintrat, in einen Traum verſenkt, der in den wirklichen Verkehr mit der lebenden Gegenwart Schattenbilder einer Vergangenheit einmiſchte, welche durch ein Grab von uns geſchieden war.

Wir Beide, der Freund und ich, hatten uns jetzt ſelber wieder, mit unſerer Gegenwart und Zukunft.

Ich zunächſt hatte Vieles zu berichten über die Geſchichte meines letzten Halbjahres in Nürnberg, über die unerwartete Wendung, welche mein Lebensweg genommen und über Das, was zu dieſer Wendung mich bewogen. Da ergab ſich alsbald zwiſchen uns Beiden ein ſo nahes Zuſammentreffen der gleichzeitig erwachten geiſtigen Bedürfniſſe und Anregungen, als hätten wir in den letztvergangenen Jahren in beſtändiger Beziehung unſeres Thuns auf einander an einem gemeinſamen Tagwerke gearbeitet. Köthe hatte zu gleicher Zeit mit mir den Drang gefühlt, die große Wahrheit, welche ſelig machet Alle, die daran glauben, laut und frei vor der Welt zu bekennen; während ich an dem erſten Bande meines „Alten und Neuen“ ſchrieb, hatte er an ſeiner Zeitſchrift für Chriſtenthum und Gottesgelehrtheit gearbeitet. Er, in ſeiner Stellung als Lehrer der Theologie an einer Univerſität, hatte ſich mit ſeinem Zeugniß an die geiſtlich Reichen gewendet, ich mit dem meinigen wohl mehr an die geiſtlich Armen, ſo daß ich weniger von jenen feindſeligen Anfechtungen zu leiden hatte, durch welche bald nach dem Erſcheinen ſeiner Schrift mein friedliebender Freund gekränkt ward. Denn mein Buch, in ſeinem geringen Gewande, ging wenig beachtet durch die Gaſſen der Welt, mit deren Weisheit und Thorheit es ſich in keinen Wortwechſel einließ. Uebrigens fand ich meinen Freund ſo lebendig von der Ueberzeugung ergriffen, daß es jetzt, bei dem, wie es ſchien, allgemein im Vaterlande wieder erwachenden, beſſeren Geiſte, unſere höchſte Aufgabe ſei, Hand an die chriſtliche Bildung und

Belehrung des Volkes zu legen, daß er den Zug, welcher mich nach Mecklenburg führte, alsbald verſtand und beherzigte. Er ſelbſt fühlte ſich in ſeinem Amte, als Prediger und Seelſorger bei einer kleinen Dorfgemeinde ganz überaus glücklich. „Freilich, ſo fügte er hinzu, iſt es ſeltſam genug, daß du in Mecklenburg in eine doppelte Miſſion, als Lehrer der Kinder bei einem edlen Fürſtenhauſe und in mittelbarer Weiſe, als Lehrer der Kinder des Land- und Stadtvolkes, eintreten ſollſt. Aber Gott wird mit dir ſein“.

Gleich an einem der erſten Tage meines diesmaligen Aufenthaltes in Jena beſuchte ich auch meinen alten, lieben Major von Knebel, den ich ſchon in früheren Jahren bei Herder geſehen hatte. Eine wahrhaft ſeltene Erſcheinung war dieſer Greis. Er ſtand damals freilich erſt in ſeinem 72. Jahre und hat nachmals noch 18 Jahre, bis zu ſeinem 90., gelebt, an geiſtiger wie leiblicher Friſche glich er jedoch einem rüſtigen Manne von mittlerem Alter. Ich meine, ich hätte wenig Menſchen geſehen, an denen ſich die innere geiſtige Lebendigkeit und Beweglichkeit ſo wie bei Knebel in jeder Miene, in jeder Geberde des Leibes ausgeſprochen hätte; während ſich an den Bewegungen des feinen Mundes ein Wohlgeſchmack am „attiſchen Salze“ zu verrathen ſchien, lag in dem Blicke der klaren Augen, in den Mienen des Angeſichtes ein ſolcher Ausdruck von natürlichem Wohlwollen und Heiterkeit des Gemüthes, daß man gleich bei dem erſten Sehen ein gutes Vertrauen zu dem Manne faſſen mußte. Aus ſeinem Geſpräche konnte man leicht bemerken, daß er die Welt kannte, denn er wußte ſogleich, woran er mit den Leuten war und redete mit jedem ſo, wie es nach ſeinem Sinne für ihn gehörte. Gegen mich benahm er ſich alsbald wie gegen einen alten

Bekannten, obgleich er mich vor langer Zeit nur etwa ein oder etliche Male in Weimar geſehen, kaum geſprochen hatte. Ich konnte meine höfliche Bewunderung ſeiner trefflichen Ueberſetzung der Elegien des Properz *) nicht an den Mann bringen, denn ich bemerkte bald, daß dieſer Mann kein Freund von dem fremden Lobe ſeiner Sachen war, vielleicht weil er meinte, das verſtände ſich von ſelber. Er führte mich gleich in ſeiner erſten Anſprache dahin zurück, woher ich kam: in mein altes gutes Nürnberg, das ihm wohlbekannt war, und nach Bayern; ſprach mit Liebe und großer Achtung von dem Könige Max und ſeinem Kronprinzen (nachmaligen König) Ludwig. „Denn", ſo ſagte er, „ich bin auch in Bayern geboren und zwar bald von dort ausgewandert **), bin aber mit meiner Theilnahme ein Bayer geblieben und möchte, wenn ich nicht in Weimar ſo gut ſäße, in Bayern leben". Er kannte in Nürnberg und in ganz Franken alle die Familien, die auch ich kannte, brachte mich in das Erzählen hinein und ſchien mir gern zuzuhören, wußte auch, daß Jean Paul mich als Freund ſchätzte und liebte. „Sie gehen", ſo ſagte er, „jetzt an einen Hof, zunächſt als Prinzenerzieher. Nun, ich bin auch an mehr als einem Hofe, bin auch Erzieher bei dem frühe verſtorbenen Prinzen Conſtantin geweſen und zu dieſem Berufe faſt in ähnlicher Weiſe als Sie: durch den Willen einer geiſtvollen, hochſinnigen Fürſtin (der Herzogin

---

*) Seine meiſterhafte Ueberſetzung des Lukrez erſchien erſt ſpäter.

**) Knebel ſtammte aus Wallerſtein, wo ſein Vater Kanzler war, zog mit dieſem nach Ansbach, wo der Dichter Uz bedeutenden Einfluß auf ſeine erſte Bildung gewann, tauſchte die juriſtiſche Laufbahn, die er in Halle betreten hatte, mit der militäriſchen in Preußen (noch unter Friedrich II) um, ließ ſich dann auf einer Reiſe nach der Heimath in Weimar feſthalten.

Amalie) — Sie durch den letzten Wunſch der Enkelin dieſer Fürſtin hingezogen worden; Ihnen aber, mein lieber Nürnberger Bürgersmann, möchte ich noch eine und die andere gute Lehre mit auf den Weg geben“. Er erzählte mir hierauf jene ſinnreiche Parabel von dem Derwiſch, die ich oben (Bd. I S. 19) ihrem Inhalte nach treulich (weil ich ſie frühe, noch aus friſcher Erinnerung aufgeſchrieben) mitgetheilt habe. Ich erwiderte ihm darauf ohngefähr Folgendes: „O lieber Herr Major, darüber, daß mich die hohen Herrſchaften etwa ſo gar ſehr in ihr Vertrauen und ihre beſondere Gunſt ziehen möchten, ſorge ich mich weniger. Denn ich meine, ſie werden ſelber ſo klug ſein und einſehen, daß ich dazu nicht tauge. Aber vor etwas Anderem iſt mir bange. Hebel in ſeinem Schatzkäſtlein hat eine Geſchichte erzählt von einem ſonſt gutwilligen, übrigens aber ſchwachen und, wie mir ſcheint, etwas ſchlafmützigen Herrn und ſeinem Bedienten oder Reitknecht *). Derſelbige Reitknecht mag allerdings ein rüſtiger und brauchbarer Burſche geweſen ſein, ſo daß ſein Herr ihn nicht wohl entbehren konnte, aber er war dabei ein Menſch von ſchlechter Zucht und Sitte. Denn wenn es ſeinem Herrn gut ging und dieſer ſich wohl ſein ließ, da war der Reitknecht gleich oben aus, hielt in ſeinem luſtigen geſchwätzigen Humor kein Maaß, ſondern that, als wäre er in der Stube einer Dorfſchenke. Wo der Herr geehrt war, da benahm ſich der Reitknecht ſo, als ob die Ehre ihm gelte, wurde übermüthig und hochfahrend gegen die Leute, ſowie etwa andere Male bei vermeintlichen Zurückſetzungen ſeines

---

*) Vermuthlich hatte ich die kleine Geſchichte von den „beiden Schlafkameraden“ im Sinne, die in den früheren Auflagen von Hebel's Schatzkäſtlein ſteht.

Herrn gar grob und beleidigend. Solche Ungezogenheiten ſeines Burſchen thaten freilich dem Herrn, der aus beſſerer Zucht ſtammte, leid genug, meiſt aber erſt hintennach, wenn die Sache ſchon geſchehen war. Denn wenn es die rechte Zeit geweſen wäre, dem bäueriſchen Benehmen des Knechtes Einhalt zu thun, da war der Herr gegen die Ungeſchliffenheiten deſſelben wie blind und taub, that faſt ſo, als gäbe er dem Menſchen Recht und ließ Alles gehen wie es ging, bis hintennach die rechte Einſicht kam. Nun, lieber Herr Major, ſo wie in Hebel's Geſchichte vom Herrn und ſeinem ungezogenen Bedienten ſieht es auch in meinem inneren Haushalte aus. Da gibt es zwei Partheien, die eine, ſo möchte ich ſagen, iſt meine Geſinnung, die andere iſt mein Naturell. Jene, wie ſie nun eben iſt, ſollte von Rechtswegen immer der Herr, das Naturell der Diener ſein. Aber dem iſt nicht ſo; der Reitknecht — mein Naturell — hat leider nur zu oft die Ueberhand über den träumeriſchen ſchwachen Herrn, doch hoffe und vertraue ich, das wird auch einmal anders und beſſer werden. Ehe es aber nun anders geworden iſt und der Reitknecht gelernt hat, ſich ganz ſtill und beſcheiden zu verhalten, nicht darein zu reden, wenn ſein Herr in hoher ehrenwerther Geſellſchaft iſt, kann ich nicht ohne Sorge daran denken, daß ich mit dieſem ungezogenen Geſellen, der bisher nur unter ſeines Gleichen gelebt hat, an einen Fürſtenhof hingehen ſoll. Ich meine, das wird manchen Anſtoß geben*). — Der Major ſchüttelte mit dem Kopf und lachte über meinen Vergleich. „Ziehen Sie“, ſo ſagte er, „nur ruhig Ihre

---

*) Ich hatte hier allerdings mit dem alten Freunde in ſeiner Sprache geredet; mein Bedenken über den inneren Widerſpruch in meinem Weſen war von ernſterem Sinne.

Straße; ſo lange der Reitknecht ein ehrlicher Kerl bleibt, und ich weiß, das wird er bleiben, darf Ihnen nicht bange ſein; vielleicht kommt auch der Burſche bei Hofe in beſſere Zucht. Uebrigens möchten auch andere Leute, wenn ſie ihren inneren Haushalt betrachten, ähnliche Klagen über das unbotmäßige Hausgeſinde anſtimmen als Sie."

Ich war noch ein oder etliche Male bei dem guten alten Knebel, empfing da immer Belehrung und befand mich ſehr wohl bei ihm und ſeiner freundlichen Gemahlin.

Wahrſcheinlich durch Knebel, hatte man in Weimar bei Hofe erfahren, daß ich, der nach Mecklenburg berufene Profeſſor aus Nürnberg, ſo eben in Jena ſei. Andere Male würde man das wenig oder nicht beachtet haben, aber es traf ſich, daß gerade um dieſe Zeit mein hochfürſtlicher Gönner: der Herr Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg mit ſeinen Kindern, zu denen ich als Lehrer kommen ſollte, in Weimar war (II. S. 512). Dieſer geiſtreiche, für das Wohl ſeiner Kinder zärtlich beſorgte Herr kam mit ſeinem Schwiegervater Carl Auguſt von Weimar nach Jena, in deſſen Schloſſe der Großherzog öfters, wenn auch nur auf wenige Stunden, zuſprach, um bei dieſer Gelegenheit einen und den anderen der bedeutenden Männer der gelehrten Stadt zu ſehen, oder Regierungsangelegenheiten zu beſorgen. Eines Tages, als ich im Hauſe der Freunde und mit dieſen, etwas ſpäter als gewöhnlich noch am Mittagstiſche ſaß, brachte mir ein Bedienter im Auftrag des Herrn Großherzogs die Einladung zur Tafel „der Herr Erbgroßherzog von Mecklenburg wünſche mich da zu ſprechen." Was war aber da zu thun? Ich war als Fußgänger nach Jena gekommen, in einer Kleidung, die wohl für einen Gaſt an der Wirthstafel im Gaſthofe zum Bären gut genug geweſen wäre, nicht aber für einen Eingeladenen zur hochfürſtlichen Tafel. In meinem braunen Ueberrocke, der beſſer für die wechſelnden Launen des Aprilwetters im Freien, als für den ewigen Frühling eingerichtet war, welcher in den Zimmern der fürſtlichen Paläſte herrſcht, und auch mit meinen derben Reiſeſtiefeln konnte ich unmöglich vor den hohen Herrſchaften mich präſentiren; ich mußte, wie die Freundin Sylvia ſagte, dort im ſchwarzen Frack und Schuhen erſcheinen. Und wie dieſes bewerkſtelligt werden könne, das war der Freundin eifrige Sorge. Mein lieber Köthe war weder ſo lang noch ſo breit, ſondern von ungleich gemäßigterer, beſcheidenerer Statur als ich. In dieſe Maßverhältniſſe mußte ich mich jetzt fügen, als mir die gute Sylvia die Gallakleider ihres Mannes darbot. Obgleich ich mich gern darein ergab, daß der Frack nach vorn in ziemlicher Breite offen bleiben müſſe, entging es mir dennoch nicht, daß ich mich bei, ſowie vor und nach der Tafel aller Geſtikulationen mit den Armen zu enthalten habe, denn wenn ich einen oder den anderen auch nur nach einem naheliegenden Stück Brod hätte ausſtrecken wollen, dann wäre mir der Aermel gar weit über das anſtändige Maß hinaufgefahren. Selbſt bei dem Komplimentmachen wurde mir Vorſicht empfohlen, und daß mich die fremden, engen Schuhe in peinlicher Weiſe drückten, das brauchte mir Niemand zu ſagen, denn ich fühlte es ſelber.

So ging ich denn den mir aus alter Zeit wohlbekannten Weg, nach dem Schloſſe hin. Die Herrſchaften hatten ſich eben ſchon zur Tafel geſetzt und man wies mir meinen Sitz an zwiſchen dem Herrn Erbgroßherzog von Mecklenburg und ſeiner älteſten Prinzeſſin Tochter Maria. Ich werde den erſten Eindruck, den mein nunmehriger Herr durch ſein perſönliches Erſcheinen auf mich machte, niemals vergeſſen, denn jener Eindruck war ein ſolcher, den man gerne in der Erinnerung feſthält. Ein Mann, faſt noch in der Mitte des gewöhnlichen, zur vollen Reife gelangenden Lebensalters, wohlgeſtaltet und von würdevoller Haltung, in den feinen Zügen des Angeſichtes und im Blicke der klaren, blauen Augen, im Ausdruck des ſinnigen Ernſtes und zugleich des freundlich entgegenkommenden Wohlwollens. Der ſeltene nur von Wenigen in ſeinem ganzen Werthe erkannte Fürſt gewann ſogleich durch ſein erſtes Geſpräch mit mir mein ganzes, volles Vertrauen, das ſich in ihm auch niemals getäuſcht fand, denn ich danke Gott dafür, daß ich in ſeinen drei letzten Lebensjahren, bis nahe zu ſeinem Ende, um ihn ſein durfte.

Der Herr Erbgroßherzog verließ die Tafel bald; die dringend nothwendige Beantwortung eines Briefes aus Mecklenburg rief ihn, wie er dem Großherzog ſagte, von der Geſellſchaft ab. Ich hatte nun Zeit und Gelegenheit, auch mit meiner künftigen Schülerin, der Prinzeſſin Maria, mich zu unterhalten. Auch Das, was mir an dieſer der erſte Eindruck verſprach, hat ſich in der Erfahrung vieler Jahre bewährt. Obgleich die hohe, jungfräulich kräftige Geſtalt das damals erſt dreizehnjährige Alter der Prinzeſſin nicht verrieth, lag dennoch in ihrem ganzen Weſen der Schatz der unbefangenen Kindlichkeit unverſehrt. Man bedurfte kein weiteres Zeugniß über den inneren Werth einer ſolchen, an Geiſt und Gemüth geſunden Natur; treu und wahr und offen ſprach dieſer in Blick und Mienen, ſo wie im zutraulichen Worte ſich aus; die innere Heiterkeit des Gemüthes gab ſich in dem fröhlichen, zum kindlichen Scherze geneigten äußeren Bezeugen kund. Ich wünſchte mir von Herzen Glück zu einer ſolchen Schülerin.

Die Tafel war aufgehoben; die Prinzeſſin mit ihren

Damen entfernte ſich mit dem freundlichen Gruße „auf baldiges Wiederſehen"; der Herr Großherzog von Weimar hatte ſich, noch in einem Geſpräche mit Profeſſor Döbereiner begriffen, an ein Fenſter des Saales zurückgezogen. Ich ſtand einige Augenblicke allein, nahte mich dann, jenſeits der Tafel ſtehend, mit dem Hute in der Hand dem hohen durchlauchtigſten Gaſtfreunde auf einige Schritte, machte mit ehrerbietigem Lächeln eine ſtumme Verbeugung gegen denſelben und eilte, ſo voll Freude über dieſen erſten guten Anfang meines Auftretens bei Hofe nach dem Hauſe der Freunde, daß ich den ſchmerzhaften Druck der engen Schuhe nicht mehr fühlte. Jene aber, die Freunde, als ich ihnen die ganze Geſchichte der zuletzt verlebten glücklichen Stunde erzählte, wollten es freilich nicht billigen, daß ich ſo eilig davon gelaufen ſei. Denn der Herr Großherzog, ſagten ſie, würde gewiß nach Beendigung ſeines kurzen Geſpräches mit Döbereiner auch mit mir geſprochen haben, und man dürfe überhaupt von ſolchen Herrſchaften nicht hinweggehen, ohne von ihnen entlaſſen zu ſein. Ich aber ſagte: der Herr Großherzog Carl Auguſt iſt ein ſo geiſtreicher, lieber Herr, der in ſeinem Leben ſo viele verſchiedene Menſchen und Völker geſehen hat, daß er mir mein Verſehen gewiß nicht übel nehmen wird. Und daß dieſes ſo geweſen ſei, erfuhr ich am anderen Tage bei Knebel.

Während meines diesmaligen kurzen Aufenthaltes in Jena machte ich auch die perſönliche Bekanntſchaft des berühmten Oken. Ich war mit ihm ſchon ſeit längerer Zeit in Verkehr durch Briefe geſtanden; hatte ihm namentlich in Nürnberg, bei dem Ankaufe einer von ihm gewünſchten Mineralienſammlung, manche kleine Gefälligkeit erwieſen. Die Achtung, welche ich gegen dieſen um eine allgemeinere Anregung zum naturwiſſenſchaftlichen Forſchen und Erkennen wohlverdienten Mann ſchon aus der Bekanntſchaft mit ſeinen Schriften gewonnen, wurde jetzt, bei unſerem Zuſammentreffen in Jena, zu einer Achtung, welche ſeiner ehrenwerthen Perſönlichkeit galt. Ich brachte bei ihm und ſeiner vortrefflichen Frau, einer Tochter des von mir hochverehrten Geheimrath Profeſſor Stark (des Aelteren) einige vergnügte Stunden zu, und es thut mir leid, daß bei unſerem ſpäteren Zuſammenſein in München jenes naturgemäße Verhältniß einer gegenſeitigen Anerkennung, mehr noch durch fremden Einfluß als durch unſere Schuld, geſtört wurde. Der Eifer für das Wirken in dem gemeinſamen Arbeitsfelde der Naturwiſſenſchaft war bei uns Beiden der gleiche; warum ſollten nicht die Arbeiter in einer großen Werkſtätte ihre Tagwerke, darin das eine dem anderen zur hülfreichen Ergänzung dient, in freundlicher Eintracht betreiben, wenn auch Jeder von ihnen, in ſeinem eigenen von dem des Anderen verſchiedenen Obdach nach des Tages Laſt und Mühe ſein ſtilles Ausruhen und den heimathlichen Frieden des Herzens findet.

Die ſchönſten Stunden der damaligen ſtillen Woche brachte ich mit Köthe und ſeiner Familie zu. Ich hörte ihn in der kleinen Kirche ſeiner Dorfgemeinde am Charfreitag predigen. Einfältig, lebendig und kräftig führte er die Seelen dahin, wo ſie an dieſem Tage ſein ſollten. Der Nachmittag war ſchön und frühlingsartig mild. Wir brachten ihn in Drakendorf, dann auf einer nahen Wieſe mit eben hervorbrechendem Grün neben der Heerde der Schafmütter und ihrer Lämmer zu. Mir war es, als verſtände ich ſo ſehr als nur jemals die ſtille Freude des Kindes meiner Freunde, das ich auf meinen Armen trug.

Ein Brief meiner lieben Julie, voll ſchmerzlichen Verlangens nach mir, den ſie für erkrankt hielt, bewog mich, meine Rückreiſe nach Bärenwalde in möglichſter Weiſe zu beſchleunigen. Ich war noch einmal bei meinem alten, freundlichen Major Knebel. Es war eine ernſte Mitgabe, die mir dieſer noch beim Abſchied mittheilte. Er ſagte mir, daß der einzige näher befreundete Bekannte, den ich in Mecklenburg zu treffen hoffte, der Hauptmann von Mecklenburg, in unerwarteter Weiſe, plötzlich geſtorben ſei, doch gab er mir zugleich einen Brief an eine Freundin, eine Dame bei Hofe, mit, die, wie er mir ſagte, gar bald auch meine Freundin und Rathgeberin werden würde, beſſer vielleicht noch als der verſtorbene Hauptmann mir es hätte ſein können.

Das Jahr 1816 hatte im Monat April einzelne ſchöne Frühlingstage, deren plötzlicher Wechſel mit winterlicher Kälte und Schneegeſtöber vielleicht ſchon ein Vorzeichen von jener vorherrſchenden Stimmung der Witterung war, durch welche der ganze Sommer in betrübender Weiſe von anderen Sommern ſich unterſchied. Im ſtärkſten Schneegeſtöber, dann über den winterlich feſt gefrorenen Boden, zog ich, zuerſt nach dem Rathe der Freunde mit Extrapoſt, dann nach eigenem Rathe zu Fuße, meines Weges nach dem Elternhauſe meiner Julie, die mich mit bangem Sehnen ſchon ſeit mehreren Tagen erwartet hatte. Ihr Wille war jetzt freudig und ganz mit dem meinigen einig: „Gott wird ja auch auf dem neuen, dunklen Lebenswege uns nicht verlaſſen, wird unſer treuer Führer, unſer Troſt, unſere Hülfe ſein.“

2. Die Reiſe nach Mecklenburg.

Die Weiſung, welche ich noch in Jena erhalten hatte, daß ich nicht vor der Rückkehr des Herrn Erbgroßherzogs nach Ludwigsluſt dort eintreffen ſolle, hatte meinen Aufenthalt im Kreiſe der Verwandten noch verlängert. Ich ſah während dieſer Zeit die Geſchwiſter in Chemnitz und Lößnitz und wurde durch die verſtändige Weiſe, und das Gottvertrauen, damit meine Schweſter in Chemnitz und der Schwager Reichel in Lößnitz mein Vorhaben auffaßten, ſehr erfreut und geſtärkt.

Die milden, heiteren Frühlingstage in der letzten Hälfte des April und ſelbſt noch die erſten Tage im Mai, welche dem regnigen Sommer des Jahres 1816 vorausgingen, begünſtigten unſere Reiſe nach dem neuen Wohnorte ſehr. Wir durften uns Zeit laſſen zu einem zweitägigen Aufenthalte in Leipzig. Es war ſo eben in der Zeit der Oſtermeſſe, in welcher alle Gaſthöfe von Beſuchenden aus der Nähe und Ferne überfüllt ſind, welche, wenn nicht das Geſchäft des Handels ſelber, doch die Luſt am Schauen und geſelligen Vergnügen hieher führt. Wir fanden eine ſtille Privatwohnung und ich fand zugleich die Gelegenheit zu einem anderen lebendigeren Verkehre, als zu dem des Handels um die Schätze und Kleinoden aus den verſchiedenſten Ländern. Ich ſuchte nach Dem, das ich in Nürnberg ſo reichlich genoſſen hatte: nach einem brüderlichen Zuſammenſein mit Menſchen, die an demſelben Kleinod, das mich erfreute, ihre Luſt hatten. Wenn man das geiſtige Leben in dem damaligen Leipzig mit dem früheren verglich, das mein Vater während ſeiner Studentenjahre dort gefunden, oder noch mehr mit dem jetzigen, an welchem meine Kinder und Enkel ſich erfreuen, da konnte man freilich den großen Unterſchied zwiſchen dem Sonſt und Jetzt nicht verkennen. Allerdings hätte man die Erinnerung an Gellert und an die treuen Zeugen ſeiner Zeit nicht allein draußen unter den Denkmalen des Johanniskirchhofes zu ſuchen gebraucht, man hätte ſie auch noch in dem Herzen manches der alten

Bürger der Stadt und hin und wieder in manchem vor dem Auge der „gebildeten Welt“ verborgenen Haushalt gefunden, aber jene ſogenannt gebildete Welt war, mit wenig Ausnahme, eine ganz andere geworden als ſie zu Gellert's Cruſius und ihrer Freunde Zeiten geweſen. Der Leuchter war hinweggenommen von der Stätte, dahin er gehörte; es war nicht mehr das göttliche Wort, das man von den Kanzeln vernahm, um welche die Menge nach angewohnter Sitte ſich verſammelte, ſondern faſt durchgängig nur ein ungöttliches, kraft- und troſtloſes Menſchenwort voll Künſtlichkeit der Rede. Da, wo hin und wieder noch ein treuer Zeuge das Wort der Wahrheit in Einfalt und Lauterkeit verkündete, fand die gebildete Menge nicht Das, was ihren Ohren wohlgefiel; es war nur ein kleines Häuflein, welches dahin kam, und das zu jener Zeit ſo theuer gewordene Brod des Lebens mit freudigem Herzen aufnahm. Mehrere Jahre nach dieſem meinem Beſuche in Leipzig (ſo erzählte man mir) kam eine Dame von hohem Stande, welche das Brod des Lebens kennt und ſeiner von Herzen begehrt, auf ihrer Reiſe nach Thüringen durch Leipzig. Es gab damals noch keine Eiſenbahnen, welche den Verkehr zwiſchen dem nördlichen Deutſchland mit dem ſüdlichen ſo mächtig beſchleunigen; die hohe Reiſende mußte in der Stadt übernachten. Es war Sonnabend, den Sonntag pflegte ſie als Tag des Herrn zu feiern. Sie ließ den Wirth auf ihr Zimmer rufen. „Herr Wirth,“ ſo fragt ſie dieſen, „gibt es wohl hier in der Stadt noch irgend einen Geiſtlichen, der zu den Myſtikern und Pietiſten gehört und als ſolcher predigt?“ — „Nein, Gott Lob! E. K. H.“ antwortet der Wirth, „ſolche Leute brauchen wir nicht mehr zu hören. Unſere Herren Prediger ſind lauter aufgeklärte

Männer, keine Finſterlinge. Ein einziger ſolcher Finſterling iſt noch da, ein gewiſſer **Hänſel**, der Prediger in der Zuchthauskirche. Es hört aber Niemand ſein altmodiſches Geſchwätz an, außer die Züchtlinge, die in ſeine Kirche müſſen und etliche Wenige aus dem geringen Volke." — Die Dame hatte jetzt erfahren, was ſie zu wiſſen wünſchte; ſie entließ den Wirth, begehrte aber den Kirchenzettel für den Sonntag zu ſehen. Durch dieſen erfuhr ſie die Stunde, in welcher Hänſel predigte; der Lohnbediente wird für den anderen Morgen wieder beſtellt. Dieſer erſtaunt nicht wenig, als die hohe Dame am Sonntag Morgen an ihn das Begehren ſtellt, er ſolle ſie und ihre Begleiterin in die kleine, arme Zuchthauskirche zu Hänſel's Predigt führen. Sie ging dahin, nach ihrer prunklos demüthigen Weiſe zu Fuße, und das einfältige Wort von der Buße und von der heilenden Kraft des lebendigen Glaubens an Chriſtum war ſo ganz nach ihrem Sinne, daß ſie bei dem Herausgehen aus der Kirche eine ihrer Kirchennachbarinnen ermahnte, dieſen Prediger ſo oft als möglich und mit treuer Hingebung zu hören.

Dieſe kleine Geſchichte, die ich mittelbar aus einem glaubwürdigen Munde vernommen, mag nicht ungeeignet ſein, die geiſtige Stimmung und den unkirchlichen Ton anzudeuten, welcher während der erſten Jahrzehende dieſes Jahrhunderts allmählig in Leipzig der vorherrſchende geworden war. Die Geſchichte der furchtbaren Gräuel, durch welche unſer deutſches Volk in den Jahren der Empörung von 1848, 49 ſich befleckt hat, ſind vielleicht noch ein neben der beſſeren friſchen Saat zurückgebliebener Unkrautſamen aus jener ungeſegneten, verödeten Zeit geweſen. Das gehaltloſe Geſtrüpp ſtand da, zum Anbrennen dürr; der zünbende Feuerbrand aus ruchloſer Hand kam von ferne her und der wüſte Theil des Feldes ſammt ſeinen Dornen ſtand in Flammen.

Aber ſchon im Jahre 1816 gab es in dem ſteinigen Felde voller Dornen nicht nur einzelne Strecken des guten Bodens, darauf die Saat zu reichlichem Ertrage reifte, ſondern auch Bäume von kräftigem Wuchs und Stamm, voller Blüthen und Früchte. Wie ein ſolcher lebenskräftiger Baum, in deſſen Schatten man gerne ruhete, ſtand namentlich der Profeſſor Dr. Friedr. Wilh. Lindner in Leipzig da, den ich durch meinen Vetter und nachmaligen Schwager Ferdinand Werner, ſeinen treuen und eifrigen Schüler, perſönlich kennen lernte. Lindner, mit mir von gleichem Alter, hat ſchon frühe als Lehrer und Schriftſteller den Weg des lauten ernſten Bekenntniſſes von dem einigen Heil in Chriſto betreten. Er iſt, nach ſeinem Maaße, für ſeine Zeit und ſeine Umgebung die Stimme eines Predigers in der Wüſte geweſen, der viele Schläfer geweckt und auf den Weg des Lebens hingewieſen hat. Unter den Jünglingen, die aus ſeiner Schule hervorgingen, haben viele durch Wort und Wandel ein treues Zeugniß von der erkannten Wahrheit gegeben und Das, was er als Lehrer an der Bürgerſchule an den jungen Seelen gewirkt, das wird einen anderen Lohn finden, als den einer irdiſchen Bürgerkrone. Maria Mertens, deren tief ergreifenden Lebenslauf aus guter Hand wir ſo eben erhalten haben, iſt eine von jenen vollwichtigen Aehren, deren Garben von der Ausſaat des geſegneten Lehrers an der Bürgerſchule hervorgewachſen und gereift ſind zum Tage der Ernte. Lindner war unter den namhaften Meiſtern der Erziehungskunde ſeiner Zeit einer der erſten, welcher das Chriſtenthum als die Grundlage aller ächten Bildung und Erziehung der

Jugend öffentlich anerkannte und in ſeinem Unterrichte bethätigte. Es ſind viele Stürme über den kräftigen Baum ergangen, der alte Stamm aber ſtehet auf ſeinem guten Grunde feſt gewurzelt und die Zweige grünen.

Lindner's Bekanntſchaft und belehrende Mittheilungen waren mir auf meinem damaligen Wege von ganz beſonderem Werthe, ich benutzte jede hiezu günſtige Stunde, um mit ihm zuſammen zu ſein.

Auch Adolf Wagner, den Freund Kanne's, lernte ich während meines damaligen kurzen Aufenthaltes in Leipzig kennen und gewann ihn lieb; mit ihm ſo wie durch ſeine und Lindner's Vermittelung noch einige andere werthe Männer. Unter ihnen nenne ich den k. Oberpoſtdirektor Hüttner in dankbarem Andenken an ſeine große mir, ſo wie meinem Freunde Kanne erwieſenen, unermüdeten Gefälligkeiten. Der Verleger meines erſten wiſſenſchaftlichen Werkes, Reclam, hatte während der Tage der großen Völkerſchlacht bei Leipzig gleich vielen anderen ſeiner Mitbürger große Verluſte erlitten. Ihm ſagte ich den Verlag des erſten Bandes meines Alten und Neuen unter Begünſtigungen zu, welche nicht die zwiſchen Autoren und Verlegern gewöhnlichen waren. Denn Freund Lindner's kräftiger Zuſpruch hatte mich beſtimmt, das Buch ſo bald als möglich zu vollenden und drucken zu laſſen.

Die Zeit, welche mir zum Eintreffen in Ludwigsluſt beſtimmt war, rückte jetzt nahe heran, mir war es, als ob ich von dem wohlbekannten Feſtlande abſtieße und hinauszöge auf ein unbekanntes Meer, als ich von den brüderlichen Freunden in Leipzig ſchied und hinausfuhr von meinem Vaterlande und meiner Heimath in ein Land, auf welches, wie ich feſt glaubte, der Finger des Herrn mich hingewieſen hatte. — Schon damals war mir Leipzig ein geiſtiges Feſtland, deſſen Bergſpitzen aus einer darüber ausgebrochenen Fluth hervortraten; wie anders ſtand es ſpäter, ſteht es jetzt da. Sei mir geſegnet, du wieder gewonnenes Land des Segens mit deinem Friedensboten.

Von der Reiſe über Deſſau, Zerbſt, Magdeburg hätte ich wohl Manches zu erzählen, das mir lebhaft in der Erinnerung geblieben iſt, das jedoch für die eigentliche Geſchichte meines Lebens ohne Kraft und tiefer gehende Bedeutung blieb. Ein Fernblick auf den Harz, auf das, jenſeits der Elbe gelegene Wittenberg, von Wörlitz aus, das kurze Verweilen in dem ehrwürdigen Dom zu Magdeburg, das Alles wären wohl anziehende Punkte zum näheren Hinzutreten oder zum längeren Verweilen geweſen, aber mein Hoffen, mein Denken und Sinnen waren jetzt weder zur Rechten noch zur Linken, ſondern gerade aus nur nach dem Ziele meines Weges gerichtet. In einem Föhrenwalde jenſeits Stendal wandelte mich, obgleich die blühenden Pulſatillen mich an ihre edlere, höhere Schweſterart bei Jena erinnerten, eine bängliche Sorge und geiſtige Beklemmung an; ein gewaltiger, plötzlich ausbrechender Gewitterſturm hielt unſere Fähre bei der Ueberfahrt über die Elbe nach Lenzen an einer ſeichten Stelle des Stromes feſt und regte in meinen Begleiterinnen große Furcht und Schrecken auf. Deſto lieblicher war dann Allen das geiſtige wie das leibliche Ruhen in Lenzen und in Hoffnung und Vertrauen neu bekräftigt traten wir am letzten Morgen der Reiſe in das Land unſerer neuen irdiſchen Pilgerſtation ein.

3. Die Reize des Neuen.

Wenn den Fremdling, der aus der ſüddeutſchen, bergigen Heimath zum erſten Male in das Flachland der norddeutſchen Küſtengegenden kommt, das Neue, das er da vor Augen ſieht, eher etwas unheimlich als heimathlich anſpricht, dann dürfen wir es dem unerfahrenen Ausländer nicht verargen. Die vielen ſandigen Gegenden, welche wir auf unſerer Herreiſe langſam, wie die damalige Beſchaffenheit der Straßen es gebot, durchzogen hatten, waren uns zwar nichts Neues, denn die Umgegend von Nürnberg hatte Aehnliches aufzuweiſen und die Erleichterung des Verkehres durch die beſſeren Straßen und die Eiſenbahnen war noch der fernen Zukunft vorbehalten. Abgeſehen aber von dem Unerfreulichen, das zu den Füßen lag, blieb auch das Verlangen des Auges, aufzuſchauen zu den Bergen, nach allen Richtungen hin unbefriedigt. Nun, es gibt zwar noch andere Berge als die leiblich ſichtbaren, ſolche, zu denen der Geiſt überall ſeine Augen aufheben kann und von denen ihm Hülfe kommt, ſo wie Troſt und Kraft (Pſ. 121), aber die ſinnliche Natur in uns mit ihrem „unruhigen Uebel der Zunge“ mag gern überall das erſte Wort haben, und ſo ſpricht ſie bei dem anfänglichen Hineinblicken in die Natur der neuen Heimath mehr ihr Mißfallen als Wohlgefallen aus. Doch dieſes Urtheil hat ſich bei näherer Bekanntſchaft und bei einem längeren Verkehre mit der landſchaftlichen Ausſtattung von Mecklenburg und ſeiner Nachbarſchaft viel geändert. Es ſind allerdings andere nicht ſo ſchnell überwältigende Reize der Natur, welche hier zu den Sinnen ſprechen, als die in dem Lande der Alpen, aber ſie ſind mächtig genug, um die an Gaben der Natur reich geſegnete Ebene zu einem heimathlich lieben Wohnorte zu machen.

Von der anregenden, geiſtig erhebenden Kraft, welche für den Binnenländer in dem Anblicke des Meeres liegt, werde ich nachher reden, hier verweile ich nur bei dem

Eindrucke, den mir das Land ſelber, ſo wie ich es näher kennen lernte, in der Erinnerung zurückgelaſſen hat.

Der Veſuv und der Aetna, als ich ſie ſah, ruheten ſo eben von der Arbeit ihrer unbekannten Tiefe, nur der Volcano auf den lipariſchen Inſeln trieb ſein feuriges Tagwerk unausgeſetzt fort; die ſchaffende Kraft, welche das Hochgebirge der ſinaitiſchen Halbinſel aus der Tiefe hervorhob, welche dem granitiſchen Kerne der Alpengebirge, welche den wunderherrlichen Bau der Dolomitzinnen in Tirol begründete, hat ſchon in uralter Zeit dieſe Zeugniſſe ihrer Herrlichkeit für eine Reihe der künftigen Jahrtauſende dahingeſtellt. Das Räthſel der Geſchichte aller dieſer Werke hat meinen ſinnenden Verſtand auf meinen Wanderungen und Reiſen oft beſchäftigt; die heißen Quellen bei Karlsbad und Gaſtein, bei Mehadia und am Tiberiasſee konnten mir es nicht löſen. Eben ſo wenig vermochten dieſes die Spuren ſolcher vormaligen von unten herausbrechenden Schreckniſſe der Natur, die ich in Italien, die Stätten der alten Verheerungen durch Erdbeben, die ich in Kleinaſien, oder der neueren, die ich in Syrien geſehen. Und dennoch, wenn auch hier keine unmittelbare Beobachtung zum ſicheren Wiſſen führen kann, ſo bleibt dem Freunde und Forſcher der Natur dennoch die Ahnung erlaubt. Der Keſſel des todten Meeres mit ſeinem mächtigen Abſturze der Wände unter dem Spiegel des Mittelmeers ſcheint von dem Daſein einer Werkſtätte der abgelegeneren Tiefe Zeugniß zu geben, in welcher das eigentliche mächtige Herrſcherreich jener elektro-magnetiſchen Kräfte iſt, deren Wirken in unſerem jetzigen Aeon nur an der oberſten Region der Erdrinde und ihrem Luftkreiſe ſich kund gibt. Im Vergleiche mit den bildenden und verheerenden Gewalten der Tiefe von ſo friedlicher Art wie der Regenbogen im Gewölke des Himmels mit dem farbigen Regenbogenſcheine, der die Flammen des Hekla bei ſeinen Ausbrüchen umkleidet.

Von jenen Räthſeln, deren Löſung in der fernabgelegenen für das menſchliche Auge unerreichbaren Tiefe geſucht werden muß, gibt die Landſchaft von Mecklenburg dem Beobachter keines auf. Denn die keſſelartigen Eintiefungen im Boden, von denen ein großer Theil, mit Waſſer gefüllt, die Landſeen bildet, an denen Mecklenburg ſo reich iſt, ſind keinesweges, wie dieſes der vermeintliche Magdeburger Spion*), der alte, ehrenwerthe Konſiſtorialrath J. E. Silberſchlag meinte, die jetzt ausgefüllten Mündungen vormaliger vulkaniſcher Krater, eben ſo wenig als die herumgeſtreuten Felſenblöcke von Granit vulkaniſche Auswürflinge ſind, ſondern Eintiefungen und örtliche Auswaſchungen, welche ein vormals hier fluthendes Meer gebildet hat. Auch wird der Bewohner von Mecklenburg die, leider nun „vormalig“ reizend ſchöne Stadt Bruſſa in Kleinaſien nicht um ihre heilkräftigen, heißen Quellen beneiden, wenn er von den furchtbaren Heimſuchungen jenes irdiſchen Paradieſes durch die Todesſchrecken des Erdbebens lieſt, die in der Geſchichte ſeines Landes eine unerhörte Erſcheinung ſind. Alpengebirge aus uranfänglicher Zeit, deren Scheitel der unvergängliche Schnee, deren Einbuchtungen das Gletſchereis erfüllt, hat Mecklenburg nicht; ſeine weidenden Heerden und ihre Hirten werden hier nirgends durch den Donner der herabſtürzenden Lawinen geſchreckt; kein Bergſturz droht den Höfen oder den Hütten des Landvolkes den plötzlichen Untergang, denn die anmuthig grün bewachſenen Hügel, welche der weiten Ebene hin und wieder den Anſchein des Berglandes geben, erheben ſich nicht wie die Alpen zur Höhe von vielen tauſend, ſondern nur zu wenig hundert Fuß.

---

*) Wegen ſeiner Skizzirung der Magdeburger Feſtungswerke, die er als durchreiſender Kandidat in jugendlicher Unbefangenheit vom Thurme des Domes aufgenommen, war er bei dem damaligen Kommando des Kriegsgerichtes der Feſtung in den Verdacht gekommen, als ſei er ein Spion; bei Friedrich II. jedoch in ſolche Beachtung, daß derſelbe alsbald ihn zu einem guten Amte beförderte.

Obgleich jedoch Urgebirge vom Geſchlechte des Granits in Mecklenburg nicht, wie ſchon am Harz, wie im ſächſiſchen Erzgebirge und im Böhmerwald, und noch mehr in den Alpen als mächtige Gebirgsſtöcke auftreten, iſt dennoch das Land ſo reich an Granit, daß man viele Berge von der Höhe der ägyptiſchen Pyramiden davon aufthürmen könnte. Wenn ſich der Bewohner des Landes dieſes durch ſeine Brauchbarkeit hochachtbaren Felſengeſtein zu den Bauwerken ſeiner Hände verſchaffen will, da iſt ihm die Mühe des Ausbrechens der Steinblöcke aus den Gebirgswänden, des Herabſchleifens derſelben von der Höhe der Berge zu der vielleicht ferngelegenen Bauſtätte erſpart; eine Kraft, die er nicht kennt, hat ihm zu einer Zeit, da hier noch weder Strauch noch Baum, weder Ackerfeld noch Wieſe war, jenes edle Baugeſtein herbeigeführt auf den Grund und Boden ſeiner Wohnſtätte. Es bedarf nur geringe Mühe, um die Blöcke zu dem Orte ihrer Beſtimmung nach Menſchenwahl hinzuwälzen oder zu führen, denn die über das ganze Land zerſtreuten Felſenſtücke liegen von keiner der Bauſtätten in großer Ferne ab.

Und dieſes iſt eben das Räthſel von ſcheinbar nahe liegender Löſung, daß die aus den Meeresfluthen, ſo wie dieſe noch jetzt ſind, geborene Landſchaft von Mecklenburg dem naturkundigen Beobachter und Forſcher aufgibt. Wie und woher ſind jene zum Theil mächtig großen Granitblöcke gekommen, auf und neben denen, wie auf den Granitbergen meiner Heimath, die ſchöne, in allen ihren Theilen ſiebenfältige Dreifaltigkeitsblume (Trientalis europaea) blühet? Für das „Woher?“ glaubte man eine Antwort gefunden zu haben: die Urgebirge in Schweden, deren Kern aus einem ähnlichen Granit beſteht, als die Wanderblöcke in Mecklenburg oder auch ein vormaliges näher gelegenes Felſenriff könnten die urſprüngliche Geburtsſtätte jener Gebirgstrümmer ſein, deren Zug durch das nördliche und nordweſtliche Deutſchland ganz augenfällig von Norden oder Nordoſten her ſeinen mächtigeren Anfang, gegen Süden hin ſein allmählig verlaufendes Ende nahm. Wie aber ſind dieſe Fremdlinge aus ihrer fernen Heimath herüber durch das baltiſche Meer zu uns gekommen? Allerdings ſetzen noch jetzt die Sturmfluthen und die tief gehenden Strömungen des Meeres die auf ſeinem Grunde liegenden Felſenblöcke in eine fortrückende Bewegung. Jene Kräfte aber, welche, wie bei einer Völkerwanderung die Stämme der Menſchen, ſo die Stämme der Urfelſen aus dem Verbande ihres alten Gefüges löſten, und ihre Werkſtücke mit ſich hinabriſſen durch die Tiefen des Gewäſſers bis zu ihren jetzigen höher am Lande liegenden Ruheſtätten, das müſſen noch ganz andere geweſen ſein, als unſere jetzigen Meeresſtrömungen und Sturmfluthen; Kräfte, mit denen allerdings jene verwandt ſind, welche bei dem Erdbeben und im Orkane die Grundfeſten der Tiefe erſchüttern und zerreißen, Wälder entwurzeln, die Bauwerke der Menſchenhand zu Boden ſtürzen und welche doch noch von anderem höherem Maaße der Stärke waren als Erdbeben und Orkan (m. v. über die verſchiedenen Anſichten von der Herkunft der Wanderblöcke mein ausführlicheres Werk:

das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf der Erde §. 35). Das Räthſel, welches die Geſchichte der Fremdlingsgeſteine in Mecklenburg dem Freunde der Natur aufgibt, erhält dadurch noch ein geſteigertes Intereſſe, daß die Einwanderung ihrer Blöcke nicht in den uralten Zeiten der Bildung der Erdveſte und ihrer Scheidung von dem Meere, ſondern in einer verhältnißmäßig neueren und jüngeren der Entwickelungsgeſchichte der Erdfläche geſchehen ſein muß. Denn der Boden, auf dem die Einwanderer ruhen, iſt ein ſolcher, wie ihn die Anſchwemmungen des Meeres und der Landgewäſſer ſeit der letzten Kataſtrophe, die unſere Wohnſtätte des Erdenlebens betroffen, noch fortwährend erzeugt, und auch die feſtſtehende Grundlage des angeſchwemmten Landes gehört den Zeiten der Flötzgebirge an. Die Zeit ihres Herkommens kann deshalb allerdings nur jene der letzten großen Kataſtrophe ſein, welche der Oberfläche unſeres Planeten ihre jetzt beſtehenden Umriſſe gab *).

So war ich, ſchon durch die Betrachtung Deſſen, was mir hier am mächtigſten, am nächſten vor Augen lag, in meiner damaligen neuen Heimath in eine Schule gekommen, die mir nach der Richtung meines wiſſenſchaftlichen Triebes von hoher Wichtigkeit war.

Aber die Natur des Landes hat noch andere, eigenthümliche Reize, durch welche ſie ſelbſt den Fremdling in der Schule ihres wiſſenſchaftlichen Erkennens mächtig an-

---

*) In eben ſo anziehender als lehrreicher Weiſe beſchreibt die Geſtaltung der Erdoberfläche von Mecklenburg und die Züge der dortigen Wanderblöcke Dr. G.A. Brückner in ſeinem empfehlenswerthen Buche: Wie iſt der Grund und Boden Mecklenburgs geſchichtet und entſtanden? (Neu-Strelitz 1825)

zieht und ihn zu entzücken vermag. Ich hatte noch niemals ſolche herrliche Eichen, ſo mächtig an Dicke des Stammes, an Höhe des Wuchſes und weithin ſchattender Ausbreitung der Aeſte und des Laubdaches geſehen als in Mecklenburg, und wie oft ſaß ich bewundernd in der Nähe eines ſolchen, den Urvätern unſeres Volkes geheiligten Baumes ſtill! Ja, dieſe edlen deutſchen Eichen würden, ſo ſchien es mir ſpäter auf meinen Reiſen, über die Eichen des Carmel und von Baſen über den Wald der hochwüchſigen Wallnußbäume des Tabors hervorragen und ſelbſt neben den anſehnlichſten Eichen des alten Dianenhaines am See von Nemi als hochmächtige Geſtalten in beſonderen Ehren und Anſehen daſtehen. Und es iſt nicht nur die Zierde der Waldungen mit ihren vielartigen Bäumen, nicht die der Gärten mit ihren unter der ſorgfältigen Zucht und Pflege des Menſchen in ſeltener Weiſe veredelten Obſtbäumen, ſondern auch die niedriger am Boden ſtehende Pflanzenwelt, an welcher das Auge des Wanderers ſich hier erfreut. Ich will da nicht gedenken des Segens der Felder und Wieſen, nicht der Fluren des Waizens und der anderen Getraidearten, die mit den verſchiedenſten alljährlichen Ausſaaten des Landmannes hier in einer Fülle gedeihen, wie in wenig anderen Gegenden von Deutſchland, ſondern erwähne nur einiger jener Arten der wildwachſenden Pflanzen, an denen mein Auge ſeine beſondere Luſt fand. War es mir doch, als ſollte mich auf einem meiner erſten Spaziergänge in den Wald, der prachtvolle königliche Traubenfarn (Osmunda regalis) an die Form der Palmen und bei einer ſpäteren Gelegenheit der ſeltſame Waſſerſcheer des Sumpfes (Stratiotes aloides) durch den Bau ſeiner Blätter an die Aloë einer fern abgelegenen ſüdlichen Zone erinnern, nach deren einſtigem Beſuche ſchon damals mein Sehnen ging. Eine ſchönere Haideart, als die roſenfarbige Krughaide (Erica tetralix), welche da ſelbſt über den dürren Sandboden einen zierlichen Teppich bildet, hatte ich nie geſehen; gern verweilte mein Auge auf dem häufig blühenden Sumpfporſt (Ledum palustre), der ſich ſelbſt dem Geruch durch ſeinen citronenartigen (betäubenden) Aushauch verräth und bei einer nördlicher gehenden Wanderung auf den großen, gelben Blüthen des Heckſaamens (Ulex europaeus), den ich damals noch nie an ſeinem Standorte geſehen. Iſt doch ſelbſt die Stechpalme (Ilex aquifolium), anderwärts ein ſeltener Fremdling, hier eines der gemeinſten Heckengewächſe und viele Sträucher und andere Gewächſe gedeihen im Freien, welche den Winter mancher ſüdlicheren Landſtriche nicht ausdauern würden. — Denn Mecklenburg hat durch ſeine Nähe und niedere Lage am Meere verhältnißmäßig mildere Winter, zugleich aber auch minder heiße Sommer als die ſüdlicheren Hochebenen.

Man möge es mir und meinem Handwerk zu Gute halten, wenn ich im Vorübergehen ſelbſt noch einen Blick auf die in dem neuen Heimathlande einheimiſche Thierwelt richte. Ich will mich jedoch hierbei auf einige wenige Züge beſchränken.

Als ich in Nürnberg, nicht zwar für meinen eigenen Beſitz, wohl aber für die naturgeſchichtliche Sammlung unſeres Real-Inſtitutes ſo eifrig mit dem Fange der Inſekten, namentlich der Käfer, beſchäftigt war, da ſuchte ich, mit wahrhaft brennendem Eifer unter anderen nach einer Art, von welcher ein Inſektenſammler in früherer Zeit behauptet hatte, daß ſie in der Umgegend jener Stadt zu finden ſei. Es war dieſes der Typhonkäfer (Scarabaeus typhaeus Fabric., jetzt Geotrupes typh.), dem die beiden weit vorragenden Spitzen an den Seiten des Bruſtſchildes ein ſeltſames Ausſehen geben. So oft mir Zeit zu meinem Suchen blieb, am frühen Morgen wie in der heißeſten Mittagszeit und am kühlen Abende hatte ich, zuweilen von meinem Hausgenoſſen und Schüler Wilh. Weſſelhöft begleitet, die Weideplätze des Viehes, die ſeine Heimath ſind, durchſucht und durchgraben, ohne die vielgeſuchte Beute zu finden. Da ſprach ich denn im Unmuth der vergeblichen Mühe den Wunſch aus: „o möchte ich doch einmal in ein Land kommen, wo dieſer Käfer, ſo wie er dieſes mehr als in einer Gegend iſt, ein gemeiner wäre. Das würde für mich ein wahres Eldorado ſein.“ Nun, dieſer Wunſch war mir jetzt, wo ich es nicht mehr erwartete noch bedurfte, reichlich erfüllt. Schon in der erſten Woche meines Aufenthaltes in Ludwigsluſt fand ich auf einem Spaziergange über die Weideplätze der Schafe den typhoniſchen Käfer in vielen Exemplaren, den ich jetzt, ſo wie viele andere Thiere ſeiner Klaſſe, namentlich am Seeſtrande, die ich niemals lebend geſehen, nur ſtill bei ſeinen Arbeiten beobachtete, ohne in die Verſuchung zu gerathen, ihn, wie ich ſonſt mit Seinesgleichen gethan, in dem Mumienbehältniſſe einer Sammlung beizuſetzen.

Von der Thierwelt des Meeres, deren neue Bekanntſchaft mich erfreute, werde ich nachher reden. Die Süßwaſſer des Landes, die vielen Seen, deren man gegen 60 zählt, ſowie die Flüſſe und Kanäle ſind an ſo vielen Arten der köſtlichſten Fiſche reich, daß ſelbſt das ärmere Volk in Fülle an ſolchen ſich ſättigen kann, mit denen ſich anderwärts nur die bemittelteren Stände die Freuden des Mahles erhöhen. Ich nenne hier nur die Aale, die Welſe, zu denen als gemeinere, minder geachtete Koſt die Hechte, Brachſen, Barſchen, Schleien und, wenn man genau unterſcheiden will, mehr als 20 Arten der Süßwaſſerfiſche ſich geſellen, unter denen übrigens unſer gemeiner Karpfen, den man in eigenen Teichen zu mäſten pflegt, ſo wie die Neunaugen und Lachſe, am meiſten aber die Forellen, ſchon zu den Seltenheiten gehören. Auch der Liebhaber der Krebſe kann ſeinen Tiſch täglich mit dieſer Speiſe verſehen.

Aber die lebende Thierwelt des Landes vermag ſeinen Bewohnern noch ganz andere höhere Freuden zu gewähren als die des Gaumens ſind. In Nürnberg ſo wie an den Wohnſtätten, in denen ich bis dahin verweilte, hatte ich niemals den Geſang der Nachtigallen draußen im Freien, ſondern nur aus dem Käfig vernommen. Dagegen niſteten in dem großen, ſchönen Garten, der zu meiner Wohnung in Ludwigsluſt gehörte, zwei Paare von Nachtigallen, deren gleich einer Klage des ſeligen Heimwehes lautender Geſang mich an manchem Frühlingsmorgen und ſpäten Abende entzückte. Am Ende des Gartens, auf einem im Gebüſche ſtehenden Baume hatte ein Pärchen der Pirole (Golddroſſeln) ſein Hängeneſt angelegt, davon das Männchen durch ſein prachtvoll gelbfarbiges Gefieder das Auge, durch ſeinen freilich nur aus wenigen lauten Tönen beſtehenden Geſang das Ohr erfreute und hierdurch in reichem Maaße die Mahlzeiten der Kirſchen abzahlte, die er aus unſerem Garten nahm. Mehrere andere befiederte Sänger und Schreier des Waldes und der Gebüſche gehören auch dem ſüdlicheren Binnenlande an, doch neben dem Altbekannten zeigte ſich mir in dem waſſerreichen Küſtenlande auch viel Neues, oder das nur ſelten Geſehene wurde mir hier zu einer oft und nahe vor Augen kommenden Erſcheinung. Die Kraniche, deren einige Paare in der Nähe von Ludwigsluſt ſich häuslich niederließen, hatte ich bis dahin nur als Hausgenoſſen und Gefangene der

Menſchen kennen gelernt, hier beluſtigte ich mich oft als ſtill lauſchender Zuſchauer an den ſeltſamen tanzenden Bewegungen ſo wie an dem Gaukelſpiele, das ſie dabei trieben, wenn ſie kleine Stückchen Holz oder abgeriſſenes Geſtrüpp mit dem Schnabel in die Luft warfen, als wollten ſie es wieder fangen, dann die beim Tanze aufgeſpannten Flügel und den emporgeſtreckten Hals einzogen und gebückt, als wollten ſie Verſteckens ſpielen, in dem Gebüſche ſich verloren. Zugleich mit oder ſchon vor den Kranichen kehrten die Störche wieder, von deren Neſtern man in vielen Dörfern mehr als eines auf den Giebeln der Bauernhäuſer ſehen konnte. Wenn ſich dieſe merkwürdigen Vögel, in deren Natur der Drang zum Wandern weit über Land und Meer mit dem kräftigen Zuge nach der Heimkehr in's Vaterland auf's Innigſte verſchwiſtert hat, im Spätſommer und angehenden Herbſte in mächtigen Schaaren verſammelt hatten, da habe ich öfters auf einem Hügel bei Doberan ihrem Aufſchwunge zur Höhe zugeſehen, der mich an die Macht jenes „Odems des Herrn" erinnerte, welcher ſein Volk eben ſo wie dieſe Geſchöpfe ſeiner Hand anzuregen vermag, daß alle ſeine Tauſende ſich erheben zu einem gemeinſamen Aufſchwunge. Denn Er iſt es, der ſein Volk führet (Jeſaj. 63 V. 14). Etwas Gedankenvolles wie in vielen anderen Zügen der Naturgeſchichte der Störche ſchien mir auch darin zu liegen, daß dieſe Thiere, wenn die Zeit ihres Hinwegziehens ſich nahet und wenn durch ihr Zuſammenſchaaren der Geiſt des gemeinſamen Bewegens in ihnen zu erwachen anfängt, zwar täglich, die Alten mit den Jungen, vor den Augen der Menſchen ihre Auffahrten nach der Höhe wiederholen, daß jedoch dieſe offenkundigen, augenfälligen Bewegungen nur Vorzeichen jenes großen, gemeinſamen Werkes ſind, welches ſie nicht im Lichte des ſpäten Nachmittags oder des angehenden Abends, ſondern wahrſcheinlich in der Stille und im tiefen Dunkel der Nacht vollbringen. Denn kein Auge der Beobachter hat jemals die Heerſchaaren der Störche nach dem fernen Ziele ihres Bergungsortes im Winter fortziehen oder aus ihm zurückkommen ſehen. An einem Morgen ſind plötzlich alle, die zum Fluge die Kraft hatten, verſchwunden, an einem Morgen im Frühling ſieht man ſie, ſchon vereinzelt, wieder in der Heimath. Wie die Schlafenden werden ſie hinweggeführt, wie die Träumenden kommen ſie in dem Lande ihrer Beſtimmung an.

Ich könnte von den Freuden des Naturfreundes, die ich in Mecklenburg genoß, noch Vieles ſagen, ſo von dem Schauſpiele, das mir in einigen Wäldern gegen die Küſte hin die zahlreichen hängenden Neſter der Beutelmeiſen, anderwärts die zahlreichen Geſellſchaften der Goldhähnchen: der Kolibris unſeres Nordens, oder auf den Wieſen der Küſtengegend die ſeltſamen Strandreuter (Himantopus) und der Waſſerſäbler (Recurvirostra), ſowie manche andere Sumpf- und Waſſervögel gaben, noch mehr von dem Wohlgefallen, das mir das Geſchlecht und die Zucht der ſchönen Roſſe, ſo wie der Heerden der veredelten Schaafe und des anderen zahmen Viehes, in den Wäldern die Rehe und die anderen Arten des Wildpretes erregten; aber ich bemerke wohl, daß mich, wie ich ſchon vorhin ſagte, die Liebhaberei am Handwerk in einen zu weiten Kreis führen will.

Nicht einen minder anziehenden Reiz für den neuankommenden Fremden als die Natur des Landes hat das Volk, welches dieſes Land bewohnt. In ſeiner Geſchichte wiederholt ſich auf andere Weiſe etwas Aehnliches, als jene Zuſammengeſellung der Steinblöcke des Urgebirges mit dem angeſchwemmten Boden uns vor Augen ſtellt, [illegible], von der wir vorhin ſprachen. Als jene Zeiten ſich naheten, darin die große Verheißung, welche Japhet's Geſchlecht gegeben war, in den Ländern des Weſtens zur Erfüllung kommen ſollte, da bewegte „der Odem des Herrn“ die Völker des Oſtens, daß ſie auszogen aus den Ländern ihrer Heimath von Aufgang her nach den Gegenden hin, über denen die leibliche Sonne im Verlaufe des täglichen Lebens ihnen niederging, während ebendaſelbſt die geiſtige Sonne eines ewigen Lebens ihnen aufgehen ſollte. Derſelbe Zug von Oſten nach Weſten hatte ſchon in früher Zeit, wir wiſſen nicht, wann? Stämme von germaniſcher Abkunft aus dem großen, überfüllten Gebärhauſe der Völker im Oſten herüber in die noch menſchenleeren Wohnſtätten im Weſten geführt, wo ſie bis zu der äußeren Gränze, die ihnen das Meer angewieſen, ſich zur Ruhe ſetzten. Es war ein thatkräftiges Volk, dem der Kampf mit den Thieren der Wildniß, deren Fleiſch zum Theil ihm ſeine Nahrung gab, das gewöhnlichere Tagwerk, die blutige Arbeit der Waffen, gegen andere bewaffnete Arme eine feſtliche Beluſtigung war. Dieſer kräftigſte Strom der auswandernden Völker mußte vorausgehen, um dem nachfolgenden ſeine Bahn zu brechen und ſein Waſſerbette zu graben, er auch zuerſt iſt von dem aufgehenden Lichte des neuen, geiſtigen Lebens angeſtrahlt worden und hat zum Theil als einen Widerglanz ſeiner Schilde und kriegeriſchen Waffen das neue Licht auch anderen, noch im Dunkel wohnenden Geſchlechtern gebracht. Aus dem Norden von Deutſchland, den Ländern an der Oſtſee, verlief jener hindurchreißende Strom ſich bald nach Süden; ſein Bette ward leer, es füllte ſich dieſes mit einem gleich jenem aus der Wiege des Menſchengeſchlechtes im Oſten herüberwandernden Geſchlechte der Völker, das, aus dem gleichen indogermaniſchen Urſtamme entſproſſen, den früher hier anſäſſigen Einwanderern nahe verwandt, von mehr zur Ruhe geneigter Geſittung war. Denn die Slaven, welche den Germanen hierher folgten, fühlten ſich mehr zum Ackerbau und zur Viehzucht, ſo wie zum gewinnreichen Handel, als zum Werke der Waffen gezogen und wenn ſie, nach reicherem Gewinne lüſtern, zum Kampfe mit anderen, friedlich wohnenden Küſtenvölkern ausgingen, dann geſchah dieſes nicht in offener Feldſchlacht, ſondern von den geſicherten, ſchwimmenden Burgen ihrer Schiffe aus, und die Thaten des Seeräuberwerkes, von Mord und Brand, von maßloſer Verletzung des fremden Eigenthumsrechtes begleitet, glichen allerdings, nach kleinerem Maaßſtabe, jenen Gräueln, welche in neueren Tagen ſelbſt manches chriſtliche Volk, nur um des irdiſchen Gewinnes wegen, nicht in offener Feldſchlacht, ſondern von ſeinen geſicherten, ſchwimmenden Burgen aus an friedlich ruhenden Völkern verübt. Der mächtigſte Stamm der Slaven, welcher hier in Mecklenburg und den nachbarlichen Ländern gleich einer überſchwemmenden Meeresfluth eindrang und ſeinen Ruheſitz aufſchlug, war jener der Obotriten, deſſen Szepter und fürſtlicher Herrſchaft die meiſten anderen Stämme der Wenden ſich anſchloſſen und unterordneten. Im Bunde mit Kaiſer Karl dem Großen gegen die Sachſen zu einem Königreiche erhoben, wird das Volk der Obotriten eine Zeitlang dem deutſchen Reiche befreundet, dann nach manchen inneren Kämpfen zu ſeiner früheren Abgeſchloſſenheit von den deutſchen Stämmen zurückgeführt, bis ſeit der kräftigen Herrſchaft der deutſchen Kaiſer aus ſächſiſchem Stamme die unter dem Paniere des Chriſtenglaubens kämpfenden Sachſen das ihnen an Glauben, Sprache und Sitte fremde, unruhige Nachbarvolk im ſtets wieder erneuten

Kampfe mit Waffengewalt demüthigen und ſich befreunden. In oft wiederholten Verſuchen hatte in dem Lande der Obotriten das Chriſtenthum ſeine Kirchen gebaut und die Wohnſtätten ſeiner Gemeinden durch bürgerlichen Fleiß begründet; dieſer Anbau wurde immer von Neuem zerſtört, bis endlich die Stunde kam, in welcher mit dem Frieden von oben auch der irdiſche Friede in dem Lande herrſchend wurde und mit den von den Nachbarländern Eingewanderten auch die Chriſtengemeinden des einheimiſchen Volkes brüderlich ſich vereinten. Jene Einwanderer aus germaniſchem Stamme, welche dem Leben des Volkes ſeine feſten geiſtigen Anhaltspunkte brachten, haben ſich denn von Geſchlecht zu Geſchlecht, gleich den Granitblöcken, die auf dem angeſchwemmten Boden des Landes liegen, neben den Nachkommen von wendiſcher Abſtammung erhalten und mit dieſen zugleich im Verlaufe der Jahrhunderte, wie die auf gleichem Grunde gedeihenden Gewächſe eines Feldes, ihre Blüthen und Früchte gereift. Das Volk im Mecklenburg, ſowie in manchen ſeiner Nachbarländer, kann uns in ſeiner friedlichen Miſchung und ſeinem glücklichen Beſtehen ein äußerliches Vorbild im Kleinen von jenem inneren, geiſtigen Vereine der Nationen ſein, der einſt, wenn der unſerem Geſchlechte verheißene Friede auf Erden ſein Reich gewonnen hat, alle verſchiedenen Völker zu einem gemeinſamen Volke Gottes machen wird.

Ich habe, ſo weit ich es kennen lernte, das Volk in Mecklenburg ſehr lieb gewonnen. Es erſchien mir im Allgemeinen als ein leiblich kräftiger, geiſtig für Das, was des Geiſtes höchſtes Bedürfniß iſt, empfänglicher und bildſamer Stamm, treuherzig und zutraulich gegen Alle, die ſein Vertrauen zu gewinnen wiſſen. Ich bin oft und gern in den Hütten und bei dem Heerde des Landvolkes geſeſſen, beſſen Rauchdampf nicht, wie bei uns durch einen Schornſtein, ſondern durch den Thorweg des Hauſes ſeinen Ausgang nimmt und auf ſeinem Wege die reichen Vorräthe des Fleiſches zur Aufbewahrung für den Winter durchräuchert. Auf der einen Seite die Kühe, zur anderen die Pferde, in der Mitte hinten am Heerde wir Menſchen, haben manches menſchlich gute Geſpräch mit einander gehalten und uns Manches erzählt, obgleich die guten Leute eher noch mein ſogenanntes Hochdeutſch, als ich ihr Plattdeutſch verſtanden, das ich übrigens gerne hörte. War doch auch Mancher unter den Männern als Seemann, ja als Kapitän weit über das Meer hinüber in ferne Länder gekommen und wußte davon genug zu erzählen. Wie gerne, ſo dachte ich im Anfange, wollte ich bei den Kindern eines ſolchen Volkes ein Schulmeiſter ſein! Wie und warum mir jedoch ſpäter ein ſolcher Wunſch vergangen, das will ich im weiteren Verlaufe dieſer meiner Erinnerungen an das gute Mecklenburg berichten, bei deren früheſten Anfängen ich ſo eben erſt ſtehe.

4. Die Ankunft in Ludwigsluſt.

Der Sturm, der uns geſtern auf der Elbe überfiel, hatte ſich gelegt, ſeine Wetterwolken waren vergangen, die Sonne hatte den leiſen Schleier gelüftet, der ſie noch in den Morgenſtunden verhüllte, als wir am Vormittag jenſeits Grabow das ländliche Ludwigsluſt mit ſeinem herzoglichen Schloſſe und ſeiner Kirche wie aus einem Meere von grünenden Bäumen auftauchen ſahen. Wir fuhren, der Weiſung folgend, die ich in einem Briefe des Hofmarſchalls von Oertzen empfangen, an den Gaſthof, der uns für die erſten Tage nach unſerer Ankunft aufnehmen ſollte, und ich ging, wie der Major Knebel mir gerathen, gleich in der erſten Stunde mit dem Empfehlungsbriefe von ihm zu ſeiner Freundin Caroline von Boſe. Ein ſpäterer Brief des Majors war mir noch zu dieſer vorausgeeilt; ſie hatte mich ſchon ſeit etlichen Tagen erwartet, und ſie empfing mich ſo freundlich, als hätte ſie mich ſchon längſt gekannt. Wem hätte der kindlich milde Blick, wem hätten die Worte einer ſolchen „Treuen im Lande“ nicht alsbald als ein tröſtliches „Willkommen im fremden Lande“ erſcheinen ſollen! Mir ſind ſie dieſes geweſen und mit Dank gegen Gott erkenne ich es an, was mir dieſe liebevoll beſorgte Freundin während meines ganzen Aufenthaltes in Mecklenburg als Rathgeberin und zurechtweiſende Führerin geweſen, und wie ſie auch in ſo mancher trüberen Stunde durch ihren tröſtlichen Zuſpruch mich aufgerichtet und ermuthigt hat. Eine an Erfahrungen reiche Jugend lag ſchon hinter ihr; ihre ſtille, mehr in dem dankbar liebenden Andenken einer ſchönen Vergangenheit als in der Gegenwart lebende Seele wohnte in einer gebrechlichen Hülle. Sie, die alternde Jungfrau, führte nach dem Tode der Erbgroßherzogin Caroline Luiſe, die ſie als Hofdame aus Weimar hieher begleitet hatte, das Leben einer Wittwe; nur eine alte, treue Dienerin aus Franken, war mit ihr in dem kleineren friedlichen Haushalte, darin auch ich ſo oft Frieden geſucht und gefunden. Ihre Familie ſtammte aus Franken, ſie war in Nürnberg wohlbekannt, ſchon frühe jedoch, wenn ich nicht irre, durch ihres Landsmannes Knebel Empfehlung nach Weimar gekommen. Ihr ganzes Herz voll Liebe hatte an der jungen verſtorbenen Fürſtin gehangen; das Liebſte, was ſie jetzt noch auf Erden hatte, waren die Kinder der frühe Geſchiedenen, ſo daß wir beide in der gemeinſamen Liebe zu dem wahrhaft wundervoll begabten kleinen Prinzen Albrecht uns begegneten und in gleicher Theilnahme vereinten.

Durch Fräulein von Boſe erfuhr ich, daß der Herr Erbgroßherzog mit ſeiner Familie ſchon ſeit mehreren Tagen von ſeiner Reiſe zurückgekehrt ſei, ich ſolle, ſo rieth ſie mir, noch vor der Tafel zu Hofmarſchall von Oertzen gehen, dieſer würde bei dem Herrn Erbgroßherzog mich melden, der mich ohnfehlbar gleich nach der Tafel empfangen werde.

Ich folgte dieſer Weiſung und ging zu Herrn von Oertzen, mit welchem ich ſchon ſeit längerer Zeit in Briefwechſel geſtanden. Ein feiner Mann, deſſen freundliches Gemüth ſich ſchon in den Mienen ſeines edlen, wohlgebildeten Angeſichtes ausſprach, vielſeitig wiſſenſchaftlich gebildet, von geſundem Urtheile, da, wo es galt, mit der Würde ſeines Standes, als Malteſerritter auftretend, den Leuten von geringerem Stande mit einer Zutrauen erweckenden Freundlichkeit begegnend. Ich ſegne in dankbarer Liebe das Andenken dieſes edlen Mannes, der ſeinem Fürſten, dem Erbgroßherzog, deſſen vertrauter Freund er war, bald in's Grab folgte.

Mein Herr Erbgroßherzog empfing mich in derſelben Weiſe, in welcher er mir bei unſerem erſten Zuſammentreffen in Jena entgegengekommen war. Ich gewann ihn beim jedesmaligen Sehen immer lieber, denn war es doch nur Liebe, womit er mir bei jeder Gelegenheit die erſten Schritte in meiner neuen Stellung erleichtern wollte. Auch meine künftige Schülerin, die Prinzeſſin Marie, die mit freudig ernſtem, kindlichem Vertrauen den künftigen Lehrer begrüßte, ſah ich wieder und fand bei ihr, durch eine glückliche geſegnete Wahl des fürſtlichen Elternpaares eine edle, junge Schweizerin aus Genf, welche die Stelle einer franzöſiſchen Gouvernante mit einem ſittlichen Ernſte und einer hingebenden Liebe vertrat, die gar bald meine herzliche, theilnehmende Achtung gewann und für immer ſich erhielt. Auch ſie hat, wenig Jahre nach meinem Abgange aus Ludwigsluſt dort in dem fremden, ihr zur lieben Heimath gewordenen Lande ihr frühes Grab gefunden.

Oben in dem höheren Stockwerke des Schloſſes wohnten die beiden jüngſten Kinder des Herrn Erbgroßherzogs, welche ihm Caroline Luiſe geboren. Bei dem Prinzen Albrecht, der an demſelben Tage, an welchem meine ſelige Frau mir ſtarb (am 11. Februar 1812), geboren, damals erſt in ſeinem fünften Jahre ſtand, verweilte ich länger. Ich werde von dieſem mir unvergeßlichen, durch ſeine Gaben außerordentlichen Kinde ſpäter noch viel reden, ich fühlte mich ſogleich mit einer Liebe zu ihm gezogen, als hätte er es mir, nach einem ſprichwörtlichen Ausdrucke des gemeinen Lebens, angethan. Und wie konnte das anders ſein, dieſem Weſen gegenüber, das nur in und durch Liebe lebte. Seine jüngſte Schweſter, die damals dreijährige Prinzeſſin Helene, nachmalige Herzogin von Orleans, zu welcher ich in Begleitung des Bruders eintrat, faßte mich mit ihren großen, ſeelenvollen Augen ſo ernſt in's Geſicht und ſtimmte ſo bald in die lebhafte Freundlichkeit des Bruders ein, daß es mir ganz wohl bei ihrem Anblicke wurde. Es gibt eine verborgene Majeſtät, welche zuweilen ſchon die früheſte Kindheit umſchwebt und die auch den Erwachſenen, deren innerer Sinn für ſolche Erſcheinung geöffnet iſt, Ehrfurcht gebeut und hohe Achtung. Nicht der eigene Geiſt des Kindes iſt es, aus welchem der Eindruck auf das fremde, empfängliche Gemüth hervorgeht, ſondern die Macht eines anderen Geiſtes, der als erziehender Engel ſchon frühe die junge Seele wie auf Mutterarmen an ſeinem Herzen trägt und ſie vorbereitet und erziehet zu einem großen Werke ihres Lebens. Auch in der äußeren, ſichtbaren Umgebung der Prinzeſſin Helene fehlte es an einem ſolchen guten Engel nicht: das war die Schweſter der edlen Schweizerin, die ich bei der älteren Prinzeſſin geſehen: Nancy Salomon aus Genf.

Noch an demſelben erſten Tage ſah ich auch die innig vertrauteſte Freundin der verſtorbenen Frau Erbgroßherzogin Caroline Luiſe, die Zeugin der letzten Stunden dieſer geiſtig hochgeſtellten Fürſtin: Fräulein von der Lann, nachmalige Generalin von Both. Es war ein Heimweh, nicht der irdiſchen, ſondern der höheren, ſeligeren Art, das aus dieſer Seele mich alsbald ſo rührend anſprach. Sie und ihr nachmaliger Gemahl ſind mir das anmuthige Muſterbild eines auf herzliche Liebe und ſittliche Achtung gegründeten Ehebundes geweſen, und das Both'ſche Haus iſt mir eines der liebſten und theuerſten von allen geworden, die ich in Ludwigsluſt beſuchte.

Schon am anderen Tage nach meiner Ankunft in Ludwigsluſt wurde ich auch dem regierenden Landesherrn, dem Großherzog Friedrich Franz, vorgeſtellt. Dieſer, nach dem Urtheile, das ich über ihn vernahm, eben ſo liebenswürdige als allgemein geliebte Herr ſtand damals in ſeinem ſechzigſten Lebensjahre, war aber leiblich wie geiſtig noch ſo jugendlich friſch und munter, daß man es ihm wohl hätte anſehen können, daß er noch nicht einmal das dritte Viertel ſeines beſtimmten Lebensalters zurückgelegt hatte, denn er iſt erſt in ſeinem 81. Jahre geſtorben und hat zur großen Freude des Landes das Feſt ſeines 50 jährigen Regierungsjahres gefeiert. Er war, ſo wie ich ihn als rüſtigen Sechziger vor mir ſah, ein ſchöner Mann, von ſo großer Lebendigkeit, daß er mich durch dieſe an meinen lieben Freund und Collegen Pfaff erinnerte, mit welchem er auch wohl durch ſein ſeltenes humoriſtiſches Naturell und ſein gutherziges Weſen innerlich verwandt war. Der Herr trat mir im erſten Augenblick mit einem gewiſſen fürſtlichen Ernſte entgegen, betrachtete mich mit ſeinen klaren Augen, in denen etwas Forſchendes lag: dann aber, vielleicht weil mein ſchüchtern unbeholfenes Weſen ſeine Neigung zum Scherze weckte, gab er unſerem Geſpräche eine ſo heitere, muntere Wendung, daß ich ganz vergnügt über dieſen freundlichen Empfang von der Audienz nach Hauſe ging.

Hier aber fand ich etwas, das meinen freudigen Muth noch mehr erhob. Es war ein Brief von meinem theuren Lehrer Schelling. Ich theile ihn hier großentheils mit, denn er iſt mir durch ſeinen wohlthuenden, tröſtlichen Inhalt eine werthe Mitgabe auf der zum Theil ſauren Strecke meines damaligen Lebensweges geweſen.

Geliebter Freund!

Der ausführliche Brief, mit dem Sie mich vor der Abreiſe aus Nürnberg noch begrüßten, hat meinem Herzen wohlgethan. Ich habe daraus Ihre Liebe erkannt und die Unauflöslichkeit unſerer Verbindung. Eine Liebe, wie Sie mir bezeigen, kann man eigentlich nicht verdienen, um ſo höher ſchlage ich ſie an; mögen unſere Wege äußerlich noch ſo weit auseinander gehen, innerlich, ich fühle es, ſind ſie mit einander verflochten und nie können wir uns fremd werden.

Nach all' den vorausgegangenen Umſtänden, wie Sie mir ſolche gemeldet, glaube ich: Sie ſollten und mußten dem Rufe folgen. Haben ſie nun auch einen, in mancher Hinſicht ſchwierigen Weg betreten, ſo muß dieſes Sie ſtärken, daß eine ſichtbar höhere Führung dabei gewaltet. Ich urtheile um ſo unbefangener, je ſchwerer in dieſem Augenblicke ſelbſt mir auf das Herz fällt, daß wir für dieſe Welt vielleicht für immer von einander getrennt ſind, uns in dieſem Leben nicht mehr ſehen werden. Ich will dieſe wehmüthige Empfindung nicht durch den Vorwurf trüben, den ich in meinem Innern nicht ganz unterdrücken konnte darüber, daß Sie nicht noch einige Tage darauf gewendet, Ihre Freunde, die es ſo oft gewünſcht hatten, in München zu beſuchen. — — Es ſcheint, mein Weg ſoll immer einſamer werden, alle Freunde mir ferner. Ein harter Schlag nahm mir Gehlen hinweg; den Einzigen in München, der mir und dem ich ganz Freund ſein konnte; ſeitdem iſt Pfetten mir auch genommen worden, was ein Wink, daß meines Bleibens auch nicht hier ſein ſoll? Bis jetzt war dieſe Einſamkeit mir heilſam; nahm ſie mir die Anregung hinweg, ſo auch manche bedeutendere Störung. Vielleicht iſt gerade dieſer Ort das Aſyl, von dem auch ich für die Wahrheit wagen kann, was in anderen Verhältniſſen ganz unthunlich wäre. — — — Die Zeit meines Wiederhervortretens iſt nahe, und mehr und mehr hoffe ich, ſoll auch der wiſſenſchaftliche Bezug zwiſchen uns an Lebendigkeit gewinnen. — — Meine beſten Wünſche haben Sie in Ihre neue Laufbahn geleitet. Wie ich Sie beim erſten Blick erkannt, wird die innigſte Ueberzeugung von Ihnen und die darauf gegründete Liebe immer in mir bleiben. — — — Der Herr ſei mit Ihnen und all' Ihrem Thun. Dies iſt der Segen und Wunſch Ihres alten und treuen Freundes

Schelling.

5. Der Hof und das Hofleben.

Ich habe die Leſer meiner Berichte ſo eben nur wie im Vorbeigehen an den Fürſtenhof geführt, zu welchem ich von nun an mehrere Jahre in dienſtlichen Verhältniſſen geſtanden bin; ich nehme ſie aber ſogleich noch einmal mit mir an dieſen Hof, der mir eine gute Schule wurde, zurück. Es fanden ſich da zwei Kreiſe neben einander, ein kleinerer, in welchem die Keime einer vielverſprechenden, reichen Zukunft ganz in der Stille und meiſt geſondert von dem größeren Kreiſe ſich entwickelten, und ein größerer. Jener, der kleinere, war der Familienhaushalt des edlen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig, welcher mit den Seinigen den einen Flügel des großen Schloſſes bewohnte, der größere war der Hofſtaat des regierenden Großherzogs Friedrich Franz, der den anderen, rechten Flügel des Schloſſes einnahm. In dem kleineren, ſtilleren Kreiſe hat ſich mein tägliches Leben und Wirken bewegt, ich rede deshalb von ihm hier nicht beſonders und erwähne nur, daß in demſelben jener umſichtig waltende, überall das Beſte bedenkende Geiſt der herrſchende war, den die ſo frühe heimgegangene hochſinnige Caroline Luiſe als eine auf Erden ſeltene Mitgabe mit ſich in das Haus gebracht und dieſem als Erbtheil hinterlaſſen hatte. In dem größeren Kreiſe, dem eigentlichen Fürſtenhofe, waltete als belebende Seele der Großherzog Friedrich Franz, welcher durch die überwiegenden Gaben und Kräfte ſeiner Perſönlichkeit allerdings geeignet war, nicht nur an ſeinem Hofe, ſondern in ſeinem ganzen Lande den herrſchenden Ton anzugeben. Denn das Verhältniß dieſes Fürſten zu ſeinem Volke hat mich öfters an das der Bienenkönigin oder des Weiſels zu dem Geſammtvolke der anderen Bienen erinnert, das, wie ein magiſches Band der Zuneigung, alle die Vielen nach dem Einen hinzieht. Ich will es verſuchen, in wenig Zügen und mit dankbarem Herzen ein Bild meines damaligen Landesherrn zu geben.

Die Linie des Meklenburg-Schwerin'ſchen Fürſtenhauſes ſchien, nach der kinderloſen Ehe des frommen Herzogs Friedrich, von dem ich nachher noch reden werde, am Ausſterben, da wurde dem Bruder deſſelben ein lebenskräftiger Sohn: Friedrich Franz geboren, der ſchon als Kind durch ſein liebenswürdiges Naturell die Leute viel von ſich reden machte. Nach einem mehrjährigen Verweilen in den damals berühmteſten Bildungsanſtalten der Schweiz kam der Jüngling an dem ſtillen Hofe ſeines Oheims in eine Schule, die man im höchſten Sinne des Wortes eine Fürſtenſchule nennen konnte. Hier lernte er die eigenen Kräfte brauchen, lernte arbeiten; wurde aus der weiten Welt und ihrem Treiben in ſein eigenes Vaterland und die Geſchichte ſeiner Vergangenheit ſowie Gegenwart geführt. Sein ernſter väterlicher Freund und Meiſter zog ihn aber noch tiefer als in die Kenntniſſe des Vaterlandes und ſeiner Verfaſſung, er führte ihn in die Erkenntniß des eigenen Herzens hinein, ward ihm ein ſorgfältiger Hüter des überkräftigen Naturells. So trat der reifere Jüngling in ſeine glückliche, mit Kindern geſegnete Ehe; ſo an der Gränze des Mannesalters nach dem Tode des trefflichen Pflegevaters und Oheims im Jahre 1785 in den ernſten Beruf eines regierenden Fürſten ein. Für dieſen hatte er hohe Gaben empfangen: eine allgewinnende Perſönlichkeit, ausdauernde Thatkraft, ein wohlwollendes Gemüth, klaren Verſtand, Liebe zur Gerechtigkeit. Durch dieſe Gaben hat er ſich bald die allgemeine Liebe und das Vertrauen ſeines Volkes, ſowie die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen nicht nur erworben, ſondern bis auf unſere Zeit erhalten. Bei der nachſtehenden Schilderung des Friedrich Franz, deſſen Andenken auch ich in dankbarer Liebe ehre, ſoll es meine Aufgabe ſein, zunächſt jene Züge hervorzuheben, auf welche jene Liebe und Achtung ſeines Volkes wie ſeiner Zeit ſich gründete.

Ein Theil jener Achtung, welche ein Volk, ja welche die mitlebenden Nachbarvölker gegen einen regierenden Fürſten haben, beruht auf demſelben Grunde, als im bürgerlichen Leben die Achtung gegen ein ſolides Kaufmannshaus, das ſeinen Wohlſtand mit Ehren erwirbt und vermehrt, mit Ehren ihn verwendet. Friedrich Franz fand zuerſt, bei ſeinem Regierungsantritte, Schulden zu bezahlen, manche während der Kriegszeiten verpfändete Landestheile wieder einzulöſen, manchen aus früherer Zeit noch unbefriedigt gebliebenen Anforderungen der Städte ſeines Landes zu genügen. Roſtock, die vormals mächtige Hanſeſtadt, war mit den vorhergehenden Herzogen in fortwährendem Unfrieden geſtanden, weil ſie in ihren ſo lange muthig vertheidigten ſtädtiſchen Vorrechten ſich für beeinträchtigt hielt. Die Beachtung, welche Friedrich Franz den zum Theil gerechten Anſprüchen der Stadt erwies, führte im Jahre 1788 eine friedliche Ausgleichung herbei, durch welche Roſtock ſich der Landeshoheit des Herzogs unbedingt und für immer unterwarf. Man hatte erkannt, daß es beſſer ſei, unter der geſchickten und glücklichen Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten des Herzogs Friedrich Franz an dem allgemein aufblühenden Wohlſtande Theil zu nehmen, als mit vereinzelten Kräften ſich ihn zu ſuchen. Später wurde auch Wismar, die vormalige Hauptſtadt des Landes, durch eine hohe Summe von Schweden wieder erworben und verdankte dem Wiederverein mit ſeiner alten Herrſchaft einen neuen, höheren Aufſchwung ſeines Handels und ſeiner bürgerlichen Gewerbthätigkeit.

Die ſchützende Vorſorge für die Geringeren im Lande erwies Friedrich Franz durch die Erhebung der Dienſtbauern oder ſogenannten Leibeigenen zu ſelbſtſtändigeren Pächtern ſeiner Domänen, durch ſeine freigebige Unterſtützung der Fabriken und Gewerbe, durch ſeine Bemühungen für das beſſere Gedeihen der Volksbildung in den Schulen, während er zu gleicher Zeit den Anmaßungen des eingeborenen Adels mit Ernſt entgegentrat. Er begründete, durch Zuſchuß aus der eigenen fürſtlichen Kaſſe, den beſſeren Beſtand der Wittwenkaſſen, kam bei jeder Gelegenheit der allgemeinen Noth, wie dem Bedürfniſſe der Einzelnen zu Hülfe. Unter den Lehrern und Predigern genoſſen die ſeiner größten Achtung und Begünſtigung, welche das alte Gut des Glaubens treulich ſich erhalten hatten und Anderen mittheilten. Gegen die Stiftungen der frömmeren Vorzeit hatte er eine ſo große Achtung, daß er ſich nicht entſchließen konnte, von der ihm in Folge des Lüneviller Friedens gewährten Freiheit Gebrauch zu machen: „alle Güter der fundirten mittelbaren Klöſter Augsburger Confeſſion der vollen Dispoſition der Landesherrſchaft zu unterwerfen.“ Dieſe blieben den Nachkommen der alten Stifter, namentlich dem Adel und werden von dieſem zum Theil noch in gutem, altem Sinne verwaltet.

Alles Dieſes, deſſen wir hier erwähnen und noch Vieles Andere hat Friedrich Franz ſchon in den erſten zwanzig Jahren ſeiner Regierung gethan, welche man im Ganzen als eine **Zeit des Friedens** für das Land bezeichnen kann. Nicht nur ſein Land, ſondern ihn ſelber und ſein Haus hat unter der Napoleoniſchen Gewaltherrſchaft und bei den Kämpfen gegen dieſelbe manches ſchwere Bedrängniß betroffen. Mit der Rückkehr des auf einige Zeit geflüchteten Fürſtenhauſes zogen der Frieden, die Freude und der neuaufblühende Wohlſtand wieder in das Land ein; der Herzog war nicht nur durch ſeine neue Würde als Großherzog in der Achtung der anderen, auswärtigen Mächte, ſondern durch ſein würdevolles Benehmen in der Achtung, durch ſeine immer zutraulicher ſich äußernde väterliche Herzlichkeit in der Liebe ſeiner Unterthanen gewachſen. Doch mit dieſem ſeltenen Zuge der kindlichen Zuneigung des Volkes zu ſeinem Herrn, den ich eben mit dem magiſchen Zuge der Bienen zu ihrem Weiſel verglich, hatte es bei Friedrich Franz ein eigenes Bewandtniß, das ich hier noch mit wenig Worten bezeichnen will.

Der Erwerb einer ſolchen allgemeinen, warmen Liebe, als die war, welche dieſer von ſeinem Volke genoß und die noch jetzt, mit ſeinem Andenken in den Enkeln fortlebt, iſt freilich eine Gabe, die ein Fürſt ſich zwar erbitten, nicht aber ſelber verleihen kann. Doch ſind die natürlichen Anlagen, welche den Erwerb möglich machen, für eine Belebung und Veredlung durch unſer eigenes Aufſehen empfänglich. Zu jenen Anlagen gehört unter anderen jene, wie man ſie zu nennen pflegt, gute, heitere Laune, jener „freudige Geiſt“, welcher das Menſchenherz zur Mittheilung derſelben Freude an Andere gern bereit und geneigt macht. Friedrich Franz, ſo wie ich ihn kannte, war immer fröhlichen Herzens und freudigen Muthes und dieſe geſunde Stimmung ging bei ihm aus dem guten Einklange der thatkräftigen Geſinnung und des munteren, lebensfrohen Naturells hervor. Man ſah ihn in der Regel an jedem Morgen, ſelbſt wenn ein ſo lieber Beſuch, wie der alte Blücher, bei ihm in Doberan war, mit den Angelegenheiten ſeiner Regierung beſchäftigt, und daß er bei dieſer Arbeit mit voller Theilnahme und gänzlicher Hingebung war, das bezeugte die einſichtsvolle, ſtets das Richtige treffende Weiſe, in welcher er die ihm vorgelegten Einläufe erledigte und die Raſchheit, in der ihm dieſes Geſchäft von der Hand ging. „Das Arbeiten“, ſo äußerte er ſich noch in ſeinen alten Tagen, „ſei ihm eben zur Gewohnheit geworden und gehöre bei ihm mit zum Leben. Wenn das abgethan ſei, dann könne er erſt recht frohen Muthes ſein.“ Und wirklich konnte man bemerken, daß, wenn er eben die ſchwerſte, ihrem Weſen nach verdrießlichſte oder ernſteſte Arbeit beendigt hatte, ſein heiteres Naturell am munterſten und aufgeräumteſten ſich zeigte. In dieſer ſeiner Stimmung war er denn auch nicht nur für ſeine eigene Perſon geneigt zum Scherze und zu gutmüthig witzigen Neckereien, ſondern auch für andere, ſelbſt nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, ſehr volksthümliche Scherze, empfänglich und man hat ihn, wenn er, von ſeinem Arbeitstiſche aufſtehend, durch ſein liebes Doberan ſich erging, nicht ſelten ſelbſt vor einem Pulcinell-Theater ſtill ſtehen ſehen. Einſtmals, ſo hörte ich es oft erzählen, als er auch dieſer eigenthümlichen Beluſtigung ſich hingab, bemerkte er einen Studenten aus dem damals viel von Fremden beſuchten Roſtock. Der Student prunkte in einem ſo eigenthümlich burſchikoſem Staate, als ob er ſelber im Großen einen lebendigen Prinzen des Puppentheaters vorſtellen wollte. Die Einſammlerin des Theaterſoldes von den Zuſchauern kommt mit ihrem Teller; ſie präſentirt dieſen, wie billig, zuerſt Seiner Durchlaucht dem Herzog. Dieſer aber weiſt ſie neckend an den Studenten hin, „der Herr dort“, ſo ſagt er, „wird für mich bezahlen.“ Der Student iſt darüber keinesweges verlegen, ſondern mit gebührender Ehrerbietung legt er für ſeinen allergnädigſten Landesherrn ein Zweidrittelſtück (damals ohngefähr 1 fl. 20 kr. rhein.), für ſich ſelber aber einen Schilling (3 gute Kreuzer) auf den Teller und entfernt ſich dann. Als aber am Mittag die vornehmeren Kurgäſte, mit ihnen auch der Herzog, in dem großen Speiſeſaale ſich verſammeln, da tritt auch der Student mit mehreren ſeiner Studiengenoſſen herein und ſetzt ſich ehrerbietig grüßend mit ſeiner Geſellſchaft an einen der kleineren Tiſche hin. Das junge Volk läßt Speiſe und Trank ſich ſehr wohl ſchmecken, als aber der Kellner mit der Rechnung kommt, weiſt ihn der Student mit ehrerbietiger Verbeugung an den Herzog und ſagt: dieſer allergnädigſte Herr wird für mich und meine Gäſte bezahlen. Friedrich Franz lachte herzlich über dieſen burſchikos-volksthümlichen Witz und ſagte: „der verſteht es, der Erkenntlichkeit eines Anderen auf halbem Wege entgegen zu kommen.“

Dergleichen Anekdoten von dem humoriſtiſchen Friedrich Franz ſind noch ſehr viele im Munde des Volkes und auch wohl öffentlich mitgetheilt. Seine Scherze hatten zwar immer den Charakter des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit, enthielten aber dennoch auch, wo es Noth that, zurechtweiſende und belehrende Winke, auch wußte er fremden Scherzen immer das rechte Maaß zu geben und ihnen zu ſeiner Zeit gebührenden Einhalt zu thun.

Dieſes bedurfte er indeß bei der Mehrzahl ſeines Volkes, bei den Geringen im Lande, nicht, die mit ehrfurchtsvoller Liebe an jedem freundlichen munteren Worte ſich freuten, das der gnädigſte Herr zu ihnen ſprach und Jahre nachher davon zu erzählen wußten, wie und bei welcher Gelegenheit ſie der Herr Herzog angeredet habe. Bei ſeinem bewundernswürdigen Perſonengedächtniſſe kannte Friedrich Franz jeden Bauer oder Knecht, jeden Arbeiter am Kanal, den er einmal bei ſeinem Namen hatte nennen hören, auch wenn er ihn lange nicht mehr geſehen, alsbald wieder, erinnerte ſich ſogleich des Anliegens, das ein ſolcher ihm vorgetragen hatte, oder der lobenswerthen Leiſtungen eines Anderen; fragte jenen, wie es mit ſeinem Hausweſen ſtände, belobte und beſchenkte wohl auch, wenn das Bedürfniß dazu da war, den Anderen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, dieſen merkwürdigen Herrn in ſeinem Benehmen gegen Leute von ſehr verſchiedenem Stande: gegen fürſtliche Herrſchaften, hohe Adelige und Offiziere, ſo wie gegen Bürger und Bauern zu beobachten und bei dieſer Gelegenheit oft mich über ihn verwundert. Den hochfürſtlichen Gäſten gegenüber war ſeine Haltung die eines Standesgenoſſen, der zugleich der Aufgabe eines heiter unterhaltenden, freigebigen Wirthes aus allen Kräften zu genügen ſuchte. Dem Adel ſeines Landes gegenüber benahm er ſich mit der abgemeſſenen Achtung, welche an jene höhere Achtung zu erinnern ſchien, die von ihrer Seite dem Fürſten und Herrn des Landes gebührte; dem alten Blücher begegnete er mit der biederen Herzlichkeit eines alten Kriegskameraden; der ſcherzhaften Weiſe, in welcher er mit ſeinen Hofleuten umging, ließ er es niemals an attiſchem Salze fehlen. Wer aber den Friedrich Franz ganz in ſeiner liebenswürdigen natürlichen Menſchlichkeit ſehen wollte, der mußte ihn beobachten, wenn er mit den guten, geringen Leuten ſeines Volkes ſprach. Seine Miene, ſeine ganze Haltung, ſeine Art zu ſprechen war da eine andere; hätte ich nicht geſehen, daß es der Herr Großherzog war, der ſo ſprach, ich hätte gemeint, ein guter, redlicher und verſtändiger Bauer redete mit dem anderen. Seine Weiſe, mit ſolchen Leuten umzugehen, erinnerte mich an die einer Gluckhenne, die gegen ihre Küchlein eine ganz eigene, dieſen verſtändlichere Sprache annimmt, als die war, die ſie vorher auf dem Hühnerhofe ſprach. Das war keine gewöhnliche Herablaſſung eines leutſeligen Herrn von ſolchem Stande zu den Geringeren, ſondern noch etwas Anderes.

Ich möchte hierbei an jenen ſcherzhaften Vergleich erinnern, deſſen ich mich oben (S. 14) bediente, als ich die zwei Naturen in uns unter dem Namen der Geſinnung und Naturell, jene als den ſtandesmäßig gebietenden Herrn, dieſen als den geſchäftsführenden Diener oder Reitknecht bezeichnete. Bei dem Großherzog Friedrich Franz war die Geſinnung von fürſtlichem, das Naturell aber von ſehr volksthümlichem Herkommen. Und da das Naturell gewöhnlich mit dem Herzen unter einer Decke ſteckt, ſo war es dem guten Herrn immer ganz beſonders und herzlich wohl zu Muthe, wenn ſich das Naturell unter ſeines Gleichen befand. Eine Erfahrung ſolcher Art können wohl auch Leute von Meinesgleichen an ſich machen, bei denen die Geſinnung ihrer Form und ihrem Weſen nach den ſogenannt gebildeten Ständen angehört, das Naturell aber, wie man dieſes leicht an ihm bemerken kann, vom Herkommen der ſogenannt ungebildeten Stände iſt und deshalb unter guten redlichen Bauern und Bürgern ſich mehr zu Hauſe fühlt, als in der vornehmen Welt. Hiervon ſehr verſchieden ſind dann die Leute von einer anderen Art, bei denen umgekehrt das Naturell von vornehmer Herkunft und Sitte, die Geſinnung aber von gemeinem Stande zu ſein ſcheint. Wenn jene Beſchaffenheit des Naturells nicht blos eine äußerliche angewohnte und anerzogene iſt, ſo daß ſie wie ein Gallakleid nach Belieben an- und abgelegt werden kann, ſondern wenn ſie eine innerlich feſtſtehende iſt, dann wird das Naturell ſolcher Leute ſein rechtes Vergnügen nur da finden, wo es in der Welt hoch hergeht und wo Glanz wie Ehre zu haben ſind, während die Geſinnung nebenbei dem Geldgewinne und anderen Dingen ſolcher Art nachgeht. Nun dieſe Verſchiedenheit der Neigung iſt ein Erbtheil der Menſchennatur aus uralter Zeit; ein Erbtheil, das ſich ſowohl gut als ſchlecht verwalten läßt. Es kann bei dem Einen wie bei dem Anderen der innere Haushalt in gute Ordnung gebracht werden und ein gutes Ende nehmen, wenn der Hausvater: die Geſinnung, die dem Naturell ein Regierer und Erzieher werden ſoll, ſelber unter der Zucht einer Furcht ſteht, welche der Weisheit Anfang iſt (Pſ. 111, V. 10). Wohl dem, welcher ſchon durch ſeinen Stand im Erdenleben unter die äußere Zucht einer Furcht und Ehrfurcht geſtellt iſt, welche ihm durch ihren demüthigenden, nach unten beugenden Einfluß auch die innere Unterwürfigkeit unter die Zucht jener rechten Furcht erleichtert, die von oben iſt. Der Stand der Fürſten (das konnte man an Friedrich Franz ſehen), überhaupt der Stand der Hohen und Reichen hat es hierin ſchwerer als der der Armen und Geringen. Doch alle Dinge, auch die ſchwerſten, ſind möglich bei Gott und durch Gottes Kraft.

Zu dem höchſten Kreiſe des damaligen Fürſtenhofes in Ludwigsluſt gehörten vor allen nächſt dem Großherzog ſelber die vier Söhne deſſelben. Unter dieſen war der mir unvergeßlich theure Erbgroßherzog Friedrich Ludwig, ich darf dieſes ja einem ſeit 36 Jahren dem Urtheile der Welt Entrückten, in ſeiner Gruft nachſagen, an Geiſt und Gemüth der reichbegabteſte, nach ſeiner Geſinnung der gereifteſte. Ein Herz voll Liebe, das ſich, wäre ihm dieſes beſtimmt geweſen, eben ſo väterlich beſorgt für das Wohl ſeines ganzen Volkes, als für das ſeiner Kinder erwieſen haben würde. Denn ich habe wenig Väter von ſolch' inniger Zärtlichkeit gegen ſeine Kinder und von ſo einſichtsvoller Sorgfalt für ihr Beſtes kennen gelernt, als dieſer Fürſt war. Er dachte weit über Das, was ihm als gegenwärtig vor Augen lag, hinaus, und ich weiß es, welche Gedanken für ſein zukünftiges Wirken zum wahren Wohl ſeines Volkes, zum Gedeihen des Landes er in ſeinem Herzen trug, welches immer das Gute meinte. Ein

Zug, gleichwie des inneren Schmerzens, gab ſeinem ſonſt heiteren Weſen öfters eine ernſte Haltung.

Der zweite Sohn des Großherzogs, Herzog Guſtav Wilhelm, war ein feiner, in der Schule der vornehmen Welt vielſeitig gebildeter Herr, ein Freund und Kenner, namentlich der Tonkunſt. Der dritte Prinz, Karl Auguſt, ein Herr von ſtattlicher, kräftiger Haltung, der als Ruſſiſcher General-Lieutenant im Jahre 1812 in kühner Tapferkeit mit der franzöſiſchen Uebermacht manchen blutigen Kampf beſtanden hatte. Der jüngſte von den Großherzoglichen Prinzen war Adolf Friedrich, geboren 1785, geſtorben 1821. Das war ein Mitpilger auf dem Wege des Erdenlebens, von desgleichen man nur ſelten einem begegnet, am wenigſten aus ſeinem Stande. Eine Menſchenſeele, die ſich da, wo das Treiben der Welt und ihrer Eitelkeit am geſchäftigſten und geräuſchvollſten war, am einſamſten und verlaſſenſten fühlte, denn ſie war heimwehkrank von dem Sehnen nach einem Frieden, nach einer Ruhe, welche die Luſt der Augen und der anderen Sinne nicht geben kann, und ſie iſt frühe eingegangen zu ihrer Ruhe. Ich freue mich auf das Wiederfinden. Auf einer Reiſe, die ich mit ihm allein nach Doberan machte, hat er mir ſein ganzes Herz voll Demuth, Liebe und Hoffnung aufgeſchloſſen; voll einer Hoffnung, welche nicht zu Schanden werden läßt. Seine Liebe, die ſich niemals genug that, bezeugte er durch viele Wohlthaten, die er, damit der Geber verborgen bliebe, meiſt durch Andere an die Empfänger kommen ließ. Eine öffentlich anerkannte Wohlthat erzeigte er ſeinem Vaterlande durch die Stiftung der Erſparnißkaſſe für das Volk. — Ein jüngerer Prinz des Hauſes, der älteſte Sohn des Herrn Erbgroßherzogs, der nachmalige Großherzog Paul Friedrich, war während meines Aufenthaltes in Ludwigsluſt in Genf. Ich habe ihn kurz vor meinem Abgange aus Mecklenburg nur ein oder etliche Male geſehen.

Der alte Großherzog Friedrich Franz hat wie alle für die Aufgabe ihres Berufes beſonders begabte Fürſten bei der Beſetzung der höchſten, einflußreichſten Stellen in dem Haushalte des Staates eine tiefe Einſicht und Menſchenkenntniß bewieſen und darin vieles Glück gehabt. Der Miniſter von Pleſſen, aus einem mecklenburgiſch-adeligen Geſchlechte, das wie die Blücher, die Oertzen von deutſcher Abſtammung war, iſt ein Mann von ſolcher treuer, redlicher Geſinnung, ſolcher Geſchäftstüchtigkeit und Einſicht geweſen, wie man nur Wenige von ſeinem Stande findet. Die geiſtvolle Erbgroßherzogin Marie Luiſe pflegte von ihm zu ſagen: er ſei ihr vor allen Diplomaten, die ſie kennen lernte, merkwürdig und werth geweſen durch ſeine unverſtellte Geſinnung; ein Mann wahr in Wort ſo wie That, treu und feſt auf dem von ihm erkannten, rechten Wege. Ich habe dieſen Herrn nur ſelten geſehen; er war in Geſchäften ſeiner Regierung meiſt in Schwerin oder ſelbſt außer Landes. Deſto öfter ſah ich ſeine Gemahlin, die nahe Freundin der Caroline von Boſe.

Eine Erinnerung von nachhaltiger Art, die mir niemals aus dem Sinne kommen wird, hat mir die Bekanntſchaft mit dem Hauſe des Oberhofmeiſters von Lützow hinterlaſſen. Dieſer alte Herr von Lützow hat auf mich durch ſein ganzes Weſen und ſeine Erſcheinung in geiſtiger Hinſicht einen ähnlichen Eindruck gemacht, als der war, den etwa eine alte mächtige Edeleiche ſeines Vaterlandes, unter deren Schatten man gerne ausruht, auf meine

Sinne machte. Er war ein Mann, in deſſen Nähe und Anblick man auch gerne ausruhen mochte, weil in ſeinem Gemüthe und Weſen eine Ruhe war, die in einem geiſtigen Boden wurzelte, der eben ſo feſt war, als der Erdengrund, auf dem die hochſtämmige Edeleiche ſteht. Bei dieſem Manne waren das äußere und das innere Weſen aus einem Guſſe. Denn wenn der alte Oberhofmeiſter, angethan mit Panzer und Helm, Schild in der Linken, Lanze oder Schwert in der Rechten, zu Pferde geſeſſen wäre, er hätte mit Ehren einen mannhafteſten Ritter aus dem Heere Friedrich Barbaroſſa's im Schlachtfelde von Iconium darſtellen können. Und er wäre dann ein Nachbild deſſelben Vorbildes geweſen, was der älteſte Ahnherr ſeines Hauſes in Wirklichkeit war. Die Geſchichte der ritterlichen Thaten der Lützow's reicht in eine eben ſo alte Zeit hinauf, als die der Blücher. Denn dieſe, die Blücher, aus deutſchem Geblüte, ſind mit Heinrich dem Löwen nach Mecklenburg gekommen und ein Ulrich von Blücher um 1215 wird als der Großvater eines Biſchofs von Ratzeburg genannt; die Lützow's aber ſtammen aus altwendiſchem Geſchlechte und einer ihrer Vorfahren ſoll ſich bei dem Sturme von Mailand unter Friedrich Barbaroſſa im Jahre 1156 den Ritterſchlag aus Kaiſershand und den Namen erworben haben, den ſein Haus ſeit 700 Jahren mit Ehren trägt. „Ihr Lüt ſo“, d. h. ihr Leute, ſo macht es, ſoll der alte Kämpe gerufen haben, indem er eine Leiter mit ſeinen ſtarken Armen herbeitrug und an die Mauer lehnte, woraus noch jetzt die Leiter im Wappen des Geſchlechts und ſein aus dem Zuruf „Lüt ſo“ entſtandener Name hindeutet.

Man muß mir zu Gute halten, wenn ich mich hier in der Erinnerung an einen Mann meines Herzens noch etwas länger verweile. Ich ſtehe gerne bei dem Anblicke ſolcher Geſtalten ſtill, deren mir noch manche in meiner Jugend begegnet ſind. Ich meine, ſolche ſind in unſeren Tagen ſelten geworden, ich wenigſtens habe unter den jetzigen Nachkommen der alten, deutſchen Rittergeſchlechter nur wenige ſolcher gefunden, die dem alten Oberhofmeiſter von Lützow, aus dem Hauſe Großen-Salitz, gleich wären. „Dieſer war“, wie ein noch lebender, ihm geiſtig wie leiblich verwandter Freund von ihm ſagt: „in jedem Zoll ein Edelmann, durch die reinſten und ſchönſten Gaben des Herzens; ein Mann voll Treue und Liebe zu ſeinem Gott, inniger Ergebenheit gegen ſein Fürſtenhaus, thatkräftiger Liebe gegen Alle, die ſeinen Rath, ſeine Hülfe ſuchten. Nicht nur in der Heimath, auch in der Fremde, auf ſeinem Geſandtſchaftsposten zu Petersburg, Paris und während der ſchweren Jahre von 1808 bis 1813 in Berlin hat er ſich als ein ächt deutſcher Mann von Ehre, Einſicht und Kraft; bis an ſein Ende (im Jahre 1835) als Chriſt erwieſen. In ſeinen Worten wahr, in ſeinen Sitten ſchlicht, liebte er das Einfachſte am meiſten, wählte ſich, wenn es ſein durfte, den geringſten Platz, unterhielt ſich beſonders gern mit Kindern und Leuten aus dem Volke, die ihnen glichen, war gern in der freien, ſchönen Natur. Und dabei fand ſich doch in ſeinem Weſen und Benehmen ein ſcheinbarer, ſeltſamer Widerſpruch. Derſelbe ſchlichte Mann, dem es ſo behaglich wohl dabei war, wenn er, wie ſein Großherzog Friedrich Franz, mit den Geringſten im Lande zutraulich wie mit ſeines Gleichen reden und umgehen konnte, war zugleich ſo durch und durch Hofmann, daß ihm die Beobachtung der kleinlichſten Etikette, mit allen ihren unnützen Formen und ihren ſanktionirten Unwahrheiten, nie ſchwer ward und nie ſeinem offenen, geraden Weſen Eintrag that.“ — Ich füge hinzu, daß der Oberhofmeiſter von Lützow auch hierin als Freund der alten Ordnung ſich benahm; gleich den mannhaften Rittern des Mittelalters, wenn ſie bei Turnieren und feſtlichen Gelagen alle vorgebrachten Formen und Höflichkeiten der alten Chevallerie beobachteten. Uebrigens verließ dieſen Mann auch niemals, er mochte bei dem Fürſten oder unter dem Volke ſein, der ſittliche Ernſt.

Ich kann mich nicht enthalten, hier noch die als vollkommen wahr beglaubigte Anekdote von einem Haarzopfe zu erzählen, der meinem guten, edlen Herrn von Lützow das Leben gerettet hat. „Am 26. Auguſt 1778 erneuerten die Oeſtreicher ihren Anfall auf die preußiſchen Reiterpoſten in der Gegend von Kruppay. Es kamen in der Frühe um 5 Uhr dreißig Mann vom Regiment Kaiſer, Dragoner und Huſaren von Kalerki, bei welchen ſich drei Prinzen: von Ligne, von Mecklenburg und von Waldeck als Freiwillige befanden. Sie überrumpelten die Preußen, warfen ſie, und ſich mit ihnen zugleich auf die Kompagnie des Hauptmannes von Lützow (des nachmaligen Oberhofmeiſters), vom Frei-Regiment Hardt, die eben ausgerückt war. Der Hauptmann von Lützow ließ einige Salven geben und zog ſich dann, der Uebermacht weichend, in einen Amtshof zurück. Die kaiſerlichen Reiter ſaßen ihm auf der Ferſe, und einer derſelben hieb ihm, als er eben durch den Thorweg wollte, den Zopf weg *). Ein Mehreres aber konnten ſie ihm nicht anhaben, denn er wehrte ſich innerhalb des Amtshofes tapfer und verſchaffte dadurch den preußiſchen Bellingiſchen Huſaren die Zeit, aufzuſitzen. Von

---

*) Der berühmte Maler Tiſchbein hat dieſe Kampfſcene gut dargeſtellt.

dieſen unterſtützt, entriß er dem Feinde alsbald das Terrain und zwang ihn, daſſelbe mit Zurücklaſſung dreier Todten, dreier Verwundeten und vier Gefangenen, zu räumen.“

Als Fortſetzung zu dieſer Anekdote füge ich eine andere hinzu, welche ich ebenfalls aus treuem Munde empfangen habe und deshalb für die Wahrheit bürgen kann. „Viele Jahre nach der Affaire bei Kruppay, als ſich der Oberhofmeiſter von Lützow auf einer ſeiner Geſandtſchaften in einem hohen geſelligen Kreiſe befand, kam zufällig die Rede auf das Gefecht der Preußen mit den Oeſtreichern am 26. Aug. 1778. Da ſagte eine ältere Dame aus der Geſellſchaft mit Bedauern: ja, das war das Gefecht, in welchem ein höchſt liebenswürdiger junger Offizier: der Hauptmann von Lützow gefallen iſt. — Sogleich trat der eben genannte vormalige junge Hauptmann, freilich nun ohne Haarzopf und mit ergrautem Haare, hervor, ſagte der Dame ſeinen Dank für ihre Theilnahme, bezeugte jedoch zugleich durch ſein kräftiges Auftreten, daß damals nicht er ſelber, ſondern nur ſein ſtarker Haarzopf unter dem ſcharfen Säbel eines Dragoners gefallen ſei.“

Ja, in dieſem Hauſe des Oberhofmeiſters von Lützow war ich manchmal gern. Denn auch die Mutter des Hauſes, eine geborene von Maltzahn-Rottmanshagen, war durch ihren hellen Verſtand und ihre Herzensgüte eine ſeltene Zierde dieſes Hauſes, in welchem jene Gottesfurcht und lautere Treue des Herzens herrſchte, die als Erbtheil bei den Kindern geblieben iſt. Da lernte ich auch zuerſt einen würdigen Genoſſen und Verwandten dieſes Hauſes, den damals noch jugendlich blühenden Kammerherrn von Ranzow, kennen.

Doch es iſt Zeit, daß ich mich von dem Fürſtenhofe und ſeinen Originalgeſtalten zurückbegebe in mein eigenes Haus und in den Kreis meiner Wirkſamkeit.

6. Der Eintritt in Haus und Amt.

Ludwigsluſt, unſer neuer Wohnort, iſt zwar keinesweges durch ſeine Umgegend und Lage einer der ſchöneren, wohl aber durch die Geſchichte des Entſtehens und ſeiner fortwährenden Erhaltung einer der merkwürdigſten Orte in Mecklenburg. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts regierte hier im Lande ein Herzog Friedrich, der dieſen Namen, als der Friedensreiche, mit Recht führte, denn er hat, wie wenig andere Fürſten, in beſtändigem Frieden mit Gott, in einem guten Gewiſſen und in Frieden und Liebe mit ſeinen Unterthanen gelebt und iſt in dieſem Frieden geſtorben. Die Geſchichte von Mecklenburg hat ihm den Beinamen des Guten gegeben, denn ſein Wille und ſeine Abſichten waren gut, und Alles, was er that, war gut oder doch gut gemeint. Darum hat auch Gott einen ganz beſonderen Segen auf ſeine Regierung gelegt, denn die innere Zerrüttung des Landes und ſeines Haushaltes durch die beſtändigen widerwärtigen Streitigkeiten der ritterſchaftlichen und ſtädtiſchen Stände mit ihrem Fürſten hatte zwar Friedrichs Vater, Chriſtian Ludwig II., nach langem vergeblichem Bemühen, noch in ſeinem Greiſenalter zu einer Art von friedlicher Ausgleichung gebracht, die Folgen aber jener unſeligen Wirren waren noch überall im Haushalte des Staates und im inneren Wohlſtande des Landes, ſowie ſeiner Bewohner ſichtbar. Dazu kamen noch jene Bedrängniſſe, welche der ſiebenjährige Krieg auch über Mecklenburg herbeiführte. In demſelben Jahre, in welchem der gute Friedrich ſeine Regierung antrat, 1756, begann dieſer Krieg, der die früheren Schulden des Landes noch um eine bedeutende Maſſe vermehrte. Auf Mecklenburg häuften die übermächtigen Nachbarn alle die Kriegslaſten und

Anſprüche, welche der Sieger an ein ihm feindliches Land zu machen pflegt. Dazu kamen noch die Verheerungen, welche eine allgemeine Viehſeuche und Hungersnoth im Jahre 1770 auch über Mecklenburg brachten. Dennoch hat Friedrich durch Gottes Segen und weiſe Sparſamkeit den inneren Haushalt des Landes ſo verbeſſert, daß er die von einem ſeiner Vorgänger während des 30jährigen Krieges an Hannover verpfändeten Ländertheile durch die Summe von anderthalb Millionen Thaler wieder einlöſen und auch die im 7jährigen Kriege gemachten Schulden bezahlen konnte. Er verbeſſerte den Zuſtand des Landbaues, machte den Anfang zur Abſchaffung der Frohndienſte der fürſtlichen Bauern, begünſtigte das Aufblühen der Gewerbe, wendete ſeine angelegentlichſte Sorge auf das Beſte der Kirche, der Schulen, der Gerechtigkeitspflege, ſuchte den inneren Frieden, der in ihm ſelber wohnte, überall um ſich her zu verbreiten.

Aus welchem Quell aber der Friede kam, darin dieſer gute Herr das Glück ſeines Lebens ſuchte und fand, das läßt ſich leicht errathen: Friedrich der Gute war ein ſehr gottesfürchtiger, frommer Herr und ſein liebſter Umgang war mit Leuten von gleicher Geſinnung. Namentlich lebte er mit Bogatzky in ſehr vertrautem Verhältniſſe und dieſer iſt oft bei ihm ein beſuchender Gaſt und Hausgenoſſe geweſen. Friedrich, bei dieſer ſeiner inneren Richtung und bei ſeiner unermüdeten, großen Arbeitſamkeit zog ſich gern und ſo oft er konnte, von geſelligen Zerſtreuungen zurück und liebte die Abgeſchiedenheit und Einſamkeit. Die Aufgabe ſeines Lebens war es in geiſtiger, höherer Hinſicht geweſen, das Verwüſtete und Wüſte anzubauen und auch nach ſeinen Kräften mit dahin zu wirken, daß die Erde ſammt ihren Bewohnern ein Garten Gottes werde. Vielleicht hat er einen ähnlichen Gedanken auch in vorbildlicher und dabei augenfälliger Weiſe ausführen wollen, als er mitten in einer Wüſte und Einöde des Sandes und Waldes hinein, an die Stelle eines kleinen Jagdſchloſſes, darin er in Geſellſchaft ſeines würdigen greiſen Vaters, des Chriſtian Ludwig, vergnügt geweſen, das jetzige Ludwigsluſt anlegte. Noch jetzt, wenn man über den dürren Sandboden gegen Grabow oder nach dem Sumpfboden der benachbarten Erlenwälder einen Spaziergang macht, kann man es ſich einigermaßen vorſtellen, wie es in der Gegend muß ausgeſehen haben, ehe der gute Friedrich hier ſeine Wohnſtätte aufſchlug.

Es gab um jene Zeit, während der allgemeinen Noth, gar viel armes Volk im Lande und ſeiner Nachbarſchaft, dem das tägliche Brod zu ſeiner Sättigung und alle Gelegenheit zu einem Erwerbe fehlte. Da führte der gute Friedrich die Armen und Hungernden hinaus in die Einöde, um ihnen da in den ihnen vorläufig erbauten Bretterhütten ihre tägliche Nahrung und gute Verſorgung zu geben. Es war keine leichte Aufgabe, das Waſſer der Stör durch einen Kanal da hereinzuleiten, und in der Sandwüſte die große, ſchöne Cascade zu erſchaffen, welche der Lage des prachtvoll erbauten Schloſſes ihren vorzüglichſten Reiz gibt. Das auf ſolche Weiſe gewonnene Waſſer wurde dann weiter für den Anbau und die Befruchtung des Luſtgartens und ſeiner Waldungen benutzt; unter den ſchattigen, ſchönen Alleen der Linden, die ſich zu beiden Seiten der Cascade und des Kirchenplatzes hinaufzieht, wurden dann zunächſt dem Schloſſe die ſtattlich hohen, weiter nach der Kirche hinauf die bürgerlich kleineren Häuſer aufgerichtet, vor Allem aber die große, in eigenthümlichem, nicht unedlem Geſchmacke erbaute Kirche, in welcher der Sarkophag des Erbauers Friedrich ſteht. Der fromme Herzog war ein warmer Freund der Tonkunſt, vor Allem des Geſanges; wir fanden noch zu unſerer Zeit das Chor und den Kirchengeſang in Ludwigsluſt durch ſehr gute Meiſter und Meiſterinnen der Tonkunſt beſtellt.

Nun, dort am Kirchenplatze, vom Schloſſe aus geſehen, links, ſtand das ſauber und wohnlich eingerichtete Haus, das uns durch die gütige Vorſorge der Herrſchaft zum Obdach angewieſen war. Nach vorn, nach dem Kirchenplatze und den Linden zu, erhob es ſich, wie ſeine Nachbarhäuſer nur zu einem Stockwerke, hinter dem niedlichen Wohnhauſe aber befand ſich ein Hofraum, daneben ein höheres Hintergebäude, in welchem wir gewöhnlich uns aufhielten, dazu eine ſchöne Stallung und ein Garten, ſo groß und wohlgebaut, daß ſein Ertrag zum Unterhalte einer Gärtnersfamilie in Nürnberg hinreichend geweſen wäre. Außer der Ortſchaft, nicht weit von ihr abgelegen, war uns noch ein gutes Stück Feldes mit Krautgarten für unſeren Haushalt angewieſen.

Es gab aber für mich ein anderes, geiſtiges Feld anzubauen, das durch ſeinen guten Boden, den der Thau von oben befruchtete, bleibendere Früchte verſprach, als die bald unter dem täglichen Bedürfniſſe ſich verzehrenden Früchte der Felder und Gärten.

Ich war am Ende der Woche gekommen; mit dem Anfange der darauf folgenden begann ich meine Lehrſtunden bei der jungen, kindlich unbefangenen Herzogin Marie. Was der Inhalt, welches der Umfang meines Unterrichtes ſein werde, das deutete ich kurz an*), hätte aber gern noch ein Mehreres geſagt über Das, was unter all' den vielen Dingen, die man lernen kann und ſoll, das Wichtigſte und Beſte ſei. „An dem Obſtbaume," ſo etwa ſprach ich, „ſeien das Beſte nicht die vielen, freilich auch nothwendigen, ſchönen Blüthen, ſondern die Früchte; an einem Getreidefelde, das neben ſeinen Halmen auch viele bunte Wicken, blaue Cyanen, Kornraden und mancherlei andere ſchönfarbige Blumen trägt, ſind das Beſte und eigentlich Werthvolle doch nur die Körner tragenden Aehren, welche ohne allen Farbenprunk daſtehen. So verhielte ſich's auch bei den Menſchen mit ihrem Lernen. Freilich finde ſich da auch zwiſchen Dem, was die jungen Leute aus verſchiedenen Ständen in ihren Schulen lernen und werden ſollen, ein ähnlicher Unterſchied, als zwiſchen der Anpflanzung und Zucht der Waldbäume und der Obſtbäume, oder der Gartenbeete und der Saatfelder. Die Waldbäume, mit denen ich das arbeitende Volk auf dem Lande und in den Städten vergleichen möchte, ſollen von frühe an nur ſo gezogen werden, daß der Regen und Thau vom Himmel ihren Boden fruchtbar machen, die liebe Sonne von oben ſie beſtrahlen könne, damit ſie ſtämmig und hochwüchſig ihre Zweige und Blätter ausſtrecken und gutes, feſtes Holz bekommen. Die anderen, gebildeten und vornehmen Stände verglich ich dann mit den Obſtbäumen, den Gartenbeeten und Saatfeldern. Der Gärtner freut ſich, wenn ſein Obſtbaum recht viele ſchöne Blüthen zum Ergötzen der Sinne trägt, jedoch nur in Hoffnung der Früchte, denn der Granatbaum mit gefüllten Blüthen, den man in den Gewächshäuſern ſieht, lohnt der Mühe des Gärtners nicht, weil der kraftloſe Farbenputz der Blüthen alleſammt abfällt, ohne einen einzigen Apfel zurück zu laſſen. Die Gartenbeete ſollen immerhin an ihren Rändern recht ſtattliche, lieblich duftende Blumen tragen, ſollen aber für den Gemüſebau auch Raum übrig und Sonnenlicht zulaſſen, denn dieſes, wie die anderen Gaben vom Himmel, aus denen die fruchtbaren Zeiten kommen, ſeien doch die Hauptſache beim Gedeihen. Ich würde deshalb, wenn ich ein Gärtner oder Landbauer wäre, nicht viele Roſenſtöcke oder Roßkaſtanienbäume in und um meine Saatfelder pflanzen, weil dieſe den eigentlich nutzbaren Pflanzen den Thau und die Sonnenſtrahlen entziehen; daß aber bei den höher gebildeten Ständen, namentlich bei den Gelehrten, mit dem guten Saatkorne zugleich viel eitler Saame des bunten Unkrautes in den Kopf gebracht werde, das laſſe ſich eben nicht vermeiden, obwohl ſelbſt die Wicken nur zum Viehfutter taugten. Was aber die Abſicht und den guten Nutzen alles Lernens beträfe, ſo bliebe es dabei, daß der eigentliche bleibende Gewinn davon für Zeit und Ewigkeit die, wenn auch äußerlich weniger prunkenden, unſcheinbaren Früchte ſeien, nicht die ſeiner Blumen und Ziergewächſe. feiner ? Damit aber die Früchte gedeihen und reifen könnten, müſſe die Sonne ſie beſcheinen und nicht nur das Waſſer der Sprengkannen, ſondern der Thau und Regen des Himmels ſie benetzen. Wenn dann der innere Trieb des Wachsthums ein geſunder, nach oben gehender ſei, da könnten die rauhen Lüfte und Stürme, Hitze wie Ungewitter das Gedeihen der Früchte nicht hindern: ich wolle dieſes durch ein Beiſpiel aus dem Leben erläutern.

---

*) So finde ich es wenigſtens in meinen etwas ſpäter gemachten, ſchriftlichen Aufzeichnungen.

Ich erzählte hierauf, freilich viel ausführlicher als ich hier im Umriſſe es andeuten kann, die bekannte Geſchichte der Churfürſtin Anna von Sachſen, der Gemahlin Auguſt I., welche dem Lande, dahin Gott ſie von 1548 bis 1585 als Fürſtin geſetzt hatte, ſo zum Segen geworden iſt, wie dies nur ſelten eine Fürſtin war. Sie heißt im Munde des Volkes, ſo wie in der Geſchichte die „Mutter Anna“, denn ſie hat ſich nicht nur an den eigenen Kindern und in ihrem eigenen Haushalte, ſondern an allen Unterthanen und in dem Haushalte des ganzen Landes als eine Hausmutter von unvergleichlicher Treue, Einſicht und ernſter, frommer Geſinnung erwieſen. „Sie iſt hierdurch ihrer Zeit, ſo wie der ſpäteren Nachwelt ein Muſterbild, ein Glücksſtern geworden, deſſen Licht weit umher geleuchtet hat und in ihren nachgelaſſenen Werken noch jetzt fortleuchtet. Denn wer hat die erſten großen Meiereien in Sachſen, mit ihrem Feldbau, ihren Gärten voll nutzbaren Obſtbäumen angelegt, die wohleingerichteten Ställe für zahlreiche Kühe erbauen laſſen, den Gewerbfleiß des Volkes ſo aufgemuntert und geweckt, als die Mutter [illegible]. Wer ſehen will, was der eigene Fleiß ihrer Hände gewirkt und geſchaffen hat, der laſſe ſich in Dresden im Gewandhauſe die Kleidungen und zierlichen Sachen zeigen, welche die Churfürſtin Anna für ſich und ihre Kinder ſo wie zur Verzierung der Zimmer und Tiſche gefertigt hat. Sie ſelbſt fand ihre Luſt am Fortgange der guten Einrichtungen, die unter ihrer Leitung für Gärten und Feldbau, ſo wie für die Viehzucht getroffen waren, und wie ſie bei all' ihrem Thun überall zunächſt auf den Nutzen und Dienſt des Nächſten geſehen hat, ſo iſt dies auch von ihr in dem großen Laboratorium geſchehen, das ſie ſich zu Annaburg erbauen ließ. Denn während ihr Gemahl, nach dem damals herrſchenden Geſchmacke der hohen Herren zu ſeinem Vergnügen die Alchymie, als leidige Kunſt des Goldmachens und die Entdeckung anderer geheimer Kräfte, betrieb, ließ die Mutter Anna in ihrem Laboratorium, das ſie oft beſuchte, Arzneien, zunächſt für arme Kranke fertigen; Arzneien, die ſich durch ihre Wirkung bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Anſehen und Gebrauch erhalten haben."

„Mehr noch als die Leute es erfuhren, hat dieſe Fürſtin im Stillen und Verborgenen gethan, hat ſich an ihrem

Gemahl einen aufmerkſamen und eifrigen Theilnehmer bei all' ihren Bemühungen zum Beſten des Landes gewonnen und erzogen, ihre Ausgaben für all' ihr wohlthätiges Wirken aus Dem beſtritten, was ſie in ihrer großen Landwirthſchaft erworben und erſpart hatte. Es iſt ihr niemals um ein äußeres Aufſehen und Glänzen zu thun geweſen; ſie und ihre Kinder ſind einfach und ſäuberlich einhergegangen, haben ſich nur bei beſonderer Gelegenheit in einem, dem Fürſtenſchatze gehörigen Schmucke gezeigt. Sie war frühe in den Kreis der damaligen, vornehmſten Bildung eingeführt worden, hatte als Prinzeſſin von Dänemark; als Tochter König Chriſtian's III. gar Vieles von der Weisheit der Welt und ihren Streitigkeiten vernommen; hatte ſich namentlich in dem Gebiete der Theologie, das ſie vor Allem anzog, große und tiefgehende Einſichten erworben; machte aber gegen Andere nicht viel Weſens davon, ſondern nahm aus dieſem Vorrathe, den ſie in ihr Herz und in ihren Verſtand geſammelt hatte, nur ſo viel heraus, als ſie für ſich ſelber, zur Stärkung und Befeſtigung ihres Glaubens und zu ihrem Troſte und Frieden bedurfte. Denn ſie brauchte nicht aus den Brunnen der menſchlichen Erkenntniß und Belehrung zu ſchöpfen, ſie kannte den Quell des lebendigen Waſſers ſelber, in Gottes theuer werthem Worte, mit dieſem hat ſie ihr inneres Leben erhalten und geſtärkt, bis das äußere ganz von ihm verſchlungen war."

„Nun, man kann wohl ſagen, die Mutter Anna von Sachſen iſt ſelber ein Saamenkorn in gutem Boden geweſen, das hundertfältig getragen und eine Ausſaat über viele Äcker der Menſchenwelt hinterlaſſen hat, welche zum Theil dreißig-, zum Theil ſechszigfältig getragen hat. Und durch welche Kraft iſt jenes Saamenkorn Das geworden, was es war, und hat ſolche Ausſaaten hinterlaſſen? — Durch die Kraft der Sonne, das heißt durch die Furcht vor Gott und die Liebe zu Ihm und durch den Thau des friſchen Waſſers, der vom Himmel kam, das heißt durch den ſteten Umgang mit Gottes Wort. Als das Korn durch dieſe Strahlen, durch dieſen belebenden Thau von oben, einmal aufgeſchloſſen und zur Aehre erſtarkt war, da hat ihm weder Hitze noch Froſt noch Sturm und Gewitter etwas ſchaden können. Und dergleichen Trübſale und Heimſuchungen ſind oft über dieſe gute Fürſtin gekommen, ſchon in ihrem Vaterlande Dänemark, das damals ein Land des Unfriedens und der inneren Zerrüttung[illegible]r, dann auch noch in den ſpäteren Jahren, als ſie von den 15 Kindern, die ſie geboren, 11 dem Tode entgegenwelken und vor ihr in's Grab ſinken ſah und auch ſonſt noch Manches ſehen mußte, das ihrem Herzen wehe that. Aber wenn ſie ſo in der Hitze ihrer Heimſuchungen ſaß und ſich dann recht kindlich herzlich an ihren Gott wendete, da war es immer, als ob ein erfriſchender Windhauch ſie anwehte und ſtärkte und in dem freudigen Gefühle eines ſolchen Lebenshauches, der aus der ſeligen Ewigkeit herüberkam, iſt ſie auch an ihrem Ende hinübergegangen zu Dem, bei welchem ihre lieben, ſeligen Kinder waren: zu Jeſu, dem Geliebten." —

„Ich meine, man könne wohl das Leben und Wirken dieſer Anna allen jungen Fürſtinnen als ein Lebensbild vor Augen ſtellen, daran ſie erkennen ſollten, was der Mühe, nicht nur des Lernens, ſondern des Lebens überhaupt werth ſei und zugleich die Kunſt, die Blüthen guter Art, die Gott ihnen an ihren Zweigen hat hervorbrechen, oder die edlen Saamenkörner, die der Herr in ihren Boden geſtreut hat, der Zeitigung zu guten, reifen Früchten entgegen zu führen. Dieſe Kunſt beſteht darin, daß man ſein Herz, in welchem die geiſtige Ausſaat wurzelt, den Strahlen der göttlichen

Lebensſonne, welche Chriſtus der Herr iſt, aufthut und den Thau der göttlichen Verheißungen recht fleißig auf ſein Feld fallen läßt. Der äußere Glanz vor den Leuten iſt nur ein Kerzenlicht im dunklen Saale, deſſen Strahlen keine Blüthen zur Frucht reifen können; die Ehre und der Beifall der Welt eine dumpfig warme Gewächshausluft, in welcher der Granatbaum ſeine gefüllten Blüthen zwar entfaltet, bald aber wie eine Maske abwirft."

„Es iſt gut, wenn wir keine Masken werden, ſondern mit treuem, wahrhaftigem Angeſichte zu Gott und ſeiner Gnade aufblicken, durch welche wir leben, und wenn wir in der Liebe zu Gott und ſeinen Menſchen, ſo wie in der Furcht vor Ihm unſere Seligkeit ſchaffen." — —

Ich erinnere mich freilich, obgleich ſolche Dinge in meinen ſchriftlichen Aufzeichnungen nicht vorkommen, weil dieſe den Gedankenlauf nur wie aus der Ferne begleiteten, daß ich in die Geſchichte der Mutter Anna, als ich ſie der jungen, heiteren Prinzeſſin erzählte, „um des Effektes willen" manche volksthümliche Züge einmiſchte, die ich zu meiner Zeit, namentlich in Freiberg von meinem alten Werksmeiſter Zimmermann oft vernommen hatte, und ich würde das jetzt in meinen alten Tagen nicht mehr thun, wo die Geſinnung über das zum Scherz geneigte Naturell — der Herr über den Reitknecht — mehr Gewalt und Anſehen gewonnen hat. Doch darf ich ſagen, daß ich in meinem ganzen dreijährigen Unterrichte der mir innig theuren, für alles Gute und Bleibende ſehr empfänglichen Fürſtin über: Geſchichte, Länder- und Alterthumskunde, Naturwiſſenſchaft, ſo wie bei den Mittheilungen aus der vaterländiſchen wie ausländiſchen, alten wie neuen Literatur und dergleichen Dingen mehr, immer Das vor Augen behalten habe, was von allem Wiſſen, von aller Kunſt, die wir auf Erden lernen können, das Beſte, ja das einzig Gute iſt. Und die Seele, zu der ich ſo ſprach, hat mich verſtanden und hat, wie ein alter Chronikenſchreiber von dem guten ſächſiſchen Kaiſer Heinrich dem Erſten ſagt, nach der rechten Hand gegriffen, und was ſie ergriffen hatte, feſtgehalten: als treue Mutter ihres Hauſes und Landes, in Freude und in Leid.

Ein Kind von ſolch' geiſtiger Lebendigkeit und zugleich von ſo leicht und tief erregbarem Gemüthe, wie der vierjährige Prinz Albrecht, war mir noch niemals vorgekommen. Ich ſprach ſchon davon, mit we[illegible] Liebe ſich dieſer kleine Prinz an mich anſchloß, und weil dieſer Zug ein gegenſeitiger war, mochte ich keinen Tag ſein und bleiben, ohne ihn zu ſehen und etliche Stunden bei und mit ihm zuzubringen. Wem hätte es auch nicht herzlich wohl werden ſollen in der Nähe dieſes Kindes. Ein klarer munterer Quell, der freilich nie zum Fluſſe werden ſollte, ſondern ſchon als Bach verſiegte, der aber bereits bei ſeinem Entſpringen voll von anziehendem Reize war; denn er kam aus tiefem Felſengrunde und auf ihm ſpiegelte ſich ein Schein des Morgenrothes, das den nahenden Tag verkündete. Der Prinz war gerne mit mir im Freien, und wie mir ſchien, hatte er mich lieber allein, als in Geſellſchaft der Dame, welche die verſtändige und ſorgfältige Pflegerin ſeiner erſten Kinderjahre geweſen war, deren Weſen aber dem ſeinigen eben ſo wenig als dem meinigen innerlich nahe verwandt war. Er hatte gegen dieſe ein Geheimniß, das als herrſchender Gedanke, als vorwaltendes Gefühl im Wachen wie im Traume ſein kindliches Herz erfüllte; es drängte ihn, mir dieſes Geheimniß mitzutheilen. Gleich an einem der erſten Tage, an welchem ich, ſo wie der Arzt es empfahl, mit ihm im Freien ſpazieren ging, führte er mich in den ſogenannten Prinzengarten, der ſeitwärts vom Park eine eigene, reichhaltige Anlage bildet. Er ließ mir hier keine Zeit, mich unter den zum Theil in ſchönſter Blüthe ſtehenden auserleſenen Blumen und Geſträuchen umzuſehen, ſondern zog mich mit ſeiner kleinen Hand unaufhaltſam fort nach einem ſchönen Gebäude, von der ernſten, edlen Form der alten Begräbnißhallen, das im Schatten hoher Bäume daſtand. Eine hohe Treppe von architektoniſch ſchönem Geſteine führte zum Eingange, deſſen Thüre geöffnet ſtand, denn es war eben jene Zeit, in welcher Caroline v. Beſe, die treue Freundin der neulich hingeſchiedenen theuren Fürſtin, hier gern mit ihrem Schmerze allein war. Ich trat mit meinem kleinen Begleiter leiſe hinein; wir ſtörten die Stille nicht, die da drinnen bei den beiden Särgen herrſchte; der kleine Prinz ſtand aber ſo unbeweglich da, als könnte er ſich von dem Anblicke nicht losmachen, er zog mich zu ſich herunter, und ſagte mir leiſe in's Ohr: „dort in dem Sarge, wo die Fräulein Beſe kniet, liegt meine Mama“. Er ſah, daß die Freundin am Sarge ſich die Thränen trocknete, bemerkte wohl auch an mir die Zeichen einer gleichen Rührung, da konnte er die eigene ſchmerzliche Bewegung nicht mehr zurückhalten, er nahm meine Hand, zog mich wieder hinaus in's Freie, und hier erſt, als hätte er da drinnen die Ruhe eines Schlafenden oder die heilige Stille eines geweihten Ortes nicht unterbrechen wollen, that ſich das verborgene Innere ſeines kindlich liebenden Herzens auf, wie eine Knospe, die beim Oeffnen der Blüthe ihren Duft gibt.

Ich war jetzt der Vertraute ſeines Geheimniſſes geworden: jener Welt der Phantaſieen und Gedankenbilder, in welcher er ſeit dem Tode der Mutter, die mit dieſem Kinde Ein Herz und Eine Seele geweſen war, im Stillen immer gelebt hatte. Für mich hatten die ſorglichen Bedenklichkeiten des Arztes, daß man dem zarten Kinde es nicht verſtatten ſolle, dem Gedanken an den Tod ſeiner Mutter ſo nachzuhängen, keine ſolche bindende Kraft wie für die Pflegerin und für andere Perſonen ſeiner nächſten Umgebung. So ging ich ihm denn gerne nach in die Welt, die ſich ſein Geiſt auf eine an einem ſo jungen Kinde allerdings überraſchende Weiſe gebildet hatte, aus dem Gedanken an das Entſchlafen des Leibes im Tode, an die ſchauerliche Stille der Gruft, an das Paradies, in das die Seele ſich erhebt und wo ſie unter den weidenden Lämmern und den um ſie ſpielenden, jungen Rehen im Schatten hoher Bäume wandelt und in einem Palaſte mit goldenem Dache wohnt. Pflegt man doch oft zu ſagen, wenn kleine unſchuldige Kinder im Traume lächeln: es ſpielen die Engel mit ihnen, aus deren nahem Umgange ihre Seele gekommen iſt und mit welchen ſie noch jetzt in nahem Verkehre ſtehen. In der That, der Kreis der Vorſtellungen, in welchen mein junger Freund mich einführte, glich jenen, die man ſich wohl von den Bleibſtätten der abgeſchiedenen Seelen unſchuldiger Kinder machen könnte, obgleich an manchen Zügen der Einfluß unverkennbar war, den das Geſpräch der Erwachſenen über den Tod und den Himmel, ja ſelbſt die lieblichen Mährchen, auf ihr Entſtehen gehabt hatten, die das Kind aus dem Munde ſeiner Mutter vernommen hatte.

Der Prinz führte mich jetzt öfters zu dem Hauſe, darin die Stille des Grabes wohnte, niemals aber, ſo weit ich mich erinnern kann, wieder in das Innere deſſelben, zu den Särgen hinein, bei denen, was kein Menſchenherz ahnden konnte, ſchon nach drei Jahren auch der Sarg ſeines Vaters hingeſtellt werden und in deren Nähe nach einer kurzen, ſchnell verlaufenen Jugendzeit auch er ſelber die Ruheſtätte finden ſollte für den von langen, heißen Schmerzen ermüdeten Leib. Ich konnte aber von jener erſten Stunde im Prinzengarten und in der Familiengruft auf lange Zeit hin es voraus wiſſen, welche Fragen und Antworten, ſowie gegenſeitige Mittheilungen den Inhalt unſerer meiſten Geſpräche bilden würden, ſobald wir allein waren. Denn im Beiſein Anderer ließ das merkwürdige Kind von unſerem, von ihm ſelbſt ſo genannten „Geheimniß“ niemals etwas verlauten, ſondern da trat ſein munteres, zum Scherz, ja zum Muthwillen geneigtes Naturell, ſo unverhalten hervor, daß es zuweilen kaum zu bändigen ſchien. –

Mir iſt dieſer öftere, ſchnelle Wechſel der ganz entgegengeſetzten Stimmungen an einem Kinde von dieſem Alter eben ſo merkwürdig, als für die Erkenntniß des Menſchenherzens beachtenswerth vorgekommen, denn die Gegenſätze traten in ſo augenfälliger Weiſe und ſo ohne allen Uebergang bei ihm hervor, daß ich manchmal kaum begreifen konnte, daß es daſſelbe Kind ſei, welches ich dort im Prinzengarten und dann wieder im Schloſſe oder auch neben mir, auf demſelben einſamen Spaziergange, ſo munter ſich geberden und ſcherzen ſah. Allerdings war das ein Vorauseilen des Geiſtes über die natürlichen Gränzen ſeines Alters und ſeines leiblich geſunden Zuſtandes, daß mein kleiner Freund ſo gar gerne vom Tode und von dem Leben der Seelen nach dem Tode ſprach und ſo viel darüber fragte und forſchte, ja daß er auch die möglichſt einfachen Antworten auf ſeine Fragen, die ich ihm gab, ſo leicht erfaßte und verſtand; auch wurden ſeine Geſpräche über dieſen Gegenſtand, ſo wie der tiefe Eindruck, den der Tod der Mutter auf ihn gemacht hatte, ſich ſchwächte, immer ſeltener; dennoch verrieth ſich noch immer auf andere Weiſe ſeine

Neigung zu einem Ernſte, welcher tiefer war, als man ſonſt bei geſunden, munteren, in äußerem Glücke lebenden Kindern ihn findet. Er hörte mit ganz beſonderem Wohlgefallen bibliſche Geſchichten, von denen ihm ſchon ſeine fürſtliche Mutter manche erzählt hatte; das gewöhnliche Spielwerk der Kinder ſeines Alters von Blei oder Holz, oder von was ſonſt für Art, gewährte ihm keine genügende Unterhaltung, ich kann mich nicht erinnern; daß er, wenn nicht vielleicht andere Kindergeſellſchaft bei ihm war, ſie jemals in die Hand genommen habe, dagegen erfand er ſich, wenn ich mit ihm im Freien war, andere Spielzeuge, die er aus ihrem unbedeutenden Nichts zu einem Etwas ſich geſtaltete, in das er mit einer ſeltenen Macht der kindlichen Phantaſie eine Bedeutung legte und ein Leben hineinbrachte, an dem er ſich vergnügte. Die dürren Zweige eines alten Baumes, die der Sturm abgebrochen, wurden in ſeiner geſchäftigen Einbildungskraft Pferde und Reiſewägen, er ſetzte ſie in Bewegung nach irgend einem fernen Lande, oder die auf den Kanal geworfenen Baumrinden nach einer fernen Inſel und ich mußte ihm dann beſchreiben, wie es in dem Lande, auf der Inſel ausſähe, was für Leute dort wohnten und allerhand gefahrvolle Abenteuer oder angenehme Ereigniſſe dazu erdichten, welche den Reiſenden, die zuletzt wir ſelber waren, dort zuſtießen. Geſchichten habe ich ihm auch gar viele erzählen müſſen, ohngefähr in der Weiſe, wie ich dergleichen ſpäter in meinen Mährchen für Kinder niedergeſchrieben habe, unter denen ihm ſolche, wie das letzte in jenem Büchlein: „Die Taube und die Henne" (2. Aufl. S. 170) die liebſten waren. Zuweilen hörte dieſen Erzählungen auch ſeine Schweſter, die kleine Prinzeſſin Helene, mit ihren ernſten, aufmerkſamen Blicken zu, und die muntere Stimmung meines kleinen Schülers, der, wenn wir vorher die Vorübungen im Leſen und Lernen eifrig getrieben, auch in anderer Art unterhalten ſein wollte, hatte für mich eine ſo anſteckende Kraft, daß ich gar oft mit dem Kinde zu einem Kinde wurde, das jene Gränzen vergaß, welche ſein männliches Alter und ſeine Stellung ihm anwieſen. Ich mußte hierbei ſchon damals und muß es jetzt noch viel mehr mit Beſchämung erkennen, wie ſehr ich geneigt ſei, in jenen Wechſel und Widerſpruch der Stimmungen zu gerathen, welcher an mir nicht ſo harmlos und verzeiblich war, als an dem vierjährigen Kinde. Dies im Allgemeinen über meine Wirkſamkeit als Lehrer der ſo reichbegabten fürſtlichen Kinder am Mecklenburger Hofe; eine Wirkſamkeit, die neben dem guten Willen, an welchem es ihr nicht fehlte, voller Verirrungen und Mängel war, die wohl kein Anderer ſo erkennen konnte, als ich ſie jetzt erkenne.

7. Ein weiteres Bekanntwerden in der Nachbarſchaft.

Zu der nächſten Nachbarſchaft meines Hauſes und auch meines Herzens gehörte denn doch die Kirche und Das, was in ihr zu finden war oder gefunden werden ſollte. Meine Wohnung lag, wie die in Nürnberg, auf dem Kirchenplatze; vielleicht, ſo dachte ich, findet ſich dort im Gotteshauſe auch noch ein Verkündiger von Gottes Wort, wie in den Nürnberger Kirchen. Ich kam dahin, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen in Begleitung der Orgel und der Saiten tönten lieblich, aber zu dem Unbekannten, das dieſe Zungen redeten, fand ſich kein Ausleger (1 Kor. 14 V. 13 u. f.); ſie regten Gefühle und Erwartungen an, welche im Ohre verhallten, im Herzen alsbald wieder erlöſchen; das tiefer in die Geſinnung eingehende Wort, das

„die Gemeine beſſern", zum inneren Leben erwecken ſollte, wurde nicht vernommen.

Ich ſpreche es mit herzlichem Bedauern aus: das Brod des Lebens war damals in meiner neuen Heimath nicht nur theuer im Lande, ſondern namentlich bei der lutheriſchen Kirche fand ſich faſt überall ein gänzlicher Mangel daran und es war nicht zu verwundern, wenn Manche, die ein Verlangen nach dieſem Brode hatten, zu Ludwigsluſt in der katholiſchen Kirche ihre Erbauung ſuchten, in welcher ein junger, wahrhaft begabter Geiſtlicher aus der trefflichen theologiſchen Schule zu Münſter Predigten hielt, deren Inhalt ſeinem Weſen nach Das wirklich war, was die Predigten in der lutheriſchen Kirche ihrem Namen nach ſein ſollten: ein chriſtgläubiger. War ja doch der Unglaube wie ein verdunkelnder Nebel auch anderwärts über die Schulen und Kirchen unſeres Bekenntniſſes hereingebrochen und hatte ſich, mit wenig Ausnahmen, über das nördliche Deutſchland am dichteſten gelagert. Was da bei den Männern, die als Wortführer galten, in Anſehen ſtand, das war nicht jener ehrenwerthere Rationalismus, der zwar dahin ſtrebt, Alles, was ſeine äußeren wie inneren Sinne wahrnehmen, dem vernünftigen Erkennen erfaßbar zu machen und anzueignen, welchem jedoch bei ſeiner redlichen Achtung vor der Wahrheit die Ahnung geblieben, daß der Geiſt in uns zu dem geoffenbarten Worte in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtehe, als der Leib zu dem täglichen Brode, von welchem er lebt. Dieſer, der Leib, kann die Geſtalt, Größe und das Gewicht, ja ſelbſt die chemiſche Zuſammenſetzung des Hausbrodes mit ſeinen äußeren Sinnen und durch ſeine künſtliche Zerlegung wohl erforſchen und erkennen, die nährende, lebenerhaltende Kraft deſſelben erfährt er aber nur, wenn er es durch den Mund in ſein Inneres aufnimmt und in ſein eigenes leibliches Weſen verwandelt. Und öfters hat jene Ahnung zu dem Verſuche, dieſer aber zum Gelingen der innerlichen Aneignung der göttlichen Wahrheit geführt. Von Rationaliſten ſolcher redlicherer Geſinnung gab es vielleicht auch noch Manchen in Mecklenburg, ihre Zahl mag jedoch gering geweſen ſein, die Mehrzahl hatte ihren Verſtand wie ihr Herz ganz von dem Gebiete des Glaubens hinweggewendet, das ihr wie eine längſt verödete, nicht mehr bewohnbare Ruine erſchien; jede Spur von Achtung, noch mehr, jedes Zeichen von Anhänglichkeit an den Wahrheiten des Chriſtenthums wurde Pietismus genannt und als ſolcher nicht nur verachtet, ſondern auf's Bitterſte verhöhnt und verläſtert.

Wie hat ſich ſeitdem jener troſtloſe Zuſtand der damaligen Zeit in Mecklenburg geändert und verbeſſert! Wie ganz anders ſteht das jetzt in dem guten Lande! Wie iſt da die lutheriſche Kirche an Haupt und großentheils auch ſchon an Gliedern von Neuem wieder zu einem ſo geſunden Leben erwacht, welches Gott erhalten und ſtärken möge!

Mitten unter den Gebeinen des Todes hatte ſich dennoch auch in jener Zeit, die ich in Mecklenburg verlebte, noch hin und wieder ein Leben des Glaubens erhalten. Die Ausſaat, welche Gott unter der Regierung des frommen Herzogs Friedrich (S. 66) und den treugeſinnten Zeugen der Wahrheit, die ſich um ihn verſammelten, hatte ausſtreuen laſſen, war noch nicht ausgegangen; ſie trug hin und wieder noch reife, vollwichtige Aehren im Amte des Wortes, ja ganze Garben unter dem treuherzigen Volke. Von den noch auf feſtem Grunde ſtehenden treuen Verkündigern des Wortes nenne ich hier vor Allen den Herren Pfarrer Koch in Bellahn und Müller in Dömitz, neben ihnen gab es überall einzelne Treugebliebene. Freilich ſtand auch mitten darunter manches Unkraut da, welches ſelbſt zwiſchen der guten Saat des Ackers aufgewachſen war. Der Großherzog Friedrich Franz hatte Achtung vor jenen vollwichtigen Aehren und Garben der guten Ausſaat (m. v. S. 53); er hätte gern das Feld ſeiner Kirche in gutem Anbau erhalten und wo er Gelegenheit fand, jene Achtung vor dem Glauben der Väter zu beweiſen, da ließ er ſie nicht unbenutzt. Aber ſein Erkennen und Wollen reichten nicht hin, dem Hereinbrechen der von außen kommenden Verdunkelung, die ſich Aufklärung nannte, zu ſteuern; die anſteckende Seuche hatte ihren Lauf unaufhaltſam genommen.

Ich ſelber lernte, wie eben erwähnt, zu meiner herzlichen Freude noch manche einzelne chriſtgläubige Prediger, mehrere fromme Seelen aus dem Bürger- und Bauernſtande kennen, doch war nicht Alles, was die ernſtere Zucht einer früheren Zeit genoſſen hatte, darum auch ein gutes Salz der Erde geblieben, ſondern in Manchem war das Salz auch dumm geworden, ſo daß es ſich zu nichts eignete, als zum Ausſchütten auf die Straße, wo die Leute es zertraten. So fand ich ſchon in der erſten Zeit meines Aufenthaltes in Ludwigsluſt zwei Seelen auf, die noch als ein Erinnerungszeichen an die Tage des Herzogs Friedrich und an den damaligen Zuſtand der Kirchen und Schulen da zu ſtehen ſchienen, von denen jedoch nur die eine zur edlen, guten Frucht, die andere zum Unkraut gereiſt war. Ich will dieſe beiden Bekanntſchaften hier mit wenig Zügen beſchreiben.

Die eine von beiden, welche der Gärtner eben um jene Zeit als eine edle Frucht in vollendeter Reife von ihrem Stamme abnahm, das war eine gute, fromme Mutter, die mit ihrem Manne, einem hochachtbaren Arzte, viele Jahre in friedlich glücklicher Ehe gelebt hatte. Sie war ihrem ganzen Hauſe, war Allen, die ſie kannten, das ſeltene Vorbild eines ſtillen, ſanften Wandels in Demuth, Ehrbarkeit und Gottesfurcht geweſen, denn ſie ſelber hatte feſt gehalten an dem Vorbilde der heilſamen Worte und der Lehre, die ſie in ihrer Jugend aus dem Munde treuer Zeugen vernommen. Sie lag am Sterben; eine Freundin von ihr, in deren Hauſe ich ſeit Kurzem ein naher Bekannter geworden, führte mich zu ihr, mit der Bitte, daß ich ihr doch einige tröſtende Worte ſagen möge, denn ſie verlange nach dem Zuſpruche chriſtlicher Freunde. Ich folgte der Einladung, aber dieſe Kranke bedurfte meines tröſtenden Zuſpruches nicht; ſie hätte mir mehr geben können, als ich ihr zu geben vermochte. Schon in ihrem Angeſichte ſprach ſich die ſelige Ruhe, gleichwie eines Geretteten aus der Todesgefahr der Fluthen, aus, der auf ſicherem Felſen ſtehend die Augen voll Dank zu Gott erhebt, deſſen Seele voll Lobes und Preiſens iſt gegen Ihn, der ihr ſo Gutes gethan hat.

Die Freundin erzählte mir ſpäter von dem Inhalte eines Geſpräches, das ſie mit der Kranken gehabt hatte, davon mir Einiges in der Erinnerung geblieben, das auch, von anderer Hand als der eines menſchlichen Schreibers im Buche, wie in jedem Chriſtenherzen geſchrieben ſteht. — „Sie können,“ ſo hatte die Freundin getröſtet, „Ihrem Ende ruhig entgegen gehen; eine ſolche Achtung und Liebe, wie Sie, haben ſich wohl wenig Menſchen in der Welt erworben“. — „Ja“, ſo antwortete die Kranke, „die Welt hat das Ihrige lieb und ich bekenne und weiß es, daß ich nur zu Vieles von Dem in mir hatte, was vom Weſen der Welt war“. — „Sie haben ja allen Menſchen nur Gutes und lauter Liebe erwieſen“. — „Gott ſiehet das Herz an. Er allein weiß es, wie oft und wie mächtig in mir der Mörder von Anfang geherrſcht hat, wie oft ſich in mir und an mir Haß und Liebloſigkeit kund gaben. Ich habe Die geliebt, die mich liebten, gehaſſet, die mich haßten oder von denen ich mich gehaßt glaubte“. — „Wenn hätten Sie denn jemals Ihren Haß an einem Menſchen bewieſen?“ — „Kennen denn auch Sie mich nicht beſſer? Wie oft habe ich das Gebot vergeſſen: richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet und wie viel mehr noch als mit meiner Zunge habe ich das Gebot in meinem Herzen übertreten!“ — —

In ſolcher Weiſe hatten die Beiden noch länger mit einander geredet, als aber die Kranke ſchwieg, da ſchwieg auch, überwältigt von der Wahrheit, die ſie vernommen, die tröſtende Freundin. Die Kranke aber brach zuerſt wieder das Schweigen, ſie wendete ſich freundlich zu der Anderen: — „Sie meinen es,“ ſprach ſie, „ſo gut und lieb mit mir, wie eine Mutter, die ihr krankes Kind zur Ruhe einſingen will. Aber ich kenne andere Wiegenlieder, welche mir beſſere Ruhe und einen ſichereren Troſt geben. Es klingt mir aber eines im Inneren das etwa ſo lautet wie in dem Liede: „Herzlich lieb hab' ich dich o Herr!“ die Worte es ſagen: „und wenn mir gleich mein Herz zerbricht, ſo bleibſt du doch meine Zuverſicht; mein Heil und meines Herzens Troſt, der mich durch ſein Blut hat erlöſt!“ Ich weiß, an Wen ich glaube und was ich an Ihm, meinem Herrn, habe, an meinem Bürgen, der für mich genug gethan. Ich fürchte den Tod, ſo ernſt und ſchrecklich er auch iſt, nicht mehr; denn Er ſelber, in ſeinem theuren werthen Worte, hat mir die feſte Zuſicherung des ewigen Lebens gegeben, daß Er ſelber lebt. Ja: Jeſus, Er mein

Heiland lebt, ich werd' auch das Leben ſchauen: ſein, wo mein Erlöſer ſchwebt, warum ſollte mir denn grauen? läſſet auch ein Haupt ſein Glied, welches es nicht nach ſich zieht?"

Ich kam auch und ſah dieſe liebe Kranke. Das war ein Frieden, den kein menſchliches Wort noch Zuſpruch dem Herzen bringen kann, denn er iſt höher, als aller Menſchen Vernunft. Ich konnte mich da nur freuen und noch jetzt in der Erinnerung ſtehe ich mir in dem Gefühle eines armen Anfängers vor Augen, gegenüber einer anderen, im Glauben vollendeten Seele. — Die Kranke iſt bald hernach in der feſten Hoffnung auf den Troſt Israel's entſchlafen.

Nach dieſer Erſcheinung von wohlthuender Art begegnete mir auf meinem damaligen Lebenswege bald darauf eine andere von ganz entgegengeſetzter Art und Wirkung. Sie war in verkehrter Richtung, zur Linken, von eben dem Entwickelungspunkte des geiſtigen Bewegens ausgegangen, an welchem auch das innere Leben der eben erwähnten ſeine erſte Anregung empfangen hatte; was dieſer zum Leben gereicht hatte, das war jener ein Gift, zum Tode geworden.

Eines Tages kam ein Mann zu mir in's Haus, der mir einen ziemlichen Stoß von handſchriftlichen Arbeiten überbrachte. Viele von ſeinen Papieren ſchienen ſchon alt und wie durch viele Hände gegangen zu ſein, andere waren von neuem Ausſehen. Der Anblick des Mannes machte einen höchſt widrigen Eindruck auf mich; ſeine Augen blickten ſcheu umher, die Stirne war wie von Gedanken der Furcht und der Sorgen gefurcht, die Wangen eingefallen und welk, der ſchlaffe Mund ſchien in ſeiner öfters zuckenden Bewegung das Verlangen zu verrathen, etwas zu ſagen, und dennoch zugleich unvermögend zum Sprechen. Nach den Worten der Begrüßung brachte der Mann etwas zögernd das Anliegen vor, das ihn zu mir geführt habe: es war vor der Hand nur der Wunſch, daß ich dieſe ſeine Arbeiten, mit denen er ſich ſeit vielen Jahren beſchäftigt habe, leſen, und ihm dann meine Anſicht darüber ſagen möge. Er habe gehört, daß ich ein gelehrter Herr ſei und auch Bücher geſchrieben habe, da glaube er denn, ich werde Vieles in ſeinen Schriften finden, das neu ſei und des Nachdenkens werth, denn er habe viel über ſeine Sachen nachgedacht.

Der „nachdenkliche" Vielſchreiber entfernte ſich bald; in einer freien Stunde nahm ich ſeine Papiere zur Hand, ich wollte wenigſtens einen Theil derſelben leſen, aber ich war dieſes nicht im Stande, ich konnte ſie faſt nur durchblättern. Wie einem zuweilen bei dem Leſen mancher undeutlicher Handſchriften, wie man zu ſagen pflegt, das Sehen der Augen vergeht, ſo verging mir hier nicht durch die Handſchrift, denn dieſe war deutlich zu leſen, ſondern an dem Inhalte der Aufſätze der Verſtand. Dieſer Inhalt, der ſich eine gewiſſe theoſophiſche Haltung zu geben ſuchte und in manche Ausdrücke von Jacob Böhme ſich einkleidete, war in ſolcher Weiſe mit Stellen aus der heiligen Schrift, namentlich aus dem alten Teſtamente, durchſetzt, daß ich gar keinen Zuſammenhang zwiſchen ihnen und dem Inhalte der Aufſätze entdecken konnte, dem ſie doch, nach der Meinung des Verfaſſers, als Beweiſe dienen ſollten. Man hatte Mühe, ſich in die Verdrehung und Mißdeutung des eigentlichen, klaren Sinnes der Bibelſtellen hinein zu verſetzen, die eine ſolche Zuſammenſtellung begreiflich machten. Ich legte bald, vom weiteren Leſen abgeſchreckt, die Schreibereien aus der Hand.

Der Mann hatte mir ſeinen Namen geſagt; ich erkundigte mich nach ihm und erfuhr die ganze Geſchichte ſeiner furchtbaren Verirrungen. Er hatte ſich in ſeinen jüngeren Jahren zur Malerkunſt gewendet, aber, was für einen Künſtler das größte Unglück iſt, weil es ſich nicht, wie bei dem Gelehrten, durch Fleiß erſetzen läßt, es fehlte ihm ganz an dem eigenthümlichen Talent des Nachbildens und noch mehr des ſelbſtſtändigen Hervorbringens und Darſtellens von eigenen Gedankenbildern, das den Künſtler zum Künſtler macht. Nur ſein eigenes Auge fand Wohlgefallen an den Mißgebilden ſeiner Hand, welche andere Augen nicht anders als mit Bedauern anſehen konnten. Aber er ließ ſich durch fremde Urtheile in der hohen Meinung, die er von ſich und ſeinen Gaben hatte, nicht irre machen; hielt ſich ſelber für einen von ungerechten Feinden Verfolgten und Zurückgeſetzten, den Gott, wenn die rechte Stunde käme, deſto höher zu Ehren bringen werde. Dabei gerieth er auch mit den Seinigen, weil er ſich zu hoch hielt, eine gemeine Handarbeit zu betreiben, in ſelbſtverſchuldete Noth und Mangel, welche er nur als eine Prüfung ſeines Glaubens betrachtete..

Er las jetzt, wie er in ſeiner früheſten Jugend dazu angewieſen worden war, ſehr fleißig in der heiligen Schrift, es fehlte ihm aber der rechte Ausleger zu Dem, was er las: der Geiſt der Demuth und der kindlichen Einfalt, der bei dem Sinne des Wortes treulich bleibt und bei jener Belehrung, welche der Herr durch die von ſeinem Geiſte erleuchteten Sendboten und Zeugen der Wahrheit ſeiner Kirche gab. Statt auf dieſen rechten und guten, hörte er auf die Stimme eines falſchen Auslegers, der ſein Inneres beherrſchte: auf den Geiſt des Hochmuthes und der Lüge, der von Anfang ein Verdreher des einfältigen Wortes der Wahrheit geweſen iſt. Er kam auf den wahnwitzigen Gedanken, ſich ſelber mit dem Vater der Gläubigen, mit Abraham zu vergleichen, der von Gott in ähnlicher Weiſe geprüft werden ſollte, als Abraham. In dieſem finſtern Wahne ſchlachtete er ſein Kind, ließ ſich, ohne die That zu läugnen, als Mörder ergreifen, wurde in gerichtlichen Gewahrſam und bald hernach in ein Irrenhaus gebracht, wo man ſich vergeblich bemüht hatte, ihn durch anhaltende Arbeiten von ſeinen finſteren Grübeleien abzubringen. Dennoch war er ſo ſtill und ruhig geworden, und, wie es ſchien, ſo zur rechten Beſinnung über ſeine That gekommen, daß man ihn nach einigen Jahren wieder in ſein Haus entließ. Hier hatte er ſich wieder ganz ſeinem Hange zum Müßiggang hingegeben, nur ſelten, nothgedrungen oder auf fremdes Zureden eine Arbeit im Garten oder Feld zur Hand genommen, von welcher er bald, unter mancherlei Vorwand wieder davon gelaufen war zu den Büchern, die er nicht verſtand, und zu ſeinen Schreibereien, mit denen er öfters Tage lang, ja ſelbſt bei Nacht ſich beſchäftigte.

Er kam nach einigen Tagen wieder zu mir. Ich gab ihm ſchweigend ſeine Schreibereien zurück. „Wie haben Ihnen", fragte er mich in geſpannter Erwartung, „meine Schriften gefallen?" — „Ich kann, ſagte ich, den Sinn, den Sie wohl da hinein legen wollten, nicht finden und begreifen." — „Es iſt," ſo antwortete er etwas gereizt, „freilich ein ſehr tiefer Sinn darinnen und es gehört viel und ſcharfer Verſtand dazu, um ihn zu faſſen." — „Das, was wahrhaft verſtändig iſt," ſagte ich, „kann wohl jeder geſunde Verſtand begreifen." — Der Mann wurde durch meinen Tadel ganz lebhaft und beredt. „Meinen Sie," fragte er empfindlich, „ich habe Unverſtand in meinen

Schriften vorgebracht?“ Ich nahm ſchweigend ſeine Papiere wieder zu mir hin, machte ihn auf ſeine verkehrte Anwendung mancher Sprüche und Stellen aus der heiligen Schrift aufmerkſam und fragte ihn, ob er jemals, in dem, wie ich wiſſe, ſehr guten Unterrichte, den er in ſeiner Jugend in Schule und Kirche genoſſen, eine ſolche Erklärung jener Stellen vernommen habe? — „Das glaube ich gern, ſagte er, es gehört mehr dazu, als die gewöhnliche Einſicht unſerer Lehrer, um den rechten tiefen Sinn zu verſtehen.“ — Was half es da, wenn man ihm aus dem klaren Worte der Sprüche und durch das Licht, das ſie durch den Vergleich mit anderen Stellen erhalten, den Unſinn ſeiner Auffaſſung erweiſen, oder ihn auch auf ſein Mißverſtehen des Jacob Böhme und mancher anderen von ihm geleſenen Bücher aufmerkſam machen wollte, mußte man doch bald erkennen, daß bei dem Manne jede Belehrung ohne Erfolg und Eindruck bleibe, er hörte und achtete auf kein fremdes Urtheil, ſondern nur auf Das, was ſein Eigendünkel, was die hohe Meinung, die er von ſeinen Einſichten hatte, ihm eingab. Auch jede Lektion über die Bedeutung des goldenen Spruches: bete und arbeite, war an ihm vergeblich.

Von der Erwähnung dieſes unerfreulichen Zuſammentreffens wende ich mich wieder zu dem Berichte über andere, erfreulichere neue Bekanntſchaften, welche ich um dieſe Zeit, ſo wie bald nachher machte.

Zur geiſtigen Führerin der Prinzeſſin Marie und zu einer mütterlichen Freundin derſelben war eine edle Dame, die Frau Baroneſſe v. B . . . . aus Gotha berufen worden, von welcher ich, da ſie noch kräftig lebend unter uns ſteht, nur die Thaten, nicht die Worte darf ſprechen laſſen. Dieſe Thaten: der Einfluß auf Geiſt und Gemüth der theuren, ihrer Führung anvertrauten Prinzeſſin, ſo wie auf ihre ganze Umgebung am Hofe; der ſcharfe, einſichtsvolle Blick, mit welchem dieſe Dame Alles erfaßte, was zum Beſten dienen konnte und der Ernſt, mit welchem ſie dieſes Beſte zu fördern ſuchte, waren gut. Sie ſtand mit unſerer Freundin Schelling in einem Verbande der gegenſeitigen Achtung; mir wurde ſie näher befreundet, nicht nur durch unſer gemeinſames Wirken in Ludwigsluſt, ſondern noch mehr durch die gemeinſame Liebe zu ihren Kindern, welche ich in München wiederfand, und beide in einem und demſelben Frühling dahinſcheiden ſah, in den Frieden der Ewigkeit, deſſen Vorgeſchmack ſie ſchon in der Zeit des Erdenlebens genoſſen hatten.

Unter anderen, noch jetzt lebenden Bekannten aus der erſten Zeit meines Aufenthaltes in Ludwigsluſt, nenne ich in dankbarer Liebe meinen alten Freund und Gevatter, den Garteninſpektor **Schmidt**, den aufrichtigen, treuherzigen Biedermann von unverfälſchter Geſinnung. Mit ihm und ſeinem Hauſe ſind ich und die Meinigen ſehr bald in ein Verhältniß getreten, das unſeren bürgerlich geſelligen Verbindungen in Nürnberg ſehr nahe kam. Gleich an einem der erſten Tage nach meiner Ankunft in Ludwigsluſt, bei meinem Eintritte in den Prinzengarten (nach S. 76) knüpfte das gemeinſame wiſſenſchaftliche Handwerk: die Naturwiſſenſchaft zwiſchen mir und Schmidt ein Band der gegenſeitigen Beachtung an; denn ich lernte in dem Manne einen Kenner und Pfleger des Gewächsreiches kennen, von welchem viel zu lernen war. Zu dieſem mehr äußeren Bande kam aber bald das innere der perſönlichen Zuneigung, dem das Zutrauen meines Freundes noch eine höhere Bedeutung gab, als er mich zum Taufpathen ſeines jüngſten Kindes wählte. Seine älteſte Tochter ward unſeren beiden Töchtern eine liebe Freundin und Mitſchülerin. Durch Schmidt lernte ich auch etwas ſpäter einen anderen trefflichen Genoſſen des gemeinſamen wiſſenſchaftlichen Strebens an dem jungen Doktor Brückner kennen, welcher noch nicht lange vorher mit einem reichen Schatze der Kenntniſſe von der Univerſität gekommen war, an welcher er durch ſeine ſeltenen Gaben ſelber zu dem Berufe eines Lehrers nicht ungeeignet geweſen wäre. Wie gern hätte ich dieſen Menſchen, mit welchem ich mich an Gemüth, wie an wiſſenſchaftlichem Streben ſehr nahe verwandt fühlte, mit mir genommen auf den Weg eines gemeinſamen Berufes. Er verſtand das Lehren wie das Lernen. Er und ſein ihm ebenbürtiger Bruder, wenn ſie noch leben, ſeien mir in Liebe gegrüßt und geſegnet.

Ganz ſo, wie bei alten, längſt bekannten und lieben Landsleuten befanden wir uns im Hauſe des Hofmaler Lenthe, den ich ſchon in Dresden, wo wir nachbarlich beiſammen wohnten, geſehen, aber nicht näher kennen gelernt hatte. Seine Frau war eine geborene Dresdnerin. Dieſes gute Haus iſt mir ein geiſtiger Garten geweſen, an dem ich meine Luſt und Freude fand. Denn jene Samenkörner eines inneren Lebens, die ich ſelber in Nürnberg empfangen hatte, die legte ich hier in einen fruchtbaren Boden, in welchem ich ſie bald freudig aufgehen und gedeihen ſah. Ich hatte hierbei nur das Geſchäft eines gemeinen Boten betrieben, welcher Pfropfreiſer von edlen guten Bäumen und Samenkörner, die er in der Fremde geſchenkt bekam, mit ſich führt und an Liebhaber des Garten- und Feldbaues ſie abgibt. Wenn ich bei Lenthe's war, gingen mir Herz und Mund auf; ich führte ſie durch meine Berichte in den Kreis meiner chriſtlichen Freunde in Nürnberg ein, redete mit ihnen, was meinem Heimweh ein ſo wohlthuender Balſam war, von Dem, was ich von dieſen Freunden erfahren und gelernt, theilte ihnen Bücher, namentlich Lebensbeſchreibungen, mit, in denen der gleiche Geiſt und Inhalt zu finden war, als in den Geſprächen und in dem Leben meiner Freunde, ſo daß ich mich faſt eben ſo behaglich wohl bei dieſen neuen Mitbürgern fühlte, als bei denen, die ich in der früheren Heimath verlaſſen hatte. Namentlich an die ſonntäglichen Nachmittage, die wir mit Lenthe's zubrachten, denke ich gern zurück. Was da mit Wärme aus dem Herzen geſprochen wurde, das ging zu den Herzen, die das Wort mit Wärme aufnahmen. Das in der neuerwachten Liebe zu dem Herrn glückliche Ehepaar: Lenthe und ſeine damals lebende erſte Frau ſind nun beide, ſchon ſeit Jahren, dahin eingegangen, wo das Glauben zum Schauen wird; ſie haben die Ruhe und den Frieden gefunden, in deren Genuſſe ſie, im Gedränge der Welt oft ſich geſtört ſahen.

Ich habe ſchon vorhin (S. 82) des jungen katholiſchen Pfarrers aus dem Münſterlande erwähnt, deſſen Wirken, als Prediger, für Ludwigsluſt damals nicht ohne Bedeutung war. Sein Name war Schulze. Eine heitere, liebenswürdige, Zutrauen erweckende Perſönlichkeit, nicht nur von dem Großherzog Friedrich Franz geliebt und ſehr begünſtigt, ſondern von Allen die ihn kannten, gern geſehen und geachtet. Auch mir gefiel der Mann ſehr wohl, ich nahm an alle Dem, was er mir in jugendlicher Wärme von dem Münſterlande: von Overberg, Fürſtenberg und den Freunden des Grafen Fr. Leop. Stolberg erzählte, einen herzlichen Antheil. Wir fühlten uns hier beide, ich im Vergleich mit Nürnberg, er in dem mit Münſter, in einer geiſtigen Wüſte, darin man gern an den Erinnerungen ſich vergnügt, die man von dem Genuſſe der fruchtbaren, lieblichen Länder mit ſich gebracht hat, aus denen man herkam. Schultze, das will ich gern mit Dank erkennen, hat mir viel Liebe und Treue erwieſen; er hat mich, namentlich bei dem Großherzog Friedrich Franz in ſpäterer Zeit gegen Verläumdungen vertreten, welche meine äußere Lage hätten ſehr trüben können, war auch bei jeder anderen Gelegenheit unermüdlich in ſeinen Beweiſen von Freundlichkeit und Gefälligkeit. Ich konnte ihn jedoch ſchon damals öfters nicht ohne Sorgen betrachten. Er war mit ſeinem warmen, für das Gute empfänglichen Herzen, ohne alle Kenntniß der Welt, ohne alle Erfahrung, in eine Stellung gekommen, die wohl ſelbſt für einen Aelteren und Erfahreneren nicht ohne Gefahr geweſen wäre. Aeußeres Glück und Wohlſtand, Menſchenlob und Menſchenehre, die wahrhaft väterliche Zuneigung und Gunſt ſeines Fürſten, das ſind geiſtig klimatiſche Verhältniſſe, in denen ſolche Cedernbäume des Hochgebirges, wie Johann Michael Sailer, Wittmann, Fenneberg ſchwerlich hätten erwachſen und gedeihen können. Doch iſt ja ein Sambuga auch in ſolchen Gefahren treu geblieben, weil er ſein Herz nicht in das eitle Gedränge und Gelüſte der Welt, an dem es kein Gefallen fand, hinaus gab, ſondern in der Stille da zurückbehielt, wo ſein Schatz war. Wenn aber für ein jugendlich reizbares Herz der Zug hinaus zu dem Glanze und Getümmel zu mächtig wird, dann geſchieht es leicht, daß der Wächter von dem Schatze, deſſen Obhut ihm vertraut war, hinwegeriſſen wird, und wo nicht für immer, doch auf lange Zeit um das Beſte kommt, was er hatte.

Während ich in ſolcher Weiſe mit den Menſchen, deren Mitbürger und Mitpilger ich hier geworden war, bekannt und befreundet wurde, verſäumte ich nicht, mich nach dem mir verſprochenen künftigen Arbeitsfelde umzuſehen, zu welchem ich mich, als ich die alte Heimath verließ, und dem Zuge in die neue folgte, innerlich berufen wähnte. Ich lernte das Schullehrerſeminar und ſeine innere Einrichtung näher kennen. Der wackere, wohlmeinende Direktor deſſelben war mein Vorgänger bei dem Unterrichte der Prinzeſſin Marie geweſen, und ſollte es, wie ich damals meinte, auch auf ſeiner jetzigen Stelle ſein. Er war ſehr freundlich entgegenkommend und mittheilend gegen mich. Wir fühlten wohl beide, ich aber, der ich die Hoffnung eines ganzen Lebens auf dieſes mir zugedachte Arbeitsfeld geſetzt hatte, am ſchmerzlichſten und tiefſten, was da fehle. Man konnte es ſchon dem von der höchſten Kirchenbehörde feſtgeſtellten Lehrplane anmerken, daß darin das eigentlich Beſte der Volksſchulen eben ſo wenig bedacht ſei, als nach dem damals herrſchenden Geiſte das eigentlich Beſte der Kirchen erkannt war.

Wie hat ſich dieſes Alles ſeitdem geändert! Wäre das damalige Schullehrerſeminar zu Ludwigsluſt nur im Entfernteſten dem ähnlich geweſen, das in unſerer Zeit unter der treumeinenden Leitung ſeiner Lehrer beſteht, welche die Kraft und ausdauernde Geduld zu ihrem Wirken aus der Liebe zu dem Herrn und ſeinem Worte empfangen; wie gerne würde ich in eine ſolche Anſtalt, nicht als Direktor, ſondern als einer der Mitlehrer eingetreten ſein. Wer an einem recht klar vor Augen gelegten Muſterbilde ſehen will, was die eigentliche Aufgabe des Unterrichtes in den Volksſchulen und in einer Bildungsanſtalt für künftige Schullehrer ſei, der leſe das treffliche Buch von W. A. H. Stolzenburg: Geſchichte des Bunzlauer Waiſenhauſes. Solche Gedanken, wie dem Inhalte dieſes Buches zu Grunde liegen, hatte auch ich von Dem, was den Volksſchulen Noth thue. Die losgewordenen Spukgeiſter der Jahre 1848 u. ſ.

haben viel von einer wünſchenswerthen, ja nothwendigen Emanzipation der Schule von der Kirche geſprochen. Sie würden dieſes, wenn ſie ihr Intereſſe recht verſtanden, bei dem damaligen Zuſtande der ſogenannt lutheriſchen Kirche in Mecklenburg nicht gethan haben, denn dieſe war mit den Spukgeiſtern in den Schulen gleichen Sinnes, hatte mit ihnen gleiches Intereſſe, auch ſie hatte ihre Kanzeln von der wahren Kirche Gottes emanzipirt. Sobald ſie aber in die Zucht und den Gehorſam der Mutter zurückgekehrt war, hat ſie auch die Volksſchulen wieder auf die rechte Bahn geführt und Gott Lob, jetzt iſt dort Alles eben ſo aus Einem guten Stück, als es damals aus Einem ſchlechten war. Wie unheimlich ſprach mich das eitle ſelbſtgefällige Weſen der Zöglinge des Seminars, dieſer künftigen Herren „Schulregenten“*), an, wie aufgeblaſen, gleich Seifenblaſen, hatte dieſe ihr vieles, vermeintliches Wiſſen, obgleich daſſelbe nur einer Kenntniß von Büchertiteln glich, deren Inhalt man nie geleſen hat. Hätte ich allein als Lehrer, mit etlichen, naturwüchſig guten, jungen Burſchen vom Lande herein, als meinen Schülern, eine Bildungsanſtalt für künftige chriſtgläubige Volksſchullehrer begründen dürfen, ich meine wohl, ich hätte das mit Liebe und gutem Erfolge gethan, hätte auch meinen Schülern Vieles gelehrt, was zum Wiſſen nützlich und gut iſt, ich würde aber von jedem Punkte dieſes Lehrkreiſes eine Linie gezogen haben nach der lebendigen Mitte, die alles rechte Erkennen tragen, und wie die Sonne ihren Weltkreis erleuchten muß: auf Chriſtum und ſein Heil. Aber, wie ſchon geſagt, es war damals Alles in Mecklenburg aus einem Stück, das wie eine glatte, gut übertünchte, innerlich freilich morſche Mauer zuſammenſchloß.

---

*) M. v. mein Büchlein: Züge aus Oberlin's Leben. 8. Aufl. S. 9.

Wo hätte da eine Stelle in der Kirchenmauer ſich finden ſollen, darein man einen neuen Stein hätte einſetzen können. Die Tünche wäre gleich bei dem erſten Einbruche heruntergefallen, und die Herren Kirchenbaumeiſter hätten den Schaden übel vermerkt. Doch, wie ich ſpäter ſagen werde, ein Sturmwind iſt gekommen, und hat die innerlich ſchwache Mauer ſammt ihrer Tünche zuſammengebrochen, und der Herr der Kirche hat andere Baumeiſter herbeigerufen zum Werke des Neubaues.

Das, was ich ſo eben ſagte, das waren eben meine Gedanken und Anſichten, an denen mein Herz hing, darum wurde mir auch das Herz ſchwer, als ich in den Wirkungskreis hineinblickte, den ich mir für die Zukunft auserſehen, und dem ich alle meine früheren Ausſichten, ſowie den inneren und äußeren wiſſenſchaftlichen Beruf aufgeopfert hatte, der mir durch meine ganze Lebensführung angewieſen war. Wo ich nur hinſah, allenthalben gab es nur Hemmungen, die Gewohnheit ſchien auch manche beſſere Augen für die Schatten, die ich ſah, blind gemacht zu haben.

Ich ſprach dennoch Das, was mich bekümmerte, offen aus, ich that dies in einer Weiſe, in welcher es zu vielen Ohren kommen mußte. Aus hoher Hand wurde mir ein Aufſatz zur ausführlichen Begutachtung übergeben, der, ſo viel ich weiß, von einem wohlmeinenden Manne eingeſendet war, welcher in Mecklenburgiſchen Dienſten ſtand, damals aber in Paris lebte. Der Aufſatz enthielt eine ſehr beredte Empfehlung der Bell-Lancaſter'ſchen Unterrichtsweiſe und eine dringende Aufforderung, den „wechſelſeitigen Unterricht“ in den Mecklenburgiſchen Volksſchulen allgemein einzuführen. Ich fand an dieſem mit großem Enthuſiasmus geſchriebenen Aufſatze Manches auszuſetzen. So ſehr ich die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen als einen Nothbehelf für die engliſche Volksbildung zu würdigen wußte, erſchien mir dennoch der geiſtloſe Mechanismus, mit welchem da der Unterricht im Allgemeinen betrieben werden ſollte, als etwas Abſchreckendes und Nachtheiliges. Die Hauptanregung zum Lernen, ſo ſchien mir, müſſe fortwährend vom Lehrer ausgehen; auch in ſolchen Gebieten des Elementarunterrichtes, welche nur ein Auffaſſen mit dem Gedächtniſſe durch öfteres Hören und Wiederholen erfordern, könnten die weiter geförderten Schüler nur für das Geſchäft der Wiederholung, nicht der eigentlichen Belehrung, benutzt werden; es gäbe aber ein anderes, höheres Gebiet des Schulunterrichtes, das für die eigentliche Volks- und Menſchenbildung das wichtigſte und nothwendigſte ſei, dieſes ließe ſich in der Bell-Lancaſter'ſchen Weiſe den Schülern nicht beibringen und aneignen, weil es nicht Sache des Gedächtniſſes, ſondern des Herzens ſei, das durch andere Triebfedern bewegt werden müſſe, als die mechaniſchen Hebel ſind.

Mein Gutachten hatte in den Augen der höheren Behörde, deren Urtheil es zunächſt unterworfen ward, keinen Beifall gefunden. Dieſes, zuſammen mit meinen mündlichen Aeußerungen, welche, vielleicht in übertreibender Weiſe, zu den Ohren Derer gekommen waren, deren Urtheil hier den entſcheidendſten Einfluß hatte, gaben meiner zukünftigen Stellung wohl ſchon damals eine andere Richtung. Von nun an ſprach man nie mehr von Dem, was ich für meine nahe künftige Beſtimmung hielt, und ich, in der Beklommenheit meines Herzens, fühlte auch keine Neigung, davon zu reden. Mich wandelte ſchon damals das Gefühl eines Fremdlings im Lande an, der von ſeiner rechten Straße abgekommen war, und nun im Dunkel der Nacht nur das Sternenlicht von oben zu einem Wegweiſer über die bahnloſe Haide hat.

8. Doberan und das Meer.

„Mecklenburg iſt dennoch ein ſchönes Land, reich an Reizen der Natur, die das Auge vergnügen und das Herz erheben.“ In dieſen Ausſpruch würde wohl Jeder einſtimmen, der vielleicht durch eine längere Beſchränkung ſeines Aufenthaltes in der Umgegend von Ludwigsluſt, zu ungünſtigem Vorurtheile geneigt, einmal hinauskäme an das grünende Hügelbette der vielen Landſeen, vor Allem aber an die Küſte des Meeres. Das edle, werthe Schweſterpaar aus der Schweiz, welches, wie ich vorhin (S. 45 und 47) ſagte, den beiden Prinzeſſinnen zum großen Segen beigeſellt war, hatte, von der erhaben ſchönen Heimath am Genferſee herkommend, in dem Flachlande von Ludwigsluſt an ſchmerzlichem Heimweh gelitten; dieſes aber wich alsbald bei dem Anblicke und in der Nähe des Meeres; den Herzen wurde es da ſo friſch und freudig wohl zu Muthe, wie in der Heimath der Hochalpen. Ich werde nachher von Dem reden, was in beiden: in dem Anblicke der Hochalpen und des Meeres den gleichen, mächtigen Eindruck auf die Seele begründet; hier beſchreibe ich vorerſt nur ein anmuthiges Hügelland, welches mir wie eine liebliche Vorhalle erſchien zu dem Naturtempel des Meeres und der Gebirge, durch jene Züge, in welchen es, gleich einem wohlgelungenen Miniaturbilde, eine bergige Landſchaft und zugleich einen Meeresgrund darſtellen kann, der zur Zeit der Ebbe vom Gewäſſer verlaſſen iſt.

Es war in jener Zeit des ſpäteren Sommers, in welcher der Wind ſchon über die Stoppeln der Saatfelder weht, als ich, im J. 1816 zum erſten Male, nach Doberan und an die Küſte der Oſtſee kam. Jenes Jahr, das ſich in den ſüdlicher gelegenen Binnenländern durch ſein faſt unaufhörliches Regenwetter dem Gedeihen und Reifen der Saaten und Früchte ſo nachtheilig erwieſen hatte, war dieſes für die nördlich gelegenen Küſtenebenen von Deutſchland keinesweges ſo geweſen. Dieſe wurden damals zwar auch, öfter als in anderen Sommern, vom Regenwetter heimgeſucht, doch war dieſes nicht ſo anhaltend, als anderwärts; es wechſelte öfters mit ſonnenhellen, warmen Tagen. Schien es doch, als ob der mächtige Strom der wäſſerigen, atmoſphäriſchen Niederſchläge, welcher die ſüdlicheren Landſtriche überfluthete, die nördlicheren Ebenen nur mit ſeinem Rande benetzt hätte, denn hier hatte das Land ſein Gewächs in reicher Fülle gegeben, und zur Reife gezeitigt; die Ernte war eine ſehr ergiebige, und bei dem hohen Preiſe, um welchen das Getreide nach auswärts verkauft wurde, für die Feldbeſitzer ſehr einträgliche, der Wohlſtand des Landes hierdurch ein gemeinſamer für alle ſeine Bewohner geworden. Wenn wir deshalb in den Briefen unſerer Verwandten und Freunde in Sachſen und in Bayern eine Schilderung der großen Noth und der Theuerung laſen, die bei ihnen, namentlich auf dem ärmeren Volke, laſtete, da kam es uns vor, als ob wir, im Vergleich mit ihnen, in einem Lande Goſen wohnten, wo Alles in Ueberfluß oder doch zur Genüge zu finden war.

Auch unſer Aufenthalt in Doberan, unſere ſpätere kleine Reiſe nach Pommern und auf die Inſel Rügen, waren faſt immer von mildem, gutem Wetter begünſtigt, und deshalb iſt der erſte Eindruck, den die Natur jener Gegenden in meiner Erinnerung zurückließ, ein ſo ungetrübter und heiterer geworden.

Ich hatte die Reiſe in Begleitung der Herrſchaften gemacht; wir kamen ziemlich ſpät am Abend nach Doberan. Hier aber ließ ich mir in der erſten Nacht nur wenig Zeit zur Ruhe; ich war früher auf als der Tag; ich hatte noch niemals das Meer geſehen, und wollte gerne den erſten Anblick deſſelben für mich allein, ganz ungeſtört genießen. Die Straße, welche hinaus zu dem Seebade und zu dem Meere führte, war ſelbſt in der Dämmerung nicht zu verfehlen, zuerſt die vereinzelten Bäume an ihrer Seite, dann das Gehölz zu ihrer Rechten, dienten dem Fremdling in der Gegend zu Wegweiſern, hinein in den Hochwald, der wie ein Thor, das der Wächter ſo frühe noch nicht aufgethan, die Ausſicht nach der Küſte verſchloß. Da wird plötzlich das Thor geöffnet, man tritt aus dem Walde hinaus in's Freie. Ich war den Weg nicht, wie bei'm gewöhnlichen Schritte, in anderthalb Stunden gegangen, ſondern hatte ihn vielleicht in der Hälfte dieſer Zeit durchlaufen; im Walde war es ſo ſchwül, hier außen wehete mir ein kühler Hauch vom Meere her eine noch nie gefühlte Erfriſchung zu. Ein leichter Anflug von Morgenröthe ſtieg an dem Gewölke in Oſten heran, ich ſtand auf dem heiligen Damme, mit deſſen rollendem Geſtein die Brandung ſpielte. Ein kräftiger Wind führte die Wogen, in lange Reihen geordnet, an's Ufer heran; ehe noch die eine Reihe ſich zerſchlagen, da folgte ihr ſchon die andere; und wer konnte dieſe Heerſchaar der gegen das Feſtland herankämpfenden Wellen zählen, in deren Zuge, ſo weit der Blick des Auges reichte, nirgends ein Anfang noch ein Ende zu finden war. Rings um mich her ward kein anderer Laut gehört, als die Töne eines Liedes der Schöpfung, welche das wogende Meer auf dem Spiegel ſeines Gewäſſers, und am Geſtein der Küſte anſchlug; gleich Myriaden der emporgehobenen Hände regten ſich die hügeligen Ränder der Wellen, glänzend als Sterne, im Lichte der aufgehenden Sonne. Ich konnte des Anhörens der majeſtätiſch einfachen Tonweiſe einer ſolchen gewaltigen Aeolsharfe nicht ſatt werden, es war mir, als wiederholte ſich in dem Liede immer nur daſſelbe Wort, deſſen tiefere Gedanken der erſchaffene Geiſt in Ewigkeit nicht ausdenkt. Wie ein Träumender, im feſten, ſüßen Morgenſchlafe, der von keinem Geräuſche auf der Gaſſe geſtört wird, bemerkte ich lange nicht, daß drinnen im Badehauſe und in ſeinen Nachbargebäuden die Geſchäftigkeit einiger ihrer Bewohner erwacht, daß ſelbſt einer der fremden Badegäſte an meine Seite getreten war. Seine Anrede ſchreckte mich aus dem lieblich ernſten Nachſinnen auf; doch weiß ich nicht mehr, was ich, oder was er geſprochen.

Was iſt es, das in den Anblick der großen Waſſer eine Kraft legt, welche nicht den leiblichen Sinn, der an das Sehen des Waſſers gewohnt iſt, ſondern die Seele und den Geiſt des Menſchen ſo mächtig bewegt und dahin nimmt? Iſt es die anregende Kraft jenes Geiſtes ſelber, der über den Waſſern ſchwebte, ehe noch der Erdboden an die Meere begründet und an die Waſſer bereitet war?

Ein lebendiger Athem, welcher durch die Welt des Irdiſchen und Endlichen geht, iſt es, der auch unſerem Leibe ſeinen Athem und ſein Leben gibt; der Geiſt aber lebt von dem Anhauche eines andern Odems, welcher nicht von endlicher Natur iſt. Wie der Leib erfriſcht und bekräftigt wird, wenn der kühlende Wind ihn anweht, der über das Meer kam, ſo fühlt ſich der Geiſt, hier an dem Gewäſſer, deſſen Gränze und Ende ſein leibliches Auge nicht ſieht, angerührt von der belebenden Kraft eines Elementes, zu deſſen Inwohner er, wie der Leib für das Reich der Luft, gemacht und bereitet iſt. Es iſt die Regung des künftigen Adlers in dem ihn noch umſchließenden Ei; ſie wird einſt zum Aufſchwunge über die Wolken werden.

Mitten im dunklen Gefühle der Seele erwacht der Gedanke: der geiſtige Blick in ein Sein, das ohne Ende iſt; der Gedanke der Ewigkeit. Wie der rankende Epheu am Gemäuer des Thurmes oder an der hohen, uralten Felswand, ſo erhebt ſich der Geiſt an dem Anſchauen des Mächtigen, das über das Maaß ſeiner Leiblichkeit hoch und unabreichbar weit hinausgeht; denn ſein eigentliches Heim iſt nicht in dem Leib aus Erde gemacht, den das arme, enge Gehäuſe eines Sarges umſchließt.

Der unkundige Bewohner des inneren Feſtlandes von Afrika, der zum erſten Male an das Ufer des Weltmeeres tritt, kann den Gedanken nicht faſſen, daß auch dieſes große Gewäſſer ſeine Schranken und Gränzen habe; endlos, wie uns die Lichtwelt des nächtlichen Himmels, ſcheint ihm der Ozean. Und doch weiß der Schiffer, daß das Meer, wie alles irdiſch Geſchaffene, an einem nahen oder fernen Feſtlande ſein Ende und ſeine Gränzen finde, an denen es aufhört, ein fluthendes Meer zu ſein. Endloſer noch und unermeßbarer als das Meer erſcheint unſeren Sinnen der Luftkreis, welcher das Meer und die Erde in ſeinem Schooße trägt. Und dennoch hat auch dieſer ſeine Gränzen in dem Aether des leiblichen Weltraumes, in welchem die Geſtirne des Himmels gleich den Fiſchen im Meere ihren Weg der Bahnen durchlaufen. Nicht nur in unabreichbarer Höhe ſchwebt die Luft, in welcher die Vögel und die Thiere des Landes leben, über dem Meere, ſondern ſie dringt auch hinab bis zu dem abgelegenſten Grunde des Gewäſſers und gibt dem Fiſche, der in der dunkelſten Tiefe wohnt, ſeinen Athem. Und in die Luft ſelber dringt, ſo wie dieſe in das Gewäſſer, die höhere Leiblichkeit des Aethers mit ihren Kräften herein, welche als Licht und elektromagnetiſche Anregung ſich kund geben. Unſer Auge ſieht das

Meer und all' ſeine ſchäumenden Wogen; ſchon die Luft entzieht ſich ſeinen Blicken, der Aether wird den Sinnen nur bemerkbar durch das Wirken ſeiner Kräfte in dem irdiſchen Elemente. So iſt zuletzt auch alles das Andere, was der leiblich endliche Sinn erfaßt, von leiblich endlicher Natur wie er ſelber, über die Welt des Leiblichen aber und mitten in ihr, dieſe umfaſſend und alldurchdringend, beſteht eine Welt des Geiſtigen oder Ewigen, welche *allein* ohne Gränzen, ohne Anfang und Ende iſt.

Die Oſtſee, wie ich vorhin ſagte, war das erſte Meer, das ich geſehen; ich bin aber ſpäter noch an manchem anderen Meere geſtanden, habe das Gefühl, das mich bei dieſer erſten Bekanntſchaft mit dem gewaltigen Elemente ergriff, in noch höherem Maaße als hier empfunden an der Nordſee wie am Mittelmeere, am ſchwarzen wie an dem mir unvergeßlichen rothen Meere. An der Oſtſee iſt keine Ebbe noch Fluth bemerkbar, was ſchon der Nordſee einen ungemeinen Vorzug vor ihr gibt. Dennoch habe ich jene niemals ſo ſpiegelglatt und unbewegt geſehen, als das Waſſer des Propontis, doch auch niemals ſo, faſt ohne Aufhören in hohen Wogen gehend, als das ſchwarze Meer es iſt. Während meines mehrmaligen, längeren Aufenthaltes in Doberan war ich täglich am Meere, habe daſſelbe im Dunkel der Nacht wie in der Helle des Mittags geſehen, doch erſt ſpäter in Nizza hatte ich das Glück, etliche Wochen, am rothen Meere manche Tage und Nächte in unmittelbarer Nähe an ſeinem Wogenſchlage zu wohnen und zu bivouakiren. In der That, dem Eingeborenen und Bewohner einer Meeresküſte, und ſei es die von Lappland, mag die Anwandlung des Heimwehes eben ſo nahe liegen, wenn er in ein Binnenland verſetzt wird, als dem Schweizer, der in das Flachland des nördlichen Deutſchlands kommt.

Unmittelbar an der Küſtenebene, ſelbſt auf dem heiligen Damme, iſt die Fernſicht über den Meeresſpiegel eine beſchränkte*), doch hat man von dem Seebade, gegen Weſten hin, nicht weit zu dem Dietrichshager Berge, welcher, obgleich nur ein Zwerg gegen den Brocken, dennoch faſt ſiebzehn Mal höher iſt, als die 30 Fuß hohe Terraſſe am Badehauſe, und auf welchem ſich die Fernſicht ſchon bis über 6 Meilen erweitert. Und allerdings wächſt mit ſolcher Ausdehnung der Ausſicht auch der Genuß an derſelben, ſo daß ich jedem Reiſenden aus unſerem Vaterlande es wünſchen möchte, daß er den erſten Eindruck des Meeres auf den Höhen bei Genua oder nordwärts von Trieſt empfangen möchte, ja noch mehr, wie dies mir zu Theil geworden, auf einer Bergzinne des Libanon.

Ein thieriſches Gewimmel, das ich bis dahin nur aus Beſchreibungen und Abbildungen gekannt, in der Natur noch niemals geſehen hatte, zog ſchon in den erſten Tagen meines Aufenthaltes an der Küſte des Meeres meine Aufmerkſamkeit an ſich. Dies waren die Scheibenquallen oder Meduſen, dergleichen ich, ſo viel ich mich erinnern kann, kaum an einem anderen Meeresufer ſo viele beiſammen geſehen, als dort an dem der Oſtſee, wo ſie ſchon den Seefahrern des Alterthums eine auffallende, unheimliche Erſcheinung waren. Gleich wie ein aus geronnenem Meeresſchaume gebildeter Scheinleib, der, wenn die Woge ihn auf den Strand wirft, alsbald wieder in Schaum zerfließt, tritt die Qualle unter den anderen lebendigen Weſen der Sichtbarkeit auf und nimmt dennoch, ſo unförmlich dem

---

*) Auf einer ganz ebenen Fläche am Ufer kann ein aufrecht ſtehender Menſch kaum eine Meile weit über das Meer hinſchauen.

Auge ihre breitgedrückte Scheibe vorkommen mag, welche gleich unreinem Glaſe durchſcheinend iſt für das Licht, durch ihren nach außen wie nach innen ſymmetriſch gegliederten Bau ihre mitbürgerliche Stelle unter den anderen Thieren des Meeres ein. Doch ich hoffe noch öfter in der Geſchichte meiner Wanderungen an das Meer und zu Dem, was in ihm iſt, zu kommen, darum verlaſſe ich dasſelbe hier und kehre zu den Wohnſtätten und dem geſelligen Treiben der Menſchen zurück.

Ein Denkmal aus jener Zeit, da über das im Dunkel liegende Land die Sonne des neuen geiſtigen Lebens aufging, iſt die Kirche von Doberan. Dieſe darf ſich zwar nicht wie einige der ſelbſt noch in ihren Reſten ehrwürdigen Chriſtentempel im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland eines mehr denn tauſendjährigen Alters rühmen; man ſieht es ihrem ſchönen, altgothiſchen Gebäude an, daß es in einer Zeit entſtanden, darin die Sonne, in deren Lichte Alles neu wird, in Süden und Weſten ſchon hoch ſtand, während in dem Jahre, da man hier, im alten Heidenlande, die Grundſteine zum Bau der Kirche und ihres Kloſters legte (1186), die Trümmer des nachbarlichen von den Wenden zerſtörten Kloſters, und die Gräber der von ihnen ermordeten Mönche noch friſch waren. Aber der Bau wuchs ſchnell, durch fürſtliche Freigebigkeit gefördert, zu ſeiner Vollendung auf, während in der gleichen Zeit die hehren Domkirchen von Straßburg, Cöln, Freiburg im Breisgau u. a. m. gleich hochſtämmigen, langſamer wachſenden Eichen noch im Bau ſtanden. Die Kirche von Doberan ſteht ſeit 1232 in ihrem Ausbau da, iſt mithin nur um 24 Jahre jünger als der Dom zu Magdeburg, faſt gleichalterig mit dem zu Marburg. Ich habe mich oft ſchon an dem äußeren Anblicke dieſer ehrwürdigen Siegeshalle des Chriſtenglaubens erfreut, in ihrem Inneren aber weniger an der Predigt, welche ich da hörte, als an dem Kirchengeſange guter, alter Lieder erbaut. Den Eindruck, den das Gebäude im Ganzen auf mich machte, konnten die bekannten Grabſchriften in einigen der Seitenhallen nicht ſtören, deren Humor, wenn auch nicht ganz ortsgemäß, dennoch zum Theil ein ſehr naiver und harmloſer iſt*).

Ich verglich vorhin die Natur der Umgegend von Doberan mit einer kleinen Vorhalle zu den mächtigen Naturtempeln einer Gebirgsgegend und des Meeres; darin ſich, wie in einem Miniaturbilde, Züge der Aehnlichkeit mit beiden finden. Denn wenn man den ebenen Boden näher betrachtet, findet man in ihm die zerſtückten Reſte von ſolchen Schalenthieren, findet denſelben Sand und Grus, der noch jetzt den Boden des benachbarten Meeres bildet, und die Hügel umher: der Jungfernberg, der Stahlbadberg und ſelbſt der zierliche Buchenberg ſtellen nach ihrem verkleinerten Maaßſtabe die Umriſſe einer Gebirgsgegend dar. Denkt doch Keines von uns in einer ſchönen, milden

---

*) Die eine am Grabſteine einer alten Befreundeten des Kloſters heißt, ſo viel ich mich noch erinnere, in's Hochdeutſche überſetzt:

Hier liegt die alte Ahle Pott,
Genad' ihr, lieber Herre Gott,
Als ſie dir wollt genaden,
Wenn du wärſt alte Ahle Pott
Und ſie wär' lieber Herre Gott.

Eine andere Grabſchrift gilt dem Koch des Kloſters, ſie heißt:

Hier liegt der Peter Klare,
Er kochte niemals gare,
Dazu gar unfläthig.
Gott ſei ſeiner Seele gnädig.

Mondſcheinnacht daran, daß das Licht des Vollmondes um 800000 mal ſchwächer iſt, als das der Sonne; wir freuen uns an ſeiner lieblichen Helle wie an der des Tages. In ähnlicher Weiſe vergnügt ſich das Auge, wenn es durch die Einförmigkeit eines platten Flachlandes ermüdet war, an dem beſcheidenen Abglanze eines Hochlandes. Iſt es doch zuletzt nur das Licht ſelber, nicht das Maaß deſſelben, was dem Auge, das aus dem Dunkel kommt, hier im Leben der diesſeitigen, wie der jenſeitigen Welt Freude gewährt und ſtilles Genügen.

Der Ruf, in welchem Doberan durch ſeine Kirche in den erſten Jahrhunderten nach ſeiner Begründung in geiſtiger Hinſicht geſtanden, hat ſich in neuerer Zeit, in leiblicher Form erneuert, ſeitdem im Jahre 1793 Friedrich Franz an der benachbarten Küſte die Seebadeanſtalt errichtete, welche in Deutſchland die erſte war, und in vieler Beziehung vor ihren jüngeren Schweſtern die berühmteſte geblieben iſt. Während der eigentlichen Badezeit im Sommer iſt der Andrang der Badegäſte zunächſt aus den höheren Ständen ein ſehr großer und augenfälliger; die Herrſchaften, ſowie ihre Begleitung und Dienerſchaft, die Menge der Anderen, welche durch ihre Künſte und Gewerbe das Bedürfniß des geſelligen Vergnügens oder ihre eigene Luſt an dieſem Vergnügen befriedigen wollen, bringen dann in den kleinen, während des Winters ſo vereinſamten Ort ein reges, buntes Leben hinein, welches für den ſtillen Zuſchauer nicht ohne hohes Intereſſe iſt. Unter all' den Badegäſten oder Beſuchenden, welche ich bei meinem mehrmaligen Aufenthalte in Doberan geſehen, iſt mir der alte Held Blücher der anziehendſte und bedeutſamſte geweſen. Er ſtand damals in dem ehrenvollen Alter von 74 Jahren, nicht als ein Greis, ſondern als ein Mann ſeiner Zeit. Ich ging ihm oft zu Gefallen, nur um ihn, den rechtſchaffenen Deutſchen, mit ehrerbietigem Wohlgefallen zu betrachten. Ich ſah ihn bald allein mit ſo ungenirtem Benehmen, als ſei er in einem Feldlager unter lauter Soldaten, bald in Geſellſchaft ſeines alten Freundes, des Großherzogs Friedrich Franz, am Tage öfters auf der Straße gehen, noch öfter aber am Abende bei der Spielbank ſitzen, wo er die Häuflein der Goldſtücke, die bei ihm lagen, gehen und kommen ſah, mit einer Ruhe, welche, mit der Furcht und all' ihren Bedenklichkeiten unbekannt, wohlvertraut aber mit der Hoffnung iſt. „Wir haben," ſo ſagte ſcherzend ein fremder Herr zu einem jungen preußiſchen Offizier, „in Ihren Kriegen manche Gefangene gemacht: Oeſterreicher, Ruſſen, Franzoſen, Schweden und ſonſt noch Kriegsleute von allerhand Sorten; der Blücher aber iſt doch unter all' ihren Gefangenen der tüchtigſte geweſen." „Wie meinen Sie das?" fragte der junge Herr. Ein älterer Landsmann von gleichem Stande nahm ihn bei Seite. „Sie ſcheinen ſich," ſagte er, „nicht an den Zug aus der Jugendgeſchichte des alten Marſchall Vorwärts zu erinnern, auf den ſich die Anſpielung bezieht. Blücher, da er als unbärtiger Jüngling in Geſellſchaft ſeines Vaters, des Rittmeiſters in heſſiſchen Dienſten, die Inſel Rügen beſuchte, und dort ein ſchwediſches Huſarenregiment geſehen hatte, iſt von dem Anblicke der kräftigen Männer ſo ergriffen worden, daß er ſelber als Junker in den ſchwediſchen Soldatendienſt eintrat. Aber der junge Huſar und das Regiment, in welchem er tapfer focht, wurde von einem Huſarenregimente der Preußen überflügelt und beſiegt, Blücher, anfangs als Gefangener, dann aus freier Neigung, trat in den Dienſt der deutſchen Huſarenregimenter ein und iſt darin geblieben. Denn es war daſſelbe

Regiment, das er in ſpäterer Zeit in mancher ſiegreichen Schlacht zu Felde geführt hat.“

Man durfte es für ein beſonderes Glück halten, den Blücher, nicht wie er in der Mitte ſeines Lebens war, ſondern als Greis zu ſehen. Er war eine jener Menſchennaturen, welche erſt in der Zeit, wo das Haar zu ergrauen anfängt, den Gipfel ihrer Thatkraft erreichen, ſo wie manche Früchte unſerer Bäume erſt ſpät nach der Zeit der gewöhnlichen Kernreife des Obſtes, wenn andere Aepfel ſchon längſt faul ſind, zu ihrem vollen Wohlgeſchmacke gelangen. Der alte Marſchall Vorwärts iſt bis über die Mitte ſeines Lebens gar ſcharf auf das „Haltſtille“, und ſogar auf das „Rückwärts“ exerzirt und kommandirt worden. Man weiß ja, in welcher Weiſe ihn Friedrich der Große, den er freilich ein wenig kurz und derb um die wohlverdiente Beförderung zum Rittmeiſter gebeten, nicht nur noch kürzer und derber auf das „Stillhalten“ im Arreſte, ſondern auf das „Rückwärts“ der gänzlichen Entlaſſung aus ſeinem langen Lieutenantsdienſte verwieſen hat. Nun, das Huſarenpferd und der Ackergaul ſind zwar beide von gleichem Thiergeſchlechte, aber ein Mann, der, wie Blücher, an Leib und Seele für den Soldatenſtand gemacht iſt, wird ſich ſchwerer in das Geſchäft des Landwirthes finden, als ein kräftiges Huſarenpferd in das Ziehen des Pfluges und des Heuwagens. Und gerade in jener Zeit des Lebens, wo die Leute in ihren beſten Kräften ſtehen, mußte Blücher, viele Jahre lang als Pommer'ſcher Landjunker, auf ſeinem Gute Großraddow ſitzen, bis er von Friedrich Wilhelm II. wieder zu ſeinem vorigen Dienſte berufen wurde. Er war ſchon in die funfziger Jahre hineingerückt, da er an der Spitze ſeines Huſarenregimentes mit den Franzoſen am Rhein ſich herumſchlug. Schon damals iſt Blücher's Name in Ehren genannt werden; erſt als 70jähriger Greis iſt er aber zu der eigentlichen Reife ſeiner Thaten und ſeines Heldenruhmes gelangt. Nun, es iſt immer beſſer, wenn uns das „Halteſtill“ und das „Rückwärts“ auf dem Exerzierplatze des Lebens eingeübt wird, das „Vorwärts“ aber nachher kommt, als wenn wir in umgekehrter Weiſe mit dem Rückwärts nicht in den Lehrjahren, ſondern erſt im Felddienſte unſeres Lebens bekannt werden müſſen.

Auch der preußiſche Miniſter, Fürſt Hardenberg, beſuchte mit ſeiner Gemahlin das Seebad von Doberan, und in ihrer Geſellſchaft befand ſich eine Somnambüle, deren Hellſehen zu einem mehr als gewöhnlichen Grade geſteigert war. Ich ſelber mußte es aus der Erfahrung, die ich an dieſer Kranken gemacht, bezeugen, daß im Inneren der Menſchennatur ein Sinn verborgen liege, welcher, wie der äußere Gehörſinn die geſprochenen Worte, ſo die noch ungeſprochenen Gedanken einer anderen Seele zu vernehmen vermag. Daß aber jener verborgene Sinn eines künftigen, in unſerer leiblichen Natur, wie im Mutterſchooße verſchloſſenen Daſeins ſchon ſo verzeitig hervortritt, das gehört nicht zu dem geſunden Verlaufe, weder des leiblichen noch des geiſtigen Lebens. In der Begleitung des Fürſten war auch ein geiſtreicher, junger Arzt: Koreff, der ſpäter in Paris einen rühmlichen Wirkungskreis gefunden hat.

In Roſtock, dahin mich mein freundlicher Herr, der Erbgroßherzog, führte, wurde es mir ſehr heimathlich zu Muthe; in Warnemünde, dahin ich die Prinzeſſin Marie begleitete, gefiel es mir ſehr wohl. Zum erſten Male machte ich hier auch eine kleine Fahrt auf dem Meere.

Ich war in Doberan auch in meinem nächſten Berufe nicht unthätig, und denke namentlich noch jetzt gern an den

Genuß, welchen mir dort die älteſte Geſchichte der Deutſchen bis zu dem Tode Karl's des Großen, durch die eigene Freude an ihrem Vortrage und durch die Theilnahme meiner Zuhörerin gewährt hat. Zur Unterhaltung diente dann auch die alte deutſche Heldenſage, ſo wie ſie in den Werken der Dichter des Mittelalters ſich abſpiegelt. Mit meinem lieben Prinzen Albrecht machte ich, wenn wir am Nachmittag in dem Garten am Amthauſe beiſammen waren, gar manche Wanderung der Phantaſie und des Gedächtniſſes über Land und Meer und über die Gränzen von beiden hinaus. Ich wünſchte, ich hätte Das treu im Gedächtniſſe behalten, was eines Tages, als der Sturmwind in ungewöhnlicher Stärke die Bäume bewegte, das merkwürdige Kind gegen mich äußerte. Wir erinnern uns öfter der Gefühle, welche irgend ein Geſpräch oder etwas, das wir geleſen, in uns aufregte, die Worte aber, welche dies gethan, ſind uns aus dem Gedächtniſſe entſchwunden. Ich weiß nur noch, daß meine Freundin, die oben (S. 77) erwähnte Fräulein von Boſe, deren ganzes Herz an dem Kinde hing, die damalige Stimmung deſſelben, welche eben ſo ſehr eine ernſte, als eine fröhliche war, dem Heimweh nach ſeiner verſtorbenen Mutter zuſchrieb, und daß ſie mit der Weiſe, in der ich mich meinem kleinen Freunde hingab, ſehr zufrieden war.

Ein beſonderes Vergnügen gewährte mir um dieſe Zeit die Bekanntſchaft mit einem jungen Genoſſen meiner Wiſſenſchaft: mit dem damaligen Studenten und nachmaligen Profeſſor in Roſtock: Röper, deſſen Eifer für die Pflanzenkunde, in deren Gebiet er ſpäter durch rühmliche Leiſtungen das Bürger- und Meiſterrecht erworben hat, ſchon in früher Jugendzeit erwacht war. Wir freuten uns gemeinſchaftlich an dem Reize der Pflanzenwelt, die uns hier in der Nähe der Meeresküſte umgab, und durch ſeine treuen Schilderungen und Berichte wurde ich ungleich beſſer, als dies bei meinem kurzen Beſuche in der altberühmten Stadt geſchehen konnte, in die Bekanntſchaft mit der Univerſität Roſtock eingeführt. Was ich da hörte, gefiel mir wohl; das Verhältniß eines Lehrers zu dem kleineren Kreiſe von Zuhörern kann, wenn er will, ein ſo väterlich bildendes und erziehendes werden, als es dieſes an einer größeren, zahlreich beſuchten Univerſität nicht leicht ſein mag. Und der günſtige Boden iſt von guter Natur; die aufkeimende Jugend von Mecklenburg verſpricht einen reichen Ertrag zur Ernte.

Ich war dennoch, bei all' dem Guten und Neuen, das ich da geſehen und genoſſen, nur mit halbem Herzen in Doberan, ſo lange ich hier getrennt von meiner anderen Hälfte, von meiner Julie, ſein mußte. Dieſe aber kam und erſt jetzt ward mir Doberan ein ſo vollkommen lieblicher Luſtort, als er dies vielen Anderen war, und vielleicht noch in einem anderen Sinne, als dieſen Vielen; denn Das, was unſeres Herzens höchſte Luſt war, iſt dieſes nicht für Viele, ſondern für Wenige.

Hier in Doberan fühlt ſich mancher der beſuchenden Gäſte durch den Gebrauch der See- und Stahlbäder, ſo wie ſchon durch den Anhauch der Seeluft, gleichwie neu verjüngt. Ich, Gott Lob! bedurfte der Stahlbäder zu ſolcher Bekräftigung nicht, obgleich ich die mir neuen Gaben des Meeres dankbar und oft genoß. Es gibt aber Elemente von anderer Art, als das Waſſer des Meeres und des Stahlbades ſind, Elemente, welche mehr noch als die Waſſer Amana und Pharphar zu Damaskus in verjüngender Kraft das Herz bewegen. Solche Elemente lagen für mich in dem Wiederſehen meiner beiden lieben Jugendfreunde: Mohnike und Arens (m. v. I. S. 302. II. 69

u. a.). Den Freund Mohnike beſuchte ich ſelber in Stralſund, ſeinem damaligen Wohnorte, Arens aber kam ganz unverſehens und unerwartet zu mir nach Doberan. Wir hatten uns ſeit meinem Aufenthalte in Altenburg nicht mehr geſehen; ich fand den Freund, dem leiblichen Ausſehen nach, älter geworden, ſein Herz aber, voll treuer, warmer Liebe, war unverändert jung geblieben. Wir hatten uns viel zu ſagen und zu erzählen; ich vor Allem Ihm von Dem, was mir in Nürnberg geſchehen und geworden war. Ich denke freudig an unſer Geſpräch, auf einem Spaziergange, den wir gegen die Hügel am Meere hin machten. Ein ſolches mächtig aufſteigendes Abendroth meinte ich niemals geſehen zu haben, als hier an der Küſte. „Es kündigt einen künftigen, herrlichen Tag an, aber das Dunkel der Nacht liegt zwiſchen dem ſchönen Abende und dem noch ſchöneren Morgen.“ Wir dachten beide an den künftigen Abend des Lebens und an den Tag, der aus dem nächtlichen Dunkel hervorbricht. Meinem Freunde kam dieſer Abend und das nächtliche Dunkel der Grabesſtille bald nachher, doch leuchtete ſeinem Abende der milde Strahl, der den Tag verkündet, deſſen Frieden durch kein Ungewitter noch Stürme wird geſtört werden. Wir nahmen Abſchied für ein Wiederfinden, deſſen Freude durch die Furcht vor einem Wiederverlieren nicht mehr getrübt wird.

9. Die Reiſe nach Stralſund.

Ich weiß nicht mehr, war es der Beſuch von hohen Gäſten, oder war es eine andere Veranlaſſung, welche eine kurze Unterbrechung meines gewöhnlichen Unterrichtes bei der Prinzeſſin Marie zur Folge hatte; ich erbat mir und erhielt in wohlwollender Weiſe Urlaub für mehrere

Tage zu einem Beſuche in Stralſund bei dem Freunde und zu einer Wanderung auf die Inſel Rügen.

Ich hatte dem Freunde den Beſuch von mir und meiner Frau durch einige Zeilen angekündigt, dieſe aber, nach dem damaligen Gange der Poſten, kamen an demſelben Abende und faſt zugleich mit uns an. Doch es bedurfte der Ankündigung nicht, wir waren hier im Hauſe und in den Herzen ſchon längſt nicht blos beſuchende, ſondern bleibende Gäſte geweſen. Aber nur ſelten in unſerem Leben haben wir Beide ſolche Gaſtfreunde getroffen, die dem Herzen ſo reiche Gaben der Liebe ſpendeten, als Mohnike und ſeine theure Hausfrau, und beſſere niemals ſonſt auf der Erde, wo ſie mein armſeliger Dank nicht mehr trifft, denn ſie ſind mir Beide ſchon längſt vorangegangen zur Ruhe. Nur wer Mohnike und ſeine Frau ſo gekannt hat, wie ich ſie kannte, der wird die Thräne der dankbaren Rührung verſtehen, die mir das Auge füllt, wenn ich an die wenigen Tage meines Aufenthaltes in Mohnike's Haus und an Das zurückdenke, was ich da im Geiſte und Herzen empfangen und genoſſen.

Ich fand den Freund ſtiller und ernſter, als er mir in Jena erſchienen, dabei aber eben ſo innig, ſo theilnehmend und zugleich mittheilend, als ſonſt. Er war zuerſt als Schulmann in Greifswalde, dann als Prediger, Lehrer und Seelſorger einer, ihrer Zahl und ihren Anforderungen nach, ſehr bedeutenden Gemeinde in Stralſund durch eine Vorbereitungsſchule der Geſchäftsthätigkeit gegangen, welche ihm bei ſeiner gewiſſenhaften Treue öfters zu einer Schule der Mühen und Sorgen geworden iſt. Doch hiervon war weniger und ſeltener unter uns die Rede, als von dem großen, ernſten Anliegen der Zeit: von dem Bedürfniſſe einer chriſtlichen Volksbildung. Mein Freund vernahm mit ſtiller Theilnahme die Berichte über mein Hinweggehen aus Nürnberg, über das Aufgeben meines früheren, mir ſo theuren und lieben Berufes im Gebiete der Naturwiſſenſchaft. Ich erzählte ihm auch wohl von Dem, was ich bisher in Mecklenburg erfahren. Er ſprach wenig Worte dazu, aber in dieſen Worten fand ſich für mich eine Mahnung, gleich jener, die in dem wiedergefundenen Ringe des Duſchmanta lag; ich erwachte wie aus einem Traume; in vollſter Stärke lebte in mir wieder das Verlangen auf nach Dem, an welchem vorhin mein Herz gehangen, dem ich mit meinen Neigungen und Kräften ſo innig verbunden geweſen war, dem ich Treue gelebt und das ich dennoch verlaſſen hatte. Mohnike war treu und feſt auf der Bahn ſeines inneren und äußeren Berufes geblieben, er war auf ſeinem Wege zuletzt über die Schranken all' der äußeren Hemmungen, die ihn früher oft bekümmert hatten, hinüber gekommen zu dem Genuſſe einer freien, ſelbſtſtändigen Wirkſamkeit. Ich ſah auf ihn, den Treugebliebenen, wie ein Schiffer auf ſchwankendem Boote, wenn Wind und Wogen ſeiner Fahrt zum Lande entgegen ſind, auf ein Haus, das auf der Höhe des Strandes feſt gebaut und ſicher daliegt. Aber ſchon der Anblick des feſt gegründeten Hauſes, die Nähe des lieben Freundes und ſeiner Familie that mir wohl. Mein Freund war, das fühlte ich wohl, nicht nur, wie ich, ſeitdem wir uns nicht mehr ſahen, im Maaß der Lebensjahre, ſondern auch der inneren Lebensreife vorgeſchritten. Ich konnte mich ſeiner nur freuen.

Ich lernte bei Mohnike mehrere Männer und Frauen kennen, die ihm an Geſinnung befreundet und gleich waren. Ich nenne hier vor Allem den edlen, deutſchen Mann: den Ernſt Moritz Arndt, welcher damals ſo eben eine Reiſe vom Rheine her nach ſeinem Vaterlande gemacht hatte und hier auf kurze Zeit verweilte. Eine mächtige Menſchennatur, deren Erſcheinen und Begegnen im Leben auf mich in ähnlicher Weiſe gewirkt hat, als einige Jahre ſpäter die Bekanntſchaft mit dem Peter Cornelius. Waren ſich doch auch dieſe Männer an Gaben und Thatkraft verwandt, hatten beide die gleiche Aufgabe für das geiſtige Leben ihrer Zeit und ihres Volkes, beide dieſelbe Weihe jenes wahrhaften, gottbegeiſterten Ernſtes, der den Werken und Thaten des Menſchengeiſtes eine Dauer über die Zeit hinaus gibt. Cornelius hat den deutſchen Geiſt in der Kunſt zu einem Kampfe geweckt gegen die flache Effektmacherei des bloßen Farbenprunkes und hat dieſer, dem ächten Sinne unſeres Volkes fremden Gewaltherrſchaft als ſiegreicher Feldherr ihre Schranken geſetzt; er hat dem Geiſte ſein altes Recht wieder gegeben: zu herrſchen über das Fleiſch. Ernſt Moritz Arndt hat durch ſeine Gedichte und Schriften mit der lauten Stimme eines Heralds den Geiſt des deutſchen Volkes aus dem Grabesſchlummer aufgerufen, in welchem es unter einer fremden, ſchmachvollen Gewaltherrſchaft befangen lag. Es galt vor Allem, das höchſte Gut unſeres Volkes, den frommen Sinn und Glauben der Väter aus dem Schlamme der faſt allgemeinen Verdorbenheit zu retten, darein er verſunken war, da mußten vorerſt die fremden Kobolde beſiegt und hinweggeſcheucht werden, die den Schlamm beſchützten und vermehrten und das Annahen zu dem Schatze unmöglich machten. Nach dieſem Schatze und Horte, vergleichbar im geiſtigen Sinne dem Hort der Nibelungen, hat unſer Arndt durch ſeine ſchönſten Lieder das Sehnen in unſerem Volke geweckt; er hat dieſes Volk zu einem Gefühle und Bewußtſein ſeiner eigenen Kraft und ſeiner hohen Beſtimmung unter den anderen Völkern erhoben. An und neben den hohen Kirchengebäuden tobt und wirbelt der Zug des Sturmwindes gewöhnlich am heftigſten; in ihrem Thurme, wenn er durch keinen Wetterableiter geſchützt iſt, ſchlägt der Blitz am öfteſten ein. Aber du, alter Thurm mit deinem Kirchengebäude, du, mein alter Moritz Arndt, ſtehſt, weil ein guter Wetterableiter von oben dich ſchützt, nach all' den Stürmen und Wettern, die dich getroffen, feſt da, und Gott erhalte dich, du Ehrenſäule des deutſchen Vaterlandes, noch lange zu unſrer Augen Luſt!

Arndt, im Jahre 1769 geboren, ſtand damals, wo ich ihn kennen lernte (1816), in der vollen, friſchen Kraft des Mannesalters da. Ein Mann, der mit der um ihn her ſtehenden Welt wenig Umſtände zu machen gewohnt war, ein geiſtiger „Clas Aſtenſtaken*)" aus der Mährchenwelt in die Wirklichkeit getreten, d. h. wie einer, der ſeinen Mann überall ſelber ſtellt und braucht keinen anderen Mann dazu, hat aber ſeinen Gott bei ſich und in ſeinem Herzen, der dem Arme beſſere Kräfte gibt, als Zehntauſende aus der Fremdenlegion.

Arndt iſt bekanntlich auf der Inſel Rügen, in Schoritz, geboren, und die Eingeborenen dürfen ſich auf dieſe Merkwürdigkeit ihrer Inſel ſchier eben ſo viel einbilden, als auf ihren wunderſchönen Herthaſee und die Kreidefelſengruppen von Stubbenkammer. Doch ſind dieſe mit ihren Naturreizen gar hoher Beachtung und theilnehmender Gefühle des Herzens werth und Arndt durch ſeine mündlichen Mittheilungen, wie er dies ja ſelbſt auf die Seelen der Kinder durch ſeine unvergleichlichen Mährchen gethan, gab meiner Reiſeluſt eine ſo kräftige Richtung nach ſeiner heimathlichen Inſel, daß ich gleich den anderen Morgen zur Auswanderung dahin beſtimmte.

---

*) M. v. die prächtigen Mährchen von Arndt.

10. Die Inſel Rügen.

Wer etwas Beſſeres, ja das Beſte, was über die Inſel Rügen geſagt werden kann, leſen will, dem empfehle ich W. H. Riehl's meiſterhafte Schrift: Land und Leute (2. Aufl. S. 145 u. f.). Mir aber möge man hier auch dieſe Luſtfahrt meiner Erinnerungen nachſehen, an die ſich in meinem ſpäteren Leben ein merkwürdiges geſegnetes Ereigniß angeſchloſſen hat.

Ich habe es ſchon bei mehreren anderen Gelegenheiten geſagt, daß neben all' den Schönheiten und majeſtätiſchen Herrlichkeiten der Natur, welche ich auf meinen verſchiedenen Reiſen geſehen, die Inſel Rügen, mit den Reizen ihrer Natur, in meiner Erinnerung fortwährend einen ſehr hohen Rang behauptet hat. Und ich gedenke in dem nachſtehenden Berichte über unſere kurze Wanderung durch das Heimathland anmuthiger Sagen Das in hinreichender Weiſe anzudeuten, was mich hier ſo ergötzt und angezogen hat.

Es war noch ſehr früh am Morgen, als wir in Begleitung des Freundes Mohnike über den ſchmalen Meeresſtrich hinüberfuhren nach Altenfähre. Der Freund hatte uns bis dahin begleitet; Amtsgeſchäfte nöthigten ihn zur Umkehr nach der Stadt. In Garz, ſo rieth er uns, ſollten wir ein Fuhrwerk nehmen, denn die Fußreiſe bis Sagard ſei für meine Frau in einem Tage zu weit.

Ich weiß nicht, hatte der Moritz Arndt mir es angethan, oder lag es in einer beſonderen Stimmung der Luſt und der Herzen, uns wurde es Beiden gleich in der erſten

Stunde unſerer Fußwanderung ſo „friſch, fromm und frei“ zu Muthe, wie es uns ſeit einer kleinen Fußreiſe, die wir am Tage unſerer Verlobung mit einander gemacht hatten, kaum jemals ſonſt geworden war. Wir kamen nach Garz; hier war uns das beſte, bequemſte Fuhrwerk zur Weiterreiſe nach Sagard genannt und empfohlen worden, meine liebe Hausfrau wollte jedoch vom Fahren nichts wiſſen, ihr gefiel das Fußgehen an meiner Seite, das Stilleſtehen bei jeder Ausſicht nach dem Meere, das Hineinſchauen in den Haushalt der Dorfbewohner beſſer, als das ſchnelle Vorbeifahren an Allem. „Ein Weg von etwa 10 bis 12 Stunden an einem ſo ſchönen Tage und in ſo ſchönem Lande ſei ja für mich und für ſie kein ungewohntes Meiſter- oder Wagſtück. Und die Meilen, nach denen man uns den Weg berechnet habe, ſchienen ihr keine alten deutſchen Meilen, von denen nur 12 auf einen Grad gingen, ſondern ſehr junge zu ſein. Ich ſtimmte ihrem Wunſche mit Vergnügen bei, denn der Menſch ſieht und genießt alle Dinge, die ihm begegnen, am beſten, wenn er auf ſeinen eigenen Füßen ſteht.

Wir hatten in Garz ein leichtes Frühſtück genoſſen und zum Theil mit uns genommen; es mag Mittag geweſen ſein, als wir nach dem herrlich gelegenen Putbus kamen*).

---

*) Schon auf dem Wege hierher hatten wir die Ausſicht genoſſen von Garz gegen Süden auf dem fruchtbaren Landhaken des Zudar und auf die Bucht, in deren Nähe der Geburtsort Arndt's, Schoritz lag; näher gegen Putbus ergötzte uns die nahe Ausſicht auf die naturherrliche Halbinſel Mönchgut, die ihre Landzungen wie ein rieſenhafter Polyp ſeine Arme herausſtreckt in's Meer. Dort ſind es

Obgleich der mit Recht hochgeprieſene Bade- und Luſtort Putbus, als wir im Jahre 1816 ihn beſuchten, noch nicht zu der prächtigen Ausſtattung gekommen war, die er in ſpäterer Zeit durch den Fleiß und die Kunſt der Menſchenhand empfangen hat, ſo iſt er dennoch ſchon damals eine Luſt der Augen geweſen. Wie ſchön und ſtattlich erſchien uns das Schloß mit der ehrwürdigen alten Kapelle, wie einladend zum Ausruhen und längeren Verweilen die Gärten und ſchattigen Baumanlagen in ſeiner Nähe. Sie mögen jetzt noch viel ſchöner geworden ſein, uns vergnügte aber ſchon Das, was wir ſahen, im vollſten Maaße.

In der Nähe eines Rinnwaſſers auf einem beſchatteten Ruheſitze genoſſen wir den zweiten Theil unſeres Frühſtückes und ich machte auf einer Landkarte, die ich ſchon von Nürnberg mit mir genommen, den Weg mit den Augen voraus, den wir in der zweiten Hälfte des Tages mit den Füßen zurücklegen ſollten. Auf meiner Karte waren weder Hügel, noch Sand und Haide, nur die Ortſchaften mit ihren Namen angedeutet, und die ſchmale Haide, über welche der Weg nach Jasmund führt, ſo wie noch mehr die andere Landenge zwiſchen Jasmund und Wittow, erſchienen noch mehr verſchmälert, als ſie dieſes nach dem

---

nicht allein die meiſt bewaldeten Hügel mit ihren Thalſchluchten, und kleinen Bächen, ſo wie die rieſenhaften Wanderblöcke an der öſtlichen Küſte bei Göhren, ſondern auch das Volk, was den Reiſenden anziehen kann. Denn dieſes meiſt kräftig ſchöne Volk, das wie die homeriſchen Phäaken abgeſchieden ſelbſt von den Nachbarn in friedlicher Vergnügtheit lebt, die Männer als Lootſen und Fiſcher auf dem Meere, die Frauen am Webſtuhl beſchäftigt, hält ſich in Tracht und Sitte noch treu an das Vorbild früherer Jahrhunderte.

wahren Maaßſtabe der Karte hätten ſein ſollen. Mich erfreute jedoch die Hoffnung auf den nahen Anblick dieſer langen Naturbrücken unbeſchreiblich. Iſt mir doch, ſo dachte ich, die Ausſicht von der Dresdener Brücke hinaufwärts und hinabwärts den Elbſtrom ſo entzückend ſchön vorgekommen, was wird mir erſt die von den beiden faſt ſtundenlangen Hochdämmen ſein, welche nicht die Menſchenkunſt, ſondern die Natur über das Meer hinüber gelegt hat. So zu beiden Seiten, nahe unter den Füßen das anbrandende, rauſchende Meer; auf ſeinen Wogen vielleicht Schiffe oder doch Kähne der Fiſcher!" — Meine liebe Hausfrau, bei ihrer damals noch ſehr lebhaften Furcht vor den großen Waſſern, ſtimmte nicht in die Freude, meiner Erwartungen ein. Der Weg, wie ihr auf der Karte ſchien, wäre ſo ſchmal, daß, wenn er auf einem Felsrücken hinginge, vielleicht kaum zwei Wägen ohne Gefahr des Hinabſturzes in's Meer ſich ausweichen könnten, und zöge er unten am Saume des rinnenartigen Landſtreifens ſich hin, dann ſei man auf keinem Schritte ſicher davor, ob nicht eine heranſchlagende Woge dem Gehen für immer ein Ende mache. Aber es blieb der ſonſt ſo friſchen und muthigen Wandrerin keine andere Wahl, als die zwiſchen einer Ueberfahrt auf dem Meere nach Jasmund oder das Gehen auf dem Fußwege über die ſchmale Haide, und ihr ſchien der letztere noch immer der am wenigſten bedenkliche und gefährliche.

Wie es uns jedoch auf dem langen Wege durch das Leben ſo oft geſchieht, ſo erging es uns auch auf dem kurzen Wege über die ſchmale Haide. Sowohl meine glänzend ſchönen Erwartungen von der reizenden, langdauernden Ausſicht nach dem nahe unter den Füßen brandenden Meere, als die Furcht meiner Begleiterin waren nur wie die Bilder einer Luftſpiegelung geweſen, welche, wenn man der Gegend näher kommt, aus der ſie aufſtiegen, ſich allmählig auflöſen und verſchwinden. Wir wanderten rüſtig weiter. Der Weg von Putbus aus gewährte zuerſt zu ſeiner Linken eine unerfreuliche Ausſicht auf den moorigen Torfgrund der Garwitz, doch lohnte ſich's ſchon hier, hinüber zu ſchauen zur Rechten auf die grünen, waldigen Hügel gegen den kleinen Schmachternſee hin. Dann gegen den Anfang der ſchmalen Haide hin traten wir aus einem Wäldchen, darin wir an den reifen, ſüßlichen Früchten der Alpen-Johannisbeere den Durſt geſtillt und im Schatten der Bäume uns abgekühlt hatten, hinaus auf einen Hügelabhang, von welchem wir die freie Ausſicht gegen Weſten hin auf die nahe Meeresbucht, nach Norden auf die ſchmale Haide hatten, die uns jedoch nicht mehr, wie meine Frau gemeint hatte, als ein ſchmaler Riemen erſchien, oder als ein weit hinlaufender, ebener Hügelſattel, wie ich ſie mir gedacht, ſondern als ein anſehnlich breiter, flacher Damm, darauf nur hin und wieder eine Hütte oder ein Baum ſich ſehen ließ. Nun, es gab dennoch auch bei'm Weitergehen manche Unterhaltung für die Augen; ſtatt der Pferde- und Rinderzucht doch eine Bienenzucht, dergleichen ich noch nie geſehen, welche die Inſel Rügen zu einem Lande des beſten, klar und hell fließenden Honigs macht; eines Honigs, dem an Geſchmack nur ſelten ein anderer, den ich ſonſtwo verſucht, gleichkommt, erinnernd an die Trefflichkeit des Methes, der den Göttern und Helden des alten, ſkandinaviſchen Nordens ein hochgeprieſener Freudentrank war. Nur an wenigen Stellen ſahen wir das Meer; an der einen derſelben die kleine Inſel Pulitz, deren Granitblöcke ich mir gern in der Nähe betrachtet hätte. Die Sonne ſtand ſchon tief im

Weſten, als wir auf dem bunten Teppich des Haidebodens die letzte Strecke durchwanderten, und die Halbinſel Jasmund mit ihrem waldigen Berglande im Oſten, mit den flacheren Ebenen im Weſten vor uns ſahen. Die bläuliche Färbung, in welcher am Abende die höhere Oſtſeite daſtand, konnte allerdings an den Beinamen Jasmund's: das Blauland erinnern.

Es war dunkel geworden; der Mond ſpiegelte ſich vor uns zur Rechten und zur Linken auf dem Waſſer; der gebahnte Weg, auf dem wir gingen, ſchien meiner ſorglichen Begleiterin zu Ende zu ſein. Ich ſuchte ſie zu beruhigen; der Steig war feſtgetreten und gebahnt; er mußte zu einer Ortſchaft oder wenigſtens zu einem Hauſe führen. Ich wollte vorausgehen und weitere Kundſchaft einziehen; die ängſtliche Frau ließ mich nicht allein, ſie blieb bei mir, und bald zeigte ſich, daß hier die Waſſerfläche durch einen feſten Zwiſchenboden getrennt war, auf dem wir ohne Bedenken weiter gingen und in kurzer Zeit, wenn ich nicht irre, in eine Baumallee kamen. Wir waren bei dem Hofe Woſtewitz und das vom Monde beleuchtete Waſſer, das meine treue Wandersgenoſſin erſchreckt hatte, waren die Woſtewitzer Teiche, von deren Fiſchen wir noch am heutigen Abende in Sagard ein gutes Gericht bekamen. Ich fragte an dem Hofe, wie lang der Weg noch nach Sagard ſei und ob auch nicht zu verfehlen? Die Antwort war vollkommen beruhigend und tröſtlich, und ein Mann aus dem Hauſe kündigte uns an, daß er uns bis Sagard in's Wirthshaus begleiten werde, denn er gedenke Fiſche dahin zu bringen.

Endlich, ich meine, es war ſchon nahe an 8 Uhr des Abends, waren wir im Wirthshauſe zur Krone am Ziele des heutigen Tagmarſches. Die Hausfrau, wie ſie mich verſicherte, hatte ſelbſt in den letzten Stunden der Wanderung keine ſonderliche Ermüdung, wohl aber ihre gewöhnliche ſonderbare Furcht vor dem Waſſer gefühlt. Doch that ihr das Ausruhen auf dem kleinen Sopha, dahin man uns das gaſtfreundliche Tiſchchen geſtellt hatte, ſehr wohl, und das trefflich bereitete Abendeſſen, bei welchem wir namentlich die nähere Bekanntſchaft von mehreren Arten der auf und neben der Inſel einheimiſchen, beſten Fiſche machten, war uns auch eine erwünſchte Labung nach dem guten Tagmarſche. Ich ſetzte mich nach dem Eſſen noch ein wenig an den großen Tiſch im Wirthszimmer, daran Leute aus dem Orte und aus verſchiedenen Gegenden der Inſel ſaßen. Mehrere davon waren wackere, vielgeübte Seemänner, die als Lootſen fremde Schiffe oder als Steuermänner und ſelbſt als Kapitäne eigene Schiffe geführt hatten. Es wurde meiſt nur plattdeutſch geſprochen, doch war dieſes meinem Ohre nicht ganz fremdartig, und bald nahm auch das Geſpräch eine Wendung, der ich gern mit Aufmerkſamkeit folgte. Einer der Anweſenden erzählte von dem Pfarrer Baier in Altenkirchen. Das iſt, ſagte er, der muſikaliſchſte Mann auf der ganzen Inſel, ja vielleicht im ganzen Pommerlande. Ich weiß gar nicht, wie viele Inſtrumente er ſpielen kann, und einen ſo ſchönen Geſang habe ich noch von keinem Menſchen gehört. Der dieſes erzählte, ſchien mir ein Schullehrer zu ſein. Ich fragte ihn noch Manches über den Pfarrer Baier, an den ich von Freund Mohnike einen Brief abzugeben hatte, und was ich da hörte, obwohl es nicht ſehr tief einging, das gefiel mir wohl, ohne daß ich wußte, welcher Segen aus dem Hauſe des Pfarrers Baier, etwa 6 Jahre nachher, in mein Haus kommen ſollte.

Wir hatten uns ſchon auf eine frühe Morgenſtunde des anderen Tages einen Führer beſtellt, der uns nach Stubbenkammer und an den Hertha- oder Borgſee begleiten ſollte. Der Mann war eher bei der Hand als wir; der ſanfte, ſtärkende Schlaf hatte uns länger als gewöhnlich im Lager gehalten. Dennoch war die Sonne erſt im Aufgehen, als wir unſeren Taglauf begonnen. Wäre hier der Ort dazu, ich könnte und würde viel von der Augen- und Herzensluſt dieſes Tages berichten. Einiges aber muß ich dennoch meinen Leſern mittheilen, weil die Anſchauungen, die ich dort in Stubbenkammer und ſeiner Nachbarſchaft von den großen Werken meines Gottes mit mir nahm, einen nicht unbedeutenden Antheil jener Belehrungen bildeten, die ich in der Schule der Natur ſelber, nicht aus der Weisheit der Gaſſen und aus Büchern empfing.

Wir durften ſchon ſehr dankbar und froh darüber ſein, daß der Himmel nicht ſo, wie er von den Reiſenden auf Rügen öfters ſich finden läßt, getrübt und umwölkt, ſondern vollkommen klar und heiter, die Luft warm und dabei von dem Herbſtwinde lieblich gekühlt war. Noch für etwas Anderes bin ich aber in der Erinnerung ganz beſonders dankbar, das war die Stille, die, als wir ihn betraten, ſo eben in dem hehren Naturtempel der Kreidefelſen herrſchte. Damals gab es noch kein Logierhaus auf Stubbenkammer; der Königsſtuhl ſtand noch in ſeiner wilden Naturſchönheit und ungebrochenen Kraft da; wir waren die einzigen Feiernden im Tempel, ungeſtört von Anderen, denn unſer Führer ſtand ſtill und ſchweigend uns zur Seite. Dort bei dem Hinausblicke auf das Meer, der nirgends Ende noch Gränzen fand, erwachte das innere Lied, von welchem ich oben (S. 102) ſprach, noch als ein viel höherer, gewaltigerer Chorgeſang in mir, als am Ufer bei Doberan; die Wogen glänzten im Strahle der Sonne heller als dort; der friſche

Oſtwind regte das Gewäſſer des Meeres ſo mächtig auf, als ich bis dahin noch nie geſehen, und kündigte damit, wie der Führer ſagte, eben ſo wie der Flug der Möven, einen nahenden Sturm an; in unſerem Innern aber war kein Sturm, ſondern tiefe Stille und Freude. Wir ſchaueten da auf der Höhe bei dem Königsſtuhle, nicht, wie man erzählt, der König Karl der Zwölfte von Schweden einer Seeſchlacht mit den Dänen zu, ſondern den mächtigen Thaten eines Herrn, in deſſen Reich ein ewiger Frieden herrſcht, auch dann ungeſtört, wenn im Reiche der unteren Elemente und der Menſchenwelt der heftigſte Kampf tobt. Auch verlangte uns nicht nach dem Schatze, den die Seeräuber Gödeke (Gottfried) und Klaus Störtebeck, vor länger denn vierhundert Jahren, unten in eine Kluft der unerſteiglichen Felswand im Steinſchutt verbargen; nicht nach dem Anblicke der geſpenſtigen Jungfrau, die in fürſtlichem Gewande, mit dem aufgelöſten Haare, den Mienen einer tief Trauernden, ein blutiges Tuch waſchend, zu ſeltener Stunde einem lebenden Auge erſcheint, und den, welcher durch die geheime Kraft eines frommen Grußes ſie erlöſt, zum Beſitzer des Schatzes macht. Uns war der Beſitz eines beſſeren Schatzes urkundlich feſt zugeſichert, als alle Schätze der dichtenden Volksſage ſind.

Iſt doch nicht allein das Gewebe der Volksſagen, das dieſe majeſtätiſch ſchönen Küſtenwände überkleidet, von vergänglichem Weſen, das allmählig in der Vergeſſenheit des ſpäteren Geſchlechtes ſich auflöſt, ſondern ſelbſt die mächtigen Pfeiler, die dort neben dem Felſenthrone ſich erheben, müſſen, wie die ganze Kreidewand zu ihren Seiten einer immer weiter gehenden Auflöſung unterliegen. Dort auf dem einen Pfeiler hatte noch in der Jugendzeit der nachbarlich wohnenden Greiſe ein Seeadler ſeinen Horſt, jetzt fände da ein ſolcher Bau, ſelbſt im verkleinertſten Maaßſtabe, keinen Raum und keine Sicherheit mehr. Unten am Strande ſpült das anbrandende Meer die weiche Kreide hinweg und arbeitet dem Einſturze der Wände vor; nach oben hin treiben der Regen, der thauende Schnee, ſelbſt der feuchtende Nebel, wenn auch in langſamem Verlaufe, dasſelbe Werk der Zerſtörung. Aber ſo augenfällig auch der Fortgang dieſer Zerſtörungen iſt, erſcheint er dennoch nur als ein ſchwacher Nachhall jener uralten Kämpfe der Elemente, welche dem jetzigen ruhigeren Beſtande der Erdfläche vorangingen. Wie die Regenfluthen und Ueberſchwemmungen der Neuzeit gegen eine allgemeine Fluth der Erde, wie das Hinabrollen einzelner Trümmer des Kreidefelſens, deſſen Grundlage das Meer auswuſch, deſſen Gefüge der Regen auflöſte, zu der Wirkung eines Erdbebens, das die Höhen zur Tiefe ſtürzt, die Tiefen zur Höhe hebt, ſo verhalten ſich die Schreckniſſe, welche vormals den Kräften der Tiefe entſtiegen, zu den verheerenden Ungewittern und Erſchütterungen der oberen Erdfläche und ihres Luftkreiſes, in dem jetzigen Aeon des Regenbogens. Doch ſie ſind nur gebunden, die Rieſenkräfte der Tiefe, nicht erſtorben. Mehr noch als an den Kreidefelſen von Stubbenkammer läßt ſich an denen bei Arkona erkennen, daß die lehmige, bröckliche Sandſteinmaſſe, die zwiſchen den ſenkrecht ſtehenden Kreidewänden ſich findet, nicht durch ſpätere Einfüllung, ſondern gleichzeitig mit der Kreide entſtanden ſei. Denn die Feuerſteinlagen durchſetzen in fortlaufend horizontaler Richtung die Kreide wie die lehmige Sandmaſſe (m. v. Brückner a. a. O. S. 126).

Auch die Ausſicht nach Arkona hinüber zog den Blick und die Gedanken mächtig an; unten am Meeresufer, nach welchem ein bequemer Fußſteig zwiſchen der großen und kleinen Stubbenkammer hinabführt, konnte man das Gefüge der Kreidefelſen und ihre Zerklüftungen deutlicher ſehen. Mir wurde es da begreiflich, wie ein gemeinſamer Freund von mir und dem Landſchaftsmaler Friedrich (m. v. II. S. 182), der treffliche Münzmeiſter Kummer aus Dresden, als er mit Friedrich auf Rügen war, hier hinanklimmend, gar bald an eine Stelle kommen mußte, an welcher er, wie einſt der gute Kaiſer Maximilian I. auf dem Berge bei Zierl weder vor- noch rückwärts konnte, ohne in die Gefahr des Hinabſturzes zu gerathen. Und die Lage des guten Kummer, als er auf ſcheinbar gefahrloſerem Wege über den Schutt hinauf, unverſehens an ſeinen Haltpunkt kam, war noch ungleich beſchwerlicher, als die des Kaiſers, denn es gab keine Grotte für ihn, keine feſte, breitere Platte, auf der ſein Fuß ruhen konnte, ſondern er mußte mit den Armen und Händen an den Felſenzacken ſich halten, unbequemer als Odyſſeus an den Zweigen des Baumes, der den Schlund der Charybdis beſchattete, bis ihn als guter Engel ſein Freund Friedrich aus der Gefahr errettete, was er auch nicht allein, ſondern nur mit Hülfe der Knechte, vermochte, die er aus einem nachbarlichen und dennoch ziemlich abgelegenen Bauernhofe herbeirief. Friedrich war, während ſein unerfahrener Freund das Wagſtück unternahm, an einem entfernteren Orte des Ufers mit ſeinen Zeichnungen beſchäftigt geweſen, er kam erſt gegen Abend, um den Gefährten zur Heimkehr nach Sagard abzurufen. Bis man dann für dieſen und ſeinen ſtarken Befreier Stufen zum ſicheren Auftreten in die Kreide gehauen und er nun faſt ohnmächtig dem Retter in die Arme ſinken konnte, war es ſpät in der Nacht geworden. Und nicht Alle, welche das ſcheinbar leichte, und doch ſo gefahrvolle Hinaufklimmen an den Schluchten der Felſenpfeiler verſucht haben, ſind mit der

Furcht und Angſt einiger peinlichen Stunden, wie der Münzmeiſter, davon gekommen; Mehreren iſt ein ſocher Verſuch der Gang zum Tode geworden.

Von Verſteinerungen fanden wir nur wenige Reſte von Seeigeln, die, in eine feſte Feuerſteinmaſſe verwandelt, mitten in der weichen Kreide, ſeit ihren Jahrtauſenden ſich erhalten haben.

Das Auge, geblendet von der Helle, welche die Sonne auf die Kreidefelſen ausſtrahlte, ſehnte ſich nach einem Ausruhen im Schatten. Wo konnte man dieſes aber in wohlthuenderer Weiſe finden, als in dem Buchenhaine der Stubnitz und vor dem vielgeprieſenen Herthaſee (Borgſee)! Auch ohne das Feierkleid der Sage, in ſeinem einfachen Naturgewande, macht dieſer kleine, ſtille See mit ſeiner Umgebung auf die äußeren und inneren Sinne einen Eindruck, der die Seele feierlich ſtimme. Draußen am Meere ſchlug der Sturmwind aus Nordoſt die Wogen ſo mächtig an das Ufer, daß der Schaum hoch an die Felſenwände hinanſpritzte; am Saume des Waldes ſchüttelte er nicht nur die Früchte von den Buchen, ſondern zerriß mit den alten zugleich auch manchen jungen Zweig und warf ihn zu Boden, da drinnen aber bei dem Herthaſee rührte kein Lüftchen den Spiegel des dunkelbeſchatteten Waſſers an; wie über ein Grab in tiefem Felſenſchachte, darein man den Leib eines alten Helden in ſeinem Waffenſchmucke verſenkte, damit keine fremde Hand an ſeinem Schwerte ſich vergreife, zieht der Sturmwind hoch über den Burgfrieden der Hertha hin, ohne dieſen zu ſtören; man hört ſein Rauſchen, ſieht ſein Bewegen in den Wipfeln der Bäume, welche auf dem oberen Rande des thurmeshohen Walles ſtehen, der den See umgürtet, man fühlt jedoch ſeinen Anhauch nicht. So liegt auch die uralte Geſchichte der Thaten und Tempelgebräuche, welche die Vorzeit der Völker dort im Burgfrieden des Bergwaldes verübt hat, wie im Dunkel eines tiefen Heldengrabes verborgen. Wir gedachten indeß hier, wenn dies auch nicht ſeine wahre Stätte war, der Frühlingsfeier des Herthadienſtes, wie Tacitus ſie beſchreibt; muß man doch öfters bei den Erinnerungen an ungleich bedeutungsvollere den Geiſt des Menſchen näher, denn alle Sagen der Vorzeit angehenden, wahrhaften hiſtoriſchen Begebenheiten auf das ſichere Erkennen des Ortes verzichten, an dem ſie ſich zutrugen, obgleich ſie vor den Augen der noch jetzt fortbeſtehenden Völker eintraten.

An einer Stelle im Innern der ſogenannten Herthaburg fand ich etwas, das für mich wenigſtens ein Schatz war, eine Pflanze, die ich noch niemals in friſchem Zuſtande geſehen: die Dingel-Faunblume (Satyrium Epigogium L. oder Limodorum Epigogium). Etwas Neues für meine Augen waren mir auch die ſogenannten Steinkiſten: Gräber aus kunſtlos zuſammengeſtellten Granitblöcken, deren nach innen gerichtete flache Seiten zwei lange und zwei kürzere Wände bilden, die zwiſchen ſich einen anſehnlichen (8 Fuß langen und halb ſo breiten) Raum zum Hineinbetten eines mächtigen Heldenleibes mit ſeinem Waffengeräthe ließen. Sie waren oben mit Steinen der gleichen Art zugedeckt, doch ſind dieſe Deckel in ſpäterer Zeit meiſt hinweggenommen worden, und das ſeines Inhaltes beraubte Grab iſt mit dem abgefallenen Laube der Buchen erfüllt.

Wir kamen lange nach Mittag in das Gaſthaus von Sagard zurück, fanden aber dort ein reichliches Mittagsmahl für uns bereitet. Lieber als jeder Nachtiſch waren mir heute die Erzählungen und Sagen, welche zur Unterhaltung für uns und andere Fremde von der geſprächigen

Wirthin und einigen einheimiſchen Gäſten in hochdeutſcher Sprache mitgetheilt wurden. Wenn uns auch Manches von Dem, was wir da hörten: wie die Sage von der mächtigen, im Meere verſunkenen Wendenſtadt Vineta, wie die Uebung des Strandrechtes aus Schriften, die wir geleſen, ſchon bekannt war, nahm es ſich dennoch hier im mündlichen Volksberichte ungleich lebendiger aus. Was die Sage anderwärts von Vineta berichtet, das trägt ſie hier auf Arkona über. Einer der Lootſen, der drinnen in der Wirthsſtube ſaß, und den die Wirthin als Zeugen aufrief, hatte, wie er ſagte, das Läuten der Glocken in dem verſunkenen Arkona an hohen Feſttagen vom Meeresgrunde herauf mit eigenen Ohren gehört, bei ſtillem Waſſer und hellem Himmel manche noch ſtehende Gebäude der Stadt geſehen; die Wirthin erzählte uns von den öfter hier vorkommenden Unglücksfällen der geſtrandeten Schiffe, zeigte meiner Frau allerhand Waaren, die ſie in ſcheinbar halbverdorbenem Zuſtande wohlfeil von den Eigenthümern ſolcher Schiffe gekauft und zum Theil wieder in guten Stand geſetzt hatte, fügte jedoch hinzu, daß ſie lieber den noch lebenden Inhabern der geſtrandeten Fahrzeuge etwas geben, als Gewinn von ihnen haben möge.

Ich weiß nicht, war es hier in Sagard oder war es an einem anderen Orte, wo ich die aus Schriften bekannte Beſchreibung der Inſel Hiddenſee und der Anhänglichkeit ſeiner Bewohner an den heimathlichen Boden auch aus dem Munde des Volkes vernahm. Wir ſollten am anderen Tage die merkwürdige Inſel von Arkona aus ſehen, darum iſt es mir nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon hier in Sagard, ſo wie vielleicht auch bei dem Pfarrer Frank in Bobbin von ihr die Rede war. Wie paradieſiſch ſchön, voll blumiger Auen, prächtiger Gärten und Wälder, reich an Quellen und allen Früchten des Landes mag ſich der Fremdling, der aus weiter Ferne kommt, die Inſel Hiddenſee denken, wenn er hört, daß ſie von ihren Bewohnern nur das „ſöte Länneken“ (das ſüße Ländchen) genannt und ſo ſehnlich geliebt wird, daß manche der Bewohner, namentlich Frauen, ſie niemals verlaſſen, und daß auch die auswärts im Meere auf Erwerb ausgehenden Männer dieſen nur ſuchen, um ſeines Beſitzes in der Ruhe ihres kleinen Eilandes ſich zu erfreuen. Käme dann aber der Fremde, der dieſes vernommen, mit ſeinen Erwartungen dahin in das ſüße Ländchen, was würde er finden? Wir wollen ihn ſogleich an den namhafteſten Ort der Inſel, nach Kloſter, führen. Da findet er noch eine Mauer mit thorähnlichem Durchgange von dem einſt hier geſtandenen Ciſterzienſerkloſter, das im 30jährigen Kriege zerſtört worden; ein Kirchlein, dabei etwa 6 Häuſer, von 64 Menſchen, alt und jung bewohnt. Wir gehen weiter mit ihm nach der nachbarlichen Ortſchaft Grieben, da gibt es freilich 15 Häuſer und gegen 90 Einwohner, und ſüdoſtwärts ſteht die anſehnlichſte Ortſchaft der Inſel: Vitte, mit 45 Häuſern und 300 Einwohnern. So wie jedoch der Wanderer aus den Häuſern und einigen dürftigen, kleinen Feldern dieſer Ortſchaften heraustritt, ſieht er überall gegen Nord- und Nordweſten hin nur den nackten Boden des Höhendammes und die unfruchtbare, mit Sanddünen bedeckte Küſte. Nicht einmal der große Dornbuſch, der noch vor nicht langer Zeit zum Wahrzeichen der Schiffer diente, iſt mehr vorhanden; einige verkrüppelte niedere Bäume zeigen noch die Stätte an, wo vor dem 30jährigen Kriege ein Wald ſtand, den damals die Kaiſerlichen faſt ganz, ſeinen Reſt aber die Dänen im nordiſchen Kriege zerſtörten. Und armſeliger noch iſt der ſüdlichſte Theil der Inſel: der ſogenannte

Gellen, auf welchem zwar in alter Zeit eine dem h. Nicolaus geweihte Kirche ſtand, deſſen ſandiger Boden aber ſo unwirthbar iſt, daß auf ihm keine bleibende Wohnſtätte der Menſchen, ſondern etwa nur Bretterhütten für die Häringsfiſcher gefunden werden, welche hier ihre Netze ausſpannen. Vor Jahrhunderten ſtand da an der Südſpitze ein Leuchtthurm. Allerdings zeigen ſich dann wieder hinanwärts gegen die Mitte der Inſel an der Weſtküſte zwei Ortſchaften nahe bei einander: die Fiſcherdörfer Neuendorf mit 15 Häuſern und 88 Leuten und Plagshagen mit 22 Häuſern und 128 Bewohnern, auch gibt es noch auf der Fährinſel an der Oſtſeite in den 3 Häuſern der Fährmänner gegen 20 Perſonen und im Poſthauſe, wo der Gränzwächter wohnt, etwa eben ſo viele, ſo daß die ganze Inſel zuſammen wohl eben ſo viele Bewohner hat, als manches unſerer mittelgroßen Kirchdörfer (über 700). Und was fehlt den genügſamen Bewohnern des ſüßen Ländchens zu ihrem Glücke und Wohlbehagen? Freilich der Schatz des Bernſteines, den die tauſendjährigen Sturmfluthen hier aufgehäuft und mit dem Sande zugedeckt hatten, iſt längſt gehoben, und der nachkommende Reſt iſt ein unter ſtrenge Hut geſtelltes Eigenthum der Regierung. Dem guten Volke der Inſel bleibt aber ein anderes unbeſchränktes und ungekränktes Eigenthum. Haben ſie auch nicht Heerden von Vieh, ſo nähren ſie doch einzelne Ziegen und nicht blos einzelne Heerden, ſondern unzählbare Heere von Häringen gehen im Waſſer, in der Nähe ihrer Küſte auf die Weide und ſind, ſobald ſie zur günſtigen Zeit auf den Fang ausgehen, ihr Eigenthum. Zu dem Gerichte dieſes Schlachtviehes kommen die vielen Arten der anderen im nachbarlichen Meere einheimiſchen Fiſche, der Krebſe u. a.; von den Aeckern ein Beigericht von Kartoffeln, auch wohl ſo viel Mehl als zum Backwerke bei feſtlichen Gelegenheiten gehört; ſtatt der anderen ſüßen Früchte finden die Kinder die Brombeeren, die ſie, ohne hoch zu ſteigen, für ſich erbeuten können. In demſelben Feſtgewande, darin die Großmutter an ihrem Hochzeittage prangte, geht die Enkelin, ja die Urenkelin zum Traualtare; den Bedarf der anderen Kleider für Alt und Jung ſchaffen die webenden Hände der Frauen herbei, die den rohen Bedarf ihres Werkes von Rügen her ſich verſchaffen; die Netze und anderen Fiſchergeräthe fertigen die Männer. — Ja, du glückliches, einſam wohnendes Volk, was fehlt dir in deinem ſüßen Ländchen, wenn du Gottes reines, lauteres Wort in Kirche und Schule, in deinem Hauſe und Herzen haſt; wollte ich doch ſelber gerne, wenn es in Geſellſchaft meiner Kinder, Enkel und Urenkel und mit einigen gleichgeſinnten Freunden geſchehen könnte, in dir wohnen und auf deinem Kirchhofe begraben werden, ohne mich je nach dem Getümmel der Stadt, nach dem geſelligen Treiben der jetzigen Zeit wieder hinaus zu ſehnen.

Schon in den ſpäteren Stunden des Nachmittags war der Sturm, deſſen erſte, ungeſtüme Angriffe wir ſchon vor Mittag an der Küſte bei Stubbenkammer und im Buchenwalde der Stubnitz empfanden, noch heftiger geworden; er hielt in gleicher Stärke an bis gegen Morgen, wo er ſich allmählig zur Ruhe legte. Dennoch war der Himmel klar und heiter; die Sonne trat hell über den Wald herauf. Der große wohlerhaltene Opferſtein bei Quoltiz war allerdings des Beſehens werth, und er lag nicht fern von unſerem Wege nach Arkona ab. Wir ließen uns dahin führen und verweilten hier, wie bei dem lieben Pfarrer Frank in Bobbin, einige Stunden. Dort auf den Anhöhen um Quoltiz iſt ein ganzes Todtenfeld der Steingräber aus der alten Heidenzeit; es iſt ſeit alter und älteſter Zeit ein tiefes, unabweisbares Bedürfniß der Menſchenſeele geweſen, den ernſten Gedanken des Todes mit dem der Ewigkeit und einer reinigenden Weihe am Opferaltare zu verbinden. Der theure Pfarrer Frank, der lebensvolle Nachbar des alten Feldes der Todten hatte die reinigende Weihe, deren Schatten und Vorbild ſchon der älteſten Heidenzeit nicht unbekannt geblieben, an einem anderen Altare empfangen als jene Opferſteine waren, deren größten wir bei Quoltitz geſehen. Es war mir wohl und heimathlich bei dem lieben Manne zu Muthe, bei welchem Geiſt und Herz die gleiche Richtung nach dem ewigen Oſten hatten, in welchem die Heimath liegt. Seiner gaſtlichen Einladung, bei ihm einen Tag zu bleiben, konnten wir nicht folgen; wir ſahen ihn noch am anderen Vormittage in Altenkirchen, bei ſeinem Schwager Baier.

Der Weg über die Landenge der Schabe, den wir zum Theil in Frank's Geſellſchaft machten, war heute für mich von beſonderem Reize. Das Meer ging noch immer hoch, wir hatten es nahe zu unſerer Seite und vor unſeren Augen, und den Laut ſeines mächtigen Taktſchlages in unſeren Ohren. Auch meine Begleiterin hatte jetzt an der Nachbarſchaft des Meeres eine ihr unerwartet neue Unterhaltung gefunden; ſie ſammelte an der ſteinigen Küſte, was auf Rügen für Jeden erlaubt iſt, kleine Bernſteinſtücke, welche der Sturm der vergangenen Nacht auf den Strand geworfen oder durch Hinwegſpülen des Sandes aufgedeckt hatte. Bei einem Fiſcherdorfe, nicht fern von Arkona (Witte?), ſahen wir ganze Reihen der köſtlichſten Seefiſche, vor allen von Flundern (Pleuronectes flesus) zum Trocknen an der Luft hängen. Wir hielten hier, auf einer ſteinernen Bank ſitzend, in der herrlichen Ausſicht nach dem Meere unſer ziemlich verſpätetes Mittagsmahl. Der Fiſcher, deſſen nachbarliche Hütte unſer Koſt- und Speiſehaus war, führte uns zu dem ganz nahe gelegenen, neu errichteten Bethauſe, in deſſen Nähe der Dichter Koſegarten, der bis 1807 als Pfarrer in Altenkirchen gelebt hatte, ſeine berühmten von Mohnike in den Druck gegebenen Uferpredigten hielt, deren poetiſcher Schwung bei den Leſern aus den gebildeten Ständen einen wohlverdienten, großen Beifall gefunden. Das Bethaus oder die Kapelle, deren Bau Koſegarten durch milde Beiträge von vielen Seiten her begründet hatte, war damals erſt vor Kurzem eingeweiht worden, und geräumig genug, um der Verſammlung der Fiſcher, welche während des Häringsfanges vom Juli bis September ſich hier an den 8 beſtimmten Sonntagsnachmittagen einfindet, bei ungünſtigem Wetter ein Obdach zu gewähren. Früher wurde dieſer Gottesdienſt im Freien gehalten.

Es war ſchon ſpät am Nachmittage, als wir oben auf dem Walle der alten Tempelburg des Swantewit ankamen. Welche Ausſicht war hier auf und weit über das Meer hin; welche Erinnerungen bot die Stätte ſelber dar! Wer den Bericht des Saxo Grammatikus über die Eroberung der Tempelburg im J. 1168 durch den Dänenkönig Waldemar I. mit Aufmerkſamkeit geleſen, der wird die treue, lebendige Darſtellung bewundern müſſen, mit welcher uns jener Augenzeuge der damaligen Kriegsthat dieſe vor Augen führt. Es läßt ſich aus jener Darſtellung noch die Gegend errathen, wo die Dänen bei dem nächtlichen Ueberfalle der Feſtung an der Felſenwand heraufklommen und den ſtürmiſchen ſiegreichen Angriff des für unüberwindlich gehaltenen Baues wagten. Mir aber kamen noch andere Gedanken, als die an das Erſtürmen der alten Burg, an die Zerſtörung ihres Tempels und die Vernichtung des Götzenbildes in ſeinem Innern. Der Tempel verwahrte noch einen anderen, koſtbareren Schatz in ſich als jener goldene und ſilberne war, den Waldemar, der Sieger, mit ſich nahm. Das war der Schatz der alten Tempelweisheit, welcher, von einem Geſchlechte der Völker an das andere vererbt, ſeit mehreren Jahrtauſenden immer nur gleich einer Schatzmünze, deren Gepräge und Inſchrift der ſpätere Nachkomme nicht mehr verſteht, aufbewahrt, niemals zum Gebrauche des Lebens verwendet worden, obgleich ihr Werth, ſelbſt unter dem Ueberzuge des Roſtes, derſelbe geblieben war. Swjatovit war nicht nur eine der drei Hauptgottheiten des wendiſchen Heidenthums, er war ein annäherndes Sinnbild der dienenden Kräfte jener göttlichen Dreiheit ſelber*), von welcher Indiens wie Aegyptens älteſte Tempelweisheit aus dem Munde der älteſten Väter unſeres Geſchlechtes die Kunde empfiengen.

Der Norden, in der Nähe des Poles, hat in ſeinem Jahre eine lange Dämmerung, die der aufgehenden Sonne vorausgeht, der untergehenden nachbleibt; auch die geiſtige Dämmerung der Tempelweisheit hat den fern vom urväterlichen Herde wohnenden Völkern mehrere Jahrtauſende lang ein troſtreiches, ermunterndes Licht gegeben, welches den erwartenden Blick nach dem ewigen Oſten hinlenkte. Weiter nach dem Süden, wo die Sonne höher am Himmel ſteht, ſind die Zeiten der Dämmerung nicht ſo lang, die Nacht tritt da am ſchnellſten ein, wo die Sonne während des Tages am höchſten ſtand, und am helleſten und kräftigſten ſchien. Der Wanderer, der in ſolchem Lande lebt, da die Sonne am helleſten ſchien, hat ſich, wenn ſie ihrem Sinken entgegengeht, am ſorgfältigſten dagegen zu verwahren, daß die Nacht mit ihrem Dunkel nicht plötzlich, wie ein Gewappneter, ihn überfalle. Er behalte ſeine Leuchte bei ſich, ſorge für Oel in ſeine Lampe und verwahre ſie, daß ſie ihm nicht erlöſche.

---

*) Swjatowit, das „heilige Licht,“ Perune und Reiſe, und dennoch als der eine Gott verehrt. M. v. das treffliche Werk von Berthold: Geſchichte von Rügen und Pommern, B. I S. 193 u. f.

Es war ſpät am Abende, als wir in's Wirthshaus zu Altenkirchen kamen; über dem Feuer auf dem Herde dampfte ein Keſſel, darin ein großer Aal geſotten ward; Kartoffeln daneben. Der für unſeren Geſchmack und unſer Vaterland köſtliche, ſeltene Fiſch zog unſere Eßluſt mächtig an. Wir beſtellten uns ſogleich ein Gericht dieſer erwünſchten Art, zugleich aber auch ein Zimmer und Betten zur Nachtruhe, denn wir waren recht von Herzen müde, ſo daß wir faſt lieber noch viele Stunden bis zur Mitte des anderen Tages gefaſtet, als nur noch eine Stunde vom Schlafe uns enthalten hätten. Da fügte es ſich, in unſerer damaligen Stimmung hätte ich faſt ſagen mögen: unglücklicherweiſe, daß irgend Jemand aus dem Hauſe des theuren Pfarrer Baier in's Wirthshaus kam. Ich gab den Brief von Mohnike an dieſe Gelegenheit ab, mit herzlichem Gruße und dem Verſprechen, daß ich am nächſten Morgen den Herrn Pfarrer beſuchen werde. Schon ſtanden die Teller zum Nachteſſen vor uns; die müden Augen wollten ein Mal über das andere ſich zuthun, da that ſich die Thüre zu unſerem Zimmer auf und der liebe Pfarrer Hermann Baier trat zu uns herein. Er ließ es nicht bei einer herzlichen Begrüßung bewenden, ſondern kam uns gleich mit einem ſolchen Ungeſtüm ſeiner gaſtfreundſchaftlichen Liebe entgegen, daß er mich kaum zu Worten kommen ließ. Ich mochte einwenden, was ich wollte, alle die Gründe, die ich vorbrachte: unſere Schläfrigkeit, unſere bereits zum Uebernachten im Wirthshauſe getroffene Einrichtung und Anderes ſonſt halfen nichts, er führte uns mit der Gewalt ſeiner Liebe als Gefangene in ſein Haus, wo uns in der Geſellſchaft, die wir da fänden, die Schläfrigkeit vergehen werde und ein freundliches Ruheplätzchen uns erwarte.

In einer Stimmung, welche in ihrer menſchlichen Art der eines Poſtpferdes gleichen mochte, das den ganzen Tag ſich müde gelaufen hat, und das man nun noch einmal aus dem Stalle herauszieht zum Anſpannen, trat ich in die Geſellſchaft ein, welche im gaſtlichen Hauſe des lieben Pfarrers verſammelt war. Hier verging mir freilich, ſo weit dies leiblich möglich war, alsbald das Gefühl der hemmenden Müdigkeit; denn ich fand da unter den vielen Gäſten den mir ehrwürdigen, theuren Elert Bode, den Forſcher und kindlich liebenden Freund des ſichtbaren, wie des unſichtbaren Himmels. Wie gern hätte ich dem Manne meine dankbare Liebe und Ehrfurcht in gebührender Weiſe ausgeſprochen, aber ich konnte es nicht, denn obgleich der Geiſt wieder munter geworden wie ein Roß, das die Sporen fühlt, konnte er doch das Fuhrwerk, den trägen Leib mit ſeiner Zunge, nur ſo mühſam und ſchwer von der Stelle ziehen, daß ich die gefüllte Theetaſſe, die mir gereicht worden, aus der Hand fallen ließ, und ich weiß nicht mehr was eigentlich? in vereinzelten Worten ſchwatzte, deren ich mich wohl in beſſeren Stunden geſchämt haben würde. Dennoch iſt mir die Erinnerung an das perſönliche Begegnen mit dem Elert Bode noch auf Erden, ein lieber Erwerb auf meinem Lebenswege geblieben.

Ich hörte da Vieles ſprechen, das mir lehrreich und werth war; wir blieben, wie mir ſchien, lange bei einander ſitzen; da verlangte der gute, alte Bode nach ſeiner Ruhe, auch die anderen Gäſte alle gingen auf ihre Zimmer, uns beide aber bat man, noch „ein wenig“ mit dem Pfarrer aufzubleiben. Nun das war wohl gut, und ich wie meine Hausfrau wären gern die ganze Nacht bei dem guten, frommen Manne ſitzen geblieben, wenn nur die Schläfrigkeit nicht geweſen wäre. Das „ein wenig“ wollte mir faſt zu viel werden, da kam die eines ſolchen Bruders würdige Schweſter des Baier, die Amalie, mit der Entſchuldigung, daß es ſo lang gedauert, und zugleich mit der erfreulichen Kunde herein, daß nun auch für uns das Nachtlager bereit ſei.

Ich erfuhr und bemerkte erſt jetzt, welche Mühe der gute Pfarrer Baier mit uns, ſeinen gewaltſam aus dem Wirthshauſe entführten Gäſten in ſein Haus gebracht hatte. Die anderen Gäſte, die wir bei unſerer Ankunft vorfanden, und deren Zahl nicht gering war, hatten zum Theil ſchon in der vorhergehenden Nacht Beſitz genommen von allen diſponiblen Zimmern, für uns war im Hofe, in einem Bretterhäuschen, das mir in der Erinnerung von thürmchenähnlicher Geſtalt erſcheint, ein Zimmerchen gefunden, zu dem man auf einem kleinen Treppchen hinaufſtieg. Da hatte die geſchickte, ſorgliche Hand der Schweſter Amalie Alles ſo ſauber und wohnlich eingerichtet, daß unſere Augen, ſo lange ſie der Schlaf noch offen ließ, mit Wohlgefallen darauf, die Glieder aber in den reinlichen Betten mit Wohlbehagen ruhten.

Dem lieben Baier und ſeiner Schweſter war eine Mühewaltung der Art, wie wir ihnen gemacht hatten, nichts Ungewohntes. Ihr Haus war, namentlich in der Sommerzeit, wenn die beſuchenden Fremden nach Rügen kamen, faſt jeden Tag und jede Nacht von Gäſten gefüllt, wenn auch nicht immer in ſolchem Uebermaaße, wie am Tage unſerer Ankunft. Es war noch eines jener gaſtlichen Pfarrhäuſer, deren Sitte W. H. Riehl ſo treu und wahr beſchreibt*), und von deren Art man namentlich in dem guten Würtemberger Lande Gott Lob! noch viele finden kann. Wir Gäſte haben es, als ich mit meiner Frau bei ihm war, dem guten Vater freilich arg gemacht, doch nicht ärger, als ſie es gar oft dem alten Pfarrer Machtolf zu Möttlingen in Würtemberg gemacht haben. Davon wäre viel zu erzählen, ich will aber nur Eines aus dem Vielen mittheilen. Ein vornehmer Herr, deſſen Gut und Sommeraufenthalt wohl in der Nachbarſchaft von Möttlingen lag, hatte ſo viel von der Gaſtfreundlichkeit des alten Machtdolf gehört, daß es ihm unglaublich vorkam. Der Mann nimmt, ſo ſagte man, Jeden, der als Gaſt an ſein Haus kommt, er ſei arm oder reich, vornehm oder gering, mit gleicher Liebe und Bereitwilligkeit auf, theilt die letzten Biſſen, die letzten Pfennige, die er beſitzt, mit den hungrigen und dürftigen Gäſten, ſpart ſich's an ſeinem Munde ab, ſchläft, wenn er alle ſeine Betten zum Lager für die Gäſte hergegeben, eine, und wenn's ſein muß, mehrere Nächte auf einer hölzernen Bank, oder Gott weiß, in welch' anderem Winkel, und wenn der Gaſt fortgeht, da nimmt er in einer ſo herzlichen Weiſe von ihm Abſchied, als ob nur er für ſeinen Beſuch Dank zu ſagen hätte, und als ob er ſelber der Schuldner ſeines Schuldners ſei. Hat auch ſchon manchem armen Greiſe, der bei ihm übernachtete, am anderen Morgen den Reiſebündel ein groß Stück Weges getragen, obgleich er ſelber auch bereits ein Greis iſt.— Wie ſchon geſagt: dies Alles kam dem vornehmen Herrn unglaublich vor, denn in Stuttgart gab es zwar viele Gaſtereien, ſolche gaſtfreundliche Sitte aber war da weniger bekannt. Er wollte die Sache mit eigenen Augen ſehen, machte ſich deshalb auf nach Möttlingen in das Pfarrhaus, an einem Tage, wo er wußte, daß dieſes Haus ganz voller Gäſte war. Es kannte ihn hier Keiner, am wenigſten in dem alten Ueberrocke, den er angethan hatte. Der Pfarrer kam ihm entgegen, vernahm den Wunſch des Fremden, bei ihm zu herbergen, mit freundlicher Zuſtimmung, führte ihn hinein in's Zimmer, wo die Gäſte ſo eben bei'm Abendeſſen ſaßen. So voll auch die Bänke und Stühle ſchon waren, fand ſich doch noch ein Plätzchen für den neuen Gaſt, denn der Pfarrer, der mit der Bedienung zu thun hatte, trat ihm ſeinen Sitz und für die Nacht auch ſein Bett ab. Der vornehme Herr ſteht am nächſten Morgen ganz frühe auf, die anderen Gäſte ruhen noch alle, nur der Pfarrer, der während der Nacht in einem Backtroge geſchlafen hatte, iſt damit beſchäftigt, für ſeine Fremden die Stiefeln und Schuhe zu putzen. Dem vornehmen Herrn wird bei dieſem Anblicke wunderlich zu Muthe. Schon am geſtrigen Abende war ihm bei dem Tiſchgeſpräche, das der ehrwürdige Alte mit einigen ſeiner Gäſte führte, und bei ſeinem Abendgebete das Herz aufgethan und weich geworden. Er hatte bei ſeiner Bewirthung im Pfarrhauſe zu Möttlingen von jener Speiſe genoſſen, die nicht vergänglich iſt, ſondern „die da bleibet in das ewige Leben.“

---

*) In ſeinem trefflichen Buche: die Familie S. 161 u. f.

Wer zu Möttlingen in die Kirche hineingeht, der kann außen vor der Thür das Grab des alten Machtholf mit der einfachen Inſchrift ſeines Namens und der beiden Gedenktage des Anfangs und des Endes ſeines Lebens leſen. Der hörbare Laut der Worte, die er da drinnen in der Kirche zu den Ohren und Herzen ſeiner Gemeinde ſprach, iſt zwar längſt verhallt, aber der Inhalt derſelben ſteht in einem Buche geſchrieben, deſſen Rede in Ewigkeit nicht verſtummt noch vergeht, und auch die Thaten ſeines Lebens ſtehen noch jetzt in den Herzen Vieler geſchrieben, die den gaſtfreien Pfarrer gekannt, oder aus glaubwürdigem Munde von ihm gehört haben. Auch ich habe, freilich nur in wenig Zügen, ein Lebensbild des alten Pfarrers Machtdolf gezeichnet, aus dem man wohl die Phyſiognomie desſelben erkennen kann. Es ſteht im 2. Bande meines Alten und Neuen S. 259 in dem Kapitel, das die Ueberſchrift führt: Der Calwer Bote.

Als wir am anderen Morgen in unſerer kleinen Warte erwachten und zur Familie des Pfarrhauſes hinunter kamen, da fanden wir dieſe allein. Alle die Gäſte, die wir am Abende im Zimmer geſehen, und von denen ich im Zuſtande der großen Ermüdung nur den ehrwürdigen Elert Bode und ſeinen Sohn in die Erinnerung aufgenommen, waren ſchon früh am Tage abgereiſt. Deſto beſſer für uns: der Pfarrer Baier hatte jetzt Zeit und Muße genug, mir ſtill zu ſitzen zu dem kleinen Lebensbilde eines „Stillen im Lande,“ das ich vor dem Scheiden von der Inſel Rügen noch aufgenommen habe, und das ich auch hier gern in das Reiſetagebuch meines Lebens hineinzeichnen möchte.

Wenn man den Hermann Baier, wie dies von Allen, die ihn kannten, oft geſchehen mochte, recht vorzugsweiſe einen muſikaliſchen Mann nannte (nach S. 126), ſo hatte man damit freilich zunächſt nur ſeine ſeltene Begabung für die Tonkunſt im Sinne. Ich aber faſſe dieſen augenfälligen Charakterzug ſeines Weſens in einer weiteren, tieferen Bedeutung auf, wenn ich ſage: Baier war eine ſo durchaus, an Seele und Leib muſikaliſche, harmoniſch wohlgeſtimmte Menſchennatur, dergleichen ich auf Erden nur wenige gefunden. Ich bleibe bei der äußerlichſten Erſcheinung des Charakterzuges zuerſt ſtehen. Blieben doch wohl auch Vorübergehende am Garten des Pfarrhauſes von Altenkirchen ſtehen und hören mit innigem Wohlgefallen zu, wenn ſie, beſonders am Morgen und Abende, den rührend ſchönen Geſang einer Männerſtimme, begleitet von dem Saitenſpiele der Harfe oder Guitarre, vernahmen, der aus der Gartenlaube ſich hören ließ. Der Sänger war der Pfarrer Baier ſelber, der hier in der Stille in einem Liede zum Preiſe und zur Anbetung ſeines Gottes ſich erhob, und der nicht nur durch Saitenſpiel und Geſang einzelne Vorübergehende oder die nächſten Genoſſen ſeines Hauſes und Herzens zur Andacht ſtimmte, ſondern welcher dann, wenn er am Klaviere als Meiſter der Tonkunſt und des Geſanges ſich erwies, in allen ſeinen Zuhörern mit dem muſikaliſchen Gefühle zugleich die tiefſten Gefühle des Gemüthes, ja ſelbſt die Gedanken des Geiſtes in wohlthuend mächtiger Weiſe anregte und belebte. Eine Seele, welche der ſeinigen am nächſten ſtand und am innigſten befreundet war, und die ihn von ſeiner Kindheit an bis zu ſeinem Ende ſchweſterlich begleitet hat, ſagt von ihm ſehr treffend: Die Muſik war ihm zur Natur geworden; er ſetzte, ſo möchte ich ſagen, Alles in Muſik, ſein Leben mit den Menſchen und mit Gott. Am meiſten ſang er, von einem unwiderſtehlichen Drange ſeiner Natur bewegt, wenn ſein Herz ſo recht von Liebe zu Gott und den Menſchen erwärmt und ergriffen war. In ſeiner Kirche, wo die Gemeinde noch das alte Pommer'ſche Geſangbuch mit ſeinen guten Liedern und die alten Gebräuche des Altargeſanges ſich erhalten hatte, konnte man ſeine Stimme mit ihrem milden und doch ſo männlich ſtarken Tone nicht ohne Rührung hören; zu dem Kinde, das ihm Gott in ſeiner Ehe ſchenkte, hat er in den erſten Jahren faſt mehr geſungen als geſprochen. Auch dann, wenn ſein liebendes Gemüth am ſchmerzlichſten ſich beengt und gedrückt fühlte, pflegte er den Schmerz zur Ruhe zu ſingen und ſelbſt das Gefühl der inneren oder äußeren Verödung und Zerſtreuung vertrieb er ſich und Anderen durch Geſang. „So, wenn er in großer Geſellſchaft bei Tiſche ſaß und etwa die Unterhaltung fad oder einſilbig wurde, fiel er ſo mächtig mit einem ſchönen Liede darein, daß das unerfreuliche Geſpräch der Anderen zum Schweigen wurde, oder daß das vorher eingetretene Schweigen wieder zum Worte kam. Auch in der Fremde, da er als Erzieher der Knaben der Frau von Gordon, mit dieſer Familie auf Reiſen war, pflegte er das Heimweh nach ſeiner ſtillen Inſel, das ihn nicht nur in dem geräuſchvollen Paris, ſondern ſelbſt in der Schweiz ergriff, zur Ruhe zu ſingen.“

Die muſikaliſch-harmoniſche Stimmung ſeines Weſens gab ſich aber nicht nur in ſeinem Geſange und Saitenſpiele, ſondern in ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung kund. Sein Angeſicht, als ich daſſelbe ſah, war bleich, aber in ſeinen Zügen lag der Ausdruck einer Ruhe und eines Wohlwollens, der ſich auch ohne Worte verſtändlich machte. Die feſte, gerade Haltung ſeines Körpers, in welcher er dem fremden Gaſte rüſtig und freudig entgegentrat, ließ dieſen es nicht errathen, wie ſehr dieſer Körper ſo eben ein Gefühl der Kränklichkeit gebeugt war. Die feine Zucht und Ordnung, die in ſeinem Innern war, trug er dann auch, wo er nur konnte, auf ſeine äußere Umgebung über. Nicht nur jedes ungebildete Wort, ſondern auch jede nachläſſige Haltung des Körpers und der Kleidung verwies er Denen, die ſeiner Zucht und Pflege befohlen waren, jede kleine Unordnung in ſeinem Hauſe, das ſchiefe Hängen eines Bildes oder Spiegels, die unſymmetriſche Stellung irgend eines Gegenſtandes im Zimmer oder die eines Baumes, den er geſetzt hatte im Garten, fiel ſeinem Auge empfindlich, und wurde von ihm verbeſſert. Namentlich wurde durch ihn der zum Pfarrhauſe gehörige Grund, aus einem ſumpfigen, höckerigen Boden in ein ebenes Wieſenland, der Garten, welcher vorhin eine Wildniß voll dichter Gebüſche geweſen, wurde von ihm in einen wirklichen Garten voll nutzbarer Bäume umgewandelt, in welchem man ohne Aufhören von der Zeit an, da der Schnee die Beete verließ, bis dahin, wo er ſie von Neuem bedeckte, Blumen der verſchiedenſten Arten ſah. Doch in ihrer bedeutungsvollſten Geſtalt zeigte ſich dieſe Liebe zur harmoniſchen Ordnung und Zuſammenſtimmung aller Einzelnen zu einem wohllautenden Ganzen, in ſeiner Wirkſamkeit auf die Schulen, auf die inneren und äußeren Angelegenheiten der Gemeinde, auf die Erhaltung und Wiederherſtellung des Friedens in den Häuſern und Herzen. Welche Aufgabe dieſer Art laſtete auf ihm während der langen militäriſchen Einquartirung, in den Jahren der napoleoniſchen Kriege und Beſitznahme des Landes. Damals kam ihm die Bekanntſchaft, welche er in Paris mit den Franzoſen und ihrer Sprache gemacht hatte, gar ſehr zu Statten.

In dieſem Allen gab ſich die muſikaliſch-harmoniſche Natur ſeines ganzen Weſens kund; es war, als hätte er, wie Orpheus, die Außenwelt, die ihn umgab, in Ordnung und in Frieden geſungen. Was iſt es aber, das der Seele des Thieres, wie der Seele und dem Geiſte des Menſchen, dieſe allbewegende, ſchöpferiſche Macht des Geſanges gibt? Sind es nicht allein das Sehnen und der Schmerz der Liebe, welche den Vogel zum Geſange anregen; kann die Weihe der wahren, ächten Dichtkunſt wo anders her, als aus einer Liebe kommen, welche dem Geiſte einen um ſo höheren Aufſchwung gibt, je höher ſie ſelber geht?

Wer den Pfarrer Baier als liebreichen Freund aller Kinder, unermüdeten Tröſter der Kranken und Betrübten, als Freund in der Noth, welcher durch ſeine That der Bitte und Hülfe ſchon zuvorkam, wer ihn in der Geſchäftigkeit des alten Machtvolf als Gaſtfreund, wer ihn vor Allem im Kreiſe der Seinigen und der näheren Freunde geſehen hat, der weiß es, daß der Lebenshauch in ihm, der zum Geſange die Stimme, zum Spiele der Saiten den Ton gab, nichts Anderes war, als die Liebe, — eine Liebe, die in der beſtändigen That ſich bekräftigt, in der erbarmenden Theilnahme an fremdem Leid ſich verzehrt.

Hierüber wäre Viel zu ſagen, für welches der Umfang dieſes kleinen Lebensbildes keinen Raum läßt. Eben ſo viel aber über Das, was den Harmonieen des Lebens in dieſer treuen Seele ihren Takt gab, die Saiten ſeines inneren Harmonikons in ihrer rechten Stimmung erhielt. Dieſes that die. Demuth, den Takt aber gab die Arbeit, ſowohl jene leibliche, die er im Schweiße des Angeſichtes ſich täglich auflegte — die mühſamſte und ſchwerſte war ihm hierbei die liebſte — als auch die geiſtige an den Seelen ſeiner Gemeinde. Er hat in ſeinem Kreiſe als ein zweiter Oberlin die Wüſte gebaut und in einen Garten Gottes verwandelt. Du theurer Menſch! das Wirken und die Geſchichte deines Stilllebens auf Rügen iſt wie ein Lied, deſſen Ton und herzerhebenden Inhalt der Wanderer bei Nacht hört, ohne den Sänger zu ſehen; an dem Getümmel deiner Zeit, an ihrem Haſchen nach Ruhm und nach Effekt biſt du ſtill vorübergegangen; du haſt deinen Lohn auf Erden nicht dahingenommen; deine Beilage iſt dir bewahrt! —

Während ich noch mit Baier, und, wenn ich nicht irre, mit ſeinem Schwager Franke aus Bobbin, im traulichen Geſpräche war, kam Freund Mohnike auch dazu, um uns in bequemem und leichtem Fuhrwerke nach Stralſund abzuholen und zugleich, um ſeinen vieljährigen Freund Baier zu ſehen. Sein anfänglicher Plan war es geweſen, uns nach Bergen, und noch an einige andere Hauptorte der Inſel zu führen. Seine Amtsgeſchäfte forderten aber ſchnelle Heimkehr, und auch die Zeit meines genommenen Urlaubes ging zu Ende. Ich hatte ja das Beſte geſehen, was für mich die Inſel enthielt, den Herrmann Baier, den ich, wäre ich wenig Jahre nachher gekommen, im Grabe gefunden hätte. Noch an demſelben Tage machten wir uns auf den Weg, ſetzten auf der Wittower Fähre über, warfen noch einen Abſchiedsblick auf das ſüße Ländchen Hiddenſee, hörten, als das Dunkel einbrach, den violinenartig lautenden Geſang der wilden Schwäne, ſahen die Feuer der Häringsfiſcher im Meere, trafen zwiſchen Mitternacht und Morgen in Stralſund ein. Und ſchon am anderen Tage ſchied ich aus dieſer lieben Stadt, in der ich noch manche mir theure Bekanntſchaft machte, an deren Erinnerungen ich hier vorübereilen muß.

Nach einem nur noch kurzen Aufenthalte in Doberan kehrten wir nach Ludwigsluſt zurück, wo für mich bald nachher eine Zeit begann, an der meine Seele keine Luſt fand, Tage, die meinen Augen nicht wohlgefielen. Darum iſt es mir bei meinem etwas zu lange gerathenen Berichte von meiner Reiſe nach der Inſel Rügen ergangen, wie einem Wanderer, der in den heißeſten Stunden eines Erntetages über die ſchattenloſe, ſandige Ebene gehen ſoll, und der auf der Ruhebank unter dem ſchattigen Baume gerne ſitzen bliebe, bis der Tag kühler geworden. Doch ich will auch in der Beſchreibung dieſer Wanderſtrecke meines Lebens, den Leſer nicht im Schritte eines Fußgängers, ſondern wo möglich mit der Eile eines Dampfwagens über den heißen dürren Sandboden geleiten, und nur mit dem Finger auf die Thürme der Ortſchaften hindeuten, die ſich zu beiden Seiten des Weges dem Auge zeigten, auch wohl ein und das Andere von dieſen Thürmen und Ortſchaften ſagen, damit uns die Zeit der Fahrt nicht ungenützt vergehe.

11. Meine literariſchen Arbeiten in Ludwigsluſt.

Auf das lange Kapitel, das ſo eben vorherging, ſoll hier ein ganz kurzes folgen. Denn in der That, das Wenige, was ich über meine gelegentliche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, während meines Aufenthaltes in Mecklenburg zu ſagen habe, das läßt ſich auf wenig Zeilen bringen.

Den erſten Band meines Alten und Neuen aus dem Inneren Gebiete der Seelenkunde, hatte ich ſchon, wie ich dies oben (B. II S. 508) ſagte, in Nürnberg zum großen Theile niedergeſchrieben, in Ludwigsluſt aber vollendet, und vor der Reiſe nach Doberan zum Drucke abgeſendet. Ich will über dieſes Buch kein Urtheil ausſprechen, ich wollte, es wäre Manches darin anders, doch meine ich, man könne von ihm ſagen, was geſchrieben ſtehet: Gleich als wenn man Moſt in einer Traube findet und ſpricht: „verderbe es nicht, denn es iſt ein Segen darinnen.“ Ich habe deshalb auch in den ſpäteren Ausgaben, außer den Druckfehlern, nichts daran geändert, denn das Buch war ſchon bei ſeinem erſten Erſcheinen den meiſten Leuten nicht zu Dank und zum Wohlgefallen gemacht und wollte dieſes auch nicht ſein und werden. Außer dem erſten Bande meines Alten und Neuen habe ich auch in Ludwigsluſt eine zweite Auflage meiner Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft bearbeitet, aber dieſes iſt in einer geiſtigen wie leiblichen Stimmung geſchehen, welche ich keinesweges für eine natürliche und geſunde halten kann. Ich werde dieſe Stimmung, ſowie ihre Urſachen und ihre Folgen gleich nachher beſchreiben, eine ihrer Folgen iſt unter anderen in der Umgeſtaltung und Umarbeitung der vier erſten Vorleſungen des Buches zu erſehen, welche, weil ſie gar nicht mit dem übrigen Ganzen ſich zuſammenreimen läßt, gleich einem neuen Lappen auf einem alten Kleide erſcheint. Ich habe deshalb dieſen umgearbeiteten Anfang in der vierten, naturwüchſig unveränderten Auflage nicht als Anfang, ſondern als Anhang mit Notenſchrift abdrucken laſſen. Auch einen Aufſatz in meines Freundes Fr. v. Meier „Blätter für höhere Wahrheit“ habe ich auf dieſem meinem geiſtigen Krankenlager geſchrieben, eine Arbeit, an der man wohl eben ſo wie an der eben erwähnten unpaſſenden neuen Zuthat für die „Anſichten“ den Apothekengeruch der Arzneimittel verſpüren wird, deren ich mich während jenes innerlichen Uebelbefindens ohne ſonderlich günſtigen Erfolg zu bedienen pflegte. Mir aber, ſo wie anderen Geſunden iſt dieſer Geruch nicht angenehm. Außer dieſen Arbeiten habe ich auch in vielen meiner freien Stunden an Rechnungen mich vergnügt, deren letzte Ergebniſſe ich in dem 2. Bd. des 2. Theiles meiner Ahndungen einer allgem. Geſchichte des Lebens, ſo wie in einigen anderen meiner ſpäteren Schriften ausführlicher mittheilte.

12. Haus und Hof.

Unter dem Hauſe meine ich hier nicht allein das vergnügliche Obdach, das mir während meines Verweilens in Mecklenburg zum Ruheplatze angewieſen war, ſondern auch die Seelen, die mit mir im Hauſe wohnten, vor Allem die meinige ſelber und auch die Seelen, welche ſich, als näher befreundet, zu uns geſellten; unter dem Hofe aber den Fürſtenhof, in deſſen Dienſt ich ſtand.

Was zunächſt mich ſelber und meinen innerſten Haushalt betrifft, ſo hätte mir dazu wohl eine Warnung recht gut thun können, welche dem Johann Friedrich Oberlin, von dem ich ſpäter noch reden werde, ſein Vorgänger im Amte und väterlicher Freund Stuber gab. Dieſer ſchrieb aus Straßburg, ein Jahr nach Oberlin's Eintritt in ſeinen neuen Wirkungskreis im einſamen Steinthal, an dieſen: „Ich will Sie doch erinnern in Anſehung des Chriſtenthums, daß man auch ſelbſt durch gute Werke davon abkommen kann. Sie ſind hier (in Straßburg) bekehrt worden; wenn Sie nun draußen nicht wachen, nicht in Gott dringen, es ſo dabei bewenden laſſen, daß Sie einmal bekehrt ſind, dabei viel zu thun, viel zu denken, viele Projekte haben, ſo können Sie, bei Ermangelung eines ſtets erweckenden Umganges und anderen Ermunterungen, die man hier beſſer als draußen findet, wohl ſich ſo zerſtreuen, daß Sie nach und nach wieder kalt werden, und ſelbſt durch Das, was man vor Gott zu thun pflegt, von Gott abkommen könnten. Ich ermahne alſo hiezu, am meiſten immer in Gott und in ſeinem Geiſte ſtark zu ſein und zu werden: brünſtig, geiſtlich, göttlich geſinnt zu ſein. So wird und muß ſich Alles geben, denn das ſteht uns Alles zu Gebot: weil wir Gott haben, ſo ſchützet, leitet, ſegnet er uns und läßt unſer Werk nach Seinem Willen und Zwecke gedeihen.“

„Dieſe Ermahnung heißt ſonſt nichts, als wie ſie wörtlich lautet; ich will darunter gar nichts Weiteres verſtanden haben, ſondern ich rede herzlich mit Ihnen, weil wir wiſſen, daß unſere Herzen mit einander verbunden ſind und weil ich ſonderlich hier ſehe, daß Mancher, der bekehrt worden, hernach, wenn der erſte Affekt vorbei iſt, manchmal wieder lau wird, vorzüglich wenn er noch nicht zu einer männlichen Stärke gekommen war, und wenn er Gelegenheit hat, ſich alſo zu zerſtreuen, daß er immer meinen kann, er ſei mit viel Gutem beſchäftigt: ſo habe ich denn gedacht, ich wolle Sie auch einmal deswegen warnen, denn das Herz iſt gar tückiſch und ſchwer wie Blei; es ſinkt immer, wenn es nicht immer gezogen wird. O, ſonderlich finde ich gar nöthig, zu beſtändiger Ermunterung unſeres Herzens, und damit der rechte Geiſt des Chriſtenthums in uns immer angefacht werde, folgende zwei Stücke, Wort und Gebet; aus fleißiger Leſung der Schriften der Apoſtel weiß ich faſt allein mein geiſtiges Leben zu ſtärken, und mich zum Gebete und durch's Gebet zu erwecken" *).

Als ich mehrere Jahre nachher in der Beſchreibung von Oberlin's Leben dieſe Stelle aus Stuber's Brief las, da dachte ich mich ſehr lebhaft in jene Zeit meines äußeren wie inneren Lebens zurück, die ich hier eben beſchrieben. Hätte mein väterlicher Freund, der Pfarrer Schöner in Nürnberg, meinen damaligen Gemüthszuſtand ſo erkannt, wie er war, und wie ich ihn jetzt erkenne, er würde ſich gedrungen gefühlt haben, ganz dieſelben Ermahnungen an mich zu ſchreiben, welche Stuber ſeinem jungen Freunde Oberlin gab, der doch in ſeinem Steinthale ungleich weniger [illegible] den Gefahren der Zerſtreuung, der Vereitelung wie der Störungen des inneren Friedens ausgeſetzt, dabei auch innerlich ſchon ungleich befeſtigter war als ich. Aber meine Briefe, die ich an die Freunde Schöner, Kanne und Burger ſchrieb, waren beſſer, als ich ſelber; während des

---

*) V. ſ. meine kleine Schrift: Züge aus J. F. Oberlin's Leben. 6. Aufl. S. 39 u. 40.

ſchriftlichen Verkehres mit ihnen war mir es immer, als ſei ich bei ihnen in Nürnberg; das Herz erhob ſich auf Augenblicke an ihr Herz und zu dem Frieden, der in dieſem wohnte, ſank aber, nach Stuter's Ausdruck, ſobald es durch die Kraft der Bruderliebe nicht mehr hinaufgezogen wurde, ſo ſchwer wie Blei wieder auf ſeinen erkaltenden Grund und Boden hinunter. Wenn mir aber auch aus der Hand der Freunde die Züchtigung und Ermahnung nicht zukam, deren ich bedurft hätte, ſo kam ſie mir dennoch von anderen Seiten in reichlichem Maaße zu und was da äußerlich am weheſten thun mochte, das iſt für mich innerlich am heilſamſten und wohlthätigſten geweſen. Ehe ich jedoch von dieſer guten Zucht und Schule weiter rede, will ich zuerſt einige Worte von meinen Mitſchülern ſagen und von den lieben Freunden, in deren Umgang und Nähe ich mich oft, wenn mir das Herz gedrückt war, erheiterte und erholte.

Mein nächſter Mitſchüler war meine gute Hausfrau, welche noch etwas früher, denn ich, in die Schule unſerer damaligen Heimſuchungen geführt wurde. Gleich nach unſerer Zurückkunft von der Reiſe nach Doberan und nach der Inſel Rügen erhielt ſie Briefe aus der Heimath, welche ihr die ſchwere und, wie es ſchien, lebensgefährliche Erkrankung ihrer jüngeren Schweſter meldeten und beſchrieben. In jedem Briefe vom Hauſe wurden die Nachrichten immer betrübender, immer hoffnungsloſer. Sie hatte ohnehin ſchon ſeit unſerem Umzuge in die neue Heimath öfters von Anwandlungen des Heimwehes gelitten, dieſe Anwandlungen kamen jetzt ſtärker und heftiger; ſie wurden während unſeres erſten Winters in Mecklenburg zu einer bleibenden Gemüthsſtimmung, — um ſo leichter, da ſie wohl wußte, daß auch ich bei den unſicheren Ausſichten auf meine zukünftige Stellung mich weder heimathlich noch glücklich fühlte, so sehr ich auch meine innere Unruhe darüber auf allerhand Weiſe zu vertreiben und zu verbergen ſuchte. Dieſes wirkte denn auch auf mich zurück, denn in mir hatte ſich der Wurm des nagenden Heimwehes nach ſo mancherlei Geiſt und Gemüth erfreuenden Verhältniſſen und Dingen, die ich früher gehabt, ſchon ziemlich tief eingefreſſen und es fehlte nur noch wenig, daß er mir ganz in's Herz drang und mir meine Freudigkeit auf lange Zeit dahin nahm. Dennoch war ſchon damals dafür geſorgt, daß mir dieſe Laſt nicht zu ſchwer, ſondern von freundlich hülfreichen Händen erleichtert werde. Dieſes geſchah durch Freunde, welche mir zu meinem Troſte zum Theil aus der Ferne her zugeſendet wurden und welche bald mit meinem Hauſe und mit dem Hauſe meines treuen Lenthe eine Familie bildeten.

Die wohlwollende Frau Miniſter von Pleſſen hatte mir den Auftrag ertheilt, ihr für ihre Kinder einen wackeren, guten Hauslehrer zu verſchaffen. Ich ſchrieb deßhalb an meinen brüderlichen Freund Lindner in Leipzig und dieſer empfahl einen würdigen, jungen Theologen, der ſo eben ſeine Univerſitätsſtudien beendigt hatte. Der Empfohlene wurde gewählt und die Wahl hätte keine glücklichere und beſſere ſein können. Leidenroth, ſo hieß der Kandidat, war aus der Nachbarſchaft der güldenen Au gebürtig und hat auch nachmals in dieſer Nachbarſchaft, als Lehrer an der Kloſterſchule zu Roßleben, gelebt und gewirkt. In dieſer güldenen Au habe ich auch ſpäter einige gar vergnügte Tage zugebracht und ich kann mich nicht enthalten, hier im Vorübergehen ein kleines, landſchaftliches Bild derſelben zu geben. Es iſt ein Thal, durch welches die Unſtrut ihren Lauf nimmt, geſegnet durch die reichſte

Fülle einer grünenden, blühenden, früchtetragenden Natur; geiſtig hochbegabt und verherrlicht durch die Erinnerungen an eine Vergangenheit, da der hochwüchſige Stamm des deutſchen Volkes für lange Zeit ſeine kraftvollſten Blüthen und Früchte getragen. Denn hier in Memleben hat der große ſächſiſche Kaiſer Heinrich I. oft und gern gelebt und iſt da geſtorben; der Mann, deſſen thatkräftiges Leben und Wirken ein Zeitgenoſſe mit den wenigen, zugleich aber treffenden Worten beſchreibt: „er griff immer nach der rechten Hand“ (wählte und that immer das Rechte und Beſte). Und dort nach dem anderen Ende des Thales hin ſteht der Kiffhäuſer mit den Ruinen ſeiner Burg, darin nach der Sage und dem Liede unſeres Volkes noch jetzt der alte Barbaroſſa ein Leben des Traumes lebt, bis dahin, wo der Traum zum Erwachen und zur Erfüllung wird. Iſt doch der Traum der großen hiſtoriſchen Erinnerungen, welche noch fortwährend hier in dieſem Thale leben, erſt neuerdings in einer reichbegabten Menſchenſeele zum thatkräftigen Erwachen gekommen, denn da in Wiehe, in dem Hauſe, darin ich gaſtfreundliche Aufnahme gefunden, iſt der deutſche Hiſtoriker Leopold Ranke, ſind auch ſeine ebenbürtigen Brüder: Heinrich Ranke, der Theolog, Ferdinand Ranke, der treffliche Schulmann und Kenner des klaſſiſchen Alterthums, ſo wie der wackere Ernſt Ranke, der Profeſſor in Marburg, geboren. Von ihnen allen, beſonders dem Heinrich, werde ich ſpäter noch mehr ſagen.

Nun, an dieſe Brüder haben mich die Hügel und fruchtbaren Gefilde ihrer heimathlichen güldenen Au, mit den Denkmälern der großen hiſtoriſchen Zeit gar lebhaft erinnert. Aber es gibt auch noch eine beſondere alltägliche Naturmerkwürdigkeit in der güldenen Au: das iſt die Unſtrut. Ein Nil im Kleinen, langſam und faſt träge fließend, reißt ſie, wenn ihr Waſſer hoch geht, nicht wie andere Flüſſe oder Ströme, das Erdreich am Ufer mit ſich fort oder überſchüttet es mit Steingeröll und Sand, ſondern ſie führt bei ihrem ruhigen, geräuſchloſen Anſchwellen den fetten Schlamm ihres Bettes über die Felder und Fluren hin, womit ſie dieſen die außerordentliche Fruchtbarkeit gibt, welche in dem Namen der güldenen Au angedeutet iſt. Allerdings könnte, ohne die Hülfe und Kraft des Menſchen dieſe Ueberfülle des markigen Schlammes hin und wieder auch den Aufwuchs der Saaten erſticken. Darum gehört auch hier Fleiß und Wachſamkeit zur Lebensaufgabe des Landmannes, immerhin aber iſt der ſtill und ruhig dahinziehende Fluß dem Lande zum Segen gegeben.

Einen ähnlichen Eindruck als der iſt, den ſein heimathlicher Fluß bei näherer Betrachtung auf die äußeren Sinne macht, hat mir das ganze Weſen meines Freundes Leidenroth in der Erinnerung zurückgelaſſen. Es lag in ihm ein guter, fruchtbarer Grund der chriſtlichen Erkenntniß und der Geſinnung. Sein Bewegen aber auf dieſem guten Grunde war ein ſo ruhiges und wenig Aufmerken erregendes, daß es einem unachtſamen Auge als ein Stilleſtehen erſcheinen konnte, was es doch nicht war. Denn ſelbſt in ſeiner Wirkſamkeit als Lehrer bezeugte ſich daſſelbe als ein ſicherer Fortgang zu dem vorgeſteckten Ziele der geiſtigen Bildung und der chriſtlichen Erkenntniß. In dieſer Richtung machten wir bald gemeinſchaftliche Sache. Leidenroth, ſo lange wir in Ludwigsluſt zuſammenlebten, war der Freund und tägliche Genoſſe meines Hauſes, welcher durch ſeine niemals getrübte, ſich immer gleichbleibende Stimmung in Scherz wie im Ernſte meiner eigenen Gemüthsſtimmung ſich erheiternd und nach ſeinem Maaße tröſtend anſchloß und dahingab. Friede ſei mit dieſem mir lieben, nun ſchon zu ſeiner Ruhe eingegangenen Mitwanderer auf einer der wenigſt erfreulichen Strecken meines Weges durch die Fremde zur Heimath!

Da die Wahl des Lehrers für die Kinder der Frau Miniſter von Pleſſen ſo gut ausgefallen war, ertheilte mir die Frau Baroneſſe von Bechtolzheim den Auftrag, auch für ihre Kinder einen Hauslehrer in Vorſchlag zu bringen. Ich ſchrieb deshalb an meinen Freund Köthe, und auf ſeine Empfehlung kam einige Zeit nachher noch ein anderer Kandidat der Theologie nach Ludwigsluſt: Adolph Zahn aus Waſſerthalleben im Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen, anjetzt Pfarrer zu Giebichenſtein bei Halle.

Bei dem Sprechen über einen noch Lebenden hinter ſeinem Rücken und zugleich vor ſeinen Augen gibt es immer Mancherlei zu bedenken. Nicht etwa nur wegen des Sprüchwortes: „man ſoll den ſchönſten Tag nicht vor dem Abend loben,“ ſondern in meinem gegenwärtigen Falle auch deshalb: weil gewiſſe Leute eine Art von Lichtſcheu haben vor allem öffentlichen Gerede über ſie, auch wenn dasſelbe aus gutem Freundesherzen kommt. Dennoch will ich hier etwas mit Tinte abſchreiben, was ich bei mir mit Bleiſtift geſchrieben vorfinde, und was mir ſo ziemlich den Eindruck in die Erinnerung zurückruft, welchen Zahn's ganze Perſönlichkeit gleich bei der erſten Bekanntſchaft mit ihm auf mich machte:

„Ein munterer Burſche, rothbackig und friſch, hoch und gerade gewachſen, doch aber nicht von gerader Haltung des Leibes, denn er geht immer ein wenig eingeduckt. Deſto gerader aufrecht hält ſich ſein Herz, das habe ich ihm gleich bei dem Hereintreten in mein Zimmer an ſeinen guten, ehrlich und treuherzig blickenden Augen abgeſehen. Ein Menſch ohne Falſch, ohne Verſteck und Rückhalt. Er lacht gern mit Anderen, läßt ſich aber zu ſeinen eigenen Scherzen, ſo wie zu ſeinen Worten Zeit. Jahn hat, wie mir ſcheint, eine Natur, welche eben ſo leicht empfänglich iſt für erweckliche geiſtige Eindrücke als wohlbefähigt und geſchickt zur Mittheilung des Empfangenen an Andere; ein Weſen, das, wie manche unſerer leicht entzündlichen, chemiſchen Präparate, im Dunklen ganz lange unverändert und ohne ſich zu rühren, da ſtehen kann, das aber, wenn ein kräftiger Lichtſtrahl hineinfällt, alsbald ſich entzündet und auch ſeine nächſte Umgebung in Flammen ſetzt*). Ach, wenn doch die Herren Lehrer der Theologie an der Univerſität, die man als das andere Athen preiſt, in manche ſolche junge, leichtbewegliche Seele nicht das Licht ihrer Nachtlampen, ſondern der Sonne; wenn ſie doch das rechtkräftige einfältige Licht in ſie hineinſtrahlen ließen, für welches die Menſchenſeele gemacht und bereitet iſt. Wie bald würden ſie ein Leben aus dem Tode erwachen ſehen, wenn ſie nur das Wort in kräftige Anwendung auf die jungen Seelen ſetzten: „Er war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen."

Vergib mir, mein lieber Adolf, daß ich dich da zuerſt mit Bleiſtift vor mich und etwa vor einen nahen Freund und nun auch mit Tinte, ja mit Druckerſchwärze vor der Welt hingeſtellt habe. Wir wiſſen eben ein und das Andere, ich von dir und du von mir. Es iſt aber Einer, der mehr von uns Beiden weiß, als wir ſelber. Er gedenke unſerer nicht nach Dem, was wir ſind und waren, ſondern nach Dem, was Er ſelber für uns war und iſt und bleiben wird.

---

*) Wie z. B. die Miſchung von trockenem Chlorgas und Waſſerſtoffgas.

Noch ſechs andere junge Kandidaten der Theologie fanden ſich zu meiner Zeit in Ludwigsluſt. Einige von ihnen verſtanden meine Sprache nicht, noch ich die ihrige, auch wenn wir alleſammt entweder hoch- oder plattdeutſch mit einander ſprachen. Andere aber ſind mir ſehr lieb geworden und namentlich denke ich in herzlicher Liebe an den Bruder meines Freundes Brückner.

So fand ſich um mich her mancher ältere und jüngere Baum, in deſſen Schatten ſich's von Zeit zu Zeit ausruhen ließ. Aber die Saat im Boden, ſollte ſie aufgehen und erſtarken, bedurfte der heißen Tage noch mehr als der kühlenden Schatten. Nun, die Hitze iſt nothwendig und gut, ohne ſie könnten weder der Obſtbaum, noch der Weinſtock, noch das Getreide ihre Früchte reifen, nur kann das Alles die Hitze nicht für ſich allein verrichten. Dieſe kann nichts thun, als die Keime, die im Boden liegen, hervortreiben, ſowie die Blätterknoſpen und jungen Fruchtanſätze entwickeln. Gibt es dann im Boden der Felder und Gärten neben den guten Pflanzen die Keime und Anſätze von Unkraut und Giftgewächſen, deren Gedeihen durch die trockene Hitze vorzugsweiſe begünſtigt wird, da brechen dieſe zuerſt und in beſonderer Kraft hervor, ſo daß die gute Ausſaat faſt darunter erſtickt und die Menſchen wie ihre weidenden Heerden ſtatt der gedeihlichen, geſunden Nahrung nur den Tod in den Töpfen finden; der Wind, ſtatt ſich in den grünenden Saaten zu ergehen, rührt ganze Wolken von Staub auf, und ſchon die erſte Frühlingswärme lockt am Weinſtocke eine Menge der unfruchtbaren Ranken hervor, welche den fruchtbaren den Saft entziehen. Darum iſt neben der Hitze auch das Waſſer nöthig, und beiden muß wohl auch die hülfreiche Hand des Gärtners zu Hülfe kommen. Die Regenwolken, welche in fruchtbaren Jahren öfters mit der Hitze wechſeln, reinigen die Luft vom Staube, die Saat, wenn ſie in gehöriger Fülle im Erdreiche liegt, wächſt allmählig ſo dicht nnd hoch herauf, daß ſie ihre Aehren frei über das niedere Unkraut und Giftgewächs erheben und ſie dem vollen Genuſſe des Lichtes und der Luft zuführen kann. Und wenn der Gärtner die unfruchtbaren Reben am Weinſtocke beſchnitten und hinweggenommen hat, dann füllt das Waſſer, das aus den Wolken kam, die Trauben der fruchtbaren Reben mit Säften, welche die wiederkehrende Sonnenwärme zum guten Weine veredelt.

In meinem inneren Leben hat ſich, als die Hitze darüber kam, auch etwas Aehnliches zugetragen, als das iſt, was nach der eben beſchriebenen Weiſe bei großer, ſchnell eintretender Wärme in den Feldern und Gärten geſchieht: der Staub iſt zuerſt aufgeſtiegen und hat die Luft verfinſtert; das böſe Unkraut iſt neben und über der noch kleinen Saat hervorgetreten; die unfruchtbaren Reben haben ſich groß und breit gemacht, bis der wohlthätige Regen, manchmal unter Donner und Blitzen, kam, der mit ſeinem reinigenden Naß den Staub hinwegſpülte, und bis der Gärtner die wilden, nutzloſen Zweige beſchnitt. Die Hitze, ehe ſie und als ſie zu Waſſer wurde, hat wehe gethan; die Gewitter, ſo wie der Schnitt des Gartenmeſſers auch, aber dieſes Alles iſt mir recht gut und wohlthätig geweſen.

Und ſo will ich denn hier den Verlauf der Geſchichte meines Lebens und Wirkens in Mecklenburg während der letzten Monate des erſten und in der Zeit des zweiten Jahres meines dortigen Aufenthaltes nicht in ausgeführten Grundlinien, ſondern nur durch einige Reihen von Punkten andeuten.

Der Herbſt des Jahres 1816 ging ohne beſondere Anfechtungen und Veränderungen dahin. Ich führte meinen angefangenen Unterricht bei der jungen Herzogin ruhig fort, theilte dem Prinzen Albrecht aus meinen inneren Vorräthen mit, was ihm genießbar war, und erzählte ihm, in den Stunden des Ausruhens, die ſchönen Geſchichten aus J. M. Arndt's Mährchen, die ihm eine unbeſchreibliche Freude machten. An ſolchen Unterhaltungen nahm auch die liebliche kleine Prinzeſſin Helene lebhaften Antheil, und wenn dieſes merkwürdige Kind, während ich etwa ein Mährchen aus Grimm's Sammlung erzählte, ſo ernſt und ſinnend mich anſah, mit ſeinen Augen, die, wie aus einer großen Tiefe herauf, in die Tiefe des Sprechenden hineinzublicken ſchienen, da hat mich öfters ein Reſpekt ergriffen, dergleichen mir nur ſelten ein Erwachſener, niemals aber ein Kind, eingeflößt hatte. Ja, „ihre Engel ſehen allezeit das Angeſicht Gottes im Himmel,“ und wenn ſich dann ein Abglanz dieſes Anſchauens aus ſolcher Umgebung und Nähe auch im Weſen und Blick eines der Kleinen zeigt, darf es uns nicht verwundern; doch mag es ſelten ſo wahrnehmbar und auffallend ſein, als es mir dort einem ſchweigenden Kinde gegenüber geweſen. Von der glücklichen Wahl, die man an der nächſten Umgebung dieſes Kindes getroffen, ſprach ich ſchon vorhin (S. 46). So wohlthuend und paſſend aber, wie dieſe weibliche Zucht und Pflege, ſchien mir die nicht, in welcher ſich damals noch mein lieber Prinz Albrecht befand. Mir ſchien es hohe Zeit für ihn, daß ſein überaus reizbares Naturell unter eine beſtändige männliche Aufſicht und Leitung geſtellt würde, und dieſes iſt auch bald nachher in ganz geeigneter Weiſe geſchehen.

O. von Brandenſtein, ein Jüngling von edler, guter Zucht an Geſinnung und Sitte, feſtem Willen und liebevoll weichem Gemüthe kam als Gouverneur zu dem Prinzen. Wir beide, in unſerem gemeinſamen Berufe bedurften keine lange Zeit, um uns gegenſeitig bekannt zu werden; ich freute mich von Herzen an dem Gewinne, den dieſe neue Bekanntſchaft mir und vor Allem meinem geliebten Prinzen brachte: aus der Bekanntſchaft hat ſich allmählig ein Band der Freundſchaft und Liebe entſponnen, das treulich feſt gehalten hat und feſthalten wird.

So ſah es in der Werkſtätte meines damaligen Lebens aus, dieſe ſchien, wie durch ein gutes, haltbares Dach, gegen Regen und Sturm geſchützt, es blieb da friedlich ſtill. Und wohl gut, wenn man draußen in der Welt nichts zu thun hatte, denn da war ſchlimmes Wetter, was auch den Merkur im Wetterglaſe, obgleich dieſes unter dem Schutze des Daches ſtand, ſo heftig affizirte, daß derſelbe in tiefes Sinken gerieth.

Ich weiß nicht recht, in welcher Weiſe und aus welcher Weltgegend die Witterungsveränderung heranrückte, ich berichte die Dinge eben ſo, wie ſie mir eines nach dem anderen in die Erinnerung kommen.

Der erſte Band meines „Alten und Neuen" war erſchienen. Daß dieſes kein Buch ſei, durch deſſen Inhalt und Form ich mich bei Hofe und im Lande empfehlen könne, das wußte ich wohl, doch dachte ich nicht, daß der in den Teich gefallene Stein das Waſſer in ſo weiten Kreiſen herum und ſo ſtark in Bewegung ſetzen würde. Man hatte das Buch ſelbſt in Weimar und Jena geleſen, und mein guter, alter Knebel ſchrieb darüber etwas unmuthig an unſere gemeinſame Freundin, die Caroline von Boſe; ſagte es unverholen, daß, wenn ich noch weiter fortführe, Bücher der Art zu ſchreiben, es mit dem guten Rufe und Zutrauen, das ich mir durch meine früheren Schriften erworben, für immer aus ſein werde. Ja, ein Conſiſtorialrath aus Weimar, der mich mehrere Jahre nachher auf ſeiner Durchreiſe durch Erlangen beſuchte, und den ich früher in Herder's Hauſe geſehen, ſprach ſich über das Buch mit einer Erbitterung aus, und in Worten, welche mir an einem Manne von ſeinem Stande und ſeiner Bildung eben nicht geziemend erſchienen. In Mecklenburg aber ſchrieb Einer ein Büchlein, darin er mich, der ich nach meiner Stellung kenntlich genug gemacht war, als einen Auswurf bezeichnete, den das ſonſt reſpektable, aufgeklärte Sachſen hervorgebracht, und den man durch ein unbegreifliches Verſehen nach Mecklenburg geholt habe. Nun, auch bei Hofe nahmen Manche von dieſer meiner literariſchen Verſündigung Notiz, und theilten, was ſie davon wußten, auch Anderen mit. Man konnte ja nicht anders, als meiner vor der ganzen gebildeten Welt ſich ſchämen; ich aber ſchämte mich nicht.

Es kam aber noch etwas Erſchrecklicheres hinzu. Mein junger Freund: der vorhin erwähnte Adolf Jahn (S. 159) vorher ein gar entſchiedener Rationaliſt, war eben auch von meinem Pietismus und Myſtizismus angeſteckt worden. Und zwar ſo ſtark, daß er nicht wieder davon hat loskommen können, ſondern vielmehr von Jahr zu Jahr tiefer und gründlicher hineingerathen iſt. Ich hatte mir von der Raw'ſchen Buchhandlung unter anderen mehrere gute Bücher von Goßner kommen laſſen. Darunter war auch ein in der Welt gar viel verſchrieenes und angeſchwärztes Büchlein: „das menſchliche Herz in Bildern", welches Goßner aus dem Franzöſiſchen überſetzt und bearbeitet hatte. Darin ſind auch die Leidenſchaften und Laſter, welche das Menſchenherz in's Verderben führen, unter dem Bilde von allerhand unreinen Thieren vorgeſtellt, z. B. die Völlerei unter der Geſtalt eines Schweines. Jahn hatte ein ſolches Büchlein in ſeinen Händen; der Text iſt voll tiefen Ernſtes und wahrhaft ergreifender Innigkeit, er gibt den Bildern ihre Bedeutung. Der junge, unbefangene Lehrer „las eifrig darin mit den beiden Kindern, die er zu unterrichten hatte. So kam das Büchlein unter die Hofleute. Man präſentirte es beim Thee. Selbſt der alte Herr Großherzog nahm im Vorbeigehen eine Notiz davon. Hatte freilich wohl die Sache nicht recht angeſehen und verſtanden, denn als er einige Tage nachher im Vorbeireiten einen ſeiner begünſtigten Bekannten am Fenſter ſah, rief er hinauf: „Hören Sie * * *, der große Doktor und Profeſſor: der Herrnhuter, verbreitet Bücher, worin ein Schwein verklärt wird.“ Er ritt darauf laut lachend weiter, hat nach ſeiner Art die Sache wohl auch bald wieder vergeſſen, Andere aber nicht ſo leicht und bald, denn ſolche Gethiere wie in den Bildern dargeſtellt waren, konnten und wollten die Leute nicht in ihren Herzen ſehen. Doch äußerte eine Dame: der Text im Buche ſei ſchon zu gebrauchen; die Bilder aber gar zu roh*)“.

So hing mir nun die ſchwarze Note eines Myſtikers und Pietiſten vor den Augen aller Leute an, und nur wenige Freunde ließen ſich davon nicht irre machen. Freilich konnte man es den Leuten auch nicht ſo ſehr verargen, wenn ſie ſich unter der ſchwarzen Note, womit man mich bezeichnet hatte, allerhand wunderliche und gräuliche Dinge dachten. Abgeſehen von Dem, was die „Sachkundigen“: die Herren Theologen und andere Männer von gelehrter Bildung über den Pietismus und Myſtizismus ausſagten, brachte man auch unter dieſem Titel gar vielerlei Dinge an, welche mit dem Frommſein und mit der Frömmelei nichts zu thun hatten. So erinnere ich mich noch gar wohl der ſeltſamen Warnung vor naher Todesgefahr, welche mir eine Dame in Ludwigsluſt wegen meiner Anhänglichkeit an den Pietismus gegeben. Es war länger als ein Jahr nach dem Ausbruche jenes Rumors, welchen die mir zugeſchriebene Lehre von der „Verklärung eines Schweines“ bei Hofe erregt hatte. Die Ermordung Kotzebue's (am 23. März 1819) war ſo eben durch die Zeitungen bekannt geworden, da begegnete mir die Dame unter der Lindenallee, welche rechts vom Schloſſe nach dem Kirchenplatze hinanführt. Sie war nie meine Freundin geweſen, aber ihr weiches Herz ließ es ihr doch nicht zu, mich ſo ungewarnt in den Tod gehen zu laſſen. Sie trat einige Schritte gegen mich heran, grüßte mich und fragte mich, ob ich denn auch ſchon von der Ermordung Kotzebue's durch Sand gehört habe? Ich bejahte dieſes, denn ich kannte die Zeitungsnachricht. „Man hat“, fuhr die Dame fort, „bei dieſer Gelegenheit einen großen, geheimen Bund entdeckt, deſſen Mitglieder ſich verſchworen haben, alle Myſtiker und Pietiſten, ebenſo wie den berühmteſten derſelben, den Kotzebue, zu ermorden. Das ſollten ſich doch Alle zur Warnung dienen laſſen, welche dem Pietismus huldigen, denn wenn es dem Vornehmſten unter ihnen ſo erging, was haben die Anderen zu erwarten?“ Ich dankte der Dame für ihre Mittheilung, konnte mich aber weder damals, noch ſpäterhin daran erinnern, daß man den H. v. Kotzebue unter die Myſtiker und Pietiſten gezählt habe.

---

*) Die vorſtehende Stelle enthält nicht meine Worte, ſondern die eines genau unterrichteten Freundes.

Noch ein anderer Verdacht war gegen mich aufgekommen, welcher mit der Anſicht, die man von mir als Myſtiker hatte, Hand in Hand ging. Man hielt mich für einen argen heimlichen Revolutionär und Demokraten. Der gute, treugeſinnte Prinz Adolf (S. 60), an den ich in herzlicher Liebe denke, hatte dieſen Verdacht einmal ganz offen gegen mich ausgeſprochen, war jedoch durch Das, was ich ihm darauf erwiderte, wie mir ſchien, für immer beruhigt worden. Nun muß ich wohl ſagen, daß ich, wenn ich jetzt in meinen alten Tagen über mich und mein vergangenes Leben nachdenke, gar Vieles in und an mir ſehe und erkenne, das ich bereue, und deſſen ich mich von Herzen ſchäme, aber einen Hang zum Aufruhr und zur Demokratie bin ich unter all' dem Geſchmeiß, das ſich in meiner Natur geregt und bewegt hat, niemals gewahr worden. Wird mir auch kein Menſch etwas der Art nachſagen, der meine Natur einigermaßen kennt, denn dieſe iſt der Stille und der althergebrachten Ordnung zugeneigt, hat für die Politik gar keinen Sinn, iſt allem Rumor in der Welt ganz abgeneigt, würde ſich viel beſſer zum Stande eines Fiſchers oder Bernſteinklaubers in Hiddenſee (S. 135) ſchicken, als zu dem eines hochberedten Mitgliedes im engliſchen Parlaments.

Ich kann mir aber wohl denken, auf welche Weiſe ich mir den Ruf eines Demokraten zugezogen hatte. Ein Buch des Fr. v. Meier, den ich ſehr hoch hielt, war kurz vor jener Zeit erſchienen: eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen. Der Ueberſetzer ſelber hatte ſich nicht bei ſeinem Namen, ſondern Jaſchem genannt; der eigentliche Verfaſſer aber war ein ſehr ernſtgeſinnter franzöſiſcher Geiſtlicher geweſen, welcher die Gräuel der Revolution erlebt hatte. Das Buch enthielt bittere Wahrheiten über den allgemeinen Abfall der Chriſtenheit von dem einigen, feſten Grunde ihres Glaubens, über die Verdorbenheit namentlich der höheren Stände und des Lehrſtandes. Dabei war es voll furchtbar lautender Weiſſagungen von den herannahenden Gerichten Gottes, zunächſt über Paris und dann über alle Herrſcherſitze des Unglaubens, der Fleiſchesluſt, Augenluſt und des hoffärtigen Weſens. Mein Freund Kanne hielt viel von dem Buche, und ich hatte es nicht nur mit großer Aufmerkſamkeit geleſen, ſondern als ein ganz unbefangener, ungeſchickter Prediger in der Wüſte ſprach ich die Anſichten von der nahe drohenden Zukunft, die ich ſehr unreif aus jenem, ſo wie manchem anderen Buche ähnlichen Inhaltes entnommen hatte, überall, wo ich Gelegenheit dazu fand, ganz unverholen aus. Das hatte mich, wie es ſo von Mund zu Mund gegangen, in den Verdacht geſetzt, als wolle ich ſelber mit Hand anlegen, daß der große Brand ausbräche, der alle Herrlichkeit der Welt in Staub und Aſche legen ſollte. Auch hatte ich den Ernſt Moritz Arndt, ſo wie den Friedrich Ludwig Jahn, den Altmeiſter der Turnkunſt, ſehr lebhaft gegen ungerechte Beſchuldigungen und Verläumdungen vertheidigt, und hatte dieſes einige Male ſelbſt gegen ſehr hochſtehende Perſonen oder in ihrer Gegenwart gethan. Darum wird man es den Leuten nicht verdenken, daß ſie mich für einen rechten Demokraten hielten, mir aber auch nicht, daß ich mir ihr Dafürhalten nicht ſehr zu Herzen nahm.

Zu dem Beinamen „der Herrnhuter", deſſen ich mich übrigens gar nicht würde geſchämt haben, obgleich ich wirklich keiner war, bin ich in Ludwigsluſt, wie ich ſchon vorhin (S. 166) ſagte, auch gekommen. Die erſte Veranlaſſung dazu mag wohl das gegeben haben, daß ich an der Bekanntſchaft eines Mannes, der einen Handel mit Kunſtſachen betrieb, und dadurch ſelbſt in Geſchäftsverkehr mit dem Großherzog ſtand, ein beſonderes Wohlgefallen fand.

Der Mann hielt ſich dem Namen nach zu der Brüdergemeinde, hatte aber weder äußerlich, noch auch, wie mir ſchien, innerlich das Weſen eines Herrnhuters an ſich, ſondern war von ſehr humoriſchem Naturell, hatte viele Reiſen gemacht, ſeltſame Abenteuer beſtanden, viele intereſſante Erfahrungen und Anſchauungen geſammelt und konnte ſo vortrefflich erzählen, daß ich ihm ſehr gern zuhörte, auch vieles Lehrreiche aus dem Leben von ihm auffaßte, das mir noch jetzt in der Erinnerung geblieben iſt. Er kam in ſeinem Geſchäfte öfters nach Ludwigsluſt, und ich ſah ihn beim Maler Lenthe ſo wie in meinem Hauſe.

Außer all' dem eben Erwähnten mag man mir wohl noch ſonſt Vieles nachgeſagt oder von mir ausgeſagt haben, was mir entweder gar nicht zu Ohren oder aus dem Gedächtniſſe gekommen iſt. Doch ſo viel iſt gewiß, daß der Credit und Ruf, darin ich bei der feinen Welt ſtand, eben kein feiner war. Und dem gegenüber muß man ſich meine ganz unhöfliche Perſönlichkeit denken, die mich ſelber an jenen Schulmeiſter erinnert, der vom Lande herein in die Hauptſtadt verſetzt worden war und dahin ſeine alte Gewohnheit mit ſich genommen hatte, jedem Gönner oder anderen Menſchen, mit dem er bekannt geworden war, er ſei vornehm oder gering, Herr oder Dame eine Patſchhand zu geben, ſo daß die Leute, wenn ſie ihn auf der Straße kommen ſahen, lieber in eine Nebengaſſe einbogen, nur um vor ſeiner zutraulichen Patſchhand-Begrüßung in Sicherheit zu ſein. In meiner kindiſchen Eitelkeit hätte ich gern aller Welt gefallen mögen, weil mir, ohne daß ich dieſes erkannte, die Welt ſelber gefiel. Daß mir dieſes nun jenes Mal gar nicht glücken wollte, ſondern daß alle Welt, ſo wie es in der Oper „die Schweizerfamilie“ heißt, welche ich in Ludwigsluſt bei Hofe aufführen ſah*), gleichſam davon lief, „wenn ſie mich nur von Weitem ſah“, das wollte meinem Naturell gar nicht gefallen, ſondern that demſelben doch recht wehe. Ich fühlte mich, wie ich ſchon oben ſagte, recht verirrt und verlaſſen, wie in einer Wüſte, wo ich weder Steg noch Weg zum Hinauskommen ſah. Denn ſo viel ich auch über die Zukunft der ganzen europäiſchen Chriſtenheit ſchwatzte, hing mir doch vor meiner eigenen Zukunft ein dichter Schleier.

Nun, ich will es kurz mit der Beſchreibung meiner damaligen Stimmung und Lage machen: das wahrhaft krankhafte Heimweh meiner lieben Hausfrau war in ſo geſteigertem Maaße über mich gekommen, daß ich den Ausbruch bei mir nicht mehr verhindern konnte, und ich erinnere mich noch wohl, daß mich der Zorn über mein unbeſonnenes Hinweggehen aus Nürnberg einmal in einem ſolchen an mir ſonſt wohl ſelten vorgekommenen Maaße ergriff, daß ich den Hut auf einem Spaziergange heftig zur Erde ſchleuderte, und die innere Nachwirkung dieſer Zornmuth noch lange nachher ſpüren mußte. Aus dem Zorne wurde eine Wehmuth und Kleinmüthigkeit, die mich faſt zur Verzweiflung brachte. In ſolcher tiefgedrückter Stimmung ſchrieb ich an meinen theuren Lehrer Schelling und dieſer antwortete mir darauf in einem Briefe vom 13. November 1817, aus welchem ich hier einige Stellen heraushebe.

— — „Was ſoll ich Ihnen über den Inhalt Ihres letzten Schreibens ſagen? Zuerſt, daß ich Ihnen für die treue Darſtellung aller Umſtände danke. Ich ſehe daraus, daß Sie mir ſo weit vertrauen, als ein Menſch dem anderen vertrauen ſoll, und Sie haben ſich in mir nicht geirrt, wenn Sie auf meine herzliche Theilnahme rechneten. Könnte ich nun nur mehr thun, als blos dieſe mit Worten beweiſen, Ihnen mit Rath, wenn auch nicht mit That, beiſtehen. Denn daß Sie in der gegenwärtigen Lage in die Länge nicht bleiben können, ſehe ich völlig ein. Inzwiſchen tragen Sie dies Kreuz mit Geduld, unter Glauben und Hoffnung. Es wird gewiß anders werden, wenn wir es auch gleich jetzt nicht einſehen noch begreifen. Wie manche ſchnelle und unerwartete Veränderung ereignet ſich in unſeren Tagen. — — — So bleibt denn nichts als das ſtille Harren, unter der großen Zuverſicht, daß, wo die Noth am größten, die Hülfe am nächſten. Der leidigſte Umſtand iſt die Wirkung der dortigen Umgebung und Verhältniſſe auf Ihre liebe Frau. Suchen Sie dieſe alſo vor allem auf andere Gedanken und ihr Herz wieder in die Höhe zu richten. Dieſes iſt, was ich Ihnen jetzt ſchreiben kann — wenig, wenn mit meinem innigen Wunſch verglichen, Ihnen irgend woher Hülfe, oder doch kräftigen Troſt zu zeigen. Allein dieſe gibt nur der innere, weil uns liebende, unſere Schwachheit ſanft theilende, aber auch uns vertretende, helfende, rettende Geiſt. Dieſem empfehle ich Sie, und bitte Sie, feſtzuhalten in der Liebe zum Gemeinſamen, und durch dieſes auch zu Dem, der Ihnen hierin verbunden iſt und bleibt — — — Ihr treuergebener."

---

*) Mein Nachbar, ein luſtiger Muſikant, ſtellte den Gärtnerburſchen vor, der jene Arie ſang; Prinz Eduard ſpielte die Hauptrolle des glücklichen Liebhabers.

So wenig auch Schelling's Brief mir, was ich wohl gehofft hatte, ein Licht über meine nächſte Zukunft, einen Fingerzeig auf einen Ausweg aus meiner damaligen Stellung geben konnte, war er mir dennoch ſehr tröſtlich und bekräftigend geweſen. Auch hatte er, in einer Stelle des

Briefes, die ich hier weggelaſſen habe, weil ſie auf Verhältniſſe ſich bezieht, in welche Sch. ſelber durch die Mißhelligkeiten mit Jacobi getreten war („es iſt Alles zerriſſen und aus den Fugen“) mich ermahnt, dem ſo wohlwollend gegen mich geſinnten Herrn Miniſter von Lerchenfeld meine Lage zu eröffnen. Dieſer könne für meine Zurückberufung nach Bayern das Beſte thun. Wie dieſes geſchehen und was die Folge davon geweſen, das werde ich nachher ſagen.

13. Die Kirchthürme am Wege.

Ich habe die Strecke meiner Wanderſchaft durch das Leben, die ich ſo eben kurz beſchrieben, mit einer Sandwüſte verglichen, über die man gern mit Dampfeseile hinüber kommen möchte. Nun, ich bin wohl einmal in ſpäterer Zeit ſechs Wochen lang durch eine wirkliche Wüſte gezogen, und zwar nicht auf einem Dampfwagen, ſondern auf Kameelen, die Schritt vor Schritt gingen, dennoch iſt mir die Zeit keinen Augenblick lang geworden, und ich möchte gleich noch einmal ſelbſt leiblich, wie ich es im Geiſte ſo oft thue, den Weg von der Stätte des alten Memphis nach dem Horeb-Sinai, dem Berge Gottes, und von da nach Hebron machen. In Ludwigsluſt dagegen iſt mir das Stücklein Weges, dahin ich ſo eben meine Leſer mit mir genommen, ſo blutſauer und bitter langweilig vorgekommen, als ob es hundertmal weiter geweſen wäre, als der Kameelritt vom Nilthal bis nach Hebron, obgleich es nur etwa zwölfmal ſo lang gedauert hat.

Wenn Einer auf dem Dampfwagen durch eine weite, ſandige Ebene fährt, da gehen die ganz hart am Wege ſtehenden Hütten, Felder und Torfſtechereien ſo ſchnell an ſeinem Auge vorüber, daß er ſie kaum ordentlich anſchauen, noch weniger in ſeinem Reiſetagebuche (wenn er ein ſolches führt) aufzeichnen und beſchreiben kann; dagegen hat er es mit dem Betrachten der Kirchthürme, Ritterſchlöſſer und Burgen ſchon leichter, die ihm nicht unmittelbar am Wege, ſondern weiter ab davon liegen. Auf dieſen kann er ſein Auge ruhen laſſen und ſich daran ergötzen, zur Unterhaltung auf der Fahrt, und ſo habe ich es auch während der Tage in Ludwigsluſt gethan, die gerade nicht nach meinem Sinne waren, und ſo will ich es meinem oben gegebenen Verſprechen zu Folge (S. 150) auch meinen Leſern thun, will ihnen die Kirchthürme beſchreiben, an deren Anſchauen ich mich damals erfreut und mein Herz erhoben habe.

Ein ſolcher Kirchthurm, und zwar ein recht anſehnlicher, großer, der von weither in's Auge fiel, iſt mir der alte, liebe Claus Harms in Kiel geweſen. Auch das Glockengeläute dieſes Thurmes und den Ruf des Wächters der auf ſeiner Zinne ſtand, hat man weit und breit im Lande gehört, und ich danke Gott dafür, daß ich die Zeit erlebt habe, in welcher ganze Schaaren der Schlafenden ihre Augen und Ohren aufthaten für den Thurm, ſo wie für ſein Geläute und den Wächterruf von ſeiner Zinne. Wer ein rechtes, treues Bild, wie kein Anderer es entwerfen könnte, von dem natur- ſo wie gotteskräftigen Claus Harms ſehen möchte, der muß die Lebensbeſchreibung desſelben (Kiel, akademiſche Buchhandlung 1851) zur Hand nehmen, in welcher ſich vorn neben dem Titelblatte das Portrait des guten, redlichen Alten, auf jeder Seite aber das Naturell und die Geſinnung: das Fleiſch und der über dasſelbe triumphirende Geiſt recht naturgetreu gezeichnet finden. Wie Harms ſelber im 16. Kap. ſeines Buches, S. 170 u. f. bekennt, hat er nur ſehr wenige Briefe geſchrieben, ich aber habe einen Brief vom 9. März 1818 aus ſeiner lieben Hand empfangen, den ich als ein theures Kleinod aufbewahre, deſſen Inhalt aber öffentlich mitzutheilen ich mich ſchämen würde, weil der treffliche Mann, auf den ich gern, wie ein Fußgänger an einen Thurm hinanblicke, mit ſeinem warmen Herzen gar zu viel aus mir und aus meinem Buche: „Altes und Neues“ macht. Einige Worte aber daraus, die ſich auf die damalige Zeit beziehen, will ich mittheilen. Nachdem er den Beruf eines chriſtgläubigen Schriftſtellers als „hoch und heilig“ geprieſen, ſagt er: „Nun, jetzt wäre es die rechte Zeit, mit einzugreifen. Die Erndte iſt offenbar weiß und Chriſtus ruft Schnitter herbei. — — Altes und Neues, beides iſt dienlich, jetzt beſonders; auf daß die Widerſacher nicht das Feld behaupten! Sie ſtampfen furchtbar, wiewohl deren Macht, wie jenes Roſſes in der Offenbarung, nur im Munde beſteht, den der h. Geiſt ſchlagen wird.“

Es mag übrigens ganz dienlich zur Vervollſtändigung der Schilderung ſein, welche ich oben (im 7. Kap. S. 82 u. a. O.) von dem damaligen Zuſtande der Kirche und der Schulen in Mecklenburg gegeben, wenn ich hier aus Harms' Lebensbeſchreibung einige von jenen kräftigen Zügen entnehme, aus denen erkannt wird, daß es um jene Zeit in den Schulen wie in der Kirche des proteſtantiſchen Deutſchlands auch anderwärts nicht beſſer ausſah. Ich ſtelle zuerſt Das voran, was er aus der Geſchichte ſeines Univerſitätslebens in Kiel mittheilt, weil man daraus nicht nur die vorherrſchende ungeſunde Stimmung der Theologie an jener Hochſchule, ſondern auch die geſunde geiſtige Natur des redlichen Berichterſtatters recht gut kennen lernt. Denn von geſunder Kraft konnte doch ſelbſt die Theologie des alten Profeſſor Geyſſer nicht ſein, der zwar in ſeinen Vorleſungen über Dogmatik noch ſo ziemlich orthodox erſchien, weil er dieſe ganz nach dem Lehrbuche des rechtgläubigen Morus vortrug, der dagegen in ſeiner Exegeſe des neuen Teſtamentes ſeine rationaliſtiſchen Anſichten ganz unverholen zur Schau trug. Und bei Profeſſor Eckermann brauchte man vollends gar nicht nach dem Ja oder Nein ſeines theologiſchen Bekenntniſſes zu fragen; dieſer wollte in keiner Weiſe vom eigentlichen Chriſtenglauben etwas wiſſen, ſondern nur von der inländiſchen wie ausländiſchen europäiſchen Gelehrſamkeit und Vernunftweisheit; er trieb, wie Harms von ihm ſagt, den Rationalismus auf ſeine äußerſte Spitze. Neben dieſen ſo wie anderen Lehrern des Unglaubens ſtand der alte Kleucker, deſſen geiſtige Richtung eine außereuropäiſche, dem Glauben zugeneigte war, faſt ohne allen Einfluß da; die älteren Studenten, deren Urtheil bei den Jüngeren in großem Anſehen war, riethen dieſen ab, bei Kleucker zu hören; ſeine, von keinen Gaben des Vortrages begünſtigte Wirkſamkeit als Lehrer war wie gar keine. Die jungen künftigen Theologen mochten von keiner anderen Autorität etwas wiſſen, als von der einer vermeintlich allgemeinen Stimme der damals herrſchenden Schulgelehrſamkeit, welche ſich klüger und höher zu ſein dünkte als die Weisheit, die von Anfang war und bis an's Ende bleiben wird. Aber wie ſtand es damals bei unſerem Harms? Auf der einen Seite nicht viel, auf der anderen aber dennoch ganz anders als bei der großen Menge ſeiner Mitſtudirenden. Denn er war zwar ſchon in den Schulen, aus denen er auf die Univerſität kam, aus der Heimath des kindlich feſten Glaubens in die unheimliche Fremde des Rationalismus gerathen, hatte aber dabei immer ein ſehnliches Heimweh nach dem geiſtigen Vaterhauſe in ſeinem Herzen behalten, das auch in dem Weſen reiner Gefühlsreligion, welche auf Veredlung des natürlichen Menſchen ausging, keine Befriedigung fand. Wie aber kam er von den Banden des ihm immerhin imponirenden Rationalismus und der bodenlos in der Luft ſchwebenden Gefühlsreligion los? Ich muß den trefflichen Mann hier, in ſeiner unvergleichlichen Weiſe, ſelber reden laſſen. „Ich bin,“ ſo ſagt er (a. a. O. S. 67) „des Glaubens, daß Alles von außen hineinkomme, nichts ſich im Innern aus ſich ſelber entwickle oder erzeuge (Jac. 1, 18 f.). Alſo geſchah auch hier in einer ganz äußerlichen Begebenheit. Das war dieſe: Ein Freund ſagte mir in einem Collegio: Du, Harms, ich habe ein Buch bekommen, das iſt eins für Dich. — — Das waren Schleiermacher's Reden über die Religion. Wir gingen nach der Stunde eben am Hauſe des Freundes vorbei; er holte das Buch aus ſeiner Stube. — — Es war eben Sonnabend-Mittag. Nachmittag fing ich an, darinnen zu leſen, las tief in die Nacht hinein, brachte es zu Ende, mag darnach wohl ein paar Stunden geſchlafen haben, fing Sonntag Morgen wieder von vorn an zu leſen, da ward es mir im Kopfe nicht anders, als würden zwei Schrauben an meine Schläfen geſetzt. Darauf legte ich das Buch hin, ging um den kleinen Kiel, den einſamen Gang, den Gang der Stillen in der Stadt, und auf dieſem Gange war's, daß ich, wie mit einem Male, allen Rationalismus und alle Aeſthetik und alles Selbſtwiſſen und alles Selbſtthun in dem Werke des Heils als nichtig und als ein Nichts erkannte, und mir die Nothwendigkeit wie einblitzte, daß unſer Heil von anderer Herkunft ſein müſſe. Iſt dieſes wem myſteriös, myſtiſch und dieſe Erzählung eine Mythe, ein Phantasma, dann nehme er es ſo; ich kann's nicht deutlicher geben, hab' aber daran, was ich die Geburtsſtunde meines höheren Lebens nenne; doch richtiger geſagt, die Todesſtunde meines alten Menſchen nach ſeiner Erkenntniß in göttlichen Dingen, anders geſprochen, wie Stilling geſagt von dem Eindrucke, den Herder auf ihn gemacht habe: ich empfing von dieſem Buche den Stoß zu einer ewigen Bewegung. Was war aber gewonnen? O ſterben wir erſt, ſo kommt das Leben wie von ſelbſt, denn vor dem Tode können wir nicht leben, das Leben iſt ein Hindurchdrang, Joh. 5, 24 und Luther's Katechismus: „wo Vergebung der Sünden iſt, da iſt Leben und Seligkeit“; Vergebung der Sünden aber iſt des Todes Tod. Ob ich denn nun das Leben mit vollen Händen ergriffen habe? — O nein, ich hatte nur den Tod begriffen, das Leben noch nicht, war ſelbſt nur ergriffen in etwas und ſchien mir ſelber als geſtellt auf einen Boden guten Landes, den ich ſelber nun anbauen müßte, wie Adam der Garten Eden angewieſen war, daß er ihn bauete und bewahrte. Mehr hatte ich von Schleiermacher nicht, doch dieſes hatte ich von ihm, und danke nächſt Gott ihm für Das, hab' es gethan und werde es thun, bis zu meiner Zuſammenkunft mit ihm, dann erſt zum letzten Male.“

Bei dieſer Stelle aus der Lebensbeſchreibung des theuren Vater Harms kann ſich der Schreiber dieſes Buches nicht enthalten, ein Wörtlein einfließen zu laſſen über die Unerkenntlichkeit und den Undank, womit ein jetzt lebendes Geſchlecht auf jene vereinzelt daſtehende Zeugen für den Glauben hinzublicken pflegt, welche, um den obigen Ausdruck zu wiederholen, ihrer wie zum Tod erſtarrten Zeit „den Stoß zu einer ewigen Bewegung“ gaben. Es war ein Werk von Gott, daß jene einſam in der Wüſte ſtehenden, und ſelbſt von der Ohnmacht und Starrheit ihrer Zeit ergriffenen Zeugen ſich aufraffen und dem herrſchenden Sinne ihrer Zeit ſo muthig die Stirn bieten konnten. Und daß es ein Werk von Gott war, das haben ſeine Folgen bewieſen, denn namentlich Schleiermacher hat nicht nur in einer Seele, wie in der unſeres Harms das neue Leben aus dem Tode geweckt, ſondern in gar Vielen und durch dieſe noch in viel mehreren anderen. Der Männer aber, durch welche Gott ein Werk ſeiner Gnade gethan, ſoll man eben ſo wie ihres Werkes mit einer Ehrerbietung gedenken, wie ein dankbares Kind des Vaters, der ~~ihn~~ gezeugt hat, auch wenn der Vater ſo arm war, daß er ſeinen Kindern nur das Leben und die erſte Pflege, nicht die weitere Verſorgung geben konnte. So, wie wir dieſes Alle thun ſollen, gegen unſere geiſtlichen Väter auch bei dem Erkennen ihrer menſchlich vernünftigen Befangenheit und Schwachheit, hat Claus Harms gethan, den ich hier wieder ſelber reden laſſe.

„Nicht lange nach dieſen Reden Schleiermacher's erſchienen ſeine Predigten; wie griff ich nach denen, allein wie täuſchte ich mich! Der mich gezeugt hatte, der hatte kein Brod für mich. Ich dachte, er würde das Leben, was durch ihn in mir aufgegangen war, hinüber leiten zur Verkündigung, ſeine Predigten würden ſeine populariſirten Reden ſein; das waren ſie aber ſo wenig, daß ſie an Stellen mir als das Gegentheil vorkamen. Ich war auf mich ſelber geſtellt; ich ſtand mit meinem Chriſtenthum allein, oder wer es hatte, ſo wohl wie ich, reiner, reicher, wie ich, ſo habe ich Keinen von ihnen gekannt.“

Das neue Leben, welches in dem jugendlich kräftigen Geiſte unſeres Harms erwacht war, mußte ſeiner Natur nach ſich durch ein Bewegen, auch nach außen kund geben, denn das Weſen des Lebens beſteht ja nur in Bewegung und That. Was er hierüber in ſeiner Lebensbeſchreibung ſagt, das gibt uns ein treues Bild ſowohl von ihm ſelder, dem kräftigen Erwecker vieler Schlafenden, als von dem großen Haufen all' dieſer Schlafenden um ihn her. Er führt weiter, auf S. 70 in ſeinem Berichte fort: „Das, was ich mein erſtes Thun nach außen nennen möchte, das erſte Anſetzen des neuen Spatens, das iſt eine Katechiſation unter Profeſſor Müller geweſen," der zugleich erſter Lehrer am Kieler Schullehrer-Seminar war. Der Profeſſor hatte in ſeinen Vorleſungen über Katechetik geſagt, beſonders ſchwere Worte, um darüber zu katechiſiren, ſeien: Umſtand und Zuſtand. Harms wählte gerade deshalb zu ſeinem Thema den Satz aus dem Landeskatechismus: Wir Menſchen ſind alle Sünder, ſowohl in unſerem Verhalten als in unſerem „Zuſtande." „Hier war es bei dem Worte Zuſtand, daß ich ſprach aus und nach meinem neugewonnenen Glauben in Gemäßheit des kirchlichen Bekenntniſſes. Eine ſtillere Stille wurde bemerkbar bei einem und anderem Punkte meiner Katechiſation. Meine Kommilitonen, die nach gehaltener Katechiſation zuerſt ihr Urtheil auszuſprechen hatten, waren faſt ſämmtlich ſchweigend. Darauf faßte mit ſeinem Urtheil der Profeſſor meine Arbeit an. Zuerſt kam meine Begriffsbeſtimmung des Wortes Zuſtand vor, mit welcher er nicht zufrieden war. Dann wurde noch Eins und Anderes kritiſirt und darnach fing er mit einem faſt feierlichen Aber an: „Aber was hat der Verfaſſer gethan! Dem alten, morſchen Gebäude des Kirchenglaubens hat er einige gute Säulen untergeſetzt; was ſoll das? Weg damit! Dann fällt das alte Gebäude, was doch nicht lange mehr ſtehen kann und nicht länger mehr ſtehen darf." Er war im Affekt, das Auditorium ſtark betroffen. Ich war verlegen nicht, doch auch nicht volles Muthes, mich wider ihn zu vertheidigen, ſagte dies und das mit Herzenswärme, blieb aber unverſtanden bei meinen Kommilitonen. Das Alte vom Neuen wurde verſtanden, allein das Neue im Alten nicht.“

Harms hatte hier den erſten Anfang im öffentlichen, lauten, treuen Bekenntniſſe ſeines Glaubens gemacht, es blieb aber nicht bei dieſem Anfange, ſondern ſo oft ſich ihm jetzt Gelegenheit dazu darbot, in Predigten und belehrenden, ernſten Geſprächen, zeugte er von ſeinem Glauben mit immer freudigerem Aufthun ſeines Mundes. Denn wie der Flug eines Steines, den man von ſeinem natürlichen Ruhepunkte: vom Erdboden hinaufgehoben hat in die leichte Luft, darin er nirgends einen Haltpunkt fand, immer eiliger, kräftiger, feuriger wird, je weiter er hinabkommt nach ſeiner lieben, mütterlichen Ruheſtätte, ſo geht es den treuen Zeugen im Verlaufe ihres öffentlichen Bekenntniſſes; durch jedes derſelben werden ſie muthiger und kräftiger. Das kann man recht in des Claus Harms Leben und Wirken ſehen, wenn man die Entwickelungsgeſchichte von beiden von ihrem Beginne an bis zu jenem Höhenpunkte begleitet, den ſie bei der Veröffentlichung der allbekannten 95 Theſen am Jubelfeſte der Reformation im Jahre 1817 erreicht hat. Der freche Unglaube des Rationalismus hatte zu jener Zeit unter der Autorität oder doch in ſtiller Beiſtimmung der Schule und Kirche an dem höchſten, heiligſten Gute von beiden nicht nur einen Raub begangen, ſondern er hatte dieſes Heiligſte hinausgeworfen auf die Gaſſe und dasſelbe, erinnernd an die oben Th. I. S. 211 erwähnte That des großen Geiſtlichen und nachmaligen Polizeimannes Fouché, gleichwie gebunden an den Schwanz eines Eſels durch den Koth ſchleifen laſſen. Dieſes war mit dem Worte Gottes in der Herausgabe der Altonaer ſogenannten Bibel geſchehen: einem Buche von jener

Art, welche jeder äſthetiſch gebildete Menſch, ſei er auch Heide oder Jude, mit Ekel, jeder Chriſt mit Abſcheu betrachten muß. Dieſe ſogenannte Bibel, den rationaliſtiſchen Theologen, Schullehrern und allen Leuten ihrer Geſinnung eine gar willkommene Gabe, war faſt überall im Lande in Schulen und viele Häuſer gekommen. Es hatte denn doch immer noch Einzelne gegeben, welche gegen dieſen Gräuel an heiliger Stätte zeugten; man hatte dagegen in öffentlichen Blättern geſchrieben, Harms hatte dagegen an die Schleswig-Holſteiniſche Kanzlei eine dringliche Vorſtellung gerichtet, doch Alles war ohne Erfolg geblieben. Dies gab ihm den Gedanken ein, gerade die Zeit des damaligen Reformationsjubiläums und die öffentliche Stimmung bei dieſem Feſte dazu zu benutzen, um mit ſeinen Theſen, in denen er außer der Altonaer Bibel auch alle anderen Nothzeichen der vom Glauben abgefallenen Kirche in's Auge faßte, wie er ſich ausdrückt „der Zeit auf den Leib zu brennen, ob die Oberen, ob die Prediger, ob alle Evangeliſchen in und außerhalb des Landes nicht ſich entſetzen und anderen Sinnes werden möchten. In der Vorſtellung, die ich von der Wirkung meiner Theſen hatte, prüfte ich mich ſelbſt vor Gott, ob auch irgend eine unlautere Abſicht, irgend eine ſelbſtſüchtige dabei zu Grunde läge, wie ich im Vorwort geſagt, ich legte ein Vater unſer vor." — „Die Jubelfeier trat ein, ich hatte zweimal zu predigen. Wie gehoben war ich in meinem Geiſte, als ich dieſe Predigten hielt. Die Zuhörerzahl war noch größer, als da ich meine Wahlpredigt hielt, und nach Allem, was vorgegangen, und was (durch das Leſen der gedruckten Theſen) vorbereitet war, konnte ich auch annehmen, daß die Erwartung der Zuhörer auch eine ſo große geweſen ſei, eine ſo geſpannte, wie noch niemals, vor wie nach der Rede.

Nicht ſowohl nach Dem, was ich ſelber während des Vortrages empfand, als nach Dem, was ich nachher zu hören bekam über dieſe Predigten, war derſelben Eingang bei den Zuhörern ein beſonders mächtiger geweſen, freilich bei Einigen zur Erweckung des ſtärkſten, grimmigſten Unwillens über ſie. Wenige Tage nachher bekam ich ſchon durch das Stadtkonſiſtorium den Befehl des Oberkonſiſtoriums, die Konzepte zu meinen Predigten einzuſenden; ich that dieſes, zugleich mit der Bemerkung, daß nach wenigen Tagen der Abdruck derſelben nachfolgen werde." — Die Theſen waren bald in ganz Deutſchland verbreitet, wurden allenthalben mit großer Theilnahme für und wider ihren Inhalt geleſen, doch war, wie begreiflich, die Aufregung in Kiel am allerſtärkſten. Eine Spaltung entſtand in der Gemeinde, für und wider ihren Prediger, mit welchem ſie bis dahin mehr als zufrieden geweſen war. Dieſe Spaltung machte ſich durch alle Klaſſen bemerkbar, in dem Kreiſe der Gelehrten, wie der Ungelehrten, der Vornehmen wie Geringen, ſelbſt zu der Schuljugend drang die Theſenſache ein, ſo daß auch unter den Knaben und Mädchen Partheien der Harmſianer und Antiharmſianer ſich bildeten. In ganz beſonderer Heftigkeit war bei den Studirenden an der Univerſität der Partheienſtreit entbrannt und ſelbſt der Hausfrieden der Familien blieb davon nicht ungeſtört, wenn der Mann vielleicht für, die Frau gegen die Theſen von Harms, oder umgekehrt, die Hausfrau für, der Hausherr gegen dieſelben ſich entſchied. Und wären auch beide eines Sinnes geweſen, ſo waren dieſes doch die anderen Freunde und Gäſte des Hauſes nicht, es gehörte deshalb zu einer löblichen Vorſicht, den Harms nirgends mehr zu einer jener Geſellſchaften einzuladen, an denen er früher oft Theil genommen hatte. Der Verfaſſer der Theſen war vielen ſeiner Bekannten und Freunde nicht nur wie ein Unbekannter, ſondern wie ein Feind geworden, er ſelbſt war Zeuge, wie ein Mann von heftigem Naturell, welcher über ſeine Berufung nach Kiel Freudenthränen geweint hatte, Thränen des bitterſten Unmuthes vergoß, als er ſich über die ihm verhaßten Theſen ausſprach. Viele entfernt wohnende Freunde, welche früher, wenn ſie nach Kiel kamen, Harms beſucht hatten, vermieden jetzt ſein Haus und ihn.

Das Wort der Wahrheit hatte wie immer, wenn und wo es kräftig und einfältig verkündet wird, einen Rumor gemacht, der nicht nur in Kiel, ſondern weit umher im Lande, ſo wie außerhalb demſelben laut wurde. Es erſchienen jetzt gleich einem Schwarme der Horniſſen und Weſpen, deren Neſt man zerſtören will, die Schriften der erbitterten, „lichtfreundlichen“ Gegner der Theſen und ihres Inhaltes. Auch unter dieſen Gegnern gab es Leute aus allen Klaſſen. Einer der unſinnigſt läſternden und pöbelhafteſten war ein Schulmeiſter und Organiſt in Holſtein, der ein ihm bekannt gewordenes Pasquill auf Napoleon: „Ein Dämon iſt dem Höllenreich entſtiegen“ durch die Einmiſchung ſeiner eigenen ſpottſchlecht gerathenen Reime in ein Pasquill auf Harms umwandelte und drucken ließ. Der Mann hatte freilich, ſo wie Viele ſeines Gleichen nicht den Muth gehabt, ſich als Autor zu nennen, aber die Obrigkeit fand ihn auf, während ſie gegen Andere, die es zwar eben ſo gehäſſig, doch nicht ſo gar unmanierlich gemacht hatten, auch wenn ſie wirklich gewollt, nichts thun konnte. Denn Boyſen, der ohnehin Konſiſtorialrath war, hatte doch dem Harms ſein übermüthiges: „komm Knabe und lerne,“ wenigſtens auf lateiniſch (Veni puer et disce) zugerufen; Profeſſor Gurlitt lobte in Hamburg und da ließ ſich nichts dagegen ſagen, daß er die von ſeinem Gymnaſium nach der Univerſität Abgehenden in einem Programme warnte, vor dem Harms in Kiel „als vor dem unvernünftigen Vernunfthaſſer, dem freilich annehmlichen Poſtillator (Poſtillenſchreiber), der aber ein durchaus ungelehrter Mann ſei, deſſen 95 Theſen von Dummheit und Anmaßlichkeit ſtrotzen.“ Auch anderen genannten und namentlich den ungenannten, dabei aber doch bekannten Gegenſchriftſtellern, wie z. B. Dem, welcher den Harms in ſeinen früheren Stand, zu den Mehlſäcken zurückwies, konnte man nicht einmal, wie dem oben erwähnten Pasquillanten, dem Schulmeiſter, widerfahren war, einen offiziellen Verweis durch ihren Propſt zukommen laſſen.

Den Schriften der Feinde der Theſen gegenüber erhoben auch die Freunde der Wahrheit ihre Stimme in mehreren Schriften. Dieſe waren zwar minder zahlreich und von ungleich würdigerer, ruhigerer Haltung als die der leidenſchaftlichen Gegner, dafür aber von deſto kräftigerer, nachhaltigerer Wirkung. Unter den namhaften Theologen, welche für die Theſen ſprachen, war der edle Schleiermacher der Bedeutungsvollſte; an die Spitze der Gegner von geiſtlichem Stande hatte ſich der Oberhofprediger Ammon in Dresden geſtellt. Es ſchien jedoch, als wenn die Theſen auch noch in anderer Weiſe als in jener der literariſchen Streitigkeiten, nicht nur, wie ihr Verfaſſer geſagt hatte, den Rationaliſten, ſondern ihm ſelber, perſönlich „auf den Leib brennen“ ſollten. Solche Stellen in denſelben, wie im 11. und 30. Satz: „während keine Wacht in unſerer Kirche war“ — wie 64 und 65, darin man eine Aufforderung an das Volk zu ſehen meinte zur Uebernahme des Richteramtes über ſeine Prediger und zur Selbſthülfe gegen vermeintliche Irrlehrer, und andere Sätze, darin man ſogar die Abſicht erblicken wollte, die ehrwürdigſten Gegenſtände zum Geſpötte und Gelächter zu machen, waren vom königlichen Oberkonſiſtorium im ſchwärzeſten Lichte aufgefaßt und in ſolchem vor den Staatsrath gebracht worden. Man ſprach im Kreiſe der Freunde wie der Feinde die nahe Abſetzung des Harms von ſeinem Amte, als eine wahrſcheinlich unvermeidliche Sache aus, und wenn die Konſiſtorien wie Oberkonſiſtorien allein freie Hand gehabt, wenn nicht der hierin anders geſinnte König und einige ſeiner Räthe auch ein Wort dabei zu ſprechen gehabt hätten, dann würde es wohl auch dazu gekommen ſein. Hatte doch ſchon ein wohlgeſinnter Mann in einem anonymen Briefe dem „ungerecht Verfolgten“ für den vielleicht nahen Fall ſeiner Abſetzung eine Stätte zugeſichert, dahin er mit Frau und Kindern ziehen und ſeine Verſorgung finden ſollte.

Es hat Einer, der mit dieſen Wegen wohl bekannt war, geſagt, ein Bekenner der Wahrheit, der noch nicht mit einer ganzen Fluth von Läſterungen von der Welt getauft ſei, der ſei noch nicht recht getauft. Nun, eine ſolche rechte Taufe war in der That dem Claus Harms reichlich widerfahren in dieſer Zeit, welche er ſelber die bewegteſte nennt, die er erlebt habe, nach innen ſo ſehr, wie nach außen. „Nach außen durch die Arbeiten, zu denen er als Vertheidiger der Wahrheiten, die er in ſeinen Theſen ausgeſprochen, gegen die Feinde und Verdreher ſeiner Worte genöthigt war, nach innen durch den unabläſſigen Drang „das hinaus zu beten, was ſich auf ſein Herz warf, und hinein zu beten, was ſein Herz ſtärkte.“ Doch bei all' den ſchweren Erfahrungen, die er machte, ſtand er, wie er ſagt, „ſo muthig in ſeinem Kampfe, einige trübe Tage oder Nächte abgerechnet, daß er zum Wohlgefallen kam an den Kränkungen, die man ihm zufügte.“ Gab es doch auch mitten in den langanhaltenden trüben Heimſuchungen immer wieder neue Tröſtungen. Namentlich gehörte zu dieſen Tröſtungen, „welche ja alle von oben kommen“, die ſich immer gleich bleibende, außerordentliche Theilnahme an ſeinen Predigten. Dieſe waren allerdings ſo, wie Harms ſelber die rechte Predigt: die Glaubenspredigt beſchreibt, „gehoben von dem gewaltigen, überweltlichen Flügelſchlag des heiligen Geiſtes, der die Apoſtel und Propheten getragen hat. Die (rechte) Predigt beruht auf der Gabe der Prophetie, neben der Lehrgabe.“

Nun, die Taufe, in welche Harms bei Gelegenheit ſeiner Theſen genommen worden war, iſt nicht umſonſt geweſen. „Das weiß ich wohl“, ſo ſagt er, „daß meine Theſen allein die große Veränderung nicht hervorgebracht haben, welche ſeit 1817 im öffentlichen Bekenntniß, namentlich von der Kanzel, vorgegangen iſt. Bis dahin waren die Herzogthümer Schleswig-Holſtein faſt durchaus rationaliſtiſch, ſeit dieſem Jahre und in wenigen Jahren darnach wurden dieſelben faſt durchaus orthodox, wenigſtens was die Prediger anbetrifft.“ Im Jahre 1819 konnte Harms einem Kirchenpatron, der ihn darum gebeten, nur 3 gläubige Kandidaten des Predigtamtes vorſchlagen, im Jahre 1831 konnte er demſelben ſchon 20—30 nennen. Man hörte damals unter den Studirenden öfters die Redensart: „Twesten bekehrt ſeine Zuhörer und Harms tauft ſie alsdann.“, Selbſt manche ſchon im Amte ſtehende Prediger wendeten ſich in dieſen Jahren vom Rationalismus zur Orthodoxie.

Es ſei mir übrigens erlaubt, hier auch noch die Worte eines Mannes mitzutheilen, welcher an dem Theſenſtreite mit recht jugendlicher Wärme Theil genommen hat: „Ich bereue es nicht“ (ſo ſchreibt derſelbe), „daß ich in den Jahren 1817 und 1818 ein heftiger Vertheidiger der Theſen, ein überaus eifriger Anhänger von Harms geweſen bin. Dieſer hat nichts Anderes gelehrt als Das, was mit dem Glauben in vollem Einklange ſteht. Dennoch habe ich mich darin getäuſcht, daß ich meinte, wenn ich nur ein recht ernſtlicher Gegner der Antiharmſianer und Anhänger von Harms ſei, wäre ich darum auch ſchon ein vollkommener Chriſt. Vor jede menſchliche Autorität kann man aufrecht hintreten und ſich in ihre Dienſte begeben, zu Chriſto dem Herrn kann man aber nur auf den Knieen, durch rechtſchaffene Buße kommen. Nun, das iſt auch durch Gottes Gnade an mir geſchehen, und ich weiß und erkenne gar wohl, was Vater Harms dazu gethan, daß es mit mir ſo weit kommen konnte."

Die geiſtige Bewegung in Kiel und in den beiden Herzogthümern ſtand nicht einzig und allein in ihrer Zeit da. Wie ein Sturmwind, der hier das Meer in Wogen ſchlägt, anderwärts die Bäume des Waldes erſchüttert, oder die Lawine ſtürzen macht hinunter in's Thal, ſo iſt die Aufregung zu einem neuen, geiſtigen Leben damals an gar vielen Orten zugleich wahrgenommen worden. Der Stoß der Wellen im Meere iſt es nicht geweſen, der die Bäume im Walde ſo in lautes Rauſchen verſetzt, oder der die Schneemaſſen der Lawine zum Herabrollen gebracht hat, ſondern es war der Windhauch von oben her, welcher über Meer und Wälder, wie über den Alpenſchnee, hinwegzog und ſie alle ſo kräftig anrührte. Es war nur ein Bild im Kleinen von Dem, was damals im Großen geſchehen, als in den Völkern, um jene Zeit „da ſich in Jeruſalem die Stätte bewegte, da ſie verſammelt waren", in gar vielen Ländern in Norden und Süden, Oſten und

Weſten die Erwartung erregte von einem Großen, Neuen, das auf Erden geſchehen ſollte*). Sind doch öfters ſelbſt in der Wiſſenſchaft, wie in der Kunſt zu gleicher Zeit, in den weiteſt von einander entfernten Ländern und Völkern Bewegungen von gleicher Richtung erwacht; Indien hat mit dem chriſtlichen Europa zugleich Meiſterwerke der Tempel erbaut; derſelbe Frühling der neueren Völkergeſchichte, der in Italien die erſten Blüthen der bildenden, chriſtlichen Kunſt hervorrief, hat ſie auch am Niederrhein und in Deutſchland geweckt; nahe um jene Zeit, da der forſchende Menſchengeiſt weit über das Meer auf die Entdeckung neuer Länder ausging, da machte er ſich auch auf zur Erforſchung der Räume des Himmels und ihrer Welten. So haben ſich auch zu gleicher Zeit und ganz unabhängig die eine von der anderen im ſüdlichen Deutſchland, in der Schweiz, in Frankreich, ja in Rußland Anregungen eines neuen, chriſtlichen Lebens kund gegeben, welche mit jenen, die der Theſenſtreit in den Herzogthümern hervorrief, von verwandter Art waren. Ich bin im Verlaufe meiner Pilgerſchaft an mehreren ſolcher Lichtpunkte und Wächterpoſten der damaligen Zeit vorübergekommen, und werde ihrer auch noch in dieſem Buche gedenken, ſo hell jedoch, ſo laut über viele Lande hat kaum ein anderes Licht geleuchtet oder eine andere Wächterſtimme die Schlafenden gerufen, als dort zu Kiel in [illegible] aus den Theſen von Harms es geſchehen. In [illegible]ude ich dieſe Theſen mit Herz und Mund begrüßt [illegible]s wird mir, ſo lange ich lebe, in dankbarer Erinnerung bleiben, aber dieſe Freude kam mir nicht allein, ſondern bald noch eine andere dazu.

---

*) M. ſ. meine Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens, zweiter Band, Kap. 9 S. 270 u. f.

Während es nämlich in meiner nächſten Umgebung, wie ich dieſes oben S. 164 u. f. beſchrieben, ziemlich dunkel und troſtlos ausſah, kam ein unerwarteter Beſuch zu mir, der mir im reichſten Maaße Beides: Licht wie Troſt brachte. Dies war der mir unvergeßlich theure Profeſſor Auguſt Neander aus Berlin. Was ſoll ich von dieſem außerordentlichen Menſchen ſagen? —

Eine hehre Erſcheinung in den Zeiten des alten Bundes ſind die Naſiräer. Sie, die Verlobten Gottes, bezeugten vor den Augen ihres Volkes den Ernſt des Gehorſams gegen ein Geſetz, das Gott ihnen gegeben, bezeugten die Furcht vor der Strafe des Ungehorſams durch den Abſcheu vor der Gräuelgeſtalt des Todes, welcher aus der Sünde kam. Nach ihrem menſchlichen Maaße ſind ſie, ſo wie Joſeph, der Naſir unter ſeinen Brüdern, ein Vorbild Deſſen geweſen, der allein den Gehorſam des Geſetzes erfüllt, dem Tode ſeine Macht genommen und das Leben wiedergebracht hat. Auch die Zeit des neuen Bundes hat ihre Naſiräer, welche nicht durch den richterlichen Ernſt des Geſetzes, nicht durch die Schrecken des Todes, ſondern durch Gnade dem Herrn verbunden und verlobt ſind für Zeit und Ewigkeit. Dieſe haben nicht nur ſeine Gebote, ſondern Ihn ſelber, den Herrn, ſo wie Er iſt, vor Augen, denn ſie folgen Ihm, wohin Er gehet und wohin Er ſie führet. Die Berührung mit dem Todten [illegible] ſie nicht mehr beflecken, denn was des Todes war, iſt begraben und zum Leben auferſtanden durch den Gla[illegible]r ſelber iſt es, der in ihnen lebet. Als das Bild eines ſolchen Naſiräers im Reiche der Gnade, eines ſolchen Verlobten des Herrn, iſt mir der Auguſt Neander erſchienen. Ein Menſch, in deſſen Munde kein Falſch war, der nicht nur den eigenen Willen, ſondern Alles, was er hatte und war, geiſtig wie leiblich, dahin gegeben hatte in den Dienſt des Herrn, ſo daß von ihm ſelber Nichts übrig geblieben war für die Augen der Welt, nichts aber auch für ihn von der Welt der Sinne, aus welcher er, als ein im Geiſte Gebundener, hinweggerückt und geſchieden war. Ich werde des rührenden Eindruckes nie vergeſſen, den Neander's, „im Geiſt gebundene“ Perſönlichkeit auf mich machte. Er hatte mein Altes und Neues geleſen und war während der Oſterferien 1818 zu mir gekommen, um mich zu ſehen. Er, welcher in der demüthigen Einfalt und Unſchuld des Herzens wie ein Kind geworden war in der Welt, hatte die Reiſe unter der zärtlichen Obhut und Pflege ſeiner Schweſtern gemacht. Länger noch und öfter ſah ich ihn ein Jahr hernach, wo er mich, meiſt in Begleitung des Baron von Kottwitz, eines Menſchen, der ſchon auf Erden in der Liebe und im beſtändigen Naheſein des Herrn ſelig war, an meinem Krankenbette in Berlin öfters beſuchte. Die Liebe, davon ſein Herz voll war, ſprach ſich nicht in Worten aus, aber man fühlte ihre Kraft, man empfand ihre Wärme, und jedes ſeiner Worte war durchleuchtet von einer ſo freudigen Gewißheit des Verſtändniſſes, daß der Geiſt des Hörers davon lebendig wurde.

Ich habe in meinem Leben, obwohl in vieler Unlauterkeit, manche Menſchen geliebt, nur wenige aber ſo wie den Neander; ſein Tod, obgleich es keiner war, hat mich tief bewegt. Hätte man die eigenen, wie ein Geſchwätz zugebrachten Jahre den deinigen zulegen können, du theures, fruchtbares Leben; es wäre wohlgethan geweſen; aber es iſt nicht das Unſrige, was wir in Hoffnung leben und ſind.

Neander iſt, ſeiner Geburt nach, einer der erwählten Erſtlinge aus Iſrael geweſen. Wenn man auf die Zeit zurückblickt, in welcher der Zug in ihm erwachte, der ihn zu dem Lichte des Lebens führte, für deſſen Strahlen ſein Volk keine geöffneten Augen hat, dann erkennt man wohl, daß auch bei ihm nicht die fleiſchlichen Augen es waren, die das Licht mitten in der Finſterniß ſahen, das über dem Leben der ungläubigen Chriſtenheit und über dem Geiſte lag, welche damals in den Schulen der vorherrſchende war. Aber auch die Blinden, die in der Welt leben, können es nicht vermeiden, von dem Lichte zu ſprechen, das ihre Augen nicht ſehen, und wie der früheſte unter den Weiſen des Alterthums, die wir kennen, von der Weisheit, die von Anfang war, ſagt: „ſelbſt die Verdammniß und der Tod müſſen es ausſprechen, daß ſie mit ihren Ohren ihr Gerücht gehört haben“ (Hiob 28 V. 22). Dem Neander war ein inneres Auge geöffnet, welches in der Finſterniß nur das Licht ſah, das hereinſtrahlte. Und wie er dieſen Strahlen nachzugehen und ſie aufzufinden wußte, das bezeugen ſchon die Schriften ſeiner früheſten Jugend: ſein Kaiſer Julian, ſein heiliger Bernhard, die er in ſeinem 23. und 21. Jahre ſchrieb; ſeine Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des Chriſtenthums und des chriſtlichen Lebens und die vollendete, gereifte Frucht ſeines Erkenntniſſes, „die allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche.“ Doch ich kann und will hier nicht von den Werken des Mannes reden, der für das Reich der von ihm erkannten Wahrheit unermüdet thätig war, ſondern erinnere nur einige der noch lebenden Freunde an die wahrhaft lieblichen Züge aus dem Leben Neander's, während jener Zeit, die er als Privatdozent und Profeſſor in Heidelberg mit den ehrwürdigen Männern: Daub, Kreuzer, Schwarz verlebte, denen er mit kindlich treuer Liebe ſich anſchloß, ſo wie in Berlin, dahin ihm bald nachher der Ruf kam, vor Allen an Schleiermacher. Neander's, des Naſiräers Andenken und Bild lebt fort in dem Herzen und dem Wirken ſeiner treuen Schüler, die er für das Leben des Geiſtes ausgeboren hat. Denn ob er gleich ſchon während ſeines Erdenlebens ein aus der Welt Abgeſchiedener war, ſo iſt er dennoch mit Leib und Seele, von ganzem Herzen und mit allen Kräften des Geiſtes bei Denen geweſen, die mit ihm die Wahrheit ſuchten und liebten. Und bei dieſen iſt er fortlebend geblieben und wird es bleiben, ſo lange es Ihresgleichen gibt.

Mittelbar, durch Briefe, hatten mich auch der theure Baron **von Kottwitz**, Fr. v. **Meyer**, mein alter, lieber Jugendfreund **Hartmann**, der damals in Hamburg lebte, und noch mehrere andere mit mir durch die gleiche Liebe befreundete Männer, in meiner damaligen trübſeligen Verlaſſenheit beſucht und durch ihren freundlichen Zuruf geſtärkt. Der Beſuch von drei wackeren, wohlgeſinnten Kandidaten der Theologie aus Würtemberg that meinem Herzen, das an Heimweh nach dem lieben Süden von Deutſchland krank war, ſehr wohl; und mein werther Namensvetter **Schubert**, jetzt Pfarer zu Altenkirchen auf Rügen, gab durch ſeinen Beſuch und ſeine lebendigen Mittheilungen meiner alten, herzlichen Liebe zu dem edlen Volke der Schweden neue Bekräftigung und Nahrung.

Es hat ſich zuweilen zugetragen, daß Deutſche, welche in fernen, aſiatiſchen Ländern reiſten und an den Hof, etwa des Schachs von Perſien oder eines anderen mächtigen Herrſchers jener Länder kamen, hier ganz unvermuthet, in der Perſon eines hochangeſehenen Mannes bei Hofe, einen Landsmann auffanden, der ſich unter dem orientaliſchen Kopfputze und dem prächtigen Ehrenkleide ſeiner fremdartigen hohen Würde die deutſche Geſinnung und ein der

Heimath freundlich zugewendetes Herz erhalten hatte. Man kann ſich's wohl denken, welche Freude das für die Reiſenden in wildfremdem Lande ſein mußte, wenn auf einmal ein ſo vornehmer, vermeintlicher Perſer ſie in der Sprache ihrer lieben Heimath anredete und freundlich begrüßte. Eine Freude von ähnlicher Art ward mir zu Theil, als der berühmte Friedrich Karl von Savigny aus Berlin um jene Zeit nach Mecklenburg zum Beſuche an den großherzoglichen Hof kam. Welcher gebildete Deutſche ſollte nicht dieſen Mann aus ſeinem damals vielverbreiteten Werke: „vom Berufe unſerer Zeit, für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft“ ſo wie aus den Anfängen ſeiner „Geſchichte des römiſchen Rechtes im Mittelalter“ (Bd. 1, 1815) gekannt und ihn geehrt haben als einen hochſtehenden Meiſter der Rechtswiſſenſchaft, als einen Mächtigen des Geiſtes, der Gedanken und der Sprache. Als einen Solchen betrachtete auch ich Savigny in herzlicher Achtung. Aber wie freudig wurde ich überraſcht, als mich dieſer große Meiſter und Lehrer in den Schulen des menſchlichen Wiſſens in der wohlthuenden Sprache eines Jüngers aus der Schule der göttlichen Weisheit anredete. Savigny hat mit der Geſchichte des menſchlichen Rechtes und ſeiner Geſetze, die am Sinai ihren Anfang nimmt, zugleich die eines göttlichen Rechtes lebendig erfaßt, welchem auf Golgatha ſeine vollkräftige Genüge geſchehen iſt.

Ich weiß Vieles, das ich dem Beſuche Savigny's in Mecklenburg zu danken habe, und weiß vielleicht nicht Alles. Die freundliche Beachtung, die er mir bezeugte, iſt auf die höheren Kreiſe meiner Umgebung nicht ohne Einfluß geweſen, ſie hat hier das mächtige Vorurtheil, das gegen mich ausgebrochen war, gemildert, und ſelbſt hin und wieder in günſtiger Weiſe umgeſtimmt. Ich ſelber hatte ein ſolches Vertrauen zu dem Herzen des Mannes gewonnen, daß ich ihm ſchon mündlich, noch mehr aber in Briefen, unverholen die äußere wie innere Haltloſigkeit meiner damaligen Stellung beſchrieb und mein ſehnliches Heimweh gegen ihn ausſprach, hinwegzukommen von dieſem unter mir ſchwankenden Boden, auf den feſtſtehenden meines eigentlichen natürlichen Berufes. Savigny ſprach mir guten Muth ein. Er zweifelte nicht daran, daß ſich mir bald ein Ausweg eröffnen werde aus der Irre, in die ich gerathen war, ja er ſelber, vielvermögend in ſeiner einflußreichen Stellung, gab mir Hoffnung dazu.

So wie ich oben S. 174 meinen Leſern es verſprach, habe ich ſie in dieſem Kapitel, darin ich eine Strecke meines Pilgerweges beſchrieb, welcher durch tiefen Sand ging, nur mit den Kirchthürmen und anſehnlichen Ortſchaften bekannt gemacht, die mir damals zu beiden Seiten der Straße vorzugsweiſe in's Auge gefallen und für meine ſpäteren Wanderungen durch das Leben bedeutend geworden ſind.

14. Kleinmuth und Hoffnung.

Nur wenige Menſchen mögen wohl die Wahrheit des Spruches: daß unſer Herz ein trotzig und verzagtes Ding ſei, ſo oft, ſo lebendig an ſich erfahren haben, als ich. Vor Allem iſt mir dieſes während meines Aufenthaltes in Mecklenburg geſchehen. Was waren doch dort die kleinen Anfechtungen, die ich nach Kap. 12 von Andersgeſinnten zu erdulden hatte, gegen die Taufe der Feindſeligkeiten und öffentlichen Läſterungen, welche über den treuen Harms kam, was waren alle die äußeren Veranlaſſungen zum Mißmuth und zur Ungeduld, welche mir zuſtießen, im Vergleiche mit jenen, welche viele meiner weiter geförderten Freunde getroffen hatten. Und dennoch gab ich mich, wie ich oben S. 171 es beſchrieben, einer Verzagtheit und Traurigkeit hin, welche keinesweges jene göttliche war, die zum Leben, ſondern die irdiſche, die zum Tode führt.

Ich hätte die Wahrheit dieſes Ausſpruches über die Folgen einer Traurigkeit der Welt im wörtlichen Sinne an mir ſelber wahrnehmen und fühlen können; ich wurde von einem leiblichen Uebel ergriffen, welches ſich öfters zu der grämlichen, ärgerlichen Stimmung der Seele zu geſellen pflegt: einem Leberleiden, das zehn Jahre nachher, während einer länger anhaltenden, gleichartigen Stimmung zu einem Gefahr drohenden Ausbruche kam. Da wirkten dann Leib und Seele zuſammen. Wenn ich, im Freien gehend oder in meinem Zimmer allein war, ſo wie in den ſchlafloſen Nächten, von denen ich öfters heimgeſucht wurde, grub ich mich immer tiefer in meinen [illegible] hinein, überließ mich ganz der Pein der inneren Vorwürfe darüber, daß ich mich ſelber, wie ich meinte, durch eigene Wahl und Schuld in meine jetzige Lage hineingebracht habe. Und hierbei habe ich an mir einen Wechſel der Stimmungen erfahren, die mit einander im vollkommenſten Widerſpruche ſtanden; denn wenn ich unter den nahen Bekannten und Freunden war, vor denen ich das Gewimmel der Sorgen und trübſeligen Gedanken in meinem Inneren nicht ſehen laſſen wollte, da gewährte ich öfters dem Hange meines Naturells zum Scherz und Muthwillen ſo ungehemmten, freien Lauf, daß ich mich dieſer Anwandlungen eben ſo ſehr zu ſchämen hatte, als der entgegengeſetzten zum Kleinmuth und zur Verzagtheit.

Es kam auch noch eine andere ſchwere Heimſuchung über mein Haus und mein Herz. Mein einziges Kind, meine Tochter Selma, erkrankte an einem heftigen Nervenfieber, welches damals viele Erwachſene und Kinder der Gegend dem Grabe zuführte. Auch ſie ſchien dieſen Weg gehen zu ſollen; der Arzt, den ich zu Hülfe gerufen, gab wenig, ja faſt keine Hoffnung. Welche Nächte waren das, die ich am Krankenbette des Kindes durchwachte. Und dennoch brach in das innere Dunkel ein Licht der Hoffnung und des Troſtes herein, das mir ja niemals ganz verloſchen war; das Kind genas zu unſerer Freude und lebt noch jetzt als glückliche Gattin, Mutter und Großmutter. †1872.

Eine andere Hoffnung noch, welche nicht ohne Erfüllung blieb, ging mir nahe um dieſe Zeit wie ein Morgenſtern auf, der das Nahen eines neuen, heiteren Tages verkündet. Auch Schelling, nach S. 173, hatte mich ermahnt, an den edlen, ſo wohlwollend gegen mich geſinnten Miniſter von Lerchenfeld zu ſchreiben, dieſem meine peinliche, unſichere Stellung in Mecklenburg aufrichtig zu ſchildern und ihn um ſeine Hülfe zu bitten aus meiner Noth. Ich hatte mich zu dieſem Schritte nicht ſogleich entſchließen können. Eine Scham, zur Unzeit, hielt mich davon ab. Wie hatte ſich der für meine Wahl ſo ernſtlich beſorgte Lerchenfeld, der die Welt ſo wie mich beſſer kannte, als ich, ſo angelegentlich bemüht, mir von dem Hinaustreten aus meinem angemeſſenen Berufe abzurathen und mich in Bayern feſt zu halten und wie war ich gegen alle ſeine Vorſtellungen und Anerbietungen ſo taub geweſen, ja, wie ich meinte, in unverzeihlicher Weiſe gegen alle ſeine Güte ſo unerkenntlich und gefühllos. Wie durfte ich es jetzt wagen, mich dem verehrten Manne, wenn auch reumüthig, mit einer ſolchen Bitte zu nahen, die mit meinem früheren Benehmen in ſo grellem Widerſpruche ſtand? Da geſchah mir etwas, das ich noch jetzt zu den beachtenswerthen Erfahrungen meines inneren Lebens zähle. In einer meiſt ſchlaflos zugebrachten und mit Sorgen durchkämpften Nacht gedachte ich jener Stelle des Propheten Jeſaia 49, V. 15, in welcher ſich das ewige Erbarmen mit der Liebe einer Mutter vergleicht, die ihres Kindes nie vergeſſen kann, mit dem troſtreichen Schluſſe: „und ob ſie ſein vergäße, will ich doch Deiner nicht vergeſſen.“ Dieſe Worte aus dem Munde der Wahrheit ergriffen mich ſo lebendig und ſo tief, wie noch niemals. Ich faßte jene ewige Mutterliebe bei ihrem gegebenen Worte, gleichwie bei der Hand an und mir war es in meinem Inneren, als ob mich Jemand verſichere: noch heute ſoll ſich dir ein Weg der Rettung aufthun. Mit dieſem Gefühle der Hoffnung ſtand ich auf, wartete mit Ungeduld auf den Poſtboten, dieſer kam wie gewöhnlich am Vormittag, brachte einen Brief aus Nürnberg; ich erkannte die Hand, es war die meines lieben, brüderlichen Freundes Tobias Naumann, Kießling's Neffen. Ich dachte: „Was kann dir dieſer liebe Menſch ſagen, das eine troſtreiche Ausſicht auf Rettung aus deiner Lage gäbe,“ las den recht aus warmem Herzen gekommenen Brief ſelber mit warmem Herzen und fand zwar in ſeinem Hauptinhalte nichts Anderes, als den theuren lieblichen Nachklang aus dem Zuſammenleben mit den Nürnberger Freunden in Geiſt und Gemüth, an ſeinem Schluſſe aber noch eine dringende Aufforderung im Namen aller dieſer Freunde, mich an den Herrn Miniſter von Lerchenfeld zu wenden, mit der Bitte, mir wieder in Bayern eine Werkſtatt und Ruheſtätte für mein Leben zu eröffnen. Da wurde mir es auf einmal zur vollen Gewißheit, daß dieſer Schritt nach Gottes Rath und Willen ſei: ich ſchrieb an den vielvermögenden Freund.

Ich läugne nicht, daß mir es ein wenig bange war vor der Antwort. Es war mir zu Muthe, wie einem reumüthigen Knaben, der, ſeinem Vater unfolgſam, einen ganz anderen Weg gegangen iſt, und ein ganz anderes Geſchäft verrichtet hat, als das, was der Vater ihm angerathen hatte und welchem es bei dieſem Verlaufen aus dem Elternhauſe gar nicht ſonderlich nach Wunſch ergangen iſt. Während dieſer dem Vater ſeine Unfolgſamkeit bekennt und ihn um Wiederaufnahme unter das elterliche Dach und in ſeine Pflege bittet, macht er ſich zugleich gefaßt auf einen wohlverdienten väterlichen Verweis. Auch ich dachte es mir nicht anders, als daß Lerchenfeld mich zunächſt daran erinnern werde, wie er mir ja Alles, was mich jetzt betroffen, vorausgeſagt, und mich vor dem Verlaufen von dem mir angewieſenen Wege ſo treulich gewarnt habe, ich aber ſei hartnäckig auf meinem Plan und Willen beſtanden. So aber that mein hochſinniger Freund in ſeiner zartfühlenden, ſchonenden Liebe nicht. Ich kann mir es nicht verſagen, hier einige Stellen aus ſeinem Briefe mitzutheilen, den ich nicht erſt etwa nach langem Warten und Harren, ſondern, wenn man die Entfernung der beiden Orte von einander, an denen wir lebten, und den damaligen Lauf der Poſten in Anſchlag brachte, in möglichſt baldiger Zeit erhielt. Iſt doch jener Brief ein Hauptdokument aus der Geſchichte meines Lebens und zugleich dazu geeignet, den Leſer einen Blick in dieſes reine, treue Herz thun zu laſſen, das nur von Gott und von den nächſten Freunden ganz gekannt und gewürdigt war.

„Mit inniger Theilnahme habe ich, mein lieber theurer

Schubert, Ihren herzlichen und vertrauensvollen Brief geleſen. Wohl dachte ich mir, daß es einen tiefen Grund haben müſſe, warum Sie mir ſo lange gar keine Nachricht gaben und da ich Sie nicht ohne Beſorgniß ſo fern von Ihren Freunden und von den Ihnen ſo lieb gewordenen Verhältniſſen ziehen ſah, ſo beſorgte ich jene düſtere, ſchmerzlich wehmüthige Empfindung, die Ihr lieber Brief dem Freunde darſtellt. Ja, mein guter, lieber Schubert, es iſt ein ungemein ſchmerzliches Gefühl, ſich in einem Verhältniſſe zu finden, das uns eine unſer Inneres nicht befriedigende Thätigkeit anweiſt und wo wir demnach ſelbſt fühlen, daß wir in dieſem engen Kreiſe uns nicht mit der nöthigen Freiheit und Sicherheit bewegen, um ihn ganz auszufüllen und in demſelben wenigſtens ſo viel als möglich zu leiſten." — — L. ſpricht hierauf zuerſt von meinen literariſchen Arbeiten und da ich ihm von dem Wunſche, der ſchon damals mich erfüllte, ein Werk von dem ohngefähren Inhalte meiner Geſchichte der Seele zu ſchreiben, Einiges geſagt hatte, wünſcht er mir die Vollendung desſelben in einer heiteren Gemüthsſtimmung — — „denn Gott wird auch Ihren innigen Wunſch, jener Wiſſenſchaft, die den Geiſt erhebt und das Gemüth veredelt, Ihr ganzes Leben, Ihre ganze, ungetheilte Kraft zu weihen, gewiß erfüllen."

Und daß dieſes bald geſchehen möge, dazu hatte der edle, in ſeiner treuen Fürſorge unermüdete Freund bereits die Einleitung getroffen. Er hatte ſogleich mit jenen anderen Männern im Miniſterium geſprochen, welche hierbei von bedeutendſtem Einfluſſe waren und hatte dieſe ſehr geneigt gefunden, mich für Erlangen zu ernennen, ſobald die Verhältniſſe der dortigen Univerſität feſtgeſtellt ſeien. Ich ſolle, nach dem Wunſche des Kultus- und Studienminiſters, eine Vorſtellung übergeben, darin ich, auf meine früheren Verhältniſſe in Bayern mich beziehend, meinen Wunſch ausſpräche. „Er ſchätzt Sie ſehr und wird mit Freuden dazu mitwirken, Sie Ihrem wahren Berufe wiederzugeben.“ Er ſelbſt, Lerchenfeld, erbietet ſich, meine Vorſtellung an die rechte Behörde zu fördern, und verſpricht, daß, ſobald die Verhältniſſe dieſes nur immer geſtatteten, mein Wunſch erfüllt werden ſolle. „Und bis dahin, mein guter, lieber Schubert, ſeien Sie gutes Muthes und machen Sie, daß, wenn Sie den kälteren Norden verlaſſen, Sie dennoch daſelbſt ein tiefes Andenken in den Herzen Ihrer Zöglinge zurücklaſſen, was bei Ihnen zuverläſſig der Fall ſein wird. Auch bei Hofe wird Ihnen — — — die gerechte Anerkennung nicht entgehen. Suchen Sie nur ſelbſt alle Schüchternheit zu entfernen, und in ruhiger Beſcheidenheit, ungezwungen und natürlich ſich in dieſem Kreiſe zu bewegen, indem beſcheidene, anſpruchsloſe Menſchen zwar nie eine Hauptrolle ſpielen, aber dennoch oft von allen Theilen zum meiſten geehrt ſind.“ Bis Ihr Unterricht bei der Prinzeſſin geſchloſſen iſt, hoffe ich zuverläſſig, daß auch Ihre Anſtellung im alten Vaterlande verwirklicht werden kann.“ Hierauf folgen Nachrichten von meinen Freunden in München: von Schweigger, welcher den thätigen Beruf als Lehrer dem eines Mitgliedes der Akademie der Wiſſenſchaften gerne vorgezogen habe und deshalb dem Rufe an die Univerſität Erlangen gefolgt ſei; von unſerem gemeinſamen Freunde Emil von Herder; Mittheilungen aus dem lieblichen Kreiſe ſeiner eigenen Familie, dann der Schluß: „Nun leben Sie wohl, guter, lieber Schubert! Vertrauen Sie auf Gott, der Sie Ihrer Beſtimmung wieder geben wird, behalten Sie guten Muth, heiteren Sinn und den feſten Vorſatz, ſo lange Sie in Ihren Verhältniſſen noch bleiben, ſich ihnen mit Liebe und herzlicher Ergebung zu widmen, dann wird Alles recht werden. Schreiben Sie von Zeit zu Zeit Ihrem herzlich ergebenen Lerchenfeld."

Dieſer Brief, der ſo ganz in dem herzlich liebevollen Tone der früheren Briefe war, rührte mich tief und gab mir neuen, friſchen Lebensmuth. Ich ſchrieb ſogleich die „Vorſtellung" an das königliche Miniſterium nieder, zu welcher mein edler Freund mich aufgefordert hatte und gab ſie mit meinem Dankſchreiben an dieſen zur Poſt. Ich lebte jetzt vergnüglich auf der ſonnigen Höhe meiner Hoffnungen, wie das Murmelthier in der reinen Himmelsluft ſeiner Alpen, hielt mich aber wie dieſes gerne vom Geräuſch des Tieflandes zurückgezogen, führte im Umgang mit einigen der nächſtſtehenden Freunde ein ſtilles Leben. Aber die Entſcheidung auf mein Bittgeſuch, aus München, ließ lange auf ſich warten. Der Winter von 1817 auf 18 war vergangen; ich hatte noch keine Antwort. Endlich, im Frühling kam eine, die das große Amtsſiegel als Abzeichen an ſich trug. Ich erhielt dieſes Schreiben am Morgen eines Tages, den wir zum Annahen an den Altar des Herrn, zum Genuſſe des heiligen Abendmahles beſtimmt hatten. Nach der damals in Ludwigsluſt beſtehenden Einrichtung war dieſes zwar ein Wochentag, doch hielt ich es für unrecht, ſeine hehre Feier durch Gedanken an mich ſelber und an das arme, irdiſche Leben zu entweihen; ich legte das Schreiben uneröffnet zur Seite. Und es war wohl gut, daß ich mich vorher mit anderer Kraft angethan hatte, als die eigene iſt; der Inhalt des Schreibens würde mich ſonſt in faſt zerſchmetternder Weiſe niedergeſchlagen haben. Es kam nicht vom k. Miniſterium in München, ſondern vom akademiſchen Senat in Erlangen, welchem wahrſcheinlich meine Vorſtellung vom Miniſterium mit der Weiſung zugegangen war, auf mein Bittgeſuch möglichſte Rückſicht zu nehmen. Der Senat konnte jedoch nichts Anderes thun, als mir mit Bedauern anzeigen, daß keine Stelle an der Univerſität für mich offen ſei, indem auch die zweite, bisher noch freie Stelle der naturgeſchichtlichen Lehrfächer durch Nees von Eſenbeck beſetzt ſei.

Welche Nachricht war das für mich! Vorher voll ſo freudiger Hoffnungen, im Vollgenuß ſo naher, lieblicher Ausſichten; wie ein Wanderer nach den Alpen, der dieſe, was leider nur ein Vorzeichen des bald ausbrechenden Regenwetters war, ganz nahe vor ſich ſah, und nun auf einmal ein Dunkel der niederſtrömenden Wolken, in welchem man kaum 10 Schritte vor ſich hinſchauen konnte und ein hochangeſchwollenes Waſſer, das alle Brücken hinweggeriſſen hatte, zwiſchen dem Wanderer und dem Ziele ſeines Weges. Aber, wie ich ſchon ſagte, ich hatte mich mit einer anderen Kraft angethan, als meine eigene war; ich nahm die betrübende Botſchaft mit ziemlich ſtiller Faſſung und Ergebung auf. Doch das eigene Wollen und Fühlen trat gar bald wieder hervor und wie Einer, der die Wunden, die er im Kampfe empfangen, im Feuer der Aufregung anfangs nicht empfunden, fühlte ich ihre Schmerzen jetzt in verdoppeltem Maaße. Man fragte mich wohl, warum ich ſo niedergeſchlagen, ſo traurig ſei, ich hatte die Freuden meiner vermeintlich nahen, guten Ausſichten mit keiner Seele als mit der meiner treuen Hausfrau getheilt; ſo that ich auch mit den Schmerzen meiner Enttäuſchung.

Doch war meine Stellung, die innere wie die äußere, jetzt bodenloſer geworden, denn jemals. Ich hatte mich in der muthigen, ja faſt übermüthigen Stimmung, darein ich durch die vermeintlich nahen, guten Ausſichten gerathen war, von dem Boden, in welchem ich mich niemals feſt gewurzelt fühlte, völlig losgeriſſen. Ich war feſt entſchloſſen, wieder nach der Heimath all' meiner Neigungen und Wünſche zurückzukehren. Oft fiel mir der Gedanke ein: ach wäreſt du doch lieber Zeugſchmied oder irgend ein anderer Eiſenarbeiter geworden, wie du es in deiner Jugend (nach I S. 133) wollteſt: das Handwerk hat einen güldenen Boden; der fleißige Arbeiter findet da überall ſein Brod und kann als Bürger in der Stille und Zurückgezogenheit leben. Nun wohl, dachte ich weiter, du haſt ja auch als Student ein Handwerk erlernt, du biſt ja Arzt und promovirter Doktor, als ſolchem ſteht dir, zwar nicht, wie es in der (damaligen) Promotionsformel lautete, das ganze h. römiſche Reich, wohl aber irgend ein Ländchen oder Oertchen offen, wo du für dich und dein Haus dein Brod und wohl auch noch Zeit finden kannſt, ſo wie du gern möchteſt, als Schriftſteller zu wirken. — Das letzte der drei Jahre, auf deren Dauer der Unterricht bei meiner hohen, lieben Schülerin vorausbeſtimmt und beſchränkt war, hatte jetzt (im Frühling 1818) begonnen, mir ſchien es unerläßliche Pflicht, meinen Entſchluß, die mir übertragene ehrenvolle Stellung zu verlaſſen, frei gegen meine Herrſchaft auszuſprechen. Der gegen mich immer ſo wohlwollende, freundlich geſinnte Hofmarſchall von Oertzen fragte mich, wohin ich gehen wolle? Ich konnte das nicht ſagen, denn ich wußte es ſelber nicht; man hielt meine Erklärung für die Eingebung einer vielleicht bald vorübergehenden trüben, hypochondriſchen Stimmung, die man aus Nachſicht nicht weiter beachten wollte. Man begriff nicht, aus welchen vernünftigen Gründen ich meine äußerlich ſo vortheilhafte Stellung aufgeben möchte, und ich ſelber, wenn ich ſo nach allen Seiten hin meine Gegenwart und die Zukunft bedachte, der ich entgegengehen wollte, begriff mich auch nicht. Würde doch auch der Vogel im goldenen Käfig, darin er ſein reichliches Futter und die ſorgſamſte Pflege hat, den Naturdrang nicht begreifen, der ihn, ſelbſt beim Herannahen des Winters, wo es für ihn draußen im Felde nur wenig oder kein Futter gibt, ſo mächtig hinauszieht in's Freie, und doch iſt und bleibt dieſer Drang ein unwiderſtehlicher.

Bei dieſer Gelegenheit mußte ich abermals, mit recht dankbarem Herzen es erkennen, wie beſtändig mein lieber Herr Erbgroßherzog in ſeiner wohlwollenden Geſinnung gegen mich geblieben ſei. Wohl mag es gerade nicht nach ſeinem Sinne geweſen ſein, daß ich mit, ſo wie ohne meinen Willen nach ſo manchen Seiten hin Anſtoß gab, auch ſah er mich etwas ſeltener als ſonſt, aber ſein Zutrauen gegen mich als zu einem Menſchen, der guten Willen und brauchbare Gaben beſitze, hatte ſich nicht vermindert. Auch der Großherzog Friedrich Franz gab mir um dieſe Zeit einen Beweis ſeines großen Vertrauens und ſeiner Bereitwilligkeit, mich auf eine Weiſe zu beſchäftigen, die meinem natürlichen Berufe und meinen Neigungen recht zuſagen könne. Wie ſich dieſer Herr während ſeiner ganzen Regierungszeit als ein ſorgſamer Hausvater erwieſen hatte, welcher alle Naturgaben und Kräfte ſeines Landes wohl zu Rathe halten und für den gemeinſamen Wohlſtand benutzen wollte, ſo war ihm auch, bei dem ſtarken Verbrauche der Kohlen durch die damals eben beginnende Dampfſchifffahrt auf der Elbe der Gedanke eingekommen, die Kohlenlager, von denen ſich hin und wieder in ſeinem Lande deutliche Spuren zeigten, bergmänniſch genauer unterſuchen zu laſſen, und ſie wo möglich nutzbar zu machen*). Friedrich Franz konnte wie müßig ſein; Pläne und Gedanken von ſolch' landesväterlicher Art griff er nicht nur mit der ihm natürlichen Lebhaftigkeit auf, ſondern hielt auch feſt an ihrer Ausführung durch alle dazu nöthigen Mittel. In einer Hügelkette unweit der Elbe hatte man ſchon ſeit älterer Zeit Kohlen gefunden, welche zwar, wie die tiefere Unterſuchung zeigte, nur zu einem ziemlich weit verbreiteten Braunkohlenlager gehörten, dennoch aber dem Landesherrn einer ſorgfältigeren Beachtung werth ſchienen. Einige Handſtücke (angeblich) aus der Gegend von Bockup, welche man zeigte, näherten ſich ihrem Ausſehen nach ſehr der nutzbaren Pechkohle, das unweit von Bockup, bei Karenz zu Tage ausſtehende Flötzgebirge, ſchien einige Hoffnung ſelbſt auf das Vorhandenſein von Schwarzkohlen zu geben. Ich ließ mich alsbald und gerne dazu bereit finden, das Geſchäft der gründlicheren Erforſchung des Bockuper Revieres zu leiten. Einige treffliche Bergleute, namentlich ein ſehr verſtändiger Steiger (Namens Mengſtler) wurden von auswärts herbeigerufen und in den Dienſt des Landesfürſten genommen. Der Hügel von Bockup wurde durch ſorgfältige Bohrverſuche bis zu einer nicht unbedeutenden Tiefe erforſcht, ein Schurfſchacht zu dem Kohlenlager hinabgeſenkt. Es traf dieſer Verſuch freilich in die letzte Zeit meines Aufenthaltes in Mecklenburg; ich habe ſeine Beendigung dort nicht erlebt, doch iſt wohl derſelbe für die genauere Bekanntſchaft mit dem Braunkohlenlager jener Gegend nicht ohne Nutzen geweſen*). Mir ſelber aber hat dieſer kleine Streifzug in das Gebiet und die Geſchäftigkeit des „Bergbaues" in meiner damaligen trüben und gedrückten Stimmung ganz überaus wohlgethan; die einzelnen Stunden oder Sonntage, welche ich, zuweilen in Geſellſchaft der Meinigen, ſo wie einiger junger Freunde bei Bockup zubringen durfte, ſind mir recht liebliche Ausruhe- und Friedensſtunden für Leib und Seele geweſen. Namentlich gedenke ich noch gern des freundlichen Obdaches in einer benachbarten Mühle, welche den langen Namen „Finden wir uns hier“ führt, wie man ſagt, weil zwei Brüder, die in tödtlichen Haß gegen einander entbrannt waren, hier unvermuthet zum Zweikampf mit blutigem Ausgange ſich zuſammenfanden. Ich aber und mein lieber, junger Freund Jahn fanden uns hier, ſo wie in der Kirche des treuen gläubigen Pfarrer Müller in Dömitz nicht zum Kampfe, ſondern zum Friedensgenuſſe zuſammen.

---

*) M. ſ. über dieſen Gegenſtand Dr. G. A. Brückner's obenerwähnte Schrift S. 64 u. f.

---

*) Ich hatte, in einem ſchriftlichen Berichte auf die Möglichkeit hingedeutet, daß ſich, vielleicht ſelbſt auf Braunkohlenlagern noch ein werthvollerer Gegenſtand als die Kohlen ſind, finden könne. Hiermit hatte ich aber den Bernſtein gemeint, der

Freilich ward dann, wenn ich wieder zurückkam, in mein alltägliches Leben, das Gefühl der Heimathloſigkeit in demſelben nur deſto peinlicher, und nur in den Stunden, die ich als Lehrer der jungen Herzogin oder als belehrender und erzählender Freund der jüngeren Kinder des Erbgroßherzogs zubringen durfte, vergaß ich mein Heimweh, denn bei dieſen jungen Seelen fand ich fortwährend die gleiche Theilnahme und kindliche Anhänglichkeit, die noch jetzt in der Erinnerung ein Troſt und eine Freude meines Alters iſt.

Der edle v. Savigny hatte meiner, im Drange ſeiner großen Geſchäftigkeit, nicht vergeſſen, ich erhielt in der Zeit meiner größten inneren Unruhe von ihm einen Brief, der mir mit anderem freundlichen Troſte auch die Ausſicht

---

ſelbſt in weiter von der Küſte abgelegenen Gegenden von Mecklenburg, obwohl ſparſam gefunden wird, keineswegs, wie man mir aufbürden wollte, andere Koſtbarkeiten.

auf eine amtliche Anſtellung in Preußen eröffnete. Aber ich hatte mehr denn jemals, ſeit meiner Verirrung von dem Wege des inneren wie äußeren Berufes, der mir durch angeborenen Trieb, ſo wie durch die Führungen meines Lebens angewieſen war, dieſen Beruf lieb gewonnen und ſchätzen gelernt; ich wollte, ſei es auf welche Weiſe? im Dienſte der Naturwiſſenſchaften bleiben; die mir ſo wohlwollend angetragene Stelle hätte mir zwar Brod und Ehre gegeben, was ich ja beides auch in Mecklenburg genoß, zugleich aber hätte ſie mir für meinen eigentlichen Beruf weder Zeit noch Kräfte übrig gelaſſen. Dieſes ſchrieb ich dem ſo gütig für mich beſorgten Freunde in meiner dankbar ablehnenden Antwort.

Ich habe es in meinem Leben nicht nur einmal, ſondern öfters erfahren, daß irgend ein ſehnlicher Wunſch, irgend eine ſcheinbar ſichere Hoffnung meines Herzens ſo lange unerfüllt blieben, bis die leidenſchaftliche Heftigkeit und Unruhe, welche ich dabei fühlte, [illegible] Wenn ich dann kaum mehr an die Gewährung meines Verlangens dachte, wenn ich die liebe, ſchöne Hoffnung ganz aufgegeben hatte, dann auf einmal fiel mir ohne mein Bemühen und Suchen die Erfüllung, wie eine Gabe von oben in den Schooß, ja ſie ward mir wie im Schlafe gegeben. So iſt mir es auch mit meinem Wunſche ergangen, zurück nach Erlangen zu meinen Freunden und auf die verlaſſene Bahn meines Berufes zu kommen. Die Erfüllung ſchien Anfangs ſo ſicher und ſo nahe, unverſehens war ſie in meinen Augen unmöglich geworden. Ich hatte mich jetzt in dieſen Wechſel ergeben, ich war darüber in meinem Herzen ſtill und ruhig geworden, ich hatte ein anderes „Stilleſein und Hoffen" gelernt, das nicht auf einem Rufe nach Erlangen oder anderswo beruhte, ſondern auf einem allgemeineren, feſteren Grunde, und dieſes gerade war es, was ich erſt noch lernen ſollte, ehe mein Führer mich weiter fortſchreiten ließ auf meinem Wege. Ehe ich hier von meiner ganz unverhofften Berufung an die Lehrſtelle der Naturgeſchichte in Erlangen rede, muß ich zuerſt einen Blick auf dieſen mir ſo lieb gewordenen Ort und auf die Freunde richten, mit denen ich mich dort wieder zuſammenfand.

Ich habe ſchon im vorhergehenden Bande dieſes Buches, in der Geſchichte meines Lebens und Wirkens in Nürnberg, mehrmals der glücklichen Führung erwähnt, welche namentlich uns vier nahe befreundete Männer: Schweigger, Pfaff, Kanne und mich als Lehrer am Realinſtitute zuſammengeſellte. In dem Berichte über meinen Abſchied aus dem lieben Nürnberg (Bd. II S. 517) erwähnte ich auch bereits vorläufig, daß wir nach Verlauf von drei Jahren uns alle vier in Erlangen wieder zuſammenfanden. Ehe jedoch dieſes geſchah, waren wir in ganz wunderlicher Weiſe ſo nach Süd, Nord und Weſt auseinandergeſtreut worden, daß Keiner von uns an ein neues Zuſammentreffen an gemeinſamem Wohnorte denken konnte. Denn Schweigger war als Mitglied an die Akademie nach München gekommen, ich nach Mecklenburg, unſeren Freund Pfaff hatte man vorerſt an die Univerſität nach Würzburg verſetzt, Kanne zögerte noch in Nürnberg. Da machte ſich zuerſt Schweigger (nach S. 201) wieder aus München los und trat, ſeiner vorwiegenden Neigung folgend, in das Lehramt an der Univerſität Erlangen ein, dann folgte Kanne und jetzt kam auch die Reihe an mich. In der That, unſer Zuſammenſein mußte in einem providentiellen Rathe vorausbedacht und beſchloſſen ſein!

Es war an einem ſchönen, heiteren Herbſttage, gegen

Ende des Septembers 1818, da befand ich mich, ausruhend von den Geſchäften des Tages, mit den Meinigen in unſerem Feldſtücke, das außer dem Städtchen lag. Ich hatte mich an den Boden gelehnt, ſah dem Zuge der Wolken zu, welche der Wind aus Nord nach Süden führte, hörte die Töne der Wandervögel, die desſelben Weges mit den Wolken flogen. Mir war dabei recht wehmüthig wohl zu Muthe und ich mochte wohl an die Worte aus dem guten Liede des Paul Gerhard denken: „Der Wolken, Luft und Winden beſtimmet ihre Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“ Nun, ich weiß eben nur, daß ich recht wohlgemuth wurde und in ſolcher Stimmung am Abende nach Hauſe ging. Da erhielt ich einige Tage nachher einen Brief von meinem lieben, treuen Schweigger in Erlangen vom 28. September. Ich habe aus dieſer Freundeshand, namentlich während meines Aufenthaltes in Mecklenburg, manchen Brief voll warmer Liebe und Tröſtungen erhalten, davon ich keinen ohne Rührung leſen konnte; ſolche unerwartete Freude brachte mir aber keiner, wie der vom 28. September. Schweigger ſchrieb mir, daß er, von Karlsbad zurückkehrend, von meinem mir eben ſo herzlich treugeſinnten Emil v. Herder in einem Briefe dringend ermahnt worden ſei, doch einen kräftigen Schritt dafür zu thun, daß ich zu einer Profeſſur an die Univerſität Erlangen vorgeſchlagen werde, welcher ſo eben von der königl. Regierung ein jährlicher Zuſchuß von 15000 fl. bewilligt worden war. Mein guter Schweigger hatte ſogleich ſich bemüht, den einflußreichſten Männern im akademiſchen Senate mich für die bis dahin vernachläſſigte Lehrſtelle der Anthropologie (und Pſychologie) zu empfehlen, als einen ſolchen, welcher die hiezu nöthigen philoſophiſchen, phyſikaliſchen und mediziniſchen Einſichten in ſich vereine, hatte auch die Theologen der Hochſchule darauf hingewieſen, daß wohl gerade ich der geeignete Mann ſein möchte, Religionsphiloſophie und Ethik in chriſtlichem Sinne zu leſen. Er fährt hierauf in ſeinem Briefe, darin er mir von dieſem ſeinem Bemühen erzählt, ſo fort:

„Aber ſieh nur, ſogleich am folgenden Tage bietet ſich eine weit beſtimmtere Ausſicht dar, Dich bei uns zu ſehen. Unſer Dr. Goldfuß hat den Ruf als Profeſſor der Naturwiſſenſchaft nach Bonn erhalten. Er geht in wenigen Wochen ab. Eben hat er ſeine Entlaſſung verlangt. Sogleich ging ich nun zu unſerem Prorektor Mehmel, welcher ſich wirklich bisher ſehr thätig der Univerſität annahm und einen ſehr großen Einfluß gewonnen hat. Dieſer, welcher Dich vielleicht weniger gern als Lehrer eines eigenen philoſophiſchen Faches*) hier geſehen hätte, verſprach, Alles zu thun mit dem größten Eifer, damit Du als Profeſſor der Mineralogie und Zoologie hier angeſtellt werdeſt. Ueberhaupt iſt der Wunſch, daß Du hieher kommen mögeſt, allgemein unter den hieſigen Profeſſoren." — —

„Am Abende deſſelben Tages, wo alles dieſes ſo frohe Ausſichten und Hoffnungen für mich Erregende eingeleitet ward, erhalte ich einen Brief von unſerem vortrefflichen Miniſter von Lerchenfeld." — — Schw. theilt mir hierauf eine Stelle aus dieſem Briefe mit, welche auf mich ſich bezog und deren Inhalt ſich aus S. 201 errathen läßt und fährt dann weiter fort: „Ich geſtehe Dir, daß mich dieſe Geſinnung unſeres trefflichen Miniſter von Lerchenfeld ungemein freute; beſonders in den gegenwärtigen Augenblicken mir doppelt willkommen war u. ſ. w."

Ich war bei dem Leſen dieſes Briefes nicht, wie man zu ſagen pflegt, „wie aus den Wolken gefallen“, ſondern wie in, ja über die Wolken gehoben, und meiner lieben Frau ging es ebenſo. Sogar den beiden Kindern theilte ich es ganz geheimnißvoll mit, daß wir vielleicht bald wieder einmal eine Reiſe nach dem lieben Nürnberg machen würden und der Mund der beiden Mägdlein war voll Jauchzens. Sonſt erfuhren nur einige der nächſten Freunde etwas von der Sache; wir warteten in der Stille den weiteren Verlauf ab. Und dieſer kam denn auch wenig Wochen nachher zu ſeinem erwünſchten Ende. Schweigger ſchrieb mir am 20. Oktober: „So eben war H. Prorektor Mehmel bei mir und brachte mir die frohe Nachricht, daß deine Vokation gekommen ſei. Du wurdeſt nicht blos einſtimmig, ſondern einzig (nicht wie gewöhnlich mit noch zwei anderen wählbaren) vom Senate bei der königl. Regierung in Vorſchlag gebracht. Dein Dekret iſt ſchon von Sr. Majeſtät dem König unterzeichnet.“ Der liebe, auch für meine äußere Stellung ſehr beſorgte [illegible] mir dann in dieſem Briefe noch allerhand Ermahnungen darüber, daß ich nicht ſo, wie ich ihm geſchrieben, mit allen Bedingungen zufrieden ſein, ſondern nur getroſt Das fordern ſollte, deſſen Gewährung nicht mehr denn recht und billig ſei. „Denn“, ſo ſchreibt er mir, „da wir einmal gefallen ſind auf dieſe Erde, dürfen wir über dem Geiſtigen und Höheren auch des Gemeinen und Alltäglichen nicht vergeſſen, beſonders darf dieſes ein Familienvater nicht.“ Bald darauf meldete er mir denn auch Pfaff's Einberufung aus Würzburg nach Erlangen und in einem noch ſpäteren Briefe ſchreibt er mir: „Geſtern am Abend kam Dein Brief, unmittelbar nachdem unſer Pfaff hier eingetroffen war. So ſollen wir denn, durch eine höhere Nothwendigkeit geführt, wie es ſcheint, wieder zuſammenkommen. Aus den verſchiedenſten Richtungen hatte man uns hingezogen nach Nürnberg, wir fanden uns in der erſten Viertelſtunde zuſammen, wie alte Bekannte, obwohl wir uns nie zuvor geſehen hatten, und verlebten dann Jahre in derſelben ungeſtörten Eintracht und glücklichen Zuſammenſtimmung. Ich flog zuerſt aus unter Euch, in ſo ferne wenigſtens meine Reiſeangelegenheit und mein Ruf nach München zuerſt entſchieden waren; ich mußte auch zuerſt wieder zurück; dann kam Kanne, faſt mit Gewalt hieher gedrängt, jetzt unſer Pfaff und bald auch Du. Nochmals werden wir aus den verſchiedenſten Richtungen zuſammengeführt durch ein wirklich eigenthümliches Geſchick, und gebe Gott, daß dieſe zweite Auflage unſeres Zuſammentreffens der erſten wenigſtens nicht nachſtehe, vielmehr eine vollkommenere und vermehrte Edition ſei. Pfaff war geſtern nach ſeiner Ankunft, ſo dunkel und regnigt es auch war, doch in der erſten Vierſtunde bei mir; Kanne, der in meiner Nachbarſchaft wohnt, fand ſich von ſelbſt ſogleich dazu. Dieſer, welcher bisher immer hinwegtrachtete vom Univerſitätsleben, obwohl ihn die Studenten recht gern und fleißig hören, erkennt nun, nicht blos hingebend und folgſam, ſondern auch werkthätig und freudig, die höhere Führung an. Und ſo, mein lieber Schubert, komme denn auch Du, recht eigentlich zur Vollendung des Ganzen, in unſeren Kreis wieder zurück, nicht eigenwillig, ſondern, ich wag' es mit Vertrauen zu hoffen, einem höheren Willen folgend“ u. ſ. f. In einem noch ſpäteren Briefe, dem letzten, den er mir über die Angelegenheit meiner Ueberſiedelung aus Mecklenburg nach Erlangen ſchrieb, meldet mir mein für mich ſo viel bemühter Freund, daß auch Nees von Eſenbeck dem Rufe von Erlangen nach Bonn gefolgt ſei; Wilbrand in Gießen, welcher eingeladen war, ſeine erledigte Stelle anzunehmen, habe den Ruf nicht angenommen, und ſo wünſche man, daß ich zu den beiden anderen Lehrfächern der Naturgeſchichte vorläufig wenigſtens auch noch das dritte, die Botanik, übernehmen möge.

---

*) Mehmel war ſelbſt Lehrer der Philoſophie.

Die Forderungen, die man in Erlangen an mich machte, waren, wie man hieraus erſehen wird, gerade nicht gering, die äußeren Vortheile aber, die man mir dagegen verſprach, waren eben auch nicht groß. Ueberhaupt waren dieſes damals die Beſoldungen der jüngeren Profeſſoren in Erlangen nicht. Mein Vorgänger Goldfuß hatte für ſeine zwei Lehrfächer (Mineralogie und Zoologie) 600 fl. jährlich bekommen, Nees von Eſenbeck, der nach Bonn mit 1500 Thaler Preuß. berufen ward, gewiß nur wenig mehr. Die alten Herren ſtanden ſich freilich zum Theil etwas beſſer, ſo daß man ihnen wohl manchmal mit Falſtaff hätte zurufen mögen: junge Leute wollen auch leben. Mich ſchien man auch zu den jüngeren zu rechnen, denn der Senat hatte mich mit einer ziemlich [illegible] in Vorſchlag gebracht. Nun hatte mich zwar Schweigger dringend ermahnt, ich möge, wie einige andere von auswärts hereinberufene Lehrer, eine höhere Forderung ſtellen, ich konnte mich aber dazu nicht entſchließen, denn ich war gar zu froh, daß ich wieder nach meinem lieben Bayern und zum Lehramte der Naturgeſchichte kam. Ich ſchrieb deshalb an den Senat, er ſolle mir wenigſtens halb ſo viel geben als ich, wenn ich Alles zuſammenrechnete, in Mecklenburg hatte, und dieſes iſt mir auch gewährt worden, ich bin im zweiten Jahre nach meiner Vokation mit einer etwas höheren Summe in den Etat gekommen, als in meinem Einberufungsdekrete ſtand. Nun, ich habe eben immer gedacht, auf's Geld kommt nicht ſo gar viel an, ich bin ausgekommen, als ich gar nichts hatte, bin ausgekommen, da ich etwas Weniges hatte, und auch in Mecklenburg, wo ich recht ſehr viel hatte, bin ich ſo eben ausgekommen. Es kommt hierbei am Ende Alles nur darauf an, daß man glücklich und in Frieden, ſo wie mit Ehren aus der Welt hinauskommt, herein wird man, wenn man einen guten Abſchied genommen hat, ohnehin nicht mehr mögen.

15. Ein erſchwertes Scheiden.

Während ich (nach Kap. 14) mit mir ſelber und mit den Gedanken an meine Zukunft beſchäftigt, um mich her nur lauter Dunkel ſah und in weiter, unſicherer Ferne nach einem Lichtſtrahle hinausblickte, dämmerte ſchon ganz in meiner Nähe, von meinen Augen unbemerkt, ein Morgen auf, der nach gar vielen Seiten hin ein neues Leben weckte. Daß es mit dieſem Wecken und Aufwachen lange Zeit ſo ſtill und von Menſchenaugen unvermerkt herging, das hatte ſeinen guten Grund in der Natur des Vorganges ſelber. Die Flamme eines brennenden Körpers leuchtet freilich ſo hell, daß ſie alsbald nach ihrem Hervorbrechen weithin geſehen wird; ſie kann wohl auch durch ihr Licht und ihre Wärme eine Bewegung des Lebens wecken, aber ſie verliſcht, wenn der auflodernde Holzſtoß zur Aſche wird. Das Leben dagegen, das der Tag mit ſeiner Helle von obenher weckt, keimt Anfangs unbemerkbar unter der Decke des Bodens auf, tritt, nur für ein nahe ſtehendes Auge ſichtbar, aus der Decke hervor, und wird erſt im allmähligen Fortgange der Entwickelung zum hochwüchſigen Stamme, der ſeine Früchte trägt. Der Lebenskeim, den ich hier meine, war ſchon im Frühling 1818 in den Boden des Landes gelegt, als nach ihrer Vermählung mit dem all' den Seinigen theuren, lieben H. Erbgroßherzog

Friedrich Ludwig die Prinzeſſin Auguſte Friederike von Heſſen-Homburg zu uns nach Mecklenburg kam.

Ich möchte wohl gern ſelber und in meinem Sinne von den geſegneten Folgen dieſes Ereigniſſes reden; ich darf dieſes aber nur in dem Sinne einer anderen Seele thun, der mir höher ſteht als mein eigener. Und in dieſem Sinne möchte Das, was hier zu ſagen wäre, etwa ſo lauten: „Gott kann alle ſeine Kreaturen: die Winde, die Feuerflammen, wie das Gewächs, das Thier und den Menſchen zu willenloſen Werkzeugen ſeiner Thaten und ſeiner Erbarmungen machen. Sie wiſſen nicht, was ſie thun, nur Er weiß es; Ihm allein gebührt die Ehre. Wenn er aber den Menſchen ſchon auf Erden ſo ſelig macht, daß dieſer, nach dem Maaße ſeiner Kräfte von Herzen ſagen kann: „Gott, deinen Willen thue ich gern“, und daß er, wenn auch immer nur als unnützer Knecht, mit Freuden vollbringt, was ihm befohlen iſt, wer ſoll dafür das Lob und den Dank haben? Nur dem Geber, nicht der Empfänger ſolcher Freuden, welcher nicht einmal in ſeiner Ohnmacht ſo loben und danken kann, wie er gern möchte. Aber wir ſind bald, wir ſind nach wenig Erdentagen daheim und der Ohnmacht los, dann werden wir das Loben und Danken beſſer verſtehen.“ —

Mag uns die Aeolsharfe in ihrem Maaße ein Abbild ſein von dem Weſen und Wirken mancher Seelen, die im lauten Verkehre der Welt und im Getümmel ihrer Gaſſen nicht daheim ſind. Das Ohr vernimmt die harmoniſchen Laute einer Harfe, das Auge ſieht keine Hand, welche die Saiten rührt. Aber je länger man das Tönen hört, je näher und tiefer man in das Bewegen ſeiner Wellen tritt, deſto bewegter und verlangender ſchaut man nach oben, von woher das Tönen zu kommen ſchien. Das Auge ſiehe da nichts. Und dennoch war es ſo: Das, was die Harmonie erweckte, das ging nicht von unten, vom Grund und Boden der Erde aus, ſondern es war ein lebendiger Hauch, der von obenher kam.

Daß etwas Neues, daß etwas Gutes im Fürſtenhauſe vorgegangen ſei, das konnte man zuerſt an den Kindern des Erbgroßherzogs, an den Kleinſten am meiſten, bemerken. Da war ein kindlich liebliches Frohſein, das unter einer liebend ernſten Zucht ſtand; man ſah den Stab des Hirten nicht, der die Lämmer auf ihre friſche Weide führte, aber ſein Leiten und Regieren bemerkte man wohl. Und dem ganzen geiſtigen Haushalte war, wie jenem der Bienen durch ihre Königin Mutter, eine ordnende Seele gekommen, welche, ohne dieſes zu ſuchen und durch äußere Macht zu gebieten, die Achtung empfing, welche ihr gebührte.

Ich kann nicht beſchreiben und will es auch nicht, was in mir vorging, als ich der Veränderung inne wurde, die in meiner nächſten Umgebung ſich zugetragen hatte. Mein Kleinmuth ward auf's Tiefſte beſchämt; da, wo ich rings um mich her nichts geſehen als Fels und dürre Wüſte, der es überall an Waſſer fehlt, war auf einmal ein reicher Quell, aus dem harten Felſen ſelber hervorgebrochen, der ſich über das ganze Land umher ergoß. Da konnten nun freilich Bäume des Lebens aufgrünen, unter deren Schatten ſich's gut wohnen ließ. Mir aber ſollte dieſer Schatten keine Erquickung mehr bringen. Mein Wanderzelt war bereits abgebrochen, ich hatte mein Reiſegeräthe vor Aller Augen herausgetragen auf die Gaſſe, wie Einer, der, wenn der Morgen kommt, von hinnen gehen ſoll.

Dennoch gab es der inneren wie der äußeren Widerſprüche noch gar viele, welche meinem Wege entgegenſtanden und die, ehe ich den Fuß weiter ſetzte, noch beſeitigt werden mußten. Ich hatte jetzt dringender und deutlicher denn jemals es erkannt, was mein noch künftiger Beruf im Leben ſei; die Wiſſenſchaft, die ich verlaſſen, war nicht nur ein Gewand, das man ablegen kann, wie und wenn man will; ſie war ein Stück meines Weſens ſelber, das durch den Gebrauch für ſeine eigentliche Beſtimmung erſtarkt, ohne ihn aber verkümmert. Ich erkannte wohl, was die Aufgabe des ernſteren Forſchers in der Geſchichte der Natur und des menſchlichen Weſens gegenüber dem mächtig hereinbrechenden Materialismus der Zeit ſein ſolle. Das Buch der Werke und das der Offenbarungen Gottes haben beide denſelben einigen Geiſt zu ihrem Urheber; es kann kein Widerſpruch in ihrem Inhalte ſein. Dies müſſe ſich, wenn man beide recht verſtehen lerne und lehre, vor Augen ſtellen und erweiſen laſſen. Darum hieß es in meinem Innern: mache dich auf, du Fauler, du Träumer! und lege deine Hand an das Werk.

Was mir auf der einen Seite mein Hinweggehen von meinem Poſten ſchwer machte, und mich dabei beunruhigte, das konnte mir auch von der anderen Seite zur Beruhigung und zur Beſtärkung dienen. Was hatte ich zu dem Werke, das mir am meiſten am Herzen lag, während der Jahre meines Hierſeins in Mecklenburg eigentlich gethan? Ich hatte, wie der Gehülfe an einem Muſikchor, den Verſuch gemacht, die Inſtrumente zu ſtimmen, und war bei meinem ſchlechten muſikaliſchen Gehöre in dieſem Geſchäfte nur wenig vorwärts gekommen; jetzt war eine Hand da, welche nicht nur in kurzer Zeit den Saiten ihre wohllautende Stimmung gab, ſondern ſie auch in meiſterhafter Weiſe in harmoniſche Bewegung ſetzte. Mein Unterricht bei der an Geiſt und Gemüth freudig heranreifenden jungen Herzogin ging nach dem zu Grunde gelegten Lehrplane mit dem dritten Jahre zu Ende. Mit welcher mütterlichen Treue, mit welcher Umſicht, die das weſentlich Beſte bedenkt, für den Unterricht der beiden jüngeren fürſtlichen Kinder nach meinem Hinweggehen geſorgt ſein werde, das war leicht vorauszuſehen. Und das iſt auch geſchehen durch die Berufung der beiden theuren Männer: Koch aus Bellahn, Sohn des oben (S. 90) erwähnten alten Pfarrer Koch, dieſes treuen Zeugen und Bekenners der ewig alten und neuen Wahrheit, und des reichbegabten Rennecke, denen beiden ich, wie ich ſpäter berichten werde, noch einmal auf meinem Lebenswege begegnet bin. Jener ward Lehrer bei dem Prinzen Albrecht, dieſer bei der Prinzeſſin Helene.

Der Vorſatz, zurückzukehren in meine vorige Heimath und in mein mir angewieſenes geiſtiges Lebenselement mußte dennoch, ſo ſehr ich mich auch zu ſeiner Ausführung innerlich frei fühlte, von außenher noch manche Probe und Verſuchung beſtehen, darin er zeigen konnte, ob er auch feſt und beſtändig ſei. Die guten, wohlwollenden Herrſchaften, obgleich ſie jetzt Zeit und Gelegenheit genug gehabt hatten, zu ſehen, was ſie eigentlich an mir hätten, wollten mich dennoch nicht gern aus ihrem Dienſte entlaſſen, ſondern darin feſt halten. Sie hätten keinen kräftigeren, geſchickteren und in jeder Hinſicht beſſeren Vertreter ihres ſo wohlgemeinten Wunſches für mich finden können, als den edlen, eben ſo hochſinnigen als vertraulich ſich herablaſſenden Miniſter von Pleſſen. Dieſer hatte, als Geſandter an verſchiedenen Höfen, mitten in den Stürmen der damaligen Zeit die gerechten Anſprüche ſowohl als Wünſche ſeines Fürſtenhauſes und Vaterlandes mit ſiegreicher Beredſamkeit und Einſicht vertreten, er that dieſes jetzt einem Menſchen gegenüber, von welchem man wohl meinen konnte, er wiſſe ſelbſt nicht recht, was er eigentlich wolle. Was die verſtorbene, geiſtreiche Frau Erbgroßherzogin Karoline Luiſe, welche die Welt und die Menſchen mit einem Blicke von ſeltener Klarheit und Schärfe durchſchaute, von dieſem Manne geurtheilt hatte, das erwähnte ich ſchon oben (S. 61). Ich habe nicht viele Herren dieſes Standes kennen gelernt, meine aber auch, der Miniſter von Pleſſen ſei ein Mann geweſen, der das Recht und die Wahrheit immer auf ſeiner Seite hatte, weil er nichts wollte, als das gute Recht und die lautere Wahrheit; Begleiter, mit denen man der Welt immer offen und muthig entgegentreten kann. Eine liebenswürdige, äußere Perſönlichkeit, ſchlank und wohlgebildet; das Siegel des Verſtandes und der Klugheit auf ſeiner Stirne, das der Herzensgüte und des Wohlwollens auf ſeinem ganzen Angeſichte. Er war in der Zeit meines Aufenthaltes in Ludwigsluſt faſt immer, in Geſchäften ſeines Hofes, abweſend geweſen, ſo daß ich ihn nur einige Male, wie im Vorübergehen geſehen hatte, jetzt, vom Bundestag in Frankfurt a. M., wohin auch ſeine Familie übergeſiedelt war, verweilte er einmal länger bei uns. Es bedurfte keiner langen Zeit, um uns beide mit einander bekannt zu machen; er ſah bald, was in meiner Geſinnung mit der ſeinigen befreundet ſein mochte, und hierbei faßte er mich ſo an, daß ich mich mit vollem Vertrauen ihm hingab. Er nahm mich mit ſich in die Schule ſeiner Erfahrungen und Weltkenntniſſe, fragte mich aus über Das, was ich in Erlangen an äußeren Vortheilen zu erwarten habe, die doch auch zum Haushalte nöthig und der Berückſichtigung werth ſeien. Ich ſagte ihm aufrichtig, wie dieſe Sache (nach S. 214) ſtünde, ſprach es aber auch zugleich aus, daß weder ein äußerer Vortheil noch Nachtheil mich beſtimmt habe oder beſtimmen könne, einen anderen Weg zu gehen als den, welchen ich für meinen natürlichen, mir von Gott angewieſenen erkannt habe. Mit ungemeiner Zartheit wies er mich dann auf Das hin, was ich in Mecklenburg hatte und wenn ich da bleiben wolle, für mich und meine Familie, ſo lange dieſe es bedürfe, behalten werde; fragte mich, ob ich ~~ich~~ denn das Vertrauen und die Liebe eines edlen, wohlwollenden Fürſtenhauſes und ſeiner Kinder, das mich hiehergezogen und gern mich behalten möge, nicht auch für einen Beruf von Gott halte? Ich dürfe ja nur ſagen, was ich etwa anders wünſchte und begehre, ich dürfe mir eine meinen inneren Neigungen zuſagende Stellung wählen. Ich läugne nicht, daß mir es bei dieſer ſo tief eingehenden Prüfung meiner Gedanken und Neigungen ſehr heiß und wunderlich zu Muthe wurde. Ich fühlte mich ungeſchickt, auf die Fragen eines ſo hochverſtändigen Examinators in recht verſtändiger Weiſe zu antworten, obgleich er mir zum Bedenken Zeit genug ließ, denn er nahm mich nicht nur einmal, ſondern öfters in dieſe Prüfung. Es war ja wirklich ſo, wie er in ſchonender Weiſe mir andeutete: ich war mir ſelber nicht klar genug über Das, was ich eigentlich mit meiner zukünftigen Wirkſamkeit als Lehrer der Jugend und als Schriftſteller vorhabe und von ihr erwarte; es war mir wie einem Boten, welchen ſein Herr, dem er gehorchen muß, mit einem verſiegelten Briefe an einen fernen Ort ſendet und ihm ſagt: dort, wo man den Brief eröffnet, wird man dir anzeigen, was du weiter thun ſollſt. Wo mein eigener Verſtand, dem fremden gegenüber, nicht mehr ausreichte, da mußte das feſte Beharren bei dem einmal gefaßten Vorſatze, auch ohne weitere verſtändige Gründe mir helfen; ich hatte bereits den Ruf nach Erlangen angenommen, hatte die Zuſage gegeben, ſchon an Oſtern in mein Amt einzutreten; man hätte meiner ſchon in dem Winterhalbjahre bedurft, es war eine beſondere Vergünſtigung, daß man mir die freilich unvermeidliche Verzögerung nachſah. Mein damaliges Benehmen gegen den trefflichen Miniſter kommt mir jetzt ſelber unzart und roh vor, doch ich bin es von ſeiner Geſinnung überzeugt, daß, wenn er noch lebte, die innere Nothwendigkeit, welcher ich gehorchte, ihm ganz verſtändlich ſein würde und Anderen, die noch leben, und welche um die Sache wiſſen, wird ſie dies auch ſein. Denn der verſchloſſene Brief iſt im weiteren Verlaufe meiner inneren Entwicklungsgeſchichte aufgethan worden, und ich bin nach Kräften den Weiſungen gefolgt, die ſein Inhalt mir gab.

16. Die Reiſe nach Hamburg und Lübeck.

Von meinem lieben Jugendfreunde: dem trefflichen Hartmann aus Bautzen, habe ich lange nicht geſprochen. Er war von Wien, ohne ſein Zuthun, nach Hamburg gezogen worden, wo man ihm die Redaktion eines vielgeleſenen Tageblattes und zugleich die Lehrſtelle der Geſchichte am Johanneum übertragen hatte. Da ſtand er denn in Achtung und Ehren, glücklich in dem Frieden, den er in ſeinem Hauſe und mit all' ſeinen beſſeren, achtungswerthen Mitbürgern gefunden. Er war nicht ſehr lange vor mir aus dem Süden des deutſchen Vaterlandes hieher in den Norden gekommen; hatte ſich meiner Nachbarſchaft herzlich erfreut, und war mit mir in einen beſtändigen lebhaften Verkehr durch Briefe getreten. Wir Beide waren durch unſere amtlichen Verhältniſſe an unſeren Ort gebunden; er, durch die alltägliche Laſt, die ihm die Redaktion ſeines Blattes aufbürdete, noch mehr als ich. Seine dringende Einladung, ihn zu beſuchen, damit wir noch einmal im Leben uns ſähen, wäre mir ſchon allein ein kräftiger Antrieb zu der Reiſe nach Hamburg geweſen, wenn auch dazu nicht noch ein anderer gekommen wäre: der Wunſch, den ich ſeit langer Zeit in mir bewegt hatte, die altehrwürdige Stadt zu beſuchen, die einſt eine ſo mächtige Fürſtin unter den Hanſeſtädten war, und noch jetzt als eine wohlhabende Erbin des Nachlaſſes ihrer Vorzeit in hoher Achtung daſteht.

Die drei Hauptſtände der Geſellſchaft: der Wehr-, der Nähr- und der Lehrſtand ſind alle drei bei dem deutſchen Volke als anſehnliche Mächte aufgetreten, deren jede ihre eigene Zeit der Blüthe, ihre eigene Geſchichte hat. Welches andere Volk der neuen Zeit hat mit Wehr und Waffen ritterlichere Thaten gethan, als das unſrige in den abwehrenden und ſiegreichen Kämpfen ſeiner alten Herrſcher und Helden gegen den übermächtigen Andrang der Feinde des Kreuzes aus Süden, aus Oſten und Weſten! Zu welcher Kraft und Herrlichkeit war der ritterliche Wehrſtand der Deutſchen unter den erſten ſächſiſchen Kaiſern, ſo wie unter den Hohenſtaufen erſtarkt! Er blieb dieſes noch in ſpäterer Zeit, doch nicht mehr vorherrſchend im Dienſte des allgemeinen Wohles, ſondern mehr noch zum gewaltthätigen Mißbrauche der Macht und Habgier des Einzelnen. Neben dem Wehrſtande in den alten Ritterburgen war auch der bürgerliche Nährſtand hinter den Mauern der Städte herangewachſen, er erſtarkte im Kampfe mit jenem, ſo wie mit den äußeren Feinden ſeiner Sicherheit und ſeines Wohlſtandes zu einer Macht, welche den Fürſten und Völkern Achtung gebot. Auch dieſer Stand hatte anfangs die Waffen nur zur Abwehr ergriffen, als in den Zeiten des Fauſtrechtes die Fürſten der einzelnen Länder, durch welche die Kaufleute und friedlichen Bürger zogen, nur noch Abgaben für den Schutz der Unbewaffneten erhoben, ohne ihnen dieſen theuer bezahlten Schutz zu gewähren. Damals, noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, ſchloß zuerſt Hamburg mit den nächſten Nachbarn an den Ufern der Elbe, dann mit Lübeck ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den gemeinſamen Feind, den Dänenkönig Waldemar III. Bald traten dieſem Bunde, deren Haupt Lübeck war, nicht nur die deutſchen Seeſtädte an der Nord- und Oſtſee bei, ſondern auch eine Menge der Städte des nördlichen Deutſchlands, welche durch ihre Lage an ſchiffbaren Flüſſen entweder unmittelbar oder auch mittelbar an dem Seehandel Theil nahmen, ſo daß die Zahl der verbündeten Städte öfters mehr denn 50, ja zu einer Zeit über 80 betrug. Doch ich würde allen meinen Leſern nur das Bekannte wiederholen, wenn ich ausführlicher an das Anſehen der Hanſa nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in England und den nordiſchen Reichen erinnern, wenn ich von der Macht ihrer Flotten, von den dritthalbhundert ihrer Schiffe vor Kopenhagen, von ihrem Einfluſſe ſelbſt auf die Beſetzung und den Verluſt der Fürſtenthrone reden wollte. Denn dieſer Bund der Städte und [illegible] [illegible] ihres Geldes und ihrer Güter zu einem gemeinſamen Zwecke ſtand nicht blos in ſelbſtſtändiger Unabhängigkeit neben der Macht der Könige und Fürſten, ſondern über dieſer da. Doch auch er ging ſeiner Ohnmacht und Auflöſung entgegen, als die Feſtſtellung des allgemeinen Landfriedens den Kampf und die Nothwehr unnöthig machte und der europäiſche Handel auf dem neu aufgefundenen Seewege nach Oſtindien und Amerika eine andere Richtung durch die Völker und Länder nahm. Dennoch hat ſich Hamburg bis zu unſeren Zeiten als Handelsſtadt auf einer Höhe des Ranges und des inneren Wohlſtandes erhalten, welche zwar nicht der von London und Liverpool, ſo wie von Newyork gleichkommt, ſonſt aber keiner anderen Handelsſtadt des europäiſchen Feſtlandes im Range nachſteht.

Ich habe Hamburg im Jahre 1819, noch vor ſeinem großen Brande, in ſeiner alterthümlichen Geſtalt geſehen und freue mich deſſen. Der erſte Eindruck, den ich beim Hineintreten in die merkwürdige Stadt empfing, war ein Achtung und Aufmerken gebietender. Wir kamen am andern Tage nach unſerer Abreiſe aus Ludwigsluſt, Mittwochs vor Oſtern, am 7. April, einige Stunden vor Mittag, in der Stadt an, ſtiegen in einem Gaſthofe ab, der am Alſterkanale lag. War es doch hier zum erſten Male in meinem Leben, daß ich den Wechſel zwiſchen Ebbe und Fluth des Meeres mit eigenen Augen ſah. Auf dem gepflaſterten Boden des Alſterkanales hatten, als wir dort ankamen, die Verkäufer mehrerer Arten von Eßwaaren und Früchten ihre Tiſche aufgeſchlagen und es war da für die Käufer und Verkäufer trockener Boden; die Räder einiger benachbarten Mühlen oder anderer Waſſerwerke ſtanden hoch über dem Waſſer des Kanales in der Luft. Da auf einmal, als wir ſo eben bei Tiſche ſaßen, hörten wir das Klappern der Räder, die Buden der Obſtverkäufer waren hinweg, der Kanal bis hoch hinauf zu ſeinem Rande, ſo wie es in den Zeiten des Vollmondes zu geſchehen pflegt, mit Waſſer gefüllt. Außer der Stadt auf einer Anhöhe des Elbufers ſahen wir die Niederung zwiſchen Hamburg und Harburg in einen See verwandelt. So bezeugt ſchon hierdurch die Lage von Hamburg, daß ſie nicht allein zur Herrſchaft über die Schiffahrt des Fluſſes, ſondern über die des Meeres gemacht iſt.

Unſer lieber Freund Hartmann fand ſich ſchon in der erſten Viertelſtunde, durch einen Brief von mir gerufen, bei uns im Wirthshauſe ein und blieb, während der Tage unſeres Beſuches in Hamburg, unſer beſtändiger Führer und Begleiter. Mir war hier Alles neu; Nürnberg iſt auch eine alte, ehrenwerthe Stadt und hat, was die äußere Geſtalt betrifft, eben ſo ſeine eigenthümlichen Vorzüge vor dem alten Hamburg als dieſes vor der ehrenwerthen ſüddeutſchen Reichsſtadt. Man merkt aber dennoch gleich nach dem erſten Ueberblicke, daß hier ein anderer Geiſt den Bauplan der Stadt gemacht und im Verlaufe vieler Menſchenalter ausgeführt hat, als in Nürnberg (II S. 273). In Hamburg, der Weltſtadt, der Genoſſin des Handels und geſchäftigen Verkehres mit allen Völkern und Reichen der Erde, hat nicht wie in Nürnberg der volksthümliche deutſche, ſondern mehr ein weltbürgerlicher Geiſt geſchaffen und gebaut, deſſen verſorgender Blick weit hinaus auf die Erhaltung und Sicherung des mächtigen Geſchäftsverkehres nach außen, ſo wie der bürgerlichen Ordnung nach innen gerichtet war. Wie anſehnlich fielen uns die Gebäude der Börſenhalle, des Rathhauſes, des Kommerziums, das Eimbeckiſche, ſo wie das Stadthaus in die Augen; wie beachtenswerth erſchienen das Waiſen-, wie das Krankenhaus. Und dabei, das rege Leben und Bewegen der Volkshaufen, die ſich an einigen der öffentlichen Plätze zuſammenfanden und durch die engen Gaſſen ſich ausſtreuten. Da begegneten uns Männer aus den verſchiedenen hohen Kollegien oder regierenden Behörden der Stadt, in ihrem althergebrachten Ornate, da ſah und hörte man unter den Deutſchen aus allen Gegenden Engländer, Schweden, Franzoſen, auch wohl Spanier und Portugieſen. Wenige von ihnen nur als müßige Zuſchauer, faſt alle im Drange und der Eile einer Geſchäftigkeit, welche gerade jetzt, unmittelbar vor den Oſterfeſttagen, in lebhafteſtem Gange war. Und lauter als die Stimmen der ſprechenden Menſchen ſang oben vom Thurme herab das bewundernswerthe Glockenſpiel ſeinen ernſten Choral.

Mehr noch als in der Stadt ſelber konnte man außen am Landungsplatze der Fahrzeuge und Schiffe Hamburgs Bedeutung für den Welthandel erkennen. Dort ſah man nicht nur die Flaggen und Abzeichen aller handeltreibenden Nationen von Europa, ſondern da ſchafften Amerikaner ihre Waarenballen und Fäſſer an's Land, aus Madeira und Teneriffa gab es Seefahrer und Verkäufer des Weines ſowie ſüdlicher Früchte, ſelbſt Chineſen, wenn auch nicht Beſitzer, doch dienende Mannſchaft eines Schiffes, das aus dem öſtlichſten Aſien kam, gaben uns hier durch ihr perſönliches Erſcheinen ein ſeltenes Schauſpiel. Faſt eben ſo augenfällig, ſo wie hin und wieder lauter noch als am Tage war das Getümmel des Volkslebens am Abende und bis ſpät in die Nacht hinein. Es war jetzt in mehr als einem Sinne vorzugsweiſe in die tieferen Regionen herabgedrungen, nur wenige noch von den handeltreibenden Herren, ſondern mehr nur ihre Diener, nicht ſowohl die Offiziere der Schiffe, als die Matroſen derſelben gingen jetzt nach Beendigung des Tagesgeſchäftes ihrem Vergnügen nach. Aus den geöffneten Kellern unter den Häuſern ſchienen die Lichter, tönte die Muſik, ſchallte der Lärmen der Verſammelten herauf; es waren dieſes keine Sinneseindrücke, die zur Stimmung der ſtillen Woche vor Oſtern ſich ſchicken wollten. Wir aber brachten ſchon den erſten Abend im Familienkreiſe unſeres Freundes Hartmann, im Hauſe ſeiner Schwiegereltern zu, wo die geſellige Stimmung eine ſolche war, daß ſie eben ſo mit der kindlich frohen eines Weihnachtsabends als mit der feierlich erhebenden eines Oſtermorgens in Einklang ſtehen konnte. Ich durfte meinen Jugendfreund vor manchen meiner Bekannten und Jugendgenoſſen glücklich preiſen, daß er eine Lebensgefährtin gefunden, die mit der äußeren Gabe einer ſeltenen Anmuth und Lieblichkeit zugleich die innere der Demuth und Sanftmuth, ſo wie eines Herzens voll Liebe empfangen und bei dem Reichſein an mancherlei irdiſchen Gütern jenes Armſein am Geiſte ſich erhalten hatte, auf welchem ein höherer Segen ruht als der irdiſche iſt.

Der bürgerliche Mittelſtand in Hamburg machte auf mich durch ſein Leben und Weſen, ſo weit ich ihn kennen lernte, im Einzelnen und Beſonderen denſelben Eindruck, der mir von der Geſammtheit ihrer Stadt geblieben iſt. Eine Bekanntſchaft mit der Geſchichte der Gegenwart, die nicht in die Gränzen der nächſten Nachbarſchaft beſchloſſen iſt, ſondern weit über die Länder und Meere hinüber geht, ſchien ſich da bei den ehrbaren Bürgern in großer Allgemeinheit zu finden; ein Urtheil über die Angelegenheiten und Dinge dieſer Gegenwart, das nicht aus den Zeitungsblättern entnommen iſt, ſondern auf die im Verkehre mit der Nähe und Ferne gewonnenen Anſchauungen und Erfahrungen ſich gründet. Denn dieſe Leute, auch wenn ſie ſelber weder in Handelsverbindungen noch in anderem Verkehre mit den Bewohnern der entfernteren Gegenden ſtanden, wußten um Das, was manche an ihrem Orte angeſehene Häuſer in Leipzig, in Dresden, während der letztvergangenen Kriegsjahre betroffen, beſſeren Beſcheid als die Mehrzahl der Bürger der ſächſiſchen Städte ſelber; ſie waren mit den bürgerlichen Verhältniſſen in Augsburg und München beſſer bekannt, als ich, in Nürnberg wohnend, dieſes jemals geworden war. Freilich hatte auch dieſe Bekanntſchaft ihre Begränzung; ſie ging nur ſelten über den Ruf der Gewerbthätigkeit und über jenen ökonomiſchen ſo wie ſittlichen Credit hinaus, den ſich der einzelne Bürger ſo wie ganze Gemeinſchaften ſeines Standes erworben hatten; wäre ich aber ein Reiſender geweſen, den ſein Geſchäft nach Amſterdam, nach London, nach Neuyork oder Philadelphia geführt hätte, dann würde mancher der Hamburger Bürger mit beſſere Weiſung und Rath über die Wahl des Unterkommens und der geſelligen Verbindungen ertheilt haben, als kaum einer der geprieſenſten Reiſebeſchreiber. Und mit ſeiner weltbürgerlichen Einſicht verbindet der gebildetere Mittelſtand in Hamburg, der hierin wie ein erfahrener Mann neben der unerfahrenen Kindlichkeit des Bürgers einer ſüddeutſchen Reichsſtadt daſteht, insgemein eine gewiſſe politiſche Unpartheilichkeit in ſeinem Urtheile, welche man bei den Bewohnern der deutſchen Herrſcherländer: Preußen und Oeſterreich, Bayern und Baden u. ſ. w. öfters ſehr ſchmerzlich vermißt. Das vereinzelte Intereſſe, welches dieſe trennt und entzweit, iſt nicht das des Hamburger Bürgerſtandes, ſeine Politik iſt nicht die der Kabinete und ihrer ſich gegenſeitig hemmenden Geſchäftigkeit, ſondern die des Handels und ſeiner mehr oder minder bedeutenden Vortheile. An dieſen Vortheilen ſucht der ehrbare Bürger der Stadt durch fleißige Benutzung ſeiner Kräfte und Mittel Theil zu haben und weiß das Gewonnene zu vermehren, ſo wie mit Anſtand zu genießen.

Der Bürger aber, zu welchem mich am Tage nach unſerer Ankunft Freund Hartmann hinführte, ſtellte doch wieder mitten im Bürgerſtande ſeiner Stadt einen ganz beſonders ehrenhaften Stand vor, deſſen Genoſſen zwar an vielen verſchiedenen Orten der Erde gefunden werden, nirgends aber in großen Haufen, ſondern immer nur als vereinzelte Seltenheiten. Es war der edle Buchhändler **Friedrich Perthes**, eine Perſönlichkeit, deren Bekanntſchaft nicht nur einer Reiſe, ſei ſie noch ſo fern aus Deutſchland her, nach Hamburg an der Elbe, ſondern nach dem Hamburg, das in den blauen Bergen von Penſylvanien, wie nach dem, das in Südcarolina am Savannah liegt, werth geweſen wäre, und der ſelbſt das Hamburg im Ohioſtaate, trotz ſeiner Nachbarſchaft an der Unionsniederlaſſung der ſeltſamen Shakers, zu Ehren gebracht hätte. Denn bei ihm fand man eine Gemeinſchaft, nicht der irdiſchen und vergänglichen Güter, wie bei den Shakers in Union, ſondern der geiſtigen und unvergänglichen, in welche man gern und mit Herzensluſt eintrat. Es wäre ein überflüſſiges Bemühen, wenn ich es verſuchen wollte, ein Lebensbild von dieſem mir lieben, werthen Manne zu geben, denn ein ſolches, nicht als Silhouette oder in Miniatur, ſondern meiſterhaft in Lebensgröße ausgeführt findet ſich in einem Werke (Friedrich Perthes' Leben, von ſeinem Sohne Clem. Th. Perthes), das ich allen guten Deutſchen als ein Buch für Haus und Herz empfehlen möchte. Denn der Inhalt desſelben iſt nicht blos das Portrait eines einzelnen, bedeutungsvollen Zeitgenoſſen, ſondern ein treues, wohlgelungenes hiſtoriſches Gemälde ſeiner großen Zeit in ihren politiſchen ſowie religiöſen Kämpfen und Stellungen. Der Fr. Perthes war ein Mann, der mitten in den wirbelnden Bewegungen ſeiner Außenwelt unbeweglich feſt ſtand, auf einem guten Grunde, der niemals wankt; verſtändig und treu in ſeinem Thun als Hausvater, als Bürger und als Chriſt. Bei dem Leſen der Geſchichte ſeines Lebens, das in Schwarzburg-Rudolſtadt ſeinen Anfang genommen, iſt es mir gleich beim Eingange ſo gemüthlich wohl zu Muthe geworden als da, wo ich in meiner Jugend zuerſt in das wunderſchöne Waldthal von Schwarzburg eintrat, auf deſſen tiefem Grunde die Schwarza rauſcht, ſo wohl wie auf der Heidecksburg zu Rudolſtadt, wo ich in ſpäterem Alter bei einem Kleeblatt fürſtlicher Schweſtern Stunden verlebte, deren Erinnerung wie das immer ab- und neu wieder zufließende Waſſer der Schwarza und der Saale unverſiegbar durch die Seele rinnt. Und welche Scene eines ſtillſiedern ehrbaren Bürgerthumes thut ſich dem Sinne des Leſers auf in der Beſchreibung der Lehrjahre bei dem Buchhändler Böhme in Leipzig; wie hebt ſich das Leben des Jünglings, gleich dem Goldkäfer aus ſeiner im Ameiſenhaufen begrabenen feſten Puppe, auf einmal bei ſeinem Eintritte in die neue geiſtige Vaterſtadt Hamburg ſo frei hervor; findet, wie der ausgeflogene Goldkäfer, ſeine Roſen in der Bekanntſchaft der Heroëngeiſter jener Zeit: eines Fr. Jacobi, Klopſtock, Claudius und im Hauſe des Wandsbecker Boten eine ſo koſtbare Centifolie, daß er gar nicht von ihr laſſen kann: die Tochter Caroline Claudius, ſeine nachmalige Frau, mehr aber noch als die Roſe ſelber: den Balſam aus Gilead, den Thau vom Hermon: den Glauben, der das Leben der Ewigkeit zum Wachen bringt und ernährt.

Doch ich will nicht weiter von dem Buche reden, das ein treues Seelenportrait meines lieben Perthes und zugleich ein hiſtoriſches Tableau von meinen und ſeinen Lebenstagen in ſich faßt. Es ſoll und wird von Vielen eben ſo gern geleſen werden als von mir, der ich darin wie in wenig anderen Büchern unſerer Zeit Belehrung, anmuthige Unterhaltung und geiſtige Bekräftigung gefunden und manche klarere Anſicht über die Geſchichte meiner Zeit gewonnen habe. — Ich gehe weiter im Berichte über meinen Beſuch in Hamburg.

Der dritte Tag unſeres Aufenthaltes in Hamburg war der Charfreitag. Ich entnehme einen Theil der Erinnerungen an die Vormittagsſtunden dieſes Tages der ſchriftlichen Mittheilung meines brüderlichen Freundes Adolf

Zahn, welcher mein Begleiter auf der Reiſe und treuer Theilnehmer an ihren Genüſſen war. Auffallend und erfreulich war uns der Ernſt und die äußere Andacht, mit welcher dieſer ernſteſte Tag des chriſtlichen Kirchenjahres in einer Stadt gefeiert wurde, von welcher es ſcheinen konnte, als ob ſie nur für materielle Intereſſen lebe. Einige Kirchen, in welche uns Hartmann und ſeine Frau führten, waren dicht vollgedrängt von den Schaaren einer andächtig erſcheinenden Gemeinde. Wir hörten aber damals in keiner derſelben ein Wort, das in die göttlich große Geſchichte und Bedeutung dieſes Tages und hiermit zugleich in die Tiefe der Herzen einging, und dennoch ſehnten wir uns nach einem ſolchen Worte. Da führte uns Hartmann in die kleine franzöſiſch-reformirte Kirche. „So eben las hier der Vorleſer ſeinen heutigen, bibliſchen Abſchnitt und dann ſchritt der jugendlich kräftige, in Geſtalt und äußerer Haltung würdevolle Merle d'Aubigny herein und mit einem Feuer der Begeiſterung, deſſen Wärme und Licht nicht aus dem Fleiſch und Blute kamen, verkündete er nach 2. Kor. 5. V. 19 u. f. die große, einzige That Gottes, die ſündige Welt zu verſöhnen. So, in fremder Zunge, wurde uns der Segen des Tages dargeboten. Wir waren befriedigt."

Es war, obgleich erſt der 9. April, ein lieblich milder, heiterer Frühlingstag. Wir gaben uns ganz der Führung unſerer Freunde hin, zogen mit ihnen — die Männer zu Fuße, die Frauen im Wagen — hinaus vor die Stadt, beſuchten auf dem Kirchhofe zu Ottenſen das Grab des Fr. Gottl. Klopſtock, dieſes geiſtig hochadeligſten Dichters des vergangenen Jahrhunderts und des deutſchen Volkes, freuten uns dann an der für uns hier ganz unerwartet ſchönen Gegend von Bergedorf und an ſeinen Anlagen*). Auf dem Rückwege beſuchten wir Männer noch den ehrwürdigen, lieben Gilbert van der Smiſſen in Altona, den vieljährigen Freund des Tobias Kießling und anderer Nürnberger Freunde. Den Abend brachten wir noch mit Hartmann und Jahn in dem Familienkreiſe des edlen F. Perthes zu, dieſes Muſterbildes eines deutſchen Mannes. Mein Freund Jahn hat aus den Geſprächen jenes Abends etwas aufbehalten, das mir aus der Erinnerung geſchwunden war, und doch der Erwähnung werth ſcheint. Perthes in ſeiner kräftig lebhaften Weiſe ſprach mit Mißbilligung von der damals überhand nehmenden Verdrängung der bisher in Hamburg beſtandenen naturgemäßeren Tagesordnung durch eine andere, bei welcher man die Nacht zum Tage, den Tag zur Nacht machen wollte. „Man möchte“, ſo ſagte er, „lieber ein Stückchen Religion miſſen als die Ordnung“. Seine ſtille, ſinnige Hausfrau, die Tochter des Matthias Claudius, welche lauſchend unter den Männern ſaß, fiel ihm in’s Wort und fragte: „Nun, lieber Perthes, ſag’ mal, welch’ Stück unſerer Religion möchteſt du dran geben?“ Schweigend und wie beſchämt nickte ihr Perthes Beifall zu; die Klage über die Veränderung der altgewohnten Ordnung war verſtummt und es war hier, wo uns Alles an den theuren Wandsbecker Boten erinnerte, wo mir Perthes ſein neben der Wohnſtube gelegenes Zimmer und darin ſein Bette gezeigt hatte, nur von dieſem lieben Vater die Rede, von der kindlichen Einfalt und dem Gottesfrieden ſeines Weſens und Lebens von Jugend an, ſo wie von ſeinem in Hoffnung ſeligen Ende. War es uns doch zu Muthe, als ob er bei uns ſäße, uns hörte und väterlich ſegnete.

---

*) Der Reiſende aus Süddeutſchland, der vielleicht hier nur Ebene zu finden meinte, wird durch den Anblick der Bergedorfer Höhen angenehm überraſcht, ſo wie durch die Anhöhen in der Nachbarſchaft der Odermündungen im Barnimſchen Kreiſe und noch mehr durch die wahrhaft anſehnlichen Schönberger Berge in der Nähe der Weichſelmündung.

Meine Zeit war mir knapp zugemeſſen; ſchon am Oſterheiligabend, den 10. April, mußte ich von dem lieben Hamburg Abſchied nehmen. Wie Vieles gab es ſchon damals und wie viel mehr dazu gibt es jetzt in der großen, deutſchen Weltſtadt, das mein Herz anzieht und feſt hält. Dort, mein theurer Wichern in ſeinem ſegensreichen Werke; die treuen Zeugen und Bekenner, die ſich in der Kirche und in den Schulen zu ihm geſellt haben; die edlen Männer und Frauen, (die S. und die J. wiſſen es, daß ihnen der Gruß ganz beſonders gilt), welche durch Wort und That, mitten in der Weltſtadt, Diener und Genoſſen eines Reiches ſind, das nicht von der Welt iſt. Segne euch Gott, ihr lieben Stillen und dennoch Lautzeugenden im Lande eurer Wallfahrt und Er gebe uns Allen eine ſelige Heimkehr.

Es war auch heute ein herrlicher Frühlingstag; die erſten Schwalben zogen munter über uns hin. Wir traten in Wandsbeck in das Wohnhaus des Matthias Claudius, zu ſeiner Wittwe, der ehrwürdigen Mutter Rebecka, hinein, reichten ihr in kindlicher Liebe und Ehrerbietung die Hand, — der ſeltenen Frau, einfach und lauter wie gediegenes Gold; kräftig feſt ſo wie innig. Wir ſtanden da in dem Zimmer, darin Claudius gewohnt, und ſeinen Wandsbecker Boten, ſo wie viele andere ſeiner ſegensreichen Bücher geſchrieben hatte, ſetzten uns in den Großvaterſtuhl, darin er nach der Arbeit zu ruhen und mit ſeinen Kindern und Enkeln ſich zu vergnügen pflegte, und ſchieden bewegt, mit einem Segen im Herzen, von dieſer guten Stätte.

Da im Vorüberfluge an dem lieben, werthen Holſtein, das unſer Weg an ſeinem Saume ſtreifte, wandelte mich ein Gefühl an, wie das eines Liebenden, der bei Nacht und Nebel am Hauſe der Geliebten vorbei muß. Lebten doch ſchon damals im Lande gar Viele, zu denen mich ein Verlangen der Liebe hinzog, und ſpäter hat es noch Mehrere darin gegeben. Wir kamen am Abende nach Lübeck; hier wollten wir unſeren Oſtertag feiern.

Früh mit dem Tage waren wir am Oſtermorgen auf und ſahen die ehrwürdige Stadt, die mich viel mehr als Hamburg an mein liebes Nürnberg erinnerte. Welch' alterthümlich prächtige Kirchen, welch' ehrenfeſt, ſtattlicher Bau der Häuſer! Wird aber auch in einer dieſer Kirchen, ſo fragte ich meinen Freund Jahn, ein Mann im Geiſte von Harms oder des Merle d'Aubigny, oder meines alten Vater Schöner uns ein Wort ſagen, das dem heutigen Feſttage ſich geziemt? Mag es wohl da einen Verkündiger der ſeligen Botſchaft geben, der im Geiſte mit Chriſto auferweckt und auferſtanden iſt? Ich laſſe auf dieſe Frage den Freund Jahn ſelber antworten aus ſeinen ſchriftlichen Mittheilungen über unſer Zuſammenleben in Mecklenburg und über die damalige Reiſe.

„Die lutheriſche Kirche (in der Betäubung des Rationalismus ihrer Prediger), ſchlief damals (1819) in Lübeck. Was Harms für Kiel, das war der reformirte Pfarrer Johannes Geibel für Lübeck. Um ihn ſammelten ſich aus allen Ständen die zum Glauben erwachten Seelen, für deren höhere Kreiſe Overbeck, der Vater des frommen Maler Overbeck in Rom, der ruſſiſche Konſul, Baron von Aderkaß, der recht würdige Rechtsgelehrte Pauli, ſo wie für die Frauen eine Tochter von Claudius im Vereine mit Geibel's Hausfrau, die zuſammenhaltenden Mittelpunkte bildeten. Auch wir ſammelten uns am Vormittage in der reformirten Kirche um den mit Geiſt und Kraft angethanen Johannes Geibel. Er legte da über 1. Kor. 15 in ſeiner tief und mächtig nach Wahrheit ringenden bibliſch demonſtrirenden Weiſe ein herrliches Bekenntniß ab."

Der Wirth in unſerem Gaſthauſe, der ſich auch zu Geibel's Kirche hielt und uns manche Freundlichkeit erwies, zeigte uns das merkwürdige Innere der ſchönen, alten Kirchengebäude und manches Andere, das des Beſehens werth war, lud uns dann ein, mit ihm am Nachmittage ein engliſches Schiff zu beſuchen, das auf der Rhede von Travemünde vor Anker lag. Wir folgten dieſer Einladung gern, fuhren in einem Nachen hinüber nach dem ziemlich tief im Waſſer gehenden und deshalb etwas fern von der Küſte vor Anker liegenden Schiffe. Der Kapitän desſelben war ein vieljähriger, naher Bekannter unſeres Wirthes; wir fanden bei ihm die freundlichſte Aufnahme, freuten uns an der großen Sauberkeit, Ordnung und ſonntäglichen Stimmung, die auf dem Schiffe herrſchte, wurden von dem Kapitän in ſeiner ſchön ausgeſtatteten, wohl eingerichteten Kajüte in ſeemänniſcher Weiſe mit ſtarkem engliſchem Biere, Schiffszwieback und Käſe reichlich bewirthet und kehrten vergnügt am Abende nach der Stadt zurück.

Hier führte uns eine Einladung näher als dies am Vormittag nach ſeiner Predigt geſchehen, mit Geibel zuſammen, dieſem treuen Haushalter im Hauſe Gottes, das er aus den lebendigen Steinen ſeiner Gemeinde, ſeinem Herrn zu Ehren in Lübeck erbaut hatte. Es waren da wieder mehrere dieſer lebendigen Bauſteine um ihn verſammelt; außer dem Baron Abercaß, welcher den Wirth machte, der mir theuer werthe Pauli, eine Frau von Plaßmann, ſo wie die edle Claudiustochter aus Wandsbeck. Auch mein Freund Jahn war mit zu der Geſellſchaft geladen, von welcher ich hier, weil mich die ſichere Erinnerung daran verlaſſen, nicht alle Namen nennen konnte. Einer aber der Gäſte mit Namen, Geſtalt und ganzem Weſen, iſt mir ſo feſt in der Erinnerung geblieben, daß ich, wenn ich ein Maler wäre, ſein leibliches Bild malen wollte, ſo wie ich dies an einem anderen Orte mit ſeinem geiſtigen zu thun gedenke. Dieſes war der höchſt originelle Johannes Menge, ſeiner wiſſenſchaftlichen Profeſſion nach Mineralog, dabei nicht nur ein Jünger, ſondern ein Meiſter in der Erkenntniß göttlicher Dinge; der ganzen That ſeines Lebens nach, wie Jahn mit Recht von ihm ſagt: ein glaubensſtarker, inniger Chriſt. Dieſer wunderſeltſam geartete Menſch, dem der geniale Geibel, wenn er ihm zuweilen auf ſeinen kühnen Phantaſieflügen nicht folgen konnte oder wollte, in ſcherzhaftem Unmuthe zurief: „du biſt ein geiſtiges Ungeheuer“, konnte es nicht laſſen, jene Flüge durch „Sonne, Mond und Sterne, ja zu den Thronen der Mächte der Geiſterwelt“, ſchon im Voraus, bei Leibesleben, ſtatt mit den Flügeln des Geiſtes, die ihm noch nicht gewachſen waren, in den Bewegungen der Hände und Füße zu antizipiren. Er wird wohl jetzt noch, als „Vater Menge“ allen dort lebenden Deutſchen bekannt, auf Auſtraliens Continent umherwandeln, wohin er vor mehreren Jahren, um auch dieſes fünfte Rad am Wagen der Erdtheile zu ſehen, geſchifft iſt. Damals ſtand er ſo eben im Begriffe, nach Island zu reiſen, um daſelbſt der vulkaniſchen Geſtaltung der Felſenberge und Jökuls nachzuſpüren. Seine originellen Anſichten, die er zunächſt nur aus jenem Lichte gewonnen, welches ihm das tägliche Forſchen in der

Bibel über ſein eigenes Weſen, ſo wie über die Natur der ſichtbaren Dinge, und ſelbſt des Steinreiches gegeben: Anſichten, mit denen er das All der geſchaffenen leiblichen wie geiſtigen Welten zu umfaſſen ſtrebte, würden wohl den meiſten Leſern dieſes Buches nicht nur neu, ſondern unverſtändlich ſein. Ich hoffe ſie jedoch durch die Züge aus der Lebensgeſchichte des merkwürdigen Mannes, die ich noch anderswo mitzutheilen gedenke, Vielen verſtändlich zu machen.

Hätten an dieſem Abende Geibel und abwechſelnd mit ihm Menge das Wort geführt, dann wäre dieſes für mich und die anderen Gäſte gar wohlgethan geweſen. Geibel aber war nicht nur nach oben hin ein Diener des Wortes, deſſen Weihe und Salbung er in reichem Maaße empfangen hatte, ſondern auch zugleich ein Selbſtherrſcher des eigenen Wortes; dieſes, wie das Tönen der Memnonsſäule, wurde bei ſolcher Gelegenheit, wie die heutige war, nur laut, wenn mit dem Strahle der aufgehenden Sonne der Wind von Oſten her ihn erwärmte. Bei Menge dagegen verlief ſich die gehaltvolle Rede wie eine ſchüchterne Heerde, die ohne Hirten zerſtreut war, bald wieder in das Dickicht, das ſie verbarg. So kam es, daß ich vor den Anderen das Wort führte, ſei es nun, daß ich von außen oder von innen, durch den Drang der lieben Eitelkeit dazu verführt war. Ich weiß nicht mehr, was ich Alles geſagt, aber ein dunkles Gefühl, das bei der Erinnerung an jenen Abend geblieben iſt, läßt mich vermuthen, daß meine, wenn auch gutgemeinten Erzählungen und Geſpräche eines ſolchen Kreiſes der Zuhörer nicht würdig waren. Doch die lieben Mitgenoſſen jenes Abends, welche noch leben, haben wohl, ſo wie ich, des Geſpräches vergeſſen, haben aber, ſo wie ich ſie, den Sprecher in freundlichem Andenken behalten.

War mir es doch auf der Heimreiſe von Lübeck nach Ludwigsluſt, als ſollte ſich mir das gute Mecklenburg zum Abſchiede noch einmal in ſeiner anmuthigſten Geſtalt und Geberde zeigen. Wir machten uns am zweiten Oſtertage frühe auf den Weg, der uns an den ſchön gelegenen Landſeen bei Ratzeburg vorbeiführte. Selbſt der dürre Sand hatte ſich mit einem Gewande angethan, das wie von Gold durchwirkt war, denn allenthalben prangte da das niedrige Geſträuch des europäiſchen Heckſamens (Ulex europaeus) mit ſeinen großen, goldgelben Blüthen, und der ungewöhnlich zeitige Frühling hatte mit den Lerchen und Finken zugleich auch andere Singvögel zur Vorfeier der Maientage herbeigezogen.

Ein bleibender Gewinn meiner ganzen damaligen Reiſe iſt mir das vertrauliche Zuſammenſein mit meinem theuren jungen Freunde A. Zahn geweſen. Ich habe von der neuen Richtung, welche dieſer liebe Jüngling in Mecklenburg genommen, ſchon oben (S. 165) geſprochen. Er hatte, wie er ſich ſpäter darüber ſchriftlich ausſprach, für die große Frage, welche um jene Zeit wieder mächtig laut wurde: „Was dünket euch von Chriſto, wes Sohn iſt er?“ die rechte, ſichere Antwort in ſeinem Inneren gefunden, hatte erkannt, daß der Mittelpunkt der falſchen Lehren des Rationalismus, dem er vorhin zugethan geweſen, die Verkennung Chriſti in ſeiner göttlichen Natur ſei. Vor Allem zwar das lautere Wort der Offenbarung ſelber, darin er jetzt eifrig forſchte und las, daneben aber auch manches gute Wort, das er von Menſchen hörte oder in ihren Schriften fand, bekräftigte und entwickelte in ihm den Keim der neugewonnenen Erkenntniß. „Aber“ (ſo fährt er fort) faſt keine Schrift hat mich mehr gefördert in der Erkenntniß Chriſti als das liebe Buch von J. M. Sailer „Fenneberg's Leben" namentlich in der Stelle von S. 107—133, wo in dem fingirten Geſpräche zwiſchen Fenelon und Fenneberg von Chriſto dem lebendigen Gotte die Rede iſt. Die Worte Joh. 14 V. 9: Philippe, wer mich ſieht, der ſiehet den Vater, ſchlugen wie ein Blitz in mein Inneres." Seit dieſer Zeit ward ihm die Bibel ſo ganz und gar das Wort des lebendigen Gottes und iſt ihm kein Zweifel mehr darüber gekommen. Und dennoch fehlte ihm bei all' dieſer Erkenntniß Chriſti die Einſicht in das Kleinod der Lehre der evangeliſchen Kirche: die Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch den Glauben. „Einer ziemlich vorherrſchenden Richtung der Erweckten jener Zeit war die Lehre verſchloſſen geblieben, daß Röm. 7 von den Wiedergeborenen handle, wie das längſt vor Luther und Calvin der Vater der Kirche Auguſtin klar ausſprach und für unſere Zeit Dr. Kohlbrügge der Holländer in ſeiner Paraphraſe ſo tief in des Auguſtin Sinne erfaßte. Man ging häufig den myſtiſchen Weg, welcher den alten Menſchen heilig ſprechen will, indem er ihn immer als mit Chriſto begraben anſieht."

Das waren uns recht vergnügliche Abſchiedsſtunden, als wir ſo ungeſtört und aus treuem Herzen uns noch einmal gegenſeitig gaben, was wir hatten und Das betrachteten und erwogen, was uns früher gefehlt und auch jetzt noch abging. Wir ſaßen beide noch auf den Schulbänken der ewigen Weisheit, um das rechte Aufmerken auf's Wort zu lernen und wollen auch jetzt noch, wo uns das Aufmerken nicht mehr ſo ſchwer ankommt, gern darauf ſitzen bleiben, um dasſelbe immer beſſer zu lernen. Noch einmal, nach meinem Abgange aus Mecklenburg, hat mich mein lieber Zahn, damals aus Pommern, beſucht und ein längeres, bleibendes Wiederſehen iſt uns ja beiden gewiß.

Faſt nur noch wie ein vorüberreiſender Fremdling — denn unſer ganzes, zum Haushalt gehöriges Eigenthum war uns ſchon voraus, den Weg nach Süden gegangen — kamen wir nach dem lieben Ludwigsluſt zurück, wohin ich meine Leſer auch zum Abſchiede mit mir nehme.

17. Der Abſchied.

Das Wetter war noch eben ſo ſchön geblieben, als es auf unſerer Reiſe nach Hamburg und Lübeck geweſen, und dennoch kamen mir die letzten zwei Tage in Ludwigsluſt trübe und dunkel vor. Dieſes lag aber nicht an dem Himmel, denn der war klar und hell, ſondern an meinem Auge, welches trübe war und das Herz war es auch. Ich gedachte an Das, was während der drei Jahre in Ludwigsluſt an mir und für mich geſchehen war und wie wenig, ja wie gar nichts ich dagegen gethan. Es bedurfte der feurigen Kohlen nicht, welche meine hochſinnige Herrſchaft in ihrer weit über die Gränzen des Gewöhnlichen gehenden Güte durch Gaben, die ich nie verdient hatte, auf mein Haupt ſammelte, um mir den inneren Vorwurf, den ich im Herzen fühlte, recht glühend heiß zu machen. Der Naturtrieb in mir, welcher mich hinwegzog, war auf einige Zeit gleichwie entſchlafen; während er ſchwieg, hörte ich nur, ſo oft ich mit mir allein war, die Stimme des Rufers in meinem Inneren, die mich an meine Schuld gegen Gott und Menſchen mahnte. Haſt du nicht, ſo hieß es in mir, der Taufe, des leicht an dir vorübergehenden Ungewitters (m. v. S. 186) nur entlaufen wollen, als du von deinem hieſigen Poſten ſo hinwegſtrebteſt? Kann und wird dieſe nicht anderwärts noch ſtärker über dich kommen, als du ſie hier erfahren? Was kannſt du antworten auf die Anforderung: thue Rechnung von deinem

Haushalten? Welche Laſt des Undankes für ſo viele hier empfangene Wohlthaten nimmſt du mit dir hinweg; wie keck und roh haſt du dich losgeriſſen von dem gaſtlichen Heerde, wo man dich mit nachſichtsvoller Liebe aufgenommen und gepflegt hat, und mit immer neuen und größeren Wohlthaten feſt halten wollte.

Ich konnte dem Wächter in meinem Inneren auf Tauſend nicht Eines antworten; wie ein Geſchlagener und Verſtummender ging ich umher, um noch die Freunde zu ſehen und zu ſegnen und dankbaren Abſchied zu nehmen von Freunden und Bekannten. Was ich da geſprochen, das weiß ich nicht mehr, es mag aber wohl aus bewegtem Herzen gekommen ſein. Hätte ich jemals daran zweifeln können, ſo würde ich jetzt es erkannt haben, wie ſogar liebevoll und gut die theuren Kinder des Herrn Erbgroßherzogs gegen mich geſinnt waren, und wie vor Allen der Prinz Albrecht recht an mir hing. Doch es gab da eine Mutterliebe und weiſe mütterliche Obhut, in deren Hände man die Sorgen des Abſchiedes nicht zu legen brauchte, denn ſie lagen beſſer, lauterer und treuer darin, als man ſelber ſie empfunden. — Was ſoll man von einem ſolchen Abſchiede ſagen, welcher die erhebenden Kräfte eines Grußes beim Wiederſehen in der ſeligen Ewigkeit in ſich trägt. Das iſt ein Vorſchmack der Luſt der Ernte mitten unter der Laſt und Mühe der Ausſaat. Ja, die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen; kommen mit Freuden und bringen ihre Garben. Friede ſei über Iſrael.

Mein theurer, lieber Erbgroßherzog, welcher weicher von Herzen war, als die Welt es wußte, ſchien das Abſchiednehmen von mir ganz vermeiden zu wollen, es war ſeine Abſicht, früh am Morgen des letzten Tages meines

Dortſeins von Ludwigsluſt zu verreiſen. Als ich dieſes noch am Abende vorher erfuhr, da konnte ich dem Drange nicht widerſtehen, ihn noch einmal zu ſehen, noch einmal ihm für all' ſeine Güte und Liebe zu danken. Und wie trat doch ſelbſt in dieſer letzten Stunde neben dem Danke ein Schein des Undankes an mir hervor, als der gütige Fürſt, noch einmal in wahrhaft herzlicher Weiſe bedauernd, daß ich ſein Haus verlaſſen wolle, mir beim Abſchied die Hand reichte und mich zu dem Verſprechen aufforderte, daß ich, wenn er einmal zur Regierung käme, wieder zu ihm zurückkehren wolle. Es iſt mir noch jetzt ein Schmerz und wird mir dieſes fortwährend ein ſolcher bleiben, daß ich mich unvermögend fühlte, dieſes Verſprechen zu geben. Ich ſchied ſchwer von dem theuren Fürſten.

Ich erwähne der übrigen letzten Beſuche bei den Freunden nicht. Mehrere von ihnen, wie Caroline von Boſe, wie die Frau Lenthe, wie der gütige, treugeſinnte Hofmarſchall von Oertzen, ſind bald nachher zu ihrer Ruhe eingegangen und noch vor ihnen hat der edle Erbgroßherzog Friedrich Ludwig ſeinen ſo oft mühſelig dunklen Erdenlauf beendigt; Miniſter von Pleſſen war wieder nach Frankfurt zurückgekehrt, wo ich ihn im Herbſte des nächſten Jahres zum letzten Male im Leben ſah. Geſegnet ſei mir dein Andenken, du Stätte meiner Heimſuchungen und Tröſtungen. Geſegnet, du liebes, theures Land, über welches in den Jahren und Jahrhunderten der äußeren wie inneren Kämpfe ſo viele Wetter gegangen ſind. Die Feinde deines geiſtigen wie leiblichen Wohles haben dich oft gedrängt, aber ſie haben dich nicht übermocht. Und wenn ich das bedenke, was ich zu meiner Zeit mit meinen Augen geſehen, mit meinen Ohren gehört habe, und das Werk betrachte, welches jetzt in deiner Mitte begonnen hat, dann freue ich mich als ein alter Mitbürger mit deinen Treuen im Lande und rühme mit ihnen: der Herr hat Großes an uns gethan, deß ſind wir fröhlich. Denn deine Lehrer, die dich Gerechtigkeit lehren (Joel 2, V. 23) werden mit vielem Segen geſchmückt, deine Fürſten haben fürſtliche Gedanken. Ja, wir wünſchen dir Glück, es müſſe wohl gehen Denen, die dich lieben!

18. Die Rückreiſe von Ludwigsluſt nach Erlangen.

Der treue Freund Lenthe begleitete uns nach Berlin. Der letzte Tag in Ludwigsluſt war ein warmer Frühlingstag, mir aber durch die große äußere wie innere Bewegung, in der ich mich vom Morgengrauen an befunden, war er nicht nur ein warmer, ſondern ein ſehr heißer geweſen. Wir fuhren mit der Poſt; ſchon am Abende wehte uns ein kühler, bei Nacht ein kalter Oſtwind an. Ich ſaß ohne Reiſemantel vorne, wo die freie Ausſicht iſt, im Wagen, denn meinen Mantel hatte mir am letzten Tage, als man ihn heraus an die Luft gehangen, Einer entwendet, der ihn vielleicht noch mehr bedurft hatte, als ich. Da meldete ſich bei mir ein rheumatiſcher Schmerz, welcher dann abwechſelnd bald mehr, bald minder heftig mich bis Erlangen begleitet hat. Als die Morgenſonne uns wieder ſchien, da fühlte ich mich erleichtert und ſchon lag das mächtig große Berlin vor mir. Mitten in der weit ausgedehnten Häuſermaſſe, ſo wie hinter und neben ihr ſuchte ich nach der eigentlichen Stadt, denn ich hatte bis dahin die großen Städte alle an ihren hohen Thürmen und Kirchen ſchon von weitem erkannt. Doch tröſtete ich mich und meine kleine Reiſegeſellſchaft bald mit dem Gedanken, daß da drinnen in der Stadt eines ſo großen Königs zwar keine ſolchen Kirchen ſtänden, welche, wie in Bamberg, Regensburg, Nürnberg, Wien und Lübeck die Augen durch hohe Thürme anzögen, wohl aber möge es ſolche geben, welche Geiſt und Herz durch mächtigere Töne als die der Nürnberger Glocken in ihr Inneres hineinzögen. Und Gott erhalte und mehre das, denn die Thürme und Glocken ſind gerade nicht das Höchſte und Beſte, was man an und in den Kirchen ſucht.

Eine Stunde ohngefähr bin ich doch in der prächtigen Stadt herumgegangen, habe mir ihre Paläſte betrachtet und bald da bald dort in ihre langen ſchnurgeraden Gaſſen hineingeſchaut, die wohl ein Geſunder zu Fuß durchmeſſen kann, ein Kranker aber nicht. Und ein ſolcher war ich, denn mein Schmerz griff mich alsbald wieder ſo gewaltig an Haupt und Gliedern an, daß er mich aus der großen, weiten Stadt hineintrieb in das kleine Zimmer und das enge Bett, die für einige Tage unſer gemiethetes Eigenthum waren. So kann ich wohl ſagen, ich bin zwar auch in Berlin geweſen, habe dort etliche Tage gelebt, kaum aber es nur geſehen.

Ich hatte einen Brief aus Lübeck von der Schweſter an den jungen Claudius aus Wandsbeck, welcher damals in Berlin Theologie ſtudirte. Wenn er hier dieſe Zeilen leſen ſollte, dann grüße ich ihn darin und ſage ihm, daß mir ſein liebes Bild nicht nur noch immer, in dieſen meinen alten Tagen, hell vor Augen, ſondern warm im Herzen geblieben iſt. Denn er war ſchon damals ein gar wackerer Junge, dem das treue Herz aus den Augen herausſchaute und der in Wort und Weſen nicht nur die leibliche Abſtammung von dem Vater Claudius in Wandsbeck kund gab, ſondern auch zu einem anderen, geiſtigen Geſchlechte und Stamme ſich bekannte, zu dem ich auch gern gehören möchte. Ich ſandte ihm das Brieflein von ſeiner

Schweſter und meinte, er könne daſſelbe noch kaum geleſen haben, da war er ſchon bei mir an meinem Krankenbette, darin ich, in ziemlichem Einverſtändniſſe mit meinen Schmerzen, mir ſo eben das Stillſein und Ruhen gefallen ließ. Arzneien mochte ich nicht nehmen, mein junger Freund Claudius brachte mir aber beſſere und kräftigere ſchmerzſtillende Mittel als der Apotheker geben kann, er führte mir den theuren Auguſt Neander und den Vater von Kottwitz zu. Dieſe treuen Freunde und Tröſter der Kranken an Seele und Leib kamen während der Tage meines Aufenthaltes in Berlin gar oft zu mir an mein Krankenlager, zugleich mit einander oder auch abwechſelnd jetzt nur der eine, dann der andere, nicht um mir die Zeit zu vertreiben, ſondern um mir dieſelbe zum bleibenden Segen zu machen.

Ich wünſchte ſehr, daß ich all' die Geſpräche in feſter Erinnerung behalten hätte, darin wir unſere Herzen gegen einander aufſchloſſen und an der Gemeinſchaft des Geiſtes uns erfreuten, die uns geſchenkt war. Nur von Etwas will ich reden, was wohl ein mehrmals wiederkehrender Gegenſtand dieſer Geſpräche mag geweſen ſein. Es war dieſes eine Selbſttäuſchung des geiſtigen Blickes in die nahe Zukunft unſerer Zeit, daran vornämlich ich damals litt.

Eine nach ihrem Maaße ähnliche Selbſttäuſchung des leiblichen Blickes begegnet uns wohl im kindlichen Alter, wenn wir das Abendroth der Wolken für ſo nahe am Boden ſtehend halten, daß man dort auf dem Hügel in daſſelbe hineinſteigen könne, und ſelbſt den Mond und die Sonne für nicht viel weiter von uns entfernt, als das Gebirge, hinter welchem ſie uns heraufkommen oder niederſinken. Der Eindruck, den der Purpurglanz der Abendröthe, oder das Licht der Geſtirne auf das leibliche Auge macht, iſt ein ſo kräftig naher, daß man den Irrthum des

Kindes leicht begreiflich finden muß und ſo vielleicht nicht minder jenen, darin Manche unter uns in der damaligen Zeit befangen waren. Ich meine hiermit die Erwartung von einem ganz nahen, goldenen Zeitalter in der Welt des Geiſtes, von einem allgemeineren Aufleben des Glaubens in der Geſammtmaſſe des chriſtlichen Volkes. Vor Allem aber die Erwartung von einem Reiche des Friedens und der brüderlichen Einigung zwiſchen allen innig und rechtgläubigen Chriſten der verſchiedenen Confeſſionen; eines Sieges des Lichtes der göttlichen Wahrheit über das Dunkel, in welchem man ſich gegenſeitig verkannt und angefeindet hatte. „So werde das Volk des Herrn gemeinſam den ſchweren Kämpfen wohlgerüſtet entgegen gehen können, die da kommen ſollten.“ — —

Allerdings durfte die damalige Zeit mehr denn manche ihr vorhergehende mit Freudigkeit den Zuruf des Propheten auf ſich anwenden: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir“ (Jeſaias 60 V. 1). Doch hätte ſie nicht vergeſſen ſollen, daß bei jeder neuen Schöpfung, auch im Geiſtigen, ſich der Verlauf der anfänglichen Schöpfungsgeſchichte wiederholen müſſe. Dieſe begann mit dem Worte des Schöpfers: „es werde Licht.“ Ja, ſchon das Werk des erſten Tages war ſo herrlich und göttlich groß, daß die Vorſänger des Sabbaths ihre Stimmen erhoben, als Ihn, wie das Buch ſagt, die Morgenſterne mit einander lobeten und zujauchzten die Kinder Gottes (Hiob 38 V. 7). Aber die Feier der Sabbathsruhe war noch fern, denn es folgten dem Werke des erſten Tages, welcher der Welt das Licht gab, zuerſt die Werke der Scheidung der oberen und unteren Waſſer, dann die der unteren Waſſer und ihrer Meere vom trockenen, feſten Lande mit ſeinen Welttheilen und Inſeln, auf deren Boden die Kraft des Lebens in der Mannigfaltigkeit der unzählbaren Geſtalten aufgrünte, blühte, und ihren Samen trug. Aber ſelbſt die Macht des allgemeinen Lichtes ſchied ſich in die Beſonderheit der einzelnen Lichtträger und im Strahle der Sonne wachte jetzt ein neues ſich ſelbſt fühlendes und bewegendes Leben (der Thierwelt), abermals zuerſt in der Mannigfaltigkeit der unzählbaren, ſcharf von einander geſchiedenen Formen auf, bis die Vielheit ihrer Kräfte in dem Werke des ſabbathlichen Vorabends am Menſchen zur Einheit wurde und über Ihm, dem Gott erkennenden Menſchen, der Sabbath anbrach. Mag die Welt des Unglaubens, wenn ſie von der des Glaubens durch die Kraft des Lichtes ſich ſcheidet, übermächtiger noch an Umfang und Maſſe gegen dieſe daſtehen, als das Gewäſſer der Erde mit ſeinen Meeren gegen das trockene Land; immerhin bleibt dieſes der feſte Grund, darauf der Fuß ſicher ſtehen und wandeln kann. Und die Inſeln, auf denen ein ſicher wohnendes Volk im ſteten Verkehr und Kampfe mit dem übermächtigen Elemente ſeine Kräfte ſtählt, erinnern an jene von Mauern umſchloſſenen Städte, darin Kaiſer Heinrich I. das Volk des offenen, ſchutzloſen Landes vertheilte, damit es hier gegen den Einbruch des Feindes ſicher wohnen und ſich rüſten, in der Stunde aber des entſcheidenden Kampfes gemeinſam und ſiegreich ihm begegnen könne. Denn in ſolch' entſcheidenden Stunden ruhet der kleinliche Zwieſpalt zwiſchen der einen Stadt und der anderen; der Feind iſt da; das Looſungswort für Alle iſt: Wahrheit, die Allen gilt, oder Lüge; dort Leben, hier Tod. Auf das Waffengetümmel und die Mühen der Werktage wird endlich doch eine Stille des Vorabends und auf dieſe der ewige Friede des Sabbaths folgen.

Es iſt eine herrliche Sache um die vielfache Nutzbarkeit des reinen Glaſes. Als Fenſterſcheibe läßt es das Licht herein und hält Wind und Wetter von unſerer Wohnung ab; als Brillenglas gibt es dem Auge des Greiſes eine verjüngte Sehkraft. Aber nicht nur das Dunkel unſeres Haushaltes und ſein tägliches Geſchäft ſollte das Glas uns erhellen und erleuchten, es ſollte das Licht einer Welt in unſere Sinne hereinlaſſen, die für unſer natürliches Auge unſichtbar iſt. Wie wunderbar ſind die Leiſtungen des Glaſes in einem Fernrohre. Da finden ſich etwa außer dem großen Objektivglaſe am Ende des Rohres und dem kleinen Okularglaſe noch mehrere (Collectiv-) Gläſer, die in wohlgemeſſenem Abſtande von einander alle das Licht von außen aufnehmen und hindurch laſſen, und wenn wir durch ihre feſtgeſtellte Reihe hindurch ſehen, da thut ſich unſerem Blicke die Pforte der Nacht oder der dunklen Ferne auf; die verborgene Tiefe des Sternenhimmels mit ihren Welten, wie die vorhin unſichtbare Welt des irdiſch Kleinſten wird uns ſichtbar, das unverkennbar Ferne wird uns zum deutlich Nahen. Auf die Größe und Brennweite des Objektivglaſes kommt bei dieſer Wirkung der Teleſkope freilich gar viel an, eine einzige mächtig große Glaslinſe leiſtet da überaus viel mehr, als eine ganze Anzahl kleiner Linſen. Wer aber die kleinen Gläſer durch Klopfen und Hämmern zu einem großen machen und uniren wollte, der würde bald nur ſcharfe Splitter unter der Hand haben. Die Glasmaſſe war theilbar und ließ ſich auf verſchiedene Weiſe formen, als der Schmelzer ſie im Feuer ſeines Ofens flüſſig gemacht hatte; die beim Erkalten feſt und ſpröde gewordenen Stücke werden ſich aber nur wieder zu einem Stücke vereinen laſſen, wenn der Meiſter im Feuer ſeines Ofens ſie wieder flüſſig macht und zuſammen ſchmilzt. —

So wohl mir auch das öftere Sehen und Sprechen der drei Freunde that, die ſich in Berlin zu mir gefunden, konnte ich dennoch nach etlichen Tagen dem Verlangen nicht mehr widerſtehen, aus der Gefangenſchaft des Krankenzimmers herauszubrechen. Zum letzten Male auf Erden drückte ich dem treuen Lenthe ſeine brüderliche Hand, auch den theuren Baron von Kottwitz ſah ich nicht mehr, Neander nur noch einmal im Leben, der junge Freund Claudius hat mir ſeinen Beſuch verſprochen und ich warte noch mit Verlangen auf die Erfüllung ſeines Verſprechens, obgleich ſchon 37 Jahre vergangen ſind ſeit den Tagen unſeres Zuſammenſeins in Berlin.

Es war wieder ein ſchöner, milder Frühlingsmorgen, als wir außen vor der großen Königsſtadt zwiſchen den Gärten hinfuhren, deren Beete voll blühender Hyazinthen ſtanden. Wären nur die kühlen Nächte nicht geweſen, oder hätte man ihnen, ſo wie dieſes jetzt möglich iſt, mit Dampfeseile entgehen können! Aber auch auf dem Wege nach Dresden mußte ich nach dem damaligen Laufe der Poſten, der über die weiten Flächen des Sandes hin kein ſehr ſchneller ſein konnte, die ſchmerzhafte Geduldprobe durch eine ziemlich kalte, regnige Nacht beſtehen. Doch der Gewitterregen war bald vorüber, das Wetter wurde wieder heiter und meine Stimmung wurde das nicht minder, denn ich fühlte bei dem Wiederſehen der lieben Freunde in Dresden keinen Schmerz mehr.

Wir hatten uns viel zu erzählen und zu ſagen, Kügelgens und wir beide. Mit ihm traf ich nur noch einmal, in Freiberg, wohin wir uns beſtellt hatten, zuſammen; ſie, die ſchweſterliche Freundin, ſah ich zum letzten Male bei einem ſpäteren Beſuche in Dresden. Das Vaterhaus des Theodor Körner, ſonſt ſo belebt, fand ich ausgeſtorben und von all' ſeinen mir bekannten Bewohnern verlaſſen. Dem Bruder war die Schweſter bald in das Heldengrab unter der alten Eiche im fern abgelegenen Mecklenburg gefolgt (II S. 236), der Vater war von Dresden, welches ihm nach dem Tode der Seinen zur Fremde geworden, nach Berlin gezogen. Bei meinem Freunde Friedrich ging das Leben noch in ſeinem alten Geleiſe. Sein guter Humor lebte ſo friſch auf als ſonſt, da er mich wiederſah; er freute ſich, daß wenigſtens die Franzoſen aus dem Lande hinaus waren, wenn auch noch ſonſt Vieles darin geblieben, das man ihnen gern nachſchicken möchte, über und noch lieber unter den Rhein. Der liebe, geiſtreiche Theodor Hell wirkte freudigen Sinnes noch fort, in ſeiner gewohnten Weiſe, den alltäglichen Gang des Lebens und ſeiner Ereigniſſe mit anmuthigen „Lyratönen“ begleitend *).

Auch einige neue Bekanntſchaften machte ich ſchon dießmal und noch mehr bei einem ſpäteren Beſuche in Dresden. Zu dem ernſt und wohlgeſinnten Miniſter, dem Grafen von Einſiedel, zog mich eine herzliche Ehrerbietung hin. Er hatte ſich dem herrſchenden Geiſte ſeiner Zeit und den Wortführern deſſelben gegenüber, durch Wort und That zu dem Chriſtenglauben bekannt und darum iſt über ihn an ſeinem Orte eine ähnliche, ja noch heftiger fluthende Taufe der Läſterungen gekommen als über Harms, in der Zeit des Theſenſtreites (S. 184). Er aber iſt in dieſen Stürmen unerſchüttert geblieben, denn ſeine Wurzel ſtand und ſteht noch jetzt feſt in dem felſigen Grunde, welcher Das, was er trägt und hält, nicht fallen läßt. Die Stunden,

---

*) Er war damals fleißig mit der Vollendung ſeiner „Lyratöne“ beſchäftigt, die bald hernach in Braunſchweig gedruckt erſchienen.

welche ich in der gräflich Dohna'ſchen Familie zu Lauſa zubrachte, haben mir eine Erinnerung zurückgelaſſen, an der ich noch jetzt zur Bekräftigung und Ermunterung auf meinem Wege gern ausruhe. Bei dieſen Seelen, das fühlte man, war gut wohnen, da hätte man gern ſich mögen eine Hütte bauen. Und dieſes hatte auch ein Mann gethan, deſſen Andenken mir zu den „feurigen Steinen" gehört, unter denen mein Herz gerne wandeln geht. Ich meine hier den David Samuel Roller, den Pfarrer zu Lauſa. Ein ehrenwerther Freund, dem wir Alle dafür herzlich dankbar ſind, hat uns eine treffliche Lebensbeſchreibung des Pfarrer Roller gegeben*), er aber ſelber, dieſer Mann, hat ſich in die Seelen Aller, die ihm geiſtig näher kamen, hineingelebt und wird in ihnen fortleben.

Wir leſen (1. Petr. 2, 9) von einem königlichen Prieſterthum, zu deſſen Würde der Glaube auch ſolche erheben kann, deren irdiſches Reich noch im Entfernteſten auch jenem nicht gleichkommt, das Arnan Arafna, der König der Jebuſiter, beherrſchte, dem die Tenne auf einem der Hügel von Jeruſalem gehörte, ſammt etwa einem Stücke Feldes und etlichen Ochſen (2. Sam. 24 V. 16—24). Das Siegel dieſer königlichen Würde war dem Pfarrer zu Lauſa, dem Dav. Sam. Roller, in ſeinem ganzen äußeren wie inneren Weſen ſo deutlich aufgeprägt, als ich es nur ſelten geſehen habe. Schon die Bauern ſeiner Gemeinde, ob gern oder ungern, erkannten die Achtung und anſtändige Ordnung gebietende Macht an, die in der ganzen Perſönlichkeit des Mannes lag, ſo daß, wenn einer zum Pfarrer hinging, er zuerſt vor der Thüre ſeines Zimmers das Haar mit dem damals gewöhnlichen, das Hinterhaupt umfaſſenden Kamme ſich ordnete, dann ſich niederbückend, nicht oben oder in der Mitte, ſondern ganz unten an der Stubenthüre anklopfte, als ob er, wie die Freundin von Kügelgen ſich ausdrückte, welche es öfter geſehen, ein Mäuschen wäre, das von unten her zum Pfarrer hineinwollte. Aber dieſer Eindruck einer ſeltenen Mannhaftigkeit, den Roller auf alle Menſchen machte, welche eines Gefühles der Achtung vor Anderen noch fähig ſind, kam nicht von dem äußeren Stande, ſondern von dem inneren Zuſtande des Mannes her, er war deshalb nicht auf den Kreis ſeiner nächſten Umgebung beſchränkt, ſondern ein allgemeiner, den jeder von auswärts her Kommende gemeinſam mit den Bauern des Dorfes empfand. Ich habe bei ſpäterer Gelegenheit eine Erntepredigt von ihm gehört, deren Inhalt voll tiefen, mächtigen Ernſtes, im Tone des Mannes, der allein auf Sinai dem Herrn nahete, Segen verkündend dem Gehorſam und Fluch dem Ungehorſam mir unvergeßlich geblieben iſt*). Roller durfte mit ſolchem unerſchütterlichen Ernſte zu ſeiner Gemeinde ſprechen, denn ſein Allen vor Augen liegendes Leben und Thun bezeugte es, daß er dieſen Ernſt zunächſt und am meiſten an ſich ſelber übte. Damals, als ich ihn zum erſten Male im Zimmer der Gräfin Dohna ſah, kam er von dem Sterbebette einer frommen, alten Mutter aus der Gemeinde, mit welcher er bis zu ihrem letzten Augenblicke gebetet und die Sterbende eingeſegnet hatte zu ihrem friedlich ſeligen Heimgange. Er las uns das Lied des alten Cantors in Joachimsthal, des

---

*) Roller's Leben und Wirken von Magnus Adolph Blüher. Dresden bei Naumann 1852.

---

*) Er rügte die Entheiligung des Sabbaths, zu der ſich wohl manche Mitglieder ſeiner Gemeinde durch zaghaften Unglauben während der Ernte hatten verleiten laſſen.

Melchior Hermann: „Wenn mein Stündlein vorhanden iſt," deſſen Inhalt und Worte der Dahingeſchiedenen noch ein recht kräftiger Troſt auf ihrer Heimfahrt geweſen waren; erzählte von ihren letzten Worten. Der Mann verſtand es, von Tod und Ewigkeit in gebührender Weiſe zu reden. Uns Allen war es, als vernähmen Botſchaft aus einem uns Allen nahen und doch ungeſehenen ernſten Jenſeits, tröſtend und heilſame Furcht erweckend zugleich.

Von ganz anderer Art als der Eindruck, den Roller's Bekanntſchaft mir für immer hinterließ, war jener, den ein damals vielgenannter Prediger in Dresden, Stephan, auf mich machte. Ich hatte, wenn anderwärts von dieſem ſtrengen Prediger die Rede war, ihn zuweilen lebhaft in Schutz genommen, weil ich, und nicht ganz mit Unrecht, die Feindſchaft gegen ihn der vorherrſchenderen feindſeligen Geſinnung gegen das Chriſtenthum und ſein lautes Bekenntniß zuſchrieb. Ich kam deshalb gleich mit dem günſtigſten Vorurtheile für ihn in ſeine Kirche. Ich getraute mich ſelbſt nicht gegen Andere Das auszuſprechen, was ich da empfunden, aus Furcht, dem Manne in meinem Urtheile unrecht zu thun. Ein Freund führte mich nach der Predigt zu Stephan hin. Schon in den ſcharf eingeſchnittenen Zügen ſeines Angeſichtes, in Mienen und Blick, denen das Wehethun mehr zur Uebung geworden ſchien als das Wohlthun, lag etwas, dem ich mich niemals mit Vertrauen und Liebe hätte nahen können. Roller, ſo wie die treuen Väter von Schöner's, Kießling's, Burger's und des Pfarrer Koch's (S. 83) Art, machten keine ſolche Mienen, blickten andere Menſchen nicht ſo an. Seine Predigt hatte mich kalt und innerlich unberührt gelaſſen. Mag der Ernſt des Geſetzes immerhin Zorn anrichten, er bringt dennoch zugleich auch ſeinen Segen und Frieden. Die herbe Härte jedoch, im Heiligenſcheine und Gewande des Geſetzes, geht ſelber aus einer inneren, bittern Wurzel der Feindſeligkeit hervor und erzeugt um ſich her eine Feindſeligkeit, welche der Verſöhnung vielleicht für immer fern und fremd bleibt. Damals ſchon machte mich das ſo bedenklich, was ich von der fanatiſchen Gehäſſigkeit gegen die Brüdergemeinde und zugleich von den faſt zuchtloſen Abweichungen von äußerer Sitte und Ordnung hörte, welche ſich St. durch ſeine nächtlichen Erbauungsgeſellſchaften in Wäldern erlaubte. Denn Gott iſt ein Gott der Ordnung, zu welcher auch die Beachtung der äußeren Sitte gehört. Was ich jedoch auch noch ſpäter durch einen nahe Bekannten ſeines Hauſes von ſolchen Zügen aus Stephan's Leben vernahm, welche einen Hang zur rohen, fleiſchlichen Luſt verriethen, das hielt ich Anfangs für Uebertreibung, ja für grundloſe Verläumdung, bis das innere Verderben an ihm zum offenkundigen Ausbruche kam. Doch der Mann ſteht vor ſeinem Richter; wir dürfen nur beklagen, daß er mit den Gaben, die ihm verliehen waren, ſo viel Schaden gethan, ſo viel Aergerniß erregt hat. Wer da ſtehet, der ſehe zu, daß er nicht falle. Dieſes Falles Anfang iſt überall der Hochmuth, je höher dieſer geſtiegen, deſto tiefer iſt ſein Sturz zum Abgrunde. Von dem Ende des unglückſeligen Mannes weiß ich übrigens nichts.

Von Dresden hinweg, wo ich mich bei dem milden Frühlingswetter von meinem Fieber faſt ganz für geneſen hielt, reiſten wir in möglichſter Eile zuerſt zu den Geſchwiſtern und Verwandten in Chemnitz, wo wir auch die Schweſter aus Hohenſtein trafen, dann über Lößnitz nach Bärenwalde. Hier war indeſſen der theure Vater und

Großvater Martin in kindlich gläubiger Faſſung zu ſeiner ewigen Ruhe eingegangen. Die Mutter Martin, als eine von jenen Wittwen, welche der Apoſtel (1 Timoth. 5, V. 5, 6) als die rechten Wittwen beſchreibt, bewohnte mit einer treugeſinnten Enkelin einſam das Haus. Auch die beiden Schweſtern meiner lieben Frau hatten ſich indeß verheirathet, die eine im Orte ſelber, die andere mit meinem lieben Vetter, Ferdinand Werner, vermählt*), in einer etliche Stunden entfernten Stadt. Jene, die zweite Tochter des Mühlmann'ſchen Hauſes, war damals ihrer Entbindung und dem Genuſſe der Mutterfreuden nahe; es geſchah jedoch etwas Anderes, als wir gehofft und erwartet hatten: ſie ſelber in der Stunde der Geburt ihres Kindes wurde ausgeboren zum Genuſſe anderer Freuden, als die der Mutter ſind. Es war eine fromme, an Demuth, Sanftmuth und Liebe reiche Seele.

Während unſeres kurzen Aufenthaltes in Bärenwalde hatte ſich, nach der frühzeitigen Wärme und nach der Entladung eines ſtarken Gewitters wieder ein Nachwinter und mit ihm zugleich mein ſchmerzliches Uebel eingeſtellt, das mich erſt mehrere Wochen nach der Ankunft in Erlangen und nach dem Beginne meiner dortigen Amtsgeſchäfte bis auf die letzte Spur verließ.

---

*) Wie ich von mütterlicher, ſo er von väterlicher Seite her ein Enkel des alten Pfarrer Gotthilf Werner in Hohenſtein (ſ. o. Bd. I S. 72).

Der Erwerb
aus einem vergangenen
und
# die Erwartungen
# von einem zukünftigen Leben.

Eine Selbſtbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,

Doctor der Theologie, Jubilarius der medicinischen Doctorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Erlangen, 1856.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke
(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Vorrede.

So gebe ich denn hier den letzten Band meiner Selbſtbiographie. An ſeinem Inhalte wie an ſeinem Umfange wird mehr als in den vorhergehenden Bänden Das in die Augen fallen, was mit Recht oder auch ſcheinbar Tadel verdient. Wie der Reiſende auf einem Segelſchiffe, welches nicht durch die eigene Kraft noch Kunſt der Menſchenarme, ſondern durch den Wind bewegt wird, welcher den Fortgang fördert oder hemmt, ſieht ſich hier der Leſer, der mich auf meinem Lebenswege begleitet, bald in Eile vorübergeführt an den Küſten des Feſtlandes und den Inſeln, bei denen er längeres Verweilen erwartete, bald wieder feſtgehalten an Stellen, da für ihn wenig Unterhaltung zu finden iſt. Selbſt der Steuermann hätte das anders gewünſcht, aber der Wind, der ihn führte, wehete, wann und wie es ihm ankam.

Vor Allem bin ich in jenes Vorübereilen gerathen, wo mir auf der letzten Strecke der Hafen ſchon vor Augen lag, nach deſſen Ruhe mich verlangte. Es war aber nicht das Sehnen nach ihm, das meinen Lauf beflügelte, ſondern mehr noch eine Gebrechlichkeit des vorgerückten Alters. Die Wirkung des Stromes der Vergeſſenheit, aus welchem nach der ſinnvollen Dichtung des Alterthumes die Seelen, ſcheidend aus dem Leben der Eitelkeit, trinken, gibt ſich öfters ſchon an dem Greiſenalter kund. Die Alten gedenken wohl noch in friſcher Lebendigkeit der Tage ihrer Kindheit und Jugend, während ihnen die Geſchichten ihrer ſpäteren Jahre gleich Wolkengebilden im Abendrothe verglühen. So möge man es dem Verfaſſer dieſer Selbſtbiographie nicht zu hoch anrechnen, wenn die Züge des Kreiſes ſeiner Mittheilungen, da, wo er ſie auf den feſteren Grund ſeiner früheſten Erinnerungen und ſelbſt auf dem ſandigen Boden der Erinnerungen aus den mittleren Jahren hinzeichnete, deutlicher erſcheinen, als die aus der ſpäteren Zeit, welche ſein Stab öfters nur in den vorbeiwandelnden Letheſtrom ſchreiben konnte. Dennoch iſt auch in dieſem Gewäſſer ein Grund, welcher für ein tiefer hineinſchauendes Auge die Züge der Schrift bewahrt. Undank aber war es bei ihm nicht, wenn der Greis ſo vieler einzelner Gaben, die ihm auf der letzten Strecke ſeines Lebens geworden, nicht gedenkt, und wenn er, ſelbſt ohne die Namen zu nennen, vorübergeht an Vielen der Mitgenoſſen ſeiner Zeit, die ihm zu ſeiner Freude, zur Stärkung und zum Segen auf ſeinem Wege begegneten. War es doch dem Wanderer, als ſeien das nur Begrüßungen und eilige Verabredungen für ein Wiederſehen nach wenig Tagen.

Möchten übrigens der inneren Gebrechen meines Buches: der Fehler meines oft irrenden Urtheils über Andere, wie des leichtſinnigen Beachtens meines eigenen Thuns nicht noch viel mehrere ſein, als der angefügten Druckfehler, welche nicht mein eigenes, alterndes Auge, ſondern das jüngere eines Freundes in den 11 erſten Bogen mir bemerklich machte; Druckfehler, unter denen freilich ſolche mir unbegreiflich vorkommen, wie der in dem Namen eines meiner liebſten, bekannteſten Freunde (430, 446, 448, 450).

Noch erwähne ich, daß ich einige biographiſche Schilderungen, ſo wie kleinere Lebensbilder aus der Reihe meiner Freunde und näheren Bekannten, die ſchon eingingen zu ihrer Ruhe, für ein Bändchen meiner vermiſchten Schriften aufbehalten habe, daß, wenn mir Gott Leben und Kraft dazu ſchenkt, in dem gleichen Verlage erſcheinen ſoll. Dort werde ich auch noch einzelne Lücken dieſes vorliegenden Buches zu ergänzen ſuchen.

Pähl im bayeriſchen Ammergrunde, 8. Okt. 1856.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Kap. Seite

Die Rückkehr nach dem Süden.

19. Erlangen 259
20. Die alten Freunde 267
21. Mein beſtimmtes Tagwerk 284
22. Ein neuer Kreis von Bekannten und Freunden . . . 287
23. Die Studirenden an der Univerſität 305
24. Bekanntſchaften in und mit der Schweiz 320
25. David Spleiß 329
26. Die geiſtigen und leiblichen Hochgebirge 344
27. Das Berner Oberland 364
28. Baſel 379
29. Ein Geſelle des Handlangers 395
30. Ein weiterer Ausbau des Werkes 407
31. Ruheſtunden in Straßburg, Heidelberg, Frankfurt, Würzburg 425
32. Ein Wendepunkt der weiteren Mittheilungen 434
33. Trennungen und neue Verbindungen 450
34. Das Tagwerk des Lehrers durch das mündliche Wort . 472
35. Die ſchriftlichen Arbeiten 481

Kap. Seite
36. Schelling's Auftreten an der Univerſität Erlangen . . 507
37. Ein Blick in den weiteren Kreis des Lebens 545
38. Zwei Bräute und Hochzeiten im Hauſe 594
39. Der Erwerb auf Reiſen 607
40. Berichte aus der nächſten Nachbarſchaft 651
41. Mein Abgang aus Erlangen 668
42. Der Eintritt in das Münchner Leben 682
43. Vereinzelte Berichte aus der Geſchichte des erſten Halbjahres 693
44. Eine weitere Fortſetzung der Berichte 706
45. Der Fortgang zu einem Ruhepunkte 723
46. Der Fortgang zu einem weiteren Ruhepunkte . . . 730
47. Das Leben ein Traum 743
48. Die Erwartungen von einem zukünftigen Leben . . . 745
49. Ein Wort des Dankes 747

Die Rückkehr nach dem Süden.

19. Erlangen.

Da waren wir denn in Erlangen und der Frühling mit ſeinen blühenden Bäumen war auch wieder da. Nun iſt zwar die Univerſitätsſtadt Erlangen mit ihrer Nachbarſchaft uns Allen, die wir in Bayern wohnen, gar wohl bekannt, mein Buch aber könnte ja wohl auch außer Bayern Leſer finden, dieſen will ich die neue Station beſchreiben, in welche ich jetzt einrückte, und darauf ich acht Jahre die äußerlich glücklichſten, fröhlichſten meines Lebens zubrachte.

Erlangen iſt ſchon durch ſeine natürliche Lage ſehr gut dazu geeignet, eine Niederlaſſung oder ſelbſt nach ihrem Maaße eine Reſidenzſtadt der Wiſſenſchaft zu werden, deren vermittelnde Stellung zwiſchen dem Norden und dem Süden von Deutſchland den geiſtigen Verkehr zwiſchen beiden begünſtigt, und dort auf dem Berge, nach deſſen Fuße die Häuſer der Stadt ſich hinziehen, über deſſen Abhang ihre Gärten ſich ausbreiten, ſchaut man vor ſich im Süden weit über die Ebene hinaus, auf der ſich Nürnberg mit ſeiner alten Burg und ſeinen Thürmen erhebt, ſo wie gegen Norden hin in das fränkiſche Gebirge und in das reich geſegnete Thal, durch welches die Rednitz dem Main zuſtrömt. Der Nachbarberg der Stadt, der Rathsberg genannt, ſteht an der äußerſten Vorhut des Bergzuges, der den Main auf ſeinem Laufe durch Franken begleitet. Nicht nur ſein Abhang gegen die Stadt hin bildet eine fortlaufende Reihe von Gärten, ſondern ſeine Höhe ſelber iſt durch den Fleiß der Bewohner in einen großen Garten umgewandelt, welcher durch die Tauſende ſeiner Kirſchenbäume der Blüthenzeit des Frühlings, ſo wie dem Sommer, der die Früchte reift, einen beſonderen Reiz gibt. Zwiſchen beiden, dem Zuge der Gärten am tieferen Abhange und dem großen Gartenlande des oberen Rückens, erhebt ſich ein Laubwald mit hochwüchſigen Bäumen, welcher den Berg auch gegen Norden umgürtet.

Eine Zugabe von ganz beſonders hohem Werthe gewährt zu der Naturfülle der nächſten Umgebung die weit ausgedehnte Nachbarſchaft der herrlichen Thäler und Berge bei Streitberg und Muggendorf, ſo wie am ganzen Verlaufe der Wieſent hin. Ich habe es ſchon bei einer anderen Gelegenheit ausgeſprochen und wiederhole es hier, daß dieſe Gegend in der Form ihrer Berge und ihrer Thäler eine Aehnlichkeit hat mit dem ſüdlichen Berglande von Paläſtina, die ich ſonſt nirgends auf meinen Reiſen gefunden. Der Vergleich mit vielen anderen, in ſpäterer Zeit von mir durchwandelten Gebirgsgegenden, die zum Theil berühmte Namen tragen, ſchien mir ungleich näher zu liegen, als der mit den Thälern von Muggendorf, die ich ſeit einer Reihe von Jahren nicht mehr beſucht hatte; dennoch konnte ich mich bei dem Anblicke der Berge und Felſen, an denen wir vor Hebron oder auf dem Wege von Bethlehem nach St. Philipp vorüberkamen, des Ausrufes nicht enthalten: hier iſt man ja in ganz bekannter Gegend, denn das ſind die Thäler und zackigen, höhlenreichen Berge von

Muggendorf und Gößweinſtein. Freilich ſind die Waldbäume und Gebüſche im gelobten Lande von anderer Art, als die im Thale der Wieſent. Statt der Buche der prächtige Erdbeerbaum, ſtatt der Fichten die Cypreſſen, ſtatt der Edeleſche der Azedarachbaum, ſtatt des Haſelnußſtrauches der Storaxbaum. Auch erinnern die vielen Stacheln des kampfluſtigen Stachelſchweines, die am Boden der Engthäler umhergeſtreut liegen, an einen anderen Stamm der lebendigen Bewohner der kleinen Felſenhöhlen als die bei uns einheimiſchen ſind und dem Geſange der Vögel liegt eine andere Kompoſition zu Grunde, als dem unſerer einheimiſchen Sänger. Als ich aber bei dem nur von orientaliſchen Chriſten bewohnten Dorfe Beit-Dſchala und bei vielen anderen im Gebirge gelegenen Ortſchaften die Frauen und Mädchen das Waſſer aus dem tief im Thale gelegenen Brunnen ſchöpfen und mühſam den ſteinigen Bergabhang hinauftragen ſah, da glaubte ich die geſchäftigen, rüſtigen Frauen von Gößweinſtein und bei der Rieſenburg nur in anderer Kleidung wieder zu ſehen, welche das Waſſer für den Haushalt in ähnlicher Weiſe aus dem Thale heraufholen nach ihrer hochgelegenen Ortſchaft.

Die vielen Höhlen, welche in Paläſtina für die Heerden des zahmen Viehes zu Ställen und Zufluchtsorten bei Ungewitter und Regen dienen, haben bei uns in uralter Zeit den Schaaren anderer Thiere eine Bergungs- oder eine Grabſtätte gewährt; Thieren von eben ſo unzähmbar wilder Natur als die Elemente, welche in der Zeit der großen Fluth hier zum Kampfe mit dem feſtſtehenden Grunde und mit ſeinen lebenden Bewohnern ſich vereinten. Denn während die Muggendorfer Felſen an den Reſten einer Thierwelt reich ſind, welche in vorgeſchichtlicher Zeit ein hier fluthendes Meer bewohnte, ſind ihre Höhlen ein Beinhaus der Bären, ſo wie der fleiſchfreſſenden Thiere aus den Geſchlechtern der Katzen, Hunde und Hyänen geweſen. Der Naturforſcher findet hier ein Archiv der Felſengeſteine, deſſen Urkunden nicht in einer ſchwer zu entziffernden Schrift, wie die Gedenktafel an den Heereszug des Sanherib in Lydien, ſondern in der Zeichenſprache der rieſenhaften Reſte und Ruinen einer längſt zerſtörten Welt abgefaßt ſind. Näher noch als die Gegend von Muggendorf lag mir die reiche Flora des Hetzles, ſo wie des Walpurgisberges, dahin ich bei meiner damaligen Luſt an rüſtigen Fußwanderungen an freien Tagen und Nachmittagen öfters mit meinen Zuhörern oder auch allein in die Schule ging. Denn eine Schule guter Uebungen für das Auge wie für den tiefer forſchenden Sinn war mir ſelber das Land, noch mehr aber wurden mir dies für Geiſt und Gemüth die Leute, welche dasſelbe bewohnten.

Dieſe Leute nun, ihrem äußeren wie inneren Weſen nach, waren (und ſind wohl noch) in Erlangen und ſeiner Umgegend von ſehr mannigfacher Art. Freilich ſind ſie das anderwärts auch, doch ſcheint mir, daß nur ſelten auf einem Landſtriche von wenig Quadratmeilen ſolche auffallend verſchiedene nicht nur einzelne Perſönlichkeiten der Menſchen, ſondern ganze Gruppen und Gemeinden derſelben neben ſo wie unter einander geſtreut und gemiſcht vorkommen können, als in dem kleinen Winkel der vormaligen Markgrafſchaft Ansbach, darin die Univerſitätsſtadt gelegen iſt. Ich will zuerſt von dem äußeren, alsbald in's Auge und Ohr fallenden Unterſchiede der Landsmannſchaften reden, welche da beiſammen wohnen.

Wer im Thüringerwalde und mit den Bewohnern desſelben bekannt iſt, dem wird alsbald die Aehnlichkeit in Geſtalt, Sprache und Sitte auffallen, welche das Volk des Wieſentthales, bei Muggendorf, Gößweinſtein, Weiſchenfeld mit dem dortigen hat. Es ſcheint derſelbe Volksſtamm zu ſein, der ſich von Thüringen her nach dem Main in das Bamberger Gebiet ausgebreitet und an der Rednitz herauf, ſüdwärts bis über Forchheim, weſtwärts noch etwas weiter, oſtwärts aber über das Wieſentthal und noch jenſeits desſelben hingezogen hat. Ein kräftiger, in ſeinen Sitten derber Menſchenſchlag, welcher fleißig am Anbau des Landes, der ſtillſitzenden Lebensweiſe und Handthierung nicht ſehr zugethan iſt; den ſelbſtſtändigen Beſitz des Bodens und ſeines Ertrages dem unſicheren Erwerb des Handels vorziebt; an der althergebrachten väterlichen Sitte feſthält; den wirklichen Genuß der Naturgaben liebt, die ſein Land ihm darbeut. Dem chriſtlichen Bekenntniſſe nach ſind die Gemeinden dieſes Stammes vorherrſchend römiſch-katholiſch, nur wenige von ihnen, wie Muggendorf, evangeliſch.

Da, wo man im Rednitzthale hinaufgehend bei Baiersdorf hereintritt in die Gränzen des vormaligen Markgrafthums, wird das Volk ein ganz anderes. Baiersdorf ſelber hat unter ſeinen Bewohnern viele iſraelitiſche Familien. Ehe wir jedoch all' die näheren Verwandten der Erlanger Bürgerſchaft beſchreiben, wenden wir uns zuerſt nach der ſüdlichen Nachbarſchaft der Univerſitätsſtadt, wo uns ein eben ſo ſelbſtſtändig feſt abgeſchloſſenes Volksleben entgegentritt, als, im Vergleiche mit dem in Erlangen, jenes des nördlichen Landſtriches iſt. Da findet ſich die alte Reichsſtadt Nürnberg, von welcher ich, ſo wie von ihren Bewohnern in dem vorhergehenden Bande dieſes Buches ausführlich geſprochen habe. Man will in der Sprache und in dem äußeren Weſen des Nürnberger Volkes einige Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Oberpfalz gefunden haben und vielleicht deutet dieſes auf die gleiche Abſtammung Beider ben. Doch es iſt vor Allem der Gemeingeiſt, der Verein der Kräfte und Geſinnung aller Einzelnen zu einem ehrenwerthen, ordnungsgemäßen Beſtande nach außen wie nach innen geweſen, der dem Volke jener Reichsſtadt ſeine eigenthümliche Stammesform gegeben hat.

Eine ſolche könnte man freilich in Erlangen nicht ſo leicht auffinden. Die Stadt mit ihrem vor ſeinem verheerenden Brande ſehr ſtattlichen Schloſſe war der Lieblingsſitz eines kleinen Fürſtenhofes geweſen, welcher rings um ſich her mehr die erſchlaffende Wärme eines Südweſtwindes oder Vehn verbreitete als die kräftig belebende der Sonne, oder der auch zu anderer Zeit das blendende Licht eines Kunſtfeuers ausſtrahlte, welches keine Wärme gab. Die Bewohner der Stadt, Abkömmlinge zum Theil der franzöſiſchen Emigranten oder anderer von Weſten her gekommener Anſiedler, unter ihnen zwar viele ehrenwerthe Familien und wackere Bürger, leben hier mit einer Mehrzahl der ärmeren Mitbürger zuſammen, welche mit dem mühſamen Geſchäfte des Strumpfwirkens kaum den nothdürftigen Unterhalt gewinnen. Der religiöſe Sinn, welcher damals bei aller äußeren Noth die Maſſe dieſes ſeltſam zuſammengewebten und gewirkten Volkes beherrſchte, war weder ein chriſtlicher, noch ein jüdiſcher und türkiſcher, ſondern wie mein Freund Spleiß, der Schaffhauſer, das Weſen ſolcher Art bezeichnete, ein „europäiſcher.“ So war es auch der Anflug von Bildung, auf den ſich jene Maſſe viel zu Gute that, weil er ihr von dem Gelehrtenſtande ihrer Stadt, ſo wie von dem kleinen Fürſtenhofe zugekommen war, der ſich in ihr groß machte. Wenn zu einer unerfreulichen Gegenwart, zu einem Mangel an der Sicherheit des äußeren wie inneren Wohlſtandes die leichtſinnige Vergnügungsſucht ſich geſellt, wenn der innere Unfrieden nirgends einen Keim der freudigen Hoffnung aufkommen läßt, da bricht wohl aus der inneren Unruhe und Unordnung gar leicht der Hang zur äußeren hervor. In ſolchem Zwieſpalt der Geſinnung und Sitte ſchien ſich, als ich in ſeinen Kreis eintrat, der eine Theil der Volksmaſſe der Univerſitätsſtadt mit dem anderen zu befinden. Von dieſem anderen, der freilich auch in ſich ſelber ſehr verſchieden war, werde ich nachher noch ein Bild geben, denn mit ihm kam ich zunächſt in Verkehr.

Das damalige Nürnberg, ſo manches fremdartige Element auch ſchon in ſeiner Volksmaſſe liegen mochte, bildete allerdings zu unſerer Univerſitätsſtadt in jeder Hinſicht einen ſehr auffallenden Gegenſatz. In ihm hatte ſich und hat ſich ja noch fortwährend jener äußere wie innere Ruheſtand erhalten, der auf gutem altem Grunde der Geſinnung ſo wie der bürgerlichen Zucht und Sitte feſtſteht. Darum war Nürnberg für mich und mehrere meiner gleichgeſtimmten Freunde ein Ort des Ausruhens, da man gern, wenn auch nur auf einzelne Stunden, ſich recht heimathlich wohl ſein ließ.

Mein Freund Schweigger, welcher in Erlangen ſelber geboren und erzogen war, beſchrieb mir in einem ſeiner Briefe, den ich noch in Ludwigsluſt erhielt, den geiſtigen Abſtand der beiden Nachbarſtädte Nürnberg und Erlangen in folgenden Worten: „Erwarte ja nicht, daß auch nur der leiſeſte Nachklang der ſchönen 9 Uhr-Abendglocke zu Nürnberg hier zu hören ſei in Erlangen. Neulich fuhr ich mit unſerem Kanne nach Nürnberg; als wir aus dem Wagen ſtiegen, ſprang der alte Junge ganz luſtig umher, wie von neuem Leben erfüllt. Nun ſind wir, rief er, doch einmal wieder zu Hauſe. Und ſo war es auch; ich mußte es ihm offen zugeſtehen, daß es mir in Erlangen noch immer iſt, als wäre ich blos auf der Reiſe begriffen und hätte hier einige Geſchäfte abzuthun. Unſer Leben in Nürnberg war auch darum ſo glücklich, weil wir mit und in der alten ſchönen Zeit lebten und dieſe lebendig in uns aufzunehmen überall Veranlaſſung und Gelegenheit fanden. Wie unwiderſtehlich die Reize und die Herrlichkeit ſeien, die ein großes, ruhmvolles Alterthum einer Stadt gibt, fühlte ich erſt neulich wieder in dem ſchönen, alten Prag. Auch dort könnte ich nicht lange leben, ohne bei der Trennung davon Heimweh zu bekommen, ſo wie es allen mit Nürnberg ging. In der That fürchte ich, daß, wenn auch der Kreis Deiner alten Freunde Dir hier ein freundliches Willkommen bereiten, Du dich dennoch ein wenig unheimlich finden wirſt in dem modernen Erlangen, deſſen Bewohner keine Spur von dem alterthümlichen, religiöſen Sinne der Nürnberger haben, ſondern, verführt auf der einen Seite durch klägliche Armuth, auf der anderen durch das leidige Studentenweſen Dir eben nicht zu den erfreulichſten Betrachtungen Veranlaſſung geben würden." —

So viel Wahres auch in dieſen Worten des Freundes enthalten war und ſo ſehr ich daſſelbe an mir erfuhr, was unſeren Kanne anwandelte, wenn er, wie Schweigger dieſes beſchrieb, von Erlangen her wieder einmal in ſein altes, liebes Nürnberg kam, ließ ich mich dennoch dadurch in meinem Vergnügtſein mit der neuen Lage nicht ſtören und in der Freude an meinem längſt erſehnten Berufe, der mir als ein ſo naturgemäßer mit Recht erſchien, nicht irre machen. Mit den „Europäern" in Erlangen, Alt und Jung, lebte ich in Frieden, weil ich ihnen durch keinerlei Berührung Gelegenheit zum Kriege darbot, und außer ihnen gab es da, Gott Lob, auch noch gar manche andere Leute, welche mehr und noch etwas ganz Anderes waren als bloße Europäer. Mit dieſen war es ein Leichtes, in

Frieden und Liebe zuſammen zu leben, weil ſie den Frieden und die Liebe ſelber dem neuen Ankömmlinge nicht nur gleich zum Willkommen entgegen brachten, ſondern beide ſo wohlverwahrt in ihrem Herzen trugen, daß man, auch wenn man gewollt hätte, nicht in Unfrieden mit ihnen gerathen konnte. Ueberdieß war es mir in Erlangen und in meinem dortigen Berufe ſo wohlbehaglich zu Muthe, wie es uns und allen lebenden Kreaturen auf leibliche Weiſe ergeht, wenn unſer Hunger durch eine gute, naturgemäße Speiſe gelabt wird. Denn da fühlen wir die Wahrheit des Spruches: Du thuſt deine milde Hand auf und erfülleſt Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Ja, dieſe Ströme von Wohlgefallen durchdrangen mich, ſo möchte ich ſagen, bis auf Mark und Gebein, als ich nach langem Schmachten darnach wieder auf dem Wege meines naturgemäßen Strebens und in dem Elemente meiner wiſſenſchaftlichen Beſtimmung und Wirkſamkeit mich fortbewegen durfte.

20. Die alten Freunde.

Da waren doch wenigſtens vier der alten Genoſſen unſeres friedlichen Vereines am Realinſtitute zu Nürnberg wieder beiſammen und der fünfte (Erhardt) kam auch, zwar nicht in Perſon, doch in einem Briefe zu dem Willkommenheißen herbei.

Schweigger war der erſte, der uns die Hand reichte. Hatte uns doch der liebevoll beſorgte Freund durch ſeine gute Schweſter ein vorläufiges Abſteigequartier, ganz in der Nähe ſeiner Wohnung, beſtellt, welches das freundliche Geſchwiſterpaar mit all' den Geräthſchaften und Vorräthen ausgeſtattet hatte, die für die erſten Tage nach unſerem Einzuge ausreichend waren. Schweigger führte mich ſegleich weiter zu Kanne. Dieſer, der ſich, wie ich oben erwähnte, von Anfang an in Erlangen wie ein Abgeſchiedener aus dem Leben gefühlt hatte, das ihm in Nürnberg zur lieben Gewohnheit geworden war und dieſes Gefühl ſeit ſeinem Aufenthalte in der Univerſitätsſtadt noch nicht ganz hatte loswerden können, bewillkommte mich zwar mit herzlicher Liebe, zugleich aber mit einer Art von Mitleid. Wären wir Helden geweſen, dann hätte ich dieſes Willkommenheißen mit dem Wiederſehen zweier homeriſcher Helden unten im Hades vergleichen mögen, denn aus dem Blicke, mit dem er mich, den neu angehenden Univerſitätsprofeſſor, anſah, als ich ihm Glück zu ſeiner neuen, einflußreichen Stellung und ehrenhaft anerkannten Wirkſamkeit wünſchte, ſprach ſich etwas Aehnliches aus, als Das, was der Schatten des äakidiſchen Renners dem Odyſſeus auf ſeinen ſein Loos preiſenden Gruß erwiderte:

Nicht ja rede mir ein Troſtwort — — — —
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen
Einem dürftigen Mann, ohne Erb' und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schaar der geſchwundenen Todten beherrſchen.

Der liebe Freund hatte wirklich ſein Herz in Nürnberg und noch mehr in jenem Genuſſe gelaſſen, den ihm dort das Alleinſein mit ſich und mit einigen ihm innerlich ganz nahe verwandten Freunden gewährte. Ein Mitgefühl mit dieſer inneren friedlichen Stille und kindlich glückſeligen Stimmung, in der ſich Kanne während ſeines Ruheſtandes in Nürnberg befand, wird wohl in jedem dafür empfänglichen Gemüthe bei dem Leſen der wahrhaft lieblichen chriſtlichen Romane erwachen, die er in jener Zeit ſchrieb. Es fällt mir übrigens bei der Erwähnung dieſes Buches eine Aeußerung über dasſelbe ein, welche unſer ehrwürdiger Freund, der Kirchenrath Vogel, ſelber aus Kanne's Munde vernahm. Vogel fragte ihn: wie kommen Sie aber dazu, Romane zu ſchreiben? Die Leute, ſo antwortete Kanne, wollen heut zu Tage die lautere Milch des göttlichen Wortes nicht mehr zu ſich nehmen, da muß man denn Käſe daraus machen, um es ihnen beizubringen.

Der liebe Bruder! Hätte er doch in ſeinem ſeligen Ruheſtande bleiben dürfen. Mir iſt ſeine Abneigung gegen die gelehrte Laufbahn, in die man ihn wieder hereingerufen hatte, und in welche er nach ſtarkem Widerſtreben eingetreten war, ſehr wohl begreiflich, denn ich kenne den Grund davon aus eigener Erfahrung und halte es für gut, einige Worte darüber zu ſagen. Ich will hier, das, was ich meine, zuerſt durch ein ſinnliches Beiſpiel andeuten.

Eine Gewohnheitsſünde fleiſchlich geſinnter Menſchen ſteht uns leider in vielen Beiſpielen vor Augen: ich meine die der bald gröberen, bald feineren Räuſcheſucht. Der Orientale ſucht ſich durch den Genuß von Opium oder der aus dem Hanfſafte bereiteten Fröhlichkeitspillen, der Europäer durch ſtarke Getränke und andere Künſteleien in einen Zuſtand der Aufregung der Lebenskräfte zu verſetzen, worin es ihm ſehr wohlbehaglich zu Muthe iſt. Aber es gibt auch andere Mittel, die nicht von ſinnlich warnehmbarem Stoffe ſind, und welche ihren Weg nicht erſt durch den Magen nach dem innerſten Heerde der Lebenskräfte nehmen müſſen, ſondern unmittelbar auf dieſem zu einer Flamme werden, welche durch ihre Wärme und ihr Licht alle Gefühle der Freude und des Wohlbehagens aufweckt. Zu dieſen Mitteln gehört namentlich jede Beſchäftigung der Seele, welche dem natürlichen Triebe derſelben in beſonderer Weiſe zuſagt. Was für den Leib die geſunde Bewegung der Glieder, das iſt für die Seele die Uebung ihrer Kräfte im Aufnehmen und Kundgeben der Gedanken durch Wort und Schrift. Die Freude an dem Gelingen einer geiſtigen Arbeit, ja ſchon an der Beſchäftigung mit einer ſolchen iſt von ungleich wohlthuenderer, belebenderer Art als jene, die der Genuß des herzerfreuenden Weines gewährt; ſie hat für die Seele etwas ſo Reizendes und Anziehendes, daß dieſelbe, wenn ſie ſolches Vergnügen nur einmal recht gekoſtet hat, demſelben nachgeht, ſo oft ſie es vermag. Ich habe die Wirkung dieſes Freudenrauſches der Arbeit oft an mir erfahren und weiß es, daß man, wenn man ſeine Kunſt erſt recht kennen gelernt hat, faſt eben ſo ſehr ein Gebundener, ein Sklave derſelben werden kann, als der Trinker ein Sklave ſeiner ſinnlichen Genußſucht. Aber dieſe innere Knechtſchaft der Arbeitsluſt kann ſehr verſchiedene Grade ihrer Härte und Schwere haben, je nachdem die Art der Arbeit ſelber iſt. Dieſe kann eine ſolche ſein, daß die Gebundenheit an dieſelbe eine ſelige genannt werden darf, denn ſie beſteht in einem Vereine des menſchlich eigenen Willens mit einem höheren, göttlichen; die Arbeit ſelber wird da zu einem Ausruhen des Geiſtes, zu einer unaufhörlichen Sabbathsfeier. Abgeſehen von dieſer reinſten, höchſten, und ſelbſt von jenen ſchon alltäglicheren Fällen, in denen das Beten und Arbeiten noch immer Hand in Hand gehen können, gibt es auch gar viele Arbeitsgelüſte, die nicht mit der ſtillen Freude an dem Herrn, ſondern nur mit der Freude an dem Eitlen, in den Augen der Welt Großgeachteten beſtehen können. Dieſe führen die Seelen in eine gar harte Knechtſchaft hinein, jener vergleichbar, in welcher ſich die Kinder Iſrael unter der tyranniſchen Gewalt des Pharao befanden, als ſie das Wort des Troſtes, das Gott ihnen durch Moſes ſagen ließ, nicht hören mochten, vor Seufzen und Angſt und vor harter Arbeit. In ſolcher Knechtſchaft hatte ſich mein Freund Kanne befunden, ſo lange er mit einem wahrhaft bewunderswerthen Fleiße ſeine vielen wiſſenſchaftlichen und belletriſtiſchen Werke ſchrieb. Sein Geiſt konnte dabei gar nicht zu Athem kommen. Als er aber, nach dem Hinwegwerfen der unnatürlichen Laſt nur einmal recht Luft geſchöpft hatte, da erging es ihm wie einem neugeborenen Kinde, welches, ſobald es einmal auf die Welt gekommen und Luft eingeathmet hat, dieſe nicht mehr, ohne Gefahr des Erſtickens entbehren kann. Kanne hatte in Nürnberg in einer ihm geſunden geiſtigen Luft geathmet; er war durch die Laſt ſeiner ihm in Erlangen wieder neu verliehenen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung in eine Atmoſphäre gekommen, darin er zwar nicht ſogleich erſticken mußte, wohl aber ſich krankhaft beengt fühlte und in allmähligem Siechthum verzehrte. Er konnte ſich mit dem Gedanken nicht vertragen, wie ein Menſch von unſerer Geſinnung in einer ſolchen geiſtigen Luft leben und ſich wohlbefinden könne, wenn nicht noch etwas von der Natur der jungen Krokodile oder der Schlangen in ihm ſtecke, welche bekanntlich in einer Luft ausdauern, die ein anderes Thier nicht athmen könnte, ſondern in der daſſelbe gar bald ſterben würde.

Von Kanne ging ich zu meinem alten, lieben Pfaff, um auch ihn zu begrüßen. In der lebhaften Natur dieſes unvergleichlichen Menſchen jubelte die Freude laut auf, als er mich wieder ſah. Ich wollte, ich hätte die ganze Tonleiter der Ausdrücke ſeines innerlichen Vergnügens an der Freude unſeres Wiedervereines noch in der Erinnerung behalten, aber das möchte ſchwer ſein, denn dieſer ſchöpferiſche Geiſt in der Fülle ſeiner Gedanken und Gefühle nahm in unerreichbarer Schnelle ſeinen Lauf durch alle Verwandlungen eines geiſtigen Proteus; mitten im Strome ſeines freudigen Willkomms erfuhr ich in wenig Minuten, ſo wie in wenigen Worten, begleitet von ausdrucksvollen Geberden und Mienen Alles, was ihm in den drei Jahren unſeres Getrenntſeins geſchehen ſei. Er erwähnte des Todes ſeiner erſten Gemahlin, — den wir noch in Nürnberg mit ihm erlebt hatten, — ſprach dann von ſeiner Verbindung mit einer Geliebten aus der Jugendzeit, welche eben ſo wie er, auch ſchon vermählt und faſt zu gleicher Zeit Wittwe, als er Wittwer geworden war. Nun, dieſe prächtige, gute Frau, eine ächte, auserleſene Schwabennatur, welcher der Geiſt des herzlichen Wohlwollens und eines ſeltenen, immer freudigen Humors aus Angeſicht und Augen ſtrahlte, lernte ich da auch gleich kennen und einen kleinen, eben ſo prächtigen Buben dazu, der zwar noch nicht gehen konnte, wohl aber mit beiden Händen und Armen ſich an einem etwas herausgezogenen Kommodekaſten ſteif und feſt aufrecht hielt. Dazu kam noch die Schweſter der lieben Frau, die Jungfrau [illegible]heid, welche in allen Gaben des edlen, fröhlichen Schwabenthums mit der Schweſter in gar anmuthiger Weiſe wetteiferte. Ich kann gar nicht ſagen, wie gut ſich mein lieber Pfaff neben dieſen ſeinen Leuten ausnahm; wie das Alles ſo ſchön zu einander paßte und wie ich mich, ſo lange ich in Erlangen war, des täglichen Anblickes ſolcher Nachbarsleute erfreut habe. Stärker als in Pfaff's Hauſe und Familienkreiſe hätte mir der Gegenſatz zwiſchen den Grundzügen der norddeutſchen und ſüddeutſchen Volksthümlichkeit nicht vor Augen kommen können. Nun, mein Naturell fühlte ſich wohl, der einen mehr als der anderen befreundet, Das aber, was die Neigung eigentlich feſt bindet, iſt doch nicht die äußere, volksthümliche Weiſe, ſondern etwas Anderes, das mir das Dorf Hermannsburg in der Lüneburger Haide eben ſo zur ſüßen Heimath machen könnte als das liebe Schwaben- und Frankenland.

So hatte ich die Runde bei den leiblich anweſenden Mitgliedern unſerer Nürnberger Genoſſenſchaft gemacht, es gehörte aber noch einer dazu, welcher tiefer als wir in Süddeutſchland, damals noch bei dem herrlichen Domgebäude zu Freiburg im Breisgau wohnte, und dieſer ließ ſich alsbald, als hätten wir an ſein Fenſter geklopft und ihn dazu gerufen, auch dabei vernehmen. „Gott zum Gruß und herzlichen Willkommen im lieben Frankenland, lieber Schubert“, ſo ſchrieb der treue vormalige Nürnberger Kollege Erhardt. „Ich reiche Dir die Hand aus der Ferne, obgleich mir es iſt, als wäreſt Du mir ſchon um ſo vieles näher, ſo daß doch, obgleich noch mancher Berg zwiſchen uns liegt, ein Wiederſehen um Vieles möglicher gemacht iſt. Ich war (nach der Auflöſung unſeres Realinſtitutes) der Erſte von Euch in Erlangen, und kaum dort eingezogen, erhielt ich eine Anfrage, ob ich nach Freiburg gehen würde? Wahrlich, hätte ich gewußt, daß ihr alle, Schweigger, Kanne, Pfaff, dann Du noch folgen würdet, wir uns alle in Erlangen wieder beiſammen ſehen ſollten, vereint zu ſo ſchönem Wirkungskreiſe, ich hätte nein geſagt. Doch nun bin ich allein der Entfernte, der Zerſtreute, — ſei es! Ich bin hier im Ganzen genommen gut geſtellt, nur habe ich wenig Bekannte, Freunde, Vertraute“ u. ſ. w. — — —

So zeigte ſich bei jeder Gelegenheit, daß das Band der Liebe, welches uns in Nürnberg am Realinſtitute vereint hatte, von feſtem, gutem Stoffe geweſen ſei, und daß noch eine höhere Hand, als die menſchlichen ſind, bei ſeinem Zuſammenfügen mit am Webeſtuhle geſeſſen ſei. Den geliebten Freund Erhardt habe ich leider im Leben nicht geſehen, obgleich er nur kurze Zeit in Freiburg blieb und dann nach Heidelberg kam, das ich noch vorher beſuchte, ehe er da eingezogen war.

Gleich am erſten Abende nach unſerer Ankunft in Erlangen, als wir ſchon im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, hörten wir eine wohlbekannte, ſtarke Stimme auf der Treppe, die nach unſerem Zimmer führte. Es ſtolperte da Einer herauf, welcher rief, man ſolle ihm leuchten. Wer konnte das anders ſein, als unſer guter Heller (Bd. II S. 318), deſſen Art es ja war, auch zur ungewohnten Zeit noch einen Gruß in das Zimmer der Freunde hereinzurufen und gewöhnlich eben ſo eilig ſich wieder zu entfernen als er gekommen. Und Heller war es auch, der mit lautem Lachen und ſcherzhaftem Schelten über die unziemliche Dunkelheit unſerer Treppe, hereintrat, und dann uns alle mit treuherzigem Händeſchlag bewillkommte. Auch er war, bald nach Hegel's Abgang vom Gymnaſium hieher nach Erlangen verſetzt worden, freute ſich, daß er wieder mit den vier „ſeltſamen Hauptkäuzen vom Nürnberger Realinſtitute“ (Th. II S. 320) an einem Fleck zuſammengetroffen ſei, und triumphirte nicht wenig darüber, daß ich ſo bald von dem Sammetſtuhle meines Hoflebens herabgekommen ſei auf die hölzerne Hitſche des Profeſſorenſtandes. „Ich hätte Dir das vorausſagen wollen“, fügte er hinzu, „denn das Sitzen auf der Hitſche ſteht Dir beſſer an, als das auf dem Sammetſtuhle.“ Sah darauf nach der Uhr, entſchuldigte ſich, daß er ſo ſpät käme, er ſei heute in Nürnberg geweſen und ſo eben aus dem Wagen geſtiegen, habe aber doch den neuangekommenen Kauz noch ſehen wollen. Ohne ſich weiter halten zu laſſen, ohne ſich nur niederzuſetzen, lief er wieder davon.

Dieſer alte Freund iſt mir für meine neue Stellung in Erlangen ganz überaus wichtig und förderlich geweſen. Er, in deſſen leichtbeweglichem Naturell das Bedürfniß des Alleinſeins mit dem der mannigfaltigſten geſelligen Berührungen auf ſeltſame Weiſe verſchmolzen war, hatte ſich nicht nur in der älteren, hochſtudirten, ſondern auch in der jungen, ſtudirenden Welt der Univerſitätsſtadt fleißig umgeſehen, und hatte mit einem Kreiſe derſelben, der ihm am meiſten zuſagte, genaue Bekanntſchaft geſchloſſen. Sein Geſchmack war im Ganzen auch der meinige, und ich werde noch berichten, in welche mir werthe Bekanntſchaften auch ich, ſchon nach den erſten Tagen meines neuen Univerſitätslebens, eingeführt wurde.

Die alten Bekannten, nach deren Wiederſehen mich herzlich verlangt hatte, lebten aber nicht allein in Erlangen, und es war nicht das Geläute der Neunuhr-Abendglocken (S. 265) das mich nach Nürnberg hinlockte, ſondern ein Heimweh nach dem Kreiſe der dort lebenden väterlichen und brüderlichen Freunde. Nicht ſogleich in den erſten Tagen nach meiner Rückkehr in die Nachbarſchaft der alten, lieben Heimath, ſondern erſt nachdem ich die Geſchäfte meines Amtes begonnen und einen freien Tag herausgefunden hatte, machte ich mich auf den Weg nach Nürnberg. Ich kam zum Veſtnerthor hinein, als der Tag ſich ſchon geneigt hatte und noch im Vorbeigehen bei Freund Dallinger's (des Graveurs) Hauſe, ſprach ich bei dieſem zu. Hier aber war an kein Fortkommen mehr für dieſen Abend und die darauf folgende Nacht zu denken; man umſtrickte mich mit den Banden der gaſtfreundlichen Liebe, ich mußte da bleiben bis zum anderen Tage. Dallinger erzählte mir Alles, was ſeit meinem Abgange nach Mecklenburg in dem Kreiſe unſerer Freunde ſich zugetragen hatte. Der Vater Schöner hatte ſein müdes, graues Haupt zur Ruhe gelegt, war nach ſo manchem Leid des Erdenlebens zu ſeiner Freude eingegangen. Er hatte noch im Sarge, auf dem Kirchhofe, vor einer groſsen Verſammlung der um ihn trauernden, ſo wie nicht trauernden Mitbürger ein herzliches, kräftiges Bekenntniß ſeines Glaubens abgelegt in der Leichenrede und in dem kurzen Berichte über die Geſchichte ſeines inneren Lebens, die von ihm mit eigener Hand geſchrieben, und nach ſeinem letzten Willen ſtatt des ſonſt üblichen Lebenslaufes vor dem Grabe war verleſen worden*). Mein alter Roſenbäcker Burger ſei zwar im Geiſte noch eben ſo freudig und kräftig wie ſonſt, doch wolle es mit dem Leibe nicht recht fort. Er ſpräche weniger als ſonſt, was er aber ſage, das habe Salz und Kraft bei ſich, wie die Worte eines alten Propheten. Vater Tobias Kießling könne das Krankenzimmer, gelähmt an den Gliedern und ſchwach, nicht mehr verlaſſen, dabei aber ſei er ſo fröhlichen Muthes, wie ein gutes, frommes Kind. Seine Nichte, die Lucie Naumann, eine Seele, welche Gott von Kindheit auf zu ſich gezogen und in der Treue ſeines Bundes feſt erhalten habe, ſei bisher die Pflegerin des alten Tobias geweſen, liege aber nun ſelber in ſtiller Erwartung ihrer baldigen Auflöſung auf dem Krankenbette. Außer Schöner waren auch noch mehrere andere Freunde aus dem vertrauteſten Kreiſe unſerer Bekannten dahin gegangen, wo ihr Herz ſchon längſt war.

Nun, mit dieſen unſeren Geſprächen ſtand der feierliche Laut der Neunuhr-Abendglocken von dem St. Lorenzer- und dem Sebaldusthurme her in gar gutem Einklange, und die Ruhe der Nacht, zu welcher der Laut uns einlud, war für mich noch eine ganz andere und erquicklichere als das Ausruhen des Leibes; ich ließ mir es in der geiſtigen Heimath der Erinnerungen an die geſegneten Jahre meines Lebens in Nürnberg gar wohl ſein.

---

*) M. ſ. mein Altes und Neues II. 169 (unter der Ueberſchrift: der Prediger aus dem Sarge).

Schon zeitig am anderen Morgen führte mich Freund Dallinger zu dem Vater Tobias Kießling. Dieſer, nach dem Verluſte faſt ſeines ganzen Vermögens, durch den Mißbrauch ſeines Vertrauens in andere, redlich ſcheinende Menſchen, hatte ſich ganz von ſeinem früheren Geſchäfte zurückgezogen, wohnte in einem ſtillen Zimmer, das im Hauſe ſeiner Väter von der Straße abwärts nach dem Hofe zu lag. Er ſchrieb auch keine Briefe mehr an die lieben, auswärts wohnenden Freunde und Brüder, ſondern ließ dieſe ſeinen Neffen und treuen geiſtigen Sohne: den Tobias Naumann ſchreiben, er aber ſaß ruhend in ſeinem Lehnſtuhle; dachte immer, das erkannte man aus ſeinen fröhlichen Mienen und aus jedem Worte, das er mit den beſuchenden Freunden ſprach, nur an Ihn, den ſeine Seele liebte, und der ihn zuerſt geliebt und zu ſich gezogen hatte, aus lauter Liebe; wünſchte bei Ihm daheim zu ſein und dort ſeinen Sabbath zu feiern. Und es war bei ihm ſchon der Vorabend vor dieſem Sabbath angebrochen. „Ein Vorabend vor dem Sabbath eines ſolchen Lebens muß ja wohl ſchön und lieblich ſein. Denn ſiehe, es iſt ſo, als ob ein Schiff bei ſtiller Nacht dem gelobten Lande der ſeligen Heimath ſchon ganz nahe ſei, obgleich das Auge das Land noch nicht ſehen kann. Die aber wach ſind, die hören aus dem lieben, ſeligen Lande ſchon Stimmen herüberſchallen, welche die müden Pilger nach Hauſe rufen: Stimmen, welche den Fürſten und Herrn dieſer ewigen Heimath preiſen und beſingen; und zugleich duften die Gerüche herüber von allen den Lebensbäumen, die dort blühen, und es iſt, als fühlte man das Wehen des Kuſſes der Friedensboten von da drüben ſchon an ſeinen Wangen. Ja, die Heimath muß nahe ſein; uns iſt hier ſehr wohl und friedlich ſtill zu Muthe: denn ſiehe, hier ſind die Auen, auf denen uns nimmer hungern noch dürſten wird, denn Du biſt bei uns, näher als Du uns jemals wareſt, und der Morgen kommt nun bald, an dem wir die liebe Heimath ſehen und Dich*). Die Boten des Friedens dort aus dem ſeligen Lande waren bald nach jener Zeit, in welcher ich den Vater Kießling in der hier angedeuteten inneren Stimmung wiederſah, herübergekommen, und hatten (wie mitten in der Nacht) ſeine Nichte, die Himmelsjungfrau Lucie abgeholt, welche der Greis wie ſein eigenes Kind liebte. Die Freunde weinten ſehr um Lucien's frühes Dahinſcheiden, Tobias Kießling war ſtill und lächelte heiter: „Gönnt ihr doch“, ſo ſagte er, „die Freude, als Braut unſeres Herrn daheim bei ihm zu ſein.“

Zwar lebte der alte Pilgrim von der Zeit an, wo die liebe Tochter Lucie ſtarb, noch zwei Jahre, — bis in ſein 82. Jahr, dennoch war ſchon damals, wo ich ihn nach meiner Rückkehr aus Mecklenburg zum erſten Male wiederſah, der Zuſtand jener ſeligen Selbſtvergeſſenheit bei ihm eingetreten, der nicht ganz ſelten an frommen Greiſen beobachtet worden iſt. Ich gebe die Beſchreibung hier in denſelben Worten wieder, darin ich ſie in Kießling's Leben (a. a. O. S. 199) gegeben habe, weil ich in den ſpäteren Blättern dieſes Buches auf ſie hinweiſen werde.

„Was ſeines Herrn war, das verſtand er wohl, und davon gingen Herz und Mund noch immer klar und freudig über; was aber der Welt war und äußerliches Menſchenſchickſal, das verſtand er meiſt gar nicht mehr, oder auf ganz andere Weiſe, als wir Menſchen gewöhnlich es verſtehen. So kam etliche Wochen vor ſeinem Tode die Nachricht, daß einer ſeiner liebſten, vieljährigen Freunde im nördlichen Deutſchland, welcher ein eben ſo ernſter, treuer Kaufmann um die köſtliche Perle (Matth. 13, 45) war als Kießling, ſein ganzes, großes Vermögen durch mannichfache, fremde Unglücksfälle verloren habe. Der alte Tobias hörte das wohl mit an, ſchien es aber gar nicht im gewöhnlichen Sinne zu verſtehen, denn gleich darauf rief er, ſtatt einer Aeußerung der Betrübniß oder des Bedauerns, mit freudig aufgehobenen Händen die Worte:

---

*) Stelle aus Kießling's Leben in m. Alten u. Neuen II. Kap. 32 unter der Ueberſchrift: Die größte Buß.

Freude, Freude über Freude!
Chriſtus wehret allem Leide,
Wonne, Wonne über Wonne!
Chriſtus iſt die Gnadenſonne!

Und dabei ſah der Alte gerade ſo aus, als ob ihn die Sonne eines neuen Lebens ſchon beſtrahlt und das greiſe Angeſicht in ihrer ganzen Majeſtät ſchon erleuchtet hätte. Ebenſo machte er — ſo ſehr war er aus dem bedauernden Tone der Welt herausgekommen — eine gar fröhliche Miene, als ihm am letzten Tage ſeines Lebens die Nachricht gebracht wurde, ſein alter Freund, der Pfarrer Buchrucker in Kleinweiſach, ſei vor ſchon etlichen Tagen geſtorben."

„Aber der ſelige Greis hatte nicht blos die Welt außer ſich, ſondern noch vielmehr ſich ſelbſt, den Johann Tobias Kießling, ganz vergeſſen über Dem, der jetzt in dieſem lebte. Dies bezeugte er nicht blos durch ſein Benehmen in den körperlichen Schmerzen, ſondern auch in allen ſolchen Fällen, darin bei Anderen von ihm die Rede war. Wenn zuweilen der rührende Eindruck, welchen die Worte dieſes greiſen Johannes auf Andere machten, etwa äußerlich merklich wurde, da konnte er den Grund einer ſolchen Rührung nicht begreifen. Er ſah die Leute verwundert und wie verlegen an. Noch weniger ſchien er die Ausdrücke von lobendem Sinne zu verſtehen, in denen minder zartfühlende Leute mit ihm ſprachen. Was dagegen nicht ſein, ſondern blos ſeines Herrn war, das verſtand, wie geſagt, der alte treue Knecht noch vollkommen. Da war ihm auch ſein Gedächtniß noch ganz bewundernswürdig treu, und es zeigte ſich bei ihm in recht augenfälliger Weiſe, welch' feſter, ſicherer Schatz Das ſei, was man dem Gedächtniſſe und dem theilnehmenden Gemüthe in früher Kindheit einprägt. Denn wenn ihm in der letzten Zeit einmal die leiblichen Schmerzen ſehr zuſetzten, dann betete er ſchöne Verſe aus Paſſionsliedern oder recht kräftige Kernſprüche aus der heiligen Schrift, und das half immer. Wollten ihn zuweilen Andere durch ſolche Liederverſe tröſten und ihr Gedächtniß reichte dabei nicht aus, dann half er ihnen ein, oder fuhr da fort, wo ſeine Freunde ſtehen geblieben waren."

So blieb es bei ihm bis in jene letzten Stunden ſeines Lebens, in denen die ſelige Selbſtvergeſſenheit bei ihm ihren höchſten Grad erreicht zu haben ſchien. Denn im geiſtigen wie leiblichen Kampfe mit der Schwäche des nahenden Todes ſprach er nicht nur ſeinem Neffen, dem Tobias Naumann, den Spruch nach: „Dennoch bleibe ich ſtets an Dir, denn Du hältſt mich mit Deiner rechten Hand. Und wenn mir gleich Leib und Leben verſchmachtete, ſo biſt Du doch, Gott, ewiglich meines Herzens Troſt und mein Theil", ſondern, gleich einem ſterbenden Schwan nach der alten, ſchönen Sage, erhob er ſeine Stimme zum Geſange des Liedes „Jeſu, der du meine Seele", deſſen letzter Vers wohl am tiefſten ſeine damalige Stimmung ausdrückte, welcher anfängt: „Herr, ich glaube! hilf mir Schwachen, laß mich ja verzagen nicht“ u. ſ. f.

Ich ging jetzt hinüber zu meinem alten, lieben Burger. Er ſaß zwiſchen ſeinen Büchern, las in ſeiner großen Bibel mit grobem Drucke. „Denn“, wie er nach dem Gruße und herzlichen Händedrucke ſagte, „die Schrift faſt in allen meinen anderen vielen Büchern wird mir zu fein für das Auge und zu klein für das Herz. Da, im Buche der Bücher ſteht Das mit großen Buchſtaben geſchrieben, was ich mein' Lebtage am liebſten habe leſen und hören mögen. Weiß zwar die letzten Kapitel im Jeſajas ziemlich auswendig, leſe ſie aber noch immer gern wörtlich, ſo wie ſie da ſtehen“.

Wie ganz verſchieden im Tone ihres Weſens waren doch die beiden alten Väter Burger und Kießling, und ihre Töne gaben doch den ſchönſten Einklang: Burger, wie der Hall einer Poſaune, Kießling, wie der liebliche Laut einer Flöte, wenn ſie beide, im Hauſe des Herrn zur Begleitung eines Lobgeſanges der Gemeinde ſich vereinten. Burger ſtand noch immer an Haupt und Bruſt in ungebrochener Kraft und freudig da; ein alter Fels, der den Schatz des lebendigen Waſſers, das zu ſeinen Füßen herverquoll, feſt verſchloſſen und verborgen in ſeinem Inneren trug, da kein Menſchenblick hineindrang, ein Mann, über deſſen geiſtigem Weſen, wie über die äußere Hütte das Geheimniß Gottes (Hiob 29, 4) unverrückt geblieben iſt bis an's Ende. In ſeinem Leben und Weſen gab es gleichſam einen für Alle zugänglichen Vorhof, darin man gern und mit Bewunderung verweilte; innerhalb dem Vorhofe, ein Heiliges, dahin die Prieſter gingen, im Innerſten aber ein Allerheiligſtes, das der Hoheprieſter in den feierlichſten Stunden allein betrat, und durfte kein anderer Menſch da mit ihm ſein, ſondern nur der Herr allein, der ſeinen

Gläubigen, wenn ſie hinter den Vorhang im Verborgenen vor ſein Angeſicht treten, jedem nach ſeinem Maaße Kräfte und Worte des Segens für Andere in Mund und Herz legt. Die Kräfte eines ſolchen Segens nahm auch ich in meinem Herzen mit hinweg von dem Beſuche meines alten Bäckermeiſters zu meinem Tagwerke in Erlangen: ein wiſſenſchaftliches Brod für die Jugend zu backen, das zwar bald ſich verzehrt, dabei aber doch für einen Tag und eine Stunde das Bedürfniß des Hungers ſtillt.

Nach Erlangen kam nun auch noch ein anderer alter Freund, uns zu beſuchen. Das war mein lieber Wetzel, der rüſtige Zeitungsſchreiber aus Bamberg. Dieſen fand ich ſehr verändert. Sein vormaliger Frohſinn und unvergleichlicher Humor war wie unter einer Laſt gebeugt, aus deren Druck er ſelbſt bei unſerem Wiederſehen ſich nur auf Augenblicke hervorhob, gleich ſchwachen Blitzen aus dunklem Gewölke. Doch klagte er nicht, weder über eine Noth ſeiner äußeren Lage noch über das leibliche Weh, das ihm ſchon damals die nahe Entbindung aus des Erdenlebens für ſeine Hand unlösbaren Knoten verkündete. Wenig Wochen nachher wurde ich an ſein Sterbebette gerufen. Ich war in Beziehung auf eine mögliche Veränderung und Verbeſſerung ſeiner äußeren Lage nicht unthätig, mein Bemühen war kein vergebliches geweſen. Schon hatte ſich ihm ein Weg, nach Nürnberg, in eine ſorgenfreiere Stellung zu treten, eröffnet, die Botſchaft aber, welche ihm dieſes ankündigen ſollte, kam zu ſeinem Sarge. Ich ſelber, als ich, von der Gefahr benachrichtigt, zu ihm eilte, fand ihn zwar ſchwer erkrankt, doch, wie mir ſchien, nicht ohne Hoffnung zum Wiederaufkommen vom Lager der Schmerzen. Es war wohl nur der letzte Schimmer einer verglühenden Kohle, den mein Beſuch in ſeiner hinſterbenden Natur erweckte. Er war ſtill und gefaßt, nur die Sorge um ſeine Frau und Kinder lag ihm ſchwer am Herzen. Der Freund, der in ſeiner aufopfernden Liebe ſich immer ſelbſt vergaß und in ſeinem Thun für Die, welche er liebte, ſich nie zu mäßigen wußte, hatte den jüngeren Brüdern ſeiner Frau das ganze anſehnliche Kapital ſeines Heirathsgutes dahin gegeben, dieſe aber, in einem wie halb im Schlafe geführten Geſchäfte, hatten es durch fremde untreue Hand verloren. Ich ſprach ihm von der Ausſicht auf Nürnberg, die ihrer Erfüllung nahe ſchien und, wie ſich bald zeigte, auch wirklich nahe war. — Es liegt in der Erinnerung an den Abſchied von dieſem Jugendfreunde, obgleich ein heller Hoffnungsſtrahl von mehr denn einer Seite auf jene Augenblicke fiel, ein Schmerz, der mir noch jetzt durch die Seele geht: der Vorwurf, daß ich viel an ihm verſäumt und unterlaſſen habe. Wir nehmen manche Wunde der Art mit uns dort hinüber, wo das Leid um das eigene Elend auf immer verſtummen wird, weil das Gebrechen geheilt, das fehlende Maaß ergänzt und gerecht gemacht iſt.

Kaum eine Woche nach den Stunden dieſes Abſchiedes erfuhr ich (man möge mir dieſe Erwähnung zu gute halten) zuerſt durch die Ankündigung eines ſymboliſchen Traumes, dann durch einen Brief den Tod des Freundes, welcher im Glauben ruhig und getroſt verſchieden war. Ich weiß, ich werde ihn wiederfinden.

Dieſer Riß, den der Tod des Genoſſen meiner Jugend in den Kreis Derer machte, die wir liebten, war nicht der einzige. Denn ſchon vor der Todesnachricht aus Bamberg hatten wir eine andere aus der Heimath empfangen, welche meine liebe Frau noch tiefer anging. Ihre Schweſter, die wir in der Hoffnung der baldigen Geneſung von einem Kinde verlaſſen hatten, war geſtorben. Was war der Verluſt, den wir damals an äußeren Gütern durch die Beraubung einer unſerer von Mecklenburg aus auf der Elbe verſendeten Kiſten erlitten, darin ein Theil unſerer werthvollſten Sachen war, gegen den Verluſt dieſer geliebten Schweſter. So miſchte ſich in das lang erſehnte Liebliche, das ich in Erlangen fand, gleich anfangs ein Bitteres, das dem Genuſſe ſeine heilſame ſtärkende Kraft gab.

21. Mein beſtimmtes Tagwerk.

Es hat wohl jeder Tag unſeres Lebens ſeine eigene Plage, ſeine eigene Laſt der Arbeit und Mühe, wenn ich aber die Mühe der Arbeit, die mir etwa mein Tagwerk als Lehrer in Erlangen gemacht hat, einſeitig nur von der Seite ihrer Laſt anſehen wollte, dann würde ich großes Unrecht thun. Mir war meine neue Aufgabe ungleich mehr zur Luſt als zur Laſt. Ich war ſchon als Lehrer am Realinſtitute zu Nürnberg, durch den Lehrplan dieſer Anſtalt genöthigt geweſen, alle die verſchiedenen Gebiete der Naturgeſchichte mit gleicher Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erfaſſen und meinen Schülern zugänglich zu machen, welche ſonſt wohl an mehrere Lehrmeiſter vertheilt ſind. Auch war es in jener Zeit noch leichter als in der unſrigen, einer ſolchen univerſellen Richtung der Naturforſchung und Naturerkenntniß mit genügendem Erfolge ſich hinzugeben, und auch Andere in dieſes mächtige große Pantheon einzuführen, ohne dabei eines anderen Gehülfen zu bedürfen. Der noch jetzt als Lehrer und Schriftſteller in hochverehrtem Andenken ſtehende Georg Friedrich Hildebrandt in Erlangen hatte der Univerſität ein kaum erreichbares Muſterbild ſolcher univerſeller Leiſtungen gegeben; auch ein mir noch näher ſtehender Vorgänger: Schreber, war als Lehrer in allen Gebieten der Naturgeſchichte thätig geweſen. Ich hatte ein ähnliches, vielſeitiges Tagwerk: ich war Lehrer der allgemeinen Naturgeſchichte und zugleich darauf angewieſen, noch beſondere Vorträge über Mineralogie, Botanik und Zoologie zu halten; überdieß gab ich, den Anforderungen und Wünſchen der Studirenden entſprechend, Anleitungen für Forſtwiſſenſchaft, Geologie und Bergbaukunde. Ich kann nicht ſagen, daß ich dieſe vielſeitige Aufgabe leicht nahm, obwohl ſie mir durch die Liebe und Luſt, welche mich zu ihr zog, leicht wurde. Ich war, ſelbſt in den längſten Sommertagen, mit dem Morgenlichte zugleich, in der Zeit der kürzeren Tage ſchon lange vor demſelben auf, und bei den vorbereitenden Arbeiten für meine Lehrſtunden. Die erſten Tage irgend eines neuen Lebensabſchnittes, mit ihren Begebenheiten und Genüſſen bleiben, und gewöhnlich am tiefſten und treueſten, im Gedächtniſſe. So denke ich auch noch mit ganz beſonderem Vergnügen daran, wie die Zuſammenſtellung einer Sammlung von getrockneten Pflanzen, welche alle bekannten Arten der Erlanger Flora, ſo wie ihrer Nachbargebiete umfaßte, zuerſt ein Geſchäft aller meiner freien Stunden war, welches nur mittelbar für die Lehrlinge der Wiſſenſchaft, unmittelbar aber und zunächſt für mich, den Lehrer, von Vortheil geweſen iſt. Denn ich hatte zwar früher, mit großer Neigung, der Kunde des Gewächsreiches mich hingegeben, doch war mir in dieſem Gebiete der Erkenntniß noch manche Lücke geblieben, manche, durch Mangel an Uebung mir entſtanden, welche in meiner jetzigen Stellung der Ergänzung bedurfte. Ich nahm bei meinem Unterrichte vorzugsweiſe auf Das Rückſicht, was unmittelbar und am nächſten vor Augen lag. Die Pflanzenwelt, die um uns her grünte und blühte und die im Gewächsgarten der Univerſität zu finden war, gab mir einen reichlichen Stoff für meinen auf unmittelbare Anſchauung gegründeten Unterricht. Ich fand dabei Gelegenheit und Zeit genug, um von dem inneren Bau und Beſtande, von den Heilkräften und Verhältniſſen der Pflanze, ſo wie ihrer ganzen Familie zu dem vaterländiſchen Boden, darauf ſie gedeiht, und ſeinen lebendigen Bewohnern zu reden, auch gewährte die Geſchichte der Pflanzenkunde und ihrer alten wie neuen Meiſter manchen wohlthuenden Ausruhepunkt. Ich war mit Luſt und Liebe bei dieſem Unterrichte, hatte mich der Theilnahme meiner Zuhörer zu erfreuen, mit denen ich auf unſeren gemeinſamen botaniſchen Wanderungen, ſo wie in meinem Hauſe in näheren, vertraulicheren Verkehr kam.

Für den Unterricht in der Mineralogie fand ich eine reiche Sammlung vor. Ich bewegte mich da auf einem mir altbekannten Boden, ſo wie mir bei den Privatvorträgen über Geognoſie und Bergbaukunde Das, was ich in Freiberg geſehen und empfangen, ſehr zu ſtatten kam. Und wenn ich dann ſpät am Nachmittag, ſchwer beladen mit friſchen Pflanzen, die ich aus der Umgegend ſelbſt, mit Hülfe und in Begleitung meiner munteren Hausfrau zuſammengetragen, in dem Garten ankam, der im Beſitze meines lieben Kollegen Fleiſchmann, ganz nahe bei der Windmühle lag, da fand ich dort meinen Freund Pfaff mit ſeiner Familie, öfter auch Heller und andere wackere Leute, die zu dem Genuſſe des leiblichen Ausruhens und Erquickens den höheren des geiſtigen brachten. So verging das Sommerhalbjahr, deſſen Monate und Wochen leicht und vergnügt in der angenehmen Geſchäftigkeit wie einzelne Tage und Stunden mir vorüberflogen.

22. Ein neuer Kreis von Bekannten und Freunden.

Heller, wie ich dies ſchon erwähnte, in ſeiner unermüdeten Kundſchafterweiſe, hatte ſchon nach allen Seiten hin den geſellſchaftlichen Grund und Boden ausgeforſcht, auf dem wir uns jetzt wieder von Neuem zuſammenſtanden. Nach wenig Tagen hatte ich durch ſeine Berichte über unſere Kollegen an der Univerſität ein ziemlich vollſtändiges Tableau derſelben erhalten, in welchem die komiſche Färbung zwar die vorherrſchende und für den Berichterſtatter die beliebteſte war, darin es jedoch auch nicht an gründlich ernſteren, tiefer anſprechenden Schilderungen fehlte. Ich ſelbſt hatte durch meine Beſuche bei den neuen Kollegen zunächſt nur eine vorübereilende, perſönliche Anſchauung derſelben gewonnen; Freund Heller aber brachte mich alsbald Denen näher, zu welchen mich wie ihn ein Zug hinführte, der bei der äußeren perſönlichen Begrüßung nicht ſtehen bleibt, ſondern zu einer näheren Gemeinſchaft der Herzen führt. Die theuren, werthen Männer, mit denen ich jetzt durch unſeren trefflichen Kundſchafter näher vertraut wurde, ſind, bis auf Einen, ſchon Alle dahin geſchieden. Ich nenne ihre Namen und füge zu ihrem Andenken einige Worte hinzu, die mir zum Theil mein brüderlicher, erſt jüngſt zum ſeligen Anſchauen hinüber gegangener Freund Engelhardt als ein ſchriftliches Erbtheil hinterlaſſen hat.

„Ein anmuthigeres, reinlicheres, zierlicheres Muſterbild eines würdigen Theologen aus dem letzten Drittheile des vorigen und dem erſten Viertheile des laufenden Jahrhunderts kann man ſich nicht denken, als das des trefflichen Geheimen Kirchenrathes Dr. Paul Joachim Sigismund Vogel. Er repräſentirte jene Freundlichkeit und bürgerliche Einfachheit, ſo wie Stille der alternden Univerſität Altdorf, von der er, nach Aufhebung derſelben, ſpäter nach Erlangen kam. Durch all' die erſchlaffenden Windwechſel und Sandſtürme des Rationalismus hindurch hatte er den feſten Stand eines gläubigen Chriſten behauptet; im harmoniſchen Leben von reinſter Unbeſcholtenheit; ein muſterhafter Gatte, ein zärtlicher Vater; ſeines menſchlichen Werthes ſich bewußt, mit der Feinheit des Umganges und der großen Rückſicht einer früheren Zeit; einem Scherze nicht abhold und ihn gern erwidernd. In der kleinen Geſtalt vom ſchönſten Ebenmaaß aller ihrer Theile und in den Zügen ſeines Angeſichtes, ja ſchon in der Form ſeines ehrwürdigen grauen Hauptes, in dem ſanft und wohllautenden Tone ſeiner Stimme ſprach ſich ſein inneres Weſen aus. Er war, nach außen hin, nicht immer ſo friedlich ſtill geweſen, hatte als Student eine gute, obwohl durch die Geſchicklichkeit ſeines Armes von Blut rein gebliebene Klinge geführt, und, wie er ſelbſt erzählte, dem einzigen Sohne, als derſelbe auf die Univerſität ging, den Rath gegeben, das Fechten nicht zu vernachläſſigen, damit er die fremden Raufdegen in gebührendem Reſpekte erhalten könne. Noch unter dem weißen Haare konnte das Feuer des Zornes und der Entrüſtung gegen ſittliche Ungebühr, die ihm vor Augen kam, plötzlich auflodern, doch gab er in ſeinem Gemüthe und ſeinen Worten dem Zorne niemals Raum, ſondern ſtrafte den Schuldigen mit ruhiger Würde; das aufſteigende Gewitter gab ſich bei ihm nur wie ein Blitzen aus der Ferne kund, deſſen Schläge nicht niederſchmetterten. Man konnte wohl wenig Menſchen ſehen, die mit Gott und alle Dem, was dieſer ihnen gab und zuführte, ſo zufrieden und ſeelenvergnügt waren, als unſer lieber alter Vogel: in ſeinem äußeren

Bedürfniſſen war er ganz überaus mäßig und genügſam; auch bei ſolchen Ereigniſſen, die wohl Andere verſtimmen und mißmuthig machen können, blieb ſein Herz fröhlich und wohlgemuth. Und dieſe ſeine Stimmung theilte ſich jedem dafür Empfänglichen mit, der in ſeine Nähe kam. Ich finde deshalb die wunderliche Antwort ganz begreiflich, welche ein Student dem Geheimen Kirchenrath Vogel auf ſeine Frage gab, als er den freundlichen Greis eines Abends beſucht hatte. Der junge Menſch, ganz entzückt von dem liebevollen Empfange, den er gefunden, wollte ſich jetzt empfehlen; Vogel leuchtet ihm die Treppe hinab, der Student aber, in ſeiner überfließenden Dankbarkeit, rückwärts noch Komplimente machend, gleitet aus und ziemlich unſanft auf die Hausflur hinab. „Sie haben ſich wohl recht wehe gethan,“ fragt ihn der freundliche Greis. „Au contraire“ antwortet ganz fröhlich der junge Burſche, haſcht nach ſeinem Hute und geht unter herzlicher Dankſagung ſeines Weges. Ich meine, die Faſſung eines immer fröhlichen Herzens, welche ſelbſt durch manches äußere Ungemach ſich nicht ſtören und verrücken ließ, ſei von Kindheit an bis in's hohe Alter die bleibende bei unſerem Vater Vogel geweſen.“

„Er war der Sohn armer Eltern, hatte ſich redlich durch's Leben geſchlagen. Man freute ſich, wenn er aus der großen Meerſchaumpfeife behaglich die Wolken aufſteigen ließ und aus den Tagen ſeiner Kindheit und Jugend etwas erzählte. Er führte uns da, mit lebendiger Schilderung, in die arme Weberſtube ſeiner Eltern; ein Kanarienvogel, ſo beluſtigend für den kleinen Knaben als eine ganze Menagerie ausländiſcher Thiere, hing da in der Ecke, deſſen Häuschen der Vater jeden Morgen reinigte. Bei jedem Vogelhäuschen kam ihm die Erinnerung an die

Stube ſeiner Kindheit und an den geliebten Vater in den Sinn. Als hochbejahrter Greis ſprach er davon mit der Wärme eines Jünglings. — Ein heiterer Tod machte die Probe ſeines Lebens. Als er ſein Ende nahe fühlte, ließ er ſich noch den Bart abnehmen. Er wolle doch, ſagte er mit ſeinem gewöhnlichen, feinen Lächeln, den Bekannten, welche ihn, wenn er ausgeathmet habe, noch einmal zu ſehen kämen, ſo anſtändig als möglich erſcheinen. Solche Heiterkeit, nach abgeſchloſſener Rechnung, für die ein Anderer als der Menſch gut ſagt, verträgt ſich wohl mit jener Stimmung, in welcher Addiſon die Worte ſprach: Siehe, wie ein Chriſt ſtirbt."

„Als Theolog fühlte ſich Vogel mit ganz beſonderer Liebe zu Melanchthon hingezogen, deſſen vermittelndes Weſen dem ſeinigen verwandt war. Der Kantiſchen Philoſophie hatte er ein ernſtes Studium zugewendet; mit Mühe ſuchte er ſich in Fichte's Lehren einzuarbeiten, die Naturphiloſophie kam ihm fremd, myſteriös vor; dieſe neue Sonne hatte für ſein altes Auge und Gefühl keine Wärme mehr. Auf Kantiſchen Grundlagen zunächſt baute er die Wiſſenſchaft aus, in welcher er als Lehrer Vorzügliches geleiſtet: die Sittenlehre. Er war lange Zeit an der Univerſität Erlangen der noch einzig daſtehende, alte, feſte Stamm, von dem ſich ein Grün der Hoffnung auf eine beſſere Zeit erhalten hatte. Er war ein Baum, der ſeine immergrünenden Blätter auch bei dem Eintreten des Winters nicht fallen ließ, weil ein Saft und eine Kraft in ihm waren, welchen der Wechſel der Zeit nichts anhaben kann."

So ſprach ſich ein dankbarer Schüler und nachmalig vieljähriger Kollege Engelhardt über Vogel aus. Ich kann dieſem treuen Lebensbilde des ehrwürdigen Greiſes nur wenig Züge, die ich bei meinem achtjährigen Zuſammenleben mit ihm geſammelt habe, hinzufügen. — Er hatte niemals ſeine Hoffnung auf eine beſſere Zukunft aufgegeben, ſelbſt in der ſchlimmſten Zeit nicht, als der Grund, auf welchem das Glaubensbekenntniß ſeines Lebens ſtand, von allen Seiten her untergraben und dem Zuſammenſtürzen nahe ſchien. Die Theſen von Harms und ihre Wirkung hatte er mit Freuden, als Vorboten dieſer beſſeren Zukunft, begrüßt. Obgleich er in ſeinem Urtheile über die in die Irre gerathenen Zeitgenoſſen überaus milde war, ſo lange ſich noch ein Ernſt in ihnen zeigte, wies er dennoch die Aufforderung eines berühmten Theologen aus Weimar, ſo wie eine ähnlich lautende der oberſten reformirten Kirchenbehörde in Genf mit kräftiger Entſchiedenheit zurück, als dieſelbe den theologiſchen Fakultäten der deutſchen Univerſitäten eine Abſagung von den poſitiven Glaubenslehren des Chriſtenthums, eine ausſchließendere Beſchränkung auf die chriſtliche Sittenlehre empfahlen. Seit Ammon's Abgang nach Dresden fand Vogel's entſcheidendes Urtheil in ſolchen Fällen keinen Widerſpruch bei den übrigen, ohnehin der entſchiedenen Wahrheit weit mehr als dem flachen Zweifel zugeneigten Kollegen.

Er, der heitere, ſich gern mittheilende Greis, liebte ſehr den geſelligen Umgang mit jüngeren, heiteren Männern. Ich freute mich immer auf die Nachmittage (meiſt am Mittwoch), die wir mit ihm, im Sommer in einem der Gärten, im Winter in Bruck bei Meiſter Berthold zubrachten. Der alte Herr ſcheute da weder Schnee noch Regen, er meinte, es ſei gut, wenn man ſich beides, ſo wie den Sturm zuweilen an die Naſe gehen laſſe, damit man ſich auch äußerlich daran gewöhne, dieſe nicht gar zu hoch zu tragen. Wenn wir dann in unſerem abgeſonderten Zimmer beiſammenſaßen, da gingen dem lieben Stammhalter aus dem vorigen Jahrhunderte Herz und Mund auf. Alles, was er ſprach, das war ganz anmuthig anzuhören; mit dem Ernſten und Belehrenden ließ er, zur allgemeinen Erheiterung, gern auch das Scherzhafte abwechſeln. Er war voller beluſtigender Anekdoten, ich wünſchte, ich hätte mir ſie alle ſo aufbehalten, wie ich dieſes mit einigen derſelben gethan, die ich öffentlich mitgetheilt habe[*]). Doch es ſind mir noch ganz andere Dinge aus dieſem treuen Munde geblieben, die mich als Sprüche einer wahrhaften Weisheit der Welt auf meinen ſpäteren Wegen durch die Welt oft geleitet haben. Denn man konnte an dieſem Greiſe es erkennen, was jene uns zur Nachahmung empfohlene Klugheit der Schlangen ſei, wenn ſie mit der Einfalt der Taube im Bunde ſteht.

Das Grün der Tannenbäume mit ihren nimmer welkenden Blättern gewährt uns zwar ſelbſt im Winter eine Luſt der Augen, dennoch iſt es erſt der Frühling, der mit ſeiner belebenden Wärme an allen, ſelbſt an den ganz entlaubten Bäumen, die Blüthe zugleich mit den verjüngten Blättern hervortreibt. Ein neues Leben des Glaubens regte ſich damals auch in Erlangen; der treue Zeuge, der unter Gottes Beiſtand es erweckte, war aus der Ferne, vom Rhein her gekommen, er hieß Dr. Joh. Chriſt. Gottl. Krafft, war Pfarrer an der deutſch-reformirten Gemeinde und Lehrer der Theologie an der Univerſität. Ein Bote, welcher den Frieden verkündete, den er ſelber nach ſchweren Kämpfen durch die Gerechtigkeit im Glauben mit Gott in Chriſto gefunden hatte. Mir iſt Krafft nach Schöner's Dahinſcheiden mein theuerſter geiſtlicher Vater auf Erden geworden und dasſelbe iſt er vielen Seelen geweſen, ja man kann ſagen, daß zunächſt aus ſeiner geiſtigen Zucht und Schule das jetzige, jüngere Geſchlecht der gläubigen proteſtantiſchen Theologen in Bayern hervorgegangen iſt. Denn dieſe Schule war eine Pflanzſtätte jenes Glaubens, welcher nicht beſteht auf Menſchenweisheit, ſondern auf Gottes Kraft. Wie war aber der Mann, der an einem Orte, wo man auf nichts Anderes gerichtet war, denn etwas Neues zu ſagen und zu hören, nicht ein ſolch' Neues, ſondern nur ein unbeachtetes ewig Altes mit ſo rückſichtsloſem Ernſte verkündete? — Was an ihm köſtlich war vor Gott: der verborgene Menſch des Herzens mit ſeinem ſanften und ſtillen Geiſte, das war nur ein Nachbild Deſſen, der in ihm lebte. Wer das Urbild kannte, dem blieben an dem Nachbilde die Züge der Aehnlichkeit nicht verborgen. Ich möchte Viel ſagen von dieſem Manne, der ein ſo treuer Knecht war im ganzen Hauſe ſeines Gottes, wie ich nur wenigen auf meinem Lebenswege begegnet bin und welcher dieſe Treue auch an meiner Seele bis an ſein Ende geübt hat. Mir iſt es oft, wo ich deſſen am meiſten bedurfte, ſo geweſen, als ob ſein Gebet, ſein Segen in geiſtig fühlbarer, leiblich ſichtbarer Weiſe mich begleitete, denn hiermit pflegte er allen ſeinen Freunden täglich nachzugehen. In ſeinen ernſten Predigten, ſo redneriſch ſchmucklos ſie waren, lag dennoch eine Kraft, welche das Ohr weckte und, wenn es Noth that, wie ein Stachel zu Herzen drang*). Ihrem Hauptinhalte nach waren ſie ruhig belehrend; jede Stelle der Schrift, bei welcher er ſich verweilte, ward ihm zu einem Pisga, von deſſen Höhe ſich eine Ausſicht über das ganze geiſtige Gebiet der Verheißung eröffnete. Er liebte und ſuchte überall die Klarheit des Verſtändniſſes, zu welchem uns die Schrift Licht genug gibt, wenn wir ſie nach ihrem Wortſinne und nach ihrem ganzen Zuſammenhange aufmerkſam beachten und bedenken. Ein vorwitziges, myſtiſches Hinausgehen über den klaren Wortverſtand, ein beſchränktes Feſtſtehen auf dem Sinne, der ſich aus einer vereinzelten Stelle der Schrift herausdeuteln ließ, wenn man ihr nicht in der weiteren Entwickelung dieſes Sinnes folgte, die ſie in anderen Stellen erhielt, mißbilligte er ſehr. Den leicht überfließenden Gefühlen des Herzens traute er nicht, denn das Menſchenherz auch in ſeiner ſcheinbar göttlichen Trunkenheit iſt Fleiſch vom Fleiſche geboren, der Geiſt allein iſt es, der da lebendig macht. Er ſelbſt ſprach wenig, ſeine Worte aber waren wohlbedacht, waren voll Salbung und Geiſt; die Gefühle, welche in der Tiefe ihn bewegten, gab er nur ſelten kund, „ſie ſollen", ſo ſchien er zu meinen, „Gottes und unſer ſein". Deshalb war ihm auch an Anderen das viele Reden von den Dingen, die in's verborgene Innere gehören, nicht wohlgefällig. Auch im Sprechen über äußere Dinge blieb er immer gewiſſenhaft treu und wahr, jede Verirrung von der lautern, einfältigen Wahrheit, auch wenn ſie ſcheinbar nur Unbedeutendes betraf, pflegte er, wo ſich Gelegenheit dazu fand, an ſeinen Freunden in Sanftmuth zurecht zu weiſen.

---

[*]) Z. B. einige von jenen „Kalenderhiſtörchen“, die dem 3. Bande meiner Erzählungen beigefügt ſind, ſo wie die kleine Erzählung: „der Incognitotitel“ im Anhang zum 2. Bande meiner Biographieen und Erzählungen.

---

*) Ein Band derſelben iſt im J. 1845 bei Heyder in Erlangen gedruckt erſchienen.

Doch was ſoll ich mehr von dieſem werthen Manne ſagen? Mir iſt es, als ſähe ich ihn vor mir ſtehen mit ſeinem ernſten, demüthigen Angeſichte. Es war ihm in ſeinem Leben das Lob, das ihm Menſchen gaben, nicht angenehm; er pflegte es bald zum Schweigen zu bringen. Er wußte und erkannte tief, was in ihm, dem Menſchen, und was Gottes ſei, deſſen Thun allein Wahrheit iſt und ſeine Wege ſind recht.

Durch Freund Heller wurde ich ſchon an einem der erſten Tage nach meiner Ankunft in das Haus von Krafft eingeführt. Dieſes ward mir alsbald ein Haus, dahin ich gern ging. Krafft's Schweſter, Lubecka, ſo wie ſeine Hausfrau, gehörten mit ihm, dem Vater des Hauſes, zu einem Bunde, darin man feſt bleiben möchte und unverrückt bis an's Ende. Krafft hielt ſich gerne zu der Geſellſchaft, die ſich als ein kleiner, wohlgerundeter Kreis um den Geh. Kirchenrath Vogel anſchloß.

Ein jüngerer Gaſt, der aus Beſcheidenheit nur ſelten zuſprach, mit welchem ich jedoch bald bekannt und nahe befreundet wurde, war Dr. J. Georg Veit Engelhardt, damals, in ſeinem 27. Jahre, Diakonus und angehender Lehrer der Theologie an der Univerſität. Ich gebe das Bild dieſes vielbegabten Menſchen, ſo wie ich daſſelbe in dem ganzen 37 jährigen Verkehre mit ihm aufgefaßt habe.

Nicht blos von dem mächtigen Kaiſer Karl V. konnte man zu ſeiner Zeit ſagen, daß ſein Reich ſo groß ſei, daß die Sonne über demſelben niemals untergehe, ſondern ſchon unter ſeinen Zeitgenoſſen konnten die reichen Fugger über ihre Beſitzungen etwas Aehnliches ausſprechen und in unſeren Tagen dürften das gar Viele ſagen, die in Europa wohnen und zugleich in Amerika Niederlaſſungen und Häuſer haben. Weiß ich doch von zweien meiner lieben Freunde und Landsleute, daß ſie Das, was man vom Reiche Karls V. rühmte, nach einem, freilich etwas kleinen Maaßſtabe von ihrem eigenen Anweſen ausſagen könnten: der eine von beiden iſt der geniale Landſchaftsmaler Rugendas, der andere der treffliche, geiſtreiche Dr. Stephan, denn der erſtere hat ein kleines Landeigenthum in Chili, der andere in Braſilien, beide aber zugleich ihren Wohnort in München, die väterliche Heimath in Bayern. Nun, das iſt immer noch etwas ganz Anderes, wenn man in einem fernen Lande ordentlich anſäßig geworden iſt, als wenn man etwa blos als Reiſender daſſelbe geſehen und kennen gelernt hat.

Auch in der Welt des Wiſſens und Erkennens gibt es ſolche Geiſter, die in mehreren Zonen dieſer Welt nicht blos als Hindurchreiſende bekannt, ſondern darin ſelbſt anſäßig ſind. Ein ſolcher Geiſt war unſer Freund Engelhardt, der ſich mit ſeinen bewundernswürdigen Gaben nicht nur in den Gebieten der gewöhnlichen Schulgelehrſamkeit, ſondern in der alten wie der neuen Weisheit Grund und Boden erworben hatte. Wenn man nach Plato die Entwickelung und Bildung unſerer geiſtigen Kräfte als eine in zwei Richtungen ausgehende, mathematiſche und muſikaliſche betrachten will, davon die erſtere zur Wiſſenſchaft, in ihrem weiteſten Umfange, die andere zur Kunſt ſich wendet, dann kann man ſagen, daß Engelhardt's Geiſt beide Richtungen genommen und in beiden mit ſiegreich glücklichem Laufe die Rennbahn durchmeſſen habe. Denn er war durch eindringendes Verſtändniß ein Genoſſe der „Meiſter, welche wiſſen“, wie durch ſinnig theilnehmendes Erfaſſen der Werke ein hochgeſtellter Diener im Tempel der Kunſt. Er war, durch dieſe vielſeitige Begabung, eines lichtvollen, treffenden Urtheiles über die Thaten und Dinge der Welt fähig, pflegte aber gerne das eigene Urtheil zurückzuhalten und die Anſchauung und die Erfahrungen der vergangenen Zeiten wie der Gegenwart für ſich ſprechen zu laſſen, gleich einem ſtillſchweigenden Theilnehmer an einem Zeugenverhöre. Seine Darſtellungen als Schriftſteller ſind vorherrſchend in einem Lapidarſtile gehalten, welcher nur das Weſentlichſte des Thatbeſtandes kund gibt. Er prunkte niemals mit der großen Fülle ſeiner Beleſenheit und gelehrten Forſchungen; in wenig Worten oder Zeilen theilt er den mühſamen Erwerb eines lang anhaltenden Fleißes mit. Die ewig feſtſtehende, göttliche Wahrheit ward von ihm über alles Wiſſen geachtet; er brachte ſie den Augen, die er zum Erkennen derſelben führen wollte, nahe, fühlte jedoch keinen Beruf, ſie den Herzen aufzudringen, dieſe ſollten durch das Anſchauen des ewig Schönen zur Liebe desſelben aufgeregt und gezogen werden. Mochte ihn hierbei zuweilen bei Denen, die ihn nicht näher kannten, der Schein von Kälte treffen, wir, ſeine Freunde, wußten etwas Anderes von ihm; es war in ihm ein Gemüth voll treuer, warmer Liebe gegen Gott und Menſchen, einer Liebe, welche da, wo es galt, Alles dahingab für die Geliebten; ein Gefühl der eigenen Kraft mit einer beſcheidenen Mäßigung, welche vor Ueberſchätzung des Eigenen bewahrte und welche mehr als gerecht, faſt partheiiſch dem Fremden ſeinen Werth neben, ja vor dem Eigenen gab. Hierbei, wie in ſeinem geſelligen Benehmen, ließ er gern die Liebe, nicht ſein ſcharfblickendes Urtheil ſprechen. In ſeiner äußeren Lebensweiſe herrſchten die Zucht und Mäßigkeit eines Weiſen der alten Stoa; er gab dem Leibe, was ihm zu ſeiner Erhaltung gebührte, liebte aber nie die Freuden der Tafel, hielt ſich frei von den Vergnügungen und Bedürfniſſen der niederen Sinne, während er die der höheren Sinne, namentlich die Freuden der Tonkunſt und der Betrachtung von Werken der bildenden Kunſt, ſehr hoch hielt und in dem geiſtigen Luſtgarten der

Dichtkunſt mit inniger Liebe ſich erging. Hierin ſchien auch jener gegenſeitige Zug der Seelen zu einander begründet zu ſein, der ihn mit dem Dichter Platen, welcher als Jüngling zu uns nach Erlangen kam, ſo innig verband. Doch wer mußte nicht, wenn er auch kein Platen war, ſchon bei dem erſten Sehen für Engelhardt gewonnen werden, durch deſſen Augen, Mienen und Worte das innere Weſen ſo unverholen ſich kund gab. Seine Familie hat in ihm den liebevollen, treuen Vater und Gatten, die Wiſſenſchaft einen ihrer gelehrteſten Vertreter, wir aber, ſeine Freunde, ein Glied aus unſerem immer kleiner werdenden Kreiſe verloren, deſſen eigenthümliche Stelle kein Anderer ausfüllen und vertreten kann*).

Nicht nur ein ſeltener Gaſt, wie damals der Jüngling Engelhardt, ſondern ein beſtändiger Genoſſe unſerer Mittwochsgeſellſchaft, war ein anderer theurer Freund und Kollege, zu welchem mich Heller auch ſchon an einem der erſten Tage meines Erlanger Lebens hinführte: der vielthätige, wohlberühmte Meiſter der alten, klaſſiſchen Sprachkunde Dr. Ludwig Döderlein. Der Mann lebt noch und iſt mein lieber Gevatter, ich muß deshalb in meinem Urtheil über ihn gar behutſam ſein.

Jener oberſte Hauptmann der römiſchen Schaar, Claudius Lyſias, wurde alsbald von hoher Achtung gegen den ihm unbekannten Mann Paulus erfüllt, als er erfuhr, daß dieſer ein Angehöriger der großen, weltbeherrſchenden

---

*) Von den ſchriftſtelleriſchen, an Zahl wie an Gehalt reichen Arbeiten Engelhardt's nenne ich hier nur ſeine Ausgabe des Plotin, die Ueberſetzung des Dionyſius Areopagita, ſeinen Beitrag zur Geſchichte der myſtiſchen Theologie, ſeine kirchen- und dogmengeſchichtlichen Arbeiten.

Nation ſei, in welche er ſelber nur als Fremdling aufgenommen war. „Sage mir," ſo fragte er den von ihm vorhin gering geachteten Mann, „biſt du römiſch? Er aber ſprach Ja. Und der Oberhauptmann antwortete: Ich habe dieſes Bürgerrecht mit großer Summa zu Wege gebracht. Paulus aber ſprach: Ich aber bin auch römiſch geboren. Da traten alsbald von ihm ab, die ihn erfragen ſollten. Und der Oberhauptmann fürchtete ſich, da er vernahm, daß er Römiſch war und er ihn gebunden hatte."

Wenn man einen Mann ſehen will, der ſo recht für ſeinen Beruf als Lehrer und Gelehrter gemacht und geboren iſt, dann darf man nur zu Ludwig Döderlein hin und demſelben nachgehen in ſeiner amtlichen Thätigkeit und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Wirken. Er hat das Bürgerrecht für dieſen Berufskreis nicht mit großer Summa der Mühe zu Wege gebracht, ſondern es iſt ihm ſchon als reiche väterliche Mitgabe geworden. Friſchen, fröhlichen Sinnes, wie die guten, rüſtigen Arbeiter es immer ſind, erkennend des Erdenlebens Werth und ſeine Würze, des geiſtigen Verlangens Tiefe und ſeine Höhe, aufrechten wie aufrichtigen Ganges auf dem Wege des Lebens und ſeiner Pflichten, ſo habe ich dieſen Freund, als ich ihn vor 37 Jahren kennen lernte, gefunden und ſo finde ich ihn noch. Er iſt nicht blos ein Verſtändiger und Meiſter der hochgebildetſten Sprachen und Worte des klaſſiſchen Alterthums und des edelſten Ausdruckes der lebenden Mutterſprache ſondern erkennt und liebt das Wort, das von Anfang war und darinnen das Leben ſelber iſt. Er hat in ſeinen Tagen die geiſtige Zucht der Freuden wie der Leiden wohl genug erfahren und wie er für Andere ein guter Lehrer geweſen iſt, ſo hat er ſich in dieſer Schule als ein gelehriger Schüler erwieſen: er hat das wohl erfaßt, was des Lebens Luſt und Schmerz uns ſein und geben ſollen. Den gelehrten wie den ungelehrten Bürgern iſt er ein ehrenwerther und geachteter Mitbürger, ſeinen Freunden ein unveränderlich treugeſinnter Freund, den Genoſſen ſeines Hauſes ein geliebter wie liebender Gatte und Vater, ſeinem Gott ein begnadigtes Menſchenkind geworden. Möge ſein letzter Tag noch beſſer als der erſte, und die Krone ſeines Lebens das Ende desſelben ſein. Wir beide, er und ich, ſind die letzten noch im Leben Uebriggelaſſenen aus dem kleinen Kreiſe der Freunde, die um den alten guten Vogel verſammelt waren.

Aber auch außer dieſem Kreiſe gab es unter den Lehrern der Univerſität, unter die ich eintrat, Männer, an die ich mit Liebe und Achtung gedenke. Und da nenne ich zuerſt meinen werthen Nachbar an Haus und Garten, den berühmten Rechtsgelehrten Chriſtian Friedrich von Glück: denn dieſer ſtand mir nicht nur durch die räumliche Angränzung der Mauern und Dächer, ſondern noch mehr durch das Gemeinſame unſerer Geſinnungen nahe. Ich muß zuerſt von der leiblichen Nachbarſchaft Einiges ſagen: Das kleine, engbeſchränkte Abſteigequartier, das wir bei unſerer Ankunft in Erlangen bezogen, entſprach unſeren Bedürfniſſen, ſo wie unſerer Gewöhnung an das anmuthig gelegene geräumige Haus in Mecklenburg und an ſeinem Garten ſo wenig, daß es uns beiden niemals heimlich darin zu Muthe wurde. Da beſuchte ich den ehrwürdigen Glück. „Haben Sie ſchon eine gute Wohnung?“ fragte mich dieſer, „wo nicht, dann ſtände ihnen hier gleich nebenan ein ſolid gebautes Haus mit geräumigem Hofe und ſchönem Garten zur Miethe frei. Es gehört einem vermögenden wackeren Bürger, der den Bau und alle ſeine Bequemlichkeiten in guter Ordnung hält.“

Durch Schweigger's Schweſter wurde dieſe Angelegenheit vermittelt. Wir ſahen Haus, Hofraum und Garten; gleich nach dem Abgange des bisherigen Miethsmannes, noch vor dem Pfingſtfeſte, konnten wir es beziehen. Ich würde des an ſich unbedeutenden Ereigniſſes nicht erwähnen, wenn es nicht für mein ganzes äußerliches Leben in Erlangen und ſein Wohlbefinden, ſo wie ſelbſt für meine amtliche Geſchäftigkeit und Pflichtübung der Gaſtfreundſchaft von hoher Wichtigkeit geweſen wäre. Obgleich wir die Stallung und Wagenremiſe am Ende des Gartens niemals zu ihrem beſtimmten Zwecke benutzten, war doch ſchon der Garten, außer für die nutzbaren Gewächſe, welche zum Haushalte gehörten, auch für ſolche, an denen das forſchende Auge ſeine Luſt fand, eine günſtige Pflanzſtätte. Wie einladend im Sommer, für gaſtliche Zuſammengeſellung mit den jüngeren wie älteren Freunden waren der Raſenplatz des Gartens an dem blühenden Schneeballen- und Hollundergebüſche und ſelbſt der Hofraum; wie ungeſtört und leicht hat es ſich dort in dem Zimmer, auf dem Gange, mit der Ausſicht in's Grüne gearbeitet; wie manche vergnügte Gäſte konnten in den vielen Zimmern des Wohnhauſes und in ſeinem Seitenflügel untergebracht werden. In der That, ich kann mir mein Leben in Erlangen gar nicht denken, ohne dieſes gute, ſchöne Wohnhaus, und wenn ich davon weiter berichte, wird es mir oft ſo ergehen, daß meine Erinnerungen nach den bekannten Regeln der Mnemonik erwachen, wenn ich mir dieſe oder jene Stelle des Hauſes ſo wie des Gartens in's Andenken zurückrufe. Ich werde dieſes ſchon hin und wieder in dem weiteren Verlaufe dieſer Berichte über mein Leben in Erlangen zeigen.

Eine ſehr werthvolle Zugabe zu den Annehmlichkeiten und Vorzügen unſerer Wohnung war, wie ich ſchon erwähnte, ihre Nachbarſchaft, vor Allem die des freundlichen, liebenswürdigen Glück. Was dieſer Mann als Gelehrter geweſen iſt, das wiſſen ſeine Schüler und die Leſer ſeiner Schriften. Auch jeder Andere, der ſich einmal in der vollſtändigen Bibliothek eines Rechtsgelehrten umgeſehen hat, wird nicht ohne Verwunderung es vernommen haben, daß die 31 anſehnlichen Bände der „ausführlichen Erläuterung der Pandekten,“ deren ausgedehnte Reihe alsbald in die Augen fällt, das Werk eines einzigen Menſchen ſind. Er wird aber noch mehr erſtaunen, wenn er mit einiger Sachkenntniß in einen und den anderen Band des gewaltigen Werkes hineinblickt und von der außerordentlichen Gründlichkeit, ſo wie von der vielbeleſenen, ich möchte faſt im menſchlichen Sinne das Wort brauchen, „Allwiſſenheit“ des Verfaſſers ſich überzeugt. Denn man kommt in dieſem Buche zu der Bekanntſchaft mit allen berühmten Rechtsgelehrten der alten, wie der neuen, mit oder ohne die Perücke einhergehenden Zeiten und Nationen. Nun, der uralte Stammbaum ſeiner Wiſſenſchaft, namentlich im Glanze des Ruhmes ſeiner römiſchen Ahnen, war für unſeren Glück ſchon in früheſter Jugend ein Gegenſtand der höchſten Beachtung geweſen. Cicero, deſſen Werke er als Schüler im Waiſenhauſe ſeiner Vaterſtadt Halle unabläſſig, mit Bewunderung und Freude las, hatte ihm, wie er zu ſagen pflegte, zum Juriſten gemacht, denn dieſer alte Meiſter und Lehrer der Pflichten und Rechte habe ihm dieſe in einer Würde vor Augen geſtellt, daß er von nichts Anderem mehr habe wiſſen wollen, als dem Dienſte und der Verkündigung der Rechte zu leben, welche Gott dem Menſchen als Grund ſeines Wohlbeſtandes auf Erden gab.

Wer jedoch dieſen würdigen Meiſter der Rechtslehre nur von dieſer Seite kannte, der kannte ihn noch nicht ganz. Derſelbe hatte ſchon in Halle, wo er von ſeiner Geburt im Jahre 1755 bis 84 gelebt, jene rechte Lehre kennen gelernt und in Geiſt und Herz aufgenommen, welche von noch höherer Würde iſt, als die der Rechtslehre; jene von göttlicher, dieſe von menſchlich geiſtiger Abkunft. Er, welcher mit ſeinem wiſſenſchaftlichen Forſchen die Reiche der Welt durchwandert hatte, fühlte ſich doch mit vorzüglich kindlicher Theilnahme zu der Kunde des Reiches Gottes auf Erden hingezogen; er hatte Stephan Schulz, er hatte alle für das Miſſionswerk kräftig thätige Männer ſeiner Vaterſtadt gekannt und war ihnen mit Liebe zugethan geweſen. Er ſprach hiervon gerne, nahm an der Begründung der Miſſionsanſtalt in Baſel, ſo wie an ihrem allmähligen Aufblühen einen warmen Antheil. In dieſer ſeiner Geſinnung kam er mir, gleich beim Beginne unſerer Bekanntſchaft, zutraulich entgegen, und Das, was hierbei uns beiden ein gemeinſames Anliegen war, iſt zu einem feſten Bande der gegenſeitigen Liebe geworden.

Ich denke noch mit herzlicher Freude daran, wie ich mit dem väterlich freundlichen Alten in ſeinem Garten, der mit manchem ſeltenen Gewächſe und mit den ſchönſten Blumen reich und geſchmackvoll verſorgt war, luſtwandeln ging. Nur ſelten vergönnte ſich der liebe Mann ein ſolches Ausruhen von ſeiner Arbeit am Schreibtiſche, denn dieſe lag ihm ſo unabläſſig an, daß er, als ihn in ſeinem 76. Jahre der Tod von des Lebens Mühe abrief, noch wenig Stunden vorher im Leſen und Schreiben geſchäftig geweſen war. Beinahe möchte man ſagen, daß er ſich, ſo wie früher zum alltäglichen Ausruhen, kaum die Zeit zum Sterben gelaſſen habe. Treu und gewiſſenhaft, wie in dem ſelbſterwählten Berufe als Schriftſteller, war er auch in dem ihm von außen gegebenen Berufe als Lehrer. Er war, wenn alle ſeine Kollegen die Ferienzeit ſchon genoſſen, der einzige, der noch auf dem Katheder aushielt und der hierin größere Ausdauer bewies, als ſelbſt die Fleißigſten ſeiner Zuhörer. Denn wenn nur noch einer oder etliche von dieſen zurückblieben, dann erwies er an Dieſen denſelben Eifer im gründlichen Belehren, als an einer ſechszig- oder hundertfältigen Zahl der Schüler. Glück war nicht durch Schrift und Worte allein, ſondern durch die ganze That ſeines Lebens in dem engeren Kreiſe ſeiner Familie wie in dem weiteren Kreiſe Aller, die ihn kannten, ein treuer Lehrer der Pflichten und Rechte des Menſchen, und, was noch höher iſt, des Chriſten.

Dieſen werthen Nachbar lernte ich freilich unter allen vorhin noch nicht genannten Kollegen an der Univerſität am früheſten und nächſten kennen, doch fand ich bald nachher Gelegenheit, die Bekanntſchaft auch anderer ehrenwerther und in ihrem wiſſenſchaftlichen Gebiete mit Recht hochgeachteter Lehrer an der damaligen Univerſität zu machen. Kaiſer, der wackere, fleißige Theolog, ein Mann von ſeltener Ruhe des Gemüthes, wurde uns an der anderen Seite des Wohnhauſes ein freundlicher Nachbar. Wer aber auch den grundgelehrten Theologen Berthold nicht zum Hausnachbar hatte, der mußte in ihm den aufrichtig redlichen zum Dienſt des Nächſten und jedem guten Werk ſtets bereiten, häuslich frommen Mann ehren und liebgewinnen. Als noch andere Collegen nenne ich einſtweilen nur Poſſe und Bucher die Juriſten; Henke, Schreger, Loſchge die Mediziner, (von Prof. Fleiſchmann werde ich ſpäter reden), Mehmel, Meußel, Fabri, Breyer, Rothe, Harl die Philoſophen. Kaſtner, durch ſein gelehrtes Wiſſen wie durch ſein Wirken als Lehrer der aufrichtig ehrenden Anerkennung, durch ſein Gemüth der herzlichen Liebe würdig, kam erſt ſpäter, nach Schweigger's Abgang an die Univerſität. Von ihm wie von Koch, Winer u. A. ſpreche ich nachher noch.

23. Die Studierenden an der Univerſität.

Ehe ich von dieſen, ſo wie ich ſie bei meiner Ankunft in Erlangen fand, reden kann, muß ich zuerſt an die große, geiſtige Anregung erinnern, von welcher um jene Zeit alle deutſchen Univerſitäten, ja man kann ſagen, die deutſche Jugend überhaupt, ergriffen waren. Mir iſt es, als ich aus dem abgeſchloſſenen Kreiſe meines Hoflebens in Mecklenburg heraus- und in das Treiben des Univerſitätslebens eintrat, ſo ergangen, wie den Siebenſchläfern der alten Volksſage, welche bei dem Erwachen aus ihrem vieljährigen Scheintode und bei dem Heraustreten aus dem Dunkel ihrer Höhle an das Licht des Tages die vormalige Heimath ſo verändert trafen, daß ſie ſich kaum darin zurecht fanden. Ich hatte ſeit der Schlacht bei Belle Alliance nur bei ſeltenen Gelegenheiten ein Zeitungsblatt in die Hand genommen; Sand's unglückliche That hatte ich vernommen und hiebei auch von einer allgemeinen Verbindung unter den Studierenden der deutſchen Hochſchulen ſehr widerſprechende Dinge gehört, die mich wenigſtens über das Weſen derſelben im Dunkeln ließen. In Erlangen aber trat ich auf einmal in die Mitte der Erſcheinung ein, welche ihrerſeits auch zu den Zeichen der damaligen Zeit gehörte und zum Verſtändniß von dieſer einen beachtenswerthen Beitrag gibt. Ich laſſe zunächſt einen Mann ſprechen, der hierüber das vollgültigſte Zeugniß geben kann: Dr. C. v. Raumer, in dem vierten Theile ſeiner Geſchichte der Pädagogik, deſſen Inhalt mit beſonderer Liebe und Gründlichkeit „die Geſchichte der deutſchen Univerſitäten“ umfaßt.

S. 96, 97 ſagt derſelbe: „Die Wirkung der Freiheitskriege auf die Univerſitäten war unermeßlich. Die Jünglinge, welche auf den Ruf des Königs zu Tauſenden in das Heer eintraten, in den großen Schlachten ehrenvoll fochten, ſie kamen 1815 und 16 zurück auf die Univerſität, um ihre durch den Krieg unterbrochenen Studien fortzuſetzen. In der kurzen Zeit von drei Jahren, in denen Europa Größeres erlebte, als ſonſt in drei Jahrhunderten, war unſere Jugend umgewandelt. Früher wie verzaubert in den Feſſeln unedler, ja gemeiner akademiſcher fixer Ideen, fühlte ſie ſich durch die großen Ereigniſſe entzaubert. So war ſie jetzt von der Tyrannei falſcher Ehre befreit, ſie ſah den Comment in ſeiner wahren Geſtalt, wie Titania nach der Entzauberung ihren Geliebten. Die wahre Ehre, der ächte dem Vaterlande geweihte Muth war an die Stelle jenes Wechſelbalges getreten, jenes wahnwitzigen Point d'honneur, das kränklich reizbar ſich überall beleidigt fühlte, und Duelle ſucht um ein Nichts. In welchem Lichte mußten ſolche zum Theil von den Franzoſen überkommenen Erbärmlichkeiten jungen Männern erſcheinen, welche in den Schlachten von Dennewitz und Leipzig gefochten. — — Der Ernſt des Lebens und des Todes war ihnen entgegengetreten und hatte ſie ergriffen. — Die erwachte und im Kriege erſtarkte Vaterlandsliebe jener Freiwilligen ſehnte ſich nach Einheit und Einigkeit Deutſchlands. Die einander ſich anfeindenden Landsmannſchaften erſchienen ihnen als Feinde der Einheit und Einigkeit.“

„Mit der Vaterlandsliebe erwachte zugleich die Ehrfurcht gegen das Chriſtenthum; ein wenn auch noch unklares, unentwickeltes Gefühl, daß Deutſchland ohne Chriſtenthum vernichtet und verloren iſt. War doch „Mit Gott für König und Vaterland“ der Wahlſpruch im Kriege. Es kann uns nicht wundern, wenn Jünglinge, die männlich für das Vaterland fochten, nach dem Kriege Gedanken hatten, wie das befreite, geweiht durch das Blut der in den Schlachten Gefallenen, nun gereinigt und erneut hervorgehen ſolle. Alle dieſe aus den Freiheitskriegen ſtammenden Elemente waren es, welche in der mit der Turnerei innig verbundenen Burſchenſchaft ihren Ausdruck fanden.“

Raumer berichtet hierauf weiter, wie die Burſchenſchaft der deutſchen Univerſitäten zuerſt in Jena ihre Geſtalt gewonnen und am 18. Juni 1816, dem Jahrestage der Schlacht bei Belle Alliance, begründet worden ſei. Aber ein ungleich mächtigeres Ereigniß der inneren geiſtigen Erneuerung des deutſchen Geiſtes ſollte bald hernach ſeinen hundertjährigen Gedächtnißtag feiern. Ohngefähr um dieſelbe Zeit, in welcher Claus Harms ſeine Theſen, als eine Weckſtimme für den ſchlafenden deutſchen Geiſt zum Ausgehen in die Oeffentlichkeit bereit machte (S. 182), fühlte ſich auch die deutſche Burſchenſchaft zu Jena angeregt, einen ſchriftlichen Ruf an faſt alle deutſchen Univerſitäten ausgehen zu laſſen zur gemeinſamen Feier des Reformations-Jubiläums auf der Wartburg, am Tage der Befreiung Deutſchlands von der fremden Gewaltherrſchaft, durch die Schlacht bei Leipzig, am 18. Oktober. Es ſollte dieſes zugleich die erſte freudige und freundſchaftliche Zuſammenkunft deutſcher Burſchen von den meiſten deutſchen Univerſitäten ſein. Dieſe Einladung war unterſchrieben von einem der Söhne meines alten Freundes in Jena: Robert Weſſelhöft.

Freundlich einſtimmende und ihre Theilnahme zuſagende Antworten liefen mit Ausnahme einer einzigen von all' den dreizehn Univerſitäten ein, an welche das Rundſchreiben ergangen war. Raumer theilt im vierten Bande ſeines Werkes ſo wie in ſeiner Beilage die Antworten mit, indem er das Schreiben der Kieler Studenten voranſtellt, aus deſſen Inhalt und Form man bemerken kann, daß der Einfluß des Claus Harms in der damals nahe beginnenden Theſenzeit auf den Geiſt der dortigen Univerſität ſchon ein ziemlich bemerkbarer geweſen ſein müſſe. Aber nicht nur in dem Antwortſchreiben der Kieler, ſondern in denen von all' den übrigen zeigt es ſich in merkwürdiger Uebereinſtimmung, wie ein im deutſchen Volke neu erwachter Geiſt überall gleichmäßig ſich regte (m. v. S. 189). Nur von der Antwort der Roſtocker Univerſität, welche Raumer in den Beilagen, S. 324 mittheilt, kann dieſes nicht gelten, „dieſe klingt wie ein Spott auf die neuangebrochene Zeit, aber ſie ſpottet ihrer ſelbſt, und weiß nicht wie“ (ebendaſelbſt S. 100). Zwiſchen jenem Geiſte, der damals und dem, welcher jetzt auf der Univerſität Roſtock herrſcht, war ein ähnlicher Unterſchied als zwiſchen den damaligen und jetzigen Zuſtänden der geiſtlichen Angelegenheiten des ganzen Landes.

Das Wartburgfeſt, das ſo viel beſprochene, kam. Raumer beſchreibt den ganzen Verlauf desſelben in anziehender Weiſe und genau. Wir laſſen über dieſen Vorgang, der in der neueren Geſchichte der deutſchen Univerſitäten Epoche machte, jenen würdig und ernſt gehaltenen Bericht zeugen, den das Staatsminiſterium in Weimar (unterſchrieben von Karl Wilhelm Freiherrn von Fritſch) ſeinem Landesherrn, dem Großherzog von Weimar, vorlegte.

Der Berichterſtatter erinnert zuerſt an die beunruhigenden Gerüchte, welche über das Wartburgfeſt öffentlich ergangen ſeien. Durch dieſe ſei es ihm zur Pflicht geworden, die genaueſten Data über das Ereigniß zu ſammeln und dem Landesherrn ſie mitzutheilen. Er ſpricht dann weiter: „Eure Königl. Hoheit würden ſich daraus überzeugen können, daß, ſo wie dieſe Feier aus einer an ſich lobenswerthen Idee hervorgegangen, und frei iſt von jeder politiſchen Beziehung, ſie zwar mit jugendlicher Begeiſterung ergriffen und ausgeführt worden, daß aber Dasjenige, was dabei tadelnswürdig erſcheint, nur zufällig hinzugekommen, und nur einzelnen Theilnehmern zur Laſt fällt. Kein Zeitpunkt mahnt mit ſo lebendiger Erinnerung die verſchiedenen deutſchen Stämme, wie nothwendig zu ihrem gemeinſamen Heile die Eintracht ſei, als der 18. Okt. Aus der Trennung ging die beklagenswerthe Oberherrſchaft Napoleon's hervor, deren ſchmerzliche Folgen in dem zerrütteten Wohlbeſtande jedes Landes, faſt jeder Familie empfunden werden; die wiederhergeſtellte Eintracht verherrlichte den Sieg, deſſen Andenken in der Bruſt jedes Deutſchen unverlöſchlich iſt. Alle deutſchen Univerſitäten zählen Jünglinge unter den Studirenden, welche thätigen Theil genommen an jenem herrlichen Siege. Einige derſelben glaubten das Feſt des 18. Oktobers als den ſchicklichſten Augenblick wahrnehmen zu ſollen, um auch an den Akademieen die Spaltungen aufzuheben, welche ſeit Jahrhunderten durch landsmannſchaftliche, durch Ordens- und ähnliche Verbindungen, als Quelle zahlloſer und unſeliger Reibungen noch immer genährt und unterhalten wurden, die nicht ſelten auch auf die Staaten übergingen, in welchen die Jünglinge ſpäter als Staatsdiener ihre Anſtellung fanden. In dieſer Abſicht wurde die Feier des Andenkens des großen Reformators und zugleich das Feſt der Verherrlichung der Fürſten- und Völkereintracht am 18. Okt. als ein allgemeines Burſchenfeſt von Einigen in Antrag gebracht und auf allen hohen Schulen von Jena aus die Einladung verbreitet. — — Alle Augenzeugen, unter ihnen die oberen Behörden des Eiſenachiſchen Kreiſes, bewahrheiten den religiöſen Ernſt, die würdige Haltung, die Rührung, womit das Feſt im Ganzen gefeiert worden. Ein gewiß nicht tadelnswürdiger Sinn ſpricht ſich aus in der ganzen Anordnung der Feierlichkeiten am 18. Oktober auf der Wartburg, dann in der Kirche; bei der am 19. Okt. wiederholten Verſammlung auf der Wartburg, und bei dem gemeinſchaftlichen Genuſſe des heiligen Abendmahles. Die Jünglinge geloben ſich Bruderſinn und Eintracht, Aufhebung aller Spaltungen und Ordensverbindungen unter ihnen, und als unmittelbare Folge dieſer Eintracht zeigt ſich unter den Studirenden in Jena eine große Sittlichkeit und ſtrenge Beobachtung landesherrlicher Geſetze, deren Aufrechthaltung vorher ein vergebliches Beſtreben der Behörde war.“ — — —

Der treffliche Verfaſſer dieſes Schreibens ſpricht hierauf mit Bedauern von dem Muthwillen, den „einige Fremdlinge, die wahrſcheinlich nicht alle zu dem Stande der Akademiker gehörten,“ am Abende durch das Verbrennen mehrerer Schriften und ihre ungeziemenden Aeußerungen dabei verübten, äußert ſelbſt ſeine Mißbilligung über die Rede, welche einer der beliebtern Profeſſoren der Hochſchule bei dem Feſte gehalten und fügt einige diplomatiſche Bemerkungen über das angemeſſenſte Verhalten der Weimariſchen Regierung gegen die, wegen des Wartburgfeſtes entſtandenen Bedenklichkeiten mancher auswärtiger Regierungen bei.

Das gehäſſige Vorurtheil gegen die Theilnehmer am Wartburgfeſte war durch das eben mitgetheilte, ſo wie durch andere Zeugniſſe wahrheitliebender Männer zum Schweigen gekommen; eine allgemeine Burſchenſchaft der deutſchen Univerſitäten hatte ſich im Oktober 1818 begründen dürfen und ſich bereits wirkſam erwieſen, da ward ihrer weiteren Entwickelung durch eine, wie es ſchien, aus ihrer Mitte kommende Schuld ein unvermuthetes Ziel geſetzt.

Die That des unglücklichen Karl Ludwig Sand, ſein am 17. März 1819 an Kotzebue verübter Mord hatte den öffentlichen Anfeindungen der neu entſtandenen Burſchenſchaft, den Mißdeutungen des in ihr herrſchenden Geiſtes, eine den Gegnern willkommene Nahrung, eine ſcheinbar ſehr große Beglaubigung gegeben. K. v. Raumer beſchreibt uns die Geſchichte der Verirrungen und des ſchweren Falles des bedauernswürdigen, an Geiſt und Gemüth reichbegabten Jünglinges ausführlich, ſo wie meiſterhaft in einem eigenen Kapitel des 4. Theiles ſeiner Pädagogik S. 133 u. f.

Wir wiederholen hier die Frage, welche nach dem Bekanntwerden von Sand's That öfter in Anregung kam: ging dieſelbe aus einem allgemeineren Sinne der Burſchenſchaft hervor, und, wenn das ſo war, wie konnte man behaupten, daß der bei'm Wartburgfeſte ſich kundgebende Geiſt verwandter Abkunft mit jenem ſei, welcher die Theſen von Harms und ihre große Wirkung hervorrief? Wir können wohl den erſteren Theil der Frage entſchieden mit Nein, den anderen mit einem bedingten Ja beantworten.

Daß ein großer ehrenwerther Theil der Burſchenſchaft von einer verwandten, zum poſitiven Glauben des Chriſtenthums hinführenden Bewegung ergriffen ſei, als jene war, welche Harms durch ſeine Theſen anregte, das zeigen die noch jetzt von ihrem erſten unbeeinträchtigten Wirken zurückgebliebenen Früchte. Wer ſollte es nicht wiſſen, daß Viele der auserwählteſten Zeugen und Bekenner der göttlichen Kraft und Wahrheit des Chriſtenglaubens durch Wort und That des Lebens, in allen Ständen, vornämlich in dem der Theologen, aus der Burſchenſchaft hervorgingen, und in dieſer ihre Anregung zu einem ernſteren Anlaufe im Guten empfingen. Ganz verſchieden aber an Geſinnung und chriſtlicher Erkenntniß war ein anderer Geiſt, der ſich wie der böſe Geiſt, welcher das ganze Weſen des König Saul furchtbar entſtellte, neben dem beſſeren und guten in die Burſchenſchaft eingedrängt hatte. Als den ſichtbaren Träger und Repräſentanten dieſes böſen Geiſtes läßt ſich vor Allem der bekannte Karl Follen betrachten*).

---

*) Wir erwähnen hier nur im Vorbeigehen der vielbekannten Geſchichte dieſes merkwürdigen Vorläufers einer ſpäteren unverhüllteren Zeitrichtung. Karl, ſo wie ſein geiſtig gleich begabter Bruder Adolph Follen ſtammte aus Gießen. Namentlich der erſtere war durch die Unterſuchungen ſehr verdächtigt, welche über den Bund der Schwarzen in Gießen verhängt waren, mußte deßhalb von Jena, wo er mit Beifall lehrte, ſich flüchten. Er kam zuerſt nach Frankreich, dann in die Schweiz und als er auch da durch ſein laut bezeugtes Einverſtändniß mit den Carbonaris und andere ähnliche Dinge ſeine Stellung untergraben ſah, nach Amerika. Hier fand er als Lehrer und als Prediger der Unitarier eine große öffentliche Theilnahme. Doch war das Ende dieſes Mannes, deſſen Geiſt ſo viele andere Geiſter in Flammen geſetzt, ein ſehr bedauernswürdiges. Denn auf einer Fahrt von Newyork nach Lexington, wohin er durch die Einweihung einer Kirche der Unitarier gerufen war, gerieth das Dampfſchiff in Flammen, ſo daß er und ſeine 175 Begleiter hier den Tod fanden.

Ein feſt entſchiedener eigener Wille und ein ſtarkes Selbſtgefühl, das ſind die beiden Kräfte, durch welche der einzelne Menſch im Kreiſe des geſelligen Lebens über andere Menſchen herrſchend ſich erhebt. In Follen waren beide, der eiſenfeſte, eigene Wille und ein übermäßig hohes Selbſtgefühl zu einer Macht geworden, welche in faſt unwiderſtehlicher Weiſe Andere, die ſich ihm naheten, für ſich gewann und dahinnahm. Er war ein Menſch, der durch ſeine außerordentlichen äußeren wie inneren Gaben ſo wie einſt König Saul um eines Hauptes Länge über das ganze ihn umgebende Volk hervorragte. Den erſten Eindruck, welchen dieſe ſeltene Perſönlichkeit auf die Jünglinge machte, die ſich mit unbefangenem Gemüthe ihm naheten, beſchreibt uns der geiſtig Tüchtigſten Einer: Robert Weſſelhöft*). „Es war in Follen's Haltung, ſeinem Anſtande, in dem Tone ſeiner Stimme, in ſeinen Bewegungen und Blicken, kurz in dem ganzen Manne etwas Edles; war Ruhe, Kraft, Beſtimmtheit, eine geſammte Eigenthümlichkeit, die unmerklich Jedem ihm gegenüber einen bedeutenden Grad von Achtung einflößte. Dieſer Mann war in ſeinen Sitten ſo ſtreng, ſo ſauber, ſo züchtig, wie in ſeinen Worten."

Das iſt ein Bild, in welchem ſich uns auch Iſrael's erſter König, edel und hochragend vor allem Volke, gleich wie von Natur zum Herrſcher geboren darſtellt, als ihm, dem vom Herrn Geſalbten, dem kein Anderer gleich war, das verſammelte Volk zu Mizpa zujauchzte. Saul, der Retter der Bürger von Jabes, der heldenmüthige Sieger über Iſraels Feinde, der Eiferer über Jehovah's Geſetz und Ehre, zur Zeit wie zur Unzeit, er ſchien angethan mit der Kraft und Weihe jenes höheren Geiſtes, den ihm die Salbung gab. Wie anders aber erſcheint dieſer Held und König, als er mit gewaltthätigem Eigenwillen, mit hochfahrendem Selbſtgefühle ſich ſelbſt zu einem Gott machte, ſein königliches Gebot über das göttliche erhob und aus einem durch Ungehorſam Abtrünnigen zu einem Feinde Jehovah's, zu einem blutdürſtigen Verfolger ſeiner Getreuen wurde?

---

*) K. v. Raumer (a. a. O. S. 145 u. f.)

Wir wenden uns wieder zu dem Lebensbild, das uns Robert Weſſelhöft von Follen entwirft. Er berichtet von dieſem weiter: „In ſeinen Geſprächen von belehrender Art entwickelte er eine Fülle von Selbſtgefühl, die in Erſtaunen ſetzte. Er war kühn genug, zu behaupten, daß er lebe und ſei, wie die Vernunft es verlange. Mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Verachtung in ſeinen Mienen bezüchtigte er Den der Feigheit und Weichlichkeit, welcher einer anderen Anſicht, eines anderen Glaubens war, als er, nach welcher z. B. in der Geſchichte Alles, was geworden, durch Menſchen geworden ſei und eben ſo wohl anders werden könne, wenn die Menſchen einer beſſeren Erkenntniß folgten und die Vernunft in ihr volles Recht einſetzen wollten. Und dieſe beſſere Erkenntniß behauptete er zu haben. Er hielt ſich für Manns genug, dieſes ſein Vorbild: den Menſchen, wie er ſein ſollte, zu repräſentiren. Nur der Menſch, wie er ſein ſolle, habe die Beſtimmung und Kraft, den Staat, wie er ſein ſolle, zu erbauen, die Anderen müßten ſeinem Vorgange folgen und zwar unbedingt. — — Als ihn einige jener Jünglinge, die er zu ſolchen unbedingten Anhängern machen wollte, fragten: ob er denn glaube, ohne Blut ſein Syſtem in's Leben führen zu können, antwortete er ganz ruhig: Nein, im ſchlimmſten Falle müßten Alle geopfert werden, die eine abweichende Meinung haben (m. v. Raumer a. a. O. S. 147 u. f.).

So ſehr dergleichen Aeußerungen geeignet ſein konnten, in den tiefer fühlenden und ernſter geſinnten Jünglingen eine ſcheue Bedenklichkeit zu erregen gegen Follen's Abſichten und das Aufbauen ſeines idealen, republikaniſchen Staates, ſo fanden ſich dennoch in den Worten und dem Weſen des Mannes auch noch andere Züge, durch welche ſelbſt Solche, die dem Chriſtenglauben zugeneigt waren, getäuſcht werden konnten. Follen führte ſehr oft das Chriſtenthum und Chriſtum ſelber mit hoher Würdigung im Munde. Aber welchen Chriſtus meinte er eigentlich? Sich ſelber, der ſich für einen werdenden und bereits gewordenen Chriſtus hielt und dieſes als einen bewußtlos bitteren Hohn gegen die Wahrheit in ſeinem grauſenhaften Abendmahlsliede ausſprach: „Ein Chriſtus mußt du werden“ (Raumer S. 148). — So ſtand und ſteht noch der Mann als lehrreiches Beiſpiel jenes tiefen Falles da, zu welchem der Hochmuth, der ſich zum Gott erhebt, hingeriſſen wird.

Sand gehörte zu jenen drei Mitgliedern der jenaiſchen Burſchenſchaft, welche dem überwältigenden Einfluſſe von Follen ſich ganz zur Knechtſchaft hingegeben hatten. Man lernt den Jüngling von edlen Gaben kennen, als das, was er vor ſeinem perſönlichen Verkehre mit Follen war und was er durch dieſen wurde, wenn man die von Raumer mitgetheilten Auszüge aus ſeinem Tagebuche ſo wie jene Erklärungen lieſt, darin er bei ſeinem letzten richterlichen Verhöre ſeine feſte Ueberzeugung ausſprach. Schon in dem Tagebuche kann man deutlich die Stufen erkennen, durch welche ihn Follen's Lehren hinabführten von dem Sonnenlichte der beſſeren Erkenntniß zu einem Lichte aus der Tiefe, das in der menſchlichen Selbſtvergötterung und ihrem Hochmuth ſich entzündet. Die erſte Stufe, auf welcher das Verſinken des kindlichen Glaubens, welcher dem Jüngling nicht fremd war, zunächſt in das Helldunkel jenes Rationalismus verſinkt, der ſich an einen Gott ohne Chriſtus feſt zu halten wähnt, wird in dem Tagebuche durch die Stelle bezeichnet: „Ich entſage dem ſchlaffen Glauben an ein augenblickliches Hervorgreifen der Hand Gottes hinter den Tapeten in das Spiel der Natur und der Menſchenwelt.“ „Hiermit iſt der Glaube an einen lebendigen, perſönlichen Gott, von welchem man ſagen kann: du erhöreſt Gebet: darum kommt alles Fleiſch zu dir, auf immer abgethan; der Menſch mit ſeinem armſeligen Verſtand und ohnmächtigen Willen iſt in der ganzen weiten Welt das einzige Ding, welches weiß und will, neben ihm gibt es keinen anderen Gott, als die geſtaltloſe Naturkraft, das Glockenſpiel der Naturkräfte, das für ſeine eigenen Töne kein Ohr hat und das durch die todten Gewichte in Gang geſetzt und erhalten wird. — In ſeinen letzten Ausſagen vor Gericht erklärt ſich Sand über das Chriſtenthum: „Die göttlichen Geſetze ſind nicht ſowohl poſitiv gebietende, als vielmehr berathende Vorſchrift, wornach der Menſch ſeiner Ueberzeugung gemäß ſeine Handlungen einrichten kann.“ — Die Erkenntniß des Göttlichen geht nur aus dem Menſchen ſelber hervor — —; wer dieſes Göttliche in dem Menſchen unterdrücken will, der hat Mord und Todtſchlag dreifach verdient und wer nicht alſo denkt oder gar bibliſche Ausdrücke auf die That des Verbrechens anwenden wollte, der iſt ein theologiſcher Finſterling.“ — In Bezug auf die Staatsgeſetze ſagte er: „Ein vernünftiger, durch den Verſtand gehörig begründeter Glaube gilt mir als Geſetz. Dem freien Willen muß ich nachleben und wozu meine Ueberzeugung ſich ſelbſt beſtimmt hat, das muß ich ausführen. In Kolliſionsfällen mit weltlichen Geſetzen darf ſich niemand durch dieſe abhalten laſſen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden ſoll" u. ſ. w.

Die Gedankenfolge dieſer Anſichten, ſo ſagt der Unterſuchungsrichter Hohenhorſt mit vollem Rechte, ſcheint ſich um den Hauptſatz zu drehen: meine eigene Ueberzeugung iſt mein Geſetz, ich handle recht, wenn ich ihr folge, ſie geht mir über göttliche und menſchliche Vorſchriften.

Sand hatte noch auf dem Wege zur Ausführung ſeiner That im furchtbaren Widerſpruche ſeines Inneren mit ſich ſelber ein neues Teſtament bei ſich getragen, ja, wie er ſagte, aus ihm ſich erbaut und geſtärkt, zugleich aber auch mit demſelben das ſogenannte Abendmahlslied des Karl Follen: „ein Chriſtus mußt du werden." Wie war das möglich? möchte vielleicht Mancher fragen. Ich antworte darauf: Follen hätte den Jüngling Sand, der von Hauſe aus voll kindlicher Ehrfurcht gegen das göttliche Wort war und nach Licht ſuchte, niemals an den Abgrund geführt, darein er verſank, wenn er ſich nicht ſelber in einen Engel des Lichtes verſtellt und in furchtbar täuſchender Weiſe eine Sprache geführt hätte, welche ähnlich lautend erſchien mit der Sprache des göttlichen Wortes und des Chriſtenglaubens, obwohl ſie einen ganz entgegengeſetzten chriſtusfeindlichen Sinn in ſich trug. Erſcheinungen ſolcher Art erinnern an die Weiſſagung von einer Zeit, in welcher Gott kräftige Irrthümer ſenden wird, falſche Chriſti und falſche Propheten aufſtehen und große Wunder thun werden, daß verführet werden in den Irrthum, ſo es möglich wäre, ſelbſt die Auserwählten. —

Sand's That hatte Unterſuchungen herbeigeführt, namentlich über das Weſen der ſchon vorhin erwähnten in

Gießen beſtehenden „Verbindung der Schwarzen", in welcher Follen eines der Häupter war. In den Grundzügen der Verfaſſung dieſer Geſellſchaft fanden ſich neben einem Zerrbilde von Religioſität, das ſich wie eine Art Chriſtenthum geberden wollte, die verderblichen, auf Zerſtörung aller göttlichen und menſchlichen Ordnung ausgehenden Lehren, die wir vorhin als die bezeichneten, welche Karl Follen der Burſchenſchaft unterlegen und in ihr herrſchend machen wollte. Jene Verbindung, in welcher das zu frühe laut geworden, was in ſpäterer Zeit wiederholt der Geiſt der Empörungen kund gab, wurde aufgelöſt. Follen und einige ſeiner nächſten Anhänger entzogen ſich dem richterlichen Endurtheil durch die Flucht. Aber derſelbe Schlag, der die Schwarzen in Gießen getroffen, zog nun auch das Verbot der allgemeinen Burſchenſchaft nach ſich, welche man, wie ſie dieſes wirklich in einzelnen ihrer Mitglieder war, ganz von demſelben Geiſte durchdrungen achtete. Der ganze, aus gutem Kern erwachſene Baum mußte fallen, weil auf einem ſeiner Zweige ein Reis gepfropft war, das giftige Früchte trug.

Ich kam eben in jener Zeit an die Univerſität nach Erlangen, in welcher die Auflöſung der Burſchenſchaft in Preußen und manchen anderen Ländern ſchon zur Ausführung gekommen war. In Bayern wurde dieſelbe, ſo weit ſie hin und wieder Eingang gefunden, zwar noch geduldet, zugleich aber auch mit polizeilicher Aufmerkſamkeit überwacht. Doch traf dieſe ſcharfe Ueberwachung namentlich jene Mitglieder der allgemeinen Burſchenſchaft, welche von den nördlichen Gegenden her, als beſuchende Gäſte zu uns kamen. Einige von dieſen waren durch Freunde auch an mich empfohlen und fanden bei mir freundliche Aufnahme, haben ſich auch ſpäter in ihrem Amt und Beruf als ehrenwerthe Männer erwieſen. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr auch ich erſt etwas Genaueres und Gründlicheres über die Geſchichte der Burſchenſchaft.

Wir Lehrer, ſo wie jeder unpartheiiſche Beobachter jener Studierenden, die ſich auch an unſerer Univerſität zur Burſchenſchaft bekannten, fanden keine Urſache zu einem Mißtrauen gegen dieſelben. Sie zeichneten ſich im Allgemeinen aus durch Vorzüge des Fleißes und des ernſten, ſittlichen Betragens; ſie erſchienen als ein Moſt, aus dem ein guter, edler Wein werden konnte. Und dieſes iſt auch der Moſt geworden, da wo er bei ſeiner Gährung in gehörig niederer Temperatur gehalten und vor Einmiſchung fremdartiger, betäubender Stoffe bewahrt wurde.

Die Burſchenſchaft und ihre innere Entwicklungsgeſchichte gehört ohnfehlbar zu den lehrreichen Erſcheinungen und Zeichen einer Zeit, welche auch ich mit unmittelbarer Theilnahme durchlebte. Man muß es mir deshalb zu gute halten, daß ich hier ſo lange bei ihrer Betrachtung verweile. Neben dieſer Verbindung unſerer ſtudierenden Jünglinge, welche um jene Zeit die augenfälligſte an der Univerſität war, beſtanden auch noch mehrere landsmannſchaftliche Vereine, in der Form der früher vorhanden geweſenen. Unter all' dieſen verſchiedenen Genoſſenſchaften fand ich jugendlich empfängliche Seelen, die an der Freude und an dem Genuſſe warmen Antheil nahmen, welche mir ſelber das Streben nach Erkenntniß der Natur gewährten, und die mir durch ihr zutrauliches Entgegenkommen das Eintreten in meinen neuen Beruf erleichterten. Ich werde von dieſem näheren Verhältniſſe des Lehrers zu den Lernenden ſpäter noch mehr reden.

24. Bekanntſchaften in und mit der Schweiz.

Ich habe zwar im Vorhergehenden ſo eben nur einen Blick in mein angehendes Leben und Wirken an einer Hochſchule der Wiſſenſchaft gethan. Ehe ich jedoch weiter hierüber berichte, will ich meine Leſer mit mir zu einer Hochſchule von höherer Art nehmen, in welche ich nicht als Lehrer kam, ſondern als Lernender eintrat. Dieſes geſchah auf einer Reiſe in die Schweiz, welche ich nicht im erſten Jahre nach meiner Ankunft in Erlangen, deſſen weiteren Verlauf ich nachher beſchreiben werde, ſondern erſt im zweiten Jahre (1820) machte. Jene Reiſe mit ihren Erfahrungen bildet ein weſentliches Stück der Geſchichte meines inneren Lebens.

Mein Freund Krafft hatte die Abſicht, mit einigen der jungen Leute, welche, ſeiner Pflege befohlen, in Erlangen ſtudierten, zunächſt einen Beſuch in Schaffhauſen bei einem ihm nahe verbundenen Manne zu machen, von welchem ich noch viel reden werde, und von da aus, in Begleitung dieſes werthen Mannes die deutſche Schweiz zu durchreiſen. Er lud mich ein, mich der Parthie anzuſchließen, und ich war alsbald dazu bereit, ſelbſt meine Hausfrau bezeugte Luſt zur Mitreiſe, ohne ſich von der Erklärung im Mindeſten abſchrecken zu laſſen, daß die Wanderungen in der Schweiz über Berg und Thal zu Fuße gemacht werden müßten. Krafft mit den Seinigen reiſte voraus nach Schaffhauſen, ich war noch mit dem Schluſſe meiner Vorleſungen für das Sommerhalbjahr beſchäftigt, traf deshalb mit den vorausgehenden Freunden die Verabredung, daß ich ihnen auf geradem Wege in Zürich begegnen und dann auf dem weiteren Zuge ſie begleiten wolle, da es ohnehin ihre Abſicht war, vorerſt in Schaffhauſen zu verweilen.

Der September hatte ſich mit ſo wunderſchönem Wetter eingefunden, daß jedes geſunde Menſchenherz von der Luſt der Wandervögel: fortzuziehen in's Weite, ergriffen werden mußte; wir beide eilten, ſobald für mich die Zeit des Urlaubes gekommen, den vorausgegangenen Gefährten nach. Den theuren alten Freund in Oettingen, mit dem ich ſeit längerer Zeit in Briefwechſel geſtanden: den Präſident v. Rueſch ſollte ich auf Erden nicht mehr von Angeſicht ſehen, er war vorausgegangen, dahin, wo ihm der ſterbliche Fuß nicht folgen kann. Doch wurde das Andenken an ihn und ſeine fromme Fürſtin in mir ſehr lebendig. Wir kamen, als wir durch das fruchtbare Ries dahinfuhren, an einem Sonntagsmorgen in die Nachbarſchaft des alten, ehrwürdig anzuſchauenden Nördlingen; würden den Segen des Sabbaths gern reichlicher mit uns genommen haben, hätte ſchon damals hier im Lande jener treumeinende „Wucherer" mit dem anvertrauten Pfunde des Wortes und der Kraft ſeines Amtes gewirkt, welcher jetzt da zu finden iſt.

In dem lieben Schwabenlande und bei ſeinem Volke wurde mir es gleich bei dieſem erſten Beſuche recht heimathlich wohl zu Muthe. Bis Ulm waren wir gefahren, verweilten einen Tag in dieſer alten Fürſtin der ſchwäbiſchen Reichsſtädte, an dem mächtigen Donauſtrome, den ich auf dieſer Reiſe auch zum erſten Male, ſpäter aber von ſeinen Quellen bis zu ſeinem Ausfluſſe im ſchwarzen Meere geſehen habe. Er iſt das Bild eines redlichen Strebens, welches von unſcheinbarem Anfange im Lande des Niederganges, nach vielfachen Krümmungen ſeines Laufes, durch alle Hemmungen wie durch Felſenriſſe und eiſerne Thore ſich den Weg bahnt nach der Sonne im Aufgange.

Von Ulm aus begann für uns die anmuthigere, genußreichere Art des Reiſens zu Fuße; durch ein Land, das den leiblichen Sinnen wie dem Geiſte eine ſeltene Fülle von Genüſſen darbietet. Jenſeits Biberach, der Heimathsgegend des Dichters Wieland, noch beſſer aber auf der Anhöhe bei Ravensburg, da, wo einſt die urahnliche Burg der Guelfen geſtanden, ſah ich zum erſten Male die beſchneiten Alpen; jenſeits des Bodenſees, bei Rheineck, begrüßte ich zum zweiten Male den Rhein — den merkwürdigen Strom, der ſeinen Weg, wie wenig andere Ströme der Erde, zuerſt durch ein Gebiet der Geſchichte der großen Werke des Schöpfers, dann, nach ſeinem Ausruhen im Bodenſee, durch einen Schauplatz der großen Thaten der Völker nimmt, und incognito, unter fremdem Namen, oder gar unanſehnlich unter dem eigenen ſein Ende in der letzten Ruheſtätte vieler Gewäſſer: im Meere, findet. Das ſinnvolle Bild eines Weſens, welches, ſein eigenes Selbſt vergeſſend, in anderen Namen und Seelen der Menſchen fortlebt und ſich vollendet.

Da athmeten wir denn oben im Appenzeller Lande den erfriſchenden Anhauch der Luft von den Alpen her; wir fühlten und ſahen uns in der Schweiz. Schon hier wandelte mich ein inneres Bewegtſein an, das ſich auf der weiteren Wanderung durch das Land der kühnen Männer noch immer mehr ſteigerte. War es doch, als ob bei dieſem hinaufwärts Bewegtſein des Geiſtes auch der träge Leib ſeine Schwere nicht mehr empfände, ſondern wie ein Getragener über die Höhen und Tiefen dahinſchwebte. — Wir freuen uns mit Recht jener Wirkung, welche die von

Menſchen errichteten Turnſchulen auf die Bekräftigung und Uebung der Glieder haben. Es gibt aber zwei mächtigere, höhere, nicht von Menſchen begründete, ſondern zum Nutzen und Dienſt deſſelben geſchaffene Turnſchulen in der Natur: die eine davon iſt das Meer, die andere das Land der Alpen. In dieſen Schulen werden, ohne eine Beihülfe der menſchlichen Kunſt, mit dem Leibe zugleich auch die Seele und der ſinnende Geiſt bekräftigt; der Kampf mit den Meereswogen wie mit den Gefahren der ſchroff anſteigenden Felſenzinnen der Alpen und den Fallgruben ihrer Gletſcher weckt und bekräftigt das Selbſtgefühl des Mannes, iſt eine Schule des freudigen Muthes. Eines Muthes, welcher, wenn die Furcht vor einer noch höheren Höhe als die der Alpen, vor einer noch tieferen Tiefe als die des Meeres und der Gletſcherklüfte ihn bewahrt, daß er nicht in gewaltthätigem Uebermuth ſich verſteige, ſeinen glücklichen Aufflug nach dem Ruhepunkte alles geiſtig Hohen und Tiefen nimmt, welchem, ſo wie den Bergen am Nordpol des Mondes, die Sonne niemals untergeht. Welche Männer von ſolch' ſiegreichem Aufſchwunge hat der Boden der Schweiz ſchon getragen und wird ſie wohl auch wieder tragen! Wir wünſchen den Nachbarn an der Brandung des Meeres wie an der Bahn des Adlerfluges durch die Wolken Glück zu ihrem Naheſein an den Herrſcherthronen der Naturkräfte. Geht doch ſelbſt für den nur vorübereilenden Wanderer von dieſen Thronen ein anregender Hauch des Lebens aus; nicht zwar von den Thronen ſelber, ſondern von dem ſchaffenden Geiſte, der auf ihnen ſitzt. Leichter bemerkbar, wenigſtens für die Natur des Menſchen als anderwärts; obwohl der belebende Hauch nicht wie der günſtige Fahrwind, der das Schiff von der deliſchen Küſte nach der Heimath trieb, an die

Richtung nur nach Ithaka hin gebunden iſt, ſondern wo er will, eben ſo kräftig die Wipfel der Cedern des Libanons als jene der Eichen und Fichten der Lüneburger Haide anregt und bewegt.

Es war uns auf der Fußreiſe mit dem Aufenthalte in Ulm wie in Lindau bis zur Ankunft in der Schweiz faſt eine Woche vergangen; es war Sonnabend, als wir von Altſtätten aus auf das Appenzeller Hochland hinanſtiegen.

Des heiteren, ſtillen Sonntagmorgens am 17. Sept. werde ich immer gern gedenken. Meine liebe Begleiterin hatte ſich am geſtrigen Abende bei der Ankunft in St. Gallen von der Anſtrengung des Bergſteigens bis faſt zur Ohnmacht müde gefühlt, heute war ſie ſo munter und friſch, daß ſie vom Fahren über Winterthur nichts wiſſen wollte; ſie beſtand darauf, den Weg nach unſerem anfänglichen Reiſeplane zu Fuß zu machen. Faſt beſchämt über meine eigene Neigung zur bequemlicheren Fahrt in dem Poſtwagen gab ich nach und fand an der Seite der Begleiterin zugleich mit der ſonntäglichen Stille und den ſonntäglichen Gedanken, eine Beluſtigung der Augen und des Herzens, die uns allerdings im Poſtwagen verloren gegangen wäre. Die Felſenkluft, auf deren Grund die Sitter rauſcht, mit der kühn hinübergeſpannten Brücke; das Ausruhen in Heriſau unter Leuten, in deren Haus und Herzen es Sonntag war, ſtanden in gutem Einklange mit der Tonweiſe des heutigen Tages; das Fuhrwerk, das ich in Heriſau nahm, wäre unſerem Alleinſein nicht hinderlich geweſen, wenn uns nicht ſeine unbequeme Einrichtung und der ſchlechte Weg gar bald darüber belehrt hätten, daß hier das Gehen leichter ſei und ſchneller fördernd als ein ſolches Fahren. So wanderten wir denn fröhlich unſere Straße, gedachten bei dem Hinüberſchauen nach Toggenburg des in ſeiner Liebe bis an den Tod beſtändigen Ritters; ergötzten uns auf dem Wege über das ſchön gelegene Lichtenſteg an manchem Luſtſpiele der Sinnenwelt. Erſt in der Abenddämmerung kamen wir nach Wildhaus. Das iſt die Stätte der Erinnerung an eines jener bedeutungsvollen Kollektivgläſer (m. v. S. 252), welche zur Zeit der Reformation aus der geiſtigen Schmelze ausgeſchieden wurden. Hier iſt Zwingli, der kühne Bekenner der *von ihm* erkannten Wahrheit, geboren; einige Tage nachher ſahen wir bei *Cappel*, am Fuße des Albis, das Schlachtfeld, auf dem er das Werk ſeines Zeugniſſes beſchloß.

Auf einer Anhöhe unweit Wildhaus, gegen Süden hin, thut ſich die Ausſicht über das Ruhebette der beiden herrlichen Seen von Wallenſtadt und Zürich weithin auf; das innere Gefühl wird auf dieſer Warte und an ſolchem heiteren Herbſtmorgen gar leicht zu einem lauten Lobliede, welches auch für die Stimmung dieſes Tages den Grundton angeben kann. Nun, die lange Brücke über den See hinüber, bei Rapperswyl, iſt dazwiſchen auch des Beſehens werth und, der ganze Weg am See hinunter erhält mit den Sinnen auch die anderen Kräfte des Leibes ſo aufgeweckt, daß man von der Hitze des Nachmittags nur wenig Beſchwerde fühlt. Doch war der Weg von Wildhaus bis nach Zürich für Fußgänger kein unanſehnliches Tagwerk und es war Nacht geworden, noch ehe wir die Thore der Stadt erreichten. Meine Begleiterin, ſo munter und rüſtig ſie ſich auch bei dem heutigen Tagmarſche erwieſen, fühlte ſich dennoch mehr zur baldigen Ruhe als zum Bewillkommen und Sprechen der Freunde geneigt, darum übernachteten wir in einem ganz nahe vor der Stadt und am See gelegenen Gaſthauſe, deſſen Ortſchaft, wenn ich nicht irre, Kreuz hieß. Auch fanden wir in dem Hauſe einen Mann, der durch ſeine langwierige lähmende Krankheit ein rechter Kreuzträger, dabei aber von geduldiger Faſſung war. Er hatte Lavater gekannt, hätte viel von ihm erzählen können, wenn nicht uns wie ihm die Nachtruhe nöthiger geweſen wäre, als das Zuhören und Sprechen.

Unſere Freunde und nunmehrigen Reiſegefährten, die uns ſchon geſtern erwartet hatten, waren am vergangenen Abende, in lebhafte Geſpräche vertieft, ſpäter zur Ruhe gekommen und hatten dieſer wohl länger bedurft als gewöhnlich. Deshalb konnten wir, als wir frühe am andern Morgen im Gaſthofe zum Raben nach ihnen fragten, vorerſt nur unſeren Freund Krafft begrüßen, der nach ſeiner Gewohnheit heute wie immer frühe auf war. Länger nachher trat der Mann zu uns herein, deſſen Bekanntſchaft nach allen Dem, was ich von ihm gehört hatte, mir ganz beſonders erwünſcht war: der merkwürdige Pfarrer, Phyſikus und Mathematikus: David Spleiß von Schaffhauſen. Der erſte Eindruck, den das ganze Thun und Weſen des Mannes auf mich machte, iſt mir feſt in der Erinnerung geblieben. Wer Spleiß näher kannte, der wird es begreiflich finden, wenn ich ſage, daß eine ſolche Perſönlichkeit als die ſeinige war, mir ſonſt nirgends vor Augen gekommen ſei; eine Erſcheinung ſo wunderbar und wunderlich zugleich. Er war klein von Geſtalt, von kräftig gedrungenem Bau, in dem Angeſichte mit ſeinen klaren, blauen Augen und all' ſeinen Zügen lag ein Ausdruck von freudiger Sicherheit, darauf man den Blick mit Wohlgefallen ruhen ließ. Mit ſo freudig muthigem Angeſichte mögen wohl die Verkündiger der guten Botſchaft, Columban und Gallus, vor das Volk hingetreten ſein, deſſen Spieße und Keulen, zum Schutz und Trutz der Götzen-

Altäre erhoben, ſie ohne Waffen und Wehr, nur durch die Macht des Wortes, niederſchlugen.

Spleiß, bei'm Hereintreten, ſah mich forſchend an, reichte mir freundlich grüßend die Hand, ließ ſich aber keine Zeit zur weiteren Anrede, ſondern führte ſogleich, gegen Krafft gewendet, das Geſpräch weiter, das die Freunde am geſtrigen Abende begonnen und nicht vollendet hatten. Weniger als das, was er ſprach, zog der Sprecher ſelber meine Aufmerkſamkeit an ſich; ich konnte kein Auge von ihm verwenden, denn ſo lebendig hatte ich noch keinen Menſchen nicht nur ſprechen hören, ſondern ſprechen ſehen. Er war von Dem, was er redete, ſo ganz durchdrungen und hingenommen an Seele und Leib, daß mit dem Munde zugleich auch die Glieder durch ausdrucksvolle Bewegung in's Sprechen geriethen. Mit dieſer wunderbaren geiſtig-leiblichen Beweglichkeit des ganzen Menſchen hatte es übrigens noch eine ganz beſondere Bewandtniß. Wir Anderen, wenn wir vom Schlafe aufſtehen, befinden uns auch in einem vernünftig wachenden Zuſtande, reden und wirken mit unſeren Gliedern, was wir wollen. An Spleiß aber erſchien mir das ſelbſtbewußte Wachen, wie ein Wachen von höherer Art und Stufe. Etwa ſo wie das Schlafwandeln oder der Somnambulismus eine höhere Stufe des gewöhnlichen Traumzuſtandes iſt, auf welcher die Seele und der Leib ungewöhnliche Gaben des Fernblickes und der Erinnerungen, ſo wie Kräfte und Geſchicklichkeiten der Bewegungen empfangen, die ſelbſt außer dem Kreiſe des hellbewußten Wachens und ſeines Vermögens liegen. Ich werde von dieſer beſonderen Begabung meines nun vom Glauben zum Schauen gekommenen Freundes nachher noch einige Zeugniſſe geben, doch muß ich ſchon hier erwähnen, daß an ihm der Zuſtand einer offenkundig hervorbrechenden (man erlaube mir den Ausdruck) „geiſtigen Erweckung“ mit dem einer tiefen, öfters lange ſchweigenden Einkehr in das Innere wechſelten, die mir im weiteren perſönlichen Umgange mit ihm eben ſo auffiel, als bei der Beobachtung einiger Somnambulen jener Zuſtand, der einem Hinſterben des Leibes ähnlich ſcheint und aus welchem auf einmal die Seele auf eine noch höhere, faſt geiſterhafte Stufe des Hellſehens ſich erhebt.

„Der merkwürdige Mann“, ſo habe ich in einem vor mir liegenden Blatte, bei der Erwähnung einiger Geſpräche mit Spleiß mich ausgeſprochen, „in ſeinem oft langen und oft tiefen Schweigen, dann in den Ausbrüchen ſeiner wahrhaft gewaltigen Rede, erinnerte mich an die Eigenthümlichkeit eines arteſiſchen Brunnens, deſſen lebendiges Waſſer nicht aus den Quellen kommt, die zu Tage aus von den Bergen und Hügeln hinabrinnen, ſondern aus einer weit abgelegenen Tiefe, in welcher es durch den Druck des aufliegenden Erdreiches [illegible] [illegible] wird. Man muß lange und mühſam bis zu dem Behältniſſe dieſes unverſiegbaren Waſſers hinabbohren, dann aber rinnt es nicht ruhig wie andere Quellen, hält ſich nicht ſtille wie das Waſſer in unſeren Brunnen, ſondern bringt mit ſolcher Macht hervor, daß es ſeinen Strahl hoch in die Luft wirft, oder wie ein aus ſeinem Damme brechender Teich Alles mit ſich fortreißt, was in ſeine Nähe kommt. Welch’ hinreißende Kraft in dem Worte liege, das aus ſolcher von der Außenwelt abgeſchloſſenen geiſtigen Tiefe kommt, das hatte ſich an der Gemeinde zu Buch bewährt, von der ich nachher reden will. Andere Menſchen ſtehen wohl unter dem Drucke einer Zucht, die ihnen von außen, durch Verkümmerung oder Anfeindung des bürgerlichen Lebens kommt, Spleiß aber hatte den ſchweren Druck einer Zucht erfahren und getragen, deren läuternde Schmerzen nicht von der vergänglichen Natur des Fleiſches, jetzt erwachend, dann entſchlafend, ſondern von dem Weſen des Geiſtes waren, angethan mit dem nimmer ſich verändernden Ernſte, mit den nimmer endenden Schrecken der Ewigkeit. Das war die Laſt, welche, wie die Maſſen des ſteinigen Erdreiches auf das lebendige Waſſer des Arteſiſchen Brunnens, ſo auf den freudigen, zur Kindſchaft geſchaffenen Geiſt des ſeltenen Mannes gedrückt hatte. Ich will hier in einigen Zügen die Lebensführung eines ritterlich kämpfenden Geiſtes beſchreiben, hinab in die tiefſte Tiefe des inneren Elendes und hinan zur menſchlich höchſten Höhe der Freuden des Siegers.

25. David Spleiß.

Das, was ich ſchon oben (B. II S. 359) von dem Weſen und Kräften eines freudigen Geiſtes im Menſchen ſagte, iſt in Spleiß eine Gabe geweſen, zu welcher er die Anwartſchaft mit dem leiblichen Leben zugleich empfing. Seine Mutter, eine arme, fromme Frau, war eines Tages, am Vorabende eines großen Feſtes, mit dem Aufſchmücken der Hausgeräthe emſig beſchäftigt und ſang dabei ein ſchönes, an die Feſtzeit erinnerndes Lied. Sie hatte während der Arbeit ihren kleinen, kaum mehr als zweijährigen David auf eine tiſchartige Erhöhung hingeſetzt, wo er mit den Blättchen und Zweigen einer Birke ſein ſtilles Spiel trieb. Plötzlich aber wird das Kind ſo mächtig von dem Geſange der Mutter ergriffen, daß es, vor Freuden außer ſich, Hände und Füße ſo heftig bewegt, daß die Mutter erſchrocken zu ihm hinläuft, weil ſie meint, es ſei ihm etwas Beſonderes widerfahren. Dieſe ſeine fromme Mutter hat aber, wie es ſcheint, den freudigen Geiſt noch in viel anderer Weiſe angeregt, als durch ihr damaliges Pfingſtlied; ſie hat ihm mit den erſten Menſchenworten, die er lernte, zugleich jenen Namen ſprechen gelehrt, in welchem der Menſch, das Geſchöpf, mit ſeinem Schöpfer als mit dem Abba lieber Vater redet. Dieſer kindliche Verkehr mit Gott, als mit einem immer nahen, lieben Vater, iſt ein ſo innig tröſtlicher geweſen, daß der Knabe wie der angehende Jüngling in der Kraft dieſes Troſtes alle Bitterkeit der äußeren Armuth leichter ertrug. Kam ihm doch aus dieſem geiſtigen Verkehr manche unmittelbare Erfahrung, in welcher ihm das Verlangen zur unerwarteten Gewährung, das Hoffen zur Erfüllung, das Ahnden zur Gewißheit wurde. Ich erwähne nur einige dieſer Erfahrungen.

Es lag in Spleiß ein unverlöſchbar feuriger Drang zum Erkennen und Wiſſen, und zwar zu einem ſolchen, welches mathematiſch begründet und ſicher iſt. Vielleicht ein Erbtheil von ſeinem Ahnen her, dem zu ſeiner Zeit berühmten Mathematiker und Phyſiker Stephan Spleiß*), der mit Euler und Bernoulli, ſowie mit Leibnitz in geiſtreich lebhaftem, brieflichem Verkehre ſtand. Schon als Knabe pflegte er ſich, während ſeine Altersgenoſſen irgend ein Spiel trieben, in dem Gemäuer eines nahe am Spielplatze gelegenen Thurmes mit dem Zeichnen mathematiſcher Figuren zu beſchäftigen; ein Stein auf der Gaſſe, die Kreiſe, welche, einer in dem anderen erwachſend, der Fall eines Körpers auf dem Waſſerſpiegel hervorbringt, konnten ihn oft lange in ein tiefes Nachſinnen über den Grund ihres Entſtehens verſenken. Mehr aber noch trieb ihn das Verlangen, Das zu wiſſen, was die Weisheit der Schulen von Gott und göttlichen Dingen lehre. Aber zur Befriedigung all' dieſes ſehnlichen Verlangens war keine Hoffnung mehr, als er, durch die Armuth ſeines Vaters genöthigt, die Knabenſchule verlaſſen und als Copiſt von Briefen in dem Comptoir eines Kaufmanns, das eigene Brod erwerben mußte. Briefe abſchreiben, nicht einmal welche an einen Freund, das iſt für ſolch' einen jugendlichen Geiſt eine ſchwere Laſt. Da kommt ihm einmal die Luſt an, in einer Feierſtunde ſtatt der fremden Briefe in Handelsangelegenheiten einen eigenen Brief in eigener Angelegenheit ſeines Herzens zu ſchreiben. Und zwar nicht, wie er vielleicht eben gethan, an einen viel vermögenden reichen Geſchäftsfreund ſeines Handelshauſes in Holland, ſondern an den allvermögenden Freund aller Menſchenkinder, der da reich iſt an Mitteln zu helfen, über all' unſer Bitten und Verſtehen. An den Freund, dem er von Kindheit an all' ſein Anliegen und ſeine Gedanken geſagt und von welchem er immer Troſt und Rath empfangen hatte. An dieſen Wohlbekannten, wie in einem Spiele der kindlichen Einfalt, ſchrieb er einen Brief; hatte und kannte ja ſonſt Niemand auf der Welt, der ihm die Mittel geben konnte, auch einem armen lernbegierigen Schüler ein guter Lehrer für Kirche und Schule nach Gottes Rath und Willen zu werden. Will man das einen Zufall nennen, daß das Papier mit dem Briefe in die Hände und vor die Augen eines Mannes kam, der das Geſchriebene las, ſo war es dennoch kein Zufall, daß dieſem Leſer das Herz aufgethan wurde zur theilnehmenden Beachtung der kindlichen Bitte und daß er die Mittel beſaß zu ihrer Erfüllung. Der Knabe wurde von dem kaufmänniſchen Schreibtiſche hinweggerufen, er durfte zuerſt den vorbereitenden Unterricht der gelehrten Schulen ſeiner Vaterſtadt genießen, dann auf etliche Jahre die Univerſität Tübingen beſuchen.

---

*) Ein Sohn von dieſem, der auch den Vornamen David führte, ſtand wegen ſeiner Naturkenntniß in ſo gutem Rufe, daß man über die paläontologiſchen Entdeckungen bei Cannſtadt ſein Urtheil einholte; ein Enkel des Stephan, der Thomas Spleiß, Profeſſor der Mathematik und Phyſik, Bernoulli's Schüler, ſcheint die größeſte, innere Verwandtſchaft mit unſerem David Spleiß gehabt zu haben. Er ſtand mit dem Philoſophen Wolf, mit Geßner und anderen berühmten Männern ſeiner Zeit in freundſchaftlichem Verhältniſſe und Briefwechſel.

Dem Looſe der äußeren Armuth, die ihm das leibliche Leben verkümmerte, war der David Spleiß durch den Beiſtand ſeines Wohlthäters enthoben worden, da gerieth er in die Gefahr einer inneren Verarmſeligung, welche das geiſtige Leben nicht blos zu verkümmern vermag, ſondern daſſelbe in ihrem Verlaufe unaufhaltſam zum Tode führt. Es lebten und lehrten damals in Tübingen mehrere Meiſter der Gottesgelehrtheit, welche dem hereinbrechenden Geiſte der Verläugnung kräftig und feſt im Glauben widerſtanden und auch die Weisheit der Gaſſen (Proverb. 1, 20. 21) wurde mit Achtung gegen die Wahrheit gelehrt. Spleiß nahm alle dieſe Elemente der Erkenntniß mit einer ungemein lebendigen Theilnahme auf. Weiß man es doch von ihm, daß er noch ſpäter einmal, als er ſchon in Holland als Hauslehrer ſtand, eine eilige Fußreiſe nach Heidelberg machte, um ſich von dem ehrwürdigen Daub die Löſung eines Bedenkens zu erholen, das ihm beim Leſen einer Schrift dieſes tiefforſchenden Mannes angewandelt hatte. Aber in dem dunklen Gebiete des Wiſſens waren damals andere Lichter aufgeſtiegen, welche mit dem ſcheinbaren Glanze einer mathematiſchen Gewißheit und Schärfe die Augen blendeten. Der Unglaube, in ſeinen feindlichen Angriffen auf die gläubige Theologie, die ſich feſt an das geoffenbarte Wort hielt, hatte ſich mit dem Waffengeräthe einer angeblich ſicheren Naturwiſſenſchaft gerüſtet, deren Folgerungen, wie man meinte, der Wahrheit der Bibel in augenfälliger Weiſe widerſprachen. Hatte man doch auch hin und wieder ſchon die ohnmächtige Hand an die Bücher der Schrift gelegt und den Grund der Aechtheit derſelben zu untergraben geſucht.

Solche Geiſter, wie David Spleiß einer war, halten niemals mit den anderen Leuten den gewöhnlichen Spazier- oder Fußgängerſchritt ein, haben ſelbſt bei ihrem Tagwerk eine andere Uhr im Kopfe, als die auf den Thürmen oder in den Taſchen ſind, ſie werden mehr denn Andere durch einen inneren, übermächtigen Trieb in eine Weite geführt, welche über die abgemeſſenen Gränzen der Städte und Marktflecken hinausgeht, darinnen die Bürger und Landbauern unter polizeilichem Schutz und Aufſehen ihr alltägliches Leben führen. Dieſer raſtloſe Geiſt konnte, als er von ſeinem Ruhepunkte des kindlichen Glaubens ſich losgeriſſen, nicht mehr ſtille ſtehen; wie ein Felſenſtück, das vom Rande des Kraters unaufhaltſam hinabſtürzt in den Abgrund eines Vulkans, während das leichtere Geſtein, auch wenn es in's Hinabrollen gerieth, an einer kleinen Vorragung des Randes, oder an einen ſtill liegenden größeren Stein ſich feſthält und da beruhen bleibt, ſo riß er ſich in ſeinem Forſchen nach den äußerſten Tiefen des wiſſenſchaftlichen Erkennens durch alle die Halbheiten und ſcheinbar tröſtlichen Vorſpiegelungen des Rationalismus, des Deismus und Pantheismus hinab zum Atheismus: zum materialiſtiſchen Nihilismus. Selbſt eine Naturgottheit, welche, ſo wie der feſtſchlafende Wiſchnu auf dem Lotosblatte, auf der weiſlichen Anordnung ihrer Schöpfung und dem geſetzmäßigen Wirken der Naturkräfte beruht, konnte ihm keinen Erſatz bieten für das, was er verloren. Ein ſolcher Wiſchnu mag in den Augen mancher Anderer ein guter Gott ſein, welcher ſeinen Haushalt auch zum Wohlbefinden des Menſchen, ſowie alles Lebendigen der Erde ſorgſam und trefflich beſtellt hat; wer aber kann dem mit Banden der Ewigkeit in ſeinem Schlafe Feſtgehaltenen ſein Ohr zum Hören, ſein Auge zum Sehen der Noth des Einzelnen aufthun? Das Bauwerk ſteht vollendet da; die Zuſammenfügung des Ganzen trägt und hält den einzelnen Stein; der Druck, der auf ihm laſtet, hält mit dem Einzelnen zugleich die Ordnung des Ganzen zuſammen. Was will die Stimme ſeiner Schmerzen, was will der Erdenſtaub des Menſchenherzens bei dem ſchlafenden Gotte, der auf dem Schlußſteine ſeines hehren Tempelgebäudes unerweckbar ruht? Und wie? iſt nicht der Name, iſt nicht das Wort Gott, das mein Ohr vernahm, das mir vorhin tief zu Herzen ging, nur ein Widerhall meiner eigenen Stimme von der Wand des öden Gemäuers, in deſſen Dunkel ich ſtehe. Meine Lampe brennt hell, ich leuchte in der weiten, finſteren Gewölbhalle umher, ich ſehe, ich finde Nichts; das Echo meiner rufenden Stimme hat mich getäuſcht. — — — Ich will es kurz ſagen, Spleiß mit ſeiner, der damaligen Zeit vorauseilenden Forſchung war dahin gekommen, wohin in unſeren Tagen mehrere lauttönende Irrgeiſter gekommen ſind, „welche erkannt haben, wie ſie ſagen, die Tiefe“, darin es nicht mehr bedarf des Lampenlichtes der Ahndungen, Vermuthungen und vernünftigen Schlüſſe, denn da unten auf dem feurigen Grunde des Vulkans leuchtet eine Flamme, hell wie des Tages Glanz. Wir ſuchen in der unermeßbaren Weite umher, wo iſt hier denn ein Etwas, von dem uns der Wahn des Glaubens ſprach? Schaue um dich zur Rechten und zur Linken, vor dich und hinter dich, du wirſt da Nichts finden als den ewigen Tod des Stoffes.

Bis an das Erkennen dieſer „Tiefe, als ſie ſagen", war mein bedauernswürdiger Freund in dem Rechenexempel ſeines Forſchens nach mathematiſch gewiſſer Wahrheit gekommen. Doch der Lebenskeim des kindlichen Glaubens, der vorhin in ihn gelegt war, hatte, gehalten in der Hand eines ewigen Erbarmens, der völligen Vernichtung widerſtanden. Er war durch das Waſſer des Rationalismus gegangen und es hatte ihn nicht erſäuft; er war durch das Feuer der gottverläſternden Verneinung gegangen und ſeine Flammen hatten ihn nicht verbrennen können.

Aber was mußte der Zuſtand eines mitten in den Flammen, dort neben dem ewigen Tode des Stoffes noch fortlebenden Geiſtes ſein! Er war vergleichbar dem Hinſterben eines Erſtickenden im Dampfe des Feuers. Der Zuſtand eines Kindes, dem an einem Tage der treue Vater und die liebende Mutter geſtorben ſind und das nun ohne Schutz und Obdach in der fremden Welt daſteht, iſt allerdings ein beklagenswerther, doch was iſt er im Vergleiche mit dem eines tieffühlenden Menſchen, dem die große Kunſt der Menſchenweisheit ſeinen Gott genommen hat, mit welchem er vorhin im Verkehre der vertraulichen Liebe, wie ein Kind mit dem Vater gelebt hatte. Doch mitten in ſeiner Verlaſſenſchaft war es ihm zuweilen, als ob er, gleichwie draußen an der verſchloſſenen Thüre, die Stimme eines ewig treuen Freundes vernähme, welcher theilnehmend nach ihm fragte und der von ihm, dem Abtrünnigen, noch nicht laſſen wollte. Und als er einſt in der Nacht „von dem Gedankenbilde des Nihilismus, wie von einem Koloß erdrückt, ſchlaflos ſinnend auf ſeinem Bette lag, da blinkte ein vereinzelter, ſehr kleiner Stern zu ihm herein und plötzlich durchdringt ihn die höchſt erquickliche Gewißheit: es gibt eine Realität, wenn ſie auch in der größeſten Raumesferne iſt, es gibt ein Etwas." Mit dem Etwas zugleich ſchien der Glaube an einen Seienden, an des Daſeins Zweck und die Löſung aller Räthſel näher gerückt. Solche Lichtſtrahlen fielen auch öfters aus den Vorleſungen ſeiner gläubigen Lehrer in ſeine Seele hinein und bei dem Leſen von Schleiermacher's Reden über Religion wehte ihn ein Lebensodem an.

Aber all' dieſe Linderungen ſeines inneren Schmerzens waren vorübergehend. Das Gefühl der geiſtigen Verödung und Verlaſſenheit laſtete auf ihm fort und fort. So ſtand es noch mit ihm, als er, von Gottes Hand geführt, nach vollendeten Univerſitätsſtudien, dem Rufe zu einer Hauslehrerſtelle in Holland folgte. Hier begegnete ihm eine Verſuchung, die ihm, wäre ſie dem Feinde gelungen, ein Fall zum geiſtigen Tode geworden wäre. Spleiß, ſo wie er ſpäter ſeinen damaligen natürlichen Zuſtand erkannte, ſagte, daß in ihm ein Hang zum allerſchmutzigſten Geize gelegen ſei und zur größeſten Härte, denn der Geiz vor Allem macht das Menſchenherz hart. In Holland kam ihm aber der Antrag, in eine vortheilhafte Stellung nach Weſtindien zu gehen, wo er bald zu großem Reichthum gelangen werde. So lockend für ſeinen Hang zum Geldbeſitz das Anerbieten war, überwand er die Verſuchung dennoch durch Gottes Gnade und Kraft.

Der theure Freund, dem ich dieſe Mittheilung verdanke (J. Burkhardt), weiſt darauf hin, wie an dieſem Beiſpiele erkannt werden könne, daß der neue, wiedergeborene Menſch insgemein, in ſeinen Neigungen und Eigenſchaften den entſchiedenſten Gegenſatz mit dem alten, natürlichen bildet. Denn, wer den David Spleiß, ſo wie er ſpäter war, in ſeiner kindlichen Nichtachtung des Beſitzes, in den unermüdlichen Leiſtungen der Milde und Liebe gegen Andere gekannt hat, der wird es faſt für unmöglich halten, daß dieſer Menſch jemals vom Geize beſeſſen und zur Härte geneigt ſein konnte. — Aber auch wir Anderen müſſen wohl ein Widerſpiel des alten natürlichen Menſchen mit dem neuen, aus Gottes Gnade geborenen, zu unſerer täglichen Demüthigung erfahren, wenn der feindliche Andrang auch nur noch ein innerer, verborgener iſt.

Der Kampf mit jener inneren und äußeren Verlockung von dem Wege des Berufes zur Theologie, auf welchem er noch immer bleiben wollte, war glücklich beſtanden. Aber dieſer Weg war einſam, und gegenüber der Burg der Zweifel, durch welche er gehen mußte, ein ſehr dunkler. Da traf der einſame Wanderer, mitten in ſeinem Dunkel, dort bei der alten Schwanenburg in Cleve einen treuen Reiſegefährten, der mit ihm desſelben Weges ging und dasſelbe Ziel vor Augen hatte. Dies war mein theurer Ludw. Chriſt. Krafft, damals Prediger in Cleve, der nämliche, der mich zu dieſer Reiſe in die Schweiz mit ſich genommen und zur Bekanntſchaft mit Spleiß geführt hatte. In deſſen geiſtig erwärmender Nähe mußte ein Herz, wie das in Spleiß war, ſich ſchnell aufthun. Dieſer fühlte alsbald, daß er hier einen Mann gefunden habe, der ihn verſtand; in ſeiner Lebendigkeit beſchrieb er dieſem den Jammer, der ihn drückte, den Zuſtand der geiſtigen Heimathloſigkeit, in welcher er auf ſeinen Irrgängen durch die Gebiete der theologiſchen Bedenklichkeiten und Zweifel gerathen ſei. Krafft hörte das tief von Herzen gehende Selbſtbekenntniß ernſt und ruhig an. Er kannte den Druck, er kannte das Dunkel, darüber der Freund klagte, aus eigener Erfahrung. Die beiden Männer hatten ſich von jetzt an, wie Spleiß nach ſeiner mathematiſchen Redeweiſe ſich ausdrückte, in diametraler — nur nach dem einen, gleichen Mittelpunkte hingehenden — Richtung zuſammengefunden, ſie ſtärkten und förderten ſich gegenſeitig in ihrem Suchen und Finden der ewig feſtſtehenden Wahrheit. Namentlich erkannte Spleiß im traulichen Verkehre mit Krafft, deſſen redliches Herz in kindlicher Einfalt auf der geebneten Bahn des geoffenbarten Wortes blieb, daß er in ſeinen bisherigen Kämpfen mit den Mächten des Unglaubens nicht die rechten Waffen gebraucht habe. Er war mit ſeinem Forſchen auf ein Feld gerathen, wo ein ganzes, ſcheinbar wohlgerüſtetes und unbeſiegbares Heer ihm gegenüber ſtand, das die Feinde des geoffenbarten Wortes aus dem Reiche ihrer angeblich großen Naturerkenntniß zuſammengezogen hatten. Die leichten Waffen der Spekulation reichten zum Kampfe mit ſolcher Heeresmacht nicht aus, mit dieſer Waffengattung waren die Feinde ſelber überreich und ſtark verſehen; der mathematiſche Tiefſinn konnte in ihre Wagenburg nicht einbrechen, er traf da überall auf das Heergeräthe der mathematiſch wohl verſicherten Geſetze. So ſprach der Goliath des phyſikaliſch-theologiſchen Unglaubens ungeſcheut dem Zeuge des Gottes Iſraëls Hohn, und wo er in ſeiner eiſernen Rüſtung hervortrat, da flohen vor ihm auch die ſonſt muthigen Kämpfer. Auch unſer David Spleiß hatte ſich, wie wir vorhin ſahen, von dem Rieſen ſchrecken laſſen. Da gerieth über ihn, als er ſo einfältigen Herzens an der Hand ſeines Freundes Krafft dahin ging, der ewig junge Geiſt jenes David der alten Zeit, der als Hirtenknabe, nur mit der Schleuder und dem Steine bewaffnet, im Namen des Herrn dem Goliath entgegentrat und in der Kraft des Herrn ihn beſiegte. Dort, auf der Seite der Gegner, waren die Heergeräthe des Geſetzes, das nur den Tod wirkt, mit ihm aber die Gnade, welche das Leben gibt; dort der Wahn von einem todten, im Naturgeſetze erſtarrten, hier der Glaube an einen lebendigen Gott, der im Wort und in der Geſtalt des Fleiſches dem Menſchen ſich genaht hat, und der ohne Unterlaß bei den Seinigen iſt und bleibt bis an's Ende.

Mit dem Siege über das gewaltige Schreckbild, das bis dahin ihn geängſtet hatte, war dem treuen, ernſten Forſcher noch mehr geſchenkt worden, als ein bloßes Sicherſein und Friedehaben vor den Angriffen des Feindes. Der vorhin wehrloſe David hatte dem beſiegten Rieſen ſein Schwert genommen; ein anderes, neues Licht des Erkennens, ſelbſt der ſichtbaren Werke ſeines Gottes, war ihm aus dem lauteren Erkennen der unſichtbaren aufgegangen. Was dieſes heiße, das hat er in ſeiner nachmaligen doppelten Wirkſamkeit als Prediger des Wortes und als Lehrer der Phyſik in Schaffhauſen erwieſen. Seine Freunde und Schüler haben es in den öffentlichen, nach ſeinem Tode erſchienenen Berichten über ſein Leben und Wirken geſagt, was ihnen dieſer Mann als Meiſter der Naturlehre und als Theolog geweſen. „Natur und Gnade, Theologie und Phyſik, Schöpfung und Erlöſung, waren in ſeinem Geiſte zu einem reichen und harmoniſchen Ganzen zuſammengefaßt." Oder wie ein anderer dieſer Freunde ſich ausdrückt, „jeder ſeiner phyſikaliſchen Gedanken war theologiſch, jeder ſeiner theologiſchen zugleich phyſikaliſch. Man müſſe, ſo ſagte er, die irdiſchen Dinge lehren, um durch ſie die himmliſchen verſtändlich zu machen," denn die ganze Sichtbarkeit ſei nur die Ueberſetzung aus einem unſichtbaren Urterte. Selbſt den Predigten, darin er ſeiner Gemeinde im Dorfe Buch in kindlicher Einfalt den Gott in Chriſto verkündete, gab er einen eigenthümlichen Reiz, wenn er in allverſtändlicher Weiſe die Dinge und Erſcheinungen der ſichtbaren Welt durch das Licht der Gnade verklärte. Von ſeinen mathematiſch-phyſikaliſchen Vorleſungen, die er am Collegium humanitalis zu Schaffhauſen hielt, und welche faſt von allen Studirenden des Cantons vor ihrem Abgange zur Univerſität zwei Jahre lang gehört wurden, ſagte einer dieſer Zuhörer: „Man brauchte den originellen, lebendigen, von ſeinem Glauben ganz durchdrungenen Mann nur zu ſehen, um zu begreifen, daß kaum einer der Jünglinge unberührt von ihm geblieben iſt; ja es darf wohl geſagt werden, daß wenn in der Schaffhauſen'ſchen Geiſtlichkeit eine ſchöne Summe lebendigen Glaubens und poſitiver Erkenntniß ſich findet, die Keime davon großentheils in jenen der Mathematik und der Phyſik gewidmeten Lehrſtunden zu finden ſind*).“

So wie die gläubige Erkenntniß der göttlichen Dinge ihre tiefen Wurzeln auch in ſeinem Verſtändniſſe der äußeren Natur geſchlagen hatte, ſo hat ſich auch ſeine Wirkung auf andere Menſchenſeelen als eine wahrhaft magiſche in geiſtiger und leiblicher Weiſe zugleich geäußert. Eben in jener Zeit, in welcher nach S. 188 der geiſtige Anhauch eines neuen Lebens aus Gott durch viele chriſtliche Länder und Völker ging, in den Jahren 1817 — 1819, hat ſich in der Gemeinde des kleinen Filialdorfes Buch im Hegäw, an welcher Spleiß als Prediger wirkte, eine Erweckung gezeigt, welche in der Nähe, wie in der Ferne, ſehr lebhafte Beachtung fand. Denn ſie war von Erſcheinungen begleitet, welche denen verwandt und ähnlich erſchienen, die in den erſten Zeiten der Kirche die Verwunderung der Ungläubigen erregten. Menſchen, die vorhin als ehrbares Landvolk, ſonſt aber ganz in der Weiſe der übrigen Welt kaum für die alltäglichen Geſchäfte und Ereigniſſe ihres

---

*) M. v. das Kirchenblatt für die reformirte Schweiz Nr. 17 J. 1834; Göbel, ref. Kirchenzeitung. September 1854, ſo wie andere gleichzeitige Berichte.

Lebens die nöthigen Worte hatten, wurden auf einmal von dem Drange und der Kraft erfüllt, mit beredtem Munde von dem neuen Leben zu reden, das durch den Glauben in ihnen erwacht war. Man hörte in den vorhin ſtillen, oder nur etwa bei Luſtgelagen wie bei Parteihändeln lauten Häuſern bei Tage, ſowie ſelbſt in Stunden der Nacht Loblieder ſingen, ſah, wie die Liebe zu dem Herrn in augenfälligen Werken der Liebe zu den Brüdern ſich kund gab; wie der Einzelne das, was ſein war, nicht als ſein, ſondern als des Herrn und ſeiner Gemeinde betrachtete. Wie ein Feuer griff die Begeiſterung des lebendigen Zeugniſſes aus ſonſt ſo unberedtem Munde um ſich, ſelbſt die feindſelig Abgewendeten wurden von der Liebe dieſer ihrer vermeintlichen Feinde, von ihrer Demuth, ihrer Geduld, zur Gegenliebe hingeriſſen, ſo daß unter anderen Einer, der ſich unbemerkt, in der Abſicht, wehe zu thun, einer im verborgenen Winkel Betenden nahte, ſelbſt von dem ihm vorhin widerwärtigen Drange zum Beten und lauten Bekennen hingenommen und in ein anderes Bild des Lebens umgewandelt wurde, als vorher an ihm ſichtbar geweſen war. Allerdings ließen ſich neben der Lichtſeite dieſes neu aufflammenden geiſtigen Feuers auch manche Schattenſeiten bemerken; das, was für Andere ein Anhauch des Lebens zum Leben geweſen war, wurde für Einige ein Geruch des Todes zum Tode, im Ganzen aber bezeugte ſich der ernſtere Sinn an den Seelen, darin er erwacht war, durch einen Wandel, untadelig in Wort und Werken, durch Frieden in den Häuſern und Herzen, Arbeitſamkeit, Nüchternheit, Keuſchheit.

Als jedoch die geiſtige Bewegung von Buch aus auch in andere Gemeinden ſich verbreitete, denen kein Seelſorger vorſtand, welcher dieſe Zeichen einer neuen Zeit zu deuten wußte; als von allen Seiten her der Kirche in Buch das Volk zuſtrömte, um die mächtige Stimme des Rufenden in der Wüſte zu hören, da machte die Sache einen Lärmen, welcher bei den weltlichen, wie bei den geiſtlichen Behörden gar manche Bedenklichkeiten der Vorſicht aufweckte. Wenn dieſe an den Landleuten, die ſie ja vorhin gekannt hatten, die Kraft und Freudigkeit ſahen, mit welcher ſie von Dem, was ſie erkannten und glaubten, Zeugniß gaben, „da verwunderten ſie ſich, denn ſie waren gewiß, daß es ungelehrte Leute und Laien waren.“ Man hob, in vergrößerndem Maaßſtabe, jene vereinzelten Erſcheinungen hervor, die ich vorhin als Schatten des aufbrechenden Lichtes bezeichnete; verurtheilte Alles, was in der Gemeinde von Buch geſchehen war, als eine Schwärmerei, ihn, den Urheber, Spleiß, als einen gefahrbringenden Schwärmer, deſſen Wirken, nöthigenfalls mit Gewalt, Einhalt gethan werden müſſe.

Dieſer Sturm, der alles angefangene Werk zu vernichten drohte, war ſeinem Ausbruche nahe, da kam auf ſeiner Reiſe in die Schweiz ein Mann nach Schaffhauſen, und zum Beſuche bei dem Vorſtande der geiſtlichen Behörden, bei dem Johann Georg Müller, welcher den Sturm beſchwichtigte und Frieden brachte. Dieſes war der Mann des Friedens, Johann Michael Sailer, damals noch Profeſſor in Landshut, ſpäter Biſchof zu Regensburg. Spleiß erinnerte ſich in dankbarer Liebe des tröſtlichen Zuſpruches dieſes Friedensboten, mit welchem er, als beide aus dem Reiſewagen geſtiegen, allein den Berg gegen Herblingen hinangingen, ein Geſpräch hatte, bei welchem ihm, wie dort den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, das Herz brannte. Sailer's Urtheil, auf Erfahrungen in dieſen Dingen gegründet, beruhigte auch den ernſten, treumeinenden Joh. Georg Müller, und Spleiß konnte von da an ungeſtört bei ſeinem Werke an der Gemeinde bleiben.

Das Licht, das manche Augen ſo geblendet hatte, wurde im weiteren Fortgange ſeiner Wirkſamkeit zu einem Leben, das nur durch ſtille Thaten der Liebe ſich bezeugte. Durch welche andere That konnte ſie dieſes aber mehr und beſſer, als durch die Theilnahme an der Auferbauung des Reiches Gottes unter den geiſtig ſchlummernden Chriſten und ſcheintodten Heiden. Spleiß zwar, bei ſeiner jährlichen Beſoldung von 300 fl., theilte mit dem größeſten Theile ſeiner Gemeinde das Loos der Armuth, doch haben dieſe Armen Viele reich gemacht; haben unter ſich eine Rettungs- und Pflegeanſtalt für verwahrloſte Kinder (eine der erſten in den Ländern deutſcher Zunge) begründet und in blühendem Gedeihen erhalten, haben das Werk der inneren Miſſion in den Vereinen zur chriſtlichen Belehrung der Handwerkerlehrlinge und Geſellen eifrig gefördert, vor allen aber iſt Spleiß einer der erſten Väter des Miſſionswerkes unter den Heiden geweſen, das in Baſel ſeinen Anfang nahm.

So war der Mann, von welchem ich noch viel zu ſagen hätte und auch an einem anderen Orte noch viel zu ſagen gedenke. Da ſehe ich ihn noch in der Erinnerung vor mir ſtehen im Zürcheriſchen Gaſthofe zum Raben, wie er mit Mund und lebhafter Bewegung der Glieder gegen den Nihilismus: die Zunichtemachungs-Lehre in der Naturwiſſenſchaft und in der Theologie ſprach. Das, was ſchon zu jener Zeit die ſogenannt gelehrte Theologie gelehrt hatte, um alle Wahrheit und Göttlichkeit der Offenbarung zu nichte zu machen, das ſtellte er in wenig kräftigen Zügen vor Augen, verweilte aber dann länger bei jener Richtigkeitslehre in der Naturwiſſenſchaft, welche die geſammte

Leiblichkeit der Dinge in ein leibliches Unding, alles ſichtbare Etwas in ein erdichtetes Nichts der Atome zerſetzen wolle. Der Anfang und Urſprung alles ſichtbar leiblichen Weſens ſei zwar auch ein Nichterſcheinendes, unſeren leiblichen Sinnen Unbemerkbares, dabei aber nicht nur ein Etwas, ſondern das rechte Sein, inmitten der Welt des Erſcheinenden. — Der verklärte Leib unſeres Herrn, der bei verſchloſſenen Thüren jetzt als erſcheinender wirklicher und wahrhafter Leib den Jüngern ſich erzeigte, vor ihren Augen aß, ihren Händen fühlbar war, ging eben ſo wieder in das Nichterſcheinende über, als er aus dieſem ein körperlich Daſeiendes geworden war, und wer den Sinn und Zuſammenhang der Worte Joh. 6 V. 62 recht erwäge, dem werde das noch fortwährend vor ſich gehende Werden eines wahrhaft Leiblichen aus einem nicht irdiſch Leiblichen, ſondern Himmliſchen, nicht unbegreiflich dünken. In den nicht erſcheinenden, ſchaffenden Gedanken lägen freilich ſchon dem Vermögen nach Form, Maaß, Gewicht und andere Kräfte, nicht in dem Nihil der Atomen, aus denen der Bergkryſtall, der Diamant u. a. und ſogar der lebende Menſchenleib ſich geſtalten ſollten. Der für unſere Sinne nicht erſcheinende Grund des erſcheinenden Etwas ſei das weſentliche, immer bleibende Etwas, durch deſſen Kraft auch die erſcheinenden, leiblichen Dinge zu einem zwar vergänglichen, dennoch aber wirklichen Etwas würden. — — Ich gab hier nur einige ſehr unvollkommene Nachklänge aus Dem, was Spleiß über den Nihilismus in der modernen Naturwiſſenſchaft ſprach.

26. Die geiſtigen wie leiblichen Hochgebirge.

Wenn ich ſage, daß während des kurzen, nur eintägigen Aufenthaltes in Zürich der mir neue Genuß des geiſtigen Verkehres mit Spleiß und die wenigen Beſuche, die ich in ſeiner und Krafft's Geſellſchaft machte, meine Zeit ſo hinnahmen, daß ich nicht dazu kommen konnte, meinem Handwerk nachzugehen, wird man das wohl begreiflich finden. Escher von der Linth, der Mann groß von Rath und That, bei der Mitwelt wie bei der Nachwelt geſegneten Andenk[illegible] den ich gern geſehen hätte, war verreiſt; auch von einigen anderen Genoſſen der Naturwiſſenſchaft hörte ich dasſelbe, mein lieber, brüderlicher Freund Gerold Meyer von Knonau, damals (1820) noch ſehr jung, wurde mir erſt mehrere Jahre nachher bekannt. Der ehrwürdige Geßner, Lavater's Schwiegerſohn, war ſo ſehr mit den Schlußarbeiten der Synode beſchäftigt, die ſo eben ihrem Ende zuging, daß wir ihn nicht mit unſerem Beſuche beläſtigen wollten. Bei Breitinger traten wir in Lavater's Wohnung und lebendigeres Andenken ein. In welche Zeit der Wächter auf der Zinne, vor den Stunden der Mitternacht führten uns dieſe Erinnerungen! Einer dieſer Wächter war noch auf ſeinem Poſten. Das war der L. Heß, der Verfaſſer eines Lebens Jeſu im Geiſte der Wahrheit und des Glaubens. Wir fanden den hochbetagten Greis, gebunden durch die lähmende Schwäche des Alters, auf ſeinem Lehnſtuhle ſitzend. Spleiß war ihm wohlbekannt, er hob das zur Bruſt gebeugte Haupt empor und grüßte uns freundlich. „Noch immer da," ſagte er zu Spleiß, indem er ihm die Hand bot, „bin aber immer und gerne bei meinem Herrn, ſei es hier oder dort, weiß ja, an Wen ich glaube." — An dem Krankenbette mancher ſolcher Menſchen, welche in dem Sinne, wie mein lieber Pfarrer Baier auf Rügen (m. v. S. 145 u. f.), muſikaliſch oder doch Freunde einer ſolchen Tonkunſt in höherem Chor waren, iſt es manchmal geſchehen, daß nicht nur der

Sterbende ſelber, ſondern die anweſenden Freunde Geſänge und Töne, wie aus einer anderen, ſeligen Welt herüber vernahmen; hier bei dem alten Heß erinnerte uns nichts an das leibliche Sterben, Alles nur an das geiſtige, ewige Leben, aber dabei war es uns, als ſpräche mit der Stimme des Alten noch eine andere Stimme von drüben herüber, wenn auch nicht im Ohre, doch im Herzen vernehmbar. Eine Stimme, gleichlautend mit jener, von welcher Petrus ſagte, „du haſt Worte des ewigen Lebens." Der alte Zionswächter iſt noch mehrere Jahre nach unſerem Beſuche bei ihm auf ſeinem Poſten geſeſſen, ſeine Augen waren zuletzt dunkel geworden, die Ohren hörten ſchwer. Als ihn aber einmal ein Beſuchender anredete und fragte: „da ſitzen Sie nun in Ihrem Lehnſtuhle, ſehen und hören faſt nichts mehr, wird Ihnen da die Zeit nicht lang?" da erhob er auch, freundlich lächelnd, ſein Haupt und ſagte in ſeiner kindlich demüthigen Weiſe, daß er ſich in ſeinem Leben viel mit den Gedanken an ein anderes Leben beſchäftigt habe, welches von Ewigkeit her war; er habe in menſchlicher Schwachheit ein Leben Jeſu geſchrieben, und in den Thaten dieſes Lebens einen Stoff zum Nachſinnen und zur ſeligen Unterhaltung für Zeit und Ewigkeit gefunden. Darum könne ihm wohl die Zeit niemals lang werden.

Spleiß war gewöhnlich am Morgen etwas ſpäter zu ſehen, als wir Anderen. Der Mann war an eine geiſtige Diät gewohnt, bei welcher allein er ſich wohl befand; er pflegte zuerſt lange und viel mit ſeinem Gott und Herrn zu ſprechen, ehe er mit ſeinen Gefährten ſprach, und er that Jenes ſo vertraulich und innig, wie ein Freund mit ſeinem Freunde, ein Kind mit ſeinem lieben Vater. Ich habe ihn manchmal ſtill auf ſeinen Knieen geſehen, wie er aber beten konnte, das habe ich in ſeinen Predigten vernommen. Es war ein Gebet, wie ſelten eines auf der Kanzel iſt, und wie es dennoch ſein ſoll. Obgleich nun wir Anderen ſchon etwas früher zum Fortgehen bereit waren, kamen wir dennoch alleſammt am Morgen noch früh genug auf den Weg über den Albis, ſahen bei Cappel die Stätte des Schlachtfeldes, auf dem im J. 1531 Zwingli fiel, waren [illegible] Mittag in Zug, am Abende in Arth; zogen am anderen Morgen über das damals noch gar öde ausſehende Leichenfeld bei Goldau, in welchem der Bergſturz vom Jahre 1806 gegen 400 Menſchen begraben hat; ſtiegen rüſtig, zuletzt über den friſch gefallenen Schnee auf den Rigi hinan. Der Himmel hatte ſich in den Nachmittagsſtunden getrübt, die Wolken drohten mit Schnee, noch einmal aber vor Abend wurden die Höhen frei, der Schleier der Wolken und Nebel war zur Tiefe geſunken, die untergehende Sonne beleuchtete die Reihen der Alpen in Süden, Weſten und Oſten. Eine Ausſicht, in welcher ein ganz eigenthümlicher, magiſcher Reiz lag. Unten in der Tiefe alle Wohnplätze der Menſchen, alle Felder und Auen vom Nebelgewölk zugedeckt, nur die weißbeſchneiten Höhen, hellbeleuchtet daſtehend, auf denen kein lebender Menſch ſeine Hütte bauen konnte, auf denen für ihn kein Pflügen und Ernten iſt, kein Baum oder Strauch ihm ſeine Früchte trägt. Iſt es doch, als blickte man in eine Welt des Jenſeits hinein, abgeſchieden durch Grabesſtille und Grabesruhe von dem Diesſeits; in jener ein hellſtrahlendes Licht, in dieſer Nebel und Dunkel.

Aber die Freude dieſes Anblickes dauerte nur kurze Zeit. Als die Sonne ſank, da ſtiegen die Nebel auf, deckten die Sterne zu, ein Sturmwind erhob ſich, trieb uns unter das nahe Obdach, brauſte die ganze Nacht an dieſes heran.

Da ſaßen wir denn am anderen Morgen auf dem mit eben ſo viel Vergnügen als Mühe beſtiegenem Rigikulm, in dem Wirthshauſe, deſſen damalige Bauart ſo wenig feſt war, daß es ſchien, als ob ein etwas ſtärkerer Sturm, als der in der vergangenen Nacht nicht nur das bretterne Dach, ſondern das ganze große, meiſt aus Holz gebaute Hüttenwerk hinabführen könne in den Zugerſee. Der Schnee, der in der Nacht friſch gefallen war, bedeckte die Höhe weit umher um das Haus, mehr denn Fußes hoch, und hatte ſich hin und wieder zu Windwehen angehäuft, die ſich jedem Verſuche des Weitergehens wie Schanzen entgegenſtellten. Und noch fortwährend fiel der Schnee in großen Flocken aus den Wolkenmaſſen, die nicht nur jede Ausſicht nach der Ferne, ſondern auch die in die Nähe bis auf wenig hundert Schritte mit ihrem Dunkel verſchloſſen. Wir aber mit unſeren Reiſegefährten und einigen ſchon geſtern vorgefundenen, in der Karte ſpielenden Studenten, ſo wie dem uns begleitenden Führer, genoſſen zwar im gemeinſamen Wohnzimmer der wohlthuenden Ofenwärme, ſchauten jedoch dabei mit Ungeduld in den Wolkenſchleier hinaus.

Der Schneefall, ſo meinte der Wirth, könne freilich einige Tage andauern, dann aber würde gewiß wieder ein warmer Wind kommen, der ihn zu Waſſer machte, denn zum völligen Einwintern des Berges ſei es noch zu früh im Jahre. — Das war ein ſchlechter Troſt für uns; denn immer noch leichter ſchien es, hinunter zu kommen vom Berge, ſo lange ſein Abhang die Schneedecke hatte, als beim Aufthauen des Schnees durch das abfließende Waſſer. Eine Berathung wurde gehalten, bei welcher meine Frau die entſcheidende Stimme hatte, denn für ſie war die Aufgabe eine ungleich ſchwerere, als für uns Männer. Sie aber erklärte, daß ihr in ihrer Heimath, welche ja auch in einem Gebirge lag, von Kindheit an das Hindurchgehen durch den Schnee eine gewohnte Sache geworden ſei; ſie ſtimme für das Weitergehen.

Unſerem Wirthe auf dem Rigikulm kam unſer Vorhaben freilich nicht ſo gar leicht und unbedenklich vor, denn alle Fußſteige, namentlich die nach dem Vierwaldſtädter See hinab, waren vom Schnee überdeckt. Unſer Führer jedoch, [illegible] die unerwartete Verzögerung der Heimkehr zu ſeinem Haus und Feld eben ſo ungelegen ſein mochte, als uns die Hemmung der Weiterreiſe, war ſogleich zum Fortwandern bereit; er werde uns, ſagte er, ſicher und wohlbehalten hinabbringen nach Weggis, denn wenn er auch keinen Steig ſehe, dienten ihm dennoch die Bäume und Felſen zu Wegweiſern, und wenn wir nur erſt eine Stunde oder vielleicht kaum ſo weit hinabwärts kämen, da würde aus dem Schnee ein Regen werden. Und ſo war es denn auch. Wir Männer mit dem Führer voraus brachen für die rüſtige Hausfrau eine Fußtapfen-Bahn durch den Schnee, deſſen Decke weiter nach dem Thale hinab immer dünner wurde, deſſen fallende Flocken immer mehr mit Regentropfen ſich miſchten, bis zuletzt der Regen zur alleinigen Herrſchaft kam, und uns alle, wohldurchnäßt, bis in's Wirthshaus von Weggis begleitete. Hier aber, auf dem warmen hohen Anbau neben dem geheizten Ofen, war bald alle Beſchwerde des Weges vergeſſen. Der Regen hatte ſchon während der Ueberfahrt über den See ſich gemindert, und der Kleinmuth, der ſich bei dem noch immer ſehr zweideutig ausſehenden Wetter in Einigen von uns regen wollte, wurde ſchon am anderen Tage durch den heiteren Himmel und ſeine milden Lüfte beſchämt. Die Weiterreiſe, dem Wunſche der jüngeren Begleiter aus Erlangen entſprechend, in das eigentliche Alpenhochland wurde beſchloſſen und ausgeführt.

Und wem ſollte es nicht wohl ſein und gefallen in dem altehrwürdigen Canton Unterwalden, gleich anziehend für uns durch die erhabene Schönheit ſeiner Natur, als durch die Denkwürdigkeiten ſeiner Geſchichte. Schon das Rathhaus in Stanz erinnert durch die bei Sempach, Morgarten und Murten eroberten Fahnen; das Zeughaus mit ſeinen alterthümlichen, für ein kräftigeres Geſchlecht geſtählten Waffen, ſo wie durch Arnold Winkelried's Panzer an die Thaten ſolcher Männer, wie dieſes Thal und Bergland ſie erzeugte. Aber nicht nur Männer, welche den ſtählernen Morgenſtern kräftigen Armes in den Schlachten führten, auch ſolche, welche ihrem Volke und ihrer Zeit als geiſtige Morgenſterne vorleuchteten, hat der herrliche Canton Unterwalden groß gezogen. Unter ihnen namentlich den Helden an Rath und Verſtand, den Retter und Erhalter des Friedens und der Eintracht im Volke der Schweizer, den Bruder Claus von der Flüe. Es war nicht nur ein hiſtoriſches Intereſſe oder der Reiz einer romantiſchen Volksſage, ſondern ein Gefühl von Ehrfurcht, das mich ergriff, als ich in der Kirche von Saxeln, dem Geburtsorte dieſes aus dem Geiſte geborenen Mannes, ſein Grab, dann die Stätte ſeines Wohnhauſes und in dem nahe bei dem Dorfe gelegenen Bergwalde ſeine Einſiedlerhütte beſuchte. Denn das war keine von jenen Gaben, die mit dem Fleiſch begraben werden, durch welche er ſchon in ſeiner rüſtigſten Jugendzeit, wenn er unter den Tapferſten ſeines Volkes gegen die Feinde kämpfte, zugleich als der menſchlich mildeſte von Allen ſich erwies, dann in ſeinem Amte als Landrath, wenn er das Recht mit einem unabweichbar richterlichen Ernſte übte, zugleich in allen Seelen das Gefühl und die Erkenntniß weckte, daß in dem Geſetze nicht nur ein das Unrecht ſtrafender, ſondern ein liebender Sinn wohne, der das Wohl und Heil der Menſchenſeelen ſucht und findet. Als er, durch ſeinen Wandel, wie in all' ſeinen Worten der Reinſte und Beſte, vor den Augen ſeines Volkes der höchſten Würde eines Landammanns werth geachtet, dieſelbe von ſich ablehnte und aus dem äußeren Wohlſtande ſeines häuslichen und geſelligen Lebens in die Armuth und Stille einer Waldhütte ſich zurückzog, bezeugte er da noch durch ſein Wirken und Thun, daß ihm nicht das lebensmüde Fleiſch das Verlangen, mit ſeinem Gott allein zu ſein, eingegeben habe. Derſelbe, nicht aus dem Fleiſche, ſondern aus Gott geborene Geiſt war hier unter dem Gewande des Einſiedlers bei ihm geblieben, der vorhin im Kampfe der Schlachten ihn mit Muth, der ihn zu den milden Tröſtungen der beſiegten Feinde mit Liebe, bei den ſchweren Pflichten ſeines richterlichen Amtes mit Geduld und Weisheit erfüllt und ihn begleitet hatte zu den Arbeiten für ſein Haus, zu der Erziehung und liebevollen Vorſorge für ſeine zehn Kinder und ſeine treumeinende Frau. Denn jene Vielen, welche, des Troſtes wie des weltlichen Rathes bedürfend, aus der Nähe wie aus der Ferne zu ſeiner Hütte kamen, konnten es bezeugen, daß aus ihm, dem erleuchteten Manne, ein Geiſt zu ihnen geſprochen habe, welcher niemals log, niemals irre führte, ſondern mit prophetiſchem Blicke auf das Gute und Rechte, ſo wie auf das Ende der Thaten und Ereigniſſe hinwies. Und nicht in der einſamen Hütte im Walde, ſondern höher und gewaltiger als da, ſprach und wirkte dieſer Geiſt aus ihm dort im Verſammlungsſaale zu Stanz, als er im Jahre 1[illegible] in die Mitte der aus allen Cantonen zur Tagſatzung Verſammelten eintrat. Der Augenblick ſchien damals gekommen, darin der Bund des Gemeinſinnes zwiſchen den Schweizern für immer getrennt und zerriſſen werden ſollte. Da trat in die Mitte der feindſelig gegen einander erbitterten Partheien ein Mann von hoher Geſtalt, in der Einſiedlerkutte auf und erhob ſeine Stimme, ſtrafend den Geiz, der, auf elenden Tand gerichtet, die Seelen bethört; ermahnend zur Einigkeit und zum Frieden. Es war der Bruder Claus von der Flüe, der hier zu denen, die ihn ſchon kannten, wie zu den Vielen, die ihn noch nie geſehen, mit ſolcher ſiegreichen geiſtigen Gewalt ſprach, daß alsbald der Partheigeiſt verſtummte und alle die Abgeordneten der Cantone zu dem Grundgeſetze eines friedlichen Vertrages ſich vereinten.

Man könnte hier fragen: welcher Beweis der Herrſchergewalt des Geiſtes über das Fleiſch war wunderbarer und größer: War es jener, den Claus während ſeines Einſiedlerlebens in ſeiner Enthaltung von den gewöhnlichen Speiſen und der Erhaltung des Leibes nur vom Genuſſe des Sakramentes und des Quellwaſſers gab, oder war es dieſer andere, bei welchem ſein Geiſt nicht nur das vereinzelte, eigene Fleiſch, ſondern den fleiſchlichen Sinn einer wild entbrannten Menge bewältigte und mit ſeinen Kräften durchdrang? Beiſpiele von einer Erhaltung und Hinhaltung des leiblichen Lebens ohne die alltägliche Nahrung, beim bloßen Genuſſe des Waſſers, hat es bis in die neueſte Zeit gegeben*). Mögen ſie als krankhafte Erſcheinungen gelten, immerhin ſind ſie ſolche, welche unſerer phyſiologiſchen Rechenkunſt eine unlösbare Aufgabe ſtellen.

In den Thaten und Leben des Bruder Claus wird aber nichts Krankhaftes bemerkt. Der Geiſt, aus welchem er in der Verſammlung zu Stanz zu ſeinem Volke ſprach und welchen er damals in dieſem weckte, iſt nicht geſtorben, ſondern nur eingeſchlummert, er wird wieder erwachen, wenn die Stimme ihn weckt, welche nicht den vorübergehenden Frieden der fleiſchlichen Waffen, ſondern mit ſiegreicher Macht den Frieden verkündet, der aus dem Geiſte iſt, die Einigkeit, die nur in Einem, nicht in dem Vielen, gefunden wurde.

---

*) M. v. meine Geſchichte der Seele, 4. Aufgabe, § 13, S. 179—182.

Auch das Volk, das wir in Saxeln und ſeiner Umgegend ſahen und kennen lernten, ſchien durch Sitte und Sprache, ja ſelbſt durch die äußere Geſtalt, an den Claus von der Flüe und an die Genoſſen ſeiner Zeit zu erinnern. Ein ehrbar ſittiges treuherzig blickendes Volk, das mit kräftigem Händedrucke den Gruß des Fremden erwidert, furchtlos und ohne Arg wie Leute von gutem Gewiſſen vor Gott und Menſchen. Sie ſind noch von urkräftig geſundem Stamme, dieſes bezeugt an ihnen das bis in's Alter blühende Angeſicht, der Wuchs wie die Wohlgeſtalt der Glieder und die Stärke der Stimme, vor Allem aber die geſunde Seele, die in ſolcher leiblichen Geſtalt wohnt. Denn der bärtige Alte, der im Gaſthauſe zu Saxeln neben uns ſaß, urtheilte in ſeinem, nicht viel Worte machenden Geſpräche über die Dinge der Welt und ſeiner Zeit in einer Weiſe, die eines Landsmannes des Claus von der Flüe würdig ſchien.

Der Fremde, welcher vom Vierwaldſtätter See hinaufwandert durch die Thäler und über die Hügel von Unterwalden nach dem hohen Gebirgsſtocke des Titlis, der den Canton von dem Berner Gebiete abgränzt, wird ſich vergeblich nach großen Getreidefeldern umſehen. Statt dieſer findet er ein Land der Gärten und der Gemüſefelder, ein Grün der Wieſen, wie er kaum anderswo in ſo reicher Ausdehnung es geſchehen. Wer, an den anmuthigen Speculationen und Träumen etwa eines G. F. Maier *) Gefallen findend, den Seelen jener Thiere, welche auf Erden dem mühſeligen Dienſte des Menſchen auf Hoffnung unterworfen ſind, nicht nur eine Fortdauer nach dem Tode, ſondern ein Heim des Ausruhens und der Erquickung vergönnen möchte, der könnte wohl in dem Canton Unterwalden das irdiſche Vorbild eines Paradieſes ſolcher Thierſeelen finden. Denn hier auf dieſen Weiden grünen und gedeihen, unter dem aromatiſchen Dufte der Alpenpflanzen, die auserleſenſten, von Menſchenhand geſäeten Futterkräuter; den Höhen wie der Tiefe entquellen die Brunnen des klaren, reinen Waſſers; am Ufer der kleinen Seen, die zum Eintauchen der Glieder locken, gibt das Gebüſch ſeinen Schatten; die Sonne ſcheint ſo mild herein, daß hier an manchen Orten die hochwüchſige Cypreſſe eine Heimath findet und am Abhange mancher Hügel die Bäume der ächten Kaſtanien eben ſo kräftig gedeihen als in den Gegenden des ſüdlichen Tirols. Ein Land iſt Unterwalden, darin, wie einſt im Lande der Verheißung, Milch und Honig fließen. Denn der Honig, den wir hier genoſſen, kam an Wohlgeſchmack dem der Inſel Rügen gleich und wo könnte es eine größere Fülle von Milch geben als in dieſem Canton, der in ſeinem Gebiete von 13 Quadratmeilen 12,000 Kühen ihre Weide gibt, mit deren Hut und Pflege ein großer Theil der etwa doppelt ſo großen Zahl der menſchlichen Einwohner des Cantons ſich beſchäftigt. Denn der vorherrſchende Stand und Reichthum des hieſigen Volkes iſt der altehrwürdige der Heerdenbeſitzer und Hirten, die

---

*) M. v. deſſen Verſuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere. Halle 1750.

zugleich in ihren Gärten eine Fülle des Obſtes und Gemüſes, aus ihren Wäldern einen Ueberfluß des Holzes gewinnen, welcher nicht nur zur reichlichen Verſorgung des eigenen Hausſtandes, ſondern auch der Bewohner der nachbarlichen Cantone, ausreicht. Wie verſchieden iſt dieſe Weiſe der Beſchäftigung, ſo wie die Sprache der Unterwaldner von der des Volkes, das die Halbinſel Mönchgut auf Rügen bewohnt, und dennoch glaubte ich an beiden innere wie äußere Züge der Verwandtſchaft zu bemerken.

Ja, als ein Paradiesgarten erſchienen mir die herrlichen Thäler von Unterwalden, auf deſſen voller Früchte hängende Bäume und deſſen wechſelndes Grün das niemals wechſelnde Weiß des ſchneebedeckten Pilatusgebirges und des hohen Titlis, zum Ernſte ermahnend hereinblickt, gleichwie in das erhaben ſchöne Melchthal, durch das wir ſo eben wanderten, der Geiſt der Erinnerung an den Helden Arnold von Melchthal. Wir ſahen die Sängerinnen nicht, welche eben am Bergabhange das Lied ſangen, aber der Wohlklang ihrer kräftigen Stimmen drang zu Ohren und Herzen. Die Abendſonne warf ihren Glanz auf einen der Gletſcher, welche den Titlis weit hinab bedecken, als wir noch einmal auf einer Anhöhe nach dem Wege des heutigen Tages zurückblickten. Das Gefühl der Ermüdung hatte neben dem des Wohlbehagens nicht aufkommen können; dieſes blieb bei uns, als wir im gaſtlichen Zimmer des Wirthshauſes zu Lungern traulich noch lange beiſammenſaßen.

Es war ein Sonntagsmorgen, in deſſen ſabbathliche Feier mit der Seele des Menſchen zugleich der klare, reine Himmel und die Tempelſäulen der Hochalpen einſtimmten, als wir von Lungern aus über den Brünig hinüber ſtiegen nach Brienz und ſeinem nachbarlichen See. Mein

Freund Spleiß war heute ſo mittheilend und aufgeweckt, wie ich ihn nur ſelten gefunden. In ihm war zwar immer, an jedem Tage und in jeder Stunde Sonntag, doch ging ihm heute auch der Mund ganz beſonders von Geſprächen, ſonntäglichen Inhaltes, über. Nach der Art und Weiſe, die er an ſich hatte, wenn er recht eindrücklich, Auge gegen Auge, mit einem Freunde reden wollte, blieb er öfter ſtehen, ſprach mit Mund und Händen, indem er meine Arme, wie zur Mahnung an rechte Theilnahme, anfaßte. Und an dieſer Theilnahme ließ ich es nicht fehlen, denn was er ſprach, das war des Aufmerkens werth.

Dort im Walde zog ſich der Fußſteig an einem gähen Abhange hin, auf welchem Felsblöcke herumgeſtreut lagen, die, wie es ſchien, ganz neuerdings vom Gipfel abgeriſſen waren. Während wir da, hörend und redend, zwiſchen den Bergruinen bald einige Schritte gingen, bald wieder ſtillſtanden, kam ein Mann mit langen, eiligen Schritten hinter uns her, der uns im Vorübergehen zurief: „Ihr Leute, hier iſt nicht gut ſtill ſtehen, der Berg hat ſeit geſtern Steine gelöſt und thut es noch." Spleiß ſchien die angebliche Gefahr erſt jetzt zu bemerken. Doch antwortete er ruhig: „Laßt ihn löſen," endigte den Satz ſeiner Rede, den er begonnen und zog mich raſch neben den Felstrümmern über die friſch zerknickten Geſträuche und jungen Bäume hinab und hinüber auf den ſicherern Weg, den der größere Theil unſerer Reiſegeſellſchaft gegangen war.

Das Geſpräch war aber auch von ſolcher Art, daß es ſchwer hielt, für das Reden wie für das Hören eine geeignete Pauſe zu finden, obgleich er ſo eben von einem geiſtigen Pauſemachen in der Sabbathsruhe, von einem Stilleſtehen auf dem einig feſten Grunde der ewigen Wahrheit, geſprochen hatte. Nun, dieſer Grund war in meinem ſtemmende freilich feſt genug. Sein Glaube an einen lebendigen, überall nahen Gott, deſſen Aufſehen eben ſo väterlich ſorgend den Odem des einzelnen Menſchen bewahrt, als das Beſtehen und Bewegen des Weltalls, war ganz aus einem Stücke. Namentlich war bei ihm dieſer Glaube nach jener Seite hin, wo man das Brecheiſen der phyſikaliſchen Einwürfe an ſein Bollwerk anlegen wollte, ſo kräftig verpalliſadirt, daß er ſich von daher kein Haarbreit abgewinnen ließ. Nicht einmal durch das Geſetz der Schwere oder durch die Unabänderlichkeit der Bewegung der Erde um ihre Axe, wenn nicht bei einem Stillſtande derſelben Alles: Thürme und Städte, Berge und Wälder, ja Land und Meer über einen Haufen fallen ſollte, ließ er ſich, wenn etwa die Oppoſitionsparthei mit dergleichen gegen die Wahrheit des Wortes heranrücken wollte, zu einer Kapitulation bewegen. Der Meiſter, der die Welt: das Werk der Zeichen und Zeiten, geſchaffen hat und im Gang erhält, könne, ſo ſagte er, eben ſo leicht hemmen oder fördern, als der Meiſter, der eine Uhr gemacht hat, ihren Gang vorwärts oder rückwärts führen kann. Ueberdieß, was ſei die Schwere anders, als eine von dem Schöpfer ſelber ausgehende Macht des Zuſammenhaltes der Dinge? Verhielte es ſich doch damit in noch viel höherem Maaße eben ſo wie mit der Lebenskraft, welche im Leibe eines Thieres, wie eines Menſchen, alles Flüſſige und Feſte in guter Ordnung zuſammenhält, der Leib mag ruhen oder laufen, ſpringen oder fliegen.

„Gebt mir einen Punkt, außer der Erde, darauf ich feſtſtehen kann,“ ſprach jener Weiſe des Alterthums „und ich will den ganzen Erdball bewegen.“ Einen ſolchen feſten Punkt, außer der Welt des vergänglichen Weſens, hatte Spleiß in ſeinem Glaubensgrunde gefunden, darum war die Bewegung, die er (nach S. 340) durch ſeine Predigt in dem Kreiſe einer ganzen Gemeinde hervorbrachte, eine ſo außerordentliche. Wenn die ganze Welt der fleiſchlichen Gelüſte, des ſelbſtſüchtigen Treibens, der rohen Unempfänglichkeit in den Seelen dieſer Gemeinde ſo von ihrer Stätte gerückt wurde, daß ſie von dem niederen Boden, auf dem ſie träge geruht hatte, in die freie Höhe eines geiſtigen Lebens kam, dann war dieſes nach ſeinem Maße ein ähnliches Wunder vor den Augen der Nachbarn, die umher im Lande wohnten, als die Bewegung einer träge ruhenden Weltenkugel. Wie mächtig wirkt ein Wort der Rede, das aus einem alle Kräfte der Menſchennatur durchdringenden, die Welt überwindenden Glauben kommt. „Uns war es, als ob ein Sturmwind unſere Herzen aufhöbe von der Erde, als er ſo mit uns ſprach und wir konnten nicht anders, als ſeinen Worten glauben," ſagten die Leute in Buch und ich konnte ihnen das wohl nachfühlen, als ich den Freund an der Stätte, wo er am liebſten war, ſprechen hörte.

Nun, als einen Prediger von ſolcher Kraft hatte ich Spleiß auch aus ſeinem ſonntäglichen Morgengeſpräche kennen gelernt, obgleich dieſes keine eigentliche Predigt ſein ſollte. Aber der Mann war ja nicht nur an Sonntagen und Feiertagen der wohlbeſtallte Pfarrer an der Dorfgemeinde Buch bei Schaffhauſen, ſondern zugleich in den Wochentagen an der Hochſchule ſeiner Vaterſtadt Profeſſor der Mathematik und Phyſik. Unſer Geſpräch wendete ſich auf einen Gegenſtand, der mir als eine ſpätere (bis jetzt noch nicht gelöſte) Aufgabe meines Lebens, damals ſehr am Herzen lag, auf eine Physica sacra. Ich theilte ihm Einiges von meinen Anſichten und vorbereitenden Arbeiten über dieſen Gegenſtand mit, und er freute ſich der Mittheilung. Aber auch er gab mir jetzt aus dem Schatze ſeines Forſchens und Denkens Altes und Neues mit, das mir, ich läugne es nicht, anfangs nicht nach meinem wiſſenſchaftlichen Geſchmacke und Sinne war. Mein Freund, der Roſenbäcker Burger in Nürnberg, hatte wohl auch, wenn er von den Naturlehren ſeines alten Prälaten Oetingers ſprach (m. v. II. S. 365 u. f.) ähnliche Dinge behauptet und dieſem hatte ich es gern nachgeſehen, denn er war ein ehrenwerther, frommer Bürgersmann. Wie aber ein Gelehrter von Profeſſion, ein Mann, ſo wie Spleiß, von mathematiſcher Gründlichkeit, wohlbekannt, wie er, mit allen neuen Entdeckungen ſeiner Wiſſenſchaft, zu einer Geheimlehre ſolcher Art, denn als eine ſolche behandelte er ſie, kommen konnte, das verſtand ich nicht. Das zwar erkannte ich leicht, daß er ſich, wie der alte Prälat Oetinger von ſich ausſagte, ſeine Logik aus dem Worte Gottes hatte bilden laſſen, das Weitere aber, das hieraus folgte, ging mir zu weit. Ich führe nur Einiges davon an.

Ich ſelber, ſowohl mit allen mir bekannten Phyſikern unſerer Zeit, betrachtete die Emanationslehre des großen Newton, nach welcher das Licht als ein ſelbſtſtändig leibliches Weſen, etwa von der Sonne oder anderen ſelbſtſtändig leuchtenden Körpern ausgeht, als eine längſt widerlegte Annahme und war entſchieden für die Undulationslehre des ſcharfſinnigen Euler eingenommen, nach welcher das Licht kein ſelbſtſtändiges leibliches Weſen, ſondern eine Bewegung iſt, die ſich z. B. von der Sonne durch den durchleuchtbaren Weltenraum bis in ſeine weiteſten Fernen fortſetzt. Dieſe Anſicht hatte ja die überzeugendſten Analogieen und Berechnungen für ſich. Mein Freund Spleiß aber, auf alle meine Einwendungen, auf alle meine Berufungen auf das Urtheil der Meiſter vom Fache, ließ ſich in ſeiner Anſicht nicht irren: daß das Licht keine bloße Bewegung, keine bloße Kraftäußerung eines ſelbſtſtändig leiblichen, körperlichen Weſens, ſondern ſelbſt ein ſolches ſelbſtſtändiges Weſen ſei, eben ſo wie die Seele, auf ihrer höheren, geiſtartigen Stufe, mit allen Aeußerungen ihres Lebens und ihrer Kräfte, nicht blos eine Erſcheinung iſt, die aus der Wechſelwirkung der körperlichen Elemente des Blutes, des Gehirnes, der bewegenden Einwirkung der äußeren Eindrücke auf die Sinne hervorgehe und mit dieſen erlöſche, ſondern eine ſelbſtſtändig bleibende Weſenheit für ſich. Ja, er kehrte die Spitze jener Gegengründe um, die ich gegen ihn angewendet hatte, er ſtellte alle die Analogieen, welche ich als Beweiſe für meine Anſicht gebraucht, als Zeugen für die ſeinige hin. Nicht das Licht allein, ſondern das ganze Reich der ſogenannt unwägbaren Wirkſamkeiten (Imponderabilien)*), wie der Magnetismus, Elektrizität, chemiſche Kraftäußerung, ja ſelbſt Wärme und Schall, was der hörbaren Einwirkung auf das Ohr ſeinen eigentlichen Ton gibt, war nach ſeiner Meinung das Reich einer höheren Leiblichkeit, deren Elemente dem Zuge nach einem anderen Mittelpunkte folgen als jener iſt, welcher in der Schwere waltet. Das Licht und die Elektrizität waren ihm demnach eben ſo für ſich beſtehende elementariſche Weſen, als es der zu vielen Verwandlungen geneigte Kohlenſtoff in der niederen irdiſchen Körperlichkeit iſt. — Wie bei dem Entſtehen der Lebendigen, da, wo dieſe „im Verborgenen gemacht werden" (Pſ. 139), die eigene lebende Seele zu dem Werke der leiblichen Schöpfung ſich geſellt, das liegt außer den Gränzen unſeres irdiſchen Verſtändniſſes. Wie aber in den Eiſenſtab, welcher vorhin regungslos und ohne Macht, dieſes zu bewegen, neben anderem Eiſen lag, ſchon durch die Anregung des Hämmerns; wie in den Bernſtein oder das Glas, wie in das leicht entzündliche Holz durch den Druck und das Reiben eine Bekräftigung hineinfährt, welche einer Beſeelung ähnlich iſt, das zeigt unſerer ſinnlichen Wahrnehmung: am Eiſen die erwachende magnetiſche, am Bernſtein die elektriſche Wirkſamkeit, am heftig geriebenen Holze die wärmende und leuchtende Flamme. In all' dieſen Erſcheinungen iſt aber kein eigentliches Leben, keine Seele. Ebenſo wie einſt der Sturmwind, das Erdbeben, das Feuer dem ſtillen, ſanften Sauſen vorangingen, vor deſſen Annahen der große Seher ſein Haupt verhüllte und wie nur in dieſem das Leben wohnte, das in jenen dreien nicht war, ſo iſt auch das Hereinbrechen der Elemente jener höheren Leiblichkeit in die irdiſche Körperlichkeit ein zwar mächtig bewegendes, ſinnlich gewaltiges, dabei aber an ſich ſelber ein ſeelenloſes. Dennoch ſind ſie es, aus denen die Seele während der Zeit ihres Inwohnens im Leibe ihren nährenden Fortbeſtand empfängt, ja ſie ſind es, aus denen ihr der innere Leib gebildet wird, der bis zum großen Tage der Wiederbringung des Fleiſches ihr bleiben mag. Dieſer iſt, wie das Bild, dem die Phantaſie in unſerer Seele Geſtalt und Bewegung gibt, nur den Seelen ſelber, nicht den Sinnen von irdiſchem Stoffe ſichtbar und wahrnehmbar. Zwiſchen uns und der nicht mehr irdiſch elementaren Weſenheit der Seelen bildet der Tod eine Kluft, über welche jene nicht herüber, wir nicht hinüber können; die irdiſche Natur in uns mag am Rande dieſer Kluft mit verhülltem Haupte ſtehen bleiben. Es iſt gut und recht, wenn ſie das thut. Wir wollen keinen Sprung vor der Zeit hinüberwagen; könnte uns zum Tode

---

*) Ich behalte die damals gewöhnlichen Namen bei.

Geiſtergrauen; wollen auch Das, was drüben iſt nicht herüber ziehen, das könnte eine ſchlechte Geſellſchaft mit ſich bringen, vor welcher ſich der Vorwitz wie vor Tod und Fluch zu fürchten hat. Steht uns doch, wenn wir ihn nur wollen, der beſtändige Zugang zu einem zugleich höheren Reiche offen, als die Elementarwelt den abgeſchiedenen Seelen iſt. Zu einem Reiche, das vergleichbar einer Region über den Wolken, welche von keinem Blitze und Donner heimgeſucht wird, ein Reich des ewigen Friedens iſt, ja das Reich Gottes ſelber, inwohnend auch in uns. Es hat dem ewigen Erbarmer, dem Herrſcher über alle Reiche ſeiner Schöpfungen gefallen, daß er ſich als Brod und als Waſſer des Lebens unmittelbar in die irdiſche Körperlichkeit unſeres Fleiſches und Blutes einſenkte; ſelig, wer die Einladung: kommet und eſſet, kommet und trinket, vernimmt und ihr folgt. Aus dieſem oberſten Herrſcherreiche, das ſich zur armen, groben Erdenmaterie heruntergelaſſen, mag zu uns herüberkommen, was da wolle, wir fürchten das nicht, ſondern hören mit verhülltem Haupte die Stimme, die aus dem ſtillen, ſanften Sauſen kommt. — —

Mag man aus dieſen einzelnen Sätzen, die ich, freilich unwillkürlich eingekleidet in meine eigenen Worte und Vorſtellungen, hier wiedergab, den Sinn errathen, der in den Lehren der Physica sacra meines Freundes lag. Mir ſelber iſt dieſer Sinn erſt ſpäter klarer geworden, als wir bei unſerem öfteren Begegnen im Leben noch Manches über denſelben Gegenſtand ſprachen, und ich habe mehr in den Mittheilungen meines ſeltſamen Adepten gefunden, als ich anfangs darinnen fand. Der Unterſchied zwiſchen dieſer und der vorherrſchenden der neueren Wiſſenſchaft lag in der geiſtigen Grundrichtung, welche beide bei ihrem Ausgange und nach ihrem Endpunkte nehmen. Wenn man von außen vom Tageslichte her in das dunkle Innere einer engen Höhle hineingeht, ſieht man nach wenig Schritten Das nicht mehr, was vor Einem oder neben Einem ſteht und liegt, man muß das Gefühl der Hände und Füße zu Hülfe nehmen, um weiter zu ſchreiten. Sobald man ſich jedoch im Dunkel der Höhle umwendet, nach dem Eingange hin, durch den das Licht hereinfällt, ſieht und erkennt man alles Das, was zwiſchen uns und dem Lichte ſteht oder liegt; der Stein, an dem wir bei'm Hineingehen uns ſtießen, irret uns nicht mehr, und während wir vorhin nur langſam ſchleichend und tappend dem Dunkel zugingen, können wir jetzt, nach dem Lichte hin, ſichere Schritte machen, und unſeren Gang beſchleunigen. Nicht nur von der Grundrichtung der phyſikaliſchen Anſichten meines Freundes, ſondern von der ſeines geiſtigen Forſchens und Erkennens überhaupt gilt der eben gebrauchte Vergleich. Er bedurfte keiner Grubenlampe der gewöhnlichen wiſſenſchaftlichen Hypotheſen und ſinnreichen Kombinationen, achtete nicht auf jenen Lichtſchimmer, den die Menſchenweisheit von ihrem heutigen Tage, dieſer mag trübe ſein oder hell, gleichſam von hinten her auf ihre Betrachtungen der vergangenen wie der zukünftigen Tage fallen läßt, ſondern er hatte in wie vor ſich das feſte prophetiſche Wort, auf welches er achtete als auf ein Licht; er kannte und genoß in ſich jenes Leben, welches das einige wahre Licht des Menſchengeiſtes iſt. Er hatte gründlich jenes Aufmerken auf ſich ſelber gelernt, welches das Unerkannte in uns in das Licht jenes Angeſichts ſtellt (Pſ. 90), deſſen Furcht der Weisheit Anfang iſt. Und dieſer Anfang in der Tiefe, die zunächſt vor ihm lag, war nicht ohne einen Fortgang geblieben, der ihn zu einem Höhenpunkte des Erkennens führte, von welchem die Ausſicht noch eine ungleich bedeutungsvollere war als die ähnlich große, vom Rigikulm herab.

27. Das Berner Oberland.

Der Brienzer See und ſeine Umgebung ſind Majeſtäten der Natur, in deren Nähe man leicht verſtummt, deren Betrachtung man ſich gern ſchweigend hingibt. Auch dieſer kleine See mag zuweilen, von Stürmen aufgeregt, von dem fluthenden Waſſer der Aar und der von den Bergwänden abſtürzenden Bäche in mächtigen Wogen gehoben werden; heute aber war ſein Spiegel ſo glatt, in den Bergen und Wäldern war Alles ſo ſtill, daß man das Läuten der Sonntagsglocken aus weiter Ferne vernahm. Erſt dann, als wir in unſerem geräumigen Fiſcherkahne dem jenſeitigen Ufer uns naheten, hörten wir das Rauſchen der Waſſerbäche, die auf vielen Wegen von ihren hochgelegenen Quellen hinab zu der größeren Gemeinde des Waſſers im See ſich verſammelten. Die Ruderer in unſerem Fahrzeuge führten uns zu der Stelle des Sees, an welcher man alle die ſieben Fälle des Gießbaches überblicken kann, von den höheren Stockwerken ſeines Abſturzes bis zu dem unterſten Geſchoſſe ſeines Einfluſſes in den See. Man iſt hier, ſo wie in dem benachbarten Haslithal, auf eine Schaubühne getreten, welche von den beiden Herrſchermächten der irdiſchen Natur: dem Hochgebirge und den Strömen des lebendigen Waſſers erbaut iſt, zur Luſt der Augen und zur Erweckung des Menſchengeiſtes aus der Dumpfheit des Fleiſches. Wenn dort bei dem nachbarlichen Meiringen der Reichenbach mit ſeinen neun Abſtürzen vom Gebirge herab zuweilen auch Baumſtämme und Felſenſtücke, wenn dann die Waſſerfälle des Alp- wie des Mühlibaches ihre Thau- und Regenfluthen weit über ihr Bette heraus wälzen, dann lernt der zuſchauende Menſch noch andere, erhabenere Schreckniſſe der Natur kennen als die waren, welche das römiſche Volk ſahe, wenn es von den ſicheren Sitzen ſeiner Schaubühne herab den Waffenthaten der Gladiatoren, oder dem ungleichen Kampfe der Menſchen mit Löwen und Leoparden zuſchaute.

Ich meine wohl, eine ſolche Nachbarſchaft der Natur kann nicht ohne bildenden, mächtig erhebenden Einfluß auf die Kräfte des Leibes wie der Seele des Menſchen ſein. Wo kann man ein kräftig ſchöneres Volk ſehen, als das im Haslithale und ſeiner Nachbarſchaft es iſt; wo hat ſich der ſtärkende, veredlende Einfluß einer ſolchen Zuſammengeſellung des fortwährend ſtürzenden Waſſers und der mitten in dem reißenden Falle unverrückbar feſtſtehenden Felſengebirge herrlicher gezeigt als in dem alten Heldenlande von Skandinavien, in welchem der Glommen-, der Trolhätta-, der Dalelf-, der Riedelſwaſſerfall in der Reihe ihrer faſt unzählbaren kleineren Genoſſen die großen Thaten Deſſen verkünden, welcher über dem Kampfe der Elemente in ewigem Frieden ſteht. Und hat ſich nicht ſelbſt an jenen Urbewohnern von Amerika, welche Nachbarn ſolcher Bewegungen der Naturkräfte waren, ein anderer Sinn und Geiſt gezeigt; als bei den verwandten Bewohnern der Ebenen und Savannen? Das Wort „hochſinnig" läßt ſich freilich vor Allem in einer geiſtigen Bedeutung nehmen, nicht ſelten jedoch findet ſich das geiſtige Hochſtreben mit einem Hochgenuſſe der Sinne zuſammengeſellt.

Leider habe ich das liebe ſkandinaviſche Land mit ſeiner kräftigen Natur der Berge und der lebendigen Waſſer, ſo wie ſeiner ächt naturwüchſigen Bewohner mit Augen nie geſehen; aber auf meinen Wanderungen über die Berge und Gewäſſer der ſchönen Erde haben nur wenige Stellen einen ähnlichen Eindruck in meinen Sinnen und Gemüth zurückgelaſſen als die Gegenden des Berner Oberlandes bei meinem erſtmaligen Beſuche in der Schweiz. Von dem Rheinfalle bei Schaffhauſen gilt mir dasſelbe, was ich ſoeben von dem bildenden Einfluſſe ſolcher Theater der Natur auf die empfänglichen, bildſamen Seelen der Menſchen geſagt habe; ſelbſt bei den Anwohnern des herrlichen Waſſerfalles von Terni ſchien mich noch ein ſchwacher Zug ihres Naturells an den ſchweigſamen Ernſt des Tacitus zu erinnern, deſſen Geburtsſtätte dort war.

Du mein alter Freund Neophytos, Archimandrit im Kloſter des Sinai, mochteſt wohl eine Ahnung davon haben, daß ſelbſt dem Sinai-Horeb das Waſſer einen höheren Reiz für die Sinne geben könne, indem Du, zum großen Verdruſſe des Gärtner-Mönches ein kleines Behältniß des Regenwaſſers am Abhange des Horeb öffnen und den ſchwachen Guß vor unſeren Augen vom Felſen herab in den Garten ſtürzen ließeſt. Du wollteſt uns ein Schauſpiel gewähren, das wir freilich daheim ſelbſt bei mäßigem Regen an jeder Dachrinne geſehen, welches aber für Deine von der Wüſte der Felſen umſchloſſenen Augen das köſtlichſte und zugleich ſeltenſte war, das nur etwa an einem oder etlichen Tagen, ja ſelbſt nur Stunden jener glücklicheren Jahre geſehen wird, in denen der Regen in Fülle das Gebirge netzt. Was wäre doch die ſchönſte Gebirgslandſchaft, was wäre ohne das lebendige Waſſer ſelbſt das Licht, auch wenn dasſelbe ſo hell und täglich, wie die Sonne ihre Lieblingsinſel Rhodos, die nackten Felſen beſtrahlte!

Spleiß wurde durch ähnliche Betrachtungen, ſowie durch den Inhalt eines Aufſatzes in Fr. v. Meier's Blättern für höhere Wahrheit zu weiteren Mittheilungen aufgeregt aus der Geheimlehre ſeiner Physica sacra. Von einem anderen nicht menſchlich-ſterblichen Geſchlechte der Weſen redete er, welchem vor den Zeiten des Menſchen die Erde zum Wohnſitze und Herrſcherreiche gegeben war, hob den Unterſchied und zugleich die hohe, künftige Bedeutung der Menſchenſchöpfung „aus einem Erdenklos, aus einem Element der niederſten Leiblichkeit“ hervor, denn die tiefſte Tiefe ſollte jetzt von dem Hauche aus dem Munde des Schöpfers ſelber, von dem Geiſte des göttlichen Lebens durchdrungen; das vor den Augen „einer aus Hochmuth gefallenen Geiſterwelt Niedrigſte und Geringſte zum Höchſten erhoben werden.“

Drüben von den grünenden Bergen der anderen Seite des Sees her ließen ſich laut- und wohltönende Stimmen von Sängerinnen vernehmen, welche uns, wie alle ankommenden Fremden, begrüßten, von denen eine freundliche Gabe zu erwarten iſt. Es lautete dort im Widerhalle der Felſen, als ſängen die Berge ſelber mit und man hätte gern, länger im Kahne verweilend, den Geſang gehört, wenn neben der Aufgabe der heutigen Tagereiſe uns Zeit zum Stillſtehen geblieben wäre. Auch oben auf der Höhe im Hauſe des Schullehrers eines kleinen Ortes, das zur Einkehr für Fremde eingerichtet ſchien, fanden wir bei Alt und Jung muſikaliſchen Sinn ſowie Geſchicklichkeit, und an dem Hausvater einen Mann, mit welchem die beiden Reiſegefährten von geiſtlichem Stande eine ihnen erfreuliche Unterhaltung hatten.

Mir war es, da wir jetzt in das Lauterbrunner Thal eintraten, als ſei mir von dieſem, ſo wie von den Bergrieſen der Jungfrau wie des Mönches, und von den Gletſchern bei Grindelwald ſchon bei meiner Wiege geſungen worden, ſo lebendig hatte ſich mir Alles, was ich bei meinem großen Appetit nach Reiſebeſchreibungen von früheſter Jugend an über dieſe Gegenden geleſen, zu einem feſtſtehenden inneren Bilde geſtaltet. Noch am Abende gingen wir von dem Gaſthauſe zu Lauterbrunnen hinaufwärts im Thale, erhoben unſer Haupt zur Hinaufſicht nach den beſchneiten Gipfeln des Eiger und ſeiner Nachbarn. Bei'm Abendeſſen im Gaſthauſe fanden wir eine ſehr vornehme und gelehrte Geſellſchaft, unter ihr den berühmten Geſchichtsforſcher Profeſſor Arnold Heeren aus Göttingen. Ich hatte in jüngeren Jahren die Schriften dieſes Mannes mit großer Theilnahme geleſen, hätte gern, als dankbarer Schüler, ein Geſpräch mit ihm angeknüpft, aber ich bedachte, daß zwiſchen einem großen Göttinger und einem kleinen Erlanger oder Nürnberger Namen wohl eine weite Strecke Weges innen liegen möchte, und der mir ehrenwerthe Mann ſchien mir auch zu müde von der Reiſe, um noch ein Broſämlein ſeines Geſpräches mit einer adelichen Familie, deren Begleiter er war, auch für uns Andere vom Tiſche fallen zu laſſen. Deshalb blieb ich gerne ein ſtiller Nachbar.

Der Staubbach, von der Morgenſonne beleuchtet, war wohl am anderen Morgen unſeres erſten Beſuches werth. Hätte ihn freilich faſt noch lieber dort oben ſehen mögen, wo er ſich noch als kräftiger Bach, im Angeſichte der nahen Bergrieſen, aus der Höhe von 900 Fuß herunterſtürzt, als da unten, wo er, der tiefgefallene, zu einem ſtaubartigen Nebel wird. Weiter hinauf im Thale hätte es auch noch Vieles zu ſehen gegeben, doch mußten wir uns für dieſes Mal mit einer kurzen Wanderung begnügen. Auf den jetzt durch Gletſchereis verſperrten Paß, in deſſen vormaligen Alpenwieſen mit den vorüberziehenden Saumroſſen zugleich die hier anſäſſigen, zuletzt lebendig unter dem Eiſe begrabenen Murmelthiere ihre Weide fanden, hatten wir von der Wengern-alp hinüber eine theilweiſe Ausſicht; der Wunſch, daß ich doch auch einmal dort jenſeits des Paſſes das Walliſer Rhonethal ſehen möchte, iſt mir erſt acht Jahre nachher in Erfüllung gegangen.

In Lauterbrunnen wurde uns abgerathen, den Bergſteig über die Wengeralp und die kleine Scheidegg nach Grindelwald zu gehen. Denn dieſe Höhen ſeien hoch mit dem neulich gefallenen, in dieſem Jahre nicht mehr hinwegthauenden Schnee bedeckt; kein Saumroß, noch weniger ein Menſch habe ſeit dem letzten Schneefalle dahin die Bahn gebrochen; die Sennhütten auf den Höhen wären von ihren Bewohnern verlaſſen. Dennoch fanden wir einen Führer, der erſt vor wenig Tagen ſich über die kleine Scheidegg Bahn gemacht hatte nach Grindelwald, und nach ſeiner Verſicherung ſeien die Spuren ſeiner Füße nicht die einzigen im Schnee geweſen. Mich verlangte unbeſchreiblich nach dem Genuſſe dieſer Wanderung am Fuße der Jungfrau und des Hochrückens der Schweizeralpen hin; die liebe Hausfrau hätte Gelegenheit gefunden, auf dem Thalwege nach Grindelwald zu fahren, ſie aber wies das alles von ſich, „ſie habe,“ ſagte ſie, „eben ſo wie wir Augen, die gerne etwas Erhabenes und Großes ſähen, Füße, die eben ſo gut ſteigen könnten, als die Füße unſerer jungen Reiſegefährten; ſie werde auch hier, wie beim Steigen vom Rigi hinab, ihrer Reiſegeſellſchaft keine Beſchwerde noch Schande machen.“

Ich habe meinen Freund Spleiß, deſſen ganzes Weſen zwar ſo oft in lebendiger Bewegung war, niemals ſo leicht beweglich und leiblich munter geſehen als auf dieſem Wege, der freilich, was ſeinen erhabenen Naturreiz betrifft, ein königlicher Weg genannt werden mag. Es war, als hätte er dort auf den Höhen etwas von der Freudigkeit der

Gemſen angezogen. Unſer Wirth in Lauterbrunnen, der geſtern Abend mit ſchwarzem Frack, ſeidenen Strümpfen und Schuhen zur Tafel aufwartete, begegnete uns auf einer der nächſten Höhen in gar einfach ländlicher Tracht, tragend in dem Reff auf ſeinem Rücken einen rieſenhaften Käſe. Ihm rief Spleiß einen ſinnvoll ſcherzenden Gruß zu, deſſen Sinn ſich auf den Hang der Schweiz zum Gelde bezog. Denn es war in dem Hauſe jenes guten Mannes etwas theuer geweſen, aber das Volk im Thale iſt dürftig, lebt faſt vorzugsweiſe vom Beſuche der Fremden. Gott geſegne den armen Leuten ihren Gewinn! Nun, Spleiß dachte eben ſo, erinnerte jedoch zugleich an einen anderen vormaligen Reichthum und Beſitz der Schweiz, der jetzt in's Abnehmen gekommen und dennoch beſſer ſei, als der Beſitz der alten Thaler und Louisdore in den Kiſten und Käſten. Heiterer, fröhlicher Laune fuhr er aber, nach dieſer Begrüßung im Vorbeigehen, fort, uns aus der Geſchichte der Natur ſo wie des Volkes ſeiner vaterländiſchen Alpen allerhand, Scherzhaftes und Ernſthaftes, zu erzählen. Er verglich unter Anderem die vormalige Einfalt der Sitten, den frommen genügſamen Sinn der Gebirgsbewohner mit dem, der jetzt in's Land eingeſchlichen ſei, vornämlich durch den Beſuch der Fremden, welche ſo vieles Geld ſehen laſſen, daß es zum Mitbeſitze lockt. Auch ich konnte zu dem Bilde der alten Zuſtände, das Spleiß entwarf, einige Züge hinzufügen, aus den Berichten eines Greiſes, den ich gekannt hatte, und welcher in ſeiner Jugend — wenn ich nicht irre, als Sammler von Arzneigewächſen für die Apotheke des Halliſchen Waiſenhauſes und zugleich mit Arzneien — in dieſe Hochgebirge gekommen war. Damals fand man in den Häuſern mancher auch der wohlbemittelten Heerdenbeſitzer des Gebirges noch keine Teller. Die Stelle von dieſen vertraten die tellerförmigen Eintiefungen in die dicke Platte des hölzernen Tiſches; aus dieſen aß man mit dem hölzernen Löffel ſeine Suppe, genoß das Fleiſch, durfte ſich dabei wahrhaft an der muſterhaften Aufmerkſamkeit erfreuen, mit welcher ſolche einfache Hausgeräthſchaften gereinigt und ſauber gehalten wurden, noch mehr aber an der Reinheit der Sitten dieſes Volkes, welches, unbekannt mit dem Fremden, nur vom nahen Quell und dem Ertrage der eigenen Heerde ſich nährte, durch den Fleiß der eigenen Hände ſich kleidete. Was damals in der Welt geſchah: von den Kriegsthaten Friedrichs des Großen und ſeinem Ruhme, wußten dieſe Hirten nichts, wohl aber von Dem, was Gott an den Menſchen gethan. Denn die Unterhaltung mit und aus Gottes Wort war ihnen die liebſte, und nach einer Bibel aus dem Halliſchen Waiſenhauſe hielten ſie eifrigere Nachfrage als nach den Arzneien aus der dortigen Apotheke.

Es war ein unvergleichlich ſchöner Herbſttag; ſelbſt in der Nähe der Schneefelder wehte eine milde Luft. Da vor uns lag die Jungfrau in ihr reines Weiß gekleidet und neben ihr die anderen hochragenden Zeugen der Macht aus der Höhe. Als der Lufthauch, der von Süden her über die Gebirge fuhr, wärmer wurde, lautete es wie ein ferner Donner. Es waren Lawinen, welche die Jungfrau von ihrer Höhe herabrollte in ein fernes Thal und bald ſahen wir es auch mit unſeren Augen, wie ſich von der uns zugekehrten Seite des Berges eine und die andere Hochwand des Schnees ablöſte und mit den Maſſen der tieferen Lagen ſich hinabriß in das Thal, das zwiſchen uns und dem Fuße der Jungfrau ſich hinzog. Zuerſt nahm das Auge ſolche mächtige Bewegungen wahr, dann hörte das Ohr den donnernden Hall und ein kalter Windſtoß eilte an uns vorbei.

In einer von ihren Bewohnern verlaſſenen Sennhütte hielten wir von dem mitgenommenen Vorrathe des Brodes und ſeinen Zuthaten ein mäßiges Mittagsmahl. War es uns doch, als ob in dem Waſſer des benachbarten Brunnens ein flüchtiger, anregender Geiſt ſei, wie etwa ſonſt in geiſtigen Getränken. Spleiß nahm während des Eſſens das vorhin abgebrochene Geſpräch auf. Im vorigen Jahrhunderte, ſo erzählte er, ſtieß das Waſſer, das unter einem der Gletſcher dort in dem benachbarten Thale hervorkommt, den Körper eines wahrſcheinlich in einer der Spalten des Eiſes verunglückten Mannes hervor. Es war ein Greis mit ſilberweißem Haare und langem Barte, in einer Tracht, von welcher auch die älteſten Leute des Gebirges nichts Aehnliches geſehen. Keine Kunde aus den Tagen der Väter, kein Kirchenbuch wußte von dem Genoſſen einer vielleicht Jahrhunderte alten Zeit, aber der Leib war unten in dem mächtigen Eiskeller friſch geblieben. „Ich wollte, ich hätte ihm, dort auf dem Kirchhofe zu Grindelwald oder wo es ſonſt war, die Leichenpredigt halten dürfen. Ich hätte den Leichnam ſelber aufgerufen zum Zeugen jener Zeiten, da die Stimme der Boten, welche Frieden verkünden, zuerſt in dieſen Bergen gehört wurde; an die Zeiten, da das Volk die Ohren und Herzen der Predigt vom Glauben aufthat und in der Kraft dieſes Glaubens zu einer Gemeinde Gottes ſich erbaute, von welcher wohl noch viel andere und höhere Heldentugenden und Heldenthaten zu rühmen wären, als die der Freiheitskriege ſind.“ — „Nun der Froſt des Eiskellers, obgleich er dem Leben des Alten ein Ende machte, hat dennoch zur Erhaltung des todten Leichnams ſeine guten Dienſte gethan. Es gibt aber hie und da in unſerer Schweiz ein geiſtig Altes, das auch im härteſten Froſte nicht ſterben kann, denn es iſt nicht von ſterblicher Natur. Und wenn dieſes auch, wie der zuſammengefrorene Mann aus dem längſt vergangenen Jahrhunderte in unbekannter Tracht vor den Augen der jetzt lebenden Menge daliegen ſollte, ſo iſt es doch nicht todt, ſondern nur entſchlafen, und der Langſchläfer wird wieder erwachen und die Stimme hören.“

Wir hatten auf der erſten Hälfte unſeres Weges nur wenig Schnee gefunden, auf der zweiten lag er häufiger und höher. Doch war der Steig, näher gegen Grindelwald hin, ziemlich gebahnt und gangbar. Die Alpen zu unſerer Seite: der Eiger und Mettenberg gaben uns jetzt ein anderes Schauſpiel als das der Lawinen geweſen war. Aus ihren tiefen Schluchten ſtiegen Dämpfe herauf, wie aus dem Körper eines heftig gejagten, vom Laufe erhitzten Roſſes. Da kocht uns ein Regen auf, ſagte Spleiß, als die anſteigenden Dampfſäulen nach oben hin immer mächtiger zuſammenfloſſen und als dichtes Nebelgewölk die Berghäupter bedeckten. — Bald hatte ſich der ganze Himmel getrübt. Doch ſahen wir noch heute den herrlichen Gletſcher; unter den vielen, die ich auf ſpäteren Reiſen geſehen und zum Theil auch beſtiegen, mir der erſte, wenn auch nicht der größte.

Im Gaſthofe zu Grindelwald fanden wir ſchon die Geſellſchaft aus dem nördlichen Deutſchland, mit der wir am geſtrigen Abende in Lauterbrunnen zuſammentrafen. Sie waren die Straße, den Thälern entlang, gefahren, hatten die Reiſe freilich bequemer gemacht als wir. Dennoch triumphirte unſere Reiſegefährtin über den wohlgelungenen Sieg unſerer Füße über die Mühe des Steigens, denn wir hatten durch dieſen Sieg eine Ausbeute der Erinnerungen gewonnen an die Herrlichkeiten und Mächte der Natur, deren Schatz uns für das ganze Leben geblieben iſt. Was wir heute empfanden, das ſind Pſalmen und Lobgeſänge, deren Harmonieen im Geiſte nachtönen, bis an's Ende ſeiner Pilgerſchaft.

Der mächtige Rauch, der geſtern gegen Abend aus den Schluchten der Berge heraufſtieg, war nicht ohne Bedeutung geweſen; es hatte ſich aus ihm nicht zwar wie aus anderem Rauche ein leuchtendes Feuer, wohl aber ein dunkles Regengewölk entwickelt, aus dem ſich während der Nacht und noch am Morgen des 26. September das Waſſer mächtig ergoß. Die Reiſenden aus Norddeutſchland, nachdem ſie vergeblich auf beſſeres Wetter gewartet, waren fortgefahren, wir aber, nachdem wir zwar auch lange, doch nicht vergeblich auf den Dorfſchuhmacher gewartet, mit welchem einer unſerer jungen Begleiter ein nothwendiges Geſchäft hatte, beſchloſſen auch, lieber in und durch den Regen hurtig fortzuſchreiten, als aus den Fenſtern des unheimlichen Gaſthauſes in ihn hineinzublicken. Wir nahmen deshalb Abſchied von unſerem, weniger zwar für das Herz als für unſere Taſche „theuren" Wirthe und zogen freudigen Muthes durch das Thal der wilden Lütſchinen hinunter, das bei dem heutigen Wetter von ganz ſchaurigem Ausſehen war. Wie kann ſich doch das Lieblichſte und Herrlichſte, wie kann ſich unſerer Augen ſchönſte Luſt in eine Schreckgeſtalt verwandeln, wenn die liebe Sonne, die es beleuchtete, ihren Schein verhüllt.

Uns aber entzog die Sonne nicht ſehr lange ihren Schein, bald nach Mittag brach dieſer durch das Nebelgewölk, das ſeines Weges weiter über die Gebirge zog. Als wir am Nachmittag den Weg von Interlaken nach dem

Thunerſee hinabgingen und dann in einem Fiſcherkahne über den See hinfuhren, da ſtanden uns noch einmal dort im Oſten das Wetterhorn und das Finſteraarhorn vor Augen, angethan mit ihren weißen Kleidern, hell gemacht vom Lichte der Sonne, gleich Anbetenden aus der Schaar der Aelteſten. Bald ſollten wir jetzt ſcheiden aus der Nähe dieſer Urväter der Berge; nur noch einmal in Bern ihren Anblick aus der Ferne genießen. Doch hätte das Hinſcheiden uns bald noch ein bedenklicheres werden können, als in der Nähe von Thun beim Einbruche der Nacht ein großes Fahrzeug ſo heftig auf unſeren kleinen Kahn ſtieß, daß dieſer dem Zuſammenkrachen und Sinken ziemlich nahe kam.

Das Ausruhen und die Geſpräche auf unſerem Zimmer im Gaſthauſe zu Thun haben in meiner Erinnerung ein ganz beſonders wohlthuendes Gefühl zurückgelaſſen, ohne daß ich zu ſagen vermöchte, von was an dieſem Abende eigentlich die Rede war. Es mag ſein, daß die dunkle Erinnerung an die eben überſtandene, ſchnell vorbeigegangene Gefahr auf dem Waſſer, dem bürgerlich bequemen Gaſtzimmer und dem ſicheren Beiſammenſitzen noch einen beſonderen Reiz hinzuthat, doch beruhte das wohlthuende Gefühl mehr noch auf einem anderen Grunde. Man fand ſich da nicht nur zwiſchen feſten, ſicheren Wänden, die kein fremdes Schiff umſtoßen kann, ſondern zwiſchen Menſchenſeelen, die in ihrem Inneren unbewegt und ſicher ſind, weil ihr Hoffen und Begehren und all' ihr Thun auf ewig feſtem Boden ſteht.

Wie dieſer kräftige Halt der Perſönlichkeit einem Menſchen ſo beſondere innere Macht über andere Menſchen gebe (m. v. S. 358), das konnte ich am anderen Tage auf unſerer Wanderung von Thun nach Bern wahrnehmen. In einem Wirthshauſe, darin wir ſtill hielten, ſprach

Spleiß über Dinge, die uns und ihm am nächſten, anderen Leuten aber in der Regel ziemlich fern lagen; er hatte noch nicht lang geſprochen, da wurden die Anweſenden im Zimmer aufmerkſam, hörten mit ehrerbietiger Theilnahme ihm zu. Eine Jungfrau, wie es ſchien, die Tochter des Wirthes, ſtellte ſich, eifrig aufhorchend, ihm gegenüber, er fragte ſie nach ihrem Taufnamen, und dieſer (Katharina), durch ſeine Bedeutung an rein und Reinheit erinnernd, gab ihm Veranlaſſung, von Dem zu zeugen, was die Reinheit ſei, und woher allein ſie draußen in der äußeren Natur, ſo wie im Inneren des Menſchen, komme. Es waren Worte, die, wie man wohl bemerken konnte, nicht bloß der Hörerin, ſondern auch Anderen kräftig zu Gemüth gingen. — Ein merkwürdiger Mann, dieſer Spleiß. Eine innere Majeſtät, welche verborgen in einem Incognito durch die Welt ging, ſo unſcheinbar und werthlos von Ausſehen, als ein Stücklein eiſenhaltiger Thon, darin ein Edelſtein eingewachſen iſt.

Da lag denn das ſchöne, mächtige Bern vor uns. Außen vor der Stadt, bei einem Wäldchen, war die vermuthliche Stelle, an der ſich ein unglücklicher Fremdling, den ich nahe kannte, mehrere Jahre vorher das Leben nahm. Der Boden ſeines äußeren Wohlſtandes daheim war zuſammengebrochen und das innere Wohlbefinden ruhte auf keinem feſten Grunde. Hätte er hier einen Mann gefunden, der auf ſo ſicherem Grunde und Boden ſtand, wie unſer Reiſegefährte aus Schaffhauſen, der hätte ihm wohl die Hand gereicht und ihn kräftig herausgezogen aus der Fluth der verzweifelten Sorgen an's feſte Land.

Bern würde überall, wo es ſtände, einen ehrenvollen Rang unter anderen Städten eines Landes einnehmen, denn es iſt von ſtattlicher Bauart und ſchmuckem Ausſehen.

Mehr aber noch als die Kunſt ſeiner Erbauer hat die Natur an ihm gethan, denn von ſolcher erhaben ſchönen Lage wie Bern ſind nur wenige Städte in Europa. Wenn man ſich ſchon mit Wohlgefallen durch die breiten Straßen ergangen hat, deren Häuſern die Arkaden zur beſonderen Zierde und Bequemlichkeit dienen, und man tritt dann hinaus auf die Plattform am Münſterplatze, da weiß man nicht, wohin man zuerſt und vorzugsweiſe den Blick wenden ſoll, ob auf das alterthümlich prachtvolle Gebäude des Münſters oder auf die Herrlichkeiten der majeſtätiſch ſchönen Welt, die hier nah und fern vor Augen liegt. Unten am Fuße des felſigen Hügels rauſcht der Fluß vorbei, der nicht mit Unrecht den Namen des Adlers: Aar führt, denn ſein Quell iſt bei dem Horſt der Adler, deren Schwungkraft er mit ſich von der Höhe der Alpen herabbringt, wenn er ſelbſt noch hier unten bei Bern, gleich dem Adler, der auf ſeine Beute fällt, ſich von einer Höhe ſeines Felſenbettes hinabſtürzt in die Tiefe*). Und von dem Fernblicke auf die Kette der Alpen, den man dort auf dem Münſterplatze von Bern genießt, geht eine Kraft aus, durch welche ſelbſt das Gemüth eines Alten wieder jung wird, wie ein Adler.

Hier aber auf der Plattform vor dem Münſter nicht allein, ſondern im Münſter ſelber; auf den Höhen der Aargletſcher, die ſein Fuß erſtiegen, nicht allein, ſondern auf den noch erhabeneren Höhen, zu denen ſein Gemüth ſich aufſchwang, hat ein Geiſt den Adlerflug gelernt, der wie ein Aar unter den anderen Geiſtern ſeines Jahrhunderts durch die Zeit zur Ewigkeit gezogen iſt: der große

---

*) Der Waſſerfall der Aar bei Bern erinnert, nach einem freilich kleineren Maaßſtabe der Höhe, an den Rheinfall bei Schaffhauſen.

Albrecht von Haller. Wie hatte mich ſchon als Jüngling der Aufblick zu dieſem mächtig hohen Vorbilde ſo erhoben und zum Nacheifern bewegt! Mag es ſein, daß ein junges Windſpiel vergeblich der Schwalbe nachläuft, die vor ihm nahe am Boden dahinſchwebt; er wird ſie nie erreichen, aber die Schnelle ſeiner Füße wird im Verſuch des ungleichen Wettlaufes bekräftigt. Die Gaben, welche die Menſchen empfangen, ſind nach ihrem Maaße unendlich weit verſchieden; der freundliche Geber aber, von dem ſie kommen, iſt und bleibt für Alle Derſelbe in Zeit und Ewigkeit. So wie ich es fünfzehn Jahre nachher bei meiner mir unvergeßlich werthen Reiſe nach Holland gethan, als ich in Leyden all' den nachgelaſſenen Spuren von Boerhave's Wirkſamkeit nachging, ſo that ich es hier in Bern mit all' den Erinnerungszeichen an den preiswürdigen Sohn und Bürger dieſer Stadt, welcher im Reiche des Geiſtes höher noch daſteht, als der vielbeſungene, heldenkräftige Dietrich von Bern im Reiche der Welt. Da ſieht man noch das von Haller begründete Waiſenhaus. Möge es im Andenken an das Weſen und Thun ſeines Stifters in vielen Seelen den Gedanken wecken an Das, was der Zuſtand der hilfsbedürftigen Verwaiſung nicht blos in leiblicher, ſondern in geiſtiger Hinſicht ſei, und mit den Gedanken zugleich das Verlangen: den vaterlos Herumirrenden das Brod und ſichers Obdach wieder zu geben, deſſen ſie bedürfen.

Bern hat es freilich im Beſitze ſeines großen Gebietes und ſeiner Herrſchaft über das nachbarliche Hochgebirge leicht gehabt, reich zu werden an geſammelten Gütern, namentlich an denen der ſchweizeriſchen Natur. Ueber dem Beſchauen ſelbſt ſchon der rieſengroßen Bergkryſtalle vergaß ich es faſt, unter den auserleſenen, alten wie neuen

Werken der Bibliothek mich umzuſehen. In der ſchon damals ſehr reichen Gallerie der vaterländiſchen Naturgeſchichte, welche ſich achtzehn Jahre vorher (1802) begründet hatte, fühlt ſich der Freund der Natur, der aus dem niederen Lande hieher kommt, von der Betrachtung der irdiſch hochgeborenen Thier- und Pflanzenwelt der Alpen ſo hingenommen, daß er ſich wenigſtens für etliche Tage wo nicht eine Hütte, doch ein Wanderzelt dabei aufſchlagen möchte.

Einige mir ſehr werthe Männer, welche ich in Freiberg als Mitgenoſſen der Werner'ſchen Schule hatte kennen gelernt, waren nicht in Bern anweſend, ſondern, ich weiß nicht mehr wohin? verreiſt. Unter ihnen nenne ich den edlen v. Tſcharner. Zu neuen Bekanntſchaften blieb uns keine Zeit, denn namentlich Spleiß war durch die Pflichten ſeines Amtes zur Eile getrieben.

28. Baſel.

Von Bern bis nach Solothurn zu Fuße, von da, mit Spleiß zuſammen in einem Fuhrwerke reiſten wir am Michaelistage (1820) nach Baſel. Außer uns dreien hatten noch zwei „Europäer“ (nach S. 265) ihren Sitz in unſerem ſchwerfälligen Fuhrwerke genommen, davon der eine, aus der franzöſiſchen Schweiz, an unſeren deutſchen Geſprächen, weil er ſie nicht verſtand, keinen Theil nahm und deshalb auch weniger ſie ſtörte, als der andere, der ein junger deutſcher Gelehrter von ordinär-europäiſcher Geſinnung und Geſittung war. Aber die Straße über den Jura und der ſehr gemäßigte Schritt unſerer Pferde gab uns Gelegenheit, gar oft und viel die Berge hinan und ſelbſt auf ebenem Boden zu Fuße zu gehen, da konnten wir ungeſtört bald an dieſer bald an jener leiblichen wie geiſtigen Ausſicht uns ergötzen. Die leibliche Ausſicht in die Nähe wie in die Ferne, die wir, namentlich auf der Höhe des Hauenſteins, genoſſen, war allerdings der näheren Beachtung würdig. Die Umriſſe des gäh aus der Ebene anſteigenden, wie in ſcharfer Giebelform auslaufenden Gebirges ſind von anderer Art als die der urgebirglichen Alpen, deren Reihen mit ihren weißen Scheiteln ſich nun fern von uns in Süden hinzogen. Das übermächtig Hohe hat ſich hier ſchon mehr zum menſchlichen Verkehre herabgelaſſen; dieſe Berge mit ihren zackigen Felſengeſtalten, Höhlen und engen Schluchten ſprachen auch uns heimathlicher noch als die Alpen an, denn ſie erinnerten uns ſehr an die Berge bei Muggendorf und Streitberg. Das Läuten der Glocken zum heutigen Feſttage, das aus den Thälern und von mancher der Höhen ſich vernehmen ließ, das fröhliche Volk, das uns auf unſerem Wege begegnete, zuſammen mit der wohlthuenden Milde des heiteren Herbſttages ſtimmten das Herz zur Fröhlichkeit. Im Vergleiche mit den Hochalpen erſcheinen dieſe Berge von zweitem Range wie ein glücklicher Mittelſtand, gegenüber den Thronen und Mächten, die über dem alltäglichen Verkehre des bürgerlichen Lebens erhaben ſtehen. Wenn aber der eigenthümliche Reiz, den jene menſchlich heimathlichen Höhen in ſich tragen, in deren Gebüſchen die Nachtigall ſingt, an die Weihe des Dichters, ſo mahnen die Alpen, auf denen der Adler horſtet, an die Salbung des Propheten, der mit eröffnetem Blicke die Vergangenheit und ferne Zukunft der Wege Gottes ſchaut.

Eine Stimmung zu ſolchen Gedanken, wie das Verweilen in den Hochalpen ſie anregt, hatte wohl mein Reiſegefährte Spleiß mit ſich hiehergebracht in das niederere

Land. Nach ſeiner Weiſe ſpann er, wie eine kunſtfertige Spinne, den Faden ſeines Geſpräches an etwas heute von uns Geſehenes an; erinnerte an die volksthümlich mittelalterlichen Bildniſſe des Erzengels Michael und des von ihm beſiegten Drachens, die wir am Morgen des heutigen Michaelisfeſtes zu Solothurn auf einer Plattform des alten, prachtvollen Thurmes ausgeſtellt ſahen und gab dann allmälig dem faſt ſcherzhaft lautenden Anfange eine ernſte Wendung auf die Betrachtung jener geiſtigen Bilder, die uns das Buch der Verheißungen darſtellt, von den auch uns näher rückenden Kämpfen des Lichtes mit der Finſterniß, ſo wie von dem endlichen Siege der Wahrheit über die Lüge. Es gilt Ernſt bei ſolchem Kampfe, ſagte er. Was aber ein bis zum Tode freudiger Muth vermöge, das haben dort bei Baſel die 1600 Männer erwieſen, als ſie, bei St. Jacob am 25. Aug. 1344 dem faſt 20mal ſtärkeren, wohlgerüſteten Feinde durch ihre löwenmüthige Todesverachtung einen Schrecken einjagten, der von nachhaltigerer Wirkung war, als ein erkämpfter Sieg. Und doch ward dort, bei St. Jacob an der Birs, nur um eine menſchlich gut erſcheinende Sache gekämpft; freudiger noch und kräftiger muß der Muth ſein im Kampfe um ein göttlich Gutes, ewig Wahres.

Der Franzoſe, der mit uns fuhr, hatte auf dem ganzen Wege kein deutſches Wort geſprochen, als wir aber, noch ziemlich zeitig am Nachmittag, von dem Hügel herab Baſel vor uns liegen ſahen, da rief er fröhlich: „Bale da iſt.“ Vielleicht erwartete ihn in der Stadt Etwas, das ihn ſo heiter ſtimmte, und mir ging es nicht anders, ich hatte mich längſt auf dieſes Ziel der diesmaligen Reiſe gefreut, das ja ſchon dem Knaben und Jüngling, wenn er die alte

„Baſler Chronik von Wurſtiſen“ las, als ein höchſt ehren- und beachtenswerthes erſcheinen mußte.

Ich kann dem Drange nicht widerſtehen, hier mit wenig Zügen den Eindruck zu beſchreiben, den mir mein erſter Beſuch in Baſel in der Erinnerung zurückließ. Wohl mag ſchon der Name der Stadt, wie der Chronikenſchreiber ſagt, deutſchen Urſprunges ſein, und nach der alten und unſicheren Rechtſchreibung ſtammverwandt mit dem Worte Paß. Denn wie ein Paß über das Gebirge jene Richtung nimmt, welche am meiſten durch die Natur angebahnt iſt, ſo hatte man zur Ueberfahrt, zum Paß über den Rhein, die Gegend von Baſel gewählt, weil der Fluß hier durch ſeinen ruhigeren Lauf und die Geſtalt ſeiner Ufer mehr denn anderswo den Verkehr zwiſchen dem ſüdlichen und weſtlichen, dem nördlichen, ſowie öſtlichen Landſtriche erleichterte. Ein Gut vor allen, unentbehrlich im leiblichen Haushalt des Menſchen, ſcheint es geweſen zu ſein, das auf dieſem Wege aus dem Lande der Burgundionen, dem jenſeits wohnenden Volke zugeführt wurde: das Salz*). War es doch, als ſollte ſchon in dieſen erſten Zügen der äußeren Geſchichte von Baſel vorbildlich auch der Verlauf und die Entwickelung der inneren und die künftige geiſtige Beſtimmung der Stadt angedeutet werden. Der Same des alten deutſchen Urſprunges hat ſich nicht nur im Namen, ſondern mit ſeltener Aechtheit in dem Geiſte und Weſen von Baſel erhalten. Der deutſche Heinrich I., von 924 bis 33, hat auf den Trümmerhaufen und der Aſche, welche das heidniſche Barbarenheer aus Ungarn von der früheren Ortſchaft zurückgelaſſen, die eigentliche mit Mauern umgebene Stadt erbaut, welcher Kaiſer Heinrich II.

---

*) M. v. d. Baſler Chronik von Wurſtiſen S. LXXVI.

86 Jahre nachher durch den herrlichen Bau des Münſters ihre bedeutungsvollſte Zierde gab. Baſel hat ſeine Beſtimmung als Paß und Vermittler, dem Verkehre der Völker zu dienen, in einem von Jahrhundert zu Jahrhundert geſteigerten Maße, nicht allein in leiblicher, ſondern auch in geiſtiger Weiſe fleißig erfüllt .Das thatkräftige, unternehmende Volk ſeiner Bewohner hat zu dieſem Geſchäfte nicht mehr der Fiſcherboote, die über den Rhein führten, noch des bewundernswürdigen Baues der 715 Fuß langen Brücke bedurft, die ſeit 1226 die beiden Ufer verbindet, ſondern nur jenes ehrenhaften Vertrauens, das ſein Name im Handel wie im Wandel bei den Nachbarn wie in fernen Ländern ſich erwarb. Auf dieſem guten, feſten Grunde beruht der äußere Wohlſtand ſeiner Bürger, welcher ſich weniger durch äußeren Prunk an Einzelnen als durch kräftiges Wirken Aller zum Beſten des Gemeinweſens kund gibt. Schon in dieſem Geiſte eines bürgerlichen Gemeinſinnes, der an der Achtuhg von göttlicher wie menſchlicher Ordnung ſich feſthält, wird das geiſtige Salz erkannt, welches wie das leibliche Salz dem äußeren, ſo dem inneren Menſchen zur Geſundheit dient. Und wie in ihrer älteſten Zeit die Stadt Baſel eine Niederlage des irdiſchen Salzes geweſen, das von hier aus zu den Nachbarn ging, ſo iſt ſie dies in einem höheren Sinne geworden, als ſie unter anderen in treuem, deutſchen Sinne der tief gekränkten Ehre und Rechte des Kaiſers Ludwig und ſeines Hauſes (im J. 1348) gegen fremde Bosheit und Tücke ſich ernſtlich annahm. Das, was damals der Bürgermeiſter der Stadt freimüthig gegen die Gewalthaber ausſprach, das war nicht bloß im Namen ſeiner Gemeinde, ſondern im beſſeren Sinne des ganzen deutſchen Reiches geſprochen (Basler Chronik S. CLXVIII). Und wer möchte den Geiſt des

Ernſtes und der Wahrheitsliebe, wer könnte die Kraft des geiſtigen Salzes verkennen, die ſich in der Kirchenverſammlung zu Baſel (1433, 34 u. f.) kund gab. Bei ſolcher und vielen anderen Gelegenheiten iſt von dieſer Stadt das geiſtige Salz, das Wort der Wahrheit und ſein Bekenntniß reichlich ausgeführt worden in andere Lande. Iſt ſie doch auch nächſt Halle die erſte Stadt auf dem Continent geweſen, die des Werkes der Bibelverbreitung ſich ernſtlich annahm.

Allerdings hat auch eine Zucht des göttlichen Ernſtes und zugleich der erhaltenden ſchützenden Vorſehung über dieſer Stadt und ihren Bewohnern ſo augenfällig gewaltet, wie über wenig anderen noch fortbeſtehenden Städten. Denn welche von dieſen iſt ſo oft und hart von Schreckniſſen der Natur, von Erdbeben, Waſſer- und Feuersnoth, von der ſchädlichen Peſtilenz, von dem Vernichtung drohenden Feindesſchwerte heimgeſucht worden, als Baſel. Namentlich als in den Jahren 1348, 49 die peſtartige Seuche von Oſten her über viele Länder von Europa ging, da hat ſie hier, im Winkel des Rheinlaufes, in ſo furchtbarer Weiſe ſich niedergelaſſen, daß allein in Baſel 14000 Menſchen dahinſtarben und von einem Ende der Stadt zum anderen nur drei Ehen vom Tode ungeſchieden blieben. Und gleich als ob ſelbſt die Erde, darin die Geſtorbenen ruheten, den Ueberlebenden ferner keine Ruhe gewähren wollte, ſchreckte dieſe wenig Jahre nachher (am 18. Oktober 1356 des Nachts) ein Erdbeben von ihren Ruhelagern auf, unter deſſen wiederholten Stößen die Häuſer, die Mauern mit ihren Zinnen und Thürmen und ſelbſt einige der Kirchen zuſammenſtürzten. Nur die Münſterkirche zeigte ſich von ſo feſter Bauart, daß bloß ein Theil des Chors und der Fronaltar Beſchädigung erlitten. Zu dem Schrecken, den das Erdbeben erregte, kam noch der des Feuers, das unter den Trümmern der Häuſer ausgebrochen war und einen Theil der darunter begrabenen Habe verzehrte. Von den Bewohnern, die ſich hierauf in's Freie oder auf den St. Petersplatz flüchten wollten, waren Viele durch die ſtürzenden Mauern erſchlagen worden, und als andere mit dem Leben Gerettete in die Stadt zurückkehrten, da fanden ſie außer dem feſtſtehenden Wahrzeichen derſelben: außer dem ehrwürdigen Münſter, nur noch etwa 100 Häuſer unverſehrt. Seitdem haben ſich die Anfälle der peſtartigen Seuche ſo oft wiederholt, daß man derſelben auswärts den Namen: Basler Tod gegeben und auch die Erdſtöße, ſo wie Theuerung, Hungersnoth, feindliche Gewaltthat und innere Ruheſtörungen erinnerten die Bürger der guten Stadt öfters an die Unſicherheit des Erdenlebens und aller ſeiner Güter, ſo wie an den Unbeſtand jenes äußeren Friedens, den die Welt geben und nehmen kann.

Aber unter all' den äußeren Wechſeln und Heimſuchungen iſt das geiſtige Salz, das dieſer Stadt verliehen war, nicht verdorben und dummig geworden, dieſes bezeugt noch fortwährend der herrſchende Sinn ihrer Bewohner. Selbſt das Ausſehen der reinlichen, nicht prunkhaft, doch wohlgebauten Stadt erinnerte mich ſehr an mein altes Nürnberg, und unter den Bürgern in Baſel iſt es mir in gleicher Weiſe heimathlich und wohl geworden, wie früher unter den alten, damals ſchon meiſt zur Ruhe gegangenen Freunden in Nürnberg.

Dieſes Gefühl eines heimathlichen Wohlſeins wandelte mich ſchon am erſten Abende meines Aufenthaltes in Baſel bei einem Beſuche im Miſſionshauſe an. Denn wie hätte man ſich da unter den Jünglingen und Männern nicht alsbald zu Hauſe finden ſollen, die uns wie alten Freunden und Bekannten entgegen kamen, als Spleiß, der allerdings in dieſem Hauſe ein alter Bekannter war, uns mit dem Loſungsworte (der Parole) einführte, welches für uns Alle das gemeinſame war. Es iſt eine eigene Sache um das ſchnelle Einverſtändniß und brüderliche Zuſammenfinden ſolcher Seelen, wie die waren, die an jenem mir in der Erinnerung ſehr werthen Abende in Baſel zu einander kamen. Was iſt denn das, was den Mond, was den ſchönen Morgenſtern oder Abendſtern, was den Jupiter und die anderen Geſtirne, die mit unſerer Erde um die gleiche Mitte des Himmelsraumes wandeln, zu einer Luſt unſerer Augen macht? Iſt es der eigene Körper des Mondes oder des Morgenſternes oder iſt es nicht vielmehr und nur allein das Licht der Sonne, das all' dieſe Wandelſterne beſtrahlt? Es könnte der Mond, es könnten der Morgenſtern, Jupiter, Mars und Saturn am Himmel ſtehen, ſo wie ſie für ſich ſelber, ohne das Licht der Sonne ſind, wir würden ſie gar nicht einmal bemerken, denn ſie wären unſichtbar für uns, wie der Neumond oder wie der Morgenſtern, wenn er ſeine dunkle von der Sonne abgewendete Seite uns zukehrt. Das, was unſeren Blick auf dieſe Mächte des Himmels hinzieht, und was unſer Auge an ihnen erfreut, iſt eben nichts Anderes, als das Licht der Sonne, das auch über unſere arme, für ſich allein nächtlich dunkle Erde Licht und Wärme ausgießt, Leben und Freude weckt und erhält. Dieſes geſchieht ſo ſchon im Leben der Erde jener Menſchenſeelen, die nicht in einer geiſtig dunklen Tiefe, wie das Felſengeſtein in einer leiblichen verſchloſſen ſind, ſondern im Lichte leben und ſich bewegen. In dieſem Lichte ſehen die Lebendigen eines das andere und nur das Licht iſt es, das in den Augen des einen geſchaffenen Weſens den anderen ihre Geſtalt und Schönheit gibt. Denn was wäre für uns ein Paradies, auf dem ein tiefes Dunkel der Nacht läge? Und ſo wird auch in der anderen Welt, da, wo das Urbild des Abbildes: der Glanz des erſchaffenen Lichtes die ſeligen, aus dieſem Lichte geborenen Geiſter beſtrahlt, das ein Hochgenuß ihrer Seligkeit ſein, daß einer im anderen den Abglanz Deſſen erkennt und liebt, welchem ſie Alle in ewiger Liebe vereint ſind, weil er zuerſt ſie geliebt.

Ich habe öfters draußen auf dem Felde, wo das große Buch der Gleichniſſe vor unſeren Augen aufgeſchlagen daliegt, einem Tagwerk zugeſehen, das ein Haufe kleiner Thierlein, welche das Licht lieben, mit großem Eifer verrichtete. Es war das Tagwerk der fleißigen Ameiſen, welche ihre in der Puppenhülle, gleichwie in Windeln liegenden Brüder und Schweſtern aus dem Dunkel heraustrugen an's Tageslicht und an den Schein der Morgenſonne. Die guten kleinen Thiere waren bei dieſem Geſchäfte ſo unermüdlich, daß ſie ſich durch nichts ſtören ließen, was um ſie her vorging, es war, als ſähen und hörten ſie nichts von dem Bauernwagen, der wenig Schritte von ihrem Haufen entfernt in's Holz fuhr. Und ihre Arbeit war keine leichte. Denn die Laſt, die jede von ihnen aus den dunklen Kammern heraustrug in den Sonnenſchein: das Gewicht einer jeden ſolchen Puppe oder eines ſogenannten Eies betrug nicht weniger als das Gewicht der Trägerin ſelber, ja wohl noch mehr. Ich habe mich bei dem Anblicke dieſer treuen Dienſte des einen Thieres am anderen öfters verwundert und erfreut. Wäre es blos ein ſolches Geſchäft des Mitleides, wie die Pflegerinnen der jungen Ameiſenbrut drinnen in den Kammern ihres Baues verrichten, wenn die kleinen hungrigen Würmchen ihren

Mund nach Futter aufſperren und wenn dann ihre barmherzigen Schweſtern ihnen den Mund füllen, dann möchte es weniger wunderbar erſcheinen, als der noch gewaltigere Drang zu dem viel mühſeligeren Geſchäfte des Hinaustragens an die Sonne. Denn das kleine Würmchen oder Lärvchen kann den Mund doch bewegen und durch dieſe Regung ſein Bedürfniß kund geben, die Puppe aber liegt bewegungslos wie ein Todtes da, kann das Bedürfniß nach dem lieben Sonnenſcheine durch nichts kund geben. Ihre barmherzigen Schweſtern aber kennen das Licht und ſeine belebende Kraft, ſie haben Freude an dem Lichte und können dieſe Freude, wollen die Wärme und Leben weckende Kraft des Lichtes nicht allein genießen, denn alle, die in der kleinen Welt des Baues bei einander leben, ſind ja Kinder der gleichen Mütter, Glieder einer Gemeinde, eines Stammes. Darum nehmen ſich die lebendig Beweglichen ſo eifrig der im Todtenſchlafe der Puppe beſchloſſenen Brüder und Schweſtern an, um ihnen die Wohlthat des Lichtes zu gewähren, welches für ſie ein höheres Gut iſt, als die Speiſe. Und die Barmherzigkeit, ſelbſt dieſer kleinen, ſchwachen Thiere, achtet keiner Mühe, keiner Gefahr des Lebens. Wenn die Feinde kommen — etwa die Henne mit ihren Jungen, — um die Pflegerinnen ſammt den Pfleglingen zu verſchlingen, da fliehen jene nicht davon, verkriechen ſich nicht in ihren Bau, der unter einem Felſenſteine ſicher liegt, ſondern ſie bleiben und ſuchen nur die Schutzloſen eilig vor den Feinden zu retten, — ſie ſind getreu bei ihrem Werke bis zum Tode.

Dieſes Bild aus dem Buche der Gleichniſſe fiel mir ein, als ich an jenem erſten Abende zu Baſel im Miſſionshauſe war, welches damals unter der geiſtigen Pflege des ehrwürdigen Blumhardt ſtand. Alles, was man da hörte und ſah, das erinnerte an das ernſte, ſchwere und doch ſo ſelige Tagwerk des Miſſionars: den Menſchenſeelen das geiſtige Licht und Leben zu bringen, die noch im Dunkel und Schatten des Todes ſitzen. Die Zeit der Apoſtel, die ſpäteren Zeiten der Heidenprediger, welche den Völkern den Frieden brachten, haben uns Vorbilder gelaſſen, von deren geiſtigem Annahen — in der lebendigen Erinnerung an ſie — eine Wärme ausgeht, welche, wie die der Morgenſonne in den Ameiſen, ein Leben der Liebe weckt, das ſich nicht unbezeugt laſſen kann, ſondern alsbald zur That wird. Unſer Freund Spleiß wurde auch bei den Geſprächen dieſer Abendſtunde ganz beſonders warm. Er beſchrieb aus der Erfahrung ſeines eigenen inneren und äußeren Lebens die Schatten des geiſtigen Dunkels und Todes, in denen er ſich während der Zeit ſeines Irregehens im heidniſchen Aberglauben befunden habe. Wie jammervoll bang, wie leer, wie todtenſtill habe er ſich damals gefühlt und wie ſei ihm geworden, als er an der Seite ſeines theuren, treuen Bruder Krafft aus dem Dunkel herausſtrat. In ſolchen Tagen lerne man ganz verſtehen die Worte des 126. Pſalms: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöſen wird, da werden wir ſein wie die Träumenden, — da wird unſere Zunge voll Rühmens ſein. Da wird man ſagen unter den Heiden: der Herr hat Großes an ihnen gethan.“ Ja, auch die gefangen Geweſenen, wenn ſie frei werden aus ihren Banden durch die Kraft Gottes, ſollen geſegnete Boten des Friedens werden, in deren Thun und Weſen die Heiden erkennen müſſen: der Herr hat Großes an ihnen gethan. Darum laßt uns nur recht frei werden von der Gefangenſchaft der Finſterniß, in der wir von Natur Alle ſtecken. Wir kennen Den, welcher allein uns frei macht: Chriſtum.

Es mögen noch Viele leben, denn ein großer Theil der Anweſenden waren Jünglinge, welche ſich erinnern werden, wie bewegt Spieß war, als er den Jammer ſeiner geiſtigen Gefangenſchaft und mit wenig Worten den Frieden, und die Freuden ſeiner Errettung beſchrieb und dabei ſeinen Freund Krafft als ein Werkzeug ſeiner Rettung nannte. Ich habe den merkwürdigen Mann niemals, habe auch wenig andere Menſchen jemals ſo aus der Tiefe herauf bewegt geſehen, als er es heute war. Andere Male erinnerte mich ſein eigenthümliches, leicht aufblitzendes Naturell an jene Höhen des Luftkreiſes, welche in heiteren, warmen Sommernächten von den Blitzen des Wetterleuchtens durchzuckt werden, von denen außer dem erkennenden Auge kein anderer Sinn etwas wahrnimmt; an dieſem Abende aber glich die Erſchütterung, von welcher ſein ganzes Weſen ergriffen war, einem Gewitter, deſſen Macht von allen Sinnen empfunden wird, das aber in einen wohlthuenden Regen ſich auflöſt. Anregend zur tiefſten Theilnahme und zugleich wohlthuend und erquickend waren die Selbſtbekenntniſſe, war die freudige Rührung des Mannes, die er wie ein Geretteter aus den Fluthen ausſprach, wenn er ſich aus dem zerbrochenen Fahrzeuge auf ſicherem Lande findet. Eine ſolche, aus dem ganzen Menſchen kommende Bewegung theilt ſich in unwiderſtehlicher Weiſe auch Anderen mit, und viele der damals Anweſenden werden das erfahren haben und bezeugen.

Was ich ſo eben berichtete, das waren etliche Züge aus der Geſchichte einer oder etlicher Abendſtunden, die ich im Miſſionshauſe zu Baſel zubrachte. Aber dieſes Haus ſelber hat eine mehr als 40jährige Geſchichte, deren Züge aus mehr als einem Welttheile zuſammengetragen werden können und auch bereits von guten, treuen Händen zuſammengetragen ſind. Ich darf hier nur wie ein Wanderer, der vorübereilt, das Geſammtbild in's Auge faſſen, das aus jenen vor den Augen der Welt daliegenden Zügen hervorgeht.

In der Schöpfung des Geiſtigen wie in der des Leiblichen wird aus Abend und Morgen immer und überall der neue Tag; aus Stunden der Angſt wird das neue Leben; die wahre, dauernde Freude aus einem Schmerze der Creatur geboren. Man hat mit Recht in dem Kampfe des Befreiungskrieges unſeres Volkes ſo wie ſelbſt in der großen Noth der Theuerung, die im Jahre 1816 über die Länder und Völker von Europa kam, Weckſtimmen erkannt, welche viele Seelen zur That des geiſtigen Lebens aufriefen. Auch die Begründung des Miſſionshauſes zu Baſel iſt aus vielen Tagen und Stunden der Angſt und Gefahren hervorgegangen. Die Feſtung Hüningen hatte ſich ſeit länger als anderthalb hundert Jahren der guten, friedlichen Stadt gegenübergeſtellt, wie ein mächtiger Raubmörder, deſſen Einbruch in jeder Stunde zu fürchten iſt. Der Feind und Zerſtörer des Friedens, Frankreichs König Ludwig XIV. hatte das Dorf Hüningen durch Ankauf an ſich gebracht, aus welchem der berühmte Meiſter in ſolchen Werken: Vauban, die Feſtung erbaute, die durch ihre Lage und ihre Kanonen die Nachbarſchaft von Baſel ſo beherrſchte, daß dieſe Stadt mit ihren Mauern und Gebäuden wie an dem Fuße eines Vulkanes da lag, der, wenn die Stunde ſeines Ausbruches kam, ſie mit ſeinen Lavaſtrömen und Flammen vernichten konnte. Am nächſten und faſt unvermeidlich erſchien ein ſolcher Ausbruch während des letzten Kampfes, den Napoleon auf Leben und Tod mit den verbündeten Mächten zu beſtehen hatte. „Da geſchah es,“ ſo berichtet ein Zeuge aus jener Zeit, „daß unter den zahlloſen Völkerhorden, die von den Verbündeten gerufen, ſelbſt aus dem inneren Aſien zur Befreiung Deutſchlands heranrückten, auch heidniſche Tartaren und Kalmücken erſchienen. Abtheilungen derſelben konnte man im Jahre 1815 von Baſel aus unter dem öſterreichiſchen Heere erblicken, welches die nahe gelegene franzöſiſche Feſtung Hüningen belagerte, und etliche fromme Männer vereinigten ſich zu dem Gelübde, ein Miſſionsſeminar für eben dieſe Völker zu begründen, wenn der Herr es zuließe, daß Baſel von den Kriegsverheerungen, welche furchtbar um die Stadt droheten, befreit bliebe. Hüningen (von den Oeſterreichern erobert) ſank in Aſche und Baſel blieb unbeſchädigt. So wurde im Jahre 1815 der Grundſtein zu dem Miſſionsinſtitute gelegt *).

Man kann wohl ſagen, daß für dieſen folgenreichen geiſtigen Aufbau in Baſel ſchon ſeit 30 Jahren die Stätte bereitet, und die Steine ganz zugerichtet waren, ſo daß man, wie dieſes von dem großen erhabenen Vorbilde [illegible]neren Nachbilder von gleichem Namen geſagt iſt, „keinen Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eiſenzeug im Bauen hörte“ (1 Kön. C. 6 V. 7). Dieſe Vorarbeiten zum Baue waren auf einer Werkſtätte geſchehen, deren ich ſchon oben (Bd. II S. 384) erwähnt habe. Die Basler Sammlungen, welche ſeit 1786 bis zu unſerer Zeit in 72 Jahrgängen von der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden im Herzen und im Hauſe der Einzelnen ſo wie ganzer Völker gezeugt und für dieſelbe gewirkt haben, ſind eine dieſer Werkſtätten geweſen. Man pflegte vormals in den Beſchreibungen der Städte Wahrzeichen von ſinnlich bemerk-

---

*) M. ſ. die Miſſionsgeſchichte und Miſſionsgeographie des Calwer Verlags 1846 S. 4.

barer Art anzugeben, durch welche jede einzelne Stadt ſich vor anderen auszeichnete. Dieſe Wahrzeichen ſind großentheils von vergänglicher Art geweſen: eine Feuersbrunſt hat ſie verzehrt, die Gebäude, an denen ſie zu finden waren, ſind vor Alter zuſammengeſtürzt oder ein neuer Geſchmack der Baukunſt und Verzierungen hat ſie verdrängt. Von höherem Werthe als ſolche todte Wahrzeichen der Städte ſind ſchon jene lebenden, durch welche die Werkthätigkeit und beſondere Geſchicklichkeit ihrer Bewohner vor den Bewohnern anderer Städte ſich auszeichnet. Ein ſolches Wahrzeichen möchte für Nürnberg die uralte Kunſtfertigkeit der Meſſingarbeiten für den gewöhnlichen Haushalt, die Bereitung der feinen metallenen Saiten, ja ſelbſt der Spielwaaren, ſein, an denen die Kinderwelt vieler Völker und Länder ſich vergnügt, ſo wie für Venedig die Glasperlen. Am höchſten jedoch ſtehen unter allen ſolchen Wahrzeichen der Städte jene geiſtigen, die nicht aus einer Geſchicklichkeit der Hände ihrer Bewohner, ſondern aus dem Grunde der Vielen gemeinſamen Geſinnung hervorgehen. Die Baſler Sammlungen, ſo wie die Tauſende der deutſchen Bibeln, welche aus dieſer Stadt ausgingen, ſind ein bleibendes, fortwirkendes Wahrzeichen für dieſelben geweſen und zu dieſen beiden iſt ſeit 40 Jahren das dritte: die Miſſionsſchule getreten.

In den Werkſtätten, darin eine Stadt jene Dinge fertigt, welche ihr in eben erwähnter Weiſe als Wahrzeichen vor anderen Städten dienen, ſind gar viele Arbeiter. Das jüngere Geſchlecht von dieſen wird von den Alten zu dem Werke angeleitet und erzogen, und ohne ſolche Anleitung der Alten würde die eigenthümliche Kunſtgeſchicklichkeit ſowie die Richtung derſelben abnehmen und erſterben. Mehr aber noch als bei dieſen leiblichen Werken ſind für einen gemeinſamen geiſtigen Aufbau jene alten Säulen nothwendig und förderlich, an die ſich in unverrückbarer Feſtigkeit der Bauplan halten kann. Das ſind die Männer von unwandelbar treuer Geſinnung, die der Herr des Baues ſelber dazu berufen und bereitet hat und ohne Aufhören mit ſeinem Rathe leitet. Solche alte Werkführer ſind oft vor der Welt unſcheinbare Leute, der Bauherr aber kennt ſie und weiß ſie täglich bei dem Werke zu brauchen: ſie ſind Gefäße und Träger des Geiſtes, aus dem dieſes Werk hervorging, durch den es gefördert und erhalten wird.

Eine ſolche alte Säule des Glaubensmuthes und der Freudigkeit im Dienſte ſeines Herrn ſteht in Baſel da, und könnte wohl auch mit zu den Wahrzeichen der Stadt gezählt werden. Es iſt ein Mann, der gern im Innern des Baues, von der Welt ungeſehen und ungenannt, daſtehen möchte, denn er weiß doch, daß ein anderes Auge auf ihn ſieht. Er iſt als Handlanger in ſeinen Dienſt eingetreten und möchte nicht mehr heißen als ein Handlanger. Er wird mir aber doch erlauben, daß ich ſeinen Namen in brüderlicher Liebe nenne, denn wenn er von ſeinem Werke abgerufen wird, wenn er längſt zu ſeiner Ruhe gegangen iſt, da werden die Leute doch auch laut über ihn ſprechen, ſowie ſeinen Namen nennen und ſie mögen das immer thun. Denn der Name Spittler iſt ja nur der Incognitotitel, den die alte gute Säule unter den Menſchen führt. Auf dieſer werden einſt andere Namen zu leſen ſein als der irdiſche Tauf- und Zuname, vor allen der neue Name des Bauherrn ſelber und ſeines Baues, aus dem der Pfeiler ewig nicht mehr hinauskommen wird. (Apok. 3 V. 12.)

29. Ein Geſelle des Handlangers.

Bei der erſten Anregung zur Gründung des Miſſionshauſes war der alte gute Handlanger unermüdet thätig geweſen. Sein Geſchäft für den Bau hat ihm aber niemals ſo viel eingetragen als bei einer Gelegenheit, deren ich hier beſonders erwähnen will. Eines Abends, im Jahre 1818, kam ein Jüngling zu ihm, in deſſen ganzem äußeren Weſen ſich eine ungewöhnlich hohe feine Bildung, durch Blicke und Worte aber die Hoheit eines Ernſtes und einer kindlichen Liebe ausſprach, welcher kein Herz, das den Ausdruck verſtand, widerſtehen konnte. Der Jüngling hätte des Empfehlungsbriefes nicht bedurft, den er zu Spittler brachte. Doch erſah dieſer aus dem Briefe, wo und woher der Ueberbringer ſei. Ich berichte hier jedoch nicht nur Das, was der Brief enthielt, ſondern Das, was der Ueberbringer deſſelben noch mündlich zur Ergänzung ſeines Inhaltes hinzufügte. Er war ein junger Graf aus Rußland, in der Welt hochgeſtellt durch ſeine Geburt, ſeinen ererbten Reichthum, ſeine durch Fleiß und Talent erworbene, gelehrte, ſo wie vielſeitig allgemeine Bildung. Bald nach Vollendung der Univerſitätsjahre hatte der Jüngling in St. Petersburg eine ehrenvolle Anſtellung als Collegien-Aſſeſſor im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten erhalten, welchem damals Capo d'Iſtria vorſtand. Die Augen dieſes Herrn Miniſters ſahen mit Wohlgefallen und großen Erwartungen auf den Jüngling und ſeine Gaben. Aber die Augen eines anderen, höheren Herrn waren auf ihn gerichtet; ein Zug der vorbereitenden Gnade hatte ſchon früher an ſeinem Herzen gewirkt, und dieſes Herz nahm den Zug in ſich auf und folgte ihm. In Dorpat, am Gymnaſium, hatte der Rector Roſenberg, ein guter

Kantianer, ihn mit der Bibel bekannt gemacht und ihm das Leſen derſelben empfohlen. Der Saame von göttlicher Herkunft war gut, der Boden aber bedurfte zur fruchtbaren Aufnahme noch eines Thaues, der es befeuchtete und erweichte. Denn der ſtarke Sonnenſchein, den der Glanz der Welt darauf fallen ließ, hatte eine Rinde gebildet, die zwar nicht von Stein, auch nicht ſehr dick, dennoch der Ausſaat hinderlich war. Wenn auch dem Kinde das Vermögen zum Stehen und Gehen aus dem Quell der innewohnenden Lebenskraft ſelber kommt, ſo bedarf es doch öfters einer hülfreichen Menſchenhand, um an dieſer ſich aufzurichten vom Boden und die erſten Schritte zu verſuchen. Auch dem Jüngling aus fernem Norden, ich will ihn hier bei ſeinem Namen nennen: dem Felician Zaremba erging es ſo; zu ſeinen erſten Schritten auf dem Wege ſeiner wunderbaren Wallfahrt bedurfte er einer ihn emporhebenden, führenden Menſchenhand. Die Hinweiſung auf dieſe helfende Hand kam ihm lange vorher, ehe er ihrer bedurfte, von einer unerwarteten Seite her. Der Schwager des Schulrektors in Dorpat, durch welchen er mit der Bibel bekannt wurde, war Secretär beim Cenſurgerichte, hatte in ſeinem Geſchäfte gar manches Buch in die Hände bekommen und geleſen, unter anderen auch Jung Stilling's Schriften. Er ſagte einmal zu Felician: wenn er in innere Unruhe und Noth käme, ſolle er Jung Stilling's Leben leſen, das würde ihm Licht und Ruhe geben. Der Jüngling merkte ſich dieſe Worte und Jahre nachher erfuhr er, daß ihm die Weiſung recht aus Gottes Hand gekommen ſei.

Als er einſt in Petersburg, uneingedenk der inneren Anregungen aus früher Jugend, und nur auf die äußere Gegenwart bedacht, auf der Straße geht, begegnet ihm ein lieber Freund, der ihm nicht blos die Jugendzeit, darin beide ſich gefunden, ſondern auch die Anregungen, die ihm damals geworden, in Erinnerung bringt. Denn als er nach der herzlichen Begrüßung auf der Straße den Freund in ſeiner Wohnung beſucht, findet er dieſen eifrig in der Bibel leſen. Der Ermahnung des Jugendgenoſſen, daß doch auch er das Buch der Bücher wieder fleißiger leſen möge, folgt er gerne. Er lieſt und lieſt, aber es war, als ob die Geſchäftigkeit des Tages, der Leichtſinn des geſelligen Lebens, die ſcharfe Zugluft, die von der Nähe der Fürſtenhöfe ausgeht, eine Eisdecke über ſein Herz gezogen hätten, auf welche der Same des Wortes Gottes hinſchlug und auf der er abglitt, wie die großen Regentropfen auf einem kupfernen Dache. Aber das Anſchlagen that nicht wohl, es erregte Unruhe, Zweifel und Noth. Der Freund, der ihn zur Bibel hingewieſen, konnte dagegen keinen Rath ſchaffen, ihm ging es ſelber wie einem Menſchen, der einen ſo leiſen Schlaf hat, daß dieſen das Auftreffen der Regentropfen auf das kupferne Dach beunruhigt und ſtört. Da fällt dem Felician das Mittel ein, das ihm der Cenſurſekretär gegen ſolche innere Unruhe anempfohlen hatte; er findet im Buchladen Stilling's Leben und aus dieſem Buche wehet ihn ein kühlender Hauch von Oſten her an, der die unruhige Aufregung ſtillt. Das Herz wird ihm weich, die Eisrinde vergeht, der Saame des Wortes Gottes findet Zugang zu dem bereiten Boden. In Stilling's Umgebung wird ihm ſo wohl zu Muthe, als ſei er im Hauſe eigener Eltern und Geſchwiſter. Er lieſt noch viele andere Schriften aus dieſer für ihn geſegneten Hand, das Gefühl ſeines Heimwehes wird immer ſtärker, er möchte aus dem unruhigen, ſchalen Treiben der Welt, die kaum mit der Zunge, noch weniger aber mit dem Herzen nach Gott fragt, hinaus, möchte unter Menſchen kommen „die nach der Bibel leben;“

welche Gott und die Brüder von ganzer Seele lieben. In dem Lande dieſer Leute wollte er gern, als der Geringſten einer, ſei es als Schuſter, als Schneider, als Schornſteinfeger oder im höchſten Falle als Schulmeiſter, als Krankenwärter dienen und ſein Brod eſſen. Der Zug der Liebe nach einem Lande, nach einer Gemeinde der Gläubigen, in denen die Liebe lebt, wird immer unwiderſtehlicher und mächtiger; er bricht durch alle bisherige Hemmungen und Bedenklichkeiten hindurch. Was fragt er nach äußerer Ehre und hohem Range, was fragt er nach ſeinem Vermögen, das ſeiner einzigen Schweſter, das einigen ſeiner Verwandten ſehr zu ſtatten kommen kann; es gilt bei ihm: Alles dahingeben und Chriſto nachfolgen.

Mag der leichte Weltſinn über ein ſo thöricht ſcheinendes, jugendliches Beginnen lachen, das innere Gewicht, welches dieſes in Bewegung ſetzte, war nicht leicht, ſondern ſchwer. Wie das innere Eis vom Herzen, ſo war auch das äußere Eis auf dem Meere gebrochen, und gleich einem Flüchtlinge, doch mit ehrenvollem Abſchluß ſeiner Dienſtgeſchäftigkeit durch Urlaub zu einer Reiſe in die Schweiz, beſteigt er ein Schiff, das nach Deutſchland, zunächſt nach Lübeck, ſegelt. Von hier aus erſt ſchreibt er den Verwandten und Freunden ſeinen eigentlichen ernſten Entſchluß: ſeine bisherige Stellung für immer zu verlaſſen, allen Anſprüchen, die ihm Stand und Vaterland gaben, zu entſagen. Wie ein Sterbender vererbt er ſeine Güter, ſein Vermögen, denn er geht einer anderen Ausſicht entgegen.

Noch iſt es ihm ſelber nicht klar, wohin er eigentlich gehen ſolle und wolle. Nur das eine Hoffen ſteht ihm feſt und leuchtet ihm wie ein leitender Stern auf ſeinem Wege voran, daß Gott, der ein lebendiger Gott ſei, weleher dem Menſchen das Verlangen, das nach Ihm fragt, in's Herz gibt, auch ihn, nach Seinem wunderbaren Rathe, zu dem Ziel- und Ruhepunkte ſeines Verlangens hinleiten, ihn zu Leuten führen werde, die nach der Bibel leben.

Die Lebendigen alle, „wenn ſie der Odem des Herrn treibt“ (Jeſaj. 63 V. 14), folgen der Führung des bewußtloſen Naturdranges (Inſtinktes) ohne Aufenthalt, wie der Wandervogel, der über Land und Meer zieht. Auch der Geiſt des Menſchen wird von jenem Odem des Herrn angeweht, wenn ihm die Stunde kommt, da der Winter vergangen, der Regen weg und dahin iſt, die Turteltaube ſich hören läßt im Lande. Wenn die Liebe, die ſein ganzes Weſen dahinnahm, die Stimme des Freundes vernimmt: „ſtehe auf“ da geht ſie aus, auch in dunkler Nacht, auf die Gaſſen der Stadt und hinaus auf die Straßen, ſie fürchtet nicht die Wächter, die in der Stadt umhergehen, ſondern fragt nur Alle, die ihr begegnen, nach Ihm, den ſie ſucht. In Zaremba's Herzen war der Drang dieſer Liebe ſo unaufhaltſam und mächtig, daß er, als er die Heimath verließ, wie einer, welcher, dem Untergange entfliehend, nicht vom Felde umkehrt, um ſeine Kleider oder etwas aus ſeinem Hauſe zu holen, nur auf ſein Davoneilen bedacht war. Er hatte das baare Geld, das er mit ſich nahm, nicht gezählt, nicht berechnet, wie weit es wohl zu einer Reiſe ausreichen werde; an Empfehlungs- und Creditbriefe hatte er nicht gedacht, ſondern eher noch an das Gebot, das der Herr den Jüngern auf den Weg gab den er ſie ſendete, daß ſie nicht bei ſich tragen ſollten einen Beutel oder Geld im Gürtel. Als er den deutſchen Boden betrat und nun die Frage, wohin er eigentlich gehen wolle, ihm öfter und dringender in den Sinn kam, da trat ihm die Erinnerung an Jung Stilling und ſeine

Schriften recht lebendig vor die Seele. Zu dieſem Manne würde es ihn vor Allem hingezogen haben, wenn er noch gelebt hätte; der alte, treue Pilger war jedoch ſchon ein Jahr vorher (am 2. April 1817) zu ſeiner Ruhe eingegangen. Aber das Land, darin Stilling gewohnt hatte, ſo dachte der junge Reiſende, müßte doch wohl noch am meiſten ein ſolches ſein, darin ſich die Menſchen fänden, „die nach der Bibel leben.“

Seine werthvolle Uhr, eine goldene Kette und andere Koſtbarkeiten, die an ſeinen Stand erinnerten, bedarf er nicht mehr, er will nichts mehr vor Menſchen ſein noch ſcheinen: er verkauft dieſe Dinge in Hamburg. Bis Lauenburg fährt er, wandert zu Fuße durch die Lüneburger Haide, darin es damals noch keinen ſolchen geiſtigen Haltpunkt gab wie das Hermannsburger Miſſionshaus iſt, fährt dann wieder mit der Poſt bis nach Marburg. Hier bemerkt er, daß ſein Reiſegeld bis auf Weniges aus ſeiner freigebigen Hand dahingegangen ſei; doch kümmert ihn das nicht; ſorglos, ohne einen Weg zu wiſſen, denn er hatte ſich nicht einmal mit einer Reiſekarte verſorgt, wandert er, wie er wohl einige Male als Student gethan, mit der Reiſetaſche auf dem Rücken nach dem Rheine hin und ſeinem Laufe entlang nach Süden. So erreicht er an einem Sonnabend Nachmittag im Herbſte die Gränze von Baden, darin Stilling gelebt und gewirkt hatte; er kommt nach Weinheim. Sonderbar und zugleich bedeutſam ſcheint es ihm, daß gerade bis dahin der Reſt ſeines Reiſegeldes noch gereicht hatte; hier aber freilich war derſelbe bis faſt auf den letzten Kreuzer verzehrt. Nun, ſo denkt er, jetzt wird der Herr ſeine Hand aufthun, ich werde Leute finden, die mich und meine Kräfte brauchen können; Leute von der Art, wie ich ſie ſuche.

Er hätte ſich im Wirthshauſe gern mit der nothdürftigen Sättigung eines armen Wandersmannes begnügt, hatte auch dieſes ausdrücklich nur begehrt, ſeine feine Kleidung aber, ſein ganzes Weſen zogen ihm jene höhere Beachtung zu, durch welche der Wirth ihn ebenſo in Verlegenheit ſetzte als er, der Gaſt ihn, durch die Fragen nach ſolchen Leuten, die er hier ſuchte und zu finden hoffte. Zaremba geht am Sonntag zu dem älteſten Geiſtlichen in der Stadt, bittet dieſen in kindlicher Einfalt, ihm den Ort zu nennen, wo die Leute ſind, „die nach der Bibel leben?“ Verwundert über die ſeltſame Frage, die ihn faſt am Verſtande des Jünglinges irre machte, ſagt der alte Herr: „hier im Lande leben allerwärts Chriſten.“ Zaremba faßt ſeine Frage genauer: „ſolche Leute meine ich,“ ſagt er, „die in Stilling's Geiſt und Sinn nach der Bibel leben.“ — „Ein Enkel von Stilling,“ ſo antwortete der Dekan, „wohnt hier und iſt mein Kollege: der Stadtpfarrer Schwarz, der wird ſich wohl mit Ihnen verſtändigen und Ihnen die gewünſchte Auskunft geben.“ Der Dekan führt den jungen Reiſenden ſelber zu Schwarz hin, und dieſer erkennt alsbald in dem Fremdling aus dem fernen Norden einen geiſtigen Verwandten und Blutsfreund; nimmt ihn herzlich auf. Er verſteht den eigentlichen Sinn der Frage, verſteht das Verlangen des Jünglings, das ihn hieher geführt hat. „Nach Baſel,“ ſo ſagt er, „in's Miſſionshaus ſollten Sie gehen, dort finden Sie, was Sie ſuchen; dort, ſcheint es mir, iſt das Ziel, zu welchem der Herr Sie berufen und beſtimmt hat.“ Hierauf ſchildert er ihm den ehrwürdigen Miſſionsvater Blumhardt, das Weſen und die innere Einrichtung des Miſſionshauſes; ſeine Beſtimmung zur Vorbereitung der Zöglinge für den Dienſt und die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden. Der Jüngling fühlt ſich in ſeinem Herzen wie von einem Pfeile getroffen. „Das iſt's, das iſt's, was ich ſuchte,“ ruft er freudig aus. Das Dunkel iſt ihm aufgehellt, alle Räthſel gelöſt, ſein Weg liegt eben und gebahnt vor ihm, er will ſogleich zur Weiterreiſe aufbrechen. — „Bleiben Sie, bleiben Sie,“ ſo ermahnt ihn Schwarz; „Sie müſſen mit uns zu Mittag eſſen und morgen gerade fahre ich nach Heidelberg, dahin ſind Sie mein Begleiter und wir beſprechen daſelbſt das Weitere.“

Wie mag es dem jungen Wandersmanne zu Muthe geweſen ſein, als er am Abende im Wirthshauſe auf ſein einſames Zimmer kam und hier ſein Gefühl, ſeinen Dank etwa in ähnlicher Weiſe ausſprach, als das Lied von Arnold: „So führſt du doch recht ſelig Herr die Deinen, ja ſelig und doch meiſtens wunderlich.“ Denn wenn er bedachte, wie er in Dorpat durch einen Schulrektor, der doch ſelber den Inhalt der Bibel nur durch das Augenglas der Kantiſchen Philoſophie las, zur erſten Bekanntſchaft mit dieſer, durch einen Cenſurſekretär zu der mit Jung Stilling's Schriften gekommen, wie die letzteren ihm in St. Petersburg das Herz für die Aufnahme des göttlichen Wortes weich gemacht, das Auge zum beſſeren Verſtändniſſe derſelben geöffnet hatten; wenn er weiter bedachte, wie ihm Stilling nicht blos in der Welt des Geiſtigen, ſondern auch auf ſeinem Wege durch die ſichtbare leibliche Welt ein leitender Stern geworden war, der ihn zu ſeinem beſtimmten Berufe gebracht hatte, da mußte ihm dieſe Führung als eine ſelige erſcheinen. Selig war ſie für ihn, und zugleich wunderlich. Denn daß ſein Reiſegeld gerade noch bis nach Baden, in das von ihm ſogenannte „Stillingsland“ gereicht hatte, daß er hier einen Enkel von Stilling fand, gleichſam am Wege ſtehend, als ob er hier auf ihn warten ſollte, um ihm ſeinen eigentlichen Poſten, zu dem ihn Gott aus Rußland gerufen hatte, anzuweiſen und ein Stück Weges dahin mitzunehmen, das Alles war doch in der That wunderlich.

In der Nacht geht ſeine Seele wandern, rückwärts in die Erinnerungen an den zurückgelegten Weg und vorwärts in die Ausſicht auf den Weg, der nun vor ihm liegt. Da auf einmal ſtellen ſich die Sorgen ein, die bisher gar nicht in ſeinem Herzen aufgekommen waren. Nach Baſel war noch ein weiter Weg — ſein Geld war zu Ende; er wußte nicht einmal, wie und wovon er ſeine Rechnung im Wirthshauſe bezahlen ſolle. Nun, er vertraute der unſichtbaren Hand, die ihn hieher gebracht, die ihm das Ziel ſeines Sehnens und ſeiner Beſtimmung ſo deutlich und klar gezeigt hatte — dieſe wird wohl weiter ſorgen.

Für die Abreiſe nach Heidelberg war erſt eine ſpätere Vormittagsſtunde feſtgeſetzt. Er verläßt das Wirthshaus ohne Frühſtück und als er von ſeinem Gange zu Pfarrer Schwarz zurückkehrt und nun zur Abreiſe mit dieſem ſich anſchickt, da legt er alle ſeine Habſeligkeiten, die er in der vollgepackten Reiſetaſche mit ſich trägt, auf den Tiſch und erſucht den Wirth, ſich zu wählen, was ihm gefiele, um ſich damit für ſeine Bewirthung bezahlt zu machen. Dieſer Mann aber hatte ein Gemüth, das für die Anregungen einer höheren Liebe nicht verſchloſſen war; das ganze Weſen ſeines Gaſtes hatte ihn mit einer Achtung und Bewunderung erfüllt, wie er ſie vielleicht kaum jemals gegen einen Menſchen gefühlt hatte. Mit Thränen in den Augen eilt er hinaus, kommt mit einer Flaſche Wein und einem kalten Frühſtücke wieder, nöthigt ſeinen Gaſt, der ja heute noch ungegeſſen ſei, etwas zu genießen, will von einer Gabe für ſeine Bewirthung nichts wiſſen. Es iſt dieſes eines der Beiſpiele, die in Zaremba's Verkehr mit anderen Menſchen oft vorkamen: einer jener Fälle, darin ſich die Kraft jenes (wie ein Freund es bezeichnet) Unnennbaren in ſeinem Weſen, das ihm die Seelen unterwarf, deutlich kund gab.

In Heidelberg fand der Wanderer bei dem Vater Schwarz (dem Profeſſor) dieſelbe freundliche Aufnahme als bei dem Sohne in Weinheim. Er will ſich aber nicht halten laſſen, will unverzüglich zu dem Ziele ſeiner Berufung hinziehen. „Haben Sie denn auch Geld zur Reiſe?" fragt man ihn. Der gottvertrauende Wanderer antwortet darauf mit „Nein". Da ſchreibt ihm Schwarz einen Circular-Empfehlungsbrief an alle ſeine Amtsbrüder im Lande, an deren Wohnort ſein Weg ihn vorüberführt. Ueberall, wo man ihn nur recht in's Auge gefaßt hatte, findet er freundliche Aufnahme, am meiſten in dem guten Pfarrhauſe zu Altenheim, wo ihm die erſten Hefte des Basler Miſſions-Magazins zur kräftigen Stärkung ſeiner Freudigkeit dienen und von wo er auch den Brief mitnimmt, der ihn bei Vater Spittler einführte. Auch hierbei mußte er erkennen: das hat Gott gethan. Denn der Vorſtand des Miſſionshauſes: Inſpektor Blumhardt war verreiſt; die Anderen wußten nicht recht, ob ſie dem ſeltſamen Fremdlinge Hoffnung zur Aufnahme machen dürften oder nicht. Konnte er ſich doch nicht einmal darüber ausweiſen, ob er wirklich der ſei, als den er ſich nannte. Denn ſeinen Paß hatte man ihm am Thore abgenommen und zurückbehalten, und wäre dieſes auch nicht geweſen, ſo blieb es doch immer eine faſt unglaubliche Sache, daß ein junger Graf aus Rußland ſein Vermögen, ſeine ehrenvolle Anſtellung, ſeine glänzenden Ausſichten für die Zukunft ſollte verlaſſen haben, um auf Gerathewohl, ohne nur ein eigentlich beſtimmtes Ziel vor Augen zu haben, nach Deutſchland zu ziehen, und daß derſelbe nun auf einmal, nachdem er vom Basler Miſſionshauſe die erſte Kunde gehört hatte, in dieſes eintreten wolle. „Wie wird ſich der junge Graf, wenn er wirklich einer iſt, unter der armen Leute Kindern, unter den meiſt gar noch unwiſſenden und ungebildeten Zöglingen der Anſtalt zurechte finden und eingewöhnen können?“

Blumhardt kam. Man kann wohl ſagen, das war ein Mann, auf dem der Geiſt eines Gamaliel ruhete; jener Geiſt des Glaubens und der Erkenntniß, der feſten Ruhe und Treue, welcher der Welt um ſich her und ſelbſt den Feinden Achtung gebot (Apoſtgeſch. C. 5 V. 34) und fruchtbar war in jenen Gaben und Werken, welche Heidenapoſtel erwecken und erziehen können (Apoſtgeſch. 22 V. 3). Ein ſolcher Gamalielsſinn erkannte wohl bald, was in Zaremba war; doch fügte es Gott, daß gerade in jenen Tagen noch ein anderer Zeuge für die ächte Geſinnung und den Werth des fremden Jünglings auftrat. Dieſes war der theuere, für das Werk des Herrn geweihte, Dr. Pinkerton, ein Menſch, der überall von der Wahrheit zeugt, weil dieſe in ihm ſelber lebt. Pinkerton hatte längere Zeit in Petersburg verweilt und gewirkt; er fand den Jüngling Zaremba mit all' den höheren Kreiſen, mit den Männern, die ihm ſelber näher befreundet waren, wohlbekannt, gewann, wie ein alter Bekannter, ſein ganzes, kindliches Vertrauen, ſo daß er, der vielerfahrene Kenner der Menſchenherzen, zu Blumhardt ſagen konnte: „Sie haben an dieſer jungen Seele eine Perle in's Haus bekommen.“ Und dieſes Wort hat ſich als wahr erwieſen. Man kann wohl ſagen: der Jüngling war ſo wunderbar aus weiter Ferne hieher berufen und geführt worden, damit er in geiſtiger Weiſe das Miſſionshaus mit erbauen helfe. Die Zöglinge der Anſtalt fühlten bald die überwältigende Macht der Demuth und Liebe, die von dieſem ihrem Mitſchüler ausging, der durch äußere, wie innere Gaben ſo hoch ſtand. Was ſich trennen wollte, das verſöhnte er mit einer Freundlichkeit, in welcher zugleich eine Hoheit lag, die alles Widerſtreben beſiegte. Und was er, der Menſch von klarem Verſtande, gründlicher Vorbildung und leichter Faſſungskraft, durch den Unterricht der Lehrer von außen wie von dem Lehrer in ſeinem Inneren empfing, das war nicht für ihn allein ein reicher Schatz, ſondern wurde es auch durch die Mittheilung aus kindlich treuem Herzen für ſeine Mitſchüler. Ja, ich darf das wiederholen: ein weſentliches Stück in der Geſchichte des Miſſionshauſes von Baſel iſt das Eintreten des damals 23 jährigen Felician Zaremba in daſſelbe am 7. Dez. 1818. — Seine ordnungsgemäße Entlaſſung aus dem ruſſiſchen Staatsdienſte hatte er, wie es ſcheint, durch Pinkerton's Vermittlung, aus Petersburg erhalten.

Ich habe hier nur den einen äußerlichen Theil der Geſchichte und Lebensführungen meines Freundes Zaremba mitgetheilt. Die eigentliche innere Geſchichte ſeines Lebens mit ihren äußeren Früchten und Thaten in Baſel, in Aſtrachan, dann zu Schuſcha unter den Tartaren; ſeine Lebensrettung und Erhaltung bis zu ſeiner jetzigen Stellung als Prediger am Miſſionshauſe liegt unter einem geiſtigen Siegel, deſſen Eröffnung meiner Hand nicht gebührt, noch erlaubt iſt. Die Führung mancher innig demüthigen Seelen geht durch ein Feld der Läuterungen und Tröſtungen, von welchem uns, wenn wir mit Fragen und Forſchen hineindringen wollen, das Gefühl ſagt: „Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von deinen

Füßen, denn der Ort, darauf du ſteheſt, iſt ein heiliges Land.“

30. Ein weiterer Ausbau des Werkes.

Ich habe ſoeben in Zaremba nur Einen aus jenen geiſtigen Bauſteinen genannt, welche dem Miſſionshauſe zu Baſel zugeführt wurden, durch eine Aufſicht und Leitung, welche nicht aus menſchlicher Kraft noch Berechnung kam. In einer anderen Gegend des fernen Nordens wurde ein Jüngling von dem Zuge ergriffen, dem Werke des Herrn unter den Heiden zu dienen: der Schwede Fjellſtädt. Aermer zwar an äußeren Gütern, menſchlich geringer von leiblicher Geburt, aber eben ſo reich an Hoffnung, ſo feſt im Vertrauen, eben ſo hoch am Stande der inneren Berufung als Zaremba, kam er nach Baſel, wirkte als geſegneter Sendbote des Evangeliums in Südindien, dann in Kleinaſien, wo ich in Smyrna an ſeinem Umgange mich erfreute und ſtärkte, jetzt als Inſpektor am Miſſionsſeminar zu Lund in Schweden. An jungen Kindern, welche mit beſonderer Leichtigkeit und Fertigkeit ſprechen lernen, darf man dieſe Gabe meiſt der zärtlichen, zuthätigen Liebe der Mutter zu dem Kinde und des Kindes zu der Mutter zuſchreiben. Dieſe gegenſeitige Liebe und der fortwährende Verkehr des Unmündigen mit der Mutter thut bei dem Kinde mit dem Herzen zugleich den Mund auf; denn was kann beredter machen als die glückliche Liebe? Der Zug einer ſolchen ewigen Mutterliebe hat meinem Freunde Fjellſtädt ſein Ohr geöffnet, ſeine Zunge gelöſt, daß er 26 Sprachen der Völker verſtehen lernte, in 12 derſelben predigen konnte. Sei mir geſegnet, du Mann von ſanftem, ſtillem, in Liebe kräftigem Geiſte.

Die Zahl der Sendboten, welche von Baſel aus unter die Völker der Erde gingen (ſie betrug im Ganzen gegen 200), iſt zwar durch den Tod ſehr gelichtet worden, aber das Werk der Lebenden, wie der zur Ruhe Gegangenen, ſteht in geſunder Kraft da, als ein Zeugniß an ſo wie über den Heiden. Pfander, der Kämpfer für die göttliche Wahrheit des Chriſtenglaubens gegen den hochmüthigen Wahn der Mohamedaner in Indien, während ſeines Lebens von den Feinden gefürchtet, wirkt noch immer als eine ſiegreiche Macht durch ſeine Streitſchriften gegen die falſche Lehre fort. Dr. Gobat, der jetzt an der Stätte des irdiſchen, ſichtbaren Zions ſeinem Herrn in Treue dient, hat mit derſelben Treue, in der Kraft Gottes vielen Völkern das Heil und die Gerechtigkeit verkündet, die von Zion ausging; Weitbrecht hat in Indien eine reiche Ausſaat zum großen Tage der Ernte hinterlaſſen; Dr. Krapf, Rebmann u. A. ſind heldenmüthig und mächtig in Wort und That zu den Völkern des ſüdöſtlichen Afrika's eingedrungen, von denen Mehrere die Stimme des Evangeliums noch niemals vernommen hatten; Kölle hat den geiſtigen Weg zu Afrika's Bewohnern durch die Forſchung ihrer Sprachen gebahnt; Mögling, Weigle, Dr. Gundert u. A., welche als gelehrte Theologen den Meiſtern ihrer Wiſſenſchaft an einer unſerer vaterländiſchen Hochſchulen ebenbürtig geweſen wären, haben, als ſie zum Miſſionswerke unter den Heiden in Indien ſich gürteten, jenen Reichthum des Geiſtes gerne hinter ſich gelaſſen, um in Armuth und Einfalt das Eine, das Noth thut, zu gewinnen und anderen Seelen zu bringen. Viele der treuen Zeugen und kräftigen Rüſtzeuge ruhen in Oſt, in Süd und Norden in ihren Kammern, als Saatkörner, welche dort im Boden ſtarben und vergingen, damit ſie ihre Frucht brächten.

Das Basler Miſſionswerk ward eine Leuchte, die nicht unter einem Scheffel verdeckt und verborgen blieb, an ihrem Lichte entzündeten ſich neue Kerzen: die zahlreichen Hülfsvereine in der Schweiz, in Frankreich, in Deutſchland — vor Allem in Würtemberg. Derſelbe anregende Geiſt aber, welcher das Werk in Baſel hervorgerufen und begründet hatte, weckte, unabhängig von jener Anregung, auch in anderen Gegenden dasſelbe geiſtige Leben. Die Miſſionsſchule in Berlin, welche ſchon ſeit dem Beginne des Jahrhunderts der theuere Vater Jänicke mit geringen Mitteln angefangen hatte, erhob ſich ſeit 1823 zu dem jetzigen Miſſionsſeminare und einer von Goßner begründeten Schweſteranſtalt. Ein Jahr darauf (1824) entſtand das Miſſionsinſtitut zu Paris, bald nachher die freudig gedeihende rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft in Barmen, während zu gleicher Zeit der niederländiſche Verein zu Rotterdam das Miſſionswerk wieder eifrig aufnahm, das die Holländer ſchon im 17. Jahrhunderte auf Ceylon und anderen Inſeln des indiſchen Archipels mit Ernſt begonnen hatten. Wie ein Quell, der ſchon nahe bei ſeinem Urſprunge zu einem mächtigen Bache wird, ſind die Pflanzſtätten für Sendboten des Evangeliums in anderen Gegenden des nördlichen Deutſchlands in geſegneten Anbau gekommen, namentlich die in Leipzig, die zu Hermannsburg in der Lüneburger Haide und die für Prediger an den verlaſſenen lutheriſchen Gemeinden in Nordamerika zu Neudettelsau in Bayern.

Wenn man aber von ſolchem Werke des Herrn in ſeiner Kirche ſpricht, da möchte man gern den Mund aufthun und des Redens nicht müde werden. Was gibt es auch Höheres und Lieblicheres zu ſagen, als die Geſchichte der Miſſionen von den Zeiten der Apoſtel an bis zu unſeren Tagen. Kann ſich doch jede Zeit und faſt jedes chriſtliche Land in Europa ſeiner Glaubenshelden rühmen, die, bis zum Tode treu, den Heiden das Licht des Evangeliums brachten. Der Geiſt, welcher in den letztvergangenen Jahrhunderten einen h. Franziscus Xaverius bewegte, iſt auch in dem „Indianer-Apoſtel“, dem John Elliot aus England, unter den Wilden in Amerika kräftig geweſen, hat den Norweger: Hans Egede in die Eisfelder von Grönland begleitet, iſt mit dem Miſſ. Schwarz aus Halle nach Indien gezogen, hat ſich an der kleinen Gemeinde der Philadelphier in Herrnhut und ihren vielen Sendboten, die in der Einfalt und Treue des Herzens ſich ganz dahingaben, nicht unbezeugt gelaſſen. Das Werk, das dieſe mit ihrer geringen Kraft ſo treu begonnen, das haben gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts ganze Nationen in ihre Hände genommen. Denn damals, als in dem gegenüber gelegenen Frankreich der Geiſt der Vertilgung tobte, iſt in England dasſelbe geſchehen, was in Baſel ſich zutrug, als der Stadt von dem nachbarlichen Hüningen her der Untergang zu drohen ſchien. In den Jahren 1792, 1795, 1804 ſind in England Miſſionsgeſellſchaften entſtanden, welche durch die allgemeine Theilnahme aller Stände zu einer geiſtigen Macht wurden, die dem Reiche Chriſti unter den Heiden nach allen Richtungen hin eine Bahn gebrochen hat. Dieſem Werke ſchloſſen ſich 1808 die Amerikaner und 1816 in beiden Welttheilen die Methodiſten an. Im Ganzen zählten im J. 1842 ſämmtliche proteſtantiſche Miſſionsgeſellſchaften Europa's und Amerika's 708 Hauptſtationen, 974 Miſſionen, mit 131 Gehilfen aus ihrem Vaterlande und 4089 hinzugetretenen Nationalgehilfen. Dieſe wirkten in allen Gegenden der Erde, ausgeſtreut unter die Heiden, aus denen ſie eine Geſammtzahl der zum Chriſtenglauben Bekehrten von etwa 400,000 Seelen um ſich verſammelt hatten.

Doch wir wollen den Segen der Miſſionen hier nicht in ſeiner weitgehenden Ausdehnung in den Ländern, wie unter den Völkern, ſondern in der nächſten Nähe ſeiner Wirkſamkeit, an einigen Beiſpielen betrachten.

Wenn in einem neugeborenen Kinde nur erſt die Bewegung der Bruſt und ihrer athmenden Lunge erwacht iſt, die den Anhauch des Lebens von außen aufnimmt und durch alle Glieder des Leibes verbreitet, dann gibt ſich auch bald an dieſen Gliedern die bewegende Kraft kund. Das Verlangen nach dem Worte Gottes, der Eifer zur Erweckung der Liebe zu ihm und ſeiner Erkenntniß, welche ſich in dem Werke der Bibelverbreitung und der Miſſionen kund geben, iſt die erſte Bewegung eines neuerwachten, geiſtigen und göttlichen Lebens in einem Theile der europäiſchen Chriſtenheit geweſen. Wir vergleichen ſie mit Recht den Athemzügen, durch welche der Menſch die Anregung des leiblichen Lebens empfängt. Denn woher anders kann dem geiſtigen Menſchen das Leben kommen und erhalten werden, als aus dem „Wort des Lebens“? Wie an einem Ohnmächtigen ſich die bleiche Wange röthet und das Aufblühen der Kräfte ihm wiederkehrt, wenn ſeine Bruſt wieder athmet, ſo hat ſich der Segen der Miſſionsthätigkeit in einem vielſeitigen, werkthätigen Streben zum Beſſeren und zugleich in einem Wohlbefinden und Gedeihen der äußeren wie inneren Zuſtände kund gegeben. Zunächſt iſt dieſer Segen immer an der Stadt oder dem Lande deutlich erkennbar geweſen, darin ein ſolches Werk mit Ernſt und Liebe aufgenommen wurde. Baſel gibt uns ein Beiſpiel davon. Das Werk der Miſſion iſt hier nicht auf das Haus beſchränkt geblieben, das von ihm den Namen trägt, ſondern es iſt in viele Häuſer und Herzen eingegangen mit ſeiner beſſernden und belebenden Kraft. Allerdings wiederholt ſich auch hier wie überall das Nebeneinanderſtehen der entſchiedenen Gegenſätze; das entſchieden gläubige Bekenntniß der Wahrheit durch Wort und That ruft den eben ſo entſchiedenen Widerſpruch des Unglaubens und der Lüge hervor. Denn je klarer das Licht leuchtet, deſto mehr fühlt ſich die Finſterniß von ihm gezüchtigt und vernichtet. Dennoch kann der Freund des wahren, inneren Friedens hier mit ſeinem Gruße im Herzen durch alle Gaſſen gehen; er fühlt es, daß der Geiſt, welcher den Frieden von ſich ſtößt, keine Uebergewalt hat. Und wie ſind hier im Verlaufe der Jahre neben dem einen großen Werke des Zeugniſſes an die Heiden ſo viele andere Werke der Erbarmung an den Menſchenſeelen entſtanden; Thaten zur Linderung der äußeren wie der inneren Noth geſchehen. Bei vielen dieſer Werke und Thaten iſt der oben erwähnte Handlanger geſchäftig geweſen, ja man kann wohl ſagen, daß er immer zunächſt dabei war, wenn und wo etwas dieſer Art in Bewegung kam. Und mit ihm der gute, treue Nachbar des geiſtigen wie des leiblichen Baſel, der Vater Zeller in Beuggen, deſſen Nachbar, wenn ſolcher Wunſch nicht zu hoch wäre, man ſelbſt einmal im Himmelreich werden möchte. Ja, das gute Baſel hat Viel gethan und iſt in ſeinem Thun und Geben nicht müde, ſowie auch nicht arm geworden. Denn den inneren Segen ſeiner Thaten hat der äußere auf jedem Schritte begleitet; die dahingeſtreuten Saatkörner, wenn der Thau der Liebe ſie befeuchtete, haben vollwichtige Aehren auch für die Tage der Erde getragen.

Das Feuer der neuerwachten Liebe zündete von Baſel aus bald weiter in dem benachbarten Würtemberg *). Hier fand die Bewegung mehr denn anderswo ein bereit Volk. Als in den Zeiten der Reformation eine fremde Herrſchermacht die kirchliche Uebung des evangeliſchen Gottesdienſtes unterſagt hatte, da bildeten ſich die Privatverſammlungen der Gläubigen in den einzelnen Gemeinden, welche ſpäterhin durch Spener's Einfluß und den lebendigen Verkehr mit der Brüdergemeinde eine ſo feſte Haltung und allgemeine Verbreitung fanden, als nirgends ſonſt. Dieſe Haltung blieb dem Volke, als die großen mächtigen Zeugen der Wahrheit, die ihm Gott gegeben: Bengel, Oetinger, Storr, Hahn und der Haufe ihrer treuen Mitkämpfer längſt dahin waren und im Stande der Lehrer an der Univerſität, ſowie in den Schulen und Kirchen nur noch einzelne Säulen aufrecht ſtanden. Die Saamen jener alten, dahingenommenen Bäume waren noch im Boden des Volkes geblieben und der Lebenshauch von Baſel her wehte ungehemmt über die junge Ausſaat hin. Welches andere Ereigniß der Erde hätte in einem Volke lebendigere, wärmere Theilnahme zu wecken vermocht, als das Werk der Bibelverbreitung und der Miſſion, das in Baſel ſich begründete. Es waren nicht die gläubigen, reich begabteſten Theologen allein, die ſich aus Würtemberg dem Werke anſchloſſen, mit freudigem Muthe die Lehrerſtellen an der Miſſionsſchule übernahmen, nicht allein die Schaar der Zöglinge, die ſich von Anfang an und ſeitdem fortwährend dahingezogen fühlten, ſondern faſt das geſammte Volk, unter ihnen die Armen, denen zur Sättigung kaum das

---

*) Ich entnehme die hier nachſtehenden Züge aus der trefflichen Schrift des Prälaten Dr. Kapff: „der religiöſe Zuſtand des evangeliſchen Deutſchlands nach Licht und Schatten.“

tägliche Brod bleibt, ſtellte ſich mit Leib und Seele zu dem Werke ein. Ich könnte da von vielen Beiſpielen erzählen, welche an den rührenden Liebesbeweis der Wittwe am Gotteskaſten erinnern. Hat doch ſelbſt im vorigen Jahre der großen Theuerung und der ſchweren Heimſuchungen, welche der Waſſerſchaden über das Land brachte, das arme, kleine Würtemberg für das Werk der Miſſionen über 100,000 Franken geſammelt und (wenn auch weniger als andere Jahre, dennoch) 22,416 Exemplare der heiligen Schrift verbreitet. Aber ich will nachher an einem noch ganz neu vor Augen liegenden „Schauſpiel der Engel“ es zeigen, was der durch Liebe lebendige Glaube vermag. Hier aber weiſe ich nur auf eine Sabbathsfreude hin, welche kein anderes Volk in höherem Maaße genießt, als das im Würtemberger Lande. Das ſind die Miſſionsfeſte, welche alljährlich in jedem kleinen Bezirke des Landes, von wenig Stunden im Umfange, gefeiert werden. Da wird keine Stimme des Unfriedens gehört; das Volk, das von allen Seiten her dem Feſte zuſtrömt und in der überfüllten Kirche, ſowie an ihren Thüren, 3 bis 4 Stunden lang mit freudiger Theilnahme verweilt, vernimmt da nur die Kunde von der Ausbreitung des Reiches des Friedens und der Gnade unter allen Völkern. Oefter wird dieſe Kunde von einem Augenzeugen gebracht, denn aus Würtemberg ſind ſeit 30 Jahren über 200 Sendboten, im Dienſte verſchiedener Miſſionsgeſellſchaften, in die Länder der Heiden ausgegangen, von denen manche als beſuchende Gäſte, oft auch zur Stärkung ihrer leidenden Geſundheit, in ihr Vaterland kommen. Was ein ſolches Miſſionsfeſt ſei und wirke, das weiß ja auch das nördliche Deutſchland aus dem Beſuche in Herrmannsburg, in Barmen, neuerdings in Leipzig, dieſem freudig aufblühenden Miſſionsfelde meines lieben Vaterlandes und anderwärts. Ich bleibe jedoch hier bei dem Nachbarlande von Baſel, bei Würtemberg, ſtehen, um an dieſem Lande zu zeigen, wie ſich an die That des Glaubens und der Liebe, die ſich im Miſſionswerke kund gibt, alsbald die anderen verwandten Thaten anſchließen.

Das kleine Häuflein der Gläubigen, welches ſich ſchon früher, obgleich es unter dem Namen der Pietiſten von der Menge verſpottet und verläſtert war, inniger als anderswo zuſammenſchloß und gegenſeitig durch brüderlichen Verkehr in der Liebe und in der Erkenntniß des Heiles ſich zu fördern ſucht, hat ſich mitten in der Zeit der Noth und politiſchen Raſereien ihrer Landsleute auffallend vermehrt. Verſammlungen zur gegenſeitigen Erbauung, welche, wo dies ſein kann, unter der Leitung des gläubigen Geiſtlichen ſtehen, finden ſich in jeder Stadt, ja faſt in jedem Dorfe. In einem der letzteren, das 3000 Einwohner zählt, halten ſich 600 zu dieſem engeren Verbande, deſſen Mitglieder, ferne von dem hochmüthigen Gelüſte, von ihrer Kirchengemeinſchaft ſich zu trennen, vielmehr die eifrigſten Anhänger derſelben ſind *). Pflege- und Erziehungsanſtalten für arme Kinder gab es 20 ſchon vor dem Jahre 1848 in Würtemberg. Ihre Zahl hat in den Jahren der großen Noth eher zu- als abgenommen; die Zahl der armen Kinder, welche ohne dieſe Hülfe in Hunger und Elend umgekommen wäre, iſt jedenfalls ſeitdem gewachſen und dennoch hat es dieſen Häuſern, zu denen noch 3 Kinderheilanſtalten, 2 Pflegeanſtalten für Taubſtumme, 2 für Blinde kommen, niemals an den nöthigen Mitteln gefehlt, obgleich ſie nur durch freiwillige Beiträge des Volkes, nicht des Staates, erhalten werden, der noch ſeine eigenen

---

*) M. v. Kapff a. a. O. S. 38.

wohlthätigen Anſtalten unterhält. Theilt doch das arme Volk in Würtemberg von dem Ertrage ſeiner Obſtgärten und Felder den noch ärmeren Eskimos in Labrador und Grönland mildiglich mit, denn in jedem Jahre überbringt das Schiff, welches dieſe Vereinſamten beſucht und verſorgt, eine Ladung von gedörrtem Obſte und Erbſen aus Würtemberg mit ſich, zu welcher jede dürftige Hütte des Würtembergiſchen Landvolkes ein Weniges, die Bemittelteren aber nach ihrem Vermögen beitragen.

Im grellſten Widerſpruche mit all' dem hier Geſagten ſteht, wie es ſcheint, allerdings das Verderben, welches ſich ganz beſonders in den unlängſt vergangenen Jahren der großen Verirrungen Deutſchlands auch in dem dortigen Volke gezeigt hat; namentlich auch die Rohheit und Frechheit ſeiner Zeitungsſchreiber und öffentlichen Vertreter. Aus dieſem Lande iſt ein Paulus, iſt eine Philoſophie hervorgegangen, die zum Hohne aller feſtſtehenden Wahrheit aus dem Etwas ein Nichts, aus dem Nichts ein Etwas und dennoch auch wieder Nichts machen lehrte, und außer ihr eine ganze Schaar der Läſterer und Verſtörer. Die ſchlechteſten demokratiſchen Blätter, dies weiß man, ſind von verdorbenen, würtembergiſchen Candidaten der Theologie redigirt worden; ein ſolcher iſt auch bekanntlich der Verfaſſer des Buches über die „Selbſtauflöſung des Proteſtantismus“ geweſen. Wir wollen zu dieſen unläugbaren Thatſachen nur einige wenige Bemerkungen machen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in den Jahren der letztvergangenen politiſchen Raſerei der demokratiſche Geiſt in ſolche Gemeinden, denen längere Zeit fromme Geiſtliche vorſtanden, nur wenig Eingang fand und daß in ihnen Ordnung, Eintracht, Fleiß und Wohlſtand meiſt geſichert blieben, während das Gegentheil in jenen Gemeinden ſich zeigte, welchen eine ſolche gute, geiſtliche Leitung fehlte. Daß jedoch auch an manchen Orten, denen man das nicht zugetraut hätte, noch ein beſſerer Keim im Volke lag, bezeugt das ſeit der Criſis lautgewordene Verlangen der vielen vorher verödeten Gemeinden nach chriſtgläubigen Predigern, der Eltern nach Schulen für ihre Kinder, darin das Eine, Nothwendigſte gelehrt wird, die allgemeiner erwachende, ernſte Geſinnung und Berufstreue im geiſtlichen Stande, wie dieſes ſchon der Andrang zu den Predigerkonferenzen kund gibt, zu denen ſich jetzt eine fünfmal größere Zahl der Theilnehmenden verſammelt als früher. Und von Würtemberg mag wohl mehr denn von vielen anderen Gegenden das gelten, was von der Zuſammengeſellung des Lichtes mit dem Schatten geſagt werden kann. Die feſte Entſchiedenheit der einen geiſtigen Richtung ruft ja überall die entgegengeſetzte hervor (nach S. 412), und die Schatten werden erſt ſchwinden, wenn das Licht, wie die gerade über dem Scheitel ſtehende Sonne, zur vollen Herrſchaft gelangt iſt.

Ich habe hier, wo ich von der weiter weckenden Wirkung des erwachten Miſſionseifers in Baſel ſprechen wollte, nur einen Blick in die Nachbarſchaft der Stadt gethan, und auch aus dieſer zunächſt nur Würtemberg beachtet. Wie ſich das Leben des Glaubens, wenn es in den Gemeinden erwacht, nach allen Seiten hin durch Thaten der Liebe zu dem Herrn und ſeinem Worte, ſo wie zu anderen Menſchenſeelen kund gibt, das bezeugen uns bis zu unſeren Tagen viele Beiſpiele. Es ſind jetzt 40 Jahre, ſeitdem die evangeliſche Bevölkerung des rheinpreußiſchen Wupperthales (Elberfeld, Barmen) ihre Bibelgeſellſchaft begründet und hierdurch ihre Freude am geoffenbarten Worte und an ſeiner beſeligenden Kraft unter den Menſchenſeelen lebendig bezeugt hat. Dieſe Geſammtgemeinde, die am Beginne des Zeitraumes aus 45000 Seelen beſtand, hat während deſſelben 4 neue Kirchen, 10 neue Pfarrſtellen, 1 Waiſenhaus und 1 Armenhaus, faſt ganz auf eigene Koſten, begründet; die Opferwilligkeit für die Sache des Herrn hat ſich mitten durch die Jahre der Noth und der Theuerung ſo geſteigert, daß die Gemeinde, deren Seelenzahl bis 1854 auf 80,000 gewachſen iſt, alljährlich 842,400 Franken zu Thaten der Liebe*) für jene Sache verwendet, eine Summe, zu welcher zwar auch die Armuth ihr Scherflein willig beiträgt, welche aber dennoch zum größten Theile nur von dem bemittelten Theile der Bewohner des Wupperthales dargebracht wird. Allerdings muß mehr als die Hälfte dieſer Gemeindebeiträge zur Linderung der Noth der Armen dienen, die andere kleine Hälfte aber wird außer zu dem Werke der äußeren und inneren Miſſion und der Bibelverbreitung, außer der Befriedigung der kirchlichen Bedürfniſſe, zur Unterſtützung ſo vieler Werke und Thaten des gemeinſamen Eifers für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden angewendet, daß man von dieſen Wupperthaler Gemeinden ſagen kann: ihre Lindigkeit, ihr Eifer zum Wohlthun in der Liebe und im Namen des Herrn iſt kund geworden allen anderen Gemeinden, ja Allen, die aus der Nähe und Ferne die Hilfe der Chriſtenliebe anſprachen und ſuchten.

Nicht aber zunächſt die äußere Mitwirkung des Mutterhauſes im Wupperthale, ſondern der gemeinſame Geiſt der Liebe, welcher in dieſen wie in anderen Werken des wiedererwachenden geiſtigen Lebens waltet, hat in der Nachbarſchaft ein anderes Mutterhaus begründet, deſſen

---

*) M. ſ. die Berechnung dieſer Summe und ihrer Verwendung bei Kapff a. a. O. S. 41.

Töchter als Botinnen des Friedens in weite Ferne, Troſt und Hülfe bringend, ausgehen. Dies iſt die Diakoniſſinnen-Schule in Kaiſerswerth, welche ſeit 1836 beſteht; anjetzt mit 190 ihrer Zucht und Pflege befohlenen Seelen. Welches Aufmerken, welche freudige Theilnahme dieſes Werk des Glaubens weit umher geweckt hat, das zeigte ſich vor etlichen Jahren, als ſich bei einem öffentlichen Aufrufe der Vorſtände 150 treumeinende Jüngerinnen für den Eintritt in das Mutterhaus und ſeinen Dienſt meldeten, von denen 70 aufgenommen wurden. Neben den 32 Stationen, welche das Haus mit Pflegerinnen der Kranken und der hilflos Verlaſſenen verſorgt, ſtehen namentlich die in Jeruſalem, Smyrna und Conſtantinopel in geſegneter Wirkſamkeit da. Ein gleicher Drang in dem beſchwerlichſten und gefahrvollſten unter allen Dienſten, die treue Liebe zu dem Herrn zu bezeugen, hat auch die anderen Diakoniſſinnenvereine hervorgerufen, deren das proteſtantiſche Deutſchland bereits 10 beſitzt. Dieſe Vereine gehören, wie dieſes auch Kaiſerswerth bezeugt, nicht blos großen und reichen Städten, wie Hamburg, Berlin, Kaſſel und Stuttgart, an, ſondern ſolche Pflanzen aus der Hand Gottes und zu ſeines Namens Ehre wachſen, befeuchtet vom Thau des Himmels, kräftig und luſtig auf, aus vereinſamter Stätte, deren Namen das Volk des Landes nicht kannte, weil an ihr kein Säen noch Ernten war. Ein ſolches Werk des kräftigen Glaubens und der ernſten Treue, die ſich an's Wort hält, iſt die reich geſegnete Diakoniſſinnenanſtalt zu Neu-Dettelsau in Bayern.

Wen bei dem Blicke auf den herrſchenden Zuſtand der Kirche der Gedanke niederbeugt, daß dieſe allenthalben, wie einſt die Gemeinde zu Epheſus, die erſte Liebe verlaſſen habe, und von dieſer gefallen ſei, den möchte ich im Geiſte mit mir in eine Wüſte nehmen, dahin der Herr ſein Volk gefühLrt hat, und zu allen Zeiten führen kann, um freundlich mit ihm zu reden. Eine ſolche Wüſte der Völker, durch den Segen Gottes blühend und grün geworden, zeigt ſich zu Hermannsburg in der Lüneburger Haide. Die Geſchichte der dortigen Miſſionsſchule und ihre belebende Anregung auf Tauſende von Seelen iſt ein liebliches Bild der erſten Liebe des apoſtoliſchen Zeitalters. Wer ſich an dem Anblicke dieſes Lebens der erſten Liebe tröſtend aufrichten, innerlich erwärmen und erquicken will, der leſe das Hermannsburger Miſſionsblatt, herausgegeben von L. Harms*), namentlich ſchon den erſten Jahrgang 1854. Er wird dann gern in die Worte des Lobliedes einſtimmen: „der Herr iſt nun und nimmer nicht von ſeinem Volk' geſchieden; er bleibet ihre Zuverſicht, ihr Segen und ihr Frieden.“ Als ein Wunder des kindlich treuen Glaubens erſcheint der ganze Bau des Miſſionshauſes in Hermannsburg, ſeine innere Bevölkerung mit tüchtigen, zu ſeinem Dienſte geweihten Sendboten, die Ausrüſtung eines eigenen Schiffes, die Begründung einer Colonie und Bleibſtätte der Miſſionen im ſüdöſtlichen Afrika. — Woher ſind die Summen zum Bau des Hauſes und der Schule, zum Bau und zur Ausrüſtung des Schiffes, zur Begründung der Colonie, woher das tägliche Brod gekommen, das all' die Angehörigen in und außer dem Hauſe brauchen? — Allerdings, ſo wie das Werk daſteht, hat es eine Gnade nicht blos vor Gott, ſondern auch vor Menſchen, in der Nähe und Ferne gefunden, welche auch durch die That der Liebe ſich bezeugt. Wenn man jedoch die Geſchichte der Miſſionsſchule zu Hermannsburg von ihrem erſten kleinen Anfange an lieſt und ihr auf jedem Schritte folgt bis dahin, wo die beiden Brüder Harms im Glauben an den lebendigen Gott nicht nur für ihre Schule ein Haus erbauten, ſondern wo zu dieſem Hauſe ſogar ein Schiff auf dem Meere kam, da muß man ganz in die Worte einſtimmen, die der theure Pfarrer L. Harms darüber ſpricht*). Ihm war nicht im Traume der Gedanke eingefallen, ein eigenes Schiff für das Miſſionswerk in Hermannsburg bauen zu laſſen. Da kommen einige Schiffe der deutſchen Flotte nach Bremerhafen, auf dieſen ſind junge Seeleute, von denen einige zum Glauben erweckt werden. Dieſe denken daran, ſich als Koloniſten eine Heimath im ſüdlichen Afrika zu ſuchen und den armen Negern chriſtlichen Glauben, Geſittung und Arbeitsfleiß zu bringen. Dazu bedürfen ſie aber der Zuſammengeſellung mit Miſſionären. Einige dieſer jungen Seeleute waren früher in Hermannsburg geweſen: ſie erzählen den anderen von dem dortigen Miſſionshauſe; an dieſes wenden ſie ſich mit ihrer Anfrage. Die Antwort iſt, daß man ſich erſt gegenſeitig müſſe kennen lernen; wer ſich an das Werk des Miſſionshauſes anſchließen wolle, müſſe in dieſes kommen und ſeine Probezeit aushalten. Auf ſolchen Vorſchlag gehen Mehrere ein, aber nur Etliche, in denen ein feſter Grund war, halten aus bei den Anforderungen, die man an den Fleiß ihrer Hände und ihr ordnungsgemäßes Benehmen macht. Dieſe lebenden Trümmer aus der aufgelöſten deutſchen Flotte waren es, die, gleich den Reſten eines geſcheiterten Schiffes, welche die Fluth an's Feſtland treibt, in dem Kopfe und Herzen des Miſſionsvaters L. Harms den Plan und Gedanken feſtſetzten, ſeiner Schule, außer dem Hauſe auch ein Schiff bauen zu laſſen, in welchem er neben den eigentlichen Miſſionären eine ganze Colonie von chriſtgläubigen Handwerkern, Landbauern u. a. nach dem ſüdöſtlichen Afrika führen wollte, um durch dieſe kleine Gemeinde mitten unter den Gallas ein Mutterhaus der Verkündigung des Chriſtenglaubens durch Wort und That zu begründen. Aber ein Schiff, außen ganz, wie es zur Fahrt in die heißeren Gegenden der Erde ſich gehört, mit Kupfer beſchlagen, koſtet ſchon ohne die innere Ausſtattung über 15,000, mit dieſer aber über 19,000 Thaler. Die Leute, als ſie von dem Plane hörten, dachten, es ſei dem guten Harms etwa „ein Sparren im Kopfe losgegangen, daß nicht mehr Alles darin richtig ſtände.“ Er aber, als er vor Gott die Sache oft durchdacht und durchwacht hatte, dachte „geradezu macht die beſten Renner“ und einmal, in der Stille der Mitternacht, ſtand er muthig vom Gebete auf und rief ſo recht aus vollem Herzen, daß er beinahe vor ſeiner eigenen Stimme erſchrack „nun vorwärts in Gottes Namen.“

---

*) Dresden, bei Juſtus Naumann.

---

*) „Der Könige Geheimniſſe“ (ſo ſagt er S. 21) „ſoll man verſchweigen, aber des Herrn Wunder ſoll man rühmen! Und der Herr thut Wunder, noch heut zu Tage thut er Wunder. Und wißt ihr, welche Menſchen mir als die allernärriſchſten auf Erden und zugleich als die allerärmſten auf Erden vorkommen? Es ſind die, welche meinen, der Herr thue kein Wunder. Denn das iſt ganz daſſelbe, als ob ſie ſagten: der Herr iſt todt und wir haben Ihn zu Grabe getragen. Sie ſind die allernärriſchſten, denn ſie glauben an einen todten Gott, und die allerärmſten, denn ein todter Gott kann nicht helfen. O wie ganz anders ſpricht unſer Gott. Er ſagt: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende; Er ſpricht: Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden; Er ſpricht: Alles, was ihr bittet in Meinem Namen, das will Ich euch thun!“

Wohl muß ich aber daran erinnern, daß der Pfarrer Harms auch von menſchlicher Seite nicht für ſich allein das kühne Wageſtück unternahm. Da hatte Gott der Herr den edlen Stüve in Harburg, den Nagel in Hamburg zur thätigen Theilnahme erweckt; die kurzen Berichte über die Miſſionsfeſte in Hermannsburg, ohne nur im Mindeſten um Gaben zu betteln, hatten doch dergleichen ſelbſt aus weiter, unbekannter Ferne, Gott allein weiß, wie? herbeigezogen: aus Neuorleans in Nordamerika, Antwerpen in Belgien, Amſterdam in Holland, Narwa und Odeſſa in Rußland. Und ſelbſt in der Nähe brachten einfache Landleute 100, 300, ja 500 Thlr. für das Miſſionsſchiff; faſt alle in der Gemeinde, manche ſelbſt über ihr Vermögen, ſteuerten bei und der Aermſte hat ſeinen Groſchen gegeben mit freudigem Herzen und dieſes Alles unaufgefordert (a. a. O. S. 26, 27). Und der Mann, der einmal in einem Jahre 500 Thlr. mehr einnahm, als er in ſeinem Haushalte brauchte und dieſe 500 Thlr. dem Miſſionshauſe brachte, nahm im nächſten Jahre 1000 Thlr. mehr ein*) und brachte auch dieſe dar, gerade wie ein armer Taglöhner, dem die Gabe des Zehnten von ſeinem Arbeitsverdienſte auch ſo geſegnet wurde. Dachten doch ſelbſt die Bräute bei ihrem Jawort nicht etwa an ihr Hochzeitskleid, ſondern an eine Summe, die der Bräutigam zur Miſſion geben ſollte, und ſelbſt arme Kinder ſparten ſich ihr Sonntagsbrod am Munde ab, um das Erſparte für den Dienſt unter den Heiden zu bringen. (Miſſionsmag. 1854 S. 116 und 118.) Sind dieſes und ſo vieles Andere, das man in jenen Berichten leſen kann, nicht Thaten der Liebe, die an die Geſchichte der erſten Miſſionsgemeinde der Erde, an die Geſchichte der Tage der Apoſtel, erinnern? Und wie blüht ſchon jetzt die Colonie der Anbauer eines

*) [illegible]

wüſte gelegenen geiſtigen wie leiblichen Arbeitsfeldes in Port Natal, zur Freude und zum Segen nicht nur des Mutterhauſes in Hermannsburg, von dem ſie ausging, ſondern Aller, die an den Herrn glauben und Ihn von Herzen lieben. Nun, wer an dieſem ihm noch unbekannten Werke auch ſeine Freude haben will, der leſe die kindlich einfachen Berichte darüber ſelber.

Ich kehre aber wieder zu den Erinnerungen an meinen damaligen erſten Aufenthalt in Baſel zurück. Im ſtillen Zimmer unſeres Gaſthauſes ſetzte Spleiß in ſeiner Weiſe die Unterhaltung fort, die im Miſſionshauſe begonnen hatte. Spann er doch den Faden dieſer Unterhaltung weit über die Zeit hinaus, in die Ewigkeit hinein, denn er gerieth in die freudigſte Bewegung, wenn er ſich den Gedanken ausmalte, daß er einſt dort, in der Welt des Jenſeit's, durch Gottes Gnade ein Lehrer der Seelen werden könne, welche im Leben der Erde den Namen des Herrn niemals gehört haben, von der Erkenntniß des Heiles niemals beſtrahlt worden ſind. „Die Menſchenkinder aus den Völkern der Heiden“, ſo ſagte er, „würden dort in ihrem Dunkel für ſolche Strahlen wohl empfänglich ſein.“ — Für dieſes Mal mußte ich mich bald von meinem lieben Reiſegefährten trennen. Sein Beruf führte ihn nach Schaffhauſen zurück und Krafft mit ſeinen jungen Freunden begleitete ihn, wir aber blieben noch einen Tag in Baſel allein.

Sollte ich doch von da noch einen ganz beſonderen Segen, nicht bloß auf den Weg der Heimreiſe, ſondern auf den Weg meines ganzen Lebens mitnehmen. Ich hörte noch am letzten Nachmittag eine Predigt von dem ehrwürdigen Vater von Brunn, dieſem Erwählten unter den Erſtlingen aus dem Hauſe Iſraël. Er, ſo wie in einem größeren Kreiſe Neander, ſind ein Zeugniß für die, wenn auch in der Mehrzahl noch vergraben liegenden Gaben des erwählten Volkes, unter anderen Völkern und Menſchen Iſraëls Geſalbten zu verkünden. Wer den Vater von Brunn ſah und von ſeiner Lebensgeſchichte wußte, der erkannte in ihm einen künftigen Genoſſen jener Schaar, die da hergekommen ſind aus großer Trübſal, welche aber ſchon auf Erden, mitten im Läuterungsfeuer der äußeren Trübſal, in ihrem Inneren „volles Genügen, Fried' und Freude“ hatten. Die Bekanntſchaft mit ihm, ſo wie einige Jahre ſpäter mit ſeinem glaubenskräftigen Sohne, iſt mir als ein großer Gewinn von meiner Schweizerreiſe geblieben.

Von anderen Männern, die mir nahe befreundet waren, ſah ich außer dem geliebten Handlanger **Spittler**, bei dieſem meinem erſten Beſuche in Baſel nur wenige, und auch dieſe nur auf einige Augenblicke. Ich werde ſpäter an ſie erinnern. Zaremba aber, der theure Jüngling, ſchloß ſich in liebendem Vertrauen an mich an, war am letzten Tage mein Führer, war unſer Begleiter zum Poſtwagen, der ſchon am Sonntag Abend nach Straßburg abfuhr. In Hoffnung des Wiederſehens nahmen wir Abſchied von einander und dieſe Hoffnung ging mir ſchon in Erlangen, ſpäter zu München, in Erfüllung und bleibt uns Beiden noch auf Weiteres hin.

31. Ruheſtunden in Straßburg, Heidelberg, Frankfurt, Würzburg.

An eine Beſchleunigung unſerer Reiſe durch Dampfwägen und Eiſenbahnen war in damaliger Zeit (1820) noch nicht zu denken, dieſe Vorzeichen eines neuen mächtigen Umſchwunges in der Geſchichte der Völker hatten nur eben hin und wieder in einzelnen Anfällen ſich geregt. Zu dem Abſchiede von Baſel und von den Freunden, die uns bis zum Wagen begleiteten, hatte uns noch die Abenddämmerung geleuchtet, während der langwierigen Durchſuchung aber, welche die Douane an der franzöſiſchen Grenze mit den Reiſenden und den vielerlei Verſendungen vornahm, die den Poſtwagen erfüllten, war es ſpäte Nacht geworden. Wir hatten es nicht zu bedauern, daß unſere Diligence nicht den Weg am Rheine hin über Neu-Breiſach, ſondern den weſtlichen über Mühlhauſen nach Straßburg nahm, denn ſchon vor Kolmar ſahen wir die Vogeſen vom Morgenlichte beleuchtet und behielten den ganzen Vormittag dieſes ſtattlich ſchöne Gebirge mit den Reſten und noch ſtehenden Gebäuden ſeiner Ritterburgen im Auge. Ich bin ſpäter noch mehrere Male in der Nachbarſchaft der Vogeſen geweſen, ihr Anblick hat mich immer erfreut, niemals iſt aber der Eindruck auf den inneren Sinn und ſein Gefühl ein ſo mächtiger geweſen, als damals in den erſten Frühſtunden nach meiner Abreiſe aus Baſel. Zur Steigerung meiner Stimmung und meiner Empfänglichkeit für den äußeren Eindruck hatte wohl auch die Schlafloſigkeit der vorhergegangenen Nacht etwas Weſentliches beigetragen.

Schon in einer frühen Nachmittagsſtunde des ſchönen, milden Herbſttages lag das mächtige Straßburg vor uns, mit ſeinem vierhundertjährigen Denkmal einer kräftig nach oben anſtrebenden Baukunſt: dem Münſter. Was will dieſes hohe Werk eines ernſten, chriſtlichen Gemeinſinnes unſerem jetzt lebenden Geſchlechte ſagen, und wie wenig wird der Sinn ſeiner Anſprache von der Nachwelt verſtanden! Wir hatten kaum die Diligence verlaſſen und in der Nähe der Poſt ein Gaſthaus aufgefunden, da eilten wir nach dem Münſter hin, an deſſen Beſchauen wir uns von außen wie von innen erfreuten und erhoben.

Ich habe von Straßburg und ſeinem Münſter in meiner Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich und nach Italien geſprochen und berufe mich hier darauf. Bei jenem erſten Beſuche in der merkwürdigen alten Stadt war mir die Bekanntſchaft und der Verkehr mit der lebenden Gegenwart nicht minder anziehend und wichtig, als der mit der mächtigen Vergangenheit. Denn das Leben und Wirken des merkwürdigen Pfarrers im Steinthal, des Friedrich Oberlin, von welchem ich damals zuerſt ausführlicheren Bericht erfuhr, war ein Gegenſtand, eben ſo werth der Beachtung, als das hohe Münſter. Das Werk, das jener Mann an dem Steinthal und ſeinen Bewohnern gethan hat, ragt eben ſo hoch, wenn auch nicht in den Himmel, den das Auge ſieht, doch in einen hinauf, den der Glaube kennt.

In Straßburg lebte damals noch der jüngſte Bruder unſerer Mutter Martin in Bärenwalde (Bd. II S. 15), der Kaufmann J. G. Wappler. Ihm hatten wir im Auftrag der guten Mutter viel zu ſagen, denn obgleich ſie dieſen Bruder, den ſie nach dem Tode ihrer Eltern als Kind zu ſich in's Haus genommen, mütterlich gepflegt, erzogen und bis zu ſeinem ſelbſtſtändigeren Alter verſorgt hatte, von allen ihren Geſchwiſtern am zärtlichſten liebte und dieſe Liebe eine gegenſeitige war, hatten ſich die guten Leute dennoch Jahre lang nicht geſchrieben. Namentlich der guten Mutter kam das Briefſchreiben gar hart und ſauer an, ſo daß ſich die beiden Geſchwiſter nach faſt patriarchaliſcher Sitte nur durch Reiſende, die nach dem Elſaß gingen, oder von dort nach den ſächſiſchen Handelsorten kamen, Nachricht von ihrem Befinden gaben und ſich grüßen ließen. Nun, als ſolche patriarchaliſche Boten kamen auch wir in das Haus des Oheims, wurden aber da ſogleich wie eigene Kinder mit ſolcher Liebe in Beſchlag genommen, daß wir uns nur mit Mühe die Freiheit vorbehalten konnten, wenigſtens in unſerem Gaſthauſe zu ſchlafen. Namentlich die Tante, die Hausmutter Wappler, war eine Natur von ſeltenem, reinem Gepräge der Herzensgüte und von jener bleibend edlen Form der Bildung, welche der Geiſt durch den Umgang mit Gott und mit ſolchen Menſchen empfängt, die den Herrn kennen und Ihn lieben. Demuth und Liebe, das waren die beiden Grundzüge; ein heller Verſtand und ein geſundes Urtheil, Lebensklugheit und haushälteriſcher Fleiß die weiteren Lineamente des Weſens dieſer guten Hausfrau. Sie mußte in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein und war dieſes noch im vorgerückten Alter. Mit meiner Hausfrau war ſie bald ſo befreundet, wie eine Mutter mit der eigenen Tochter. Wir durften uns Beide einer ſolchen Bekanntſchaft, auch auf Erden gemacht, freuen, denn als wir einige Jahre ſpäter wieder nach Straßburg kamen, fanden wir nur noch den Oheim als trauernden, einſamen Wittwer.

Aber noch eine andere Bekanntſchaft machte ich ſchon bei dieſem erſten Beſuche in Elſaß im Hauſe des Oheims; nicht zwar perſönlich und mit leiblichen Augen, dennoch ſo lebendig und ſo nahe, als hätte ich ſie in eigener Perſon gemacht. Dies war die Bekanntſchaft mit dem merkwürdigen Pfarrer im Steinthal, dem Johann Friedrich Oberlin, dem unſere Verwandten in großer Liebe zugethan waren. Als auf ihn die Rede kam, da wurde die gute Tante ſehr beredt, denn von dieſem Manne ſprach ſie gern. Sie war öfter im Steinthal zu Beſuche und in dem Hauſe des Vater Oberlin, in ſeiner Kirche geweſen, erzählte mir auch namentlich von den belehrenden Stunden am Sonntag Nachmittag, in denen der Pfarrer die Frauen und Jungfrauen ſeiner Gemeinde um ſich verſammelte, und wie ein Vater unter ſeinen Kindern zu ihnen ſprach von Gott und ſeinen alten wie ewig neuen Thaten an den Menſchen und Völkern, ſo wie von ſeinen ſichtbaren Werken. Die Tante bewies dabei eine große Gabe der lebendigen Mittheilung. Ohne daß es ihr nur im Entfernteſten einkam, die Stimme, die Mienen, die Geberden des Vater Oberlin nachzuahmen, war es mir doch bei ihren Berichten ſo zu Muthe, als ſähe ich den lieben Mann vor mir ſtehen und hörte ſeine eigenen Worte; ſähe die Mienen ſeiner freudig zuhörenden Gemeinde.

Ich konnte in den Tagen, die ich damals in Straßburg zubrachte, gar nicht von den Gedanken an den Vater Oberlin wegkommen. Denn nicht blos bei der Tante, ſondern am anderen Tage bei dem treugeſinnten, lieben Pfarrer Krafft, bei Kaufmann Wegelin und bei Profeſſor Ehrmann wurde ich, recht nach Herzensluſt, in das Steinthal und in Oberlin's Haus geführt, und hätte den geiſtigen Beſuch ſo gern mit einem leiblichen verſiegelt, und der Einladung des Oheims gefolgt, mich, ſobald als ſein Geſchäft es erlaubte, nach Waldbach zu führen, wenn mir meine Zeit des Verweilens nicht ſo genau wäre zugemeſſen geweſen. Es gibt aber Bekanntſchaften, deren eigentlicher Vollgenuß uns doch erſt für die Ewigkeit verſpart iſt, und ich danke Gott, daß ich wenigſtens noch dem theueren Daniel Legrand auf meinem Lebenswege begegnet bin, in welchem Oberlin's Geiſt und Thatkraft noch ſo fortlebt, daß er den Nachlaß des Greiſes, den Frieden, den Segen des Steinthales mit ſich in jedes Haus bringt, unter deſſen

Dach er, wie einſt unter das meinige, als beſuchender Wandersmann eingeht.

Die Zeit des alten Bundes hat in ſolchen Tagen, in denen der Abfall des erwählten Volkes von ſeinem Gott, in denen das Verderben desſelben und ſeine abgöttiſchen Gräuel am furchtbarſten waren, ſeine Treuen im Lande: ſeine Richter gehabt, welche an dem Fels ihres Urſprunges feſthielten, und welche Vielen im Volke den Bund mit Jehovah ſtärkten. Ein ſolcher war für ſeine Zeit, mitten in den Gräuelungen der franzöſiſchen Revolution, der Pfarrer Oberlin. Er predigte den lebendigen Glauben an Chriſtum und ſeine Gerechtigkeit; lehrte treulich das Geſetz der göttlichen und menſchlichen Ordnung. Er bezeugte den Frieden mit Gott und den Menſchen in einem freudigen Gewiſſen nicht durch Worte allein, ſondern durch die ganze That ſeines Lebens, und iſt hierin treu beſtanden bis an ſein Ende*).

Am Tage nach meiner Ankunft in Straßburg war mein erſter Ausgang zu dem ehrwürdigen Salzmann. Es iſt nicht der Schnepfenthaler Pädagog, ſondern jener, deſſen Jung Stilling in ſeinen Wanderjahren, bei der Beſchreibung ſeiner Studienzeit in Straßburg, als Actuar Salzmann mit Liebe erwähnt. Auch in Göthe's Werk „aus meinem Leben" wird ſeiner mit Achtung und Liebe gedacht. Fr. v. Meier in Frankfurt hatte mich zuerſt auf einige Werke dieſes chriſtgläubigen Juriſten aufmerkſam gemacht, deren tiefgedachter Inhalt mich damals ſehr anzog, namentlich auf die Schriften: „Geiſt und Wahrheit;"

---

*) M. v. mein kleines Büchlein: Züge aus Oberlin's Leben ꝛc. 9. Aufl. Nürnberg 1855.

„Tod, Todtenbehältniß und Errettung vom Tode“ u. ſ. f. Ich war mit dem Verfaſſer, ich weiß nicht mehr genau, ob in mittelbare oder unmittelbare Correſpondenz getreten, und hatte mündlich Manches ihm zu ſagen und ihn zu fragen. Sein Schwiegerſohn, der Buchhändler Silbermann, führte mich zu ihm auf ſein Zimmer, das er, von der Gicht gelähmt, nur noch ſelten verließ. Er kam mir, auf ſeinen Stock geſtützt, entgegen. Eine Erſcheinung von rührender Art. Jene Züge im Angeſichte und in der äußeren würdigen Haltung waren noch nicht erloſchen, in denen ſich die innere Hoheit des Geiſtes und des Gemüthes kund gab, welche Göthe, Jung Stilling, Herder für Salzmann gewann, aber der edle Falke, welcher vormals ſo manchen kühnen Flug in die Höhe gewagt, hatte ſeine Schwingen zuſammengelegt und ſich auf dem Felſen ſeines Horſtes zur Ruhe geſetzt. Es war bei ihm ſchon damals, als ich ihn im J. 1820 ſah, jener, ich möchte wohl ſagen, „ſelige“ Zuſtand der Entkleidung von dem eigenen Selbſt eingekommen, der ſich ſpäter faſt bis zur völligen Selbſtvergeſſenheit ausbildete. Das immer tiefere Herabſteigen von jeder geiſtigen Höhe hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit, im Geſpräche mit vertrauten Freunden durch die tief aus dem Herzen kommenden Aeußerungen einer Demuth kund gegeben, über welche ſeine Frau, Madame Salzmann, wenn ſie dergleichen hörte, öfters in Unmuth gerieth, „denn,“ ſo ſagte ſie, „wer das hört, der müßte ja denken, du wäreſt etwa in deinem früheren Leben der gottloſeſte und böſeſte Bube geweſen, und wer dich kennt, der weiß doch, wie gut und fromm du von Jugend auf gelebt haſt.“ Die Entkleidung von dem eigenen Selbſt und von dem Liebſten, was dieſes an ſich gehabt hatte, ging auch nach anderer Seite hin noch weiter. Der liebe Alte wollte von ſeinen

Schriften und ihrem inneren Werthe, darauf er ſonſt, vielleicht mehr, als er es ausſprach, viel gehalten, gar nichts mehr wiſſen. Die Wahrheit, ſo ſchien es ihm, ſei nicht mit großer Menſchenweisheit und Kunſt aus der Höhe herab oder aus der Tiefe des Meeres zu holen, ſondern in ihrer lauteren Einfalt ſei ſie nahe und bei jedem kindlichen Gemüthe, und nur in ſolcher Geſtalt wollte er ſie haben. Zuletzt iſt es mit ihm dahin gekommen, „daß er von den vielen gelehrten Sachen, die er geleſen, erlernt und erforſcht hatte, gar nichts mehr wußte." — Konnte er ſich doch in ſeinem eigenen Hauſe und ſeiner nächſten Umgebung kaum noch zurecht finden, meinte immer, er ſei auf einer Reiſe in der Fremde, verlangte nach Hauſe. „Sprach dann jemand mit ihm etwa von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, oder von Dingen aus dem Kreiſe des gemeinen Lebens, ſo verſtand der Greis kaum ſo viel, als ein unwiſſendes Kind. Sprach man aber zu ihm, nicht mit künſtlichen Worten, ſondern recht einfältiglich von der einen, großen Gotteswahrheit, die ſein ganzes Leben geſtaltet und bewegt hatte, oder weckte man in ihm die Erinnerung an eine Stelle aus der heiligen Schrift, ſo wie etwa aus einem alten Liede auf, die mit jener Gotteswahrheit in nächſter Beziehung ſtand, dann war es, als ob ein Lichtſtrahl aus dem nahe künftigen, oberen Lebenselemente in die bereits für das irdiſche Licht halb geſchloſſenen Augen hineinfiele; der ſeiner Entbindung nahe Geiſt des Greiſes kehrte zurück, ſtimmte freudig in die Töne des Morgenliedes der Ewigkeit ein" *).

So hatte der edle Falke zwar ſeine Schwingen zuſam-

---

*) M. ſ. hierüber mein Wanderbüchlein „eines reiſenden Gelehrten." 3. Aufl. S. 321.

weggethan und das müde Haupt zum Schlafe unter den Flügel geborgen, aber er ſaß hoch und feſt auf dem Felſen, der ihn gebar, und über welchem ihm ſchon in einer nahenden Stunde die Sonne des neuen Tages aufgehen ſollte. Zwar, wie der „Prediger“ ſolchen Zuſtand beſchreibt: die Sonne und das Licht, Mond und Sterne ſind finſter geworden, verdunkelt die Geſichte durch die Fenſter. Die Thüren nach der Gaſſe ſind verſchloſſen, die Stimme der Müllerin gar leiſe geworden, dennoch iſt der alte Hausherr (der Geiſt) noch drinnen in der verſchloſſenen Hütte; vernimmt auch wohl noch den Geſang des frühen Vogels, und macht ſich im Stillen bereit, dahin zu gehen, woher er gekommen iſt.

Dergleichen Hüttenbewohner, wie der alte Salzmann war, ſolche, die immer in Bereitſchaft ſtanden zum Auszuge, wenn die Miethe ihnen aufgekündigt wurde, obgleich ihr Obdach noch in ganz gutem Stande, die Fenſter noch hell, die Thüren noch nicht verſchloſſen waren, fand ich ſchon damals in Straßburg Mehrere. Freilich iſt ſeitdem bei den meiſten von ihnen der Eimer am Born des irdiſchen Lebens zerfallen; die goldene Quelle verlaufen und ſie ſtehen an einem anderen Strome des lebendigen Waſſers, der niemals verſiegt, doch iſt ihr Andenken in vielen Seelen, wie in der meinigen, in geſegneter Kraft geblieben. Ich darf Denen, welche die Männer kannten, nur ihre Namen nennen, und ſie werden ſagen: ja, mit dem Andenken an dieſe Verſtorbenen ſteht es bei uns ſo, wie bei dir. Ich habe deshalb ſchon vorhin (S. 429) meine Leſer zu den lieben Männern geführt, deren Segen ich wie eine gewonnene Beute mit mir auf meine weitere Lebensreiſe nahm. Das innere Bild der kleinen Abendgeſellſchaft bei Kaufmann Wegelin, ſein, wie des Profeſſor Ehrmann und des

Pfarrer Krafft Angeſicht und ihr in einer gemeinſamen Liebe lebendes Weſen ſteht mir nicht nur im Lichte der Kerzen, die auf dem Tiſche brannten, vor Augen, ſondern im möglichſt hellen Scheine meiner bald zu Rüſte gehenden Sonne. Nicht der Grabſtein dieſer vorangegangenen Mitwanderer allein kündigt ihr Ruhen im Frieden an, ſondern es geht noch jetzt von dem Andenken an ſie und ihr Wirken ein Mitgefühl des Friedens aus, deſſen Lebenshauch von dem ewigen Oſten kommt. Auch eines Jünglings erinnere ich mich, der mit kindlich treuer Liebe den alten, ehrwürdigen Salzmann, ſo lange dieſer noch ausgehen konnte, begleitet und geführt hat, und der jedes gute Wort, das im Kreiſe der Freunde geredet wurde, mit Freuden aufnahm: des Michael Diemer. Der Herr thue an ihm die Barmherzigkeit, die er ſeinem, auch mir theueren, väterlichen Freunde gethan hat. Auch in Salzmann's Schwiegerſohn, dem Buchhändler Silbermann, lernte ich einen Geſinnungsgenoſſen kennen und lieben, in deſſen Geiſt und Gemüth ein anderer Schatz lag, als der des Silbers und Goldes: ein Schatz, der durch das Ausgeben und Verbrauchen nicht geringer, ſondern zum ewiglich bleibenden Kapital wird. Ich wollte wohl gerne, ich hätte noch manche andere Namen der lieben Menſchen behalten, denen ich ſchon bei meinem damaligen Beſuche in Straßburg geiſtig wie leiblich begegnet bin, und denen ich dort wieder zu begegnen hoffe, wo man ſich nicht mehr nach dem alten Namen, ſondern in dem neuen wieder erkennt. Als ich am letzten Nachmittag (4. Okt. 1820) auf dem Straßburger Münſterthurm, und zwar durch Vergünſtigung des Thurmwartes, der für mich allein, gegen ein Trinkgeld die eiſerne Gitterthüre zu der frei in der Luft gehenden Schneckentreppe aufſchloß, bis zur „Laterne“ hinanſtieg, und dort wie der einſame Vogel auf dem Dache auf das ehrwürdige, alte Straßburg und ſeine naturkräftige Umgegend herunter ſchaute, da hätte ich mir die melodiſch ſchöne Stimme des einſamen Vogels wenigſtens innerlich gewünſcht, um würdiglich das zu beſingen, was mich da bewegte. Straßburg hat aber Gott Lob! noch immer viele ſolche Seelen, welche beſſere Sangvögel ſind, als mein Herz es war. Aber der Thurmwart gab mir einen Wink zum Herabſteigen, denn der Herbſtwind, der dort oben kräftig bläst, hätte meinem übermüthig fleiſchlichen Höhenſinne gar leicht eine gründliche Demüthigung zufügen können.

Wer den Weg von Straßburg über Kehl nach Raſtatt noch nicht gemacht hat, der ſoll ihn machen, und zwar nicht im geſchloſſenen Wagen, ſondern als freier Menſch zu Fuße, wie ich es mit meiner lieben, munteren Hausfrau that. Die Augen haben auf dieſem Wege ſo viele Gelegenheit zu den vorzüglichſten Luſtfahrten hinein in die Thäler und Schluchten des Schwarzwaldes und hinan auf ſeine grünenden Höhen, auch hin und wieder auf den nahen Rhein und über ihn hinüber, daß einem das Weitergehen ſchwer ankommt. Dazu blies uns der Oſtwind über den Schwarzwald recht erfriſchend, doch zugleich in den ſpäteren Nachmittagsſtunden ſo überkräftig an, daß wir nicht undankbar waren für den Schutz, den uns der Wald vor Raſtatt gegen das Windesbrauſen gab, welches die Wipfel der Bäume ſchüttelte.

Für was uns die guten Wirthsleute in Raſtatt halten mochten, bei denen wir noch vor Abend einzogen, das weiß ich nicht. Daß ich, obgleich ich ein Studentenkränzchen trug, doch kein Student mehr und meine Hausfrau keine Studentin ſei, mochten ſie wohl merken; gleichwie herumziehende Komödianten ſahen wir auch nicht aus, am wenigſten aber wie Handelsleute, welche anſehnliche Einkäufe machen wollen. Ich mußte aber immerhin etwas von der Witterung eines reiſenden Gelehrten an mir haben, denn Einer, der mit der Univerſität Heidelberg bekannt ſchien, fragte mich, ob wir aus Heidelberg kämen? Ich aber ſagte Nein, ſondern wir wollten dahin reiſen. Dieſes hatte Einer gehört, der in der Nachbarſchaft unſeres Tiſchchens die Zeitung las, er ſchaute auf und fragte an, ob wir mit ihm zuſammenhalten wollten zur Miethe eines Fuhrwerkes, denn auch er gedenke morgen nach Wiesloch zu reiſen, was nur etliche Stunden vor Heidelberg läge. Wir willigten nicht ungern ein und die Sache war in Ordnung.

Unſer neuer Reiſegefährte war ein Handelsmann von wackerem bürgerlichem Anſehen, inkommodirte uns auch nicht viel mit Reden, denn, ſo viel ich mich erinnern kann, ſprach er, als wir am anderen Morgen frühe im Wagen ſaßen, nach ſeinem „Guten Morgen“-Gruße bis nach Carlsruhe kein weiteres Wort, und auch da, als wir, ohne Aufhaltens durch die Reſidenzſtadt durchfuhren, ſagte er nur: „ſchöne Stadt, gebaut gerade wie ein Fächer.“

Der Himmel hatte ſich getrübt, drohte zwar mit Regen, ließ es jedoch bei der Drohung bewenden. Die ſchöne Allee zwiſchen Carlsruhe und Bruchſal könnte wohl zum ſtillen Spaziergange im Sommer, Durlach zum einſameren Wohnſitze einladen. Zu Wiesloch am Abende hörte ich Manches von einem merkwürdigen Bauer, von dem uns ſchon am Nachmittag, jenſeits Bruchſal, als er auf einmal anfing, ein wenig geſprächig zu werden, unſer Reiſegefährte erzählt hatte. Jener Seher in die Ferne des Raumes und der Zeiten war, nach Allem, was ich von ihm hörte, ein redlicher Mann, den ſeine Gabe in manchen Fällen wahrhaft beläſtigte, und ich möchte bei dieſer Gelegenheit einer Hellſeherin erwähnen, deren trefflichen Vater ich in Straßburg kennen gelernt hatte. Dieſe, eine liebe, fromme Jungfrau, beſaß die Gabe des Hellſehens und der geiſtig gelöſten Zunge, während der Zuſtände ihres Schlafwachens in hohem Maaße, und machte eine Anwendung von dieſer Gabe, welche vielen gutgeſinnten Seelen wohlthat. Dennoch, wie mein brüderlicher Freund Carl Köllner erzählte, in deſſen einſamem Wohnſitze ſie längere Zeit lebte und wirkte, bekämpfte und beſiegte ſie jene Gabe, weil ſie erkannt hatte, daß ihr Gebrauch nicht nach der göttlichen, einfältig und demüthig dahin gehenden Ordnung ſei*).

Am nächſten Morgen bei guter Stunde erhoben wir unſere Füße und wanderten frohen Muthes nach Schwetzingen zu, beſahen uns den zierlichen dortigen Garten, beſtiegen auch das Thürmchen, welches nachbildlich einen mohamedaniſchen Wächterthurm (Minaret) vorſtellen ſoll, von deſſen Art wir ſpäterhin viele im Original geſehen haben. An Heidelberg wollte ich diesmal auch nicht, wie in meinen Studentenjahren, eilig vorübergehen, ſondern mir Zeit laſſen zu einem Beſehen der Stadt und zum Beſuche bei einigen der Bewohner. Nach einem Wiederſehen meines alten Bekannten von Nürnberg her, des berühmten

---

*) Ein tiefer blickender Mann, dem es verliehen war, die Geiſter zu prüfen, hatte der jungen Seherin gerathen, in Kraft des Gebetes ihre außerordentliche Gabe zu bemeiſtern und zur gefahrloſeren Ordnung des wachen Lebens zurückzuführen. Die innig fromme Jungfrau gehorchte gern; ſie wurde frei von ihrem Hange zur geiſtigen Entbundenheit, bald hernach aber durch einen unerwarteten ſanften Tod auf immer von dem Leibe entbunden.

Dr. Paulus, gelüſtete es mich freilich nicht, und ich fragte nicht einmal darnach, ob er zu Hauſe oder verreiſt ſei. Denn es gibt Beſuche bei berühmten Leuten, von denen man eben ſo wenig Genießbares mit ſich hinwegnehmen kann, als aus dem großen, leeren, weltbekannten Heidelberger Faß.

Ich wußte aber ſchon Orte, wo mehr für mich zu finden war; ſuchte vor Allen den Schwiegerſohn und geiſtigen Erben des ſeligen Jung Stilling, den Geh. Kirchenrath und Profeſſor Dr. Schwarz, auf. Die gelehrte Welt kennt dieſen Mann namentlich aus ſeinen pädagogiſchen Werken als einen Meiſter im Gebiete der Erziehungskunde. In dem kleineren Kreiſe der chriſtgläubigen Zeitgenoſſen iſt er aber durch ein anderes Werk bekannt, welches nicht in Buchſtaben geſchrieben, auch in keinem Buchhändlerkataloge genannt iſt: dieſes iſt das fortwährende Zeugniß, das er durch ſein eigenes Thun und Leben von der erziehenden, veredlenden Kraft des Chriſtenglaubens gab. Denn dieſer Erzieher der Kinderwelt iſt ſelber als ein gelehriges Kind in eine Schule gegangen, darin man etwas kennen lernt, das beſſer iſt, denn alles Wiſſen. Mir war es wohl bei dieſem Manne und ſeiner Frau, einer Tochter der erſten Frau des ſeligen Stilling: ſeiner mit ihm durch viel Noth und Trübſal gegangenen Chriſtine.

Der Profeſſor der Theologie, Dr. Karl Daub, war nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit eine durchaus würdige, Ehrfurcht gebietende Erſcheinung. Wie die alten Herzoge durch die leibliche Kraft ihres Armes dazu gemacht waren, vor ihrem Volke herzuziehen in den Kampf und mit ihm zu ſiegen, ſo war er durch ſeine geiſtige Kraft zum Vorgänger und Führer anderer Geiſter in den Kampf mit der Geiſtloſigkeit ſeiner Zeit geſchaffen. Man ſah und merkte es dieſem Manne bald an, daß es ihm ein feſter, treuer Ernſt war mit Allem, das er wollte, dachte und ſprach. Dennoch glich (man erlaube es mir, die ernſte Beſtimmung dieſes ehrenwerthen Mannes hier durch einen ſcherzhaften Vergleich anzudeuten) ſeine Stellung im Reiche der Wiſſenſchaft ſeiner Zeit der eines ſpaniſchen Poſtkondukteurs oder Mayorals. Sieben bis neun, ja zehn Maulthiere ſind vor dem Poſtwagen angeſchirrt, von denen nur die zwei hinterſten Zügel haben, „alle übrigen ihrer Phantaſie überlaſſen ſind“*). Es gehört ein beſonderes Glück und Geſchick dazu, die übermüthige „Phantaſie“ einer ſolchen ungezügelten Rotte, die, wenn es ihr ſo ankommt, ſelbſt den Berg hinan in Galopp läuft und dabei noch kräftig um ſich her ausſchlägt, ſo auf geradem Wege zu halten, daß ſie nicht den Eilwagen umwirft, wie denn dieſes in den Tagen geſchah, in denen Stolz dort auf der Reiſe war; und zwar nicht auf einem weichen Raſen oder auf feſtem Boden hin, ſondern (bei Valencia) in's Meer, wobei 14 Inſaſſen des Wagens um's Leben kamen. Damit aber nun ſolch' Unglück verhütet werde und die Rotte auf der rechten Straße bleibe, iſt ihr ein Mayoral oder Kondukteur zum Hüter und Regierer mitgegeben, der das Korps der Maulthiere in Ordnung hält, und zwar nicht durch Prügel (denn das thut der ihm zum Gehülfen beigegebene Zagal), ſondern durch eindringliche Worte, womit er jedes der ungezügelten Thiere mit einem eigenen ihm gegebenen Namen anredet, ermahnt und ſtraft.

Wie ein ſolcher Mayoral dem ſpaniſchen Poſtweſen in leiblicher Geſchicklichkeit und Würde, ſo war Daub in geiſtiger Weiſe dem Eilwagen der deutſchen Philoſophie (Dampfwägen gab es damals noch nicht) als Hüter und Lenker beigegeben. Ich weiß nicht, ob in Spanien der Kondukteur nur von einer Station zur anderen ſeine Regentſchaft über das Korps der Maulthiere führt, bei uns aber in Deutſchland bleibt ihm dieſe Würde über mehrere Stationen, an deren jeder der Wagen mit neuen Zugthieren beſpannt wird. Daub war nicht nur in der hohen Schule der Platoniſchen Philoſophie, ſondern in der Schule einer noch höheren, ewig dieſelbe bleibenden Weisheit zu ſeinem Mayoraldienſte erzogen. Er trat ſchon am Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Station der kritiſchen Philoſophie ſeinen Dienſt an, führte dann denſelben auf der Station der Schelling'ſchen Identitätsphiloſophie weiter und hat demſelben ſelbſt auf der Station der Hegel'ſchen Dialektik ſo lange vorgeſtanden, als die Hegel'ſche Schule noch nicht mit der wahren Theologie in offenen Widerſpruch gekommen war. Denn ich darf es wohl nicht erſt erinnern, daß ich mir bei dem Vergleiche mit dem ſpaniſchen Poſtwagenlenker unter den Maulthieren nicht die ehrenwerthen Meiſter der deutſchen Philoſophie auf den drei genannten Stationen, ſondern nur ihre Schulen gedacht habe, in deren Korps es manchmal ſehr ungezügelt herging. Daub, ein rechter Liebhaber der Weisheit, mehr aber noch der göttlichen, als der menſchlichen, hätte gern, nach all' ſeinen Kräften, die Geſpanne der Menſchenweisheit auf der rechten, guten Straße der Gotteswahrheit zu halten; er glaubte von Herzen an die „Nothwendigkeit einer Autorität in den höchſten Gebieten der Wiſſenſchaft" *), und

---

*) A. v. Alban Stolz Spaniſches für die gebildete Welt, 2. Aufl. S. 113.

---

*) M. v. über denſelben Gegenſtand die viel angefochtene ehrenwerthe Rede von Dr. J. N. v. Ringseis, München 1856.

fand dieſe höchſte Autorität einzig und allein in der Offenbarung. Die Geſpanne der einzelnen Stationen kannten auch und beachteten bis dahin, wo das Dampfweſen aufkam, ſeine ſtarke Stimme, und es wird ſich wohl jeder Sachkundige meines Alters noch daran erinnern, welchen Eindruck Daub's Schrift „Judas Iſcharioth“ auf Tauſende von Leſern machte, darin der Verfaſſer, nicht beachtend das Staunen und den Hohn der Rationaliſten, das perſönliche Daſein eines Satans, eines Urhebers des Böſen, behauptete.

In den theologiſchen Vorleſungen, welche Daub an der Univerſität hielt, pflegte ſich der Ernſt des Lehrers den dafür empfänglichen Zuhörern in unwiderſtehlicher Weiſe mitzutheilen. Wenn auch nicht mit den Worten, doch mit der Stimmung eines Gebetes begann er jede dieſer Lehrſtunden; er ſprach von den Grundwahrheiten des Chriſtenthums mit einer Ueberzeugung und Salbung, welche auch dem Unglauben eine Beachtung abnöthigte. Man fühlte es ihm an, daß er ſich bei ſolchem Zeugniſſe in einem Elemente befand, darin er immer wünſchte zu bleiben und zu ſein und es iſt für die Geſchichte dieſes ehrwürdigen Mannes nicht ohne Bedeutung, daß ihn, Allen unerwartet, der Tod nicht auf dem Krankenbette, nicht in dem Wohnzimmer bei den Seinigen, dahinnahm, ſondern auf dem Katheder ſtehend, mitten unter ſeinen Zuhörern. So ſchloß der faſt 71jährige Greis (am 22. Nov. 1836) ſeine vieljährige, geſegnete Wirkſamkeit, wie ein tapferer Soldat auf dem Felde ſeiner Ehren.

Neben der alten Garde, an deren Spitze der damals noch ſehr rüſtige Daub ſtand, hob ſich (im J. 1820) auch ſchon ein jüngerer Nachwuchs von kräftigen Armen, freudigem Muthe und treuem Herzen hervor, welcher bis zu unſerer Zeit die „Kriege des Herrn“ tapfer fortgeführt und ſich durch ſein geſegnetes Wirken im Lande der Lebendigen ein beſtändiges Haus begründet hat. Die theueren Männer, damals noch Jünglinge, Ullmann und Umbreit, habe ich bei jenem erſten Beſuche in Heidelberg (wenigſtens den einen von ihnen) zwar nur geſehen, ihr Andenken iſt aber in meinem Herzen geblieben und immer größer darin gewachſen, namentlich ſind mir die Stunden, die ich mit Ullmann: dieſem Manne voll Liebe und voll Kraft, an der Iſar zubrachte, rechte Freuden- und Friedensſtunden geweſen. Gott laſſe ihn, wie den edlen deutſchen Baum, an den ſein Name erinnert: die Ulme oder den Rüſter, in die kommenden Tage hinein, die ſolcher auserwähltem Rüſtzeuge bedürfen, in immer ſich erfriſchendem Saft und Grün, den Stürmen zum Trotze, die ſeinen Wipfel „zerzauſen“, daſtehen, daß in ſeinem Schatten noch mancher ermüdete Wanderer ſich ſtärke und erfriſche.

Nicht aber nur mit ſolchen Lehrern der Hochſchule machte ich mich bekannt, die ſich mit den himmliſchen Dingen und ihrem Erforſchen beſchäftigten, ſondern auch mit denen, die, von gleichem Handwerke mit mir, das große Werk der Sichtbarkeit: die Erde mit geiſtigen wie leiblichen Sinnen erfaßten. Zu dem Meiſter im Gebiete der Erdkunde, dem C. Cäſ. von Leonhard, zog mich nicht bloß die herzliche Dankbarkeit hin für das Viele, das ich aus ſeinen Schriften empfangen, ſondern nicht minder die aufrichtige Hochachtung, welche ich gegen die Perſönlichkeit des Mannes in mir trug. Denn ich kannte ihn durch meinen Freund Menge (S. 237), welcher mehrere Jahre mit ihm zuſammengelebt und ſeiner Wohlthaten genoſſen hatte, nicht nur aus den Schriften, ſondern aus dem Leben, auch wußte ich ja durch gemeinſchaftliche Freunde in München von ihm Näheres und Anziehenderes, als ein bloßer Leſer ſeiner Bücher weiß. Die Erinnerung an die freundliche Aufnahme, die ich bei ihm fand, iſt mir eine wohlthuende geblieben.

Schelver ſah ich als einen Kranken, der mit Trübſinn zu kämpfen ſchien; andere Lehrer im Gebiete der Naturwiſſenſchaft waren, wie ihr Beruf es forderte, auf Reiſen, nahe und ferne im Lande umher. Wohl aber war der Mann zu Hauſe, der ja als ein Reicher an Geiſt ſein ſtattliches Haus in der fürſtlichen Reſidenz des klaſſiſchen Alterthums und ſeiner Geſchichte beſitzt und auch ſonſt noch an vielen ehrenwerthen Orten zu Hauſe iſt, der Geheimrath Georg Friedrich v. Creuzer. Auch er nahm meinen Dank für ſo manche geiſtige Anregung und Materialien, die ich ſeinen Schriften entnommen hatte, freundlich auf.

Uebrigens erſchien mir Heidelberg, ſo wie es mit ſeinem ehrwürdig alten Schloſſe zwiſchen den noch älteren, ehrwürdigen Bergen daliegt, ſchon für ſich allein als ein Ort, darin ſich's gar wohl und anmuthig wohnen müſſe. Ich hätte nur gewünſcht, daß die lieben Brüder Boiſſerée's noch da geweſen wären, die ich mit ihrem Hausfreunde, dem Dr. Bertram, ſpäter in München fand, denn von ihnen war noch viel die Rede. Doch ſtreifte ich mit meiner Hausfrau ganz vergnügt theils allein, theils unter einer lieben Begleitung aus dem Schwarziſchen Hauſe, in der Stadt und ihrer nächſten Umgebung umher, welche, durch die wunderſchönen Herbſttage, die wir während unſeres Aufenthaltes dort genoſſen, einen beſonderen Zuwachs ihres Reizes erhielt. Mannheim mag eine gar regelrecht gebaute Stadt ſein und heißen, in der Regel gefällt mir aber dieſes moderne Weſen der Städte nicht ſo gar beſonders. Namentlich in manchen Fällen erinnert es mich an das Benehmen eines geweſenen fürſtlichen Bedienten, der alle die Ehrenmünzen, die er, als Beweiſe der Gunſt und Gnade, von ſeiner Herrſchaft erhalten hat, in den Knopflöchern und an der Bruſtſeite ſeiner etwas alternden Uniform trägt und Jedem, mit dem er im Eilwagen zuſammenkommt, es ſagt, daß er nicht etwa ein Bauer, auch kein bürgerlicher Bäcker, oder ſonſtiger Profeſſioniſt aus der Stadt ſei, ſondern Der und Der Mann bei Hofe. Mir gefallen die bürgerlichen Reiſegefährten beſſer, welche Das, was ſie werth zu ſein meinen, nicht im Knopfloche oder außen am Rocke zu Tage legen, ſondern es in der Taſche und ſchweigend im Herzen tragen.

Nun zu einer ſolchen Reiſegeſellſchaft, nicht zwar blos von Mannheim nach Frankfurt, ſondern nach einer „hochgebauten Stadt", die des gemeinſamen Pilgerlaufes Ziel und Ende iſt, kam ich in Mannheim. Es war die Tochter des Jung Stilling aus ſeiner zweiten Ehe. Man braucht ſolche Wanderer nach der Heimath nicht erſt zu fragen, wohin die Reiſe geht? man merkt ihnen die Landsmannſchaft an ihren Zügen und am Dialekte an, der ſie, ſelbſt im gleichgültigen Geſpräche auf der Gaſſe verräth. Strahlt uns doch ſchon aus dem Angeſichte und dem Blicke einer liebenden Mutter, die das Kind an ihre Bruſt hält, eine ganz beſondere Lieblichkeit an; es gibt aber noch eine andere höhere, innigere Liebe im Herzen des Menſchen, die von noch ungleich ſchönerem, unvergänglicherem Gepräge iſt, als die irdiſche Mutterliebe. Ein ſolches Gepräge ſteht der jungfräulichen Natur gar wohl an. Ich denke deshalb gern an dieſe jungfräuliche Erſcheinung in Mannheim, um ſo mehr, da ſie zu jenen gehörte, welche, wie das kindliche Alter, ſehr zeitlich zur Ruhe gehen, denn, als ich einige

Jahre nachher wieder in die Gegend kam, war ſie auf Erden nirgends mehr zu erfragen.

Hier nahm ich auch Abſchied von dem mir lieb und werth gewordenem Sohne meines Freundes Schwarz: von dem Stillingsenkel, dem Pfarrer in Weinheim. Und ſchon am anderen Tage von der ſchönen Bergſtraße mit ihrem Anhauche einer ſüdlicheren Natur, die ſich in den Kaſtanienwäldern und auf den Hügeln der edlen Reben ihre Luſtſchlöſſer erbaut hat. Man ließ das Auge, ſo viel der nicht ganz offene Reiſewagen es erlaubte, gerne noch auf dem Donnersberge ruhen; näher gegen Darmſtadt hin gab es keinen ſolchen Ausruhepunkt mehr, auch in der Stadt keinen Thurm, zu welchem der Blick auffliegen konnte. Daß es heute Sonntag ſei, das konnte man am Abende, vornämlich an der Beleuchtung und der Muſik wahrnehmen, die aus dem eifrig beſuchten Theater oder Opernhaus herausſtrahlte und erklang.

Unſer Lohnkutſcher aus Heppenheim ſchien ſich den Hochgenüſſen des Reſidenzlebens länger hingegeben zu haben als gewöhnlich, er ſchob die Sountagsruhe noch tief in den Montag Vormittag hinein, war auch kein Freund von großer Eile; wir kamen erſt am Nachmittag in Frankfurt an. Was aber ſeiner Fuhre an großartigen Eigenſchaften abgegangen, das ſchien er durch den Glanz des prächtigen Gaſthauſes erſetzen zu wollen, an welchem er wie ein alter Bekannter des Hauſes anfuhr. Nicht nur ein, ſondern mehrere elegante Kellner ſtanden da an der Thüre; der eine davon läutete an einer Glocke, um dem Hausknecht ein Zeichen zum eiligen Kommen zu geben; zwei vornehme Damen und ein Herr ſchauten hinter dem Fenſter heraus, um zu ſehen, welche Herrſchaft etwa komme. Ich läugne die Schwäche nicht, deren ich mich oft zu ſchämen hatte:

mich überfiel eine Angſt und Scheu vor all' ſolchem Glanze. Den Kutſcher hatte ich ſchon bezahlt, drückte ihm eilig noch ein Trinkgeld in die Hand, griff nach meiner Reiſetaſche, eilte [illegible] den Blicken der vornehmen Welt und der eleganten Kellner davon und meine liebe Kreüſa blieb auf dieſer eiligen Flucht durch das Gedränge der Stadt nicht hinter mir, ſondern ich kam durch eine kleine Gaſſe glücklich mit ihr an einem Gaſthofe von mittlerem Range an, in deſſen Wahrzeichen, das an einer Stange heraushing, der Künſtler, der in kunſtloſer Unſchuld es gefertigt hatte, einen Baum errathen ließ. Wir konnten mit unſerem ſtillen, reinlichen Zimmer wohl zufrieden ſein und die Bedienung ſchien uns auch bürgerlich ſtandesgemäß. Doch ließ ich mir keine Zeit zu weiteren Betrachtungen, eilte zuerſt zu einem Kaufmanne, bei welchem mein Creditbrief ein mäßiges Geſchäft abzumachen hatte, dann zu dem Manne, deſſen Perſönlichkeit mich mehr denn alle neue und alte Merkwürdigkeiten der Stadt nach Frankfurt zog: zu dem Schöff Johann Friedrich von Meier.

Was dieſer Mann für ſeine Zeit war, was er der unſrigen geworden iſt und bleibt, das iſt in weiten Kreiſen anerkannt und gewürdigt. Er ſteht als ein Zeugniß dafür da, daß keine Ungunſt der Zeit, keine Niedrigkeit noch Höhe des Standes, daß weder die Ehre, noch das Lob, noch die Mißachtung der Menſchen, der äußere Reichthum eben ſo wenig als die Armuth, den Geiſt am Boden halten können, welcher ernſtlich ſich nach oben hindurchringen will. Die Zeit der Kindheit und Jugend des J. F. von Meyer fällt in die drei letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrhunderts. Der äußere Adel, welchen Kaiſer Joſeph ſeinem Hauſe verliehen, ſowie der Reichthum dieſes väterlichen Hauſes, konnten dem leicht erregbaren Jüngling kein Schutz ſein gegen die Gefahren jener geiſtigen Peſtilenz, welche, in den Zeiten einer faſt allgemeinen, inneren wie äußeren Empörung gegen Wahrheit und Recht nicht nur im Finſtern ſchlich, ſondern am hellen Mittag die Seelen verderbte. Aber er hatte von höherer Hand einen inneren Adel und Reichthum als Mitgabe empfangen, einen Schirm und Schutz, unter welchem er unverſehrt blieb: das war die ſchon frühe in ihm erwachte Freude und Luſt an dem feſten prophetiſchen Worte, das ihn wie ein Licht durch das Dunkel leitete, bis ihm der Morgenſtern der vollen, klaren Erkenntniß aufging in ſeinem Herzen. Sein frühe wach gewordener Geiſt hatte nicht nur in dem Wiſſen und in der Weisheit der Schulen einen kräftigen Anlauf zur Meiſterſchaft genommen, ſondern von dieſem Arbeitsfelde der Mühe ſich in das ätheriſchere Element der Dichtkunſt erhoben. Es gab unter den Freunden und Bekannten des Hauſes Viele, welche in dem Jüngling, ja bereits im Knaben einen kräftigen Nacheiferer und künftigen Ruhmesgenoſſen ſeines großen Landsmannes: Göthe erkennen wollten. Er aber, ſchon in ſeinem früheren Verkehre mit den Werken der Dichter aus neuer wie alter Zeit konnte an keinem ein ſo volles Genüge, ſo inniges Wohlgefallen finden, als an den älteſten von allen: an den Sängern des alten und ewigen Bundes des Geiſtes aus Gott mit dem Geiſte des Menſchen. Bei dieſen fand er die höchſten Höhen der dichteriſchen Weihe, die tiefſten Tiefen der Weisheit. Und wie das Wohlgefallen an einem harmoniſch ſchön lautenden Geſange das eindringendere Aufmerken auf den Inhalt weckt, welcher durch ſeine Kraft zum Herzen geht, ſo ward ihm immer mehr und mehr das ſeinem Gemüthe holdſelig lautende Wort zu einem inwohnend lebendigen. — Nun dieſer edle Geiſt hat den Strom des lebendigen Waſſers, der in ihm war, reichlich herausfließen laſſen zur Erquickung und Bekräftigung von Tauſenden der Seelen, welche in der damaligen, dürren, heißen Zeit nach ſolchem Waſſer durſtig waren. Der Strom kam bei ihm wie aus einem Felſen heraus, welcher ſeiner Natur nach keine ſolche Fülle des geſegneten Elementes erwarten ließ. Denn man findet es kaum begreiflich, wie dieſer Mann unter der felſigen Laſt ſeiner Berufsarbeiten, zuerſt als Kammerdirektor, dann als Senator, als Schöff, Syndikus, Gerichtsſchultheiß, Geſandter am Bundestag, ſo wie als Präſident des geſetzgebenden Körpers, noch die wunderbare Beweglichkeit und Friſche des Geiſtes zu ſeinen vielen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten behalten konnte, in denen allen ſich ſeine Liebe zu der Weisheit kund gab, die von Anfang war. Seine berichtigte Ueberſetzung der h. Schrift mit kurzen Anmerkungen wäre ſchon allein der Mühe eines auch noch ſonſt ſo vielbeſchäftigten Menſchenlebens würdig geweſen. Seine Blätter für höhere Wahrheit und viele andere ſeiner Arbeiten von gleicher Tiefe des Erkennens und klarer Vollendung des Ausdruckes ſind den Jüngern wie den Meiſtern in dieſem Gebiete des Forſchens eine reiche Fundgrube der tiefer im Grunde gelegenen Gedankenkeime; ſeine chriſtliche Glaubenslehre eine für Jeden geöffnete Vorrathskammer des geſunden Brodes; ſein Tobias eine anmuthige Koſt für kindliche, der Milch begehrende Seelen geweſen. Er hat ſich bis an ſein Ende als ein vielthätiger Zeuge der Wahrheit durch Wort und Schrift erwieſen.

Ich war mit Friedrich von Meier ſchon ſeit mehreren Jahren in einem geiſtigen Verkehre durch Briefe geſtanden, und ihm durch herzliche Liebe und Ehrfurcht zugethan, jetzt ſah ich den Mann ſelber lebendig vor mir. Er war ſo freundlich mittheilend gegen mich, wie ich wenig andere

Menſchen gleich in den erſten Stunden des perſönlichen Begegnens gefunden habe. So ſehr es mir anlag, den viel und ernſtlich beſchäftigten Mann um keine ſeiner ſeltenen Mußeſtunden zu verkürzen, wußte er mich dennoch in ſeiner liebevollen Weiſe ſo an ſich zu ziehen und durch ſeine Geſpräche feſt zu halten, daß es zu meiner großen Verwunderung ſchon dunkle Nacht geworden war, als ich endlich dazu kam, mich bei ihm zu verabſchieden. Zu dieſer Verwunderung auf meiner Seite kam aber alsbald eine eben ſo große auf ſeiner Seite, als er mich, weil es ja ſchon Nacht und ich in der Stadt fremd ſei, nach meinem Gaſthofe begleiten wollte, und ich ihm weder das Haus noch ſelbſt die Gaſſe nennen konnte, darin ich mein Obdach gefunden. Nur das wußte ich zu ſagen, daß an dem Schilde des Gaſthauſes ein grünfarbiger Baum zu ſehen war, wie aber der Baum heiße, darauf hatte ich nicht gemerkt. Da führte mich der liebe, werthe Mann zu mehreren Gaſthöfen von edlem Ausſehen, deren Wahrzeichen an einen Baum oder an ein ſonſtig grünes Gebüſch und Gewächs erinnern konnten. Ich aber bemerkte ihm, daß mein Gaſthaus gerade nicht zu den vornehmeren ſeiner Art gehöre, und zugleich erinnerte ich mich, daß es nicht weit vom Main abgelegen ſei. Da nahm mein nachſichtsvoller, freundlicher Führer eine andere Richtung und brachte mich glücklich zu meinem Ziele.

Ich kann wohl ſagen, daß mich dieſes demüthige, liebevolle Bezeugen eines mir in jeder Hinſicht ſo hoch gegenüberſtehenden Mannes recht tief bewegte, zugleich aber auch beſchämte und in faſt peinliche Verlegenheit brachte. Lieber würde ich allein ſtundenlang in der mir unbekannten Stadt herumgeirrt ſein, bis ich endlich die rechte Spur erfragt und gefunden hätte, aber auf alle meine Einwendungen gegen ſein ſo lange fortgeſetztes Bemühen achtete mein freundlicher Begleiter nicht. Ich würde dieſes an ſich unbedeutenden Begegniſſes, welches weder das erſte noch das letzte jener Art in meinem Leben war, gar nicht erwähnt haben, wenn es mir nicht als ein Zug erſchiene, welcher weſentlich zu dem Lebensbilde gehört, das mir von dem theueren Fr. v. Meier vor der Seele ſteht. Der werthe Mann trug ſo viele Ehrenzeichen und Gaben in und an ſich, die ihm zur wohlverdienten Zierde vor den Augen und Herzen der Menſchen dienen konnten, aber als die ſchönſte und beſte von allen erſcheint mir die demüthige Liebe, die er auch an mir bei ſeinem Führergeſchäfte erwies.

Meine liebe Hausfrau war wieder einmal in großer Sorge um mich geweſen. Sie hatte nicht einmal gewußt, wohin ich eigentlich gegangen ſei. Als ich ihr erzählte, was mir geſchehen, da gerieth auch ſie in große Verwunderung, weniger über mich, an welchem ihr ein ſolches Geſchick nichts ganz Ungewohntes war, als über die [illegible] und Güte meines Freundes, welcher, obgleich mir an Alter ſo wie an Stand und Würde ſo weit voran, mir an dem neblichen Herbſtabende das Geleite durch ſo manche Gaſſen der Stadt gegeben hatte. Der theuere Mann, den ich ſpäter noch mehrmals und auf längere Zeit ſah, und mit dem ich bis an ſein Ende in treuer Verbindung geblieben bin, iſt mir aber fortwährend nicht zwar wie bei unſerem erſten perſönlichen Zuſammentreffen ein leiblicher, doch ein erfahrener, liebender und nachſichtsvoller geiſtiger Führer, Rathgeber und Tröſter auf manchem mir dunklen Wege geblieben.

Am anderen Morgen ſah ich auch noch den edlen Miniſter von Pleſſen (m. v. S. 61 u. a.) und ſeine Gemahlin zum letzten Male im Leben. Zu weiteren Beſuchen blieb wir bei dieſem erſtmaligen kurzen Verweilen in Frankfurt keine Zeit; ſie waren mir für ein ſpäteres Wiederkommen aufbehalten. Gleich nach Mittag fuhren wir weiter; kamen noch am ſpäten Abende über die bayeriſche Gränze, am darauf folgenden Tage nach Würzburg. Auch von dort ſollte ich noch einen letzten Segen von dieſer Reiſe mit mir nehmen, aus dem Hauſe und Herzen eines Stillen und Verborgenen im Lande. Denn in Würzburg wohnte damals noch Karl Köllner mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern: der Mann, welcher nachmals für viele Seelen, an vielen Orten, ſo wie einſt Joſes der Levit aus Cypern, ein „Sohn des Troſtes“ (Barnabas) geworden iſt. Den Beruf eines Troſtbringers hatte er ſchon in früherer Kindheit geübt. Sein Vater war jener tüchtige Schulmann zu Idſtein und nachmalige Pfarrer zu Naurodt im Naſſauiſchen, deſſen Lebensgeſchichte in ihrer kurzen öffentlichen Mittheilung vielen Leſern zum Segen geweſen iſt. Das war allerdings ein in der Schule langer, bitterer Trübſale groß gezogener Mann. Ich hatte dieſen Vater in Chriſto bei Tobias Kießling in Nürnberg geſehen und Worte von ihm gehört, die aus tiefer Erfahrung kamen, obgleich er durch ſeine große Schwerhörigkeit von dem alltäglichen Verkehre mit der Welt ſchon damals faſt ganz abgeſchieden war. Der junge Karl Köllner war demnach nicht nur in dem Hauſe eines guten Schulmannes, ſondern in einer Umgebung geboren, darin der Geiſt des Troſtes und der Ergebung in Gottes Willen mitten unter einer Schaar von tiefbetrübten und bekümmerten Seelen alltäglich ſeine Schule hielt. Denn eben in dem Geburtsjahre des Karl fing der Hausvater an zu erkranken; konnte bald nachher ſeinem ſchweren Amte in Idſtein nicht mehr vorſtehen; mußte als armer Landpfarrer den ſchweren Druck und die Noth der damaligen Kriegsjahre, ſo wie der Theuerung, erfahren. Dabei führte er den Geiſtern der Empörung gegenüber, welche damals, nach den Zeiten der Revolution von Frankreich aus auch am Rhein ihr Weſen trieben, das unſichere Leben eines verhaßten Fremdlinges unter Meſech und bei den Hütten Kedars. Denn wenn ſich auch bei dem armen Pfarrer zu Naurodt, welcher kaum für ſeine 7 Kinder und die anderen Genoſſen der Familie das tägliche Brod hatte, nichts fand, was die Raubſucht reizen konnte, ſo war doch ſchon er ſelber als treuer Verkündiger des Glaubens wie des göttlichen Ernſtes für ſie ein Gegenſtand des tödtlichen Haſſes. Während der ſchlimmſten Jahre jener Unruhen wurde dem Hauſe des Pfarrers, ſo wie ihm und den Seinigen oft mit Brand und Mord gedroht, und die beiden Eltern haben damals manche Nacht in Gebet und Sorgen durchwacht. Je liebloſer aber die Außenwelt ſich gegen ſie anſtellte, deſto inniger ſchloſſen ſich Eltern und Kinder in der gemeinſamen Liebe zu Gott an einander an. In dieſer Liebe lag ein großer Troſt, und ſie war ſo reichlich über Alle, doch, wie es ſcheint, in beſonderem Maaße über das kindlich gottvertrauende Gemüth des jüngſten Sohnes Karl ausgegoſſen, daß dieſer keines beſſeren Glückes begehrte, als des Zuſammenſeins mit ſeinen frommen Eltern und gemeinſam mit ihnen mit ſeinem Gott. Bald aber nach jenen Tagen, in denen ſein älteſter Bruder in der Nähe von Naurodt unter den Händen eines rohen Raubmörders gefallen war, mußte Karl, der Knabe, ſeinem künftigen äußeren Berufe entgegengehend, das Haus ſeines geliebten Vaters verlaſſen. Doch hatte er da ſchon den Vater kennen gelernt, und für immer gefunden, von deſſen Naheſein kein Raum der Erde, nicht Leben noch Tod uns ſcheiden können. Wunderbar und ſelig waren von da an die Führungen dieſes Treuen im Lande, von welchem man ſagen kann, daß er überall, wohin ſein Weg ihn führte, richtig vor ſich gewandelt, Frieden gefunden und gebracht habe. Die Zeugen ſeines ſtillen und dennoch gotteskräftigen Wirkens an den Seelen ſtehen noch jetzt in Franken und dem Rheinlande, in der Schweiz und in Würtemberg da; Boten des Heiles und des Friedens ſind aus der Mitte der Seinen bis nach Indien ausgegangen; Söhne von Iſraël, welche unter uns wohnen, ſegnen das Andenken des Mannes, der ſie aus der Herrſchaft des Geſetzes zum Reiche der Gnade geführt hat. Die treue Hand eines ſeiner Kinder hat einige Züge der Geſchichte ſeines Wandels durch viele Trübſale, ſo wie ſeines freudigen Wirkens für die Freunde beſchrieben *). Das ganze Leben des Mannes, mit all' ſeinen äußeren Schmerzen und bei den Gräbern ſeiner Geliebteſten iſt dennoch ein reichbeglücktes geweſen; vor Allem jedoch war dieſes ſein Ende. Der Brief, welchen er drei Tage vor ſeinem Tode an ſeine, damals als vereinſamte Wittwe in Indien lebende Tochter ſchrieb, lautet wie ein freudiger Nachhall des Jubilus Bernhardi. An dem Morgen ſeines Todestages: dem Dienstag in der Charwoche (1853), ſtand er geſund und ſo beſonders heiter, in ſeinem Gott vergnügt auf, daß es ſogar von den Kindern bemerkt wurde, wie fröhlich der gute Großvater ſei; den Erwachſenen fiel der ungewöhnlich zärtliche Ausdruck ſeiner Liebe und ſeiner Theilnahme auf. Er beſorgte dann, wie in jugendlicher Friſche und Munterkeit, ſeine Tagesgeſchäfte: die Werke der Liebe für Andere. Zu einer ſonſt unge-

---

*) Mittheilungen aus dem Leben des theueren Vater Karl Köllner. Kornthal 1855.

wohnten Stunde kam er am Nachmittag zu ſeinen Kindern. Er erſchien dabei ſo innig, ſo freudig, doch wie in der Nähe ſeines Herrn ſo ſtill und in ſich gekehrt, daß es deutlich war, wie ein unbeſchreibliches und für ihn unausſprechliches inneres wie äußeres Wohlſein ihn durchdringe. Es war ein ſchöner Frühlingsabend. Im Vorſchmack und Vorgefühl der Freude, die am Donnerstag am Altar des Herrn ſeiner warteten, in der vollen, vorſabbathlichen Stimmung ſeines Gemüthes ging er weit hinaus in's Feld. Ein Knabe, den er freundlich begrüßte, ſah ihn noch, wie er ſtill ſtand, und, als ob ſein Auge etwas ſuchte, nach allen Seiten über die grünenden Felder hinweg und hinauf blickte. Die Stätte, auf welcher er dort ſtand, war für ihn ein Mahanaim, ein Begegnungsort der Boten Gottes geworden; ein vorübergehender Wanderer fand den Sterbenden, an ſeinen Stock geſtützt, am Boden knieen; ein vorbeifahrender Wagen brachte nicht mehr den lebenden Vater, ſondern den Leichnam desſelben, zu dem Hauſe der Seinen. — So war das Ende des Mannes, welcher während ſeines Erdenlebens zwar nur ein armer Pilgrim und Fremdling in der unteren, zugleich aber ein hochberechtigter Bürger in der oberen Welt geweſen iſt.

33. Ein Wendepunkt der weiteren Mittheilungen.

Ich habe mich und meine Leſer lange bei dem Berichte über eine Reiſe aufgehalten, die ich als angehender Univerſitätslehrer von Erlangen aus nach der Schweiz machte. Wäre das, was ich in dieſem Buche beſchreiben will, nur die Geſchichte meines äußeren Lebens und ſeiner Durchgangspunkte, dann würde mir ſelber eine ſolche weite Abſchweifung von meiner vorgezeichneten Bahn auf einen ſcheinbar weit zur Seite führenden Nebenpfad ganz unverantwortlich erſcheinen. Aber ich habe hier nicht allein von meinem äußeren Handeln und Wandeln, ſondern mehr noch als von dieſen, von der Fortbewegung meines inneren Lebens zu reden, und für dieſe haben die Erfahrungen, welche ich auf meiner erſten Schweizerreiſe machte, eine ganz beſondere Bedeutung gehabt. Ich will dies hier nur noch im Vorübergehen andeuten.

Schon die äußere Stellung eines Univerſitätsprofeſſors mit ihrem geiſtig anregenden und erfriſchenden Berufe, halte ich für ein hohes Glück; ich für meinen Theil wüßte mir keinen Stand der Erde, der mir hätte lieber und wünſchenswerther ſein können als der meinige. Ich habe mich aber auch, das darf ich wohl ſagen, ſo von Herzen zu meinem Lehramte hingezogen und an dasſelbe gekettet gefunden, wie der Mond an ſeine Erde, um welche er ſeine Bahn ſo unverrückbar treu beſchreibt, als wäre er nur für die Erde da.

Aber der arme Mond, ſo wohl ihm auch das Erdenlicht thun mag, wenn es auf ſeiner uns zugekehrten Seite das Dunkel der Nächte erhellt, hat nicht nur noch eine andere Seite, welcher das Erdenlicht für immer fremd bleibt, ſondern ſein ganzes Weſen, auf der einen wie auf der anderen Seite, bedarf noch eines anderen kräftigeren: eines Tageslichtes der Sonne, welches wärmend und belebend alle ſeine Höhen und Tiefen beſtrahlt. Während er deshalb ſein beſtimmtes Tagwerk erfüllt: den Kreis der kleineren Bahn zu durchwandeln, in deſſen Mitte ſeine Erde ſteht, iſt es ihm auch gegeben und vergönnt, daß er in treulichem Verbundenbleiben mit ſeiner Erde einen ungleich weiteren, mächtigeren Kreis durchmeſſe, in deſſen Mitte ſtatt dem kleinen, kalten Staubkorne der Erde die gewaltig große, alldurchwärmende und belebende Sonne leuchtet.

Auch in meinem Weſen mag wohl nach dem Maaße ſeiner menſchlichen Kraft der Drang und die Beſtimmung zu einem geiſtigen Bewegen von ſo zweifacher Richtung gelegen ſein. Eine Univerſität iſt allerdings auch, wie der Name andeuten will, eine Welt im Kleinen, eine Geſammtheit der Kräfte des Wiſſens und Erkennens zunächſt ihrer Zeit und ihres Volkes. Es gibt aber daneben noch eine Welt im Großen; eine Geſammtheit der Kräfte des Lebens und des Thuns aller Zeiten und aller Völker. Das, was die Kräfte des irdiſchen Wiſſens und Erkennens in Bewegung ſetzt, iſt ſelber von menſchlich irdiſcher Natur, das, was in dem anderen, höheren Reiche das Leben und Thun hervorruft und erhält, iſt von göttlich ſchaffendem Weſen, iſt von allerhaltender Kraft. Ich war allerdings ſchon durch meine früheren Führungen mit dieſem Reiche und ſeinem inneren Haushalte befreundet worden, hatte mich zu ihm hingezogen gefühlt; auf dieſer meiner Schweizerreiſe hatte ich aber mit eigenen Augen einen Blick in jenen Haushalt gethan und mich an der großartigen Geſchäftigkeit in demſelben erfreut. Es waren Samenkörner der neuen geiſtigen Entfaltungen, welche ich mit mir nahm; klein von Ausſehen, aber nicht unfruchtbar; mein Wirken, durch Wort und That war gleich wie einem Wendepunkte des Sommers entgegengerückt, welcher, wenn auch unter manchem Sturme und Regen, die Saaten wie die Früchte des Weinſtockes, ſelbſt auf dem minder ergiebigen Boden zur Zeitigung führt.

Dieſe Einwirkung auf meine innere Entwickelungsgeſchichte möge die große Ausführlichkeit entſchuldigen, in welcher ich den voranſtehenden Reiſebericht, als eine Art vom Hauptſtück meiner Lebensgeſchichte gab.

Indem ich mich aber anſchicken möchte, von meinen Erfahrungen und meiner Wirkſamkeit in jenen beiden Kreiſen, dem näher liegenden, ſowie dem mehr in die Ferne gehenden, einen weiteren Bericht zu geben, wandelt mich, nicht ohne Grund, ein großes Bedenken an. Ich fühle ſeit einiger Zeit *), daß der kleine Reſt der Kerze, die mir zu meinem armen Tagwerk leuchtet, nur noch düſter flammt und wohl nahe am plötzlichen Auslöſchen ſtehen mag. Das, was ich in der Vorrede zu der erſten Abtheilung dieſes letzten Bandes meiner Selbſtbiographie als Etwas andeutete, das mir wohl ſpäter geſchehen könne, das iſt mir ehe ich's noch erwartete, gekommen: das Fernrohr, durch welches ich die Vergangenheit meines Lebens betrachtete, iſt in umgekehrter Stellung in meine alte Hand gelegt worden, ſo daß ich ſelbſt die näher ſtehenden Gegenſtände, die ich vorhin ganz groß und deutlich ſah, nur noch wie weit entfernte und in kleiner Geſtalt erblicke. Ich muß deshalb, ſo lange mir der Reſt der Kerze noch leuchtet, mein unbedeutendes Schattenſpiel an der Wand in kleinere Bildertafeln zuſammenfaſſen, und ſollte mir mein Lichtlein während des Spieles verlöſchen, dann wünſche ich mir wie meinen nachſichtsvollen Zuſchauern, in „Friede und Freude“ eine ſo gute Heimfahrt, wie mein Freund ſie hatte, von dem ich vorhin (S. 454) ſprach. Und ſo möge man es ſich denn gefallen laſſen, wenn, wie dies ſchon die Ueberſchrift dieſes Kapitels andeuten wollte, von hier an auch in der Form meiner Berichte ein Wendepunkt bemerkbar wird. Man muß ſich eben bereit zur Reiſe halten, denn man kann nicht wiſſen, wenn der Wagen kommt, der den alten Invaliden hinausführt zu der Stätte, wo die anderen guten Freunde ruhen.

---

*) Namentlich geſchah mir das an dem Tage, wo ich dieſe Zeilen ſchrieb.

33. Trennungen und neue Verbindungen.

Die Trennung von meinem vieljährigen Freunde Schweigger bei ſeinem Abgange an die Univerſität Halle that mir ſehr wehe. Er war mir ſeit unſerer erſten Bekanntſchaft in Nürnberg nach all' ſeinen Kräften ein treumeinender Bruder geweſen; in ſeinem Gemüthe iſt eine Liebe, die ſich ſelber niemals genug thun kann. Und auch in unſerem gemeinſamen Berufe für die Wiſſenſchaft waren wir uns nahe verbunden. Schweigger blieb in ſeinen Forſchungen und Erkenntniſſen nicht bei der Geſtalt und der Augenbeluſtigung der einzelnen Erſcheinungen, nicht bei dem Buchſtaben des großen Buches der Werke ſtehen, ſondern ging mit wahrhaft frommem Sinne den Spuren des ſchaffenden Geiſtes nach, welcher alle Tiefen und Höhen ſeiner Sichtbarkeit mit dem Gedanken ſeines Lebens und Seins durchdringt. Und für ein ſolches Forſchen und Erkennen der Natur gilt, zum Unterſchiede von anderen Wegen des Forſchens, der Spruch, daß der Buchſtabe tödtet, der Geiſt aber lebendig macht. Schweigger hat, hierin ſeiner Zeit vorangehend, eine noch künftige Aufgabe der Naturwiſſenſchaft erkannt, durch welche die ganze endliche Sichtbarkeit in ein Gleichniß, in eine Parabel der Gedanken der Ewigkeit verklärt werden ſoll, die das Buch der Offenbarung uns kund gibt. In ſolcher Weiſe faßte ich die Anregungen auf, welche Schweigger in ſeiner ungetrübten Jugendkraft zu ſeinen unermüdlichen Forſchungen trieben, und die er auch mir freigebig mittheilte.

Schweigger ſelbſt noch hatte durch ſeine Empfehlung und Verwendung dafür geſorgt, daß ein tüchtiger, ebenbürtiger Nachfolger an ſeine Stelle träte; bald nach ſeinem Abgange kam zu uns der edle Pommeraner Dr. K. W. Kaſtner. Der Mann, ſo jung er noch war, hatte den Lauf oder Curs ſchon durch viele Schulen gemacht, bald als fleißiger Schüler, bald als Lehrer. In ſeiner Jugend war er durch die Schule der Armuth und äußeren Hemmungen gegangen, welche ihm den Durchbruch zu ſeinem äußeren wie inneren Berufe erſchwerten. Bei und mit unſerem gemeinſamen Freunde Ritter war er in eine Schule der großen Kunſt gekommen, die Natur in der Sprache ihrer eigenen Kräfte um ihre Geheimniſſe zu fragen und ihre Antworten zu verſtehen. Bald trat der wandernde Schüler ſelber als Lehrer, zuerſt in Jena, dann in Heidelberg, dann in Halle auf, ließ ſich jedoch von dem Glücke und dem Beifalle ſeiner Schüler, der ihn von Ort zu Ort begleitete, nicht abhalten, ſelber noch einmal in eine Schule zu gehen: in jene männlich ſchöne der Waffenthaten bei dem Befreiungskriege unſeres Volkes. Noch einmal kehrte er zu ſeinem Lehrſtuhle in Halle zurück, folgte von da dem ehrenvollen Rufe an die neubegründete Univerſität Bonn, und kam von dorther nach Erlangen an die Lehrerſtelle, die ſeinen Neigungen und Gaben am vollkommenſten zuſagte. Mittelbar, durch mehrere unſerer gemeinſamen Freunde, zu denen auch Spleiß gehörte, waren wir Beide uns ſchon bekannt, näher aber zog mich Kaſtner's Weſen ſelber an, deſſen reger, kräftiger Geiſt, deſſen liebewarmes Gemüth und harmlos fröhliches Naturell in allen Zügen ſeiner Perſönlichkeit ſich ausſprach. Kaſtner hat als Lehrer durch Wort und Schrift in vielen Seelen den Sinn für das Erkennen des Buches der Werke geweckt, und mit dieſem zugleich das Fragen nach dem ſchaffenden, erhaltenden Geiſte, welcher in der ſichtbaren Natur waltet und lebt. Mir iſt er ein treumeinender, liebreicher Freund während unſeres ganzen collegialiſchen Zuſammenwirkens geweſen und iſt mir dieſes geblieben.

Die Naturkunde hat ſich damals, als ich mit Kaſtner zuſammentraf, ſchon ſehr eifrig um die Entdeckung jenes Weges bemüht, auf welchem der Gedanke und das Wort des Menſchen ſchneller als der Schall, ſchnell wie der Blick des Auges von einer Menſchenſeele zur anderen über die Räume der Erde und Meere gehen könnte. Dieſer Weg iſt ſeitdem durch die große Kunſt der elektromagnetiſchen Telegraphie in erfreulicher Weiſe gefunden worden. Es gibt aber noch einen anderen, nicht an die Apparate und leitenden Drähte unſerer Telegraphen gebundenen, verborgenen Weg des Verkehres der Seelen, deſſen Kunde zu den Geheimlehren des Reiches der Seelen gehört. Denn wer mag das ergründen, wie die Seele eines Sterbenden dem hörenden Ohre und den Gefühlen eines Lebenden, über weite Räume hinweg, in Gedankenſchnelle ſich kund geben möge? Doch es gibt ſolcher ungelöſter Räthſel noch viele.

In der Nacht vom 27. März 1820 fiel und ſtarb der mir nahe verbundene, brüderliche Freund Gerhard von Kügelgen in Dresden unter Mörderhänden. — — Es gibt Erfahrungen, welche nur von Einzelnen gemacht werden, und welche deshalb ſchon nach dem Ausſpruche eines tiefſinnigen Weiſen des Alterthumes, des Heraklit, für die Menge der Anderen zweifelhaft, ja unglaublich erſcheinen mögen. Sie müſſen deshalb auch ein verſiegeltes Eigenthum der Einzelnen bleiben, denen ſie zugekommen ſind.

Der Tod bleibt in jeder ſeiner Geſtalten für den Scheidenden, wie für die im Leben Bleibenden, ein König der Schrecken; er wird dieſes aber mehr denn gewöhnlich, wenn er ganz und unverhohlen in der Geſtalt des „Mörders von Anfang“ ſich zeigt, durch welchen der Tod in die Welt kam. Kügelgen's blutiges Ende hatte in den näheren wie ferneren Kreiſen der Freunde und Bekannten, wie ſelbſt bei denen, die nur von dem Morde an dem unſchuldigen Manne gehört hatten, große Bewegung erregt, von welcher Art aber dieſe Bewegung in dem allernächſten Kreiſe des unverſehens Hinweggenommenen geweſen ſei, das mag ein Brief ſeiner Wittwe an mich bezeugen, der ſich in meinen Mittheilungen aus dem Reiche unter der Aufſchrift: „ein Brief“ findet. „Das ſind Worte, welche der ewig freudige Geiſt der Gnade in dem Menſchenherzen ſpricht, der in dem Schwachen mächtig iſt.“

Bald nach Kügelgen's Trennung knüpfte ſich uns ein Band der Wiedervereinigung an mit einem gemeinſamen Freunde von dem Geſchiedeneu und von mir: dem Genoſſen mancher guten, frohen Stunde aus der Zeit meines Aufenthaltes in Freiberg und Dresden. Carl von Raumer, von dem ich im vorhergehenden Bande dieſes Buches mehrmals geſprochen (II S. 156, 399 u. a.) zog von Halle nach Nürnberg. Der Drang zur eigenen, kräftigen Theilnahme an dem Werke einer höheren, chriſtlichen Volksbildung (m. v. II 401) war in ihm ein ſo lebendiger, daß er von ſeiner Stellung als Lehrer an einer berühmten Univerſität einige Zeit ſich losſagte, um in dem ihm bei ſeinem früheren Aufenthalte lieb gewordenen Nürnberg die Leitung einer Schule zu übernehmen, die bereits in einem Geiſte und Sinne begründet war, der einen mehr denn gewöhnlichen Erfolg erwarten ließ. Zwei Männer, deren Namen als Ehren[illegible]len in der Geſchichte der geiſtigen Entwickelung unſeres Volkes wie unſerer Zeit daſtehen, hatten jene

Muſterſchule begründet: Heinrich Dittmar und Fr. Ben. Wilh. v. Hermann. Ein ſeltenes Paar der auserleſenſten, in ihren Gaben und geiſtigen Richtungen höchſt verſchiedenen und dennoch gegenſeitig harmoniſch ſich ergänzenden Naturen. Was das kindlich fromme Gemüth des Heinrich Dittmar als Aufgabe für ſein Leben erkannt und was er in unermüdeter Treue als Schulmann und Schriftſteller für dieſe Aufgabe gethan hat, das mögen ſeine Werke bezeugen *), denn ſeine Bücher ſind eine anerkannt geſunde kräftigende geiſtige Nahrung für die Jugend und das Volk der Deutſchen. Ein anderer, nicht minder der Mühe des Lebens würdiger Beruf war Dittmar's Gefährten Hermann geſtellt, dieſem kräftigen Geiſte von ſeltener Klarheit und Schärfe des Verſtändniſſes. Es ſind zwei Pflichten, welche den Häuptern eines wohlgeordneten Familienlebens obliegen: die mütterlich liebende Pflege und die vorausberechnende Vorſorge des Vaters für die äußere Sicherung des Haushaltes. Dieſe große Kunſt eines wohlberechnenden, ſicher geſtellten Haushalts hat Hermann als Jüngling im kleineren Kreiſe geübt, als er mit Dittmar an der von ihnen Beiden begründeten Muſterſchule in Nürnberg nicht nur als unvergleichbarer Lehrer der mathematiſchen Wiſſenſchaften wirkte, ſondern als ſorgfältiger Berechner und Ordner des ökonomiſchen Fortbeſtandes der Anſtalt ſich annahm. Wie klein iſt der Anfang, wie groß der Fortgang der weiteren Entwicklung dieſes Meiſters in der Staatsökonomie geweſen, mit welchem ich ſpäter in München wieder zuſammengeführt wurde.

---

*) Ich erwähne hier namentlich ſeiner Geſchichte der Welt, mit Rückſicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargeſtellt. Heidelberg 1846.

Aus den Händen dieſer beiden Begründer, welche damals ihr beſonderer Beruf zum Dienſte des Vaterlandes von Nürnberg hinwegrief, empfing C. v. Raumer die Leitung und den Fortbau der Anſtalt. Der werthe Freund hatte, ohne daß wir Beide es ahnten, die Aufgabe, einen großen Segen zu bringen, nicht nur für die Schule, zu welcher er hinging, ſondern gleichwie im Vorübergehen noch eine ganz beſondere Aufgabe der gleichen Art für mich und mein Haus. Zu unſerer Freude ging er, auf ſeiner Durchreiſe nach Nürnberg mit ſeiner ganzen Familie als Gaſt unter unſer Dach in Erlangen ein. Das Haus war voll freudigen Lebens der Alten wie der Jungen, denn ſolche Kinder und eine ſolche Mutter der Kinder wußten überall, wo ſie zu verwandten Seelen kamen, Wohlgefallen, Freude und Frieden mit ſich bringen. Da traten an einem ſonnig ſchönen Nachmittag, den wir im Garten am Hauſe zubrachten, ein Jüngling und ein Knabe zu uns herein, welche von Raumer und ſeinem kleinen Volke fröhlich und vertraulich wie alte, liebe Bekannte, bewillkommnet wurden. Ich betrachtete mir den Jüngling, wie er mit ſeiner Reiſetaſche auf dem Rücken ſo vor mir ſtand. Er hatte mir gleich mit ſeinem erſten Gruße Viel zu ſagen, denn er kam von der Inſel Rügen, aus dem Hauſe und von dem Herzen meines Freundes, des Pfarrer Baier, und der Knabe, den er mir da zuführte, war Allwill, jenes glückliche Kind, dem der Vater die Grundtöne ſeines eigenen Weſens, noch ehe es Menſchenworte verſtand, in ſein Gemüth geſungen hatte (m. v. oben S. 146). An dem Führer aber des Knaben hing mein Auge und bald auch mein Herz mit beſonderem Gefallen. Die jugendlich blühende Wohlgeſtalt des Jünglings war wohl eine ſchöne, ihm von Gott geſchenkte Zierde, ſchöner aber noch ſtand ihm die Zierde der Demuth an. Sein ganzes Weſen trug das Johanneiſche Gepräge eines Gemüthes, das durch die kindlich treue Liebe zu dem Herrn geweiht und zubereitet iſt für Thaten der Liebe an den Menſchenſeelen. Wer in dieſes Auge ſah, dem kam daraus der Blick eines reinen, guten Gewiſſens entgegen. An dieſem Jüngling, ſo dachte ich mir, könnte man wohl Manches von Dem ſehen, was in einem alten, ſchönen Liede von Arnold erbeten wird, deſſen ganzer Inhalt in den Worten des einen Verſes ausgeſprochen iſt: „Mach mich in Allem dir ergeben und deinem heil'gen Vorbild' gleich."

Raumer nahm mich, dort bei dem Brunnen im Hofe auf die Seite. „Wie kann ich's verantworten," ſagte er, „daß ich Dir zu den vielen Gäſten, die Du ſchon an mir und meiner Familie bekommen haſt und mit denen Dein Haus erfüllt iſt, noch zwei neue bringe." — „Laß das gut ſein," ſagte ich faſt muthwillig ſcherzend, „wer weiß, ob nicht da Dein junger Freund noch mein Schwiegerſohn wird." Ich dachte mir nichts bei dieſen Worten, in denen kein Gedanke lag an die Möglichkeit ihrer Erfüllung, und dennoch iſt jener Scherz in unerwarteter Weiſe zum Ernſt geworden. — Der Jüngling hieß Heinrich Ranke, war aus Preußen, Candidat der Theologie und der Philologie, aus Weiß's Schule in Halle.

Wir lebten damals noch einige ſchöne Tage zuſammen. Der Heinrich Ranke hatte aus dem Hauſe ſeines väterlichen Freundes Baier in Rügen die höchſte Gabe des Menſchenherzens: den feſten, zuverſichtlichen Glauben als bleibendes Erbtheil mit ſich genommen, neben dieſem aber auch eine andere, die mit dem Glauben ſich gern vermählt: die Gabe der Töne und des Geſanges. Im Vereine mit der Meiſterin des lieblichſten Geſanges, der Frau meines Freundes Raumer, einer Tochter des Kapellmeiſter Reichardt, machte er ſchon bei dieſem erſten Beſuche unſer Haus zu einem kleinen Tempel, darin man dem Herrn aus fröhlichem Herzen ſingt.

Nun, die Tage dieſes fröhlichen Beiſammenſeins vergingen bald; die Freunde ſetzten ihren Stab weiter; traten in Nürnberg ihr Tagewerk muthig an.

Während mir, in dieſer meiner alten Vaterſtadt zwei neue Geſtirne der Freunde aufgingen, neigten ſich zwei andere, theurere, liebe, zu ihrem Untergange. Der Vater Kießling erſchien zuletzt wie ein müdes, leiblich ſchmerzensreiches, liebendes Kind, das von dem Schooße der Mutter und aus ihren Armen gar nicht mehr weichen will. Er lebte von der Welt abgeſchieden, nicht mehr auf Erden daheim, ſondern nur bei Ihm, ſeinem Herrn, deſſen Name faſt immer in ſeinem Munde, ſowie ohne Aufhören in ſeinem Herzen war. So, in Mutterarmen getragen, iſt er auch verſchieden. Ranke war noch oft an ſeinem Kranken- und Sterbelager, hat ihm da, in Begleitung einiger der Kinder aus ſeiner Schule, liebliche Lieder der Hoffnung und des Troſtes geſungen. Anders nahm ſich unſer alter Roſenbäcker Burger auf der letzten Strecke ſeines Ganges zum Tode aus. Seine leiblichen Füße hatten zuletzt freilich das Gehen faſt ganz verlernt; der Geiſt aber blieb bei dem 72jährigen Manne noch in ſo friſcher, kräftiger Bewegung, der freudige Muth ſo ungebeugt, als er dieſes ſonſt geweſen. In den Geſchäften ſeines äußeren Berufes, als ordnender Hausvater war er thätig bis zu ſeinen letzten Tagen, man ſah ihn noch täglich, wie ſonſt, leſen in dem Buche der Bücher und in ſolchen Schriften der Menſchenhand, die auf das Wort, das von Anfang war, hinweiſen und zu ihm führen. Selbſt mit der Löſung mathematiſcher Aufgaben beſchäftigte er ſich noch gern.

Doch war es zunächſt nur die Anſprache der alten Freunde und Bekannten, welcher er Rede und Antwort geben mochte, und vor denen er den Schatz ſeines Innern aufſchloß, neue Bekanntſchaften in Schrift und Wort liebte und ſuchte er nicht. Mit dem Tode, als dieſer an ſeine Thüre klopfte, machte er ſo wenig Weſens und Umſtände, als ein Mann, der ſo eben zu dem Beſuche bei einem ihm wohlbekannten und befreundeten hohen Herrn ſich anſchickt und ſein Ehrenkleid anlegt, mit einem Bruder macht, der beim Ankleiden zu ihm hereintritt. Ja er ging dem Tage ſeines Todes wie einem Ehrentage entgegen.

Ich war unter den Leidtragenden bei ſeinem Begräbniſſe. Als ich da, nach alter Sitte die erſten Schaufeln der Erde auf ſeinen Sarg hinabwarf, bei dem Geſange des Verſes eines alten kindlichen Liedes, welcher die Ruhe des in Hoffnung entſchlafenen müden Leibes beſchreibt *), da hat mich ein Gedanke, ein Mitgefühl des Friedens und der Freuden der Ewigkeit ergriffen, wie ich ſelten in ſolcher Lebendigkeit ihn empfunden.

Die Alten aus dem Kreiſe, darin ich ſonſt, wenn ich in Nürnberg war, eine liebe geiſtige Heimath fand, waren zu ihrer Ruhe gegangen oder ſchickten ſich dazu an. Zu dieſen immer Reiſefertigen gehörte namentlich der mir unvergeßliche Vater Fr. von Scheurl, in ſeinem Stammſchloſſe zu Erlenſtegen, der freudige Bekenner und Zeuge des Glaubens einer beſſeren Vergangenheit und Verkünder einer zum Leben wieder erwachenden beſſeren Zukunft durch Wort und That. Seiner Einladung folgend feierten wir drei Erlanger Freunde: der Kirchenrath Vogel, Kanne

---

*) Man ſang beim Einſenken des Sarges aus Scriver's Lied: „der lieben Sonne Licht und Pracht“ den letzten Vers.

und ich mit dem alten Herrn, ich weiß nicht mehr welchen Geburts- und Ehrentag ſeines Lebens in ſeinem Schloſſe Erlenſtegen. Es gab da eine Unterhaltung, wie man ſie jetzt wohl ſchwerlich auf einem deutſchen Ritterſchloſſe noch finden würde; man konnte wohl ſagen „alte Zeiten wurden jung“ in den Berichten, die wir da aus dem Munde des geiſtig viel gewanderten Mannes vernahmen, dem das Bewegen der letztvergangenen Menſchenalter zur Linken wie zur Rechten wohlbekannt war. Er hatte es immer mit dem Rechten gehalten und iſt dabei geblieben.

Auch der Vater Dallinger war ſchon unter den Reiſefertigen. Dagegen gab es auch aus dem vertrauten Kreiſe der Freunde, der ſich um Schöner, Kießling und Burger geſchloſſen hatte, noch Männer, in denen die Kraft des alten Stammes fortgrünte und ihre Früchte trug. Als ein ſolcher vollendeter Mann in jener rechten Weisheit des Lebens, welche unverrückt auf das Ende ſiehet, ſtand Heinrich Fabricius da. Ein Gemüth voll aufopfernder Liebe und Treue, mild und ernſt. Er machte von der Gabe des eigenen Menſchenwortes nur einen züchtig mäßigen Gebrauch, weil in ihm ein Wort lebte, vor deſſen Licht die Menſchenworte dahinſchwinden wie die Sterne vor dem Glanze der Sonne. Er war zwar lieber ein Thäter als ein Sprecher dieſes Wortes, was er aber redete, das redete er im Sinne desſelben, und zeigte ſich hierin als ein vollkommener Mann. Er hatte den Grund, der ſeinen Anker hielt, frühe gefunden und iſt bei dieſem geblieben bis an ſein Ende. Von dem theueren Schweſterſohne des Vater Kießling, von Tobias Naumann ſprach ich ſchon oben S. 377 und bei anderen Gelegenheiten. Unter dieſen Männern, ſowie einigen der ihnen gleichgeſinnten Freunde und dann zugleich auch in dem Hauſe vor dem Wöhrder

Thore, darin Raumer und Ranke mit ihren pflegebefohlenen Kindern wohnten, fand ich den Geiſt meines alten Nürnberg noch fortlebend, erfreute mich da öfters an dem Tone einer ſolchen Unterhaltung, der mit dem Tone der Neunuhr-Abendglocken (S. 265) gar harmoniſch zuſammenſtimmte.

Bei uns in Erlangen hatte der Tod auch eine Lücke gemacht in dem Kreiſe der theologiſchen Lehrkräfte. Dr. Berthold (S. 304), wegen ſeiner bürgerlichen und häuslichen Tugenden von ſeinen Mitbürgern geliebt, von ſeinen Collegen geachtet, war geſtorben; das Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten hatte die Aufgabe der Wiederbeſetzung des erledigten Lehrſtuhles ſelbſt in ſeine Hand genommen, und in einer wohlbedenkenden Weiſe ſie ausgeführt.

Der Profeſſor Heller, deſſen eigenthümliche Weiſe ich oben II S. 318 beſchrieben habe, war in ſeiner Geſchäftigkeit unermüdet, Vetterſchaften von geiſtiger Art aufzuſpüren und Verbindungen ſolcher neuentdeckten Verwandtſchaftlichkeiten mit ſich oder zwiſchen Anderen anzuknüpfen. Eines Tages, als ich mit meinem Collegen und täglichen Genoſſen unſerer Ruheſtunden Pfaff draußen im Freien, wenn ich nicht irre, im Welsgarten, unter den ſchattigen Bäumen ſaß, führte uns Heller einen Fremden zu, den er mir als einen Landsmann aus Sachſen ganz beſonders vorſtellte. Es war der Dr. Georg Benedict Winer, der von der Univerſität Leipzig an die unſrige als Berthold's Nachfolger berufen und ſeit einem oder etlichen Tagen in ſeiner neuen Heimath eingezogen war. Es ging dem gelehrten Manne ein großer literariſcher Ruf voraus, welcher bei Verſchiedenen ſehr verſchiedene Erwartungen von ſeinem perſönlichen Erſcheinen und Wirken erregt hatte. Jetzt ließ ſich dieſe Perſönlichkeit bei hellem Tageslichte unter den grünenden Bäumen bei uns ſehen. Ich denke gern an den erſten Eindruck, den Winer, welchen ich nicht aus ſeinen Schriften kannte, auf mich machte, denn, wie ich's ſpäter gefunden, dieſer erſte Eindruck war der richtige.

Ein Mann, noch an der Gränze des Jünglingsalters ſtehend *), beſcheidenen Benehmens, mit einem treuen Auge, daraus ein gutes Gewiſſen hervorſchaute, unter einer Stirne, daran wohl jeder Menſchenkenner die äußere Signatur eines forſchenden Geiſtes geleſen hätte; in ſolcher Geſtalt trat der neue College unter uns auf. Pfaff's ganzes Weſen glich nicht einem Studirzimmer, das von Wänden und zugemachten Fenſtern umſchloſſen iſt und in welches man erſt nach einem Anklopfen an der Thüre hineintreten kann, ſondern einer nach allen Seiten offenen Gartenhalle, in welche jeder Vorbeigehende hineinſchauen und eintreten, auch nach Belieben einen Sitz zum Mithören und Mitſprechen ſich nehmen kann. Winer ſchien da bei uns bald den Zug der geiſtigen Vetterſchaft zu fühlen, welchen Heller, wie im Vorüberfluge einer Schwalbe (II. S. 318), an ihm ausgeſpürt hatte; er wurde heiter und zutraulich, ging auf Pfaff's Scherze mit einem harmlos gutmüthigen Frohſinne ein, der ganz wohl zu unſerer Weiſe ſtimmte. Heller hielt nicht ſehr lange Ruhe; er führte ſeinen Neubekannten weiter. Als dieſer fort war, urtheilte einer von uns: „dieſer hat nichts Verſtecktes hinter den Ohren, nichts Finſteres in den Augen, ſondern was er hat, das trägt er hell und offen zu Tage."

Winer wurde durch Heller bald auch bei Vogel und in ſeiner Mitgenoſſenſchaft eingeführt. Die kindliche Achtung, die er unſerem alten, väterlichen Freunde bezeugte, ließ von der Verſchiedenheit der inneren Stellung beider

---

*) Er war damals 34 Jahre alt.

zum Glauben und ſeinem Bekenntniſſe, auf welche man aus dem Leſen von Winer's Schriften geſchloſſen hatte, nichts bemerken. Das mußte Jeder, der Winer ſprach und kennen lernte, bald erkennen: dieſer Mann iſt kein Feind und Gegner der Wahrheit, — wie dies wohl Einige gefürchtet hatten, ſondern er hört ſie gerne und achtet ſie, wo und wann er ſie in treuer Redlichkeit in ſolchen Herzen findet, darinnen kein Falſch iſt.

Daſſelbe bezeugten auch ſeine Zuhörer und werden es noch bezeugen. Nicht ohne Verwunderung hörten ſie, wie dieſer gründlich gelehrte Theolog ſo entſchieden gegen das flache Mißverſtehen des geoffenbarten Wortes ſich ausſprach, gegen die grammatiſche Unachtſamkeit eines Paulus, gegen den frechen Leichtſinn Anderer, welche die Aechtheit mehrerer Schriften des neuen Teſtamentes antaſteten. Ohne Rückhalt gab er dem Feſthalten am Buchſtaben des Wortes, bei den großen, gläubigen Theologen, ein gutes Zeugniß, rühmte bei Gelegenheit Männer, ſelbſt wie Auguſt Hermann Francke und Spener, als ehrenwerthe Säulen der Kirche. Unſere jungen Theologen, unter ihnen die beſten und tüchtigſten, fühlten ſich bald mit Achtung und Liebe zu dieſem Lehrer hingezogen, denn es ein treuer Ernſt war mit dem, was er ſprach und gab, und der als ein wohlwollender Freund Jedem entgegen kam, der ihm ſich nahte. Und dieſe Anerkennung des Mannes und ſeines Wirkens in der Theologie ſeiner Zeit, welche nicht auf den Kreis der Zuhörer beſchränkt geblieben, ſondern eine allgemeine geworden iſt, war eine wohlbegründete, wie ich dieſes hier, ſo gut ich es vermag, in vergleichender Weiſe andeuten will.

Jedes höhere, geiſtige Weſen und Wirken hat in dem niederen Gebiete des Sinnlichen ein Gleichniß und Vorbild. Obgleich uns das Bemühen der Maſoreten, die geoffenbarten Schriften des alten Bundes in ihrer ganzen Vollſtändigkeit unverſehrt zu erhalten, dann als eine Arbeit von untergeordnetem Werthe erſcheinen mag, wenn jene fleißigen Männer in ihren heiligen Schriften die Worte und Buchſtaben zählten, für jedes der einzelnen Bücher die mittleren Worte aufſuchten und feſtſtellten, müſſen wir dennoch das mit Achtung anerkennen, was ſie zu ſolcher Anſtrengung getrieben hat. Es war dies die Ehrfurcht vor dem heiligen Schatze des geoffenbarten Wortes. Die Maſoreten hatten, ohne ſich ſelber deſſen bewußt zu ſein, die Aufgabe, darüber zu wachen, daß nicht der kleinſte Buchſtabe, noch ein Strichlein vom Geſetze vergehe, bis daß es Alles erfüllt werde. Ein ſolches kindlich treues Beachten, ſelbſt des Buchſtabens der Offenbarungen, iſt für die Männer, die dasſelbe übten, nicht ohne Lohn geblieben. Wir wiſſen, was wir dem öfters tiefer eindringenden Blicke der Maſora in den Sinn und Gehalt der Schriften des alten Bundes verdanken.

Dieſer Maſora des jüdiſchen Alterthumes, welche zunächſt nur von der Aufmerkſamkeit und Schärfe der äußeren Sinne abhängig war, ſteht in der neueren Zeit der chriſtlichen Kirche eine Maſora von geiſtiger Art gegenüber, welche nicht die Strichlein und Form der Buchſtaben, ſondern den wahren, ewig feſtſtehenden Sinn des Wortes vor Augen hat und über dem Feſthalten und klarem Verſtändniſſe dieſes Sinnes eben ſo ſorgfältig wacht, als die alten Maſoreten über dem anvertrauten Schatze ihrer Buchſtaben. Dieſes geiſtige Hüteramt iſt dem Exegeten Winer im weiteren Umfange übertragen worden. Und es war ein hochnöthiges Werk für eine Zeit, welche die Deutung des Wortſinnes der Schriften des neuen Bundes mit ſo unredlicher

Willkühr oder leichtſinniger Geringachtung betrieb, daß der wahre Sinn der Worte unter ihrer Hand ein ganz anderer, ſchwankender oder durchaus falſcher wurde. In's Angeſicht trat Winer dieſen zum Theile berühmten Falſchmünzern als Kämpfer für die wahre Geltung entgegen, zeigte mit einer, jener alten überlegenen grammatiſchen Gründlichkeit und Schärfe: „ſo und nicht anders müſſen die Worte heißen“, „dieſer und kein anderer iſt der eigentliche Lehrbegriff z. B. eines Apoſtel Paulus.“ Und da dieſes vorzugsweiſe nur der alte, in der Kirche längſt feſtgeſtellte Sinn war, trat Winer allerdings, den Neuerern gegenüber, als ein Vertheidiger des Alten auf.

Auch dieſer neuen, geiſtigen Maſora liegt, und zwar in einem noch viel höheren Maaße als der alten jüdiſchen, eine Ehrerbietung gegen das Wort aus Gott zum Grunde, und eine ſolche Ehrerbietung iſt nahe verwandt mit der Liebe, die der Gaben höchſte, die der rechten Erkenntniß Mutter iſt. Darum geht ein Segen für Viele aus einem ſolchen treuen Wirken hervor, und der fleißige Arbeiter im Weinberge, wenn der Abend kommt, empfängt ſeinen Lohn. „Wohl dem, der auf das Wort achtet, denn aus dem Wort kommt das Leben.“

Aber es iſt Zeit, daß ich von der Geſchichte meiner äußeren Umgebung wieder zurückkehre zu der Beſchreibung des eigenen Lebens und Wirkens in derſelben Zeit.

34. Das Tagewerk des Lehrers durch das mündliche Wort.

Von meinem Unterrichte in den einzelnen Gebieten der Naturgeſchichte ſprach ich ſchon oben. Die mir vorgeſchriebene Hauptaufgabe meines Lehrerberufes an der Univerſität waren die Anleitungen der ſtudirenden Jugend zum

Erkenntniß und zum Verſtändniſſe des großen Ganzen der ſichtbaren Natur und der in ihr waltenden Kräfte. Der Name, welchen dieſe Aufgabe führte, war: allgemeine Naturgeſchichte.

Ich weiß wohl, was man gegen das öffentliche Lehren der allgemeinen Naturgeſchichte an den Hochſchulen mit Recht oder Unrecht geſagt hat und was man dagegen ſagen kann. Die Naturgeſchichte, ſelbſt der einzelnen Reiche, iſt durch die Forſchungen und Entdeckungen der neuen Zeit zu einem ſolchen Umfange angewachſen, in ſolche Tiefen gedrungen, daß nur ſelten ein Lehrer gefunden werden kann, der die Erkenntniß eines einzelnen Naturreiches gründlich ſelber erfaßt hat und Anderen ſie mitzutheilen vermag. Die genauere, auf lebendiger Anſchauung beruhende Bekanntſchaft, ſelbſt nur mit den einzelnen Regionen eines der drei irdiſchen Naturreiche, gleicht der Ausbeute einer Reiſe um die Welt, die nicht Jeder zu machen die Kräfte und Mittel hat. Denn je weiter in das Einzelne und Kleine, deſto unermeßbarer und unzähliger werden die Erſcheinungen, unerfaßbarer ihre Namen. Wer aber möchte das unſichere Glück eines Luftſchiffers verſuchen, der aus der Höhe über den Wolken herab das große, herrliche Ganze der Gebirge, der Ströme und Seen, der Waldungen und grünenden Fluren, der großen Städte, von Menſchen gebaut, überblickt, ohne für das Auge einen ſicheren Anhaltspunkt, ſelbſt an der einzelnen Eiche oder hochwüchſigen Ceder zu finden?

Von anderer Seite her hat man mit Recht geſagt: der künftige Arzt, der künftige Landwirth, bedürfen vor Allem einer möglichſt genaueren Erkenntniß des Pflanzen-, des Thier-, des Mineralreiches. Selbſt dieſe Vorhallen von ihrem künftigen Berufskreiſe laſſen ſich kaum in der Zeit eines Univerſitätsſemeſters durchwandeln und überblicken, wo bliebe dem Jüngling die Zeit, dem Lehrer durch die unermeßbaren Räume eines Weltganzen zu folgen? Die Vorträge über allgemeine Naturgeſchichte ſind deßhalb aus dem Lehrplane der meiſten deutſchen Univerſitäten verſchwunden und nur die Anleitungen zur Bekanntſchaft mit den einzelnen Naturreichen, als nothwendig für den künftigen Beruf eines großen Theiles der Studirenden, ſind ſtehen geblieben.

Dennoch halte ich es für Unrecht, das man an der ſtudirenden Jugend begeht, wenn man dem Lehrſtuhle der allgemeinen Naturgeſchichte gar kein Räumlein mehr unter dem großen Obdache der Univerſitäten vergönnen will. Es verhält ſich mit dem Buche der Werke, wie mit dem Buche der Offenbarung: jeder einzelne Theil, ja jedes Capitel des einen wie des anderen zeugt zwar von dem Geiſte, aus welchem das Ganze hervorging, ſowie in jedem der ſechs Blüthenblätter einer Lilie die Schönheit dieſer Blumenkönigin ſich abſpiegelt, in jedem der Lilienduft ſich ſpüren läßt. Dennoch ſpricht zu unſerem Sinne in ungleich mächtigerer Weiſe der Anblick eines ganzen Schaftes der Lilien, unten mit ſeinen grünen Blättern, oben mit den Blüthen, deren innerer Tempelbau offen vor Augen liegt, oder als Knoſpe noch geſchloſſen iſt. Wenn das Buch der Bücher der ſichtbaren Werke gedenkt und hierbei zur Weiſe des Lobgeſanges in höherem Chore ſich erhebt, da zeugt es allezeit von der Herrlichkeit des Schöpfers aller Werke des Himmels und der Erde zugleich. Wer vermöchte die Bedeutung des Pflanzenreiches zu verſtehen, ohne die Beachtung des Thierreiches, für welches es gemacht iſt, wem würde die Verſchiedenheit der Naturart der Thiere begreiflich ſein, außer ihrer Zuſammengeſellung mit der Natur und den Kräften der Gewächſe. Ein tieferes, lebendigeres

Eingehen in die Naturgeſchichte einer einzelnen Region der ſichtbaren Dinge wird jederzeit das Verlangen nach einem Ueberblicke über das große Ganze anregen und den Sinn zu ſolchem Ueberblicke bekräftigen. Darum muß der Lehrer der allgemeinen Naturgeſchichte wenigſtens in der Erkenntniß des einen Gebietes derſelben als Bürger und Inſaſſe vollkommen feſten Grund und Boden beſitzen, ehe er, ausgerüſtet mit den nöthigen Mitteln und Kräften, aus dem ebenen Lande zu einem Gipfel des Gebirges ſich erheben kann, von welchem er die Ausſicht über Land und Meere hat; wie mächtig aber der Reiz eines ſolchen Ueberblickes über die Geſammtheit der ſichtbaren Werke für den Menſchen iſt, das bezeugt die allgemeine, freudige Theilnahme, welche Alexander von Humboldt's Kosmos bei unſeren Zeitgenoſſen fand. Auch Blumenbach's Vorträge über Naturgeſchichte haben nach allen Seiten hin das Wohlgefallen an der Betrachtung und Erkenntniß der ſichtbaren Werke geweckt.

Ich ſelber bin an Kenntniſſen und Kräften kein Blumenbach und noch weniger ein Alexander von Humboldt; eben ſo wie dieſe fühlte jedoch auch ich mich mächtig hingezogen zum Erfaſſen der großen Geſammtheit der Schöpfungen Gottes und zum Zeugen von dem Gedanken dieſer Geſammtheit in meinen belehrenden Vorträgen. Ein tieferes Eingehen in den Lehrplan, welcher dieſen Vorträgen zu Grunde lag, darf ich mir und meinen Leſern wohl erſparen, da derſelbe für Jeden, der daran ein Intereſſe nimmt, in mehreren meiner Schriften, von denen ich nachher reden will, vor Augen liegt. Nur im Allgemeinen erwähne ich, daß ich als Einleitung einen Ueberblick über die Entwickelungsgeſchichte der Naturwiſſenſchaft gab, darin ich den

Drang zur Erkenntniß der Natur und der in ihr waltenden Schöpferkräfte als eine tief in der Natur des Menſchengeiſtes begründete, ihr eingeborene Gabe zu erweiſen ſuchte. Die Anfänge dieſer Entwickelungsgeſchichte ſind eine Weisheit der Tempel geweſen: eine Erkenntniß der Natur im Vereine mit der Erkenntniß ihres Schöpfers. Der Menſchengeiſt hat bei dem Werke ſeines Wiſſens wie ſeiner Kunſt nach allen Richtungen zuerſt die Hand an den Umriß des großen Ganzen gelegt, ehe er die Ausführung der einzelnen Lineamente verſuchte. In der Zeit ſeiner Jugend und aufblühenden Stärke wohnte in ihm die Kraft jener Titanen, welche nicht am Aufheben der Strohhalme oder der kleineren Steine, ſondern am Fortbewegen und Aufthürmen großer Felſenlaſten und ganzer Berge ſich ergötzte. Unter den Kunſtwerken der Menſchenhand ſtehen die rieſenhafteſten: die Pyramiden des Nilthales und der noch in ſeinen Trümmern mächtige Bau am Euphrat, als die älteſten da; unter den Wiſſenſchaften gebührt der Sternkunde im Alter der Vorrang *), nächſt dieſer der Geſchichte des Steinreiches, dann jener der Pflanzen und Thiere, zuletzt, auf dieſem Grundbau, fügte ſich als Schlußſtein des Ganzen die Betrachtung der Natur des Menſchen. In dieſer Ordnung denn ſuchte ich auch durch meine Vorträge das Aufmerken meiner jungen Zuhörer und die Freude an der Betrachtung der Natur zuerſt durch das Hinweiſen auf das Erhabenſte und Höchſte: auf den Sternenhimmel und die Geſetze ſeines Bewegens zu

---

*) M. v. hierüber mein Buch: „Die Geſchichte der Seele“ in den Capiteln über die Kunſt und über die Wiſſenſchaft. Vierte Aufl. §. 65 u. 66. Th. II S. 720 u. 775.

erwecken. Außer den Vorträgen im Hörſaale benutzte ich an hellen Abenden draußen im Freien die Anleitungen zur Kenntniß des geſtirnten Himmels. An die Betrachtung des Weltgebäudes ſchloß ſich durch naturgemäßen Uebergang die des feſten Erdkörpers und ſeiner verſchiedenartigen Gebirgsformationen an. Schon hier gab es Gelegenheit zum Anknüpfen einer vorläufigen Bekanntſchaft mit manchen der am allgemeinſten verbreiteten Steinarten; durch den Abriß einer Naturgeſchichte des Steinreiches wurde jedoch jene vorläufige Bekanntſchaft zu einer genaueren Anſchauung der Hauptformen, Klaſſen und Familien der Mineralien erweitert.

In den naturgeſchichtlichen Vorträgen über das Steinreich, Pflanzen- und Thierreich pflegte ich mich gern einer ariſtokratiſch geſinnten Partheilichkeit hinzugeben. Ich verweilte mit beſonderer Vorliebe bei der Betrachtung der Naturkörper von fürſtlichem, altadeligem, ſo wie verdienſtadeligem Range. Die Gegenſtände von altadeligſter Würde waren mir die, welche ſchon in dem älteſten und geiſtig bedeutungsvollſten Buche der Bücher genannt und zum Theile nach ihren Eigenſchaften und ihrer Stellung im großen Haushalte der Erde beſchrieben ſind, unter ihnen vor allen jene, denen ihre ſymboliſche Vorbedeutung eine königliche Weihe gab. Nächſt dieſem älteſten Adel haben jene Stein-, Pflanzen- und Thierarten einen alten Adel, welche im Kreiſe des Tempeldienſtes der älteſten Völker auftreten, dann folgen die Reihen jener natürlichen Dinge, welche das klaſſiſche Alterthum, als der näheren Bekanntſchaft werth, hervorgehoben, welche die ehrenwerthen Altmeiſter der Naturgeſchichte: Ariſtoteles, Theophraſt, Dioscorides, Plinius und Galen benannt und beſchrieben haben.

Aber auch dem Verdienſtadel wurde die ihm gebührende Würdigung gegeben; jene Mineralien, Pflanzen und Thiere wurden vorzugsweiſe beachtet und in ihrer Geſtalt und Eigenſchaft am ausführlichſten beſchrieben, welche für den allgemeinen Haushalt der lebenden Natur, am meiſten aber für den des Menſchengeſchlechtes, die höchſte Bedeutung haben. Das ſind die niemals verſiegenden Quellen, welche des leiblichen Lebens Mangel mit Strömen des Wohlgefallens erfüllen, welche dem Menſchen Speiſe und Trank, Kleidung und Obdach, Wärme und leuchtende Flamme darreichen, oder mit ihren heilbringenden Kräften an ſein Krankenbett treten. Aber auch unter der Mehrzahl der nichtadeligen Naturkörper: unter dem Bürger- und Bauernſtande derſelben, finden ſich viele, welche durch ihr äußeres Erſcheinen eine Luſt der Augen ſind, oder durch die Geſchichte ihrer Entdeckung, ihre willkührliche Verwerthung im Handel und Wandel der Völker, gleichwie die Kaurisſchnecke, merkwürdig ſind und ſelbſt das Volk aus dem Bettlerſtande der natürlichen Dinge hat ſeine Bedeutung für das Geſammtleben und Beſtehen des Ganzen. Mitten aber in dem friedlichen Verkehre der natürlichen Dinge treten auch die feindlichen Kräfte der Gifte und betäubenden Schädlichkeiten auf; unter ihnen die Mächtigen von ſo uraltem Adel als die Schlange; auch bei ihnen, ſowie bei der Beſchreibung ihrer Wirkſamkeit und ihrer Stellung zu den anderen Reichsgenoſſen der Sichtbarkeit muß die Betrachtung verweilen.

Man halte es dem Arbeiter im Handwerke zu gute, wenn er in faſt ungebührlicher Ausführlichkeit von ſeinem Tagewerke und der Führung desſelben ſprach. Aber die Art und die eigenthümliche Führung der Tagesarbeit, das Gelingen wie das Mißlingen derſelben bildet ja ein weſentliches Stück der Lebensgeſchichte des Arbeiters ſelber.

Für meine Vorträge über allgemeine Naturgeſchichte war mir das Winterhalbjahr geblieben, während die Zeit des Sommers, als die dafür günſtigere, den Anleitungen zur anſchaulichen Erkenntniß der lebenden Natur: des Pflanzen- und Thierreiches, ſowie zu einigen anderen, bereits oben (S. 285) erwähnten Vorleſungen beſtimmt war. Obgleich ich jedoch die allgemeine Naturgeſchichte als die Hauptaufgabe meines damaligen Lehrerberufes betrachtete, welche zugleich unter allen anderen meinen Neigungen am meiſten zuſagte, hatte ich dennoch bei dem erſten Angreifen dieſes mir lieben Tagewerkes mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Grundplan zu dem großen Ganzen, das ich durch meine Vorträge darſtellen wollte, lag mir zwar ſchon ſo, wie ich ihn eben beſchrieben, klar vor Augen, aber zu ſeiner Ausführung in manchen der einzelnen Theile, ſowie zur naturgemäßen Verbindung dieſer Theile, fehlte mir noch manche Vorbereitung und Uebung. Dazu kam ein leibliches Leiden, deſſen nahe liegende Veranlaſſung: die zu kräftige Heizung des mit Zuhörern ziemlich gefüllten Hörſaales meiner freundlichen Nachbarn, ich nicht erkannte, noch vermied. Die öfter wiederkehrenden Anfälle von Schwindel machten mich ſo muthlos und ſchüchtern, daß ich eine Zeitlang meine Vorleſungen nicht, wie ich dies früher und ſpäter immer that, frei hielt, ſondern ſelbſt da, wo ich von wohlbekannten Dingen ſprach, mir die Mühe gab, ſie vorher niederzuſchreiben und dann abzuleſen. Doch dieſer Uebelſtand war ein vorübergehender und ich erwähnte ſeiner nur, um meinen Dank auszuſprechen für die theilnehmende Liebe, die mir bei dieſer Gelegenheit mehrere meiner Zuhörern bezeugten, wenn ſie, wie der gute Peter Heller, der nachmalige Schwiegerſohn meines Freundes K. v. Raumer und nunmehriger Pfarrer, mich hinausführten in die kühle, friſche Luft, ſo wie den anderen Allen für die Nachſicht, in welcher ſie ſich durch dieſe meine öfter wiederkehrende geiſtige Gebundenheit für die Lebendigkeit des Lehrvortrages dennoch an mir, als Lehrer, nicht irre machen ließen.

Auch von dieſem, meinem Verhältniſſe zu den Studirenden will ich hier noch einige Worte ſagen. Der Kreis derſelben, der ſich näher an mich ſchloß, wurde allmählig ein immer größerer. Mir erſchien es als Pflicht des Lehrers, und meiner Natur war es Bedürfniß, meine Zuhörer nicht nur während der Vorleſungen im Hörſaale, ſondern alle die unter ihnen, denen ein ſolcher perſönlicher Verkehr erwünſcht war, auch in meinem Hauſe um mich zu ſehen. An einer kleineren Univerſität, an welcher die Zahl der Beſuchenden mit der mäßigeren Geſammtheit der Studirenden überhaupt im Verhältniſſe ſteht, iſt es allerdings leichter möglich, Jedem, der da kommen will, nicht nur den Hörſaal, ſondern auch den Zugang in den häuslichen Kreis des Lehrers zu öffnen, als an einer größeren. Ich benutzte dieſe Erleichterung des perſönlichen Verkehres in Erlangen gerne und auch im Winter war, wenigſtens an einem Abende in der Woche, das geräumigſte Zimmer meines Wohnhauſes von den jungen Freunden gefüllt, die mich beſuchten. Sie fanden da jederzeit einen Mann bei mir, mit deſſen Leben und Wirken das meinige an der Univerſität in unzertrennbarer Weiſe verbunden war: meinen alten Freund Johann Wilhelm Pfaff. Dieſer, mit ſeinem vielſeitig beweglichen, in den Gebieten des Wiſſens wie des Lebens wohlbewanderten Geiſte, und mit ſeinem unerſchöpflichen guten Humor brachte zu dieſen Abendunterhaltungen die beſte Würze. Den Geſprächen, welche da geführt wurden, fehlte bei ihrem leichten, heiteren Gewande der Gehalt nicht, ſo daß der Fluß der Rede, wenn er auch unſcheinbaren Laufes vorüberging, dennoch hin und wieder an ſeinem Ufer etwas Brauchbares abgeſetzt haben mag.

35. Die ſchriftlichen Arbeiten.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Erlangen mancherlei Schriften veröffentlicht und will Das, was ſich etwa über ihren Inhalt ſagen läßt, hier in Kürze zuſammenfaſſen. Denn auch ſolche Arbeiten gehören in gewiſſem Maaße mit zur Geſchichte unſeres Lebens.

Die eine derſelben hatte ich nach S. 154 ſchon in Mecklenburg begonnen, in Erlangen aber im Jahre 1821 vollendet. Es iſt dieſes die zweite Abtheilung des zweiten Theiles meiner Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens. Nach meinem Dafürhalten könnte man wohl dieſem Theile des Buches ein beſſeres Zeugniß geben als ich vorhin (II S. 123 u. f. ſo wie 192 u. f.) ſeinen beiden vorhergehenden, früher erſchienenen Bänden gab. Die vielen mühſeligen Rechnungen desſelben ſind doch nicht ſo ſehr auf einen Grund gebaut, wie namentlich die in der erſten Abtheilung des zweiten Theiles, ſondern auf einen Gedanken, dem weiter nachzuſinnen ich auch jetzt in meinen alten Tagen mich nicht ſchämen würde. Ich will denſelben hier nur durch einige Züge andeuten.

Das Walten eines allbedenkenden, allerhaltenden Geiſtes, welcher der Grund alles Seins und Lebens iſt, muß ſich in unſerer Sinnenwelt namentlich auch darin kund geben, daß er überall im großen Ganzen wie in ſeinen einzelnen Theilen, bis in's Kleinſte herunter ein beſtimmtes Normalmaaß der Raum- wie der Zeitenverhältniſſe durchgeführt hat. Denn was iſt es, das an den gedankenvollen Meiſterwerken ſelbſt der Menſchenhand: an den Chriſtentempeln des Mittelalters den Eindruck der vollkommenſt harmoniſchen Zuſammenſtimmung aller ihrer einzelnen Theile, das Gefühl des Wohlgefallens an ihrem herrlichen Ganzen begründet, als die allſeitige Durchführung eines Normalmaaßes der räumlichen Größen, das der Geiſt des bauenden Meiſters im vorbedachten Plane ſeines Werkes feſtgeſtellt hat? Ein Stein, dem ſeine Beziehung zum Altar dieſe beſondere Bedeutung gibt, ſtellt die Einheit, die Grundzahl dar, auf deren geometriſcher Vervielfältigung oder Verkleinerung alle räumliche Maaßverhältniſſe des Geſammtbaues beruhen. Was wäre jener einzelne Stein, den das Waſſer eines Baches, in deſſen Bett er läge, von ſeiner Stätte wälzen könnte, ohne ſeine Zuſammenfügung mit dem mächtigen Gebäude, das gegen die anſchwellenden Fluthen der Jahrtauſende unverrückbar ſeinen Stand hält.

Eine ſolche Einheit oder Grundzahl, ſtellt nach ihrem Maaße die Natur des Menſchen, im Tempel ihrer ſichtbaren Umgebung dar. Ein Inſtinkt, zum Theil auf den ganz nahe liegenden Kreis des ſichtbar Vorhandenen gerichtet, zum Theil von jener prophetiſch fernſichtigen Art, welche ſelbſt im thieriſchen Inſtinkte wahrgenommen wird, hat den Menſchen ſchon im früheſten Naturzuſtande ſeines Geiſtes zur Erkenntniß jener Normalmaaße der Sichtbarkeit geführt, die ihm ſein eigener Leib und die räumliche Größe ſeiner Glieder, ſo wie die Zeiten ſeines leiblichen Lebens in die Hand geben. Es ſind Maaße des Menſchen: des Abbildes, deren Grundzüge im Weſen des

Urbildes ſelber und in der Geſchichte der Thaten dieſes Urbildes verborgen liegen.

Dieſes bezeugt ſchon das allbekannte Verhältniß, in welchem der Gang des Menſchen in ſeinem gewöhnlichen Schritte und mithin auch die leibliche Größe deſſelben mit der Größe ſeiner Erde und mit dem Fortgange ihres Bahnlaufes um die Sonne ſteht. Ein Verhältniß, vergleichbar mit jenem, in welchem zwei Pendeluhren ſtehen, welche beide daſſelbe Zeitmaaß der Stunden und Tage genau und richtig einhalten. Wäre die eine, größere derſelben etwa die Thurmuhr unſerer Stadt, deren regelmäßiger Gang ohne mein Zuthun von einer Mitternacht zur anderen das ganze Jahr hindurch ſich fortſetzt, die andere, kleinere aber wäre meine Zimmeruhr, deren Pendel ich nach Belieben jetzt anhalten, dann wieder in Schwung ſetzen kann, dann würde dennoch dieſe letztere, ſo oft ſie in Gang käme, in der gleichen Zeit ihre Minuten und Stunden abmeſſen, als die Thurmuhr. Ebenſo durchwandelt auch ein Menſch von gewöhnlicher Größe und Geſchwindigkeit, wenn er ſich zum Gehen in Bewegung ſetzt, in jeder Stunde eine eben ſo große Strecke von dem Umfange ſeiner Erde als dieſe in derſelben Zeit auf dem Wege ihrer Bahn um die Sonne zurücklegt. Und wenn das kleine Uhrwerk unſerer menſchlichen Schritte ſo ungehemmt und raſtlos im Gange bleiben könnte, als das große des planetariſchen Umlaufes, dann würde ein Fußgänger ebenſo in der Zeit eines Jahres einen Umlauf um ſeine Erde vollenden, als dieſe den ihrigen um die Sonne. Und wie ſich an manchen unſerer Zimmeruhren außer den Zeigern der Minuten und Stunden noch ein dritter, näher an der Mitte ſtehend findet, der den Verlauf der ganzen Monate andeutet, ſo findet ſich auch in der natürlichen Geſchichte des Menſchen ein ſolcher Zeiger für die einzelnen Zeitabſchnitte des größeren Naturjahres des Vorrückens der Nachtgleichen von nahe 28000 Jahren. Denn die Zeit eines Menſchenlebens bis zu dem Ziele, das ihr als gewöhnliches Maaß geſetzt iſt: der Zeit von 70 Jahren kommt dem 365. Theile oder einem Tage jenes großen Aeons des Erdenwandels unter den Sternen gleich *).

In dem Band II des 2. Theiles meiner Ahndungen, von deren Inhalt ich hier ſpreche, habe ich, anſchließend an den Inhalt der vorhergehenden Bände, zunächſt als Naturforſcher in den Raum- und Zeitverhältniſſen der Körperwelt die Bedeutung der Zahlen 7 und ihrer Hälfte, der 10 und ihrer Hälfte, ſo wie der 3, der 6, der 4 und der wichtigſten Verbindungen dieſer Zahlen unter einander ausführlicher betrachtet. Man könnte dieſe Zahlen mit jenen primitiven Grundſtoffen in der Chemie vergleichen, in welche ſich zuletzt alle irdiſche Körper zerlegen laſſen und aus denen ſelbſt die Dinge der unorganiſchen Natur: Waſſer, Salz, Kohlenſäure u. a. zuſammengeſetzt ſind. Neben all' dieſen primären Grundſtoffen der feſten, flüſſigen, luftartigen Körper gibt es aber auch Grundſtoffe einer ſekundären (höheren) Ordnung, welche, von den Kräften des Lebens durchwirkt, den Leib der Pflanzen und Thiere bilden, und nur dann, wenn der natürliche Tod und die Verweſung, oder wenn unſere chemiſche Kunſt das

---

*) In weiterer Ausführlichkeit als auf S. 123 u. a. meiner Ahnd. II, 2 habe ich dieſe Gleichmäßigkeit der Raum- und Zeitverhältniſſe der Naturgeſchichte des Menſchen und ſeines Planeten betrachtet in m. Geſch. der Seele §. 24, ſo wie in m. Buche: das Weltgebäude, die Erde u. ſ. w. §. 21 S. 724 f.

Leben vernichtet hat, ſo wie z. B. die Pflanzenöle oder das thieriſche Fett in Kohlenſtoff, Sauer- und Waſſerſtoff, oder wie das Eiweiß und die thieriſche Faſer in Kohlen- und Stickſtoff, Sauer- und Waſſerſtoff ſich zerlegen laſſen. Solche Normalzahlen der Raum- wie der Zeitverhältniſſe, welche ſich mit den Elementen der organiſchen Chemie vergleichen laſſen, begegnen uns vorzüglich in der Naturgeſchichte des Menſchen ſo wie ſeines ganzen Geſchlechtes. Einige von ihnen habe ich bereits (S. 483) erwähnt. Es gibt aber noch viele andere dieſer Art. Namentlich gehört hierher das Maaß jener Zeit, welche der Menſch von ſeiner Erzeugung an bis zu ſeiner Ausgeburt an das Licht im Schooße der Mutter verſchläft. Dieſes Naturjahr der Entwickelungsgeſchichte des Menſchen umfaßt die Dauer von 10 Umläufen oder Durchgängen des Mondes durch jene Punkte ſeiner Bahn, welche in gleicher Linie liegen mit der Stellung der Erde und der Sonne. Zehn ſolche ſogenannte Knoten- oder drakonitiſche Mondumläufe von etwas mehr denn 272 Tagen kommen nahe gleich neun Zwölftheilen oder Kalendermonaten, in welche unſere künſtliche Zeitberechnung, nicht die Natur ſelber, das Jahr theilt. In welcher Beachtung aber ein zehnmonatliches Jahr in den Zeitrechnungen mehrerer Völker der alten Welt geſtanden, das wird a. a. O. S. 147 und in ſeiner genaueren Uebereinſtimmung mit dem Naturjahre der menſchlichen Entwickelungsgeſchichte S. 151 u. f. gezeigt. Wenn, namentlich die griechiſche Ueberſetzung des alten Teſtamentes, die ſogenannte Septuaginta, die Zeit von der Schöpfung bis zur Sündfluth, ſtatt nach der Angabe des ihr vorliegenden hebräiſchen Grundtextes zu 1656, mit abſichtlich künſtelnder Hand zu 2222 Jahren berechnet, dann ſcheint ſie ein Syſtem der Zeitrechnung vor Augen gehabt zu haben, welchem das zehnmonatliche Naturjahr zu Grunde lag. Denn 1656 Sonnenjahre ſind gleich 2222 Jahren von 272,187 Tagen (a. a. O. S. 142, 113 f.). Und von einer Beachtung dieſes, im Vergleiche mit unſerem Kalender künſtlichen und dennoch natürlichen Menſchenjahres zur Berechnung der Zeiten finden ſich in den ſchriftlichen Urkunden des Alterthums manche Spuren.

Die uranfängliche Beſtimmung der Sternenwelt, zu ſcheiden Tag und Nacht, zu geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre, geht jedoch nicht allein das Leben des einzelnen Menſchen und die Dauer ſeiner Entwickelung an von der Erzeugung bis zum Tode, ſondern eben ſo ſehr und noch mehr die Geſchichte ſeines ganzen Geſchlechtes. Der Mittelpunkt dieſer Geſchichte und die Zeit ihrer Erfüllung iſt das Erſcheinen des verheißenen Menſchenſohnes im Fleiſche. Jener prophetiſche Inſtinkt, von welchem ich vorhin (S. 482) ſprach, hat den Geiſt des Menſchen in ſeinem anfänglichen Naturzuſtande ſchon frühe vielleicht zu der Ahnung einer Naturperiode geführt, welche die Stufen der Entwickelung ſeines Geſchlechtes in der Geſchichte der einzelnen ſo wie aller Völker der Erde bis zu dem verheißenen Ziele der Erfüllung abgränzt. Die unter dem Spiele mit Jahrtauſenden geheimnißvoll ſich verbergende Zeitrechnung der Inder, Babylonier und Aegypter hat dieſe prophetiſche Bedeutung gehabt, wie ich dieſes namentlich im 5. und 8. Kapitel des erwähnten Buches zu erweiſen geſucht habe, wo ich von der Achtung rede, in welcher die Naturzahl 432 und noch mehr 4320 faſt bei dem geſammten Alterthum geſtanden und von dem Mondenjahre, als Feſt- und Kirchenjahr, ſo wie von den merkwürdigen Eigenſchaften der Periode von 4320 Mondenjahren. —

Unterſuchungen dieſer Art, auch wenn ſie mit Bedacht und Ernſt geführt werden, gleichen allerdings dem Geſchäfte des Nachgrabens in den Schutthaufen der alten, zerſtörten Städte, einem Geſchäfte, deſſen Erfolg immerhin ein unſicherer iſt. Doch gewährt es dem forſchenden Auge ſchon eine Art von Befriedigung, wenn die reihenweiſe fortlaufenden Schutthaufen ihm die ungefähre Richtung der Straßen des alten Babylon erkennen, die aufgehäuften Trümmer den Bauplan des Belustempels der Stadt errathen laſſen, in deren Mauern einſt der prophetiſche Geiſt eines Daniel an anderen Menſchengeiſtern ſich bezeugt hat. Und nicht ſelten ſpricht ſelbſt die eingebrannte Inſchrift eines Ziegelſteines unter den Trümmern von dem Geheimniſſe der Tempelweisheit, welche ein Erbtheil aus den Zeiten der langlebenden und fern in die Vergangenheit wie in die Zukunft blickenden Urväter war.

Es mögen allerdings viele der Rechnungen meines Buches, namentlich die vorwitzig in die Zukunft ſich verlaufenden, ihrem Werthe nach zu den kupfernen oder eiſernen Bettlergaben einer Rückenlaſt gehören, von der ich vorhin Th. II S. 103 geſprochen. Doch kann darunter hin und wieder auch noch ein beachtenswerthes Stück ſich finden. Mein Freund Spleiß hatte große Freude an dieſen Stücken und hielt die Grundgedanken des Buches für ſolche, denen man wohl weiter nachſinnen und nachgehen ſollte. Mehrere meiner Anſichten über die Hindeutung der chronologiſchen Syſteme auf die Erfüllung der Zeiten, ſo wie die ihnen beigefügten Berechnungen ſind anderwärts von einer fremden Hand benutzt und öffentlich mitgetheilt worden, zum Theil ohne die Quelle zu nennen. —

Den Bienenſchwärmen kommt der Drang zum Ausfliegen aus dem mütterlichen Stocke und zum Einziehen in eine neue Heimath erſt in der warmen Zeit des Sommers an; bei uns aber, an der Univerſität Erlangen, hat ſich etwas, das einem ſolchen Aus- und Einzuge der Bienen glich, nicht im Sommer zugetragen, ſondern noch im Verlaufe des freilich milden Winters von 1822. Das junge Volk unſerer Studirenden war, einmüthiglich zuſammengeſchaart, aus der Stadt ausgewandert; hatte noch einmal in unſeren ſpäten Tagen im Kleinen einen ſolchen Handſtreich verſucht, dergleichen die Geſchichte der früheren, namentlich der mittelalterlichen Univerſitäten, mehrere zu berichten hat; wir Alten, die wir es mit dem Mutterſtocke hielten: wir Profeſſoren, fanden eines Tages unſere Hörſäle leer und bei'm Hinaustreten auf die Straßen auch dieſe ſo verlaſſen von den Studenten, wie dies kaum in der Zeit der Ferien zu ſein pflegt. Denn ſelbſt die in Erlangen und ſeiner Nachbarſchaft wohnhaften Studirenden hatte der Schwarmgeiſt angeregt, daß ſie entweder mit dem großen Haufen hinwegzogen oder vereinzelt ſich zerſtreuten. Ich habe dieſes Ereigniſſes hier zunächſt nur wegen des Zuſammenhanges gedacht, in welchem dasſelbe zufällig ſcheinender Weiſe mit meiner literariſchen Thätigkeit ſtand*).

Die ärztliche Erfahrung lehrt es, daß nicht ſelten auch ältere Leute von jenen Krankheiten angeſteckt und ergriffen werden, welche zunächſt die Kinder zu befallen pflegen; ich ſelber habe noch in meinen angehenden vierziger Jahren, zwar nicht in leiblicher, wohl aber in geiſtiger Hinſicht, etwas Aehnliches an mir erfahren müſſen. Der Schwarmgeiſt, welcher unſere Studirenden, mit denen ich durch Liebe verbunden war, aus Erlangen hinwegführte nach Altdorf, hat, obwohl in anderer Form, auch mich angeweht und meinen Geiſt hinweggerückt vom feſten Boden der planetariſchen Natur, nicht nur in die unermeßbaren Räume des Sternenhimmels, ſondern noch über dieſe hinaus. Ich ſchrieb damals, während der Ferienzeit, die unſere Studirenden ſich ſelber und uns ſo unverſehens gemacht hatten, mein Buch: „Die Urwelt und die Firſterne“ in einem ſo maaßloſen Drange zum Fleiße, daß ich mit den Zeiten des Tages öfters auch die der Nacht dazu benutzte. Die äußere Gelegenheit zur Ausarbeitung des Buches habe ich ſoeben angedeutet, ich habe jedoch auch von der inneren Anregung und Anforderung zu dem Werke noch einige Worte zu ſagen.

---

*) Ich erwähne nur im Vorbeigehen, daß aus einer Schlägerei zwiſchen der ſtudirenden und der nicht ſtudirenden Jugend der Stadt ein wahrhafter Bürgerkrieg geworden war, welcher bei der ungewöhnlichen Erbitterung von beiden Seiten in fataler Weiſe dem Fatum der Juſtiz zu verfallen drohte. Die Studenten erſchienen wirklich als der mit Unrecht ge-

Die Beobachtungen der Doppelſterne und ihrer Bewegungen um einen gemeinſamen Schwerpunkt öffneten

---

kränkte ſchutzloſeſte Theil. Der Einfall, auf einige Tage die Gelegenheit zu blutigen Händeln durch Hinweggehen aus der Stadt ganz abzuſchneiden, war aus einem klugen, jugendlichen Kopfe hervorgegangen. Das junge Volk zog durch Nürnberg nach der ehemaligen reichsſtädtiſchen Univerſitätsſtadt Altdorf, fand daſelbſt gute, willkommene Aufnahme. Daß ſowohl dort, als auch bei der Rückkehr nach Erlangen, Alles ſo verſöhnlich und ordnungsgemäß ablief, war vorzüglich der Klugheit und ſeltenen Gewandtheit eines wohlberedten Führers zu danken: des damaligen Erlanger Studirenden und jetzigen Jenaiſchen Profeſſors der Theologie, Dr. Aug. Haſe, eines Verwandten meines Jugendfreundes Dr. Ben. Haſe (nach Th. 1 S. 256 u. ſ.)

um dieſe Zeit einen Blick in die geheimnißvollen Tiefen des Weltgebäudes, welcher zu unerwartet neuen Anſichten über das Weſen des Fixſternhimmels führen mußte. Den lebendig und kräftig beweglichen Geiſt meines Freundes Pfaff, und nicht minder mich, hatten jene neuen Forſchungen und Entdeckungen ſo mächtig hingenommen, daß ſie bald der Gegenſtand unſerer angelegentlichſten und liebſten Unterhaltungen wurden. Denn welches andere Ereigniß in der damaligen Zeit konnte nach unſerem Ermeſſen dieſer Auffindung eines neuen geiſtigen Welttheiles im Gebiete des Wiſſens an Bedeutung gleichkommen? War doch hiermit dem ſcheinbar unendlichen Einerlei einer ewigen Wiederholung der Naturverhältniſſe unſeres Planetenſyſtemes von Stern zu Stern ſchon dadurch eine Gränze geſetzt, daß dort ſelberleuchtende Sonnen um und mit nachbarlichen Sonnen ſowie bei uns Monde um Planeten ſich bewegen. Und iſt nicht an vielen dieſer ſchweſterlich zuſammengeſellten Sonnen ſelbſt das Licht zur wunderherrlichſten Farbe geworden, ſo daß ſie dem Auge, wenn es in dieſen gränzenloſen Garten Gottes hineinblickt, gleich reizenden Blumen einer unendlich höheren Ordnung erſcheinen? Ja, es iſt Vieles dort anders als bei uns; Eines aber bleibet und beſtehet dort jenſeits wie bei uns: das iſt jene Schöpfermacht, welche, als Schwere bekannt, alle Welten wie alle Staubkörner der Körperlichkeit zuſammenfaßt, und ihren Bewegungen ein ordnendes Maaß ſetzt. Dieſe Macht iſt mitten in den Räumen der Sichtbarkeit eine unſichtbare; mitten im Wandel des Zeitlichen eine außer- und überzeitliche. Denn jene Räume des Weltgebäudes, welche (nach einer freilich viel unſichereren Berechnungsart als die der Zahl der Sandkörnchen eines Hügels nach dem ungefähr bekannten Inhalte der Archimediſchen Sandmäßchen) der Lichtſtrahl erſt nach Hunderten, ja nach Tauſenden der Jahrtauſende durchdringen ſollte, durchwirkt die zuſammenhaltende und die Bewegungen ordnende Kraft der Schwere in einer über jedes Maaß unſerer Zeiten erhabenen Eile des Gedankens. Denn ſie ſelber, die Herrſcherin in der Natur des Leiblichen, iſt vom Weſen des Geiſtes; vor ihr iſt die abgelegene Ferne der Räume wie der Zeiten ein gegenwärtig Genahetes.

Das Spiel, welches eine phantaſtiſche Naturforſchung und Naturbeſchreibung mit der Unendlichkeit und Ewigkeit einer für Zeit und Raum geſchaffenen Körperwelt zu treiben pflegt, kann zu einem Schreckbilde werden, an welchem das Gefühl des eigenen Selbſt des Menſchen, ſowie der erhebende Gedanke an das ihm verheißene Kindesrecht im Hauſe des Vaters wie ein Dampf ſich verflüchtigen. Dieſer Gefahr zu begegnen, hätte es einen würdigeren und näheren Weg gegeben als den, welchen ich in meinem eben erwähnten Buche eingeſchlagen habe. Ich deutete denſelben beiläufig ſchon oben in der erſten Abtheilung dieſes Buches S. 104 an. Denn, ſo frage ich, ſollte uns nicht auf dem Wege unſerer Forſchungen durch die ſichtbaren Schöpfungen Gottes etwas Aehnliches begegnen können, als bei den älteren wie neueren Schätzungen der räumlichen Ausdehnung der Meere, des Luftkreiſes und des alldurchdringenden Aethers nach ihren Höhen, Weiten und Tiefen? Zwar ſind unſere Blicke, durch die immer höher geſteigerte Vervollkommnung der Fernröhre am Sternenhimmel unvergleichbar weit über den Geſichtskreis der früheren Zeiten hinaus gekommen; die Reihe der bekannten Planeten hat ſich ſchon durch die Entdeckung des Uranus, noch mehr durch die des Neptun, weit über die von dem Alterthume feſtgeſtellten Gränzmarken des Sonnenſyſtemes hinaus erweitert; nicht nur die Milchſtraße ſelber hat uns ihre vorhin geheimnißvollen Tiefen aufgeſchloſſen, ſondern weit über dieſe hinaus haben ſich andere Tiefen der Nebelſchimmer mit ihren unzählbaren Sternenheeren uns eröffnet. Und immer noch widerfährt unſerem Forſchen in dieſen Abgründen des Weltgebäudes Dasſelbe, was in neuerer Zeit den Meſſungen der Seefahrer geſchehen, welche in Tiefen des Meeres, deren Maaß alle bis dahin vermutheten und als wahrſcheinlich vorausgeſetzten Gränzen weit überſteigt, noch keinen Grund fanden *). Die Welt des Sichtbaren erſcheint dem endlichen Sinne des Menſchen als ein Unendliches, denn es hat keine für ſein Forſchen abreichbare Grenzen. Welcher meſſende Sinn geht der Luft bis zu ihrer oberen Gränze am luftleeren Weltraume oder in die Tiefen des Gewäſſers nach, darin ſie dem im Dunkel wohnenden Thiere ſeinen Athem gibt; wo ſind die Gränzen, von denen das Bewegen der Kräfte, die den Aether durchwirken, ausgeht, und an denen es endet? Und was iſt die Allheit des leiblich Geſchaffenen gegen den Geiſt, der in die Ordnung der Zeiten und der Räume ſie dahinſtellte, und gegen ſeine unſichtbare, die Welt der Sichtbarkeit alldurchdringende Welt? Er ſelber ohne Maaß des Raumes und der Zeit, ohne Anfang und Ende. Und dringt nicht dieſes gränzenloſe Sein der Ewigkeit unvergleichbar viel mächtiger und lebendiger in die Reiche ſeines leiblich Geſchaffenen herein als der Saum ſeines Gewandes, das Licht, oder ſein Schatten am Boden der Erd-

---

*) Der amerikaniſche Marinelieutenant Walſh fand durch eine Meſſung mit dem Tiefloth bei 34,000, Bergmann bei 39,000, Parker bei 50,000 Fuß Tiefe noch keinen Grund. (M. v. Maurys, phyſikal. Geogr. des Meeres.)

lichkeit, die Schwere? Iſt nicht dieſes Sein meinem Geiſte, hier bei dem Staube der Erde eben ſo erfaßbar und nahe, als allen anderen lebenden Zeugen ſeiner Herrlichkeit in den unermeßbar fernen Höhen und Tiefen ſeiner Schöpfungen? In gleichem Augenblicke, in gleicher Kraft bei mir wie bei Jenem. Zu Ihm allein ſagt mein Geiſt: Du biſt es, ewig Derſelbe; Dich kenne ich bei Deinem Namen; die Welt der Sichtbarkeit mit ihren Anfängen und Enden werde ich kennen, wenn Du mich bei meinem neuen Namen rufeſt.

Es war, wie ich ſchon vorhin andeutete, nicht zu verwundern, wenn mich und meinen Freund Pfaff die aſtronomiſchen Entdeckungen jener Zeit, namentlich die bewundernswürdigen eines Struve, mit begeiſterter Theilnahme erfüllten. Man wird den Grund dieſer Theilnahme vielleicht ſchon bei der Beachtung jener Umriſſe gerechtfertigt finden, die ich von der weiteren Entwickelungsgeſchichte jener Entdeckungen gegeben habe in meinem ſpäteren Buche: „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf der Erde“ (Erlangen, 1852), namentlich im §. 6 S. 71—88. Die Kunde von all’ den großen Neuigkeiten, welche die Beobachter des Sternenhimmels von ihren nächtlichen Wanderungen mit ſich brachte, hat mein Aufmerken erregt, wie die Töne bei dem Stimmen der Inſtrumente vor einem großen Konzerte. Noch hat dieſes nicht begonnen in der Vollendung ſeiner Harmonieen; einige Akkorde ſind laut geworden, andere ſchweigen noch. Denn neben den erkannten Thatſachen, die als Lichtpunkte daſtehen, zeigen ſich uns in der Geſchichte der Doppelſterne eine Menge von Räthſeln, deren Löſung für die Phyſik des Himmels einen neuen Tag herbeiführen kann.

Ich habe in meiner vorhin erwähnten Schrift (das

Weltgebäude u. ſ. w.) mehrere dieſer Räthſel erwähnt, aus denen ich auch hier einige hervorhebe. Was uns zunächſt an den Doppelſternen wie an allen Sternen in's Auge fällt: das Licht iſt nicht nur, wie wir ſchon ſagten, bei vielen von ihnen zur ſtrahlenden Farbe geworden, ſondern dieſe Farbe wie die Helle des Lichtes iſt hin und wieder einem Wechſel unterworfen, bei welchem der vorhin größer erſcheinende (hellere) zum kleineren (lichtſchwächeren) und umgekehrt wird (Weltgeb. S. 55 u. f.), ja bei welchem der eine, wie aus dem Vergleiche älterer mit neueren Beobachtungen hervorgeht, dem Auge ganz entſchwindet. Ein Zug zur Einigung der einen körperlichen Maſſe mit der anderen, den wir als Schwere benennen, und mit dieſem Zuge zugleich der Drang zur ſelbſtſtändigen Sonderung und freieren Bewegung durch den Weltraum (die Schwungkraft oder Triebkraft) ſind es, welche die Bewegung der Planeten um ihre Sonne, des Mondes um ſeine Erde begründen. Der Drang zur ſelbſtſtändigen Sonderung oder die Triebkraft iſt es, welcher namentlich die planetariſchen Weltkörper an dem einen Punkte ihrer Bahn mehr oder minder weit über ihre mittlere Entfernung von der Sonne hinaus führt, während ihnen der Zug der Schwere an dem entgegengeſetzten Punkte der Bahn eine um ſo größere Annäherung an die Sonne nöthig macht. Eine Folge dieſes Wechſels der Stellungen, welche dem Wechſel gleicht zwiſchen dem neubekräftigenden Schlafe und dem Verbrauche der Kräfte in der Arbeit des Wachens, iſt die mehr oder minder von dem Kreiſe abweichende, elliptiſche Form der Bahnen. Bei keinem der Planeten und Monde unſeres Sonnenſyſtemes iſt dieſe Abweichung ſo augenfällig mächtig als an den meiſten Doppelſternen, deren Bahn eine ſo lang gezogene Ellipſe iſt, wie die der Kometen. (Weltg.

S. 80, 81.) Das ſind Weſen, welche, um den eben gebrauchten Vergleich zu wiederholen, nur eines ſeltenen, kurzen Schlafes bedürfen zur Stärkung für das lange Tagwerk ihres nach ſelbſtſtändiger Freiheit und Entbundenheit des Bewegens ſtrebenden Laufes. Auf ein höheres Maaß ſolcher Entbundenheit von dem Geſetze der gemeinen Maſſenanziehung ſcheinen jene Fälle zu deuten, von deren einem (dem Doppelſterne ζ im Bootes) Mädler in ſeiner populären Aſtronomie 4. Aufl. S. 515 ſagt: „Entweder iſt die leuchtende Kraft dieſes Sternenpaares viele tauſend Male größer als die unſerer Sonne, oder die Dichtigkeit der Sterne viel geringer als ſelbſt die unſerer Atmoſphäre.“ Denn die, wie im Gleichgewichte zweier Wagſchalen ruhende Stellung dieſes Sternenpaares wird durch keine Bewegung des einen um den anderen geſtört, obgleich beide in verhältnißmäßig großer Nähe an einander ſtehen, wohl aber iſt an beiden eine gemeinſame Bewegung durch den Weltraum erkennbar. Obwohl auch die größer oder geringer erſcheinende Lichtſtärke an den Fixſternen für uns ebenſowenig ein ſicheres Zeichen ihrer größeren oder geringeren Nähe ſein kann, als an den Planeten, unter denen die uns viel nähere, einer Milchſtraße im Kleinen gleichende zahlreiche Gruppe der Aſteroiden unvergleichbar viel lichtſchwächer in unſer Auge fällt, als die ungleich ferner ſtehenden Planeten Jupiter und Saturn.

In einer weiteren Abtheilung meines Buches: die Urwelt und die Fixſterne bin ich bemüht geweſen, die allzuwindigen Berechnungen eines Ballenſtädt über das Alter des jetzigen Zuſtandes der Erdoberfläche und ſeiner Bewohner zurechtzuweiſen. Ich wünſchte, ich hätte dieſes in minder leichtfertiger Weiſe gethan, als es von mir im aufgeregten Zuſtande bei der nächtlichen Lampe (nach S. 489) geſchehen iſt. In meinem oben erwähnten Buche (das Weltgebäude) habe ich, wie mir ſcheint, einen ſichereren Standpunkt zur Beſeitigung mancher Zweifel an der Wahrheit der moſaiſchen Urkunde und ihrer Zeitrechnung gewählt, indem ich die Zeiten der Geſchichte des jetzigen Zuſtandes unſerer Erdoberfläche und ihrer lebenden Bewohner von jenen früheren Aeonen unterſcheide, welche dem Beginne der Tage des Menſchen und ſeiner Herrſchaft auf Erden vorausgingen. Es ſcheint übrigens ein faſt unwiderſtehliches Gelüſte, gleich jenem Drange, der den Kometen von der Sonne hinwegtreibt, den armen, der Eitelkeit dienſtbaren Menſchenwitz von dem Lichte der Wahrheit hinwegzuführen, wenn er ohne Aufhören z. B. in der Geſchichte eines älteren Volkes Jahrtauſende, gleich Steinen zu einer Cheopiſchen Pyramide aufzuthürmen ſucht. **Namentlich iſt dieſes auch noch in neuerer Zeit bei der Berechnung der Dauer der ägyptiſchen Dynaſtieen in** einer Weiſe geſchehen, deren Irrgehen, wie ſchon früher mehrmals ſo auch wieder neuerdings durch Seyffarth klar und deutlich erwieſen worden iſt. Aus der Tafel von Abydos und der Wand von Karnak, deren griechiſche Ueberſetzungen ſich bei Eratoſthenes und Manetho finden, geht das richtige Ergebniß hervor, daß Manetho's erſte Dynaſtieen gleichzeitig waren. Nur die Dynaſtieen I, XII, XVI haben hinter einander regiert, daher Menes erſt ſeit 2781 v. Chr., wie ſchon das Vetus Chronicon bezeugt, alſo erſt 666 Jahre nach der Sündfluth regiert hat (a. a. O. S. 399)*).

---

*) M. v. das treffliche Werk: Theologiſche Schriften der alten Aegypter, nach dem Turiner Papyrus zum erſtenmal

Doch ich kehre noch einmal zu dem Hauptinhalte meines Buches (die Urwelt u. ſ.) zurück und füge nur noch die Bemerkung hinzu, daß es ſcheint, als ob dort, in den Regionen der Doppelſterne und Sternenhaufen (Weltgeb. S. 83 u. ſ.), der Finger noch anderer Naturkräfte als die Anziehung der ſchweren Maſſen (z. B. die elektromagnetiſchen) in das Saitenſpiel der ſideriſchen Bewegungen eingriffe, um jene Harmonie der Sphären hervorzurufen, von welcher, als ich mein Buch (die Urwelt) ſchrieb, nur die erſten Laute, wie beim Stimmen der Inſtrumente, vernommen wurden. Mir ſo entzückend tönend, wie jenem Negerkönige, dem unter allen Muſikſtücken, welche die holländiſchen Geiger und Pfeifer vor ihm aufführten, das erſte (das Stimmen der Inſtrumente) am beſten gefallen hatte. Weshalb ich auch in der ſpäteren Auflage meiner Urw. u. d. Firſt. (von 1838) neben mancherlei Verbeſſerungen und neuen Zuſätzen die negerkönigliche Vorliebe für „das erſte Muſikſtück“ nicht ganz zu unterdrücken vermochte. —

Ein näher liegendes und für mich leichter zu erreichendes Ziel, zu welchem ein ſicherer Weg auf ebenem Boden führte, faßte ich in's Auge, als ich in den erſten Wochen der Herbſtferien des Jahres 1822 mein „Lehrbuch der Naturgeſchichte für Schulen und zum Selbſtunterrichte“ ſchrieb. Ich gab mich bei der Ausarbeitung der erſten Auflage die-

---

überſetzt u. ſ. w. von G. Seyffarth, Gotha 1855. Das wichtigſte der hier aus dem Hieroglyphentexte in koptiſche Wurzeln umgeſchriebenen und überſetzten Stücke iſt das Erſte Buch der ſchon von Clemens Alexandrinus erwähnten heil. Schriften der alten Aegypter. (M. v. die Anzeige in Rudelbach's Zeitſchrift 1850 II. Heft S. 397.)

ſes kleinen Lehrbuches weder für ſeine öffentliche Aufnahme beſonderen Erwartungen hin, noch ließ ich mir es angelegen ſein, ſolche Erwartungen zu erregen. Der damalige Verleger, C. Heyder in Erlangen, ein durchaus redlicher, ehrenwerther Mann, war auf den Gedanken gekommen, eine Naturgeſchichte für Schule und Haus, allgemein faßlich durch Form und Inhalt, von einem Sachverſtändigen ſchreiben zu laſſen und zum Drucke zu fördern. Ich war mit dem Gedanken an eine andere, mich vornehmer dünkende wiſſenſchaftliche Arbeit beſchäftigt, und wies deshalb H. Heyder's Antrag zuerſt von mir weg, ging aber dennoch, nach ernſterer Ueberlegung, auf denſelben ein. Denn die Aufgabe, recht gefaßt, lag ja ganz auf dem Wege, welchen ich als den meines äußeren und inneren Berufes für mein Volk und meine Zeit erkannt hatte (nach B. II S. 509, 510). Die äußeren Bedingungen, unter denen das Buch in die Hände ſeiner Käufer und Leſer kam, können es bezeugen, daß weder ich noch mein Verleger bei dieſem Unternehmen einen Geldgewinn im Sinne hatten, und alle ſpäteren, allmählig immer mehr vervollſtändigten, umfangsreicher gewordenen Auflagen bis zu der zuletzt erſchienenen achtzehnten, werden daſſelbe Zeugniß ablegen. Der Mann, deſſen Urtheil über den Werth der Bücher zum Nutzen und Dienſt der rechten, chriſtlichen Volksbildung die höchſte Bedeutung hat: D. Wilh. Harniſch ſprach ſich ſogleich mit freundlichſter Anerkennung über meine Arbeit aus und dieſe fand überhaupt einen unerwartet günſtigen Eingang in Schule und Haus. Auch darf ich wohl ſagen, daß ein Geiſt darin herrſcht, der es mit der Jugend gut meint, und welcher mit der Liebe zur Natur und der Freude an ihrer Erkenntniß gern auf die Liebe zu dem Schöpfer und die Luſt an ſeiner Erkenntniß wecken möchte. Ein Autor, der ſich Rebau nannte, brachte auch dadurch einen ziemlichen Theil des Inhaltes meines Buches unter die Leute, daß er ihn, großentheils faſt ganz wörtlich, abſchrieb und in einem Buche von ähnlichem Titel unter ſeinem Namen abdrucken ließ. Uebrigens hat der ſpätere, redliche Herausgeber der ſogenannt Rebau'ſchen Naturgeſchichte das nicht zu ſehr aſſimilirte fremde Eigenthum nach beſtem Wiſſen wieder auszuſcheiden geſucht.

Mein Handbuch der Kosmologie (Nürnberg 1823) ſchloß ſich an das Lehrbuch der Geognoſie und Bergbaukunde an, das ich 10 Jahre früher in demſelben Verlage (L. Schrag) herausgegeben hatte. Für die Zeit, in welcher jenes Handbuch erſchien, iſt es, nach dem Maaße meiner Einſichten und Kräfte, ziemlich fleißig ausgeſtattet, auch hat es manche (populäre) Anſichten vielleicht zuerſt aufgeſtellt, welche ſpäter von einigen populären Schriftſtellern über den gleichen Gegenſtand als eine neue Erfindung gegeben wurden, weil der Fund für ſie ein eben ſo nahe liegender und leichter war, als er für mich geweſen. Die letzten §§. des Buches, von §. 39 bis 42, mühen ſich mit Fragen und Räthſeln ab, deren Beantwortung und Löſung wohl nicht Jedermanns Sache, am wenigſten die meinige ſein kann. Daß übrigens der Verſchiedenheit der körperlichen Größen wie der Dichtigkeiten und der Rotationsgeſchwindigkeiten bei den planetariſchen Weltkörpern unſeres Sonnenſyſtemes ein maaßgebendes zuſammenordnendes Geſetz zu Grunde liegen möge, welches nicht auf mechaniſchen, ſondern auf dynamiſchen Verhältniſſen beruht, mag vielleicht keine ganz ungereimte Vermuthung ſein. Das, was ich im §. 20 über die Doppelſterne geſagt habe, gehört auch (nach S. 493) der Zeit an, in welcher die [illegible] ſter der großen Entdeckungen noch die Inſtrumente ſtimmten zu einem künftigen, harmoniſch vollſtönigen Preisgeſange der Werke.

Ich war während der Arbeit an dem eben erwähnten Buche lange Zeit nicht dazu gekommen, einen Brief zu ſchreiben; da ſchrieb ich nach der Zurückkunft von meiner Herbſtferienreiſe 1822 einen ungewöhnlich langen an meine hochverehrte geweſene Schülerin, die Prinzeſſin Marie von Mecklenburg, welche ſeitdem die glückliche Gemahlin des damaligen Prinzen, nachmaligen Herzoges Georg von Sachſen-Altenburg geworden war. Eines Fürſten, welcher durch die That ſeines Lebens bis zu ſeinem Ende es erwieſen hat, daß er den Ruf der Weisheit, die von oben iſt, verſtanden, und zu Herzen genommen habe (Sprüchw. 8, V. 6 u. f.); eines Mannes von kindlich demüthigem, ſanftem, liebevollem Gemüthe und einer Geſinnung, welche fürſtliche Gedanken hegte, und in den Kämpfen ſeines Lebens an denſelben feſthielt. Nun, jener ungebührlich lange Brief wurde von mir in gebührlicher Weiſe zu einem Buche verlängert, das im darauffolgenden Sommer unter dem Titel erſchien: „Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten nach Salzburg, Tyrol und der Lombardei.“ Es haben nur wenige Bücher von mir ein ſo raſches Glück in der Welt gemacht, als dieſes. Denn während die erſte Auflage noch gar nicht einmal recht unter die Leute gekommen war, ſondern eben nur erſt aufgetragen wurde zur Tafel, da bemerkte man, daß ſo viele Gäſte zu dieſer, gerade nicht ſehr apparten Hausmannskoſt ſich einfanden, daß der Vorrath nicht zulangen wollte. Der Bäcker mußte noch einen Nachſchuß in den Ofen gehen laſſen und auch ſpäter ſind noch einige neue Auflagen herausgebacken werden. Dieſes beſondere Glück verdankt das

Buch nur ſeinem harmlos naturwüchſigen Humor, der für die damalige Zeit, darin man noch nicht ſo ſehr dem künſtlichen Effekte nachging, gut genug war. Doch ward das Buch ſchon damals und wird auch noch jetzt von manchen Leuten gern geleſen, welche in dem Scherze auch den Ernſt ſuchen. Selbſt mein ernſter, theurer Schelling fand beſonderes Wohlgefallen daran, und ein anderer gar werther Gewinn, den mir mein Wanderbüchlein verſchaffte, war mir ein Brief des für mein inneres Leben hochgeſegneten Biſchofes Johann Michael Sailer in Regensburg. Dieſer Brief, welcher nicht der einzige iſt, den ich von ſeiner theuren Hand beſitze, führte mich denn auch ſpäter zu ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft, als ich mit ihm und ſeinem Freunde und Begleiter, dem tieffühlenden Kenner und Meiſter des uralten, chriſtlichen Kirchengeſanges, dem Domherrn Proske, zuſammentraf. Eine weitere Folge von dieſem mir in Eger gewordenen Erwerb war für mich die perſönliche Bekanntſchaft mit dem damaligen Vorſtande am geiſtlichen Seminare, ſpäteren Biſchof Wittmann, dieſem hochbekräftigten, treuen Zeugen des apoſtoliſchen Glaubens durch Wort und That, und die Freundſchaft des geiſtigen Sohnes Sailer's ſowie Wittmann's: des unvergeßlichen Melchior Diepenbrock, nachmaligen Fürſtbiſchofes in Schleſien. Ich kann mir es nicht verſagen, den lieben Brief des J. M. Sailer, der all' dieſe Folgen für mich hatte, als Erinnerungszeichen an die damaligen Tage meines Lebens hier mitzutheilen. Er lautet ſo:

„Ungeſehen, aber nicht ungekannt, waren Sie, Verehrter, Geliebter, meinem Herzen ſeit Langem theuer. Nun brechen Sie auf eine ſo edle Art, ſo viel möglich war, auch das ſichtliche Incognito, indem Sie ſich mir in Ihrem Briefe und lieben Geſchenke recht ſichtbar machen."

„Wenn Sie in einigen meiner Schriften einen Zug nach innen und einen nach oben gefunden haben, ſo müßte ich es Dem danken, der uns zu Lebensgenoſſen in dieſem höchſt merkwürdigen Aeon gemacht hat, und die Spuren ſeiner Liebe ſo reichlich eingedrückt in unſere Pfade, und der Menſchen durch Menſchen ſo wunderbar zu ſich weiſet, locket, dränget. Ja Ihm, Ihm allein ſei Preis und Ehre; uns ſeine Gnade.“

„Die Frau von Bechtelzheim hat mir ſchon Hoffnung gemacht, daß Sie mich hier beſuchen werden. Thun Sie das, wenn es ſich machen läßt. Indeß leſe ich in Ihrem Wanderbüchlein; ich wandere auch mit und bin bereits da, wo Welſchland angeht. Sie haben den Ton der Converſation, der Gemüthlichkeit, der Demuth gefunden. Oft iſt es mir, ich reiſe mit dem Wandsbecker Boten.“

„Ich grüße auch Ihre Mitwanderin im Hauſe, im Leben — und auch auf der Reiſe. Reiſet ſtets froh und ſelig mit euren Kindern: der rechten Heimath zu!“ „Ich danke und bleibe in Liebe“

Ihr

R. 3. Mai 1824. J. M. Sailer.

Ein heiteres Naturell iſt wohl eine glückliche Gabe für das äußere Leben, das innere aber gedeiht nur unter der Obhut und Pflege einer ernſten Geſinnung. Ich fühlte dieſes mehr denn jemals nach der Vollendung meines Wanderbüchleins, und dieſes Gefühl führte mich zu dem Ausruhen in einer anderen Arbeit, welche es nicht mit Zahlenaufgaben, wie manche der früheren, ſondern mit lauter abgeſchloſſenen Rechnungen zu thun hatte, auf deren Richtigkeit man ſich verlaſſen durfte. Ich ſchrieb den 2ten Band meines Alten und Neuen (Leipzig, bei Reclam), darin ich eine ausführlichere Lebensbeſchreibung des ſeligen

Joh. Tobias Kießling gab, in welcher auch einige ſeiner Freunde nach ihrem Leben und Wirken geſchildert ſind. Eine hervorragende Perſönlichkeit unter dieſen iſt der Pfarrer Esper zu Uttenreuth (ſpäter in Wunſiedel). Kießling's unermüdete, vielſeitige Bemühung, Seelen zu retten, ſie anzuwerben und zu bekräftigen für den Glauben, mußte wohl für jeden Unbefangenen als eine bewundernswerthe erſcheinen. Namentlich iſt ſie beſchrieben in den Kapiteln, darin er als Tröſter, als Kinderlehrer, ſo wie in ſeinem nur um ein „Lohn's Gott" betriebenen Nebengeſchäfte als reiſender und ſtationirender Buchhändler, oder in ſeinen Leiſtungen als Augenarzt, Krankenbeſucher, multiplizirender Branbretter, Troßbube und Soldatenknecht dargeſtellt wird, und nicht minder in den Kapiteln mit den Aufſchriften: wie man ſich bei den Poſtillonen in Reſpekt ſetzt; ein ſonderbarer Flurſchütz und Viehhirte; Freuden und Leiden eines Kriegsmannes im Reiche Gottes, wenn er in ſeiner Civilkleidung einhergeht; Sünderfreundſchaft; Kießling als Mühlenarzt; als Bücherverleiher u. ſ.*)

Außer dem Lebensbilde des Tobias Kießling enthält der eben erwähnte 2. Band meines Alten und Neuen Züge aus des Würtemberger Pfarrers Flattich Leben, ſo wie die ſeitdem auch von anderen Seiten mehrmals veröffentlichten 30 Hausregeln desſelben. Namentlich aber möchte man in unſeren Tagen, bei den Spaltungen, die ſelbſt unter den Treumeinenden und Gläubigen eingeriſſen ſind, manchen dieſer lieben Brüder die ſchriftliche Antwort zum

---

*) Ein Neffe des ſeligen Kießling, der mir und Anderen nahe befreundete Buchhändler Juſtus Naumann in Dresden hat einen guten Auszug aus dieſer Lebensbeſchreibung in ſeinen Verlag genommen.

Leſern anempfehlen, welche der alte Pfarrer Flattich den in Umlauf geſetzten Fragen des Pfarrer Hartmann zu Kornweſtheim beifügte.

Nach Flattich führe ich dann weiter den Calwer Boten: den Pfarrer Machtdolf zu Möttlingen in die Bekanntſchaft mit meinen Leſern ein, von welchem ich ſchon oben S. 113 Einiges erzählt habe. Den alten, ehrwürdigen Prälaten Oetinger, für deſſen Auftreten und geiſtiges Wirken in ſeiner Zeit erſt in unſeren Tagen wieder eine allgemeinere, hochverdiente Theilnahme und Aufmerkſamkeit erwacht iſt, lernt man hier vorläufig in dem Kapitel kennen, das die Ueberſchrift führt: ein merkwürdiger Stammbaum*). Den Beſchluß des Bandes macht der ſchon durch Jacobi mitgetheilte Brief eines Würtemberger

---

*) In einer Weiſe, durch welche die alten Zeiten wieder wahrhaft jung und friſch werden, führt uns ein verwandter Geiſt (denn nur ein ſolcher konnte es) D. Chr. Barth durch ſeine Schrift: „ſüddeutſche Originalien“ in den Kreis jener alten Würtembergiſchen Theologen ein, zu welchem die hier erwähnten Männer gehörten. Sehr leſenswerth und anziehend iſt auch Flattich's Leben von Pfarrer Ledderhoſe beſchrieben. Um die gründliche Bekanntſchaft und die neue Anregung zur allgemeineren Theilnahme an Oetinger und ſeinen tiefſinnig gehaltvollen Schriften hat ſich aber das weſentlichſte, bleibendſte Verdienſt erworben Dr. J. Hamberger durch die neue mit lichtvollen Erläuterungen verſehene Ausgabe von Oetinger's bibliſchem Wörterbuche. Einem Kapitalwerke der alten Würtembergiſchen theologiſchen Schule, ſo wie der tiefer gründenden Bibelforſchung und Erkenntniß überhaupt. Schon früher gab Hamberger die Selbſtbiographie Oetinger's heraus; ſpäter die Epiſtelpredigten und einige andere Werke deſſelben, ein Bemühen, an welchem neuerdings auch Pfarrer Ehmann in ſehr verdienſtvoller Weiſe Theil genommen hat.

Bürgersmannes: des **Thomas Wizenmann** an ſeinen zum Tode kranken und dem ſicheren Ende freudig entgegengehenden Sohn. — Ich will von dieſem meinem Buche, deſſen Form und Schreibart ich wohl im Einzelnen wie ſelbſt im Ganzen gern anders haben möchte, Nichts ſagen, als Das, was ich ſchon oben S. 151 über den erſten Band ausgeſprochen habe. Wer in dasſelbe hineinſieht, wird wohl von ſelber erkennen, ob es für ihn geſchrieben ſei oder nicht.

Abgeſehen von mehreren kleineren literariſchen Arbeiten und einigen neuen nicht unverändert gebliebenen Auflagen früherer Schriften, womit ich noch in der Zwiſchenzeit beſchäftigt war, wendete ich alle freien Stunden der letzten Jahre meines Aufenthaltes in Erlangen zur Ausarbeitung und Herausgabe eines größeren Werkes an, das ich für meine Lehrvorträge an der Univerſität zu Grunde legen wollte. Es erſchien unter dem Titel: „Allgemeine Naturgeſchichte“ u. ſ. als ein voluminöſer Band, bald hernach in ſeiner zweiten vermehrten und zum Theil umgearbeiteten Ausgabe unter dem Titel: „Geſchichte der Natur“ (als Seitenſtück zu meiner Geſchichte der Seele) in zwei Bänden und iſt nach dem Plane ſeiner dritten Auflage zu vier Bänden angelegt, von denen bis jetzt zwei erſchienen ſind. Der erſte von dieſen iſt, wie erwähnt, auch unter dem beſonderen Titel: „das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf der Erde“ als ein ſelbſtſtändiges Ganzes ausgegeben worden. Bei all' den vielen Schwächen und Ueberſehungen, welche in Folge einer langen, entmuthigenden Erkrankung des Verfaſſers dieſem erſten Bande der dritten Ausgabe [illegible]merken ſind und bei all' den vielen, ſinnentſtellenden Druckfehlern, welche ſich während einer mir ärztlich gebotenen Reiſe in demſelben eingefunden haben, lege ich dennoch, im Vergleiche mit meinen anderen naturgeſchichtlichen Schriften, einen etwas höheren Werth auf dieſes Tagwerk einer ſchweren, ernſten Zeit meines Lebens *).

Von einer kleinen Schrift, welche den Beſchluß meiner literariſchen Arbeiten in Erlangen machte, will ich hier nur noch einige Worte ſagen. Am Tauftage meiner älteſten Enkelin Agnes, am 19. März 1827, hatte ich auf der Heimfahrt von dem damaligen Aufenthaltsorte meiner Kinder nach Erlangen bei einem Umſturze des Wagens den Arm gebrochen. Während der mir gewaltſam aufgedrungenen Ruhezeit der Arme und Hände las ich die Lebensbeſchreibung des Pfarrer Oberlin im Steinthal (S. 428), welche Profeſſor Kraft in Straßburg bald nach Oberlin's Tode in Druck gegeben hatte. Der Inhalt des kleinen lieben Buches ergriff mich ſehr; der merkwürdige Apoſtel des Steinthales, ſo ſchien es mir, könne jetzt, ſtatt des Pfarramtes in Waldbach, von dem er nun auf immer enthoben war, das Amt eines Predigers der Gerechtigkeit weiter herum im deutſchen Vaterlande übernehmen. Mein Freund, der Pfarrer Brandt, der Herausgeber des homiletiſch-liturgiſchen Korreſpondenzblattes, von dem ich nachher reden werde, wünſchte außer ſeinem Blatte auch andere Weckſtimmen des chriſtgläubigen Bekenntniſſes unter das Volk, namentlich unter die ſtudirende Jugend, ausgehen zu laſſen. Da diktirte ich, im Lehnſtuhle ſitzend, mein Büchlein: „Züge aus Oberlin's Leben“ einigen meiner jungen Freunde in die Feder und ſendete das Manuſkript bei meiner Wiedergeneſung gleich einem Dankopfer von „ein Paar Turteltauben oder zwo jungen Tauben“

---

*) Die Vollendung des erſten Bandes der dritten Auflage fällt in die letzten Monate von 1851, die des zweiten auf 1852.

dem Freunde Brandt zur weiteren Verbreitung durch den Druck. Die kleine Schrift hat in ihren neun ſehr anſehnlichen Auflagen, denen ſich ſpäter die Phil. Raw'ſche Buchhandlung in Nürnberg unterzog, wie ich hoffe, nicht ohne Segen, eine freundliche Aufnahme in allen Gegenden von Deutſchland gefunden.

36. Schelling's Auftreten an der Univerſität Erlangen.

Unſer bayeriſches Regnitzthal iſt kein Indien, Erlangen iſt kein Islamabad. Die Anhöhe des vormaligen Fleiſchmann'ſchen Gartens gewährt nicht wie die reizend ſchönen Hügel, welche nordwärts von jenem indiſchen Montpellier ſich erheben, die Ausſicht hinab nach einem Meerbuſen und landeinwärts nach den duftenden Waldungen und Gärten des bengaliſchen Himmels. Dennoch, vermöge jener wunderlichen Ungereimtheit, in welche ſich die Gedankenbilder der verſchiedenſten geiſtigen Zonen und Geſchlechter in unſerem Inneren, gleich den Wanderern auf einer volkreichen Landſtraße, begegnen, treten mir hier, wo ich von Schelling's Auftreten in Erlangen reden will, Vorſtellungen von einem von mir nie geſehenen indiſchen Paradieſe vor die Seele. Sie kamen mir aus den Ruinen eines Landhauſes, das nahe bei Islamabad im Schatten der hochwüchſigen Bäume lag*); ſie kamen mir im Geleite der Erinnerung an den geiſtig hochragenden Mann, der vormals öfters dort wohnte: an den unvergleichlichen William Jones. Ich dachte an die wunderbare, geiſtig weckende und belebende, umgeſtaltende und veredelnde Macht, welche dieſer große Mann durch ſein perſönliches Erſcheinen in In[illegible] an ſeinen dort wohnenden Landsleuten wie an dem Volke der Einheimiſchen erwieſen hat. Was war der geſellige Ton, was war die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der gebildeten Europäer in Indien, als William Jones dorthin kam, und was iſt ſie in, ſo wie nach ſeiner Zeit durch ſeinen anregenden Vorgang geworden! Englands handeltreibende, oſtindiſche Kompagnie war allerdings zur äußeren, leiblichen Beſitznahme einer Schatzkammer der Erde gelangt; die geiſtige Herrſchaft aber über Indien hat William Jones begründet.

---

*) M. v. Carl Ritter's Erdkunde. Fünfter Theil. S. 417.

Nun, wie ich ſchon vorhin ſagte, der vormalige fränkiſche Kreis unſeres Vaterlandes iſt kein Indien, Erlangen, die deutſche Univerſitätsſtadt, hat nicht, wie die berühmte, mohamedaniſche Hochſchule von Islamabad, Schiffe auf den bengaliſchen Meerbuſen gehen; am Fuße des Rathsberges wird der Zauber der Naturreize nicht gefunden, welcher über Jaffirabat, wo William Jones' Landhaus ſtand, ſich ergoß, dennoch hat mich mein damaliger kleiner Wohnort Erlangen, durch das, was ſich bei Schelling's Einziehen in demſelben zugetragen, weniger zwar an Islamabad und Jaffirabat in Indien, als an das Wirken des Mannes erinnert, der daſelbſt während der heißeſten Monate des bengaliſchen Sommers ſeine Ferienzeit zubrachte. In dem Kreiſe der Bekannten wußte man davon, daß Schelling geſonnen ſei, München auf einige Zeit zu verlaſſen, „denn die geiſtige wie leibliche Luft, welche dort herrſchte, ſei ihm unerträglich geworden, wegen der oft plötzlichen Wechſel und Uebergänge vom Warmen zum Kalten, ſowie wegen des vielen Staubes, den der Wind in die Augen und Bruſt führt.“ Die Freunde wußten noch mehr. Schelling fühlte ſich getrieben, zu ſeinem inneren wie äußeren Berufe als Lehrer, nicht nur durch Schriften, ſondern durch das lebendige Wort zurückzukehren; er wollte, ſo wie einſt i

Jena, in dem ſtillen, friedlichen Erlangen, das beſcheidene Loos eines Univerſitätslehrers mit uns theilen. Er fand da einen Landsmann und Jugendfreund, unſeren Johann Wilhelm Pfaff, fand an mir einen alten, treuergebenen, dankbaren Schüler, war mit Döderlein durch den Vater Niethammer befreundet, wußte auch, daß er außer dieſen ſeinen Bekannten noch mehrere andere ehrenwerthe, ſeinem Sinne zuſagende Männer als Mitgenoſſen des Univerſitätslebens finden werde. Seit ſeiner Durchreiſe durch Nürnberg hatte ich den theuren Lehrer nicht geſehen. Er war an äußerer Kraft und Friſche derſelbe geblieben, doch war zu ſeinem Ernſte eine Milde und Zutraulichkeit gekommen, die ich in ſolcher Weiſe noch nicht an ihm gekannt hatte. Er kam mir gleich in der erſten Stunde nicht wie der herablaſſende Lehrer dem Schüler, ſondern wie ein älterer Bruder dem Bruder entgegen; er wollte auch, daß von nun an zwiſchen uns, als Zeichen unſeres näheren Verhältniſſes, das brüderliche Du beſtehen möchte.

Ich werde nachher den merkwürdigen, veredelnden Einfluß beſchreiben, den Schelling's Perſönlichkeit und geſelliger Umgang auf uns Alle, auf das ganze dafür empfängliche alte wie junge Erlangen hatte. Zuerſt ſei es mir aber erlaubt, von Dem zu reden, was von jenem Einfluſſe auf mich ſelber und auf mein Haus kam. Wenn ich ſage, daß ich von Schelling's mehrjährigem Verweilen in Erlangen den meiſten und reichſten Gewinn hatte, dann wird man dieſes wohl begreiflich finden, denn kein Anderer konnte ihm ja durch herzlich dankbare Liebe ſo zugethan ſein als ich es w[illegible]uch äußerlich hatte ſich für mich Alles ſo glücklich gefügt, daß Schelling als unſer nächſter Nachbar in ein unſerer Wohnung gegenüber gelegenes

Haus zog. Und er kam nicht allein in dieſe Nachbarſchaft, ſondern mit ihm ſeine Frau und drei ſeiner Kinder. Das war ein kleiner Familienkreis, in den ſelbſt nur hineinzuſchauen es wohl Jedem gelüſten konnte; wir aber durften nicht nur hineinſchauen, ſondern im täglichen Verkehre hineintreten. Wir, die Nachbarn, legten gleich am erſten Abende, nach Schelling's Ankunft, bei dem Einzuge in ſeine neue Wohnung hülfreiche Hand an, und meine Frau hatte da Gelegenheit, ihre ganze Freude und Luſt, ſo wie ihre Geſchicklichkeit und Tüchtigkeit in dergleichen kleinem Dienſte kund zu geben. Und bei dieſer Gelegenheit zogen die neuen Ankömmlinge nicht nur in ein Nachbarhaus, ſondern in unſere Herzen ein, denn gleich in den erſten Stunden des Zuſammenſeins hat ſich zwiſchen den beiden Frauen ein ſchweſterlich vertrauliches Liebesbündniß begründet, das nur der Tod für die noch übrige Zeit des Lebens unterbrechen konnte. Das Gewinnen einer ſolchen Freundin war ein ſeltenes Glück. Schelling's Frau iſt von Vielen, die ſie kannten, nach ihrem hohen, geiſtigen Werthe geſchätzt und bewundert, von Wenigen aber ſo im nahen Verkehre des Gemüthes erkannt und geliebt worden als von uns. Es war eine Lichterſcheinung, welche, wenn auch für Alle anziehend, dennoch für die Augen verſchiedener Beobachter, je nach ihrer Stellung, als eine verſchiedene ſich zeigte. Der Regenbogen mit dem Reize ſeiner herrlichen Farben auf dem dunklen Grunde der Wolken zieht alle Blicke an und wird von der Menge der Zuſchauer bewundert. Er wäre aber nicht da, wenn nicht das erhellende und wärmende Licht der Sonne den Wolkengrund beſtrahlte. Den Regenbogen, auch wenn ſeine Enden in nicht großer Ferne von dem Zuſchauer auf dem Boden des Hügels aufzuliegen ſcheinen, kann auch der ſchnellſte Fußgänger nicht ereilen, nicht mit ſeiner Hand ihn greifen. Wer aber aus dem Hauſe, aus deſſen Fenſtern er das hohe Farbenbild beſchauet, hinaustritt in's Freie und ſein Auge ſeitwärts von den Wolken wendet, der findet ſich, in unmittelbare Nähe von den Kräften des lieben Sonnenlichtes angeregt und erfaßt, das dort in der Ferne nur ſeine farbigen Strahlen in die Regenwolken vertheilt. Als Freundin ihrer Freunde war jener ſeltenen Frau eine Gabe des klaren hellen Verſtandes und zugleich einer warmen liebenden Theilnahme in Freud und Leid verliehen; ſie war reich an treffendem Rath wie an Troſt; bereit zur Hilfe durch Wort und That. Wie im klaren Spiegel ſchaute Schelling in dieſem ihm zugeſellten Geiſte die Außenwelt an, theilte mit der Gefährtin zugleich das Licht ſeiner Innenwelt, deſſen Gaben ſie jedoch gleich einem ihr zum Aufbewahren gegebenen Schatze niemals öffentlich zur Schau trug. Mit dem Weſen dieſer Eltern reimte ſich auch das Weſen der Kinder, von denen ſich das eine, der kleine, damals etwa dreijährige Fritz, in beſonderem Zutrauen an mich anſchloß.

Aber nicht nur wir, obwohl in mehr denn einer Hinſicht die nächſten Nachbarn, ſpürten an uns einen ganz beſonderen geiſtig anfaſſenden Einfluß aus Schelling's Nähe und aus dem faſt täglichen Verkehre mit ihm, ſondern auch Anderen erging es ſo. Ueberall, wo er in einen ſeiner Stellung angemeſſenen geſelligen Kreis eintrat, brachte er, ohne das zu ſuchen, eine wohlthuend erhebende und zugleich erheiternde Stimmung mit ſich, durch welche, wo ſich einer fand, jeder edle Lebenskeim geweckt und in Bewegung gebracht wurde. Die Tagesgeſpräche des einen Nachbars mit de[illegible]eren verſtummten, Alle hörten auf Das, was Schelling ſprach, und ſeine Worte zündeten in den Anderen neue Gedanken und Geſpräche an, die zu dem

Grundtone einer würdigeren Unterhaltung paßten. Wenn er aber auch nur ſchweigend den Geſprächen zuhörte oder ihrem harmlos gewöhnlichen Verlaufe ſich hinzugeben ſchien, ſo lag dennoch in ſeinem Weſen etwas, das an das Verhältniß eines ernſtlich ſinnenden Steuermannes erinnerte, der, auf ein für Alle bedeutungsvolles Ziel zuſteuernd, ohne Aufhören den Polarſtern und den Kompaß im Auge behält, während er in die abendlichen Geſpräche der Schiffsmannſchaft auf dem Verdecke theilnehmend einzugehen ſcheint. Es ging auch bei ſolcher Gelegenheit eine Stimmung des Ernſtes von ihm aus; man fühlte es dieſem Geiſte an, daß er reichere Gaben mitzutheilen habe, als er von den Anderen empfing.

Und was dieſer verborgene Schatz, den er gern zu geben bereit war, ſei, das zeigte ſich, als er auf einmal mit ſo jugendlicher Friſche, wie einſt, in Erlangen den Lehrſtuhl betrat und ſeine Vorleſungen vor einem großen Kreiſe der Studirenden ſo wie ſelbſt ihrer Lehrer begann. Auch ich war einer ſeiner Zuhörer und mit mir unſer geiſtreicher Freund: J. W. Pfaff. Ich erinnere mich noch deutlich des Eindruckes, den ſeine erſte Vorleſung auf uns und auf Viele machte. Hierbei wird es mir aber auch von einer anderen Seite klar, wie ſich, indem ich von Schelling's Auftreten in Erlangen ſprach, der Faden der Erinnerungen nach Indien hinüber ſpinnen konnte bis zu William Jones und ſeinem Landhauſe. Es beſteht wirklich ein polariſches Verhältniß der geiſtigen Verwandtſchaften zwiſchen dieſen räumlich und zeitlich weit von einander abgelegenen Erdplätzen und Perſönlichkeiten; den beiden Männern, William Jones und Schelling, war, Jedem in ſeinem Kreiſe und nach dem Maaße ſeiner Kräfte, eine ähnliche Aufgabe für das Leben geſtellt: ſie ſollten das Gold und alle Herrlichkeit der alten, heidniſchen Vorwelt herbeiführen und weihen zu dem Schatze im Hauſe des Herrn.

In der Stadt, die ich jetzt bewohne, ſteht ein Bauwerk der chriſtlichen Andacht, das ich niemals ohne ein Gefühl der beſonderen Erhebung betrachten kann. Es iſt die dem großen Apoſtel der Heiden, dem h. Bonifacius geweihte Baſilika, von König Ludwig erbaut. Nicht die majeſtätiſch ſchöne, mächtige Einheit im Bauplane, nicht die vollendete Herrlichkeit und Pracht ſeiner Ausführung im Aeußeren wie im Inneren bringt den erhebenden Eindruck auf die Sinne hervor, ſondern dieſer Eindruck kommt noch aus einem anderen geiſtigen Elemente, das in der Geſchichte dieſer älteſten Form der chriſtlichen Kirchengebäude liegt. Die Königshallen oder Baſiliken waren urſprünglich zum Dienſte des weltlichen, bürgerlichen Verkehres erbaut. Hier ſaßen die Richter zu Gericht, hier zeigten die Redner des Volkes die Kunſt und Kraft ihrer Worte; hier wurden Verträge geſchloſſen, allerhand Händel geſchlichtet. Die Kunſt des Heidenthumes hatte an dieſen Gebäuden ſich verherrlicht; ſie ſtanden zur Ehre und Zierde der Städte da. Und in dieſe Königshallen, welche vorhin der Pflege der heidniſchen Geſetze und der Obhut über den alten Beſtand der Dinge beſtimmt waren, zog, als ſeine Zeit gekommen war, das Chriſtenthum ein, welches ſtatt der heidniſchen Geſetze das Wort der Gnade brachte; die Kunſt und Weisheit der abgöttiſchen Vergangenheit wurden, durchdrungen von der Macht eines neuſchaffenden Geiſtes, dem Glauben geweiht, in welchem das Leben der Ewigkeit ſeinen Anfang nimmt. Wie Bonifacius die Seelen der Heiden, die er bekehrte, als lebendige Bauſteine zu einem Tempel Gottes zuſammenfügte, ſo wurden die Königshallen im römiſchen Herrſcherreiche an den

Tauſenden der Orte, da ſie ſtanden, in ihrer Umgeſtaltung zu chriſtlichen Kirchen, Pfeiler und Denkſteine der einen Kirche, deren geiſtiger Bau über alle Länder und Völker ſich erhob.

William Jones, „hochgebildet in den Schulen der Weisheit ſeiner Zeit" ein Geiſt voll demüthig gläubiger Ehrfurcht vor der ewigen Gotteswahrheit des Chriſtenthums, fühlt ſich von einem unwiderſtehlichen Zuge ergriffen nach der uralten Weisheit des Indiſchen Heidenthumes. In dieſem Erbtheile einer hehren Vergangenheit erkennt er Saamen von unvergänglicher Natur; prophetiſche Keime einer Zukunft, deren Entwickelung in der Zeit des Chriſtenthumes begonnen hat. Dieſe Saamenkörner und Keime, ſchlafend im Geiſte des Indiſchen Volkes: in ſeiner Tempelweisheit, in ſeinen patriarchaliſchen Geſetzen, in ſeinen Sitten und bürgerlichen Zuſtänden, ſo wie in den Werken ſeiner Dichter ſollten, ſo urtheilte Jones, von dem Geiſte des Chriſtenthumes geweckt und herangezogen werden zur Reife: der Orient ſollte mit dem Occident ſeine urväterlichen Schätze austauſchen; England ſollte den ſchon durch inneren Kampf zerrütteten und von ihm geſtürzten Reichen des fernen Oſtens ein Reich des Friedens bringen, das keine Erdenmacht vernichten kann.

Wie tief und kräftig Jones dieſe Aufgabe ſeines Lebens erfaßt und wie weit er ſie gefördert habe, das weiß die ganze wiſſenſchaftlich gebildete Welt. Allerdings nur begonnen hat er das Werk der neuen geiſtigen Belebung des indiſchen Morgenlandes; wie jedoch der leibliche Menſch in den erſten Zeiten ſeines Lebens am raſcheſten wächſt, wie ſelbſt die ungeborene Frucht im Schooße der Mutter während der 9 Monate ihres Verborgenſeins nahe den 4. Theil, das Kind von drei Jahren nahe der Hälfte der

Länge des vollendeten Wachsthumes der ſpäteren Jahre erreicht, ſo iſt auch der Anfang, den Jones in der geiſtigen Förderung der Völker von Indien gemacht hat, im Verhältniſſe der ſpäteren Leiſtungen ungemein weitgehend und vielſeitig geweſen, obgleich ihm für ſein großes Tagwerk nur eine kurze Zeit des Erdenlebens zugemeſſen war*). Man kann wohl von ihm ſagen: er hat die äußere, leibliche Beſitznahme des Landes durch die handeltreibende engliſche Compagnie zu einer geiſtigen Herrſchaft über Indien und ſeine Völker erhoben, hat Licht in die Kunde dieſer erhabenſt ſchönſten, reichſten Gegend der Erde wie in die älteſte Geſchichte der geiſtigen Entwickelung ihrer Bewohner gebracht. Seine Vorgänger im Richteramte, hatten die Klagen, hatten die Beſchwerden der unter der Willkür der Geſetzloſigkeit und tauſendfältigen Unordnungen erliegenden Völker ihrer indiſchen Eroberungen nicht verſtanden, das Volk konnte nur durch Dolmetſcher mit ihnen reden; Jones aber, welchem das Ohr und die Zunge für 28 lebende Völkerſprachen geöffnet und geſchickt gemacht waren, vernahm nicht nur als Richter die Ausſagen der Noth aus dem Munde des Volkes, ſondern war auch Meiſter zu helfen. Sein großes Werk über die in Indien bei den Mohamedanern, wie bei den eingeborenen Hindus und Banyanen herrſchenden eigenthümlichen Geſetze hat der engliſchen Rechts- und Gerechtigkeitspflege in Indien einen feſten Boden gegeben, in welchem allein die chriſtlich-europäiſche Geſittung und geiſtige Bildung ihre tieferen Wurzeln ſchlagen und Früchte bringen könnte, zur neuen Belebung und Erhebung des Heidenthumes in der dem Geſchlechte des Menſchen verheißenen, vollendeten Form. All' dieſe ſcheinbar über das Maaß der Kräfte und der Zeit eines Menſchenlebens gehenden Werke hat der ſeltene Mann begonnen und vollendet, obgleich er für viele derſelben weder Vorarbeiten noch auch nur ausreichendes Material vorfand, ſo daß er die Steine zu ſeinem Bau ſelber erſt mühſam aus dem Boden brechen und aus weiter Ferne herbeiführen mußte. Er aber, wie wenig Andere, verſtand auch die Zeit ſeiner Tage zu nützen, und kannte den immer strömenden Bach am Wege, deſſen Waſſer dem trinkenden Wanderer immer von Neuem die Kraft gibt, das müde Haupt zu erheben. Denn an jedem Morgen ſtärkte er den Geiſt zu ſeinem Tagwerke durch das Leſen in Gottes Wort, nicht nur eilfertig vorübergehend und mit nur einzelnen Stellen, ſondern länger verweilend und nach gründlichem Plane*), alsdann erſt ging er an die Hauptaufgabe ſeines Lebens in Indien: an das Studium der Hindugeſetzbücher und des Sanſcrit. In den heißen Stunden des Nachmittags wendete er den inneren Sinn gleichwie zu einem Ausruhen im Schatten auf die Betrachtung der Natur und Landeskunde von Indien, am Abende auf die Kunde der Geſchichte, namentlich der des alten Roms, bis zuletzt nach mannichfachem Uebergang aus der aufgeregten Geſchäftigkeit in die innere Stille der Geiſt wieder in der Mitte jener Gedanken und Gefühle ſich ſammelte, in denen er am Morgen ſich erhoben. So iſt es ihm gelungen, das Sein und Weſen des indiſchen Volkslebens in vorbereitender Weiſe mit den geiſtigen Anregungen des Chriſtenglaubens zu durchdringen.

---

*) Als Oberrichter wirkte er in Indien 10 Jahre; er erreichte nur das Alter von 47 Jahren.

---

*) Dieſer Plan ſcheint auf täglich zehn Kapitel berechnet geweſen zu ſein.

Schelling's Lebensaufgabe war eine äußerlich ſehr verſchiedene und dennoch innerlich verwandte. Auch dieſer ſuchte das Heldenthum nicht nur der vergangenen Zeiten, ſondern das noch in der wiſſenſchaftlichen Richtung ſeiner Zeit fortlebende Heidenthum mit dem ernſten Geiſte des Chriſtenthums zu durchleuchten. Mit Ehrfurcht betrachtete er das geoffenbarte Wort als den Lichtpunkt, von welchem man ausgehen müſſe, um in das Dunkel der heidniſchen Tempelweisheit erkennend einzudringen. Es erging ihm, vergleichungsweiſe wie einem Bergmanne, der den reichen Erzgang, welcher der eigentliche ergiebigſte Kern- und Mittelpunkt des Anbaues iſt, niemals zwar verläßt, zugleich aber einen mühſamen Durchſchlag nach einem anderen, in gleicher Richtung ſtreichenden, abgelegenen Nebengang in's Werk ſetzen will, um die Ausbeute von dieſem mit der des Hauptganges zu verbinden und vielleicht aus beiden zugleich das Grubenwaſſer, das die Tiefe bedeckt, hinwegzuführen. Der Meiſter eines ſolchen Werkes muß ſich bei ſeiner Arbeit durch viel taubes Geſtein hindurchbrechen und viele ſeiner Geſellen, wie jene des Columbus, ermüden bei dem Geſchäfte und werden irre an ſeinem Erfolge. Dennoch gelang es dem Columbus, das Ziel ſeiner Fahrt zu erreichen und der widerſtrebenden Schaar der Gefährten den Zugang zu der neuen Welt zu öffnen.

Ich habe zunächſt hier nur von Schelling's Wirkſamkeit als Lehrer der Philoſophie in Erlangen zu reden. Statt meiner, und beſſer als ich es könnte, ſoll aber hier einer ſeiner Schüler ſprechen, den der große Lehrer in Erlangen mit ganz beſonderer Liebe an ſich zog und in dieſer treuen Liebe und Anerkennung feſtgehalten hat bis an ſein Ende. Nur wenig andere ſeiner Schüler ſind mit Schelling in ſo vertraulichem Verkehre und Umgange geſtanden als

Dr. Dorfmüller (jetzt Profeſſor in Augsburg), aus deſſen Brief an mich, der zunächſt die Zeit unſeres Zuſammenlebens in Erlangen beſchreibt, ich mehrere hieher gehörige Stellen mittheile.

— — „Ja, tiefe Wehmuth durchdringt mich, ſo oft ich an den theueren Hingeſchiedenen denke, ſo oft ich von ihm ſpreche. Ich kannte die Tiefe dieſes Geiſtes, die Liebe und die Milde ſeines Herzens; ich vergeſſe nie den ſeelenvollen zu Herzen dringenden Blick ſeines klaren Auges.“ —

„Ehe Schelling las, war in Erlangen von Philoſophie oder vielmehr überhaupt von tiefer eingehender Forſchung auf dem Gebiete des Geiſtigen wenig zu finden. Schelling's Geiſt wehete daher wie ein belebender Frühlingshauch über ein erſtorbenes Erdreich. Er las von 1821—23 einige Male Initia Philosophiae, gab in dieſen Vorleſungen nach einer geſchichtlichen Einleitung eine genaue Auseinanderſetzung der inneren Elemente des Monotheismus, dann Einleitung in die Philoſophie der Mythologie. Den größten Antheil an dieſen Vorleſungen nahmen damals Platen, Stahl, Höfling, Mezger, Rudolf und Andreas Wagner, Haſe, Hodes, Wild, Herbſt, Strebel. Die empfänglicheren Gemüther wurden hingeriſſen von der Tiefe und ſchöpferiſchen Kraft ſeiner Ideen. Von der Mehrzahl wurden ſeine Gedanken, bei dem faſt gänzlichen Mangel ihrer Vorbereitung für ſolche Dinge, mehr bewundert als verſtanden, die Wirkung war deshalb zwar Anfangs ergreifend und aufregend, aber nicht ſo tief nachhaltig, als ſie hätte ſein ſollen. Doch erkannten faſt alle Gebildetere in Schelling's mündlichen Vorträgen das Ueberraſchende, Geiſtreiche, wenn auch zum Theil ihnen Unverſtandene an, in ſeiner ſchönen Form, in dem begeiſterten Flug der Gedanken. Platen war es vor Allen, dem ſein poetiſcher Genius Vieles errathen ließ, was er nicht vollſtändig begriff. Die tieferen Gemüther, von der Art eines Höfling, oder die didaktiſchen Geiſter, wie Stahl, wurden in nachhaltiger Weiſe für das tiefere Forſchen gewonnen, überhaupt aber ergriff die neubelebende geiſtige Anregung alle beſſeren Köpfe, alle feiner organiſirten Geiſter, ſei ihre innere Stellung für oder wider die Schelling'ſche Philoſophie geweſen."

Dorfmüller, der Schreiber des Briefes, kam erſt im Herbſte 1823 nach Erlangen, als Schelling ſchon aufgehört hatte, dort zu leſen, und ganz nur ſeinem ſchriftſtelleriſchen Wirken lebte. Er kam aus Gabler's philoſophiſcher Schule in Bayreuth, wohlgeübt im Denken durch die nähere Bekanntſchaft mit der Hegel'ſchen Philoſophie, in welche Gabler mit großem Geſchicke ſeine Schüler einführte. Es war, als ſei, gleich einem anregenden unſichtbaren Stoffe, der in der Luft liegt, der Eifer für das Studium der Philoſophie erwacht. Die geiſtig begabteſten Jünglinge, an ihrer Spitze Nägelsbach, Burger, Imhof, mit ihnen der Schreiber des Briefes, gaben ſich dem Drange hin, und da das ihrem Verlangen genügende, mündliche Wort des Lehrers für jene Zeit verſtummt war, wendeten ſie ſich mit deſto größerem Ernſte und eindringendem Fleiße zu den vorhandenen Schriften der tieferen Denker, zunächſt im Anfange zu Hegel's Schriften. Der Eifer für dieſe geiſtige Geſchäftigkeit war ein faſt allgemeiner, namentlich unter den Mitgliedern der Burſchenſchaft, von denen 40 bis 50 ſich öfters ſchon am frühen Morgen an einem nahe bei Erlangen gelegenen Orte verſammelten, um etwa Hegel's Rechtsphiloſophie zu leſen und ihren Inhalt zu beſprechen. Nägelsbach, Burger, Dorfmüller leiteten dieſe lehrreichen Unterhaltungen, ſo wie die zur Uebung in der Dialektik veranſtalteten philoſophiſchen Wortkriege, und in den Wintermonaten die wiſſenſchaftlichen Forſchungen der attiſchen Nächte, in denen die Werke der griechiſchen Tragiker, vor allen die des Sophokles und Aeſchylus geleſen wurden. Nicht nur die jungen, künftigen Theologen, wie der geiſtreiche Harleß, Kraußold, Schott, ſondern auch Juriſten, wie Korte und Kraft aus Nürnberg und andere Gleichgeſinnte aus allen Fakultäten nahmen an dieſen freudigen, geiſtigen Bewegungen lebendigen Antheil. Der Schreiber des Briefes fährt hierauf weiter fort:

„Bald merkte ich aber die Troſtloſigkeit und das Unbefriedigende der Hegel'ſchen Philoſophie. Ihre ganze Dürre fühlte ich praktiſch bei dem Tode meines Vaters (1821). Schon damals griff ich mit Ernſt nach den Schelling'ſchen Schriften, legte Alles bei Seite, um nur, in ununterbrochener Reihenfolge, dieſe zu leſen." — „Da öffnete ſich mir ein anderer Geſichtskreis, ich beſchloß, Plato's Werke mit gleichem Fleiße zu leſen, da wollten mir Hegel's Schriften nicht mehr ſchmecken. Nun war es mein höchſter Wunſch, mich Schelling perſönlich zu nahen, doch hatte ich hierzu bei des Mannes zurückgezogener Lebensweiſe nur wenig Ausſicht, bis ich mit Graf Platen bekannt und vertraut wurde. Dieſer, der ſchon durch ſeine eigene Perſönlichkeit mächtig auf mich einwirkte, führte mich bei Schelling ein, der mich ſo freundlich und herzlich aufnahm, daß alle Befangenheit bei mir verſchwand. Ich durfte jetzt öfters Schelling auf ſeinen Spaziergängen begleiten. Bald war mir in dem belehrenden Umgange, durch das tiefgehende lebendige Wort und den Ernſt des Denkens über das, was wahr und wirklich iſt, das Spiel mit dem ſcholaſtiſchen Blendwerke des Scheines ganz verleidet. An dem Lichte eines dem Drange meines Wiſſens genügenderen Erkennens nahmen mehrere der Mitſtudirenden Theil, namentlich Port, Bäumler, Weber; wir, mit noch Anderen vereint, laſen jetzt eifrig die Schriften von Schelling." — So übte dieſer Mann, obgleich er damals ſeine Wirkſamkeit als öffentlicher Lehrer aufgegeben, noch fortwährend einen bildenden Einfluß auf den Geiſt der Studirenden. Er auch war es, welcher in Dorfmüller den Entſchluß weckte und befeſtigte, ſich mit ganzem Ernſte zur Theologie zu wenden.

Der Schreiber des mir vorliegenden Briefes war bis zu ſeinem Abgange von der Univerſität in dem gleichen lebendigen und vertraulichen Verkehre mit Schelling geblieben, war dann als Lehrer nach Augsburg gekommen. Und hier wurde ihm der Segen des Umganges mit dem Manne, dem er ſo Vieles verdankte, noch einmal gewährt.

„Im Jahre 1836," ſo ſchreibt er, „verweilte Schelling faſt 3 Monate in Augsburg; täglich war ich mehrere Stunden bei ihm und mit ihm. Da erſt lernte ich ihn vollſtändig innerlichſt kennen; ich hatte jetzt eine andere Reife erlangt, als jene des jungen Studenten." Welch' eine bewundernswürdige Produktionskraft der Gedanken war in dieſem Geiſte; überreich, wie die Fülle der Blüthen, mit denen der Baum im Frühlinge ſich ſchmückt, von denen jede den Keim zur Entwickelung einer Frucht in ſich tragen könnte, wenn das Jahr des Lebens derſelben, und der Saft, der für dieſe Zeit ihnen zur Nahrung gegeben iſt, für die Auszeitigung aller hinreichen könnte."

„Es gibt wenig Denker, die eine ſolche Produktionskraft in den tiefſten Regionen des menſchlichen und göttlichen Weſens entfaltet haben. Er war der Erſte, der auf methodiſch wiſſenſchaftliche Weiſe wieder den Eingang zu dem Schachte des ächten theoſophiſchen Forſchens aufgefunden und eröffnet hat, welcher ſeit Jacob Böhme, Oetinger, St. Martin von dem dürren Geſtrüppe des Scholaſtizismus und den hohlen Binſen der Schulphiloſophie ganz überwachſen und verdeckt war. Denn mit ſolcher Kraft, wie er, hat kein Anderer dieſes Unkraut bei der Wurzel erfaßt und aus dem Boden geriſſen. Dieſer Boden, ſo wie der Schatz, dem er in der Tiefe des Schachtes nachging, war das Wort der Bibel, zu welchem er ſich, als zu der von Gott geoffenbarten, ewig feſtſtehenden Wahrheit gern bekennen wollte, auch da, wo den Forſcher in ſeine ſelbſt gegrabenen Tiefen nur noch der Schein ſeines Grubenlichtes begleitete.“ — —

Man darf nicht die Zeit vergeſſen, in welcher und gegen deren herrſchenden Geiſt Schelling durch Wort und Schriften auftrat. Wie viele waren unter ſeinen Zuhörern in Erlangen, welche das geoffenbarte Wort kaum kannten, und welche ſeine Lehren kaum jemals treu und wahrhaftig vernommen hatten. Da hörten ſie nun einen Mann, deſſen hoher Geiſt, deſſen Scharfſinn, deſſen gelehrter Ruhm ſo allgemein anerkannt war, das Buch mit Ehrfurcht nennen und die Tiefe ſeines Inhaltes preiſen, das ſie, wie ein altväterliches Geräthe, welches der Strom der Zeit aus einem zertrümmerten Hauſe auf den Sand an ſeinem Ufer ausgeſetzt hatte, kaum noch der Beachtung werth hielten. Mag die Theilnahme, die für das unbeachtete Buch in den jungen „Europäern“ (S. 264) erwachte, auch nur von jener Art geweſen ſein, die ſich in den Türken regt, wenn ein fremder Alterthumsforſcher in den Trümmern der Vergangenheit, wie ſie meinen, nach einem verborgenen Schatze gräbt; immerhin blieb die Folge davon, daß ein großer

Theil der Zuhörer von Schelling ſich zum Leſen der Bibel, zur ernſteren Beachtung ihres Inhaltes wendeten. Und in Vielen von ihnen wurde bei dieſem Leſen das Verſtändniß der Worte ein lebendiges: „Forſchet in der Schrift, denn ſie iſt es, die von Mir zeuget.“

Dieſen Allen iſt das geſchehen, was der Schreiber des hier vorerwähnten Briefes am Schluſſe desſelben von ſich ausſagt: „Ich ſelbſt bin ſeit 20 Jahren meinen eigenen Weg gegangen, habe mich auf's Strengſte und Genaueſte an die Bibel gehalten und in dem engſten Anſchluſſe an die innere Tiefe des Wortes Gottes immer mehr und mehr meine ausgebildete Anſicht geſtaltet.“ Den Regungen nach dem Lichte, wenn ſie, wie das Wachsthum der Pflanze, das ſich aus der dunklen Decke, die auf ſeinen Sproſſen liegt, hinaufſtreckt in's Freie, den Weg nach oben findet, kommt alsbald und überall das Tageslicht entgegen. So iſt es auch damals der geiſtigen Anregung geſchehen, die, wie wir ſo eben beſchrieben, in Erlangen erwacht war. Von dem weithin und auf ferne Zeiten hinausreichenden Ereigniſſe, welches ich hier meine, wird das nächſte Kapitel handeln.

Von meinem eigenen, innerſten Verhältniſſe zu Schelling in der theuerſten Angelegenheit des Lebens, in der des Glaubens, muß ich hier auch noch ein Wort reden. Ich habe dieſen hochgebildeten Mann, ſo lange er bei uns in Erlangen war, öfter vielleicht als Andere, in ſeinem Familienleben geſehen. Zuweilen kam ich zu ihm, wenn etwa ſo eben ein Fremder bei ihm war, welcher nicht nur durch den äußeren Ruf, ſondern durch den inneren Beruf eines tiefen Denkens und eines in vielſeitiger Erkenntniß reichen Geiſtes, der beſonderen Beachtung werth erſchien. Das Geſpräch zwiſchen den beiden Männern erging ſich in ſolche Höhen und Tiefen des Denkens, daß nur ein geweihter, männlich erſtarkter Verſtand ſeinem Verlaufe folgen konnte. Der Fremde ſchied und die Kinder kamen, von der Mutter geführt und getragen, zu Schelling hinein. Wo war jetzt noch an ſeinem ganzen Weſen, in ſeinen Mienen, im Tone ſeiner Stimme, in ſeinen Worten, die er zu den Kindern ſprach, auch nur eine Spur zu ſehen von dem hochgebildeten, von der Fülle der tiefſinnigſten Rede überfließenden Philoſophen? Dieſer war mit dem Fremden hinausgegangen, und nur der liebende Vater war geblieben, der mit ſeinen Kindern und mit den Kleinſten von ihnen am meiſten ſo ganz in ihrer Weiſe ſprach, und that, daß man erkennen mußte, in ihm ſei die eigene Kindheit noch nicht veraltet, ſie ſei ihm noch ganz in den Reizen ihrer Unſchuld geblieben. Und da unter ſeinen Kindern ſchien er ſich am wohlſten und heimathlichſten zu fühlen.

Daß in Schelling auch geiſtig eine ſolche väterliche Liebe zu Denen wohnte, welche im Vergleiche mit ſeinem Erkennen nur Kinder an Geiſt waren, das kann ich aus jenen Erfahrungen bezeugen, die ich in meinem vertraulichen Verkehre mit ihm in Erlangen gemacht habe. Er war mit ſolchen Kindern ſelbſt wie ein Kind, ſprach mit ihnen in ihrer Sprache, ebenſo wie er ſeiner auf der Höhe des menſchlichen Wiſſens ſtehenden Zeit in ihrer Sprache entgegentrat, um ſie an dem Saume ihres eigenen Gewandes heraufzuziehen von dem Wiſſen zu einer That der Erkenntniß. Und in dem Geſpräche mit den Kindern, die nur im Glauben und Hoffen lebten, war er ſo ganz beſonders warm und herzlich, daß man es ihm anfühlen konnte, in ihm ſelber ſei die Natur einer ſolchen Kindheit den Jahren und ihren Laſten nicht erlegen, ſondern in voller, friſcher Kraft geblieben. Mögen bei dem, was ich hier ſage, Manche, welche Schelling nach ihrem Verſtändniſſe ſeiner Schriften und aus jenen Kämpfen beurtheilen, zu denen ſeine reizbare Natur in ſpäterer Zeit ihn zuweilen fortgeriſſen hat, an die Worte des berühmten Rollin denken: daß bei manchen reich begabten Menſchen der Verſtand auf einen Irrweg gerathen kann, während das Herz auf ſeinem geraden Wege bleibt; ich ſcheue mich nicht, zu bezeugen, daß dieſer mir theure Mann in ſeinem innerſten Weſen der geoffenbarten Wahrheit mit Ehrfurcht zugewandt und ein kindlich gläubiger Chriſt war und bis an ſein Ende blieb. Er iſt in demüthiger Selbſterkenntniß da hinübergegangen, wo der eigene Geiſt mit ſeinen menſchlichen Gaben uns verläßt und nur der Geiſt bei uns bleibt, welcher hienieden mit unausſprechlichem, der Erhörung gewiſſem Seufzen uns vertritt *).

Zu der Beſchreibung von Schelling's geiſtigem Wirken in Erlangen würde wohl auch eine Schilderung jener Umgebung gehören, welche mit jenem Wirken in nächſter Beziehung ſtand. Der Brief eines ſeiner treueſt ergebenen Schüler, daraus ich im Vorhergehenden mehrere Stellen mittheilte, nennt uns manche Namen der bedeutendſten Glieder des Kreiſes, der ſich um Schelling's Perſönlichkeit, ſo wie um die erſten Anfänge ſeiner Schule bildete. Ich kann hier nur andeuten, was ich zum Theil gerne in ausführlicheren Umriſſen mittheilen möchte.

---

*) In eine Art von Stammbuchblatt, das ich ihm vor ſeinem Abgange aus München nach Berlin zum Einzeichnen eines Abſchiedsgrußes vorlegte, ſchrieb er die griechiſchen Worte nach Kor. 2. V. 3: In Ihm, in Chriſto liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. — Dieſes war unſere gemeinſame Loſung, darin wir uns einander naheten und erkannten.

Bald nach dem Beginne des zweiten Halbjahres meines Aufenthaltes in Erlangen kam ein Jüngling in mein Haus, der mir ſchon in meinem Hörſaale unter all' den anweſenden Zuhörern, ſo oft mein Blick auf ihn traf, als eine ganz beſondere, ausgezeichnete Erſcheinung aufgefallen war. Warum dieſes ſo ſein mußte, das werden alle Die begreifen, welche den merkwürdigen Zeitgenoſſen perſönlich kannten: es war der damals 23jährige Dichter, der Graf Auguſt Platen von Hallermünde. Daß er von einem vornehmeren Stande der leiblichen Geburt ſei, als die Nachbarn im Hörſaale, bei denen er ſeinen Platz gefunden, das ließ ſein äußeres Anſehen nicht errathen. Sein eng anliegender Rock, welcher eher zur Tracht für den Sommer, als für den angehenden Winter geeignet ſchien, ſein langes, etwas blondes, gegen jede zierliche Anordnung um Stirn und Schläfe ſich ſträubendes Haar, und manches Andere erinnerten eher an das Ausſehen eines nicht ſehr bemittelten Fußwanderers, der beim frühen Aufbruche zu ſeiner Weiterreiſe am Morgen ſich nicht die Zeit gelaſſen zur Sorge für ſeine Toilette, als an das Ausſehen eines jungen Mannes, der nach ſeiner ſtandesgemäßen Erziehung im elterlichen Hauſe die militäriſche Zucht eines Cadettenhauſes, dann in der Pagerie die äußere Bildung für das Hofleben empfangen, ja der bereits als junger Offizier im bayeriſchen Militär den zweiten Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte. Wenn aber auch unter ſolcher Hülle der äußere Adel der Geburt und des Standes nicht ſonderlich bemerkbar ſchien; ſo war dieſes deſto mehr ein innerer Stand und Adel, der ſich in dem ganzen Weſen dieſes ſeltenen Jünglinges in unverkennbarer Weiſe kund gab. Allerdings konnte er auf den erſten nur das Aeußere beachtenden Blick wie ein vorüberreiſender Wanderer erſcheinen, aber nicht wie ein Wanderer aus der alltäglichen Nachbarſchaft des Raumes und der Zeit, ſondern wie ein Fremdling aus ferner Heimath und weit abgelegener Vergangenheit oder Zukunft. Ich weiß Das, was ich ſagen möchte, nur mit den Worten anzudeuten: es lag etwas klaſſiſch Antikes in den Zügen und dem Ausdrucke ſeines edlen jugendlichen Angeſichtes. War der Jüngling aus dem Geſchlechte eines Petrark oder aus den noch älteren eines Sophokles, eines Pindar, ſo mußten ſeine Ahnen in ihrer Jugend ausgeſehen haben, wie jetzt er.

Frei von aller Befangenheit und Schüchternheit, aber in beſcheidener, ſtiller Haltung nahte er ſich den älteren Männern, zu denen eine gewiſſe Achtung ihn hinzog. Er hatte ein feines Gefühl für die Bedeutung, welche ein wahrhaftes Wohlwollen und eine anerkennende Beachtung ſeines nicht für Jeden verſtändlichen Weſens in die Worte und ſelbſt in die Mienen eines Anderen legte; einen feinen Sinn für den Grad der Wärme oder Kälte der Menſchenherzen. Wo er die Temperatur des Gemüthes fand, die ihm zuſagte, da war er ſo zutraulich und herzlich, wie ein liebendes Kind, freute ſich gern an der Fröhlichkeit der Anderen. In Pfaff's Hauſe, wie in dem meinigen, und in Engelhardt's Umgang fand er bald nach ſeiner Ankunft eine Umgebung, in der es ihm wohl gefiel. Bei den Unterhaltungen, die es da gab, war er keineswegs untheilnehmend, dennoch, wenn man ihn betrachtete, erſchien er immer, nicht zwar wie ein Träumender, ſondern wie Einer, der mitten in den Geſprächen einer Geſellſchaft auf die Töne eines Geſanges hört, der ſich draußen vernehmen läßt, oder lauſchend wie Taſſo, wenn ſelbſt in der Gegenwart eines lebenden Menſchen ſein Schutzgeiſt — der Geiſt des Virgil — mit ihm ſprach. Die eigene Perſönlichkeit ſelber ſchien nicht in ſeinem, ſondern im Dienſte einer hohen, ehrfurchtgebietenden Herrſchaft zu ſtehen, deren Wink und Worten ſein inneres Auge wie das innere Ohr beſtändig gewärtig waren.

Von dem Weſen dieſer Herrſchaft will ich nachher reden, hier erwähne ich nur, daß der beſtändige Dienſteifer gegen den Gebieter von innerer, geiſtiger Natur, mit dem menſchlichen Dienſte der äußeren, perſönlichen Stellung unſeres Freundes Platen oft in ſeltſame Kolliſion kam. Erzählt man ſich doch, daß er einſt als angehender Offizier den Trupp der Soldaten oder Rekruten, mit welchem er ſo eben in militäriſcher Uebung begriffen war, das Kommandowort Linksum zugerufen habe, während er ſelbſt ſich rechtsum wandte, und in der Meinung, die Anderen folgten ihm, vorausging, bis er ſich nach der gemeſſenen Zahl der Schritte an dem zur Rechten gelegenen Ende des Platzes ohne ſeine Soldaten ſah, dieſe aber am Ende zur Linken ohne ihren Offizier ſich fanden. Diesmal ein kurzer, ſpäter, als er auf einer Reiſe die beſtimmte Zeit ſeines Urlaubs vergeſſen und überſchritten hatte, ein längerer Arreſt mußte ihn daran erinnern, daß er außer dem Dienſte der inneren geiſtigen Herrſchaft auch noch im Dienſte einer äußeren, menſchlichen Ordnung ſtehe, die über ſein leibliches Weſen und Bedürfniß Recht und Gewalt habe.

Es konnte kein Zweifel darüber entſtehen, welche von beiden Herrſchaften: die innere, geiſtige, oder die äußere leibliche in ſeinem Weſen und Leben die mächtigere ſei. Der letzteren Herrſchaft lernte er bald den Dienſt aufſagen, indem er ſich von den Banden des leiblichen Bedürfniſſes, welche ihn an dieſen Dienſt feſthielten, mit bewundernswürdiger Kraft des Geiſtes, ſo weit, als die Natur es erlaubt, frei machte. Ich habe im weiteren Verlaufe meiner

Jahre nur noch einen einzigen mir theuren Mann kennen gelernt, der ſchon als Jüngling zu einer ſolchen Entbundenheit des Willens von dem äußeren, leiblichen Bedürfniſſe gelangt iſt. Platen, wenn er ſich ſelber überlaſſen war, erinnerte durch ſeine Genügſamkeit, durch ſeine Unabhängigkeit von dem Bedürfniſſe nach Speiſe und Trank, öfters an die Sage vom Paradiesvogel, welcher nicht für den Gang der Füße am Boden, ſondern nur für das Schweben ſeiner Flügel in der Luft gemacht, nur vom Thau der Wolken ſich ernährt. Wenn er in der Geſchäftigkeit ſeines inneren Dienſtes war, da mußten Hunger und Durſt, auch wenn ſie ihre Stimme vernehmen ließen, außen vor der Thüre warten, er vergaß dann Eſſen und Trinken. Die wenigſte und geringſte Koſt genügte ihm, ja er ſchien kaum zu ſchmecken, was er genoß. So hatte er, als er mit ſeinen beiden edlen, geiſtesverwandten Freunden, dem verſtorbenen Grafen Fugger und dem noch lebenden Grafen La Roſée in Italien war, bei dem Genuſſe ſeines Frühſtückes es lange nicht bemerkt, daß der Bediente aus Verſehen ihm Mandelkleie ſtatt des Zuckers gebracht habe, ſondern nur ſich gewundert, daß dieſer Zucker nicht ſüß ſchmeckte und als ſeltſamer Bodenſatz unten in der Taſſe blieb. Was wir anderen Gäſte an der Koſt eines bürgerlichen Speiſehauſes in Venedig nicht zu loben fanden, das war Platen bei ſeinen täglichen Beſuchen niemals aufgefallen, ſondern hatte ihn vollkommen befriedigt. Wie er in ſeiner Kleidung ſo fern von äußerer Eleganz und Prunk war, das habe ich ſchon vorhin angedeutet. Ein leichter Rock für den Sommer, ein etwas dichterer für den Winter mußten gewöhnlich an und mit ſeinem Leibe mehr denn einen Jahrescurs durchmachen; ein einziges Paar Schuhe für den Sommer, ein einziges Paar Stiefeln für die Zeit des Regenwetters und Winters reichten ihm für ſeine Ausgänge während des Aufenthaltes in Italien hin, obwohl ihn dieſe Sparſamkeit zuweilen in eine unliebe Abhängigkeit von dem Schuhmacher verſetzte. So ging der treffliche Mann überall im ſtrengſten Incognito unter dem Volke der Deutſchen wie der Welſchen umher. Zu Innsbruck in der Stadt ſaß er einſt, ich weiß nicht, wie lange, als ein faſt beſtändig ſchreibender Gaſt auf ſeinem kleinen Zimmer in einem bürgerlichen Gaſthauſe vom 3. oder 4. Range. Ich kam eben in dieſer Zeit auch dahin; Platen las dieſes in einer Fremdenanzeige, wollte mich aufſuchen, und ließ, als er mich nicht zu Hauſe fand, eine Karte, mit Angabe ſeiner Wohnung, zurück. Ich eilte baldmöglichſt nach dem angegebenen Wirthshauſe, fragte nach dem Grafen von Platen, Niemand wollte etwas von ihm wiſſen, und die Kellnerin ſagte ganz treuherzig, in ihrem Hauſe logirten lauter gemeine Leute, ein Graf aber nicht. Als ich nun dennoch den Geſuchten auffand, da war die Verwunderung der dienenden Jungfrau darüber, daß dieſer Mann im ziemlich abgetragenen Röckchen und mit gar veraltetem Hute ein Graf ſei, nicht gering.

Die äußere Armuth, in welcher er meiſtens lebte, war bei ihm theils Geſchmacksſache, theils aber ein abſichtlich und mit Vorbedacht gewähltes Mittel, um reich zu werden. Und zwar nicht reich, im Sinne der meiſten andern Leute, ſondern in ſeinem Sinne. Dieſer Sinn ſtand bei ihm nicht, wie bei einem ſeiner Standesgenoſſen, nach dem Ankaufe eines Gutes in einem auswärtigen Lande, ſondern nach dem Ankaufe und baldmöglichſten Beſitze gar vieler Güter in gar vielen fremden und fernen Ländern, und ſogar Zeiten, nämlich nach Büchern, vor allen nach Werken der Dichter aller Nationen und Zungen aus alter und neuer Zeit. Dieſe durch mühſame Erſparniß gewonnenen Güter konnte man ſchon in Erlangen bei ihm im Zimmer ſehen, deſſen Wände und Tiſche davon voll waren, und was er von ſeinen Gütern täglich gewann und genoß, das blieb ſeinen Freunden und nächſten Bekannten auch kein Geheimniß. Der ſeltene Menſch las, wie dieſes ſein nächſtſtehender Freund Engelhardt von ihm bezeugt, mit faſt gleicher Leichtigkeit griechiſch, lateiniſch, portugieſiſch, ſpaniſch, italieniſch, engliſch, franzöſiſch, holländiſch, ſchwediſch und däniſch, wozu bald nachher noch perſiſch und indiſch kamen. Und nicht nur von den Früchten, wie ſie einſt vom Baume abgefallen, in den Werken der Dichter all' dieſer Nationen vor ihm lagen, genügte ihm der Beſitz, ſondern er wollte auch rechtmäßiger Herr über den Stamm und ſeine Aeſte ſein, daran ſie gewachſen waren. So ſtand in ſeiner Bücherſammlung außer den Werken in verſchiedenen Sprachen auch die beſte, koſtbarſte Auswahl der Wörterbücher und Grammatiken, und dieſe ſtanden nicht müßig und ungeleſen da. „Mit unglaublicher Anhaltſamkeit" (ſo erzählt Engelhardt) „hatte er die große, griechiſche Grammatik von Matthiä durchgearbeitet, was ihm bei ſeinem Studium der griechiſchen Dramatiker ſehr zu ſtatten kam." Und in derſelben gründlichen Weiſe betrieb er das Studium der perſiſchen Sprache. Um hierzu die nöthigen Hülfsmittel (wie Richardſon's großes arabiſch-perſiſch-engliſches Wörterbuch) in eigenen Beſitz zu bekommen, ließ er ſich mehrere Monate lang, ohne ſeine Freunde es ahnden zu laſſen, die Diät eines faſt nur von Brod und Waſſer lebenden Büßenden wohl gefallen. So wählte er die Armuth und äußere Noth als Mittel, um reich zu werden.

Aber nicht immer hatte die äußere Enthaltſamkeit unſeres Freundes denſelben Grund. Zuweilen ging ſie aus einer Faulheit hervor, welche der merkwürdige Mann mitten in seinem unausgesetzten, angestrengten Fleiße sich zu Schulden kommen ließ. Er war zu faul, um auch nur etliche Zeilen zu schreiben mit dem bloßen Inhalte etwa seiner Adresse oder der Weisung, ihm eine Summe zu senden, die für ihn zur Absendung bereit lag. Und dennoch, wenn die Antwort auf die Zeilen, die er niemals geschrieben, noch weniger aber abgesendet hatte, ausblieb, zürnte er nicht mit sich selber, sondern mit den Freunden daheim, an welche er vernünftiger und billiger Weise hätte schreiben sollen. Auf diese Weise ist er unter andern in Italien ein oder mehrere Male in große Noth gekommen. Er war verreist, die Freunde in München wußten, daß er in Italien, nicht aber, an welchem Orte er sei. Sie warten lange vergeblich auf einige Zeilen von ihm. Da kommen auf einmal, nicht nur etliche Zeilen, sondern es kommt ein Brief von ihm an seinen treuest ergebenen mit Geist und Gemüth ihm herzlich befreundeten Jugendgenossen, den Grafen [illegible]. Der Brief bringt nicht etwa eine freundliche, liebevolle Begrüßung aus der Fremde, Nachricht oder Fragen über das gegenseitige Befinden, sondern ist voll fulminanter Vorwürfe über die lieblose Vernachläßigung und Unfreundlichkeit der alten Freunde, die ihn so lange in bitterster Noth hangen und bangen lassen, ohne ihm das Geld zu senden, das er in München (damals von der Akademie der Wissenschaften) schon längst zu fordern habe. Eine edle, geistreiche Dame, eine Italienerin, habe ihn bis dahin vor dem Hungertode bewahrt. Zum guten Glücke für die Freunde sagt der Brief wenigstens, wo Platen sei; er ist von Siena datirt. Dahin sendet denn der edle Freund augenblicklich die für Platen bereit liegende Summe, aber sein Brief findet diesen nicht mehr in Siena. Er war, wie die hohe, wohlthätige Dame ſchrieb, deren Namen man im Briefe erfahren hatte, mit einigen Mitteln von ihr dazu unterſtützt, weiter gereiſt, ohne anzugeben, und ohne vielleicht zu wiſſen, wohin?

Ich bin aber hier, ohne es faſt zu bemerken, in Erinnerungen, eigne wie fremde gerathen, welche aus Platen's ſpäterer Lebenszeit herkommen, und es ſollte doch zunächſt nur meine Aufgabe ſein, Platen's Leben in Erlangen, ſo wie ſein nahes Verhältniß zu Schelling zu beſchreiben. Aber der größte und beſte Theil dieſer Aufgabe iſt bereits in einer Vollendung gelöſt, welche weiter nichts zu thun übrig läßt, durch einen Freund, an welchen ſich Platen als an einen Genoſſen von faſt gleichem Alter und vollkommen gleicher Stimmung der Neigungen und Gaben mit brüderlicher Liebe und unbegränztem Vertrauen angeſchloſſen hatte. Auf Engelhardt's Aufſatz: „Graf Platen in Erlangen*)", welcher wohl bald als beſonderer Abdruck mit anderen, verwandten Arbeiten desſelben Verfaſſers erſcheinen wird, darf ich jeden Leſer verweiſen, der von Schelling's wie von Platen's geiſtigem Weſen ein vollkommenes, klares Bild ſehen möchte. Schelling kam bald nach Platen zu uns nach Erlangen und es war augenfällig, wie dieſe Beiden durch einen vorbedachten Rath gerade damals, der Eine an einem Ausruhe-, der Andere an einem Entwickelungspunkte ihrer geiſtigen Kraft zu einander geführt wurden. Platen hätte keiner beſonderen Einführung in Schelling's Haus bedurft; er wäre mit dieſem gleich bei dem erſten Eintreten befreundet worden, doch kamen wir Nachbarn ſeiner Beſcheidenheit zu Hülfe. Wo anders in der Welt hätte der wunderbar geartete Jüngling eine ſolche mütterliche Freundin finden können, als Schelling's auserleſene Frau ihm ward, die gar bald mit ihrem tiefblickenden Geiſte den Iſisſchleier hinwegnahm, der auf ſeinem Weſen lag, während Schelling den nachtwandelnden (ſomnambülen) auf höchſten Höhen ſteigenden Geiſt des jungen Freundes bei ſeinem rechten Namen rief und ihn zur beſtimmten That des Lebens weckte. Bei Schelling's „fand ſich Platen wie der Sohn vom Hauſe, anerkannt, gefördert, aufgemuntert, und, wenn es Noth war, geſcholten" (Engelh. a. a. O.).

---

*) Morgenblatt für gebildete Stände. Jahrgang 1836, Nr. 210 bis 215.

Platen war in der für ſeine geiſtige Entwickelung günſtigſten, beſten Zeit nach Erlangen gekommen. Während der ſieben Jahre ſeines dortigen Aufenthaltes hat er die meiſten ſeiner poetiſchen Werke im Geiſte empfangen und viele von ihnen daſelbſt vollendet. In einer höchſt anziehenden und anmuthigen Weiſe erzählt Engelhardt die Geſchichte des erſten öffentlichen Auftretens des Dichters als Schriftſteller.

Platen hat eine hohe Beſtimmung für ſeine Zeit und für ſein Volk gehabt und nach ſeinem Maaße ſie erfüllt. Er hat der deutſchen Sprache, da, wo ſie im poetiſchen Fluge über den Boden der alltäglichen Rede ſich erhebt, eine Weihe und Würde, vereint mit natürlichem Wohlklange gegeben, deren äußerer Schein von manchen Anderen wohl nachgebildet, nicht aber an innerem Gehalt erreicht worden iſt. Denn dieſer Gehalt kam bei ihm aus einer Tiefe des zum Ernſt geſtimmten Gemüthes, welche die größte im Innern des Menſchen erreichbare wäre, wenn es nicht eine noch tiefere Tiefe gäbe. Es lag in ſeiner edlen Natur Etwas, das nach dem feſten Grunde dieſer noch tieferen Tiefe verlangte, von welchem ihm in ſeiner früheſten Kindheit die Kunde gekommen war, zugleich aber gab es indieſer Natur Etwas, welches wie das Seegras das Hinabſinken des Bleilothes, das Hinabkommen zum feſten Ankergrunde verhinderte. Platen iſt ſpäter in leiblicher Weiſe öfters an die lieblichen Ufer von Campanien und in die Nähe der Inſel Capreä gekommen und hat dort gefahrlos das bekräftigende Bad der grünen Fluthen genoſſen. So gefahrlos war einſt dieſe felſige Küſte nicht. Denn nach der Homeriſchen Sage wohnten hier die Seirenen mit dem wundervollen Zauber ihrer Geſänge, welche dem nahenden Hörer ſein Herz ſo ganz hinnahmen, daß er keiner anderen Luſt des Lebens mehr gedachte, als der des Hörens. Ueber dieſen Freuden vergaß er der Heimkehr nach dem Vaterlande, und ſiechte an den Freuden des Ohres dahin, bis ſein moderndes Gebein bei dem der anderen, früheren Hörer lag. Und was war der Zauber, der in dem helltönenden Geſange lag? ſo mächtig, daß ſelbſt der kluge, erfindungsreiche Odyſſeus, obwohl er die Gefahr kannte, von dem Reize der Töne beſiegt worden wäre, hätten ihn nicht nach ſeinem eigenen Rathe die Freunde, deren Ohr ſorgfältig den Tönen verſchloſſen war, feſtgebunden am Maſtbaume. Der Dichter läßt uns die Natur des für das Menſchenherz unwiderſtehlichen Reizes gleich in den erſten Tönen des Geſanges der Seirenen erkennen: „Komm', preisvoller Odyſſeus, erhabener Ruhm der Achaier."

Es gibt andere Seirenen, als die homeriſchen an Campaniens Ufer, im Inneren ſolcher Menſchen, deren geiſtige Natur ſo reich begabt, ſo erhaben ſchöner Art iſt, als die Felſen von Capreä und die Küſte von Campanien. Auch dieſe inneren Sirenen ſingen unſeren Herzen vor: „den Triumph der eigenen Kräfte, das preiswürdige Gelingen unſerer eigenen Werke und das erhabene Ziel ihrer Vollendung." Hätte nicht die Vorſorge der rathenden Göttin den

Odyſſeus auf ſeiner Fahrt geleitet, er wäre der Gefahr nicht entgangen; auch der lockenden Stimme der inneren Sirenen kann das Menſchenherz durch eigene Kraft nicht entkommen, es bedarf hierzu einer göttlichen Bekräftigung. Dem reichbegabten Geiſte unſeres Freundes Platen hatten die Seirenen des Inneren ſchon bei ſeiner Wiege und in der lieblichen Kindheit ihr Lied geſungen und ihre Stimme hatte ihm bei zunehmenden Jahren immer heller getönt. Odyſſeus zwar ſah ſich aus der Gefahr gerettet, als das ſchnellgeruderte Schiff in jene weitere Ferne gekommen war, wo nichts mehr, „weder vom Laute der Seirenen daherſcholl, noch vom Geſange,“ und unbedenklich durften jetzt ſeine Genoſſen das Wachs, das ihre Ohren verkleibte, hinwegnehmen; anders aber iſt es bei dem Geſange der inneren Seirenen, vor deſſen das Herz bewältigender Macht kein Klebwachs im Ohre ſchützt; denn dieſer tönt fort im geiſtigen Ohre, das keine Menſchenhand erreichen kann und bannt zuletzt den entzückten Hörer an unheimlich fremder Küſte ſo feſt, daß er die Fahrt nach dem Hafen der Heimath vergißt. Jener innere, geiſtige Geſang, der unſerem unvergeßlichen Platen die Geſänge eingab, deren Zauber die Welt kennt, war die gebietende Herrſchaft (nach S. 528), in deren Dienſt ſein hoher, zur Freiheit geſchaffener Geiſt ohne Aufhören ſich abmühte. Engelhardt, in ſeinem vorhin erwähnten Aufſatze, beſchreibt uns in ſehr treffender Weiſe die Härte dieſes Dienſtes, in deſſen Abhängigkeit der junge Dichter immer tiefer gerieth, je höheren Genuß ihm das Gelingen ſeiner Werke und das Lob von außen gewährten. — — „Die Ueberzeugung, daß ihm ein ausgezeichnetes Talent geworden ſei, daß ihm Ruhm gebühre, wurzelte feſt in ihm.“ — Seine erſten öffentlich bekannt gewordenen Produktionen fanden rühmliche Anerkennung der bedeutendſten Männer. „Aber der Friede der Seele war eigentlich mit dieſem erſten Schritte vor das Publikum gewichen. Seine Anſprüche ſteigerten ſich immer mehr; ſie gingen endlich über Alles hinaus, was die größten Dichter bei ihren Lebzeiten erreicht hatten*). Da wandte er denn wohl von Zeit zu Zeit den ſehnſüchtigen Blick auf jene Tage zurück, die er ſo unvergleichlich in den Worten geſchildert hat:

> Noch ungewiß, ob mich der Gott beſeele,
> Zu ſeinem Prieſter, ob er mich geweiht,
> Wob ich die ſtillen Bilder meiner Seele
> In glücklicher Verborgenheit“

Nicht nur der inneren Heimath, die ihm in ſeiner Kindheit lieb geweſen, auch der äußeren, des lieben deutſchen Vaterlandes, entführte ihn der Geiſt, in deſſen Dienſtbarkeit er ſich begeben hatte. Er fand ſein Grab in der Mitte ſeines Lebens (am 5. Dezember 1835) neben den Gärten der Oliven bei Syrakus.

Ich gehe nicht ohne Wehmuth von dem Lebensbilde hinweg, das ich ſo eben in einigen Zügen entwarf, und nun thut es mir deſto wohler, wenn ich mich bei dem Lebensbilde eines anderen jungen Freundes aus dem engeren Kreiſe, der ſich an Schelling wie an Platen anſchloß, auf einige Augenblicke verweilen darf. Dr. Georg Friedrich Puchta erſcheint mir als einer der hochbedeutendſten Menſchen, denen ich auf meinem Lebenswege nicht nur begegnet, ſondern befreundet worden bin. Schon die Erinnerung an ihn hat für mich etwas Erhebendes, Stärkendes, Troſtreiches, und ſelbſt der Gedanke an ſein frühes Grab etwas

---

*) Solche über alles Maaß geſteigerten Anſprüche habe ich niemals Gelegenheit gehabt, an Platen zu bemerken.

Berauſchendes. Dieſer Geiſt hat ſchon früher, ohne durch das hemmende Seegras gehalten zu werden (S. 535), den feſten Grund der inneren tiefſten Tiefe gefunden, auf dem ſein Anker bis an's Ende ruhen blieb. In der Fülle ſeiner bewundernswürdigen äußeren wie inneren Gaben hätte ihm der Geſang der Seirenen wohl geiſtig todesgefährlich werden können, aber mit Gott in ſeinem Inneren beſtand er die Fahrt zur Heimath glücklich; er iſt mitten im unabläſſigen Drange ſeines Wirkens, im Glanze der Ehre und des ſchmeichelhaften Ruhmes der ungläubigen Welt ein feſter, gläubiger Chriſt geblieben. Puchta war im J. 1798 geboren, mithin nur zwei Jahre jünger als Platen, zu dem er ſich, und durch ihn zu Schelling in Liebe und Achtung gezogen fühlte. Schon ſein Aeußeres, der hochgewachſene wohlgeſtaltete Körper, das geiſtvoll blickende Auge waren ein Spiegel der inwohnenden, ſeltenen Kraft. Mein Freund Engelhardt gab mir in einem nach Puchta's Tode geſchriebenen Briefe die nachſtehende Schilderung von ihm.

„Ein Charakter von Eiſen, ein Verſtand von ſchärfſter Schärfe, eine bewundernswerthe Reife im Urtheil ſchon im Jünglinge; ein ſicherer Blick auf das Ziel, das er erreichen wollte und eine Kenntniß des Weges dazu, voll Anſchaulichkeit Schritt vor Schritt; eine entſchiedene, aufrichtige Schätzung alles Guten, Edlen, Tüchtigen, welcher Art und welcher Erſcheinung es auch ſein mochte; ein herbes Hinwegweiſen alles Leeren, Hohlen, Mittelmäßigen, Anmaßenden, Trivialen, das er mit ſchneidender Schärfe, mit mehr als kauſtiſchem Witze verfolgte. Ein auf das Glücklichſte organiſirter Geiſt, der in den verwirrenden Weiten juriſtiſcher Quellen wie mit der Wünſchelruthe den Punkt fand, an dem edles Metall zu finden war; eine ſeltene Gabe der Darſtellung voll Anmuth, Klarheit, Feinheit, eine wunderbare Oekonomie der Gedanken wie des Styles. So kennt ihn die Welt als klaſſiſchen juriſtiſchen Schriftſteller, ſo erinnert ſich ſeiner die Menge ſeiner Schüler, die in Erlangen, in München, in Leipzig, in Marburg, in Berlin zu ſeinen Füßen ſaßen. Es war Hugo, der dieſes Talent zuerſt erkannte, Savigny, der ihm das Muſter wurde, dem er nachſtrebte, neben das ſich zu ſtellen ihm vergönnt war. Einem Jüngling, wie dieſem, mußte Hegel's Unterricht, den er in der Oberklaſſe des Nürnberger Gymnaſiums genoß, von großem, bildendem Einfluſſe ſein. Seine Studienzeit fiel in die Jahre der ſchönſten vaterländiſchen Begeiſterung und der Rückkehr zu dem Glauben der Väter, dem er mit der ganzen Entſchiedenheit einer ſtarken Natur anhing. Er war ſchon ein angeſehener, einflußreicher Student, eben ſo gefürchtet wegen der durchdringenden Schärfe ſeiner Dialektik als wegen vortrefflicher Führung der Klinge. Seine Freude an der Poeſie und die Erzeugniſſe ſeiner eigenen poetiſchen Anlage bekränzten dieſe ernſte Geſtalt mit ihrem lieblichen Schmucke; ſo lange es ſeine frühe leidende Bruſt erlaubte, erfreuten ſich die Freunde an dem Klange ſeiner herrlichen Baßſtimme. Poetiſches Gefühl und Verſtand und Charakter ſchienen ſich in ſeinem Geſange zu vereinigen. Er hatte Muſik, wie Alles, gründlich getrieben. Seine Unterhaltung war ſtets gehaltvoll, klar und friſch. Nicht umſonſt liebten ihn die bedeutendſten Männer, Roth, der unvergeßliche, Cornelius, der geiſtvoll herrſchende Künſtler, der milde Schnorr, Savigny und viele Andere vom geiſtigen Geſchlechte." — —

Mir iſt Puchta ſchon in Erlangen, noch mehr aber in München während der erſten, innerlich oft getrübten Jahre meines Aufenthaltes daſelbſt ein Freund geweſen, dergleichen ich wenige auf Erden gefunden habe. Er, obgleich der jüngere Mann, war durch die reiche Gabe ſeines Verſtandes öfters mein rathgebender Führer, und wenn er mit ſeinem liebewarmen, treuen Gemüthe, mit ſeinem freudigen Muthe mich anfaßte, da wurde auch ich freudig und getroſt. Die Stunden mit und bei ihm waren meine liebſten, beſten Stunden. Ein Ernſt, welcher in allen Dingen und Angelegenheiten des Lebens ſtets auf das gute, rechte Ende ſah, verließ ihn nie; das ließ er weniger durch Worte als durch ſein ganzes Thun bemerken. Als ihm auf der ehrenvollſten Höhe ſeines äußeren Wirkens ſchon in ſeinem 48. Jahre (1845) der Tod kam, da trat er ihm feſt und ruhig in dem Sinne des alten Liedes entgegen: „Mitten wir im Leben ſind von dem Tod' umfangen."

Wenn wir im reiferen Alter, mit geöffneten Augen auf unſer vergangenes Leben zurückblicken, da begegnen wir in der Erinnerung nur wenigen uns näher befreundeten Menſchen, denen wir nicht, wenn wir ihnen noch auf Erden begegnen könnten, gleich nach dem Gruße zurufen möchten: vergib mir, daß ich ſo viel an dir verſäumt, daß ich dir für alle deine Liebe und Treue ſo wenig, ſo ſchlecht gedankt, ja daß ich dich da und dort verkannt habe. Meinem Freunde Puchta habe ich ſein Wohlthun an mir niemals genug verdanken können und verdankt. Doch der Dank und die Schuld finden zuletzt ihren Ruhepunkt bei Dem, der Anderen für uns die Gabe des unvergoltenen Wohlthuns ſchenkte und die Schuld abgethan hat.

Schelling's Geiſt und Ruhm hatte auch aus weiter Ferne verwandte Geiſter nach Erlangen gezogen. Ich nenne unter ihnen den heiteren Polen Goluchowsky aus Krakau und den edlen jungen Schweden Kernell, den Verwandten Atterbooms, welcher ſchon früher auf einer Reiſe nach Süden in München mit Schelling näher befreundet worden war. Kernell der herrliche Jüngling führte uns durch ſeine eigene perſönliche Erſcheinung und durch ſeine lebendigen Mittheilungen aus dem Kreiſe ſeiner Lehrer und ruhmeswürdigen Landsleute ſo friſch und kräftig in das geiſtige Leben ſeines Vaterlandes ein, daß wir Alle, die wir ihm näher kamen, ſchwediſche Reichsgenoſſen mit ihm wurden. Ich denke noch mit Vergnügen an die geſelligen Abende bei oder mit Schelling, an denen Kernell uns nicht nur in die Werke der damals lebenden großen Dichter, ſondern in Haus und Hof ſeines ſchwediſchen Volkes, in die Hörſäle von Upſala, in die Naturſchönheiten ſeines Landes wie in ſeine alten Kirchen einführte. Wenn er uns daneben von ſeinem Aufenthalte an der Südſeite von Spanien wie in Südfrankreich und Italien erzählte, da ward es dem theilnehmenden Gefühle ſchwer, ſich darüber zu entſcheiden, welcher heimathliche Zug mächtiger und tiefer begründet ſein möge, ob jener nach dem ernſten kräftigen Norden oder der nach dem lachend ſchönen, lieblichen Süden. Der große Forſcher und Beſchreiber der Geſchichte des ſcandinaviſchen Nordens: E. G. Geijer, war nicht nur Kernell's Lehrer, ſondern ſein väterlicher Freund; von dieſem hatte der Geiſt des Jünglinges das Bürgerrecht im Gebiete der Geſchichte als Erbtheil empfangen. Neben ſeiner vielſeitigen, wiſſenſchaftlichen Bildung hatte Kernell auch eine Weihe der Künſte erhalten, welche dem geſelligen Verkehre mit ihm einen beſonderen Reiz gab. Er war ſchon in früher Jugend als ein Meiſter des Geſanges in ſeinem ganzen Vaterlande ſo berühmt geweſen, daß ihm kaum einer der anderen ſogenannten „Belmansſänger“ in Schweden gleichkam. Selbſt in Erlangen ließ er noch zuweilen in Geſellſchaft mit Puchta einzelne volltönige, tief zu Herzen gehende Lieder des Nordens uns vernehmen, die mir geheimnißvolle Laute über dem Grabe des alten Mhole ertönten oder Gefühle anregten, welche an die geiſtigen Frühlingsſtunden einer ſich noch ſelber kaum verſtehenden erſten Liebe erinnerten. Aber dieſes waren die einzelnen Töne, welche im Herbſte ein ſcheidender Wandervogel vernehmen läßt, wenn er dem Frühling in einem Lande jenſeits des Meeres entgegen zieht. Denn der edle, leiblich zarte, tief und kräftig fühlende Jüngling hatte ſich, wie man dafür hält, durch die frühe Anſtrengung ſeiner Bruſt als „Bellmansſänger" ein Leiden zugezogen, das ſein Aufenthalt in den Südländern von Europa nur lindern, nicht heben konnte. Er erkrankte in Erlangen; Platen war als treuer Pfleger und liebender Freund bei ihm bis an ſein Ende. Die Freunde aus Schweden, Geijer und der Tonkünſtler Lindblad, welche im Jahre nach Kernell's Tode, in Geſellſchaft der geiſtvollen Baronin Silverſtolpe nach Erlangen kamen, fanden den frühe hingeſchiedenen Landsmann, wenn auch nicht mehr leiblich, doch geiſtig fortlebend bei den in der Nähe ſeines Grabes wohnenden Freunden.

Von da an bin ich durch manche beſuchende und begegnende Wanderer von dorther mit dem mir theueren Schweden in geiſtig leiblichem Verkehre geblieben. Einen der theuerſten mir auf meinem Wege begegnenden: Fjellſtedt habe ich ſchon oben genannt (S. 407); einer, der in den letztvergangenen Jahren länger bei uns verweilte, Guſtav Anderſon aus Lund, iſt mir ſo liebend nahe befreundet geworden, wie ein eigener Sohn. Ich habe vielleicht manche Namen, nicht aber den geiſtigen Eindruck aus der Seele verloren, den dieſe Männer aus Schweden mir zurückließen, und könnte ich ſie ihnen zubringen, dann würde ich gern dankbar liebende Grüße ſagen an den Dr. Chr. Stenhammar zu Linköping, an Guſtav Clarholm, Carl

Magnus Arrhenius in Wermeland, D. Fr. Myrberg in Gothenburg, Rudolf Ammerſtedt aus Upſala, Erik Svedbom und ſeine liebe Lebensgefährtin aus Stockholm, an den gedankenreichen Arzt C. M. Witt aus Carlsham, ſo wie an die edlen Norweger Wilh. Chr. Ditrichsſon aus Chriſtiania und Knud Gisleſen. Noch manche andere hier nicht genannte, aber dennoch dem Weſen nach Unvergeſſene, hoffe ich da wieder zu finden, wo man ſich nicht mehr mit dem vergänglichen alten, ſondern mit dem neuen, unvergeßlich bleibenden begrüßt. Namentlich ſo die lieben Jünglinge aus Abo in Finnland, die mich 1828 in München beſuchten.

Ich habe mich ſo eben auf einem Nebenwege der Erinnerungen aus ſehr verſchiedenen Zeiten meiner Vergangenheit über die Gränzen hinaus verloren, die mir der Inhalt dieſes Capitels anweist und kehre wieder in dieſelben zurück.

Zu dem Kreiſe, der ſich um Schelling anſchloß, gehörten viele von denen, die ich vorhin (im Cap. 22 u. 33) nannte. Doch kam er, der vielbeſchäftigte Mann, nur ſelten zu den geſelligen Vereinen, die ſich ſchon früher, namentlich um unſeren väterlichen Freund Vogel, gebildet hatten, während er, beſonders im Sommer, wo möglich in Begleitung ſeiner Familie gern an einem von dem allgemeineren Zudrange abgeſchloſſenen Orte im Freien, mit Freunden ſich zuſammenfand. Einen dieſer Orte muß ich hier beſonders erwähnen, des vormaligen Fleiſchmann'ſchen Gartens, am Abhange des Hügels gelegen. Denn dieſer Garten hat für die Geſchichte von Schelling's Aufenthalt in Erlangen, ſowohl wegen ſeines Beſitzers als wegen der hier ſich einſtellenden beſuchenden Freunde desſelben eine bleibende Bedeutung. Dr. Gottfried Fleiſchmann hat den Glanz des Ruhmes in dem weiteren Kreiſe der Oeffentlichkeit niemals geſucht, noch geliebt. Nach ſeinem Wirken und in ſeiner Stellung als Lehrer an der Univerſität begnügte er ſich gern und überall mit dem weniger in die Augen der Welt fallenden, dafür aber deſto ſichereren, geſegneteren Wirken eines Handlangers, blieb deshalb einen großen Theil ſeines Lebens bei dem Geſchäfte eines Proſectors ſtehen. Alle ſeine beſſeren Schüler wiſſen es aber und halten es im dankbaren Andenken, was ſie von dieſem Führer in die Forſchungen über den inneren Bau der thieriſchen Leiblichkeit empfangen haben. Als Arzt war er bei Alt und Jung ſowohl in als außer der Stadt ſo geliebt und geehrt, wie nur wenige ſeiner Standesgenoſſen dieſes ſein können. Denn ſein theilnehmendes, redliches Herz wußte ſich bald Vertrauen zu gewinnen, er wurde in den Familien, dahin man ihn rief, nach kurzer Bekanntſchaft nicht nur Arzt, ſondern Freund des Hauſes, und wo es Noth that, väterlicher Verſorger und Wohlthäter. Das war der ächte, gute, treue Bürgerſinn eines Reiches, deſſen Genoſſen in mehr als einer Welt ſind.

Auch in Schelling's Familie war Dr. Fleiſchmann nicht nur Arzt, ſondern vertraulicher Hausfreund. Er fehlte ſelten oder nie, wenn die näher befreundeten Gäſte am Familientiſche ſich vereinten. Meiſt zwar, nach ſeiner wenig Worte machenden Weiſe, ein ſtiller Zuhörer der Geſpräche, doch auch, wo ſich Gelegenheit fand, durch ſeinen natürlichen, trefflichen Humor und ſein geſundes, gerades Urtheil ein anmuthiger Geſellſchafter. Auch dem Schelling'ſchen Hauſe iſt Dr. Fleiſchmann mehr denn einmal ein Freund und glücklicher Helfer in der Noth geweſen. Namentlich damals, als die treue Mutter des Hauſes, unſere Freundin Schelling, durch ein räthſelhaftes leibliches Leiden in Gefahr des nahen, und, wie es ſchien, unvermeidlichen Todes kam. Fleiſchmann ſtimmte damals kühn dem inſtinktmäßigen Verlangen der Kranken bei, alsbald und unverzüglich nach Karlsbad zu gehen und den Sprudelquell zu trinken, obgleich es im angehenden Winter war. Wir Anderen ſahen ſie mit banger Sorge, wie für immer, von uns ſcheiden. Fleiſchmann ſprach uns Muth ein und die Kranke kam nach einem verlängerten Aufenthalte neubelebt und wiedergeneſen in ihr Haus zurück. Das heitere muthige Gottvertrauen, in welchem ſie damals von uns gegangen war, brachte ſie mächtiger geſtärkt mit ſich zurück, und hat ſich daſſelbe erhalten auf der noch weiter verlängerten Strecke ihres Erdenlebens bis an's Ende.

Ich bin hier, wo ich von den Jahren meines nächſten, innigſten Zuſammenlebens mit Schelling ſprach, vielleicht etwas mehr beredt geworden, als es der vorgezeichnete Plan meiner Mittheilungen mir geſtatten ſollte. Der ungeſtörte Frieden eines ſolchen vertraulichen liebevollen Zuſammenlebens konnte nur in Erlangens damaliger Zeit, niemals mehr auf Erden an einem anderen Orte und in anderer Zeit zu einem ſo unvergeßlich theueren Theile meiner Vergangenheit werden.

37. Ein Blick in den weiteren Kreis des Lebens.

Es ſei mir erlaubt; noch einmal zu jenem Vergleiche zurückzukehren, den ich oben S. 455 und 456 gebrauchte, um ein doppeltes Bewegen in meiner armen Menſchennatur und dem ihr gegebenen Berufe im Erdenleben anzudeuten. Der Mond, während er den engeren Kreis ſeines Laufes um die Erde beſchreibt, welcher er die eine ſeiner Hälften unverrückt zuwendet, wird zugleich durch den Zug einer ſtärkeren Macht als die der Erde iſt, hinausgeführt auf die weitere Bahn um den Quell des Lichtes, das ſeine Tage erleuchtet. Aber um wie viel lebensvoller und beglückender wären dieſe Tage, wenn ſie nicht mit ſo lange laſtenden Nächten wechſelten, voll Finſterniß und Kälte. Denn was hilft es, daß die eine Hälfte während der langen Nacht das Licht der Erde hat, an die ſie wie der Fuß eines Gefangenen gekettet iſt. Gibt doch dieſes Licht weder Wärme noch eine rechte Helle des Tages, und die andere Hälfte, welche, abgewendet von ihm, von dem Erdenlichte nichts erfährt, wandelt während ihrer Nacht in der eiſigen Kälte des Weltraumes 28 mal ſo lange als im Mittel eine Erdennacht bei uns dauert. Hätte der arme Mond das Selbſtgefühl einer lebenden Kreatur und eine Sprache für dieſes Gefühl, er würde wohl zu der Herrſchermacht im Reiche der Planeten, zur Sonne, ſagen: o du mächtiges Licht, das durch ſeine Kraft all' dieſe Welten bewegt und ordnet, ich kenne dich bei deinem Namen, du Sonne! Ach mach' mich doch frei von dieſem Nachtlichte und Gewichte der Erde, welches das Werden meiner Abende zum Morgen ſo verkümmert und verſpätet, daß mir der linde Hauch des Schlafes zum Todesſchauer wird. Laß meinen Wandel ungehemmt nur um dich gehen, du tragende, belebende Mitte unſeres Seins, und ſo eilig mich der Nacht entrinnen, daß die Wächterſtimme des frühen Vogels den nahen Morgen verkünde, wenn die letzten Töne der nächtlichen Sängerin noch kaum verſtummt ſind. Laß meinen Wandel ungetheilt nur zu einem Wandel um dich, zu einem raſtloſen Suchen und eiligem Wiederkehren nach deinen Strahlen werden, o du mein Licht.

Eben in jener Zeit, welche ich im vorhergehenden Capitel beſchrieben, kamen zu mir aus der Ferne her einige beſuchende Freunde, deren innerer Wandel ein Wandel in der rechten Freiheit des Geiſtes, nicht wie bei dem Monde ein getheilter, ſondern ein ungetheilter und ungehemmter um die belebende, Licht und Wärme gebende Mitte war. David Spleiß kam zu uns mit seiner Frau. Von ihm, dem Freunde, glaube ich ſchon oben im 25. Cap. u. f. ein nicht ungetreues Bild gegeben zu haben; ſeine Lebensgefährtin, dieſe Mutter in Iſrael, wandelt noch unter uns. Nicht von dem erſcheinenden Menſchen, der nach Seinem Bilde gemacht und geiſtig zu demſelben erwacht iſt, ſondern von Seiner Gnade, welche das Bild gemacht und zum Leben geweckt hat, möchte ich hier reden. Die weibliche Anmuth und jungfräuliche Zucht mit Demuth und Milde, Ernſt und Würde ſind ein wohlbereiteter Boden zum Gedeihen der Früchte des Glaubens, welche der Apoſtel den Galatern (Cap. 5 V. 22) nennt. Ja, Liebe, Freude, Friede ſind der Stamm, Freundlichkeit, Gütigkeit ſeine erſten Blüthen, der Glaube aber ſeine Wurzel. Unter den Gaben des Erdenglückes, die dem Pilgrim und Fremdling aus Gottes Hand kommen, iſt keine, welche dem Bunde und dem gemeinſamen Wandel mit einer Seele gleicht, die in einem Weibe wohnet, das den Herrn fürchtet (Sprüchw. 31 V. 30). Wohl dir, mein lieber Bruder David, du haſt dieſes Erdenglück beſeſſen.

Ein anderer beſuchender Gaſt, der ſich mir ſchon ſeit faſt 6 Jahren angekündigt und mich erfreut hatte mit Gaben „aus dem Reiche“ der Wahrheit und des Friedens, die ſich in meinem Alten und Neuen, ſo wie in meinen „Mittheilungen“ aus dem Reiche finden (m. v. S. 504), war Dr. Chr. Barth aus Würtemberg. Vierzig Jahre ſind es jetzt faſt, ſeitdem uns ein Zug der Liebe zu dem gemeinſamen Werke zuſammengeführt hat, anfangs in Briefen, dann in leiblicher Perſönlichkeit, was zuletzt zu einer Gewohnheit geworden iſt, der man alljährlich ihr Genüge thun mußte. Ich möchte viel von dieſem rüſtigen Gefährten auf der ganzen Strecke der letzten Hälfte meines Lebensweges erzählen, muß mich aber kurz faſſen, weil er mir noch auf die Finger ſieht, und mit einem ſolchen Waſſer, wie etwa das Menſchenlob iſt, könnte man ihm vollends nicht ankommen, denn es gibt eine Salbe von Oel, von welcher das Waſſer abläuft, und nur den Boden naß macht. Genug, daß ich weiß, was er mir auf unſerer gemeinſamen Wanderſchaft ſo treulich Hand in Hand geweſen iſt, und Gott wird es ihm lohnen. Es thut recht wohl, einen ſolchen Geſellen bei ſich zu haben, beſonders in der Nacht auf einem holprigen Holzwege, wenn man müde und maßleidig iſt, öfters ſtolpert oder ſich hinſetzen und einſchlafen möchte, der andere aber bleibt friſch auf ſeinen Beinen, hat Geduld und Mitleid mit dem armen Marodör, ruft ihn beim Namen und faßt ihn bei der Hand. Ich ſage nochmals, Gott vergelte das dem guten, treuen Kameraden.

Nicht von meinem brüderlichen Freunde Barth, durch den ich mit Würtemberg in geiſtige Mitbürgerſchaft gekommen und darin geblieben bin, ſondern von einem Aufbau will ich reden, der wie die ſogenannten Netze der Telegraphenverbindungen ſein Netz, ich möchte beinahe ſagen, über die Völker aller Erdzonen ausgeworfen hat, um an ihnen das alte, gute Gewerbe der Menſchenfiſcher zu betreiben. Ein Gewerbe, welches der Politik eines Reiches, das von dem Reiche Gottes auf Erden das gerade Widerſpiel iſt, eben ſo viel zu ſchaffen machen könnte als der Negerhandel den menſchenfreundlichen Weltplänen der gebildeten, chriſtlichen Nationen. Denn es geht auf das aus, was dem Sklavenhandel und dem Sklavereiweſen überhaupt gerade entgegengeſetzt iſt, indem es die Menſchenſeelen mit Gewalt aus der geiſtigen Sklaverei herausfangen und zu Freien machen will. Was denn auch wirklich hin und wieder mit augenfällig gutem Erfolge geſchehen iſt. –

Barth iſt in ſeinen jüngeren Jahren als Pfarrer in Möttlingen ein Nachfolger des alten Pfarrer Machtdolf geweſen, deſſen ich bei mehreren Gelegenheiten als des „Calwer Boten" gedacht habe. Da hat er an der luſtigen Handthierung eines Boten, der bei hellem Wetter wie bei Sturm und Regen immer unter freiem Himmel ſeinem Geſchäfte nachgeht, ein ganz beſonderes Wohlbehagen gefunden. Der Weg aber von Möttlingen nach Calw und von Calw nach Möttlingen iſt ſeiner geiſtig langbeinigen und ſchnellfüßigen Natur zu kurz und dabei doch langweilig vorgekommen; er hat bedacht, daß hinter den Bergen und weitum über den Schwarzwald hinaus auch noch Leute wohnen, an denen man ſich ein Gottes-Lohn verdienen konnte, wenn man ihnen das, was ſie im Haushalte brauchen, zubrächte. Und in Baſel, bei dem Miſſionshauſe, mit welchem er beſtändig zu ſchaffen hatte, konnte man recht erfahren, was die weit abwohnenden Menſchen zum Leben und Wohlaufſein am nöthigſten brauchen: nämlich Gottes theures, werthes Wort und den Troſt des Evangeliums. Da entſchloß er ſich, mit dieſem köſtlichſten Hausbedarfe der Menſchenkinder ſeine Handthierung zu treiben und ein Heidenbote zu werden, der ebenſo wie der alte Machtdolf wöchentlich ein oder etliche Male ſeine Waaren von Calw aus zu den weißen, ſchwarzen und anderen farbigen Völkerſchaften in's Haus brächte und von dieſen hinwiederum Beſtellungen nach Calw annähme. Ein ſolches in's Weite ausgedachte Geſchäft ließ ſich nun freilich nicht zu Fuße, auch nicht auf ſchnelllaufenden Schiffen und Kameelen abmachen; die Sache mußte anders angegriffen werden; es ließ ſich nicht anders thun, man mußte, gleichwie in einem großartigen Fangeballſpiele mittelſt einer Preſſe den Leuten über Berg und Thal ſo wie über's Meer hinüber die Waaren zuwerfen, ſie aber ihre Beſtellungen wieder herüber. Dieſer Verkehr wurde erſt vollkommen in Stand geſetzt zu Calw, wo der liebe Mann noch jetzt bei ſeinem Geſchäfte des Werfens und Auffangens beſtändig auf der Lauer ſteht durch den „weltbekannten“ Calwer Verein, der zunächſt nur zur Verbreitung guter, chriſtlicher Schulbücher geſtiftet war.. Ich will von Dem, was dieſer Verein durch ſeine Preſſe hinausgeworfen hat in die Welt, nur einige Speditionszettel aufheben, die mir gerade auf dem Wege liegen.

Es thut ſich ſchon mancher Autor in oder außer dem Reiche etwas darauf zu Gute, wenn ein Buch von ihm 10 oder 20 Auflagen durchgemacht hat, und wenn ſein Werk ein gutes iſt, darf er ſich auch immerhin darüber freuen. Ich aber kann ein Buch von einem noch lebenden Autor nennen, welches in der vaterländiſchen Sprache 110 Mal neu gedruckt und in 550000 (ſage mit Worten fünfhundert und funfzig tauſend) Exemplaren unter dem deutſchen Volke verbreitet, und welches dabei noch überdies ein gutes iſt. Das iſt die bibliſche Geſchichte von Dr. Chr. Barth in Calw. Zu den 110 in Deutſchland gedruckten Auflagen des Buches kann man auch die 10 deutſchen Ausgaben des Buches zählen, die in Ungarn, und die 2, welche bis jetzt in Amerika erſchienen ſind. Aber das Volk in anderen chriſtlichen Ländern von Europa, das die deutſche Sprache nicht redet und verſteht, muß auch einen Wohlgefallen an dem Inhalte und der einfältig treu zu Herzen gehenden Erzählungsweiſe des Büchleins gefunden haben, denn es iſt in 4 Auflagen (jede zu 5000) engliſch, in drei holländiſch, in zwei franzöſiſch, in zehn ſlaviſch, magyariſch, wendiſch gedruckt worden. Außerdem iſt es auch polniſch, däniſch, ſchwediſch, wallachiſch, croatiſch, lettiſch, ſerbiſch, ruſſiſch, finniſch, norwegiſch, bretagneſiſch erſchienen. Die

Preſſe hat aber noch viel weiterhin ihre große Wurfkraft erwieſen, denn ſie hat das Buch fern unter die Heiden gebracht durch ſeine Ueberſetzungen in's Tamuliſche, Bengaliſche, Hindoſtaniſche, Chineſiſche (in 4 Dialekten), Hindi, Malayalim, Kafferiſche, Eskimo'ſche, Kinika, Timnah, Negerengliſche, ſo wie in die Fidſchi, Seſſuto, Mahratta, Guzurathi, Dajakiſch ꝛc., auch in's Arabiſche und Perſiſche. Ja es iſt ſogar in der thibetaniſchen Sprache unter die Leute gekommen, auch neugriechiſch, und jüdiſch-ſpaniſch ausgegeben worden u. ſ. w. Auch die chriſtliche Kirchengeſchichte von Barth mit ihren vielen, mannichfaltigen Ueberſetzungen hat die Preſſe von Calw aus weit verbreitet, anderer guten Schriften, die von ihr ausgingen, gar nicht zu gedenken*). Aber wie ich ſchon vorhin ſagte, auch von außen, von den Heiden her hat dieſer neue Calwer Bote Beſtellung nach Calw angenommen, welche in dem gar trefflichen Calwer Miſſionsblatte ſeit 1828 zu leſen ſind. Dieſe Rückfracht iſt denn auch gar goldeswerth geweſen, denn der Ertrag des Blattes, welcher ſehr gewiſſenhaft und treu dem Miſſionswerke, namentlich in Baſel, zugewendet wurde, hat ſich in den 28 Jahren, ſeitdem es erſchienen iſt, auf mehr denn 20,000 fl. belaufen.

Wenn der alte, Calwer Bote für andere Leute und Haushaltungen die nöthigen Lebensbedürfniſſe mitbrachte, ſo verſäumte er nicht, auch ſein eigenes Haus damit zu bedenken, vor Allem, damit er habe zu geben den Hungernden und den Bedürftigen, ſo wie den anderen Gäſten, die bei ihm zuſprechen. Sein Nachfolger im Botenamte thut mit großer Treue daſſelbe. Zwar iſt er, ſeitdem er all' ſeine Zeit und Kraft dem Calwer Geſchäfte zugewendet, nicht mehr in gewöhnlicher Weiſe Prediger im Amte, wohl aber im Berufe geblieben, denn es vergeht ſelten ein Sonntag oder Feſttag, an welchem er nicht vor einer Gemeinde, welche ſolcher Zuſprache begehrt, das Wort des Lebens verkündet. Und wen ſieht das Volk mit größerer Freude bei ſeinen jährlichen Miſſionsfeſten erſcheinen, als ihn, den Ueberbringer der Freuden- und Friedensbotſchaften aus allen Ländern der Heiden, zu denen die frohe Botſchaft kam. Sei uns geſegnet, du lieber, werther Mann, du ein Naſir unter den Boten, die da Friede verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da ſagen zu Zion: dein Gott iſt König.

---

*) Im Ganzen beträgt die Zahl der Schriften des Calwer Verlages 24, die der Sprachen, in welchen ſie geſchrieben oder überſetzt ſind, 60. M. ſ. den gedruckten Bericht des Calwer Verlagsvereines.

Barth, als er zuerſt im Jahre 1823 mich in Erlangen beſuchte, war noch Jüngling. Er hielt da am Himmelfahrtstage eine Predigt, durch welche der Segen dieſes Feſtes in vielen Herzen, wie in dem meinigen, fruchtbar wurde und lebendig. Er befreundete ſich damals am nächſten mit den ſchon im Glauben gereiften Männern: Kanne und Kraft, ſo wie mit mir und meinem Hauſe, mit Pfaff und Schelling. Sein perſönlicher Beſuch war eine vorübergehende Erſcheinung; was er uns aber zurückgelaſſen, war nicht vorübergehender Art. —

Ich habe in den vorhergehenden Berichten aus der Geſchichte der erſten Hälfte meines Lebens öfters der Verwüſtungen erwähnt, welche der Unglaube, namentlich in den proteſtantiſchen Kirchengemeinden, angerichtet hatte. Es ſah zu jener Zeit in dem Reiche des Glaubens in ähnlicher Weiſe ſo aus, wie im Reiche Iſraels in den Tagen der Herrſchaft Ahab's, als nach dem Worte, das der Herr durch Elias den Thisbiter ſprach, drei und ein halb Jahr lang kein Regen das Land getränkt hatte. Das Grün der Wieſen war erſtorben; das Laub der Bäume verwelkt, auf den Ackerfeldern weckte die Sonne, bewegte der Wind, wenn er darüber fuhr, keine wogende Saat, ſondern nur Wolken des loſen Staubes auf; die reichen Hirten, die vorhin von der Milch ihrer Heerden in Fülle ſich ſättigten, in das Fell der Lämmer ſich kleideten, gingen verarmt umher als Brüder der Schlangen und Geſellen der Straußen, die das Wüſte bewohnen. Und wenn zu dieſer Zeit ein Obadja es verhüten wollte, daß in ihm und ſeinem Hauſe das Leben nicht ganz erſtürbe, da mußte er der Sättigung weit umher an den Waſſerbrunnen und Bächen nachgehen oder in den Höhlen und Klüften der Felſen ſeinen Durſt ſtillen an dem wenigen Waſſer, das der Regen zurückgelaſſen. Wie ſollte ich nicht, ſo lange der Odem zum Danke mir aus- und eingeht, mit Liebe all' der Waſſerbrunnen und der Steinklüfte gedenken, darin ich in jenen Tagen zur Erhaltung meines Lebens ein lebendiges Waſſer fand? Deiner, du theuerer Pfarrer Schöner in Nürnberg, deiner, du gotteskräftiger Harms, eurer, du lieber A. Neander, Kottwitz, Geibel, Merle d'Aubigny, Martin Boos, Goßner und J. Mich. Sailer. Und könnte ich deiner vergeſſen, du reichlich fließender Bach in Baſel, dahin ich als der Knecht eines Obadja kam, oder deiner, du niemals verſiegender Quell im Gemüthe meines Freundes Kraft, des reformirten Pfarrers in Erlangen, dann werde auch meiner als eines Undankbaren vergeſſen. Es war um jene Zeit in den Gliedern der kleinen Schaar von Gläubigen, wenn ſie aus dem Gewühle der größeren Menge heraus an dem grünenden Ufer eines ſolchen Baches ſich begegneten, ein ähnliches Bedürfniß der gegenſeligen Befreundung, ein ähnliches Bündniß des Friedens als unter den Curgäſten, welche das gemeinſame Verlangen nach Heilung an einem geprieſenen Heilquell, etwa im Thale der Töpel oder der Eger zuſammenführt. Die einen aus Norden, die anderen aus Süden, aus Oſten oder Weſten hätten im Gedränge ihrer großen Stadt und ſeines Pöbelvolkes ſich kaum gegrüßt, hier aber ſind ſie bald wie zu einem Familienleben verbunden; die Freude des Einen an der Wärme des milden Frühlingstages und ſeiner Blüthen, oder das Leid über den rauhen Wind und den Regen, der abwechſelnd mit der Luſt in das Thal hereinbringt, iſt die Freude oder das Leid all' der Anderen auch. In der That, man konnte damals, bei all' der noch anklebenden Mangelhaftigkeit und Gebrechlichkeit des kleinen Volkes der Treugebliebenen oder zur Treue Zurückgekehrten in ihm das Vorbild einer Kirche ſehen, die zwar als ein Leib Chriſti aus vielen Gliedern beſteht, in welcher aber dieſe Glieder, weil keines von ihnen der ganze Leib ſein wollte, in einem Gemeingefühle des Lebens ſtanden, darin, wenn ein Glied leidet, die anderen alle mit ihm leiden, oder wenn eines von ihnen verherrlicht wird, die anderen alle ſich mit ihm freuen. Und dennoch konnte dieſes fröhlich friedliche Zuſammenleben, gleich jenem der Kurgäſte an einem für ſie alle erwünſchten Heilquell kein blühendes und naturgemäßes ſein. Man ſehnt ſich, je bekräftigter man ſich wieder fühlt, deſto mehr zurück nach einer eigenen, bleibenden Heimath. Und, um dieſen hinkenden Vergleich noch weiter zu führen, wenn auch hin und wieder nach der Heimkehr ein Zuſtand eintrat, darin der Fuß zur Hand ſagt, oder der Zahn in der übermächtigen Aufregung ſeines Nervenäthers zum Finger: komm' mir nicht nahe, du biſt mir feindlich, ich kann deine Berührung nicht ertragen, ſo dürfte uns das nicht ſchrecken. Wenn in dem Fuße, wenn in dem Zahne dieſer abſtoßende Drang gegen die anderen Glieder herrſcht, dann iſt das über ſie gekommen, was die Kunſt der Aerzte Entzündung nennt; ein Zuſtand, da alle Kräfte, alle Gefühle des Nerven- und Blutlebens zu dem mächtig erregten einen Gliede, als ſei dieſes allein der Geſammtleib, ſich hinziehen und in ihm zuſammenſtrahlen. Was ſagt der menſchliche Arzt, ſelbſt nach dem beſchränkten Maaße ſeines Wiſſens, zu ſolcher Erſcheinung? Er weiß es, daß in dem Fieber ein heilkräftiger Drang der Natur liege, der zur Geneſung und Wiederbelebung des ganzen kranken, ſchwachmüthigen Leibes führen kann. Iſraëls Arzt, in der allgemeinen Krankheit ſeiner Kirche, kennt die Wege der Heilung noch tiefer und beſſer, und Er hat geſagt, „ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn daß es ſchon brennete.“ Laſſen wir Ihn zünden jetzt an dem einen, dann am anderen Orte ſeine Flammen, es wird die eine der anderen begegnen, die eine mit der anderen ſich vereinen zum gemeinſamen Feuer der Zucht und der Liebe.

So ſehr auch ich, ſo wie viele andere gleichgeſinnte Glaubensgenoſſen der lutheriſchen Kirche, der ich mit treuem Herzen angehöre, uns freuten an dem neu aufgehenden Leben des Chriſtenglaubens in den anderen Kirchengemeinſchaften, blieb uns dabei dennoch ein beſtändig nagender Schmerz. Gerade in unſerer lutheriſchen Kirche, darin der Quell, aus dem allein alles Leben fleußt: Gottes lauteres, wahres Wort und ſein Evangelium zuerſt wieder dem Durſtigen aufgethan und am kräftigſten verkündet worden war, ſchien der Vorrath des lebendigen Waſſers, ſo ſehr ausgegangen und Alles ſo ganz dürr geworden, wie zu den Zeiten Ahab's auf den Feldern des Reiches Iſraël. Am nächſten lag uns hier unſer bayeriſches Vaterland ſelber. Wer waren die Nachfolger Esper's, oben im Bayreuther Lande, und wie ſah es mit den Früchten ihres Wirkens auf den Kanzeln und in den Schulen aus? Wer ſtand, ſeit Schöner's Tode, in Nürnberg dem frech aufſtrebenden Unglauben entgegen? War nicht in den Büchern, daraus die Kinder in den Schulen, die Konfirmanden, ehe ſie zum Altar gingen, die Religion, und ſelbſt einen ſogenannten Chriſtenglauben ſollten kennen lernen und zu Herzen faſſen, überall nur „der Tod in den Töpfen?" Und was war aus Sachſen, dem geprieſenen Mutterhauſe der Reformation, geworden? Man blicke in die damals berühmteſten theologiſchen Zeitſchriften des Landes hinein. Da lernt man gar gelehrte, wie es ſcheint, im Buche der Bücher eifrig forſchende Männer kennen, die alle darin nach etwas Neuem ſuchen, das die alten gläubigen Bibelforſcher überſehen haben, und woraus auf einmal mitten in der Finſterniß dieſes Glaubens ein neues Licht aufgeht. Es iſt ihnen aber dabei ergangen wie denen, die vom fruchtbaren Felde hinausgerathen ſind in die Einöde. Wie Denen, die in ihrem Hunger „Neſſeln ausrauften um die Büſche, und Wachholderwurzel war ihre Speiſe, und wenn ſie die herausriſſen, jauchzeten ſie darüber, wie ein Dieb." — „Zwiſchen den Büſchen riefen ſie und unter den Diſteln ſammelten ſie," rühmend das Effekt machende Neue, das ſie entdeckt hatten. Die wenigen Treuen und Stillen im Lande, die noch nicht ſchliefen, ſondern des Lichtes begehrten, ſuchten dieſes in den verborgenen abgelegenen Hütten der Pietiſten und in der noch lebenskräftig gebliebenen Gemeinſchaft der mähriſchen Brüder.

Und dennoch, ſo betrübend auch damals der Anſchein des geiſtigen Elendes der lutheriſchen Kirche war, iſt dennoch das Wort der Verheißung, welches der Herr durch den Mund des Propheten Jeremias (Kap. 35 V. 19) dem Hauſe der Rechabiten gab, auch an ihr, nach ihrem Maaße in Erfüllung gegangen: es hat auch ihr wie dem Jonadab, dem Sohne Rechab, immer gefehlt, daß nicht jemand von den Ihren allezeit vor dem Herrn ſtände. Denn ſie war und iſt auf das Gebot Gottes und ſein geoffenbartes Wort begründet.

Namentlich auch in Bayern hat es in den Zeiten der ärgſten Verödung der lutheriſchen Kanzeln und Schulen einzelne Levitengeſchlechter gegeben, denen der Geiſt der Treue des Hauſes Rechab verliehen war und in deren Mitte es nicht an Solchen fehlte, die in gleicher Treue vor dem Herrn ſtanden. Noch in der Zeit, da ich in Erlangen war, bis zum Jahre 1822, lebte in Gundelsheim der Pfarrer Johann Jacob Bomhard. Die kurze goldgediegene Biographie, welche der älteſte Sohn desſelben: Rektor Chr. Bomhard in Ansbach, dieſer ſeltene Meiſter des Lehramtes, von jenem würdigen Pfarrer gegeben hat, ſtellt mir ein rührendes Ebenbild von meinem eigenen ſeligen Vater vor Augen. Denn wenn auch beide Männer in ihrer Geſchichte verſchieden, ſind ſie doch in der Treue und Kraft ihres Glaubens, wie in der Führung ihres Amtes und ihrem Wandel in der Welt ſehr brüderlich verwandt geweſen. Von dem Pfarrer Bomhard und ſeiner Frau konnte man wohl ſagen, was von dem Ehepaare aus dem prieſterlichen Geſchlechte Abia, von Zacharias und ſeiner Eliſabeth gerühmt wird: ſie waren alle beide fromm vor Gott und gingen in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich. Welche Früchte der herrſchende Geiſt jenes Pfarrhauſes für die Zeit getragen hat, deren Geſchichte ich ſo eben hier beſchreibe, davon will ich nachher reden.

Ein anderes Geſchlecht der Theologen, von der Treue des Hauſes Rechab lebte zu jener Zeit noch in ſeinen jüngeren Gliedern kräftig fort. Johann Adam Lehmus, deſſen geiſtliche Lieder ein Dichter von gleicher Salbung des Geiſtes, Albert Knapp, in ſeinem evangeliſchen Geſangbuche (Leipzig 1855) zu einem Gemeingute unſerer Kirche erhoben hat, war ein Mann des Segens für das vorhergehende Jahrhundert geweſen*); ein jüngerer Zweig aus dem Stamme der Familie ſtand zu jener Zeit noch in voller Kraft als treuer Zeuge der Wahrheit da, welche währet für und für. Dieſes war der Kirchenrath Dr. Lehmus in Ansbach, ein Menſch von kindlich treuem Herzen, deſſen freudiger Geiſt ſich nie genug thun konnte in den Beweiſen der Liebe zu Seinem Herrn durch Wort und That. Dieſe kindliche Liebe zu Gott und den Brüdern war von ſo eindringlich beredter Art, daß mir noch jetzt warm und wohl zu Muthe wird, wenn ich an die Stunden denke, da ſein Herz in perſönlicher Nähe mit dem meinigen war. Er meinte es gut mit Gott und Menſchen, in ihm iſt mir (1837) ein lieber Bruder geſtorben. Auch habe ich durch ihn eine recht brüderliche Zuneigung zu all' den lieben Männern überkommen, die aus dem Hauſe der Lehmus ſtammen, und dieſe Zuneigung hat guten Grund, denn auf all' Denen, die ich näher kennen lernte, ruhet der Segen, der dem Hauſe der Rechabiten verheißen war.

Es mag unter den lutheriſchen Theologen in Bayern zu jener Zeit noch einige gegeben haben, welche den Waſſerbrunnen glichen, die Obadja im dürren Lande aufſuchte, aber ich weiß ſie nicht zu nennen. Doch that der Herr in jenen Tagen Quellen auf im dürren Sande, darin kein Auge ſie geſucht hätte. Zu Roth am Sand, zwiſchen Nürnberg und Weiſſenburg, fühlte ein dortiger Pfarrer, Chr. Ph. Heinr. Brandt, ein frühe im Feuer der äußeren wie inneren Trübſale geläuterter Mann, ſich gedrungen, im Jahre 1823 eine theologiſche Zeitſchrift herauszugeben, von welcher er, in Hoffnung tüchtiger Mitarbeiter, einen Segen für ſeine Zeit erwartete, der hernach zunächſt ihm ſelber kam. Denn ihm ſelber iſt bei dieſem Tagwerke das volle Morgenlicht aufgegangen, und er hat in zwiefachem Maaße die Gaben empfangen, welche ſein redliches Herz Anderen mittheilen wollte. Der treffliche Mann gab alle ſeine Zeit, welche ihm die gewiſſenhafte Führung ſeines Amtes überließ, der Begründung und Erhaltung jener Zeitſchrift hin, und iſt ſeitdem fortwährend durch die Herausgabe eines Predigtbuches, ſo wie eines Magazins für Prediger, vor Allem aber durch die Stiftung einer Schul- und Pflegeanſtalt für die verwaisten Kinder aus den Pfarrerfamilien für das Reich Gottes thätig geweſen. Anjetzt ein alter Held und Zeuge des Glaubens, ungebeugt und freudig im Hoffen unter der Laſt der Krankheit und des Alters, demüthig und feſt, kindlich freundlich und mild wie männlich ernſt. Er iſt einer von Denen, die ihren Lohn auf Erden nicht dahin genommen haben, aber er ſteht ihnen ſicher, in guter Hand.

---

*) Geboren 1707, ſtarb als Superintendent zu Rotenburg an der Tauber 1788.

Doch ich wollte hier eigentlich nicht von dem Pfarrer und nunmehrigen Dekan Brandt, ſondern von dem homiletiſch-liturgiſchen Korreſpondenzblatte reden, zu deſſen Herausgabe ihn ein innerer Drang genöthigt hatte, der ihm bei Tag und bei Nacht keine Ruhe ließ. Der Mann wußte ſelber nicht recht klar, was er eigentlich damit wollte, und wie er der Sache angreifen müſſe; daß er aber etwas Gutes wolle, und daß ihm Gottes Beiſtand und Segen dazu nicht fehlen werde, das wußte er wohl. Dazu ſchon allein gehörte jedoch ein guter Glaube. Denn die Geſchäfte ſeines Amtes und die Mühen, die er damit hatte, ſein Blatt nur unter die Preſſe, und aus dieſer unter die Leute zu bringen, ließen ihm keine Zeit, ſelbſt viel hineinzuarbeiten, er mußte ſich unter ſeinen Herren Amtsbrüdern nahe und fern nach Mitarbeitern umſehen. Er fand dergleichen von der damaligen ordinären Art, und ſo geſchah es, daß die erſten Nummern ſeines Blattes nichts Anderes als Neſſeln der Neſſelausrauſer an den Büſchen (S. 536) und faule Eier von Eidechſen, welche die Ausrauſer unter dem Geſträuche gefunden zu Markte brachten. Dergleichen Zeugs konnte man jedoch überall um leichtes Geld und umſonſt haben, keiner mochte es kaufen, und der arme Brandt wie der Drucker ſeines Blattes hätten ſich zwar keine Neſſeln aus dem Boden, wohl aber die Haare aus dem Kopfe rauſen mögen wegen des ſchlechten Fortganges ihres Geſchäftes. Da gerieth der Geiſt des Herrn über einen Simſon, daß er den faulen Eſelskinnbacken in die Hand nahm, und damit ſchlug die Philiſter. Eigentlich war es aber nicht Ein ſolcher ſchlagfertiger Held allein, ſondern es waren ihrer Zwei, es war ein Brüderpaar aus dem Pfarrhauſe zu Gundelsheim, der Auguſt und Heinrich Bomhard, welche mit dem Eſelskinnbacken in ſolcher Weiſe handthierten. Dieſen beiden, wie allen ihren zahlreichen Geſchwiſtern, hatte ihr geiſtreicher, treuer Vater und mit ihm ihre kindlich fromme Mutter einen ſo unerſchütterlich feſten Grund des Chriſtenglaubens in Herz und Kopf gelegt, daß derſelbe auch bei den beiden Theologen gegen das Rütteln und Schütteln der damaligen Univerſitätslehrer guten Stand hielt. Und für dieſe beiden, in denen ſchon längſt der Feuereifer brannte über das Unweſen der Neſſelraufer wie der offenbaren Läſterer, ſchien eigentlich das Blatt von vorne herein recht gemacht und beſtimmt zu ſein. Mit dem Augenblicke, wo dieſe die Hand ausſtreckten zur That, und wo nun alsbald noch andere Treugebliebene im Lande ſich hilfreich zu ihnen geſellten, beginnt eigentlich erſt die Geſchichte des Blattes, aus welcher ich hier einige Züge mittheilen will, die ich aus einem Briefe entnehme, den mir ein Mann aus Augsburg ſchrieb, deſſen Name bei Allen, die den Herrn fürchten, gut angeſchrieben iſt, noch beſſer aber und unvergänglicher droben bei Dem, welcher die Furcht Iſaaks und Iſraels Troſt iſt.

„O ſchön, daß Du in Deiner Selbſtbiographie dem Andenken unſeres Korreſpondenzblattes ein grünes Plätzchen einräumen willſt. Jene Zeit verdient es — mir geht das Herz auf, wenn ich an die damaligen Feldzüge gegen Beelzebub und ſein Heer denke und an das „Hie Schwert des Herrn und Gideon," vor welchem das Geſindel flüchtig werden mußte, wie dort die ſchlaftrunkenen Midianiter. Kein preußiſcher Veteran kann an die Schlachten von Leipzig und Waterloo mit größerem Vergnügen und mehr Dankbarkeit gegen Den gedenken, der allein den Sieg gibt. In Kürze hat die Geſchichte des damaligen theologiſchen Befreiungskrieges mit ſeinem Zweck und Ausgang mein ſeliger Bruder Heinrich (Bomhard) in dem ungemein ſchönen Valetſegen angedeutet, der im letzten Blatte des letzten Jahrganges den Beſchluß des Blattes macht. Ueberhaupt iſt es mein ſel. Heinrich, dem in dieſem Kriege der Lorbeer und die Palme des Siegers am meiſten gebührt, denn das Korreſpondenzblatt, wie ein ſcheintodt geborenes Kind, kam erſt zum Leben, als Er mit einem kleinen, aber gediegenen Aufſatz, polemiſcher Natur, darin auftrat. Ich geſellte mich dem geliebten Bruder, mit dem ich immer Ein Herz und Eine Seele geweſen, ſofort mit Freuden bei, und bald hatten wir das Ungeziefer aus dem Blatte verjagt, welches von nun an jene durchaus entſchieden poſitiv evangeliſche, meiſt polemiſche, Geſtalt annahm, in der es durch Gottes Gnade reichen Segen gebracht hat. In uns beiden Brüdern hatten Zorn und Schmerz über die Verheerungen des Weinberges lange genug gegohren und einen Ausweg geſucht; wie junge Löwen, die nach dem Raube brüllen und ihre Speiſe ſuchen von Gott, fuhren wir hinaus unter die alldurchwühlenden und Alles niederreißenden Gethiere. Daß dieſe ein entſetzliches Geſchrei erhuben in allen möglichen Zeitſchriften, in vielen auswärtigen Konſiſtorial- und Generalſuperintendentenſeelen, welche öfters Klagen dagegen einreichten, das verſteht ſich von ſelbſt, war aber Muſik in unſeren Ohren, weil es bewies, daß die Hiebe nicht daneben gefallen waren."

„Es ſchloſſen ſich nach und nach mehrere brave Mitarbeiter an, die ich jedoch nicht mehr alle weiß, und von denen ich nur den Oberkonſiſtorialrath Böckh (damals Pfarrer in Nürnberg), den ſeligen Kirchenrath Lehmus in Ansbach, eine der beſten, ſtärkſten Säulen unſerer Kirche zu jener Zeit, dann den kürzlich verſtorbenen Dekan Lehmus in Gräfenberg, die Gebrüder Dietlen, den lieben Pfarrer Redenbacher und Pfarrer Krummacher in Langenberg nennen will. Der ſelige Harms erfreute uns mit einer aufmunternden Zuſchrift. Nun dieſes, ſo wie jedes andere Lob gebührte vor Allem meinem Bruder Heinrich. Sein vielſeitiges Wiſſen, ſeine große Beleſenheit, ſein durchdringender Scharfſinn, dem keine Blöße der Gegner entging, ſein ſchneidender Witz und ſpielender, ſchillernder Humor, verbunden mit der entſchiedenſten Glaubenstreue und innigſten Frömmigkeit des Herzens, machten ihn den Feinden furchtbar und den Freunden über Alles werth; er war lange bei weitem der thätigſte Mitarbeiter, und als er, in ein ſehr beſchwerliches Amt verſetzt, wenig mehr beitragen konnte, kam es bald dahin, daß das Blatt von Niemand mehr gefürchtet, aber auch von Niemand mehr geliebt wurde."

„Ehre und Dank gebührt unſeren damaligen geiſtlichen Oberbehörden, den Konſiſtorialräthen Roth und Fuchs in Ansbach und den edlen Männern Fr. v. Roth und v. Niethammer in München, die das vielangefochtene Blatt ſchätzten und beſchützten, uns zwar manchmal freundſchaftlich mehr Mäßigung anempfahlen, übrigens aber, wenn wir die Empfehlung nicht ſehr beachteten, uns ruhig gewähren ließen."

„Unter den Gegnern war der grimmigſte und rührigſte der berüchtigte Stephani (m. v. über ihn B. II S. 431), Kirchenrath und Dekan in Gunzenhauſen, ein angeſehener Vielſchreiber, der beſonders auf die Schulmeiſter den verderblichſten Einfluß hatte. Dieſer gab flugs eine eigene Kirchenzeitung, die Gunzenhäuſer genannt, heraus, die unſrige zu paralyſiren; wohl das häßlichſte Schmutzblatt dieſer Art zu ſeiner Zeit, das jedoch keinen Abſatz fand, ihm ſchweres Geld koſtete, und wie der Stank eines Schwefelfadens, der auf die Kohlen fiel, bald aus der Luft verſchwand."

„Schon öfters hatte ich hier die Freude, von Leuten aus Norddeutſchland beſucht zu werden, Geiſtlichen und Anderen, die mir von dem Segen erzählten, den unſer Blatt geſtiftet hatte. Beſonders erfreulich war mir, was mir erſt vor einem Jahre ein ſchleſiſcher Pfarrer ſagte. Er ſei, ſo erzählte er, damals Studirender in Halle geweſen und in einer näheren freundſchaftlichen Verbindung mit etwa 16 bis 20 anderen Studirenden der Theologie geſtanden, welche ſo wie er im Rationalismus aufgewachſen und verſtrickt, ſämmtlich durch unſer Blatt auf den rechten Weg geführt worden ſeien. Sie wären manchmal dem Poſtwagen ſtundenweit entgegen gegangen, um es etwas früher zu bekommen.“

„Freilich athmete das Blatt von Brandt in ſeiner Blüthenzeit Jugendfriſche, lebendige Anſchauung und große Glaubensfreudigkeit und machte den Baal und ſeine Pfaffen zu Spott und Schande; es beſtreute die Tauſende von Blutegeln, die dem Leibe des Herrn: der Kirche das Blut entzogen mit Salz, daß ſie ohnmächtig herabfielen, wie hoch ſie auch daran ſitzen mochten, — das Alles machte ſonderlich auf die Jugend einen kräftigen Eindruck. Es glich in der Art ſeines Befreiungskrieges Lützow's wilder Jagd, hinter welcher alsdann das Gros der Armee, die evangeliſche Kirchenzeitung, kam, die den ſiegreichen Kampf mit Ehren fortgeſetzt hat bis auf dieſen Tag.“ — —

So ſpricht ſich mein lieber Bruder, der Auguſt Bomhard in Augsburg, noch jetzt als ein recht freudiger Kriegsmann über die damaligen Kämpfe mit dem und für das Wort gegen die Verächter und Feinde desſelben aus. Nun, er hat Recht dazu, der Herr unſer Gott ſelber wird uns als der rechte Kriegsmann 2. Moſ. 15 V. 3 genannt, und läßt ſich bei mehreren Gelegenheiten als einen ſolchen preiſen, darum kann es wohl keinen höheren Stand geben, als den eines Soldaten, der die Kriege des Herrn führt, welche ja immer nur den Frieden zu ihrem Kampfpreiſe und Ende haben. Auch iſt es der Krieg, der innerliche wie der äußere, allein, der den ordentlichen Soldaten macht und bildet, denn er lehrt den Leuten Wachſamkeit bei Tag wie bei Nacht und den rechten Gebrauch der Waffen. Darum, du alter Kriegsmann in Augsburg, erhalte dich Gott noch lange, umgürtet an den Lenden mit Wahrheit, im Panzer der Gerechtigkeit, mit dem Schilde des Glaubens und mit dem zweiſchneidigen Schwerte des Wortes in deinen kräftigen Händen. Und wenn du ausgedient haſt, du treuer Kriegsknecht, da nehme Er dich mit Ehren an. † 1849.

Man kann wohl ſagen, daß von der damaligen Zeit, von der Mitte und dem Ende des dritten Jahrzehends dieſes Jahrhunderts erſt wieder ein neues Leben des Glaubens und ſeines Bekenntniſſes in den geiſtlichen Stand der bayeriſchen lutheriſchen Kirche kam. Und daß die Erweckung nicht bei dieſem einen Stande blieb, ſondern weiter und tiefer eindrang in das Volk, das bezeugte die rege Theilnahme am Werke der Miſſion (zu Baſel). Der Wind aber, der das Feuer anblies, ſo wie die Nahrung, die ſeine Flamme unterhielt, kam von ſehr verſchiedenen Seiten her. Daß unter den jungen ſtudirenden Theologen in Erlangen der reformirte Pfarrer und Profeſſor Kraft, dieſer ſiegreiche, im inneren Kampfe hochgeübte Bekenner der Wahrheit, vor Allen den lebendigen Glauben geweckt und befeſtigt habe, dieſen Ruhm wird ihm der Neid der Partheien niemals ſtreitig machen. Aber von außen her kam dieſem werthen Manne noch eine andere Hülfe. Dies war die treue aufrichtige Sorgfalt der Vorſteher und Häupter unſerer kirchlichen Angelegenheiten, die mit Recht als Säulen angeſehen waren: des Oberkonſiſtorial-Präſidenten Fr. v. Roth und ſeines treuen Gehilfen, des vielerfahrenen, weiſen Niethammer in München, mit denen der redlich weinende v. **Grupen** Hand in Hand ging. Fr. v. **Roth**, ihn nenne ich hier als den Führer der Anderen, welcher den Felſengrund des Chriſtenglaubens ſchon frühe gefunden hatte, wollte das Werk ſeines großen Berufes, das Wohl der Kirche, nur auf dieſen Grund erbauen; ſein angelegentlichſtes Bemühen ging dahin, daß an der proteſtantiſchen Landes-Univerſität Erlangen alle die Lehrſtühle, deren Aufgabe die Bildung künftiger Theologen iſt, chriſtgläubigen, bekenntnißtreuen, im Wiſſen wohlbegründeten Männern anvertraut würden. Auch bei der Beſetzung der einflußreichſten geiſtlichen Stellen im Lande nahm er, ſo weit ſeine Kraft und ſeine Stimme reichten, dieſelbe Rückſicht. Sein Wunſch, Erlangen zu einer Vorſchule chriſtgläubiger Theologen zu machen, iſt ihm in erfreulicher Weiſe gelungen. Zu den älteren ſchon oben erwähnten Lehrern der Univerſität und ſpäter an ihre Stelle traten Männer wie der auserwählte, hochbegabte **Olshauſen**, Dr. **Harleß** mit ſeinem lichtvollen Geiſte und entſchiedenen Berufe zum Vorkämpfer- und Hüteramte unſerer Kirche; Dr. **Höfling** mit ſeiner treuen Liebe zu dem Herrn, ſeinem ſicheren, ſcharfen Blicke in allen kirchlichen Fragen der Gegenwart und mit ſeiner ungefärbten Einfalt des Herzens; der tief und feſtgründende Meiſter der Schrift Dr. **Hofmann**; Dr. **Delitzſch**, welcher mit den Gaben ſeines reichen Wiſſens und kindlichen Gemüthes an den Stern erinnert, der die Suchenden von dem hohen Herrſcherſitze der Weisheit des Oſtens hinab zur Krippe führte; **Thomaſius**, der im Lichte des Glaubens und der Erkenntniß des Altars pflegt und ſeine Gaben genießt; Dr. **Göbel**, **Kraft's** Nachfolger im Geiſt und in der Wahrheit; Dr. **Schmid**, der mir Wohlbekannte und Liebe; Dr. **Harnack**, der mir noch Unbekannte, aber Theuere. Mit dieſen Theologen wirkte in gleich treuem Sinne der frühe verſtorbene A. von Schaden und ſtehen auf gleichem Grunde: der glaubensfreudige deutſche Philoſoph Fiſcher, deſſen Liebe zur Weisheit immer den rechten Weg gegangen und auf dieſem geblieben iſt; Nägelsbach, der Meiſter der edelſten Sprachen, die der Menſch zum Ohre des anderen Menſchen, und der Kenner jener Sprache, die Gott zum Menſchenherzen redet, ſo wie mit Döderlein zum Lehramte am Gymnaſium vereint, der bis in's Kleinſte glaubenstreue Prof. Rücker, der Erſtling unter den Erweckten durch Kraft's Vorleſungen und Predigten, und mein Freund Carl von Raumer, ſo wie mit ihm ſein Sohn Rudolf von Raumer, auf welchem nicht nur der Segen und die geiſtige Weihe des Vaters, ſondern die Segnungen eines anderen Armes ruhen, der nicht wie der Arm des Moſes einer Unterſtützung durch Aaron's und Hur's Hände (2. Moſe 17 V. 12) bedarf, Scheurl, der würdige, rechte Mann für die Rechte der Kirche u. A. m. Im Schatten und Schutz dieſer älteren Bäume, von denen ich manche andere ſchon oben, an verſchiedenen Stellen des Buches genannt habe, erhebt ſich ein junger Nachwuchs aus gleichem geiſtigem Saamen. So ſteht denn allerdings unſere Landesuniverſität Erlangen als eine Pflanzſchule der lutheriſchen Theologie da, welche für ihre Zeit wie für ihre nächſte Zukunft einer ehrenden Beachtung werth iſt. Denn die Wächter und Hüter über ihr Wohl ſind nicht entſchlafen, noch träge geworden. An des theueren zu ſeiner Ruhe eingegangenen Fr. v. Roth Stelle und zum weiteren, feſteren Ausbau des von dieſem begründeten Werkes hat uns Gott einen Mann wiedergeſchenkt, den wir auf einige Zeit einem Nachbarlande geliehen hatten, wo er, wie ein edles Gewächs des Weinſtockes, wenn es zweimal durch die

Linie des glühendſten Sonnenſtandes geführt worden iſt, an innerem Vermögen und Feuer erſtarkt iſt.

So können wir mit der Bitte um ferneren Segen auch freudig die Worte des Dankes des 67. Pſ. ausſprechen, können im Vergleiche mit den früheren Zuſtänden (S. 556) rühmend es ſagen: das Land gibt ſein Gewächs. Denn der ohnmächtige und dennoch in ſeiner Ohnmacht freche Unglaube iſt von den meiſten jener Kanzeln verſchwunden und verſcheucht, deren Beſetzung nicht in den Händen einer unverſtändigen, von dem Ernſte der Kirche entwöhnten Volksmaſſe ſteht, ſondern von den treumeinenden oberſten Behörden des geiſtlichen Amtes abhängt. Der Geiſt des Ernſtes und der Gnade, die Kraft des werkthätigen Glaubens, iſt in einzelnen Gemeinden ſo hell hervorgetreten, daß dieſelben als ein Licht daſtehen, welches nicht nur in die Nähe, ſondern weithin in die Ferne leuchtet.

Vor Allem nenne ich hier die Gemeinde von **Neudettelsau**, mit ihrem geiſtlichen Vater **Wilhelm Löhe**, welchen Gott mit ganz beſonderen Gaben zu ſeinem Berufe ausgerüſtet und beſtimmt hat. Fragte uns ein Pilger und Fremdling: wo iſt nun der lebendige Glaube unter Euch? wir dürften ihn dorthin weiſen, als zu einer Hütte des Bundes, in welcher das Gebet „aus der Tiefe" mit ſolcher Kraft des Glaubens geübt wird, daß es in fühlbarer Weiſe durch den Vorhang hineindringt zum Stuhle der Macht, von welchem die ſichere Erhörung kommt. Zu einer Stätte des Segens und der Gnade, an welcher das Wort des Lebens in ſolcher Weihe der treuen Einfalt gepredigt wird, daß ihm, wie dem Brandopfer der erſten Tempelweihe, ohne Zuthun der menſchlichen Kunſt, die Flamme von oben entgegenkommt und in den Herzen der Hörer ſich entzündet.

Es iſt dort ein geiſtiges Betheſda, an deſſen bewegten Lebensquell die noch ſchwachen und kranken Herzen erſtarken zum Genuſſe der inneren Freudigkeit und des Friedens, welche der Glaube gibt. Und das Waſſer mit Betheſda's heilender Kraft fließt unter der Schwelle der Hütte heraus und wird zu einem bis in weite Ferne ſich ergießenden Strome, der, durch das Miſſionswerk in Amerika, die Einöde zum fruchtbaren Felde macht. Friede ſei und Gnade über dieſem Hauſe und ſeiner Schule der treuen Jüngerinnen des Herrn, ſo wie dem geſammten Werke ſeiner Erbarmung über die geiſtig ſo wie leiblich Kranken und Hülfloſen.

So zeigen ſich uns nach vielen Seiten hin lebendige Steine, welche der Herr zum Bau ſeines geiſtlichen Hauſes zuſammenfügen möge, aufhebend und verhütend durch ſeine mächtige Hand die Spaltungen, die unter den einzelnen Steinen ſind; ſchaffend durch ſeine Gnade, daß ſie feſt an einander halten mögen in Einem Sinne und in einerlei Meinung.

Wenn ich hier freudig, wie in hellem Tageslichte umherſchauend, der geiſtigen Segnungen in dem Lande gedachte, das mir ſeit zwei Dritttheilen meines Lebens zum lieben Vaterlande geworden iſt, dann konnte ich die einzelnen Stücke des faulen Holzes und der Giftſchwämme nicht beachten, deren matter, phoſphoriſcher Schein nur den Blick eines Herumirrenden im Dunklen anziehen konnte. Wir wollen es aber nicht läugnen, unſer Land hat ſeit Stephani's Catilinaiſchem Abendmahle manche ſolche Modergerüche der geiſtigen Verweſung ausgehaucht. Am meiſten ſtellt man uns zu unſerer Beſchämung in manchen ernſten Schriften des Auslandes*) einen Abſchaum der Gottes-

---

*) Namentlich im Volksblatte für Stadt und Land. Jahrg. X (1853) Nr. 31, 52, 103.

Läſterungen entgegen, der in Nürnberg durch einen längſt ſeines Amtes enthobenen Gymnaſiallehrer Daumer hervorgebrochen iſt, welcher ſchon in einem früheren Buche (1842) über den Molochsdienſt der alten Hebräer die Behauptung aufſtellte, Jehova und Moloch, dem man die Kinder opferte, ſeien ein und dieſelbe Perſon und Abraham, der Vater aller Gläubigen, der ſelbſt das Liebſte ſeines Herzens Gott zu opfern bereit war, ſei das Urbild aller Götzendiener geweſen. Die Läſterung, die er damit gemeint, trat als Zeichen jener Tage im J. 1847 in ſeinem 2 Bände ſtarken Buche: „die Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthumes,“ in ihrer vollendeten Reiſe hervor. Das Judenthum ſei, ſo behauptet er, zu den Zeiten Chriſti wirklich aufgeklärter und menſchlicher geworden und nachdem in ihm das Menſchenopfern und Menſchenfreſſen, worin eigentlich die jüdiſche Religion beſtanden, längſt abgekommen geweſen ſei, habe Chriſtus beides wieder eingeführt. Seine Worte: laſſet die Kindlein zu mir kommen, hätten nur die Weihe derſelben zum Schlachten für das Opfermahl herbeigeführt und die verſuchte Abwehr der Jünger ſei aus Mitleid mit den Kleinen hervorgegangen. Das Eintunken des Biſſens bei dieſem Kinderopfermahle ſei eine Probe geweſen, ob Judas ein guter Chriſt ſei, dieſer habe ſich aber aus tugendhaftem Abſcheu abgewendet und die Sache bei Gericht angezeigt. Die erſten Chriſten, denen er alle die Greuelthaten Schuld gibt, welche die Heiden über ſie erlogen hatten, namentlich auch das Eſſen von Kinderfleiſch beim Abendmahle, hätten Blut getrunken; bis nahe zu unſerer Zeit ſeien in den Klöſtern noch Menſchen geſchlachtet und ihr Fleiſch gegeſſen worden. — — — — Läſterungen eines wahnſinnigen Blödſinnes, die von ſolcher Art ſind, erinnern an die Wuthanfälle eines wahnſinnigen alten Weibes im Irrenhauſe von

Bicetre, welche öfters Liederverſe von beliebten franzöſiſchen Dichtern mit ſolchen, jedes Gefühl verletzenden Läſterungen und ſchandbaren Worten miſchte; daß ſelbſt die pöbelhaft unzarteſten Zuhörer, welche das Geſchrei der Tobſüchtigen herbeigezogen hatte, mit Eckel von dem ſtinkenden Käfig hinwegflohen. Wir wollen hier dasſelbe thun und zur friſchen Luft zurückkehren, verſichern aber noch im Hinweggehen die Freunde in Norddeutſchland, daß Daumer's Schrift in Bayern ſelbſt die wenigſten Leſer gefunden hat.

Aus dem zweiten Vaterlande Bayern, in welches ich die längſte Zeit meines Lebens mit Leib und Seele eingebürgert war, blicke ich hier gern zurück nach dem heimathlichen ſächſiſch Schönburgiſchen Boden, auf dem ich geboren bin. Eben dieſe meine Heimath, die ich deshalb ja auch, wie ein Eingeborener auf Hiddenſee (nach III. 134) mein ſüßes Ländchen nennen könnte, iſt in der Zeit, von der ich hier rede, im Vergleiche mit dem größeren Mutterlande Sachſen, ein Goſen geworden, das von der Plage der Finſterniß, die über Aegypten kam, verſchont blieb. Es ſei mir erlaubt, hier einen und den anderen der Männer zu nennen, welche, ſo weit ihre Macht reichte, dem geiſtigen Verderben in Kirche und Schule ſteuerten und den Gemeinden treue Lehrer und Bewahrer des lauteren, reinen Wortes gaben. Der Fürſt Otto Victor von Waldenburg und mit ihm der edle Graf Ludwig von Schönburg-Glaucha, haben die rechte und köſtlichſte Anwendung der ihnen anvertrauten Pfunde wohl verſtanden und mit Ernſt geübt. Sie haben das künftige Lob eines „frommen und getreuen Knechtes, der über Wenigem getreu geweſen,“ höher geachtet als alle Ehre und Herrlichkeit, welche die Welt den Vornehmen und Mächtigen in ihrer Mitte zu ertheilen vermag; ſie haben ſich, gleichwie einſt ihre Väter in der Waffenrüſtung von Stahl und Eiſen, als Schützer und Vorkämpfer ihres Volkes der Macht der Feinde entgegenſtellt, und das Panier des Glaubens ſiegreich gehalten. Gottes Gnade und Segen iſt mit ihrem Werke geweſen; das Muldenthal, anmuthig für die äußeren Sinne durch ſeinen natürlichen Reiz, iſt eine Ruheſtätte geworden, auf welcher nicht nur der Blick eines vorbeigehenden Wanderers, ſondern das Auge Gottes mit Wohlgefallen ruht. Hier hörte man bald in den Kirchen die Predigt des Evangeliums wieder in voller Kraft verkündigen und die alten, chriſtlichen Geſänge unverfälſcht; eine Pflanzſchule für Schullehrer in chriſtgläubigem Sinne, ſeit langer Zeit die erſte ihrer Art in Sachſen, wurde dem Lande zum großen Segen. Zu dieſen Grundwerken ſind alle die anderen gekommen, welche der äußeren wie der inneren Noth des Volkes in chriſtlicher Milde und Weisheit aufhelfen und den Geiſt desſelben erheben und veredeln konnten. Heil dem Fürſten, dem Gott zu all' dieſen Werken, ſo wie zu jenen anderen, welche wie die S. 550,551 beſchriebenen, weit über Meere und Länder gehen, Gnade und Gelingen gab; ſein Name iſt in einem Buche geſchrieben, deſſen Schrift nicht von vergänglicher Dauer iſt, wie die der Bücher aus Menſchenhand.

Unter anderen wurde uns damals durch die Vorſorge der Landesherren ein Mann von ſeltenen Gaben und Kräften der Erkenntniß und des Glaubens, aus fernem Norden zugeführt: Rudelbach, der unerſchütterlich treue, ernſte Bekenner und Vertheidiger der Wahrheit. Er kam in Sachſen in ein für ihn nicht nur leibliches, ſondern geiſtliches Fremdlingsland, wie ein mächtiges, feſtes Felſenſtück, das von einer Bergeshöhe hineinſtürzt in ein ſtagnirendes Waſſer, deſſen vorher in glatter Flachheit ruhende Fluth, bei dem Hineinſtürzen der ſchweren Maſſe wild aufſchäumt und umherſpritzt, ohne das feſte Geſtein beſchädigen oder ihm ſein Feſtſetzen auf dem Boden verwehren zu können. Rudelbach wirkte, während der Zeit ſeines Dortſeins, in Glaucha; in Waldenburg ſtand mein Jugendfreund: der ſanfte treu geſinnte Meißner und neben ihm Moritz Meurer, der uns Luther's Leben nicht nur lebendig beſchrieben, ſondern in und an ſich ſelber die Kräfte eines ſolchen Lebens durch Wort und That erwieſen hat. Auch in der Altſtadt von Waldenburg wirkte noch mein alter, lieber Freund Oesfeld in friſcher Kraft, und ſelbſt den Pfarrer Garman (B. II S. 88) fand ich noch am Leben und wirkſam. Einen jüngeren Theologen, damals noch Candidaten, der ſich mit Vertrauen mir anſchloß und ſpäter an Rudelbach einen treuen Führer und geiſtlichen Vater fand, G. H. Schnabel, anjetzt Pfarrer zu Dettau, nenne ich hier mit beſonderer Beachtung. Denn das gute, fruchtbare Senfkorn des Glaubens, das ſchon damals in ihm keimte, hat ſich zum freudigen Wuchs eines Baumes entfaltet, unter welchem die Seelen, welche den Frieden ſuchen, dieſen finden.

Rudelbach's entſchiedene und entſcheidende Wirkſamkeit iſt für das Muldenthal zu einem bleibenden Segen geworden. Ich alter Auswanderer aus dem kleinen Schönburgiſchen Lande bin im Geiſte, je länger ich lebte, immer einheimiſcher dort geworden. Mein Herz geht mir oft wandeln zu den treuen Mitgliedern der Prediger-Conferenz des Muldenthales: ich grüße mit Namen auch die mir noch von Angeſicht unbekannten rüſtigen Arbeiter am gemeinſamen Werke, Leo, Schütz und Otto, mit ihnen den würdigen Nachfolger meiner Väter im Worte des Amtes: den Pfarrer Kloſter zu Hohenſtein, ſo wie meinen lieben, innerlich noch näher als äußerlich Verwandten: den Pfarrer Schödel in Lichtenſtein. Ja wir wollen feſt halten in Luther's Sinn und Treue am Wort und Sakrament, wollen dabei um die Weisheit bitten, welche uns lehrt, neben dem ernſten Worte des Herrn: „wer nicht mit mir„ iſt, der iſt wider mich“ auch jenes anderen eingedenk zu ſein: „wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns.“ Denn die Thaten des Lebens, im Namen Deſſen, der zur That die Kraft und das Gelingen gibt, ſind es allein, welche das „für uns“ bezeugen und an denen der Bruder den Bruder erkennt, er begegne ihm, wo es auch ſei, auf ſeinem Wege.

Man möge mir dieſen Beſuch in meinem heimathlichen Muldenthale nicht verargen; gern würde ich ihn auch auf die nachbarlich Reußiſchen Gebiete ausdehnen. Denn auf dem Hauſe der Fürſten und Grafen von Reuß ruht ſeit alter Zeit der Segen des treuen Bekenntniſſes und wird auf ihm bleiben. Mitten in den Zeiten des allgemeinen Abfalles oder des Hinkens auf beiden Seiten hat für dieſen Treuen im Lande Joſua's Abſchied von ſeinem Volke als Loſung gegolten: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ In der gleichen treuen Geſinnung hat ſich der Herzog Joſeph von Altenburg in der Zeit der härteſten Kämpfe durch Wort und That bewährt und ſeine Nachfolger ſind bis zu unſeren Tagen auf demſelben Grunde feſt ſtehen geblieben, und werden durch Gottes Gnade darauf verbleiben. Der Segen ihres Wirkens iſt eine unter Thränen und Gebet gelegte Ausſaat, welche ihre reichen Garben bringen wird zum Tage der Ernte.

Auch das größere Heimathland Sachſen möchte ich bei dieſer Gelegenheit noch einmal beſuchen. Seit den Zeiten, über welche meine Erinnerung reicht, hat Gott ſeinem Königshauſe eine Reihe von wahrhaft frommen Herrſchern gegeben, denen das wahre, rechte Wohl ihres Volkes und Landes wahrhaſt treu und innig am Herzen lag. Ein ehrenwerther Theil des Adels blieb in der Furcht Gottes und im Feſthalten an ſeinem Worte beſtändig, und eben in jener Zeit, von welcher ich hier rede, ſtand der edle, theure Miniſter Graf Einſiedel als ein Vorbild des ernſten, treuen Eifers und redlichen Bemühens da für die Wiederbelebung des faſt erſtorbenen Glaubens im Volk und in Kirche.

Wie es jedoch ſonſt in Sachſen auf den Kanzeln und in den unter Dinter'ſchem Einfluſſe ſtehenden Volksſchulen ausſah, das habe ich im Vorhergehenden an mehreren Stellen angedeutet. Doch hatte ſich in Leipzig an Lindner des Vaters Seite der ebenbürtige, gleichkräftige Sohn geſtellt; Winer war bald nach meinem Abgange von Erlangen dem Rufe gefolgt, der ihn ſeiner vaterländiſchen Univerſität wiedergab. Er, der aufrichtige Forſcher des Wortes, war auch dort der oberflächlichen, ſinnentſtellenden Schrift-Deutelei der Ungläubigen mit dem Ernſte entgegentreten, der in einem bekannten alten Liede in den Zeilen ſich ausſpricht: „das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn.“ Wer es weiß, daß eine gründlich klare und wahre Exegeſe das Auge der wiſſenſchaftlichen Theologie iſt, der wird den Einfluß zu würdigen wiſſen, den Winer als Lehrer der Hochſchule auf unſere Zeit geübt hat.

Wie durch einen Sturm aus unſerem Bayerlande dahin verſchlagen, trat im J. 1845 Dr. Adolf Harleß als Lehrer und bald nachher als Prediger des Evangeliums in Leipzig auf. Er ſelber, wie ein mächtiger Sturmwind, die verdumpfte, geiſtige Luft des Landes reinigend. Die eingeborene Kraft eines Gideon, des Richters in Iſrael, erwachte zu Thaten des Helden, als er mit eigenen Augen das Heer der Midianiter, gleich Heuſchreckenſchwärmen das Land umher verderben ſah; der Anblick der Greuelthaten, welche vormals ein von Gott und Menſchlichkeit entfremdetes, heidniſches Volk in unſerem Vaterlande verübte, hat in dieſem Kräfte geweckt, welche für die Werke des Krieges wie des Friedens in gleichem Maaße heilbringend waren. Denn ſtatt der von den Ungarn niedergebrannten und zerſtörten vereinzelten Häuſer und Höfe des wehrloſen Volkes, ſtatt der in Flammen aufgegangenen Scheuern, erbaute Heinrich I. feſte Städte und Burgen, deren Bewohner er zum Kampfe mit dem Feinde erzog und rüſtete, und in deren Mauern das Volk des Landes Sicherheit fand für das Leben und ſeine Güter. Harleß hatte ſchon frühe die geiſtige Verarmung und Noth ſeiner Kirche erkannt und den Beruf in ſich gefühlt, nach Kräften für die Linderung und Abwehr dieſer Noth zu wirken. In Leipzig, wo er 1848 und 49 die Ausbrüche der wilden Empörung gegen Gott und ſein Geſetz mit eigenen Augen ſah und manche Gefahren des Kampfes als ein Mann beſtand, fühlte er ſich mächtig gedrungen, Hand an die Aufgabe ſeines Lebens zu legen: die kirchlich zerſtreuten Genoſſen des Glaubens in einer feſtummauerten Stadt des gemeinſamen Bekenntniſſes zu vereinen und andere in der Einöde irrende Seelen zu ihnen zu verſammeln. Dieſe Stadt war einſt ſchon vorhanden geweſen, ihre Mauern, darin die heiligſten Güter wohlverwahrt lagen, hatten aber die Feinde zerbrochen, die Güter hinweggeführt, das noch darin wohnende Volk der Waffen zur Abwehr beraubt. Gott ſtärke den Arm des Wiedererbauers; ſein Werk ſei geſegnet, es war ein heilſames für unſere Zeit.

Harleß als Lehrer an der Univerſität und als Prediger hat in Sachſen ſowohl für das Gebiet der wiſſenſchaftlichen Theologie als für das treue Bekenntniß des Glaubens im Leben und Thun eine Heeresmacht in's Feld gerufen und gerüſtet, welche mit Gottes Beiſtand den Kampf mit der feindlichen Gewalt wohl beſtehen und ſiegreich endigen wird. Dem Felſen, der in ihr ſtehendes Waſſer fiel, hat das Aufſchäumen jener Gewalt eben ſo wenig ein Leid thun können, als vormals zu Rudelbach's Zeiten (S. 572). Es ſind ſeitdem mehrere ſolche Felſenſtücke ſtatt der hinweggenommenen auf den alten Grund gelegt worden; ein feſter Pfad und Damm iſt durch das Waſſer gebahnt. Nur wenige unter den werthen Männern, welche ich hier meine, habe ich von Angeſicht geſehen; mehrere von dieſen habe ich ſchon genannt, einen, der mich im vorigen Jahre auf meinem Wege begrüßte, nenne ich mit dankbarer Liebe: es war der theure **Ahlfeld**. Segnend in Liebe begrüße ich auch **Beſſer** und **Graul**.

Das, was namentlich in meinem ſächſiſchen Vaterlande geſchehen, ſteht in ſo genauem Zuſammenhange mit den kirchlichen Bewegungen in dem größeren Nachbarlande Preußen, daß ich hier auch dieſer noch gedenken muß. Es ſind Gefühle, ähnlich jenen, welche die laute Klage, die einen großen Todten bei Hadadrimon im Felde Megiddo erweckte, mit denen ich hier eines Königs gedenke, der durch alle Arten der ſchwerſten Heimſuchungen und Leiden ſeiner Zeit vollbereitet worden und eingegangen iſt zu dem Frieden und Freuden der Ewigkeit. An **Friedrich Wilhelm** III. von Preußen ſind mitten in den Gefahren, welche ſeinem Throne den Umſturz, ſeinem Volke und ſeinem Lande ein großes Unheil droheten, die Worte in Erfüllung gegangen, daß fromm und wahrhaftig ſein den König behüten, und daß ſein Thron beſtehe durch Frömmigkeit. Er iſt ein Mann von ungetheiltem Herzen geweſen, voll ungeheuchelter Gottesfurcht, ſchlicht und recht in all' ſeinem Thun und Weſen. Die Ehre bei Gott und ſein Wohlgefallen iſt ihm lieber geweſen, als die Ehre bei den Menſchen; die Luſt an dem Herrn und Seinem Worte galt ihm mehr als die Luſt der Welt. Als ein demüthig gehorſames Kind vor dem Angeſichte Deſſen, der ſeines Lebens Troſt und Zuverſicht war, und als ein liebend beſorgter Vater gegen ſein Volk hat er ſich als einen treuen, rechtſchaffenen Haushalter in ſeinem ganzen Hauſe bewähret. Das geiſtige Elend der größeren Maſſe ſeines Volkes ging ihm noch tiefer zu Herzen, als einem Vater, der ſeine Kinder der Todesgefahr einer anſteckenden Seuche ſorglos entgegen gehen ſieht. Es bedurfte für ihn keines Hilkia, der das längſtvergeſſene Geſetzbuch des Herrn da wieder auffand, wo es im Tempel verborgen lag (2 Kön. 22 V. 8), denn das Geſetz ſeines Gottes war in ſein Herz geſchrieben, und er gedachte deſſelben bei Tage wie bei Nacht. Was war, bis auf wenige noch glimmende Funken in ſeinem Lande, aus der Kirche, welcher er Schutz und Treue gelobt hatte, geworden? Die Kirche beſteht allein auf dem Grunde der Sakramente; die rechten Prediger des Evangeliums ſollen ſein Chriſti Diener und Haushalter über Gottes Geheimniſſe. Die aber, welche ſich Prediger des Volkes nannten, konnten großentheils beides nicht ſein, denn ſie hatten keinen Chriſtus, und das Geheimniß Gottes war hinweg von ihrer Hütte. Der König ſah dieſes, erkannte namentlich den frechen Gräuel, der mit dem Sakramente der Taufe, die willkürliche Neuerungsſucht, die mit dem Sakramente des Abendmahles getrieben wurde, und ſein Herz ward erweicht und gedemüthigt über die Schuld ſeiner Väter und ſeines Volkes. Er hat mit treuem, redlichem Herzen gethan, was er konnte. Ihm war es ein ernſtes Anliegen, daß der geſammten evangeliſchen Kirche ſeines Landes vor Allem die Predigt des lauteren Evangeliums und das Heil der Sakramente zurückgegeben würde.

Konnte er aber darum, weil er ein König war, von dem Chriſtushaſſe ſeiner Zeit verſchont und unangetaſtet bleiben? Das war nicht ein einzelnes Felſenſtück, das war ein ganzer Berg, der in das todte Meer des Unglaubens hineinfiel. Die Wuth des Haſſes gegen Chriſtus ließ ſich jetzt in dämoniſch ſinnvoller Weiſe an den noch Treugebliebenen im Lande, an den wärmſten Freunden Chriſti aus. Der Aufruf zur Rückkehr zu dem Glauben und zur Kirche Gottes erging öfters durch ſolche Vermittler zwiſchen dem guten, frommen König und ſeinem Volke, welche ſelber vom Glauben wie von der Kirche entfremdet, ja Gegner derſelben waren. — — Wir wiſſen, was geſchehen und beklagen Manches, das nicht hätte geſchehen ſollen. Aber der redlich gute Wille des Königs blieb dabei ohne Schuld. Er hat zum Wiederaufbau und zur Ausbeſſerung der geiſtig zerſtörten oder baufällig gewordenen Kirche ſeines Landes gethan, was er vermochte; auch andere Länder danken ſeinem kräftigen Vorgange das Wiederaufleben der alten Liturgie und inneren Zucht ihrer evangeliſchen Kirchen; durch ſeine Vorſorge, ſo weit dieſe nur zu reichen vermochte, kamen an die Univerſitäten, Kirchen und Schulen treue, chriſtgläubige Lehrer. Wenn dieſer ſeltene Fürſt und ſein gläubiges Wirken auch von Menſchen verkannt wurde, Gott hat ihn erkannt. Er hat Treue und Glauben gehalten bis an's Ende; Er, der auf Erden ſein Schild war, wird in Ewigkeit ſein ſehr großer Lohn ſein.

Von den treuen Männern, welche durch die Vorſorge des Königs Friedrich Wilhelm III. zum Wiederaufbau der faſt zerſtörten Kirche und zur Verkündigung des Evangeliums berufen waren, nenne ich hier nur die, welche mir ſchon während meines Aufenthaltes in Erlangen durch Schrift und Wort, und dann auch durch perſönliches Nahekommen befreundet wurden. Zwar bei dem Einen von ihnen, obgleich er mir durch fleiſchliche Abſtammung aus demſelben großväterlichen Hauſe verwandt war, iſt mir der Wunſch, ihn noch auf Erden mit meinen Augen zu ſehen, unerfüllt geblieben, deſto mehr freue ich mich darauf, dich, mein theurer Heinrich Leonhard Heubner, dort zu finden und zu ſehen, wohin uns beiden das ſehnliche Verlangen des Herzens ſchon längſt vorausging. Wir waren beide in einem Jahre (1780) geboren; du haſt dein Hall- und Jubeljahr früher gefeiert, als ich, möge mein Ende ſein, wie das deinige war. Dort in Wittenberg bei deinem Grabe lebt und wirkt noch ein anderer Mann, welchen ich ſchon auf Erden ſah und lieb gewann: Schmieder, den ich begrüße.

Neben den ſchon genannten treuen Zeugen des Chriſtenglaubens durch Wort und That: Neander, Goßner, von Kottwitz, Vater Jänike u. A. erhob ſich in Berlin ſchon zu der Zeit der theologiſchen Kämpfe, welche ich vorhin (S. 560 u. f.) beſchrieb, ein jugendlicher Held für die Wahrheit und Zeuge für die Gotteskraft des Evangeliums, welcher den Heeren des Zweifels, die ihm ſelber Vernichtung gedroht hatten, ſiegreich die Stirn bot. Fr. Aug. Tholuck, ſchon in ſeiner „Weihe des Zweiflers“, hat ſich gleich einem jener Vornehmſten unter den Helden hindurchgeriſſen durch das Lager der Feinde und das lebendige Waſſer des Heilbrunnens von Bethlehem geſchöpft, zu welchem die Belagerer den Zugang verwehrten. Tholuck's Wirken als chriſtgläubiger Lehrer ſeines Volkes durch Schrift und lebendiges Wort iſt weit bekannt, denn ſolches iſt nicht im Winkel geſchehen. Es gilt von dieſem vielbekräftigten Geiſte

Tho. ch.

der Spruch, der ihm ſelbſt zur Looſung geworden iſt: „Es iſt Alles euer, es ſei Paulus oder Apollos es ſei Kephas oder die Welt; es ſei das Leben oder der Tod, es ſei das Gegenwärtige oder das Zukünftige: Alles iſt euer, Ihr aber ſeid Chriſti, Chriſtus iſt Gottes.“ Denn nach dem Vermögen ſeiner vielſeitigen wiſſenſchaftlichen Erkenntniß und Bildung ſteht er, nicht wie ein vereinzelter Mann, ſondern als eine Heeresmacht da. Und dennoch bezeugt es dieſer geiſtig Reiche, Hochgeſtellte durch die That, daß ſein Herz vom Stamme der Kleinen und Armen ſei, denn zu dieſen geſellt er, zu ihnen hält er ſich gern. Außer meinem unvergeßlichen Lehrer **Werner** weiß ich in unſerer Zeit keinen Lehrer, der ſo ganz für ſeine Schüler lebt, ſelbſt die Stunden der ihm nothwendigen leiblichen Erholung ihnen dahingibt. Und wenn er da luſtwandelt mit ihnen über das Thor hinaus in's Freie, führt er ſie durch ſeine dreifache Gabe der Beredtſamkeit: des Verſtandes, des Herzens und der gefühlvollen Phantaſie hinaus in ein Feld des Erkennens, deſſen Himmel von nie getrübter Klarheit iſt, und in welchem der Geiſt eine unbegrenzte Freiheit des Bewegens genießt. Er ſelber, der in ſeinem Inneren eine Heeresmacht des Wiſſens verborgen trägt, kommt wie ein Einzelner ihres Gleichen zu den jungen, künftigen Kriegern, um aus ihnen eine Heeresmacht der gläubigen Bekenner zu bilden. Auch zu mir hat ſich Tholuck mit nachſichtsvoller Liebe als vieljähriger, brüderlicher Freund geſellt, er möge dieſe dankbaren Abſchiedsworte mit gleicher nachſichtsvoller Freundlichkeit aufnehmen.

Schon vorhin (S. 564) iſt eines Mannes in Ehren gedacht worden, der die Kriege des Herrn gegen die Verächter und Feinde des Glaubens ſeit einer Reihe von Jahren ſiegreich geführt hat. Es iſt der Mann von unerſchütterlichem Muthe, Ernſt Wilhelm Hengſtenberg, namentlich als Herausgeber der evangeliſchen Kirchenzeitung ſeit 1827 in weiten Kreiſen gefürchtet, geehrt und geliebt. Auf die Geſchichte ſeines Wirkens und ſeine Stellung könnte man die Worte der Verheißung anwenden, die dem Propheten gegeben worden: „Ich will dich zur feſten Stadt, zur eiſernen Säule, zur ehernen Mauer machen im ganzen Lande, wider die Könige Juda, wider ihre Fürſten, wider ihre Prieſter, wider das Volk im Lande“ (Jer. 1 V. 18). Er hat die doppelte Taufe ſeines Namens, im Waſſer des Gnadenbundes vor dem Altare des Herrn und in der Fluth der Läſterungen vor der Welt in reichem Maaße empfangen. Und was iſt daran gelegen, wenn die Fluth das gebrechliche irdiſche Gefäß zu ſeiner Reinigung traf, blieb doch der Schatz in ſeinem Inneren: die Treue an dem Bekenntniſſe zu dem Herrn und ſeinem Worte unverſehrt. Hengſtenberg war nicht nur der Geſinnung, ſondern ſelbſt dem Fleiſche nach ein Verwandter meines brüderlichen Freundes Kraft in Erlangen, und auch den Basler Freunden wohlbekannt. Ich fühlte mich ſchon in Erlangen geiſtig mit ihm verbunden, und bald nach meinem Abgange von dort lernte ich ihn zugleich mit meinem theuren Freunde Brandis, von dem ich anderwärts geſprochen*), in Karlsbad perſönlich kennen. Einem ſolchen Herzen, wahrhaft, redlich und ohne Rückhalt muß ſich auch ein anderes Herz in Liebe aufthun, ich bin ſeitdem in unzertrennlichem Bruderbund mit Hengſtenberg geblieben, und wie groß und innig meine Theilnahme an ſeinem ernſten, treumeinenden Wirken war, das mögen ſelbſt die vereinzelten kleinen Beiträge bezeugen, die ich, ſo oft meine Zeit es mir erlaubte, in ſeine evangeliſche Kirchenzeitung gab. Der Bund der Freundſchaft mit ihm ſteht auf dem Bunde der Treue des Bekenntniſſes zu dem Herrn und ſeinem Worte, er bleibe zwiſchen uns bis an's Ende.

---

*) In m. Reiſe in das Morgenland Bd. III.

Mittelbar durch meinen Jugendfreund Scheu (II, S. 445) ſchon ſeit dem Beſuche von dieſem bei mir in Nürnberg, ſpäter auch perſönlich, begegnete ich auf meinem Lebenswege einem Mitpilger, in deſſen ganzem Weſen ſo unverkennbar, wie ich es bei wenig Menſchen gefunden, die beſtändige Looſung ſeiner Erdentage ſich ausſprach: „Herr, ich warte auf dein Heil.“ Es iſt dieſes der theuere Dr. Karl Immanuel Nitzſch, der jetzt als ein Feſtgegründeter in Hoffen und Glauben in Berlin ſteht. Er iſt von frühe an in den Kämpfen mit bitteren Feinden zur Linken wie zur Rechten wohlgeübt worden; ſein Auge darf in kindlicher Zuverſicht in das Auge Deſſen blicken, der in das Verborgene des Herzens ſchaut, und der ein gerechtes Gericht richtet. Er hat es redlich gemeint mit ſeinem Herrn und Erlöſer, ſo weit ſein Können reichte. Auch Männer eines anderen kirchlichen Bekenntniſſes, wie der redliche, verſtorbene Prof. D. Klee in München (früher in Bonn), dachten und denken ſeiner in ſegnender Liebe.

Fr. J. Stahl iſt mir ſchon als Jüngling in Erlangen bekannt und werth geworden (m. v. S. 518). Als einer der tiefeingehendſten Schüler von Schelling iſt er in gewiſſer Hinſicht mein geiſtiger Milchbruder geweſen. Wir wollen aber beide gern zu den Füßen eines anderen Lehrers ſitzen bleiben, deſſen Weisheit eine höhere iſt, als die der Menſchen. Er mache uns beide reif. Meine perſönliche Bekanntſchaft mit dem im Geiſte reichen und freudigen Hoffmann, dem edlen Würtemberger, fällt zwar in eine ungleich ſpätere Zeit, von der ich hier noch nicht reden kann, aber es gilt von dem Zuge der Liebe, welcher in dieſer Bekanntſchaft aus jüngerer Zeit liegt, das, was von der Liebe der Eltern zu den jüngeren Kindern geſagt werden kann: daß ſie eine beſonders lebendige iſt.

Ich habe nun freilich hier, wie ich oben im 13. Kapitel gethan, nur von den „Kirchthürmen am Wege“ geſprochen, wie aber ſteht es hin und wieder mit und in dieſen Kirchen, namentlich mit dem Volke, aus, welche das Geläute der Glocken auf dem Thurme in ſie hineinrufen ſoll? Welche große Schaar von dieſem hört in ſeinem tiefen Schlafe die rufende Stimme noch nicht, und wie klein iſt die der Wachenden. Und wenn die Glocken im Sturmlaut ein Nahen der Feinde verkünden, welche werden ſie zum Beiſtand, welche zur Abwehr des Feindes erwecken? Dennoch fürchte dich nicht, du kleine Schaar, und ihr Wächter auf der Zinne, ſeid und bleibet munter und wachet!

Ich kehre jetzt von der weiteren Bahn in die kleinere und engere meines eigenen häuslichen Lebens zurück.

38. Zwei Bräute und Hochzeiten im Hauſe.

Das häusliche Glück iſt freilich nicht in dem Sinne ein Erwerb zu nennen, in welchem man ein Stück Geldes oder anderes Gut, das man ſich im Schweiße ſeines Angeſichtes erarbeitet und verdient hat, ſo heißen kann, denn es iſt ein Geſchenk der Gnade Gottes, das ohne unſer Zuthun zu uns kommt. Die bleibende Stimmung des Gemüthes jedoch zur Geduld, zum Gottvertrauen, zur Dankbarkeit, welche ſich unter den Freuden und Leiden des Hausſtandes in uns begründet, iſt ſchon ein Erwerb zu nennen, obgleich wir dabei nichts Anderes gethan haben, als im beſten Falle ein folgſames kleines Kind, das ſich ohne Widerſtreben von der Mutter die Hände und das Angeſicht reinigen und ſich ankleiden läßt. In ſo weit kann ich mein unverdientes häusliches Glück auch mit zu dem Erwerbe aus meinem vergangenen Leben zählen.

Es ſind jetzt, wo ich doch erſt am Anfange meines 77. Jahres ſtehe, ſchon drei Generationen aus meinem Hauſe hervorgegangen, die in der Liebe zu Gott und zu ihren Ehegenoſſen oder die Urenkel in der Liebe zu ihren Eltern vergnügt und glücklich ſind. Nur das erſte Aufſproſſen des Baumſtammes will ich hier beſchreiben, der unter dem Schatten ſeiner zahlreichen Zweige, wenn das Gedeihen von oben dazu kommt, noch manche Ausſaat bringen kann.

Unſere leiblich eigene Tochter Selma iſt, während unſeres Aufenthaltes in Erlangen, zuerſt Braut geworden. Bald hernach geſchah dieſes auch mit der Tochter Adeline, die uns, wie der Thau aus der Morgenröthe geboren, von Gott als ein eigenes Kind geſchenkt war. Mit den Hochzeiten iſt es aber in umgekehrter Ordnung hergegangen, denn die jüngere Schweſter Adeline hat ſich früher mit ihrem lieben, trefflichen Winer vermählt, als die um ein Jahr ältere Schweſter Selma mit ihrem vielgeliebten Ranke. Ich will hier bei der Ordnung der Brautſtände bleiben.

Ich habe oben (S. 463 u. f.) das Auftreten eines Jünglings in meinem Hauſe beſchrieben. der zu uns als ein zwar unerwarteter und darum ungebetener, zugleich aber als gar lieber Gaſt aus fernem Norden herkam. Der Jüngling Heinrich Ranke, gebürtig aus Wiehe in der güldenen Aue (m. v. S. 157), kam damals gerade von der Inſel Rügen und nicht nur aus dem geweſenen Wohnhauſe, ſondern vom Grabe des ſeligen Pfarrer Baier, von welchem ich oben (S. 145) Manches erzählt habe. Ranke aber konnte noch viel mehr und Beſſeres von dem lieben Manne ſagen, bei welchem er einige Zeit als Lehrer der Kinder und zugleich als Schüler ihres Vaters gelebt hatte. Er brachte vom Sterbebette des Freundes ſein letztes geiſtiges Vermächtniß mit ſich, ja er ſelber, ſeinem ganzen Weſen nach, iſt vor Allem mir und meinem Hauſe als ein Vermächtniß des Hermann Baier zugekommen. Ich will den Weg nach der Inſel Rügen und nach des Pfarrers Baier Haus in Altenkirchen, den ich ſchon ſelber einmal mit gar vielem Genuſſe gemacht habe, hier noch einmal mit meinem Sohne machen.

Eben in dem Jahre (1819), darin ich das gute Mecklenburg verließ und bald nach meinem Abgange nach Erlangen, fühlte ſich Heinrich Ranke, damals Lehrer an einer Erziehungsanſtalt zu Frankfurt an der Oder, er wußte ſelbſt nicht wie? angetrieben, eine Ferienreiſe nach der Inſel Rügen zu machen, welche zu jener Zeit noch wenig beſucht war. Unter Anderem wollte er, der eifrige Forſcher in der alten, deutſchen Götterlehre, zu Altenkirchen den Stein mit dem Bilde des Gottes Svantewit ſehen, welcher in der Mauer der dortigen Kirche, in liegender Stellung eingefügt iſt. Er ahnete nicht, daß er hier ſtatt des todten Bildes eines Götzen den lebendigen Gott finden werde. Und doch war ihm ohne all' ſein Zuthun ſchon auf der Reiſe der Weg zu dieſem Funde gewieſen und durch manche Eindrücke, die er da empfangen, das Herz zur Aufnahme deſſelben geöffnet worden. Das Erſtere geſchah ihm durch den Pfarrer Heinrichs zu Friedland in Mecklenburg, der ihm den Pfarrer Baier auf der Inſel Rügen als einen Mann nannte, den er doch ja kennen lernen ſolle, und ihm einen Brief an den Candidaten Ernſt Frank zu Bobbin, Baier's Neffen, mitgab. Und als nun der junge Wanderer bei Greifswalde und auf der kurzen Ueberfahrt nach der Inſel zum erſten Male das Meer ſah, dann mit Moritz Arndt's Erinnerungen an Rügen in der Hand, an Puttbus und ſeiner herrlichen Bucht vorüber die Halbinſel Mönckgut bis zu ihrer äußerſten Spitze durchzog, hierauf Perth mit ſeiner prachtvollen Ausſicht, Jasmund, Stubbenkammer und den Herthaſee beſuchte, da fühlte er ſich aus der alten Welt ſeiner Schulgelehrſamkeit, darin er bisher beengt geweſen, hinausgehoben, wie in eine neue weitere; aus der Mondbahn um die arme, dunkle Erde in die weitere Bahn um eine hellleuchtende Sonne des inneren Lebens (nach S. 455). Doch war ihm dieſe Sonne noch nicht eigentlich aufgegangen, der neue Tag dämmerte ihm nur erſt als ein Widerſchein ihrer Strahlen in den ſichtbaren Werken auf. Den Ernſt Frank, an den ſein Empfehlungsbrief ihn wies, fand er nicht in Bobbin, dieſer war bei ſeinem Oheim Baier in Altenkirchen, gleich als hätte er ihm wie ein Wegweiſer dahin vorausgehen müſſen. Doch ſollte dem jungen Wandersmanne, ehe er Baier's Haus betrat, noch ein anderer Wegweiſer, nicht nur zu dieſem Hauſe, ſondern zu dem Herzen ſeines Bewohners kommen. Er hatte von Bobbin aus, noch am Nachmittag und Abend, nicht über Altenkirchen, ſondern am Meeresufer hin den Weg nach Arkona eingeſchlagen, hier, nach kurzer Nachtruhe in Puttkammer die erſte Morgenſtunde in freudiger Bewegung zugebracht und zu den Tönen eines Liedes der Schöpfung, die er da vernommen, in merkwürdiger Weiſe einen Text gefunden, der ihm tief zu Herzen ging und ihn auf ſeinem weiteren Wege begleitete. Denn dort in der kleinen Kapelle, in welcher, wie ich oben (S. 138) berichtete, Koſegarten und nach ihm Baier ihre Uferpredigten gehalten, fand er ein altes

Geſangbuch, in welchem er, ausruhend auf einem Sitze, ein Lied von Paul Gerhard las, das von der Freudigkeit des Chriſten handelt mitten in Angſt und Weh, und gegenüber den Schrecken des Todes und des Grabes. „Denn er weiß ja, an Wen er glaubet.“ Bei dem Leſen der Stelle des kindlich frommen Liedes, die den tiefſten Eindruck auf ihn gemacht hatte, und welche er ſich in ſeiner Schreibtafel aufzeichnet, obgleich ſie ſchon ohnedies in ſeinem Gedächtniſſe geblieben wäre, überfällt ihn der Gedanke wie ein Gewappneter: du findeſt das, was in dem Liede ſteht, ſo ſchön; dich aber gehen die Worte nicht an, du haſt den ſeligen Frieden, haſt die Freudigkeit des Chriſten nicht, denn dieſe kommt aus dem Glauben, welcher dir fehlt. Doch wird ihm ſchon das erwachte Verlangen nach dem Gute, welches ihm fehlt, zu einem wohlthuenden Gefühle, mit welchem er jugendlich fröhlich in Baier's Haus zu Altenkirchen eintritt. So wie ich etliche Jahre früher (nach S. 142) als der ſpäteſte Gaſt, am Abende in dieſes liebe Haus eingetreten war, und, ohne es zu ahnden, dem gaſtfreien Hausvater und ſeiner Schweſter manche Unruhe gemacht hatte, ſo kam Ranke als der früheſte Beſuch am Morgen, faſt in gleichem Maaße als ein unbequemer Beſuch. Denn es war in der Zeit der längſten Tage, in welcher die Sonne um mehrere Stunden früher aus dem Meere ſich erhebt, als die etwa ſpät zur Ruhe gekommenen Menſchen von ihrem Lager. Unter dieſen war Ernſt Frank, welchem Baier den Empfehlungsbrief von Heinrichs überbrachte. Bald kommt der gaſtfreundliche Hausvater mit dem Beſcheide zurück, daß zwar Frank im Begriffe ſei, dieſen Morgen nach Stralſund abzureiſen, er aber lade den an ſeinen Neffen empfohlenen jungen Freund ein, heute bei ihm in Altenkirchen zu bleiben. Ranke nimmt die Einladung an, ſpricht aber zugleich den Wunſch aus, ſich nach der Kirche begeben zu dürfen, um dort das eingemauerte Bild des Svantewit zu ſehen. Baier führt ihn dahin, dann in ſein Haus zurück, wo er den verlegenen, beſcheidenen Gaſt bei einem Frühſtücke allein läßt.

Noch ging dieſem die Sonne eines neuen Tages ſeines inneren Lebens nur wie in einem trübenden Nebel auf, und wir wiſſen und erinnern uns, daß dieſes auch uns Anderen bei den bedeutendſten Wendungen unſeres Lebens in ähnlicher Weiſe ebenſo ergangen iſt. Baier, der ſchon damals nach einem Lehrer und freundbrüderlichen Gehülfen bei der Erziehung ſeines kleinen Sohnes ſich umſah, ahnete es nicht, daß der Geſuchte in Ranke bereits vor ihm ſtand; dieſer aber wußte es eben ſo wenig, daß er hier, nicht auf Stunden eines einzelnen Tages, ſondern auf die Zeit mehrerer Jahre in das Haus eines geiſtigen Vaters gekommen ſei, darin das Verlangen nach dem inneren Frieden, das ſich heute am Morgen ſo mächtig in ihm geregt hatte, ſeine volle Befriedigung finden ſollte.

Auch den anderen Bewohnern drinnen im Pfarrhauſe war jetzt der Tag angebrochen, nach einiger Zeit traten zu dem in Gedanken noch mit dem eingemauerten Bilde des Svantewit beſchäftigten Jüngling zwei anmuthig liebliche, lebendige Geſtalten herein: Baier's jugendliche Frau Alwine, Koſegarten's ältere Tochter, und ihr Sohn, der Knabe Allwill, ein Kind, das durch den Blick ſeiner Augen, ſo wie durch ſeine Worte in Jedem, der dieſe Sprache verſtand, Liebe wecken mußte und Zutrauen. Bald geſellten ſich zu dieſem noch andere muntere Knaben: die Kinder des Pfarrer Schwarz aus Wiek, und als nun auch Baier wieder hereintrat, da fand er ſeinen jungen Gaſt umringt von der kleinen Schaar der Kinder und im lebendigſten Geſpräche mit dieſen. Das wäre ein Lehrer für deinen Allwill, dachte er, hatte jedoch jetzt keine Zeit, dem Gedanken weiter nachzugehen, denn zu den Kleinen und Jungen kamen jetzt auch die Großen und Alten herein: alle die vielen Gäſte und Beſuche aus Wiek, aus Roſtock, Greifswalde u. ſ. Die ganze Geſellſchaft hatte für heute eine Luſtfahrt nach Arkona beſchloſſen, Ranke ſaß auf dem Bock der Chaiſe, in welcher Baier mit einer Freundin aus Greifswalde fuhr. Was dem Jünglinge ſchon bei dieſem erſten Naheſein mit Baier geſchehen, das ſoll er uns mit den eigenen Worten ſeiner kurzen Beſchreibung des Aufenthaltes in Rügen ſagen, welche hier ſchriftlich vor mir liegt.

„Ich hörte den Geſprächen der beiden zu, darin Baier, der nicht lange vorher von einer, wie es ſchien, tödtlichen Krankheit geneſen war, ganz in demſelben Sinne redete, wie Paul Gerhard in dem Liede, das mich heute am Morgen ſo tief bewegt hatte. Er ſprach eine Glaubenszuverſicht aus, die mir noch niemals begegnet war; „er wiſſe gewiß," ſagte er, „daß noch etwas durch ihn geſchehen ſolle, ſonſt würde er von jener Krankheit, die ihn dem Tode ſchon ſo ganz nahe gebracht hatte, nicht wieder geneſen ſein." — Es lag in ſeinen Zügen ein tiefer, ich möchte ſagen, wehmuthsvoller Ernſt, der dann, wenn ſeine Augen voll gläubiger Zuverſicht leuchteten, gewiſſermaßen verklärt wurde, und einen unbeſchreiblichen Eindruck machte. So viel ich mich erinnere, redete er damals nicht mit mir, und doch drang mir das, was ich hören konnte — es war wohl nicht Alles — tief in's Herz. Ich ſah das, was ich in dem einſamen Kirchlein geleſen hatte, lebendig vor mir. — Am Abende, als uns von Arkona aus die Sonne im Meere unterging, ſang Baier. Alles ſchwieg; ich ſaß zunächſt neben ihm. Ich meine, nie in meinem Leben einen herrlicheren Geſang gehört zu haben. Indem ich daran denke, treten mir Thränen in die Augen. Nach einigen Stunden waren wir wieder in Altenkirchen; die Gäſte nahmen Abſchied; die Wagen rollten aus dem Pfarrhofe hinweg. Der Himmel war mit Sternen beſäet; ich konnte mich von dieſem Anblicke nicht trennen; ich ließ mich auf eine Bank vor dem Hauſe nieder. Nach einiger Zeit trat Baier heraus und ſetzte ſich zu mir. Sein erſtes Wort war: ich möchte doch morgen auch noch bei ihm bleiben. Ich ſagte ihm, wie gerne ich das thun möchte, wenn ich könnte; aber meine Zeit ſei gemeſſen; ich müſſe an die Rückkehr denken. Gern hätte ich noch Vieles mit ihm beſprochen, aber es gehe nun doch nicht. Da drang er in mich, ihm zu ſagen, was ich meinte, und ich fühlte mich getrieben, ihm mein ganzes Herz aufzuſchließen. — Ich hatte die Theologie, hatte die Kirche aufgegeben. Er fragte mich, ob ich das h. Abendmahl nicht mehr feiere? — Es war ſeit Jahren nicht mehr geſchehen. Da ſtrafte er mich; ich hätte doch warten ſollen, ob mir nicht bei der Feier des h. Abendmahles das Licht wieder aufgehen werde, das ich — auf der Univerſität, in den Hörſälen der Theologen verloren hatte. Er fragte mich, ob ich den Schmerz nicht kenne, wenn Der, den wir lieben, ſich von uns abwendet. — So hatte noch nie ein Menſch mit mir geredet. Er nahm mich noch mit in ſein Studirzimmer, wo das Geſpräch ſich in freundlichſter, innigſter Weiſe fortſetzte. Auf mich hatte Fichte bedeutend gewirkt durch ſeine „Anweiſung zum ſeligen Leben" und Aehnliches. Es war mir äußerſt merkwürdig, daß Baier während ſeiner Studienzeit mit Fichte in nahe Berührung gekommen war. Er hatte ihn noch in Berlin im J. 1813 beſucht, und doch ging er nicht auf Fichte's Wegen, ſondern mit voller Ueberzeugung, mit freudiger Zuverſicht auf den Wegen des Evangeliums. In meiner Brieftaſche trug ich ſeit Jahren ein kleines Blatt aus einem älteren Briefe meiner Mutter, mit den Worten: „wir freuen uns ſehr auf dich, aber predigen wirſt du wohl müſſen." Dieſe Worte der Mutter ergriff er und wiederholte mir mehrmals, „aber predigen wirſt du wohl müſſen." Mitternacht war vorüber, als ich mich niederlegte; auf dem Nachttiſche neben mir lagen Fichte's Vorleſungen über das Weſen und die Beſtimmung des Gelehrten, welche Baier mir geſchenkt hatte."

„Am anderen Tage reiſte ich ab; Baier begleitete mich. Auf einer Brücke zwiſchen Puttbus und Rambin nahmen wir Abſchied. Doch ich war eigentlich nicht von ihm getrennt; ich kann es nicht anders ausdrücken: er begleitete mich noch wie ein Engel. Mir war es, als wäre ich in der Nähe Gottes geweſen. Und ſo verhielt es ſich ja auch. Dieſes Mannes hatte Gott ſich bedient, um meinem Herzen nahe zu kommen. Mein größter Wunſch war, einmal auf längere Zeit bei ihm zu ſein, und, wenn es möglich wäre, ſeinen Konfirmandenunterricht zu hören, ſo wie es auf der anderen Seite ſein Wunſch war, daß ich der Lehrer ſeines Allwill werden möchte. Im Februar 1820 war ich mit meinem Bruder Leopold bei der ſilbernen Hochzeit meiner Eltern. Mir lag es ſehr am Herzen, mir vom Vater die Erlaubniß zu erbitten, nach Rügen zu Baier zu gehen. Leopold ſprach für mich, und am Abende, der mir unvergeßlich bleiben wird, klopfte er mir auf die Schulter mit den Worten: der Vater ſagt Ja. So bin ich denn im Frühling 1820 wieder nach Rügen gewandert und habe ein ganzes Jahr in Altenkirchen gewohnt. Da war ich Allwill's Lehrer, aber ſein Vater war mein Profeſſor der Theologie, Ernſt Frank mein Profeſſor Orientalium. Es war eine ganz entſcheidende Zeit für mich, entſcheidend für mein ganzes Leben. Ich lernte Baier nun erſt recht kennen. Dieſe raſtloſe Thätigkeit in einem großen, vielumfaſſenden Amte, dieſe Predigten, die Gottesdienſte, welche noch ganz wie ein Stück aus der Zeit der Reformation waren, mit den altevangeliſchen Altargeſängen und Liedern, das häusliche Leben im Pfarrhauſe, ganz auf dem Grunde des Evangeliums ruhend, die evangeliſche Klarheit bei einzelnen Gemeindegliedern, welche ich kennen lernte, die Verwandten Baier's in Bobbin: die hochbejahrte Mutter, die Krone der ganzen Familie, die Schweſtern, ganz vom Evangelium durchdrungen, dazu die Stille des Inſellebens und die wundervolle Pracht des Meeres: das Alles zuſammen machte einen tieferen Eindruck auf mich als Alles, was ich bis dahin erlebt hatte. Es ging mir dort ein neues Leben auf."

„Die Militärverhältniſſe in meinem Vaterlande Preußen nöthigten mich, Rügen, zunächſt für ein Jahr, zu verlaſſen. Im Sommer 1822 im Hauſe meiner Eltern traf mich die Nachricht: Baier liege in Greifswalde todtkrank; ich möge kommen, wenn ich ihn noch einmal ſehen wollte. Ich zögerte keinen Augenblick. Im Auguſt war ich bei ihm; im September ſtarb er in meinen Armen; ich habe ihm die Augen zugedrückt. Nach ſeinem Wunſche blieb ich bei ſeiner Familie, mit der ich nach Altenkirchen zurückkehrte. Von dort, vom Grabe Baier's, bin ich im Frühjahre 1823 mit Allwill in Schubert's Haus eingetreten." — —

Pflegt man ſich doch ſchon aus den Zügen der Handſchrift eines Menſchen, den man nie geſehen noch geſprochen, eine Vorſtellung von dem Weſen, ja von dem Charakter desſelben zu machen. Noch viel mehr und beſſer kann uns ein Brief ſelber durch ſeinen Inhalt und die Weiſe ſeines Ausdruckes die Grundzüge zu einem Lebensbilde ſeines Schreibers an die Hand geben. Darum habe ich ſchon oben S. 463 den Jüngling in ſchweigender Perſönlichkeit und hier als redend in die Reihe der Erinnerungsbilder eingeführt, die mir aus meinem alternden Leben geblieben ſind. Uebrigens ſtehen die ſo eben mitgetheilten Züge aus der inneren Lebensgeſchichte eines jungen Theologen auch in einer beſonderen Beziehung auf den Inhalt des vorhergehenden Kapitels, an welchen ſie ſich anſchließen. Ranke iſt einer von jenen Frühaufſtehern geweſen, die der ſchönen Morgenſtunde des neuen Tages unſerer Kirche, welche ich im Vorhergehenden beſchrieben, nicht nur ihr Fenſter aufthaten, ſondern auch hinaustraten in's Freie, um da mit anderen Frühaufſtehern ihr Morgenlied anzuſtimmen, während deſſen die Langſchläfer noch auf ihrem Lager ruheten. Bemerkenswerth ſcheint mir auch in des Pfarrer Baier ſo wie in Ranke's Jugendgeſchichte der Umſtand, daß Beiden die damalige deutſche Philoſophie, wie Fichte ſie gab, eben ſo, wie Anderen die Schelling'ſche Philoſophie, zu einer Morgenglocke gedient hat, bei deren Geläute man anfängt, ſich zu ermuntern. Beiſpiele dieſer Art auch aus der Hegel'ſchen Schule ſind nicht ſelten, und ich nenne hier nur den ehrwürdigen Karl Friedrich Göſchel als einen jener Treumeinenden, die bei der Mühe des redlichen Suchens nach Licht, in den Tiefen der menſchlichen Weisheit, das Rufen aus der Tiefe lernten, welchem das Licht von oben entgegenkommt. Ranke iſt übrigens auch eine von jenen Seelen, denen nicht blos das Ohr geöffnet, ſondern auch die Zunge gelöst iſt zum Verſtändniſſe und zur Redefertigkeit der beiden Hauptſprachen des Geiſtes: der Sprache des Buches der Werke und der Offenbarung. Denn er hat für die

Schönheiten und Herrlichkeiten der Natur ein Gemüth von ſeltener Empfänglichkeit und Beweglichkeit nicht minder als für die Majeſtät und Herrlichkeit des Wortes, das vor und im Anfang der Werke war: darum wird man es wohl ganz natürlich finden, daß ich als Hausvater, wie ich oben berichtet habe, gleich eine beſondere Liebe zu dem Jünglinge faßte, der als unerwarteter Gaſt in mein Haus eintrat, und es nicht ungern ſah, daß derſelbe gleich in den erſten Tagen, noch mehr aber bei ſeinen fleißig wiederholten Beſuchen, ſein Auge mit unverkennbarem Wohlgefallen auf meiner damals 17jährigen Tochter Selma ruhen ließ. Wenn er mit dieſer gar gern ſprach und beide zu ſeinem Harfenſpiele ein ſchönes Morgen- oder Abendlied ſangen, hörte ich mit Freuden zu, und dachte mir, ein ſolcher Freund und Lehrer, der in all' ſeinen Geſprächen und überaus anziehenden Belehrungen immer nur zu Dem hinführt, was zum Wiſſen und Erkennen das Beſte und Nothwendigſte iſt, kann für das gute Kind ſehr heilſam ſein. An eine Heirath und Hochzeit dachte aber Niemand von uns. Denn Ranke war jetzt Lehrer an einer Erziehungsanſtalt, die als ein Privatunternehmen heute beſtehen und bald ſich wieder auflöſen konnte, auch mochten uns Eltern wohl andere Pläne für die zukünftige Verſorgung unſeres Kindes nahe liegen. Meine Schweſter Fröhnel, die nach dem Tode ihres Mannes, des Arztes, bei uns zu Beſuche war, bemerkte zuerſt, daß die Neigung des ab- und zugehenden Lehrers zu unſerem Kinde, ſo wie des Kindes zu ihm gar keine gleichgültige, ſondern eine recht ernſtgemeinte Sache ſei, und bald auch kam mein lieber Ranke zu mir und that mir das ganze Geheimniß ſeines Herzens voll Liebe auf, und die Tochter, die ja indeß ſchon zu dem reiferen Alter von 17 Jahren und 8 vollen Monaten gelangt war, wußte auch um das Geheimniß und freute ſich ſehr über dieſes Mitwiſſen, denn es erſchien ihr als eine recht koſtbare Sache. Ich meines Theils dachte: zwar habe ich auch mein Hausweſen mit gar keinen Mitteln als mit 100 Thaler Schulden angefangen, welche ich nach einiger Zeit redlich zurückbezahlt (nach Thl. II S. 67), doch möchte ich einen ſolchen Handſtreich Niemand rathen, denn ſeine Durchführung iſt mir und meiner ſeligen Frau blutſauer geworden. Doch, ſo dachte ich weiter, die beiden liebenden Leute ſind noch ſehr jung, das Mägdlein, ſo wenig es dieſes Wort haben möchte, iſt faſt noch ein Kind; ſie können ſich zu dem Brautſtande wohl Zeit laſſen. Uebrigens ſind ja alle Vorbedingungen zu einem künftigen glücklichen und auch äußerlich wohlbeſtellten Eheſtande in reichſtem Maaße da. Denn die beiden fürchten Gott und lieben Ihn von ganzem Herzen; Ranke, das wußte ich von Anderen, hatte mit ſeinem älteren Bruder, Leopold, und mit dem jüngeren, Ferdinand, zu den ausgezeichnetſten, beſten Schülern gehört, welche aus der berühmten Schulpforte zur Univerſität gingen, hatte, wie ſeine Zeugniſſe bewieſen, als Candidat des Schulamtes (der Philologie) in Berlin und der Theologie in Magdeburg in ehrenvoller Weiſe die öffentlichen Prüfungen beſtanden. In ſeinem Vaterlande durfte er ſelbſt nach der Verſicherung des damaligen Cultusminiſters, der ihm wohlwollte, auf eine baldige Verſorgung ſich Hoffnung machen. Aus all' dieſen Gründen ward ich bald bei dem Geheimniſſe der beiden Liebenden der Dritte im Bunde, machte aber auch nun kein Geheimniß mehr daraus, ſondern ſagte allen Freunden davon.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich abermals in dankbarer Liebe meines theueren Schelling gedenken. Während manche der Freunde und Bekannten über den frühzeitig eingegangenen Brautſtand unſerer einzigen Tochter mit einem fremden Privatlehrer in Nürnberg Bedenken hatten und auch wohl äußerten, wünſchte mir Schelling von Herzen zu dieſem künftigen Schwiegerſohne Glück. Denn er hatte Ranke ſehr lieb gewonnen und ſprach es auch aus: einen beſſeren Schwiegerſohn, als dieſen, hätte ich für meine Selma nicht finden können; auch er würde, an meiner Stelle, eben ſo gehandelt, würde dieſes künftige Glück für ſein Kind mit beiden Händen ergriffen und feſtgehalten haben, wie ich es gethan. Mit derſelben freudigen Zuverſicht ſtimmten auch Pfarrer Kraft und ſeine Frau, Kanne, ſo wie mehrere ihnen gleichgeſinnte Freunde in Erlangen und Nürnberg dem Rathe bei, der ja eigentlich nicht der meinige zunächſt, ſondern ein anderer, vorbeſchloſſener war.

Nun, die Tochter Selma hat zwei volle Jahre, zum Theil unter mancherlei Sorgen und heilſamen Prüfungen, in ihrem Brautſtande zugebracht; der Brautſtand aber der jüngeren lieben Schweſter Adeline iſt ein viel kürzerer geweſen und davon will ich jetzt auch berichten.

Von dem aus Leipzig zu uns gekommenen Dr. Georg Benedict Winer wußte man wohl, daß er der gelehrteſte unter unſeren ſo wie weit umher unter den Theologen, dabei ein gemüthlich guter, trefflicher Mann ſei, der deshalb von Allen, die ihn näher kannten, hochgeachtet und geliebt wurde. Daß derſelbe aber mit Freiersgedanken umging, und zwar mit ſolchen, die auf unſer Haus gerichtet waren, das hätte Niemand vermuthet. Gegen Profeſſor Heller, der ihn zuerſt in unſeren Kreis eingeführt hatte, ſprach er auch zuerſt das Geheimniß ſeines Herzens aus. „Ich bin geſonnen,“ ſo etwa ſprach er, „mich zu verheirathen: denn ich bedarf der geregelten Ordnung und Ruhe eines guten Hausſtandes, und da iſt meine Wahl auf die Adeline Ritter, Schubert's Pflegetochter, gefallen: ich gedenke mich um die Hand von dieſer zu bewerben.“ — „Aber,“ ſo ſagte Heller, der mir das Geſpräch gleich am erſten Tage erzählte, „Sie wiſſen, daß Adeline häuslich einfach und ganz nach den Anſichten eines ſtrenggläubigen Chriſtenthums erzogen iſt, wird wohl auch ein in ſolchem engeren Kreiſe herangewachſenes Mädchen Ihren Erwartungen entſprechen?“ — „Eben deshalb,“ ſo erwiderte Winer, „iſt gerade dieſe nach meinem Sinne: ich will keine andere als eine einfach chriſtlich erzogene und chriſtlich geſinnte Jungfrau zu meiner Frau haben.“

Die Sache war bald im gehörigen Gange. Wir Eltern erfuhren vorläufig ſchon durch unſeren flüchtigen Mercurius: den Prof. Heller, was Winer im Schilde führe und dieſer kam nun auch ſelber zu mir auf mein Zimmer. Ich muß wohl ſagen: hätte ich nicht ſchon vorher eine herzliche Hochachtung und Zuneigung zu dem Manne gehabt, ſo hätte mir beides damals kommen müſſen. Einen ſolchen Freier ſoll man hoch in Ehren halten, er wußte, was er wollte; wußte, daß das, was er wollte, etwas Gutes ſei: für ihn wie für die Jungfrau, um die es ſich handelte, gut und redlich gemeint. Ich ſehe ihm noch jetzt in der Erinnerung in ſein feſt auf mich blickendes, gutes, klares Auge, und die wenigen Worte, die er ſprach, thun noch jetzt meinem Herzen wohl. Wir reichten und drückten uns die Hand und ließen das Weitere auf Gottes Willen und auf die Neigung der Jungfrau ankommen.

Dieſe, als der Freiersmann fort war, wurde zu mir gerufen. Ich meine faſt, das Mägdlein hatte etwas von Dem gemerkt, was eben vorgegangen war. Ihr mochte es ſchon ſeit längerer Zeit nicht entgangen ſein, daß Winer ſie in ganz anderer Weiſe angeſehen hatte, als man etwa ein neues Thor anſieht, und wenn er im heiteren Geſpräche mit uns und Anderen lachte, da ſchaute er immer nach ihr hin, als ob er ſie anlachte. Sie trat deshalb ganz verlegen zu mir herein, und als ich ſie anredete, wurde ſie roth. Sie faßte ſich aber bald wieder und hörte den Fortgang der Rede ruhig an. Und als man, wie vormals dort in der Stadt Nahors (1. Moſe 24 V. 57, 58) die Jungfrau fragte: „Willſt du mit dieſem Manne ziehen?“ Da antwortete ſie: „Ja, ich will mit ihm.“

Es war demnach von beiden Seiten kein Hinderniß da; der Mann war ſo, wie ich ihn oben (S. 469) beſchrieben, und hatte dabei ſein ſehr gutes, geſichertes Auskommen; das Mägdlein konnte auch ſchon eine gar güte, ehrenwerthe Hausfrau darſtellen. Denn ſie war, für ihr junges Alter, von ungewöhnlich ſtattlicher, kräftiger Geſtalt, fleißig und geſchickt; nach dem Vorbilde ihrer Pflegemutter zu den Geſchäften einer guten, tüchtigen, ſparſamen Hausfrau angehalten. Arm zwar an äußerlichem Gut und Geld, deſto reicher aber begabt von Gott mit einem Gemüthe, das in ſeiner Art an eine Stelle des ſchönen alten Morgenliedes: „Erhebe dich, o meine Seele,“ an die Worte erinnert: „es ſei die Demuth meine Zier, die Lieb' das Werk der Werke.“ Oder noch beſſer als der fromme holſteiniſche Dichter aus dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ſagt das, was ich hier meine, der große Apoſtelfürſt, wenn er die Frauen beſchreibt, „deren Zierde nicht auswendig iſt, mit Haarflechten und Goldumhängen, oder Kleider anlegen, ſondern der verborgene Menſch des Herzens unverrückt, mit ſanftem und ſtillem Geiſte, welcher köſtlich vor Gott iſt“ (1. Petr. 3 V. 3, 4).

Die Hochzeit ließ nun auch nicht lange auf ſich warten; das Frauenvolk in meinem Hauſe arbeitete fleißig an einer beſcheidenen Ausſtattung der lieben beſcheidenen Braut und als der Frühling kam und in dem Schloßgarten von Gründlach der ſchöne, amerikaniſche Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera) ſeine Blüthenknoſpen hervortrieb, da wurde in der benachbarten Kirche Winer's Ehebund mit ſeiner Adeline für Zeit und Ewigkeit geweiht und eingeſegnet. Der Tag war heiter, ſtill und ſchön, und der Abend in Erlangen war es auch. Auch ſind dem friedlich ſchönen Tage mit ſeinen Freuden des Altars ſeitdem in der Reihe von mehr denn 30 Jahren gar viele gleiche Tage gefolgt, die ſich freilich in der letzten Zeit durch unſeres guten Winer's Augenleiden getrübt, nicht aber ihre Frühlingskräfte verloren haben. Denn fruchtbar, wie als Vorbild der Schloßgarten zu Gründlach mit ſeinen ſchattigen Bäumen, iſt das Haus dieſes Ehepaares an Bäumen der Gerechtigkeit geweſen; unſere liebe Tochter Adeline hat, wenn auch nicht leiblich eigene, doch gar viele geiſtig eigene Kinder zur Ehre Gottes und in ſeiner Zucht und Gnade groß gezogen und iſt in Thaten der Liebe und Milde eine rechte Mutter in Iſrael geworden. Vor Allem hat ſie es durch die That ihres Lebens der Welt gezeigt, daß ihr Mann, der Dr. Georg Benedict Winer, ein kluger Mann geweſen ſei, als er ſich unter vielen Anderen ſeine Braut auswählte. Denn eine treuer und inniger ergebene, in demüthig unterwürfiger Liebe nach dem Willen und Wohlgefallen des Mannes lebende, für ſein Wohl und ſeine Pflege ſorgſamere Hausfrau hätte er wohl nicht finden können, als dieſe, welche übrigens auch mit gar guter Manier die beiden Sorgen, welche 1. Cor. 7 V. 34 beſchrieben ſind, harmoniſch zu vereinigen gewußt hat. Nun, Gott ſegne das liebe Ehepaar und verleihe ihm ein tröſtlich friedliches Alter und eine troſtreich freudige Heimfahrt.

Unſere liebe Tochter Selma, als Brautjungfer, hatte der jüngeren Schweſter freudig den Myrtenkranz aufgeſetzt und ſie zum Altar begleitet; ſie ſelber aber, wie ſchon erwähnt, mußte noch einige Zeit warten bis dahin, wo man auch ſie zum Altar führte. Sind aber doch dem Altvater Jakob die ſieben Jahre, die er um die Rahel diente, wie einzelne Tage vergangen, ſo lieb hatte er ſie, und ich meine, der Rahel werden die Jahre auch nicht anders, wie einzelne Tage vorgekommen ſein. Das in ſeiner Liebe glückliche Paar ſah ſich gar oft, bald in unſerem Hauſe zu Erlangen, bald bei Raumer's in Nürnberg. Die Tochter aber, ſo hatten wir es uns ausgedacht, ſollte an demſelben Altar ihrem Verlobten angetraut werden, vor welchem ihre Mutter und ich die Hände zum Bunde in einander gelegt hatten. Denn ein Dorf im ſächſiſchen Erzgebirge war auch deshalb dazu der wohlgeeignetſte Ort, weil es den Hochzeitgäſten aus dem Ranke'ſchen Vaterhauſe nicht zu weit ablag. Und die Bekanntſchaft, der brüderliche „Verein für immer“ mit dieſen Gäſten aus der güldenen Aue (S. 157) iſt ein ſo bedeutungsvoller Erwerb aus meinem vergangenen Leben, daß ich die Stunden ſegne, in denen er gemacht worden iſt und auch hier ihrer gerne gedenken will.

Da waren wir denn in dem Thale, das mir, wenn auch aus anderen Gründen, in der Geſchichte meines Lebens eben ſo zu einem unvergeßlichen Thale der Thäler geworden iſt, als das von Balbeck, welches in Weſten der Libanon, in Oſten der Antilibanon begränzt. Dort, zwiſchen den Säulen eines Tempels, desgleichen die Erde nur wenige getragen, hat mich die Majeſtät und Herrlichkeit der Werke einer unvergänglichen Schöpfermacht und einer großartigen Vergangenheit der Menſchenzeiten zu Gefühlen erhoben, die ſelbſt in der Bruſt des Greiſes noch jugendlich warm ſind. Wenn aber auch das grünende Thal, in welchem das Dorf Bärenwalde liegt, zu ſeiner Rechten keinen Libanon, zur Linken kein Gebirge des großen Hermon hat, und wenn auch keine Tempelſäulen von Balbeck hier an ein Weltreich erinnern, das vormals Alles beſiegend, zuletzt dennoch beſiegt ward, ſo iſt dennoch dort in geiſtiger Weiſe für mich ein Thau des Hermon gefloſſen; die Felſenſtücke des Granites, die über ſeinen Boden zerſtreut liegen (m. v. Bd. II S. 12) erinnern an eine Macht, welche ſiegreich waltend in allen Reichen der Sichtbarkeit niemals beſiegt ward; die Gefühle, die hier in dem Thale und auf ſeinen Hügeln in mir erwachten, ſind zu Thaten eines Lebens geworden, das mit der Bruſt aus Fleiſch und Bein weder veraltet und ermattet, noch auch mit ihr verweſt und zerſtäubt.

In Bärenwalde, dem Dorfe des ſächſiſchen Erzgebirges, unweit Eibenſtock und Schneeberg, hat ſich alſo Das zugetragen, davon ich hier berichten will.

½ 1. Es war an einem Sonnabend, Anfang Octobers 1825, da machte ich mich auf, den ſehnlich erwarteten Hochzeitgäſten aus der güldenen Au entgegen. Dieſe hatten ihren Wagen, in dem damals noch ſehr unwegſamen Thale von Hartmannsdorf herauf fahren laſſen; ſie aber gingen einen Fußweg, zur Rechten des Baches, der eigentlich kein rechter Fußweg für Menſchen, ſondern für ſolche Thiere der Heerden war, welche keine Schuhe noch Strümpfe tragen. Und da ſah ich, während ich den Weg zur Linken ging, drei Männer zur Rechten des Baches, die nach einem Uebergange für Menſchen durch das Waſſer ſuchten. Wer konnten ſie anders ſein als die Gäſte aus der güldenen Au. Zuerſt half man ihnen herüber, dann reichte man ſich die Hände noch einmal zum Gruße. Es brauchte ſich Keiner dem Anderen bei ſeinem Namen zu nennen, Jeder ſah dem Anderen an, wer er ſei, und die beiden Väter, der aus der güldenen Au und der aus Erlangen, waren bald ſo vergnügt und vertraut zuſammen, als wären ſie in der Knabenzeit mit einander in die Schule gegangen, und hätten auf einer Bank zuſammengeſeſſen. Aber die beiden Söhne, welche der Vater mit ſich brachte, waren auch Leute, noch eines beſonderen Grußes des Friedens werth; eines Friedens, welcher von den Seelen, die ihn geben und nehmen, nicht mehr weggeht, ſondern bleibt. Der eine von beiden, Ferdinand, dem Alter nach der Kleinere, dem Wuchſe nach der Größere, glich ſeiner äußeren, leiblichen Signatur nach ſo ſehr unſerem Bräutigams-Schwiegerſohne Heinrich, daß man ohne Bedenken die Schilderung, welche ich oben S. 463 von dieſem gab, auch für ihn konnte gelten laſſen. Man ſah es dem Jünglinge mit ſeinen beſcheidenen Mienen und hörte es ihm in ſeinen anſpruchsloſen Worten nicht an, welches Schatzhaus von Wiſſen und Erkennen er in ſich trage; die gelehrte Welt aber weiß es zur Genüge, was dieſer Meiſter der Schule des klaſſiſchen Alterthumes in Göttingen und in Berlin für ſeine Zeit und für die kommende war und iſt. Aber es gibt noch eine andere Schule der Geiſter als die des klaſſiſchen Alterthumes, zu deren Genoſſenſchaft der Bruder unſeres Heinrich als ein Lernender und Lehrender ſich hält, und eine andere Welt des Wiſſens und Erkennens als die des klaſſiſchen Alterthumes iſt: eine Ruheſtätte des ſehnenden Gemüthes, dahin der Zug des Heimwehes noch mächtiger geht als nach dem väterlichen Hauſe in der güldenen Au.

Als ein ganz beſonderer Menſch kam mir der ältere Bruder unſeres Heinrich: Leopold Ranke vor. Er ſah mich nach der Begrüßung zuerſt gar ernſt und forſchend an, dann, als ſei er eben nicht zu Hauſe, ſondern über Feld geweſen, trat ihm ſein munterer, heller Geiſt ſo mächtig in Augen, Mund und alle Glieder herein, daß er wie ein Wind vom Gebirge, dem die dunkle Wolke vorhergeht, uns Alle, gleich kleinen Schiffen im See, in muntere Bewegung ſetzte. Es war ein guter Wind, mit dem ich immer fahren möchte; denn namentlich, was er über ſeinen Bruder Heinrich und zu dieſem, ſo wie das, was er zu der Braut und ihren Eltern ſprach, das kam aus einem getroſten, auf gutem Grunde ruhenden Muthe, der niemals zu Schanden werden kann. Die Natur des Menſchen, in der Mannichfaltigkeit ihrer perſönlichen Erſcheinungen, erinnert an die Verſchiedenheit der Landſchaften der Erde. Es gibt Gegenden von abſchreckend öder oder wilder, andere von heimathlich anziehender und milder Natur; der eigenthümliche Reiz der letzteren wird nicht ſelten von den Kennern dieſer höchſten Luſt der Sinne ein „lachender" genannt. Aber was iſt es, das dem Thale im Hochgebirge, oder dem grünenden Ufer am See den lachenden, freudig anregenden Reiz gibt? Wo bliebe dieſer ohne das Licht der Sonne am heiteren Himmel; was wäre die lieblichſte Frühlingsnacht, wenn ihr kein Morgen aufginge. Wir wiſſen, woher Prometheus die leuchtende Flamme brachte, und daß ſie nicht von unten, ſondern von oben kam. Sie zündet einen großen Theil der Seelen ſchwerer und langſamer, andere aber wie einen blitzesſchnell entbrennenden Phosphor alsbald zur hellen Gluth an und durch ihn die Fackel, bei deren Schein wir deutlich ſehen. Ein Menſchenbild von ſolch' lachender Natur, mit ihrer Fülle der lebenden, lichtſtrahlenden Kräfte, war jetzt mit dem Bruder Leopold Ranke unter uns erſchienen. Damals (im J. 1825), wo ich dieſem mit ſeltenem Maaße begabten Menſchen zuerſt begegnete, kannte man ihn bereits in ziemlich weiten Kreiſen aus ſeiner „Geſchichte der romaniſchen und germaniſchen Völkerſchaften.“ Das, was dieſes erſte Werk des jugendlichen Schriftſtellers für ſeine Zukunft errathen und erwarten ließ, und noch viel mehr als das, hat er zu Stand und Weſen gebracht in ſeinen ſpäteren Werken, würdig des ächten deutſchen Geiſtes und ſeines alten Ruhmes durch forſchende Gründlichkeit, durch Umfang und meiſterhaften Ausbau ihres Inhaltes. Wer aber könnte dieſem ſchnellgeflügelten Geiſte nachgehen auf allen Wegen ſeines Tagwerkes; ſind dieſe doch keine der mitlebenden Welt verborgene, ſondern offenkundige geweſen.

Das Volk unſeres Landes trägt ſich noch jetzt mit der Sage von den Wunderkräften eines Erdſpiegels, welcher, aus mehreren (ſieben?) Metallen gegoſſen und durch den Aberglauben geweiht, Denen, die in ihn hineinblicken, allerhand verborgene Dinge: Bilder der Vergangenheit wie der Zukunft vor Augen ſtellen ſoll. Nicht zwar, wie der kindiſche Wahn es vermeint, in dem todten Metalle, wohl aber in dem lebendigen Geiſte des Menſchen kann ſich die ſchaffende Weisheit, die nach ihrem Wohlgefallen ihn bildet, einen Weltſpiegel bereiten, in welchem, wenn der Glaube ihm ſeine Weihe gibt, der verborgene Rath jener Weisheit klar erkannt wird, der den vergangenen Zeiten ihre Geſchichte, den zukünftigen ihre werdende Geſtalt gibt. —

Nun, der Vater Ranke aus Wiehe konnte ſich etwas zu gute thun auf ſeine drei Söhne, mit denen er jetzt bei uns einzog, und wir thaten es mit ihm. Es war ein ſeltenes Freudenfeſt, welches jetzt in dem einſamen Hauſe der frommen, guten Wittwe: der Großmutter Martin (Bd. II S. 14 und S. 256) ſich erhob, ein ſolches glückliches, von Gott geſegnetes Brautpaar und ein

Gaſt, wie der immer fröhliche Leopold Ranke war. Dieſer wurde bald ein beſonderer Liebling der ehrwürdigen Altmutter, die ſich an dem jugendlich munteren Geiſte desſelben noch einmal ganz verjüngte.

Sonntags den 2. Oktober ging das Brautpar zum Traualtar. Vorher hatte der Bräutigam noch in der kleinen Kirche gepredigt, aus welcher er eine ſo große Gabe für ſein Leben mit ſich nehmen ſollte, über die ſonntägliche Epiſtel 1. Cor. 1 V. 4—9. Daß ſeine Worte ihre Hörer ſo tief bewegten und ſo troſtreich freudig erhoben, war wohl ganz natürlich, denn ſie kamen aus einem recht tief und freudig bewegten Gemüthe.

Nur ein kleiner Kreis der nächſten Verwandten und Bekannten bildete mit uns die Tiſchgenoſſenſchaft des feſtlichen Abends, an deſſen Freuden auch der tiefeſte Ernſt des Geiſtes, wenn die Liebe es ihm gebietet, ſich zu freuen mit den Fröhlichen, ein Wohlgefallen gefunden hätte. Die letzten Tage des diesmaligen Beiſammenſeins vergingen ſchnell; für mein Haus war jetzt die Zeit gekommen, da das einzige Kind verlaſſen ſollte Vater und Mutter und dem Manne folgen. Ich aber konnte ſie mit fröhlichem Herzen ziehen ſehen, denn die Freude über ihr künftiges Glück war größer als der Schmerz über ein Scheiden in Hoffnung auf ein baldiges Wiederſehen und auf ein nahes Beiſammenleben. Freilich dauerte dieſes nahe Beiſammenleben nicht ſo lange, als ich damals es erwartet hatte. Ranke erlangte bald nachher die Aufnahme in die Reihe der bayeriſchen Candidaten des Predigerſtandes und mit ihr das Indigenat, und nachdem er noch etwa ein Jahr Lehrer an der Erziehungsanſtalt in Nürnberg geweſen, wurde er Pfarrer in einem nahe bei der Stadt gelegenen Dorfe. Ich war in dieſer Zeit dem Rufe an die letzte

Station meines amtlichen Wirkens: nach München gefolgt; Ranke, nach jenen glücklichen Jahren, die ihm bei ſeiner Dorfgemeinde, hierauf in Thurnau bei der unmittelbaren Nähe der geiſtvollen, für ihn und ſein Haus liebend beſorgten gräflich Giech'ſchen Familie*) beſchieden waren, kam als Profeſſor der Theologie nach Erlangen, dann als Conſiſtorialrath nach Bayreuth und Ansbach. Doch ſind wir Alle, wie in München, die Enkel, obgleich ihrem Wohnorte nach weit umher zerſtreut in Deutſchland, und ſelbſt in England, in jener zuverſichtlichen, tröſtlichen Hoffnung unzertrennbar vereint, welche der Bräutigam, wie ich vorhin ſagte, vor 31 Jahren in der Predigt an ſeinem Hochzeitstage ausſprach: in der Hoffnung eines Behaltenwerdens feſte bis an's Ende und unſträflich auf den Tag unſeres Herrn Jeſu Chriſti, zu deſſen Gemeinſchaft auch uns Er, der allein treu iſt, berufen hat.

39. Der Erwerb auf Reiſen.

Ich habe von Erlangen aus einige größere und kleinere Reiſen gemacht und der Erwerb iſt kein unbedeutender geweſen, den ich aus ihnen für mein äußeres, wie für mein inneres Leben unmittelbar oder mittelbar gezogen habe. Die Größe dieſes Erwerbes für den inneren Haushalt ſtand hierbei in keinem geraden Verhältniſſe mit dem Maaße des Raumes, den ich durchwandert hatte, denn die im Verhältniſſe zu anderen nur kleine und kurze Reiſe in die Schweiz hatte mir, wie ich dies oben, in den Cap. 24 bis 31 ausführlich berichtete, mehr geiſtigen Gewinn für mein Leben gebracht als mehrere meiner größeren Reiſen. Auch werde ich hier von einer ähnlichen Erfahrung reden, die ich auf einigen noch kürzeren Reiſen gemacht habe. Die nachſtehenden einzelnen Berichte werden dieſes bezeugen können.

---

*) Das Andenken dieſer Familie, in all' ihren Gliedern, ſei mir geſegnet. Sie, die damalige Gräfin, war eine geiſtig ebenbürtige Tochter des hochſinnigen Miniſters von Stein.

Meine Reiſe nach Tirol, Salzburg und nach Verona habe ich, wie ich ſchon oben auf S. 500 erwähnte, in einem eigenen Büchlein ganz ausführlich beſchrieben. Ich kann deshalb mir, wie meinen Leſern, einen weiteren Bericht darüber erſparen. Der unmittelbare Erwerb, den ich auf jener anmuthigen Wanderung machte, iſt allerdings ein zumeiſt äußerlicher, an wiſſenſchaftlich lehrreichen Anſchauungen und Erfahrungen geweſen, doch haben ſich an die Geſchichte dieſer kleinen Reiſe Fäden der Ereigniſſe angeknüpft, die ſich für mein ſpäteres Leben und Wirken in München weiter ausſpannen. In Gaſtein traf ich mit dem Domcapitular Lorenz von Weſtenrieder zuſammen: mit dem Manne, den man, wenn man ihn einmal recht in's Auge gefaßt und geſprochen hatte, niemals wieder vergeſſen konnte. Er ſelber, wenn es ihm gerade gegen einen Anderen, dem er begegnete, ſo ankam, pflegt den Mann in rechter Weiſe anzuſehen und anzuſprechen. Ein feſter, hochwüchſiger Stamm, an dem ſich ſelbſt ein Lahmer in die Höhe richten und feſthalten konnte, in deſſen Schatten der Siechherzigſte ſich geſtärkt fühlen mußte. Dazu ein rein aus bayeriſchem Boden aufgegangener und in ihm großgezogener.

Die Schutzgeiſter oder Genien, welche der Glaube des Alterthumes nicht nur den Quellen, den Flüſſen, den Bergen und den Gewächſen des Waldes, ſondern auch den einzelnen Menſchen, ſo wie ganzen Völkern beigeſellte, ſind, einige von geiſterhaft unſichtbarer, andere von ſichtbarer, leiblicher

Geſtalt. Ein ſolcher Genius ſeines Landes und ſeines Volkes, dem er mit Leib und Leben angehörte, iſt Lorenz von Weſtenrieder geweſen. Die Aufgabe ſeines Wirkens war eine zweifache. Er fühlte ſich dazu beſtimmt, das naturwüchſige geiſtige Leben ſeines Volkes zu wecken und zu veredeln, und als ein wachſamer, wohlgerüſteter Hüter die feindſeligen Mächte abzuwehren, welche das Werk ſeiner Pflege des volksthümlichen Naturtriebes hindern oder durch Einmiſchung von erkünſtelten, ſchädlichen Elementen verderben konnten. Der merkwürdige Mann iſt deshalb von einem Theile der Zeitgenoſſen, der ihn niemals recht in's Auge gefaßt hatte, als ein ſolcher beſchrieben worden, welcher in ſeinen früheren Jahren dem „Fortſchritte der Bildung günſtig, in ſpäterer Zeit demſelben hinderlich und feindſelig, ja ein Beförderer des Rückſchrittes geweſen ſei." Es bedarf meines Bemühens nicht, um den Mann, der nun längſt ſchon vor einem Gerichte und Urtheile ſteht, welches gerechter und wahrhaftiger iſt als das der Menſchen, ſeinem ganzen Weſen nach treu zu ſchildern. Dieſes iſt von einem mehrjährigen geiſtesverwandten Amtsgenoſſen und Freunde des Verſtorbenen, von Friedrich v. Roth in der „Lobrede auf Lorenz von Weſtenrieder" nach einer Weiſe geſchehen, darin der Redner eben ſo durch den edlen klaſſiſch-vollendeten Ausdruck die Würde ſeiner Sprache als durch die Kraft des Inhaltes die Würde der Wahrheit, zugleich mit dem Andenken des Mannes, der ſein Freund war, geehrt hat*).

Bei unſeren Bekanntſchaften mit ausgezeichneten Menſchen ſteht die Gunſt der Aufnahme, welche der Jüngere und Geringere bei dem Aelteren und höher Geſtellten findet, öfters ſehr unter dem Einfluſſe des Augenblickes und ſeiner äußeren Stimmung. Ich erkenne es dankbar als ein großes beſonderes Glück an, daß ich den Lorenz v. Weſtenrieder, der nicht für jeden ihm begegnenden Fremden gleich zugänglich war, dort im Speiſeſaale des Straubinger Gaſthauſes zu Gaſtein, nicht nur mit ſeinem ihm treuergebenen Begleiter allein, ſondern auch in ſehr heiterer, guter Stimmung bei ſeinem Frühſtücke ſitzend fand. Der damals 74jährige Greis ſah mich bei dem Gruße ernſt und forſchend an, und nachdem ich Einiges mit ſeinem jungen Begleiter geſprochen, lud er mich zutraulich ein, mich zu ihnen hinzuſetzen. Ich fühlte mich nicht fremd gegen ihn; ſeine Perſönlichkeit erinnerte mich an meinen alten, unvergeßlichen Lehrer, den Abraham Gottlob Werner in Freiberg. Die Aehnlichkeit mag wohl mehr eine innere denn eine äußere geweſen ſein, aber vielleicht gab ſie den Anlaß dazu, daß unſer Geſpräch, ich weiß nicht mehr wie? auf Werner und auf ſeine geologiſchen Anſichten von dem Entſtehen der heißen Quellen kam. — Zu meiner Verwunderung fand ich, daß Weſtenrieder ſelbſt in dieſem Gebiete der Wiſſenſchaft ſehr wohlbewandert ſei. Er, der Verfaſſer zweier umfangreichen Schulbücher über die Erdbeſchreibung, welche zu ihrer Zeit unter den Werken gleichen Inhaltes eine ehrenwerthe Stelle einnahmen, kannte nicht nur aus den Schriften des klaſſiſchen Alterthumes die berühmteſten heilkräftigen oder durch beſondere Eigenthümlichkeiten und Kräfte ausgezeichneten Quellen, ſondern wußte auch über andere zur Kunde der neueren Zeit gekommene Quellen ſolcher Art und über ihre örtliche Umgebung guten Beſcheid.

---

*) Die Rede findet ſich aufgenommen in den vermiſchten Schriften des J. Fr. v. Roth.

Nun, der Anlaß zu dieſem Geſpräche lag uns hier in Gaſtein, wo vor unſeren Augen jene Geheimniſſe der Tiefe ſich aufthaten, ganz naturgemäß nahe. Aber der werthe und grundgelehrte Greis blieb bei den Quellen des Waſſers nicht ſtehen, ſondern ging ihrem Laufe nach von den Bergen herab in die Thäler und Ebenen, und zwar in geiſtiger Weiſe, indem er nicht zunächſt von den Ländern, ſondern von ihren Bewohnern redete. Unſer Geſpräch wurde jetzt Frage und Antwort; der alte Herr, als ob er ſelber ſeiner Anſicht nicht recht ſicher ſei, lockte aus mir unvermerkt ein Urtheil über Ereigniſſe ſowie über Menſchen heraus, mit denen ich auf meinem bisherigen Lebenswege bekannt geworden war. Namentlich fragte er mich auch über den alten, guten König Friedrich Auguſt von Sachſen, und als ich von dieſem, als redlicher Sachſe, mit herzlicher Liebe und Ehrfurcht ſprach, ſchien es ihm wohl zu gefallen. Ueberhaupt ſchienen meine Antworten nach ſeinem Sinne zu ſein, auch da, wo er mich durch ſein Ausfragen nach Hamburg und zu den Erinnerungen an Klopſtock und Claudius geführt hatte, wobei er mich gelegentlich bemerken ließ, daß er mit der klaſſiſchen Literatur der neueren Zeiten ſehr wohl bekannt ſei. Doch ging hier ſeine Bekanntſchaft vorherrſchend mehr in die früheren Jahrzehende zurück als in die damalig unſrigen hinein. Nur da, wo der Verlauf unſeres Geſpräches an einen Kreuzweg des bürgerlichen Lebens kam, an welchem wohl mancher Wanderer irre wird: an den Kreuzweg des Eheſtandes, gingen unſere Anſichten bei dem Einen zur Rechten, bei dem Anderen zur Linken von einander ab. Weſtenrieder nicht ſelber, ſondern ſein jüngerer Begleiter, kam, als meine Frau ſo eben durch's Zimmer gegangen war, ſcherzhaft auf das Mißtrauen des alten Herrn gegen das weibliche Geſchlecht zu ſprechen und auf ſeine Abneigungen gegen die Unterhaltungen der ſogenannt gemiſchten Geſellſchaften. „Der Herr Domcapitular," ſo ſagte der

Begleiter, „auch wenn er dem geiſtlichen Stande nicht angehört hätte, würde ſich niemals und auf keinerlei Weiſe in das Joch des Eheſtandes begeben haben." Weſtenrieder machte bei dieſem Geſpräche eine Miene, darin ſich ein Mißfallen an ſolcher Wendung der Rede auszuſprechen ſchien, doch läugnete er nicht, daß er ſeines Theiles mit dem gekrönten Prediger Salomo einſtimmig ſei, wenn dieſer warne vor gewiſſen Netzen und Stricken, ſo wie vor Banden der Hände, in welche Manche ſo leicht ſich gefangen geben. Er meine, wollte aber ſeine Meinung keinem Anderen aufbringen, „Gott habe das Weſen des Menſchen zur Aufrichtigkeit gemacht, ſie aber (die Weiber) ſuchen viel Künſte" (Eccleſiaſt. 7 V. 27—30). Ich nahm mich bei dieſer Gelegenheit der Frauen ernſtlich, auch gegen den Ausſpruch des weiſeſten der Könige, an, welcher ſelber nicht in einem aufrichtigen Verhältniſſe des Herzens zu irgend einer Seele aus dem von ihm verkannten Geſchlechte ſtehen konnte, ſondern nur in einer künſtlich unnatürlichen Haltung, welche freilich den Künſten der ausländiſchen Weiber, die dem Winke ſeiner Augen dienten, nicht gewachſen war, „denn ſie neigeten ſein Herz den fremden Göttern nach" (1. Kön. 11). Der alte Herr hörte meine Einwürfe ruhig an, und hätte es, wie er ſagte, gern geſehen, wenn ich einige Tage in Gaſtein geblieben wäre, denn wir hätten, außer der ſtreitigen Stelle im Prediger Salomo, wohl noch manches Andere zu beſprechen gefunden. Und dazu fand ſich denn auch ſpäter, in unerwarteter Weiſe, die erwünſchte Gelegenheit, als ich nach München kam und als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften Weſtenrieder's ſo wie anderer ehrenwerther Männer College wurde. Ich war zu der erſten allgemeinen Sitzung, welcher ich beiwohnte, früher als gewöhnlich gekommen, da fand ich auch Weſtenrieder bereits anweſend, der mich ſogleich wieder erkannte und eben ſo zutraulich als bei unſerem erſten Zuſammentreffen in Gaſtein mich einlud, zu ihm an einem Nebentiſche hinzuſitzen. Damals, wie bei ſpäterer Gelegenheit, hat er ſo väterlich treumeinend mit mir geſprochen, daß ich mich mächtig über das äußere und innere Gedränge gehoben fühlte, in das ich zu jener Zeit gerathen war. Faſt zwei Jahre habe ich dann noch mit dem ſeltenen Greiſe an einem Orte zuſammen gelebt, und bin im März 1829 als ein wahrhaft Leidtragender ſeinem Sarge gefolgt, denn er war einer von den Menſchen, die ich noch jetzt in der Erinnerung an mein vergangenes Leben in herzlich dankbarer Liebe mit dem „Vaternamen“ nennen möchte.

Auf die ſtreitige Stelle aus dem Prediger Salomo ſind wir beide, denn es hat ſich auch keine Gelegenheit dazu ergeben, niemals wieder zu reden gekommen. Wohl aber hätte ich in der ſpäteren Zeit unſeres Zuſammenlebens ihm ein lebendes Zeugniß für die Wahrheit deſſen nennen können, was ich dem aus Unkunde irrenden Weiberfeinde über die von Gott ihr gegebene Würde und Beſtimmung der weiblichen Natur geſagt hatte. Ein Zeugniß, welches, wenn er es recht in's Auge faſſen wollte, den redlichen Mann wohl für immer von ſeinem Irrewerden geheilt haben würde, das wohl ohnehin bei ihm nicht ſehr tief ging.

Die Bekanntſchaft mit Weſtenrieder, die ich auf der erwähnten Reiſe in Gaſtein machte, iſt ein unmittelbarer Erwerb derſelben geweſen. Und zu dieſem unmittelbaren Erwerb kamen noch mehrere andere: in Landshut ſchon die perſönliche Bekanntſchaft mit dem freundlich zuthätigen, geiſtig leicht beweglichen Röſchlaub, auf dem Wege nach Verona mit den werthen jungen Freunden aus Preußen, deren ich in meinem Wanderbüchlein ausführlicher und in

Liebe gedacht habe, und von denen der eine, Schröner*), mit mir in weiterem Verkehre des Lebens geblieben iſt, in München aber die Bekanntſchaft meines brüderlichen Freundes: des Profeſſor Schlotthauer. Eines tüchtigen Künſtlers, in deſſen Gemüth und ganzem Weſen keine Spur von einer einzigen jener „vielen Künſte“ gefunden wird, welche mein alter Weſtenrieder, auf die Autorität des hochgefeierten, gekrönten Predigers hin den Weibern im Allgemeinen andichten wollte, ſondern nur die lautere, einfältige Wahrheit und Treue, die vor Gott und Menſchen recht iſt. Ja, du lieber Bruder! wollte Gott, man wäre ſo brav, wie du.

Außer und nach dieſem unmittelbaren Erwerbe hat mir meine damalige Reiſe nach Salzburg und Tirol auch noch einen ſehr anſehnlichen, mittelbaren gebracht, als ſie geſchrieben und gedruckt war, und ich, als Autor, mit ihr die weitere Reiſe durch die Welt machte. Zum Theil habe ich hiervon ſchon oben (S. 501) geſprochen, wo ich es erwähnte, wie ſie es war, welche mir die Veranlaſſung zur perſönlichen Bekanntſchaft mit dem ehrwürdigen, theuern Joh. Mich. Sailer gab, an die ſich noch mehrere eben ſo liebe Bekanntſchaften anknüpften. Aber ein anderer mittelbarer Gewinn, den mir meine kleine Wanderſchaft in das ſüdliche Nachbarland brachte, iſt mir für die Geſchichte meines ſpäteren Lebens von ſo ganz beſonderer Bedeutung geweſen, daß ich ſeiner ſchon hier, wo die Erinnerung an die Ereigniſſe meiner Vergangenheit noch ganz in der Nähe meines alten, redlichen, humoriſtiſchen Weiberfeindes, des Lorenz von Weſtenrieder, verweilt, mit einer Bewegung der Dankbarkeit gedenken muß, welche ſelbſt die Greiſe beredt macht. Man möge mir aber erlauben, daß ich in der Weiſe meines Erzählens, die ſich gern in Sprüngen ergeht, den Faden der Erinnerung von einem Hauſe bei Salzburg, darin die Mutter eines guten Königs ihrem Neugeborenen den erſten Segen gab, hinüberſpinne an die Säulen der längſtzerſtörten Tempel und Königshallen, zu deren fernabgelegenen Räumen und Herrſcherzeiten der hohe Geiſt eines himmelskundigen Dichters um zwei Jahrhunderte früher den Weg fand, als der kühne Muth einiger erdkundigen Reiſenden ihn erforſchte.

---

*) Jetzt geh. Juſtizrath in Berlin.

Es hat mir nicht nur damals, wo der magnetiſche Zug der Nähe am mächtigſten war, innig leid gethan, daß ich in Damaskus dem Wink, weiter gegen Oſten zu den Ruinen von Thadmor-Palmyra zu reiſen, nicht folgen konnte, ſondern noch jetzt in der Erinnerung ſchmerzt mich das Gefühl, mit welchem ich beim Scheiden auf der weſtlichen Anhöhe von Damaskus zurückblickte nach den Gränzen des alten Palmyreniſchen Reiches, deren Saum ich auf meinem Wege berührt hatte, ohne ihn zu überſchreiten. Mit welchem Entzücken hatte ich ſchon vor unſerer Reiſe die Beſchreibungen des Wunderbaues der alten Palmenſtadt bei Wood, Irby und Mangles geleſen und in ſeinen Umriſſen geſehen, zu deſſen gründlicher Zerſtörung die Gewalt des erzürnten Aurelian, wie die barbariſche Wuth der Sarazenen zu kraftlos war. Und wie bedauerte ich uns ſelber, wenn ich ſpäter in die Schattenriſſe einer Herrlichkeit hineinblickte, an deren für uns verſchloſſenen Pforten wir vorüber gekommen waren. Den Eindruck, welchen Balbeck, das wir geſehen, auf die Sinne macht, hat man mit dem verglichen, welchen Homer's Odyſſee auf die Seele macht; den von Palmyra mit jenem, welchen die Geſänge der Ilias, in der Fülle einer jugendlich friſchen Begeiſterung, in uns hervorrufen. Balbeck ſteht in ſeiner Kunſtherrlichkeit gleich dem an Alter gereiſten Manne da, Palmyra in ſeiner nie veraltenden Schönheit gleich einer Jungfrau mit allbeſiegendem Liebreize; jenes erinnert an Neſtor's Grab in dem fruchtbaren meſſeniſchen Pylos, dieſes an Achilles' Grabmal auf dem verödeten Gefilde.

Wie aber kommt es doch, daß ſich die Kunde und der Name von Troja, wie von ſo manchem unſcheinbaren Grabhügel und altem Gemäuer in Oſten und Weſten in der Erinnerung des dortlebenden Volkes erhalten hat, der Name aber und die Kunde von Palmyra, deſſen noch jetzt vorhandener Kunſtherrlichkeit nur wenig Anderes auf Erden gleichzuſtellen iſt, ſind aus dem Gedächtniſſe und aus dem Munde der Bewohner der Umgegend verſchwunden? Ein anderer Name wird der gewaltigen Trümmerſtadt gegeben: der Name Thadmor: ein Name aus Salomo's Zeit.

Wie aber hat der Faden der Erinnerung von einem anmuthig auf dem Hügel bei Salzburg gelegenen Hauſe einen Anknüpfepunkt finden können an den ſchlanken Säulen von Palmyra? Wollte der vergleichende Sinn die Mutter, die in jenem Hauſe einen guten König gebar, neben die weltberühmte, völkerbeſiegende und beherrſchende Zenobia hinſtellen? Calderon, der himmelskundige Dichter, der dieſe ſchöne, tugendreiche, geiſtig mächtige Herrſcherin von Palmyra beſang, hätte in jener Mutter nicht den äußeren Glanz geprieſen, in welchem eine Zenobia in der Geſchichte des heidniſchen Alterthums erſcheint, ſondern in ihr eine andere, dem Auge der Welt verborgenere Hoheit erkannt, in welcher ſie vor einem höheren Auge als das der Welt iſt, daſteht. Sie iſt nun auch in jenem Reiche des ewigen Friedens, das Calderon gefunden, und ein himmelskundiger Dichter, der in einer Weiſe von ihr ſingen wollte, wie ſie während ihres Erdenlebens es nicht geduldet hätte, dürfte nun kühn von der Freiheit des großen gekrönten Predigers Gebrauch machen: „zu loben die Todten, die ſchon geſtorben ſind, mehr. denn die Lebenden, die noch den Odem haben“ (Eccleſ. 4 V. 2). Der Schreiber dieſes armen Büchleins iſt kein Calderon und ſelbſt von der Erlaubniß zum menſchlichen Lobe, welche der Prediger gibt, will er mit jener ehrfurchtsvollen Haltung Gebrauch machen, welche in der ſichtbaren That eines Menſchenlebens, ſo wie bei einem wohlvollendeten Bauwerke vor Allem des unſichtbaren Meiſters gedenkt, der das Werk begründete und hinausführte.

Meinen Landsleuten brauche ich es nicht zu ſagen, wer die Bewohnerin des Hauſes bei Salzburg war. Sie alle werden noch mit Ehrfurcht und Liebe ihren nachkommenden Geſchlechtern von unſerer Königin, damaligen Kronprinzeſſin Thereſe, erzählen. Ihr hatte ich mein „Wanderbüchlein“ zugeſendet, das ja urſprünglich ein Brief geweſen war an die von ihr ſchweſterlich geliebte, jugendliche Gemahlin ihres Bruders (nach S. 500). Das Büchlein fand gute Aufnahme. Der nachmalige Bibliothekar D. Lichtenthaler, damals Lehrer und Sekretär im Hauſe des Kronprinzen, ein Mann, welcher den gewichtvollen Schatz einer altklaſſiſchen Bildung und Gelehrſamkeit mit heiterem Geiſte leicht durch das Leben ſeiner Gegenwart hindurchtrug, anregbar in gleichem Maaße durch harmloſe Scherze und tiefere Gemüthlichkeit als durch philoſophiſchen Scharfſinn, ſchrieb mir im Auftrage der Kronprinzeſſin Thereſe einen huldvollen Brief, der mich ſo erfreute, daß ich gern nach München geeilt wäre, um, wenn dazu eine ſchickliche Gelegenheit ſich fände, der hohen Geberin ſolcher Freude meinen Dank zu ſagen. Und die Gelegenheit zu dieſem Danke kam mir denn auch etwas ſpäter, bei Gelegenheit einer kleineren Reiſe, die ich von Erlangen nach München machte. Ich deute an, was ich bei dieſer Gelegenheit, die ſich in ſpäterer Zeit mir oft wiederholte, erkannt und empfunden habe.

Die Worte: „das Leben ein Traum“ gelten für und von uns Menſchen in ſehr verſchiedenem Sinne. Ich hebe hier nur die eine Seite dieſes Sinnes hervor.

Erſcheinen wir uns doch ſelber, wenn wir unſer ganzes Treiben und Thun mit geöffneten Augen betrachten, ſo wie wir geſtern uns zeigten, und wie wir heute waren, ähnlicher den wechſelnden Traumbildern, als den wahren, wirklichen Geſtalten. Denn was ſollen wir als das Feſtſtehende und Bleibende in unſerem Weſen benennen? War dieſes etwa das Treiben eines wilden Heeres in unſerer Bruſt, dem wir geſtern oder ehegeſtern aus allen Kräften uns hingaben, oder ſind das Bleibende an uns die täglichen Sorgen und Mühen beim Tagwerke, abwechſelnd mit der Freude am Gewinne der Hände und mit dem gedankenloſen Ausruhen im Schatten der Hütte? Oder wird für uns ein ſicheres Beruhen des Geiſtes in der ſabbathlichen Stille des Tempels gefunden? Wäre das wirklich ſo, wie könnte ein Geſchrei oder Getöne auf den Gaſſen, ein Vergnügen der Sinne nach wenig Stunden die Gefühle verſcheuchen, die wir für immer feſtzuhalten gedachten? Waren das nicht Schwäne, welche, am Morgen gekommen, noch vor Mittag fortzogen? Wo bleibt aber in uns ein feſter Grund, auf dem die Schwäne ruhten, und von dem ſie verſchwanden?

Dennoch gibt es ein Feſtſtehendes, in jenen treuen Seelen, deren Leben nicht im Träumen allein dahin geht, denen es ein Ernſt iſt um das Wachen. Frage den Araber, der dort im fernen Oſten die Wand ſeiner Hütte an eine noch ſtehende Mauer von Zenobia's Königspalaſt anlehnt, wie die Stadt geheißen, von deren Baalstempel noch einzelne Säulen geblieben, oder die ſpätere Stadt, auf deren Trümmern ein Abglanz ruht der byzantiniſchen Baukunſt; er weiß dieſes nicht. Das Gedächtniß des Palmyreniſchen Herrſcherreiches ſcheint dort für immer verſchwunden, die Aſche von Aurelian's Brande hat der Wind hinweggeführt; Juſtinian's Macht und Herrlichkeit ward ſeit Jahrhunderten vergeſſen. Ein Name jedoch mit den unvergänglichen Kräften, die in ſeiner Erinnerung leben, hat ſich bei den Hütten, die unter den Trümmern ſtehen, und im Gedächtniſſe ſeiner Bewohner erhalten, das iſt der Name Thadmor (2 Chron. 8 V. 4), welcher dieſer Wohnſtätte als ſicheres Erbe aus den Zeiten des alten Bundes zwiſchen Gott und dem Geſchlechte der Menſchen geblieben iſt. Wohin ſind aber dann die Namen, die uralten wie die neuen, von all' den Städten gekommen, welche in der Wüſte gegen den Euphrat hin zerſtreut ſtanden? Der Reiſende ſteht und bewundert den Bau der Waſſerleitungen, die dem Volke dieſer Städte und ſeinen Gärten den Segen des Stromes zuführten, aber nur noch vereinzelte Trümmer des Baues deuten den Anfang der vormaligen Waſſerbahn am Euphrat, das Ende bei den Wohnſitzen eines Volkes, deſſen einſt mit Ehren beſtattetes oder unbeſtattet an der Sonne bleichendes Gebein der tauſendjährige Flugſand der Wüſte zugedeckt hat, über welche, ohne davon zu wiſſen, die Karawanen des Oſtens dahin ziehen.

Anders iſt es Thadmor ergangen. Die Quellen des reinen, friſchen Waſſers rinnen da noch in gleicher Fülle aus dem Fuße des Gebirges wie zu Salomo's Zeiten, Thamar, die Palme, grünet und gibt ihre Früchte wie vor drei Jahrtauſenden; Thadmor's Segen und der Friede ſeiner Natur ſind aus dieſem Paradieſe der Wüſte nicht gewichen, das Siegel des alten Bundes in ſeinem Namen iſt ihm ungebrochen geblieben.

Wohl der Menſchenſeele, welche dieſes Bundesſiegel unzerbrochen, welche ein Thadmor mit ſeinem lebendigen Waſſer in ſich trägt. In ihr iſt Etwas, das immer als Daſſelbe feſtſtehen bleibt, wenn auch die wechſelnden Führungen des Lebens bald zu glänzender Höhe, bald zur verborgenen Tiefe, oder hier durch die Mühen des Taglöhners, der ſich nach dem Schatten ſehnt, dort durch die Freudenfülle eines Fürſtenhofes hindurch gehen. Sie alle ſind vergangen wie ein Traum der Nacht, nur Eines iſt am Wachen geblieben, dem ſeine Leuchte niemals verloſch noch unterging. Und dieſes Eine iſt die Treue im Bunde des Menſchenherzens mit Dem, der es geſchaffen und von frühe an mit einer Liebe zu ſich gezogen hat, welche Liebe geweckt hat. Denn dieſe Liebe iſt das lebendige Waſſer, das unverſiegbar in der Tiefe ſich anſammelt und in zwei mal ſieben Quellen, ein verdoppeltes Berſaba, auch in das äußere Leben ſich ergießt. Der Apoſtel nennt uns (1 Cor. 13 V. 4, 8) die einzelnen Strahlen, in denen das innere, verborgene Waſſer des Lebens zur äußeren That und Geſtalt wird, ſie heißen: langmüthig und freundlich, mild und ernſt, demüthig und würdevoll ruhig, Reinheit von Selbſtſucht und von Erbitterung, Mißfallen an der Lüge, Freude an der Wahrheit, Friedfertigkeit und Vertrauen, Hoffen und Dulden.

Wenn der Beſchreiber des inneren Lebens einer Menſchenſeele jene Mutter, welche dort in dem Hauſe bei Salzburg einen frommen, künftigen König gebar: die zum Frieden der Ewigkeit hinüber gegangene Königin Thereſe von Bayern, ihrem Weſen nach ſchildern wollte, er würde die Hauptzüge zu ſeinem Lebensbilde in der Darſtellung des geiſtigen Verſaba finden, welche der Apoſtel in der vorſtehenden Stelle ſeines Corintherbriefes gibt. Ich habe bei meinem ſpäteren Aufenthalte in München in einer Reihe von mehr denn 20 Jahren das Glück gehabt, öfter in die Nähe dieſes Verſaba-Thadmor zu kommen. Lautere, ſich immer treu bleibende Wahrheit in Wort und Wandel; jungfräuliche Reinheit des Gemüthes; Empfänglichkeit für jeden Strahl des Lichtes, der von oben kommt; eine nur für Andere ſorgende Liebe, nicht nur zu Denen, die ihres Hauſes waren, ſondern zu Allen, die ihr nahten, zu den Hilfsbedürftigen am meiſten: wo kämen all' dieſe Kräfte des Lebens her, als aus dem lebendigen Waſſer, das in dem Thadmor des alten, unvergänglichen Bundes quillt? Es war da keine Scheidewand zwiſchen dem Leben des ſichtbaren Diesſeits und dem unſichtbaren Jenſeits, welche der Tod gewaltſam durchbrechen mußte. Der Weg, obgleich ſein weiterer Verlauf dem Auge der anderen Erdenwanderer ſich entzog, ſetzte ſich ohne Unterbrechung in der gleichen Richtung nach der Heimath im ewigen Oſten fort, die er ſeit der Zeit der erſten Chriſtenweihe des Lebens eingehalten, denn er war von Jugend an ein gerader, richtiger Weg geweſen. Gedanken an das Ende, Boten der Ewigkeit ſind damals, als die Mutter des Landes ſchied, in ungewöhnlicher Zahl gekommen. Die ernſten Worte des 90. Pſalms: „lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden," ſind die tägliche Looſung geweſen, mit welcher die noch Lebenden und geſund Gebliebenen am Morgen erwachten und am Abende ſich zur Ruhe legten. Denn die Cholera: die Seuche, die im Finſtern ſchleichet, und die im Mittag verderbet, hatte Tauſende in unſerer

Stadt dahin genommen; Tauſende der Lebenden, im Trauergewande, aßen ihr Brod in den Häuſern, beteten ihr Gebet in den Kirchen unter Thränen; der Gräber wurden ſo viele, daß die allein zurückgebliebene Tochter, wenn ſie darnach ſuchen ging, kaum dort das Grab des Vaters, hier das der Mutter auffinden konnte; die Todtengräber wußten heute, wenn eine Wittwe ſie darnach fragte, nicht mehr, wohin man geſtern den Troſt ihres Lebens, den Verſorger ihres Hauſes getragen. Und wer, wie die Mutter des Landes, auch nicht in der Stadt war, dem kam an jedem Morgen das Leid um einen nahe bekannten Verſtorbenen, die Sorge um einen Erkrankten nach. Sie aber mit dem Thadmor und ſeinem lebendigen Waſſer im Innern blieb in ſeltener Gelaſſenheit und Stille. Sie hatte den Spruch „lehre uns bedenken“ in ſeinem tiefſten Ernſte, zugleich aber auch mit all’ den Tröſtungen, die ihn begleiten, ſchon oft zu Herzen gefaßt, am lebendigſten aber in der letztvergangenen Zeit. Denn nur ein Jahr vorher war der jüngſte ihrer Brüder, **Herzog Eduard von Sachſen Altenburg**, der bei uns in München wohnte, deſſen Umgang ihre tägliche Freude war, ihr vorausgegangen in das Leben der Ewigkeit, für welches ſein frommes, liebendes Herz ſchon in den Tagen ſeines Fleiſches ausgeboren war. Erſt vor wenig Monaten hatte nun auch der Herzog **Guſtav von Altenburg** das Tagwerk der Mühen auf Erden vollendet, jener Bruder unſerer Königin Thereſe, der, ihrem Alter am nächſten ſtehend, der geliebteſte Genoſſe ihrer Kindheit, ſo wie unter all’ ihren Geſchwiſtern der vertrauteſte, nächſte Freund ihres Lebens bis an ſein Ende geweſen. Beide waren freudig und getroſt im Bekenntniſſe ihres Glaubens, im Feſthalten an dem Troſte ſeiner Verheißungen dahin geſchieden. Sie hatten ein Erbtheil ihres freudigen Muthes dem Herzen der Schweſter hinterlaſſen; was ſie oft geſungen: „Soll's zum Sterben gehn, wollſt du bei mir ſtehn," das hat ſich, als die ſiebente der Trübſale ſich nahte, an ihr bewährt.

War es doch, als ſollte und wollte die an aller Noth der Kinder ihres Landes treulich, innig theilnehmende Mutter mit dieſen das Loos des Todes, das ſo eben Tauſende getroffen, Tauſende betrübt hatte, theilen. Sie ſtarb bei ihrer Wiederkehr in die Stadt, die ihre Heimath geworden, an derſelben Cholera-Seuche, welche den Tod, für viele Seelen der Lebenden, mehr denn in all' ſeinen anderen Geſtalten zu einem König der Schrecken gemacht hatte. An dem Sterbebette aber unſerer Königin Thereſe hat er dieſe ſeine Schreckniſſe verloren. Draußen im Freien, in Wald und Feld tobte an dem Tage ihres Scheidens ein ungewöhnlich heftiger Sturm, auf ihr und in ihr war es ſo ſtill, als ob ihr Angeſicht wie ihr Herz jenes ſanfte, ſtille Säuſeln fühlten, in welchem der Herr war (1 Kön. 19 V. 12). Ihre letzten Worte waren ein Bekenntniß des Glaubens an Den, welcher durch ſeinen Tod die Schrecken des Todes beſiegt hat, dann Ausdrücke und Segnungen jener treuen, ſich ſelbſt vergeſſenden und ganz dahingebenden Liebe zu den Ihrigen, von deren Geiſt und Herzen ſie ungeſchieden geblieben iſt. Palmyra mit ſeiner irdiſchen Herrlichkeit iſt vergangen; Thadmor iſt geblieben und bleibet in Ewigkeit.

In ihrer äußeren Erſcheinung iſt unſere Königin Thereſe mit einer Anmuth begabt geweſen, die mit ſolcher Demuth und Würde vereint nur ſelten bei den Geprieſenſten ihres Geſchlechtes gefunden wird. Ein Ebenbild dieſes äußeren Tempelbaues der Leiblichkeit ſteht noch jetzt auf Erden: das iſt die Tochter der Geſchiedenen, welche fern von uns da wohnt, wo die Secchia und der Panaro ihre Waſſer vermiſchen, ehe ſie mit dem Po in's Meer gehen. Und es iſt nicht die äußere Geſtalt allein, es iſt auch dieſe innere Weihe des Gemüthes, welche die unvergeßliche Mutter der Tochter hinterlaſſen; dieſe iſt eine wahrhafte Erbin des Thadmor und ſeiner lebendigen Waſſer geworden, welches in unvergänglicher Fülle ſeiner Segnungen fortbeſteht und bleibt, wenn die Augenluſt von Zenobia's Bau ſchon längſt dahin iſt.

Zu ſolchen Kindern, welche zum Segen und zur Freude für ſie und für Tauſende aus dem eigenen Hauſe der guten Königin Thereſe hervorgingen, ſind ihr auch noch andere von außenher geboren worden, wie der Thau aus der Morgenröthe (Pſ. 110, 3). Wohl dem Kinde in dem Hauſe und am Herzen einer ſolchen Mutter. Wohl demſelben noch viel mehr, wenn ihm wie der Mutter das ſelige Glück noch einer anderen, höheren Kindheit beſchieden iſt, die nie veraltet, und welcher ein Reich zum Erbe verheißen iſt, herrlicher, denn alle Reiche der Erde. Phanuel's Tochter, vom Stamme Aſſer, die Wittwe bei 84 Jahren, iſt bis an ihr Ende ein ſolches ſeliges Kind geblieben, nicht im Hauſe der ſterblichen Mutter, ſondern im Hauſe ihres Gottes, von welchem ſie nimmer kam, bei Tag und Nacht (Luc. 2 V. 36, 37). Und ein ſolches innerliches Verbleiben an der Ruheſtätte und im Vaterhauſe des Geiſtes kann beſtehen, wenn auch der äußere Menſch auf dem Wege ſeiner Tage mitten durch das Gedränge der Gaſſen der Welt geführt wird.

Welchen Erwerb mir meine Reiſe nach Salzburg und Tirol unmittelbar ſo wie mittelbar in München für mein ſpäteres Leben brachte, das habe ich im Vorhergehenden berichtet. Von einem beſonders bedeutenden Einfluſſe auf die Geſchichte meiner ſpäteren Jahre iſt aber eine andere kleine Reiſe geweſen, deren Ziel zunächſt nur München war. Ich machte dieſe Reiſe in Geſellſchaft meines Freundes Pfaff. Die damals gewöhnliche Langſamkeit der Fahrt durch die ſandigen Strecken der noch im Bau begriffenen Straßen that dem Vergnügen an der Luſtfahrt keinen Abbruch, ſondern erhöhte vielmehr daſſelbe ſo ſehr, daß ich noch jetzt manche große Reiſe mit Dampfeseile, ſammt all' ihren Ergötzlichkeiten, ginge ſie auch über Paris nach Madrid oder Liſſabon, nicht dagegen eintauſchen würde. Denn wir fühlten, einer mit dem anderen allein, ſo recht, was wir an einander hatten, und das war viel.

In München ſuchte ich ſogleich meinen alten, lieben Freund Ringseis auf, den ich als glücklich neuvermählten Ehemann in Luſt und Freuden fand, dann gingen wir beide zu dem theuren Miniſter von Lerchenfeld. Er, der Unveränderliche in Geſinnung und Grund des Herzens, war noch ganz ſo unſer Freund, wie er es in Nürnberg geweſen, und iſt ja dieſes auch treulich, bis an ſein Ende geblieben. Sein häusliches Leben an der Seite einer Gemahlin, die ihm gleichwie aus ſeinem eigenen Weſen heraus und in daſſelbe hineingeſchaffen und gebildet war, ſo wie in der Freude an ſeinen kräftig wie lieblich gedeihenden Kindern hatte die gemüthlich wohlthuende Stimmung behalten, welche ihr die natürliche war.

Der edle Lerchenfeld und mit ihm Ringseis ſuchten uns den diesmaligen Aufenthalt in München ſo lehr- und genußreich zu machen, als nur möglich. Namentlich bei Lerchenfeld fanden wir mehrere der bedeutendſten Männer des damaligen Münchens, durch deren Geſellſchaft der gaſtfreundliche Hausherr uns Freude machen wollte. Unter ihnen einige ältere Bekannte, ſo wie noch jetzt Lebende, von denen ich nachher reden will, zugleich aber auch Solche, die längſt hinüber ſind. So mein Tiſchnachbar am erſten Mittage in Lerchenfeld's Hauſe, der ehrwürdige Fr. de Paula von Schrank, der mit Recht vielbewunderte Gelehrte, welcher vertraut und bekannt, wie ein Kind im Hauſe ſeiner Mutter, im großen göttlichen Haushalte der Natur lebte und im Verkehr mit dieſer glücklich war. Noch jetzt bezeugen es ſeine Schriften, daß dieſer ſeltene Mann mit eigenen, hellblickenden Augen das geſehen und erforſcht hat, was er beſchrieb. Sein junger, geiſtreicher, im weiteſten Kreiſe der Weltanſchauungen gebildeter Gehülfe: Martius, der mir bereits ſeit früherer Zeit ein ehrenwerther, lieber Bekannter war, führte uns gleich an einem der erſten Tage unſeres Aufenthaltes in München in den botaniſchen Garten, der ſchon an ſich ſelber, auch ohne den Reichthum ſeiner Gewächshäuſer, ein ſeltenes Meiſterwerk nicht nur des mühſelig anhaltenden Fleißes, ſondern der nach ihrem Maaße ſchöpferiſchen Kunſt der Menſchenhand war. Denn nur durch einen außerordentlichen Aufwand von Mitteln und Kräften war es möglich geweſen, hier auf einem höckerig ſteinreichen Boden, auf deſſen niederem Graswuchs nur etwa die vorüber getriebenen Gänſeheerden einiges Futter fanden, einen Luſtgarten und Luſthayn der Pflanzenwelt zu begründen. Und das Gewächshaus, ausgeſtattet durch den Erwerb, den Martius auf ſeiner Reiſe nach Braſilien gemacht hatte, namentlich durch die damals noch jugendliche Zucht ſeiner Palmen, gewährte mir eine Beluſtigung der Augen, die an der Hand eines ſolchen kundigen Führers, wie Martius es war, zur Erhebung des Geiſtes wurde.

Aber noch eine andere Freude und Luſt der äußeren Sinne wie des Gemüthes wurde uns durch Lerchenfeld's gütige Vorſorge, wenn ich nicht irre, an dem Abende desſelben Tages bereitet. Ein großes Feſt bei Hofe wurde zuletzt noch durch einen Ball beſchloſſen, und wir beide, Pfaff und ich, durften von obenher als ſtille Zuſchauer, was längſt unſer Wunſch geweſen, die ganze königliche Familie ſehen. Ich konnte lange Zeit kein Auge verwenden von dem geliebten König Maximilian Joſeph. Wenn ich ſelbſt als ein ganz Fremder hieher gekommen wäre, der noch niemals auch nur ein Portrait von dieſem guten Herrn geſehen hätte, ſo meine ich dennoch, ich würde nicht allein hier im Glanze des Hofes, ſondern auch anderwärts, wo er mir in alltäglichem Gewande unter ſeinem Volke begegnet wäre, in ihm den König erkannt haben. Eine von der Natur reich und majeſtätiſch ausgeſtattete Perſönlichkeit, auf ſeinem Angeſichte der Abglanz einer von Gott gegebenen königlichen Würde und der Ausdruck einer väterlich wohlwollenden Milde; einer Herrſchaft durch Kraft des Willens und der Liebe. Wer ſo, wie mein Freund und ich, den König Maximilian Joſeph als einen Vater des Landes von Herzen liebte, dem mußte es eine ganz beſondere Luſt des Herzens ſein, ihn hier als einen Vater ſeines Hauſes, in ſeiner Familie zu ſehen. Die edle, geiſtvolle Königin Karoline war wohl eine hochbeglückte, hochgeſegnete Gemahlin und Mutter, und lebt noch jetzt als eine Geſegnete in dem Andenken Derer, die ſie kannten, fort. Sie war es werth, die Lebensgenoſſin eines ſolchen Königs und die Mutter ſolcher Kinder zu ſein, und erkannte dieſes als eine Gabe aus Gottes Hand. Im Wohlthun iſt ſie eine geübte Meiſterin geweſen. Den beiden Söhnen: Ludwig und Karl war das Siegel noch einer anderen Hoheit aufgeprägt, als die iſt, welche der Rang der Geburt gibt: einer Hoheit des Geiſtes und Herzens, welche nicht von der Abkunft des Fleiſches iſt. Und die Prinzeſſinnen, damals in der lieblichſten Blüthe des jungfräulichen Alters, bildeten ein Schweſternchor, das man nach ſeinem äußeren ſo wie inneren Weſen, in ſeiner gegenwärtigen Stellung ſo wie nach ſeiner zukünftigen Entwickelung und Beſtimmung ein unvergleichliches nennen konnte. Man durfte bei dem Anblicke dieſes hochbeglückten Schweſternchores wohl an den Schmuck Carmel und Saron und an die Worte im Liede der Lieder denken: ich bin eine Blume zu Saron; ein Wort, darin mehr denn eine Bedeutung liegt. So hätte, nach all' ihren Gliedern und in ihrem Vereine, zum Glücke der Liebe die königliche Familie ein köſtliches Vorbild und Muſter für alle Familien des Landes ſein können.

Wir beide, mein Freund und ich, als wir aus der kerzenhellen Königshalle auf unſer Zimmer kamen, ſprachen noch lange von Dem, was wir ſo eben geſehen, und am anderen Mittage, in Lerchenfeld's treugeſinntem Familienkreiſe wurde der äußere Eindruck, den wir geſtern als fernſtehende Zuſchauer empfangen, noch mehr zu einem innerlich feſtſtehenden und tief wurzelnden. Denn was man uns da von dem geliebten Königshauſe erzählte, das ging uns mehr und wohlthuender zu Herzen, als alle ſchöne Gedichte von Arthur's Hofhaltung und dem Heldenruhme ſeiner Tafelrunde.

Einen großen Genuß hatte mir der Beſuch des Münchner Gewächsgartens gewährt. Der Geiſt, welchem die Luſt und der Trieb zum Wandern durch das weite Gebiet der Räume und Zeiten tief eingeboren ſind, kann ſich da nicht nur aus dem lieben Heimathlande, deſſen natürlicher Himmel ſo oft durch die Thränen des Regens und durch kalte Nebel getrübt iſt, in die Palmenzone eines beſtändigen Sommers, ſondern in alle Zonen der Erde verſetzen, auf deren Höhen und in deren dem Forſchen zugänglichen Tiefen das Licht der Sonne, ſowie die dem Lichte verwandten Naturkräfte ein aufkeimendes und blühendes Leben wecken. Alljährlich erneut ſich, wo es anders einem Wechſel unterliegt, das grüne Gewand des Bodens und jede Stunde bringt ihre Blüthen und Früchte. Wenn aber ſchon dieſer Flug durch die Länder und Zonen der Erde von Nord nach Süden, Oſt nach Weſten reich an Freuden genannt werden kann, ſo iſt dies noch vielmehr ein anderer, höherer Flug des denkenden Geiſtes, auf welchem dieſer durch die Regionen einer Welt geführt wird, welche nicht nur mittelbar, durch den ſterblichen Leib ſeine Wohnſtätte, ſondern ſelber von geiſtiger Natur, ſein eigentliches Vaterland iſt. Die Münchner Glyptothek, in ihrer Art und Bedeutung einzig, iſt ein ſolcher Luſtgarten nicht allein der äußeren Sinne, ſondern des Geiſtes, welcher hier aus dem Fremdlingslande ſeiner irdiſchen Räume und ihrer ohne Aufhören wechſelnden Zeiten in den Vorhof ſeiner bleibenden Heimath hineintritt, von deren Höhen, gleich einem erfriſchenden Winde von Oſten, ein Lebenshauch der Ewigkeit ihn anweht. Da ſind Blüthen aus anderem Grunde erwachſen, als jener iſt, den der Menſch im Schweiße ſeines Angeſichtes anbaut; hervorgegangen aus Keimen, die aus dem Dunkel des vergänglichen Weſens nach einem anderen Lichte ſich empordrängen, als das der Sonne iſt; nach einem Lichte, deſſen Vorübergang an der Geſchichte unſeres Geſchlechtes nicht nach einzelnen Umläufen des Mondes und der Erde um die Sonne, ſondern nach anderen Aeonen abgemeſſen iſt, als unſere Olympiaden oder Jahrhunderte es ſind.

Als ich auf der kleinen Reiſe, von deren Erwerb ich ſo eben berichte, die Münchner Glyptothek beſuchte, da legte ſo eben die bildende Kunſt an die Ausſchmückung ſeiner inneren Räume ihre letzte Hand an. Schlotthauer und Zimmermann waren damit beſchäftigt, den geiſtig gewaltigen Geſtalten, welche Cornelius in Shakeſpeare's freudiger Kraft hervorgerufen, das Außengewand der Farben zu geben. Schon damals war der erſte Eindruck, den das Eingehen in dieſe Schatzkammer der Künſte, unvergleichbar höher an Werth, als die altberühmte des Kröſus, auf mich machte, ein mächtiger; er iſt dieſes noch mehr geworden bei jedem meiner oft wiederholten Beſuche des gedankenvollſten Luſtgartens der Künſte.

Ich habe in ſpäterer Zeit, auf meinen Reiſen noch manche Schatzkammern der alten Kunſt geſehen, unter ihnen die mit Recht hochgeprieſenſte, reiche Antikenſammlung des Vatikan. Bei Schätzen ſolcher Art, die allerdings unvergleichbar viel höher zu achten ſind, als die von Gold und Silber, beruht dennoch wie bei dieſen der Werth nicht allein auf der Menge und künſtleriſchen Berühmtheit ihrer einzelnen Stücke. Allerdings betrachten wir mit Staunen die unüberſehliche Maſſe der Barren des Goldes, die im Schatzhauſe der Londoner Bank aufgehäuft liegen und die Edelſteine, die in einer Sammlung von Juwelen ſich ſinden, dennoch wird ein Kunſtwerk, das ein Meiſter in ſolcher Arbeit aus einem oder etlichen Goldklumpen gefertigt und mit einer Auswahl von Juwelen, harmoniſch an Glanz und Farbe, verziert hat, nicht minder unſere Bewunderung erregen als die Kiſten voll Auſtraliſchen Goldes oder ein Haufen des edlen Geſteines aus Braſilien und Oſtindien. Iſt es doch, als hätte der Künſtler durch ſein ſinnvolles Werk uns erſt die ganze natürliche Herrlichkeit zeigen wollen, die dem edlen Metall oder dem Smaragd und Rubin ihren anziehenden Reiz für das Menſchenauge gibt. Mit einem ſolchen Kunſtwerke iſt die Münchner Glyptothek zu vergleichen, welche ihren unvergleichbar hohen Werth für eine tiefer gründende Betrachtung der alten Kunſt zunächſt aus dem groſſen Gedanken der inneren Zuſammenordnung ihrer Theile empfängt.

Die Aufgabe dieſer Kunſt war zuletzt eine andere ungleich höhere als die Beluſtigung der Sinne. Das bezeugt ſie, wo ſie neben den Liebreiz der Luſt den Schatten der Gräber hinſtellt oder mitten in den Spielen des Lebens an den Ernſt des Endes erinnert. Sie bezeugt es, wenn ſie überall auf die Wohnſtätte des ſterblichen Leibes eine Welt des Geiſtigen, ein Reich der Unſterblichen hineinblicken läßt, die dem geöffneten Auge als Göttergeſtalten der Haine, der Quellen, der Altäre und Tempel erſcheinen. Selbſt auf die Urnen der Todten fällt noch ein ſchreckender oder tröſtender Strahl aus dem Reiche jener Lichtgeſtalten herab, der wie das Morgengrauen eines Tages der Ewigkeit das Dunkel der Gräber durchdringt.

Ja, auch der Geiſt der alten Kunſt iſt vom Geſchlechte jenes feſten Hoffens geweſen, das in der ſterblichen Bruſt des Menſchen für ein Sein der Ewigkeit gemacht iſt. Ein Ahnden, daß dieſes ſo ſei, ergreift wohl Jeden, der mit empfänglichem Sinn in die Räume der Münchner Glyptothek hineintritt. Es iſt hier Alles von Bedeutung; das ſinnlich Frivole und Gemeine hat in ihrem wohlgeſchloſſenen Kreiſe keinen Zugang gefunden; ein Adel des Geiſtigen vermählt ſich mit der leiblichen Natur. Zu den Götter- und Heldengeſtalten geſellt ſich die Götterlehre der Tempel und die Sage von den im Rathe der Götter beſchloſſenen Kämpfen und Siegen der Helden in den Gemälden der Feſtſäle und in der Vorhalle des hochſinnigen Gebäudes. Wie die Worte des Liedes, welche die Töne des

Saitenſpieles und die Stimme des Chorgeſanges begleiten, ſind dieſe gedankenreichen Werke der lebenden Hand denen der alten Kunſt beigeſellt *). Die Tafeln der hieroglyphiſchen Inſchriften der alten Aegypter reden von den Thaten und der Geſchichte einzelner das Volk des Nilthales beherrſchenden Menſchen. Was jene Tafeln im Kleinen ſind, das ſind die Hallen der Glyptothek im Großen. In ihnen zeugen die Meiſterwerke der alten Tempel und die Sinnbilder ihrer Lehren von den Thaten wie von der in dieſen Thaten kund gewordenen Geſchichte eines Geiſtes, der nicht einem einzelnen Volke, ſondern dem ganzen Geſchlechte der Menſchen zum Herrſcher und Führer gegeben iſt, wie durch die Zeiten des Sehnens nach dem Lichte, ſo zu denen des Wandelns im Lichte. Schon in dem Bau und in der Anordnung der Kunſtwerke der Glyptothek hat ſich jener ernſte, große Grundgedanke kund gegeben, der in dem benachbarten Bau der Baſilika zu ſeiner vollendeten Ausführung kam. —

Im Hauſe und im Familienkreiſe meines lieben Freundes Ringseis, von welchem ich ſpäter noch Manches ſagen werde, iſt es mir immer ſehr wohl ergangen. Schon damals war dieſes Haus der anziehende Mittelpunkt für ſolche Leute, die ſich mit Geiſt und Gemüth zur Rechten, nicht zur Linken hielten und welche mit jenen beiden Hauptgaben des inneren Lebens in beſonders reichem

---

*) Den Eindruck, welchen die Betrachtung der Glyptothek auf mich machte, habe ich nach dem Maaße meines Vermögens in einem meiner ſpäteren Werke: die Geſchichte der Seele zu beſchreiben geſucht (4. Aufl. §. 65 mit der Ueberſchrift die Kunſt S. 729,-747). Auch beſonders gedruckt unter dem Titel: die Alter der Kunſt.

Maaße ausgeſtattet waren. Und nicht blos aus München und aus Bayern allein verſammelten ſich da der geiſtige Adel von treuem, ächtem Blute, ſondern aus allen Gegenden von Deutſchland, ſo wie aus manchem anderen Lande fanden ſich beſuchende Gäſte bei Ringseis zuſammen, denen es hier, wenn ſie von geiſtig geſunder Bruſt waren, gleich wie beim Athmen einer friſchen, erquicklichen Alpenluſt, warm und wohl zu Muthe wurde. Denn Ringseis, der feurige Kämpfer für die Ehre ſeines Vaterlandes und für die Wahrheit ſeiner Kirche, meint es mit Allen treu und gut, welche die Wahrheit lieben und auf die rechte Ehre halten, die vor Gott und Menſchen gilt. Auch iſt er in geiſtiger wie leiblicher Hinſicht ein ſo reicher, freigebiger Hauswirth, daß er ſchon durch dieſe Eigenſchaft die Gäſte an ſich zieht, welche an beiderlei Bewirthung ein Wohlgefallen haben. Denn er iſt, ſo wie ich ihn kenne, nicht nur weitaus der gründlich gelehrteſte, beleſenſte, vielſeitigſt unterrichtete Arzt, deſſen forſchender Geiſt durch alle Schulen ſeiner Kunſt von Hippokrates' Zeit bis zur Gegenwart gegangen iſt, ſondern er hat mit demſelben Eifer und eindringenden Verſtändniſſe auch die älteſten wie neueſten Schulen der Weisheit beſucht, darin ein Same der Wahrheit iſt. Er ſelber, ein vertrauter Freund der Natur wie der Kunſt, war in Rom wie in München in vertrautem Verkehr mit jenen größten Meiſtern der Kunſt getreten, denen es mit der rechten Anwendung ihres Berufes ein Ernſt iſt; Cornelius war ihm von der erſten Bekanntſchaft an ein brüderlich verbundener Freund geworden. — So ſah es in dem Hauſe ſo wie in und mit dem Weſen des Mannes aus, bei welchem ich den Abend nach meinem erſten Beſuche in der Glyptothek zubrachte. Ich fand da eine Geſellſchaft ſolcher Art, wie ich ſie vorhin beſchrieben. So ſeelenvergnügt, ſo lebendig hatte ich nur wenige Abendunterhaltungen gefunden, als die damalige war. Ringseis in ſeiner heiterſten Laune riß Alle mit ſich in die gleiche Stimmung fort. Schlotthauer ſang zu ſeiner Guitarre ſeine lieblichen Alpenlieder: der Bildhauer Eberhard, damals erſt vor Kurzem aus Italien gekommen, ſang Lieder von eigener Kompoſition, in die wir Anderen einſtimmten. Mit dem Geſange und den Geſprächen im beſten Humor wechſelten lehrreiche und ernſte. Ringseis hatte als Arzt den Kronprinzen Ludwig auf ſeinen Reiſen durch Italien und nach Sicilien begleitet; mit gleicher Luſt und Freude ſprach er, und hörten wir ihn ſprechen von den Herrlichkeiten der Natur und der Kunſt, welche er da geſehen, als von dem eröffneten, tiefen Sinn des geliebten jungen Fürſten, an deſſen Seite ihm dieſer Genuß geworden, und von dem großen Berufe dieſes ſeltenen Herrn für ſeine Zeit und Zukunft. Auch von meinem geliebten Johann Michael Sailer war viel die Rede. Ringseis war während ſeiner langen, glücklichen Studienzeit in Landshut ein beliebter Hausfreund des ehrwürdigen Mannes geweſen. Von Galura, deſſen Leben, von Sailer beſchrieben, ich kurz vorher geleſen, wurde mit Ehrerbietung geſprochen. Die Kraft der geiſtigen Weihe, welche jener treue Lehrer dem Kronprinzen Ludwig gegeben, iſt bei dieſem eine bleibende Mitgabe für Zeit und Ewigkeit geworden.

Spät am Abende begleitete mich der Bildhauer Eberhard nach meiner Wohnung im Gaſthauſe. Er könne mir, ſo ſagte er, zu Dem, was ich heute von dem Kronprinzen Ludwig und von ſeinem Lehrer Galura gehört habe, auch noch etwas von Beiden erzählen, das mich freuen werde. Er, Eberhard, habe als wenig beachteter Künſtler in ziemlicher Zurückgezogenheit ſeinen ſpärlichen Haushalt in München geführt. Da ſei eines Tages ~~Galura~~ mit dem jungen Kronprinzen Ludwig in ſeine Werkſtätte eingetreten. Es ſei in dieſer im Grunde nur wenig zu ſehen geweſen, aber ~~Galura~~ habe den frommen Sinn gerühmt, der in ſeinen Arbeiten ſich ausgeſprochen und der junge Prinz habe dieſen Sinn erkannt und ſich lebhaft daran gefreut. Der Prinz habe ihn gefragt, ob er ſchon in Italien geweſen ſei, in der großen Weltſchule für alle Künſtler? Er habe darauf geantwortet, daß es wohl ſchon längſt ſein großes Verlangen ſei, dahin zu kommen, aber dazu fehlten ihm die Mittel, denn ſeine Arbeiten für die Kirchen brächten außer dem großen Gotteslohn nur kleinen äußeren Gewinn, und zum Leben brauche man ja auch immer Etwas. Der Prinz habe darauf geſagt: nun vielleicht läßt ſich da Rath ſchaffen und wenig Tage nachher ſei ihm durch die Fürſprache desſelben ein Reiſeſtipendium zugeſichert worden, welches ihm einen längeren Aufenthalt in Italien möglich machte. „So iſt es," fügte er in ſeiner treuherzigen Weiſe hinzu, „ſchon damals die Art unſeres Kronprinzen Ludwig geweſen, wo er faſt noch ein Knabe war, und ſo iſt ſie es auch geblieben. Er hat ſo recht ſeine Freude daran, wenn die Kunſt zur Ehre Gottes gereicht. In Rom haben wir Künſtler dieſen Herrn erſt recht genau kennen gelernt, denn er hat da, ich möchte wohl ſagen, mit uns gelebt wie mit ſeines Gleichen. Im Grunde genommen kann ihn aber auch bei uns jedes Kind ſo kennen lernen. Denn er lebt mit ſeinem Volke ſelber wie ein rechtes Landeskind und es geht ihm doch kein anderes Land über ſein liebes Bayern. Hat's auch Urſach', denn ſo ſind wohl wenig Herrn in ihrem Lande geliebt wie er."

Ich hätte nicht gedacht, daß mir ſchon diesmal die

Freude werden ſollte, den Kronprinzen Ludwig perſönlich kennen zu lernen. Ringseis, der Arzt, hatte demſelben geſagt, daß ich in München ſei, hatte gefragt, ob er mich Seiner Königlichen Hoheit vorſtellen dürfe und dieſer Wunſch wurde freundlich und huldvoll gewährt. Als mein Freund mir dieſes anſagte, wollte freilich zuerſt meine alte, angeborene Schüchternheit ſich regen und ich hätte, wie man zu ſagen pflegt, etwas darum gegeben, wenn die ſchwere Aufgabe, vor einem ſo vornehmen und von mir hochverehrten Herrn zu erſcheinen, ſchon gelöſt und ich wieder von München fort geweſen wäre. Die kindiſche Scheu aber meiner Natur wurde von einem Zuge der kindlichen Verehrung und Liebe überwunden, der ſchon längſt in meinem Herzen tiefe Wurzeln geſchlagen hatte. Denn bereits während unſeres Zuſammenſeins in Nürnberg hatte Lerchenfeld mich oft im Geiſte bei dem Kronprinzen Ludwig eingeführt, welchem er mit warmer, treuer Liebe zugethan war und deſſen hohen Beruf zu einem großen Werke ſeiner Zeit er vor vielen Anderen mit klarem Blicke erkannte. Und ich erlaube mir hier eine Aeußerung zu erwähnen, welche Lerchenfeld, namentlich in jener Zeit, darin ich in Nürnberg mancherlei Anfeindungen zu beſtehen hatte (nach Th. II S. 327 ff.) mehr denn einmal gegen mich gethan hat. Sie mag hier als ein Beweis ſtehen für die Menſchenkenntniß und die darauf gegründete Vorausſicht von der Tauglichkeit eines Anderen zu der oder jener Stellung, welche ich bei mehreren Gelegenheiten an jenem werthen Manne bemerkt habe. Er ſagte zu mir: „Ich wünſchte, Sie würden mit dem Kronprinzen Ludwig bekannt. Dieſer würde gar bald etwas Anderes in Ihnen erkennen und finden als hier in Nürnberg Paulus und Seinesgleichen an Ihnen zu haben meinen. Ich wünſchte, Sie würden ein Lehrer bei des Kronprinzen Kindern.“ Seltſam genug erſcheinen mir dieſe, für meine Erinnerung wohl aufbewahrten Worte des geiſtreichen Staatsmannes. Auf meinen vieljährigen Umwegen zu der letzten Station meines Lebens in München, durch die ſpäteren Jahre in Nürnberg, durch Mecklenburg und Erlangen hätte ich mir auch im Traume nicht einfallen laſſen, daß Lerchenfeld's Wunſch für mich noch einmal in Erfüllung gehen könnte. Und doch iſt es ſo gekommen, und der Anfang dazu war die Audienz bei dem Kronprinzen Ludwig, von welcher ich hier zunächſt zu reden habe.

Zeit und Stunde zu unſerem Empfange waren uns beſtimmt; wir hielten ſie genau ein und wurden ſogleich angemeldet und vorgelaſſen. Wir konnten wohl bemerken, daß der Herr noch ſo eben mit Schreiben beſchäftigt geweſen war, und die Bücher auf einem Nebentiſche ließen die ernſte geiſtige Geſellſchaft errathen, in welcher er ſo eben ſich befunden. Dennoch ließ ſein geiſtiges Naheſein eben ſo wenig auf ſich warten, als ſein leibliches; er trat zu uns hin und blickte mich mit ſeinen klaren, ruhigen Augen ſo zutraulich an, als ob er mich längſt ſchon gekannt hätte. In dieſem Blicke, ſo wie gleich in den erſten Worten der Anrede lag eine Kraft, die ſich mittheilte; meine Schüchternheit war mir vergangen und auch ich fühlte ein Zutrauen zu dieſem lieben, gütigen Herrn, in welchem ſich mir Herz und Mund recht freudig aufthaten. Der Kronprinz, mit den literariſchen Erſcheinungen ſeiner Zeit wohl bekannt, hatte auch von meinen Schriften wohlwollende Kunde genommen. Er wußte aber nicht allein von dieſen, ſondern war auch über meine frühere ſo wie jetzige amtliche Stellung in Bayern ſehr wohl unterrichtet. Er ſprach mit Vorliebe von der ehrenwerthen, alten Stadt Nürnberg und von Dem, was in ihr vormals für Wiſſenſchaft und Kunſt Rühmliches geſchehen ſei. Es ſolle für beide noch mehr in Bayern geſchehen, ſagte er, und ich hätte wohlgethan, nach Bayern zurückzukehren. Hierauf fragte er mich über Das, was ich in München geſehen, und ich äußerte mich darüber mit Freuden. Zuletzt nahm das Geſpräch eine Wendung auf den damaligen Zuſtand der Univerſitäten und zu dem in ihnen herrſchenden Geiſte. Dieſer ſolle, ſo ungefähr ſprach der Kronprinz ſich aus, ſo weit als möglich bei den Lehrenden wie bei den Lernenden weniger durch äußere Strenge als durch die innere Zucht der Furcht vor Gott, der Achtung vor Ordnung und Recht in gebührlichen Schranken gehalten und durch eine höhere Bildung der Sitten ſo wie des Geſchmackes veredelt werden. Der liebe, gütige Herr ſchloß ſein vertrauensvolles Geſpräch mit mir durch die Mittheilung, daß, wenn er einſt den Thron als König beſteigen werde, es ſeine Abſicht ſei, die Univerſität Landshut nach München zu verſetzen und dann gedenke er mich als Lehrer dahin zu berufen. —

Der Eindruck, den dieſes erſte perſönliche Bekanntwerden mit meinem hochtheueren König Ludwig auf mich machte, iſt mir bis auf dieſe Stunde in beſonderer Lebendigkeit zurückgeblieben. Mir war es, als wäre ich nicht allein bei Ihm, ſondern Er bei mir geweſen; ſo durch und durch bis in's Innerſte hinein, daß ich mich in ſeiner Kraft mehr noch als in der eigenen bewegt fühlte. Er hatte mich, hatte mein Wollen und Begehren ſich zu eigen gemacht und ich fühlte mich dabei in recht wohlthuender Weiſe erhoben und bekräftigt, denn ich mußte es erkennen, daß ſein eigenes Wollen und Begehren für das, was unſerer Zeit noth thäte und für das Wohl ſeines Volkes von ſolcher Art ſei, daß man gern die Kräfte des Lebens daran wenden könne.

Im vertraulichen Geſpräche mit Lerchenfeld, der mich ſehr theilnehmend darum befragte, erzählte ich dieſem Viel von Dem, wovon mein Herz voll war: von meinem huldvollen Empfange bei dem Kronprinzen. Als ich meine Bewunderung äußerte über die wiſſenſchaftliche Thätigkeit, darin ich den Herrn gefunden, fügte Lerchenfeld, in ſeiner genau unterſcheidenden Weiſe hinzu: „Unſer Kronprinz iſt nicht blos thätig, ſondern ſelbſtthätig. Was er in ſeinem raſtloſen Fleiße anfaßt, das ergreift er nicht allein in hinnehmender, ſondern in ſelbſt bewegender und weiter fördernder Weiſe. Er hat ſich gewöhnt, mit der That zu denken.“ Als ich von dem Gefühle redete, das mich bei dem Geſpräche mit dem Kronprinzen anwandelte und bei welchem mir es war, als ob er mich recht gründlich durchſchauete und kennte, ſagte Lerchenfeld: „Dieſer Herr hat ſich durch die Geſchichte der alten wie der neuen Zeiten, darin er wie ſelten ein Anderer zu Hauſe iſt, ein merkwürdiges Urtheil über ſeine eigene Zeit und über die Menſchen, im Einzelnen wie im Ganzen, erworben. Er weiß die Menſchen öfters auf den erſten Blick in treffender Weiſe zu beurtheilen und kann ſich deshalb wohl an dieſes ſein eigenes Urtheil feſthalten.“

Ich ſah noch mehrmals den theuren Fr. v. Roth, welcher damals ſo eben damit beſchäftigt war, das Haus, das er ſich hatte erbauen laſſen, innerlich auszuſtatten und für den nahen Einzug einzurichten, — das Haus, welches mir vor allen Häuſern, unter deren Dach ich ſeit dem Abſchiede aus dem Elternhauſe eingegangen bin, für Geiſt und Gemüth das geſegnetſte geweſen iſt. Denn dahin bin ich 24 Jahre lang mit einem ähnlichen Gefühle gegangen, als das war, in welchem ich während meiner Jünglingsjahre, von den Schulen her zum Beſuche in das Elternhaus eintrat. Ich hatte Roth ſchon in Nürnberg gekannt; von Erlangen aus hatte ich ihm mehrere Male geſchrieben; in München iſt er mir ein Freund und Genoſſe des inneren Lebens geworden, an deſſen treuer Hand ich mich in Freud und Leid, in guten wie in böſen Tagen feſthielt. Ich habe ſeitdem keine ſolche Hand wieder gefunden. Er war nur wenige Monate älter als ich, aber wie ein an Jahren viel älterer Bruder den unerfahrenen jüngeren, ja wie ein liebender Vater hat er mit Nachſicht und Liebe mich gezogen, gehalten, und, wo es nöthig war, getröſtet und geſtärkt. Das ſind die Gedanken und Gefühle, die mich erfaſſen, wenn ich an dem lieben, jetzt von Fremden bewohnten Hauſe vorbeigehe, das damals Roth für ſich und die Seinen erbaut hatte.

Auch den ehrwürdigen, lieben **Riethammer** ſah ich mehrere Male, dem ich in meinem Leben ſo Vieles zu danken hatte und niemals auf Erden, ſo wie ich ſollte, gedankt habe. Er, ſo wie Roth, betrauerten damals noch **Jacobi's** Tod; Riethammer glaubte ihm bald folgen zu dürfen, hat aber zum Segen für uns und Viele noch manche Jahre ausbleiben müſſen, ehe er neben Jacobi's Grab den hochbejahrten, müden Leib zur Ruhe legen durfte.

In Erlangen, nach meiner Zurückkehr von der kleinen Reiſe, war mein erſter Gang zu Schelling. Dieſem erzählte ich von Allem, was ich in München geſehen und erfahren, vor Allem von der freundlichen Aufnahme bei dem Kronprinzen Ludwig. Er hörte mich mit Theilnahme und Vergnügen an. Er ſprach mit Zuverſicht ſeine Erwartungen aus. „Dieſer Kronprinz,“ ſo äußerte er ſich, „iſt durch Gottes beſondere Fügung gerade zur rechten Zeit für den Herrſcherthron geboren und beſtimmt. Er wird aber nicht nur ein tüchtiger, unermüdet thätiger, einſichtsvoller König ſeines Landes und ſeines Volkes werden, der die Wahrheit des Chriſtenthums in jedem ihrer aufrichtigen Bekenntniſſe ehrt *), ſondern ein anderes Volk, ein anderes Reich, deſſen Gränzen nicht auf den Landkarten abgemeſſen ſind, wartet auf ihn als Herrſcher und Führer. Es hat die Stunde geſchlagen, in welcher auch der Geiſt der Kunſt zum Wiedererwachen aus der Schlaftrunkenheit der letzten Menſchenalter ſich erhebt. Dieſer König wird die ſchon erwachten Kräfte ſtärken, wird noch viele andere aufwecken und als Führer ſie um ſich verſammeln zu dem großen Kunſtwerke des Lebens, zu welchem er vorbeſtimmt iſt. Was man der jetzigen ſo wie der zukünftigen Zeit mit Worten ſagen möchte, die ſo oft nur ein unbeachtet vorbeigehender Zuruf bleiben, das wird die bildende Kunſt

---

*) Manchem verkennenden Urtheile gegenüber muß ich hier Das deutlicher ausſprechen, was Schelling mit ſeinen Worten meinte. Wir Proteſtanten alle, die wir unſerem König Ludwig näher kamen, haben nicht nur öfters die Aeußerung aus ſeinem Munde gehört: „Haltet nur treu und feſt an eurer Augsburgiſchen Konfeſſion, dann ſeid ihr meine lieben, chriſtlichen Unterthanen,“ ſondern er hat dieſe Geſinnung durch die That an uns bewieſen. Was nach S. 566. 567 für die Wiedererweckung einer chriſtlichen Theologie in Erlangen u. a. geſchehen, das war ganz nach ſeinem Willen. Unſerer proteſtantiſchen Gemeinde zu München gab er ganz aus eigener Wahl den damaligen Pfarrer Böckh aus Nürnberg (S. 562) von welchem er im Feldlager bei Augsburg eine Predigt gehört hatte; einen vor Anderen hoch bekräftigten Bekenner der alten evangeliſch-lutheriſchen Lehre, von reich geſegneter Wirkſamkeit.

eindrücklich und kräftig für das Gefühl und das Erkennen bezeugen, wenn ſie nicht der Sinn des Fleiſches, ſondern der Geiſt wiederbelebt, der ſie dem menſchlichen Geſchlechte zu einer Erzieherin gegeben hat für ein Sein, das frei und hoch über der Thierheit ſteht. Denn nur der, welcher dieſe Freiheit errungen hat, oder nach ihr ringt und verlangt, wird die Bedeutung und Beſtimmung der ächten Kunſt verſtehen, welcher unſer künftiger König mit voller Liebe und allen Kräften zugethan iſt. Die Kunſt iſt aus den Tempeln hervorgegangen, ſie ſoll und wird in den Tempel zurückkehren."

Schelling ſprach nicht nur damals, er ſprach ſpäter noch viel mehr Das über König Ludwig aus, was mir ganz aus dem Herzen geredet war. Ich darf es, vor dem noch lebenden Herrn, nicht nachſprechen, die Schriftzüge eines Verſtorbenen mögen dies vielleicht künftig einmal in vollerer Freiheit thun. Sie dürfen reden von der ſich immer gleichbleibenden nachſichtsvollen Huld gegen mich, welche durch kein fremdes Dazwiſchentreten ſich wankend machen ließ; reden von den Abenden, darin ich den König als liebenden Vater unter den Seinen geſehen. Zeugen dürfen ſie von den Stunden, darin nicht nur der wohlwollende König, der zärtlich liebende Hausvater, ſondern vor Allem der kindlich und feſtgläubige Chriſt ſich kund gab, welcher dort, im Hauſe der Tochter, aus welcher, an Geiſt, und Gemüth, ſein treueſtes inneres Ebenbild ihn anblickt, mit der Freudigkeit des Glaubens den Pforten der Ewigkeit genahet war.

Während des letzten Jahres meines Verweilens in Erlangen habe ich noch eine etwas größere Reiſe, nach Südfrankreich und Italien, gemacht, die ich bald nachher unter dem gleichen Titel beſchrieben habe. Der Erwerb von dieſer Reiſe iſt ſowohl ein wiſſenſchaftlich äußerlicher als ein innerlicher für mein weiteres Leben geweſen. Glücklicher Weiſe hatte ich zum Beſuche des ſüdlichen Frankreichs gerade jene günſtigſte Zeit des Jahres: den Anfang des Frühlings gewählt, in welcher das ganze Land einem blühenden Garten gleicht. Der thauende Schnee und die Regengewölke des Hochgebirges ergießen ſich dann in Quellen und reichlich gefüllten Bächen ſelbſt über jene Theile des niederen Landes und der felſigen Abhänge, welche bald nachher, wenn jene Quellen verſiegten und nur noch ein dürftiger Waſſerſtrahl in dem ſteinigen Bette der Bäche und Flüſſe die Meeresküſte erreicht, zu einer vertrockneten Einöde werden, unter deren Staub der Duft der Gewürzkräuter erſtirbt. Die Provençe, wie ſie dieſes vormals in der Geſchichte ihrer Bewohner in geiſtiger Hinſicht geweſen, ſcheint vor anderen Ländern von Europa dazu gemacht, eine unvergleichbar herrliche Ehrenpforte zu ſein, durch welche der Frühling ſeinen ſiegreichen Einzug über das Meer von Süden her hält, unter den Kränzen und Guirlanden der auserleſenſten Blumen, bewillkommt von den Jubeltönen der lebenden Natur, von den Frühlingsliedern der Menſchenbruſt. Italiens Naturreiz iſt von minder vergänglicher Art als jener der Provençe, dort geben die waldreichen Höhen und ſelbſt der vulkaniſche Boden eine Fülle des Gewäſſers, welche ſelbſt im Sommer dem Lande ſein Grün erhält. Und wenn auch in Italien, wie in der Provençe, auf den Bergen und in den Thälern die Fülle der Blüthen des Frühlings und angehenden Sommers dahingewelkt iſt oder in die Geſtaltung der Früchte ſich verſenkt hat, dann öffnet ſich im Meere eine andere Blüthenwelt der buntfarbigen, thieriſch beweglichen Geſtalten, daran auch mein Auge an den Küſten von Nizza, Genua und Neapel ſich lehrreich ergözt hat. Zu dieſen, mir in ſolchem Maaße noch niemals vorhin gewordenen Freuden an der Natur kam auch noch der Reiz des Neuen, den mir das Betrachten und Beſteigen eines noch thätigen Vulkanes: des Veſuv und der vormaligen Feuerherde ſeiner Nachbarſchaft gewährten.

Nicht minder groß aber, als der Erwerb, den mir die eigene, lebendige Anſchauung der Natur brachte, war ein anderer, den ich von meiner damaligen Reiſe für mein ganzes ſpäteres Leben mit mir nahm. Ich hatte da ein Feld der Geſchichte betreten, auf welchem ſich die Herrlichkeit einer mächtigen Vergangenheit noch fortwährend kund gibt, in den ſichtbaren Thaten und Werken ihres Lebens. Nur wie vereinzelte Aehren, welche mitten unter den Pflanzen eines anderen Geſchlechtes auf einem Felde ſich finden, das im vergangenen Jahre eine volle Ernte ihrer Art getragen, zeigen ſich im ſüdlichen Frankreich die kunſtreichen Bauwerke der alten, mächtigen Römerzeit. In Italien aber, vor Allem in der Herrſcherſtadt des alten Weltreiches, ſtehen dieſelben gleich uralten, mächtigen Bäumen, ſtark an Stamm, tief an Wurzeln, hoch an Wuchs da, welche, auch wenn ſie entlaubt und der Früchte beraubt ſind, der Gärtner unter den fruchtbaren Gewächſen ſeines Anbaues ſtehen ließ, weil ſeine Aexte und Sägen ſo wie die Kraft ſeiner Hände zu ohnmächtig waren, ſolch' feſtſtehenden Aufbau der Dryaden zu vernichten. Das Weſen und Wirken des klaſſiſchen Heidenthums, das ich bis dahin nur aus Wort und Schrift gekannt, trat mir da in einer Lebendigkeit vor die Seele, welche mich tief und in fortwirkender Weiſe ergriff. Die Herrlichkeit der alten Welt hat hier, in den Stunden ihres Abſchiedes aus den Zeiten der Völker und von der Stätte ihrer alten Wohnung den Aufſchwung nach einer Höhe genommen, zu welcher ihr das meſſende Auge und die bauende Hand des nachlebenden Geſchlechtes kaum zu folgen vermögen. Und dennoch wird in der Sprache dieſer Werke dieſelbe Lehre vernommen, welche der gekrönte Prediger in den Worten gibt: „es iſt alles ganz eitel“. Aber ein troſtreich erhebendes Gefühl geht dem Trauer erregenden zur Seite. Das, was der Eitelkeit gehörte, iſt vergangen, die gedankenvolle Kunſt des Alterthums hat jedoch in ihrem Ahnden und Sehnen mitten unter den Altären ihrer Götter dem unbekannten Gott einen Altar erbaut, welchen zu erkennen, zu fürchten und welchem zu gehorchen als ein ſeliges Vorrecht allen Menſchen zukommt. Und wie auf den Altären, wie in der Kirche des neuen Bundes dieſer unbekannte Gott ein dem Menſchenherzen bekannter, dem Auge genaheter geworden, wie ſein Naheſein dem ſterblichen Geſchlechte, zu welchem er, als zu Seinesgleichen ſich geſellte und mit dieſem zugleich der geſammten Leiblichkeit eine Weihe der höheren geiſtigen Art gegeben hat, das bezeugt die chriſtliche Kunſt, deren Meiſterwerke gleich einer Welt der Engel neben der fleiſchlichen Verkörperung der alten Kunſt hervortreten. So iſt in Italien der Geſchichte der Kunſt das ſeltene Glück beſchieden, gleich dem Bilde des Janus, deſſen eines Angeſicht zurück in das Vergangene, das andere vorwärts in das Künftige gerichtet war, hineinzublicken in den Abend ihres alten, ſo wie in den Tag ihres neuen Aeons.

Noch einen anderen Erwerb als jenen, der mir aus der Betrachtung der großen Werke der Natur und der Kunſt kam, hat meine damalige Reiſe mir eingebracht. Das war die nähere Bekanntſchaft und Befreundung mit Menſchen, die des Aufſuchens über Berg und Thal und des treuen Feſthaltens in der Erinnerung werth waren.

Ich habe ihrer in der Beſchreibung meines damaligen Reiſeweges ausführlicher erwähnt; hier nenne ich nur im Vorübergehen einige Namen. Den theueren Heinrich Lutteroth aus Paris hatte ich ſchon als ſchnell vorübereilenden Beſuch in Erlangen kennen gelernt. Wenn aber auch ſein leibliches Erſcheinen ein ſchnell vorübereilendes war, ſo blieb mir doch ſein geiſtiges Sein in Liebe ein feſtſtehendes, nicht für die Erdenzeit allein. Ihm hatte ich von dem Vorhaben meiner Reiſe nach Frankreich geſchrieben und er begleitete mich im Geiſt mit ſeinen Briefen an gleichgeſinnte Freunde in Lyon und Nizza, ja bis nach Neapel. Daſſelbe that mein brüderlicher Freund Heinrich Fabricius in Nürnberg (m. v. S. 467). Er führte mich durch einen Brief in das Haus und an das Herz des Heimpel Boiſſier in Avignon: des freudigen Bekenners eines durch Liebe kräftigen Glaubens in Wort und That. In Marſeille ſah ich von Angeſicht und begrüßte ich von Herzen einen Mann aus dem Hauſe Sieveking in Hamburg, dem Hauſe, aus welchem weit in die Ferne der Zeit und des Raumes die Töne eines Liedes vernommen werden (Pſ. 119 V. 54), das auch mich oft getröſtet hat auf dem Wege meiner Pilgrimſchaft. In Rom führte mich ein Brief aus Freundeshand zunächſt zu Rothe, dem Prediger bei der kleinen deutſchen proteſtantiſchen Gemeinde, die, wie die Schwalbe ihr Neſt, den Raum zu ihren Verſammlungen bei dem Gemäuer des alten Capitols gefunden hat. Rothe und ſeine treffliche Frau haben uns, während unſeres Aufenthaltes in Rom, wie auf Händen der Liebe getragen, einer Liebe, die ihren Lohn nicht in dem Danke der Menſchenlippen dahin nehmen kann.

In der kleinen Kirche, dort im Capitol, fand ſich damals ein Orgelſpieler von gar ſeltener Art. Er war einer von denen, welche den Geſang und das Spiel, daran die Gemeinde ſich erbaut, noch ehe ihr Finger ſie durch Töne der Orgel erweckt, in ihrem Herzen anſtimmen und darin nachtönen laſſen ohne Aufhören und Ende. Ein Sonntagskind, deſſen frommes, ernſtmeinendes Gemüth für die ſtille Feier eines beſtändigen Sonntags gemacht iſt. Der Orgelſpieler, den ich meine, war Julius Schnorr von Karolsfeld (jetzt Profeſſor und Direktor der Gemäldegallerie in Dresden), welchem die doppelte Gabe geworden, nicht nur durch die Kunſt der Töne, ſondern vor Allem durch die der Farben, mit den Gefühlen zugleich Gedanken des bleibenden Ernſtes hervorzurufen. Mein erſtes Begegnen mit dieſem Manne, in dem kleinen proteſtantiſchen Kirchlein, bei der Stätte des hohen, alten Capitols, war wohl von ſo ſeltener Art, daß ich nicht vermuthet hätte, daß wir uns jemals wieder, nicht blos auf etliche Tage oder Wochen, ſondern auf Jahre zuſammenfinden würden. Denn weder ich noch er dachten damals daran, daß uns München zu einer gemeinſamen Heimath werden könnte. Dort iſt Schnorr einer von jenen lebendigen Bauſteinen geworden, welche die Hand eines hochſinnigen Königes, um mit den Worten eines Freundes zu reden, nach dem Rath „einer höheren Nothwendigkeit" (S. 212, 213) zu einem Werke zuſammenführte, welches, wie ein wohlgebautes, feſtes Haus, auch vielen Anderen, die, wie ich, nicht zu den Bauſteinen ſelber gehörten, eine geiſtige Ruheſtätte gewährte. Peter Cornelius, mächtig genug, um einen Grundſtein zu bilden, Julius Schnorr, mit ihnen Heinrich Heß, Ferd. Olivier und andere ebenbürtige Künſtler, ſchloſſen die eine Seite des Hauſes, Schelling, Fr. von Roth, Görres, Fr. v. Baader, Ringseis, Puchta bildeten die andere, und etwas ſpäter kam, als wohl zum Ganzen ſtimmender Anbau, das unvergeßlich werthe Brüderpaar der Boiſſerée's hinzu, Sulpice, dem zu ſeinem milden frommen Gemüthe eine Reife des Urtheiles und eine Lebensweisheit verliehen war, welche im Umgange mit der Welt nur geübt, nicht gewonnen werden können, und mit ihm ein Herz und eine Seele ſein Bruder Melchior in ſeiner an Liebe reichen und der Liebe würdigen Natur. Dieſe Alle ſind im innerſten Weſen von gleichem Geiſte der Geſinnung in der Wirkſamkeit zu einem gemeinſamen Ziele vereint geweſen und haben ſich mit vielen anderen, ſchon auf der Bauſtätte gelegenen Werkſtücken zu einem Bau zuſammengefügt, in deſſen Schatten es ſich gar gut wohnen ließ.

Cornelius war nicht in Rom, als ich dort verweilte. Wie ich in Florenz den Erinnerungszeichen an den geweihten Sänger der Schrecken wie der Freuden der Ewigkeit: an Dante nachgegangen bin, ſo hier in Rom den Zügen des Bildes mancher in Dante's Geiſte ſchaffenden Meiſter, deren viele nur noch in den hinterlaſſenen Werken erkennbar ſind. Einer aber aus ihrer Verwandtſchaft: der Freund Peter Cornelius blieb mir nicht nur ein aus den Zügen der Werke geſchaffenes Bild, ſondern wurde mir ſpäter zur wirklichen, perſönlichen Erſcheinung.

Der äußere wie innere Gewinn, den ich auf der damaligen Reiſe aus meinem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalte in Rom zog, würde mir nur in ſehr verkümmertem Maaße zu Theil geworden ſein ohne die Hülfe, die mir aus dem Capitol kam. Dort, an der hohen Herrſcherſtätte des alten, weltbeherrſchenden Roms wohnte damals ein Mann, dem ſeine Natur und ſein Weſen wohl ein Wohnrecht zu ſolcher Behauſung gaben: der preußiſche Geſandte am römiſchen Hofe: Ritter Carl von Bunſen. Nicht nur als Schüler und vertrauter Freund von Niebuhr, ſondern durch eigenes Forſchen und lebendige Anſchauung, hatte ſich dieſer ein Heimathsrecht in der Geſchichte und in der äußerlichen Kunde des alten wie neuen Roms erworben. Ja, ſein römiſches Bürgerrecht war noch ein tiefer begründetes. Wenn auch die edlen Geſchlechter aus den Zeiten des Völker beſiegenden und des Völker beherrſchenden Roms nicht mehr durch den Weg der leiblichen Fortzeugung beſtehen, ſo iſt dennoch ihr Stamm nicht erloſchen; ihm werden auf geiſtigem Wege noch fortwährend Nachkommen geboren. Ein Geiſt aus dem klaſſiſchen Alterthum mit der Milde eines Mäcenas, ſchien ſich zu mir hernieder zu laſſen, als Bunſen mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit mich in den auserleſenen, geſelligen Kreis ſeines Hauſes und aus dieſem, gemeinſam mit Schnorr in die Herrlichkeiten des alten wie neuen Roms einführte. Und nicht nur damals, ſondern bis auf dieſe Stunde iſt jener geiſtige Bürger des alten Roms mir und meinen Kindern wie Kindeskindern ein unermüdet hilfreicher Freund geweſen. Bunſen's Verwendung habe ich die empfehlenden Briefe aus dem römiſchen Cabinet, an die lateiniſchen Klöſter des Morgenlandes verdankt, die auf meiner ſpäteren Reiſe dahin mir von unſchätzbarem Nutzen waren. In London hat er perſönlich, ſo wie durch ſeinen Einfluß als väterlichen Rathgeber, Führer und Freund der Meinigen ſich erwieſen. Und wie viele Andere, welche Bunſen nahe kamen, erfuhren von ihm Daſſelbe. Das ſind Thaten der Liebe, das ſind Früchte, welche von dem Geſchlechte des Stammes ein Zeugniß geben, das unangefochten von außen als ein gutes beſtehen wird.

Unter den jüngeren Freunden, die ich in Rom fand, nahm ſich mein lieber, vormaliger Schüler von Nürnberg der: der Bildhauer **Ernſt Bandel** (II, 498) mit aufopfernd treuer Liebe an; und mit ihm, wie durch ihn, lernte ich mehrere der Jünglinge kennen, die ſpäter, wie **Leſſing**, in der Kunſt zum Ruhme der Meiſterſchaft gelangten.

Die Empfehlungsbriefe aus Paris, von denen ich eben geſprochen, begleiteten mich ſelbſt bis nach Neapel und führten mich dort zur Bekanntſchaft mit dem damaligen treuen Verkündiger des Evangeliums an der kleinen proteſtantiſchen Gemeinde: dem theueren **Monod**.

Alle die hier erwähnten geiſtigen Verbrüderungen mit Menſchen, die man gern auch ſpäter im Leben und weiteren Ortes wiederfinden und in Liebe feſthalten möchte, ſind mir als ein unmittelbarer Erwerb von meiner Reiſe nach Südfrankreich und Italien zugekommen. Es ſei mir aber erlaubt, hier noch des Erwerbes einer anderen Bekanntſchaft zu gedenken, der mir in gewiſſem Maaße aus dieſer Reiſe geworden iſt, nachdem dieſelbe als Buch, in ihrer Beſchreibung erſchienen war. Allerdings ſteht der Werth meines armſeligen Buches mit dem Gewinne jener Bekanntſchaft kaum in einem ähnlichen Verhältniſſe als der Mantel, den ein durch ganz andere Reiſen berühmt gewordener Engländer *) der Königin Eliſabeth auf einem ihrer Spaziergänge über eine Stelle des feuchten Bodens hinbreitete, mit den nachmals erfahrenen Beweiſen der königlichen Freigebigkeit und ehrenden Anerkennung. Der theuere, werthe Mann, der bei einem Beſuche in München ſich als einen Leſer meines Buches bei mir einführte, war **Karl Ritter** aus Berlin. Der Mann, in der Geſchichte unſerer Erde und der auf ihr wohnenden Völker **ein Seher**, an deſſen Geiſt man aber auch jene Fragen richten kann, mit denen im Herzen man zu Solchen hinging, die man vorzeiten in Jſrael Seher nannte (1 Sam. Kap. 9 V. 9). Denn ſein forſchender, tiefgründender Blick erkennt im ſichtbaren Gebäu der Erde und ihrer Bewohner nicht nur den Werkmeiſter, ſondern in der Geſchichte der Einzelnen wie des Ganzen den lebendig gegenwärtigen Führer und Regierer, der den Völkern die Looſe ihrer Wohnſitze zutheilte, nach ewig vorbedachtem Rathe. Ich werde nie vergeſſen, was ich Ritter zu danken habe. —

---

*) W. Raleigh.

Mehrere kleine, ſo wie größere Reiſen habe ich noch von Erlangen aus gemacht, namentlich mehrere in meine Heimath des Erzgebirges und die beiden Muldenthäler. Den geiſtigen Erwerb, namentlich den einen, habe ich vorhin (S. 571 u. f.) beſchrieben. Damals lebten auch noch mehrere meiner nahen Verwandten, von denen ich in den vorhergehenden Bänden ſprach. Eine jetzige Reiſe dorthin würde mich zu Gräbern führen, an denen nur noch zwei mir geiſtig wie leiblich nahe befreundete Männer wohnen: mein Neffe, der Juſtizamtmann Helmers (m. ſ. I, S. 216 und II, S. 81 u. f.) und Ferdinand Werner, dieſer wie ich, ein Enkel des alten, ehrwürdigen Gotthilf Werner (I, S. 33). Sie ſeien mir beide brüderlich begrüßt.

40. Berichte aus der nächſten Nachbarſchaft.

In den letztvorhergehenden Kapiteln meines Buches bin ich öfters weit von der Beſchreibung meines eigenen Lebens in Erlangen abgekommen; ich kehre hier wieder zu derſelben zurück.

Ich habe es bereits oben (S. 259) ausgeſprochen, daß ich die 8 Jahre, welche ich in Erlangen zubrachte, für die äußerlich glücklichſten, vergnügteſten meines Lebens halte. Die Freude und Luſt an meiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, welche ſo ganz nach meinem Sinne war; der tägliche Umgang mit Freunden, die ich von Herzen liebte und verehrte und bei welchen meine Liebe eine aufrichtige, treue Erwiderung fand; die wohlthuend geiſtige Anregung, die ich in der Unterhaltung mit allen dieſen älteren und jüngeren Freunden fand, machte mir Erlangen ſo werth, daß mir der Gedanke, dieſen Ort jemals wieder zu verlaſſen, nicht in den Sinn kam. Dabei war ich, waren die Meinigen geſund; für mein mäßiges äußeres Bedürfniß war hinreichend geſorgt, ich lebte in Frieden mit mir und mit aller Welt, denn ich darf es wohl, den vielen noch lebenden Zeugen aus der damaligen Zeit gegenüber ſagen: ich war von allen Leuten, die mich kannten, wohl gelitten und wußte von keinem Feinde.

War aber dieſer Friede auch der rechte, ſtand die große Zufriedenheit, daran ich mich ergötzte, auf ſicher bleibendem Grunde? Dieſe Fragen kamen mir wohl ſchon damals zuweilen in den Sinn, und ich wüßte ſie jetzt gründlicher und beſſer zu beantworten, als vor 30 Jahren. Das, was uns am öfteſten die allgemeine Gunſt der Welt erwirbt, iſt der Zug einer gegenſeitigen Verwandtſchaft, denn „die Welt hat das Ihrige lieb." Mein ungeſtörtes äußeres Glück war für mein Inneres, wie für das Erdreich, der allzulang anhaltende Sonnenſchein ohne Regen, nicht zuträglich; die beiden Perſönlichkeiten meines Weſens, welche ich oben, S. 14, 15, als Geſinnung und Naturell bezeichnete, geriethen dadurch in ein Verhältniß zu einander, welches nicht das rechte und geſunde war. Die Geſinnung hielt ſich meiſt, wie ein kränklicher Menſch, zu Hauſe auf ihrem Zimmer und ſprach ſich in manchen jener Schriften aus, die ich in Erlangen verfaßt und veröffentlicht habe; das Naturell aber, wie ein munterer Geſelle auf der höchſten Stufe der Lebenskraft, kam täglich unter die Leute, war in und mit der Welt, obwohl in den Schranken der äußeren Ehrbarkeit, luſtig und guter Dinge und darum wohlgelitten, wozu ihm noch zwei ſeiner Eigenſchaften ſehr zu Statten kamen, die ich hier, wenn auch äußerlich mit ſcherzhaften Worten, dennoch mit innerem tiefem Ernſte andeuten will.

„Das, was man in der Welt ein gutes Herz nennt, das iſt öfters nur ein guter Magen.“ In dieſem humoriſtiſchen Ausſpruche eines geiſtreichen Arztes liegt wohl ein tiefer Ernſt und eine beachtenswerthe Wahrheit. Eine leichte, kräftige Verdauung, verbunden mit einem friſchen, leichten Umlaufe des Blutes durch alle Adern ruft in allen Gliedern des Leibe's den Zuſtand eines Wohlbefindens und Wohlbehagens hervor, der jenem vergleichbar iſt, in welchem ſich die Bewohner einer Stadt oder eines Landes befinden, wenn in der Zeit eines langen äußeren Friedens, jeder von ihnen ſein gutes, reichliches Auskommen hat und fröhlich unter ſeinem Weinſtocke und Feigenbaume wohnt. Zu ſolcher guten Stimmung ihres leiblichen Inſtrumentes pflegt die Seele gern ein fröhliches Lied anzuſtimmen, und das wäre ſchon recht, wenn ſie dabei nicht gar leicht das innerliche Sehen und Hören verſäumte und in ihrer Zufriedenheit mit ſich ſelber und aller Welt, wie man im Sprüchwort zu ſagen pflegt, in allen Dingen Fünf gerade ſein ließe. So wie jeder Menſch gerne Seinesgleichen um ſich her ſehen mag, pflegt auch der Fröhliche leichter denn ein Anderer Hand und Herz aufzuthun, um Andere fröhlich zu machen. Und ſo etwas gefällt den anderen Leuten wohl und ſie ſagen von einem Menſchen dieſer Art, „er hat ein gutes Herz.“ Wenn man aber in die Abendſtunden des Lebens kommt, darin unſer Schatten länger und größer wird als am Mittag, da fällt uns auch die Schattenſeite eines ſolchen Naturells beſſer in die Augen und wir erkennen es wohl, daß ein wahrhaft gutes Herz nur von Gott kommt, nicht aus dem Magen.

Ein anderer Ausſpruch über uns, bei welchem ſich die Leute eben ſo oft täuſchen, als bei dem Ausſpruche über unſere aus dem Magen kommende Güte des Herzens, iſt jener, mit welchem ſie unſerem Naturell ſein uraltes Erbe abläugnen. Dieſes geſchieht aber, wenn ſie von manchem Menſchen ſagen und rühmen: dieſer iſt doch gar nicht hochmüthig. Zu dieſem „gar nicht“ gehört aber mehr, als im rechten Sinne des Wortes „menſchenmöglich“ iſt. Abgeſehen davon, daß in unſerer Natur ſeit ihrem Ausgange aus dem uranfänglichen Elternhauſe das Geſchwiſterpaar: Hochmuth und Eitelkeit beſtändigen Zutritt und Heimathsrecht ſich anmaßt, bis der ſtärkere, rechtmäßige Beſitzer unter das Dach kommt, geſellt ſich zu ihm auch noch eine ganze Sippſchaft von Verwandten, die ſich zuweilen ſo hervordrängen, daß man das Geſchwiſterpaar ganz darüber aus den Augen verliert, gleich als ob dieſes gar nicht im Hauſe wäre. Namentlich gibt es in uns Menſchen einen Hochmuth von zweifacher Art, einen couragirten, mit gar frecher Stirn, und einen furchtſamen. Der Hochmuth von beiderlei Art kann ſeine ſchlangenartige Natur und Abkunft nicht verläugnen; er hat ein Auge voll Verachtung und Selbſterhebung über Alles, das nicht das Seine iſt, oder ſich ihm unterwirft, und die leicht erregbare, bittergallige Empfindlichkeit der Schlange, gegen jedes Wort, jede Miene, die ſeiner Hoheit zu nahe treten. Der couragirte Hochmuth läßt ſein herrſchſüchtiges, empfindliches Weſen überall frei heraustreten; er beißt friſchweg um ſich mit ſeinen giftigen Zähnen. Anders iſt es mit dem Hochmuth, der unter der Herrſchaft und Zucht einer Furcht ſteht. Wäre nun dieſes die Furcht vor Gott, dann ſtände er ſchon unter der guten, rechten Zucht, leider aber iſt es bei unſerem Naturell gar oft nur die Furcht vor den Menſchen und ihrem Urtheil, nicht vor Gott, der in das Verborgene des Herzens ſieht und vor ſeinem Urtheil.

Es iſt nur ein äußerer, harmloſer Zug dieſes furchtſamen Hochmuthes geweſen, den mein Freund, der Maler und Direktor Ferdinand Hartmann in Dresden (II, 213) einſtmals an mir rügte. Ich war ein oder etliche Male, wenn ich ihm in ſeiner vornehmen Zuſammengeſellung, namentlich mit Damen auf der Straße oder im Freien begegnete, ohne aus Schüchternheit nur aufzuſehen, an ihm vorüber gelaufen. „Du biſt,“ ſo ſagte er, „ſo hochmüthig an uns vorbeigerannt, wie ein edler von Bremſen geſtochener Stier.“ Ach wenn doch dieſe Bremſen, die Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit nicht tiefer in uns ſäßen, als auf der Haut eines geplagten Stieres, wie gerne könnte man ſich dann die Angſt jenes Scheuwerdens gefallen laſſen, die mich ſelbſt in ſpäteren Jahren bei dem Eintritte in einen glänzenden, vornehmen Kreis ergriffen hat. Der Schein einer Demuth und Menſchenfurcht iſt von dem Weſen der wahren Demuth aber ſo verſchieden, als die Gutherzigkeit, die aus einem geſunden Magen kommt, von der Güte, welche Gott dem Herzen gibt. Nur eine mächtigere, beſſer begründete Furcht als die vor Menſchen kann den Hochmuth in uns bändigen und ihn durch beſtändige Demüthigung ausſtoßen, und ein furchtſamer Wanderer von ſolcher Art geht auch im Dunkel der Nacht auf ſeinem Pfade nicht irre.

Wenn ich vorhin von der Gunſt bei der Welt ſprach, die ich in Erlangen genoß, dann meinte ich damit jenen größeren Kreis, den man vorzugsweiſe mit dieſem Namen bezeichnet. Es gibt aber daneben und darin auch einen kleineren Kreis der nicht recht weltlichen Leute, deren Urtheil ein anderes, richtigeres iſt, als das der größeren Menge. Zu jener kleinen Zahl gehörte namentlich mein Freund J. **Arnold Kanne**, von welchem ich im Vorhergehenden ~~öfters~~ ſprach (m. v. II, S. 502, III, S. 268 u. a.). Mein Verhältniß zu dieſem war wohl, ſeinem inneren Zuſammenhalte nach, immer das gleiche geblieben, denn wir hielten uns beide, mitten in den Fluthen der wandelbaren Ereigniſſe unſeres Lebens an dem Baumſtamme feſt, der immer oben bleibt. Nach außen hin trat aber während des Zuſammenlebens in Erlangen in unſerem gegenſeitigen Verhältniſſe eine Veränderung ein, welche je länger, je mehr fühlbar wurde. Meinem Freunde erging es während der letzten Jahre ſeines Lebens in geiſtiger Hinſicht ſo, wie es manchen Greiſen in leiblicher Weiſe zu geſchehen pflegt, wenn eine allmählig bis faſt zur völligen Taubheit ſich ſteigernde Schwerhörigkeit ſie von dem geſelligen Verkehre mit der Außenwelt abſcheidet. Ihr Zuſtand führt nicht nur ein öfteres Mißverſtehen der fremden Worte und Rede herbei, ſondern endet zuletzt in einem völligen Nichtverſtehen derſelben. Mein guter Kanne hatte in ſeinen jüngeren Jahren, die voller Mühen und Plagen geweſen waren (m. v. II, 289) die Außenwelt und die Menſchen, zum Theil durch eigene Schuld, faſt nur von ihrer ſchlimmeren, unfreundlichſten Seite kennen gelernt. Es war in ihm ein Hang zum Mißtrauen geblieben, der durch ſeine kränkliche, leibliche Stimmung noch mehr begünſtigt wurde. Während meiner Natur damals Alles im roſigen und purpurnen Lichte einer Morgenröthe erſchien, die bekanntlich gerade kein günſtiges Vorzeichen für die kommende Witterung des Tages iſt, ſahe ſein inneres, öfters weiter als das meinige blickendes Auge Alles in trübem Lichte eines gewitterſchwangeren Himmels. So in verſchiedener Richtung auseinandergehend, mag unſer Urtheil ſchon in der erſten Zeit unſeres Wiedervereines an der Univerſität geweſen ſein, wenn ich (nach S. 480 u. f.) mit wahrhaft ſchwärmeriſcher Begeiſterung von manchen großen, neuen Entdeckungen in der Wiſſenſchaft ſprach und wenn ich von dem Einfluſſe dieſer tieferen Erkenntniß der Sinnenwelt auf die Förderung einer höheren Erkenntniß auch der überſinnlichen, göttlichen Welt, den größten Erwartungen mich hingab. Wenn dann mein Freund in geradem Widerſpruche mit meiner Anſicht die Behauptung ausſprach, daß namentlich die von mir ſo hoch geſtellte Naturwiſſenſchaft unſerer Zeit auf dem Wege ſei, mit einer noch niemals früher ſo laut gewordenen Frechheit die Erkenntniß, ja das Daſein einer überſinnlichen, göttlichen Welt zu vernichten und zu verläugnen, dann konnte er ſich wohl auf manche Erſcheinungen in der Literatur des Tages berufen, welche ich nur wenig beachtet hatte. Ich erwähne davon nur Einiges. Ungefähr um jene Zeit hatte Oken in einem Aufſatze ſeiner Zeitſchrift: die Iſis (Jahrg. 1819, S. 1117) das Entſtehen der erſten Menſchen, ſo wie der ganzen Welt der Lebendigen auf Erden aus einem Urſchleime behauptet, der das anfängliche Meer erfüllte. Wie ſich Infuſionsthiere und Quallen in ſolchem Elemente geſtalten, das ihnen den Bildungsſtoff und die erſte Nahrung gibt, ſo habe auch das menſchliche Weſen den gleichen Urſprung genommen. Die erſten Menſchen, in zahlreichen Schaaren, anfangs in eine Blaſe eingehüllt, die ihnen die

Stelle des Mutterleibes vertrat, hätten dieſe Hülle durchbrochen, ſeien aus ihr, in der Vollendung eines zweijährigen Kindes, von ihrem Inſtinkt geführt aus dem Meere allmählig herausgerathen an das Land. Viele, ſehr viele dieſer naturwüchſigen Menſchenkinder möchten zwar bei ſolchem Uebergange in ein neues Element durch Hunger und andere Unfälle umgekommen ſein, doch blieb die Zahl der Ueberlebenden noch immer groß genug. Dieſe habe dann ihre Glieder und Sinne durch fortwährende Uebung vervollkommnet und zum gegenſeitigen Verkehre eine Sprache ſich gebildet. „Die Sprache ſei alſo aus dem Menſchen gewachſen, wie dieſer aus dem Meere, der Weltbärmutter und dem Weltſamen“ (m. v. den Auszug des Oken'ſchen Aufſatzes in Dr. Andreas Wagner's Geſchichte der Urwelt 1845, S. 113 u. f.)

„Und“ (ſo konnte der ſchärfer urtheilende Freund hinzufügen) „wie zuletzt Alles, was iſt und lebt, aus dem Urſchleim des Meeres hervorgewachſen iſt, ſo wird die Naturwiſſenſchaft unſerer Zeit auch den Gedanken, mit welchem mein Geiſt Gottes gedenkt, von einem in unſerem Gehirne aus dem Blute präparirten, nachträglichen Urſchleim abſtammen laſſen. Sie wird auf der Bahn, die einer ihrer vielgeachtetſten Meiſter gebrochen hat, weiter gehen, wird wie der erſte Menſch aus ſeiner Blaſe frei heraustreten mit ihrem Bekenntniſſe: es iſt kein Gott, kein Geiſt, keine Seele, Alles iſt nur ein ſo oder anders geſtalteter Meeresſchaum, deſſen Formen ſich mit dem Tode wieder in eben ſolchen Meeresſchaum auflöſen und in ihn zerfließen.“

Kanne mußte es allerdings an Vielen von uns, namentlich ſelbſt an mir, faſt unbegreiflich finden, daß wir die Gefahr, welche in dem freien, öffentlichen Hervortreten ſolcher Verläugnung, ſelbſt des erſten Artikels unſeres Glaubensbekenntniſſes lag, nicht ſo ernſt erkannten, als er dieſes that. Bei dem größeren Theile des leſenden Publikums konnte man dieſes allerdings einem Mangel jenes chriſtlichen Zart- und Rechtsgefühles zuſchreiben, welches eine Folge der damals herrſchenden Geringſchätzung alles ernſten chriſtlichen Bekenntniſſes in Schule und Kirche war. Die Männer der Wiſſenſchaft aber, auch die von gläubig ernſterer Geſinnung, ſahen in der Veröffentlichung ſolcher allerdings frechen Einfälle, wie der Aufſatz in der Iſis enthielt, deshalb keine dringende Gefahr für das Volk, weil dieſe Zeitſchrift doch zunächſt nur von wiſſenſchaftlich Gebildeten, meiſt Aerzten und Naturforſchern, geleſen wurde und die Darſtellung ſo ungereimt komiſch gehalten war, daß ſie mehr dazu beſtimmt ſchien, Beluſtigung als Entrüſtung zu erregen. Ueberdies lag in Allem, was Oken in ſolcher Weiſe öffentlich ausſprach, noch immer eine wiſſenſchaftliche Haltung, welche für die Theilnahme der größeren Menge nicht geeignet war. Allerdings hat ſich dieſes ſpäter anders geſtaltet, als mehrere Naturforſcher auf der durch ſolche Vorgänge gebrochenen Bahn weiter gingen, hinaus über alle Schranken der wiſſenſchaftlichen Würde und des geziemenden Ernſtes. Moleſchott, Vogt und Andere ſprachen im Ganzen dasſelbe aus, was als offener oder verhüllterer Keim in Oken's Naturphiloſophie lag; unter ſolchen Händen iſt ſelbſt der Gedanke, mit welchem unſer Geiſt Gottes gedenkt, ſind die Seele, ſind der Geiſt nur Ausgeburten, nicht der Phantaſie, ſondern vorübergehende Ausſonderungen aus den Säften des Leibes geworden, und dieſer freche Hohn aller Wahrheit, aller Vernunft, alles ſittlichen Ernſtes iſt in der Form einer ſo trivialen Gemeinheit aufgetreten, hat ſich, wie man zu ſagen pflegt, ſo populär gemacht, daß der große Hauſe von allen Seiten her ihm zufiel. Auf der anderen Seite iſt aber auch nicht nur in Einzelnen, ſondern in Vielen der Zeitgenoſſen ein neuer Ernſt des Bekenntniſſes der Wahrheit und des offenen Widerſpruches gegen die Lüge erwacht, der ſich in kräftiger Weiſe kund gibt.

Wenn mein Freund Kanne mit ſeinem ſcharfen Blicke und Urtheile ſchon damals das aufſteigende Gewölk erkannte, das bald nachher den in meinen Augen heiteren Morgenhimmel der Naturwiſſenſchaft trüben ſollte, wenn er ſogar von Schelling's Wirken als Lehrer Befürchtungen hegte, die meiner dankbaren Liebe zu dieſem Manne wehe thaten, dann führte dieſes freilich öfters zwiſchen uns einen, wenn auch nur vorübergehenden Zwieſpalt herbei. Dieſer jedoch war keineswegs der Grund zu jenem allmähligen Zurückziehen des Freundes aus unſerem geſelligen Kreiſe. Bei ihm trat jetzt immer auffallender und ſtärker jener Zuſtand einer geiſtigen Vereinſamung hervor, deſſen äußere Form und zum Theil leibliche Veranlaſſung ich vorhin beſchrieben habe. Ein Zuſtand, darin ihm das Weſen ſeiner Zeit und eines großen Theiles der mitlebenden Welt faſt gänzlich unverſtändlich geworden war. Aber wohl ihm! ſein innerer Sinn blieb geöffnet für das Leben und für die Anſprache einer anderen Welt, die in keiner Menſchenzeit entſteht und vergeht, aus keiner derſelben ihr Weſen nimmt, ſondern immer dieſelbe ohne Wechſel und Wandel, ohne Anfang und Ende iſt. Für den fortwährenden Verkehr mit dieſer Welt blieb er nicht blos empfänglich, ſondern auch nach all' ſeinen Kräften wirkſam bis an ſein Ende. Dieſes können namentlich jene ſtudirenden Jünglinge bezeugen, die ihn, nach ſeiner Belehrung und geiſtigen Anregung verlangend, in ſeiner äußeren Abgeſchiedenheit noch beſuchten. Ich ſelbſt, nicht zunächſt ohne meine Schuld, wurde ihm in meinem damaligen Weſen und Wirken unverſtändlich und fremd; weniger vielleicht er, mit ſeinem treuen Herzen, als ich in meiner Scheu vor dem vermeintlich allzu düſteren Ernſte des Freundes, entzog mich mehr und mehr der früheren Gewohnheit unſeres faſt täglichen Beiſammenſeins; ich beſuchte ihn, die Gefahr ſeines nahenden Todes nicht ahnend, nur ſelten. Ich mußte noch manchen Kampf beſtehen, den er bereits ſiegreich beendigt hatte; ich ließ mir es in dem Weſen und in der Freundſchaft mit der Welt noch gar wohl ſein, er hatte dieſer die Freundſchaft ſchon längſt aufgekündigt. Dennoch wußten wir, was wir uns waren und ſein ſollten und ſo wie bei meinem letzten Beſuche ſeine vom Kampfe des Todes faſt gelähmte Hand die meinige ſuchte, ſo hat ſein liebendes Herz das meinige geſucht und hat es bis zu unſerem Wiederſehen feſt gehalten. Er ſtarb im Dezember 1824, dem leiblichen Alter nach noch nicht zum Tode reif (in ſeinem 52. Jahre), in ſeinem glaubensfeſten, ſehnlichen Verlangen aber ſchon längſt zur Ruhe von der Mühe ſeiner Jahre vorausgeeilt. Die Worte, welche ſein und mein Freund, der reformirte Pfarrer Kraft (S. 292), an Kanne's Grabe ſprach, ſetzten dem Leben und Wirken des zum Siege hindurchgedrungenen Kämpfers in den Herzen der Hörer ein Denkmal, das wohl in vielen der damaligen ſtudirenden Jünglinge mag von beſſerer Dauer geblieben ſein, als etwa eine bald vergehende Namensſchrift auf dem Grabſteine.

Ein durch ſeine Gaben, Geſinnung, ſo wie durch Tüchtigkeit ausgezeichneter Lehrer war in Kanne aus unſerem Kreiſe geſchieden. Bald nach ſeinem Tode ging das Gerücht, daß eine der bedeutendſten Perſönlichkeiten des

Rückert

gelehrten Europa's, ein Fürſt und Gewaltiger unter Deutſchlands lebenden Dichtern und Schriftſtellern: **Friedrich Rückert** für den erledigten Lehrſtuhl der orientaliſchen Sprachen an der Univerſität gewonnen werden ſolle. Dieſes Gerücht wurde in unſerem ganzen, weiteren wie engeren Kreiſe mit großer Freude aufgenommen. Schon vor 15 Jahren, als ich noch in Nürnberg lebte, hatte ich den werthen Mann, der damals noch Student in Jena war, als beſuchenden Gaſt in unſerem Hauſe erwartet, wohin er in Geſellſchaft meines Freundes Köthe kommen wollte (II, S. 404), ja ſogar ſeine Reiſetaſche ſchon vorausgeſendet hatte. Damals war er nicht gekommen; deſto ſicherer ſchien mir die Erwartung, ihn jetzt nicht nur zu ſehen, ſondern auf längere Zeit mit ihm zuſammen zu leben. Aber dieſe Hoffnung ließ noch faſt zwei Jahre auf ihre Erfüllung warten; Rückert kam erſt im Jahre 1826 zu uns nach Erlangen und meine faſt halbjährige Abweſenheit auf der Reiſe, die ich oben beſchrieben, ſo wie bald nachher meine Berufung nach München hat mich den perſönlichen Umgang mit ihm nur kurze Zeit genießen laſſen. Doch hiervon, ſo wie von Rückert ſelber, werde ich noch nachher reden.

Noch zur günſtigeren Zeit für mich, ſo daß ich einige Jahre lang mit ihm vereint leben und wirken konnte, kam ein anderer, neu einberufener Lehrer an unſere Univerſität: der Hofrath und Profeſſor Dr. W. J. **Koch** aus Kuſel in der Rheinpfalz. Er trat im Frühling 1824 in unſeren Kreis ein. Nicht nur im Ganzen, für das Beſte unſerer Hochſchule, ſondern auch noch ganz beſonders für mich, brachte Koch einen großen Gewinn. Ich hatte ihn ſchon aus ſeinen Schriften, näher und beſſer aber noch durch ſeine Schüler als einen Meiſter der Pflanzenkunde von erſtem Range kennen gelernt, welcher die Formen des Pflanzenreiches durch gründlich eingehende Betrachtung in ſeltener Lebendigkeit für die Beſchreibung aufzufaſſen verſtand. Die Freude, welche ihm ſelber ſeine Wiſſenſchaft gewährte, theilte ſich auch ſeinen Schülern mit; es hat in der damaligen Zeit wenig ſo anregende Lehrer im Gebiete der Naturkunde gegeben, als er einer war. In der allgemeinen Stimmung, in dem geſelligen Tone, der unter den Lehrern der Univerſität herrſchte, lag eine aſſimilirende Kraft. Koch wurde in kurzer Zeit dieſem Kreiſe ſo befreundet und einverleibt, als hätte er von jeher zu demſelben gehört und wäre nur für einige Zeit von uns verreiſt geweſen. Hierzu trug die geſellige Leichtigkeit und Munterkeit, die zu den Eigenthümlichkeiten des Stammes der Rheinpfälzer zu gehören ſcheint, ein Weſentliches bei. Mir war es eine große Erleichterung, daß ich eines meiner zahlreichen Lehrfächer (S. 285): den Unterricht in der Botanik in ſo gute, tüchtige Hände abgeben durfte; die übrigen mir noch bleibenden Aufgaben reichten noch immer hin, mich vor Müßiggang zu bewahren. Und in dem freundſchaftlich-dienſtfertigen Zuſammenwirken mit Koch habe ich mehr von ihm, dem älteren Manne, als er von mir gewonnen. Er iſt noch in ſeinem heiteren Greiſenalter und bis zu ſeinem Ende für die Wiſſenſchaft thätig geblieben. Ich gedenke ſeiner in herzlicher Achtung und Dankbarkeit.

Nicht nur an den hierzu berufenen Lehrern, ſondern auch an vielen der Studirenden unſerer Hochſchule hat ſich damals die Freude und Luſt an der Erkenntniß der Natur recht kräftig erwieſen. Mehrere von ihnen ſind nachmals ausgezeichnete und berühmte Lehrer der Naturwiſſenſchaft durch lebendiges Wort und durch ihre Schriften geworden.

Ich nenne hier nur einige derſelben in der ohngefähren Aufeinanderfolge, in welcher ſie an unſere Univerſität kamen.

Meinen vieljährigen Freund und geweſenen Schüler von Nürnberg her: Andreas Wagner, fand ich, als ich dahin kam, ſchon in Erlangen als Studirenden der Medizin. Er, ſo wie ſein Namensverwandter Rudolph Wagner wurden auch vorhin (S. 518) unter den erſten Schülern Schelling's in Erlangen genannt. Beide ſind nach meinem Abgange von dort eine Zeit lang meine theilweiſen Nachfolger im Amte geweſen, beide ſtehen jetzt, der erſtere in München, der andere in Göttingen, als anerkannt tüchtige Univerſitätslehrer da. Von Andreas Wagner's ſpäteren Leiſtungen in ſeiner Wiſſenſchaft habe ich weiter oben (Th. II S. 296) geſprochen. Rudolph's vielumfaſſender Geiſt iſt an Werken fruchtbar geweſen, in denen die Elemente einer ernſten Geſinnung und eines vielſeitig gründlichen Wiſſens kräftig ſich durchdringen. Mit beiden Männern bin ich bis auf dieſe Stunde in brüderlicher Liebe vereint geblieben. — Zwei ausgezeichnete nachmalige Meiſter und Lehrer der Botanik ſtudirten in der nämlichen Zeit in Erlangen. Den einen davon, Zuccarini den Aelteren, ſah ich daſelbſt nur noch in den letzten Monaten vor ſeinem Abgange von der Univerſität, machte ſeine eigentliche, nähere Bekanntſchaft erſt in München, wo er bis zu ſeinem Ende in ruhmwürdiger Weiſe das Lehramt der Botanik vertrat. Das Zuſammenfinden aber mit dem Anderen gehört noch ganz in die Geſchichte meines Aufenthaltes in Erlangen. Dieſer Andere war G. Biſchoff aus Dürckheim, einer der beſten Schüler des vorhin erwähnten trefflichen Botanikers Koch; ein Jüngling, deſſen ſeltene wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit durch eine eben ſo ſeltene Gabe der Beſcheidenheit ihren eigenthümlichen Reiz erhielt. Er hat als Profeſſor der Botanik an der Univerſität Heidelberg leider ſchon frühe ſeine friedlich fruchtbare Laufbahn beſchloſſen. Mit einer wahrhaft bräutlichen Liebe fühlte er ſich von den Reizen der Pflanzenwelt angezogen. Mit welcher Hingebung und in welch' gedankenvoller Weiſe er die Geſammtaufgabe ſeines Berufes zum Forſcher der Natur erfaßt hatte, das bezeugen ſeine ſchriftlichen Werke. — Des ehrenwerthen Mineralogen und Kryſtallographen Fr. Ch. Heſſel, der noch jetzt als Profeſſor in Marburg wirkt, habe ich ſchon oben (Th. II S. 497) gedacht. Er war mein Schüler in Nürnberg und ſtand, als ich nach Erlangen kam, nur eben noch am Abſchluſſe ſeiner akademiſchen Studien. Etwas länger aber lebte ich noch in Erlangen mit einem anderen meiner geweſenen Schüler in Nürnberg, mit dem auch bereits früher erwähnten J. Fr. Engelhardt zuſammen, der ſich in der Schule des großen ſchwediſchen Chemikers J. J. Berzelius eine Umſicht und Handfertigkeit für dieſes, in die Tiefe gehende Gebiet der Naturwiſſenſchaft erworben hatte, durch die ihm der Weg zur Meiſterſchaft angebahnt wurde. Doch ſeine Führung war eine andere; noch an der Pforte zum Eingange in dieſe Hallen des wiſſenſchaftlichen Ruhmes wurde er frühe aus ſeinem Lehramte in Nürnberg und aus dem Erdenleben zugleich hinweggerufen. Er war ein Jüngling von kindlich treuem, innigen Gemüthe, an den ich mit beſonderer Liebe denke. — Wäre Engelhardt um ein Jahrzehend ſpäter geboren geweſen, und in die Vorſchulen ſeiner Wiſſenſchaft eingetreten, dann hätte er es nicht nöthig gehabt, den Lehrmeiſter, der ihn zur Vollendung führte, in weiter Ferne, in Schweden zu ſuchen, er hätte ihn im deutſchen Vaterlande ſelber, an Juſtus

Liebig gefunden, der mit ihm zur gleichen damaligen Zeit in Erlangen ſtudirte. Liebig hat mit gleichem Glücke als Berzelius eine Schule ſeiner Wiſſenſchaft mit europäiſcher Berühmtheit begründet, für welche er durch ſeine Begründung eines in ſeinen eigenthümlichen Gränzen beſchloſſenen Syſtemes der organiſchen Chemie, ein neues, vorhin noch unangebautes Feld der Forſchungen eröffnet und gewonnen hat. Noch ein dritter nachmals berühmt gewordener Chemiker ſtudirte in denſelben Jahren mit den beiden eben genannten in Erlangen. Dies war Fr. Schönbein, jetzt hochverdienter Lehrer an der Univerſität zu Baſel. Er kam wie ein junger ſchlichter Landmann aus ſeinem Vaterlande Würtemberg zu uns. Ein naturkräftiger Geiſt, der nach dem ſicheren Wege zur Wahrheit ſuchte; von treuherzigem Gemüthe. Er liebte und ſuchte den geiſtigen Erwerb des eigenen Denkens, fand bei Schelling freundliche Aufnahme und Anregung, war in Pfaff's Hauſe, ſo wie in dem meinigen, ſehr gerne geſehen und beliebt. In allen ſeinen ſpäteren wiſſenſchaftlichen Leiſtungen hat ſich Schönbein als ein ſelbſtdenkender und forſchender Geiſt gezeigt, welchem das Auge für manche noch unerforſchte Tiefe ſeiner Wiſſenſchaft aufgethan ward. Von allen oben genannten, nachmals berühmt gewordenen Werkmeiſtern am Aufbau der Naturwiſſenſchaft wurde ich durch meinen oder ihren Abgang von der Univerſität Erlangen, wenigſtens auf Jahre lang, getrennt, nur mit einem fand ich mich bald nach meiner Ankunft in München wieder zuſammen. Dieſer eine brachte in ſeine Vaterſtadt eine ſeltene Mannichfaltigkeit von Erkenntniſſen und anregenden Kräften mit ſich, die er weit umher wie die Biene auf den blühenden Feldern geſammelt hatte. Es war dieſes der vielgewanderte, erfindungsreiche, in der Phyſik der Erde und ihrer Kräfte ſowie der Sternenwelt wohlbegründete v. Steinheil in München. Ein Forſcher, welcher die Natur ſo zu befragen weiß, daß ſie ihm Rede und Antwort gibt. Denn wie er, als einer der Erſten, dem elektriſchen Telegraphen den Laut der Töne und das deutliche Schreiben der Worte gelehrt, ſo weiß er durch ſeine große Gabe des ſcharfberechnenden Verſtandes und der Geſchicklichkeit ſeiner Hand das Schweigen der gebundenen Naturkräfte zu brechen und ſie zur offenkundigen That zu wecken, förderlich für die Bedürfniſſe des äußeren Lebens wie des wiſſenſchaftlichen Erkennens.

Ich bin hier, was ja meine nächſte Aufgabe ſein mußte, nur dem eigenen Handwerke nachgegangen, habe nur die nachmaligen berühmten Meiſter in der Naturwiſſenſchaft begrüßt, die während meines Lebens und Wirkens in Erlangen an dieſer Hochſchule ſtudirten und welche großentheils auch mir perſönlich näher traten. Wenn man neben dieſem engeren Kreiſe jenen weiteren beachtet, den ich oben im 37. Kap. (S. 568 bis 586) beſchrieb, und die Namen der ſtudirenden Jünglinge, die ſich um Schelling verſammelten, oder angeregt durch ihn, zu dem gemeinſamen Werke der philoſophiſchen Studien vereinten (m. vgl. S. 518—521), dann wird man die Jahre, in denen auch ich ſo glücklich war, in Erlangen zu leben, als eine reich geſegnete Zeit der Ausſaat für die Zukunft anerkennen müſſen. So gering auch mein eigener Antheil an derſelben war, habe ich dennoch in meinen ſpäteren Jahren oft und viel an den Früchten jener Ausſaat mich erfreuen dürfen, als ich in München mit vielen der damaligen Studenten zu einem ſo nahen Zuſammenleben vereint wurde, wie außer den ſchon genannten mit meinem Freunde Jul. Hamberger, mit Emil Wagner (des Rudolph Bruder) und dem jüngeren Puchta, dem Theologen. Emil Wagner hat ſich frühe aus der Erdenzeit davon gemacht, Puchta lebt und wirkt noch in friſcher Kraft in ſeinem geſegneten Berufe zu Augsburg. Viele, ſehr Viele könnte ich noch nennen, die mir, wenn ich die Räume des Vaterlandes im Geiſte durchlaufe, als feurige Steine erſcheinen, unter denen es ſich auch bei Nacht ſicheren Weges wandeln läßt. Ich ſegne ſie Alle in herzlicher Liebe.

41. Mein Abgang aus Erlangen.

Die Erinnerung an das Ereigniß meines Lebens, das ich hier beſchreibe, hat mich, wie die Töne des Kuhreigens ein krankes Schweizerherz, gar manchmal ſchmerzlich bewegt und einen Nachklang des Heimwehes in mir aufgeregt, das ich auf lange Zeit, von den Tagen meines Abſchiedes aus Erlangen, mit mir in die neue Heimath nahm. Der Schmerz des Scheidens mochte gerecht ſein, das Heimweh war dieſes nicht, und ſeine Regung kann vor dem Ernſte eines Rückblickes auf die ſeitdem durchwanderte Bahn nicht beſtehen. Wie etwa ein Sandkorn mit der Erde, darauf dasſelbe ruht, vergleiche ich hier nachſtehend das Kleine mit dem Großen.

„Wäre das Land am Nil für das Volk des Bundes auch kein Dienſthaus, ſondern nur ein Luſtgarten des ſinnlichen Vergnügens geweſen, ja hätte das Geſchlecht noch gelebt, welches, geſchützt von Pharao's Gunſt, in ungeſtörtem Frieden in Goſen ſeine Hütten bauete und ſeine Heerden weidete; das Heimweh nach dieſen friedlichen Hütten und Weideplätzen hätte ihm nicht mehr geziemt, es wäre ihm auf immer vergangen, als ihm jetzt nach langer Wallfahrt das Ziel der Verheißungen: das Heimathsland der Väter, vor Augen lag. Friede ſei in deinen Thoren, du ſtille Prieſterſtadt On, durch welche auch ich einſt mit Luſt ein- und ausgegangen. Meine Augen haben nach dir gethränt in mancher dunklen Nacht, wie dort im Lager, Migdol gegenüber, wie im ſonnenglühenden Sande von Sin, am Felſen zu Raphidim, wie dort bei den Gräbern Taberra's, welche die Lüſternheit ſelbſt noch vor dem Angeſichte des Sinai und ſeiner ſchreckensvollen Majeſtät ſich bereitete. Der müde Wanderer hat ſich oft nach deiner Ruhe zurückgeſehnt auf ſeinem langen Zuge durch ein Thal der Irren, da auswendig Streit, inwendig Furcht war. Doch nun ſind ſie beendigt, die Kämpfe mit Amalek's, Hesbon's und Baſan's Heeren; der verderbliche Same des Alten, deſſen erzeugender Stamm in den Strafgerichten am Sinai und von Hazeroth; unter dem Schwerte der Feinde bei Kades ſowie der Laſt und Plage der Jahre dahingeſtorben ſchien, durfte zwar noch einmal ſpät, in Sittim's Luſthainen ſich empören, doch auch ſeine Brut hat der hohenprieſterliche Ernſt vertilgt. Und ſiehe, hier iſt der Jordan; jenſeits das Land der verheißenen Ruhe, ſchon ſo nahe, daß die Stimme des Abendliedes es erreicht, die Stimme, welche ſingt: das Alte iſt vergangen, das Werden des Neuen hat begonnen. Nur noch der Schrecken vor dem nahen Meere des Todes und die Sorge des Ueberganges über den Strom, der wie zur Zeit der Ernte an all' ſeinen Ufern vollgehet, ſind uns geblieben. Doch nur getroſt und friſch hinein. Das Geheimniß des Bundes mit dem Manne des Heiles geht uns voran; die Fluth, drohend vom Gebirge her, darf uns nicht mehr nahen, die gegen das Thal hin entflieht nach dem Meere des Todes, deſſen Schrecken uns nicht berührte und nun für immer dahin iſt.“ —

Jene Stimmen, welche trügeriſch zu uns ſagen: „Friede, Friede“, wenn doch kein Friede da iſt, ſondern

Unfrieden und Krieg, kommen öfter noch aus unſerem Inneren als aus fremdem Munde. — Ich erfuhr dieſes während meines Aufenthaltes in Erlangen, wo es mir, wie ich im Vorhergehenden mehrmals berichtete, äußerlich ſo ganz behaglich wohl erging, wie ſonſt nirgends in meinem Leben. Ich fühlte mich deshalb mit all' meinen natürlichen Neigungen ſo feſtgehalten an dieſem Orte, daß ich ernſtlich mit dem Gedanken umging, mir dort ein eigenes Wohnhaus zu erwerben, darin ich bleiben wollte, bis man mir mein Ruhebette bereitet hätte draußen in der Erde. Und wie konnte dieſes anders ſein? Hatte ich doch Alles um und neben mich, was in's Innere des Hauſes gehört: die Familie ſelbſt, die unter dem gemeinſamen väterlichen Obdache ausgeben und eingeben ſollte. Ein ſehnlicher Wunſch meines Herzens war erfüllt, ich durfte wenigſtens einmal in meinem Leben das Glück erfahren, als Vater mit und nahe bei meinen Kindern zu leben. Denn die Tochter Adeline mit ihrem Winer wohnte mit uns in der gleichen Gaſſe und die Tochter Selma mit ihrem Heinrich Ranke wohnte ſo nahe an Erlangen, daß ich, ſo oft ich wollte, die Stille der Sonn- und Feſttage mit ihnen feiern, ſie nicht ſelten als beſuchende Gäſte uns zuſprechen konnten. Dort im Thale, zwiſchen den waldigen Hügeln am Ufer der Pegnitz, geht mein Gemüth noch jetzt der Erinnerung mancher Stunden nach, dergleichen ich auf Erden nur wenige gelebt habe. Die Roſen ſind längſt verblüht, ein Samen iſt geblieben, deſſen Aufwuchs feſt über dem Grabe ſteht. In dem alten, kleinen Pfarrhauſe des ſtillen Thales war noch mehr zu finden, als in jenem, das uns Voß in ſeiner Luiſe beſchreibt. Selig ſind die Herzen, welche mitten in den Freuden der erſten Liebe der Neuvermählten die Kräfte einer höheren erſten Liebe empfinden und dieſe niemals verlaſſen, ſondern in ihr wachſen und erſtarken bis an's Ende.

Dieſes Zuſammenleben mit meinen Kindern, das ja mit Ranke's bald noch ein räumlich näheres werden konnte, war der helleſte Stern in unſerem damaligen Leben, die höchſte Luſt meines Herzens und Hauſes. Aber dieſem engeren Bereiche des eigenen häuslichen Lebens ſchloß ſich in harmoniſchem Wohllaute unſere mitlebende Außenwelt an. Der geſellige Kreis, in welchem ich damals lebte, hatte in der letzten Zeit, vor meinem Abgange aus Erlangen, zu ſeinen früheren noch einen neuen Reiz erhalten durch Friedrich Rückert's Eintritt, von welchem, wie ich ſcherzend ſagte, wenn er in mittheilender Stimmung war, ein ſo kräftig anregender Lebensathem ausging, wie der Duft, der aus Ceylon's Gewürzwäldern aufſteigt. Er ſelber, ſeinem Weſen nach ein allſeitig vom Meere umſchloſſenes Eiland, geiſtig reich an des Orients koſtbarſter Würze, mit einem majeſtätiſch wilden Pic d'Adam in ſeiner Mitte, aus welchem die wunderlich tief bewegenden Naturtöne hervorbrechen, welche das einheimiſche Volk mit ahndungsvollem Grauen vernimmt.

Wo konnte es einen Menſchen geben, der ſich glücklicher fühlte als ich in meinem Berufe; dankbarer und reicher im Genuſſe der Liebe, die mir von Jung und Alt, aus den Herzen der Zuhörer und Schüler, wie der Mitgenoſſen im Amte und der Mitbürger am Wohnorte entgegenkam. Wenn ich auch nur an die Geſellſchaft der Freunde denke, die ſich wöchentlich an einem beſtimmten Tage zu einem höchſt einfachen, bürgerlichen Abendeſſen verſammelte, dann ſcheue ich mich nicht, die Worte des großen Predigers auf mich anzuwenden, wenn dieſer mitten in ſeiner ernſten Rede über die Eitelkeit aller Dinge rühmend es ſagt: „wer hat fröhlicher gegeſſen und ſich ergözt als ich?“ (Eccleſ. 2 V. 25.) Da waren die nächſten, jüngeren Genoſſen dieſes vertraulichen und allezeit heiteren Vereines, mit ihren Frauen beiſammen. Ich habe ihrer aller bereits namentlich erwähnt, bis auf einen, den ich hier noch nenne: meinen ſowie Pfaff's und Kanne's Hausarzt und Freund Dr. Küttlinger. Auch er zwar, gleich den meiſten jener fröhlichen Tiſchgenoſſen, hat ſich aus der lauten Geſellſchaft der Lebenden hinüberbegeben zu der ſtillen der Gräber, aber nicht nur den Todten aus Fingal's Heldenſaale, ſondern auch Anderen mit Ehren aus der „Stätte der Elemente“ Hinweggerückten gebührt aus lebendem Munde ein Wort der liebenden Erinnerung. Bei unſeren Abendgeſellſchaften fanden ſich auch immer andere geladene Gäſte ein, namentlich Schelling und ſeine Frau, Platen, ſowie ſpäter Rückert und mancher Ankömmling aus der Ferne. Aber der Grundton eines immerdar Fröhlichſeins, welcher durch den munteren, treuen Fleiß am Tagwerke des Berufes in Kraft und Leben erhalten wurde, blieb bei allem Wechſel der äußeren Ereigniſſe und inneren Stimmungen ſich gleich; ich ſelber wußte von keinem leiblichen Leid als von dem zuweilen mich anwandelnden heftigen Zahnweh, und meine ganze Natur rühmte ſich ihres guten Friedens.

Aber es iſt uns vorhin geſagt, daß der Menſch immer im Streite ſein müſſe auf Erden, und der rechte Friede kommt dem redlichen Kämpfer erſt dann, wenn man ihm den Sterbekittel anzieht; das Ende ſeiner Unruhen mit des Lebens Ende. Und wohl auch mir, daß ich dahin geführt wurde, wo das Vertrauen auf den Grund meines äußeren und inneren Friedens gewogen und zu leicht gefunden wurde. Es galt mir da die Looſung: „ehe ich gedemüthigt ward, da irrete ich.“

Ich habe vorhin (S. 625 u. f.) einer kleinen Reiſe erwähnt, die ich von Erlangen aus zunächſt nur nach München machte. Sie war in ihren Folgen für mein ſpäteres Leben von weſentlichſter Bedeutung durch den Eindruck, welchen ich von meinem perſönlichen Annahen an den Kronprinzen Ludwig mit mir nahm. In dem ganzen Weſen dieſes ſeltenen, jungen Fürſten lag für mich eine anziehende und zugleich bewegende Kraft, welche mich in unwiderſtehlicher Weiſe dahinnahm. Bei der großen Gabe ſeiner geiſtigen Beweglichkeit konnte er alsbald eingehen in die Denkweiſe und Sinnesart eines Anderen, blieb aber dabei ſo feſt auf ſeinem eigenen Grunde ſtehen, wie ein Wagenlenker, gegenüber dem Geſpanne, das ihn zu dem Kampfpreiſe der Rennbahn führen ſoll. Ich erwähnte oben der Worte, welche der Kronprinz bei'm Abſchiede zu mir ſprach, in denen er mir die Ausſicht eröffnete, einſt ganz in ſeine Nähe, nach München, zu kommen. Das prächtige München, darin ſchon damals, wie ſeine benachbarten Alpen aus ihrem ebenen Grunde, Werke des ſchaffenden Menſchengeiſtes emporſtiegen, die weit über dem flachen Boden des Alltäglichen und Gemeinen ſich erhoben, mochte wohl für Manchen, eben ſo wie für mich, einen großen, anziehenden Reiz haben. Wenn ich aber mit einigem Wohlgefallen dem Gedanken mich hingab, einſt dorthin zu kommen, dann dachte ich dabei zu wenig an die innere Gebundenheit all' meiner Neigungen und lieben Gewohnheiten, an Erlangen und an die Verhältniſſe, in denen ich daſelbſt lebte; ich vergaß, daß das Werden eines Künftigen neben dem Fortbeſtehen eines Gegenwärtigen nicht möglich ſei. Denn zu welcher anderen Lehrerſtelle an der neuen Univerſität München konnte ich mich für geeignet halten, als zu jener, die ich in Erlangen verſah, für dieſe aber hatte der damals noch lebende berühmte Reiſende in Braſilien, der Conſervator des zoologiſchen Muſeums der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften, der Hofrath D. v. Spix, in jeder Beziehung die wohlbegründetſten Anſprüche. Dieſer kräftig erſcheinende Mann war jünger als ich. Und die Verſetzung der Univerſität von Landshut in die Reſidenzſtadt ſchien auch kein Werk, das ſo in der Kürze ſich abmachen laſſe. Darum geſchah es mir bald, daß ich den Gedanken von einer Verſetzung nach München mehr nur von der Seite ſeiner Unwahrſcheinlichkeit, ja ſeiner Unmöglichkeit betrachtete und mir ihn ganz aus dem Sinne ſchlug, von Herzen zufrieden mit der Ausſicht, daß ich als freier Bürger von Erlangen zuweilen als beſuchender gerne geſehener Gaſt in München zuſprechen dürfe.

Aber eben in einer Zeit, darin ich es am wenigſten gedacht, wurde der Vorhang hinweggethan, der die Ausſicht auf den weiteren Weg meiner Lebensführungen verhüllte; alle Hemmungen, die zwiſchen mir und meinem vorbeſtimmten Ziele der Wanderſchaft lagen, waren eine nach der anderen hinweggeräumt, und es galt jetzt der Wahlſpruch: „nur friſch hinein, es wird ſo tief nicht ſein.“

Der theuere, geliebte Landesvater König Maximilian ſtarb, von ſeinem Volke tief betrauert, am 13. Oktober 1825 in einem noch kräftigen Alter, deſſen Ende nicht ſo nahe ſchien*). Der Kronprinz Ludwig war jetzt König geworden und konnte mit ſelbſtſtändig freier Kraft die Hand an die große Aufgabe ſeines Lebens legen: das Volk, welches ſeiner Obhut befohlen war, nicht nur zu einem äußeren Wohlbefinden, ſondern zu einem inneren geiſtigen zu erheben. Religion vor Allem, in ihrem Dienſte die Kunſt von höherer Weihe, ſowie ein vielſeitiges, gründliches Erkennen, ſollten das Leben des Geiſtes wecken, bekräftigen und veredeln. Der Mittelpunkt ſeines Wirkens ſollte München ſein, darin hatte er ſchon als Kronprinz jener Kunſt den Einzug eröffnet, welche die ernſte Bedeutung ihres Berufes kennt; zu ihr ſollte ſich jetzt eine andere Pflegemutter des geiſtigen Lebens: die Wiſſenſchaft geſellen, welche ſelber weiß und lehrt, was ſie wiſſen und lehren ſoll. Wie eine Hochſchule der Künſte, ſo ſollte München auch eine Hochſchule der Wiſſenſchaften werden. Schon äußerlich wurde hierzu der Grund gelegt durch die Aufnahme der Univerſität Landshut in die Hauptſtadt. Gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung begann König Ludwig die Ausführung dieſes in ſeinem Geiſte längſt gereiſten Planes, und in Zeit von einem Jahre ſtand neben der neu aufblühenden Pfleganſtalt der Künſte eine neu auflebende der Wiſſenſchaften da. Die Lehrerſtellen an dieſer waren zunächſt durch jene ehrenwerthen Männer beſetzt, welche aus Landshut mit herüberkamen, oder die als Mitglieder der ſchon beſtehenden Akademie der Wiſſenſchaften in München lebten. Unter dieſen war auch D. J. v. Spix, vor Anderen wohlbefähigt zu dem Lehramte der Naturgeſchichte durch die vielſeitigen, reichen Erfahrungen und eigenen Anſchauungen, welche er ſich auf ſeinen Reiſen erworben; ein Mann in der Mitte der Lebensjahre. Ich hatte ihn noch bei meinem vorjährigen Beſuche in München in ſeiner vollen, wiſſenſchaftlichen Geſchäftigkeit gefunden, aus dieſer aber wurde er abgerufen durch den Tod, faſt unmittelbar vor der Eröffnung der neuen Ludwig-Maximilians-Univerſität. Spix war im Mai 1826 geſtorben; ich erfuhr die Nachricht ſeines Todes auf meiner vorhin erwähnten Reiſe in Italien, und einige Monate nachher, auf der Heimkehr nach Erlangen, kam mir die Ernennung zu der Profeſſur der Naturgeſchichte an der Münchener Univerſität entgegen.

---

*) Er hatte das 70. Jahr noch nicht vollendet.

Als ich in Erlangen wieder zu meinem Hausfrieden, zu meiner äußeren wie inneren Ruhe kam, da fand es ſich bald, wie in meinem Inneren die Stimmen getheilt waren; die eine für die Annahme des ehrenvollen Rufes, die andere für das Verbleiben an Ort und Stelle. Noch einmal fühlte ich die natürlichen Bande, die mich an dem mir werth gewordenen Ort feſthielten, in ihrer ganzen Kraft und Stärke, auf der anderen Seite mußte ich in dieſer neuen Wendung meines Lebensganges das Werk einer höheren Hand erkennen. Auch wußte ich, wer es ſei, der den äußeren Ruf zu dieſer Führung an mich ergehen ließ, und zu dieſem führte mich nicht nur die Pflicht des Gehorſams, ſondern ein Zug der ehrfurchtsvollen, herzlichen Liebe hin. An König Ludwig's Seite ſtand damals ein Mann, der nicht nur mit treuer Ergebenheit des Herzens, ſondern mit willig erfaſſendem Geiſte, aus all' ſeinen Kräften das Werk zu fördern ſuchte, für welches ſein hochſinniger Fürſt ſich berufen fühlte. Es war dies der verſtorbene, auch als Dichter ehrend anerkannte Miniſter **Eduard von Schenk**. Das Andenken dieſes frühe hinübergegangenen Mannes bleibt mir werth und theuer. Er hat an mir in der damaligen Zeit, ſowie ſpäter, bis zu ſeinem Ende, eine Nachſicht und Liebe erwieſen, die ſich durch Nichts irre machen ließ. Ein weiches, inniges

Gemüth, das mit der Wärme ſeiner Gefühle die kalte Außenwelt zu durchdringen und zu beleben ſuchte. Es war ihm ein treuer, ungeheuchelter Ernſt um das Bekenntniß des Chriſtenglaubens, und wo ihm dieſes Bekenntniß, ruhend auf dem einen, rechten Grunde, entgegentrat, da wußte er es zu ehren, auch wenn die Gemeinde der Gläubigen, aus der es kam, eine andere war als die ſeinige. Zum Miniſter des Cultus und Unterrichtes war er durch ſeine Geſinnung, ſeine vielſeitige wiſſenſchaftliche Bildung und ſein feines Urtheil ſehr vollkommen geeignet. Dieſer liebe Mann, der im Auftrage und im Namen ſeines Königes die Unterhandlung mit mir leitete, hat es ſich in recht ausdauernder Weiſe angelegen ſein laſſen, mir den Schritt, den ich thun ſollte, zu erleichtern und mich nach München zu ziehen.

Was meinen Entſchluß mir erſchwerte, das habe ich vorhin ausführlich beſchrieben. Zu dieſen Hemmungen von innen kam, als die Angelegenheit faſt entſchieden ſchien, ein Bedenken von außen. Ich erfuhr, daß der berühmte Oken mit mir zugleich, und für dieſelbe Lehrſtelle, die ich bekleiden ſollte, nach München kommen werde. Weniger das Uebergewicht des Ruhmes, in welchem dieſer Mann vor mir in der Oeffentlichkeit ſtand oder ſeine Vorzüge als Lehrer, ſchreckten mich von der nahen collegialiſchen Zuſammengeſellung mit ihm ab, als — ich ſage es offen — die Gerüchte, die ich von ſeiner Unverträglichkeit gehört hatte, und jene gänzliche Grundverſchiedenheit, die zwiſchen uns beiden in der geiſtigen Auffaſſung der Natur und ihrer Geſchichte ſtattfand (m. v. S. 657 u. f.) Am ſtärkſten fiel mir dieſe gänzliche, polariſch ſich entgegengeſetzte Verſchiedenheit unſerer Ueberzeugungen in Oken's „Naturphiloſophie", ſowie in einigen Aufſätzen der Iſis, in's Auge. Ich hielt es nicht für möglich, daß zwei wie wir beide, als öffentliche Lehrer neben einander wirken könnten, ohne daß der eine der Wirkſamkeit des anderen feindſelig oder vernichtend entgegenträte. Und was ſollte mich nöthigen, mein friedliches, unbeeinträchtigtes Arbeitsfeld, das ſtets ſeine Früchte brachte zu ſeiner Zeit, mit einem anderen zu vertauſchen, deſſen Ausſaat wie Ernte dem Streite unterworfen und von unſicherem Erfolge war?

Schelling, der ſach- und ortskundigſte Rathgeber in dieſen Bedenklichkeiten, zeigte ſich keinesweges geneigt, mir dieſelben ganz zu benehmen. Er ſelbſt war aufgefordert worden, als Lehrer der Philoſophie an die neue Ludwig-Maximilians-Univerſität zurückzukehren; man hatte ſogar im Regierungsblatte ſein Auftreten als Lehrer angekündigt, ſobald ſein verlängerter Urlaub zu Ende ſei. Obgleich er aber nicht ſo wie ich, durch inneren wie äußeren Zug der Neigungen und Gewohnheiten, an Erlangen gebunden war, mag es dennoch der Inhalt des Briefes bezeugen, den ich nachher von ihm mittheilen werde, daß für ihn der Entſchluß, nach München zurückzukehren, kein leichter war. Er wies allerdings, nach ſeiner Kenntniß von München, meine Sorge keinesweges als eine unbegründete zurück, daß meine Zuſammenſtellung mit Oken mich in manche widerwärtige Händel und parteiliche Anfeindungen hineinziehen werde, die meiner allzufriedliebenden Natur wehe thun würden, denn die nach dem äußeren Anſehen gewichtigere, zahlreichere Partei des Publikums werde es mit der am lauteſten, öffentlich anerkannten Meinung halten. Doch gäbe es neben jener auch eine andere Partei, die ihre eigne beſondere, nicht nur Meinung, ſondern Ueberzeugung habe und feſthalte, welche auch eben deshalb, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich, die ſtärkſte und zuletzt ſiegreiche ſei und bleibe. Dieſe Partei, zugleich mit der unbefangeneren, beſſeren Jugend, werde niemals meine Feindin ſein. Auch könne ich mich wohl auf die ſich gleichbleibende Geſinnung des Königes und das Wohlwollen des Miniſters von Schenk verlaſſen. Uebrigens gab er mir nicht Unrecht, wenn ich bei jeder Gelegenheit meine natürliche Vorliebe für das Verbleiben an der kleineren Univerſität geltend zu machen ſuchte.

Wenn ich an mein damaliges unentſchloſſenes widerſpenſtiges Benehmen in der Angelegenheit meiner Einberufung nach München zurückdenke, dann ergreift mich ein Gefühl der tiefſten Beſchämung, zugleich aber auch der Dankbarkeit gegen den noch lebenden huldvollen König und Herrn, der jene meine ſtörrige Unart mit der Nachſicht, dabei aber auch mit jener Feſtigkeit des Willens behandelte, mit welcher ein kräftiger, wohlkundiger Wagenlenker (S. 673) die unvernünftige Laune eines ſeiner Roſſe zu zügeln verſteht. Die Briefe des Miniſters von Schenk an mich blieben fortwährend voll Wohlwollen und Freundlichkeit; meine Bedenklichkeiten erſchienen in ihnen wie vorbeiziehende Wolken, die ſich im Waſſer ſpiegeln.

Ich war jetzt zur ruhigen Beſinnung gekommen, bereit, zu gehen, wohin Gottes Hand mich führte. Das Bemühen meiner Collegen, mich für Erlangen zu behalten, das ſich in einer einſtimmig unterzeichneten Bittſchrift des Senates an ſeine Majeſtät den König ausſprach, ſo wohlgemeint es war, erwies ſich auch nur als einer jener vorüberziehenden Wolkenſchatten im Waſſer. Mit einer, noch niemals ſo lebendig gefühlten Freudigkeit hielt ich zum letzten Male meine Vorleſungen in dem lieben, wohlbekannten Kreiſe meiner Erlanger Studenten, die dem ſcheidenden Lehrer bei jeder Gelegenheit und auf alle Weiſe ihre dankbare Liebe zu bezeugen ſuchten. Bei einer dieſer Gelegenheiten war es Harleß, der als Sprecher für die anderen Alle auftrat, und ſeine Worte ſind mir als Text zu den Melodien, die man ſang und ſpielte, tief im Herzen geblieben.

Kurz vor meinem, ſchon feſtgeſetzten Abgange aus Erlangen, ward mir im Pfarrhauſe meiner Kinder die erſte Enkelin geboren. Ranke ſelbſt taufte ſeine ihm Neugeborene. Das war für mich ein Tag großer Freuden, ſein Abend aber auch der Anfang großer Unruhen. Denn bei'm Nachhauſefahren warf der Wagen auf dem damals noch tief ſandigen Wege um, und ich brach den Arm. Noch niemals hatte ſich mir die theilnehmende Liebe aller Nachbarn und Gefreundte in ſo überfließender Weiſe gezeigt, als bei dieſer Gelegenheit. Freilich konnte das Alles meine Unruhe nicht heben, die mich ergriff, wenn ich daran dachte, daß ich meine Vorleſungen noch nicht ganz beendigt habe, und daß ein großer Theil der naturgeſchichtlichen Gegenſtände, die ich auf der ſüdfranzöſiſchen Reiſe für das Naturalien-Cabinet geſammelt hatte, noch ungeordnet zurückbleiben müßten. Sie waren mitten im Winter, auf unerwartete Weiſe verſpätet angekommen, und kaum hatte ich die Arbeit an ihnen begonnen, da legte mein Unfall mir einen Stillſtand auf. So viel als möglich ſuchten mir meine jungen Freunde dieſe Sorgen abzunehmen. In dankbarer Liebe gedenke ich bei dieſer Gelegenheit all' der Arbeit und Mühe, welche mein junger Freund und treuer Begleiter auf der ſüdfranzöſiſchen Reiſe: Robert Schneider*) auf ſich nahm, um für mich die noch nöthig ſcheinenden Arbeiten an der Univerſitätsſammlung zu einem vorläufigen Abſchluſſe zu bringen. Ein Eifer der dienſtwilligen Liebe, wie man ſelten ihn finden mag. Mehrere andere unter den jungen Freunden, unter ihnen unſer geliebter Pflegeſohn Eduard aus Mecklenburg, ſuchten mir das ſchmerzlich lange müßige Daſitzen im Lehnſtuhle dadurch zu erleichtern, daß ſie mir ihre fleißigen Hände zur Arbeit liehen, die mir ein Bedürfniß des Lebens war. Unter anderen diktirte ich ihnen mein oben (S. 506) erwähntes, kleines Büchlein: „Züge aus Oberlin's Leben“, ſowie einen kleinen Theil meiner Beſchreibung der ſüdfranzöſiſchen Reiſe in die Feder.

---

*) Bald nachher Lehrer am Seminar zu Bunzlau.

So verging die Zeit des langen, peinlichen Gebundenſeins an den Lehnſtuhl und an das Zimmer. Als die Frühlingsſonne wieder warm ſchien, wurde ich aus meiner Gefangenſchaft entlaſſen. Noch einmal beſuchten mich die Kinder Ranke's mit der kleinen, etwa ſechswöchentlichen Enkelin. Dies war das letzte Familienfeſt in dem guten Hauſe, darin ich acht Jahre lang in Fried' und Freuden gelebt, und für mein Wirken als Lehrer und Schriftſteller ſo manchen Segen empfangen hatte. Unſere Hausgeräthſchaften ſammt Büchern und anderen Dingen der Art waren ſchon vorausgegangen nach München; wir waren der freundlichen Einladung zu Schelling's gefolgt, lebten da noch einen Tag als Gäſte. Dieſer letzte Tag, mit ſeinen von eigenem, innerem Drange oder pflichtmäßig von außen gebotenen Abſchieden, wäre für Leib und Seele ein ſchwerer geweſen, wenn die Nähe und die perſönliche Anregung der Gaſtfreunde, und der Geiſt, der in ihrem Hauſe herrſchte, Gedanken anderer Art hätte aufkommen laſſen, als die des freudigen Muthes und des Vertrauens auf ein Beiſammenbleiben der Herzen auch bei der Trennung durch Räume und Zeiten. Die Freundin Schelling las mir noch an dieſem letzten Nachmittage ein Gedicht von Albert Knapp vor, welcher damals zuerſt in unſerem Kreiſe bekannt und anerkannt wurde. Sie beſaß es in Abſchrift. Es ſprach mich durch Inhalt und Kraft ſeiner Sprache recht wunderbar an, denn, wie ich mich ſpäter ſchriftlich darüber ausdrückte, es war ein Gedicht in der geiſtigen Tonweiſe der Korahiten; es ließ ſich in ihm eine Stimme vernehmen, die ſo aus der Tiefe kam, daß ſie tief im Inneren des Hörers oder Leſers die antwortende Stimme (Antiphonie) erweckte, welche mit dem Geiſte des Dichters den Wechſelgeſang anſtimmt. Ich reichte ſchon damals dem jugendlichen Dichter im Geiſte die brüderlich begrüßende Hand, bald hernach that er daſſelbe auch mir in einem Briefe, und den Bund zwiſchen uns, in einer Abſchiedsſtunde geſchloſſen, wird auch die letzte Abſchiedsſtunde nicht ſcheiden.

Am Abende noch ein Abſchiedsgeſang der Studierenden. Schelling ſprach Worte zu den verſammelten Jünglingen, welche denen, die ſie hörten, wohl in der Erinnerung werden geblieben ſein. Auch ich begrüßte noch das junge, mir theuere Volk. Unter ihm vielleicht manche, welche ſpäter mir, dem ſcheidenden Lehrer, Lehrer wurden und treue Führer in die Erkenntniß des geoffenbarten Wortes, ſowie Erwecker der Kraft des Gebetes aus der Tiefe. Ein ſtarkes Gewitter bezeugte ſein Annahen mit Blitz und Donner. Die Töne eines kräftigen deutſchen Liedes von Friedrich Rückert verhallten in der Ferne, ſo wie die Schaar der Sänger durch die Gaſſen zog.

42. Der Eintritt in das Münchner Leben.

Aegyptens Strom, der Nil, wird auf dem langen Laufe durch das Thal ſeiner Gräber nicht mächtiger und reicher an Waſſer, ſondern ärmer, denn die Hitze von oben her, der glühende Sand, von unten wie zur Seite, zehren an ſeiner Fülle, und von der oberen Pforte ſeines Ausganges aus den Hochgebirgen erſetzt kein neuer Zufluß das allmählige Verdunſten und Verrinnen ſeiner Fluth. Dennoch bringt der Nil, ſelbſt noch in ſeinen vereinzelten Armen, ſein ſüßes Gewäſſer in reichlichen Wogen zum Meere, denn er iſt ein Strom, welcher mächtig und tief in ſeinem Bette geht. Anders ergeht es jenen Bächen der Wüſte, von denen ich auf meiner Reiſe in das Morgenland mehrere geſehen. Dieſe gehen nach ihrem Maaße reich an klarem, friſchen Waſſer durch das ſchattige, enge Felſenthal, in welches ihre Quellen ſich ergießen, wenn ſie aber hinaustreten in die freie Ebene, wo die Strahlen der Sonne und der heiße Sand ungehemmt aus ihrem Borne ſchöpfen, da bleibt gar bald von ihrem weiteren Laufe keine Spur mehr als der trockene, leere Rinnſal und das Tamariskengeſträuch zu ſeiner Seite, das nur wenige Male im Jahre von der eilig verrinnenden Regenfluth getränkt wird. Mit Wohlgefallen und Luſt ergeht ſich der Wanderer im Engthale von Kerek herab gegen Petra. Wie lieblich mag das Wohnen geweſen ſein hier an dem Bache voll friſchen Waſſers, der an den Felſentempeln und Grotten vorbeirinnt, in denen das Geheimniß der Geſchichte einer untergegangenen Herrlichkeit noch jetzt auf ſeine Enthüllung wartet. Dort im Schatten der Felſenwände und der hohen Bäume, ungeblendet vom Strahle der Sonne, verweilt das Auge gern bei jeder ihm neuen Pflanze, bei jeder Inſchrift, bei jedem Trümmer eines vormaligen Bauwerkes; auch das Kleine empfängt hier ſeine Bedeutung; in der Stille des abgeſchloſſenen Thales vernimmt das Ohr jeden Ton des ſingenden Vogels oder des rufenden Hirten. Wenn aber der Bach, an Petra's Wunderwerken vorüber in den weiteren Raum tritt, wenn ſein geſchwächter Waſſerſtrahl im Wadi Muſa unter das Gehäuſe des Rollgeſteines und der Trümmer ſich hinabſenkt, was bleibt dann noch von ihm übrig für das Bette, das ihm die Regenfluth hinaus in die freie Ebene grub? Wie Elim's Brunnen, auch wenn ſie vereint zur tieferen Ebene eilen, bald unter dem Sande verſchwinden, ſo entzieht ſich dem Auge Kerek's und Wadi Muſa's Bach, ſobald er in das große, weite Feld ſeiner Ebene hinaustritt, denn er war nur ein Bach, kein Strom wie der Nil.

Auch das Leben, welches ich hier beſchreibe, iſt von ſeinem Urſprunge an bis zu der Stelle, dahin ich ſeinen Lauf begleitete, kein reicher, mächtiger Strom geweſen, in deſſen freiem, mächtigem Gewäſſer bis zu ſeiner Mündung in's Meer Wohnſtätten der Menſchen ſich ſpiegeln und Wimpeln der Schiffe, ſondern ein mäßiger Bach, der, nur ſo lange er im ſchattigen Engthal blieb, die Beachtung des fremden Wanderers an ſich ziehen konnte. Durch die weite, große Welt der Ebene mit ihren hell und heiß ſcheinenden Sonnenſtrahlen mag ein ſtärkerer Fluß mit ungebrochenem Laufe dahin ziehen, und das Auge kann dieſen Lauf begleiten; Kerek's ſo wie Elim's Bach verlieren ſich ſcheinbar ſpurlos und dennoch weiß es der Kundige des Landes, daß in der Tiefe ihres Bettes das lebendige Waſſer nicht verſchwunden ſei; er gräbt hinab in den Boden und findet, was ſeinem Verlangen genügt.

Mein Leben in München, als ich von Erlangen aus da hineintrat, iſt an Erfahrungen und Anregungen, an Freuden und Leiden des äußeren wie des inneren Menſchen ein ſo überaus reiches geweſen, daß es gleich dem gereiften, männlichen Alter von der Kindheit, von ſeiner

Vergangenheit ſich abſcheidet. Es iſt jedoch bald in ſeinem Verlaufe mitten in dem hellen Tagesglanze und dem lauten Gedränge ſeiner äußeren Umgebung ein ſo innerlich verſchloſſenes und zurückgezogenes geworden, daß es dem fremden Auge nur wenig darbieten kann, das für dieſes der Beachtung werth ſchiene. In den alten Reimen, welche die Stufen des Menſchenlebens von der Kindheit bis zum Greiſenalter beſchreiben, gibt es einen, der von einem Stilleſtehen der inneren wie äußeren Entwickelung redet. Ein Stillſtand, der für unſer Weſen von ähnlicher Bedeutung ſein mag, als der Zuſtand der Chryſalite oder Puppe, in welchen das Inſekt vor ſeiner Vollendung zum geflügelten Schmetterling ſich verſenkt. Wollte ich all' des unzählbaren Guten gedenken, das mir von außen wie von innen während meiner Jahre in München widerfahren iſt, dann hätten die Blätter eines ſolchen Buches wie das meinige keinen Raum, mein alter, faſt 77 jähriger Leib keine Kräfte dazu. Und ich ſollte wohl vor Abend auch noch andere Dinge thun. Darum möge man es vergeben, wenn hier die Beſchreibung meines Lebens, wie ein klarer Bach der Wüſte, nur noch eine kurze Strecke weit über den Boden hinrinnt, bald aber unter dieſem ſich verliert, dahin, wo nur die Hand des Gräbers ihn finden kann.

Was dieſe letzten Kapitel enthalten, das iſt öfters aus Briefen, ſo wie kurzen ſchriftlichen Aufzeichnungen entnommen.

Ich kehre wieder zurück zu der Beſchreibung meines Fortzuges aus Erlangen nach München.

Das heftige Gewitter vom geſtrigen Abende hatte ſich in einen Regen aufgelöſt, der am ganzen darauf folgenden Tage, vom Morgen bis zum Abende, ſo dicht niederſtrömte, daß nur ein dämmerndes Licht durch ihn hindurchbrach.

Unſer Reiſewagen, ſchon ſeit geſtern mit all' den Dingen bepackt, die mit uns zugleich in München ankommen ſollten, kam in möglichſter Stille an das Haus der theuern Gaſtfreunde, und während dieſe noch ſchliefen, ehe der Morgen graute, waren wir ſchon über die Stadt hinaus. Wir hatten es verſprochen, mit den Freunden in Nürnberg zu frühſtücken. Johannes Merkel, der Bürgermeiſter, Schwager meines Freundes Fr. v. Roth in München, hätte mir durch Das, was er beim Abſchiede zu mir ſprach, wenn es nöthig geweſen wäre, auch den tiefeſt geſunkenen Muth wieder aufrichten können. Denn er war ein Mann voll kindlichem Glauben und feſtem Gottvertrauen. Ihn hatte ich erſt ſo nahe kennen gelernt, ſeitdem meine Kinder Ranke's ihren Wohnort in der Nähe ſeines Landgutes bezogen hatten, denn dort ſahen wir uns oft in jener ſonntäglichen Stille, welche eigentlich die fortwährende Stimmung ſeines Gemüthes war und bis an ſein Ende geblieben iſt. Merkel war auch, wenn ich nicht irre, der erſte unter allen Freunden aus Nürnberg und Erlangen, den ich in München wiederſah.

Ein wohlbeladener Reiſewagen, wie der unſrige war, wenn kein Wechſel der Poſtpferde ſeinem Fortrücken zu Hilfe kam, bedurfte damals zum Zurücklegen des Weges zwiſchen Erlangen und München faſt drei Tage. Der Frühlingsſonnenſchein hatte deshalb Zeit genug gehabt, ſich nach anderthalbtägigem Regen wieder einzuſtellen. Und das hatte er auch gethan, als wir am 15. Mai in die Reſidenzſtadt, und zwar ſogleich in die für uns gemiethete und vollſtändig eingerichtete Wohnung einzogen. Das hatten wir nicht erwartet, daß wir gleich in der erſten Stunde ſo heimiſch, ſo mit allem nicht nur Nothwendigen, ſondern Wünſchenswerthen verſorgt ſein konnten, als wir hier es fanden. Nur die Freundin Ringseis, im freundlich beſorgten Dienſte Anderer eine geübte Meiſterin, wie wohl ſelten eine andere, hatte dieſes zu thun vermocht. Daß aber all' unſer Erlanger Hausgeräthe, ſelbſt der Schreibtiſch, in meiner künftigen Studirſtube, der Arbeitstiſch und die anderen drei=, vier= und ſechsfüßigen Mobilien im Zimmer meiner Frau, wie in dem größeren Beſuchszimmer und in der Kammer ſo in derſelben Ordnung und Aufeinanderfolge zuſammengeſtellt waren, in welcher ſie in Erlangen geſtanden, das hatte wohl mein lieber, treuer Freund Dr. Andreas Wagner bewirkt, der damals eben in München mit der Anordnung und Beſchreibung der von Spix in Braſilien geſammelten Conchylien beſchäftigt und bei der Einrichtung unſerer Wohnung hilfreich mitwirkend geweſen war. Es ſcheint die Lebensaufgabe dieſes Menſchen von feſtem Willen und aufrichtigem redlichem Gemüthe zu ſein, an Allen, die es bedürfen, ſo wie er an mir ſeit faſt 40 Jahren es gethan, ſich als ein Freund zur rechten Stunde zu erweiſen.

Die Hände, welche all' dieſe Vorſorge für uns getroffen, waren unſichtbar; Ringseis feierte morgen ſeinen Geburtstag, er hatte heute am Vorabende mit den Seinigen in Begleitung einiger Freunde einen Ausflug gemacht hinaus aus der Stadt in die blühenden Gärten. Doch ließen die Freunde uns nicht lange auf ſich warten, ſie begrüßten uns als künftige getreue Nachbarn und hatten ſich ja ſchon vor unſerer Ankunft mehr denn als bloſe gute Nachbarn, gleich wie vorſorgende Geſchwiſter an uns erwieſen. Mit ihnen trat ein anderer werther Bekannter zu uns in's Zimmer herein: der Leibarzt Ritter von Schönberg aus Kopenhagen, den wir in Neapel getroffen und der uns dort gar mannichfaltige Beweiſe von theilnehmender Liebe als Arzt und als Gaſtfreund gegeben hatte. Von Ringseis erfuhr ich alsbald, was mir zunächſt zu wiſſen nothwendig und lieb war. König Ludwig war in Italien, Miniſter von Schenk erwartete meine Ankunft ſchon ſeit mehreren Tagen. Die Vorleſungen für das Sommerhalbjahr hatten bereits begonnen, auch Oken hatte die ſeinigen eröffnet. Er las, ſo wie auch ich nach meiner Ankündigung im Lektionskatalog es zu thun gedachte: Naturgeſchichte. Die unverſchuldete Verſpätung meines Eintreffens in München, in Folge meines Armbruches, werde mich wohl, ſo meinten die Freunde, für dieſes Halbjahr der Pflicht entheben, meine angekündigten Vorleſungen zu halten, da vor der Hand ein Anderer dieſelben übernommen habe. Doch werde es gut ſein, wenn ich durch eine öffentliche Vorleſung über einen anderen mir nahe liegenden Gegenſtand den Studirenden mich bekannt mache.

Am andern Morgen war, nach dem Gegenbeſuche bei den lieben, freundlichen Nachbarn, mein erſter Gang zu dem Miniſter von Schenk. Ich fand den liebenswürdigen Mann ganz ſo, wie ich ihn nach ſeinen Briefen mir vorgeſtellt hatte und wie Andere mir ihn beſchrieben. Mündlich beantwortete er mir noch Vieles, das er auf meine Briefe unbeantwortet gelaſſen hatte. Er rieth mir, daß ich meinem öffentlichen Verſprechen treu bleiben und meine Vorleſungen getroſt anfangen ſolle; es werde mir an Zuhörern nicht fehlen. Ein Hörſaal an der Univerſität ſtehe für mich bereit.

Meinen theuren wohlwollenden Freund Lerchenfeld fand ich leider nicht mehr in München; er war auswärts zu einem anderen Poſten verwendet worden. Aber ſeiner Vermittelung verdankte ich ſchon früher die Einführung in einen Kreis der Männer, mit welchen ich jetzt in nähere

Verbindung treten ſollte, namentlich die perſönliche Bekanntſchaft mit dem verehrungswerthen damaligen Vorſtande der Akademie, dem berühmten Franz Paula von Schrank. Man kam mir von allen Seiten freundlich entgegen. Einer meiner künftig nächſten Kollegen an der Univerſität, ohne zu wiſſen, daß der Miniſter von Schenk ſchon daſſelbe gethan, forderte mich auf, meine angekündigten Vorleſungen über Naturgeſchichte auch für dieſes Halbjahr nicht aufzugeben, ſondern ihren Anfang in gewöhnlicher Weiſe durch einen öffentlichen Anſchlag feſtzuſetzen und die Liſte zur Unterzeichnung für dieſelben am geeigneten Orte aufzulegen. „Es warteten noch jetzt viele Studirende auf meine Ankunft, um ſich bei mir als künftige Zuhörer zu melden; der Ruf, welcher ſie dazu bewege, ſei mir von manchem meiner früheren Schüler aus Erlangen her auch nach München vorausgegangen.“ — Ich nahm nun keinen Anſtand mehr, dem Rathe des wohlmeinenden Miniſters zu folgen.

Mein Freund Fr. v. Roth hatte jetzt ſein neugebautes Haus mit dem großen, ſchönen Garten bezogen. Dahin führte mich der Zug des Verlangens wie nach einem Vaterhauſe. Dort im Garten, unter den blühenden Bäumen, brachten wir einen Theil des Nachmittags zu und erſt jetzt ward mir es innerlich ſtill und heimathlich wohl in dem geräuſchvollen, ſchönen München zu Muthe. Am Abende mit Ringseis ſah ich zum erſten Male den Peter Cornelius, den Mann mit dem Siegel der geiſtigen Großmacht auf ſeiner Stirn. Wäre ich auch niemals mit ihm ſo nahe, auf Lebenszeit befreundet worden, hätte ich ihn auch nur jenes eine Mal geſehen und geſprochen, ich würde es als ein merkwürdig bedeutendes Ereigniß meines Lebens rühmen: auch ich habe den Peter Cornelius perſönlich kennen gelernt.

Mit meiner Univerſitätsangelegenheit erging es mir über alles Erwarten gut. Es hatte ſich nach wenig Tagen eine ſo große Zahl von Zuhörern für meine naturgeſchichtlichen Vorleſungen unterzeichnet, daß der mäßig große Hörſaal, den man mir angewieſen hatte, für ſie kaum geräumig genug ſchien. Dazu kam mir noch eine ganz beſonders freudige Ueberraſchung, die mir ein Vorzeichen von günſtigſter Art war für das Gelingen meiner neubeginnenden Wirkſamkeit als Lehrer. Der erſte Zuhörer, der ſich bei mir perſönlich meldete, war Alexander von Bechtolzheim, der Sohn meiner theuren Freundin und Wohlthäterin am Mecklenburgiſchen Hofe: der Frau Baroneſſe von Bechtolzheim (m. v. S. 91); der Schüler meines brüderlichen Freundes Zahn. Alexander war in unſerem Hauſe und an unſerem Herzen wie ein eigenes, liebes Kind geweſen; jetzt ſtand er an Geiſt und Gemüth als herrlich gereifter Jüngling vor mir. Was wäre aus dieſer köſtlichen Blüthe und ihrer Frucht geworden, hätte der Gärtner nach dem vorbedachten Rathe ſeiner Liebe ſie nicht, nach Menſchenmaß ſo frühe, in den ſicheren Frieden ſeines Hauſes dahingenommen. Ein anderer Jüngling von gleich frommem, ernſtem Gemüthe, der nachmalige würdige Theolog Zärthe kam als Bechtolzheim's Freund zu mir, und zu beiden geſellte ſich noch ein dritter Erſtling der Zuhörer meiner Vorleſungen, mein geliebter „Johannes Clerikus" Jocham, der mir von jener Zeit an bis in mein Greiſenalter ein treuer, kräftiger Mitpilger auf dem Wege zur gemeinſamen Heimath geblieben iſt. So fand ich gleich in meiner erſten Vorleſung wohlbekannte Hörer, auf die meine Augen mit Luſt ſahen.

Es fehlte mir aber auch ſonſt nicht an anderen, allgemeinen Anläſſen zur Ermuthigung. Mein Wirken als Lehrer fand freudige Theilnahme; ich hatte den Weg zu den Ohren und Herzen einer großen Mehrzahl der Studirenden gefunden; ich durfte mich glücklich preiſen über dieſen Anfang des neuen Tagwerkes. Sobald ich aus dem Gedränge der Beſchäftigungen in etwas zur Ruhe gekommen war, ſchrieb ich an die Erlanger Freunde, vor Allem an Schelling und erhielt von ihm einen Brief, deſſen Inhalt ich nachſtehend großentheils mittheile:

„Erlangen, den 7. Juni 1827."

„Gott ſei Dank, liebſter, theuerſter Freund, daß wir endlich Nachrichten von Dir ſelbſt und zwar ſo erfreuliche erhalten haben. Am zweiten Tage nach Deiner Abreiſe, wo der Regen wie heute faſt unausgeſetzt vom Himmel ſtrömte, wollte uns faſt der Muth für Dich ſinken und wo eines dem anderen begegnete, ſagte es, wehmüthig auf den Himmel deutend: Aber Schubert!! Nun heißt es recht: post nubila Phöbus. Du haſt die Freude der Menſchen an Dir geſehen, die Größe Deines Berufes an den erſten Wirkungen ſchon erkannt und Deine Freude wird immer größer werden; ich halte die Bayeriſche Jugend für höchſt empfänglich, dankbar aufnehmend das ſtärkende und erhebende Wort, dabei fröhlich und heiter, ohne alles duckmäuſeriſche Weſen, denn noch iſt ihr nichts weiß gemacht worden. Wie mag ſie ſich erquicken an dem lebendigen Worte, das in natürlichem Reize von Deinem Munde ſtrömt. Aber auch alles Andere wird ſich zu Deiner vollen Zufriedenheit geſtalten."

„Ich kann Dir aufrichtig verſichern, Geliebter, jetzt erſt bin ich ſelbſt gewiß, daß ich nach München kommen werde, verſteht ſich auch jetzt noch, ſo Gott will. Denn auch als ich kürzlich hörte, daß der König ſchon den Antrag genehmigt habe und der nächſte Courier das Dekret bringen werde, hielt ich für möglich, daß noch irgend ein Deus ex machina dazwiſchen trete, ja es war etwas in mir (ich will es nicht loben), das Sich, wenn auch nicht mir damit ſchmeichelte, daß es ſo kommen würde. Nun es aber entſchieden iſt, bin auch ich innerlich ganz entſchieden, froh und entſchloſſen mit ganzer Seele für den künftigen Beruf. Denn Gott weiß, daß ich nichts geſucht, nichts dafür, vielmehr dagegen gethan; und ſo darf ich es als Gottes Willen anſehen und auf dieſe Gewißheit hin kann man ſchon auch manche Unannehmlichkeit wagen, ſicher, ſie äußerlich und innerlich zu überwinden. — — Es hat mich recht gefreut, was Du mir von Cornelius geſchrieben, womit auch Kopp's Aeußerungen übereinſtimmen." —

„Nun, Geliebter, Theurer, erhalte ſammt Deiner lieben Frau uns die treue, freundliche Geſinnung, daß, wenn wir hinkommen, wir in dieſer Hinſicht Alles beim Alten finden. In der bedeutenden, aber darum auch mir um ſo bedenklicheren Lage, in der wir uns beide finden werden, wo der Wind leicht und oft von allen Seiten zugleich bläst, daß man Mühe hat, ſein Schifflein im richtigen Gange zu erhalten, wird es uns beiden gut ſein, wenn jeder am anderen einen treuen, kräftigen Freund findet. Gott ſegne Dich und laſſe Dich auf dem hohen Leuchter, worauf er Dich geſetzt, fort und fort und immer heller leuchten, als ein Licht, das zu Vieler Erleuchtung und Erwärmung beſtimmt iſt; durch keinen Höllenqualm zu dämpfen und zu verdüſtern."

„Meiner theuerſten Frau Gevatterin die herzlichſten Grüße. Wie werden wir uns freuen, bei der Ankunft in München ſie in der heiteren Freundlichkeit ihres Weſens, ganz als die treue, herzliche Freundin wieder zu finden. Meine Frau wird auch noch ein Paar Worte beilegen.“

„Nochmals herzliches Lebewohl von Deinem treuen
Freund
Schelling.“

So war mir denn die Gewißheit gegeben, daß Schelling ferner keinen Anſtand mehr nehmen, ſondern wirklich, und ſchon in naher Zeit nach München kommen werde. Ja der Brief brachte noch mehr. Die Familie Ringseis hatte, ſobald das Gerücht von Schelling's ſicherer Anſtellung bei der Univerſität laut geworden war, alsbald nach einer Wohnung für ihn ſich umgeſehen, auch bereits eine gefunden, die den Anforderungen entſprach. Und zwar eine ſolche, die für uns Andere nicht erwünſchter und wohlgelegener hätte ſein können. Sie befand ſich in dem Nachbarhauſe an der unſrigen und ſchloß ſich auf ihrer anderen Seite an das Haus an, darin Ringseis wohnte, lag alſo in der Mitte zwiſchen beiden. Ich ſchrieb dieſes an Schelling und er ging in einer Schlußſtelle des vorſtehenden Briefes, die mehr an Ringseis als an mich gerichtet war, auf den Vorſchlag ein. So ſollten wir denn von Neuem mit unſeren theuren Schelling's in dasſelbe freundnachbarliche Verhältniß treten, darin wir in Erlangen ſo glücklich und wohlbehaglich gelebt hatten.

43. Vereinzelte Berichte aus der Geſchichte des erſten Halbjahres.

Ich erſuche hier im Voraus, daß man an die nachſtehenden vereinzelten Berichte keine anderen Anforderungen machen möge, als man an abgeriſſene Stücke aus Briefen ſtellt, welche oft in gar ungleicher Stimmung, meiſt aber in den Stunden der Abſpannung durch des Tages Laſt und Mühe, geſchrieben ſind.

Aus einem Briefe an meine Schweſter Anfang Auguſt 1827:

„In meinen Zeilen, welche Dir vorläufig unſere glückliche Ankunft in München meldeten, verſprach ich Dir nach wenig Tagen eine ausführlichere Beſchreibung meiner neuen Heimath und der Verhältniſſe, ſo wie der nächſten Umgebung, darin ich lebe. Aus dieſen verſprochenen „wenigen Tagen“ ſind aber leider nicht nur Wochen, ſondern mehr denn zwei Monate geworden, denn des täglichen Gedränges und Herumtreibens gab es ſo viel, daß ich manchen Tag nicht im Wachen, ſondern erſt im Einſchlafen ruhig zu mir ſelber kommen konnte. Heute aber verſuche ich es ernſtlich, Dir mein Verſprechen zu erfüllen, ſo gut ich kann.“

„Meine neue Heimath ſoll ich Dir beſchreiben. Nun dazu gehört Gott ſei Dank nicht allein die kleine enge Gaſſe, und das Haus, das ich darin bewohne, aus deſſen Fenſtern ich ſo wenige Prozente des Sternenhimmels ſehe, als die Gläubiger des bankerotten Kaufmann *** von ihrem dargeliehenen Kapital zurück bekommen, denn zur Heimath rechne ich außer der Stadt München ſelber auch ihre Umgegend, ſo weit das Auge ſehen kann, mit Land und Leuten.“

„Schon die Hochebene, auf welcher München liegt, weckt in dem Wanderer aus Norden, der hieher kommt, ein Verlangen auf: nicht zum trägen Stilleſtehen und Verbleiben, ſondern zum Weiterſchreiten nach einem hohen, vor Augen liegenden Ziele; ein Verlangen, wie er es in ſeiner Heimath noch nie empfunden. Er kam vielleicht, ſo wie wir, von Ingolſtadt her, zuletzt durch eine Ebene und durch armſelig ſchmutzige Ortſchaften, die dem Auge in ihrem unerfreulichen Wechſel zwiſchen Sumpf und verkümmertem Föhrenwalde Nichts darbietet, wobei es verweilen möchte. Die Gedanken würden da lieber rück- als vorwärts gehen, am wenigſten aber gerne ſtille ſtehen *). Endlich, wenn Du mit uns dieſes Weges zögeſt, träteſt Du aus dem troſtloſen Geſtrüpp heraus in die freie Ebene; vor Dir in Süden thäte ſich, wie vor uns am heiteren Nachmittag des 15. Mai's, an welchem wir einzogen, die majeſtätiſch ſchöne Alpenkette auf, mit ihren ſchneebedeckten Zinnen, von Salzburg an bis zu dem voralpbergiſchen Hochlande; von Bayerns Hügelland bis zu den Bergrieſen des ſüdlichen Tyrols. Wie in dem Adler, wenn er ſeine langerſehnte Beute vor ſich hinfliegen ſieht, ſo regt in uns ein Naturtrieb ſeine Schwingen, der uns mächtig aus der Tiefe hinzieht nach den lichten Höhen. Und wie ſoll ich Dir den erſten Eindruck beſchreiben, den die alte, merkwürdige Stadt auf die Sinne macht, welche uns da vor Augen liegt. Iſt es doch, als ob ſelbſt die großen Frauenthürme, die über alle anderen Thürme und Gebäude hinaufragen, in ihrer unausgebauten oberen Zurundung von einer noch verſchloſſenen, hochanſtrebenden weiteren Entwickelung ſprächen. Und wenn Du nun mit uns hineintreten könnteſt in das Innere der Stadt und ſäheſt mit uns die ſchon aufgewachſenen oder im Wachſen und Keimen begriffenen Werke der bildenden, alten wie neuen Kunſt, lernteſt die Geiſter kennen, welche von Tag zu Tage am Weiterfördern, Weiterſchreiten eines großen, gemeinſamen Tagwerkes geſchäftig ſind, Du würdeſt mit mir einſtimmen, wenn ich ſage: hier herrſcht ein Geiſt, der, wie der alte Blücher, wenn er zur Schlacht führte, immerzu nur „vorwärts, vorwärts“ kommandirt. Alſo, an

---

*) Die Eiſenbahn hat in unſeren Tagen den Reiſenden von der Unluſt des früheren Weges enthoben.

ein geiſtiges Verſauern von meiner Seite und an ein Stilleſtehen, wie die Wagenräder in gar zu tiefem, fetten Boden, iſt wohl bei mir, wie ich feſt hoffe, nicht zu denken, ſondern Gott wird mir München zu einem geiſtigen Turnplatze werden laſſen, auf welchem der innere Menſch, er mag wollen oder nicht, ſeine Kräfte und Glieder tüchtig brauchen lernen ſoll, bis man ihn zum fröhlichen Abzuge in ſein Ruhelager kommandirt."

„Ich meines Theiles, ſo ſparſam mir die freie Zeit dafür zugemeſſen war, habe dem Verlangen zu einem kleinen Weiterziehen nach Süden, nach dem Fuße der Höhen hin, nicht widerſtehen können. Ich brachte mit meiner lieben Frau den Pfingſtheiligabend in Starnberg, an dem herrlichen Gebirgsſee zu, der mich gerade in dieſer Jahreszeit an die Naturfülle eines oberitalieniſchen See's erinnert hat. Da war uns wohler zu Muthe als am Pfingſtfeſte ſelber in der kleinen proteſtantiſchen Kirche, wo das Heimweh nach der Kirche und nach der Predigt unſeres theuern Kraft in Erlangen, oder meines lieben Schwiegerſohnes Ranke zu Rückersdorf in ungeſtillter und unſtillbarer Kraft erwachte." — —

„Seit der kleinen Reiſe an den Starnberger See iſt mir es, als wären die Alpen und ihre Nachbarſchaft erſt mein geworden, als gehörten ſie mit zu meiner Münchner Heimath und könnte ich zu ihnen hinkommen, ſo oft ich wollte, wie ein Mann in ſeines Nachbars Garten. Und wenn ſich das auch nicht immer ſo recht und vollſtändig ausführen läßt, ſo gehe ich wenigſtens jeden Abend, nach vollbrachter Tagesarbeit, meinen lieben Bergen ein kleines Stück Weges entgegen, in einen Garten, der in geringer Entfernung von der Stadt, hinaufwärts an der Iſar liegt. Da ſitze ich auf dem oberen Söller eines bretternen

Gartenhäuschens, ſchaue unverwandt hinaus nach den Bergen, bin fröhlich mit einigen Freunden, bei denen ich mich daheim fühle, bis der Abend dunkelt!“

„Von manchen Herrlichkeiten, ſo wie alten und neuen Sehenswürdigkeiten der Stadt München habe ich Dir ſchon ein anderes Mal erzählt. Auch von den Bewohnern derſelben, denen ich näher kam, weißt Du aus einigen meiner bereits von Erlangen aus empfangenen, früheren Reiſeberichte, alles Das, was ſich mit den bloſen Worten ſagen läßt. Das iſt nun freilich nicht viel, doch weiß ich aus Deinen Briefen, daß Dein Herz recht lebendig dabei geweſen iſt, als Du meinen Empfang bei dem Kronprinzen Ludwig, meinem nunmehrigen lieben Könige, und ein anderes Mal Das laſeſt, was ich Dir von der Gemahlin deſſelben, unſerer nunmehrigen vielgeliebten Landesmutter, ſchrieb. König Ludwig iſt ſo eben in Italien, an deſſen Eingangspforte wir ja hier zu Lande wohnen; bei der Königin Thereſe, die, wie Du weißt, eine Schwägerin meiner lieben, hohen Schülerin, der Herzogin Georg von Altenburg iſt, fand ich eine ſehr huldvolle Aufnahme. Aber ich habe ſeitdem auch noch eine andere Bekanntſchaft gemacht, welche meinem jetzt ſo ganz in Bayern eingebürgerten Herzen überaus wohl gethan hat. Ich habe die beiden älteſten Prinzen unſeres Königs geſehen und begrüßt. Der Kronprinz Maximilian iſt ein prächtiger Jüngling, mit einem Angeſicht voll lebendiger Beweglichkeit, ein Paar Augen, die verſtändig und vielverſprechend in ſeine große Zukunft hineinblicken. Der zweite Prinz: Otto, iſt ein lieblicher Knabe von ganz beſonderer Art. Ich lernte ihn nicht blos aus eigenem Anſchauen und Sprechen mit ihm, ſondern noch mehr aus den Mittheilungen ſeines Lehrers und Führers kennen. Dieſer Prinz trägt den Schatz einer warmen kindlichen Liebe zu Gott und den Menſchen wohlverwahrt in ſeinem demüthig ſtillen Weſen. Die, welche ihn von Kindheit auf kannten und täglich um ihn waren, wiſſen wahrhaft rührende Züge von ſeiner Sorgſamkeit und alles Eigene dahingebenden Liebe für Andere zu erzählen. Es iſt eine Herzensgüte in ihm, die gar nicht Wort haben will, daß ſie eine ſolche iſt und welche, obgleich ein vollkommenes Widerſpiel der menſchlichen Bosheit, dennoch, wie dieſe, ihr Werk gerne im Verborgenen treibt. In dem Gemüthe dieſes königlichen Knaben ſpiegelt ſich nicht nur das Herz und ganze innere Weſen ſeiner Mutter, ſondern noch ein Anderer, der jenem ſeltenen Mutterherzen ſein Weſen gab und erhält. Ich ſprach ſo eben von dem Lehrer und Erzieher des Prinzen Otto. Derſelbe iſt ein junger, würdiger Theolog, Namens Oettl, ein Mann, auf welchem die Weihe ſeines inneren Berufes in reichem Maaße zu ruhen ſcheint, weich und voll allſeitig ausſtrahlender Liebe im Gemüth, ernſt und entſchieden in ſeiner Geſinnung. Ich könnte ein volles Zutrauen zu dieſem lieben, jungen Manne faſſen, wünſchte ihn öfter zu ſehen."

„Aus dem Kreiſe unſeres Fürſtenhofes möchte ich Dich gern auch ein wenig hinausführen zu anderen Leuten und zu dem geſammten Volke. Für heute wird aber nicht viel daraus werden, denn da im September die Verſammlung der Naturforſcher zu uns kommen ſoll und die zoologiſche Sammlung, für deren äußeren Anſtand ich zu ſorgen habe, noch als ein gar unanſtändiges Durcheinander in ihren Räumen, Winkeln, Kiſten und Käſten herumliegt, habe ich über Hals und Kopf zu thun, um das Haus für die berühmten Geiſter, die hineinkommen ſollen, mit Beſen zu kehren und zu ſchmücken. Doch wirſt Du manches über meine anderweitigen hieſigen Bekanntſchaften Geſagte in meinem Briefe an Schwager Reichel finden, den ich Dir hier zum Leſen offen beilege, mit der Bitte, daß Du ihm auch dieſe Zeilen an Dich zum Leſen mittheilen mögeſt. Nur Eines will ich Dir noch ſagen, daß ich ein Haus gefunden habe, welches mir für Geiſt und Gemüth ein Ausruhen, ein Stilleſein und eine Bekräftigung gewährt, dergleichen ich noch niemals ſo bedurft und ſo von Herzen begehrt habe als hier. Denn ich weiß nicht, woher es kommt, daß mein altes, muthwilliges Naturell hier ſo zu bocksbeinigen Sprüngen geneigt iſt. Ein ſtetiges Wechſeln und Schwanken zwiſchen ungebührlicher Luſtigkeit und eben ſo ungebührlichem innerem Verdruſſe. Das iſt beides nicht geſund für den inneren Menſchen. Wenn ich aber in das Haus meines Freundes Friedrich von Roth eintrete, von welchem ich Dir ſchon bei anderer Gelegenheit geſchrieben habe, da weicht von mir das äußere wie das innere Gedränge. Mir iſt es, als ob da ein ſtill und feſthaltender Geiſt über der Tiefe großer, mächtiger Waſſer ſchwebte. Ich wünſche, Du könnteſt der Frau, „die Krone des Hauſes" meines Freundes, in ihr Angeſicht und Auge blicken und Das vernehmen, was ſie in ſanftem, demüthig ernſtem Worte und beredtem Schweigen ausſpricht, da würdeſt Du bald erkennen, welcher Geiſt es ſei, der da über den Tiefen ſchwebt. Mehr noch: aus jeder That des Lebens, als aus dem lauten Worte lernt man da, was es heiße: „Und dieſe Worte, die ich dir heute gebiete, ſollſt du zu Herzen nehmen. Und ſollſt ſie deinen Kindern einſchärfen, und davon reden (ſo wie zeugen), wenn du in deinem Hauſe ſitzeſt, oder auf dem Wege geheſt, wenn du dich niederlegeſt oder aufſteheſt" (5. Moſe 6, V. 6, 7). Was ſoll ich aber dagegen von mir berichten, wenn ich noch an demſelben oder am anderen Tage wieder hinaus bin aus dem Freundes-Hauſe und hinweg von dem ſtillen, ernſten, Ruhe gebietenden Angeſichte? Nur kurzer Stillſtand und das wilde Heer des Unmuthes, des ohnmächtigen Verdruſſes, mit dem ganzen Geſindel des Muthwillens, das tolle Lachen mit ſeiner Schellenkappe zieht wieder bei mir ein und aus. Ja, wir bringen unſere Jahre zu wie ein Geſchwätz." — —

Spätere Nachſchrift:

„Mein Brief liegt noch immer da. Kann auch nichts mehr ſchreiben, nicht nur aus Sorge, daß mein Brief zu einer Schraube ohne Ende anwachſen möchte, ſondern vor lauter Freude. Unſere lieben Schelling's ſind angekommen mit Sack und Pack und in das Haus neben dem unſrigen eingezogen. Gott ſei Dank für dieſe uns wieder geſchenkte, gute, treue Nachbarſchaft. Und nun zum Siegeln. Gott behüte euch. Ein anderes Mal mehr. Ich kann nicht einmal noch ein beſonderes Wort an Deinen lieben Mann ſchreiben. Was aber an Dich geht, geht ja auch an ihn. Dein" . . .

Aus einem Briefe an meinen Schwager, den Amtmann Reichel, aus gleicher Zeit mit dem vorſtehenden:

„Du biſt mir, mein lieber Bruder, in übermäßiger Höflichkeit zuvorgekommen; Du haſt mir zuerſt hieher geſchrieben, mich in der neuen Heimath begrüßt und beglückwünſcht, und ich habe Dir, obgleich ich ſchon einige Monate dazu Zeit gehabt hätte, noch nicht einmal meine glückliche Ankunft in der Reſidenz gemeldet." — —

„Dein Brief legt mir mancherlei Fragen zur Beantwortung vor, eine der letzten iſt die über meine Kollegen an der Univerſität und über meine Stellung zu dieſen, worüber Du einige Beſorgniſſe zu hegen ſcheineſt. Ich will mit der Beantwortung dieſer letzteren Frage den Anfang machen und zwar ſo, daß ich Dir von der letzten Bekanntſchaft zuerſt erzähle, die ich mit einem meiner neuen Kollegen an der Univerſität in merkwürdiger Weiſe gerade heute, ja ſo eben in dieſer Stunde gemacht habe, wo ich ſchon mit dem Gedanken umging, an Dich zu ſchreiben. Gleich und Gleich geſellt ſich gern; der Mann, von dem ich Dir berichten will, iſt, wie Du, ein Juriſt und zwar in Geſinnung, Kraft und That einer von Nummer Eins und Du, mein lieber Bruder, biſt ja Gott Lob auch nicht von Nummer Letzt. Der Mann, von welchem ich Dir berichten will, iſt Dr. Hieronymus Johann Paul Bayer, Profeſſor der Rechte an unſerer Ludwig-Maximilians-Univerſität. Ein edler, kräftiger Salzburger durch ſein leibliches Herkommen, ein Bürger des Reiches, zu dem wir Alle durch Gottes Gnade gelangen möchten, ſeiner geiſtigen Geburt nach. Denn ich könnte mit Jedem Händel anfangen, der mir nicht zugeſtehen wollte, daß er, ſo wie ich, noch niemals ein Geſicht geſehen habe, aus welchem mehr und unverkennbarer, als aus dem meines Kollegen Bayer, ein gutes Gewiſſen hervorblickt vor Gott und Menſchen; ein treues, unverbrüchliches Feſthalten an Dem, was nach göttlichem Gebot und Geſetz, ſo wie nach menſchlicher Ordnung gut, recht, löblich und anſtändig iſt. Ich kenne den Mann nicht nur erſt heute vom Sehen, ſondern ſchon länger vom Hören Deſſen, was Andere von ihm ſagten. Im Inneren dieſes Juriſten ſitzt der Glaube, in Wort und Thaten kräftig ſich erweiſend, immer oben an beim Rath und Gericht, darum kann er auch immer Rath und Recht ſprechen, ſo wie ſich's gehört. Als Schriftſteller kennſt Du ihn gewiß aus ſeinen Arbeiten über den deutſchen Civilprozeß. Als Lehrer iſt er von unſerer ſtudirenden Jugend hochgeehrt und geliebt, ich aber halte mich zunächſt nicht an ihn als Gelehrten und Lehrer, ſondern als an einen chriſtgläubigen treuen Menſchen, deſſen Freundſchaft ich gewinnen und mir erhalten möchte.“ —

„So habe ich Dir in der Reihe meiner Kollegen, über die Du mein Urtheil erfahren möchteſt, einen rechten Ehrenmann vorausmarſchieren laſſen, der Dir ſchon vorläufig für das ganze Corps Reſpekt einflößen muß. Da jedoch die Zahl der Lehrer an unſerer Hochſchule, wie Du aus der genommenen Einſicht in den Zeitungsnachrichten in Deinem Briefe ganz richtig bemerkſt, die Zahl der Muſen neunmal überſteigt, kannſt Du mir nicht zumuthen, daß ich Dir über jeden Einzelnen genauen Bericht geben ſoll, um ſo mehr, da man ja ſelbſt über die Lebensumſtände, amtliche Leiſtungen, ja ſelbſt über die eigentlichen Namen der neun Muſen in Ungewißheit iſt. Ueberdies habe ich auch bisher noch mit den wenigſten meiner Kollegen Salz und Brod gegeſſen, ſo daß ich, wenn's in Arabien wäre, noch nicht mit der vollen Sicherheit eines Bundesſchützlinges an jedem ihrer Zelte vorbeigehen könnte. Indeß kann ich Dir doch von Allen ſo viel ſagen, als zur Beruhigung mancher Deiner erzgebirgiſch-ſächſiſchen Vorurtheile gegen meine Stellung an einer katholiſch-bayeriſchen Univerſität ausreichend ſein wird. Ich fange deßhalb gerade bei der theologiſchen Fakultät an.“

„Mit Profeſſor Fr. Mall, dem Senior der Fakultät, habe ich zwar noch nicht Salz und Brod genoſſen, wohl aber an einem und demſelben Tiſche mit ihm Kaffee getrunken und Semmel gegeſſen und zwar ſchon auf meiner Reiſe nach Salzburg und Tyrol zu Landshut, in einem Kaffeehauſe, darin ich den alten Siebenkees aufſuchte. Wenn aber auch das nicht wäre, ſo wollte ich mich doch mitten in Arabien unbeſorgt unter ſeinem Zelte zur Ruhe legen, denn er iſt ein Mann des Friedens, dem das kindlich gute Herz aus den ehrlichen Augen und kindlich runden Angeſichte herausſchaut, welches Keinem eine Bitte abſchlagen kann, wie dieſes die Studenten wiſſen, die, wenn ſie Geld borgen und nicht wieder bezahlen wollen, gar oft bei ihm zuſprechen. Er iſt ein guter, fleißiger Lehrer der hebräiſchen Sprache und der altteſtamentlichen Exegeſe; hat Freude an dieſem Berufe und ich möchte ihm wohl einmal zuhören, wenn er zu ſeiner Harfe einen hebräiſchen Pſalm ſingt und ſich dabei, ſtatt der Noten, an gewiſſe Pünktlein, Striche und andere Zeichen über oder unter, ſo wie ſeitwärts in den Zeilen des Textes, hält. Was unſer alter Kapellmeiſter Schicht zu dem Wohlklange dieſer Pſalmenmelodien ſagen würde, weiß ich freilich nicht. — Wie ich mit dem Aelteſten unſerer Theologen unter demſelben Zelte doch Kaffee und Semmel genoſſen habe, ſo mit dem jüngſten derſelben Brod und Salz nebſt Bier. Und zwar in Fleiſchmann's Garten zu Erlangen, wo derſelbe ſeinen alten Bekannten von Würzburg her, meinen Freund Pfaff aufſuchte und meine Bekanntſchaft mit in den Kauf nahm. Dieſer Jüngſte iſt der geiſtreiche, gelehrte Dr. Döllinger, der damals uns beiden, Pfaff und mir, ſehr wohlgefiel durch ſein ganzes, eben ſo beſcheidenes als verſtändig beſonnenes Weſen. Hier habe ich ihn vor der Hand nur erſt im Vorbeigehen begrüßt. Dagegen habe ich dem genialen Dr. Hortig, dem geweſenen Nachfolger J. M. Sailer's in Landshut, ſchon einen längeren Beſuch gemacht, zu welchem mich pflichtmäßige Dankbarkeit trieb. Denn Hortig, als Prorektor und Stellvertreter des Juriſten Dreſch, ſeinem Nachfolger im Rektorate, hatte mein Berufungsdekret an die Univerſität unterzeichnet, und mir im Verlaufe der Unterhandlungen einen recht freundlichen Brief geſchrieben. Eine höchſt bedeutende Perſönlichkeit, ſchon ihrer äußeren Erſcheinung nach, iſt dieſer Hortig. Auf der Stirn und im Blicke der Augen die Signatur eines gedankenreichen, tiefblickenden Ernſtes, um den Mund herum lauert ein Scherz, der bei guter Gelegenheit gerne heraustreten mag. Und beide Richtungen, die der ernſten Geſinnung und jene des ſcherzhaften Naturells, haben ſich auch öffentlich hervorgethan, jene in den gründlich gelehrten, theologiſchen Schriften dieſes tüchtigen Kirchenhiſtorikers, dieſe in den humoriſtiſchen Aufſätzen, welche wenigſtens handſchriftlich im Kreiſe ſeiner Freunde cirkuliren. Ein volksthümlich kräftiger, oft unvergleichlich treffender Witz belebt alle dieſe kleinen Arbeiten, darin der feine Kenner ſeines Volkes und ſeiner Zeit, wie der alltäglichen Menſchenwelt überhaupt, ſich überall kund gibt*). Auch den würdigen Theologen Dr. Wiedemann habe ich ſchon näher kennen gelernt und ihm mit herzlicher Achtung die Hand gedrückt, die mir hoffentlich eine Freundeshand werden ſoll. Allioli und Amann kenne ich zwar noch nicht, kann Dich aber im Voraus verſichern, daß ich von all' den achtenswerthen Mitgliedern der theologiſchen Fakultät, keine, wie ihr guten lieben Anwohner der erzgebirgiſchen reichen Silbergruben, ſo wie der Vitriolhütten und Blechfabriken meint, „feindſelig unduldſame Angriffe" zu erwarten habe. Es ſind ſämmtlich gläubige Theologen, welche unverrückt und ohne Zweifel, ſo wie ich, die Bibel als Gottes Wort ehren, und mit ſolchen Leuten läßt es ſich im Frieden, wie nöthigenfalls im ehrlichen Kriege, wohl auskommen."

---

*) Dieſe humoriſtiſchen Schriften ſind bald hernach unter dem erdichteten Namen des Verfaſſers Johannes Nariscus erſchienen als: Geſammelte Blätter. — Reiſen zu Waſſer und zu Lande. — Wunderbare Begebenheiten des Blaſius Bernoiter und ſeiner Gefährten. — Zwölf Körbe u. ſ.

„Von Deinen Profeſſionsgenoſſen, den Juriſten, wirſt Du ohnehin nichts für mich befürchten. Den einen, deſſen mir liebes Andenken ich heute mit mir her zum Schreibtiſche brachte, habe ich Dir ſchon genannt, andere, wie meine beiden berühmten Collegen Georg Ludwig Maurer, und Dr. Schmidtlein haben ſich ſchon von ſelber durch ihre Schriften in Deine Bekanntſchaft eingeführt. Ueberdies ſind ſie Proteſtanten und es geht ſehr die Rede, daß ſchon im nächſten Semeſter mein werther, lieber Freund Puchta aus Erlangen auch an unſere Univerſität kommen ſoll. Ebenſo wird Dir das in ſeinen Gliedern wahrhaft ehrenwerthe Korps unſerer Mediziner, an deſſen Spitze der ſcharfſinnige geiſtvolle Döllinger (senior), ſo wie meine altbekannten Freunde Röſchlaub und Ringseis ſtehen, meinetwegen keine Sorge machen, denn eine Krähe hackt ja der anderen die Augen nicht aus. Und nun vollends gar an der philoſophiſchen Fakultät finde ich nicht nur Confeſſionsgenoſſen genug, ſondern auch alte Bekannte, ja theuere, zuverläſſige Freunde, wie meinen Lehrer und Gevatter Schelling, der in dieſen Tagen hier erwartet wird. Die ehrenwerthen Männer: den gewiſſenhaft gründlichen Lehrer der Phyſik, Dr. Stahl, ſo wie den gelehrten, trefflichen Philologen Dr. Aſt, kenne ich ſchon von Jena, Späth, Siebenkees und den berühmten Geographen Mannert von Nürnberg her; Dr. Thierſch, den ich bereits als hoffnungsvollen Candidaten der Theologie bei Kügelgen in Dresden ſah, iſt ſeitdem zur ruhmvollen Meiſterſchaft in dem Gebiete des Wiſſens gelangt; Fuchs, der als Mineralog und Chemiker ſeines Gleichen ſuchen mag, wenige aber finden wird, ſteht mir ſchon als Schüler meines alten, verehrten Lehrers Werner in Freiberg, ſo wie durch ſeine ganze Perſönlichkeit, als lieber und hochgeehrter College und Vorbild der Tüchtigkeit zur Seite. Der mit Recht berühmte, vielthätige Reiſende Martius wurde mir auch bereits in Nürnberg befreundet. Schon ſein Name, der bei allen Freunden und Kennern der Naturwiſſenſchaft in und außer Europa einen guten Klang hat, bringt unſerer Univerſität eine Ehre. Auch zu dem fleißigen Chemiker und tüchtigen Lehrer ſeiner Wiſſenſchaft: Vogel gibt mir ſein vaterländiſches Herkommen aus Mecklenburg eine Annäherung; die beiden genialen Jünglinge, Zuccarini als Botaniker, Kobell als Mineralog, haben ſchon frühe in dem Gange der Entwickelung für ihren Beruf als rüſtige Arbeiter und Lehrer in ihrer Wiſſenſchaft den Anlauf nach der Höhe genommen. Den hochberühmten Görres, den Mann von großer geiſtiger Kraft und deutſcher Geſinnung, erwarten wir im nächſten Semeſter als Mitgenoſſen an der Univerſität. An dem Hiſtoriker Andreas Buchner, ſo wie an dem Phyſiker Sieber, habe ich zwei wackere, liebenswerthe Männer kennen und ſchätzen gelernt. Auch Oken iſt hier und man macht mir etwas bange wegen der Stellung, die wir als ein ſehr ungleiches Geſpann an dem gleichen Fuhrwerke zu einander einnehmen werden. Und gerne, mein lieber Bruder, wollte ich Dir auch noch manches Original unter meinen Collegen, namentlich den Lehrer der indiſchen ſo wie perſiſchen Sprache, Othmar Frank, der mir ſelber wie ein ausgewanderter Brahmine vorkommt, und Gruithuiſen beſchreiben, ſo wie manche andere wenigſtens nennen, wenn ich, wie Du es wohl bemerken wirſt, nicht Eile hätte. Eine Eile zum

Hauſe meines Nachbars Ringseis, bei welchem ich zum Abendeſſen in gar guter, munterer Geſellſchaft eingeladen bin und wohin ich einen munteren Hunger mitbringen werde. Darum antworte ich Dir für heute nur noch auf zwei Fragen Deines Briefes, wenn auch nicht in lapidariſcher, ſo doch in jener Kürze, deren man ſich beim Schreiben mit dem Stocke in den Sand bedient. Unter dem hieſigen, eigentlich bayeriſchen Adel, kann ich Dir ſchon jetzt einige Häuſer nennen, in denen Männer leben, die durch Geſinnung und That des Lebens, an Geiſt und Gemüth auch innerlich geadelt ſind. So das edle Haus der Freyberge, der Pfetten, der Stetten und gewiß noch manche andere, von denen ich Neuling in den hieſigen Verhältniſſen noch keine Kunde habe. Der hieſige Bürgerſtand gefällt mir ſehr wohl. Es herrſcht bei ihm noch faſt allgemein ein kirchlich religiöſer Sinn, ein Feſthalten an alte Sitte, Freigebigkeit zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken. Es würde Dir in einer Geſellſchaft dieſer Leute ganz wohl ſein. Ein gutes Urtheil und ein guter Humor beleben die Geſpräche, welche ſie unter einander führen, in ſo unterhaltender Weiſe, daß man ihnen, an einem Nebentiſche ſitzend, gerne zuhört. Und dazu findet ſich, wenn man etwa in einem öffentlichen Garten ſeinen Ruheſitz nimmt, öfters Gelegenheit, denn man kennt bei ſolcher Gelegenheit hier in München nicht jene Abſcheidung der Leute nach ihrem Stande und ihren Berufsarten wie bei uns im nördlichen Deutſchland. Doch hiervon, ſo wie von manchem Anderen, das Du gerne wiſſen möchteſt, ein anderes Mal ein Mehreres. Gott behüte Euch, Du lieber Bruder und Du liebe Schweſter Chriſtiane. Euer u. ſ." —

44. Eine weitere Fortſetzung der Berichte.

Bald nach jener Zeit, aus welcher die hier mitgetheilten Briefe ſind, trug ſich in meiner Umgebung, ſo wie in meinem Berufskreiſe, manche Aenderung zu, deren ich hier nur im Vorübergehen gedenken will. Einen Uebergang zu der neuen Geſtaltung, die jetzt mein äußeres Leben gewinnen ſollte, bildete auf der einen Seite Schelling's Auftreten in München, ſo wie auf der anderen die Verſammlung der Naturforſcher daſelbſt. Was Lerchenfeld für mich in Nürnberg war und that, das war und that Schelling für mich in München. Durch ihn erhielt meine Stellung in den neuen, für mich ſehr ungewohnten Verhältniſſen, ihre äußere Sicherheit und innere ruhige Entwickelung. Die Verſammlung der Naturforſcher hatte mich mit vielen ehrenwerthen Männern des gleichen Berufes bekannt gemacht und mit mehreren in eine fortwährende, freundſchaftliche Verbindung geſetzt, die ſich namentlich zwiſchen dem Prof. Otto aus Breslau und mir bis zu dem Ende jenes wohlwollenden Mannes erhalten und geſteigert hat. Unter all' den zahlreichen, zum Theil berühmten Gäſten, die aus den verſchiedenſten Gegenden zu uns kamen, ſchloß ich mich am vertraulichſten und innigſten an den Sohn meines verehrten Freundes in Frankfurt, an Hermann von Meyer an, der mir, mitten in dem bunten Gedränge und Getümmel der Verſammlung ein treuer, feſter Anhaltspunkt wurde, welcher mir oft zum Troſte diente in den mancherlei Unannehmlichkeiten, die ſich bei jener Gelegenheit einfanden. Denn die öffentliche Sammlung, deren verantwortlicher Vorſtand ich ſeit einigen Monaten geworden war, fand ſich keineswegs ſo, daß ſie durch inneren Gehalt und äußere Anordnung dem Auge der fremden

Gäſte wohlgefallen und ihren Erwartungen genügen konnte. Es erging mir wie einem Manne, der, ſo eben mit dem Bauplane eines Hauſes beſchäftigt, die alten Gemäuer hinwegzuräumen und neue zu begründen im Begriffe ſteht und welcher ſich mitten in dieſem vorbereitenden Geſchäfte von dem Beſuche von Dilettanten, ſo wie Meiſtern der Baukunſt überraſcht ſieht, welche in oder nahe bei wohlausgebauten und reich verzierten Paläſten zu leben gewohnt ſind. Dazu kamen noch andere Anſtöße, welche den Samen zu vielen nachmaligen Mißhelligkeiten enthielten.

Ein Ausruhen von den Mühen des zu Ende gehenden Sommers und des angehenden Herbſtes gewährte mir ein kurzer Beſuch im ſtillen Pfarrhauſe meiner Kinder Ranke's. Schon die Reiſe dahin wirkte auf mein Gemüth wie ein Trunk aus Lethe's Strom; das eben Vergangene war vergeſſen, Frieden und Freudigkeit traten in die aufgeräumte Stätte hinein, denn wir hatten das Glück, dieſe Reiſe mit der ebenbürtigen, mir unvergeßlichen Tochter meines Freundes Jean Paul Richter, mit der frühe zu ihrem Frieden eingegangenen Emma Förſter zu machen. Die wenigen Tage bei den Kindern in Rückersdorf bekräftigten mich an Seele und Leib, wie nach einer unruhigen Nacht ein ſüßer, erquicklicher Morgenſchlaf.

Ich begann meine Vorträge für das Winterſemeſter mit einer Anrede an die Studirenden, welche ich in der kleinen Schrift: „Peurbach und Regiomontan, die Wiederbegründer einer ſelbſtſtändigen und unmittelbaren Erforſchung der Natur in Europa“ veröffentlicht habe. Der Zudrang zu meiner Vorleſung über allgemeine Naturgeſchichte war ſo groß, daß der neue, ziemlich geräumige Hörſaal die Zuhörer kaum zu faſſen vermochte, die mich überdies nicht nur durch ihre perſönliche Gegenwert, ſondern durch eine wahrhaft rege, innere Theilnahme erfreuten. Der Kreis der Freunde, mit welchen ich in mehr oder minder genauer und herzlicher Verbindung lebte, war ſchon gegen Ende des erſten Jahres und noch mehr im zweiten, durch verſchiedene neue, werthe Ankömmlinge vermehrt worden. Ich theile hier einige Stellen aus Briefen an meine Schweſter mit, welche mein damaliges, geſelliges Leben in einigen Zügen ſchildern.

— — — „Nun Schelling's kennſt Du ja ſchon von Erlangen her; ob Du aber bei Deinem damaligen Beſuche in unſerem Hauſe auch das liebenswürdige junge Ehepaar: Puchta und ſeine Frau haſt kennen gelernt, das weiß ich nicht gewiß. Du würdeſt aber, wenn Du nur einmal in unſeren gemeinſamen Ausruheſtunden mit uns ſein könnteſt, ſagen: das ſind Leute, mit denen ich immer zuſammenwohnen möchte. Ebenſo würde es Dir mit unſerem Freunde Schnorr, dem edlen, ſächſiſchen Landsmann und mit ſeiner gemüthvollen, heiteren jungen Frau ergehen, die eine geborene Wienerin iſt. Die Familie der Boiſſerée's, namentlich die Gemahlin des Sulpice, eine auserleſene Perle an geiſtigem Werthe, die ſich der glückliche Mann in Würtemberg aufgeſucht hat, würde, wenn Du ſie kennen lernteſt, einen Eindruck auf Dich machen, der ſich nicht wieder verwiſchen läßt, denn das ſind Erſcheinungen in der Menſchenwelt, denen man nicht alle Tage begegnet. Dazu unſer geiſtig lebendiger Ringseis, in ſeinem unerſchöpflichen Humor, mit ſeiner theilnehmend für uns ſorgſamen Frau, der mächtige Cornelius und ſo manche andere Freunde, die ich Dir ſchon mehrmals haarklein beſchrieben habe. Ebenſo nannte ich Dir ſchon Geh. Hofrath Maurer, mit ſeiner Frau, deren zartfühlendes, gleichwie heimwehkrankes Weſen, nach oben gewendet, auf

auf Erden ſich nicht mehr recht heimiſch zu fühlen ſcheint, ſo wie die Familie Schmidtlein, von edler norddeutſcher Bildung, Schorn, den Mann von vielſeitig geübtem Urtheile, mit ſeiner anſpruchsloſen guten Frau aus Jena, Oken, mit ſeiner Frau, die gleichfalls eine Jenenſerin iſt. Dieſe alle, vereint mit den ſchon länger in München eingebürgerten Häuſern von Thierſch und den jüngeren Niethammer's, ſind die Hauptbeſtandtheile der geſelligen Gruppen, die ſich vereinzelt, oder zuweilen auch zu einer Geſammtmaſſe verbunden, während der Winterszeit am öfterſten zuſammenfinden."

„Aber was will ich eigentlich damit, indem ich Dir dieſe geiſtreiche, glänzende, auch liebe Geſellſchaft, in deren Kreiſe wir manche unſerer Winterabende zubringen, ſo vor Augen und Ohren hinführe? Was ich damit will, das hat der Maler geleiſtet, über deſſen Bild der Hochzeit von Kana (es war ziemlich alt und die Leinwand hatte viele Sprünge) wir manchmal lachten, wenn wir es oben auf dem Oberboden des Elternhauſes anſahen. Du wirſt Dich wohl noch daran erinnern, wer dort die Figur war, um derentwillen die ganze Hochzeit dargeſtellt ſchien. Die Gäſte nämlich, unter ihnen etliche der geladenen Jünger, die man an den Heiligenſcheinen erkannte, bekam man, nur wie in weiter Ferne, durch die halbgeöffnete Thüre des Speiſeſaales zu ſehen, nicht viel mehr war vom Bräutigam ſichtbar, der ganz verſtohlens zur Stubenthüre herausſchaute; ja ſelbſt der Speiſemeiſter, der etwas verſoffen ausſah, und welcher dem Bräutigam das Glas mit dem guten Weine vor die Naſe hinhielt, war nicht die Hauptperſon im Vordergrunde, ſondern dieſe Hauptperſon des ganzen Gemäldes, welche dreimal ſo viel Raum wegnahm als Alles, was von den Hochzeitsgäſten ſichtbar erſchien, ſtellte offenbar ein Knecht oder Diener des Speiſemeiſters, dar, ein vierſchrötiger, etwas lumpig erſcheinender Kerl, der einen großen Krug mit dem wundervoll beſcheerten Weine vor ſich hinhielt und dazu ein blitzdummes Geſicht machte, in deſſen Mienen der Meiſter wahrſcheinlich das große Erſtaunen ausdrücken wollte. Eben ſo, meine liebe Schweſter, habe ich Dich, wie durch eine halbgeöffnete Thüre hineinſchauen laſſen in eine ehrenwerthe Geſellſchaft meiner hieſigen Freunde und Bekannten, nicht zunächſt, um Dir von dieſen, ſondern nur, um Dir von mir etliche Worte zu klagen und zu ſagen.“

„Ich meine in der That, es wird mir noch in ähnlicher Weiſe ergehen, wie dem ehrlichen Schwaben in Hebel's Schatzkäſtlein in ſeinem Dienſte als Wegweiſer und Begleiter der franzöſiſchen Soldaten. So wie dieſen, von wegen der Prügel, die er bekam, ſein vieles Franzöſiſch, das er verſtand, faſt unter die Erde gebracht hätte, ſo könnte es mir hier in dem hochgebildeten vornehmen München mit der Feinheit der Sitten und der Weltbildung geſchehen, die ich als alter Hof- und Weltmann an mir trage, und die doch wahrſcheinlich der einzige Reiz an mir iſt, der die Leute bewegt, mich in ihre hochgebildeten Kreiſe zu ziehen.“

„Nun die Leute alle, die ich vorhin mit den Gäſten auf der Hochzeit zu Kana auf unſerem alten Bilde verglichen habe, ſind keine franzöſiſchen Soldaten, ſind liebe, freundliche Menſchen, welche mir keine Prügel geben, ſondern mir und meiner Frau alles erdenkliche Gute erweiſen, aber dennoch bekomme ich in ihrer Geſellſchaft jedesmal Prügel; zwar nicht von ihnen, ſondern von mir ſelber in meinem Inneren. Vierzig weniger Eins werden mir da allezeit aufgezählt, wenn ich beim Nachhauſegehen, oder in der Stille des anderen Morgens, an alles Das denke, was ich am geſtrigen Abende geſchwazt oder in meiner Ungeſchliffenheit durch Worte und Werke geleiſtet habe.“

„Ja, meine liebe Schweſter, es ergeht meiner Seele hier in München wie einer alten Geige, die man aus Verſehen in die Nähe eines ſtarkgeheizten Ofens gehangen hat und deren Saiten, die vorher ganz leidlich wohl zuſammenklangen, nun ſo verſtimmt ſind, daß der Geiger, wenn er darauf ſpielen will, über die jämmerlich ſchreienden Mißtöne ganz erſchrickt, die unter dem Drucke ſeines Fidelbogens hervorbrechen. Während der langen, ſtillen Friedenszeit in Erlangen, in den Verhältniſſen, darin meine Natur mit all' ihren Neigungen und Wünſchen ſich wie der Fiſch im Waſſer in ihrem erwünſchten Elemente bewegte, habe ich es niemals geahnt, daß in meinem Inneren noch ſo eine Grundſuppe von allen möglichen Schlechtigkeiten wäre, als ich hier es fühle und erfinde. Ich bin eben in Erlangen gar zu ſehr verwöhnt worden. Hochmuth, Eitelkeit und Ehrgeiz ſind da unvermerkt und ohne daß man auf ihre Zucht und Fütterung ſonderlich Acht gab, groß gezogen und fett gemacht worden, wie Hühner im Hofe eines wohlbemittelten Bauern, wo ſie die von der Scheune aus verzettelten Körner und die hinausgeworfenen Abgänge von Tiſch und Küche in ſolchem Ueberfluſſe aufleſen, daß ſie keiner weiteren Verſorgung durch die Hausmutter bedürfen. Laß aber dieſelben zweifüßigen Creaturen mit ihrem immer hungrigen Magen und unerſättlichen Kropfe hereingebracht werden auf einen ſchön gepflaſterten Hof in der Stadt, dann wird es gar bald anders bei ihnen ausſehen. Draußen bei dem Bauernhauſe hat man ſie kaum bemerkt, ſo ruhig und ſtill, wenn ſie nicht gerade kräheten und gackerten, ging Alles bei ihnen her, in der Stadt ſind ſie mit ihren Gewohnheiten und Sitten ganz unerträglich; — — —. Ich will mich kurz über die Sache faſſen, denn in dem Briefe an Bruder Reichel findeſt Du ohnehin manches Weitere. Das kollegialiſche Verhältniß zwiſchen mir und Oken wäre, ſo weit wir auch in unſerer Denkweiſe über „Wahrheit und Irrthum" von einander abweichen, an einer kleineren Univerſität, wie ſelbſt Erlangen, ein äußerlich ganz ruhiges, niemals feindſeliges geworden. Wir würden, um noch einmal den Vergleich mit den Hühnern herzunehmen, der ja, wie Du weißt, ſelbſt durch einen großen Philoſophen des Alterthums zu Ehren gekommen iſt, vielleicht manchmal, wie zwei Hähne aus den Nachbarhäuſern eines Dorfes, uns mit einander gekampelt haben, bald aber wäre jeder wieder krähend zu ſeiner Heerde gegangen, ohne daß irgend ein Nachbar ſich nach dem Kampfe der beiden umgeſehen oder auf ihn geachtet hätte. Anders iſt das hier. In England macht man ſich die Hahnenkämpfe zu einem öffentlichen Schauſpiele, an welchem das müßige Volk ſo lebhaften Antheil nimmt, daß es ſich in Partheien ſondert, von denen die eine im Voraus für den Kampfhahn aus Kenſington, die andere für den aus Hamptoncourt als unbezweifelbaren Sieger ſich entſcheidet und Wetten anſtellt für die überwiegende Tüchtigkeit des einen oder des anderen. Bei eigentlichen Kampfhähnen, und noch dazu in England, laſſe ich mir noch zur Noth ſo etwas gefallen, daß aber das gebildete ſo wie ungebildete Publikum von München ſich mit den Kampeleien, die leider zwiſchen Oken und mir ausgebrochen ſind, ein ähnliches Vergnügen macht, das iſt eben nicht nach meinem Sinne. Wie und durch wen übrigens die Händel zuerſt angefangen und herbeigezogen worden ſind, das wirſt Du aus meinem Briefe an Bruder Reichel vernommen haben. Die Sache erſchien anfangs

2

von ſo unbedeutendem Gewichte, daß ſich in Erlangen, außer der Dienerſchaft bei der Naturalienſammlung, kein Menſch darum bekümmert haben würde, und erſt durch die hohe Theilnahme des Publikums ſind ſie zu einem beliebten Schau- und Spektakelſtücke geworden, das viele Leute für oder wider die beiden Hauptacteurs reden macht. Denn es ſcheint unter einem Theile der hieſigen Welt wirklich Modeton geworden zu ſein, für die Sache des einen oder des anderen von uns Parthei zu nehmen. Und was iſt das für eine Sache? Wenn ich die äußeren Anläſſe betrachte, dann muß ich ſagen, ich weiß ſelbſt nicht, welche, denn jene Anläſſe ſind doch gar zu unbedeutend, doch ſcheint mir es, nach verſchiedenen halb oder ganz laut gewordenen Aeußerungen zu urtheilen, als wenn es der Unterſchied wäre, der ſich zwiſchen Oken und mir in unſeren Grundanſichten von „Wahrheit und Irrthum“ findet, an welchem ſich die partheiliche Theilnahme für den einen oder den anderen von uns entzündet hat. Zunächſt zwar nur bei Solchen, welche den Ton angeben, durch dieſe aber bei der Menge, welche mitſingt. Schon nach meinen bisherigen Erfahrungen gebe ich daher der Freundin, welche draußen in dem ſtillen, neugebauten Hauſe wohnt, Recht, wenn dieſe ſagt: ich dürfe es für ein Glück halten, daß dieſe Scheidung in Solche, die gegen, und in andere, die für meine Sache wären, ſo bald und ſo augenſcheinlich eingetreten ſei. Denn das werde mir manche ſchmerzliche Erfahrung erſparen, die ich hätte machen müſſen, wenn ich mich mit zu großem Vertrauen an Leute hingegeben hätte, von denen ich doch dem Grunde und Weſen der Geſinnung und Denkweiſe nach in unvereinbarer Weiſe geſchieden ſei.“

„Aber ein Gefühl, als ſtehe es überall mit dem Partheilnehmen nicht recht ſicher, begleitet mich in alle größeren Geſellſchaften und ſelbſt in manche Kreiſe der mir ſonſt ehrenwerthen Bekannten. Das wirkt denn Mißtrauen und bringt jene Verſtimmung hervor, deren Mißtöne mir im inneren Ohre noch lange nachtönen und mir, wenn ich aus einer Geſellſchaft nach Hauſe komme, ſelbſt in meine ſtillen Stunden nachgehen. Es iſt hier nicht mehr ſo, wie es in Erlangen war, wenn ich mich unter den Freunden und Bekannten der harmloſen Fröhlichkeit hingab. Die anſcheinende Fröhlichkeit, zu welcher hier mein Naturell nur gar zu oft ſich aufrafft, iſt keine harmloſe und natürliche, ſondern ſelbſt ohne mein Wiſſen und Willen miſcht ſich immer ein Tropfen, auch wohl mehrere, der bitteren Galle hinein; jene Fröhlichkeit (Luſtigkeit) iſt deshalb eine unnatürliche, ich möchte ſagen, fieberhaft ungeſunde. Ja, wenn ich mich ſo in mein Inwendiges hineinfühle, möchte ich ſagen: von der Fußſohle bis zum Haupte iſt nichts recht Geſundes an mir.“

„Wie ſoll ich ſagen? iſt das gut oder nicht gut? — Die Krankheit iſt nicht gut, ſondern ſchlimm genug. Daß man ſie aber fühlt, das iſt gut, und man muß nur wünſchen, daß das Gefühl erſt recht durch alle Glieder gehen möge. Mir geht es allerdings wie Einem, der längere Zeit in einem abgeſchloſſenen milden Thale gelebt hat, in welches nur die wärmende Sonne von Mittag ſo wie von der Vor- und Nachmittagsſeite her, nicht aber die rauhen Winde aus Nord, Nordoſt und Nordweſt den Zutritt hatten, ja der ſelbſt dort bei ſchlechtem Wetter immer in ſeinem Hauſe geblieben iſt. Wenn dieſer auf einmal, durch eine andere Wendung ſeines Gewerbes, hinauf verſetzt wird auf eine frei und ungeſchützt gelegene Höhe, wo ihn der Wind von allen Seiten anbläſt, da mag ihn freilich manchmal ein

Schauern und Zähneklappen ankommen. München, das ſogar in leiblich vorbildlicher Weiſe nach geometriſcher Meſſung faſt noch einmal ſo hoch liegt als Erlangen, iſt auch in geiſtiger Hinſicht ein Ort, an welchem, wie mir Schelling einmal ſchrieb, als er noch in Erlangen, ich aber ſchon in München war, „der Wind gar leicht und oft aus allen Ecken zugleich bläßt." Ich aber, in meinem jetzigen Zuſtande, bin für den Zugwind ſo empfindlich, daß ich nicht gerne in ſolche Häuſer gehe, in welche durch die immer offen ſtehenden Fenſter und Thüren der Sturm aus allen Ecken hereinbläßt, ſondern mich nur da wohl befinde, wo man den Wind mit ſeinem Staube nicht ſo ungehemmt hineinläßt. Und ſo ein Wohlſein darf ich doch auch, Gott ſei Dank, ſelbſt außerhalb meiner Kammer nicht weit ſuchen; ich kann es genießen draußen vor dem Thore, im Hauſe meines lieben, ich möchte ſagen väterlichen Freundes Fr. v. Roth, kann es finden bei meinen geliebten Puchta's wie bei Schnorr's, bei den Nachbarn Schelling's und Ringseis, wenn dieſe nicht gerade von gar zu großer und gemiſchter Geſellſchaft ihrer alten Bekannten umgeben ſind. Dergleichen Ruheorte gäbe es aber noch mehrere für mich, wenn ich Zeit und Freudigkeit hätte, ſie aufzuſuchen…"

„Im Grunde genommen hätte ich alſo über Niemand und über nichts zu klagen, als über mich und mein verſtimmtes Weſen. Iſt doch meine hieſige Lage wirklich, ſo wie ſie es in Vieler Augen iſt, eine beneidenswerthe zu nennen. Mag der Weg, den ich gehe, von unten her manchmal holperig, ſchmutzig und ſtaubig ſein, von oben her hat er immer hellen Sonnenſchein und heiteres Wetter. Und zwar auch in äußerlich ſichtbarer Weiſe. König Ludwig und die Seinen haben nicht gegen mich, ſondern für mich, Parthei genommen. Mein geiſt- und liebevoller König hat mir das nicht nur durch mündliche, gütige Äußerungen, ſondern durch eine That ſeines beſonderen Vertrauens bezeugt; er hat mich zur Theilnahme an dem Unterrichte ſeines Kronprinzen Maximilian zugelaſſen und ich bin recht freudig dieſem Rufe gefolgt. Denn der königliche Jüngling, in deſſen Nähe ich jetzt öfters kommen darf, würde auch in jedem anderen Stande ſeiner Geburt eine Luſt und Freude des Lehrers ſein. Das iſt ein lichtſuchender Geiſt, der bald ſeinen Weg über die Wolken finden wird und welcher dabei auch äußerlich mit reichen Gaben geziert iſt, welche Liebe gewinnen und feſthalten. Meinem nachbarlichen Freunde Schelling muß ich täglich von dem Kronprinzen Maximilian erzählen, an welchem ſein Herz mit ganz ſonderlicher Liebe hängt und an deſſen geiſtiger Entwickelung er recht lebendigen Antheil nimmt. Im nächſten Jahre wird mir wahrſcheinlich auch ein Antheil an dem Unterrichte des Prinzen Otto übertragen werden.“

„Von meinem geliebten Prinzen Albrecht von Mecklenburg, der mich, wie ich Dir ſchon in meinem vorletzten kurzen Briefe ſchrieb, im vorigen Sommer mit einem Beſuche, als Gaſt in meinem Hauſe erfreute, habe ich die beſten Nachrichten. Er hat jetzt in Berlin ſeine militäriſche Laufbahn betreten.“ — —

„Von den hohen Naturgenüſſen, die mir auch wieder im vergangenen Herbſte mein Aufenthalt am Fuße der Alpen, in dem herrlich gelegenen Tölz gewährt hat, kann ich Dir nur ſagen, daß ſie durch ihre „Troſteinſamkeit“ zehnfach alle die Entbehrungen und kleinen Quälereien des Stadtlebens aufwiegen. Die Alpennatur iſt doch noch eine ungleich gewaltigere, erhabenere, als die des Hügellandes, oder ſelbſt die unſerer ſogenannten Berggegenden es iſt. Ich bin auch in Tölz nicht müßig geweſen, ſondern habe dort viel gearbeitet.“ — — —

An den Inhalt des ſo eben großentheils mitgetheilten Briefes ſchließen ſich die einzelnen hier nachſtehenden Stellen eines anderen an, den ich um dieſelbe Zeit an meinen Schwager, den Amtmann, ſchrieb.

„— — Ja, lieber Bruder, mit und zu der Arbeit, welche mir mein hieſiger Beruf auferlegt, iſt mir zugleich auch eine rechte Arbeitsluſt geſchenkt worden. Beides, wenn es ſo zuſammengeht, macht einem das Leben, wenn auch äußerlich nicht gerade leicht und bequem, ſo doch innerlich werth. Seit vielen Jahren iſt mir der Wunſch angelegen, einmal öffentlich Vorleſungen über Menſchen- und Seelenkunde, oder, wie die gelehrten Leute ſagen: Anthropologie und Pſychologie zu halten und ein Werk zu ſchreiben über die Natur des Menſchen nach ihrem äußeren leiblichen, ſo wie nach ihrem inneren geiſtigen Weſen, nach ihrer Stellung zu der geſammten Welt des Leiblichen wie des Geiſtigen und nach ihrer zeitlichen wie ewigen Beſtimmung für dieſe beiden Welten. (Vergib mir die ſchwerfällige Titulatur des künftigen Buches; ich habe eben keine Zeit, mich auf eine andere zu beſinnen.) So lange ich in Erlangen war, wollte ich nicht gerne mit dem alten guten Mehmel in Colliſion treten, welcher dort Pſychologie las, habe deshalb niemals eine Vorleſung ſolchen Inhaltes angekündigt, hier aber hatte mein gutmüthiger College A. Buchner nichts dagegen, wenn ich mich neben ihm verſuchen wolle: „denn es gäbe ja in München Studenten genug für uns beide, und er behalte noch Fächer genug übrig, über welche er lehren ſolle und müſſe.“ Ich habe demnach im vorigen Sommer mit wahrhafter Luſt und Freude meinen vieljährigen Vorſatz ausgeführt, habe vor einer zahlreichen, und, wie mir ſchien, auch theilnehmenden Verſammlung der Zuhörer Vorleſungen über Anthropologie und Pſychologie gehalten. Und dieſen Winter habe ich auch angefangen, den Inhalt dieſer Vorleſungen für den Druck auszuarbeiten. Ich meine, ich hätte, gerade hier in meiner Stellung, einen doppelten Beruf dazu, einmal den inneren, der mir, ich kann wohl ſagen, ſeit meinem Jünglingsalter dazu in's Herz gelegt worden iſt und dann den äußeren: gegenüber den ſogenannt naturphiloſophiſchen Lehren meines Collegen Oken: um zu zeugen von einem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, zu zeugen von dem Sein und Weſen unſerer für ein Leben der Ewigkeit geſchaffenen Seele und von einer Welt des Geiſtigen überhaupt. Dieſe meine Arbeit, die mich bei Tage wie bei Nacht beſchäftigt, gewährt mir nun eine ſolche geiſtige Stärkung, macht mir ſo viel Freude, daß ich alles Andere um mich her, auch Das, was weder löblich noch lieblich anzuſchauen iſt, darüber vergeſſe. Mir geht es wie jenem Holländer, der einen Demant von ungeheuerem Werthe in ſeiner Taſche herumtrug und in Hoffnung, dieſen künftig einmal nach ſeinem großen Werthe zu verkaufen, bei allen Entbehrungen und aller Noth, die ſein gegenwärtiger Mangel an baarem Gelde mit ſich brachte, ganz vergnügt war. Denn mir iſt es, als trüge ich mit dem Gedanken an eine ſolche mir gar ſchön vorkommende Arbeit einen großen Schatz mit mir herum, den mir die Leute nicht nehmen können. Und ein ſolches inneres Spielzeug, an dem mein Herz ſich tröſtet und erquickt, thut mir gerade jetzt ganz beſonders wohl."

„Denn ich muß Dich doch bei dem Scheine des inneren Troſtlichtes, das, wie die Lampe in einer Laterne, das Dunkel um mich her beleuchtet, ein wenig in den

Wirrwar hinausſchauen laſſen, darin ich ſo eben herumtappe. Du kennſt mich von Jugend auf, Du weißt, daß ich, meiner bequemen Natur nach, ſehr wenig geeignet und aufgelegt bin zum Streiten und Disputiren, am allerwenigſten aber geneigt zu öffentlichen Streitigkeiten. Und doch hat man mich hier mit aller Gewalt in ſolche öffentlichen Streitigkeiten hineingehetzt und hineingezogen. Freilich verhalte ich mich dabei nicht viel anders, als der alte blinde Bär, den ich zu meiner Zeit noch in Ludwigsluſt, im damaligen herzoglichen Park lebend vorfand, wenn die muthwilligen Buben oder auch die Jagdhunde im Vorüberlaufen an der vergitterten Hütte, darin er gefangen ſaß, ihn plagten und neckten. Der arme Burſche ertrug ſolche böswillige Angriffe zwar keineswegs mit Geduld und großmüthiger Faſſung, ſondern wurde dabei ſehr grimmig und benahm ſich ungeberdig genug, ſchlug und biß nach den Stecken, mit denen die loſen Buben durch das eiſerne Gitter auf ihn hereinſtießen; antwortete auf das laute Bellen der Hunde durch ein dumpfes Brummen. Was war aber für ihn damit ausgerichtet? Konnte er doch mit ſeinen geblendeten Augen kaum unterſcheiden, was ein Menſch oder ein Hund war, und ehe ſeine Tatze den Stecken traf, der ihm am rechten Ohre wehe that, ſetzte ihm dieſer ſchon am linken Ohre zu."

„Durch Stecken zwar werde ich weder mittelbar noch unmittelbar beläſtigt, wohl aber durch Schreibfedern, die mich mittelbar in Ohren und Naſe ſtechen. Es gibt nämlich dermalen hier bei uns in München eine Literatur, von welcher man in ſolcher Form und Anwendung anderwärts wohl kaum etwas Aehnliches hat. Mehrere ſogenannte Volkszeitungen, die unter verſchiedenen Titeln in der Stadt erſcheinen und welche das Volk Käſeblätter zu nennen pflegt, weil man, nachdem man ſie geleſen, den Käſe hineinwickelt, den man mit ſich in's Bierhaus nehmen will, bilden jene Literatur, welche unter der größeren Menge die beliebteſte und allgemein verbreitetſte iſt. Man bedient ſich derſelben gerne, um irgend etwas bei dieſer größeren Menge in guten Credit oder in Mißkredit zu bringen. Vorzüglich zu dem letzteren Zwecke, mit derſelben überwiegenden Neigung, mit welcher man bei Kaffeeviſiten oder in anderen Geſellſchaften, darin man mit der Zunge Effekt machen will und nichts Beſſeres dazu hat, andere abweſende Perſonen zu verläſtern pflegt. In ſolchen Blättern geht man denn auch mir zu Leibe, beſchuldigt mich z. B., daß ich die öffentliche Sammlung, die unter meiner verantwortlichen Aufſicht ſteht, für den Zutritt des Publikums ganz abſchließen wolle, da man doch wiſſen könnte, daß jene Abſchließung nur einen vorübergehenden Grund in den ſo eben dringend nothwendigen Baureparaturen und neuen Einrichtungen hat. Ja man regt durch indirekte Angriffe allerhand Verdächtigungen auf gegen die Verwaltung jenes öffentlichen Gutes oder hebt es hervor, wie ſehr es gegen die Ehre eines Profeſſors an der Univerſität ſei, wenn derſelbe „Privatunterricht" ertheile, was ich allerdings, wie Du weißt, bei einer mir in mehr denn einem Sinne von höherer Hand dargebotenen Gelegenheit mit Luſt und Freude thue. Und dergleichen Neckereien, von den Stimmführern in jenen Aufſätzen und ihren meiſt recht erbärmlichen Helfershelfern, wollen kein Ende nehmen. Ich aber bin ein Thor, daß ich mich darüber ärgere. Denn ſie wären von eben ſo wenig Gewicht als die Federn, durch die ſie mir zuſammen, wenn ich nur in meiner unmittelbaren amtlichen Umgebung einen treuen, zuverläſſigeren Anhalt hätte, als mir wirklich in ihr gegeben iſt.“ — — —

In den vorſtehenden Mittheilungen iſt das vorüberziehende Gewölk angedeutet, das meinen damaligen Weg beſchattete. Aus den vereinzelten Wolken bildeten ſich freilich manchmal Gewitter, abwechſelnd mit ſchwüler Luft, aber ihre Zeit iſt ihnen zugemeſſen geweſen und ein fruchtbarer Regen kühlte die Luft ab. Ich beſchreibe dieſes mit wenig Federzügen im nächſten Kapitel.

45. Der Fortgang zu einem Ruhepunkte.

Wenn auch in den erſten fünf Jahren meines Aufenthaltes in München manche Stunden und Tage vorkamen, von denen ich ſagen mußte: ſie gefallen mir nicht, ſo gab es doch daneben der fröhlichen und glücklichen Stunden und Tage viel mehrere als der anſcheinend böſen, und durch ſie alle, die guten, wie die böſen, ging der goldene Faden jener Führung hindurch, deren Ziel und Ende die unwandelbar bleibende Ruhe iſt. Ein äußerlicher Vorſchmack ſolcher Ruhe wurde mir ſchon im ſechſten Jahre zu Theil. Nachträglich erwähne ich hier noch einige der Freuden, die mir den Lebensgang in dieſer ganzen Zeit lieblich machten und erleichterten.

Mein Freund Mohnike mit ſeiner Frau und ſeiner älteſten Tochter beſuchte mich als lieber, werther Gaſt meines Hauſes ſchon im erſten Sommer. Er brachte mir eine Gabe des freudigeren Muthes mit, die mir damals beſonders wohl that. In Karlsbad, dahin ich meine leidende Frau begleitete, machte ich die erſte Bekanntſchaft mit meinem theuren Freunde Ch. Aug. Brandis, den ich ſpäter in Griechenland wiederfand, ſo wie die mit C. W.

Hengſtenberg und dem ~~edlen~~ Buchhändler Fr. Vieweg aus Braunſchweig; in Eger fand ich den theueren J. M. Sailer. Bald kam auch Tholuck in mein Haus und an mein Herz, in welchem letzteren er auch geblieben iſt und bleiben wird. Des Wiederſehens meines Prinzen Albrecht und ſeiner Begleiter Bredeſtein und Koch habe ich ſchon vorhin gedacht.. Der Beſuch meines lieben Freundes Pfaff und ſeiner Frau nahm mich auf einige Zeit aus München hinweg und führte mich im Geiſte in das frohe, ſtille Leben der Erlanger Jahre zurück. Auguſt Bomhardt durch ſeinen gleichzeitigen Beſuch, nahm an den Freuden dieſer Auswanderung meines Herzens brüderlichen Antheil, und bald nachher kam unſer Ranke auf dem Wege ſeines Berufes nach München und zog mit den Seinigen auf einige Wochen bei uns ein. Im darauf folgenden Jahre erfreuten uns Spleiß und ſeine Frau, dann auch Rennecke's (S. 219) mit ihrem lebendig anregenden Zuſpruche und noch viele andere Freunde aus Norden und Süden kamen zu uns, wenn auch nur auf kürzere Zeit, als Boten und Träger des Friedens.

Auch im königlichen Hauſe that ſich mir ein Quell von Freuden auf, an dem ich oft mich geſtärkt und neu bekräftigt habe. Ich fand dort an dem Prinzen Otto, dem nachmaligen König von Griechenland, einen Schüler, dergleichen mir an theilnehmendem Gemüthe und gewiſſenhaft treu auffaſſendem Sinne in meinem ganzen Leben nur wenige geworden ſind. Bald geſellte ſich zu dieſem ſeltenen Schüler als eine eben ſo ſeltene, hohe Schülerin die geiſtreiche, vielſeitig reichbegabte Prinzeſſin Mathilde, nachmalige Großherzogin von Heſſen. Eine große innerliche wie äußere Hilfe für den Erfolg dieſes Unterrichtes gewährte mir der edle Lehrer dieſer beiden königlichen Kinder, Oettl, der würdige, in ſeinem milden Wirken ſegensreiche nachmalige Biſchof von Eichſtätt. Eine wahrhafte Beluſtigung des Geiſtes und Herzens gab mir auch der Unterricht bei dem jüngeren Prinzen von Leuchtenberg, in welchem ſchon frühe die Neigung und der innere Beruf für die Naturkunde erwachte, durch welche er ſpäter, im Gebiete der Wiſſenſchaft Rühmliches geleiſtet hat. Für die geiſtige wie ſittliche Bildung und Vollendung dieſes leider in der Blüthe ſeiner Jahre hingeſchiedenen jungen Fürſten war ſein Gouverneur, der Hauptmann von Schuh mit dem glücklichſten Erfolge bemüht, denn in dieſem jungen Manne fanden ſich die drei inneren geiſtigen Gehilfen eines tüchtigen Erziehers beiſammen: die rechte Liebe mit ihrem nach oben wie nach unten gewendeten Blicke, die überall nachgehende Geduld und der emporhebende wachſame Ernſt. Auch der damals noch ſehr junge kindlich liebevolle Prinz Luitpold wurde ſchon um jene Zeit mein Schüler und blieb es zu meiner Freude auch ſpäter noch mehrere Jahre.

Zu dem vielen Guten, das mir fortwährend in dieſer Zeit widerfuhr, gehörte denn auch vor Allem der immer vertrauter werdende innere wie äußere Verkehr mit meinen Freunden Roth, Puchta, Schnorr, Cornelius, Schlotthauer, Ringseis, und zu dieſem engeren Kreiſe, bei dem es mir beſonders wohl war, muß ich auch das Kleeblatt der Boiſſerée'ſchen Familie, ſo wie ihren humoriſtiſchen Hausgenoſſen, den Dr. Bertram und den großen Meiſter ſeiner Kunſt: Schwanthaler zählen. Ein Vereinigungspunkt für viele dieſer Freunde bildete ſich in dem Hauſe der edlen Schweizerin Emilie. An jedem Orte, zu jeder Zeit, in größerem wie in kleinerem Kreiſe, wird man ſich gerne an das große Lebensbild erinnern laſſen, welches einem früheren Geſchlechte in **Hamann's**, **Stolberg's** und **Claudius'** Freundin zu Münſter ſegnend vor Augen ſtand.

Zu dieſem geſelligen Genuſſe, im Umgange mit den älteren Freunden kam auch jener, den der Umgang mit den jüngeren gewährte. Denn zu Emil **Wagner** und dem jüngeren **Puchta** hatten ſich **von Uſedom** und **Trömer**, ſo wie die Gebrüder **Werner** aus Würtemberg geſellt. Länger aber als dieſe, und innig mit mir vereint, blieb mir, zuerſt als mein Schüler, dann als Hausfreund, mein theurer **Schöberlein** (jetzt in Göttingen).

Mein Beruf als Lehrer machte mir nur Freude; bei meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit fühlte ich mich von einer ſo innigen Begeiſterung getragen, daß ich Alles, was mich etwa äußerlich drückte und ſchmerzte, darüber vergaß. Ich ſpreche mich darüber in einem kleinen Reiſeberichte für die Freunde in der Heimath aus, von welchem ich hier einige Zeilen mittheile. Die Reiſe, von welcher darin die Rede iſt, fällt in die letzten Tage des Septembers und in den Oktober von 1829.

— — — „Wenn ich aber beſchreiben ſollte, was dieſer Reiſe nach Tyrol ihren unbeſchreiblichen, ganz eigenthümlichen Reiz für mich gegeben, dann müßte ich auch auf etwas Anderes hinweiſen, als auf den beſchneiten Gipfel des Orteler, auf das Thal von Meran, in welches die alte Burg Tyrol wie in die faſt überirdiſch ſchöne Schöpfung eines Morgentraumes herunterblickt, und auf Botzen, wo die Natur ohne Aufhören in ſo lieblich ernſtem Schmucke erſcheint, als am Morgen eines großen Feſttages, zu deſſen Feier der Anblick der Dolomitgebirge in Oſten wie ein Geläute der Glocken die Seele ſtimmt und zu welcher all' die Kirchen, die Burgen, die Landhäuſer im weiteren Kreiſe umher verſammelt ſind. Denn nicht die Erhabenheit der Natur, in welche ich ſeit 10 Tagen aus dem nördlicheren Regen-Thränenlande eingerückt bin, am wenigſten die Fülle der Früchte und alles Deſſen, was den Leib erfreut und erquickt, ſondern eine Luſt in meinem Inneren iſt es, die mich hier ſo glücklich macht; eine Luſt, welche in dem unruhigen München wie in einen Drahtkäfig eingeſchloſſen war und die nun aus der geöffneten Thür heraus in's Freie gekommen, hoch in den Wipfel der Bäume ſich erhoben hat und da ihren Naturgeſang hören läßt. Schon im vorigen Sommer habe ich einen Anfang mit der Ausarbeitung meines Buches gemacht, für welches ich mir jetzt den Titel: „Geſchichte der Seele" ausgedacht habe. Das Gelingen des Anfangs ſchon machte mich unbeſchreiblich glücklich, aber mit der Fortſetzung wollte es nicht recht fort. Da war mir es denn auf dieſer ganzen herrlichen Reiſe, als ob die Gedanken und Gedankenbilder, deren ich für den weiteren Inhalt bedurfte, eines nach dem anderen, bald von dieſer Höhe, bald aus jenem Gebirgsthale, ja ſelbſt aus den alten Burgen und Kirchen der Höhen zu mir in Herz und Kopf kämen, und in Bozen haben ſie ſich zuſammengefügt, denn ich habe in ſo kurzer Zeit noch niemals ſo lebendig, ſo viel gearbeitet, als hier in dem abgelegenen Landhauſe, das uns aufnahm."

„Habe auch noch ein ganz beſonderes Vergnügen in dem täglichen Zuſammenſein mit dem Sohne unſeres berühmten Görres, mit dem Guido Görres, gefunden, einem Jünglinge, von welchem gewiß höchſt Bedeutungsvolles zu erwarten ſteht, denn ich halte dafür, daß er, ſo wie ſein Freund, der junge Graf Pocci, die Träger reicher Gaben für ihre nahe künftige Zeit und für ihr Volk ſind *)." — —

Und nicht nur, wie nach dem vorſtehenden Bruchſtücke meines Reiſeberichtes, in Botzen, ſondern auch nach meiner Rückkehr in der Münchner Heimath blieb die Arbeit an meinem Buche meine Luſt und Freude, die mein inneres Leben fortwährend in friſcher Kraft erhielt.

Wenn ich dann, ſo wie ich hier gethan, des Guten gedenke, das mir die 5 erſten Jahre meines Lebens in München erheitert hat, dann muß ich erkennen, daß die Summe der guten Tage und Stunden ſo groß war, daß die Zahl der böſen gegen ſie kaum in Betracht kam. Und dennoch will ich auch ihrer hier im Vorbeigehen erwähnen.

Der Miniſter von Schenk, der ſich immer als mein Freund erwieſen, war von ſeinem Poſten abgetreten, ein anderer Herr Miniſter, den ich perſönlich nicht näher kannte, deſſen vielſeitige Thätigkeit aber anerkannt war, kam an ſeine Stelle. Die Neckereien, die Verdächtigmachungen von meiner Gegenparthei hatten ſich noch immer geſteigert. Da brach die Krankheit, deren Keim ſchon 10 Jahre vorher (nach S. 196) in meine Natur gelegt war, in voller Heftigkeit aus. Der erſte, wie es ſchien, dem Leben gefährliche Anfall des Leberleidens ließ mir die Stimmung des Leibes zu mehreren ſolchen, wenn auch ſchwächeren Anfällen und die Neigung des Gemüthes zum Mißmuth und zur Verzagtheit zurück, von welcher die Leberleiden meiſt begleitet werden. Es kamen manche dunkle Tage und Stunden, in denen ich mich, in meiner damaligen Stellung, höchſt unglücklich fühlte und aus München hinweg-

---

*) Guido Görres iſt frühe von dem irdiſchen Tagwerke abgerufen worden.

ſehnte. An eine kleinere, von dem Gewirre einer großen Stadt abgeſchiedene Univerſität wünſchte ich wieder zu kommen. Die auswärtigen, zum Theile noch lebenden Freunde wiſſen es, daß ich zur Erfüllung meines Wunſches ſelbſt anfragende Schritte that. Da theilte mir (1832) der Herr Miniſter, bei welchem ich in amtlichem Geſchäfte eine Audienz hatte, es mit, daß Oken als Profeſſor der Phyſiologie unter für ihn vortheilhaften Bedingungen nach Erlangen verſetzt werden ſollte. Ich hörte dieſes mit ganz eigener Bewegung an. Wie gerne würde ich als Profeſſor z. B. der Pſychologie und Anthropologie und neben meinem Freunde Raumer auch eines Theiles der Naturgeſchichte nach Erlangen gegangen ſein, wäre mir dazu die Gelegenheit geboten worden. Daß aber durch Oken's Abgang aus München den unaufhörlichen Quälereien und feindſeligen Anregungen ein Ende gemacht werden könne, das erkannte ich, deſſen freute ich mich und ſprach meine Freude gegen mehrere Freunde aus. Als aber Das, was geſchehen ſollte, zur öffentlichen Kunde kam, da erhob ſich die Lüge mit lauter Stimme gegen mich. Man gab mir Schuld, ich habe Oken's Entfernung etwa durch meinen Einfluß bei Hofe herbeigeführt. Oken ſelber wußte es anders und widerſprach nach ſeiner Redlichkeit jener Lüge. Daß ſie dieſes ſei, das kann mir mein huldvoller noch lebender König Ludwig, der mich niemals als einen Angeber und Verläumder Anderer erfunden hat, das kann mir, im Angeſicht des nahen Endes, mein eigenes Gewiſſen bezeugen. Oken, mit der Aeußerung, daß die Regierung keinen Profeſſor ohne ſeinen Willen verſetzen könne, wies die angetragene Stelle in Erlangen von ſich, folgte einem Rufe nach Zürich. In demſelben Jahre 1832 endete mein unglücklicher, nächſter Gehülfe im amtlichen Berufe, der taſinnvolle Prof. Wagler, ſein Leben durch einen Schuß, welchen er ſich durch unvorſichtiges Ergreifen des Gewehres ſelber zugezogen hatte, und an meine Seite kam jetzt der mir ſeit ſeinem Knabenalter treu ergebene Andreas Wagner. Mit dieſem Ereigniſſe trat in meinem äußeren und bald auch in meinem inneren Leben eine Zeit des Friedens und der Ruhe ein, deren einzelne Unterbrechungen faſt immer nur meine Schuld waren. „Ja, mein lieber, nur von Wenigen erkannter Bruder Andreas, Gott vergelte Dir alle die Nachſicht, die Du, bei der großen Verſchiedenheit unſeres Naturells aber in beſtändiger Einheit der Geſinnung mit mir getragen haſt; er lohne Dir all' Deine aufopfernd treue, hilfreiche und dienende Liebe gegen mich, darin Du ſo Vieles durch und für mich gelitten und gethan haſt. Es kommt ein Tag, an welchem ich Dir beſſer danken kann für Alles, was Du mir warſt und biſt.“

46. Der Fortgang zu einem weiteren Ruhepunkte.

Die Strecke meines Lebensweges, von welcher ich hier in ſummariſcher Kürze noch Einiges berichten will, iſt eine viermal längere als die, welche ich im vorſtehenden Capitel beſchrieben habe, denn ſie geht über einen Zeitraum von nahe 20 Jahren, bis zum Jahre 1852. Ich will den Faden meiner diesmaligen Berichte bei jenem Ende angreifen, an welchem ich denſelben am kürzeſten faſſen kann, weil ich dabei von etwas rede, das wohl am meiſten auch öffentlich bekannt geworden iſt: von meinen literariſchen Arbeiten in München. Derer ſind verhältnißmäßig ſehr viele, und wenn ich die kleineren, vereinzelten nennen ſollte, welche von mir, großentheils ohne meinen Namen, in den Münchner gelehrten Anzeigen und anderen Zeitſchriften erſchienen ſind, ſo würde dieſes nicht nur eine unnütze Mühe, ſondern mir faſt unmöglich ſein. Denn das ſchriftliche Arbeiten iſt mir niemals ſonſt zu einem ſo dringenden, unabweisbaren Bedürfniſſe des Lebens geworden, als in München; es hat mich zu manchen Zeiten ſo ganz hingenommen, daß ich mich von allen Vergnügungen, ja ſelbſt von den Pflichten des geſelligen Verkehres zurückzog und manchen der Freunde, deſſen Einladung ich aus Haushalterei mit der Zeit abwies, mir entfremdete.

Das Erſte, was ich in München ſchrieb und drucken ließ, war meine ſchon vorhin erwähnte (S. 709) kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan. Als Rede an die ſtudirende Jugend einer bayeriſchen Hochſchule erfaßt dieſelbe ihren Gegenſtand, wie mir ſcheint, in gut anregender Weiſe. Von meiner Reiſe in das ſüdliche Frankreich und nach Italien habe ich ſchon oben geſprochen (S. 642 u. f.) und ebendaſelbſt auch der gedruckten Beſchreibung derſelben erwähnt. Einen Anfang dieſer Beſchreibung hatte ich bereits in Erlangen gemacht, die eigentliche Ausarbeitung derſelben fällt in das erſte Jahr meines Aufenthaltes in München. Man merkt dieſem Buche, namentlich in ſeiner erſten Auflage, allerdings jene Stimmung an, die ich in den Berichten aus der Geſchichte des erſten Jahres beſchrieb (S. 699). — Mit einem wahrhaften Drange der Begeiſterung, der mächtiger war, als ich ihn jemals für irgend eine andere meiner ſchriftlichen Arbeiten gefühlt, legte ich die Hand an meine „Geſchichte der Seele", ein Buch, das man wohl mit Recht als das Hauptwerk meiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit betrachtet hat. Mitten in dem Gedränge der vielſeitigen Anforderungen meines Berufes als Lehrer und Vorſtand einer öffentlichen Sammlung habe ich nicht nur alle freie Stunden des Tages, ich mochte ſitzen eben geben, ſondern auch viele Stunden der Nächte, zum Nachdenken und Niederſchreiben dieſes Buches angewendet, deſſen Grundgedanken ich ſchon ſeit Jahren in meiner Seele getragen hatte, ohne zu ſeiner Ausführung zu kommen. Ich darf es für ein beſonderes Glück meines Buches halten, daß die Veröffentlichung desſelben in die Hände eines Verlegers fiel, der nicht nur den Ruhm ſeines Hauſes auf mein Werk übertrug, ſondern die leichtere Verbreitung desſelben durch ſeine uneigennützige Großmuth möglich machte. Dieſer mein Dank gilt nicht allein von Cotta, dem Vater, ſondern nicht minder ſeinem edlen Sohne, der für die reiche Ausſtattung, namentlich der vierten Auflage, als theilnehmender Freund des Werkes, wie ſeines Verfaſſers, geſorgt hat. Ich ſelber will von dem Inhalte, wie von der zeitgemäßen Bedeutenheit meiner Geſchichte der Seele nichts ſagen; laſſe jedoch darüber etliche Worte aus einem Briefe meines Lehrers und Freundes Schelling vernehmen, die mir in mehr als einer Hinſicht als ein Urtheil aus letzter Hand theuer und werth ſind. Denn der Brief, in welchem ſie ſtehen, iſt einer der letzten, die ich von Schelling erhielt; er war aus Berlin, am 6. Oktober 1851 geſchrieben. Ich theile nur den Anfang desſelben mit der zunächſt hieher gehörigen Stelle mit:

„Dieſer Brief, geliebter Freund, wird Dich zwar jetzt nicht in München antreffen. Gewiß weilſt Du noch auf dem ſchönen Landſitze am Ammerſee, den Du ſo glücklich entdeckt haſt; ich aber muß mich nach der Zeit richten, in welcher ich, frei von dem eigentlichen Geſchäfte meines Lebens, Muße zum Briefſchreiben habe. Denn je älter, deſto einſeitiger bin ich geworden, und muß, um in meiner Arbeit einigermaßen mit Erfolg fortzuſchreiten, mich ganz auf dieſelbe beſchränken. Mich aber drängte es ſchon lange, Dir zu ſchreiben und benütze die Zeit der Rückkehr von Pyrmont, beſonders um Dir zu danken für die Geſchichte der Seele, nicht blos als Geſchenk, ſondern auch als Werk und wegen ihres Inhaltes, da ſie mir ſo vielfach zur Belehrung und Erquickung gedient hat durch den reichen Schatz, nicht nur der ſchönſten Stellen der Alten über Gott und Seele, an die man gern immer wieder erinnert wird, und zu welchen bedeutende, mir weniger bekannte der Kirchenväter gekommen ſind, ſondern vornämlich von Thatſachen, die, ſo wie von Dir, noch nie benützt und gedeutet, zum Theil ſogar, wie mir, wahrſcheinlich auch Anderen, unbekannt geblieben waren. Dir, lieber Freund, iſt ein lieblicheres Loos gefallen als mir; Dir iſt es verſtattet, in alle die heimlichen, ſonnigen, blumenreichen Thäler einzubringen, an denen ich, auf den allgemeinſten Zuſammenhang angewieſen, wie auf dem Dampfſchiffe vorbeifahre, nur von ferne einen Blick in ſie werfend. Doch hoffe ich, wenn Gott mir es gewährte, zu vollenden, woran ich arbeite, es ſoll auch darin Einiges ſein, das Dich erfreut und Nachſicht, oder, wo nöthig, Verzeihung für das Andere erwirbt." — — —

Neben der Hauptarbeit an der „Geſchichte der Seele" hatte ich auch ſchon in den erſten Jahren meines Münchner Lebens jene „Mittheilungen aus dem Reiche" geſchrieben, welche anfangs vereinzelt in Hengſtenberg's Kirchenzeitung; ſpäter geſammelt in den Fortſetzungen meines „Alten und Neuen" erſchienen, von denen ich nach und nach mehrere Bände bei Heyder in Erlangen herausgab. Ein großer Theil meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit war jetzt auf die Ueberarbeitung einiger meiner Bücher für ihre neuen Auflagen gewendet. Namentlich die zweite und die vierte Auflage meiner Geſchichte der Seele (auf dieſe vierte bezieht ſich Schelling's Brief) nahmen meine ganze Kraft und freie Zeit in Anſpruch, nicht minder die zweite Auflage meiner Geſchichte der Natur, ſo wie ſpäter die dritte. Auch bei den nahe auf einander folgenden Ausgaben meines (kleineren) Lehrbuches der Naturgeſchichte ließ ich es an den mir nöthig ſcheinenden Vermehrungen und Verbeſſerungen nicht fehlen, und ich kann es nur beklagen, daß alle dieſe Arbeiten, verbunden mit den Aufgaben meines mündlichen Lehrerberufes, mir ſo wenig Zeit übrig ließen zu einer wiſſenſchaftlich gründlichen Vorbereitung auf die größere Reiſe, die ich in den Jahren 1836 und 37 nach dem Morgenlande unternahm. Die Geſchichte dieſer Reiſe, welche ihrer Zeit nach zum großen Theile auf Segelſchiffen einen oft gehemmten und mühſeligen Verlauf nahm, habe ich in den darauf folgenden Jahren in drei Bänden beſchrieben, auf deren Berichte ich mich hier als auf eine theilweiſe Fortſetzung dieſer meiner Selbſtbiographie berufen kann. Bedeutender für mich durch Erfolg und Werth als die Ausfertigung der 3 Bände meiner Beſchreibung iſt ein anderer Gewinn jener Reiſe geweſen: die Erweckung und Ausbildung meiner drei jungen Begleiter zu ihrem nachmaligen Lebensberufe. Erdl, als Profeſſor an der Hochſchule in München, hat ſeinen ruhmvollen Lauf frühe vollendet. Was er ſchon in dieſer Zeit des Jünglings- und des angehenden Mannesalters für ſeine Wiſſenſchaft, als Forſcher des inneren Baues und der Entwickelungsgeſchichte des thieriſchen Leibes war und zu werden verſprach, das bezeugen ſeine veröffentlichten Werke. Bernatz, der Maler, hat ſich ſchon in ſeiner erſten Arbeit: den „Bildern aus dem heiligen Lande", noch mehr aber durch die Frucht einer ſpäteren Reiſe, die er mit Dr. Roth in die ſüdlichſten Theile von Aethiopien machte: ſeine Scenes in Aethiopia jenen Ruhm der künſtleriſchen Tüchtigkeit erworben, den er neuerdings wieder in ſeinen ausgeführten Bildern zu Barth's afrikaniſchem Reiſewerke bewährt hat. Johannes Roth aber, der ebenbürtige Sohn meines Freundes Fr. v. Roth, ſteht nahe an der Ausführung jener That ſeines Lebens, zu welcher er durch inneren Drang, ſo wie durch ſeine faſt zwanzigjährigen vorbereitenden Studien und Erfahrungen auf Reiſen im Stillen ſich bekräftigt hat. Eine That, an deren Gelingen, ſo wie an das Leben des mir gleich einem eigenen Sohne theueren jungen Mannes ich gerne mein eigenes Leben, auch wenn dieſes noch ein jugendliches wäre, ſetzen möchte.

Meine Reiſe in das Morgenland mußte bald in einer neuen Auflage erſcheinen, für welche mir nur wenig Zeit zu Verbeſſerungen gegeben war. Meine frühere, lange unbenutzt gebliebene Gabe zum Erzählen iſt wieder geweckt worden durch die Anforderung, welche ein mir theurer, junger Kreis zur gelegentlichen Unterhaltung an Winterabenden an mich ergehen ließ. Auch ein engerer Kreis meiner Zuhörer, der ſich im Winter wöchentlich einmal in meinem Hauſe um mich verſammelte, regte mich dazu an. Dieſen Letzteren theilte ich großentheils Auszüge aus Lebensbeſchreibungen mit. Ich habe den Inhalt mehrerer ſolcher Abendunterhaltungen, in den beiden eben erwähnten Kreiſen in flüchtiger Eile, während der Erholungszeiten meines Landaufenthaltes oder der Raſttage auf Reiſen niedergeſchrieben und nachmals in meinen größeren, ſo wie in den geſammelten kleineren Erzählungen bei Palm und Enke in Erlangen, die Biographien und Geſchichten aber bei Heyder in Druck erſcheinen laſſen. Allerdings Erſcheinungen von ephemerer Art, bei deren Betrachtung ich weder mich noch meine Leſer aufhalten will. Unmittelbar nach meiner Reiſe veröffentlichte ich auch zum Gebrauche bei meinen Vorleſungen über Anthropologie und Pſychologie mein kleines Lehrbuch der Menſchen- und Seelenkunde, das in zwei, ſo wie das Lehrbuch der Sternkunde in drei Auflagen verbreitet worden iſt. Außer zwei kleinen unbedeutenden Lehrbüchern bearbeitete ich auch für den mir ſehr werthen Calwer Verlagsverein, nach einer wahren, mir mitgetheilten Erzählung, die Geſchichte des Philipp Aſhton, unter dem Titel des neuen Robinſon und verſchiedene andere kleine Schriften. Mein Spiegel der Natur iſt vielleicht zur Einführung in die Erkenntniß der ſichtbaren Welt und zur Eröffnung der rechten tieferen, ſo wie geziemenden Betrachtungsweiſe dieſer Welt nicht ganz ohne Nutzen geweſen und dieſes zunächſt für Schulen beſtimmte Buch iſt in zwei ſehr ſtarken Auflagen verbreitet worden. In der mir übergebenen Ausarbeitung einiger Bücher zum Gebrauche bei dem Schulunterrichte habe ich wenigſtens [illegible] Willen gezeigt; einzelne Vorleſungen, die ich bei öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften und bei anderen Gelegenheiten gehalten, ſind unter meinem Namen gedruckt worden; von den ſehr zahlreichen Aufſätzen, welche ich in die Münchner gelehrten Anzeigen von ihrem Entſtehen bis zum J. 1852, großentheils ohne meinen Namen oder Namenszeichen gegeben, war ſchon vorhin die Rede.

Mein Tagewerk als Lehrer war neben der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit das andere Gewicht, durch welches das Triebwerk des inneren Lebens in Bewegung geſetzt und in geregeltem Gange erhalten wurde. Denn ohne den Zug ſolcher Gewichte zeigt der Ton der Glocke keine Tage und Stunden an, ſondern die Zeit des Lebens gehet ohne Klang und Sang, gleichwie in einem Fiebertraume, zu Grabe. Meine Vorleſungen an der Univerſität [illegible] mir viele Freude. Die über Anthropologie und Pſychologie mögen wohl manche Keime der ernſteren Gedanken und des tieferen Beſinnens, die über Naturgeſchichte hin und wieder eine Luſt und Liebe für das Buch der Werke Gottes geweckt haben. So lange dem Lehrkurſe der allgemeinen Naturgeſchichte zwei volle Semeſter eingeräumt waren, konnte ich dieſen Unterricht in einer Vollſtändigkeit geben, welche mir bei ſeiner ſpäteren Beſchränkung auf ein einziges Halbjahr erſchwert und verkümmert wurde. Mehrere Jahre lang war mir zugleich der naturgeſchichtliche Unterricht an der polytechniſchen Schule übertragen. Auch die Kinder meines huldvollen Königes Ludwig habe ich nach und nach alle in die Pforten der Naturerkenntniß einführen dürfen und aus einem verwandten Fürſtenhauſe mit dem Königlichen iſt ſelbſt eine nachmalige junge Kaiſerin eine Zeit lang meine ſinnig theilnehmende Schülerin geweſen. Es waren mir dieſe Unterrichtsſtunden öfters wie Brunnen eines erfriſchenden Waſſers an meinem Lebenswege und eine dieſer geiſtigen Quellen, welche ſeitdem für die Verlaſſenen und Verwaiſten ein fortwährender Segen wurde, iſt noch jetzt in meiner Nähe geblieben und hat mit ſeltener Treue und Lebendigkeit die Keime der Erkenntniß ſowohl der irdiſchen Natur als des Weſens der Menſchenſeele in ſich gepflegt und zur Reiſe vollendet. Frieden und Freude, Heil und Segen ſei und bleibe bei dieſer theuren Seele und ihrem gottgefälligen Tagwerke.

Der Leib freilich wurde bei ſolcher vielfachen Geſchäftigkeit müde, wenn auch der Geiſt dabei freudig blieb. Ich vermied, wenn die Stunden der Arbeit zu Ende waren, gerne die lauten Geſellſchaften, brachte ſie mit den Meinigen und mit einigen vertrauten Freunden meiſt in der Stille oder unter Leuten zu, die mich nicht kannten und welche der Neigung zum Stilleſein und zum Nachgehen der eigenen Gedanken nicht hinderlich noch läſtig fielen. Am leichteſten gelang mir dieſes, wenn ich während der Herbſtferien auf das Land ging. Ich fand da für eine Reihe von Jahren ein Dorf, das von den vergnügungsſüchtigen Städtern faſt gar nicht, ſondern nur von fleißig arbeitenden Künſtlern beſucht war, welche die reiche Natur, mit der Umſicht der ganzen, mächtigen Alpenkette dorthin zog. Auch in Tyrol, wohin ich öfters im Herbſte auf einige Wochen ging, fand ich in der Nähe des herrlich gelegenen Botzen einen Ort, an welchem ich mit dem Werke meines inneren Lebens und mit Dem, das zu dieſem Werke die Kraft gab, ungeſtört und allein ſein konnte. Denn dieſes Alleinſein wurde dadurch nicht geſtört, daß die Meinigen den Genuß der majeſtätiſch reichen Natur mit mir theilten. Das Tyroler Volk, ſo weit ich da es kennen lernte, habe ich ſehr lieb gewonnen. — Außer der größeren Reiſe nach dem Morgenlande habe ich auch in dem Zeitraume, auf welchen ich hier zurückblicke, eine Reiſe nach Venedig gemacht, die ſich in der dritten Auflage meines Wanderbüchleins beſchrieben findet. Ein Jahr ſpäter (1835) beſuchte ich die Rheingegenden bis hinab an's Meer. In Schaffhauſen um meinen theuren Spleiß; in Würtemberg an manchem reichen Herzen, namentlich in dem Hauſe des Glaubenshelden Blumhardt zu Möttlingen; im geſegnetn Wupperthale, ſo wie in dem mir unvergeßlichen Holland, vor Allem in Amſterdam lernte ich eine Schule des Geiſtes kennen, deren Blüthenzeit von dem Looſe der Vergänglichkeit verſchont bleiben möge, das ſelbſt die hochſtrebende Kunſtſchule von Venedig traf. Auch das liebe Baſel beſuchte ich noch einmal. So wie ich ſie, beſuchten auch mich in jener Zeit die befreundeten Genoſſen und Zöglinge jener uns gemeinſamen Schule aus Würtemberg, aus der Schweiz Zaremba, und vom Rheine her mein theurer D. Legrand. Namentlich aber Würtemberg iſt mir durch ſie zu einer Heimath geworden, in der ſich Geiſt und Gemüth manche Pilgerhütte erbaut haben. Auch in Sachſen ſchloß ſich mir bei mehreren meiner Beſuche manches Herz auf und an. Mit dankbarer Liebe gedenke ich denn all' der Beſuche, welche ein Zug der inneren Verwandtſchaft mir zuführte. Ein Zuſammentreffen mit Solchen, noch hier, in den Hütten der Leiblichkeit gibt freudigen Muth zum munteren Fortſchreiten auf dem Wege nach den Hütten der Ewigkeit. Dorthin iſt mir dann auch einer der liebſten der beſuchenden Gäſte, der theuere von Arnswald aus Hannover vorausgegangen.

In dem Kreiſe meines äußeren Lebens haben ſich in dem Zeitraume, welcher mir hier vor Augen liegt, große und ſchmerzliche Veränderungen zugetragen. Eben in dem Jahre, darin für mich manches Gedränge zu Ende ging und wo meine Stellung in München begann eine friedlich geſicherte zu werden, ſchied mein theurer Prinz Otto von uns. Als er im Januar 1833 ſeinem großen, ſchweren Berufe zum Königsthrone in Griechenland entgegen ging, da war mir es, als wäre mein halbes Herz mit ihm fortgezogen, denn ich hatte dieſen Prinzen von ſeinem Knabenalter an ſehr lieb gewonnen. Und wohin ſind ſeit jener Zeit alle die einzelnen Glieder des geſelligen Kreiſes gekommen, welchen ich vorhin (S. 647, 710 u. a.) beſchrieb und der, wie durch ein höheres Walten, in gegenſeitiger Liebe für immer zuſammengekettet ſchien. Draußen in dem ſtillen Hauſe, darin ich am liebſten war, iſt zuerſt die Krone des Hauſes, die Gemahlin und Mutter, zuletzt auch er, der Mann und Vater, Fr. v. Roth geſtorben. Puchta wurde bald von München hinweg nach Marburg, von da nach Leipzig und nach Berlin geführt, wo er ſein Grab fand. Schorn iſt nach Weimar gezogen und dort geſtorben. Schelling, von deſſen 14jährigem Wirken als Lehrer in München ſein würdiger Schüler und Nachfolger im Lehramte: Profeſſor Beckers die treueſte Kunde geben kann, zog von uns nach Berlin und ging ferne von uns, in einem gewaltigen Felſenthale der Schweiz, zu ſeinem Grabe. Görres und Franz von Baader haben ihre Ruheſtätte bei uns gefunden, ebenſo der liebe Vater Niethammer, Ferd. Olivier, Schwanthaler und Dr. Bertram, der Freund und Genoſſe des Boiſſerée'ſchen Hauſes. Sie ſelber aber, die beiden theuren Brüder, ſind in Bonn begraben, die einſame Wittwe lebt noch in Würtemberg. Schmidtlein wurde nach Erlangen verſetzt. Cornelius treibt noch rüſtig das Werk ſeines Lebens bei den Gräbern der Vergangenheit in Rom; mein Freund Jul. Schnorr iſt in ſein altes ſächſiſches Vaterland, nach Dresden zurückgezogen und noch manche andere Genoſſen der früheren Zeit, welche das Auge gerne ſahe, ſind „aus der Stätte der Elemente“ ganz hinweg, oder, wenn auch noch auf ihr weilend, an einen anderen Ort gerückt worden. Von den trauten Geſellen der früheren Jahre ſind nur noch Ringseis, Heinrich Heß, Schlotthauer und Zimmermann bei uns geblieben. Doch iſt aus dem Saamen der alten, abgeſtorbenen oder hinweggenommenen Bäume mancher jüngere Stamm aufgegangen, unter deſſen kräftigen Zweigen ſich wohl und vergnüglich im Schatten ruhen läßt. Döllmann hat als Schwiegerſohn meines Freundes Fr. v. Roth auch das geiſtige Erbe dieſes Vaterhauſes bei ſich behalten. Streber, ſo wie Schafhäutl ſind mir, als Nachbarn in dem Haushalte unſerer akademiſchen Sammlungen theuere Freunde geworden; dem redlichen, geiſteskräftigen Laſſaulx, dem Pilger ſchon vor mir nach dem heiligen Lande, reiche ich als Mitpilger in herzlicher Liebe die Hand. Und wie mir mein Andreas Wagner ein Freund und liebevoller Geſelle des Lebens in Leid und Freude geworden, davon zeugte ich ſchon öfter, zu ihm kam nun noch Pauli als brüderlicher Freund. Von dem edlen Meiſter ſeiner Kunſt: dem Julius Thäter, hat mich, ſo lange ich mein Tagwerk im Gebäude der Akademie betrieb, dem Leibe nach zwar auch nur der Raum eines kleinen Hofes und Gärtchens getrennt, unſere Herzen aber haben niemals von einer Scheidung durch Raum oder Zeit gewußt, und es thut wohl, an der Natur eines ſolchen Nathanaël in Liebe ſich feſt zu halten. Aus Cornelius' Schule weilten Hermann (jetzt in Berlin) und Jäger (jetzt in Leipzig) mehrere Jahre bei uns, ein dritter dieſer Freunde und Geſinnungsgenoſſen iſt uns im Maler König geblieben. — — Mancher anderen der Geſchiedenen, wie der noch unter uns Stehenden, gedachte ich ſchon früher.

So wie ſelbſt in meiner unmittelbaren Nähe in München das Gartenfeld zum größten Theile ein Feld der Gräber mit wenigen noch übrigen Bäumen geworden iſt, ſo noch vielmehr die lieben Felder in der Ferne. Die beiden Mütter in Bärenwalde hatten die Zeit der Sorge für uns während der Reiſe nach dem Morgenlande nicht mehr erlebt, der Vater Mühlmann aber, ſo wie meine Schweſter und der Schwager, an welche die vorſtehenden Briefe gerichtet waren, freuten ſich noch unſerer glücklichen Zurückkehr. Sie ſind aber alle drei in einem Jahre (1842) zu ihrer Ruhe gegangen.

Neben den ſchon früher erwähnten Segnungen, welche

Fr. v. Roth als gläubiger Vorſtand der geiſtlichen Angelegenheiten unſerer Kirchengemeinſchaft im Ganzen gebracht hat, gedenke ich dankbar auch der treuen Vorſorge, die er auf den inneren, geiſtigen Auferbau unſerer Münchner Gemeinde gewendet hat. Durch ihn iſt es geſchehen, daß die Kanzel treue, kräftig zeugende Prediger des Evangeliums, die Schule gläubige Lehrer, die Genoſſen des Bekenntniſſes liebende Seelſorger erhielten. Durch ihn ward uns auch der Schwiegerſohn des treuen Zeugen Kraft in Erlangen, Burger, zugeführt, welchem Gott lohnen möge, was er an vielen, namentlich auch an meinem Geiſte und Herzen gethan.

Ich will nun mit dieſem Berichte zu Ende gehen, der ja nur aus vereinzelten Trümmern der Erinnerungen an eine Strecke meines Lebensganges beſtehen konnte, die von einem Ruhepunkte zum anderen führte. Dieſer andere iſt mir noch zu einem Stilleſtehen, gleichwie auf einer Bergeshöhe verliehen worden, von welchem ich einen Rückblick auf die ganze Vergangenheit wie auf die Zukunft meines Lebens genießen durfte, wie ich ihn am Eingange dieſes Buches, im erſten Kapitel des erſten Bandes beſchrieben*). Schon im Winter 1851 erkrankte ich zugleich mit meinem nächſten Freunde und Lebensgefährten Fr. v. Roth. Auch mein Freund, der Prinz Eduard von Sachſen-Altenburg, deſſen letzter Ausgang ein Beſuch bei mir war, eilte ſeinem Ende entgegen. Dieſe beiden und nahe um dieſe Zeit auch mein älteſter Jugendfreund Köthe ſind zu ihrer Ruhe gegangen, ich konnte, an's Krankenlager gebunden, nicht am Sterbebette der beiden erſteren ſein.

---

*) M. v. auch meine Geſchichte der Seele, 4. Aufl. 2. Band S. 222, 223.

Bald nachher trat ich in den Ruheſtand von meinem amtlichen Wirken und in eine große Abgeſchiedenheit aus dem geſelligen Leben ein. Was ſpäter geſchah, iſt wie ein Traum an mir vorübergegangen. Ich aber ſchäme mich nicht, dieſe armſeligen Berichte mit den Worten des alten einfältigen Gebetreimes zu ſchließen, welcher ſo lautet:

Was ich gelebt, das decke zu,
Was ich noch lebe, lenke Du.

47. Das Leben ein Traum.

Man hat öſters das Leben mit einem Traume verglichen; es ſei mir hier erlaubt, ein Traumbild der wachen Phantaſie mit einem zu ſeinem Ende gehenden Leben zu vergleichen.

Mir träumte, ich ſei ein Greis, gebeugt von der Schwäche des Alters, ermüdet von dem Laufe einer weiten, langen Wanderſchaft. Mir war das Loos jener von Gott geführten Heere nicht beſchieden geweſen, deren Kleider und Schuhe auf dem vierzigjährigen Zuge durch die Wüſte nicht veralteten, denn die Kleider an meinem Leibe waren veraltet und unrein; von dem Hute an, der mein Haupt bedeckte, bis zu den Schuhen an meinen wunden Füßen fand ſich nichts an mir, das dem Auge gefallen konnte. Ich kam in eine Stadt, darin ich ſonſt ſchon geweſen und wandelte ſtill und verborgen unter dem armen Volke durch ihre Gaſſen. Nicht ohne Furcht und Sorgen, denn ich war ein alter Schuldner Vieler, die da wohnten, nicht zwar durch eine Schuld an Geld und Gut, ſondern durch die noch ſchwerer laſtende, des vielverſäumenden Undankes und des ungenügenden Tagwerkes. Mein Herz fühlte die Schuld, in meiner Hand aber fand ſich nichts, um ſie zu bezahlen. Doch ich ging unbemerkt unter dem geſchäftigen und müßigen Haufen dahin, denn in der Stadt war heute, mehr noch denn jemals ſonſt, ein Staub, welcher Jeden verhüllte, der nicht Hand in Hand mit den Anderen ging und der Wind, ſtärker noch als er es früher gethan, wehete nicht nur, ſondern er ſtürmte von allen Seiten her. Es war ein Geſchrei der Stimmen gegen einander, von denen ich die meiſten nicht kannte, auf den Gaſſen. Die Schreienden ſchienen, ſo viel ich aus den Worten verſtand, etwas zu ſuchen, welches ſie das Ihrige nannten und das Andere ihnen vorenthalten oder genommen hatten, das Geſuchte aber war weder das Ihrige noch der Anderen. Mein altes Ohr war betäubt von dem Geſchrei; ich wäre gerne in eines der Häuſer gegangen, darin noch der ſchweigende Ernſt wohnte, welcher weiß, was das Seinige iſt und was eines Anderen. Da wollte ich, ſei es auch nur auf der inneren Schwelle, ruhen. Aber die Häuſer dieſer Stillen lagen in den Seitengaſſen, dahin ich nicht kam, und an den Häuſern der Hauptſtraße, auf der ich wandelte, ſtanden Fenſter und Thüren offen, der Zugwind von allen Seiten, der dem ermüdeten Wanderer wehe that, trieb den Staub in Wolken herein. An meinem ſtillen Hauſe, draußen vor der Stadt, darin ich ſonſt oftmals Schatten und Schutz gefunden, that ſich mir keine Thüre mehr auf, denn der treue Herbergsvater war hinweggezogen nach den unwandelbaren Bergeshöhen und kam nimmer mehr zurück. In einem hochgebauten Hauſe leuchtete ſonſt ein Licht, bei deſſen Scheine ich an manchem Abende fröhlich war; aber das Licht war für immer hinweggenommen. Und der Tag hatte ſich ſchon geneigt: das abendliche Dunkel fiel auf die Wolken des Staubes. Da vernahm ich, gleichwie von Süden her, den fröhlich lautenden Ton einer Glocke, der den Feierabend vor dem nahenden Feſte verkündete. Es wurde ſtiller um mich her, mir wankten die müden Füße, ich ſehnte mich nach einer Stätte der Ruhe. „Dort in Süden, vor der Stadt, wo die Glocke hertönt," ſo verkündete man mir, „iſt ein weiter, hochummauerter Saal, mit Ruhebetten für die Müden." Ich wendete mich nach Süden, dahin der Weg nach den Bergen geht. Und ich war freudig und getroſten Muthes, denn ein Hüter auf der Zinne hatte mir geſagt: „Deine Schulden hat ein Anderer für dich bezahlt und auf ſeine Rechnung genommen." Und man umgürtete mich mit einem reinen Kleide, ſetzte einen reinen Hut auf mein Haupt. So gehe ich nun ſelig in Hoffnung hinaus, dahin die Feierabendglocke mich ruft, und ſollte das Lager im weiten Saale noch nicht für mich bereitet ſein, dann weile ich dort noch ein wenig im Anblicke des Bildes eines Geſtorbenen, welches hoch erhöht in der Mitte des Schlafſaales ſteht, bis mir die Nacht kommt und die Stimme des Hüters auch zu mir ſagt: gehe nun hin und ruhe.

48. Die Erwartungen von einem zukünftigen Leben.

Die Pflicht, von dieſen Erwartungen zu reden, legte mir ſchon der Titel meines Buches auf. Ich habe deshalb in dieſem bei vielfältiger Gelegenheit ein Zeugniß gegeben von dem Grunde unſeres Hoffens auf ein zukünftiges Leben und will hier nur noch in wenig Worten auf Das hinweiſen, wodurch jenes Hoffen zu einer ſicheren unzweifelhaften Erwartung wird.

Daß eine Fortdauer der Menſchenſeele auch nach dem Tode und nach der Auflöſung des Leibes annehmbar und wahrſcheinlich ſei, das hat zu allen Zeiten ein Vorgefühl in der Natur des Menſchen geahndet, ein tiefer gehendes Forſchen ſeines Geiſtes anerkannt. Beides jedoch, jenes

Ahnen und dieſes Erkennen, erſchien der Menge der nicht ſo Fühlenden, nicht ſo tiefer Blickenden nur wie ein ſchöner Traum, und: was iſt hier Täuſchung oder Wahrheit? fragte der vermeſſene Leichtſinn, wie der nach Licht ſuchende Ernſt.

Uns bekümmert dieſe Frage nicht. Was wir von dem Leben der Ewigkeit wiſſen, das haben wir von Dem empfangen, welcher die Wahrheit und das Leben ſelber iſt, dem treuen Zeugen Deſſen, was allein gewiß iſt und bleibet in Ewigkeit; dem Quell, aus welchem alles Leben kommt und beſtehet. Wem es verliehen ward, das Wort des Zeugniſſes aus Ihm und von Ihm aufzunehmen im Glauben, der hat in ſich die Wahrheit und die Anwartſchaft nicht nur auf die Fortdauer des Seins nach dem Tode des Leibes — denn dieſe Fortdauer könnte einem immerwährenden, niemals zu Ende gehenden Krankſein oder Todeskampfe gleichen, ſondern auf ein Leben der Ewigkeit in Kraft und in der Wahrheit. Ein Leben aber, im freudigen Vollgefühle ſeines Wirkens und Genießens kann nicht ſein noch beſtehen ohne eine Leiblichkeit, denn dieſe iſt das Ziel und Ende der Wege Gottes auch in der Heilsordnung für den Menſchen. Ein Aufgehen des erſterbenden Samenkornes in der Kraft und Herrlichkeit eines neuen Lebens, eine Auferſtehung des Fleiſches, nicht in der Natur des verweslichen Elementes, ſondern in der unverweslichen des Geiſtes iſt dem Glauben verheißen, an welchem das Zeugniß von der Wahrheit und dem Leben durch die That ein wahres, durch die Liebe ein lebendiges geworden iſt. Und der befruchtete Keim der unvergänglich, ſelig blühenden Leiblichkeit wird uns ſchon hienieden in das vergängliche Fleiſch gelegt, damit er in ihm das Werk des Aufbaues für die Ewigkeit beginne. Das Geheimniß des Altares iſt

2

für die, welche ſich ihm nahen, ein Morgenroth des Freudentages der Ewigkeit oder des ewigen Gerichtes. Denn es werden da in der Geſtalt des irdiſchen Brodes, das wir eſſen, des Weines, den wir trinken zu unſerem Fleiſch, zu unſerem Blute das Fleiſch und das Blut Deſſen, welcher als das wahrhaftige Brod des Lebens vom Himmel gekommen iſt und welcher mit ſeiner Leib und Seele durchdringenden Kraft und mit ſeinem allgegenwärtigen Leben und Wirken Himmel und Erde erfüllet. Darum iſt dieſes Brod des Altares der Gemeinde der Gläubigen zum unverbrüchlichen Siegel der Verheißungen gegeben von einem ewigen Leben und der Auferſtehung des ſelig verklärten Fleiſches. Seine Verheißungen aber ſind Ja und Amen; Sein heiliges Geheimniß bleibe über unſerer Hütte; unſer Hoffen von einem Leben der Ewigkeit hat ſich zu einem freudig ſicheren Erwarten erhoben.

49. Ein Wort des Dankes.

Es gilt dieſes meinem König und Herrn Maximilian II. von Bayern. Wer ſollte aus einem Hauſe ſcheiden, darin er faſt ſeit einem halben Jahrhunderte unzählbar viel Gutes genoſſen, ohne dem Herrn des Hauſes noch einmal tiefbewegt zu danken. Und wie ſollte nicht das ganze Herz bei dieſem Danke ſein, wenn jener Herr ein Solcher iſt, wie Eure Königliche Majeſtät durch die inneren Gaben des Geiſtes und Gemüthes wie durch die äußeren der Geburt es ſind. Als für eines der reichſten Geſchenke, das aus Seiner Hand mir kam, danke ich Gott dafür, daß er mich ſchon damals in die perſönliche Nähe Eurer Majeſtät geführt hat, als die Keime der großen Zukunft des jungen Fürſten aus der Knoſpe zur lieblichen

Blüthe ſich aufthaten. Könnte ich doch die ganze Menge des mitlebenden Volkes, zu deſſen künftigem Herrſcher der königliche Jüngling beſtimmt war, mit mir nehmen in das Innere der dankbaren Erinnerungen, die mir lebendig aus jener Zeit geblieben ſind; könnte ich in kräftig treffenden Zügen das Lebensbild darſtellen von einem in den Tiefen wie in den Höhen nach Licht ſuchenden jugendlichen Geiſte, von einem milden Gemüthe, das den wärmenden Strahl der Liebe, die in ihm glühete, auch außer ſich ſuchte und durch die Gnade von oben ihrer würdig war. Was der zum Throne geborene Fürſt als Jüngling war, das iſt er als König geblieben: hochſtrebend an Geiſt, gerne hinabſteigend in herzlicher Liebe zu ſeinem Volke.

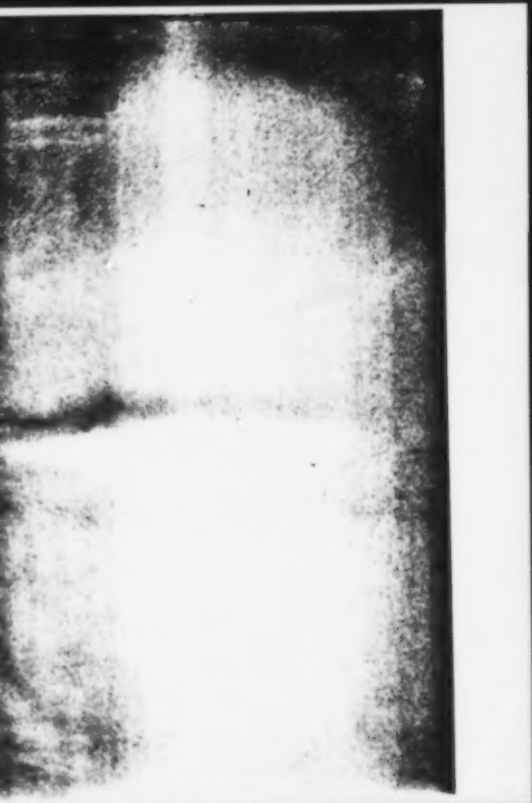
Eine alte, fromme Sage dieſes Volkes haftet an dem Namen einer der ſchönſten unſerer Alpenhöhen: an dem der Benediktenwand. Benediktus, der Führer vieler Seelen zu jenem gottgeheiligten Leben und Erkennen, das in ihm ſelber war, ſei, ſo berichtet die Sage, auf dem Wege ſeines heiligen und heiligenden Berufes einſt auch nach Bayern gekommen, und habe, auf dem Berge ſtehend, auf dem ſich dem Eintretenden zuerſt die Ausſicht weithin über das herrliche Land eröffnet, vom Geiſte bewegt die Worte geſprochen: benedicta sis Bavaria. Deshalb heiße noch jetzt jene hohe Denkſäule an der Pforte von Bayern die Benediktenwand. — Nun, die Kraft dieſes Segens und das lebendige Anregen des Geiſtes, der in dem Segensſprecher wohnte, iſt über dem Lande, iſt bei dem Stamme ſeiner Herrſcher geblieben. Denn es lag in den Worten eine niemals veraltende Kraft; länger denn tauſend Jahre hat ſich in den Jüngern von Montecaſſino der lichtſuchende Geiſt ihres Meiſters fortwirkend erwieſen für das Auferwecken eines Erkennens, das im Lichte des Chriſtenglaubens und in der Kraft ſeiner Thaten die Weihe empfängt und den Lohn der Ewigkeit.

Und was ſoll der Schreiber dieſes Buches, indem er dasſelbe in tiefſter Ehrfurcht Eurer Königlichen Majeſtät zu Füßen legt, noch weiter ſagen! Die Liebe macht erfindungsreich; nur ſie, eine ſolche ſich ſelber faſt niemals genugthuende Huld und Liebe konnte es ſein, welche in Eurer Königlichen Majeſtät all' die Bezeugungen von Nachſicht und Gnade erfand, mit deren Allerhöchſt- Sie die Tage meines ſcheidenden Lebens beglückt und erfreut haben. Wo gäbe es einen Beweis von öffentlich ehrender Königlichen Huld ſo wie des hochſinnig und mild ſich herablaſſenden Vertrauens, den Eure Majeſtät dem Greiſe nicht zugewendet hätten. Durfte ich mich ja ſelbſt noch mit eigenen Augen und theilnehmendem Herzen erfreuen an dem Anblicke des Familienglückes Eurer Majeſtät und an dem öfteren Zuſpruche bei den Kindern, auf welche das Volk des Landes mit ſegnender Freudigkeit blickt. Könnte doch die ehrfurchtsvolle innige Gegenliebe, durch ſolche überreiche Huld meines Königes und Herrn geweckt, den Schreiber dieſer Worte eben ſo erfindungsreich zu ſeinem Danke machen, als der Wohlthäter ſeines Alters es war. Aber ein Anderer hat den ſegnenden Dank übernommen; das iſt der Geiſt des Segensſprechers von Montecaſſino, deſſen Kraft mit ihren Thaten, ihrem Frieden und ihren Freuden für Zeit und Ewigkeit bei Eurer Königlichen Majeſtät ſein und bleiben möge.

Ende des Buches.

Einige bisher bemerkte Druckfehler.

S. 277 Z. 13 leſe man bringe.
" 322 " 6 Biberach.
" 324 " 10 v. u. Sitter.
" 335 " 12 v. u. vertraulichſten.
" 394 " 4 Brienger.
" 397 [illegible] unerſchaffenen.
" 398 " 10 Licht.
" 398 " 6 v. u. -ling.
" 407 " 11 v. o. und Z. 5 v. u. Heilſtätte.
" 409 " 12 Gumbert.
" 420 " 5 v. u. Meyer.
" 436 " 9 v. u. Durlach (l. Bruchſal)
" 446 " 14; S. 440 Z. 5 v. u.; S. 450 Z. 7 Meyer.



Vermiſchte Schriften

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Mit Nachträgen zu des Verfaſſers

Selbſtbiographie.

Erſter Band.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Erlangen, 1857.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

Universitäts-Bibliothek München

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Seinen vieljährigen geliebten Freunden,

den Herren:

Dr. Chriſtian Auguſt v. Brandis,
Geheimrath und Profeſſor in Bonn,

ſeinem gaſtfreundlichen, treuen Führer im neuen und alten
Athen und auf den Höhen des Penthelikon.

Dr. Friedrich Auguſt Deofidus Tholuck,
Conſiſtorialrath und Profeſſor der Theologie in Halle,

ſeinem freundlichen, treuen Führer und Begleiter auf
manche Höhen

widmet dieſe Schrift in dankbarer Erinnerung

der Verfaſſer.

BIBL. [illegible]

Vorrede.

In der kleinen hier vorliegenden Schrift ſuchte ich zunächſt ein Verſprechen zu erfüllen, das ich am Schluſſe der Vorrede zum letzten Bande meiner Selbſtbiographie gegeben habe.

Die Erinnerungen an Dr. J. Fr. v. Roth machen deshalb hier, als die ausführlichſte von allen, den Anfang der biographiſchen Schilderungen verſtorbener Freunde, darauf ich in jener Vorrede hinwies; einige kleinere Lebensbilder von verwandtem Inhalt werden bei anderer Gelegenheit folgen.

Neben den Erinnerungen ſolcher Art verſprach ich auch Ergänzungen und weitere Ausführungen einzelner Stellen meiner Selbſtbiographie zu geben. Eine ſolche Stelle iſt die auf III. S. 513 jenes Buches, welcher ich hier auf S. 197 bis 204 einige weitere Betrachtungen beifüge.

Aber mehr noch als ſolche Ergänzungen von geringerem Umfang lag mir eine andere an, zu welcher mich ſchon der Beiſatz des Titels meines Buches: „Erwartungen von einem zukünftigen Leben" aufforderte. Denn das vorletzte, 48. Kap. meiner Selbſtbiographie konnte nur eine Einleitung zu dem ſein, was ich hier, in den „Fragen und Antworten" über das Diesſeits und Jenſeits, obwohl nur im Tone eines freundſchaftlichen Geſpräches weiter auszuführen ſuchte. Liegt mir doch ſelber der Gedanke an ein Auswandern näher als jeder andere. Darum ſprach ich hier gern von einem geiſtigen Wandertriebe, welcher der geſunden Natur des Menſchen eben ſo unvertilgbar feſt inwohnt, als der Natur des Vogels der leibliche Wandertrieb. Das Bewegen jenes geiſtigen Dranges gibt ſich allerdings ſchon in einem dunklen Gefühle des Menſchen kund, welches aus eigner Kraft niemals zum hellen Erwachen kommt; das Woher und Wohin? des Bewegens wird jedoch nur durch einen Sinn erkannt, der für die Welt des Geiſtigen nicht minder geöffnet iſt, als für die des Leiblichen. Dieſer Sinn ſcheint leider in unſeren Tagen Vielen abzugehen, die ſich einer gründlichen Erforſchung der natürlichen Dinge rühmen. Und dennoch ſind, im Vergleiche mit den übrigen, die Anſchauungen und Wahrnehmungen jenes geiſtigen Erkennens eben ſo ſicher und gewiß, als die eines ſehenden und hörenden Menſchen gegenüber dem Erkennen eines Menſchen, dem die Sinne des Sehens und Hörens verſchloſſen ſind. Immerhin mag der Gefühlsſinn eines ſolchen Taubblinden ſo verfeinert und geſchärft ſein, daß er, z. B. in naher Berührung ſeiner Körperfläche mit einer lauten Orgel die Tiefe und Höhe der Töne, ſo wie ihre wechſelnde Aufeinanderfolge unterſcheidet. Wir müſſen ſeine Wahrnehmungen als lehrreich beachten. Wenn er jedoch die erhebende, rührende

Macht der Töne auf unſer Gemüth, wenn er das Daſein des Meiſters, welcher die Orgel ſpielte, ſo wie das ihres Erbauers läugnet, weil er ſelber jene nicht hört, dieſe nicht ſieht, ſollte uns das wundern oder irre machen an dem, was wir mit unſeren Augen geſehen, mit unſern Ohren gehört, mit unſeren Händen betaſtet haben? Und eine ganze Welt der unzählbaren Zeugen, welche vom Anbeginn unſeres Geſchlechtes bis heute im Wort, im Werk, in lebendigen Thaten daſſelbe vernommen und erkannt haben, ſprechen es aus, was für ſie Alle und uns die gewiſſeſte Wahrheit ſei. Darum iſt, abgeſehen von einer göttlichen Autorität, die Zahl ſelbſt der menſchlichen Stimmen, welche mit und für uns ſind, eine unendlich viel größere, als die der vereinzelten Anderen, welche gegen uns ſtehen. Mögen deshalb die Taubblinden zweifeln an dem Vorhandenſein einer Welt der Töne und eines Meiſters, der dieſelbe hervorruft; wir wiſſen, was wir ſelber ſahen und hörten. In unſerem Fleiſch und Blut wohnt eine Seele, durchdrungen von den Lebenskräften eines Geiſtes, welcher die Welt des Geiſtigen und Göttlichen und in ihrem Lichte ſein eigenes Weſen erkennt. Dieſes Weſen findet in der Vergänglichkeit des Leiblichen keine bleibende Stätte, ſondern iſt für eine andere, ewige gemacht, nach welcher der eingeborene Wandertrieb verlangt. Von einer Welt des Geiſtigen und Ewigen geht das Bewegen dieſes Triebes aus, zu ihr führt es hin. Wie die Luft des Himmels in die Tiefen des Meeres, ſo dringen anregende und belebende Kräfte der Ewigkeit in unſer irdiſches Daſein verein, und auf das Wahrnehmen dieſer Kräfte gründen ſich unſere „Erwartungen von einem zukünftigen Leben.“

Auch mein Herr Verleger fügte in dem vorſtehenden Kupferſtiche den Leſern meiner Selbſtbiographie eine Zugabe bei, welche von einigen Freunden gewünſcht war. Sie ſoll nach dem Urtheile der näheren Bekannten treu und gelungen ſein.

Wohl hätte der Verfaſſer an die Leſer dieſer Schrift, wenn dieſe zugleich Leſer ſeiner Selbſtbiographie ſind, noch etwas Anderes abzugeben. Dieſes wäre das Bekenntniß der Schuld, welche er durch ſo viele unbeachtete Druck- und Schreibfehler des Schlußbandes des letzteren Buches auf ſich gehäuft hat. Es waren Anwandlungen von Gedächtnißirren ſeines damals ſchmerzlich leidenden Gehirnes, in denen er in den Bogen 39 und 40 S. 622 Z. 15 v. u. ein Jahr ſtatt 2 Jahre, Z. 8 v. u. Guſtav ſt. Georg, 634 Z. 13 Galura ſt. Sambuga, 641 Z. 4 v. u. Augsburg ſt. Nürnberg, 646 Z. 15 Avignon ſt. Nismes ſchrieb *).

München im Auguſt 1857.

Der Verfaſſer.

---

*) Auch ſolche Fehler in den früheren Bögen, wie S. 264 Z. 11 Lehn ſt. Föhn, 280 Z. 6 v. u. Seele ſt. Leben, 281 Z. 9 v. u. der ſt. die äußeren, ſo wie S. 557 Z. 6 immer ſt. nimmer, 655 Z. 9 v. u. und ſt. aus, u. dergl. m. bedürfen der Verzeihung.

Inhalt.

Fragen und Antworten über das Diesſeits und das Jenſeits, in Briefen.

Brief — Seite

1. Der geiſtige Wandertrieb 3
2. Wechſel von Licht und Schatten an Kranken- und Sterbebetten 28
3. Eine lehrreiche Schule am Siechbette 48
4. Das Sterben ein Erwachen aus dem Traume des Lebens 83
5. Beſtehen und Vergehen der Erinnerungen 132
6. Gedanken über das Sein nach dem Tode 171

Der Vorhof der Heiden und Iſrael's Tempel.

1. Das Pfingſtwunder im Vorhofe 195
2. Erinnerungen an Dr. Johann Friedrich von Roth, geweſenen Präſidenten des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums und Staatsrath in München 204

Fragen und Antworten über das Dieſſeits und das Jenſeits,

in Briefen.

Erſter Brief.

Der geiſtige Wandertrieb.

Ihr jüngſt empfangener Brief, meine verehrte Freundin! legt mir durch ſeinen Ton und Inhalt die Pflicht der Beantwortung ſo dringend nahe, daß ich, wenn Ihr Wohnſitz nicht weiter als etwa Augsburg von München abgelegen wäre, mich ſelber aufmachen würde, um Das im lebendigen Worte auszuſprechen, was die Feder nur durch Zeichen andeuten kann. Ohnehin regt Ihr Brief, in ſeiner ſeltenen Beredtſamkeit des Gemüthes, eine Wanderluſt auf, die jedes zum Wandern geneigte Herz unwiderſtehlich fortreißt: einen Trieb, von hinnen zu ziehen, der uns nicht nur über Land und Meer auf irgend eine paradieſiſch ſchöne Inſel, in die Wohnſtätte des beſtändigen Frühlinges und Sommers führt, ſondern nach einem ſeligen Jenſeits, hoch über dem leiblich feſten Boden des ſichtbaren Elementes.

Sie ſchrieben mir Ihren Brief aus einem Hauſe der Trauer und Klage, am erſten Morgen nach dem Tage, an welchem man „das noch im Tode lieblich freundliche Angeſicht“ Ihrer älteren Schweſter in den Sarg verſchloſſen und in die Erde verſenkt hatte. Allerdings war, wie Sie mir ihn beſchrieben, der Hingang Ihrer theueren Luiſe ein Triumphzug, der ſo hehr und ſo mächtig auf die Seelen wirken mußte, die ihm wahrhaft nahe kamen, daß wohl keine ſich unter ihnen fand, welche dahinten bleiben wollte, ſondern in allen das Verlangen ſich regte, mitzuziehen oder nachzuziehen, heute oder morgen, dahin, wo Die ſind, welche herkamen aus großer Trübſal und eingingen zu großer, ewiger Freude. Ich finde es begreiflich, daß Sie, meine liebe Freundin, bei Ihrem Verlangen, mitzuziehen, nicht an das Morgen und Künftighin, ſondern nur an „Heute noch“ dachten. Das Gewand von Erde: der arme, ſieche Leib der nun zu ihrer Ruhe eingegangenen Schweſter war von langem Weh und Schmerz der Krankheit zerriſſen; ein Kleid aber, deſſen Schattenbild jenes weiße war, in welchem man die ſchweſterliche Jungfrau in den Sarg legte: ein Kleid, gewaſchen und hell gemacht in dem Blute des Lammes, des großen Verſöhnopfers für die Sünden der Welt, ſchimmerte ſchon lange vorher durch die zerriſſene Hülle der Sterblichkeit hindurch, ehe man noch das erkaltete Gebein mit dem Todtenhemde angethan hatte. Die Bruſt, welche ſprach, iſt nun auf immer für unſer Ohr verſtummt, die Worte aber, welche die Hinübergegangene in den Entzückungen ihrer ſchmerzensvollen, ſo wie ſchmerzensfreien Stunden zu Ihnen redete, ſind dieſes nicht. Was Sie mir vorläufig, wie Sie ſagen, nur andeutend mittheilten, lautet gleich den Tönen der Harfen und Sänger, welche vor dem Throne der Ewigkeit das neue Lied ſingen, das der Geiſt den Erkauften von der Erde in ihren Mund legt. Welcher Menſch, dem für ſolche Sprache das innere Ohr geöffnet war, konnte ſolche Worte und zuletzt ſolche Lieder wie aus der Bruſt eines ſterbenden Schwanes vernehmen, ohne aufgehoben zu werden von den Kräften der Ewigkeit, die in der freudig zuverſichtlichen Erwartung, ja in dem ſicheren Vorgefühle der nahenden Seligkeit ſich regten und bewegten! So wie Ihnen, würde es auch mir ergangen ſein, wäre ich als ſehender und hörender Zeuge bei dieſem Heimzuge einer zu ihrer Herrlichkeit eingehenden Seele geweſen.

Die Aerzte, ſo ſagen Sie, hätten von Ihrem unausgeſetzten Verbleiben an dem Bette der tödtlich Kranken und der Sterbenden Gefahr der Anſteckung befürchtet, und allerdings ſei Ihr Leib, durch Nachtwachen und Herzeleid, zuweilen bis zur Ohnmacht entkräftet geweſen. An Gefahr von außen her glaubten Sie nicht, wohl aber fühlten Sie die verzehrende Gluth einer anderen, inneren Flamme, welche vielleicht ſicherer noch, als das von den Aerzten gefürchtete Fieber einer leiblichen Abzehrung, die Bande des Leibes und jenes irdiſchen Weſens löſen werde, in welchem Ihr ſehnend Herz nicht mehr daheim ſei. Ihr Brief ſolle deshalb nur noch ein Abſchiedswort an den alten väterlichen Freund ausſprechen, zu welchem Sie, wenn er die Zeilen desſelben beantworten möchte, das Vertrauen hätten, daß er, nicht wie die Aerzte und wie die zärtlich beſorgten Ihrigen von den Hoffnungen und Erwartungen eines längeren Erdenlebens, ſondern nur von Dem mit Ihnen reden werde, was Sie allein von ihm zu hören begehrten: von den Hoffnungen eines nahen Endes des Chriſten und von dem Troſte der Ewigkeit.

Ich wiederhole es nochmals: ich finde die Stimmung, in der Sie jetzt ſind, nach ihrer ganzen Stärke und Heftigkeit, nicht wie man in Ihrer Umgebung ſie nennt, unnatürlich, ſondern naturgemäß und wohlbegreiflich.

Iſt es doch ſelbſt mir, dem 77jährigen Greiſe, bei dem Leſen Ihres Briefes ſo zu Muthe geworden, wie es etwa, nach ſeinem Maaße dem Vogel ſein mag, der zwar an der freien Außenwand des Hauſes, nicht aber als ein Freier, ſondern als ein Gefangener im Käfig ſitzt, wenn er an einem ſchönen Herbſttage, draußen im Garten und

Felde die frohlockenden Töne der Wandervögel vernimmt, welche in keinem Käfig gehalten, „in Freiheit überall“ ziehen, wohin ein übermächtiges Verlangen ſie treibt. Der Vogel, in ſeinem Gefängniſſe, hat wohl auch in der vergangenen Zeit des Frühlinges und Sommers den Geſang ſeiner gefiederten Verwandten gehört, und hat manches ihrer Lieder mit den Tönen ſeiner Stimme begleitet; aber die Luſt des Mitſingens hat ihn in der langgewohnten Zufriedenheit mit ſeiner zwar beengten, dabei aber mit Futter und anderen Bequemlichkeiten wohlverſorgten Hausordnung nicht geſtört. Was iſt es aber, was dem Zurufe der vorüberziehenden Wandervögel im Herbſte ſeine ganz beſondere Macht gibt, wenn der Gefangene ſo ungewöhnlich laut, aus voller Bruſt in ſeine Töne einſtimmt und dabei, als wolle er mit Gewalt den Draht des Käfiges durchbrechen, unruhig gegen die Wände ſeines engen Hauſes anſtürmt? — Iſt nicht auch der Geſang der Vögel ein Wechſelgeſpräch des Sängers mit dem, das er beſingt? die lieblichen Lieder des Frühlinges ein Wechſelgeſpräch der fühlenden, thieriſchen Seele mit der nahe ſtehenden Welt ihrer Liebe, ihrer Luſt, ihrer Furcht? die Töne des Abſchiedes aber im Herbſte ein Wechſelgeſpräch nicht mit einem Nahen, ſondern mit einem weit Entfernten; die Antwort eines Echo's auf die Anſprache einer Stimme, deren erweckende, anregende Kraft das innere Gefühl empfindet, ohne durch den äußeren Sinn zu erfahren, woher der Ruf kommt und wohin er fährt.

Der antwortende Hall eines Echo's kommt von allen Felſenwänden des Thales, kommt von den geſammten Bäumen des Waldrandes zugleich her; der Laut aber, welchen der klopfende, nach ſeinem Futter ſuchende Specht im Walde weckt, kommt, bald hier bald dort von einem vereinzelten Baume. So geht auch das Lied, welches die gefiederten Sänger im Frühlinge und Sommer anſtimmen, aus einem Drange hervor, welcher nicht das ſucht und begehrt, was Vieler und Aller, ſondern was nur das vereinzelt Seinige iſt; das Gefühl aber, das in dem wunderbar freudigen Rufe der Wandervögel laut wird, iſt von einem Zuge geweckt, der nicht nach dem Einzelnen und Nahen hinführt, ſondern „weit über Berg und Thale, weit über flaches Land“ nach einem, von dem Auge ungeſehenen Orte, der für Viele und Alle bereitet iſt, daß ſie daſelbſt ernährt würden und geborgen vor dem Todeshauche des Winters. Zwiſchen den Sängern der Liebeslieder im Frühlinge war ein beſtändiger Kampf und Streit der Einzelnen um das Ihrige; die Schaaren der Wanderer aber, wenn ſie im Herbſte von der Heimath und von Dem, was darin das Ihrige war, ſich geſchieden, ziehen einmüthig und friedlich zuſammengeſellt ihren gemeinſamen Weg in die Höhe dahin.

Wiederholt ſich doch ſelbſt an uns, nach unſerem höheren Maaße, im Verkehre mit anderen Menſchenſeelen, etwas dieſem Vergleichbares. Auch in unſerem Weſen liegt der mächtige Zug nach einem Jenſeitigen und Künftigen, das im diesſeitigen Leben „kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret hat, das in keines Menſchen Herz gekommen iſt, welches Gott bereitet hat Denen, die Ihn lieben.“ Laß die Dichter, laß die Redner mit allem Reize und mit aller Kraft der Worte, die ihnen zu Gebote ſteht, die Luſt und Herrlichkeit des Erdenlebens preiſen; laß ſie, ſelbſt im Tone des höheren Ernſtes von dem Guten, dem Großen, dem Erhabenen reden, deſſen Strahlen das Leben unſerer Sinnlichkeit erleuchten, wir werden dem Wohllaute ſolcher Reden mit innigem Vergnügen, ja mit Rührung zuhören, aber mitten in ſolcher Rührung bleibt der innerſte Lebenstrieb unſeres Geiſtes unbewegt; wir bleiben in Dem befangen, was ſterblich und nichtig iſt. Das aber, was dem Vogel im Käfig widerfährt, wenn er im Herbſte die Töne vernimmt, welche der Trieb des Wanderns nach dem ungeſehenen Jenſeits ſeinen geflügelten Verwandten entlockt, das geſchieht unſerem Geiſte, wenn ihn ein Wort berührt, auf welchem die Weihe des Zuges nach der Ewigkeit ruht. Der ſchlafende Keim, der für das Leben des Jenſeits gemacht iſt, regt ſich und wacht auf. Laß mich, ſo ſpricht dann in unſerem Innern das Verlangen einer vorhin noch nie gefühlten Liebe, das Wort noch einmal, laß es mich öfters vernehmen. Ja, nur in ſolchen Worten iſt Leben und Geiſt, die anderen verwehen und ſterben dahin mit dem Hauche des Athems, der ihnen den Laut gab.

Ihnen, meine Freundin, iſt das innere Ohr ſchon frühe geweckt worden für das Vernehmen ſolcher Worte, die den geiſtigen Wandertrieb anregen nach dem Sein des ewigen Jenſeits. Obgleich ſeitdem mehrere Jahre vergangen ſind, erinnere ich mich doch noch einer Unterhaltung mit Ihnen in Ihrem väterlichen Garten. Sie waren zu jener Zeit ein Mägdlein von etwa 12 Jahren, gar beſcheiden und ſtill, ſo daß ich bei meinem damaligen erſten Beſuche in Ihrem Elternhauſe Ihre Stimme nur noch wenig vernommen hatte. Sie ſtanden auf der Anhöhe im Garten, auf welcher mehrere ausländiſche Bäume angepflanzt ſind; unter anderen ſtand da eine ſogenannte Ceder aus Amerika, welche übrigens nicht vom Geſchlechte der ächten Ceder des Libanon, ſondern von dem des baumartigen Wachholders iſt. Ich war der Meinung, daß Sie mit Ihren Eltern die Reiſe nach Italien im vorhergehenden Jahre gemacht hätten, von welcher am geſtrigen Abende an der Familientafel viel geſprochen und erzählt worden war, und fragte Sie deshalb, ob Ihnen nicht im botaniſchen Garten zu Piſa die ächte Ceder vom Libanon vor Augen gekommen ſei? Sie antworteten mir, wie mir ſchien, etwas traurig „Nein“ und fügten dazu, daß Sie mit Ihrer älteren Schweſter zur Pflege der beiden kleinen Brüder zu Hauſe geblieben ſeien, während nur die Mutter und der älteſte Bruder den kränklichen Vater auf jener, ihm von den Aerzten vorgeſchriebenen Reiſe begleiteten. Ich bedauerte Sie, daß Ihnen die Freude, eines der ſchönſten Länder von Europa zu ſehen, nicht gewährt worden war, beſchrieb in einigen Zügen den Hochgenuß, den ich auf meinen mehrmaligen Wanderungen durch einzelne Theile von Italien gefunden. Freilich habe mir eine andere Reiſe, die ich machte, noch tiefere, mächtigere Eindrücke hinterlaſſen: das ſei die nach dem gelobten Lande, nach Jeruſalem, geweſen. Wenn ich jedoch darüber nachdächte, und mich fragte, was den Eindrücken meiner Reiſe im Nilthale, durch die Wüſte nach dem Sinai, dann durch das vormalige Jordansthal nach Paläſtina ihren ſo mächtigen Reiz für meine Sinne, wie für mein Gemüth, gegeben habe, dann fände ich, daß die Macht des Eindruckes, den ich dort bekam, nicht von den Bergen, Thälern und Gewäſſern, die ich mit dem äußeren Auge ſah, ſondern von einer Welt herkam, die ich in meinem Inneren trug, und welche ich mit mir an den Nil und an den Jordan, auf den Sinai, wie auf den Oelberg brachte. Denn was machte die Stille der Wüſte, durch welche ich zog, für mein Gemüth ſo hehr, ſo gedankenvoll, was gab in meinen Augen dem Jordan, der an ſich ſelber ein unſcheinbarer Fluß iſt, ein Anſehen vor allen Flüſſen und Strömen, die ich ſonſt geſehen, als die Erinnerung an jene Thaten der längſt vergangenen Zeiten, die ich nicht mit den fleiſchlichen Sinnen, ſondern nur im Geiſte: im Spiegel des Wortes geſchaut hatte. Darum mußte ich einer alten, frommen Verwandtin in meiner Heimath, die ich bald nach meiner Zurückkehr von der Reiſe in das Morgenland beſuchte, rechtgeben, als dieſe, auf mein Befragen, ob ſie, nach dem was ich ihr davon erzählte, keine Wanderluſt nach dem Morgenlande empfinde, mit „Nein“ antwortete. Denn, wie ſie zu mir ſagte, habe ſie daſſelbe, was ich bei dem Anblicke des gelobten Landes empfunden, ſchon oft und wohl in gleicher Stärke in ihrem Gemüthe erfahren, wenn ſie in der heiligen Schrift von den Geſchichten las, die in jenem Lande ſich zugetragen, ja ſchon ein Lieblingsbuch ihrer Kindheit: Bunyan's Wallfahrt eines Chriſten, habe ſie mit einem Vergnügen erfüllt, das kaum dem Vergnügen nachſtehen könne, das ein Pilger nach dem irdiſchen Jeruſalem genießt, wenn er mit ſeinen leiblichen Füßen auf den Oelberg und in der Gegend der heiligen Stadt herumwandelt.

Als ich dieſe Worte ſprach, da wurde Ihnen auf einmal Ihre von kindlicher Demuth gehaltene Zunge gelöſt. Sie ſchauten mich zutraulich lächelnd an und fragten mich, ob ich das Buch von Bunyan kenne und geleſen habe? Ich bejahte dieſes gerne und erwähnte, daß ich ſchon in meiner Kindheit mich daran erfreut habe.

Mit einer Geſprächigkeit, welche ich von Ihnen, dem ſchüchternen Kinde, nicht erwartet hätte, erzählten Sie mir, wie Sie früher eine ſo gar große Luſt zum Reiſen gehabt hätten, daß Sie bei dem Leſen des Robinſon von Campe es bitterlich beklagten, daß Sie nicht als Knabe geboren wären. Denn Ihr Verlangen, recht ferne ſchöne Länder und Inſeln zu ſehen, ſei damals ſo heftig geweſen, daß Sie nicht dafür ſtänden, ob Sie nicht als Knabe es eben ſo gemacht hätten wie der junge Robinſon und auf einmal mit einem Schiffe, dergleichen ſo oft in den Hafen Ihrer Vaterſtadt kämen, davon gegangen wären. Eben in dieſer Zeit ſei Ihnen Bunyan's Buch in die Hände gekommen, das in der einfältig treuherzigen Weiſe ſeiner veralteten Sprache Ihnen ſo zu Herzen gegangen wäre, daß Sie nicht mehr nach der Reiſe auf eine ſchöne Inſel oder in die Palmenwälder und Orangengärten fremder Länder verlangt hätten. Denn was Bunyan beſchrieben und erfahren habe, wäre Ihnen ſchöner vorgekommen und lieber geworden als Alles, was man auf Erden lieblich und ſchön nenne. Sie hätten das Buch, beſonders in der Zeit, in der Ihre lieben Eltern auf der Reiſe nach Italien waren, öfters geleſen, und ſo oft Sie es wieder laſen. wäre Ihnen das eindrücklicher geworden, was der liebe Bunyan jedem Chriſtenherzen in der Geſchichte ſeiner Wallfahrt ſagen und zu Gemüthe führen wollte.

Wenigſtens dem Inhalte, wenn auch nicht ſeinen ſchwer nachzuſprechenden kindlichen Worten nach, waren das Ihre damaligen vertraulichen Mittheilungen an mich. Ich faſſe dieſelben hier auf, damit ſie uns das beſtätigen, was ich vorhin über das Weſen des in Ihnen frühe rege gewordenen geiſtigen Wandertriebes ſagte. Bunyan iſt als einer jener laut gewordenen Wandervögel durch ſeine Zeit und ſein Volk gezogen, welche den Trieb nach dem nie geſehenen, ſeligen Jenſeits in beſonderer Stärke in ſich fühlten. Er ſelber hatte ſchon auf Erden die Kräfte des ewigen Lebens in ſich empfunden, und nur die, welche dieſes erfahren, können in anderen Seelen die gleichen Kräfte anregen und wecken. Das Wort vom Leben bleibt ein wirkungsloſes und todtes, wenn es nicht ſelbſt aus dem Leben kommt; an einem gemalten Feuer wird keine Kerze entzündet; der kleinſte Funke aber, der den Samen der Gluth in ſich trägt, kann ein ganzes Haus, ja einen großen Wald in Flammen ſetzen. In Bunyan's Schrift haben Sie die Locktöne nach dem ewigen Jenſeits vernommen und das innere, ſelige Heimweh, das jetzt Sie zu verzehren droht, hat nicht erſt am Sterbebette Ihrer theueren Schweſter, ſondern ſchon lange vorher ſeinen Anfang genommen. Bei dem, was ich jetzt weiter über dieſe Ihrem Gemüthe lieblich dünkende Heimſuchung ſagen will, vergeſſen Sie nicht, daß auch in mir die ſpießbürgerliche Anhänglichkeit an das Erdenleben, das Ankleben an ſeine ſüßen Gewohnheiten, gerade nicht von ſonderlicher Stärke ſind. In mehr denn einem Sinne halte ich es von ganzem Herzen mit dem gekrönten Prediger, wenn dieſer in ſeiner gewaltigen Rede über die Eitelkeit des Lebens es ſagt: „da lobte ich mir die Todten, die ſchon geſtorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch den Odem haben,“ und ich darf wohl ſagen, daß ich ſchon in früherer Zeit und noch mehr in meinen ſpäteren Jahren den Zug des geiſtigen Wandertriebes, der Ihr Herz bewegt, vielleicht in eben ſo großer, wo nicht in noch größerer Stärke empfunden habe, als Sie es thaten. Obgleich deshalb Ihre Lebenstage nur wenig über den vierten Theil der meinigen hinüberreichen und die Liebe Aller, welche Ihnen nahe kamen, mit unlösbar feſten Banden Sie am Leben feſthalten möchte, würde mich dieſes dennoch nicht abhalten, recht von Herzen dem Wunſche Ihres Briefes nachzugeben. Ich würde, Ihnen gegenüber, ungleich lieber, nur von des Erdenlebens Ende und dem erſehnten Zuge nach ſeinem uns verheißenen Jenſeits reden, als von den

Reizen der Gegenwart, wie der nahen Zukunft, welche Ihnen das zeitliche Daſein in ſeltener Fülle darbietet und verheißt. Aber das Weſen des geiſtigen Wandertriebes, der ſchon frühe ſich in Ihnen regte und am Sterbebette Ihrer Schweſter in ſolcher Heftigkeit in Ihnen erwachte, trägt Kräfte in ſich von zweifacher Natur und von ſcheinbar ſich widerſprechenden Eigenſchaften. Laſſen Sie mich von dieſer wunderbaren Doppelnatur jenes geiſtigen Dranges einige Worte ſagen.

Wenn die junge Turteltaube, welcher erſt ſeit Kurzem die Keime des Geſieders aus dem zarten Flaum hervorbrachen, das ihren Leib bedeckte, ihre Alten, die ihr das Futter bringen, zum Neſte zurückkehren ſieht, da regt ſie voll Luſt die Flügel, denen zum Aufſchwunge noch die Stärke der Federn fehlt, als wollte ſie den liebenden Pflegern ſchon in der Luft entgegenkommen, oder wenn dieſe wieder hinwegfliegen, ſie im gleich ſchnellen Fluge begleiten. Freilich kehrt die Schwache, von dem Rande des Neſtes, bis zu welchem ſie den ſcheidenden Eltern folgte, gar bald wieder zu der Mitte desſelben zurück, deſſen Ruhe und Wärme ſie noch lange zu ihrer Bekräftigung bedarf; und dennoch war ihr Flattern ſchon ein Fortſchritt zum Fluge. Denn man kann wohl ſagen: mit jeder lebendigen Regung eines Naturdranges wächſt die Kraft, demſelben zu folgen und ihn zu befriedigen. Jener Trieb, welcher die erſt hervorſproſſende Schwinge in ihre ſcheinbar erfolgloſe Bewegung ſetzt, iſt nichts Anderes als der Trieb des Wachsthums ſelber, deſſen innere Strömung und Bewegung durch die äußerliche ſich bekräftigt und zur Vollendung ſteigert.

Dasſelbe, was dieſes ſinnliche Abbild zeigt, erfahren wir in unſerem Innern, wenn und wo in dieſem der geinige Wandertrieb ſich regt. Er iſt, wie ich vorhin ſagte, der Widerhall, iſt das Echo einer rufenden Stimme, die aus weiter Ferne, aus dem ewigen Jenſeits kommt; er ſelber eine Kraft des ewigen Lebens, welche das Verlangen, den Zug nach dieſem bewirkt. Und bei jeder lebendigen Regung dieſes Verlangens wächſt in uns die Lebenskraft für ein Sein, das durch die Zeit der Erde und über dieſe hinaus fortwährt in Ewigkeit. Ja, das innige Sehnen Ihres Herzens, dahin zu ziehen, wo ſein Schatz, wo das iſt, was ſeine Liebe ſucht, iſt ein Mittel der Lebensverlängerung, dem kein anderes gleichkommt, welches die Weisheit der Makrobiotik uns anpreiſt. Denn was ſind die Tage eines Methuſalah, der Adam noch mit ſeinen Augen geſehen und 95 ſeiner Jahre mit ihm, Jahrhunderte lang mit den anderen Vätern ſeines Geſchlechtes auf Erden zuſammengelebt hatte, ja der auf den Gräbern von ihnen allen geſtanden war, bis er als der letzte der Aelteſten vor dem Gerichte der Sündfluth zu ſeiner Ruhe kam; was ſind, frage ich, 969 Erdenjahre gegen die Aeonen der endloſen Ewigkeit? Wie aber, wenn in dem Becher des aufwärts gehenden Sehnens, aus dem Sie eben jetzt in ſo vollen Zügen trinken, ein kräftiges Mittel läge, nicht nur zu einer Lebensverlängerung hoch und frei über die Erdenzeit hinaus, ſondern nicht minder tief und feſt in dieſe hinein? Zwar der junge Trieb des immergrünen Epheus, der weit über den unteren Boden, darin er keimte, hinaufwärts, nach dem reinen Himmelsblau ſich erhebt, webt gar manche feſte Wurzel in das Geſtein des Felſens hinein, an deſſen Wand er hinanklimmt, gleich als gehöre er nur der Felſenhöhe, nicht mehr der Tiefe an. Wie aber, wenn mit jeder Wurzelſchlinge, die er nach oben anknüpft, auch die untere Wurzel tiefer, kräftiger in den Erdengrund eindränge, dem ſein aufwärts gehender Trieb enteilen wollte? Laſſen Sie uns dieſes Bild mit rechtem Verſtande in's Auge faſſen.

Das Glas, auch wenn ihm unſere Kunſt die herrlichſte grüne Färbung gab, iſt deshalb noch kein Smaragd, ſondern bleibt ein Glas, dem das Feuer des Glanzes und die ausdauernde Feſtigkeit des Edelſteines fehlt. So gibt es auch in der krankhaften Menſchennatur ein Begehren, hinwegzukommen aus dem Erdenleben, welches keineswegs ein Verlangen nach dem ſeligen Jenſeits iſt, ein Sehnen, in welchem keine Kraft des ewigen Lebens ſich regt. Es iſt dieſes der unächte Wandertrieb der Seele, welcher eigentlich nicht nach dem, was oben, ſondern nur nach dem, was unten iſt, hinacht. Er kann aus jener Traurigkeit hervorgehen, welche, weil ſie von fleiſchlicher Art iſt, den Tod wirkt; aus einer Ueberſättigung mit den gemißbrauchten Genüſſen des Erdenlebens bis zum Eckel und Ueberdruß; aus kleinmüthiger Sorge oder Furcht vor einem ſcheinbar unabwendbaren, drohenden Uebel. Wir wollen nicht bei all' den Arten des unächten krankhaften Wandertriebes verweilen, der, wenn er zu einem höheren Grade der Heftigkeit ſich ſteigert, die Hand des Selbſtmörders zu ſeiner Gräuelthat bewegt. Es ſind aber andere Stufen vorhanden, auf denen das Betrübtſein bis zum Tode, auch wenn es aus dem tiefſten Gefühle des Elendes und Leides der Erde kam, zu einem Aufſchwunge nach dem Leben der Ewigkeit ſich erheben kann. Dem Dulder im Lande Uz, Hiob, deſſen Jammer ſchwerer wog, denn alle die Laſten, mit denen der Menſch ſeine abmeſſende Wage beſchwert (C. 6 V. 2), leuchtete mitten in das nächtliche Dunkel ſeiner Trübſal hinein ein Strahl des Troſtes, voll Kraft des ewigen Lebens: er wußte, daß ihm ein Erlöſer lebe, ein

Erwecker aus des Grabes Nacht, ein Führer zum Anſchauen Gottes. Ueberhaupt aber, ſo kann man ſagen, iſt es ein ſicheres Zeichen, daß in unſerem Sehnen nach dem Leben des Jenſeits Kräfte des ewigen Lebens liegen, wenn dasſelbe nicht nur in wohlthuender Weiſe unſer Gefühl ergreift, ſondern wenn es in uns Früchte der Beſſerung hervorruft und zu ihrer Reife für die Ewigkeit ſie zeitigt. Trägt doch jeder ächte, lebendige Gedanke an die Ewigkeit den Samen ſolcher Früchte in ſich; er erhebt uns aus dem Staube der Sinnlichkeit, der unſere Augen trübt, zu einer freien Höhe, die über dem Staube ſteht und die uns den Blick über unſer inneres wie äußeres Leben gewährt; über die Wege, darauf wir in der Irre gingen ſowie auf den rechten und geraden, der zum Ziele der Wallfahrt führt. Dort auf der Höhe, im Naheſein Deſſen, welcher ſelber das Licht und das Leben der Ewigkeit iſt, fließt der Quell des lebendigen Waſſers, durch welches der Erdenpilgrim zum Fortſchreiten auf dem geraden Wege ſich bekräftigt, und wer dieſes nur einmal recht gekoſtet und ſeine Kraft an ſich ſelber erfahren hat, der kehrt gern täglich, ja ſtündlich zu der Höhe des Naheſeins der Ewigkeit und Deſſen zurück, der ohne Wechſel von Tag und Nacht die Höhe beleuchtet.

Das Werk der Beſſerung, zu welchem die Gedanken der Ewigkeit und das Verlangen nach ihrem Leben uns aufrufen und bekräftigen, iſt ein inneres und zugleich mit dieſem ein äußeres. Wer in Kraft des Lichtes und des lebendigen Waſſers, die er auf der Höhe genoſſen, in deren Einſamkeit und Stille er gern eingeht, das ſchwere und dennoch ſelige Werk der Beſſerung des eigenen Selbſt ohne Aufhören betreibt, der kann dem Drange nicht widerſtehen, auch in anderen Seelen dasſelbe beſeligende Werk zu beginnen und zu fördern; ſein Leben wird für ihn, wie durch ihn für ſeine ganze Umgebung, zu einem unabläſſigen Fortſchreiten in der Beſſerung.

Es begegnet mir da eine liebliche Erinnerung aus einem der vergangenen Jahre, an der ich nicht gern ſtillſchweigend vorübergehen möchte, ſondern die ich hier bei'm Schreiben meines Briefes eine kleine Strecke des Weges, als anmuthige, muntere Begleiterin, mit mir nehme. Ich führe Ihnen meine Gefährtin als eine wohlbekannte vor Augen. Als ich vor drei Jahren als beſuchender Gaſt in das Haus Ihrer Eltern kam und Sie, ſo wie Ihre Schweſter nicht im Wohnzimmer fand, vergeblich auch länger als eine Stunde auf Ihre, ſonſt immer zum eiligen Herbeikommen bereite Erſcheinung gewartet hatte, da fragte ich Ihre Mutter, wo die Töchter wären? Ob nicht vielleicht Ihre Schweſter und Sie Theil genommen hätten an der glänzenden Landparthie, von welcher ich bei einem Verwandten und Geſchäftsfreunde Ihres Hauſes, bei dem ich am Vormittag geweſen, gehört, und die Zurüſtungen dazu geſehen hatte? — „Keinesweges“, ſo antwortete mir Ihre Mutter, „zu ſolchem Vergnügen laſſen ſich meine beiden Mädchen, namentlich an ſolchen Tagen, wie der heutige, keine Zeit; ſie ſind, wo ſich nur eine gelegene Stunde dazu findet, zu eifrig in ihrem neuen Geſchäfte.“ — „Und was iſt das für ein neues Geſchäft?“ fragte ich weiter. — „Sie ſind mir“, ſprach die Mutter, „beide ſeit einiger Zeit Schulmeiſterinnen geworden, welche, wenn auch nicht an Geſchick und Bildung zu dem Amte, doch an ernſtlich gutem Willen und an Fleiß den beſten Schulmeiſtern in der Stadt und ihrer Umgegend es gleich thun. Unter den von auswärts hergekommenen Arbeitern in unſerer ſo wie in anderen Fabriken ſind nämlich viele arme Leute, die ihre

Kinder, ſo bald es nur geht, mit ſich zur Arbeit nehmen, und aus Dumpfheit oder Dürftigkeit nicht daran denken, ſie in eine Schule zu ſchicken oder ſie zur Kirche anzuhalten. Die Kleinſten unter dieſen armen verſäumten Kindern, welche von den Eltern noch nicht benutzt werden können zum Broderwerbe, hat unſere jüngere Tochter Sophie, welche überhaupt zuerſt auf den Einfall kam, ſolche Schulmeiſterei anzufangen, ſo ſorgſam, wie eine Henne ihre Küchlein, unter ihre Pflege genommen. Sie hat dieſe auf allerhand Weiſe an ſich gelockt, ihren Hunger geſtillt, mit ihnen geſpielt, ihnen Bilder gezeigt und erzählt, nach ihren Kräften ſie beſchäftigt und an Ordnung und Fleiß gewöhnt. Es war im vorigen Winter, wo ſie dieſes Geſchäft anfing. Den Kleinen that ſchon die Wärme wohl, die ſie unten in einer großen, geheizten, nur zum Theil für die Bedürfniſſe der Fabrik benutzten Stube fanden. Als aber nun zu der wohlthuenden Wärme auch die anderen leiblichen Erquickungen kamen, deren mäßigen Aufwand Sophie aus ihrem zuſammengeſparten und ſeitdem wohl reichlicher ihr zukommenden Taſchengelde beſtritt, oder aus den friſchen, ſo wie getrockneten Vorräthen unſeres Gartenertrages nahm, und zu all' dieſer leiblichen Pflege auch die gute, den armen Kleinen noch ganz neue Unterhaltung, da brachten die Kinder ſelber oder ihre Mütter gar bald ſo viele andere kleine Theilnehmer und Theilnehmerinnen an ihren Freuden herbei, daß der Zudrang derſelben allmählig ein ziemlich großer geworden iſt. Denn nicht nur die Kinder der armen Eltern von auswärts her, welche in unſerer Fabrik, ſondern auch derer, die in anderen Fabriken der Stadt arbeiten, haben Aufnahme unter die Schaar gefunden, die ſich um Sophien verſammelt. Dieſe aber iſt aus einer bloßen ſorgfältigen Pflegerin zu einer Lehrerin geworden, und in dieſer herzlich gut gemeinten Bemühung iſt ſie von ihrer älteren Schweſter Luiſe, ſo viel dieſer ihre Kränklichkeit es erlaubte, recht traulich unterſtützt worden. Luiſe hält mit den größeren Mädchen ihre Schule; Sophie mit den kleineren und kleinſten, unter denen auch etliche Knäblein, im Schutze ihrer Schweſtern, Zutritt gefunden haben. Heute, wo der Geburtstag ihres Fabrikherrn auch dadurch gefeiert wird, daß man den Arbeitern einen feſtlich freien Nachmittag gewährt, an welchem ſie, außer ihrem gewöhnlichen Taglohn auch noch Bewirthung empfangen, ſind ſelbſt die älteren Mädchen um Luiſe, die jüngeren um Sophien verſammelt, und ich habe mich kurz vorher, ehe Sie kamen, durch einen Beſuch in unſerer Winkelſchule ſelbſt davon überzeugt, daß die Bemühung meiner Töchter nicht ohne Segen und guten Erfolg geblieben iſt. Die größeren Mädchen, die vorher, eben ſo wie die kleineren, in einer faſt thieriſchen Unwiſſenheit dahin lebten, haben zum großen Theil nicht nur Leſen, Schreiben, Rechnen gelernt und ſind zu vielerlei weiblichen Arbeiten geſchickt geworden, ſondern ſie haben vor Allem in jener Erkenntniß einen guten Grund gelegt, welche allein das Herz beſſert: in der Erkenntniß ihres Heiles in Chriſto. Die Kleineren aber, außer mancherlei gewöhnlichen Anfängen im Lernen und in Handgeſchicklichkeiten, ſind durch Sophiens Gabe, in lebendiger und anziehender Weiſe zu erzählen und zu beſchreiben, ſo in die Bekanntſchaft mit der bibliſchen Geſchichte hineingeführt worden, daß ihnen darin nur wenig Kinder ihres Alters, auch aus ſolchen Familien, darin in der Erziehung nichts verſäumt wird, gleichkommen mögen.“

Ich äußerte jetzt meinen Wunſch, daß man mir als einem alten, geweſenen Schulmeiſter einen Beſuch bei den jungen Lehrerinnen und ihren Schulkindern geſtatten möge, und Ihre liebe Mutter war ſogleich bereit, mich hinunter zu führen zu Ihnen. Sie öffnete leiſe die Thüre. Ihre Schweſter Luiſe und die größeren Mädchen, welche um ſie her ſaßen, bemerkten uns; die Mutter aber winkte ihnen, zu ſchweigen, und wir konnten uns unbemerkt dem Tiſche nahen, an welchem Sie, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, ſaßen. Sie waren ſo ganz in der Erzählung der lieblichen Geſchichte von Joſeph und ſeinen Brüdern in Aegypten vertieft, die Kleinen um ſie her, einige mit Thränen der Rührung in den Augen, hingen ſo eifrig zuhörend, unverwandten Blickes an Ihren Lippen, daß wir lange unbemerkt mit zuhören konnten. Endlich wurden wir bemerkt; Sie ſahen ſich, mit kindlich verlegenem Erröthen, von einem fremden Gaſte, den ſie nicht erwartet hatten, überraſcht, auf dem Wege einer guten That.

Der Gaſt aber iſt an dieſem Tage, mehr denn jemals früher, Ihnen kein Fremder geblieben, ſondern, wie Sie mich in Ihren ſpäteren Briefen nennen, ein väterlicher Freund geworden, gegen den Sie, in mancher zutraulichen Frage Ihr Herz aufthaten und der dieſe Fragen gern beantwortete, weil ſie etwas Höheres betrafen, als das, was im Laufe der Welt als Hoch geachtet wird.

Mir iſt, wie Sie eben ſehen, der Beſuch in Ihrer Schule in recht lebendiger Erinnerung geblieben, und von Ihnen wird wohl auch das noch unvergeſſen geblieben ſein, was ich mit Ihnen ſprach, als Sie, nachdem Sie Ihr kleines Volk entlaſſen hatten, zu uns in den Garten kamen. Ich erzählte Ihnen von einem Manne, der den Unterricht der Kinder, oder „das Informiren“ nach einem ſo großartigen Maßſtabe betrieben hat, als kaum ein Anderer, von welchem ich Kunde habe. Dieſer Mann war der alte, Ihnen auch aus meinen Schriften bekannte, originelle Pfarrer Flattich in Würtemberg. Denn ſeine Wirkſamkeit als Informator war nicht etwa nur auf die Kinder eines Edelhofes oder auf die unterrichtsbedürftige Jugend eines Dorfes, einer einzelnen Stadt und ihr Gebiet beſchränkt, ſondern war eine ſo weit ausgedehnte, daß man ihn mit Recht zu ſeiner Zeit einen Informator von ganz Würtemberg nennen konnte, deſſen Schulſtube im Pfarrhauſe auch wohl manchen Zuſpruch aus weiter Ferne und anderen Ländern erhielt. Das, was den großen, wohlverdienten Ruf dieſer Schulſtube und des Mannes, der darin informirte, begründete, war nicht nur das bewundernswürdige Verfahren, mittelſt deſſen er den Knaben ihr Latein, ihr Griechiſch und andere Schulkenntniſſe in größter Leichtigkeit und, wenn nur einige Empfänglichkeit dafür in den Knaben war, in möglichſt kürzeſter Zeit beibrachte, ſondern eine andere, höhere Gabe, die nicht jeder Schulmann hat. Flattich ging bei ſeiner geiſtigen Ausſaat des Unterrichtes nicht ſo zum Werke, wie ein Pächter, der ſeinen Samen in den Acker wirft und im günſtigſten Falle auch mit Dünger beſtreut, ohne auf gründliche Umarbeitung und Verbeſſerung des ſchlechten, von Steinen und ganzen Felſenſtücken verkümmerten Bodens auszugehen, ſondern er dachte vor Allem auf die rechte Urbarmachung und auf die Reinigung des Bodens von Allem, was den guten Ertrag der Ausſaat hemmen und verderben kann. Er war ein gewiſſenhafter, genauer Corrector oder Verbeſſerer nicht nur der handſchriftlichen Arbeiten und Aufſätze, die er ſeinen Schulknaben machen ließ, ſondern ein Verbeſſerer ihrer Sitten, ſo wie ihrer Sinnes- und Gemüthsart. Hierin handelte er alſo nicht wie ein Miethling, der den Acker auf einige Zeit von dem eigentlichen Herrn deſſelben gepachtet oder gemiethet hat, ſondern als ein treuer Knecht in ſeines Herrn Hauſe. Und durch dieſes Glück und Geſchick zum Geſchäfte eines Correctors nicht nur der Schreibereien und Gedächtnißübungen ſeiner Zöglinge, ſondern ihres ganzen äußeren und inneren Lebens für Zeit und Ewigkeit, hat er ſich vor Allem das Wohlgefallen Deſſen erworben, der ihm zu all' ſeinem Thun Kraft und Gedeihen gab, und zugleich auch ein gar ſeltenes Vertrauen unter dem Volke ſeines Landes und ſeiner Zeit. Denn gar oft brachte man ihm ſolche Buben in ſeine geiſtige und leibliche Zucht und Pflege, an deren widerſpenſtigem Naturell weder die Eltern noch die Lehrer etwas ausrichten konnten, weil ſie, wie jener Amtmann, der ſeinen Sohn zu dem Pfarrer in die Schule brachte, ganz desperate Menſchen waren*). Und man weiß es noch jetzt, wie oft und wie weit Flattich an ſolchen Seelen das Werk der Beſſerung durch Liebe, Geduld und Glauben zu einem erwünſchten Ziele geführt hat.

In ſolcher Weiſe ſprach ich damals auf Veranlaſſung Deſſen, was ich von Ihrem und Ihrer geliebten Schweſter Luiſe Informationsgeſchäfte geſehen und erfahren hatte, von dem alten Informator von Würtemberg, dem Jeremias Flattich. Aber ich erzählte Ihnen auch noch zum Schluſſe, wie und wodurch der ſeltene Mann zu ſeinem Berufe als Informator geführt worden und gekommen ſei. Er erzählte das in den Bemerkungen über die Geſchichte ſeines Lebens ungefähr in folgender Weiſe. Als er noch Student in Tübingen war, da gab es einmal eine Nachtmuſik, bei der unter Anderem eine Arie oder Motette abgeſungen wurde, zu welcher der damals berühmte Kanzler Bielfinger den Text gedichtet hatte. Die Veranlaſſung zu der Nachtmuſik war die Geburtstagsfeier des regierenden Herzogs Karl Alexander, deſſen in Kriegsthaten mächtiger Arm und Feldherrentalent manches feindliche Heer beſiegt hatte, während ſein Herz zu ſchwach war, um den Angriffen ſolcher Feinde zu widerſtehen, die ihm zur nächſten Hand ſaßen. Ein ſolcher Feind war das gewaltthätige Selbſtvertrauen, in welchem er von den Ständen und dem Volke ſeines Landes denſelben blinden Gehorſam verlangte, den der Soldat dem Kommandoworte ſeines Befehlshabers leiſten muß; ein anderer war die Begierde, ſich unabhängig von der Bewilligung der Stände, Geld, ſo viel er nur wolle, zu verſchaffen. Zu dieſen zweien der inneren Feinde geſellte ſich bald hilfreich ein dritter, äußerlicher: der verſchmitzte Jude Süß Oppenheimer, der das Vertrauen des Herzogs durch ſeine wohlberechneten Rathſchläge ſo gewann und umſtrickte, daß ihn derſelbe zu ſeinem Finanzminiſter und allvermögenden Günſtling erhob. Unter ſolch' heilloſer Verwaltung wurde das Land ausgeſogen, die heiligſten Rechte des Volkes mit Füßen getreten und die Geſinnung deſſelben im Innerſten verbittert. Mitten in ſeinen eigenwilligen Verirrungen und Unthaten kamen dem Herzog dennoch ſolche, freilich bald vorübergehende Stunden, in denen er die Schlechtigkeit ſeines Rathgebers und all' der Helfershelfer erkannte, womit der allgewaltige Günſtling ſeinen Fürſten umgeben hatte; Stunden, in denen der gute Wille in dieſem erwachte, es beſſer zu machen als bisher. Auf die Regungen einer dieſer guten Stunden ſchien der Inhalt der Motette ſich zu beziehen, darin geſagt war: der Herzog ſolle leben von nun an, ſo lange er am Werke der Verbeſſerung ſchaffe.

---

*) Die kleine Geſchichte iſt erzählt in meinen Mittheilungen aus dem Reiche unter der Aufſchrift: „Die Deſperatencur" (neue Aufl. S. 167).

Die feierliche Tonweiſe und der Inhalt des Geſanges gingen dem Studenten Flattich tief zu Herzen, und er mag wohl unter denen geweſen ſein, welche Gott ernſtlich für die Lebensverlängerung des Herzogs anriefen, damit er zum Werke der Verbeſſerung Raum fände. Als aber die Hoffnung auf's Beſſerwerden der Dinge gar bald wieder ſich vergeblich zeigte und der Herzog durch einen plötzlichen Tod am Schlagfluſſe (1737 am 12. März) dahin genommen ward, dachte der Jüngling der Sache noch tiefer nach und erkannte, daß im Werke der Verbeſſerung ein recht kräftiges Mittel zur Verlängerung des Lebens aus der Zeit in die Ewigkeit liege. „Denn das Leben iſt dem Menſchen zur Beſſerung gegeben," zunächſt ſeiner eigenen und zugleich auch anderer Seelen. Wer kann es dem von Herzen fröhlichen und zugleich frommen Jünglinge verdenken, wenn er gerne leben und nicht ſterben wollte. „Darum," ſo erzählt er von ſich ſelber, „fing ich damals das Informiren an." Ich habe ſchon eben geſagt, in welcher Weiſe und zu welchem Zwecke er dieſes Geſchäft betrieb. Auf einen äußeren Erwerb zum Unterhalte des Lebens hat er es dabei nicht abgeſehen, denn er hat mit vieler Mühe und Sorge und im ſauren Schweiße ſeines Angeſichtes ſein mäßiges Stücklein Brod und in ſeinen alten Tagen ſeinen Reismus gegeſſen, ohne jemals nach den Mitteln zu anderen Labungen und Vergnügungen des Sinnenlebens zu trachten. Seine Lebensweiſe war und blieb bis an ſein Ende die eines Armen, darum hielt er ſich auch als Informator am meiſten zu den armen Kindern, die, wie Er, kein Geld, wohl aber den guten Willen oder die Empfänglichkeit mit ſich brachten für das Werk der Beſſerung durch Liebe, Geduld und Glauben.

Nun, der Mann hat bekanntlich gar viele Jahre, bis in's hohe Alter hinein, mit Ehren ſein graues Haar getragen, und er iſt in all' ſeinen Mühen, bei Tag wie bei Nacht, immerfort eines gar freudigen Sinnes geblieben; er hatte das Mittel zur ächten und rechten Verlängerung des Lebens gefunden und dieſes gute Hausmittel unabläſſig, mit großer Treue gebraucht.

Was ich Ihnen hier, meine verehrte Freundin, anempfehlen möchte, iſt keineswegs, oder wenigſtens gar nicht zunächſt ein Mittel der Lebensverlängerung, im Sinne der Makrobiotik des trefflichen, ehrenwerthen Dr. **Chriſtoph Wilhelm Hufeland**, ſondern, wie ich ſchon ſagte, es iſt bei ſeinem Gebrauche auf eine weitere Lebensverlängerung als auf die von achtzig, neunzig oder auch hundert Erdenjahren abgeſehen. Ihre nun ſelig vollendete Schweſter Luiſe hatte das Mittel erkannt und daſſelbe treulich und täglich gebraucht und es hat ſeine Kraft an ihrem Leben in die Ewigkeit hinein bewährt. Die Bäche und Ströme des Lebens, welche, nicht in niederem Boden entſprungen, in Sümpfen ſich verlieren, ſondern, von der Höhe ausgehend, ihren Lauf kräftig nach dem Meere des ewigen Lebens hin nehmen, werden von dem Herrn des Landes, einige in der geraden Linie eines feſt eingeſchloſſenen Bettes ſchnell zu ihrer Ausmündung geführt, andere läßt er zum Nutzen und Segen des Landes in einem nicht ſo feſt umſchloſſenen Bette zwiſchen den Feldern und Auen, denen ſie Fruchtbarkeit und Gedeihen bringen, ihren längeren, oft gekrümmten Lauf von der Höhe zu der Tiefe des unverſiegbaren Oceans machen. Wenn aber nur der Zufluß von der Höhe her ungehemmt und ununterbrochen derſelbe bleibt, dann kommt jeder Fluß, auch wenn ſein Weg durch viele Krümmungen und Windungen geht, zu dem rechten bleibenden Ruhepunkte des endloſen Gewäſſers. Denn dem Quellenlande der Höhen mangelt es niemals an dem Zufluſſe von Thau des Himmels und von Regengewölk und die Abſenkung von dem Gebirge nach dem Thale, je bedeutender ſie iſt, deſto mehr gibt und erhält der Fluß ſeine Kraft zum munteren Strömen, während der Verlauf eines anderen, der nicht aus ſolcher Höhe kam, ein langſames Dahinſchleichen iſt, das gar leicht zum Stilleſtehen auf ſeinem Wege kommen kann.

Die Höhen, welche ich da meine, ſind die Gedanken der Ewigkeit und das unverwandte, unaufhörliche Verbleiben in der ſeligen Gemeinſchaft eines Verlangens nach ihr. Der geiſtige Wandertrieb, von welchem ich vorhin ſprach, je mächtiger ſein Zug dem Sein der Erde uns entreißen will, ſoll durch die Kraft Deſſen, der ihn erweckte, in unſerem Geiſte eine Luſt am Leben entzünden, welche uns ſelbſt zum Erdenleben eine vorhin nie gefühlte Freudigkeit und Ausdauer gibt. Denn wie der Himmel mit ſeiner Sonne und allen leuchtenden Geſtirnen ohne Aufhören über uns ſteht, auch wenn er für unſeren Blick verhüllt iſt, ſo iſt die Welt des Zeitlichen und Vergänglichen ohne Aufhören von der des Ewigen umſchlungen und durchdrungen. Und dieſes Naheſein bringt mit dem Gedanken zugleich Freuden, Frieden und Ruhe der Ewigkeit. Wir ſind dann ſchon hienieden von dem aufdämmernden Morgenlichte des niemals endigenden Tages umleuchtet, nach deſſen Vollgenuß der Wandertrieb des Geiſtes uns ſo kräftig hinzieht. Und die Morgendämmerung wird immer heller, bis uns, wenn ihre Stunde kommt, die Sonne aufgeht, deren Strahl alles Erdendunkel vertreibt.

Wohlan! Ihre theure Schweſter war ein ſolcher lebenskräftiger Strom, der von der Höhe kam, welche ohne Aufhören vom thauenden Gewölke des Himmels getränkt wird.

Aber wie ein Waſſerfall, der vom Felſen unmittelbar herabſtürzt in den aufwallenden See, hat ſie ihren Lauf in Eile vollendet. Und welches dafür geöffnete Auge ſollte von der Herrlichkeit eines ſolchen Waſſerfalles nicht entzückt werden, deſſen kryſtallhelle Tropfen der aufgehende Sonnenſtrahl mit Farben des Regenbogens verklärt. Wenn aber unſer Lauf, nicht ſo ſchnell abſtürzend nach dem Spiegel des Sees, durch manche ſchattige Kluft und Waldung, manche Felder und Wieſen geht, bis wir nach längerer Zeit ihn vollenden, ſo ſoll uns das nicht kümmern. Iſt es doch derſelbe geiſtige Wandertrieb nach der Ewigkeit, der ſo wie dem Waſſerfalle auch unſerem Bächlein oder unſerem Fluſſe ſeine Strömung gibt und ſie in freudigem Gange erhält. Denn es iſt dieſelbe mächtige, ausdauernde Lebenskraft, welche den Wipfel und die Zweige der mehrhundertjährigen Platane zum Wachsthum vom Boden hinaufwärts nach dem Himmel und ſeine Wurzeln immer weiter, immer tiefer hinabtrieb in den irdiſchen Grund und Boden, auf welchen er vor den Augen eines jüngeren Geſchlechtes als Denkſäule daſteht an viele der alt- und längſtvergangenen Geſchlechter und Zeiten.

Zweiter Brief.

Wechſel von Licht und Schatten an Kranken- und Sterbebetten.

Obgleich Sie, meine verehrte Freundin, den Brief, den ich als Antwort auf den meinigen empfing, nur einen Vorläufer mehrerer ihn ergänzenden Nachfolger bezeichnen, will ich ihn doch hier in meinem ſtillen Landleben nicht ſo, wie Sie mir zumuthen, mit Stillſchweigen übergehen, ſondern dankbar erwidern.

Allerdings iſt es ſo, wie Sie in dieſem Briefe es andeuten, und ich ſelber habe es in meinem Leben oft erfahren, daß die Bewegungen unſerer Gedanken und Gefühle, die doch als etwas ſelbſtſtändig Inneres ihren ganz beſonderen unabhängigen Gang neben den äußeren Erzeugniſſen hergehen müßten, mit dieſen Aeußerlichkeiten, als hätten ſie gegenſeitig ſich verabredet, ſo zuſammentreffen, daß eines das andere ergänzt und erläutert. Iſt es doch zuweilen gerade ſo, als hätten wir, wie im alten Mährchen, ein „Tiſchlein decke dich“ bei uns, das den verborgenen Gedanken oder Wunſch des Herzens alsbald zur ſichtbaren Erſcheinung und Gewährung werden ließe. Ich will hier nicht der Erſcheinungen aus einem höheren Gebiete des inneren Lebens, der unverkennbar ſichtlichen und wörtlichen Erhörungen eines kindlich gläubigen Gebetes, ſondern nur ſolcher Erſcheinungen gedenken, welche mehr in den Bereich des alltäglichen Lebens fallen. So war ich etwa eben mit dem Gedanken an eine wiſſenſchaftliche Arbeit beſchäftigt, zu welcher mir manche Hülfsmittel und thatſächliche Stützpunkte fehlen; ich ſinne recht lebhaft und verlangend darüber nach, woher ich wohl das mir fehlende Material erhalten könne, und auf einmal, gerade zu rechter Zeit und Stunde, erhalte ich ungeſucht, und ohne mein Zuthun, zuweilen von Seiten her, von denen ich es gar nicht erwarten konnte, das, was mir ſo erwünſcht war. Oder ich dachte lebhaft an einen lieben Freund, dem ich etwas ihm Angenehmes mitzutheilen hatte, und der Freund, der viele Meilen von mir wohnte, und, wie ich meinte, ſo eben durch Amtsgeſchäfte feſt gebunden war, trat unvermuthet zu mir herein. Auch iſt es mir, ſo wie gewiß auch vielen Anderen, öfters geſchehen, daß an einem und demſelben Tage mehrere Begegniſſe und Botſchaften von außenher mich trafen, welche, ganz unabhängig das Eine von dem Anderen, dennoch von gleicher Tonart, einen vollkommenen Akkord mit einander bildeten. Unangenehme und Traurige, oder auch Erfreuliche und Erwünſchte traten zu gleicher Zeit oder nahe hinter einander ein, und riefen aus der Stimmung des Gemüthes eine Melodie hervor, welcher der erkennende Geiſt den anpaſſenden Text hinzufügte.

Tritt uns hier nicht, in einem ungleich größeren, allgemeineren Kreiſe, welcher die Innen- wie die Außenwelt unſeres Lebens zugleich umfaßt, daſſelbe entgegen, was uns täglich und ſtündlich bei der unwillkürlichen Zuſammengeſellung unſerer Gedankenbilder und Erinnerungen (bei der ſogenannten Ideenaſſociation) widerfährt? Der Anblick und die Nachbarſchaft einer alten Linde, in deren Schatten wir ferne am Rhein ein Glas des dort gedeihenden Weines tranken, ruft in unſerer Erinnerung das Bild einer ſchattigen Linde hervor, unter der wir vor vielen Jahren, in einem Lande, da kein Wein wächſt, keiner für uns bezahlbar war, unſer Stück Brod mit dem Getränke der Milch in eben ſo fröhlichem Muthe genoſſen, als jetzt den Wein. Und zu dem Bilde der Erinnerung an die Linde geſellen ſich die an eine Stadt der Linden, darin wir einſt gelebt und Manches erfahren, was mit der Tonart der heutigen, fröhlichen Stimmung harmonirte. Oder der Anblick und Eindruck eines Regentages auf all' unſer Sinnen ruft in uns die Bilder der Erinnerungen an viele andere Regentage und all' ihre Widerwärtigkeiten hervor; der Bericht über den Unglücksfall, welcher einen Freund oder Bekannten betroffen, erneuert in uns das Andenken an eine ganze Reihe ähnlicher Schickſale, die uns oder Andere betrafen.

Das, was in all' dieſen Fällen die verwandten Gedankenbilder und Erinnerungen zu harmoniſchem Einklange zuſammenführt, iſt der in uns lebende, waltende Geiſt. Und ſollte uns nicht Das, was ich vorhin über das Zuſammentreffen und ſich Begegnen der verwandten Ereigniſſe unſeres Lebens ſagte, ein Zeugniß ſein können für das Walten und Wirken eines Geiſtes, der alle Dinge ſchaffet und zuſammenhält mit Seinem allmächtigen Worte, und welcher eben ſo, wie Er Alles, was lebt, ſättiget mit Wohlgefallen, auch unſerem Weſen von außenher Das zuführt, was der Erhaltung und Entwickelung des inneren Lebens förderlich ſein mag? Doch wir bedürfen eines ſolchen Zeugniſſes nicht, das vielleicht dem Kreiſe der Erfahrungen Vieler nicht nahe liegt, für das Daſein eines ſolchen allbedenkenden, das Sichtbare wie das Unſichtbare, das Aeußere wie das Innere durchwirkenden Geifes, und ich begleite Sie gern zu den weiteren Berichten und Mittheilungen Ihres Briefes, deren voranſtehende, kurze Einleitung mich hier zu einer längeren meines eigenen Briefes geführt hat.

Sie hätten, ſo ſchreiben Sie mir, ſo eben die Wahrheit ſelber erfahren, daß die lebendigen Gedanken an Gott und Ewigkeit nicht nur den inneren Menſchen erwecken und bekräftigen für das Leben der Ewigkeit, ſondern auch den äußeren, leiblichen für das Leben der Erde und der Zeit. Wie ja ſchon früher in Ihrer Familie die Trauerfälle in naher Aufeinanderfolge eingetreten ſeien, ſo hätte auch diesmal, bald nach dem Tode Ihrer Schweſter Luiſe, die nahe Erwartung eines ähnlichen Leides Sie und Ihr ganzes Haus niedergebeugt und tief betrübt. Denn Ihre gute Tante, die Seele des Haushaltes, das fromme Vorbild eines durch Thaten der Liebe lebendigen Glaubens, ſei plötzlich erkrankt, in ſo gefahrdrohender Weiſe, daß die Aerzte die Hoffnung ihres Lebens aufgaben. Zum Tode matt, öfters in einen Schlummer der Betäubung verſenkt, in welchem das Einſchlummern zur Grabesruhe ſich anzukündigen ſchien, ſei ſie auf ihrem Bette gelegen, als man ihr, nach ihrem und der Ihrigen Begehren, in dem hehren Sakramente des Altares, den Troſt der Ewigkeit gebracht habe. Sie habe ſich erhoben aus ihrem Schlummer zu den Worten des Bekenntniſſes ihrer Sünden und der herzlichen Buße; habe die Worte der verheißenen Begnadigung des reuigen Sünders, welche der Prieſter ſprach, mit inniger Andacht gehört und dann die Speiſe und den Trank des ewigen Lebens genoſſen. Und wie ein Wunder vor Ihren und aller Anderer Augen ſei es erſchienen, als aus der ſcheinbar Sterbenden nicht nur eine Neubelebte, ſondern aus der hoffnungslos Erkrankten eine ſeitdem unverkennbar in raſchem Fortſchreiten Wiedergeneſende wurde. Und gerade an dem Tage, an welchem Sie die belebende und Leben erhaltende Kraft der Gedanken der Ewigkeit an einem Ihnen ſo nahe liegenden Beiſpiele erfuhren, ſei, ſo ſchreiben Sie, mein Brief gekommen, der das in Worten ausſprach, was jetzt durch die That als Wahrheit ſich bezeugte.

Ich kann es hier nicht unterlaſſen, Sie an ein übereilendes Verſehen zu mahnen, darein Sie, wenigſtens nach dem Wortlaute Ihres Briefes, gefallen ſind. Es iſt Ihnen etwas Aehnliches begegnet, als einem guten Kinde, das, am Bette der kranken Mutter ſtehend, jede ihrer Bewegungen mit ſorgſamer Liebe betrachtet, wenn daſſelbe die auffallend bekräftigende, wohlthuende Wirkung einer Arznei, welche die Kranke nahm, dem ſilbernen Löffel zuſchreibt, nicht der heilſamen Arznei ſelber, die in demſelben zum Munde geführt wurde. Was ſoll uns das Wort: „Gedanken der Ewigkeit“ heißen? — Wodurch könnten dieſe in uns lebendig und wirkſam werden, als durch die Kräfte des ewigen Lebens, welche in Dem liegen und aus Dem kommen, der das Leben ſelber iſt? Wir dürfen ja reden und zeugen von Dem, das wir wiſſen. Es ſind nicht „Gedanken der Ewigkeit“ und Gefühle ſeiner ſeligen Nähe, welche unſer Geiſt, unſer Herz bei dem Genuſſe des heiligen Abendmahles anregen, wie der Wind, der über ein blühendes Saatfeld dahinſtreicht, ſondern es widerfährt uns da etwas unendlich tiefer Gehendes und Bleibendes. Mit dem heiligen Geheimniſſe des Altares und durch daſſelbe beginnt eine andere, neue, höhere Schöpfung der Menſchennatur, als die aus der rothen Erde war, deren beſeelterem, zu Fleiſch und Blut gewordenem leiblichen Gebilde der Schöpfer den Geiſt einhauchte, der zum Anſchauen des Lichtes und für das Erkennen deſſelben gemacht, ſuchend und findend oder verlierend, durch das Dunkel des Erdenlebens ſeinen Lauf führt. Ein Fleiſch und ein Blut, welche nicht von der Art des Geſchaffenen, ſondern ſelber von göttlich ſchaffendem Urſprunge und Weſen ſind, beſeelt von Kräften der Ewigkeit, treten als Keim einer unſterblichen Leiblichkeit in unſer irdiſch vergängliches Fleiſch und Blut hinein; ein Geiſt, welcher nicht nach ſeinem reinen und reinigenden Urquell ſucht, verlangend, daß er ihn finde, ſondern welcher dieſer heilkräftige Urquell ſelber iſt, athmet mit unausſprechlichem Laut der Wonne und des Wehes in uns auf. Es ſind Athemzüge einer reinen Lebensluft des ewigen Jenſeits, von ganz anderer, unſer ganzes Weſen durchdringender Kraft als der Windhauch, der kühlend und erquickend von der Höhe der Alpen herkommt.

Dieſe Kraft des Lebens, welche Leib, Seele und Geiſt zugleich erfaßt und durchdringt, weil ſie ſelber als Leib, Seele und Geiſt ſich uns naht und in uns ſich verſenkt, iſt es auch geweſen, welche, wie in ſehr vielen, offenkundigen, von der Erfahrung bezeugten Fällen, Ihrer guten Tante den Genuß des Abendmahles zu einem heilkräftigen Mittel ſelbſt der leiblichen Wiedergeneſung und Lebensverlängerung werden ließ. Dennoch mag dabei das als wahr beſtehen, was ich in meinem vorigen Briefe und was, meine Worte wiederholend, Sie in Ihrer Antwort darauf von der Leben gebenden und Leben erhaltenden Kraft der „Gedanken der Ewigkeit“ ſagten. Ich will darüber noch einige Worte hinzufügen.

Wer es erfahren, der weiß es, was bei der Feier des Abendmahles in uns geſchieht, wenn wir dieſe in demüthiger Hoffnung, allein auf das Wort der verheißenen Gnade, begeben. Nicht nur Seele und Geiſt, ſondern Leib, Seele und Geiſt freuen ſich da Gottes ihres Heilandes, und namentlich ſelbſt der Leib wird öfters in ſehr fühlbarem Maaße angethan mit reinigenden und erhebenden Kräften, die ihn über das Ankleben an Dem, was von der Welt, was irdiſch ſinnlich iſt, erheben, ihn frei machen von der niederziehenden Laſt, die den Lauf des geiſtigen Lebens hemmt. Fühlen wir uns doch öfters nach dem Genuſſe des heiligen Abendmahles auch leiblich in einem ſeligen Frieden, der durch keine feindliche Gewalt des ſonſt ſo leicht auftauchenden Unmuthes oder anderer leidenſchaftlicher Regungen zerſtört wird; Freundlichkeit, Geduld und Liebe ſind uns leichter als ſonſt; wir können recht von Herzen, ſelbſt des Feindes mit ſegnender Liebe gedenken, deſſen bloßer Name vorhin Erinnerungen weckte, die das Gemüth mit Bitterkeit erfüllten; wir könnten den Becher des Waſſers, deſſen Trunk wir begehrten, gern einem Durſtenden geben und ſelber Durſt leiden.

Aber der Kampf zwiſchen dem Fleiſch und dem Geiſte hört nicht auf, ſo lange die Wallfahrt über dem Grabe währt; bis zu ihrer zeitlichen Scheidung von einander ſtrebt das Fleiſch beſtändig an wider den Geiſt und der Geiſt wider das Fleiſch. Wie jener mythologiſche Rieſe Antäus, ermattet ſchon zum Sterben, immer wieder neue Kraft bekam, ſo oft er nur mit dem Fuße ſeine Mutter, die Erde, berührte, ſo wird auch das irdiſche Fleiſch ſammt allen ſeinen Lüſten und Begierden immer wieder angeregt und lebendig durch Alles, was irdiſch iſt. Darum wird das Waſſer des Lebens in uns ſo bald wieder getrübt, wenn ein äußeres Bewegen das leibliche Gefäß, darin es ſteht, erſchüttert, und den alten, dicken Bodenſatz aufrührt. Der Friede, an deſſen längerem oder kürzerem Genuſſe wir uns von Herzen freuten, erſcheint uns gar bald nur als ein Waffenſtillſtand, der auf kurze Zeit geſchloſſen war; wie die Vögel, welche man von der Saat verſcheuchte, die auf den Acker geſtreut iſt, kehren ſie wieder, die feindlichen Gehäſſigkeiten und Gelüſte, Unruhen und träge Stillſtände, in denen wir durch unſer Fleiſch den Geiſt betrübten; das beſſere, in uns erwachte Leben, will, ſo ſcheint es, von unten nach oben hinauf wieder abſterben.

Doch die Fluth des Sinnenlebens, die über uns daherrauſcht, iſt keine Sündfluth, welche auch die höchſten Berggipfel bedeckt; und wäre ſie ſelbſt eine ſolche, da ſchwebt noch immer die Arche, durch Gottes Aufſehen bewahrt, unverſehrt über dem Waſſer, welche den noch lebenden Wurzelſtock des erwählten, zur Hoffnung geſchaffenen Geſchlechtes in ſich trägt. Der Geiſt in uns iſt nicht, wie das ſterbliche Fleiſch, von irdiſcher Art; er iſt, wenn das Samenkorn in den Stunden der Weihe in ihn fiel, von denen ich vorhin die höchſten und beſten beſchrieben, wiedergeboren zum göttlichen Geſchlechte. So lange der Boden nicht von der feſten Höhe herabgleitet, auf die er gegründet war, kann das Samenkorn, das tief in dieſen gelegt iſt, keine von unten herantobende Fluth vernichten; der Strahl der Sonne, welcher da oben nur ſelten von den in der Tiefe hinziehenden Wolken getrübt wird, fördert ſein Gedeihen; jede Erhebung des Geiſtes im Gebete zu Dem, aus welchem er kam und nach welchem er verlangt, belebt und bekräftigt in ihm die Kraft des Keimens. Und das iſt es, was man von der Wirkung der Gedanken der Ewigkeit und der ſeligen Gefühle ihres Naheſeins ausſagen will, wenn man ſie als ein heilkräftiges Mittel der Erhaltung des Lebens für und durch die Zeit zur Ewigkeit anpreiſt. Wer von uns ſollte nicht auch ſchon die ſtärkende, neubelebende Wirkung der Gedanken der Ewigkeit, oder, mit einfacheren Worten, der Erhebung des Geiſtes und Gemüthes im Gebete, ſelbſt auf den müden, entkräfteten Leib erfahren haben! Ich kenne einen Menſchen, deſſen leibliche Geſundheit von da an einen günſtigeren Aufſchwung nahm, wo ihm die Gnade des Gebetes in höherem, treuerem Maaße verliehen worden war. Und wäre ich bei der Abendgeſellſchaft der berühmten Meiſter der Tonkunſt in London geweſen, als die Frage aufgeſtellt wurde, welches Mittel jeder von ihnen aus Erfahrung als das beſte kenne, um die von anſtrengender Arbeit erſchöpften Leibeskräfte wieder aufzurichten und zu ſtärken, ich würde auch ſo wie Händel dem frommen J. Haydn Beifall zugewinkt haben, als dieſer, nachdem die meiſten Anderen geſprochen, beſcheiden ſagte: „das ſtille herzliche Gebet in ſeiner kleinen Hauskapelle habe ſich ihm immer als das beſte und ſicherſte Stärkungsmittel erwieſen.“ Denn der Champagner, den ein Anderer empfohlen hatte, mag wohl ſüß, der alte Rheinwein, den ein Dritter nannte, kräftig ſauer ſchmecken; in zerſtreuenden Geſellſchaften, deren Wirkung ein Vierter rühmte, mag es für manche Leute eben ſo viel Kurzweil als für andere Langeweil geben und zum Theater iſt im Vergleiche mit dem zur einſamen Kammer ein viel zu weiter Weg: darum bleibt man, wenn man rechtſchaffen müde iſt, am liebſten bei dem Nächſten und Beſten ſtehen.

Was ich hier zur leiblichen wie zur geiſtigen Herzensſtärkung preiſend anempfehle, das haben auch Sie, meine Freundin! wie ich aus Ihrem Briefe ſehe, ſeit dem Tode Ihrer Schweſter Luiſe, täglich und reichlich in Uebung und Gebrauch genommen. Sie fühlen ſich, ſo ſchreiben

Sie mir, auch dem äußeren Leben wieder gegeben. Es ſchien Ihnen ſogar, als hätten Sie von dem Sterbelager der nun für immer von den Mühen der Erde ruhenden Schweſter einen freudigeren Drang zum Aufſtehen und zum Fortſchreiten auf dem Wege der Pilgerſchaft mit ſich genommen. In einer für Sie merkwürdigen Weiſe hätte der Inhalt meines Briefes Sie an manches Wort erinnert, das die ſelige Freundin Ihres Herzens in den letzten Tagen vor ihrem Hinſcheiden mit Ihnen geſprochen. Wurde doch in den ſchmerzensfreien Stunden, darin ſie zum Sprechen aufgelegt war, der Geiſt in ihr ganz lebendig und freudig, wenn ſie von dem Segen ſprach, den Gott auf Ihr gemeinſames Werk: Kinderſeelen ihm zuzuführen, gelegt hatte, was Sie zwar beide in vieler Schwachheit, dennoch aber in Liebe und Vertrauen zu Ihm begonnen und betrieben hätten. Ja zuweilen ſchien es faſt, als werde ihr das Scheiden von dieſem ihr ſo werth gewordenen Werke des Lebens und von ſeiner Luſt ſchwer, wenn ſie der guten, ſchon jetzt bemerkbaren Anfänge der Beſſerung und Belebung der Liebe zu dem Herrn gedachte, die in den Kinderſeelen ſich regten. Sie hatte, ſo ſchreiben Sie mir weiter, ihre beſonderen Lieblinge unter den Kindern; die Sorge für das geiſtige, und nöthigenfalls auch für das leibliche Wohlergehen von dieſen legte ſie Ihnen, als ein Erbtheil, ganz beſonders angelegentlich an's Herz. „Danke doch," ſo ſagte ſie einſtmals zu Ihnen, als Sie das Verlangen, mit ihr zu ziehen, gegen ſie ausſprachen, „ja, danke Gott auch für jeden Tag des Erdenlebens, den er dir ſchenkt. Denn das Leben für Ihn und Sein Werk auf Erden iſt ein recht weſentlicher und wahrhaftiger Anfang der Seligkeit des ewigen Jenſeits, wenn auch das unbeſchreibliche Sein der Herrlichkeit, die kein Auge geſehen, unſerem Gefühle mitten unter den Mühen der Erde noch eben ſo unbemerkbar iſt, als das Wachſen eines Keimes aus dem Saamen einer Palme, ſo lange dieſer noch unter der Erde liegt." Sie dächten, ſo ſagen Sie, erſt jetzt recht lebendig an jene Geſpräche der Sterbenden und nähmen ihren Sinn zu Herzen. Seitdem habe Ihr Schmerz ſeine niederbeugende Kraft verloren, ſelbſt die Ihrigen bemerkten es, daß die Traurigkeit, die das Herz immer zum Grabe hinzieht, von Ihnen gewichen, und daß Ihrem ganzen Weſen eine Freudigkeit wiedergekehrt ſei, die ſich, weniger zwar in Worten, doch in Ihrem ganzen Thun bezeuge.

Ungeſtörter und ausführlicher, als Sie dieſes im mündlichen Geſpräche mit Ihrer nächſten Umgebung konnten, ſprechen Sie ſich in Ihrem Briefe an mich über den Kreis der Gedanken und Gefühle aus, dem Sie jetzt ohne Unterlaß mit Geiſt und Gemüth leben. Noch immer, ſo ſagen Sie, ſei es Ihre liebſte Unterhaltung, die Geſchichte des Endes ſolcher Sterbenden zu hören, zu leſen und zu betrachten, die im Vertrauen auf Chriſtum dahin gingen. Der Tod ſolcher ſchon auf Erden ſeligen Menſchen erſchien Ihnen weniger als ein Einſchlafen denn als ein Erwachen, das in unſerem alltäglichen Aufwachen aus dem ſinn- und geiſtloſen Träumen der Nacht zum klaren ſelbſtbewußten Leben des Tages ſein nur unvollkommenes Schattenbild habe. Wenn Sie hinzufügen, daß jenes Aufwachen im Tode allerdings ſehr oft und vielleicht am öfteſten dem Auge der Lebenden ſo ſehr entzogen, und ein ſo tief innerliches ſein möge, daß der Tod hierdurch die Form eines allerſtarrenden unerwecklichen Schlafes empfängt, dann erinnern Sie hierdurch allerdings, ohne es vielleicht zu wiſſen, an eine Erſcheinung aus dem Gebiete des ſogenannten Lebens-Magnetismus, welche öfters beobachtet worden iſt. Schon der gewöhnlichere Zuſtand des Schlafwachens und Hellſehens tritt nach und mit einem Entſchlummern der äußeren Sinne auf. Der Entſchlummerte vernimmt nur noch durch und in dem Rapport mit dem Magnetiſeur und dem ihm zugehörigen Kreiſe Etwas von der Außenwelt; ſeine Reden und Gedanken ſind die eines lebhaften Traumes, deſſen Phantaſiegebilde jedoch nicht aus dunklen Anregungen des Leibes und der niederen Seelenkräfte hervorgehen, in denen weder Geſetz noch Ordnung herrſchen, ſondern auf welche der ſelbſtbewußte Geiſt ſein erkennendes Licht ſtrahlt, das als Hell- und Ferngeſicht das ſonſt dunkle Geheimniß des Gemeinlebens der Seele mit ihrer Außenwelt erhellt. Es beruht dieſes auf dem Gewebe jener Fäden, durch welche der auch unſerer Seele inwohnende Inſtinkt mit dem Nahen und Fernen, Gegenwärtigen und Künftigen ſeines irdiſchen Lebenskreiſes in Verbindung und fortwährender Beziehung ſteht. Aber mitten in dieſem träumenden Hellwachen, das meiſt von allen Zeichen eines leiblichen Wohlbefindens begleitet iſt, wandelt den magnetiſch Schlummernden ein Zuſtand an, welcher für einen Neuling in dieſem Gebiete der Beobachtung etwas wahrhaft Erſchreckendes haben könnte. Das Angeſicht überzieht eine Bläſſe des Todes, die Glieder werden kalt und gleichwie gelähmt, das Auge nicht nur wie bei einem Schlafenden nach oben gewendet, ſondern faſt wie bei einem Sterbenden gebrochen; der Puls wird kaum bemerkbar ſchwach, der Odem geht ſchwer in die Bruſt aus und ein. Und in dieſem Tiefſchlafe, welcher näher noch als die gewöhnliche Ohnmacht dem Tode gleicht, erwacht das innere Geiſtesleben des magnetiſch Entrückten in einer Macht, welche ſie auf den vorhergehenden Stufen des Hellſehens niemals erreichte. Hiernach allerdings darf man zugeben, daß ſolche Erſcheinungen, wie dergleichen auch zuweilen in der Starrſucht, im Scheintod und anderwärts vorkommen, nach ihrem Maaße dazu dienen könnten, das Dunkel aufzuhellen, welches über den Augenblicken des Abſcheidens der Seele ſchwebt und über dem darauf folgenden vollkommenen Abgeſchiedenſein derſelben von dem Leibesleben.

Aber hierbei verweilt ſich nicht der freudig erhebene Sinn und Inhalt Ihres Briefes. Sie halten ſich nur an Das, was man an ſolchen Sterbebetten, wie das Ihrer Schweſter Luiſe war, wirklich mit eigenen Sinnen ſieht und hört, wie dieſes von Vielen bezeugt wird, die in Wahrheit es ſelbſt erfuhren und in Treue es Anderen wiedergaben.

Ihre Schweſter, ſo ſagen Sie, würde zwar der Herr ſchon früher, als ſie noch im geſunden, friſchen Genuſſe des Lebens ſtand, immer geiſtig wach gefunden haben, wenn er gekommen wäre, ſie heimzuholen; denn nicht nur in ihrem täglichen Gebete, das in dem kleinen Zimmer, darin Sie beide ſchliefen, ein lautes und gemeinſames war, ſprach ſie den Gedanken freudig aus, daß der Herr vielleicht heute noch ſie abrufen könne in ſeine liebe, ſelige Ewigkeit; ſondern all' ihren Geſprächen, ſelbſt denen von alltäglicherem Inhalte, ſo wie all' ihrem Thun merkte man die innere Wachſamkeit an. Dieſe habe in der That an jene eines treuen Pförtners erinnert, der immer an der Thüre ſteht, und der eigenen Zunge, ſo weit dieſes nur möglich, Schweigen gebietet, damit ſein Ohr es nicht überhöre, wenn der Herr des Hauſes an die Thüre tritt und klopfet an, damit er alsbald ihm aufthue und ihn eingehen laſſe zu dem Herde, an welchem die Armuth das Abendmahl bereit hielt. Bald nach dem Beginne ihrer letzten Krankheit habe ſie faſt anhaltend an Schlafloſigkeit gelitten, die nicht ſelten durch leibliche Schmerzen und fieberhafte Hitze herbeigeführt war. Wenn man ſie aber dann bedauerte, habe ſie öfters gar freudig geſagt: „warum beklagt ihr mich doch darüber, daß mir es jetzt, in meiner Krankheit ſo leicht gemacht wird, daß mein Herz in dem Gedanken an Den wache, der niemals ſchläft noch ſchlummert, ſondern der auch meiner ohne Aufhören gedenkt? Mag doch mancher Menſch, der die Beluſtigung der Augen und der anderen Sinne liebt, viele Stunden, ja ganze Nächte vom Abend bis zum Morgen gerne wachen, um das zu ſehen, zu hören und zu genießen, was ihn vergnügt, warum ſollte mein Herz nicht auch wachen in ſeiner Luſt an Dem, das es liebt und daran es ſeine Freude hat?"

Doch ſei dieſe ruhige, freudige Stimmung des Gemüthes bei der Kranken je zuweilen auch ſehr getrübt und geſtört worden. „Namentlich in mancher ihrer ſchlafloſen Nächte hatte ſie Kämpfe zu beſtehen, deren Heftigkeit an einer ſolchen friedlich ſtillen Seele faſt unbegreiflich erſchien. War es doch, als ſollten wir Anderen, die wir um ſie waren, in unſerem Mitgefühle mit ihr nicht nur den Troſt und die Freuden, ſondern auch die Furcht und Schrecken empfinden, welche der dunkle Eingang in die Ewigkeit in der ſterblichen Natur des Menſchen aufregen kann. Die Kranke blieb dann auch am Tage öfters noch lange von ihrem freudigen Muthe verlaſſen, pflegte aber von ſolchen Stunden zu ſagen, ſie bekamen der Seele gar gut. Denn der Wille werde dadurch im Stillehalten geübt, und je dunkler die innere Nacht geweſen ſei, deſto heller erſchiene das Licht der Sonne."

Und daß dieſes bei ihr in ganz beſonderem Sinne ſo geweſen ſei, das hatte ſich, wie Sie mir ſchreiben, oft in ſehr auffallender Weiſe gezeigt. Gerade nach jenen tiefinen Verdunkelungen des Geiſtes und des Gemüthes, in welche die Kranke verſenkt wurde, trat bei ihr eine freudige Erhebung und Erleuchtung von ungewöhnlichem Maaße ein. „Wie iſt mir doch jetzt Alles ſo licht und klar,“ ſagte ſie, „was für mein Denken ſonſt verhüllt war; wie iſt mir ſo Vieles nahe gerückt und gleichwie mit den Händen erfaßbar, was mir ſonſt in unabſehbarer Ferne zu ſtehen ſchien! Wenn die Aſtronomen durch die Kraft ihrer Fernröhre den Mond oder ein anderes Geſtirn ſo nahe an ihr Geſichtsfeld heranziehen, daß ihnen manche vorhin für ihr Auge ununterſcheidbare Gegenſtände erkennbar werden, dann iſt dieſes nähere Heranziehen doch nur ein ſcheinbares. Denn der Mond bleibt dabei in der gleichen Entfernung und an dem Orte ſtehen, den er vorhin einnahm. Bei mir aber iſt es anders. Denn ich fühle mich aufgehoben und hingeführt in die wirkliche Nähe Deſſen, nach Dem mein verlangend Auge ſchon ſonſt aus der Ferne ſuchte und forſchte.“

Dieſe innere Klarheit theilte ſich in ſolchen Stunden auch ihren Worten mit, in denen dann jene überzeugende Kraft lag, durch welche die Rede eines Menſchen ſich ausgezeichnet, welcher Das, was er ſagt, nicht blos aus einem ihm glaubwürdigen Hörenſagen entnommen, ſondern ſelber geſehen, erfahren und erlebt hat, ja noch fortwährend in jedem Augenblicke in und um ſich erlebt und erfährt. „Wie Vieles,“ ſo ſchreiben Sie, „haben wir Alle, die um Luiſe waren, an ihrem Sterbebette gelernt und für das innere Leben gewonnen, das keine andere Lehre der Erde uns darzubieten vermocht hätte!“ Und nicht nur die nächſten Hausgenoſſen und die Ihnen und Luiſen durch Geſinnung und das Band der Liebe nahe befreundeten Seelen hätten an dieſem Krankenbette Belehrung und Bekräftigung für das innere Leben mit ſich genommen, ſondern auch Solche, welche, in dem äußeren Leben und ſeinen Eitelkeiten oder Sorgen befangen, wohl ſelten oder nie mit rechtem Ernſte an das Eine, das Noth thut, gedacht hätten, ſeien durch Luiſen zu ernſterem Nachdenken erweckt worden. Ja ſelbſt die Zweifler an den Grundwahrheiten der Religion, deren etliche ſich unter den näheren Bekannten und Verwandten ihres väterlichen Hauſes fanden, wären von den ſanften und dennoch tiefeindringenden Worten ſo getroffen worden, daß ſie, wie Sie dieſes von einigen gewiß wüßten, zu ernſterem Nachdenken und beſſerer Erkenntniß gekommen ſeien. Allerdings, ſo ſchreiben Sie, lag in Luiſens Geiſt ein reicher Schatz auch äußerlicher, wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, den ſie ſich durch aufmerkſames Erfaſſen und Behalten des guten Unterrichtes erworben, den ſie in jüngeren Jahren genoſſen hatte, ſo wie durch das Leſen vieler guter Bücher. Denn bei ihrer oft wiederkehrenden, faſt anhaltenden Kränklichkeit konnte ſie nur ſelten an den gewöhnlichen geſelligen Unterhaltungen Theil nehmen und das Leben in der Zurückgezogenheit und Stille war ihr ſeit Jahren eine ſo liebe Gewohnheit geworden, daß ſie es, auch wenn ſie es vermocht hätte, nur ſehr ungern verließ. Und da pflegte ſie dann, während ihre immer geſchäftigen Hände Strümpfe für die armen Kinder ſtrickten, mehr zu leſen, als wohl von anderen Jungfrauen ihres Alters zu geſchehen pflegt. Und was ſie dann einmal aufmerkſam geleſen, das behielt ſie treu in ihrem vortrefflichen Gedächtniſſe. Dennoch, ſo erinnern Sie mit Recht, hätte wohl ein anderer Menſch eben ſo viel wiſſen können, als Luiſe wußte, ohne die außerordentliche Gabe zu beſitzen, welche ihr in ihren letzten Lebenstagen verliehen war, mit ſolcher Geiſtesgegenwart und Lebendigkeit von ſeinem Wiſſen Anwendung zu machen, wie ſie es that.

In der Ihnen wohlanſtehenden Beſcheidenheit verglichen Sie Ihr eigenes weniger umfangreiches Wiſſen und auch das Wiſſen anderer Ihnen naher bekannten Menſchen von Bildung mit jenem, das ſich bei Luiſen kund gab. Sie ſelber erſchienen ſich hierin wie ein Reiſender, der bei Abend in eine von Gaslampen beleuchtete Stadt kam und der auch noch in dieſen nächtlichen Stunden manche Herrlichkeiten der Stadt geſehen habe, Ihre Schweſter aber wie ein ſolcher, der am hellen Morgen aus ſeinem das Auge und alle Sinne ſtarkenden Schlafe erwacht ſei und der nun auf einmal im klaren Scheine der Sonne das Ganze, deſſen Einzelheiten er gerne ſah, überblickt und ſicheren Schrittes ſich in ihm bewegt oder hin und wieder verweilt. Ja Sie ſcheinen geneigt, noch weiter zu gehen und ſich ſo wie andere Menſchen in der alltäglichen Befangenheit unſerer in den Traum des Sinnenlebens verſenkten Natur mit Schlafenden zu vergleichen, deren Glieder zwar leben und geſund ſind, zugleich aber gehemmt und gebunden für jede Bewegung durch den Willen. Luiſe aber ſei, je näher ihrem Ende, deſto mehr von dem Schlafe und dem Traume des Erdenlebens entbunden, ihr Tod ſei kein Erſterben, ſondern ein vollkommenes, kräftiges Erwachen geweſen.

Mit Recht, ſo ſcheint es mir, berufen Sie ſich auf das Zeugniß der Erfahrung für Ihre Behauptung, daß der leibliche Tod eines Menſchen ein geiſtiges Erwachen ſei, wenn in ihm ſchon hienieden das Leben der Ewigkeit ſeinen Anfang genommen. Ich laſſe das Lebensende der kleinen, noch nicht vierjährigen Anna Maria Sundberg, der Pflegetochter der Pfarrerin Wallin zu Stockholm, gerne als ein ſolches Zeugniß gelten*). Es kann allerdings kaum ein Beiſpiel gefunden werden, daran ſich die Wahrheit beſſer nachweiſen ließe, daß zuweilen in deutlich erkennbarer Weiſe der vom Leben des Leibes ſich losringende Geiſt von Kräften und Erkenntniſſen der Ewigkeit, wie von einem Lichte eines neuaufgehenden Tages angeſtrahlt werde, das vorher noch nie im Dunkel ſeines Erdenlebens aufgedämmert war. Denn als die Pfarrerin Wallin das arme, leiblich wie geiſtig verſäumte Kind in ſeinem faſt zweijährigem Alter zugleich mit einer jüngeren Schweſter in ihr Haus und ihre mütterliche Pflege nahm, da war noch kein guter Funke in dem Gemüthe der kleinen Anna Maria zu ſehen. In heidniſcher Unwiſſenheit erwachſen, eigenſinnig, ſtörrig und boshaft, dabei kränklich, ſetzte ſie die Geduld und Liebe ihrer Pflegemutter ohne Aufhören auf die härteſten Proben. Endlich, nach einem wahrhaft ſchweren Jahre, ſiegte die Mutterliebe in ihrer göttlichen Kraft, ſie weckte in dem vorher verſchloſſenen Herzen des Kindes eine Gegenliebe auf. Da fand nun auch das Wort Eingang, das, in ſeiner Einfalt auch den Kleinen verſtändlich, das Herz weich macht und beſſert. So jung ſie war, lernte ſie doch bald andere Thränen weinen, als die früheren waren, die der gekränkte Eigenſinn ihr auspreßte, ſchmerzliche Thränen über jede, bald beſiegte Aufwallung ihrer natürlichen Heftigkeit, ſo wie freudige, des Dankes und der Liebe. Der kräftige Wille in ihr, der vorhin meiſt nur das verbotene Böſe begehrt hatte, wendete ſich jetzt ganz dem Guten zu, man mußte nicht ohne Verwunderung es wahrnehmen, wie ſchnell ſie an Erkenntniß und Verſtand ihrem Alter voraneilte. Sie konnte nicht ſatt werden zu hören und mit einer an ſolchem Kinde ungewöhnlichen Lernbegierde und Fertigkeit zu leſen von Dem, den ihre Seele liebte, und welcher geſagt hat: „laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes.“ Mit Ihm lebte ſie zuweilen in ſchweigender Stille, oft aber auch in ihren laut werdenden Gebeten in ſo vertraulicher Liebe, wie ein gutes Kind mit einem anderen Kinde, das beſſer und höher iſt als die Menſchen ſind. Und aus dieſem Naheſein mit Ihm, der das Licht iſt, welches Zeit und Ewigkeit durchleuchtet, kam ihr nahe vor ihrem Ende nicht bloß das Vorausſehen ihres nahen Todes und der Art der Krankheit, die ihn herbeiführte, ja ſogar des Tages, an dem die Krankheit beginnen und an welchem ſie im Tode enden ſollte, ſondern jener tiefere Einblick in das Sein und Leben der Ewigkeit, zu welchem ſonſt nur ein langes treues Forſchen und ein reiferes Verſtändniß des gläubigen Chriſten ſich erhebt. Sie war von Gott gelehrt, dem Lehrmeiſter, der nicht im allmähligen Fortgange der Dämmerung zum inneren helleren Tageslichte, ſondern wie der Blitz auf einmal die Flamme zündet und das Dunkel erhellt.

---

*) Ein älterer Schriftſteller, Kirſch in ſeinen Mittheilungen für Chriſten führt dieſe rührende Geſchichte an; nach ihm erzählt dieſelbe der würdige Urenkel Bengel's J. Chr. Fr. Burk in ſeiner Sammlung chriſtlicher Charakterbilder.

Aus einer gleichen Schule der inneren Belehrung ſchien, ſo ſchreiben Sie mir, auch Ihre Schweſter Luiſe, je näher ſie ihrem Ende kam, deſto mehr jenen ungewöhnlichen Hellblick, jenes tiefere Erkennen zu empfangen, der ſich in all' ihren Geſprächen mit Anderen kund gab. Sie pflegte oft gerne und lange zu ſchweigen, oder nur die nöthigſten Fragen zu beantworten, wenn ſie aber dann mit Anderen ſprach, da konnte man zwar an jedem Worte die innere Zucht bemerken, unter welcher ihre Zunge ſtand, doch fehlte es auch dieſer Zunge niemals an einer, Sie möchten wohl ſagen, göttlichen Beredtſamkeit, wo es galt, eine Menſchenſeele aus dem Dunkel, darin ſie ſtand, zu retten, eine im Kampfe ſchwache zu ermuthigen und zu ſtärken, eine tiefbetrübte zu tröſten. Oefters ſeien Ihnen dann Luiſens Worte gleich Eingebungen von obenher erſchienen, wenn ſie, ehe noch die Freundin oder der Freund, welche zu ihr kamen, die Sorgen oder die Gedanken ausſprachen, mit denen ihre Seele beſchäftigt war, in dieſe Gedanken, als hätte ſie dieſelben vernommen, einging, und die Fragen, welche darin lagen, beantwortete, ehe ſie noch laut geworden. Sie deuten in Ihrem Briefe nur vorläufig auf ſolche allerdings höchſt beachtenswerthe Fälle hin, in denen ein gegenſeitiges Begegnen der noch nicht laut gewordenen Gedanken unverkennbar war. Aber Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie dieſe Andeutungen für mich in ausführlichere Berichte übergehen ließen. Und ich zweifle nicht an der Erfüllung dieſes Wunſches, da Sie mir ja ſelbſt am Eingange und Ende Ihres Briefes den Inhalt desſelben nur als einen Anfang der weiteren Mittheilungen bezeichnen, die Sie mir, weil der Mund ſo gerne von Dem überginge, davon das Herz voll ſei, noch zu machen hätten und gedächten. Sie bitten mich im Voraus um Entſchuldigung, wenn die Bewegung Ihres Gemüthes Sie ſo geſprächig machen ſollte, daß ſie mich ermüdete. Aber dieſer Entſchuldigung bedürfen Ihre Briefe nicht. Ich leſe dieſelben, je länger ſie ſind, deſto lieber. — —

Dritter Brief.

Eine lehrreiche Schule am Siechbette.

Sie haben, meine verehrte Freundin, den Wunſch, welchen ich am Schluſſe meines letzten Briefes ausſprach, bald erfüllt und dieſe Erfüllung hat Ihnen keine große Mühe gemacht, da Sie ohnehin die Mittheilungen, die ich begehrte, ſchon großentheils für mich niedergeſchrieben hatten. Wie ſehr Sie mich mit dieſen Gaben Ihres Briefes erfreuten, das mag Ihnen die Bereitwilligkeit bezeugen, mit welcher ich Ihnen ſchon heute, nach Ihrem Wunſche und Begehren, Ihre Berichte in meinen eigenen Worten, wie ein Teich das Licht einer Fackel, die an ihm vorübergetragen wird, ſich abſpiegeln laſſe.

Ich verweile hier zuerſt bei einem der ſchon in Ihrem vorigen Briefe angedeuteten merkwürdigen Ereigniſſe aus dem Gebiete der Seelenkunde, von denen Sie mehrere am Krankenbette Ihrer Schweſter beobachtet haben und zwar gerade bei jenem, welches Sie für eines der unbedeutendſten halten und es dahin geſtellt ſein laſſen, ob nicht das Zuſammentreffen der Gedanken, welche eine beſuchende Freundin ſo eben in ihrem Herzen bewegte, mit denen, womit Ihre Schweſter, gleich nach dem Gruße ihr entgegen kam, ein bloßer Zufall geweſen ſei. Sie werden wohl ſchon am Eingange meines vorigen Briefes es bemerkt haben, daß ich zur Annahme eines Zufalles in Allem, was an und mit uns geſchieht, nicht ſehr geneigt bin. Laſſen Sie uns den Fall etwas näher betrachten.

Ich will hierbei gar nicht an ſolche ſeltenere Fälle denken, in denen ein wirkliches Verſtehen der Gedanken einer fremden Seele ſo unverkennbar war, wie bei dem **Gregorio Lopez**, der die Fragen, welche ein Anderer in ſeinem Herzen bewegte, kaum aber ſie auszuſprechen den Muth und die Gelegenheit fand, klar und bündig beantwortete, ehe ſie an ihn gethan waren. Dieſe Gabe, hineinzuſchauen in das verborgene Innere anderer Menſchen, hat man an mehreren gottgeheiligten Seelen erkannt und im niederen Grade zeigt ſie ſich ſelbſt bei den ſogenannten Hellſehenden. Ich aber bleibe hier einfach bei dem Falle ſtehen, den Sie mir berichten.

Eine Freundin von innig weichem, für äußere Einwirkungen zu leicht beweglichem, dennoch von gläubigem, frommen Gemüthe, tritt zu Ihrer Schweſter in's Krankenzimmer hinein. Jene Freundin kam ſo eben von einem Geſpräche mit ihrem Bruder her, das ihre innere Ruhe ſehr geſtört hatte. Dieſer ältere Bruder, an welchem ihr Herz mit Liebe hing und deſſen Worten ſie ſonſt immer als denen eines Lehrers vertraut hatte, war unlängſt von einer fremden Univerſität zurückgekehrt, an welcher er die Ausbildung zu ſeinem künftigen Berufe empfangen, zugleich aber auch Anſichten in ſich aufgenommen hatte, welche mit denen des roheſten Materialismus nahe verwandt waren. Er hörte, daß ſeine Schweſter im Begriffe ſei, die zum Tode kranke Freundin Luiſe zu beſuchen. — „So gehe denn,“ ſagte er, „und ſiehe dir dieſe ſonſt ſo lieblich blühende Roſe noch einmal an, die bald für immer zerſtäuben und nicht mehr ſein wird.“ — „Wie?“ ſo fragte die Schweſter betroffen, „glaubſt du denn nicht, daß Luiſe noch ſein wird, auch wenn ihr Leib im Grabe zu Aſche ward, glaubſt du nicht an eine Fortdauer der Menſchenſeelen in der Ewigkeit, für die ſie gemacht ſind?" — „Ich glaube an nichts," ſagte der Bruder, „von deſſen Wirklichkeit ſich meine, auf Erfahrung der Sinne ſicher gründende, Vernunft nicht überzeugen kann. Unſer Leben beginnt und beſteht nur mit dem Leibe; ſelbſt das, was wir in uns als geiſtig anerkennen möchten unſere Gedanken, Regungen des Willens, gehen aus Bewegungen der Säfte und Kräfte unſeres Leibes hervor und nehmen bei einem Stilleſtehen dieſer Bewegungen, bei einem Erkalten der Säfte im ſterbenden Leibe ein Ende. Man hat die Verwandlung der Raupenpuppe in einen Schmetterling als Abbild und Gleichniß der Verwandlung unſerer leiblichen, ſterblichen Natur in eine unſterbliche betrachtet. Aber die Puppe, ſo wie den aus ihr hervorkommenden Schmetterling ſieht mein Auge; wer aber hat jemals den Menſchen einer künftigen Welt, der doch mit dem jetzigen irdiſchen ſeinem ganzen perſönlichen Weſen nach derſelbe und gleiche ſein und bleiben ſoll, aus der erſtarrten Hülle hervorgehen und fortbeſtehen ſehen? Er liegt, ſo wie er nun iſt und bleibt, vor uns im Sarge. Auf die Frage, was er künftig ſein wird, antwortet uns der Modergeruch aus dem Grabe: er war ein vorübergehendes Gebilde ſeiner organiſch-chemiſchen Elemente, während der Dauer ihrer gegenſeitigen, fruchtbar fortzeugenden Vermählung und wird jetzt, wenn bei ihm ſo wie bei den Vögeln im Spätherbſte die Zeit der Zuſammenpaarung der Elemente vorüber iſt, ein Geſtäube, das, wenn der Wind, welcher es in die Höhe trieb und hinwegführte, ſich gelegt hat, den Geſetzen der Natur gehorchend, zu Boden fällt, bis ein neuer Windſtoß den Staub zu irgend einer anderen Wolkenform erhebt."

Tiefbekümmert und erſchrocken über die Rede des Bruders, welche dieſer mit einem ſo ſicheren Selbſtvertrauen ausſprach, daß die Jungfrau und vormalige Schülerin kein Wort mehr zu erwidern wagte, kam die Freundin zu Ihrer Schweſter Luiſe. Sie fand dieſe mit der aufmerkſamen Betrachtung eines Roſenſtockes beſchäftigt, den man ſo eben vom Fenſterſtocke hinweggenommen und auf den Tiſch an ihrem Bette vor ſie hin geſetzt hatte. Das Gewächs war kurz vorher von einer pflegenden Hand benetzt worden. Das Waſſer hing noch in großen, hellen Tropfen an den Blättern und den halbaufgebrochenen Knospen. „Siehe doch,“ ſagte Luiſe, nach der Begrüßung ihrer Freundin zu dieſer, „welch' ein ſchönes, lehrreiches Bild im Buche der Natur ich da vor mir habe. Ich bin eben in meiner Krankheit zu einem Kinde geworden, das gerne Bilder anſieht, darum kann ich mich auch an dieſem da ſo ergötzen.“ Die Kranke deutete dabei mit ihrem Finger auf einen der Tropfen, der an den Blättern hing. „Was meinſt du?“ fragte die Freundin. „Meinſt du, ein Bild, vielleicht dein eigenes, das ſich im Waſſer ſpiegelt?“ — „Wenn du ſo willſt,“ antwortete Luiſe, „ja, auch mein eigenes bald verbleichendes Bild.“ „Schaue nur her, liebe Emma,“ ſo fuhr ſie nach einem kurzen Schweigen fort, „bemerkſt du es nicht auch, daß hier dieſer Tropfen, auf den ſo eben der Strahl der Sonne fällt, immer kleiner wird? Noch ſieht ihn mein Auge, mein Finger fühlt ihn, meine Zunge könnte ihn ſchmecken. Aber nur wenig Augenblicke noch, und ich ſehe, ich fühle ihn nicht mehr. Er iſt verſchwunden, hat ſich ganz aus dem Bereiche meiner Sinne hinweggezogen. Fragten wir einen unwiſſenden Hottentotten: wohin iſt der Waſſertropfen gekommen? er würde nach ſeiner Weiſe uns antworten: er iſt zu nichte geworden, iſt nicht mehr vorhanden. Wir aber wiſſen es anders. Der Tropfen, wenn er im Strahle der Sonne uns entſchwindet, iſt nicht vergangen noch vernichtet, auch kein Milliontheil desſelben iſt verloren gegangen, ſondern er hat nur eine andere leibliche Form angezogen; das Waſſer, dem Grunde ſeines Daſeins nach noch dasſelbe was es war, iſt als ein Dampf in die Höhe geſtiegen, den unſere Sinne nicht mehr wahrnehmen, nur die erdigen Theile, die in ihm aufgelöſt waren, blieben als Stäubchen auf dem Blatte zurück. Und der Dampf ſteigt in der Wärme des Tages immer weiter hinauf, bis zu den Höhen, welche der kühnſte Wanderer und ſelbſt der Flug des Adlers niemals erreichen. Da breitet die Kühle der Nacht ihren Fittich aus über Luft und Land und der Waſſertropfen ſenkt ſich, als Thau der Morgenröthe, hell und rein wieder in unſere ſichtbare Welt herab. — Siehe, meine liebe Freundin, was hier in dem kleinen, natürlichen Abbilde an dem Waſſertropfen ſich zuträgt, das wird in Kurzem auch mir vor euren Augen geſchehen. Ich werde nicht mehr zu euren Ohren reden, mein Auge wird nicht mehr in das eure blicken, ich werde meine Hand nicht mehr in die eurige legen. Und wenn es nun ſcheint, als läge ich ſelber, mit Allem, was ich bin, ſtarr und kalt im Sarge und würde zu einem Staube der Erde, da kann euch ſelbſt hier dieſer arme, kleine Waſſertropfen etwas Anderes lehren. Auch er läßt die erdigen Theile, mit welchen er im Teiche, aus welchem man ihn ſchöpfte, verbunden war, als Staub zurück, während er, obgleich ſeine Weſenheit ihm geblieben iſt, unſeren Sinnen ſich nicht mehr kund gibt, ſondern als unſichtbarer Dampf uns umgibt oder in die Höhe gerückt iſt. So werde auch ich, wenn ich ſterbe, dem Reiche der irdiſchen Leiblichkeit, das unſere Sinne erkennen, entrückt ſein, und wenn die Erdennacht vergangen iſt, am Tage der Auferſtehung als ein Thau des Morgens der Ewigkeit herabgeſenkt werden in die verklärte, gereinigte Leiblichkeit.“

Luiſe drückte ſchweigend die Hand der Freundin, welche tief durch ihre Worte bewegt ſchien. Sollte man es wohl für möglich halten, ſagte ſie dann, daß es auch unter uns getauften Chriſten noch Solche geben könne, die eben ſo urtheilen, wie ein unwiſſender Hottentott, über den verdünſtenden Waſſertropfen, wenn man ſie fragt, was im leiblichen Tode aus dem Menſchen werde? Sie mögen ſich ihrer Kenntniſſe in der irdiſchen Phyſik rühmen, von denen ſie ſelber bekennen, daß viele ihrer Sätze noch unſicher und der weiter fortgeſetzten Forſchung bedürftig ſind. Von der himmliſchen Phyſik aber verſtehen ſie nichts, deren Sätze doch unwandelbar feſt und ſicher ſind, und in Ewigkeit als ſolche ſich bewähren werden.

Luiſe ſprach hierauf noch ſo kindlich eindringlich von der zuverſichtlichen Hoffnung des Chriſten auf ein dem lebendigen Glauben verheißenes ſeliges Leben der Ewigkeit, daß die Freundin ihre Thränen trocknete und dankend für dieſe ihr unvergeßlich bleibende Stunde ſie verließ. Es war wirklich das letzte Mal geweſen, da die Beiden ſich geſehen, denn die junge Freundin begleitete wenig Tage nachher ihre Eltern auf's Land, und als ſie wieder kam, da hatte Luiſe, um ihren Vergleich mit dem Waſſertropfen noch einmal aufzunehmen, ihren Erdenſtaub ſchon abgelegt in das Ruhebett der Erde. Aber ihr erſter Beſuch, ſo ſchreiben Sie mir, war der bei Ihnen. Und in dem ſtillen Zimmer, darin Luiſe ſtarb, erzählte ſie Ihnen Alles, was damals, als ſie zu ihrem letzten Beſuche hierher kam, ihr Herz ſo tief bewegt und bekümmert hatte. Zugleich aber beſchrieb ſie auch den Segen, den ſie aus dem letzten Geſpräche mit

Ihrer Schweſter empfangen und mit ſich genommen habe. Nicht nur ihr Gemüth war durch die Worte, die ſie gehört, in zuverſichtlichem Glauben geſtärkt und ermuthigt worden, ſondern dieſer Muth machte ihre Zunge auch im Geſpräche, mit dem irrenden Bruder ſo beredt, wie ſie vorher niemals es geweſen. Die Worte und Thränen der Schweſter waren von ſolcher Kraft, daß der Bruder zuerſt ſchweigend, dann beſchämt ſie anhörte, und eines Morgens ſeiner geweſenen Schülerin es bekannte, daß er in der vergangenen Nacht ſchlaflos geblieben ſei. Die Worte, die ſie neulich zu ihm geſprochen, wären ihm ohne Aufhören nachgegangen; er ſei zuletzt aufgeſtanden und habe ſelbſt die Stellen der von ihm ſeit langer Zeit nicht mehr beachteten heiligen Schrift, auf deren Zeugniß ſie ſich berufen, nachgeleſen, und mit Ernſt bedacht. Da ſeien ihm dieſelben in der Kraft ihrer göttlichen Wahrheit zu Herzen gegangen und er habe gebeugt und aufgerichtet zugleich ſich hindurch gerungen zu dem freudigen zuverſichtlichen Glauben an Gott und Ewigkeit.

Ich meine, daß ich hier, wenn auch mit meinen eigenen Worten, doch dem Inhalte nach treulich den Bericht Ihres Briefes wiedergegeben habe, über das „vielleicht zufällige“ ſich Begegnen und Zuſammentreffen der Gedanken ihrer Schweſter mit den äußerlich gar nicht laut gewordenen Gedanken einer Freundin, der dieſes Entgegenkommen zum bleibenden Segen diente. Laſſen Sie uns beide das allerdings merkwürdige Ereigniß klar in's Auge faſſen und Sie werden finden, daß es nicht als ein einziges daſteht, ſondern zu jenen öfter vorkommenden Fällen gehört, in denen z. B. ein Jüngling ſcheinbar zufällig in eine Geſellſchaft würdiger Männer oder in eine Kirche eintrat, darin er Worte vernahm, die auf den ganzen Gang ſeines äußeren, auf die Entfaltung ſeines inneren Lebens von bleibenden, tiefgehenden Folgen waren. Auch die Worte und Thaten der Menſchen ſtehen, wie ich vorhin ſagte, unter der ſicheren Leitung und dem Walten „eines Geiſtes, der alle Dinge ſchaffet und zuſammenhält mit ſeinem allmächtigen Worte." Möchte ſich doch auch an unſerer Zunge, wie an unſerem hörenden Ohre dieſe Zucht und bewahrende Leitung immerfort in rechter, gebührender Art erweiſen und bewähren!

Mit großer Theilnahme und vielem Vergnügen habe ich in Ihrem Briefe Das geleſen, was Sie mir über die Wirkung eines Geſpräches Ihrer Schweſter auf den Arzt Ihres Hauſes mittheilen. Ich muß ohnehin bei dieſer Mittheilung verweilen, weil Sie derſelben die ausdrückliche Bitte beigefügt haben, daß ich Ihnen doch über jene merkwürdige Entdeckung am Sternenhimmel genauere Auskunft geben möchte, von welcher der Doktor mit Luiſen ſprach, und auf welche dann der weitere Verlauf des Geſpräches der Kranken ſich bezog. Sie konnten mir freilich aus der Erinnerung nur einige Namen nennen und in etlichen Zügen das andeuten, was Ihnen in jenem Geſpräche als das Merkwürdigſte erſchien, indeß reicht das, was Sie mir gaben, dennoch vollkommen hin, um mich in Stand zu ſetzen, Ihnen die gewünſchte ausführlichere Belehrung über den allerdings höchſt merkwürdigen Gegenſtand zu geben, auf welchen Luiſens Fragen und des Arztes Antworten ſich bezogen.

Dieſen, den Arzt, ſchildern Sie mir als einen, im bürgerlichen Leben durchaus ehrenwerthen Mann: theilnehmend und mitleidig gegen die Kranken, überaus mildthätig gegen die Armen, gewiſſenhaft treu in ſeinem Berufe, liebevoll gegen die Seinigen, frei von aller Falſchheit und Heuchelei. In ſeinen Anſichten jedoch und in ſeinem Verſtändniſſe von göttlichen Dingen wich er ſehr weit von jener gläubig feſten

Ueberzeugung ab, in welcher der Chriſt ſeinen Troſt und die Kraft ſeines Lebens für Zeit und Ewigkeit findet. Zwar ſprach er ſich aus eigenem Antriebe nicht ſo leicht über dieſe ſeine innere Stellung zu den Wahrheiten des Chriſtenthums aus. Doch that er dieſes, nach ſeiner redlichen Wahrheitsliebe, frei und offen, wenn Andere ihm das Bekenntniß ſeiner Ueberzeugung abdrangen. Der Mann hatte aus dem Hauſe ſeiner frommen Eltern und aus dem früheſten Unterrichte, den er empfangen, eine Achtung und Liebe für das Chriſtenthum als Mitgabe erhalten, welche ihm wohl niemals ganz verloren gegangen, ſondern nur wie von Staub und Aſche überſchüttet worden war, als er, nach dem zeitigen Tode ſeiner Eltern, ſchon im Knabenalter in ganz andere, fremde Hände und dann in ſeinen Schul- und Univerſitätsjahren in eine geiſtige Fremde kam, in welcher das Suchen und Verlangen des Herzens nach einer ewigen, göttlichen und dennoch kindlich einfältigen Wahrheit als eine unverſtändliche ganz aus Gebrauch gekommene Sprache erſchien. Er war mit dem herrſchenden Unglauben ſeiner Zeit nicht blos bekannt und vertraut, ſondern von ihm hingenommen worden. Doch war er niemals in den dumpfigen Abgrund des groben Materialismus und bis zur Verläugnung Gottes, des Schöpfers und Erhalters aller Dinge, herabgeſunken. Er ſprach mit Ehrfurcht ſeinen Glauben an das Daſein Gottes aus, aber dieſer war ihm nur ein Etwas geworden, welches (faſt möchte man ſagen) der Stahlfeder einer Uhr vergleichbar iſt, welche das Getriebe der Räder, und durch dieſe die Bewegung der Zeiger in Bewegung bringt. Dieſe Feder ſetzt nach dem Naturgeſetze der ihr inwohnenden Elaſticität das Federhaus oder die Trommel, dieſe wieder mittelſt der Kette die Schnecke in Umlauf, das Rad aber der Schnecke theilt allen übrigen Rädern ſtetige Bewegung mit, deren Gange durch die Gegenwirkung der Federkraft der Unruhe ſeine gleichmäßige Haltung geſichert wird. Mittelbar bewirkt deshalb allerdings die Spannung der für unſer Auge verborgenen Feder das Fortrücken des Zeigers, und die glockenartig lautenden Schläge, durch welche eine Repetiruhr uns Zeit und Stunde ankündigt. Aber bei alle dem hat die Urheberin all' dieſer Bewegungen, hat die Feder ſelber mit dem Zeiger und mit dem Glockenſchlage nichts zu thun, dieſe gehen hervor aus der bewundernswürdig kräftigen Zuſammenordnung der Getriebe und der Räder, davon der Zahn des einen ſo gleichmäßig in die Räder des anderen eingreift, daß die ganze kleine Welt dieſes menſchlichen Kunſtwerkes in harmoniſchem Mitbewegen erhalten wird. Ebenſo walte auch in unſerer ganzen Sichtbarkeit eine unſichtbare Schöpfermacht mittelbar, durch die Naturkräfte, durch welche das Entſtehen und Vergehen, der ganze Verlauf des Lebens der einzelnen Dinge mit all' ſeinen fördernden und ſtörenden Ereigniſſen herbeigeführt werde. Wie die Getriebe und Räder einer Uhr gleichmäßig ihren Verlauf machen, wobei das eine Rad durch ein anderes, das ſich vorwärts dreht, zurück gedreht wird, ſo daß eine Richtung der anderen widerſtreitet und dennoch alle dem Zwecke des ganzen Werkes dienen und denſelben fördern, ſo gehen auch die Räder der Weltzeiten und ihrer Begebenheiten, mit anſcheinend vernichtender Gewalt, hier über die Leichname und den Staub von Millionen geſchaffenen Dingen und Menſchen hin, rufen aber zu gleicher Zeit hier das Wehklagen und die Thränen eines untergehenden, dort das freudige Aufjauchzen eines neu aufgehenden Lebens hervor. Das Bewegen der Räder ſchreitet dabei in ſeiner geſetzlichen Ordnung weiter, welche den Fortbeſtand des Ganzen erhalte. Von der Feder allerdings iſt zuletzt all' dieſes Bewegen ausgegangen, durch ſie aber wird nur das Getriebe angeregt, der Zeiger am Zifferblatte nicht um eine Linie vor- oder rückwärts gerückt. Ebenſo kann auch die Ordnung des Weltganges um des Einzelnen willen keine Aenderung erleiden. Der Glaube an die Wirkung des Gebetes und an eine eingreifende Allmacht, welche von dem Willen eines lebenden Erdenſtäubchens, dergleichen der Menſch iſt, zu ihrem gewaltthätigen Entgegentreten gegen die allgemeine, geſetzliche Ordnung bewegt werden könne, ſei im Widerſpruch mit aller Vernunft und ein Aberglaube; dort in der Tiefe der unermeßlichen Weltſchöpfungen ſei kein hörendes Ohr da für ein Verlangen, das in die ewigen Geſetze der Weltordnung nicht hingebend und geduldig ſich fügen wolle.

Es gehört gerade keine ſehr tief gehende Bekanntſchaft dazu, mit dem weiteren Gedankengange und den Folgerungen, welche aus jenen Grundanſichten des Doktors von ſelbſt ſich entwickeln müßten, um Das zu errathen, was er ſelber, wenn man das Wort ihm abdrang, frei und offen ausſprach. Selbſt Ihre Schweſter, ſo ſchreiben Sie, hatte er früher als geſunde, ſtille, von ihm wenig beachtete Zuhörerin ſeiner Geſpräche, aus ſeinem Munde vernommen, daß er jede Möglichkeit der Einwirkung, ja überhaupt das Daſein einer unſichtbaren, eigentlichen Geiſterwelt läugnete. „Der Menſch ſei mit all' ſeinen Leiden und Freuden, mit allen Bedürfniſſen und Mängeln ſeines Lebens an die ſichtbare Natur und an die in ihr nach unabänderlichen Geſetzen waltenden Kräfte hingewieſen; hier iſt ſein Anfang und ſein Ende; ein Was und ein Wie? welches über das ihm vor Augen liegende Grab hinausgeht, erreicht ſein Forſchen nicht. Er ſoll ſich genügen laſſen an den Freuden, welche die ſchöne, ſichtbare Welt ihm gewährt, die Leiden aber, welche ſie ihm bringt, in ſtiller Faſſung ertragen, denn auch das ſchmerzenſte Weh eilt, wie die Freuden, bald dahin; auch für den mühſeligſt Beladenen iſt, ehe er ſich verſieht, das Grab da und in ihm ein Sicherſein vor der Ruthe und der Pein des Drängens; ein Ausruhen von der Tage Arbeit und Mühen. Er achte und ſchone gern den kindlichen Glauben an das unmittelbare, tröſtende Naheſein eines Geiſtigen und Göttlichen an der Hütte unſerer Sterblichkeit, theilen aber könne er dieſen lieblichen Kindertraum nicht."

So etwa mochte, nach den Andeutungen Ihres Briefes, der Doctor über die Welt eines Unſichtbaren, geiſtig Wirklichen ſich ausgeſprochen haben. Aber bei anderer Gelegenheit hatte er mit einem Ihrer Verwandten auch von einer anderen Welt des Unſichtbaren geredet, welche zwar keineswegs eine geiſtige, wohl aber eine für uns überſinnliche und dennoch unläugbar wirkliche iſt. Ihre Schweſter hatte das Geſpräch der beiden Männer, an einem heiteren Frühlingsabende im Gartenſaale Ihres Vaters mit großer Aufmerkſamkeit angehört und die Erinnerung daran aus ihren damals noch geſunden Tagen war ihr jetzt auf dem Krankenlager wieder lebendig geworden. „Ich ſelber", ſo ſchrieben Sie, „war leider bei dem Geſpräche im Gartenſaale nicht zugegen geweſen und was nun ſpäter meine kranke Schweſter mit unſerem Arzte darüber ſprach, das hat zwar, namentlich durch die Gedanken, welche Luiſe daran knüpfte, meine höchſte Theilnahme erregt, ich habe jedoch außer ſeinen Schlußworten der Unterhaltung, die mir treu in der Erinnerung geblieben ſind, den Anfang des Geſpräches nur als einen vorüberziehenden Hall in mein Ohr, nicht aber in meine Erinnerung aufgenommen, weil ich ſeinen Inhalt nicht recht verſtand. Doch habe ich einige Stichworte daraus, die ich bis zum anderen Morgen im Gedächtniſſe behalten, in mein Tagebuch geſchrieben, um bei ſchicklicher Gelegenheit meine Schweſter um weitere Auskunft darüber zu bitten. Zu dieſer Gelegenheit iſt es aber in den letzten Wochen, in denen Luiſe uns noch geſchenkt war, nicht mehr gekommen und Sie werden deshalb dem unwiſſenden Mädchen es vergeben, wenn ſich daſſelbe mit der Bitte an Ihre Geduld wendet, ſo weit dies möglich iſt, ihr das Verſtändniß über das halb, ja ganz Unverſtandene weiter aufzuthun."

Die Worte, welche Sie mir aus ihrem Tagebuche mittheilen, heißen: „eine Aſtronomie des Unſichtbaren;" — ein großer Aſtronom, der ſich auf ſeinem Kranken- und Sterbebette mit dieſer Wiſſenſchaft des Unſichtbaren beſchäftigt." — „Großer und kleiner Hundsſtern, Kornähre in der Hand der Jungfrau;" — „ſtörende und alterirende Einwirkungen, ſo wie Bewegungen in der ſichtbaren Welt, durch welche ſich das Daſein und die Wirklichkeit einer unſichtbaren kund gibt."

An die vollkommen ſichere Zuläſſigkeit einer Aſtronomie des Unſichtbaren: einer Sternkunde, welche ihre genauen, gründlich durchgeführten Berechnungen an Welten des Himmelsraumes anknüpft, von denen das Menſchenauge nichts ſah und zum Theil wohl niemals etwas ſehen wird, hätte man freilich vor mehreren Jahrzehenten noch nicht gedacht. Dem Forſchertriebe unſerer Tage hat ſich aber eine vorhin unbekannte Tiefe des natürlichen Wiſſens nach der anderen und ſo auch dieſe aufgethan; die Rechnung eines einſichtsvollen Aſtronomen, welche ihre Fäden in ein noch unbekanntes Gebiet des Himmelsraumes hinausſpann, hat ſich als vollkommen wahr und wohlbegründet erwieſen. Leverrier, ein hochachtbarer franzöſiſcher Gelehrter, hatte ſich lange mit den Störungen (Unregelmäßigkeiten in der Bahnbewegung) des Uranus, des äußerſten, weit entfernteſten der bis dahin bekannten Planeten unſeres Sonnenſyſtemes beſchäftigt, welche nicht von der Anziehung des Saturn und Jupiter (ſeiner nächſten Nachbarn) ausgehen konnten, ſondern auf die Einwirkung einer Maſſe begründet ſein mußten, welche ihn von dem Wege ſeiner Bahn hinauswärts, in einen ferneren Weltraum abzog. Er erkannte aus ſeinen Rechnungen allmählig mit großer Genauigkeit den Ort, wo die noch unbekannte Körpermaſſe ſtehen müſſe, gab dieſen Ort an, und ein junger, deutſcher Aſtronom, der damals den erſten Anfang zu den großartigen Entdeckungen machte, für welche er beſtimmt iſt, Galle in Berlin, fand durch ſein Teleſkop den unbekannten Stern auf, welcher jene Störungen anrichtete: es war der neu entdeckte, bis jetzt bekannte äußerſte Planet unſeres Sonnenſyſtemes: der Neptun.

Leverrier iſt übrigens nicht jener Aſtronom, auf den die Worte Ihres Tagebuches hindeuten. Der, von welchem in der erwähnten Unterhaltung Ihrer kranken Schweſter mit dem Doctor die Rede war, kann kein anderer ſein, als der eigentliche tiefere Begründer der Aſtronomie des Unſichtbaren: der unvergeßliche, tiefblickende Beſſel in Königsberg, von welchem ſein würdiger Schüler: Mädler in Dorpat es bezeugt, „daß wir in der That dem ſpäten Lebensabende deſſelben, den Jahren, wo er bereits unrettbar dem Siechbette, das er nicht mehr verlaſſen ſollte, anheim gefallen war, die größte und folgenreichſte aller ſeiner Entdeckungen verdanken *).“

---

*) Mädler's populäre Aſtronomie. 4. Aufl. in den Nachträgen von 1852 S. 19.

Auf dieſe „größte Entdeckung" weiſt mich denn zunächſt das dritte Wort aus den kurzen Notizen Ihres Tagebuches hin: der große Hundsſtern, oder um eine andere uralte Majeſtät ſeines Namens in Ehren zu halten: der Sirius.

Dieſer, der König unſeres Fixſternhimmels, der Sirius, wird Ihnen gewiß wohlbekannt ſein, denn ich erinnere mich recht gut an den Abend, vor jetzt 2 Jahren, wo ich Ihnen und ihrer Schweſter aus dem Saalfenſter Ihres väterlichen Hauſes die Sterne zeigte, und Sie vor Allem auf die Sternbilder des Orion und Sirius, auf den Procyon, (den kleinen Hund), auf die Plejaden oder das Siebengeſtirn und das ganze Sternbild des Stieres aufmerkſam machte, in welchem letzteren damals (März 1854) der Planet Saturn ſtand. Wer könnte den Sirius, wenn er ihn und ſeine Nachbarſchaft nur einmal recht in's Auge faßte, jemals wieder vergeſſen! Wenn auch nicht mehr in ſolcher Bedeutung für den Naturlauf des Jahres, wie bei den alten Aegyptern, zeigt uns doch ſein Emporſteigen vor der aufgehenden Sonne die Zeit der Ernte und das Annahen der Reife der Trauben, ſein Niederſinken mit den letzten Strahlen der Abendſonne die Zeit des Aufblühens und Grünens unſerer Bäume und Saatfelder an, und wenn im Winter unſer Land von dem Schmucke der Blüthen und der Saaten entkleidet iſt, da führt Sirius am nächtlichen Himmel aus der Zone des beſtändigen Sommers im Süden einen Luſtgarten der ſtrahlenden Geſtirne herauf, denen an Herrlichkeit kein Luſtgarten der Erde gleichkommt.

Die Fixſterne, wie Sie wiſſen, wurden von der Sternkunde der neueren Zeit mit großer Entſchiedenheit als Weltkörper, von der Natur unſerer Sonne, anerkannt.

Denn wie dieſe leuchten ſie in ſelbſtſtändigem, nicht wie unſere Erde und ihr Mond in erborgtem, nur abgeſpiegeltem Lichte, deſſen Glanz und Helle um ſo mehr ſonnenartig erſcheinen, wenn man die ungeheure Ferne beachtet, aus welcher es zu uns kommt und die Kleinheit des Pünktchens, von welchem es ausgeht. Wenn man aber den Rang dieſer Sonnen des fernen Weltraumes nach der Stärke ihres Lichtes ordnen wollte, dann gebührte dem Sirius unter allen an unſerem Himmel leuchtenden Fixſternen der höchſte Rang, entweder müßte er, wo nicht die allernächſte, doch eine der nächſten Sonnen an unſerem planetariſchen Weltgebiete ſein, oder da ſich dieſes durch die Beobachtungen nicht beſtätigte, eine der körperlich mächtigſten am ganzen Sternenhimmel, welche wohl geeignet ſein könnte, den anziehenden Mittelpunkt für andere ihrer Art, als eine Sonne der Sonnen zu bilden.

Unſere Sonne ſteht als herrſchender Mittelpunkt in dem Reiche ihrer Planeten, welche von ihr nicht nur das Licht empfangen, das ſie unſerem Auge abſpiegeln, ſondern auch den Antrieb zur Fortbewegung auf ihren Bahnen. Bei uns ſind mithin Weltkörper, welche an ſich ſelber dunkel und im Vergleiche mit ihrem Centralkörper klein an Umfang und Maſſe ſind, mit einer Lichtwelt zuſammengeſellt, die, wie der Stamm eines Baumes ſeine Blätter und Früchte, ſie alle hält und trägt. Dort im fernen Weltenraume iſt dieſes Verhältniß ein anderes. Man hat da in neuerer Zeit Weltenſyſteme entdeckt, in denen ſich nicht dunkle Planeten um eine leuchtende Sonne, ſondern ſelberleuchtende Sonnen um Sonnen bewegen, zwei und zwei, ja drei und vier und noch mehrere, wie bei uns die Monde, mit ihren Planeten zuſammengeſellt. An vielen dieſer Doppelſterne und Sternengruppen hat man die Fortbewegung in ihren

Bahnen beobachtet, bei mehreren die Zeit ihres Umlaufes beſtimmt, bei einigen wenigen ſogar ihren Abſtand von uns berechnet und hierauf die Möglichkeit begründet, die Größe ihrer körperlichen Maſſen zu erkennen.

Schon dieſe Entdeckung war für die Naturkunde eine unerwartete und überraſchend neue. Jenem bequemen Gange der Vorſtellungen, auf welchem man ſich erlaubt, von dem Weſen eines uns nahe Liegenden und Bekannten auf das Weſen eines ähnlich ſcheinenden Fernen und Unbekannten einen Schluß zu bilden, wurden dadurch auf einmal ſeine Schranken geſetzt; man mußte zugeben, daß die Naturverhältniſſe unſeres Sonnenſyſtemes nicht als die gleichen im ganzen, ſichtbaren Weltgebäude ſich wiederholten, ſondern daß es da Tauſende von Sonnen gebe, zu denen ſich nicht dunkle Planeten und Monde, ſondern andere Sonnen in gemeinſamem Bahnlaufe geſellt finden.

Noch ungleich weniger aber als das, was die Entdeckung der Doppelſonnen gelehrt hatte, wollte ſich mit den herrſchenden Vorſtellungen über die Naturverhältniſſe des Fixſternenhimmels das zuſammen reimen laſſen, was, wie ich vorhin erwähnte, Beſſel am Sirius beobachtete. Dieſe vermeintliche Sonne der Sonnen, mächtig genug, ſo konnte es ſcheinen, um eine ganze Schaar von planetariſch dunklen Planeten und Monden um ſich zu verſammeln, ſie zu beleuchten und in ihren Bahnen zu bewegen, erſcheint nach jener Beobachtung als ein zwar ſonnenartig leuchtender Weltkörper, der jedoch einen ſchnellen Lauf der Bahn um einen anderen Weltkörper beſchreibt, welcher im Vergleiche mit Sirius ein planetariſch dunkler, und deshalb für unſer Auge nicht wahrnehmbar ſein muß. In 50 Jahren und 5 Wochen bewegt ſich der herrliche Stern um ſeine uns unſichtbare Centralwelt, deren körperliche

Maſſe, der Berechnung nach, der Maſſe unſerer Sonne bei weitem nicht gleichkommt.

Beſſel's Angabe erſchien zwar anfangs vielen Freunden der Sternkunde als eine kaum glaubliche, doch wie konnte man jenen ſchlagenden Beweiſen ihrer Wahrheit widerſtehen, welche ſolche hochſtehende Meiſter im Gebiete der Sternkunde, wie Peters und Mädler, in einer Reihe von ſorgfältigen Beobachtungen hingeſtellt haben? Wenn ich mich in tiefem Dunkel der Nacht auf meinem Wege von einem Seile umfaßt und durch dieſes nach einer Richtung hingezogen und fortbewegt fühle, welche nicht die Richtung iſt, die ich ohne jene hemmende Macht eingeſchlagen hätte, ſollte ich da nicht mit Recht an die Einwirkung eines Armes denken, der durch ſeine überlegene Kraft das Seil und durch dieſes mich bewegt?

Das gleiche Loos mit dem großen Hundsſterne theilt auch der kleine: der Procyon, welcher nach Mädler's Beobachtungen und Berechnungen in einer noch nicht ganz genau erkannten Periode von 55 bis 60 Jahren den Umlauf ebenfalls um einen uns unſichtbaren Centralkörper zurücklegt. Und Spica, an der Aehre in der Hand des Sternbildes der Jungfrau, iſt nach Pierce's Beobachtungen ebenfalls einem ſolchen übermächtigen und dennoch unſichtbaren nahen Begleiter zugeſellt, um welchen ſie in ungefähr 11 Jahren eine Bahn beſchreibt. Ja nach Mädler's Beobachtungen findet ſich bei beiden ſichtbaren Sternen des Doppelſternes Nr. 1037 in Struve's Katalog noch ein unſichtbarer dritter, der ſein Daſein und ſeine theilnehmende Mitwirkung an den Bewegungen der beiden anderen nur in ſeinem abändernden Einfluſſe auf jene Bewegungen kund gibt.

Schon die oben erwähnten Entdeckungen im Gebiete der „Aſtronomie des Unſichtbaren“ durchkreuzen in unerwarteter Weiſe unſere früheren Vorſtellungen von der Anordnung des Sternenhimmels. Eine leuchtende Sonne bewegt ſich in den Fernen des Weltraumes um einen dunklen Planeten, ſtatt daß bei uns Planeten um die Sonne ihre Bahn beſchreiben, welche ihnen Licht und Bewegung gibt. Aber eine Entdeckung der ganz neueſten Zeit führt uns noch um einen Schritt weiter. Bei uns bewegt ſich ein Mond, der, wie uns ſein Erſcheinen zur Zeit des Neumondes bezeugt, kein eigenes Licht hat, ſondern ſein Licht, eben ſo wie unſere Erde, von der Sonne erhält. Dort aber, im entfernteren Weltraume, gibt es zwar auch Sonnen, um die ein dunkler Planet ſeine Bahn beſchreibt, aber dieſer Planet führt als Geſellſchafterin auf ſeiner Bahn, ſtatt des Mondes eine (kleine) ſelber leuchtende Sonne mit ſich, die ihm, weil ſie viel näher iſt, ein wenigſtens eben ſo helles Licht zuſtrahlt als ſeine größere Sonne.

Dieſe ſeltſame Compagnie dreier Sterne hat der wackere Forſcher der Meeres- wie der Himmelstiefen: Capitain Jacob, der Vorſtand der Sternwarte in Madras, ſeit ſeiner näheren Bekanntſchaft mit dem Alpha-Sterne am Fuße des Centauren zur öffentlichen Kunde gebracht. Der eben genannte Stern iſt nur auf der ſüdlichen Halbkugel, nicht über unſerem Horizonte ſichtbar. Er iſt ein Doppelſtern, an welchem eine kleinere Sonne in 79 Jahren ſich um die größere bewegt. Aber jene kleinere Sonne erweiſt ſich durch Jacob's Beobachtungen als ein Mond, der in etwa 10 Jahren ſeinen Umlauf um einen dunklen Planeten macht und mit dieſem zugleich den 7 bis 8mal größeren um den leuchtenden Centralkörper *).

---

*) M. ſehe das Ausführlichere über dieſe Entdeckungen in der

Das ungefähr mag es ſein, was der Doktor über eine Aſtronomie des Unſichtbaren mit Ihrer Schweſter ſprach. Merkwürdig iſt mir der ganze Inhalt des Geſpräches, in welchem eine Kranke zur Vergeltung für die leiblichen Arzneien, die ſie von ihm empfangen, ihrem Arzte heilkräftige Blätter darbot von einem Holze des Lebens, das zur Geſundheit der Heiden dient. Namentlich finde ich auch die Weiſe, in welcher Luiſe den Inhalt mancher früherer Geſpräche des wohlunterrichteten Doktors mit ihr ſelber oder mit anderen Mitgliedern des Hauſes zu einem ſinnvollen Ganzen verwebte, ſelbſt für uns Geſunde höchſt lehrreich und zur Nachahmung anregend. Die gute Luiſe! ſo lange ſie geſund war, hat ſie ſo gerne und eifrig Blumen und Kräuter geſammelt. Wie unermüdet lief ſie den Hügel hinan, der nicht fern von dem Landſitze Ihres Vaters gelegen und im Frühlinge gar reich an ſelteneren Blumen und Kräutern iſt. Dort gibt es unter anderen auch manche, die ſeit alter Zeit wegen ihrer Heilkräfte hoch in Ehren gehalten ſind, und dieſe zogen ihre Aufmerkſamkeit am meiſten an, denn, wie ſie mir oft ſagte, ſie liebte zwar die Blumen auch wegen der Herrlichkeit ihrer Farben und der Schönheit ihrer Geſtalt, am meiſten aber, wenn ſie ſolche enthielten, wegen ihrer heilſamen Kräfte. Darum ſammelte ſie dergleichen am liebſten und meiſten, trocknete ſie mit beſonderer Sorgfalt, ſammelte auch wohl ganze Vorräthe davon, mit denen ſie dann Jeden, der es begehrte, vornämlich die armen Arbeiter in der Fabrik Ihres Vaters, verſorgte, um ſie zur Bereitung von Thee, Kräuter-

---

chen erſcheinenden 4. Auflage meines kleinen Leitfadens der Sternkunde (Frankfurt bei [illegible]) unter der Kapitelüberſchrift: Eine Aſtronomie des Unſichtbaren.

kiſſen oder Bädern für Kinder zu benutzen. Hieß ſie doch deshalb bei der Tante, ſo wie bei Ihrem Herrn Vater, die Jungfer Hausdoktorin. Was ſie jedoch hierbei ſo im Aeußerlichen trieb, das war nur das Abbild von einer Geſchäftigkeit in ihrem Inneren, welcher ſie noch eifriger ſich hingab als dem Suchen und Eintragen von Arzneikräutern. Sie hat ſich, wie es ſcheint, von ihren früheſten Jahren her, auf das Einſammeln jener Blätter vom Holze des Lebens gewendet, die zur Geſundheit der Heiden, ſo wie die Früchte zur Speiſe des Geiſtes dienen. Und von dieſen ewig friſch bleibenden Heilmitteln hat ſie ſich in ihrem Inneren einen großen Schatz angelegt, den ſie erſt da recht aufthat und zur Stärkung für ſich und Andere benützte, als ſie auf ihr Sterbelager kam.

Die gute, treue Luiſe mag uns als ein Muſterbild dieſes Sammelfleißes immer vor Augen ſtehen. Iſt doch eine ſolche innere geiſtige Hausapotheke, wie die ihrige war, allen Kapitalien und Kleinoden der Welt unvergleichbar weit vorzuziehen. Es iſt eine ernſte Sache, lange krank auf dem Lager zu liegen und noch ernſter iſt das Sterben. Auch ſind die Krankheiten, die uns treffen, nicht alle nur von äußerer, leiblicher Art; denn es gibt viel ſchwerere als dieſe ſind, innerlich an der Seele. Auch iſt das Sterben nicht nur eine äußere und leibliche Noth. Wenn es aber bei beiden Ihrer Schweſter am allerbängſten um das Herz war, da zog ſie ein ſolches, von ihr eingeſammeltes und wohlverwahrtes Blatt vom Holze des Lebens aus ihrem innerlichen Hausſchatze hervor: einen Spruch oder eine Gotteswahrheit aus der heiligen Schrift und den Glaubensbekenntniſſen ihrer Kirche, oder aus den Worten und dem Inhalte eines heilkräftigen Liedes, damit ſie die zum Tode ermattete Seele, ja ſelbſt den Leib, von Neuem belebte und ſtärkte. Und wenn auch ihr am meiſten und zunächſt die Kraft ſolcher Arzneien zu Statten kam, ſo war ſie doch auf ihrem langen Krankenlager und Sterbebette bei jeder Gelegenheit bemüht, auch Andere damit zu bedienen. Und hierbei ſchien ſie ſich wirklich in höchſt beachtenswerther Weiſe auf eine Art von geiſtiger Apothekerkunſt zu verſtehen, welche die bitteren, oder für die Empfänglichkeit mancher Kranken zu ſtarken Mittel mit anderen vereinigte und verband, welche die Arzneien annehmbarer und zu dem, was ſie ſo eben wirken ſollten, geeigneter machte. Das hat ſie in all' den Fällen, von denen Ihr Brief berichtet, ganz beſonders aber in dem Geſpräche mit dem Doktor, erwieſen.

„Einige Wochen vorher," ſo ſagen Sie, „ehe es zu dem Geſpräche über die Aſtronomie des Unſichtbaren kam, hatte Ihre Schweſter einmal den Arzt darüber gefragt, ob er es wohl erlauben möge, daß ſie einen Trank aus gewiſſen Kräutern und Hausmitteln (Sie geben mir ihn nicht näher an) trinken dürfe, der ihr ſchon früher in geſunden Tagen ſehr angenehm und wohlthuend geweſen ſei. Sie wüßte nicht, woher das käme, denn ſie hätte gar nicht mehr an jenes Getränk gedacht, aber ſeit mehreren Tagen ſei in ihr ein unwiderſtehliches Gelüſte darnach erwacht, das ihr ſogar in dem Traume bei Nacht nachgegangen ſei. Der Arzt antwortete hierauf: zwar hätte auch er an jenes alte, unſchuldige, ganz aus Gebrauch gekommene Mittel nicht gedacht, aber er müſſe das Verlangen darnach für die Regung eines natürlichen Inſtinktes halten, der ſich bei Kranken ſo oft wohlthätig wirkſam erweiſe. Denn in keinem Falle könne ihr der Trank Schaden, wohl aber, wie er hoffe, Erleichterung ihrer damals ſehr merklichen

Beſchwerden bringen. Luiſe ſei nun dem Eingeben ihres Inſtinktes gefolgt und habe ſich wirklich durch den Gebrauch des Mittels ſehr erleichtert gefühlt. Sie erzählte dieſes zu ſeiner großen Zufriedenheit dem Arzte und bat ihn zugleich, daß er ſie doch ein wenig darüber belehren möge, was der Grund und das Weſen des Inſtinktes eigentlich ſei? Der Doktor habe dann zuerſt in vielen Beiſpielen die Aeußerungen des thieriſchen Inſtinktes beſchrieben: in dem Auffinden des Futters, in dem Triebe zum Wandern, zum Neſterbauen und all' den merkwürdigen, ſeltſamen Arten einer elternlichen, namentlich mütterlichen Vorſorge ſogar für ihre noch künftige, ungeborene Brut. Bei der Geſchichte der Bienen habe er ſich am längſten verweilt. „Wie läßt ſich aber, fragte Luiſe, das erklären, daß die ſo eben aus der Puppenhülle gekrochene Biene, ſobald ihre Flügel erſtarkt und geputzt ſind, hinausfliegt in die von ihr noch nie geſehene, freie Welt und in dieſer ſogleich den richtigen Weg findet hin zu den Gewächſen, aus denen ſie das Wachs und den Honig nimmt, die ſie in den mütterlichen Stock hineintragen ſoll? Oder was für ein unbegreifliches Gelüſte wandelt den jungen Kukuk an, der, im fremden Neſte ausgebrütet, im Käfige eines Naturfreundes groß gezogen, ſeine Eltern niemals geſehen hat, wenn er im Herbſte, aus ſeinem Gefängniſſe entlaſſen, auf einmal ſeinen Flug nach Südoſt wendet, dahin, wo ſeine Eltern und Verwandten dem von uns ſcheidenden Sommer in ſein beſtändiges Wohnhaus nachzogen? Und nun vollends gar die Vorſorge der Mütter für einen zukünftigen Haushalt ihres Geſchlechtes, deſſen Anfänge ſie in den meiſten Fällen gar nicht erleben, welch' eine unbegreifliche Erſcheinung iſt das in einem ſo ſchwachen, unvernünftigen

Thiere! Wie und wo kann und ſoll man wohl ſolche wunderliche Dinge in den Auslegungen der Geſetztafeln der Natur unterbringen?“

Die ausführliche Belehrung, welche der Doktor Ihrer Schweſter Luiſe über das Weſen des Inſtinktes gab, welcher ſelbſt in der menſchlichen Natur ſich regen könne, ſcheint nach den Andeutungen Ihres Briefes ſo ziemlich das erſchöpft zu haben, was die Gelehrten unſerer Tage über den Gegenſtand geſagt haben und zu ſagen pflegen. Ihre Schweſter hielt ſich in ihrem ſpäteren Geſpräche mit dem Arzte nur an den Schluß ſeiner Rede, den ſie in ihrer Weiſe, und, wie ich meine, ganz gut in den Worten zuſammengefaßt hatte: Der Zug, welcher die Aeußerungen des Inſtinktes hervorruft, iſt allerdings in ſeinem Anfange und Ende für die Naturforſchung eine noch räthſelhafte Erſcheinung. Denn ſein Bewegen geht von dem verborgenen Inneren, z. B. eines Thieres, aus und führt nach Etwas hin, das dem Raume und der Zeit nach für die äußeren Sinne des Thieres noch ein Verborgenes, Unſichtbares, Weitabgelegenes oder fern Zukünftiges iſt. — Die Wirkſamkeit des Zuges, den wir Inſtinkt nennen, gründet ſich auf eine polariſche Anziehung. Zwiſchen zwei Dingen oder Weſen findet eine ſolche polariſche Anziehung oder Hinneigung ſtatt, davon das eine das hat, was das andere begehrt. Und wenn dieſe beiden auch in ſo weiter, für das Auge unabreichbarer Ferne auseinander liegen ſollten, wie der Südpol unſerer Erde von dem Nordpole, ſo findet doch der Zug des einen zum anderen ſeinen Weg und beſtändigen Fortgang, ſei es auch nur in der bloß aus ihren Wirkungen erkennbaren Art der elektro-magnetiſchen Strömungen. Das Daſein und die Kraft des einen Poles ſteht in nothwendigem Zuſammenhange mit dem Sein und Weſen des anderen; ein Südpol könnte nicht da ſein und entſtehen ohne einen ihm zugehörigen Nordpol; wo Bäume wachſen, in denen der Mangel, das Bedürfniß nach Waſſer ſich regt, da findet ſich auch alsbald in den feuchten Niederſchlägen aus der Luft das Waſſer ein, das als der andere Pol den Mangel erſtattet. Die Türken, ſo wie andere Leute, welche mit ihnen das Gleiche thaten, haben deshalb gar viele vormals fruchtbare Länder in eine dürre Wüſte, die früheren Flüſſe in Siechbäche verwandelt, weil ſie die Waldungen ausrotteten, welche das atmoſphäriſche Waſſer herbeizogen. —

Aber wie ſinn- und geiſtreich benutzte doch Ihre Schweſter die beiden Belehrungen des Doktors über den Inſtinkt und über die Aſtronomie des Unſichtbaren, um daraus ſich die Waffen zu bereiten, mit denen ſie den Unglauben des Arztes in ſeinem eigenen Hauſe angriff, und wenn auch vielleicht nicht ganz beſiegte, doch ſo erſchütterte, daß, wenn ein Sturm ſich erhebt, ſeine Mauern wohl nachgeben werden. Und wie mußte ſich auch da die gute Gelegenheit ſo zur günſtigen Stunde für ſie einfinden, um, wie Ihre Schweſter ſpäter ſagte, dem theilnehmenden, treuen Arzte ihres kranken Leibes zum Lohne, aus armer Hand für ſeine viele Mühe noch eine Arznei, bereitet aus einem Blatte vom Holze des Lebens, in ſein Herz zu geben.

Ich kann mich, eben ſo lebendig, als Sie mir dieſelbe beſchreiben, in die Scenerie des letzten Morgengeſpräches der Kranken mit dem Doktor hineinfühlen und denken. Der Arzt hatte befohlen, daß man der Kranken in der Nacht, wenn ſie wach ſei, zu einer gewiſſen Stunde ein von ihm verordnetes Arzneimittel eingeben und dieſe Gabe nach einer Stunde wiederholen ſolle. Als er am Morgen kam und die ſonſt ſorgfältige Wärterin fragte, ob die

Kranke zur rechten Zeit die Arznei erhalten habe, antwortete dieſe mit Nein, und berichtete auf weiteres Befragen, daß die Kranke zwar wach geweſen, aber gerade ſo in ihrem Gebete vertieft geweſen ſei, daß die Wärterin ſie nicht darin habe ſtören wollen. Und gleich nachher ſei ſie in einen ſo ſanften Schlaf verſunken, daß es auch wohl nicht gut geweſen wäre, ſie daraus zu erwecken, da ja, wie der Herr Doktor es ſelber wiſſe, bei ihr, wenn ſie einmal wach geworden ſei, es ſo ſchwer hielte, daß ſie wieder zum Einſchlafen käme.

„Ei,“ ſo ſagte der Doktor halb ſcherzhaft zur Kranken, „Sie ſollen ſich jetzt vor Allem an die ſichtbare Welt und ihre Heilmittel halten, von dieſer wiſſen wir, daß ſie da iſt, denn wir ſehen ſie und fühlen ihre Wirkung, von einer unſichtbaren Welt und ihren Wirkungen auf uns wiſſen unſere mediziniſchen Lehren eben ſo wenig als Ihre Kochbücher von der hungerſtillenden, ſättigenden Kraft der geiſtigen Speiſen und Unterhaltungen. Wir Aerzte und Alle, die unſerer Anſicht und Hülfe vertrauen, ſtehen darin auf dem feſteren Grunde und Boden der Erfahrung, ob es ſich mit dem Glauben an einen Verkehr mit der unſichtbaren Welt eben ſo verhalte, das getrauen wir uns nicht zu behaupten.“

Die Kranke wurde auf einmal ganz lebhaft und, wie Sie ſagen, es war, als würde ſie von derſelben munteren Laune ergriffen, die ihren Geſprächen in den Zeiten ihrer geſunden Tage ſo oft einen ganz eigenthümlichen Reiz gab. „Sie wollen gewiß,“ ſo ſprach Sie, „heute an meiner Seele dieſelbe Vorſicht erweiſen, die Sie bei der ärztlichen Behandlung meines Leibes ſo oft geübt haben, wenn Sie meinten, eine Arznei, die Sie mir verordnet hatten, ſei für meine Natur zu ſtark geweſen, und mir ein Mittel eingaben, das (wie ein niederſchlagendes Pulver) die Wirkung mäßigte oder vielleicht gar aufhob. Wer hat denn den Glauben an eine unſichtbare Welt und ihre unverkennbare Wirkſamkeit mitten in der ſichtbaren Natur mehr in mir geweckt und befeſtigt als Sie? Und nun, vielleicht weil Sie fürchten, der Glaube möge ſich zum Aberglauben ſteigern, wollen Sie alle jene guten Gaben, die Sie mir darreichten, wieder entkräften und verdächtigen?"

Der Doktor ſtutzte anfangs ein wenig, ganz überraſcht von der unerwarteten Beſchuldigung, daß er Jemand zum Aberglauben habe verführen wollen, und fragte dann lächelnd die Kranke, wie ſie denn auf den Aberglauben und das niederſchlagende Pulver komme?

„Faſt ſcheint es," antwortete Luiſe, „als wollten Sie nur noch einmal meinen Dank hören für den feſtlichen Genuß, den Sie meiner noch immer regen Lernbegier durch eines Ihrer früheren Geſpräche bereiteten, in welchem Sie mich über eine Aſtronomie des Unſichtbaren belehrten. Nun wohl, ich ſage Ihnen meinen Dank noch einmal recht von Herzen, denn Ihre Mittheilung iſt mir unvergleichbar mehr werth geweſen als die reichſte Erbſchaft es hätte ſein können, die mir etwa an Juwelen, Perlen und anderen Raritäten aus der Verlaſſenſchaft eines reichen Vetters in Indien zugefallen wäre. Wenn ich ſo recht die Bedeutung bedenke, welche die Entdeckung einer Aſtronomie des Unſichtbaren gerade für unſere Zeit und das in ihr lebende Geſchlecht haben könnte, dann fällt mir ein Vergleich ein, den mir eine Geſchichte, ich weiß nicht, ob eine wahre oder erdichtete, an die Hand gibt, welche ich einmal in meiner Kindheit geleſen habe. Eine Geſellſchaft oder Gemeinde von Koloniſten hatte ſich in einer von Europäern noch unbewohnten Gegend von Amerika niedergelaſſen. Die

Leute hatten außer ihrem kleinen Schiffe und dem Hausgeräthe, womit ſie daſſelbe beladen, nur wenig von dem mit ſich gebracht, was zu des Lebens Unterhalt dient oder worauf ſie einen Tauſch mit den in der Nachbarſchaft wohnenden Indianern hätten begründen können. Noch mehr aber fehlte es ihnen faſt an allen Mitteln zum Einkaufe Deſſen, was ſie bedurften von ihren europäiſchen Landsleuten, welche ſüdwärts von ihrer Kolonie eine Handelsſtation errichtet hatten, die in beſtändigem lebhaftem Verkehre mit dem Heimathlande ſtand. Unter ſolchen Umſtänden begreift man es leicht, in welcher beſtändigen Noth, in welchem drückenden Mangel die armen Koloniſten ſich befinden mußten. Einige Erleichterung gewährte es ihnen übrigens, als ſie, nach langem, fleißigem Bearbeiten und Durchforſchen ihres Bodens eine Ader von Eiſenerz entdeckten, das ſie, denn mehrere von ihnen waren geſchickte Schmiede, ausſchmolzen, verarbeiteten und nun zum Tauſchhandel mit ihren nächſten Nachbarn, den Indianern, verwenden konnten. Aber ihr fleißiges Forſchen und Hineingraben in die Tiefe wurde bald durch einen noch anderen, unerwarteten Erfolg belohnt. Das Eiſen iſt wohl gut und zum Hausgebrauche beſſer als jedes Metall; Gold aber noch viel beſſer als das Eiſen zum Verkehre mit der Welt. Das erkannten die armen Koloniſten mit gar großer Dankbarkeit an, als Einer aus ihrer Mitte, der wackere Adam Schlier (oder Schleier), ein gelernter Bergmann und zugleich Schmied, indem er nach Eiſen grub, auf eine Maſſe gediegenen Goldes ſtieß, die der Beſchreibung nach, nicht viel kleiner geweſen ſein mag, als die vor länger als hundert Jahren zu La Paz in Amerika aufgefundene, aus der man 5620 Dukaten prägte. Das war nun freilich ein Fund, welcher in der damaligen, gerade recht drückend gewordenen Noth den armen Koloniſten ſehr gelegen kam, um ſo mehr, da das gediegene Gold zu ſeiner Verwerthung im Handel und Wandel weder die große Mühe des Ausſchmelzens noch der Verarbeitung erfordert, die man auf das Eiſen verwenden muß. Die vereinſamten Koloniſten konnten doch auch nun wieder mit ihrem lieben Heimathlande in Verkehr und Verbindung treten, und Manches von dort ſich verſchaffen, was ſie lange entbehrt und ſchmerzlich vermißt hatten.“

„Sehen Sie,“ ſo fuhr Luiſe in ihrer heutigen Redſeligkeit fort, „eben ſo wie das Gold unſeren ausgewanderten, hilfsbedürftigen Landsleuten gerade zur rechten Zeit und Stunde beſcheert wurde, ſo ſcheinen mir auch ſolche Entdeckungen, wie die der Aſtronomie des Unſichtbaren, recht für unſere Zeit gemacht. Denn dieſe Zeit meint zwar, mehr denn jede andere der ihr vorangegangenen, ſie ſei reich und habe gar ſatt, aber ſie iſt wohl vor anderen arm, blind und bloß. Denn ſie hat das Erbtheil ihrer Väter, den Glauben an eine geiſtig göttliche Welt verloren, die uns beſtändig umgibt, hält und führt. Bei ihr iſt noch ein ganz anderer Mangel an Brod, an Kleidern und anderen Dingen eingetreten, welche zur Erhaltung des wahren Lebens dienen, als bei den hungernden und in zerlumptem Gewande einhergehenden Koloniſten. Nun ſind zwar jene überraſchenden Entdeckungen im Gebiete der Sternkunde keineswegs ſchon an ſich ſelber ein Brod des Lebens, eben ſo wenig als das Gold für ſich ſelber ein genießbares Brod, erquickender Wein oder ein Wollengewand werden kann, zum Schutze gegen die Kälte des Winters; aber ſie können durch ihre vorbildliche Bedeutung zum Beſitze alles Deſſen hinführen, was das Leben erhält und ernährt, ſeine Mängel ausfüllt, ſeine Blöße bedeckt. Mit ihrem Gelde läßt ſich vielleicht auch wieder ein Verkehr mit der alten Heimath anknüpfen, in welcher das reiche Erbtheil unſerer Vorzeit noch aufbewahrt und für Jeden zum Gebrauche bereit liegt, der ſein begehrt. Der grobe Unglaube, der an jeder Wirklichkeit der Dinge zweifelt, welche ſein Auge nicht ſieht, ſeine Sinne nicht wahrnehmen, muß wenigſtens es zugeſtehen, daß da droben mitten unter den ſichtbaren Sternen auch unſichtbare Welten ſtehen, deren Daſein und Wirklichkeit ſich in unwiderſprechlich klarer Weiſe durch die anziehenden und bewegenden Kräfte zu erkennen gibt, welche den ſichtbaren Stern in ſeiner Bahn um den unſichtbaren Mittelpunkt bewegen. Und, lieber Herr Doktor, erlauben Sie, daß ich meine von Ihnen erlernte Lektion noch weiter aufſage. Als neulich einmal in mir ein Verlangen erwacht war nach einem viel unſchuldigeren und weniger anregenden Maientrank als der mit Wein angeſetzte iſt, da hatten Sie nichts dagegen einzuwenden, daß ich mein Verlangen nach Herzensluſt befriedigte. Denn, wie Sie damals ſagten, mein Verlangen konnte die Regung eines natürlichen Inſtinktes ſein, der ſich bei Kranken ſo oft wohlthätig wirkſam erweiſe. Ich fragte Sie in kindiſcher Neugier, wie der Inſtinkt ſich äußere, und was ſein eigentliches Weſen ſei? Und Sie, nachdem Sie mir viele ſeiner Aeußerungen am Thierreiche und ſelbſt am Menſchen beſchrieben hatten, bekannten es offen, daß auch noch unſere jetzige Naturkunde, ſo hoch ſie im Vergleiche mit ihren früheren Stufen der Erkenntniß ſtehen möge, in dem Inſtinkte eine räthſelhafte Erſcheinung anerkennen müſſe, deren Anfang und deren Ende unſerer ſinnlichen Anſchauung ſich entziehen. Denn ſo wie ſein Bewegen von dem verborgenen Inneren z. B. eines Thieres ausgehe, ſo führe daſſelbe auch nach einem

Ziele hin, welches dem Raume wie der Zeit nach unerreichbar fern für das Auge oder als ein Zukünftiges noch ganz verborgen ſei. Uebrigens, ſo ſagten Sie, beruhe der Zug, welcher den Inſtinkt anregt, auf einer polariſchen Anziehung zwiſchen zwei Dingen oder Weſen, davon das eine ein Bedürfniß fühlt und hat, welches in dem Weſen des anderen ſeine Befriedigung findet."

„Ich halte mich," ſo fuhr Luiſe fort, „an dieſen Ihren letzten Satz zuerſt. Der Zug der Liebe, ſo ſagten Sie, der die Mutter mit dem Kinde, das Kind mit der Mutter verbindet, ſei die Aeußerung eines Inſtinktes. Ebenſo ſei dieſes jener Zug, welcher den Wandervogel, während der Zeit des Mangels und der Noth, die für ihn im Winter unſere entlaubten Wälder und vom Froſte erſtarrten Auen unbewohnbar machte, in ein fernes Land führte, darin er Futter und warmen Sonnenſchein fand. Ein Zug, welcher ihn auch dort in der Fremde, ſelbſt wenn dieſer die Naturfülle niemals ausgeht, nicht verläßt, ſondern welcher ſeine Schaaren, ſobald ſich bei uns der Frühling naht, vom Boden ihrer Pilgerſchaft erhebt, und ſie unter all' den Gefahren, welche von oben der Sturm, von unten das wogende Meer droht, darin Viele der Wanderer gelähmten Fluges ihren Untergang finden, zurück begleitet in die Heimath. Das Verlangen des Kindes nach der Mutter gründet ſich allerdings auf das Gefühl eines Mangels, den die Mutter erſtatten, auf eine Noth, welcher dieſelbe abhelfen kann, während die Mutter zwar ohne das Kind beſtehen könnte, nicht aber beſtehen mag, aus einem ihr inwohnenden ſehnlichen Verlangen, zu lieben und geliebt zu werden. Ebenſo könnten auch bei uns die Wälder und Felder beſtehen ohne die wiederkehrenden Wandervögel. Hätten jedoch jene Gefühl und Sinn wie die Mutter, ſie würden, ganz abgeſehen von der Bedeutung, welche dieſe Bürger im Haushalte ihres Staates durch die Vertilgung der ſchädlichen Inſekten und dergleichen haben, gar ſehnlich, wenn der Mai kommt, darnach fragen: wo bleiben meine Sänger, wo bleiben die munteren Geſpielen meiner im Winde bewegten Blätter und Halme?"

„Lieber Herr Doktor! Sie ſagten einmal zu mir, daß Sie die Reden und Ausſagen der ächten Somnambulen mit ihren Aeußerungen eines ſeltſamen Ferngeſichtes für Eingebungen eines Inſtinktes halten, der ſich in einer uns verſtändlichen Sprache, in unſeren Worten kund gebe. Sie hätten deshalb ſolche Reden nicht ohne Intereſſe angehört. Erlauben Sie mir deshalb, daß ich auch für ein inſtinktartiges, ſehnliches Verlangen, welches mein Herz von meiner Kindheit an unabläſſig bewegt hat, die Worte ſuche und Ihnen mittheile, darin ich Ihnen daſſelbe kund geben möchte. In meinem Inneren, das ſetze ich voraus, gibt es doch wohl eine eben ſo lebendige und wohl noch mächtigere Empfänglichkeit für die Anregungen jenes die ganze Schöpfung durchdringenden Zuges, den Sie als Inſtinkt beſchrieben, als im Inneren der Thiere. Dieſe Regung gleicht bei mir dem Verlangen des hilfsbedürftigen Kindes nach der Liebe einer Mutter, die das Kind ſchon geliebt, und in ihrem Schooße gehegt und genährt hat, noch ehe daſſelbe geboren war. Der Zug meiner Liebe führt mich deshalb nicht, wie der, welcher den Wandervogel nach ſeinem Heimathlande zieht, zu einem Walde oder Felde hin, das von ihm nichts weiß, ſondern wie zu einer Mutter, die bei Tag wie bei Nacht um das Wohl ihres Kindes beſorgt iſt, jeden ſeiner Laute hört und verſteht, ſeine Wünſche nach dem verſtändigen Rathe der Muttertreue ihm gewährt. Mein Gott und Herr, zu dem ich mit all' meiner Armuth und Noth, ſehnend nach Ihm, wie das Kind nach der Mutter ohne Aufhören mich nahe, iſt kein für die Stimme meines Rufens nach Ihm tauber Gott. Er iſt kein ſolcher, der, in der unergründbaren Tiefe der Naturkräfte verborgen, durch dieſe das Sein und Zuſammenwirken des großen Ganzen ſeiner ſichtbaren Welten erſchuf und zuſammenhält, während das Sein und Leben der Einzelnen gleich Blättern auf dem Strome jener Kräfte ſchwimmt, welcher, wie ſein Lauf eben geht, einige weiter und leichter fortführt, andere an das Ufer oder an die Felſen in ſeinem Bette hinanwirft. Nein, er iſt ein lebendiger Gott; ich nenne Ihn mein, nenne ihn Du, wie das Kind zu der Mutter ſagt: Du biſt mein und wirſt meine Mutter bleiben. Ja, Sie ſind mein Freund, denn als Solcher haben Sie ſich in meiner langen Krankheit treu und theilnehmend erwieſen. Könnte ich Ihnen doch zum Lohne für Ihre Treue Etwas von dem ſeligen Gefühle, von dem Troſte, von der Kraft jener Liebe in Ihr Herz geben, die ich zu Ihm meinem Gott und Herrn fühle, den die Liebe zu mir in mein armes Fleiſch und in den Tod herabzog. Mein Auge ſieht Ihn nicht; kann aber doch auch ein krankes, blindes Kind die Nähe der Mutter und den Hauch ihres genaheten Mundes fühlen. Er iſt bei mir und ich bei Ihm; Er mein und ich bin ſein. Bald werde ich mich, wie der Wandervogel, von dem Boden meines Fremdlingslandes erheben. Von dort bin ich hinweggerückt und nicht mehr da, für Ihn aber bin ich noch da, und Er für mich, denn Er ſelber mit Seinem Zuge der Liebe, die eher war als ich, trägt, hält und führt mich ja mit ſich nach der Heimath, da ich bleiben werde. Ihm lebe ich, Ihm will ich auch ſterben."

Luiſe ſchwieg jetzt, wie verſunken in die Gefühle, die ihre letzten Worte ausſprachen, und es ſchien nicht, als hätte ihr ungewöhnlich langes Sprechen ſie leiblich ſehr ermüdet oder angegriffen, denn ihre Stimme war bis zuletzt, nach dem Verhältniſſe ihrer Kräfte, gleichmäßig laut und deutlich vernehmbar geblieben. Der Doktor ſchwieg auch, und als er, von ſeinem Sitze aufſtehend, nach dem Fenſter hintrat, um, wie es ſchien, nach einem Arzneiglaſe zu ſehen, da bemerkten Sie, daß er ſich eine Thräne abwiſchte. Noch einmal fühlte er den Puls der Kranken und dieſer war es, als ob er, wie zum ſtillen Ausdrucke eines Dankes, ihr leiſe die Hand drückte. Selbſt in ſeiner Stimme ſprach ſich eine gewiſſe Rührung aus, als er bei'm Abſchiede von der Kranken die von ihm ungewohnten Worte ſagte: Gott möge ihr das innere Wohlſein und freudige Gefühl erhalten, in welchem ſie ſo glücklich ſei.

Das Geſpräch Ihrer Schweſter ſcheint, wie Sie mir ſchreiben, nicht ohne tiefer gehende, bleibende Wirkung auf den wackeren Mann geblieben zu ſein. Seine theilnehmende Sorge für Ihre geliebte Kranke ſchien ſich noch geſteigert zu haben. Sie ſchien zu einer wahrhaft väterlich innigen geworden zu ſein, hatte jedoch neben dieſer väterlichen Stellung zugleich einen Zug von Achtung und, faſt möchten Sie ſagen, von Ehrerbietung angenommen, der ſeinem ſonſtigen zwar immer freundlichen, doch gebietenden Weſen an Krankenbetten fremd war. Der geiſtliche Freund Ihres Hauſes, der Pfarrer B. habe den kirchlichen Ernſt gerühmt, der ſich ſeit Kurzem an dem allgemein geachteten, früher aber etwas unkirchlichen Doktor bemerkbar mache. Beim Leichenbegängniſſe Ihrer Schweſter habe der doch ſo vielbeſchäftigte Mann ſich perſönlich unter den Leidtragenden eingefunden, und daß er ſich von Herzen zu dieſen geſellte, hätten, ſo gern er ſie verbergen wollte, ſeine Thränen bewieſen.

So weit gehen die Mittheilungen Ihres Briefes über die merkwürdige Thätigkeit und Treue, mit welcher Ihre Schweſter als eine zum Tode Kranke ſich des Lehrergeſchäftes der Geſunden annahm. Ihr Wunſch, daß jene Lehrſtunden am Krankenbette für einen weiteren Kreis der Geſunden eben ſo zugänglich geweſen ſein möchten, als für den engeren Ihres Hauſes und ſeiner Bekannten, damit er Vielen den Segen gebracht hätte, den er Einzelnen gewährte, kann wohl noch ſeine Erfüllung finden, und ich ſelber werde thun, was ich kann, um jenen Segen zu einem allgemeineren zu machen.

Vor der Hand aber verlangt mich ſehr nach der Fortſetzung Ihrer Berichte in dem mir verſprochenen nächſten Briefe, darin Sie mir die Sterbeſtunden und das Ende unſerer unvergeßlichen Luiſe beſchreiben wollen.

Vierter Brief.

Das Sterben ein Erwachen aus dem Traume des Lebens.

„Wenn ich mich zu Bette lege, ſo gedenke ich an Dich, wenn ich erwache, bin ich noch bei Dir und rede von Dir, denn ob ich auch ſchlafe, ſo wachet doch mein Herz zu Dir. An Dir bleibe ich; Du hältſt mich bei meiner rechten Hand. „Du leiteſt mich nach Deinem Rathe und nimmſt mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur Dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil.“

Wie Sie, meine verehrte Freundin, in Ihrem neueſten Briefe ſchrieben, den ich bald nach dem Abgange des meinigen empfing, pflegte Ihre ſelige Schweſter öfters in ſolchen Worten und Sprüchen zu beten. Und wer von uns möchte ihr das nicht gerne nachthun; wer ſollte nicht ſehnlich verlangen nach der Gabe einer ſolchen treuen Liebe, welche ohne Aufhören Sein gedenkt, der uns zuerſt geliebt hat; einer Liebe, die ſich regt mit jedem Schlage des Herzens, die ſelbſt im Traume des Nachts (denn das ſind wahrhaft ſelige Träume) nach Ihm verlangt und mit Ihm redet, und bei'm Erwachen aus dem Schlafe von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all' ihren Kräften Ihn umfaßt und feſthält. Wie ganz anders ſteht es doch hierin mit uns! Das träge Fleiſch lähmt öfters am Abende die Kraft des Gebetes, und wenn wir des Nachts erwachen, wie ſchwer wird es da, dem ſchlaftrunkenen Herzen von den Gedankenbildern und Sorgen des Tages, die ſogleich wieder da ſind, ſich los zu reißen und zu erheben in den Gedanken an den lebendigen Gott.

Und doch ſollte und könnte es anders ſein. Zeigt ſich uns doch öfters ſelbſt im Schattenbilde der himmliſchen Liebe, in der irdiſchen, jene Kraft und Treue, welche wir da an uns vermiſſen, wo ſie die höchſte, angelegentlichſte Aufgabe unſeres Lebens ſein ſollte. Eine treue Mutter gedenkt ihres erſtgeborenen Kindes nicht nur den ganzen Tag, mitten unter ihren Sorgen und Geſchäften, ſondern bei dem Einſchlafen iſt es ihr letzter Gedanke, ihr Herz wachet zu dem Kinde, auch wenn die ermüdeten Augen ſchlafen, denn ſie vernimmt jede ſeiner Regungen, und wenn die Augen bei'm Erwachen ſich öffnen, da fällt ihr erſter Blick auf das geliebte Kind. Und wer an ſich ſelber, ſchon im Laufe des natürlichen Lebens, die Kraft und das Feuer der erſten Liebe erfahren hat, der weiß es, wie das Bild des Geliebten und der Zug nach ihm hin ihn nie verläßt, wie daſſelbe bei'm Erwachen am Morgen alsbald vor ihm ſteht und ſelbſt in die Träume der Nacht ihn begleitet. Zu dem nie verlöſchenden, geheiligten Feuer einer ſolchen erſten Liebe, ſelbſt unſeres natürlichen Menſchen, ſollte und könnte auch, nach dem ungleich höheren Maaße ihrer Kräfte, die Liebe werden zu dem Herrn unſerem Gott, dem Menſch für uns gewordenen, wenn ſie dieſem nur in rechter Weiſe ſich nahete und Ihn erkennete. Und daß dieſes bei Ihrer Schweſter Luiſe ſo war und blieb, das hat ſich in ihrem Leben gezeigt, in ihrem Sterben bewährt. Ja, möge unſer Leben mehr und mehr ſo werden und einſt unſer Ende ſo ſein, wie das ihrige es war. Selig ſind die Todten, die ſo, wie Luiſe, in dem Herrn ſterben. —

Ich will mich aber baldmöglichſt zu der Beantwortung Ihres Briefes wenden, weil dieſe vielleicht eine ziemlich ausführliche werden könnte. Denn die Aufgabe, die Sie mir ſtellen, führt mich auf ein weites Feld, welches, auch wenn man nur den kürzeſten Richtweg hindurchnimmt, nicht ſchnell zu durchmeſſen iſt.

Ihre kindliche Bitte an mich hat freilich ein leicht erfaßliches Bild vorangeſtellt: ich ſollte Ihnen die neuen Groſchen, die Sie mir zuſenden, in ein altes oder neues Thalerſtück umwechſeln. Aber der tiefe Ernſt folgt dieſem Scherze nach, und eben weil er ſo tief iſt, bewegt er mich, Ihren Willen zu thun, ſo gut ich in meiner Armuth an Zeit und Erkenntniß es kann.

Das Sterbebette Ihrer Schweſter Luiſe iſt das erſte geweſen, in deſſen Nähe Sie perſönlich kamen. Da ſei Ihnen ſo Vieles vorgekommen, was Sie erſchüttert und beunruhigt, aber auch eben ſo Vieles und noch mehr, was Sie getröſtet und über alles Irdiſche, wie über ſich ſelber und Ihr ganzes bisheriges Leben und Weſen, erhoben habe, ſo daß Sie die Erfahrungen dieſer Tage nicht um die aller Ihrer früheren und vielleicht auch ſpäteren Jahre dahingeben möchten. Sie würden ſich ungeſtört nur der erhebenden Freude hingegeben haben, welche jede Erinnerung an das wahrhaft ſelige und für Andere beſeligende Abſcheiden Ihrer Luiſe in Ihnen erweckte, wenn Ihnen dieſer Genuß nicht durch ein fremdes, kaltes Hineingreifen wäre geſtört worden. „Ein alter Freund meines Vaters,“ ſo ſchreiben Sie mir, „ein, ſo viel ich urtheilen kann, chriſtgläubiger, einſichtsvoller Mann, der in L. wohnt, kam geſtern auf ſeiner Durchreiſe zu uns. Er hatte unſere Luiſe genau gekannt und ſehr lieb gehabt, denn ſeine Frau, eine Verwandte der Mutter, war die Taufpathin meiner Schweſter und dieſe war als junges Mädchen mehrere Male, wochenlang in ſeinem Hauſe zu Beſuch geweſen. Er hörte theilnehmend das an, was meine Mutter von der letzten Krankheit und dem Ende ihrer Luiſe ihm erzählte. Ich aber, bei dieſen Berichten, wurde auch geſprächig; ich beſchrieb in meiner Weiſe alles Das, was mich an dem Sterbebette meiner Schweſter ſo tief bewegt, betrübt, getröſtet und gleichwie von der Erde hinweggehoben hatte, konnte mich dabei, in meiner Empfindſamkeit, der Thränen nicht enthalten. Der alte Freund hörte mich ruhig an. „Ich glaube Ihnen“, ſagte er, „Alles, was Sie eben erzählten. Doch legen Sie Dem, was Sie ſahen, keine gar zu große Bedeutung bei. Auch ich habe Das, was die Kranken in der Fieberhitze ſprachen, was ſie zu ſehen meinten, und was ſie mit ungewöhnlicher leiblicher Kraft thaten, einige Male angehört und geſehen. Die Beängſtigungen Ihrer ſeligen Schweſter, die Sie für innere Kämpfe hielten, waren nur leibliche Anwandlungen, die freilich bei Sterbenden ungleich heftiger ſein mögen, als bei gewöhnlichen Fieberkranken. Was aber das freudige Gefühl und die Entzückungen betrifft, davon die Sterbende in den letzten Stunden ergriffen war, ſo war dies doch nichts Anderes, als das Gefühl, welches Jeder von uns einigermaßen empfunden hat, wenn er, kurz vorher noch an heftigem Zahnweh oder anderen recht peinlichen Schmerzen leidend, auf einmal von dieſem Weh verlaſſen wird und ſich, wie man wohl zu ſagen pflegt, „wie im Himmel fühlt.“ Das leibliche Weh vor dem Sterben mag freilich ungleich ſtärker ſein als alle Zahnſchmerzen und Krämpfe, darum iſt auch die innigliche Luſt, die den Sterbenden ergreift, wenn ſein Leib gar keinen Schmerz mehr fühlt, eine viel lebhaftere als das Wohlgefühl bei'm plötzlichen Nachlaſſen der gewöhnlicheren Schmerzen. — So, in natürlicher Weiſe, erkläre er ſich Das, „was unſeren Seligen bei ihrem Sterben widerfahren ſei, und was unſer Mitgefühl in die Erſcheinungen hineingelegt habe.“

„Sie waren,“ ſo ſchreiben Sie mir weiter, „durch dieſes Abendgeſpräch ſo alterirt worden, als hätte man Sie in kaltes Waſſer geworfen. Sie brachten faſt die ganze Nacht ſchlaflos zu und ſetzten ſich frühe zum Schreiben an mich hin. Sie wollten mir jetzt, was ja ohnehin ſchon Ihre Abſicht geweſen ſei, recht ausführlich die Geſchichte der letzten Stunden Ihrer theueren Luiſe beſchreiben, und zwar ganz beſonnen und möglichſt ruhig und mich dabei fragen, ob Das, was Sie da geſehen und erfahren, nicht auch an den Sterbebetten anderer gläubiger Chriſten beobachtet worden, und ob es nicht aus einem tieferen, geiſtigeren Grunde hervorgehe, als, wie der geſtrige beſuchende Gaſt Ihres Hauſes behauptete, aus der Aufregung und dem Irrſinne der Fieberhitze.“

Zuerſt beſchreiben Sie mir Etwas, das Sie in Ihren früheren Briefen nur von fern angedeutet hätten, weil es Ihnen noch jetzt ſchwer falle, davon zu reden: die Kämpfe, durch welche Ihre ſelige Schweſter in der letzten Nacht habe gehen müſſen. Es ſei Ihnen, ſagen Sie, eben ſo ſchmerzlich als unbegreiflich geweſen, daß eine ſolche Seele, wie Luiſens ihre war, deren Leben ja von Jugend an ein kindlich treues Wandeln vor den Augen des Herrn geweſen ſei, noch in ihrer letzten Nacht in ſolche Seelenangſt hätte gerathen können, darin ſie ganz von ihrem ſonſt ſo freudigen Glauben verlaſſen und dem Verzagen nahe ſchien. Was ſie aber damals geſprochen, die Gebete, die Sprüche, die Lieder, an denen ſie ſich feſt gehalten, ja ſelbſt die einzelnen Worte, die das innere Leid ihr auspreßte, das habe nicht wie ein Erzeugniß der Fieberhitze und des Irreredens gelautet, ſondern wie die lauterſt wahrhafte, klar bewußteſte Rede eines ſeine ganze Vergangenheit überblickenden Geiſtes, der vor dem Lichte des Angeſichtes Gottes ſteht, das durch und durch ihn erleuchtet. Sie könnten mir, ſagen Sie, nur das Eine über Ihre damalige Erfahrung ſagen, daß auch Sie von einem nie gefühlten Schrecken der Ewigkeit ergriffen geweſen wären.

„Freilich, ſo erzählen Sie weiter, ſei der Sterbenden auf die furchtbare Nacht ein Tag gekommen, wie ſie nie einen erlebt und geſehen habe, ein Tag voll unausſprechlicher Himmelsfreuden, und (ich ſolle den Ausdruck Ihnen erlauben), voll Himmelskräfte. Sie habe ſchon eine Woche vorher den Tag, ja die Stunde ihres Abſcheidens gewußt und vorher geſagt. Und als nun, am Ende der ſchwer durchkämpften Nacht, noch ein kurzer Schlummer ihren Leib erquickt hatte, und jetzt das Morgenlicht des letzten Tages ſie beſchien, da ſei ſie mit einem von Freude verklärten Angeſichte erwacht. „Welche Herrlichkeit," ſo ſprach ſie, „habe ich jetzt geſehen, was hat mein Ohr gehört! Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg!"

Ich berufe mich nur noch kurz auf Das, was Sie mir nun weiter von dem letzten, wundervollen Aufleben ſelbſt der Kräfte des ſterbenden Leibes zu tief ergreifenden Reden, ja in den letzten Stunden zu einem lauten Geſange erzählen, deſſen Stimme gleich Tönen aus einer anderen Welt gelautet habe. Sei es doch dabei Ihnen, ſo wie der frommen Tante und der tiefbetrübten Mutter, geweſen, als ob Stimmen und Töne der Unſichtbaren den Geſang begleiteten. Und zulezt das Verſcheiden, wie in einem himmliſchen Geſichte. — —

Nun, ich werde es in meinem Briefe verſuchen, Ihnen in der kleinen Auswahl aus den Berichten über das Ende ſolcher Menſchen, die in demſelben Glauben dahinſchieden, wie Ihre Schweſter, es zu zeigen, daß hierin etwas Uebereinſtimmendes ſei. Es ſind immerhin ſeltene Fälle, darin der Verlauf des Sterbens des Chriſten durch das Dunkel des Gerichtes zu dem Frieden der Ewigkeit ſchon ſichtbar den Augen der lebenden Menſchen gezeigt wird, zu ihrer ernſten Belehrung und Erweckung; denn in den meiſten Fällen fällt der tiefere Fortgang des Sterbens ſchon in ein uns verborgenes Jenſeits.

Einen leichten lieblichen Eingang zu den weiter nachfolgenden Berichten gewährt uns die Betrachtung des Endes des ſeligen Johannes Arndt, des Verfaſſers des vielgeſegneten Buches vom wahren Chriſtenthum. An dieſem hat ſich der gute, glückliche Verlauf des Sterbens eines Chriſten freilich in ihrer heiterſten Lichtſeite und dennoch nicht ganz ohne den Schatten, der das Licht begleitet, gezeigt. — Die Stunde des ſeligen Abſcheidens, das zwar in Arndt's Geiſt und Gemüth ſchon längſt ſeinen verborgenen, ſicheren Anfang genommen, trat auch für Andere ſichtbar und bemerkbar am lezten Abende ſeines Lebens ein, als er mit beſonderer Innigkeit aus dem 143. Pſalm die Worte betete: „Herr gehe nicht in's Gericht mit deinem Knecht, denn vor Dir iſt kein Lebendiger gerecht.“ Man hielt ihm darauf die Worte vor aus Joh. 5 V. 21: „Wer mein Wort höret und glaubet Dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ Nachdem er hierauf eine Zeit lang geſchlummert hatte, hob er ſeine Augen auf und ſagte freudig: „Wir ſahen Seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Als ſeine Frau ihn fragte, wann er dieſe Herrlichkeit geſehen habe, erwiderte er: „Eben jetzt habe ich ſie geſehen; ei, welch' eine Herrlichkeit iſt das, die kein Auge geſehen und kein Ohr gehöret hat und in keines Menſchen Herz gekommen iſt. Dieſe Herrlichkeit habe ich geſehen.“ — Als es Abends acht Uhr ſchlug, fragte er, wie viel es ſchlage. Ebenſo um neun Uhr. Als man ihm da die Stunde nannte, da ſagte er: „nun habe ich überwunden.“ Dieſes war ſein letztes Wort, nach welchem er ſich ſtill hinlegte und in einen tiefen Schlaf verfiel, bis er Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr den letzten Athemzug that, welches geſchah am Tage nach dem Himmelfahrtsfeſte, den 11. Mai 1621.

Das Sterben des Chriſten, wenn ſich nicht, wie dieſes oft geſchieht, ſein Anfang und ſein weiterer Verlauf anderen Menſchenaugen verbirgt, nimmt ſeinen Anfang immer bei jenen Gedanken des Gerichtes, die ſich, wie bei Arndt, in den oben erwähnten Worten des 143. Pſalmes ausſprechen.

Bei Wem hat ſich jemals der Gedanke an den Ernſt der Ewigkeit und an ſein Gericht tiefer und ergreifender ausgeſprochen, als bei jenem Manne, welcher ſo innig feſt als wenig andere, in Chriſto Selige, der nahen Freuden des ewigen Lebens gewiß war. Auguſtinus der gottgeheiligte, gottgeweihte Vater der Kirche, deſſen Geiſt in dieſer fortleben wird, ſo lange ſie auf Erden beſteht, hatte öfter geſagt, daß auch treumeinende Chriſten ſich vorſehen ſollten, daß ſie nicht ohne ernſte Buße aus dem Leben dahin ſchieden. Wohl war er ſchon längſt, täglich in dieſer bußfertigen Bereitung zum Ende geſtanden; als aber im J. 430 das Barbarenheer der Vandalen die Länder der Chriſten in Afrika mit Feuer und Schwert verheerte, ihre Tempel zerſtörte, ſo daß nur noch im Innern einiger feſten Städte ein Häuflein der Gläubigen zum Gottesdienſte ſich verſammelte, da rief nicht allein das Gefühl der tödtenden Krankheit in ſeinem Innern, ſondern die ganze Welt, die ihn umgab, dem 76 jährigen Greiſe das mahnende Wort zu: das Ende iſt da. Mußte doch der treue Vater ſeiner Kirche ein ernſtes Gericht der Ewigkeit auch noch über dieſe herannahen ſehen, als er ſelber zum Hintreten vor dieſes Gericht ſich bereitete. Drei Monate noch hatte er als Biſchof in der von den Alanen belagerten Stadt Hippo mit unermüdetem Eifer und freudigem Geiſte ſeiner Gemeinde das Wort Gottes verkündet, den Troſt und die Kräfte des ewigen Lebens ihnen mitgetheilt, da ergriff ihn ein heftiges Fieber. Er wollte nun, ſo weit als möglich mit ſeinem Gott allein ſein; begehrte deshalb von ſeinen Freunden, daß keiner zu ihm käme, außer der Zeit, da die Aerzte ihn beſuchten oder ſeine Krankenpfleger ihm eine Erquickung reichten. An der Wand bei ſeinem Bette waren vor ſeinen Augen die Abſchriften der Bußpſalmen angeheftet; dieſe las er ohne Aufhören und jedes Wort, das er las, ward in ſeinem Geiſte zu einem Gebete, das er unter vielen Thränen ſprach. Und ſiehe, er hatte das Gericht am Hauſe Gottes beſtanden und der Kläger hatte Nichts an ihm, denn bei Ihm war Der, welcher gerecht machet Alle, die an Ihn glauben. Darum, als die Stunde ſeines Abſcheidens kam, in Gegenwart ſeiner um das Bette ſtehenden, mit ihm betenden Freunde noch bei vollem Bewußtſein und Gebrauch der Sinne, entſchlief er ſanft. Er hatte den Tod nicht geſehen, denn dieſer war Ihm zu einem Schlafe geworden.

Dieſen Weg zum Ende des Chriſten und zu ſeiner ewigen Herrlichkeit, den Weg des Sterbens, der durch die Tiefen eines ernſten Gerichtes geht, hat auch ein anderer Vater der Kirche, der heilige Hieronymus genommen, welcher den ſtrengen Ernſt, der ſeines Weſens Natur war, eben ſo kräftig an ſich ſelber als an Anderen geübt. Die Reden und Gebete, welche er auf ſeinem Sterbebette geſprochen, ſind uns, wie es ſcheint, von der Hand eines treuen Zeugen, im „Leben der Altväter“ aufbehalten worden. Sie ſind eine Rüſtkammer des Chriſten für den letzten Kampf, ein Inbegriff der Lehren für die rechte Kunſt des Sterbens, durch welche der Geiſt aufſteigt aus der Tiefe eines Dunkels, darin für ihn kein Troſt wäre, hätte nicht Der am Kreuze auch für ihn die Worte geſprochen: wahrlich, ich ſage dir, heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein.

Tröſtlich allerdings iſt es für Andere, wenn es ihnen vergönnt iſt, den ſiegreichen friedlich ſeligen Ausgang eines ſolchen Kampfes noch mit ihren Augen zu ſehen. Und doch iſt dieſer ſiegreiche Ausgang gewiß, auch wenn zuletzt das Abſterben der Leiblichkeit, wie bei Tauler, dieſem Helden des Glaubens, in äußerliche Geberden ſich verhüllt, in denen nur der Schrecken und Schauder der Ewigkeit ſich abzuſpiegeln ſcheint, während im Innern Frieden iſt und Troſt. Mag es doch wohl dem Geiſte des ſterbenden Chriſten, ſelbſt während der Kampf der Lebenskräfte mit dem Tode die Geberden des Leibes entſtellt und ſeine Glieder zerreißt, in noch viel höherem Maaße ſo ergehen, als jenen glaubenskräftigen Zeugen der Wahrheit, welche die Schmerzen der Folter und die Martern des glühenden

Eiſenbettes nicht fühlten, weil ſie während der äußeren Qualen mit unausſprechlichen Freuden im Innern getröſtet wurden. Oder wie der Seele des Johannes a Cruce, als dieſen auf ſeinem Sterbebette einige Freunde durch Töne einer lieblichen Muſik zu ergötzen ſuchten. Denn, als man ihn fragte, wie dieſe Stimmen der Sänger ihm gefallen, da antwortete er: „ich habe gar nichts von ihnen vernommen, weil meines Gottes Stimme in meinem Innern mit mir in noch lieblicherer Weiſe geredet, als Menſchentöne das vermögen.“

Aber ſo ſicher und ſelig auch der Ausgang zum Siege iſt, muß das Sterben dennoch, ſo weit es unſerem Auge ſichtbar, nicht ganz für dasſelbe verborgen iſt, durch die dunkle Pforte eines Gerichtes der hereinbrechenden Ewigkeit gehen. Ich führe Sie an einigen, auch Ihnen vielleicht nicht unbekannten Zeugniſſen einer uns näher liegenden Zeit vorüber.

Welche Seele konnte mehr als die der vielbekannten Beata Sturmin nach manchem Kampfe mit ſchweren, innerlichen Anfechtungen zu jener Entſchiedenheit, Feſtigkeit und Freudigkeit des Glaubens gelangt ſein, der den gereiften Jüngern Jeſu eigen iſt. Ich verweile mich hier gern bei einigen Zügen aus dem wahrhaft gottgeheiligten Leben dieſer Jungfrau, welche zu ihrer Zeit und noch jetzt unter dem Namen der „Würtembergiſchen Tabea“ bekannt war und iſt. Ich entnehme ſie daher, wo Burk in ſeiner Sammlung chriſtlicher Charakterbilder, dem „Spiegel edler Pfarrfrauen“ ſie entnommen hat, aus G. Rieger's Lebensbeſchreibung der Sturmin (1730).

Ihr ganzes äußeres Benehmen war fern von der Weiſe jener mürriſchen oder ſüßlichen Frömmelei, welche die Herzen Anderer abſtößt, ſtatt ſie zu gewinnen. Es war eine Gnade bei Gott und den Menſchen, welche ihrem innerlich ſo ernſten Weſen den Ausdruck von Freundlichkeit, Leutſeligkeit und Wohlgefälligkeit gab, daß man bei ihrem Anblicke an die Erhörung eines Gebetes dachte, das der ſelige Johann Arndt in den Worten ausſprach: „Sei mir gnädig, mein Heiland, und lehre mich heilſame Sitten, welche Dir wohlgefallen, auf daß mein armer Nebenmenſch meines Angeſichtes ſich freue und meiner Lippe ſich tröſte; daß ich Keinen ärgere mit meinen Reden und Niemand erſchrecke mit meinen Geberden.“

Dieſer Leutſeligkeit und hilfreich ernſten Milde der Beata, ſo wie des Troſtes ihrer Lippen, hatten ſich vor Allen Jene zu erfreuen, denen ſie ihre unermüdete Dienſtfertigkeit am meiſten zuwendete. Dieſes waren die verſchämten Armen, welche ſich kümmerlich nährten und doch in Schulden ſteckten; die Angefochtenen, die Wittwen und Waiſen, die Kranken, namentlich die in Spitälern, in Lazarethen, in einſamen Hütten darnieder liegenden, bei denen nicht gerne Jemand einzukehren pflegte. Dieſe ſuchte ſie auf, dieſen brachte ſie Eſſen und Trinken, für dieſe verwendete ſie ſich, dieſen ſuchte ſie dadurch an's Herz zu kommen, daß ſie ſich zuerſt durch leibliche Wohlthaten den Weg dazu öffnete, nicht ſelten mit Aufopferung ihrer eigenen, faſt unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe. So war ihr ganzes Leben Gott in beſtändigem Gebete und den Nebenmenſchen zum Nutzen und Dienſte geweiht. In ihr lebte wahrhaft jene göttliche Liebe, deren irdiſches Vorbild oder Schattenbild die erſte Liebe der Braut zum Bräutigam, oder die heiße, innige Mutterliebe iſt, denn der Gedanke an Gott weckte ſie ſelbſt bei Nacht zum langen, öfteren Gebete auf den Knieen; ihr Leſen und Hören des göttlichen Wortes, das ſie im Gebete begonnen, wurde ihr ſelber zu einem Gebete, deſſen Geiſt und Kraft auf ihren Ausgang und Eingang und auf alle Thaten ihres Lebens überging, welche ſie im Gebete begann und mit innerlichen Gedanken des Gebetes, im beſtändigen Gefühle eines Naheſeins Gottes verrichtete.

Und dennoch mußte ſelbſt dieſe Seele, welche ohne Aufhören vor dem Angeſichte Gottes ſtand und wandelte, am Ende ihres Lebens es erfahren, daß auch das Sterben des Chriſten das Hindurchgehen durch die dunkle Pforte eines Gerichtes ſei, welches über Alle ergeht, wenn ſie hinausgeführt werden aus dem Dunkel oder der Dämmerung des Erdenlebens an das allerdurchleuchtende Licht des Tages der Ewigkeit. Zwar auf ihrem letzten, kurzen Krankenlager war ſie ruhig und fröhlich. Sie konnte es nicht verbergen, wie groß ihr Sehnen ſei, abzuſcheiden, und bei Chriſto zu ſein, doch gab ſie ihren Willen ganz in Gottes Willen, welcher, wenn die rechte Zeit und Stunde gekommen ſei, ihr Verlangen wohl erfüllen werde. Als aber die Kräfte des Lebens immer mehr dahinſanken und ſie wohl fühlte, daß die langerſehnte Stunde nahe und näher komme, da wurde die Bewegung ihres ſehnenden Gemüthes immer lebendiger. Ihrem jüngeren Bruder, der von Regensburg herbeigeeilt war, um die Schweſter noch einmal zu ſehen, ſprach ſie am letzten Abende ihres Lebens noch die ganze, freudige Zuverſicht ihres Glaubens aus. „In meinem Gemüthe," ſo ſagte ſie, „ficht mich gar nichts mehr an. Ich fürchte keine Leiden, keinen Teufel, keinen Tod, keine Hölle, noch ſonſt etwas, es kommt nur noch auf den armen Körper an, dem ſein Recht auch noch geſchehen muß." Und bei all' dieſer Freudigkeit wurde ſie dennoch, gleich in der darauf folgenden Nacht, noch zuletzt ein mehrſtündiges, für Menſchengedanken unerwartet ſchweres

Gericht geführt. Als ihr alter, geiſtlicher Freund Rieger ſie am anderen Morgen beſuchte, ſagte ſie ihm: „Wie ernſtlich hat ſich heute Nacht unſer Gott noch gegen mich erwieſen; wie hat Er mich ſo genau durchſucht! Ach wie gut iſt es, daß Alles auf lauter Gnade und Barmherzigkeit ankommt. Ich habe kämpfen müſſen, bis die Morgenröthe anbrach, habe aber auch mit Jacob den Segen davon getragen durch meinen Heiland Jeſum Chriſtum."

Und dieſe letzte Einſegnung für den Hinübergang in den Frieden der Ewigkeit blieb ruhen auf ihrem Geiſte. Mit ſchwerer Zunge gab ſie dem Freunde noch ſegnende Grüße an ihre Freunde mit, und bald verſtummte der Mund, der ſo manches ſegnende Wort geſprochen, und ſie war ſanft entſchlafen.

„Wie genau," nach den Worten der Sturmin bei dem Gerichte über das ſcheidende Leben, „das Durchſuchen des Innerſten" vor ſich gehe, wie dabei auch die ſcheinbar kleinſten und verborgenſten Gebrechen und Verirrungen an das Licht, vor dem Angeſichte des Richters gezogen werden, das bezeugt uns die Geſchichte der letzten Stunden des zu ſeiner Zeit hochberühmten Doktors der Sorbonne, des Faber Stapulenſis. Ich entnehme die hieher gehörige Stelle aus der kleinen Erzählung in meinen „Mittheilungen aus dem Reiche"*), welche überſchrieben iſt: „die reiche Erbſchaft" und die auf dem Berichte beruht, welchen Thomas Leodius, der Reiſegefährte des Kurfürſten und Pfalzgrafen Friedrich II. nach Paris, aus dem Munde der Königin ſelber vernahm, an deren Tafel die Sache ſich zugetragen hat.

Faber Stapulenſis hatte nicht nur, wie Reuchlin in Deutſchland es that, in ſeinem Volke und Lande die Liebe zu den Schriften des klaſſiſchen Alterthumes erweckt und den Weg zum Verſtändniſſe derſelben angebahnt, ſondern in ihm ſelber war noch in ſeinem Greiſenalter eine ſo lebendige Liebe, ein ſo tief eindringender Blick in das Verſtändniß des treuen wahrhaftigen Wortes Gottes erwacht, daß er nicht anders mehr konnte: er mußte laut und öffentlich zeugen von der Gotteswahrheit, welche den Geiſt mit Kräften und Ahnungen der Ewigkeit erfüllt. Hierüber gerieth er in ſeiner, an der Wahrheit irre gewordenen Zeit in Verfolgungen, deren Todesgefahren er durch die Flucht ſich entzog. Bei Wilhelm Briſſonet, dem Biſchof von Meaux, fand der geängſtete Greis freundliche Aufnahme und Schutz, bis ein ausdrücklicher königlicher Befehl dem Biſchof den gaſtfreundlichen Schutz unterſagte und den 87jährigen Greis aus Meaux entweichen hieß. Dieſer fand jedoch nachmals wieder eine Ruheſtätte für die letzten Tage ſeines Lebens am Hofe der Königin Margaretha von Navarra; einer Fürſtin, die man in mehr denn gewöhnlichem Sinne geiſtvoll nennen konnte. Denn in der Mitte des großen Umfanges ihres nach damaliger Zeit gelehrten Wiſſens ſtand der feſte Grund der Erkenntniß des Wortes Gottes; groß war die äußere Gabe ihrer ſeltenen Beredtſamkeit in Dingen der menſchlichen Weisheit; größer noch und mächtiger die innere des Gebetes; über beiden waltete der Geiſt der Demuth, des Glaubens, der Liebe und des Friedens.

---

*) Neue Auflage S. 11.

Einſt hatte die Königin, welche großes Gefallen fand an lieblich ernſten und geiſtvollen Geſprächen, den Faber Stapulenſis nebſt mehreren anderen Gelehrten zu ſich zum Mittagseſſen geladen. Während des Eſſens fing der alte Jacob Faber an ſehr traurig zu werden, ſo daß er zu wiederholten Malen in Thränen ausbrach. Die Königin fragte ihn nach der Urſache ſeiner Traurigkeit und gab ihm dabei einen Verweis, daß er, der doch zur Mahlzeit berufen ſei, ſie fröhlich zu machen, jetzt ſelber ſo traurig wäre. Endlich antwortete er: Wie könnte doch ich, o durchlauchtigſte Königin! fröhlich ſein, oder Andere fröhlich machen, ich, der ich unter Allen, welche die Erde trägt, der Gottloſeſte bin. Die Königin ſagte darauf: „Lieber Vater! was ſolltet Ihr doch wohl für ein großes Laſter begangen haben, Ihr, der, wie man weiß, von Jugend auf ein ganz heiliges Leben geführt hat?" Er erwiderte: „Ich bin nun hundert und ein Jahr alt, und habe nie ein Weib berührt, weiß mich auch nicht zu erinnern, daß ich jemals etwas gethan, worüber ich mit beſchwertem Gewiſſen aus der Welt gehen müßte, als nur ein Einziges, von welchem ich fürchte, daß es nie vergeben werden könne." Als nun die Königin weiter in ihn drang, ihr doch dieſes Einzige zu offenbaren, konnte er ſolches vor Thränen lange nicht thun, endlich aber ſagte er: Wie will ich vor dem Richterſtuhle Gottes beſtehen können, der ich das heilige Evangelium ſeines Sohnes rein und lauter vielen Anderen gelehrt, die auch meiner Lehre Folge geleiſtet, und viele Pein und Qualen, ja den Tod ſelber, ſtandhaft erlitten haben, ich aber als ein untreuer Lehrer bin geflohen; ich, der ich doch zu ſo hohem Alter gelangt war, lange genug gelebt hatte, und daher den Tod nicht fürchten, ſondern vielmehr eifrig verlangt haben ſollte, habe mich ihm heimlich entzogen und den Befehl meines Gottes ſchändlich verlaſſen."

Die Königin, welche gewandten Geiſtes und himmliſcher Reden voll war, antwortete hierauf ſelber Vieles. Sie zeigte an Beiſpielen, daß Aehnliches vielen frommen und heiligen Seelen begegnet ſei, welche jetzt mit Chriſto herrſchten, und daß man niemals an Gottes Güte und Erbarmung zweifeln müſſe, und auf gleiche Weiſe ſprachen auch alle anweſende Gäſte. Da wurde der Alte ſehr getröſtet und geſtärkt, ſo daß er ſagte: „So iſt denn nichts übrig, als daß ich von hier zu Gott, wenn es ihm gefällig, abſcheide, und daß ich vorher mein Teſtament mache. — Ohne Aufſchub! denn ich merke, daß ich von Ihm abgefordert werde.“ Hierauf ſah er die Königin mit unverwandten Augen an und ſprach: „Euere Majeſtät ſetze ich zu meinem Erben ein. Ihrem Hofprediger Gerhard (Rouſſel) vermache ich alle meine Bücher; meine Kleider und was ich ſonſt habe, hinterlaſſe ich den Armen; das Uebrige befehle ich Gott.“ Hierüber lächelte die Königin und ſagte: „Mein lieber Jacob, was werde dann aber ich von der Erbſchaft behalten?“ — Er antwortete: „Die Mühe und das Geſchäft, es unter die Armen auszutheilen.“ Worauf ſie erwiderte: „Ich ſchwöre, dieſe Erbſchaft iſt mir lieber, als wenn mein Bruder Franz, der König von Frankreich, mich zu ſeinem Erben ernannt hätte.“ Hiermit ſchien er ganz getroſt und zufrieden und ſagte: „Durchlauchtigſte Königin! ich habe nöthig, mich ein wenig zur Ruhe zu begeben. Seid inzwiſchen fröhlich und gehabt Euch wohl!“ Und nach dieſen Worten legte er ſich auf's nächſte Ruhebette nieder. Da man aber meinte, er ſchliefe, war er in dem Herrn entſchlafen, wiewohl kein Zeichen einiger Krankheit an ihm zu ſpüren geweſen. Worüber die, welche ihn wollten aufwecken, auf's Höchſte verwundert waren, daß er ſo unvermerkt verſchieden. Dieſes geſchah im Jahre 1537.

Er war hindurch gegangen durch das Gericht des Todes, ohne den Tod ſelber zu ſehen und zu ſchmecken.

„Es iſt dem Menſchen einmal geſetzt zu ſterben, darnach aber das Gericht“ (Hebr. 9. V. 27), dieſer Spruch des Apoſtels ſoll uns in ſeiner Gotteswahrheit unantaſtbar feſt ſtehen. Allerdings bleibt in den meiſten Fällen der ernſte Ausgang des Sterbens unſerer Hinſcheidenden vor den Augen der Lebenden ein verborgener, doch deutet andere Male der aufgehobene Finger eines göttlichen Ernſtes ſchon dieſſeits, noch vor dem Dahinſcheiden des Menſchen aus unſerer Sinnenwelt, auf Das hin, was im Sterben dieſen erwartet. Die Hand des Richters und Erbarmers zugleich hebt den Schleier hinweg, der die Furcht und die Schrecken, ſo wie für Die, welche ſchon hienieden vom Tode zum Leben hindurch drangen, die Freuden der Ewigkeit verhüllt. Zu Sterbenden dieſer letzteren Art, denen Ihre Schweſter Luiſe gleich war, führen mich die Berichte von dem Ende derſelben zunächſt hin, welche mir der Inhalt Ihres Briefes bringt, und wer ſollte es mir und Ihnen verdenken, wenn wir uns bei dieſer Lichtſeite des Sterbens der Chriſten mit beſonderer Vorliebe verweilen?

Ich erinnere mich mit Vergnügen an Das, was uns Ihre liebe Tante, bei einem meiner letzten Beſuche in Ihrem väterlichen Hauſe von dem Leben und dem Ende einer rechten Hanna Phanuelis unſerer Tage, von der geweſenen Vorſteherin eines Wittwenhauſes der Brüdergemeinde, der Julia von Gammern, erzählt *). Die Erzählung Ihrer Tante gründete ſich auf die Berichte eines Augenzeugen und vieljährigen perſönlichen Bekannten der J. von Gammern, welche er als eine Mutter verehrt und

---

*) Chr. Fr. [illegible] theilt in ſeiner ſehr leſenswerthen Sammlung chriſtlicher Charakterbilder (Leipzig bei [illegible]) S. 226 Züge aus dem Leben dieſer entſchlafenen Mutter der Gläubigen mit.

liebt und noch in ihrem 90. Jahre, auf ihrem Sterbebette, geſehen hatte. Wenn ich den Ausdruck in einem weiteren Sinne brauchen dürfte, dann möchte ich ſagen, ich weiß von wenig Menſchen, bei denen das Sterben ſo lange gedauert hat; die, während ihres Erdenlebens ſo vielfach und ſo oft durch die Angſt und die Gefahren, wie durch das Bangen des Todes gegangen ſind, und dabei ſo treu und feſt hielten an der Hoffnung und dem Troſte des ewigen Lebens. Ein Gericht des Sterbens kam über ſie ſchon in ihrem 24. Jahre; es war ein inneres, welches den Geiſt traf und ein äußeres, das den Leib ſeinem Ende nahe brachte. Das innere Gericht war ein noch ernſteres und ſtrengeres als jenes, das über die Beata Sturmin in der letzten Nacht vor ihrem Abſcheiden erging; denn das Auge des Richters mit dem Lichte der Feuerflammen fand in dem jugendlichen Herzen der Julia noch tiefere Schatten und Dunkel als in dem Herzen der alten, bewährten Jüngerin Beata. Aber mit der Furcht und dem Schrecken der Ewigkeit wurden der troſtlos verzagenden Jungfrau auch die Tröſtungen und Lebenskräfte des Himmels gegeben, und dieſe durchdrangen bald hernach auch den, wie es ſchien, zum Tode kranken, gelähmten Leib, ſo daß ſich an dieſem noch 66 Jahre lang die lebensverlängernde Kraft der Gedanken der Ewigkeit erwies, von welcher ich in einem meiner früheren Briefe ſprach. Doch die vorbereitenden Uebungen in der Kunſt eines rechten, ſeligen Sterbens wiederholten ſich bei ihr in dieſer ganzen langen Zeit ihres ſpäteren Lebens gar oft ſo wie unter mancherlei Geſtalten. Sie mußte dem Tode in ſein Angeſicht ſehen, als derſelbe im ſiebenjährigen Kriege (1759) ihr in der Form von Mord und Brand ſich nahte; als der unmenſchliche Feind ihren damaligen Wohnort Neuſas, nachdem er vor der aus den Häuſern alles Das, was von äußerem Werthe war, geraubt und zertrümmert hatte, in Brand ſteckte und über ihrem unſchuldigen Kinde, ihrem Manne und über ſie ſelber das Schwert zückte, welches Gottes Engel abwendete und den Arm, der daſſelbe zum Morde ſchwang, durch das Lächeln eines Säuglings lähmte, deſſen Schützer er war. Und dieſer Hüter führte auch die Flüchtlinge durch die Wagenburg der Feinde hindurch, unter deren Roſſen ſie durchkriechen mußten: die Verheißung, welche ihr ſchon einmal in früheren Jahren in's Herz gegeben war, „ſo du durch's Feuer geheſt, ſoll die Flamme dich nicht verzehren" u. ſ. w. ging an Julien in Erfüllung, als ſie durch das letzte in Flammen ſtehende Haus der Vorſtadt gehen mußte. Einige Jahre hernach in der öfteren Todesgefahr auf den Schifffahrten an der amerikaniſchen Küſte erfuhr ſie die Erfüllung auch des anderen Theiles des Spruches: „ſo du durch's Waſſer geheſt, will ich bei dir ſein, daß dich die Ströme nicht ſollen erſäufen." Denn ihr galten die Worte der Tröſtung für ihr ganzes ferneres Leben: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöſet. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du biſt mein." Schwerer jedoch als alle jene Uebungen in der Kunſt des ſeligen Sterbens fiel es ſpäter der hochbetagten Frau, daß die Erfüllung ihres ſehnlichen Verlangens, abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein, ſo viele Jahre auf ſich warten ließ. Hatte ſie doch nur die einzige innere Sorge, daß ſie den Herrn immer treuer, inniger, dankbarer lieben möchte, da kam ihr gegen Ende ihrer achtziger Jahre auch noch die äußere, daß ſie, gelähmt an den Gliedern, und zuletzt auch faſt ganz erblindet und taub, der fremden Pflege bedürfen mußte, wie ein Kind, und daß ſie dieſe Pflege nicht vergelten noch verdienen konnte. Doch war ihr immer heiteres, in

Gott vergnügtes Weſen, das ſich bei jedem Danke für die geringſte Gabe ausſprach, und zuletzt zu einem unaufhörlichen Lob und Dankgebet gegen Gott wurde, ein großer Lohn und Segen für das Haus der Wittwen, in welchem ſie ſtarb, und eine Stärkung des freudigen Glaubens für Alle, die ſie auf ihrem Sterbebette beſuchten, an das ſie faſt 8 Jahre lang gebannt war. Die Feſtfreude, welche ihr Geiſt bei ſeinem Abſcheiden empfand, theilte ſich Allen mit, welche dieſen ſeligen Heimgang ſahen. Ja, von ihrer Seele galt das „ſelig von nun an“; von ihr hieß es „ſie hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht.“

Durch dieſes Gericht und alle Furcht vor ihm ſcheinen auch ſolche Seelen unberührt hindurch zu gehen, die in der äußeren, leiblichen Noth in Demuth und kindlicher Einfalt des Herzens, als die Armen an Geiſt, mit anderen Armen ihres Gleichen das Brod der Zeitlichkeit wie das Brod des Lebens der Ewigkeit getheilt haben. Eine ſolche Kinderſeele voll alles hingebender Liebe zu Gott und den Brüdern, ſelig im Vertrauen auf ſeinen Herrn, fröhlich immerdar in Ihm, ſeinem Heiland, war in dem Oberpfarrer Süſſenbach zu Pitſchin in Schleſien. Er hat in der kümmerlichſten Zeit des dreißigjährigen Krieges gelebt und iſt damals als ein fleißiges, gelehriges Kind durch alle Schulen der Theuerung und Hungersnoth, der Kriegsgefahren und der Sterbensnoth gegangen und in den Prüfungen derſelben wohlbeſtanden. An ihm ſelber, bei ſeiner immerdar fröhlichen Gemüthsart hat man auch in der größten Noth niemals eine Thräne geſehen, niemals von ihm eine Klage gehört, und ſo konnte er auch an Anderen keine Thräne ſehen, ohne ſie zu trocknen, keine Klage hören, ohne ſie zu ſtillen. Wenn er aber nun, ſo lange er etwas hatte, mit den Darbenden und Hungernden ſo freigebig ſein Brod brach, daß ihm kein Heller, ja kein Brod für den anderen Tag im Hauſe blieb, da wollte dieſes ſeiner treuen Hausfrau, der Eva Süſſenbach, nicht ganz rathſam und klug dünken. Er aber pflegte das, was er in kindlicher Einfalt um Gottes willen gethan, mit ſeinem Lieblingsſpruche zu rechtfertigen: „Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens.“

Doch hat der Mann den Glauben ſeiner guten Eva zuweilen auf Proben geſetzt, welche für manche Andere zu ſchwer geweſen wären. So einſtmals, als Gott ihr Feld mit gutem Ertrage geſegnet hatte und ſie ihren Mann — denn ſie hatten keinen Knecht — mit einem Wagen Getreide nach Breslau ſendete, daß er es daſelbſt, wo der Preis viel höher ſtand als auf dem Lande, verkaufen möchte. Denn das Geld, ſo hoffte die Frau, ſollte dem Mangel des Winters dienen. Süſſenbach aber, als er in die Stadt kam und das Klagen und Jammern der Armen hörte, die gern für ſich und die Ihrigen gekauft hätten, den hohen Preis aber nicht bezahlen konnten, that ſeine Säcke auf, gab den Armen umſonſt, Anderen aber auch nach ihrem Begehren ſein übriges Getreide um ſo billigen Preis hin, daß ihm nur wenig Geld in ſeine Taſche kam. Aber auch in dieſer blieb es nicht ſicher. Der gute Pfarrer hatte noch niemals ſo viele Bettler und Nothleidende geſehen, denen der Hunger und das Elend ſo ſichtbarlich auf die bleichen Wangen gezeichnet ſtand, als gerade damals auf der langen Brücke vor Breslau, über die er mit ſeinem leeren Wagen dahinfuhr: „Nun“, ſo dachte er, „wenn auch der Wagen leer iſt, hat doch der Beutel etwas. Der Herr hat mir den Segen meines Feldes gegeben, ich gebe es Ihm gerne wieder in ſeinen Armen.“ — Die gute

Eva machte freilich über dieſen Handel ihres Eheherrn ein langes, nicht ſehr zufriedenes Geſicht. Denn obgleich auch noch im Hauſe ein Vorrath des Segens der Felder war, ging doch auch dieſer durch das freigebige Theilen mit den Armen bald zu Ende. Weniger um ihret-, als um des Mannes willen ging der ſorglichen Frau dieſes zu Herzen. Denn Süſſenbach, brünſtig im Geiſte, pflegte im Worte und Dienſte ſeines Herrn des Leibes nicht zu ſchonen, und wenn er dann am Sonntage müde und matt nach Hauſe kam, da fand ſie nichts, um ihn zu ſtärken und zu erquicken. Er aber, freudig wie ſonſt, ordnete an, daß der Tiſch gedeckt würde, betete mit kindlicher Andacht ſein Tiſchgebet: „Aller Augen warten auf dich, daß du ihnen Speiſe gebeſt zu ſeiner Zeit" u. ſ. w. und man weiß, daß er niemals vergeblich auf ſeine Speiſe gewartet habe. Namentlich pflegte der Stadtbürgermeiſter über Tiſche zu ſeiner Frau zu ſagen: Mein Kind, unſer lieber Oberpfarrer hat die ganze Woche wieder ſo Vieles den Armen gegeben, daß ich ſorge, er wird heute wenig oder gar nichts zu eſſen haben, laß' uns mit ihm unſeren Braten theilen." Und ſo ging bei ſolcher Gelegenheit der andere Lieblingsſpruch des Pfarrers in Erfüllung: „Keiner wird zu Schanden, der auf den Herrn harret."

Nun dieſe liebende, demüthige Kinderſeele iſt, wie wir glauben, auch eben ſo leicht, wie durch die Sorgen des Lebens, durch das Sterben und durch das Gericht gekommen. Nach ſeiner Gewohnheit hielt er eines Morgens um 6 die Betſtunde in der Kirche, wo er in ſeiner Weiſe, kräftig und brünſtig im Geiſte, nach Anleitung des 2. Pſalms von ſeinem Könige Jeſu Chriſto ſprach. Da fühlte er im plötzlichen Ermatten durch Mark und Bein, daß ihm ſein Ende nahe ſei; verkündigt ſeiner Gemeinde, daß er noch vor Abend heimgehen werde zu ſeinem Herrn und Könige, und daß er ihr jetzt, in Hoffnung eines Wiederſehens in der ſeligen Ewigkeit, den letzten Segen ertheilen wolle. Da entſtand eine allgemeine Betrübniß und es ward viel Weinens in der ganzen Verſammlung. Am allermeiſten unter den Dürftigen und Nothleidenden darüber, daß ſie jetzt bei dieſer ſchlimmen, betrübten Zeit ihren lieben Vater und milden Verpfleger verlieren ſollten. Viele begleiteten ihn auch nach Hauſe und fleheten ihn an, daß er doch länger bei ihnen bleiben wolle. Er aber ſprach „was machet Ihr mir mein Herz ſchwer; ſoll ich meinem König und Herrn, meinem Gott und lieben Vater nicht freudig folgen, wenn er mich zu ſich ruft?“ Daheim ließ er ſich, ſo wie ſonſt ſein Ruhebett für die Nacht, das Sterbelager bereiten; legte ſich mit fröhlichem Angeſichte darauf hin und iſt auch noch an dem Abende dieſes Tages, nach einem tröſtlichen Zuſpruche an ſeine liebe Frau, ſanft und ſelig entſchlafen, ohne des Todes Schmerz und Furcht zu ſchmecken. Dieſes iſt ſelbſt für ſeine Freunde ſowie für ihn unter ſo wunderbar lieblichen Erſcheinungen geſchehen, daß, wie ich nachher erzählen will, ſein Heimgang bei Vielen den Eindruck hinterließ, den die feierlichen Geſänge der Kirche am Vorabende eines großen Feſtes hervorrufen.

Süſſenbach war, gleich den beiden Jüngern aus Emaus, auf dem geraden Wege nach ſeinem Ruhedache gegangen, als der Herr zu ihm trat. Sein Herz brannte in ihm von Liebe, als er vor dem Angeſichte des ihm ſchon zur Seite ſtehenden Herrn, von Ihm, ſeinem Herrn und Könige ſprach. Und der Herr war mit ihm, als der müde Jünger im Gefühle: es will Abend werden, der Gemeinde den letzten Segen gab. Er, der Auferſtandene, ging ein mit dem armen Jünger in ſeine Hütte, um noch heute mit ihm das Brod des ewig ſeligen Lebens zu brechen. Wie konnte ein ſolches gottgeheiligtes Menſchenleben ſchöner und herrlicher enden, als in dieſer Weiſe.

Die Geſchichte der Kirche bis in die neueſte Zeit nennt uns mehrere ſolcher glücklichen und beglückten Zeugen der Wahrheit, welche im Geſchäfte des Segnens ihrer Gemeinde, oder mitten in der Verkündigung des Heiles und der Gnade, die in Chriſto dem Herrn ſind, aufgenommen wurden in Gnaden zu Dem, an welchen ſie geglaubt, auf den ſie vertraut hatten von ganzem Herzen. Sie waren hindurchgedrungen zum Leben durch den Tod, ohne dieſen zu ſehen und zu ſchmecken. So iſt es auch denen geſchehen, welche mitten in dem Gebete aus der Tiefe des Herzens, das ſie täglich geübt hatten, weggenommen wurden von der Erde, oder jenen Seligen, mit welchen der Herr ſo eben, im Abendmahle, das Brod des ewigen Lebens — ſeinen Leib gebrochen hatte, und deren Leib man als Leichnam von der Nähe des Altares hinweg, in ihr Haus trug.

Aber ſo leicht, ja ſo lieblich bei ſolchen Seelen das Sterben erſcheint, iſt es dennoch und bleibt es für uns Alle eine ernſte, ewig hochbedeutende Sache. Denn der Spruch ſtehet feſt, mit ſeinem Adern und Gebein durchdringenden Inhalte: „dem Menſchen iſt geſetzt Einmal zu ſterben, darnach aber das Gericht.“ (Hebr. 9, 27.)

Ach, gäbe es doch keine Solche, die den Tod ſchmeckten und fühlten mit ſeiner ganzen Laſt der Ewigkeit, aus welcher kein Wiedererheben möglich iſt, ehe es mit ihnen zum *rechten* Sterben kam. Das Gebet unſerer guten alten Väter ſollte wohl niemals am Schluſſe der Gebete vergeſſen werden, zu denen das Geläute der Abendglocke aufruft: „Vor einem böſen, ſchnellen Tod behüt' uns, lieber Herre Gott.“ Denn ein ſolcher böſer Tod kann freilich, wenn er ſo geſchwind ohne alle Angſt und Schmerzen des Sterbens nachkommt, für ein leichtſinnig obenhin gehendes Menſchenurtheil als ein leichter erſcheinen, aber wohin der Stein fällt, der vom Rande einer Höhle hinabrollt in ihre Tiefe, wiſſen wir nicht. Es gilt da für Alle, wach zu ſein und bereit, daß der Sturz ſie nicht übereile, abzulegen die Laſt, die dieſen Sturz unaufhaltſamer macht: den Tollrauſch der Lüſte der Welt, der das Haupt beſchwert, den Geiz und die Ehrſucht, den Haß und Neid, die das Herz belaſten.

Wenn auch kein leichtes, doch ein ſcheinbar ſchnell vorübergehendes, kann das Ende des unglückſeligen Selbſtmörders ſein, welcher der Schande der mehr oder weniger ſelbſtverſchuldeten Verarmung oder Erniedrigung vor den Augen der Welt entgehen wollte, als er ſich den Kopf durch die Kugel der Piſtole zerſchmetterte. Leichter zwar, aber durch das, was ihm vorherging, noch ſchauderhafter war das Ende eines anderen Selbſtmörders, welcher in ſelbſtvergötterndem Hochmuth ſich und Andere betrogen, Manche um ihr Vermögen, Viele um das Glück und den Frieden ihres Lebens gebracht hatte und der zuletzt, ſchon betäubt durch den Genuß berauſchender Getränke der niedrigſten Art den ſicheren Tod in einem heißen Bade aufſuchte, und als er auch hier noch den Bauch mit Speiſen und ſtarkem Weine belaſtet hatte, ihn auch da fand. Allerdings ſchien er der Angſt und Noth des Sterbens entgangen, doch ſiehe, der Tod war da, von deſſen Dunkel wir das Auge hinwegwenden; denn hier endet das Gericht der Erde und ein anderes Gericht beginnt, deſſen Tiefen wir nicht ermeſſen.

Das unvermuthete Ende des Chriſten, der in Demuth und Liebe an der Hand ſeines Herrn den Weg durch das

Leben gegangen iſt, verliert ſich allerdings auch in einem Dunkel, dahin das Auge der lebenden Menſchen dem Scheidenden nicht folgen kann. Dennoch läßt es in den Herzen der Freunde, nach ſeinem armen Menſchenmaaße, ein ähnliches Gefühl zurück, als der Hingang Deſſen, welcher todt war und iſt lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, als eine Wolke Ihn hinwegnahm vor den Augen der Seinigen. Ich habe im 3. Bande meiner Selbſtbiographie (S. 153, 154) das Ende eines theueren, brüderlichen Freundes, des Karl Köllner in Kornthal, beſchrieben. Dieſer Mann iſt von früher Jugend an, bis in ſein Alter, ſo wie ich vorhin von der Jul. v. Gammern es ſagte, in der Kunſt des rechten, ſeligen Sterbens wohl erfahren und geübt geweſen. Was in und an ihm noch auf Erden lebte und treu im Dienſte ſeines Herrn, ſo wie der bedürftigen Brüder wirkte, das war nicht mehr ſein eigenes Selbſt, ſondern ein anderes, das ſich ihm zu eigen gegeben hatte. Der mächtig freudige Geiſt, der bei ihm Herz, Sinn und Muth durchdrang, wurde zwar in den Worten des Gebetes laut, das er in dem Kreiſe der Gemeinde ſprach, doch ließen ſich die Züge desſelben in ſeinem ganzen Wandel, wie ſelbſt in ſeinem heiter ernſten Angeſichte leſen. In ganz beſonderer Weiſe war dieſes ſo am Morgen ſeines Todestages, am Dienstag in der Charwoche (1853). Daß er ſchon ſeit einiger Zeit ohne Aufhören in dem Gedanken an die ſelige Ewigkeit gelebt hatte, bezeugt ein Brief, welchen er drei Tage vor ſeinem Ende an ſeine damals als vereinſamte Wittwe (des Miſſionar Häberle) in Indien lebende Tochter ſchrieb; ein Brief, deſſen Inhalt wie ein freudiger Nachhall des Jubilus Bernhardi lautet. An dem Morgen aber, von welchem ich hier rede, war er geſund und in ſeinem Gott vergnügt aufgeſtanden, kam zu den Seinigen mit einem Ausdrucke der inneren ſeligen Fröhlichkeit und der zärtlichen Liebe, der ſelbſt den Kindern, ſeinen Enkeln ſo wie den Erwachſenen wie etwas Seltenes, Uebergewöhnliches an ihm erſchien. Namentlich auch am Nachmittage, als er zum letzten Male als ein Lebender zu den Seinigen eintrat, konnte man an ſeinem innig freudigen und doch wie in der Nähe ſeines Herrn ſtillen und in ſich gekehrten Weſen es bemerken, daß ein unbeſchreibliches, unausſprechliches, inneres wie äußeres Wohlſein ihn durchdringe. Er pflegte gern, wenn er, wie ſie übermorgen (am grünen Donnerſtag) ihn erwarteten, den Segnungen des Abendmahles entgegenging, das Stilleſein und die Einſamkeit aufzuſuchen. Heute, an dem ſchönen Frühlingstage, zog ihn ſein Verlangen hinaus in's Freie. Ein vorübergehender Knabe, welchen er freundlich begrüßte, ſah ihn noch dort im Felde ſtehen und vor ſich hinblicken, ein anderer Wandersmann aber, der bald hernach an die Stätte kam, fand ihn, auf ſeinen Stock geſtützt, am Boden knieen, und ein vorüberfahrender Wagen brachte nicht mehr den Sterbenden, ſondern ſeinen Leichnam in das Haus zu den Seinigen zurück. Er hatte das Sterben, welches in ſeinem Innern ſchon längſt dem Abſchluſſe nahe gekommen war, vollends in der Einſamkeit und Stille abgemacht, ſeine Seele aber hat den Tod nicht geſehen.

Die in Gott ruhende Frau des Profeſſor Lang in Halle (ſie ſtarb im Jahre 1715) hatte ſich zwar nicht in die einſame Stille eines weit vom Hauſe abgelegenen Feldes hinausbegeben können, um dort bei'm Sterben mit ihrem Gott allein zu ſein, denn ſie lag auf ihrem letzten Krankenlager, zwölf Tage lang in großer Fieberhitze müde und matt darnieder, aber ſie hatte in ihrem eigenen, dahinſterbenden Leibe eine innere und innerſte Kammer aufgefunden, deren Thüre die Seele noch feſter und unzugänglicher hinter ſich zuſchließen kann, als die äußere Kammer. Sie gerieth, als ihr Ende nahe kam, in einen Schlaf, aus dem man Mühe hatte, ſie zu wecken, wenn es für ſie Zeit war, Arznei zu nehmen. Es war ihr in dieſem Schlafe ſo wohl, daß ſie einmal äußerte: Warum weckt ihr mich doch aus meinem ſüßen und vergnügten Seelenzuſtande? Man ließ ſie dann für einige Zeit in Ruhe, als jedoch der Schlaf zu lange andauerte, ſuchte man ſie daraus aufzurütteln. Sie aber war, wie der alte Jacob Faber, als ſie ihn aufwecken wollten, ſelig in dem Herrn entſchlafen. Ein ſolches ſtilles verborgenes Ende ſchickte ſich wohl zu der ganzen Geſinnung und Führung ihres Lebens. Denn ſie hatte ſchon als Kind die Stille und Zurückgezogenheit von der Welt und ihren Spielen und Vergnügungen geliebt, weil ſie bereits frühe an Dingen ihr Vergnügen gefunden hatte, welche die Luſt eines ſanften und ſtillen Geiſtes ſind: an dem Leſen der Schrift und ſolcher Bücher, deren Inhalt und Sprachweiſe aus dieſer entnommen iſt und zu ihr hinführt, am Geſange lieblicher geiſtlicher Lieder zum Saitenſpiele ihrer Harfe, und am Gebete, darin ſich oft, mit einer an ſo frühem Alter ungewöhnlichen Innigkeit ihr ſehnliches Verlangen ausſprach, abzuſcheiden aus dem Erdenleben. Doch hatte ſie auch für die rechte, fleißige Anwendung von dieſem eine große Fertigkeit gewonnen, hatte bei einer ihrer älteren, auf dem Lande lebenden Schweſter die Geſchäfte der Haushaltung gründlich gelernt, war zu jeder, auch der geringſten oder beſchwerlichſten Arbeit immer bereit und dabei ſo emſig und munter, daß man ſehen konnte, wie bei ihr die beiden Füße des Chriſtenwandels, beten und arbeiten, gleich geſund und kräftig waren. Sie kennten dieſes nicht ſein, wäre nicht ihr Herz ſo geſund und kräftig geweſen im Glauben, in der Demuth, in der Liebe. Als treue Gehülfin ihres ihr gleichgeſinnten Mannes, als Mutter ihrer 9 Kinder; als mitleidige, dienſtfertige Tröſterin der Betrübten, der Armen und Kranken, holdſelig, ſanft und freundlich, iſt ſie ihren ſtillen Weg gegangen und dennoch fürchtete ſie in geſunden Tagen immer, ſie werde nach ſo beſtändig innerlich heiteren freudigen Tagen ihres Lebens noch einen ſchweren Seelenkampf zu beſtehen haben und durch die Furcht und Schrecken des Todes gehen müſſen. Aber der Schrecken, welcher ihre letzte Krankheit und ihr Ende herbeiführte, war kein innerer, ſondern nur ein äußerer: eine Feuersbrunſt, die bei ungewöhnlich ſtarkem Sturmwinde ausgebrochen und durch ein furchtbar wildes Geſchrei auf den Gaſſen angekündigt war. Sie erkannte ſogleich, daß ihr Krankenbett ihr Sterbelager ſein werde. Als man jedoch mitten in ihrer Fieberhitze ſie fragte, wie es ihr in ihrem Gemüthe ſei, da ſagte ſie: Gott Lob! da iſt lauter Stille, Friede und Ruhe; mitten unter den Leibesſchmerzen nichts von Furcht und Bekümmerniß, ſondern wie ein Kind in der Wiege, ſo ruht meine Seele in Gott." — — „Ach, welch' ein großes Kleinod iſt es, auf ſeinem Todtenbette zu wiſſen, daß man einen gnädigen Gott hat." — Einer ihrer geliebteſten Freundinnen ließ ſie ſagen: ſie ſolle ſich nicht mehr vor dem Tode fürchten, denn Gott iſt getreu. Auch ſie hätte nicht gedacht, daß ſie dieſe Gnade der Seelenruhe haben ſolle, ohne Kampf. So war und blieb ihr Herz beſtändig erfüllt von Lob und Dank gegen Gott und in all' ihren Worten ſprach ſie dieſe Stimmung des Gemüthes aus. Darum konnte ſie mit Recht den Seelenzuſtand, in welchem ſie ſich befand, als der Tod ihr zu einem Schlafe wurde, einen ſüßen und vergnügten nennen*).

Scheinbar verſchieden und dennoch weſentlich übereinſtimmend war der Zuſtand, in welchem ſich der frommen Engländerin Eliſe Backer das Ende nahete. Dieſe zwar hatte die Schauer des Todes lebhaft gefühlt und ihn den dunklen Eingang genannt zu ihres Vaters Palaſt, doch wichen ſolche Anwandlungen bald von ihr. Obgleich nicht in einem äußerlichen Schlafe, ruhte ſie dennoch in einer ſchweigenden Stille aus. Sie fühlte ſich wie ein Fremdling im fernen Lande, der die Sprache der Fremde nicht mehr verſtand, wollte deshalb nicht mehr reden, noch reden hören, „denn bald komme ſie dahin, wo man die himmliſche Sprache rede“**).

Nicht bei allen ſo ſelig Dahinſterbenden geht das Leibesleben in ſolch' tiefem Dunkel zu Ende, ſondern zuweilen geſchieht es, daß noch ein heller Strahl der Abendſonne durch das Gewölk bricht, welcher ſelbſt den ſterbenden Leib beleuchtet und mit ungewöhnlicher Kraft anregt. So iſt es der treuen, ſtillen Dulderin in manchem Leid der Erde, der A. Kath. Wiegleb geſchehen, als ſie einige Tage vor ihrem Ende am Abende ſo ſchwach war, daß ſie kaum die Zunge noch bewegen konnte, und als ſie zum Erſtaunen Aller, die um ſie waren, mit lauter Stimme ausrief: „Victoria, Hallelujah. Lobet den Herrn; alle Lande ſind ſeiner Ehre voll.“ Sie bat die Ihrigen, Loblieder mit ihr zu ſingen und dankte für dieſe Erquickung. Sie ſuchte hierauf mit fröhlichem Gemüthe die Ruhe der Nacht und obgleich noch einige Male die Bangigkeit des Sterbens wie ein düſteres Gewölk ihre Seele umſchattete, kamen ihr dennoch dazwiſchen immer wieder tröſtende Strahlen, bis ſie in ſeligem Frieden in dem Herrn entſchlief. In gleicher Weiſe gerieth ein Geiſt der wunderbaren Kraft und Stärke über den ſterbenden Leib der Lucia Stern zu Wiesbaden, der Siegerin über manchen furchtbaren inneren Kampf, in deſſen finſtere Tiefe nur wenig Seelen zu ihrer Läuterung geführt werden. Zwei Tage vor ihrem Tode ſang ſie noch mit lauter, gleichwie über das frühere Maaß ihrer Natur gehenden, Stimme das ſchöne Loblied:

---

*) Chr. Fr. Burk a. a. O. S. 134—139.

**) Burk S. 76.

Halleluja! Lob, Preis und Ehr'
Sei unſerm Gott je mehr und mehr
Für alle ſeine Werke u. ſ. w.

Ihr Geiſt war von dieſer Stunde an wie entrückt aus dem Leben des Diesſeits in das Leben des ſeligen Jenſeits, die Schwingen zum Auffluge waren gelöst; ſie fühlte ſich nicht mehr hier, ſondern dort daheim; ſie entſchlief freudig und ſanft *).

Ein ſolcher Hinübergang im Vollgefühle jenes Friedens, den die Welt nicht geben und gewähren kann, war das Ende des gottbekräftigten, an vielen Seelen geſegneten Hofpredigers Hedinger (im J. 1704). — Die vielgeprüfte, vielgeläuterte Wittwe, welche nach dem ſalomoniſchen Spruchworte, dem Hilmar Ernſt Rauſchenbuſch „viel edler als eine köſtliche Perle“ (Prov. 31 V. 10) zum Weibe beſchieden und bis zu ſeinem Lebensende im 70. Jahre ſeine treue Gehilfin geweſen war, hatte noch manches Jahr den einſamen Weg über die Gräber der Ihrigen gehen müſſen. Ihre Tochter Charlotte, ein Gefäß der Gnade und der Ehren, wie Gott in ſeinen Erwählten ſich be-

---

*) Burk a. a. O. S. 82 u. 118.

reitet, war auch ſeit 5 Jahren in freudigem Glauben aus der Welt gegangen, die alte Mutter aber hatte noch oft unter Thränen mit einer tief in ihrer Natur liegenden Furcht vor dem Tode zu kämpfen. Da auf einmal war dieſe Furcht von ihr genommen und drei Wochen vor ihrem Tode am Oſtermorgen (1831) wachte das ſehnliche Verlangen in ihr auf, einzugehen zu ihrer ewigen Ruhe. Das Werk des letzten Losringens ihres Geiſtes von der Bürde der Zeitlichkeit blieb meiſt ein tief inneres, verborgenes, bis ihr am letzten Sonntag Nachmittag durch die Stelle Römer 5 V. 1—6 die ſchweigende Zunge gelöſt wurde: „Nun wir denn ſind gerecht worden durch den Glauben, ſo haben wir Friede mit Gott, durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum" u. ſ. w. Da erhob ſie ſich zu einem kräftigen, feierlichen Gebete, in welchem ſich kund gab, welches Werk der Gnade in ihrem Inneren zur freudigen Vollendung gekommen war und fiel dann in einen ſanften Schlummer, welcher bald zum Todesſchlummer wurde*).

Schwer ſind die äuſeren, leiblichen Leiden geweſen, durch welche die Gemahlin des Profeſſors der Theologie A. A. Hochſtetter zu Tübingen, eines für ſeine Zeit hochgeſegneten Lehrers, zu ihrer ewigen Ruhe hindurch mußte, ſchwerer jedoch noch die inneren Kämpfe mit dem Kleinmuthe und der Neigung zum Verzagen ihres Herzens. Während jedoch dieſe Kämpfe ſie ſo tief darnieder beugten, daß auf ihren Lippen alle Worte des Troſtes und der Ermuthigung verſtummt ſchienen, wuchs die Kraft des Troſtes in ihrem Inneren immer mächtiger an, und ihr wurde da gezeigt, wie Gott in den Schwachen mächtig ſei, und wie den Armen, ja den Aermſten an Geiſt, das Himmelreich verheißen iſt. Und als nun unter den heftigſten leiblichen Schmerzen der Entzündung ihre äußeren Kräfte am auffallendſten dahin ſanken, da wurde die Freudigkeit in ihrem Inneren ſo ſtark, wie noch niemals vorher in ihrem Leben. Nachdem ſie noch einmal einen letzten Kampf des Gerichtes gleich dem der Beata Sturmin (m. v. S. 96) beſtanden, da erwachte ſie am letzten Morgen ihres Lebens (5. März 1708) mit dem fröhlichen Geſange: „Heut' ſchließt Er wieder auf das Thor zum ſchönen Paradeis. Der Würger ſteht nicht mehr davor, Ihm ſei Lob, Ehr und Preis." In dieſer glaubensfreudigen Stimmung des Gemüthes iſt ſie denn auch bald hernach hinübergegangen, dahin, wo ſchon längſt ihr Schatz, ihr Troſt in Zeit und Ewigkeit war.

---

*) M. ſ. die Schrift: Rauſchenbuſch in ſeinem Leben und Wirken von [illegible] (Barmen 1840).

Der ſeligen Aebtiſſin zu Fiſchbeck, **Charlotte Eliſabeth von dem Buſch**, hatte man in ihrem vor den Augen der Lebenden ſchweren Todeskampfe die Worte des Herrn zugerufen: Siehe, ich komme bald; ſie aber antwortete mit innigſter Freudigkeit: „Ach ja, Er iſt ſchon da," und mit dieſen Worten entſchlief ſie (1753).

Es gibt wenig Krankheiten, welche gleichwie die Peſt, die Kräfte des Leibes ſchleunig dahinnehmen und vernichten, ſo daß die von der Fiebergluth verdorrte Zunge und die ſchwer athmende Bruſt kaum noch zu einem vernehmbaren Worte fähig ſind. Anders aber erwies ſich die Macht des Geiſtes an der gottgeheiligten Diaconiſſin **Margarethe** zu Conſtanz. Sie war die Schweſter der beiden Brüder aus dem edlen Hauſe der Herren **von Blaarer**, davon der eine als Bürgermeiſter, der andere als Prieſter und

Liederdichter ein Segen ihrer Vaterſtadt und ihres Landes geweſen ſind. Ein Verein von Jungfrauen und Frauen hatte ſich zu Conſtanz im Geiſte der apoſtoliſchen Zeiten gebildet, welcher gleich den Diakoniſſen der älteſten Kirche die Hilfe und Pflege der Wittwen, der Waiſen, der Armen, ſo wie der Kranken, ſich zur Aufgabe ſtellte. Vor Allem waren es die Peſtkranken, deren bei der damals herrſchenden Seuche die frommen Pflegerinnen ſich annahmen, denn von dieſen ſcheuchte die Todesfurcht ſelbſt die Nachbarn und Gefreundte hinweg. Margarethe aber, als Vorſteherin des Diakoniſſen-Vereins, ging bei dieſer Pflege allen Schweſtern mit ihrem Beiſpiele voran. Als ſie jedoch im November 1541, da der Würgengel der Seuche durch alle Häuſer und Hütten der Stadt ging, ſeinen Schritten unabläſſig von einem Sterbelager zum anderen folgte, da ward auch ſie von der Peſt getroffen. Der Geiſt der Gnade und der Kraft aber, der ihr den Mund an den Sterbebetten der Anderen ſo oft zum Troſte und zur Stärkung des Glaubens aufgethan hatte, wich nicht von ihren ſterbenden Lippen. Sie ging mit dem Zeugniſſe ihres vollkommenen Vertrauens auf Chriſtum unter heiligen Reden hinüber zu Dem, den ihre Seele liebte. Je ſchwerer hier die äußere Krankheit und Todesſchwäche der Glieder, deſto leichter iſt der Todeskampf geweſen, in deſſen furchtbarem Dunkel die A. El. Porſt faſt verzagte. Doch dieſes Dunkel löſte ſich noch vor ihrem Ende in einen Vorgenuß der Freuden der Ewigkeit auf, deren Genuß durch einen Hinüberblick in die ewige Herrlichkeit, ähnlich dem des ſeligen Joh. Arndt, bis zu einem Entzücken ſich erhob, durch welches zuweilen, wie namentlich bei der ſterbenden Dor. El. Hecker (geſt. 1743), an dem Leibe von Erde, ehe er jetzt wieder zur Erde wird, ein prophetiſches Vorbild des künftigen verklärten Leibes heraufdämmert *).

Was ich ſo eben beſchrieb, das iſt ein Hellgeſicht des Geiſtes, das aus der dieſſeitigen Welt des Vergänglichen weit hinübergeht in die jenſeitige, ewige Welt und ihre Herrlichkeit. Oefter noch als dieſes höhere und höchſte tritt bei Sterbenden, ſo wie bei Solchen, welche, ſcheinbar noch geſund, dem nahen Tode entgegen gehen, jenes der Leiblichkeit noch zugewendete Hellgeſicht ein, das ihnen die Zeit und Stunde des eigenen Endes oder das Schickſal anderer, ſelbſt entfernt wohnender Menſchen kund macht. Die ihrem kindlichen Glauben treugebliebene Gemahlin des berühmten Theologen J. Sal. Semmler, erfuhr in einem Traume die Botſchaft ihres nahen Todes. Sehr vielen anderen, in alter und neuer Zeit, dem 88jährigen Rußbroch eben ſo wohl als der 4jährigen Pflegetochter des Pfarrers Wallin in Stockholm, von welcher ich in einem früheren Briefe ſprach, ward die Zeit, ja die Art ihres Heimganges aus der Zeitlichkeit in großer Klarheit und Sicherheit angezeigt. Die Frau des Profeſſor Calow in Leipzig erfuhr durch ein Hellgeſicht in ihrem Inneren den Tod ihres Sohnes (31. März 1662), deſſen Krankheit man ihr verhehlt hatte und ihren faſt gleichzeitigen eigenen.

Iſt es doch zuweilen, als ob ein Mitempfinden des Hellgeſichtes der höheren Art, das die Sterbenden ergreift und durch die dunkle Pforte hinübergeleitet, ſelbſt die Lebenden und Geſunden anwandeln könnte. Wenn auch nicht das Auge, ſo wird doch zuweilen das Ohr der Freunde für die Töne aus einer unſichtbaren Ferne geöffnet, welche

---

*) Burk a. a. O. S. 28; — S. 111, — S. 222.

gleich einem Gruße aus der ſeligen Ewigkeit der ſcheidenden Seele entgegenkommen. Ich habe in meinen Schriften einige dieſer Fälle erwähnt *). Bei dem freudigen Heimgange des Pfarrer Süſſenbach, aus deſſen originellem und einfältig frommem Leben ich ſchon oben einige Züge erzählt habe, verſicherten Viele aus ſeiner treuen, ihn herzlich liebenden Gemeinde, daß auch ſie die Töne, von einer unbeſchreiblichen Lieblichkeit, vernommen hätten, von welchen der Sterbende wie von einer Muſik der Engel entzückt war. Ihm und ſeiner Frau mochten ſie als eine Gabe aus der unſichtbaren Welt erſcheinen, Andere ſuchten ihren Urſprung vergeblich theils in einem der Häuſer, theils, auf die Stadtmauer hinanſteigend, außer der Stadt, Keiner aber ſah das Chor der Sänger und Tonkünſtler aus fremder Heimath.

Wohl könnten alle dieſe vorherſtehenden Züge aus der Geſchichte der Sterbeſtunden ſelig heimgegangener Menſchen dem Bilde des Todes einen Theil ſeiner natürlichen Schauer nehmen. Aber er bleibt deshalb immer das, was er iſt und war: ein König der Schrecken für alle Sterblichen. Manche werden, wie Kinder auf dem Arme zärtlich ſchonender Mütter, an dem Feinde des Lebens, mit abgewendeten Augen vorübergetragen, daß ſie ihn nicht ſehen, andere, die zu Männern am Geiſte erſtarkt und zu Vorbildern eines unabläſſigen, mächtigen Kampfes des Geiſtes mit dem Fleiſche berufen und vorbeſtimmt ſind, müſſen ohne äußeren Troſt und Linderung fortkämpfen bis an's Ende und in ihrem ſiegreichen Ausgange ein Beiſpiel geben von dem Glaubenhalten und dem Treubleiben bis zur letzten Stunde. In den Reihen dieſer Sieger über den Tod und

---

*) M. s. unter anderen in meinen Erzählungen von Sterbern die erſte (Altes und Neues u. ſ. neue Folge, 2. Theil.)

ſeine Schrecken, dem ſie männlich gegenüberſtehen und in's Auge blicken mußten, bis ihre Augen ſich ſchloſſen, leuchtet wie ein Stern des Himmels hervor der theuere **Ludwig Hofacker**, deſſen inneres wie äußeres Leben an ſeinem Freunde **Albert Knapp** einen tief eingehenden, glücklichen Beſchreiber gefunden hat*). Ich weiß (denn ich habe das Buch im Zimmer Ihrer Mutter geſehen), daß Sie den Ludwig Hofacker aus ſeinen Predigten kennen. Von einer großen Zahl derſelben kann man ſagen: ſie ſind empfangen und geboren in der Weihe jener erſten Liebe zu dem Herrn ſeinem Gott, deren Gluth feurig iſt und eine Flamme des Herrn; ſie alle ſind freudig und ſtark im Hoffen und im Glauben, lieblich anzuhören und zu leſen, wie es nach ihrem höheren göttlichen Maaße die Worte jenes zwölfjährigen Knaben mögen geweſen ſein, den ſeine Eltern im Tempel — im Hauſe ſeines Vaters fanden, wo er mit den menſchlich hochweiſen Lehrern ſich befragte und ihnen zuhörte. Hofacker's, des Jünglinges, Predigten haben mir oft mein altes, kaltes Herz jugendlich neu bekräftigt und erwärmt.

Der große Prediger fragt Alle, die ſein vergangenes Leben kannten: wer hat fröhlicher ſich ergötzet denn ich, rühmet dieſes Fröhlichſein als eine Gabe von Gottes Hand. Hofacker war kein König von Jeruſam, er konnte aber dem gekrönten Prediger es nachſprechen: wer hat fröhlicher ſich ergötzt als ich? Das aber, was ihn ſo fröhlich ergötzte, war nicht die Fülle des äußeren Reichthumes und der Becher aller Freuden der Sinne, den das äußere Glück dem Begüterten in die Hand reicht, denn er hat von Jugend auf mehr ein armes als ein wohlbehagliches Leben geführt, ſondern der Becher ſeiner Freuden war ein innerer: war ein immer fröhliches Herz. Dieſer innerliche Freudenbecher war bei ihm ſchon in ſeinem Knaben- und Jünglingsalter ſo gefüllt, daß er gern, in jovialen, ſcherzhaften Reden überſprudelte, und ſeinem ganzen Weſen und Thun die Stimmung eines blauen, von keinem Wölkchen getrübten Frühlingstages gab, welcher die Herzen Aller, die in ihn hinaustreten, fröhlich ſtimmt. Mehr als jeder Andere war ſchon der Knabe und noch mehr der geiſtreich witzige Jüngling Hofacker für andere Jünglinge ein Freudenbringer und Freudengeber, wo und wann er in ihren Kreis trat.

---

*) Leben des Ludwig Hofacker. Heidelberg 1852.

Aber die große, ſeltene Gabe des Naturells ſollte und mußte zu einer Gabe des Geiſtes geläutert und geheiligt werden. So wie Ludwig Hofacker vor Anderen aus dem Freudenbecher eines fröhlichen, friſchen Blutes und Muthes getränkt wurde, mußte er auch ſchon frühe in ſeinem Leben den bitteren Kelch ſchwerer, ſchmerzhafter Krankheiten und Trübſale koſten. Wie einem herannahenden Gewitter, das mitten in ſeinen Schreckniſſen dem von langanhaltendem Sonnenſcheine dürr gewordenen Lande Erquickung und Lebenskraft bringen ſoll, eine Trübung und oftmals Schauer der Haut erregende Abkühlung und Stille der Luft vorangeht, ſo geſchah es dem Jünglinge innerlich, als ihn, er wußte nicht wie? ein Hauch der züchtigenden Gnade anwehete. Er war in den Augen ſeiner Freunde ein ganz Anderer als ſonſt, ernſt, ſtill und in ſich gekehrt geworden; aber wie ſchon an trüben Tagen, auch wenn noch kein Regen kam, die Keime und Sproſſen der Bäume und Kräuter zum Wachſen erſtarken, ſo waren in ihm die Keime aufgelebt, welche die Schule ſeiner Kindheit, namentlich die Ermahnungen und Worte ſeiner treuen, frommen Mutter, zum Erkenntniſſe des Heiles in Chriſto in ihn gelegt hatten.

Da traf ihn, als 22 jährigen Jüngling, in der That wie ein Blitz aus ſtiller Luft an einem heißen Auguſttage (1820) der Sonnenſtich, der ihn ohnmächtig zu Boden warf. Zu den Schmerzen der tiefen Wunde am Kopfe, die der Fall ihm zugezogen, geſellte ſich eine langanhaltende Zerſchlagenheit aller leiblichen Kräfte. Die erſte, reichgeſegnetſte Lehrerin ſeiner Jugend, die fromme Mutter, ſaß als hütender Engel an ſeinem Krankenbette und vor der Pforte des verlorenen und wiedergefundenen Paradieſes, in welchem ſein Herz nun für immer Wohnung gefunden hatte.

Ich habe den mir theueren Ludwig Hofacker in der kurzen Strecke des Lebens, die ich von meinem 18. bis zu meinem 48. Jahre (von 1798 bis 1828) mit ihm gleichzeitig auf Erden durchwandelte, perſönlich nicht kennen gelernt, denn er hat ſeinen Pilgerlauf ſchon in 30 Jahren vollendet, während der meinige ſchon jetzt in das 78. Jahr ſich verlängert hat. Mich aber, ſo wie jeden Anderen, welcher den in kurzer Prüfungszeit ſelig Vollendeten ſo kennen lernen will, wie er leibte und lebte, hat Albert Knapp, der nahe befreundete Genoſſe ſeiner Jugend wie ſeiner Geſinnung, in dem obenerwähnten, trefflichen Buche bei ihm eingeführt. Ich möchte auch Ihnen, meine Freundin, dieſes ſchriftliche Denkmal an einen ſeltenen Prediger der Gerechtigkeit, für unſere und künftige Tage in Ihre Hände geben. Ich übergebe hier die Beſchreibung der vielen, ſchweren Heimſuchungen durch leibliches Wehe und niederbeugende Beſchwerden der mannichfachſten Art, welche den früher ſo lebensfriſchen und lebensluſtigen Jüngling Hofacker trafen und in den letzten Tagen ſeines Lebens faſt gar nicht mehr verließen, und wende mich nur noch einmal zu der ſchon oben erwähnten Beſchreibung ſeines Endes zurück. Ein Begegnen ſeltſamer Art muß es ge-

Univ. Bibl.

weſen ſein, als einige Monate (im Juni) vorher, ehe dieſes langerſehnte Ende kam, drei waſſerſüchtige Leidensbrüder zu Rielingshauſen, in deren Kirche Hofacker ſo oft ſeinen Mund zum Troſte, zur Erweckung und geiſtigen Auferbauung ſeiner Gemeinde aufgethan hatte, im Dienſte ihres Herrn zuſammentrafen. Der eine davon war der betagte, waſſerſüchtige Dekan von Marbach, der andere der noch mühſam am Stocke einherſchleichende Pfarrer, der dritte ſein ebenfalls waſſerſüchtiger Schulmeiſter. Der Dekan, der zur Kirchenviſitation hergekommen, ſtarb am 22. September, der Pfarrer am 18. November, der Schulmeiſter im folgenden Jahre*).

Da ſaß er nun meiſt, bei Tage wie bei Nacht, in ſeinem Lehnſtuhle, gepeinigt von den Schmerzen an ſeinen Füßen, in die man Einſchnitte gemacht hatte, um dem angeſammelten, beizend ſcharfen Waſſer einen Ausweg zu öffnen; gequält von den Beängſtigungen und Erſtickungsanfällen ſeiner Bruſt, immer noch nach ſeiner, auch äußerlich gewaltigen Natur, mit einer Luſt und Liebe am Leben hangend und dabei dennoch beſtändig im Angeſichte und in der Furcht des Todes. Und nicht nur des leiblichen Todes, ſondern des Gerichtes der Ewigkeit, in deſſen Nähe ſein ganzes vergangenes Leben mit all' ſeinen Abweichungen zur Rechten und zur Linken vor ſeinen Augen aufgethan wurde. Er, deſſen freudiger Geiſt zu ſo hellem Lichte ſich erhoben und in dieſem geſchwebt und gelebt hatte, wurde jetzt in ein Dunkel hinabgeführt, das ihn oft dem Verzagen nahe brachte. Er verſank aber darin nicht, denn die kindliche Demuth ſinkt wie eine Taucherglocke mit einer ſolchen gläubigen Seele hinab in die Tiefe und ſchützt ſie, daß ſie, unverſehrt von den über und neben ihr dahinrauſchenden Fluthen, das Dunkel des Gerichtes beſteht, und aus ihm heraufgehoben wird an's Licht.

---

*) A. Knapp a. a. O. S. 307, 308.

„Es ging“, ſo ſagt Knapp (a. a. O. S. 315) „dem ſeligen Hofacker an ſeinem Ende, wie dem ſeligen Prälaten Oetinger, dieſem tiefſinnig theoſophiſchen Geiſte, der in ſeinem achtzigſten Jahre nach einer Maſſe der kühnſten edelſten Forſchungen zuletzt ſprach: Alles, was ich von dem lebendigen Gott weiß, iſt in Luther's kleinem Katechismus enthalten.“ Aehnlich gemeint war das, was Hofacker in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe zu einem Freunde ſagte, der ihm für jene Welt Hoffnung machte zu dem Berufe eines Miſſionärs für die Ankömmlinge aus der Heidenwelt: „Meinſt du denn, wer in dieſer Welt ein Pfarrer geweſen iſt, werde es deswegen auch wieder dort werden? Du weißt nicht, ob du nicht drüben, ſtatt zu predigen, in der Kinderlehre ſtehen mußt.“ Und in dieſe Kinderlehre ging der gedemüthigte Geiſt des Kranken jetzt gern und täglich tiefer ein.

Das Dunkel des inneren Gerichtes hatte ſich verzogen. Aber an den Mühen des äußeren Kampfes mit den oft unerträglich erſcheinenden leiblichen Schmerzen und Beängſtigungen wurde dieſem kräftigen Streiter nichts erlaſſen. Ihm galt es nach dem ganzen Gewichte der Worte: Keiner wird gekrönt, er kämpfe denn recht. Freilich ſtammelte er, überwältigt von ſeinen Leiden, öfters: „Es iſt genug, Herr; ſo nimm nun meine Seele.“ Und als in den letzten 24 Stunden die Beängſtigungen der Bruſt ſtets höher und höher ſtiegen, bat er die ihn Umgebenden mehrmals, ſie ſollten den Herrn um ſeine baldige Erlöſung anflehen. Als man ihm am letzten Morgen aus einem Gebetbuche für alle Tage des Jahres das Gebet für den 18. November verlas, da lautete der vorausgeſendete Spruch: „Wo ich bin, da ſoll mein Diener auch ſein.“ Und am Mittag trat in ſeinem ſchwer leidenden Leibe die Ruhe ein, die ſeinem Geiſte der Vergänger der ewigen ſein ſollte. Bei völligem, klarem Bewußtſein, freudig und innig theilnehmend, ja mitſprechend bei dem Gebete und Abſchiedsſegen der Seinigen, entſchlief er ohne die mindeſte Zuckung ſanft und im Frieden Gottes. Wie Knapp ſagt, „als ein Mann, auf welchen vor vielen Anderen das Wort anzuwenden iſt: „dieſer iſt gekommen aus großer Trübſal, und hat ſein Kleid gewaſchen und hell gemacht im Blute des Lammes.“ — Sein letztes Wort war der Name Deſſen geweſen, den ſeine ganze Seele liebte und den ſein ſcheidender Geiſt wie einen ſchon bei ihm Stehenden umfing.

Siegreich, wenn auch für das Auge der Lebenden ſchwer, war dieſer Ausgang aus dem armen, hinſterbenden Leibe. Hofacker ſollte bis zu ſeinem letzten Athemzuge nicht durch das Wort allein, ſondern durch die That ſelber ein Prediger des Wortes ſein für Alle, die ihn ſahen und hörten. Mitten in ſeinen langen Todeskämpfen und Schmerzen ſprach ſich an ihm die Lehre aus, welche das Buch der Weisheit (3 V. 4) über den Tod der Gerechten gibt: „Ob ſie wohl vor den Menſchen viel Leiden haben, ſo ſind ſie doch gewiſſer Hoffnung, daß ſie nimmermehr ſterben.“ „Ja, was ſind dieſer Zeit Leiden gegen die Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden und was kann uns, ſo ſchwer auch der Kampf ſein mag, ſcheiden von der Liebe Gottes (Röm. 8, 18; 35)?“ Selbſt noch das Angeſicht des Verſtorbenen, wie es im Sarge lag, ſchien zu zeugen von dem ſeligen Frieden Derer, die in dem Herrn ſterben.

Aber ich kehre wieder zu dem Anfange meines Briefes zurück. Das Ende des Menſchen, der nicht im rechten Sinne des Wortes ein Kind geweſen oder geworden iſt in all’ ſeinen Formen und Arten, iſt eine Predigt über den Spruch:

Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden. Ich könnte hier meine Feder niederlegen und Sie verweiſen auf die Stimme eines unſerer Prediger in der Wüſte, die ſeit Kurzem ſich vernehmen ließ, und da ich von Herzen wünſchte, daß ſie von Allen gehört würde, denen (nach einem von Hofacker gebrauchten Ausdrucke) das Sterben nicht als eine Kleinigkeit erſcheint. Es iſt dies „die Lehre von den letzten Dingen“ in dem Buche von C. F. Göſchel: der Menſch, nach Leib, Seele und Geiſt, dieſſeits und jenſeits*). Namentlich das erſte Capitel des 2. Abſchnittes dieſes Buches, überſchrieben „das Sterben,“ wird von Ihnen gewiß mit derſelben innigen Rührung geleſen werden als von mir und in Ihnen dieſelben tiefer gehenden Gedanken anregen und aufwecken, die es in mir geweckt hat.

So wenig ich mich aber auch geſchickt fühle, mit einem ſolchen Führer, wie Göſchel es in ſeinem Buche war, gleichen Schritt zu halten, will ich dennoch, zuweilen mich auf meinen Führer berufend und mit ihm ſprechend, die hier begonnene Betrachtung über das Sterben noch kurz in meiner Weiſe zu Ende führen.

„Das Sterben iſt (nach Göſchel S. 61) der Weg aus dieſem Leben zum leiblichen Tode und zum Leben nach dem Tode des Leibes, aber nicht der Tod ſelber, welchem es erſt entgegen geht, bald ſchneller, bald langſamer, wie es ſcheint. Das Leben — — iſt der Strom zwiſchen Diesſeits und Jenſeits; — die Mitte zwiſchen zwei Zuſtänden des menſchlichen Lebens.“ „Wir laſſen“ nach Bunyan „das ſchwere Gewand der Sterblichkeit im Strome zurück, eilig (außerhalb) und leicht iſt dann der Aufſchwung oder Lauf im

---

*) Leipzig bei Dörffling und Franke 1856.

Jenſeits.“ Ich wiederhole das Wort, das ich ſchon oben geſprochen: das Sterben iſt ein Aufwachen aus dem Traume des Lebens, ein ähnlicher Wechſel der Lebenszuſtände wie jener, der zwiſchen dem ungeborenen Menſchen im Schooße der Mutter und dem neugeborenen, an's Licht der Tage hervorgegangenen iſt. Es liegen in dieſem Bilde die Höhen und Tiefen einer geiſtigen Bedeutung, in welche ich hier nicht eingehen, ſondern nur zunächſt an ihren natürlichen Sinn mich halten will.

Der ungeborene Menſch im Mutterſchooße empfängt auch bereits den Lebenshauch, den unſere Bruſt aus der Luft aufnimmt; er wird, wie wir, geſpeiſt und getränkt, der Strom der anregenden Lebenskräfte, die unſere Nerven und Adern durchdringen, uns bekräftigen und erhalten, dringt auch durch ſein Fleiſch und Gebein, ja die Peſtilenz, die im Finſtern ſchleicht, die Seuche, die am Mittage verderbt, kann ihn noch im Mutterleibe anrühren und ſeinem Leben ein Ende machen, während das der Mutter erhalten bleibt. Aber dieſes Alles begegnet ihm nur vermittelt durch die Mutter, aus deren Blut er den natürlichen Lebensgeiſt der Luft, die gedeihliche Nahrung für ſein Fleiſch und Gebein, entnimmt, aus deren Nerven ihm die Anregungen kommen des magnetiſchen Lebensſtromes, der Alles bewegt und erhält. Er ſelber unmittelbar, der im Verborgenen Schlummernde, weiß nichts von der Luſt und den Sinnenfreuden, durch welche vielleicht ſeine Mutter ihr Leben dahintanzt, nichts von dem Leid und dem Schmerze, der andere Male ihr Herz beſchwert; ſein Ohr hört nichts von dem Angſtgeſchrei auf den Gaſſen, ſein Auge ſieht nichts von den Flammen der Feuersbrunſt, durch welche die Mutter erſchreckt wird, und dennoch geht ein dunkles Mitgefühl, in ſeinen Folgen auf die ſpätere Entwickelung, ja auf die

Naturart des Menſchen voll mächtigen Einfluſſes, von dem Leib und der Seele der luſtig dahinſchwärmenden, der von Gram gebeugten, oder der von Furcht und Schrecken ergriffenen Mutter auf den Leib und die Seele des ungeborenen Menſchen über. Es kommt jetzt die Stunde der Geburt; die Stunde des Ausſcheidens des Kindes aus der Mutter. Das unbewußte Traumleben, in welchem der Menſch bereitet ward in der verborgenen Tiefe, hat ein Ende; das eigene Leben erwacht, die Bruſt thut ſich ſelber dem Athmen der Lebensluft auf, das Auge wird vom Lichte, das Ohr vom Schalle angerührt, nackend und bloß tritt der Menſch in die Welt ein, deren ungewohntes Anrühren ſeines zarten Fleiſches und deren drückende Luft ihn ſchmerzt. Wohl ihm, wenn er nicht wie ein Mißgeachtetes oder Todtes dahin geworfen wird, ſondern wenn Hände einer mütterlichen Liebe ſchon vor der Geburt die Windeln und das weiße Kindergewand ihm bereitet haben, die den Ankömmling in der neuen Heimath bedecken und umkleiden ſollen.

Ein gleicher Unterſchied, wie der, welcher zwiſchen dem Sein des ungeborenen Menſchen und des ausgeborenen für das irdiſche ſterbliche Leben beſteht, findet ſich zwiſchen dem Sein der Seele des Menſchen dieſſeits, vor ſeinem Sterben, und jenſeits, nach demſelben. Wer ſollte nicht es durchfühlen, wie in den tauſendfältigen Gedankenbildern, in den Aufregungen ſeiner Leidenſchaften und Begierden, aber noch mehr, wenn auch ſelten, in dem Anhauche der Kräfte, die ſeine Seele auffliegen machen wie den Adler, die in ſeinem Gemüthe Anklänge wecken von der ſeligen Luſt eines Friedens, den die Sinnenwelt nicht gibt, ihm beſuchende Gäſte begegnen, welche, obgleich ſie auch das Fleiſch durchwirken, doch nicht von der Natur des Fleiſches, ſondern von der

der Seele ſind. Jene, wenn auch in ſinnliche Form gekleidete, Fremdlinge aus einer überſinnlichen Welt kommen ihm ohne ſein Zuthun, ja gegen ſeinen Willen, wie dem ungeborenen Kinde die Regungen des Mitgefühles mit den geiſtigen und leiblichen Anläſſen, welche die Mutter betreffen und erſchüttern. Der Mutterleib, in welchem der Menſch, ſo lange er über dem Grabe wandelt, verſchloſſen liegt, iſt die Natur, iſt das vergängliche Weſen der Sinnenwelt, auf deren Boden er, wie ein Samenkorn, das der Sturm von ſeinem Stamme hinwegführte, gefallen iſt. Keimkraft blieb in dem Samen, ſein Gewächs treibt hervor, etliches reichlich genährt von der üppigen Fülle des Bodens, etliches aus der Wüſte, wo nur der Thau des Himmels ſeine Nahrung war. Bei vielen treiben Blätter in Menge, vielleicht auch hundertblätterige Blüthen hervor, in denen keine Frucht ſich erzeugt, bei einigen treten, vielleicht aus einem vom Staube der Wüſte bedeckten Stengel, Blüthen hervor, in denen der fruchtbare Same ſich bildet. Der Winter kommt, die reiche Krone der Blätter ſo wie die prunkenden hundertblätterigen Blüthen fallen ab, nur noch mit dem Gerippe des erſtorbenen Stengels treibt der Winterſturm ſein Spiel. Wo aber nicht nur Blätter und Blüthen, ſondern in dieſen ein fruchtbarer Same ſich fand, da geht dieſer hin, zu ruhen in ſeiner Kammer, bis der Winter vorüber iſt und der Strahl der Sonne, der in der Blüthe ihn zur Reife zeitigte, ihn erweckt für das Leben eines kommenden, neuen Sommers. Die Triebkraft der Blätter kommt von unten aus der Fülle des Bodens; die Kraft zur Ausgeburt und zur Reife des fruchtbaren Samens iſt ein Werk der Sonne des Himmels, kommt von oben.

Es iſt nur ein vergängliches Bild, in welchem die ſichtbare Natur Zeugniß gibt von Dem, was von unvergänzlicher Natur iſt, aber jenes Zeugniß deutet auf Daſein, was das Buch der Weisheit von den Gerechten ſagt: „ſie ſind der gewiſſen Hoffnung, daß ſie nimmermehr ſterben.“

So gehen die Seelen der Menſchen in zweifacher Bereitſchaft, gleich den unfruchtbaren und fruchtbaren Gewächſen der erſtarrenden Winterkälte des Todes entgegen. Bei vielen hat ſich die ganze wirkende Kraft des Lebens in den Wuchs der Blätter hineingezogen und fällt im Tode dahin, bei anderen in den Samen, den kein Sturm des Winters in ſeiner Ruheſtätte anrührt, ſondern der in Frieden des nahenden Sommers wartet. Dieſe ſind es, die aus dem Geiſte zum Leben des Geiſtes, ſchon in den Tagen der Erde erzeugt waren; jene leben im Fleiſche, welches, auch wenn es ſcheinbar noch grünt, doch ohne Aufhören dem Verderben und Sterben anheimfällt. Es iſt dieſer Zug nach unten, der Zug und die Macht eines beſtändigen Verderbens und Sterbens, der mit der Seele, deren Thun und Wirken auf das Fleiſch geſäet iſt, hinübergeht in das Sein des Jenſeits, für welches auch ſie gemacht iſt. Kräfte jenes ewigen Lebens, das der Geiſt gibt, tragen und führen die Seele, in welche der Same des Geiſtes gelegt war, wenn ſie aus dem Sein der Sichtbarkeit ausgeboren wird in das neue Sein der unſichtbaren Welt.

Wir wiſſen nicht, wann das Sterben in dem Menſchen beginnt, deſſen Herz ſich noch bewegt, deſſen Bruſt noch athmet. Wiſſen nicht, wie lange es dauert, auch wenn das Herz ſtill ſtand, das Blut erſtarrte. „Dem Menſchen aber iſt es geſetzt, einmal zu ſterben, darnach das Gericht*).“

Von Manchem, was am Sterbebetten geſchah, iſt auch mir die Kunde gekommen. Ich weiß von ſolchen, welche den troſtreichen glichen, deren viele ich Ihnen in meinem Briefe beſchrieb, weiß von der Mehrzahl der anderen, an denen man nur das äußere Gewand des Sterbens: das Auslöſchen einer Kraft des Lebens nach der anderen, im natürlichen Tode geſehen. Weiß aber auch von ſolchen, in denen nicht die Zuckungen der bewußtlos thieriſchen Lebenskraft, ſondern die ſelbſtbewußte Seele mit dem furchtbaren, verzweifelnden Bangen vor dem Gerichte kämpfte, während das wildrollende Auge vergeblich nach einem tröſtlichen Strahle der Hoffnung ſuchte, die laut ſtöhnende Bruſt keine Worte für ihre Angſt fand. Wir wiſſen wohl, wie der König der Schrecken auch am erſtarrenden Leibe Derer, welche Hoffnung haben, ſeine Gewalt üben kann, wer jedoch die Sprache der Zeichen zu deuten weiß, der wird unterſcheiden, was des Leibes, und was der geiſtig bewußten Seele war.

---

*) Ein Beweis über dieſe Stelle ſ. m. unten auf S. 172.

Wäre in dem vom Herbſte entblätterten Gerippe eines ſamenleeren Gewächſes Gefühl und Sprache, es würde jammernd verlangen nach dem Safte, den es während ſeines Sommers aus der Erde ſog, nach dem wohlthuenden Anfächeln der warmen Luft. Aber der feſt gefrorne Boden gibt keinen Saft mehr, der eiſigkalte Wintersturm und ſeine Schauer ſchneiden durch das verdorrte Gerippe.

Fünfter Brief.

Beſtehen und Vergehen der Erinnerungen.

Sie ſind mir diesmal, meine verehrte Freundin, in dem Wettlaufe unſerer Korreſpondenz um einen Schritt voraus, denn ſeit meinem letzten, freilich etwas langen Briefe habe ich zwei von Ihnen erhalten, zu deren Beantwortung ich erſt jetzt nach Beſeitigung eines unabweisbaren Geſchäftes kommen kann.

Zuerſt meinen herzlichen Dank an Ihre liebe, fromme Tante. Ganz wie aus meiner eigenen Seele geſprochen iſt mir Das, was dieſe zu dem Inhalte meines letzten Briefes ſagt. Sie hatten ihr denſelben zum Leſen gegeben; ſie äußerte ſich mit Theilnahme über ſeinen Inhalt, fügte aber nach einigem Nachdenken hinzu, daß, ſo ſehr ſie ſich an dem ſeltenen Lebensende ſolcher Seelen erbauen und erfreuen könne, deren Hervorgehen aus dem letzten Kampfe einem lauten Triumphzuge gliche, dennoch, wenn ſie ſo ſagen dürfe, ein ähnliches Ende nicht nach ihrem Wunſche ſei. Ihr Sehnen und Verlangen ſei es vor Allem, daß ſie in jener Faſſung dahinſcheiden möge, in welcher der Menſch, der Sünder, ſeinem Richter, zugleich aber auch ſeinem Verſöhner ſich nahen ſolle. Zu dieſer Faſſung aber, ſo ſchiene es ihr, würde ſich für ihr Weſen am beſten eine Stille ſchicken, darin ſie ſich ſchon während der beſten Stunden ihres Erdenlebens am wohlſten befunden habe. Sie wünſche deſbald, daß ihr Ende, wenn Gottes Gnade ihr es ſo gewähren wolle, ein ſtilles, ſanftes werden möge, ohne Aufſehen vor Menſchen, nur in ihres Gottes väterlichem Naheſein und in ſeiner treuen Aufſicht.

Dieſe Worte Ihrer guten Tante erinnern mich an einen Vergleich, der mir oftmals eingefallen, wenn ich in irgend eine prächtig ausgezierte Kirche, die etwa nach dem Geſchmacke der beiden letzten Jahrhunderte erbaut war, hineintrat. Vielleicht in eine ſolche, deren ich mehrere kenne, die auf der Stätte einer der uralteſten Chriſtenkirchen des Landes errichtet war. Mochte das neue Gebäude in ſeiner inneren wie äußeren Geſtalt vielen Augen wohlgefallen; ich dachte und fühlte mich dabei dennoch gerne in eine jener einfältig ſchmuckloſen Hallen hinein, welche unſere Väter, arm an Geiſt, reich aber an Glauben, nach ihrer Bekehrung von dem Heidenthume Chriſto dem Herrn zu Ehren erbaut haben. Eine ſolche iſt auch das älteſte Münſter in Straßburg geweſen, das Chlodwig im 6. Jahrhunderte errichtete: mit hohem Giebeldache, mit nur einem Fenſter, das ſchattige Innere nur mäßig von dem Lichte der nie verlöſchenden Ampel beleuchtet, damit, nach den Worten eines alten Beſchreibers (Schad) „ein Jeder ſein Gebet ohn' Hinderniß und anderer Leute Uffſehens konnte verrichten" *).

Ein Vergleich ſolcher Art wird uns zwar nicht einfallen, wenn ſich am Anblicke eines der vollendeten Muſterwerke der chriſtlichen Andacht, wie die hehren Tempelgebäude der Münſter zu Straßburg, Freiburg, Speier, Cöln es ſind, unſer Gemüth erbaut, unſer Geiſt ſich erhebt, und in ihrer Art macht die Betrachtung ſolcher

---

*) M. v. m. Geſchichte d. Seele 4. Aufl. Bd. II S. 769.

Sterbebetten, an deren etliche ich in meinem letzten Briefe Sie hinführete, einen ähnlichen Eindruck auf uns. Aber das ſtille Alleinſein des Betenden aus der Tiefe, mit ſeinem Gott, „ohne anderer Leute Aufſehens“ behält ſeinen beſonderen, hohen Reiz. Und wenn unſer Geiſt in der Sterbeſtunde hineingeführt wird in ein Dunkel, dahin die Augen der lebenden Menſchen ihm nicht folgen können, wohl ihm, wenn nur das Licht der nie verlöſchenden Ampel ihn beſcheint. Ja, wohl uns, auch dann, wenn unſer halbgebrochenes Auge noch kaum den Schimmer der Ampel ſieht; wenn Freunde um dieſe herumſtehen, welche mit betendem Munde und ſanftem Geſange in die freudig ernſte Tonweiſe unſerer Sterbeſtunde einſtimmen und mit ihrem Segen uns das Geleite geben hinein in den Strom, darein wir, nach Bunyan's Ausdruck, in altem, beſchmutzten Pilgergewande ſteigen und aus dem wir in reinen, neuen Kleidern hervorgehen.

Seit dem Abgange meines letzten Briefes an Sie iſt mir auch die Kunde von dem ſeligen Ende einer Freundin auf der Inſel Rügen gekommen, mit welcher Sie mittelbar eine Bekanntſchaft geſchloſſen haben. Es war die Amalie Baier, die Schweſter des Pfarrers Baier zu Altenkirchen, von welchem ich Ihnen viel erzählt und im dritten Bande meiner Selbſtbiographie S. 145 geſprochen habe. Viel mehr zur Freude als zur Trauer hat mich jene Kunde geſtimmt. Wer ſollte nicht freudige Theilnahme fühlen ſchon mit dem irdiſchen Glücke einer treuen Braut, welche nach langem Harren in der armen, dürftigen Hütte endlich heimgeholt wird von dem geliebten Bräutigam zum Bunde des unzertrennlichen Vereines und zum fortwährenden Wohnen mit ihm in ſeinem wohlverſorgten Hauſe. Und iſt nicht das Glück unſerer Freundin Amalie ein unvergleichbar viel höheres? Sie war im Hauſe und in der Zucht ihrer frommen Eltern ein, wie ſelten ein anderes, frommes Kind; im Hauſe ihres Bruders, des Pfarrers zu Altenkirchen, und nach deſſen Tod in ihrer verwaiſten und dennoch in Gott vergnügten Einſamkeit, bis zu ihrem Ende (im 70 Jahre) eine kluge Jungfrau geweſen, welche ihre Lampe nicht nur brennend erhalten und geſchmückt, ſondern auch mit Oel wohl verſorgt hatte. Als eine Mutter und Erzieherin der Waiſen, Tröſterin und Pflegerin der Armen und Kranken hatte ſie gelebt und gewirkt; manche Seele zum inneren Leben geweckt. Von einer Krankheit im vorigen Winter hatte ſie ſich wieder erholt, doch blieb noch Aufregung, abwechſelnd mit großer Ermattung, zurück. „Ich werde dieſe Nacht gut ſchlafen,“ ſagte ſie am letzten Abende freundlich zu ihrer Wärterin, und ſie erwachte nicht wieder für das Erdenleben, „der Tod war ihr ein Schlaf geworden.“ Als der Ruf „der Bräutigam kommt“ in das Ohr der Schlummernden drang, da fand er ihre Seele bereit zum Entgegengehen Dem, der da kam, und zum Eingehen in Seinen Freudenſaal.

Ich habe aber jetzt vor Allem einige Fragen des jüngſten Ihrer beiden letzten Briefe zu beantworten, über einen Gegenſtand, der, wie Sie ſchreiben, Ihr Nachdenken ſeit einiger Zeit viel beſchäftigt und deſſen Dunkel Sie beunruhigt. Sie waren, zunächſt durch das Leſen etlicher Stellen im erſten Bande meiner Selbſtbiographie in jenes Dunkel geführt worden. Namentlich durch das Kapitel vom „Panorama der Erinnerungen“ S. 76—90. Allerdings werde durch Das, was ich auf S. 146 geſagt, das Bedenken, welches jenes Capitel erregte, vorläufig zur Ruhe gewieſen, aber es ſei Ihnen dabei das Gefühl geblieben, als hätte ich noch mehr über die Sache ſagen wollen und können, als der Plan und vorbeſtimmte Raum meiner Schrift mir zugelaſſen. Sie baten mich deshalb, Ihnen dieſes Weitere noch mitzutheilen. Denn allerdings, das erkannten Sie wohl, läge in ſolchen Erfahrungen, wie die des *Admiral Beaufort* und mehrerer Anderer war, eine tröſtliche Verſicherung für die ſelbſtſtändige Fortdauer unſeres Geiſteslebens auch noch bei dem Hinſterben, ja nach dem Tode des Leibes. Von einem Aufgeſchlagenwerden der Bücher, darin die Thaten, ja die Worte unſeres diesſeitigen Lebens verzeichnet ſtehen, dort am Eingange in das jenſeitige Leben, zeuge uns ſelbſt die heilige Schrift. Auch hätten wir ja die feſte Hoffnung und Vorausverſicherung, daß in jenen Büchern, am Tage der großen Rechnung, die Schulden Derer als erlaſſene und durchſtrichene ſtehen würden, welche durch Wort und That die Bürgſchaft annahmen, die für Zeit und Ewigkeit den Schulden genug gethan hat. Dennoch könnten Sie Sich einer peinigenden Furcht vor dem Hinübergehen des Panoramas der Erinnerungen in das jenſeitige Leben nicht erwehren. Denn wenn Sie die unzählbare Menge der Erinnerungen und Gedanken betrachten, die Ihnen täglich und ſtündlich an Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges aus Ihrem armſeligen Erdenleben durch den Sinn gehen und welche ſo oft die beſſere Faſſung Ihres Gemüthes ſtörten, Ihr Nachſinnen über ein Ihnen obliegendes ernſtes Geſchäft unterbrachen, da ſtiege manchmal in Ihnen der Wunſch auf: ach könnte ich doch entfliehen aus dieſem Gedränge der unerwünſchten, inneren Vorſtellungen; möchte ich doch nur einmal auf einen Tag dieſer läſtigen Traumbilder los werden, die bei offenen Augen mich verfolgen!

Wie ich es auch ſo eben ſchon gethan, will ich Ihre Befürchtungen noch etwas weiter, mit meinen eigenen

Worten und nach eigenen, täglichen Erfahrungen ausführen. Wenn zuweilen mein ſelbſtbewußter Geiſt, ſtehend auf dem ſicheren feſten Boden ſeines hellen Wachſeins, auf die Reihe der Vorſtellungen und Gedankenbilder zurückſchaut, welche vielleicht noch vor wenig Minuten an ſeinem Inneren vorübergezogen und die ſein Wachſein trübten, da ergeht es ihm wie einem Reiſenden, der von dem jenſeitigen Ufer eines Sees an das dieſſeitige herüberfuhr. Wollte dieſer mit ſpähendem Blicke dem Verlaufe der Waſſerſtraße nachgehen, auf welcher er herkam, es würde ihm ſchwer, ja öfters unmöglich ſein. Zwar erkennt er noch die ungefähre Stelle des gegenüberſtehenden Ufers, von welcher er abfuhr, kann auch wohl noch in der Nähe jener Stelle die einzelnen, aus dem Waſſer hervorragenden Felſenſtücke unterſcheiden, an denen er, gleich nach dem Abſtoßen ſeines Kahnes, vom Lande vorbeikam. Weiterhin aber, nach der Mitte des Sees, hatte ein Wind ſich erhoben und die Wellen gingen hoch. Der Steuermann, ohnehin von ſchläfriger Natur, hatte vollauf zu thun, ſein Schifflein nur über dem Waſſer zu erhalten; Wind und Wellen trieben es zur Rechten und zur Linken; wer kann da noch, auf dem wogenden Waſſer, oder ſelbſt auf dem wieder ruhiger gewordenen, deſſen Spiegel ſich überall gleichſieht, die Kreuz- und Querzüge auffinden, welche der Kahn auf ſeiner Fahrt gemacht hat; wer kann ſagen: dort von jener im Sonnenlichte glänzenden Welle kam ich auf dieſe, von der zweiten auf die dritte und ſo auf die weiteren? Sind doch die Wellen eben ſo ſchnell vergangen als der Wind, der ſie aufregte. Steht mir doch eher der nachſinnende Verſtand ſtill als das flüſſige raſtlos wandelbare Element meiner Träumereien, in denen die Seele, wie ein leichtes Blatt, das der Wind vom Boden aufhob, bald da, bald dorthin geführt wird, ohne irgendwo ein Bleiben zu finden.

Vergleichbar mit dem Wege, den ein Schiff über das von Wind und Strömungen bewegte Waſſer macht, iſt der Zug, den die Reihenfolge der Vorſtellungen und Phantaſiebilder in den alltäglichen Anwandlungen unſerer Träumereien nimmt. Das Schiff ſteuert wohl nach einem beſtimmten Orte hin und der Steuermann hält, ſo viel er kann, nach dieſem Zielpunkte die Richtung ein. So ſind wir etwa auch mit der Ausführung irgend eines beſtimmten äußeren oder inneren Werkes beſchäftigt und der Wille unſeres Geiſtes geht ernſtlich nach der Erreichung ſeines Zieles hin. Aber, wie faſt unzählige Male, im Verlaufe nur einer einzigen Arbeitsſtunde wird unſer Nachſinnen, unſer Aufmerken auf das Werk hinweggelenkt auf fremdartige, ſtörende Gedanken, gleichwie durch Wind und Wellenſchlag, die einen Kahn zur Rechten und zur Linken aus ſeiner Bahn treiben. Und wenn nun vollends gar das Fahrzeug ohne den Steuermann und ſein Ruder dem Bewegen des Waſſers ſich hingibt, wie ungereimt und planlos ſchwankt es dann über die Wellen hin. Ich wollte etwa, im Zimmer auf- und abgehend, auf einige Augenblicke von einer ſchriftlichen Arbeit ausruhen, deren Vollendung mir ſehr am Herzen liegt. Da fällt mir der Brief eines Freundes ein, deſſen endliche Beantwortung dringende Pflicht iſt. Der Freund hat mir ein höchſt intereſſantes Buch zum Leſen mitgetheilt; der Inhalt, namentlich einiger Stellen deſſelben, tritt mir lebhaft vor die Seele. Dieſer Inhalt führt mich auf die öden Gebirge eines von wenig Reiſenden beſuchten Landes, welche reich an uralten, thieriſchen Ueberreſten ſind. An dieſe Gedankenbilder kann ich mich etwa noch erinnern und der innere Zuſammenhang ihrer Reihenfolge iſt mir begreiflich. Nicht aber weiß ich, wie ich in meinen Gedanken von dem fernen Gebirge im Norden in das Dorf gerathen bin, dahin ich gewöhnlich während der Sommermonate ziehe, und zwar in das Geſträuch der wilden Roſen, auf deren Blüthen ich mich freue. Noch weniger weiß ich, wie ſich mit jenem Gedankenbilde die Erinnerung an den Inhalt eines Geſpräches zuſammengereimt habe, das ich geſtern mit einem mir wenig befreundeten Manne hatte. Eines Geſpräches, das mir einen Eindruck hinterließ, dem ich gerne entweichen mochte und deshalb zu meiner Arbeit mich wieder hinſetzte.

Nicht viel höher ſtehen dieſe Träumereien des Wachens als die Träume des Schlafes, obwohl in jenen doch noch ein Faden bemerkbar ſein kann, der die Bilder des Schattenſpieles an der Wand zuſammenhält, während in den Phantaſieſtücken der nächtlichen Träume die Bilder ſo ſinnlos unzuſammenhängend auf einander folgen, als ob eine muthwillige Hand Dinge, die ihr eben nahe lagen, in die Bühne des Puppentheaters hineinſchöbe, ſo daß vielleicht die Heldengeſtalt eines Cid von der Figur einer alten, von ihrem Korbe belaſteten Frau; die Vorſtellung einer ſchönen Stadt von der eines Strohlagers für den Hirtenhund verdrängt wird. Bei den Träumen im Schlafe erkennt man öfters, daß ſie von krankhaften oder geſunden Anregungen unſeres Leibes, von innen oder außen hervorgerufen werden. So träumt dem Hungernden von der Speiſe, deren er zu ſeiner Sättigung bedarf; ein guter Schwimmer, dem man während des Schlafes Waſſer in's Geſicht ſpritzte, träumte, er ſei in einen Strom gefallen und er bewegte alsbald mit Anſtrengung ſeine Glieder, als wolle er ſchwimmen. Wenn es uns im Wachen, etwa auf einem Gange durch die blühenden, grünenden Felder geſchieht, daß der

Flug unſerer Gedanken jetzt auf der Betrachtung der ſo hochgeſchoßten Saat ſich niederläßt, mit der ſingenden Lerche in die Luft ſich erhebt, oder dem Gewölke folgt, das von den Alpen her nach der Ebene treibt, dann ſind uns allerdings dieſe Eindrücke auf die Sinne nur die Worte eines Textes, zu welchem unſere Seele ſich eine eigene Melodie ſchafft. Denn bei'm Anblicke der hochſtehenden Saat erinnern wir uns etwa des furchtbaren Hagels, der im vorigen Jahre, nahe um dieſe Zeit, die blühenden Saaten niederſchlug; bei dem Anblicke der aufſteigenden Wolken denken wir der Freunde, denen zu ihrer Erholungsreiſe in den nächſten Tagen die Witterung nicht gleichgültig ſein kann. Aber bei all' dieſem vorübereilenden Wechſel der Gedanken begreifen wir dennoch leicht den Zuſammenhang der inneren geiſtigen Bewegung mit der Anregung von außen. Tiefer aber, in dem Dunkel unſeres eigenen Fleiſches und Blutes verborgen, liegt die Geburtsſtätte, aus der die alltäglichen Bilder des Traumes hervorgehen. Dieſen fehlt Etwas, das den Träumereien des wachen Zuſtandes, wenn auch nicht immer als Führer, doch als Begleiter, zur Seite geht.

Im nächtlichen Traume nämlich hat unſere Seele, faſt ſo wie im Wahnſinne, den feſten Halt an ihrer ſelbſtbewußten Perſönlichkeit verloren: es ergeht ihr wie einem Vogel, der, mitten in der finſteren Nacht von einem Baume, in deſſen Zweigen er ſaß, aufgeſcheucht, ſinn- und zwecklos herumflattert Der Morgen dämmert auf, und in ſeinem Lichte findet der Geſcheuchte alsbald wieder die rechte Richtung für ſeinen Flug und den feſten Haltpunkt in den Baumzweigen oder in ſeinem Neſte. So geſchieht es auch der Seele, wenn das Dunkel des Schlafes von ihr weicht, in welches ſie durch das auf ihr laſtende Fleiſch und Blut verſenkt war. Sie findet jetzt alsbald den Haltpunkt wieder in dem Selbſtgefühle und dem Selbſtbewußtſein ihres Geiſtes, welcher Kraft hat, nach ſeinem Maaße das zu thun, was er will. Sie lebt und webt jetzt in dem hellen Widerſcheine eines Lichtes, das ihren Geiſt beſtrahlt, obgleich dieſes Licht von dem vorüberziehenden Gewölke der träumeriſchen Vorſtellungen und Gedankenbilder, davon ich vorhin ſprach, öfters getrübt und verdunkelt werden kann.

Nun, dieſe Gewölke kommen und gehen; ihr Schatten weicht dem Strahle der Sonne. Außer und neben ihnen gibt es jedoch auch andere Vorſtellungen und Gedankenbilder in unſerer Seele, die nicht ſo leicht, wie die Morgennebel, ſich zerſtreuen, ſondern welche mehr den am Boden feſtliegenden Stein- oder Schutthaufen gleichen, als dem Gewölke. Der Schatten, den dieſes im Vorüberziehen wirft, vergeht mit ihm zugleich. Der Schatten aber des Schutthaufens bleibt und folgt, obwohl in abgekehrter Richtung, dem Laufe der Sonne vom Morgen bis zum Abende. Freilich gibt es nun auch unter den geiſtigen Schutthaufen, welche ich hier meine, ſolche, die nicht gerade jenen leiblich ſichtbaren gleichen, welche aus feſten Steinen beſtehen, ſondern mehr nur ſolchen, die der Wind aus Schnee oder Staub zuſammengeführt hat. Wie der Wind dieſen Aufbau gemacht hat, ſo kann er auch ihn wieder auflöſen und hinwegführen.

Ich bin hier in die Vergleiche aus der Meteorologie hineingerathen, ich weiß ſelber nicht, wie? und muß mir ſchon erlauben, außer dem lieben, klaren Sonnenlichte und den Schatten gebenden Wolken, auch noch den Wind in die Reihe meiner Gleichniſſe hineinzunehmen, der, wenn die Sonnenwärme von ihm gewichen iſt, die Schneehaufen macht und mit ihr vereint ſie wieder auflöſt; der die Wolken über das Land breitet und ſie wieder vertreibt.

„Du höreſt ſein Sauſen wohl, weißt aber nicht, woher er kommt, noch wohin er fähret.“ — Zeigt uns doch die Geſchichte, wie zuweilen über ganze Völker in weit von einander geſchiedenen Ländern der Erde zu gleicher Zeit eine geiſtige Anregung kommt, deren Urſprung nicht im Fleiſche und Blute der Einzelnen oder im Boden, den ſie bewohnen, ſondern über und außer ihnen geſucht werden muß. So die Ahnung einer großen, nahen Weltbegebenheit, die ſich in vielen Völkern des Oſtens und Weſtens, des Nordens und Südens regte, in der Zeit, da Chriſtus geboren ward. So die Anregung eines neuen, geiſtigen Aufſchwunges zum Wiſſen und zu den Werken der Kunſt in den Ländern von Europa, ja in Indien zugleich*). Eben ſo, wie dieſe geiſtig geſunden und belebenden, ſind aber auch zuweilen gleich den Miasmen, welche die Peſt oder andere verheerende Seuchen erzeugen, geiſtige Anregungen von verderblicher, zerſtörender Art zu gleicher Zeit über viele, räumlich weit von einander getrennte Völker gekommen.

Was hier im größeren, weiteſten Kreiſe an ganzen Völkern geſchah, das wiederholt ſich auch in dem kleineren Kreiſe jedes einzelnen Menſchenlebens. Wir erfahren bei jedem unſerer Athemzüge, daß ein anderer allgemeinerer Odem des Lebens es iſt, welcher, durch die irdiſche Sichtbarkeit gebend, auch unſer Leben erhält; die Kraft, welche der Lebensluſt innewohnt, iſt nur ein Schattenbild jenes Athems, von welchem es heißt, daß von ſeinem Anhauchen das Angeſicht der Erde ſich verneuere und die Dinge geſchaffen werden, welche vergehen und zu Staube werden, wenn der Anhauch ſie verläßt. Es gibt noch andere mächtigere Ströme als jene elektromagnetiſchen, die unſere Telegraphen in Bewegung ſetzen: Ströme der Luſt, welche Alles, was da lebet, ſättigen mit Wohlgefallen. Sie gehen von Dem aus, welcher Wohlgefallen hat an Seinen Werken. Die Anregungen eines ſolchen (geiſtigen) Stromes von Wohlgefallen und Luſt faſſen auch uns, die Einzelnen, zuweilen an und es ergeht uns dann, nach unſerem Maaße, wie jenem Manne am Waſſer Chebar, den ein Wind aufhob und führte ihn aus dem Chaldäerlande in die heilige Stadt, zu den Vorhöfen des Tempels. Wer von uns ſollte nicht einmal, ja vielleicht manchmal in ſeinem Leben durchdrungen und wie aufgehoben werden ſein vom Boden des alltäglichen Sinnens und Treibens durch das Gefühl eines Wohlſeins, für das er keine Worte hatte. Dem Franziskus von Aſſiſi wurde das Wort, das er in ſich ſelber nicht fand, gegeben; der vorüberziehende Augenblick des Erhobenwerdens ließ in ihm die Kraft zurück, den Aufflug nach der Höhe zu wiederholen und in dieſer Höhe, wie die im Geſange aufſteigende Lerche durch den Schlag der Flügel ſich zu erhalten. Wohl denen Allen, welchen die eigene Erfahrung mehr oder minder, etwas Aehnliches bezeugt. Eine Stelle Ihres Briefes ſagt mir, daß Sie das verſtehen, was ich ſage.

---

*) M. v. unter anderen meine Geſch. d. Seele namentlich in dem Cap. von dem Geſammtſein der Menſchenſeelen (4 Aufl. II. S. 703), ſowie von Hügel's Bemerkungen über die Zeit der Erbauung mehrerer der bewundertſten indiſchen Tempel, in ſeiner Reiſe nach Kaſchmir Bd. II.

Ebenſo, wie dieſe Anregungen zum freudigen Aufſchwunge des Geiſtes uns kamen, wir wiſſen nicht, wie und woher?, denn ſie begegneten uns in Augenblicken, darin wir, wie Franziskus von Aſſiſi, nur des Vergänglichen gedenkend, durch die Gaſſen der Welt gingen; ſo geſchieht uns andere Male etwas dem ganz Entgegengeſetztes. Uns überfällt plötzlich, wir wiſſen nicht, woher es kommt, wenn über unſerem Geiſte ein heiterer Himmel ſteht, deſſen Friede lange Zeit von keinem Sturme geſtört war, ein Dunkel des peinlichen Bangens und der geiſtigen Ohnmacht, das wohl zuweilen mit einem mächtigeren Schrecken uns erfüllt als jenes iſt, in welchem die Vögel aus der Luft fallen, wenn bei einer totalen Sonnenfinſterniß auf einmal mitten am Tage ein nächtliches Dunkel den Himmel deckt. Wo iſt dann dem Geiſte die Macht zum gewohnten Aufſchwunge geblieben; wo ſelbſt die Kraft zum Fortgange im gewöhnlichen Schritte? Sie haben bei Ihrer Schweſter Luiſe und ſelbſt, wenn auch nur in leiſer Anwandlung, an ſich ſelber die Heimſuchung eines ſolchen plötzlich aufſteigenden und zuweilen lange laſtenden Dunkels kennen gelernt und auch Ihr Brief rührt die Saiten zu Klagetönen darüber an. Aber eben dieſer Brief führt mich noch zu einer anderen Tiefe, daran der Geiſt, während ſeines Wandelns im Fleiſche, oft mit Schrecken vorübergeht, ja in welche er je zuweilen ſelbſt eingetaucht wird. Dies ſind die Schatten jener Schutthaufen und Erdhügel, welche, wie ich vorhin ſagte, ein bleibenderes, tieferes Dunkel auf den Boden unſeres Seelenlebens fallen laſſen, als das vorüberziehende Gewölk der alltäglichen Träumereien. Was ich hier vor Augen habe, das iſt ein Schattenreich unſeres geiſtigen Lebens, zu deſſen Gränzen auch Sie geführt worden ſind. Im Vergleiche aber mit Dem, was in jenem Reiche tiefer landeinwärts liegt, iſt das Gränzgebiet, dahin Sie ſich verirrten, eine Landſchaft, deſſen grünende Hügel und Thäler die Sonne im Wechſel mit der Nacht täglich wieder beſucht, während nach der Mitte hin das öde, wilde Gebirge von dem Dunkel einer beſtändigen Polarnacht oder nebeliger Dämmerung verhüllt, von Eis und Schnee bedeckt iſt. Denn da hauſen die Mächte der Finſterniß: die Leidenſchaften des Geizes, der Habſucht, des Neides, des Haſſes, der Ehr- und Herrſchſucht, der unerſättlichen ſinnlichen Gelüſte. Und wenn auch in die lange, nebelige Nacht dieſer traurigen Region ein Licht der Sonne wieder eindringt, dann kann ſeine Wärme von Jahr zu Jahr immer weniger das hart und mächtig aufgethürmte Eis hinwegthauen; dieſes, wie das Eis zwiſchen den Nordpolarinſeln, wächſt von Jahr zu Jahr und verſchließt zuletzt alle Zugänge aus der Heimath des Lichtes und der belebenden Wärme her, oder nach ihr hin. Sie vergleichen in Ihrem Briefe die (leiſen) leidenſchaftlichen Aufregungen Ihres Gemüthes, welche Sie mehr noch als die alltäglichen Phantaſieen und Gedanken der wachen Träumereien in den ernſteſten beſten Stimmungen Ihres Gemüthes beunruhigen und ſtören, mit den Vögeln, welche die auf das Land gefallene Saat hinwegholen und verzehren. Solche Vögel allerdings ſind läſtig und können verderblich werden der Saat. Doch ihre Schwärme laſſen ſich abwehren, nicht aber die ſcheußliche, aus der Pforte des Schattenreiches hervorkommende Brut der Harpyien. Dieſe, die Leidenſchaften aus dem geiſtigen Schattenreiche, ſind nicht, wie die anderen Vögel, von vergänglicher Natur — ſie ſterben nicht mit dem Leibe. Zu dem Jammer der Blindheit, der den elenden Phineus traf, führen ſie über dieſen auch noch ein anderes Leid herbei: ſie verderben ihm die Speiſe, die ihm zur Erhaltung und Bekräftigung des Lebens nöthig war; an der reich beſetzten Tafel ſiecht und ſchmachtet er verhungernd dahin.

Nun, wie ſchon geſagt, dergleichen Harpyien ſind die ſtörenden Träumereien und Gedanken nicht, über welche Sie in Ihrem Briefe ſich beklagen. Doch iſt das eine richtige Bemerkung von Ihnen, daß die Gedanken an einen Verdruß, an eine Beleidigung, welche von unbedachtſamer oder böſer Zunge Ihrer Frau Mutter widerfuhr, oder an einen kindiſch eitlen Wunſch, dem Sie mit einiger Heftigkeit nachhingen, von viel ſchwerer laſtender Art ſein müßten, als die gewöhnlichen, ſchnell vorüberziehenden Phantaſiebilder, die mitten in den geraden Gang Ihres Denkens und Wollens ſich hineindrängen. Denn das Gefühl einer wahrhaft gehäſſigen Bitterkeit gegen die Nachbarin, deren Geſchwätz Ihrer Mutter den Verdruß brachte, ſei Ihnen den ganzen Tag nachgegangen, habe Sie in allem guten Werke und Nachdenken geſtört und der kindiſch eitle Wunſch, der zu anderer Zeit Sie aufregte, habe Sie einige Male kaum einſchlafen laſſen, ſei am Morgen mit Ihnen erwacht, habe ſelbſt an der Andacht zum Gebete Sie verhindert.

Muß ich mich doch dabei unwillkürlich an eine kleine Geſchichte aus dem Leben der Altväter erinnern, einem Buche, das, wie nach Plinius' Bericht einſt Arabien, da, wo die ſpätere Zeit nur Wüſte ſieht, Körner des reinſten, lauterſten Goldes enthielt, noch jetzt unter der Hülle der geiſtlichen Armuth und kindlichen Einfalt unſerem Geiſte eine goldwerthe Ausbeute darbeut an ſinnvollen Lehren der Weisheit. Wir halten uns übrigens nicht bei dem auf, was etwa der kritiſche Verſtand über das Leben der Einſamen in der Thebais überhaupt, insbeſondere aber über den inneren, wie äußeren Verkehr derſelben mit einer Welt des Unſichtbaren und Geiſtigen, ſagen mag.

Makarius der Jüngere, ſo erzählt die alte, fromme

Sage, war vor Anderen mit jenem eröffneten, inneren Geſichte begabt, welches die verborgenen Anfänge Deſſen, was in der ſichtbaren Welt geſchieht, in einer unſichtbaren, geiſtigen wahrnimmt. Einſt, als die Brüder bei dem Grauen des Morgens zum gemeinſamen Gebete ſich verſammelt hatten, ward ihm auch dieſes innere Geſicht aufgethan. Da erſchien es ihm, als ob kleine, dunkle, geiſterhafte Geſtalten unter den Verſammelten, gleich nächtlichen Vögeln herumſchwebten, welche von Denen, die mit recht tiefem Ernſte beteten, alsbald, als würden ſie geſcheucht, abließen, auf Andere aber ſich niederließen, und, wie im Gaukelſpiele dem Einen den Bau einer Hütte, einem Anderen die Geſchäfte ſeines Tagwerkes, einem Dritten Gegenſtände ſeines fleiſchlichen Begehrens vor Augen ſtellten. Nach vollendetem Gebete fragte Markarius Die, bei denen er die Gaukler aus dem Luftreiche geſehen, ob ſie nicht in ihrem Gebete durch fremdartige Gedanken ſeien geſtört worden und durch welche? Da geſtand der Eine, daß ihm während des Gebetes die Gedanken an einen nothwendigen Neubau ſeiner Hütte, der Andere, daß ihm die Arbeit eingefallen ſei, die er heute zu verrichten habe, ein Dritter hatte über heftige Anwandlungen ſeines ſinnlichen Begehrens zu klagen, während Denen, auf welchen die Luftgeiſter keine bleibende Stätte gefunden, ein treuer Ernſt zu ihrem Gebete verliehen und erhalten worden war.

Es fragt ſich nun: ſind dieſe Vögel alle, oder welche ſind von ihnen von vergänglichem Geſchlechte, die mit dem Leibe ſterben, und welche ſind dieſes nicht? Ja, ich will noch weiter fragen: welche von unſeren immer wiederkehrenden Vorſtellungen und Erinnerungen werden als fruchtbare, ſich weiter entwickelnde Saamenkörner mit uns hinübergehen in das jenſeitige Leben und welche werden wir mit dem Gewande der Leiblichkeit zugleich im vorübereilenden Strome des dieſſeitigen Lebens zurücklaſſen?

Ich verglich in einem meiner früheren Briefe *) die irdiſch ſinnliche Natur, in deren Reich wir während des Erdenlebens beſchloſſen ſind, mit einem Mutterleibe, darin unſer innerer Menſch verborgen ruht bis zur Stunde ſeiner Ausgeburt in das jenſeitige Leben. Wie das Ungeborene das Einſtrömen des Lebensodems der Luft, die Nahrung für ſeinen Leib mittelbar aus dem Blutſtrome der Mutter empfängt, wie alle Anregungen, alle Eindrücke der Außenwelt, welche das Weſen der Mutter berühren und bewegen, mittelbar auch zu ihm eindringen, ohne von ihm mit eigenen Sinnen erfaßt zu werden, ſo geſchieht es auch unſerer Seele während ihres Inwohnens im Fleiſche. Der Geiſt in uns iſt für eine Welt gemacht, welche unſere Augen nicht ſehen, von deren überſinnlichem Sein und Weſen wir nur mittelbar Kunde empfangen durch ihre Wirkung auf die Welt um uns her oder auf unſer eignes Leben und ſeine wechſelnden Führungen durch Freud' und Leid. Der Mutterleib der Sinnenwelt und des Fleiſcheslebens trägt auf unſern inneren Menſchen alle die Anregungen über, in die er ſelber verſetzt worden iſt. Wir leben und leiden, werden bewegt und ruhen mit dieſem Mutterleibe, in den wir verſenkt und beſchloſſen ſind. Aber wie den Ungeborenen durch die vermittelnde mütterliche Leiblichkeit der Odem und die Kräfte des allgemeinen Lebens zuſtrömen, das die Welt durchdringt, deren Licht ſein umhülltes Auge noch nicht ſieht und wie dieſe Ströme ihn bekräftigen und vollbereiten für das Leben in der Welt, darein er geboren werden ſoll, ſo treten

---

*) M. ſ. den 4. auf der Druckſeite 17.

auch unſerm inneren Menſchen mitten in dem vergänglichen Leben ſeines Fleiſches die bildenden Elemente und Kräfte eines unvergänglichen Lebens entgegen, die ihn für das Sein einer jenſeitigen Welt geſtalten. Die Schwärme der ſinnlichen Vorſtellungen und Phantaſiebilder, wie das Vorbeirauſchen der Eindrücke der ſichtbaren Welt, die unſeren Geiſt, wenn er auf Ernſteres ſann, oft beläſtigten, werden uns, gleich den Mühen und Geſchäften des Tages, wenn wir am Abende entſchlafen, mit dem Leibesleben verlaſſen; die Stille über dem Grabe iſt eine noch unvergleichbar viel tiefere, als die über dem Bette der Schlafenden. Eines aber geht mit uns in den langen tiefen, wie in den kurzen leichten Schlaf hinüber. Die Glieder alle, ſammt den Sinnen ruhen zwar von ihrem Tagwerke des Bewegens und Empfindens, der Athem aber, wie vorhin, geht aus und ein, die Eimer am Born des Lebens: die Kammern des Herzens füllen ſich und ſtrömen ihre Fülle nach allen Seiten aus wie während des Wachens. So treiben auch die Elemente und Kräfte der jenſeitigen Welt, die ſchon in der dieſſeitigen uns durchdrangen, ihr Geſchäft fort in der Seele, die aus dem Leibe ſchied. Wohl dann dem Ruhenden in der langen Todesnacht, wenn das Blut, das er aus dem Mutterleibe des Erdenlebens in ſich aufnahm, wenn das Herz, aus dieſem Blute gebildet, von ſo geſunder Art ſind, daß ihm nicht das Leben des Jenſeits zu einem fortwährenden Siechthum wird, — ein Siechthum von ſchlaf- und ruheloſerer Art als das irdiſche es iſt. Denn der Menſch, ſo lange er im Leibe von Erde lebt, leidet mit und in dem Fleiſche, das Fleiſch aber, nach dem Geſetze ſeiner Natur, iſt dem Wechſel der Tage und Nächte, des Schlafens und Wachens unterworfen, und wann das Fleiſch auch nur auf Augenblicke entſchlummert, da werden ſeine Schmerzen und ſein Wehe von der Seele verträumt und vergeſſen. Der Menſch aber des Jenſeits leidet nicht mehr im Fleiſche, denn dieſes hat er abgelegt wie ein Gewand, ſondern am Geiſte, vor welchem die Zeit nicht mehr im Wechſel der Abende und Morgen dahin geht, ſondern als Ewigkeit ſtill ſteht, und welcher fortan nicht mehr ſchlafen noch ſchlummern, wohl aber, wenn der innere Frieden mit ihm hinüberging, ruhen kann im Frieden. Dieſer, der ſelbſtbewußte Geiſt, gleich dem Herzen, aus welchem das Leben des Leibes quillt, auch wenn die Glieder und Sinne ſchlafen, durchwacht die lange Nacht der Gräber bis zum Rufe des Wächters. Er nicht allein; denn bei ihm bleiben der Frieden oder der Unfrieden, die er als tägliche Geſellen von der Erde mit ſich herübernahm.

Wir wollen hier die ſcheidende Seele nur auf jenem Wege begleiten, den unſere Hoffnung, unſer Glaube geben: auf dem Wege der Tröſtungen, und noch einmal die Frage aufnehmen: ob überhaupt der Seele im jenſeitigen Leben Erinnerungen an das diesſeitige bleiben, und welche vor Allem dieſe ſein mögen? Hierüber belehrt uns das Wort. Die Seelen der Treuen im Lande, ſo ſagt uns dasſelbe, werden auch dort noch der Wohlthaten eingedenk ſein, die ſie auf Erden empfingen und, ſo weit die Macht ihrer dankbaren Liebe reicht, die Geber aufnehmen in ihre ewige Hütten. — Eine Seele, welche hienieden nicht den Weg des Friedens ging, erinnert ſich dort noch der lebenden Brüder und denkt an ihr Wohl. — Der Vater der Gläubigen ſieht den Tag Deſſen, auf welchen ſein Glaube geſtellt war und freut in der Ewigkeit ſich dieſes ſchönſten Tages der Erde. — So wird auch die Freude der Himmliſchen über einen Sünder, der Buße thut, nicht eine Freude der Engel allein, ſondern der Seelen ſein, welche dort mit den Engeln anbeten und feiern. — Das Wort, im Buche der ſieben Siegel, redet zu uns von einer unzählbaren Schaar der Bewohner der jenſeitigen Welt, deren Blicke auf die Kämpfe und Siege ihrer Brüder auf Erden gerichtet ſind, die noch hinzukommen ſollen zu der Zahl der vollendeten Sieger. — Dem Gebete wird auch dort noch, und dieſes im erhöhteren Maaße, eine Kraft bleiben, welche das niedere, irdiſche Sein durchdringt. Der Segen Jakob's, auf Juda und Ephraim gerichtet, verſtummt nicht mit der vom Tode erſtarrenden Zunge, ſondern redet noch dort ſeine Worte. — Stephanus ſieht und erkennt mit ſeinen leiblichen Augen nicht nur den von der Erde aufgehobenen Herrn, ſondern wird auch mit dieſem verklärten Auge Die ſehen und erkennen, welche da ſind, wo ihr Herr iſt. Auch unſere Seele wird die finden und erkennen, welche hienieden auf unſerem ſtillen Wege des Friedens uns begegneten.

Was aber wird uns, bei dem Scheiden aus dem Leibe, als Geſammtſumme alles Deſſen bleiben, das auf Erden ein vielleicht lange und mühſam geſammelter Schatz unſeres Wiſſens wie unſerer Erfahrungen war; was wird werden aus dem Gewebe all' unſerer tauſendfältigen Vorſtellungen und Erinnerungen? Haben nicht vielleicht von jenem aufgehäuften Schatze, wie von dem buntfarbigen Gewebe Vieles der Roſt und die Motten gefreſſen, und wo iſt das, was dieſe übrig gelaſſen?

Bezeugt es uns doch ſchon jede mondhelle Nacht, noch mehr aber jeder ſonnenhelle Morgen, daß in ihrem Glanze die ſchwächeren Lichter, ſelbſt des Himmels: die Sterne verſchwinden und verlöſchen; ſo wird noch vielmehr Manches, das dem im Dunkel wandelnden Pilger am Boden der Erde, über den ſein Weg ihn führte, für einige Augenblicke eine Luſt der Augen gewährte, gleich dem phosphoriſchen Schimmer der kleinen Johanniskäfer, ja vielleicht gleich dem des faulenden Holzes, für immer nicht mehr geſehen werden, wenn der Tag kommt, der keinem Dunkel der Nacht weicht*). Nur das bleibt dann ſtehen, was mehr oder minder hell im eigenen Lichte des Geiſtes ſtrahlt; das Auge, welches, wie der Dichter ſagt, ſelber von Sonnennatur, die Sonne ſieht, oder nach dem Sehen ihres Lichtes verlangt. Nur das vergeht und verſchwindet uns, was nicht ſchon im Erdenleben als ein wahrhaft Inneres zum Weſen des Geiſtes geworden iſt, gleichwie uns die irdiſche Nahrung durch die Kraft der bildenden Seele zum Fleiſche und Gebeine des Leibes wurde, in welchem wir an jedem Morgen von Neuem und immer als Dieſelben erwachten. Die Speiſe aber des Geiſtes, die nicht vergänglich iſt, ſondern welche bleibt in das ewige Leben, empfängt die Seele nicht aus der Stätte der irdiſch-leiblichen Elemente, ſondern aus einer Welt des Geiſtigen, denn ſie iſt, ihrem Weſen nach „eine gewiſſe Zuverſicht Deſſen, das man (als ein Künftiges) hoffet, und nicht zweifelt an Dem, das man nicht ſiehet.“ Dieſe Speiſe, dem leiblichen Auge unſichtbar, naht ſich dem Geiſte bald in der Geſtalt der Furcht und der Schrecken, bald in dem Weſen einer Luſt und eines Wohlgefallens, welches ungleich höher noch und mächtiger iſt als jene Ströme eines leiblichen Wohlbehagens, die ſich aus der Fülle eines allgemeinen Lebens, ſättigend und bekräftigend in alle Lebendigen ergießen**). Wenn ein Verirrter in der Wüſte, welcher öfters dem Tode des Verſchmachtens nahe war, als ein Geretteter zur Heimath kommt, dann wird er kaum noch der bunten und edlen Steine oder der Goldkörner gedenken, über deren heißen Sandboden ſein ermatteter Fuß hinſchlich, ſondern nur der Quellen in der verborgenen Schlucht der Felſen und der fruchtreichen Dattelbäume um dieſe her, daran er ſich neu bekräftigte. Denn die Edelſteine und das eitle Geld, hätte er auch dergleichen geſammelt, retteten ihn nicht vom Verſchmachten; daß er lebend zur Heimath kam, das haben die Quellen in den verborgenen Schluchten der Felſen gethan.

---

*) In ſeiner Weiſe hat auch das blendende Licht einer hochauflodernden Flamme dieſelbe Wirkung.

**) M. v. S. 143.

Der Ueberblick über die ganze Reihe unſerer Führungen von einem jener Brunnen zum anderen, aus denen der Geiſt auf ſeinem Wege durch die Wüſte ſein Leben und inneres Wachsthum nahm, wird ſich erſt dort in der Heimath des Friedens eröffnen. Er wird uns dann zu einem Liede der bleibenden Erinnerungen werden, von der Tonart jenes Liedes, welches das erwählte Volk dort um den Brunnen ſang, den die Fürſten und Edlen gegraben hatten, durch den Lehrer und ihre Stäbe. Aber ein Theil jener Führungen wird öfters auch ſchon in der Geſchichte des Erdenlebens erkannt, die uns noch als nahe vor Augen liegt, ja wir können das wunderbare Naheſein und Hereingreifen einer unſichtbaren Welt in das Dunkel der Gefahren und der Noth, die uns umgeben, ſo deutlich bemerken, als habe ſie, in der Kraft eines leiblichen Weſens, Hand in Hand uns angefaßt. Wir verweilen gerne bei der Betrachtung ſolcher Führungen, denn ſie gewährt dem Geiſte einen Vorſchmack jener ſeligen Erinnerungen, die ihn begleiten werden aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem Dunkel in jenes Licht, darin er Das anſchauen und ſehen wird mit Augen, deſſen Annahen er in den Stunden ſeines Rufens nach Hülfe nur fühlte. Ich gedenke Ihnen, meine Freundin, eine Freude dieſer geiſtigen Art zu bereiten, wenn ich Sie auf ein Buch hinweiſe, das die Geſchichte der wunderbaren Führungen einer kleinen Gemeinde der geiſtig Geretteten durch eine lange Reihe der Schrecken und der Gefahren des Todes beſchreibt, zugleich aber auch das anfangs verborgnere, dann immer offenkundigere Zunehmen und Wachſen des geiſtigen Lebens aus dem unſichtbaren und dennoch mächtig fühlbaren Elemente ſeiner Ernährung und Geſtaltung.

Das Buch, welches ich Ihnen gern recht bald in die Hände führen möchte, iſt das Reiſetagebuch des Miſſionars Joh. Aug. Miertſching, der als Dolmetſcher die Nordpol-Expedition zur Aufſuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1850 bis 1854 begleitete*). Sie klagen an einer Stelle Ihres letzten Briefes, daß es Ihnen ſo eben auf Ihrem Landaufenthalte an einer Lektüre fehle, welche Ihrer jetzigen Stimmung des Gemüthes recht zuſage und das Bedürfniß derſelben befriedige. Ich wüßte Ihnen kein neueres und, wie ich meine, von Ihnen noch nicht gekanntes Buch zu empfehlen, das ſo ganz Ihrem Verlangen genügen könnte als dieſes. Auch Ihre fromme Tante, die treue Freundin der Brüdergemeinde, wird ſich herzlich daran erfreuen, denn auch dieſes Buch enthält ein Zeugniß für das kräftige Fortbeſtehen des lebendigen, durch die That bewährten Glaubens in dem Bunde dieſer Treuen im Lande, welcher in ſeiner Demuth hoch, in ſeiner Schwachheit ſtark iſt, durch Gnade feſtſtehend im Bekenntniſſe bis zu den Stunden des Endes.

---

*) Gnadau bei H. L. Merz und bei E. Kummer in Leipzig 1855.

Miertſching war mehrere Jahre in Labrador am Dienſte der Miſſion unter den Eskimo's thätig geweſen und hierbei ihrer Sprache vollkommen mächtig geworden. Die engliſche Admiralität hätte keinen anderen Mann finden können, der geſchickter geweſen wäre, als er, der Kunde von John Franklin's Schickſalen, wenn eine ſolche ſich fand, unter den Bewohnern der Nordpolarzone nachzuforſchen. Denn dieſer Kunde ſollten auch die beiden Schiffe Entrepriſe und Inveſtigator nachgehen, welche England im J. 1850 ausrüſtete und zugleich ſollten dieſelben es verſuchen, von Weſten her durch die Behringsſtraße ſo weit als möglich vorzudringen gegen Oſten, nach dem Barryſunde und dem atlantiſchen Meere hin.

In älteſter Zeit pflegten die mächtigen Ueberwinder der Völker und Eroberer der Länder ſteinerne Denktafeln oder Säulen aufzurichten, an denen Namen und Thaten der ſiegreichen Herrſcher verzeichnet ſtanden. Viele der eingegrabenen Worte ſind mit dem Steine verwittert oder verloſchen, doch haben ſich Namen, wie der eines Seſoſtris, erhalten. Eine Denkſäule anderer Art von einem leiblich geiſtigen Siegeszuge des mächtigſten der Ueberwinder hat Miertſching in ſeinem Reiſetagebuche errichtet. Es war kein Heer der Bewaffneten, das der Kriegsmacht ganzer Völker entgegentrat, ſondern die Mannſchaft eines einzelnen Schiffes, welche hülf- und rathlos einen Kampf mit Todesgefahren beſtehen mußte, dem alle Menſchenkraft und Kunſt hätte erliegen müſſen, wenn der Heerführer und Helfer nicht bei ihr geweſen wäre, deſſen Name über alle Namen iſt. Wie an den mehrtauſendjährigen Inſchriften, in Stein gehauen, immerhin manches Wort zerſtört oder kaum noch leſerlich erſcheinen mag, wenn nur der Name des Heerführers und die Kunde von der Bahn ſeines Siegeslaufes ſich daran erhielt, ſo mag es auch den inneren Gedenktafeln ergeben, welche der Geiſt des Menſchen in der Schwachheit ſeines Fleiſches dem Geiſte des Allmächtigen ſetzt, der ihn ſieghaft machte. In der Erinnerung der Seelen, welche als armes, von der Welt verlaſſenes Volk des Schiffes Inveſtigator ſiegreich aus dem Kampfe mit den Gefahren des leiblichen, wie des geiſtigen Todes hervorgingen, wird auch unter dem wechſelnden Einfluſſe nicht der irdiſchen Jahrtauſende, ſondern der Ewigkeit mit der Zeit, Manches verbleichen und vielleicht verlöſchen, der Name aber Deſſen, der ſie auf dem Wege zum anſcheinend ſicheren Tode lebend erhielt und väterlich verſorgte, ſo wie das Gedächtniß Seiner Thaten werden feſtſtehen, in der Ewigkeit wie in der Zeit. Dieſer mächtige Helfer redete, wie der Verfaſſer der vortrefflichen Vorrede zu Miertſching's Tagebuch ſagt, in jeder ſeiner wunderbaren Rettungen, durch die Er ſein Naheſein bezeugte, eine gewaltige Sprache mit dem Häuflein der Verzagenden. Er hatte dieſer Sprache in Miertſching's Geiſt und Gemüth einen Ausleger gegeben, der den Sinn ihrer Worte verſtand und ſie für die Herzen Aller verſtändlich machte. Daher iſt es geſchehen, daß von dem 76 Mann ſtarken Schiffsvolke des Inveſtigator faſt Alle, nachdem ſie vier Jahre lang die unſäglichſten Drangſale erduldet, nicht nur leiblich für das Leben der Erde erhalten, ſondern auch geiſtig für das Leben der Ewigkeit gerettet worden ſind. „Denn der allem Ernſte und allem Höheren abgeneigte Sinn der Mehrzahl unter der Schiffsmannſchaft war durch jene mächtige Sprache der Wunder und ihre Auslegung allmählig empfänglicher geworden für den Troſt des Evangeliums. Die vorhin mißtrauiſch und feindſelig gegen Miertſching geſtimmten Matroſen verſammelten ſich um dieſen, um von ihm das Wort Gottes zu vernehmen;

an die Stelle der Luſt an wildem, rauſchendem Vergnügen war bei allen das Verlangen nach gemeinſamer Erbauung getreten *).

Doch wir vernehmen die Worte der Inſchrift ſelber, die in Miertſching's Erinnerungen als auf einer geiſtigen Denktafel der Thaten und Siege eines mächtigen Heerführers verzeichnet ſteht, und fragen uns: welche von dieſen Worten mögen wohl dem verwitternden Einfluſſe des Todes entgehen und deutlich lesbar bleiben für das verklärte Auge des Jenſeits?

Thaten und Erfahrungen der mannichfaltigſten Art ſtehen aufgezeichnet auf der Denkſäule, nicht alle aber ſind, das fühlt man den Berichten an, in gleicher Tiefe eingegraben. Die Luſt der Augen am Sehen des Neuen, das ihnen auf ihrer Fahrt um das ſüdliche Amerika entgegentrat, wie an der paradieſiſch-ſchönen Natur der Sandwichsinſeln iſt gleich einem Bilde der Träume vergangen und mit ihr ſind auch die Eindrücke erbleicht, welche die Fahrt an der Weſtküſte von Aſien bis hinan und hinein in die Behringsſtraße auf die Sinne der Reiſenden machten. Was waren doch, nach dem Urtheile von dieſen, alle Naturreize der Inſel Owahu gegen die eines Wohnſitzes unter gleichgeſinnten Brüdern in einem Thale des Vaterlandes, ja ſelbſt bei den Hütten der kindlich gläubigen Eſkimo's, und wie wird der farbige Schimmer aller irdiſchen Naturreize dort, vor dem Glanze der ewigen Hütten, verbleichen. — Die verächtlichen Mienen und beleidigenden Worte der Schiffsmannſchaft, ſo lange dieſe dem Fremdling noch fern ſtand, ſind ſchon während der Seefahrt, als die vormaligen Feinde zu liebenden Freunden wurden, längſt vergeſſen,

---

*) Vorrede S. IX.

und welche Seele möchte dort im Lande des Friedens ihrer gedenken.

Wie aber? ſtehen auf der Denkſäule der merkwürdigen Fahrt des Inveſtigator nicht auch Thaten verzeichnet, die werth ſind eines Ruhmes der fernkünftigſten Zeiten? War es nicht die Mannſchaft dieſes Schiffes, welche bis dahin als die erſte und einzige vor allen kühnen Seefahrern den Weg um die ganze Nordküſte des nördlichen Amerika's zurückgelegt hat, und hat nicht der Inveſtigator ſtatt der einen ſeit 3 Jahrhunderten vergeblich geſuchten Durchfahrt zwei Waſſerſtraßen entdeckt, die vom Weſten des Polarmeeres nach Oſten in den Parryſund und durch ihn in die wohlbekannten Straßen der Wallfiſchfänger führen? Dennoch iſt dieſer hohe Ruhm in der Geſchichte der Seefahrten nur einem Widerſcheine des Mondlichtes gleich auf ſpiegelndem Eiſe, denn der Inveſtigator kam zwar in beide für die Erdkunde noch neuen Durchfahrten hinein, konnte ſich aber in beiden nur zum Theil durch die Eisſchollen hindurchdrängen, das Ende derſelben nur auf Schlittenfahrten erreichen. So wird zwar das Andenken an den kühnen Kapitän Mac Clure auf den Landkarten erhalten werden, auf denen die eine der Straßen nach ſeinem Namen benannt iſt, das Papier aber und ſeine Schrift ſind nicht von der Dauer der Ewigkeit.

Es ſind andere Freuden und es ſind Ehren, die einem anderen Heerführer gebühren, als dem ruhmeswürdigen Mac Clure, von denen wir auf der Denktafel unvergängliche Worte leſen. Er, der Herr, welcher thut, was Ihm gefällt, hat ſich die Seefahrer des Inveſtigator zu einer kleinen Gemeinde auserſehen, an welcher Er, vor den Augen unſerer geiſtig tief verarmten Zeit, den Reichthum all' Seiner Güte erweiſen wollte. Jener Taubſtumme, welchen Jſrael's Arzt und Helfer das Ohr zum Hören öffnen, die Zunge zum Sprechen löſen wollte, nahm Derſelbe, zuerſt von dem Volke beſonders, damit er mit Ihm, dem Helfer allein, das Wort vernehmen ſollte, das dem Ohre wie der Zunge Heilung brachte. Dort, in der erſten angſtvoll ſchlafloſen Nacht, in welcher von unten das furchtbar anſtoßende Eis, von oben der Nebel dem Schiffsvolke ſeine Verlaſſenheit fühlbar machten von aller Menſchenhilfe und ihrer Nähe, begann bei ihm jene ſeitdem oft wiederkehrende Stille, in welcher das Ohr für das Vernehmen einer anderen Stimme empfänglich gemacht wird, als die der Menſchen iſt*). Und als bald hernach das Schiff von dem Sturme und Eiſe in einen Kanal gedrängt wurde, dahin vor ihm, ſo weit die Kunde reicht, noch kein anderes Schiff gedrungen war, da ließ die gewaltige Stimme einer unſichtbaren, durch ſichtbare Thaten aber kräftig zeugenden Macht ſo laut ſich vernehmen, daß ihre Worte auch in vorhin taube Ohren eingingen. Denn, als in dieſer noch unbekannten Welt der Todesgefahren das Schiff von dem aufgethürmten Eiſe ſo furchtbar zuſammengepreßt wurde, daß ſeine Balken krachten und ſich bewegten, ja daß ſein ganzes Gebäu vom Eiſe bald hoch gehoben, bald zur Tiefe geſtoßen wurde, da hallten in den Schreckniſſen der äußeren Natur die Worte des Spruches wider, welchen Miertſching dem ihm ſchon nahe befreundeten Kapitän Mac Clure als Loſung für die Nacht verlas: „Machet euch fertig, denn ihr wiſſet nicht, in welcher Stunde des Menſchen Sohn kommt.“ Und an dieſem ſich Fertigmachen hatte es der ſorgſame Kapitän auch an dem eben beendigten Tage im Aeußerlichen nicht fehlen laſſen. Denn er hatte unter dem Krachen der Gebälke und Wände des Schiffes die Mannſchaft auf dem Verdecke bis Mitternacht verſammelt gehalten und für einen, wenn auch ungewiſſen Rettungsverſuch in die Boote ſie angeordnet, bis das Toben des bewegten Eiſes ein wenig nachließ und zum Ruhen einige Hoffnung gab. Aber ſchon vor 2 Uhr des Morgens erneuerte ſich der Kampf der Elemente. Und noch um einen Tag weiter, da ſteigerten ſich ſeine Schrecken zu einer bis dahin noch nicht erreichten Höhe. „Siebzehn Stunden (ſo erzählt Miertſching) ſtanden ſie auf dem Verdeck, in jedem Augenblicke den letzten ihres Lebens erwartend; Eismaſſen, jede drei- bis viermal größer als das Schiff, wurden zuſammengeſchoben, übereinander gehäuft, und ſtürzten dann mit lautem Donner zuſammen. Die Fugen des bald vom Eiſe hinaufgeſtoßenen, bald wieder hinabgeſchleuderten Schiffes gingen auseinander, die feſt an einander gelegten Fäſſer des unteren Raumes wurden zerdrückt. Innen wie außen drohte der unvermeidliche Tod. In dem Augenblicke aber, wo das ſchon auf der Seite liegende Schiff von einer hochgethürmten Eismaſſe bedeckt, und mit den 76 auf ihm lebenden Menſchen unter ihr begraben werden ſollte, ließ das Wort eines ewigen Erbarmens ſich vernehmen: „bis hieher und nicht weiter." Das Eis ſtand plötzlich unbeweglich ſtill, Alle ſahen erſtaunt ſich an, der ernſte Eindruck des Augenblickes hatte die Seelen nicht nur im Vorübergehen berührt; er war ein tiefeingehender geblieben (a. a. O. S. 52, 53).

---

*) Miertſching's Tagebuch S. 33.

Aber auch in der ſtillen Wüſte des Eismeeres, in deren langer Polarnacht man ſelbſt das Pickern der Uhr in der Taſche vernimmt, gibt es noch eine unruhig lärmende Welt in uns ſelber, welche den Geiſt abwendet und ſchwerhörig macht für den Zuruf der unſichtbaren Welt. Darum wiederholte ſich jener Zuruf lauter und immer lauter auf der Fahrt des darauffolgenden Jahres 1851. Denn ſchon am 2. Auguſt ſchien aus dem Eiſe, welches ſeit mehreren Tagen das Schiff zuſammenpreßte, keine Rettung mehr, als in unerwarteter Weiſe ein ſtarker Windſtoß das Eis zurücktrieb. „Der Kapitän und alle ſeine Leute waren auf's Tiefſte ergriffen“*). Und dennoch waren die Gefahren des 29. Auguſt noch ungleich größer, von welchem der Verfaſſer des Tagebuches ſagt: „Einen ſolchen Tag voll Angſt und Schrecken hatten wir noch nie erlebt.“ Konnte doch ſelbſt der bisher in ſolchen Stunden ſchweigſame Kapitän des Ausrufes ſich nicht enthalten: „Nun iſt's vorbei; das Schiff geht in Stücken, in 5 Minuten iſt's geſunken.“ Und ehe noch ſein letzter (verzweifelter) Befehl: die fünf Ankertaue zu kappen, vollführt werden konnte, da ſtand plötzlich das Eis unbeweglich: auf das laute Toben des Sturmes und des Meeres trat eine faſt lautloſe Stille ein. Alle ſtanden, wie von einem Schrecken Gottes gerührt, blaß und verſtummt, auf dem zur Seite geſenkten Schiffe. Der Kapitän aber, welcher auf dieſer Fahrt das Gebet aus der Tiefe wohl erlernt hatte, ging auf einige Minuten hinab in ſeine Kajüte (S. 99).

Ein noch mächtigeres Staunen, ein Schrecken, wie vor dem Erſcheinen des allgegenwärtigen Allmächtigen, ergriff Alle, die es erlebten, am 23. September, dem Tage ihrer endlichen Errettung, zwar nicht aus all' dem Elende, das auch außerhalb des Schiffes ihrer noch wartete, wohl aber aus den Todesgefahren der Eisſtürme. Ein dichter Nebel hüllte die Fahrt in ein nächtliches Dunkel, in deſſen unabſehbare Tiefe der Sturm das Schiff immer weiter hineinjagte. Vor dem Schiffe war Alles nur Eis und nach einigen Stunden kam man an eine Maſſe deſſelben, welche der Weiterfahrt plötzlichen Stillſtand gebot. Der Eispilot im oberſten Maſtkorbe zeigte dies an; ehe aber noch, auf Befehl des Kapitäns, die Segel eingezogen waren, rief der Pilot von Neuem: „das Eis zertheilt ſich und öffnet ſich vor uns.“ Und zu beiden Seiten ſtand das Eis in hohen Mauern, zwiſchen ihnen that ſich zum Staunen Aller eine offene Waſſerſtraße auf, breit genug, um das Schiff bequem hindurchzulaſſen. Sagte doch, als er dieſes ſah, ein bärtiger Matroſe: „meine Mutter hat mir von einem Wunder erzählt, das ſie in einem alten Buche geleſen, wie einſt das Meer ſich getheilt und den Durchgang für ein Volk (er meinte, aus Frankreich herüber nach England) eröffnet habe; auch ſeien Feſtungsmauern durch das Blaſen einer Trompete eingefallen. Solche Wunder aber, ſagte ſie, ſeien nur in alten Zeiten geſchehen, ſeit Richard coeur de Lion wären keine mehr vorgekommen. Ich aber, wenn ich ſie ſehe, werde ihr ſagen, daß ich nun ſelber ein ſolches Wunder erlebt habe.“ Der Eispilot oben im Maſtkorbe, von einem Schrecken ergriffen über ein ſolches unerhörtes Ereigniß, konnte den Anblick nicht mehr ertragen. Er kam, ſich entſchuldigend, herab auf's Verdeck und war nicht mehr zum Wiederhinaufſteigen zu bewegen*). Die Rettung jedoch, welche dieſer Tag voll Angſt und Wunder verſprochen hatte, ſchien der Abend auf einmal wieder zweifelhaft zu machen. Unter Nebel und Schneegeſtöber fuhr das Schiff auf eine Sandbank und ſaß hier unbeweglich feſt. Alle Mühe, es wieder flott zu machen, war vergebens, die Kräfte waren erſchöpft, man mußte von der Arbeit ablaſſen. Und als Miertſching zum Kapitän hinab in die Kajüte trat, kam ihm dieſer mit dem geöffneten Buche und mit den Worten entgegen: Sehen Sie da, wie oft die Worte der Bibel, die wir zu unſerem Troſte aufſchlagen, gar nicht zu unſerer Lage paſſen. Ich fand die Stelle: „Meine Seele ſoll ſich rühmen des Herrn, laſſet uns mit einander ſeinen Namen erhöhen" (Pſ. 34, 3, 4). Und dennoch weiß ich nur zu gut, wie unſere Lage jetzt iſt. Während die Beiden ſich beſprachen, erhielt das Schiff einen Stoß, der Alles erſchütterte. Es war eine Eisſcholle, welche in wenig Augenblicken das Werk verrichtet hatte, deſſen Vollbringen den Armen der Menſchen und der Kraft ihrer Maſchinen unmöglich geweſen war; ſie hatte das Schiff, ohne es zu beſchädigen, von der Sandbank herab in's Waſſer geſchoben und die augenblickliche Todesgefahr abgewendet*). — Zwei Stunden hatte der Kapitän geſchlafen, da weckte ihn Miertſching am Morgen des 24. Septbr. mit dem Geſange der erſten Strophe des Liedes auf: „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gut', dem Vater aller Güte; dem Gott, der große Wunder thut" u. ſ. w. Und in der That, es ziemte dem heutigen Tage ein ſolcher freudiger Anfang. Denn als nach dem Anbruche des hellen Morgens der Nebel ſich verzog, da fand man ſich mit dem Schiffe in einer Bucht, ſo geſichert als kaum die Parry's Bucht auf der Melville's Inſel dieſes ſein konnte, nach welcher der Kapitän ſeit mehreren Tagen mit der höchſten Anſtrengung hinzukommen geſtrebt hatte. Gleich den Schlafenden waren die Männer zu dieſem ſehnlich und nicht in ſolcher Nähe geſuchten Ziele hingeführt worden. Die Sandbank, über welche die Eisſcholle am geſtrigen Abende ſie hinübergeſchoben hatte, war ſo hoch, daß ſie gleich einem feſten Hafendamme dem Drange der Wogen und Eismaſſen den Zugang wehrte. Weiterhin hatte der Froſt ſtatt einer „feurigen“ eine eiſige Mauer um das Schiff geführt, welche dieſem, wenigſtens für den Winter, die Ausfahrt verſchloß.

---

*) a. a. O. S. 93.

---

*) S. 103, 105

---

*) S. 106.

So groß auch bei Allen das Sehnen nach der Heimkehr war, mag es dennoch ein wohlthuendes Gefühl geweſen ſein, mit welchem man hier der erſehnten Sicherheit und Ruhe entgegen ging. Da war nichts mehr zu fürchten von dem Toben der Elemente, denn dieſe, außer dem Winde, ruheten in ihrem Winterſchlafe; nichts von einer feindlichen Gewalt der Menſchen oder der Thiere. Aber mitten in dieſer äußeren Stille ſchwieg die gewaltige Stimme nicht, welche in den Stunden der Gefahren und der Errettungen die Ohren zum Vernehmen und Verſtehen ihrer Worte geweckt und den Mund aufgethan hatte zu Ihrem Preiſe. Sie redete noch immer ihre Worte der Rettung aus aller äußeren und inneren Noth; nahete ſich den Seelen im Gewande der vergänglichen Schmerzen, die zu unvergänglichen Freuden wurden.

Der plötzliche Tod zwiſchen dem zuſammenpreſſenden oder unter dem niederſchmetternden Eiſe hat ſeine Angſt und ſeine Schrecken, nicht geringere aber hat dieſe die Hungersnoth und in ihr das allmählige Annahen des ſicheren Todes. Das Schiff ſtand zwar ſicher, zugleich aber fern abgeſchieden von aller menſchlichen Hilfe, feſt im Eiſe. Der Frühling und Sommer des nächſten Jahres konnten dieſe Banden nicht löſen. Ein zweiter Winter mit ſeiner Polarnacht war den Gefangenen im Kerker des Eiſes vergangen und auch im Frühling 1853 zeigte ſich noch keine der „erſten Stufen der gebrochenen Freiheitsbahn.“ Und wäre auch das Eis in Trümmer gegangen, wo waren die Arme, welche das Schiff durch dieſe Trümmer hindurchführen konnten? Zwar hatte eine wunderbar waltende Vorſehung den Hungernden in manchen Stunden der Noth ihre Speiſe beſcheert; im Schnee und Eiſe fanden ſie oft in der Beute der Jagd ein leichtbereitetes Mahl, auch hatte die haushälteriſche Sorgfalt des Kapitäns durch vorſichtig abgemeſſene Vertheilung des Schiffproviantes nach der Zahl der Tage und der Menſchen für Alle ein längeres Ausdauern in der Noth möglich gemacht. Dieſes aber konnte nur dadurch geſchehen, daß man das Maaß der Speiſen allmählig verringerte, bis dahin, daß ſie nicht mehr den Hunger, ſondern nur ſeine Todesgefahr abwehrten, während ſie den abgemagerten Gliedern kaum noch die Kraft gaben, den eigenen Leib zu tragen. Darum ſchlich zuletzt ein großer Theil der Schiffsmannſchaft als bleiche Schatten ihrer früheren Geſtalten umher; viele lagen ſchwer erkrankt darnieder. Dennoch war bis zum 7. April 1853 von den 76 Mann der vielgeprüften kleinen Gemeinde noch kein einziger geſtorben, wohl aber lag, nach langem Leiden einer: der Schiffskanonier Kerr am Sterben. „Ich beſuchte ihn,“ ſo erzählt Miertſching (S. 138), „in der letzten Zeit öfters und fand ihn immer voll Ergebenheit in den Willen des Herrn und vertrauend allein auf das Verdienſt Jeſu Chriſti, den er ganz als ſeinen Heiland und Erlöſer erkannt hatte.“

Aber wie beachtenswerth für die Geſchichte der Leidensgefährten waren Tage und Stunden, in denen jener Erſtling aus ihrer Mitte zu ſeiner ewigen Ruhe einging. Es war am Abende des 7. April (1853), als Kerr ſtarb. Am Morgen deſſelben Tages gingen der edle Kapitän Mac Clure und Miertſching, der ihm der Vertrauteſte ſeines Herzens geworden war, auf dem Eiſe ſpazieren. Eine nahe Trennung, nothwendig, wie es ſchien, für Alle, war beſchloſſen. Die Hälfte der Mannſchaft ſollte im Schlitten vertheilt über die Eiswüſte ausgehen, um in der weiten Ferne vieler Tagereiſen bei den, wie man hoffte, vorhandenen Depots für Nothleidende der engliſchen Marine den Unterhalt und die Friſtung des dürftigen Lebens zu finden, welche ihnen das Schiff bald nicht mehr gewähren konnte. Der Kapitän, mit der anderen Hälfte der Mannſchaft, wollte bei ſeinem Schiffe bleiben, um hier nach Gottes Willen menſchliche Hülfe oder den Tod zu erwarten. „Wenn Sie," ſo ſprach er zum Freunde, die Heimath erreichen ſollten und nichts mehr hören vom Capitain Mac Clure, verſichert dadurch, daß ich nicht mehr unter den Lebenden, ſondern erlöſt bin aus den Mühen der Erde; wo dann auch immer mein Leichnam in dem Pelzrocke, den Sie mir zurücklaſſen wollen, unbeerdigt liegen mag, ſo ſeien Sie doch Deſſen verſichert, daß der Erlöſer meine einzige Zuverſicht geweſen iſt und daß ich in der Hoffnung geſtorben bin, von Ihm einſt auferweckt zu werden am jüngſten Tage." — Während der Mann ſo ſprach, rief ein Matroſe vom Schiffe: er ſehe auf dem Eiſe ein lebendes Weſen nach dem Schiffe her ſich bewegen. — „Es ſind Menſchen und ein Schlitten" rief ein anderer und bald hernach naheten ſich dieſe Menſchen. „Ich bin Lieutenant Pim vom Schiffe Reſolute, Kapitän Kellet im Winterhafen" *). Und mit dieſer

---

*) S. 136, 137. Der Anlaß, welcher die Retter an den Ort hergeführt hatte, iſt der Erwähnung werth. Im Juni 1852 hatte Kapitän Mac Clure auf einer Reiſe zu Schlitten über das Eis die Melville's Inſel beſucht, in der Hoffnung, dort wenigſtens ein Depot von Lebensmitteln für Nothleidende der

menſchlich bebenden Stimme ließ ſie Alle eine andere, tief im Herzen gehegte im Innern ſich vernehmen: die Stimme des Retters aus aller Noth. In einem Zuſtande der Entkräftung, darin ſchwerlich die zur Reiſe auf den Schlitten beſtimmten ihr fernes, unſicheres Ziel der Lebensrettung erreicht hätten, oder die im Schiffe Zurückbleibenden dem nahen Tode des Verhungerns entgangen wären, ließen zuletzt alle noch verhältnißmäßig Geſunden ſo wie Kranken das Schiff Inveſtigator, das ſie durch manche Lebensgefahr getragen und drei Winter vor dem Tode des Erfrierens geſchützt hatte, im Eiſe zurück. Zwei noch der Gefährten waren dem Genoſſen Kerr in den letzten Tagen in das Grab gefolgt und noch zwei ſtarben auf der weiteren Reiſe; 71 erreichten als aufgenommene Gäſte im Schiffe Reſolute die Heimath. Die Jahre der Angſt und der Mühen waren, wie nachmals das Feſthalten am Glauben, an der Demuth und Liebe zu bezeugen, dieſen Pilgrimen eine Vorbereitung zum Leben der Ewigkeit geweſen, und was ſind die Drangſale einiger Lebensjahre gegen den Frieden einer Ewigkeit!

Ich habe Sie hier, meine werthen Freundinnen, etwas lang verweilend in Geſellſchaft einer kleinen, von Gott begnadigten Menſchenſchaar durch eine Weite des Eiſes geführt, darin wenig zu finden war, das dem Auge wohlgefallen konnte. Die Wege unſeres Lebens führen zwar

---

Miſſion zu finden. In dieſer Hoffnung hat er ſich getäuſcht, doch fand er Nachricht von Schiffen, welche gleich dem ſeinen im Eiſe eingefroren waren. Dieſen nicht ſehr tröſtlichen Nachrichten fügte er die vom Zuſtande ſeines eigenen Schiffes bei. Sie wurden von Kapitän Kellet's Leuten gefunden und führten die unerwartete Rettung herbei.

ſollen durch ſolche äußerlich ſichtbare Wüſten, vor denen es den Sinnen grauet und darin es dem Herzen bange wird, wohl aber durch innere, welche mehr noch als jene unſer Bangen erregen oder erregen ſollten. Denn bei der Schiffsmannſchaft des Inveſtigator wurde nur dem vergänglichen Leibe jene Luſt der Sinne und jene Sättigung an Speiſen entzogen, die ſeine Glieder bei friſcher Kraft und im Wohlbehagen erhalten konnte. Nicht nur das Sehnen nach der irdiſchen Heimath wurde während dieſer Noth in der Seele mächtiger, ſondern der Geiſt empfing als Speiſe, davon der Leib nichts wußte, ein Element der Ernährung, das ihn zu dem Laufe nach ſeiner ewigen Heimath bekräftigte. Es war jedoch ein anderes Eis, als das der Polarzone, welches von dem Herzen dieſer begnadigten Seeleute hinweggeſchmolzen werden mußte durch die Hitze der Trangſale. Erſt dann, wenn dieſes geſchehen, können die erweckenden Strahlen der Sonne hinabdringen zu den im Boden ſchlafenden Keimen, die zum Aufgehen an das Licht gemacht ſind. Wohl uns, wenn eine Sonne, ſei es eine mildere, oder eine glühend heiß ſtrahlende, wechſelnd mit Orkanen, das Anwachſen des Eiſes in uns verhindert, denn nur das Leben, das dieſe Sonne weckte, und die Samenkörner, die ſie in den Gewächſen ihres Lichtreiches reifte, werden hinüberdauern in das neue Jahr; hinübergehen mit den Kindern des Lichtes in ein ſeliges Leben der Ewigkeit. Die Kraft unſerer Seelen, zu erkennen, zu empfinden, und das Erkannte und Empfundene im Bewußtſein ihres eigenen Selbſt, als ein ihr ſelbſt Gehöriges feſt zu halten, iſt der Boden zur Ausſaat für die Ernte der Ewigkeit. Wehe der Seele, wenn die Sonne, wenn das nährende Waſſer des Lebens in der Ausſaatzeit des irdiſchen Seins vergebens ihren inneden Boden beſtrahlte und benetzte, wenn in dem Sein des Jenſeits ihr Feld als eine kahle Wüſte daliegt, auf der nirgends eine vollwichtige Garbe zum Tage der Ernte ſich zeigt.

Es bleibe uns feſtſtehen, was wir ſchon in den Tagen der Erde, aus Gnaden für das ſelige Leben der Ewigkeit empfangen: die Sonne des Geiſtes im Vereine mit dem Waſſer des Lebens ſchon in der Weihe der Taufe, fortwährend dann im Sakramente und im täglichen Gebete. Ein altes Lied, das wir Beide lieben, ſagt in ſeinen einfältigen Worten:

Lobt Ihn mit Herz und Munde;
Die Er uns Beid' geſchenkt:
Das iſt eine ſel'ge Stunde,
Darin man Sein gedenkt.
Sonſt verdirbt alle Zeit,
Die wir zubringen auf Erden.
Wir ſollen ſelig werden
Und bleiben in Ewigkeit.

Ja, was der Geiſt in ſolchen ſeligen Stunden ſucht und begehrt, das kommt ihm von ſelber entgegen: eine Liebe, die höher iſt denn alle, welche das Menſchenherz erfaſſen kann, hat ihn zuerſt geliebt, und weckt in ihm durch ihre Thaten die Gegenliebe auf. Sein Auge wie ſein Ohr werden mehr und mehr aufgethan für die Anſprache jener Thaten, er lernt ihre Stimme kennen und folgt ihr nach, wohin ſie ihn führt. Und ſie iſt bei ihm, ſie geht ihm voran durch die Sandwüſten des dieſſeitigen Lebens und in die dunkle Vorhalle, durch die er zur Heimath wandeln muß. Was die Liebe, die hier uns ſuchte, fand und rettete, in uns that und was ihre Stimme zu uns ſagte, deſſen mag und wird auch unſer

Geiſt eingedenk ſein in Ewigkeit, das Andere wird der Tag, der kommen ſoll, gleich einem Nebel zerſtreuen. Und wenn hienieden in manche unſerer Erinnerungen, ſelbſt in ſolche, „darin man Sein gedenkt,“ die Bitterkeit der Reue noch gemiſcht war: ſiehe, das Alles iſt dort vergangen, und Alles iſt neu geworden. Auch die Thränen der Buße und Reue zu den Füßen des Retters und Freundes ſind dann, wie bei der Sünderin in Simon's des Phariſäers Hauſe, zu Freudenthränen einer ſeligen Liebe geworden, welche nicht mehr ſich und das Eigene, ſondern nur Ihn liebet.

Sechster Brief.

Gedanken über das Sein nach dem Tode.

Was ich heute auf die Fragen Ihres geſtern empfangenen Briefes antworte, das ſoll nur eine kurze Nachſchrift zu meinem letzten und vorletzten Briefe ſein. Denn ſo wie ſich Ihre Fragen in beſcheidener Schüchternheit mir nahen, ſoll noch weniger meine Erwiderung derſelben jene Beſcheidenheit vergeſſen, die uns im höchſten Maaße gebühret, wenn wir von Dem reden, was Ihr Brief berührt. Selbſt ein ſolches Auge, welches täglich und gerne zum Himmel aufblickt, iſt, geblendet von dem Lichte ſeines Erdentages, unvermögend, die „himmliſchen Dinge" zu ſehen, deren Tiefe jenem Meiſter in Iſrael verhüllt blieb, der bei Nacht zu dem Herrn kam, um ſeine Worte zu hören. Auch für den Geiſt des erſtgeborenen Menſchen, der die Weisheit ſucht und liebt, bleiben ſie ein Zukünftiges, das kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat und das in keines Menſchen Herz gekommen iſt. Wie ſollte deshalb ein Blinder ſich unterfangen, einem anderen Blinden die Welt der Farben zu beſchreiben? Er ſoll ſich an Dem genügen laſſen, was der Sehende ihm mittheilt über jene für ſein Erkennen verſchloſſene Welt, und auch wir wollen uns nur einfach und treu an die Worte Deſſen halten, welcher „redete, was er wußte, und zeugte von Dem, das er geſehen hatte" (Joh. 3 V. 11). Tiefer jedoch als ich es hier zu thun vermag, wird Sie ein Buch von Dr. W. Hoffmann führen, welches mit innigem Gemüthe und kräftigem Geiſte von dem offenkundigen Geheimniſſe der letzten Dinge zeugt *). Aus ihm entnehme ich ſchon vorläufig Manches für meinen Brief.

Von dem ernſten Worte, nach welchem es dem Menſchen geſetzt iſt, einmal zu ſterben, darnach aber das Gericht, ſprach ich ſchon in einem früheren Briefe. Geſondert nur, wie der Ausſpruch des verdienten Urtheiles von ſeiner Vollziehung iſt dieſes Gericht von dem des großen Tages, an welchem Er, der Richter, herniederkommen wird zur Erde und mit Ihm ſein Lohn, der wie ein Sonnenſtrahl ſich herabſenkt aus den Wetterwolken der Schrecken und Strafen „jenes ewigen Verderbens, welches ausgehet von dem Angeſicht des Herrn und von der Majeſtät ſeiner Richtermacht“ (2 Theſſ. 1, 9). Judas der Verräther war alsbald nach dem Sterben hingegangen an ſeinen Ort. Auch Lazarus ward an den ſeinigen geführt, als er in der Hoffnung Abraham's, ſo wie der Schächer am Kreuze im Blicke auf die Erfüllung dieſer Hoffnung dahingeſchieden war. Und die Orte, dahin dieſe im Reiche der abgeſchiedenen Seelen gelangten, ſind von denen, darin die Seele des reichen Mannes ſich fand, nicht nur ſo wie die Thürſchwelle, vor welcher der Arme lag, von dem Saale voll ſinnlicher Pracht und Freude, ſondern durch eine Kluft geſchieden, die von Jenſeits zum Diesſeits, wie von dieſem zu jenem keinen Uebergang und kein Annahen zuläßt. Etwas jedoch iſt allen Seelen, diesſeits und jenſeits der unüberſteiglichen Kluft bei ihrem Sterben begegnet: der Leib iſt von ihnen genommen, mit alle Dem, daran er ſich vergnügte,

---

*) Dr. W. Hoffmann. Die letzten Dinge des Menſchen (als Nr. II des Rufes zum Herrn). Berlin 1854.

ſo wie mit ſeinen Schmerzen und mit der Laſt ſeiner Elemente. Der Reiz einer mitlebenden, blühenden und grünenden, freudig bewegten Welt iſt mit den leiblichen Sinnen zugleich verblichen und erloſchen; die Töne der irdiſchen Luſt ſind verſtummt. Vergangen ſind aber auch die leiblichen Qualen, welche die Glieder durchdrangen, die Wechſel der Stimmungen, denen die Seele unterlag, wenn jetzt das Blut in wohlthuend leichtem Laufe durch die Adern ſtrömte, oder wenn es mit ſeinem Drucke das Gehirn belaſtete und durch ſeinen Andrang nach dem Herzen und nach der athmenden Bruſt ein Bangen erregte. Tröſtlich mögen auch dann manchem Mühſeligen und Beladenen die Worte lauten: „daſelbſt ruhen doch die Müden und hören nicht die Stimme des Drängers.“

Doch wer ſind dieſe Müden und was iſt für ſie der Ort des Ausruhens, dahin ſie geführt wurden? Lehrt uns nicht ſchon die alltägliche Erfahrung, daß Menſchen, welche die Furcht vor der verdienten Strafe oder die Scheu vor der harten Arbeit, zu der ſie als Sklaven gedrängt waren, hinaustrieb in die Stille einer Einöde, freiwillig ſich wieder einſtellten zum Erdulden der Strafe und der Laſt ihrer Arbeiten? Der Mangel an all' der gewohnten Pflege des Leibes, die Abgeſchiedenheit in einer menſchenleeren, ſtillen Wüſte hat ſie mit einem Grauen erfüllt, das ſie zurücktrieb unter das gewohnte Joch. Und dennoch blieb dem lebenden Menſchen auch in der traurigſten Einöde der Erde noch die Hoffnung und ſelbſt die Möglichkeit eines Entkommens aus ihr und einer Rückkehr in den gewohnten Kreis des Lebens; ein anderes Loos erwartet die Seelen, welche aus dem Leibe ſchieden. „Ich will“, ſo lautet das Wort des Propheten, „dich ſetzen in das Land der Unterwelt, in die ewigen Wüſten.“ Aus dieſen vermag der

Wille nicht hinwegzueilen, hier umfängt ihn ein Verweilen von ungemeſſener Dauer und für die ſinnlich gebliebenen Seelen ſind jene „ewigen Wüſten“ nur ein fahler, kalter Schatten der Sinnenwelt, aus der ſie für immer hinweggerückt wurden. Da gibt es für ſie keine Zerſtreuung mit Werk und Kunſt, mit Luſt und Troſt, ſondern nur eine grauenhafte Stille und ewiges Schweigen; ein fortwährendes Leben und Schmecken des Todes, das bei den Ungerechten zu einem Leiden der Angſt und Pein wird*).

Sollte dieſes wohl bei allen in die Stille der ewigen Wüſten entrückten Seelen ſo ſein? — Bei ſehr vielen derſelben allerdings, bei anderen aber nicht. Die Wüſten der Erde ſind freilich nur ein vergängliches Abbild ihres Urbildes „im Lande der Unterwelt“, aber ſchon das Abbild war für die meiſten Bewohner des fruchtbaren Nilthales und ſeiner reichen, prachtvollen Städte abſchreckend genug. Ja, „für die meiſten von ihnen, nicht aber für alle.“ Dieſes bezeugten, durch die That ihres Lebens, die Einſamen in der Thebais. Eben in jener Zeit, in welcher das Thal des Nils durch die Gaben ſeiner Natur und den Fleiß ſeiner Bewohner am reichſten, ſeine Städte für jede Luſt der Augen, jeden Genuß der Sinne und für alle geſelligen Vergnügungen am anlockend reizendſten waren, ſind viele Seelen von einem Verlangen ergriffen worden, das nicht in dem Sinnengenuſſe der Städte oder in der fruchtbaren Nachbarſchaft des von Schiffern belebten Stromes ſeine Befriedigung fand, ſondern nur in der Stille der abgeſchiedenen Wüſte. Antonius, der reiche Jüngling, gab ſeine Güter den Armen und vertauſchte ſein prachtvolles Haus in der Königsſtadt mit einer Felſenhöhle der Wüſte; die Freuden einer, wenn er wollte, überreich beſetzten Tafel mit dem Waſſer des Quelles und dem ſparſamen Brode der Armuth. Auf dieſem Wege ſind ihm Viele gefolgt, die mit ihrer Hände Arbeit durch das Flechtwerk der Palmenblätter ſich nährten und in ihrem Gott vergnügt ein ſeliges Leben der Stille führten. Die Wüſte mit ihren für die Augen der Stadtbewohner, die etwa ihr Weg hindurchführete, grauſenhaft öden Bergen und kahlen Hügeln war jenen nicht ein Land, aus welchem man gerne hinwegeilt, ſondern eine liebe Heimath, darin man vergnüglich bleibt, bis zu der Stunde, in welcher der Glaube zum Schauen wird. Denn von dieſen Stillen im Lande, von dieſen einfältig treuen Zeugen der Wahrheit in einer zum Abweichen von dieſer ſtets geneigten Zeit kann man wohl ſagen, daß ſie nach ihrem Maaße ſchon im armen Leben der Erde in Hoffnung ſelig waren. Und waren ſie in der abgeſchiedenen Einöde allein und ganz verlaſſen? War nicht außer den nachbarlich wohnenden Brüdern vor allen Der bei Ihnen, den ihre Seele mitten im Geräuſche der Welt geſucht und auch hier in ungeſtörter Gemeinſchaft gefunden hatte?

---

*) Joh. Tob. Beck chriſtliche Reden 4. Samml. Nr. 41, S. 666. Im Auszuge in J. Hamberger's tief ergreifend wirkenden „Stimmen aus dem Heiligthum der chriſtlichen Myſtik und Theoſophie II. S. 60.

Wir leſen aber von noch viel älteren Vätern und Vorgängern auf dieſem Wege, welcher ſchon auf Erden die Seelen hinausgeführt hat aus der Fülle und aus der Luſt des Sinnenlebens in ein den Sinnen verborgenes Leben des Geiſtes. Abraham, der Vater der Gläubigen, folgte gerne dem Gebote des Herrn, das ihn aus ſeiner Heimath, aus Haran der Stadt und dem Lande der Städte hinwegführete in ein Land, darin er ein Fremdling war und in

Hütten wohnte. „Denn er wartete auf eine Stadt, die einen Grund der feſten Hoffnung hat, deren Baumeiſter und Schöpfer Gott iſt.“ — Unvergleichbar viel herrlicher als Haran, die Stadt Nahor's, war die Königsſtadt der Aegypter, und welches andere Haus und Geſchlecht konnte in dieſer Stadt an Macht und Ehren höher ſtehen als das Königshaus der Pharaonen? „Dennoch wollte Moſes, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao, ſondern erwählte viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben.“ Er, der Mann, gelehrt in aller Weisheit der Aegypter, hochgeübt in Werken und Worten, hätte wohl können ein mächtiger Herr ſein unter dem geprieſenſten Volke der Erde, ein hochgeachteter Meiſter vor den Augen ſeiner Prieſter und Gelehrten, ward aber ein Schafhirte bei dem Prieſter zu Madian, welcher, wie Hiob, Iſraels Hoffnung kannte. Vierzig Jahre lang führte er bei dieſem den Wandel eines Hirten in der ſtillen Wüſte, trug noch andere vierzig Jahre lang mit ſeinem von Gott erwählten Volke das Loos der Mühen und Kämpfe mit Noth und Mangel und mit dem Schwerte der Feinde, bis ſein müder Leib nicht die königliche Beſtattung bei den Pyramiden, ſondern ein nie von Menſchenprunk gemein gemachtes unbekanntes Grab im einſamen Gebirge fand.

Die Kraft des Geiſtes, welche jenen Erwählten für ein Leben der ſeligen Ewigkeit die Freudigkeit gab und erhielt, auszugehen aus der Welt der Sinnenluſt und des geſelligen Genuſſes in eine ſtille, verborgene Welt des inneren Lebens, war der Glaube. Ein Glaube, welcher ſchon bei den Vätern des alten Bundes in Hoffnung vergnügt und ſelig war. Sie nahmen die gewiſſe Hoffnung mit ſich in's Grab, daß „ihr Erlöſer lebe.“ „Darum,“

ſo ſpricht David, „freuet ſich mein Herz und meine Ehre iſt fröhlich, auch mein Fleiſch wird ſicher liegen.“ Und die Worte des Troſtes blieben auch dem Sterbenden vor Augen und im Herzen: „Gott wird meine Seele erlöſen aus des Todtenreiches Gewalt und mir kund thun den Weg des Lebens, denn er hat mich angenommen.“ Ja, „die Seelen der Gerechten ſind in Gottes Hand,“ ſie kommen zur Ruhe, werden getröſtet in einem Warten der Erlöſung, während die Ungerechten in der Unterwelt nur ein Warten des Gerichtes vor ſich haben und, wie der Apoſtel ſagt, „behalten werden in der Peinigung bis auf den Tag des Gerichtes und der Verdammniß der gottloſen Menſchen.“ Denn das alte Leben der Seele in der Kraft des Fleiſches und der Sinne iſt vergangen, die Keime, des neuen Lebens, welche das Wort der Verheißung im Geiſte wecken und bekräftigen ſollte, ſind, abgewendet von dieſem Quell der Ernährung, erſterben und verkümmert.

Die Verheißungen und Hoffnungen des alten Bundes ſind in den Zeiten des neuen Bundes zur Erfüllung geworden. Und hiemit kam dem Glauben jene volle Freudigkeit zum Sterben, in welcher der Apoſtel ſagt: „ich habe Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein.“ — „Denn Chriſtus iſt mein Leben und Sterben iſt mein Gewinn.“ Für ſolchen Glauben hat der Tod keine Schrecken mehr, „denn er iſt verſchlungen in den Sieg. Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg? Gott aber ſei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum“ *).

---

*) Die Entwickelung der freudigen Hoffnung auf ein ewiges Leben aus altteſtamentlichen Verheißungen bis zu ihrer neuteſtamentlichen Erfüllung weiſt in tiefeingehender Weiſe nach:

Ja, was dem Fleiſche, das den Tod fürchtet und ſcheut, unmöglich war, das iſt dem Glauben in der Liebe möglich und leicht. Dieſer erfährt die Wahrheit der Worte: „So jemand mein Wort hält, der wird den Tod nicht ſehen ewiglich“ (Joh. 8, V. 51) und „wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in's Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen“ (Joh. 5, 24).

„Der Glaube,“ ſo wird uns an einem anderen Orte geſagt (2 Theſſ. 3, V. 2), „iſt nicht Jedermanns Ding, ſondern er iſt eine Gabe, mit welcher Gott durch die höchſte That ſeiner Liebe allen Seelen der Menſchen entgegenkommt, bereit, ſie ihnen allen zu geben“ (Joh. 3, V. 16). Ohne ihr Zuthun iſt ihnen von der Hand des Schöpfers das Leben des Leibes gegeben und im Verborgenen zu ſeiner Ausgeburt an das Licht der Erdentage zubereitet und gezeitigt werden. Ohne ſein Zuthun iſt dem Chriſten nach ſeiner natürlichen Geburt durch die Weihe im Geheimniſſe der Taufe, aus Waſſer und Geiſt, ein anderes Leben gegeben werden, welches, nicht von ſterblicher Natur, für die Ewigkeit gezeitigt werden und erwachſen ſoll. Wohl der Seele, über deren Hütte jenes Geheimniß des Himmels wohnen bleibt. Wie das Auge des Neugeborenen von dem ſichtbaren Lichte, ſo wird das aufkeimende Verlangen des geiſtigen Bewohners der Hütte nach oben zu Dem gezogen, das über dem Dache dieſer vergänglichen

---

Dr. Franz Delitzſch in ſeiner bibliſchen Theologie: Einem Buche, das eine reichhaltige Schatzkammer iſt für die Lehrer der Schrift und der Kirche über die Lehre von den letzten Dingen. M. v. darin beſonders die Abſchn. VI und VII (über Tod, Mittelzuſtand der Seelen, Auferſtehung und Vollendung).

Hütte ſchwebt. Das neue Leben von oben ergreiſt zuerſt, in der Taufe, mit ſeinen ſchaffenden Kräften der Ewigkeit, das geiſtig Innere der Menſchennatur. Hier wirkt es in einer dem äußeren Verſtändniſſe unerfaßbaren, verborgenen Weiſe. Aber nicht der Geiſt allein, ſondern der ganze Menſch, mit Geiſt, Seele und Leib, wie er anfänglich aus der Hand Gottes hervorging, iſt zum Leben der Ewigkeit beſtimmt, und am Tage der Auferſtehung ſoll dieſe Verheißung an ihm vollendet werden. Darum nahet ſich das Leben von oben dem ganzen Menſchen, nicht allein dem inneren, ſondern auch dem äußeren Verſtändniſſe in dem Worte der Wahrheit, voll Geiſt und Leben, welches beſtehen wird, wenn Himmel und Erde vergehen. Hier aber beginnt der Kampf. Denn der äußere Menſch mit der Luſt ſeines Willens lebt im Fleiſche, welches ohne Aufhören gelüſtet gegen den Geiſt, und welches widerſtrebt der Wiedergeburt aus dem lebendigen Worte Gottes. Dieſer Kampf iſt ſchwer, denn ihm gilt die Loſung, daß Niemand gekrönt wird, er kämpfe denn recht. Mitten jedoch in ihrem Kampfe dürfen Die, welche es treu meinen, die Wahrheit der Worte an ſich erfahren: „wo iſt ein ſo herrliches Volk, zu dem Götter alſo nahe ſich thun, als der Herr unſer Gott zu uns, ſo oft wir ihn anrufen."

Aber nicht alle zum Leben der Ewigkeit beſtimmte Menſchenſeelen erheben ſich aus der Schlaftrunkenheit der Sinne zu dem Kampfe für jenes Leben, wenige von ihnen führen denſelben mit Ernſt, noch wenigere zum Siege hinaus. Der Zuſtand der Seelen wird deshalb nach dem Sterben des Leibes, bis zum großen Tage der Auferſtehung, ein ſehr verſchiedener ſein. Mit den Einen geht das Gelüſte nach den Dingen der Welt mit hinüber: deren Sein ihnen als ein immer bleibendes erſchien. Dieſes Gelüſte, das von ſeinem Genuſſe nie geſättigt, ſondern nur dringender und hungriger wurde, iſt geblieben, ſeine Welt aber iſt ihm in der freudenloſen Wüſte genommen. Mit Anderen geht der Glaube hinüber, welcher die Welt überwunden und ihrer Luſt ſich entwöhnt hat. Möge ihnen auch das Todtenreich im Vergleiche mit dem bunten Gedränge und lauten Getümmel der Welt eine Wüſte heißen, dieſe wird den Seelen der Gläubigen zu einer noch genügenderen Heimath werden, als dem Antonius und ſeinen Jüngern die Einöde der Thebais. Mag ihnen daſſelbe nach den Unruhen des Erdenlebens auch nur ein Ruheort heißen, wie viel erquicklicher würde das geiſtige Stilleſein und Hoffen der Seele ſein, als dem müden Leibe ſein ungeſtörter Schlaf der Nächte. Und iſt dieſe Ruhe für den Glauben nicht ein Daheimſein bei dem Herrn, mit welchem die Seele, die Ihn auf Erden ſuchte und fand, hier in ungeſtörterer, innigerer Gemeinſchaft ſich findet, als in dem Leben der Sinnlichkeit?

Doch wir dürfen um den „langen Schlaf des Todes" und ſeine thatenloſe Ruhe uns nicht ſorgen. Mag ſich doch auch ſchon in dieſer langen Nacht mancher Ton der Poſaunen vernehmen laſſen, die zur Auferſtehung ruft *). Und was den etwa ſorglichen Gedanken an eine thatenloſe Ruhe angeht, ſo kann dieſer vor einer näheren Betrachtung der Frage ſelber nicht aufkommen. Ein tiefer Forſcher in dem Gebiete, zu welchem die Frage und ihre Beantwortung gehört, ein Mann, welcher die Stimme des Freundes der Menſchenſeelen vernimmt, und ihre Worte wohl zu deuten weiß, gibt uns hierüber ein Licht, das

---

*) W. Hoffmann in der Predigt über die Auferſtehung der Gerechten, a. a. O. S. 83 bis 95.

auch über andere Stellen des Inhaltes meines Briefes eine wohlthuende Helle verbreiten kann *). Das Werk

---

*) Dr. H. Martenſen in ſeiner chriſtlichen Dogmatik S. 436: „Der Zuſtand im Hades beſtimmt ſich nach dem Verhältniß zu Chriſto. — Anders muß dieſer Zuſtand vor, anders nach der Erſcheinung Chriſti gedacht werden; anders für die, welche auf ihn gehofft und an ihn geglaubt hatten; anders für die, welche nicht an ihn geglaubt haben, entweder weil ſie ihn nicht kannten, oder nicht für ihn ſich entſcheiden konnten oder weil ſie feindſelig ſich ihm entgegenſtellten. Dies führt uns zur Annahme verſchiedener Regionen im Todtenreiche: eines Paradieſes, einer Hölle, eines Verweilens bei unentſchiedenen Richtungen. „Aber keiner dieſer Zuſtände kann als völlig abgeſchloſſen betrachtet werden; denn ſelbſt die Seligen haben noch eine innere Geſchichte, bedürfen noch einer Reinigung, eines Fortſchreitens und Wachſens in Seligkeit und Heiligung. Und wie eine Bekehrung der Unbekehrten noch möglich ſein muß, ſo iſt der Hades auch die Region, wo das Böſe ſein ganzes Weſen ausprägen kann, weil es hier nothwendig das Gepräge der reinen Geiſtigkeit annehmen muß. Indem wir ſagen, daß ein Fortſchritt und eine Entwickelung in dem Todtenreiche ſtattfindet, müſſen wir uns dieſes nothwendig im Verhältniß zu dem Entwickelungsgange des Reiches Gottes in dieſer Welt denken. Denn obgleich es zwei Welten gibt, gibt es doch nur Ein Gottesreich, nur Einen Gottesgeiſt, nur Ein Ziel der Weltentwickelung. Erſt wenn die ſtreitende Kirche ihren Kampf auf Erden durchgekämpft hat, kann auch das jenſeitige Reich vollendet werden. Daher werden (Offenb. 6, V. 9, 11) die Seelen der Blutzeugen, welche auf das gerechte Gericht Gottes ſich berufen, ermahnt, zu warten bis die Zahl ihrer Mitknechte voll wird. Es muß ſonach ein Wechſelverhältniß zwiſchen dem jenſeitigen und dieſſeitigen Reiche gedacht werden. — — Erſt in der letzten großen Weltkataſtrophe,

der Beſſerung an der eigenen wie an fremden Seelen; das Wachſen in der Erkenntniß, wie in der immer inniger werdenden Gemeinſchaft mit dem Herrn; die lebendige Erfahrung ſeiner heiligenden Gnade waren uns ſchon hienieden ein Vorſchmack, werden uns dort ein ungeſtörter Genuß der Seligkeit ſein. Und ſollte nicht auch der glimmende Funke der vorbereitenden Gnade, welche mit der ſcheidenden Seele hinüberging in das Sein der Hoffnung oder des bangen Wartens, von Stufe zu Stufe zur Flamme ſich entzünden? Der Gedanke an ein beſeligendes Geſchäft der Beſſerung für die Seelen im Leben des Jenſeits erinnert mich an ein, wenn Sie ſo wollen „waches Traumbild" von lieblich ernſter Art, das meinem Freunde: dem Antiſtes David Spleiß in Schaffhauſen, ſo wie mancher ihm verwandten Seele öfters wiederkehrte. Jener Freund freute ſich ſchon in den Tagen ſeines treuen Zeugenamtes hier im Erdenleben auf ein Fortwähren dieſes Wirkens dort in der jenſeitigen Welt. Denn auch Er, der Herr, welcher will, daß allen Menſchen geholfen werde und gekommen iſt, das Verlorene zu ſuchen, iſt „hingegangen im Geiſte zu den Menſchengeiſtern im Gefängniß, daß auch den Todten das Evangelium verkündigt würde." Hierin öffnet ſich uns ein Blick auf den Rath der ewigen Gnade zur Rettung und Seligkeit ſolcher aus dem Leibe geſchiedenen Seelen, von denen der Spruch redet: „wie ſollten ſie glauben, von dem ſie nicht gehört haben? wie ſollten ſie aber hören ohne Prediger?" — „Sollte nicht ſchon dieſes," ſagte mein Freund, „ein Arbeitsfeld ſein, groß und weit

---

wenn dieſe materielle und räumliche Sphäre vergeht, werden die beiden Welten zu Einer: zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde."

genug für den Aeon des jenſeitigen Lebens bis zum Tage der Ernte und des letzten Gerichtes? Abgeſehen von dem Antheile an einem anregenden, warnenden, hilfreichen Verkehre der unſichtbaren, triumphirenden Welt mit der noch im Kampfe des Erdenlebens ſtehenden Menſchenwelt, bleiben der Liebe, welche niemals aufhört, auch wenn die Arme von irdiſchem Fleiſch und Gebein ihr genommen ſind, noch Thaten genug, durch welche ſie ihr Fortwähren bezeugen kann. Der Tod mag uns Arme und Beine, und Alles, was zur Hütte gehört, abnehmen. Wiſſen wir doch, daß, ſchon dann, wenn das irdiſche Haus dieſer Hütte zerbrechen wird, wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig iſt im Himmel (2 Kor. 5, V. 1, 2). So wird dann je nach dem gebührenden Maaße für eine Ueberkleidung der Seelen geſorgt ſein, welche des Leibes ledig ſind“ *).

Auch Beck, in ſeiner eben angeführten Rede, begegnet mit einigen ernſten, andeutenden Worten der Frage, ob und welch' eine Hoffnung auch ſolchen abgeſchiedenen Seelen in dem künftigen Aeon noch bleibe, welchen das Urtheil am Ende des Lebens verkündet war, das ſie durch ihren Wandel im Fleiſche verdient hatten. Er beruft ſich dabei auf die Stelle Matth. 12, V. 31, 32. „Es kann alſo,“ fährt er fort, „ein Theil der Sünden auch

---

*) Mein Freund Spleiß ſtimmte nach vielen Seiten hin mit Dem überein, was in dem Artikel über die Auferſtehung ausgeſagt iſt, in dem neuerſchienenen bibliſchen Wörterbuche für das Volk, herausgegeben von H. Zeller (Stuttgart bei Belſer); einem in jeder Hinſicht ſehr empfehlenswerthen Buche. Selbſt der dort angedeuteten Lehre von der erſten Auferſtehung war Spleiß ſehr zugeneigt.

in jener Welt, nach dem Tode, noch Vergebung finden. Aber keine einzige wird vergeben, weder hier noch dort, ohne Buße; und zur Buße finden Die nicht Raum, die ſie bis zum Tode verſchieben wollen, die Gottes Geduld und Langmuth aus Muthwillen ziehen, ſondern dieſe häufen ſich ſelber den Zorn auf den Tag des Zornes. Auch findet jede Sünde, welche unvergeben mit hinübergenommen wird, ihre Strafe, wie der Herr abermals ſagt: du wirſt aus dem Kerker nicht herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahleſt." — Troſtreich für die Gefangenen ſteht dieſem Worte des drohenden, gerechten Ernſtes ein anderes gegenüber, welches der durch die Buße hindurchgedrungene Glaube freudig erfaſſen kann: „Durch das Blut deines Bundes läſſeſt du aus deine Gefangenen aus der Grube, darin kein Waſſer iſt. So kehret euch nun zur Feſtung, Ihr, die Ihr auf Hoffnung gefangen lieget" (Zach. 9, V. 11, 12).

Er, Derſelbe, welcher ſagte: „laſſet uns Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſei," hat auch das Wort geſprochen: „es iſt vollbracht" und dieſes Wort mit ſeinem Tode verſiegelt. Nicht aber mit ſeinem Tode allein, ſondern in der Hinausführung ſeiner That zum ſiegreichen Ende mit ſeiner Auferſtehung von dem Tode. Was Chriſtus lebte, that und litt, das that und litt er (ſelber als Menſch) für den Menſchen, welchen Er, als zweiter Adam, wiedergebären wollte zu dem Bilde und Gleichniſſe, das er urſprünglich geweſen war. Er iſt für uns gegangen in des Todes Nacht und dieſe Nacht iſt uns durch ſein Licht hell geworden. Er iſt für uns auferſtanden von den Todten. Wie der Apoſtel ſagt: „wie durch einen Menſchen der Tod, ſo kommt durch einen Menſchen die Auferſtehung der Todten. Denn gleichwie ſie in Adam alle ſterben, alſo werden ſie in Chriſto alle lebendig gemacht werden." Die Verheißung der Auferſtehung des Leibes iſt der Schlußſtein unſeres Glaubens; kein anderes Triumphlied tönt für uns ſo freudenvoll durch die Ewigkeit der Ewigkeiten als das Lied: „Chriſt iſt erſtanden". Denn wie in Chriſto, dem Anfänger und dem Haupte, ſo ſoll in dem zur Seligkeit auferſtandenen Menſchen „die ganze Fülle der Gottheit" „leibhaftig" wohnen. Die Geſchichte des Menſchen von ſeiner Erſchaffung in die Zeit bis zum Ausgange in die Ewigkeit bezeugt die große Wahrheit: daß „Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes ſei."

Welcher ſinnende Geiſt eines Erſchaffenen hätte den wundervollen Rath Gottes in ſeiner ganzen Tiefe und Höhe erfaſſen können, aus welchen der Menſch, das Gemächte aus Erde, mit ſeiner Seele und mit ſeinem Gott erkennenden Geiſte hervorging? Neben den vorhin erſchaffenen Thronen, Fürſtenthümern und Gewalten der Engelwelt, gegenüber dem Hochmuth ihrer Gefallenen, die ihren Stuhl erheben wollten an den ihres Herrn und Schöpfers, gefiel es Gott, aus Staubkörnern der Erde ein Gebilde von Fleiſch und Blut zu machen, deſſen lebender Seele er den Geiſt ſeines Mundes einhauchte. Wie konnte das ein Bild ſein, welches dem Schöpfer aller Unendlichkeiten der geiſtigen wie leiblichen Welten gleich wäre *). Ein Bild, vergleichbar wie der Leuchtwurm, der heute am Boden kriecht und morgen nicht mehr iſt, mit dem Sirius und der Sonne. Denn was iſt das Maaß des ſichtbaren Menſchen ſelbſt

---

*) M. v. den Schluß von meinem Buche: „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf Erden" §. 50, S. 708.

nur gegen das Maaß des Behemoth oder der Eiche von Baſan; was iſt ein Erdenkloß in der Hand gegen die Erde ſelber, was die Erde gegen die Sonne und alle Engelmächte des Sternenhimmels? Und dieſer Staub war durch Gottes unerfaßbaren Rath nicht nur zum Träger eines Geiſtes, der alle Höhen und Tiefen des Erkennens und der Kräfte durchdringt und zum Ebenbilde der Gottheit, ſondern zu dem Rechte eines Kindes und Miterben des Reiches beſtimmt. Der Herr über Alles, über die Gewalten des Geiſterreiches, wie über die Elemente der höheren und der niederen Leiblichkeit, will ſich herabſenken zu der tiefſten Tiefe des Geſchaffenen, damit er dieſes Tiefſte mit dem Höchſten überkleide und durchdringe. Der erkennende Geiſt in uns, in dem tiefen Dunkel des Fleiſches, darein er verſenkt iſt, gleicht dem altägyptiſchen Forſcher des Sternenhimmels und ſeiner Stellungen, der hinabſtieg in die Tiefe eines Schachtes, um aus ſeinem Dunkel die Sterne, ſelbſt am Tage, zu ſehen.

Der Menſch war geſchaffen, nicht daß er wie die Engel eine geiſtige Macht, ſondern daß er Geiſt, Seele und Leib ſei, auf daß durch ihn Gott ſeine Herrſchermacht bezeugte in allen Reichen des Seins und Gott ſei, Alles in Allem. Und dieſes, daß ſein Weſen nichtgeiſtig allein, ſondern daß es auch leiblich, wie das irdiſche Element, ſein ſollte, war der Unterſchied, war der Vorzug des Menſchen, ſelbſt den Engeln gegenüber. Er gehörte ſeinem Leibe nach der Erde an, denn dieſe war ſein, er ſollte durch Gottes Geiſt und Kraft ihr ſchöpferiſch waltender Herrſcher ſein. Dem Geiſte nach aber war er aus Gott, denn, wie die Schrift von Adam ſagt, er war Gottes. Schon von den nächſten Gliedern des aus göttlicher Wurzel entſproſſenen Stammes heißt dieſes anders. Adam, ſo ſagt ſie von Seth, zeugete einen Sohn, der ſeinem Bilde ähnlich war (1 Moſ. 3, 5); „Enos war ein Sohn Seth's." Bald war der Menſch aus ſeiner urſprünglichen kindlichen Stellung zu Gott entfallen; nicht mehr ein Kind, ſondern ein Gaſt und Fremdling im Vaterhauſe der Erde, hatte er aufgehört, ein allvermögender Herrſcher und Gebieter der Creatur zu ſein. Die Erde blieb ihm zwar noch immer eine nährende Mutter, aber auch in ſie war durch die Sünde der Tod gekommen; „ſie war verderbt vor Gottes Augen." Der Menſch ſelber hatte ſich der Herrſchaft des göttlichen Geiſtes entzogen, aus welcher ihm ſeine ſchöpferiſch-regierende Macht über die irdiſche Natur kam, da ward auch dieſe ſeiner Herrſchaft entrückt; das Dienende war neben und über ihm zu einem Gleichſtehenden, ja zu einem Herrſchenden, das Gebilde zu einem Bildner geworden, aus deſſen verwaltendem Wirken der Leib des Todes hervorging, zerbrechlich und vergänglich, wie ein irdenes Gefäß; aus deſſen herrſchendem Einfluſſe irdiſch fleiſchliche Geſinnung, irdiſche Weisheit kam. Die irdiſch natürliche Zeugung iſt es, welche dem beſeelten Keime der Dinge, ſeinen an beſtimmte Zeit gebundenen Verlauf der Entwicklung gibt, bis zum Erlöſchen der fortzeugenden Kraft in den vergänglichen Gebilden derſelben Form. Wie der Stein von dem Augenblicke an, da ihn eine Menſchenhand abreißt von der Höhe ſeines Hügels, anfängt zu fallen nach der Tiefe, ſo liegt in der natürlichen Erzeugung der Anfang des Todes. Auch der auf dieſem irdiſch natürlichen Wege entſtandene Menſch welkt gleich der Blume des Graſes dahin, wenn ſeine Zeit und Stunde kam. Aber eben ſo wie ſein Fleiſch dem Looſe der natürlichen Erzeugung unterliegt, bleibt ſeinem Geiſte ein inwohnender Lebensathem der anfänglichen Schöpfung aus Gottes ewiger

Kraft. Dieſes Athmen in der Tiefe ſeines Weſens hört nicht auf, wenn der ſterbenden Bruſt ihr Odem entfleucht, dadurch iſt unſerem Weſen die Verſicherung gegeben zu einer Wiedererneuerung des ſechſten Tagwerkes der Schöpfung an ihm. In herrlicherer Weiſe noch als das ſechſte Tagewerk der anfänglichen Schöpfung ſoll das der zweiten an den Seelen vollendet werden, welche aus Chriſto, dem erſten Adam, wiedergeboren waren. Die neue Schöpfung beginnt von oben, nicht von unten. Wie der erſte Adam von der Erde und die Erde ſein Eigenthum geweſen, ſo wird der zweite von Gott und Gott ſelber ſein Eigenthum ſein und in und mit dieſem die neue Erde. Noch während des Lebens der Zeit beginnt dieſes Werk der neuen Schöpfung von oben an dem Geiſte und an der Seele des Menſchen und aus dem Lichte der inneren Herrlichkeit fällt öfters ein Strahl auch auf den zum künftigen Tempelbau bereiteten Leib. Dennoch bleibt dieſer nur ein zum Abbruche beſtimmtes, von ſterblichen Händen gemachtes Wanderzelt: ein Leib des Todes, verderbt durch Sünde, wie die Erde, aus welcher er genommen iſt. Aber das Wort redet von einer erneuten Erde, wie von einem neuen Leibe der Auferſtehung am großen Tage des Endes. Es iſt derſelbe Leib und doch auch nicht derſelbe, welcher hienieden zur Verweſung in's Grab gelegt ward. Denn Er, welcher die Auferſtehung iſt und das Leben, „wird aus der Erde mich erwecken, in dieſem meinem Fleiſche werde ich Gott ſehen. Denſelben werde ich mir ſehen, meine Augen werden Ihn ſchauen und kein Fremder."

Was ſagt hierüber die Vernunft? Laß ſie ſagen, was ſie weiß, ſie ſoll uns nicht irren. Ich ſehe im Spiegel meiner Wand das Bild eines vorübergehenden Menſchen. Das Bild verging, als der Fußgänger vorbei war, iſt nun darum auch der Menſch vergangen, von dem es herkam? Wird nicht, ſo wie er weiter geht, ſein Bild noch in vielen Spiegeln am Wege ſich zeigen und verſchwinden, während er immer derſelbe bleibt? — Die Stäublein des Feſten, die Tropfen des Flüſſigen, aus denen mein Auge, aus denen mein ganzer Leib beſteht, ſind nach kurzer Zeit aus dieſem hinweggeſchwunden; denn jeder Pulsſchlag führt einen Theil der alten Stoffe hinweg und bringt neue an ihre Stelle herbei. Das Auge, durch welches ich vor wenig Jahren hier dieſen Thurm, dort jenen Berg geſehen, iſt ſchon längſt ſeinen Elementen nach nicht mehr dasſelbe, das es war, und dennoch iſt es noch eben ſo, ſo wie vorhin mein Auge, denn das, was als elementarer Stoff an ihm vergangen und neu geworden iſt, verhielt ſich zu unſerem eigentlichen ſehenden Sinne, wie das Fernrohr, durch welches der Meiſter blickt, der es gefertigt hat, zu ſeiner eigenen Perſon. Das, was das Auge bildet und durch dasſelbe ſieht, liegt nicht in dem irdiſch leiblichen Elemente, ſondern im Weſen und in der Kraft der Seele. Dieſe Kraft hat auch die Seele des Thieres mit der des Menſchen gemein. Sie iſt ihr mit der natürlichen Erzeugung gekommen, iſt ihr als eine Nachwirkung derſelben geblieben, hat während des Lebens das Geſchäft der Erzeugung des Leibes aus ſeinen Elementen fortgeſetzt, bis im Schutze und Schatten der Bäume der Nachwuchs des jungen Forſtes — das neue Geſchlecht erſtarken und als Träger der gleichen Form beſtehen konnte. Denn bei den beſeelten Weſen der niederen Naturreiche, ſelbſt bei den ſcheinbar vollkommenſten Thieren, iſt es nur die Form, die Idee des Geſchlechtes oder der Gattung, nicht die Perſönlichkeit der Einzelweſen, welcher ein bleibender Beſtand zukommt. Dieſe vergeht und verflüchtigt ſich mit dem Tode des Leibes, die Form aber wird durch „das prophetiſche Wunder“ der natürlichen Erzeugung erhalten, und wird verherrlicht ſelbſt im Aeon der großen Verwandlung fortbeſtehen. Anders aber iſt es bei dem Menſchen. In dieſem wohnt der Geiſt, den die Stimme eines höheren Geiſtes ſchon hienieden den Vaternamen ſprechen lehrte. Der Geiſt, welcher, wenn er den Namen des Vaters im Sohne rief, ſein Naheſein empfand und die Kräfte dieſes Naheſeins in dem ſchon auf Erden ſich ankündenden Wunder einer Neuſchöpfung der Ewigkeit erkannte. Das Kind, das den Vater bei ſeinem Namen nennt, das Ihn liebt und erkennt, iſt ſelbſt von ſeinem Geſchlechte, ein ewig perſönliches Selbſt wie die ewige Natur des Vaters.

Und das Wunder einer Neuſchöpfung der Ewigkeit, das ſchon im Dieſſeits in der Kraft des gläubigen Gebetes oder in der Furcht und den Schrecken eines von Gott entfremdeten Gewiſſens ſich ankündete, wird in der Auferſtehung der Todten vollendet. Den Leib der Sünde und des Todes, der hienieden auch den nach oben ſtrebenden Geiſt beſchwerte, hat die Seele auf dem natürlichen Wege des thieriſch menſchlichen Weſens aus ſeinen Elementen gebildet, und in beſtändiger Wiedererneuerung erhalten. Dieſer natürliche Weg fand ſein Ende im Tode der irdiſchen Geſtalt und ihrer Verweſung. Der Keim der Ewigkeit aber: die Beſtimmung unſeres Geiſtes für eine Fordauer ſeiner ganzen menſchlichen Perſönlichkeit mit Seele und Leib iſt nicht im Grabe geblieben und verweſt. Sie iſt als ein Rufen des Vaternamens, als ein liebendes Feſthalten an Ihm mit dem Glauben und der Hoffnung hinübergegangen in das Reich der Erwartung, denn die Liebe hört nicht auf. Aber auch das Gewiſſen mit ſeiner Furcht und ſeinen Schrecken ſtirbt nicht mit dem irdiſchen Leibe, denn in ſeiner Stimme und ihrem Zeugniſſe wohnen Kräfte der Ewigkeit.

Der Menſch, ſo wie er im Anfange aus Gottes Hand hervorging, trug in ſeinem Geiſte die Kraft des ewig ſchaffenden, erneuernden, erhaltenden Geiſtes ſeines Gottes; in und mit dieſer Kraft war er zum Schaffen, zur Erhaltung, zur immer höher fortſchreitenden Entwickelung ſeiner ganzen Perſönlichkeit aus Geiſt, Seele und Leib beſtimmt. Dem Leibe, aus Erde gemacht, war das Recht und die Gewalt des Herrſchens und ſchöpferiſchen Waltens über alle elementaren Kräfte und alle Lebendige der Erde gegeben. Von der Würde eines Herrſchenden ſank er zur Gleichheit, ja zur Unterwürfigkeit gegen den Dienenden herab, obgleich der Geiſt im Glauben ſchon hienieden die Schwingen ſeines urſprünglichen und künftigen Seins zu regen vermochte (S. 190). Er, der arme Gebundene, konnte zu der Macht des Fleiſches nicht mehr ſagen: du biſt mein, denn er war ſein und mußte mit ihm in den Tod gehen. In der neuen Wiedererzeugung aber, am großen Tage der Auferſtehung, an welchem die Elemente der alten Erde und ihres Himmels im Feuer der Schöpferkraft ſich auflöſen und erneuern, wird dem unverweslichen Keime der ganzen Perſönlichkeit in unſerem Geiſte die Kraft gegeben werden, ſich mit dem geläuterten und gereinigten Elemente der Erde von Neuem zu überkleiden. Verweslich wird unſere Leiblichkeit ausgeſäet, unverweslich wird ſie auferſtehen (1. Cor. 15 V. 42). Der Menſch in ſeiner ganzen Einheit von Geiſt, Seele und Leib, als ein erneutes Ebenbild ſeines Gottes, kann erſt dann eingehen in den vollen Genuß der Freuden und der Herrſchaft jenes Reiches, das ihm verheißen iſt von Anbeginn der Welt. Wenn aber nicht das Ebenbild ſeines Gottes, ſondern das des Feindes, welcher Gott haſſet und vor Ihm floh, in ihm zur ewigen Geſtaltung kam, dann wartet ſeiner das volle, ſeine ganze Perſönlichkeit durchdringende Gefühl einer Pein, deren Flamme, wie die Schrift ſagt, nicht verlöſcht und deren Wirken in einem Dunkel der Ewigkeiten ſich verbirgt, in welches der Blick des geſchaffenen Geiſtes nicht einzudringen vermag.

So habe ich meinem heutigen Briefe, vielleicht mehr als mir gebührte, geſtammelt von dem, was die Schrift in den Worten ſagt: der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er geweſen iſt und der Geiſt zu Gott, der ihn gegeben hat. Und nur der Geiſt kann Deſſen, der ihn gab, und ſeiner Ewigkeit gedenken; er iſt für die Ewigkeit und für Gott gemacht, zu Dieſem führt ihn, wie die Erde zur Sonne, ein übermächtiger Zug hin, welcher ſelbſt dem Kometen nachgeht in die äußerſte, dem Dunkel zugewendete Ferne ſeiner Bahn, und daſelbſt ihn hält. Durch das Wort iſt der Menſch für das Wort bereitet; der Name des Vaters iſt auf ſeine Zunge gelegt, und wenn die leibliche Zunge zu Staub ward, nennt der Geiſt, wie er ſchon auf Erden in ſeiner verborgenen Tiefe dieſes geübt hat, den Namen Deſſen, welcher ſich nahe zu ihm that, ſo oft er ihn anrief. Ohne Aufhören wird Er ihm nahe ſein, da wo das ernſtliche Rufen aus der Tiefe nie verſtummt. Durch die Kraft des Namens, der über alle Namen iſt, hat er ſchon hienieden im Gebete Thaten einer werdenden Schöpfung gethan; die Macht des Namens ſelber wird an ihm, am Tage der Wiederbringung und Auferſtehung des Leibes, das Werk der neuen Schöpfung hinausführen und vollenden.

Der Vorhof der Heiden und Iſrael's Tempel.

1. Das Pfingſtwunder im Vorhofe.

Durch das Geſchäft der Engel, ſo ſagt die Schrift, hat Iſrael das Geſetz empfangen (Act. 7, 53; Hebr. 2, 2; Gal. 3, 19). Durch ein gleiches Geſchäft der Engel ſind auch dem Menſchengeſchlechte Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo wie alle die Gaben zu Theil geworden, welche ſein natürliches Weſen über das der vernunftloſen Thiere erheben *). Wenn auch vorzugsweiſe Iſrael, das erwählte Volk es war, in welchem der Herr ſelbſt ſeine Wohnung nahm, ſo offenbarte er ſich dennoch auch dem Heidenthum durch die Träger und Vermittler der Ideen: die Engel, deren zeitlicher und örtlicher Einfluß als ein herrſchender und anregender Geiſt der verſchiedenen Zeiten und Völker ſich kund gab, der dieſelben in einem geiſtigen Wachſein erhielt, bis dem ganzen Geſchlechte der Morgenſtern ſeiner Verheißungen aufging **). So waren die geiſtigen Anregungen zur Wiſſenſchaft und zu den Künſten ein vorbereitendes Werk der göttlichen Weisheit für die Erziehung des Menſchengeſchlechtes zu ſeinem hohen Berufe für Zeit und Ewigkeit.

---

*) M. v. m. Geſchichte der Seele 4. Aufl. II. S. 536, ſo wie andere Stellen jenes Buches über die Lehre von den Ideen und Engeln, z. B. in den Noten zum §. 4 u. a. m.

**) In weit eingehender Weiſe ſpricht ſich Martenſen über das Geſchäft der Engel an den Völkern aus. M. v. in ſeiner chriſtl. Dogmatik, namentlich den §. 68 „der Menſch und die Engel," ſo wie §. 119—124 „Das Heidenthum und das erwählte Volk."

Sie geleiteten daſſelbe ſchirmend durch das Dunkel der Nacht zu der anbrechenden Dämmerung, in welcher das ſehnende Verlangen nach dem Lichte zu jenem Maaße ſich ſteigerte, darinnen es ſeiner Erfüllung entgegengereift war. Denn wie Nägelsbach in großer Klarheit erwieſen hat: „Das iſt das Bedeutungsvollſte im Weſen des klaſſiſchen Alterthums, daß es in der Sehnſucht ſeines höchſten, religiöſen Bedürfniſſes ſo viel weiter vorgeſchritten iſt, als in dem wirklichen Beſitz des Erſehnten. Das, wornach die vorchriſtliche Menſchheit vergeblich ſuchte, konnte nicht aus menſchlichem Denken und Empfinden ihr gegeben werden, ſondern iſt ihr, da die Zeit erfüllet war, als reines Gnadengeſchenk geworden“ *). Dem Zuge des Geiſtes feindſelig, der nach oben, nach dem Lichte ging, hatten im Heidenthum die Kräfte des ſündlichen Fleiſches und die Gewalten der Finſterniß mächtig entgegengewirkt. Sie aber konnten die Gluth des ſehnlichen Verlangens nach dem ewigen Heil nicht dämpfen, mit welchem die Heiden, als ihre Zeit kam, ſelbſt dem erwählten Volke weit voraus eilten. Die im Verborgenen genährte Flamme brach hervor, zerſtörte das, was dem Zutritte des Lichtes von oben

---

*) Allerdings, ſo zeigt Nägelsbach, ſpricht die Religion des klaſſiſchen Alterthums von einer Gnade der Götter, aber dieſe iſt ungewiß; von einer Liebe derſelben, aber dieſe iſt parteilich, nicht allgemein; von einer Gebetserhörung, doch von keiner zuverläſſigen. Vor Allem aber erkennt daſſelbe keine Gottheit, welche abſolut und doch zugleich perſönlich iſt, denn die **Μοῖρα** iſt unperſönlich, die perſönliche Gottheit nicht abſolut. M. v. mit dieſen kurzen, ſchriftlich mitgetheilten Andeutungen darüber das tiefgründende Werk ſelber: Die nachhomeriſche Theologie des griechiſchen Volksglaubens bis auf Alexander, dargeſtellt von Dr. Nägelsbach. Nürnberg. Verlag von C. Geiger 1857.

hinderlich und feindlich war, und was ſie leben ließ von der Herrlichkeit des Heidenthums, das verklärte ſie zur Ehre des Herrn. Ein Pfingſtwunder im höheren Chore war über die alte Welt gekommen, an deſſen Thaten auch ſolche Werke der heidniſchen Kunſt uns erinnern, von denen wir hier reden wollen. —

Es iſt geſagt, daß alle Lande müſſen voll werden der Ehre des Herrn, der allein Wunder thut; Ihn ſollen loben alle leuchtende Sterne, alle Berge und Hügel.

Dort zu Cöln am Rhein hat eine gottgeheiligte Kunſt zum Bau des hehren Domes die Geſteine des „Drachenfelſens" herbeigeführt, daß ſie zeugen ſollten von der Ehre des Herrn, welcher dem Glauben unſerer Väter die Kraft gab zu ſolchem Werke. Die Felſen des Libanon und ſeine Cedern, das Gold aus Ophir und ſeine edlen Steine ſind verſammelt worden auf dem erwählten Berge, daß ſie, vereint zum Bau des Tempels, Jehovah's großen Namen und ſeine Ehre verkündigen möchten den Völkern. Denn der Sohn der Wittwe aus Naphthali's Stamme (1. Kön. 7 V. 13, 14) war angethan worden vom Geiſte des Herrn, daß er ſeine Kunſt, die am Gießen des Erzes, am Bau der Königshäuſer zum Dienſte der Augenluſt geübt und großgezogen war, herüberbrachte aus Tyrus nach der geliebten Stadt und Iſrael's Gott ſie heiligte. Und die Poſaunen, die Saiten, welche bei der Weihe des Tempels ertönen, zum Preiſe des großen Namens, ſind ſie nicht gekommen aus Jubal's erfindungsreichem Hauſe, von welchem ausgingen die Pfeifer und die Geiger (1. Moſ. 12 V. 21) zum Spiele bei den Luſtgelagen des Volkes? Wer hat denn dieſe herbeigerufen von dem Hochzeitsreigen und von den Tiſchen der Götzen in die Vorhöfe am Hauſe des

Herrn? wer hat ihren metallenen Hörnern den Ton der Poſaunen, ihren Saiten die Stimmung, ihrem Ohre die Tonweiſe der Pſalmen des Tempels gegeben? War das nicht der Geiſt ſelber, der in dem Tempel waltete?

Er hat noch größere Wunder gethan, dieſer Geiſt. Er hat nicht nur die Künſte aus Jubal's Hauſe herangezogen zu den Vorhöfen des Tempels, ſondern mit ſiegreicher Macht jenes Haus dem Dienſte der Welt entriſſen und zu ſeinem Tempel ſich geweiht.

Wie bedeutungsvoll ſind ſchon die erſten Thaten ſeiner ſiegenden Kraft! Die Königshallen der Heidenzeit ſind ein Ehrenſaal des Königes aller Könige geworden; die kunſtreichen Baſiliken des klaſſiſchen Alterthumes zu Kirchen der neuentſtandenen chriſtlichen Gemeinden.

Ein wohlberühmtes, durch die Thaten ſeiner Ahnen verherrlichtes Geſchlecht der deutſchen Ritter war das der *Dalberge*. Eine alte Sage, die ſeinen Stammbaum zierte, leitete dieſen hinan bis zu jenem Hauptmanne der deutſchen Legion, der als Zeuge des Todes Jeſu unter dem Kreuze ſtand. Mit größerer Sicherheit aber, als die iſt, welche für dieſe Sage bürgt, kann der Grundgedanke der Chriſtentempel, von denen ich hier rede, den uralten Adel ſeines Geſchlechtes bis zu jenen Zeiten hinanführen, in welchen der Geiſt der Völker dahingezogen wurde aus dem glänzenden Trug und Dienſt der Abgötter zu dem Kreuze des wahren, lebendigen, Menſch gewordenen Gottes. Er allein auch, dieſer lebendige Gott, konnte aus der zerſtäubenden Herrlichkeit einer untergehenden Heidenwelt ein Gefäß des neuen, unvergänglichen Lebens ſchaffen.

Den Namen einer Baſilika oder königlichen Halle gab man in den blühendſten Zeiten des römiſchen Weltreiches jenen Gebäuden, welche beſtimmt waren für die Pflege des

Rechtes und Gerichtes, ſo wie für den öffentlichen Verkehr des Volkes bei Verträgen, Käufen und Verkäufen. Solchen Gebäuden, zum Dienſte und Nutzen der Welt, hatte auch die Kunſt der alten Welt das Feierkleid all' ihrer Verſchönerungen angelegt; ſie waren ein Werk zur Ehre und Zierde der einzelnen Städte und Stadttheile, in deren Mitte ſie ſich erhoben.

Was aber hat ſich an dieſen Gebäuden zugetragen? Wie iſt das geſchehen, daß ſie gleich wie über Nacht, in einer Spanne der Menſchenzeit, darin der Knabe zum Manne reift, ſo durchaus andere geworden ſind, als ſie vorhin geweſen? Ein damals lebender Greis, welcher etwa in einer entfernten Provinz des Reiches bei dem Heere gedient hat, kehrt nach einer Abweſenheit von wenig Jahren zurück in ſeine weltbeherrſchende Vaterſtadt Rom. Er hat da, in den Baſiliken, ſchon als Jüngling die kunſtreichen Redner ſeines Volkes gehört, iſt als Mann ſelber im Kreiſe der Berathenden geſeſſen; die Thüren ſtehen offen; er tritt hinein in eine dieſer Hallen des vormals ſo lauten, öffentlichen Verkehres. Die Räume ſind, nicht minder als ſonſt, von einer theilnehmenden Menge gefüllt. Aber wer ſind die, welche dort in dem kleinen Halbkreiſe des Gebäudes, darin vormals die Richter ſaßen, das Wort führen? und wer ſind die Verſammelten in dem größeren Raume der länglich runden Halle, welche das Wort, das Jene ſprechen, mit ſo ernſtem, tiefen Schweigen vernehmen? Sind das nicht die ehehin ſo bedrängten, aus dem Schutze des öffentlichen Geſetzes, aus dem Verbande der geehrteren Bürger ausgeſtoßenen Chriſten? Wie iſt denn ihre kleine Schaar nun auf einmal zu einer ſolchen Menge geworden, und wie durften ſie es wagen, dieſe Hallen für ſich einzunehmen, in deren Säulengänge ſonſt jeder etwa vorübergehende

Chriſt durch das geöffnete Thor nur mit Furcht und Entſetzen hineinblickte? Denn war es nicht hier, wo man über die mit Gewalt herbeigeſchleppten Chriſten Strafen an Gut und Leben, Martern und Tod ausſprach nach römiſchem Geſetze und nach dem Gebote der Herrſcher? Und ſiehe, nun ſteht an der Stätte der richterlichen Sitze ein dem Glauben der Chriſten geweihter Altar; da ſind Prieſter, welche dem Volke der Ihrigen, das vorhin nur Verdammung und Strafe aus dem Munde der Richter, Schmähungen von der feindſeligen Menge vernahm, Gnade verkünden und Frieden. Da, wo ſonſt Verträge und Bündniſſe geſchloſſen wurden zwiſchen dem einen Bürger des Volkes und dem anderen; Bündniſſe und Handelsverträge, die oft bald wieder gereueten und wieder ſich auflöſten, weiß man jetzt nur von einem Bündniſſe und einem Kaufvertrage, den das ganze Volk wie ein einziger Mann abſchließt mit Dem, welcher es erkauft hat zum Eigenthum, erworben durch ſein Blut. Ein Bündniß, das niemals gereut, ein Kauf, der immer im gleichem Werthe bleibt; denn wie das Obdach, darunter die Schaar dieſer Erkauften ſich verſammelt auf ſeinen Säulen, dieſe auf ihrem ſteinernen Grunde ruhen, ſo noch vielmehr ſteht der Bund der Gemeinde feſt auf dem Grunde einer Liebe, die niemals aufhört.

Hehre Denkmale dieſes wundervollen Sieges des Chriſtenglaubens blieben die zu Tempeln der Andacht gewordenen Baſiliken auch dem nachlebenden Geſchlechte; die Kirchen der Chriſten wurden Jahrhunderte lang in der Form der alten, römiſchen Königshallen erbaut. Die Völker des klaſſiſchen Alterthums haben mit Recht den Untergang des Tempels der Diana zu Epheſus beklagt; heute noch beweint Iſrael die Zerſtörung ſeines heiligen Tempels. Auch die Chriſtenheit hat die Vernichtung eines Tempelgebäudes zu betrauern, welches, durch die Andacht von vierzehn Jahrhunderten geheiligt, als das älteſte, erhaben ſchönſte Erinnerungszeichen daſtand an den Sieg des Kreuzes über das Heidenthum. Dieſes war die Baſilika von St. Paul zu Rom, welche, von Valentinian II. und von Theodoſius, dem Helden des Chriſtenglaubens, gegen Ende des vierten Jahrhunderts erbaut, bis nahe an unſere Zeit in uralter Herrlichkeit ſich erhielt *). Noch leben viele Zeugen dieſer Herrlichkeit in allen Ländern, darin man Chriſtum bekennt, welche die Erinnerung daran treu in der Seele tragen. Das Menſchenauge ſieht ſich freilich niemals ſatt und ein neuer Eindruck auf die Sinne löſcht öfters den vorhergegangenen aus; der Eindruck aber, den die Baſilika von St. Paul hinterließ, ſteht unverlöſchbar feſt.

Was iſt es, das dem Gedankenbilde dieſer altehrwürdigen Kirche, gleichwie dem über ſeiner Aſche ſchwebenden Phönix, ein ſolches Fortleben über den Trümmern gibt? Hat doch Rom der prachtvollſten Kirchen ſo viele, warum kann man den Untergang dieſer einen niemals vergeſſen? War es etwa der mächtige Raum, über welchen die fünf Schiffe der Baſilika ſich hinüberzogen, war es das koſtbare Sparrwerk von ächtem, unverweslichem Cedernholze, waren es die vielbewunderten, ehernen Thüren, die Moſaiken, marmornen Bildwerke und Gemälde aus der Hand der großen Meiſter, welche dieſer Urahnmutter der Kirchengebäude ihren unvergänglichen Reiz gaben? Beherrſcht doch die um 12 Jahrhunderte jüngere Kirche von St. Peter im Vatikan einen doppelt ſo großen Raum und die Kunſt hat an ihr, ſo wie in ihr, noch viel größere Thaten gethan, als vormals an der Baſilika von St. Paul. Wer auch nur einmal in jener zur feſtlichen Zeit die Hymnen und Ton-

---

*) Sie wurde 1823 am 15. Juni ein Raub der Flammen.

weiſen des Baſſans hörte, dem tönen ſie Jahre lang im Ohre nach.

Es gibt aber einen anderen, Harmonieen vernehmenden und bewahrenden Sinn als das äußere Ohr, einen Sinn in unſerem Inneren. Ein Pilger, dem dieſer innere Sinn geöffnet war, trat hinein in die Säulengänge von St. Paul. Kein Ton der Orgel, kein Laut der Menſchenſtimme wurde gehört. Dennoch erwachten in dem Wanderer, während er ſtill an den hin und wieder Betenden neben den Säulengängen dahinging, die Töne, die Worte eines Geſanges der Kirche, der von gleichem Alter iſt, als die Baſilika von St. Paul war: ſein Inneres vernahm die Harmonieen des Ambroſianiſchen Lobgeſanges.

Wir kennen die Sage von dem Urſprunge dieſes hohen Liedes der Chriſtenheit, welches voll iſt von Kräften der Ewigkeit; eine Sage, deren Werth wenigſtens ein hochpoetiſcher, wenn auch nicht unbeſtreitbar hiſtoriſcher iſt. Als dort, im Dome zu Mailand, Ambroſius der heilige Biſchof, dem Jüngſten der Väter der Kirche, dem heiligen Auguſtinus die Weihe der Taufe gab, da gieng der Geiſt aus Gott über beide, den Taufenden wie den Getauften. Und Ambroſius hub an den Geſang des „Herr Gott dich loben wir“ und Auguſtinus gab den Reſponſorien, in welchem das Chor der unſichtbaren, wie der ſichtbaren Kirche die Erhebung des prieſterlichen Geiſtes begleitet, den Laut der Worte: „Herr Gott wir danken dir.“ In ſolcher Weiſe, ſo berichtet die fromme Sage, iſt das ganze Lied des Te Deum laudamus ein Wechſelgeſang der beiden gottbegeiſterten Männer geweſen und ſein Name, als Ambroſianiſcher Lobgeſang, deutet auf jenen Urſprung hin.

Die Baſilika von St. Paul in Rom iſt in ihrer majeſtätiſchen Geſtalt durch die Weihe, die ihr die Andacht von vierzehn Jahrhunderten gegeben, ein Te Deum geweſen, daß die bildende Kunſt für die inneren Sinne des geiſtig lebenden Menſchen bereitet hatte. In dem Geiſte der Andacht liegt eine fortzeugende Macht, welche die Anregung des Lebens von einer Menſchenſeele an die andere überträgt. Kann doch ſelbſt der Leib des Menſchen die ausſtrömende Kraft ſeiner Nerven dem in der Flaſche verſchloſſenen Waſſer mittheilen, ſo daß jene Kraft an den reizbaren Nerven eines anderen Menſchenlebens ſich fühlbar macht. Wie ſollte nicht vielmehr der Geiſt des Menſchen in ein Werk, das ſein Gedanke ſichtbar dahingeſtellt, die Kraft dieſes Gedankens hineinlegen können, ſo daß der Geiſt auch andere Menſchen ihn erfaßte und der Gewalten der einen Stimme in wunderbarer Weiſe den Übergang anderer Stimmen der Geiſter aufweckte, welcher von einem Geſchlechte der Menſchen zum anderen ſich vernimmt*)? Wie aber? hat denn die fortzeugende Kraft des Geiſtes der Andacht, welcher in den Hallen von St. Paul das Gemüth bewegte, zugleich mit dem verzehrten Gebäude der [illegible] ihr Verderben in den Flammen gefunden?

Daß dieſes nicht ſo ſei, daß aber ein Kunſtwerk entſtand, welches als das geſtaltenreichſte und ſchönſte ſeiner Art in unſerer Stadt (München) ſteht. Ein geiſtiger Pilgrim, der in St. Paul's Kirche die Harmonien und Gedanken des Te Deum vernahm, und im Herzen ſie bewahrte, hat uns hier eine Kirche erbaut, in welcher die bildende Kunſt mit der Andacht der Menſchenſeelen zugleich den [illegible] anſtimmt und in die weiteſten Kreiſen ihn ſchimmern läßt.

---

*) [illegible]

2. Erinnerungen an Dr. Johann Friedrich von Roth, geweſenen Präſidenten des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums und Staatsrath in München.

Gleich dem Regenbogen, welcher als ein Siegeszeichen des göttlichen Erbarmens über den richtenden Ernſt der Erde und ihrer Bewohner, das Ende der verheerenden Fluth verkündete, ſtehen die älteſten Chriſtenkirchen in der Form der Baſiliken da, von denen das vorſtehende Kapitel gehandelt hat. Sind ſie es nicht, an denen wir vor Augen ſehen die Erfüllung des Spruches: „betet ihn an alle Götter" (Pſ. 97 V. 7), ſo wie der gleichlautenden Verheißung: daß „Ihn, den Erſtgebornen, anbeten ſollen alle Engel Gottes" (Hebr. 1, V. 6). Ja, die Herrlichkeit des Heidenthums: das Werk jener Engel, welche die Völker für Kunſt und Wiſſenſchaft erweckten und erzogen, ward hereingebracht in den Tempel des Herrn, als die Königshallen die Weihe der Chriſtenkirche empfingen. Wen ſollte der Anblick derſelben nicht freuen, der nicht minder eine Luſt des denkenden Geiſtes iſt, als der leiblichen Augen. Scheint uns doch das Licht der Sonne der Gerechtigkeit, wenn es aufgeht über den Hügeln und Auen, welche der Fleiß des Menſchen zu einem Garten Gottes geſchaffen hat, nicht lieblicher noch als auf Edom's zerklüfteten Felſen, und in welcher Tonweiſe vermöchte das Lob der Hirten herrlicher zu lauten, als in jener, welche die Chöre der Engel und Morgenſterne (Hiob 38, V. 7) ihrem Gott und Schöpfer ſangen?

Bei der großen Wiederbringung am Tage der Auferſtehung wird der Menſch in verklärter Weiſe Das ganz ſein, was er im vollendeten Grundriſſe ſeines jetzigen leiblichen Daſeins war und was er zu werden begann durch den Geiſt. Der Werke keines, das er in Gottes Kraft gethan, wird ihm verloren ſein, ſie werden alle ihm folgen in die Ewigkeit. So wird auch dem ganzen Geſchlechte des Menſchen auf Erden in den Zeiten ſeines ihm ſchon hienieden verheißenen Gottesreiches das volle Erbtheil all' der Kräfte und ihrer Werke zufallen, deren Samen von ehedem auf den Boden ſeiner Geſchichte fielen und aus dieſem hervorwuchſen zur Blüthe und Frucht. Nicht nur die Herrlichkeit der Kunſt, ſondern nicht minder die der Wiſſenſchaft: die Herrlichkeit des Menſchenwortes, ſoll hereingebracht werden in die Scheuern der geweihten Ernte, geweiht werden zum Dienſte des Herrn.

Was in ſeiner weiteren Erfüllung an dem ganzen Geſchlechte geſchehen ſoll, das zeigt ſich uns ſchon in vorlaufender Weiſe an einzelnen reichbegabten Menſchen, welche aus dem Vorhofe des Wiſſens, für den Tempel der ewigen Weisheit erzogen, in dieſen eingegangen ſind. Im Gebiete des Geiſtigen ſtellen ſie daſſelbe dar, was die Baſiliken: die Königshallen, durch ihre Weihe zu Himmelstempeln für die leiblichen Sinne geworden ſind. Nicht nur gleich Hallen der Könige, ſondern gleich den Königen ſelber erſcheinen ſie, welche die Güter, die ſie in den Ländern und aus den Tiefen der Erde und ihrer vorangegangenen Zeiten gewonnen haben, hereintragen in die Stadt Gottes. Ich habe in meinem Leben einige ſolcher Baſiliken der geiſtigen Art geſehen, eine aber von dieſen ſteht mir in ihrer heben Vollendung wie die vorhin beſchriebene aus Stein erbaute, zunächſt vor Augen. Ich gebe ihr Bild in ſchwachem Umriſſe, wie ich es von dieſer gethan.

Der Mann, von welchem ich hier reden will, iſt mir von Gott zu einem Freunde und Erzieher gegeben worden, desgleichen mir, außer meinem leiblichen Vater, kaum ein anderer Menſch auf Erden geworden iſt. Ich habe deshalb immer, ſo lange ich mit ihm zuſammenlebte, obgleich er nur wenige Monate älter war als ich, mit einem Gefühle zu ihm aufgeſehen, wie ein erkenntlicher Sohn zu einem treumeinenden Vater. Sein Haus iſt es geweſen, das ich in meiner Selbſtbiographie Bd. III S. 711 als das ſtille Haus draußen vor dem Thore bezeichnete, darin ich oft Schatten und Schutz gefunden, und deſſen Familiengeiſt ich in einem meiner erſten Briefe aus München (vom Auguſt 1827) näher beſchrieben habe (S. 699, ſo wie 715). Es war der Geiſt einer Liebe, welche langmüthig iſt und freundlich, weil ſie nur das Gute will und das Beſte hoffet; einer Liebe, welche nicht das Ihre ſuchet, nicht Muthwillen treibet, denn ſie ſelber ſtehet unter ernſter Zucht. Auf dieſem Hauſe, auf all' ſeinen Gewohnheiten und Sitten ruhete eine altväterliche Würde, deren wahre Bedeutung und Sinn den meiſten ſogenannt Gebildeten unſerer Tage eben ſo unverſtändlich waren, als ihnen Pindar's Geſänge in ihrer würdevollen Urſprache dieſes ſein möchten.

„Es iſt ein köſtlich Ding, daß das Herz feſte werde, welches geſchieht durch Gnade" (Ebr. 9 V. 13). Dieſen Spruch, ſo weit ich mich erinnere, habe ich oft aus dem Munde meines Freundes gehört, denn es war einer ſeiner Lieblingsſprüche, deſſen Inhalt man durch die That in ſeinem ganzen Wandel ausgeprägt ſehen konnte. Er wußte, was er wollte und ſollte; ein ſicheres Geſetz, zu thun das Rechte, war ihm in ſein Herz gegraben und in ſeinen Sinn geſchrieben; es war ihm ein treuer Ernſt, von dieſem Geſetze nicht zu weichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Mochte dieſer Sinn Vielen, welche nicht auf feſtem Grunde ſtanden, als ein unbeugſam eiſerner erſcheinen; er hat ſich immer als ein wohlbegründeter erwieſen; er iſt, wenn Andere von dem Winde der Meinungen und Menſchenfurcht nach allen Seiten hin abgelenkt wurden, auf dem geraden Wege zum rechten Ziele geblieben und hat dieſes erreicht. Vielleicht vor allen anderen Menſchen, welche ich näher kennen lernte, ſchien mir dieſer dem Maaße der Vollkommenheit eines Mannes am nächſten zu kommen, welches in ſeiner ſchwerlich erreichbaren Höhe der Apoſtel beſchreibt (Jac. 3 V. 2).

Steht nicht ein Berg oder Fels durch die Größe und das Gewicht ſeiner Maſſe ſo unverrückbar feſt, während der vereinzelte Stein vom Waſſer fortgeführt, das Sandkorn vom Winde verſtäubt wird? In meinem Freunde war eine mächtige Maſſe des Wiſſens und der Erkenntniß vereint mit ſeltenen Kräften zum Thun und Handeln. In der Welt konnte er als ein Reicher an Geiſt daſtehen. Vor jenem Auge, welches der Menſchen verborgenes Inneres ſieht und prüft, ſo wie vor dem Urtheile ſeines eigenen, aufrichtigen Gemüthes war er dieſes nicht. Der Welt, welcher er ſich nicht gleichſtellen konnte, vor Allem aber den Hoffärtigen, Aufgeblähten gegenüber erſchien er im Gewande des Selbſtgefühles ſeiner ihm verliehenen, überlegenen Kraft, ſo wie ſeines ernſten, guten Willens wie ein Stolzer; die aber, welche ſein Herz erkannten, ſo wie er das ihrige, am meiſten die Blöden, die Schwachen, die aller Nachſicht Bedürftigen, dieſes bezeugt meine eigene Erfahrung, kannten ihn in ſeinem rechten, inneren „Hausanzuge“ (Col. 3, 12) des herzlichen Erbarmens, der Demuth, Sanftmuth und Geduld. Darin ließ er ſich als Gatte, als Vater, unter den nächſten Genoſſen ſeines Herzens und Hauſes, ſo wie unter ſeinen vertrauteren Freunden ſehen, denen er am meiſten auch dadurch ſeine treue Liebe erwies, daß er ihnen ihre Verirrungen und Unarten in Wort und That nicht nachſah, ſondern wie ein Wegkundiger den irre Gehenden wohlwollend ſie darüber zurecht wies. Er, in deſſen Hauſe man ſelten oder niemals Urtheile über Abweſende und ſolche, die draußen ſind, hörte, hielt über ſein eigenes Reden und Thun ein wachſam ernſtes Urtheil, und ſuchte auch alle die befreundet Seinigen zu einem Maaße der Vollkommenheit zu fördern, welchem er ſelber nachſtrebte. In einer Liebe, die ſich niemals erbittern läßt und darum auch niemals erbittert, übte er das Werk der Beſſerung und Erziehung an ſeinen Freunden. Er hat dieſes ſeinem Herrn gethan, vor deſſen Angeſicht er wandelte; Dieſer wird es ihm lohnen!

Ich gebe hier nachſtehend nur einige Züge aus der Geſchichte des äußeren Lebens meines Freundes, dann aus der ſeines inneren Lebens nach ſeinem hochſtrebenden Durchgange durch den Vorhof der Heiden und die Schule ſeiner Weisheit, zu der inneren Friedensſtätte des Tempels. Die kleine meiſterhafte Schrift, mit welcher ſein Bruder, der Studienrath Dr. Carl Friedrich Roth, die jüngſte Verſammlung der deutſchen Philologen in Stuttgart eröffnete, läßt uns in Joh. Fr. v. Roth den in der Schule des großen Alterthums klaſſiſch gebildeten Meiſter des Wiſſens erkennen: eine geiſtige Baſilika in ihrer ganzen Herrlichkeit; einige weitere Züge mögen dieſen Meiſter der Gelehrſamkeit als einen gelehrigen Jünger in der Zucht der Gnade und des Chriſtenglaubens vor Augen ſtellen.

Carl Johann Friedrich v. Roth war geboren zu Vaihingen an der Enz, wo ſein Vater damals als Präceptor an der lateiniſchen Schule lebte. „Ein Jeglicher, der da kämpfet“, ſo ſagt der Apoſtel bei ſeinem Vergleiche der Kämpfe des Geiſtes mit denen der Wettläufer in den Schranken, „enthält ſich alles Dinges, jene zwar, daß ſie eine vergängliche Krone empfangen, wir aber eine unvergängliche.“ Dieſes Enthalten von Allem, was den Sieg des Geiſtes über das Fleiſch erſchwert und verhindert, wird den Kämpfern um den unvergänglichen Siegespreis öfters ſchon von früher Jugend an durch ihre äußere Lebensführung erleichtert. In dem Elternhauſe Fr. v. Roth's herrſchte jene leibliche Armuth, die, in ihrem Gott vergnügt, eine Erzieherin werden kann für die geiſtige Armuth, welche der Mund der Wahrheit als eine ſelige preist. Das ſpärliche Brod, welches die Lehrerſtelle in Vaihingen eintrug, ſo wie das ſehr mäßige Einkommen der Lehrerſtelle am Gymnaſium zu Stuttgart, an welche der Vater befördert ward, theilten mit dem zuerſt geborenen Sohne Friedrich bald nachher noch ſechs Geſchwiſter und mehrere hülfsbedürftige Verwandtinnen beider Eltern. Dieſe aber konnten am Schluſſe jedes einzelnen Jahres, ſo wie des Lebens ſelber auf die Frage: „habt ihr auch jemals Mangel gelitten?“ immer nur freudig antworten: niemals keinen. Dem kindlich gläubigen Gemüthe des ſeltenen Elternpaares war die äußere Dürftigkeit keine niederdrückende Bürde, ſondern eine fortwährende Uebung jener Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt; wie dem Vater ein reiches Maaß der Geſchicklichkeit und Treue für ſeinen Beruf als Lehrer, ſo war der Mutter ein gleiches zu dem

Werke eines klüglich geordneten Haushaltes und der Vorſorge für die Ihrigen verliehen. Bei der Erziehung ihrer Kinder gedachten beide des Wahlſpruches: daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang und alles Wohlergehens Grundlage ſei; die Arbeit des Tages ward in dieſem Hauſe mit Gebet begonnen und mit Gebet geendet; die Welt der Erkenntniſſe, in welche man die Seelen der Kinder zunächſt einführte, das war jene reiche, große, die uns das Wort der Offenbarung aufſchließt.

Mit der Wachſamkeit über die augenfälligen Sitten ſeiner Kinder verband der ernſte Vater eine andere: das war die Wachſamkeit über das geſprochene Wort derſelben. Er pflegte darauf zu halten, daß Alles, was man ſprach, nicht nur, und zwar dieſes vor Allem, der Wahrheit gemäß, ſondern auch recht geſagt würde, und ein unnützes kindiſches Geſchwätz wagte es kaum, in ſeiner Gegenwart laut zu werden.

Neben dieſem unmittelbaren perſönlichen Einfluſſe lag dem ehrenwerthen Vater die Anwendung noch eines anderen kräftigen Hülfsmittels nahe, durch welches in der empfänglichen Jugend die Gabe der Rede geweckt, in dem reiferen Alter aber geſtärkt und genährt wird. Jene Gabe, die allein den Menſchen vom Thiere und nach ihrem höheren oder niederen Maaße den geiſtig vollendeteren Mann von der unreifen Menge unterſcheidet. Ein ſolches Hilfsmittel iſt der unausgeſetzte Verkehr und Umgang mit den vollendetſten Muſtern der Rede, die uns in den ſchriftlichen Denkmalen der geiſtigen Heroen unſeres Geſchlechtes jederzeit zugänglich ſind. Fr. v. Roth hatte die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift als dem erſten und beſten aller Bücher und die Liebe zu den Werken des klaſſiſchen Alterthums bereits als ein Erbgut aus dem väterlichen Hauſe mit ſich genommen und obgleich der erſtere, köſtlichſte Theil dieſes Erbgutes für einige Zeit in ſeinem Inneren tief verborgen und wie vergraben lag, während der andere ſchon zu einem Vermögen von augenfälligem Glanze und Umfange ſich geſteigert hatte, iſt der gereiftere Mann dennoch bald zum vollen Beſitze und kräftigen Gebrauche jener beiden größten Gaben des Menſchengeiſtes gelangt. Bei den alten Meiſtern des klaſſiſchen Alterthums erlernt man die Kunſt, in rechter und würdiger Weiſe mit den Menſchen zu ſprechen; die heilige Schrift, deren Offenbarungen älter ſind als alle Werke der Menſchen, lehrt uns, in kindlichem Vertrauen und ſtarker Kraft des Glaubens mit Gott zu reden. Dieſe beiden Bildungsmittel für den rechten Gebrauch des Wortes waren dem ſeltenen Manne ſchon frühe nahe gelegt worden und ſie haben ſich an ihm, im ſpäteren Verlaufe des Lebens, in voller Kraft erwieſen.

Schon in ſeinem achtzehnten Jahre entließ man den reichbegabten Jüngling von dem Gymnaſium zu Stuttgart mit ehrender Anerkennung an die Univerſität Tübingen. Sein aufſtrebender Geiſt ward hier an einen Scheideweg geführt, deſſen Gefahren, die zur Linken lagen, er in ihrer ganzen Größe in's Auge faſſen, in ihrer ganzen Tiefe kennen lernen ſollte, damit „ſein Herz feſte", ſein Urtheil ſicher werde für die Kämpfe und entſcheidenden Thaten ſeines ſpäteren Lebens. Neben den Sprachen und Schriften des klaſſiſchen Alterthums hatte er auch der franzöſiſchen Sprache und den geprieſenſten Werken ihrer Schriftſteller mit beſonderer Neigung ſich zugewendet. Er hatte die Werke von Montesquieu mit hoher Achtung, zugleich aber auch die von Voltaire mit Bewunderung, vor allen aber die von Rouſſeau mit jugendlich begeiſterter Hingebung geleſen. Der Geiſt der franzöſiſchen Revolution mit ſeinen anfangs beſſer ſcheinenden, bald aber in verderbliche Gährung gerathenen Elementen hatte damals nicht nur die von dem Neuen entzündliche Jugend, ſondern ſelbſt Männer von gereifterer Erfahrung ergriffen. Fr. Roth erfuhr die anſteckende Kraft der geiſtigen, über die Völker von Europa ergehende Seuche in einem, ſeiner großen Empfänglichkeit entſprechenden Maaße. „Die Bilder politiſcher Verſunkenheit, die er bei Tacitus gefunden, verwuchſen in ſeiner Phantaſie mit den Vorſtellungen von einer unabwendbar gewordenen Umkehr der Religion und der geſellſchaftlichen Ordnung*), welche ihm angebahnt ſchienen durch die geiſtigen Väter der franzöſiſchen Revolution.“ Tief bekümmert ſah der treue, ernſte Vater ſeinen Sohn in der Gefahr, dem feſten göttlichen Grunde des inneren wie äußeren Friedens entriſſen zu werden; aber ein goldener Faden der Liebe zur Wahrheit und einer unabläſſig ihm nachgehenden Zucht von oben konnte durch das irrende Streben nur gedehnt, nicht zerriſſen werden. Die Belehrung auch des beredteſten Menſchenmundes hätte den in ſeinem Selbſtgefühle ſtarken Geiſt des Jünglinges nicht hindern können, den Weg der Gefahren zur Linken zu betreten, dieſes mußte durch die Thaten einer ihn rettenden Macht, in den Führungen ſeines Lebens geſchehen.

Einer der beſten akademiſchen Lehrer der damaligen Zeit, der Profeſſor der Rechte Malblank in Tübingen, erkannte die ſeltenen Gaben und den ſittlichen Ernſt des Jünglinges; er gewann dieſen ſo lieb, daß er mit väterlicher Milde ſeiner äußeren Dürftigkeit zu Hilfe kam und durch weiſen Rath ſeine Studien leitete. Im Mai des Jahres 1801 erhielt Fr. Roth den Doktorgrad. Er hatte der Rechtswiſſenſchaft und mit dieſer zugleich in beſonderer Liebe dem Studium der Geſchichte ſich gewidmet.

---

*) Dr. Carl Friedrich Roth in den vorhin erwähnten Erinnerungen an ſeinen Bruder S. 4.

Jeder, der den zweiundzwanzigjährigen Jüngling näher kannte, und er ſelber vielleicht nicht am wenigſten, hielt ein öffentliches Lehramt, und zwar zunächſt jenes der Geſchichte, für ſeinen beſtimmten Beruf. Freilich lag ihm dieſes Ziel noch nicht ganz nahe, aber es ſchien für ſein reiferes Alter ein ſicher erreichbares. Doch es ſind andere Gedanken, als die der Menſchen, es iſt ein anderer Rath als der ihrige, welcher ihre Schickſale leitet und ſie führt, wohin Er will, nicht, wohin ſie wollen. Sein väterlicher Freund, Profeſſor Malblank, war von dem großen Rathe der damaligen freien Reichsſtadt Nürnberg aufgefordert worden, für die daſelbſt erledigte Stelle eines bürgerlichen Conſulenten einen tauglichen Mann in Vorſchlag zu bringen. Es kam dieſe Aufforderung gerade in den Tagen, in welchen Fr. Roth zum Doktor der Rechte promovirt worden war. Derſelbe hatte bei dieſer Gelegenheit eine ſolche Fülle von Kenntniſſen, eine ſolche Klarheit und Sicherheit im Ausdrucke und Urtheile kund gegeben, daß Malblank keinen Augenblick darüber in Ungewißheit blieb, daß der Ruf nach Nürnberg ſeinem jungen Freunde gelte*). Auch dieſer ergab ſeinen Willen in den Rath des väterlich geſinnten Mannes, der ihn als einen, zwar den Jahren nach jungen, der geiſtigen Reife und Tüchtigkeit nach aber vollkommen geeigneten Rechtskundigen ſeinen Freunden in Nürnberg mit Zuverſicht und Wärme empfahl.

---

*) Die Abhandlung de re Romanorum municipali, welche Roth bei ſeiner Promotion veröffentlichte, wurde von Männern, wie Heeren, Johann von Müller, Eichhorn mit anerkennendem Beifalle aufgenommen.

Malblank's Urtheil war von entſcheidendem Einfluſſe auf die Vereinigung der vorhin getheilten Stimmen des großen Rathes; Fr. v. Roth erhielt den Ruf nach Nürnberg und folgte dieſem. Nicht das Amt ſelber, deſſen Geſchäftskreis durch die althergebrachten, reichsſtädtiſchen Formeln in zwar beſchwerlicher, zugleich aber leicht begreiflicher Weiſe verzeichnet war, ſondern die Zeit, in welcher er dasſelbe antrat, war von ſolcher Art, daß nur ein Mann von ſeiner Kraft und vielſeitigen Geſchicklichkeit der Aufgabe gewachſen ſein konnte. Seine Anſtellung als Rechtskonſulent fiel in die ſchweren Jahre, welche der Bayeriſchen Beſitznahme der alten Reichsſtadt vorangingen. Dieſe, in ihren inneren Hilfsmitteln mehr denn jemals erſchöpft, war den beſtändigen Anforderungen der deutſchen und franzöſiſchen Heere faſt unterlegen und kämpfte jetzt nur noch mit höchſter Anſtrengung aller ihrer Kräfte um den letzten Schein ihrer Selbſtſtändigkeit. Zunächſt galten die Dienſte des jugendlichen Conſulenten der Wiederherſtellung der zerrütteten Gemeindeordnung und der vielfach gefährdeten Rechte der Bürgerſchaft, deren Vertreter er ſein ſollte. In kurzer Zeit hatte er ſich das Vertrauen derſelben durch ſeinen Eifer und ſeine unerſchütterliche Rechtlichkeit in einem ſehr hohen Maaße erworben. Schon im zweiten Jahre nach ſeiner Anſtellung gab ſich ihm das allgemeine Vertrauen ſeiner Mitbürger in einer ſehr ehrenden Weiſe zu erkennen. Man hatte es für nothwendig erachtet, einen Abgeordneten nach Paris zu ſenden, um die ſchon damals für das Schickſal von ganz Deutſchland ſo hoch bedeutende franzöſiſche Macht zu Gunſten der alten Rechte der freien Reichsſtadt zu ſtimmen. Ungeachtet ſeiner dringenden Gegenvorſtellungen wurde Fr. Roth für dieſen ſchwierigen Poſten beſtimmt. Länger als ein Jahr blieb er in Paris, das ihm eine Hochſchule der Weltkenntniß nach größtem Maßſtabe wurde und zugleich eine Gelegenheit darbot, durch Erfahrung und eigenen Augenſchein Das zu prüfen und zu berichtigen, worin ſein Urtheil unſicher oder im Irrthum geweſen. Seine Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen Gouvernement waren von unerwartet günſtigem Erfolge. Denn was vielleicht in den Augen der diplomatiſchen Geſchäftsmänner der großen Nation der Sache ſelber an innerer Bedeutung und Gewicht abgehen mochte, das erſetzte der junge Abgeordnete durch den Ernſt, womit er ſeine Angelegenheit betrieb und durch das Gewicht ſeiner im rechten Maaße gehaltenen Worte. Zugleich mit jenen Begünſtigungen, welche man ihm gewährte, hatte er ſich die Achtung der einflußreichen Männer erworben, mit denen ihn ſein Geſchäft in nähere Berührung brachte.

In mehreren Belobungsſchreiben hatten die ſtädtiſchen Behörden von Nürnberg ihrem Abgeordneten die dankbare Anerkennung ſeiner Verdienſte um ihre Stadt ausgeſprochen; einen weiteren Beweis ihres Vertrauens gaben ſie ihm durch ſeine Sendung an die Höfe von Berlin und Wien, mit denen er in ähnliche Unterhandlungen zu Gunſten der reichsſtädtiſchen Selbſtſtändigkeit treten ſollte, als mit der franzöſiſchen Regierung. In jenen beiden deutſchen Hauptſtädten ſchloß er Verbindungen mit verwandten Geiſtern, davon die Folgen für ihn dauernder waren, als die ſeiner, wenn auch wohlgelungenen diplomatiſchen Unterhandlungen. Denn in demſelben Jahre (1806), in welchem er von Wien zurückkehrte, wurde dem peinlich unhaltbaren Beſtande der reichsſtädtiſchen Verfaſſung durch die bayeriſche Beſitznahme ein Ende gemacht.

Die neue Regierung bedurfte gerade hierbei ſolcher

Männer am meiſten, die, mit den früheren Verhältniſſen wohlbekannt, dennoch vorurtheilsfrei die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung derſelben erkannten, und welche, von dem vollen Vertrauen ihrer Mitbürger begünſtigt, kräftig und gewandt genug waren, die alte Ordnung der Dinge, ſo wie die Zeit es forderte, zu geſtalten. Dieſe Gaben fanden ſich in Roth vereint. Er wurde nicht nur in ſeiner Wirkſamkeit als Aſſeſſor der Rentkammer beſtätigt, ſondern erhielt auch bald hernach die Stelle eines Finanzrathes des Pegnitzkreiſes. Seine alte, treue Geſinnung für das Wohl der Stadt, die ihn ſchon als Jüngling in ihre Mitte gerufen, war auch in ſeiner neuen Stellung unverändert dieſelbe geblieben; ſo weit ſeine Kräfte reichten, ſuchte er das weſentlich Gute und Löbliche in der Sitte und in dem Rechte des früheren Zuſtandes zu ſchützen und zu erhalten und den nothwendigen Verbeſſerungen in *möglichſt ſchonender* Weiſe Eingang zu verſchaffen.

Aus der Stadt ſelber, deren Beſtes ihm ſo innig am Herzen lag, ſollte ihm ein Lohn kommen, den keine andere Stadt der Erde ihm zu gewähren vermocht hätte. In Nürnberg war ein Haus, das jeder Einheimiſche, jeder Fremde, der ſeinem Kreiſe ſich genaht hatte, mit Achtung und Liebe nannte: das Haus des Marktvorſtehers und nachmaligen Landtagsdeputirten *Paul Wolfgang Merkel*. Seit länger als einem Jahrhunderte hatte ſich in der Familie dieſes ehrenhaften Mannes die Furcht Gottes und der Ruhm eines unbefleckten Namens, zugleich mit dem redlich erworbenen äußeren Wohlſtande, von Geſchlecht auf Geſchlecht fortgeerbt. Es herrſchte da die edelſte Einfachheit der deutſchen bürgerlichen Sitte; nicht durch augenfälligen Glanz, nicht durch eitles Prunken mit der mehr als gewöhnlichen Bildung, ſondern durch That und Kraft gab ſich der äußere wie innere Reichthum aller Glieder der glücklichen Familie kund. In dem gaſtlichen Hauſe des Marktvorſtehers Merkel fanden ſich öfters am Abende die geiſtreichſten und edelſten Männer der Stadt zuſammen; jeder Fremde, der für dieſen Kreis ſich eignete, war dem Hausvater willkommen. Roth, welchen ſein amtlicher Beruf in nähere Beziehung zu Merkel, dem einſichtsvollen Vorſteher des Handelsſtandes, ſetzte, fühlte zu dieſem Manne und all' den Seinen eine nähere innere Verwandtſchaft, als er ſeit dem Abſchiede aus dem Elternhauſe zu irgend einer Familie empfunden. Dieſe innere Verwandtſchaft ward nach einigen Jahren (1809) zu einer äußeren; er fand in der älteſten Tochter ſeines väterlichen Freundes eine verborgene Perle, deren voller Werth nur Dem bekannt war, welcher dieſe Seele von früher Kindheit an zu einem Gefäße Seiner Gnade geweiht hatte. Sie legte ihre Hand in die ſeine und nur ſelten ſind zwei Menſchenſeelen in ihrem Willen ſo eins geweſen, als dieſer Mann von kräftig ſtrebendem und dieſes Weib von ſanftem, ſtillem Geiſte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieſen Bund am Altar als den Wendepunkt in dem inneren Leben meines Freundes bezeichne, der nach ſeinem Maaße mit jenem großen völkergeſchichtlichen vergleichbar war, bei welchem die Macht und die Herrlichkeit des Heidenthums vor der ſtillen, geiſtigen Gewalt des Chriſtenglaubens ſich beugte und der prachtvolle Bau der Auguſteiſchen Königshallen die Weihe der Chriſtentempel empfing. Der Geiſt des ſeltenen Mannes war durch das, was er in den Lebensführungen der letztvergangenen Jahre erfahren und gelernt hatte, für die volle Würdigung der ewigen Gotteswahrheit des Chriſtenthums wiedergewonnen, ſein Herz in dem Wandel nach göttlicher und menſchlicher Ordnung feſt geworden; die Lebensgefährtin aber, welche Gott ihm zugeſellte, brachte ihm als köſtlichſte der Mitgaben die innere Seligkeit eines kindlichen, in Liebe lebenden Glaubens in ſein Gemüth wie in ſein Haus.

Ein Jahr nach dieſer glücklichen Verbindung wurde Roth zu der Stelle eines Oberfinanzrathes nach München berufen. Er hatte in Nürnberg Vieles verlaſſen, das ihm theuer war, nicht minder Vieles fand er in München wieder. F. H. Jacobi, damals Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, kam ihm mit väterlicher Liebe entgegen; das geiſtige Band der gleichartigen Geſinnung und bald auch das Zuſammenwohnen unter gemeinſamen Dache bildete aus beiden Familien nur eine. In dem milden Ernſte der gereiften Weisheit, welche in dem väterlichen Freunde wohnte, lag eine Kraft, deren wohlthuenden Einfluß Roth bis an's Ende ſeines Lebens dankbar erkannte. Unter den anderen damals in München wohnenden ausgezeichneten Männern traten mit ihm zunächſt Niethammer, Weſtenrieder, Breyer, Thierſch in geiſtigen Verkehr und freundſchaftliche Verhältniſſe.

Außer dieſem anregenden Umgange mit den Lebenden blieb jener mit den niemals ſterbenden Meiſtern des klaſſiſchen Alterthums für unſeren Roth eine Würze und Erfriſchung ſeiner Amtsthätigkeit, deren Aufgaben er mit unermüdlichem Eifer, mit Gründlichkeit und in ſolcher Vollſtändigkeit erfüllte, daß er ſich dadurch die beſondere Beachtung der oberſten Behörden erwarb. Denn es war ein Grundſatz ſeines Lebens: alles Das, was er that, recht zu thun. Von ſeiner fortwährenden Beſchäftigung mit den klaſſiſchen Studien und mit der Geſchichte gaben außer der Schrift de bello borussico, deren vollendete Latinität die Bewunderung aller Freunde und Kenner des Alterthums erregt, jene akademiſchen Reden ein Zeugniß, von deren etlichen ich nachher noch reden werde*). Auch das, was er zu ſeiner Zeit bei dem Finanzweſen geleiſtet, liegt nicht ganz als todter Buchſtabe in den Akten vergraben, ſondern hat zum Theile ſeine noch fortwährenden Früchte für das Leben getragen. Vor allen anderen jedoch haben wir hier eines Werkes ſeiner treuen Hand zu gedenken, das er mit ganz beſonderer Hingebung und Liebe arbeitete. Es iſt dieſes jener Kern der Lutheriſchen Schriften, den er im Jahre 1816 bei Gelegenheit des Jubiläums der Reformation unter dem Titel: „die Weisheit Dr. Martin Luther's" herausgab**). In den anderen Arbeiten gab er ſich als ausgezeichneten Gelehrten und Geſchäftsmann, in dieſem als kräftiger Zeuge für den göttlich beglaubigten Geiſt und die Wahrheit der Kirche kund, welcher er von ganzem Herzen und aus allen Kräften angehörte.

Eine neue Trennung, ſchmerzlich wie die zweimalige aus ſeinem Vaterhauſe, ward ihm durch Jacobi's unerwartet ſchnellen Tod im Jahre 1819 auferlegt. Doch der Umgang mit dieſem ihm unvergeßlich theuren, väterlichen Freunde war durch das leibliche Hinwegſcheiden deſſelben nicht abgebrochen; er war zu einem lebendigeren geiſtigen geworden bei dem Geſchäfte der Herausgabe der drei letzten Bände von F. H. Jacobi's Werken und der beiden Bände von deſſen auserleſenem Briefwechſel, welche Roth beſorgte. Dieſer wendete bald nachher ſeine ganze Kraft und ſeine Zeit von Neuem der Würdigung eines Helden der proteſtantiſchen Kirche zu, eines Kämpfers für Wahrheit und Glauben, durch die Sammlung und Herausgabe von J. G. Hamann's Schriften in 7 Bänden*). Der große, faſt vergeſſene Magus des Nordens, dieſe „Stimme eines Predigers in der Wüſte", trat durch jene verdienſtliche Arbeit hervor an das deutſche Volk und wird für, ſo wie gegen dasſelbe zeugen bis zum Ende ſeiner Geſchichte.

---

*) Sie ſind auf Koſten des Verfaſſers gedruckt und zum Beſten des Pfarrwaiſenhauſes in Windsbach im Buchhandel verbreitet. „Uebrigens", ſo ſagt von ihm ſein Bruder (a. a. O. S. 16), „für den Druck zu arbeiten verlangte ihn ſelten. Ein ſchon in den dreißiger Jahren vollſtändig ausgearbeitetes Manuſkript: die Geſchichte der Deutſchen, von der Völkerwanderung bis auf Karl d. G., hat er zu vernichten befohlen."

**) Sein Name, als Verfaſſer, iſt nicht genannt. Niethammer hat das Werk durch eine Vorrede eingeführt.

Was ſein eigentlicher Beruf ſei? Das hatte Roth auch hier wieder, wie bei ſo vielen anderen Gelegenheiten, gezeigt. Aber alle ſolche Hindeutungen auf Das, was er für ſeine Zeit noch ſein und werden ſollte, wären kaum von einem Anderen bemerkt und verſtanden worden, wenn nicht einer der hochbegabteſten Genoſſen dieſer Zeit, deſſen Auge für das geiſtig Große und wahrhaft Tüchtige in der Menſchennatur eben ſo geöffnet iſt, wie für das klaſſiſch Schöne und Vollendete in der Kunſt: der geiſtvolle König Ludwig ſie erkannt hätte. Mit einer, dieſem Herrſcher eigenthümlichen Entſchloſſenheit zog er Roth, der ihm ſchon längſt perſönlich werth war, hervor zu der Stelle, für welche dieſer unter allen Männern des Landes am beſten geeignet war: er ernannte ihn zum Präſidenten des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums in Bayern**). Faſt allgemein war das

---

*) Das Honorar für die Herausgabe der Werke von Jacobi wie von Hamann war für die hinterlaſſenen Wittwen und Waiſen der proteſtantiſchen Pfarrer beſtimmt.

**) Am 13. März 1828 (ſo erzählt ſein Bruder a. a. O. S. 10) in die Reſidenz berufen, durfte er aus des Königs eigenem Munde ſeine Ernennung zum Präſidenten vernehmen und der

Staunen über dieſe unvorhergeſehene Wahl; man hätte noch eher erwartet, Roth zu der Geſchäftsführung eines Miniſteriums vorgerückt zu ſehen, als berufen zu der oberſten Leitung ſeiner Kirche in Bayern. König Ludwig wußte, was er that; alle geiſtig geſunde Glieder der proteſtantiſchen Kirche des In- und Auslandes freuten ſich; er, der glücklich Gewählte, ſah jetzt auf einmal das Räthſel ſeiner bisherigen Lebensführungen gelöſt; das vieljährige Ahnden ſeiner eigentlichen Beſtimmung zur Wirklichkeit werden.

Sieben und zwanzig Jahre waren ihm ſeit einem Frühlingsmorgen vergangen, an welchem er, kurz nach ſeiner Doktorpromotion in Tübingen, erwägend den damals eben an ihn ergangenen Ruf nach Nürnberg, zur inneren Gewißheit gekommen war, daß er ihm folgen ſolle. Es war dieſer Entſchluß für ihn kein leicht zu faſſender, denn er ſollte nicht nur ausgehen von ſeiner Freundſchaft und ſeiner Heimath in ein fremdes Land, ſondern auch zu einer ſeiner bisherigen wiſſenſchaftlichen Richtung ſcheinbar fern liegenden Amtsthätigkeit; ſollte alle Ausſichten verlaſſen auf eine Stellung, für welche er durch Gaben und Kenntniſſe beſtimmt ſchien. Wenn aber auch nur noch dunkel, erkannte er dennoch in dem Wege, der ihm ſo ungeſucht und unerwartet gewieſen war, eine ihm nothwendige Lebensführung zu einem Ziele, das ihm ſelber jetzt mehr denn jemals im Dunklen lag. Und ſo war damals, wie wir oben ſahen, der Jüngling dem Rufe nach Nürn-

---

König ſelbſt ermahnte ihn, ſein Amt ohne irgend anderweitige Rückſicht nur nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu führen. „Was hülfe es dem Menſchen,“ erwiderte er, „wenn er die ganze Welt gewänne“ — der König unterbrach ihn und fügte hinzu: „und nähme doch Schaden an ſeiner Seele.“

berg (nach Bayern) gefolgt. — Jetzt war es Sommer; die Reife der Früchte, wie die Reife des Lebens, war gekommen, der verborgene Rathſchluß ſeines Gottes war an ihm herrlich in Erfüllung gegangen, mit voller Klarheit erkannte er es jetzt, wie alle Mühen und Erfahrungen ſeines bisherigen Lebens eine ihm nothwendige Schule und Vorbereitung zur Löſung der höchſten, eigentlichen Aufgabe ſeines Lebens geweſen ſeien.

Der einzige unter den Mitgliedern des damaligen Oberkonſiſtoriums, welcher Roth überlebte, der würdige, weltliche Oberkonſiſtorialrath von Grupen, hat noch in ſeinem ſpäten Greiſenalter jenen tiefen Eindruck in friſcher Erinnerung behalten, den die Anrede auf ihn machte, womit der neue Präſident ſeine erſte Sitzung eröffnete. In ihr ſprach ſich eine ernſte Würdigung des Berufes, der ihnen allen anvertraut war, und eine Freudigkeit für denſelben aus, wodurch die Geſinnung und die Weiſe der künftigen Amtsführung des Redners ſich auf's Kräftigſte kund gaben.

Der Lehrerſtand der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland in der Mehrzahl ſeiner zum Amte des Wortes berufenen Glieder erſchien um jene Zeit wie ein Baum, der von Schmarotzergewächſen ausgeſogen, an ſeiner Rinde von Moos bedeckt, hin und wieder mit verdorrten Aeſten in Gefahr des Abſterbens ſteht. Bayern machte von dieſem allgemeinen Verfalle keine Ausnahme. Dem Geſchäfte eines Gärtners, welcher die Gefahr des Abſterbens ſeiner Bäume abwehrt durch Entfernung deſſen, was das Gedeihen und Wachſen hindert, und durch Hinzuführen nährender Elemente im Boden glich zunächſt das Geſchäft, zu welchem der Präſident von Roth bei dem Antritte ſeines Amtes ſich berufen fand. Nicht nur hatte ein vernünftelndes Spiel mit den Worten der kirchlichen Lehrbegriffe, Rationalismus genannt, auf den meiſten Kanzeln und Lehrſtühlen das fruchtbare Bekenntniß des Chriſtenglaubens, die Verkündigung des Evangeliums verdrängt, ſondern die Läſterung des Heiligſten hatte ihr freches Haupt hin und wieder in Schriften und Reden ſogenannter Geiſtlichen ſelbſt neben dem Altar des Herrn erhoben. Dieſem Unweſen mußte geſteuert, das offenkundig Schädliche mußte entfernt oder möglichſt unſchädlich gemacht, das Hervortreten der hemmenden Elemente verhindert werden. Der Präſident führte dieſe ſchwierige Aufgabe mit eben ſo viel Energie als Ruhe und Beharrlichkeit durch, und ſein König, der auch bei ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen das treue Feſtſtehen auf ihrem evangeliſchen Bekenntniſſe dem Unglauben gegenüber ernſtlich zu ſchützen und erhalten ſuchte, war, ohne auf die Einreden der Schreier zu achten, auf ſeiner Seite. Unter den vielen erſterbenen Zweigen am Baume der Kirche gab es auch in unſerem Lande noch mehrere kräftig geſunde. An der Univerſität Erlangen hatte vor Allen ein treuer Zeuge der Wahrheit, der reformirte Prediger und Profeſſor der Theologie: Krafft, den Samen der chriſtlichen Erkenntniß und lebendigen Ueberzeugung in viele junge Seelen ausgeſtreut, der noch jetzt ſeine Früchte trägt; unter den Predigern waren es namentlich Brand und das edle Brüderpaar: Heinrich und Auguſt Bomhard, welche im jugendlichen Feuer der „erſten Liebe" ihre Stimme gegen den Unglauben und für die ewige Wahrheit erhoben. Alle ſolche poſitive Elemente, wo ſie ſich noch fanden, ſuchte Roth nach Kräften zu ſchützen und zu ermuthigen; die Heranbildung junger, gläubiger Theologen dadurch zu fördern, daß er, ſo weit ſein Einfluß reichte, die Beſetzung der theologiſchen Lehrſtellen an der proteſtantiſchen Landesuniverſität Erlangen durch würdige Gottesgelehrte möglich machte. Durch die Einrichtung eines Ephorates, unter deſſen Leitung die Studien und die Angelegenheiten der jungen Theologen geſtellt wurden, ſo wie ſpäter durch die Ernennung von Repetenten, welche dem Privatfleiße derſelben zu Hilfe kamen, wirkte der thätige Vorſtand des Oberkonſiſtoriums nach dem gleichen Zwecke hin. Als ein wohlthätiges Förderungsmittel der vielſeitigen und zunächſt praktiſchen Ausbildung der Kandidaten hat ſich auch an allen, welche es recht zu benutzen wußten, das Predigerſeminar erwieſen, welches auf Roth's Veranlaſſung in München errichtet wurde. Der Eintritt in daſſelbe war eine Auszeichnung für jene Jünglinge, welche ſich in der Prüfung der Kandidaten nach vollendeten Univerſitätsſtudien als beſonders würdig gezeigt hatten. Nicht aber der heranwachſenden Jugend allein wendete unſer Präſident ſeine ſorgfältige Beachtung zu, ſondern auch bei der Beförderung der älteren Mitglieder des Predigerſtandes ſuchte er an alle jene höheren Stellen, welche durch ihren kirchlichen Einfluß von beſonderer Wichtigkeit ſein konnten, Männer von Tüchtigkeit und ernſter Geſinnung zu befördern. Bald wurde durch ihn in die ganze Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ein ruhiger, feſter Gang und eine entſchiedene Konſequenz hineingebracht, welche auch dem „despotiſchen Einfluſſe einzelner Schreier, der ſchweigenden Menge gegenüber“ Ruhe gebot.

Dem Amte des Wortes, vor Allem an heiliger Stätte, hatte Roth ſeine ganze pflegende und ſorgende Aufſicht zugewendet. Und hier war es, wo ſeine Ausbildung für den vollendetſten, veredeltſten Gebrauch des Menſchenwortes in der Schule des klaſſiſchen Alterthums ihm in ganz beſonderer Weiſe zu Hilfe kam. Als das menſchlich nächſtliegende Erweckungs- und Bekräftigungsmittel des Menſchengeiſtes, welcher für das Wort geſchaffen und gemacht iſt zu dem Gebrauche der rechten und würdigen Rede, erſchien ihm unter und neben der Leitung des göttlichen Wortes das Studium der Sprachen und Werke des klaſſiſchen Alterthums. Namentlich in ſeiner Stellung als Mitglied der Münchner Akademie der Wiſſenſchaften hat er dieſe Anſicht in mehreren ſeiner Reden ſehr klar und entſchieden ausgeſprochen. So in der vom Oktober 1823, darin er von der fortdauernden Abhängigkeit unſerer Bildung von der klaſſiſchen Gelehrſamkeit handelt *). Er hatte es damals vornämlich mit drei Arten von Gegnern der klaſſiſchen Schulbildung zu thun: einmal mit jenen Neuerern im Unterricht, welchen die Jugend durch das Erlernen der alten Sprachen übermäßig angeſtrengt und dabei ein Erwerben nützlicher Kenntniſſe verſäumt ſchien, zweitens mit ſolchen ängſtlich beſchränkten Bekennern des Chriſtenthums, welche immer Schaden für dieſes von früher Bekanntſchaft mit dem unchriſtlichen Alterthum fürchteten, endlich mit jenen angeblich Konſervativen, welche beſorgten, daß Abneigung gegen das Beſtehende aus der Bewunderung der alten Freiſtaaten ſich entwickeln könne.

„Gegen alle dieſe und ähnliche Verdächtigungen der klaſſiſchen Gelehrſamkeit“ (ſo ſpricht er), „ſteht die Erfahrung von drei Jahrhunderten. Sie zeigt die nach der alten Weiſe Unterrichteten weder dadurch abgeſtumpft noch als von Sachkenntniſſen leer und dafür unempfänglicher. Ferner zählt ſie unter den Vertrauteſten mit dem klaſſiſchen Alterthum viele der wärmſten Bekenner des Chriſten-

---

*) M. v. die Sammlung der akademiſchen Vorträge des Präſ. v. Roth (Erlangen bei Heyder u. Zimmer 1851) S. 101 u. f.

thums, keinen Feind desſelben auf. Und eben ſo weiſt ſie nach, daß überall, wo Neuerungsſucht aufkam, ganz andere Urſachen, als Vorliebe für Athen und Rom, ſie erzeugt und aufgerührt habe, und daß ſelbſt die Berufung auf das klaſſiſche Alterthum, womit ſie zuweilen ſich ſchmückte, nie aus den Quellen, deren Lauterkeit es gar nicht zuließ, ſondern aus den trüben Zubereitungen neuerer Verarbeiter geſchöpft war."

Im weiteren Verlaufe der Betrachtung ſeines bedeutungsvollen Gegenſtandes zeigt der Redner, daß die Alten unſer Muſter bleiben müſſen, zum Theil gerade darum, weil ſie, mancher Vortheile („des Wiſſens"), deren wir genießen, entbehrend, auf anderen, meiſt ſchwierigeren Wegen gegangen ſind, was nicht nur bewundernswerth, ſondern höchſt lehrreich iſt. — — Dazu kommt, daß eben jener kleinere Kreis, eben jene Beſchränkheit der Mittel, bei großer Einfachheit aller Verhältniſſe, theils die Zerſtreuungen und die anderen Uebel, welche der Ueberfluß gebiert, von ihnen abgehalten, theils ſie zur Entwickelung und Anwendung der höchſten Kraft aufgefordert und damit eine unter anderen Umſtänden höchſt ſeltene Gediegenheit befördert haben."

„Noch höheren Werth für unſere Bildung, als ihre wiſſenſchaftliche Trefflichkeit hat die Geſinnung, die uns faſt aus allen Werken der beſten Zeit entgegenkommt. — — Nicht als fehlte es uns hierin an eigenen Mitteln, vielmehr ſind wir daran durch das Chriſtenthum viel reicher als die Alten. Allein, wenn ſelbſt der wahre Glaube zu einer ſolchen Herrſchaft nie hat gelangen können, daß er andere Antriebe zum Guten unentbehrlich gemacht hätte; ſo iſt leicht einzuſehen, wie viel wir von denjenigen empfangen können, welche, umleuchtet von der geiſtlichen Offenbarung, das Licht der Natur um ſo ſchärfer gefaßt haben, und von ihm allein geführt, zu einer des Mannes unter allen Verhältniſſen würdigen, dem Staate gewärtigen, Jugend erzeugenden und nährenden Geſinnung gelangt ſind." Der Redner erweiſt dieſes an dem Beiſpiele der ächten Vaterlandsliebe der Alten und den Aeußerungen dieſer Vaterlandsliebe. Dem Einwurfe, daß man ja des eigentlichen Gehaltes der Schriften des klaſſiſchen Alterthums, ohne das mühſame Erlernen ihrer Sprache, mit großer Leichtigkeit durch die vielen treuen Ueberſetzungen derſelben ſich theilhaftig machen könne, ſtellt ſich ſchon die Erfahrung entgegen, nach welcher, wie er dieſes an einem anderen Orte ausſpricht *), die urſprüngliche Leichtigkeit nur zu oft in Seichtigkeit übergeht, während die allmählig erworbene gleich einem nach und nach zunehmenden Strome Raſchheit und Tiefe vereint. Und ſo treu auch eine Ueberſetzung den Inhalt eines Werkes wiedergeben mag, in der Form bleibt ſie nothwendig zurück. Es iſt aber, was uns in Abhängigkeit von den Alten erhält, ganz vorzüglich die unübertroffene Vollendung ihrer Form, wie in der bildenden Kunſt, ſo in der Rede, und daß ſie in jener ohne Widerſpruch Muſter ſind, würde ſie allein ſchon auch in dieſer dazu beglaubigen" (a. a. O. S. 215).

„Es gibt allerdings auch eine Beredtſamkeit der Lüge und der Bosheit, deren Kennzeichen jene Aufregung iſt, in welche durch ſie die niedrigen, thieriſchen Leidenſchaften verſetzt, die geſunden Urtheile über Wahrheit und Recht irre geführt und getrübt werden. Beiſpiele von der Macht einer ſolchen Ueberredungskunſt an der unverſtändigen Menge haben alle Revolutionen gegeben. Aber dieſe Redekunſt der Täuſchung ſteht zu der Beredtſamkeit der Wahr-

---

*) Rede zum Andenken Heinrich Schenk's a. a. O. S. 208.

heit in einem ähnlichen Verhältniſſe, als, nach Ariſtoteles, jenes iſt zwiſchen den Barbaren und Griechen. Jenen, bei welchen der Leib über den Geiſt die Oberhand hat, ſei, ſo lehrt der Stagirite, die Knechtſchaft zuträglich, ja nothwendig und daher gerecht *); nur dem Geiſtigen und Guten gebührt die Herrſchaft.“

„Jene Beredtſamkeit, für welche uns die Schriften des klaſſiſchen Alterthums wahrhaft bildende Muſter ſind, ſteht nicht im Dienſte der thieriſchen Unvernunft und Leidenſchaft, ſondern unter der Herrſchaft der ruhig überlegenden Vernunft und eines geiſtig veredelten Willens. Nicht nur die ernſte Geſinnung, aus welcher die wahre und gute, ſondern auch die Form, aus welcher die geiſtig anregende, vollkommene Rede hervorgeht, ſollen wir von ihnen annehmen. „Denn auch die beſten Sachen werden durch ungebildete, mangelhafte Rede entſtellt und Mißverſtändniſſe ſtatt Ueberzeugung gepflanzt, wo ſie in Büchern oder überhaupt in Lehrvorträgen das Wort führt; und wo ihr dieſes in Geſchäften zufällt, da kommt in die Verhandlungen aller Art bald eine verwirrende Weitſchweifigkeit, bald eine lückenhafte Kürze. — Davor ſchützt die Logik und Rhetorik nicht, am wenigſten was man Aeſthetik nennt, ſondern der Geſchmack, der ſich an tadelloſen Meiſtern gebildet und wider die Verſuchung geſtärkt hat, deren Menge und Gefährlichkeit mit der Miſchung der Völker und der Stände, mit der Zahl der Schreibenden und Leſenden, mit der Mannichfaltigkeit des Verkehres und der Geſchäfte zunimmt; wo dann alle Fehler und, wenn man ſo ſagen darf, alle Laſter des Vortrages zuerſt geduldet, endlich gehegt und ſogar geehrt werden. — — In der Sprache der alten Klaſſiker,

---

*) Rede über den Sinn und Gebrauch des Wortes Barbar. S. 41.

die von aller Einmiſchung von Sklaven und Barbaren rein gehalten wurde, iſt unter den übrigen Eigenſchaften, welche zur Popularität, das iſt, zu der würdigſten Beſtimmung und höchſten Macht der Rede, erfordert werden, am ausgezeichnetſten das ſtrenge Maaß, wodurch nicht nur ein unnützer Ueberfluß von Worten abgeſchnitten, ſondern auch ein Anſtand erhalten wird, der alle Uebertreibung des Ausdruckes als eine gleich unwürdige wie zweckloſe Anſtrengung ausſchließt, und eben dadurch für den höchſten Nachdruck angemeſſene Töne behält, weil er ſie nicht am unrechten Orte verſchwendet.“ — —

Das, was wir ihn hier großentheils ausſprechen ließen, war ein Grundzug der eigenen Denkweiſe unſeres Fr. v. Roth, ſo wie der Anforderungen, welche er an jenen Lehrſtand machte, deſſen Heranbildung und Gedeihen ein Gegenſtand ſeiner angelegentlichſten Sorge und Beachtung war. Ihm erſchien das Feſthalten an dem Worte der Wahrheit und die würdige, in dem vorhin erwähnten Sinne des Ausdruckes, populäre, Verkündigung desſelben als eines der dringendſten Bedürfniſſe aller Zeiten, namentlich aber der unſrigen. Der Gefahr der Verführung einer täuſchenden Ueberredungskunſt kann nur durch eine männlich würdige, ja durch eine göttliche Beredtſamkeit begegnet werden. Wenn er das Streben nach einer ſolchen in jeder Weiſe zu wecken und anzufordern ſuchte, dann begehrte er von Anderen nur dasſelbe, was er in hohem Maaße beſaß und übte: als der Meiſter der vollkommenen, gehaltvollen, treffenden Rede im mündlichen wie im ſchriftlichen Ausdrucke.

Er zeigte es an ſeinem Beiſpiele, was der einige Weg ſei, um zu ſolcher Meiſterſchaft zu gelangen und in ihr fortwährend ſich zu befeſtigen. Bis zu ſeinem Ende blieb er ein demüthiger Jünger jener Vorbilder, die ihm gelehrt hatten, was die eigentliche Kraft und Bedeutung des Wortes ſei, durch welches der Menſch aus den Werken des Fleiſches in das Leben des Geiſtes erhoben wird. In dem Exemplare ſeiner deutſchen Bibel, deſſen er ſich täglich bediente, ſind ſehr viele Stellen unterſtrichen, und, wie man deutlich bemerken kann, zu anderer Zeit wieder angeſtrichen. Man darf ſagen, daß eine aufmerkſame Beachtung dieſer Stellen einen Blick nicht nur in die Geſchichte ſeines inneren, nur Gott bekannten Lebens thun läßt, ſondern daß ſie zugleich in dem fleißigen Leſer des Buches einen tiefen Erforſcher des Zuſammenhanges aller Heilswahrheiten des geoffenbarten Wortes erkennen lehrt, darin er bis an's Ende ſeines Lebens in Freud' und Leid, Frieden und Troſt gefunden. Nächſt dem Inhalte der heiligen Schrift waren die alten Kernlieder unſerer Kirche unverlöſchlich tief in ſein unvergleichliches Gedächtniß eingeprägt. Doch dieſe ſchon frühe erworbenen Güter, welche er ohne Aufhören zu vermehren ſuchte, gehörten zu dem verborgenen Schatze ſeines Gemüthes, der vor fremden Augen meiſt nur in den Thaten der Liebe zu Gott und den Menſchen ſich kund gab*). Ein anderer offenkundigerer Schatz ſeines reichen Geiſtes war jener, welchen er ſich durch den unabläſſig fortgeſetzten Verkehr mit den Werken des klaſſiſchen Alterthums erworben hatte. Das Bedürfniß nach den ſogenannten geſelligen Vergnügungen kannte er nicht; ſeine

---

*) In mein Stammbuch ſchrieb er mir den Spruch (1. Kön. 8, 12): „Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen.“ — Wer meinen Freund näher kannte und verſtand, der wußte es, daß die Majeſtät eines im Dunkeln wohnenden Gottesfurcht ohne Aufhören in ſeinem Geiſt und Herzen wohnte. Er ließ aber dieſe Majeſtät gern nur in ihren eigenen Thaten und Worten, nicht in den ſeinigen reden.

Muſeſtunden brachte er im geiſtigen Umgange mit den Alten zu. Während Andere gern von dem zu erzählen pflegen, was ſie in dieſer oder jener Geſellſchaft gehört haben, ging ihm, im Kreiſe der vertrauten Freunde, der Mund über von den Ausſprüchen der Weisheit des Alterthums und von den Geſängen ſeiner Dichter, die er ſo treu und von ſolchem Umfange in ſeinem Herzen trug, daß man ſich bei ihm in die Blüthenzeit der klaſſiſchen Gelehrſamkeit verſetzt fühlte.

Im Sinne des Alterthums beherrſchte er, ohne in ſeinen Weiten ſich zu verlieren, das Reich der Wiſſenſchaft. Hier war es vorzugsweiſe ein Gebiet, das er zur Heimath und zur anbauenden Pflege ſich gewählt hatte: die Geſchichte. Wohin auch in dieſem Gebiete die Geſpräche oder die Fragen der Freunde ſich lenkten, überall begegneten ſie bei ihm einer lebendigen und vertrauten Bekanntſchaft nicht nur mit allen des Wiſſens würdigen Ereigniſſen, ſondern auch mit Namen und Zeiten. Und es war nicht die todte, äußerliche Maſſe, es war der waltende Geiſt in der Geſchichte, welchen er in ſeinen Thaten erfaßt und verſtanden hatte. Mit den Völkern der Erde, den alten wie den neuen zugleich, ſtanden ihm auch die Wohnorte derſelben, die Länder und Meere mit ihren Inſeln und Küſten klar vor Augen und es war erklärlich, wie in dem einen ſeiner Söhne durch die lebenskräftigen Beſchreibungen, die der Vater ihm gab, das Verlangen, die Welt zu ſehen, ſchon ſo frühe zur That werden mußte*).

---

*) Ich meine hier den älteſten Sohn Dr. Johannes Roth, der ſchon in ſeinen früheren Jünglingsjahren mit mir in Aegypten, Syrien und Griechenland, bald hernach mit Cap. Harris im ſüdlichen Abyſſinien und in Indien, dann wiederholt in Griechenland und Paläſtina war, jetzt aber die Umgegenden des todten Meeres und die Araba von Neuem be-

Der Präſident des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums iſt nach unſerer Verfaſſung zugleich Mitglied der Kammer der Reichsräthe. In dieſer ſeiner Stellung hatte er am meiſten Gelegenheit, die Bedürfniſſe und Rechte der Kirche nach außen hin zu vertreten. In welcher Weiſe und mit welcher Entſchiedenheit er dieſes gethan, davon gibt die von ihm veröffentlichte „Auswahl ſeiner mündlichen und ſchriftlichen Aeußerungen in der erſten Kammer der bayeriſchen Ständeverſammlung von 1828 bis 1847“ (München bei Franz) ein offenkundiges Zeugniß. Auf den Inhalt jener öffentlichen Aeußerungen darf ich mich berufen, indem ich von dieſer Wirkſamkeit des J. Fr. v. Roth einige Züge mittheile. So ſchon auf die vom 11. Sept. 1831, aus welcher ich die nachſtehenden Worte hervorhebe: „Im §. 42 iſt mir die Bemerkung aufgefallen, daß die Ausgabe auf den Kultus „„durch den wichtigen Einfluß der Religion auf die moraliſche Bildung der Unterthanen gerechtfertigt werden möge.““ Die Religion hat nicht nur jenen wichtigen Einfluß, ſondern ſie iſt der Grundſtein der bürgerlichen Geſellſchaft, wie das alte Heidenthum vielleicht beſſer als die heutige Chriſtenheit des 19. Jahrhunderts eingeſehen hat. Der unglückliche Poet, der ſich ſelbſt: Parcus Deorum cultor et infrequens nennt, geſteht dennoch:

„Dis te minorem quod geris imperas.
Hinc omne principium, huc refer exitum.“

„Ein Bekenntniß, auf deſſen Kehrſeite man ein ganz neues von einem Blattſchreiber abgelegtes beiſetzen könnte, „„daß religiöſer Indifferentismus allein Deutſchland vielleicht retten könne,““ d. h. daß die allgemeine Umkehr Deutſchlands,

---

reiſt. Der zweite Sohn: Paul Roth, jetzt Profeſſor in Roſtock, hat mit Ruhm den Weg der Forſchungen ſeines Vaters betreten.

worauf jener Blattſchreiber und ſeines Gleichen ſinnen, nur dann möglich wäre, wenn religiöſer Indifferentismus die Oberhand gewänne." —

„Bei dieſem Verhältniſſe der Religion zum Staate darf es ſich um Rechtfertigung des Aufwandes auf die Kirche gar nicht fragen, ſelbſt dann nicht, wenn dieſe auch wirklich eine Staatsanſtalt wäre. Sie iſt das aber nicht, und die irrige Benennung rührt noch aus dem alten Rechnungs-Schematismus her, wo die Kirche ſogar nur als Kirchen-Polizei, ein Geiſtlicher mithin als Kirchen-Polizeidiener erſchien. Die Kirche iſt nicht erſt ſeit 1818, ſondern vom Anbeginn des Staates eine öffentliche Korporation, und zwar die größte von allen, weil ſie, mit geringer Ausnahme, die Geſammtheit der Bevölkerung in ſich begreift. Wenn das Eigenthum dieſer Korporation zu verſchiedenen Zeiten von der Staatsgewalt ergriffen und zum Theil anderen Zwecken gewidmet worden iſt, ſo hat dieſes rechtmäßig nicht anders geſchehen können, als mit Uebernahme der Verbindlichkeit, jederzeit allen Bedürfniſſen der Kirche zu genügen. Auch iſt allen Handlungen dieſer Art, von dem erſten Religionsfrieden an bis zu dem Reichsbeſchluſſe von 1803, dieſe Verbindlichkeit aufgeprägt worden. Was demnach die Kirche aus der Staatskaſſe bezieht, das empfängt ſie keineswegs durch eine Bewilligung, ſondern aus dem hohen Titel des Eigenthums oder der ihr rechtlich gebührenden Entſchädigung für Eigenthum, jedoch mit der erwähnten, unverjährbaren Verbindlichkeit belegt und bekanntlich um ſehr Vieles größer, als die gegenwärtigen Bezüge der Kirche ſind." — —

Noch beſtimmter in Beziehung auf die proteſtantiſche Landeskirche, deren Rechte ihm zu vertreten oblag, äußert Roth ſich in der Sitzung der Reichsräthe vom 25. Nov.

desſelben Jahres über denſelben Gegenſtand (a. a. O. S. 76). Er widerſpricht mit Entſchiedenheit der Behauptung eines Referenten, daß der Beſitz der proteſtantiſchen Landeskirche unter der neuen Regierung unberührt geblieben ſei, weiſt den Ungrund dieſer Behauptung aus Thatſachen nach, fügt jedoch hinzu: „Ich bin weit entfernt, einen neuen Anſpruch darauf zu gründen, ich führe es nur zu Gunſten der hier begutachteten Mahnungen zur rechtlichen Begründung an, weil ich mich mit Anſprüchen dieſer Art weit lieber auf den feſten Boden des Rechtes ſtelle, als auf einen anderen, wenn auch guten, doch leicht beſtreitbaren Grund."

„Der Herr Referent," ſo fährt Roth weiter in der Beurtheilung der Aeußerungen ſeines Gegners fort, „hat ferner ſeine Meinung über einige Maßregeln ausgeſprochen, ohne anzugeben, von wem ſie ergriffen werden ſollten oder möchten, nämlich gegen den Myſtizismus, Unglauben u. ſ. Ich mache denſelben auf Das aufmerkſam, was er an einer ſpäteren Stelle ſeines Vortrages ſagt, daß man Niemand hindern müſſe, ein Kloſter zu ſtiften, weil es nicht verboten ſei. Wer Luſt hat, ein Myſtiker zu ſein oder ein Ungläubiger, der kann es; und ich weiß nicht, welche Maßregeln füglich von Seiten des Staates gegen den Myſtizismus oder Unglauben hätten getroffen werden können. Wenn die Rede davon iſt, was die Vorſteher der Kirche im Kreiſe ihrer Amtsgewalt thun, ſo iſt dieſes für weltliche Behörden kein Gegenſtand der Erwägung*). Weil aber doch die Rede davon iſt, ſo will ich durch ein Gleichniß deutlich zu machen ſuchen, auf was die Klagen beruhen mögen, die man gegenwärtig zuweilen hört. Geſetzt, ein Lehrer, welchem obliegt, Latein zu lehren, nähme ſich heraus, ſtatt deſſelben Italieniſch zu lehren, weil ihm dieſes beſſer gefiele, und dieſes würde von ſeinen Vorgeſetzten aus Unkunde oder aus Gleichgültigkeit eine Zeit lang überſehen, andere Vorſteher aber duldeten es nicht, ſondern führten ernſtlich die Ordnung zurück, ſo würden wahrſcheinlich dieſe neuen Vorſteher von manchen Betheiligten und Nichtbetheiligten der Illiberalität und wohl noch ſchlimmeren Eigenſchaften beſchuldigt werden."

---

*) Es ſind hier die Klagen der Lichtfreunde gemeint über die Gefahren der wieder einbrechenden Finſterniß, die ſie in jenen Aeußerungen des Oberkonſiſtoriums zu erblicken glaubten, durch welche ſie auf die Pflichten ihres Berufes hingewieſen wurden.

Wir müſſen darauf verzichten, dem ernſten, vielthätigen Manne ſelbſt nur auf jenen Wegen ſeines amtlichen Wirkens nachzugehen, welche in den vorhin erwähnten veröffentlichten Berichten über ſeine Vorträge in den Sitzungen der Reichsräthe für Jedermann zugänglich ſind. Wir übergehen ſelbſt die warme, ernſte Aeußerung deſſelben, worin er in der Sitzung der Reichsräthe vom 28. Januar 1842 über einen Gegenſtand ſich ausſprach, der zu ſeiner Zeit im In- wie im Auslande großes Aufſehen gemacht und ihm ſelber, dem Vertreter der Rechte der proteſtantiſchen Landeskirche, viele ungerechte Beſchuldigungen und Verdächtigungen zugezogen hat. Der Vortrag über die Angelegenheit der Kniebeugung proteſtantiſcher Soldaten vor dem römiſch-katholiſchen Sakramente (enthalten in der obenerwähnten gedruckten „Auswahl") mag von Jenen geleſen werden, welche über Roth's damaliges Verhalten im Dunklen geblieben ſind, für Andere bedarf er keiner Wiedererwähnung. Dagegen erwähnen wir noch im Vorübergehen einiger ſeiner Aeußerungen über den Zuſtand und das Bedürfniß der Volksſchulen, eines Gegenſtandes, welcher Roth's innerem und äußerem Berufe unmittelbarer nahe lag.

In der Sitzung der Reichsräthe vom 15. Sept. 1831 erklärte er ſich zuerſt ganz entſchieden gegen die Wiederanſtellung von Kreisſchulräthen (ſogenannten Pädagogen von Profeſſion), deren Aufſicht die gelehrten Schulen nicht bedürfen, während zur Leitung der Inſpektion der Volksſchulen jeder tüchtige Regierungsrath auch ohne die Bekanntſchaft mit der „vermeintlichen Wiſſenſchaft der Pädagogik" brauchbar iſt. „Die verkehrte Richtung vieler Volksſchulen (ſo fährt er nach S. 50 fort) iſt das Werk ehemaliger Kreisſchulräthe, die unter den Lehrern den Samen eitler Thorheit ausgeſtreut haben. Ein würdiger Schulinſpektor hat mir kürzlich erzählt, daß er in einer Stadtſchule das Leſen vernachläſſigt gefunden und darüber den Schullehrer zur Rede geſtellt habe, dieſer aber in ſeiner Antwort jenen Mangel für unerheblich ausgegeben und ſich auf ſeine höheren Leiſtungen berufen habe. Dieſe höheren Leiſtungen leiſten in den meiſten Fällen gar nichts, ja weniger als nichts, weil ſie nicht Kenntniſſe, ſondern höchſt ſchädliche Einbildungen hervorbringen und zurücklaſſen. Könnte man in allen Volksſchulen Leſen, Schreiben, Rechnen, zu einer gewiſſen Vollkommenheit bringen, ſo würde man dadurch das bayeriſche Volk auf eine Stufe von Bildung heben, auf welcher dermalen noch keines ſteht. Zu dieſem nicht ſchimmernden, aber wahrhaft großen Ziele kann nur eine ſehr beſonnene Aufſicht führen, mit der größten Enthaltſamkeit von eigenen Einfällen und Liebhabereien, einer Tugend, die einem Kreisſchulrathe in der Regel immer allzu ſchwer ſein wird."

Ganz in demſelben Sinne ſpricht er ſich in der Sitzung vom 25. Nov. (S. 75) über den wichtigen Gegenſtand aus. „Mit allem Rechte wird vor der Rückkehr eines Zuſtandes von Verſunkenheit der Volksſchulen gewarnt; aber das entgegengeſetzte und nicht minder gefährliche Uebel, die Verſtiegenheit, muß gleich ſorgfältig verhütet und vermieden werden. Zu viel iſt, hier beſonders, eben ſo ſchlimm, ja ſchlimmer, als zu wenig. Zu viel zu thun wird in der Regel ein für das Schulweſen allein beſtellter Referent immer geneigt ſein; immer verſucht, Pläne zu machen und zu verändern. — Verordnungen über das Schulweſen ſind genug da; regelmäßige Viſitationen würden mehr als häufige Reſkripte wirken, ihre Vollziehung und Befolgung zu ſichern."

Bei einer ſpäteren Gelegenheit (a. a. O. S. 137) weiſt er auf die dringende Nothwendigkeit hin, durch Erhöhung der Schuldotation die Beſoldung der Schullehrer an den Volksſchulen in ausreichender Weiſe zu vermehren.

Roth, wie wir ihn in anderer Hinſicht als einen „Mann von Wort" kennen lernten, zeigte ſich ganz beſonders jenen Verſuchen abgeneigt, von dem buchſtäblichen Sinne der Worte abzugehen, in deren Inhalt eine für die äußere Ordnung maßgebende und bindende Bedeutung lag. Darum ſprach er ſich mit großer Entſchiedenheit und Kraft in der Sitzung vom 15. Mai 1816 über den Eingriff einer höheren Behörde und ſeine Folgen aus, der von einer Auslegung des Religionsediktes nicht nach dem Buchſtaben, ſondern angeblich nach dem Geiſte ausging. „Zu keiner Zeit" (ſo ſagt er a. a. O. S. 176) „iſt der unſchätzbare Werth eines Poſitiven ſo wie jetzt in's Licht getreten; ein ſolches iſt unſere Verfaſſung, die bisher noch keinen Stoß durch erzwungene Auslegung erlitten hat. Sie behält ihre Kraft, ſo lange der Glaube an die Unantaſtbarkeit ihres buchſtäblichen Sinnes erhalten wird. — Die Zeiten wechſeln und die Menſchen; ganz das Gegentheil des jetzt Beliebten kann in Kurzem die Oberhand gewinnen, vergeblich wird dann eine Freiheit, die man verſcherzt hat, angerufen und zurückgewünſcht.“

Mehr als jemals zeigt ſich die Mißachtung und der freche Widerſpruch gegen alles Poſitive der göttlichen wie menſchlichen Ordnung in den Auswüchſen einer zügelloſen Preſſe. Roth erkannte dieſes tief. Darum war er auch im J. 1847, nahe vor dem Ausbruche „der großen Erſchütterungen“, deſſen Ahnung er ſchon im Jahre 1842 (in ſeinem Vortrage vom 28. Januar) ausgeſprochen hatte, in der Kammer der Reichsräthe einer von jenen äußerſt Wenigen, welche gegen die unbedingte Preßfreiheit ſtimmten und der als Redner gegen dieſelbe auftrat. Was er von dem unvermeidlichen üblen Einfluſſe einer zügelloſen, böswilligen Planſchreiberei auf die größere Menge ſagt, die keine Kunde von den inneren Angelegenheiten hat, keines Urtheiles über den Zuſtand des Staates fähig iſt, dieſes hat ſich bald hernach ſo ſehr als Wahrheit erwieſen, daß es keiner weiteren Erwähnung bedarf. Zur Bekräftigung ſeiner Anſicht beruft ſich Roth unter anderen auf die Aeußerungen ſelbſt des größten Demokraten des Jahrhunderts: des Präſidenten der vereinigten Staaten Thomas Jefferſon. Dieſer beklagt, in einem Briefe an J. Adams „„die Unſauberkeit, zu welcher die Zeitungen herabgeſunken ſeien (die er anderwärts als ein beflecktes Fahrzeug bezeichnet, durch deſſen Beſteigen ſelbſt die Wahrheit ſich verdächtig mache), ſowie die Bosheit, Niederträchtigkeit und Lügenhaftigkeit der Leute, welche daran ſchreiben. Durch dieſen Schmutz werde der öffentliche Geſchmack reiſſend ſchnell verderbt und unempfänglich für geſunde Nahrung gemacht.““ — — „In all' dieſen Erwägungen,“ ſo ſchließt Roth ſeinen Vortrag, „ſtimme ich gegen die Aufhebung der Cenſur; nicht daß ich dieſelbe für kein

Uebel, ſondern weil ich ſie dermalen noch für das mindere halte.“

Den Ausgang des großen deutſchen Geſammtparlaments in Frankfurt a. M. haben wohl Wenige gleich von ſeinem Beginnen ſo richtig voraus erkannt, als Fr. v. Roth. Namentlich erinnerte Das, was er über die Weiſe ausſprach, wie man dort die deutſche Einheit begründen wollte, ſehr an ſeine früheren, öffentlich bekannt gewordenen Aeußerungen über den Nationalcharakter der Deutſchen, welche „vielſtämmig, und jedem Stamme ſein Recht und Weſen gönnend, aller ſtaatlichen Einheit abhold, einheimiſcher, uralter Fürſtenmacht aber mit Liebe und Treue zugethan waren.“ (Samml. etlicher Vorträge in der Königl. Akad. d. Wiſſenſchaft. S. 75.) Zwar auch er zweifelte nicht an der Möglichkeit der Einheit des deutſchen Volkes in einem höheren Sinne, wenn einſt ſeine Geſammtmaſſe von dem ächt deutſchen Geiſte, dem Inbegriffe aller deutſchen Tugenden durchdrungen und beherrſcht ſein werde. „Denn darin erkannte Weſtenrieder“ (ſo ſpricht er in der Lobſchrift auf dieſen a. a. O. S. 251 zugleich ſeine eigene Geſinnung aus), „wie die Beſten vor und nach ihm, die innige Gemeinſchaft, den ewigen Bund aller Deutſchen; nicht in einer, in die Vergangenheit geträumten und für die Zukunft eingebildeten Einheit, ähnlich jenem vergeblichen Hochdeutſch, das er als eine Erdichtung, weil es in der That ungereimt ſei, verwarf; und ganz im Widerſpruche mit Deutſchlands und insbeſondere Bayerns urſprünglicher Verfaſſung, die er die angeborene, die auf dem Boden ſelbſt geborene nennt.“ —

So wie J. F. v. Roth in den vorhergehend angeführten Verhandlungen vor der Kammer der Reichsräthe ſich ausſprach, that er dieſes auch durch Wort und That in dem näheren Kreiſe ſeines amtlichen Berufes, zunächſt bei der Leitung der inneren wie äußeren Angelegenheiten der proteſtantiſchen Landeskirche. Die That war es, welche ſeinen Worten ihre Beachtung und Bedeutung gab, denn ſelbſt ſeine Feinde konnten ſich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß alle jene Maaßregeln für die Kirche und deren lauteres, ſchriftgemäßes Bekenntniß aus ſeiner eigenen perſönlichen Glaubenstreue hervorgingen und daß, was er erſtrebte und durchführte, ein reiner Ausdruck ſeiner aufrichtigen, ſich niemals verläugnenden Geſinnung ſei. Dieſes bewährte ſich auch da, wo ihn ein Theil, ſelbſt der Gutgeſinnten, einer zu weit gehenden Nachgiebigkeit gegen Maßregeln der höheren Behörden beſchuldigt. Denn wie ſich ein Mann von klarer Einſicht, der auch bei allen ernſtgeſinnten Gliedern unſerer proteſtantiſchen Landeskirche in wohlverdienter, hoher Achtung ſteht, darüber ausdrückt: „ſein ſtaatsmänniſcher Blick leitete ihn auch im kirchlichen Regimente. In den ſchwierigſten Zeiten hat ihn, bei aller männlichen Vertretung der Intereſſen ſeiner Kirche, niemals die erforderliche Umſicht und die weiſe Erwägung deſſen verlaſſen, was unter gewiſſen Umſtänden zu erreichen möglich ſei.“

Daß in ihm die Gemeinſchaft mit den lebenden Gliedern ſeiner Kirche eine ſolche ſei, wie ſie der Apoſtel 1 Kor. 12 V. 26 beſchreibt, das bewies er durch ſeine thätige lebendige Theilnahme namentlich an dem äußeren Schickſale der Mitarbeiter am Werke der Kirche: der Verkündiger des Wortes. Es iſt dieſes ein Theil der Geſchichte ſeines Wirkens, welcher meiſt in's Verborgene fällt, weil ſelbſt für Den, von welchem das Wirken ausging, der Spruch galt, nach welchem die linke Hand nicht wußte, was die rechte that. Viele arme, in ihrem Berufe treue

Prediger, mit einem Hauſe voller Kinder und einem Herzen voller Sorgen, empfingen öfters, wenn die Noth am größten war, reiche Gaben, die all' ihre Sorgen ſtillten; ſie wußten nicht, woher, noch von wem? Bei Mehreren dauerte die Unterſtützung regelmäßig fort, bis ſie ein ausreichendes Einkommen erhielten. Wenn der Empfänger an einem weit entfernten Orte des Landes wohnte, wenn er ſich von Keinem, welcher Macht zum Helfen hatte, beachtet und gekannt glaubte, als von Gott, dann ging auch das Rathen nach dem Geber oft weit irre, ohne den rechten zu treffen. Das Eine jedoch ließ ſich, wenn man die unter der Hand bekannt werdenden Fälle dieſer Art mit einander verglich, mit Sicherheit ausſagen: daß der unbekannte Wohlthäter ſolcher armen Geiſtlichen Jemand ſein müſſe, der mit beſonderer Neigung den würdigen, in Erfüllung ihres Berufes treueſten Dienern am Amte des Wortes zugethan und der mit ihren äußeren Verhältniſſen genau bekannt ſei. Und dieſes beides fand ſich in Roth vereint, der den Gang der Entwickelung, ſo wie die amtliche Wirkſamkeit der Geiſtlichen ſeiner Landeskirche von ihrem Eintritte in die Kandidatenreihe an ſorgfältig im Auge behielt und der allerdings, bei den vielen Gaben, welche er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit bald durch dieſe, bald durch jene Perſon austheilte, zwar öfters nur die große Noth der Empfänger, vorzugsweiſe aber dennoch die Würdigſten bedachte. Und nicht die Männer vom Lehrſtande allein, ſondern Hülfsbedürftige aller Art wurden aus dieſer Quelle erquickt, die auch vor den Augen der Welt für alle gute, gemeinnützige Zwecke ihre Strömungen reichlich ergoß.

Bis in ſein letztes Lebensjahr war es ſeine Luſt und Freude, ſo wie er dieſes mit ſeinen Söhnen gethan, auch fremde Knaben und Jünglinge, welche er in ſein gaſtliches Haus zog, in die Bekanntſchaft mit den Meiſterwerken des klaſſiſchen Alterthums einzuführen und ſie tiefer in dieſer zu begründen. Er ſelbſt verjüngte ſich mit den Jungen, wenn er die erwachende oder lebendiger werdende Freude an den Schönheiten des Alterthums bei ihnen wahrnahm. Nicht aber nur den alten wie den jungen geiſtig, durch Bildung und Beſtrebung verwandteren Menſchen wendete der ſeltene Mann ſeine Milde und Freundlichkeit zu, ſondern wie er daſſelbe auch ihnen gethan, das können die Landleute in den kleinen proteſtantiſchen Gemeinden der Umgegend von München, am meiſten aber die Bewohner und Nachbarn ſeines ſtillen Landſitzes: Steinach bei Nürnberg, bezeugen. Nicht nur durch die That, eben ſo ſehr durch ſeinen Rath iſt er Allen, die deſſelben bedurften und begehrten, ein Wohlthäter geworden. Namentlich mancher junge Prediger und Seelſorger, der aus der Nähe oder aus der Ferne ihn beſuchte, erhielt von ihm freundliche Winke und Zurechtweiſungen, oder auch tröſtliche Aufmunterungen, die ſich von eingreifender Wirkung auf ihn erwieſen, weil ſie, wie aus dem Munde eines erfahrenen väterlichen Seelſorgers, ganz für ihn und ſeine Verhältniſſe geeignet waren.

Ich faſſe noch einmal die Züge, darin ich das Weſen meines väterlichen Freundes geſchildert, in einem Geſammtbilde zuſammen. Roth war ein ganzer, vollendeter Mann nach ſeiner geiſtigen Bildung, nach Geſinnung und That, nach der vielſeitigen Richtung ſeines Naturells und nach dem Maaße ſeines häuslichen Glückes. Sein kräftig erfaſſender Geiſt hatte die reichſten Gaben des klaſſiſchen Alterthums in ſich aufgenommen und zu dieſen Gaben die Weihe des Chriſtenglaubens empfangen. Hierin, auf ſeiner Stufe, erinnerte er an ſolche Väter der Kirche, wie den

Biſchof von Hippo und Baſilius es waren, welche heraufgeſtiegen aus dem Reiche der Morgenſterne, die das klaſſiſche Athen und Rom erleuchteten, zu dem vollen Lichte des neuen Weltentages, aus dieſem ſich herabließen, um das Licht, das ſie empfangen, in die Dämmerung jener Schulen hineinzuſtrahlen. Ihre Zeit jedoch und die Aufgabe ihres Lebens war die des ſteten Kampfes zwiſchen den menſchlich hohen Mächten des Heidenthums und der göttlichen Herrſcherkraft des Glaubens. Roth ſtand in einer Zeit, darin der Glaube dem beſiegten Heidenthume die Rechte eines Freigelaſſenen wiedergegeben hatte. Ihm war deshalb der volle Genuß der Güter, die er im Vorhofe gewonnen, auch bei ſeinem Eingange in den Tempel geblieben: der tägliche, vertraute Umgang mit den Schriften der Alten, wie mit dem Worte der Offenbarung. Ein Glück des Menſchengeiſtes, das ſchon im irdiſchen Vorbilde an das Vorrecht der zum Frieden hindurchgedrungenen Seelen erinnern mag, welche am Throne Gottes den Umgang mit einer Welt der Engel (S. 195) genießen dürfen. Deshalb pflegte mein Freund noch in ſeinem höheren Alter an jedem Morgen ſeinen Weg aus dem inneren Tempel hinaus zu dem Geſchäfte ſeines Berufes für die Welt durch den Vorhof des Alterthums zu nehmen, deſſen erfriſchender Morgenhauch ihn in Homer's Ilias oder Odyſſee, ſo wie aus Virgil's Georgika am lieblichſten anwehte. Denn aus dieſen Werken laſen ihm die Söhne in der Urſprache und zugleich um der Familiengenoſſinnen willen aus Voß' Ueberſetzungen vor. Er ſelbſt aber, in den Stunden der Muße, fand ſich täglich bei einem und dem anderen ſeiner Lieblinge: Pindarus, Plato, Thucydides, Horaz, Tacitus u. A. ein, las ſie immer von Neuem, obgleich er einen Theil ihrer Werke mit ſo wörtlicher Treue in ſeinem Gedächtniſſe be-

wahrte, daß er ſelbſt in ſchlafloſen Nächten, als ob er ſie läſe, ſich an ihnen ergötzte und zuweilen, wenn ein Wort ihm fehlte, vom Bette aufſtand und bei dem Lichte der nächtlichen Lampe die Lücke ergänzte *). — In Geſinnung und That iſt er vor Allen gegen ſeinen Gott und ſeine Kirche beſtändig ſo geblieben, wie er von ſich ſelber in ſeiner Vertheidigung vor der Kammer der Reichsräthe vom 15. Mai 1846 in Beziehung auf ſein bürgerliches Verhältniß es ausſpricht (a. a. O. S. 171). — Von dem rei-
wurde ich mit der freien Reichsſtadt Nürnberg, deren jüng-
chen Umfange der Gaben und Richtungen ſeines Naturells hebe ich nur die eine heraus, daß er in gleicher Faſſung und Beachtung in der Nähe des geiſtig ſo wie weltlich Hochſtehenden, als des von Menſchenaugen gering Geachteten daſtand. Unter den redlichen, frommen Bauern in Steinach, in ſeinem Garten, worin er das Aufblühen und Fruchtbringen der Bäume mit kindlich ſich hingebender Theilnahme betrachtete, am Auf- und Niedergange der Sonne, ſo wie an den Sternen ſich freute, war es ihm ſo heimathlich wohl zu Muthe, als möchte er immer da leben. — Aber auch nach dem Maaße ſeines häuslichen Glückes war er ein vollkommener Mann. Er hatte in der Geliebten ſeines Herzens eine Seele gefunden, welche in ſtiller Empfänglichkeit und freudig die Gaben des Geiſtes aufnahm, welche er ihr brachte und alle ſeine Worte in ihrem Herzen bewahrte, zugleich aber ihn an ihrer treuen Hand hineinführte in ein Paradies der Unſchuld und des kindlich gläubigen Gottesfriedens, darin er gerne für Zeit und Ewigkeit ſeine Hütte bauete. Denn da war gut ſein. Die Seele dieſer auserleſenen unter den Frauen war ſchon auf Erden von der Luſt an irdiſchem Reichthum, äußerem

---

*) Vgl. z. B. die eben erwähnten „Erinnerungen“ ſeines Bruders S. 16.

Glanze und Sinnengenüſſe ſo frei geworden, daß ſie mitten unter den noch irdiſch Mühſeligen und Beladenen ruhig und leicht wie eine Selige wandelte. In ihrer Nähe fühlte man, was der Spruch ſagt: unſer Wandel iſt im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jeſu Chriſti des Herrn.

Ein ſolcher hochbegabter, treuer, geſegneter Mann wie **Roth**, ſo ſollte man meinen, müßte nach allen Seiten hin Achtung finden und liebende Anerkennung. Und er fand dieſe auch bei Denen, welche für eine ſolche ſeltene Erſcheinung offene Sinne hatten. Namentlich bezeugte ſein König bei jeder Gelegenheit ihm ſein Vertrauen und ſeine Liebe, auch in jenen äußeren Thaten, durch die er ihn zu den höchſten Würden und bürgerlichen Ehren erhob. Aber nicht Alle dachten ſo. Ein Mann, der noch im Jahre 1847 (nach S. 239) ſolche unzeitgemäße Dinge, wie wir außer den eben erwähnten noch viele anführen könnten, ganz unverhohlen und entſchieden ausſprach, mußte der anſtürmenden Macht einer verblendeten Menge weichen, welche ſelbſt die Sicherheit der Thrones, die Aufrechthaltung aller göttlichen und menſchlichen Ordnung bedrohete. Mit innerem Widerſtreben, nur in der Hoffnung, die gefährdete kirchliche Einheit zwiſchen den Proteſtanten der jenſeits und dießſeits des Rheines gelegenen Landestheile wiederherzuſtellen, enthob, Anfangs April 1848, der treulich für das Wohl und den Frieden ſeines Volkes beſorgte König Maximilian II. den Präſidenten des Oberconſiſtoriums mit der ehrendſten Anerkennung ſeiner Verdienſte des bisherigen Amtes, indem er ihn zugleich zum Staatsrathe im ordentlichen Dienſte ernannte. Aus gleichem Grunde betraf daſſelbe Loos den würdigen Dr. Ruſt, der, mit Roth von gleicher Entſchiedenheit der Geſinnung, ſeine Gaben und

Kräfte dem erkannten Beſten der Kirche geweiht hatte. Auch der edle von Grupen war in Ruheſtand getreten und an demſelben Tage, an welchem der Präſident ſeine Entlaſſung erhielt, war ſein vieljähriger Freund und treuer Amtsgenoſſe Niethammer zu ſeiner ewigen Ruhe eingegangen. Roth nahm alle dieſe Ereigniſſe, obgleich ihm das Losreißen von der Geſchäftigkeit ſeines Amtes, die mit einen innerſten Neigungen verwachſen war, wehe that, mit der ruhigen Faſſung eines Wanderers auf, dem in der Nähe der Heimath ein entgegenkommender Freund das Reiſegeräthe abnimmt, damit der Ermüdete leichteren Schrittes den letzten Theil des Weges vollenden könne. Die Herausgabe der Münchner gelehrten Anzeigen, welcher er ſeit 1835 mit treuer Sorgfalt ſich angenommen hatte, blieb in der letzten Zeit ſein einziges für die Oeffentlichkeit beſtimmtes Geſchäft; im Uebrigen war das niemals ſtillſtehende Werk ſeines Lebens ein vor der Welt verborgenes. Für die vielen ſchriftlichen Zeugniſſe ſeiner Hand von dieſem inneren Werke unterſagte er für immer die Veröffentlichung.

Schon ſeit dem Jahre 1812 war ihm die Krone ſeines Hauſes, ſeine treue Lebensgefährtin, von ſeinem Herzen hinweggenommen worden und aus der Zeit geſchieden. Der ältere Sohn, ein geiſtiger Erbe dieſer Mutter, reich an neuerworbenen Anſchauungen und Erkenntniſſen, war nach dreijährigem Aufenthalte glücklich aus dem Oſten von Mittelafrika zurückgekehrt, während der jüngere zur Ebenbürtigkeit der väterlichen Geiſtesbildung heranreifte und die beiden Töchter ſolcher Eltern würdig ſich erwieſen. Das Leben in dem Roth'ſchen Hauſe war bei all' jenem Wechſel der äußeren Verhältniſſe ſich unverändert gleich, d. h. jener Sitte treugeblieben, die man zu jeder Zeit die alte genannt hat, weil ſie diejenige iſt, welche allein fortdauern und als Regel dienen kann; es blieb der Ort, an welchem es den Freunden nach wie vor immer heimathlich und wohl zu Muthe ward; das Haus, in welchem Viele, die dieſes ſuchten und bedurften, auch in den ſchwierigſten Angelegenheiten den Rath einer gereiften Weisheit, ſo wie Troſt oder thätliche Hülfe fanden.

In dem vorletzten, noch mehr in dem letzten Winter war der edle Greis durch ein anhaltendes Unwohlſein, welches übrigens keine ernſte Beſorgniß erregte, auf das Verweilen in ſeinem Hauſe und ſelbſt im Zimmer beſchränkt. Sein Geiſt blieb dabei heiter und ungetrübt; ſeine Stimmung unverändert, nur hatte ſich zu der äußeren Zurückgezogenheit eine innere eingefunden, die ſich den ihm zunächſt ſtehenden Freunden nicht ſelten durch einen rührenden Ausdruck von Innigkeit ſeiner Liebe und durch einen ſtillſinnenden Ernſt, zuweilen mitten in ſeinen, wie gewöhnlich lebhaften und belehrenden Geſprächen, kund gab. Es war das Gefühl eines inneren Friedens, das ſich auch Anderen wohlthuend mittheilte.

Der kräftige Geiſt des ſeltenen Mannes verbreitete noch immer, auch über den hinſinkenden Leib den Schein einer Stärke, welche die Seinigen täuſchte. Er allein hatte ſchon länger die abnehmenden Körperkräfte gefühlt, deren Bedeutung er beſſer als Andere erkannte. Endlich wankte der Bau der Hülle, doch ließ er erſt in der letzten Woche ſeines Lebens durch die unbeſiegbare Schwäche ſich auf das Krankenbett nöthigen. Er lag hier meiſt in ſich gekehrt; in den letzten Tagen und Nächten kündigte ſich die nahe Auflöſung durch einen Schlummerzuſtand an, aus welchem der Kranke nur auf kurze Zwiſchenzeiten zur wachen Beſinnung kam. In dieſen Augenblicken ſuchte ſeine müde Hand die Hand des Sohnes Johannes*), ſeines treuen, zärtlichen Krankenwärters, oder die einer der Töchter, um ihnen durch ſanftes Drücken ſeine Liebe zu bezeugen; öfters auch erhob er beide Hände in betender Stellung nach oben. Das letzte Werk ſeiner inneren Vollendung war ein verborgenes; ſein Geiſt hatte ſchon frühe jene Macht eines innerlichen Sprechens kennen gelernt und geübt, deſſen Worte dann für den menſchlichen Mund unausſprechliche ſind, wenn ein Anderer in und mit der ſterblichen Natur redet, deſſen Stimme nur dem Geiſte vernehmbar iſt. Einige Male noch that ſich ſein Mund zu einem kurzen Geſpräche mit den Seinigen auf; er deutete in geheimnißvollen Worten auf ein Geſicht der Engel, das ihm wie im lieblichen Traume geworden war, und als er am Vorabende ſeines letzten Lebenstages das Geläute der Glocken an der benachbarten Baſilika hörte, ſprach er freudig bewegt: „man läutet für morgen einen großen Feſttag ein.“ Dieſer Tag, der 21. Januar 1852, war derſelbe, an welchem 10 Jahre vorher ſeine Gemahlin, dieſe Begnadigte des Herrn, zu ihrer ewigen Ruhe eingegangen war, und an welchem auch ſein Geiſt, faſt in der gleichen Stunde, vom Glauben zum Schauen hindurchdrang.

Das Leben wie das Ende dieſes Mannes war das Leben und das Ende eines Gerechten (Röm. 10, V. 4).

---

*) Dem jüngeren Sohne Paul, damals ſchon Profeſſor an der Univerſität Marburg, war die Nachricht von der Lebensgefahr des Vaters zu ſpät zugekommen. Er fand dieſen nicht mehr am Leben.

Für die Weihnachtszeit.

Verzeichniß
von
# u Feſtgeſchenken
für die
Jugend wie für Erwachſene
geeigneten Werken,
elche aus dem Verlage von Palm & Enke in Erlangen durch
alle Buchhandlungen zu beziehen ſind.

Dieſes Verzeichniß enthält unter anderen wiſſenſchaft-
chen und belletriſtiſchen Werken, deren Werth durch die bei-
efügten Kritiken kompetenter Beurtheiler anerkannt iſt, die
n obigem Verlage erſchienenen Schriften des allgemein ver-
hrten **Dr. G. H. von Schubert**, worauf ſich die Verlags-
andlung beſonders aufmerkſam zu machen erlaubt. Ge-
eigten Aufträgen rechtzeitig und möglichſt ſchleunig zu ent-
prechen, dürfte die Rückſendung des dem Schluſſe dieſes
Verzeichniſſes beigefügten Beſtellblattes, worauf die gewünſch-
en Werke gefälligſt zu unterſtreichen, und das mit dem
Namen und Wohnort des reſp. Beſtellers zu verſehen wäre,
ous bande pr. Post an die Buchhandlung, welche dieſes
Verzeichniß zur gefälligen Auswahl einſandte, am geeignet-
ten ſein.

I. Für das kindliche Alter.

Schubert, Dr. G. H. von (Geheimerath), Mährchen und Erzählungen für das kindliche Alter, als Zugabe zu den kleinen Erzählungen für die Jugend. Neue vermehrte Auflage. gr. 16. (180 Seiten.) geh. 12 Ngr. oder 36 kr. rh.

„Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Gebiete der Phantaſie,
der Geſchichte und der Natur, in der bekannten, gemüthvollen, anziehenden,
heiteren und ſanften Darſtellungsweiſe des Verfaſſers, die dem Jugendalter
ſe zuſagend iſt, gleich geeignet, die Intelligenz und das Gefühl zu ent-

[illegible]

wickeln und Belehrung und Unterhaltung zu gewähren. Der Name des Erzählers genügt, um dieſem Buche vor vielen anderen Kinderſchriften den Vorzug zu ſichern." (Illuſtr. Familienbuch IV. 5.)

Der Mägdlein Luſtgarten. 2 Theile mit 11 Kupfern (XX u. ... Seiten.) Gebunden 1 Thlr. 24 Ngr. od. 3 fl. rhn.

Es iſt in dieſes Leſebuch Alles aufgenommen, was ein junges, ſinniges Mädchengemüth lebendig und innig anſprechen mag, und was dem übrigen Unterrichte beihelfen kann, das Herz des Mädchens zu veredeln, ſeinen Geiſt zu wecken, ſeinen Willen zu kräftigen.

II. Für die reifere Jugend.

Berger, E., die Bestimmung der Gartenpflanzen auf systematischem Wege, eine Anleitung, leicht und sicher die unterscheidenden Merkmale der vorzüglichsten in den Gärten, Gewächshäusern und Anlagen vorkommenden Gewächse zu finden, nebst Angabe von Autor, Dauer, Kultur und Vaterland im alphabetischen Register, für Botaniker, Gärtner und Gartenfreunde. Mit einem Vorwort des Herrn Präsidenten Nees von Esenbeck, und Bearbeitung der Farrnpflanzen von Prof. Dr. Schnizlein. Lex.-8. (XII u. 682 Seiten.) geh. 3½ Thlr. od. 6 fl. 10 kr. rhn.

Dieses Werk, dem in den angesehensten einschlägigen Journalen und von den kompetentesten Beurtheilern die beifälligste Anerkennung zu Theil geworden, beschreibt auf 682 Seiten des kompressesten, jedoch vollkommen übersichtlich eingerichteten Satzes die vorzüglichsten Zierpflanzen der deutschen Gärten, Anlagen und Gewächshäuser in zweckentsprechender Auswahl — das Register zählt nahe an 8000 Pflanzennamen — nach einer Methode, wodurch es Jedem möglich wird, den Namen der unbekannten Pflanzen ohne Zeitaufwand, leicht und sicher aufzufinden. Es bildet sonach dieses Werk **ein wahres Hand- und Hülfsbuch für jeden Botaniker.**

In einer höchst anerkennenden Recension in der „allgemeinen Schulzeitung 1855 Nr. 33" wird das Werk den „*Schulen, in denen Botanik nicht Nebensache ist, für Gärtner und Gartenfreunde, die sich nach einem ausführlicheren, gut geordneten Handbuche umsehen*", sehr warm empfohlen. Die schöne Ausstattung des Werkes macht es zu einem passenden Festgeschenk für junge Botaniker besonders geeignet.

Ebersberg, Julius, das Feiertags-Buch. Ein Kranz von neuen Erzählungen, der reiferen Jugend Deutſchlands und häuslichen Kreiſen überhaupt zur Veredlung des Geiſtes und Kräftigung des Charakters herzlich gewidmet. gr. 8. (IV u. 211 S.) geh. 16 Ngr. od. 1 fl. rhn.

„Das Buch enthält zwölf lebensfriſche Bilder: „Ein Mann Gottes", „Eine Geſchichte von einem alten Lehrer", „Die bleierne Jungfrau", „Der Sclave", „Des Generals Kutſcher", „Gefängnißblüthen", „Der Erbenweiler", „Die Poſada von Zamora", „Die letzte Fee", „Eine Gouvernante wird geſucht", „Zwei Ruinen", „Meine Tante Roſalie."

„In allen dieſen Bildern ſpricht ſich eine ſo richtige Lebensanſchauung, ein ſo tiefes Gemüth, ein ſo hoher Sinn für Religion, Tugend und Recht aus, daß wir dem geiſtreichen Verfaſſer den vollſten Beruf zum Jugendſchriftſteller zuerkennen müſſen und ihn lieben lernen, indem wir in ſeinen herrlichen Geiſtes-Erzeugniſſen das ſchöne Ebenbild ſeiner reichen Seele wieder finden. Gehalt, ſpannend, voll Kraft und Ausdruck ſind dieſe Erzählungen, ſie ſind nicht vom gewöhnlichen Schnitte unſerer Alltagsnovelliſtik, ſondern lehren, indem ſie unterhalten."

„Selten iſt in unſeren Tagen die Erſcheinung eines ſolchen Buches am Repertoir der deutſchen Jugendſchriftſtellerei; darum möge auch unſere vorliegende Anzeige derſelben nicht als eine oberflächliche Anzeige einer gewöhnlichen literariſchen Erſcheinung betrachtet werden. Dieſes Feſttagsbuch wird wahrhaft eine Zierde jeder chriſtlichen Familienbibliothek ſein. Den Familien empfehlen wir es auf's Wärmſte und werden uns freuen, in ihrer Anerkennung unſeren Ausſpruch über den Werth dieſer trefflichen Schrift beſtätigt zu finden." (Oeſterr. Bürgerblatt 1856 Nr. 6.)

Gleiche Anerkennung fand dieſes Buch in der „Zeitſchrift f. d. öſterreich. Gymnaſien", dem „Münchener Jugendfreund", den „Berliner Nachrichten" u. a. m.

Hartung, Dr. J. A. (Direktor), **die Religion der Römer nach den Quellen dargeſtellt.** Zwei Theile. gr. 8. (XVI u. 624 Seiten.) geh. 2 Thlr. 15 Ngr. od. 4 fl. rhn.

Die Beſchreibung der Glaubensvorſtellungen und Ceremonien iſt überall mit Angabe der Heiligthümer und Stiftungen vereinigt, die Sagen aber werden gelegentlich eingeflochten, ſo daß Eines dem Andern zur Deutung dient. Uebrigens hat ſich der Herr Verfaſſer bemüht, Alles in einer leichtfaßlichen und gefälligen Form vorzutragen.

Schubert, Dr. G. H. von (Geheimerath), **Meine Jugendgeſchichte.** gr. 8. (X u. 306 Seiten.) geh. 1 Thlr. 18 Ngr. od. 2 fl. 48 kr. rhn.

„Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben", unter welchem Titel dieſes Werk auch als I. Band der „**Selbſtbiographie**" (m. ſ. S. 6 dieſes Verzeichniſſes) ausgegeben wurde, dürfte namentlich der reiferen Jugend nicht nur als eine höchſt anziehende, ſondern hauptſächlich als eine belehrende, geiſtig anregende Lektüre auf das Wärmſte zu empfehlen ſein. Die angeſehenſten Journale empfehlen dieſes Werk auf das Angelegentlichſte.

— **Erzählungen.** 4 Bände. gr. 8. (XLIII u. 1819 Seiten.) geh. 6 Thlr. 6 Ngr. oder 9 fl. 15 kr. Jeder Band iſt auch einzeln zu haben und koſtet der I., II. und IV. à 1 Thlr. 18 Ngr. od. 2 fl. 30 kr. rhn., der III. 1 Thlr. 12 Ngr. od. 2 fl. 15 kr. rhn.

„Dieſe Erzählungen ſchildern zum größeren Theile wirkliche Begebenheiten, deren Ausgang überraſchend genug iſt, um auch durch die neuere Unterhaltungslektüre verwöhnte Leſer zu befriedigen. Am meiſten dürften ſich von ihnen jedoch ſolche Leſer angezogen fühlen, welche die Schickſale der Menſchen nicht vom blinden Zufalle abhängig machen, ſondern gern in dem Gange derſelben das Walten einer gütigen Vorſehung wahrnehmen. Sie ſind wie geſchaffen für das kindliche Gemüth, mag es alt oder jung an Jahren ſein, und führen uns durch einen feinen Humor über das Treiben und Trachten der gewöhnlichen Menſchen hinaus in eine gemüthliche Ruhe und Erhabenheit der Geſinnung, die aber durchaus etwas urſprünglich Geſundes und Natürliches behält." (Peſt. Lit. Blätter.)

Der IV. Band dieſer Erzählungen wurde auch unter dem Titel:

Seebilder. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung. gr. 8. (XVI u. 128 S.) geh. 1 Thlr. 18 Ngr. od. 2 fl. 30 kr. rhn.

ausgegeben und iſt der Inhalt der neuen Auflage des III. Bandes auch in folgenden einzelnen Abdrücken erſchienen:

Die alte Schuld. Eine Erzählung für die reifere Jugend und [illegible] 8. (138 S.) [illegible] 12 Ngr. [illegible] 48 kr. rhn.

Die Schatzgräber. Eine Erzählung. gr. 8. (92 Seiten.) geh. 8 Ngr. od. 32 kr. rhn.

Herr Stephan Michel. Eine Erzählung für die reifere Jugend und ihre Freunde. gr. 8. (123 S.) geh. 12 Ngr. od. 48 kr. rhn.

Die Zeichen des Lebens. Die beiden Inder. Zwei Erzählungen nebſt einer Anzahl Kalenderbildchen. gr. 8. (70 S.) geh. 8 Ngr. od. 32 kr. rhn.

Schubert, Dr. G. H. von, kleine Erzählungen für die Jugend. I. u. II. Bändchen. gr. 8. (X u. 196 Seiten.) geh. Das Bändchen 24 Ngr. od. 1 fl. 24 kr. rhn.

Der „Menſchenfreund in ſeinen Beziehungen zur belebten Welt XII Nr. 3“ ſpricht ſich folgendermaßen über dieſe beliebte Jugendſchrift aus:

„Dieſes Buch enthält eine Reihe trefflicher Originalerzählungen, die für die Jugend vorzüglich geeignet ſind. Der Knabe ſowohl als wie das Mädchen werden dieſe ſchätzbaren Produkte des als Schriftſteller rühmlichſt bekannten Verfaſſers nicht nur mit großem Intereſſe leſen, ſondern es werden dieſe Erzählungen auch einen tiefen nachhaltigen Eindruck auf das jugendliche Gemüth hervorbringen, da in denſelben die unausbleiblichen Folgen böſer Thaten, ſowie der Lohn edler Handlungen eindringlich geſchildert wird. Eltern und Erziehern möge daher dieſes Buch, das auch Erwachſene mit großem Intereſſe leſen werden, als ein höchſt paſſendes Geſchenk für die lern- und leſeluſtige Jugend empfohlen ſein.“

In vielen anderen pädagogiſchen, theologiſchen ꝛc. Zeitſchriften wird dem Werkchen gleiche Anerkennung zu Theil.

— Spiegel der Natur. Ein Leſebuch zur Belehrung und Unterhaltung. **Zweite** neu überarbeitete und verbeſſerte Auflage. gr. 8. (XX u. 173 Seiten.) geh. 1 Thlr. 4 Ngr. od. 1 fl. 48 kr. rhn.

Das Buch iſt in vielen Tauſenden verbreitet und wurde in den angeſehenſten pädagogiſchen, theologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften auf das Anerkennendſte beurtheilt und empfohlen, und möge unter den vielen höchſt belobenden Kritiken, welche alle anzuführen der Raum nicht geſtattet, nur folgende aus der „allgemeinen deutſchen Lehrerzeitung“ hier einen Platz finden:

„Schubert's Spiegel iſt das Werk eines hochgeachteten Gelehrten, der es verſteht, die bedeutenden neueren Reſultate der Forſchungen auf dem Gebiete der Natur in edler populärer, gemeinverſtändlicher und der Wiſſenſchaft würdiger Weiſe anziehend zu behandeln. Welchen Beifall das vorliegende Buch bereits in ſeiner erſten Auflage gefunden hat, bekunden mehrere verbreitete Leſeſtücke aus dieſem Buche, die in ſehr vielen höheren Schulleſebüchern neuerer Zeit bevorzugte Aufnahme gefunden haben. Die gegenwärtige zweite Auflage iſt von dem Herrn Verf. bedeutend verbeſſert worden, und hat durch weſentlich nothwendige Zuſätze und Veränderungen bezüglich des Inhaltes in zeitgemäßer Weiſe ſchätzenswerthe Ergänzungen erhalten.“

III. Für Erwachſene.

Engelhardt, Kirchenrath Dr. J. G. V., Handbuch der Kirchengeſchichte. 4 Bände. gr. 8. (VIII u. 1950 Seiten.) 3 Thlr. od. 4 fl. 48 kr. rhein.

„Unter allen bisherigen Kirchengeſchichten, die als Handbücher zu einem mehr populären Gebrauche beſtimmt ſind, iſt uns das vorliegende als das vorzüglichſte erſchienen. Die Sprache iſt einfach, das Urtheil partheilos und [illegible]

Gerlach, Joh. Pet., Pfarrer, Fides oder die Religionen und Culte der bekannteſten Völker der Erde alter und neuer Zeit. Zwei Bände. gr. 8. (XV u. 1153 S.) 1 Thlr. 8 Ngr. od. 2 fl. rhn.

„Das Buch gewährt reiche Ausbeute nicht nur zur Einſicht in die mancherlei religiöſen Meinungen und Gebräuche der Völker und in die Verwandtſchaft ihrer Principien, ſondern namentlich zur Schätzung des hohen Werthes der chriſtlichen Wahrheit, welche ſich aus ſo vielen bunten Miſchungen von Wahn und Wahrheit als der helle lautere Stern des ewigen Friedens und Troſtes erhebt." (Blätter für literar. Unterhaltung.)

Goldkörner aus dem literariſchen Nachlaſſe eines chriſtlichen Naturforſchers. Geſammelt von Dr. W. **Büchner**. 16. (IV u. 72 Seiten.) geh. 8 Ngr. od. 24 kr. rhn.

Religiöſe Betrachtungen, naturwiſſenſchaftliche Anſichten und allgemeine Maximen und Sentenzen des berühmten Naturforſchers **Humphry Davy** enthaltend. Allen, welche ſich für das Gebiet der höheren Wahrheit intereſſiren, verdient dieſe Anthologie auf das Wärmſte empfohlen zu werden.

Greiner, Dr. G. F. Chr. (Medizinalrath), Bioſoterion oder Heilslehre für das leibliche Leben des Menſchen, wiſſenſchaftlich dargeſtellt für gebildete Leſer. gr. 8. (V u. 254 Seiten.) geh. 28 Ngr. od. 1 fl. 36 kr. rhn.

Gersdorf's Repertorium der deutſchen und ausländiſchen Literatur empfiehlt dieſes Werk aus der Feder eines der achtbarſten Veteranen auf dem Gebiete der phyſiologiſch-pſychologiſchen Literatur mit folgenden Worten:

„Es webet in vorliegender Schrift der Geiſt einer großartigen Naturanſchauung, verbunden mit wahrer Religioſität. — Ganz beſonders empfiehlt ſich die Schrift durch die Innigkeit, mit welcher ſie alle irdiſchen Verhältniſſe in ihrer Beziehung zur Urquelle aller Ideen, zu Gott, auffaßt. Daher wünſcht ihr Ref. recht viele Leſer."

Schubert, Dr. G. H. **von** (Geheimerath), die Geſchichte der Natur als **dritte** gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeſchichte. I. u. II. Band. (II. Band mit 8 Kupfertafeln.) gr. 8. (XXVI u. 1151 Seiten.) geh. 4 Thlr. 16 Ngr. od. 7 fl. 10 kr. rhn.

Die nöthig gewordene 3. Auflage bekundet hinlänglich die Anerkennung, welche dem Werke zu Theil geworden. — Band I erſchien auch unter dem Titel:

Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf der Erde. gr. 8. (XVIII u. 761 Seiten.) geh. 2 Thlr. 21 Ngr. od. 4 fl. 48 kr. rhn.

Band II führt auch den Titel:

Abriß der Mineralogie. Mit 8 Kupfertafeln. gr. 8. (VIII u. 387 Seiten.) geh. 1 Thlr. 22 Ngr. od. 2 fl. 52 kr. rhn.

und iſt nach einer ſehr anerkennenden Beurtheilung in den „Heidelberger Jahrbüchern für Literatur" beſonders zum Selbſtſtudium geeignet.

— Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich und durch die ſüdlichen Küſtengegenden von Piemont nach Italien. **Zweite** Auflage. **Zwei Bände.** gr. 8. (X u. 531 Seiten.) geh. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhn.

„Das Buch enthält viele geiſtreiche Bemerkungen über die ſüdfranzöſiüber die Staats- und Religionsverhältniſſe der durchwanderten Länder, beſonders anziehend aber und beachtenswerth ſind die Naturſchilderungen, welche mit jugendlichem Feuer und poetiſcher Kraft entworfen ſind; es iſt dies übrigens auch die ſtarke Seite des genialen Schriftſtellers. Die Darſtellung iſt belebt und fließend, überſprudelnd oft von fröhlicher Laune und Heiterkeit, wie man dies auch an dem Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten von demſelben Verfaſſer zu rühmen hat." (Schleſiſche Zeitung.)

Schubert, Dr. G. H. von, Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten nach Salzburg, Tyrol und der Lombardei. Dritte Auflage, mit der Reiſe über das Wormſer Joch nach Venedig. gr. 8. (X u. 381 Seiten.) geh. 1 Thlr. 9 Ngr. od. 2 fl. rhn.

— — Reiſe in das Morgenland. Drei Bände. Neue Auflage. Mit einer Karte und dem Grundriſſe von Jeruſalem. gr. 8. (I. u. 1707 Seiten.) geh. 7 Thlr. 21 Ngr. od. 12 fl. 21 kr. rhn.

Der Verfaſſer des eben genannten Buches hat ſchon bei anderer Gelegenheit ſeine Bereitwilligkeit gezeigt, Das zu erzählen, was er auf ſeinen Wanderungen ſah und erfuhr. Die Reiſe, von welcher er hier berichtet, war reicher an äußeren und inneren Erfahrungen denn jede ſeiner früheren, darum möge es nicht befremden, wenn er mit der Geſchichte derſelben drei Bände füllt. Er hat neben ſeiner Vorliebe für die Betrachtung der Geſchichte der Natur ſeit Langem auch jene für die Betrachtung des Weſens und der Geſchichte der Seele in ſich getragen, darum möge man es ihm zu gute halten, wenn er ſeinen Leſern nicht ſelten auch von Dem erzählt, was bei den Beſchäftigungen des Auges und der anderen äußeren Sinne zugleich die Seele erfuhr und empfand.

— — der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbſtbiographie. 1. Band. gr. 8. (XII u. 406 Seiten.) geh. 1 Thlr. 18 Ngr. od. 2 fl. 48 kr. rhn.

Die angeſehenſten Journale empfehlen dieſes Werk auf das Angelegentlichſte; ſo unter andern ſpricht ſich Gersdorf's Repertorium darüber folgendermaßen aus:

„Die ſinnreiche paraphraſtiſche Andeutung auf dem Titel rückt dem des Terrains nur einigermaßen Kundigen ſofort die anziehende Perſönlichkeit des Mannes nahe, der ſich durch eine weitverzweigte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und die phantaſievolle Gemüthlichkeit, welche er bei derſelben anzubringen Talent hatte und Gelegenheit fand, einen großen Kreis von Leſern und Verehrern gebildet hat und auf ſie jetzt wieder ſeine Anziehungskraft geltend zu machen wiſſen wird, wo er ſich ſelbſt den Dienſt zu leiſten anfängt, den er früher ausgezeichneten geiſtesverwandten Männern durch treffende Schilderungen ihrer Schickſale und pſychologiſche Entwickelung ihrer Charaktere geleiſtet hatte. Das iſt, darf und kann man ſagen, eine rechte Familienlektüre, ſie bietet Alten und Jungen geeignete Haltpunkte ſich weiter ſpinnender Unterhaltungen und zugleich kräftige Hebel zur Erweiterung der Bildung."

Ueber dieſes gediegene Werk möge noch nachſtehende Beurtheilung aus dem Nathuſius'ſchen „Volksblatt f. Stadt u. Land" hier eine Stelle finden:

„Noch einmal, dem Ende der irdiſchen Laufbahn nahe und auf den gepilgerten Weg zurückblickend, tritt uns der Verfaſſer ſo wacker und ſo herrlich verjüngt entgegen, daß man im Leſen wahrlich meint, als ob das Buch an Innigkeit und Reichthum alle ſeine früheren Arbeiten überträfe. Von dem tiefen Kenner und feinen Beobachter menſchlicher Seelenzuſtände war eine vortreffliche Selbſtbiographie wohl zu erwarten; der anmuthige Erzähler leiht ihr das Gewand; der fromme Chriſt, der in die Glaubens- und göttlichen Gnadenwege ſich mit jedem Jahre, das ihm dem Schauen der Gnade näher führt, mehr vertieft hat, gibt ihr die höhere Weihe.

wenigen Bücher, bei welchen man jedermann, dem man begegnet, zurufen möchte: Haſt du es ſchon geleſen? Lies es ja! Und wie eine Bereicherung des eigenen inneren Lebens eines jeden, ſo wird es auch eine Bereicherung unſerer deutſchen Geiſtes- und Literatur-Geſchichte eintragen.“

Der zweite Band dieſes Werkes (XVI u. 518 Seiten) wurde in 2 Abtheilungen („die erſten Gaſtrollen des praktiſchen Lebens“ und „der Schulmann und Schüler“) bereits ausgegeben und koſtet 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr. rhn. Der dritte Band (Schluß des Werkes) erſchien ebenfalls in 2 Abtheilungen („die Auswanderung nach Norden“ und „die Rückkehr nach dem Süden“ (XIV u. 730 Seiten) und koſten beide Abtheilungen 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr. rhn. Der Preis des vollſtändigen Werkes, das auch abtheilungsweiſe bezogen werden kann, ſtellt ſich ſomit auf 6 Thlr. 18 Ngr. oder 11 fl. 18 kr. rhn.

Ungewitter, Dr. F. H., der Welttheil Auſtralien. Neueſte ausführliche Beſchreibung desſelben, unter genauer Bezugnahme auf die dortigen europäiſchen Anſiedlungs-, Handels- und proteſtantiſchen wie katholiſchen Miſſionsverhältniſſe. Nach den zuverläſſigſten Quellen bearbeitet. Mit einem Vorwort von Dr. G. H. von Schubert. Lex.-8. (XIII u. 515 Seiten.) geh. 2 Thlr. 16 Ngr. od. 4 fl. 24 kr. rhn.

Das vollſtändigſte Werk über einen noch wenig bekannten Welttheil. Das Werk hat überall der anerkennendſten Beurtheilung ſich zu erfreuen gehabt und ſpricht ſich unter andern Gersdorf's Repertorium folgendermaßen hierüber aus:

„Dr. U. hat ſeinen Stoff faßlich geordnet und mittelſt eines guten Sachregiſters, ſowie des Inhaltsverzeichniſſes wird man ſchnell jeden einzelnen Punkt aufzufinden, ſowie auf einer neueren Karte ſich zu vergegenwärtigen im Stande ſein. Das Ganze iſt in 6 Abſchnitte und jeder derſelben in mehrere Kapitel getheilt.“

— die Türkei in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit, oder ausführliche geographiſch-, ethnographiſch-, ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Darſtellung des türkiſchen Reiches, nebſt einer vollſtändigen und ſorgfältig ausgeführten Topographie der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei. Lex.-8. (VI u. 320 Seiten.) geh. 1 Thlr. 10 Ngr. od. 2 fl. 20 kr. rhn.

Auch dieſes Werk hat allgemeine Anerkennung gefunden.

Wittstein, Dr. G. C., etymologisch-botanisches Handwörterbuch. Enthaltend: die genaue Ableitung und Erklärung der Namen sämmtlicher botanischen Gattungen, Untergattungen und ihrer Synonyme. Mit zahlreichen biographischen und literarischen Notizen versehen und zum Gebrauche für Botaniker, Pharmazeuten, Naturforscher, Aerzte, Garten- und Blumenfreunde und Freunde der Naturwissenschaften überhaupt bearbeitet. Zweite Ausgabe. 952 Seiten Lexikon-Format. geh. 4 Thlr. 10 Ngr. od. 7 fl. 30 kr. rhn.

Dieses Wörterbuch, welches in botanischen, pharmazeutischen und andern Journalen allgemeine Anerkennung gefunden hat, empfiehlt sich durch seine grosse Reichhaltigkeit — *es umfasst gegen 17000 Artikel* — und die Masse von *werthvollen biographischen* und *literarischen Notizen*, wodurch es Jeden in den Stand setzt, sich über diesen oder jenen botanischen Namen, sowie über die betreffenden Autoren und ihre Leistungen auf dem speziellen Gebiete augenblicklich zu orientiren.

Am Schlusse einer ausführlichen durchweg höchst anerkennenden Beurtheilung, in der die grosse Sorgfalt und Genauigkeit des Verf. besonders hervorgehoben und durch Beispiele belegt wird, in der

Flora od. allgem. botan. Zeitung N. R. XII. Jahrg. Nr. 7. heisst es:

„Wir schliessen unseren Bericht mit der Ueberzeugung, dass der Verfasser eine der schwierigsten und zeitraubendsten wissenschaftlichen Arbeiten auf eine ausgezeichnete Weise durchgeführt hat und wünschen daher dem Buche, da es in keines Botanikers Bibliothek fehlen soll, eine recht weite Verbreitung. — Die äussere Ausstattung des Werkes ist ebenfalls vortrefflich."

Unterzeichneter beſtellt hiermit bei der Buchhandlung von

zu nachſtehende unterſtrichene

Werke aus dem Verlage von **Palm & Enke** in Erlangen:

Berger, Gartenpflanzen.
Ebersberg, Feiertagsbuch.
Engelhardt, Kirchengeſchichte, 4 Bde.
Gerlach, Fides, 2 Bde.
Goldkörner aus dem liter. Nachlaß eines chriſtl. Naturforſchers.
Greiner, Violeterion.
Hartung, Religion der Römer, 2 Bde.
Luſtgarten der Mägdlein, 2 Bde. geb.
Schubert, v., Erwerb aus e. vergang. Leben 3 Bände.
— Erzählungen, 4 Bde.
— — — gebunden.
Daraus einzeln:
— Seebilder.
— — gebunden.
— Die alte Schuld.
— Die Schatzgräber.
— Herr Stephan Wiebel.
— Die Zeichen des Lebens.
— Kleine Erzählungen f. d. Jugend, 2 Bdchen.
— — — — — gebunden.
— Geſchichte der Natur I. u. II. Bd.
— Jugendgeſchichte.
— Märchen und Erzählungen.
— Mineralogie.
— Reiſe nach Frankreich und Italien, 2 Bde.
— — in's Morgenland, 3 Bde.
— — — gebunden.
— Spiegel der Natur.
— — gebunden.
— Wanderbüchlein.
— — gebunden.
— Weltgebäude.
Ungewitter, Auſtralien.
— Türkei.
Wittſtein, botaniſches Handwörterbuch.

Ort und Datum: **Name:**

Bemerkung. Von mehreren dieſer Werke ſind, wie eben erwähnt, auch elegant gebundene Exemplare zu erhalten, bei denen nur eine geringe Preiserhöhung für den Einband (pro Band 3½ bis 4½ Ngr.) ſtattfindet.

Druck von [illegible]

Vermiſchte Schriften

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Als Nachleſe auf einem herbſtlichen
Arbeitsfelde.

Zweiter Band.

Erlangen, 1860.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

Universitäts München Bibliothek

AD BIBL. UNIV MONAC.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Seinem geliebten Schwiegerſohne,

dem Herrn

Dr. Friedrich Heinrich Ranke,

Conſiſtorialrath in Ansbach,

reicht dieſe Gabe aus alter treuer Hand

der Verfaſſer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorrede.

Mit dem hier vorliegenden Buche hofft der Verfaſſer ſein vierundfünfzigjähriges Tagwerk als Schriftſteller zu beſchließen. Mit Recht darf er deshalb die nachfolgende Reihe von Lebensbildern mit den vereinzelten Aehren vergleichen, die ſich nach der Ernte im Herbſte noch auf dem Felde finden. Sie gehörten zu den Garben, die man zu ihrer Zeit hier gebunden und weggeführt hat.

Zwei ſolche Aehren aus den Garben meiner Selbſtbiographie ſind namentlich die beiden letzten Kapitel dieſes Buches, welche die Lebensführungen meiner theuren Freunde Krafft und Spleiß ſo wie meines geliebten Reiſegefährten: des Johannes Roth, beſchreiben. Aber auch die anderen Vorbilder und Bilder aus dem Leben, welche ich hier zuſammengeſtellt habe, ſtehen in ähnlicher verwandtſchaftlicher Verbindung mit dem Inhalte mancher meiner früheren Schriften. Und zwar mit jenen, welche vorzugsweiſe einen Kreis von freundlich theilnehmenden Leſern gefunden haben. Denn wie ſich unter den Freunden der menſchlichen bildenden

Kunſt Viele, mit gleicher Theilnahme, zur Betrachtung der Werke zuſammenfinden, welche aus der Schule irgend eines alten preiswürdigen Malers ſind, ſo pflegt es auch den Freunden einer geiſtig bildenden Kunſt zu geſchehen, daß ſie mit beſonderer Vorliebe die Werke aus der Schule jenes älteſten und ewigen Meiſters betrachten, darin die Züge ſeines Ebenbildes bemerkbar ſind. Die Züge dieſes Ebenbildes: Demuth, Glaube und Liebe werden auch in den Lebensbildern erkennbar ſeyn, welche ich in den vorſtehenden Blättern mit ſchwacher Hand gezeichnet habe. Als Gedanken des Friedens in den Tagen einer allgemeinen Verbitterung, darin ſelbſt die Kinder des Hauſes ſich feindſelig entzweien, während eine unzählbare Rotte der Feinde dem Hauſe und denen, die darinnen wohnen, Tod und Verderben drohen.

München am 22. April 1860.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Vorbilder und Bilder aus dem Leben.

Seite

Der Kinderarzt 3

I. Kapitän Hedley Vicars.

1. Das Nachtlicht am Wege 10
2. Die ſtumme Grabrede 15
3. Der immerwährende Frieden 24

II. Sir Henri Havelock, der Kriegsheld.

1. Ein Mäßigkeitsverein 35
2. Der Gedanke an das Ende 38

III. Livingſtone und Murchiſon.

Fernblick des Geiſtes und Schauen des leiblichen Auges 55

VI. Gregorius Lopez.

1. Ein Hüter in der Nacht 60
2. Der Unbekannte 62
3. Gregorius Lopez ein Zeichen ſeiner Zeit 64
4. Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden 67
5. Das Suchen nach Schätzen 69
6. Die Mördergrube 71
7. Das Wanderleben eines Pilgrims und Fremdlings 76
8. Ein Kranker als Tröſter der Kranken 81
9. Ein Bild im Spiegel 84
10. Züge von beſonderer Art 89
11. Die unaufhörliche That der Liebe 94
12. Vom Glauben zum Schauen 96

Seite

V. Chriſtian Friedrich Schwartz.

1. Der Verlobte 99
2. Indiens uralte Befreundung mit dem Chriſtenthume 105
3. Ein Beſuch bei den ſyriſchen Chriſten in Indien . 109
4. Die däniſchen Miſſionen in Indien 119
5. Der rechte Anfang 127
6. Die Freunde in der Noth 135
7. Als die Armen, welche doch Viele reich machen . 143
8. Die Amtsgewalt eines Sendboten an die Heiden . 156
9. Der Freie unter den Sklaven 168
10. Der Fels in Ungewittern 176
11. Ein Weg voll Gefahren 183
12. Das Beſtellen des Hauſes 195
13. Das Ende 206

VI. Chriſtian Gottlob Krafft und David Spleiß.

1. Wahrheit und Ernſt 213
2. Das Leben der Kindheit und frühen Jugend . . 216
3. Herr ich laſſe Dich nicht 223
4. Ein Dritter im Bunde 225
5. Das Licht auf ſeinem Leuchter 231
6. Die Wirkung einer erſten Vorleſung 236
7. Das Vollbereiten 238
8. Die Sonne ſcheint herein 243

VII. Johannes Rudolf Roth.

1. Ein Grab im Thal der Thäler 260
2. Das Elternhaus 266
3. Der natürliche Beruf 272
4. Die Weihe der Augenluſt 279
5. Die Ruhe vor dem neuen Ausfluge 289
6. Die Reiſe nach Indien und Aethiopien 293
7. Ein Wiederſehen und Scheiden 308
8. Ein neuer Zug nach Oſten 311
9. Der rüſtige Fleiß am Tagwerke 314
10. Das Ziel des Pilgerlaufes 334

Vorbilder und Bilder aus dem Leben.

Der Kinderarzt.

Was wir von dieſen Vorbildern und Bildern zu erwarten haben, das mag ein Gleichniß andeuten, welches wir uns von einem Reiſenden erzählen laſſen.

„In einer Stadt unſeres großen, weſtlichen Nachbarlandes, welche durch ihre öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten berühmt iſt, beſuchte ich eines der wohleingerichtetſten Hospitäler. Vor Allem zog mich hier die Betrachtung jener Abtheilung des Krankenhauſes an, darinnen ſich die Säle und Zimmer für die kranken und wiedergeneſenden Kinder befanden. Ich wußte, daß für dieſe ein Arzt angeſtellt ſei, deſſen Geſchicklichkeit und Glück in der Behandlung und Heilung der Kinderkrankheiten ſehr gerühmt ward. Auch hörte ich noch ſonſt ſo viel Merkwürdiges und Anziehendes von dem Manne, daß mir ſeine perſönliche Bekanntſchaft ſehr wünſchenswerth ſchien.“

„Ich ließ mich, denn ich hatte zu meinem Eintritte die Erlaubniß einer höheren Behörde, ſogleich in die Krankenzimmer der Kinder einführen. Mit beſonderer Theilnahme verweilte ich in einem Saale, der für die Pflege der Wiedergeneſenden beſtimmt war. Die Morgenſonne des ſchönen Frühlingstages ſtrahlte lieblich zu den Fenſtern herein; es war heute ein Feſttag, man hatte zu den Betten der kleinen Kranken einigen anderen, geſunden Kindern aus der Stadt den Zutritt erlaubt, welche ihren Geſchwiſtern Frühlingsblumen und kleine Kränze brachten und mit ihnen ſpielten. Ich ſah mit Wohlgefallen dem Spiele einiger der Mägdlein zu, deren Wiedergeneſung ſchon weit vorgeſchritten ſchien, da bemerkte ich, daß auf einmal die Blicke aller Kinder nach der Thüre des Saales ſich richteten, durch welche mit freundlichem Gruße und Segenswunſche ein Mann eintrat. Man brauchte nicht zu fragen, wer dieſes ſei? man konnte es in den freudigen Blicken der Kleinen leſen und in dem ſanften, ehrerbietigen Ausrufe ihrer Stimmen hören, daß es ihr lieber Pfleger und Freund, der Vater Philipp ſei."

„Vater Philipp, der Arzt, war nicht durch den Stand, den ſein einfaches Ordensgewand ankündigte, ſondern durch ſein ganzes Weſen, geeignet, in jedem für ſolchen Eindruck empfänglichen Gemüthe ein Gefühl der Ehrfurcht und des Vertrauens zu wecken: ein Greis, aus deſſen Angeſicht mitten unter den äußerlichen Zügen des Alters die Züge einer inneren geiſtigen Kindſchaft hervorblickten, deren Kraft von den Jahren nicht geſchwächt, noch gebeugt wird. Wenn er, von einem der kleinen Betten zum anderen gehend, mit den Kindern ſelber wie ein frommes, liebendes Kind ſprach und ihrem Spiele mit den Blumen zuſah, da war es, als ob mit dem tiefen, Ehrfurcht erweckenden Ernſte ſeines Geſichtes die Engel der kindlichen Demuth, Sanftmuth und Liebe ſpielten."

„Ich war eine Zeit lang als ſtummer Zuſchauer und Zuhörer in der Nähe des Doktors geweſen, er aber bemerkte mich und grüßte mich freundlich. Er erkannte in mir den Fremden und redete mich deutſch an, denn er war von Geburt ein Elſaßer. Unter anderem äußerte ich ihm meine Verwunderung darüber, daß die Zahl der in Wiedergeneſung begriffenen Kinder ſo groß, die der kranken ſo viel geringer ſei; ich wollte hiermit, ohne es gerade auszuſprechen, dem Glücke und Geſchicke ſeiner ärztlichen Kunſt ein Lob zuwenden. Er aber, als verſtände er dieſe Abſicht nicht, antwortete mir: Gott Lob, daß es ſo iſt, wie Sie ſagen, daß jetzt der wiedergeneſenden Kinder viel mehrere als der gefährlich kranken ſind. Vor wenig Wochen noch, vorzüglich im Februar, war dieſes anders. Da waren hier unſere meiſten Betten mit Kranken gefüllt und von dieſen wurden ſehr viele während der damals epidemiſchen Kinderkrankheit nicht hierher, in die Säle der Wiedergeneſenden, ſondern auf den Kirchhof getragen. Jetzt hat, durch Gottes Gnade, die Heftigkeit der Krankheit ſehr nachgelaſſen, unſere lieben kleinen Patienten überſtehen ſie meiſt leicht und in kurzer Zeit. Wenn Sie aber dennoch darüber ſich wundern, daß wir hier ſo viele Wiedergeneſende verpflegen, ſo daß ſchon dieſer Saal, in welchem bloß die Mädchen ſind und der für die Knaben beſtimmte faſt eben ſo, eine Zahl enthält, welche den Fremden in Erſtaunen ſetzen mag, dann muß ich Ihnen bekennen, daß dieſes unſere Schuld, und (ſo ſetzte er lächelnd hinzu) Folge unſeres Privatintereſſes iſt. Sehen Sie, hier dieſe Mädchen, ſo wie die Knaben im Nebenſaale, ſind faſt ſämmtlich Kinder ganz dürftiger Eltern: armer Seidenweber und Spinner. In dem Hauſe ſolcher verkümmerten Eltern gibt es für die krank geweſenen Kinder weder die zuträgliche leibliche, noch geiſtige Koſt und Pflege. Wir haben die Mittel zu beiden, und ſo liegt es in unſerem Intereſſe, die armen geiſtig, wie leiblich verkümmerten Kleinen, denn ſie gehören ja uns als ihren

Mitbürgern ganz beſonders an, zu beleben und zu bekräftigen an Seele und Leib. Ich meines Theiles ſuche ihnen nicht bloß Pfleger und Arzt, ſondern zugleich Schul- und Exerziermeiſter zu werden, ich ſuche meine kleinen Kranken zur geiſtigen, wie zur leiblichen Bewegung aufzuwecken und geſchickt zu machen."

„Wie Sie, ſo ſprach ich, in geiſtiger Hinſicht dieſes thun, das habe ich mit herzlicher Theilnahme und Freude bemerkt, aber, erlauben Sie mir die Frage, wie betreiben Sie Ihr Exerziermeiſteramt in leiblicher Weiſe?"

„Sie regen mich, ſo antwortete er, bei meiner ſchwachen Seite an. Denn wie die meiſten Erfinder, ſpreche ich gern von meiner kleinen und dennoch in ihrem Erfolge oft geſegneten Erfindung. Sehen Sie hier, ſo fuhr er fort, in der Mappe, die hier auf dem Tiſche liegt, dieſe Bilder, mit deren Anſchauen und ihrer Erläuterung ich unſeren wiedergeneſenden Kindern ſehr oft ein beſonderes Vergnügen mache. Da finden Sie zuerſt die Bilder von allerhand rechtſchaffen fleißigen Leuten, Künſtlern, Handwerkern, Gärtnern, Landleuten und Soldaten, mitten in ihrer treuen Berufsarbeit, zum Nutzen und Dienſte der Nebenmenſchen wie des eigenen Hauſes. Dieſe zeige ich unſeren ſchon mehr erſtarkten und bekräftigten Wiedergeneſenden, namentlich ſolchen, die bald in ein Geſchäft der Welt und bürgerlichen Geſellſchaft treten können und ermuntere ſie dabei zur Ordnung und zum Fleiße. Denn die meiſten dieſer armen Kinder haben von ihren früheſten Jahren an kein anderes Geſchäft geſehen und betrieben als das Spinnen, Weben und Spitzenklöppeln. Doch bei dieſen Bildern wollen wir uns nicht aufhalten. Hier aber ſehen Sie andere, zu deren Erläuterung ich einige Worte vorausſagen will. Unter den Kindern, welche aus einer ſchweren Krankheit zur Wiedergeneſung kommen, gibt es öfters ſolche, welche lange Zeit wie gelähmt an allen Gliedern da liegen. Es iſt, als hätten ſie alle Bewegung der Glieder ganz verlernt und vergeſſen; ſie haben weder Luſt, noch Geſchick, noch Kraft, auch nur einen Löffel zu halten, noch weniger aber, auf ihren Füßen zu ſtehen und zu gehen. In dieſen pflege ich die Luſt und das Geſchick der Lebenskräfte hier durch ſolche Bilder zu wecken, welche öfters, als Vorbilder, zur Nacheiferung reizen.“

„Er zeigte mir jetzt Bilder von munteren, geſunden Knaben, welche, wetteifernd in ihren Schritten, einen ſteilen Hügel hinanſtiegen, und daneben ſolche, welche mit lebhafter Bewegung der Arme, als ob ſie flögen, von der Höhe hinabliefen. Anderwärts Knaben, die mit kräftigem Schwunge der Arme den Ball ſchlugen, oder über liegende Korngarben hinüberſprangen. In dieſer und in vielfältig anderer Weiſe ſah man Knaben in ihren munteren Bewegungen abgebildet, während eine Anzahl der anderen, auf Pappendeckeln befeſtigten Bilder kleinere ſo wie größere Mädchen in fröhlichem Spiele und in fleißiger Geſchäftigkeit der Glieder darſtellten.“

„Mit einem dieſer Bilder in der Hand trat der Doctor an eines der kleinen Betten hin, darin ein etwa drei- oder vierjähriges Mädchen lag. Das Kind blickte den Vater Philipp freundlich lächelnd an und bewegte den Mund wie zum Sprechen, ohne einen hörbaren Laut. Denn ſeine Glieder ſchienen von der überſtandenen Krankheit noch ſo todtenmüde und matt, daß die Händchen, die es dem Doktor zum Gruße entgegenſtrecken wollte, ſich nicht erheben, ſondern nur leiſe zur Seite ſchieben konnten. Der Doktor ſprach in ſeiner kindlichen Freundlichkeit einige Worte zu der Kleinen und zeigte ihr dann ein Bild, auf welchem kleine Mädchen zu ſehen waren, welche in einem Garten an einem Tanze in provençaliſcher Weiſe ſich vergnügten. Eine Frau, unter dem Baume voll goldgelber Orangen ſitzend, vielleicht die Mutter vorſtellend, klatſchte bei dem Tanze in die Hände und ſchien zu ſingen, den zierlich und munter tanzenden Kindern aber konnte man in jeder Miene und Bewegung die Luſt und Freude anſehen, von der ſie ergriffen waren. — Die Kleine, als ſie das Bild ſah, lachte laut auf vor Vergnügen und bewegte die vorher gleichwie gelähmten Händchen und, wie man unter der leichten Decke es bemerkte, auch die Füßchen in tanzender Weiſe.

„Sehen Sie da, ſo ſprach der Doctor, die anregende, ja anſteckende Gewalt meiner Bilder. Dieſes Kind iſt ſeit mehreren Tagen fieberfrei. Das Verlangen nach Speiſe und ein ruhiger Schlaf haben ſich bei ihm wieder eingeſtellt, dabei aber, wie Sie wohl ſelbſt bemerken, konnte es dieſen Morgen noch keines ſeiner von der Krankheit gelähmten Glieder bewegen, keinen lauten Ton von ſich geben. Man mußte ihm, wenn es ſeine Suppe nehmen ſollte, den Kopf erheben und den Löffel ihm in den Mund führen.“

„Ich habe von einem hoch im Norden wohnenden Volke geleſen, daß es nicht nur von Krankheiten, welche die beſuchenden Fremden mit ſich bringen, ſondern von jeder auffallenden Bewegung derſelben ſo ergriffen wird, daß Viele unter ihnen dem Drange nicht widerſtehen können, die ſeltſamſten, ihrem Auge neuen Geberden ſo wie Töne der fremden lauten Stimmen nachzuahmen. Meine kleinen Pfleglinge hier in dieſem Saale müſſen, auch wenn ſie der Todesgefahr entgangen ſind, dennoch zum Theil für die Bewegungen des Lebens geweckt, ihre Seele muß zur Herrſchaft über den Leib und ſeine Glieder aufgemuntert werden und dieſes ſuche ich nach Vermögen, ſelbſt durch dieſe meine armen, auf Papier gemalten Bilder und Vorbilder zu bewirken." —

Der Verfaſſer der hier vorliegenden kleinen Schrift hat ſich im Kleinen eine ähnliche Aufgabe geſtellt, als die des Vater Philipp war. Doch iſt das Heilverfahren, das er vor Augen hatte, mehr auf das Innerſte der Menſchennatur als auf ihre äußeren Glieder gerichtet geweſen. Ein Vorbild vor Allem weckt und befeſtigt, wie eine Sonne in der für das Licht geſchaffenen Menſchenſeele das geſunde Leben; der Glanz ſolcher Sonne der Weisheit ſpiegelt ſich in ſolchen Vorbildern aus dem Menſchenleben ab, wie die ſind, welche wir in den nachſtehenden Blättern geben.

I. Kapitän Hedley Vicars.

1. Das Nachtlicht am Wege.

Ein Ereigniß aus meiner früheſten Jugend iſt mir noch in ſehr lebendiger Erinnerung geblieben, welches zwar an ſich ſelber nur von geringer Bedeutung iſt, wohl aber zu einem Gleichniſſe dienen kann, welches von höheren Dingen redet.

Ich ſtand noch in jenem Alter, in welchem der Knabe zum Jünglinge wird, da machte ich in Geſellſchaft mit einem etwas älteren Studiengenoſſen während der Weihnachtsferien eine Fußreiſe. Der damalige Winter war im Ganzen mild, noch ſpät im December gab es keinen Schnee noch Froſt, ſondern abwechſelnd nur ſonnige Tage und Regenwetter. Anders jedoch ließ ſich das Wetter nach den Weihnachtstagen an. Da wurde es trübe und ſtürmiſch und zugleich auch kälter als vorher.

Wir hatten auf der Rückreiſe zu unſerem damaligen Aufenthaltsorte einen anderen, uns noch ganz neuen Weg gewählt, der uns als der beſſere empfohlen war. Eines Tages hatten wir da mit einem ſo heftigen Sturme zu kämpfen, dergleichen ich nur ſelten ſonſt einen erlebt habe. Der Wind kam uns grade in der Richtung entgegen, nach welcher unſer Weg uns hinführte, und ſeine Stöße waren zuweilen ſo gewaltig, daß es eine Anſtrengung aller Kräfte koſtete, um ihnen entgegen zu ſteuern, oder ſelbſt nur um ihnen Stand zu halten. Nur ſelten gewährte der auf Augenblicke nachlaſſende Sturm den Wanderern einige Ruhe, oder man fand dieſe hinter einem dicken Baumſtamme oder einer Mauer.

Es war Nacht geworden, und wir wußten nicht, wo und wie fern oder nahe ſich ein Obdach finden werde, das uns Schutz gegen das Unwetter und ein Ausruhen gewähren könnte von den Mühſeligkeiten des heutigen Tagmarſches. Endlich, es war ſchon ſpät in der Nacht, zeigte ſich ein Licht. Es lag nahe an der Richtung unſerer Straße; wir eilten, ſo gut unſere müden Füße es erlaubten, nach dem tröſtlichen Scheine hin. Es war ein Nachtlicht, bei welchem eine Mutter am Bette ihres kranken Kindes wachte. Wohin wären wir ohne dieſes Licht gerathen? Unſere Kräfte hätten kaum zum Weitergehen in das Städtchen, das uns als gutes, bequemes Nachtlager empfohlen war, ausgereicht, und kaum hatte man uns in das Haus, aus dem uns das Licht ſchien, eingelaſſen, da hörten wir das Geplätſcher eines niederſtrömenden Regens. Dieſer hatte, wie wir am anderen Morgen ſahen, den Bach, durch welchen die Landſtraße führte, zu einem reißenden Fluſſe gemacht, und die hölzerne Brücke für die Fußgänger, welche ſeitwärts von der Straße lag, hätten wir bei Nacht ſchwerlich gefunden. Wie wohl that uns da, in unſerer, für reiche und gemächlichere Reiſende freilich wenig geeigneten Nachtherberge, die Sicherheit und Ruhe der Nacht. —

Das Nachtlicht am Wege, das einen der Ruhe bedürftigen Wanderer zu dem Obdache hinwies, darin er für eine Nacht Sicherheit fand und Schutz vor Sturm und Regen, wäre von dem leiſeſten Windhauche ausgelöſcht worden. Ein anderes Licht am Wege eines Erdenpilgers, der nach Ruhe, nicht des Leibes, ſondern der Seele ſuchet, war das, von welchem wir jetzt reden wollen. Es war ein Licht, deſſen heller Schein niemals wieder erloſch, ſondern bei dem Pilger blieb, im ganzen Leben der Erdenzeit bis in die ſelige Ewigkeit.

Der, welchem es aufging, war kein armer Schüler in W., wie der, von deſſen winterlicher Fußreiſe wir ſo eben erzählten, ſondern ein junger ritterlicher Held, aus einem edlen, urſprünglich ſpaniſchen Geſchlechte, das in England ſeine Heimath gefunden. Es war Hedley Vicars, der am 7. Dezember 1826 auf der Inſel Mauritius geboren, ſchon als Jüngling in Corfu, in Jamaica und Canada in Englands Dienſte die Waffen geführt, im Piräus bei Athen die Gefahren eines Krankenwärters im Choleraſpitale beſtanden hatte, als er am 21. März 1855 auf dem Schlachtfelde von Sebaſtopol ſeinen Heldentod fand *).

Einen tiefen Eindruck in Hedley's Gemüth hatte ſchon die Sterbeſtunde ſeines Vaters hinterlaſſen. Dieſer legte ſeine Hand auf das Haupt des damals 12 jährigen Knaben, mit dem heißen Gebete, daß derſelbe ein guter Streiter Jeſu Chriſti werden und männlich unter Deſſen Fahne fechten möge zur Verherrlichung Seines heiligen Namens. Nicht minder tief waren jene Eindrücke, welche das fortwährende Vorbild ſeiner frommen Mutter, ihr herzliches Gebet mit ihren und für ihre Kinder auf ihn machten. Denn die Liebe zu dieſer Mutter war bei ihm, namentlich ſeit dem Tode des Vaters, zu einer Zärtlichkeit geworden, welche

---

*) Wir verweiſen die deutſchen Leſer auf das treffliche Buch: Kapitain Hedley Vicars' Leben und Heldentod. Aus dem Engliſchen von Helene Gräfin Stolberg. Hamburg, Verlag des rauhen Hauſes, 1856.

an dem mit ſo ſeltener Stärke und Feſtigkeit begabten Knaben und Jünglinge als etwas Außerordentliches erſchien.

Hedley hatte ſchon in ſeinem 18. Jahre ſeine militäriſche Laufbahn begonnen. Zu Corfu, dahin er mit ſeinem Regimente zuerſt verſetzt wurde, gerieth ſein Leben wie auf ein wildes Meer jener alltäglichen Verſuchungen, von denen er öfters, nach dem Beiſpiele ſeiner Standesgenoſſen, hingeriſſen wurde. Mit gleichem Leichtſinne, als in dem reizend ſchönen Corfu, gab er ſich auch in Jamaica, wohin ſein Regiment nach einigen Jahren kam, zwar nicht den Laſtern, wohl aber jenen, der Welt unanſtößig erſcheinenden Gewohnheitsſünden hin, welche nur einem durch Gottes Gnade erleuchteten Gemüthe als das erſcheinen, was ſie ſind: als wahrhafte Sünden vor Gottes Angeſicht. Mit ſeinem Witze und ſeiner erfinderiſchen Gabe glänzte er Anderen voran in muthwilligen Geſprächen und ſogenannt luſtigen Streichen.

Aber ſo heiter er auch äußerlich, in Geſellſchaft der Anderen, erſchien, ſo wenig war er dieſes in ſeinem Inneren, wenn er mit ſich ſelber allein war. Die Eindrücke, welche er aus dem frommen Elternhauſe mit ſich gebracht, waren nicht erloſchen, ſie traten als Zeugen einer beſſeren Vergangenheit gegen ſein jetziges Leben des Leichtſinnes auf; die Unruhe, welche ihm dieſe inneren Stimmen erweckten, wurde immer peinlicher, ſie verließ ihn nicht in ſeinen einſamen Stunden, ging ihm ſelbſt in die lauteſten Geſellſchaften nach.

Da geſchah es ihm zu Halifax in Neu-Schottland, wohin er mit ſeinem Regimente im Jahre 1851 gekommen war, daß er, eines Tages im Zimmer eines ſeiner Kameraden allein gelaſſen, auf die Rückkehr von dieſem warten mußte. Ein Buch lag auf dem Tiſche, das er lange nicht ache in ſeine Hand genommen: es war eine Bibel. Bei dem gedankenloſen Herumblättern in dieſer fällt ſein Blick auf den Anfang des erſten Kapitels im erſten Briefe Johannis. Sein Gefühl erwacht, ſein Gedanke verweilt bei der Stelle des 7. Verſes: „Das Blut Jeſu Chriſti macht uns rein von allen Sünden.“ Da geht ſeinem Geiſte und Gemüthe ein hell ſcheinendes Licht auf. Er ſpricht: „wenn dieſes für mich auch Wahrheit iſt, dann will ich mit Gottes Hülfe und Gnade von nun an leben, wie ein Menſch leben ſoll, der im Blute Jeſu Chriſti rein gewaſchen iſt.“

Was war es aber nun, das dieſem Vorſatze eine nie wieder erſterbende Ausdauer, ein Treuſeyn bis zum Ende gab? Wer das Geheimniß einer erſten Liebe an ſeinem eigenen Herzen erfahren hat, der wird dieſes wiſſen. Der Geliebte in ſeiner Herrlichkeit und in der ganzen Kraft Seiner Liebe trat zu dir hin, das Auge deines Geiſtes ſah Ihn in ſeiner blutigen Geſtalt, die Hand deines Glaubens erfaßte Seine, für dich durchbohrte Hand. Hat doch ſchon der erſte Anblick einer leiblich ſchönen, holdſeligen Geſtalt in meinem fleiſchlichen Herzen eine Liebe entzündet, die mir zu Jakobs zwanzigjährigem Dienſte um ſeine Rahel Freudigkeit und Kraft gegeben hätte. Was iſt aber die Schönheit und Lieblichkeit, was ſind alle innere und äußere Gaben einer Rahel gegen die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes Gottes, gegen das Weſen Deſſen, den die Schrift den Schönſten unter den Menſchenkindern nennt. Der Spruch, welchen Hedley geleſen, war für ihn ein Licht in dunkler Nacht geworden, bei deſſen Scheine ſein Geiſt Den ſah, der ihn von Ewigkeit her geliebt. Dieſe Liebe mit ihrer göttlichen Kraft weckte in dem Jüngling eine Gegenliebe, welche ihn von nun an Alles für den Geliebten zu thun und zu leiden bekräftiget, und welche dem unruhigen Herzen bis an's Ende den ſeligen Frieden der Ewigkeit erhielt.

2. Die ſtumme Grabrede.

Man weiß viele Beiſpiele, ſelbſt von nachmals berühmt gewordenen Kanzelrednern, welche, bei ihrem erſten öffentlichen Auftreten vor einer Gemeinde, gleich nach den erſten Worten ihrer Predigt verſtummten, und von Furcht und Schrecken ergriffen ſchweigend die Kanzel verlaſſen mußten. Dem Magiſter Johann Matheſius, dem ſpäter ſo hochgeſegneten und berühmten Bergprediger zu Joachimsthal, erging es ſo, als er in Wittenberg ſeine erſte Predigt halten ſollte. Zweimal ſchon hatte er auf der Kanzel den Mund öffnen wollen zu ſeinem Vortrage an die Gemeinde, beide Male hatte ihn eine plötzliche Scheu befallen und er war, ohne den Anfang ſeiner Rede finden zu können, wieder hinabgeſtiegen zur Sakriſtei. Da ermahnte ihn ſein Lehrer und väterlicher Freund Dr. Luther, er ſolle doch in herzlichem Gebete zu Gott ein Vertrauen faſſen und noch einmal hinauftreten vor die Gemeinde. Der Jüngling gehorcht und „hält eine herrliche, ſtattliche Predigt.“

Nicht alle Anfänger im Predigtamte, denen es auf ähnliche Weiſe ergangen als dem Matheſius, hätten nach einem zweimaligen Mislingen ihres erſten Beſteigens der Kanzel den Muth gehabt, gleich darauf einen dritten Verſuch zu wagen, und noch Wenigeren würde dieſer in ſo ſtattlicher und herrlicher Weiſe gelungen ſeyn. Ein ſolcher Unfall hat Viele für immer muthlos gemacht und ſie von dem geiſtlichen Lehramte hinweg, zu einem anderen weltlichen Geſchäfte getrieben. Auch kann man nicht ſagen, daß in dem plötzlichen Verſtummen eines Neulings im öffentlichen Lehramte, in ſeinen Mienen und Geberden eine erbauliche oder tief zu Herzen gehende Wirkung auf die Zuhörer liege. Denn das Mitleid, das die Verlegenheit des jungen Redners vielleicht bei einem Theile der Verſammelten hervorruft, iſt weder erbaulich, noch tief ergreifend.

Ein ganz anderer Fall aber war es bei der ſtummen Grabrede, welche ein zum erſten Male bei ſo ernſter Gelegenheit ſprechender Jüngling vor einer Verſammlung hielt, welche ungleich glänzender und anſpruchsvoller war, als die Gemeinde des Matheſius in ſeiner Wittenbergiſchen (Wochen-) Predigt geweſen ſeyn mag. Obgleich der Redner gleich nach ſeinen erſten Worten, von einem Gefühle des tiefſten Schmerzes und der feurigen Andacht überwältigt, nicht anders als durch Thränen und durch Töne einer gebrochenen Stimme ſprechen konnte, war dennoch der Eindruck, welchen ſeine ſtammelnde Gemüthsbewegung auf alle Anweſende machte, eine ungleich tiefer zu Herzen gehende und erbaulichere, als ihn irgend ein hochberühmter Kanzelredner durch kunſtreiche Worte hätte hervorrufen können. Und ſelbſt der junge Redner am Grabe wurde durch das anſcheinende Mißlingen ſeines öffentlichen Auftretens keineswegs muthlos, ſondern nur deſto mehr angefeuert zu einem treuen Feſthalten an dieſem ihm von Gott gegebenen Berufe.

Der verſtummende Redner am Grabe eines Soldaten, welcher in der Blüthe ſeiner jugendlichen Kraft von der Cholera dahingerafft war, iſt jener Hedley Vicars geweſen, deſſen Berufung zum lebendigen Chriſtenglauben wir im Vorhergehenden beſchrieben. Wie er mit ſeinem

Regimente in den Piräus, den Hafen von Athen, verſetzt wurde, das erwähnten wir dort auch mit wenigen Worten. Wir haben deshalb hier nur noch die Veranlaſſung und den Weg zu betrachten, auf dem der wackere junge Offizier zu jenem geiſtlichen Amte kam, in welchem er nicht nur ein Prediger bei den Gräbern, ſondern in den Sälen der Kranken und Sterbenden, ſo wie in den Verſammlungen der Geſunden wurde. Der Segen ſeines ſterbenden Vaters ſollte an ihm in Erfüllung gehen: Hedley ſollte zwar niemals aufhören, mit all' ſeinen Kräften ein Soldat im Dienſte ſeines Vaterlandes und ſeiner Königin zu ſeyn, denn dieſes hat er im Kampfe der Waffen, unter allen Gefahren und Beſchwerden des Krieges treulich erwieſen, aber er ſollte dabei zugleich auch und vor Allem ein guter Streiter Jeſu Chriſti werden, unter deſſen Fahne männlich und ſiegreich kämpfen.

Dieſer Kampf war zuerſt ein innerlicher geweſen in dem Gebete der Nacht, welche er nach ſeinem geiſtigen Erwachen an den Troſtworten von 1 Joh. 7 großentheils ſchlaflos zugebracht hatte. Es war das Gebet eines begnadigten Sünders, darinnen Sünde von der einen, Gnade von der anderen Seite unter Thränen des tiefſten Schmerzens wie der höchſten Freude ſich begegnen. Denn das Licht, das in ſeinem geiſtigen Dunkel ihm aufging, ließ ihm ſein eigenes Weſen und Leben: ſo arm, ſo jämmerlich und ſo bloß als es war, erkennen, zugleich aber auch die reiche Fülle Deſſen, der als Erbarmer und Helfer zu ihm kam.

Gleich am anderen Morgen kaufte er ſich eine Bibel, die von nun an ſein liebſter Schatz, die Luſt ſeines Herzens wurde. Nicht nur dieſes Buch auf ſeinem Tiſche und das eifrige Leſen in demſelben, daher ihn ſeine ihn beſuchenden Kameraden meiſt antrafen, ſondern ſein ernſteres Benehmen, ſein öfteres Schweigen in den Geſprächen bei Tiſche und bei anderen geſellſchaftlichen Anläſſen hatten für alle ſeine früheren Bekannten etwas Auffallendes. Er, ſonſt der Lauteſte und Luſtigſte von allen, nahm jetzt an ihren gewöhnlichen Scherzen keinen Theil, ſondern bezeugte durch Mienen und einzelne Worte, daß ſeine Stimmung eine ungleich andere ſei als jene ſeiner luſtigen vormaligen Geſellen. Da ward er alsbald für die Mehrzahl von dieſen ein Gegenſtand ihrer Geſpötte, ja ihres Widerwillens; er ſchien ihnen entweder zu einem Narren oder, was noch ſchlimmer war, zu einem Heuchler geworden zu ſein. Er aber achtete dieſes Mißfallens ſeiner früheren Genoſſen nicht, ſondern ſah nur auf das Wohlgefallen ſeines Gottes. Und was er bei dem Verlaſſen ſeines früheren Weges an Freunden nach dem Sinne der Welt verloren, das ward ihm nach dem Betreten ſeines neuen Weges reichlich durch die Liebe von anderen Freunden erſetzt, deren Gunſt auf einem beſſeren, feſteren Grunde beruhete als die Gunſt der Welt. Seit ſolcher Sinnesänderung naheten ſich ihm mehrere Offiziere von chriſtgläubiger Geſinnung, die ihm früher fern geſtanden waren, unter Anderen der in ſeiner Gottesfurcht treu bewährte Major Ingram und der Arzt des Regimentes Dr. Gay. Das der Zahl nach nur kleine Häuflein der gläubigen Offiziere und Soldaten hatte ſich, wie an einen feſten Mittelpunkt, an den damaligen hochbegabten Garniſonsprediger zu Halifax, an Dr. Twining angeſchloſſen, den ſie alle wie einen geiſtlichen Vater ehrten und liebten. Dieſes wurde er denn auch alsbald für Hedley Vicars und blieb es demſelben bis zu ſeinem Ende.

Die feurige Liebe zu Chriſto dem Herrn, die Treue und die beſondere Gabe im ſiegreichen Bekenntniſſe dieſer Liebe, welche in dem ſeltenen Jünglinge war, blieben dem Prediger Twining nicht verborgen; ſie bildeten zwiſchen beiden ein ſo zärtliches Band der Liebe, wie zwiſchen Vater und Sohn. Namentlich hatte Hedley während der erſten ſechs bis ſieben Monate nach ſeiner Bekehrung mit ſo freudigem Muthe, mit ſo viel Gewandtheit und klarer Erkenntniß den täglichen Kampf mit den Spöttereien und dem Unglauben ſeiner anders geſinnten Tiſch= wie Standesgenoſſen beſtanden, daß mehrere von dieſen für die Anerkennung der Wahrheit gewonnen wurden, andere aber verſtummen mußten. Auch an den Soldaten ſeines Regimentes erwies ſich ſein Wort und Wandel in der Demuth und Liebe kräftig und ſiegreich gewinnend. Da ermahnte der väterliche Freund Twining den Jüngling zu einer weiteren Anwendung ſolcher ihm verliehenen Gaben, gewann an ihm einen kräftigen, munteren Gehülfen in dem Geſchäfte der Erweckung der leiblich Geſunden wie der Kranken und Sterbenden. Und dieſes Amt, das er in der Schule einer ewig treuen Liebe erlernt hatte, übte er nicht nur nach der Rückkehr ſeines Regimentes aus Amerika, zuerſt in ſeinem Vaterlande, ſondern in noch ungleich höherem Maaße während ſeines Verweilens an der griechiſchen Küſte.

Sein Regiment lagerte ſeit den erſten Tagen des Juni 1854 mit 1000 Franzoſen im Hafen des Piräus. Bei dem heißen Wetter und der ungeſunden Luſt war bereits unter den Franzoſen die Cholera ausgebrochen und zwei Offiziere, ſo wie mehr denn hundert Soldaten an derſelben geſtorben. Nach wenigen Wochen verbreitete ſich die Seuche auch unter den Engländern, und ſchon am 25. Juli hatte ſie eine ſolche Heftigkeit erreicht, daß in ſieben Tagen ſieben und zwanzig der kräftigſten und tüchtigſten Leute ihr erlagen. Am darauffolgenden Tage ſtarben wieder fünf. „Morgens und Abends," ſo ſchreibt Hedley in ſeinem Briefe, „fährt täglich der Leichenwagen mit ſeiner uns betrübenden Laſt vom Hoſpitale nach dem Begräbnißplatze"*).

Da fühlte ſich der glaubenskräftige Jüngling gedrungen, mit größerem Fleiße und Ernſte als jemals ſonſt das ſelige Amt eines Verkündigers des Heiles in Chriſto, zum Troſte für Lebende und Sterbende zu übernehmen. War es doch eine äußerliche Noth ſeiner Kampfgenoſſen, welche ihn dazu trieb. Weder für die proteſtantiſchen noch für die katholiſchen Soldaten der Engländer war ein Geiſtlicher da; keine Gelegenheit zur würdigen, geiſtlichen Feier des Sonntages oder der vertraulichen Beſprechung mit einem Seelſorger, — ein Mangel, welchen Hedley ſchon vor Ausbruch der Cholera in ſeinen Briefen bitterlich beklagt hatte. Statt eines Geiſtlichen mußte ein kommandirender Offizier die Särge der Verſtorbenen zum Grabe begleiten und dabei die gewöhnliche engliſche Liturgie verleſen, eine Amtspflicht, welche die Meiſten gerne dem Kapitän Vicars überließen.

Dieſer aber begnügte ſich nicht mit der Aufgabe des Verleſens der Liturgie, ſondern dort an den Särgen und Gräbern „redete er zu den Lebenden manches ernſte Wort. Er ermahnte dieſelben, ſo lange es für ſie noch Zeit ſei, dem Zorne Gottes zu entfliehen und die freie Gnade und Vergebung ihrer Sünden im Namen des Heilandes anzunehmen, der das Leben und die Auferſtehung iſt für Alle, die an Ihn glauben."

---

*) In Allem verloren die Engländer von dem Ausbruche der Cholera im Juli an bis zu ihrem Ende im September 118 Mann; die Franzoſen aber über 700.

Außer dieſer Pflicht an den Gräbern der Todten trieb ihn aber auch die in ihm wohnende feurige Liebe, die meiſten Tagesſtunden und noch manche Stunde der Nacht in den überfüllten und verpeſteten Hoſpitälern zuzubringen. „Die Hoffnung, den Blick der Sterbenden auf Jeſum zu richten, war ihm theuerer als ſein leibliches Leben." — — „Der ernſte, liebevolle Ton ſeines eigenen Gefühles klang in Denen wider, die ſeine Ermahnungen hörten, und ihre Herzen wurden aufgethan für die Botſchaft, die er ihnen ſo feurig zu verkündigen ſuchte."

Nicht weniger als das Wohl ſeiner Untergebenen lag ihm das ſeiner Standesgenoſſen, der Offiziere, am Herzen. Mehr als er ſelber dies wußte, hatte ſein Umgang, ſein Beiſpiel auf dieſe gewirkt. Bald genoß er die allgemeine Achtung, auch der vormals anders Geſinnten; ſeine Worte machten beſonders in dieſer Zeit einer beſtändigen Todesgefahr von einem unſichtbaren Feinde einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihr Gemüth; bei jeder Gelegenheit bewies man ſeinen Anſichten und Wünſchen die größte Beachtung. Bald fanden ſich auch mehrere Offiziere innerlich ſo nahe zu Hedley Vicars hingezogen, daß er ihnen ganz die Stelle eines Seelſorgers und Predigers vertrat. Sie verſammelten ſich des Abends um ihn zum gemeinſamem Gebete und Leſen der Bibel, ja ſie begleiteten ihn, indem ſie alle Scheu und Furcht vor der Anſteckung überwanden, bei ſeinen Beſuchen am Bette der Kranken und Sterbenden, wie dies namentlich Major Colville that, der bald nachher in der Krim ſeinen Heldentod auf dem Schlachtfelde fand.

So hatte der jugendliche Verkündiger der Wahrheit und des Heiles, das in Chriſto iſt, obgleich er bei ſeinem erſten Auftreten als geiſtlicher Redner ſo ſtumm wie das Grab geblieben war, an deſſen Rande er ſtand, in Kurzem eine ſolche Freudigkeit und Gewalt der göttlichen Rede gewonnen, daß er als Prediger und Seelſorger eben ſo ſeinen Mann ſtand, als nachmals im Kriege bei Sebaſtopol mit den Waffen in der Hand. Wie er noch in ſeiner Todesſtunde als Held an der Spitze der kleinen Schaar ſeiner bewaffneten Leute einen Sieg erfocht über die Gefahren des leiblichen Todes, welche eine überlegene Macht der Feinde dem Heere ſeines Volkes drohte, und hierdurch ein Retter Vieler wurde, ſo iſt er dieſes im Kampfe des Glaubens, in den Tagen der Gefahren nicht nur des leiblichen, ſondern des geiſtigen Todes für eine Gemeinde geweſen, vor welcher er als Probeprediger ſeine ſtumme Grabrede gehalten hatte. Seinen Freunden, wie die Schrift ſagt, gibt der Herr das, was Andere mit Sorgen und Mühe ſuchen, im Schlafe; Sein Geiſt bezeugt ſich in Kraft der unausſprechlichen Worte an Denen, welche in tiefer Bewegung vor Seinem Angeſichte verſtummen. Hedley wußte und erkannte es, wie Gott mit ihm geweſen ſei und ihn geſegnet hatte in der Führung des geiſtlichen Amtes, das er aus Noth, bei dem Mangel eines zu ſolchem Dienſte beſtellten und verordneten Predigers und Seelſorgers, im Vertrauen und in der Liebe zu ſeinem Herrn übernommen hatte. Eben ſo freudig jedoch als er den Kampf mit den Todesgefahren im Lazarethe des Piräus beſtanden hatte, ging er auch denen ſeines äußeren Berufes mit den Waffen in der Hand entgegen. Mitten in dieſem äußeren Berufe, für die Ehre und das Reich ſeiner vaterländiſchen Regierung zu kämpfen lag ihm aber der innere ohne Aufhören dringend an, Siege zu gewinnen für das Reich und zur Ehre ſeines Gottes. Er ſpricht dieſes in einem Briefe an ſeine Schweſter aus, welchen er am Ende ſeines Verweilens im Piräus, vor ſeinem Abgange in's Lager bei Sebaſtopol ſchrieb. Wir entnehmen demſelben die nachſtehende Stelle:

„— — — Neues kann ich dir nicht melden, liebe Schweſter! denn von dem großen Siege, den die Alliirten über die Ruſſen erfochten, wirſt du ſchon gehört haben. Ich möchte die Zeit, da die Cholera hier wüthete, nicht hingeben, oder einen Tag abweſend geweſen ſeyn, während mein Regiment unter ihrer Verheerung litt, aber doch muß ich bekennen, wäre es mein Wunſch geweſen, jetzt auf dem gefahrvollſten, für einen Soldaten am meiſten geeigneten Poſten zu ſein. Ich glaube nicht, daß der Hauptgrund dieſes meines Wunſches das Verlangen nach militäriſcher Auszeichnung iſt, obwohl ich willig und bereit bin, meine Pflicht als Soldat zu thun: ich hoffe, meine Beweggründe haben mehr Aehnlichkeit mit Chriſti Sinn. Das Blutvergießen auf einem Schlachtfelde hat keinen Reiz für mich, wohl aber das der Miſſionsarbeit ſich darbietende reiche Feld, wenn der Donner der Geſchütze ſchweigt und der leibliche Kampf vorüber iſt. Da gibt es Verwundete, deren Seelen zu retten ſind, Sterbende, die man auf Jeſum hinweiſen kann, abgeſehen von dem Troſte, den es einem armen Krieger gewährt, auch nur Einen Freund in der Noth zu haben.“

Nun, dieſer Drang nach treuer Erfüllung ſeines zweifachen Berufes wurde ihm erfüllt.

3. Der immerwährende Frieden.

Ich erinnere mich noch gar wohl aus meinen Jünglingsjahren des Traumes von einem beſtändigen, ja, wie Einige ſagten, „ewigen" Friedens, den ſich die damaligen Weiſen der ſogenannt gebildeten Welt ausgedacht hatten. Dieſer Frieden, welcher alle Völker der Erde beglücken ſollte, war freilich ſehr verſchieden von jenem Frieden auf Erden, den die Engel in der heiligen Nacht beſangen, darin Chriſtus der Herr als Menſch geboren wurde. Denn der Frieden, den die himmliſchen Heerſchaaren verkündeten, beruhte, zur Ehre Gottes in der Höhe, auf Seinem Wohlgefallen an den Menſchen und der Menſchen an Ihm: der Friede war durch einen neuen Bund Gottes mit den Menſchen in Seinem Sohne Jeſu dem Geſalbten geſchloſſen. Von anderer Art war aber der immerwährende Frieden, an deſſen Traumbild ſich die Philoſophen ergötzten. Denn dieſer, nicht zur Ehre Gottes, ſondern zur Ehre der Menſchenweisheit, ſollte aus dem allmählig in unſerem Geſchlechte erwachenden Wohlgefallen an Vernunft und beſſerer Geſittung hervorgehen; Blutvergießen und Kriege zwiſchen den Völkern ſollten, wenn dieſelben recht zur Vernunft kämen, eben ſo ein Ende nehmen, wie bei kleinen, ungezogenen Kindern, wenn ſie zu beſſerer Einſicht und Verſtand kommen. Daß aber von der höheren Bildung der Vernunft kein Beendigen des Blutvergießens und der Kriege zu erwarten ſey, bezeugt uns die Geſchichte gerade jener Völker und Zeitalter am meiſten, welche wegen ihrer feinen Geſittung und hohen Bildung der Vernunft die geprieſenſten waren und ſind.

Wir halten uns deshalb lieber an jenen Frieden, welcher uns nach dem Geſange der Engel als Weihnachtsgabe beſcheert worden iſt. Denn mitten in dem Leide und Geſchreie des Krieges, mitten unter allem Jammer und Elende des Erdenlebens bleibt der Bund eines ewigen Friedens zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Gott in Chriſto beſtehen, ſo lange aus Abend und Morgen die Tage der Erde werden. Das Beiſpiel eines Mannes ſoll uns das bezeugen, welcher mitten im blutigen Kriege, unter dem Donner der Kanonen und Klirren der Waffen, unter allen Mühen, Gefahren und Elend in der Ruhe eines ungeſtörten Friedens geblieben iſt bis an ſein Ende.

Der Mann, von welchem wir reden wollen, war derſelbe, deſſen geiſtiges Erwecken bei einem Lichte, das im nächtlichen Dunkel ihm aufging, wir beſchrieben haben und den wir als den verſtummenden Redner an einem Grabe kennen lernten: Hedley Vicars. Wir begleiten ihn jetzt auf das letzte Feld ſeiner Thaten, auf welchem er ſein Grab fand: nach der Krim, in das Lager der verbündeten Heere vor Sebaſtopol.

Gleich am erſten Tage, an welchem das 97. Regiment, bei welchem Hedley diente, aus Griechenland kommend den Küſten der Krim ſich nahete, that ſich vor den Augen der neuen Kampfgenoſſen eine Ausſicht auf, die in ihrer Art voll Schrecken des Todes war. Die kleine Bay, darin man am 20. November 1854 landete, zeigte ſich von den Trümmern der Schiffe überſäet, welche bei einem Sturme, der vor etlichen Tagen hier wüthete, geſcheitert waren. Leichname der dabei verunglückten Seeleute ſchwammen auf dem Waſſer, oder ruheten, von den Wogen dahin getrieben, am Saume des Ufers. Gegen 100 kleinere oder größere Fahrzeuge, meiſt in beſchädigtem Zuſtande, lagen in der Bucht vor Anker. Der Regen goß in Strömen herab, als man am Abende den Lagerplatz bezog, deſſen

Boden eben ſo durchnäßt war als die Kleidungen der Soldaten.

Hedley Vicars' erſte Sorge, ehe er an ſich ſelber dachte, war jetzt die für ſeine Leute, welche ſich an den Lagerfeuern wärmten, die man mit den häufig herumliegenden Schiffstrümmern entzündet hatte und an den mitgebrachten Speiſevorräthen ſich erquickten. Er ſelber ſättigte ſich mit etwas Brod und Käſe, fröhlich und vergnügt in ſeinem Gott, deſſen Wohlgefallen, Liebe und Frieden er tief in ſeiner Bruſt fühlte. Denn es war auch äußerlich in ſeinem ganzen Weſen mit dem Eintritte in das Waffenwerk und die Todesgefahren des Krieges ein ſo heiterer Frohſinn erwacht, daß ihm ein jüngerer Freund, Douglas Macgregor, in der Schilderung, die er von ihm gibt, „den tapferſten, fröhlichſten, den von Allen am meiſten geliebten Offizier und ſeinen immer heiteren Genoſſen“ nennt*).

Innerer Friede und Freude an dem äußeren Berufe darein uns Gott geſtellt hat, geſellen ſich ja gerne zuſammen, ſie thaten dieſes auch bei unſerem jungen, chriſtlichen Kriegsmanne. Dieſe ſeine bleibende Stimmung ſpricht ſich ſchon in dem erſten Briefe aus, den er gleich nach ſeiner Ankunft in der Krim an ſeine Schweſter ſchreibt. „Um 10 Uhr des Abends nach unſerer Landung", ſo erzählt er, „las ich bei dem Lichte meines erſten Bivouakfeuers mit Kapitän Ingram den 23., 90. und 91. Pſalm — — Einer meiner Kameraden kam zu uns, um ſich zu wärmen und bat mich, fortzufahren (obwohl ich gar nicht geneigt war, aufzuhören). Gott gebe, daß er bald eine Zuflucht unter dem Schatten des Allmächtigen, ja im Herzen des Herrn Jeſu finden möge und ſagen könne „„der Herr iſt mein Hirte, was können wir Menſchen thun?"" — In Jeſu meinem theueren Erlöſer legte ich mich nieder. Mein Bett beſtand aus trockenen Blättern und einem Steine zum Kopfkiſſen, und wäre es nicht ſo bitter kalt geweſen, ich hätte geſchlaſen, wie ein Dachs."

---

*) In einem Briefe, den er an ſeine eigene Mutter nach Hedley's Tode ſchreibt. Der Regimentsadjutant Douglas Macgregor war ein erſt aufblühender Jüngling, als er in nähere Bekanntſchaft mit Hedley Vicars kam. Dieſer ward ihm, wie er in ſeinem Briefe ſagt, „der treueſte Freund, der weiſeſte, freundlichſte Rathgeber bei jeder Gelegenheit.“ Douglas erwies ſich auch in ſeinem ganzen Weſen und Wirken als ein geiſtiger Sohn, als ein treues Ebenbild ſeines väterlichen Freundes, den er nur kurze Zeit überlebte, denn 6 Monate nach Vicars' Tode fand auch er ſein Ende bei einem Gefechte am Redan von Sebaſtopol. So endete in kurzer Aufeinanderfolge eine ganze Reihe der treueſten Geſinnungsgenoſſen Hedley's in den damaligen blutigen Kämpfen der Krim.

So war und blieb der Grundton der Seelenſtimmung bei unſerem Hedley Vicars die Liebe zu dem Herrn und zu den Brüdern. In den Thaten dieſer Liebe fand er ſeine Luſt und jenes „Wohlgefallen", auf dem der innere beſtändige Frieden ruht. Dabei vergaß er ſich ſelbſt, denn jene Liebe war weniger auf das eigene Selbſt gerichtet, als auf die Linderung fremder Noth. Während des harten Winters, der von 1854 auf 55 in der Krim herrſchte, beſtand das einzige Lager, das er ſich geſtattete, aus Steinen und trockenem Laube; traf ja der gleiche Mangel an einer Vorſorge gegen die Kälte der Nacht auch ſeine Soldaten. Endlich kamen auch für ihn wärmende Unterbetten und Decken aus England an. Von all' dieſen Gaben behielt er nichts für ſich als einen Pelz, den er aus Pflicht gegen die theuere Hand, aus welcher er ihm kam, behalten mußte, das andere Alles vertheilte er unter ſeine der nächtlichen Kälte ſchutzlos ausgeſetzten Soldaten.

Gegen Ende des Novembers 1854 hatte er das Kommando eines wichtigen Außenpoſtens, welcher durch einen Hohlweg, der nach Sebaſtopol führte, nicht ſelten den nächtlichen Angriffen des Feindes ausgeſetzt war. Am Tage war die Obhut des Poſtens einem Subaltern-Offizier anvertraut, der mit 50 Mann vom 97. Regimente zwiſchen den mit verkrüppeltem Strauchwerke bewachſenen Hügeln ſeine Stellung nahm; bei Nacht mußte dieſen Dienſt er ſelber, der Kapitän, verſehen, der mit anderen 50 Mann heranrückte, während die erſte Abtheilung, die am Tage auf der Wacht geſtanden war, in eine Höhle am Wege ſich zurückzog, deren Eingang durch eine Schanze gedeckt war. Faſt drei Wochen lang mußte die Mannſchaft, welche die Nachthut traf, mit ihrem Kapitän unter freiem Himmel ſtehen, dann erſt wurden zum Schutze gegen den Regen und den froſtig kalten Wind zwei Zelte aufgeſchlagen: das eine, größere für die Soldaten, das andere, kleinere für den Kapitän. Hedley jedoch hielt ſich nicht an dieſe Theilung, ſondern überließ auch das für ihn beſtimmte, beſſer verwahrte Zelt ſeinen Leuten, während er ſelber fortfuhr, unter freiem Himmel zu liegen, weil er ſich für abgehärteter hielt als die meiſten ſeiner Soldaten.

Dabei blieb der in ſeiner Liebe zu dem Herrn und den Brüdern glückliche, jugendliche Held immer frohen Muthes und in einem inneren Frieden, der ſelbſt ſeinem leiblichen Weſen eine fortwährende Ruhe gab, welche Anderen faſt unbegreiflich war. Zwar haben Englands Söhne auch auf den Schlachtfeldern in der Krim ihren eiſernen Muth bewährt. Dieſen bezeugten ſie bei dem Erſtürmen der Höhen an der Alma, in den ſiegreichen, furchtbaren Gefechten von Inkerman und bei Balaklava. Dennoch hat man Männer, die dem Tode in all' ſolchen Gefahren mit unerſchütterlichem Muthe entgegen gingen, weinen ſehen, wenn ſie nach Tagen voll Arbeit und Hunger, Nacht für Nacht ihren Dienſt in den eiſigen Laufgräben oder von Regen durchnäßt und im Kothe ſtehend verſehen mußten.

Hedley Vicars' Herz, das für fremde Leiden ſo weich und empfindlich war, blieb von allen eigenen Beſchwerden und Mühen ſolcher Art unbewegt und ungerührt. Ein Brief an die Seinigen vom 16. Dezember bezeugt dies, den er eine halbe Stunde nach ſeiner Rückkehr aus den Laufgräben ſchrieb, in welchen er von vier Uhr des Morgens bis Mitternacht unter einer Fluth des Regens hatte ſtehen müſſen. Zwei Bergſtröme waren vorher zu durchwaten geweſen, dann der Koth des lehmigen Bodens, der an manchen Stellen knietief und eiſig kalt war. Man kam an einem armen Verwundeten vorüber, dem man keine Linderung zu bringen vermochte, denn das Muſketenfeuer der Feinde kam den Kriegern ſchon entgegen; eine matte Kugel, welche Hedley traf, ohne ihm eine Wunde zu ſchlagen, ſtimmte ſein Gemüth zu einem freudigen Loblie de an.

Mit immer friſchem Muthe kämpfend behauptete er ſeinen Platz neben der Fahne ſeines Regimentes, zog ſeinen Leuten mitten in die Tiefe der nächtlichen Beſchwerden voran, oder er ſchlief, wenn ihm Zeit dazu gelaſſen war, in ſeinen durchnäßten Kleidern auf dem naßkalten Boden innerhalb wie außerhalb ſeines Zeltes ſo ungeſtört von dem beſtändigen Donner der Kanonen, als ob er daheim in ſeinem Bette läge.

So war Hedley Vicars in ſeinem äußeren Stande und Leben als Soldat, in Regimentsuniform und Waffen.

Wie aber Uniform und Waffen nur das werden, was ſie dem Feinde gegenüber ſeyn ſollen, durch den lebenskräftigen Leib, der ſie trägt, ja der Leib ſelber nur lebt durch die ihm inwohnende Seele, ſo war es auch ein inneres Leben des Geiſtes, das dem äußeren Weſen und Leben Hedley's ſeine hier beſchriebene Geſtalt gab. Den Grund und Urſprung dieſes inneren Lebens, ſo wie die Thaten deſſelben haben wir in dem vorherſtehenden Kapitel des Ueberblickes über ſeine Entwickelungsgeſchichte beſchrieben, wir haben jetzt nur noch einige Züge anzufügen, welche den kurz zuſammengedrängten Umriß des Bildes vollenden.

Auch nach Sebaſtopol hatte er einen Kreis ſeiner ihm gleichgeſinnten Freunde und ſeiner ihm treu ergebenen Soldaten mit ſich genommen. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft in der Krim ſchreibt er von ſich und ſeinen Freunden: „Wir haben, ſo oft es angeht, Verſammlungen in meinem Zelte, um die heilige Schrift zu leſen; das ſind köſtliche Stunden!“ — — In einem anderen Briefe ſpricht er ſeine herzinnige, dankbare Freude darüber aus, daß er endlich, nach langer, ſchmerzlicher Entbehrung, mit noch 20 Offizieren, das heilige Abendmahl habe feiern dürfen. Aber ſchon um dieſelbe Zeit begann für ihn jene ſchon im Piräus erlernte und treugeübte Pflicht der Seelſorge von Neuem, welche die Tröſtungen der Ewigkeit zu dem Schmerzenslager der Kranken und Sterbenden bringt und daſelbſt zugleich auch für ſich ſelber empfängt. So müde und matt er auch leiblich, nach den auf der Wache oder in den Laufgräben zugebrachten Nächten und Tagesſtunden war, gab der Geiſt ihm dennoch immer noch die Kraft zum Beſuche ſeiner kranken und ſterbenden Soldaten. Denn auch nach der Krim war leider die Cholera dem engliſchen

Heere aus dem Piräus gefolgt und ſie hatte ſich hier noch ungleich ſchreckhafter als dort, zu dem ſchon vorhandenen äußeren Elende und Mangel geſellt. „Heute Nachmittag", ſo ſchreibt er am 15. Dezember, „als ich mit unſeren armen Burſchen im Cholerahoſpitale redete, die ſo kalt und jammervoll auf der bloßen Erde lagen, da ſchienen Sonnenſtrahlen das Leichenzelt zu erhellen, wenn ich den armen Leuten den gekreuzigten Heiland vor die Augen führte; denn Thränen glänzten in vielen Augen und ein Lächeln voll Hoffnung und Freude ſchwebte auf manchen Lippen. Es iſt mir in der That eine beſondere Freude, mit meinen kranken Kameraden und Mitſündern von Jeſu zu ſprechen. Es iſt oft herzzerreißend, Schmerzen mit anzuſehen, die wir nicht lindern können, aber es liegt auch ein ſüßer Troſt darinnen, wenn man den Leidenden die frohe Botſchaft des Friedens im Blute Jeſu Chriſti bringen darf, und ſo manchen ſanft entſchlafen ſiehet mit dem Leben bringenden Namen Jeſu auf den Lippen."

In dieſer Weiſe nahm ſein inneres Leben, mitten in den Mühen des äußeren, ſeinen zum Ziele der Heiligung führenden Lauf bis zu ſeinem Ende im März 1855. Wenige Tage vorher war ihm noch der Bußtag, den die engliſche Kirche allen ihren Mitgliedern in und außer dem Lande zu ihrem Segen angeordnet hatte, ein ganz beſonderer, gottgeheiligter Freudentag geweſen. Er mußte, in Abweſenheit des Geiſtlichen, bei dem Gottesdienſte im Zelte die Stelle desſelben vertreten. Er hatte ſelbſt die Pſalmen und Schriftſtellen für die gemeinſame Erbauung ausgewählt. In ſeiner Stimme, ſeinen Mienen, ſeinen Worten lag eine Weihe, welche nur der Geiſt aus Gott dem Weſen des Menſchen geben kann; alle bei jener Andachtsſtunde Anweſenden bezeugten nachmals, daß der Eindruck, den

Hedley's prieſterliche Anſprache auf ſie machte, ein unvergeßlich tiefer geweſen ſey.

In dem Bruchſtücke eines unvollendeten Briefes an die Jugendgeliebte ſeines Herzens, das man nach ſeinem Tode fand, ſtehen die Worte: „Der Herr hat mich bisher aus allen (leiblichen) Gefahren errettet, und nicht allein das, ſondern er hat auch meine Seele in vollkommenem Frieden erhalten und mich erfreut durch das Licht vor ſeinem Angeſichte. In Jeſu finde ich Alles, was ich von Freuden und Seligkeit bedarf, und mir ſcheint es, als ob er von Tag zu Tage meinen Augen immer lieblicher, meiner Seele immer koſtbarer erſcheine.“

Am Nachmittage vor der Nacht ſeines Todes war er noch zuſammen mit ſeinem alten Freunde, dem Dr. Cay (m. v. S. 18). Dieſem war es, als hätte der Geiſt ſeines jüngeren Freundes Flügel empfangen und rede mit ihm ſchon eine Sprache der ſeligen oberen Heimath. Hedley ſelbſt ſchrieb noch an dieſem letzten Abende ſeines Lebens: „Ich und Dr. Cay gingen noch ſpät am Tage mit einander ſpazieren und unſere Gedanken waren bei Jeſu.“

So war dieſer Name, der über alle Namen iſt, auch das letzte Wort, welches er ſchrieb.

In der Nacht vom 22. März hatte ſich ein heftiger Sturm erhoben. Auf dem äußerſten Poſten der brittiſchen Streitkräfte ſtand eine Abtheilung des 97. Regimentes, welche Hedley Vicars kommandirte. Eine 15,000 Mann ſtarkes, ruſſiſches Corps war im Dunkel der Nacht, bei dem Donner der Kanonen aus Sebaſtopol unbemerkt in die franzöſiſchen Vorpoſten eingedrungen und hatte dieſe auf ihre Reſerven zurückgeworfen. Schon zogen die Feinde durch den Hohlweg hinauf, um die Engländer im Rücken und in der Flanke zugleich anzugreifen. Hedley bemerkte das Anrücken einer Schaar der Bewaffneten und erkannte zuerſt, daß es Ruſſen ſeien. Sein Geiſt war wach geweſen zu Dem, auf deſſen Verheißung: „Siehe, ich komme bald" das ſehnende Herz ſo oft geantwortet hatte: „Ja, komm, Herr Jeſu." Mit einer Ruhe, wie ſie ihn in Gefahren niemals verließ, befahl er ſeinen Leuten, ſich niederzulegen, bis die Ruſſen zu einer Nahe von 20 Schritten herangekommen wären. Die Abtheilung der Feinde, welche den Hohlweg einnahmen, mag gegen 2000 Mann ſtark geweſen ſeyn, die Zahl von Hedley's Leuten war 200. In ſolchem Kampfe entſcheidet aber nicht die Zahl der Arme und Bajonette, ſondern der Geiſt. War es doch eine Bajonetwunde in ſeiner Bruſt, welche ihn ſo entflammte, daß er mit dem lauten Rufe: „Leute vom 97., folgt mir" über die von ihm ſo tapfer vertheidigte Bruſtwehr hinüberſprang. Sein Arm that in dieſer entſcheidenden Noth Wunder der Tapferkeit; die Seinen eiferten ihm nach und bald waren die Feinde mit großem Verluſte aus dem Hohlwege wieder hinabgeworfen; die Franzoſen zur Hülfe erwacht und eine große Gefahr von dem in ſicherem Schlummer liegenden Centrum des engliſchen Heeres abgewendet. Der junge Held hatte einen herrlichen Sieg erfochten, deſſen herrlicher Lohn die Todeswunde war, die er noch aus der ihm ganz genahten Mündung einer feindlichen Muskete empfing.

Die Seinen, ſo eben noch in aufjauchzender Freude über ihren Sieg, nun in ſtummem Schmerze trugen ihn auf ihren Armen, dann auf einer Tragbahre aus dem Gehäuſe der Leichname und Verwundeten hinaus. Ein Freund ſeiner Jugend, Offizier bei einem anderen Regimente, den er ſeit Jahren nie wieder geſehen, erquickte den Sterbenden noch mit einem Trunke Waſſer. Dieſer bat hierauf die Seinen, ihm das Geſicht zu bedecken. Als man bei der Ankunft am Zelte die Decke hinwegnahm, da war ſein Auge im Tode entſchlafen, alle Mienen aber des erbleichten Angeſichtes ſchienen zu zeugen von jenem ewigen Frieden, in deſſen Vorhof Hedley Vicars ſchon während des Erdenlebens gewandelt hatte, und in deſſen Heiligthum er nun zum ſeligen Vollgenuſſe eingegangen war

II. Sir Henry Havelock, der Kriegsheld.

1. Ein Mäßigkeitsverein.

Was die Mäßigkeitsvereine ſind, und wie viel Löbliches ſie gewirkt haben, in den Ländern, darin das Laſter der Trunkenkeit herrſchend war, das wird den Leſern dieſer kleinen Schrift wohl bekannt ſeyn. Neben dem vernünftigen Geiſte zieht in den Menſchen durch den unmäßigen Genuß des Branntweines und anderer berauſchender Getränke ein Geiſt der thieriſchen Unvernunft ein, welcher das vorhin menſchlich-beſonnene Gemüth mit der Mordluſt eines Tigers, mit der Grobheit eines Bären oder dem Zorne eines Ochſen erfüllt, der durch den Anblick eines rothen Gewandes gereizt wird. Zu ſolchen Unthaten der thieriſchen Wildheit geſellen ſich auch die eckelhaften des lüſternen Affen, des ſtinkenden Bockes und des unflätbigen Schweines, und der Treiber dieſer ganzen ſcheußlichen Heerde iſt der Fürſt der Finſterniß ſelber. Dabei wird zugleich die leibliche Geſundheit und Lebenskraft des Trunkenboldes untergraben; ſein Geſchlecht wird ein Geſchlecht der Schwächlinge und Sterblinge. Und nicht allein der unmäßige oder der zur täglichen Gewohnheit gewordene Genuß der berauſchenden Getränke und betäubenden Gifte, ſondern auch die Ueberfüllung mit Speiſen, kann die Vernunft des Menſchen bis zum Blödſinne oder bis zur Schlafſucht einer vollgefreſſenen Rieſenſchlange herabſtimmen. Darum pflegte die Beata Sturmin, welche unter dem Namen der Würtembergiſchen Tabea wohlbekannt iſt, wenn man ſich über ihre allzu ſtreng erſcheinende Vorſicht beim Eſſen verwunderte, an die Folgen von Eva's lüſternem Apfelbiſſe zu erinnern und mit großem Ernſte des Spruches: „**ſeid nüchtern und wachet**" zu gedenken.

Die Beachtung dieſes Spruches iſt für den Krieger im Kampfe mit den ſichtbaren, Verderben drohenden Feinden eben ſo dringend nothwendig, als für den Chriſten in ſeinem beſtändigen Kampfe mit den unſichtbaren, inneren wie äußeren, Feinden. Aber die Verſuchungen zur Uebertretung jenes Gebotes ſind für den Soldaten im Felde noch beſonders ſchwer, ſo lange nicht mit der Furcht vor dem Feinde und mit der Gewöhnung an die Mannszucht eine Kraft der Liebe zu Dem, welcher das Gebot gab, ihn beſeelt. Denn die Ermattung nach Tagen und Nächten der gewaltthätigen Anſtrengungen, im Kampfe der Schlachten oder in den Eilmärſchen bei Hitze und Froſt, regt bei dem Soldaten im Felde das Verlangen nach leiblicher Wiederbekräftigung ſo mächtig auf, daß die Verſuchung zur Unmäßigkeit ihm ſehr nahe liegt. Dennoch hat ein Kriegsheld, ein Mann, der bei dem Ertragen aller Mühen und Beſchwerden des Waffendienſtes ſeinen Mitkämpfern als Muſter voranging, in den Tagen des furchtbar blutigſten, ſchreckenvollſten Krieges ſelber einen Mäßigkeitsverein begründet, der in ſeiner Art und Wirkung eine hohe Anerkennung verdient.

Die Kriege, welche Englands Flotten und Heere während der letztvergangenen Jahre in mehr denn einem Welttheile und Meere führten, haben die geiſtige wie leibliche Macht dieſes Volkes in einem ehrenden Lichte gezeigt.

Es ſind Kräfte erwacht und Thaten geſchehen, auf welche noch eine ſpätere Nachwelt mit Bewunderung blicken wird. Ein Name vor andern iſt mit leuchtender Schrift nicht nur in die Bücher der Geſchichte der Völker, ſondern in ein Buch der höheren Art geſchrieben, das nicht den Zeiten der Erde, ſondern der Ewigkeit einer oberen, ſeligen Welt angehört. Dieſer Name, wie er auf Erden hieß, war der des Sir Henry Havelock*). Welcher Bewohner der gebildeteren Länder, in Weſt und Oſt, der nicht ein gänzlicher Fremdling in der Kunde ſeiner Zeitereigniſſe geblieben, ſollte nicht von den Thaten dieſes Mannes gehört haben, der gleich bewundernswürdig war in Heldenthaten des Krieges, wie in denen des Chriſtenglaubens! Henry Havelock hat, namentlich in dem Kriege gegen die Afghanen und gegen das ganze in Aufſtand begriffene Indiſche Reich, nicht mit den geiſtigen wie leiblichen Kräften eines einzelnen Kriegsmannes oder Feldherrn, ſondern wie ein ganzes Heer von Kriegern und eine Schaar von Feldherren gewirkt, denn was er leiſtete, das war nicht das Werk einer vereinzelten Menſchennatur, ſondern ein Werk von Gott gethan, der in einem von Ihm erwählten Werkzeuge das Feuer einer göttlichen Begeiſterung weckte, welches Tauſende ergriff und zu Thaten bekräftigte, zu denen Fleiſch und Blut für ſich allein nicht fähig ſind.

Ereigniſſe, welche dieſe hinreißende und weit über Fleiſch und Blut erhebende Gewalt bezeugen, die Havelock durch ſein vorangehendes Beiſpiel wie durch ſein Wort über die Schaar ſeiner Krieger ſich erworben, ſind in großer Zahl bekannt; wir heben jedoch hier, vorerſt, nur eines derſelben hervor.

---

*) Ich verweiſe hier meine deutſchen Leſer auf die wohlgelungene, dankenswerthe Schrift: Henry Havelock, als Kriegsheld und als Chriſt, von J. v. Mürdter, Stuttgart 1859.

Während des Birmaniſchen Feldzuges im Jahre 1854 war das engliſche Heer eines Abends ſehr ermüdet an eine zum Nachtlager bequeme Stelle gekommen, und in der feſten Vorausſetzung, daß kein Feind in der Nähe ſey, ergaben ſich die meiſten Soldaten der ſorgloſen Ruhe und dem Genuſſe der geiſtigen Getränke. Da ſchreckt ſie Alle die Nachricht auf, daß der Feind durch einen Paß, aus welchem man das nicht erwartet hatte, zu einem plötzlichen Ueberfalle der Gelagerten heranrücke. Der Oberkommandant: Sir Archibald Campbel ſendet ſogleich einem am weiteſten vorgerückten Regimente den Befehl zu, die zum Lager führende Straße zu beſetzen. Als Antwort meldet man ihm: dieſes ſey unmöglich, denn die meiſten Soldaten jenes Regimentes ſeyen betrunken. Die Gefahr wird mit jeder Minute drohender. Da ruft der Oberkommandant: „Nun, ſo laßt Havelock's Heilige vorrücken, dieſe ſind immer gerüſtet und nüchtern.“ Der Befehl wird überbracht, alsbald erhebt ſich Havelock mit ſeinen ihm gleichgeſinnten Leuten, er ſteht gerüſtet auf dem bedrohten Punkte und ſchlägt die anrückenden Feinde zurück. Das war in leiblich ſichtbarer Weiſe ein Bild der treuen Erfüllung des Gebotes: „Seid nüchtern und wachet.“ — —

2. Der Gedanke an das Ende.

Das Danklied der Geretteten aus tiefer Noth und aus den Gefahren des Todes (der 107. Pſalm) beſchreibt in einigen lebendigen Zügen die Schrecken und die Angſt der Schiffenden auf dem Meere, wenn ein heftiger Sturm die Wogen jetzt zu Bergen erhebt, dann wieder zur Tiefe hinabſtürzt. Wenn dann die Leute im Schiffe vom Sturme geſchleudert „gegen den Himmel und in den Abgrund fahren, daß ihre Seele vor Angſt verzagt, daß ſie taumeln und wanken wie ein Trunkener“ da iſt es mit Menſchenrath und Menſchenhülfe zu Ende. Wie ein Gewappneter, das Schwert zum Todesſtreiche in ſeiner Hand, ſteht der Gedanke an das Ende vor ihrer Seele da. Aber noch findet ſich für ſie eine Rettung: „ſie ſchrieen zu dem Herrn in ihrer Noth und Er führte ſie aus ihren Aengſten, ſtillte das Ungewitter, daß die Wellen ſich legten und brachte ſie zum Lande nach ihrem Wunſche.“

Wir leſen von einer Seefahrt des Größten unter den Apoſteln der Heiden, welchen während ſeines geſegneten, mühevollen Tagewerkes der Gedanke an das Ende ſo wie das Anrufen des Herrn keinen Augenblick verließ, und welcher deshalb in allen Gefahren zu Waſſer und zu Lande, unter allen mörderiſchen Anfeindungen der Juden wie der Heiden, immer freudigen Muthes blieb. Als derſelbe auf ſeiner Fahrt nach Welſchland dem Unterhauptmanne Julius, der ihn als Gefangenen nach Rom führte, noch zu rechter Zeit einen heilſamen Rath zur Rettung des Schiffes gab, da widerſtand dieſem das Schiffsvolk, welchem auch Julius mit ſeinen Kriegern beiſtimmte. Paulus ſtand jetzt allein der Ueberzahl ſeiner Schiffsgenoſſen gegenüber; aber mit ihm war der Herr. Als deshalb nach vielen mit unaufhörlichen Todesgefahren durchkämpften Tagen und Nächten der Gedanke an das Ende die Seelen Aller ergriffen und ihre Herzen erweicht hatte, da war ihr Widerſtand gegen die Worte des Apoſtels gebrochen; ſie hörten willig und gerne auf ſeine troſtvoll kräftige Ermahnung, brachen freudig mit ihm das Brod, wie folgſame Kinder mit ihrem Vater. Und als nun vollends das Schiffsvolk, nur auf ſeine eigene Rettung bedacht, die Schaar der Krieger und den Unterhauptmann verrätheriſch zu verlaſſen gedachten, da wurden dieſe früheren Gegner Freunde des Apoſtels, die ſeinem Rathe willig gehorchten, und Julius vor Allen nahm ſich ſeiner Rettung an, ohne die Gefahr der eigenen Verantwortung vor des Kaiſers Gericht zu fürchten*).

In gleicher Weiſe hat zu allen Zeiten der Gedanke an das Ende die gottgläubigen Menſchenſeelen zum ernſten Anhalten am Gebete getrieben, und wenn mehrere von ihnen einem gemeinſamen Feinde, einer gleichen Noth gegenüber in Todesgefahr waren, ein Gefühl der Einmüthigkeit unter ihnen geweckt, welches zu einem Bande der Liebe wurde, das auch die vorhin ſich Entfremdeten und Uneinigen in Bruderliebe vereinte. In ſeiner höchſten Kraft und Herrlichkeit wird ein ſolcher Bund hervortreten, wenn ein Menſch in dem Sinne des Apoſtels, als Haupt und Führer in ſeiner Mitte ſteht, welcher, der fleiſchlichen Zwietracht entgegen, feſthält an dem Frieden im Geiſte (1 Cor. Cap. 1 und 2).

Der Gedanke an das Ende, der zum anhaltenden Gebete weckt und die Herzen zur brüderlichen Eintracht und Liebe vereint, hat ſich bei wenig Menſchen ſo lebenskräftig erwieſen und iſt mit ihrem ganzen Thun und Weſen von Jugend an ſo verwachſen geblieben, als bei dem eben erwähnten Stifter des Mäßigkeitsvereines im Felde der Schlachten: Sir Henry Havelock. Was konnte mehr zur Erweckung und Begründung jenes herrſchenden Gedankens geeignet ſein, als die Stunde, in welcher er als Jüngling mit ſeinen jüngeren Geſchwiſtern zur letzten gemeinſamen Erbauung um die fromme, treue Mutter ſich vereint hatte. Während Henry aus der Bibel vorlas, ſank die Mutter, vom Schlage gerührt, in ihrem Stuhle zuſammen und ſtarb wenig Tage nachher. Die Lehren dieſer frommen Mutter, wie ihr Vorbild in allen chriſtlichen Tugenden, waren ihm tief im Herzen geblieben und ſchon als Schüler der Lehranſtalt zu Chartre Houſe war es ihm Bedürfniß, mit einigen der gleichgeſinnten, ernſteren Mitſchüler ſich jeden Abend, in einem der Schlafſäle der Schule zum Bibelleſen und gemeinſamen Gebete zu verſammeln. Denn ſchon damals lag es ihm an, Das nicht zu verſäumen, was ihm, wie er in ſeinen nachgelaſſenen Schriften ſagt, als der wichtigſte Theil der Lebensgeſchichte eines Menſchen erſchien, nämlich *ſeine Verbindung durch den Glauben mit der unſichtbaren Welt!* Den Spott der andersgeſinnten Mehrzahl ſeiner Mitſchüler, welche ihn und ſeine Freunde als „Methodiſten“ verachteten, lernte er ſchon frühe mit ſchweigender Geduld ertragen.

---

*) Apoſtelgeſch. C. 27 V. 1 bis 43.

Es geſchah nach dem Wunſche ſeiner verſtorbenen frommen Mutter, daß er, als für ihn die Zeit der Entſcheidung kam für den künftigen äußeren Beruf, den der Wiſſenſchaften wählte. Freilich war ſein innerer Hang ungleich mehr nach dem Stande der Krieger gerichtet, deſſen Laufbahn ſein älterer Bruder William bereits mit Ruhm betreten hatte, aber außer dem Wunſche der Mutter waren auch die damaligen Vermögensumſtände ſeines Vaters der Erfüllung ſeines Verlangens nach dem Militärdienſte ungünſtig. Und es ſollte ſo ſeyn: *Henry Havelock* wäre nicht der Mann geworden, als welcher er ſich durch geiſtige Einſicht, wie durch Wort und That überall kräftig erwies, hätte er ſich nicht in einer Schule dazu gereift, darin er die wirkſamſten Waffen des Geiſtes kennen und üben lernte. Denn er war auf der Hochſchule von Middle

Temple nicht nur ein gründlicher Kenner der Rechtswiſſenſchaft, ſondern der Theologie, der Geſchichte, (vor Allem der Kriege), der Politik und aller jener Werke der alten wie neuen, zunächſt der vaterländiſchen Literatur geworden; ein ſeltener Vorzug, durch den er ſchon auf der Hochſchule, noch mehr aber in ſeiner ſpäteren Stellung, als Kriegsmann Bewunderung erregte und die Achtung aller Gebildeten ſeines Standes ſich erwarb.

Aber der natürliche, angeborene Drang zum Dienſte der Waffen war in der Stille der Studienzeit nicht erkaltet, ſondern nur feuriger geworden und brach endlich wie eine lang verhaltene Flamme aus ihm hervor. Wie er bei ſeinem Leſen in alten wie neuen Schriften im Geiſte auf den Schlachtfeldern verweilt, und mit innigſter Theilnahme die Kämpfer für das Vaterland auf der Bahn ihrer Siege begleitet hatte, ſo ſollte er dieſes auch in leiblicher Perſönlichkeit thun, als er auf das Feld der Kriegsthaten trat, auf welchem er die Kraft und den wahren Heldenmuth des Chriſtenglaubens bezeugte. Die Lebensgeſchichte der größten Heroen unſeres Geſchlechtes lehrt es uns, daß der Aufwuchs zur ungewöhnlichen Höhe ſeinen Anfang in ungewöhnlicher Tiefe nehme; auch Henry Havelock's ſeltene, hohe Gaben blieben lange, unerkannt von der Welt, im Verborgenen. Was an ihm und für ihn das Höchſte war: der innige Chriſtenglaube, lebendig in Wahrheit und That, das war für die Welt ein Aergerniß und ein Geſpötte. So geſchah es ihm, daß er erſt nach 23jährigem Dienſte als Subaltern-Offizier zum Range eines Hauptmannes vorrückte. Und dennoch hatte er damals ſchon in dem Kriege mit Birmah, auf den Schlachtfeldern bei Rangun, Prome und bei anderen für Englands Waffenglück denkwürdigen Gelegenheiten nicht nur den Ruhm der höchſten Tapferkeit, Einſicht und Klugheit eines vollendeten Kriegsmannes ſich verdient, ſondern eine Herrſchaft über die Seelen ſeiner Soldaten ſich erworben, in welcher dieſe, die wir oben (S. 38) als Havelock's Heilige kennen lernten, durch Thaten der Selbſtüberwindung wie der Tapferkeit eben ſo groß als ihr väterlicher Freund und Führer erſchienen.

Gaben jedoch und Verdienſte, wie die des Havelock waren, konnten auf längere Zeit nicht unter dem Scheffel verdeckt bleiben, ſie traten während des Krieges mit den Afghanen mit einer Macht hervor, daß ſie in Europa wie in Indien die gebührende Anerkennung fanden. Bei der Erſtürmung von Ghuzara erwies er ſich an der Spitze ſeiner treuergebenen Schaar nicht nur durch Thaten der höchſten Heldenkraft und Entſchloſſenheit als ein Held im Kriege, ſondern durch ſein menſchlich ſchonendes Benehmen gegen die Bewohner der Feſtung als ein Mann des Friedens. Er war es, der mit ſeinem 13. Regimente den Kurd-Kabul-Paß gewann, welcher über faſt ſenkrecht anſteigende Höhen unter dem beſtändigen, ſcharfen Feuer der Feinde erſtiegen werden mußte. Er kämpfte bei Tazern, drang mit Sir Robert Sale's Heer bis Gundemuk vor, war, wie einſt Nehemia in Jeruſalem, die antreibende, ordnende Seele bei der Einnahme, Befeſtigung und Vertheidigung von Jellalabad gegen Akbar Khan's unmenſchliche, furchtbare Macht*). Zwar das Erdbeben, das im Februar 1842 in ſonſt faſt nie erfahrener Heftigkeit und Dauer das Land weit umher erſchütterte, zerſtörte auch Vieles an dem mühſeligen Aufbaue der Befeſtigungswerke der Stadt, den die Engländer mit dem Schwerte in der einen, mit dem Mauzengeräthe in der anderen Hand vollführt hatten, aber zugleich war auch ein Schrecken von Gott über die belagernden Feinde gekommen, ſo daß ſie in der Zeit der höchſten Gefahr für die Belagerten die niedergeſtürzten Mauern nicht überſchritten. Doch bald ſollte es ſich zeigen, daß nicht nur das ſteinerne Gemäuer, ſondern das feſte Gottvertrauen eine Mauer und Wehr um Die ſeyn könne, welche daſſelbe beſitzen. Die Noth der belagerten Engländer war auf's Höchſte geſtiegen, alle Vorräthe faſt zu Ende; die Hoffnung auf Entſatz dahin. Es blieb kein anderer Ausweg mehr zur Rettung als der Verſuch, das übermächtige Heer, das unter Akbar Khan die Stadt umſchloß, zu durchbrechen und zu zerſtreuen. Dieſes, Anderen unmöglich erſcheinende Werk der entſchloſſenſten Tapferkeit gelang dem Manne, deſſen Bruſt vor Allen von dem ſtärkſten Gottvertrauen erfüllt war: dem Henry Havelock. Denn wie ein Wunder vor Aller Augen erſchien es, daß dieſer mit einer einzigen Abtheilung des verhältnißmäßig kleinen engliſchen Heeres (zwei andere Abtheilungen konnten erſt zum Kampfplatze gelangen, als der Sieg ſchon entſchieden war) die Macht der Feinde durchbrach und zerſtreute. Eine ehrende Anerkennung dieſer Heldenthat ward ihm zu Theil, als General Mac-Kaskil ihm die oberſte Leitung der wichtigſten Unternehmungen in Kohiſtan übertrug, unter denen die Eroberung von Iſtalif die glänzendſte, die Befreiung der gefangenen Offiziere, Frauen und Kinder, welche Akbar Khan auf einem entlegenen Schloſſe eingeſperrt hielt, die wohlthätigſte war. Unter den Geretteten befand ſich der nachmalige Eroberer von Delhi, General Nicholſon.

---

*) Am Ende des Jahres 1841 und in den erſten Monaten von 1842.

In dem Kriege gegen die Sikhs im Jahre 1845 war es Havelock, welcher der Schlacht bei Mudkih eine glückliche Wendung gab: zwei Pferde wurden unter ſeinem Leibe erſchoſſen, er ſelbſt wie durch ein Wunder gerettet. Wichtiger jedoch und gefahrdrohender für Englands Herrſchaft in Indien waren die Schlacht vom 21. zum 22. Dezember, ſo wie jene vom 10. Februar bei Saberon, in welcher das Heer der Sikhs vollkommen geſchlagen wurde. Auch aus dieſen iſt Havelock, mitten im furchtbarſten Schlachtgewühle, und mit Daranſetzen des eigenen Lebens, als ſiegreicher Held hervorgegangen.

Der Feldzug gegen Perſien im Jahre 1851, welchen er als Kommandant einer Diviſion des engliſchen Heeres mitmachte, gehörte, ſo wie ein Theil der vorhergehenden Jahre, mehr zu dem inneren Werke ſeines Berufes zum Kriegsdienſte, welches in der Heranbildung und Erziehung der ihm untergebenen Soldaten und jüngeren Offiziere zu allen Erkenntniſſen und Tugenden einer chriſtgläubigen Mäßigkeit und Tapferkeit beſtand. Die Tüchtigkeit und der feſte Beſtand dieſes inneren Aufbaues einer Gemeinde der Helden ſollte ſich bald nachher in den Kämpfen erweiſen, welche Englands Macht gegen die allgemeine Erhebung der Völker Indiens zu beſtehen hatte.

Die Empörung der Völker von Indien, in der Folge ihrer blutigen Gräuel, war zum Theil durch ſolche Thaten der ſogenannt chriſtlichen Gewalthaber aufgeregt worden, gegen welche ſich das Gefühl jedes wahrhaft treuen, gläubigen Chriſtenherzens empört. Jene Gewalthaber ſelber benahmen ſich öfters als Verbündete und Geſinnungsgenoſſen der natürlichen Feinde des Chriſtenthums. Dennoch war der Verderben drohende Haß dieſer Feinde noch niemals zu einem ſo gewaltigen, allgemeinen Ausbruche gekommen, als in dem Kriege der letztvergangenen Jahre in Indien. Dieſer war und iſt ein Kampf auf Tod und Leben zwiſchen dem unter Indiens Völkern hin und wieder aufkeimenden Chriſtenglauben und dem mehr denn tauſendjährigen rohen Widerſacher deſſelben: dem Mohamedismus, zu welchem ſich auch das Heidenthum der Inder in ſeinem mit Flittern der Menſchenweisheit gezierten Gewande der Fabeleien geſellte. Nicht die Tapferkeit der Arme, keine Kunſt der Waffen konnte dieſen Kampf mit einem furchtbar überlegenen Feinde beſtehen, ſondern nur das Gottvertrauen des Chriſtenglaubens. Darum iſt vor Allen Henry Havelock der ſiegreiche Held in jenen Tagen der höchſten Gefahr geweſen: er ſelber, in eigener Perſon, ſo wie in Gemeinſchaft mit den ihm durch Gottvertrauen und Liebe treu bis zum Tode verbundenen Schaaren ſeiner Krieger.

Nur andeutend erinnern wir hier an die allbekannten Gefahren und Siegesthaten der Engländer in Indien während der Jahre 1857 und 58. Welcher Name zieht die theilnehmenden Blicke der befreundeten Zeitgenoſſen in der Geſchichte der damaligen Ereigniſſe mächtiger an, als jener des Beſiegers der feindlichen Uebermacht bei Kanapur und des Eroberers von Lacknau! Wie einſt bei Gideons Thaten kann man bei denen, die vor Kanapur und in Lacknau geſchahen, ausrufen: Hier Schwert des Herrn und Havelock. Denn es waren Wunder des Gottvertrauens, welche das ſiegreiche Schwert dieſes großen Kriegshelden auf ſeinem Laufe der Thaten begleiteten.

War es nicht dieſes feſte Vertrauen auf Gottes Schutz allein, welches dem ſeltenen Manne jene Ruhe und Sicherheit gab, mit welcher er ſeine eigene Perſon, „ob auch Tauſende fielen zu ſeiner Seite“, allen Gefahren ausſetzte? Dort, im Feldzuge nach Perſien, wo er mit ſeinen ihm treuergebenen Hochländern auf dem offenen Verdecke eines Schiffes ſtehend an einem Fort vorüberfahren mußte, aus dem die Feinde einen Hagel von Kugeln herausfeuerten, befahl er ſeinen Leuten, ſich platt auf den Boden zu legen, damit die Kugeln über ſie hinflögen. Er allein aber, als Zielſcheibe aller nun auf ihn gerichteten Geſchoſſe, blieb aufrecht ſtehen, um die Fahrt zu überwachen, und keine der nahe um ihn pfeifenden Kugeln berührte ihn. Im Gefühle dieſer Sicherheit in Gottes Schutz fand man ihn im vorhin erwähnten Kriege gegen die Sikhs, in der Nacht nach dem blutigen Kampfe des 21. Dezembers auf einem Pulverſacke in ruhigem Schlafe, aus welchem man ihn zu ſeinen Thaten in dem entſcheidenden Siege der Seinen erweckte. In den Gefahren, daraus jedem anderen Menſchenauge die Rettung unmöglich erſchienen wäre, in den kühnſten Angriffen eines in Verzweiflung kämpfenden überlegenen Feindes, ging und kletterte er den Seinen öfters als Führer voran; Sonnenhitze und ſtürmende Regen, Hunger und Durſt trug er, als Vorbild den Anderen, mit bewundernswürdigem Gleichmuthe. Dieſer Gleichmuth war es, der ihn zum Retter des geſcheiterten Schiffes machte, das ihn und ſeine Begleiter, unter denen ſein eigener Sohn war, von Bombay nach Calcutta bringen ſollte. Während der Todesſchrecken, welche mitten in der Nacht kamen und das Schiffsvolk und ſeinen Kapitän ganz aus ihrer Beſinnung gebracht hatten, ordnete Havelock, ruhig überlegt, wie er im wildeſten Gedränge der Schlachten es pflegte, die noch möglichen Mittel zur Erhaltung des halbzertrümmerten Schiffes über dem Waſſer an, und ſein Vertrauen wurde nicht zu Schanden; in dem entſcheidenden Augenblicke, in welchem das Wrack am Verſinken war, kam die Rettung.

So war die gute Hand ſeines Gottes mit ihrer ſchützenden Kraft bei ihm, wenn die Todesgefahren in ihren tauſendfältigen Geſtalten ihm droheten. Dieſe erhielten in ihm nur den Gedanken an das Ende wach und kräftig, aber das Ende des leiblichen Lebens ward ihm weder durch Schwerter und Geſchoſſe der Feinde, noch durch den Trunk aus der vergifteten Quelle bei Mukdib, oder durch die Wogen des Meeres gebracht; keine der Seuchen, an denen Schaaren ſeiner Kampfgenoſſen ſtarben, rührte ihn an, ſondern als er das Werk ſeines Lebens: die allgemeinere Erweckung eines chriſtgläubigen Heldenmuthes in Englands Heer, und die Errettung der Gefangenen in Lacknau vollendet hatte, ſtarb er ſanft und ruhig, in der Pflege der Seinen auf ſeinem Bette. Die beſeligende Hoffnung, welche in ſeinem beſtändigen Gedanken an das Ende lag, war ihm zur ewig ſeligen Erfüllung geworden.

Er hatte von früher Jugend an es gelernt und erfahren, daß all' unſer Thun und Wirken in der ſichtbaren Welt ſeine Kraft und ſein Gedeihen aus Gott und ſeiner unſichtbaren Welt, durch den Glauben empfangen müſſe. Nur im treuen Bunde mit dieſem lebendigen Quelle des Glaubens hat er die Kraft zu der größten That ſeines Heldenmuthes empfangen: zu der Erweckung eines lebendigen Glaubens an Chriſtum in den Seelen von Tauſenden ſeiner Mitkämpfer. Gleich nach ſeinem Eintritte in das Militär war ihm die Belehrung und Beſſerung ſeiner Untergebenen ein ernſtes Anliegen. Es wurde ihm dieſes immer mehr, als er in Indien in die gemeinſamen Gefahren eines Krieges trat, welche ihm, ſo wie den Seinen, ohne Unterlaß den Gedanken an das Ende predigten. Ihm ſelber war die Gabe eines kräftigen, innigen Gebetes in hohem Maaße verliehen; mit dieſer vornämlich ſuchte er auch die Seelen ſeiner Leute zu ergreifen und ſie in das Wort Gottes einzuführen. Er that dieſes ſchon als jüngerer Offizier, während des Feldzuges in Birmah. In Rangun ſteht ein berühmter heidniſcher Tempel, dem Buddha geweiht, in ihm findet ſich ein Seitengemach, deſſen Wände überall mit kleinen Bildern des Buddha, ſitzend mit gekreuzten Beinen, verziert ſind. In dieſem verborgenen, ſtillen Winkel verſammelte ſich am Abende Havelock mit ſeinen Soldaten. Lampen, in den Schooß der kleinen Götzenbilder geſtellt, beleuchteten das dunkle Gemach. Hier ſangen die Hunderte der um Havelock Verſammelten Pſalmen und hörten aus ſeinem Munde das Wort Deſſen, der gekommen iſt, das geiſtige Dunkel zu erhellen und die Macht aller Götzen zu Schanden zu machen. Ein Offizier, der am Abende an der Pagode vorüberging, hörte den lauten Geſang der Pſalmen und fand die Verſammelten auf; die Früchte aber ihrer gemeinſamen Gebete wurden an dem ſittlichen Ernſte und an der heldenmüthigen Tapferkeit erkannt.

Aber nicht nur im engeren Kreiſe ſeiner Soldaten, ſondern ohne Anſehen der Perſon vor einem ganzen verſammelten Heere bekannte ſich Havelock laut zu ſeinem Gott. Im Kriege mit den Afghanen, als kein Kaplan oder ſonſtiger Diener des Wortes bei dem Heere war, trat er mit ſeiner Gemeinde: den Männern mit ſonnverbranntem Geſichte in mancher wilden Gebirgsgegend hervor, um die Sonntagsfeier mit dem lauten Geſange eines Pſalmes und mit Gebet zu begehen. Und die Schaaren der Krieger, die vielleicht nicht an den Sonntag gedacht hatten, wurden von gleicher Andacht ergriffen. Als in Jellalabad das Werk des Aufbaues der Befeſtigungswerke unter vielen Gefahren gelungen war, da ließ Havelock den General erſuchen, er möge die ganze Garniſon verſammeln. Die Leute kamen, ohne zu wiſſen, was ſie ſollten. Als aber

Havelock, vor ihren Augen ſeine Kniee beugend, ein feuriges Dankgebet anſtimmte, konnte Keiner der Verſammelten ſich halten: ſie fielen auf ihre Kniee und ſtimmten in den Geſang des Dankpſalmes ein. So pflegte er es bei jeder ähnlichen Gelegenheit zu thun; er führte die Seinen mit Gebet in die Todesgefahren der Schlachten, aus dieſen wieder hinaus zur ſiegreich erkämpften Ruhe. Darum hat er ſich als ein großer, thatenreicher Heerführer im höchſten geiſtigen wie im leiblichen Sinne dieſes Wortes erwieſen. Denn er war da, wo es galt, nicht nur ein Vorgänger der Kampfgenoſſen für die Thaten und Siege der Schlachten, ſondern ein väterlicher Erzieher derſelben für die Thaten und Siege des Chriſtenglaubens: ein Sendbote und Verkündiger dieſes Glaubens an Tauſende, zu deren Ohr und Herzen das Wort vom Heil und Leben durch andere Sendboten nur ſchwerlich einen Zugang gefunden hätte.

Und doch ſtand dieſer Prediger, nicht bloß durch das Gewand ſeines Waffenrockes, ſondern ſcheinbar auch durch die äußere Form ſeines chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes ſcheinbar ſehr geſchieden von anderen Predigern und Sendboten des Evangeliums da.

Wir erzählten vorhin (S. 49) von einem Offizier im engliſchen Heere, welcher in einem von der Straße abgelegenen Seitengemache des altberühmten Buddhatempels bei Rangun zu einem Abendgottesdienſte kam, welchen Henry Havelock hier mit ſeinen Soldaten hielt. Wenn dieſer Offizier die Leute genauer betrachtet und gemuſtert hätte, welche ſich hier zur einmüthigen Andacht verſammelt hatten, würde er ſich ſelber gefragt haben: wie iſt doch unter dieſen Allen ein ſolches chriſtlich frommes Einverſtändniß möglich? Denn hier ſitzen Anhänger der ſchottiſchen (reformirten) Kirche mit Anglikanern und verſchiedenartigen Diſſenters beiſammen und Havelock ſelber iſt ſeinem Bekenntniſſe nach ein Diſſenter.

Allerdings war es bekannt, daß Havelock nicht nur der Schwiegerſohn, ſondern der innige Glaubensgenoſſe des ehrwürdigen Zeugen und Verkündigers des einigen Heiles in Chriſto: des Miſſionars Marſhmann in Serampur, eines Diſſenters, ſey. Zugleich aber war auch jene öffentliche Erklärung bekannt, die er einſt bei einer Verſammlung in Bombay gab. „Ich werde zwar," ſo ſprach Havelock, „die Grundzüge meiner Confeſſion nur mit meinem Leben laſſen, erkläre mich aber hiermit von Herzen bereit, jeden Chriſten als Bruder zu begrüßen und zu lieben, der ſich an das Haupt hält und unſerem Erlöſer in Wahrheit und Aufrichtigkeit dient. Ich proteſtire aber gegen die Meinung, die ſchon von unſeren Gegnern ausgeſprochen worden iſt, daß, wenn Männer von verſchiedenen Religionsparteien, wie an dieſem Abende, im Gefühle ihrer Brüderſchaft zuſammenkommen, dieſes nur dann möglich ſei, wenn ſie ihre Religion bis auf ein Minimum beſchneiden. Im Gegentheile bin ich überzeugt, daß wir Alle, die wir hier verſammelt ſind, unſeren Glauben in all' ſeiner Kraft und Lebendigkeit mitgebracht haben. Die feſten Schaalen unſerer Kokosnüſſe ſind dem inneren Kerne derſelben zur Sicherheit ſeiner Ausbildung und Geſtaltung ſo wie zu ſeinem Schutze nach Außen gegeben. Dennoch iſt es nicht dieſe feſte Schaale, aus der ſich die hohe Palme entwickelt und hervorwächſt, ſondern die Schaale wird im Boden bleiben, der Keim aber, der im Kerne liegt, geht auf und wird zum künftigen Baume. So denke ich mir, wir haben an der Thüre unſeres Verſammlungshauſes die feſte Schaale unſeres Glaubens in guter Verwahrung zurückgelaſſen, aber in den Kreis der Brüder den koſtbaren Kern mitgebracht. Wir haben für einen Augenblick auf der Schwelle die feſt formulirten Glaubensſätze der einzelnen Kirchen und Parteien bei Seite gelegt, aber bis zu dem Tiſche, an welchem ich eben ſpreche, die eigentlich lebendige Mitte und das Weſen unſeres Glaubens, an Chriſtum den Sohn Gottes, den Verſöhner unſerer Sünden durch Sein Blut, mitgebracht."

Auch iſt es bekannt, daß Havelock ſelbſt in jener Zeit, darin ſeine äußeren Verhältniſſe ihn noch zur äußerſten Sparſamkeit nöthigten, den zehnten Theil alles ſeines Einkommens für das Werk der evangeliſch-chriſtlichen Miſſionen unter den Heiden hingab, ohne ſich hierbei durch die Verſchiedenheit der Konfeſſionen der Sendboten beſtimmen oder hemmen zu laſſen, in deren Hände er ſeine Gabe legte.

Doch wollen wir uns hier bei der Betrachtung von Havelock's perſönlicher, ehrenwerther Ueberzeugung nicht aufhalten, ſondern vor Allem Das in's Auge faſſen, was in ſeiner damaligen Stellung ſeiner durch den Chriſtenglauben geweihten geiſtigen Einwirkung auf die Schaaren der Krieger des indiſchen Heeres ihre ſo außerordentliche Kraft gab.

Wir erinnern hierbei zuerſt an das, was wir oben (S. 40) von der Kraft und dem Weſen des Gedankens an das Ende ſagten. Eine Todesgefahr, gegenüber dem gemeinſamen Verderben drohenden Feinde und den ſchnell hinraffenden Seuchen, ein gemeinſames Loos der täglichen Mühen und Plagen, das ſind Anregungen, welche wohl in den Genoſſen eines Heeres den Gemeinſinn einer Verbrüderung begründen und den Gedanken an das Ende wecken können. Aber der Gedanke an das Ende verliert ſeine ganze niederbeugende Trauergeſtalt, er wird der Seele zu einem Engel, mit aufwärts geſchwungenen Fittigen verklärt, wenn er in uns zu dem Gedanken des Anfanges eines neuen Lebens wird, zu welchem der Jammer und das Elend der Erdentage nicht mehr nahen, ſondern Friede und Freude unſerer warten. Dieſe feſte Hoffnung iſt uns durch Chriſtum, allein durch Ihn erworben, und wer Chriſtum findet und im lebendigen Glauben umfaßt, der hat in aller Noth des Erdenlebens einen unwandelbar freudigen Muth gewonnen, der geht, wenn ſein Weg ihn ſo führt; mit Chriſto im Herzen kann er, wie David ſingt, das Kriegsvolk der Feinde zerſchlagen und über die Mauern ſpringen, er ſchläft ſelbſt in den Gefahren eines Feldzuges, wie jener gegen die Afghanen und der gegen die Sikhs es waren, ruhig in freiem Felde oder auf einem Pulverſacke (nach S. 47), denn er darf zu ſeiner Seele ſagen, was der Prophet ſagt: „Wir haben eine feſte Stadt, Mauern und Wehr ſind Heil“ (Eſaias 26, V. 1).

Das Vorbild eines ſolchen, auf Chriſtum gegründeten, Glaubens war Henry Havelock ſeinen Mitkämpfern, und welche anziehende, anregende Kraft des inneren Lebens für Alle, die es mit theilnehmenden Augen ſahen, in dieſem Vorbilde lag, das bezeugt der vorſtehende kurze Abriß der Thatengeſchichte des von Gott erwählten Helden.

Aber auch uns, die wir auf einem anderen Felde der Gefahren ſtehen, als die des engliſchen Heeres in Indien waren, kann Havelock, und mit ihm die Schaar ſeiner treuverbundenen Soldaten, ein Vorbild ſeyn und werden, das uns zur Nacheiferung weckt und ſtärkt. In Indien, das mußte Jeder erkennen, der die dortige Lage der Dinge mit treumeinendem Ernſte betrachtete, ſtand der Chriſtenglaube im heißen Kampfe, auf Leben und Tod, mit ſeinen erbittertſten Feinden: mit dem fanatiſchen Haſſe der Mohamedaner und der Abgötterei, die im Gewande einer uralten Weisheit mit dieſen Feinden ſich verbündete. Sollte da nicht in Allen, welche auf Chriſtum getauft und zum Glauben an Ihn geweiht waren, das Gefühl erwacht ſeyn, daß die Gefahr dieſes Glaubens ſo wie des Lebens in demſelben für ſie eine gemeinſame ſey?

Indiens Reiche ſind groß und weit, aber ſie ſind noch lange nicht der ganze Weltkreis, ſeine Völker ſind nur ein Theil jener Millionen, welche auf Erden wohnen. Es iſt uns aber geſagt im Worte der Offenbarung von einer Stunde der Verſuchung, welche kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu verſuchen die da wohnen auf Erden. Das iſt die Stunde, in welcher der Unglaube, die Verläugnung Deſſen, der in das Fleiſch gekommen iſt, die Sünder ſelig zu machen, zur Herrſchaft kommen, als tödtlicher Haß gegen Chriſtum und ſeine Gemeinde auf Erden, als Empörung gegen alles göttliche und menſchliche Recht, ihrem Gerichte entgegenreifen wird. Der Geiſt des Widerſpruches gegen die Wahrheit kann nur von Denen ausgehen, welchen dieſe Wahrheit verkündet iſt, denn Dem, davon man nichts weiß, kann man nicht widerſprechen. Wie aber, wenn eine ſolche Stunde der Verſuchung unſeren Tagen nahe wäre? Möchte dann der Bund der Treue im Glauben und Feſthalten an Chriſtus und dem Worte unſeres Gottes in all' den Seelen geſtärkt werden, welche, wenn auch über den ganzen Erdkreis verſtreut, dennoch zu der Gemeinde jener Philadelphier gehören, welchen die Bewahrung und Errettung aus der Gefahr verheißen iſt. Havelock war der ſiegreiche Held und wurde in all' den Gefahren ſeiner Kämpfe von der guten Hand Seines Gottes erhalten und bewahrt, weil er ein rechtes Vorbild des treuen Glaubens der Philadelphier war.

III. Livingſton und Murchiſon.

Fernblick des Geiſtes und Schauen des leiblichen Auges.

Die nachſtehende Mittheilung über das Zuſammenwirken zweier Engländer, welche beide zu den geiſtigen Größen unſerer Zeit gehören, zu dem Zwecke, ein aufhellendes Licht in das Dunkel des Innern von Afrika zu bringen, iſt aus einem der letzten Briefe der Herzogin Helena von Orleans an ihre Mutter entnommen. Die Herzogin, damals in Clermont, hatte die günſtigſte Gelegenheit gehabt, die beiden Männer, welche wir oben nannten, kennen zu lernen, denn ihr Sohn, der Graf von Paris, ein warmer, theilnehmender Freund aller heilbringenden Werke im Reiche des Wiſſens wie des Glaubens, war mehrmals bei jenen Verſammlungen der brittiſchen geographiſchen Geſellſchaft geweſen, in denen man die Berichte des Mannes vernahm, der mit freudigem Gottvertrauen in das unbekannte Innere eines Welttheiles eindrang, dahin ſein Freund in England ſchon mit wiſſenſchaftlichem Fernblicke ihm vorausgegangen war. Auch hatte die Herzogin ſelber Gelegenheit gehabt, die beiden hochbedeutenden Männer durch Einladung derſelben in ihr Haus und an ihren Tiſch zu ſehen und zu hören. — —

— — —

Freilich ſieht der Geiſt mit ſeinen Kräften und Weſen hoch über der Natur des Leibes und dennoch muß das Schauen mit eigenen, leiblichen Augen dem Erkennen des Geiſtes öfters das Siegel der Bewährung aufdrücken und das erſehnte Endziel des geiſtigen Blickens in die Ferne werden. Dieſes mag uns die nachſtehende kurze Geſchichte darthun.

Bei einem Vereine der brittiſchen geographiſchen Geſellſchaft zu London im Frühling 1858 konnte man zwei Männer beiſammen ſehen, deren Namen nicht nur alle geiſtig gebildete Zeitgenoſſen des brittiſchen, ſondern auch anderer Reiche mit bewundernder Anerkennung nennen. Der eine von ihnen war Dr. Livingſton, der Miſſionär, welcher mit der Glaubensfreudigkeit eines Verkündigers des Evangeliums in ein noch unbekanntes Inneres von Afrika eingedrungen iſt, um den dort verſchloſſenen und verlaſſenen Heiden die Botſchaft des Heiles in Chriſto zu bringen, ein Mann, in deſſen einfach beſcheidenem Weſen ſich neben dem entſchloſſenen Heldenmuthe zugleich die Demuth des Chriſten ausſprach. Der andere war Sir Rodrigur Murchiſon, der Vorſtand der brittiſchen geographiſchen Geſellſchaft, ein Forſcher der Erdkunde von ſeltenem Scharfblicke; ein hochgeſtellter Gewaltiger im Reiche des gelehrten Wiſſens und Erkennens. Murchiſon war es, der durch ſein theilnehmendes Bemühen für Livingſton dieſem die äußeren Mittel zugeſichert hatte zu einer weiteren Durchführung ſeiner Entdeckungsreiſen in das hochummauerte Innere von Afrika, dahin der geſegnete Heidenbote ſeitdem zurückgekehrt iſt.

Nicht ohne die Mitwirkung eines beſonderen, perſönlichen Intereſſes war Murchiſon's Theilnahme an Livingſton's Unternehmen ein ſo lebendiges und kräftiges. War doch das, was dieſer Reiſende auf ſeinen mühevollen

Wegen mit Augen geſehen, mit ſeinen eigenen Füßen durchmeſſen hatte, nur eine Beſtätigung Deſſen, was der tiefgründende Geolog durch ſeinen geiſtigen Fernblick erkannt hatte, denn ſchon vor längerer Zeit hatte Murchiſon in einer Rede, die er öffentlich gehalten, die Anſicht ausgeſprochen, daß der Verlauf von Afrika's Küſten von Bergketten begleitet, das Innere desſelben aber zum größten Theile eine flache, ſumpfige Niederung ſein müſſe, deren Gewäſſer und Seen durch gewiſſe Riſſe in den Wällen der Bergketten ihren Ausfluß in's Meer fänden. Mit gleicher Sicherheit als Leverrier das Daſeyn und die Stelle des von ihm noch nicht geſehenen Planeten Neptun, hatte der große engliſche Geolog ſeine Ueberzeugung von dem Vorhandenſeyn einer von hohen Bergketten ummauerten Niederung und ihren tief zerklüfteten Durchbrüchen in den Ocean ausgeſprochen, obgleich er das Feld, dahin ſein geiſtiger Fernblick gedrungen, nie mit ſeinen Augen geſehen hatte. Die Kunde von Livingſton's damaligen, erſten Entdeckungsreiſen bewegte ihn tief. Dieſem vor Allen wollte er mittheilen, was er im Geiſte geſehen. Er ſandte deshalb einen Abriß ſeiner wohlbegründeten Anſichten an den brittiſchen Konſul in der Kapſtadt, mit dem Auftrage, ſeine Papiere in das Innere des Welttheiles, an Livingſton weiter zu befördern. Dieſes gelang auch durch verſchiedene Eingeborene, welche von dem kühnen Reiſenden gehört oder ihn ſogar ſelbſt geſehen hatten: die Papiere gingen unverſehrt von einer Völkerſchaft und aus einer Hand in die andere, bis zu einem großen Fluſſe, deſſen Anwohner den merkwürdigen Mann wie ein Weltwunder geſehen, einige von ihnen auch ſein Andenken tiefer in's Herz gefaßt hatten. Freilich war der große Fremdling ſchon ſeit längerer Zeit weiter gezogen, aber die Leute der Landſchaft behaupteten, er könne nicht anders als wieder dahin zurückkommen.

Der Fluß bricht dort an einer ſehr engen Stelle durch den Felſen und bildet da eine kleine Inſel. Auf dieſer erbauten die Boten, welche den Brief trugen, nach der Angabe eines ihrer Begleiter, welcher mit europäiſchen Sitten bekannt war, ein kleines Thürmchen aus weißfarbigen Steinen, legten in dieſes ihre Papiere hinein und gingen unbekümmert wieder zu ihrer Heimath.

Erſt nach einem Jahre kehrte auch Livingſton von einem damals beendigten, wichtigen Abſchnitte ſeiner großen Entdeckungsreiſe an den Fluß zurück. Er bemerkt alsbald das weiße Thürmchen, welches er früher niemals geſehen, auf der kleinen Inſel. Die Bauart desſelben iſt nicht jene der afrikaniſchen Nomaden, ſie ſpricht ihn gleich einer europäiſchen Botſchaft an. Er folgt dem Winke, fährt auf einem ausgehöhlten Baumſtamme nach der kleinen Inſel hinüber, durchſucht das Thürmchen und findet darin die wichtigen Papiere, in denen ihm der prophetiſche Fernblick eines geiſtvollen Landsmannes in kurzem Umriſſe den Kreis der bedeutungsvollen Entdeckungen bezeichnete, welchen er bereits unter tauſendfältigen Gefahren und Mühen Schritt vor Schritt durchmeſſen und mit leiblichen Augen beſchaut hatte. —

Die vorſtehende kleine Geſchichte zeigt uns wie in einem Bilde, das ein Maler entwarf, das Gleichniß von dem Glauben des Chriſten, der noch hienieden auf ſeiner irdiſchen Wallfahrt iſt, und von jenem Schauen mit eigenen Augen, durch welches der Glaube der rechten Art am Ende ſeiner Prüfungszeit gekrönt wird. Selig iſt der, welcher den Glauben empfängt und bewahrt. Denn dieſer hält ohne Aufhören ſeinem geiſtigen Auge das Ziel der Berufung vor, welchem er entgegengeht, er verleiht ihm Troſt und Muth auf ſeinem Wege. Höher aber noch als die Seligkeit des Glaubens iſt die des Schauens, welches den Ueberwinder da erwartet, wo der ſaure Kampf ſeines Glaubens unter Thränen, Gebet und Wachen mit den Gefahren, Verſuchungen, wie mit der Noth und den Schmerzen des Erdenlebens ein Ende hat.

IV. Gregorius Lopez.

1. Ein Hüter in der Nacht.

Treue Hüter in der Nacht, im engeren Sinne für ihr Heer, und in weiterem und auch geiſtigerem für ihr ganzes Volk und ihre Zeit, waren Hedley Vicars und Henry Havelock. Vicars wartete (nach S. 32) längere Zeit hindurch der nächtlichen Hut an einem Vorpoſten, welcher den Ausfällen und Angriffen des mächtigen Feindes am leichteſten ausgeſetzt war. In dem Kampfe mit einer großen Uebermacht der Feinde, welche bei Nacht durch die Vorpoſten der Verbündeten hindurchgedrungen und unbemerkt dem ſicher ruhenden Heere der Engländer ſich genaht hatte, ſand auch Hedley und als Retter ſeines Heeres aus einer drohenden Gefahr ſeinen Tod. Eben ſo wie Vicars war auch Havelock mit den Seinigen bei mehreren Gelegenheiten, ſo wie in Birmanien für das ganze Heer der Engländer ein Hüter in der Nacht. Will man aber den Namen dieſes Heldengeſchäftes in einem weiteren und geiſtigeren Sinne nehmen, dann kann man ſagen: jene beiden Männer ſind für ihr ganzes Volk, ja für unſere Zeit, Stimmen der Wächter geweſen, welche, „ſehr hoch ſtehend auf der Zinne“, den ſicher Schlafenden die Gefahren verkündeten, welche ihren Seelen droheten und ſie zum Wachen aufriefen.

Ein ſolcher geiſtiger Hüter in der Nacht, zunächſt für ſein Volk und für ſeine Zeit, iſt auch der Mann geweſen, deſſen Lebensbild wir hier den Vorbildern jener beiden Helden anreihen. **Gregorius Lopez** war in ſeinem unſcheinbaren Einſiedlerrocke nicht minder ein Held als jene beiden in ihrer Soldatenuniform. Seine Waffenrüſtung war nicht aus den Werkſtätten der Waffenſchmiede, ſondern aus der des Geiſtes Gottes genommen, denn es war die, welche der Apoſtel aus eigener Erfahrung den Gläubigen empfiehlt. Denn er hatte es nicht mit einer Macht der ſichtbaren, ſondern der unſichtbaren Feinde zu thun, die ſeinem Volke und ſeiner Zeit das ſichere Verderben droheten.

So wie **Vicars** und **Henry Havelock** zum Felde ihrer Thaten ſich jene Gegenden erſehen hatten, in welchen die ihrem Volke das Verderben drohenden Gefahren am größten waren, ſo fühlte ſich auch der heldenmüthige Geiſt des **Lopez** ſchon in früher Jugend aus der Heimath nach jenem fernen Lande hingezogen, wo der Geiſt ſeines Volkes und ſeiner Zeit ſo eben die heißeſten Kämpfe auf Leben und auf Tod zu beſtehen hatte. Hier wollte er ſiegen oder ſterben, und er hat geſiegt *).

---

*) **Gregorius Lopez**, mit dieſem einfachen Namen wollte er in Mexico genannt ſein, lebte von 1542 bis 1596. Sein Leben und 33jähriges mächtig geſegnetes Wirken in Mexiko iſt zuerſt von zweien ſeiner Freunde: dem **Franziskus Loja** und **Johannes von St. Jakob** in ſpaniſcher Sprache beſchrieben, durch **Arnold d'Andilly's** franzöſiſche, ſo wie durch **Gerhard Terſteegen's** deutſche Bearbeitung auch in anderen Ländern von Europe weltbekannt geworden.

2. Der Unbekannte.

Daß Gregorius Lopez im Jahre 1542 geboren war, hat man mehrmals von ihm ſelber vernommen; daß ſeine Vaterſtadt Madrid geweſen, hat man nur einmal, aus einer ſeiner zufälligen Aeußerungen, obwohl mit Sicherheit, geſchloſſen *). Bei einer anderen Gelegenheit hatte man von ihm erfahren, daß er ſchon im Knabenalter aus Liebe zum einſamen Leben und zum Gebete aus der geräuſchvollen Hauptſtadt zu einem Einſiedler ſich geflüchtet habe, dann aber (bei beſſerer Erkenntniß) unter die Zucht ſeines Vaters zurückgekehrt ſei, der ihn bald nachher als Pagen an den königlichen Hof brachte, in welchem Stande er einige Jahre geblieben zu ſeyn ſchien. Daß er von ſehr vornehmem Herkommen ſey, das ging aus mehreren Umſtänden ſehr deutlich hervor, obwohl man niemals von ihm ſelber erfahren hat, wer, und von welchem Stande ſeine Eltern geweſen. Denn wenn man ihn darum befragte, war ſeine Antwort: „Gott iſt mein Vater, die ſeinen Willen thun, die ſind meine Mutter und ſind meine Brüder. Er ſelbſt hat es uns ja geboten: Ihr ſollt niemand auf Erden Vater heißen, denn Einer iſt euer Vater und euer Meiſter, der im Himmel iſt (Matth. 23, 9 und 10).“ Nicht ſo wie ſeinen Stand konnte er jene hohe, vielſeitige Bildung verläugnen, welche man damals dem jungen, ſpani-

---

*) Ein Ankömmling aus Europa erzählt in Mexiko von einer Feuersbrunſt in Madrid, durch welche mehrere Paläſte in der Nähe der königlichen Reſidenz verzehrt waren. „Habt Ihr,“ fragte Lopez einen Freund und Genoſſen am Tiſche, „meine Bewegung bei dieſer Nachricht nicht bemerkt? Dort, in den Flammen, war die Wohnung meiner Eltern.“

ſchen Adel zu ertheilen bemüht war. Nicht nur die gewöhnlichen Kenntniſſe der Schulen hatte er ſich vollkommen zu eigen gemacht, ſondern ſein vortreffliches Gedächtniß umfaßte die Hauptzüge der Geſchichte der Völker und Länder, der Aſtronomie und Naturkunde, ja ſelbſt der Anatomie und Heilkunde. In ſeiner nachmaligen kleinen Hütte im Thale von Amajac ſah man eine Weltkarte und einen Erdglobus, die er beide mit eigener, geſchickter Hand ſich gefertigt hatte; als einſt im Spitale zu Quastebeck viele Krankheiten herrſchten, und die Vorſteher, bei dem Mangel eines geſchickten Arztes, über die Wahl der Arzneimittel in Unſicherheit waren, ſchrieb er ihnen ein Buch, in ſo ſauberer Handſchrift, als ſei es gedruckt, welches von den eigenthümlichen Heilkräften der Pflanzen und einiger anderer Naturkörper handelte, und dieſelben ihrer Geſtalt nach beſchrieb. Dieſes Buch wurde ſo vortrefflich befunden, daß man es durch mehrere Abſchriften für die verſchiedenen Spitäler des Landes vervielfältigte.

Es war jedoch eine andere Art von Gelehrſamkeit, durch welche ſich Lopez unter ſeiner Umgebung auszeichnete, die nur ſelten dieſe Gabe beſaß, das war ſeine große und genaue Kenntniß der heiligen Schrift. Zu dieſer hatte er von Jugend auf eine ungemeine Liebe gehabt, und als er ſpäter in ſeiner Abgeſchiedenheit die hierzu nöthige Muße fand, da wendete er mehrere Jahre lang täglich vier Stunden zum Leſen der Bibel an, deren Inhalt er, bei ſeinem glücklichen Gedächtniſſe, deſſen Kraft in ſolcher Einſamkeit durch nichts zerſtreut wurde, ſo treu und genau auffaßte, daß er dieſelbe zuletzt ganz auswendig wußte. Nächſt dem Inhalt der Schrift hatte er auch die Geſchichte der Kirche Jeſu Chriſti mit einer Treue in ſein Gedächtniß und in ſein Herz gefaßt, daß er hierin als vollendeter Meiſter erſchien.

So konnte **Lopez** auch in ſeiner nachmaligen Geſtalt als armer Einſiedler, ſo gerne er dieſes auch gewollt hätte, den hohen Adel, welcher weniger eine Gabe ſeiner Geburt, als ſeines Geiſtes war, nicht verläugnen; es lag eine Majeſtät, ſelbſt in ſeiner äußerlichen Erſcheinung, welche jeden Unbefangenen, der ihn ſah oder der ihm auf dem Wege begegnete, mit einer Achtung erfüllte, welche ſich bei Denen, die ihn näher kennen lernten, zur Ehrfurcht ſteigerte.

3. Gregorius Lopez ein Zeichen ſeiner Zeit.

Wenn im Frühling eine große Anzahl jener Störche, welche ſich wie gewöhnlich in einer Gegend ſehen laſſen, die ſonſt von ihnen ſtark bevölkert iſt, wieder hinwegzieht, und nur ein geringerer Theil von ihnen ſich häuslich niederläßt, dann hält dies der Landmann mit Recht für das Vorzeichen eines ſehr dürren Sommers. Solcher Zeichen, aus denen ſich der gegenwärtige oder der nahe künftige Zuſtand der Natur erkennen läßt, gibt es in der Thier-, ſo wie in der Pflanzenwelt viele; ſie ſind aber überhaupt nicht in der Körperwelt allein zu finden, ſondern kommen auch in einem höheren Gebiete des göttlichen Haushaltes auf Erden vor, nämlich in jenem, welcher das Leben und die Erhaltung der Menſchenſeelen umfaßt.

In den Zeiten des alten Bundes mußten dem Volke Iſrael öfters die Propheten ein Wunderzeichen ſeyn, daran daſſelbe die nahe oder fernkünftige Ausführung eines Rathſchluſſes oder die gewiſſe Erfüllung einer Verheißung Gottes erkennen ſollte[*]). Wenn dort der Prophet auf Geheiß des Herrn ſein Wandergeräthe nahm, wenn er nicht durch die Thür, ſondern durch eine Oeffnung, welche er durch die Wand gebrochen hatte, mit verhülltem Angeſichte hinausging, da war dieſes dem zuſchauenden Volke nicht als Vorbild zum Nachahmen, ſondern zu einem Zeichen des Aufmerkens vor Augen geſtellt, an welchem es die Gedanken Gottes über das zum Gerichte reife Jeruſalem erkennen ſollte. Sehr oft waren jene Männer Gottes auch dadurch ſchon ein Zeichen des Aufmerkens und der Warnung, daß ſie in Zeiten des äußeren Friedens und guten Wohlſtandes, darin der größere Haufe ſich allem Genuſſe der Sinne überließ, ein Leben der Armuth und der Entbehrung ſich erwählten und, wie der große Vorläufer dort in der Wüſte, ſchon durch ihr äußeres Gewand und ihre Lebensweiſe dem Volke, das in ſeiner Weichlichkeit und in ſeinen Sinnenlüſten erſtorben war, eine Ermahnung gaben zur Buße und zum Erwachen aus dem Schlafe der Sünden.

---

[*]) Eſaias 20, 3; Ezech. 12, V. 3 u. f.

Solche Prediger der Gerechtigkeit, durch das Vorbild ihres Wandels und durch das Wort ihres Mundes, ſind auch der Chriſtenheit öfters in jenen Zeiten geſchenkt worden, darin ſie deren am meiſten bedurfte und wo ſie noch offene Augen und Ohren hatte, zu ſehen, was ſie ſah, zu hören, was ſie hörte. Das Zeugniß dieſer Menſchen trug, je nach dem Bedürfniſſe ihrer Zeit, immer auch ſeine eigene Geſtalt. Dieſe Geſtalt war eine ſinnlich augenfälligere, in Zeiten, wo die Verführung zum Abwege von grober ſinnlicher Natur war; ſie zeigte ſich von anderer, innerlicherer Art, wenn die Abweichung eine innerlichere und darum meiſt eine gefährlichere war.

Ein Zeugniß in der erſteren, ſinnlich auffallenderen Form gab Gregorius Lopez ſeinem Volke und ſeiner Zeit, in denen die Sucht nach Gewinn irdiſcher Schätze und der Hang zur Vergeudung des Gewonnenen in unerhörtem Prunke der Kleider und ſinnlichen Beluſtigungen bis zum Wahnſinne geſteigert war. Seine Aufgabe war es, der lüſtetrunkenen Menge, in deren Mitte er auftrat, nicht ſowohl ein Vorbild zur allgemeinen Nachahmung, als ein Zeichen des Aufmerkens zu ſeyn, welches ihren Blick von dem vergänglichen Staube und den Gütern der Erde hinauflenkte nach jenen Gütern, die nicht vom Weſen der Vergänglichkeit ſind.

Wir haben in unſeren Tagen nur ein ſchwaches Schattenbild jenes Treibens geſehen, das in der Mitte des 16. Jahrhunderts, in welchem Gregorius Lopez zuerſt in Spanien, dann in Mexiko den Beruf eines Predigers der Gerechtigkeit antrat, einen großen Theil der abendländiſchen Chriſtenheit nach dem Gewinne des Silbers und des Goldes bewegte. Dieſes Schattenbild ſtellt ſich uns in der Geſchichte der californiſchen und auſtralienſiſchen Goldſchwindeleien dar. In einem unvergleichbar viel reicheren und andauernderen Maaße als in Californien hatten ſich die verborgenen Schätze der edlen Metalle damals in dem ſüdlichen Amerika den europäiſchen Freibeutern aufgethan. Tauſende wurden noch viel mehr als in unſeren Tagen durch ihren Antheil an der Beute heute reich und morgen wieder arm; Millionen der gewonnenen Schätze fanden ihren Untergang bei der Ueberfahrt nach Europa im Meere, oder kamen in Feindeshand; andere Millionen brachten den Menſchenſeelen, die ſich an ſie gehangen, das Verderben durch die Macht ihres Feindes.

Nur im Vorübergehen, wie ein Sonnenſtrahl, der auf einige Augenblicke durch den Nebel bricht und dann wieder von dieſem verdunkelt wird, beleuchtet uns die Geſchichte des Gregorius Lopez dieſe Schattenſeite der damaligen

Zeit, gewährt uns aber zugleich das Wahrnehmen ihrer troſtreichen Lichtſeite. Dieſe war das Wiedererwachen eines Fragens und Verlangens nach Gottes lauterem, ewigem Worte und nach dem Genuſſe des lebendigen Waſſers, das aus dieſer Quelle kommt.

4. Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden.

Namentlich für das Verſtändniß, für das eigentliche, innere Lebendigwerden des Wortes der ewigen Wahrheit gilt der Spruch: „In deinem Lichte ſehen wir das Licht“ (Pſ. 36). Welcher Freund und fleißige Leſer des geoffenbarten Wortes ſollte nicht an ſich ſelber die Erfahrung gemacht haben, wie ihm auf einmal, in einer geſegneten Stunde ſeines Lebens ein ganz beſonderes Licht auf irgend eine Stelle, irgend einen Spruch der heiligen Schrift fiel, deſſen Kraft Geiſt und Seele durchdrang, und welcher von nun an in ihm zu einem Grundgedanken wurde, der über das ganze Gebiet ſeines Erkennens und Denkens eine höhere Klarheit verbreitete, und der Thatkraft ſeines Willens eine neue, feſtſtehende Geſtalt gab.

In einem beſonders hohen Maaße liegt die Kraft: zu Grundgedanken des Geiſtes und zu einer fruchtbaren Lebensregung des Gemüthes zu werden, in den ſieben Bitten, die uns der Herr ſelber in Seinem Gebete an das Herz und in den Mund gelegt hat. Der Mann, von deſſen äußerem und innerem Leben die hier mitgetheilten Züge eine Kunde geben, hatte die Erfahrung der Gotteskraft, die den Worten des Gebetes unſeres Herrn inne wohnt, in lebendigſter Weiſe erfahren, als er wie ein geſcheuchtes Reh, mit einem Herzen voll Sorgen und Unruhen über das, was werden könnte, aus dem Getümmel der ſtreitenden Parteien und der blutigen Kämpfe ſeiner Zeit entflohen war. Denn die Gedanken an das, was er in der Welt erfahren, die Gefühle ſeiner Furcht wie ſeiner Hoffnungen waren noch mit ihm gezogen. Da gab er drei Jahre lang all' ſeinen Gebeten bei Tag und Nacht ihre Grundrichtung durch die Worte: „Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden; Amen Jeſus.“ Denn woraus anders entſpringt der Unfriede in unſerem Inneren, ſo wie auf Erden, als daraus, daß der Menſch nicht lernen mag, ſeinen Willen ganz und lauterlich in den Willen Gottes zu ergeben und Gottes Weisheit in Allem zu vertrauen, was Er auf Erden thut und geſchehen läßt? Und woher kann anders der Friede auf Erden kommen, welchen die Menge der himmliſchen Heerſchaaren in der heiligen Nacht verkündeten, als aus dem Einklange des Willens der armen Erdenbewohner mit dem göttlichen Willen, aus dem Einklange, auf welchem die Seligkeit im Himmel ſo wie die Ruhe und Freude des Menſchenherzens auf Erden beruht?!

Dieſen Vorſchmack der Seligkeit der Heere des Himmels fand der Einſame im Thale von Amajac, wo ſein Tagewerk lange Zeit als ein unfruchtbares und vergebliches erſchien. Durch das Wort: „dein Wille geſchehe“ ward ſein eigener Wille immer mehr und mehr umgeſtaltet in die Gleichheit des göttlichen Willens. Ein lebendiger Quell des Friedens und der inneren Sicherheit, ſo wie der göttlichen Thatkraft im Gemüthe, hatte ſich ſeitdem ihm aufgethan, der nie wieder verſiegte.

Auch unſerer jetzigen Zeit und Chriſtenheit in ihrer Zerriſſenheit und ihren Kämpfen, in ihrer Unſicherheit und Rathloſigkeit, in welche bald hier, bald da, die Hand Gottes einen Eingriff thut, der allen Weiſen und Verſtändigen der Welt unerwartet und unvorhergeſehen war, könnte man zurufen: wüßteſt du, was zu deinem Frieden dient, du würdeſt darnach ringen und trachten, daß die Worte: „Dein Wille geſchehe auf Erden“ auch dir ein Grund und Boden würden, auf welchem dein Herz ſeine Feſtigkeit gewönne.

5. Das Suchen nach Schätzen.

Eben ſo wie in unſeren Tagen nach Californien und Auſtralien zogen in der Mitte des 16. Jahrhunderts ganze Schaaren gewinnſüchtiger Leute, namentlich von Spanien aus nach Mexiko, wo um jene Zeit die Silberminen von Zacatecas eine unerhörte Ausbeute gaben. Mit einer dieſer Schaaren landete im Jahre 1562 der damals 20jährige Lopez in Vera-Cruz. Während ſeine Reiſegefährten alsbald ihrem Geſchäfte, ſich zu bereichern, zunächſt durch den Verkauf ihrer mitgebrachten Waaren und Güter, nachgingen, und ſchon durch vortheilhafte Verwechslung ihres geprägten Geldes gegen ungeprägtes Silber einen vorläufigen Gewinn machten, begann auch Lopez das Geſchäft, welches hier in dem fremden Welttheile ſeine Aufgabe ſeyn ſollte. Wie er ſchon in ſeinem Vaterlande allen den Anſprüchen, die er auf äußeren Reichthum machen konnte, entſagt hatte, ſo entäußerte er ſich auch hier aller der Erdengüter, die er noch mit ſich über das Meer herübergebracht hatte. Dazu zeigte ſich ihm auch in dem Lande, das er jetzt betrat, die beſte Gelegenheit, denn wie noch in unſeren Tagen gerade in jenen Ländern und an ſolchen Orten, wo der meiſte Goldreichthum gewonnen wird, das größte äußere Elend, die tiefſte Armuth ſich finden, ſo war es auch damals im Vicekönigreiche Mexiko. Ein ſolches

Elend hatte Lopez noch nie geſehen. Ohne ſich lange zu beſinnen, verſchenkte er Alles, was noch ſein war, im Werthe von 8400 ſpaniſchen Thalern an die Armen. Wie ein Feldherr, welcher dem Feinde gegenüber bereit iſt, entweder zu ſiegen oder zu ſterben, ſich ſelber den Rückweg zur Flucht abſchließt, ſo warf er Alles von ſich hinweg, was den Kampf und Sieg, dem er entgegenging, ihm erſchweren konnte.

In Mexiko nahm er, wie aus einem Briefe von dieſem hervorgeht, ſeine Wohnung bei einem gewiſſen Louis Zapata. Er kam zu ihm in einem einfachen Gewande aus Sarſche, ohne alles Gepäck, und der Wirth mochte nicht wenig erſtaunt ſein, als er bemerkte, daß dieſer junge adelige Herr, denn als einen ſolchen betrachtete und behandelte er ihn, ſich durch Abſchreiben das zu erwerben ſuchte, was er zu ſeinem Unterhalte und zu ſeiner weiteren Reiſe bedurfte.

Zacatecas, wo ſich nach dem Gerüchte, das unter dem Volke verbreitet war, ganze Berge von gediegenem Silber finden ſollten, zog um dieſe Zeit, wie ſchon erwähnt, die Meiſten jener geiſtig Kranken an ſich, welche, wie wir in unſeren Tagen es nennen würden, von dem Californienwahne befallen waren. Auch Lopez eilte, nach einem kurzen Aufenthalte in Mexiko, dorthin, nicht um die Silbergruben der Gegend, ſondern um eines der einſamen Gebirgsthäler aufzuſuchen, welchem nur ſelten, aus Furcht vor den Indianern ein Europäer ſich nahete. Als er in Zacatecas ankam, da ſollten ſo eben einige mit Silber beladene Wagen nach Mexiko abfahren. Ein Hauſe der Theilhaber an dieſer Ausbeute des Bergbaues und eine Menge des müßigen Volkes ſtand um die Wägen gedrängt; es war, als ſei mit dem Erze zugleich die ganze Hölle aus der Tiefe heraufgekommen; man hörte nichts als Eidſchwüre und ein lautes Gebrüll der Flüche; zwei Spanier, in heftigen Zorn gegen einander entbrannt, zogen die Schwerter, und ſanken beide zugleich, jeder von der Waffe des anderen durchbohrt, zum Boden; ein Fluch war vielleicht bei beiden das letzte Wort geweſen.

Ein Schrecken der Ewigkeit ergriff den Jüngling, der nach einem anderen Schatze ſuchte als nach ſolch' glänzendem Erdenſtaube, auf welchem in ſiebenfältig vergrößertem Maaße als an dem Acker, welcher Diſteln und Dornen trägt, der Fluch laſtet. Hier, auf dem blutbefleckten Boden war ſeines Bleibens nicht, das Wort: „heute, ſo ihr Seine Stimme höret“ tönte wie ein Donner in ſeinem Innern; dahin, wo keine Läſterung noch ein Mißbrauch des großen Namens gehört wird, wo der Durſt nach Silber und Gold noch in keiner Menſchenbruſt erwacht iſt, will er entfliehen, um dort in der Wüſte mit ſeinem Gott auf einige Zeit allein zu ſeyn. Er hatte ja ſchon längſt hier ein Arbeitsfeld ſich erſehen und in dem Gebete „dein Wille geſchehe“ die Freudigkeit zu allen Thaten ſeines inneren und äußeren Lebens gefunden; auch das, was er jetzt that, dies wußte er, war der Wille ſeines Gottes.

6. Die Mördergrube.

Die Gruben, darin man auf bergmänniſchem Wege den Schatz des Silbers ſuchte und fand, hatten unter dem ſpaniſchen Volke verſchiedene ſehr wohllautende, rühmliche Namen, die aber, darin Lopez den höchſten Schatz des Erdenlebens ſuchte und fand, war unter ſeinem Volke als eine Mördergrube verſchrieen. Wir begleiten ihn in ihr Inneres hinein.

Acht Meilen von Zacatecas öffnet ſich das Thal von

Amajac hinein in das Hochgebirge. Um jene Zeit wohnte in dieſem Thale und in ſeinen Felſenſchluchten der Indianerſtamm der Tſchitſchimaken, einer, wie das Gerücht ſagte, der wildeſten und grauſamſten von allen, mit denen bis dahin die Europäer in Berührung gekommen waren. Lopez, wenn man ihn ſpäter fragte: weshalb er nach Meriko gekommen ſey? pflegte darauf zu antworten: „Zur Ehre Gottes." Es war die Ehre ſeines Gottes, welche durch ſein furchtloſes Annahen zu Menſchenſeelen, für welche Chriſtus, ſo wie für die unſrigen ſtarb, die aber ſeinen Namen nicht kannten, verherrlicht werden ſollte. „Dein Wille geſchehe", das war ihm das Loſungswort auch auf dieſem Wege der Gefahren.

Nahe an der Gränze dieſer Wüſte der Völker wie der Natur fand der Wanderer in einem Maierhofe, der von einem Spanier, dem Hauptmann Carillo, bewohnt war, freundliche Aufnahme. Dieſem Gaſtfreunde theilte er ſeinen Entſchluß mit, weiter aufwärts am Fluſſe ſeine Hütte aufzuſchlagen. Den abrathenden Gründen des Hauptmanns ſetzte der jugendliche Held einen Ernſt entgegen, der alle jene Gründe überwand. Carillo bot ihm Leute an, die ihm beim Bau der Hütte behülflich ſeyn ſollten, er aber erbat ſich, alle weitere Hülfe zurückweiſend, nur einige Werkzeuge und trat ſeinen Weg im Thale aufwärts allein an.

Was war das, was ſchon bei dieſem Baue den unbewaffneten, zarten Jüngling, der, wie man vorausſetzen darf, nicht einmal ihre Sprache verſtand, die Herzen der wilden Tſchitſchimaken ſo geneigt und dienſtbar machte, daß ſie dem Fremdlinge unaufgefordert Steine und Holz herbeitrugen und ihm beim Baue ſeiner Hütte behülflich waren? — Ihm, einem Sohne des Volkes, gegen welches ihre Blutrache ſo entflammt war, daß ſie jeden Spanier, der in ihre Gewalt kam, alsbald ermordeten? Es war der Wille ſeines Gottes, ſeines Herrn, den ſein Gebet ohne Aufhören vom Himmel zur Erde herabrief, der den Willen eines Volkes, das Seinen Namen nicht kannte, dieſen aber auch nicht durch Mißbrauch und Läſterung entweihte, ſo lenkte, daß es, ohne zu wiſſen warum? gegen dieſen Jakob ſich noch freundlicher halten mußte, als Laban auf dem Berge „da der Herr ſtehet.“ — „Ich komme hieher“, ſo ſprach der Einſame zu ſeinem Herrn, „um ganz Dein zu ſeyn, mich ſelber aber zu vergeſſen. Meine Seele und mein Leib ſind dein Eigenthum, dein Wort iſt mein Bürge für ſie und ihr Heil.“

Einfach und arm genug war die Lebensweiſe des jungen, vormals am Königshofe zu Valladolid erzogenen Mannes, mitten in ſeiner ſilber- und goldreichen, in allen Lüſten der Sinnlichkeit ſchwelgenden Nachbarſchaft. Sein Lager beſtand aus einem Brette und aus einer leichten, ärmlichen Decke; ein Stein diente zum Kopfkiſſen; ſtatt anderer Zierrathen ſah man Sprüche des Troſtes und der Erweckung, die der Einſiedler mit eigener Hand an die Wände ſeiner Hütte geſchrieben hatte; ſeine Koſt war geröſteter Mais, mit einigen Kräutern, und nur einmal täglich genoß er dieſe Mahlzeit. Er zündete niemals, wenn es dunkel ward, eine Kerze an; zu den Geſchäften ſeines Lebens, ſagte er, bedürfe er eines ſolchen Lichtes nicht. Er ging niemals, um ſeine Sinne zu beluſtigen, heraus aus ſeiner Hütte, oder zum Beſuche zu ſeinem Gaſtfreunde Carillo. Und ſo that er nicht aus Furcht vor ſeinen wilden Nachbarn den Tſchitſchimaken, denn mit dieſen lebte er wie mit treuen Bundesgenoſſen in ſo tiefem Frieden, daß der Weg nach ſeiner Hütte, ſelbſt für Solche, die ihn beſuchen wollten, vollkommen geſichert war.

Dieſen Zuſtand des Friedens benutzte der Hauptmann Carillo für ſich und die Seinigen auf eine heilſame Weiſe, indem er ſeine beiden jungen Söhne zu Lopez in die Schule ſandte. Es war dem hochgebildeten jungen Manne nicht zu gering und ſchlecht, die Knaben ſelbſt im Leſen und Schreiben zu unterrichten, denn nicht einmal dazu fand ſich in dem einſamen Thale eine Gelegenheit. Konnte er doch mit dem Leſen und Schreiben zugleich ihnen das Wort vom Leben und vom ewigen Heile an's Herz legen und auch bei allem Anderen, was er ihnen lehrte, führte er ihre jungen Seelen zu dem Erkenntniſſe hin, welches höher und beſſer iſt als alles Wiſſen und alle Weisheit der Welt.

Wenn die Knaben zu ihrem Lehrer kamen, fanden ſie ihn oft, in tiefes Gebet verſenkt, auf ſeinen Knieen liegend; es hatte der Anblick des Mannes in dieſem Zuſtande ſeiner geiſtigen Erhebung etwas ſo ungewöhnlich Anregendes und Gedanken der Andacht Erweckendes, daß der Schwiegerſohn des Carillo, Martinus Moreno, wie er dies nach Lopez' Tode Vielen bekräftigte, eines Tages ganz in Thränen in ſein Haus zurückkam, und als ſeine Frau ihn fragte, was ihn ſo bewege, erzählte er ihr, daß er den Gregor betend in ſeiner Hütte geſehen habe und durch dieſen Anblick wie in eine Welt der ſeligen Geiſter entrückt worden ſey, dahin von nun an ſein Gemüth verlange.

Dieſer Ehrfurcht erregende Anblick eines Chriſten kann es auch allein geweſen ſeyn, was den Tſchitſchimaken eine Geſinnung gegen ihren hülfsbedürftigen, von allem menſchlichen Schutze verlaſſenen Nachbar einflößte, welche allgemeines Staunen erregte. Wenn die Knaben des Kapitäns zu ihm kamen, fanden ſie öfters todte Kaninchen, Wachteln, indianiſche Feigen und andere, beſonders hochgeachtete Gaben bei ihm liegen, welche die Wilden ihm zum Geſchenke gebracht hatten und die er den Knaben mitgab an ihre Eltern. Denn er ſelber genoß um jene Zeit keine Speiſe von dergleichen Art und auch von jenen kleinen ſcheibenartigen, aus Mais gebackenen Broden, welche ſeine Schüler ihm brachten, wollte er nie mehr als eines annehmen, eine Gabe, die er erſt in 8 Tagen aufbrauchte, während ſie für einen Anderen nur ein Frühſtück geweſen wäre. —

Drei oder vier Jahre hatte Gregorius Lopez in ſeiner kleinen Hütte im Thale von Amajac gelebt; er hatte, wie man ſpäter von ihm erfuhr, in dieſer Zeit manche innere Leiden und Kämpfe beſtanden, von deren eigentlicher Natur nur Gott wußte, welcher hier ſein beſtändiger Umgang war, im Gebete ſo wie in Seinem Worte. Während Andere unten in Zacatecas nach Silber und Gold gruben, hatte er in ſeiner Hütte einen Schatz erhoben, welcher beſſer war als viel tauſend Stücke Goldes und Silbers, köſtlicher denn viel Gold und feines Gold iſt (Pſ. 119, 72; 19, 11).

Aber der äußere Friede auch dieſes ſtillen, abgelegenen Thales ſollte geſtört werden. Die Spanier unternahmen einen Kriegszug gegen die ſtreitbaren Tſchitſchimaken, bei welchem ſie gerne den ganzen Stamm dieſes Volkes vertilgt hätten. Da zogen die rohen Soldaten öfters an Lopez' Hütte vorbei und erfüllten das ſtille Thal mit ihrem wilden Lärmen. Sie waren Landsleute, und dem Namen nach Mitchriſten des jungen Einſamen; dennoch gingen nur ſelten welche vorüber, die ihn nicht läſterten als einen Ketzer und Lutheraner*), weil er nicht zur

---

*) Luther und das Aufſehen, das ſeine Lehre machte, waren in Spanien durch das Verhältniß ihres Herrſchers zum deutſchen Reiche ſehr wohl bekannt geworden.

Meſſe ginge, oder ihn einen Narren nannten. Wie anders benahmen ſich gegen ihn die Wilden, ſeine natürlichen Feinde, wenn ſie ihn, ſo oft ſie ihn ſahen, mit Zeichen der tiefſten Ehrfurcht, in der Bewegung ihres Hauptes und ihrer Hände begrüßten.

Für Lopez war in dem Thale von Amajac, als dieſes ein Schauplatz blutiger Gräuel wurde, kein Bleibens mehr. Er zog in ein kleines, nicht ſehr fern gelegenes Dorf, das eine Kirche hatte, durch deren Beſuch er dem Aergerniſſe wehren wollte, das er vorher durch ſeine abgezogene Lebensweiſe zu geben ſchien.

7. Das Wanderleben eines Pilgrims und Fremdlings.

Zwei Jahre war er in ſeinem neuen Aufenthaltsorte geblieben, da wandelte ihn das Verlangen an, noch einmal nach ſeinem ſtillen Thale und ſeinem Hüttchen zurückzukehren, wo das Gebet und das Wort des Herrn ſeine liebliche Unterhaltung und ſein ſeliger Genuß geweſen waren, Tag und Nacht. Auf der Hinreiſe nahm er ſeine Nachtherberge bei einem gewiſſen Sebaſtian Mechia, welcher von ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft eine reichere Gabe empfing, als jemals ein Fürſt oder Großer der Erde einem Wirthe gab. Denn der Mann, der vorher ſich nur wenig um Dinge bekümmert hatte, die nicht der Welt angehören, ward durch den göttlichen Ernſt und durch die eindringenden Worte des Lopez ſo überwältigt, daß ſein Leben von nun an nach ſeinem Maaße von einem ähnlichen göttlichen Ernſte zeugte, als der ſeines Gaſtes geweſen war; jedes Wort, das dieſer geſprochen, wurde ihm zur That. Der Mann hatte auch ſeit der Zeit eine ſo innige

Liebe und ſolches Vertrauen zu Lopez gefaßt, daß er dieſen zu ſeinem beſtändigen Rathgeber und zum Vollzieher ſeines Teſtamentes machen wollte, welches Jener — der Pilgrim und Fremdling — beides nicht annehmen konnte.

Es war nun einmal ſeine innere Führung ſo, daß er die Freigebigkeit der Menſchen zurückweiſen mußte, und daß er immer nur aus der Hand ſeines Vaters im Himmel leben durfte, der über Alles reich, mit dem, was er bedurfte, oder mit den Kräften ihn verſorgte, durch die er den Bedarf ſich erwerben konnte. Als daher, nach einer Zeit von etwa ſieben Jahren ſeit dem Beginne ſeines einſamen Lebens, ſein Kleid aus Sarſche, das er mit aus Europa gebracht hatte, ſo abgenutzt war, daß er nothwendig ein anderes bedurfte, wendete er ſich nicht etwa an Carillo oder an den wohlhabenden Mechia, ſondern er ging zu einem Landmanne und trat in ſeine Dienſte. Zwei Monate blieb er da und beſorgte die Rechnungsgeſchäfte ſeines Dienſtherrn mit unübertrefflicher Pünktlichkeit, Treue, und mit unabläſſigem Fleiße. Zugleich war er auch dem ganzen Hauſe ſeines Dienſtherrn durch ſeine Demuth und ſein liebevolles Weſen eine ſo außerordentliche Erſcheinung, daß man, als er jetzt ſeinen Abſchied forderte, auf alle Weiſe, mit Bitten und Anerbietungen großer äußerer Vortheile es verſuchte, ihn zurückzuhalten. Sein in dieſer Zeit erworbener, mäßiger Lohn reichte aber gerade zur Anſchaffung einer neuen, einfachen Kleidung hin und nur dieſe hatte er hier geſucht. Man entließ ihn mit Thränen, und, da er Anderes nicht annahm, mit vielen Aeußerungen einer dankbaren Liebe, die nicht ohne Früchte blieb. Denn auch dieſem Hauſe war er zum Segen geweſen und iſt ihm dieſes geblieben.

Diesmal waren es nicht die kriegeriſchen Unruhen in dem Thale von Amajac, die ihn wieder aus der Hütte, welche ihm und Anderen eine ſegensreiche Schule geweſen war, hinwegführten, ſondern die gutmeinende Zudringlichkeit eines Geiſtlichen, Namens Salazar, welcher nachmals Biſchof auf den Philippinen geworden iſt. Dieſer nöthigte ihn nach Mexiko, in ſein Kloſter zu kommen; als man ihm jedoch nur unter der Bedingung, daß er Ordensgeiſtlicher würde, eine eigene Zelle einräumen wollte, verließ er das Kloſter und ſuchte ſich eine andere einſame Gegend auf, wo er den Augen ſeiner bisherigen Bekannten entzogen, im Stillen leben, und nach ſeiner eigenen, freien Weiſe auf Menſchenſeelen wirken könne. Er fand einen ſolchen Ort in dem Bezirk von Quaſteca. Hier aber, wo Niemand ihn beachtete, wurde er von der Ruhr befallen. Schon war er, ohne Pflege, ohne Speiſe und Trank darniederliegend, dem Tode nahe; da bekam ein guter Prieſter der dortigen Gegend: Jakob Moſa, die Kunde von ſeiner Noth. Dieſer ließ ihn in ſein Haus bringen, pflegte ſeiner in chriſtlich-brüderlicher Weiſa, und ihm gelang es, dieſen werthen Gaſt, auch da derſelbe wieder geneſen war und nun dankbar ſich verabſchieden wollte, zu einem längeren Aufenthalte in ſeinem Hauſe zu bewegen. Hier räumte man ihm ein kleines Zimmer ein, welches ſo einfach, als Lopez es wünſchte, eingerichtet war.

Vier Jahre hatte er da verlebt, und war nicht nur ſeinem Wirthe, ſondern Allen, die ihm nahe kamen, Hohen und Geringen, den gebildeten Europäern und den kindiſch unwiſſenden getauften Indianern durch das Vorbild ſeines Gott geheiligten Wandels und durch ſeine kräftig zu Herzen dringenden Reden ein Prediger jener Gerechtigkeit geweſen, die allein vor Gott gilt; da ſchien ſeiner Wirkſamkeit, ja ſelbſt ſeinem Leben eine unerwartete Gefahr zu drohen. Eine Fluth von Läſterungen brach über ihn herein, die ihm zwar ſelber zu einer Geiſtestaufe und Weihe diente, zugleich aber auch die Anderen, denen er unter dem Obdache der Bruderliebe befreundet geweſen, ſeines Umganges beraubte. Um nicht ſeinen Gaſtfreund und die Geſinnungsgenoſſen deſſelben mit ſich in das gleiche Ungemach zu bringen, mußte er den Wanderſtab eines Pilgrims und Fremdlings ergreifen, welcher nirgends eine bleibende Stätte hat.

Vor Allen waren es einige ungeiſtliche Geiſtliche, welche dieſen Stillen im Lande zu einem Gegenſtande ihrer Verfolgungen und ihres Haſſes machten. Den Ankläger, welcher an der Spitze der anderen zu ſtehen ſchien, fragte der Hofprediger Franziskus Loſa unter vier Augen genau über das Alles aus,* worauf man die Beſchuldigungen der Ketzerei gegen Lopez gründete. Weder auf den Wandel noch auf die Lehren deſſelben konnte der Ankläger einen Flecken bringen. Es waren zum Theil Dinge, die wir an Lopez ſchon kennen gelernt haben: der Hang deſſelben, immer im Verborgenen und allein zu ſeyn, als ob er, wer weiß, welche verdächtige Geſchäfte habe, der Umſtand, daß man von ihm über ſeine Abſtammung und ſeine Eltern gar nichts erfahren könne, und allerhand kleine kirchliche Freiheiten, die er ſich geſtattete.

Würdet Ihr wohl, fragte der Hofprediger, ſelbſt einen Räuber deßhalb für einen Ketzer halten, weil ihr keinen Roſenkranz bei ihm ſähet und keine Heiligenbilder an den Wänden ſeiner Höhle fandet? warum thut Ihr das bei einem Manne, den Ihr in der Hauptſache als einen gläubigen Chriſten beſchreibt?

Höchſt merkwürdig war die Folge, welche die Anklage des eben erwähnten Prieſters für die ſpäteren Lebensjahre unſeres Gregorius Lopez hatte. Derſelbe Hofprediger Franz Loſa, der vielleicht bei dieſer Gelegenheit die erſte genauere Kunde von dem ſeltenen Manne erhielt, wurde von nun an nicht nur aufmerkſam auf ihn, ſondern fühlte ſich bald hernach ſo zu ihm hingezogen, daß er kein äußeres Opfer ſcheute, um ihm ein naher Gefährte und Begleiter auf ſeinem Lebenswege, ein Pfleger und Verſorger in ſeinen letzten Tagen zu werden.

Aber die Anklagen gegen Lopez, als einen der Ketzerei Verdächtigen, waren noch nicht verſtummt, ſie bewogen den Erzbiſchof von Mexiko zu einer gerichtlichen Unterſuchung, aus welcher die Unſchuld des Mannes vollkommen hervorging. Ein gelehrter und gottesfürchtiger Jeſuit, Alphonſus Sanchez, mußte im Auftrage des Erzbiſchofs den vermeintlichen Ketzer genau über ſeinen Glauben befragen und ihn nach ſeinen Worten und Wandel ernſtlich prüfen. Dieſer ſagte von ihm zu dem Erzbiſchof: „In der That, ich muß bekennen, daß ich im Vergleiche mit dieſem Manne noch nicht angefangen habe, das geiſtige ABC zu lernen.“ — Es traten aber noch andere Zeugen für den ächten und lebendigen Glauben des Lopez auf. Das waren jene Seelen, die durch ihn in den verſchiedenſten Angelegenheiten ihres Lebens Troſt, Rath und geiſtliche Stärkung ſo wie die Anregung zu einem anderen gottgefälligen Leben empfangen hatten. Es waren dies zwar der größeren Zahl nach arme und von der Welt wenig geachtete Leute, zum Theil aber auch Solche von höherem Stande und Range, ſo wie von anerkannter Bildung des Geiſtes, deren Urtheil die unverſtändige Menge zum Schweigen brachte. Als deshalb der vielbelaſtete Mann während ſeines Aufenthaltes zu Teſuco von großer Leibesſchwachheit mit Kolik und Magenkrampf befallen wurde, da ſandte ihm der Erzbiſchof, der es vernommen, eines ſeiner Pferde und einen Knecht, um ihn in das Spital zu Quaxtepec bringen zu laſſen, wo er, auf die Empfehlung jenes Herrn, die liebreichſte Aufnahme und ſorgfältigſte Verpflegung fand.

8. Ein Kranker als Tröſter der Kranken.

Das Licht des Geiſtes, welches dem Gregorius Lopez in ſo reichem Maaße verliehen war, ſollte nicht unter dem Scheffel verborgen bleiben; es ſollte immer mehr und mehr an einen Ort geſtellt werden, wo es von vielen Augen geſehen, Vielen als Leuchte dienen konnte. Schon das Spital zu Quaxtepec war ein ſolcher Ort. Daſelbſt wohnte eine große Zahl von Kranken und Hülfsbedürftigen mit ihren geiſtlichen und weltlichen Pflegern und Wärtern beiſammen, denen Allen der Kranke von ſeltener Art, welcher jetzt in ihre Mitte trat, als ein freudebringender Leidensgenoſſe erſchien. Denn er wurde ihnen ein Arzt und Helfer, welcher nicht in den gewöhnlichen Schulen der Arzneikunde, ſondern in der Schule von Iſraels Arzt und Helfer ſeine Kenntniſſe und Gaben empfangen hatte. Ein neuer Geiſt, ein anderes Leben, das ſich den Geſunden nicht minder mittheilte als den Kranken, kam mit Lopez in das Haus der Kranken.

Unter dieſen gab es Mehrere, welche in ihrer bis dahin noch nie gebändigten böſen Laune, durch die Ungeduld, mit der ſie ihre Schmerzen, die lange Dauer ihrer Krankheit und die ihnen auferlegten Entbehrungen aufnahmen, ihren Wärtern ſehr zur Laſt fielen. Sie betrugen ſich gegen dieſe nicht nur wie böſe, ſtörrige Kinder, ſondern öfters wie unvernünftige Thiere. Für Solche hatte Lopez eine Gabe der geiſtigen Heilkraft empfangen, welche Allen, die ihn beobachteten, als eine wahrhaft wundervolle erſchien. Jene Kranken waren unter allen Kranken die unglücklichſten und darum auch die hülfsbedürftigſten. Wenn der Mann, welcher vielleicht unter allen damals im Krankenhauſe Anweſenden die heftigſten und anhaltendſten Schmerzen zu erdulden hatte, leiblich gebeugt durch ſeine Schwäche, mit dem göttlichen Ernſte in ſeinen Mienen und in ſeinen Worten, zugleich aber mit einer Milde und Liebe, die Alles überwand, an das Bette jener Unglücklichen kam, da wurde es bald anders mit ihnen. Es lag in dem Weſen dieſes Menſchen eine Hoheit, welche dem böſen Willen der Anderen mit unwiderſtehlicher Macht entgegentrat, ihn beſchämte, beugte und brach. Er ſelbſt wußte es, daß jene Macht nur als eine Frucht ſeines anhaltenden Gebetes: „Dein Wille geſchehe", aus göttlichem Erbarmen ihm verliehen ſey. Darum war in ihm eine Demuth des Glaubens und der Liebe, welche den erſten Regungen der erwachenden Reue in ſolchen Kranken brüderlich entgegenkam, die zum tiefſten innigſten Mitleide mit den fremden Schmerzen ſich herabließ und in lieblichen Worten des Troſtes, wie der Hoffnung überfloß.

Auch die anderen Kranken, ſo weit ſeine große leibliche Ermattung es ihm erlaubte, beſuchte er, und brachte ihnen mit dem inneren Frieden zugleich eine wohlthuende Linderung ihrer Leiden, mit der Stärkung der inneren Natur zugleich die der äußeren. Die Sterbenden erfüllte ſein Zuſpruch mit Kräften der Ewigkeit; den Geneſenen ſuchte er bei ihrer Rückkehr in die Geſchäfte des leiblichen Lebens die Anfänge eines geiſtigen Lebens mitzugeben, welche in vielen von ihnen eine bleibende kräftige Entwickelung genommen haben. Die Wärter und Pfleger der Kranken munterte er fortwährend zur rechten, treuen Erfüllung ihrer Pflichten auf und belebte ſie in beſonders ſchwierigen Fällen über Manches, das ihm aus der Natur- und Heilkunde der damaligen Zeit wohlbekannt war. So ward er auch dieſen Dienenden im Hauſe ein demüthiger Gehülfe, ein aufmunterndes Vorbild, das in all' ihren Mühen ſie ermuthigte.

Hier im Krankenhauſe zu Quaſtepec ſchrieb er auch ſein oben (S. 63) erwähntes Buch der Heilmittel und Rezepte. Als der berühmte Arzt Chriſtophorus Amaja dieſes treffliche Werk ſah, ſprach er zu dem Verfaſſer: „welche Menge der gelehrten Bücher haben Sie doch zu dieſem Ihrigen nachgeleſen und benutzt?“ — Es ſind nun, ſo antwortete Lopez, ſchon viele Jahre, ſeit ich nur in Einem Buche leſe.

Selbſt ſeine äußere Lebensweiſe im Spitale hatte für Alle, die ſie beobachteten, etwas Auffallendes, für Viele etwas Erbauliches. Am Vormittage blieb er einſam in ſeiner kleinen Kammer; wenn es Zeit zum Mittageſſen war, ließ man es ihm ſagen und der nachmalige Pater Ribera, damals noch Knabe, der ihn gewöhnlich zum Eſſen rief, hat erzählt, daß er, wenn er zu Lopez in die Kammer trat, dieſen zuweilen wie außer ſich in Entzückung getroffen habe, ſo daß er mehrmals ihm bei ſeinem Namen rufen mußte. Er kam dann, mit ſeinem Krüglein voll Waſſers, das er wegen der Schwäche ſeines Magens an der Sonne erwärmt hatte und worüber eine kleine Serviette gedeckt war. An den alltäglichen Geſprächen nahm er keinen oder nur einen geringen Antheil und obgleich er dann den ganzen übrigen Tag und bis zum nächſten Mittag Nichts mehr genoß, aß er dennoch außerordentlich wenig. Nach dem Eſſen und dem gewöhnlichen Dankgebete blieb er noch bei Tiſche ſitzen, und hier war es, wo er für Alle, die mit ihm zu reden begehrten, den Schatz ſeines Herzens aufthat und aus der Fülle ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen

Antwort ertheilte auf alle Fragen. Denn er ſelber, außer bei Kranken und Leidenden, deren Zuſtand ihn ungefragt zum Sprechen aufforderte, fing niemals ein Geſpräch an. Wenn dann nicht vielleicht ein Geſchäft an den Krankenbetten, wozu er zu jeder Zeit bereit war, ihn aufhielt, begab er ſich am Nachmittage wieder in ſein Zimmer, darin er den übrigen Theil des Tages einſam, im Gebete und Betrachtung des Wortes zubrachte, zuweilen auch ſein Gewand oder ſeine Schuhe, mit der Geſchicklichkeit eines Schneiders oder eines Schuhmachers, ausbeſſerte. —

Beinahe hätte ihm aber der Aufenthalt in dieſem Spitale ſtatt neuer Stärkung der Geſundheit den Tod gebracht. Er wurde von einem heftigen Fieber befallen, während deſſen ihm der unerfahrene Wundarzt 11mal die Ader öffnete, ſo daß es als eine außerordentliche Bewahrung erſchien, daß der Zuſtand der tiefſten Entkräftung nicht im Tode endigte. Aber auch dieſer ſcheinbare Unfall mußte dazu dienen, daß der Verlaſſene und Einſame für ſein ganzes noch übriges Leben herausgehoben wurde aus ſeinem äußeren Elende, und daß er ſelber in die Pflege jener Bruderliebe kam, welche er ſo oft und gerne an Anderen geübt hatte.

9. Ein Bild im Spiegel.

In dieſer Zeit war es, wo der ebenerwähnte Domprediger zu Mexiko, Franziscus de Loſa, das Geſchäft antrat, dazu ihn Gott erwählt hatte. Denn es war der Trieb einer göttlichen Liebe, der ihn zu einem Lebensretter und Pfleger, ſo wie zu einem Lebensgefährten des Gregorius Lopez machte, welcher ohne dieſe ihm, gerade als die Noth am höchſten geſtiegen war, von Gott geſendete Hülfe für die Welt verloren geweſen wäre. Nach dem, was wir bereits erwähnten, ſcheint es, daß Loſa den Lopez nicht durch ſeine Freunde, ſondern durch die Ausſage ſeiner Feinde kennen lernte. Er ſuchte den Mann auf und fand in ihm Etwas, das er bisher im Umgange mit Anderen vergeblich geſucht, oder doch nur in ungenügendem Maaße gefunden hatte: einen Menſchen, in welchem nicht mehr die eigene gebrechliche Natur, ſondern Chriſtus ſelbſt lebt und Geſtalt gewonnen hat.

Das Erſte, was Loſa that, war, daß er den todtſchwachen Kranken in ſein Haus nahm. Ungleich früher, als die des Leibes, kehrten bei Lopez die Kräfte des Geiſtes zurück, wie dies alle Die bezeugen konnten, welche, von innerer Noth und Zweifeln getrieben, in das Haus des Dompredigers kamen, um bei dem Gaſte deſſelben Rath und Troſt zu ſuchen. Denn Keiner von ihnen ging mit einem ungeſtillten und unbefriedigten Verlangen hinweg; ſie hatten noch mehr gefunden, als ſie geſucht und erwartet hatten: ein Waſſer des Lebens, das die Pein des inneren Durſtes nicht nur auf einzelne Stunden, ſondern für immer ſtillt und die Brandflecken hinwegwäſcht.

Das Fieber, welches den Kranken dem Grabe ſchon ſo nahe gebracht hatte, ſchien während des Aufenthaltes in der Stadt nicht weichen zu wollen; die Schwäche nahm zu; da ſorgte der Domprediger für einen Landaufenthalt in einem kleinen Hauſe bei Santa Fé, einem Luſtorte, der zwei Meilen von Mexiko aufwärts am Fluſſe liegt. Anfangs beſuchte er ſeinen Freund, ſo oft er konnte; aber der Zug nach der perſönlichen Nähe und dem Umgange mit dieſem Manne ward ihm zu mächtig; er beſchloß, alles andere Irdiſche dahin zu geben, um nur noch auf Erden des Glückes einer nahen, brüderlichen Vereinigung und geiſtigen Gemeinſchaft mit Lopez theilhaftig zu werden.

Allmählig machte ſich dann der ernſt- und treugeſinnte Mann von Allem los, was ſeinen inneren Drange, nicht mehr ſich ſelber, ſondern Gott und dem Nebenmenſchen zu leben, noch hemmen konnte; er zog ſich von den vielen Beſuchen und geſelligen Zerſtreuungen zurück, denen ſeine Verbindung mit dem Hofe des Vicekönigs und anderen hochgeſtellten Familien ihn ausgeſetzt hatte, ſchaffte ſeine vielen Diener ab, verſchenkte allmählig ſein Vermögen, das gegen 60,000 Dukaten betrug, an die Bedürftigen, und gab zuletzt ſein Amt auf, bei welchem viele weltliche, für ſeine und andere Menſchenſeelen unnütze Sorgen und Mühen geweſen waren, welche durch die jährlichen Einkünfte von 2000 Dukaten nicht aufgewogen wurden. Er zog nun ganz zu Lopez hin, den er von dem geringen Einkommen, das er noch zu Santa Fe bezog, bis zu ſeinem Ende, ſieben Jahre lang — verpflegte und wie ein treuer Diener ſeiner wartete. Dieſer Loſa, der ſpäter das Leben des Lopez beſchrieb, mag uns denn als ein Spiegel dienen, darin wir das Bild unſeres Einſamen in großer Deutlichkeit erblicken.

Zuerſt beſchreibt uns derſelbe die Lebensweiſe ſeines Freundes in ſeinen letzten Lebensjahren.

Lopez ſchlief in der Nacht nur wenige Stunden und ſobald am Morgen der Tag graute, öffnete er das Fenſter ſeiner Kammer. Hierauf, nachdem er ſich gewaſchen, ergriff er ſeine Bibel, denn obgleich er dieſe, wie wir vorhin geſehen, gleich als auswendig wußte, verſäumte er dennoch niemals, den Tag mit dem Leſen in Gottes Wort zu beginnen. Nach dieſem Leſen verſank er in einen Zuſtand der inneren Abgeſchiedenheit, bei welcher man nur aus der Stille und Andacht ſeines Angeſichtes ſchließen konnte, daß er ſich jetzt in der immerwährenden, unausſprechlich ſeligen

Gegenwart ſeines Gottes befinde. Wenn er, etwa eine Stunde vor Mittag, aus dieſer Erhebung des Gemüthes zurückkehrte, dann nahm er ſein Krüglein mit Waſſer und ſeine kleine Serviette, und ſetzte ſich zu Tiſche mit ſeinem Freunde. Während der Mahlzeit, von welcher er nur äußerſt wenig genoß, ſprach er mit Loſa in heiterer Freundlichkeit nicht nur über geiſtliche Dinge, ſondern auch über Gegenſtände der ſichtbaren Welt, wobei der Zuhörer tiefere Einſichten und Erkenntniſſe gewann, als er jemals vorher aus Büchern geſchöpft hatte. Auch nach dem Eſſen dauerte dieſe Unterhaltung fort, oder Loſa las ihm die Lebensbeſchreibungen der Helden und Heldinnen der Kirche, welche Villegas beſchrieben und andere Bücher ähnlichen Inhaltes. Es war aber zugleich der Nachmittag jene Zeit, welche Lopez ſeinem Paſtoralgeſchäfte beſtimmt hatte; denn nur ſelten verging in den letzten 7 Jahren ſeines Lebens ein Tag, an welchem nicht Leute, welche des Rathes und Troſtes oder der Zurechtweiſung bedurften, zu ihm kamen. Jener Geiſt des Fragens: „Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?" welcher im 16. Jahrhunderte in Spanien in vielen Seelen erwacht war, ſcheint damals auch in Neuſpanien ſehr rege geworden zu ſeyn, wobei ſich die Mühe ſolcher Männer, wie Lopez, von ſichtlichem Einfluſſe zeigte. Nicht nur Leute aus der Mittelklaſſe und aus den Armen des Volkes, ſondern eben ſo viele aus den höheren, geiſtlichen und weltlichen Ständen, beſuchten ihn öfters, namentlich that dieſes der Vicekönig Salinas, welcher nicht ſelten mehrere Stunden lang bei dieſem geiſtlichen Rathgeber verweilte.

Ein Beiſpiel ſolcher Art erweckte viele Andere zur Nachahmung. Namentlich kamen auch Manche, die nicht zunächſt hören wollten, was Lopez zu ihnen ſprach, ſondern mehr noch Das, was ſie ſelber von göttlichen Dingen in wohlklingenden Worten ſprechen konnten. Der Einſame hörte ſie geduldig an, pflegte aber von dergleichen Leuten gegen ſeinen Freund zu ſagen: Es iſt nicht die Liebe Gottes, ſondern Eigenliebe, welche macht, daß manche Menſchen ſo viel von Gott reden. Die wahre Liebe Gottes beſteht ganz im Thun, darum ſpricht ſie ſich wenig oder gar nicht in Worten aus.

Dieſem ſeinem Grundſatze gemäß beſtand auch die Belehrung über göttliche und geiſtliche Dinge, welche er den nach ſolcher Erkenntniß begierigen Seelen gab, weniger in Worten als in der Kraft. So antwortete er Einem, der ihn inſtändig um eine Anweiſung bat für den Weg, darauf er zu Gott kommen möge: „Jeſus Chriſtus ſey allein dein Meiſter und Führer.“ Und der Andere faßte den Sinn dieſer Worte ſo tief und richtig auf, daß ſie ihm ein Licht wurden zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt und der Heilswahrheiten des Evangeliums. Hohe Standesperſonen, welche ihn fragten, was ſie thun müßten, um in ihrem Stande recht zu leben, ſagte er: thut das, was ihr thut, aus Liebe zu Gott, das iſt genug. Einem frommen Manne, der ihn um eine Anweiſung bat, um recht in der Gott gefälligen Weiſe zu beten, ſchrieb er: „Jeſus Chriſtus iſt der Meiſter, der euch lehrt, recht zu beten; Er thut dieſes in ſeinem Vaterunſer. Damit ihr aber auch meinen guten Willen ſeht, euere Frage zu beantworten, rathe ich Euch, das kurze Gebet zu ſprechen: „Herr mein Gott, erleuchte meine Seele, daß ich Dich erkenne, und daß ich Dich liebe von meinem ganzen Herzen.“

Einer von Denen, auf welche die Belehrungen des Gregorius Lopez den tiefſten Eindruck gemacht hatten, war der Jüngling Don Fernando von Cordova, der älteſte Sohn einer hochadeligen Familie zu Meriko. Dieſer war bereits in ſeinen früheren Jahren durch Wort und Wandel allen ſeinen Standesgenoſſen und Allen, die ihn kannten, ein mächtiger Zeuge der Kraft zur Ueberwindung des Fleiſches, ſo wie ein Zeuge jenes ſeligen Friedens geworden, deſſen der Chriſt ſchon auf Erden aus Gnaden theilhaftig zu werden vermag. Was er hier im Vorſchmacke empfunden, das ſollte er bald in der Wahrheit und Wirklichkeit genießen; er wurde heimgeholt zu ſeinem Herrn in der Blüthe der Jünglingsjahre. Er war zu Angelopolis geſtorben; als an dem Morgen jener Nacht, darin Ferdinand verſchieden war, Franziscus de Loſa in die Kammer des Lopez trat, fand er dieſen in freudiger Bewegung und hörte von ihm noch die Worte: „o Ferdinand, wie ſelig biſt du!“ Und als einige Tage nachher die Todesnachricht kam, durch welche jene Worte verſtändlich wurden und Loſa dem Freunde ſie mittheilen wollte, kam dieſer ihm, ohne ihn anzuhören; mit den Worten entgegen: „nicht todt iſt unſer Freund, der Jüngling Ferdinand, ſondern er iſt zum Leben eingegangen.“

10. Züge von beſonderer Art.

Das, was wir ſoeben erwähnten, gehört zu jenen ganz eigenthümlichen Zügen des Bildes, das uns Loſa von ſeinem Freunde Lopez entwickelte. Einen von dieſen Zügen bildet die Gabe nicht nur eines Ferngeſichtes, ſondern auch eines wahrhaften Tiefblickes in das geheime Innere der Menſchenſeelen, die ſich ihm nahten, und in ihre Gedanken. Dieſes erfuhr Joſeph von Vidas, Advokat der Königlichen Audienz zu Mexiko, als derſelbe einſt mit einem Begleiter nach Santa Fe zu Lopez auf Beſuch kam und dieſer ihnen Beiden, ohne daß ſie ihm ihr

Anliegen mitgetheilt hatten, Antwort auf die Fragen gab, die ſie unterwegs ernſtlich erwogen hatten, und über welche ſie von ihm Aufſchluß begehren wollten. Ein frommer Mann aus Angelopolis kam einſt tief bekümmert, über manche Zweifel, die ihn beunruhigt hatten, zu Lopez. Er fand ſchon andere Leute bei dieſem, aber gleich als hätte er nur auf ihn gewartet, wendete er bei ſeinem Eintritte das Geſpräch auf die Beſeitigung der Zweifel, welche den Mann herbeigeführt hatten, und dieſer ging, ohne ſelbſt zu fragen, vollkommen beruhigt von ihm. Dem wahrhaft erleuchteten Johann von St. Jakob, einem Franziskaner, von welchem Terſtegen nicht mit Unrecht urtheilt, daß er unter allen Freunden des Lopez dieſen am meiſten und innerlichſten verſtanden habe, ſagte er einſt Dinge, die in ſeinem Gewiſſen vorgegangen und die nur Gott wiſſen konnte, mit ſo wörtlicher Treue, daß derſelbe ganz beſtürzt darüber wurde; und mehrere ganz gleiche Erfahrungen machten Loſa, ſo wie andere Freunde. Man hat dieſe Gabe, in das Innere der Menſchenſeelen zu blicken, auch an anderen, in ihrem Weſen und Wandel dem Lopez nahe ſtehenden Menſchen beobachtet, wie namentlich an Philippe Neri

Auf dieſen Tiefblick, welcher ihn errathen ließ, was im Menſchen ſei, gründete ſich auch das Benehmen unſeres Gregorius gegen Andere, wenn er zu dieſen entweder in Worten ſprach, von welchen er fühlte, ſie würden treffend ſein, oder wenn er gegen Solche ganz ſchwieg, an denen er bemerkte, daß ſein Wort ſie nicht treffen würde. Wie ſehr er geneigt war, mit einer übereinſtimmenden wahrhaft göttlichen Beredtſamkeit Die zu ermahnen, zu tröſten, zu belehren, die ſolches Zuſpruches begehrten oder für denſelben empfänglich waren, das haben wir ſchon vorhin geſehen. Wenn der innere Schmerz und Kummer Andere, wie jenen Gouverneur, der ſeines Troſtes bedürftig zu ihm kam, ſtumm machte, dann war er deſto beredter; für manche Andere aber, die mit dem Gefühle: „wir haben gar ſatt", zu ihm kamen, hatte er kein Wort der Zuſprache, ſo daß er oft ſtumm ihnen gegenüber ſaß und daß ſie ihn für einen Narren hielten. Einen Gelehrten, der, um ſich vor ihm groß zu machen, ihm lateiniſch Etwas ſagte, was ſeinem Inhalte nach ganz unbedeutend war, erſuchte er, obgleich er ſeine lateiniſchen Phraſen wohl verſtanden, daſſelbe in der (ſpaniſchen) Mutterſprache zu wiederholen. Und als dieſes geſchehen war, ſagte er nur: „So? iſt das Alles, was Ihr mir zu ſagen hattet?" Am kürzeſten und ſchnellſten pflegte er ſolche Reden Anderer abzubrechen, welche ein unbefugtes Urtheil über Andere, oder einen Tadel der Obrigkeiten und Vorgeſetzten enthielten.

Die vorhin erwähnte Gabe eines Blickes in das fremde Menſchenherz kann nur Dem verliehen werden, dem ſein eigenes Herz gründlich und genau bekannt iſt. Dies iſt die heilſame Erkenntniß, welche zur Demuth und durch dieſe zur Gnade und zur Huld des Herrn führt. Wollte Gott! ſo ruft ſein frommer Lebensbeſchreiber aus, daß ich nur eines kleinen Maaßes der Demuth und der Armuth des Geiſtes theilhaftig ſeyn möchte, welche dem Gregorius Lopez in ſo reichem Maaße verliehen war. Mit tiefer Zerknirſchung und mit einem heiligen Ernſte ſprach er, wenn das innere Selbſtgefühl in ihm laut wurde: „Ich bin Nichts und vermag Nichts". Seinem Freunde bezeugte er es, daß er ſeit dem Beginne dieſes ſeines neuen Lebens niemals der Verſuchung unterlegen ſei, über andere Menſchen zu urtheilen, ſondern ſie ſeyen ihm gewöhnlich beſſer und weiſer erſchienen, als er ſich ſelber. Auch habe er nie es gewagt, einem Anderen einen Rath zu ertheilen, wenn man ihn nicht dazu gedrungen.

Mehr als durch ſolche Worte bezeugte er die Demuth ſeines Herzens durch die That ſelber. Er pflegte alle ſeine Feinde, wenn man ihm ihre Läſterungen hinterbrachte, in dem, was ſie gegen ihn gethan, zu entſchuldigen. Sie haben, ſo ſagte er, nach dem geurtheilt, was ſie von mir hörten. Man erzählte ihm, daß ein gewiſſer Herr, der ſich darnach erkundigt hatte, mit was ſich Lopez beſchäftigte, da er vernahm, daß derſelbe nichts thäte, als beten und leſen, geſagt habe: einem ſolchen Müßiggänger würde ich mit gutem Gewiſſen eine Anzahl Ruthenſtreiche geben laſſen. Lopez lächelte und ſprach: ich an ſeiner Stelle würde wohl eben ſo geurtheilt haben als er, wenn ich keine andere Beſchäftigung gekannt hätte, als die, welche vor Augen liegt, denn der Müßiggang erſcheint mir ebenſo ſtrafbar als ihm. In ſeinen Reden ging er nie darauf aus, den Beifall Derer zu gewinnen, die ihn hörten. Ich habe, ſo erzählte er gleich wie von einer dritten Perſon von ſich ſelber, vormals einen jungen Menſchen gekannt, welcher immer darauf ſtudirte, was und wie er reden ſollte; gewöhnlich aber fand er keine Gelegenheit, ſeine hochſtudirten Reden anzubringen. Er pflegte gerade das, was Andere, an ihm hochhalten mochten, am meiſten zu verbergen, und als ſein Freund ihm bekannte, wie ſchwer ihm ſelber eine ſolche Zurückhaltung ſeyn würde, ſagte er: „im Glauben iſt dieſes leicht, denn durch ihn ſind wir verſichert, daß wir im Himmel geſehen werden, es kann uns dann gleichgültig ſein, wie und ob uns die Welt ſieht.“

Er bezeugte niemals eine beſondere Freude oder Ergötzung an ſichtbaren und vergänglichen Dingen. Uns, ſo ſprach er einſt zu ſeinem Freunde, die wir unter dem Geſetze der Gnade ſtehen, wäre es eine Schande; wenn wir in der äußeren Zurückgezogenheit und Armuth, in der wir leben, nicht eben ſo geſtimmt ſeyn ſollten, als die Königin Eſther, mitten in der Pracht und Herrlichkeit eines großen Königshofes. Dieſe konnte zu Gott ſagen: Du weißeſt, Herr, daß ich, ſeit ich bin hiehergebracht worden (in dieſen Königspalaſt), ich mich nie gefreut habe, ohne in Dir allein, Herr, Du Gott Abrahams! (Stücke in Eſther 3, 11—12). Und nicht nur von den Ergötzungen des Leibes, ſondern auch von denen der Seele, die in den ungewöhnlichen Gaben der lebhaften Empfindungen und Entzückungen beſtehen, pflegte er wenig zu halten. Die Entzückung, ſo ſagt er, welche er in dieſem Leben zu haben begehre, ſei die völlige Uebereinſtimmung ſeines Willens mit Gottes Willen und die beſtändige Hingabe in dieſen Willen.

Von der äußeren Armuth pflegte er zu ſagen, daß, wenn ein Menſch in ihr ſein Vergnügen finde, dieſes ein Zeichen wäre ſeines inneren Reichthums. Wie ſich dieſes Vergnügtſein an der Armuth auch darin kundgebe, daß man demſelben eine äußere Ehre anlege, das zeigte er an ſich ſelber ſchon in jener Reinlichkeit und Sauberkeit, darin er ſeine arme einfache Kleidung und ſein Kämmerlein erhielt, wozu er nie einer fremden Hand ſich bediente. Auch in den letzten Jahren ſeines Lebens, wo er wegen der großen Schwachheit ſeines Leibes und wegen ſeines Magenkrampfes eine andere Lebensweiſe führen, namentlich auch etwas Wein trinken mußte, beſtand ſein Hauptnahrungsmittel in Brod — dieſer Speiſe der Armen — obgleich er dieſes zuletzt nicht mehr trocken, ſondern nur in Waſſer eingetaucht, genießen konnte. Er koſtete übrigens auch von den anderen einfachen Gerichten, die ſein Freund ihm vorſetzte, doch bemerkte man jederzeit, daß, wenn dieſer ihm etwas Beſonderes zu ſeiner Stärkung auftrug, dieſe ungewohnte Nahrung ihm ſehr übel bekam. So erkannte er, daß die Armuth für ihn das einzig zuträgliche Element des Lebens ſei.

11. Die unaufhörliche That der Liebe.

Salazar, der Biſchof der Philippinen, welcher den Gregorius Lopez ſehr liebte, fragte dieſen einſt, was in ſeinem Umgange mit Gott ſein Hauptgeſchäft ſey? Mein Hauptgeſchäft, ſagte Lopez, iſt es, Gott und den Nächſten zu lieben. Daſſelbe, erwiderte der Biſchof, habt Ihr mir ſchon vor 35 Jahren zu Amajac geſagt; iſt dieſes bisher immer Euer Thun geweſen? — So iſt es, antwortete Lopez, obgleich meine äußeren Schickſale und Verrichtungen vielem Wechſel unterworfen waren.

Nicht nur jene Werke der Liebe, welche das Auge ſieht, ſondern auch die innere Stellung des Herzens, die herrſchende Geſinnung iſt (wie ſelbſt noch bei dem Schächer am Kreuze) ein Werk, eine That des Lebens. Dies ſind die verborgenen Werke, welche Gott ſieht und kennt, ja wornach Er zunächſt den Menſchen richtet. Nur aus den inneren Werken der Liebe gehen die äußeren hervor.

Dem Gregorius Lopez konnte man es anmerken, daß die Stimmung ſeines Gemüthes ohne Aufhören die war, welche in den Worten ausgedrückt iſt: „Rede Herr, denn dein Knecht höret“. Der Säugling auf dem Arme der Mutter kann ſeine Liebe zu dieſer nicht in Worten äußern, und dennoch verſteht ſie die Mutter. Nach dieſer geht ohne Aufhören das Verlangen des Kindes, in ihrer Vereinigung iſt daſſelbe froh und vergnügt.

Ich habe, ſo ſagt Loſa von ſeinem Freunde, allzeit erkannt, daß der Grund und Anhalt ſeiner Andacht der Herr Jeſus Chriſtus war, als die einige Pforte, durch welche Alle in das Reich Gottes eingehen müſſen. Dieſes bezeugte er uns oft in den rührendſten Ausdrücken, wenn er von der Kindheit, von dem Leben und Sterben unſeres Erlöſers ſprach. Auch bei ſeiner kräftigen Fürbitte für Andere pflegte er das Leben, Leiden und Sterben Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes und unſeres Heilandes dem ewigen Vater darzubringen für die Sündennoth der Welt und der einzelnen Menſchenſeelen. Auch ſagte er, daß die innigſte Vereinigung der Seele mit Gott die wäre, wobei zwiſchen Gott und der Seele keine Intrapoſition (Dazwiſchenkunft) ſtatt fände. Wie das Licht die Luft, ſo daß kein Menſch beide in ihrer Beſonderheit unterſcheiden könne, durchdränge Gott, der ein lauterer Geiſt ſey, das Weſen der Seele, ſo daß nur Gott allein in ihr erkennbar ſey.

Wir wiederholen es nochmals: das eigentliche Werk des Lebens unſeres Einſamen ſteht in den Worten: du ſollſt Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften, und deinen Nächſten als dich ſelbſt. Es war mit ihm dahin gekommen, daß Gott ihm näher ſtand, als er ſich ſelber, denn ſeinen eigenen Willen und Alles, was er war, hatte er durch die beſtändige That der Alles aufopfernden Liebe an Gott ergeben.

Loſa fragte ihn einſt, durch welche Mittel er ſich zu dem inneren Werke dieſer Liebe, die immer vor Gottes Angeſicht ſteht und auf ſeine Winke und Befehle wartet, ſo fortwährend bekräftige und ſtärke. Er antwortete hierauf, daß er zu dieſem Zwecke ſich eines engliſchen Mittels bedient habe. Denn wie in dem Lobe Gottes eine Macht liegt, welche die Geiſter der Engelwelt, die Starken am

Throne, ohne Aufhören bei Tag wie bei Nacht munter erhält, ſo habe er auch öfters durch ſolche Lobpſalmen wie der 148. („Lobet ihr Himmel den Herrn, lobet Ihn in der Höhe") ſich zur Freudigkeit des Gebetes erhoben und darin erhalten. Es ſey ein Wohlgefallen Gottes, ſeines Herrn, daß noch alle Lande ſeiner Ehre voll werden, darum ſtimme ſein Gebet für das Heil der Menſchenſeelen mit dem Wohlgefallen Gottes überein und werde hiedurch getroſt und ſtark. Ueberhaupt ſey in der Liebe zu dem innig nahen Gott nichts als Freude und Frieden.

12. Vom Glauben zum Schauen.

Dieſe Freude und dieſer Friede einer beſtändigen That der Liebe verließen das gottgeheiligte Gemüth des Gregorius Lopez auch da nicht, wo es mit ihm, unter unſäglichen Schmerzen des Leibes zum Sterben kam.

Im Mai 1592 ſtellten ſich bei ihm Zufälle ein, welche vor aller Menſchen Augen und nach ſeinem eigenen Gefühle ſein nahes Ende ankündigten. Sein Freund Loſa wollte durchaus einen Arzt rufen, Lopez aber wehrte es ab mit den Worten: „Mein Vater, nun iſt die Zeit Gottes da." Als er bald hernach nichts mehr genießen konnte, als Brühen, da erhielt er von Mexiko, aus der Küche vieler ſeiner hochgeſtellten Freunde allerhand zugeſendet, das für ſeinen Zuſtand geeignet war. Da ſprach er, gegen einen anweſenden Freund (Sarmiento) gewendet „Mein Gott! du biſt wunderbar, auch darin, daß du einem Menſchen, der Nichts beſitzt, der aber zur Friſtung ſeines Lebens auf die beſtimmte Zeit und zu ſeiner Erquickung einer ſolchen Speiſe bedarf, die nur Fürſten zukommt, Leute erweckeſt, die ihm dieſelbe ohne ſein Begehren zuſchicken."

Ein anderer Freund: Ortigoſa hätte gerne von ihm, welchem er dieſes Wiſſen zutraute, die Stunde ſeines Todes erfahren. Er begann ſein Ausfragen mit der Anrede: „Nun werdet Ihr dahingehen, Gott zu ſchauen.“ Lopez, der wohl ſeine Gedanken errieth, unterbrach ihn mit den Worten: Das wird geſchehen, wenn Gott es will.

In bemerkenswerther und rührender Weiſe haben zwei Frauen an ſeinem Sterbebette ſich benommen. Die eine war eine ſehr hohe Dame, reich an guten Werken der Wohlthätigkeit, dabei aber der Kleiderpracht und ſelbſt dem Spiele leidenſchaftlich ergeben. Loſa wollte ſie nicht vorlaſſen, als ſie jedoch mit Bitten anhielt, ſagte er es dem Lopez: dieſer befahl, ſie einzuführen. Sie wartete und pflegte ſeiner mit Demuth und Liebe mehrere Tage lang, und kehrte heim: begnadigt und wiedergeboren zu einem anderen Leben, in deſſen Vollgenuß ſie kurz hernach durch den Tod einging. Die Andere war ein armes, indianiſches Weib, welches 3 Tage vor Lopez' Tode zu ihm kam, nur, um ihn zu ſehen. Der Kranke, nach ſeiner Demuth, bat den Loſa, welcher ihre Sprache vollkommen verſtand, ſie zu fragen, was ſie wolle? „denn“, ſo ſagte er, „vielleicht hat ſie mir noch eine Ermahnung zu geben, die mir Noth thut.“

Loſa fragte ihn einige Male, wie es jetzt bei ihm ſtehe mit der immerwährenden That der Liebe? Lopez antwortete: „Sie beſtehet noch fort, ohne Unterlaß.“ — „Und verhindern Euch,“ fragte Loſa, „Eure ſehr großen Schmerzen nicht, an Gott zu gedenken?“ — Im Geringſten nicht, antwortete der Sterbende.

Eine einzige Klage hörte Loſa von ihm, das war die, daß er jetzt ſchon ſeit 10 Tagen nicht mehr habe in der Bibel leſen können, was er doch vorhin, ſeitdem er das Leben eines Einſamen führte, noch keinen Tag verſäumt habe. — Doch dieſes Buch ſtand lebendig in ſeinem Herzen.

Als er ſchon im Kampfe des Todes lag, ſprach ſein Freund zu ihm: „Siehe, nun iſt die Zeit, hinzugehen und das Geheimniß zu ſchauen.“ Da antwortete der Sterbende mit einer wunderbaren Freudigkeit und Kraft: Alles iſt klar; es iſt nichts mehr verborgen, es iſt voller Mittag für mich!

In ſolcher Freudigkeit und ſolch' ſeligem Frieden entſchlief der treue Zeuge ſeines Herrn am 20. Juli 1596, ſeines Alters 54 Jahre, nachdem er 33 Jahre lang in Mexiko vielen Seelen ein Wegweiſer und Führer zu dem verborgenen Schatze im Acker geweſen war, deſſen Werth ein unvergleichbar viel höherer iſt, als alle Schätze des Silbers und Goldes in Mexiko und Peru es ſeyn konnten.

V. Chriſtian Friedrich Schwartz.

1. Der Verlobte.

Als die Mutter des nachmaligen ſo hochgeſegneten Sendboten des Evangeliums an die Heiden, des Chr. Fr. **Schwartz**, ihrem Ende ſich nahe fühlte, da machte ſie ſich ſtark im Geiſte. Mit feierlichem Ernſte und Ausdrucke der Stimme wendete ſie ſich an den trauernden Gemahl und an den frommen Beichtvater, der an ihrem Sterbebette ſtand, und erklärte dieſen, daß ſie ihren Sohn, der damals noch ein zartes Kind war, ſchon im Mutterleibe dem Herrn zu Seinem Dienſte verlobt und geweiht habe. Da gaben die Beiden der Sterbenden das Verſprechen, daß ſie, ſo weit dies in ihren Kräften ſtehe, dieſes dem Herrn verlobte Kind zur Ehre Gottes und zum Bekenntniſſe des Heiles in Chriſto erziehen, und wenn daſſelbe hierzu berufen ſey, ihm zur Erlangung des evangeliſchen Predigeramtes förderlich ſeyn wollten.

Aber noch ein Höherer, als die Menſchen ſind, hatte als treuer Zeuge die Gebete der Mutter für ihr noch ungeborenes Kind, ſo wie den letzten Segenswunſch ihrer ſterbenden Lippen gehört und erhört: Gott hatte es ſo gefügt, daß gerade zu jener Zeit, als der Knabe ſeine erſte, feurige Liebe dem Lernen in der Schule zuwendete, ihm ein Lehrer gegeben wurde, welcher ſelber in der Schule des Geiſtes Gottes gelehrt und erzogen war. Dieſer Lehrer an der Stadtſchule zu Sonnenburg in Preußen (ſein Name hieß Helm) erſcheint in der Geſchichte des Chr. Fr. Schwartz als das nächſte Glied an der Kette, mit welcher die herzinnigen Gebete der Mutter das Erdenleben ihres Sohnes an ein Ziel der Ewigkeit angeſchloſſen hatte. Der Knabe ſtand in ſeinem achten Jahre, als er 1734 in die lateiniſche Schule trat und ſein Ohr war ihm nicht nur für die Belehrung in den Elementen des gelehrten Wiſſens, ſondern vor Allem für die Ermahnungen und Anregungen des Lehrers geöffnet, welcher bei jeder Gelegenheit ſeinen Schülern die Uebung des ſtillen, kindlichen Gebetes zu Gott als den Anfang aller wahrhaften Weisheit empfahl. Schwartz war vielleicht einer der jüngſten unter den Schülern Helm's, und dieſer Lehrer wurde durch ſeine Beförderung zum Predigtamte nur kurze Zeit der Schule gelaſſen. Dennoch iſt das, was er in der Seele des jungen Knaben weckte, in dieſer kräftig geblieben, bis in die Jahre des hohen Alters. Noch in einem Briefe aus dieſer ſpäteren Zeit erzählt Schwartz, wie er ſchon frühe gewohnt geweſen ſey, ſich von der Geſellſchaft ſeiner Geſpielen zurückzuziehen, um in der Stille recht herzlich zu Gott zu beten. Dieſe Gewohnheit ſey ihm ſehr heilſam geweſen. Er fand da immer Troſt und Frieden, beſonders dann, wenn ſein Gewiſſen ihm über irgend ein begangenes Unrecht Vorwürfe machte und ihm keine Ruhe ließ, bis er ſich entſchloß, Gott recht ernſtlich um die Vergebung ſeiner Sünden anzuflehen."

Wenn der vorhin ſtill aus- und eingehende Odem auf einmal langſamer und dazu öfters auch geräuſchvoller wird, dann iſt es ein Zeichen, daß der vorhin Wachende entſchlafen ſey. Auch in geiſtiger Weiſe geht der Chriſt, wenn er in der Uebung des ſtillen Gebetes nachläßt und träger wird, jenem Schlafe entgegen, während deſſen der Feind ſein Unkraut in den wohlbereiteten Acker ausſäen kann. Der Nachfolger des treuen Lehrer Helm im Schulamte gehörte wohl ſelber mehr zu den Schlafenden, als zu der kleinen Schaar jener Stillen im Lande, welche munter ſind und wachen. Ein ſolches Beiſpiel des Lehrers blieb nicht ohne Wirkung. Auch Schwartz, der Knabe und angehende Jüngling, wurde lau und träge im Werke des Geiſtes. Wie bei den Schlafenden das Geſchäft der leiblichen Ernährung und des äußeren Wachsthumes fortbeſteht, obgleich Augen und Ohren wie alle Sinne für den Verkehr mit der Welt des Lichtes verſchloſſen, die Glieder thatenlos ſind, ſo nahm auch der junge Schwartz in den gewöhnlichen Kenntniſſen der gelehrten Schulen ſehr merklich zu, während ſein inneres, geiſtiges Auge dem Lichte, für welches es gemacht war, mehr und mehr ſich entfremdete und verſchloß. Zwar wurde er immer von Zeit zu Zeit kräftig angeregt, ſo daß ſein Auge der Tageshelle ſich öffnete, aber die Trägheit des Fleiſches, welche ſeiner mächtig geworden war, gab ihm immer wieder die Worte des Faulen ein, die in den Salomoniſchen Sprüchwörtern verzeichnet ſtehen, und ſeine Augen ſchloſſen ſich von Neuem.

Der Vater unſeres Chr. Fr. Schwartz war nicht nur ein achtbarer, rechtſchaffener, ſondern auch frommer Mann. Gott hatte ihn auch äußerlich an Stand und Gütern geſegnet, aber, obgleich mildthätig gegen Arme und fern vom Geize, ſuchte er ſich und die Seinen zur Sparſamkeit und Genügſamkeit anzuhalten. Als die Zeit gekommen war, daß ſein Sohn zur Vorbereitung auf die akademiſche Laufbahn die höhere gelehrte Schule in Küſtrin beziehen ſollte, iſt er nicht, wie andere Väter von gleichem Wohlſtande, mit ihm im Wagen gefahren, ſondern er begleitete ihn ſelber zu Fuße dahin. Er empfahl ihn hier der Aufſicht eines treuen Lehrers, gewährte aber dem Sohne, um denſelben, wie er ſpäter ihn belehrte, an Entſagung zu gewöhnen, nicht mehr Unterſtützung an Geld, als zu ſeinem nothdürftigen Lebensunterhalte gehörte. Obgleich ihm dieſe väterliche Vorſorge vor manchen jener zerſtreuenden Vergnügungen bewahrte, denen ſich einige andere mit ihm gleichzeitig aus der Heimath gekommene, reichlicher verſorgte Mitſchüler unbeſchränkt dahingaben, konnte es ihm doch keinen Schutz gewähren gegen die Gefahren des inneren Leichtſinnes, in welche er durch den Umgang mit anderen Genoſſen von gleicher Naturart gerieth. Ja dieſe Gefahren waren für ihn noch viel größere, als für die meiſten Anderen. Denn ſein tiefer nachſinnender Geiſt, geübt in jener inneren Sprache der Gedanken, welche untereinander ſich anklagen und entſchuldigen, hatte ſich, während des Dunkels, darin er ſich befand, ſo ſehr zu der Parthei Derer gewendet, welche nur entſchuldigen wollen, ſtatt zu verklagen, daß es ihm erging, wie jenem Faulen in den Sprüchwörtern, der ſich „für weiſer hält denn ſieben, die da Sitten lehren."

Aus dieſem Schlafzuſtande der Selbſtgenügſamkeit und Selbſtgerechtigkeit, deſſen Ende der Tod iſt, wurde der Jüngling durch ein anſcheinend ſchwaches Werkzeug geweckt. Er war in dem Hauſe eines Rechtsgelehrten zu Küſtrin bekannt geworden, welcher früher in Halle ſtudirt hatte und noch fortwährend mit Halle in Verkehr ſtand. Dieſer ſprach bei jeder Gelegenheit mit inniger Hochachtung von den Lehrern der dortigen Univerſität. Der Jüngling war dabei ein ſchweigender Zuhörer. Offener aber trat er mit ſeiner ſelbſtgenügſamen und ſelbſtgemachten Lebensweisheit gegen eine fromme, zur Familie gehörige Jungfrau hervor. Dieſe, welche weder Geſchick noch Neigung hatte, mit dem jungen vermeintlichen Weltweiſen zu disputiren, was dieſen nur noch mehr in ſeinem Wahne befeſtigt haben würde, ſprach zu ihm in offenkundigen Thatſachen, indem ſie ihm namentlich ſolche Bücher in ſeine Hände gab und zum Leſen empfahl, wie das iſt, darin A. H. Francke den Urſprung und Fortgang des Waiſenhauſes zu Halle beſchreibt*). Bei dem Leſen dieſes Buches, ſo wie anderer von gleichem Inhalte, wurden die Nebel, welche ſeither das vormals kräftige Leben des Glaubens in der Seele des Jünglings verdunkelten, vollkommen zerſtreut; der Segen all' der Gebete und letzten Wünſche ſeiner ſterbenden Mutter kamen ihm wieder, ſeine Beſtimmung, als ein Verlobter des Herrn nur Ihm im Glauben zu leben und zu dienen, ward ihm theuerer und klarer denn jemals.

So kam er im Jahre 1716 nach Halle, und wie konnte es anders ſeyn, als daß er mit herzlicher Liebe an A. H. Francke und andere Männer von gleicher Geſinnung ſich anſchloß! Unter ihrer Leitung und Belehrung bildete er ſich gründlich für den künftigen Beruf eines Gottesgelehrten und Predigers aus, vor Allem erſtarkte aber in ihm jene Freudigkeit des Glaubens, in welcher er ſpäter ſo Großes für das Reich Gottes auf Erden gewirkt hat. Im Jahre 1719 erfuhr er, daß Francke im Kreiſe der Studirenden nach neuen Miſſionarien für Indien ſich umſehe, und obgleich der leiſe Gedanke an einen ſolchen Lebensberuf nur erſt kurz zuvor in ſeiner Seele wach geworden war, entſchloß er ſich dennoch ſogleich, ſich für jenes große Werk anzubieten, wenn er die Erlaubniß ſeines Vaters dazu erhalten könnte.

---

*) Unter dem Titel: „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes."

In der Abſicht, dieſe Erlaubniß ſich zu erbitten, reiſte er in die Heimath. Hier aber im Vaterhauſe hielten es alle die anderen Mitglieder der Familie im Voraus für unwahrſcheinlich, ja für unmöglich, daß ihm der Vater ſeine Einwilligung geben werde. Denn er, Chriſtian Friedrich, der einzige Sohn aus der erſten Ehe des Vaters, war überhaupt der vorgebende Erbe und Hauptſtammhalter des Hauſes. Der Vater, ein unwandelbar treuer Freund aller göttlichen wie geſetzmäßig menſchlichen Ordnung, werde ſich die längſt feſt beſchloſſenen Pläne ſeiner Familienordnung durch ein Hinwegſcheiden ſeines Sohnes aus dem Vaterlande und Familienbande nicht zerſtören laſſen. Demohngeachtet trug der junge Schwartz mit feierlichem Ernſte dem Vater ſeinen Wunſch nebſt den Beweggründen vor, welche ihn zur Ausführung deſſelben beſtimmten, und dieſer, ſtatt, wie man erwartete, die Anfrage alsbald von ſich abzuweiſen, verlangte nur einige Tage Bedenkzeit, und beſtimmte ſeinem Sohne die Stunde, in welcher er ihm ſeinen Entſchluß über dieſen wichtigen Gegenſtand mittheilen werde. Der entſcheidungsvolle Tag kam, und mit allgemeiner Begierde wartete die Familie auf die Entſcheidung. Der junge Miſſionscandidat aber blickte nicht der Einwilligung, wohl aber der Verſagung ſeiner Bitte ängſtlich entgegen. Endlich kam der Vater von ſeiner oberen Arbeitsſtube herab, gab dem Sohne ſeinen Segen, „und hieß ihn in Gottes Namen ziehen, indem er ihn aufforderte, ſeines Vaterlandes und ſeines Vaters Hauſes zu vergeſſen, und hinzugehen, um Seelen für Chriſtum zu gewinnen.“

Wem ſollte hier nicht die Erinnerung zurückgekehrt ſeyn an jene Stunde, in welcher die fromme, ſterbende Mutter mit feierlichem Ernſte es ausſprach, daß dieſer Sohn ſchon im Mutterleibe ſo wie von ſeiner Geburt an ein Verlobter des Herrn, „geweiht zu Seinem Dienſte“ ſey und wo ſie von ihrem Eheherrn wie von dem anweſenden Beichtvater die Zuſicherung erhielt, daß ſie beide zur Förderung dieſes ihres Segenswunſches, den ſie dem Kinde für Zeit und Ewigkeit gegeben, aus Kräften mitwirken wollten! —

Der junge Miſſionar, mit dem Spruche im Herzen „was du im Namen des Herrn zu thun gedenkſt, das thue alsbald,“ eilte hinweg aus dem ihm lieben Vaterhauſe, nachdem er edelmüthig zu Gunſten ſeiner Brüder und Schweſtern auf ſein väterliches Erbgut Verzicht geleiſtet hatte. Zunächſt ging er nach Halle, wo ihm wenige Tage nach ſeiner Ankunft die Berufung an eine ſehr einträgliche Pfarrſtelle in ſeinem Vaterlande zukam. Er aber hatte ſchon den Ruf einer mächtigeren Stimme, als die menſchlichen es ſind, vernommen: „Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundſchaft in ein Land, das ich dir zeigen will“ und hatte ſchon längſt mit freudigem Muthe geſagt: Hier bin ich, Herr, zu Deinem Dienſte willig und bereit. Indien war das Land, das der Herr ihm zeigte und dahin er ihn geleitete, ein Land der großen Thaten Gottes an den Seelen eines Volkes, wie nur wenig andere Länder der Erde es ſind.

2. Indiens uralte Befreundung mit dem Chriſtenthume.

Kein anderes Land unter allen, welche das Menſchenauge kennt, darf mit mehrerem Rechte als Indien ein

Fürſtenthron aller Naturkräfte der Erde genannt werden. Seine Ströme kommen aus Höhen, zu denen nur der Flug des Geyers, kein Fuß eines Menſchen den Steig findet. Da ruhen unter der Decke des Schnees noch die Reſte einer vor Jahrtauſenden im Schooße der Gewäſſer entſchlafenen Thierwelt; kein Gras noch Kraut, auf deſſen Grün die Mücke ſich ſonnt, ſproßt in der Todtenkammer des beſtändigen Froſtes. Aber tief unter der Sargdecke des Alpenſchnees dringen die Quellen hervor, deren Bäche mit anderen Bächen vereint ein Wunderland der ſtrömenden Waſſer bilden, bis ſie in das tiefere Land kommen, in welchem alle Herrlichkeiten der lebenden Natur verſammelt ſtehen um den Fürſtenthron der irdiſchen Naturkräfte.

Außer ſeinen unvergleichbar hohen ſinnlichen Reizen hat aber Indien für unſere Betrachtung noch einen höheren, geiſtigen Reiz. Wohl begegnen hier die erfriſchenden Winde aus dem ſchneebedeckten Hochgebirge der Stromquellen dem berauſchenden Dufte der Gewürzbäume, ſo wie dem Athem der vielſtimmigen, urkräftigen Thierwelt, und die hinabſtrömenden Waſſer tränken das an Lebenskeimen überreiche Land. Aber es iſt noch ein anderer, mächtigerer Wind, deſſen Brauſen wir hören, ohne zu wiſſen, woher er kommt und wohin er fährt: ein Lebenshauch des Geiſtes aus Gott, welcher die von der Fülle der umgebenden Sinnenwelt umflutheten Seelen der Menſchen in dieſem Lande wundervoll anregt und belebt. Indiens Bewohner ſind ſeit alter Zeit ein Volk geweſen, in deſſen Mitte die Sendboten der Weisheit, die von Anfang iſt, wie die Tauben aus Noah's Arche, nicht nur ein vereinzeltes Oelblatt, ſondern einen Boden fanden, auf welchem ihr Fuß ruhen konnte. Ein Nachklang der Stimme ſolcher Sendboten Jehovah's ſcheint ſich ſelbſt in der vielfach verunſtalteten Tempelweisheit der Urväter des Volkes zu finden und bald nach jenen Tagen des Heiles, das Chriſtus den Menſchen brachte, haben Sendboten von apoſtoliſchem Geiſte in Indien dieſes Heil dem Volke verkündet. Mitten in der mehr denn tauſendjährigen Nacht des Heidenthums war der Leuchter nicht verloſchen, den Chriſti Geiſt in Indien entzündet und an einen hohen Ort geſtellt hatte. Die Gemeine, welche dieſen Leuchter bewahrte, iſt die der Syriſchen Chriſten in Indien. Sie iſt das erſte und älteſte Werk der dortigen chriſtlichen Miſſionen, auf ſie wollen wir deshalb auch unſeren Blick zuerſt richten.

Eine Sage, die ſich in dieſer Gemeinde bis auf unſere Tage erhalten hat, wollte jenen Jünger des Herrn, der ſeine Finger ſelber in die Nägelmale und in die Seitenwände des Herrn legte, Thomas den Apoſtel, als den anfänglichen Begründer bezeichnen. Wenn auch dieſe Sage manchen Widerſpruch gefunden, ſo bleibt dennoch der Kirche der ſyriſchen Chriſten in Indien ein anderes Siegel ihrer unmittelbareren oder mittelbaren Abſtammung aus der früheſten chriſtlichen Kirche: das ſind die Züge der apoſtoliſchen Einfalt ihrer Lehren und ihrer kirchlichen Verfaſſung. Dieſe beide, die Lehre wie die kirchliche Ordnung und Zucht der Gemeindeglieder, ſuchten ſie vor Allem auf die Lehren der Bibel zu begründen, deren Wort in allen Dingen ihre höchſte Autorität war. Sie laſen dieſe nur in ſyriſcher Sprache, in welcher auch die Liturgie ihres Gottesdienſtes verfaßt iſt, denn in dieſer Sprache, ſo ſagten ſie, nicht in der griechiſchen oder römiſchen, hat der Herr mit ſeinem Volke geredet. — „Sind nicht die Worte, die Er zu Jairi Tochter geſprochen, Talitha kumi (Mägdlein ſtehe auf), ſo wie Hephata (thue dich auf) und ſelbſt die Worte des ſterbenden Erlöſers „Eli, Eli, lama ſabachthani“ von ſyriſcher Abſtammung?“ —

Sie erkennen nur die Taufe und das Abendmahl, nächſt dieſen die Prieſterweihe, als ſchriftmäßige Sakramente an; nur drei kirchliche Aemter: das des Biſchofs, das der Prieſter und der Diakonen; ihre Biſchöfe, deren ununterbrochene Reihenfolge ſeit länger denn 1500 Jahren ſie kennen, empfingen ihre Weihe und ihren Hirtenſtab von dem Biſchofe von Antiochien, ſpäter von dem in Babylon. Die Prieſter wie die Diakonen durften ſich verheirathen. Aus dem Vermögen der Kirche wurden die Armen verſorgt und die Bräute ausgeſtattet; in den Kirchen ſah man ſtatt aller Bilder nur das Kreuz; nur den dreieinigen Gott, in Chriſto dem Herrn ihnen genaht, beten ſie an.

Die freudige Hoffnung auf einen brüderlichen Verein im gemeinſamen Glauben an Chriſtum den Herrn, das einige Oberhaupt ſeiner Kirche, welche in den ſyriſchen Chriſten bei der Ankunft der Portugieſen in Indien erwacht war, ſah ſich getäuſcht. Als die Herrſchaft der Portugieſen durch die Holländer verdrängt war, wendeten ſich die einheimiſchen Chriſten, zum Theil in die Abgeſchiedenheit der Gebirge zurückgezogen, der alten, friedlichen Ordnung wieder zu.

Die ſyriſchen Chriſten hatten lange Zeit unter ihren eigenen Fürſten ein freies, unabhängiges Leben geführt. Als ſie jedoch auch ſpäter dieſe Unabhängigkeit unter der Herrſchaft eines heidniſchen Herrſchers verloren, war die Achtung, die ſie unter allen Einwohnern des Landes genoſſen, ſo groß, daß ihnen unter den eingeborenen Fürſten von Cochin und Travancore, auf deren Gebiet ſie großentheils wohnten, viele beſondere bürgerliche Vorrechte zuerkannt wurden, und daß namentlich ihre Geiſtlichkeit den nächſten Rang nach den Nairen oder den adeligen Geſchlechtern des Landes einnahmen. Denn die ehrende Anerkennung, die ſie unter den heidniſchen Einwohnern fanden, der Einfluß, den ſie vom neunten Jahrhunderte an auf ihre Umgebungen übten, gründeten ſich auf die Würde ihres ſittlichen Charakters. Man ließ ihnen in all' ihren bürgerlichen ſo wie kirchlichen Angelegenheiten ihre volle, unbeſchränkte Freiheit; die Prieſter und Aelteſten ihrer Gemeine waren Lehrer, Richter und väterliche Verſorger aller Glieder der Gemeine.

Zwar hatte ſich in die indiſch-ſyriſche Kirche mancher Aberglaube, Irrthum und volksthümlicher Unverſtand eingeſchlichen; wo jedoch der ernſte Wille auf beiden Seiten vorhanden iſt, nur der Belehrung durch Gottes untrügliches Wort zu gehorchen, da wird dem friedlichen Einverſtändniſſe der brüderlichen Liebe nichts entgegenſtehen. Iſt doch das gemeinſame Haupt der lebendigen Glieder Chriſtus der Herr. Ein Bild wird hier ſeine geeignetſte Stelle finden, das uns Claudius Buchanan, der geweſene Vicerektor des Fort-Williams-Collegiums in Bengalen, aus eigener, theilnehmender Anſchauung von der älteſten Chriſtengemeinde in Indien entwirft.

3. Ein Beſuch bei den ſyriſchen Chriſten in Indien.

„Vom Palaſte zu Travancore machte ich den Weg nach Mavely-Bar und von da zu den Hügeln am Fuße der hohen Ghauts, die Karnatik von Malayala trennen. Die Oberfläche des Landes überhaupt, in der Nachbarſchaft der Gebirge, bietet eine mannichfaltige Scene von Thälern, Hügeln und durchkreuzenden Strömen dar. Dieſe Ströme ſallen von den Gebirgen herab und erhalten die Thäler in beſtändigem Grün. Die Wälder bringen Pfeffer, Cardamom und Caſſia hervor, wie auch Weihrauch und andere aromatiſche Gewächſe. Was die Größe des Schauſpieles in dieſer Gegend erhöht, iſt der Umſtand, daß die nahe gelegenen Gebirge von Travancore nicht öde daſtehen, ſondern mit Wäldern von dickem Holze bedeckt ſind: mit indianiſchen Eichen, die, wie man ſagt, das höchſte Schiffsbauholz in der Welt liefern."

„Der erſte Anblick chriſtlicher Kirchen in dieſer abgelegenen Gegend Hindoſtans, verbunden mit dem Gedanken an ihre ruhige Dauer durch ſo manche Jahrhunderte hindurch, muß in der Seele des Beſchauers angenehme Empfindungen erwecken. Die Geſtalt der älteſten Gebäude iſt einigen der älteſten Pfarrkirchen in England nicht unähnlich; bei beiden iſt die Bauart byzantiniſch-ſarazeniſchen Urſprunges; ſie haben abhängende Dächer, große, zugeſpitzte Fenſter und Strebepfeiler, auf denen die Mauern ruhen. Die Balken des Daches, die dem Auge ausgeſetzt ſind, finden ſich mit Zierrathen verſehen und das Tafelwerk im Chore und am Altare iſt kreuzförmig und vertieft. In den Kathedralkirchen ſtehen die Grabmale der verſtorbenen Biſchöfe auf beiden Seiten des Altares. Die meiſten Kirchen ſind von röthlichen Steinen, viereckig gebaut und an jeder Ecke geziert; auch haben ſie eine dauerhafte Bauart, indem bei den größten Gebäuden die Vorderwände 6 Fuß tief ſind. Die Kirchenglocken ſind in den Gießereien des Landes gegoſſen worden. Einige derſelben ſind von ſehr großem Umfange und haben Inſchriften in ſyriſcher und der Malayalin-Sprache. Als ich des Abends einer Stadt mich näherte, hörte ich auf einmal zwiſchen den Hügeln den Schall der Glocken: ein Eindruck, der mich für einen Augenblick vergeſſen ließ, daß ich in Hindoſtan ſey und auch an ein anderes Land erinnerte.

Die erſte ſyriſche Kirche, die ich ſah, war die Kirche zu Mavelicar; aber die Syrer leben hier in der Nachbarſchaft römiſcher Chriſten, ſie ſind daher nicht ſo einfach in ihren Sitten wie die, welche näher bei den Gebirgen wohnen. Sie waren in vorigen Zeiten von römiſchen Emiſſarien öfters beſucht worden, daher muthmaßten ſie anfangs, ich möchte zu dieſem Glaubensbekenntniſſe gehören. Sie hatten zwar von den Engländern ſchon gehört, aber ſie hegten die ſonderbare Vermuthung, daß dieſe zu der Kirche des Papſtes im Occident gehören. So wenig waren ſie gewohnt, einen Freund zu ſehen, daß ſie gar nicht glauben konnten, daß ich in freundſchaftlicher Abſicht zu ihnen gekommen ſey. Zudem hatte ich mit einem ihrer verſtändigſten Prieſter eine kleine theologiſche Streitigkeit über die Originalſprache der vier Evangelien gehabt, von der dieſer behauptete, daß es die ſyriſche geweſen ſey. Indeß legte ſich bald jeder Schimmer von Argwohn, ſie gaben mir, der alten Sitte gemäß, ihre rechte Hand zum Zeichen der Freundſchaft und einer von ihnen wurde beauftragt, mich in ihre Kirchen im Inneren des Landes zu begleiten.

Als wir der Kirche zu Tſchiganoar nahe kamen, begegnete uns einer der Kaſſaname oder ſyriſchen Geiſtlichen. Er hatte ein weites, weißes Kleid an und auf dem Kopfe eine Kappe von rother Seide, die hinten hinabhing. Nachdem mir geſagt worden war, wer er ſey, redete ich ihn in ſyriſcher Sprache mit den Worten an: „Friede ſey mit Euch“. Er erſtaunte über den Gruß, antwortete aber ſogleich: der Gott des Friedens ſey mit Euch! — Er redete die Diener des Radſchahs in der Landesſprache an und erkundigte ſich, wer ich ſey? und nun ging er ſogleich wieder in ſeinen Ort zurück, um unſere Ankunft bekannt zu machen. Als wir daſelbſt angekommen waren, wurde ich vor der Kirchenthüre von drei Kaſcheſchas (Presbytern oder Prieſtern) empfangen, die gleichfalls weiße Kleider anhatten. Sie nannten ſich Joſua, Zacharias und Urias; dieſe Namen ſchrieben ſie mir in mein Tagebuch und jeder ſetzte den Titel „Kaſcheſcha" hinzu. Auch waren zwei Schumſchanas (Diakonen) zugegen. Der älteſte Prieſter war ein ſehr verſtändiger Mann von ehrwürdigem Ausſehen; er trug einen langen weißen Bart und hatte ein freundliches, einnehmendes Weſen. Die drei Aelteſten, welche zur Kirche gehörten, hießen Abraham, Thoma und Alexandros. Nach einer kurzen Unterhaltung mit meinen Begleitern nahmen ſie mich zutraulich und liebreich auf, und die Leute aus den benachbarten Dörfern, ſowohl Männer als Weiber, liefen herbei. Der Anblick der Weiber erinnerte mich, daß ich (nach langer Abweſenheit von England) mich wieder einmal in einem chriſtlichen Lande befinde. Denn die hindoſtaniſchen und muhamedaniſchen, und überhaupt alle Weiber der unchriſtlichen Völker, werden von ihren Männern für eine geringere Raçe angeſehen, und beinahe überall, wie unvernünftige Geſchöpfe, ihr ganzes Leben hindurch in's Haus eingeſperrt. Auf allen Geſichtern, die nun um mich herum waren, glaubte ich den Verſtand des Chriſtenthums leſen zu können. Aber zugleich bemerkte ich überall um uns her Spuren von Armuth und politiſcher Unterdrückung. An den Menſchen wie an ihren Kirchengebäuden erkannte man Züge einer geſunkenen Größe. Ich ſagte zu dem älteſten Prieſter: „Ihr ſcheint mir Leute zu ſeyn, die ſchon beſſere Zeiten geſehen haben." — „Das iſt ſo", antwortete er. „Wir befinden uns im Vergleiche mit unſeren Vorfahren in einem geſunkenen Zuſtande." Er gab vorzüglich zwei Urſachen ihres Verfalles an. — „Vor ungefähr 300 Jahren", ſo ſprach er, „kam ein Feind von Weſten, der zwar den Namen Chriſti trug, aber mit den Schrecken der Inquiſition bewaffnet war; dieſer nöthigte uns, bei den Fürſten des Landes Schutz zu ſuchen. Dieſe erkannten zwar unſere alten, perſönlichen Vorrechte an und ehrten dieſelben, aber ſie erlaubten ſich allmählig immer größere Eingriffe auf unſer Eigenthum, bis wir ſo weit herunter kamen, als wir es jetzt ſind. Die Herrlichkeit unſerer Kirche iſt dahin, aber ich hoffe, daß Eure Nation ſie uns wieder geben wird."

Ich bemerkte ihm hierauf, daß die Herrlichkeit einer Kirche nie untergehen könne, ſo lange ſie auf dem geoffenbarten Worte Gottes, dem Inhalt der Bibel feſtſteht. — „Wir haben die Bibel bewahrt", ſagte der Prieſter. „Die hindoſtaniſchen Fürſten haben unſere Gewiſſensfreiheit niemals angetaſtet. Vormals hatten wir auch mit ihnen gleiche politiſche Gewalt und ſie achteten unſere Religion. — Aber bei all' ſolcher äußerlichen Freiheit und Begünſtigung iſt das Studium der Bibel unter uns in einem ſchläfrigen Zuſtande. Wir haben nur wenige Abſchriften derſelben, und auch dieſe nehmen immer mehr ab, weil das Abſchreiben einer ganzen Bibel ein ſo mühſeliges Geſchäft iſt." — Ich zeigte ihnen jetzt ein gedrucktes Exemplar des neuen Teſtamentes in ſyriſcher Sprache. Kein einziger unter ihnen hatte jemals vorher eine gedruckte Bibel geſehen. Sie bewunderten das Buch ſehr, und jeder Prieſter, in deſſen Hände es kam, fing an, ganz fließend daraus vorzuleſen, indeß die Weiber ſich herumſtellten und zuhörten. Ich fragte den alten Prieſter, ob ich ihm nicht einige Exemplare davon aus Europa kommen laſſen ſolle? — „Dieſe wären", ſo antwortete er, „an Silber ſo viel werth, als ihr Gewicht iſt." Er fragte mich, ob das alte Teſtament nicht auch ſo, wie das neue, in ſyriſcher Sprache gedruckt ſey? Ich bejahte dieſes, aber ich hatte kein Exemplar bei mir. Da äußerten ſie ein dringendes Verlangen, ſolche vollſtändige ſyriſche Bibeln zu haben, wo möglich für jede Kirche eine. Denn obgleich die ſyriſche Sprache mehr nur die gelehrte, dem Prieſterſtande vollkommen verſtändliche ſey, die Mutterſprache aber des Volkes die Malayalier (die malabariſche), legten dennoch die Prieſter all' ihren gottesdienſtlichen Vorträgen und Belehrungen immer nur den Urtext der Bibel zu Grunde, deſſen wortgetreuen Inhalt ſie dem Volke in ſeiner gewöhnlichen Sprache mittheilten. Das Wort Gottes, nur dieſes allein, ſoll in den Kirchen der Lehrer ſeyn. Denn in ihm ſpricht der Geiſt, aus welchem uns das Leben kommt." — —

Einige Tage ſpäter kam Buchanan zu der ſyriſchen Kirche in Rannkel. Dieſe iſt, am Ufer des Fluſſes, auf einen Felſenhügel gebaut und liegt in dieſem Theile des Landes ganz vereinzelt da. „Ich kann", ſo ſchreibt der Reiſende, „bisweilen es kaum glauben, daß ich im Lande der Hindus bin, nur hin und wieder ſehe ich noch an den Ufern des Fluſſes einen einzelnen Hindutempel." Dennoch macht ſich dieſe Nachbarſchaft durch einige Züge der Einſchränkung bemerklich, welche ſie den chriſtlichen Bewohnern in Beziehung auf manche kirchliche Gebräuche auferlegt. So zum Beiſpiel bemerkte Buchanan, daß bei vielen Kirchen die Glocken nicht in einem Thurme, ſondern im Innern des Gebäudes ſich befanden, und als Grund hievon ſagte man ihm, daß, wenn zufällig ein Götzentempel in der Nähe einer Kirche läge, die Hindu ein lautes Geläute chriſtlicher Glocken nicht leiden möchten, weil daſſelbe, wie ſie ſagen, ihre Götzenbilder erſchreckt. Freiwillig aber haben auch die ſyriſchen Chriſten viele Gebräuche mit ihren Landsleuten gemeinſam, ſo namentlich die häufigen Waſchungen, welche übrigens, wie der vorherrſchende Genuß der Pflanzenſpeiſen, ein allgemeines Gebot des Naturlebens des indiſchen Volkes ſeyn mag.

Der Reiſende beſchreibt einen ſonntäglichen Gottesdienſt der ſyriſchen Chriſten, dem er in Ranniel beiwohnte. Ihre Liturgie iſt die nämliche, welche in älteſter Zeit in den Kirchen des Patriarchen zu Antiochien gebraucht wurde. Während des Gebetes treten oft Pauſen des Stillſchweigens ein, nur den Prieſter hört man mit gebrochener Stimme beten und Jeder der Anweſenden betet in der Stille ſein Gebet aus dem Herzen mit. Dieſe Augenblicke des andächtigen Stilleſeyns und Betens haben etwas Feierliches und Erhebendes für das Gemüth. Sie bedienen ſich des Weihrauches in ihren Kirchen, der in ihren Wäldern wächſt. Beim Schluſſe des Gottesdienſtes tritt der Prieſter, oder, wenn er zugegen iſt, der Biſchof heran und ertheilt Jedem der an ihm Vorübergehenden den Segen. Hat ſich Jemand eines Vergehens ſchuldig gemacht, dann erhält er dieſen Segen nicht, was für eine ſchwere Strafe gehalten wird. —

Manche alte Leute klagten gegen Buchanan über die Abnahme der Religionserkenntniß und der Frömmigkeit und ſprachen mit Vergnügen von der Erinnerung an alte Zeiten. Und doch iſt dieſen ſpäteren Gemeinden noch die Bibel und eine ſchriftgemäße Liturgie geblieben; ſie hören täglich das Wort Gottes noch unverkürzt und unverfälſcht.

In Cande-nad kam der Reiſende zu dem Sitze des oberſten Prieſters oder des Metropoliten: Mar Dionyſius. Auf Verlangen des Biſchofs hatten ſich ſchon vor ſeiner Ankunft eine große Anzahl von Prieſtern aus anderen Kirchen dort verſammelt. Der Biſchof bewohnt ein Gebäude, das unmittelbar an die Kirche angebaut iſt. Sein Anblick machte auf den Engländer einen tiefe Achtung gebietenden Eindruck. Sein alterthümliches Gewand, der würdevolle Ernſt ſeines Angeſichtes, der altväterliche, eisgraue, bis an den Gürtel reichende Bart, konnten als das Abbild eines Chryſoſtomus, aus dem vierten Jahrhundert erſcheinen. „Mar Dionyſius iſt“ (ſo ſpricht Buchanan) „in ſeiner Kirche ein ſehr verehrter Mann, der durch ſeine Frömmigkeit wie durch ſeinen treuen Amtseifer ſich auszeichnet. In Kenntniſſen überhaupt war er jedem ſeiner Geiſtlichen, den ich bis jetzt geſehen habe, weit überlegen. Er ſagte mir, daß alle Unterredungen, die ich ſeit meiner Ankunft im Lande mit ſeinen Prieſtern gehabt habe, Ihm mitgetheilt worden ſeyen. Du biſt, ſo ſprach er, gekommen, eine ſinkende Kirche zu beſuchen. Ich bin jetzt ein alter Mann, aber die Hoffnung beſſerer Zeiten erquickt mein hohes Alter, ob ich ſie gleich kaum erleben werde.“ Er ſprach mit großem Vergnügen über die Erwartung, daß auch Er noch ſyriſch gedruckte Bibeln mit ſeinen Augen ſehen ſolle.

Der Biſchof, ſo erzählt Buchanan weiter, war begierig, auch von anderen Kirchen, die ſich von Rom getrennt hätten, etwas zu erfahren. Ich ſchämte mich ihm zu ſagen, wie viel ihrer ſeyen, doch beſchrieb ich ihm einige. In vielen vermißte er das Daſeyn eines Oberhirten und Hüters der Kirche und ihrer Prieſterſchaft: das Daſeyn eines Biſchofs, oder, wie die Schrift ihn nennt, eines Engels der Gemeinde. Doch zog meine Beſchreibung der Quäker und der Baptiſten ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ſagte: es ſey ein bedeutungsvoller

Gebrauch, den Körper mit Waſſer zu waſchen, wenn ein neues Leben angefangen werden ſoll. Werden denn, ſo fragte er, dieſe Chriſten jedes Mal auf's Neue getauft, wenn ſie ſich einer Sünde, oder eines Abfalles ſchuldig gemacht haben? — — Gibt es denn, ſo fragte er auch, unter allen dieſen chriſtlichen Sekten gute Menſchen? — „Vortreffliche Menſchen gibt es unter allen." — Ich ſehe, ſo ſprach er, es iſt bei Euch, wie es in den erſten Jahrhunderten war: auch bei wahrer Frömmigkeit kamen neue Sekten zum Vorſchein, weil die Frömmigkeit mit Unwiſſenheit verbunden war. — Aber laſſen ſolche gute Leute in dieſen Sekten nicht oft von ihren beſonderen Meinungen ab, wenn ſie alt werden? — „Ja, ſie ſprechen vielleicht vielleicht nicht mehr ſo oft und ſo abſtoßend von ihren Unterſcheidungsformen, und Manche, welche früher keine Gelegenheit dazu hatten, finden in ſpäteren Jahren eine gründlichere Belehrung über das, was überall der eigentlich weſentliche Kern und Stern des Chriſtenglaubens iſt."

In den Akten des Konziliums zu Nicäa wird berichtet, daß ein gewiſſer Johannes, Biſchof von Indien, im Jahre 325 dieſem Koncilium ſeinen Namen beigeſchrieben habe. Aber nach dem allgemeinen Volksglauben wurde noch vor dem Jahre 325 die ſyriſche Ueberſetzung der heil. Schrift nach Indien gebracht. Einige ihrer wirklichen Abſchriften ſind ohnſtreitig von ſehr altem Datum. Eine Abſchrift, die in einer der entfernteſten Kirchen am Fuße des Gebirges niedergelegt war, enthält das alte und neue Teſtament, iſt auf dichtes Pergament in groß Folio mit großen Buchſtaben geſchrieben in eſtrangeliſch-ſyriſcher Schrift, iſt ſehr ſchön und genau. Auch an jenen einzelnen Stellen, an denen ſich die Färbung der Tinte verloren hat, ſind die Spuren der Buchſtaben im Pergamente noch erkennbar. Buchanan wußte es, welchen hohen Werth die Gemeinden der ſyriſchen Chriſten auf dieſen alten Schatz ihrer Kirche legten. „Wir wollen,“ ſo äußerte ſich der Biſchof, der ihm dieſes Geſchenk für England übergab, „unſeren Schatz, der für uns wie für Euch ein Gemeingut iſt, nur an einem beſſer geſicherten Orte wiſſen, als unſer vielgefährdetes, meiſt von Feinden bewohntes Land iſt.“ „Und doch,“ ſo fügte er hinzu, „haben wir unter allen Gefahren dieſes Buch, wie Einige unter uns dafür halten, nahe an tauſend Jahre bei uns aufbewahrt.“ — „Möge England,“ ſo erwiderte Buchanan, „im Stande ſeyn, dieſes ehrwürdige Zeugniß aus alter Zeit noch weitere tauſend Jahre zu erhalten!“ —

Obgleich uns ein Theil der vorſtehenden Reiſeberichte des frommen und gelehrten Engländers von dem Hauptgegenſtande dieſes Kapitels, von der Betrachtung des Lebens und Wirkens unſeres Chr. Friedr. Schwartz abzuführen ſchienen, ſo ſollten ſie uns dennoch nur zu einem Standpunkte dienen, von welchem aus wir, wie von einem Hügel, den Kreis jenes Wirkens leichter überblicken können. Wir ſtehen hier vor dem bleibenden Denkmal, welches das Wirken des treuen Mannes in dem Lande der ſyriſchen Chriſten hinterlaſſen hat zum belehrenden und ermunternden Merkzeichen für alle chriſtliche Heidenboten.

Gleich bei ſeinem Eintritte in die Provinz von Tanjore hörte Buchanan den Namen des Chriſtusverkündigers Schwartz von einem Hindu mit Achtung nennen. Schon am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft in der Reſidenzſtadt des Radſcha: in Tanjore verlangte dieſer Fürſt den Reiſenden zu ſehen und zu ſprechen. Als das erſte Ceremoniel vorüber war, führte er dieſen in einen großen Saal, welcher mit den Bildniſſen ſeiner Vorfahren geziert war.

Mitten unter dieſen hing das Portrait von Schwarz und der Radſcha ſprach jetzt lange Zeit „von dieſem braven Manne, den er noch jetzt als einen Vater und Führer verehre.“ — Und dieſe Verehrung erwies der Fürſt durch ſeine Thaten. Unter anderen hatte er gerade damals eine Schule für Hindus, Mohamedaner und Chriſten begründet, in welcher 500 Chriſtenkinder auf ſeine Koſten unterhalten wurden. Von anderen Erweiſungen einer anerkennenden Liebe zu dem Chriſtenthume, welche die Radſcha's von Tanjore ſeit länger als einem Jahrhunderte gegeben haben, werden wir noch weiter reden. Jene Würdigung des Chriſtenglaubens unter den Hindus war jedoch nicht das Werk eines einzelnen chriſtlichen Sendboten geweſen, ſondern ihre erſte Begründung hatte ſie durch das erweckende Vorbild erhalten, das die ſyriſchen Chriſten in ihrem Leben und ihrem Wandel den Heiden gaben. Eine zweite kräftigere Begründung erhielt ſie durch den Verkehr, in welchen die lutheriſch-däniſche Miſſion in Tranquebar vor länger als hundert Jahren mit den Radſcha's von Tanjore getreten war, in deren Reich die däniſche Niederlaſſung ſich begründete; ſeine höchſte Blüthe aber erreichte das Werk dieſer lutheriſchen Miſſionen unter den Hindus durch Gh. F. Schwarz.

Den ſtillen Anfang durch das Vorbild der ſyriſchen Chriſten haben wir bereits aus Buchanan's Berichten kennen gelernt. Das geſegnete Wirken der däniſchen Miſſionen, an welches unſer Schwarz unmittelbar ſich anſchloß, wollen wir hier nur in gedrängtem Ueberblicke betrachten.

4. Die däniſchen Miſſionen in Indien.

Nicht in einem der größeren jener Reiche von Indien, welche ſich im nahen Verkehre oder bereits in Abhängigkeit von

6

den europäiſchen Mächten befanden, ſondern auf einem unanſehlich kleinen Haltpunkte an der Küſte hat die lutheriſch-evangeliſche Miſſion ihren Anfang genommen, welche eine Vorgängerin und Mutter vieler evangeliſcher Miſſionen in Indien geworden iſt. Schon im Jahre 1621 hatten die Dänen die Stadt Tranquebar mit einem kleinen Gebiete an der Küſte von Coromandel von dem damaligen Radſcha von Tanjore erkauft. Nur eine kleine, verlaſſene Kirche, einſt von den Jeſuiten erbaut, erinnerte daran, daß vormals hier Chriſten gewohnt hatten, das Chriſtenthum ſelber aber erſchien am Anfange des vorigen Jahrhunderts bei den Bewohnern der Stadt und ihrer Umgegend faſt erloſchen und verſchwunden, obgleich ſie ihrer Herkunft nach zu den chriſtlich europäiſchen Nationen gehörten. Es waren größtentheils ſolche Leute, denen das Geld ihr Gott, der Gewinn und Genuß der Erdengüter ihr Gottesdienſt iſt. Da fühlte ſich die Liebe des frommen Königes von Dänemark, Friedrichs IV., gedrungen, dem Volke, das ſeiner Leitung anvertraut war, ſelbſt in dieſen abgelegenſten Winkel ſeines Reiches nachzugehen. Er hatte die Kunde von A. H. Francke's Werk der Heidenmiſſion vernommen und war dadurch zur warmen Theilnahme erweckt worden, er ſelbſt wollte jetzt überall da, wo Dänemark's Flagge wehete, das Panier des Herrſchers über alle Welten aufrichten helfen.

Zwei junge Theologen aus der Schule Francke's: **Bartholomäus Ziegenbalg** und **Heinrich Plutſcho**, welche beide das Heil in Chriſto kräftig und lebendig an ihren eigenen Seelen erfahren hatten, nahmen den Ruf, als Verkündiger dieſes Heiles nach Indien zu gehen, freudig an. Sie waren ſchon in früher Jugend, in der gemeinſamen Liebe zu dem Herrn Ein Herz und Eine Seele geworden, um ſo leichter ward es ihnen, dieſen Weg ihrer Führungen ſo Hand in Hand zu gehen. Nachdem ſie die prieſterliche Weihe durch den Biſchof von Seeland empfangen hatten, traten ſie im Spätherbſte 1705 ihre Seefahrt nach Indien an und erreichten Tranquebar beim Beginn des Sommers von 1706.

Arm und gering waren die äußeren Mittel, über welche ſie zu verfügen hatten; nach dem Maßſtabe dieſer Mittel lebten ſie gerne als arme und geringe Leute und als ſolche wurden ſie von ihren europäiſchen Landsleuten, den Geldmännern von Tranquebar, nur wenig beachtet. Doch fanden ſie einige Deutſche, welche ſich gerne mit ihnen aus Gottes Wort erbauten.

Die erſte Aufgabe für ihren Beruf mußte es jetzt den beiden jungen Männern ſeyn, das unentbehrlichſte Werkzeug für die Mittheilung des Wortes an die Bewohner des Landes zu gewinnen. Sie mußten die Sprachen erlernen, in denen ſie hier mit dem Volke reden und denſelben predigen ſollten. Die eigentliche Mutterſprache bei dem eingeborenen Volke des Landes war die tamuliſche, für den Verkehr mit den Europäern pflegten ſich die Eingeborenen der Stadt der portugieſiſchen Sprache zu bedienen, welche namentlich in den Küſtengegenden von Indien durch die vormalige Herrſchaft der Portugieſen in ziemlich allgemeinen Gebrauch gekommen war. In dieſer letzteren Sprache erwarb ſich Ziegenbalg in Kurzem eine ſolche Fertigkeit des lebendigen Ausdruckes, daß er nicht nur den lutheriſchen Katechiſmus in ſie überſetzen, ſondern auch in ihr predigen und katechiſiren konnte, was er in der kleinen Gemeinde, die ſich um ihn geſammelt hatte, ſo wie in der Kinderſchule derſelben, täglich that. Den Unterricht in der Tamuliſchen Sprache erhielt er von einem hierzu in verzüglichem Maaße geeigneten Lehrer. Derſelbe war ein allgemein geachteter Dichter ſeines Volkes, bekannt und vertraut mit den beſten Werken der indiſchen Literatur, ſeiner Abſtammung nach aus einer vornehmen Kaſte. Zwiſchen Modellapa, ſo hieß der Lehrer, und ſeinem Schüler, dem Chriſtenboten, entwickelte ſich bald ein gegenſeitiges Verhältniß des Gebens und Empfangens der Belehrung, durch welches wechſelsweiſe der Lehrer zum Schüler, dieſer zum Lehrer wurde. Während der junge in dem Kreiſe ſeiner Bildung hochgelehrte tamuliſche Dichter in poetiſcher Begeiſterung mit ſeinem Schüler die Werke der Dichtkunſt und der Götterlehre ſeines Volkes las, ſuchte ſich Ziegenbalg dadurch für ſeinen künftigen Predigerberuf geſchickt zu machen, daß er Stellen aus der heiligen Schrift in das Tamuliſche, unter Aufſicht ſeines Lehrers überſetzte. Und freilich jener Geiſt einer göttlichen Weihe, der etwa in ſolchen Pſalmen wie der 90., der 103. und 139., ſo wie in dem Evangelium und in den Briefen Johannis zu dem Geiſte des Menſchen redet, wird in der Dichtkunſt und den Werken der Menſchenweisheit keines anderen Volkes gefunden, als in den Schriften des Volkes, das in Iſrael's altem, ſo wie in dem neuen Bunde durch Chriſtum ſtand und fortwährend ſteht. In Modellapa's Gemüth erwachte zuerſt ein Gefühl der Bewunderung, das ſich zum Wohlgefallen ſteigerte, aus dieſem aber ging eine Hinneigung und ein ſehnliches Verlangen nach dem Chriſtenglauben hervor, deſſen beſeligende, veredlende Kraft ihm in dem Leben und Wandel der beiden Chriſtusjünger vor Augen trat. Nach langem Ueberlegen und manchem inneren Kampfe ſprach es Modellapa gegen dieſe aus, daß er Alles, deſſen Beſitz ihn jetzt erfreute, aufgeben und verlaſſen, daß er mit ihnen leben und ſterben wollte, wenn er nur an den Segnungen und Verheißungen des Evangeliums Antheil nehmen dürfe.

Als ein ganzes Jahrhundert hernach Buchanan in einem Zimmer von des ſeligen Ziegenbalg's alter Wohnung die Kirchenbücher deſſelben aufſchlug, da fand er unter den Namen der bekehrten Heiden den dieſes Erſtlinges oben an ſtehend.

Dieſem glänzenden Vorbilde ſchloß ſich alsbald die Bekehrung einer vornehmen Tamulin an und das Gerücht von dieſem Ereigniſſe kam zu den Ohren des damaligen Radſcha's von Tanjore, welcher alsbald an die beiden Miſſionäre einen ſeiner Hofbedienten abſendete, durch den er ſie ſeiner Freundſchaft verſichern und ihnen, im Falle, daß ſie geneigt ſeyn möchten, das Innere ſeines Landes zu beſuchen, zu ihrer Sicherheit eine militäriſche Bedeckung verſprechen ließ.

Wie ſehr verſchieden war dieſes Benehmen eines heidniſchen Fürſten im Vergleiche mit dem des damaligen, ſogenannten chriſtlichen, däniſchen Gouverneurs von Tranquebar. Jener, der Heide, erkannte in dem Werke der Bekehrung durch die Verkündiger des Evangeliums ein Werk, welches ehrende Beachtung verdiene und hatte Wohlgefallen an demſelben; der däniſche Gouverneur aber, der getaufte Chriſt, ſah darin ein ihm mißfälliges, bedenklich um ſich greifendes Beginnen der armſeligen fremden Prediger, welchem man Widerſtand entgegenſetzen müſſe. Er ließ deshalb den lauten Zeugen der Wahrheit: Ziegenbalg gleich einem Verbrecher vier Monate lang in's Gefängniß ſetzen. Doch that der König von Dänemark dieſem Mißbrauche der Vollmacht, die ſeinem Beamten übertragen war, einen baldigen Einhalt und machte dem Gouverneur die möglichſte Beachtung und Begünſtigung des Miſſionswerkes zu einer unerläßlichen Pflicht.

Dieſe betrübende Erfahrung, nach welcher die Verkündigung des Evangeliums und das Werk der Bekehrung der Heiden ſeine erbittertſten Feinde öfters unter den ſogenannten Chriſten und Glaubensgenoſſen der Miſſionäre ſelber findet, iſt ſeitdem öfters und in den verſchiedenſten Ländern gemacht worden. Zugleich aber und in Folge davon eine andere, tröſtliche, daß ſolche Hemmungen durch Menſchenhand nur zur Förderung eines Werkes dienen müſſen, das aus Gott iſt. Viele wurden erſt jetzt aufmerkſam auf die Anfänge des bereits geſegneten, ſtillen Wirkens der Miſſionäre an den Seelen der Eingeborenen und ſelbſt mancher Fremden. Aus der Aufmerkſamkeit erzeugte ſich bald eine lebendige Theilnahme, ſelbſt bei Solchen, die vorhin aus Unkenntniß und Unverſtand Gegner des Miſſionswerkes geweſen waren. Die beiden treuen Verkündiger des Evangeliums fanden jetzt Hülfe ſowie Unterſtützung ihres im Glauben begonnenen Werkes, wo ihnen dieſe am meiſten Noth that. Denn zweimal nach einander waren die Geldſendungen, die ſie aus Europa erwarteten, durch Schiffbruch verloren gegangen, und ſelbſt bei der freudigen Entſagung aller ſonſt gewohnten Bequemlichkeiten und bei der ängſtlichſten Sparſamkeit würden ihre eigenen geringen Mittel kaum für das tägliche Brod ausgereicht haben. Wie ein Wunder erſcheint es deshalb, daß ſie nicht nur zwei Schulen errichten konnten, darin ſie den Kindern der Heiden Religionsunterricht ertheilten und zugleich die Aermeren mit Speiſe und Kleidung verſorgten, ſondern daß auch ihre Einwirkung auf die Erwachſenen von ſo gutem Erfolge war, daß ſie ſchon im Mai 1707 mehrere ihrer Katechumenen in der däniſchen Kirche zu Tranquebar taufen konnten, bei welcher Gelegenheit Ziegenbalg eine tief ergreifende Anrede in tamuliſcher Sprache an die Verſammelten hielt. Schon im Juni deſſelben Jahres begannen ſie den Bau einer neuen, ſteinernen Kirche für die Gemeinde der Neubekehrten und bereits im Auguſt war dieſer feſte Bau vollendet. Bei der Einweihung der Kirche, welche man mitten unter den Wohnungen der Heiden, außen in die Vorſtadt verlegt hatte, fand ſich eine ſehr anſehnliche Verſammlung von Chriſten, Mohamedanern und Heiden ein, welche mit Verwunderung und Theilnahme das unerwartet ſchnelle Gelingen des großen Werkes ſahen und von dem freien, kräftigen Zeugniſſe des Chriſtenglaubens in der Predigt der Miſſionäre nicht unbewegt blieben. Zweimal in der Woche predigten dieſe von nun an in jener Kirche in tamuliſcher ſo wie in portugieſiſcher Sprache und ertheilten hierbei auch fortwährend ihren Religionsunterricht in den Schulen, ſo wie ihre Katechiſationen der Kinder. Schwer und mühſam war das Tagwerk der treuen Männer, aber aufmunternd und freudebringend der Erfolg ihrer Arbeiten, denn nach kurzer Friſt ſahen ſie um ſich her eine Chriſtengemeinde aufblühen, welche die Wahrheit ihrer Bekehrung großentheils durch einen Wandel bezeugte, welcher ihres Glaubens würdig war.

Nach den mannichfachen ſchweren Prüfungen und Läuterungen ihres Gottvertrauens kam den beiden Zeugen eine große Freude und Hülfe aus Europa. Drei neue Mitarbeiter an dem Werke des Heiles, Grundler, Boewing und Jordan traten an ihre Seite und das Schiff, welches dieſe nach Tranquebar führte, brachte zugleich eine anſehnliche Geldſendung für die Bedürfniſſe der Miſſionare mit ſich. Auch in England war eine Theilnahme an dieſem großen Werke erwacht, welche ſich noch in demſelben Jahre durch reichliche Gaben der Liebe bezeugte.

An dem neuangekommenen Miſſionär Grundler fand

Ziegenbalg einen ſo tüchtigen, geiſtig hochbegabten Mitarbeiter, daß er ihm die Obhut über die Gemeinde in Tranquebar rüſtig anvertrauen konnte, während er ſelber der Verkündigung des Evangeliums unter dem Volke der Eingeborenen eine neue Bahn in Madras eröffnen wollte. Auch dieſes Unternehmen, das die Engländer freudig unterſtützten, war von geſegnetem Erfolge. Bei all' dieſen Arbeiten gelang es dem unermüdet thätigen Manne, eine Ueberſetzung der Schriften des alten Teſtamentes in die tamuliſche Sprache, bis zum Buche Ruth zu fertigen, welche ſpäter einer ſeiner Nachfolger im Indiſchen Miſſionsgeſchäfte: Schulz (im Jahre 1723) vollendete. Denn Ziegenbalg, der treue Knecht, durfte ſchon im Februar 1719 eingehen zu ſeiner Ruhe und zum Genuſſe des verheißenen Lebens der Ewigkeit, und im März des nächſten Jahres folgte ihm ſein gotteskräftiger Gehülfe: Grundler.

Die Gräber dieſer beiden Gottesmänner, mit ihren einfachen Inſchriften ſind in der Miſſionskirche von Tranquebar zu ſehen. Es ſind aber nicht die einzigen Gräber der Sendboten des Evangeliums, welche in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Tranquebar kamen. Denn ſchon in demſelben Jahre, in welchem Ziegenbalg ſtarb, trafen drei neue Gehülfen, unter ihnen der vielthätige Schulz, in Tranquebar ein, im Jahre 1724 abermals drei neue, denen ſpäter noch Andere folgten. Unter dieſen nennen wir hier nur noch den Miſſionär Worm, der ſich durch eine ganz beſondere Gabe auszeichnete, die Hindus an ſich zu ziehen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Durch ihn trat auch die Miſſion zu Tranquebar in brüderlich hülfreiche Verbindung mit jener der Holländer zu Negapatam. Die größere Zahl all' dieſer Männer hat in Indien die Ruheſtätte ihres irdiſchen Pilgerwandels gefunden.

Schulz nach einem 20jährigen reich geſegneten Dienſte am Miſſionswerke ſah ſich im J. 1740 durch ſeine Kränklichkeit genöthigt, nach Europa zurückzukehren.

Bis zur Ankunft unſeres Schwarz im Jahre 1750 war die Zahl der Neubekehrten durch die däniſche Miſſion in Tranquebar auf 8000, in Madras auf 1000 geſtiegen.

5. Der rechte Anfang.

Das nächtliche Dunkel war ſchon eingetreten, als ſich das Schiff, welches Schwarz mit ſeinen beiden Miſſionsbrüdern Polzenhagen und Hüttenmann hieher geführt, der Küſte von Coromandel genaht hatte. Am Morgen darauf lag das Küſtenland von Indien in ſeiner ganzen Herrlichkeit vor ihren Augen; Cuddalore ihnen gerade gegenüber. Daſelbſt hatte damals der Miſſionär Kiernander ſeine Station, unter ſeinem Dache fanden die drei neuen Ankömmlinge ihre Wohnung. Schon am 24. Juli kam ihnen auch der Miſſionär Wiederbroek, als damaliger Senior der däniſchen Miſſion, nach Cuddalore entgegen, um ſie an den Ort ihrer nächſten Beſtimmung: nach Tranquebar, abzuholen. Wo konnte der Empfang herzinniger und liebevoller ſeyn, als hier, bei den noch übrigen, lebenden Brüdern! Jeder von dieſen wollte den werthen Gäſten ein Gajus ſein, Kohlhoff aber drang voran, an ſeinem Tiſche mußten ſie ihr tägliches Brod brechen; an ſeiner Hand führte er ſie auf ihr nunmehriges gemeinſames Arbeitsfeld zu der kleinen Gemeinde der Eingeborenen des Landes, denen Gott das Herz zum Verlangen nach der Botſchaft des Heiles in Chriſto aufgethan hatte. Wie lieblich lautete ihnen da die Sprache des Volkes, aus dem Munde ſelbſt der jungen Kinder, wenn ſie den Namen und das

Lob ihres Heilandes ſprachen; das Herz unſeres **Schwartz** brannte in ihm vor Verlangen, mit dieſen Kleinen zu reden von der Liebe zu ſeinem und ihrem Herrn und Gott. Aber hier ſtand er noch an einer ihm verſchloſſenen Pforte, an welcher es galt, ohne Aufhören und mit ſehnlichem Ernſte anzuklopfen.

An einen Freund, der ihm während ſeiner Studienzeit in Halle viele Wohlthaten erwieſen hatte, ſchrieb er hierüber: „Auf unſerer Seereiſe dachte ich öfters: in Halle habe ich drei Monate lang tamuliſch gelernt und nur geringe Fortſchritte darin gemacht, wie viel Zeit wird dazu erforderlich ſeyn, um dieſe Sprache auch nur ſo weit zu lernen, daß ich mich verſtändlich in derſelben ausdrücken kann!“

Aber wie kam es nun, daß ihm auf einmal der Mund aufgethan, die Zunge beweglich wurde zu dem Hauptwerke ſeines neuen, großen Berufes? Er hatte den geradeſten und nächſten Weg zum Beſitze und Gebrauche der ihm nöthigen Gabe gefunden: er ließ Den für ſich reden, welcher von Jugend auf in ſeinem Herzen Wohnung genommen hatte: den Geiſt, den lebendigen Odem aus Gott, der dem Menſchen die Sprache gegeben hat. In der Kraft dieſes Geiſtes, welche er durch Anhalten im kindlichen Gebete im Herzen hatte, wagte er es, vor ſeiner Gemeinde in tamuliſcher Sprache zu predigen und zu beten, und von nun an war ihm der Weg der mündlichen Anſprache zu den Herzen der Tamulen gebahnt.

Er hatte hierzu auch noch andere menſchliche Lehrer, die ihn weiter förderten als die gelehrten Meiſter in Halle. Das waren die kleinſten Kinder in der tamuliſchen Chriſtenſchule. Alle, welche den ehrwürdigen Miſſionär **Schwartz** näher kennen lernten, wiſſen es, daß Niemand beſſer als er mit kleinen Kindern, ſo, als wäre er ſelber ein Kind, zu reden wußte. Er hat dieſe kindertrauliche Weiſe bis in ſein Greiſenalter ſich erhalten, ſo wie zugleich den beſtändigen Umgang mit dem Geiſte, welcher uns als Kinder zu Gott unſerem Vater im Himmel ſprechen lehrt. Denn, obgleich in ſeinem Greiſenalter ſein Gedächtniß für das Wiſſen der Welt ſchwächer geworden war, was man bei gewöhnlichen Unterhaltungen wohl bemerken konnte, ſo zeigte ſich doch bis zu ſeinem Ende der Geiſt der Kindſchaft in ihm in unverändert kräftiger Weiſe. Er konnte ſo brünſtig beten, tröſten, von Chriſto zeugen und Andere vermahnen ſo wie über das Eine, das Noth thut, belehren, als jemals ſonſt, ja dieſe Kraft ſchien bei ihm mit dem allmähligen Erſterben des Leibes noch zu wachſen.

Von beſonderem Segen ſcheint ihm in der Zeit des Anfanges ſeines Miſſionswerkes ein tägliches Verweilen in jenem innerſten Heiligthume des chriſtlichen Prieſterthumes geweſen zu ſeyn, welches dem Sakramente der Taufe geweiht iſt. Wie der Menſch ohne ſein eigenes Zuthun bei ſeiner Geburt die Gabe des leiblich ſterblichen Lebens empfängt, ſo wird ihm durch die Taufe die Gabe eines ewigen Lebens zu Theil. Denn da wird er nicht vom Fleiſche in das Fleiſch, ſondern aus dem Geiſte neu gezeugt und geboren. Schon in dem nächſten Frühlinge nach ſeiner Ankunft in Tranquebar wurde dem jungen Miſſionär der Vorbereitungsunterricht der Neubekehrten zu dem Empfange der Taufe anvertraut. Nach Vollendung jenes Unterrichts durfte er dieſe ihm theueren Seelen in den Bund der Taufe aufnehmen. Und dieſen Segen des prieſterlichen Amtes genoß er im Frühlinge und Sommer des Jahres 1751 zweimal, denn ſchon zehn Tage nach der Taufe der erſten Abtheilung der Neubekehrten ward ihm die Vorbereitung einer zweiten Abtheilung derſelben zur Taufe übergeben.

Das Ziel, nach welchem er bei ſeiner Bekehrung der Heiden am meiſten hinarbeitete, war nicht allein die Erkenntniß des Heiles, ſondern die Erweiſung dieſer Erkenntniß durch die That des Lebens. Chriſtus hat uns ein Vorbild des Wandels in dem neuen Leben der Wiedergeburt, das aus Gott iſt, gelaſſen, dieſes Vorbild ſoll ſein Geiſt in uns erwecken und geſtalten. Chriſti Bild in uns und in unſeren wahrhaft zu Ihm Bekehrten, das iſt der rechte, kräftige Glaubensprediger für die noch unbekehrten Heiden.

Beiſpiele, welche dem ſeligen Schwartz zu ſeiner großen Freude dieſe Wahrheit beſtätigten, gaben ihm ſeine Neubekehrten und in Chriſti Tod Getauften nicht wenige. Ein Hindu kam mit ſeinem Weibe, um ſich in den Lehren des Chriſtenthums unterrichten zu laſſen. Zu dieſem Entſchluſſe hatte beide die Sanftmuth und Demuth geführt, in welcher die Mutter des Mannes, welche eine Gläubige der Gemeinde war, ihre bitteren Schmähungen erduldet hatte. Als Schwartz dieſe Mutter beſuchte, ſagte ſie zu ihm: ſie bete Tag und Nacht und ſetze ihr Vertrauen auf Gott allein. Dieſer ihr himmliſcher Vater verſehe ſie immer mit Arbeit und ſie ſey wohl zufrieden, wenn ſie nur einige Kräuter auf dem Felde zu ihrem Lebensunterhalte zuſammenleſen könne. — Während der damaligen allgemeinen Theuerung, welche das Schließen der Kornmagazine zur Folge hatte, ſagte eine andere Eingeborene aus der Chriſtengemeinde: ich habe nur einen Fanom (eine der kleinſten Geldmünzen), konnte aber keinen Reis dafür erhalten; nun bleibt mir für heute keine andere leibliche Nahrung als Waſſer; aber ich habe eine geiſtliche Speiſe und dieſe erquickt mein Herz. — Eine andere dieſer armen

Chriſtinnen erwiderte auf die Ermahnung, ſie ſolle nicht zu ängſtlich für den Leib ſorgen, mit großer Freudigkeit: „Der den Baum gepflanzt hat, ſollte ihm der nicht auch Waſſer geben? Ich weiß, Gott verläßt uns nicht, wir mögen leben oder ſterben.“

Für alle Chriſten, deren Liebe zu ihrem Herrn eine Liebe in der That und Wahrheit war, mußte es eine große Beſchämung und ein tiefer Schmerz ſeyn, wenn ſie ſahen, welche Schande ihre Landsleute, die europäiſchen Chriſten, die hier in Indien wohnten, dem Chriſtennamen durch ihren ärgerlichen Wandel machten. Wie ſchwer mußte es ſeyn, daß die armen Heiden, wenn ſie die täglichen Aergerniſſe ſahen, welche die ſogenannten Chriſten ihnen gaben, eine Lehre achten lernten, deren Anhänger ihre tiefſte Verachtung verdienten? Schwartz mußte zu ſeiner großen Demüthigung dieſen Vorwurf oft aus dem Munde des eingeborenen Volkes hören. Eines Tages begegnete er einem heidniſchen Tanzmeiſter, der ein junges Mädchen mit ſich führte, und ſagte ihnen, daß kein Unheiliger in das Himmelreich kommen werde. „Ach, mein Herr,“ ſo erwiderte ihm das arme Mädchen, „dann wird wohl kaum ein einziger Europäer dahin gelangen.“ — Ein wohlhabender, alter Hindu-Kaufmann, welcher däniſch, engliſch und franzöſiſch verſtand, ſagte zu ihm: „Mein Herr! zürnen Sie nicht; ſprechen alle Europäer ſo wie Sie?“ Schwartz antwortete ihm: nicht alle Europäer ſeyen wahre Chriſten, doch gebe es unter ihnen Solche, die es wirklich ſeyen, und die mit aufrichtigem Herzen für die Hindu beten, daß ſie mit Jeſu Chriſto bekannt werden möchten. — „Sie ſetzen mich in Verwunderung,“ erwiderte der Heide; „denn aus Allem, was ich täglich zu ſehen und zu erfahren Gelegenheit habe, muß ich ſchließen: die Europäer ſeyen, mit wenig Ausnehmen, eigennützige, unenthalſame, ſtolze Leute, voll unerträglicher Verachtung und Vorurtheile gegen uns Hindu's, und ſelbſt gegen ihre eigene Religion feindſelig geſinnt, was beſonders bei den vornehmen Ständen unter ihnen der Fall ſcheint." — Schwartz konnte bei ſolchen Aeußerungen der Tamulen, die er vielmals anhören mußte, und nach dem, was er ſelbſt an ſeinen Landsleuten ſahe, nichts Anderes thun, als demüthig ſchweigen, zugleich aber in freudigem Vertrauen ſich auf die Thaten Deſſen berufen, Der in den Herzen Seiner begnadigten Sünder das Werk der Heiligung anfängt, fortführt und vollendet.

Doch gewann die Sache des Chriſtenthums ſelbſt in den Augen der ungläubigen Menge einen beſſeren, ehrenden Anſchein, als im Jahre 1753 die däniſche Regierung einen Mann zum Gouverneur in Tranquebar ernannte, welcher in ſeiner früheren Stellung als Kapitän der Flotte den Gedanken an das Ende wohl kennen und täglich üben gelernt hatte. Dieſem lag die Förderung des Chriſtenthums bei jeder Gelegenheit am Herzen. Er bezeugte dieſes alsbald durch mannichfache Thaten der Chriſtenliebe. So hatte eine heidniſche Mutter ihr Mädchen als Tänzerin an eine benachbarte Pagode verkauft. Als aber nicht lange nachher dieſe Mutter dem Heidenthume entſagte und Chriſtin wurde, da ward es ihr ein ernſtliches Anliegen, daß ſie ihr armes Kind aus den ſchändlichen Feſſeln des Sündendienſtes befreien möchte. Ihre Mittel reichten aber nicht dazu hin, um das Kind wieder auszulöſen. Da kaufte daſſelbe der däniſche Gouverneur mit einer anſehnlichen Summe, gab es in eine Miſſionsſchule und bezahlte die Koſten der Erziehung. Später wurde dieſe Tochter getauft und trat nachmals in die Ehe mit einem ſehr achtbaren tamuliſchen Chriſten.

Schwartz, von da an, wo er als 24jähriger Jüngling nach Indien kam, bis in ſein ſpäteres Alter, benützte jeden Tag und jede Stunde, welche ihm die angelegentlichen Bemühungen in ſeinem Lehrerberufe zu Tranquebar frei ließen, um in der Nähe wie in weiterer Ferne das heidniſche Landvolk in ſeinen Hütten oder in ſeinen täglichen Geſchäften aufzuſuchen. Hier gelang es ihm oft, daß er mit ſeiner kindlich freundlichen Zuſprache nicht nur in die Wohnungen, ſondern in die Herzen willigen Eingang fand und den armen Fiſchern am Waſſer ein reichere Gabe mittheilen durfte, als ihnen ihre Netze boten. Wenn er dann, etwa nach einer mehrtägigen kleinen Miſſionsreiſe wieder in die Stadt kam, und ihn ſeine tamuliſchen Schulkinder mit dem Liede: „Nun lob' meine Seele den Herren“ empfingen, das ſie, in ihre Sprache überſetzt, nach ſeiner bekannten, ſchweren Melodie hatten ſingen gelernt, da gingen auch ihm in tiefer Demuth und Freude der innigen Liebe Herz und Mund zum Lobe und Preiſe ſeines Herrn auf.

Wie kindlich und zugleich wie gewaltig die Gebete dieſes Mannes waren, das kann man noch jetzt im ſchwachen Nachhalle aus jenen Berichten erkennen, die wir von dem Inhalte ſeiner Gebete, im Kreiſe der Brüder haben. So aus jenem, der uns von dem Gebete aufbehalten iſt, mit welchem Schwartz, der Jüngling, eine Verſammlung der Miſſionäre zu Cuddalore ſchloß. „Möge Gott“, dieſes bat er unter Anderem, „ſie alle davor bewahren, daß ſie ſich bei irgend einem ihrer Schritte im Miſſionsleben auf ihre eigene Weisheit und Kraft verließen, ſondern daß ſie immer ausziehen möchten in ihres Herrn Stärke und ihr Tagwerk ſchaffen in Seinem Lichte, im beſtändigen Aufblicke auf ihn.“ Nach Vollendung dieſes Gebetes ſchloſſen die verſammelten Miſſionsbrüder einen Bund vor dem Angeſichte des Herrn, daß ſie Sein ganzes Eigenthum ſeyn und bleiben, Ihm von ganzem Herzen dienen und mit erneuter Kraft den armen Heiden um ſie her das Evangelium verkündigen wollten. – „Der Herr hat jetzt gehört", ſo ſagte Schwartz zu den Brüdern, was wir vor ihm geſprochen haben: möge Er uns Licht und Leben, Kraft und Gedeihen dazu verleihen."

Aus einem Briefe, den Schwartz am 10. Oct. 1753 an Profeſſor Francke (den Sohn des Auguſt Hermann) in Halle ſchrieb, entnehmen wir die nachſtehende Stelle:

„Die Noth der Chriſtengemeinde und die Gefühlloſigkeit der meiſten Heiden gegen das Wort Gottes erfüllt meine Seele oft mit bitterem Schmerze, weil ich in den Wegen der Wahrheit noch nicht genug erfahren bin; indeſſen ſtrebe ich darnach, ſo viel mir der Geiſt Jeſu Chriſti Kraft dazu verleiht, meine Bürde auf Den zu werfen, der da mächtig iſt, zu helfen, und ſich gerne gnädig zu uns herabläßt, damit wir nicht in unſerer Noth untergehen. Die Worte des Propheten, welche dem kommenden Meſſias in den Mund gelegt werden, ſchweben häufig meiner Seele vor: „„ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umſonſt und unnütz hin, wiewohl meine Sache des Herrn, und mein Amt meines Gottes iſt"" (Eſaj. 49, 4). Auch gewährt mir die unermüdete Geduld und Gnade, womit Gott an meiner Seele arbeitet, einen hohen Troſt, indem Er in meinem Innern immer zu mir ſpricht: „„Gehe noch einmal zu ihnen hin und verkündige Beiden, den Chriſten wie den Heiden, das Wort vom ewigen Heile; denn du warſt weiland auch unweiſe, ungehorſam, irrig, dienend den Begierden und mancherlei Wollüſten, und haſt in dieſem verderbten Zuſtande Zorn und Ungnade verdient; aber Gott hat ſich deiner um Chriſti willen erbarmet und viele Jahre auf deine Bekehrung gewartet; darum lerne du nun auch in Geduld auf die Bekehrung anderer Menſchenſeelen warten.““ Nun, mein Herz und Sinn, meine Begierden und Gedanken, meine Pläne und mein eigener Wille ſollen ganz und gar dem Willen meines himmliſchen Vaters hingegeben ſeyn: nicht mein Wille, ſondern Dein Wille geſchehe, daß nur Dein Reich komme, auch in Indien, zu mir und zu allen anderen Menſchen, welche auf der Erde leben.“ — —

Uebrigens meldet Schwartz in dieſem Briefe mit inniglicher Freude auch die Ankunft des neuen Miſſionsbruders Peter Dame in Tranquebar, mit welchem gleich von der erſten Bekanntſchaft an ſein Herz jenen Bund der Liebe ſchloß, welcher ſpäter für Beide, in Zeiten mancher Noth und Bedrängniß ein Quell des Troſtes und der Freude wurde. Dieſer neue Gewinn an hülfreichen Kräften für das Werk der Miſſion traf der Zeit nach nahe mit einem ſchmerzlichen Verluſte, namentlich für Schwartz, zuſammen. Sein lieber Begleiter aus Europa hieher, ſein treuer Arbeitsgenoſſe Polzenhagen erhielt den Auftrag, eine kleine Geſellſchaft von Koloniſten auf die däniſchen Nikobar-Inſeln zu begleiten, und fand hier als das erſte unter vielen ihm nachfolgenden Opfern nach kurzem Aufenthalte ſein Grab. —

6. Die Freunde in der Noth.

Wir haben ſchon oben S. 126 von dem freundbrüderlichen Verkehre geſprochen, in welchen die däniſch-lutheriſche Miſſion zu Tranquebar durch den Miſſionär Worm mit den Vertretern des holländiſchen Miſſionswerkes zu Regapatam getreten waren. Dieſes chriſtbrüderliche Einverſtändniß der Verkündiger des Evangeliums von beiden Seiten wurde in den Zeiten der großen Drangſale und Gefahren, welche jetzt, namentlich über die evangeliſchen Chriſten in Indien kamen, fortwährend ein noch viel innigeres und feſteres. Es war ein gemeinſamer, Verderben drohender Feind, welchem ſie jetzt mit ihrer eigenen Perſon, ſo wie mit dem Werke ihrer Miſſion, gegenüber zu ſtehen hatten. Ehe wir von dieſen, damals nahe kommenden Gefahren reden, erwähnen wir zuvörderſt des bereitwilligen Entgegenkommens der Holländer zu jedem Dienſte, welchen ſie den lutheriſchen Miſſionären zu leiſten vermochten.

Früher im Jahre 1758 machte Schwartz in Begleitung ſeines Mitarbeiters Kohlhoff eine Reiſe nach Regapatam, einer Seeſtadt, welche etwa in 8 Stunden Entfernung ſüdwärts von Tranquebar liegt. Der dortige holländiſche Gouverneur nahm dieſe Gäſte liebevoll auf, und freute ſich darüber, daß ſie das Evangelium in portugieſiſcher und tamuliſcher Sprache dem Volke in der Stadt verkündigten, ſo wie den in Regapatam verweilenden Deutſchen, Predigten und Gottesdienſte in ihrer vaterländiſchen Sprache hielten, wornach dieſelben großes Verlangen trugen. Nicht nur hier, ſondern auch anderwärts in Indien machten unſere Miſſionäre die Erfahrung, daß ſie auf holländiſchem Gebiete vorherrſchend eine viel günſtigere Aufnahme fanden als auf brittiſchem oder däniſchem Gebiete. Denn die holländiſchen Staatsbeamten, nach der weltbürgerlich-duldſamen Verfaſſung und Geſinnung ihres Landes erkannten an den Bewohnern ihrer außereuropäiſchen Beſitzungen eine mitbürgerliche Stellung an, und wenn dieſelben zum Chriſtenglauben ſich bekehrten, dann ſchenkten ſie denſelben ein noch größeres Vertrauen, während man anderwärts jene mit Verachtung, dieſe mit Mißtrauen behandelte. Daher nahmen die einflußreicheren Freunde der beiden Miſſionäre in Negapatam die Ermahnungen mit willigem Herzen auf, daß ſie der Förderung des Reiches Chriſti in dem Heidenlande, darin ſie lebten, eifriger gedenken möchten, weil ſie ſonſt eine ſchwere Schuld und Verantwortlichkeit vor Gottes Gericht auf ſich häufen würden. Der Gouverneur verſicherte ſie ſeiner Bereitwilligkeit, dieſer Ermahnung zu folgen, und gab das Verſprechen, daß er gleich nach der erwarteten Rückkehr ihres Regierungskaplanes eine eigene Kirche zum Gebrauche der bekehrten Hindus in der Stadt wolle aufrichten laſſen. Und in weniger als Jahresfriſt hat er auch dieſes Verſprechen erfüllt; die beiden Miſſionäre aus Tranquebar wohnten der Einweihung der Kirche bei. —

Indeß war zwiſchen den Franzoſen und Engländern jener Krieg ausgebrochen, deſſen Erſchütterungen in den außereuropäiſchen Beſitzungen beider Nationen faſt noch merklicher waren als in Europa ſelber. Da die Franzoſen in den Jahren 1756 bis 58 in einigen ihrer Kriegsunternehmungen glücklich geweſen waren, gaben ſie ſich der Hoffnung hin, daß bald der größere Theil von Indien unter ihre Herrſchaft kommen werde. Die römiſch-katholiſchen Prieſter erblickten hierin einen Ermunterungsgrund, die proteſtantiſchen Gemeinden der neubekehrten Einwohner zu bedrohen und auf mannichfache Weiſe zu verdächtigen, und es fehlte hiebei auch nicht an Beiſpielen der Gewaltthätigkeit. Doch waren die Bedrängniſſe und Gefahren, welche der Krieg ſelber mit ſich brachte, für alle Bewohner zunächſt der Küſtengegenden von Koromandel gemeinſam.

In der Nacht vom 28. April 1758 landete ein franzöſiſches Truppencorps vor dem Fort St. David, in der

Nähe von Cuddalore. Bald ſchloſſen ſich demſelben Truppen aus dem benachbarten Pondichery zu ſeiner Verſtärkung an; jetzt wurden die umliegenden Städte und Dörfer von den Soldaten auf grauſame Weiſe geplündert und verheert. Viele der römiſch-katholiſchen Chriſten nahmen ihre Zuflucht in eine Kirche, nahe bei dem Landhauſe des Gouverneurs, in der Hoffnung, daß ſie die Franzoſen als ihre Glaubensbrüder in Schutz nehmen würden. Aber plötzlich verbreitete ſich unter den Soldaten das Gerücht, daß dieſe Kirche den deutſchen Miſſionären gehöre und daß die Flüchtlinge in ihr Mitglieder der proteſtantiſchen Gemeinde ſeyen. Alsbald wurden dieſe armen Leute mit unmenſchlicher Grauſamkeit niedergemacht und die Kirche in einen Aſchenhaufen verwandelt. Obwohl nun die proteſtantiſchen Miſſionarien zu gleicher Zeit innerhalb der Mauern des benachbarten Cuddalore noch vollkommene Sicherheit genoſſen, mußten ſie dennoch ein ähnliches Schickſal erwarten, als ſie jetzt das franzöſiſche Heer zur Einnahme der ſchlecht verwahrten Stadt heranrücken ſahen. Die brittiſche Garniſon übergab denn auch die Stadt auf Kapitulation und der Kommandant derſelben ertheilte den Miſſionären den freundlichen Rath, daß ſie ſeinen Unterhändler in das feindliche Lager begleiten und den franzöſiſchen Befehlshaber um ſeinen beſonderen Schutz bitten ſollten. Dieſer, der Graf Lolly, verſicherte ſie der Gewährung ihrer Bitte und ließ ſogleich ſein eigenes Regiment, welches aus lauter Irländern beſtand, und von Oberſt Kennedy kommandirt wurde, die Miſſionarien eine Strecke weit aus dem Lager begleiten. Ja bei dem Einrücken ſeiner Truppen in die Stadt gab er einem der Offiziere den Befehl, daß er eine Schutzwache vor das Haus der Miſſionäre ſtellen und dieſelben vor allen Feindſeligkeiten ſicher ſtellen ſollte. Und dieſer Offizier war, durch Gottes Schickung, ein Deutſcher, der Baron Heidemann, welchen der Miſſionär Kohlhoff zu Seringpatam kennen gelernt hatte. Ein wahrhaft frommer Mann, welcher bald nachher die franzöſiſchen Dienſte verließ und ſich ſich auf die Miſſionsſtelle zu Weperi zurückzog, wo er ſeinen Erdenlauf im Jahre 1761 in freudigem Glauben an ſeinen Erlöſer beſchloß.

Aber die vorſorgende Hand ihres Gottes erwies ihre Hülfe noch weiter an den Miſſionarien. Dieſe hatten eilig eine Botſchaft an die Brüder in Tranquebar geſendet und dieſe erſucht, daß ſie Alles, was zur Miſſion gehörte, auf Booten möchten abholen laſſen. Ehe jedoch dieſe Botſchaft an ihren beſtimmten Ort kam, ward dieſes Anliegen ſchon auf einem ungleich kürzeren und beſſeren Wege beſeitigt. Gleich nach dem Abmarſche der engliſchen Garniſon machte der Graf Lolly den Miſſionarien einen Beſuch. Er unterhielt ſich mit denſelben, erkundigte ſich genau nach ihren Miſſionsarbeiten und dem Erfolge derſelben, bot ihnen zwei Reiſepäſſe an und geſtattete, daß zwei Boote, welche den Franzoſen Lebensmittel zugeführt hatten, die Habſeligkeiten der Miſſionarien mitnehmen dürften. — Jetzt verſammelten ſie am Strande ihre kleine Chriſtenheerde, knieeten mit ihren Brüdern nieder und empfahlen ſie betend dem Herrn, daß Er ſie ſelbſt in ſeinem Schutze erhalten und führen möge und nahmen unter vielen Thränen von ihnen Abſchied.

Vielen chriſtlichen und heidniſchen Einwohnern wurde auf ihr Verlangen geſtattet, daß ſie nebſt ihren Familien mit den Miſſionarien die Stadt verlaſſen dürften. Sie erreichten am 8. Mai Tranquebar, wo die Flüchtlinge freundlich aufgenommen und in den Wohnungen der Chriſten beherbergt wurden. Die beiden Miſſionäre Kiernander und Hüttemann hatten die Freude, bei der portugieſiſchen und malabariſchen Gemeinde der Ankömmlinge einen Wirkungskreis zu finden.

Es war eine gnädige Leitung unſeres Gottes, daß die Miſſionäre zu Cuddalore ſo ſchnell ſich beeilt hatten, mit dem Häuflein ihrer Neubekehrten die Stadt zu verlaſſen, weil ſchon am Tage nach ihrer Abreiſe einige durch ihren Einfluß vielvermögende Männer in die Stadt kamen, welche ungleich erbittertere Feinde der evangeliſchen Miſſionen waren als alle Soldaten des franzöſiſchen Heeres. Vergeblich war es, daß ſie dem General Lally Vorwürfe über ſeine übel angewendete Milde machten; die Tauben waren aus dem geöffneten Schlage entflohen und unter ein ſicheres Obdach geborgen. — —

Wir haben hier nur dieſe vielfach wundervolle Rettung aus der Geſchichte der damaligen Miſſionen ausführlicher nacherzählen wollen, vieler anderen gedenken wir hier nicht oder erwähnen ihrer nur vorübergehend, obgleich in ihnen allen ſo augenfällig als ſonſt nur ſelten das Walten einer unſichtbaren Hand erkennbar iſt, welche ſich der Vereinſamten und Verlaſſenen kräftig annimmt, gegen all' ihrer Feinde Uebermacht und Bosheit. Dieſes erfuhr der treue Zeuge für die Wahrheit des Evangelius durch Wort und That, der Miſſionär Fabricius, bei der Einnahme der Stadt Madras durch die Franzoſen und bei dem Niederbrennen jener Vorſtadt, welche, unter dem Namen der ſchwarzen Stadt bekannt, der Wohnort vorzugsweiſe des tamuliſchen Volkes war. Denn in der Mitte dieſes geringen und verachteten Volkes hatte die proteſtantiſche Miſſion ihren Wohnſitz aufgeſchlagen; alle Gräuel der Verwüſtung und Vernichtung, welche ein verwildertes, mord- und raubſüchtiges Heer der Soldaten an dem unbewaffneten, ſchutzloſen Volke der Vorſtadt verübte, mußte Fabricius ſammt ſeinen Gehülfen und der kleinen Gemeinde ſeiner Neubekehrten in vollem Maaße erfahren. Obgleich jedoch geplündert von dem Feinde und all' ihrer Habſeligkeiten beraubt, wurden dennoch alle die Angehörigen der Miſſion mit den Gliedern ihrer Gemeinde am Leben erhalten und ſie fanden als Geflüchtete nur mit dem nackten Leben, brüderliche Aufnahme, Obdach und leibliche Pflege bei den Holländern in Pulicat.

Zu dieſen Freunden in der Noth und in ihrer Obhut und Pflege hatte ſich auch Schwartz hingewendet, als ihm ein noch mächtigerer Feind, als die mit Schwert und Flinten es ſind, eine verzehrende Krankheit der Bruſt den Tod drohete. Er fuhr hinüber nach Ceylon, zu ſeinen Freunden, den Holländern, fand bei ihnen freundliche Aufnahme und Pflege für ſeinen kranken Leib, zugleich aber und vor Allem eine freudige Aufnahme ſeiner Predigt von dem Heile, einzig in Chriſto, bei dem eingeborenen Volke, ſo wie bei denen nach dem Troſte des göttlichen Wortes verlangenden Europäern. Denn hier ſtand zwar noch in Ehren der mächtige Baum, unter deſſen Schatten Baldäus im 16. Jahrhunderte den Tauſenden der eingeborenen Heiden die Botſchaft von Chriſto verkündet hatte, aber die Arbeit der Ernte war größer und der Arbeiter waren weniger geworden.

So wohl auch der Aufenthalt bei dieſen Freunden dem leiblich Leidenden gethan hatte, welcher in der geſegneten Arbeit ſeines Berufes ein Ausruhen fand, wurde er dennoch in Colombo von einem ſchweren Krankheitsanfalle auf das Siechbette geworfen. Er ſchreibt hierüber am 16. Auguſt 1760 an ſeinen väterlichen Freund, den Dr. Francke in Halle: — — „Wenn ich bedenke, wie gnädig ſich Gott herabließ, um mich durch eine Krankheit, mit welcher er mich zu Colombo heimſuchte, zu demüthigen und zu reinigen, ſo fühle ich mich gedrungen, Ihn in der Stille dafür zu preiſen. Alle Wege Gottes ſind eitel Güte und Wahrheit, ſelbſt alsdann, wenn es ſcheint, als habe Er uns im Zorne heimgeſucht und der Verheißung vergeſſen, die Sein Wort enthält. Ich habe Grund, zu glauben, daß der zu Colombo ausgeſtreute Same bei einzelnen Seelen wahre und bleibende Früchte getragen hat.“ — — —

Man hat alle Urſache, zu glauben, daß der damalige Aufenthalt in Ceylon für Schwartz eine Rettung und Verlängerung ſeines Lebens auf eine mehr als die doppelte Zahl der Jahre zur Folge hatte. Eine Wohlthat, welche nicht nur dem einzelnen Manne und ſeinen nächſten Freunden, ſondern dem großen geſammten Werke der evangeliſchen Miſſion ein hoher Gewinn war. Schwartz ging wie neu belebt, mit friſcher Kraft an ſein Werk, durfte in hohem Maaße ſich freuen an dem immer beſſeren Fortgange und Gedeihen der Miſſionen in Cuddalore und der ganzen umliegenden Landſchaft. Von ſeiner Freudigkeit hierüber zeugt namentlich ein Brief von ihm an einen ſeiner Freunde in Halle vom Anfange des Jahres 1762. Darin ſchreibt er unter Anderem: — „Was meine gegenwärtigen Umſtände betrifft, ſo fühle ich mich gedrungen, Gott zu preiſen für die vielfachen Segnungen, womit Er im Verlaufe des verfloſſenen Jahres um Chriſti willen das Leben ſeines armen Dieners gekrönt hat. Er hat mich von einem Tage zum anderen auf die huldreichſte Weiſe unterſtützt, auch durch Seinen Geiſt gezüchtigt und gelehrt, und nie ohne Troſt gelaſſen. Darum preiſt meine Seele den Herrn, und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Heilandes. Wirklich habe ich auch die größte Urſache zur Dankbarkeit, denn der Herr hat die Niedrigkeit ſeines Knechtes angeſehen. Meine

Freude iſt nicht rauſchend, aber ruhig und bleibend; und vor Allem iſt mir darum zu thun, zu erkennen, daß ich ein Eigenthum meines Gottes bin, daß ich Gnade geſunden habe in Seinen Augen; daß Sein Friede auf mir ruht, und ich mit Zuverſicht im Gebete zu ihm nahen und eine gewiſſe Hoffnung des ewigen Lebens haben darf, ſo daß ſelbſt die kranken Tage mir dieſe Tröſtungen nicht rauben dürfen.“ — — —

7. Als die Armen, welche doch Viele reich machen.

Wenn in einigen der nächſtfolgenden Jahre die Freunde der Miſſion in Indien die Berichte laſen, daß Schwartz in Tritſchinopoli, einer mächtigen Waffenſtadt der Engländer, eine Miſſionsſtation begründet, mehrere Gehülfen um ſich geſammelt habe, die er auf ſeine Koſten erhielt; daß es ihm gelungen ſey, nicht nur aus den dortigen Heiden in der Stadt und auf dem Lande umher eine Gemeinde zu begründen, ſondern daß er auch bei den engliſchen Soldaten als Prediger in Segen wirke, ja daß er dieſen ſogar eine Kirche erbaut habe, der mußte vielleicht unbegreiflich finden, wie der arme Miſſionär, deſſen Einkommen man aus den Jahresrechnungen der Geſellſchaft kannte, zu ſo reichen Mitteln und ſolcher Wohlhabenheit gekommen ſey? Laſſen wir uns das Nähere hierüber durch einen Brief ſagen, welchen im Jahre 1767 William Chambers, der Bruder des Oberjuſtizpräſidenten von Bengalen, Sir Robert Chambers, an einen Freund ſchrieb:

— — „Oft hatte ich, noch ehe ich nach Tritſchinopoli kam, Herrn Schwartz als einen Mann nennen hören, welcher mit viel Frömmigkeit und großem Eifer eine gründliche Bekanntſchaft mit den Landesſprachen verbände. Da mir jedoch Nachrichten dieſer Art meiſt nur von Solchen gegeben wurden, welche die Vorzüge eines religiöſen Charakters durch das trübe Glas der herrſchenden Vorurtheile anzuſehen pflegen, ſo waren meine Vorſtellungen von ihm ſehr unvollkommen, und weil ich ſelbſt damals noch ſehr unſicher und unreif in meinem Urtheile war, ſo miſchte ſich bei mir ein Vorurtheil finſteren Trübſinnes und übertriebener Strenge in die Schilderung, welche Andere mir von Schwarz gemacht hatten. Aber ſchon der erſte Anblick des Mannes benahm mir meine irrigen, vorgefaßten Meinungen von ihm. — Zwar ſein Anzug war ziemlich abgetragen und nach altmodiſchem Zuſchnitte; aber in ſeinem ganzen Weſen fand ich das gerade Gegentheil von dem, was man an einem Menſchen finſter und zurückſtoßend nennt. Stellen Sie ſich einen wohlgewachſenen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe vor, deſſen Haltung aufrecht und kunſtlos iſt; von ziemlich dunkler, obgleich geſunder Geſichtsfarbe, mit ſchwarzen gekräuſelten Haaren und kraftvoll männlichem Blicke, aus welchem ungeheuchelte Beſcheidenheit, Geradheit und Wohlwollen fühlbar hervorſtrahlen: und Sie haben eine Vorſtellung von dem Eindrucke, den Schwarz ſchon bei dem erſten Anblicke auf das Gemüth des Fremdlings zu machen pflegt. Ich hatte das Glück, während meines langen Aufenthaltes zu Tritſchinopoli mit dieſem wackeren Manne genauer bekannt zu werden und manche Einzelheiten aus der Geſchichte ſeines verfloſſenen Lebens von demſelben zu erfahren. — — —“

Es folgt jetzt ein kurzer Ueberblick über die frühere Wirkſamkeit von Schwarz im Miſſionsdienſte zu Tranquebar, welche wir übergehen. Nach dieſer kurzen Schilderung fährt Chambers fort:

„Bald fand Schwarz ſeinen Wirkungskreis zu

Tranquebar für ſein weites Herz zu enge und er erhielt die Geſtattung, zu Tritſchinopoli, wo das Evangelium bisher nur in ſchnellem Vorübergehen verkündigt worden war, eine proteſtantiſche Miſſionsſtelle aufzurichten. Abgeſchnitten von jedem anderen Umgange, fand er ſich doch glücklich, im mündlichen und ſchriftlichen Verkehre mit einem anderen jungen Miſſionär, Namens Dame, welcher zu Tanjore ſich niedergelaſſen hatte, und der eben ſo hingebend und eifrig als er im Dienſte ſeines göttlichen Meiſters war. Ein gleicher Geiſt, Sinn und Beruf bildeten zwiſchen Beiden das Band einer Freundſchaft, welche ſo innig und feſt war als die himmliſche Liebe zu ihrem Herrn, für deſſen Dienſt ſie jeden irdiſchen Gewinn freudig dahingegeben hatten. Aber der gute Schwartz genoß nicht lange das hohe Glück dieſes freundbrüderlichen Verhältniſſes. Er wurde plötzlich zu ſeinem Freunde gerufen, und als er nach Tanjore kam, fand er ihn als Leiche."

„Zu Tritſchinopoli mußte Schwartz mit ſehr geringen Mitteln große Dinge ausrichten. Sein ganzes Einkommen beſtand monatlich in zehn Pagoden (ohngefähr 42 fl. oder 24 Thalern) und andere Mittel ſtanden ihm nicht zu Gebote, um ſeine täglichen Bedürfniſſe zu decken ſo wie ſeine Niederlaſſung in Tritſchinopoli zu begründen und zu unterhalten. Mit dieſem für Indien noch viel geringer zu achtenden Einkommen, als es für manche Gegend von Europa geweſen wäre, fühlte ſich der Mann dennoch vollkommen glücklich und zufrieden. Was er für ſeinen eigenen Unterhalt brauchte, das war leicht beiſammen. Von dem brittiſchen Platzkommandanten erhielt er in einem alten Hindugebäude ein Räumchen zur Wohnung, welches gerade groß genug war, um ſein Bett, einen Tiſch und ihn aufzunehmen, und in welchem nur Wenige aufrecht ſtehen konnten. Dieſe Wohnſtätte genügte ihm vollkommen. Ein Teller voll Reis, nach Landesſitte geſchwellt, und ein wenig Gemüſe dazu, ſtand täglich auf ſeiner Tafel, an welcher er ſich mit heiterem Geſichte niederſetzte und mit Dankſagung gegen Gott ſich ſättigte. Ein Stück ſchwarz gefärbtes Baumwollenzeug, nach Landesſitte fabrizirt und zugeſchnitten, reichte hin, um ſeinen Leib ein ganzes Jahr lang zu bekleiden. So war er der Sorge für das Irdiſche enthoben und konnte mit ungetheiltem Herzen der Sorge für das Werk des Evangeliums ſich hingeben, das Gott ihm anvertraut hatte. Und dieſes Werk wachſen und aufblühen zu ſehen, das war ſeines Herzens höchſte Luſt und Freude. Wenn er in der Stadt und in den umliegenden Dörfern den Eingeborenen die große, göttliche Botſchaft von Chriſto verkündete, da ſammelte ſich das Volk der Hindu und bald aus ihnen eine Gemeinde der Neubekehrten um ihn, aus denen er in Kurzem drei bis vier junge Männer zu ſeinen Gehülfen heranbildete. Dieſe hatte er nun als ſeine Katechiſten täglich auch an ſeiner Tafel, und er that, was er konnte, um ihren Lebensunterhalt aus ſeinem eigenen Einkommen zu beſtreiten."

„Aber dies waren nicht die einzigen Arbeiten in Tritſchinopoli. Er fand in dieſer Stadt eine große, engliſche Garniſon, welche ohne einen Feldprediger und demnach auch ohne allen Religionsunterricht und ohne religiöſe Erbauung, unter den gefahrvollſten Verführungen, mitten im Heidenlande wohnte. Auch dieſer ſuchte er auf jede mögliche Weiſe am Evangelio zu dienen. Die Menſchenfreundlichkeit ſeines Herzens, ſo wie die kunſtloſe Einfachheit ſeines ganzen Benehmens verſchafften ihm bald unter den Soldaten eine willkommene Aufnahme, die er zuerſt als Mittel benutzte, die engliſche Sprache zu erlernen, mit welcher er bis dahin noch ganz unbekannt geblieben war. Kaum hatte er einige Kenntniſſe dieſer Sprache ſich erworben, da fing er zuerſt an, der Garniſon an den Sonntagen die gewöhnlichen Gebete ihrer Kirche und eine gehaltvolle Predigt aus einer der beſten Predigtſammlungen der engliſchen Kirche vorzuleſen. Es währte nicht lange, da ſprach er ihre Sprache fließend, und jetzt fing er an, ihnen ſelbſt zu predigen, was er, ſo wie ich höre, noch bis jetzt fortſetzt und wobei er die geſpannteſte Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer an ſich zu feſſeln weiß."

„Wer die gewöhnliche Denk- und Lebensweiſe der brittiſchen Truppen in Indien kennt, der muß darüber ſtaunen, wie es dieſem Manne gelingen konnte, die ganze Garniſon ſo für die Predigt des Evangeliums zu gewinnen. Anfangs brachte er ſie dahin, in einem alten Hindugebäude ſich zum Gottesdienſte zu verſammeln, bald aber faßte das Truppenkorps den Entſchluß, von ihrer täglichen Löhnung etwas zu erſparen, um eine Kirche für den Gottesdienſt aufzurichten. Die Geldſumme, welche die Soldaten zuſammenbrachten, hätte freilich jeder andere Bauunternehmer zu der Aufrichtung eines Kirchengebäudes für unzureichend gehalten, Schwartz aber wußte damit ſo hauszuhalten und bei ſeiner genauen Kenntniß der Einwohner ſo wie der äußerlichen Hülfsmittel und Gelegenheiten die Baumaterialien und den Arbeitslohn ſo wohlfeil zu erhalten, daß ein ſehr geräumiges, hohes und ſchönes Gebäude mit jenem Gelde aufgerichtet werden konnte"*). — — —

Der vorſtehende Brief von Chambers gibt uns in großer Treue die Grundriſſe zu einem Bilde des äußeren Weſens und Lebens des Miſſionärs Schwarz. Zur Ergänzung des anmuthigen Bildes fügen wir einige andere weſentliche Züge hinzu, in denen ſich uns der Geiſt abſpiegelt, welcher die Kräfte ſeines äußeren Weſens belebte, und zu ihren Thaten geſchickt machte. Dieſes war bei Schwarz der Geiſt eines kindlich innigen, feurigen Gebetes, das in ſeinem Herzen nie verſtummte und welches, wenn es in Worten ſich ergoß, ihn ſelbſt, ſo wie die Seelen der dafür empfänglichen Zuhörer mit Freuden und Kräften der Ewigkeit erfüllte. Wer den ſeligen Schwarz beſuchte, wenn derſelbe ſo eben bei dem Genuſſe ſeines täglichen Brodes, ſeines Schüſſelchens mit geſchwelltem Reiſe ſaß, der würde vielleicht verwundernd gedacht haben: wie iſt es möglich, daß der Mann bei ſeinen unaufhörlichen Anſtrengungen des Umherlaufens in Hitze und Näſſe, im Schulhalten, Predigen und Zurechtweiſen, von dieſen wenigen Biſſen und etwa einem Trunke von Reiswaſſer, bei Kräften bleiben kann? Wer ihn jedoch vor oder nach dem Eſſen beten hörte, ſo inbrünſtig und voll freudigen Glaubens, wie er es immer that, der dachte nicht mehr an die Kleinheit der Portion von Reis, welche der werkthätige Mann zu ſeinem täglichen Unterhalte genoß, ſondern er fühlte das Naheſein Deſſen, welcher mit wenig Brod und Fiſchlein Tauſende der Hungernden ſättigte.

---

*) Wenn auch nur als Obdach gegen Sonne und Regen, faßte die Kirche 1500 bis 2000 Mann.

In der That, wer unſeren Schwarz bei ſeiner Mahlzeit und ſeinem Tiſchgebete hörte und ſah, der mußte ſich davon überzeugen, daß dieſem Manne nicht das leibliche Eſſen, ſondern das freudige Dankgebet dabei der rechte, wahre Genuß ſey, aus welchem er auch für ſein leibliches Leben und Wirken, mehr noch als aus den Elementen der ſichtbaren Speiſe, ſeine Bekräftigung entnahm.

Wir erzählen hier nur ein Beiſpiel, das uns im Geiſte zu Schwartzens Mahlzeiten und ſeinem Tiſchgebete hinführt. Es iſt aus der Geſchichte jener ſpäteren Zeit ſeines Lebens genommen, in welcher er ungehindert, mitten in Hyder Ali's feindlichem Heere ſeinem Berufe, der Verkündigung des Evangeliums an die Heiden, vom Morgen bis zum Abende nachging. Chriſtian David, ein junger Tamule, welcher nachmals als bekehrter Chriſt in das Amt eines Katecheten trat, begleitete ſchon als Knabe den Vater Schwartz auf ſeinen täglichen mühſeligen und oft gefahrvollen Wanderungen. Sie waren einſtmals den ganzen Tag mit einander gereiſt, und als ſie bei Sonnenuntergang in einem kleinen Dorfe ankamen, ſetzte ſich Schwartz, ganz ermüdet, unter einen Baum und unterhielt ſich mit den umherſtehenden Leuten des Dorfes, während ſein Pferdetreiber die ſparſame Abendmahlzeit bereitete. Als der Reis mit der Corrybrühe, auf Palmblättern ſtatt der Teller, aufgetragen war, richtete ſich Schwartz auf, um Gott um Segen zu der Speiſe anzuflehen, Ihm zu danken, daß er unter ſo manchen Gefahren des Tages ſo väterlich über ſie gewacht und ſo huldreich für ihre Ruhe geſorgt habe. Sein Herz floß von Dankgefühlen über und ergoß ſich in beredtem Ausdrucke des Gebetes und des Lobes Gottes. Der arme Knabe, der neben ihm ſtand, hielt eine Zeit lang ſeine ungeduldige Eßbegierde zurück; endlich aber überwältigte der Hunger das Gefühl der Achtung gegen ſeinen Herrn und er fing an, über das lange Gebet zu klagen und ihn zu erinnern, daß der Corry bereits kalt geworden ſey. Sehr rührend beſchreibt nun Chriſtian David den feierlichen Ernſt, womit ihm Schwartz ſeine Ungeduld verwies. „Was?“ ſagte er, „die Güte Gottes hat ſo gnädig unter der Laſt und Hitze des Tages über uns gewacht und wir ſollten die Speiſe, die Er uns vor der Nachtruhe beſcheert, mit Händen verzehren wollen, welche wir nicht vorher betend zu Ihm emporgehoben und mit Lippen, welche Ihm nicht dafür gedankt haben?!“ —

Dieſelbe Luſt und Freude am Gebete, womit ſeine dürftige Mahlzeit gewürzt war und woraus dieſelbe ihre ſtärkende Kraft empfing, wachte an jedem Morgen mit ihm auf und begleitete ihn den ganzen Tag zu allen Thaten und Werken ſeines Lebens. Welches Glück der Erde kommt dann der Liebe gleich und welche Liebe iſt reicher an Freude, an Troſt, an Hoffnungen und ſeligem Genuſſe als die Liebe der Menſchenſeele zu ihrem Heilande und liebenden Freunde! Darum war Schwarz immer voll frohen Muthes, wenn er am Morgen im verborgenen Winkel ſeiner Kammer im Gebete ſich ſegnete und in dieſem Segen an ſein Tagwerk ging, bei welchem dann fortwährend ein ſo wunderbares Gelingen war.

Denn, um hier nur Eines ſolchen Falles zu gedenken, wer hätte es für möglich gehalten, daß ſeine Beſuche in den Kaſernen der brittiſchen Soldaten ſolche Früchte bringen würden, als ſie bald nachher brachten. Mußte er doch Anfangs, als er wie ein munteres, dankbares Kind gleichſam nur die Broſamen ihrer mündlichen Unterhaltung auflas, und auf eine Weiſe, die ſelbſt für den ſchweigſamſten Ernſt ſeiner Zuhörer etwas Erheiterndes hatte, die Töne ihrer Sprache ihnen nachlallte, nur etwa wie ein Gegenſtand zur Vertreibung ihrer Langeweile erſcheinen. Aber was iſt aus dieſen Beſuchen des ehrwürdigen Miſſionars, in einer Kaſerne der meiſt in fleiſchlichem Leichtſinne dahin lebenden Soldaten geworden? Einiges davon erwähnten wir ſchon. Er wurde ihr Vorleſer der kirchlichen

Gebete, ihr Prediger, Seelſorger, der Erbauer ihrer Kirche. Aber hiermit waren die Segnungen ſeines Beſuches in den Kaſernen, dahin die Liebe zu ſeinem Herrn und zu den durch Chriſtum erlöſten Menſchenſeelen ihn trieb, noch nicht zu Ende; ſie gingen noch höher zu den ewigen Hütten.

Vielleicht durch Chambers oder durch andere hochſtehende Männer hatte die brittiſche Regentſchaft in Indien von Schwartzens wohlthätigem Wirken an ihrem Militär in Tritſchinopoli gehört. Man ernannte ihn, ohne daß er ſelbſt daran dachte, und noch weniger darum bat, zum Feldprediger der dortigen Garniſon und ſicherte ihm für dieſes Amt eine jährliche Beſoldung von 100 Pfund oder 1200 Gulden zu.

Wie nun? wird nicht der Mann jetzt, wo ſein Einkommen reichlich auf das Dreifache geſtiegen iſt, ſeinem Leibe auch eine gebührlichere Ehre anthun; ſtatt des Winkels, den er bisher bewohnte, anſtändige Zimmer ſich miethen, ſtatt der täglichen ſchmalen Koſt des geſchwellten Reiſes — denn er iſt ja kein Brahmine — auch etwas Fleiſch und in ſeinem zunehmenden Alter auch etwas Wein zu ſeiner Stärkung genießen?

Schwartz bedurfte und that dieſes Alles nicht. Gewiſſenhaft verwendete er die in ſeine Hände gelegte Beſoldung als Prediger und Seelſorger der Soldaten, von Heller zu Pfennig, nur zum Wohl und Heil ſeiner Soldaten. Ein geräumiges, wohleingerichtetes Krankenhaus wurde von ſeinem Gelde für die Soldaten errichtet und mit allen Mitteln ihrer Verpflegung reichlich verſorgt; Anſtalten und Häuſer zur Aufnahme und Verſorgung der Wittwen und Waiſen, Rettungshäuſer für die, wenn auch durch eigene Schuld, Verſtoßenen und Verlaſſenen, wurden errichtet, Schulen der Belehrung thaten ſich auf, denn welches Werk wäre einer ſolchen Liebe zu ſchwer, als die war, welche unſeren Schwarz auf jedem ſeiner Schritte begleitete! —

Und wie ſollte eine Liebe dieſer Art nicht andere Seelen entzünden! Bald zeigte ſich dieſes an den Geſunden wie an den Kranken. Mitten in der größeren Gemeinde des Militärs, das ſein Wort mit Freuden aufnahm, bildeten ſich jene kleineren innigeren Vereine um ſein väterliches Herz, welche ſich, wie jene 20 Mann, von denen er erzählt, zu einem Bunde mit Gott ihrem Herrn, im Abendmahle, vereint hatten: „nur Ihm zu leben, nur Sein Eigenthum zu werden und zu ſeyn.“ Dieſe Treuen in Wort und Wandel, zu denen ſich bald noch andere ihrer Standesgenoſſen geſellten, leiſteten der Miſſion durch ihre Pflege und ihren Einfluß auf die Seelen der Kranken, ſo wie durch ihr Wirken auf die Heiden ſehr weſentliche Dienſte. Aus den zahlreichen erfreulichen Berichten von den Kranken- und Sterbebetten der Soldaten heben wir hier nur einige hervor. „Einer derſelben, ein Engländer von Geburt, hatte ſchon mehrere Jahre lang als ein ächter Jünger Chriſti gewandelt. In ſeinem ganzen Betragen lag ein tiefer Ernſt; das Evangelium Chriſti war ihm theuer und verbreitete einen bleibenden Frieden und heiligen Muth über ſeine Seele. Auf ſeinem Krankenlager wurde er von ſeinen Kameraden fleißig beſucht. Sein Herz war vollkommen gefaßt und noch in ſeinen letzten Lebensſtunden fand ich ihn (ſo erzählt Schwarz in ſeinem Tagebuche) in der ſeligſten Gemüthsſtimmung. Meine Sünden, ſprach er, hat mir Gott um Chriſti willen vergeben; mein Herz hat Ruhe und Frieden und der Feind beſitzt keine Gewalt über mich. Mit Wonne ſehe ich einer ſeligen Ewigkeit entgegen, und ich möchte mein Loos nicht mit dem höchſten Erdenlooſe vertauſchen. — O die arme Welt, wenn ſie es nur einmal wüßte, wie ſelig es iſt, ein Chriſt zu ſeyn! — Jetzt reichte er mir die Hand und ſagte: ich danke Ihnen, mein Freund, daß ſie mich in die Bekanntſchaft mit meinem Herrn Jeſu eingeführt haben! Und, indem er, die Augen emporrichtend, in die Worte ausbrach: in deine Hände empfehle ich meinen Geiſt! Du haſt mich erlöſet, Herr, Du treuer Gott, gab er den Geiſt auf."

„Ein Anderer", ſo erzählt Schwartz weiter, „ein Irländer, den wir den alten Jakob nannten, iſt vor einem Monate geſtorben. Er war auch ein Diener Chriſti, welcher ſein Herz mit allem Fleiße bewahrte. In geſunden Tagen klagte er manchmal darüber, daß er häufig von ſündhaften Gedanken geplagt werde, welche ihn am Gebete hinderten. Selbſt die Roheſten unter ſeinen Bekannten mußten es eingeſtehen, daß er ein wahrer Chriſt ſey. Nicht ſelten ſtand er bei Nacht auf und brachte in ſtiller Einſamkeit ſeine Stunden im Gebete zu, wie überhaupt das Gebet die unentbehrlichſte Speiſe ſeines Herzens war. Er ſtammelte, wenn er etwas las, aber beim Beten war nicht das Geringſte davon bemerklich. Dieſer alte Mann war ein großer Segen für unſere kleinen Soldatenvereine. Als ich ihn das letzte Mal im Spitale ſah, klagte er blos über eine allgemeine Unruhe in ſeinem Körper. — Gut, Jakob, ſagte ich, ich weiß, du haſt nichts dagegen, wenn dich der Herr Jeſus nach Hauſe ruft. Nichts, gar nichts, rief er mit lächelnder Miene aus. Wir beteten mit ihm, und in der folgenden Nacht war er entſchlafen."

Nicht immer waren die Erfahrungen, welche Schwartz an den Kranken- und Sterbebetten ſeiner Pflegebefohlenen machte, denen gleich, von denen wir ſo eben berichteten.

Denn in ſolchem Frieden können nur Die den Schmerzen und Schrecken des Todes entgegen gehen, denen die Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden durch Chriſti Blut und Tod verſiegelt iſt. Aber viele von Jenen, denen ſie dieſes noch nicht war, errangen ſich auf dem Kranken- und Sterbebette in herzlicher Buße dieſe Gewißheit des Glaubens an Ihn, welcher die Sünder gerecht macht, und ſchieden ſelig von hinnen. Auch war es die treue Liebe zu ſeinem Herrn, welche unſerem Vater Schwarz die Kraft gab, die Sünder mit Ernſt zu züchtigen und zu ſtrafen. Nach ſeinem Willen geſchah es, daß jener engere Kreis der Verbündeten in ſeiner Gemeinde das Strafamt der Aelteſten übernahm. Jedes Mitglied, das in anerkannter Sünde lebte, wurde zuerſt erinnert, und wenn es ſich nicht beſſerte, wenigſtens aus ihrer näheren Gemeinſchaft ausgeſchloſſen.

In Schwarzens ganzem Weſen und Wirken gab ſich ein Leben der Liebe kund, das ſeinen Urſprung und die Kraft ſeiner Fortdauer aus dem ununterbrochenen Umgange mit dem Geliebten, im Gebete empfing. Dieſe Liebe begeiſterte ihn zu ſeinem feurigen Bekenntniſſe der frohen Botſchaft von Ihm, dem Geliebten ſeines Herzens, unter den Heiden, wie unter ſeinen getauften Mitchriſten. Sie trieb ihn zu allen Thaten des Wohlthuns und der Freundlichkeit, ſo wie auch des väterlich zurechtweiſenden Ernſtes gegen ſeine Brüder. Und dennoch konnte dieſer Mann voll Liebe vor Ihm, ſeinem Herrn, deſſen Augen ſind wie Feuerflammen, ſich ſo innig eines Mangels an Liebe anklagen, wie er es in der Stelle eines Briefes an ſeinen Freund Chambers gethan hat, welche wir hier nachſtehend mittheilen wollen.

„Ich las dieſen Abend in dem 2. Kapitel der Offenbarung das erſte Sendſchreiben, das der Herr an den Gemeindevorſteher zu Epheſus erließ. Wie Vieles weiß Er nicht zu billigen und herauszuheben, was in ſeinem Sinne und Wandel lebenswerth war; dennoch gilt ihm der Verweis, daß er die erſte Liebe verlaſſen habe. Er that noch immer viel Lobenswerthes, aber die Quelle, aus der es floß, war nicht mehr jene lautere und inbrünſtige Liebe, welche vorhin ſein Thun und Laſſen beſeelt hatte. Sein Herz war, bis auf einen gewiſſen Grad, kalt und gleichgültig geworden und er that Vieles aus bloßer Gewohnheit und nicht mehr im ſüßen Drange der Liebe Chriſti. Ich kann nicht ſagen, wie ſehr dieſe zärtliche und wehmüthige Klage mein Innerſtes in Bewegung ſetzte. Es war mir zu Muthe, als ſtände der Heiland vor mir, mir zu ſagen: Ich habe Daſſelbe gegen dich. Mein Herz ſchmolz ganz in Wehmuth zuſammen. Ach wie könnte ich daran zweifeln, daß nur zu Vieles, was immerhin an ſich gut iſt, von mir gethan wird, ohne in jenem edlen Geiſte der Liebe Grund und Wurzel zu haben. Mein Herz ſollte bluten bei dem Blicke auf die unbegreifliche Kälte, die ſich in die Liebe miſcht, welche ich meinem theuren Erlöſer ſchuldig bin. Ich beuge mich aufrichtig unter dieſes Gefühl, obgleich nicht ſo viel, als ich es wünſchte, wenn ich daran denke, wovon ich gefallen bin. Aber wie Muth machend iſt nicht die Verheißung, welche derſelbe hochgelobte Erlöſer allen Denen gibt, welche dieſe Herzenskälte überwinden und nach warmer Inbrunſt in der Liebe trachten. Sie ſollen eſſen vom Baume des Lebens, welcher mitten im Paradieſe Gottes iſt. Sie ſollen die Huld und Liebe ihres Gottes genießen, ſie ſollen ſchmecken und ſehen, wie freundlich der Herr iſt. Möge dieſe köſtliche Verheißung die Flamme der Liebe auf's Neue in unſeren Herzen entzünden und alles kalte, todte

Formenweſen für immer aus unſeren Religionsübungen verbannen! Ich hoffe, Ihr Herz brennt von der Liebe Chriſti, wie die Herzen der Jünger auf dem Wege nach Emmaus. Es fehlt wahrlich nicht an Stoff, dieſes Feuer in uns anzuzünden, wenn wir nur wachen und nüchtern ſind. So wollen wir uns denn einander aufmuntern, ſo lange wir Zeit und Gelegenheit dazu haben. Nie müſſe die Menge und die Mannichfaltigkeit der Arbeiten die heilige Flamme dämpfen, welche unausgeſetzt in unſeren Seelen brennen ſollte. Mein Herz wünſcht, daß Sie immer ein ſcheinendes Licht ſeyn mögen. Amen, das geſchehe alſo." — —

8. Die Amtsgewalt eines Sendboten an die Heiden.

Der Prediger des Evangeliums von Chriſto unter den Heiden muß, wenn er dieſe wahrhaft zum lebendigen Glauben erwecken und bekehren will, die Kraft ſeines Glaubens nicht bloß in Worten, ſondern in ſeinem vor Augen liegenden Wandel bezeugen. Nach dieſen beiden Seiten hin muß der Ungläubige es erkennen, daß es nicht das Fleiſch, mit ſeinem Eigenwillen und ſeinen Gelüſten ſey, ſondern der Geiſt, welcher den Prediger der Gerechtigkeit antreibt und führt auf dem Wege ſeines Berufes. In ſeiner Lehre, in ſeinen Worten erweiſt ſich die Frucht des Geiſtes als Weisheit und tiefe Erkenntniß, in dem ſichtbaren Wandel des Chriſtenboten zeigen ſich die Früchte des Geiſtes als Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Sanftmuth, Keuſchheit (Gal. 5, 22). In ſolcher Weiſe hat ſich Schwarz in Wort und Wandel als ein vom Geiſte Chriſti geſalbter und geheiligter Verkündiger des Evangeliums zunächſt an die Heiden, wie auch an die in heidniſcher Blindheit dahinlebenden Chriſten erwieſen.

Schon als Jüngling, bald nach ſeiner Ankunft in Indien, erweckte er durch ſeine Belehrung und Predigt unter den Tamulen ein ungewöhnliches Aufmerken. Als er im Jahre 1758 mit ſeinem brüderlichen Gefährten Kohlhoff eine ſeiner erſten Miſſionsreiſen in's Innere des Landes machte, da ſprach ein verſtändiger, lernbegieriger Hindu aus hoher Kaſte die Worte über ihn aus: „Du biſt ein Prieſter Gottes für alle Völker.“ Treffend und in kurzen Worten wußte ſchon damals der jugendlich kräftige Miſſionär auch die auf ihre vermeinte Weisheit hochmüthigen Brahminen und gelehrten Panderams ihres Irrthumes zu überführen und ſie zur Wahrheit, die aus Gott iſt, hinzuweiſen. So jene ihm begegnenden und an ihm vorübereilenden Brahminen auf dem Wege nach Cuddalore, die er zur Buße vor Gott und zum Glauben an Chriſtum ermahnte. „Auch wir verehren Gott,“ ſo ſprach der eine von ihnen, „und da Gott überall gegenwärtig, dürfen wir ihn auch in der Geſtalt eines Steines anbeten.“ „Iſt der Ring an deinem Finger deine Perſon, oder iſt ſelbſt der Finger an deiner Hand Du ſelber? Gott iſt der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, Nichts aber, im Himmel und auf Erden gleichet der Majeſtät des lebendigen Gottes.“ — Noch leichter war jener Mann in Negapatam ſeines Irrthumes überführt, welcher die Wahrheiten, die der Kalender enthält, den Wahrheiten des göttlichen Wortes gleichſtellte. Dieſe Bücher ſagen uns die Sonnen- und Mondfinſterniſſe an und ihre Ausſage erweiſt ſich als wahr, denn ſie trifft auf Stunde und Minute ein, warum ſollte nicht auch das wahr ſeyn, was unſere Bücher uns von den Göttern ſagen? — Was Schwartz damals von der Unzulänglichkeit aller Kenntniſſe der Geſetze und Ereigniſſe der Natur zur Erkenntniß des Geiſtes ſagte, der frei und ſelbſtſtändig über jenen Geſetzen waltet, das würde noch jetzt in manchen Fällen eine belehrende Zurechtweiſung ſeyn. Einem mohamedaniſchen Häuptlinge und ſeinen Gefährten, denen Schwarz auf einer Wanderung nach Cuddalore begegnete, ging der Vergleich des Erdenlebens mit einer Reiſe der Pilgrime und Fremdlinge nach ihrer Heimath tief zu Herzen. So oft der Miſſionär den Namen Chriſtus nannte, fügte der Mohamedaner das Wort Meſſias in Ehrfurcht hinzu. — Bei Gelegenheit ſeines Berichtes von einer Predigt, welche er einer Verſammlung der Eingebornen unter dem Schatten eines Baumes zu Adutura gehalten und welche vieles Aufmerken erregte, ſpricht ſich Schwarz über den Hauptinhalt dieſer, ſo wie aller ſeiner Predigten in folgender Weiſe aus: „Es ſind immer drei Punkte, welche wir in unſeren Ermahnungen herausheben: die wahre Buße zu Gott; das Vertrauen auf den göttlichen Erlöſer Jeſum Chriſtum, und das Leben der Gottſeligkeit, welcher aus dem wahren Glauben entſpringt.“ — Vornämlich auf dieſe Quelle alles Guten in uns wies er auch jene Kaufleute hin, die im Schatten des majeſtätiſchen Banianenbaumes zu Kuttalam ihre Waaren feilboten und welche es als unmöglich anſahen, den Geboten des Chriſtenthumes zu gehorchen.

Wie ſeine Worte an die Heiden zur Belehrung derſelben wirkſam waren, ſo zeigte ſich ihre Kraft auch in den Thaten, welche ſie in ihren Zuhörern hervorriefen. Dieſe Thaten waren es, welche den Britten während der blutigen Kämpfe um Madura eine weſentliche Hülfe und Erleichterung in der Sorge für ihre verwundeten oder kranken, Mangel leidenden Soldaten brachten. So ſehr aber

Schwartz bei ſeinen Neubekehrten auf einen Erweis ihres Glaubens an Chriſtum durch Thaten der Liebe zu Gott und den Brüdern drang, trat er dennoch auch dem ungebührlichen Hervorheben guter Werke zur Vergebung der Sünden bei jeder Gelegenheit entgegen. Zwei Mohamedaner, welche er an der Moſchee des angeblich wunderthätigen Fakirs Natter zu Tritſchinopoli fand, und welche fließend perſiſch ſprachen, prieſen mit beredtem Munde die Zulänglichkeit der guten Werke zur Vergebung der Sünden an. — Ich will Euch, ſagte Schwartz, nicht mit Streitigkeiten begegnen, denn ich habe Euch ſchon das perſiſche Sprüchwort angeführt: „Wer disputirt, verliert jeden Augenblick einen Blutstropfen von ſeiner Leber.“ — — Als er ihnen hierauf die Lehre des Evangeliums von der Vergebung der Sünden allein durch Chriſtum und ſein Verdienſt auseinanderſetzte, da zeigte ſich einer der Mohamedaner, welche dem Geſpräche zuhörten, der Aufnahme des Wortes der Wahrheit günſtig, indem er ſelbſt mit einer Lehre des Mohamed von dem Glauben es zu vereinbaren ſuchte.

Zwei Mohamedaner, welche an einem anderen Tage auf einer Abendwanderung unter dem heidniſchen Volke umher ihn begleiteten, ſagten ihm, wie ſehr das Volk ihn liebe. — — Auf einem Ruheplatze begegnete ihm ein gelehrter Hindu, der ihn bei der Hand faßte und große Freude darüber ausdrückte, ihn zu ſehen; zugleich auch ihm verſprach, der Wahrheit gehorſam zu ſeyn, wenn er von derſelben überzeugt würde. An der Wand waren mehrere Sprüche in tamuliſcher Sprache geſchrieben, welche der Hindu las. Einer derſelben lautete alſo: Unſere Voreltern ſind gelehrt worden, viele Ceremonien zu beobachten und ſind geſtorben. Der wird der wahre Prieſter ſeyn, welcher Unſterblichkeit geben kann. — „Was ſagſt du zu dieſem Spruche,“ fragte der Miſſionär; „verlangſt du wirklich nach wahrer und ſeliger Unſterblichkeit?“ Der Hindu ſagte: Die Unſterblichkeit, welche er begehre, beſtehe darin: von Schmerz, Krankheit und Tod frei zu ſeyn, und ſo oft es ihm beliebe, eine Reiſe in den Mond zu machen. — „Deine erſte Sorge,“ ſo ſagte der Miſſionär, „ſollte es ſeyn, wie du als ein armer, ſchuldbeladener Sünder mit Gott verſöhnt werden mögeſt.“ — „Ich weiß von keiner Sünde,“ rief der Hindu, „und wünſchte nur höheren Unterricht von dir zu empfangen.“ — — So wie bei dieſem Hindu lag bei vielen der vermeintlich hochgebildeten Hindus, vor allen bei jenen von der Kaſte der Brahminen, der ſchwer auflösliche Knoten ihrer geiſtigen Gebundenheit in dem Wahne von ihrer Werkheiligkeit, während das Volk der niederen Kaſten ungleich leichter von den Lehren des Chriſtenthums gewonnen wurde.

An ſich ſelber war Schwarz kein blinder Eiferer gegen das Beſtehen der Kaſten des indiſchen Volkes. Er betrachtete ſie wie jene Verſchiedenheit der Stände, welche im chriſtlichen Europa die Rechte der Geburt und Abſtammung, die häusliche Erziehung und Bildung den Gliedern einer kirchlichen Gemeinde geben. Verſchiedenheiten, welche der Kraft und Wirkung des Evangeliums für ſich allein eben ſo wenig Eintrag thun können, als der freudigen Aufnahme einer gläubigen Predigt vor einer Verſammlung der Vornehmen und Geringen in einer unſerer Kirchen. Aber namentlich dem Stande der Brahminen gewährte zwar ſeine höhere geiſtige Bildung eine Erleichterung für das Verſtändniß der Lehren des Chriſtenthums, zugleich aber lag für dieſen Prieſterſtand eine doppelte Gefahr durch die von frühe an gewohnte, abgöttiſche Ueberſchätzung der Lehren ihrer Tempelweisheit und die Selbſtüberſchätzung ihrer prieſterlichen Gewalt über die Seelen ihres Volkes.

In den Lehren der Weisheit der Tempel, wie ſie uns noch fortlebend bei den Indern entgegentreten und wie ſie in noch größerer Vollendung bei den älteſten Aegyptern ſich kund geben, liegt ein Element von zweiſeitiger Natur und Wirkſamkeit. Schon dem erſtgeſchaffenen Menſchen im Paradieſe ward ein goldener Faden des prophetiſchen Wortes in ſeine Hand gegeben, das in der Menſchwerdung des eingeborenen Sohnes vom Vater in Erfüllung ging. Dieſe Gabe hat ſich im Geiſte der Völker auch nach den Zeiten der weltgerichtlichen großen Fluth erhalten. Aber ein Gewebe von fremder Art hat den goldenen Faden der Wahrheit umſponnen. Mit der göttlich-prophetiſchen Weiſſagung hat ſich ein prophetiſches Vorausſchauen in das Fernkünftige gemiſcht, das aus gleicher Quelle kam, als die Orakelſprüche der Pythia oder die Zeugniſſe der Dämonen in den Beſeſſenen zu Chriſti Zeiten. Die auch in unſeren Tagen wieder auflebende Läſterung, als ſey das, was die Tempelweisheit der Abgöttiſchen uns verkündet, ein Chriſtenthum ohne Chriſtum ſchon vor Seiner Erſcheinung im Fleiſche geweſen, unterliegt demſelben ernſt hinwegweiſenden Urtheile, als die abgöttiſche Verirrung der Anbeter der Dreieinigkeit des Drachen, des vom Tode auferſtandenen Thieres und des falſchen Propheten in dem Buche der letzten Offenbarungen. —

„Was ihr uns ſagt, das iſt uns nichts Neues, wir haben dieſelben Lehren in unſeren heiligen Büchern,“ das entgegnen die gelehrten Brahminen öfters den Verkündigern der Lehren und Gebote des Chriſtenthumes, bis ſie die lebende Kraft des Lichtes im Gegenſatze zu der tödtenden der Finſterniß an ihren eigenen Seelen erfahren.

Eine andere Gefahr für den Stand der Brahminen liegt in der abgöttiſchen Selbſtüberhebung ihres prieſterlichen Standes und ſeiner Macht und Gewalt über die Seelen der Menſchen. Wir führen hier einige Beiſpiele von jenem Uebermuthe der Prieſterherrſchaft der Brahminen an. In Career, fünf Stunden weſtlich von Tritſchinopoli, beſuchte Schwarz einige vornehme Hindus, welche den Lehren des Chriſtenthumes mit aufrichtigen Herzen ſich zuwendeten. Zu gleicher Zeit beſuchte er auch daſelbſt einen reichbegüterten Brahminen, welcher ihm geſtattete, ohne Unterbrechung von den Thorheiten des Heidenthumes zu reden. Wir wurden, ſo erzählt Schwarz, von einem Hindu unterbrochen, der hereinkam und auf ſein Angeſicht vor dem Brahminen niederfiel, worauf dieſer eine Handvoll Aſche über den armen Mann hinſtreute. Ich zeigte ihm nun, wie unrecht er handle, eine Ehrenbezeugung anzunehmen, welche allein Gott gebühre. Aufgebracht über meine Zurechtweiſung rief er aus: „Beweiſe mir einmal, daß nur ein einiger Gott iſt.“ Schwarz that dies in ſeiner aus dem Buche der Offenbarung wie aus jenem der Werke des Schöpfers wohlunterrichteten und geübten Weiſe; der Brahmine entließ ihn mit jenem Vorwande der Anbeter der Bilder, daß eben ſo wie die Ehre der Beugung vor dem Körper eines Menſchen nicht ſeinem Körper, ſondern ſeinem Geiſte gelte, auch die Verehrung ihrer Bilder nicht dieſen, ſondern Gott zugedacht ſey.

In ſeiner ganzen Stärke lernte jedoch Schwarz den abgöttiſchen Wahn von der Gewalt der Prieſter über den Glauben und die Meinungen der Menſchenſeelen in ſeinem langen Verkehre mit dem Herrſcher von Tanjore und ſeinem Hofleben kennen. Wir haben ſchon in den vorhergehenden Berichten mehrere Male von der Achtung des Radſcha's von Tanjore vor dem Chriſtenthume und ſeinen Lehrern geſprochen. Schon im Jahre 1756 hatte der erſte Miniſter am Hofe des damaligen Radſcha's ſeinen Glauben an den einigen, wahren Gott bekannt und vom Götzendienſte öffentlich ſich losgeſagt. Als Schwarz im Jahre 1762 auf einer Miſſionsreiſe dahin kam, wurde ihm verſtattet, nicht nur in der Stadt, ſondern ſelbſt im Palaſte des Radſcha das Evangelium zu verkünden, wobei der Fürſt gewöhnlich, ohne ſich jedoch ſehen zu laſſen, ein aufmerkſamer Zuhörer war. In einem Briefe vom Oktober 1768 erzählt er von der Menge, dem Wohlſtande und dem Einfluſſe der Brahminen, welche das Land beherrſchen: „Der König des Landes iſt nicht ein Despot, welcher nach unbeſchränkter Willkür herrſcht, ſondern er ſelber iſt nur ein Sklave. Selten geht er aus, und oft, wenn er es thun will, ſagen ihm die Brahminen, daß nach dem Rathe der Götter der Tag nicht günſtig dazu ſey. Dies reicht vollkommen hin, um ihn in's Haus einzuſperren. Bei einem Beſuche im April 1769 wurde Schwarz perſönlich bei dem Radſcha, oder, wie man damals ihn nannte, König von Tanjore, Tuldſchadſchi, eingeführt und lernte in ihm einen Mann im blühendſten Alter, von guten natürlichen Anlagen und mildem, würdevollem Benehmen kennen. Schwarz machte gleich bei dieſer erſten näheren Bekanntſchaft einen ſo günſtigen Eindruck auf den Fürſten, daß hiedurch der Grund gelegt wurde zu der zutraulichen Freundlichkeit, welche Tuldſchadſchi bis zu ſeinem Ende ihm erwies. Dieſer Radſcha war unter den damaligen eingeborenen Herrſchern von Indien eine an Geiſt und Gemüth vorragende Erſcheinung. Er war mit der Sanscrit-Literatur ſo eng vertraut, daß er ſelbſt in Sanscrit Gedichte gefertigt hatte, welche zu Schwarzens Zeit in

Tanjore im Munde der Gebildeten des Volkes waren. Er ſchien, nach dieſer ſeiner geiſtigen Empfänglichkeit für die Lehren des Evangeliums ſehr zugänglich, und, obwohl von den Brahminen ohne Aufhören eiferſüchtig bewacht und gehemmt, wurde Schwartz, der Chriſt, dennoch immer mehr der Vertrauteſte ſeines Herzens, deſſen Rath er in all' ſeinen Hauptangelegenheiten am liebſten hörte. Aber dabei ergab ſich manche Gelegenheit, bei welcher die Prieſterherrſchaft der Brahminen auch über den Fürſten grell in's Auge fiel. So bei einem Beſuche im März 1772. Der König hatte vernommen, daß Schwartz ſeinen Hofbedienten im Palaſte das Evangelium verkündige, da ließ er ihm am anderen Tage wiſſen, daß er ihn ſelber zu hören wünſche. Schwartz wurde demnach im Hofe des Palaſtes vor des Königs Zimmer unter einen Schattenbaum geführt. Der König trat zu ihm und ſagte: Padre, ich wünſche mit dir allein zu ſprechen, und führte mich zu einem abgeſonderten Flügel des Palaſtes. Aber kaum waren wir einige Minuten hier allein geweſen, da kam der Oberbrahmine, den man ſich als Hofbiſchof denken kann, herbei. Der König warf ſich vor dieſem auf den Boden nieder, richtete ſich dann wieder auf und ſtellte ſich mit gefalteten Händen vor ihn hin, während ſich der Brahmine auf einem erhabenen Sitze niederließ. Der König gab mir nun ein Zeichen, daß ich den Brahminen anreden möchte, und dieſer wünſchte gleichfalls die Rede zu vernehmen, welche ich Tags zuvor im Palaſte gehalten hatte. Nun fing ich an, ihn hinzuweiſen auf den großen Schöpfer und Erhalter aller Dinge und auf Seine würdige Verehrung und ihm zu zeigen, wie thöricht es ſey, Götzenbilder und verſtorbene Menſchen anzubeten. Ich machte ihn auf das ſittliche Verderben der Menſchen aufmerkſam und zeigte ihm die Gnade Gottes, welche in Chriſto erſchienen iſt, und den Weg zur Seligkeit, welcher in Buße und Glauben an dieſen Erlöſer der Menſchen beſteht. Der Brahmine horchte lange, ſtillſchweigend zu und drückte am Ende den Wunſch aus, daß ich mich ein wenig entfernen möchte. Es wurden jetzt allerhand Erfriſchungen aufgetragen und während ich Einiges davon genoß, that der König mancherlei Fragen an mich über die Buße und wünſchte beſonders zu wiſſen, „ob man wieder zu den Sünden zurückkehren dürfe, die man reumüthig bekannt habe?“ Der aufrichtige Miſſionär antwortete: die wahre Buße beſtehe im Haſſe gegen jede Sünde, und mit dieſem Haſſe gegen die Sünde ſey die freiwillige Rückkehr zu ihr unvereinbar. Weiter fragte ihn der König, was er von dem Laſter der Trunkenheit halte? Der Miſſionär ſtellte ihm als ein Vorbild der chriſtlichen Mäßigkeit jenes vor Augen, welches der Apoſtel Paulus den Gläubigen aus eigener Erfahrung vorhält.

Die Freimüthigkeit und Treue, mit welcher Schwartz die Wahrheit bekannte, anſtatt den König abzuſtoßen, zog ihn nur deſto mächtiger zu Schwartz hin. Oft ſchien es nur an einem Faden zu hängen, daß der Fürſt ſich ganz der Wahrheit des Chriſtenglaubens hingäbe, und daß er, dem Götzendienſte entſagend, als Chriſt ſich öffentlich bekannte, aber dieſer Faden war von zäher Feſtigkeit, denn ſein Gewebe beſtand aus den Gewohnheitsſünden und Laſtern des Königes, welchem durch die Vergötterung des Brahminenthumes ein Schein, nicht nur von Zuläſſigkeit, ſondern ſelbſt von Heiligkeit gegeben wurde. Man darf nicht vergeſſen, daß die ganze Landſchaft von Tanjore — das reichgeſegnete Delta zwiſchen den beiden Flüſſen: der Cavery und der Coleroon von den Hindus als ein heiliges Land betrachtet wird. Hier hatte in älteſter

Zeit der Herrſcher der Hindus ſeinen Königsthron, welchen ihm vor 300 Jahren Eckoſchi der Mahrattenfürſt entriß. Tanjore blieb aber fortwährend ein Lieblingsaufenthalt der Hindus, eine geheiligte Stätte des Brahminenthumes, eine gefeierte Hochſchule der Weisheit und Gelehrſamkeit der Brahminen. Welches Gebäude ihrer Art kommt in ganz Indien der Pagode von Tanjore an Pracht gleich, wo finden ſich weit umher in irgend einer anderen Stadt mehr Gebäude des Götzendienſtes und wohlthätige Anſtalten! Allerdings zeigte ſich auch, wie Schwartz dies täglich erfuhr, der Einfluß der höheren geiſtigen Bildung bei den Bewohnern von Tanjore und Tritſchinopoli in einer Weiſe, welche der Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheiten den Weg bahnte. „Viele Tauſende unter dem Volke und ſelbſt eine bedeutende Zahl von Leuten aus der Brahminenkaſte erklärten ungeſcheut und öffentlich ihren bisherigen Götzendienſt als eitel und ſündhaft.“ — — „Kaum vergeht ein Tag,“ ſo ſchreibt er, „an welchem nicht Brahminen meine Wohnung zu Tanjore beſuchen, aufmerkſam dem zuhören, was geſprochen wird und häufig ein Buch nehmen, das die Lehre Chriſti enthält, und dieſelbe als eine göttliche Religion preiſen.“ — Als ich einen dieſer Brahminen fragte, wohin ſein Entſchluß gehe: ob er die Sprache ſeines Gewiſſens unterdrücken oder die Lehre Chriſti annehmen und ſich öffentlich zu ihr bekennen wolle, gab er zur Antwort: er könne nicht läugnen, daß die Predigt von Chriſto einen Eindruck auf ſein Herz gemacht habe; auch habe er bereits einige ſeiner Verwandten befragt, was ſie zu ſeinem Uebertritte zum Chriſtenthume ſagen würden? Aber er wie ſie finden die Aufgabe zu ſchwer und zu gefahrvoll.“

So blieb die Brahminenkaſte meiſt als ein hartes

Felſenſtück ſtehen, während rings um ſie her im Volke der Chriſtenglaube eine aufblühende Gemeinde hervorrief. Hatte ſich doch ſogar ein mehr denn hundertjähriger Greis zum Unterrichte der Miſſion eingeſtellt, welcher nach dem Maaße ſeines hohen Alters Alles wohl faßte, was er gelehrt wurde, auch ſein Herz im inbrünſtigen Gebete ergoß. Nicht lange darnach ward er krank und bat dringend: die Miſſionäre möchten ihn nicht ungetauft in die Ewigkeit hinüberziehen laſſen, weil er an den Herrn Jeſum von Herzen glaube. Er wurde getauft und ging nun freudig ſeinem Ende entgegen. Den Tag vor ſeinem Heimgange beſuchte ihn Schwartz, wobei der ſterbende Greis zu ihm ſagte: „Jetzt, Padre, gehe ich in das Reich der Herrlichkeit, und wenn ich gegangen bin, ſo ſiehe zu, daß mein Weib, die jetzt neunzig Jahre alt iſt, mir auch dorthin folgen möge.“ Bald darauf ſtarb er und wurde nach der Chriſtenweiſe begraben. „Seine alte Ehegattin nahm dann,“ ſo erzählt Schwartz weiter, „am Vorbereitungsunterrichte Theil und machte uns durch ihr ernſtes, frommes und ruhiges Weſen viele Freude. Sie hat etwas von dem Geiſte jener heiligen Matronen, von denen der Apoſtel Petrus geſchrieben hat.“ — — Dergleichen erfreuliche und glänzende Siege der Kraft der chriſtlichen Predigt durfte damals Schwartz vorzugsweiſe bei den Bewohnern der Feſtung ſehen, zu welcher, obgleich dieſelbe auf einem vorzugsweiſe für heilig gehaltenen Grunde und Boden ſteht, dem chriſtlichen Miſſionär der tägliche Zutritt geöffnet war. Das gemeine Volk wie das Militär drängten ſich hier häufig zu ſeiner Predigt und täglich wurden daſelbſt viele der heidniſchen Zuhörer zum Glauben an das Evangelium erweckt. Einer von den Offizieren des Radſcha bot ihm für ſeine Mühe ein Geſchenk an. Schwartz aber ſchlug daſſelbe höflich aus und bat den vornehmen

Mangi ſo wie die Umſtehenden, ſie möchten ihm ſeine Weigerung nicht übel nehmen, da es ihm ſehr am Herzen liege, jeglichem Verdachte zu entgehen, als ob er bei Erfüllung ſeiner ihm zugewieſenen Pflicht zeitlichen Vortheil ſuche. „Um die Rettung euerer Seelen," ſo ſprach er, „nicht um ein Geſchenk iſt es mir zu thun." — Er nahm einen Blumenſtrauß von den Offizieren an und ſie ſchieden freundlich von einander.

Wir kommen hier zu jener anderen Seite unſerer Schilderung der Macht und Gewalt des Amtes eines rechtſchaffenen chriſtlichen Sendboten an die Heiden. Es liegt dieſe Macht und Gewalt in dem Beiſpiele ſeines Lebens und reinen, unbefleckten Wandels, das er der unbekehrten Menge vor Augen ſtellt. Dieſe Seite war es, welche ſich an Schwartz in vorzüglichem Maaße mit der oben betrachteten erſten Seite, mit der ſeiner geiſtigen Gabe zur mündlichen Belehrung und Predigt, verband.

9. Der Freie unter den Sklaven.

Das Wort der Wahrheit hat dem Menſchen eine Freiheit verheißen, welche ſelbſt im Kerker, in den Banden ſo wie unter der Ruthe der menſchlichen Dränger ihm nicht genommen werden kann. Denn gleich dem Lichte der Sonne, das alle Schatten der Erdennacht zerſtreut, bewirkt der Geiſt aus Gott, wenn er das Weſen des Menſchen erleuchtet und durchdringt, in dieſem eine Ausgeburt an ein Licht, das, von ewiger Natur, durch keinen Schatten der Vergänglichkeit verlöſcht werden kann. Der Menſch, welcher zu der Seligkeit dieſer neuen Geburt gelangt iſt, wird, durch ſeinen Wandel im Lichte erleuchtet, für andere Seelen, die noch im Dunkel ſtehen, ein Licht, das ſie vom nächtlichen Schlafe erwecken und zum Aufſtehen bekräftigen kann. Ja ſelbſt bei ſolchen Seelen, die der Schlaf in unauflöslichen Banden hält, weckt das Licht des Vorbildes, das von einem zum neuen Leben erwachten Menſchen ausgeht, eine bewundernde Achtung und Anerkennung.

Die erſte Gabe der Freiheit des Geiſtes iſt jener ſtille Frieden im Inneren, der durch keine äußere Erdennoth zerſtört werden kann. *Schwartz*, welcher freilich durch ungleich ſchwerere Kämpfe mit dieſer Noth ſiegreich hindurchgegangen war, beſchreibt denſelben während einer Erkrankung ſeines Leibes in einem Briefe an eine kleine Gemeinde ſeiner Freunde in Indien mit den nachſtehenden, einfachen Worten:

— — „Iſt nur die Seele geſund, dann ſteht Alles gut; das Uebrige müſſen wir ja verlaſſen, wenn wir zu Grabe ziehen. Eine geſunde Seele iſt auch ein gutes Heilmittel für all' unſere körperliche Schwachheiten; damit beſchäftige ich mich oft in Gedanken; und möge Gott mir die Gnade verleihen, dies noch ernſtlicher zu thun, damit ich meine, vielleicht noch wenigen, Tage zähle. Um die Ewigkeit iſt es eine ernſte Sache, mit der wir uns immer im Gemüthe beſchäftigen ſollten. — — Ich weiß und fühle es, daß ich keine eigene Gerechtigkeit habe, auf die ich irgend einen Anſpruch auf die zukünftige Seligkeit ſtützen könnte. Wollte Gott mit mir in's Gericht gehen, wie könnte ich beſtehen vor ſeinem Angeſichte? Aber ewig hochgelobt und angebetet ſey die Gnade Gottes, die ein ſo ſicheres Rettungsmittel für die verlorenen Sünder gefunden hat. Die Verſöhnung Chriſti iſt der Grund meiner Hoffnung, *meines Friedens*, meiner Liebe und Seligkeit. Obgleich ich mit Sünden ganz überdeckt bin, ſo reinigt mich doch das Blut

Jeſu von all' meinen Miſſethaten und bringt mein Herz zur Ruhe. Obſchon ich ein verderbtes Geſchöpf bin, ſo erleuchtet, erheitert und ſtärkt mich doch der Geiſt Jeſu Chriſti und treibt mich an, jede Sünde als einen Gräuel zu haſſen, und den Lüſten des Fleiſches und der Welt zu entſagen. Obgleich der Tag des Gerichtes herannaht, ſo tröſtet uns dennoch die Liebe Gottes, daß wir Freudigkeit haben, zu erſcheinen vor unſerem gnadenreichen Richter; nicht als ob wir ſchuldloſe Geſchöpfe wären, ſondern weil wir gewaſchen und gereinigt ſind im Blute Chriſti."

„O meine theueren Freunde! Antheil haben an der Verſöhnung Jeſu, und der Gnadengaben ſeines Geiſtes theilhaftig geworden zu ſeyn, das macht einen Chriſten aus und erheitert und ſtärkt das Herz; das gereicht Gott zum Ruhme, das führt uns ſicher in die ſelige Ewigkeit hinüber. Darum laßt uns täglich in unſerem hochgelobten Erlöſer zu Gott kommen, laßt uns aber auch den zweiten Punkt nicht verſäumen, nämlich unſere Heiligung. Unſere Zeit iſt kurz. -- — Selbſt nach dem Naturlaufe iſt das Ende meiner Pilgrimſchaft nahe. Möge ich nicht auf dem Wege ermatten. Möchten doch meine letzten Tage die fruchtbarſten werden! Aber ſo lange wir auf dieſer Erde mit einander leben, ſo laſſet uns einander ermuntern und reizen zu guten Werken."

„Meinen freundlichen Gruß an Frau F. Sagt ihr, ſie ſolle die Freuden der Welt nicht überſchätzen, ſondern ihr Gemüth mit Vergnügungen nähren, welche wahrhaftig ſind und ewig dauern. -- Ich ſchicke mich gegenwärtig zu einer Reiſe nach dem Meeresufer an. Vielleicht bläſt die Seeluft das ſchwache Fünklein meines Lebens noch ein wenig auf. Ich werde Eurer überall in meinem Gebete gedenken. Lebet wohl; möge Gnade, Barmherzigkeit und Friede Euer Loos ſein in Zeit und Ewigkeit.“

Zwar, die Zeit des Eingehens zu ſeiner ewigen Ruhe war damals für den treuen Arbeiter im Weinberge ſeines Herrn noch nicht gekommen, er hatte noch manches Jahr auf Erden zu pilgern, ehe er zur Heimath kam, auch hat noch manche ſchwere Erdennoth und manches Leid ſein Herz getroffen, das den Schmerz, der Andere traf, eben ſo tief, ja tiefer noch empfand als den eigenen, weil dieſer eigene bald, wie ein Sturm im Meere vorüberging und nicht auf den ſtillen Grund hinunterdringen konnte, während bei den meiſten anderen Seelen der äußere Schmerz zu einem Feuer der Tiefe wird, das nur in ſeiner eigenen Aſche erſtirbt. Das zarte, innige Mitleid mit ſolchen Seelen war der erſte Strahl jenes von oben empfangenen Lichtes, welcher den mit und um ihn Lebenden in's Auge fiel. Die Aermſten, die Verachtetſten und Verlaſſenſten im Volke des Landes, mit denen kein anderer Menſch Mitleid und Erbarmen hatte, fanden gleich von ihrer erſten Bekanntſchaft an mit dieſem Manne Gottes, in ihm, in allen ſeinen Worten, Mienen und Thaten den Ausdruck eines theilnehmenden Mitgefühles mit ihrer Noth, den ſie noch bei keinem anderen Menſchen gefunden. Man kann ſich kaum einen Begriff machen von der Noth, in welcher das Volk des Landes ſich fand, als Sklave der Launen und aller Gewaltthätigkeiten ſeiner eingeborenen Herrſcher. „Ein Landbauer, (ſelbſt) in Tanjore,“ ſo erzählt Schwartz, „hat gewöhnlich ſechszig bis ſiebenzig Theile von hundert abzugeben. Geſetzt, er erndtet hundert Büſchel Reis auf ſeinem Acker, ſo nimmt der König oder in ſeinem Namen der Pächter ſiebenzig davon hinweg; die übrigen dreißig bleiben dem Bauer und davon muß er ſeine Knechte bezahlen und ſeine Familie erhalten. Ja, wenn der König Geld braucht, was in Kriegszeiten immer der Fall iſt, ſo nimmt er dem armen Landmanne Alles hinweg. Ich ſelbſt war Zeuge, wie der beklagenswerthe Arbeiter in der Ferne den reichen Segen Gottes auf ſeinen Feldern ſehen mußte, während die Leute des Königs die ganze Erndte eingethan haben.“ —

So ſeufzte damals das arme Volk unter dem tyranniſchen Drucke ſeiner Fürſten und lag dabei noch zugleich in den Sklavenbanden ſeines inneren Verderbens. Man konnte von ihm oft die Worte hören: wenn wir nicht ſtehlen, ſo können wir nicht leben; die armen Bedrängten ergriffen Lug und Betrug als eine Nothwehr gegen ihre Bedränger.

Aber auch dieſe, die Mächtigen und Gewaltigen im Lande, waren dieſe etwa als Freie zu betrachten? Sie waren dieſes nicht, ſondern in eben ſo harten, ja vielleicht noch in härteren Banden der Sklaverei als ihr Volk. Mußten wir doch oben S. 163 den ſcheinbar unbeſchränkten Herrſcher von Tanjore als einen Sklaven ſeiner Brahminen bedauern, noch mehr und feſter lag der arme Fürſt in den Banden ſeiner ſinnlichen Gelüſte, ſeinen Launen und Laſter verſtrickt. Und die Beherrſcher der Seelen dieſer armſeligen Machthaber, die Brahminen, deren in Umkreiſe von Tanjore 100000 lebten, waren ſelber die ſchnödeſten Sklaven des Müßigganges: und aller Weltlüſte wie der ſelbſtbewußten Bosheit und Lüge.

Mehr denn dieſe Alle, die Eingeborenen aus der niedrigeren und ärmeren Klaſſe des Volkes, ſo wie ihre Fürſten und Mächtigen, hätten die Europäer, ſo ſcheint es, ſich einer Freiheit rühmen und derſelben ungehemmt genießen können. Sie ſtanden in der Achtung ihrer Nationalitäten, erhaben über die geſelligen Beſchränkungen der Völkerſchaften da, unter denen ſie in Indien lebten, frei, nicht nur von der ſchreckenden Gewalt und Zucht des Brahminenthumes, ſondern von jedem tyranniſchen Drucke der eingeborenen Fürſten. Und dennoch waren die wahrhaft Freien unter ihnen nicht minder ſelten als unter den Heiden und Mohamedanern. Abgeſehen davon, daß die Meiſten von ihnen ſich eben ſo zügellos allen Lüſten des Fleiſches dahingaben als die Heiden, waren ſie faſt insgemein von jener Macht der Finſterniß beherrſcht, welche die Schrift eine Wurzel alles Uebels nennt: von dem Geize. Die Europäer, ſo lautete das Urtheil der Eingeborenen, kommen nur zu uns, um hier zu gewinnen, um reich zu werden von unſeren Schätzen. Jeder von ihnen geht nur auf Gewinn aus, den ſie an uns oder Einer am Anderen finden. Keiner von ihnen gönnt dem Anderen den ruhigen Beſitz, darum färben ihre Heere mit ihrem Blute den Boden unſerer Länder. Der Europäer will nicht Etwas, ſondern Alles haben. Ein Brahmine ſprach dieſes in Indien gemeine Urtheil über die europäiſchen Chriſten in den Worten aus: die Urſachen, warum wir nichts nach euerer Religion fragen, ſind euer Geiz, Stolz und eure Wolluſt.

Von dieſem Vorwurfe des Eigennutzes und der Gewinnſucht, den man in Indien den Europäern machte, konnte auch nicht der leiſeſte Schatten auf Schwartz fallen. Ihm waren die Luſt am Gelde, die Freude am Beſitze ſo fremd wie der frei auf Gottes Bergen weidenden Gemſe das Gelüſte nach dem Fleiſche und Blute der Thiere; denn dort auf der Höhe der Alpen ſättigt ſie ſich vom Grün der Triften, labt ſich am reinen Waſſer des Quelles. Schon vorhin erwähnten wir einige Züge der Uneigennützigkeit und der entſchiedenen Abneigung gegen Geldgewinn, durch welche das Weſen und die Denkart desſelben Mannes ſich auszeichneten. Solcher Züge hätten wir viele zu berichten, obgleich nur die wenigſten ſo zur öffentlichen Kunde kamen, als ſeine Weigerung vor dem engliſchen Gerichte, ein Vermächtniß anzunehmen, das ihm einer der britiſchen Offiziere auf ſeinem Sterbebette zugeſchrieben hatte, welchem Schwartz durch ſeinen öfteren Beſuch den Troſt des Evangeliums und die Erkenntniß des Heiles allein in Chriſto gebracht hatte. Dieſe Gabe, die er ſelber umſonſt, aus lauter Gnaden empfangen hatte, wollte er ſich nicht mit Geld bezahlen laſſen; er wies den wiederholten Antrag mit Widerwillen zurück*). Aber ſelbſt von der engliſchen Regierung nahm er keine Geldbelohnung an, wenn ſie ſeiner Sprachenkunde und ſeiner Gewandtheit im Verkehre mit den eingeborenen Fürſten ſich in den damaligen politiſchen Wirren bediente, denn er ſtand ja als Feldprediger in ihrem Solde, den er freilich auch, wie wir oben S. 151 ſahen, nicht für ſeine eigenen perſönlichen Bedürfniſſe in Empfang nahm. Jene 300 Rupien, welche der mit Furcht und Schrecken regierende mächtige Hyder-Ali ihm als Vergütung ſeiner Reiſekoſten nach Myſore zugedacht hatte, als der Miſſionär als politiſcher Friedensbote zu ihm geſendet war, mußte er freilich in Empfang nehmen, wenn er den Hofdiener, der ihm das Geldſäckchen überbrachte, nicht der ſicheren Todesſtrafe ausſetzen wollte, aber er verwendete dieſe Summe gewiſſenhaft, von Heller zu Pfennig für die Errichtung eines Waiſenhauſes. So trat Schwartz überall als freier Mann, der kein Knecht des Mammons war und ſeyn wollte, auch den Fürſten und Mächtigen entgegen, die ſich ſelber unter die Macht dieſes Götzen beugten, und ſie mußten die Würde ſeiner Freiheit achten.

---

*) Schwartz nahm nur jene Geſchenke der miſſionsfreundlichen Geſellſchaften mit bereitwilligem Danke an, die ihm für ſeine Mitarbeiter oder armen Gemeinden zugeſendet wurden, und welche zuweilen anſehnlich waren.

Aber noch eine andere Eigenſchaft des ſeltenen Mannes, die ſich bei jeder Gelegenheit an ihm bewährte, nöthigte ihnen eine beſondere Achtung ab, das war ſeine unbeſtechliche Wahrheitsliebe und Zuverläſſigkeit. Vergeblich ſchien es, unter den eingeborenen Heiden des Landes nach einem Beiſpiele dieſer Tugenden zu ſuchen, und wie unglaublich ſelten waren ſie bei den chriſtlichen Europäern zu finden. Hier im Lande der Sklaven kannte man nur Verſtellung und Lüge; der Arme, Unterdrückte und Beraubte war dem Gewalthaber und vornehmen Räuber gegenüber unter dem Scheine der Ehrlichkeit ein Dieb (m. v. S. 172) unter den höheren Ständen war der oberſte von allen, jener der Brahminen, allen anderen im Werke der Lüge und des Betruges voran. Bei den Richtern war der Ausſpruch, den ſie ertheilten, eine käufliche Sache; der Kläger, welcher am meiſten Geld brachte, behielt vor Gericht das Recht.

Von den lügenhaften politiſchen Ränken, damit ſich auch die chriſtlichen Europäer befleckten, wollen wir hier nicht reden, einer aber unter ihnen erhielt ſich rein, blieb in allen Dingen ein Mann der Wahrheit und der unverſtellten Redlichkeit, das war der Miſſionär Schwartz. Die Menſchen von anderer Art fühlten ſich in der Nähe von ihm öfters wie von einer Scheu befangen; ſelbſt in ſeinem Schweigen, in ſeinem ernſten, ruhigen Blicke lag Etwas, das ihre Heuchelei und Unwahrheit beſchämte und ihnen zur Ausführung ihrer Anſchläge den Muth nahm. Dieſes erwies ſich namentlich auch bei dem vielbekannten Rechtshandel, welchen er im Jahre 1771 mit den Feinden der evangeliſchen Miſſion vor dem Richterſtuhle des Nabob von Carnatic zu führen hatte. Die Feinde hatten die Schuld an einer That, welche die öffentliche Ruhe mit mörderiſcher Gewalt unterbrach, durch lügenhaftes Vorgeben auf die Glieder der evangeliſchen Miſſion geſchoben, während dieſe Schuld ganz auf ihrer Seite war. Der Nabob wurde von ihnen mit vielem Gelde beſtochen und gewonnen; Schwartz, auf den als Haupt der Miſſion die Laſt der Klage am meiſten fiel, hatte mit einfachen Worten die Wahrheit ausgeſagt und dann geſchwiegen, ohne um den Verlauf des Rechtshandels ſich zu kümmern. Der Nabob unterſuchte die Sache genau; in offenkundiger lautzeugender Weiſe war das Recht auf der Seite des Miſſionärs. Die Feinde wurden mit ihrer Klage hinweggewieſen, ein in ſeinen Folgen wichtiger Sieg der Wahrheit war entſchieden.

10. Der Fels in Ungewittern.

Im Vorhergehenden ſahen wir einen einzelnen Mann in der Kraft ſeines Gottes als einen Felſen da ſtehen, unter allen Verſuchungen des eigenen Fleiſches ſo wie unter den Gefahren und Hemmungen, die ihm von außen zuſetzten. Die Ereigniſſe der Jahre 1772 bis 1775 mit ihren politiſchen Verwirrungen und Erſchütterungen der beſtehenden Verhältniſſe brachten nicht nur dem einzelnen Arbeiter und Kämpfer für die Sache des Reiches Gottes unter den Heiden vielfache Bedrängniſſe und Gefahren, ſondern ſie ſchienen dem geſammten Werke der evangeliſchen Miſſion in Tanjore den Untergang zu drohen. Wir würden die ganze Geſchichte der Gräuel des Krieges und der Verwüſtung, welche über jenes Land kamen, mit Stillſchweigen übergeben, wenn ſie nicht vielfach in das Leben und Wirken unſeres Schwartz eingegriffen hätte. Doch alle Bedrängniſſe der damaligen Jahre wurden nicht nur für dieſen wie für ſeine Freunde und Gehülfen am Werke ein Läuterungsfeuer, aus dem ſie geſtärkt im Glauben hervorgingen, ſondern nicht minder wurden ſie dieſes für das Fortbeſtehen des geiſtigen Weinberges, den ſie mit treuem Fleiße angebaut und gepflegt hatten.

Die Stimmung des Gemüthes, in welcher Schwartz in die Kämpfe der damaligen Zeit eintrat, mag uns aus einigen Stellen ſeiner Briefe an den Freund ſeines Herzens, an Herrn Chambers, deutlich werden, welcher nicht minder als er der Tröſtung und Ermuthigung bedürftig geweſen ſcheint. Hatten doch alle wahren und aufrichtigen Freunde Englands das zweideutige Benehmen und die begünſtigende Theilnahme der brittiſch-oſtindiſchen Kompagnie an dem ungerechten Kriege des Nabob von Arcot zu beklagen, der den Radſcha von Tanjore ſeines Thrones beraubte, das Land deſſelben in tiefes Elend brachte und ſeiner Geſinnung nach, als Feind des Chriſtenglaubens, der Verkündigung deſſelben entgegentrat. — In einem Briefe vom Oktober 1772 ſchreibt Schwartz: — — „Gelobet ſey Gott für alle Barmherzigkeiten, welche Er Ihnen nach Leib und Seele erweiſt. Seine Wege ſind doch lauter Güte und Wahrheit, und was Er thut, das thut er zu unſerem Wohle, um ſeine Verheißungen zu erfüllen und uns zu überzeugen, daß Er treu und wahrhaftig iſt. Auf dieſe Weiſe hat Er auf dem Wege eigener Lebenserfahrungen einen feſten Glaubensgrund in uns gelegt, welcher ungleich beſſer iſt, als der auf loſem, lockerem Gedankenſpiele ruhende. Alle ſeine Führungen mit uns haben zum Zwecke, dieſe göttliche Wurzel des Glaubens in uns zum Leben zu bringen und zu ſtärken. Leſen Sie nur die Pſalmen mit dieſem Blicke, dann werden Sie, wie Sie gewiß ſchon oft gethan haben, die herrlichen Fußtapfen der göttlichen Vorſehung bewundern müſſen. Wie oft wird nicht von der gedankenloſen Welt das Wort Vorſehung gebraucht oder vielmehr gemißbraucht: aber wie ſüß iſt es nicht allen Denen, welche Theil haben an dem Wohlgefallen Gottes durch Jeſum Chriſtum. David war ein frommer und aufmerkſamer Beobachter der Wege Gottes. Wir wollen daſſelbe thun und wir werden viel Troſt und Kraft darin finden.“

„Die Angelegenheiten von Tanjore fangen an ernſthaft zu werden. Geſtern wurde das kleine Fort Wellam nahe bei der Stadt beſchoſſen, wir konnten den Kanonendonner hier hören. Was ſollen wir zu dieſen Dingen ſagen? Ihre Bemerkung iſt ſehr richtig, und ich glaube, hätte einer unſerer Chriſten Chriſtenthum genug gehabt, den König bei der Hand zu nehmen, ſo würde er ohne Zweifel gehorcht haben; aber leider greift man zu anderen Mitteln. Auch hier wollen wir die Fußtapfen unſeres Gottes wahrnehmen, wie die Sachen ſich endigen, und welches die Wirkungen derſelben ſeyn müſſen. Umſonſt hat es Gott gewiß nicht zugelaſſen. Die Abgötterei hat im Reiche Tanjore tiefe Wurzeln geſchlagen und wer weiß, ob Gott die gegenwärtige Noth nicht dazu gebrauchen wird, um ſie nach und nach auszurotten. Wir beten und wollen immerfort beten: Dein Reich komme! zu uns, zu den Einwohnern von Tanjore, zu allen Menſchen.“

Ein ſpäterer Brief vom 26. Sept. aus Tritſchinopoli enthält die Stelle: „Die Angelegenheiten von Tanjore kommen mir ſtündlich in den Sinn. Die Armee hat ſich nun um die Stadt gelagert und das Haus unſeres Freundes, des Kapitäns Berg, iſt der nächſten Gefahr ausgeſetzt.

Wenn ich bete, weiß ich nichts Anderes zu ſagen als: Dein Wille geſchehe! Wer weiß, was Gott bei dieſen Gerichten für die Ausbreitung Seines Reiches im Sinne hat. Möge Er mir mehr Kraft und Gnade geben, mit aller Freimüthigkeit die Botſchaft des Heiles zu verkündigen!"

Schon ſeit 1766 war Gericke zum Miſſionsdienſte nach Indien gekommen, ein Mann, mit welchem Schwartz ſich brüderlich innig befreundete und bis zu ſeinem Ende in nächſtem Verkehre blieb. Dieſer nähere Verkehr ward dadurch herbeigeführt, daß Gericke im Jahre 1773 von Cuddalore nach Tritſchinopoli verſetzt wurde, wo er die vielſeitigen Miſſionsgeſchäfte mit brüderlicher Treue verſah, während Schwartz Monate lang in Tanjore verweilen mußte. Der Gegenſtand, der den dortigen Radſcha bewog, den Miſſionär mehrmals nach Tanjore zu berufen und ihn dort bei ſich zu behalten, war der Wunſch, daß Schwartz bei den drohenden Feindſeligkeiten des Nabob von Carnatic die engliſche Regierung zu Gunſten von Tanjore ſtimmen möchte. „Padre," ſo ſagte bei dieſer Gelegenheit der König zu Schwartz, „ich ſetze mein ganzes Vertrauen in dich, weil du für das Geld unzugänglich biſt." Schwartz hatte Grund, das Geſchäft dieſer ſchwierigen Vermittelung mit dem ſehr zweideutig ſich benehmenden Gouvernement der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie als unverträglich mit ſeinem Berufe abzuweiſen.

Der Nabob von Arcot hatte unter dem Vorwande, daß ihm ein pflichtſchuldiger Tribut vom Radſcha von Tanjore nicht bezahlt worden ſey, ein Kriegsheer zuſammengezogen und im Einverſtändniſſe mit der brittiſch-oſtindiſchen Kompagnie ſich der Stadt ſo wie des Herrſcherthrones des Radſcha bemächtigt. Vergeblich waren alle Vorſtellungen des Radſcha; dieſer und ſeine Familie wurden im Fort zu Geſangenen gemacht, der Nabob bemächtigte ſich aller Güter und Schätze wie der Einkünfte des Landes. Der Nabob von Arcot und ſeine Söhne, obgleich ſie den Miſſionär Schwartz mit vieler äußeren Höflichkeit behandelten, waren dennoch den Arbeiten desſelben unter dem Volke von Herzen abgeneigt und das Gebäude, das in Tanjore zum chriſtlichen Gottesdienſte gebraucht worden war, wurde alsbald niedergeriſſen. Vergeblich verſuchte Schwartz im Jahre 1774, von dem Nabob, den er zweimal deshalb in Madras beſuchte, ein Stück Boden in Tanjore zum Aufbau einer kleinen Kirche zu erhalten, ſein Geſuch wurde ihm abgeſchlagen.

Die Abſetzung des Radſcha von Tanjore und die räuberiſche Beſitznahme ſeines Landes durch den Nabob von Arcot war von der damaligen brittiſchen Regierungsbehörde zu Madras nicht nur begünſtigt, ſondern durch den Beiſtand ihrer Kriegsmacht erzwungen worden. Dieſe ſchreiende Ungerechtigkeit, dieſe Schmach für Brittaniens Namen wurde im Jahre 1776 der Gegenſtand ernſter Erörterungen im engliſchen Parlament. Wie viel Mühe auch der Nabob von Arcot anwendete, um ſich im Beſitze ſeines Länderraubes zu erhalten, ſo ſiegte dennoch die Stimme der Gerechtigkeit; der Regierung zu Madras kam der gemeſſene Befehl zu, den Radſcha Tuldſchadſchi wieder in ſeine rechtmäßige Herrſchaft einzuſetzen. Dieſes geſchah im April 1776 und damit nahmen die Angelegenheiten der evangeliſchen Miſſion in Tanjore wieder eine günſtige Wendung. Die Brüder in Tranquebar machten es jetzt, durch Sendung des Miſſionärs Pohle nach Tritſchinopoli, möglich, daß Schwartz, ſeinem Wunſche gemäß, im Jahre 1777 ſich ganz nach Tanjore überſiedeln konnte.

Die nachſtehenden Stellen aus einem Briefe desſelben vom Januar 1778 an Freylinghauſen zu Halle mögen uns einen Blick thun laſſen in die dankbare Stimmung des glaubenstreuen Mannes.

„Geprieſen ſey Gott für ſeine überſchwengliche Gnade, durch welche die Miſſionsbrüder ſammt mir am Leben erhalten, unterſtützt, geleitet und getröſtet worden ſind. Wer ſind wir doch, daß Er von einem Tage zum anderen uns ſo viel unverdientes Gute zufließen läßt! — — Die verſchiedenen Gemeinden zu Tritſchinopoli, Vellum und Tanjore gehen nicht nur ungehemmt ihren regelmäßigen Gang fort, ſondern haben kürzlich einen Zuwachs von fünfzig neuen Mitgliedern erhalten. Die Schulen werden mit gutem Erfolge fortgeſetzt, doch muß ich mit Bedauern bemerken, daß der jüngere Lehrer der engliſchen Schule ſeine Entlaſſung begehrte, weil ihm eine einträglichere Stelle angetragen worden iſt. Auch der ältere Lehrer will ein Kaufmann werden. Der wahre Werth der Rettung unſterblicher Menſchenſeelen iſt dieſen Leuten noch nicht im rechten Lichte in der Seele aufgegangen. Da ſie ſo Viele um ſich her wahrnehmen, denen es bloß um's Geldſammeln zu thun iſt, ſo ſind auch ſie nach irdiſchem Beſitze lüſtern geworden. Möge der gnadenreiche Gott nur uns nicht verlaſſen.“ —

„Von dem Könige von Tanjore kann ich gegenwärtig nicht viel Gutes ſagen. Vormals ſtanden ihm die Brahminen im Wege und jetzt — — Aber laſſen Sie uns nicht vergeſſen, daß Gott alle Dinge möglich ſind. Er hat Wege und Mittel genug in Seiner Hand, um der Verbreitung des Evangeliums in den verſchloſſenen Herzen neue Bahn zu brechen.“ —

In einem ſpäteren Briefe an Herrn Chambers ſchreibt Schwartz: — — „Den Radſcha habe ich ſeit dem

Februar nicht mehr geſehen. Er hat noch zwei Weiber genommen, lebt in Ausſchweifungen und überläßt ſich, wie die Leute ſagen, der Trunkenheit. Er iſt überall von ſchlechten Menſchen umgeben und um die ganze Wahrheit zu ſagen, ſo ſoll die Weiſe, wie viele Europäer ſich gegen ihn benahmen, ihn ſehr zurückgeſtoßen haben. Sie wiſſen ja, mein theuerer Freund, wie die meiſten unſerer Landsleute leider eben nichts nach Dem fragen, was Chriſti iſt."

Von dieſen Europäern und ſogenannten Chriſten, welche an dem Unrechte, das man an dem Radſcha begangen hatte, einen für dieſen ſehr ſchmerzlichen Antheil genommen hatten, und großentheils auch durch ihren äußeren Wandel den Namen Chriſti entehrten, machte unter Anderen Major Stevens bei dem engliſchen Militär in Madras eine erfreuliche Ausnahme. Nach der Wiedereinſetzung des Radſcha ließ er ſtatt der von dem Nabob von Arcot niedergeriſſenen Kirche ein neues Gotteshaus in der Feſtung erbauen. Für den ſchnellen Anwachs der Gemeinde gewährte jedoch dieſes Gotteshaus bald nicht mehr den nöthigen Raum und Schwartz mußte an den Aufbau einer größeren Kirche denken. Obgleich die Mittel, welche durch eine Subſkription in ſeine Hände kamen, die nöthigen Ausgaben nicht deckten, begann der arme Miſſionär dennoch das Werk in vollem Vertrauen auf die Hülfe Gottes. Der General legte im März 1779 den Grundſtein und Schwartz hielt der verſammelten Garniſon eine Predigt über den 67. Pſalm. Bald hernach kam es ihm zufällig zu Ohren, daß der General, welchem er durch Ueberſetzungen und andere Hülfeleiſtungen im Lager manchen Dienſt erwieſen habe, damit umgehe, ihm von der Regierung zu Madras eine Geldbelohnung zu verſchaffen. Allſogleich ſchrieb Schwartz nach Madras, wies den Empfang eines

Geſchenkes entſchieden ab, bat ſich aber für den Bau ſeiner Kirche eine unentgeltliche Lieferung von Ziegelſteinen und Lehmen aus, davon große Vorräthe in der Feſtung aufgehäuft lagen.

So hatte der Herr der Kirche in allen Ungewittern der damaligen Gefahren die Seinigen, ſo wie ihr Werk, unverſehrt erhalten. Denn ihre perſönliche Sicherheit ſo wie das Beſtehen ihres in Gott gethanen Werkes war auf einem Felſen gegründet, den die Wogen nicht erſchüttern, die Winde nicht umwerfen können. —

11. Ein Weg voll Gefahren.

Der Weg zu der Höhle eines allgefürchteten Löwen, zu dem Throne eines Helden der damaligen Tage, deſſen Schwert vom Blute der Völker troff, war nicht nur an äußeren Gefahren reich, ſondern mehr noch durch jene Gefahren bedenklich, in welche ein unbewachtes Menſchenherz durch die Höhen äußerer Ehren gerathen kann, auf welche es geführt wurde. Aber die innere Herzensſtimmung unſeres Ch. Fr. Schwartz blieb unverrückt dieſelbe, welche uns die hier nachſtehende Stelle eines etwas früheren Briefes an ſeinen Freund Chambers erkennen läſſet.

— — „Wenn ich die Evangeliſten und beſonders die letzten Reden des Heilandes an ſeine Jünger leſe, ſo kommt mir vor, daß ſie faſt in lauter Ermahnungen zur Demuth beſtehen. — — O wie nöthig iſt es doch, würdig unſeres Berufes zu wandeln, zu welchem Gott uns berufen hat. Um dies thun zu können, wird uns im Worte Gottes (Eph. 4, 1—6) Demuth vorangeſtellt, auf dieſe folgt Sanftmuth als eine Frucht derſelben. Das Beiſpiel Jeſu Chriſti wird uns zur Nachahmung empfohlen; möge uns der Geiſt Chriſti immerdar leiten und ſtärken.“ — Doch wir kehren zu unſerer Geſchichte ſelbſt zurück. — Gleich einem mächtigen Kometen, von deſſen Daſeyn im dunklen Weltraume die Sternkunde vorher nichts wußte, trat im Jahre 1766 ein Mann von ſeltenen Gaben und unbekanntem Herkommen, als großer Fürſt unter dem Haufen der kleineren hervor, der dieſe Kleinen durch den Glanz ſeiner Thaten aus ihrem langen, nächtlichen Schlafe weckte. Und wer war dieſer Hyder Ali, der Thronräuber von Myſore, der Ueberwältiger von Calicut, Bednor, Onor, Cananor, der Schrecken der ohnmächtigen, kleinen Hindureiche, weit um Myſore her? War er nicht doch der Abkömmling einer dieſer Fürſten oder wenigſtens ein Hindu aus der edlen Kaſte der Krieger? Er war keines von beiden; er verhehlte es nicht, daß ſein Vater ein kommandirender Hauptmann in der Bergveſte Bangalur geweſen ſey, ein Mohamedaner, der nie vor Brahma ſich beugte und, ſo ſcheint es, ein Fremdling von perſiſcher Abkunft. Hyder Ali, im Jahre 1718 geboren, fühlte ſich ſchon, als er kaum dem Knabenalter entwachſen war, in den Mauern der Bergveſte zu beengt, das Gerücht von den Waffenthaten der Franzoſen in Indien war zu ſeinen Ohren gekommen, er ſuchte und fand Dienſte in ihrem Heere, lernte bei ihnen die vollkommenere Waffen- und Kriegskunde und ward in beiden ſo tüchtig, daß er zur Stelle eines Befehlshabers in dem Heere von Myſore aufſtieg. Er aber in der Einführung der Ordnung und Mannszucht bei ſeinen Soldaten wollte ſelber und allein befehlen, er entfernte deshalb den ſchwachen Landesfürſten von der Regierung, hielt denſelben als einen Staatsgefangenen und fing erſt dann an, mit unumſchränkter Macht als König von Myſore zu herrſchen. Hyder's kriegeriſche

Unternehmungen wurden von den Franzoſen hülfreich unterſtützt; aber ſchon für ſich allein hatte er ſich als tapferer, kühner Feldherr, an der Spitze eines wohlgeübten, in europäiſcher Weiſe geordneten Heeres ſeit dem Jahre 1767 zu einer Macht erhoben, welche nicht nur den Fürſten Indiens, ſondern ſelbſt den Engländern Achtung gebietend und furchtbar gegenüberſtand.

Eine Achtung vor den geiſtigen Gaben des Mannes wäre übrigens auch in anderer Hinſicht keine unverdiente geweſen. Bei all' der Strenge, mit welcher er in ſeinem Regimente die Ordnung erhielt und übte, ſo furchtbar und faſt grauſam ſie auch den Uebertretern erſchien, zeigte er ſich dennoch als ein Mann von natürlich edlem Herzen, der für die Anerkennung des höchſten Adels der Menſchennatur, welche die Wahrheit der Seele gibt, nicht unempfänglich war. In ſeinem Lande beförderte er Kultur, das Aufleben der Künſte und des Handels, ſchützte die Religion, ohne Anſehen der Parteien, wenn ſie nur mit ſeinen Landesgeſetzen nicht in feindſeligen Widerſpruch traten. Namentlich hatten die evangeliſchen Miſſionäre ſich dieſer Milde zu erfreuen.

Zu dieſem Manne wurde Schwartz im Jahre 1779 von dem engliſchen Gouvernement in Madras geſendet, um mit ihm, deſſen Macht zu einer gefahrdrohenden Höhe angeſtiegen war, ein friedliches Verhältniß zu vermitteln. So entſchieden der vielgeſchäftige Miſſionär bei mehreren anderen Gelegenheiten alle Einmiſchung in politiſche Händel von ſich gewieſen hatte, konnte er dieſes dennoch nicht in dem damaligen Falle. Er hatte die Sache in ernſtlichem Gebete erwogen. Ein neuer Krieg in Tanjore mußte nicht nur das Land und ſeine Bewohner in das äußerſte Elend bringen, ſondern auch dem wieder neu auflebenden Werke der chriſtlichen Miſſionen verderblich werden. — „Ich hielt es für meine Pflicht,“ ſo ſchreibt er an einen Freund, „die Sache nicht von mir abzulehnen. Dieſe Sendung zu Hyder hat es ja nicht mit politiſchen Kunſtgriffen zu thun. Die Segnungen des Friedens zu bewahren iſt der einzige Zweck derſelben und ich darf glauben, daß dieſer Zweck von Seiten der brittiſchen Regierung redlich gemeint iſt. Sollte Gott, nach dem Reichthum Seiner Gnade mich als Werkzeug gebrauchen wollen, um die Wohlfahrt des brittiſchen Indiens zu fördern, ſo darf ich mich nicht entziehen, und den Gefahren des Unternehmens, die mir klar vor Augen ſtehen, ausweichen. Ich wage es deshalb in vollem Vertrauen auf den väterlichen Schutz meines Gottes. Ueberdies wird mir auf dieſem Wege die erwünſchte Gelegenheit zu Theil, das Evangelium Gottes meines Heilandes in vielen Gegenden zu verkündigen, wo es nie zuvor bekannt geworden iſt. — Zugleich beſchloß ich, meine Hand von jedem Geſchenke unbefleckt zu erhalten, auch hat mich wirklich der Herr in den Stand geſetzt, bei dieſem Vorſatze zu bleiben, ſo daß ich nicht einen Pfennig mehr als meine bloßen Reiſekoſten in Empfang genommen habe.“

In Begleitung ſeines tüchtigen Katechiſten Sattinaden trat Schwartz ſeine Geſandtſchaftsreiſe in den erſten Tagen des Juli 1779 an. Am 6. des Abends kamen ſie zu Caroor an, welches, 16 Stunden von Tritſchinopoli entfernt, eine Gränzfeſtung der mächtigen Ländergebiete des Hyder Ali war. Hier mußten ſie einen Monat lang verweilen, um von Hyder Ali die nachgeſuchte Erlaubniß zu erhalten, in ſeinem Lande weiter reiſen zu dürfen. Es war für Schwartz keine verlorene Zeit. Er unterrichtete einige ſeiner Diener und taufte ſie, und den Einwohnern umher verkündigte er mit ſeinem Katechiſten die Majeſtät Gottes, das tiefe Verderben des Menſchen, den mächtigen Erlöſer und die Nothwendigkeit der Buße ſo wie des Glaubens an Chriſtum. Bei ſeinen Vorträgen war die Straße oft mit Menſchen angefüllt und viele horchten aufmerkſam zu. Ein Brahmine ſagte: „Das iſt tiefe Weisheit.“ Einige ſagten, ſie müßten zwar die chriſtliche Lehre als gut erkennen, doch ſey es ihnen widerlich, dieſelbe von Europäern zu empfangen; würde ſie von Brahminen gepredigt, ſo würde ſie ihnen willkommen ſeyn.“

Erſt am 6. Auguſt durfte Schwarz mit ſeinem Katechiſten die Reiſe fortſetzen. Er fand überall auf ſeinem Wege Gelegenheit, großen Schaaren von Heiden zum erſten Male die Freudenbotſchaft von Chriſto zu verkünden. — Eine wohlthuende Erquickung gewährten ſolche paradieſiſch ſchöne Gegenden wie die von Bowany, einer Inſel im Caveryfluſſe. Solche Erfriſchungen der Glieder zeigten ihre kräftig nachhaltende Wirkung, als die Reiſenden zu dem Engpaſſe zu Guzulhatti kamen, der in's Gebirge führt. Die Hitze war ausnehmend groß und furchtbare Berge erhoben ſich vor den Augen der Reiſenden. „Früh Morgens am 18.,“ ſo ſchreibt Schwarz, „machten wir uns auf den Weg, nicht ohne viele Beſorgniſſe und darum auch nicht ohne inbrünſtiges Flehen zu dem Herrn um Seinen väterlichen Schutz. Viele Einwohner begleiteten uns, von denen mehrere brennende Holzfackeln trugen, um die Tiger im Walde zurückzuſcheuchen. Nur allmählig ſteigt man den an manchen Stellen ſteilen Berg hinan. Die Schluchten und Abgründe, an denen der Weg vorüberführt, ſind ſo fürchterlich, daß man nicht ohne augenblicklichen Schwindel in ſie hinabblicken kann; zudem iſt der Pfad an vielen Stellen ſo ſchmal, daß ein einziger falſcher Fußtritt unausbleibliches Verderben nach ſich ziehen würde. — Glücklicherweiſe wurden die gefährlichſten Stellen durch das dichte Gebüſch dem Auge verdeckt. Als wir zur Hälfte den Berg hinaufgeſtiegen waren, hob ſich die Sonne empor. Staunen und Bewunderung Gottes ergriff meine ganze Seele, als ich die zahlreichen Bergſpitzen und die dazwiſchen liegenden Thäler überblickte. Ich konnte mich an dieſer Ausſicht nicht ſatt ſehen und alle Furcht vor den Tigern war verſchwunden. Wir verkündeten hier dem Volke die Macht, die unbeſchreibliche Majeſtät und die Größe unſeres Gottes. Dieſe Berge, welche den Wanderer ermüden und dieſe herrlichen Thäler ſind Sein Werk; Er hat ſie geſchaffen, um ſeine Ehre zu verkündigen. Aber der arme, verkehrte Menſch blickt hinweg von dieſen Wundern Gottes und ſchafft ſich mit ſeinen eigenen Händen alberne Bildniſſe, zu denen er ſpricht: ihr ſeyd meine Götter.“ — —

Um 9 Uhr Vormittags war der Engpaß mit ſeinen ſieben aufeinander gethürmten Anhöhen überſtiegen. Damals ſchwärmten in dieſen Bergſchluchten noch Tauſende von Tigern umher; die Leute, welche zur Begleitung gehörten, hatten heute nur einen einzigen geſehen. Mehrmals fand **Schwarz** auf der Weiterreiſe Gelegenheit, den Heiden das Evangelium zu verkünden; den Sonntag feierten ſie im Schatten der Bäume am Ufer eines Fluſſes. Eine Brücke führte hinüber, die auf 23 Pfeilern ruhte, ein Aufſeher muß an dieſen die Wirkung jedes Regenguſſes beobachten, denn es war, ſo berichtet Schwarz, eine Regel in Hyder's Staatshaushaltung, alles Schadhafte ſogleich wieder auszubeſſern und ſo Alles in fortwährend gutem Stande zu halten. — Wie unbeſchreiblich herrlich iſt in der Nähe der Feſtung von Myſore die Umgegend! In der Feſtung ſelber ſteht der ſchöne Palaſt des Hyder Ali, am Ende einer Pagode der alte Palaſt der vormaligen Könige. In dieſem hauſte der frühere Herrſcher des Landes als Staatsgefangener, im Genuſſe eines anſehnlichen Jahresgehaltes, mit ſeiner Dienerſchaft. Hyder Ali beſuchte denſelben zuweilen und blieb bei dieſen Beſuchen wie ein Diener, ehrerbietig aufrecht ſtehen. Hyder's Palaſt gegenüber iſt ein großes Viereck, auf deſſen beiden Seiten offene Wohnungen ſich finden, in denen die höchſten Kriegs- und Civilbeamten ihre beſtimmten Plätze haben. Der ſtrenge Herrſcher konnte ſeine Leute, wie er mochte, im Auge behalten und überwachen. Er beherrſchte allerdings auch dieſe ſeine höchſten Beamten zunächſt mit Furcht und Schrecken, dazwiſchen auch mit Belohnungen. Selbſt ſeine eigenen Söhne und Schwiegerſöhne mußten, wenn ſie etwas nicht recht gethan, ihr Verſehen durch Peitſchenhiebe büßen, wie jeder andere ſeiner Diener.

Schwartz durfte gleich nach ſeiner Ankunft ungehindert den Offizieren und Soldaten in der Feſtung das Evangelium von Chriſto verkünden. Dieſes geſchah meiſt in perſiſcher Sprache, denn ein großer Theil der Soldaten des Hyder Ali waren von perſiſcher Abkunft. Er durfte dieſes ſelbſt im Palaſte des Fürſten thun; den Geſprächen über Religion war vor allen anderen Geſprächen jede Freiheit verſtattet. Außerhalb des Forts ſtanden mehrere Hundert europäiſche Soldaten im Lager. Es waren Franzoſen und Deutſche, welche letztere ein Hauptmann, Namens Buden, befehligte. Unter den Truppen im Lager fanden ſich auch einige malabariſche Chriſten, welche Schwartz in Tritſchinopoli unterrichtet hatte. Dieſe, ſo wie ſeine europäiſchen chriſtlichen Mitbrüder, hier im fremden Lande ſo ohne alle Belehrung und Erbauung aus Gottes Wort zu wiſſen, das that dem Herzen des treuen Sendboten wehe. Er ſetzte bei ſeinen bekehrten Malabaren den Unterricht fort und der Hauptmann Buden räumte ihm ſein

Zelt ein, zum ſonntäglichen Gottesdienſte, für alle hiernach Verlangende. Ohne dazu den Hyder Ali um ſeine Erlaubniß zu erſuchen, ſang und betete hier Schwartz mit der kleinen Gemeinde ſeiner armen Landsleute und verkündigte dieſen das Wort Gottes, ohne daß es einem Menſchen einfiel, dieſes Werk zu hindern, was Schwartz mit Recht als eine gnädige Leitung Gottes dankbar rühmt. Selbſt der Sohn des Hyder Ali (Tippo Sahib's Bruder) nahte ſich mit freundlichem Vertrauen dem Miſſionär. Dieſer aber gibt uns vor Allem die Beſchreibung des perſönlichen Eindruckes, welchen Hyder Ali auf ihn machte, die wir nachſtehend mittheilen wollen.

„Als ich,“ ſo erzählt er, „zur Audienz bei ihm zugelaſſen wurde, hieß mich Hyder neben ihn auf dem Boden ſitzen, der mit den reichſten Teppichen bedeckt war; auch wurde nicht von mir verlangt, meine Schuhe abzuziehen. Er horchte auf Alles, was ich ihm zu ſagen hatte, drückte ſich ſehr freimüthig und offen aus, und ſagte mir, daß, obgleich die Europäer ihr gegebenes Verſprechen gebrochen hatten, er dennoch bereit ſey, in Frieden mit denſelben zu leben. Nun wurde mir ein Schreiben vorgeleſen, das auf ſeinen Befehl verfertigt worden war. „„In dieſem Schreiben,““ ſagte er, „„habe ich das Weſentliche unſerer Unterhaltung angegeben. Sie werden aber perſönlich weitere Erörterungen hinzufügen.““ Hyder ſchien mit dieſem Ausdrucke meinen Beſuch als Einleitung zu einem Friedensbündniſſe zu betrachten, aber der Nabob von Madras wußte alle dieſe Abſichten zu vereiteln.“

„Während ich neben Hyder Ali ſaß, mußte ich erſtaunen über die Geſchwindigkeit, mit welcher alle Staatsgeſchäfte abgemacht wurden. Kaum hatte er aufgehört, mit mir zu reden, da laſen ihm ſeine Staatsſecretäre einige

Briefe vor, und augenblicklich dictirte er ihnen eine Antwort in die Feder. Jetzt eilten ſie hinweg, ſchrieben die Briefe in's Reine, laſen ſie ihm vor, und er ſelbſt drückte ſein Siegel darauf. Auf dieſe Weiſe wurden in jenen wenigen Abendſtunden viele Briefe ausgefertigt. Hyder ſelber aber kann weder leſen noch ſchreiben. Aber er hat ein vortreffliches Gedächtniß und man wagt es nicht leicht, ihn zu hintergehen. Er befiehlt dem Einen, ihm einen Brief zu ſchreiben, den er ihm vorleſen muß; jetzt wird ein Anderer herbeigerufen, der ihn zum zweiten Male leſen muß. Hat nun der Sekretär ſeinen Sinn nicht genau getroffen, oder iſt er im Geringſten vom gegebenen Befehle abgewichen, dann hat er es mit ſeinem Kopfe zu büßen."

„Häufig ſaß ich mit Hyder in einer auf Marmorſäulen ruhenden Halle, welche in einen Garten ſich öffnete, der, obgleich klein, doch niedlich mit Bäumen angelegt war, auf welchen ſich zweierlei Früchte gepfropft fanden. Ich ſahe eine Anzahl Knaben Erde in den Garten tragen und erfuhr, daß es Waiſen waren, welche Hyder auf ſeine Koſten nähren und kleiden ließ und die zu Soldaten herangezogen wurden. Dieſe Sorge für arme Waiſen gefiel mir, und wie ſehr wünſche ich, daß die brittiſche Regierung wenigſtens in dieſem Stücke ihm nachahmen und der indiſchen Jugend Gelegenheit zu einer chriſtlichen Ausbildung verſchaffen möchte. Alſo geziemt es der brittiſchen Nation, und Gott wird es von ihren Händen fordern. Hat Er ſie doch darum mit Macht ausgerüſtet, nicht um ſich ſelbſt, ſondern den Namen Gottes zu verherrlichen und Ihm zu dienen."

„Als ich am letzten Abende Abſchied von Hyder nahm, erſuchte er mich, perſiſch vor ihm zu reden, wie ich es, (ihnen von Chriſto zeugend) mit einigen ſeiner Hofdiener gethan hatte. Ich that es, und ſetzte ihm die Beweggründe meiner Reiſe auseinander. „Sie wundern ſich vielleicht, daß ich, ein Diener Gottes, der nichts mit politiſchen Dingen zu thun hat, veranlaßt werden konnte, zu Ihnen zu kommen mit einem Auftrage, der nicht eigentlich zu meinem Prieſterberufe gehört. Da man mir aber klar und deutlich geſagt hat, daß der einzige Grund meiner Reiſe die Erhaltung und Befeſtigung des Friedens ſey, und da ich mehr als einmal Augenzeuge war von dem Elende und den Schreckniſſen, welche der Krieg verbreitet, ſo dachte ich bei mir ſelbſt, wie glücklich ich ſeyn würde, wenn ich ein Werkzeug werden dürfte, ein feſtes Freundſchaftsband zwiſchen beiden Regierungen zu knüpfen und auf dieſe Weiſe die Segnungen des Friedens dieſem geliebten Lande und ſeinen Einwohnern zu ſichern. Dieſes betrachtete ich als einen Auftrag, welcher mit meinem Berufe, ein Verkündiger der Religion des Friedens zu ſeyn, keineswegs im Widerſpruche ſtehet.— „„Gut, ſehr gut,““ fiel mir Hyder mit großer, wahrhafter Herzlichkeit in's Wort; auch ich theile dieſelbe Anſicht mit Ihnen und mein einziger Wunſch iſt, daß die Engländer in Frieden mit mir leben möchten. Bieten ſie mir die Hand der Eintracht dar, ſo werde ich die meinige nicht zurückziehen, vorausgeſetzt daß““ — — Dieſes geheimnißvolle „„vorausgeſetzt daß““ iſt nie in's Licht hervorgetreten.— „Ich nahm nun meinen Abſchied,“ fügt Schwarz hinzu, „und bei meinem Hineintreten in meinen Palankin fand ich 300 Rupien, welche er mir geſendet hatte, um die Koſten der Reiſe damit zu beſtreiten.“ —

Wir erwähnten bereits oben (S. 174), daß Schwarz, ſo ſehr er ſich dagegen ſträubte und ſo ſchwer es ihm ankam, dennoch, um das Leben der hohen Offiziere, die ihm das Geld brachten, nicht in Gefahr zu ſetzen, das Geſchenk annehmen mußte, daß er aber gleich nach ſeiner Heimkunft die Summe von 300 Rupien gewiſſenhaft, zum Aufbau und zur Ausſtattung eines Hauſes für Waiſen anwendete, wozu ja ſelbſt Hyder Ali's Beiſpiel ihn ermahnen konnte.

Zu dem vorſtehenden Berichte über die Geſandtſchaft des Miſſionär Schwarz an Hyder Ali ſetzt der Beſchreiber ſeines Lebens noch die nachſtehenden Bemerkungen hinzu: „Man erkennt es zwar ſchon im Allgemeinen als eine eigenthümliche Gabe der Bewohner von Indien, daß ſie mit großer Leichtigkeit die Sinnesart Anderer durchſchauen, aber als ein ganz beſonders großer Meiſter in dieſer Kunſt war Hyder Ali bekannt. Derſelbe wußte von dem erſten Augenblicke der gegenſeitigen Bekanntſchaft an, was in Schwarz ſey. Dieſer, das fühlte er, ging mit keinem Betruge um, wollte ihm nicht lügen noch heucheln, ſondern was er ſagte; das war recht und wahr und wohlgemeint. Hätte die Regierung zu Madras den Charakter und die Pläne Hyder Ali's eben ſo gut erfaßt und wäre ſie mit dem Aushängeſchilde des Friedens eben ſo redlich umgegangen, als ihr Abgeordneter dies that, dann würde das unſelige Geſchick des Krieges, das bald hernach über die Ländergebiete von Carnatic losbrach, zurückgehalten oder gänzlich abgewendet worden ſeyn.“ Freilich konnte Hyder Ali der brittiſchen Regierung in Madras es nicht zeigen, ob es ihm mit ſeinen friedlichen Anerbietungen ein rechter Ernſt geweſen ſey oder nicht, denn die Engländer hatten leider zuerſt zu der Seite von Hyder's Feinden ſich hingeneigt; daß aber ſein Vertrauen und ſeine Zuneigung zu Schwarz unverändert dieſelbe geblieben ſey, das bewies er durch Wort und That. Denn als der mächtige Eroberer mitten auf ſeiner blutigen und zerſtörenden Laufbahn in die Gegenden kam, in denen Schwarz ſein geiſtiges Arbeitsfeld hatte, gab Hyder allen ſeinen Offizieren den beſtimmteſten Befehl: „den ehrwürdigen Padre Schwartz überall in ſeinem Heere unbeläſtigt herumgehen zu laſſen, und ihm Achtung und Freundlichkeit zu erzeigen, denn, ſo ſagte der geſtrenge Herrſcher, aus deſſen Mund man ſonſt ſchwerlich das Lob eines Menſchen vernahm, „der Padre Schwartz iſt ein heiliger Mann.“ — Ueberhaupt, ſo kann man ſagen, genoß Schwartz in der damaligen gefahrvollen Zeit der blutigen Kämpfe die Hochachtung aller ſtreitenden Partheien und keine derſelben hegte ein Mißtrauen gegen ſeine unbeſtechlich treue Redlichkeit. Namentlich aber konnte er, ohne das geringſte Hinderniß, mitten im feindlichen Lager, in Hyder's Heere umherziehen und das Zartgefühl der Barbaren war ſo groß gegen ihn, daß der wachthabende Offizier, wenn er auch Schwartzens Palankin da und dort zurückhalten mußte, doch immer ſich damit entſchuldigte, daß er wegen ſeiner Weiterreiſe Befehle abwarten müſſe. Auf dieſe Weiſe konnte der treue Mann zu einer Zeit, wo das ganze Land von Hyder Ali's Truppen beſetzt war, ſeine friedlichen Arbeiten unter den Heiden, die ihn nur „den guten Vater“ nannten, mitten im Kriegsgetümmel fortſetzen.

Ja, die Wirkſamkeit dieſes geiſtlichen Vaters vieler Seelen zur Ausgeburt der Heiden in das neue Leben, das aus Chriſto kommt, war noch niemals ſo kräftig und ausgedehnt geweſen, als in dieſen Tagen. Zugleich hat auch damals ſeinen Namen ein Glanz der Anerkennung und Ehren der Welt umgeben, deſſen äußere Vortheile er eben ſo wenig als die Geſchenke an Geld für ſeine eigene Perſon, ſondern nur für das Haus ſeines Herrn benutzte. Selbſt die indo-brittiſche Regierung zu Madras, deren ungünſtigen, hemmenden Einfluß er früher in mancherlei

Weiſe hatte erfahren müſſen, ſah ſich zu einer ehrenden Anerkennung gegen Schwartz bewogen. Ihr Geſchenk zwar zum Lohne der Dienſte, die er ihr bei ſeiner Geſandtſchaft erwieſen, nahm er für ſeine Perſon nicht an, wohl aber als einen Beitrag zur Ausführung kirchlicher und mildthätiger Zwecke, ſo wie zum Dienſte und Nutzen bedürftiger brittiſcher Angehörigen in Tanjore.

12. Das Beſtellen des Hauſes.

Die ausführliche Geſchichte der Kriege, deren Gräuel und Jammerſcenen Schwartz in den letzten Jahren ſeines Lebens zum großen Theile noch mit eigenen Augen ſehen mußte, liegt außer dem Kreiſe unſerer Aufgabe. Dieſe ſoll uns keine andere ſeyn als die Betrachtung des Vorbildes eines treuen Haushalters und Knechtes im Hauſe ſeines Herrn, welcher, als ihm der Abend nahete, nur deſto wachſamer und eifriger wurde in ſeinem Dienſte, damit ſein Herr, wenn Er käme, ihn nicht ſchlafend finden möchte. Der Spruch: „beſtelle dein Haus, denn du mußt ſterben" ward dem Vater Schwartz ohne Aufhören in Erinnerung gebracht, ſeitdem er in die Tage trat, von welchen es heißt: ſie gefallen mir nicht; das öfter wiederkehrende Gefühl der Abnahme ſeiner vielgebrauchten Kräfte, die Noth und Schreckniſſe von außen, trieben ihn mehr denn jemals zur Einkehr in ſein eigenes Herz ſo wie in die Sorge für das Haus, für welches er zunächſt als Wächter hingeſtellt war: das Arbeitsfeld ſeiner Miſſionen in Tanjore.

Wir dürfen hier wohl. nachträglich zu der Schilderung des Empfanges des Miſſionär Schwartz, bei Hyder Ali, noch eines Umſtandes erwähnen, welcher dieſem freundlichen, zutraulichen Empfange von Seiten des gewaltthätigen Herrſchers noch eine beſondere Bedeutung gibt. Denn wir lernen daraus die Macht kennen, welche der wahre Chriſtenglaube dem Menſchen, der ihn beſitzt, über Menſchenſeelen gibt, in denen das Gefühl für Wahrhaftigkeit nicht erſtorben iſt. Durch ein (ſcheinbar) ſehr unglückliches Zuſammentreffen war Schwartz in der Reſidenz des Hyder Ali gerade in der Zeit angelangt, als dieſer die Botſchaft erhielt von dem unerlaubten Durchzuge einer Abtheilung brittiſcher Truppen durch ſein Land. So ſehr ihn dieſe Falſchheit einer fremden Regierung, während ſie friedliche Geſinnungen gegen ihn heuchelte, erbittern mußte, benahm er ſich dennoch huldreich und herablaſſend gegen den ehrwürdigen Miſſionär. Denn dieſer, das fühlte er, meint wahr und aufrichtig nur das, was er ſagt. Wohl aber ließ der mächtige Eroberer ſeinem Zorne freien Lauf in dem Schreiben an den brittiſchen Gouverneur zu Madras, welches er Schwartz mitgab, und auch dieſer, als er perſönlich nach Madras kam, ließ es an Warnungen nicht fehlen. Dieſe jedoch blieben unbeachtet.

Während das Ungewitter ſchon in der Nähe ſich zuſammenzog, blieb Schwartz unabläſſig bei ſeinem nächſten Berufe: bei der Sorge für ſeine Gemeinde in Tanjore. Der Bau der Kirche im Fort der Stadt wurde von ihm vollendet, ein anderer Kirchenbau in der Vorſtadt für die tamuliſche Gemeinde wurde unter ſeiner Leitung begonnen. Neben der Sorge für das Ganze verſäumte er auch nicht die für die einzelnen Seelen ſeiner Gemeinden. Dieſes bezeugt uns ſein Brief an einen ſeiner jungen Freunde: den Sohn des Oberſt Wood, der ihm in jugendlichem Selbſtgefühle ſeine Fortſchritte in nützlichen Kenntniſſen und ſelbſt in der Singkunſt gemeldet hatte. Schwartz erkennt alles Löbliche in dieſem Berichte mit väterlichem Wohlgefallen an, erinnert aus eigener Erfahrung an die Freude und den Segen, die ihm das Erlernen der Singkunſt gebracht habe, als er, wie er noch fortwährend zu thun pflege, den malabariſchen Kindern Loblieder auf ihren Erlöſer gelehrt habe. „Alles (ſo fährt er in ſeinem väterlichen Briefe fort) kann für uns und Andere nützlich werden. Aber, mein lieber junger Freund, es kommt vor Allem darauf an, daß unſer Herz wahrhaft gebeſſert werde. Uebergib das deinige deinem Gott und Heiland und bitte Ihn, dich zu reinigen von allen deinen Sünden. Habe keine Ruhe, bis du Ruhe gefunden haſt für deine Seele. — — Durch das Leſen des Wortes Gottes und durch herzliches Gebet wird dir jeden Tag die Kraft zufließen, in Gottes Wegen munter vorwärts zu ſchreiten. Unſere Zeit iſt kurz, die ernſte Ewigkeit vor der Thüre.“ — —

Die letzten Worte dieſes Briefes ſcheint Schwarz im Gefühle einer Anwandlung von Krankheit geſchrieben zu haben, die, mit gefährlichem Anſcheine beginnend, dennoch ohne weitere Folgen vorüber ging. Er hatte jetzt nicht Zeit, an ſich ſelber und an ſein eigenes Leid zu denken, ſondern nur an das allgemeine Leid, das die Bewohner des Landes traf, welches ſeiner Sorge empfohlen war. „Was iſt,“ ſo ſchreibt er in einem Briefe an ſeinen Freund Chambers, „nun zu thun? Ich rufe mit dem Propheten Jeremias: Sey mir nur nicht ſchrecklich, Herr, mein Gott. — Dieſe Noth kommt vom Herrn, und gewiß hat Er dabei die Abſicht, uns von unſeren Sünden zu reinigen. Die Heiden, ſo wie die Namenchriſten ſchlafen; ja ſie ſind todt und denken an Nichts als an die Dinge dieſer Welt. Aber durch die ſanfte Stimme Gottes wollten ſie ſich nicht aufwecken laſſen aus ihrem Sündenſchlafe, wer weiß, ob ſie nicht aufwachen werden, wenn ſie die donnernde

Stimme Seiner Gerichte vernehmen. — Unſere Gemeinde hat um mehr denn hundert Mitglieder zugenommen. Die Meiſten derſelben mag wohl die Hungersnoth zu uns hergetrieben haben, aber dennoch habe ich ihnen mehrere Monate lang den nöthigen Unterricht und während dieſer Zeit auch die nöthigſten Lebensbedürfniſſe gegeben. Ihr Unterricht war ungemein ermüdend und ſchwer, weil ihre Geiſteskräfte durch die Hungersnoth ſehr gelitten haben. Dennoch konnte ich mich nicht entſchließen, dieſe armen Leute abzuweiſen, von denen Viele nachher geſtorben ſind." — — „Wenn man," ſo ſchreibt er in einem ſpäteren Briefe an einen anderen Freund, „bedenkt, daß Hyder Ali ſo viele Tauſende von Einwohnern gefangen hinweggeſchleppt hat, und daß viele tauſend Andere an Hunger geſtorben ſind, dann kann man ſich nicht wundern, nicht nur menſchenleere Häuſer, ſondern gänzlich verödete Dörfer überall anzutreffen. — — Wir in der Feſtung haben an Hunger und Elend ausnehmend gelitten. Wenn ich des Morgens über die Straßen ging, dann lagen die Leichname in Haufen auf den Dungſtätten. — — Gottes Gnade ſetzte mich in den Stand, auch für die Armen ſorgen zu können, ſo daß 17 Monate lang große Haufen derſelben von uns genährt wurden. Oft ſtanden über 800 Arme und Hungrige vor unſerer Thüre."

Hyder Ali, die Geißel der Völker, war gegen Ende des Jahres 1782 geſtorben, ſein Sohn, Tippo Sahib, hatte mit ihm den Haß gegen die Britten, ſo wie den kriegeriſchen Geiſt und Muth gemein; er wurde durch dieſe Eigenſchaften einer der furchtbarſten Feinde der engliſchen Macht in Indien, um ſo furchtbarer, da die Franzoſen, mit ihrem Heere und ihren Verbündeten in Indien, ihm kräftig zur Seite ſtanden. Zu dieſem Allen hatte die engliſche Regierung durch ihr zweideutiges, öfters wortbrüchiges Benehmen mit Recht den Zorn des mächtigen Gewalthabers von Myſore gereizt. Schwartz, den man abermals zur Friedensvermittelung aufforderte, ſpricht es offen in einem Schreiben aus, „daß der Vorwurf: die brittiſche Regierung pflege nie ihr gegebenes Wort zu halten, immer allgemeiner und lauter unter dem Volke werde.“ Tippo's Haß ſprach ſich jedoch durch Wort und That nicht nur gegen die Engländer, ſondern gegen die Chriſten überhaupt aus. Schwartz ſchreibt von ihm im März 1784: „Das Elend des Landes iſt groß. Tippo iſt noch ein viel kühnerer und unternehmenderer Soldat, als es ſein Vater war, und vermehrt ſeine Armee jeden Tag. Jeder Kommandant, der den Engländern eine Feſtung übergeben hatte, wurde auf ſeinen Befehl aufgehenkt. Nachdem er 12000 Kinder aus dem Lande Tanjore gefangen hinweggeſchleppt hat, ſind ſie nun alle genöthigt worden, Mohamedaner zu werden. Er hat bis jetzt Alles gethan, was er konnte, um die römiſchen Katholiken in Malabar auszurotten, was ihm auch ſo weit gelungen iſt, daß keiner es wagt, ſich einen Chriſten zu nennen. Er will keine anderen Unterthanen als ſolche, welche Mohamedaner oder Heiden ſind.“

Auch nach einer bedenklichen Erkrankung in dieſem Jahre ward Schwartz wieder ſo kräftig und ſtark, daß er in einer Gegend des größeren Marewar, an die Verkündigung des Evangeliums durch eingeborene Lehrer denken konnte, welche in einem Seminare zu Tanjore gebildet werden ſollten. Von ſeinem neuerwachten, freudigen Lebensmuthe zeugt ein Brief vom Ende des Jahres 1784, aus dem wir hier nur einige Worte mittheilen:

„Nunmehr iſt mit Gottes Hülfe meine Geſundheit ſo weit wieder hergeſtellt, daß mir die Arbeit mehr Vergnügen als Laſt iſt, was im April und Mai d. J. nicht der Fall war. Gebe Gott, der mir armen Sünder bisher ſo viel Gutes erzeigt hat, daß die letzten Tage meines Lebens wohl zugebracht werden, und ich meinen Beruf, wenn auch nicht mit Freuden, doch in Seinem Frieden vollenden möge. Uns iſt aber nicht nur geſtattet, es iſt uns befohlen, im Herrn uns zu freuen. Keine Freude auf Erden hat ſo feſten — guten Grund als die Freude, die wir im Herrn finden, der uns erkauft, erlöst, und jede wahre Glückſeligkeit zubereitet hat.“ —

Seine Luſt am Bauen der Kirchen war auch noch immer friſch geblieben. „Zum Baue einer malabariſchen Kirche,“ ſo ſchreibt er, „hatte mir General Munro 50 Pagoden geſchenkt, als ich aber fand, daß allein die Steine zum Fundamente derſelben 25 Pagoden koſteten, da fürchtete ich, meine Mühle werde aus Mangel an Waſſer ſtille ſtehen. Nun hatte mir der Radſcha bei einem früheren Anlaſſe ein Paar mit Gold verbrämte Kleider geſchenkt, dieſe nahm ich und brachte ſie zu einem Händler, der mir zu meiner angenehmen Ueberraſchung mit einem Schlag 126 Pagoden dafür anbot, ſo daß ich ohne Unterbrechung meinen Bau fortſetzen konnte. Ich hoffe, daß Gott, der mir ſo huldreich die Mittel in die Hände legte, ein Bethaus zu bauen, dasſelbe auch mit geiſtlichen Kindern, zum Preiſe Seines Namens erfüllen werde. — — Ich glaube mit freudiger Zuverſicht, daß Gott noch einmal das wüſte, verſtörte und zerbrochene Land bauen wird, ſollte Er es auch erſt dann thun, wenn wir im Grabe modern; was ſchadet dies? Dieſes Land iſt mit Diſteln und Dornen bedeckt, wir wollen es pflügen und den guten Samen ſäen und den Herrn bitten, daß Er ihn aufgehen laſſe.“ — —

Die Sorge, ſein Haus (das heißt das ihm zunächſt liegende Arbeitsfeld ſeiner Miſſionen) wohl zu beſtellen, ſollte den Vater Schwartz bald in den tiefſten Winkel des Haushaltes führen, deſſen Unordnung und Unſauberkeit dringend nothwendig einer Abhülfe bedurfte. Auch dahin müſſen wir den gewiſſenhaft treuen Mann begleiten. — Von ſeinem früheren nahen Verhältniſſe zu dem Radſcha zu Tanjore, ſo wie von dem Wechſel der Schickſale, welcher in den letztvorhergehenden Jahren dieſen Fürſten betroffen, haben wir berichtet. Der Friede im Lande ſchien zwar für mehrere Jahre wieder hergeſtellt, noch war aber das Gebiet von Tanjore in einem kläglichen Zuſtande. Die Noth, welche auf die ungerechte Beſitznahme der Provinz durch den Nabob eintrat, und die Verheerungen ſeines Reiches durch Hyder Ali hatten den Radſcha in große Geldverlegenheit gebracht, ſo daß die letzten Jahre ſeiner Regierung zu dem Glanze, der ſeine Jugend umgab, einen grellen Gegenſatz bildeten. An einer unheilbaren Krankheit dahin ſterbend und vom Schmerze über den frühen Verluſt ſeines Sohnes, ſeiner Tochter und ſeines Enkels — ſeiner einzigen geſetzmäßigen Erben — übernommen zog ſich der unglückliche Tuldſchadſchi, allmählig taub geworden gegen jene Tröſtungen des Evangeliums, welche Schwartz ihm ſo nahe legte, in hoffnungsloſer Verzweiflung in die Kammern ſeines Palaſtes zurück, die er nie wieder verließ. Im Hinbrüten über ſeine öffentlichen Unfälle und perſönlichen Kümmerniſſe ſchien ſich hier ſein mildes und wohlwollendes Weſen in Härte und Gleichgültigkeit gegen die Leiden ſeines Volkes umzuwandeln. Geiz wurde ſeine herrſchende Leidenſchaft, und das in ſeinem tiefverarmten Lande geſammelte Geld genügte ſeinen begehrlichen Anforderungen nicht in zureichender Weiſe. Zur Steigerung dieſer inneren wie äußeren Noth trug auch der Tod des rechtſchaffenen erſten Miniſters des Radſcha bei, und die Beſetzung ſeiner erledigten Stelle durch einen Wütherich. Der Zuſtand des Volkes ward jetzt ein unerträglicher und da alle dem Fürſten gemachten Vorſtellungen vergeblich waren, wanderten ganze Schaaren der Eingeborenen, deren Zahl auf 65000 geſchätzt wird, in andere nachbarliche Diſtrikte aus. Vorzugsweiſe fanden dieſe Auswanderer in den Gebieten freundliche Aufnahme ſo wie Unterſtützung, welche im Beſitze der Franzoſen, der Feinde Englands, waren. Die brittiſche Regierung in Madras konnte dieſes Unweſen nicht gleichgültig anſehen; ſie leitete eine Unterſuchung des Zuſtandes und des Mißbrauches der herrſchaftlichen Gewalt des Radſcha von Tanjore ein und in den Kreis der Unterſuchungsrichter wurde von dem neuen Statthalter in Madras: Sir Archibald Campbell der Miſſionär Schwarz mit Sitz und Stimme einberufen. Er durfte dieſen Antrag zum Beſten des Landes, über deſſen inneres und äußeres Wohl er zum Wächter geſetzt war, nicht von ſich weiſen und es begann für ihn ein neues Geſchäft ſeines Haushalteramtes, das in dem letzten Jahrzehent ſeines Lebens ſeine Kräfte wie ſeine Zeit vielfältig in Anſpruch nahm.

Seine Hauptangelegenheit blieb hiebei immer die Sorge für ſeine Kirche und ſeine Gemeinde, welche jetzt ſchon über einen weiten Umkreis des ſüdlichen Indiens verbreitet war. Im Jahre 1787 rief ihn die lutheriſch-kirchliche Weihe ſeines jungen Freundes: Joh. Caſp. Kohlhoff nach Tranquebar. An dieſem Tage feierte der ehrwürdige Aelteſte der däniſchen Miſſionsbrüder: Joh. Balthaſar Kohlhoff, deſſen wir in den früheren Kapiteln mehrmals erwähnt haben, ſein Amtsjubiläum und hatte zugleich die Freude, ſeinen älteſten Sohn zum Dienſte ordinirt zu ſehen, deſſen Pflichten er ſelber nicht mehr gewachſen war. Dieſer jüngere Kohlhoff war als Schüler, dann als Gehülfe und öfterer Begleiter ein geiſtiger Sohn unſeres Schwartz geweſen, dieſer hielt deshalb mit einem tiefen väterlichen Gefühle der Liebe und des Ernſtes die Ordinationspredigt über 2. Tim. 2, 1: „So ſey nun ſtark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Chriſto Jeſu iſt.“

Während Schwartzens damaliger Abweſenheit in Tranquebar hatte der Radſcha, dem Rathe ſeines Freundes folgend, ernſtlich an die Erwählung eines Thronerben aus einem ächten Zweige ſeines alten Stammhauſes gedacht. Seine Wahl war auf den zehnjährigen Sohn ſeines Vetters in gerader Linie gefallen, der nachmals unter dem Namen Serfudſchi Radſcha den Thron beſtieg. Schwartz ſollte nach dem Wunſche des todkranken Radſcha Vormund und väterlicher Pfleger des Erbprinzen werden; da jedoch der Miſſionär die Verantwortlichkeit und Schwierigkeit dieſer Stellung wohl erkannte und deshalb ihre unbedingte Annahme verweigerte, übertrug der kranke Radſcha ſeinem Halbbruder aus unrechtmäßiger Ehe: dem Amir Singh das Pflegeamt ſeines Erben bis zur Volljährigkeit deſſelben. Der Radſcha ſtarb zwei Tage nachher, beruhigt, weil er die Verſicherung des engliſchen Reſidenten, ſo wie des Befehlshabers der Garniſon und des ihm bis zu ſeinem Ende theuer werthen Freundes ſeiner Seele: des Miſſionär Schwartz erhalten hatte, daß ſie das Ihrige zur Erfüllung ſeines letzten Wunſches thun würden.

Allmählig ward dem Vater Schwartz die Freude zu Theil, daß ſeine Vorſchläge zur Förderung einer geiſtigen Erweckung und Bildung des Volkes durch Errichtung von Volksſchulen von der Regierung in Madras nicht nur anerkannt, ſondern kräftig unterſtützt wurden. Es kamen reiche Gaben an Geld und Land in ſeine Hände, welche zur Bezahlung der Schullehrer und Katechiſten verwendet wurden, auch wurden Kapellen und Schulhäuſer errichtet, welche von den Miſſionären häufig beſucht wurden. Er berichtet über den Erfolg dieſer Bemühungen unter Anderem: — „Was die Kaſten betrifft, ſo beſtehen unſere Gemeinden ſowohl hier als in Tranquebar aus einer faſt gleichen Zahl der höheren und niederen. Hier ſitzen die Männer und Frauen der höheren Kaſte auf einer Seite der Kirche, die der niederen auf der anderen. Ich habe allen unnöthigen Zwang ſorgfältig vermieden und bin dadurch wenigeren Schwierigkeiten begegnet. Selbſt beim Abendmahle trat etwa eine von niederer Kaſte voraus hinzu, ohne Unannehmlichkeit zu verurſachen. Kämen Sie an einem Sonntag in unſere Kirche, Sie würden ſich über das reinliche Ausſehen der niederen Kaſten wundern; man kann ſie leicht für höhere halten. Die abſcheuliche Sitte, die man ihnen zum Vorwurfe macht, daß ſie das Fleiſch gefallener Thiere verzehrten, dulde ich nicht und ſie iſt auch in unſeren Gemeinden ohne Beiſpiel. Die Landgeiſtlichen und Katechiſten ſtammen, mit wenig Ausnahmen, aus der höheren Kaſte. Doch gibt es unter ihnen Einzelne, ſelbſt aus der Kaſte der Parias. Als ich jüngſt bei einem Heiden von höherer Kaſte eingeladen war und eben ein Pariar Katechiſt zu mir kam, rief ich ihm zu: „Halt, ich will zu dir kommen.“ Die Suttirer (Leute von der höheren Kaſte) haben noch nicht gelernt demüthig zu ſeyn, ſie ſind ſtolze Sünder, wir müſſen Geduld mit ihnen haben.“ Dies wollten aber jene nicht zugeben, ſondern benahmen ſich ſehr freundlich gegen den Katechiſten.“

Amir Singh betrug ſich gegen ſeinen Pflegeſohn Sarfudſchi ſo rückſichtslos, vernachläſſigte die Erziehung ſo wie ſelbſt die äußere Pflege desſelben in ſo unverantwortlicher Weiſe, daß mit Hülfe der engliſchen Regierung das Kind ſeinen Händen entriſſen und in beſſere Obhut gebracht werden mußte. Dem Amir Singh ſelbſt wurde in ſeiner tyranniſchen, dem Lande verderblichen Regierung Einhalt gethan und bis zur Volljährigkeit des Thronerben eine beſſere Anordnung der öffentlichen Angelegenheiten und Rechtspflege getroffen. So blieb Schwartz für das Land, in welches Gott ihn geſetzt hatte, wie für ſeinen Beruf an den Seelen der Bewohner unermüdet, vom Morgen bis zum Abend, bei Tag wie bei Nacht durch Gebet, Predigt und väterliche Aufſicht thätig. In rührender Weiſe bezeugen dies die lebendigen Schilderungen, welche uns Freunde, die ihn beſuchten und täglich ſahen, von ſeiner Wirkſamkeit, in ihren Briefen gaben. Er ſelber aber ſchreibt an ſeinem ſiebenzigſten Geburtstage, im Oktober 1796, an einen Freund in Deutſchland:

„Eben ezar! Bis hieher hat mir der Herr geholfen. Heute trat ich mein 71. Jahr an. O des Reichthums Seiner Gnade, Barmherzigkeit und Geduld, die ich ſeit 70 Jahren genoſſen habe! Preis, Ehre und Anbetung dem barmherzigen Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt für die unzähligen Beweiſe Seiner überſchwänglichen Gnade. Wer bin ich armer, elender Sünder, daß Du mich bis hieher geführt haſt? Gott verlaſſe mich im Alter nicht, ſondern laß mich zur Aufmunterung Anderer erzählen, mit welcher Barmherzigkeit Du meiner geſchont, mir vergeben und mich getröſtet haſt; und mögen ſie bewogen werden, ihr Vertrauen auf Dich zu ſetzen.“

„Noch bin ich im Stande, ohne große Anſtrengung Junge und Alte zu unterrichten. Dieſe Arbeit iſt mir ſo erquickend, daß ich Gott herzlich für Erhaltung der Geſundheit und Kraft danke, um Heiden und Chriſten den Namen Deſſen zu verkünden, der Chriſtum uns zum Heile geſandt und Ihn uns zur Weisheit und Gerechtigkeit, Heiligung und Erlöſung gemacht hat. Rühme die Welt, ſo viel ſie wolle; mein Ruhm iſt der Herr, von dem allein meine Seligkeit kommt.“ — —

In einem anderen Briefe nach Deutſchland ſpricht er ſich über die damals ſchon eintretende Abweichung einiger der deutſchen Kirchen von den Grundlehren des Evangeliums in nachſtehenden Worten aus:

„Unſere Umſtände ſind etwas traurig; aber dem Herrn fehlt es ja nie an Mitteln. Er kann Arbeiter in Seinen Weinberg ſenden. — — Aber ach! der treuen Arbeiter ſind wenige. Der gegenwärtige Zuſtand der Kirchen in Deutſchland iſt wahrhaft jämmerlich. Sie haben ein Evangelium erfunden, welchem Paulus und die anderen Apoſtel völlig fremd waren. Viele verwarfen die Lehre von der Verſöhnung und den heiligenden Wirkungen des Geiſtes Gottes. — — Wie lange mich Gott noch an meinem Poſten laſſen will, iſt Ihm allein bekannt. Meine Zeiten ſind in Seiner Hand. Er hat mein unwürdiges Gebet erhört, daß ich in meinem hohen Alter nicht ganz unbrauchbar werden möge. Vor einigen Monaten glaubte ich am Rande der Ewigkeit zu ſtehen, da ich plötzlich mit einem peinlichen Drucke auf der Bruſt befallen wurde. Ich betrachte es als einen Ruf von dem Herrn, mich bereit zu halten. Er möge kommen, zu welcher Stunde er wolle.“ — —

13. Das Ende.

Nicht lange vor der Zeit, von welcher wir hier zu reden haben, ſchrieb ein treuer Mitbruder von Schwarz: „Ich fand ihn ſo geſund und kräftig, als er vor einigen

Jahren war. Vier Stunden täglich bringt er in dem Unterrichte engliſcher und tamuliſcher Kinder ſo wie der Taufkandidaten zu, in anderen freien Stunden findet er auch Zeit zu den erbaulichſten und heiterſten Geſprächen mit beſuchenden Freunden. — — Seine ausgezeichnete Gabe, durch die Art und den Ton ſeiner Unterhaltung die Aufmerkſamkeit ſelbſt gemiſchter Geſellſchaften zu feſſeln, ſeine eigene Geſchicklichkeit, Fehler mit einer ſo freundlichen und heiteren Miene zu rügen, daß ſelbſt die Vornehmſten und Stolzeſten nicht ſchroff abgeſtoßen werden, zuſammen mit ſeinen anderen Ehrfurcht gebietenden Eigenſchaften, machen ihn allgemein beliebt und geachtet; ja ſeine ganze äußere Erſcheinung, ſeine Silberlocken, ſein lichtſtrahlendes Auge, alle Geſichtszüge ſind geeignet, Hochachtung und Liebe einzuflößen." — Nach dieſen und anderen ähnlichen Berichten hatten die Brüder in Tranquebar ſich der Hoffnung hingegeben, der theuere Patriarch ihrer Miſſionen werde ihnen noch länger erhalten werden. Da ſchrieb ihnen Gericke, der abermals ſeinen treuen, väterlichen Freund in Tanjore beſucht hatte, am 2. Febr. 1798 die ſchmerzliche Kunde: Schwarz ſey drei Monate gefährlich krank geweſen und werde nicht wieder predigen können, da ihm ſeine Krankheit nicht bloß den Körper, ſondern auch das Gedächtniß ſehr geſchwächt habe. Und am 13. Febr. Nachmittags zwiſchen 4 und 5 war der theuere Vater ſchon zu ſeiner Ruhe eingegangen.

Die Schrift gibt uns die Ermahnung: „Gedenket eurer Lehrer, die euch das Wort Gottes geſagt haben, welcher Ende ſchauet an und folget ihrem Glauben." (Ebr. 13, 7.) Dieſem folgend geben wir hier aus Gericke's Briefen die treue Schilderung des Endes unſeres Vaters Schwarz. „Dieſer große und edle Mann," ſo ſchreibt ſein Freund, hatte oft von ſeinem Ende mit mir geſprochen. Wenn er von irgend einem beſonderen Schickſale in ſeinem Leben ſprach, pflegte er beizufügen: „und ſo wird Gott mir auch am Ende Barmherzigkeit erweiſen“ und wir dürfen Gott preiſen für all' die Barmherzigkeit, welche unſer Vater während der letzten Tage ſeiner Wallfahrt hienieden erfuhr. Ich hatte ihn wegen eines Beſuches in Tritſchinopoli krank wie er war, vor Allem am Gedächtniß leidend, auf etliche Tage verlaſſen müſſen. Bei meiner Rückkehr am 7. Februar fand ich ihn ſchmerzhaft leidend an einem Fuße, der ihm ſchon früher manches, bald kürzere, bald längere Wehethun gebracht hatte. Aber ſein Gedächtniß war faſt ganz wiedergekehrt, und obgleich ſein Stöhnen, wenn er allein war, die Heftigkeit ſeines leiblichen Leidens verrieth und die ſchwarzen Flecken am Fuße den nahen Eintritt des Brandes verkündeten, unterhielt er ſich dennoch oft mit den ihn beſuchenden Chriſten wie Heiden auf dieſelbe freie, gefällige Weiſe wie je zuvor. Er ermahnte jeden Europäer, der zu ihm kam, doch ja das Heil ſeiner Seele in Acht zu nehmen. Er betete und pries Gott mit ſolcher Leichtigkeit, als ob er ganz ohne Schmerzen ſey.“ — — „Mir gereichte es,“ ſo ſchreibt Gericke in einem Briefe nach Deutſchland, „zum großen Segen, in unſerem ſcheidenden Vater ein lebendes Beiſpiel des Glaubens, der Geduld und Hoffnung zu ſehen. Wenn von geiſtlichen und himmliſchen Dingen geſprochen wurde, wenn er betete, ermahnte, tröſtete oder von dem Frieden ſeiner Seele ſprach, den er durch die Gnade Gottes in Chriſto genieße, da war keine Abnahme des Gedächtniſſes an ihm zu ſpüren. Er führte oft ſehr paſſende Sprüche und Liederverſe an und unterhielt ſich beſtändig mit Denen, die um ihn waren. Auf die Frage, ob er Hoffnung habe, daß nach ſeinem Tode das Reich Gottes in dieſem Lande durchbrechen werde, erwiderte er: „Ja, aber nur durch Trübſal und Noth.“ Als ein anderes Mal gefragt wurde, ob er etwas wegen ſeiner Gemeinde zu ſagen habe, antwortete er: „Helft ihnen nur in den Himmel.“ Als Einer mit Freuden ſeine Geduld und Zufriedenheit bemerkte, erwiderte er: „Menſchliches Leiden iſt gemein und ich leide wirklich ſehr wenig“ und oft wiederholte er auf Deutſch: „Der treue Gott hilft aus der Noth, und züchtiget mit Maaßen. Wie ginge es uns, wenn Er mit uns handelte nach unſeren Sünden?“

Als der junge Thronerbe von Tanjore, Serfudſchi, ihn beſuchte, da ſprach er zu ihm: „Wenn mich Gott von hinnen gerufen, ſo bitte ich Sie, hüten Sie ſich vor der Liebe zur Pracht und Gepränge. Sie ſind überzeugt, daß mein Beſtreben, Ihnen zu dienen, ohne Eigennutz war; meine Bitte an Sie iſt nun, daß Sie ſich den Chriſten freundlich erzeigen möchten. Handeln dieſe ſchlecht, ſo beſtrafen Sie dieſelben, halten ſie ſich aber rechtſchaffen, dann erweiſen Sie ſich ihnen als Vater und Beſchützer. Da die Rechtspflege für das Gedeihen und Glück eines jeden Staates unumgänglich nothwendig iſt, ſo bitte ich Sie, regelmäßige Gerichtshöfe einzurichten, und zu ſorgen, daß unpartheiiſche Gerechtigkeit gehandhabt werde. Ich wünſche vom Herzen, Sie möchten dem Götzendienſte entſagen und dem allein wahren Gott dienen. Er ſey Ihnen gnädig und verleihe es Ihnen, zu thun, was Ihm gefällt.“ Darauf fragte er den Prinzen noch, ob er auch bisweilen in der Bibel leſe? und ſchloß dann mit ſehr rührenden Ermahnungen an ihn, daß er das Heil ſeiner unſterblichen Seele bedenken möge.

Gericke erzählt weiter: „Am 10. Februar des Morgens war ſeine Zunge ganz trocken, rauh und ſchwarz, dabei hatte er heftige Magenkrämpfe und ſchweren Athem. Wir beteten auf ſein Verlangen mit ihm, in der Meinung, es werde das letzte Mal ſeyn, aber gegen Abend trat Beſſerung ein und das Fieber war bedeutend ſchwächer. Der Arzt ſagte am anderen Morgen: „Der Herr hat Wunder gethan, die geſtrigen Anzeichen ſeiner nahen Auflöſung ſind heute verſchwunden.“ Gericke wollte abreiſen, Schwartz ſagte zu ihm: „grüßen Sie alle Brüder und ſagen Sie ihnen, ſie ſollen nur immer auf die Hauptſache ſehen. Ich werde nun bald zum Herrn Jeſu gehen. Daß Er mich angenommen, mir die Sünden vergeben, und nicht in’s Gericht mit mir gegangen iſt, ſondern mit mir nach Seiner großen Gnade gehandelt hat, iſt mein Glück und ich preiſe Ihn dafür. Er könnte uns ſelbſt um unſerer guten Werke willen verſtoßen, denn es klebt Sünde an allen.“ — — „Nachdem er mir noch beſonders für meinen Beſuch und die Leiſtungen desſelben gedankt hatte, ſetzte er hinzu: „Beten Sie nur noch dieſes Mal.“ Ich kniete nieder, und Herr Kohlhoff, der unterdeſſen hereingekommen war, auch, und wir beteten nach einem vorangeſtimmten Liederverſe.“

Gericke gab den Bitten der Freunde nach und blieb bei dem immer ſchwächer werdenden Kranken. Am Abend litt dieſer mehr: jede Bewegung, ja ſelbſt das Liegen machte ihm große Schmerzen. Aber ſeine Geduld und Zufriedenheit blieben ſich gleich, keine Klage wurde vernommen, nur Seufzer zeugten von ſeinem Leiden. „Ich ſagte unter Anderem: Gott gebe, daß wir in unſerem letzten Kampfe im Stande ſeyn mögen, unſer Ende in ſocher Ruhe und Vertrauen abzuwarten, wie es zu unſerem Troſte und unſerer Freude Ihnen verliehen iſt. Er fügte hinzu: „Gott gewähre es Euch überſchwänglich.“ Die Innigkeit und der

Nachdruck, womit er dieſen Wunſch ausſprach, rührte unſere Herzen tief.“

„Am 12. des Nachts hatte er zwiſchen den Schmerzanfällen etwas Schlaf, am darauffolgenden Morgen war er wie von Schlafſucht befallen. Wir dachten, er würde ſo hinüber ſchlummern, aber am 13. um Mittag ward er wieder munter. Wir ſangen das Lied:

„Chriſtus der iſt mein Leben,
Sterben iſt mein Gewinn“

und er ſtimmte mit ein, ſprach ſehr demüthig von ſich, erhob aber ſeinen Erlöſer und wünſchte aufgelöſt und bei Chriſto zu ſeyn. „Hätte es Ihm gefallen,“ ſprach er „mich noch zu erhalten, dann hätte ich gerne noch ein Wort mit den Armen und Kranken geſprochen, aber Sein Wille geſchehe. Möge Er mich nur in Gnaden annehmen.“ Hierauf ſangen die Nationalgehülfen den letzten Vers des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ und er ſang mit. Dann ruhte er ein wenig. — — Noch einmal betete er: „O Herr! bis hieher haſt Du mich bewahret; bis hieher haſt Du mich gebracht und haſt mir unzählige Wohlthaten erwieſen. Thue, was Dir wohlgefällt. In Deine Hände empfehle ich meinen Geiſt; reinige ihn und ſchmücke ihn mit der Gerechtigkeit meines Erlöſers und nimm mich in die Arme Deiner Liebe und Barmherzigkeit auf.“

In den Armen ſeines treuen Nationalgehülfen war er verſchieden und lag ſcheinbar leblos da, mit geſchloſſenen Augen. Als aber Gericke das Lieblingslied des ſcheinbar Dahingeſchiedenen anſtimmte:

„Allein zu Dir Herr Jeſu Chriſt
Meine Hoffnung ſteht auf Erden“

und nach Vollendung des erſten Verſes desſelben den zweiten anfing, ſiehe, da lebt zu ſeinem Erſtaunen und Entzücken der ehrwürdige Miſſionär noch einmal auf, fällt mit klarer und melodiſcher Stimme ein und vollendet den Geſang des lang geliebten Liedes, noch ehe der letzte Athemzug ihn verläßt.

Rührend war das laute Weinen und Schluchzen in den beiden Dörfern der tamuliſchen Gemeinden an ſeinem Garten, welches man die ganze Nacht hörte. Dieſe Armen hatten an ihm mehr als einen gewöhnlichen Vater, ſie hatten ihren Retter, ihren geiſtigen Pfleger und Berather, die Luſt ihrer Augen und ihrer Herzen an Schwartz verloren. Wo gab es für ſie ein ſolches Menſchenherz voll ſorgſam treuer Liebe, wie das von Schwartz war!

Doch auch an dieſen Klagenden iſt die Verheißung: „Ich will euch nicht Waiſen laſſen“ in Erfüllung gegangen. Und bei Allen, die Chriſtum lieb hatten, in der Nähe wie in der Ferne, miſchte ſich bei der Kunde von Schwartzens Heimgang mit dem Schmerze der Trauer ein erhebendes Mitgefühl mit dem Frieden und der ſeligen Freude, zu deren Vollgenuß dieſer treue Knecht eingegangen war.

VI. Chriſtian Gottlob Krafft und David Spleiß.

1. Wahrheit und Ernſt.

Die lautere Wahrheit und der treue Ernſt in Wort und Wandel, das ſind Tugenden eines vollkommenen Mannes in Chriſto. Nur in der Kraft der Wahrheit kann der ſündige Menſch Gott ſich nahen und in eindringlicher Weiſe zu den Herzen der Brüder reden; der treue Ernſt gibt ihm den Sieg über die Lockungen und drohenden Gefahren der Welt. Durch welche Taufe aber der Menſch zum Empfange jener Tugenden des vollkommenen Mannesalters in Chriſto geweiht und zubereitet werde, das hat uns ein alter, treuer Lehrer unſerer Kirche, **Chriſtian Scriver***) in einem Gleichniſſe angedeutet, das wir hier ihm nacherzählen wollen. —

Zu einem Einſamen in der Wüſte, der ein geweihter Prieſter voll göttlicher Kraft und Salbung war, kam ein Mann aus der Stadt. „Ich höre," ſo ſprach dieſer zu dem Prieſter, „daß Du die Gabe empfangen haſt, Anderen die Sünden zu vergeben. Du haſt dieſes Vielen gethan, welche mit unruhigem Herzen zu Dir kamen, und getröſtet,

---

*) In ſeinem Buche: Das Siech- und Siegesbette I, 18, nach **Johann Arnd**.

mit freudigem Muthe von dir gingen. Zwar ein ſolcher Sünder, wie die Meiſten von dieſen es waren, bin ich nicht, denn ich habe niemals einen Mord, noch Ehebruch oder Dieberei, habe überhaupt nichts Unrechtes begangen, und mich immer fleißig zu meiner Kirche gehalten. Dennoch meine ich, daß ein gutes Ding ſey, daß ich mir von einem Manne, wie Du biſt, die Sünden vergeben laſſe.“ —

Der Prieſter ſchaute dem Fremden ernſt in ſein Angeſicht. „Nur dann,“ ſo ſprach er, „kann ich nach Gottes Befehl und in Seinem Namen Deine Sünden erlaſſen, wenn Du zu mir kommſt mit dem Waſſer, das nicht, wie anderes Waſſer, abwärts nach dem Boden rinnt, ſondern aufwärts ſtrömt nach der Höhe.“

Der Mann, ohne ſich lange zu bedenken, eilt hinweg. Er nimmt die Rede des Prieſters nach ihrem alltäglichen Wortverſtand. Zwar hat er noch niemals von einem Waſſer gehört, das ſolche ſeltſame Eigenſchaft hat, aber der ernſte Prieſter, ſo urtheilt er, kann nicht ſcherzen; es mag wohl, hier in der felſigen Einöde, ein ſolches wunderbares Waſſer geben. Mit einem Krüglein in der Hand durchwandelt und durchforſcht er die Höhen und die Tiefen; er folgt den Steigen der Steinböcke und Gemſen, da, wo dieſe nach den verborgenen Quellen in den Steinklüften gehen. Aber das Waſſer, das gegen den Lauf der Natur nicht von oben nach unten, ſondern von unten nach oben ſtrömt, findet er nicht. —

Nach langem eifrigen Bemühen, nach vielem Laufen und Rennen kommt er wieder zu dem Prieſter, gebeugt und niedergedrückt wie von einer ſchweren Laſt. Sein Angeſicht war ein ganz anderes geworden, als es bei ſeinem erſten Beſuche geweſen; mit kummervoller Miene berichtet er, wie all' ſein Suchen nach dem wunderbaren

Waſſer umſonſt geweſen ſey. „Meine Sünde," ſo ſpricht er, „muß größer und ſchwerer ſeyn als die der Anderen, weil es mir ſo gar unmöglich gemacht iſt, Vergebung zu erlangen." Bei dieſen Worten fängt er an, recht von Herzensgrunde betrübt, zu weinen.

„Sey getroſt, mein Sohn," ſo redet ihn der Prieſter an; „ich darf Dir im Namen und auf Befehl meines Gottes ſagen: Deine Sünden ſind Dir vergeben: denn Du haſt dieſelben in Wahrheit erkannt und beweint. Und die Thränen der Reue und ernſten Buße ſind das Waſſer, welches nicht gleich einem anderen aus irdiſchem Quelle zum Boden fällt und da vergeht, ſondern in Kraft des Geiſtes aufwärts ſteigt zu dem Vaterherzen Gottes. Da findet es den Bürgen, der für unſere Sünden genug gethan hat. — Gehe hin in Frieden."

Der Mann ging, getröſtet und geſtärkt in Gottes Kraft, heim zu ſeinen Brüdern. Ihm ſelber war es ein treuer, feſter Ernſt geworden um ſein ewiges Heil, und ſein Wort wie ſein Wandel bezeugten es in treuer Wahrheit den Brüdern, daß die Lehre von dem neuen Leben, das aus Buße und Vergebung der Sünden durch Chriſtum geboren wird, nicht von ihm ſelber, ſondern von Gott ſey. — —

In ſolchem Gleichniſſe deutet uns jener alte Lehrer „den Weg zu Chriſto" an, welchen der Sünder gehen muß, dem es um ſein Seligwerden ein rechter Ernſt iſt. Was wir aber hier in den nachſtehenden Seiten beſchreiben, das iſt kein Gleichniß, welches uns ein menſchlicher Lehrer zum weiteren Bedenken vor Augen ſtellt, ſondern es iſt die wahrhafte Geſtalt, das wahrhafte Weſen eines Menſchen, der vor unſeren Augen gelebt hat und zu ſeinem ewigen Frieden eingegangen iſt. Er hat uns, die wir ihn kannten, ein Vorbild gelaſſen von dem treuen Ernſte und der lauteren Wahrheit in Wort und Wandel, welche die Tugenden ſind eines vollkommenen Mannes in Chriſto.

2. Das Leben der Kindheit und frühen Jugend.

Johann Chriſtian Gottlob Krafft, der nachmalige reformirte Prediger und Profeſſor der Theologie an der Univerſität Erlangen, wurde am 12. Dezember 1784 zu Duisburg am Rhein geboren. Sein Vater war der dortige Prediger, Elias Chriſtoph Krafft, ſeine Mutter Johanna Ulrike eine Tochter des Dr. Leidenfroſt, eines zu ſeiner Zeit berühmten Arztes und Profeſſors an der Univerſität Duisburg. Unter acht Geſchwiſtern, vier Söhnen und vier Töchtern, war unſer Krafft der zweite Sohn und das vierte Kind. Schon im Jahre 1798 ſtarb ihm ſein Vater, und nun kam, bei den damaligen ſchweren Kriegsläuften, beſonderrs in jener Gegend eine Zeit vieler Noth und Entbehrungen über das verwaiste Haus. Mitten aber, in dem trüben Dunkel, das über dem verarmten Hauſe lag, ſtand die treue, glaubensvolle Mutter ihren Kindern als ein leuchtendes Vorbild des feſten Gottvertrauens, der Demuth und der dienenden Liebe vor Augen, das ſich mit unauslöſchlichen Zügen beſonders der Seele dieſes zweiten Sohnes eingeprägt hat.

Nachdem der Jüngling ſeine Schulſtudienzeit am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt vollendet hatte, blieb ihm keine andere Wahl, als den Weg zu ſeiner weiteren theologiſchen Ausbildung auch an der dortigen Univerſität zu betreten, obgleich dieſelbe in ſehr dürftigem Zuſtande ihrer Lehrkräfte und bereits in ihrer gänzlichen Auflöſung ſich befand.

Denn der Beſuch einer anderen Hochſchule war ihm durch die bedrängte Lage ſeines Mutterhauſes unmöglich gemacht.

Und dennoch gab es in dieſem Mutterhauſe und in dem kleinen Kreiſe, welcher ſich demſelben anſchloß, Etwas, das zur Ausbildung und Bekräftigung eines jungen Theologen für ſeinen künftigen Beruf von höherem Werthe und Einfluſſe war als die Vorträge der damals hochgeprieſenſten Lehrer der Theologie an einer und der anderen berühmten Hochſchule der Nachbarſchaft hätten ſeyn können. Um die Bedeutung dieſes häuslichen Glückes, das der Jüngling in ſeiner Vaterſtadt genoß, ganz würdigen zu können, müſſen wir einen Blick auf den damaligen Zuſtand der geiſtloſen Verlaſſenheit richten, in welcher ſich die Kanzeln ſo wie die öffentlichen Lehrſtühle der Hochſchulen, namentlich in Deutſchland, großentheils befanden. Duisburg mag uns davon ein Beiſpiel geben.

Sowohl am Gymnaſium als an der Univerſität fanden ſich in jener Zeit einzelne Lehrer, deren Vorträge für den wißbegierigen Jüngling Krafft ein hohes, anziehendes Intereſſe hatten. Insgemein war der Inhalt dieſer Vorträge ein ſolcher, der nicht dem Gebiete der theologiſchen Studien, ſondern anderen Gebieten der wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe, wie etwa der Natur- und Länderkunde, oder der Geſchichte der Völker angehörte. Dazu kam allenthalben ein Anſtrich der modernen deutſchen Philoſophie, welche ſich als eine zurechtweiſende Meiſterin dem einfältigen Chriſtenglauben nicht nur gegenüberſtellte, ſondern über denſelben erhob. Es war eben jener Zeit- und Weltgeiſt des Unglaubens, von welchem ſich damals die ſogenannt gebildeten Stände, vor Allem die Gelehrten und leider auch ſchon ein Theil des Volkes in Deutſchland durchdrungen fanden.

Auch der Jüngling Krafft fühlte ſich von dieſem neuen Lichte mächtig angezogen und erleuchtet. Es war in ſeiner Natur eine Anlage und ein Drang zum ſcharfen Bedenken alles Deſſen, was er hörte und ſahe; in den Kreis dieſes vernünftigen Ueberlegens zog er auch die Lehren der ſcheinbaren Weisheit herein, welche jene ihm beliebten Lehren als etwas Neues vor ſeine Ohren brachten. Wie unhaltbar, ja wie unvernünftig erſchienen ihm dagegen die Lehren des einfältigen Chriſtenglaubens, wie ſchien ſich das Dunkel derſelben in dem neuen Lichte aufzuhellen und zu zerſtreuen, das ihm der Scharfſinn der Forſchungen ſeiner Lehrer und ihrer hochgebildeten Zeitgenoſſen angezündet hatte. Doch wäre die Gefahr für die Seele des Jünglinges, hinweggezogen zu werden durch die kräftigen Irrthümer von der Bahn ſeines Berufes: zu zeugen von der Wahrheit, eine kaum zu überwindende geweſen, hätte er nicht ein lebendiges Zeugniß für die Gotteswahrheit des Chriſtenglaubens neben ſich vor Augen gehabt. Dieſes war das Vorbild der aufrichtig chriſtgläubigen Menſchen, denen das Wort Gottes die Leuchte auf ihrem Wege, der Troſt und die Freude ihres Herzens war. Von ihnen ging ein Frieden aus in ſein Herz, den er in dem Kampfe und den Widerſprüchen der Zweifel niemals gefunden; das Licht, welches ihm die vernunftgemäßen Lehren der Schulen in dem Dunkel ſeines Fragens und Forſchens nach Wahrheit gaben, glich dem matten Scheine einer Lampe gegen einen hereinbrechenden Strahl der Sonne, der ihm aus dem Vorbilde des lebendigen Chriſtenglaubens entgegenblickte, das ſeine fromme Mutter und die mit ihr in gleichem Glauben ſtehenden Stillen und Verborgenen im Lande gaben.

Wie gerne, ja wie ſehnlich gerne hätte auch er das

Kleinod des Friedens beſeſſen, das dieſe Seelen ſo treulich feſt hielten, aber wie und wo ſollte er es auffinden und erlangen? Er hatte noch eine lange Strecke des mühevollen Suchens zu durchwandeln; doch begegnete er auch da ohne Aufhören Pilgern nach der Heimath, die ihn vor Abwegen bewahrten und auf die rechte Bahn wieſen.

Die Zeit ſeiner Univerſitätsſtudien war zu Ende, er mußte jetzt außer der Heimath ein Unterkommen und ſein tägliches Brod ſuchen; da führte ihn die gute Hand ſeines Gottes 1803 nach Frankfurt am Main. War er doch dorthin durch einen Vorgänger aus ſeinem Vaterhauſe gewieſen, deſſen Andenken und deſſen Geiſt in Frankfurt noch in Segen wirkte, obgleich ſein Leib ſchon im Grabe ruhete. Es war dies ſein Oheim, der fromme, treue Verkündiger des einigen Heiles in Chriſto: der reformirte Pfarrer Krafft. Vielleicht war es die ehrende Erinnerung an dieſen theuren Mann, welche den 19jährigen Jüngling wenige Wochen nach ſeiner Ankunft in der Stadt in ein Haus führte, das ihm von nun an bis an ſein Ende ein innig befreundetes, theuer werthes geblieben iſt. Die Familie Neufville, in ihren zahlreichen Gliedern geſegnet durch Väter und Mütter, welche in der Zucht und Gnade des Herrn wandelten und die ihre Kinder in der Furcht Gottes erzogen, nahm den jungen, treuherzigen Rheinländer in ihre Mitte auf. Als Lehrer und Freund der Kinder wurde er bald nicht nur ein Freund, ſondern ein Kind des Hauſes. Namentlich wendete der fromme in den Thaten und Wegen Gottes zum leiblichen wie geiſtigen Wohle der Menſchen vielerfahrene Arzt Dr. de Neufville dem unerfahrenen Jünglinge ſein väterliches Vertrauen und ſeine Liebe zu und auch der Umgang mit anderen Männern des Hauſes und ſeines Freundeskreiſes war ihm wohlthätig und förderlich, denn in dieſem Kreiſe konnte man ſehen und erkennen, was die rechte Bildung des Geiſtes und Herzens und der treumeinende Wandel vor Gott und den Menſchen ſey. Auch genoß er während ſeines Aufenthaltes in Frankfurt noch eines anderen Zuſpruches an ſeine Seele, das war jener, den ihm die nachgelaſſenen, ihm zur Hand gekommenen Predigten ſeines verſtorbenen Oheims gewährten. Gleich einem Manne, der von Etwas redet, das er mit eigenen Augen geſehen, mit eigenen Ohren gehört hat und das er noch fortwährend wie die lebende Hand eines Freundes an ſeinem Herzen fühlt, ſprach jener treue Zeuge von den Seligkeiten des treuen, feſten Chriſtenglaubens, von ſeinem Frieden, mitten in den Kämpfen des Erdenlebens. Das Herz des Jünglinges vernahm dieſe Botſchaft mit Freuden; ſeiner erblindeten Vernunft aber dünkte ſie wie ein Mährlein, welchem er nicht glauben dürfe, denn warum blieb der Friede, blieb das zuverſichtliche Vertrauen, welches jene Botſchaft verkündete, ihm ſo fremd? Das Herz wie von einem Sonnenſtrahl erwärmt, den der zur Neige gehende Tag auf ihn warf, wurde im Dunkel ſeiner zweifelnden Vernunft bald wieder ſo kalt als die froſtige Nacht. Dieſe Wechſel wurden der Seele immer empfindlicher und ſchmerzlicher, je näher ihr der Frühling kam, der noch in ſeinen Nächten den Winter bringt, in ſeinen Tagen aber ſchon den warmen Sommer ankündigt.

In eine ſolche Frühlingsnähe ſeines äußeren wie inneren Lebens wurde Krafft geführt, als er nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Frankfurt, der für ihn und Andere ein geſegneter war, im Jahre 1808 nach der Heimath ging, dahin die Freunde ihn gerufen hatten, damit ſeiner unter den Kandidaten der Provinz nicht ganz vergeſſen werde. Schon aber war ſeiner, noch ehe jene Freunde es thaten, gedacht worden: er fand bei ſeiner Ankunft eine Zuſchrift ſeiner Landesregierung, in welcher er zur Predigerſtelle in Weeze, einer Ortſchaft bei Cleve, berufen war. Dieſer Ruf war ſo eben, am Tage vorher, eingetroffen, als er das Haus der Seinigen betrat. Nur der kleinere Theil der Bewohner von Weeze war reformirt, der größere gehörte dem römiſch-katholiſchen Bekenntniſſe an; friedlich und ſtill war ſein äußeres Leben und Wirken in dieſem kleinen Kreiſe, in die Unruhen und Kämpfe ſeines inneren Lebens blickte nur Gott und zum Theil auch ſeine ältere Schweſter Lubekka, welche drei Jahre lang in mütterlicher Treue ſeinem Hausweſen vorſtand.

Es wird wohl Jeder, welcher den Weg durch dieſes Dunkel gemacht und den Ausgang durch daſſelbe zum Lichte gefunden hat, das Gefühl kennen, das um jene Zeit für Krafft das ſchmerzlichſte und peinigendſte war: das Gefühl der Erkaltung ſeines Herzens. Ja, ihm war es als hätte er in ſeinem Wandel zwar Gott vor Augen, aber nicht im Herzen, und wenn in ſolchem Zuſtande, wie es uns öfters geſchieht, das Auge, geblendet oder irre geführt, zum Schalk wird, dann iſt unſer ganzer Menſch Finſterniß. Dem Gebete aus einem erkalteten Herzen fehlt der rechte, treue, innige Ernſt, das rechte kindliche Vertrauen zu Gott; bei unſerer Rede an die Brüder ſagt die Zunge mehr oder Anderes, als das Gemüth empfindet, die Worte fliegen gehaltlos und leer aus dem Munde und ihr Nachhall kehrt gedankenlos und leer zu unſerem Ohre zurück; die Predigt eines geiſtig noch Unerwachten, Schlafenden, begegnet leiblich wie geiſtig ſchlafenden Ohren und Herzen. „Wer weckt in mir, wer gibt mir die rechte ernſte, treue, unwandelbare Liebe, die nur Ihn haben will und ſucht, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, von allen Kräften, jene Liebe, die mich wahr, aufrichtig und treu macht in meiner brüderlichen Geſinnung gegen die Brüder?"

Ein tief Bekümmerter, geiſtig wie leiblich Kranker, tritt an einem ſchönen milden Frühlingstage hinaus in's Feld. Die Sonne ſcheint und wärmt ihn mild, es ſind Gedanken und Gefühle, wie ſie das alte, gute Lied ausſpricht: „Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen, ſollt' ich Ihm nicht dankbar ſeyn?" Das erkaltete Herz wird warm, es wacht zur Freude an den Werken, zu einem Ahnden der Liebe des Schöpfers zu Seinem Menſchen auf. — Das iſt zuweilen die Wirkung einiger ſchönen Frühlingsſtunden der äußeren Natur auf unſer bekümmertes Gemüth, wie viel höher und durchgreifender muß die Wirkung eines in voller Herrlichkeit und Schöne hervorbrechenden Frühlinges unſerer eigenen inneren Natur ſeyn, den uns die Liebe des Bräutigams zu der Braut bringt? Näher denn jemals tritt uns das Verſtändniß ſolcher Sprüche, wie die ſind: „Ich nahm Ephraim bei ſeinen Armen und leitete ihn. — — Ich ließ ihn in Seilen der Liebe gehen." (Hoſ. 11, 4.) Und gleich der Stimme des frühen Vogels, wenn die Außenwelt ſchläft, wecken uns ſolche Worte einer ewigen Liebe zum Gefühle einer Gegenliebe auf, wie die ſind: „Der Herr iſt mir erſchienen von ferne; — Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte."

In dem ganz nahe bei Weeze gelegenen Cleve hatte der damals 27jährige Krafft öfters das Haus des evangeliſchen Predigers Neumann beſucht. Eine Tochter, Katharine Wilhelmine, lebte in dieſem Hauſe, in deren kindlich aufrichtiger Natur ſich die Zucht und das

Naheſeyn Deſſen ſpiegelte, der den Menſchen zur Freude an Ihm, dem lebendigen Gott; zu einem Abglanze Seiner Ehre und Seines Wohlgefallens gemacht hat. Krafft ſprach es zuerſt gegen ſeine Schweſter Lubekka und dann gegen ihren Vater und gegen die Jungfrau ſelber aus: „Nur dieſe und keine Andere,“ und der Wunſch ſeines Herzens wurde ihm gewährt; er durfte im Frühlinge 1811 die Erwählte der Jungfrauen als treue Gehülfin und Genoſſin ſeines Lebens in ſein Haus führen.

3. Herr ich laſſe Dich nicht.

Krafft war jetzt mit ungetheilter Liebe und voller, inniger Hingebung ein Vater in ſeinem Hauſe geworden und bezeugte ſich hier als ein ſolcher durch Wort und That. Aber ein Vater ſeiner Gemeinde, entbrannt in Liebe zu dieſer und zu ſeinem Berufe, das konnte er nicht ſeyn, es fehlte ihm die rechte Freudigkeit zu ſeinem Predigerberufe. Und wie konnte dies anders ſeyn? wie war es ihm möglich, mit treuer, ernſter Wahrheit Das zu verkündigen, was er ſelber noch bezweifelte; wie konnte er ſeinen Hörern der beredte Bote und Werber für eine Liebe Gottes zu den Menſchen werden, die ſich ſelbſt für dieſe in den Tod gab, ohne ſelbſt an die Wahrheit dieſer großen Gottesthat zu glauben? Das jugendliche Weib, das ihm Gott an ſeine Seite gab, war in Allem, was ſie ſprach, ſo aufrichtig, ſo wahr; alle Thaten ihres Lebens zeugten für das, was ihre Worte ſagten und was in ihrem Herzen lag, und er, war er nicht bisher in dem Scheine eines chriſtlichen Predigers ein Lügner, ein Heuchler geweſen?

Ein Lügner? — dieſer innere Vorwurf ſchmerzte tief, aber er wurde eine Augenſalbe, die den Blick aufthat über den ganzen Umfang der Natur des Menſchen, welche noch nicht wiedergeboren iſt zu einem neuen Leben aus Gott „durch den Geiſt und das Waſſer;“ ein Schrecken von Gott und große Furcht kam über ihn; ſeine Natur wollte ſich aufmachen in der Macht ihres Selbſtgefühles, aber ihre Kraft war dahin, zur Rechten und zur Linken war nichts in Ihm, daran er ſich halten konnte. Wer es ſelbſt erfahren, der kennt jenes ſchmerzliche und doch ſelige Bangen, das den ſtaubgeborenen Sünder erfaßt, wenn er aufwacht von ſeinem Schlafe und der Richter aufthut vor ihm das Buch der Thaten ſeines Lebens. Da vor ihm ſteht eine ſchwere Sünde ſeiner Jugend; ſteht ſie allein? Es erhebt ſich das Bild einer anderen Sünde, mit all' ihren Gräueln, vorhin nur wie leichte Nebel, jetzt als ſchwere Laſten, unter deren Druck das Herz erliegt. Da kommt Er, welcher geſagt hat, er wolle im Dunklen wohnen, Er wolle ſich nahen zu Denen, welche wahrhaft betrübten, um Hülfe rufenden Geiſtes ſind, mit einem Worte ſeiner feſtſtehenden, ewigen Verheißungen. Er will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Unter Thränen der innigen Buße, in heißem und brünſtigem Gebete erhebt ſich der Kampf mit Ihm dem Erbarmer; der Kampf mit dem Gerichte des Todes um das Leben, und das Wort: „Herr, ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn,“ findet Erhörung und Gnade.

Wie war es jetzt in dem Geiſte und Herzen des Mannes ganz anders geworden als geſtern und ehegeſtern! Der verlorene Sohn war bettelarm aus der Fremde zurückgekehrt zum Hauſe des Vaters. Tief, aus dem Innerſten ſeiner Seele waren ihm die Worte gekommen: „Vater, ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Taglöhner.

Sie blieben ihm hinfort eine feſtſtehende Loſung bei ſeinem Annahen zu Gott im Gebete, und ſie waren es, welche ihm bei ſeinem an Mühen ſchweren, an Segen reichen, hohen „Taglöhner“-Berufe den treuen Ernſt gaben, welcher an ſich und Anderen nur die Wahrheit ſucht und duldet.

4. Ein Dritter im Bunde.

Zu dieſem Geiſte des Ernſtes, der ſeinen Pilgerweg auf Erden mit aufrichtigen Bedenken und Vorſicht dahin wandelt, geſellte ſich nahe um dieſe Zeit die Macht eines freudigen Geiſtes, der in einem Manne lebte, welcher, nur wenig jünger an Jahren als Krafft, dieſem aus der Ferne, aus der freien Schweiz durch Gottes Hand zugeführt wurde. Es war dies David Spleiß, der nachmalige Prediger und Profeſſor, zuletzt Antiſtes der reformirten Kirche zu Schaffhauſen. Wir lernen dieſen ſeltenen, auserwählten Mann ganz ſo, wie er leibte und lebte, aus der meiſterhaften Biographie kennen, welche uns C. Stockar, Diakonus am Münſter zu Schaffhauſen, gegeben hat. Hier gedenken wir zunächſt nur ſeiner erſten Bekanntſchaft und dann ſeiner fortwährenden geiſtig anregenden Berührungen mit Krafft und erſt zuletzt auch ſeines ſtillen, glaubensfreudigen Ausganges aus dem Leben.

Spleiß, geboren am 13 Februar 1786 zu Schaffhauſen, ſtammte aus einer Familie, die an Geiſtern von eigenthümlich tief- und zugleich hochſinnigem Weſen reich war. In mehreren ſeiner Vorfahren hatte ſich der Drang jenes kräftigen, fruchtbaren Forſchens kund gegeben, welcher hinabführt in eine für Wenige erreichbare Tiefe, nicht, um hier das nächtliche Dunkel zu ſuchen, ſondern um hinauf nach der Höhe des Himmelsgewölbes zu ſchauen, an welchem man aus dem Grunde eines Bergſchachtes die Sterne ſelbſt am Tage, mit ungeblendetem Auge ſehen kann. Wechſelnd wie ihr äußerer Beruf waren die Schickſale dieſer Vorfahren geweſen: einige von ihnen waren ihren Lebensweg durch Ehren und Wohlſtand, andere in bürgerlicher Stille durch Armuth gegangen. Der Vater unſeres David Spleiß war ein Buchbinder, dem ſein ſehr mäßiger, ererbter Beſitz und ſein Geſchäft nur den nothdürftigſten Unterhalt für ſich und die Seinen gaben. Die Mutter, welche leider frühe ſtarb, war eine Tochter des hochachtbaren Hauptmannes Hurter, eine Frau von tiefem, frommen Gemüthe, welches ganz auf David übergegangen war. An dieſer Mutter hing er auch, ſobald ſeine Liebe ſich zu äußern vermochte, mit großer Innigkeit und begleitete ſie bei allen ihren häuslichen Geſchäften. Als ſie eines Tages mit Zurüſtungen auf ein nahes Feſt (Pfingſten) in der Küche beſchäftigt war und während dem ihr dreijähriges Kind auf den Herd niedergeſetzt hatte, ſang ſie ein ſchönes geiſtliches Lied. Da auf einmal bemerkte ſie mit Staunen und Schrecken, wie das Kind bei den Tönen ihres Liedes vor Entzücken wie außer ſich gerieth, und daß es ſeine kleinen Hände und Füße in lebhafteſter Bewegung hin und her ſo wie auf und nieder warf. Wohl mochte dem mitfühlenden Mutterherzen ſchon damals die Ahnung kommen, daß in ihrem Kleinen ein lebendiger, freudiger Geiſt ſchlummere, der ſich einſt Gottes, ſeines Heilandes freuen ſollte."

Ja, was dieſer freudige Geiſt in ihm ſey und wirke, das konnte man an Spleiß bald bemerken. Sein inneres Weſen war gleichwie von geflügelter Natur, mehr zum Aufſchwunge aus der Tiefe nach der Höhe, und zum fröhlichen Verweilen in dieſer Höhe oder zum Senken in eine tiefe Tiefe, als zum ruhigen Verweilen und Wandeln auf dem ebenen Boden gemacht. So lehrt uns ihn die Betrachtung der Geſchichte ſeines Lebens und ſeines mächtig geſegneten Wirkens auf Tauſende der Seelen kennen und ſo tritt er uns ſelbſt in den Zügen entgegen, darin uns Stockar ſein erſtes Begegnen mit Krafft beſchreibt (S. 59 u. f.). Spleiß lebte damals als Hauslehrer in Cleve, in einer aus Weſtindien zurückgekehrten holländiſchen Familie, die ſich in Cleve anſäſſig gemacht hatte. Er benutzte die freien Stunden, welche ſein Beruf ihm ließ, zu Beſuchen, welche ihm geiſtige Belebung und Erheiterung gewährten. „Als er," ſo erzählt Stockar, „eines Sonntags Abends (18. Auguſt 1811) bei Herrn Prediger Vielhaber in Goch, zwei Stunden von Cleve, ſaß, trat ein junger Mann, der damalige Prediger Chr. Gottl. Krafft in Weeze, herein und nahm an dem Geſpräche Theil. Die beiden jungen Männer zogen ſich an und bei mehreren Aeußerungen Krafft's drängte ſich Spleißen der Gedanke auf: Ach, ſo! Der weiß hiervon, er hat tiefen Grund. Kurz, er fühlte ſtark, daß er keinen oberflächlichen Menſchen vor ſich habe, wenngleich die Rede keine Tiefe des Geiſtes ausſprach, wohl aber andeutend ſie ahnen ließ. Als ſie am ſpäteren Abende mit einander nach Cleve gingen, erkannten ſich ihre Herzen immer ſchneller und tiefer und in gleicher Weiſe ſtieg beiderſeits Vertrauen und Offenheit. Man ſprach über viele Gegenſtände des Erkennens und Wiſſens, namentlich über Geſchichte. — — „Was ich," ſo äußert ſich Spleiß, „ſeit vieler Zeit tief in mir verſchloſſen und wogend und wühlend in mir herumgetragen hatte, konnte ich da zum erſten Male in ein verſtändiges Gemüth ergießen und fand Erwiderung. Näher rückten ſich die Herzen und in die Heiligthümer der Menſchheit, in die hehren, ernſten und ewigen traten wir ein." — Spleiß ſprach in einem mächtigen Strome der Rede ſein Innerſtes aus, ließ den Begleiter hineinſchauen in den Hunger und Durſt, in die Wonne und den Schmerz eines nach Wahrheit und Liebe verlangenden Herzens. — — Krafft ward tief ergriffen von dieſer Rede, welche mit der zarteſten, inneren Geſchichte ſeines Jugendlebens merkwürdig zuſammentraf, und vermochte auf die Mittheilung vorerſt nichts Anderes zu antworten als: Genau aus dem Herzen geſprochen iſt mir jedes Wort. Als man ruhiger geworden war, ſprach ſich auch Krafft aus und redete von der Liebe, als Prinzip des inneren Lebens — — erzählte ihm, heiligen Vertrauens voll, von ſeinem Sehnen und Suchen, Finden und Treffen, von dem Wege, auf welchem die Gnade des Vaters im Himmel ihm den Schatz unvergänglicher Wonne zugeführt habe. Als ſie unter ſolchen Geſprächen unvermerkt in Cleve ankamen, gaben ſie ſich beim Abſchiede in brüderlicher Umarmung die Verſicherung, einander ewig nie mehr zu vergeſſen und zu verlieren, wenn ſie auch nie mehr ſich äußerlich berühren ſollten. Spleiß war dermaßen erfreut, daß er am anderen Morgen, noch von geſtern wie in einem neuen Elemente lebend, die Ideen und Gefühle licht, klar und wach vor ſich hertrug, welche durch das Alltagsleben unter den Maſchinenmenſchen in den Hintergrund gedrängt waren."

„Um den Mittag ſaß Spleiß abermals bei dem neuen Freunde im Garten ſeines Schwiegervaters, des Konſiſtorialpräſidenten Neumann in Cleve, „und hier," wir erzählen es mit ſeinen eigenen Worten, „hatte er das Glück, Mina, Krafft's Gattin, zu ſehen. Dieſe ſprach zwar nicht viel, ſondern hörte theilnehmend dem lebhaften

Geſpräche der Freunde zu, aber ſchon bei der erſten Begegnung fühlte ſich Spleiß von der frommen Frau angezogen, deren ſchönſter Vorzug in der Einfalt und reinen Weiblichkeit ihres ganzen Weſens beſtand. Er ſahe, wie hier unbemerkt und ſtill mitten in all' dem Treiben der Welt Glückliche ſind, daß ſie ſind, ſolche, die ſich ſuchten und fanden, die durch das Höchſte und Tiefſte, was Geiſter je einigen kann, verbunden, ſich eine Welt ſind." Das war ein warmer Lichtſtrahl, der die trüben Wolken der Zweifel, welche noch auf ſeinem Gemüthe laſteten, vollends zertheilte; ſein tiefſtes Gemüth ſchloß ſich in freudiger Hoffnung auf gegen die neuen Freunde, und ohne Worte beinahe duftete es im ſchönen Garten unter allen Anweſenden ſüß und wonniglich, von lauter Blüthen der Freundſchaft, der Traulichkeit und Liebe." —

„Von jetzt an war Spleiß (ſo berichtet ſein Biograph weiter) ein veränderter Menſch. Doch darf man in die Worte „von jetzt an" nicht den Sinn einer Hindeutung auf eine plötzlich eintretende Bekehrung ſeines Herzens legen. Spleiß iſt zwar, wie nur ein Chriſt es ſeyn kann, ein gründlich bekehrter Menſch geweſen, aber ſein eigenthümlich angelegtes Gemüth, das ohne ſeine reelle Lebensnahrung, eben ſo wenig beſtehen konnte als das Leben in unſerer Bruſt ohne den Lebensathem der Luft, konnte nie auf die Länge in die Aeußerlichkeit des Weltlebens verſinken, konnte nie ohne Gott ſeyn; daher war er ſtets ein frommer Knabe, war auch in den tiefſten Zweifelskämpfen ein frommer Jüngling, der zu beten nie aufhören konnte. Sein innerer Gang führte ihn weniger durch die ſittlichen Erfahrungen der Buße, der Sündenerkenntniß und Vergebung als durch die theoretiſchen Kämpfe eines nach Wahrheit ringenden Geiſtes hindurch. —

Die größte Gefahr für ihn lag in jenem Abgrunde des nihiliſtiſchen Zweifels, in den er verſunken war, und aus dieſem Abgrunde hat ihn Gott durch den edlen, im Glauben und in der Erkenntniß geförderten Krafft und ſeine fromme Gemahlin herausgeriſſen. Dort im Pfarrhauſe zu Weeze, wo er von nun an ein immer willkommener Hausfreund war, fand er ſein Ideal, das er lange in ſich getragen in der Wirklichkeit: nämlich ein zwar nicht glänzendes, aber durch die Wahrheit und die Liebe verklärtes Leben; da ſah er, wie glücklich man ſeyn kann im Dienſte des Evangeliums und that vor Gott das ſtille, ſpäter oft beſtätigte Gelübde, gerne ſein ganzes Leben hindurch darben und auf literariſchen, wie auf Weltgenuß verzichten zu wollen, wenn ihm Gott nur eine einzige Menſchenſeele ſchenke, die er für das Reich der Wahrheit gewinnen könne. Will man das ſeine Bekehrung nennen, ſo mag es ſeyn; jedenfalls iſt es eine Kriſis geweſen, in welcher der Fürſt dieſer Welt mit ſeinen Schreckniſſen wie mit ſeinen Lockungen aus dem Felde geſchlagen wurde.“ —

So weit Spleiß und ſein treumeinender Biograph. Was war es aber, das die Seelen der beiden Männer, Krafft und Spleiß vom erſten Augenblicke ihres Begegnens an ſo eng zuſammengeſellte wie zwei Söhne einer liebenden Mutter, die ſich unverſehens in weiter Ferne in der Mitte eines Volkes, das eine fremde Sprache redet, begegnen? Das war die gemeinſame Sprache der Mutter, in der ſie ohne Aufhören in ihrem Herzen ſprachen und dachten. Dieſe Sprache war die des beſtändigen Umganges ihrer Seele mit einer zu dem Menſchen, dem Sünder ſich herabneigenden Liebe, welche noch mächtiger iſt als die einer irdiſchen Mutter zu dem Kinde ihres Leibes. Spleiß, in ſeinem feurigen, glaubensfreudigen, Krafft in ſeinem anhaltend ernſten, glaubensſtarken und gewiſſen Gebete, lebten ohne Aufhören im Zweigeſpräche ihrer Herzen mit dem Herzen ihres Gottes. Und hier redet die Wahrheit von oben, und aus der Tiefe der Menſchenſeele antwortet ihr die Wahrheit. So war es das läuternde Feuer und das erhellende Licht der Wahrheit, in welchem beide ſich erkannten und für Zeit und Ewigkeit ſich vereinten.

5. Das Licht auf ſeinem Leuchter.

„Man zündet auch nicht ein Licht an und ſetzt es unter einen Scheffel, ſondern auf einen Leuchter, ſo leuchtet es denen Allen, die im Hauſe ſind“ (Matth. 5, 15). Dies ſind Worte des Herrn und nach dieſen Worten hat Er an Krafft gethan, als er denſelben hinwegnahm aus dem engen Kreiſe, darin er in Wort und Vorbild des Wandels geleuchtet hatte, und ihn an einen höheren, weithin ſichtbaren Ort ſtellte. Zunächſt war es die deutſch-reformirte Gemeinde in Erlangen, an welche er im Jahre 1817 als Prediger berufen wurde. So ungeſucht und unerwartet kam dieſer Ruf an ihn und unter ſo deutlichen Hinweiſungen in ſeinem Inneren, daß er nicht anſtehen durfte, ihm zu folgen; willig verließ er ſein Vaterland, ſeine ihm liebend ergebene Gemeinde in Cleve und alle ihm nahe liegenden Erleichterungen des äußeren Lebens und zog in ein ihm fremdes Land und Brachfeld, dahin Gottes Finger ihn gewieſen.

Am 3. Auguſt 1817 hielt er ſeine Antrittspredigt über 1 Kor. 4, 1, 2: „Dafür halte uns jedermann, nämlich für Chriſti Diener und Haushalter über Gottes Geheimniſſe. Nun ſucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß ſie treu erfunden werden.“ Wohl regte ſich in

Manchen der Hörer ſchon dieſer erſten Predigt der Gedanke: wir hören hier Etwas, das wir von unſeren Kanzeln noch nicht vernahmen, doch ging der Eindruck noch nicht zur rechten Tiefe der Herzen, und auch der Antritt ſeines Lehramtes an der Univerſität im darauffolgenden Jahre 1818 ging vor der Mehrzahl der Studirenden faſt unbemerkt vorüber.

Die damalige Theologie der Hochſchulen, mit wenig Ausnahmen einiger alter, der Wahrheit nicht entfremdet gewordener Lehrer beſchäftigte ſich noch kaum mit der Frage: „was haltet Ihr von Chriſto? Iſt er Gottes Sohn und ſein Wort Gottes Wort oder beide von menſchlicher Natur?“ — ſondern man betrachtete dieſe Frage bereits als abgemacht durch eine Verneinung der Gotteswahrheiten mittelſt der beſſer unterrichteten, ſchärfer urtheilenden Vernunft. Darum hielt es ſchwer, auch in Erlangen auf der Kanzel wie auf dem Lehrſtuhle der Univerſität für das einfältige Bekenntniß der alten, ewigen Wahrheit eines Glaubens an Gott, in Chriſto Seinem Sohne willig hörende Ohren und offene Herzen zu finden. Dennoch hatte der Mann, bei Allen, die Ihm näher kamen, ein Aufmerken erregt, das von anderer als gewöhnlicher Art war. Der Grund hievon lag ſchon in ſeiner perſönlichen Erſcheinung, nicht, wie dieſe in der ſichtbaren Geſtalt, ſondern in der Bezeugung ihres inneren Lebens durch Wort und thatkräftige Haltung ſich kund gab. Man konnte mit Krafft nie allein ſeyn; immer war ein Anderer bei ihm, in ihm, mit ihm, deſſen Nähe man fühlte. Dieſer Mann lebte in einem Gebete ohne Unterlaß, er wandelte und ſtand, redete und ſchwieg unausgeſetzt vor dem Angeſichte ſeines Gottes. Geſchieht es doch im alltäglichen, armſeligen Leben, daß wir in Gegenwart eines Anderen, der ungleich höher iſt an Stand und Verſtand als wir ſind, mehr denn gewöhnlich über unſere Worte wachen, und namentlich, wenn die Sache, von der wir reden, ihn, der vor uns ſteht, ſelber angeht, nur das ausſagen, was wahr iſt. Wie ſollte das nicht in unendlich höherem Maaße einer Menſchenſeele geſchehen, die ſich in der Gegenwart Deſſen fühlt, welcher die Wahrheit ſelber iſt und dem nur die treue, ernſte Wahrheit wohlgefällt!? Auf Krafft's ganzem Weſen ruhete die Würde eines Ernſtes und eines beſtändigen Feſtbleibens in der Zucht und Gnade ſeines Gottes, wie ich dies an wenig Menſchen geſehen, denen ich auf Erden nahe kam.

Ich ſelbſt lernte den theueren Mann bei meiner Verſetzung nach Erlangen, im Jahre 1819, kennen. Ich habe von dem Eindrucke, den dieſe Bekanntſchaft auf mich machte, an einem anderen Orte (im dritten Bande meiner Selbſtbiographie) geſprochen und ebendaſelbſt habe ich in einigen, mir ſelber wenig genügenden Zügen von meiner erſten perſönlichen Bekanntſchaft mit David Spleiß erzählt, bei einer gemeinſchaftlichen Reiſe mit Krafft und ihm in der Schweiz. Spleiß hatte damals ſchon in ſeiner kleinen Gemeinde zu Buch ein Feuer der Erweckung angezündet, deſſen Licht weit umher den krankhaft geſtimmten Augen Widerwillen und Schmerz, den geſunden aber ein freudiges Staunen und theilnehmende Freude erregte. Krafft's Wirkungskreis aber, als Prediger an ſeiner Gemeinde wie als Lehrer an der Univerſität, glich noch immer nach menſchlichem Urtheile einem Meere, darin kein ſichtbares Leben ſich bewegt, obgleich über ſeiner Tiefe der Geiſt Gottes ſchwebt. Denn daß dieſes ſo ſey, das bezeugte ſein Wirken als Seelſorger an ſeiner Gemeinde. Er beſuchte die Glieder derſelben in ihrem Hauſe, ſuchte ihren

Herzen in warmer Liebe und treuer Sorge nahe zu kommen. „Er wurde nicht müde, zu ermahnen mit aller Geduld und Lehre, zu drohen, zu ſtrafen, wo es Noth that, und hat ſeine Rede nicht gewechſelt und geändert, je nachdem er vor Reichen oder Armen, vor Hohen oder Niedrigen, vor Gelehrten oder Ungelehrten ſtand, ſondern überall hielt er ſich als ein wahrhafter Mann, als ein Bote und Zeuge Jeſu Chriſti, der ohne Furcht und Zagen Sünde nannte, was Sünde war."

Ein ganz beſonderer Segen für Alle, die ſich zu Krafft gezogen fühlten, für Mitglieder ſeiner Gemeinde ſo wie ältere und jüngere der Univerſität, lag in den Miſſionsſtunden, die er für theilnehmende Zuhörer aus allen Klaſſen hielt. Es war, zunächſt in Baſel, von Neuem jener lebendige Eifer für das Werk der Miſſionen unter den Heiden erwacht, welcher in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Halle, unter Auguſt Hermann Francke's Leitung, ſo Großes begonnen und gewirkt hatte. „Die Zeit iſt herbeigekommen, daß allen Völkern bis zu den Enden der Erde das Leben und Heil in Chriſto verkündet werde." Dies war die innere Ueberzeugung, die ihn antrieb, nicht zu ſäumen, ſondern, ſo viel er konnte, ſelber Hand an's Werk zu legen und Andere dazu anzuregen. In ſeinen Miſſionsſtunden, in den Berichten über das, was in Oſt und Weſt, Nord und Süd für das Reich Gottes geſchehen, ward der ſtille Geiſt unſeres theuern Krafft ganz laut und lebendig, man ſahe und hörte es ihm an, wie er dabei wieder jung ward wie ein Adler.

Mit demſelben jugendlichen Eifer nahm er ſich auch des Werkes der Verbreitung der Bibel unter den Nahen und Fernen an.

Auch ſeine Predigten, die nicht nur Glieder ſeiner

Gemeinde, ſondern auch Andere, Gelehrte wie Ungelehrte, beſuchten, legten in manche der Seelen, die ſie hörten, Samenkörner, welche Früchte trugen für das ewige Leben. Die Studirenden aber beſuchten nur mit ſeltenen Ausnahmen ſeine Vorleſungen und an ſeinen Predigten rühmten ſie zwar die geiſtreichen Gedanken und die wohlgelungene Behandlung derſelben, ohne, mit nur wenig Ausnahmen, die einfältig reinen Gotteswahrheiten derſelben tiefer in ihr Herz aufzunehmen. Aber bald ſollte für Krafft's Wirkſamkeit als Lehrer eine andere Stunde kommen. Ich laſſe hierüber einen mir theueren Mann, den jüngſt verſtorbenen Profeſſor Dr. Nägelsbach, reden, der durch ſeine beiden Werke: „die homeriſche Theologie" und „die nachhomeriſche Theologie des griechiſchen Volksglaubens" der gelehrten Welt rühmlich und wohlbekannt, den warmen Anhängern aber des Chriſtenglaubens als ein treuer Zeuge für die Wahrheit desſelben, und als ein liebender Bruder theuer und werth iſt. Nägelsbach hat mir den nachſtehenden Bericht über die bleibende Wirkung einer Vorleſung von Krafft mitgetheilt. Ich habe denſelben bereits an die Dorpater Zeitſchrift für Theologie und Kirche zur Veröffentlichung übergeben und aus dem 3. Hefte des Jahrganges 1859 dieſer gehaltreichen, ehrende Anerkennung verdienenden, bisher aber unter uns weniger bekannten Sammlung nehme ich dieſes Zeugniß eines treuen Schülers über einen treuen Lehrer auch hier auf. Dreißig Jahre waren vergangen, als Nägelsbach dieſe dankbaren Erinnerungen niederſchrieb. Es ſind aber nicht die ſeinigen allein, ſondern ſie ſind ein Gemeingut des ganzen damals heranblühenden Geſchlechtes der ernſtgeſinnten, treuen Lehrer unſerer Kirche.

6. Die Wirkung einer erſten Vorleſung.

„Im Herbſte 1824,“ ſo erzählt Nägelsbach, welcher damals in das fünfte Semeſter ſeiner Univerſitätsſtudien trat, „ward Freund Rücker, jetzt Profeſſor am Gymnaſium zu Erlangen, Zuhörer für ein damals vorgeſchriebenes Kollegium über Liturgik und Paſtorale bei Krafft, nicht um des Kollegiums, ſondern um des Frequenzzeugniſſes willen. Er brachte eine ziemliche Anzahl zuſammen, welche dieſes Kollegium eben, wie man ſich ausdrückte, weghören wollten, zu einem regelmäßigen Beſuche aber nicht im mindeſten geneigt waren. Dennoch gingen Viele in die erſte Vorleſung, meiſt aus Neugierde, hinein. Aber wie ward uns, als Krafft in der ſchlichteſten Weiſe, wie vor Konfirmanden, aber mit der Hoheit und Würde eines Zeugen Chriſti, die Grundwahrheiten des Heiles, und insbeſondere die Gnade Gottes und die Liebe des Heilandes im Verſöhnungstode erklärte?! Kurz, von Stund' an war ich ein Chriſt und verſtand das Evangelium, und der Eindruck jener von Gott geſegneten Vorleſung wirkt noch bis dieſen Augenblick fort und wird mit Gottes Beiſtand fortwirken bis in die Ewigkeit hinein. Wie mir, erging es auch ſehr vielen Anderen. Nun dachte niemand mehr an eine muthwillige Kollegiumverſäumniß Nun weiß ich zwar von der Liturgik oder dem Paſtorale, das Krafft vortrug, wenig oder nichts mehr. Etwas aber weiß ich als eine entſchiedene objektive, hiſtoriſche Wahrheit: daß mittelbar oder unmittelbar durch jene Vorleſungen die Schaar der jüngeren Bekenner des Evangeliums gewonnen worden iſt, welche anfangs wie vereinzelte Miſſionäre, ſpäter im Bewußtſeyn des guten Rechtes der Kirche dazu beigetragen haben, den Glauben an Chriſtus, Gottes Sohn, in der Landeskirche wieder herſchend zu machen."

„Die durch jenes Kollegium uns gewordene chriſtliche Erkenntniß wurde aber auch für das Verſtändniß anderer chriſtlicher Leiſtungen und Beſtrebungen fruchtbar. Vor Allem verſtanden wir jetzt die Predigten Krafft's, in welche wir nun auch unſere anderen, nicht theologiſchen Freunde mitnahmen; wir verſtanden ſein Publicum über Miſſionsgeſchichte, das er zu gleicher Zeit las. Nunmehr konnten wir auch Winer's Exegetik erſt recht nützen, der in derſelben die Rechtfertigungslehre durchaus nicht beeinträchtigen laſſen wollte; ferner Winer's Vorleſungen über die Augsburger Konfeſſion. Wir laſen die Schriften des ſeligen Lehmus und würdigten, ſo viel wir davon hörten, die Beſtrebungen Roth's und Niethammer's."

„Nach dieſem Allen kann es Niemand Wunder nehmen, daß unter uns Krafft lange Zeit als der größte Theolog verehrt war; daß man an konfeſſionelle Unterſchiede nicht dachte, wie denn auch Krafft nie von dergleichen ſprach, und daß endlich die Schüler Krafft's meines Wiſſens ſämmtlich allen Theorieen der Verſöhnungslehre abhold ſind, welche nicht von der ſtellvertretenden Genugthuung ausgehen." —

So weit gehen die Mittheilungen meines Freundes über die große, tiefgreifende Wirkung, welche eine Vorleſung in Erlangen auf ſeine eigene Seele, ſo wie auf die Seelen vieler ſeiner Freunde hervorbrachte. Ich frage, wiederholend, noch einmal: Was war denn in den Worten und Werken Krafft's das Eigenthümliche und Beſondere, das ſeiner Rede dieſe tief einſchlagende, überzeugende Gewalt gab? Ich kann von dem Weſen dieſes Mannes aus eigener, für mein Herz reich geſegneter Erfahrung reden. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Menſchen kennen gelernt, dem es ein treuerer Ernſt um die Wahrheit, in ſeinen Worten wie im Wandel, geweſen wäre, als dem ſeligen Krafft. Ich habe nie aus ſeinem Munde ein Wort vernommen, das nicht nach ſeiner Ueberzeugung ein wahres geweſen wäre; ſelbſt von jenen in den geſelligen Unterhaltungen auch ſonſt gutmeinenden öfters vorkommenden, unſchuldig ſcheinenden Scherzen, darin man ſich Ausſchmückungen und Uebertreibungen der wahren Sachlage erlaubt, kam niemals über ſeine Lippen. Ein Ernſt der innigſten, feſten Ueberzeugung ſprach aus ihm auf der Kanzel, auf dem Lehrſtuhle und in ſeinem alltäglichen, gewöhnlichen Verkehre mit anderen Menſchen, und dieſe Ueberzeugung von der Gewißheit deſſen, was in ihm ohne Aufhören als Glaube lebte, gab ſeinen Reden auch für Andere ihre überzeugende Gewalt.

Ja, wohl dem Lehrer, welcher aus ſeiner täglichen, fortwährenden Erfahrung nach ſeinem Maaße die Worte des Apoſtels dieſem lebendig nachfühlen und nachſprechen kann: „das da von Anfang war, das wir gehört haben, das wir geſehen haben mit unſeren Augen, das wir beſchauet haben, das unſere Hände betaſtet haben.“ Denn ja, auch uns, deren leibliche Sinne es nicht erfahren haben, iſt erſchienen im lebendigen Glauben das Leben, das ewig iſt, welches war bei dem Vater und iſt uns erſchienen. Jeder Treumeinende wird täglich erfahren, was die Gemeinſchaft ſey mit dem Vater und mit ſeinem Sohne Jeſu Chriſto und ſeine Freude wird vollkommen ſeyn.

7. Das Vollbereiten.

Das köſtliche Neujahrslied unſeres theueren Nürnberger Dichters Andreas Rehberger: „Herr, der du deinen Namen durch Wohlthun an uns herrlich machſt" endet mit dem Verſe: „Haſt du, Herr meiner Tage, in dieſem Jahr' mein Ziel beſtimmt, in dem der Wallfahrt Plage und Schmerz und Leid ein Ende nimmt: — o mit welch' großen Freuden, wenn Deine Gottesmacht ihr gnädig Vollbereiten an mir zu Stand' gebracht, ſink' ich dir in die Hände, und feire mit der Schaar, die triumphirt ohn' Ende, mein Hall und Jubeljahr."

Dieſes Vollbereiten der ſterblichen Natur des Menſchen für das Seyn und Weſen der ſeligen Ewigkeit wollen wir an dem hier vor uns ſtehenden Vorbilde eines im Glauben vollendeten Mannes in Chriſto, ſo weit wir es vermögen, in's Auge faſſen.

Die Betrachtung unſeres leiblichen Weſens und ſeiner Entwicklungsgeſchichte von ſeiner Geburt an bis zu ſeinem Ende gibt uns hierzu einen Fingerzeig. Der Leib des Menſchen beſteht zwar aus Elementen, welche ohne Aufhören wechſeln; in jedem Augenblicke des Lebens geht das Werk der Erneuerung und der Vernichtung von außen und innen ſeinen unaufhaltſamen Gang. Wenn aber auch die Elemente, aus denen der Leib des Kindes gebildet war, in kurzem Verlaufe der Zeit, wie eine Welle des Baches, der in kräftiger Eile vom Hügel herabfließt, längſt hinweggezogen waren, ſo trat doch immer eine neue, aus denſelben Quellen an ihre Stelle und der Bach blieb, was er war. Iſt uns doch für das Fortbeſtehen dieſes unſeres leiblichen Ich eine Verheißung gegeben, welche über das Grab hinüber in das Leben der Ewigkeit hineinreicht, und im Morgenlichte des Glaubens an die Auferſtehung des Leibes ſpricht der Mann, der noch lebend alle Schreckniſſe und Schmerzen der Verweſung und des Dunkels der Gräber erfahren hatte: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, und werde darnach mit dieſer meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleiſche Gott ſehen. Denſelbigen werde ich mir ſehen, und meine Augen werden Ihn ſchauen und kein Fremder." (Hiob 19, 26 u. f.)

So iſt es denn eine offenkundige Wahrheit, daß es derſelbe Leib war und iſt und bleibt, welcher mir durch Gottes Kraft im Mutterleibe zubereitet war und im Verlaufe des Lebens vollbereitet wurde zu ſeinem Blühen, Fruchtbringen und Reifen.

Jeden beſonderen Leib, nach den Zügen ſeiner Anlagen und Kräfte, nach den eigenthümlichen Bedürfnißen und Richtungen ſeines Begehrens, iſt ein beſonderer Weg ſeiner Entwickelung und Vollbereitung angewieſen, dem Singvogel auf den Bäumen ein anderer als dem Schwane im Gewäſſer des Sees. Dem einen der Thiere iſt der kalte Norden, dem anderen der warme Süden die zuträgliche Heimath, das eine ſucht und findet im dämmernden Lichte oder ſelbſt im Dunkel der Höhlen, das andere im Lichte der ſonnigen Höhen ſeinen vorbeſtimmten, naturgemäßen Wohnſitz.

Was wir hier von dem Leibe allein ſagten, das geht noch vielmehr das ganze Weſen, das ganze Ich des Menſchen an, in der Geſammtheit ſeiner Seele und ſeines Leibes. Es iſt nach dem Rathe des Schöpfers in unſer Ich, in ſeine Eigenthümlichkeit ein feſtſtehender Grundzug der Perſönlichkeit gelegt, der im Verlaufe des Lebens, bei Jedem von uns nach ſeiner Art und ſeinem Bedürfniſſe geführt, geleitet und vollbereitet wird zu ſeinem Ende. Darum war der Fortgang der Vollbereitung bei Krafft ein ſo ganz anderer als (nach Kap. 8) bei ſeinem Freunde Spleiß und dennoch führte er in Beiden zu einem gleich ſeligen Ende. Ernſt und ſchwer, im mühevollen ſchmerzlichen äußeren Kämpfen bei Krafft, freudiger und leichter im äußerlichen Erſcheinen, innerlich in beſtändigem Feuer der Anfechtungen zu Felde ſtehend, bei Spleiß.

Ein ſchwerer Druck der Leiblichkeit lag ſchon auf Krafft bald nach der Mitte ſeines Lebens. Bei ſeiner unabläſſigen Treue und Arbeit in ſeinem vielſeitigen Berufe galt von ihm ſchon frühe der Spruch: „der Eifer um dein Haus hat mich gefreſſen.“ Doch war ſein Haus reich an den Gaben, welche die Tageslaſt erleichtern, dem Herzen wie den Augen Freude gewähren und hierdurch auch das äußere Leben bekräftigen können. Ihm ſtand ſeine ſeltene, auserwählte, an Liebe erfinderiſch reiche Frau tröſtend und glaubensfroh zur Seite, und ſchon aus der früheren Heimath, aus Weeze, hatte er drei liebliche Kinder: zwei Töchter und einen Sohn mit ſich gebracht nach Erlangen. Zwei andere noch, ein Sohn und ein Töchterchen, deſſen ganzem Weſen von ſeinen erſten Jahren an das Siegel einer himmliſchen Kindſchaft aufgeprägt war, wurden ihm in Erlangen geboren. „Im Kreiſe dieſer ſeiner Kinder war er der harmloſeſte, glücklichſte Vater, voll Herzlichkeit und Munterkeit. Die wenigen Stunden, welche ſein Beruf ihm frei ließ, widmete er ausſchließlich ſeiner Familie, zu welcher, ſo lange ſeine Frau lebte, auch immer eine Anzahl Pflegeſöhne aus angeſehenen Häuſern vom Rheine und aus der Schweiz kamen. Aber mit der Geburt des jüngſten Kindes, im Jahre 1828, begann eine Zeit häuslicher Noth und Bedrängniß, denn die Geſundheit der Mutter wurde dadurch in bleibender Weiſe erſchüttert und zerrüttet; nach mehrjährigen, zum Theil ſchweren Leiden, kam ſie am 12. November 1833 zu ihrer ewigen Ruhe. Dieſem harten Schlage folgte bald ein anderer. Der älteſte Sohn, Julius, ein geiſtig reichbegabter 19jähriger Jüngling, ſiechte langſam dahin und ſtarb am 16. Juni 1834. Mit ganz beſonderer Liebe ſchloß ſich jetzt das Herz des vereinſamten Vaters an die kleine liebliche Maria, das jüngſte ſeiner Kinder, das Ebenbild ihrer Mutter, an, aber auch dieſe ging am 27. Mai 1838 in ihre ewige Heimath ein. Auch die beiden älteren Töchter, an der Hand ihrer würdigen Männer: **Burger** und **Göbel** *) zogen hinweg nach ihrem von Gott ihnen gewieſenen Orte und häuslichen Berufe, nur die treue Schweſter **Lubekka** leitete noch die Geſchäfte des Hausweſens. Der Vereinſamte fühlte jetzt mehr und mehr die Abnahme ſeiner Kräfte. Eine Unterleibskrankheit, die ſein Leben ſchon vor zehn Jahren in Gefahr brachte, ſchien von Zeit zu Zeit mit ihrer Wiederholung zu drohen, und im Februar 1845 kamen dieſe Drohungen zur Erfüllung. Zwar hatte die allgemeine Erkrankung zuerſt nur die Form eines Katarrhalfiebers. Bald aber ſahe der Kranke ſich genöthigt, das Bette nicht mehr zu verlaſſen; das Leiden des Unterleibes war zu einer Waſſerſucht geworden, welche zuerſt dem Auge ſich durch eine Anſchwellung der äußeren Glieder kund gab, dann aber in die inneren Räume des Leibes ſich ergoß. Schwer und ſchmerzhaft waren ſeine letzten Tage, um deren Verkürzung er Gott in ſeiner Angſt mit kindlicher Ergebung in Seinen Rath und Willen bat. Und wie er gebeten, daß ſein Todeskampf doch am dritten Tage enden möge, ſo geſchah es auch, unvermuthet und ſchnell: der Tod, durch eine Lungenlähmung, kam ihm wie ein Schlaf, der einen Müden unverſehens und unwiderſtehlich überfällt. Ein Augenzeuge, welcher in dieſen letzten Tagen öfter an ſeinem Leidenslager ſtand und ſaß*), ſagt: „ſeine Angſt war nur eine Angſt des Leibes, die Seele blieb ſtark im Glauben, brünſtig im Gebete. Ich bin Zeuge geweſen ſeiner Geduld, ſeines freudigen Hoffens und Harrens auf den Herrn und ſeiner kindlichen Ergebung in den heiligen Willen desſelben. Mit vollſter Ruhe hatte er nach und nach alle ſeine Angelegenheiten geordnet und wartete nun auf den Ruf des Herrn.“ — — So ſtarb er am 15. Mai 1845 ganz als Derſelbe, der er in ſeinem Leben geweſen war: ſiegreich im anhaltenden Gebete, ernſt, treu und wahr in ſeinen Worten und Weſen, ein Vorbild des unverrückten Feſthaltens an Ihm, ſeinem Gott, der an Seiner Hand ihn geführt und geleitet hatte und ſein höchſter Troſt, ſeines Herzens Freude geweſen war.

---

*) Der erſtere jetzt Oberkonſiſtorialrath in München, der andere Geiſtlicher in Poſen.

Er hatte ſein Alter auf 60 Jahre und 5 Monate gebracht. —

8. Die Sonne ſcheint herein.

Nach einem Vergleiche, den wir oben S. 240 gebrauchten, könnte man die vorherbeſtimmte Stellung der einen Menſchenſeele zu dem Kreiſe, der ihr in der Außenwelt zu ihrem Wirken und ihrer Vollbereitung angewieſen iſt, mit einem Wohnorte im ſchattigen Dunkel, die einer anderen Menſchenſeele mit einem Daheimſeyn in ſonniger Höhe vergleichen. Wenn in dem ſchattig umſchloſſenen Hausraume des Einen die Nachtlampe, bei deren Licht er ſein Werk trieb, verliſcht, da iſt und bleibt es dunkel um ihn, bis er hinaustritt an den lichten Morgen; im fenſterhellen Zimmer oben unter dem Dache iſt es anders. Da braucht der Inwohner nicht erſt hinaus zu gehen, um die Sonne im Aufgange zu ſehen, er bleibt ſtill und ruhig ſitzen auf ſeinem Arbeitsſtuhle, die Sonne ſcheint herein in's Zimmer, die Nachtlampe verliſcht und es wird nun wahrhaft morgenhell; die Nacht iſt vergangen und der Tag iſt da.

---

*) Der Pfarrer Dr. Renaud. Man vergl. die treffliche kleine Schrift: Reden am Grabe von J. Chr. Krafft. Erlangen bei Bläſing 1845.

So war das Leben, ſo war das Ende von David Spleiß, wie uns daſſelbe ſein Biograph C. Stockar ſo rührend treu beſchreibt. In der That, Spleiß war nach ſeiner Menſchennatur nicht für den Aufenthalt im kühlen, ja kalten Schatten des Waldes oder der Bergſchlucht, ſondern auf einer ſonnigen Trift gemacht, auf welcher im Sommer die Sonnengluth öfters das Grün verſengt, ſo daß die ſchnell bewegliche Gemſe in lechzendem Durſte hoch oben nach dem Quelle am Gletſcher ſteigt, während ſie im Winter der Mangel unten in der Tiefe zum Futter führt.

Von einer Erſcheinung, die ſich an Spleiß ſchon früher, als er noch ein kleines Kind war, zeigte, habe ich ſchon oben S. 226 geſprochen. Es war ein Zuſtand der Entzückung (Ekſtaſe), der bei dem Anhören eines Lobliedes, das ſeine fromme Mutter ſang, ihn ſo mächtig ergriff, daß er, gleichwie außer ſich ſelbſt oder ſeiner ruhigen Haltung nicht mächtig, die Glieder in ungewöhnlicher Weiſe bewegte. Ich nannte das, was damals zuerſt wie ein Aufkeimen aus ſeinem Weſen hervorbrach, dort, wie an mehreren Stellen meiner Berichte, das Bewegen eines freudigen Geiſtes.

Man erlaube mir aber in aller Einfalt, ſo gut ich es vermag, noch einige Worte über dieſe, in meinen Augen nicht bloß merkwürdige, ſondern wunderbare Menſchennatur zu ſagen. Spleiß in ſeinem Weſen und Wirken hat mich oft an Züge erinnert, die uns in der Geſchichte der Propheten des alten Bundes vor Augen treten, wenn der Geiſt über ſie gerieth, welcher durch Worte und Thaten aus ihnen ſprach. Wie ein Feuer, deſſen Flamme alles Brennbare, das ſich ihr nahet, entzündet, kam dieſer Geiſt über Andere, die dem Haufen der laut weiſſagenden Propheten begegneten, und es war der Geiſt Gottes, der bei dieſem Begegnen am Hügel den Saul ergriff, als er noch in einem nach oben gewendeten Herzen Samuel's prieſterlichen Segen bewahrte (Sam. 10, 10). Wunderbar waren, vor den Augen und Ohren der größeren Menge ihres Volkes die Worte, die Geberden und Thaten der Propheten, und öfters traf dieſe wie jene, welche die Gabe der Zungen am Pfingſtfeſte empfingen, der Spott und die Verachtung der Menge. Und dennoch lag in jenen Worten und Handlungen eine Macht und Gewalt, welche die Seelen bald mit Schrecken und Furcht erfüllte, bald zur gleichen Begeiſterung mit ſich fortriß.

Wer dieſe ſeltene, wunderbare Seite der Menſchennatur in ihrer reineren, gottgeweihten Form kennen lernen will, dem dürfen wir auf das genaue, aufmerkſame Leſen des Buches: David Spleiß, von Stockar, hinweiſen und ihm dieſe Schrift wiederholt zu ſeiner Belehrung und Erbauung empfehlen. Ein aufrichtig meinender Leſer wird in ihr das reine, geiſtige Licht von jenem der nebeligen Irrlichter der Schwärmerei und der Ekſtaſe von fleiſchlich natürlicher Art bald unterſcheiden lernen, wohl aber auch jene wohlmeinende Vorſicht und Bedenklichkeit begreiflich finden, womit die Väter und Hüter der Landeskirche: der Antiſtes J. Georg Müller und der ernſtprüfende Pfarrer Maurer die Erweckungen in der Gemeinde des Hegau betrachteten. Man kann ihre Geſchichte in den Jahren 1817—18 bei Stockar ausführlich nachleſen, hier erwähne ich nur einiger Züge der prophetiſchen Bezeugungskraft und ihres Seherblickes in's Innere, in die Gedanken und Anliegen einer anderen Menſchenſeele, welche mir zum Theil aus eigener Erfahrung bekannt ſind. Schelling, dem wohl Niemand den Tiefblick des Denkens abſprechen wird, fand in den Predigten von Spleiß, den er in Erlangen und in München hörte, ein ſolches treffendes und ergreifendes Eingehen auf die Beachtung und Löſung jener Räthſel, mit denen der forſchende, nach Wahrheit ringende Menſchengeiſt ſich abmüht, daß er äußerte, er würde, wo ſich ihm Gelegenheit böte, nie eine Predigt von dieſem Manne verſäumen, deſſen Worte ihn mehr als alle anderen, die er gewöhnlich auf den Kanzeln vernahm, in ſein Inneres führten. Ich ſelber ſo wie andere mir nahe Stehende konnten es bezeugen, daß er gewiſſe Anliegen und Bekümmerniſſe unſeres Inneren (ſie waren nicht von der Art der irdiſchen Sorgen), die uns am Herzen lagen, und die kaum in Andeutungen gegen ihn laut geworden waren, in ſo tief eingehender, warnender, tröſtender Weiſe beſprach, daß auf einmal dem Geiſte das klar wurde, was ihn trübte und betrübte. Habe ich doch eine Predigt von ihm, die ich in München gehört, in ihren tiefſten Beziehungen auf den Inhalt eines Geſpräches von geſtern, erſt ſpäter immer mehr und mehr verſtehen lernen und möchte dem Seligen noch in der Ewigkeit meinen Dank gegen Gott ausſprechen, der ihm ſolche Troſtworte für mich in ſeinen Mund legte.

Ja, der prophetiſche Geiſt, der Tiefblick in die Herzen und die Kraft, ſie zu bewegen, war meinem Freunde für Menſchenſeelen verliehen, die nach ihrem Bedürfniſſe der Erkenntniß und des lebendigen werkthätigen Glaubens auf den verſchiedenſten Stufen ſich befanden. Die Predigt vom Sonntag den 23. April 1818, nach welcher die Erweckungen in der Gemeinde ihren Anfang nahmen, hatte zu ihrem Texte die Worte (Matth. 10, 26): „Es iſt nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und iſt nichts heimlich, das man nicht wiſſen werde.“ Als er am Samſtag Abend*) über dieſen Text nachdachte, da ging ihm die Gewalt und der Ernſt ſeiner Worte immer heller auf, er gerieth in einen inneren Kampf, der in den Worten des Gebetes zur Ruhe kam: „Herr, es iſt Deine Sache, es iſt Dein Wort, das ich den mir anvertrauten Seelen verkündigen ſoll; ſprich Du durch mich, was und wie es dir wohlgefällt.“ Hiedurch geſtärkt ging er auf die Kanzel und verkündigte der verſammelten Gemeinde das ihm gegebene Wort mit Beweiſung des Geiſtes und der Kraft. Nach dem Gottesdienſte war er ſelbſt tief ergriffen von dieſem Zeugniſſe; er fühlte wohl, daß eine Kraft von ihm ausgegangen und durchgebrochen ſey. Und es war ſo, das Feuer ſeiner Worte hatte gezündet, die Tage des Erwachens ſeiner Gemeinde zu einem neuen Leben des Geiſtes und der Wahrheit hatten begonnen.

„Spleiß ſtand“, ſo erzählt Stockar nach dem Berichte der Zeugen, „in dieſen Tagen unter ſichtbarer Zucht des heiligen Geiſtes; denn während ſeine natürliche Lebhaftigkeit beſorgen ließ, daß er von dem Strome der freudigen Gefühle fortgeriſſen und ſelbſt zu excentriſchen Dingen getrieben werden könnte, ſo bewährte er in der ganzen

---

*) Neben ſeinem Predigeramte in Buch hatte er auch das Amt eines Lehrers der Mathematik am Lyceum in Schaffhauſen, kam deshalb gewöhnlich nur am Ende der Woche nach Buch und blieb bis zum Montag da.

Zeit eine große Ruhe und Nüchternheit, ſetzte den lebhaften Bezeugungen der Liebe und Verehrung von Seiten der erweckten Gemeindeglieder eine feſte Zurückhaltung entgegen und wachte mit Aengſtlichkeit darüber, daß zwar der Geiſt nicht gedämpft, zugleich aber auch die ſcharfe Linie der Nüchternheit nicht überſchritten werde. Er wies in ſeinen Predigten nur auf die Früchte hin, die aus dem Geiſte erwachſen müßten.“

Eine dieſer erſten Früchte war das Entſtehen der Rettungsherberge zu Buch. „Arme und verwahrloſete Kinder“ ſo erzählt Stockar, „gab es in der Stadt Schaffhauſen und ihrer Umgebung in ziemlicher Zahl, und unter den erweckten Haushaltungen zu Buch fanden ſich mehrere, denen man mit vollem Vertrauen ſolche Kinder zur Pflege übergeben durfte, und die auch in der Lage waren, ſie in ihren frommen, wenn auch einfachen Haushalt aufzunehmen. So ſchien ſich hier auf die einfachſte Weiſe die Frage zu löſen, über welche ſo viel gedacht und geſprochen wird, nämlich die Frage: wie verwahrloſte Kinder am beſten verſorgt werden können? Wo wären trefflichere Erziehungsanſtalten zu finden als in den Häuſern eines Veit Brütſch und einer Bäſy Bäbely zu Buch? Mehrere Jahre wurde dieſes beſcheidene, aber geſegnete Werk fortgeführt; man hatte weder Statuten noch Kapitalien, aber die Liebe zu dem Herrn führte Kinder, Geld und Erzieher herbei. Es war ein Werk der erſten Liebe, welches hier in der Stille von einer Gemeinde gethan wurde, die im Feuer dieſer erſten, ſeligen Liebe ſtand; der Kreis ſeiner Wirkſamkeit war nur noch ein kleiner und enger, er ſollte aber bald ein größerer und weiterer werden. Wenn dem glaubensfreudigen Manne auf ſeinem Wege nach Buch oder in der Nähe der Stadt arme, der leiblichen wie geiſtigen Hülfe bedürftige Kinder begegneten, denen man es anſah, wie gut ihnen eine Pflege, wie die in den frommen Bauernhäuſern zu Buch, thun würde, da dachte er wohl mit ſehnlichem Verlangen daran, wie da zu helfen ſeyn möchte. Bald aber ſtand ein großes Vorbild der väterlich verſorgenden Liebe für arme, verlaſſene Kinder, ein Werk aus Gott gethan, die Rettungsanſtalt in Beuggen, vor ſeinen Augen da, zu deren Begründung ſich Vater Zeller ſchon im Jahre 1820 getrieben und berufen gefühlt hatte. Spleiß und Zeller verſtanden und verbanden ſich gleich, ſchon bei ihrem erſten Begegnen, ſie waren durch geiſtige Geburt und Erziehung Söhne einer und derſelben mütterlichen Weisheit. Da kam dem Pfarrer in Buch das Haus zu einer Rettungsherberge in ſeinem Gemeindedorfe wie aus den Wolken herab. Ein Unbekannter ſendete der Frau Pfarrerin am Neujahre 1826 einen halben Kronenthaler „für die Erziehung verwahrloſter Kinder" zu. Der Unbekannte mußte mit den Wegen Gottes, die im Kleinen und Stillen anfangen und im Glauben groß und lautzeugend werden, wohl bekannt ſeyn. Spleiß verſtand den Gedanken, alsbald hieß es bei ihm, wie einſt bei A. H. Francke, dem Stifter des Waiſenhauſes in Halle: „das iſt ein ehrliches Kapital, davon muß man etwas Rechtes ſtiften, man muß eine Rettungsherberge daraus begründen."

Ohne ſich zu beſprechen mit Fleiſch und Blut und mit dem in alltäglicher Weiſe berechnenden Verſtande, griff Spleiß das Werk an. Er ſelbſt räumte zunächſt die Hälfte ſeines Pfarrhauſes der neuentſtehenden Rettungsherberge ein, aus der Hand der Freunde, von denen ſich zehn der nächſten Geſinnungsgenoſſen ihm näher für dieſe Sache anſchloſſen, kamen bald zu dem halben Thaler mancher ganze Thaler und mehr als einer für die Rettungsherberge zuſammen, und als der Pfarrer in Buch ſeinen Aufruf nach Inhalt der Worte des Propheten Jeſajas Kap. 58 an die theueren und geehrten Mitchriſten ſeines Vaterlandes veröffentlichte, da bezeugte ſich die Stimme, die aus dem Propheten ſprach, in ihrer ganzen Kraft. In einem weiten Kreiſe umher, zunächſt in der Schweiz und in dem benachbarten Würtemberg, wachten die geiſtig Schlafenden auf zur Theilnahme an dem Werke der chriſtlichen Liebe, das in Buch an's Licht trat, eben ſo wie das Gleiche auch von Beuggen aus, in weitem Kreiſe umher geſchah. Doch das Ausführliche über die Geſchichte der Rettungsherberge in Buch und über die alljährliche Feier ihrer Stiftungsfeſte, zu welcher ſich theilnehmende Beſucher aus der Nähe und Ferne einfanden, muß man ſelber bei Stockar nachleſen.

Aber der Geiſt, welcher Spleiß zu dem Werke der Rettung mancher verwaisten und hülflos gelaſſenen Seele unter den ärmeren Kleinen ſeines Landes trieb und anleitete, hatte in dieſem Manne noch eine andere, viel weitere Aufgabe. Seit der Erweckung vom Jahre 1818 und 1819 in der Gemeinde zu Buch hatte jener glaubensfreudige Geiſt, der dabei im anſcheinend Kleinen ſein Werk trieb, ſeine Fittige zu einem mächtigeren Aufſchwunge erhoben. In Baſel hatte ſich ſeit Kurzem eine Schule der chriſtlichen Miſſionen unter die Heiden gebildet und bereits durch Ausſendung ihrer Zöglinge das Werk ihres Berufes begonnen. Die Völker, in der Noth ihrer geiſtigen Armuth und Hülfloſigkeit dem Verderben überlaſſen, waren ein Gegenſtand des Erbarmens, nicht nur, wie die Kinder in den Hütten oder in den Wäldern und Feldern, welche hungernd und nackt herumliefen, für einzelne mildthätige Herzen, ſondern für die ganze Chriſtenheit. Wer für ein ſolches Werk der Erbarmung kalt und todt blieb, in dem müßte kein Chriſtenherz ſich bewegen. Spleiß, nach ſeiner feurigen Natur, wurde vor Anderen bis in ſein tiefſtes Inneres hinein zur theilnehmenden, werkthätigen Liebe für die Miſſion entzündet; ſie war ein Hauptanliegen ſeiner Gebete, in denen er ohne Aufhören vor dem Angeſichte ſeines Gottes ſich beugte und in kindlicher Zuverſicht ſeinen Geiſt erhob. Spleiß war, von dieſer Zeit an im Basler Miſſionshauſe heimiſch. Die damaligen Zöglinge des Hauſes: Lang, Zaremba, Dieterich u. A. kamen während ihrer Vakanzen gerne nach Buch und Schaffhauſen, um ſich an Spleißens Liebe und Glauben zu ſtärken, und es erwuchs daraus, zumal mit Zaremba, eine zarte und innige Freundſchaft, welche ausdauernd war bis an's Ende. Als Lang und ſeine Brüder eingeſegnet und nach dem Kaukaſus ausgeſendet wurden, wohnte Spleiß zum erſten Male einem Miſſionsfeſte in Baſel bei. „Unvergeßlich iſt es mir (ſchreibt Lang an Stockar), wie er mich damals an ſein Herz drückte, als er aus meiner Abſchiedsrede vernommen hatte, wes Geiſtes Kind ich ſey und wie ich nun mit ſo frohem Muthe auszugehen bereit war." Spleiß ſelber wirkte fortwährend auf die Zöglinge in Baſel, gleichwie einer ihrer Lehrer, ſelber mächtig ein durch ſein Wort und durch die Thaten ſeines Glaubens. Der nachmalige, vielgeſegnete Miſſionär Bührer, ſeinem vorhergehenden Stande nach ein Schreinerlehrling, hörte Spleiß in Buch an einem Himmelfahrtsfeſte über den Text predigen: „Es wird ein Durchbrecher vor ihnen herauffahren und ſie (die Seinen) werden auch durchbrechen (Micha 2, 13)" und ward davon ſo tief ergriffen, daß er von nun an die monatlichen Miſſionsſtunden in Schaffhauſen, welche Spleiß hielt, die Drohungen und Strafen ſeines Lehrmeiſters nicht achtend, regelmäßig beſuchte. Und ein Gebet, welches Spleiß in einer ſolchen Stunde nach Anlaß der Worte hielt „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in ſeine Ernte ſende“, riß die Seele des Jünglings mit ſolcher Macht hin, daß er ſich ohne weiteres Bedenken in Baſel zu den Vorbereitungen auf das Werk der Miſſionen einſtellte. Und hat nicht der kleine Canton von Schaffhauſen eine ganze Reihe von jungen Männern aufzuweiſen, die ihren nachmals reich geſegneten Beruf zum Miſſionswerke erkannten und denen Spleiß ein väterlicher Freund und Berather war, der ſie auf allen ihren Wegen (wie dies Zaremba ſo deutlich und fühlbar erkannte) auf ſeinem fürbittenden Herzen trug?

Und nicht nur einzelnen Seelen, ſondern dem geſammten Miſſionshauſe in Baſel war Spleiß ein treuer, väterlicher Freund und Berather. Bei den dortigen Miſſionsfeſten waren ſeine eben ſo mächtigen als eigenthümlichen Reden ein Lebensathem des Geiſtes, der alle dafür empfänglichen Seelen durchdrang. Namentlich ſo bei ſeiner Miſſionsrede im Jahre 1841 über die Worte: „Der Herr machet zunichte der Heiden Rath und wendet die Gedanken der Völker“, die in Aller Andenken geblieben iſt. Es war, ſagte einer der Zuhörer, wie ein Wetterleuchten in die Nacht hinein, wie Sternengefunkel und milder Mondesglanz, und ein Früh- und Spatregen fiel erquickend auf die dürſtende Au. Denn der Mann, ſo mächtig im Worte, gab hier in freudigem Glaubensmuthe ein Zeugniß für die unwandelnde Macht Gottes über die Gedanken der Völker bei ihrem Hindurchdringen aus der Finſterniß zum Lichte und ihrer Errettung aus der Gewalt des Satans in das Reich der Gnade, welches durch Chriſtum zu uns kam, und redete zugleich ein tief ergreifendes Wort der Ermahnung und des Troſtes zu allen Seelen, die in ſolchem Ringen aus der Finſterniß zum Lichte, aus einer ſataniſchen Gebundenheit zur Freiheit der Kinder Gottes ſtehen.

Aber nicht ſeine Predigten allein, ſondern mehr noch als dieſe waren ſeine Gebete, die er zu der verſammelten Gemeinde ſprach, ein Feuer, das alle Seelen entzündete, die nicht zum Tode erkaltet oder feuerflüchtig waren. „Wer ihn", ſo berichtet Stockar, „beten ſah und hörte, oder mit ihm betete, der ſpürte es, welch' einen Zugang dieſer Mann zu dem Throne der Gnade hatte, und es ging ihm wohl wie dem Famulus Luther's auf dem Schloſſe zu Coburg, der, als er jenen Mann Gottes beten hörte, ausrief: „Hilf Gott, welch' ein Geiſt, welch' ein Glaube iſt in ſeinen Worten! Er betet ſo andächtig, mit ſolcher Hoffnung und Glauben, als Einer, der mit ſeinem Vater redet." — Es verklärte ſich dann ſein Angeſicht, und beſonders in ſpäteren Jahren floſſen ſeine Augen von Thränen über, ſo oft er der überſchwenglichen göttlichen Gnade gedachte, die ihn und ſein Volk ſo reichlich geſegnet hat: wenn er aber zum Schluſſe freudig und in ſich verſenkt die gefalteten Hände noch einmal zuſammendrückte und ein leiſes Amen ſprach, da lag darin eine ganze Welt von Glauben und Gewißheit, und man fühlte es, daß er mit einer andern Welt verkehrt hatte, in der er heimiſch war."

Ja, dieſes Gefühl hat auch mich oftmals angewandelt in den unvergeßlich ſegensreichen Tagen, die ich mit dieſem Herzensfreunde ſchon auf Erden zubringen durfte, wenn er nach den Stunden des brünſtigen Gebetes auf ſeinen Knieen, aus ſeinem Schlafzimmer zu mir in mein Zimmer trat, oder wenn er daheim aus dem Verſchluſſe ſeines Zimmers zu uns hereinkam. Man merkte ihm an, wo er geweſen war, und welche Kräfte er, in ſeinen freudigen Mienen und Worten bemerkbar, mit ſich brachte.

Gleichwie Andere, wie man zu ſagen pflegt, der Schlaf als ein Gewappneter überfällt, ſo nahm ihn der Geiſt des Gebetes hinweg; öfters fanden ſich auf ſeinem Tiſche die Spuren eines Verſuches, eine Predigt niederzuſchreiben, ſie enthielten aber meiſtens nur die Worte der gewöhnlichen Anrede an die Gemeinde; der Geiſt des Gebetes hatte ihn mitten im Gedanken an den Inhalt ſeiner Predigt erfaßt und dieſer Inhalt war ihm zu einem Gebete geworden.

Möge der freudige Geiſt der Glaubenskraft und der Gnade, der aus ſeinen Gebeten ſprach, mir nachgehen in meinen letzten Stunden und mit ſeinen Tröſtungen mein Herz erfüllen.

Von dieſem Ende will ich noch einige Worte ſagen. Der ſonſt ſo überwallend lebhafte Mann war in ſeinen letzten Jahren auffallend ſtill und ruhig geworden, blieb am liebſten in ſeinem Studirzimmer oder im trauten Kreiſe ſeiner Freunde und Hausgenoſſen. Er durfte mit Dank gegen Gott und mit Freude auf das Tagwerk ſeines vergangenen Lebens zurück blicken. Einige Jahre ſchon vor ſeinem Ende hatten ſich die gewöhnlich bei ihm einkehrenden Freunde und Amtsgenoſſen zur Feier ſeines Geburtstages (am 13. Februar) in ſeinem Hauſe eingefunden. Spleiß trat tief bewegt aus ſeiner Kammer zu ihnen heraus und ſprach ihnen, gleich nach dem gegenſeitigen Gruße, als Erwiderung ihrer Glückwünſche die Worte zu: „Meine Freunde: j'ai fait ma fortune, mag auch meine Wirkſamkeit jetzt abnehmen, mag meine Zuhörerzahl im St. Johannisdom geringer werden, ich habe mein Schäflein in's Trockne gebracht. Ich habe in meiner Jugend meinen Gott gebeten, daß Er mir wenigſtens Eine Seele ſchenkte, die ich für Ihn gewinnen möge, und Er hat mir eine große Zahl geſchenkt; das iſt mein Reichthum, der iſt mir geſichert; mag's mit mir gehen, wie es will, ich bin reich." — Ja, der theuere Mann war dies vor vielen Anderen ſeiner Mitknechte, denn er hatte unabläſſig, im Schweiße ſeines Angeſichtes darnach getrachtet, daß die ihm anvertrauten Pfunde reichen Gewinn brächten, nicht zu ſeiner, ſondern zu Seines Herren Ehre und Wohlgefallen. Und dennoch begegnete er mit tröſtlich aufrichtenden, beruhigenden Worten auch dem traurigen Mitknechte, wenn dieſer ihm klagte: „ach, ich habe meines Herrn anvertrautes Gut in Unlauterkeit mehr zu meiner Ehre und meinem Wohlgefallen als zu dem Seinigen vergeudet, ich kann nicht der Rettung vieler, ſondern nur einer einzigen Seele dankbar rühmend mich freuen, und dies iſt meine eigene Seele, welche nicht ich, ſondern Er gerettet hat."

Spleißens Predigten allerdings, die vormals mit dem Feuer und Schwert der Buße durch Mark und Bein drangen, waren jetzt von ganz anderer Art geworden. Ihr Inhalt führte die Hörer ſtill durch die Schatzkammer der göttlichen Verheißungen und der gewichtigſten Glaubenslehren, verweilte aber mit beſonderer Liebe bei den feſt gegründeten Hoffnungen des Chriſten für die Ewigkeit. Mit beſonderer Liebe unterhielt er ſich auch mit den Kindern, ſowohl mit denen, die einzeln zu ihm in ſein Haus und ſeinen Garten kamen, als öffentlich in der Kirche, in den Stunden der Kinderlehre und in ſeinen Anreden. Wie konnte er da ſo ſinnig, ſo tief in die Erinnerung eingehend, auch über Dinge der äußeren Natur, wie etwa über das Schneeglöckchen, ſprechen, eine Bedeutung hineinlegen in das weiße Gewand ſeiner Blüthe, mit grünem Saume und den goldgelben Staubfäden in ihrer Mitte: das Bild eines beſcheidenen, unſchuldigen, hoffnungsvollen, hoffnungerweckenden Mädchens, in deſſen Herzen der goldene Schatz eines gottſeligen Sinnes verborgen liegt. Und ſelbſt in den freundſchaftlichen Abendunterhaltungen mit den ihn beſuchenden Amtsbrüdern erging er ſich gerne, aus der Fülle des Tiefſinnes ſeiner ſonſtigen Geſpräche heraustretend, in kleinen erbaulichen Erzählungen aus alter und neuer Zeit. So noch in dem letzten Abendkränzchen, zu welchem die Freunde bei ihm verſammelt waren, in einer Geſchichte, welche er eben damals (1851) als eine kürzlich geſchehene im Vorworte zu Ficquelmont's Werk „le côté religieux de la question orientale“ geleſen hatte: — — „Der Graf, von zwei Janitſcharen begleitet, kehrt eines Abends, von der Reiſe ermüdet, in einem bulgariſchen Dorfe, bei einem Radſcha ein. Die Bewohner, erſchreckt von dem, wie ſie meinen, türkiſchen, Beſuche, verſtecken ſich, ſo daß es unmöglich iſt, die nöthige Erfriſchung von ihnen zu erhalten. Nur ein altes Urgroßmütterchen faßt ſich ein Herz, geht von rückwärts auf den Reiſenden zu, klopft ihm leiſe auf die Achſel und, als er ſich umſieht, ſchlägt ſie, begleitet von einem fragenden Winke, ein Kreuz. Der Graf, der Landesſprache unkundig, entgegnet ihr ebenfalls durch ein Kreuz, worauf ſie alsbald ſeine Schulter faßt, dieſelbe küßt und dann ſo ſchnell als möglich hinaustrippelt. Nach wenig Minuten iſt der Graf von Kindern, erwachſenen Mädchen und Knaben umgeben, und ſogleich iſt Alles herbeigeſchafft, was zur Bewirthung nöthig war, allgemeine Freude herrſcht im Hauſe. Von dem Augenblicke an, wo er das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, war er dieſen Leuten ein Bruder, und die Alte hatte nicht darnach gefragt, ob er das Kreuz von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken gemacht.“ Welche Wehmuth erweckte dieſer Zug in Spleißens liebendem Herzen, das von den traurigen Spaltungen ſeiner Brüder in Deutſchland ſo ſchmerzlich berührt war!

Sonntags den 25. Juni (1854) hatte er zum letzten Male über den Text Röm. 12, 9—12 gepredigt und dabei ein Zeugniß von der unverfälſchten und herzlichen Liebe abgelegt, die ſo reichlich in ihm lebte. Er fühlte ſich bereits ſehr unwohl, denn in Folge einer Erkältung durch ein Bad im Rhein hatte ſich bei ihm eine Intusſusception der Gedärme gebildet, durch welche alle ausführenden Verrichtungen derſelben unmöglich wurden. Er ſelbſt fühlte hiervon die Beläſtigung, doch war ſein Zuſtand noch 8 Tage lang ſo erträglich, daß er in aller Ruhe mit ſeiner Gattin über ihre gemeinſamen Lebens- und Glaubenserfahrungen ſich beſprechen konnte, ſo daß dieſe letzten 8 Tage ſeiner treuen Lebensgefährtin in lieblichſter Erinnerung blieben. Jetzt aber wurden ſeine leiblichen Leiden ſehr ſchwer; er durfte nichts mehr eſſen, ſondern nur durch ein Glas Waſſer ſich erquicken, was er mit Dank erkannte und dabei ſich und Andere an die Gedanken ſeiner früheren Jahre, beim Anblicke des Brunnens im Fulacher Bürgli, an die innere Wirkung des lebendigen Waſſers erinnerte. Das ungemeine, immer zunehmende Anwachſen ſeines Unterleibes erregte bei Allen, die es bemerkten, ernſtliche Beſorgniſſe um ſein Leben, er ſelber aber, wenn man dieſe Befürchtungen gegen ihn ausſprach, ſagte: „Ich habe noch keinen Bericht; aber ich bin bereit und tauſendmal verſöhnt." Daneben übte er eine erſtaunliche Gewalt über ſeinen ſo ſehr beſchwerten Körper aus, es war, als ſchleppte er den ſchweren Unterleib nur als eine fremde Laſt mit ſich herum. Sein Geiſt lebte fortwährend in Dem, was von jeher ſein Element war: in dem geiſtigen Schauen der von ihm erkannten Wahrheiten und in den Hoffnungen der unſichtbaren Welt.

Drei Tage lang vor ſeinem Tode war er auffallend ſtill und in ſich gekehrt geweſen; es ſchien, als ob er ſich von dem ruhig abgehenden Geſchäfte des Ordnens ſeines äußeren Haushaltes zu dem nicht minder friedlichen Geſchäfte des Beſtellens ſeines inneren Hausweſens gewendet hätte. Wenn dabei das Gefühl ſeiner leiblichen Beſchwerden ſehr ſtark wurde, tröſtete er ſich und Andere mit den Worten Hiobs: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und ſollten das Böſe nicht auch annehmen?“ Er ſuchte und fand dann die Kraft der ausharrenden Geduld in einem ſtillen Aufſeufzen zu Gott, ſo daß ſeine Krankenpfleger oft erſtaunen mußten über dieſe Macht eines in Gott freudigen Geiſtes in ſolchem augenfällig ſchweren Leide.

So kam der letzte Morgen, Freitags den 14. Juli, heran. Er ſah nun ſeinen Zuſtand klar ein, und ſagte ſelbſt: „Es geht jetzt zu Ende.“ Doch war auch jetzt durchaus keine beſondere Spannung des Gemüthes, keine außergewöhnliche Feierlichkeit ſeines Weſens zu bemerken; er blieb mit der größten Ruhe bei ſeinen gewohnten Gedanken und Beſchäftigungen, nahm ſeine Lieblingsblume, eine Lilie, die auch an ſeinem Todtenbette nicht fehlen durfte, in die Hand, ließ das Waſſer des Eiſes, das man als Medicament gebraucht hatte, darauf träufeln, beobachtete die chemiſche Wirkung deſſelben und ſprach darüber ganz unbefangen und eingehend mit dem daneben ſtehenden Arzte. Einige Zeit darauf erhob er ſich noch einmal von ſeinem Lager, ging zu ſeiner Bibliothek und holte ein griechiſches Handlexikon des neuen Teſtamentes, das er täglich bei ſeinen Meditationen gebrauchte, ſchlug die Wurzel eines neuteſtamentlichen Wortes auf und legte ſich dann wieder zu Bette.

Bald darauf traten die Vorboten des Todes ein; ein Freund ſprach ihm die Worte des Apoſtels vor: Ich achte es alles für Schaden gegen die überſchwengliche Erkenntniß Chriſti Jeſu, und achte es für Koth, auf daß ich Chriſtum gewinne und in Ihm erfunden werde, daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Geſetz, ſondern die durch den Glauben an Chriſtum kommt, zu erkennen Ihn und die Kraft ſeiner Auferſtehung und die Gemeinſchaft ſeiner Leiden" — worauf der Sterbende mit lauter Stimme beifügte: „Und die Herrlichkeit darnach" — Nun ertönte die Glocke des Münſters, die jeden Freitag um 11 Uhr das einige Opfer auf Golgatha verkündet, unter deren Klängen ſeine Mutter (an einem Charfreitage) verſchieden war; er gab ſeiner Frau noch den letzten Abſchiedskuß; der kurze Todeskampf trat ein, man hörte ihn das Wort ſprechen: „Er hat die Kelter des Zornes getreten allein" und unter den feierlichen Klängen der Glocke war ſein Geiſt hinüber in die ihm beſtändig nahe Welt der Ewigkeit geſchieden.

Sein Antlitz war im Tode außerordentlich ſchön: ein ernſter Friede, eine ſtille Majeſtät ruhte auf demſelben und ließ noch mehr als während des Lebens den hohen Geiſt durchſchimmern, der in dieſer Hülle gewohnt hatte.

VII. Johannes Rudolf Roth.

1. Ein Grab im Thal der Thäler.

Ich habe in meinem Leben manches ſchöne, herrliche Thal geſehen, das zwiſchen den Hochalpen mit ſchneebedecktem Gipfel oder zwiſchen grünbewachſenen Hügeln ſich hinzieht, keines aber von allen hat meine Sinne mächtiger entzückt, als jenes Thal der Thäler, das zwiſchen dem Libanon und dem großen Hermon — dem Antilibanon — ſeinen Verlauf nimmt. Das Heidenthum der uralten Tage hat dem hohen Naturreize dieſes Thales das Siegel ſeines Entzückens aufgedrückt, es hat dort, nahe am Quelle des Orontes, im ſyriſchen Heliopolis oder Baalbek der vergötterten Sonne einen Tempel erbaut, deſſen Pracht und Herrlichkeit durch kein anderes Kunſtwerk der Menſchenhand überſtrahlt wird. Baalbek mit dem Quell des Orontes und mit ſeinem von barbariſcher Zwietracht zertrümmerten Tempel liegt im nördlichen Theile des Thales der Thäler, deſſen Geſchichte, die ohne höhere Weihe war, ruhmlos aus den Erinnerungen der Völker verſchwunden iſt; dem ſüdlichen Verlaufe des Thales aber iſt für alle Zeiten der Völkergeſchichte das Siegel, nicht nur eines menſchlichen Entzückens, ſondern der Weihe eines Geiſtes aufgedrückt, deſſen ſtill über dem Waſſer ſchwebendes Walten aller Geſchichte der Erdbewohner Anfang und Ende iſt. Denn hier nimmt aus zahlreichen Bächen, die aus vulkaniſcher Tiefe hervorbrechen, der Jordan ſeinen Urſprung: der hoheprieſterliche Strom von allen Strömen und Waſſern der Erde. Dort am Fuße des Hermon breitet ſich jene erhaben ſchöne Thalebene aus, in welcher einſt Cäſarea Philippi lag, deſſen prunkende Paläſte aus der herodianiſchen Zeit längſt verſchwunden ſind, während noch jetzt bei dem kleinen türkiſchen Dorfe Banias, das auf Cäſarea's Trümmerboden ſteht, jene Felſengrotte ſich findet, aus deren Tiefe die öſtliche Quelle des Jordans hervorkömmt. „Dieß iſt die Gegend, welche der Erlöſer ſo gern mit ſeinen Jüngern betrat; hier an der heidniſchen Gränze predigte er dem Volke in den Verſammlungen, auf den Märkten der Karavanenzüge. In dieſem fernſten Theile des jüdiſchen Landes, in dieſer ſtillen Waldgegend war es, wo Jeſus nach einſamem Gebete zum erſten Male ſeine Jünger fragte, wer er ſey, und mit der erſten Offenbarung ſeiner höheren Natur auch zugleich die Ankündigung ſeines Leidens und Opfertodes verband.“*)

Es war am 31. Mai 1837, damals der Tag vor dem Himmelfahrtsfeſte, als ich bei Baalbek in das herrliche Thal kam, das der Libanon mit ſeinen beiden Armen umfängt. Ich habe den Eindruck, welchen die erhaben ſchöne Natur des Thales und die Kunſtherrlichkeit des alten Sonnentempels auf mein Gemüth und meine Sinne machten, in dem 3ten Bande meines Buches: Reiſe in das Morgenland S. 316 u. f. ſattſam beſchrieben; mitten unter dieſen Erinnerungen wacht aber eine andere in mir auf, welche zwar bei dem Andenken an den Genuß der Sinne gleich einem wehmüthigen Traume der Nacht nicht laut werden durfte, dennoch aber in dieſen Tagen meines ernſter bedenkenden Greiſenalters gleich einem prophetiſchen Traumgeſichte in meinem Gemüthe zur Sprache gekommen iſt.

---

*) Man vergleiche die meiſterhafte Schilderung der Umgegend der Grabſtätte ſeines geliebten Freundes J. R. Roth durch Puchta in der Beilage zu Nr. 222 (10. Auguſt 1859) zur allgem. Zeitung unter der Ueberſchrift Haſbeia.

Am frühen Morgen des 4. Mai, am Himmelfahrtstage, hatten ſich meine beiden jungen Reiſegefährten, die ich gleich eigenen Kindern liebte, Johannes Roth und Michael Erdl von uns geſchieden, um eine Reiſe nach dem Cedernwalde des Libanon und nach Eden: dem Paradieſe des Libanon, anzutreten, während wir Anderen den näheren, leichteren Weg nach Beirut ziehen mußten. Es waren nicht die Gedanken an den Tod und ſeine Todten, die mich bei einem Spaziergange am Himmelfahrtsmorgen zu den uralten Felſengräbern auf der weſtlichen Höhe bei Baalbek mehr als gewöhnlich ergriffen, ſondern die ſorglichen Gedanken an den Sohn meines Herzens, an Johannes Roth, der ſo eben, mit eiligem Abſchiede von mir gezogen war, denn, wie ich in meinem oben erwähnten Buche es berichtet habe, dieſer noch nicht 22jährige ſtille und kühne Jüngling, für welchen ein liebendes Mutterherz die Sorge an mein Herz gelegt hatte, war ſchon einige Male, durch ſein nächtliches Verirren von uns in der Wüſte, und ein anderes Mal durch ſein Herabſtürzen im Schlafe vom Kameele, in Todesgefahr geweſen, und wenn ich da vom Hügel der Gräber die noch dicht beſchneiten Berggipfel und Thäler des Libanon betrachtete, über und durch welche der Weg nach den Cedern und nach Eden führte, da mochte die Sorge um meine beiden pflegebefohlenen Söhne nicht unbegründet erſcheinen.

Und dennoch, ſo ſagten mir tröſtend und beruhigend ſelbſt die beiden ſonſt ſo leicht zur Sorge geneigten Freundinnen und Begleiterinnen auf der Reiſe nach Beirut, war die Gefahr für unſere beiden Jünglinge keineswegs ſo groß, als ich mir ſie dachte. Bei ihnen waren noch zwei ortskundige Führer und Begleiter, an deren Hand ſie mit ziemlicher Sicherheit gehen konnten: Mühlenhoff der Dragoman, der ſchon ein Mal in dieſer ſeiner Eigenſchaft eine Geſellſchaft vornehmer Reiſender zu dem Cedernwalde und nach Eden begleitet hatte, vor allen aber der Treiber der Maulthiere, auf denen unſere Reiſenden ritten, ein Eingeborener des Landes, der nicht nur ein Mal, ſondern öfter, bei den Cedern wie in Eden geweſen war.

Und dennoch brachte dieſe kurze Reiſe in die Schneefelder des Libanon meine beiden jungen Freunde der Todesgefahr näher als unſere ganze längere, damalige Reiſe, zu Waſſer und zu Lande, es gethan hatte. Gleich beim Eintritte in den dichten Wald am Fuße des Gebirges beka[illegible]der ortskundige Maulthiertreiber einen ſo heftigen Anfall des kalten Fiebers, daß er ſich nicht mehr auf ſeinem Eſel zu halten vermochte, „er empfahl uns," ſo erzählt Roth, „der Leitung Gottes und blieb liegen, nicht mehr antwortend auf unſere Fragen." Da nun die bewohnten Orte des Thales ganz nahe und der Weg da unten noch ziemlich belebt war, verließen ihn die Reiſenden und ritten auf einem anfangs noch ziemlich augenfälligen Bergpfade in nordweſtlicher Richtung nach den Schneefeldern. Jetzt ſollte der Dragoman die Stelle des wegkundigen Führers vertreten. Aber H. Mühlenhoff hatte von einer ganz anderen Seite her, nicht von Baalbek aus, ſeine Reiſenden nach dem Cedernwalde und nach Eden begleitet; bald war man verirrt in den Feldern des Schnees, auf welchem keine Spur eines Pfades ſich zeigte und in denen die Thiere, von ihren Reitern am Zaume gezogen, tief, öfters bis zu ihrem Bauche einſanken. Ein Abgrund, ein ſteiler Felſenabhang nach dem anderen mußte umgangen oder von den Reiſenden wie von ihren kräftig ſich ſträubenden Thieren durch Rutſchen hinabgegleitet werden. Da kam das Dunkel der Nacht. Meiſterhaft und treu hat mein Freund: Johannes Roth, alle Gefahren dieſes erſten Tages und die Schreckniſſe der erſten Nacht dieſer Reiſe (in meinem angeführten Buche S. 350 u. f.) beſchrieben: er iſt mitten in allen Beſchwerden und Gefahren guten Muthes und voll Vertrauen auf Gottes Führung geblieben. Auch zeigte ſich dieſes Vertrauen als ein wohlbegründetes, denn ſchon am folgenden Tage fanden ſie nicht nur einen Führer, ſondern einen brüderlich liebevollen Gaſtfreund: den Schech eines wohlhabenden Gebirgsortes, einen maronitiſchen Chriſten, der ſie in den Hain der Cedern geleitete, ihren Hunger und das Bedürfniß nach ruhigem Nachtſchlafe reichlich ſtillte, und ſie nach einem Paradieſe der Erde, nach Eden, zu Petrus, dem oberſten Schech des dortigen Maronitengebietes, brachte. In dieſen feſtlich ſchönen Tagen feierte der eine der beiden innig verbrüderten Jünglinge, Mich. Pius Erdl, ſeinen 23. Geburtstag, Johannes Roth aber, der, um mehr als ein Jahr jünger, am 4. September 1815 geboren war, hatte an dem Tage, der ihn mehr als irgend ein anderer dem Tode nahe brachte, faſt genau die Hälfte ſeiner Lebenstage (21 Jahre und 5 Monate) vollendet, denn noch einmal 21 Jahre und 5 Monate — und er lag an einer anderen Stelle des erhaben ſchönen Thales in ſeinem frühen Grabe, dahin man ihn gebettet*).

---

*) Er ſtarb am 26. Juni 1858, ſeines Alters 42 Jahre 8 Monate 22 Tage.

Als wir bei unſerer Abreiſe von Baalbek in der Richtung des Laufes, den der Leontes nimmt, nach Süden hinabzogen durch das in ſeiner Naturfülle grünende und blühende Land und auf der Anhöhe jenſeits des Fluſſes, auf dem Wege nach Sachile gegen Süden, nach dem Antilibanon hinabſchauten, da habe ich, wenn auch nicht das im Bergkeſſel liegende Hasbeia, bei welchem das Grab im Thale der Thäler ſeine Stätte hat, doch ſeine Umgegend geſehen und mich dorthin geſehnt.

„Südweſtlich vom erhabenſten Scheitelgebirge des Antilibanon, dem großen Hermon, fällt,“ ſo ſchildert uns Puchta (a. a. O.) die Grabesſtätte, „ein ſcharfes Felſengehänge ab, an deſſen Fuße das Städtchen Hasbeia liegt; an ihm vorüber rauſcht einer der Quellarme des Jordan, der aus dem baſaltiſchen Bergkeſſel des einige Stunden entfernten Wadi el Trim kommt. Das Thal von Hasbeia iſt mit Kornfeldern, Olivenpflanzungen und Weinbergen geſchmückt und von einem bildſchönen Menſchenſchlage belebt. — — Da, am Hermon, iſt die Mitte zwiſchen Tyrus und Damaskus, und noch jetzt, wie vor alten Zeiten führt eine Straße der Karavanen von den ſyriſchen Küſtenſtädten her, durch Hasbeia nach Damaskus. — — Hier, in einer Nachbarſchaft, welche durch die Erinnerungen an die Tage des Heiles geweiht iſt (nach S. 261) iſt die Stätte, wo wir die letzten Reſte unſeres Freundes zu ſuchen haben. Mitten in einem Quelle und Mittelpunkte orientaliſcher Gebilde und Völkerbewegungen hat er ſeinen Stab niedergelegt; er, deſſen ganzes Gemüth dem Morgenlande zugewendet war. Hier iſt überall friedliche Ruhe, und in der Nähe und Ferne ſeines Grabes iſt heiliger Staub aufbewahrt, um welchen die Geiſter der Vor- und Nachwelt ſchweben. Konnte Johannes Roth eine ſchönere Ruheſtätte finden?“

Dieſe hier angeſtrichenen letzten Worte ſeines oben angeführten ſchönen Aufſatzes „Hasbeia" in der Allgemeinen Zeitung ſchrieb der Altersgenoſſe und Freund unſeres Johannes Roth, der reich- und hochbegabte Pfarrer Puchta nur wenige Wochen vorher, ehe er ſelber bei Augsburg ſein Grab fand. Denn er ſtarb am 12. September 1858.

2. Das Elternhaus.

Der Vater unſeres Johannes Roth war Dr. Johann Friedrich von Roth, der geweſene Präſident des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums, Reichsrath und Staatsrath in München; die Mutter eine geborene Merkel aus Nürnberg. Ich habe von dieſem ſeltenen Elternpaare, ſo wie von dem Hauſe des alten, ehrwürdigen Marktvorſtehers Paul Wolfgang Merkel, jener Ehrenſäule des alten, chriſtlichen, treumeinenden Bürgerſinnes eine Schilderung in dem erſten Bande dieſer vermiſchten Schriften gegeben, deren Züge mir aus der eigenen Anſchauung und Erfahrung geblieben ſind. Wenn auch nicht eine glückliche Gabe der Darſtellung, ſo hat mir doch eine in mir unvergängliche, dankbare Ehrfurcht und Liebe bei dem Entwerfen jener Züge die Hand geführt.

Jene Väter der älteſten Kirche, welche, wie Auguſtinus, die Grundlage ihrer geiſtigen Bildung in der Schule des klaſſiſchen Heidenthumes empfingen, haben dieſen Gewinn nicht nur wie David, Iſraels Held und König, Goliaths erbeutetes Schwert, im Heiligthume Gottes niedergelegt, ſondern dasſelbe auch von der geweihten Stätte entnommen und zum ſiegreichen Kampfe es gebraucht, wenn die Gefahr vor der Macht des Feindes ſie zu den Waffen rief. Auch Johann

Friedrich von Roth hatte die Grundzüge ſeiner geiſtigen Bildung in der Schule des klaſſiſchen Alterthumes empfangen und dieſe Grundlage iſt der eine, feſtſtehende Theil ſeines Weſens und kräftigen Wirkens geweſen.

Es ſind zwei Gaben, welche das klaſſiſche Alterthum Jedem, dem es um die wahre Bildung des Geiſtes ein Ernſt iſt, in reicher Fülle darbeut: die eine dieſer Gaben iſt die Macht über die Sprache, das höchſte Vorrecht der Menſchennatur über die Natur des Thieres. Denn das Wort der vernünftigen Rede; das Vermögen, würdig, klar und mit treffender Wahrheit zu ſprechen, tritt uns in den ſchriftlichen Werken des klaſſiſchen Alterthumes in einer Vollendung und Kraft entgegen, welche die empfängliche Jugend zur Nachahmung weckt, das reifere Alter zur Anwendung im Verkehre des Lebens bekräftigt. Eine andere Gabe, welche der Umgang mit dem klaſſiſchen Alterthume gewährt, iſt der erhabene Aufblick zu jenen Vorbildern des Ernſtes und der Kraft der Thaten, welche die ewige Weisheit in die lange Nacht des Heidenthumes, gleich leuchtenden Sternen hineingeſtellt hat, damit ſie dem Wanderer oder dem Schiffer im Meere den Weg nach der Heimath weiſen möchten. Dieſe Vorbilder waren die Kämpfer von männlichem Muthe und von einer feſt bei dem Rechte und der Ordnung des Geſetzes bleibenden Geſinnung: jenes Geſetzes, deſſen Grundzüge ſelbſt dem natürlichen Menſchen in ſein Verſtändniß und ſein Herz geſchrieben ſind. Der Werth dieſer beiden Gaben des klaſſiſchen Alterthumes: die Kraft der Rede und der ſiegreiche Ernſt der Weisheit, welcher den empörenden Gräueln jener Tage Beſinnung gebot, konnte zu keiner Zeit höher erkannt werden als in der Zeit der franzöſiſchen Revolution und ihren nächſten Folgen. Johann Friedrich Roth war durch die Anlage ſeiner geiſtigen, thatkräftigen Natur, ſo wie durch die Geſchichte ſeiner Zeit, zu einem Tagwerke ſeines Lebens erzogen und bekräftigt worden, zu welchem er beider Gaben der altklaſſiſchen Bildung: die Macht und Würde der Rede und des ernſten Feſthaltens an Ordnung und Recht bedurfte; ſie hatten bei ihm, wie Goliath's Schwert in der Stiftshütte, eine höhere Weihe durch den Chriſtenglauben bekommen: ſo ſtand der Mann in ſiegreicher Macht des Geiſtes und des Willens, bis an ſein Ende da.

Sein Haus wie ſein Herz waren mit vielfachen Gütern geſegnet, die höchſte dieſer Segnungen war die Gemahlin, welche Gott ihm an ſeine Hand und an ſein treues Herz gegeben hatte: ſeine Katharina Merkel. Ihres Gleichen ſind mir nur wenige Frauen auf Erden begegnet. Erblühet in der Zucht eines frommen Elternhauſes, herangezogen zur geiſtigen Reife im Umgange mit einem ſolchen Manne, als der ihrige es war, hatte ſie mit der Demuth zugleich jene Lebensweisheit erfaßt, auf welcher das Wohlgefallen Gottes ruhet. Es war in ihr ein hoher Geiſt, der ſeine vielſeitigen Erkenntniſſe und Kräfte gern in jene äußere, ſanfte Stille verbarg, in deren Annahen ein Mann von geöffnetem Auge die Nähe Deſſen erkannte, vor welchem er ſchweigend ſein Angeſicht verhüllte (1 Kön. 19 V. 13). Es wohnte in dem Weſen dieſer Frau die innige Seligkeit eines kindlichen, in Liebe lebenden Glaubens, und Gott war mit ihr, in Allem, was ſie that.

Von dieſer Mutter wurde unſer Johannes Roth, wie bereits erwähnt, am 4. September 1815 geboren. Er war das vierte Kind, mit welchem Gott ihre Ehe geſegnet hatte, zwei Schweſtern und ein Bruder, welcher ſchon im Knabenalter aus dem Erdenleben ſchied, waren älter als er. Wer die Kinder des Roth'ſchen Hauſes, zu denen ſpäter noch zwei jüngere Geſchwiſter kamen, genauer in's Auge faßte, dem konnte es nicht entgehen, welche Züge einer großen, äußeren wie inneren Aehnlichkeit in Johannes mit ſeiner Mutter und durch dieſe mit dem Merkel'ſchen Familienſtamme ausgeprägt waren. Wurde er doch auch in dem großväterlichen Hauſe zu Nürnberg geboren und dieſes blieb ihm, ſo lange er lebte, ein herzlich geliebtes Vaterhaus.

Aus der Mitte dieſes großväterlichen Hauſes, obwohl nicht von der Hand eines ſeiner eigentlich zugehörigen Bewohner, ſondern von der ſeiner Mutter, haben ſich ſchriftliche Mittheilungen erhalten, welche uns weſentliche Züge darbieten für das Lebensbild des Johannes Roth, weil ſie uns ſchon im Kinde den künftigen Mann erkennen laſſen. Wir erwähnen zuerſt nur kurz der lauteren Quelle, aus welcher jene Mittheilungen uns kamen.

Das Bündniß der Liebe zwiſchen allen Gliedern der Merkel'ſchen Familie, vor Allem der Eltern zu den Kindern und dieſer zu jenen, war ein ſo unverrückbar feſtes, daß auch die auswärts wohnenden Kinder fortwährend wie Hausgenoſſen betrachtet wurden, welche, wenn auch nicht alle Morgen und Abende, doch zu gewiſſen Zeiten des Jahres wochenlang im Zimmer der zärtlichen Hausmutter Merkel ſich einſtellen mußten. Namentlich that es dieſe Hausmutter nicht anders: ihre Tochter Katharina, die vermählte Roth, mußte alle ihre Wochenbetten im Elternhauſe zu Nürnberg halten, das der Wöchnerin freilich eine Pflege und Wartung gewähren konnte, wie kein in der Fremde ſtehendes eigenes. Aber auch außer dieſem war die Tochter Katharina durch die Pflicht der kindlichen Liebe, namentlich gegen die zärtliche Mutter, gedrungen, jedes Jahr mehrere Wochen zu Nürnberg im Elternhauſe zu leben, dahin ſie dann alle ihre Kinder mit ſich nahm. In dieſer Zeit der Entfernung von ihrem vielbeſchäftigten Gemahl blieb ſie jedoch in einem ſo fortwährenden, unzertrennlichen, geiſtigen Verkehre mit dieſem, daß ſie jeden zweiten Tag ihm einen langen Brief ſchrieb, darin ſie ihm über Alles, was ihr und den Kindern geſchah, einen treuen ausführlichen Bericht gab. Eben ſo oft, als ſie ſchrieb, empfing ſie auch Briefe ihres „Liebſten“ aus München. Aus der Schatzkammer dieſes Briefwechſels von faſt unvergleichbar geiſt- und gemüthvollem Gehalte theilen wir hier das mit, was die Mutter in den Jahren 1817 und 1818 über ihren damals zwei- und faſt dreijährigen Johannes ſchrieb:

„Johannes iſt auf ſeines Onkels Pferd geſetzt worden, er jubelte laut und ſchlug vor Freuden mit Händen und Füßen um ſich. — — Er kann ohne Bewegung kein Pferd hören; ſobald er das ſeines Onkels ſieht, ſchreit er heftig, bis man ihn hinaufhebt.“ — „Wenn,“ ſo ſchreibt die liebende Mutter in einem ſpäteren Briefe, „Johannes auf's Pferd geſetzt wird und man fragt ihn, wohin? ſo antwortet er mit vor Freude glänzenden Augen: „„ganz fort, nimmer wiederkommen.““ Reiten geht ihm über Alles, jeder Schemel muß ſein Pferd vorſtellen.“

Dieſen mütterlichen Berichten über ihren kleinen Johannes gehen jene anderen zur Seite und gegenüber, welche ſie von dem faſt um drei Jahre älteren Söhnchen, dem geiſtig reichbegabten, liebenswürdigen Rudolf gibt. Denn dieſer hatte eine beſtändige Aengſtlichkeit und Furcht vor den Pferden, wenig Neigung, auf ihnen zu ſitzen, gar keine, auf ihnen zu reiten.

Auch die zuletzt erwähnte kindliche Aeußerung des kleinen Johannes: fortzureiten und nicht wieder zu kommen, ſchreibt der Vater in einem Briefe vom Januar 1818: „Wer weiß, ob nicht in dieſem Fortwollen eine Anſiedelung jenſeits des Meeres vorbedeutet iſt.“ — Und in einem um etliche Wochen ſpäteren Briefe: „Ich vermuthe, daß Johannes vielleicht ein Seemann werde“ und zugleich ſpricht er über den Bruder desſelben, über Rudolf, die wahrhaft vorbedeutende Vermuthung aus, daß dieſer im Lande, im Anbau der Wiſſenſchaften bleiben werde.

Wir fügen den eben gegebenen hier noch einige andere Züge aus den damaligen mütterlichen Briefen bei, darin ſich uns das natürliche Weſen des Johannes Roth in ſeiner ſpäteren Entwickelung und ſeinem Lebenslaufe zum Tröſter der Troſtbedürftigen und zum Arzte abſpiegelt:

„Eine wahre Luſt iſt es, Johannes' innere Fröhlichkeit zu beobachten. Er macht nicht viel Lärm, aber das Wohlbehagen drückt ſich in ſeinem ganzen Geſichte aus, und er ſingt faſt beſtändig.“ — — „Er ſang heute beim Erwachen: wenn ich ein Vöglein wär' mit gar lieblicher Stimme.“ — „Er rief in der Nacht plötzlich: o Mama, ich kann ſehen! — Seine nie getrübte Fröhlichkeit gewinnt ihm alle Herzen.“ — Johannes iſt außerordentlich theilnehmend bei Schmerzen Anderer; er trocknet ihre Thränen oder heilt mit der Hand und beklagt aufrichtig.“ — — .

Neben dieſen Eigenheiten des Kindes gab es auch andere an ihm, daran ſich der Vater beſonders erfreute. Der Kleine ſprach, als ſeine Zunge für deutſche Worte noch ziemlich ungeſchickt war, lateiniſche Worte vollkommen rein und richtig aus, es ſchien ihm die Kraft und Beugſamkeit einer klaſſiſch altrömiſchen Zunge angeboren zu ſeyn und ſchon in der Schule ſetzte er ſeine Lehrer durch die Leichtigkeit, mit welcher er ſeine deutſchen Aufgaben in ein gutes, korrektes Latein überſetzte, in Verwunderung; in ſeinen männlichen Jahren zeigte er ſich bei jeder Gelegenheit als vollendeten Meiſter eines klaſſiſch ſchönen lateiniſchen Styles, eine Gabe, durch welche er auch der Akademie der Wiſſenſchaften, deren Mitglied er war, bei manchen Gelegenheiten ihres auswärtigen Verkehres gerne diente.

Das Aufkeimen gerade einer ſolchen Anlage ſeines Sohnes mußte dem Vater zu einer beſonderen Freude gereichen. Es ſchien, als ſey dem Knaben ſchon hierdurch eine Laufbahn zu einer jener Arten des gelehrten Berufes angedeutet, der ſeine weſentliche Grundlage in dem Studium der alten, klaſſiſchen Litteratur, ſeine beſtändige Bekräftigung in dem Verkehre mit dieſer findet. Aber zu dem eigentlichen, vorherbeſtimmten natürlichen Berufe wird der Menſch, ſobald ihm hierzu die nöthige Freiheit gegeben iſt, nicht zunächſt durch die äußerliche Stellung ſeiner Geburt und ihre Ausſichten in die Zukunft, auch nicht durch Vorbilder, die um ihn herſtehen, erzogen, ſondern durch einen inneren angeborenen Drang ſeiner Natur geführt und hingeriſſen, der dem Inſtinkte des Thieres gleicht.

Wir wollen dieſe öfters wiederkehrende Erfahrung in den hier nachſtehenden Zügen aus der Entwickelungsgeſchichte des Johannes Roth etwas näher in's Auge faſſen.

3. Der natürliche Beruf.

Ein Wort, welches der Vater des Johannes öfters ausſprach, enthält für die jetzt aufblühende Jugend unſeres Geſchlechtes eine belehrende Wahrheit, welcher man vor allen anderen im vorherrſchenden Sinne unſerer Zeit ausgeſprochenen Lebensregeln Beachtung und Beherzigung wünſchen möchte. Es heißt: „der Jugend geziemt Bewunderung, dem Alter entſchiedenes Urtheil.“

Nicht allein dieſer Mann von altväterlich ehrwürdiger Geſinnung und Erkenntniß, ſondern mehrere ſeiner gleichſinnigen Zeitgenoſſen haben die Klage ausgeſprochen, daß in unſeren Tagen Beides, das entſchiedene Urtheil und die geziemende Bewunderung, in ſo mangelhaftem Maaße vorhanden ſey. Die Gabe der Bewunderung, wo ſie noch auflebt, iſt nur noch für menſchlich mangelhafte Erſcheinungen unſerer vergänglichen Zeit da, in ihrem lauten Geſchrei iſt weder gerechtes, entſchiedenes Urtheil, noch eine Stimme der Wahrheit, die für alle Zeiten gilt. Im väterlichen Hauſe unſeres Johannes Roth und in der Zucht desſelben ward den aufblühenden Kindern vor Allem Ehrfurcht und Bewunderung vor Gottes Wort und ſeiner ewigen Wahrheit eingepflanzt und gelehrt, nächſt dieſem aber, als vielbewährtes geiſtiges Element der Jugendbildung, die Bewunderung und Befreundung mit der Weisheit und der hohen Würde des klaſſiſchen Alterthums. Johannes, das darf man ſagen, hat Beides: die Gottesfurcht und Liebe zu Gottes Wort und die Ehrfurcht und Liebe für das klaſſiſche Alterthum im Hauſe ſeines Vaters treulich und ernſtlich in ſein Inneres aufgenommen und darin bewahrt, ſo wie nach außen es bewährt, bis an ſein Ende. Dennoch mußte die Richtung, welche ſein innerer Beruf nahm, dem Vater eine eben ſo unerwünſchte und unerwartete ſeyn als der Gluckhenne, die unter den ihr anvertrauten Eiern neben den Küchlein der eigenen Art auch eine junge Ente ausbrütete, das Schwimmen von dieſer im Teiche es iſt.

In dem Weſen des Knaben Johannes war eine auffallende Veränderung vor ſich gegangen. An die Stelle der früheren Lebhaftigkeit und lauten Munterkeit war eine gemüthliche Stille getreten, darin zwar die Liebe und demüthige Hingebung in den Willen und die Zucht des Vaters wie der anderen Lehrer noch dieſelben geblieben waren, die ſie vorhin geweſen, zugleich aber auch ein eigenthümliches Verlangen ſich regte, das ſich vor dem Vater nicht laut zu werden getraute. Dieſes Verlangen ging in einer ſchon frühe entſchiedenen Richtung nach dem Erforſchen und Erkennen der Natur hin. Man konnte durchaus nicht errathen, auf welche Weiſe und durch welch' äußeren Anlaß jenes Verlangen, jener innere Naturtrieb geweckt und genährt worden war. Der Vater ſahe zwar ungern neben dem Studium der alten Sprachen in dem Geiſte ſeines Sohnes einen anderen vielleicht anziehenderen Kreis der Anſchauungen und Beſchäftigungen aufkommen. Doch wurde dem Knaben in ſeinen Freiſtunden erlaubt, ſeinem natürlichen Hange zu folgen. Dieſer aber machte von der gegebenen Erlaubniß einen ſo gemäßigten Gebrauch, daß er bei dem Schulunterrichte der alten Sprachen hinter keinem ſeiner Mitſchüler zurückblieb, ſondern nach dem Urtheile der Lehrer einer der Beſten unter Allen war.

Ich ſelber hatte den mir ſpäter ſo nahe tretenden lieben Knaben zuerſt in ſeinem ſiebenten Jahre geſehen, bei einem Beſuche, den ich von Erlangen aus (im Jahre 1822) in München machte. Wenn ich nicht irre, waren es Steine, am Ufer der Iſar geſammelt, mit deren Betrachtung ich den beſcheiden ſchweigſamen Knaben beſchäftigt fand und darin zugleich einen äußeren Anknüpfepunkt unſerer Bekanntſchaft, welcher durch das, was mir die Mutter von dieſem lieben Kinde erzählte, zu einem inneren wurde. Als aber im Jahre 1827 ich ſelber nach München zog, fand ich den Johannes nicht dort, dieſer war ſchon im Jahre 1826 nach Nürnberg gekommen, um dort am Gymnaſium, das unter der Leitung ſeines Vaters Bruder, des Rektors Roth, ſtand. Eines Mannes, der mit einem ſeltenen Reichthum des Wiſſens die Gabe empfangen hatte, dieſe ihm anvertrauten Güter mit gewiſſenhafter Treue zum Dienſte und Nutzen junger Seelen und nach dem Willen ſeines Herrn zu verwenden, in deſſen Zucht und Leitung er ſelber ohne Aufhören ſtand. Hier, im Bereiche des lieben großelterlichen Hauſes blieb er ſechs Jahre, während denen er ſich zugleich mit einem gründlich guten Erwerbe der wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe durch ſein ſtilles, beſcheidenes und freundliches Weſen die Liebe ſeiner Lehrer wie die ſeiner Mitſchüler in gleichem Maaße erwarb. Der Vater hielt es für gut, daß ſein Sohn die Gymnaſialſtudien in München vollende und ebendaſelbſt die Univerſitätsſtudien begänne. Er that dieſes und wurde ſchon im Jahre 1834 und 1835 mein fleißiger Zuhörer und geliebter Schüler an der Univerſität. Denn ſein künftiger Beruf für die Medizin und Naturkunde war jetzt, durch den beiſtimmenden Willen ſeines Vaters, entſchieden.

In der freien Zwiſchenzeit, die ihm nach ſeinem Abgange vom Gymnaſium und vor dem Beginne der akademiſchen Laufbahn geblieben war: im Herbſte 1834 ward ihm zum erſten Male die Pforte einer längſt erſehnten größeren Weltanſchauung aufgethan. Er durfte, in Begleitung eines Bruders ſeiner Mutter und des trefflichen Hauslehrers Alt eine Reiſe durch Tyrol antreten, die ihn bis nach Venedig, an die Küſte des Meeres führte. Zwar traf ihn ſchon auf dieſer erſten Wanderung ein Mißgeſchick, das ihm auf ſeiner ſpäteren Reiſe in noch größerem Maßſtabe mehr als ein Mal widerfahren iſt: das Verirren mitten in der Fremde. Denn als er, an den Ufern des Gardaſees, wahrſcheinlich beim Aufſammeln von Süßwaſſerſchnecken und Muſcheln, die Brieftaſche verloren hatte, darin der Reiſepaß für ihn und ſeine Begleiter enthalten war, irrte er faſt einen ganzen Tag lang, bis zur einbrechenden Nacht auf den Wegen am See umher. Er war der dortigen Volksſprache ſo wenig kundig, daß ihm das Fragen wie das Verſtehen der Antworten in gleichem Maaße unmöglich blieb. Da zog ihn ſeine Fertigkeit im Sprechen des Lateiniſchen aus der Verlegenheit. Die Prieſter verſtanden ihn und das Verlorene kam wieder glücklich in ſeine Hand.

Aber dieſes kleine Mißgeſchick hatte nicht im Mindeſten den Vollgenuß ſeiner Sinne gehemmt, welchen ihm der Anblick der Alpen, der Landſeen, vor Allem aber des Meeres gewährte. Sein ſonſt ſtiller, ſchweigſamer Mund wurde ungewöhnlich beredt, wenn er von den Naturanſchauungen dieſer erſten Reiſe ſprach.

Schon in der Oberklaſſe des Gymnaſiums und noch mehr an der Univerſität hatte er einen innigen Bruderbund mit einem Jünglinge geſchloſſen, welcher freilich vor allen Anderen einer ſolchen treuen, feſten Liebe werth war. Michael Pius Erdl hieß dieſer reichbegabte Jüngling, der auch mir, im Kreiſe meiner Zuhörer an der Univerſität, einer der liebſten und theuerſten war. Ich wußte bei der erſten Bekanntſchaft mit ihm noch nicht, in welche Verhältniſſe eines näheren perſönlichen Beiſammenſeyns ich bald mit ihm treten ſollte.

In mir ſelber war endlich, ſchon weit über der Mitte des gewöhnlichen Lebensalters hinaus, im Jahre 1836 ein ſehnlicher Wunſch meiner früheſten Jugend: das Morgenland, und vor Allem Paläſtina zu ſehen, ſeiner Erfüllung nahe gekommen. Schon ehe dieſes geſchah, begegnete mir oft das, was das Sprüchwort ſagt: wovon das Herz voll iſt, davon gehet der Mund über; ich erzählte namentlich meinen jungen Freunden in den Abendſtunden, darin ſich viele von ihnen wöchentlich einmal in meinem Hauſe um mich verſammelten, manche vorzüglich anſprechende Züge aus älteren wie neueren Reiſebeſchreibungen, welche uns nach Kleinaſien, Paläſtina und Aegypten führten. Mehr noch und unverholener ſprach ich über meinen Reiſeplan mit meinen theuren Freunden. Dieſes Alles hörte mein junger Freund Johannes mit geſpannter Aufmerkſamkeit und lebendiger Theilnahme an. Je näher für mich die Zeit der Ausführung meines Reiſeplanes kam, deſto lebhafter regte ſich in dem ſtillen Jünglinge der ſehnliche Wunſch, mich auf meiner Reiſe begleiten zu dürfen. Er wagte es jedoch nicht, dieſen geheimen Wunſch ſeines Herzens als eine Bitte gegen ſeinen Vater auszuſprechen, doch wußte die liebende Mutter um ſein Anliegen und als auch ich als lauter Fürſprecher für Johannes auftrat, wurde die Einwilligung der Eltern zu der Mitreiſe ihres geliebten Kindes mir nicht verſagt.

In der damaligen Zeit, in welcher der Verkehr mit dem Orient durch die Dampfſchiffe, eben erſt im Entſtehen, ein noch ſehr beſchränkter war, erſchien eine ſolche Reiſe, wie meine beabſichtigte, noch nicht ſo leicht als in unſeren Tagen, wo man ſelbſt den Weg von Kairo bis an's rothe Meer durch Dampfwägen machen kann; auch hätte das jugendliche Alter des Sohnes bei anderen Eltern, als die ſeinigen waren, Bedenklichkeiten erregen können. Wären jedoch ſolche auch vorhanden geweſen, dann würde dieſelben der muthige Entſchluß meiner lieben, treuen Frau, mich auf dieſer ganzen Reiſe als Gefährtin und Hüterin meines Lebens zu begleiten, beruhigt haben.

Johannes Roth war mir denn als hülfreicher Reiſebegleiter zugeſagt und an ihn ſchloß ſich alsbald ſein

Herzensfreund Erdl an. Bemerkenswerth erſcheint es mir, daß die beiden Väter dieſer Jünglinge: der Präſident von Roth und der in ſeinem Berufe anerkannt tüchtige, kenntnißreiche, wackere Landarzt Erdl, der Vater meines guten Reiſegefährten, mit mir, dem väterlichen Anführer auf der Reiſe, in einem und demſelben Jahre, 1780 geboren waren; als hätte dies ſchon eine vorläufige Hindeutung auf unſer gemeinſames Zuſammenwirken bei dem Reiſeunternehmen ſeyn ſollen.

Aber zu dieſen beiden jüngeren Reiſegefährten geſellte ſich ſchon von München aus noch ein dritter, etwas älterer, der aber durch die Natur ſeiner geiſtigen und gemüthlichen Anlagen ganz dazu gemacht war, ein ergänzendes Mitglied unſerer Geſellſchaft zu ſeyn. Dies war der Maler Martin Bernaz aus Speier, deſſen ich ſpäter, als eines treuen Gefährten des Johannes Roth und eines Theilnehmers an allen Gefahren und Mühſeligkeiten auf der Reiſe in Aethiopien ausführlicher erwähnen werde.

Seinen 21. Geburtstag, am 4. Septbr. 1836, hatte Johannes noch im elterlichen Hauſe, im Kreiſe der Seinen gefeiert, der darauf folgende Tag blieb ihm noch für den Abſchied übrig, denn am 6., ſchon in der Morgendämmerung fuhren wir, mit ſchweigendem Ernſte, auf der Straße nach Salzburg hinaus.

In Wien fanden wir noch ein werthes Mitglied unſerer Reiſegenoſſenſchaft: Fräulein von Waitz aus Kaſſel. Dieſe, eine Jungfrau von frommem Gemüthe und hochgebildetem Geiſte, hatte ſchon manches ſchöne Land der Erde geſehen und durchreist. Aber ſie begehrte einer höheren Weihe für all' dieſe bisher genoſſene Luſt der Augen, welche ſie zwar am bleibendſten und bald hernach auf ewig im Inneren ihres treuen Gemüthes gefunden hat, die aber auch äußerlich den Sinnen ſich nahete, in dem Lande, darin die Geſchichte der Erde wie ihrer Völker ihre höchſte Weihe empfangen hat.

4. Die Weihe der Augenluſt.

Die Augenluſt bringt eine große Gefahr der Seele, wenn ſie mit der Fleiſchesluſt und dem hoffärtigen Leben im Bunde ſteht. Es gibt aber auch eine andere Luſt der Augen, deren Blick nicht niederwärts nach dem vergänglichen Staube und nach den Lüſten des Fleiſches gerichtet, ſondern nach oben gewendet iſt: nach dem Abglanze einer göttlichen Macht und Herrlichkeit in den Werken der Schöpfung wie der anbetenden, menſchlichen Gottesfurcht. Nach einer ſolchen Augenluſt hatte David's Herz ein Sehnen (Pſ. 27 V. 4), Iſraels ſchon geiſtig verſinkendes Volk ein Verlangen (Ezech. 24, 21). Die Berge wie das Meer, die Länder wie ihre Bewohner geben ein Zeugniß für die alldurchwirkende erhaltende Macht ihres Schöpfers; die Spuren und Erinnerungen an die großen Thaten der Erziehung und Rettung der Menſchen ſind nach verſchiedenem Maaße, mehr oder minder dem Auge erkennbar, der Geſchichte der Länder und Völker aufgeprägt, und dieſen nachzugehen, ſie zu erfaſſen, das iſt der höchſte Genuß, den der Wanderer durch die Länder der Erde finden kann. Mit Recht habe ich deshalb in dieſen Zügen aus der Geſchichte meines jungen Freundes unſere gemeinſame Reiſe in das Morgenland als eine Weihe der Augenluſt, und ich füge noch hinzu: des Wandertriebes bezeichnet, der ſich von früheſter Kindheit an in ihm geregt hatte.

Ich habe in meinem Buche: Reiſe in das Morgenland unſere damaligen Wege durch Land und Meer und alles Das, was wir auf ihnen ſahen und erfuhren, genau beſchrieben und darf mich auf meine dort gegebenen Berichte um ſo mehr berufen, da der Kreis der Anſchauungen, den ſie umfaſſen, auch ein ſonſt vielbekannter iſt. Wo könnte die Freude an den ſichtbaren Wundern der Schöpfermacht mit jener an den großen Thaten Gottes in der Geſchichte der Völker in höherem Maaße vereint ſeyn als in den Gegenden der Erde, welche wir damals mit unſeren Augen ſahen, mit unſeren Füßen betraten!

Dort am ſchwarzen Meere öffnete ſich uns zuerſt ein Hinausblick auf ein Feld der uralten, bedeutungsvollen Völkerſagen; Konſtantinopel, die Trümmerſtätte der alten oſtrömiſch-byzantiniſchen Herrlichkeit, weckt zwar den Schrecken der Gerichte auf, die über ein Volk kamen, das den Weg der lauteren Wahrheit verlaſſen hatte, zugleich aber auch einen Quell der Tröſtungen, denn noch immer grünt der Same des Glaubens und das Feſthalten an dem ewigen Worte der Verheißungen unter dem Trümmerhaufen fort. Wie der Ton eines lieben alten Liedes ergriff der Anblick der Umgegend des alten Troja meinen jungen Freund Johannes und den Genoſſen ſeiner Freude, unſeren Erdl. An dem herrlichen Lesbos zogen wir an einem unvergeßlich ſchönen Herbſtnachmittage langſam und in ſolcher Nähe am Ufer hin, daß wir Klänge wie eines Liedes von dorther vernahmen, bei denen wir ſelber einen Geſang anſtimmten, zwar nicht nach dem Texte, wohl aber nach dem Rhythmus eines Sapphiſchen Liedes. Was konnte dem freudigen Aufwachen gleich kommen, im Hafen von Smyrna, nach der nächtlichen Fahrt durch den Meerbuſen hinein zum Lande! Zum erſten Male ſeit langer Zeit vernahmen wir da den Klang einer chriſtlichen Glocke, die den anbrechenden Tag verkündete, denn Smyrna hat, nach dem Worte der Verheißung den Segen behalten, welcher der Lohn ſeiner Treue bis zum Ende war. Und welches andere Land der Erde hat die Natur mit einem höheren Liebreize, die Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte mit reicheren Erinnerungen geſchmückt als hier dieſen Blüthengarten des alten Joniens, das Vaterland eines Homer und Heſiod und der geprieſenſten Dichter des ioniſchen Geſanges, in der Nachbarſchaft der Schulen der Weisheit zu Miletos und von Samos, Epheſus und Cos! Mit der Eile des Dampfes unſerer Schiffe und Wägen könnte man hier in einem Tage die Wohnſitze der älteſten Meiſter der griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft bis hinab zur Heimath des „Vaters der Geſchichte", des Herodot, beſuchen. Die Reiſe nach Magneſia war ein Vergnügen für alle Sinne; der Glanz des mächtigen Türkenreiches, in der Zeit ſeiner ſchönſten Blüthe, fällt hier noch ungetrübter in's Auge, als ſelbſt in Konſtantinopel. Sardis, die Stätte eines mächtigen Thrones, wie einer vormaligen chriſtlichen Gemeinde, gibt in ſeinen Trümmern, eben ſo wie Epheſus, ein Zeugniß von der Wahrheit des göttlichen Wortes, welches über das Ende dieſer beiden Gemeinden ausgeſprochen ward. Turkomanen bewohnen jetzt die Gegend am Fuße des hohen Tmolus, welche der vormals goldreiche Paktolus durchſtrömt. Mit den Kranken unter dieſem Volke kamen meine beiden jungen Freunde: Roth und Erdl bald in Verkehr, denn ſo gut ſie es vermochten, ſuchten beide durch guten Rath, Austheilen von Arzneien aus ihren mitgebrachten Vorräthen, und kleine chirurgiſche Handgriffe den Leidenden hülfreich zu ſeyn.

Namentlich für ſeine nachherigen, größeren Reiſen und ihre tägliche Anforderung waren dieſe ärztlichen Geſchäfte dem Johannes Roth eine ſehr wohlthätige Vorbereitung.

Wie mit den Turkomanen und ſelbſt mit den herumſtreifenden Banden der Zigeuner oder den armen Fellahs in Aegypten, ſo lernte er nachmals mit den Beduinen der äthiopiſchen Wüſte, wie mit dem Volke von Schoa und mit den Kaffern ſich befreunden. Es lag in ſeinem ganzen Weſen ein Ausdruck des zutraulichen Wohlwollens und der Herzensgüte und dabei eine ſo eigenthümliche Würde, daß auch in den roheſten Menſchennaturen nicht leicht ein Widerſtand gegen ihn und ſeine immer billigen Anforderungen aufkommen oder lange fortbeſtehen konnte. Dieſes erfuhren wir ganz beſonders auf unſerer beſchwerlichen Fahrt auf einem Segelſchiffe, das voll türkiſcher Mekkapilgrime war, von Smyrna bis nach Alexandria. Die ungünſtigen Winde und Stürme, die uns damals zuerſt auf den oenuſſiſchen Inſeln, dem lieblichen Chios nachbarlich gegenüber, mehrere Tage feſthielten, dann nach Symi, der Heimathinſel der Taucher und Seeſchwammfiſcher, verſchlugen, konnten den Geiſt der freudigen Geſchäftigkeit, der in unſeren jungen Freunden war, und der auch uns ſich mittheilte, nicht dämpfen noch verſcheuchen. Sie fanden überall Gelegenheit, Neues zu ſehen und zu forſchen und den armen Mekkapilgrimen Gutes zu erzeigen. Namentlich fühlte ſich ein mitreiſender Derwiſch von ſolcher ehrerbietigen Zuneigung gegen den jungen Hakim Roth ergriffen, daß er dieſem bei ihrem gegenſeitigen Abſchiede ein kleines, aus Elfenbein ſchön geſchnitztes Hausgeräthe als ein Geſchenk zum Andenken aufdrang, welches er ſelber als ſein koſtbarſtes Eigenthum ſchätzte. Daß unſer junger Freund dieſes Geſchenk eines Armen mit reicher Gegengabe erwiderte, bedarf ich hier nicht zu verſichern.

Bei unſerem kurzen Aufenthalte auf der Inſel Rhodos traten wir zuerſt in die Gränze der Palmenzone ein. Die ganze ſchöne Inſel erſchien uns als ein Garten der Heſperiden; ein heimathliches Gefühl wandelte uns bei dem Anblicke der alten Burgruinen an, darin einſt, wie die abbildlichen Wappenſchilder es bezeugen, auch Ritter aus deutſchem Geſchlechte den Kern des alten Johanniterordens gebildet hatten.

Unbeſchreiblich ſind die Gefühle, mit denen wir am 27. November (es war der Sonntag des erſten Advents 1836) ſchon frühe am Morgen die Küſte von Aegypten vor uns ſahen und Vormittag 9 Uhr in den äußeren Hafen von Alexandria einliefen. Es ſind Gefühle, bei deren Erneuerung mein altes Herz wieder jung wird und aufwacht wie eine ſchlafende Biene, wenn die Morgenſonne im Thautropfen ihres Blumenbettes ſich ſpiegelt, zum Werke der vergangenen Tage. Wir hatten die Fahrt von Rhodos hieher in beſtändigem Sturme gemacht; die Seekrankheit war uns Allen vergangen, hier prangten in den nachbarlichen Gärten die hohen Palmen mit ihrem immer grünenden Laubdache, unter welchem die Bündel ihrer Früchte: die eben reifenden Datteln, herabhingen; die Schwalben mit frohlockenden Tönen flogen von dem Mauergeſimſe des nahen Quarantainehauſes bald hinauswärts über den ſonnigen Spiegel des Meeres, bald wieder heimwärts unter das Obdach ihres ſchönen Abſteigequartieres in der Fremde. Genoſſen doch wir mit ihnen das gleiche Glück; dem heimathlichen Winter entflohen ergingen wir uns, als man uns nach einigen Wochen aus der Quarantaine auf dem Schiffe entlaſſen, vor Weihnachten auf dem noch in ſeinen Trümmern herrlichen Schauplatze des Reiches der Ptolemäer, deſſen Größe mehr noch als in der Macht ſeiner Heere und ſeiner Schiffe in dem geiſtigen Bunde lag, den es mit der Wiſſenſchaft und Kunſt geſchloſſen hatte. Wie ein Schwarm der Fliegen auf einem Felde des Todtengebeines erſchien uns das Getümmel der Vorfeier des Bairamfeſtes, welche damals gerade vor Weihnachten, namentlich bei nächtlicher Beleuchtung von den Türken gehalten wurde. Wir aber ſuchten gerne die Stille dort an der Pompejusſäule, oder bei den Obelisken der altägyptiſchen Kunſt (den ſogenannten Nadeln der Kleopatra) und bei anderen Reſten der altvergangenen Zeiten in und um Alexandria auf, ſaßen am erſten Weihnachtsfeiertage des Nachmittags in einem Garten, der aus dem Machmuthskanale ſein Waſſer empfing, im Schatten der Bäume, von denen wir die friſchen Datteln genoſſen und mit ihnen, zum erſten Male in unſerem Leben, die Früchte des Piſangbaumes. Als wir am 3. Weihnachtstage, den 27. Dezember, auf und neben dem Machmuthskanal hinaufzogen, da kamen wir über hochgrünende blühende Wieſen, auf denen, wie bei uns im Mai, die Schafmütter mit ihren Lämmern weideten.

Als wir, nicht zwar mit Dampfſchiffseile, ſondern auf einem ſchwachen Fahrzeuge, das durch Menſchenhände gezogen ward, den Nil erreichten und auf ihm ein beſſeres, größeres Fahrzeug beſtiegen, da blieb uns freilich auch noch Zeit genug, uns ſtunden-, ja halbe Tage lang auf den Wegen am Ufer hin zu ergehen. Denn auch da mußte der Fahrt unſerer Barke im Strome aufwärts öfters durch den Zug der Seile von Menſchenhand nachgeholfen werden. Aber die uralte Majeſtät des Stromes ließ keine Regung der Ungeduld aufkommen. Denn noch ſteht er durch den Glanz, welcher ſeinem Namen das Buch der Geſchichte der Völker und Länder gibt, als ein König unter den Flüſſen der Erde da, welchen nur der Jordan an Rang übertrifft, der Ganges aber nahe kommt. Wer ſie nicht ſelbſt mit ihnen genoſſen, der kann die Freuden meiner beiden jungen Naturforſcher Roth und Erdl nicht erfaſſen, die das Luſtwandeln in ſolcher Natur, in den Wäldern der eben blühenden, duftenden Mimoſen und über die Felder der blühenden Baumwollengeſträuche gewährte. Wie that hier das herrliche Land den beiden Sammlern ſeine Schatzkammern auf, wie oft wurden bei ihnen die Gefühle der jungen Bruſt zum lauten Geſange!

Ich ſchweige von dem Eindrucke, welchen die noch fortbeſtehende Pracht der Stadt der Khalifen: Kairo, mit den Grabestempeln in ſeiner Nachbarſchaft, auf unſere Sinne machten. Dieſer Eindruck iſt von vielen Zungen und Händen ſo meiſterhaft beſchrieben, daß ſeine Erwähnung kaum einem meiner Leſer etwas Neues geben könnte. Von perſönlich eigenthümlicherer Art war jedoch der geiſtige Genuß, den uns am 9. Januar der Beſuch der Nachbarſchaft von Matarieh, des Quelles der Sonne, gewährte. Wir ritten auf unſeren Eſeln durch Pflanzungen von Zuckerrohr, — eine Erſcheinung aus der neueren Zeit des Landes, — bald aber nahe jenſeits Matarieh, lag eine der älteſten, hochgeprieſenſten Erſcheinungen der ägyptiſchen Vorzeit vor unſeren Augen. Hier war die Stätte der alten Prieſterſtadt On, deren berühmteſte Tochter Potiphera wir als Gemahlin des Patriarchen Joſeph, und als die Mutter Manaſſe's und Ephraim's kennen. On, die Sonnenſtadt, in griechiſcher Zunge Heliopolis genannt, war der Hauptſitz der Tempelweisheit Aegyptens. Viele der berühmteſten Weiſen des Alterthumes kamen von ferne her, um in dieſer Schule einen Nachhall zu vernehmen von den Lehren der Weisheit, die von Anfang war und aus dem Quelle uralter Forſchungen und Beobachtungen der Welt der ſichtbaren Dinge zu ſchöpfen. Noch vor achtzehnhundert Jahren fand einer der Väter der Länderkunde, Strabo der Kappadocier, das alte Heliopolis zwar vereinſamt und verödet, noch aber ſtanden ſeine Tempel und ſeine Gaſſen, in deren einer man dem Reiſenden die Häuſer zeigte, darin Plato, darin Eudoxus gewohnt hatten, während ſie hier in der Schule der Tempelweisheit verweilten. Und was war jetzt aus On, aus Heliopolis, der Stadt der Sonne, geworden? Die Reihen ihrer Gaſſen ſind lange und geradlinig hinlaufende Schutthaufen, mit dicken Lagen von Wüſtenſand bedeckt, die Herrlichkeit ihrer Tempel iſt dahin; auf einem Ackerfelde, das bei unſerem Beſuche mit gelbblühendem Rübſamen bedeckt war, ſteht aber noch in unzerſtörter Schönheit der Obelisk des Pharao-Oſirteſen, zwiſchen deſſen wohlerhaltenen Hieroglyphenzügen eine Schaar von Mauerbienen ihre Zellen baute oder ihrer jungen Brut die Honigſpeiſe vom Felde brachte. Nicht zwar zwiſchen den ſteinernen Schriftzügen von Hieroglyphen, wohl aber in den Zügen einer uralten chriſtlichen Ueberlieferung hat ſich in dem benachbarten Garten von Matarieh die Andacht der Pilgrime, wie der einheimiſchen Chriſten ihre Zelle gebaut. Hier ſoll die heilige Familie mit dem Kinde, durch welches der Friede auf Erden kam, bei dem Einzuge in Aegypten die erſte Stätte des friedlichen Ausruhens gefunden haben. Glänzt doch überall hier in der Nähe der Stätte des alten Memphis, gleich den Rubinen und Sapphiren aus dem dunklen baſaltiſchen Geſteine von Ceylon, das Morgenlicht der heiligen Geſchichte, die hehre Nacht der ägyptiſchen Vorzeit herein, denn dort die Pyramiden bei Ghizeh, das erſte der ſieben Wunderwerke der alten Welt, hat ſchon Abraham geſehen und oben auf dem Gipfel der größten derſelben wachten lauter und lebendiger als anderswo die Worte von Moſes

Lied: „Herr Gott, du biſt unſere Zuflucht für und für,“ in unſeren Seelen auf (Pſ. 90).

Die Trümmer der Tempel und Königshallen von Memphis liegen ſchon längſt, vom Wüſtenſande bedeckt, im Walde am Fuße des Hügelzuges von Sakkarah. Die Geſchichte der Wunder, welche hier zur Rettung Iſraels aus der Tyrannengewalt, die Wunderwege, welche ſeine Heere von der Pharaonenſtadt aus zum Berge Gottes und nach Jahren langer Läuterung nach dem Lande der Verheißung geführt hatten, hat kein Sturm im Sande begraben können, ſie liegen uns noch offen vor Augen in dem Buche der Bücher. Wir nahmen, bei unſerer Abreiſe aus Aegypten, den Weg, welchen nach den Andeutungen in der Schrift und bei Joſephus die Heere Iſraels zogen, feierten einen Sonntagmorgen an den Brunnen Moſis, bei welchen Moſes und die Kinder Iſrael ihr Siegeslied ſangen, reisten dann meiſt an der Küſte des rothen Meeres hin nach Tor, von da zogen wir in das Innere der Halbinſel zum Horeb-Sinai. Nur das, was die Augen ſahen und die leiblichen Sinne hier erfuhren, ließe ſich beſchreiben, nicht aber das, was wir in unſerem Inneren fühlten.

Sieben Wochen, für uns und namentlich für unſere jungen Begleiter eine genuß- und lehrreiche Zeit, hatten wir in der hehren Stille und Einſamkeit der Wüſte und eines Landes zugebracht, da kein Säen und Ernten iſt, hatten auch auf unſerem Zuge durch die Araba die vereinſamte, aus dem Felſen gehauene Stadt Petra beſucht, als wir am Gründonnerstage (23. März) in die Gränzen des heiligen Landes eintraten. Jeruſalem zwar, wie unſer Wunſch war, konnten wir vor Oſtern nicht mehr erreichen, doch ruheten wir in Hebron, und die ganze Zeit, die wir auf der damaligen Reiſe in Paläſtina verweilten und herumzogen, blieb uns für das noch übrige Erdenleben ein Vorgeſchmack von der ſeligen Feier eines ewigen Oſterfeſtes, zu welcher meine theueren jungen Begleiter: Roth und Erdl ſo wie Eliſabeth v. Waitz bereits eingegangen ſind. Roth aber hatte vorher noch eine andere Aufgabe in Paläſtina zu löſen*).

Am Tiberiasſee hin, über den Jordan, im Oſten des großen Hermon ſetzten wir unſere Reiſe über das paradieſiſch ſchön gelegene Damaskus, dann über Baalbek nach Beirut fort, verweilten auf unſerer Heimfahrt über das Meer auf Patmos, der Inſel des Adlers unter den Evangeliſten, und ruhten dann mit heimathlichem Wohlgefühle in dem neu erſtandenen Griechenland aus. Da in Athen war uns ein zweifacher Hochgenuß bereitet durch die lebendigen Erinnerungen an die Zeit der geiſtigen Ausſaat, in welcher wir als Jünglinge im Geiſte mit Griechenlands Helden und Weiſen umgingen und durch den Anblick des bayeriſchen Panieres, das ein Sohn unſeres Königshauſes mit der bayeriſchen Gemüthlichkeit zugleich auf Griechenlands Boden und in ſeinem Volke anpflanzte. Der Beſuch des Pentelicon, wie der ganzen Umgegend von Athen, hat ſich unſeren inneren Sinnen tief eingeprägt. Malta's wohlbewachtes Felſenneſt, der Fernblick auf Syrakus, das

---

*) Dies waren die Forſchungen über den natürlichen Grund der auffallenden Senkung des unteren Jordanbettes bis zu ſeinem Ende im todten Meere. Uns war die Entdeckung dieſer merkwürdigen Thatſache auf unſerer Reiſe im Jahre 1837 als ein beſonderer Glücksfund zugefallen, indem unſer noch einziges wohlerhaltenes Barometer, obgleich für vaterländiſche Höhenmeſſungen wohl geeignet, die Meſſung großer Tiefen durch ſeine beſchränkte Scala ſehr erſchwerte.

Verweilen am Fuße des Aetna und die nachbarliche Vorüberfahrt an Meſſina, das Ausruhen auf Elba, dann ein längeres Verweilen in Livorno, Piſa und Florenz ſind uns eine Schatzkammer der Anſchauungen, deren Reichthum ſich nie verzehren wird. Der Heimweg führte uns durch einen großen Theil des ſchönen Italiens, dann durch das herrliche Tirol; am Vorabende vor dem Michaelisfeſte kamen wieder nach München.

Allerdings war der ganze Verlauf dieſer Reiſe, von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende wohlgeeignet, der Reiſeluſt meines geliebten Johannes Roth eine Weihe zu geben, die ſeinen Geiſt in dem ganzen ſpäteren Leben niemals wieder verließ.

5. Die Ruhe vor dem neuen Auſfluge.

Die Weltanſchauungen und Erfahrungen, welche mein junger Freund Johannes Roth von der eben zurückgelegten Reiſe mit ſich nach der Heimath brachte, waren für ihn und Andere von hohem Werthe. Es waren Gaben jener mütterlichen Weisheit, welche den Geiſt des Menſchen, der ihrem Zuge gehorcht, zunächſt für den vorherbeſtimmten Beruf ſeines Erdenlebens erzieht. Das aber, was mein Freund im Hauſe der Eltern fand, war für ſein äußeres wie für ſein inneres Leben von noch viel höherem Werthe: es war der fortbildende Einfluß einer Mutter, welche bald nach ſeiner Rückkehr, deutlicher als die Vermuthungen der Aerzte es errathen ließen, das Ende ihres Erdenlebens ſich nahen fühlte. Schon während unſeres Verweilens in Griechenland (zu Syra, in der Quarantaine) hatte Johannes die Trauerbotſchaft von dem Tode ſeines treuen Freundes: des Mannes ſeiner älteſten Schweſter erfahren; dieſe ſelber, die junge Wittwe, ſiechte, im Hauſe der Eltern, an einer ſchnell verzehrenden Krankheit dem Grabe entgegen. Wir ſprachen im vorhergehenden Kapitel von einer Weihe der Luſt der Augen. Von höherer Art iſt die Weihe der Luſt des Herzens, welche die Mutter unſeres Johannes nicht nur durch die äußeren Heimſuchungen der damaligen Tage, ſondern auf den inneren Wegen ihrer Vollbereitung für das Leben der Ewigkeit empfangen hatte. Leichten Sinnes gingen wohl Viele an den Zügen vorüber, in denen jene höchſte Weihe der Herzensluſt ſich kund gab, wem aber nur für einen oder den anderen dieſer Züge das Auge geöffnet war, der hat darin einen Segen für ſein Leben empfangen.

Die Weihe der mütterlichen Herzensluſt äußerte ſich am meiſten in der Fülle einer Liebe, die, wie der Strahl eines beſtändigen Sonnenſcheines, von oben kam, aber nach allen Seiten hin, am hellſten über das, was ihr am nächſten ſtand, ſich ergoß. Eine Herzensluſt auch für uns Andere war es, dieſe Mutter namentlich mit dem Sohne Johannes beiſammen zu ſehen. Das, was die Mutterliebe ſchon in den erſten Jahren ſeiner Kindheit an ihm erkannt, und das Wohlgefallen, das ſie bei dem Blicke auf dieſes Kind gefühlt hatte, war ihr jetzt in reicherem, reiferem Maaße wiedergekommen; in dankbarer Liebe ging das Herz des Sohnes dem Zuge des mütterlichen Weſens entgegen. So war Johannes im Hauſe der Eltern in eine Schule der Liebe und der Weisheit des väterlichen und des mütterlichen Geiſtes gekommen, in welcher für ihn mehr zu gewinnen war als in allen Schulen der Weltweisheit.

Dennoch verſäumte er auch dieſe nicht; er nahm die unterbrochenen Univerſitätsſtudien mit Ernſt und raſtloſem Fleiße wieder auf, gab ſich vor Allem den mediziniſchen Studien hin. Nicht zwar, um die ausübende Arzneikunde zu ſeinem äußeren Lebensberufe und Broderwerbe zu machen, ſondern, wie dies ſeine vertrauteren Freunde wohl wußten, um auf ſpäteren Reiſen als vollendeter Arzt manchen Leidenden, die ihm auf ſeinem Wege begegneten, Linderung und Hülfe bringen zu können und ſich dadurch eine willfährige Aufnahme in der fernen Fremde zu ſichern. Im Jahre 1839 erlangte er, mit ſeinem brüderlichen Freunde Erdl zugleich, den mediziniſchen Doktorgrad.

Erdl wendete ſich, mit entſchiedener Vorliebe, dem Berufe eines akademiſchen Lehrers zu, für welchen er Gaben empfangen hatte, die nach wenig Jahren die Beachtung nicht des eigenen Vaterlandes allein, ſondern auch des Auslandes an ſich zogen. Auch hatte der Jüngling, deſſen äußeres wie inneres Weſen ihm allenthalben Vertrauen und Liebe gewannen, bald Etwas gefunden, das ihm das Bleiben im deutſchen Vaterlande zur erwünſchten Pflicht machte. Denn nicht umſonſt hatte er um die Liebe einer der beſten und edelſten Jungfrauen ſeiner Vaterſtadt geworben: der Tochter des um die Wiſſenſchaft hochverdienten Geheimrathes von Martius, welcher bei uns in ſtiller, fortwährender Thätigkeit die Fülle ſeiner in Braſilien gewonnenen Natur- und Weltanſchauungen verarbeitete. So umfing den Jüngling Erdl die Liebe von zwei theuren Elternhäuſern mit ihren Armen, und hielt ihn in ſeinem heimathlichen Berufe feſt. Anders aber ſah es im Gemüthe unſeres Johannes Roth aus: dieſer fühlte ſich, wie der Vogel, zum Ausfluge in die weite Welt, über Berg und Thal, über Land und Meere gemacht; ein erſter Verſuch, im Gebrauche ſeiner Schwingen, war ihm ſo wohl gelungen, ein Stillſitzen ſchon jetzt, in der friſcheſten Zeit der Jugend, war ihm die erzwungene Ruhe in einem Käfig. Auch an ein ſolches Band des jugendlich fühlenden Herzens, wie das ſchöne war, das unſeren Erdl in der Heimath hielt, ſchien, ſo erwünſcht dasſelbe geweſen wäre, bei Johannes nicht zu denken. Wo ſich bei ihm etwas dem Aehnliches zeigte, da glich es der leicht dahin flatternden Zuneigung eines kindlichen Gemüthes zu einem lieblichen, ſpielenden Kinde. Und ſo war denn ſein ſehnliches Sinnen, im Wachen wie im Traume, auf ein Hinausreiſen in die Welt gerichtet, und zwar wo möglich auf ein noch viel weiteres als das unſeres gemeinſamen Ausfluges in die Ruhmeshallen der Völkergeſchichte geweſen war.

Aber wo ſollte die Gelegenheit zur Erfüllung dieſes Wunſches herkommen? — Und doch kam ſie, von einer Seite her, von welcher Keiner von uns ſie erwartet hatte. Ein theurer Freund von uns, den wir im Dienſte der engliſchen Miſſion in Smyrna hatten kennen gelernt, und welcher früher in Indien Miſſionär geweſen war, hatte dort einen edlen, wiſſenſchaftlich hochgebildeten Engländer: den Major Jervis kennen gelernt und das Vertrauen deſſelben gewonnen. Der Major, welcher damals die Ausſicht hatte, auf der Stelle eines general Surveyor die großen, weitausgedehnten Länder von Indien genauer zu durchforſchen und kennen zu lernen, war ſchon ſeit längerer Zeit mit den Gedanken beſchäftigt, ein großes Werk über Indien zu ſchreiben. Zur Vorbereitung dieſer Arbeit und zu thätigen Gehülfen bei derſelben wünſchte er zwei junge Deutſche: einen Naturforſcher und einen Maler in ſeine Dienſte zu nehmen, die zunächſt auf ſeinen Reiſen ihn begleiten und die gewonnenen Anſchauungen wiſſenſchaftlich wie künſtleriſch feſthalten ſollten. Er ſchrieb deshalb an ſeinen Freund: den Miſſionär Flellſtedt in Smyrna, und dieſer theilte mir den Wunſch ſeines Freundes mit, ſprach auch zu gleicher

Zeit die Frage und den Wunſch aus, daß Johannes Roth und Bernatz auf das Anerbieten des Major Jervis eingehen möchten. Wer konnte dieſes freudiger thun, als meine beiden Freunde Johannes Roth und Martin Bernatz! Indien, ja das herrliche Indien zu ſehen, das erſte der Erde, nach den Herrlichkeiten der Natur, das dritte im Range der völkerhiſtoriſchen Bedeutenheit, das war ſchon längſt das ſehnlichſte Verlangen meines Freundes Johannes; die gegebenen Ausſichten und Bedingungen erſchienen ſo annehmlich: die beiden Eltern, die Mutter zwar mit großer Selbſtverläugnung ihrer ahnenden Gefühle, ſtimmten dem Wunſche des Sohnes bei.

Jervis hatte den Reiſeplan für die jungen Leute ſo angeordnet, daß ſie von London aus mit einem Segelſchiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung den Weg nach Indien machen ſollten. Dieſer Weiſung folgend verließen die beiden Freunde gegen Ende des Juni im J. 1840 München (Johannes, nachdem er, ohne es zu ahnen, ſeinen letzten Abſchied auf Erden von der theuren Mutter genommen) und traten den Weg nach London an. Denn Jervis hatte gewünſcht, daß die Reiſenden baldmöglichſt ſich auf den Weg machen möchten, und deshalb ſchien keine Zeit zu einer längeren Zögerung zu ſeyn.

6. Die Reiſe nach Indien und Aethiopien.

Ein Aufenthalt freilich nur von 14 Tagen in der großen, an allen Gütern reichen Weltſtadt London war für unſere jungen Reiſenden von hohem Werthe. Sie hatten gute Empfehlungen dahin aus der Heimath an ein Handelshaus, das mit dem großväterlichen Hauſe zu Nürnberg in befreundeter Verbindung ſtand; Johannes war der engliſchen Sprache mächtig und fühlte von früher Jugend an durch den Geiſt und die Naturart des brittiſchen Volkes ſich innig angezogen. Auch fand er mit ſeinem beſcheidenen und dennoch ſo gehaltvollen Weſen ein freundliches Entgegenkommen mehrerer wiſſenſchaftlich bedeutungsvoller Männer. Hätten nur auch die beiden hierin unerfahrenen jungen Leute einen ſachkundigeren Vermittler ihrer Weiterreiſe nach Indien gefunden, als der ſonſt wohlmeinende Mann war, der ihnen zu derſelben ein Segelſchiff empfahl, das zwar ein erſt neu gebautes, übrigens aber das möglichſt unwirthlichſte war, und welches unter der Leitung eines eigenſinnigen, gewinnſüchtigen Kapitäns ſtand, welcher dieſe beiden einzigen Paſſagiere, welche ſich ihm anvertraut hatten, gegen eine Summe von 160 Pfund (mit manchen anderen Nebenforderungen gegen 2000 fl.), welche vor der Abfahrt entrichtet werden mußten, faſt ein halbes Jahr lang Hunger und Durſt, ſo wie alle Qualen zweier ihm auf Tod und Leben dahingegebenen Gefangenen erdulden ließ. Am 17. Juli waren ſie aus der Themſe hinausgefahren, nach langer Hemmung durch den ungünſtigen Wind hatten ſie die Fahrt durch den Kanal zurückgelegt und am 2. Auguſt das freie atlantiſche Meer erreicht. Während unſere jungen Freunde ſo in guter Hoffnung zunächſt dem Vorgebirge der guten Hoffnung zuſteuerten, erhielt ich einen Brief von dem theuren Freunde Fiellſtedt, darin mir dieſer mittheilte, daß die Ausſicht des Major Jervis, die Stelle des General Surveyors zu erhalten, vor der Hand vereitelt oder hinausgeſchoben worden ſey, unſere beiden jungen Reiſenden ſollten deshalb noch nicht kommen, ſondern bis auf weitere Weiſung noch daheim bleiben. Wer kann ſich meine Sorgen, meinen Schrecken, meine Befürchtungen in ihrem ganzen Umfange denken, und die fortwährende Steigerung dieſer Sorgen ſich vorſtellen, welche durch das lange Ausbleiben einer Nachricht von unſeren beiden Seefahrern veranlaßt wurde! Endlich kamen Briefe von Roth und Bernatz aus Indien, welche von der ſpäten, doch glücklichen Ankunft am Ziele der Reiſe die Kunde brachten. Den erſten Brief von Johannes theile ich hier mit.

22. Dezember 1840.

„Mein theurer väterlicher Freund und Lehrer!

Nach einer langen, ziemlich einförmigen Fahrt von 5 Monaten ſehe ich endlich mein Ziel näher gerückt, und dadurch mein nächſtes Anliegen durch Gottes Gnade erfüllt. Ja, ſeine Wege ſind wunderbarlich und Er führet Alles herrlich hinaus. Lobe den Herrn, meine Seele!

Sie werden mich zu dieſer Zeit ſchon lange in Calcutta oder der Umgegend gedacht haben. Aus dem Briefe an meine lieben Eltern werden Sie entnehmen, welche Prüfungstage uns auferlegt waren; es war eine große Gnade von Gott, daß er mich nicht muthlos werden ließ, und daß ich bei ernſtlicher Betrachtung meiner Lage mich nicht auf unrechtem Wege verirrt antraf. Zwar war das geringe Feuer, das mir beſchieden iſt, nahe am Erlöſchen, weil die Nahrung, die ich nicht, wie Andere, in mir ſelbſt finde, mangelte (ich kann nicht ſagen, wenn ich B. anſehe: „satis magnum alter alteri theatrum sumus“); und ich fürchtete ſchon, mein Eifer würde ſich erkaltet zeigen, wie weiland in Aegypten; allein die letzten Tage, in denen mir ein geringer Vorgeſchmack von den herrlichen Werken Gottes, die ich nun bald erblicken und bezeugen ſoll, vergönnt war, hatten die gute Wirkung, alle meine Vorſätze zurückzurufen und mir das eigentliche Weſen meines neuen Berufes wieder recht anſchaulich zu machen.

Statt einer Wiederholung deſſen, was meine anderen Briefe enthalten, und das ſo unfruchtbar iſt, will ich Ihnen hier nur Etwas aus den letzten Tagen erzählen, indem ich die Unvollſtändigkeit der Beobachtung theils meiner großen Ueberraſchung, theils aber auch der Kürze der Zeit und dem Mangel an Unterſtützung zuzuſchreiben bitte.

Ungünſtiger Wind, mehr noch Hunger und Durſt, veranlaßten den Kapitän unſeres Schiffes, am 15. Dezember auf die Küſte von Arakan loszuſteuern, von welcher wir nur 3 Längengrade entfernt waren. Man wählte die ſichere Bucht unter Lat. 19° 16′ N. Long. 93° 41′ O. Gr., die, von mehreren geſunden Inſeln gedeckt (Ramri, Tſcheduba, Amherſt Isl., Flat Isl., Tree Isl. und einige namenloſe), ſeit der Okkupation von Arakan oft von engliſchen Schiffen, ſelbſt der Marine, beſucht wird. Wir kamen von S.W. herauf und warfen am 16. Dezember Abends zwiſchen Tſcheduba und Flat Island, jedoch in ſehr großer Entfernung von beiden, Anker. Die Geſchichte der beiden folgenden Tage habe ich an einem anderen Orte zu geben verſucht, hier nur, was mir bei meinen kurzen Beſuchen auffiel.

Wir kamen nur mit armem Fiſchervolke in Berührung, das mir aber gleich weit verſchieden von Malayen und Hindu, die ich mit ihnen vergleichen konnte, ſchien. Dieſe Mug's waren wohlgebildet, groß, ſchlank, nicht dickbauchig wie die Hindu, zwar gekrümmt, was aber ihrer Gewohnheit, Laſten auf dem Nacken zu tragen, zuzuſchreiben iſt; ſtarke Waden, Zehen faſt gleich lang, wodurch der Fuß unförmlich breit und kurz erſcheint; Haut nußfarbig, ſchmächtig, faſt haarlos. Haupthaar kohlſchwarz, dicht, ſchlicht und ſteif, ſparſamer Bart; ſehr breite Stirne in den Schläfen, aufgeworfene Naſe, feiner Mund, langgeſchlitzte Augenlider, volles Geſicht, doch nicht beſonders vorragende Backenknochen; ein gutmüthiger Ausdruck im Geſichte. Ihre Bekleidung ſehr einfach; die Männer nur eine Leibbinde und ein Kopftuch, meiſt weiß, die Weiber ein blaues Hemd; die Kinder ganz unbekleidet. Ihre Wohnungen, große Bambushütten, ſind mehrere Fuß über den Boden erhaben, wegen der Ueberſchwemmungen, wie es ſcheint, und des Ungeziefers, beſtehen aus mehreren Gemächern und dienen nur als Nachtquartier; denn den Tag über ſitzt die ganze Familie unter den Tamarinden, in deren dichtem Schatten die Hütte ſteht; daſelbſt kochen ſie auch ihr ſpärliches Mahl. Es ſcheint, die Männer beſorgen hier den größten Theil der Geſchäfte: ſie fahren auf den Fiſchfang aus, ſchneiden und enthülſen Reis; von Handwerkern ſahen wir nur einen Schiffszimmermann; die Weiber beſorgen das Trocknen der Fiſche. Sie halten eine Menge Hühner mit prachtvollem Gefieder; Büffel, Hunde und Katzen. Sie ſind leidenſchaftlich dem Betelkauen und Tabakrauchen ergeben; höchſt wahrſcheinlich genießen ſie auch, wie ihre Nachbarn, Opium. Sie rauchen Cigarren, die ſie auf der Stelle ſelbſt verfertigen, und in einem geräumigen Loche eines Ohrläppchens oder beider bei ſich tragen; dieſes iſt die einzige Verunſtaltung an ihrem Körper. Ihre Sprache kam mir ſehr übelklingend vor; ſie ſprechen haſtig, ſchreiend wie im Zorne, auch wenn ſie lachen und ſcherzen. Ein Prieſter, Mali, der ein langes feuerfarbiges Gewand trug, mit geſchorenem Haupt- und Barthaare, beobachtete meiſt ein ernſtes Schweigen, oder ſprach, wenn angeredet, abgemeſſen und ruhig. Beſonders auffallende Gebräuche ſah ich nicht, außer daß ſie entweder erhaben ſitzen, wie wir, oder hocken; nie mit untergeſchlagenen Beinen, wie ich erwartet hatte. Kaſtenunterſchied und Skrupuloſität im Genuſſe gewiſſer Speiſen oder mit Fremden ſcheint nicht unter ihnen zu herrſchen.

Ich komme nun zu einer kurſoriſchen Beſchreibung des geſegneten Landes, das ſie bewohnen. Die theils felſige, theils ſandige Küſte ſteigt ſo allmählig an, daß meilenweite Strecken bei Ebbe trocken gelegt werden. Der tiefere Grund iſt mit Auſtern gepflaſtert und mit verſchiedenen Fucusarten bewachſen. Die Uferfelſen ſind ein ganz von Bohrmuſcheln durchlöcherter weicher Kalkſtein, von außen kohlſchwarz; granitiſches Geſchiebe auf den Bänken angeſchwemmt; Kieſelſand mit Muſchelreſten und ein mächtiger fetter Humus bilden die nächſte Oberfläche, die aber nur ſelten unbeſtanden hervortritt. Dichter Raſen von Sumpfgräſern, dann Schilf, Zuckerrohr, Bambus, Schlinggewächſe an ſtacheligen Leguminoſen und Roſaceen; Kokos und Bananen, Palmen, ferner eine Menge mir noch unbekannter Geſträuche und Bäume, nicht blühend, denn es war noch Winter. Die Krone aber von allen Bäumen waren zwei rieſenhafte Caſuarinen. An blühenden Gewächſen waren die Leguminoſen bei weitem vorherrſchend; ich legte viel ein und hoffe in Calcutta im botaniſchen Garten ſie leicht beſtimmen zu können; auch viele reife Samen habe ich geſammelt, unter anderen von Dolichos pilosus, was ich noch jetzt zu bereuen habe; denn die feinen Haare, die ich in meine Kleider und beim Einlegen ſogar in mein Bett bekommen habe, martern mich jämmerlich. Sonderbare Früchte von Cucurbitaceen und anderen Djunglegewächſen; auf dem Boden kriechende (Convolv. Pes caprae) und rankende Convolvulaceen, mehrere Amarantaceen, eine

Labiate, ein Syngeneſiſt, gar keine Crucifera, eine Umbellifera. Angebaut ſah ich nichts als Reis, deſſen vertiefte Felder vom Meere bewäſſert werden und der von geringer Qualität iſt, und Yams, ebenfalls von unedler Art. Kokos und Bananen gedeihen wild und ohne Pflege; dieſe Paradiesfeigen ſetze ich ganz gleich den beſten Datteln; die ſchaale Frucht aus den Treibhäuſern und ſelbſt in Aegypten unter dieſem Namen hat nichts von dem Wohlgeſchmacke, zu dem ſie hier gelangt. Zuckerrohr und Indigo wächſt in Menge, wird aber nicht benützt.

Unzählige Vögel aller Art bewohnen dieſe Inſeln; ich ſah unter ihnen den großen Marabu und mehrere andere Reiherarten, von denen einer ſogar zugleich mit Buphaga auf den Büffeln ſeine Nahrung ſucht, viele Papageyen, Singvögel, Raben, Rebhühner, Tauben. Natürlich bekam ich keinen einzigen, obgleich ſie nicht beſonders ſcheu waren. Ich ſah nur tiefe friſch gegrabene Löcher, die ich für Lager von Nagern hielt, ſie ſelbſt nicht, noch irgend ein anderes wild lebendes Säugethier; es ſoll Affen geben; eine kleine Eidechſe, die mir zu ſchnell war, keine Schlangen noch Fröſche. Inſekten aus den Ordnungen der Orthopteren (Gryllus), Hymenopteren (kleine Sandameiſen), Dipteren, Lepidopteren; von Coleopteren nur einen Aphodius; einen prachtvollen Buprestis konnte ich nicht haſchen; ein Elater, der Beſchreibung nach, entſchlüpfte Vernay wieder. Von Süßwaſſerconchylien bekam ich in großer Menge eine große Ampullaria, eine Melania und einen Planorbis, mir alle unbekannt. Das Meer ſpült aus zerbrochene Schaalen von Conus, Oliva, Cypraea. Sehr buntfarbige Krabben leben bei zurückweichender Ebbe in Sandlöchern, und laufen bei dem geringſten Geräuſche hinab in's Waſſer."

Daran ſchließt ſich als ſpäterer Beiſatz, von welchem ich hier nur einige Zeilen mittheile:

Calcutta Jan. 14th 1841.

„Was ich bei meiner Ankunft hier erfahren, hat Ihnen, theurer Freund, wahrſcheinlich viel Unruhe bereitet. Nicht ſo mir. Zwar weiß ich vor der Hand noch nicht, von welcher Art die Beſchäftigung ſeyn wird, die mir angewieſen werden ſoll in der Stadt Bombay; ich habe aber hier ſo viele Freunde gewonnen, daß ich, ſobald Major Jervis meiner nicht mehr bedarf, oder meine Verbindlichkeit auf eine andere Weiſe erfüllt iſt, hier die freundlichſte Aufnahme und Förderung erwarten darf. Und es iſt dies nicht etwa eine leere Hoffnung; mehrere haben mir gerathen, gar nicht nach Bombay zu gehen, ſondern die erledigte Stelle des Dr. Helfer anzunehmen. Dieſes kann ich nun nicht; die Einladung nach Bombay iſt zu dringend, und von dort alſo werden Sie meinen nächſten Brief erhalten. Gott wird das Weitere fügen und Alles zum Beſten lenken" u. ſ. w. — —

Auch unſer Freund Bernatz hatte den Briefen von Roth einen ausführlichen an meine Frau beigefügt, in welchem er in ſeiner einfach natürlichen Weiſe und dennoch mit großer Lebendigkeit alle Ereigniſſe, alle Noth und Entbehrungen der Reiſe beſchreibt. Bereitwilliger als zu einer bewohnten Küſte, wo man den drückenden Mangel, der auf der mehr als 5monatlichen Fahrt auf dem von Anfang an ſparſam verſorgten Schiffe eingetreten war, hätte ergänzen können, fuhr der Kapitän mit zu den ſchwimmenden Eisinſeln hin, die ihnen mehrmals auf ihrer Fahrt begegneten. Auch die Inſel Amſterdam im fernen Süden ſahe man ganz nahe, ohne an ihr Waſſer ſchöpfen zu können. Bubenſtreiche der Matroſen, wie die Taufe im Meere, beim

Eintritte der Neulinge der Seefahrten unter die Linie, wurden vom Kapitän ſelbſt gegen ſeine beiden Paſſagiere erlaubt, dieſen aber, weil das Landen an civiliſirten Häfen, wie z. B. jener der Capſtadt iſt, dem Kapitän Geld koſtet, wurde auf ihrem ſchlecht und langſam ſegelnden Schiffe auf der langen Reiſe kaum ein Blick auf das Land gewährt. Monate lang ward ihnen am Abende kein Licht angezündet, weil es im Schiffe keine mehr gab. In der That, es gewährt eine anziehende Unterhaltung, die kindlich treue Schilderung all' der Erfahrungen zu leſen, welche die beiden Freunde auf dieſem erſten Zeitabſchnitte ihrer damaligen großen Reiſe machten. Auf ihrem zwar neuen, aber ſchlecht zuſammengefügten Schiffe mußte das Ohr ſich allmählig an die Töne des Krachens und Knarrens gewöhnen, die man bei jeder ſtärkeren Bewegung des Meeres in dem Bretterwerke der Kajüten vernahm; das Auge aber hatte ſich an nichts Neues zu gewöhnen, denn es gab im ganzen Schiffe, eben ſo wie im täglichen Haushalte und am Tiſche des Kapitäns faſt nur Lücken und Räume, welche, eben ſo wie die Mägen unſerer Reiſenden, nur ſcheinbar, wie von Spinnewebennetzen ausgefüllt wurden, zugleich aber leer blieben.

In Calcutta hatte mein junger Freund Roth die Bekanntſchaft des würdigen Miſſionärs Häberle gemacht; er und ſein Reiſebegleiter fanden da eine ſo innige, liebevolle Aufnahme, wie in einem Hauſe der Eltern und Geſchwiſter. Unvergeßlich blieb auch unſerem jungen Naturforſcher der Eindruck, den der öftere Beſuch „des botaniſchen Gartens zu Calcutta und des Thiergartens zu Barakpur auf ihn gemacht hatte; Anſtalten, mit welchen nach ihrer Großartigkeit keine anderen in der Welt ſich meſſen können, weil ſie Alles in ſich vereinigen, was die indiſche Pflanzen- und Thierwelt Prachtvolles und Koloſſales aufzuweiſen hat.“

Das Verhältniß der beiden jungen Deutſchen zu dem edlen Major Jervis hatte ſich, wie es zu erwarten ſtand, bald aufs Beſte geordnet. Zwar trafen ſie den Major nicht in Calcutta, dahin er ſie von Deutſchland aus berufen hatte, denn er war ſeitdem nach Bombay gezogen; dorthin aber ſollten ſie zu ihm kommen. Roth erfüllte dieſen Wunſch, nach einem 6 wöchentlichen Verweilen in Calcutta, Bernatz, mit künſtleriſchen Arbeiten beſchäftigt, blieb noch einige Zeit, folgte dann aber auch auf einem Fahrzeuge, das voller Cholerakranker war, bewahrt und erhalten dem Freunde nach. Johannes Roth ſchrieb mir am 31. März 1841 einen langen Brief aus Bombay. Er hatte bei Jervis die freundlichſte Aufnahme und eine Beſchäftigung gefunden, welcher er mit freudigem Muthe ſich hingab: die Mitarbeit oder eigentlich Hauptarbeit an einem großen Werke, zunächſt über Indien, daneben aber auch über andere aſiatiſche Länder, in denen brittiſcher Einfluß gilt. Er bittet mich um ſchleunige Nachſendung einiger dahin einſchlagender Werke des deutſchen Fleißes. Beiläufig meldet er mir, daß er äußerlich bei guter Geſundheit und ſonſt auch gut geſtellt ſey, denn ſein Einkommen betrug 2960 Rupien (3360 fl.) und er, für ſeine leiblichen Bedürfniſſe, brauchte ſehr wenig, da er zwar genöthigt war, öfters in einem theuren engliſchen Gaſthauſe zu ſpeiſen, ſonſt aber faſt nichts genoß als Früchte (namentlich Piſang) und etwas Reis.

So freudig und eifrig aber auch Roth bei ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit war, fühlte er doch bald, daß ihm das anhaltende Stillſitzen bei dem Geſchäfte mit der Feder und beſonders ſeinen Augen hier in dem indiſchen Klima nicht zuträglich ſey. Aber ehe man es gedacht hatte, war ſchon für eine zuträglichere Stellung geſorgt. Die oſtindiſche Kompagnie, im Einverſtändniſſe mit der engliſchen Regierung hatte den Beſchluß gefaßt, eine Geſandtſchaft unter der Führung des Kapitäns (nachherigen Majors) Harris an den König von Schoa im ſüdlichen Abyſſinien abgehen zu laſſen. Dieſe hatte über reiche Mittel zu verfügen, ſie ſollte ſich außer ihrem handelspolitiſchen Zwecke auch naturhiſtoriſche Forſchungen zu ihrer Aufgabe machen. Jervis hatte dem Kapitän Harris ſeinen jungen Freund Roth als Naturforſcher und Arzt, Bernatz als Maler zur Theilnahme an der Expedition empfohlen und die Einwilligung von beiden Seiten in den Wunſch und Vorſchlag von Jervis fand ſo wenig Bedenken, daß die beiden Deutſchen ſchon am 27. April 1841, vier Wochen nach dem Abgange von Roth's letztem Briefe an mich, von Bombay abfahren konnten, um ſich in Aden der bereits dort verweilenden Geſandtſchaft anzuſchließen. Hier, in Aden, mußte Roth, aus Rückſicht auf einige anſehnliche Mitglieder des Geſandtſchaftsperſonales, noch eine Prüfung beſtehen. Es wurde ihm aufgegeben, eine naturgeſchichtliche Beſchreibung von dem in dieſer Hinſicht noch ganz unbekannten Aden in kurzem Umriſſe zu entwerfen und er löſte die Aufgabe ſo vollkommen befriedigend, daß einſtimmig Alle dem Kapitän Harris ihre Zufriedenheit mit der Wahl dieſes jungen Ausländers bezeugten. Und wie hätte dieſes anders ſeyn können? Erwies ſich doch der junge Deutſche als eine unſchätzbare Mitgabe der Expedition von da an, wo dieſe (am 17. Mai 1841) von dem afrikaniſchen Hafen Tadſchura nach Schoa aufbrach, bis dahin, wo ſie am 16. März 1843 wieder in dieſen Hafen kam. Denn Dr. Roth war als Arzt, als Beobachter, in Kurzem auch als Dolmetſcher und Unterhändler mit dem Volke, ſo wie als Mann des Vertrauens bei der königlichen Familie in Schoa, man darf wohl ſagen, des Kapitän Harris Rathgeber und ſeine rechte Hand, wie denn auch der beſte und bewährteſte Theil der Harrisſchen Beſchreibung der damaligen Reiſe eine Zugabe von Roth iſt. Ich ſpräche gerne, wenn hier dazu der Raum wäre, noch mehr von alle Dem, was mein Freund Roth auf ſeinem Wege durch das äthiopiſche Wüſtenland und während ſeines Aufenthaltes auf dem Hochgebirge von Schoa, in der Nachbarſchaft des Aequators erlebt und erfahren hat. Gefahren, ſelbſt von Mörderhänden, drohten den Reiſenden; die beiden deutſchen Miſſionäre, auf deren Zuſammenſeyn und Kunde der Landesſprache und Volksſitte man in Schoa gerechnet hatte, mußten das Land verlaſſen, Roth aber bei ſeiner außerordentlichen Begabung zum Erlernen fremder Sprachen, ward nicht nur der gelehrten (koptiſchen) Schriftſprache, ſondern der Redeweiſe des Volkes ſo bald Meiſter und erregte zugleich durch ſeine, bei uns allbekannten phyſikaliſchen Geſchicklichkeiten ſo viel Staunen, daß die Abyſſinier, namentlich der König, den deutſchen Arzt als einen Adepten betrachteten, der mit ſchwarzen Künſten der Zauberei und Geiſterbündniſſe wohl vertraut ſey. Das Volk, ſelbſt die den Fremden abholden Prieſter wagten deshalb aus Furcht keine Beleidigung, einige ſogar kein Betreten der Wohnung unſeres Landsmannes. Dieſer aber als glücklicher, hochgeachteter Arzt der Königin Mutter und ihrer Hofdamen und Kinder, genoß Gaben und einheimiſche Annehmlichkeiten des Lebensunterhaltes aus dem königlichen Hausweſen, welche er freigebig mit all' ſeinen Begleitern theilte*). Auch dem

---

*) Namentlich die täglichen Zuſendungen eines für dieſe Gegend geſunden, bierähnlichen Getränkes.

König ſchien die beſcheidenere Weiſe des deutſchen Arztes vertrauensvoller zu ſtimmen und beſſer zu gefallen als der höhere Ton der Engländer. So hatte der junge Naturforſcher hier auf einem Hochgebirge unter 9° des nördlichen Wendekreiſes, welches dennoch ein Klima wie von Oberitalien genoß, eine unvergleichlich günſtige Gelegenheit zu den vielſeitigſten Forſchungen. Denn in wenig Stunden, vom Gebirge abwärts, konnte er in der heißen Region der Palmen und Mimoſen, in der Heimath der Papageyen und Affen ſeyn.

Das Reiſewerk von Harris, ſo wie die Scenes of Aethiopia von Martin Bernatz, können über dieſes Alles mehr ſagen, als mir hier verſtattet iſt. Vor Allem aber ein Buch, das zum öffentlichen Erſcheinen ſchon bereit liegt, eine ſchmucklos treue, nicht ſo theuer zu habende Erzählung meines Freundes Bernatz von ſeiner Reiſe nach Indien und Aethiopien, mit wohlfeilen Abbildungen. Denn während Roth als Begleiter der erſten Abtheilung des Geſandtſchaftsperſonales, unter dem Schutze eines militäriſchen Corps in ziemlicher Kürze und verhältnißmäßiger Bequemlichkeit den Weg von Tadſchura aus zurücklegte, mußte Bernatz zunächſt nur in Geſellſchaft eines einzigen europäiſchen Begleiters Monate lang unter ſteten Lebensgefahren das heiße, wüſte, vulkaniſche Tiefland der Tanakils durchwandern. Denn bald nach dem Abgange der erſten Abtheilung der Expedition war von der oberſten Behörde der oſtindiſchen Kompagnie, die ſeitdem eine ganz andere geworden, der Befehl eingetroffen, daß die Geſandtſchaft nach Schoa ganz unterbleiben und alle damit Betheiligten, zunächſt auch das Militär, nach Indien zurückkehren ſollte. Aber gerade das, was die erſte ſchon vorausgegangene Abtheilung der Expedition aus Mangel an Transportmitteln, d. h. an Kaweilen, zurücklaſſen mußte, war nicht nur das ſchwerſte an Gewicht, ſondern auch das Wichtigſte zum Gelingen des ganzen Unternehmens. Denn die Gegenſtände, welche die engliſch-oſtindiſche Kompagnie dem König von Schoa zum Geſchenke ſendete, waren großentheils von ſehr augenfälliger Größe oder auch, wie die Kanonen, Musketen, Glocken u. ſ. von auffallender Schwere, und hierzu waren auch noch die anſehnlichen Nachſendungen von baarem Gelde aus Oſtindien gekommen, die zur Deckung der Ausgaben in Schoa wie auf der Rückreiſe von dort unentbehrlich nothwendig waren. Dieſes Alles mit Sicherheit zu überbringen, war die Aufgabe von Bernatz, gewiſſenhafter Treue und Beharrlichkeit. In der That, es gehörte ein feſtes Gottvertrauen dazu, ſo ohne alles ſchützende Geleite durch ein Land zu reiſen, von welchem man nichts weiß und kennt, als die Mühſeligkeiten und Gefahren, ſo wie unter ein Volk, deſſen Sprache man zwar nicht verſteht, wohl aber ſeine Geſinnungen kennt, welche gegen jeden hindurchreiſenden Europäer voll tödtlichen Haſſes ſind. Denn eben damals, wo Bernatz ſeine einſame Reiſe antreten ſollte, war unter den Beduinenſtämmen, durch deren Gebiete der Weg führte, das Gerücht verbreitet, daß die Engländer in ihr Land gekommen ſeyen, um dasſelbe zu erobern. Sie hatten deshalb allen Europäern den Tod geſchworen, die in ihre Hände fielen. Allerdings war es dem äußeren Anſcheine nach nur die Furcht vor den Kanonen eines engliſchen, auf der Rhede liegenden Schiffes, welche den Sultan von Tadſchura bewog, den Kameeltreibern, die unſeren Bernatz mit ſeinen Gütern durch die Wüſte führen ſollten, bei Todesſtrafe es anzubefehlen, daß ſie dieſen Fremden unter ihrem Schutze ſicher bis zum beſtimmten Ziele brächten. Wäre jedoch über dem Nachtagebote jenes Sultans nicht noch eine höhere Hand dageweſen, dann hätte der arme Fremde ſchwerlich die Gränze von Abyſſinien lebend erreicht. Denn mehr als ein Mal wurden Bernatz und ſein Begleiter Scott von ihrem Beduinengeleite mitten in der Wüſte ſammt ihrem Gepäcke allein gelaſſen, wenn nur in der Nähe für die unentbehrlichſte Nothdurft des Trinkwaſſers geſorgt war, denn die tägliche Speiſe für die Beiden war in den getrockneten Vorräthen enthalten, die ſie mit ſich führten. Auch geſchah es, daß etwa ein mächtigerer, vom Sultan unabhängiger Beduinenſtamm, als jener ihrer Kameeltreiber war, dieſe nöthigen wollte, die verdächtigen Fremdlinge umzubringen und ihre Güter zu theilen. Immer aber ward dieſer böſe Rath verhindert, und bei allem Mangel, aller äußeren Noth blieben die Beiden geſund. Ja für Bernatz, den Maler und treuen Beobachter, war das lange Verweilen, meiſt an ſolchen Stellen, da ſich erloſchene Vulkane und bei ihnen trinkbare Gewäſſer fanden, ein Gewinn, den er in ſeinem äthiopiſchen Reiſewerke wohl verwerthet hat. Noch mehr aber als auf dieſes größere, koſtſpieligere Werk darf ich meine Leſer auf das ſchon erwähnte Buch verweiſen, darin Bernatz die ganze Reiſe nach Oſtindien und Schoa, welche er mit Johannes Roth machte, beſchrieben hat.

So viel darf man wohl bemerken, daß bei Bernatz die Reiſeluſt vollkommen geſtillt und die Sehnſucht nach der Heimath überwiegend geworden war, als die Geſandtſchaft nach Vollendung ihres Auftrages die Rückkehr von Schoa beſchloſſen hatte. Anders aber war es bei Johannes Roth. Dieſer wäre gerne noch in Schoa geblieben, bis ſich ihm, vielleicht in Harris' Geſellſchaft, eine Gelegenheit aufgethan hätte zu einer tiefer eindringenden Reiſe in's Innere von Afrika. Aber eine tief zu Herzen gehende

Trauerbotſchaft hemmte alle ſeine weiteren Reiſepläne; ſie brachte ihm die Nachricht von dem Tode ſeiner treuen Mutter und zugleich die dringende Aufforderung ſeines Vaters, alsbald nach Vollendung der abyſſiniſchen Reiſe in die Heimath zurückzukommen. Er beeilte ſich deshalb, mit der Geſandtſchaft von Schoa aus zunächſt nach Bombay zu gehen, um ſeine Sammlungen der dortigen Regierung zu übergeben, und war ſchon im Auguſt 1843 wieder bei den Seinigen und bei uns in München.

7. Ein Wiederſehen und Scheiden.

Hier wartete ſeiner eine für ſein ganzes Weſen noch bedeutungsvollere tiefer eingreifende Wirkſamkeit, als jene geweſen, die er auf ſeinen Reiſen geübt hatte. Ich meine hiermit nicht zunächſt jene äußere, die er ſo treu bethätigt hat, nach ſeiner Anſtellung als Adjunkt an der zoologiſch-zootomiſchen Sammlung des Staates und als außerordentliches Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, oder als Lehrer an der Univerſität durch ſeinen nachhelfenden Unterricht auch für eine geringe Zahl von Zuhörern. Denn obgleich in der Sammlung der Akademie noch jetzt mit Dank und ſelbſt mit Bewunderung das gewürdigt werden muß, was ſeine ordnende und ſammelnde Hand für ſie geleiſtet und herbeigeſchafft hat, geht dieſes dennoch weniger die Geſchichte der Entwickelung ſeines eigenen, inneren Lebens an. Anders war es bei den Thaten der treuen, hingebenden, aufopfernden Liebe, welche von jetzt an faſt 9 Jahre lang (bis zum Tode ſeines Vaters) neben dem äußeren Tagwerke ſein Beruf waren. Unterthan ſeinem Vater in demüthiger, kindlicher Geſinnung, zugethan ſeinen Freunden, namentlich mir und meinem Hauſe in herzlich zutraulicher Liebe, war er uns Allen ein Geſchenk, das uns werth wie vom Herzen Gottes kam, zunächſt aber ward er ſeinem brüderlichen Freunde **Erdl** ein theilnehmend hülfreicher Begleiter und Mitgenoſſe auf der letzten Strecke des frühe endigenden Lebens. Dieſer unſer unvergeßlicher **Erdl** war, ſeitdem **Roth** die Reiſe nach Indien angetreten, ein glücklicher Familienvater, hochgeachteter Lehrer an der Univerſität und unermüdet thätiger, rühmlich anerkannter Schriftſteller im Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft geworden. Aber ein Leiden der Bruſt gab ſich bei ihm, bald nach **Roth's** Zurückkehr aus Indien, ſchon durch manche Voranzeichen kund und nahm allmählig, nach wenig Jahren einen ſo ernſten Verlauf, daß es den Mann unſerer Hoffnungen von ſeiner ununterbrochenen Arbeit zum Ausruhen auf dem Krankenbette und bald in dem Grabe dahinführte. Was in dieſer Zeit, bis zum Todestage des geliebten Freundes (am 25. Februar 1848) **Johannes Roth** an dem Kranken und Sterbenden gethan, wie er in allen freien Stunden des Tages und in ſo mancher Nacht das Weh in der Bruſt des Leidenden zu lindern, dieſen zu tröſten und aufzurichten ſuchte, das wiſſen die, welche mit ihrer eigenen, theilnehmenden Liebe ſeine Gehülfen bei dieſem Werke der Liebe waren. Er blieb auch, bis zu ſeinem eigenen Ende, ein innig theilnehmender Freund der Hinterbliebenen ſeines treuen Jugendgenoſſen, dem ſeine beiden leiblichen Kinder bald in das Grab folgten.

Aber ein anderer Genuß und bald auch eine Pflicht der kindlichen Liebe war dem **Johannes Roth** bald hernach beſchieden. Das war der tägliche, immer vertraulicher werdende Umgang und geiſtige Verkehr mit ſeinem herrlichen Vater. In den Stunden, wo dem Sohne der ſonſt in Ehrfurcht ſchweigſame Mund aufging (das Herz voll kindlicher Liebe war immer offen), da wußte er den vielbeſchäftigten Vater öfters durch die Berichte über das, was er auf der Reiſe geſehen und erlebt hatte, in ſehr anziehender Weiſe zu unterhalten, auch aus Büchern neuer wie alter Zeit theilte er dem Vater das für denſelben Anziehendſte mit. Als aber dieſer ſeltene Mann, für die meiſten Anderen kaum merklich, anfing zu erkranken und auf ſein Sterbelager kam, da verließ der treuliebende Sohn ihn nicht mehr, war bei Tage wie bei Nacht ſein Krankenpfleger und Arzt. Es war dieſe Zeit die hochgeſegnetſte für das ganze Leben unſeres Johannes Roth. Das Herz des Vaters und dieſes Sohnes waren ſich noch niemals ſo innig vertraut geworden und nahe gekommen; der Vater erfuhr in ſeinem Innerſten erſt jetzt ganz, was er an dieſem Sohne, dieſer aber, was er an einem ſolchen Vater gehabt hatte.

Ich ſelber war in den Tagen, in denen mein vieljähriger, theurer Freund am Sterben lag, ſo ſchwer erkrankt, daß ich ihm nicht mehr perſönlich nahen, ihn nicht mehr ſehen und noch einmal für alles Das danken konnte, was er an meiner Seele gethan hatte. Denn obgleich ich nach der Zahl meiner Tage nicht viel jünger war als er, iſt mir dennoch Johann Friedrich Roth durch das Vorbild ſeines lauteren, bis in's Kleinſte „richtigen" Wandels (Eſ. 57, 2) und durch ſein belehrendes Wort ein väterlicher Erzieher und Führer zur ächten Weisheit des Lebens geweſen. Er ſtarb am Tage vor ſeinem 72. Geburtstage, am 22. Januar 1852.

Mein Verhältniß zu ſeinem Sohne Johannes war jetzt ein noch viel anderes, innigeres geworden. Es bedurfte zwiſchen uns keiner Worte darüber, wir wußten und fühlten, woran wir mit einander waren. Er wurde mir von Tag zu Tage immer mehr ein trauter Sohn meines Herzens; ich darf deshalb wohl in tiefer eingehender Weiſe von ſeinem, nur Wenigen bekannten Weſen ſprechen. So wie ſein Vater es that, pflegte auch er in Beziehung auf das innerſte, theuerſte Geheimniß ſeines Herzens an die Worte zu denken, welche Salomo bei der Einweihung ſeines Tempels ſprach: „Der Herr hat geſagt, Er wolle im Dunkeln wohnen.“ Wer den ſeltenen Jüngling in ſeinem gewöhnlichen Tagwerke, bei der mikroskopiſchen Betrachtung und Beſchreibung der kleinſten Thiere und ihrer einzelnen Theile, oder beſchäftigt mit dem niederſten Dienſte ſeines Conſervatoriums ſahe, wer ihn im alltäglichen Umgange mit Genoſſen des gleichen Geſchäftes oder mit ſeinen Bekannten ſprechen hörte, der hatte ſein eigentliches inneres Weſen gleichſam nur im Gewande der Wochentage geſehen. Außer dieſem aber beſaß ſein Gemüth ein Sonntagsgewand, in welchem er ſich jedoch nicht auf den Gaſſen der Spaziergänger ſehen ließ, ſondern ſtill im Innern ſeines geiſtigen Obdaches und auf der Sternwarte desſelben blieb, von der er in eine Welt der Gedanken hinaufblickte, in welcher das unermeßbar Große nur von gleicher Bedeutung iſt, als das unermeßbar Kleine.

8. Ein neuer Zug nach Oſten.

Vor der Hand zog ihn nur der Trieb des Forſchens aus dem kleineren Kreiſe der Sammlungen todter Thiere, deren Arten noch jetzt leben, hinaus in eine Gegend, darin er die Grabſtätten und Reſte einer längſt von der Erde verſchwundenen Welt der Lebendigen aufſuchen wollte. Er reiſte nach Griechenland, dahin er am 15. Nov. 1852 kam, und wo er faſt ein halbes Jahr mit oft ſehr glücklichen, zuweilen auch mit gehemmten Ausgrabungen von paläontologiſchen Thierüberreſten meiſt am Penthelikon zubrachte. In dieſer Zeit ſchrieb er mir eine Reihe von Briefen, darin ſich ſein liebevolles Gemüth, ſeine Freude an der ſchönen Natur des Landes, ſeine Dankbarkeit für die Thaten der Freundlichkeit, die man ihm erwieſen, ausſprachen. Einmal gerieth er durch das Einſtürzen der Bergwand, in welche er ſich hinein gegraben hatte, in Lebensgefahr. Doch ſchreibt er mir in ſeinem letzten damaligen Briefe aus Griechenland heiteren Muthes: „Mein Ausſehen ſoll vortrefflich ſeyn: Geſicht und Hände wie Braun vom Brode, und ein Filz um das Kinn. Wirklich fühle ich mich ſehr wohl bei der ſtarken Bewegung. Keine Spur vom Fieber, noch weniger von der Noſtalgie, im Gegentheile überfällt mich ein momentaner Schüttelfroſt, wenn ich an die Münchener Eiszapfen denke. Die letzten Wochen (2. Hälfte des März) waren hier auch ſehr windig und oft kühl, aber doch ſahe man täglich die Sonne und fror nicht wie ein poor Tom. Zwei Trieſtiner Schiffe fehlen ſeit mehreren Tagen; ſie werden irgendwo in der Adria herumtanzen. Hie und da fühlt ein Fremder hier einen leichten Erdſtoß, welchen der Athenienſer gar nicht beachtet.“

Von Griechenland führte ihn der Geiſt ſeines Forſchens in den Räthſeln einer großen Vergangenheit weiter, nach dem Lande ſeines Sehnens: nach Paläſtina. Hier aber mußte er bald ſich überzeugen, daß in der damaligen kriegeriſch ungleich gefahrdrohenderen Zeit, als die unſerer erſten Reiſe unter Mehemed Ali's Herrſchaft und Ibrahim Paſcha's gefürchteter Macht geweſen war, bei weitem größere Geldmittel nöthig ſeyen, um ſich den Weg in das Innere zu öffnen, als die ſeinigen waren. Er kehrte deshalb, leidend noch dazu an einem heftigen Wechſelfieber, das er auf ſeiner Reiſe ſich zugezogen hatte, im Winter 1853 nach München zurück.

Hier war er uns Allen, die wir ihm näher ſtanden, ein Vorbild der Berufstreue auch im Kleinſten. Denn im Winter, ſobald es tagte, im Sommer aber bald nach fünf ſaß er ſchon wieder in ſeinem Arbeitszimmer im Gebäude der Akademie, und blieb hier, ohne etwas Anderes, als zuweilen eine Semmel mit einem Glas Waſſer zu genießen, bei der Arbeit bis gegen Abend, wo er dann in einem Koſthauſe für den ganzen Tag eine Mahlzeit zu ſich nahm, die immer aus einem und demſelben einfachen Gerichte beſtand und dem Anſcheine nach kaum zur Sättigung eines 6- oder 8jährigen Knaben hingereicht hätte. Dabei blieb er ſtets heiter und zur freundlichen Mittheilung geneigt, war auch im Hauſe der Freunde gerne zuweilen ein trefflich unterhaltender Gaſt. Doch konnte man ihm, in vertraulichen Geſprächen, anmerken, daß er, obwohl mit vollkommen ſtiller Ergebung, auf eine neue Wendung ſeines Lebensweges warte. Er wußte und fühlte, daß dieſer Weg von einer höheren Hand ihm vorgezeichnet ſey, welche jeden ihrer Arbeiter zur rechten Stunde zu berufen und an ſeinen Ort zu leiten verſteht.

Roth hatte das Glück, einem Könige zu dienen, deſſen Geiſt und Gemüth ohne Aufhören bereit ſind, die Gaben und den eigentlichen Lebensberuf auch des Einzelnen ſeiner Zeitgenoſſen, vor Allem ſeiner Unterthanen, zu erkennen und hülfreich denſelben entgegenzukommen. So war es denn auch hier König Maximilian II. von Bayern, welcher unſerem jungen Freunde einen weiteren Schritt möglich machte auf dem Wege nach einem Ziele, das ihm ſeit zwanzig Jahren als ein ihm vorher beſtimmtes vor Augen lag. Die Löſung oder wenigſtens die nähere Betrachtung des großen Räthſels der geologiſchen Geſtaltung von Paläſtina, mit ſeinen weit ausgedehnten Senkungen des Bodens, tief unter dem Spiegel der freien Meere, lag ihm zunächſt als ſeine Lebensaufgabe vor Augen. Denn es erſchien für ihn nicht ohne weſentliche Bedeutung, daß er Theilnehmer und Zeuge der Entdeckung der unerhört tiefen Lage des Spiegels des todten Meeres geweſen war, welche durch uns im Frühlinge 1837 zuerſt gemacht wurde. Aber mit dieſem zugleich war ihm die Erkenntniß aller anderen Naturverhältniſſe von Paläſtina ein Tagwerk, dem er bereit war, ſich mit unabläſſigem Fleiße hinzugeben.

9. Der rüſtige Fleiß am Tagwerke.

Von ſeinem Könige mit huldreicher Freigebigkeit unterſtützt, begab ſich Johannes Roth am 19. November 1856 auf ſeine Reiſe, innerlich zwar freudigen Muthes, äußerlich aber leidend an einem heftigen Katarrhe, der ſich jedoch ſchon in Aegyptens milder Luft alsbald verlor. Mein theurer Freund mag in dem nachſtehenden Briefe an mich mit eigenen Worten, nach Uebergehung ſeiner ſtürmiſchen Seefahrt von Trieſt nach Alexandria, ſeine Ankunft an der Küſte von Paläſtina, in dem gartenreichen Jaffa, beſchreiben.

Jaffa, den 11. Dez. 1856.

„Mein lieber väterlicher Freund!

Bis hierher hat der Herr geholfen, und ich verſehe es mich zu ſeiner Güte, daß er noch fernerhin mich leiten und geleiten wird. Von Alexandria gab ich Nachricht; ich fahre fort in der Erzählung meiner kleinen Erlebniſſe bis heute. Um nicht auf unbeſtimmt lange Zeit in Alexandria feſtgehalten zu werden, das jetzt kein angenehmer Ort mehr iſt, ging ich ſchon am 5. Dezember, alſo zwei

Tage nach meiner Ankunft von Trieſt, wieder an Bord eines franzöſiſchen Dampfſchiffes, und zwar, weil ich auf der eben zurückgelegten Fahrt als Paſſagier der zweiten Klaſſe einige unangenehme Erfahrungen gemacht hatte, in der erſten Kajüte. Dieſes wäre eben jetzt nicht nöthig geweſen, da weder die erſte noch zweite auch nur die Hälfte der Plätze vergeben hatte. Die Fahrt war ſehr angenehm, nahm gerade 30 Stunden in Anſpruch, und wurde weder durch ſtarke Gegenwinde, noch durch unruhige See im mindeſten gehindert. Bei ſtrömendem Regen mußte ich am letzten Sonntag früh mich ausſchiffen: mein früherer Diener Antonio war mit einem Briefe von Sandreczki an Bord gekommen. Bei einem Juden, Mor. Plattner, der ſeit zwei Jahren eine Art Hôtel hier hält, fand ich für's Erſte Unterkommen. Als ich da beim Frühſtücke ſaß, meldete ſich der griechiſche Konſul dahier, Mr. Contzorelli, der von ſeiner Regierung Weiſungen in Bezug auf mich erhalten hatte, und ich erkannte in ihm einen Mann wieder, der vor drei Jahren in Beirut als Kanzler des dortigen griechiſchen Generalkonſuls mir ſehr viele Gefälligkeiten erwieſen hatte. Von ſeinen vielen Anerbietungen nahm ich nur die an, mir ſofort ein Landhaus zu miethen und dasſelbe mit dem Nöthigſten zu verſehen. Nachmittags führte er mich unter fortwährendem Regen (dem erſten ſeit 10 Monaten) zu verſchiedenen Perſonen von Diſtinktion: zuerſt zum Gouverneur der Stadt, der mich mit dem ſchönen Komplimente empfing: „Du bringſt Segen für das Land mit Dir“ (auf den Regen anſpielend). Da wurde meine Kunſt zu Schanden, den Grüßenden an Höflichkeit zu überbieten, und ich mußte mich darauf beſchränken, ihm ſagen zu laſſen, daß ich in ihm einen wahren Hort der Fremdlinge und Pilgrime erblicke, und daß ich mich unter ſeinem Schutze vollkommen ſicher fühle. Das Bedientenzimmer im jüdiſchen Hôtel iſt übrigens beſſer, als das Empfangszimmer dieſes Gouverneurs, der über 15 Mann Soldaten gebietet und ein Stadtthor, das mit Sonnenuntergang (auch für mich) geſchloſſen wird. Die Vizekonſuln von Preußen, Oeſterreich, England wurden nach der Reihe beſucht, lauter Orientalen, mir ſchon etwas bekannt von früher; auch fanden Wiedererkennungsſcenen ſtatt, die im Orient noch feierlicher ſind als erſte Begrüßungen. Herrn Miſſionär Kruſe fand ich auch, ſonſt Niemand von der engliſch-proteſtantiſchen Kirche. Montag Nachmittags bezog ich mein Gartenquartier, immer noch im Regen, und dachte dabei: „zu viel Segen“, mein Hausherr war aber anderer Meinung. Meine Wohnung ſteht mitten unter Citrusbäumen, Limonen, Orangen, Portugallen, Apfelſinen und Citronen, alle voll von Früchten in verſchiedenen Maturitätsgraden; nur ſchade, daß dieſe Bäume alle ſo nieder gehalten ſind, daß man nur in gebückter Stellung darin umhergehen kann. Der Hausgarten hat etwa zwei Acker Land und gegen 6000 Bäume oder vielmehr Sträuche darauf, darunter auch hohe Dattelpalmen und Bananenbäume. Die Bewäſſerung iſt künſtlich durch eine Sakieh, wie hier überall. Du kannſt Dir denken, daß ich gleich nach meiner Inſtallation in den Garten hinabſtieg und einige Nachforſchungen anſtellte, die nicht gerade unbefriedigend ausfielen, mich aber doch lehrten, daß trotz der warmen Luft für dieſe Gegend wirklich die Ruhe eingetreten ſey.“

„Am Dienſtage früh, vorgeſtern, machte ich eine erſte größere Exkurſion dem Strande entlang gegen Norden, und dieſe Exkurſion habe ich geſtern und heute wiederholt; es galt der Einſammlung der Purpurſchnecke, welche ich vor

3 Jahren ſchon eingeſammelt hatte, um an Bord des Dampfſchiffes die Unterſuchung vorzunehmen, welche aber damals vereitelt wurde. Ich habe davon bis jetzt gegen 400 Stück lebend gefunden, und zum größten Theile ſchon ihrer färbenden Subſtanz beraubt, bin aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieſe Art Purpura und ihr Saft die wenigſt geachtete im Alterthume war: meine Hände und die Linnenſtücke, die ich gefärbt, haben nicht Purpur-, ſondern Amethyſtfarbe angenommen. Außer der Purpura kommt hier keine Schnecke in Menge vor, welche einen anderen Purpur liefern könnte, wohl aber, wie mir verſichert wird, weiter nördlich gegen Sur hin. Wenn ich meine Beobachtungen rückſichtlich dieſer Purpura beendigt habe, ſchicke ich einen Bericht darüber unſerer Klaſſe ein, mit Proben von gefärbten Zeugen; ich habe aber ſchon eine ziemliche Quantität des färbenden Prinzipes auf die Seite gethan zu einer chemiſchen Analyſe nach meiner Rückkehr. Auf den Exkurſionen habe ich bis jetzt nur drei Pflanzen in Blüthe angetroffen: eine Matthiola, die gemeine Paſſerina und eine der Calendula ähnliche Pflanze; auch ſcheint es nicht, daß dieſer Frühregen ſchon mehr herauslocken wird: es ſchießt wenigſtens noch nichts auf von Zwiebelgewächſen. Am Strande fand ich ungeheuere Maſſen (kleine Rollſtücke) von Bimsſtein, wahrſcheinlich von Santorin und anderen griechiſchen Inſeln angeſchwemmt; Berge aus Schaalen von Bivalven, und den ganzen Meeresſand aus Bruchſtücken von ſolchen beſtehend, auch den neuen Meeresſandſtein, auf eine Entfernung von einer halben Stunde landeinwärts.“

„Ich hatte hier ein ganz angenehmes Leben und Beſchäftigung vollauf, wenn ich, worauf ich beſtimmt gerechnet hatte und auch rechnen konnte, mein ſämmtliches Gepäcke bei mir hätte. Drei ſchwere Kiſten, mit meinen Büchern, Inſtrumenten, Medikamenten und Utenſilien zum Sammeln hatte ich einen Monat vor meiner Abreiſe dem Fuhrmanne nach Trieſt übergeben; dort kamen ſie auch zeitig an, und wurden auf demſelben Dampfboote, auf dem ich mich einſchiffte, nach Alexandria ſpedirt, dort aber nicht ausgeſchifft bis zur Stunde, wo ich wieder abfuhr, ſo daß ich ohne dieſelben fort mußte, und vielleicht noch einen Monat auf ſie warten darf.“ — —

„Hier in Jaffa kommt ſo ziemlich Alles, was ich von fremden Sprachen weiß, in Anwendung, außer Amhariſch. Es würde meiner Schweſter Pauline wohl thun, mich franzöſiſch reden zu hören mit Herrn Coutzorelli, der täglich zu mir zum Speiſen kommt. Italieniſch geht auch wie Waſſer, und nur Neugriechiſch wie Bitterwaſſer dem Trinker. An die heiſeren Laute der arabiſchen Sprache kann ich mich ſchon wieder gewöhnen, obwohl meine Heiſerkeit, ſeit meiner Abreiſe aus München, verſchwunden iſt. Ich fühle mich ſo wohl, wie nur je, und freue mich ſtündlich, daß ich dem Winter entronnen und bei offener Thüre und Fenſter um 10 Uhr Nachts dieſes ſchreiben kann. Ich wünſche Dir auch, außer einigem Inkommoden, das mich weniger betrübt, einen ſolchen Dezember. In Jeruſalem iſt es ſchon rauher, obgleich dort auch erſt letzten Sonntag die Regenzeit angefangen hat. Meine Barometer ſind bis hierher glücklich gekommen; an zärtlicher Aufmerkſamkeit von meiner Seite hat es nicht gefehlt; ich hätte vielleicht eine Dame nicht ſo ſorgfältig gehütet. Auch ſonſt habe ich keine Einbuße erlitten, die nicht vorgeſehen war. Uebrigens ſo, wie in dem letzten Monate, dürfte es nicht lange fortgehen, ohne daß mich das Schickſal ereilte, das Du mir ſo oft vor Augen geſtellt: der Schuldthurm.

Anderthalb Tage im Hôtel d'Orient in Alexandria koſteten 18 fl. Jetzt geht dort Alles nur nach engliſchen Livres Sterl. und alſo ein Pfund täglich, man mag etwas erwiſcht haben zum Eſſen oder nicht, was gewöhnlich ein Loos meiner Beſcheidenheit war, ſo daß ich meiſt ungeſättigt vom Tiſche aufſtand. Die Ueberfüllung durch Reiſende aus Indien und Europa zu gleicher Zeit war aber der Art, daß man nur froh ſeyn durfte, doch ein beſcheidenes Plätzchen zu finden. Hier iſt es nun anders, und obwohl ich hier noch vornehmer lebe, als ich es fürderhin im Sinne habe, erreichen die Koſten nicht ein Drittel von dem, womit ich in Alexandria in Gefahr war, Hungers zu ſterben.“

„Meine Exkurſionen ſind noch nicht ſo weit gediehen, daß ich unſerem lieben Profeſſor Wagner mit Beſtimmtheit ſagen könnte, daß die im Alterthume berühmten Knochen des Seeungeheuers, welches die Andromeda verſchlingen ſollte, foſſil, oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, die Reſte eines geſtrandeten Zeitgenoſſen geweſen ſind. Ich werde in den nächſten Tagen, ſobald die Purpur-Unterſuchung beendigt iſt, auch Exkurſionen gegen die Hügel im Süden unternehmen, und das Reſultat melden. Mir iſt bis jetzt nichts Anderes vorgekommen, als neues angeſchwemmtes Land, das nur die Schaalenſtücke jetzt lebender Mollusken enthält. Sobald ich wieder an die Kreidehügel komme, geht auch das Sammeln von Verſteinerungen an. Vor meinem Abgange an das todte Meer wird ſchon eine Kiſte Naturalien abgeſchickt werden können: die wenigen Tage dahier haben ſchon ziemlich ausgegeben.“ — —

„Nun, mein lieber väterlicher Freund, nimm meine Wünſche für Dein Wohlergehen in dem neuen Jahre, das wir antreten, freundlich auf: habe Geduld mit mir, ich will redlich trachten, Deine und anderer Freunde Erwartungen von dieſer Reiſe, die nur durch Euch zu Stande gekommen, nach meinem geringen Vermögen in Erfüllung zu bringen. Ich bitte Dich, daß Du dieſen Brief auch meinem lieben Freunde Dr. S. Fiſcher mittheilen wolleſt (Thereſienſtraße Nr. $^{16}/_{2}$)."

„Ich grüße Dich und Deine liebe Frau ſammt den Freunden herzlichſt.

Dein dankbar ergebener

Hadſchi J. R. Roth."

N. S. „Gegen 6000 griechiſche und armeniſche Pilgrime haben ſich für das Weihnachtsfeſt in Jeruſalem verſammelt, und noch mehr werden erwartet. Der Preis aller Lebensmittel iſt noch enorm, trotz einer ſehr guten Ernte in dieſem Jahre. Unruhen haben in Gaza ſtattgefunden, wobei engliſche Schutzbefohlene Schläge davontrugen; ein engliſches Kriegsſchiff iſt deswegen dahin."

Mein Freund mußte ſich noch längere Zeit in Jaffa in Geduld faſſen. Doch gab ihm ſein dortiger Aufenthalt auch manchen lieblichen Genuß. Auf ſeinen Wanderungen, namentlich durch ein benachbartes Thal, an einem Bache hinauf, ergötzte ihn ſchon im Verlaufe des Januar der Anblick einer blühenden Pflanzenwelt, welche dem herrlichſten Luſtgarten der Erde zur Zierde geweſen wäre. Als die reizende Königin dieſes Blumenflors prangte auf allen Wieſen die herrliche Anemone coronaria, beſcheiden neben ihr die blauen Blumen der Scilla und andere, von denen ſeine ſpäteren Briefe zugleich mit den reichen Sendungen uns Kunde gaben. Auch fehlte es dem zutraulich freundlichen Reiſenden, bei ſeinem täglichen Verkehre mit dem Landvolke, nicht an allerhand unterhaltenden Ereigniſſen.

So erzählt er, in einem ſeiner Briefe, wie er einen armen Jungen weinend an dem Wege ſtehen ſah, ſeinen Eſel mit geſenkten Ohren daneben. Der Sack mit Getreide, den das Thier zur Mühle führen ſollte, war heruntergefallen von ſeinem Rücken und war ſo ſchwer, daß der Knabe ihn nicht wieder vom Boden erheben und dem Eſel aufbürden konnte. Viele andere, ältere Eſeltreiber von höherem Stande, als der arme Junge, waren untheilnehmend vorübergezogen. Roth aber, obgleich ſein Diener dies weit unter der Würde ſeines Herrn achtete, legte ſogleich ſelbſt Hand an den Sack und brachte dieſen mit Hülfe ſeines **Anton** wieder auf den Eſel. Eine That, welche das ganze in der Mühle verſammelte Perſonal der Eſeltreiber, Müller und Mühlknechte in hohe Verwunderung ſetzte u. ſ. w.

Während in ſolcher Weiſe in Jaffa der Aufenthalt noch immer in leidlicher Stimmung und leichter dahinging, wurden die Hemmungen, welche unſer Freund in Jeruſalem, zur Ausführung ſeiner angelegentlichſten Reiſepläne, erfuhr, deſto drückender.

Die Beduinenſtämme der Länder, zu denen Paläſtina gehört, waren damals, wie bereits erwähnt, in einem höchſt unbotmäßigem Zuſtande. Namentlich die, welche oſtwärts vom Jordan und dem todten Meere hausten, hatten ſo wenig Achtung und Furcht vor ihrer türkiſchen Regierung, daß ſie ohne Scheu den Straßenraub an hindurchreiſenden Fremden verübten, ja ſelbſt die eigenen Landsleute, die nicht von der gleichen Gemeinde deſſelben Stammes mit ihnen waren, beraubten und mordeten. Denn zu ſolchen Feindſeligkeiten gab ihnen die Blutrache, ſo wie die Aufreizung durch leicht wiederkehrende Beleidigungen des Einen der Ihrigen von den Leuten eines anderen Stammes beſtändige Veranlaſſung. Wenn deshalb ein Fremder, namentlich durch die oſtjordaniſchen Gegenden, mit einiger Sicherheit reiſen wollte, mußte er ſich das Schutzgeleite eines der mächtigeren Stämme oder mehrerer derſelben erkaufen, die ihn dann, jeder von ihnen durch ſein eigenes Gebiet bis zur Gränze in Schutz nahmen und an der Gränze vertragsmäßig ihn in den Schutz eines nachbarlichen Stammes übergaben. Verträge ſolcher Art wurden in Jeruſalem abgeſchloſſen, dahin die Oberhäupter (Scheichs) der einzelnen Stämme öfters kamen, um hier Kameele oder andere Erzeugniſſe ihres Landſtriches zu verkaufen und Einkäufe für ſich und ihre Leute abzuſchließen. Auch die Beduinen der unter einander feindlichen Stämme verhielten ſich, wenn ſie in Jeruſalem zuſammentrafen, ſchon aus Furcht vor den türkiſchen Soldaten, die in der Stadt ſtanden, friedlich gegen einander. Doch pflegten ſie ihre wechſelſeitigen Handelsangelegenheiten und Geſchäfte lieber vor einem der europäiſchen Conſulate, als vor den türkiſchen Gerichten abzumachen. Am meiſten Vertrauen bezeigten ſie bei ſolcher Gelegenheit den deutſchen Conſulaten, welche preußiſcherſeits in den Händen des H. von Roſen, für Oeſterreich in denen des Grafen Pizzomano ſtanden. Wenn dieſe den Scheichs der einzelnen Stämme eine bedeutende Summe zuſicherten für das ſichere Geleite eines von ihnen empfohlenen Reiſenden und ſein Gepäck, von einer ihrer Gränzen bis zur anderen, dann durfte man wohl auf die Erfüllung ihres gegebenen Wortes vertrauen, obgleich dieſes Schutzgeleite nicht von gleicher Sicherheit war, wenn irgend ein mächtiger Stamm die Führung des Fremden nicht nur durch ſein eigenes Gebiet, ſondern auch durch fremde Gebiete übernahm.

Zu dieſen vorbereitenden Schritten für ſeine Reiſen in

Paläſtina ſahe ſich Roth auch genöthigt, wenn er nicht auf bloße Wanderungen in dem diesſeitigen Jordansgebiete, zu Fuße, an der Seite ſeines treuen arabiſchen Knechtes, beſchränkt bleiben ſollte. Aber auch zu einem Verſuche ſolcher vorbereitender Schritte mußten Zeit und Gelegenheit abgewartet werden, und einſtweilen fand der Reiſende ſchon in der nächſten Umgegend von Jeruſalem genugſame, ihm wohl zuſagende Beſchäftigungen. Er ſchreibt mir hierüber:

Jeruſalem, März 28, 1857.

„Mein lieber, väterlicher Freund!

„Dein lieber Brief vom 22. Februar ſpricht die Hoffnung aus, daß ich bei Empfang desſelben ſchon bei und über dem todten Meere ſeyn werde. Die Briefe, die Dir mittlerweile zugekommen oder wenigſtens zugedacht ſind, kündigten ſchon an, daß die Strenge des Winters mich hier noch einige Zeit feſthalten werde: heute muß ich Dir melden, daß zwar jetzt ſeit zehn Tagen drückend heißes Sommerwetter iſt, aber mein Aufbruch noch nicht feſtgeſetzt werden kann, weil die Beduinen, an welche die Botſchaft ergangen, mich abzuholen, noch nicht gekommen ſind. Ich bin ſo weit fertig, daß ich am zweiten Tage nach ihrem Eintreffen mit ihnen ziehen kann. Ich hoffe zuverſichtlich, daß dieſes in den erſten Tagen des Aprils ſeyn wird. Durch meinen langen Aufenthalt dahier, wo es mir in jeder Beziehung ſo wohl erging, bin ich ſo verwöhnt worden, daß die Einſamkeit, ſchmale Koſt und große Anſtrengungen in der Wüſte mir anfangs einige unangenehme Tage bereiten werden. Ich habe aber mein Ziel unverrückt im Auge und verzichte ſeinetwegen gerne und freudig auf jede Art von Comfort.“

„Der Reichthum der hieſigen Flora ſetzt mich in Erſtaunen. Es blüht freilich jetzt nahe die Hälfte der jährlichen Pflanzen, ſo daß ich Mühe habe, das Wichtigſte zuſammen zu bringen. Ich und mein Diener kommen jeden Tag ſchwer beladen nach Hauſe. Drei Ries Papier ſind ſchon verbraucht, da ich gleich viele Exemplare einlege. Kaum iſt die herrliche Anemone coronaria verblüht, die ſchon im Januar anfing, ſo kommt jetzt ein eben ſo großer, hochrother Ranunculus neben mehreren gelben und einer Ficaria; die Zahl der Leguminoſen iſt erſtaunlich, während die Labiaten, Compoſiten und Umbelliferen, die gewiß auch ſehr zahlreich ſind, jetzt noch weit zurückſtehen. Irideen, Liliaceen, Asphodeleen habe ich noch nie in ſolcher Fülle geſehen; viele derſelben hoffe ich Dir dereinſt auch friſch im botaniſchen Garten zu München zeigen zu können. — — Neben der botaniſchen Ausbeute hält natürlich die zoologiſche ganz gleichen Schritt; es iſt mir aber noch nichts vorgekommen, das ich nicht ſchon früher geſehen und geſammelt hätte. Von mikroſkopiſchen Gaſteropoden, in ſpärlicher Anzahl vor drei Jahren von mir entdeckt, habe ich ſolche Vorräthe angelegt, daß ich alle Sammlungen der Erde damit verſehen kann" u. ſ. w.

Ganz ſo, wie unſer Freund es gehofft und erwartet hatte, am 6. April, konnte er die Wanderung hinabwärts vom todten Meere durch die Araba nach dem rothen Meere antreten, auf welcher er durch genaue Meſſungen der Höhenverhältniſſe des Bodens einige bedeutende Grundlinien zur richtigen Auffaſſung des urſprünglichen Verhältniſſes des Jordanlaufes, ſowie der Gegend des todten Meeres zu dem rothen Meere zu gewinnen hoffte. Ich laſſe hier zuerſt, in dem nachſtehenden Briefe, die Beſchreibung ſeiner Reiſe durch die Araba bis zum rothen Meere vorausgehen, welcher ich dann die Anſichten über das Reſultat der gemachten Forſchungen hinzufüge.

Jeruſalem Mai 26 1857.

„Mein lieber väterlicher Freund!“

„Nach manchen Fährlichkeiten, welche ein großer auch heute mit der Poſt an die Akademie abgehender Bericht erzählt, bin ich mit Gottes Hülfe wieder heil und geſund am 6. dieſes Monats hieher zurückgekommen. Es war mir wohl vergönnt, die Reiſe in der projektirten Ausdehnung auszuführen, aber ich wurde durch verſchiedene Umſtände zu ſolcher Eile veranlaßt, daß ich manche Lücken in der Reihe meiner Forſchungen beklagen muß. Es fielen alle Raſttage, welche zu meinen Arbeiten beſtimmt waren, aus, und ſelbſt manche Tagmärſche waren zu lang und anſtrengend, als daß nach Beendigung derſelben noch viel zu machen war. Die Averſion der Beduinen gegen Vermehrung der Ladung ihres Kameeles kennſt Du; ich habe meine Leute im Verdachte, daß ſie heimlich die geſammelten Steine aus meinem Sembili genommen und weggeworfen haben, wenigſtens vermiſſe ich einige, die ich mir ſorgfältig abgeſchlagen hatte. Für Pflanzen war die Jahreszeit ſchon etwas zu weit vorgerückt, die meiſten verblüht und verſengt. Von Thieren konnte ich nur Inſekten und Conchylien ſammeln, von beiden bot ſich aber keine große Mannichfaltigkeit dar; ganz unfruchtbar war mein zweitägiger Aufenthalt in Acaba, weil das Meer zu unruhig; am Strande nur zerbrochene Schaalen, und weitere Excurſionen an der Küſte ſüdwärts unthunlich. Ich fand daſelbſt unſeren jungen Freund Hamed, Sohn des

Scheichs Salem *), jetzt ein ſtämmiger Burſche von 25 Jahren; er wollte ſich lange unſerer nicht mehr entſinnen, bis ich ihn an das unglückliche Pferderennen am Beiram, und an die Mundharmonika, die er von uns bekam, erinnerte, worauf er mich umarmte, aber gleich fragte, was ich jetzt für ihn mitgebracht. Vater und Onkel leben noch, haben aber ihre Zelte jetzt im NO. von Acaba jenſeits der erſten Gebirgsreihe aufgeſchlagen. Hamed war im Caſtell von Acaba und wartete auf Fremde, die etwa Kameele nach Wadi Muſa bedürfen; er hatte in dieſem Frühlinge große Geſchäfte in dieſer Weiſe gemacht. Von dem Conſeil des damaligen Kommandanten von Acaba leben noch zwei, der Schreiber und der Kanonier, beide noch in ihren Poſten; der Kommandant iſt ein freundlicher und redlicher Aegypter, mit dem gut auszukommen war; ich logirte mich im Caſtell in eine finſtere ſchmutzige Kammer ein, weil ich die Schildwachen in der Nacht bei den Zelten nicht zahlen konnte. Vor dem Caſtell gegen das Meer zu hat ſich ein Haufen armſeliger Erdhütten, ein ägyptiſches Dorf, erhoben, eine Verunzierung des lieblichen Palmenhaines, der ſich etwas erweitert hat. Es iſt jetzt weit ſchwieriger zu reiſen als vor 20 Jahren. Engländer und Yankees haben die Beduinen gründlich verdorben. Unter meinen Leuten war einer, der den Kaffee ohne Zucker nicht trinken wollte, obgleich er mich aus derſelben Kanne trinken ſah; ich hatte gar keinen Zucker mit mir genommen, überhaupt nur Reis, Makaroni, flüſſige Butter, Mehl,

---

*) Derſelbe, welcher uns, damals noch Knabe, mit ſeinen Kameelen in Acaba abgeholt hatte. (Man vgl. den 2. Bd. meiner Reiſe in das Morgenland.)

Datteln, Salz und Kaffee. Jeden Abend kneteten die Beduinen mein und ihr Brod in meiner Waſchſchüſſel aus Eiſenblech, und nahmen an meiner Mahlzeit Theil, als ob ſich das von ſelbſt verſtehe."

„Ich war keinen Augenblick unwohl, litt auch nicht von der Hitze, die ſich einmal im Zelte auf 41° C. verſtieg, noch von dem ſchlechten Waſſer, wohl aber nahm ich ſolchen Schaden an meiner Kleidung, beſonders der der Füße, daß ich in der größten Verlegenheit war, als eine Geſellſchaft vornehmer Engländer (ein Lord Scott mit Begleitung) eine Tagreiſe von Acaba zu meinem Zelte kam, und mich zum Thee einlud in die ihrigen, die in der Nähe aufgeſchlagen wurden. Ich verlebte einen ſehr angenehmen Abend bei ihnen, und ſie fanden mich ſo unterhaltend, daß ſie ſich höchlich wunderten, wie ich ganz allein eine ſolche Reiſe unternehmen möge; in meiner Einſamkeit war es mir aber ſehr behaglich, und einen Bruder Martin hatte ich unter meinen Kameeltreibern, denſelben, welcher Zucker in ſeinen Kaffee wollte. Ich glaube wirklich, daß dieſe Leute mir aufrichtig ergeben waren: ihren Eigenſinn zu bändigen gelang mir freilich nicht, ſo wenig wie den des Bruder Martin in München. Den Bruder des Scheichs der Jehalin, der an einem Blaſenübel leidet, habe ich hieher gebracht, und in das Hoſpital der Diakoniſſen gelegt; dieß kann von ſehr guten Folgen ſein für die Europäer, die künftig mit dem Stamm zu thun haben werden."

„Aber was ſoll ich jetzt anfangen? Meine Erfahrungen auf dieſer Reiſe, wo ich zweimal (bei Uſdum) von Räubern angehalten wurde, und wo ich faſt täglich ein Gleiches befürchten mußte, haben mir gezeigt, daß ich Alles riskirte, und dieß war noch die leichteſte von meinen Aufgaben. Aus Gilead kommen ſolche Nachrichten von Fehden und Raubzügen, daß weder Mucker noch Beduinen dahin wollen: es hatte ſich eine Geſellſchaft kunſtliebender Engländer bemüht, Begleitung nach Dſcheraſch zu bekommen, allein vergeblich. In das Räuberneſt Kerek wäre noch zu ſchlüpfen, aber wie wieder heraus und weiter?"

„Der Punkt, von welchem die Regenwaſſer eines Theiles nördlich in das todte Meer, anderen Theils ſüdlich in das rothe Meer fließen, befindet ſich bei und um den Brunnen Godian, nur ſieben Stunden Kameelſchrittes von dem nördlichſten Ende des ailanitiſchen Meerbuſens, über welchen Meeresſpiegel das Salzmarſch von Godian höchſtens 200 Fuß ſich erheben mag. Da ich die barometriſchen Beobachtungen nicht berechnet habe, auch nicht weiß, was ſie ergeben werden, ſtütze ich mich auf die einfachſten Wahrnehmungen in trockenen Rinnſalen und auf die Lage von Triftgegenſtänden. Die ganze Breite der Araba an der beſagten Stelle bietet keine unmittelbar augenfällige Steigung oder Senkung dar, ſondern im Gegentheil ebene Flachen, die während der Regenzeit mit Waſſer bedeckt ſind und aus welchen kleine Inſelchen mit Cypergräſern herausragen, wie Erdaufwürfe eines gigantiſchen Maulwurfes, oft ſo nahe beiſammen, daß man, von einem zum anderen ſpringend, weit in die Mitte des trockenen Sees gelangen kann. Zu Ende Aprils war das Waſſer verſchwunden (eingeſeſſen oder verdampft), aber der thonige Boden noch an vielen Stellen ſehr feucht und nachgiebig, ſo daß die Kameele tief einſanken. Die Waſſeranſammlung ohne Ausfluß erſtreckt ſich etwa eine Stunde im Umkreiſe, dann kommt ſüdlich und nördlich eine nur an Triftgegenſtänden (Reiſig, dürren Binſen ꝛc. ꝛc.) bemerkliche Abdachung, die ſich auf der Weſtſeite des Thales, als der tieferen, befindet. Die Regenbäche kommen zum größeren Theile aus dem

Edomitergebirge heraus und führen bedeutende Maſſen Schuttes mit ſich, der jene Seite fortwährend erhöht."

Ueber die wichtige Frage von der urſprünglichen Ausmündung des Jordans äußerte ſich Roth in folgender Weiſe:

„Ich habe keinen Zweifel, daß die Araba ein uraltes Jordanbett iſt, daß das todte Meer und das Jordanthal bis zum Tiberiasſee durch einen Einſturz gewaltiger Höhlen (Sinkwerken in rieſigem Maßſtab) zur jetzigen Depreſſion durch Auflöſung von Steinſalzlagern gekommen ſind, und daß die vulkaniſchen Erſcheinungen, von welchen die Geneſis bei der Kataſtrophe von Sodom und Gomorrha berichtet, und welche in geringem Grade noch bis heute fortdauern, aus Bränden in den Lagern des bituminöſen Schiefers erklärt werden können. Schlacken dieſes Schiefers habe ich erſt vor einigen Tagen wieder gefunden in dem unteren Theile des Kidronthales, 2 Stunden vom todten Meere. Die Lager ſind hier vom Thale durchbrochen und zeigen oben ganz unverkennbare Spuren von Verbrennung, welche auch die nicht Bitumen haltenden oberen Kalkſteinſchichten merkwürdig verändert hat. — Ich bin noch nicht bereit, dieſe Anſichten ganz darzulegen, da noch ſo viele Ergänzungen zu meinen Beweiſen nöthig ſind, welche im Laufe dieſes Frühjahres und Sommers eingeſammelt werden ſollen."

In unſerer Zeit der unruhigen Bewegungen, in welcher ſich auch, wie einſt dort am Aſphaltſee geſchehen, das, was als Dach des Obern war, in die Tiefe zu ſtürzen ſcheint, darf das beſcheidene Bemühen unſeres Johannes Roth: eine höchſt bedeutungsvolle geologiſche Thatſache aus ihrem bisherigen Dunkel hervorzuziehen und zu beleuchten, ſchwerlich auf eine ihm gebührende Beachtung hoffen. Und doch verdient ſie dieſe ſchon durch ihre welthiſtoriſch hohe Oertlichkeit. Ich weiß wohl, welchen geringen Werth mein perſönliches Urtheil in dieſer Sache haben mag, dennoch ſpreche ich das aus, was mir die eigene Anſchauung wahrſcheinlich machte und was ich ſchon vor 20 Jahren öffentlich ausſagte: daß ich keinen Zweifel daran habe, daß in einer früheren Zeit der Jordan ſeinen Lauf durch das Thal, in welchem jetzt der Asphaltſee ſich findet, in die Araba fortgeſetzt und im rothen Meere geendigt habe. Möge man jedoch auch über dieſe Thatſache einer anderen Meinung ſeyn, dann wird doch gewiß kein urtheilsfähiger Leſer von Petermann's allgemein gewürdigten geographiſchen Mittheilungen ohne ein Gefühl von Bewunderung Roth's jede Erwartung übertreffende, zahlreiche Höhenmeſſungen und andere daran ſich knüpfende meteorologiſche ſo wie naturgeſchichtliche Beobachtungen in's Auge faſſen können. Man begreift nicht, wie der Reiſende auch nur auf ſeinem Wege durch die Araba, unter den täglich und ſtündlich ſich wiederholenden Hemmungen und Plackereien noch Kraft und Muth zu ſolchen Leiſtungen behalten konnte. Und doch ſpricht er ſich über ſeine Leiſtungen auf der erſten Wanderung durch die Araba, in einem Briefe aus Jeruſalem an mich (vom 19. Auguſt 1857) in den beſcheidenen Worten aus:

„Es naht jetzt das Ende der erſten Hälfte meiner Reiſe, und wenn ich zurückblicke, bin ich wohl ſehr dankerfüllt gegen Gott, daß er mich ſo gnädig geführt und bewahrt hat; es miſcht ſich aber darein eine große Unzufriedenheit mit mir ſelbſt und ernſte Vorwürfe, daß ich nicht alle mir gebotenen Gelegenheiten treulich benutzt, ſondern nur zu oft der Bequemlichkeit Raum gegeben habe. Ich kann jedoch mit Wahrheit ſagen, daß ich von Vielem abgeſtanden bin aus Rückſicht für meine Leute, denen weniger Ausdauer und Willenskraft beſchieden war, als mir, die auch natürlich gar kein Intereſſe an meinen Unterſuchungen nahmen und zu murren begannen, wenn Hitze und Waſſermangel in Ausſicht war. Du weißt doch, wie abhängig wir von unſeren Führern aus Acaba waren. Ganz ſo tyranniſch verfuhren meine Leute von den Jehalin mit mir und es wird jeder Reiſende ſich ſo behandeln laſſen müſſen" u. ſ. w.

Roth betrachtete ſeine Zeit und die ihm gegebenen äußeren Mittel niemals als ſein Eigenthum, über welches er nach eigenem Gutdünken verfügen könne, ſondern als eine Gabe des Vertrauens, über deren Gebrauch Rechenſchaft zu geben er bereit ſeyn müſſe. Er ließ ſich deshalb keine lange Zeit zum Ausruhen bei den Freunden in Jeruſalem, ſondern um die Zeit des Wartens auf einen günſtigeren Augenblick zu einer neuen Reiſe nicht müßig hinzubringen, unternahm er für dieſen Sommer eine Fahrt an der Küſte von Tyrus und Sidon (Sur und Saida) hin, um ſeine ſchon vor 3½ Jahren begonnenen Unterſuchungen fortzuſetzen über den Farbſtoff des Purpurs der Alten. Mit großem Fleiße benutzte er dieſe Gelegenheit zum Sammeln von einer großen Maſſe nicht nur der Drüſenausſonderung der Purpurſchnecken der Alten (Purpura patula, Murex trunculus u. ſ. w.), ſondern dieſer Drüſen ſelber, die er mühſam herauspräparirt und in Weingeiſt aufbewahrt nach München ſendete. Wie reich und möglichſt vollſtändig er aber aus allen Gebieten der Naturgeſchichte Alles geſammelt habe, was ihm der Aufnahme in unſere akademiſche Staatsſammlung werth ſchien, das bezeugte ſchon damals und noch mehr im ganzen Verlaufe ſeiner Reiſe der Inhalt der von ihm überſendeten Kiſten. Eine Wanderung in die Gegend von Engeddi, zu dem Quelle ſeines köſtlichen Waſſers, nach Hazeron Thamar, benutzte er mit gleichem Fleiße zum Sammeln von gründlichen Erkenntniſſen und natürlichen Erzeugniſſen des Landes. Nachdem er Monate lang vergeblich auf die Vergünſtigung und Gelegenheit zu einer Reiſe nach Kerek (Kir-Moab) gewartet und noch immer nicht gefunden hatte, unternahm er, ſpät im Oktober, noch eine Wanderung in die Küſtengegend des alten Philiſterlandes. Eine weitere Ausdehnung der Reiſe in der Richtung des alten ſo wie des neu projektirten Verbindungskanales des mittelländiſchen und rothen Meeres wurde durch das ungewöhnlich frühe Eintreten der ſtürmiſchen Regenzeit verhindert. Mit freudigem Gottvertrauen, zugleich aber auch im klaren Anerkennen der Lebensgefahren, denen er entgegenging, hatte er zu Weihnachten 1857 die Nachricht erfahren, daß ſein huldvoller König ihm einen noch weiter gehenden Kreis der Forſchungen in den arabiſchen Küſtengegenden des rothen Meeres bei Aden zugedacht habe. Er ſpricht in ſeinem Briefe in einer rührenden Weiſe ſeine Dankbarkeit für dieſes Vertrauen ſeines treugeliebten Monarchen aus. Vorher aber lag es ihm an, ſeine Durchforſchung der ſüdöſtlichen Gegenden des todten Meeres und des alten Ländergebietes der Moabiter und Edomiter fortzuſetzen und zu ihrem Ende zu führen.

Endlich, in der Mitte des März 1858, gelang es ihm, im Schutzgeleite ſeiner ihm nach dem Maaße ihrer Erkenntlichkeit treuergebenen Beduinen dieſes Tagwerk zu beginnen. Er reiſte um das Südende des todten Meeres herum, in jene Gebirgsgegenden der alten edomitiſchen und moabitiſchen Raubneſter, deren Höhen er zwar auf ſeinen früheren Reiſen aus weiter Ferne geſehen, noch niemals aber betreten hatte. Es gelang ihm, bis Kerek (Kir) in

Moabitis und bis Tefileh in Edom vorzudringen, weiterhin aber fand er jeden ſeiner Schritte gehemmt und er mußte zufrieden ſeyn, unter den raubmörderiſchen Horden jener Gegenden nur ſo weit vorgedrungen zu ſeyn, als lange vor ihm kein Europäer es vermocht hatte und ſobald auch keiner es wieder vermögen wird. Jene vielen ſorgfältigen Meſſungen und Beobachtungen, welche Roth auf dieſer kurzen Reiſe gemacht und welche Petermann in ſeinen geographiſchen Mittheilungen von 1858 Heft VII nach des fleißigen Profeſſors und Akademikers Dr. Karl Kuhn's ausführlicher Berechnung veröffentlicht hat, können ein Zeugniß für den treuen Fleiß unſeres Reiſenden geben, das ſeinem Namen ein Ehrendenkmal bleiben wird.

Mit den fremden Hadſchis zugleich zog er am Oſterheiligabend 1858 aus Kerek wieder in Jeruſalem ein, und erfreute ſich hier in dankbarer Liebe des Umganges mit den Freunden. Bei ihnen, ſo wie in Jeruſalem überhaupt, war es ihm ſo wohl geworden, daß er der Aufforderung, ſich als Arzt oder in anderer Weiſe bleibend dort niederzulaſſen, gerne, für die ſpätere Zukunft Folge geleiſtet hätte. Auch hat kaum ein anderer beſuchender Gaſt ſo allgemeine Achtung und Liebe bei Alt und Jung, Vornehmen und Geringen gefunden, als unſer Roth, deſſen innerſter, verborgener Werth von den tiefer Blickenden in vollſtem Maaße erkannt wurde, ſo daß der Freundſchaftsbund mit ihnen würdig war der Stadt, die voll geheiligter Erinnerungen iſt. Zu den Freunden in Jeruſalem hatten ſich in und nach der öſterlichen Zeit im Jahre 1858 mehrere ausgezeichnete beſuchende Gäſte z. B. aus St. Petersburg, Holſtein, aus Heſſen und aus der Schweiz geſellt. Mit dieſen ſo wie mit den lieben Einheimiſchen feierte er noch manchen Erinnerungstag an ſeine lieben

Entfernten (ſelbſt den 26. April), während er ſich ſchon zu ſeiner letzten Reiſe in Paläſtina rüſtete, welche den Beſchluß ſeiner Pilgerwanderungen in dem heiligen Lande machen ſollte, zugleich aber auch den ſeines Erdenlebens herbeigeführt hat.

10. Das Ziel des Pilgerlaufes.

Das Quellenland des Jordans, des Fluſſes, mit deſſen natürlicher Geſchichte er ſich ſo viel beſchäftigt hatte, wollte er auf dieſer Reiſe zuerſt beſuchen, den König der nachbarlichen Berge, den großen Hermon (Djebel Scheich) erſteigen, die Umgegend des Merom oder Hulehſees durchſtreichen, dann an der Oſtſeite des Jordanlaufes, ſo wie des todten Meeres hinabgehen, bis dahin, wo am unteren Ende deſſelben der Weg nach Jeruſalem ſich herumbeugt.

Nur den Anfang dieſer ſcheinbar gefahrloſen Reiſe ſollte er machen dürfen. Er kam nach einem Berichte ſeines Freundes, des Miſſionar Zeller in Nazareth, Samstags den 22. Mai ſo jugendlich friſch zu dieſem, wie er bei ſeiner erſten Ankunft in Jeruſalem geweſen war und brachte dem krank zu Bette liegenden Freunde Aufheiterung und Troſt. Am Pfingſtmontag ging er über den Jordan und an den Tiberiasſee und kehrte am Donnerſtag den 3. Juni, höchſt vergnügt und mit reicher Ausbeute beladen in das Haus des Gaſtfreundes nach Nazareth zurück. Am 7. Juni nahm er von da ſeinen Abſchied, in Begleitung des ihm treuergebenen griechiſchen Conſuls von Jaffa: Cauſierelly, eines griechiſchen Prieſters, ſo wie ſeines Dieners. Auch zwei Engländer hatten ſich dieſer kleinen Geſellſchaft angeſchloſſen.

Roth nach ſeiner gewiſſenhaft gründlichen Weiſe des

Forſchens hatte mehrere Tage in der ſumpfigen Niederung am Meromſee verweilt, welche noch mit größerem Rechte als der nördliche Theil der Ufer des todten Meeres ein verpeſteter Ort genannt werden kann. Denn die Sumpfluft des Meromſees erzeugt Fieber, welche häufig einen tödtlichen Ausgang nehmen. Der Reiſende hatte dort durch mehrere genaue barometriſche Meſſungen das richtige Niveau des Sees beſtimmt, worüber nur einige ſich ſelbſt widerſprechende Angaben vorlagen. Bald aber fühlte er ſich von dem bösartigen Sumpffieber ergriffen, deſſen Anfälle er jedoch, hart wie er gegen den eigenen Leib zu ſeyn pflegte, nicht achtete, ſondern mit einem Araber aus Banias den Gipfel des Hermon beſtieg und maß. Dieſe Meſſungen, ſo wie viele andere in jenen Tagen von ihm gemachte, ſind von Petermann a. a. O. mitgetheilt. Am 12. Mai hatte er ſeine Meſſung der Bergeshöhe des Hermon vollendet und war nach Banias zurückgekehrt, wo er, noch immer mit ſeinen Arbeiten beſchäftigt, bis zum 15. verweilte. Aber zu ſeinem fieberhaften Zuſtande war jetzt noch ein anderes ungleich gefahrdrohenderes Leiden: der Sonnenſtich gekommen. Als Kranker hatte er noch am 15. Haſbeia erreicht. Er folgte jetzt gerne der Einladung des amerikaniſchen Miſſionärs Wortabed, der zugleich mit Recht in dem Rufe eines geſchickten Arztes ſteht. Der nachſtehende Brief aus der Hand dieſes theuren Mannes wird uns über die Geſchichte der letzten Tage, ſo wie der Todeskämpfe unſeres Reiſenden den beſten Bericht geben, doch erwähne ich noch einiger Züge, welche theils Wortabed, in einem anderen ſeiner Briefe, theils aber Johannes Zeller den nächſten Freunden des Seligen in der Heimath mitgetheilt haben. Ganz in der Weiſe ſeines uns wohlbekannten Gemüthes ſprach er mitten in ſeinen Schmerze die

Dankbarkeit aus gegen ſeinen guten König, der ein ſolches Vertrauen zu ihm erwieſen und zu ſeiner Reiſe ihn ſo freigebig unterſtützt hatte. Das Gefühl der Achtung ſelbſt vor den Namen ſeines Königes verließ ihn ſelbſt in den Anfällen ſeines Deliriums nicht, und als er in einem ſolchen durchaus den zuſammengebiſſenen Mund nicht öffnen wollte für einen Löffel voll labender Flüſſigkeit, die man ihm darbot, machte der Arzt dem Widerſtande alsbald ein Ende, indem er ihm im Namen des Königs Maximilian von Bayern Gehorſam gebot. Am 21. diktirte er noch dem Herrn Mortabed einen Brief an ſeinen Freund Zeller. Dieſer iſt, wie jedes ſeiner Worte es bezeugt, in vollkommenem Bewußtſeyn und in ernſter, ruhiger Faſſung geſprochen, er ertheilt dem Freunde Aufträge, welche bis in's Kleinſte genau überlegt und bezeichnet ſind. Aber in der Nacht verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand ſo ſehr, daß H. Mortabed ſchon am 22. des Morgens ſchrieb: es habe ſich eine ſehr heftige Entzündung des Gehirnes eingeſtellt, welche das Aufkommen des Kranken ſehr zweifelhaft mache. Der Bote aus Nazareth, welcher dem Kranken die Gegenſtände überbrachte, die er in ſeinem diktirten Briefe vom 21. begehrte, kam am Abende vor ſeinem Tode am 25. in Hasbeia an. Er hatte unter anderen einen Wein aus Nazareth gebracht, welcher für den Kranken ein großes Labſal war. Der Nazarether blieb zugleich mit dem bis an's Ende ſeines Herrn aufopfernd treuergebenen Diener Anton in der letzten Nacht bei dem Sterbenden. Dieſer ſprach manche abgebrochene Worte auch auf arabiſch, welche zur Gottesfurcht mahnend und troſtreichen Inhaltes waren. Am Samſtag Mittag (den 26.) nahte ſein Ende. Anton mußte, von Schmerz überwältigt, hinausgehen, auch der griechiſche Conſul in tiefer Bewegung ging außen vor dem Hauſe auf und ab. So war nur der Nazarethaner Joſef (von griechiſch-katholiſchem Bekenntniſſe) gegenwärtig, um ihm die Augen zuzudrücken!! — —

Wortabed's obenerwähnter Brief gibt uns noch etwas Ausführlicheres über die Krankengeſchichte unſeres Freundes, wir laſſen deshalb auch ihn noch hier folgen:

„Es iſt meine traurige Pflicht, Sie von dem Tode des Dr. Roth zu benachrichtigen. Er ſtarb geſtern (Sonnabend) um halb 6. In Ihrem Briefe an mich wünſchen Sie beſonders Nachrichten über ſeine Krankheit und den Zuſtand ſeiner Seele. Ich thue dies ſo genau als mir möglich."

„Dr. Roth kam am 15. hier an. Er war ſchon in Banias krank geweſen, nahm am folgenden Morgen ein ſtarkes Abführungsmittel, das heftig und nachtheilig wirkte. Er wurde am Donnerſtag in ſtarkem Fieberzuſtande in mein Haus gebracht und klagte über heftiges Kopfweh. Er bemerkte ſelber, daß ſolche Kopfſchmerzen Vorläufer von Gehirnentzündung ſeyen. Die Folge zeigte, daß ſeine Ausſage richtig war, denn nach 3 oder 4 Tagen fing er an zu deliriren, ein Zuſtand, der ſich bald zur Tobſucht ſteigerte. Er verließ mein Haus und ſetzte ſich unter einen Oelbaum nahe bei Hasbeia. Er war ſo von fieberhaftem Irrſinne hingenommen, daß wir ihn eine Zeit lang ſich ſelbſt überließen. Da jedoch ſeine Lage eine ſehr gefahrdrohende war, ließ ich ihn mit Gewalt heimführen."

„Am Nachmittage gebot er ſeinem Diener, ihm das Zelt aufzuſchlagen, wir konnten ihn um keinen Preis bewegen, im Zimmer zu bleiben. Noch ſchlechter ging es ihm am folgenden Morgen: er tobte im Irrſinn gegen ſeinen eigenen Leib; aus Verlangen, ſich Blut zu laſſen, zerbrach er eine gläſerne Flaſche, deren Scherben man ihm zwar gewaltſam aus der Hand nahm, dennoch nicht verhüten konnte, daß er ſich mit einem Scherben drei bis vier Male in das Bein ſchnitt. Hierauf wurde er etwas ruhiger. Aber ſeit 24 Stunden hatte er nichts zu ſich genommen, fühlte ſich deshalb ſehr geſchwächt. Dennoch konnte ich ihm nur mit Mühe einige Löffel voll Fleiſchbrühe in den Mund bringen.“

„Am folgenden Tage wurde er in ein Zimmer, in der Nähe meines Hauſes gebracht. Er wurde jetzt fortwährend ſchwächer. Es mag ſeinen Angehörigen ein Troſt ſeyn, daß er gut gepflegt wurde. Die Heilmittel, welche angewendet wurden, billigte er ſelbſt, ſo lange er noch das Bewußtſeyn hatte.“

„Sein Tod ergriff die Hasbeier tief. Zwei- bis dreihundert derſelben folgten dem Leichenbegängniſſe. Er wurde im proteſtantiſchen Gottesacker begraben und der Leichengottesdienſt wurde auf presbyterianiſche Weiſe gehalten. — In Hinſicht auf ſeinen Seelenzuſtand hatte ich zwei Unterredungen mit ihm. So weit ich urtheilen kann, war dieſer Zuſtand ein guter. Er fürchtete den Tod nicht, ſprach ſich auf denſelben gefaßt aus. Alle ſeine Hoffnungen ſchienen auf das Blut des Erlöſers gegründet zu ſeyn. Einſt ſagte er: er ſterbe als Chriſt und als Proteſtant, und als ich ihn fragte, ob er wiſſe, daß der evangeliſche Glaube ſeine Aechtheit nur durch ein Leben in Chriſti Geiſt und Sinn bezeugen müſſe, antwortete er: das wiſſe er. In einem Anfalle von heftigem Irrſinn zeigte er einen großen Widerwillen gegen mich, als ich aber den Namen Jeſus gegen ihn ausſprach, wurde er augenblicklich ſanft und lenkſam. In einem (etwas ſpäteren) hellen Augenblicke bat er mich, für ihn zu beten. Ich ſprach hierauf mit ihm über die Heilswahrheiten des Evangeliums — er erkannte dieſe alle als göttliche an, ſchien ſich von Herzen als Sünder zu fühlen," der alle ſeine Hoffnung auf die Gnade Gottes in Chriſto gründet. O daß wir Alle nach einem thätigen Leben im Dienſte unſeres Erlöſers den Tod dieſes Gerechten ſterben möchten!" — — —

So lautet das Zeugniß eines edlen, frommen Fremden, welcher unſeren Freund nur als Kranken geſehen und in den hellen Augenblicken ſelbſt zwiſchen den Anfällen des fieberhaften Irrſinnes ihn erkannt hat. Wir kannten ihn mehr und am meiſten kannte ihn Der, welcher ſchon frühe ihm die Worte in ſein Herz ſprach: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." — Wie konnte ſelbſt ſein Grab eine würdigere Stätte auf Erden finden, als die bei der reinſten, aus der verborgenſten Tiefe kommenden Quelle des Jordans; in deſſen Waſſer, durch die Taufe des ewig Einen, alle Waſſer der Erde zum Bade der Wiedergeburt für ein Leben der Ewigkeit geweiht worden ſind.

* * *

Parabeln

aus dem

Buche der ſichtbaren Werke

von

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert,

Geheimerath und Mitglied der k. Akademie der Wiſſenſchaften zu München

München.
Literariſch-artiſtiſche Anſtalt
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1858.

Univ. Bibl.
München

A. D.
BIBL. UNIV.
MONAC.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Seinen theuren Freunden

den Friedensboten an fernſtehende Völker

Chriſtian Barth,
Dr. der Theologie in Calw

Samuel Gobat,
Biſchof zu Jeruſalem

Dr. Carl Sandreczki
in Jeruſalem,

widmet dieſe kleine Schrift in dankbarer Erinnerung an ihre treue, dem frühe vollendeten Dr. **Johannes Roth** erwieſene Liebe

der um dieſen Todten tief trauernde

Verfaſſer.

Vorrede.

Der alte Verfaſſer dieſer Schrift fühlt ſich gedrungen, eben ſo wie in der nebenſtehenden Dedikation, auch hier, im Vorwort ſeinen Blick auf ein unerwartet frühes Grab zu wenden. Es iſt die irdiſche Ruheſtätte einer Fürſtin, deren geiſtige Nähe mich bei dem Niederſchreiben dieſer Parabeln ohne Aufhören umſchwebte. Wären dieſe Blätter, ſo wie ich es hoffte, im Druck vollendet, in die Hände der ſeitdem zu ihrer Ruhe eingegangenen Frau Herzogin Helene von Orleans gekommen: ſie würden in ihrem hohen Geiſte Nachklänge aus einer Vergangenheit geweckt haben, dahin ich mich bei dem Ausarbeiten dieſes Buches öfters verſetzt fühlte. Denn lange tönt noch die Melodie eines Liedes, das wir in unſrer Kindheit vernahmen, in unſrer Erinnerung fort, wenn uns auch der wörtliche Inhalt deſſelben aus unſrem Gedächtniß entſchwand.

Vierzig Jahre ſind ſeit jener Zeit vergangen, darin ich mit den beiden jüngſten Kindern des Großherzoglich-Mecklenburgiſchen Fürſtenhauſes: dem frühe verſtorbenen geiſtreichen Prinzen Albrecht und ſeiner Schweſter Helene im Garten zu Ludwigsluſt, unter den Blumen ſpielte. Die Kinder hörten es gern, wenn ich die ſchöne ſichtbare Welt in der Sprache der Gleichniſſe zu ihnen reden ließ; ſie erfreuten ſich an den Lebensbildern aus der Menſchenwelt, namentlich an jenen von guten, frommen Kindern. Die Tonweiſe meiner Gleichniſſe und Erzählungen mag gleichlautend geweſen ſeyn mit den vier erſten, ſowie mit der neunten der nachſtehenden Parabeln u. a. m., wenn auch die wörtliche Form der Mittheilungen eine andre geworden iſt, als ſie im Garten zu Ludwigsluſt war.

So darf ich wohl ſagen, daß die Keime der hier in weiterer Ausdehnung niedergeſchriebenen Gedanken ſchon vor vierzig Jahren durch den Verkehr mit zwei ſeelenvollen Kindern in meine Seele gelegt wurden.

Nur über den Titel meiner kleinen Schrift habe ich noch Einiges zu ſagen. Das Wort „Parabeln" (Gleichniſſe) mag mir wohl durch das gleichnamige liebliche Buch des theuren Friedr. Adolf Krummacher ein befreundeter Name für den Inhalt meines Werkchens geworden ſeyn. Doch bin ich weit entfernt, dieſe meine Schrift in andrer Weiſe der meines ſeligen Freundes an die Seite zu ſtellen, als etwa ein amerikaniſches Dorf, deſſen Hütten hinein verſtreut ſind in die wilde Natur, wegen der

Gleichheit des Namens, den ihm ſeine Erbauer gaben, neben eine ſchöngebaute Stadt in der europäiſchen Heimath.

Wenn man, wie dieß öfter, namentlich auch auf dem Titel meiner Schrift geſchehen, die ſichtbare Schöpfung als ein Buch der Werke mit dem des geoffenbarten Wortes an den Menſchen in Beziehung ſetzt, dann hat man allerdings in gewiſſem Sinn und Maße ein Recht dazu. Denn beide: das Buch der Werke und das der Offenbarung ſind aus der Macht eines und deſſelben ſchaffenden, alldurchwirkenden und bedenkenden Geiſtes hervorgegangen; der Inhalt beider iſt ein Zeugniß von den Thaten des Herrn unſres Gottes. Dennoch kann ihr gegenſeitiges Verhältniß zu einander auf's Höchſte nur mit jenem verglichen werden, das zwiſchen einem bloßen Bilderbuche der heiligen Geſchichte und dem beſchreibenden Text dieſer Geſchichte ſtatt findet. Legte man das Bilderbuch für ſich allein einem ſonſt geiſtig empfänglichen Heiden vor Augen, er würde daſſelbe vielleicht mit Wohlgefallen betrachten, die eigentliche Bedeutung aber der Bilder, ohne den Text, kaum errathen. Die ſichtbaren Werke, um in der Weiſe des ſeligen **Matth. Claudius** zu reden,[1] ſollen unſre Kräfte in Bewegung ſetzen, ſie können uns durch

---

[1] M. v. Matthias Claudius „der Wandsbecker Bote. Ein Lebensbild von Wilhelm Herbſt." (2. Aufl. 1857): Das Muſterbild einer klar aufgefaßten, treuen Biographie

ihre Schöne an Einen, der noch ſchöner iſt, als ſie,
erinnern und das Herz nach Ihm entzünden. Aber
wenn ſie dieſes gethan haben, dann haben Sie das
Ihrige gethan und weiter können ſie uns nicht
helfen.“

Nur ein ſolcher, der mit dem Inhalt des an
dern Buches, in welchem der Text zu den Bildern
ſieht, genau bekannt und vertraut iſt, weiß dieſe zu
deuten und betrachtet ſie nicht nur, wie der Andre,
der den Text nicht kennt, mit Sinnenluſt und Wohl
gefallen, ſondern mit Erhebung des Geiſtes zur An
dacht. „Jener weiß auch, wenn er die Leiter an
legt, ſchon im Voraus, wohin er ſteigen will.“

Allein in dieſem Sinne möchte denn auch de
Verfaſſer dieſer kleinen Schrift das Buch der ſich
baren Werke neben und unter das der Offenbarun
hingeſtellt wiſſen.

Schließlich empfehle ich noch ſolchen Leſern m
ner Parabeln, welche über den Inhalt mancher d
ſelben noch weitere Belehrung wünſchen, mein vo
thümlich geſchriebenes Buch: Spiegel der Nat

Pähl in Oberbayern, 31 Juli 1858.

G. H. v. Schu

Inhalt.

		Seite
1.	Der königliche Geiſt	1
2.	Die königliche Blume	7
3.	Der freudige Geiſt	10
4.	Freudvoll und leidvoll	22
5.	Das freudige Wirken auf Hoffnung	25
6.	Kämpfe und Siege des freudigen Geiſtes	34
7.	Die ſtumme Gemeinde	39
8.	Unſichtbar und doch nicht überſinnlich	61
9.	Erdenlicht und Mondlicht	67
10.	Der Magnet	79
11.	Was ſagſt du dazu?	88
12.	Der Zug des Geiſtes nach dem Tempel	91
13.	Der Compaß	94
14.	Der Damascenerſtahl	105
15.	Empfindlichkeit des Selbſtgefühls und Empfindlichkeit des Mitgefühls	116
16.	Das Singen und Springen des Selbſtgefühls	124
17.	Die Sprache des Selbſtgefühls und die des Mitgefühls	137
18.	Das magnetiſche Mitgefühl	140
19.	Wunderbare Speiſung durch das Brod des Lebens	146
20.	Das göttliche Mitgefühl des Geiſtes	152
21.	Der Wächter am Thore	155
22.	Das geiſtige Gärtneramt	160

Seite
23. Ein Muſterſtück der göttlichen Gärtnerkunſt . . . 161
24. Das Loblied der Welten 182
25. Der lichtloſe Aether und das leuchtende Geſtirn . . 191
26. Die Kometen 193
27. Das Gleichniß von der Sonne 200
28. Die drei Naturkräfte des Lichtes 212
29. Die Photographie 217
30. Das Zeugniß des Lichtes von der Wahrheit . . . 225
31. Das Gewiſſen 228
32. Das Gewiſſen, ein Zeugniß von dem Daſeyn Gottes
und der Ewigkeit 236
33. Grein der Sammler 246
34. Eine Schule der großen Welt 256
35. Einige beſondere Lektionen 264
36. Die atmoſphäriſche Luft 277
37. Die Laſt der Arbeit und Mühe des täglichen Lebens . 283
38. Die Laſt der irdiſchen Leiblichkeit 289
39. Ein Ausgeben und Einnehmen der Lebensluft . . . 295
40. Die lauteſte Stimme der irdiſchen Natur 298
41. Die Blüthen- und Erntezeiten des Geiſtes . . . 300
42. Die Kunſtſchöpfungen des Dunkels oder die Skotographie 307
43. Kunſtgerecht begründete Rechnungen, welche dennoch die
Probe nicht beſtehen 312
44. Die Mutterſprache des Geiſtes 320
45. Das Siegel der Beglaubigung 331

1. Der königliche Geiſt.

Die Regenwolken waren vergangen, der Winter vorüber, die Blumen waren hervorgekommen; die Turteltaube ließ ſich hören im Lande. Auch auf den Mauern von Jeruſalem und ihren Zinnen ſang der einſame Vogel ſein Lied. Die Tochter Zion aber vernahm den lauten Geſang des frühen Vogels nicht, ihre Augen wurden vom Schlaf gehalten; ſie wiegte ſich in den Träumen eines Friedens, der kein Friede war. Denn mehr noch als Pharao Necho, deſſen Macht Nebucadnezar gebrochen, war dieſer, der König von Babel, ſelber zu fürchten, ſeitdem Jojakim, Judäa's König, der Vaſallenpflicht gegen ihn ſich entzogen hatte.[1] Jojakim gedachte freilich, er werde in Jeruſalems Mauern vor Babylons Kriegsmacht ſo ſicher ſeyn, wie einſt Hiskia vor Sanheribs Heer. Aber nicht die Stärke der Mauern, ſondern Hiskia's ſtarker Glaube hatte die Stadt von dem Schwert der Aſſyrer gerettet. Jojakim und ſein Volk hingegen hatten ſich gewandt von der Furcht ihres Gottes Jehovah zu dem eitlen Dienſt der Götzen und zu Werken der Bosheit, ihren Fels, der ſie getragen, hatten ſie verlaſſen; ihres Hortes, der ſie geſtützt und für ſie geſtritten, hatten ſie vergeſſen.

---

[1] 2 Kön. 24, 1. u. folg.

Er aber, der Treue und Wahrhaftige, hatte ſeines Bundes mit ihren Vätern nicht vergeſſen, denn Iſrael ſollte Ihm vor allen Völkern der Erde ein Zeuge der Wahrheit ſeiner Worte und ein Volk der Verheißungen ſeyn. Zwar die Ausſaat der Giftgewächſe aus Manaſſe's Zeit bedeckte den Boden des Weinberges, den Er ſich gepflanzt hatte, während aber dieſe zum Gericht des Feuerofens ſchon dürr und reif war, keimte im verborgenen Grunde der beſſere Same eines neuen künftigen Geſchlechtes.

Von der Art eines ſolchen beſſeren Samens waren einige jener Knaben, die zur Feier des Frühlinges in einem der Gärten vor den Mauern von Jeruſalem ſich verſammelt hatten, um ſich dort im Schatten der Oelbäume an Spielen der Kindheit zu vergnügen.

Wäre ein tieferer Forſcher der Züge des Angeſichtes an ihnen vorübergegangen, er würde ſich mit theilnehmender Aufmerkſamkeit vor allem bei der Betrachtung des einen der Knaben verweilt haben. Zwar faſt alle konnte man wie einſt Gideons Brüder ſchön nennen, gleich der Könige Kindern, an jenem einen aber — ſein Name war Daniel — fand ſich in den Zügen der äußeren Wohlgeſtalt noch ein anderer, höherer Reiz, den die blühende Kraft des Fleiſches nicht erzeugen kann. Aus ſeinen klaren Augen unter der hohen Stirn, aus den friedlich ſtillen Mienen ſeines edel geformten Angeſichtes blickte ein ſinnender Geiſt hervor, der bei ſolchem Alter nur ſelten wohnt. Die Demuth eines liebenden Kindes war in dem Weſen des ſeltenen Knaben mit einer Hoheit und Würde bekleidet, welche nicht der angeborne hohe Stand, noch die anerzogene äußere Bildung, ſondern die Zucht des inwohnenden Geiſtes der Natur des Menſchen giebt.

Die Vergnügungen des ſchönen Nachmittags ſollten nach dem Wunſche einer Mehrzahl der Knaben durch ein Spiel beſchloſſen werden, welches bei ihnen unter dem Namen des Königſpieles beliebt war. Man pflegte durch Looſe es zu beſtimmen, wer unter der Geſellſchaft der König, welche andere ſeine Fürſten, ſeine Beamten und Hauptleute über das Heer vorſtellen ſollten. Aber in einem Reiche, das ſolche Gebieter hat, muß es auch Knechte geben, und dem Looſe der Knechtſchaft wollten die kleinen Spieler um den Schatten des Königthums, das ſprachen viele von ihnen mit lauter Stimme aus, ſich nicht unterwerfen. Denn ſie alle waren Kinder aus dem Geſchlecht der Fürſten und Großen des Landes, denen das Dienen und Gehorchen als ein ungewöhnliches Ding erſchien. Denn ſchwer verträgt ſich der Gedanke der Knechtſchaft mit dem Selbſtgefühl einer hohen Geburt. Man ſtritt ſich deßhalb darüber, ob man nicht die Rolle der Knechte aus dem Spiele ganz hinweglaſſen, oder einige Kinder der Sklaven, die in einem Winkel des Gartens ſaßen, herbeirufen ſolle, damit ſie die Knechte vorſtellen möchten.

Daniel hatte ſchweigend dem Streite ſeiner Geſpielen zugehört, welche zuletzt in ein beleidigendes Gezänk der Einzelnen über den höhern oder niederern Rang ihrer Geburt überging. Er trat jetzt lächelnd unter ſie und rief ihnen zu: erbittert euch nicht; ich ſelber, ohne vorher darum zu looſen, will euer dienender Knecht ſeyn.

Wie? So ſprach der Knabe Aſarja, Daniels vertrauteſter Geſpiele. Du willſt Knecht ſeyn? Biſt du nicht höherer Geburt, denn wir alle? Ein Sprößling königlichen Geſchlechtes aus Davids Stamme? Und wenn das Loos zum Königsſtuhle bei unſerm Spiel dich träfe, würden wohl wir alle dir williger dienen, als jedem andern unter uns. Denn du würdeſt uns nicht, wie neulich Paſchur that, als er durch das Loos unſer König ward, beleidigen und plagen, denn du biſt gütig und verſtändig.

„Laß mich ſo wählen wie ich that,“ ſprach der Knabe Daniel, denn ich weiß wohl, welcher Segen des Herrn auf der Knechtſchaft ruhet. Den Fürſten und Gewaltigen kommt das Herrſchen und Befehlen zu, und den Knechten der Gehorſam. Salomo aber, der weiſeſte unter den Königen, als Gott die Erfüllung der Bitte ihm zuſagte, die er an ihn thun werde, erbat ſich von dem Herrn ein gehorſames Herz. Was iſt aber ein gehorſames Herz anders, als ein ſolches, das aufgethan iſt zum Vernehmen der Stimme und der Gebote des Herrn, wie es Samuel, dem Knaben im Tempel zu Silo, gegeben ward. Wer aber in demüthigem Gehorſam die Stimme des Herrn vernimmt, der wird von Ihm gelehrt und erfüllt mit dem Geiſt der Weisheit, des Rathes und der Erkenntniß der Thaten und Werke Gottes; mit dem Geiſte, der wie ein König das ganze Reich jenes Wiſſens, das aus Gott kommt, überblickt und in Gottes Kraft daſſelbe beherrſchen kann. Und wie ein König nicht Theil nimmt an den Werken der Knechte, nicht mit ihnen iſſet aus gleicher Schüſſel, nicht mit ihnen ruhet auf gleichem Lager, ſo will der königliche Geiſt, der aus Gott kommt, nicht Gemeinſchaft haben mit dem, was nach den Geboten Gottes unrein und gräuelhaft iſt. Ein ſolcher bezeugte ſich in Joſeph, dem Sohne Jakobs, obgleich er nur ein Knecht in Potiphars Hauſe war, als er mit Abſcheu die Lockungen zur Sinnenluſt durch ein unzüchtiges Weib von ſich wies, welche vor dem Geſetz Gottes ein Gräuel ſind. Und als ihn dieſe That ſeines königlichen Geiſtes in eine noch tiefere Stufe der Knechtſchaft hinabſtürzte; als er im Gefängniß ein

Diener des Kerkermeiſters ward, deſſen Befehle er an den andern Gefangenen ausrichtete, da zeigte es ſich, daß im Gehorſam der Knechtſchaft noch königliche Kraft und Würde ſey. Denn der Herr that dem Joſeph im Dunkel des Kerkers das innere Geſicht auf für den Rathſchluß der verborgenen Zukunft. Und als Pharao den gefangenen Knecht aus dem Gefängniß an ſeinen Thron rief und ihn zu einem Vater des Volkes und zum Verſorger deſſelben ſetzte, da war zwar er ſelber, der Herrſcher, höher als Joſeph durch den königlichen Stuhl, Joſeph aber höher denn Pharao durch den königlichen Geiſt. Dieſer königliche Geiſt war es, der den Vater des Ephraim und Manaſſe, den Fürſt unter ſeinen Brüdern, mitten im fürſtlichen Glanze ſeiner ägyptiſchen Herrlichkeit bei jenem Sinn erhielt, welcher ſich lieber zu dem verachteten Hirtenſtand ſeiner Brüder und zu ihren Hütten geſellte, als zu den Bewohnern der Paläſte von Memphis. Und noch im Sterben bezeugte ſich an ihm der königliche Geiſt, dem die Ohren geöffnet ſind für die Stimme der Gebete und Verheißungen des Herrn. Denn er befahl es dem überlebenden Geſchlecht, daß man ſeinen Gebeinen nicht in den Prachtgewölben der Todten bei den ägyptiſchen Pyramiden, ſondern ein Grab geben möge in dem noch armen Lande der Verheißung.

So iſt auch Moſes der Knecht Gottes, getrieben durch den königlichen Geiſt aus Gott, dem Glanz, den die Welt dem Hofe der Pharaonen gab, entflohen. Und als er im Dienſt eines Hirten der Schafe Gehorſam gelernt und geübt, da iſt ihm, dem Hirten der Schafe, Gott der Herr erſchienen und hat mit ihm, auf dem heiligen Berge wie auf dem Zuge durch die Wüſte, wie ein Mann mit ſeinem Freunde geredet. Und der Herr mit ſeiner Kraft ſetzte den geweſenen

Schafhirten in Midian zu einem Gott über Pharao, den Herrſcher der Völker.

In Thaten des Gehorſams gegen Gottes Gebote ſind auch die Propheten ſo geübt worden, daß ſie der Spott und der verfolgende Haß der Menge traf. Und in ihr gehorſames Herz ward ihnen der königliche Geiſt der Weiſſagung gegeben.

Darum, wer möchte nicht, wenn die Bitte an den Herrn ihm frei ſtünde, viel ſehnlicher als nach dem königlichen Stuhl nach jenem königlichen Geiſt verlangen, welcher den göttlichen Rath erkennt und ſeiner Führung gerne gehorcht. Wem ſollte nicht Salomo's Weisheit, welche die Werke Gottes erkannte von der Ceder auf dem Libanon bis zum Iſop, der an der Mauer wächst, ein köſtlicheres Gut dünken als alle Pracht des Cedernhauſes, das der weiſe König ſich erbaute. Und weil das Gefäß, welches Gott mit ſeinem königlichen Geiſt erfüllt, ein gehorſames Herz iſt, das in der Schule des menſchlichen Gehorſams für den göttlichen erzogen wird, ſo will ich mich lieber vor euch ſelbſt in unſerm Spiele zum Gehorſam eines treuen Knechts bekennen, als meine Augen nach dem Schattenbild einer königlichen oder fürſtlichen Würde erheben.

So ſprach Daniel der Knabe zu andern Knaben Jeruſalems.

2. Die königliche Blume.

Was iſt dir, ſo fragte der Vater ſeine kleine Tochter, daß du auf einmal hier in deinem geliebten Gärtchen mit ſo trauriger Miene daſtehſt, als wäre dir ein ſonderliches Leid geſchehen? Wareſt du doch noch ſo eben, als du nach Monate langer Abweſenheit an der Hand deiner Mutter, die bei der Heilquelle von St. Moritz ihre Geneſung fand, herein in unſer Haus trateſt, ſo fröhlich, wie ich dich nur etwa am Weihnachtsabend geſehen, wenn bei den hellen Lichtern am Chriſtbaum das Lied der Engel in Menſchenweiſe ertönte? Und kaum hatteſt du mich und deine Schweſtern in lauter Freude begrüßt, da hüpfteſt du wie ein muntrer Hirſch hinaus in den Garten, zu deinem Blumenbeet, bei dem ich dich ſonſt niemals anders als vergnügt geſehen, heute aber zum erſtenmal ſo traurig finde.

Ach ſiehe doch, Vater, antwortete das Kind, was, während ich mit der Mutter in St. Moritz war, hier an meinem Blumenbeet geſchehen iſt. Die Blätter meiner Roſenſtöcke ſind von Raupen, die Roſen ſelber von Käfern gefreſſen; mein Oleanderſtock iſt von dem kleinen, ekelhaft weichem grünlich grauen Geſchmeiß der Blattläuſe ganz überdeckt; meine prachtvollen Tulpen ſind faſt ganz verſchwunden, weil die Maulwurfsgryllen ihre Zwiebeln, oder die Schnecken ihre aufſproſſenden Blätter verzehrt haben.

Leider ja, ſo ſprach der Vater, nur ſelten weiß ich mich eines Frühlings zu erinnern, in welchem die Gartengewächſe ſo viel vom Inſektenfraß gelitten hätten, als in dem eben vergangenen. Und zwar ſolche, wie du eben nannteſt, am meiſten, weil ſie für jene Freſſer eine beliebte Lockſpeiſe ſind. Aber du biſt ja auch nur bei den Kranken- und Sterbebetten deiner Blumen ſtehen geblieben, da haben ſich dir deine Augen ſo getrübt, daß du etwas anderes, das dich leicht über deinen Verluſt tröſten kann, gar nicht bemerkt haſt. Siehe dort, am andern Ende deines Blumenbeetes, hinter dem kleinen künſtlichen Felſen, eine Königin der Blumen: die Lilie, mit ihrem in ſeinen Blättern kräftig grünenden hohen Schaft und ihren zahlreichen, ſchon geöffneten oder noch in Knoſpen verſchloſſenen Blüthen. Heißt es nicht mit Recht von dieſer hochgeprieſenen Blume, daß auch Salomo in all ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen ſey als derſelben eine? Komm und freue dich mit mir an dieſem gedankenvollen Bilde aus dem Buche der Werke Gottes. Würde doch unſer Geiſt in Wirklichkeit das, was dieſe Lilie in ſinnreichem Schattenriſſe iſt. Gleicht nicht das ſechstheilige Gewölbe ihrer Blüthenblätter einem Tempel von reinem weißem Marmor, aus welchem ohne Aufhören der Duft des Weihrauches aufſteigt und in deſſen Innern die Geſetztafeln vom Sinai — beſchrieben von Gottes Hand — verwahrt ſind? Die ſechs Staubfäden, und in der Mitte ihres Kreiſes das kräftige, hochwüchſige Piſtill mit ſeinem dreigeſtaltigen Ende, ſollen ſie uns nicht eine Mahnung ſeyn an das ſo oft wiederholte dritte Wort auf der Tafel der Gebote Gottes: „Gedenke des Sabbathstages, daß du ihn heiligeſt?" Siehe, die Staubfäden, die Schattenbilder der ſechs Wochentage und ihrer Werke, vergehen bald, das Piſtill aber in ihrer Mitte bleibet in der Dauer des Sommers feſt, denn es träget und heget in ſich den Samen für ein neues Jahr der Zukunft, und wie ein Sonnenſtrahl im Thautropfen, ſpiegelt ſich in ihm das Wort vom Sabbath: „Denn der Herr ſegnete ihn und heiligte ihn."

Wie das Gleichniß eines Menſchen, in deſſen Haupte königliche Gedanken ſeines Urſprunges, in deſſen ganzem Weſen Kräfte der Ewigkeit wohnen, ſteht uns nach ihrem vergänglichen Maße die Lilie da. Denn was hat ſie, mitten in den Verheerungen keiner andern Blumen, ſo friſch und geſund erhalten? Muß nicht in ihr eine Kraft und ein Saft ſeyn, der weder in den Blättern und noch weniger in dem heilkräftigen Oel der Blume für das vernichtende Geſchmeiß eine Lockſpeiſe iſt. Vor dem Zudrang ſolcher Geſellen hat ſich die Lilie frei und unverſehrt erhalten.

Auch dir, mein Kind! möge dieſe Königin der Blumen nicht nur durch ihre Schönheit und ihren Duft eine Luſt der Sinne, ſondern ein Wohlgefallen des bedeutenden Geiſtes ſeyn; ein Gebilde, das ſein Schöpfer mitten vor den andern Kreaturen zu einer königlichen Würde erſchaffen hat. Denn in ihm ſoll wohnen der königliche Gedanke an ſeines Gottes Geſetz und Erbarmung und die königliche Hoheit, welche als goldener Siegelring am Finger ihres Herrn vor der Beſudelung des Kothes und Moders des Verderbens, das aus dem Boden kommt, auf dem die Schlange ſchleicht mit ihrem Geſchmeiß, ſich rein und abgeſchieden erhält.

3. Der freudige Geiſt.

Mehr noch als ein anderer Wanderer bedarf der Reiſende durch die Wüſte eines freudigen Muthes, um nicht dem Trübſinn zu unterliegen. So weit das Auge ſiehet, dehnt ſich wie ein Meer die ſchattenloſe Fläche aus. Nicht aber wie das Gewäſſer des Meeres als ein klarer Spiegel, blau wie der Himmel, funkelnd von dem darüber hinſtreifenden Strahl der Geſtirne, ſondern gleich dem gelblich fahlen Tuche, mit welchem die Klageweiber einiger Völker ihr Haupt verhüllen, wenn ſie hinter der Bahre eines Todten hergehen, ohne Glanz und Schimmer. Der Wind, wenn er über das Meer herfährt, hauchet den Schiffer, ſelbſt in den heißen Stunden des Mittags, mit einem kühlenden Thau an; der Wind aber, welcher über die Wüſte herkommt, beengt den Athem wie der Staub einer Dreſchertenne, den der glühende Dampf eines Ziegelofens vor ſich hintreibt.

Durch eine ſolche gelbfahle, ſchattenloſe Wüſte, deren ſandigen Staub ſeit geſtern und heute der Südwind aufwirbelte, waren die Gefangenen aus Jeruſalem, unter ihnen der Knabe Daniel, auf ihrem Wege von Damaskus her gekommen. Jene Schaar der Gefangenen, welche heute unter der Obhut bewaffneter Reiter aus dem Heere des

Nebucadnezar an dem Saum einer ſteinigen Anhöhe hinanzog, war die letzte Abtheilung der Volkshaufen, die der König von Babel mit ſich in ſein Land führte. In Damaskus hatte man die Tauſende der gezwungenen Auswanderer aus Judäa in kleinere Heerhaufen getheilt, in deren erſtem ſich der noch jugendliche König Jojachin mit ſeinem fürſtlichen Gefolge befand, während ein anderer aus jenen kräftigen Männern und Jünglingen beſtand, welche dem mächtigen König zum Dienſt in ſeinem Heer tauglich erſchienen. Dieſe beiden Züge, vor allem der erſte, auf Roſſen und Kameelen, waren auf dem Weg nach der Königsſtadt am Euphrat vorausgeeilt, während der letzte, welcher zum großen Theil aus dem geringeren Volk der Handwerker und Arbeiter beſtand, zu Fuße gehend, langſam nachkam. Unter den rüſtigen Männern dieſes Zuges, die ſich der König für den Ausbau ſeiner großen Babel und ihre Ausſchmückung erſehen hatte, fanden ſich auch kunſtverſtändige Greiſe und Knaben, wie Zaphatja, der Erzieher und Pfleger des Daniel, und dieſer ſein Pflegling.

Die Sonne neigte ſich jetzt über dem röthlichen Dampf am Horizont zum Untergang; das müde Volk der Ziehenden blickte mit ſehnendem Verlangen vor ſich hin, ob nicht der Lagerplatz unter Palmen ſich zeigen wolle, den man ihnen für heute verheißen hatte. „Siehe, da iſt Tadmor, das einſt König Salomo erbaut hat," rief jetzt Hatta, der Hauptmann, welcher den Zug geleitete, den Ermüdeten zu. Und vor ihnen lag, als ſie den letzten Hügel erſtiegen hatten, das Thal der Palmen, deſſen Waſſer niemals verſiegt: ein geſicherter Wohnſitz des Lebens mitten in der todtenſtarren Wüſte. Freudig ſchauten Alle auf die Königsſtadt der Einöde welche, obgleich Nebucadnezar auf ſeinem Zuge nach Jeruſalem ihre Mauern gebrochen hatte, noch immer herrlich war. Von Saphatja's und ſeines Pfleglings, des Knaben Daniel, lautem Geſang geweckt, tönte jetzt bald aus Hunderten der Stimmen einer der Lobgeſänge, welche einſt David der König zu ſeinem Saitenſpiel geſungen.

„Biſt du noch immer nicht müde, du muntrer Knabe?“ ſo fragte Harja der Hauptmann den Daniel, an welchem der Kriegsmann ein beſonderes Wohlgefallen hatte. „Du haſt auch heute, wie auf dem ganzen Wege von Damaskus her, den Sitz auf einem meiner Kamele, den ich dir anbot, nicht annehmen wollen, ſondern biſt neben den Kamelen her zu Fuße gegangen, obgleich der heutige Tagmarſch, dem Gluthwind aus der Wüſte entgegen, der mühevollſte von allen war.“

Lächelnd antwortete der Knabe: wie ſollte ich Müdigkeit fühlen, hier, wo mich eine heimathliche Luft anweht aus Davids und Salomo's Herrſcherreich. Und iſt nicht Der, welcher mit David und Salomo war, noch immer Iſraels Troſt und große Kraft? Er, mein König und mein Gott, iſt auch mit mir und ziehet mit mir aus der Wüſte unter die Palmen von Tadmor ein.

Harja, der Hauptmann, obgleich er die Antwort des Kindes nur wenig verſtand, winkte ihm Beifall zu und kündigte dann mit lauter Stimme dem Zuge der Gefangenen an, daß nach den letzten Tagen der Mühen und des Mangels hier in Tadmor reichlicher für ihre Pflege geſorgt und ein Ausruhen von etlichen Tagen ihnen vergönnt ſey.

Der Hauptmann ritt voran und ihm folgten die Gefangenen, deren ermüdete Füße in der Hoffnung, die man ihnen gab, neue Kraft empfingen. Aus dem Munde Vieler ertönte ein Lobgeſang „von der Freundlichkeit des Herrn und von ſeiner Güte, welche ewiglich währet.“

Unter dem Heerhaufen des Volkes, der heute als der letzte nach Tadmor kam, fand ſich noch mehr als in den beiden erſten, die ſchon voraus nach Babel waren, ein Kern jenes gläubigen Iſraels, der mitten unter den Verführungen zur Abgötterei, welchen der größere Theil der vornehmen Juden erlegen war, treu an Iſraels Gott und ſeinen Verheißungen feſthielt. Vor Allen aber leuchtete Saphatja der Greis in Kraft des Glaubens hervor. Dieſer, ein vormaliger Diener des frommen Königs Joſia, war auch ein Freund und Genoſſe im Hauſe von Daniels Vater, und nach dem Tode deſſelben ein Pfleger und Erzieher des verwaiſten Knaben geweſen, der mit kindlicher Liebe an dem Greiſe hing. Als deshalb in Damaskus der Haufe der Gefangenen in mehrere Züge geſondert wurde, hatte ſich Daniel von der Schaar der Knaben aus den vornehmſten Geſchlechtern geſondert und ſich, mit Bewilligung Harja's, des Führers des Nachzuges, als Kind zu ſeinem väterlichen Freunde Saphatja geſellt. Dieſer ſtützte ſich jetzt, als ſeine alten Kniee vor Müdigkeit wankten, auf die Schultern des Knaben, den er ſchon früher mit der Kraft von Iſraels Gott erfüllt und geſtärkt hatte. So kamen beide zum Lager der Ruhe, in Salomos des Friedenskönigs Stadt.

Hier fanden die Gefangenen ſeit den Tagen des Schmerzens, in denen man ſie für immer von Jeruſalem und ſeinem Tempel hinweggeriſſen hatte, wieder die erſten Stunden des Friedens und der Freude. Die vorangezogenen Heereshaufen hatten ſchon ſeit mehreren Tagen, bis auf wenige Kranke, die ſie bei den Heilquellen des Thales zurückließen, die Stätte des Lagers geräumt, auch viele der Bewohner von Tadmor hatte Nebucadnezar als Gefangene nach Babel geführt; Salomo's Stadt war Juda's jetzt einziehendem armen Volk wie zu eigen dahin gegeben.

Daniel der Knabe, dem vielleicht vor Andern der Sinn für die Herrlichkeit der ſichtbaren Welt aufgethan war, ſog hier mit jedem Athemzuge ein Gefühl der Luſt ein. Denn obgleich das Menſchenauge des Sehens niemals ſatt wird, und mit dem neuen Schönen, welches es ſieht, gern ein noch Schöneres vergleicht, das es ſonſt ſchon geſehen, wird dennoch der Wanderer, der in das Paradies der Wüſte, in Tadmors Felſenbecken eintritt, eines Vergleiches mit anderen Gegenden nicht gedenken, ſondern in Bewunderung ſchweigend das betrachten, was als ein ganz eigenthümlich Neues ihm hier vor Augen ſteht.

Nach ſeiner Gewohnheit war der Knabe leicht geſättigt vom Brod und den Datteln, die man den ankommenden Gäſten gleich bei ihrem Eintritt ins Lager gab, von der reichlicheren Mahlzeit des Fleiſches und des Weins begehrte er nichts. Schon beim Schein des Vollmondes am Abend erging er ſich im Wald der Palmen und Granatäpfel und im Gebüſch der blühenden Myrten. Und als der einſame Vogel[1] am aufdämmernden Morgen daſſelbe Lied ſang, das er zu Jeruſalem auf Davids Burg vernehmen läßet, da erhob ſich Daniel freudig von ſeinem Lager. Einer von den Eingeborenen in Tadmor, ein Mann von iſraelitiſchem Geſchlecht, den man mit Anderen hier zurückgelaſſen hatte, ward ſein Führer, zuerſt zu dem Gemäuer von Salomos Königshaus und in ſeine Gärten, dann zu Salomos Bad. Ein Rauch ſtieg dort in der Kühle des Morgens aus der Felſengrotte und aus dem Bache auf, welcher der Grotte entſpringt.

Wird, ſo fragte der Knabe, dieſes Bad geheizt?

---

[1] Nach Haſſelquiſt die Blaudroſſel Turdus cyanus.

Nicht von Menſchenhand, ſagte der Führer. Du ſiehſt hier einen von den drei wunderbaren Bächen von Tadmor, welche an Waſſermenge immer gleich, in der Regenzeit der Nachtgleichen nicht anſchwellen, in der heißen Zeit der Dürre nicht verſiegen. Zu jeder Stunde des Jahres und des Tages behält das Waſſer die gleiche Wärme, und wie die Gebüſche der Myrten und Granaten an ſeinem Ufer immer grünen und blühen, ſo gedeiht auch das Menſchenleben durch ſeine Kraft. Denn die Kranken finden hier Geneſung, die Geſunden Stärkung, ſo daß viele von dieſen ſeinen Genuß dem der ſüßen Waſſerquellen vorziehen, obgleich ſein Geſchmack ein leicht ſchwefliger iſt. Da bei der Grotte, aus welcher der Bach in ein Marmorbecken fließt, war Salomo's, des Königs Bad.

Während Daniel hier in ſchweigender Betrachtung ſtand, vernahm er eine ihm wohlbekannte Stimme, die ſeinen Namen rief. Es war die Stimme Aſarja's, ſeines Geſpielen aus Jeruſalem.

Finde ich hier dich wieder, Daniel, ſo rief der Knabe, den ich und meine Freunde als todt beklagten, als wir, ſeit unſerem Auszug aus Damaskus, dich nicht mehr unter unſeren Reihen fanden. Nur du biſt blühend und geſund, während wir andern mit täglichem Leid dahinwelken. Zwei von unſern Geſpielen, die dem Ungemach der Reiſe erlagen, hat man in den Sand der Wüſte, einen dritten hier unter den Cypreſſen begraben, mich mit noch zwei andern ließ man krank hier in Tadmor zurück, um vielleicht im Gebrauch der Bäder zu geneſen und dann mit eurem — dem letzten Zuge — weiter zu gehen. Aber dein Anblick hat mich faſt noch mehr geſtärkt als die Bäder. Finde ich doch in dir den einzigen unter allen andern Knaben aus den fürſtlichen Geſchlechtern von Juda, der geſund geblieben iſt und ſtark, denn auch Miſaël und Hananja, die man mit mir hier bei den Hofſklaven zurückließ, ſchleichen wie Schatten in Salome's Gärten herum.

Welches Leid und Ungemach, ſo fragte Daniel, hat euch denn auf eurem Wege betroffen und wie du ſagteſt, euch ſo krank gemacht? War es vielleicht die Ermüdung vom Gehen langer Wege, an die ihr nicht ſo wie ich durch meinen Pfleger Sarbatja gewöhnt ſeid, oder die Hitze der Tage und die Kühle der Nächte, denen ihr erlagt?

Dies beides, ſo antwortete Aſarja, hat uns nie betroffen, denn wir hielten uns zu den königlichen Kindern und ſind gleich ihnen von Damaskus bis hieher auf Kameelen (Dromedaren), geſchirmt gegen den Stich der Sonne, geritten; des Nachts ſchliefen wir im Obdach der Zelte.

Waret ihr aber auch, ſo fragte Daniel weiter, eben ſo vor dem Mangel als vor der Ermüdung geſchützt, ließ man euch vielleicht unterwegs Noth leiden an Speiſe und Trank?

Wir genoſſen, ſo antwortete Aſarja, täglich und im Ueberfluß die niedlichſten Speiſen, mit denen man den königlichen Haushalt verſorgte, auch an ſüßem Wein und Früchten fehlte es uns nicht.

Hat man euch vielleicht mit gewaltthätiger Härte behandelt und betrübt?

Wenn wir, ſo ſprach Aſarja, nicht im eigenen Herzen die Betrübniß gefühlt und genährt hätten, von außen blieben wir mit den Thaten einer betrübenden Härte verſchont.

Aber welche Betrübniß war denn das, welche euch ſo ſchwer auf dem Herzen lag?

Kannſt du mich das fragen, Daniel, du Sohn der Stadt, welche der Gott Iſraels ſich zum Wohnſitz erwählt hat? Sollte uns der Schmerz der Scheidung von dem Haus unſerer Väter, ſollte uns, den Kindern aus fürſtlichem Geſchlecht, das armſelige Loos der Beugung unter ein fremdes Sclavenjoch nicht wehe thun? Sollte nicht, wenn die Lanzenträger und ſelbſt die Hauptleute des feindlichen Heeres dieſer Unbeſchnittenen, die von Gott nichts wiſſen, welche Nebucadnezar vielleicht aus dem niedrigſten Pöbelvolk hervorgezogen, uns jeden kleinen Dienſt verſagten, ja von uns Gehorſam verlangten, ſollte uns da nicht ohne Aufhören ein bitterer Unmuth berühren?

Unter den Heiden gleich wie ein verkaufter Sclave zu leben, iſt allerdings ein jammervolles Loos. Hattet ihr aber nicht in eurem Herzen Worte und Geſänge des Tempels mit euch genommen, die dem Jammer mit Troſt begegnen und dem unruhigen Herzen Frieden bringen?

Wie ſollte, antwortete Aſarja, ein betrübtes Herz des Geſanges pflegen; wem können im lauten Getümmel des Krieges Gedanken des Friedens kommen?

Ihr habt, ſo ſprach Daniel, die ſichern Heilmittel gegen euer Leid von euch geworfen, obgleich ſie in eurer Hand lagen; die Heilmittel, deren Kräfte von höherer Art ſind, als die der Waſſer des Amana und Pharphar bei Damaſcus und alle Arzneien der Apotheken.

Und welche Heilmittel ſollten das ſein? fragte Aſarja.

Ich will dir die Geſchichte meiner Reiſe von Damaſcus bis hieher und meine Lebensweiſe beſchreiben, in dieſer Beſchreibung wirſt du wohl jene Heilmittel und ihren Gebrauch kennen lernen.

Von Jeruſalem aus bis Damaſcus, als die Gefangenen Juda's noch mit Nebucadnezars Heer zogen, waren, wie du weißt, unſere Züge noch nicht geordnet, ſondern wir waren truppweiſe unter das Kriegsheer verſtreut, doch ſtand nach Nebukadnezars Befehl das Haus des Königs Jojachim unter beſonderer Obhut und Pflege, und wir Kinder aus den Häuſern der Fürſten wurden, wenn wir dies ſuchten, zu Jojachims Haushalt gezählt. Ich aber ſuchte dies nicht, ich hielt mich zu Zaphatja, dem Pfleger ſchon meiner früheſten Kindheit. Mit ihm, welcher treu an den Geboten unſeres Geſetzes hielt, genoß ich in der Stille das Brod, das er mit eigener Hand bereitete. Denn Zaphatja, der alte Meiſter in der Kunſt des Geſanges, ſtand bei Nebukadnezars Hofmeiſter in ſo beſonderer Achtung, daß man ihn nach all ſeinem Begehren mit Mehl, mit Oel, mit Gemüſe und Früchten verſorgte. Aber des Fleiſches und anderer ſchon bereiteten Gerichte bedurften wir nicht, damit wir in ihnen uns nicht verſündigten am Geſetz; auch des Weines pflegte Zaphatja ſich zu enthalten. So habe ich denn auf der ganzen Reiſe bis hieher nur von Brod, von Früchten und Waſſer und, wo uns dieſes vergönnt war, von der Milch der Heerden gelebt und befand mich dabei wohl.

Aber das Geſundſein oder Krankſein kommt nicht allein von Speiſe und Getränken; ein krankes Herz ſchüttet gar oft ſein Leid über alle Glieder des Leibes aus, und mein Herz war krank, als ich aus Jeruſalem, der hochgebauten Stadt, als ich von dem Tempel, als ich von dem Hauſe meines Vaters hinweggeriſſen wurde. In den erſten Tagen, ſo möchte ich wohl ſagen, waren Thränen meine Speiſe Tag und Nacht. Da ſang eines Morgens Zaphatja zu ſeinem Saitenſpiel das Lied, welches ſich in den Tagen des annahenden Unglückes über Jeruſalem in dem Tempel zuerſt hören ließ, und das ſo bald nachher ein Troſtlied der

Gefangenen Juda's geworden iſt.¹ Bei den Worten: „was betrübſt du dich meine Seele und biſt ſo unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angeſichts Hülfe und mein Gott iſt,“ ſahe Sarbatja mich mit liebevoll ernſtem Blicke an, und meine Thränen floſſen nicht mehr. Du mein Sohn, ſo ſprach er, warum biſt du ſo traurig, gleich Denen, die keine Hoffnung haben? Weißt du nicht, daß dieſe Einnahme von Jeruſalem durch ein Heer der Feinde, daß unſere Hinwegführung nach Babel nach dem Wort der Propheten, nach dem Rathſchluß und Willen Gottes über uns gekommen iſt? Dieſer Weg, auf den wir durch unſrer Väter und durch unſere Schuld verſtoßen ſind, iſt dennoch ein Weg den Gott uns führt; wir wollen ihn deshalb mit willigem Herzen und freudigem Geiſte gehen. Dein Gott und dein Herr ſelber ſagt zu dir: Ich bin es, der dich ſendet, und ich werde mit dir ſeyn, wohin du auch geheſt. Darum ſey, was du jetzt nach Gottes Rathſchluß ſeyn ſollſt. Nicht mehr ein Knabe im Hauſe der Fürſten zu Jeruſalem, ſondern ein Gefangener des mächtigen Königs zu Babel, der nun dein Herrſcher iſt und dem du in Allem, das nicht gegen Gottes Gebot iſt, gehorchen ſollſt.

Ich habe ſeitdem oft das Loblied der Rechabiten geſungen und in ihm mein freudiges Herz wieder gefunden. Ich gedachte jetzt nicht mehr deſſen, was ich in Jeruſalem geweſen, wollte nicht mehr ſeyn, als die Kinder der Gefangenen meines Volkes, unter denen Sarbatja ſich fand. Gleich ihnen ging ich zu Fuß neben den Kameelen her; was die Hauptleute und ihre Diener uns geboten, das that

---

¹ Man vergl. den 42. Pſalm.

ich mit willigem Herzen; ihre Erhebung und ihre Gewalt über uns betrübte mich nicht, denn ſie war ihnen von Gott gegeben. Darum neigte mir Gott das Herz unſerer Gewalthaber zu, daß ich von ihnen nicht wie ein Gefangener und Knecht, ſondern wie ein Freier geachtet war.

So hatte mir Gott ein williges Herz geſchenkt, zu gehen wohin Er mich führte. Aus dem willigen Herzen aber iſt mir der freudige Geiſt gekommen. Denn wie Aſaph es geſungen hat und mein Saphatja es ihm nachſang: „Das iſt meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuverſicht ſetze auf den Herrn Herrn.“

Ein Lichtſtrahl des freudigen Geiſtes fällt ja ſelbſt auf die Creaturen um uns her. Er iſt es, welcher im Geſang der Lerche laut wird und ſie emporhebt nach dem Himmel. Und wenn mein ſterblicher Leib mich zur Erde zog, oder eine Wolke der Betrübniß mich beſchatten wollte, da rief ich die Worte: „Dennoch bleibe ich ſtets an dir, denn du hältſt mich an deiner rechten Hand. Du leiteſt mich nach deinem Rath und nimmſt mich endlich mit Ehren an.“

Siehe mein Aſarja, das war das Heilmittel, das mich auf unſerer beſchwerlichen Reiſe ſo geſund und wohlauf erhielt. Ein williges Herz, zu gehen und zu bleiben auf Gottes Wegen und ein freudiger Geiſt, der ſich an den Herrn hält.

Aſarja, und mit ihm auch die beiden andern Knaben aus Judäa's Fürſtenhäuſern, Miſaël und Hananja, die **Daniel** hier in Tadmor fand, nahmen ſich das zu Herzen, was dieſer ihnen ſagte. Ehe ſie zu ihm kamen, war es ihnen Sorge geweſen, daß ſie jetzt nicht mehr mit dem königlichen Gefolge ziehen und ſo der beſſeren Pflege entbehren ſollten. Bald aber gefiel ihnen Saphatjas geiſtige Pflege beſſer, als jene leibliche. Sie hatten bei Tadmors Bächen, die aus verborgenen Tiefen der Felſen kommen, einen Quell der Freude und der Ermuthigung gefunden, deſſen Waſſer nicht nach kurzem Lauf durch die Wüſte im Sande verſiegt und welches anderer beſſerer Heilkräfte voll iſt, als Salomo's Bäder in der Palmenſtadt.

1. Freudvoll und leidvoll.

Mohamed, der Prophet, ſo ſagt die Dichtung, hatte eine Taube, die ſich auf ſeine Schultern ſetzte und ihm Dinge in das Ohr ſagte, welche für andere Menſchen ein feſt verſiegeltes Geheimniß ſind. Einſt, als er über das Feld ging, vernahm er die Stimme einer Lerche, welche hoch und lange ſchwebend in der Luft, der abendlichen Sonne ihr Lied ſang. Auch andere Lerchen ſangen ihr Abendlied, keine aber von allen that dieſes ſo wie jene eine. Angeregt vom Geiſt der Töne, der den Leib vom Zuge der Schwere nach dem Boden hinab entbindet und ihn nach oben hebt, waren die andern auch, aber ihr Flattern, ihr Schweben ging nicht ſo hoch, hielt nicht ſo lange an, die Laute des Liedes kamen nicht ſo ſchmelzend und rührend aus einer Tiefe des lebendigeren Gefühles, welches in der Seele des Hörers zur gleichen Tiefe dringt.

Mohamed, der entzückte Seher, war ein Vertrauter der Natur, welcher zwar nicht auf dem Wege des ſcharfſichtigen Zerlegens in das Geſetz der Geſtaltungen ſich hineingedacht, wohl aber durch ein inneres Vernehmen in das lebendige Regen und Bewegen derſelben hineingefühlt hatte. Sein Ohr war ihm geweckt, ſein mitfühlendes Herz war ihm aufgethan für die lauten wie für die leiſen Töne des Sehnens und der Trauer, des Hoffens und der Freude der auf ihre Erlöſung harrenden Creaturen.

Was iſt es, ſo fragte er ſeine Taube, was dieſe Lerche in ihren ſo tief angeſchlagenen Tönen uns verkünden will? Ich fühle, daß dieſer Geſang ein beſonderer ſey, wie keine andere Lerche mir ihn heute wie geſtern ſang. So lautet die Stimme eines ſchmerzvollen Sehnens, welchem keine Erfüllung; die Stimme eines tiefen innern Leides, welchem ein hohes äußeres Glück begegnet. Doch der Grundton des Geſanges iſt, ſo gut die Creatur dieſes vermag, ein jubelnder Wohllaut; ein Dank gegen Gott ihren Herrn. Iſt dieſer befiederte Sänger vielleicht ein unlängſt vermählter Liebender, der ſein Glück nach langen, ſchweren Kämpfen gefunden, oder ein neulich Wiedergekehrter aus den Gefahren der Fremde in die ſichere Ruhe der Heimath?

Ganz nahe, o Herrſcher, ſo ſprach die Taube dem Mehamed in ſein Ohr, haſt du den Sinn des Vogelliedes errathen und in Menſchenworten wiedergegeben. Die Lerche, welche da ſang, hat erſt in dieſem Frühling die muntere Genoſſin ihrer Wanderungen über Land und Waſſer und mit ihr dort, auf dem armen ſteinigten Feld, eine bleibende Heimath gefunden. Ihr Neſt lag am Rande des Ackers dem Scharfblick des Raubvogels offen, welcher geſtern zwei der Jungen daraus nahm und ſie zerfleiſchte. Zwei andere aber von ihnen ſind hüpfend ihm entronnen und haben im Gebüſch der Reiſen ſich gerettet. Dort fand das Elternpaar ſie wieder. Das Leid that wehe und in rührender Weiſe ſingt die Lerche. Aber in noch höherem Schwung, als jemals ſonſt, erhob ſich aus dem Schmerz über den Tod der geraubten Kinder die Luſt und Freude über das Wiederfinden der geretteten; und der Dank, hervorbrechend aus der Tiefe eines ſchwer betrübten Gemüthes, hebt und trägt dieſes ſo leicht und hoch hinauf, als die Laſt des Schmerzes ſie vorhin niederzog.

Wie eine Stimme der menſchlichen Sänger als eine vollkommene geprieſen wird, welche die Töne der Höhe wie die der Tiefe in gleicher Kraft und Reinheit ſingen gelernt hat, ſo iſt die lebende Seele ſelbſt im ſingenden Vogel eben dann des lieblich rührendſten Ausdruckes mächtig, wenn ſie nach dem Dunkel der Nacht das Aufgehen des lichten Morgens, nach dem langen kalten Winter der wiederkehrende Frühling erfreut. Und in noch viel höherer Weiſe wird für den Menſchen der freudige Geiſt aus dem Leid und dem Dunkel des ſchweren, ſtillen Duldens und Harrens geboren. Gott aber iſt es, aus deſſen Kraft beide: das ſtille Dulden wie der freudige Geiſt kommen.

5. Das freudige Wirken auf Hoffnung.

Im Schatten ſeines Palmbaumes ſaß Antonius der Einſame und ſchaute unverwandt zu der nahen Felswand hinauf. Ihm nahte ſich Hilarion, der Jünger, welcher erſt neulich zu den Vätern in der Thebais gekommen war. Er grüßte mit dem Gruße des Friedens; Antonius aber, in ernſtes Sinnen vertieft, ſchien ihn nicht zu hören, noch zu bemerken. Schweigend blieb der Jüngling neben dem Altvater ſtehen, und betrachtete verwundert ſein Thun, das ihm an ſolchem Manne als ein ungewöhnliches Ding erſchien. Denn niemals ſonſt hatte er den Vater, den Einſamen, anders als im Gebet und Leſen der Schrift und in fleißigem Arbeiten der Hände geſehen, oder bei dem Werk der Belehrung, des Troſtes und der geiſtigen wie leiblichen Pflege der Brüder ihn getroffen, wie ja vor allem bei ihm jeder Tag des Lebens in das Werk des Gebetes und der Arbeit, im Empfangen der Gaben von oben und in das Darbringen derſelben an Andere getheilt war. Heute aber ſchwieg der Mund des Alten vom Geſang der Pſalmen und vom Werk des Gebetes; die fleißigen Hände ruheten vom alltäglichen Flechtwerk der Palmenblätter und Faſern.

Endlich konnte Hilarion nicht mehr länger ſchweigen.

Was iſt es doch, ſo fragte er näher tretend, was du, mein Vater! mit ſolch geſpannter Aufmerkſamkeit dort an der Felswand betrachteſt? Iſt an ihr doch nirgends eine Inſchrift, noch ein grünes Kraut zu ſehen, ſondern nur der Staub der Wüſte, der näher für unſer Auge am Boden liegt. Und du ſitzeſt in ſo tiefes Sinnen verloren vor dem beſtäubten Geſteine da, wie etwa ſonſt, wenn du in deinem Pergament die Worte der Schrift lieſeſt. Ja wenn du dichteſt, oder ſelbſt wenn deine Hände in Arbeit ſind, da bezeugen es Töne der Pſalmen und einzelne Worte aus deinem Munde, daß dein Geiſt zu den Gedanken an Gott und göttliche Dinge ſich erhob. Heute rührt kein ſolch äußeres Bewegen deinen Geiſt an. Und wie kann das anders ſeyn? Welche Töne eines Lobgeſanges, welche Gedanken an Gott und Ewigkeit könnte die hinſtarrende Betrachtung eines beſtaubten Felſen in der Seele eines Antonius wecken? Du läſſeſt, wie mir ſcheint, bei offnen Augen deinen innern Sinn ruhen und ſchlafen, denn auch im Schlafe, ſo lehrteſt du uns, kann die Seele bei Gott und in Gott ſeyn.

Lächelnd deutete Antonius mit dem Finger an eine Stelle der Felswand hinan. Lerne deine Augen recht öffnen, mein Sohn, und ſiehe aufmerkſam dorthin, wo mein Blick verweilte. Worte einer Inſchrift von Menſchenhänden ſiehſt du dort nicht, wohl aber ein Wortzeichen aus Gottes Hand, welches nicht minder als ein Wort im Buche der Offenbarung, von Gott und Ewigkeit uns zeuget.

Bemerkſt du nicht dort an jenem dunkleren Vorſprung des Felſengeſteines das emſige Thun einer Schweſter von uns Einſamen in der Thebais? Es iſt ein kleines Geflügel, von der Geſtalt einer Biene, welches da auf Hoffnung ſeinen Bau für einen zukünftigen Tag anlegt. Die Körnlein des Staubes und Sandes, befeuchtet mit Waſſertropfen aus dem nahen Quell, trägt die arme Kleine mit kräftiger Anſtrengung hinauf zu ihrem Bau, fügt ſie in einzelne Zellen zuſammen, die zu einem gemeinſamen, rundlichen Obdach ſich wölben. In jede der einzelnen Zellen legt ſie ein Ei und trägt zu dieſem das Futter hinein, von welchem das noch umgebene Gewürm des Jungen ſich nähren, zur Puppe entſchlafen und zur geflügelten Geſtalt der Biene erwachen ſoll. Das iſt ein Werk auf Hoffnung, deren Erfüllung das Auge der Mutter nicht ſehen wird. Denn ehe das nicht erſcheinende Leben in der Larve zu einem erſcheinenden wird und in geflügelter Geſtalt aus der Thüre ſeiner Zelle in die Welt hervorgeht, iſt der Lebensfunke in der bauenden und verſorgenden Mutter erloſchen; der Windhauch der Wüſte hat den Staub ihres zarten Leibes mit anderem Staube vermiſcht.

Nicht ein Erſcheinendes ſelbſt, ſondern — ich brauche hierin vorbildlicher Weiſe das geiſtig bedeutende Wort von einem kleinen lebenden Thiere: — die Hoffnung auf dieſes Erſcheinende iſt es, welche die arme Mutterbiene zu ihrem mühevollen, niemals ruhenden Tagewerk antreibt und ihr die Kraft gibt, in wahrhaft wunderbarer Weiſe dabei auszudauern. Ja die Hoffnung auf ein Künftiges iſt es, welche auch hier an dieſem belebten Stäublein ſo mächtige Dinge thut. Und warum ſollte ich nicht das wiederholen, was ich euch, meine Söhne, öfters geſagt habe und wovon ich auch neulich mit dem Philoſophen aus Alexandria ſprach, der hier uns beſuchte, als dieſer ſich darüber wunderte, daß ich gar keine Bücher zu meiner Belehrung und Unterhaltung habe, als das geſchriebene Wort Gottes. Ihm ſagte ich, daß ich außer dieſem einen auch noch ein anderes, gar großes Buch bei mir habe, in welchem ich beſtändig leſe: das Buch der Werke Gottes, die ſichtbare Natur, die mir gar oft zu einer erläuternden Gleichnißrede des Buches der Offenbarung dienet. Denn das Wort Gottes und die ſichtbare Welt, welche durch dieſes Wort gemacht iſt, ſtehen zuſammen wie Seele und Leib. In der Natur, als in ſeinem Leibe, ſpricht ſich das geoffenbarte und ſchaffende Wort in ſichtbarer That und Geberde aus. Und da ergeht es mir denn, bei der Betrachtung der Natur, wie einem lehrbegierigen liebenden Kinde, das ſeinem Vater gern auf jedem ſeiner Schritte und Tritte folgen möchte. Der Vater redet zu dem Kinde in unmittelbarer Nähe durch das Wort ſeines Mundes und durch die lebendigen Geberden, mit denen er dieſelben begleitet. Das Kind lernt ihn verſtehen. Der Vater tritt hinaus ins Freie zu anderm Volk und redet mit dieſem. Das Kind vernimmt von der Rede nur einzelne Töne, ſieht aber die Geberden des Vaters und die Wirkung ſeiner Rede auf die Hörer. Es möchte aber immer gern wiſſen und verſtehen, was ſein Vater will und thut. Darum ſchaut es aufmerkſam hin, um aus den Geberden des Vaters zu vernehmen, was derſelbe dem Volke lehrt.

Siehe, mein Sohn, das, was ich vorhin hier am Felſen ſo aufmerkſam betrachtete, das war ein Wort der Rede Gottes zu ſeinen Menſchen. Ich habe daſſelbe oft aus ſeinem Munde vernommen, wenn Er mit mir ſprach von einem Harren auf eine künftige Offenbarung der Kinder Gottes, welchem alle Creaturen auf Hoffnung unterworfen ſind. Denn ſchaue nur weiter um dich her: die Mauerbiene in dem mühſeligen Werk ihres Baues, das ſie auf Hoffnung betreibt, iſt es nicht allein, an welcher uns jenes Erwarten und Harren ſichtbar wird. Auf tauſend und aber tauſend Seiten des unermeßbar großen Buches der Natur tritt uns daſſelbe Bild vor Augen von dem Abmühen des einen, durch die Sichtbarkeit hindurcheilenden Geſchlechtes der Lebendigen für ein anderes künftiges, das noch nicht zur Sichtbarkeit gekommen iſt; von der Sorge, womit etwa ein thieriſches Elternpaar den noch ungeborenen Jungen ihre Wohnſtätte erbaut; der Pflege derſelben mit unabläſſigem Fleiße ſich hingibt; mit Gefahr des eigenen Lebens das übrige ſchützt.

Die einzelnen Creaturen neben uns vergehen zwar und ſterben dahin, noch aber beſtehet in unſern Tagen das Geſchlecht der Raben und der Tauben, von denen Noah aus der Arche die Boten ausſendete. Und wenn auch die Seele des Raben, welcher nicht wieder zur Arche kam, in Ewigkeit nie zur leiblichen Sichtbarkeit wiederkehrt, ſo geht doch das Urbild ſeiner Art in die Aeonen ſelbſt einer neuen Schöpfung hinüber. Denn dieſes Urbild iſt ein Gedanke Gottes, des Schöpfers; es iſt von der Natur der Engel, welche niemals ſterben. Und wie die Seele der Mauerbiene, wenn ſie die Zellen ihres Lehmhauſes baut und mit dem Nöthigen ausſtattet, das Bild des noch ungeborenen Geſchlechtes ihrer Jungen gleich wie vor Augen hat, ſo ſtehet bei jeder ſichtbaren Zeugung der Geſchlechter der Lebendigen das Urbild: der ſchaffende Gedanke, welcher als bleibender erſcheinen wird, wenn jene aus dem Dienſte des vergänglichen Weſens entlaſſen ſind.

Ein andres iſt es mit dem Menſchen. Ihm vorzugsweiſe iſt die Verheißung von einer künftigen Offenbarung der Kinder Gottes und ihrer herrlichen Freiheit unmittelbar und perſönlich gegeben. Gleich wie ein Licht, das bei Nacht entzündet wird, alle Dinge, die neben ihm in einer dunklen

Zelle ſind, erleuchtet und hell macht, wird auch er die Creaturen zu Mitgenoſſen ſeiner zukünftigen Freiheit machen. Denn wie nur im Lichte ſelber, nicht in den Wänden und in den Geräthſchaften der dunklen Zelle die leuchtende und erleuchtende Kraft liegt, ſo bezeuget ſich nur an unſern Weſen der Geiſt, welcher zu Gott ſaget: Abba, lieber Vater; der Geiſt, durch welchen wir zur Kindſchaft Gottes berufen und bereitet ſind. Ja, wir haben ſchon jetzt die Erſtlinge dieſer Kindſchaft empfangen. Das iſt der freudige Geiſt, welcher ohne Unterlaß uns treibet, in Hoffnung auf das uns ſicher verheißene Erbe, fleißig und treu zu ſeyn in dem Tagwerk und Beruf unſeres Erdenlebens für die Ewigkeit. Zu ſolchem Fleiß ermahnt mich wie dich die kleine, für ein künftiges ſich abmühende Creatur an der Felswand, und wir wollen das Bild, das ſie uns gibt, wohl beachten und zu Herzen nehmen.

6. Die Kämpfe und Siege des freudigen Geiſtes.

Alle Creaturen der Sichtbarkeit ſind uns ein Gleichniß des Wortes, welches der Geiſt Gottes zu den Menſchen geredet hat, der Menſch aber, wenn er durch Chriſtum eine neue Creatur geworden, ſoll ein Gleichniß des göttlichen Geiſtes ſelber ſeyn. Der Geiſt in Gott und aus Gott war es, welche mit den Schwingen der Liebe über der neuen Schöpfung der Erde ſchwebte, als er in das grauſenhafte Dunkel das Licht, in den Abgrund des Verderbens das Leben und den Frieden wiederbrachte. Wie der Geiſt ewig in Gott iſt, ſo hält ſich der aus dem Geiſt geborene Menſch treulich und feſt an ſeinen Gott, in deſſen Willen ſein Wille ruhet. Und dieſes Halten an Gott iſt ſeine Freude; denn nur in dem Herrn iſt, nur aus Ihm kommen Freude und friedliches Weſen, deren Sonne von keinem Leid der Erde, von keinem Schmerz, noch vom Tode ausgelöſcht werden kann. Darum heißet auch der Geiſt, mit welchem Gott das Menſchenherz erfüllt, ein *freudiger Geiſt*. Das Thun und Weſen dieſes freudigen Geiſtes ſoll uns das Beiſpiel eines Treuen im Lande der Sterblichen bezeugen, der nun längſt eingegangen iſt in die ewigſelige Ruhe ſeines Herrn, als ein Kämpfer, welcher recht gekämpft und die Krone des Lebens erlangt hat aus Gnade und durch Gnade.

Der Name, den dieſer Mann auf Erden geführt, hieß Ephraim How, ſein Gewerbe war das eines Schiffers, der Ort ſeiner Geburt und ſeines Grabes war New-Haven in Neu-England. Der ehrwürdige Increaſe Mather,[1] welcher den How kannte und ſein Leben zuerſt beſchrieben hat, nennt uns denſelben einen gottſeligen Mann, das heißt einen ſolchen, der ſchon auf Erden ſelig war in ſeinem Gott. Und daß er dieſes geweſen, bezeugt uns ſein Verhalten auf der Leidensfahrt nach Boſton. Ich habe die Geſchichte dieſer Fahrt und ihres glücklichen Ausganges durch Glauben ausführlicher, nach J. Mather, beſchrieben;[2] hier hebe ich nur jene Züge aus derſelben hervor, daran man erkennen kann, was der freudige Geiſt aus Gott im Menſchen ſchaffet und iſt.

Die Seefahrt von New-Haven nach Boſton am 25. Auguſt 1676 ſcheint glücklich und ſchnell vergangen zu ſein und ebenſo das Geſchäft, welches ſo bald beendigt war, daß How ſchon am 10. September die Heimfahrt beginnen konnte. Schien doch an dem frommen Manne der Spruch wahr zu werden: Was du wirſt vornehmen, wird Er dir laſſen gelingen; und das Licht wird auf deinen Weg ſcheinen (Hiob 22 v. 28). Die Sonne der Gnade Gottes leuchtete hell in ſeinem Innern; von außen führte ihn ſein Weg durch ein grünendes Gefilde des Segens.

Aber es ſollte nicht immer ſo bleiben. Es ſollte ſich zeigen, ob das Licht des freudigen Geiſtes in ſeinem Innern das Licht einer wirklichen Sonne, nicht das eines ſchnell vorbeiſchwindenden Meteors oder die Flamme eines brennenden Waldes ſey. Wäre ſie dieſes geweſen, dann würde ſie nicht, wie die Sonne, auch durch das fluthende Regengewölk den Tag hell gemacht haben, ſondern bald verloſchen ſeyn.

---

[1] In ſeinen **Remarkable Providences**.

[2] In meiner kleinen Schrift: „Die Ruheſtunden eines alten Auswanderers,“ welche, im Beſitz der Diaconiſſen-Anſtalt zu Kaiſerswerth, vielleicht bald veröffentlicht werden wird.

Das kleine Fahrzeug, in welchem der Schiffer How am 10. September unter Segel ging, konnte zwar nur eine Laſt von 15 Tonnen tragen und war wenig geeignet, einen ſtarken Kampf mit den Elementen zu beſtehen, aber es trug höhere Güter als jene ſind, darein die Kaufleute den höchſten Werth ſetzen, es trug ſechs Menſchen, in deren Seelen die Furcht Gottes ihre Wurzeln geſchlagen und bereits Früchte ihres Wachsthums angeſetzt hatte, welche jetzt großentheils bald reifen und eingeerntet werden ſollten. Der Vater Ephraim hatte zu der Reiſe nach Boſton ſeine beiden älteſten Söhne mitgenommen, Jünglinge, die nach ihrem Maße, von gleicher Liebe zu Gott ihrem Herrn erfüllt waren als ihr Vater; zu ihnen hatte ſich der Sohn eines edlen Freundes in New-Haven, des William Jones, eines Herrn im Magiſtrat, geſellt, ein älterer, in den Wegen Gottes wohl erfahrener Mann, Namens Kaur, war der fünfte, der Schiffsjunge der ſechste Geſellſchafter bei der Fahrt.

Der Wind, anfangs günſtig, ſetzte bald der Fahrt ſich entgegen; er trieb das kleine Schiff zurück in den Hafen von Boſton. Hier war damals aber eine ſchwere Seuche ausgebrochen, an welcher viele Menſchen ſtarben. Vater How wurde von derſelben ergriffen, doch erlag er ihr nicht, ſondern nach etlichen Wochen erhob er ſich freudigen Geiſtes von ſeinem Siechbett, und, obwohl noch ſchwach an

Kräften und leidend, ſteuerte er am 10. October bei damals gutem Winde von neuem der Heimath zu. Hatte er doch mit dem eigenen Leben ſeine beſten Schätze: das Leben ſeiner Söhne und der andern drei Gefährten gerettet; er war voll freudigen Vertrauens zu ſeinem Gott. Aber dieſes Vertrauen mußte bald ſeine neuen immer ſchwereren Proben beſtehen. Bei Cap Cod ſchleuderte der Sturmwind das Fahrzeug weit in das Meer hinaus; der älteſte Sohn des Schiffers erkrankte und ſtarb am eilften Tag nach der Ausfahrt aus Boſton, ihm folgte nach wenig Tagen der zweite Sohn auf das Krankenlager und zur Beſtattung ſeines Leichnams im Meer.

Hielt jetzt wohl auch der Vater Ephraim aus in ſeinem Gottvertrauen, blieb der freudige Geiſt in ihm beſtehen? Ja er blieb es. Der Alte bezeugte es nochmals öfters, daß, als er ſeine beiden Söhne ſo im Frieden Gottes und dem Feſthalten an ſeiner Gnade in Chriſto ſelig dahin ſcheiden ſah, der Schmerz der Natur in ihm zu einer Freude des Geiſtes geworden ſey; er konnte den Tod der Jünglinge nicht beklagen, ſondern für ihre Erlöſung aus der Noth und dem Jammer der Erde und ihren Heimgang zur ewigen Ruhe Gott nur lobpreiſen und danken.

Und die innere Tageshelle des freudigen Geiſtes, wenn auch jetzt ihre Sonne getrübt war, gab ſelbſt dem noch immer krankhaft ſchwachen Leibe des Mannes Kraft, denn er mußte jetzt, nach dem Tod ſeiner treuen Gehülfen, der Söhne, nicht nur der Arbeit des Steuermanns, ſondern noch einmal dem Geſchäft eines Krankenpflegers vorſtehen. Auch der Sohn ſeines Freundes, der junge Jones, erlag der Seuche, ſtarb in aufrichtiger Buße und in dem kindlich treuen Vertrauen auf Gottes Gnade in Chriſto.

Nur die drei: der Schiffsjunge, der alte Freund Agan und der vereinſamte Vater Hew, waren jetzt noch am Leben, das bei dem alten Schiffer nur durch die Kraft des freudigen Geiſtes gehalten wurde, wenn er, damit der Wind und die Wogen ihn nicht hinwegriſſen, zuweilen 24, ja einſtmals ſelbſt 36 Stunden, in naſſen Kleidern, ohne Erquickung durch eine warme Speiſe, am Steuerruder ſitzen mußte. Und als nun auch dieſes, das Steuerruder, brach, und das armſelige Fahrzeug ohne menſchliche Hülfe dem Treiben des Sturmes und der Wogen dahingegeben war; als daſſelbe endlich in einer ſtürmiſchen kalten Decembernacht an einem Felſenriff, dem Cap Sable gegenüber, geſcheitert war und die drei Schiffbrüchigen mit dem Leben ſich gerettet hatten, da hatte der alte Ephraim noch das höchſte Läuterungsfeuer ſeines freudigen Geiſtes zu beſtehen. Ich habe die Geſchichte dieſer ſchweren Heimſuchung und das elende Loos der drei Geretteten auf ihrer wüſten Felſeninſel ausführlicher beſchrieben.[1] Hier will ich nur von einem endlichen Siege des Glaubens und ſeines freudigen Geiſtes reden.

Der Winter mit all ſeiner Noth ging zu Ende; die drei Vereinſamten auf ihrem wüſten Felſen lebten noch, obgleich nicht ſelten eine halbe Möve oder Krähe für den ganzen Tag ihre Nahrung geweſen war, ja einſtmals in ſtürmiſcher Winterszeit fünf Tage lang ihnen jede Speiſe gemangelt hatte. Namentlich bei dieſer letzten Gelegenheit war der Spruch ihnen eindrücklich geweſen, daß der Menſch nicht vom Brode allein, ſondern von jeglichem Worte lebe, das aus dem Munde Gottes gehet, denn ſie hatten bei jenem fünftägigen Faſten keinen Hunger und keine Entkräftung geſühlt; das Gebet war ihre Speiſe geweſen. Als nun aber jetzt im warmen Lebenshauch des Frühlings auch in den drei Vereinſamten die Hoffnung auflebte, da erkrankte und ſtarb im März der alte Agur: der treue Mitgenoß der Leiden, der kräftige Theilnehmer an dem Segen und dem Troſt des gemeinſamen Gebetes. Am 2. April ſtarb auch der Schiffsjunge und Hew war jetzt mit ſich und ſeinem Gott ganz allein gelaſſen. Zwar das Alleinſeyn mit Gott hat ſeine Freuden, das Alleinſeyn aber mit ſich ſelber ſeine Schrecken der Ewigkeit. Der Menſch ſteht da vor dem Angeſicht ſeines allwiſſenden Richters und ſiehe es iſt kein Anderer mit ihm; da iſt Nichts, daran er ſich halten und ſtützen, Nichts damit er ſich ſchützen und decken könnte. Der alte Glaubensheld Hew mußte durch die ſengende Hitze dieſer geiſtigen Wüſte hindurch. Sein ganzes vergangenes Leben von Kindesbeinen an bis zur Grenze des Greiſenalters liegt offen vor ihm da, wie ein Buch, erleuchtet wie von dem Licht eines göttlichen Urtheiles. Wie wird doch in dieſem Licht ſo klar erkannt, was jeder tiefer im Herzen wurzelnde Gedanke, jede Neigung, jedes Wort, jede That, wenn ſie aus einem des allgegenwärtigen Richters vergeſſenden Sinn hervorgehen, ſo gering ſie in den Augen der Welt erſcheinen mögen, in Gottes Augen eine ſchwere Schuld des Abfalles ſind. Wenn aber auch mit dem Einſamen auf dem dürren Felſen an jedem Morgen das Leid und die Reue über dieſen Abfall erwachte, wenn auch dieſe Schmerzen durch die ſorgenvollen Stunden der einzelnen Tage ihn begleiteten, die jeden derſelben zu einem Bußtag machten, ſo ließ ſich doch jederzeit daneben eine Stimme des Propheten vernehmen, die den alten Ephraim Hew bei ſeinem Taufnamen rief. Die Stimme laut und kräftig ſprach zu dem gebeugten Mann:

---

[1] In meiner oben erwähnten kleinen Schrift.

„Iſt nicht Ephraim mein theurer Sohn und mein treues Kind? Denn ich gedenke noch wohl daran was ich ihm geredet habe: darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich ſeiner erbarmen muß, ſpricht der Herr" (Jerem. 31 v. 20). Da geſellte ſich dann ohne Aufhören, wie die liebe Sonne, die an einem warmen Frühlingstage durch die Wolken bricht, welche das Land mit einem milden Regen befruchtet haben, zu dem Geiſt der Trauer und der Thränen, der freudige Geiſt, welcher weiß an Wen er glaubt und weiß, daß er an Gott einen durch Chriſtum verſöhnten lieben Vater hat.

Nun, wenn dieſer freudige Geiſt über ihn kam, da betete er auch täglich, wer mag ihm das verargen, zu Gott ſeinem lieben Vater, daß er ihn doch aus dieſer troſtloſen Wüſte der Felſen erlöſen und wieder nach New Haven zu den Seinigen und zu der Gemeinde der Chriſten führen möge. Er betete das in kindlicher Ergebung in Gottes Willen; doch mag es ihm jedesmal wehe gethan haben, wenn ein Fahrzeug der Fiſcher von dem benachbarten Cap Sable herüber mit aufgeſpannten Segeln ganz nahe an ſein Felſenneſt kam, die Leute aber darinnen auf keines ſeiner Nothzeichen achteten, ſondern ohne zu landen weiter fuhren. Es geſchah dieſes von den Fiſchern nicht aus Hartherzigkeit, ſondern aus Furcht, denn die Europäer in Neu-England waren damals mit den Indianern in einem blutigen Kampfe, ſie meinten der vor Froſt und Hitze gebräunte Mann auf der Inſel ſey einer von den Feinden und andere Seinesgleichen lauerten verſteckt.

Die Mitte des Sommers war jetzt vorbei. Da, eines Tages, im Juli, fühlt er ſich im Geiſt und Gemüth ganz beſonders getroſt und ſtark. Der freudige Geiſt, mit ſeiner

Seele und Leib durchdringenden Kraft, hatte geſiegt. Viele Tage, ſo gedenkt er, ſind jetzt für dich nur Buß- und Bettage geweſen. Wie? ſollteſt du nicht auch einmal heute ein Lob- und Dankfeſt feiern, an welchem du nur der unzähligen Wohlthaten, wunderbaren Rettungen und aller Erweiſungen der väterlichen Erbarmung und Güte deines Gottes gedächteſt und ſtatt vor Ihm nur zu trauern und Ihn um Rettung anzuflehen aus deiner leiblichen Noth, an Ihm und in Ihm dich freuteſt und ganz vergnügteſt. Er folgt dieſem mächtigen Triebe des freudigen Geiſtes und daknieend auf ſeinem Felſen wird ihm ſein Gebet zu einer aufjauchzenden Luſt und Wonne, in welcher er Alles um ſich her und ſeiner ſelber vergißt. Er hat es nicht geſehen noch gehört, daß ein Schiff aus Salem in Neu-England ſeinem Felſen genaht war und ein Boot ausgeſetzt hatte, das zu ihm kam. Die Leute hatten ihn beten ſehen und dabei in ihm den nothleidenden Chriſten, an ſeinen armen Lumpen den Europäer erkannt. Sie brachten ihn am 18. Juli 1677 nach Salem und von dort kam er zu den Seinen.

Das war ein Sieg des freudigen Geiſtes.

7. Die ſtumme Gemeinde.

Die Sonne hatte ſich ſchon hinter die weſtliche Gebirgswand geſenkt und noch ſah Wilibald der einſame Wanderer kein Ziel nach Ende ſeiner heutigen Tagreiſe. Je weiter er in dem Engthal hinauf ging, durch welches noch ein Durchgang in die Wildniß der Hochgebirge möglich ſchien, deſto näher war er einem Damm der geſtürzten Felſenſtücke gekommen, welcher jedes weitere Fortſchreiten verwehren mußte. Denn welche andere Füße als die des Steinbockes oder der Gemſen konnten den nach oben faſt ſenkrecht ſteilen Felſen hinanklimmen, der an ſeinem Fuße gleichwie mit dem Schutt eines zertrümmerten Weltbaues bedeckt war. Wurden doch hier fortwährend das Auge und das Ohr, zur Rechten wie zur Linken, durch die losbrechenden, herabrollenden Geſteine aus der Nähe, und durch den Donner der ſtürzenden Lawinen aus der Ferne erſchreckt. Und der junge Wanderer war allein und ohne Leitung eines Führers hier in der nur ſelten von Menſchen betretenen Einöde der Alpen.

Wie die hohen Thürme, die über die Häuſer hervorragen, dem Fremdling in den Gaſſen einer großen Stadt, ſo hatten ihm noch die ſchneeweißen Gipfel der Alpen zu Merkzeichen und Wegweiſern gedient auf der letzten Hälfte ſeines heutigen Weges; wie Feuerſäulen in der Nacht hatten ſie den Schein der Abendſonne hereingeſtrahlt in das Dunkel der Bergkluft; bald aber ſollte jetzt die Sonne zur Rüſte gehen und die Feuerſäulen mußten erlöſchen. Was ſollte der Wanderer thun? Zwar in ſeiner noch jugendlich blühenden Kraft war er ſchon durch manches ſonnenheiße Thal und durch manche im Winterfroſte erſtarrte Gegend bei Tage wie bei Nacht gezogen, niemals aber war er noch von aller Menſchenhilfe verlaſſen ſo in einen ihm unbekannten Winkel der Erde getreten, als dies heute ihm geſchehen. Und die leibliche Kraft bedurfte zu ihrer Erhaltung der leiblichen Mittel. Dieſe aber, in einem genügenden Maße, waren ihm ſchon ſeit etlichen Tagen verſagt geweſen. Denn ſeitdem er die lombardiſche Ebene am Ufer des Verbanerſee's[1] verlaſſen hatte und mit einem Führer aus celtiſchem Stamme, deſſen Sprache er nicht verſtund, über das unwirthbare Gebirge gezogen war, hatte er mit dieſem Führer nur die Mahlzeit der Wurzeln und Waldbeeren, oder des rohen Fleiſches der Murmelthiere getheilt. Im Rhonethal trennte er ſich von ſeinem Führer, denn hier fand Wilibald Hüttenbewohner, die ſeine deutſche Mundart verſtanden. Seine erſte Frage an dieſe war die nach dem Wohnort des frommen Einſiedlers Alban. Denn ihn, den hochgeprieſenen Schüler Alberts des Großen, des Meiſters in allerlei Kunſt und Wiſſen, wollte Wilibald auf ſeiner Heimreiſe von Rom nach dem Lande der alten Sachſen beſuchen. Alban war nach ſeines Meiſters, des großen Albert Tode zuerſt nach Lugdunum (Lyon) gezogen, dann am Rhodanusfluſſe hinanwärts, um nach ſeiner Weiſe dem Volke das Licht des

---

[1] Jetzt Lago maggiore

Chriſtenglaubens und den Kranken Heilung zu bringen. Denn in Alberts Schule zu Cöln war er in beiden Wegen des Wirkens wohl unterwieſen und geübt worden. Je höher er jedoch im Alter kam, deſto höher führte ihn ſein der Stille begehrender Geiſt in die einſamen, dem Geräuſche der Städte entzogenen Gebirge hinauf und jetzt war ſein gewöhnlicher Aufenthalt nahe bei den Quellen der Rhone.

Alban, der gottgeheiligte Mann, war weithin unter dem Volk bekannt und als Wohlthäter von ihm geprieſen. Denn die Seelen, in denen er das Licht des Glaubens erwecken und ſtärken wollte, ſuchte er ſelber, die aber, welche in Krankheit und anderer Noth ſeiner Hülfe und ſeines Rathes begehrten, ſuchten ihn auf, ohne hiebei die Weite des Weges zu beachten.

Das gaſtlich treumeinende Volk, in deſſen armen Hütten Wilibald übernachtete, hatte ihm geſagt, er ſolle nur auf ſeinem Wege im Thale hinanwärts ſich immer ſo nahe an den Strom halten, daß er dieſen noch rauſchen hörte, er würde dann in ſo viel Zeit, als die Sonne von ihrem Aufgehen bis zum Anſteigen nach ihrem Mittagsſtande gebraucht, zu der kleinen Kapelle kommen, bei welcher die Hütte ſtehe, welche Alban während des Winters bewohnte. Dort werde er erfahren, wo der Einſiedler jetzt im Sommer zu finden ſey. Denn in der warmen Zeit des Jahres ſuche der Alte die Kräuter, den Bezoar und die Steine, daraus er ſeine Heilmittel für Kranke bereite, und laſſe nur ſelten ſich im Thale ſehen.

Damals, am Ende des 13. und im Beginn des 14. Jahrhunderts, war das mächtig ſchöne Walliſerland, am oberen Laufe der Rhone noch zum großen Theil eine Wildniß der Felſen und Wälder. Da wo jetzt Kirchen und Dörfer, mit

Gärten und Feldern ſtehen, lag ſeit Jahrtauſenden unaufgeräumt und von der Menſchenhand unberührt, der Schutt und Graus der Geſteine, welche das Gewäſſer und die Lawinen von den Gebirgen herabgeführt hatten. Wo die Menſchen im Thale hinauf ihren Weg nahmen, das deutete nur hin und wieder das tröſtliche Zeichen eines Kreuzes an. Denn faſt unmerklich waren die Spuren des Pfades, welchen etwa die Füße der wenigen Wanderer, die ihn gingen, betreten hatten. Und wenn ſich vom Fluſſe hinweg ein ſcheinbar viel begangener Steig zeigte, der durch den Wald und das dornige Gebüſch führte, dann bemerkte der Wanderer, der ihm folgte, gar bald, daß dies nicht ein Weg von Menſchen gebahnt, ſondern ein Fußpfad der Bären ſey, den ſich dieſe auf ihrem täglichen Gang vom Gebirge zum Waſſer herab gebildet hatten.

Endlich noch vor Mittag hatte Wilibald die Kapelle und bei ihr die Hütte des Einſiedlers erreicht, die ihm von den Hirten bezeichnet war. Er fand die Hütte offen, in ihr aber war nichts zu ſehen, als das Lager von Moos und einige Geſchirre zum Kochen der Arzneien. Wohl aber zeigte ſich in der Nähe der kleinen Einſiedelei ein altes Mütterchen, welches wildwachſende Kirſchen und Beeren ſammelte. Dieſe beſchrieb ihm den Weg am Rhonegletſcher vorüber gegen den Grimſelberg hin, auf deſſen Alpenwieſen Alban jetzt verweile. Gerne hätte die Alte den Fremdling ſelber den Weg dahin geführt, aber ſie war zu dieſem Geſchäft zu kraftlos und konnte ihren Urenkel, den kaum dreijährigen Knaben, der allein mit ihr war, nicht verlaſſen.

Wilibald war, ſo gut er es vermochte, der Weiſung gefolgt und hiebei in das Engthal gekommen, bei deſſen vom Abſturz der Felſenſtücke verſchloſſenem Ende wir vorhin ihn verließen. Ermüdet ſetzte er ſich auf einen bemooſten Stein nieder. Die Reiſe des heutigen Tages hatte ſeine Kräfte mehr denn jede andere erſchöpft, welche er auf ſeinem Wege aus dem deutſchen Vaterlande nach Rom und von dort bis an die Rhone gemacht hatte. Denn vorhin ging er, wenn auch auf mühſamen, doch auf menſchlich gebahnten Straßen und Pfaden, und hatte bald einen Führer und Begleiter an der Seite, bald konnte er andere Menſchen, die der Gegend kundig waren, in den Dörfern oder auf dem Felde um den Weg befragen. Heute aber war ſein Anſteigen über die Felſen hinauf und hinab und durch das Gebüſch und den Wald hindurch öfters nur ein unſicheres Herumirren geweſen, das allein von der Stellung der Sonne eine zurechtweiſende Kunde erhielt. Was aber bei ſolchen Anſtrengungen die Kräfte der Glieder an Friſche verloren, das hatte an dieſer der Hunger gewonnen. Denn das ſparſame Frühſtück von etwas Milch und Käſe, das er am frühen Morgen in der Hütte der armen Hirten genoſſen, hatte das Verlangen nach eigentlicher Sättigung nur geweckt, nicht befriedigt. Jetzt aber blieb dem müden und hungrigen Manne nur die Ausſicht auf ein Lager am ſteinigen Boden, auf welchem er ohne Erquickung durch Speiſe und Trank, ohne ein Obdach oder eine ſchützende Decke in der durch die Nähe der Gletſcher kalten Nacht das Licht des Morgens erwarten mußte. Doch er ſammelte ſich im Gebet und war getroſt.

Nicht lange hatte er hier geruht, da vernahm er ein Geräuſch, wie vom Fußtritt eines Kommenden über das rollige Geſtein. War es vielleicht einer der Bären, von denen er mehrere auf ſeinem heutigen Wege geſehen? Es war ſchon ſo dunkel in der Bergſchlucht, daß man, was nur wenig Schritte entfernt war, nicht mehr unterſcheiden konnte. Doch wachte in ihm eine Hoffnung auf: der Fußtritt, den er hörte, ſey vielleicht der eines Menſchen, den Gott in dieſer Noth als hilfreichen Engel ihm geſendet. Er erhob ſich von ſeinem Sitze und ging nach der Gegend hin, von welcher das Rauſchen der rollenden Steine kam. Da ſtand vor ihm ein Mann, der durch das Begegnen eines Fremden hier an dieſer Stelle eben ſo überraſcht ſchien, als dieſer von dem ſeinigen. Wilibald begrüßte ihn mit dem Gruße der Chriſten und der Andere erwiderte die Worte des göttlichen Lobes mit dem Gruß der Ewigkeit. Welche Freude war es für den rathloſen Wanderer, als er an dieſem Gruß einen der deutſchen Sprache kundigen Chriſten erkannte. Auch über den Stand des Mannes ließ ihn die nähere Betrachtung deſſelben nicht in Ungewißheit, denn ſein Pelzrock von Bärenfell, der Bogen in ſeiner Hand, die erlegte Gemſe auf ſeinen Schultern verriethen an ihm das Gewerbe des Jägers. Da gewann Wilibald ein Vertrauen zu dem Manne mit wildem Bart und zottigem Haar und fragte ihn, ob er nicht wiſſe, wo Albans des Einſiedlers Hütte ſey?

Willſt du zu Vater Alban? fragte der Jäger mit zutraulich freundlichem Ton der Stimme. Zu dem will ich dich gerne führen, doch für heute iſt es zu ſpät dazu. Du ſollſt dieſe Nacht an meinem Feuer dich wärmen und mit mir auf meinem Lager ſchlafen.

Wilibald folgte der Einladung gern und der Jäger ging ihm voran nach einer Felſenkluft hin, deren Eingang von dem Schatten des gegenüber liegenden Berges und durch den aufſteigenden Rand des Geſteintrümmerhaufens für den fremden Wanderer verdeckt geweſen war. Die Kluft führte zu einem allmälig anſteigenden Gebirgspaß nach der Grimſel hin, und zu Albans, des Einſiedlers, Sommeraufenthalt.

Unter dem Dach einer vorſpringenden Felſenklippe hatte ſich der Mann ſeine kunſtloſe Hütte erbaut. Hier braunte ſchon das Feuer, das ein Sohn des Jägers angezündet hatte, welcher zum Hinabtragen der Jagdbeute in das Thal, zur Wohnung ſeiner Mutter und ſeiner Geſchwiſter hieher beſtellt war. Zu dem heutigen Abendeſſen für alle drei ſand ſich noch Fleiſch von der Ausbeute der geſtrigen Jagd und als Zukoſt zu dieſem hatte der Knabe das Gerſtenbrod mit ſich gebracht. Der Hunger des Wanderers ward reichlich geſtillt und auf dem Lager von Moos, in der Nähe des wärmenden Feuers, ſchlief er ſo ſanft als ſey er daheim.

Die Sonne beleuchtete ſchon die hohen Dachgipfel des Alpenſchnees und im Thale dämmerte der Morgen hell, da weckte der Jäger ſeinen Gaſt und beide machten ſich auf zum Beſuch des Vater Alban.

Wir werden es heute, ſagte der Jäger, obgleich wir ſchon etwas ſpäter kommen als ſonſt ich zu thun pflege, dennoch leichter haben als an andern Tagen, den Vater Alban aufzufinden. Es iſt Sonntag, da geht der Vater nicht zum Einſammeln der Kräuter und Steine aus, ſondern bleibt ſtill in ſeiner Hütte, welche wir Jäger für ihn erbaut haben. Dort hält er einen Sonntagsgottesdienſt für uns vereinzelte Hirten und Jäger der Alpen. Wenn das geſchehen, dann geht er nicht weit von dort in einen Kryſtallkeller, den er ſeine Engelskapelle nennt. An einem andern Wochentage ſollten wir wohl Mühe haben, um ihn, der in ſeinem hohen Alter noch immer die Felſenſteige der Gemſen geht, etwa auf der einen oder der andern Alpenmatte aufzufinden. Auch ſieht er es nicht gern, wenn wir Jäger ihm auf ſeinen Wanderungen nachgehen. Denn vor uns fürchten ſich die ſcheuen Thiere, welche dort auf der Weide ſind. Er aber tritt unter die Heerden der Gemſen hinein und ſie graſen ruhig fort; die ſcheue Gais des Steinbockes mit ihrem erſt vor wenig Tagen gebornen Zicklein naht ſich furchtlos ſeiner Hand, um aus dieſer das Brod mit Salz beſtreut zu nehmen, das er gewöhnlich für ſolche Freundinnen bei ſich trägt. Weiß man es doch, daß er mit ſeinem drohend aufgehobenen Stabe den Bären hinweggeſcheucht hat, der eine junge Gemſe ergreifen wollte, die den ganzen Sommer wie ein zahmer Hund ihm folgte. Ja man erzählt noch viel wunderbarere Sachen von dem Vater Alban, der, wie man zu ſagen pflegt, alle Thiere und alle Menſchen hier im Gebirge wie verzaubert hat, weil alle ihn fürchten und lieben und ihm zu Willen ſeyn müſſen.

In ſolchen Geſprächen waren die beiden zur Hütte des Einſiedlers gekommen. Sie fanden ihn da nicht. Nun wohl denn, ſagte der Jäger, wir ſind heute zu ſpät zur Sonntagsfeier in die Hütte gekommen, ich weiß ihn aber ſchon zu finden. Die Hirten haben ſich heute an dem ſchönen Morgen ſchon ungewöhnlich frühe in der Hütte eingefunden und er, nach beendigtem Gottesdienſt, iſt zu ſeiner Engelskapelle in den Kryſtallkeller gegangen. Ich habe auf unſerm Wege geſehen, daß Ihr ein muthiger und geſchickter Bergſteiger ſeyd. Für jeden Andern wäre der Weg, den ich Euch führen will, ein Weg der Schrecken und der Todesfurcht, wo nicht, wenn der Schwindel ihn packte, geradezu ein Weg des Todes ſelber. Deßhalb kann auch niemals dort ein Beſuch der müßigen und neugierigen Wanderer den Vater in ſeiner ſonntäglichen Stille ſtören. Ihr aber, ein Pilger aus Rom, der ihn ſo mit Mühe aufſuchte, werdet ihm nicht unwillkommen ſeyn.

Allerdings hätte wohl ſchwerlich ein anderer Wanderer, ohne die ſichere Hand eines ſolchen Führers wie der Jäger war, es gewagt, über die zuweilen kaum handbreit hervorragenden Leiſten des Felſengeſteins hinüber zu klimmen, welche öfters wie die vereinzelt ſtehenden Reſte einer zerſtörten Treppe bald hinauf bald hinabwärts beſtiegen werden mußten, und zu deren einer Seite der gähe Fels keinen Anhalt für die Hand, zur andern der Abgrund in die ferne Tiefe des Thales keinen Anhalt für das Auge darbot. Der Jäger zog und ſtützte, wo es nöthig war, ſeinen Begleiter, und dieſer, ohne eine Anwandlung von Furcht oder Schwindel, folgte ihm, bis ſie beide auf einer Terraſſe ankamen, die von der Natur durch ein abgelöſtes und an die Bergwand angelehntes Felſenſtück gebildet war.

„Hier ruhet ein wenig aus,“ ſagte der Jäger, „ich will Euern Beſuch dem Vater Alban ankündigen. Was aber ſoll ich ihm von Euch ſagen?“

Sage ihm nur, ſprach Wilibald, ich ſey ein Schüler ſeines Meiſters und habe ihm Grüße aus Rom zu bringen.

Nach wenig Augenblicken war der Jäger wieder da. Ihr ſeyd dem Vater Alban, ſo rief er, ein willkommener Gaſt, und ich ſoll Euch zu ihm bringen.

Nur etliche Schritte weiter hinanwärts, da öfnete ſich in einer Felſenſpalte der Eingang zu dem Kryſtallkeller. Die Morgenſonne in gerader Richtung ſtrahlte in dieſen hinein und Wilibalds Auge war von dem Glanz einer noch nie geſehenen Herrlichkeit geblendet. Was waren all die geprieſenen Werke der Menſchenhand und die Schätze der fürſtlichen Paläſte, die er auf ſeinen Reiſen bewundert hatte, gegen die Kleinode in der Schatzkammer der Natur, in welche er hier hineinblickte!

Es giebt eine Luſt der Augen, welche nicht über den Kreis des ſinnlichen Vergnügens hinausreicht und die, von der Natur des Fleiſches, mit dieſem dahinwelkt und ſtirbt. Eine andere Luſt der Augen iſt jene, an welcher nicht der äußere Sinn allein, ſondern mehr noch als dieſer der denkende Geiſt ſich vergnügt, weil dieſer in dem was ſeine Augen ſchauen, ſeine Ohren hören, die Gedanken ſeines Gottes, den Ton ſeiner Stimme vernimmt und erkennt. Solche Luſt gewährt uns das Buch der großen Werke Gottes, wenn wir mit beachtendem Geiſt ſeine Worte leſen, den Wohllaut der Stimmen ſeiner Lebendigen hören. Eine ſolche gedankenvolle Luſt der Augen wird in jenen Schatzhäuſern der Tiefe gefunden, in deren eines Wilibald jetzt hineintrat. Schon die Völker des Alterthums hatten die Fundgruben der reinen, durchſichtig klaren Bergkryſtalle gekannt und dieſe als prunkende Zierde in die Paläſte und Tempel gebracht; noch in unſern Tagen öffnet zuweilen ein glücklicher und kühner Forſcher der Hochgebirge die verſchloſſene Ader eines Ganges, der zu einem ſolchen Thronſaal des Erdinnern führt. Zu der „Engelkapelle“ des Einſiedlers Alban hatten nicht menſchliche Hände mit den Waffen ihrer Spitzhauen und Hämmer den Eingang gebahnt, ſondern dieſer war durch die Natur, durch den Abſturz einer Gebirgswand weit aufgethan. Wilibald ſah da ſtaunend die Bergkryſtalle, faſt von der Höhe und von vielfachem Gewicht eines Mannes; neben ihnen die buntfarbigen mächtigen Würfel des Flußſpathes und die im milden Glanze des Mondlichtes ſtrahlenden Adulare, ſowie andere von ihm noch nie geſehene Glanzgeſtalten des hochgebornen Steinreiches. Das Licht des Tages fiel hell genug in die Luſthalle des Gebirges herein, dennoch waren die Augen des Fremdlinges von dem, was ihrem Blick hier zum erſtenmal begegnete, ſo gehalten, daß ſie die Ehrfurcht gebietende Geſtalt des Greiſes, der im hinteren Grunde der Höhle ſaß, nicht bemerkten. Alban aber erhob ſich und kam ſeinem Gaſt mit den Worten entgegen: Sey mir geſegnet, mein Sohn Wilibald der Sachſe. Ich habe dich ſchon ſeit einiger Zeit erwartet, denn ein brüderlicher Mitſchüler noch von mir und von Thomas von Aquin, der alte Petro von Siena, welcher in Rom lebt, hat mir durch einen ſeiner Schüler, der unten im Thal mich beſuchte, deine Ankunft gemeldet.

Die beiden, der Greis Alban und der noch im friſchen Mannesalter blühende Wilibald, waren bald miteinander bekannt und ſo vertraut wie Vater und Sohn.

Ihr Geſpräch hob von den Erinnerungen an, die ſie beide noch an den geliebten Lehrer Albert im Herzen bewahrten. Alban hatte dieſen zu gleicher Zeit mit Thomas von Aquin in Köln aufgeſucht und ſeinen Unterricht als treufleißiger Schüler genoſſen. Damals war Albert noch friſch und kräftig; ein Reicher an Geiſt, wie wenig andre Menſchen, durch den mächtigen Umfang ſeines Wiſſens, mit welchem er wie ein unbeſchränkter Herrſcher waltete. Wilibald war erſt in ſpäterer Zeit, einige Jahre nach dem (gewaltſamen) Tode des Thomas von Aquino nach Köln gekommen und hatte da in vertrauterem Umgange mit dem „Meiſter derer, welche wiſſen“ (ſo könnte man für ſeine Zeit den Albert, wie Dante den Ariſtoteles, benennen), mit ihm in dem gleichen Kloſter gelebt.[1]

„Ich habe,“ ſo erzählte er, „als ich zu ihm kam, den großen Lehrer nur noch im milden Glanz einer untergehenden Sonne gefunden, in welche man ungeblendet und gern hineinſchauen mag. Ja ich bin zuletzt noch ein Zeuge jener wunderbaren Veränderung geweſen, die an dem Geiſte des ſeltenen Mannes vorging, als dieſer, noch ehe er die ſterbliche Hülle des Leibes ablegte und das neue Gewand der Ewigkeit empfing, zuerſt noch von den glänzenden Gaben ſeines Wiſſens und hohen Verſtändniſſes entkleidet wurde. Er, zu deſſen Füßen vorher die einſichtsvollſten Männer als ehrerbietig hingebende Schüler ſaßen, ruhete jetzt ſelber als ein demüthiges, ſtill hörendes Kind zu den Füßen ſeines Gottes, der ſolche von der Welt bewunderte Gaben wie ein hochzeitliches Kleid ſeinen Menſchen leihet und von ihnen wieder zurücknimmt, damit es offenbar werde, daß alle gute Gaben nur von Ihm kommen. Aber ich kann wohl ſagen, daß ich bei ihm, dem demüthig ſtillen, kindlichen Greiſe eben ſo viel empfangen und gelernt habe, als die glücklichſten Schüler aus ſeiner geiſtig kräftigen Zeit. Wenn ich bei Albert ſaß und ihn zuweilen, faſt wie einen unmündigen in der Wiege, mit den Blumen aus ſeinem Kloſtergarten ſo lieblich zart und vergnüglich ſpielen ſah, da war mir es, als fühlte ich um ihn das Naheſeyn ſeines Gottes und als ſey ich wie er in der Geſellſchaft jener Engel im Himmel, von denen Chriſtus der Herr ſagt, daß ſie allezeit ſehen das Angeſicht ſeines Vaters im Himmel. Denn dieſe, zum ſchützenden Aufſehen auf die Kleinen beſtellten, ſeligen Geiſter ſpielten mit dem alten Kinde und bei ihrem Wiegenliede iſt er auf Erden entſchlafen für das Erwachen der Ewigkeit, bei welchem ſein Geiſt ſelber ſchauen, wiſſen und erfahren wird, mehr denn alle Menſchenweisheit es lehren kann, wer Gott ſey und zu welchem unvergänglichen Erbe Er ſeine Menſchen erſchaffen und bereitet habe.“

---

[1] Ein treues Lebensbild des Albertus Magnus gibt uns neuerdings Dr. Joachim Sighart in ſeinem leſenswerthen Werk von gleichem Titel. Regensburg, 1857.

Du haſt mir, ſagte Alban, aus der Seele geſprochen. Das, was dir in der Nähe des kindiſch gewordenen Greiſes widerfuhr, würde auch mir widerfahren ſeyn.

Aber nicht nur in ſeinen letzten Lebensjahren, ſondern ſchon in der Zeit ſeiner friſchen Kraft war in Albert — zugleich mit dem beredten Geiſt des menſchlichen Wiſſens, von deſſen Worten ſein Mund überfloß — ein ſchweigender ſtiller Geiſt, unter deſſen Walten er zuweilen mitten in dem unermüdlichen Fleiße ſeines Tagwerkes wie ein Träumender da ſaß und feierte. Er verſtand es nicht nur an ſich ſelber, ſondern auch an Andern, was dieſer ſtille ſchweigende Geiſt bei uns wolle, wenn er der ſichtbaren Sinnenwelt gegenüber als ein Träumender, in der unſichtbaren geiſtigen Welt der Gedanken aber als ein Wachender ſich nahet. Als deßhalb der größeſte und geiſtvollſte ſeiner Schüler, Thomas von Aquino, wegen ſeines ſtillverſchloſſenen, ſchweigſamen Weſens von ſeinen Mitſchülern der ſtumme Stier genannt wurde, pflegte er von ihm zu ſagen: von dem Gebrüll dieſes ſtummen Stieres wird einſt noch die Welt wiederhallen.

An Albert konnte man es wahrnehmen, daß nicht nur in Stunden der Einſamkeit, ſondern auch dann, wenn er als Lehrer unter uns ſtand und mit beredtem Munde auf alle Höhen und in alle Tiefen ſeines großen Wiſſens uns hinführte, ein ſchweigender, züchtigender Geiſt über ihm ſchwebte und ihm zur Seite ſich geſellte. Dieſer war es, der je zuweilen dem Fluß der Rede des Lehrers einen Stillſtand gebot, als ob er neben den anſcheinend unfehlbaren Orakelſprüchen des menſchlichen Wiſſens, wie ein Wachender in einem Schlafſaal der Träumenden ſchweigend dahin gehend, im Stillen ein anderes gedächte als das war, was dieſe mit lauter Stimme ſchwatzten. Dieſer ſchweigende Geiſt, der ein anderes immer als die Menſchenrede ausſpricht, iſt — deß bin ich verſichert — bei ihm geblieben, als die Weisheit der Welt auf ſeinen Lippen verſtummt war; es iſt der Geiſt, welcher uns, wie die Schrift ſagt, mit unausſprechlichem Seufzen vertritt, auch wenn uns ſelber das Mitreden mit ſeiner Rede verſagt iſt.

„Ein Anderer, den wir nicht hören,“ ſo pflegte Thomas von Aquino zu uns zu ſagen, „ſpricht mit Albert, wenn er zuweilen mitten in ſeiner Rede innehält. Das ganze Thun und Weſen des Mannes erſcheint mir immer wie ein Bürger und Genoſſe von zwei Reichen, und wenn er mit uns von den Herrlichkeiten und Wundern der ſichtbaren Welt ſpricht und eine ihrer Erſcheinungen und Geſtaltungen uns zeigt, da iſt es mir, als ſchaute er neben den ſichtbaren Dingen noch andere, unſern Augen verborgene an, und ſei im Verkehr mit unſichtbaren Kräften, deren Naheſein und Einwirkung er uns ahnen ließe, was uns mit Gefühlen und Gedanken der Anbetung, zuweilen auch wohl mit Gefühlen eines faſt unheimlichen Staunens erfüllt.“

Albert, als ein Kenner und beherrſchender Meiſter der Naturkräfte, iſt deßhalb von der unverſtändigen Menge, ſo wie Virgil in der ſpäteren Volksſage der Italiener als ein Zauberer betrachtet und verſchrien worden, und vielleicht iſt es dir, mein Sohn Wilibald, nicht unbekannt, wie — ſo erzählt man ſich — einſtmals auch ſein vertrauteſter Schüler, mein Freund Thomas von Aquin, in der Anwandlung eines ſolchen grauenhaften Gefühles den von ſeinem Meiſter mühſam und kunſtreich gefertigten redenden Kopfwerk als ein Werk der Dämonen in ſeinem Feuereifer zerſchlug. Wurde doch ſelbſt der mitten im Winter blühende Garten, durch deſſen Anblick Albert den Kaiſer überraſchte, von Vielen für ein Werk der Zauberei gehalten. —

Du ſprachſt ſo eben, mein Vater, ſagte jetzt Willibald, von dem geiſtigen Verkehr, in welchem unſer alter Meiſter Albert durch ſein mühſames Forſchen und ſeine vielſeitigen Kenntniſſe mit der äußeren ſichtbaren Natur ſtand. Mir iſt dieſe Richtung ſeiner geiſtigen Thätigkeit immer ein Räthſel geweſen. Freilich habe ich den großen Lehrer weniger als du und deine nächſten Mitſchüler durch das lebendige Wort ſeines Mundes, ſondern mehr nur aus ſeinen Schriften kennen gelernt, auch habe ich keines jener wie man ſagt magiſchen Kunſtſtücke von ſeiner Hand ſelber geſehen, von dem Andere mir berichteten. Denn als ich zu ihm kam, da ſchien er alle andern Künſte verlernt und vergeſſen zu haben, außer der Kunſt, als ein frommes, einfältiges Kind zu ſterben. Aber eben deshalb bin ich zu dir gekommen, daß du mir manche Bedenklichkeiten heben, manche Räthſel löſen mögeſt, die mich bei dem Leſen von Alberts Schriften wie ein Stachel im Herzen beunruhigt haben.

Albert war als tiefforſchender, innerlich frommer, würdiger Theologe ſo anerkannt, daß ſelbſt der väterliche Hüter der Kirche in Rom ihn zum Bisthume in Regensburg beſtellte. Und welch anderer Biſchof hat jemals ein ſolches ihm anvertrautes Amt mit vollkommenerer, demüthigerer Hingebung, mit reinerer Treue und geſegneterem Erfolg geführt als er. Aber mitten in ſo hohem Amt und Wirken ſehnte ſich der Mann in ſeine klöſterliche Dürftigkeit und Stille zurück. Sein Wunſch und ſeine Bitte wurde ihm von dem römiſchen Stuhle gewährt; er kam wieder nach Cöln in ſeine Kloſterzelle zurück, wo er mit einem für Andere unbegreiflichen Fleiße ſeine Schriften ſchrieb, unter welche man freilich ſchon jetzt anfängt, manche Werke von fremder Hand aufzunehmen. Doch was ich hier ſage, das gilt nicht von dem, was ihm fremd, ſondern was ihm eigen war. Und ſo frage ich, wie konnte ſich doch Albert in ſeiner ſtillen, von der ſichtbaren Welt abgeſchiedenen Zelle mit ſo hingebender Liebe und mit ſolch mühſamem Fleiße zu der Betrachtung und Beſchreibung der vergänglichen Dinge der ſichtbaren Natur hinwenden? Wie will ſich das für einen ſo großen Theologen, als er war, ſchicken, daß er gleich einem Forſtmann oder Fiſcher von der Naturgeſchichte und Jagd der Vögel, von dem Fang der Fiſche und wie ein Kräuterhändler von den Gewächſen redet, oder daß er die Steinarten ſo ausführlich bald wie ein Juwelier, bald wie ein Bergmann oder ein Mauermeiſter beſchreibt? Und führt er uns nicht durch ſeinen kindlich leichtgläubigen Hang zum Wunderbaren in eine unſichtbare Welt ein, welche uns Andern mehr als eine mährchenhafte, denn als eine wirklich vorhandene erſcheint?

Ehe ich, ſo ſprach Alban, auf deine mir wohl begreiflichen Bedenklichkeiten eingehe, und dir deine Fragen beantworte, laß mich dir zuerſt etwas erzählen von einem jener vermeintlich magiſchen Kunſtſtücke, durch welche der Meiſter uns, ſeine Schüler, ſowie Andere nicht ſelten zu unterhalten und zu überraſchen pflegte. Es war an einem Weihnachtsabend, vor dem Beginn der kirchlichen Feier und Anbetung in der heiligen Nacht, da rief Albert mich und einige meiner Mitſchüler, die wir ſeine vertrauteren Nachbarn im Kloſter waren, zu ſich in ſeine Zelle. Dieſe war heute nicht, wie gewöhnlich, durch den Schein einer Lampe, ſondern durch eine Flamme beleuchtet, welche auf einer Art von kleinem Altar brannte, der vor einer himmelblauen, anſcheinend ſteinernen Tafel ſtand. Wir hatten jedoch weder Zeit noch Neigung, um uns weiter in der Zelle umzuſehen, wir ſahen nur den Lehrer mit ſeinem Friede und Freude ſtrahlenden Angeſicht und hörten nur ihn, der heute wie mit feuriger Zunge zu unſerem Geiſte, in kindlicher Einfalt und Liebe zu unſerem Herzen ſprach. Er redete uns von der Geſchichte der heiligen Nacht, da Gott ſelbſt als Menſch im Fleiſche und mit ihm die ganze Welt der himmliſchen ſichtbar vor Menſchenaugen erſchienen ſey.

Indem er ſo von dieſer Einſenkung der Gottheit und des unſichtbar Himmliſchen in das ſichtbar irdiſche Weſen ſprach, wurde unſer Blick unwillkürlich zu der Betrachtung der blauen Tafel über dem kleinen flammenden Altar angezogen. Denn während von dieſem ein Rauchdampf immer dichter und dichter aufſtieg, erſchienen auf der Tafel goldfarbig leuchtende Punkte, gleich aufgehenden Morgenſternen. Von oben herunter ergoß es ſich gleich einer feinen, niederthauenden Fluth und augenblicklich ward eine helle leuchtende Schrift ſichtbar mit den Worten des Lobgeſanges des himmliſchen Heeres: „Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, den Menſchen ein Wohlgefallen.“ *

Laß mich jetzt, ſo wie unſer alter Lehrer dieſes ſelber bei vielen andern Gelegenheiten that, die Bedeutung ausſprechen, welche er in jenes ſinnvolle Werk ſeiner Kunſt legen wollte.

Eine Welt des Unſichtbaren und Göttlichen, ſo wie neben ihr des Dämoniſchen, ſchwebt ohne Aufhören über uns, iſt mit und bei uns, geht in unſerem Innern aus und ein. Ein beſonderes Gnadengeſchenk war es, das die heilige Nacht gibt und welches nur den ſolchen Seelen

---

* Die Kunſt, welcher ſich hier Albertus bediente, erinnert ſehr an die wohlbekannte künſtliche Anzeigung und Anwendung mehrerer ſogenannten ſympathetiſchen Dinten.

empfangen wird, dergleichen die einfältig frommen Hirten auf dem Felde waren, daß die Engelheere dem ſterblichen Auge ſichtbar, ihr Lobgeſang dem Ohre hörbar wurde. Möge auch unſer Lebensende der ewigen Feier einer ſolchen heiligen Nacht entgegengehen, und wir ſelber mit einem Gemüth der Hirten in dieſe Nacht eintreten, dann wird für uns des ſeligen Hörens und Sehens kein Ende ſeyn. Aber zur Vorfeier einer ſolchen heiligen Nacht, zum Vorgenuß ihrer ewigen Freuden können wir in Gottes Kraft ſchon im Erdenleben gelangen.

Tritt auf deine Füße und gehe. Was iſt dein Gang? Er iſt ein beſtändiges Sinken und Wiedererheben deiner Füße. Der Zug, welcher deine leibliche Natur zur Erde zieht, würde zu einem Fallen und Liegenbleiben am Boden werden, käme ihm nicht ein Aufſchwung entgegen, der nach oben, zum Himmel erhebt. Der Rauchdampf, welcher von dem kleinen Altar, den du geſehen, an der blauen Tafel hinaufſtieg, wollte dieſen Zug nach oben andeuten. Die hellen Punkte, die wie kleine Morgenſterne dir aufgingen, waren, wie die Schrift des Lobgeſanges, immer auf der Tafel da, nur ſah ſie dein Auge nicht. Wenn aber aus deinem Geiſte die Gedanken an das Göttliche und Ewige, wie dort der Dampf des Rauchwerkes vom Altar aufwallen, dann nimmt dein Geiſt das Naheſeyn einer vorhin unſichtbaren Welt des Geiſtigen und Göttlichen wahr, ſo wie dein Auge die vorhin unbemerkbaren Sterne und Schriftzüge der Tafel leuchten ſahe. Die ganze Welt der lebenden Creaturen ruft deinem Geiſte ihr Ehre ſey Gott in der Höhe zu und wenn du den Ruf ihr nachſprichſt, dann hauchen dir die Steine, die du hier in meiner Engelskapelle ſieheſt, ein feierliches Amen zu. — Amen, Ja und Hallelujah! —

Unſer Meiſter Albert, mit ſeinem kindlichen Gemüth, war ſehr einer Lehre von den Engeln zugethan, auf welche ſelbſt die Schrift und die Väter der Kirche uns hinweiſen. Die Vorzeit der Heiden, in dem Dämmerlicht welches ihr verliehen war, erkannte nicht und betete nicht an die Eine göttliche Hand des allmächtigen Schöpfers und Erhalters aller Dinge, aus welcher alle Gaben des Lebens und Seyns zur Erde kommen. Ihr Auge, dem der Tag noch nicht aufgegangen war, konnte noch nicht da hinauf ſchauen, wo die Eine Hand war, ſie ſahen nur das, was aus ihr nach unten kam: die Gaben, und beteten dieſe als Götter an. Dieſes waren die Najaden, Oreaden, Hamadryaden, welche ſie als Schutzgötter jeder Quelle, jeder Felſenhöhle, jedem Baume zugeſellten. Das ſind Schutzengel, die mit und aus dem Baume wachſen und mit ihm ſterben und vergehen. Eines ganz anderen Geſchlechtes aber ſind die, von deren Daſeyn und Weſen die Schrift uns zeugt. Sie ſind geſchaffen um nie wieder zu ſterben und zu vergehen, denn der unvergängliche ewige Name Gottes iſt auf ihrer Stirne, das Lob und der Preis dieſes Namens iſt in ihnen, in ihrem Munde; der Dienſt an Seinen Werken in ihren Händen; ihre Füße ſind eilend wie der Blitz, daß ſie ſeine Befehle ausrichten. So ſind die Engel, welche treu an ihres Gottes Thron geblieben; doch nicht alle blieben dies. Jene aber, die treuen, ſind wie ältere Brüder den jünger geborenen Menſchen als Hüter, als Begleiter und Erwecker beigegeben. Jenem Knaben des Propheten wurden die Augen geöffnet und er ſah, was dem ſterblichen Auge vorhin verborgen war: die feurigen Heerſchaaren der Engel, welche der Macht der ſichtbaren Feinde ſiegreich entgegenſtehen. So tritt im Kampfe für oder wider ein Volk der ſterblichen Menſchen und ſeinen Fürſten ein Volk der unſichtbaren Mächte auf, geführt von einem Fürſten über das Heer des Herrn, oder ein Genoſſe dieſes Heeres naht ſich wie ein einzelner Mann dem Manne Gottes, der unter dem Wachholderſtrauche ſchläft, und weckt ihn zum Genuß der Speiſe, welche den Wanderer zu ſeinem weiten Laufe bekräftigt. Und wie hier der Einzelne, ſo wird ein ganzes Volk auf ſeinem langen Zuge durch die Wüſte geſpeiſt und erhalten.

Als der Engel des Herrn den Mann Gottes anrührte, der ſich matt vom Hunger, müde von der eiligen Flucht zum Schlaf unter die Wachholder gelegt hatte, da fand der Erwachende das geröſtete Brod und das Gefäß voll Waſſer zu ſeiner Speiſung und Tränkung ſchon bereit ſtehen. Der Erweckende war zugleich der Hüter und Verſorger des Schlafenden wie des Erwachten. Gleicht es nicht dem Geſchäft eines ſolchen Engels und Hüters, wenn die Geſchlechter der lebenden Creaturen im Frühling oder zu einer andern für ſie beſtimmten Zeit und Stunde des Jahres aus ihrem Schlaf erweckt werden, und wenn dann Er, der Herr, der ſeine Hand aufthut und Alles was da lebet mit Wohlgefallen erfüllt, jetzt dem einen, dann einem andern Geſchlecht in Fülle das beſcheert, was ihnen zur Sättigung und Erhaltung dient? Und wie es ein Engel war, bei deſſen Ruf der verirrten Magd die Augen aufgethan wurden, daß ſie den Brunnen ſah und fand, durch deſſen Waſſer der Sohn ihres Leibes, der Stammvater eines mächtigen Volkes, gelabt und vom Tod des Verſchmachtens gerettet wurde, ſo gleicht die Anregung der lebenden Creaturen zur Vorſorge für die Erhaltung ihrer Jungen dem Geſchäft eines ſolchen Engels. Sie iſt es, welche die Mutter eines Geſchlechtes der Inſekten zu ihrem mühſamen Bau, zum Sammeln des Futters für ihre noch ungeborene Brut antreibt oder ſie zu der rechten Wahl des Elementes leitet, darin dieſe gedeihen kann. Denn jedes Geſchlecht des ſichtbar Geſchaffenen iſt ein Gedanke Gottes, welcher nicht wie der Leib von irdiſchem Element vergehen kann, ſondern vom unvergänglichen Weſen des Geiſtes iſt. Dieſer Gedanke, als Schutzengel und Hüter, wacht über die Erhaltung der Geſchlechter der Lebenden von einer Zeugung zur andern und Gottes Odem belebt ſie Alle.

Blicke hier auch die Herrlichkeiten meiner kleinen Kapelle an. Die Säulen der Bergkryſtalle ſind von derſelben Form und Geſtalt wie die, welche man zu uns aus der heißen ſüdlichen Wüſte oder aus dem kalten Norden bringt, alle Kryſtalle der Erde ſind über den gleichen Grundriß gebaut wie dieſe hier. Dieſe mathematiſch feſtſtehenden Formen ſind Gedanken, welche der Geiſt eines Euclides, der Geiſt eines Menſchen gleich Worten ſeiner Mutterſprache verſteht, es ſind aber die Worte des Lobgeſanges der Engel in der heiligen Nacht.

Und wenn auch mein Ohr die Laute dieſes Lobgeſanges hier nicht vernimmt, ſo weile ich doch gern in der ſtummen Gemeinde, die in der Sprache der Werke und Geſtalten meinem Geiſt das Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden zuruft. Mir iſt es, als verweilte ich da in einer Geſellſchaft der Engel, und als hauchte mich hier der Lebensodem an, der die Morgenſterne bewegte, als ſie Ihn, den Schöpfer mit einander lobten und ihm zujauchzten alle Kinder Gottes (Hiob 38, 7).

So ungefähr ſprach damals der Meiſter Albert zu uns, ſeinen Jüngern.

Und nun noch ein Wort über deine vorhin geäußerten Bedenken. Wenn unſer Meiſter Albert ſo eifrig in der Natur forſchte, blieb er dabei immer Theolog. Denn ein ſchriftgelehrter Geiſt lieſt im Buch der Werke den Inhalt des Wortes der Offenbarung. Und wenn man ihm ſeinen großen Hang zum Nachgehen und Aufſuchen des Wunderbaren zum Vorwurf macht, dann kann man darauf ſagen, daß wenn er ſo gern nach einer Welt des Unſichtbaren und Geiſtigen über und in der Welt des Sichtbaren und Vergänglichen forſchte, ſo kindlich einfältig ſich hing an den Glauben an eine ſolche unſichtbare Welt, wie an ihre Einwirkung in die ſichtbare, es ihm ergehen konnte wie einem Kinde, das die Stimme des Vaters hört. Es läuft eilig dahin, findet aber den rechten Ort nicht, woher die Stimme kommt, ſondern verirrt ſich hinter einem andern Buſche. Aber es hat die Worte der Stimme dennoch gehört und verſtanden, die Worte: „Groß und wunderſam ſind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott.“

8. Unſichtbar und doch nicht überſinnlich.[1]

Die Zuhörer hatten ſich im Vorſaal der Sternwarte verſammelt; der Lehrer verzog länger als gewöhnlich zu kommen. „Wir erwarten, ſprach einer der Jünglinge, den lieben, kränklichen Mann gewiß vergebens und man hat nur vergeſſen, uns die Lehrſtunde abzuſagen. Er wollte, ſo verſprach er neulich, am heutigen Abend uns die im jetzigen Monat ſichtbaren Sterne zeigen und benennen, dann uns noch einige beſonders merkwürdige Gegenſtände des Sternenhimmels durch das Fernrohr ſehen laſſen. Vor wenig Stunden erſchien der heitere Himmel dem Vorhaben günſtig, jetzt aber iſt er ſo getrübt durch die aufſteigenden Gewitterwolken, daß von einem Sehen der Sterne durch das unbewaffnete Auge oder durch das Fernrohr keine Rede mehr ſeyn kann.“

„Davon wollte ich heute auch nicht reden,“ ſprach der freundliche, durch die halbgeöffnete Thür eines Nebenzimmers eintretende Lehrer. „Ich will Ihnen an dieſem Abend Sterne kennen lehren, von denen das Auge, ſelbſt durch das ſtärkſte Fernrohr, keine Spur ſieht, die jedoch der nachſinnende und berechnende Geiſt des Menſchen mit derſelben Sicherheit kennt, als die hellglänzendſten Sterne des Himmels. Man könnte deßhalb von ihnen ſagen, ſie ſind für uns halb geiſtige, halb körperliche Weſen."

---

[1] Der Verfaſſer dachte bei der Erzählung der nachſtehenden Parabel an Beſſel, den erſten, deutſchen Aſtronomen, welcher noch in ſeinen letzten Lebenstagen den Fleiß und die ganze Theilnahme ſeines forſchenden Geiſtes den nachſtehend beſchriebenen zuwendete.

„Die Gebirgskette, die ſich, von unſerem Orte aus geſehen, im Süden erhebt, wird von uns bei hellem Wetter in großer Deutlichkeit erkannt. Wenn ſie aber auch bei trübem Himmel und Nebel ganz verdeckt und verhüllt iſt, könnte ein fremder Reiſender ihr Vorhandenſeyn aus dem Lauf der Flüſſe unſeres Landes errathen. Denn dieſe ziehen ſich im Allgemeinen von Süden her nach Norden, und laſſen hiedurch auf den Urſprung der Quellen in einem ſüdlich gelegenen Hochlande ſchließen. Der berechnende Geiſt eines Sternkundigen weiß in noch viel deutlicherer, überzeugenderer Weiſe das Daſeyn, die Stellung und ſelbſt die körperlichen Maſſen von Sternen anzugeben, welche nicht bloß wie unſere Gebirge zuweilen für unſere Augen verhüllt, ſondern, ſo weit wir urtheilen können, auf immer uns unſichtbar bleiben müſſen. Worauf dieſe Erkenntniß einer nicht geſehenen Sternenwelt ſich gründe, das habe ich Ihnen ſchon früher an einem Beiſpiel gezeigt, in welchem die Berechnung zugleich die Probe ihrer Richtigkeit vor den Augen aller Freunde der Sternkunde glänzend beſtanden hat. Der ſcharfſinnige Aſtronom Leverrier hatte nämlich ſchon längſt aus ſeinen Beobachtungen des Uranus das Daſeyn und die Einwirkung eines Planeten errathen, welcher noch jenſeits dem Uranus ſeine Bahn um die Sonne beſchreibt. Denn ein ſolcher mußte es ſeyn, deſſen Maſſe dieſen vermeintlich äußerſten Weltkörper unſeres Sonnenſyſtems, von dem Geleite ſeiner

Bahn hinauswärts zog, ſobald derſelbe in die Nähe jenes noch unbekannten, jenſeitigen Nachbars kam, wie die dieſſeitigen, näher an der Sonne ſtehenden Nachbarn: Saturn und Jupiter ihn in umgekehrter Richtung einwärts ablenkten, wenn er mit ihnen in der gleichen Richtung nach der Sonne hin zuſammen kam. Der ſcharfſinnige Rechner blieb aber nicht nur bei der allgemeinen Behauptung ſtehen, daß jenſeits des Uranus noch ein anderer Planet da ſeyn müſſe, deſſen maſſenhafter Anſpruch jenen Nachbar ſo aus der alltäglichen Ordnung ſeiner Bahn heraus bringe und ſtöre, ſondern er gab ſogar mit großer Genauigkeit den Ort an, wo der Unbekannte unter den Sternen ſich finden müſſe. Und der glückliche Aſtronom Galle in Berlin fand ihn an dem bezeichneten Orte auf; der neuentdeckte Planet hat ſeitdem unter dem Namen Neptun ſeine wiſſenſchaftliche Stellung bei den übrigen Hauptkörpern unſeres Sonnenſyſtems eingenommen.

Dieſe Probe, durch unmittelbaren Nachweis für das Auge, kann zwar in ſolcher Weiſe die Entdeckung der unſichtbaren Sterne nicht beſtehen, von welcher ich hier reden will, aber ſie ruhet auf einer eben ſo feſten, geiſtigen Grundlage als die Kenntniß des Neptun, ſchon bevor man ihn geſehen hatte.

Sirius iſt für unſer Augenmaaß der größte, hellſte Fixſtern der nördlichen Himmelskugel. Wer hätte, ohne hierzu nothgedrungen zu ſeyn, von der frühern Vorſtellung abgehen mögen, nach welcher dieſer ſonnenartig leuchtende Stern eine Sonne, gleich der unſrigen ſeyn ſollte, um welche ſich ein großes Gefolge der Planeten ſammt ihren Monden und Schaaren der Kometen bewegten? Und dennoch ſah man ſich durch ſorgfältige, fortgeſetzte Beobachtung und

Berechnung zu einem ganz entſchiedenen Widerſpruch gegen die frühere Anſicht gedrungen. Man bemerkte nämlich an Sirius, wie an vielen andern Fixſternen des Himmels, daß er nicht unmittelbar feſt in ſeiner Stellung zu den andern Sternen bleibe, ſondern von ſeinem Ort ſich bewege. Dieſe Bewegung war aber ganz augenfällig von ſolcher Art, daß ſie ſich zum großen Theil nur als eine Bahnbewegung um einen andern, ſehr nahen Stern erklären ließ. Was war aber der Mittelpunkt dieſer Bahn, wo war der Stern, um den ſich der mächtige Sirius, wie der Mond um unſere Erde, oder wie ein Planet um die Sonne bewegte? Wo der Mittelpunkt ſey, um den die Bahn läuft, das konnten die Beobachtungen und die Berechnungen mit Sicherheit nachweiſen, aber in dieſer Mitte war nirgends ein Stern, auch nicht der kleinſte, zu erkennen. Ein ſolcher war nicht für das ſehende Auge, ſondern nur für den denkenden Geiſt vorhanden; es muß ein (planetariſch) dunkler Weltkörper ſeyn. Sirius, die leuchtende Sonne, bewegt ſich demnach ganz im Widerſpiel mit unſerer Sonne um einen planetariſchen Geſellen in einer Entfernung von 2½ Sekunden des Raummaaßes und dieſer Geſelle muß eine Maſſe haben, welche gegen 500 Mal größer iſt, als die Geſammtmaſſe aller bekannten Planeten unſers Sonnenſyſtems ſeyn mag. Darum treibt derſelbe ſeine Sonne auch zu ſo einem eilenden Gange an, daß ſie ſchon in 50 Jahren und etwa 35 Tagen ihren Bahnlauf um ihn zurücklegt.

Und Sirius nicht allein iſt unter den genau beobachteten Fixſternen in ſolcher Weiſe wie Pegaſus mit dem Stier mit einem dunklen Weltkörper zuſammengeſtellt. Daſſelbe Loos eines ungleichen und dennoch innig friedlichen Ehebundes theilen mit ihm unter andern ſein nicht weit von ihm abgelegener Nachbar Procyon im kleinen Hund, der ſich in Zeit von etwa 55 Jahren, und der Stern Spica, im Bild der Jungfrau, der ſich in etwa 44 Jahren in ſeiner Bahn um einen uns unſichtbaren Mittelkörper bewegt.

Ein noch ſeltſameres Beiſpiel ſolcher Zuſammenpaarung zeigt ſich uns an dem großen Doppelſtern α im Sternbild des Centauren. Ein kleinerer, leuchtender Stern läuft hier in etwa 79 oder 80 Jahren um den größern. Aber dieſer kleine Stern von ſonnenartigem Licht iſt ſelber nur ein Mond, der in einer Zeit von etwa 10 Jahren (denn ſein Weg iſt ein ungleich größerer, als der unſeres Mondes um die Erde) einen Umlauf um einen Weltkörper macht, der unſerm Auge nicht ſichtbar, mithin von planetariſch dunkler Art iſt. Dieſer Weltkörper iſt mithin von zwei Sonnen beleuchtet; einer größeren, die ihm die Zeiten ſeiner Jahre und einer kleineren, die ihm die Tage ſeiner Monate erleuchtet — Tage mit deren Helle niemals ein Dunkel der Nacht wechſelt.

Der Lehrer ſprach noch von mehreren ähnlichen Gegenſtänden einer ſolchen Sternkunde des Unſichtbaren und ſchloß dann ſeinen heutigen Vortrag mit den Worten:

Ich bin ſeit längerer Zeit den Entdeckungen und Forſchungen im Gebiete der Aſtronomie des Unſichtbaren mit beſonderer Theilnahme und Liebe nachgegangen. Das Urtheil meiner Aerzte und anderer einſichtsvollen Freunde, ſo wie mein eigenes Gefühl ſagen mir, daß ich ſelber dem Eintritt in eine unſichtbare, geiſtige Welt nahe ſtehe. Ich fürchte dieſen Eintritt nicht. Wenn das, was mein Geiſt mit ſeinem Nachſinnen, Forſchen und Berechnen von einer unſichtbaren, obwohl dennoch ihrer Natur nach ſinnlichen Welt erkannt hat, als eine Wahrheit erſcheint, auf deren Sicherheit er ſich [illegible] [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] feſterem Vertrauen auf Dem beruhen, was er aus allen Kräften ſeines Weſens, aus ſeinem Sehnen und Hoffen, aus ſeinem Glauben, dem eine göttliche Verheißung ihr Siegel aufgedrückt hat, als ewige Wahrheit erkannt und erfaßt hat. Denn das ſind doch noch viel mächtigere anziehendere Kräfte und ſie ſtehen noch unter einem höheren Geſetz als die Kräfte der Maſſenanziehung der Geſtirne und das Geſetz der Schwere ſind. Ja, bald werden meine Augen das ſchauen, meine Seele deſſen ſich freuen, was der Geiſt von einer überſinnlichen, göttlich ſeligen Welt und von dem Leben in ihm als Vorſchmack erkannt und genoſſen hat.

9. Das Erdenlicht und das Sonnenlicht.

Die beiden Engel, der, welcher die Sichel hat zu ernten die vollwichtigen Aehren und jener, der die ſcharfe Hippe trägt, um abzuſchneiden die reifen Trauben, waren durch das Land gegangen; ein Krieg der Völker, mit ihm Hungersnoth, in ihrem Gefolge eine verheerende Seuche hatten Tauſende der Bewohner dahin gerafft. Der Sterbenden und Geſtorbenen waren ſo viele, daß wenn die Sterbeglocke den einen Todten zu Grabe läutete, eine Schaar der Ueberlebenden aus den Gaſſen und Häuſern der Stadt ihre Todten brachte, um für ſie zugleich mit dem Leichnam, den die Glocke zu ſeiner Ruheſtätte rief, den letzten Segen des Prieſters und ein eilig bereitetes Grab zu ſuchen. Aber in den einſamen Hütten der Armen lag mancher Todte, dem kein Freund oder Verwandter den letzten Labetrunk des Waſſers gereicht hatte, für welchen Keiner ein Grab beſtellte, unbeerdigt, bis ein menſchliches Auge ihn in ſeiner Kammer fand.

Eine ſolche verlaſſene Hütte war die der armen Wittwe Martha, bei welcher in der Noth ihrer letzten Stunden kein hülfreicher Freund, ſondern nur ihr ſelber hülfloſer, noch nicht vierjähriger Sohn geweſen war. Die Nachbarn konnten es nicht ſagen, ſeit wie lange die Todte ſchon verſchieden war, als ſie das Gebet des kleinen Nathanael vernahmen, das dieſer mit ſo lauter, kläglicher Stimme ſprach, als wollte er die Mutter aus ihrem langen feſten Schlafe erwecken.

Der Knabe hatte, wie er dieſes einer ihn ausfragenden Nachbarin in ſeiner kindlichen Weiſe erzählte, ſchon geſtern alle die Gebete vor der ſchlafenden Mutter geſprochen, die er aus ihrem Munde gelernt hatte. Wenn er ſonſt beim Aufſtehen in der Frühe ſein Morgengebet geſagt hatte, gab ihm die Mutter ſein Brod, oder ſo lange ſie krank lag, ſagte ſie ihm, dort im Schranke liegt für dich ein Stücklein Brod; wenn er beim Mittagsläuten oder bei der Abendglocke gebetet habe, ſey es ihm wieder eben ſo gegangen und wenn er ſich nach dem Nachtgebet in ſein Bettlein legte, da habe die Mutter geſagt: Nun behüte und ſegne dich Gott und ſein heiliger Engel bewahre dich und ſtehe geſund wieder auf. Geſtern habe er das Alles ſo wie ſonſt gebetet, aber die Mutter ſey nicht aufgeſtanden, um ihm Brod zu geben, habe auch nicht geſagt, im Schranke liegt etwas für dich und als er den Abendſegen geſprochen, habe ſie ihn nicht geſegnet. Er habe dann alle ſeine Gebete der Reihe nach noch einmal und noch einmal hergeſagt und auch ſein Weihnachtslied dazu, ſie aber habe gar nicht darauf gehört und immer fortgeſchlafen. Er aber habe viel geweint und ſey zuletzt da an den Füßen ihres Bettes auch eingeſchlafen. Nun aber ſey er recht hungrig und die Mutter ſchliefe noch immer fort und höre nicht auf ſein Beten und Weinen.

Die Nachbarin nahm das Kind mit ſich in ihr Haus, wo man ihm ſeinen Hunger ſtillte; die Mutter begrub man. Als aber nach dem Begräbniß der Pfarrer des Ortes, welcher die Wittwe Martha wohl kannte und nur, weil er ſelber krank war, in der letzten Zeit ſie nicht hatte beſuchen können, die Geſchichte hörte, da ließ er die gutherzige Nachbarin zu ſich kommen und hieß ſie das Kind mit ſich bringen. „Ihr habt," ſo ſprach er zu der Frau, „ſelber der Kinder viele, ich aber nur etliche wenige, die mir Gott der Herr, wie verirrte junge Vögel, die nach Futter ſchreien, unter mein Dach geſendet hat."

Der Pfarrer aber war, wie der fromme Michael, der älteſte in ſeiner Gemeinde, von ihm ſagte, ein gottſeliger, das heißt ein in ſeinem Gott ſchon hier auf Erden ſeliger Mann. Er erzog, wie er das ſchon an manchem armen und verlaſſenen Kinde gethan, den kleinen Nathanael zur Ehre des Herrn und in ſeiner Furcht. Und der Nathanael wuchs in ſo geſegneter Weiſe heran, daß alle Menſchen, die ihn ſahen und kannten, von ihm ſagten, der iſt das frömmſte, beſte und verſtändigſte Kind in unſerem Dorfe. Den muß Jedermann ſo lieb haben wie man unſern Herrn Pfarrer liebt. Man hört ſein Geſchrei niemals auf den Gaſſen, er erweist allen Menſchen, wo er das kann, nur Gutes und beleidigt kein Kind, ſondern iſt gegen alle ſo gut und freundlich wie ein Engel. Auch, ſo ſagten die Mütter, hat er wirklich in ſeinem Angeſicht die Miene eines Engels und wenn wir ihn zu unſern Kindern rufen, und ſein Herr Pfarrer erlaubt es ihm zu kommen, da müſſen wir dann nur auf den Nathanael ſchauen und ihm zuhören, wie er unſern Kindern ſo gar ſchön von dem Herrn Chriſtus und von ſeiner Liebe zu den Kindern erzählt.

Nathanael war jetzt, nachdem er zehn Jahre lang im Hauſe ſeines Pflegvaters gelebt hatte, confirmirt und durch das heilige Abendmahl ein Glied der Gemeinde geworden, da verfiel ſein Wohlthäter, der Pfarrer, in eine ſchwere

Krankheit, an welcher er ſtarb. Nathanael hatte den lieben Vater bei Tag und bei Nacht nicht verlaſſen, hatte ihn gepflegt, gehoben und getragen, denn der alte Pfarrer wollte von Niemand ſo gern verſorgt werden als von ſeinem Nathanael. Dieſen ſegnete er auch vor ſeinem Ende mit gar herzlichen, kräftigen Worten und ſagte zu ihm, ich weiß, mein Sohn, wir werden uns recht bald vor dem Angeſicht des Herrn in ewiger Seligkeit wiederfinden. Denn du wirſt mich gar nicht lang überleben, ſondern der Herr wird dich früher von der Erde hinwegnehmen, weil deine Seele Ihm wohl gefällt.

Die Leute ſchrieben es nur ſeinem vielen Wachen und ſeiner Anſtrengung am Sterbebette des alten Pfarrers zu, als der Nathanael ſo bleich und krank ausſah und ſeine Augen ſo erloſchen waren. Er aber fühlte wohl, daß ſein ſterbender Pflegvater ihm ein wahres Wort geſagt habe; er war noch viel liebevoller, demüthiger und freundlicher gegen alle Menſchen als ſonſt, dabei aber auch noch viel ernſter und immer ſo ſtill und nachſinnend als ob ſein Herz beſtändig im Gebet zu Gott ſey. Der Pfarrer war gegen Ende des Aprils geſtorben und als im Mai der Nathanael noch einige Lilien auf das friſche Grab pflanzte, da wurde er wie ohnmächtig. Man trug ihn in ſein Bett; er kam wieder zu ſich und betete bald im Stillen, bald auch laut, und als er gegen Morgen die Worte geſagt hatte: „ſo komme nun und nimm meine Seele, du treuer Herr, denn du haſt ſie erlöſt und ſie iſt Dein,“ da entſchlief er ſanft in ſeine ewige Ruhe hinüber.

Nathanaels Ende war plötzlich aber nicht unerwartet gekommen. Seit dem Tode ſeines Pflegvaters, war er ſo zuſehends hingewelkt, daß man wohl bemerken konnte, daß zwiſchen ihm und dem Grabe nur noch ein Schritt ſey.

In ſeinem ſchnellen Dahinſcheiden lag deßhalb nichts ſehr Beſonderes; man würde davon in der ganzen Gemeinde und ihrer Nachbarſchaft kein Aufhebens gemacht haben. Hatte doch auch der arme Knabe im ganzen Dorfe keinen Befreundeten, weder Eltern noch Geſchwiſter, weder Vettern noch Baſen. Seine Eltern waren vor mehreren Jahren hiehergezogen, hatten ſich durch Taglöhnersdienſte ernährt. ihre kleine Hütte ſich erbaut und waren in der Zurückgezogenheit ihres dürftigen Lebens von andern Leuten nur wenig beachtet worden. Doch rühmte man ſie als ehrbar und redlich. Der Vater war faſt um ein Jahr früher geſtorben als ſeine Martha und der alte Pfarrer hatte ihm eine ſchöne Leichenrede gehalten, darin er ſagte, daß er dieſen Mann erſt auf dem Kranken- und Sterbebette ganz kennen gelernt und in ihm eine Freudigkeit des Chriſtenglaubens, eine ſo kindliche Ergebung in Gottes Willen gefunden habe, wie ſie ihm nur ſelten an Sterbenden vorgekommen ſey. Das Werk der Heiligung des Geiſtes und Herzens ſey an dieſer Menſchenſeele im Stillen und Verborgenen ſo gewachſen und gereift, daß er wohl ſagen könne, er, der Pfarrer, habe von dieſem armen kranken Taglöhner mehr gelernt, mehr Troſt und Bekräftigung im Glauben von ihm empfangen, als er ihm habe bringen können, auch habe er noch bei keiner Krankencommunion ſo lebendig, ſo durch und durch die Wahrheit der Worte: „Gott iſt gegenwärtig" empfunden.

Nun das Andenken an dieſe Leichenrede in der Gemeinde, dann das Beiſpiel, welches die Wittwe Martha durch ihren ſtillen, frommen Wandel gab, wären wohl ein gutes Erbtheil geweſen, welches die biedern Eltern ihrem Nathanael hinterließen. Aber es würde dem armen Knaben nur kurze Zeit zu gute gekommen ſeyn, wenn er ſo geweſen wäre, wie leider die meiſten Kinder ſeines Alters ſind. So jedoch war er nicht, ſondern, wie wir dieß vorhin beſchrieben, er war ein Kind, das in der Zucht und Furcht ſeines Gottes erwuchs, ja das nur in der Liebe und aus der Liebe ſeines Gottes lebte, die ſich kräftig auch an andern Menſchen erwies und darum bei Jung und Alt Gegenliebe erweckte und fand.

Daraus läßt ſich denn auch die Theilnahme, ja die faſt allgemeine Trauer wohl begreifen, mit welcher die Nachricht von des Knaben Nathanaels Tod im ganzen Dorfe vernommen wurde. Der Lehrer in der Schule erzählte am andern Morgen den Kindern, daß Nathanael geſtorben ſey und als er ſie daran erinnerte, wie gut und lieb und fromm der Nathanael geweſen ſey, da konnte ſich der gute Mann, den die Kinder noch niemals hatten weinen ſehen, der Thränen nicht enthalten, ja er ſchluchzte laut, als wenn ihm ſein eigenes, einziges Kind geſtorben ſey. Da brachen alle Kinder in ein lautes Weinen aus, vor welchem man die Ermahnung des Lehrers kaum noch hören konnte: „Daß doch die Kinder ſich alle im herzlichen Gebet zu Gott halten möchten, der die Kinder fromm und gut mache, wie dieß der Nathanael gethan habe, an deſſen Demuth, Gehorſam und Liebe man wohl habe merken können, daß Gott immer mit ihm ſey.“

Als die Kinder beim Nachhauſekommen aus der Schule das erzählten, was der Schullehrer gethan und geſagt hatte, da gab es nur wenig Mütter, die nicht mit ihnen um den Nathanael weinten und mancher Vater wiſchte ſich auch im Stillen eine Thräne ab. —

An dem Tage, an welchem Nathanael begraben wurde, fuhr eine Edeldame mit ihren beiden Kindern: der zwölfjährigen Johanna und dem faſt eilfjährigen Otto durch das Dorf. Sie hielt, während die Pferde gefüttert wurden, in dem Gaſthaus, welches der Kirche und dem Kirchhofe des Ortes gegenüber lag. Der lange, feierliche Leichenzug, der hinter dem bekränzten Sarge ging, der Haufe der Menſchen aus den nachbarlichen Kirchſpielen, der ſchon auf dem Gottesacker verſammelt war, fielen ihr auf und ſie fragte die Wirthin, welches angeſehene Mitglied der Gemeinde man da begrabe. „Sie habe," ſagte ſie, „nur ſelten auf dem Lande eine ſolche große Theilnahme bei einem Leichenbegängniß geſehen, außer bei der Beſtattung ihres ſeligen Mannes, der ein gar lieber, frommer Herr geweſen ſey."

„Es iſt wahr, ſagte die Wirthin, ich habe auch hier im Dorfe noch keine ſolche Verſammlung zu einem Leichenbegängniß geſehen, außer bei dem unſres ſeligen alten Pfarrers, der in unſerm Dorfe, ſo wie in der ganzen Gegend, weit und breit umher, gar ſehr geliebt und geehrt war. Der aber, den man ſo eben begräbt, war kein angeſehener Menſch im Dorfe, ſondern ein armer Knabe, ein Waiſenkind, das der alte Pfarrer aus Erbarmen zu ſich ins Haus genommen hatte. „Aber freilich ein Kind, wie ich in meinem ganzen Leben noch keines dergleichen geſehen und gekannt habe."

Die gute Frau erzählte darauf Einiges von Nathanael und beſchrieb es, welch ein Kind er geweſen ſey. Dabei kamen ihr mehrmals die Thränen. Ich wollte nur, ſo fügte ſie hinzu, ich könnte die Leichenrede hören, die unſer neuer Pfarrer, der, wie man ſagt, ein eben ſo herzlich frommer Mann iſt als unſer voriger war, dem Nathanael hält. Er hat dieſen, weil er ſelber einige Zeit hier den Dienſt des alten, kranken Pfarrers verſehen mußte, gar gut gekannt und ihn ſehr lieb gehabt.

Die beiden Kinder der Edelfrau, welche mit großer Theilnahme das angehört hatten, was die Wirthin über Nathanael ſagte, äußerten denſelben Wunſch mit ihr, baten ihre Mutter um Erlaubniß, hinüber auf den Kirchhof zu gehen und bei dem Begräbniß des frommen Nathanael zu ſeyn. Ihre Mutter aber iſt keine Dame nur von edler Geburt und hohem Stand, ſondern eine Frau von edlem Herzen und hohem Geiſte. Denn ſie liebt den Herrn von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth und kennt Ihn aus Seinem Wort und aus dem, was Er an ihrer Seele gethan und ihr erwieſen hat. Sie gewährte den Kindern ihre Bitte gern, wollte ſelbſt mit ihnen auf den Kirchhof gehen und lud auch die in ihrem Dienſteifer unermüdliche Wirthin ein, ſie zu begleiten.

Man hatte die fremden Gäſte ganz in die Nähe des Sarges geführt. Noch einmal wurde dieſer geöffnet, noch einmal ſahe man das Angeſicht des Knaben, welches vom Tode nicht entſtellt ſondern durch ihn wie von dem Ausdruck eines Himmelsfriedens verklärt worden war. Von den Worten, welche geſprochen, von dem Liede, das bei der Einſenkung des Sarges geſungen wurde, hörte man vor dem lauten Schluchzen und Weinen der verſammelten Kinder und der meiſten Frauen nur wenig Töne. Wäre in dieſem Augenblick ein fremder Wandersmann vorbeigegangen, er würde geſagt haben: Hier weinen ſo viele Mutter, wie um ein eigenes Kind, welche aber von allen iſt die eigentliche Mutter, die dieſen Knaben gebar, und hier wo alle Kinder wie um einen einigen Bruder weinen, welches ſind die eigentlichen Geſchwiſter deſſen, den man ins Grab ſenkt?

Auch dem alten weichherzigen Schullehrer verſagte beim Geſang die Stimme, der Pfarrer aber, der inneren Bewegung mächtig, bezeugte laut, an dem Beiſpiel des in ſeine Ruhekammer verſenkten Knaben die Wirkung der Gnade Gottes, deren Kraft auch an den Schwachen mächtig, an den Kleinen groß iſt und daß wir nur durch dieſe Gnade in Chriſto als einfältig liebende Kinder eingehen können in das Reich Gottes.

Zwei Bauern aus dem Dorfe ſah man nach der Beerdigung des Nathanael zur Verwunderung aller Anweſenden, wie es ſchien in zutraulich freundlichem Geſpräch neben einander gehen und bei dem Abſchied vor dem Hauſe des einen ſich die Hand ſchütteln. Die beiden Männer waren zwar verſchwägert, aber ſie lebten ſeit mehreren Jahren in ſolchem Haß und Hader gegeneinander, daß wo ſie ſich begegneten, keiner den andern anſahe und daß ſie ſelbſt bei dem Gang in die Kirche ſich nicht grüßten, ja daß, wenn der eine den andern in der Kirche, wo ihre Stühle neben einander waren, ſchon ſitzend fand, er bei der Thüre ſtehen blieb oder an einer Stelle, wo er den Feind nicht ſehen konnte, ſeinen Sitz nahm. War es doch, als hätte das bleiche Angeſicht des Knaben im Sarge zu den beiden erbitterten Männern die Worte eines göttlichen Mundes geſprochen: „meinen Frieden laſſe ich euch." Denn, wie man bald nachher erfuhr, die beiden Schwäger hatten auf dem Heimweg vom Kirchhof ſich ausgeſöhnt und ſind ſeitdem in Frieden und Freundſchaft mit einander geblieben.

Die fremde Edeldame war bei der Feier dieſes Begräbniſſes eine theilnehmend tiefbewegte Zeugin geweſen. Sie hatte ſich manche ſtille Thräne getrocknet. Unaufhaltſamer und minder verborgen floßen dieſe über die Wangen der gefühlvollen Tochter Johanna und der kleine Otto, hingeriſſen von dem Schmerz der andern Kinder, hatte laut mit dieſen geweint.

Die drei ſaßen jetzt wieder in ihrem an dem ſchönen Frühlingsabend ganz geöffneten Wagen und fuhren nach der Wohnung in der Stadt, dahin ein Geſchäft die Mutter auf einige Tage vom Landſitz zurück rief. Johanna ſaß ſchweigend neben der Mutter und weinte im Stillen noch manche Thräne eines Gefühls von ſeligem Heimweh, das ſie an Nathanaels Grabe ergriffen hatte. Otto hatte das geſehen und fragte theilnehmend die Schweſter, was ihr fehle? Die Mutter blickte wie fragend Johanna an, dieſe aber mit einem leiſen Händedruck lispelte der Mutter zu: ach wenn ich ſo fromm, ſo gut, ſo ſelig wäre wie der Knabe Nathanael. Bei dieſen Worten ſeiner Schweſter wurde auch der kleine, muntere Otto wieder ganz ernſt. Es war ein Knabe von ſehr aufrichtigem Gemüth, dabei aber von einem Naturell, das ihn öfters zu muthwilliger Lebhaftigkeit und zur Streitſucht hinriß.

Mir hat, ſo ſprach er mit weinerlicher Stimme, der Tod des frommen Nathanael auch recht leid gethan und da ich alle Kinder und auch die großen Leute ſo um ihn weinen ſah, habe ich auch weinen müſſen. Auch dachte ich mir, wenn ich ſtürbe, da würde kein anderer Menſch um mich weinen, als etwa meine Mutter und meine Schweſter, ſo wie unſere alte Babette. Denn ich bin gar nicht ſo lieb, ſo verträglich und freundlich geweſen, wie nach der Erzählung der Wirthin und nach der Grabrede des Herrn Pfarrers der Nathanael war. Ich habe erſt geſtern den kleinen Müller Franz ſo geſchlagen, daß ihm die Naſe blutete, weil er mir mein Farbkäſtchen umgeworfen und zerbrochen hat. O liebe Mama, wie ſoll ich es doch anfangen, daß mich alle gute Menſchen ſo gern ſehen und ſo lieb haben wie der Nathanael?

Alle gute Menſchen, ſo antwortete die Mutter, werden Wohlgefallen an dir haben und dir in Liebe zugethan ſeyn, wenn Gottes Wohlgefallen auf dir ruht. Siehe doch einmal dahin, nach dem Abendhimmel, was ſteht dort über den Bäumen am Himmelsblau?

Es iſt der Mond, antwortete Otto, aber nur ſo ſchmal wie eine Sichel.

Siehſt du aber nicht, fragte die Mutter, neben der Sichel noch etwas anderes?

Ja, antwortete Otto, ich ſehe eine Scheibe, rund wie die Mondſcheibe, aber gar nicht ſo ſchön leuchtend wie die helle Sichel, ſondern ſo fahl wie dünner Lampenrus.

Siehe mein Kind, ſagte die Mutter, die rußige Seite kommt vom Erdenlicht, der helle Glanz der Sichel vom Sonnenlicht, das die Mondfläche beleuchtet. Wenn es auf dieſer noch Nacht iſt, da ſcheint ihr die Erde, ſo wie uns, wenn der Mond faſt voll iſt, der Mond leuchtet. Aber das Erdenlicht iſt für uns kein Licht, in welchem der Mond unſer Auge ſo anzieht und dieſem ſo wohlgefällt wie in den Strahlen des Sonnenlichtes. Und je mehr der Mond ſich füllt, deſto mehr verſchwindet uns das bleiche Erdenlicht, deſto ſchöner wird uns der Mond und am meiſten gefällt er, am herrlichſten erſcheint er uns, wenn er ganz voll iſt. Dann hat er ſich aber auch ganz zur Sonne hingewendet und genießt ganz ihre Strahlen. Und wenn dann das Sonnenlicht auf der uns zugewendeten Mondſcheibe ſeinen vollen Sieg über das Erdenlicht gewonnen hat, da mag ſich immerhin der uns ſichtbare Mondlauf, als Bild des Erdenlebens, zum Abende neigen. Denn wir wiſſen, daß jetzt auf der andern von uns abgekehrten Seite der Morgen anbricht, in deſſen Sternen- und Sonnenlicht niemals ein Strahl des Erdenlichtes ſich einmiſcht und deſſen Tagesherrlichkeit kein auf Erden wohnendes Auge geſehen hat, noch ſehen wird.

Was für den Mond der Sonnenſchein, das iſt für uns Gottes Wohlgefallen und Gnade. Ein Menſch, der ſo ganz in ſeinem Leichtſinn, ohne Gebet, ohne nach Gott zu fragen dahin lebt, der gleicht der Mondesſcheibe zur Zeit des Neumondes, wo ſie nur Erdenlicht hat. Kein Auge, wenn es ſie auch ſehen könnte, würde auf ſie achten, noch weniger ſie mit Wohlgefallen anſehen; nur denen, die ſelbſt in der Mondnacht leben, mag das Erdenlicht wie ein Licht erſcheinen. Wenn aber der Menſch anfängt, ſich im Gebet und in der Gottesfurcht nach dem Licht der Gnade hinzuwenden, dann wird er, wenn auch erſt nur wie eine Sichel, doch von Tag zu Tage immer lieblicher in den Augen guter Menſchen und in Gottes Wohlgefallen daſtehen. Und wenn er ſich ganz und vollkommen zu Gott hingewendet hat, da iſt er eine Luſt im Auge der Engel wie der guten Menſchen. Denn nur Gottes Liebe iſt bei und in ihm und weckt alle gute Seelen zur Liebe gegen ihn auf.

Du mein lieber Otto magſt wohl noch mit der Mondſichel, der verſtorbene Nathanael aber mit dem vollen Mond verglichen werden. Wende du aber nur dein ganzes Herz immer treuer zu Gott hin, dann wird Sein Geiſt dich erleuchten und alle gute Menſchen werden an dem Lichte, das Gott auf dich ſtrahlt, ſich erfreuen und dich lieb haben.

10. Der Magnet.

In dem Lande, wo der Pfeffer hergekommen iſt und wo er noch jetzt wächſt, bin ich zwar nicht geweſen, wohl aber in dem Lande, aus welchem nach dem Zeugniß des Alterthums der Magnet hergekommen iſt und wo die Steine ſeiner Art noch jetzt gefunden werden können. Es gibt viele große Herrlichkeiten in dem Erdſtrich, auf welchem der Pfeffer wächſt und derſelbe iſt auch mir ein ſchätzbares Gewächs für unſern Haushalt, aber die alte Heimath des Magneten und er ſelber ſtehen mir doch noch höher als die indiſche Gewürzküſte, denn zwiſchen beiden Ländern und jenen Gaben, die ſie uns gebracht haben, iſt ein Unterſchied wie zwiſchen den Gegenden der Mondſcheibe, die bloß von dem matten röthlich grauen Erdenlicht und den andern, die vom Sonnenlicht beleuchtet ſind. Die Kraft, welche in dem Magnetſtein waltet, iſt ſelbſt von den Heiden als eine wunderbare (göttliche) geprieſen werden, ſie kömmt aus einer Welt der bewegenden, die irdiſchen Elemente durchdringenden Kräfte her, die eben ſo mächtig und hoch über dieſen Elementen daſteht als das Licht der ſelber leuchtenden Sonne über der für ſich ſelbſt dunklen Mondſcheibe. Und das Land, aus welchem vor Alters der Magnet gekommen, wird auch von einem Sonnenlicht beſchienen, das auf keines der Länder fällt, in denen der Pfeffer gedeiht. Es iſt das Licht der heiligen Geſchichte, dem ich auf meinen Reiſen am liebſten nachgegangen bin, denn da, wo dieſes mir ſchien, bin ich auch mit Freuden und mit jauchzender Luſt des Herzens gegangen. Freilich konnte ich dieſes im Vaterland des Magnetſteines nicht thun. Denn auf dieſes fällt zwar auch ein Strahl der heiligen Geſchichte, deſſen Spur ich folgte, aber er bricht in ſchauerlicher Art, wie durch Gewitterwolken hervor, aus denen zerſchmetternde Blitze drohen. Und dennoch werde ich des Eindruckes nie vergeſſen, den der Beſuch der alten magnetiſchen Gefilde auf meine Seele machte.

Der Eindruck erhielt ſeine große, andauernde Kraft nicht am meiſten von dem Anblick der Stadt Magneſia in Lydien, von welcher der Magnetſtein ſeinen Namen empfing. Obgleich ich wenig Städte der Menſchen geſehen habe, die ſich ſo majeſtätiſch ſchön mit ihren alten und neuen Prachtgebäuden und in der Herrlichkeit der umgebenden Natur dem Auge darſtellen als dieſe, in welcher einſt der große Themiſtokles die friedliche Ruhe ſeiner letzten Tage und einige der preiswürdigſten Herrſcher des Osmanenreichs die höchſte Luſt ihrer Augen gefunden. Wenn man dort auf dem eiſenhaltigen Hügel ſteht, wo aus den Mauern der alten, jetzt zur Moſchee gewordenen Chriſtenkirche noch jetzt der Ton der alten Glocke laut werden darf, und wenn man nun um ſich ſchaut, da wird man von zwei entgegengeſetzten, ſich bekämpfenden Gefühlen ergriffen. Denn es ſind nicht allein die Cypreſſenhaine und Orangengärten der Stadt oder ihre Paläſte und Minarets, welche den Blick und den ihn begleitenden Gedanken auf ſich hinziehen, ſondern der Geiſt führt uns tiefer hinein in das Land zu einem großen Leichenfeld der Völker und ihrer Herrlichkeiten, auf welche der gäh anſteigende Sipylosberg mit dem hochſtehenden, noch in ſeinen Reſten mächtigen Cybelebild ſeinen abendlichen Schatten wirft.

Magneſia war für uns kein Ort des längern Verweilens; der Weg zum Ziele der Wanderung führte uns weiter in das Land hinein. Wie treibt hier die grünende, die lebende Natur noch immer, wie ein nichts bedenkendes Kind ihr ſorgloſes Spiel auf der dünnen Decke eines allvernichtenden Feuers. Dort die Riſſe und Klüfte in den Felſenboden der Ebene, ausgefüllt mit den alten Laven, deren erſtarrte Bäche von dem Bette der verſchlackten Ströme ſpäterer Laven durchbrochen und durchkreuzt werden, darneben die üppig grünenden Felder, welche nach dem Zeugniß des Alterthumes die Pflanzſtätte der ſüßeſten, köſtlichſten Melonen der Erde ſind. Leichenſteine, mit griechiſcher Inſchrift auf den verſchont gebliebenen Hügeln nennen uns zuweilen die Namen der vom Erdbeben zerſtörten Ortſchaften, die einſt am Fuße des Hügels ſtanden; von andern Städten und Dörfern des vormals blühenden Landes iſt uns kein klares Erinnerungszeichen geblieben, wir wiſſen weder die Stunde, da in ihnen die Geſänge der Luſt und das Geſchrei des Todesſchreckens auf immer verſtummten, noch die Stelle, an welcher ihre Grundſteine und Gemäuer begraben liegen im Schutt. Fortwährend erinnert jedoch im weiteren Verlauf des Weges der hohe Grabeshügel des Alyattes, des Vaters von Kröſus, neben ſeinem vormals tiefen See an das Ende des Lebens und ſeiner Freuden, wie an die alten Geheimlehren vom Todtenreich.[1] Nur noch eine kurze Strecke des Weges von dem Ziel, das uns die Strahlen einer Geſchichte beleuchten, welche eine höhere Weihe empfangen hat als die menſchliche iſt. Dieſe Gegend in den noch fortblühenden Reizen ihrer Gegenwart, neben den verblichenen Spuren ihrer mächtig hohen Vergangenheit giebt uns ein liebliches Abbild von dem innern Zuſtand eines Greiſes, in deſſen Seele die Erinnerungen an die fröhlich durchlebte Kindheit und Jugend noch wie ein Gegenwärtiges in friſcher Farbe daſtehen, während das Andenken an die Thaten des ſpäteren Alters, mit all ſeinen Mühen und Ehren ihm ſo entſchwunden und verlöſcht iſt, daß er kaum heute noch weiß was geſtern geſchehen war.

---

[1] Der See am Grabmal des Alyattes und vielen andern Königsgräbern, erinnert an den See Meris und an das Labyrinth in Aegypten.

Da ſteht noch immer, wie in den Jahrtauſenden von denen unſre Geſchichte nichts weiß, der hohe Tmolus in ſeiner Naturherrlichkeit vor unſern Augen. Der Tmolus, deſſen Namen, alten phöniziſchen Urſprungs, einen Berg der Wunder, ſo wie noch jetzt der Name, mit welchem die Türken ihn benennen (Bozdag), einen Berg der Freuden bedeutet. Denn ein Freudengeber iſt er für die Turkomanen noch immer, welche im Sommer in ſeinen Waldungen und auf ſeinen fetten Triſten die Heerden ihres Viehes weiden, wenn auch nicht mehr, wie in den Zeiten, da Homer und Virgil die Segnungen ſeiner Fruchtbarkeit beſangen, Weinpflanzungen und Obſtgärten ſeine Abhänge bekleiden und obgleich aus ſeinem Paktolusfluß kein Cröſus mehr die Schätze des Goldes ſammelt.

Ja der hohe Tmolus iſt noch derſelbe geblieben, der er zu den Zeiten der früheſten lydiſchen Herrſcher war. Was aber iſt aus den Königsſitzen dieſer alten Fürſten, was iſt aus der noch unter dem Reich der Perſer ſo wie Roms mächtigen, reichen, herrlichen Stadt geworden, welche ſich auf ihren Münzen die Hauptſtadt Aſiens nannte? Wie ein im Gedächtniß ſchwach gewordener Greis einzelne Nachklänge der Namen noch behält oder auch dieſe vergißt, ſo nennt zwar der Grieche noch den Namen Sard, der Turkomane aber, wenn er hier unter den Trümmern eines Bauwerkes der Dſchennin (Genien) ſeine Zelte aufſchlägt, weiß kaum noch jenen Namen. Den beſſer unterrichteten Wanderer aus der Jetztzeit hat eine ſichere Kunde, hat das Zeugniß des Alterthums hieher geleitet, er weiß es, auf welcher Stätte ſein Fuß ſteht. Es iſt die des vormals reichen, mächtigen Sardis: eine Stätte, auf welche die Geſchichte der Natur wie jene der Völker Züge eingegraben hat, in denen der denkende Geiſt die Worte vernimmt: „gedenke des Endes“. Die Worte, deren ernſt mahnenden Zuruf Kröſus, der glückſelig geprieſene Herrſcher, aus Solons des Weiſen Munde vernahm, und welche ſein Leben ihm retteten, als er ſchon auf dem Scheiterhaufen ſtehend ihrer eingedenk ſie ausſprach. Dieſe Worte hat der Engel des Todes und des Verderbens mehrere Male über die auf ihrem Felſen ſeit gebettete, in ihrem Reichthum und ihrer Macht ſicher ruhende Stadt ausgerufen, wenn er nicht nur mit dem Feuer und Schwert der Feinde, ſondern wie ein Dieb in der Nacht mit den Schreckniſſen des Erdbebens über ſie kam. Hier über den mächtig ſchönen, vereinzelt noch ſtehenden oder geſtürzten Säulen der alten Tempel, auf dem Felſen, der wie eine Klippe des Meeres aus der Ebene heraufſteigt, zeigt ſich noch das ſteinerne Gerippe einer Bergveſte, deren Bau, ſo wie jener der feſt gemauerten Geruſia von der ſpäteren Zeit für ein Werk der alten Könige von Lydien gehalten und als Kröſus Burg und als Kröſus Schatzhaus benannt wird. Weiterhin auf der Ebene erſcheinen, gleich

Schattenbildern des Traumes, die Reſte der mächtigen Stadt, welche wie einzelne Gebeine eines plötzlich getödteten, nur eilig im Sande verſcharrten Rieſen, hie und da aus dem Schutte der Verwüſtung hervorragen: die Gemäuer eines Theaters und anderer Prachtgebäude von römiſcher Abkunft, wie die der chriſtlichen Kirchen. Dies ſind die kaum noch erkennbaren Denkzeichen aus den Zeiten, die dem jetzigen Greiſenalter der verödeten Landſchaft vorangingen, über welche der noch immer jugendlich grünende Tmolus jetzt noch wie vor Tauſenden von Jahren ſeine belebenden und nährenden Bäche ergießt. Denn er iſt das Werk einer göttlichen Schöpfung, jene ſind Thaten der Menſchenhand.

Der dichtende Gedanke verweilt jedoch nicht bei den verdorrten Gebeinen eines hier begrabenen, vorübergegangenen Geſchlechts und ſeiner zu Staub und Moder gewordenen Herrlichkeit, ſondern er führt uns in die Zeiten zurück welche in der Geſchichte dieſes Landes den Jahren des kräftigen, blühenden Mannesalters gleichen.

Dort auf ſeiner Felſenburg, deren maſſenhafte Trümmer noch jetzt im Waſſer des unten im Thale fließenden Paktolus ſich ſpiegeln, ſaß Cröſus, der mächtigſte, reichſte und in ſeinen eigenen Augen glücklichſte Herrſcher des Landes. Er ſchaute mit Luſt herab auf den Tempel, den er zur Ehre ſeines eigenen Namens dem Dienſt der mächtigen Göttin errichtet hatte. Ein Bauwerk, das an Herrlichkeit der Kunſt mit dem erſten Tempel der Diana zu Epheſus von gleichem Adel war.

Was bedeutet, ſo fragte der König einen aus der Stadt zurückkehrenden Diener, dort unten am Tempel der Zuſammenlauf des Volkes? Welcher im Bilde herannahenden Gottheit ziehen die Prieſter, bekränzt und im Feſtgewande, ſingend ihren heiligen Geſang, entgegen? Und wer ſind die Schaaren, die mit großem Gepränge von der Heerſtraße aus Magneſia herab nach dem Tempel ſich hinwenden?

Dieſe Schaaren ſind Prieſter der Cybele, welche aus dem Tempel ihrer großen Göttin ein Weihgeſchenk von wunderbarer Art, mit welchem, wie ſie ſagen, an Werth kein Kleinod deines Schatzhauſes zu vergleichen ſey, zum Heiligthum unſeres Tempels bringen, um da für immer es zu laſſen. Unſere Prieſter gehen jenen zum feierlichen Empfang der Gabe entgegen.

Wie redet doch, ſo ſprach Cröſus, das unwiſſende Volk ſo unbeſonnene Worte. Der Tempel der Cybele und ſeine Prieſter ſind arm, im Vergleich mit dem Tempel, den ich erbaute und begabte und mit den Prieſtern, welche ich zur Obhut darüber beſtellte. Wo hätten dieſe ein Kleinod her, das dem Werthe eines der geringeren in meinem Schatze gleich ſtehen könnte? Warſt du nicht neulich ſelbſt ein Zeuge, als ich dem phöniziſchen Krämervolk für den mit Sonnenglanz leuchtenden Rubin, der in einer kunſtreich gearbeiteten goldenen Krone gefaßt iſt, eine Summe des Goldes bezahlte, welche mehr wog als die Laſt die ein Kamel trägt. Und habe ich nicht noch andere in meinem Schatze, von deren keinem mir die Güter des Cybele-Tempels den Werth bezahlen könnten?

Zürne mir nicht, o König, ſprach der Diener, wenn ich die Sage von dem wunderbaren Steine wiederhole, die ich ſchon neulich auf einem Beſuch bei dem Grabmahl des Alyattes aus ſonſt glaubwürdigem Munde vernahm. Der Stein im Tempel der Cybele, ſo berichten die, welche ihn geſehen, iſt nicht todt wie andere Steine, ſelbſt ſolche von der koſtbarſten Art, es ſind. Ein Geiſt, von Zeus, dem Donnerer geſandt, beſeelt ihn, denn wie ein Held zu ſeinem Schwert, greift er mit unſichtbarer Hand nach dem Eiſen, das man in ſeine Nähe bringt und hält es feſt. Ja was noch wunderbarer iſt, dieſer Stein hat einen andern, den man nachbarlich ihm zugeſellte, mit dem gleichen Geiſt beſeelt. Denn auch in dieſem wohnt jetzt der Hauch des Zeus; auch er greift wie ein Kriegsmann nach dem Eiſen und hält es an ſich. Aber der alte Stein, den die Prieſter der Cybele nur bei der Feier ihrer Myſterien den Eingeweihten zeigten, ſtieß zur Verwunderung aller, die es ſahen, neulich als man beide in bequemer ſcheinende Stellung zuſammenlegte, den andern von ſich. Und dieſer iſt es, den man dort im feſtlichen Zuge zu unſerem Göttertempel bringt, dahin, wie Cybeles Prieſter meinen, ſein Vater ihn ſenden wollte.

Sage mir doch, ſo fragte Cröſus, wie nennt man den Stein?

Man nennt ihn nach dem Orte, da man den erſten fand, den Magneſiſchen, den Magnetes. Denn bei Magneſia hat eines Tages, als Zeus ſeine Donner und Blitze in unermeßlicher Weiſe ausgeſendet, ein armer Hirte ihn gefunden und in Cybeles Tempel gebracht.

Ich werde denn ſelber das Wunder ſchauen, ſprach Cröſus und eilte hinab aus ſeiner Burg zum Tempel.

Die Opfer waren den Altären gebracht worden, der Klang der Hörner und die Chöre der Sänger waren verſtummt, da befahl der König, daß man den wunderbaren Stein herbeibrächte, daß er ihn ſähe. — „Wie? ſo rief er, ein gemeiner Eiſenſtein, ſchwarz wie die andämmernde Nacht und glanzlos wie der von Regenwolken getrübte Himmel iſt es, den ihr ſo hoch, als einen göttlichen preiſt? Sind nicht von ſeiner Art ganze Bergeslaſten in unſerem Lande zu finden, liegen dergleichen nicht in Haufen an unſern Heerſtraßen herum?“

Die Felſen dort im Thale, ſo ſprach ein Prieſter der Cybele, werden gebrannt zum Mörtel, mit welchem wir unſere Häuſer bauen und die Knochen der todten Thiere, die am Wege liegen, werden im Feuer gebrannt zu demſelben Mörtel. Könnteſt du aber, o König, mit all deiner Macht die Steine deiner Felſen, aus denen man den gleichen Mörtel bereitet wie aus den Knochen, mit Fleiſch und Adern bekleiden, daß ſie zum athmenden, lebenden Thiere würden, wie dieſe Knochen, als noch die lebende Seele ſie bewegte? Siehe, was wir an dem Kleinod unſeres Tempels und an dem aus ihm und durch ihn Geborenen anbetend bewundern, das iſt nicht die ſichtbare Natur des Eiſengeſteines, ſondern eine Macht der Gottheit, die ſich in dem unſcheinbaren Geſtein waltend, dem Menſchen nahet. Du haſt unſerem Tempel, o preiswürdiger Herrſcher, erſt neulich Tauſende deiner Goldmünzen geſchenkt, ſie tragen alle dein Bild und deines Namens Schrift. Auf dieſem Stein aber hat Zeus ſelber das Bild ſeiner Gottheit und die Züge ihres Namens gepräget.

11. Was ſagſt du dazu?

Unter den Verſammelten am Tempel hatte Krösus den Philander aus Teos bemerkt, einen Schüler des weiſen Thales aus Milet. Philander war dem Könige wohl bekannt, denn er hatte einſt in Geſellſchaft Solons des Athenienſers in Sardis ihn beſucht und die Schätze ſo wie alle Herrlichkeit ſeines Königshauſes geſehen. Als die Feier der Prieſter im Tempel vollendet war, ließ der König den Mann rufen, um ein Wort des Vertrauens mit ihm zu reden.

Philander, du Freund der Weiſen, ſo ſprach er zu ihm, was ſageſt du zu dem Allem, was hier ſo eben vor unſern Augen und Ohren ſich zugetragen; hältſt du den magnetiſchen Eiſenſtein ſolcher hohen Ehren und einer ſolchen Schätzung über Alles Gold und edles Geſteine werth, als die Prieſter der Cybele ihm beilegten, und glaubſt du ihren mährchenhaft lautenden Sagen von den Wundern die der Stein gethan haben ſoll? Denn daß er kleine Stücke des Eiſens an ſich zieht und feſt hält, das habe ich zwar geſehen und glaube eben ſo daran als an die Kraft des Leimes, damit man den abgeſprungenen Splitter aus Holz befeſtigt. Daß aber ein ſolcher Stein den andern von ſich ſtehen ſollte, das kann ich nimmermehr und eben ſo wenig es glauben, daß der eine der beiden den andern erzeugte.

Bei der Schätzung des hohen Werthes ihres Magnetes, o König, ſo antwortete Philander, haben die Prieſter allerdings einen andern Maaßſtab vor Augen gehabt als der menſchliche iſt. Mit demſelben Rechte hätten ſie die goldgelbe Blüthe des Safrans höher ſtellen können als alles Gold, die blaue Blüthe der Hyazinthe an Schönheit höher ſtellen können als den Sapphir. Denn in dem Golde wie im Sapphir bewegt ſich noch keine Seele, im magnetiſchen Steine aber gibt ſie ſich kund, gleich wie in den Zuckungen eines tief ſchlafenden Kindes; in der lebenden Pflanze nahet ſie ſich den Pforten der Träume; im Thier tritt ſie aus dieſen Pforten heraus in den dämmernden Verkehr der Gefühle und des ſinnlichen Erkennens, erſt im Menſchen jedoch erwacht in ihr der aufſchauende Geiſt, der ſein Angeſicht nach dem Licht erhebt, das über den Himmeln ſtehet.

Doch, ich ſoll dir noch andere Fragen über die Natur des Steines beantworten. Ich bin mit einem Prieſter der Cybele befreundet, denn er ſtammt aus Teos, iſt ein leiblicher Bruder meines Vaters. Durch ihn bin ich mit den Kräften des wunderbaren Steines bekannt geworden und habe Vieles geſehen, was nicht jeder der Beſuchenden in ihrem Tempel ſehen kann. Daß der Magnet, nicht nur in einen andern Stein ſeiner Art, ſondern in jedes Stück Eiſen ſeine Kräfte ergießen kann, das habe ich an der länglichen Eiſenplatte geſehen, auf welcher der Stein des Cybeletempels ſeit längerer Zeit gelegen war. Denn dieſes Eiſen zog eben ſo wie der Stein, anderes Eiſen an ſich. Ja noch mehr, ich ſahe an ihm mit eigenen Augen, als ich daſſelbe auf meinem Finger ſchwebend dem Steine nahete, wie dieſer das eine Ende des Eiſens zu der einen ſeiner beiden Seiten anzog, von der andern aber abſtieß. Ich erzählte, was ich geſehen, meinem Meiſter Thales. Nach der Lehre von dieſem, welche ja auch dir, o König nicht unbekannt iſt, ward alles Geſchaffene aus einem uranfänglich Flüſſigem gebildet, über welchem ein dem Geiſte des Menſchen erkennbarer belebender Geiſt ſchwebt. Jenes Flüſſige iſt aber nicht nur ein ſichtbares ſondern auch ein unſichtbares Waſſer. Für beide iſt ein Oberes (eine Höhe) da, davon ſie aus, und eine Tiefe, dahin ſie abfließen. Durch den Magneten ergießen ſich zwei ſolche Ströme des unſichtbaren Waſſers, davon der eine gleichſam wie von einem ſüdlichen der andere wie von einem nördlichen Gebirge abfließt. Der eine hat da ſeine Tiefe, wo des andern Höhe iſt und wie das ſichtbare Waſſer nur bergabwärts, nicht berganwärts fließen kann, wie der Bach einem Steine, der ſeiner Strömung hemmend im Wege liegt, zur Seite ausweicht, wenn er ihn nicht von ſich fortreißen kann, ſo weicht das eine Ende des magnetiſchen Eiſens jenem Ende des Steines aus, welches für ſein eignes Strömen eine gleiche Höhe ſeyn würde, als die von der ſein Waſſer hinabrinnt. Dieſer Strom ſtürzt ſich dagegen deſto kräftiger nach jenem Ende hin, das für ihn die aufnehmende empfängliche Tiefe iſt. Ich ſpreche hier das, was die Prieſter ein Wunder nannten, nur mit andern Worten aus als ſie es thaten. Wie in den Götterſprüchen der Orakel liegt in den Thaten der Natur ein für unſern Verſtand leichter zu faſſender und ein tieferer Sinn, den nur die Erfahrung der Zukunft, oder die Gottheit ſelber uns offenbaren kann.

12. Der Zug des Geiſtes nach dem Tempel.

Harſa, der Hauptmann über die Reiter, hatte bei ſeinem Geleite der Gefangenen Juda's nach Babel den Knaben Daniel und den alten Sarbatja immer lieber gewonnen. Mit beiden, vornämlich mit dem Knaben unterhielt er ſich gern und ließ öfters ſein Roß in langſamem Schritt gehen, ja er ſtieg ab von demſelben, ließ es durch einen der Knechte am Zaum führen, um mit Saphatja und ſeinem Pflegeſohn Daniel ſich zu befragen. Denn in Harſa, dem Babylonier, war ſeit ſeinem kurzen Verweilen in Jeruſalem ſo wie unter dem Volke der Juden ein fragender Geiſt erwacht, welcher, ohne ſelbſt zu wiſſen was er wollte, nach Licht ſuchte. Gegen Sarbatja den Greis war ihm, wie von einer ehrfurchtsvollen Scheu, der Mund zugethan, ſeine Rede erſchien ihm zu hoch und ſchwer erfaßbar, was aber der Knabe in kindlicher Unſchuld ihm antwortete, das ging ihm, wenn er auch zuweilen an der ſeltſam klugen Rede des Kindes ſich nur beluſtigte, andere Male dennoch tief und ernſt zu Herzen.

Einſt an einem Morgen (er hatte dem Heereszuge für heute an dem waſſerreichen Brunnen zu raſten erlaubt), ſah er, was er ſchon öfter geſehen, wie der Knabe, mit dem

Angeſicht nach der Stätte des Tempels zu Jeruſalem gerichtet, lange und inniglich betete. Der Hauptmann verweilte gern und ſtill bei dieſem Anblick, denn es gehet von der Andacht eines ernſtlich Betenden, der im Geiſt und in der Wahrheit mit ſeinem Gott redet und ſein Gott mit ihm, eine Kraft aus, die nicht nur jene Herzen der Menſchen, welche die Sprache des wahrhaftigen Gebetes niemals verſtanden oder geübt haben, erfaßt und bewegt, ſondern ſelbſt den Kreaturen gebietet. Als aber der Knabe von ſeinem Gebet aufſtand, da nahete ſich ihm der Hauptmann und fragte ihn freundlich: Sage mir, Daniel, zu welcher Gottheit richtet ſich dein Gebet. Ich weiß, du kennſt die Sterne des Himmels, denn ich habe öfters geſehen und gehört, wie du und dein Lehrer Saphatja bei Nacht die Geſtirne des Himmels betrachtet und ſie benennt, um, wie ihr ſagt, den Richtpunkt (ich weiß nicht welchen) feſt zu halten. Daß ihr aber jemals vor einem dieſer hellen Geſtirne euch beugtet, habe ich nicht geſehen. Wir andern beten die Sonne an, denn ſie iſt uns die mächtigſte Gottheit des Himmels, du aber, wie du ſo eben thateſt, wendeſt dein Angeſicht abendwärts und kehreſt der aufgehenden Sonne den Rücken zu, oder du läſſeſt ſie, wie ich dies bei deinen Gebeten immer geſehen, zu deiner Linken auf dich ſchauen, und auch dann, wenn ſie am Abend faſt dir vor Augen ſteht, achteſt du ihrer nicht, ſondern blickeſt das eine Mal zu ihrer Rechten, andere Male zu ihrer Linken, ich weiß nicht nach welchem andern Punkt hin. Ja du verbirgſt dich vor ihr im Schatten, als wollteſt du nichts von ihr wiſſen.

Wir Gläubigen aus Juda's Volk, o Hauptmann, ſo antwortete der Knabe, beten nicht die Geſtirne noch ſonſt eine ſichtbare Kreatur an, ſondern den unſichtbaren Gott, der Himmel und Erde gemacht hat.

Wie aber und wo, ſo fragte der Hauptmann weiter, wollt ihr euren unſichtbaren Gott ſuchen und finden? Wenn du ſo in ein leeres Blau, da kein Geſtirn, keine Sonne ſcheint, hinblickeſt, meinſt du da wo Nichts iſt, ſey dein unſichtbarer Gott zu finden?

Gott zwar iſt uns überall nahe, iſt bei ~~und mit~~ uns wo wir ihn anrufen; wir aber bei unſerm täglichen Gebet blicken nicht in ein leeres, nichtiges Blau des Himmels oder in ein Grau der Wolken, ſondern wir richten unſer Angeſicht nach der Stätte des Tempels zu Jeruſalem hin. Und wo dieſe Stätte ſey, das lehren uns bei allen Krümmungen des Weges, den unſer Heereszug durch die Wüſte macht, die Stellungen der Sonne am Tage, die Sterne bei Nacht.

Ihr betet alſo den Tempel zu Jeruſalem an, und iſt dieſer nicht eben ſo ſichtbar für das Auge und greifbar durch die Hand als hier dieſer Fels, eine Luſt für euren Blick, wie für den unſern die ſchönen, hellſtrahlenden Geſtirne?

Wir beten, ſo antwortete der Knabe, nicht den Tempel an, ſondern den Herrn unſern Gott, deſſen Macht und Herrlichkeit zwar durch alle Himmel der Himmel gehet, der aber den Tempel zu Jeruſalem zu einer Säule des Aufmerkens für alle Völker der Erde dahin geſtellt hat. Denn von Zion, ſo ſagt der größeſte unſerer Seher, wird das Geſetz ausgehen und des Herrn Wort von Jeruſalem. Ja „zu Zion hat Er, der Gott über alle Götter, ein Feuer und zu Jeruſalem einen Heerd," um welchen alle Völker ſich einſt verſammeln werden. Darum richten auch wir bei dem Gebet unſer Angeſicht dahin, wohin der Geiſt uns deutet und das Sehnen unſers Herzens ſiehet.

13. Der Compaß.[1]

Die Weiſen des Landes hatten ſich um Ling-wang, den mächtigen Kaiſer von China, verſammelt, er ſelbſt, der Herrſcher, ſaß über ihnen auf ſeinem goldenen Throne. Nur einer der Räthe, fehlte noch, deſſen Wort Ling-wang gern vernahm. Es war Parſi, der Götterfreund, der im fernen Weſten geboren, ſchon in den Tagen als Ling-wangs Vater noch den Thron der Reiche mit dem Lichte ſeiner Augen beſtrahlte, in das Mittelreich kam, und hier durch die Gunſt der Fürſten feſtgehalten wurde. Endlich trat Parſi ein und als er vor dem Herrſcher ſein Angeſicht zur Erde gebeugt, nahete er ſich ohne Furcht vor den zürnenden Mienen des Kaiſers dem Throne und rief dieſem zu: „Eine Kunde aus dem Reiche der Himmliſchen, o du mächtigſter aller Herrſcher der Erde, habe ich dir zu bringen; ein Bote der Götter iſt unter uns erſchienen, welcher deinem ſiegreichen Heere die noch unbekannte Bahn durch die Wüſten und Wälder, über Gebirge und durch ſumpfige Ebenen zeigen und führen wird, zu den verſteckten Wohnſitzen der Barbaren. Ja ſelbſt auf dem Meere, wenn an dem umwölkten Himmel weder Sonne noch Stern zu ſehen iſt, wird jener Bote der Götter deinen Schiffen den Weg zeigen zu den Inſeln und Ländern, aus denen ſie Geld und Perlen für deinen Schatz, Pelzwerk für die Leute deines Heeres bringen.

---

[1] Die nachſtehende Erzählung hat jene wohlbegründete Sage vor Augen, nach welcher der Compaß eine alte Erfindung der Chineſen war. Der Verfaſſer nimmt ſich dabei die Freiheit, die Zeit der erſten Benutzung der Magnetnadel zur Fertigung eines Compaß in die Regierungsjahre des Kaiſers Ling-wang zu verlegen, in deren Verlauf der große Weiſe des Landes Kon-fu-tſe (Con-fucius) geboren ward (um 551 v. Chr.). Man könnte ſich den aus Weſten kommenden Parſi als einen der Lehrer jenes Weiſen denken.

Wo iſt dieſer Bote, ſprach der Herrſcher, warum führteſt du ihn nicht zu mir?

Er iſt von ſo kleiner, armſeliger Geſtalt, daß Jeder, der ſeine Kräfte nicht erkennt, ſich an ihm ärgern und verächtlich ſich von ihm wenden möchte, und der Mann, welcher uns ihn bringt, geht in der armen Kleidung des Volkes einher, das auf den Schneebergen der Grenzen deines Reiches und in ihren Thälern wohnt, und nur von der Milch ſeiner Ziegenheerden ſich nährt. Sein Ausſehen iſt ſo rauh, wie das der Bären ſeines Gebirges und er vermag unſre Sprache nur undeutlich wie ein ſtammelndes Kind zu reden. Doch, wenn du befiehlſt, will ich ihn, ſammt ſeinem Götterboten, vor dein Angeſicht rufen.

Der Herrſcher winkte bejahend und die Räthe ſaßen in Erwartung ſchweigend. Kam doch das Ereigniß, welches der Parſi (ſo nannte man ihn wegen ſeiner perſiſchen Herkunft) verkündet hatte, als ſey daſſelbe ganz beſonders zu der heutigen Berathung herbeigerufen geweſen, denn der Gegenſtand dieſer Berathung war die nahe bevorſtehende Ausrüſtung und Ausſtattung einer Anzahl von Schiffen nach einer fern im Nordoſten gelegenen Inſel, deren kriegeriſches Volk den Bewohnern der nördlichſten Küſte des Mittelreichs einen

Einfall drohte und ſchon früher manchen Schrecken gebracht hatte. Der älteſte der Räthe, der Fürſt und Verſtand des Seeweſens, hatte bereits es erklärt, daß ein kriegeriſches Unternehmen zur See, an ſolche abgelegene Inſeln, unmöglich ſey. Laßt, ſo hatte er in der Berathung geſagt, den Himmel, wie es im Norden ſo oft geſchieht, auf einige Tage getrübt werden, oder den dort einheimiſchen Nebel den Weg der Fahrt zudecken und bald wird das Volk des einen Schiffs nicht mehr wiſſen, wohin die andern ſteuern, oder wohin es ſelber ſteuern ſollte. Das eine wird von den Ruderern nach Süden, das andere nach Norden geführt werden und wenn endlich ein oder etliche vereinzelte die feindſelige Inſel erreichen ſollten, da würden ſie dort, ſtatt Rache zu üben, mit all ihren Kriegsleuten in die Hand der Barbaren gerathen, ihre Macht würde den Waffen und Feuerbränden von dieſen erliegen, während die andern Schiffe, das eine an dieſer felſigen Küſte ſcheitern, das andere in unbekannte Gegenden ſich verirrte, oder mit ſeiner halbverhungerten Kriegerſchaar, ehrenlos zur heimathlichen Küſte zurück käme. Die andern Räthe hatten den Bedenken, welche der Meiſter der Seefahrten äuſerte, nicht zu widerſprechen gewagt und ſo weit war die gemeinſame Verhandlung gekommen, als der Parſi mit ſeiner Verkündigung des Neuen, das er ſo eben geſehen, in den Thronſaal eintrat.

Er war jetzt geſendet, um jenes wunderbare Neue vor die Augen des Herrſchers zu bringen. Seine Botſchaft war ſchnell beendigt, er nahete dem Herrſcher auf dem Thron mit tiefer Verbeugung und ihm folgte mit zögerndem Schritte ein Mann, welcher mit einem Rock aus Ziegenfellen bekleidet, das Angeſicht von dem wildwüchſigen Barthaar meiſt verdeckt, mit Scheu herumblickte, als ſuchte ſein Auge nur den

Ausgang aus dem Saal voll kaiſerlicher Pracht. Der Mann trug mit ſich ein Becken voll Waſſer, das er, dem Winke des Parſi folgend, auf eine der niederſten Stufen des Thrones hinſtellte. Er zog, vor Scheu faſt zitternd, am Buſen aus ſeinem Pelzrock ein Schnitzwerk aus leichtem Korkholz hervor, welches ziemlich geſchickt, einen ſchwimmenden Froſch darſtellte, ſetzte dieſes auf das Waſſer und wich dann, als ob er Strafe ſtatt Lohn erwarte, eilig mehrere Schritte gegen die Thüre des Königsſaales zurück.

Was willſt du bei mir mit dieſem Spielwerk? ſo fragte Ling-wang, der Herrſcher, den Parſi, mit einem Tone der Stimme, in welchem ſich nicht minder die Aufwallung des Zornes als des Erſtaunens verrieth. Hat dein Geiſt dich verlaſſen, du Fremdling im Lande, daß du mich und meine Weiſen mit einem kindiſchen Einfall deines Wahnſinns beluſtigen willſt?

Zürne nicht, o du großer Herrſcher der Reiche, höre zuerſt mich an und betrachte mit eigenen Augen das, was hier vor deinem Angeſicht ſtehet. Dieſes leichte, auf dem Waſſer ſchwimmende Holz, welchem die ſpielende Hand jenes Hirten vom Gebirge die Geſtalt eines Froſches gab, iſt nur der unſcheinbare Träger des Schatzes, welcher Beachtung verdient. Dieſer wunderbare Schatz iſt eine ſtarke Nadel von Stahl, welche, ſobald ſie freie Bewegung hat, unverrückt nach dem Stern des Nordens, dem Polarſtern, hinweiſt. Wären wir auf einem Schiffe, mitten in der dunklen Nacht, und hätten das ſchwimmende Holz mit ſeinem beſeelten Eiſen vor Augen, wir würden den Froſch immer mit ſeinem Kopfe nach Norden gerichtet ſehen und wenn ihn auch das durch die Schwankung des Meeres bewegte Waſſer bald da bald dorthin verrückte, wenn er, wie ich jetzt mit meiner

Hand es thue, mehrmalen ganz umgekehrt würde, ſo daß ſein Kopf ſtatt nach dem Polarſtern dahin gerichtet wäre, wo die Sonne am Mittage ſtehet, bald würde er raſch nach Norden ſich wenden, und, im ruhenden Waſſer, ſo ſtehen bleiben.

Dieſer Menſch dort, in ſeinem ſchwarzhaarigen Ziegenpelz, kam von den äußerſten Grenzen deines unermeßlich großen Reiches, o Herrſcher, hieher in den Schatten deines goldnen Thrones. Achtundachtzigmal iſt ihm auf ſeinem mühſeligen Wege durch die Wüſten, der Gebirge, Wälder und Sümpfe die Sonne auf- und untergegangen, dreimal hat ſich der Mond ſeitdem über ihm gefüllt. Ein weiſer Seher der Zukunft, ein gottbegeiſterter Mann, der ſeit länger als hundert Jahren als ein Vater und Fürſt unter ſeinem Volke gewaltet hat, befahl dem Hirten, er ſolle mit ſeinem ſchwimmenden Eiſen zu dir, dem Herrſcher aller Reiche gehen und dir daſſelbe als Gabe der Götter bringen. Manches Wort der Ueberredung, das der Fürſt ſprach, ließ den Hirten unbewegt, bis endlich der alte Seher mit dem Tone ſeiner Zauberformel den harten Sinn des Mannes zerſchmolz und ihn dahinriß in das Feuer der Gefahren. Denn wahrlich ſolche waren es, denen der armſelige Hirte entgegenging, und welche er, ohne ſeinen Führer, den ſchwimmenden hölzernen Froſch, nicht beſtanden hätte. Der alte Fürſt des Gebirges, der in den Zeiten ſeiner Jugend vor einem deiner Urgroßväter hier in der Stadt der Herrſcher ſein Angeſicht gebeugt, hatte ſich die Richtung des Weges, die ihn aus der Heimath von Norden und Weſten nach Oſten und Süden hieher führte, ſehr wohl gemerkt. Denn dieſes Volk ziehet wie die Wandervögel über Land und Waſſer ſeinen ſicheren Weg zum Ziele. Aber bei dem Fürſten war damals ein zahlreiches Gefolge von Menſchen mit dem

Geſpann der Ochſen und ihren Wägen geweſen. Der arme Hirte ging einſam und allein nach dem Ziele, das der Spruch der Götter ihm gewieſen. Oefters zog er durch die Engthäler der Alpen, aus denen kein Ausweg erſchien, als der über die ſtarren Gefilde des ewigen Schnees. Ein zugefrorner See bot ihm ein Nachtlager, geſchützt vor den Bären. Tagelang hemmte zuweilen ein breiter, tiefer Strom ſein Fortſchreiten nach Oſten oder Süden, bis er endlich einen Ort gefunden, an welchem die Felſen, über die das Waſſer ſich hinabſtürzte, für ihn den kühnen Wanderer des Gebirges eine Brücke bildeten, von deren einem Pfeiler zum andern ſpringend, er an das jenſeitige Ufer kam. Die Tiger, welche ſelbſt hoch im Norden in den Kaſtanienwäldern ihrer Jagd der Alpen nachgehen, die im Sommer ſich dort vorfinden, ſchreckten ihn nicht, und auch in den mächtigeren Waldungen des tieferen Landes, durch deren Dickicht nur ſelten ein Strahl der Sonne oder der Sterne auf ihn herunterfiel, wandelte ihn weder eine Furcht vor den wilden Thieren noch vor dem Verirren von ſeinem Wege an. Ihm graute, wenn er auf ſeiner geraden Bahn durch die Wieſen der Schilfgewäſſer zog, nicht vor dem Biſſe der giftigen Schlangen, denn er folgte und vertraute getroſt ſeinem wunderbaren Führer, den ihm, wie er meinte, eine Vorſorge der Gottheit zugeſtellt hatte. Sein Hunger wurde nur ſelten durch eine Gabe der Hirten und Jäger, oder der Bewohner der Burgen und Dörfer geſtillt, die er auf der geraden Richtung ſeines Weges fand; Kaſtanien, eßbare Eicheln und Nüſſe oder Wurzeln waren ſeine Speiſe. Und gerne duldete er auch tagelang den Mangel von dieſem, wenn er nur am Abend mit der Sicherheit, daß er auf dem rechten Wege hieher ſey, ſich zur Ruhe legen konnte. —

Du ſprichſt von dem rechten, geraden Wege, ſo ſprach der Herrſcher zu dem Parſi, und ich begreife wohl, daß der ſchwimmende Froſch dieſen andeuten kann, wenn ein des Landes unkundiger Wanderer gerade nach Norden oder nach Süden ziehet. Wie aber, wenn er wie jener Mann zu uns keiner jener beiden Richtungen folgen darf, ſondern einer andern, welche zwiſchen beiden dahin gehet? —

Wende dein Auge, o erhabenſter Herrſcher, ſo ſprach der Parſi, hieher auf die hölzerne Schüſſel, auf deren Waſſer der Froſch ſchwimmt. Da wirſt du eingeſchnittene Zeichen finden, welche, während das wundervolle Eiſen, das von dem Froſchbild getragen wird, nach Norden und Süden ſiehet, hier die Himmelsgegenden des Sonnenaufganges, dort jene des Abends andeuten. An dem einen Rande des Gefäßes iſt die Gegend bezeichnet, aus welcher der Hirte kam, an dem andern die, nach welcher er kommen ſollte. Das Maaß für die Strecken des Weges, die er durchwandern mußte, gab ihm die Schnelligkeit ſeiner Schritte und die Zahl der Tage, ein bewundernswerthes Aufmerken und Bedenken, das dieſem Volke, welches nie vergißt, was es hörte, ſahe und that, gegeben iſt, ſtand bei ihm immer auf der Hut und bewahrte ihn vor jedem größeren und längeren Abirren von ſeiner Bahn. Und ſiehe, das glückliche Gelingen ſeiner kühnen That ſtehet uns hier vor Augen; der einfältige Hirte iſt gekommen dahin er wollte. —

Haſt du, ſo fragte der Kaiſer, von dem Manne vernommen, ob er ſelber der Entdecker des weiſſagenden Eiſens war, welches ſein geſchnitzter Froſch trägt, oder ob ein Anderer daſſelbe auffand? —

Er lehnte, ſo antwortete der Parſi, dieſe Ehre der Erfindung von ſich ab, und erzählte mir, daß ſchon vor längerer Zeit ein Bergmann, welcher Eiſenſteine grub und das Metall aus ihnen zu ſchmelzen verſtand, einen Stein gefunden, der ſelber das Eiſen an ſich zog und auch dieſem Eiſen, wenn man mit dem Stein ihn beſtrich, die Kraft gab, nahendes Eiſen an ſich zu ziehen. Der Bergmann hatte auch das Stäbchen von gehärtetem Eiſen gemacht, das dem Hirten als Führer zu uns diente. Denn, nachdem er es lange genug mit ſeinem Steine geſtrichen, zog es nicht nur die eiſernen Nägel an ſich, ſondern, wenn man es auf einen kleinen Floß aus Strohhalmen ins Waſſer ſetzte, drehte es ſich, man mochte es wenden, wie man wollte, immer nach dem Polarſtern hin, den das Volk in jenem Gebirge das Auge des himmliſchen Nachtwächters nennt. „Ehe der Bergmann ſtarb, ſchenkte er," ſo erzählte mir unſer Hirt, „ſein Eiſenſtäbchen meinem Großvater, in deſſen Hütte er gewohnt hatte. Ich aber habe aus der Rinde einer Korkeiche den Froſch geſchnitzt und auf ſeinem Rücken das Eiſen feſt gemacht. Denn, wenn man es nicht in der Schwebe an einem Faden gebunden hält, wo es freilich bei jedem kleinen Anſtoß in gar großes, langes Schwanken gerath, oder es an ein Schilfrohr gebunden, frei auf dem Waſſer fahren läßt, kann es das Auge des himmliſchen Nachtwächters nicht aufſuchen, weil es, wenn man es auf den Boden hinlegt, ſich gar nicht von der Stelle zu regen noch zu bewegen vermag. Und wenn man es außer ſeinem leichten Schifflein auf's Waſſer ſetzt, da kann es nicht ſchwimmen, weil ſein Leib zu ſchwer iſt und wie ein Stein im Waſſer zu Boden ſinkt."

Der Kaiſer Ling wang hatte mit einem ſo ſichtlichen Vergnügen dem Berichte des Parſi zugehört, als man ſonſt bei den Verſammlungen ſeiner Räthe niemals oder nur ſelten an ihm bemerkte. Seine Augen betrachteten mit Wohlgefallen den wunderbaren Froſch, ja ſeine Hände berührten denſelben. Er winkte dem Hirten, daß er zu den Füßen ſeines Thrones ſich nahen ſollte, und als dieſer ſcheu ſich ſträubte zu kommen, befahl er einem Diener, den wilden Gebirgsmann aus dem Königsſaale hinaus zu geleiten, ihn zu einer wohlbereiteten Mahlzeit zu führen und anſtändig zu bekleiden. Er ſolle aus kaiſerlicher Milde eine reiche Gabe des Goldes, und wenn es ihm gefiele, unter den Strahlen des Thrones, in der Stadt des Kaiſers zu wohnen, ein Haus mit glänzendem Geräthe zu eigen haben. Der Hirte ließ ſich zu der reichbeſetzten Tafel führen, koſtete jedoch von den Speiſen und Getränken nur wenig. Doch nahm er einige der Früchte und etwas Brod mit ſich hinaus in den äußerſten Vorhof, wo er mit Vergnügen die Gabe genoß. Das Haus, welches der Kaiſer ihm zugedacht, wurde ihm eingeräumt; die goldenen Gaben des Herrſchers, ſowie koſtbare Kleider für ihn hatte man neben ſeinem Bette hingelegt. Als man aber am andern Morgen ſich nach ihm umſah, da war der Mann, ohne die ihm fremde Tracht und ohne das Geld, in ſeinem Ziegenpelz entflohen.

Der Parſi, welchem Ling-wang der Kaiſer am andern Tage dieſes erzählte, ſagte zum Herrſcher: das wunderbare, auf dem Rücken des Froſches haftende Eiſen, wenn es ſich immer, ſobald man ihm Freiheit ſeines Bewegens gewährt, nach Norden wendet, erinnert mich an die Lehre der Gymnoſophiſten, mit denen ich in meiner Jugend Jahre lang an ihrem heiligen Strome lebte. Nach dieſer Lehre ſtehet hoch im äußerſten Norden der Goldberg Meru, auf welchem die Götter in ewig ſeligem Frieden wohnen. Iſt es doch, als wollte uns ſchon das wundervolle Eiſen des Hirten nach jener Wohnſtätte einer göttlichen Stille, friedlichen Ruhe und ſeligen Vergnügung hinweiſen. Für den Hirten mag ſein Wohnort, hoch im Lande, abgeſchieden von dem Toben und Unfrieden, der in der Tiefe herrſcht, ſelig durch die Liebe der Seinigen zu ihm wie ſeiner eigenen zu ihnen, ein ſolcher Goldberg Meru ſeyn, der ihm als ein Sitz des ſeligen Friedens und der Liebe erſcheint. Laſſen wir ihn dahinziehen, o Herrſcher der Lande! Dein Gold und dein Silber hätten ihm nur den Lauf erſchwert; du hätteſt ihm kein Haus geben können, das für ihn ſeiner Hütte gleichkam. Laß dir nicht leid ſeyn in dem Gedanken, daß er auf dem Heimweg ohne ſeinen Führer, den Froſch, den er bei uns gelaſſen, ſich verirren möge. Ich kenne die Schärfe der Sinne und die Sicherheit, mit welcher ein ſolcher Sohn der freien, ſich ſelber treu gebliebenen Natur jedes Schrittes, den er gethan, ſich erinnert. Er wird jetzt ſelber den Weg heim zu ſeiner Hütte, ſeinem Weibe und ſeinen Kindern wiederfinden, den er zu uns her mit ſeinem Führer, dem ſchwimmenden Froſch, gemacht hat. Denn dieſes Volk zeigt dir noch nach Jahren den Baum, darunter es einſt bei Nacht geſchlafen, auch wenn es ſeitdem niemals wieder und jetzt zum erſtenmal von neuem in ſeine Nähe gekommen. Und die Taube, welche der Jäger in ihrem Neſt, in der Felſenkluft der Gebirge gefangen hat und zu uns in die Stadt bringt, wendet auch, wenn man ihr die Freiheit gibt, alsbald ihren Flug zu der fern abgelegenen Steinkluft hin, daraus ſie von der Menſchenhand geraubt war, und findet ſie noch vor Abend wieder, wäre ſie auch für den menſchlichen Fuß viele Tagereiſen weit entfernt.

⁂

Die vorſtehende Parabel mag uns lehren, daß große Entdeckungen, ſowie große folgenreiche Gedanken öfters in ſo unſcheinbarer, ja verächtlicher Geſtalt auftreten, daß ſie wie Fremdlinge aus einer andern, höheren Welt von dem Geſchlecht der Völker, an welches ſie kommen, gar nicht verſtanden werden. Mögen ſie jedoch auch, wie der große ſchöne Diamant, welchen Kaiſer Juſtinian bei einer Proceſſion am St. Johannisfeſt aus ſeinem Diadem verlor, viele Jahrhunderte lang unter dem Staub und unſcheinbaren Geſtein verborgen liegen; zur rechten Zeit und Stunde hebt die Hand eines ſpielenden Kindes ſie aus ihrem Dunkel wieder an das Licht, und ein Auge wird aufgethan, das den Juwel als das erkennt, was er iſt.

14. Der Damascenerſtahl.

Die beiden Brüder Martin und Wilhelm waren endlich nach Jahre langer Trennung in ihrer Vaterſtadt wieder vereint. Martin, der ältere, der Theologe, lebte und wirkte da ſchon ſeit längerer Zeit als gelehrter und geehrter Schulmann. Wilhelm, der jüngere, der Mathematiker, war erſt ſeit etlichen Wochen zurückgekehrt aus einem fernen Lande. In dieſes war er bald nach Vollendung ſeiner Univerſitätsjahre von einer auswärtigen Regierung geſendet worden, um daſelbſt dem Geſchäft der Landesvermeſſungen und Grenzbeſtimmungen vorzuſtehen. Sein mühevolles Geſchäft war beendigt, die wohlgelungene Durchführung deſſelben anerkannt und reich belohnt worden; man ſah ihn ungern aus dem fremden Dienſte ſcheiden, doch zog ihn das Verlangen nach der Heimath wieder über das Meer herüber.

Die beiden Brüder hatten ſich ſeit Wilhelms Rückkehr täglich geſehen; doch war dieſer ſchon geſtern nicht wie gewöhnlich in Martins Haus gekommen. Heute, am Sonntag Nachmittag, wo der ſonſt viel beſchäftigte Schulmann zum Ausgehen Zeit fand, eilte er nach Wilhelms Wohnung, um zu forſchen, was dieſen von ſeinem gewöhnlichen Zuſpruch bei dem Bruder abgehalten habe.

Er fand den eifrigen Phyſiker und Mathematiker bei einem Geſchäft, das ihn ſo feſt an ſeinen Tiſch und Stuhl band, daß er dem eintretenden Bruder bei der herzlichen Begrüßung kaum die Hand reichen konnte. Verzeih mir, du lieber Bruder, ſo ſprach er zu Martin, du biſt ja ein zärtlicher Vater deiner Kinder, und wenn dir eines davon krank würde und deiner Hülfe bedürfte, würdeſt du nicht leicht die Hand von ihm abziehen, bis du ihm geholfen hätteſt. Siehe, hier liegt auch ein kleines hülfsbedürftiges Weſen vor mir, das mich ſo manches Jahr auf meinen Reiſen begleitet und mir gedient hat: die Magnetnadel meines Compaſſes. Sie iſt mir auf meiner geſtrigen Wanderung durch die benachbarten Forſte auf einmal, ich weiß nicht wie, ſchadhaft geworden an ihrem Fuße, dem goldenen Stifte, auf welchem ſie in der Compaßuhr ſchwebt. Ich aber habe dieſes beſte Kleinod meiner phyſikaliſchen Geräthſchaften faſt ſo lieb, wie etwa ein Vater ſein Kind haben kann, ſitze deßhalb ſchon etliche Stunden an meinem chirurgiſchen Geſchäft, um den Schaden ſo gut als nur möglich zu heilen. Und einer ſolchen zärtlichen Mühewaltung iſt dieſe Nadel auch werth. Denn nicht nur ſucht ſie nach ihrer magnetiſchen Kraft und großen Erregbarkeit unter allen Nadeln ihrer Art nach einer ihres Gleichen, ſondern ſie hat für mich auch durch ihre Abſtammung noch eine ganz beſonders hohe Bedeutung. Sie iſt nämlich aus einem Damascenerſtahl gefertigt, welcher von der Klinge eines Schwertes genommen iſt, das einſt Richard Löwenherz in den Kämpfen mit den Sarazenen an ſeiner Seite und in ſeiner kräftigen Fauſt geführt hat. Und überdieß iſt ſie mir ein theures Andenken an einen ſeitdem verſtorbenen Freund in England, der mir den Compaß ſchenkte, als ich vor achtzehn Jahren von England mich einſchiffte nach dem Ort meiner damaligen Beſtimmung. — Und nun, ſiehe, ſteht meine geliebte Nadel, die eben noch wie ein todter Leichnam auf dem Tiſche lag, wieder auf ihrem geheilten Fuße und kann dem Zuge ihrer Neigung wieder folgen und ſich wenden nach Norden und Süden. Und ich kann auch aufſtehen auf meine Füße und dem Zuge der Neigung folgen, dich, geliebter Bruder, zu umarmen.

Was hat dich aber, fragte Martin, faſt zwei Tage lang, ohne uns ein Wort von deinem Vorhaben zu ſagen, aus der Stadt hinweggetrieben?

Das herrliche Frühlingswetter am geſtrigen Morgen, ſo antwortete Wilhelm, lud mich zu einem Spaziergang ins Freie ein. Aus der Einladung zu ſolchem Luſtwandeln in der Nachbarſchaft wurde aber eine Verlockung zu einer Wanderung in die weitere Ferne. Meine an viele Bewegung gewohnten Füße folgten der Lockung gern, ich übernachtete in einem Dorfe und bin erſt heute nach Mittag hieher zurückgekehrt, um die Cur meines Patienten zu übernehmen.

Du ſcheinſt mir, ſagte Martin, überhaupt die Gewohnheit zu lieben, die Vormittage des Sonntags im freien Feld und dem Walde zuzubringen, wie die Indianer, unter denen du lebteſt. Denn bis jetzt habe ich dich noch niemals in unſerer Kirche geſehen. Heute namentlich haſt du da viel verſäumt. Der ehrwürdige 86jährige Senior Hammer, von welchem du noch deinen Confirmandenunterricht empfangen haſt, iſt nach ſeiner halbjährigen Krankheit wieder (vielleicht zum letztenmal) auf die Kanzel gekommen. Er hat da in dem Feuer einer milden, heiligen Liebe zu den Herzen geſprochen, die wohl Alle, welche ſolcher Bewegung fähig ſind, tief bewegt hat. Der Hauptinhalt ſeiner Predigt erinnerte an die Worte, welche der Sage nach Johannes der Evangeliſt noch zuletzt zu der Gemeinde ſeiner Jünger geſprochen.

Vergib mir, mein Bruder, ſprach Wilhelm etwas beſchämt, wenn ich an Sonntagen nach meiner, wie du ſagſt, „Indianer-Gewohnheit“ lieber in die Felder und Wälder, als unter das Dach und in das Gemäuer einer Kirche gehe. Mein Herz fühlt ſich dort immer freudig geſtimmt. Das Rauſchen der Blätter und Zweige in den Wäldern das iſt mir eine Predigt, die Geſänge der Vögel ſind meine Choräle, die mich zu Gefühlen der Andacht erheben.

Vergib du auch mir, mein lieber Bruder, ſo antwortete Martin, wenn ich dir über dieſe deine Indianer-Gewohnheit offen und ernſt meine Meinung ſage. Warſt du doch mein kleiner lieber Wilhelm, den ich, wenn ich als Jüngling während der Ferienzeit der Hochſchule ins väterliche Haus kam, ſo oft in meine Arme nahm und auf meinen Schooß ſetzte, und dir dann die bibliſchen Geſchichten erzählte, die du ſo gern von mir hörteſt. Deine ſonntäglichen Andachtsgefühle in Wald und Feld, ſo ſcheint mir, waren doch nur eine Melodie ohne Text. Sie blieben dieß auch, wenn dein Geiſt ſie nicht mit den Werken begleitete, welche dir die Kirche und ihre geheiligte Lehre in der Kraft des Buches der Offenbarung ſchon frühe in den Mund legten. Wohl uns, daß dieſer Text uns offenbart iſt. Er allein eröffnet uns den tieferen Sinn der Gleichniſſe, welche uns in der ſichtbaren Natur und ihren Kräften vor Augen gelegt ſind. Denn ohne die Eröffnung ihres geiſtigen Sinnes würden wir die Geheimniſſe des Reiches Gottes und der unſichtbaren Welt, welche in jene Gleichniſſe eingekleidet ſind, nicht vernehmen, weil unſer Fleiſch nur eines Gefühles für die Einwirkung des Geiſtes, nicht eines Verſtehens derſelben fähig iſt. So gehe ich etwa an einem ſchönen Frühlingstage hinaus in die blühenden Felder und grünenden Wälder. Ein friſcher, belebender Lufthauch wehet mich an; meine Bruſt erweitert ſich, mir iſt es als hätte mein freudig bewegtes Gemüth Flügel bekommen und möchte damit wie die ſingende Lerche ſich hoch in die Luft erheben. Aber wohin ſind alle dieſe natürlichen Gefühle, wenn der Himmel plötzlich ſich trübt, wenn ein rauher Wind aus Nordweſt den Nebel oder den niederſtürzenden Regen über mich hintreibt, der mir das Athmen ſchwer macht, das Hirn betäubt? So vergänglich iſt jede ſogenannte Andacht der Gefühle, ſo wechſelnd ihre Stimmung. Anders aber iſt jene Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit, welche das Wort der Offenbarung uns lehrt. Dieſe bekräftigt nicht nur die athmende Bruſt und die Empfindung der Nerven, ſondern ſie belebt und bekräftigt den Geiſt zu den Thaten ſeines Willens; ſie erfüllt ihn nicht mit den Bildern und Gedanken der vergänglichen Sinnenwelt, ſondern der Ewigkeit. Und aus dieſem Anbeten im Geiſt und in dem geoffenbarten Worte gehet ein Licht auf, das uns die Gleichniſſe der ſichtbaren Welt nicht allein verſtehen lehrt, ſondern ſie zu einem lauten Zeugniß für die Wahrheiten des „Himmelreiches" aufruft und erweckt.

Als ich vorhin, in dieſem Lichte, deine Compaßnadel betrachtete, die aus einer alterthümlich hochberühmten Damaſcenerklinge gefertigt iſt, als ich ſie ſo eben noch wie todt, von ihrer eignen Laſt gebunden, auf dem Tiſche liegen ſah, dann aber, als du ſie freiſchwebend auf ihren Stift ſetzteſt, in ſo kräftiger Bewegung nach ihrem Angelpunkte im Norden, kam es mir vor, als würde ich im Innern an etwas erinnert, das ich heute mit dem äußeren Ohre gehört hatte. Mir war es, als vernähme ich eine wohllautende, wohlanpaſſende Melodie zu dem Inhalt des Textes, den mir die heutige Vormittagspredigt gab. Ja die ganze Erſcheinung deines Compaſſes und ſeine Geſchichte wurden mir ſelber zu einer Predigt, deren Verſtändniß Phyſik und Mathematik durch ihre Berechnungen nicht finden, ſondern welches nur das geoffenbarte Wort der Kirche uns darreichen kann.

Wie verſtehſt du das, mein Bruder? fragte Wilhelm.

Dein Magnet, ſo fuhr Martin fort, als er noch in der Geſtalt eines Schwertes von Richards Heldenarm geführt wurde, durchſchnitt ohne Erbarmen Fleiſch und Gebein der lebenden Menſchen; ſein harter Damascenerſtahl könnte uns, ſo ſcheint mir, das Sinnbild eines Menſchenherzens ſeyn, in welchem von Natur nur ein kräftiges, gewaltthätiges Selbſtgefühl herrſcht, das zunächſt nur nach ſich und nach dem fragt, was ſein iſt. Aber betrachte nun, was aus dem Stahle des ſcharfen Schwertes geworden iſt? ein Magnet, welcher nicht nur zu anderm Eiſen einen Zug der Zuneigung hat, das er an ſich zieht, und ihm aus der Fülle ſeiner Kraft die gleiche Kraft mittheilt, ſondern der, wie die Erfahrung vieler Aerzte bezeugt, ſelbſt an der krankhaft aufgeregten Empfindlichkeit der menſchlichen Nerven eine beruhigende Kraft erweiſt. Aus dem bloßen Sinnbild des Selbſtgefühls iſt jetzt ein Gleichniß des Mitgefühls geworden. Und durch welche Mittel iſt dein Damascenerſtahl ſo (ſinnbildlich) mitfühlend, ſo magnetiſch geworden?

Dieſer, ſo antwortete Wilhelm, hat ſeine magnetiſche Kraft durch Mittheilung empfangen: durch das Beſtreichen mit einem ſtarken Magnet, in der oft wiederholten, gleichmäßigen Richtung von Nord nach Süd, oder von Süd nach-

Nord. Wahrſcheinlich wurde dieſe Kraft in ihm auch noch durch längeres Vereintbleiben mit dem ſtarken, ihn an ſich ziehenden Magnet vermehrt. Andere bekannte Mittel, das Eiſen magnetiſch zu machen, ſind das länger fortgeſetzte kräftige Schlagen eines Stabes zwiſchen Hammer und Ambos. Ja zuweilen entzündet das elektriſche Feuer des Blitzes in dem Eiſen und Stahl plötzlich die magnetiſche Kraft, wie ich ſelbſt ein ſolches Beiſpiel in einem Schiffe geſehen habe, auf welchem ich fuhr. Nach dem Einſchlagen des Blitzes in daſſelbe zeigten unſere Meſſer und Gabeln, ſowie andere ſtählerne Werkzeuge magnetiſche Kräfte, und an einem unſerer Compaſſe war die Richtung der Nadel ſo verändert worden, daß jenes Ende, welches vorher nach Norden ſich kehrte, von nun an nach Süden, das ſüdliche aber nach Norden ſtund. Auch durch wagrechtes Aufſtellen einer Eiſenſtange in der nord-ſüdlichen Richtung, ſowie durch das des ſenkrechten, mit dem einen Ende nach unten, im Boden, mit dem andern nach oben und durch andere Mittel mehr, wird der Magnetismus im Eiſen geweckt.

Lehren uns aber nicht, ſo fragte Martin weiter, alle dieſe Mittel und Wege der Fertigung einer Compaßnadel, wie die deinige iſt, daß die magnetiſche Kraft nicht in ihrem Damascenerſtahl ſtecke, ſowie überhaupt in keinem natürlichen Eiſen oder Stahl liege, ſondern daß ſie von außen her geweckt werden mußte? Und wo iſt der gemeinſame Quell aller dieſer magnetiſchen Erweckungen?

Die Meinung hierüber, ſo antwortete Wilhelm, kann wohl kaum eine andere ſeyn, als jene, zu welcher alle bisherigen Forſchungen der Phyſik uns hingeführt haben. Strömungen eines magnetiſchen Fluidums gehen ohne Aufhören von den beiden Polarregionen der Erde aus, über denen ſie zuweilen, mit dem elektriſchen Licht bekleidet, im Südſchein oder im Nordlicht dem Auge ſichtbar werden. Wenn ſich aber auch das Daſeyn dieſer Strömungen keinem unſerer Sinne unmittelbar bezeugte, würden ſie ſich durch unſern wahrnehmenden Verſtand, durch ihr alldurchdringendes Wirken kund geben. Die ganze Erde ſelber erſcheint uns nach dieſer Wahrnehmung als ein übermächtig großer Magnet, welcher in dem Weſen ſeiner Hauptmaſſe vielleicht ſelber dem Eiſen verwandt, auf dieſes, ſobald es dafür empfänglich geworden iſt, ſeine Polariſation überträgt. Bei dieſer wird der einzelne Stein oder Stab von Eiſen wie ein kleineres Gefäß aus dem Gehalt des größeren, mit dem magnetiſchen Fluidum erfüllt, welches die Erde ſelber, wir wiſſen nicht, aus welchem allgemeineren Quell der Bekräftigung im Weltgebäude empfängt. Aus dem, was ich ſo eben ſagte, wirſt du wohl erkennen, daß ich keineswegs geneigt bin, das Bild, das ſich uns im Spiegel zeigt, in der Zinn- und Queckſilberbelegung ſeines Glaſes zu ſuchen und daß ich dir gerne zugebe, daß die magnetiſche Kraft des Eiſens nicht ſelbſtſtändig aus ſeinem eigenen Weſen hervorgehe, ſondern daß ſie ihm durch eine allgemeinere höhere Naturkraft verliehen werde.

Du haſt, ſo ſprach Martin, unſer Gleichniß aus dem Buche der Werke in ſolcher vollſtändiger Weiſe aufgefaßt, daß man wohl bemerken kann, daß auch ſeine Bedeutung dir nicht ganz fremd ſey. Doch erlaube mir, daß auch ich die Auslegung der Parabel in Worten geben dürfe, welche mir der Inhalt der heute angehörten Predigt nahe gelegt hat.

Das Menſchenherz, wie ich ſchon vorhin ſagte, gleicht in ſeinem natürlichen fleiſchlichen Zuſtand dem harten Damascenerſtahl, ſo wie er war als ſich der fleiſchliche Arm eines

Kriegers ſeiner als Waffe bediente. In ihm waltete nur die Haltkraft (Cohäſion) ſeiner eigenen Theile, durch welche der Stein zum Stein, das Eiſen zum Eiſen wird. Eine Haltkraft der Eigenheit (Egoismus), die ſich von allem, was nicht das ihre iſt, abſchließt, für alles Andere wie todt iſt. Das magnetiſch-elektriſche Feuer, das auf einmal das neue Leben in dem Eiſen entzündet, iſt ein Gleichniß des Geiſtes, der erbarmenden Vaterliebe Gottes. Der Menſch vor allen anderen Kreaturen unſerer Sichtbarkeit iſt für jenes geiſtige Feuer entzündbar, weil ſeine Seele vom Geſchlecht und der Natur des Geiſtes iſt, wie das Eiſen von der Natur und dem Geſchlecht des magnetiſchen Erdinnern. Das Eiſen wird auch durch Hämmern und Schlagen magnetiſch gemacht, ebenſo kann das Menſchenherz durch die Leiden und Mühen des Erdenlebens für das neue Leben aufgethan werden, das ſich vor Allem in den Thaten der wahren, rechten Liebe kund gibt. Dieſe rechte Liebe aber iſt eine doppelte. Sie nimmt ihren Urſprung von oben in einer Liebe zu Gott, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüth, und wird nach unten in der ſichtbaren Welt zu einer Liebe, die nicht nur das Ihrige, ſondern das ſuchet, was des Andern iſt; die den Nächſten liebet als ſich ſelbſt. Man erkennt die Höhe, aus welcher ein Bach oder Fluß hinab zur Tiefe kam, an der Kraft und Schnelligkeit ſeines Laufes durch das ebenere Land. So läßt ſich aus der andauernden Kraft und ſchnellen Bereitwilligkeit der Liebe zu dem Nächſten die Höhe des Quelles erkennen, aus dem ſie entſpringt: das Maß der ſich ganz hingebenden Liebe zu Gott.

Ein magnetiſches Eiſen theilet dem andern Eiſen ſeine magnetiſche Kraft mit, eine Kerze zündet die andere an. Aber woher ward dem Menſchen die Flamme, an welcher er die erſte Kerze anzündete. War es nicht, wie die alte ſinnvolle Sage der Völker es ausſpricht, ein Feuer, das aus den Wolken herabfiel? wie einſt das lebendige Wort, das Gott zu ſeinem Volke ſprach, aus dem Gewölk kam, das den Berg bedeckte, der mit Feuer und Flammen rauchte.

So kam das Wort, welches mit ſeinem Feuer das Leben unſeres Geiſtes entzündet, aus dem göttlichen Geiſt, der alle Tiefen und Höhen der ſichtbaren Welt mit dieſem ſeinem allmächtigen Wort erfüllet, und ſo wie er ſelber aus der Ewigkeit iſt, auch die Geiſter der Menſchen, die ihn aufnehmen, mit ſich hinüberführt in die Ewigkeit. O ſelige Ruhe der Ewigkeit! Ein armes kleines Abbild dieſes Ausruhens in Gott und an Gott gibt uns ſchon die Magnetnadel, wenn ſie frei ſchwebend auf ihrer tragenden Spitze ohne Aufhören und immer von Neuem, auch wenn ſie von außen erſchüttert und geſtört wurde, nach ihren Angelpunkten in Norden und Süden ſich hinwendet, und wie ein ſchwimmender Baumzweig nur jenen Bewegungen folgt, welche der Strom des magnetiſchen Fluidums in den periodiſchen Abänderungen ſeines Laufes macht.

Und nicht nur ein Gleichniß von dem Ruhen in der Liebe und dem Willen ſeines Gottes kann uns die Nadel des Compaß ſeyn, ſondern noch von einer andern Gabe, darnach wir ringen ſollen. So lange die Nadel auf dem Boden lag oder noch feſt hing an einem andern ſtärkeren Magnet, aus dem ſie ihre Bekräftigung nahm, war ſie noch durch die Laſt ihrer eigenen Schwere oder durch die fremde Kraft ſo gebunden, daß ſie nicht feſt und unverrückt dem allgemeinen Strome des Erdmagnetismus ſich hingeben konnte. Sie ſchwebt jetzt erhoben über das, was ſie hemmte; ſie wird uns ein Vorbild der Freiheit des Geiſtes.

Ja, es iſt ſo, deine Kompaßnadel aus Damascenerſtahl, als ſie durch deine Hand vom Tiſche aufgehoben, frei ſchwebend auf ihre goldene Spitze geſtellt war, und nun ungehemmt nach ihren Angelpunkten ſich wendete, wies mich, wie ein aufgehobener Finger auf das Wort der Verheißung hin, welches von einer Freiheit der Kinder Gottes redet, zu welcher auch wir beide, du und ich, zu gelangen hoffen. Gott aber allein wirkt in uns das Hoffen und ſeine Erfüllung.

15. Empfindlichkeit des Selbſtgefühls und Empfindlichkeit des Mitgefühls.

Unter den Feldzügen der Engländer in Indien während des Sommers von 1857 war zwar der von Dinapur nach Arrah keiner der bedeutendſten, auch war ſein Erfolg für die britiſchen Waffen keineswegs ein glücklicher, dennoch iſt ſeine Geſchichte durch einige lehrreiche Züge ausgezeichnet, welche ſie der Aufbewahrung werth machen. Das was wir hier davon mittheilen, iſt aus den öffentlichen Blättern entnommen.[1]

Eine kleine Heeresabtheilung von 150 Mann unter dem Kommando des Kapitäns Dunbar war zu dem Feldzug beſtimmt, deſſen Aufgabe als keine ſehr ſchwierige und gefahrdrohende erſchien, da nach eingezogener Kunde die Macht der Feinde in Arrah nur gering war. Ein franzöſiſcher Freiwilliger hatte ſich der Expedition zum Führer erboten; ein Mann, zwar nicht durch die Uniform und den Rang eines Offiziers, wohl aber durch ſeine genaue Ortskenntniß, Einſicht und ruhige Beſonnenheit für ſein Geſchäft ehrenwerth und achtungswürdig.

---

[1] Allgemeine Zeitung, 1857, Nr. 312, Beilage.

Nach einem ſchweren Tagemarſch, in großer Hitze, während deſſen nirgends für eine Erquickung und Stärkung der Soldaten durch Speiſe und Trank geſorgt war, hatte das kleine Heer auf Booten den Bararafluß paſſirt. Hier gab der verſtändige franzöſiſche Wegweiſer dem Kapitän den wohlmeinenden Rath, daß er des Paſſes über den Fluß ſich verſichern, und für den Nothfall einige Boote in Bereitſchaft halten ſolle. Bei dem Kapitän ward die Empfindlichkeit des Selbſtgefühles durch den unaufgeforderten Rath des Fremden gereizt, und ohne das zu beachten, was dieſer geſagt, ohne ſeinen ermüdeten Leuten eine ausreichende Zeit zum Raſten zu laſſen, gab er plötzlich (es war Abends um ſechs) den Befehl zum unverweilten Aufbruch. Bis elf Uhr in der Nacht zog das ermüdete Volk vorwärts, bis dahin wo ſich in einem Abſtand von kaum anderthalb Stunden Weges von Arrah ein Bach voll erfriſchenden Waſſers fand. Von neuem nahte ſich der wackere Franzos dem engliſchen Kapitän und erſuchte dieſen, hier mit ſeinem kleinen Heere zu halten, bis zum Anbruch des Tages. Denn die Leute würden ſo mit leerem Magen und ermatteten Gliedern nur wenig zu Waffenthaten geeignet ſeyn. Ueberdieß müſſe er nach ſeiner Kenntniß der Gegend es ſagen, daß ein weiteres Vorrücken bei Nacht für fremde Truppen in keiner Weiſe rathſam ſey.

Das von neuem gereizte Selbſtgefühl des Kapitäns erlaubte dieſem keine Berückſichtigung und kaum eine Beantwortung des wohlmeinenden Rathes. Er befahl den Soldaten marſchfertig zu bleiben, und nach kurzem Verweilen, um zwölf Uhr des Nachts, hieß er ſeine Leute aufbrechen zum Weitermarſch. Der Mond war untergegangen, man ſah weder Weg noch Steg, doch hatte man ſich der

Stadt bis zu einem Abſtand von etwa einer Viertelſtunde Weges genaht. Jetzt war es, nach der wohlbegründeten Anſicht des franzöſiſchen Führers, höchſte Zeit, die Truppen bis zum Anbruch des Tages halten zu laſſen, um dann mit wohlgeordnetem Zug in Arrah einzurücken. Das immer empfindlicher aufgeregte Selbſtgefühl des Kapitäns machte dieſen abermals für den guten Rath des Franzoſen taub, und er kommandirte zum unverweilten Vorwärtsgehen und Eindringen in die Stadt. Eben hatte die Vorhut des Heerhaufens unter dem Befehl des Lieutenants Ingelby, geführt durch den ortskundigen Franzoſen, die erſte Gaſſe betreten, als in ihrem Rücken, aus einem Verſteck von Mangobäumen, ein heftiges Feuern der feindlichen Gewehre begann. Die Kugeln, aus ſo großer Nähe, hatten wohl getroffen, die Reihen des Centrums des Heerhaufens waren gebrochen. Doch der Muth der brittiſchen Soldaten war nicht gebrochen, denn obgleich der Kapitän den Rückzug angeordnet hatte, wichen ſie dennoch unter einem anhaltenden Gewehrfeuer von beiden Seiten, wie Tiger kämpfend, nur Zoll für Zoll zurück, bis ſie in die Umhegung eines großen Teiches außen vor dem Orte kamen. Hier wurde angehalten und das Feuern von beiden Seiten verſtummte.

Noch waren es jetzt vier Stunden bis zum Anbruch des Tages. Man brachte die Leichen der im Angriff gefallenen Soldaten ſowie die ſchwer Verwundeten herbei. Der Verluſt der Engländer war bis jetzt noch kein ſehr großer geweſen. Der Franzoſe war überall, wo es perſönliche Hülfe galt, wie ein rettender Engel bei der Hand; einen Sikh, der in einen Brunnen von großer Waſſertiefe gefallen war, zog er an dem Kolben ſeiner Flinte heraus. Die Verwundeten, unter ihnen der Arzt Dr. Jackſon ſelber, riefen vergebens nach Hülfe; der Apotheker war davongelaufen. Da regte ſich auch ſeinerſeits in dem Franzoſen eine lebhafte Empfindlichkeit, es war jedoch nicht die des Selbſtgefühles, ſondern die des Mitgefühles. Er that was er konnte, wuſch den im Kampfe Verletzten ihre Wunden aus, verband ſie, löſchte ihren brennenden Durſt durch einen Trunk friſchen Waſſers.

Während jetzt der Franzoſe die Empfindlichkeit ſeines Mitgefühles nicht mehr zurückhalten konnte, ſondern dieſelbe ganz unverholen zu erkennen gab, war in dieſer Nacht die Empfindlichkeit des Selbſtgefühls bei dem engliſchen Kapitän ſo kleinlaut geworden, daß ſie faſt wie erloſchen ſchien. Wurde doch ſogar der Franzoſe, der den Kapitän ſo oft mit ſeinen zudringlichen Rathſchlägen geärgert hatte, zu einem Kriegsrath berufen, den der Kapitän mit noch vieren ſeiner Offiziere halten wollte. Es galt die Frage, was iſt jetzt zu thun? und der Franzoſe ſollte zuerſt ſeine Meinung ſagen. Er beſann ſich über dieſe keinen Augenblick, ſondern drang mit Entſchiedenheit darauf, daß man, ſobald es Morgen wäre, mit gefälltem Bajonett auf die Sipahis in Arrah losgehen und vielleicht nach kurzem Kampfe, ſie niederwerfen und zerſtreuen ſolle. Dieſe Empörer gegen ihr bisheriges Regiment haben keineswegs den Muth, den die gute Sache gibt, auch ſtehen ſie nicht wie wir alle für einen Mann, ſondern ſind wie eine Sandſteinmaſſe, deren einzelne feſte Körner durch nicht ſehr feſten Thon zuſammengekittet ſind. Laßt uns mit feſtem Blick und blinkendem Bajonnet ihnen unter die Augen treten, und ſie werden fallen und ſich zerbröckeln.

Aber der Muth des Selbſtgefühles hat keine ſolche Ausdauer, wie der des Mitgefühles, auch macht jener gar leicht die Augen blind. Der blinde Eifer, der immer, ohne ſich zu beſinnen, nur vorwärts, vorwärts getrieben hatte, war jetzt in eine rückgängige Bewegung gerathen, und drang, ohne ſich zu beſinnen, immer nur auf das „rückwärts, rückwärts.“

Der engliſche Soldat, aus deſſen Correſpondenz zuerſt die engliſchen, dann die deutſchen Zeitungen den Bericht über den Vorfall entnommen haben, erzählt bei dieſer Gelegenheit:

Ich war ganz in der Nähe und hörte jedes Wort, das geſprochen wurde. Die Berathung wurde mitten im Lager gehalten, und wir ſtanden umher.

Der Kapitän ſprach jetzt auch ſeine Meinung zu Gunſten des Rückzuges aus, welchem mehrere der Offiziere beitraten. Der Rückzug wurde beſchloſſen, der Rath des Franzoſen war überſtimmt.

Wie? ſo rief dieſer jetzt mit Entrüſtung und lauter Stimme. Ein Rückzug vor euren Sipahis, das bringt euch nicht nur eine große Schande, ſondern einen noch größern Schaden. Jetzt erſt bekommt ihre Unverſchämtheit wahrhaften Muth und die rechte Stärke. Sie haben Pferde und Kameele, zweifelt nicht daran, ſie werden eilen, um den Poſten am Barara zu beſetzen, und der Boote für die Ueberfahrt ſich zu verſichern. Beſſer dann, zehnmal beſſer hier in der Schlacht, wenn es ſo ſeyn ſollte, im rühmlichen Kampfe den Tod zu finden, als dort am Barara der hinterliſtigen Tücke eines durch uns ſelber ermuthigten Feindes zu erliegen. Ich muß euren Rückzug einen ſchmählichen nennen.

Der Kapitän ſchwieg, obwohl wahrſcheinlich mit einem andern Gefühl, als damals, als ihm der Franzoſe am

Barara ſeinen verſchmähten guten Rath gab. Es blieb bei dem Beſchluß des Rückzuges, und um fünf Uhr des Morgens trat man denſelben an. Unſer Bericht erſtattender engliſcher Soldat fährt in ſeiner Erzählung jetzt weiter fort:

Die Sipahis ſchrieen laut auf vor Freude, da ſie unſern Abmarſch bemerkten. Wir ließen unſer Lager und unſere Verwundeten zurück. Die meiſten von dieſen wurden von den Sipahis niedergeſtoßen oder gehängt. Stellt euch vor: wir hatten kein einziges Fuhrwerk noch Zugthier, keinen Laſtträger noch Diener von irgend einer Art. Wir mußten es mit unſern Augen ſehen, wie die Sipahis auf Pferden, Karren und Kameelen gleich wilden Beſtien an uns vorbei nach der Bararafuhrt hinrannten.

Um zehn Uhr erreichten wir den Ort. Da fanden wir ſchon alle Häuſer mit Schießſcharten verſehen, und ſobald wir zu den Booten kamen, da hagelte ein dichter Kugelregen auf uns nieder und tödtete faſt alle, welche in den Booten ſaßen oder in ſie einſteigen wollten. Die, welche noch Muth und Kraft dazu hatten, ſprangen in den Fluß, ſchwammen über ihn hinüber und viele von ihnen ſind mit dem Leben davon gekommen, andere aber wurden noch im Waſſer umgebracht. Wir unterhielten zwar anfangs auch von den Booten aus noch ein gutes Feuer auf den Feind, dieſer aber ſtand hinter Wänden und Erdwällen geſchützt, wir aber ganz oder doch mit Kopf und Bruſt ungedeckt. Da ließen wir allmählig mit unſerem vergeblichen Feuern nach und die Sipahis kamen jetzt ungeſcheut an die Boote heran, bohrten zwei derſelben in den Grund und ſetzten ein drittes in Brand, das ganz mit Officieren und Soldaten angefüllt war. Alle von dieſen bis zum letzten Mann kamen um. Die Zahl der an jener Furth Umgekommenen wird auf 150 Mann geſchätzt, was ungefähr der kleineren Hälfte der jetzt noch übrigen Mannſchaft entſprechen mag.

Hier am Bararafluß war bei dem Hinzug die Empfindlichkeit des Selbſtgefühles in dem Kapitän Dunbar zuerſt in voller Stärke erwacht, ſie hatte 150 Leuten das Leben gekoſtet. Jetzt aber bei dem Rückzug zeigte ſich auch in dem Franzoſen die gereizte Empfindlichkeit des Mitgefühles in ihrer ganzen Stärke. Bei dem Anblick der Sterbensnoth ſo vieler Unſchuldigen wie auch der Schuldigen ließ er jenen Aeußerungen freien Lauf. Er ſelbſt war zwar verwundet, doch ruderte er ſeitwärts von der Stätte des Kampfes hinweg mit etwa 60 der Verwundeten, welche die Sipahis als eine ihnen ſicher bleibende Beute unbeachtet gelaſſen hatten. Er kam zu den von der Fuhrt abgelegenen Häuſern des Dorfes Barara. Hier wußte er die Bewohner durch ſein einnehmendes Weſen und durch die Gabe von vier Rupien aus ſeinem nur ſparſam gefüllten Beutel ſo zu gewinnen, daß ſie ihm ein geeignetes Boot zur Ueberfahrt über den hier ſchon reißenderen Fluß gaben. In dieſem wurden die Verwundeten heimlich eingeſchifft und unbemerkt von den hitzig kämpfenden Feinden an das jenſeitige Ufer gebracht. Er aber, ſich ſelbſt vergeſſend, blieb zurück, um noch Andern das Leben zu retten. Er war der letzte, der über den Fluß hinüberſchwamm und ſo den Feinden entkam. Er ſäumte nicht, ſeinen Geretteten nachzueilen zu dem engliſchen Dampfboot, das in einiger Entfernung von Barara am jenſeitigen Ufer lag und welches bei ihrem Hinzug die Soldaten über das Waſſer geſetzt hatte. Hier wuſch er alsbald eigenhändig den verwundeten Mitkämpfern ihre Wunden und das von Schweiß und Pulverdampf geſchwärzte Angeſicht und verſchaffte ihnen allen vorerſt einen erquickenden Labetrunk aus der Vorrathskammer des Dampfers. „Eine Erquickung,“ ſo erzählt der urſprüngliche Berichterſtatter, „für uns arme verwundete, vor Schmerz und Hunger hinſterbende Soldaten, an welche kein Anderer gedacht hatte. Es war ein großer Troſt für uns, zu ſehen, wie ein Foreigner (ein Fremder, nicht Engländer) ſelbſt verwundet und gelähmt, als eine liebende, wohlthuende Seele ſich unſrer erbarmte.“

Bei dieſer Geſchichte kann man wohl an Das denken, was uns das Gleichniß von dem Damascenerſtahl und der Compaßnadel gelehrt hat. Ich meine nicht zu irren, wenn ich behaupte, das Herz des gutthätigen Franzoſen hatte eben ſo wie die Compaßnadel die Richtung gefunden nach dem niemals verſiegenden Quell, aus welchem die demüthig kindliche Liebe zu Gott und die werkthätige Liebe zu den Brüdern ihre Kraft, ihre Ausdauer durch die Zeit zur Ewigkeit empfangen. So ſteht denn die Empfindlichkeit des Mitgefühles eben ſo hoch über der des Selbſtgefühls, als das im Magnet erwachte Leben über der Todesſtarrheit einer ordinären Eiſenſtange.

16. Das Springen und Singen des Selbſtgefühles.

Ich hätte wohl mögen dabei ſeyn, als der treffliche Reiſende, Richard Schomburgk auf einer ſeiner Wanderungen im brittiſchen Guiana das Kanukugebirge bei Pirara beſtieg. Iſt es doch gerade, als wäre dieß eine Stätte, an welcher ſich die Thierwelt im ausgelaſſenſten Maße den Beluſtigungen eines Carnevalsfeſtes überläßt, das für den Freund der Natur, der zum Beſuch hieher kommt, ein höheres Intereſſe hat, als für den Touriſten aus Deutſchland und England ein römiſcher Carneval.

Der Saal, auf welchem ſich die Carnevalsgäſte herumtummeln, ſcheint freilich wie auf einem Backofen oder ägyptiſchen Hühnerbrutofen erbaut zu ſeyn. Denn unten in der Savannen-Ebene von Pirara ſteigt in der heißen Tageszeit die Hitze bis auf 42° ja auf 45° Reaumur, wobei einem Fremden aus unſerer Heimath öfters ſo zu Muthe wird, als ob ſich Feuerfunken, dicht wie Regentropfen wirbelnd vor ſeinen Augen bewegten. Aber was läßt ſich nicht ſchon ein gewöhnlicher Zuſchauer in einem vollgedrängten, ſtark geheizten Maskenballſaale Alles gefallen, um ſeine Augen mit der Luſt des Anſchauens zu ſättigen; der Natur

Forſcher noch mehr, denn er will nicht bloß gaffen, ſondern anſchauen und erkennen.

Auch braucht derſelbe nicht unten bei der Feuergluth der Kamine ſich hinzuſtellen, ſondern geht hinauf nach der höheren Gallerie, wo im Schatten des dichten Urwaldes eine etwas kühlere Luft, wie aus einem geöffneten Fenſter ihn anwehet. Freilich führt zu dieſer Gallerie keine für Menſchen, ſondern allenfalls nur für Hühner bequeme Stiege hinauf. Denn die gebahnten Pfade der Indianer durch den Urwald nehmen gar bald ein Ende, man muß in dem ausgetrockneten Bette eines Gebirgsbaches, der nur in der Regenzeit Waſſer hat, hinaufklimmen, und wo es ſelbſt da nicht mehr weiter geht, muß man ſich mit dem Beil und dem großen Waldmeſſer einen Weg durch das Dickicht brechen.

Scheint es doch, als wollte der tolle Schwarm der Faſtnachtsnarren der Mühe der am Boden hinaufklimmenden Menſchen ſpotten. Denn die Papagaien und die Affen, welche leichtgeſchwingt und leichtfüßig von einem Aſt und von einem hohen Baum zum andern ſpazieren, erheben ein ſo lautes Geſchrei und Geplärr, daß Einem die Ohren wehe thun, und die winzig kleinen Kolibris in dem Juwelenglanz und Farbenſchmelz ihres Gefieders, als wollten ſie in ihrer niedlichen Perſönlichkeit ſich auch wichtig machen und nicht überſehen werden, ſummen Einem ſo nahe am Geſicht und an den Augen vorbei, daß man ſie immer mit der Hand abwehren möchte. Und ein Hanswurſt unter dieſen Vögeln, der kahlköpfige Kapuziner-Rabe (Coracina calva) macht mit ſeiner Stimme das Blöcken eines Kalbes ſo getreu nach, daß man meinen könnte, es hätten ſich da herein in das Dickicht einige [illegible] Kälber von dem Weideplatz verirrt.

Aber in den Pauſen, welche dieſe und die hunderterlei anderen Faſtnachtler mit ihrem Geſchrei machen, hört man auch von Zeit zu Zeit den reinen, hellen Klang wie von einer ſilbernen Glocke, und dieſer kommt von keinem gemeinen Carnevalstummler, ſondern von einem Gaſte, der hoch von den oberſten Baumgipfeln auf das tolle Weſen herunterſchaut: von dem Glockenvogel (Chasmorhynchus), deſſen fürſtlichen, ſeltenen Rang unter den andern Vögeln von Guiana, ſelbſt das köſtliche Gallakleid ſeines Gefieders bezeugt.

Aber ſchon in einer Höhe von etwa tauſend Fuß über dem Kappifuß kam man über den unteren Saal hinauf, in welchem das Gedräng der Gäſte war, welche ihre Trunkenheit von der Fülle der Natur ſo laut austobten. Das Geplärr der Affen, das Schreien und Singen der Vögel ward hier nicht mehr gehört, nur die Schwärme der Cicaden beluſtigten ſich da mit dem Spiel ihrer Cymbeln. Der Weg nach einem oberen Saal des großen Luſthauſes der Natur führte jetzt zwiſchen den abgeſtürzten Felsblöcken des Granites weiter hinan nach dem ſteilen Gipfel des Berges. Da ließ ſich aus der immer tiefer werdenden Stille der Felſen eine Stimme vernehmen, welche viel mehr dem feinen Geſchrei einer jungen Katze glich, als den Tönen, die aus der Bruſt eines Vogels kommen. Und dennoch war es ein Vogel, welcher dieſe Katzenſprache redete und zwar einer der prächtigſten, ſchöngeziertſten von allen, die wohl Jeder von uns in Sammlungen oder doch in Abbildungen geſehen hat: der cayennenſiſche Felſenhahn.* Seine weichen, orangenfarbenen Federn werden in den Ländern, darin er zu Hauſe iſt, ſehr oft zur Fertigung von allerhand zierlichen Kleidungsſtücken benützt. Trägt doch ſelbſt der Kaiſer von Braſilien als Feſttagsſchmuck einen Mantel, der aus ſolchen Federn gemacht iſt, und wie ſchön mag ſich erſt das lebende Thier ſelber, das von der Größe einer Turteltaube iſt, in ſeinem ganzen natürlichen Schmuck des Gefieders ausnehmen. Denn zu dieſem Schmuck gehört nicht nur das Gewand der Federn, um welche ſich am Schwanz ein zierlicher brauner Saum zieht, ſondern vor Allem der prächtige orangenfarbige Kopfputz: der halbmondförmige Federbuſch und ſelbſt das gelbe Schuhwerk der Füße.

---

* Rupicola cayennensis.

Der Felſenhahn vermeidet die lärmende Geſellſchaft der andern Vögel ſeiner Heimath, er bewohnt nur die einſamſten, ſtillſten Gebirgswälder, von deren wilden Früchten er ſich und die Seinigen ernährt. Dort auf ſeinen einſamen Bergen baut er ſich ſein Neſt in die tiefen Spalten und in die Höhlungen der Felſen, wo es auch in der Regenzeit vor dem Einfluß der Witterung gut geſchützt iſt; auch klebt er daſſelbe, wie die Schwalben ihre Neſter, an den Wänden ſeiner Wohnung feſt. Er zeigt ſich dabei als ein geſchickter Baumeiſter, denn die zarten Wurzelfaſern und Fäden des Baumbaſtes, woraus der Bau beſteht, ſind gar ſorgfältig mit einem Pflanzenharz zuſammengekittet, das beim Trocknen ſchnell erhärtet, ja mit dieſem Harz iſt das ganze Neſt überzogen und angemauert. Das Meublement des kleinen Hauſes beſteht nur aus den Betten von weichen Flaumfedern, in denen ſich die beiden Jungen (denn das Weibchen des Felſenhahnes legt wie die Tauben nur zwei Eier) ſehr wohl befinden mögen. Auch ſeine Alten haben ihr Haus lieb, denn ſie brüten öfters wieder in demſelben Neſte, das ſie bei ſolcher Gelegenheit nur mit neuen Fußteppichen und friſchen Federbetten verſorgen. Und nicht nur das eigene Haus, ſondern auch die heimathliche Wohnſtätte deſſelben liebt der Felſenhahn ſehr. Denn obgleich er ſchnell und leicht fliegen kann, fühlt er doch keinen Zug in die weite Ferne hinaus, ſondern bleibt gerne in ſeinen heimathlichen Felſen und bei ſeinen guten Nachbarn und Gefreundten: den Vögeln ſeiner eignen Art, mit denen er ſo einträchtiglich und friedlich zuſammenlebt, daß man gewöhnlich die Neſter und Haushaltungen mehrerer Paare nahe beiſammen findet. Und in der Geſellſchaft dieſer guten Nachbarn und Gefreundte gibt er ſich auch den unſchuldigen Beluſtigungen hin, von deren einer Schomburgk und ſeine Gefährten theilnehmende Zeugen waren.

Es iſt aber nicht ſo leicht, ein Zuſchauer ſolcher Vergnügungen zu werden. Denn der Felſenhahn iſt ein ſehr ſcheuer Vogel, der ſich dem Anblick der Menſchen ſchnell entzieht, weßhalb auch das, was die Indianer von ſeinen Tänzen erzählen, bei den Europäern meiſt nur als ein Mährlein galt. Schomburgk aber hatte das Glück, dort auf dem Kanukuberge nicht nur zum erſtenmal in ſeinem Leben den ſchönen Vogel lebendig zu ſehen, ſondern auch ein Zuſchauer ſeiner Tänze zu ſeyn.

Auf Händen und Füßen kriechend, dann neben ſeinen Führern und Begleitern auf den Boden hingelegt, belauſchte er eine Geſellſchaft der Felſenhähne, welche aus etwa zwanzig Stück, Männchen und Weibchen beſtand, die rings um einen Felſenblock auf den Zweigen der Gebüſche ihre Sitze genommen hatten, während ein einzelnes Männchen auf der glatten Fläche des Felſenſtückes ſeine tanzenden Bewegungen machte. Das ſchöne Thier, im freudigen Selbſtgefühl ſeiner Lebenskraft, hüpfte mit ausgebreiteten Flügeln und ausgebreitetem Schwanze, den es dabei auf und nieder bewegte, auf ſeinem Tanzplatz umher, kratzte bald mit den Zehen auf den Boden, bald ſprang es gerade in die Höhe und ſetzte dieſe Bewegungen ſo lange fort, bis es ermüdet zu ſeyn ſchien, wo es dann einen eigenthümlichen Ton ausſtieß und zu den andern hinflog. Die Weibchen, welche dem Schauſpiel zuſahen, begrüßten den zurückkehrenden Tänzer mit Tönen, die wie ein Zuruf des Beifalls und der Freude erſchienen, und alsbald nahm ein anderes Männchen ſeine Stelle ein, das den nämlichen Tanz begann. Wenn die Felſenhähne bei dieſer geſelligen Beluſtigung ſind, dann ergeht es ihnen wie dem Auerhahn bei ſeinem Balzen, durch deſſen Töne er ſein Weibchen herbeilockt; ſie ſehen und hören nicht. Denn das Selbſtgefühl auf ſeinen höchſten Stufen ſchließt auch hier das Mitgefühl für die übrige Außenwelt ab. Ein Zuſtand des armen Vogels, welchen die Indianerjäger zu ſeinem Verderben benutzen. Denn ſie nähern ſich dann den auf Augenblicke gleichwie tauben und blinden Tanzgeſellſchaften und ſchießen die ſchönſten Männchen, die zugleich auch die tanzluſtigſten ſind, um ſich ihres Federſchmuckes zu bemächtigen, der auch für ſie ein erwünſchter Schmuck iſt.

Ein ſolches überwallendes Maß des Selbſtgefühles, das ſich hier bei den Felſenhähnen in dem unwiderſtehlichen Drange zum Tanzen Luft macht und welches den Gauklerадler[1] von Südafrika zu ſeinen wunderlichen Seiltänzerkünſten in der Luft antreibt, ergießt ſich bei andern Vögeln in einem lauten Aufjauchzen der Freude, oder, wenn die Stimme dieß erlaubt, in einem melodiſchen Geſang. In demſelben Lande, darin der Felſenhahn bei ſeinem Carneval mit Tänzen ſich ergötzt, beſingt ein Vögelein von der Geſtalt und Größe unſeres Zaunkönigs (der Thryothorus) in ſo lieblichen, lauten Tönen die Luſt und Freude ſeines Selbſtgefühles, daß die Europäer in Guiana das kleine Thier gern als Haus- und Hofſänger in ihre Nähe ziehen. Dieſes gelingt ihnen dadurch, daß ſie eine leere Flaſche an den Wänden oder an den Vorballen ihres Hauſes befeſtigen; denn das kleine Zaunköniglein legt alsbald in dieſe ſein Neſt an und verſüßt dann die Mühe dieſer Arbeit ſich und ſeinem Weibchen mit fröhlichem Geſange. Und wer wollte nicht eben ſo gerne unter einem Baumſtamme dem lauten, melodiſchen Geſange einer Singdroſſel zuhören, als den Tänzerkünſten der Kraniche zuſehen, wenn dieſe im Frühling, in der Carnevalszeit von ihren weiten Reiſen in die Heimath zurückkehren und nun Steinchen und Stöckchen wie beim Ballſpiel in die Höhe werfen. Ja das Singen aus freudigem Herzen, wäre es auch nur das eines Thieres, hat für die fühlende Seele noch mehr anziehenden Reiz, als die tanzende Luſtigkeit.

---

[1] Falco ecaudatus.

Aber das Springen und Singen iſt nicht die einzige Weiſe, in welcher das erwachte Selbſtgefühl ſeine Kräfte zeigt. Wenn der Frühling kommt und mit ihm die Vermählungszeit und die Hochzeitfreuden der Vögel ſich nahen, da müſſen dieſe auch an ihren Haushalt denken und ſich eifrig an die Geſchäfte machen, durch welche ſie dieſen begründen wollen. Da geht dann das geflügelte Volk gar rüſtig an den Bau des Neſtes, und läßt ſich dazwiſchen nur am Mittag eine Ausruhezeit. Und die Arbeit dabei ſcheint nach unſerem menſchlichen Verſtand öfters ſo über das Maß der Kräfte zu reichen, daß man einen Zaunkönig oder ein

Goldhähnchen einen Grashalm oder eine Wurzelfaſer im Auge forttragen ſieht, welche für das zarte Thierchen eine Laſt ſeyn müſſen, wie für uns ein Balken, ſo daß man ihm gerne dabei helfen möchte. Und wie mühſam kunſtreich ſind die Neſtchen gerade der kleinſten, der ſchwächſten Vögel, wie die der Zaunkönige bei uns und die der Kolibris in Amerika geflochten.

Zu all dieſen Handlungen und Mühen und zu noch vieltauſend andern mehr gibt das erwachte Selbſtgefühl den ausdauernden Muth, Kraft und Geſchick. Man bekommt da allerdings eine große Hochachtung vor dieſem Selbſtgefühl, vergönnt demſelben neben ſeiner vielen Arbeit gern die Vergnügungen des Tanzens auf dem Mannſitzgebirge und freut ſich in die Seele des Thierchens hinein, wenn man den Zaunkönig von Guiana ſo vergnügt und mit ſo lauter Stimme ſingen hört, als wollte er ſich mit ſeiner kleinen Perſon ſo wichtig machen, wie ſeine großen, ſingenden Nachbarn draußen im Walde. Wenn ſich dann nur nicht zugleich mit den ehrbaren und löblichen Thaten des Selbſtgefühles auch andere Aeußerungen deſſelben kund gäben, die keineswegs ehrbar und löblich ſind. Die beiden ſchönſten Tauben in unſerem Taubenſchlag ſind leibliche Brüder. Sie ſind beide von demſelben Elternpaar, der eine im Frühling, der andere im Spätſommer des vorigen Jahres erzeugt und geboren worden. Sie haben ſich auch im ganzen vorigen Sommer wie im vergangenen Winter recht brüderlich gut mit einander vertragen, ſind mit einander aus und eingeflogen, ſaßen auf dem Dache ganz ehrbar und ruhig beiſammen. Jetzt aber im Frühling, in der Blüthenzeit der Kirſchbäume, wo das Selbſtgefühl in beiden in voller Kraft erwacht iſt und jeder nur an ſeinen Haushalt und an das denkt, was das Seinige iſt: an ſeine Täubin und an ſein wie ihr Neſt, iſt auf einmal ein ſolcher Geiſt der Zwietracht und Feindſeligkeit unter beide gerathen, wie man ihn wohl an zwei zornmuthigen Hähnen, nicht aber an ſanften, frommen Tauben erwartet hätte. Und gerade der jüngere Bruder iſt der ſchlimmſte. Denn wenn dieſer mit ſeinem Weibchen auf dem Dache ſitzt und mit dem Kopf und Hals ſeine artigen Verbeugungen macht, und ſein Bruder kommt auf dem Dach in ſeine Nähe, da vergißt er all ſeiner gebührlichen Artigkeit, fährt auf dieſen los, ſchlägt ihn mit den Flügeln, rupft und zupft ihn mit dem Schnabel in ſein Geſicht. Und der andere iſt dabei auch nicht faul, ſondern vergilt ihm — was ſich eigentlich für einen Tauber wieder nicht ſchickt — Gleiches mit Gleichem, ſo daß man ſein wahres Aergerniß daran ſieht. Und von der Aufführung der Saatkrähen, die ſich doch auch ſonſt ſo friedlich zuſammenhalten, in der Zeit, wo ihr Selbſtgefühl in vollem Strome iſt, will ich hier gar nicht reden. Denn obgleich dann jedes Paar mit ſeinem Neſterbau überflüſſig genug zu thun hat, wenn es aus einem weit entfernten Garten die abgebrochenen Zweige im Schnabel herbeiſchleppen und zuſammenflicken muß, denkt doch keines von ihnen an das Sprüchwort: Kehre zuerſt vor deiner Thür. Denn eines der Paare zankt mit dem andern, will nicht nur an ſeinem eigenen, ſondern am fremden Neſte flicken und ſticken, und dabei verführen ſie ein ſo lautes Geſchrei, daß ich, wenn ich auch gewollt hätte, von vier Uhr des Morgens kein Auge mehr hätte zuthun können. Denn meine Kammer im Pfarrhauſe, darin ich damals ein Gaſt war, lag mit ihrem Fenſter gerade gegen die alte Linde hinaus, auf deren Aeſten eine große Zahl von Paaren — ich meine faſt gegen zwanzig

— ihre Neſter bauten. Und bei dieſem Geſchäft ging es gar nicht einmal ehrlich, ſondern recht diebiſch her. Denn nicht nur, wie ich bald merkte, ſticken und flicken wollten die unartigen Thiere an dem Neſt ihrer Nachbarn, ſondern ſie wollten daſſelbe beſtehlen, denn auf recht communiſtiſche Weiſe wollten die, welche noch wenig Ruthen und Zweige für ihren Bau zuſammengeſchleppt hatten, die andern, beſonders jene, die ſchon viel hatten, ihres angeſammelten Gutes berauben. Aus löblicher Vorſicht blieb deßhalb immer das Eine aus den Paaren, entweder der Hausvater oder die Hausmutter an der Bauſtätte zurück, um nöthigenfalls die einbrechenden Diebe hinwegzujagen.

Aber der Hang zum Stehlen und zu allerhand andern unziemlichen, geſetzwidrigen Handlungen, zu welchen der Uebermuth und die Kraftfülle des Selbſtgefühles munterer Freude, die Vögel hinreißt, nimmt für unſer Auge noch eine andere, gehäſſigere Form an. Er zeigt ſich, wo er nur kann, als eine wahrhafte Mordluſt. Denn ſo ſanft und harmlos auch das Naturell meines ſchön geſiederten Zaubers erſcheint, zweifle ich doch nicht daran, daß wenn er an ſeinen Flügeln einen ſo ſcharfen Sporn hätte, wie das amerikaniſche Sporenhuhn,[1] er damit eben ſo grauſam auf ſeinen Bruder einhauen würde, als die Hähne, denen man bei ihren Wettkämpfen in England ſcharfe, ſtählerne Spitzen an ihre Sporen heftet, womit ſie einer den andern unbarmherzig zerfleiſchen. Kann man es doch an den Kampfſchnepfen[2] auf unſern Wieſen ſehen, wie ſie in der Zeit ihres Carnevals einer gegen den andern auf Mord und Todſchlag ausgehen.

[1] Parra Jacana.

[2] Tringa pugnax.

Ja man kann es ſchon an dem Geſammtbild der Natur und an der Decoration ihrer Säle, in einem ſolchen Lande wie Guiana iſt, ſehen, wie ſich überall zu den Freuden des Carnevals auch die Leiden, zum Putz der Schmutz geſellt. Denn freilich die Pracht der Gewänder, vom blendenden Juwelenſchmucke der Kolibris und ſelbſt der harmloſen Baumſchlangen bis zu dem einfach nobeln Ballkleide des Felſenhahnes überſteigt da alle Erwartung, und ſelbſt die Fiſche im Waſſer ſind mit einem maleriſch ſchönen, glänzenden Schuppengewand angethan, welches das gewöhnliche Vermögen ihres Standes weit zu überſteigen ſcheint. Aber mitten im Urwald, wo die Affen und Papagaien ihre Luſt und Freude durch lautes Geplärr und Geſchrei austoben, lauert der blutdürſtige amerikaniſche Tiger; nicht weit von der Juwelenſchlange, die ſich am Baumaſte ſonnt, kriechen die giftigſten Arten der Schlangen am Boden, deren Biß den Menſchen in wenig Minuten tödtet; unter den buntſcheckigſten Fiſchen ſchwimmen gar viele herum, welche durch ihr Gebiß, durch ihre Stacheln und die gefährlichen Widerhaken ihrer Floſſenſtrahlen in der Hand, die ſie berührt, einen durch Mark und Bein gehenden Schmerz erregen können.

Ja, jeder Schritt, jeder Griff der Hand muß in dieſem herrlichen Lande mit vorſichtiger Umſchau gethan werden, denn die dortige Natur, im Kampfe ihrer gewaltigen Lebenskräfte iſt bei all ihrer Schönheit zugleich bis an die Zähne mit einer gefährlichen Waffenrüſtung umpanzert.

Und wollen nicht dieſe Gleichniſſe aus der Natur auch uns Menſchen ein belehrendes Wort ſagen? Bekannt ſind die Worte, die ein frommer Mann ſeinem Gebet anfügte, darin er Gott um ſeinen Beiſtand und ſeine Obhut gegen die täglichen Gefahren und Anläufe der innern wie äußern

Feinde hat, die Worte: behüte mich auch vor Allem vor mir ſelber.

Nach einer ſehr treffenden Bemerkung von Jean Paul[*] zeigt ſich ſelbſt an dem ſonſt ſanften Geſchlecht unſerer Hausfrauen ein ungewöhnlicher Hang zu Aufwallungen des Unwillens, wenn ſie in der vollen Kraft ihrer Selbſtthätigkeit recht eifrig mit Backen und Sieden oder mit der Beſorgung der Wäſche-Angelegenheiten beſchäftigt ſind. Der ruhigſte und beſonnenſte Mann wird, wenn ſeine Selbſtthätigkeit in vollem, angeſtrengteſten Laufe, wenn das Werk ſeiner Hände im freudigſten Fortgange iſt, durch jede kleine Hemmung, durch jedes fremde Steinchen am Wege leicht um ſeine innere Ruhe gebracht, und wenn er nicht über ſich ſelber wacht, zum Zorne gereizt. Ja, auch ohne ſolche Veranlaſſung muß er bemerken, daß der Sturmwind des Selbſtgefühles, der ihn bei ſeiner Selbſtthätigkeit trieb, mit dem geſunden Blute zugleich die Galle aufregt zu ihren krankhaften Ergüſſen in das Blut. Wo hat das Selbſtgefühl mächtigere Thaten gethan, als in einem Dſchingiskan und ſeinem vom Schlachtenruhm begeiſterten Heer, und wie iſt der Weg dieſer Thaten durch Brand und Mord, Tod und Verderben gegangen. Die Schatten, die auf unſer eigenes Innere fallen, mögen leicht und klein erſcheinen, aber ſie kommen von Bergen in unſerer Nähe, welche von ſchweren und gewaltig großen Maſſen ſind und deren abſtürzenden Felſentrümmern man nicht ohne Todesgefahr ſich nahen darf. Darum liegt in den Worten, mit denen jener Alte ſein Gebet ſchloß: behüte mich Gott auch vor Allem vor mir ſelber, ein nicht zu verachtender Sinn.

[*] In ſeinen Blumen-, Frucht- und Dornenſtücken.

17. Die Sprache des Selbſtgefühles und die des Mitgefühles.

Wenn in der Nacht der eine Hahn im Dorfe kräht und die andern, zuerſt die näheren, dann die ferneren wachen auf und krähen mit, ſo iſt dieß nicht eine Sprache des Mitgefühles, ſondern des erwachten Selbſtgefühles. Denn auch im Selbſtgefühl, je ſtärker es iſt, deſto mehr, liegt eine anſteckende Kraft, wodurch ſeine Anregung ſich Andern mittheilt und ſie mit ſich hinreißt in das Strombette, durch das der erſte ſeinen Lauf nimmt. Das Krähen iſt auch öfters der Ausdruck des Zornes, wenn es der eine Hahn vor dem Kampfe mit dem andern als Herausforderung, oder nach ſiegreich beendigtem Kampf als ein lautes Triumphgeſchrei ſeines noch immer glühenden innern Feuereifers hören läßt.

Dagegen ſind die ſanften Töne, in denen eine mütterliche Henne zu ihren zarten, erſt vor wenig Tagen aus den Eiern gekrochenen Küchlein redet, wenn ſie dieſelben zu einem für die Kleinen genießbaren Futter locken, oder ſie, wenn ſich ein rauher Wind vor dem Ungewitter einſtellt, unter ihren Flügeln verſammeln will, eine Sprache des Mitgefühles. Und dieſe Sprache iſt von ſolch eindringlicher Kraft, daß ſie die Kleinen, die der Theilnahme eines ſolchen Mitgefühles bedürfen, in unwiderſtehlicher Weiſe anregt und ſie mit ſich führet, wohin die Mutter will. Denn ſie gehet nicht von dem vereinzelten Weſen der Mutterhenne aus, ſondern iſt dieſer ſelber aus der Anregung des magnetiſchen Stromes einer allbedenkenden, liebenden Vorſorge des Schöpfers für ſeine Geſchöpfe gekommen, welche überall des Kleinen und Schwachen am meiſten ſich annimmt.

Der Hahn läßt auch eine Stimme des Mitgefühles vernehmen, wenn er ſeine Hühner gaſtfreundlich zu ſich herlockt, um mit ihnen den Fund der Gerſtenkörner zu theilen, die einem zur Schranne fahrenden Landmann aus ſeinem beladenen Wagen entfielen. Die Küchlein verſtehen wohl die Sprache dieſes Lockens, aber ſo laut ſie auch iſt, kann ſie dieſelben doch nicht aus dem Flügeldach der Mutter hervorrufen. Und wenn ſie auch an der Seite von dieſer und hinter ihr frei im Garten herumlaufen, werden ſie dennoch von dem Ruf des ſtreitſüchtigen Hahnes nicht von der Mutter hinweggezogen. Denn im Tone der Stimme des Hahnes iſt immer ein Anklang des zornmüthigen Selbſtgefühles vernehmbar, das nur ſich ſelber und das was das Seinige iſt, meint, und ſollte eines der Kleinen dem Sammelplatz ſich nahen, dahin der Hahn ſeine Hühner lockt, dann wird es bald den hinwegtreibenden Zorn deſſelben und den ſeiner Hühner zu fühlen haben.

Von ſolch verſchiedener Art wie die Stimme des Haushahnes und der mütterlich liebenden Gluckhenne ſind auch die Stimmen mancher Redner, welche in den Schulen und in den Tempeln, ſo wie auf den Märkten und Gaſſen das Volk belehren. Wenn das erwachte Selbſtgefühl frühe am Morgen in dem einen krähenden Hahne laut wird, dann ſtimmen freilich einer nach dem andern alle Hähne im Dorfe in das Geſchrei ein, und ſchlagen dabei kräftig mit ihren Flügeln. Die Gluckhenne, von der mitfühlenden Liebe gehalten, ſchweigt und breitet die Flügel wärmend über die Jungen, bis dieſe unter der ſchirmenden Decke an der Bruſt der Mutter erwachen und aus ihrer dunkeln Schlafkammer heraus verlangen an das Licht. Von den Hähnen, ſo ſchnell ſie auch bereit ſind, einer dem andern nachzukrähen, kümmert ſich keiner um den andern, keiner folgt und nahet dem andern, außer um mit ihm zu kämpfen; jeder hat nur mit ſich und ſeinem ihm ganz unterwürfigen Haushalt zu thun, beachtet nur das, was gegenwärtig und vor Augen iſt. Die Muttertreue der Glucke aber iſt in ihrem Thun und Wirken nicht auf dieſen engen Kreis beſchränkt. Ihre verſorgende Liebe iſt nicht auf das eigene Wohlſeyn, nicht allein auf das, was als gegenwärtig vor Augen liegt, gerichtet, ſondern geht in weite Ferne. Schon dann, wenn ſie noch brütend über den Eiern vielleicht von fremden Müttern ſitzt, wenn ſie hernach der Obhut und Pflege der ſchwachen hülfsbedürftigen Küchlein mit allen Kräften ſich hingibt, bezeugt ſie ſich als eine Liebe, die von höherer Art iſt, als die Selbſtliebe. Denn ſie läßt ſich kaum Zeit nur an die Erhaltung des eigenen Lebens zu denken; ihr Fleiß und ihre Mühe kommen nicht ihr ſelber, ſondern einem künftigen Geſchlecht der Lebendigen zu gute, welche öfters nicht einmal von ihrer eigenen Art, ſondern von einer andern ſind, als die Haushühner, zu denen ſie gehört. Nicht die Abſtammung und ſichtbare äußere Form, ſondern die Noth und das Bedürfniß der Pflegekinder wird von einer ſolchen allgemeinen Liebe beachtet, die ihr eigenes Wohlſeyn in dem fremden Wohlſeyn findet. Der Urſprung wie die Kräfte einer ſolchen Liebe kommen aus einem Quell, der nicht nur wie ein gefülltes Waſſerglas den Durſt eines einzigen Lebendigen ſtillt, ſondern deſſen niemals verſiegende Fülle alle Geſchaffenen tränket, in denen Leben und Odem iſt. Und wenn die Stimme dieſer allgemeinen (göttlichen) Liebe ſich vernehmen läßt, da werden Alle, welche für ſie Ohren haben, von ihrem Rufe bewegt; ſie können nicht anders, ſie folgen ihrem Warnen und Locken willig und gern, wie die Küchlein denen ihrer treumeinenden Glucke. Und ſolche Folgſamkeit dienet dem Leben derer, welche ſie üben, nicht nur für heute, ſondern für ſeine ganze Zukunft zu ſeinem Heil und Gedeihen.

Wo ſich dann in der geiſtigeren Form einer menſchlichen Liebe die Stimmen einer ſolchen allgemeinen Liebe der göttlichen Art an die Herzen der Hörer wendet, da wird ſie dieſe mit derſelben Macht ergreifen, wie die Stimme der Glucke ihre jungen Küchlein. Die Stimme der kampfluſtigen Hähne, auch wenn ſie an hoher Stätte ſtehen, vermag dieß auf die Kleinen nicht; ſie regt bei Nacht wie bei Tage höchſtens nur einen vorübergehenden Reiz zum Mitkrähen auf.

18. Das magnetiſche Mitgefühl.

Von dieſem haben wir ſchon oben, in dem fünften ſowie im zwölften Gleichniß Einiges geſagt. Daß die Kraft, welche das Eiſen zum Magnet macht, demſelben aus einem Strom der allgemeinen Weltkräfte komme, darauf deutet der Kompaß, wie mit aufgehobenem Finger hin. Der Pol, nach welchem das Ende der freiſchwebenden Magnetnadel hingekehrt iſt, liegt von ihr in einer, im Vergleich mit der Länge einer ſo kleinen Nadel, gleich wie unermeßlichen Ferne ab, welche, wenn wir den Ausdruck von einer höhern Lebensſtufe vernehmen wollen, für ſie eine unſichtbare, unerreichbare iſt. Der Kompaß iſt in ſeiner Art und nach ſeinem Maaße gleichſam mit einem Hellgeſicht begabt worden, welches über die zunächſt ſichtbare in eine unſichtbare Welt hinüberſchaut.

Auch die Natur des Menſchen, ſelbſt des fleiſchlichen, kann die Gabe eines ſolchen Hellgeſichtes empfangen, welches, mit einer Klarheit als ſtünde es vor Augen da, auch das ſiehet, was dem Blick durch dichte Scheidewände oder weite Entfernung entrückt iſt. Ja ſelbſt das, was noch nicht vorhanden und geſchehen, ſondern ein noch Künftiges iſt, ſteht vor dieſem Hellgeſicht wie ein ſchon Gegenwärtiges und

Geſchehenes da. Man hat dieſes Vermögen des Hellſehens „ein magnetiſches“ genannt, und alle die Erſcheinungen, welche daſſelbe begleiten, unter dieſem Namen zuſammen gefaßt. Und mit Recht. Denn wie das Ohr in der Stille der Nacht oder in der Abgeſchiedenheit einer Wüſte das Brauſen des noch fernen Weltmeeres vernimmt, welches es im Geräuſch des Tages nicht hörte; wie das magnetiſche Eiſen, wenn es frei ſchwebend ſo weit als möglich von der Hemmung der eigenen Schwere entbunden iſt, von dem Zuge einer von fernher wirkenden allgemeinen magnetiſchen Anregung bewegt wird, ſo widerfährt etwas Aehnliches der menſchlichen Natur, wenn ſie in den Zuſtand ihres magnetiſchen Hellſehens entrückt wird.

Der Menſch nicht allein, auch das Thier kann entrückt werden aus dem engeren Kreiſe ſeines beſonderen in den weiteren eines allgemeineren Lebens, obgleich daſſelbe nicht ſo wie der Menſch von einem ihm inwohnenden ſelbſtbewußten, erkennenden und redenden Geiſte in jene höhere Welt hinübergeleitet wird. Erſcheint uns nicht ſchon die Henne, wenn der Drang des Brutens ſie ergreift, gleich wie außer ſich ſelbſt gerathen, ihre Bewegungen und Geberden, ihr Verhalten gegen die Genoſſen, denen ſie bisher zugeſellt war, ja die Laute ihrer Stimme ſind anders geworden. Und wem gelten die Locktöne dieſer Stimme? Nicht den ſichtbar gegenwärtigen, welche ſie hören, ſondern einem noch nicht vorhandenen, künftigen Geſchlecht, deſſen Lebenskeime noch verborgen in der Hülle der Eier ſchlafen, auf denen ſie brütet. Wie die Worte der Pythia, die ſie auf dem Dreifuß ſitzend, in ihrer Entzückung ſprach, für die gegenwärtigen Hörer ein Räthſel waren, für welches erſt die Zukunft eine Auflöſung gab, ſo geben das Thun und

Treiben, das von den Kräften eines allgemeinen Lebens bewegt wird, nach einem Ziel und Ende hin, welches unſern wahrnehmenden Sinnen verborgen iſt. Wird doch ſelbſt das einzelne Thier durch den Strom des allgemeinen Lebens, wenn dieſer es ergreift, dahingeriſſen in ein Thun, das mit ſeinem Naturtrieb der Selbſterhaltung in völligem Widerſpruch ſteht; es wird nicht bloß von der Pflege und Ernährung des eigenen Leibes hinweg, ſondern es wird in den Tod geführt, damit aus ihm wie aus dem aufgelöſten Samenkorne die Saat eines neuen Geſchlechtes hervorgehe. Ein anderer Wille als ſein eigener, natürlicher iſt, treibt es auf dieſe Bahn, ſeine eigenen Sinne ſind ihm gebunden und gehalten: es muß gehen wohin ein höheres Beſtimmen und Bedenken es führt.

Geſchieht doch etwas Gleiches ſelbſt den Menſchen, auch wenn ſie nicht, wie im magnetiſchen Hellſehen, aus ſich ſelber gerathen ſind, ſondern auf dem Wege ihres alltäglichen Lebens fortgehen. Sie werden dahin geführt, wohin ſie nicht wollten; ſie müſſen der Rettung und Erhaltung eines Lebens dienen, deſſen Noth und Mangel, ja deſſen Daſeyn vielleicht ihnen unbekannt war. Eine kleine Geſchichte, die mir ein treuer wahrheitsliebender Freund erzählte, mag aus tauſend anderen ihrer Art dieß bezeugen.

Bei einer der letzten Heimſuchungen der Cholera, welche über die Bewohner von Stockholm kamen, wurde auch ein Mann von der Seuche ergriffen, welcher in großer Abgeſchiedenheit von der Welt in einem Zimmer unter dem Dache zur Miethe wohnte. Statt der vielen Bücher, daran er früher ſeine Freude ſowie geiſtreiche Unterhaltung gefunden, waren nur noch die Bibel und etwa eine und die andere Schrift, welche die Sprache des geoffenbarten Wortes reden, ſein täglicher geiſtiger Umgang geblieben; eine alte treue Aufwärterin verſorgte ſeinen kleinen Haushalt. Die Krankheit mit ihrer lähmenden Macht hatte ihn plötzlich befallen; kein menſchliches Ohr vernahm ſein Aechzen; die Aufwärterin ſah ſich nicht nach ihm um. Sie konnte dieß auch nicht, denn wie man ſpäter erfuhr, ſie ſelbſt lag an der Cholera krank, und während die Natur des einſamen Mannes mit dem Tode kämpfte, war ſie ſelber dem Tod erlegen. Er aber hatte zuletzt, obwohl in einem tödtlichen Ermatten, mit den Schmerzen, welche ſeine Eingeweide durchwühlten, Frieden geſchloſſen, und wenn auch die äußere Stimme kaum hörbar ſchwach war, ſo ſprach doch die innere Stimme, einem anderen Ohr als dem menſchlichen vernehmbar, die Worte des Dankes aus für die Rettung des armen Lebens.

Gerettet war nun wohl ſein Leben aus der Todesgefahr der Seuche, das fühlte er, aber eine andere Gefahr ſchien demſelben jetzt nahe zu ſeyn; das war die des Sterbens vor Durſt und Hunger. Er empfand ein brennendes Verlangen nach einer Erquickung des Leibes durch etwas Speiſe und Trank, denn der Leib, je ſtärker ſein Selbſtgefühl wieder zum Erwachen kam, begehrte ſein altes Recht der Erhaltung. Aber woher ſoll ihm das werden? Er ſelber kann ſich nicht vom Bett erheben, ohne ſogleich von ſchwindelnder Schwäche ergriffen, wieder darauf hinzufallen. Ueberdieß fand ſich in ſeinem Zimmer nicht ein Tropfen Waſſer oder ein Biſſen Brod, und den oberen Stock des Hauſes, auf welchem ſein Zimmer ſtand, bewohnte außer ihm kein anderer Menſch. In einem Zuſtand des hinſchlummernden Lebens mußte er harren mit Geduld, bis ihm, er wußte freilich nicht woher? doch hoffte er auf ſie, eine Rettung kam.

Es war Sonntag, der Ton der Glocken von den benachbarten Kirchen hatte ihm troſtvoll und doch zugleich ernſt, wie an das nahe Ende mahnend, geläutet. Jetzt war es Mittag geworden, da hört er Fußtritte außen auf den Tennen vor ſeinem Zimmer. Die Thüre gehet auf, eine ihm unbekannte Frauensperſon tritt leiſe herein, und ohne ein Wort zu ſagen, ohne nur einen Blick auf den zu werfen, der im Bette lag, ſetzt ſie auf den Tiſch eine kleine, durch den ledernen Riemen zuſammengehaltene Tracht von Schüſſeln und ein Gefäß voll Getränk. Darauf, ſchweigend wie ſie gekommen, entfernt ſie ſich.

Welche Gedanken eines Tiſchgebetes ſich in dem kranken Manne regten, als er die Gaben ſahe, die ihm auf ſeinem Tiſch beſcheert waren, das kann man ſich wohl vorſtellen. Man ſagt, daß ſchon der Duft der Speiſen, namentlich des friſchen Brodes einen vor Hunger hinſterbenden Menſchen ſtärken und erquicken könne; hier war es wohl nicht dieſer Geruch, ſondern vor Allem die Freude an ſeinem Gott, der ihm das Alles durch die Hand eines unbekannten Gebers geſendet hatte, was dem todesmatten Leib des Mannes ſo viel Kräfte gab, daß er ſich vom Bett erheben konnte. Er mildert und löſcht zuerſt die Gluth ſeines Durſtes mit dem kühlenden Getränk des Bieres, dann bringt er den Hunger durch den Genuß der Speiſen, die wie für einen Kranken bereitet waren, zur lang erſehnten Ruhe. „Du thueſt deine milde Hand auf und erfülleſt Alles, was lebet, mit Wohlgefallen,“ das waren wohl die Worte, die er in ſeinem Innern ohne Aufhören ſprach, während er die kleinen Schüſſeln alle, eine nach der andern leerte.

Er hat ſo eben den letzten Biſſen des unterſten Schüſſelchens zu ſich genommen, da tritt die Frauensperſon, die ihm die Gaben gebracht, zu ihm herein. Sie grüßt ihn ſchüchtern und freundlich. Ihr mögt es mir verzeihen, Herr! ſo ſagte ſie, ich habe vorhin ein großes Verſehen begangen. Ich weiß nicht, wie mir das geſchehen konnte. Seit etlichen Jahren trage ich täglich einem Herrn, der gerade unter euch wohnt, am Mittag ſein Eſſen zu, heute bin ich, ſtatt zu ihm, um eine Treppe höher, zu Euch gekommen, und da ich Euch im Bette ſahe und meinte Ihr ſchliefet, habe ich ſo leiſe gethan und zu Euch kein Wort geſagt. Jetzt will nun der untere Herr ſein Eſſen und da fällt mir erſt mein Verſehen ein.

Der Mann hatte jetzt den Laut ſeiner Stimme wieder bekommen. Er erzählt der Frau, was ihm geſchehen ſey und lohnt ihr reichlich die Verlegenheit, in welche ſie ohne ihren Willen gerathen, durch deren Eintreten aber er ohne ſein Zuthun vom Tode des Verſchmachtens gerettet worden war.

Ja, die milde Hand, welche täglich und ſtündlich ſich aufthut, um Alles, was da lebet, zu ſättigen mit Wohlgefallen, und der Blick des Auges, welcher dieſe Hand leitet, reichen über alle Höhen und in alle verborgenen Tiefen und bezeugen durch ihr Thun die Wahrheit der Worte:

Was unſer Gott geſchaffen hat,
Das will er auch erhalten;
Darüber will er früh und ſpat
Mit ſeiner Güte walten.

19. Wunderbare Speiſung durch das Brod des Lebens.

Das Weib, welches dem kranken Manne in Schweden ohne ihren Willen, ja ohne ihr Wiſſen die Speiſe bringen mußte, die ihn vom Tod des Verſchmachtens rettete, erinnert durch dieſes ihr Thun an die Raben, welche dem Propheten am Bache Crith ſein tägliches Brod brachten. Daß zu einem ſolchen Dienſt der verſorgenden Raben nicht ſelten manche nach ihrem fleiſchlichen Sinne hartherzige Menſchen angeregt wurden, wenn ſie dem Drange nicht widerſtehen konnten, einer armen, in Hunger dahinſterbenden Familie, die ſie vielleicht nur dem Namen nach kannten, Brod zu bringen, das bezeugt unter andern das Beiſpiel jenes Geizigen in England, dem der ungelegene Drang zu einer ſolchen That noch in der Nacht keine Ruhe ließ, ſo daß er ſich hinſchlich an die Hütte eines Armen und in dieſe, wie mit ſchüchterner Hand die Speiſe hineinreichte, nach welcher drinnen die bittere Noth eines Kranken ſeufzte, die Kleinen mit lautem Weinen verlangten.

Von höherer Art noch als das leibliche iſt das geiſtige Brod des Lebens, und das Verſchmachten vor Mangel an dieſem iſt noch ein größeres Leid, als das Hinſterben im Hunger und Durſt des Fleiſches. Und auch das geiſtige Brod wird zuweilen Denen, welche zu ihrer Rettung von innerem Tode ſein bedürfen, durch Boten und Träger gebracht, welche ein ganz anderer, höherer Wille als der ihrige dahin führte, wo ihre rettende Hülfe noth war. Dem großen Apoſtel der Heiden erſchien bei Nacht im Traumgeſicht ein Mann aus Macedonia, welcher ſtand und bat ihn, und ſprach: komm' herüber in Macedonia und hilf uns. Und der Apoſtel trachtete alsbald dahin zu reiſen, wohin, wie er deſſen gewiß war, der Herr ihn berufen hatte. Meiſt jedoch ſind es nicht ſolche unmittelbare Weiſungen, ſondern es iſt die verborgene, nur an dem Erfolg ihrer Thaten erkennbare Hand Gottes, welche den Gang ihrer Sendboten lenket, wohin ſie will. Auch ſolche Fälle erinnern an das, was dem Manne am Bache Crith zur Stillung ſeines Hungers geſchah.

Die beiden Männer, welche das Brod des Lebens einem im geiſtigen Mangel dahinſchmachtenden Greiſe und ſeiner nach ſolcher Speiſe ſehnlich verlangenden Frau brachten, waren nicht von der Natur der Raben, ſondern es waren zwei fromme, amerikaniſche Prediger. Noch viel weniger war der Alte, zu dem ſie als Retter kamen, ein Prophet oder Prophetenjünger im Thale bei Jericho. Aber die beiden Brodbringer wurden eben ſo gegen ihren Willen, ja ohne ihr Wiſſen durch Gottes Rath dahin geführt, wohin ſie als Lebensretter kommen ſollten wie die Raben, als ſie ein Drang, welcher ihrer Natur fremd war, aus der Freiheit der Berge herunterzog zu dem Bach, an welchem der Seher ſaß.

Die Begebenheit, welche ich hier vor Augen habe, wird in einem in Amerika vielgeleſenen Blatte[1] von einem Manne mitgetheilt, der ein treuer Verkündiger der Wahrheit iſt; auch ich habe ihrer ausführlicher erwähnt in der zum Drucke beſtimmten kleinen Schrift: „Ruheſtunden eines alten Auswanderers.“

Darf es uns befremden, daß die beiden Geiſtlichen, welche zu einer Prediger-Synode in Virginien reiſten, über ein leichtes Verirren von ihrem Wege, dergleichen uns ſo manchmal widerfährt, ſo betroffen waren? Sie hatten Eile, dennoch wäre es ihnen heute möglich geweſen, einige Freunde zu beſuchen, die in einer Stadt lebten, durch welche ſie ihr Weg, wenn ſie ihn getroffen hätten, führen ſollte. Sie aber, in ihrem lebhaften Geſpräch, waren eine andere Straße geritten, welche zwar auch die Richtung nach dem Ziel der heutigen Tagreiſe nahm, von dem Wohnort der Freunde aber weit zur Seite geführt hatte. „Wer weiß, ſo klagten ſie, als ſie ihren Irrthum inne wurden, gegenſeitig, ob uns jemals die Gelegenheit zu einem kurzen Beſuch dieſer Freunde wiederkommt“, denn der eine von ihnen wohnte an einem über 100 engl. Meilen abgelegenen Orte und beide waren durch die Geſchäfte ihres Berufes gebunden.

Noch hat ſie die Verſtimmung über ihren kleinen Unfall nicht verlaſſen, da ſehen ſie vor ſich ein nahe an ihrer Straße liegendes Blockhaus, aus deſſen Dache an einigen Stellen die Flammen hervorleckten. Der Jüngere unter den beiden Männern reitet ſchnell voraus; die Hausthür war nicht verſchloſſen, er tritt hinein in das untere Zimmer, findet jedoch Niemand da, als einen von der Gicht hart gelähmten in ſeinem Rollbette liegenden Greis. Dieſer fleht den Fremden um Rettung des Lebens an, ſie wird ihm verſprochen. Doch eilt der junge Prediger vor Allem hinauf unter das Dach, um nachzuſehen, ob nicht die drohende Gefahr noch abzuwenden ſey. Da findet er die hochbetagte Frau des gelähmten Greiſes, denn ſie war ſo eben allein mit ihrem Manne zu Hauſe. Die gute Alte war durch den heftigen Schrecken ganz wie außer ſich gekommen; ſelbſt ein kluges Kind hätte an wirkſamere Mittel zur Löſchung des ausbrechenden Feuers gedacht, als an das Daraufgießen von dem Waſſer in einem Gefäß, das nur wenig Taſſen voll faßte.

---

[1] American messenger vol. XII. Nr. 1. Januar 1854

Der Fremde wußte beſſeren Rath; mit einer Axt hieb er die brennenden Schindeln und glimmenden Stellen der Balken heraus, erſtickte den Reſt des brennenden Strohes mit Sand und andern nicht brennbaren Dingen, die ihm eben zur Hand waren.

Der andere Reiſende iſt jetzt auch angekommen, man hat ſich um den gelähmten Greis verſammelt und dieſer kann nicht aufhören den beiden Fremden für ihre bereitwillige Hülfleiſtung zu danken. Er hält ſie für Leute aus der Nachbarſchaft, die der Anblick des Rauches daher gerufen, erſtaunt aber nicht wenig, als er vernimmt, daß beide in ſo weiter Ferne daheim ſind und daß ſie ganz gegen ihren Willen und ihre Abſicht, durch ein Verirren von ihrer rechten Straße hieher gerathen ſeyen. Sein Erſtaunen wird aber faſt zu einem Schrecken, als er vernimmt, daß ſeine beiden Retter vom geiſtlichen Stande und daß ſie Pfarrer ſeyen. Wie ſeltſam, ja wunderbar iſt das! ſo ruft er aus, hat doch ſo lange ich hier wohne, noch nie ein Mann eures Standes mein Haus betreten dürfen, denn ich hätte Jedem der Art die Thür gewieſen; mein Haß gegen die Geiſtlichkeit war unvertilgbar, und nun haben zwei Geiſtliche, nicht Leute aus der Nachbarſchaft, ſondern aus weiter Ferne ganz gegen ihren Willen hieher in mein Blockhaus kommen müſſen, um mir das Leben zu retten. — Ja das iſt Vorſehung: eine Vorſehung Gottes.

Die beiden Fremden fragten nun auch ihrerſeits, wie er es bei ihnen gethan hatte, den gelähmten Alten über ſeine Lebensgeſchichte aus; denn ſie bemerkten wohl, daß er kein Eingeborener in dieſer Gegend und kein gemeiner Landbauer ſey. Der Greis gab mit der Schilderung ſeines äußeren Lebens die des inneren zugleich. Er war eine Reihe von Jahren Soldat in Waynes Armee geweſen, hatte in dieſem Stande das Branntweintrinken und die Verachtung und Verläſterung der Religion faſt zu gleicher Zeit kennen gelernt; Bücher in Voltaire's Sinne verfaßt waren ſeine Bibel geweſen. Ihm aber waren jetzt die Augen aufgegangen über ſein bisheriges Thun und Weſen, und am meiſten, ſo ſagte er, thue es ihm leid, daß er ſeine Frau, die ein beſtändiges Verlangen nach Predigt und Abendmahl und nach dem Umgang mit frommen Chriſten gefühlt habe, ſo gewaltthätig von der Erfüllung dieſes heißen, ſehnlichen Verlangens abgehalten habe.

Nun die beiden ungebetenen Gäſte, die Männer eines Standes, deſſen Nähe und Worte der alte kranke Invalide mehr geſcheut und gefürchtet hatte, als die vergifteten Pfeile der Indianer und die Kanonen anderer Feinde, waren gegen ihren, wie gegen ſeinen Willen hieher gekommen, um ihn nicht nur aus einer nahen leiblichen, ſondern aus der geiſtigen Todesgefahr zu retten und ſeinem Weibe den Troſt zu bringen, nach welchem ihr Herz ſo lange vergeblich geſeufzt hatte. Sie griffen ihr geiſtiges Werk eben ſo rüſtig und geſchickt an, als vorhin das Werk des Feuerlöſchens. Der Alte im Rollbette, auf deſſen Stirn und Angeſicht ſchon von Natur das Gepräge einer höheren, geiſtigen Abſtammung erkennbar waren, — wie an dem Angeſicht eines krüppelhaften Soldaten aus Napoleons alter Garde, auch wenn er ſich als Bettler in Lumpen gehüllt nahete, die Züge der vormaligen Beſtimmung, — war jetzt endlich durch ſein ſechzehnjähriges, lähmendes Leiden mürbe geworden. Der heutige Todesſchrecken hatte ihn vollends geweckt, er war jetzt des Lumpengewandes ſeines hochmüthigen Selbſtgefühles ſatt und nahm in tiefer Beugung das neue Kleid an, das ihm aus Gnaden geſchenkt wurde. Und ſein Weib, das die innere Armuth und Noth ſchon längſt gefühlt und nach Rettung aus derſelben ſich geſehnt hatte, war von einem neuen freudigen Geiſt ſo erfüllt und erhoben, daß die beiden Prediger vielleicht noch niemals einen ſo ſeligfröhlichen Menſchen geſehen hatten, als dieſe Frau war.

Die beiden Retter vom Tode des Feuers konnten nur wenige Stunden bei dem alten, glücklichen Paar verweilen, aber die Gabe, die ſie demſelben gebracht hatten, war von dauerhafterer Art, als alle die irdiſchen, welche durch Motten und Roſt gefreſſen werden. Nach ihrer Heimkehr aus Virginien, auf einem andern Wege, als der bei der Hinreiſe geweſen war, erkundigten ſie ſich wiederholt nach den alten Bewohnern des Blockhauſes. Dieſe waren ſeitdem treulich und mit immer größerem Fleiße in der Gemeinſchaft nicht nur mit den Freunden des Herrn und den Lehrern ſeines Wortes geſtanden, ſondern vor Allem mit Ihm, ihrem Gott und Herrn, im Gebet und Wandel geblieben. Sie lebten noch einige Jahre, beide bis in die Achtziger hinein, dann wurde der alte zwar ſpät aber gründlich bekehrte Soldat zuerſt abgerufen aus dem Leben, und ſeine treue Pflegerin und Lebensgefährtin folgte ihm bald hernach ins Grab.

20. Das göttliche Mitgefühl des Geiſtes.

Die Magnetnadel, wenn ſie frei ſchwebend im Compaß ſtehet, iſt uns ein Gleichniß und Schattenbild dieſes göttlichen Mitgefühles. Sie wird nicht nur von jedem ihr genäherten Eiſen in ſchnelle Bewegung geſetzt, ſondern angeregt von dem Walten einer Naturkraft, die durch das geſammte Reich der irdiſchen Sichtbarkeit ſich ergebet. So iſt das Mitgefühl des Geiſtes nicht nur leicht anregbar für Alles, was andere Menſchenherzen ſchmerzlich oder freudig tief bewegt, ſondern es iſt ohne Aufhören dahin gegeben in das Wirken und Treiben eines allbedenkenden Erbarmens, welches alle Tiefen und Höhen des Reiches Gottes auf Erden mit ſeinen Lebensſtrömen erfüllt.

Der große Apoſtel der Heiden mag uns ein Vorbild dieſes göttlichen Mitgefühles und ſeines mächtigen, allbeſiegenden Dranges ſeyn. Er, auf welchem die Sorge für alle Gemeinen laſtete, konnte auch zu den einzelnen Gliedern derſelben ſagen: „Wer iſt ſchwach und ich werde nicht" (theilnehmend mit ihm) „ſchwach? Wer wird geärgert und ich brenne nicht?" Wie weit aber der Drang des Wirkens für das Reich Gottes — ſein Mitgefühl mit demſelben — ihn hingeriſſen durch alle Proben der Selbſtverläugnung wie der leiblichen Pein und Schmerzen, das lehrt uns die Beſchreibung ſeiner Arbeiten und Kämpfe (2 Cor. 11 V. 23—29).

Ein gleicher Drang zum Wirken für das Reich ihres Herrn, wie den Apoſtel, hat auch, nach ihrem Maße, den Geiſt jener Männer bewegt, welche als Boten und Arbeiter zur Verkündigung und zum Aufbau dieſes Reiches unter die Völker der Erde ausgingen. „In Mühe und Arbeit, in vielem Wachen, in Hunger und Durſt, in Froſt und Blöße“ (V. 27) haben ſie dieſes gethan. Und nicht nur Alles, was das Selbſtgefühl des Leibes und der Seele befriedigen und ergötzen kann, ſondern das Leben ſelber war dieſen freudigen Ueberbringern einer Freudenbotſchaft der Ewigkeit nicht zu theuer; Viele von ihnen haben den Bund, welchen Gott mit dem Menſchen im Blute der Erlöſung geſchloſſen, auch durch ihr eigenes Blut verſiegelt. Oder, wie der Spruch ſagt: „als die Sterbenden, und ſiehe, wir leben, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, die doch Viele reich machen,“ ſind ſie ihren Weg der Noth und Gefahren dahingegangen und getreu geblieben an ihrem Werke bis in den Tod.

Aber der Zug des Mitgefühles für das lebendige Bewegen, durch welches das Reich Gottes auf Erden begründet, erhalten und zu ſeiner Vollendung geführt wird, treibet nicht allein die Boten, welche den Völkern Heil und Frieden verkünden, zu ihrem Werke an, ſondern nahet ſich mit nicht minderer Kraft den Seelen der Menſchen, welche mit dem Sinn der Pilgrime und Fremdlinge in der Hütte ihrer Väter wohnen. Wie ſich die Magnetnadel im Compaß überall als das erweist, was ſie iſt, wenn ſie auf der ſonnigen Höhe der Gebirge, wie im dunkeln tiefen Schacht, auf dem Gewäſſer des Meeres wie auf dem Lande ihre Enden unverrückt den Weltpolen zuwendet, aus denen ihr die Kraft ihres Bewegens kommt, ſo bezeuget das göttliche Mitgefühl überall ſein Inwohnen in dem Geiſt des Menſchen, wo dieſer in ſeinem Denken und Thun ſich nach dem Angeſicht Gottes wendet. Denn Er hat es geſagt und verheißen: „Ich will dich mit meinen Augen leiten“ (Pſ. 32. V. 8.) Er weist uns mit dieſen ſeinen Augen den Weg, den wir wandeln ſollen, gibt den Müden Kraft; freudigen Muth den Schwachen und Blöden. Der Weg, den wir wandeln ſollen und auf welchem er uns leitet, iſt das Feſthalten an ſeinem Gebot: zu zeugen von Ihm und dem Heile, das durch ihn uns geworden durch Wort und That. Es iſt nach ſeinem Maße ein gleiches Werk mit jenem, das von allen Sendboten und Genoſſen im Reiche Gottes geübt wird und die rechte Treue allein, bei Allen, wird gekrönt.

21. Der Wächter am Thor.

Welcher fremde Geiſt, o Knabe, ſo fragte Harſa der Hauptmann den Daniel, hat dich von neuem ergriffen, daß du mitten in der großen herrlichen Königsſtadt Babel zu leben gedenkſt wie etwa außen vor den Thoren von Jeruſalem ein Bettler lebt? Aspenas, mein Vetter, der oberſte Kämmerer des großen Königes erzählt mir, daß du die Speiſen und den Wein, welche dir und den andern gefangenen Knaben aus fürſtlichem Geſchlecht täglich dargereicht werden, ſo von dir weiſeſt und verſchmäheſt, als wären ſie unrein, oder, ſo möchte man die Worte deuten, für deinen Mund zu ſchlecht. Wie? du thörichter Knabe, bedenkſt du nicht, daß die köſtlichen Speiſen, welche der große König dir und deinen Gefährten zu eurer täglichen Nahrung verſchafft, von ſeiner eigenen Tafel euch kommen und daß der Wein, den man euch bringt, der gleiche iſt mit dem, welchen er ſelber trinkt? Wie kam es dir in den Sinn, zum oberſten Kämmerer zu ſagen, die Speiſen und der Wein ſind unrein? Sollte nur das Waſſer der Brunnen von Jeruſalem die Thiere rein machen, welche man ſchlachtet und meineſt du, die Kelter, darin man in Babylon den Wein für den Trinkbecher des Königs preßt, ſey beſchmutzt und kothig?

Zürne mir nicht, o Hauptmann, antwortete Daniel, daß ich ſo ſprach und that, wie mir das Geſetz meines Gottes und nach ſeinen Worten mein alter Freund und Führer Sarbaſja es lehrte. Der Geiſt dieſes Geſetzes ſchauet die Dinge mit andern Blicken an, als die menſchlichen Augen ſie ſehen. Das Fleiſch des Haſen mag vielleicht vor euren Sinnen dem Fleiſche des Ziegenböckleins, das des edlen Roſſes oder des Ebers dem des Stieres und Steinbockes gleichen, aber das Geſetz nennt uns den Haſen wie das Roß und den Eber als unreine Thiere und verbietet uns ihr Fleiſch zu eſſen, ſo wie den Wein von ungeweihten Reben zu trinken.

Welch ein wunderliches Verbot iſt das, ſprach Harſa lächelnd. Unſer Gott, den wir anbeten, hat hellere Augen, als alle andern Götter. Denn er iſt die Sonne ſelber, die mit ihren Strahlen alles was auf Erden iſt, beleuchtet und alle Thiere mit Luſt und Leben erfüllt. Dennoch findet er keinen Makel der Unreinigkeit weder an dem Fleiſche des Ebers noch des Haſen; er läßt uns eſſen und trinken, was unſrer Zunge behagt. Sage mir, du kluger Knabe, was hat dich dein Lehrer Sarbaſja, deſſen Verſtand und Weisheit ich achte, über den Grund ſolcher Verbote in eurem Geſetz gelehrt?

Beſſer, o Herr, ſo antwortete Daniel, als ich in meinem kindiſchen Verſtand es kann, würde der ſchriftgelehrte Greis dir ſagen, was du zu wiſſen verlangſt. Doch erinnere ich mich zweier ſeiner Belehrungen, welche er mir, als ich ihn einſt, ſo wie heute du mich um den Grund des Verbotes mancher Speiſe fragte, zu bedenken gab. Sie waren in Gleichniſſe verhüllt, deren Bedeutung er mich in Worten lehrte, die ich vielleicht nur unvollkommen als halbverſtandene ihm nachſprechen kann.

In Jeruſalem, ſo erzählte mir der Greis, wohnte ein reicher Bürger, ein Mann von untadelichem Wandel. Sein Weib hatte ihm zwei Söhne als Zwillinge geboren, war aber geſtorben, als die Kinder noch an der Mutter Bruſt lagen. Der Vater nahm für die beiden Knaben zu ihrer Ernährung und Pflege zwei Ammen. Beide waren von gleicher Geſundheit und Jugend, die eine war eine Magd von edomitiſcher Abkunft, die andere eine Iſraelitin vom Stamme Benjamin. Das leibliche Gedeihen der beiden Kinder bezeugte es, daß die Muttermilch, welche jedes von ihnen genoß, von gleicher nährenden Kraft, und daß die Pflege, in der ſie ſtanden, ihnen gleich zuträglich ſey. Sie blieben auch ſpäter ſich gleich an Wuchs und Stärke. Aber an dem Knaben, den die Edomitin geſäugt hatte, gaben ſich, je älter der wurde, deſto mehr Züge der eigenthümlichen Wildheit und der Leidenſchaften kund, durch welche die Magd von fremdem Stamm und fremder Sitte, ſchon ehe ſie in das Haus des Bürgers kam, und auch ſpäter, nachdem ſie dieſes verlaſſen, vielfach ſich verſchuldet hatte. Konnte vielleicht die Edomitin durch ihr Beiſpiel in das Kind, das bei Tag wie bei Nacht in ihren Armen ruhte, dieſe böſen Keime gelegt und dieſe gehegt haben? Aber der Knabe war Säugling, als ſie zu ihm kam, er war ein Kind von kaum zehnmonatlichem Alter, als ſie das Haus ſeines Vaters verließ. In dieſem Alter ſind den Kindern weder die Augen noch die Ohren für das Wahrnehmen der Sitten noch für das Verſtehen der Sprache der Menſchen geöffnet. Da ſagten Einige, die ſich der Weisheit und Sehergabe rühmten, ſelbſt die nährende Milch einer Amme oder Mutter könne nicht nur von den Kräften ihres leiblichen Lebens, ſondern von denen ihrer Seele durchdrungen ſeyn und durch dieſe Kräfte anregend und weckend auf die Kräfte des Leibes und der Seele des Säuglings wirken.

Ich will, ſo ſagte mein Lehrer Saphasja, nicht darüber einen Ausſpruch thun, ob in der Meinung jener Weiſen eine Wahrheit geweſen ſey oder nicht. Sollte jedoch wirklich in den Speiſen und Getränken, die wir genießen, eine ſolche doppelſeitige Kraft liegen, dann zweifle ich nicht, daß der Herr unſer Gott in ſeinem Geſetz uns zu der Amme, deren Weſen nicht der Edomitin, ſondern der unter Iſraels Lehren und Geſängen erzogenen Benjaminitin glich, hingewieſen habe. Aber der Geiſt iſt es, welcher in beiden, in Seele und Leib waltet und geſtaltet. Und für ihn, ſo ſcheint es mir, hat das Verbot der unreinen Speiſen ſeine wahre und rechte Bedeutung.

Das Herz des Menſchen gleichet einer ummauerten Stadt, deren Inneres von Zwietracht der Parteien getheilt, die von außen durch eine Macht der Feinde bedroht wird. Da müſſen ohne Aufhören Wächter am Thore ſtehen, welche das Eindringen der äußeren Feinde in die Stadt, das Hinausfallen aber der böſen verrätheriſchen Rotte zu den Widerſachern verhüten können. Der beſte und ſtärkſte unter allen dieſen Wächtern iſt der Gehorſam, welcher ohne Unterlaß auf Gottes Gebote merkt und ihnen folgt. Ein ſolches Aufmerken hält die Hüter wach und gibt ihnen Kraft die Stadt zu ſchützen und für ſie zu kämpfen. Und das Aufmerken auf Gottes Gebote, auch wenn der tiefe Grund, auf dem ſie ruhen, vor unſern Augen verborgen iſt, ſchaffet in uns ein gehorſames Herz, welches Gottes Willen gern thut und Wohlgefallen hat an ſeinem Geſetz, ſo wie Er der Herr an ihm.

Die Kraft zur Erhaltung des leiblichen Lebens, welche in den Speiſen und Getränken liegt, ſo wie der Segen, den ſie für unſer Wachsthum und Gedeihen bringen, kommt von Gott. Wir werden dieſe Kraft am meiſten in ſolchen Speiſen finden, die wir im Gehorſam, nach Gottes Wohlgefallen genießen. Wir ſind dem Leibe nach Gefangene hier bei Euch in Babylon. Der Geiſt in uns möchte aber nicht gefangen ſeyn, ſondern frei bleiben, wie der Vogel, der in der Luft ſchwebt. Dieſer bleibt ſo frei und leicht beweglich, weil er ſeinen Leib nicht ſo mit der Laſt der Speiſen beſchwert, wie die Schlange, welche unbeweglich wie todt am Boden liegt, wenn ſie ihren Bauch mit dem Raub ihres Futters erfüllt hat. Darum o Herr! vergönne mir und meinen Freunden, wie ſchon dein Vetter, der Oberkämmerer Aspenas es gethan, daß wir unſern Geiſt freiſchwebend über dem Boden erhalten, bei dem mäßigen Genuß der leichten Koſt und des Waſſers, den uns das Geſetz unſeres Gottes erlaubt. Denn euch Allen wird auch an uns der freie Flug des Vogels beſſer gefallen, als das träge Schleichen und Kriechen der Schlange am Boden. Und der Vogel wird euch ein Danklied ſingen, das eure Ohren beſſer vergnügt, als das Aechzen der gefräßigen Schlange.

22. Das geiſtige Gärtneramt.

Es ſind nur wenig Werke der Menſchenhand, deren die Schrift ſo oft und in ſolchen Ehren gedenkt, als des Geſchäfts eines Gärtners. Wird doch Er, welcher das Leben ſelber iſt und welcher allen ſeinen Geſchöpfen das Leben gibt und erhält, mit einem Gärtner verglichen, der die unfruchtbaren Schoſſen des Weinſtocks hinwegnimmt und die Reben, welche Früchte tragen, reinigt und beſchneidet, damit ſie mehr und beſſere Frucht bringen. Oder Er, der das Leben liebt und nicht will den Tod des Sünders, wird uns vorgeſtellt als Gleichniß eines mildthätigen Gärtners, welcher den nutzlos erſcheinenden Baum noch nicht umhauen laſſen, ſondern das Erdreich um ihn aufgraben und düngen will, damit dem Gewächſe noch eine Friſt gegeben werde, Früchte anzuſetzen und zu reifen, welche man bisher vergeblich in ſeinen Zweigen ſuchte.

Die Früchte des Weinſtocks ſind es allein, welche die Mühe des Gärtnergeſchäftes lohnen, denn die unfruchtbaren Reben, wenn ſie hinweggeworfen werden und verdorren, geben ſelbſt der Flamme nur wenig Nahrung. Und auch an dem Baume des Gartens iſt es nicht der kühlende Schatten, welchen die dichtbelaubten Zweige geben, oder das Holz, auch ſind es nicht die bald abfallenden Blüthen, ſondern es ſind die Früchte, nach deren Ertrag der Hausherr am Tage der Ernte ſieht und fragt.

Die Geſchäftigkeit des Gärtners, welcher nicht den gegenwärtigen Schmuck der Blätter oder die zierlichen Blüthen, ſondern das Gedeihen der zukünftigen Frucht bedenkt, mag dem Auge eines Unverſtändigen nicht ſelten räthſelhaft, ja gewaltthätig und nutzlos erſcheinen. Denn unter dem Schnitt der ſcharfen Scheere oder des Gartenmeſſers, welche der rüſtige Mann in ſeiner Hand führt, fallen die üppig grünenden Reben und Zweige haufenweis zum Boden; der Weinſtock wie der junge Baum werden von ihm, ſo ſcheint es, ihrer ſchönſten Zierden beraubt, und zwiſchen den Blättern ſich auch manche Blüthenknoſpe, die zur Frucht hätte werden können. Und was will der unbarmherzige Gärtner mit mancher der andern ſeiner grauſamen Künſte, durch welche er dem in kräftigſter Triebkraft ſtehenden Stämmchen den Zufluß des Nahrungsſaftes verkümmert, der aus dem guten, mütterlichen Boden hinaufſtrebt? Schnürt er nicht je zuweilen den jungen Zweig, der ſchon mit Blüthenknoſpen geſchmückt, den außen mit drahtartig feſtem Gürtel zuſammen, oder verletzt mit dem Meſſer ſelbſt einen Theil ſeiner Rinde, durch welche die Saftgefäße ihren Lauf nehmen, nur damit das junge Gewächs, gleich einem Säugling, den man von der Mutterbruſt entwöhnen will, ein ſpärlicheres Maß der Nahrung empfangen möge, welche aus der Mutter Erde ſo reichlich ihm zuſtrömte.

So hart ein ſolches Verfahren des Gärtners in dem Auge des unverſtändigen Kindes erſcheinen mag, das demſelben zuſiehet, zeigt es ſich dennoch bald als ein wohlbedachtes und verſtändiges. Der üppige Zudrang des Nahrungsſaftes aus dem Boden hätte vorherrſchend nur jene Triebkraft begünſtigt, welche den Wirkungen des Selbſtgefühles verwandt in vorherrſchendem Maße nur Blätter und Triebe der Zweige hervorbringt, an denen keine oder nur wenige bleibende Früchte ſich erzeugen. Das, was die Hand des Gärtners that, ſetzte der Triebkraft, die von unten kommt, ihre Grenzen, damit jene Kräfte, welche von oben her den edleren Drang des Gewächſes wecken und ſtärken, Frucht zu bringen, welche bleibet, ihr Werk ohne Hemmung hindurchführen konnten. Wohlthätig förderlich und hülfreich ſtehen zwar beide: die Triebkraft der Blätter und die der Früchte ſich zur Seite, wenn beide in ihrem rechten Maße ſich halten. Dennoch ſind ſie von ſehr verſchiedener Natur. Weiß man doch, daß an jenen Waldbäumen, deren Stämme man, um ſie tauglicher zum Gebrauch ihres Holzes zu machen, eine Zeit lang vor dem Fällen von ihrer Rinde entkleidet, die Knospen, welche im Verlauf der warmen Jahreszeit zu Blättertrieben geworden wären, großentheils zu Blüthen und Fruchtanſätzen ſich veredeln, gleich jenem Liede in höherer Tonweiſe, das der ſterbende Schwan ſingt.

Auch auf dem Weg der Entwicklung der Menſchennatur pflegen zwei verſchiedene Kräfte ſich zu bekämpfen, die eine, deren Urſprung von unten her iſt, die andere, deren Zug von oben her wirkt. Jene begünſtigt das Wachsthum der Kraft des Fleiſches, dieſe die Erhebung der Gewalt des Geiſtes zu ſeinem ihm gebührenden Herrſcherrecht über das Fleiſch. Da wo jener Gewalthaber, der von unten her ſtammt, das Regiment führet, treiben die Lüſte der Sinnen, die Begierde nach Ueberſättigung mit Speiſe und Trank, Wolluſt, Habſucht und Geiz, Neid und Haß ihre Werke des Dunkels ungehemmt; im Reich des Geiſtes gedeihen unter

Mäßigkeit und Zucht die Früchte des Friedens und der Freude an Gott, aus welchem der Zug nach oben mit ſeinen Kräften herkommt. Und dennoch, ſo viel auch der eine höher iſt als der andere, müſſen beide Kämpfer in den Boden und die Sonne des Kampfplatzes der Erde ſich theilen, bis der Tod ihrer Fehde ein Ende macht.

Der reine Lichtſtrahl der Sonne, ſo werden wir nachher ſehen, iſt mit ſeiner erleuchtenden, wärmenden und der elementariſch bildenden Wirkſamkeit überall und ungetrennt nur einer. Das trübe Gewölk aber, wie unſer künſtliches Prisma trennt die Einheit des Lichtſtrahls in die verſchiedenen Farbenſtreifen des Regenbogens. Die Kraft der Erwärmung hat ſich dann in den rothen, die der Erleuchtung in den gelben, die der elementaren Bildungskraft in den violetten Streifen gelenkt. Dieſer, der letzte von allen, hat die Kraft des Wärmens, wie die des Erhellens verloren, während in ſeiner dunkleren Region vorherrſchend das Werk der leiblichen Geſtaltung ſeinen Fortgang nimmt. Schattenbilder der äußeren Sinnenwelt ſind dieſe drei Strahlen von den drei Grundmächten unſeres Fleiſches, unſerer Seele und des Geiſtes; der einfache Lichtſtrahl aber löſt das Dunkel und die Kälte des äußerſten Streifen, zuſammen mit der Lichthelle und wohlthuenden Wärme der andern in ſeine alle vereinende Macht auf.

23. Ein Meiſterwerk der höheren Gärtnerkunſt.

Er, deſſen heilſames Thun an der Natur des Menſchen im Gleichniß mit dem Geſchäft des Gärtners verglichen wird, hat zu allen Zeiten Meiſterwerke ſeiner Neues ſchaffenden, heiligenden Kraft hervorgerufen, welche gleich als von nie verleichender Herrlichkeit in dem nächtlichen Dunkel daſtehen, das auf der äußeren Entwicklungsgeſchichte unſres Geſchlechtes laſtet. Neben dem dichten Gedräng der Bäume und wilden Reben, davon die meiſten wachſen und dahinſterben, ohne eine bleibende, edle Frucht zu reifen, obgleich ſie alle die Sonne von oben beſcheint, hat es immer einzelne gegeben, welche meiſt außer dem Schatten und feuchten Grunde des Waldes ſtehend ihren guten Samen brachten für die Ausſaat eines künftigen, neuen Jahres.

Dazu aber, daß ſie ſolche Früchte trugen in Geduld, war ihnen allen der kräftige Beiſtand und die Hülfe des Gärtners nöthig, der ſie zu Gewächſen ſeines Wohlgefallens und zum Segen für Viele heranziehen wollte. Seine treue Hand hat von ihrer Pflege und Wartung nie abgelaſſen, er hat ſie gereiniget und beſchnitten, wie der Weingärtner ſeine Reben oder edlen Bäume; hat ſie, wo dieſes zu ihrem beſſeren Gedeihen diente, von ihrem Entſtehen an auf einen mageren, ja ſteinigen Boden, in die heißen Strahlen der Sonne hingeſetzt, oder ſie ſpäter aus dem zu fetten, üppigen Grund herausgehoben und auf den ihnen zuträglicheren geſtellt. Seine Stürme und Wetter ſind oft über ſie ergangen, damit ihre Wurzel und ihr Stamm feſter würden, bis die Früchte den vollen Wuchs erreichten, dem der milde Sonnenſchein die Reife gab.

Aus ſo vielen uns vor Augen liegenden Beiſpielen heben wir hier nur Eines hervor, darin uns gezeigt wird, daß die Trübſal lehret merken und achten auf das Wort, an welchem allein das Menſchenherz feſt werden kann und geſchickt für das Werk des Lebens, zu dem wir berufen ſind in Zeit und Ewigkeit. Zwar hätte uns das Gleiche die Geſchichte jedes Treuen im Lande lehren können, den der Herr in die Zucht ſeiner Gnade und ſeines Geiſtes nimmt; das Bild gewinnt aber an augenfälliger Herrlichkeit und an Kraft ſeines Eindruckes, wenn es ein ſo hoch im Lichte ſtehendes iſt, wie das Leben Alfreds des Großen es war. Denn die Geſchichte dieſes Heldenkönigs von England iſt zugleich die Geſchichte ſeines ganzen Volkes.

An wenig andern zu großen Thaten bereiteten Menſchen ſind die Gaben und Zeichen ihrer Erwählung und Beſtimmung ſo frühe ſichtbar geworden, als an Alfred. Schon in dem Weſen des vierjährigen Knaben lag eine ſolche Macht, andere Menſchenſeelen an ſich zu ziehen und für ſich zu gewinnen, daß Alle, die dem Kinde naheten, ſich in ſeltener Weiſe bewegt fühlten. Denn über den Reizen der äußern Schönheit und der überwallenden Fülle der muntern Lebenskraft, im Verein mit holder Freundlichkeit, dämmerten in ihm ſchon zuweilen, gleich vorbeieilenden Blitzen, Ahnungen und Gedanken eines Geiſtes auf, der nicht nur über das gewöhnliche Maß des Verſtändniſſes ſeines eigenen kindiſchen Erkennens, ſondern über das ſeiner zeitgenöſſiſchen Umgebung hinausreichte. Nicht nur für die beiden Eltern, den König Adelwolf und ſeine Gemahlin Osburga, ſo wie für die ihnen nahe ſtehenden Edlen des Landes war der Knabe eine Luſt der Augen und des Herzens, ſondern auch ganz fremde Männer, deren Neigungen und Urtheil unbeſtochen von jeder Parteilichkeit waren, mußten den Zug zu dem ſeltenen Kinde empfinden. Dieß bezeugte ſich namentlich auf der Reiſe nach Rom, zu welcher der Vater, König Adelwolf ſeinen kleinen Liebling mit ſich nahm, als dieſen der Papſt Leo IV an Kindesſtatt annahm und ihm die Salbung zur königlichen Würde gab. Eine Handlung, deren innerer Beweggrund auch dem Volk der Heimath nicht fremd war, wenn dieſes in Alfred einen künftigen Herrſcher, mächtig an Thaten des Schwertes zu erblicken meinte, wie ſein Großvater König Egbert dieſes geweſen.

So fand ſich bei Alfred, dem Knaben, alles das beiſammen, was in ihm die Kräfte des Selbſtgefühles wecken, verſtärken und zu außerordentlichen Thaten führen konnte. Es war die Triebkraft eines in friſcheſter Lebensfülle ſtehenden Gewächſes, welches ſeinen Gipfel zu ſtolzer Höhe erheben, ſeine Zweige in weitem Umkreis entfalten konnte, ohne an dieſem Gipfel und in dieſen Zweigen die Früchte zu zeitigen, nach denen das Auge des Gärtners ſich umſiehet. Darum nahm dieſer ſchon frühe den jungen, edlen, auserleſenen Baum in ſeine ganz beſonders ſcharfe Zucht.

Als Alfred im Jahre 849, zwölf Jahre nach König Egberts Tode, geboren ward, da hatte Osburga, ſeine Mutter, die Ehe mit ihrem königlichen Gemahl Adelwolf ſchon mit vier andern Söhnen und einer Tochter geſegnet. Für Alfred, das jüngſte ihrer Kinder, war hierbei keine Ausſicht auf einen künftigen Fürſtenthron geblieben, obgleich nach der beſtehenden Ordnung der jüngere Bruder ein Erbe der Herrſcherrechte der älteren werden konnte.

Schon ein Blick auf dieſe untergeordnete Stellung konnte ſpäter für Alfreds Seele ein Gegengewicht gegen den zu hohen Flug des Selbſtgefühles werden, unmittelbar aber und tiefer traf jetzt das Herz des Kindes ein anderes Leid: der Tod ſeiner frommen, zärtlichen Mutter, deren Stelle ihm die zweite Gemahlin des Vaters, die Prinzeſſin Judith aus dem hochgebildeten Frankreich niemals erſetzen konnte. Kamen doch während der Abweſenheit des nur wenig thätigen Adelwolf noch manche andere Züchtigungen und Leiden über ſein königliches Haus, von deren Folgen alle Mitglieder deſſelben, ſo wie das ganze Volk hart betroffen wurden. Adelſtan, der älteſte unter den Söhnen des Königes, der nächſte künftige Thronerbe war in einer Schlacht gegen die Pikten gefallen; außer dieſen Feinden verheerten die Dänen das Land mit Feuer und Schwert. Und zu dieſen äußeren Feinden geſellte ſich ein innerer: Adelbald, der zweite Sohn des Königes, der ſich gegen den Vater empörte und den Thron in unberechtigten Beſitz nahm. Schon war das Volk in zwei Parteien, die eine für Adelwolf, die andere für Adelbald getheilt, ein blutiger Bürgerkrieg ſchien ſeiner Entzündung nahe. Da trug Adelwolf, der Vater, ein Mann des Friedens, dem Sohne die Theilung des Reiches an und beide regierten daſſelbe noch einige Jahre in äußerem Frieden gemeinſam.

Der König Adelwolf hatte noch vor ſeinem Tode mit den Edlen des Landes gemeinſam die Anordnung feſtgeſtellt, nach welcher zwar Adelbald die königliche Obergewalt des Siebenreiches erlangte, zugleich aber auch dem nächſt ihm jüngeren Sohne Adelbright die königliche Herrſchaft von Kent, Suſſex und Surrey zugeſichert wurde. Die beiden jüngſten Brüder: Adelred und Alfred ſammt der Schweſter Adelsvitha erhielten nur Güter.

Alfreds innere wie äußere Entwicklungsgeſchichte zog ſich nach dem Tode ſeines königlichen Vaters in eine verborgene Stille zurück, welche jener zu vergleichen iſt, in der ſich die Bäume des Gartens oder die Saatkörner der Felder im Winter befinden, wenn die Zweige entlaubt daſtehen oder die Keime unter Schnee und Erdreich verdeckt liegen, bis die Frühlingswärme die Blätter und Sproſſen in bekräftigtem Wuchs hervortreibt. Auch ſein ſinnender Geiſt hatte die Keime der Saaten und die anſchwellenden Knoſpen mit ſich in die winterliche Abgeſchiedenheit genommen, dahin er jetzt aus dem Leben der Welt zurücktrat. Am Hofe ſeiner Stiefmutter Judith war in ihm, dem damals noch nicht zwölfjährigen Knaben, durch den Anblick eines ſchön geſchriebenen Buches, welches Heldenſagen in deutſcher (fränkiſcher) Sprache enthielt, das Verlangen nach dem Selbſtbeſitz und dem eigenen Verſtehen der Bücher entzündet worden. Denn als die Königin das koſtbare Büchlein dem zum Geſchenk verſprach, welcher zuerſt ihr daſſelbe vorleſen könnte, erlernte er ſo ſchnell die Kunſt des Leſens, daß er vor allen andern Prinzen und jungen Rittern des Hofes die damals in England nur dem prieſterlichen Stande eigenthümliche Fertigkeit im Leſen erlangte. Wie ein See, der, wenn ſein Damm durchſtochen iſt, ſein Waſſer bald über alle benachbarte Fluren ergießt, ſo nahm jetzt der Geiſt des Knaben, nach Erkenntniß ſtrebend, ſeinen Flug über die ganze, ihm bis dahin verſchloſſene Welt des Wiſſens, welche aus alter Zeit noch in den Büchern fortlebte. Mit dem Leſen und Verſtehen der deutſchen Schriften, oder doch bald nachher, bahnte ſich ſein lernbegieriger Sinn auch den Weg und gewann die Kraft zum Leſen und Verſtehen der lateiniſchen Bücher, deren Inhalt meiſt ein ernſterer, tiefer zu Gemüth gehender war, als jener der fränkiſchen Minnelieder und Heldenſagen ſeines Zeitalters. Mit ungleich höherer Macht ſprachen jetzt die Davidiſchen Pſalmen und andere Lieder aus Iſraels Tempel ſeine Seele an, als die Lieder der Troubadours dies gethan hatten. Und welche Geſchichte ritterlicher Thaten und Abentheuer kam an göttlicher Kraft und Würde dem Inhalt des Buches der Bücher gleich, das die großen Thaten Gottes im Licht einer ewigen Wahrheit beſchreibt. Neben der Schule und Zucht des Geiſtes in ſeinem Innern verſäumte übrigens der Knabe in ſeinem Heranreifen zum Alter des Jünglings auch die ritterlichen Uebungen des Leibes nicht. Er trieb dieſe mit ſolchem Erfolg, daß kaum ein anderer Altersgenoſſe in ſeinem Lande ihn, den Fürſtenſohn im Spiel der Waffen, ſo wie in den Künſten der Jagd übertraf. Beweiſe von Heldenmuth und Kraft im Kampfe mit den Feinden des Landes hatte er ſchon in einer Zeit gegeben, darin Andere zum Spannen des eiſernen Bogens und zum Führen des Schlachtſchwertes noch meiſt zu ſchwach ſind.

Wenn aber mit ſolchen Kräften des Leibes auch die des übermächtigen Selbſtgefühles erwachen wollten, wenn der innere königliche Geiſt mit dem eitlen, weltlichen Triebe der Gedanken und Ausſichten ſeiner königlichen Abkunft in Kampf gerieth, da ward ihm, unter der Zucht des großen Gärtners, der Sieg des Geiſtes über das Fleiſch erleichtert. Eine Demüthigung, welche ſein ganzes königliches Haus, ſo wie auch ihn hart traf, war es, als der gekrönte Erbe des Thrones, der älteſte Bruder Adelbald, gegen die Geſetze Gottes und das Gebot der Kirche die Wittwe ſeines Vaters, Judith zum Weibe nahm. Doch hatte die herzliche Buße des ſchuldigen Ehepaares die Strafe und Schande von dem Königshauſe gewendet. Adelbald ſtarb dann nach kurzer Regierung und der dritte der Brüder, Adelbright nahm den Thron in rechtmäßigen Beſitz, den Antheil der Länder aber, welchen er beſeſſen, erhielt der vierte Bruder Adelred.

Um eine ganze Stufe höher und näher war jetzt Alfred der Beſtimmung gerückt, die er im vorahnenden Gefühl als die ſeines Lebens erkannte. Der etwa möglichen Selbſterhebung dieſes Vorgefühles trat aber in ſeinem Innern ein ſchwer laſtendes Gewicht entgegen, das ihn tiefer hinabzog, als das Selbſtgefühl hinaufſteigen konnte.

Wenn zwei befreundete Wanderer einen gemeinſamen Weg im abendlichen Dunkel gehen, und der voranſchreitende ſtürzt in einen Abgrund hinab, in welchen keine hülfreiche Menſchenhand ihm nachklimmen kann, dann wird der andere, Nachfolgende nicht nur ſeine Schritte hemmen, ſondern mit Furcht und Sorge jeden derſelben überwachen, damit ſein Fuß auf ſicherem Boden bleibe. Die große Schuld und öffentliche Schande, in welche der königliche Bruder Adelbald durch ſeine blutſchänderiſche Ehe gerathen war, mußte in dem Gemüth des frommen Alfred einen heilſamen Schrecken hervorrufen. Er ſelber ſchon in ſeinem frühen Alter fühlte ſich öfters von Anwandlungen der ſinnlichen Luſt heftig bewegt. Das Beiſpiel ſeines Bruders hatte ihm die Augen geöffnet für die drohende Gefahr, in welche ſeine überkräftige, fleiſchliche Natur ihn führen konnte. In dieſen Kämpfen half keine ritterliche Kraft, noch äußere Wehr und Waffe zum Siege. Aber er hatte andere Waffen kennen gelernt, welche uns das Wort des Lebens in das Herz und in den Mund legt. Oftmals entfloh er dem Lager der nächtlichen Ruhe „bei dem erſten Hahnenſchrei oder in Stunden tagender Frühe; eilte in die Kirche, warf ſich nieder vor die Stufen des Altares und flehte inbrünſtig zu Gott, daß er ihm eine Krankheit ſenden wolle, durch welche die wilden Gluthen unreiner Begierden in ihm gedämpft würden. Bald darauf ward er von einem ſehr ſchmerzhaften Wehe befallen, das ihn dem Tode nahe brachte.“[1] Auf ſein kindliches Gebet wurde nach einigen Jahren dieſer Pfahl im Fleiſch von ihm genommen, der Jüngling genaß und erſtarkte, bis er in ſpäterer Zeit von Neuem in die Schule eines wenn auch nicht ſo lähmenden, doch hartnäckig anhaltenden leiblichen Schmerzens geführt wurde, damit ſein Geiſt ſich der hohen Gaben, die er empfing, nicht überheben möchte.

Nicht allein blieb es bei dieſen tief in das Fleiſch gehenden Schnitten, welche die Hand des Gärtners für das auserwählt edle Gewächs nöthig fand, das ein Baum des Lebens werden ſollte, in deſſen Schirm und Schatten die Ausſaat eines künftigen Geſchlechtes ſein friedliches Gedeihen fand. Alfreds ganzes Weſen und Geſchichte iſt ſo innig verwachſen mit den gleichzeitigen Schickſalen ſeines Volkes, daß alle Freuden und Leiden, welche das Vaterland trafen, faſt zunächſt und zuerſt auf den Mann eindrangen, welchen Gott zu einem Engel ſeiner hartbedrängten Gemeinde geſetzt hatte. Denn Alfreds Gefahren und Hoffnungen, ſo wie ſeine Bewahrungen, Rettungen und Siege waren die des ganzen damaligen Volkes in England und aller künftigen Geſchlechter deſſelben.

---

[1] Alfreds des Großen Leben, von Frau Stollberg. XVIII, 7 (nach Aſſer).

Das allgemeine Wohl und Wehe war dem ſiebzehnjährigen Jüngling näher noch als vorher ans Herz gelegt, als im Jahr 866 ſein Bruder Adelbright, der König geſtorben war und nun Adelred den Thron beſtieg. Denn dieſer, nach dem letzten Willen ſeines Vaters übergab jetzt jenen Theil der Länder an den jüngeren Bruder Alfred, den er ſelber neben Adelbright beherrſcht hatte. Als die beiden einzigen noch überlebenden Söhne aus König Adelwolfs Geſchlecht ſich die Hand reichten zum treuen Bunde für das gemeinſame Werk der Thaten und Kämpfe, da war eine Zeit, in welcher man mehr denn ſonſt die Todten ſeliger preiſen mochte, als die Lebenden, wenn jene in ſolcher Weiſe zu ihrem Frieden eingegangen waren, wie der wahrhaft gute und edle königliche Bruder Adelbright. Für Englands Bewohner waren damals jene Tage der Trübſale gekommen, in denen Gott der Herr zu Gericht ſitzet uber ein ganzes mit Blutſchulden beſlecktes Volk und an ihm heimſuchet die alten Sünden der Väter, ſo wie ihrer der Zucht ſeiner Hand bedürftigen und würdigen Nachkommen. Was die heidniſchen Angelſachſen an den früheren Beſitzern des Landes, an den Britten verſchuldet hatten, deren Blut ohne Anſehen des Geſchlechtes und Alters ſie ungerecht vergoßen, deren chriſtliche Prieſter ſie hinſchlachteten, deren Kirchen und klöſterliche Schulen ſie zerſtörten, das wurde jetzt in eben ſo ſchonungsloſer Weiſe durch das Schwert der ſkandinaviſchen Seeräuber an ihnen gerochen. Unter dem allgemeinen Namen der Dänen begriff man jene Völkerſchwärme aus der Heimath des nordiſchen Eiſens; ein Geſchlecht der Starken, das, ſo wie die Vögel ihren Schwingen, ſeinen Schiffen vertraute. Dieſe nahm es, wie die Schnecke ihr Haus, überall als ſchirmendes Obdach und Heimathsſtätte mit ſich an die fremden Küſten, um da ein wehrlos wohnendes Volk zu vertilgen und zu berauben, oder wenn daſſelbe zu kräftigem Widerſtand ſich aufmachte, ihre Schwingen — die Segel — zu erheben und anderswohin zu ziehen. Wie der geflügelte Raubvogel durch Schnelle der Bewegung, durch Kraft ſeiner ſcharfen Klauen obſiegt über das auf ſeinen Füßen gehende Thier der Felder und Wälder, ſo gelang dieſes ſelbſt den mordluſtigen Schwärmen der Hunnen durch die Schnelle ihrer Roſſe und leichten Waffen im Kampf mit den Deutſchen, und noch mehr den leichtſegelnden Raubvögeln des Nordens in England. Ueber zwei Drittel des angelſächſiſchen Siebenreiches waren im Beſitz der Dänen, deren kriegeriſcher Uebermuth durch die Rachſucht der Söhne des Ragnar Lodbrok zu helleren Flammen entzündet war. Die chriſtlichen Kirchen, die Klöſter mit ihren koſtbaren Sammlungen der Bücher waren zerſtört; das Land, von ſeinen alten Bewohnern entvölkert, ein Luſtlager der Feinde über den Gräbern; die meiſten Städte, auf ihren Gaſſen mit unbegrabenen Leichen beſtreut, glichen einem verlaſſenen Vogelneſt, darin keine Feder ſich regt. Nur ein wahrhaft von Gott begeiſterter Mann und Held im Glauben konnte damals ſein Volk aus der Gefahr des allvertilgenden Verderbens retten.

Schien aber doch auch noch in anderer Weiſe, als durch das Schwert der Feinde, Gottes Hand ſchwer auf dem Volk zu laſten, als dieſes im Jahr 869 von Hungersnoth und Seuche nach Zahlen von Tauſenden aus ſeinem Elend dahingenommen wurde. Der heidniſche Feind hatte kein Erbarmen mit dem von ihm zertretenen, in Noth und Hunger hinſterbenden Volke. Immer neue Schaaren der kühnen Seeräuber kamen vom Meere her, bedeckten das Land, deſſen Früchte ſie verzehrten. Wie der Schuß eines Jägers, der aus den Tauſenden der geflügelten Verderber, die ſein Land verwüſten, einige tödtet, während die andern in die Luft ſich erheben, um bald in verſtärkter Schaar wiederzukehren, ſo erfolglos waren die Thaten des Schwertes, durch welche die beiden königlichen Brüder Adelred und Alfred einzelne Siege über die Dänen erkämpften. In einer dieſer Schlachten empfing König Adelred die Todeswunde des Helden, an welcher er bald nachher (im Jahr 871) ſtarb und Alfred, der jüngſte unter fünfen der Brüder, ſelbſt noch ein Jüngling von 22 Jahren, war jetzt der einige, rechtmäßige Erbe des väterlichen Thrones. Er war dieſes nicht nur nach dem letzten Willen ſeines Vaters und nach der Stellung ſeiner Geburt allein, ſondern nach dem laut und allgemein erklärten Verlangen des ſelbſt noch in ſeinen vereinzelten Reſten freudig kräftigen Volkes. Er nur allein, zweifelnd an dem ausreichenden Maß ſeiner jugendlichen Kraft, ſtand dem Verlangen der Menge entgegen, bis eine Verſammlung der Weiſen des Landes (Wittenagemot), beſtehend aus den Biſchöfen, Aebten, rechtskundigen Räthen und Edeln des Landes, einmüthig ihn zum Herrſcher des Landes beſtimmte und er dem Ausſpruch folgend zu Wincheſter aus der Hand des Biſchofs die Krone als eine Gabe empfing, die nach einem höheren Rathe ihm kam, als der menſchliche iſt.

Ein Schrecken von Gott ſchien in die übermächtigen und übermüthigen Feinde gekommen zu ſeyn, als dieſe nach der erſten Schlacht, in welche Alfred ſein geſchwächtes Heer bei Wilton gegen die Dänen führte, einen Friedensvertrag mit Alfred eingingen, in deſſen Folge ſie ſein Land, Weſtſachſen räumten und nach Mercia zogen. Denn jene Schlacht bei Wilton war zwar durch ungewöhnliche Thaten der Tapferkeit zuerſt für Alfreds Heer ſiegreich geweſen, in ihren Folgen aber dennoch durch die Unbeſonnenheit ſeiner ſiegestrunkenen Männer verloren gegangen, als dieſe in den an Zahl ihnen mächtig überlegenen Feind nachſetzend eindrangen. Eine Ruhe von fünf Jahren war jetzt dem jugendlichen Herrſcher geworden, ſein Geiſt aber ruhete nicht, ſondern wendete ſein ganzes Sinnen und Denken auf das einzige, wirkſame Mittel zur Abwehr der Feinde, die in immer vermehrten neuen Schaaren England überflutheten. Dieſes Mittel war der Bau einer Kriegsflotte. Daß der Gedanke hieran ein lebendiger Keim ſey, welcher auch unter dem Schnee eines plötzlich eintretenden Nachwinters nicht umkam, erwies ſich bald nachher. Denn ſchon im Jahr 876 brachen die Dänen bei Nacht aus Cambridge auf, und fielen, uneingedenk des früher abgeſchloſſenen Friedens in Alfreds Reich ein. Zwar trat dieſer ihren gewaltigen, ſich ſtets vermehrenden Heerhaufen in ſieben Schlachten ſo kräftig entgegen, daß ſie von Neuem Frieden mit ihm ſchloſſen und aus ſeinem Reich abzuziehen verſprachen. Treulos jedoch überfielen ſie bei Nacht die ſächſiſche Reiterei, tödteten die Krieger, raubten die Pferde und zogen dann nach Exeter. Während Alfred ſie hier im engeren Kreiſe umſchloß, zog er zugleich einen ungleich weiteren Kreis um ihre Macht, welcher ihren verheerenden Einfällen allmälig einen feſten Damm entgegenſetzte. Der Rath, dieſen Feinden, deren Stärke in ihren Schiffen lag, eine gleich ſtarke oder ſtärkere Macht der Schiffe entgegen zu ſetzen, war dem frommen König nicht wie ein beiläufiger Einfall aus Fleiſch und Blut gekommen, ſondern ſeinem Geiſt durch einen höheren Geiſt gegeben worden, der die Schickſale und das Wohl der Völker bedenkt. Dies bezeugte der auffallende Segen, der auf dem neubegonnenen Werke des Königes lag. Denn obgleich Alfreds kleine Flotte nur der ſchwache Anfang einer künftigen Seemacht war, gelang es ihm dennoch, eine däniſche Flotte von 120 Schiffen, welche neues Kriegsvolk zum Entſatz von Exeter nach England hinüberführen ſollte, zu bewältigen. Daß es aber noch eine höhere Macht als die menſchliche ſey, die hier dem Sieg der Engländer ſeinen vollkommenen Ausgang gab, das zeigten bald hernach die Trümmer der feindlichen Schiffe, die der Sturm am Geſtade zerſchellt hatte, und die Leichname der Feinde, welche er an das Land warf, dem ſie ſelber Tod und Verderben bringen wollten. Als aber jetzt das noch immer furchtbare Heer der Feinde zwar Exeter verließ und ſcheinbar einen Frieden einging mit Alfred, bald darauf aber ſein Land und ſein Volk mit Raub, Mord und Brand heimſuchte, da zog ein neues Wetter der Trübſal über dem Leben des jungen Herrſchers auf. Wohin hatten alle ſeine Siege, ſeine von dem Feinde bewunderte Thaten der Tapferkeit ihn geführt? Das Heer ſeiner Tapfern war in jeder der blutigen Schlachten, durch jeden hinterliſtigen Ueberfall der Feinde kleiner geworden; das Land durch Mord und Hungersnoth entvölkert, während die Schaaren der Dänen, unzählbar wie die Körnchen der Staubwolken, welche der Sturm vor ſich her treibt, aus Nordoſten herüberkamen in das verödete mit Todtengebeinen beſäete Gefilde. Alfred von allen, er ſelber mehr als ſeine Schiffe und die Schwerter ſeiner Krieger, wurde jetzt noch von den Feinden gefürchtet; mit dem Fall dieſes Einen war, ſo ſchien es, ganz England ihre ſichere Beute. Hatten ſich doch ſchon viele Sachſen aus ihrem Lande nach Frankreich und Wallis oder in Wälder und Gebirge geflüchtet, andere unter die däniſche Herrſchaft ſich gebeugt. Alfred aber, in der Kleidung eines

Bauern, irrte als ein Flüchtling in ſeinem eigenen Lande herum, ſo daß ein großer Theil ſeines Volkes ihn als todt betrauerte. Während er jedoch als Knecht bei einem Hirten diente und in jeder andern Weiſe ſelbſt durch Mangel an Brod, deſſen letztes ihm übriges er mit einem Bettler getheilt hatte, zu den unterſten Ständen ſeines Volkes erniedrigt war, hatte der Liebesrath des großen Gärtners, der dieſen jungen Lebensbaum in beſondere Zucht genommen, den höchſten Gipfel erreicht. Alfred, dieſer ſeltene König, ſollte und mußte mit ſeinem ganzen Volke, bis in die ärmſten Hütten deſſelben hinab verbrüdert und gleichartig werden; er mußte, wie ſein tiefblickender Zeitgenoſſe Aſſer ſagt, auch die letzten Spuren des Hanges abſtreifen, ſich über die Niedrigen in königlicher Vornehmheit zu erheben. Ein Zeichen von Gott ſelber ihm gegeben verkündete ihm, daß jetzt die rechte Stunde gekommen ſey, als König und Held an die Spitze ſeines Volkes zu treten. Ein Häuflein ſeiner Getreuen, das unter der Führung des tapfern Grafen Oddun die Felſenburg Kinwith noch beſetzt hielt, war von dem vornehmſten Heer der Feinde, das von Hubba, dem Sohne Ragnar Lodbroks geführt wurde, hart umlagert. Durch Hunger und Durſt ſollte es in den feſten Mauern oder außerhalb dieſer durch die Schwerter der hundertfach überlegenen Dänen vertilgt werden. Oddun aber, an einem trüben Morgen überfiel die in ihrem Kraftgefühl trunkenen, noch feſt und ſicher ſchlafenden Feinde. Hubba und faſt alle ſeine Krieger wurden erſchlagen, die durch Zauber, wie man meinte, unüberwindlich geſchützte Heerfahne Reaſtan kam in die Hand der Sieger; ein neuer Schrecken von Gott ging durch alle im Lande ſtehenden und herumſtreifenden Rotten der mörderiſchen Feinde.

Wer Alfreds Geſchichte kennt, deſſen Geiſte wird noch jezt der Felſen zu Brixton am (vormaligen) Walde Selwood, in Sommerſetſhire ein lautes Hoſianna zurufen. Denn hier war es, wo Gott dem Helden, der Ihm vertraute, zur endlichen Ausführung ſeines großen Werkes das Gelingen gab. Dahin, an dieſen Felſen hatte Alfred am ſchönen Pfingſtfeſt 879 die Treuen im Lande durch heimliche Botſchaft berufen; hier trat er, der von Vielen für todt gehalten, unter ihrem lauten Zujauchzen in die Mitte ſeiner Tapfern. Er ſelber war, als Harfenſpieler verkleidet, alles durchſpähend durch die Lager der in Sicherheit von ihrem Raube ſchwelgenden Feinde gegangen; wie ein Wolf die wiederkäuenden Böcke, überfiel er jezt das von keiner Gefahr träumende Heer der Mordbrenner und Räuber. Dieſe, wie von Gideons Poſaunen aufgeſcheucht und rathlos fielen unter dem Schwert ihrer Schlachter haufenweiſe dahin, ſelbſt die Mauern der Burg, darein Einige mit ihrem König Guthrun ſich geflüchtet, ſchienen ihnen nicht ſicher genug, ſie unterwarfen ſich der Gnade des großen Alfred, traten zum Theil mit ihm in den Bund der Taufe.

Bei dieſer, wie bei ſpäterer Gelegenheit hat Alfred und mit ihm ſein Volk gezeigt, was die Pflicht des Chriſten ſey, wenn der überwundene Feind ſeine Vergebung und Gnade ſucht, auch wenn derſelbe ein Mörder vieler der Unſrigen war. Nicht Blutrache, noch Rache der beleidigten Ehre ziemt Denen, die Chriſtus durch ſein Blut aus der Tiefe ihres Verderbens und der ewigen Schande rettete, denn dieß ſind Thaten der Heiden, und ein mächtigerer Bluträcher als der armſelig menſchliche, wird die Schuld nachſuchen, von einem Geſchlecht der Mörder zum andern. Alfred nahm die durch ſeinen doppelten Sieg des Schwertes und des Evangeliums überwundenen Feinde als friedliche Unterthanen und Mitbürger auf.

Englands Retter und erhaltender Schutzengel, Alfred, war bei der entſcheidenden Kriegsthat bei Eddington im Jahr 879, dreißig Jahre alt. Gott ſelber hatte ihn erſt jetzt in ſeinem Königreich feſtgeſtellt und beſtätigt. Obgleich die Zucht des Gärtners hier zu ihrem Ziel gekommen ſchien, ließ die Hand deſſelben mit ihrem, dem Fleiſche wehethuenden Wirken und Walten dennoch von ihrem Erwählten nicht ab. Seit den glänzend lieblichſten Tagen ſeiner Jugend, in denen er mit friſchem Muth als Mitregent des Bruders die Zügel der königlichen Herrſchaft in ſeine Hand bekommen und bald hernach als 19jähriger Jüngling in ſeiner Ehe mit der edlen, ihm gleichgeſinnten Alswitha das höchſte Glück häuslichen Lebens gefunden, war ihm ein Zuchtmeiſter gegen alle überwallende Erhebung des fleiſchlichen Selbſtgefühles beigeſellt worden: ein leiblicher Schmerz, deſſen Sitz und Urſach die Aerzte nicht erkannten. Dieſer durchdrang ihn oftmals, bei Tage wie bei Nacht plötzlich wie ein Pfeil und verließ ihn nur ſelten ganz. Solch ein leiblicher Schmerz, wie manche Leiden von außen, welche ſein Volk und in dieſem ſein eigenes theilnehmendes Herz trafen, hatten auf ſeinen Geiſt die gleiche Wirkung, wie auf die Magnetnadel im Compaß die Erhebung vom Boden, auf welchem ſie für ſich ſelber, durch den Zug der Schwere darnieder gehalten, regungslos liegen bleiben würde. Und hier in ſeiner rechten, ſeinem Weſen angemeſſenen Freiheit, ſetzte ſich ſein wahrhaft königlicher Geiſt alsbald in jene Stellung zu dem Quell aller Kraft, alles Lebens, alles Guten, welche er unverrückbar feſt beibehielt: zu Gott und ſeinem Wort. Selbſt in beſtimmten Stunden der Nacht erhob er ſich zum Gebet in ſeiner kleinen Hauskapelle, und am Tage ſuchte er oft hier, in ſtiller Abgeſchiedenheit das

Angeſicht ſeines Herrn. Mitten in dem Thatendrang ſeines äußern Lebens fand er Zeit, ſich mit dem Leſen des göttlichen Wortes und ſolcher menſchlichen Werke, die von der Weisheit zeugten, welche von oben iſt, zu beſchäftigen. Und wie jede andere gute Gabe, ſo wollte er vor Allem dieſe mit ſeinem Volke theilen. Darum ſorgte er mit eigener Hand, wie durch fremde Hände ohne Aufhören dafür, daß die Bücher der Offenbarung, ſo wie Werke der Menſchenhand, die von dem Geiſt der ewigen Wahrheit durchdrungen ſind, aus ihrer, dem Ohre des Volkes unvernehmbaren, fremden Sprache in angelſächſiſche Mundart überſetzt wurden. Ueberhaupt lag ihm ſelbſt die Beförderung der wiſſenſchaftlichen Bildung der Schulen unter ſeinem Volke ſehr nahe und ernſt am Herzen. Der Stengel der Waſſernuß,[1] welche in ihren verſchiedenen Arten Tauſenden von Menſchen eine wohlthuend nahrhafte Speiſe gibt, hat, ſo weit er im Waſſer ſteht, in der Mitte ſeiner vieltheiligen, zarten, nur zum Einſaugen des Waſſers gemachten Blättchen einen gleichmäßig rund geformten Stengel. Nach oben aber, in ſeinen verzweigten Enden, erweitert ſich dieſer, wie durch Anſchwellung entſtellt. Und was ſoll dieſes? Es ſollen dieſe Anſchwellungen, welche die nach innen leeren Stengel leichter machen, den oberſten, anders geſtalteten, breiteren Blättern und den aus ihrer Mitte ſich entfaltenden Blüthen und Früchten das Freiwerden und die Erhebung über das Waſſer möglich machen und erleichtern. Ohne dieſes würde das Licht von oben keine ſeiner neuen Schöpfungen zur Blüthe und zur fortzeugenden Frucht verwandeln können. So kann und ſoll auch die äußere, ſchulwiſſenſchaftliche Bildung zuvörderſt den Geiſt der Völker über den fleiſchlichen Zug nach unten erheben, damit die Magnetnadel frei ihre Angelpunkte aufſuchen und finden könne.

---

[1] Trapa natans.

Wie zunächſt in ſolcher geiſtigen Weiſe Alfred für das Heil und die Freiheit ſeines Volkes geſorgt hat, ſo that er es auch in leiblicher Weiſe. Aus einem Mitgefühl für ſein Volk und ſein Land ſind alle die Thaten ſeines königlichen Wirkens hervorgegangen, denen Gott das Siegel, daß ſie als von Ihm ausgingen, durch ihr oft unerwartet glückliches Gelingen aufdrückte. Eine Flotte zum Schutz der Küſten, ein ſtehendes Heer in dem Innern des Landes, erhoben England zu einer Macht unter den Völkern, welche Haſtings kriegsmächtiger Eingriff in Alfreds friedlichen Aufbau nicht mehr vernichten konnte. Selbſt mit den alten Bewohnern des Landes, mit den Britten ſchloß Alfred einen Bund des Friedens, der die geweſenen Feinde für immer mit ſeinem Volk vereinte und brüderlich verband. War es doch, als ſey Alfreds Geiſte ein prophetiſches Hellgeſicht in fernkünftige Zeiten ſeines Volkes aufgegangen, als er durch ſeine Geſandtſchaft nach Indien ein Band mit dem fernwohnenden Volk des Oſtens anknüpfte, das in ſpäteren Tagen ſeine ganze Bedeutung erhalten hat. Aber dieſes Ferngeſicht war über alle Zeiten und Räume nach jener ewigen Heimath des Geiſtes gerichtet, dahin das Sehnen des großen Fürſten längſt vorausgeeilt war. Als er, im Jahr 901, nach 30 Jahren von dem Thron der Herrſcher und all den Mühen deſſelben abgerufen wurde zu dem Lohne und Frieden eines treuen Knechtes, da konnte er mit einem Hoſianna ſcheiden, denn Gott ſein Herr hatte Alles durch ihn und an ihm wohl und herrlich gemacht. Das Meiſterwerk des großen Gärtners ſtehet als vollendeter Lebensbaum vor unſern Augen da.

24. Das Loblied der Welten.

Die Weiſen des Alterthums reden von einer Harmonie der Sphären: von einer Muſik, einem Geſang der Wandelſterne in dem Flug und Schwung auf ihren Bahnen. Wenn auch das Menſchenohr das harmoniſch tönende Saitenſpiel des raſtlos bewegten Weltalls nicht vernimmt, ſo erkennet doch der forſchende Geiſt ſchon in der Anordnung der Bahnen und der Zeitmaße der Bewegungen der Wandelſterne und ihrer Monden die Zuſammenſtimmung aller einzelnen Sphären oder Saiten für die hehren Harmonien, deren Töne der allbewegende Finger des Meiſters der Sphären in ihnen weckt.[1]

Der Sangvogel begleitet die Töne ſeiner Stimme mit dem Schlag der Flügel, welchen unſer Auge ſiehet, das Ohr aber nicht vernimmt. Den Felſen, der von der Höhe ſeiner Gebirgswand ſich ablöst, ſehen wir herabſtürzen ins Thal, hören das furchtbar laute, dumpfe Getöſe ſeines Aufſchlagens auf dem Boden, aber dieſes Getöſe iſt kein Ton, ſondern ein Schall. Von dem Schall überhaupt wiſſen wir, daß er in einer Sekunde der Zeit einen Raum von nahe 1024 Fuß durchläuft. Der ruhende Körper iſt für uns lautlos ſtill, nur der bewegte regt die Luftwellen zu der gleichen Bewegung auf, die unſer Ohr vernimmt.

---

[1] Ausführlicher habe ich mich mit der harmoniſchen Zuſammenſtimmung der Naturverhältniſſe des Planetenſyſtems beſchäftigt in meinem „Handbuch der Kosmologie“ (Nürnberg bei Schrag. 1823), Abth. II., §. 31 bis 43.

Damit aber der Schall zum eigentlichen Ton einer muſikaliſchen Scala werden könne, muß ſein Lauf durch das Zuſammenwirken zweier Kräfte beflügelt ſeyn. Wenn der abgelöſte Fels von ſeiner Felswand hinabſtürzt in das Thal, da wird das laute Getöſe ſeines Falles nur durch die eine Kraft der Schwere bewirkt, die den fallenden Körper hinabzieht zur Erde. Wenn aber der Finger eines Harfenſpielers die feſtgeſpannte Saite anziehet und alsbald ſie wieder aus ſeinem Zuge entläßt, da wird der Ton, den ſie vernehmen läſſet, durch zwei ſich entgegentretende Kräfte hervorgerufen: durch den Zug des Fingers und durch die Haltkraft der geſpannten Saite, welche dieſe in ihre gerade Richtung wieder hinüberſchnellt. Bei den Tönen der Orgel oder eines andern blaſenden Inſtrumentes iſt es der kräftige Gegenhalt (Widerſtand), welchen die mehr oder minder verengten, längeren oder kürzeren Schallröhren durch ihre Wände und Oeffnungen dem bewegten Strome der Luft entgegenſetzen, welcher durch ſie hindurchfährt. Das elaſtiſche Blättchen der Orgelpfeifen, welches durch die Kraft des Luftſtoßes und die ſeiner eigenen Spannung bewegt in ſchneller Aufeinanderfolge die Oeffnungen abwechſelnd aufthut und verſchließt, erinnert, wenn auch nur entfernt, an den Bau und die Einrichtung der Luftröhre der vollkommeneren, tonfähigen Thiere, ja ſelbſt an den Bau der menſchlichen Stimmwerkzeuge. Das Zuſammenwirken der beiden Kräfte, welches in der Stimme des athmenden Thieres zum unterſcheidbaren

Ton wird, geht im Innern ſeines Leibes freilich nur aus ſchwingenden Bewegungen hervor, die für unſer Auge unmerklich ſind; wenn aber die menſchliche Kunſt aus der geſpannten Saite oder aus dem Metallſtab dieſelben Töne hervorbringt, welche die Orgel anſtimmt oder der Vogel ſingt, dann legt ſie dem beobachtenden Auge das offen dar, was dort im Verborgenen geſchieht. Wir erkennen dann, daß die Geſchwindigkeit (die Zahl der Schwingungen in der gleichen Zeit) bei einer tönenden Saite oder bei einem Stabe von ſchwingkräftigem (elaſtiſchem) Metall, den Unterſchied zwiſchen den höheren und tieferen Tönen begründe. So hat man berechnet, daß bei dem tiefſten Tone, den die Orgel anzuſtimmen vermag, in jeder Sekunde 16 Schwingungen oder Wellen in der Luft, deren jede 64 Fuß Länge hat, angeregt werden und zu unſerem hörenden Ohr ſich fortſetzen. Die Zahl der Schwingungen, welche der tiefſte Baßton einer Männerſtimme der umgebenden Luft mittheilt, wird in einer Sekunde zu 86, jene, welche dem höchſten Ton einer weiblichen Diſcantſtimme entſpricht, zu 1280 angegeben. Auf jede höhere Octave kommt die doppelte Zahl der Schwingungen. Während jedoch die menſchliche Stimme, zuſammengenommen bei beiden Geſchlechtern noch nicht volle vier Octaven beherrſcht, gehet der Bereich des Hörbaren für ein fein unterſcheidendes Menſchenohr noch ungleich weiter, bis auf 9 Octaven hinaus. Und wo der forſchend nachgehende Gehörſinn mit ſeinen Berechnungen dem eilenden Gang des Bewegens der Luftwellen nicht mehr zu folgen vermag, da wollen die Wahrnehmungen des Auges dem berechnenden Verſtand hülfreich zur Seite treten. Es iſt dann nicht mehr die Zahl der irdiſchen Luftwellen, ſondern die der Wellen des leuchtenden Aethers, zu deren Berechnung der forſchende

Verſtand ſich erhebt. Wenn jedoch derſelbe von einer Zahl der Schwingungen redet, durch welche der Lichtſtrahl in unſerem Auge die Erſcheinung der rothen oder die der violetten Farbe hervorbringt, dann erkennt man bald, daß hier der nachrechnende Sinn mit dem Spiel ſeiner Zahlen in einer Region allein gelaſſen ſey, in welcher ihn jeder ſichere Anhalt der äußern Wahrnehmung verlaſſen hat. Aber die höhere Region eines geiſtigen Vernehmens ſtehet ihm offen, in welcher die Lehre von der Harmonie der Sphären, von dem Loblied der ſichtbaren Welten beſſer verſtanden wird, als in der Geſchichte der hörbaren Töne und der ſichtbaren Farben, mit welchen die Phyſik uns bekannt machet. Wir gehen hier mit den Worten einer uranfänglichen Weisheit Hand in Hand, welche höher iſt, als die des klaſſiſchen Alterthums und der heidniſchen Tempel.

* * *

„Die Himmel,“ ſo ſagen jene Worte, „erzählen die Ehre Gottes“ — „Lobet Ihn,“ ſo rufet das Wort den geſchaffenen Welten zu, „Sonne und Mond und alle leuchtenden Sterne,“ — es verkundiget uns von einem „Lobgeſang der Morgenſterne.“[1]

Die geheimnißvollen Geſtalten der Cherubim im Allerheiligſten, mit ihrem gegen die Bundeslade hinabgebeugten Angeſicht und mit ihren zum mächtigen Aufflug gerüſteten Flügeln ſind ein erhabenes Gleichniß des wahren, aus der Tiefe kommenden, bis zum Throne aufſteigenden Gebetes. Die Wandelſterne, in dem Fluge durch ihre Bahnen geben uns im Reiche des Sichtbaren daſſelbe Gleichniß. Denn was iſt der Lebensathem des wahren, rechten Gebetes, welches durch die Welt des Geſchaffenen zu Gott dem Schöpfer hindurchdringet? Sein Aus- und Eingehen iſt ein beſtändiges Beugen der Creatur vor ihrem Schöpfer und zugleich ein Aufſteigen der demuthsvollen Liebe zu Ihm. Betrachte daneben den Lauf der Wandelſterne in dem Kreiſe ihrer Bahnen. Das Fortſchreiten des gehenden Menſchen auf ſeinem Wege beſtehet durch einen beſtändigen Wechſel des Niederſinkens zum Boden und der Wiedererhebung. Die Macht der allgemeinen Schwere iſt es, welche den ganzen Leib und insbeſondere beim Gehen den aufgehobenen Fuß hinabziehet nach dem Planeten, der ihn trägt, die eigene Lebenskraft des Muskels erhebt ihn zum Weiterſchreiten auf ſeinem Pfade. Die Schwingungen der Luftwellen, welche der Ton erzeugt, ſind für unſer ſinnliches Forſchen noch mit Sicherheit erkennbar. Ungleich weniger ſind dieß die Schwingungen der Wellen des Aethers, welche nach den Lehren der Phyſik der Lichtſtrahl bei ſeiner prismatiſchen Zertheilung in die rothe oder violette Farbe hervorrufet. Bei dem Lauf der Weltkörper auf ihren Bahnen durchdringen ſich ohne Aufhören und in einem für unſer Wahrnehmen nicht unterſcheidbaren Wechſel der Drang zur Beugung nach der anziehenden, herrſchenden Macht, welche, als Sonne, in der Mitte der Bahnen thronet, und die Regung des Schwunges, durch welche das geſchaffene Leben in eigener Kraft einhergehet. Beide kommen dem endlichen Weſen gleichzeitig aus demſelben Quell: aus der Macht des Schöpfers, welche wie der Athem in eine lebende Bruſt, in die Creatur eingehet und aus ihr ausgehet. Denn der ſie durchwirkende Zug der Schwere nach der herrſchenden Mitte hin iſt der eingehende, der Trieb zum Fortſchwung iſt der ausgehende

---

[1] Pſ. 19, 2, 148, 3; Hiob 38, 7.

Athemzug. Bei den lebenden Geſchöpfen unſerer Sichtbarkeit ſteigert ſich oder ſinkt mit der Vollkommenheit und Kraft des Athmens zugleich auch die Vollkommenheit und Kraft des ganzen Weſens. So wächst auch bei den Weltkörpern das Maß der ſelbſtſtändigen Fortbewegung auf der eigenen Bahn mit der Anregung, welche als Zug der Schwere aus der herrſchenden Macht der Mitte kommt. Je näher an der Sonne, deſto kräftiger und tiefer iſt die Beugung der Wandelſterne nach dieſer hin, deſto kräftiger und ſchneller aber auch der Fortſchwung ihrer eigenen Bewegung auf dem Weg der Bahn.

Dieſe Steigerung nach beiden Seiten hin folget einem augenfälligen, mathematiſch genau abgewogenen Naturgeſetze. Im Vergleich mit Uranus ſtehet Mercur über 49½ mal näher bei der Sonne; der Umkreis ſeiner Bahn iſt um eben ſo viel kleiner, als jener der Uranusbahn. Während jedoch Uranus ſeinen Jahreslauf im Kreiſe auf dieſer Bahn nur einmal zurücklegt, durchläuft Mercur ſeinen 49½ mal kürzeren nicht nur 49½, ſondern 349 (genau 348,36) mal; denn ſo viel Jahre des Mercur gehen auf ein einziges Uranusjahr. Jener bewegt ſich deßhalb mehr denn 7 mal (7,04) ſchneller auf dem Wege ſeiner Bahn fort, als dieſer.[1] Der Kreis, den die Bahn des Mercur beſchreibt, iſt 49 mal kleiner, zugleich aber um eben ſo viel mehr von der Richtung abgebogen, welche der Fortſchwung des Planeten für ſich allein in die Weite des Weltraumes hinaus nehmen würde. Der Zug des Mercur nach der Sonne hin und, wenn man ſich ſo ausdrücken will, der Fall dieſes Planeten

[1] Uranus noch nicht ganz um eine, Mercur faſt um ſieben geographiſche Meilen in einer Secunde. (Man vergleiche meine oben erwähnte Schrift, S. 405 u. folg.)

von der Linie ſeines ſelbſtſtändigen Laufes hinabwärts nach dem herrſchenden Mittelpunkt ſeiner Bahn iſt in jeder Sekunde der Zeit 49½ mal 49½ oder 2456 mal größer oder tiefer als der des Uranus in der gleichen Zeit. 2456 mal aber erſcheint die Sonne auf Mercur größer an Oberflächeninhalt und um eben ſo viel ſtärker wirkt da ihre leuchtende Kraft, als auf Uranus. Vergleichen wir die eben genannten Zahlen in ihrem Werth gegen einander, dann finden wir, daß beiläufig die Geſchwindigkeiten bei Uranus und Mercur im Fortrücken auf ihrer Bahn ſich verhalten wie 1 zu 7; die Entfernungen von der Sonne wie 1 zu 7 mal 7; die Jahreslängen wie 1 zu 7 mal 7 mal 7 (7 mal 49); die Hinabbeugung nach der Sonne von der geraden Linie des Fortbewegens wie 1 zu 7 mal 7 mal, 7 mal 7 (49 mal 49). Dieſelbe mathematiſche Anordnung wiederholt ſich an den Zahlen aller Raum- und Zeitverhältniſſe der Planeten.[1] Hier zeigt ſich dem Blick unſeres forſchenden Geiſtes eine Tonleiter von unendlich höherer Art, als die Tonleiter, welche unſer Ohr in den ſchnelleren oder langſameren Schwingungen der Luftwellen erkannt hat. Das iſt eine Stimmung der Saiten zu einem Lied in höherem Chor, als die Lieder der Erdgeborenen ſind.

Die harmoniſchen Laute des „Heilig, Heilig, Heilig,“ welche bei Tage wie bei Nacht aus den Bewegungen der Himmelsſphären ertönen, vernimmt unſer ſterbliches Ohr nicht. Wenn aber der erwachte Geiſt durch das für ihn geöffnete Thor des irdiſchen Sinnes hinausblickt in dieſe hehren Kreiſe der geſchaffenen Welten, dann erkennt er in ihnen, ſo wie ſie wandeln, ein Bild der Cherubim, welche tief anbetend den Thron umſtehen und jeder Regung des Willens Deſſen gehorchen, der auf dem Throne ſitzt. Der Anblick dieſer Mächte, deren Bewegen und Wandel der Gedanke eines beſtändigen Gebetes iſt, kann allerdings im Geiſt des Menſchen das Ahnden eines gleichen, tief ſich beugenden und kräftig ſich ſchwingenden Gebetes: die Andacht der Demuth wecken.

---

[1] Man vergleiche das vorhin genannte Buch, S. 407.

Der Sinn des Heidenthums hat die geiſtig anregende Macht dieſes Anblickes empfunden; das Vorbild der Betenden hat in ihm einen Drang des Betens entzündet. Aber der Vorhang war ihm nicht gehoben; ſtehend im Vorhof beteten die Heiden nur die betenden Geſtalten (die geſchaffenen Geſtirne) an, Den aber, welcher auf dem Thron ſitzt und von Dem alle Geſchaffenen im Reich der Himmel wie auf Erden im Geiſt und im Leibe ſich beugen, kannten ſie nicht.

Das Gleichniß vom Gebet, das in den Harmonieen der bewegten ſichtbaren Sphären uns vor Augen liegt, läßt in uns, wie wenig andere, ein dämmerndes Licht aufgehen über den Rath des Schöpfers, den das Loblied der Morgenſterne beſang. Wir wiſſen, wir erkennen es, wozu auch wir gemacht ſind und freuen uns des uns verheißenen Heiles. Ja, ſelig iſt ſchon das Leben in der Zeit, wenn ſein Inneres, vor der Welt verborgenes Athmen ein beſtändiges Beugen der Demuth und zugleich ein Aufflug der kindlich feurigen Liebe vor Ihm und zu Ihm iſt, der das Leben gab. Der Gang eines ſolchen Lebens iſt ein ernſter, ſtiller Wandel auf dem Weg Seiner Gebote und in der Zucht und Haltung Seiner Gnade. Denn wenn auch dieſer Wandel, wie jener der Wandelſterne am ſichtbaren Himmel je zuweilen Störungen erleiden muß, welche ihn hinweg ziehen von der Bahn, ſo iſt doch ſelbſt bei den Sternen die Macht, welche ſie hält, ſiegreich ſtärker, als jene Störungen von außen, und ſie werden bald wieder auf ihren Weg gelenkt, darauf ſie ihren nach Raum und Zeit feſt beſtimmten Jahreslauf einhalten von ſeinem Anfang bis zu ſeinem Ende. Ungleich mehr noch als von dem Schatten gilt daſſelbe von ſeinem Urbild.

25. Der lichtloſe Aether und das leuchtende Geſtirn.

Iſt es nicht die Spannung der Saiten, welche dem Finger des Meiſters, der die Harfe ſpielt, einen Widerſtand entgegenſetzt, den ſein Zug überwinden muß? Und dennoch gibt der Meiſter ſelber den Saiten ihre feſte Spannung, weil ohne dieſe und ihren Widerſtand kein Ton laut würde. — Iſt nicht das Reich jener unwägbaren Leiblichkeit, zu welchem die Kräfte des Magnetismus, der Elektricität, des Lichtes und der Aether ſelber, durch den und in dem ſie wirken, gehören, ein höheres, als das der ſchweren, irdiſch körperlichen Maſſen, aus denen der Planet beſtehet? Und dennoch würde, wenn die planetariſch elementare Maſſe nicht wäre, kein leuchtender Stern am Himmel erſcheinen. Denn der Aether an ſich ſelber iſt lichtlos und unerleuchtbar für den Strahl der Sonne, welcher erſt da, wo er auf die dunkle planetariſche Maſſe fällt, zum ſichtbar leuchtenden, wärmenden und elementar bildenden Lichte wird. Wäre dieſes nicht ſo, wäre der Aether auch nur in geringem Maße erleuchtbar, dann würde es für uns auf Erden keine Nacht geben; denn wie ſchon unſer Luftkreis, noch lange nach dem Untergang der Sonne oder vor ihrem Aufgange ein dämmerndes Licht in die niedere Region der Schatten ſtreuet, ſo müßte der immer von der Sonne durchſtrahlte Weltraum die ganze Nacht hindurch den Himmel ſo dämmernd hell machen, daß ſelbſt um Mitternacht die meiſten Sterne uns unſichtbar blieben. So aber würde ein irdiſches Auge, wenn es ſich mitten in jene lichtloſe und unerleuchtete Weitung des Weltraumes und ihren Aether verſetzen und hinſtellen könnte, nach der Sonne gekehrt, vor ſich zwar die blendend helle Scheibe dieſer leuchtenden Welt, ſtehend auf dunkelſchwarzem Himmelsgrunde erblicken, ſobald es ſich aber zur Seite oder von der Sonne hinwegwärts wendete, wäre ihm das Licht der Sonne entſchwunden und es ſchauete vor ſich nur den ſternbedeckten, nächtlichen Himmel.[1] Schon von der Erde aus geſehen zeigen ſich, namentlich am ſüdlichen Sternenhimmel einzelne Stellen, welche dem Auge durch ihre eigenthümliche, dunkelſchwarze Färbung auffallen. Es ſind dieß ſolche offen und unausgefüllt gelaſſene Strecken, durch welche wir in den ſternleeren, lichtloſen Himmelsraum hinausſchauen.

Dieſes Gleichniß von dem Weltraum und Aether, welcher wie ein bergender Mutterleib den Freuden des Lichtes und der wohlthätig anregenden Wärme verſchloſſen erſcheint, mag uns nach dem Maße unſeres erdgeborenen Verſtändniſſes die Wahrheit der Worte beleuchten, daß „die Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes ſey.“

[1] Man vergleiche mein Buch „das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf Erden.“ S. 108.

26. Die Kometen.

Die Gleichniſſe der ſichtbaren Körperwelt, darin uns die Urbilder im Reiche des Geiſtigen abgeſpiegelt werden, regen in uns nicht nur Gedanken und Gefühle des Troſtes und der Freude, ſondern eben ſo oft auch die der Furcht und der Schrecken an. Das Bewegen der Wandelſterne in ihren der Kreisferne nicht zu fern ſtehenden Bahnen, kann uns ein Gleichniß ſeyn von dem Wandel der treuen Liebe eines Dieners zu ſeinem Herrn, welche zwar niemals Den, welchen ſie liebt, aus ihren Augen verliert und von dem Ruf ſeiner Stimme ſich entfernt, welcher jedoch Stunden kommen eines vertraulicheren Verkehres mit Dem, den ihre Seele liebt, Stunden der Erquickung vor ſeinem Angeſicht, in deren Kraft ſie dann freudig und neugeſtärkt weiter gehet auf dem Wege der Gebote ihres Herrn. Aber jene Stunden wechſeln mit andern, denn auch der Weg der Treue führt durch Zeiten des Sommers wie des Winters, der Sonnennähe wie der Sonnenferne hindurch.

Den wahren Wandelſternen gegenüber treten jedoch in die Sphären des niemals verſtummenden Lobliedes der Welten andere Erſcheinungen am Sternhimmel herein, welche dem Chor jener Sänger fremd ſind: die Kometen. Unheimlich bleiche Nebelgebilde, welche zwar auch die Macht Deſſen, von welchem alles Leben und Seyn der Geſchaffenen ausgehet, zu ſeinem leiblichen Abbild, der Sonne hinziehet, die aber von ihrem Lichte bald wieder zur Finſterniß eilen, damit dieſe ſie decke, zum Dunkel, damit dieſes ſie verberge. Denn zu ihrem Herannahen an das Angeſicht des abbildlichen Thrones werden ſie nur durch die Gewalt Deſſen gezogen, ohne welchen das kreatürliche Seyn nicht beſtehen kann. Wenn ſie aber vor dieſem Angeſicht kund geworden als das, was ſie ſind: als ein Dunſt, in welchen ihr Weſen zerfließt, dann fliehen ſie alsbald aus ſeiner Nähe hinweg und hinaus in ihre Wohnung der Nacht.

Der Komet, welcher im Jahr 1680 vor den Augen vieler Völker der Erde als ein Schreckbild an den Sternen des Himmels vorüberzog, wurde in eine Nähe zu der leuchtenden Sonne hingeführt, in welche keiner der Wandelſterne jemals zu ihr hintritt. Denn während ſelbſt Mercur in ſeiner nächſten Nähe an der Sonne noch immer mehr denn 6 Millionen Meilen von dieſer entfernt ſtehet, kam der Komet noch um 200 mal näher an dieſe heran, dahin, wo nur ein ſehendes Auge die Scheibe der Sonne mit ihrem Rande vom Punkte des Aufgangs bis über den des Mittags hinausraget. Wäre das Weſen der Kometen von gleicher Art, als das der Erde, wären dieſelben nicht nur einer Beleuchtung, ſondern eines gleichen Warmwerdens durch die Strahlen der Sonne fähig, dann würde ihn in ſolcher Nähe an dieſer eine der Berechnung nach 2000fach größere Hitze durchglüht haben, als die des glühenden Eiſens iſt. Aber für ſolche Fremdlinge im lichten Chor der Sphären hat die Sonne nicht durch das Licht und die Wärme, ſondern durch die Uebergewalt ihrer anziehenden Maſſe eine wahre Bedeutung. Denn ſelbſt das Licht, das ſie von der Sonne empfangen, iſt an ihnen ein ſchnell vergängliches, wie bei dem Kometen von 1843, welcher einen Tag nach ſeiner Berührung der Sonne ſelbſt in den hellen Mittagsſtunden am Himmel ſichtbar war, dieſer Glanz, welcher faſt ſonnenartig erſchien, ſo ſchnell wieder abnahm, daß er kaum dem matten Schein der kleinſten Sterne glich.

Iſt doch ein Hauptzug in der Naturart dieſer Halbweſen des Weltgebäudes ihre Abwendung, ihre Flucht vor dem Licht der Sonne, ſo wie das Widerſtreben ihrer eigenen Theile gegen die Herrſchaft einer alle zuſammenhaltenden Mitte. Bei dem Kometen von 1680 ſteigerte ſich die Eile, in welcher er der Nähe der Sonne entwich, zu einer Geſchwindigkeit von 53 Meilen in jeder Sekunde, mithin zu einer faſt dreizehnfachen der Bahnbewegung der Erde. Aber bald hatte er ſich der zwingenden Gewalt der Herrſcherin entriſſen; er entfloh ihren Strahlen in eine Ferne hinaus, in welche die Strahlen der Sonne nur ſchwach hineindämmern. Wenn er dann zuletzt auf ſeiner Flucht, der Berechnung nach dahin kommt, wo ſein Entfliehen ein Ende hat und wo der Trieb des Fortbewegens, ſoll er nicht ganz erloſchen, von Neuem zu ſeinem Quell: der Sonne ſich wenden muß, da hat er eine Gränze erreicht, welche 853 mal weiter von der Sonne abliegt, als die Bahn der Erde. Eine Gränze, welche die Sonne nur noch mit dem Lichte eines nächtlichen Sternes beſcheint. Dort iſt ſein Gang auf der Bahn nicht mehr ein Flug der Meilen, ſondern nur der Schritt eines Elephanten unter der Laſt der eigenen Fleiſchesmaſſe und der ihm aufgeladenen Bürde; ein ſchnell laufender Menſch könnte ihn begleiten. Wenn aber auch dieſer Gang, je näher nach der Mitte hin, von Neuem ſich beſchleunigt, wird dennoch ein Umlauf dieſes Kometen von einer ſeiner Sonnennähen bis zur andern über 8000 Erdenjahre dauern. (Bei dem von 1811 über 3000, bei dem von 1822 über 2000 Jahr.)

Aber was iſt für den Kometen das Licht der Sonne? Gleich einem Nachtfalter, der vor ihr ſeine Augen verſchließt, verhüllt er ſich vor ihren Strahlen in ſeinen Nebel, dem vielleicht ein eigenthümlicher phosphoriſcher Schimmer inwohnen mag. Und wenn auch bei manchen Kometen das Licht, welches ſie von der Sonne empfingen, in der Nähe von dieſer dem Glanz der Wandelſterne nahe kam, ſo war es doch von ſo kurzem Beſtand, als der Widerſchein einer brennenden, eilig vorübergetragenen Fackel im Waſſer eines Teiches. Denn auch jene Kometen, deren ſcheinbarer Kern größer und hellglänzender erſchien, als der eines hellen Wandelſternes, entſchwanden, wenn ſie die Nähe der Sonne und der Erde verließen, ſchnell aus dem Auge des Beobachters.

Und wie geſellt ſich hier die tiefſte, äußerſte Ohnmacht und Nichtigkeit zu der ſcheinbar ungeheuren Macht und Größe, in welcher die Kometen durch das Firmament gegen die Sonne heranziehen! Was ſind die Größen der Kugeln der beiden Rieſen unter den Wandelſternen: des Jupiter und Saturn gegen die Größe der Dunſtkugel eines ſolchen Kometen, wie der von 1807 war, deſſen Durchmeſſer der Berechnung nach mehr denn 60000 Meilen maß. Und ſcheint es nicht, als wollte die großthuende Erſcheinung der Kometen ſelbſt die eigentliche Größe der Sonne mit ihren Lichthüllen noch in der Ausdehnung ihres Zodiakallichtſcheines überbieten? Denn der am nächtlichen Himmel weithinſtrahlende Schweif des großen Kometen von 1680 dehnte ſich nach mäßigſter Berechnung über einen Raum von 20 Millionen Meilen aus. Die Größe des Schweifes bei dem Kometen von 1811 wird auf 15, bei dem von 1680 zu 20 Millionen Meilen berechnet. Aber ſo groß auch die Macht eines ſolchen Schweifes uns vor Augen tritt, iſt ſie dennoch nur ein leuchtender Dunſt, der vor der Sonne fliehet wie eine Seifenblaſe vor dem Hauch des Mundes, denn dieſer flackernde Lichtſtrom gehet meiſt nur von der Seite der Dunſthülle aus, die von der Sonne abgekehrt iſt.*

Wenn wir durch ein gutes Fernrohr in die zauberhafte Geſtaltung eines Kometen hineinblicken, da wandelt uns öfters ein unheimliches Gefühl an. Nirgends ein feſter, ruhiger Beſtand. Will ſich unſer Blick an dem feſthalten, was ihm als ein feſter, ſolider Kern erſcheint, dann ergeht es ihm wie einem Wanderer, den ſein Weg über die dünne Eisdecke eines Sumpfes führt, die bei jedem Schritt unter dem Fuß zuſammenbricht. Denn was von dem bloßen Auge für den Kern einer feſten Scheibe gehalten wurde, das iſt ſchon durch ein mittelmäßiges Fernrohr geſehen nur ein etwas dichterer Theil der Dunſthülle, und je beſſer das Fernrohr iſt, deſto kleiner wird das Maß des ſcheinbaren Kernes im Verhältniß zur Dunſthülle. Ja, zuletzt führt uns die Beobachtung ſolcher uns nahe kommenden Kometen, durch deren ſcheinbaren Kern die Sterne des Himmels hindurchſchimmern, an denen ſie vorüber ziehen, zu dem Schluſſe, daß in der Geſtalt des Kometen gar keine eigentliche, feſt bleibende Mitte, ſondern nur ein Zuſammenfluß von Elementen einer uns unbekannten Art iſt, deren Weſen eine ruhende Stätte hat, ſondern die in einer beſtändigen Gegeneinander-Bewegung begriffen ſind. Bleibt ſich doch auch die Ausdehnung der Dunſthülle, ſo wie die des Schweifes von einem Tag der Betrachtung zum andern nicht gleich; eine rege Einbildungskraft könnte uns, in die Nähe des unſtät flackernden Schweifes verſetzt, an das Krachen und Kniſtern der Flammen erinnern, welche aus vulkaniſcher Tiefe emporſteigen und in wirbelnder Bewegung ſich wieder hinabſtürzen.

---

* Man ſehe über dieſe und andere hieher gehörige Thatſachen mein kleines „Lehrbuch der Sternkunde" (Frankfurt bei Brönner) in der Ausgabe von 1852.

Und mit welchem Element unſerer planetariſchen Leiblichkeit ſollen wir jene Elemente vergleichen, die in der wandelbaren Schattengeſtalt des Kometen ihr Spiel treiben? Wo wird in der Sprache unſerer nächſten Sichtbarkeit der Reim zu dieſem gefunden? Wäre das Element der Kometen von der Natur auch unſerer leichteſten Gewölke, dann würde es wie dieſes die Sterne verhüllen; wäre es auch nur von der Art unſerer reinen, ungetrübten Luft, dann müßte es durch eine Brechung der Strahlen der hindurchſchimmernden Sterne ſich verrathen. Beides geſchieht nicht und der berechnende Verſtand ſieht ſich zu dem Urtheil gedrungen: daß die Dunſtmaſſe der Kometen aus diſparaten (von einander geſonderten) Theilen oder gleichſam Tropfen beſtehe, wie die Züge der Meteorſteine, welche zuweilen gleich Bienenſchwärmen das nächtliche Dunkel des Himmels durchziehen. Jeder der diſparaten Theile will da etwas für ſich ſelber ſeyn; einer ſteht gegen den andern, alle gegen das Werden einer ſelbſtbeſtehenden, herrſchenden Mitte. Da iſt nirgends Ordnung und Frieden, und nur eine Allmacht, welche dem Sohn alles Geſchaffenen die Kraft ſeines Beſtehens gibt, hält die Trümmer der Zerrüttung wie mit Banden der Zucht bei einander.

So iſt die Natur der Kometen nach allen Richtungen hin das Bild eines innern Unfriedens, einer Zerſetzung der Einzelnheiten einer nur ſcheinbaren Gemeinſchaft der Dinge. Schon in der Richtung der faſt paraboliſchen Bahnen gibt ſich ein Streben kund, das ſich einer höheren, herrſchenden Mitte ganz entreißen möchte, und welche Auflöſungen und neue Zuſammenſtellungen im innern Kreiſe dieſer Weſen des prunkenden Scheines ſich zutragen, das kommt nicht zur Kunde unſerer Beobachtungen.

Das Gleichniß der Kometen findet ſeine Deutung in jenen Menſchenſeelen, welche von dem Lichte, das gekommen iſt, um ihnen das Leben der Ewigkeit zu geben, zwar in vorübergehender Weiſe erleuchtet, nicht aber in lebendig anregender Weiſe erwärmt, ſondern nur hinweggeſtoßen werden. Seelen, nach ihrem Dünkel größer denn alle andern, ja groß und ſelbſtmächtig wie Gott, welche die Finſterniß mehr lieben, als das Licht und deßhalb vor dieſem entfliehen. Seelen, in denen niemals ein wahrer Frieden noch feſt ſtehende Ordnung ihre Stätte finden und welche, wenn ſie mit andern Seelen ihrer Art in Gemeinſchaft ſich zuſammen geſellen, in ſtetem Kampfe gegen einander toben, bis der Arm des Richters dem Leben ein Ende ſetzt.

27. Das Gleichniß von der Sonne.

Für kein anderes Gleichniß, das uns im Buche der ſichtbaren Werke Gottes vor Augen gelegt iſt, hat uns das Buch der Offenbarung eine höhere Deutung und Auslegung gegeben, als für das herrliche Geſtirn des Tages. Sie, die Sonne vor allen iſt es, welche von der Ehre Gottes zeuget, von welcher ein Tag zu dem andern redet, und welche eine Nacht der andern verkündet. In ihrem ſichtbaren Erſcheinen iſt ſie das Bild eines Bräutigams, welcher ausgehet aus ſeiner Kammer und freuet ſich wie ein Held, zu laufen den Weg nach den Enden des Himmels. Gott der Herr ſelber wird uns genannt als Sonne und Schild; Er, der Herr, deſſen Angeſicht der Seher der Geheimniſſe der Ewigkeit leuchten ſah gleich der hellen Sonne, führet den Namen „Sonne der Gerechtigkeit.“

Welches andere Weſen unter den ſichtbar Geſchaffenen kann aber auch herrlicher, größer und ſtärker an Macht, ſegenbringender für alle Kreaturen ſeines Reiches ſeyn, als die Sonne. Könnte unſer beobachtender Sinn mit dem täglichen Schwunge der Erde um ihre Axe das Licht der Sonne in ſeinen Auf- und Niedergängen über das ganze Rund des Planeten begleiten, wie mächtig groß und gewaltig würde ihm ſeine Erde mit den Höhen und Tiefen ihrer Länder, mit ihren Strömen und Meeren, wie ſchön im Schmuck ihrer Natur erſcheinen. Ihr Umfang von 5400 geographiſchen Meilen iſt ſo groß, daß ein Wind, welcher mit der Geſchwindigkeit eines im Schritte gehenden Mannes von Oſt nach Weſt ſeinen Lauf nähme, wenn dieſe Geſchwindigkeit eine beſtändige, ausdauernde wäre, erſt nach dem Verlauf eines ganzen Jahres um die Erde herum wieder zu dem Orte kommen kommen könnte, von welchem er ausfuhr. Denn der Raum, welchen ein im Schritte gehender Mann auf ſeinem Wege durchmißt, entſpricht vollkommen jenem Raum, welchen die Erde in derſelben Zeit auf ihrer Bahn um die Sonne durchläuft.[1] In mächtigerer Größe als die Erde ſtehen ſchon Jupiter und Saturn unter den Wandelſternen da. Denn der Umfang des Jupiter würde von einer Kraft, die ſich mit der Geſchwindigkeit eines gehenden Mannes bewegte, erſt nach länger denn drei und ein halb Jahren, der des Saturn in faſt drei Erdejahren durchmeſſen und an Rauminhalt ſeiner Kugel übertrifft Jupiter 1491, Saturn 772 mal die Kugel der Erde. Auch Uranus und Neptun ſtehen als 86 und 76 mal größere Kugeln unſerer Erde anſehnlich voran.

Aber wie ein König ſelbſt über die vornehmſten ſeiner Diener, ſo erhebt ſich die Sonne über jene mächtigſten ihrer Wandelſterne. Der Umfang ihrer Kugel iſt ſo groß, daß ein Bewegen von der Schnelligkeit eines im Schritte gehenden Mannes erſt nach 112 Erdenjahren den Weg um dieſelbe zurücklegen würde. Die Oberfläche der Sonnenkugel iſt zwölftauſend fünfhundert und ſiebenundfünfzigmal größer als die unſerer Erde mit all ihren Ländern und Meeren; an Rauminhalt übertrifft die Sonne um faſt anderthalb Millionen mal (1415225) unſre Erde. Auch in ihrer Maſſe überwiegt die Sonne die Maſſe des Jupiter 1048 mal, die des Saturn von leichterem Gefüge gegen 3500 mal. Ja wenn auch alle Planeten und Monde unſeres Sonnenſyſtems zu einem gemeinſamen Weltkörper zuſammenſtoßen, dann würde dieſe Geſammtkugel noch um 583 mal kleiner, an Maſſe 720 mal geringer ſeyn, als die Sonne, und die ganze Schaar jener Weltkörper würde in einer Sphäre von dem Umkreis der Sonne noch als ein nahe zuſammengedrängter Sternhaufen Raum finden.

---

[1] Man ſehe hierüber mein Buch: „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf Erden," S. 225.

Wie in der Größe ihrer leiblichen Geſtalt, ſo ſtehet das Herrſcherreich der Sonne an Ausdehnung weit über dem Herrſcherkreis der einzelnen Wandelſterne. Zu dem Herrſchaftsgebiet unſerer Erde gehört der Mond. Seine Entfernung vom Mittelpunkt der Erde mißet 51800 Meilen; ein Raum, der mit der fortwährenden Geſchwindigkeit eines gehenden Mannes in wenig mehr denn 9½ Erdenjahren durchmeſſen werden könnte. Die Entfernung aber der Erde von der Sonne beträgt mehr denn 20½ Millionen Meilen, ein Raum, der von einer ſolchen Menſchengeſchwindigkeit erſt in 3830 Jahren durchlaufen würde. Und welch ein kleiner Theil des Herrſchergebietes der Sonne iſt der Umfang der Erdbahn, wenn man die Ausdehnung von jenem nach den Sonnenfernen auch nur der von unſrer Erde aus beobachteten Kometen berechnet. Und wer vermag die äußerſten Grenzen zu erforſchen, bis zu denen das Licht der Sonne, ſey es auch nur gleich dem eines Sternes hindurchdringt. Dieſes Licht aber, das die Sonne unermeßbar weit in die Räume der Sichtbarkeit ausſtrahlt, iſt kein in jener Weiſe von außen empfangenes Leuchten, wie das des Mondes und der Wandelſterne, ſondern es iſt ein ſelbſtſtändiges, auf und über ihr wohnendes, in deſſen Herrlichkeit ihr für ſich ſelber dunkler Körper wie in einem Gewand einher gehet.

Schon in allen dieſen Eigenſchaften: der Größe, der anziehenden und haltenden Zugkraft ihrer Maſſe und in der Anordnung ihres Herrſcherreiches erſcheint uns die Sonne unter den Kreaturen der Sichtbarkeit als das würdigſte, herrlichſte Abbild einer allmächtigen, allerhaltenden, anordnenden Schöpferkraft, welche Odem und Leben weckt, wohin ihre Strahlen fallen.

Von den Gewaltigſten unter ſeinen Geſchöpfen, von den Cherubim, den dienenden Kräften an Gottes Thron heißt es: ſie hatten keine Ruhe Tag und Nacht und ſprachen: Heilig, heilig, heilig iſt Gott der Herr, der Allmächtige, der da war und der da iſt und der da kommt. So befindet ſich alles Geſchaffene, auch die hehre Sonne in einem beſtändigen Bewegen aus dem Seyn, welches war, durch das, welches iſt, ohne Stillſtand in jenes, das da kommt. Denn die Sonne, welcher die frühere Erkenntniß und Betrachtung der Natur ſo gern eine ungeſtörte Ruhe auf ihrem Herrſcherthron vergönnt hatte, bewegt ſich ohne Ruhe bei Tag und Nacht aus einem Anfang, der ohne Aufhören bei ſeinem Mittel und Ende ſtehet. Wie unſere Erde im Verlauf ihrer einzelnen Tage, rollt ſie mit dem Umſchwung um ihre Axe auf einer Bahn durch den Weltenraum, deren Mitte in die Gegend des Siebengeſtirnes zu fallen ſcheint. Ein ſolcher Umſchwung oder Tag der Sonne hat, von der Erde aus geſehen, nahe die Länge eines ſideriſchen Monates ($27\frac{1}{3}$ Erdentage), an ſich ſelber aber die Dauer von $25\frac{1}{3}$ Tagen. Welches aber iſt der Quell der Bekräftigung, wo ſiehet der Morgenſtern, welcher der Sonne am Anfang jedes ihrer Tage aufgehet, oder der Abendſtern, der ihr leuchtet?

Von den Jahresläufen, welche die Sonne auf ihrer Bahn durch den Weltenraum zurückleget, kann man nur ſagen: wer mag ihre Länge ausreden und berechnen? Die Geſchwindigkeit der Fortbewegung der Sonne übertrifft ſelbſt die des ſchnellſten Läufers unter den Wandelſternen: des Mercur, denn ſie iſt zu 7½ Meile in jeder Secunde, zu 3600 Meilen an jedem Erdentage berechnet. Wunderbar aber und unbegreiflich für unſre Sinnen iſt es, daß die Sonne alle die Weltkörper ihres Syſtemes auf ihrem Flug durch den Weltraum ſo mit ſich nimmt, wie ein Adler ſein Junges, das er auf ſeinen Flügeln trägt. Denn dieſe alle, die ſonnennäheren wie die fernern und fernſten bleiben, durch den Sturmwind jenes Bewegens unberührt, unverrückbar feſt auf ihren Bahnen, obgleich der Flug, den ſie mit ihrer Herrſcherin der Sonne in jeder Zeit und Stunde machen, ein weiterer und ſchnellerer iſt, als der Gang auf ihrer eigenen Bahn um die Sonne. Schon Uranus wird gleich wie auf den Flügeln einer mütterlichen Kraft ſiebenmal weiter in jeder Secunde durch den Sternenhimmel getragen, als ſein eigner Gang auf der Bahn um die Sonne ihn führt. Aber ſchon die Bewegungen unſeres Mondes um ſeine Erde und ſeine Sonne zugleich ſtellen uns ein ähnliches Räthſel vor die Sinne. Denn ſein Umſchwung um die Erde durchmißt in jeder Minute nur eine Strecke von 8 Meilen, während der Raum, durch welchen er ſich mit ſeiner Erde zugleich und von ihr getragen auf der Bahn um die Sonne bewegt, in derſelben Zeit über eine Weite von 241 Meilen beträgt. Es erinnert uns dieſe tägliche

That der Sonne an allen Welten ihres Herrſchergebietes an die That, welche Iſraels Gott und Hüter an ſeinem erwählten Volke gethan hat, von welcher der Spruch redet: Er breitete ſeine Fittige aus; er nahm und trug ſie auf ſeinen Flügeln (5 Moſ. 32 V. 11).

So bleibe der Sonne ihre Ehre und ihr Ruhm, in unſerer Sichtbarkeit ein Schattenbild ihres Schöpfers und Gottes zu ſeyn, aber ſie trägt noch das Siegel eines andern Gleichniſſes mit Ihm, dem Herrn unſerem Gott.

Fragen wir den gemeinen Augenſchein, wo ſteht die Sonne, ſtehet ſie über dir und deiner Hütte, als ein Oberes, oder ſtehet ſie unter deiner Hütte und der Erde, welche die Hütte trägt, als ein Unteres? Die Antwort wird ohne Bedenken lauten: die Sonne iſt ein Oberes, das über meinem Haupte ſtehet und über daſſelbe dahin gehet, ein Licht, deſſen wärmende und erhaltende Strahlen von oben her auf mich und meine Erde fallen.

Und dennoch läßt ſich dem ſichern Augenſchein ein Bedenken entgegenſtellen. Selbſt der Boden der Erdoberfläche, auf welchem unſere Füße ſtehen und gehen, noch mehr aber der tiefere Grund, auf welchem das Dach der Oberfläche ruhet und am meiſten der Mittelpunkt des Planeten ſelber ſind für uns nicht ein Oberes, ſondern ein Unteres. Der Mond allerdings mag für uns Bewohner der Erde mit Recht ein Oberes heißen, denn er ſtehet noch weiter (noch höher) als wir über dem, was für uns das Unterſte iſt, über dem Mittelpunkt der Erde. Wie der Fels, der etwa neben unſrer Hütte ſteht, mit dem täglichen Umſchwung des Planeten um dieſen Mittelpunkt ſich bewegt, ſo umkreiſet der Mond eben denſelben in der Zeit ſeines vierwöchentlichen eigenen Tages. Darum iſt für den Mond nicht nur die unterſte Tiefe, ſondern der ganze Körper der Erde ein Unteres, obgleich von dem Monde aus geſehen die Erde hoch über am Himmelsgewölbe ſteht, wie uns, von der Erde aus geſehen, die Sonne und alle Geſtirne.

Iſt nun das Verhältniß der Sonne zu all den Welten, die ſich um ſie bewegen und welche ſie mit ſich führet durch die Räume der Welten, ein anderes, als jenes zwiſchen Mond und Erde? Zeigt es uns nicht der unwiderſprechlich ſichere Augenſchein, daß für die Ringgewölbe, die ſich über die Kugel des Saturn rundum ziehen, die Tiefe, um die ſie ſich kreiſend bewegen, in dem Körper ihres Planeten liege, obgleich einem beobachtenden Auge, wenn ein ſolches von der wunderbaren Veſte der Ringe herabblickte auf den Saturn, dieſer ſich ihm als eine hoch am Himmel ſtehende, im Sonnenlicht glänzende Kugel darſtellen würde. Die Bahnen der Wandelſterne um die Sonne ſind freilich keine ſolche feſt geſchloſſenen Sphären, wie die Ringgewölbe des Saturn, aber in jeder Stellung des Planeten auf ſeiner Bahn iſt dieſem die Sonne eine mächtige, tragende Tiefe, über welche ſein Bahnlauf hoch ſich dahin ziehet, wie die Schritte des gehenden Menſchen auf dem Flächengewölbe ſeiner Erde. Und denoch iſt und bleibt die herrliche Sonne für jeden Wandelſtern ihres Reiches, während ſie ihn gleich einer dienenden Magd auf ihren Armen trägt und bewegt, zugleich eine herrſchende Königin und Mutter, von welcher Leben, Licht und Kraft, Ordnung und Wohlſeyn über all die übrigen ausgehet; eine Herrſcherin, hoch erhaben in der Kraft und Herrlichkeit ihres Weſens über all die Weltenſtäublein und Erden, die unter ihrem Geſetz beſtehen und wandeln.

Und iſt nicht auch in dieſer ihrer doppelten, herrſchen den und dienenden Stellung zu den Genoſſen ihres Reiches die Sonne ein Gleichniß des Menſchenſohnes, deſſen Gewalt eine ewige iſt, die nicht vergehet und deſſen Königreich kein Ende hat.[1] Ein Gleichniß deſſen, welcher, obgleich Schöpfer und Herrſcher aller Welten, dennoch in Knechtsgeſtalt in unſre Welt kam, um nicht ſich dienen zu laſſen, ſondern daß er diene und den Seinen ſich dahin gebe.[2]

An dem Weſen der Sonne ſelber, ſo wie ſich daſſelbe unſern Sinnen darſtellt, iſt eine Doppelheit der Naturen zu erkennen. Der untere, eigentliche Körper derſelben, durch deſſen Gewicht und Maſſe ſie alle Weltkörper ihres Syſtemes in ihren Bahnen hält und bewegt, iſt von der Natur dieſer Körper ſelber, ſchwer und nächtlich dunkel, wie unſere Erde es iſt, wenn die Sonne ſie nicht beſcheint. Dieſe dunkle Leiblichkeit aber iſt von einem Gewand des Lichtes überkleidet, das von oben her, aus einem höheren Urquell des Lichtes kommend, ſie erleuchtet, ſie zu einem Träger machet, durch deſſen Vermittlung alle Welten ihres Reiches das Leben empfangen, das im Lichte iſt.

Die Sonne war ſeit Jahrtauſenden für das Menſchenauge ein Gegenſtand der Bewunderung geweſen, durch die Erfindung und den Gebrauch der Fernröhre trat zu der Bewunderung auch eine Verwunderung hinzu. Selbſt an der Sonne, dem Vorbild des reinſten Lichtes unſerer ſichtbaren Welt, wollte jetzt, geſchärft durch das aſtronomiſche Brillenglas, die Kritik des Auges Flecken bemerken, in deren Bewegung ſich eine Bewegung der Sonne ſelber verrieth, welche man für das einzig Stillſtehende in der Mitte ihrer Welten gehalten hatte. Aber das, was man für Flecken im Lichte oder für Schlacken gehalten hatte, die auf dem Feuermeer der geſchmolzenen Sonnenmaſſe ſchwömmen, waren dieſes beides nicht, ſondern Zerreißungen, Oeffnungen in der Lichthülle, welche den Sonnenkörper mit blendender Helle umgibt. Durch dieſe örtlichen, ſtellenweiſen Oeffnungen war der künſtlich geſchärften Sehkraft des Auges ein Hinabblicken auf den eigentlichen, feſten Sonnenkörper möglich geworden. Die Oberfläche von dieſem iſt für ſich ſelber eben ſo dunkel, als die Oberfläche der Planeten; ſie wird nur von oben her durch das Gewölbe der Lichtſphäre beleuchtet, das ſich bis zu einer Höhe von etwa 500 Meilen über ſie ausbreitet. Zwiſchen dem leuchtenden Element der oberſten Sphäre und dem planetariſchen Kern ſcheint ſich noch eine dünnere Zwiſchenregion zu finden, in welchem das Helle mit dem Dunkeln, die höhere Natur der Sonne mit der niedern des Planetariſchen ſich miſchet; man vergleicht dieſe Zwiſchenregion mit der Atmoſphäre, welche unſere Erde umgibt und die ſelbſt zur Erzeugung von Wolken ſich eignet. Der unter beiden Regionen gelegene, eigentliche, feſte Kern mag, wie einige Beobachtungen dies vermuthen ließen, ſeine bergartigen Höhen und thalähnlichen Tiefen haben.

---

[1] Daniel 7, 13. 14.

[2] Matth. 20, 28.

Außer der oberſten, dichteren Lichthülle hat man ſich bei der Beobachtung totaler Sonnenfinſterniſſe von dem Daſeyn einer noch höheren, feineren Dunſthülle der Sonne überzeugt, die ihren Körper nach allen Seiten umgibt, und deren ſchwaches Licht, von der Tageshelle überſtrahlt, für unſer Auge unſichtbar wird.

Eine ſolche außergewöhnliche Erſcheinung, welche etwa nur im Verlaufe ganzer Menſchenalter bei vollkommenen Sonnenfinſterniſſen beobachtet werden konnte, iſt das Zodiakallicht nicht. Denn dieſes kann von jedem geſunden Menſchen auge zweimal im Jahre in hellen Nächten geſehen werden: einmal Abends nach Sonnenuntergang in der Zeit des Frühlingsanfanges, das anderemal früh vor Sonnenaufgang in der Zeit des Herbſtesanfanges. In der reinen, meiſt heitern Luft zwiſchen den Wendekreiſen und ihren Nachbarländern fällt es am deutlichſten und klarſten ins Auge. Aber auch uns zeigt ſich das Zodiakallicht als ein ganz eigenthümlich weißer Lichtſchein, welcher gleich dem ätheriſch zarten Umriß eines kegelförmigen Berges mit ſeinem breiteren Fuß auf der Region der eben untergegangenen oder bald aufgehenden Sonne ruhet, ſeinen Gipfel aber, in der Richtung des Thierkreiſes bis zur Höhe des Himmelsäquators erhebt. Man hat die Geſtalt dieſes in ſeinem ganzen Weſen geheimnißvollen Lichtgebildes mit der Geſtalt einer Pyramide verglichen. Das iſt ein Name, welcher an die älteſten, in ihrer Beſtimmung räthſelhaft merkwürdigen Bauwerke der Menſchenhand erinnert. Wer jedoch die Lichtpyramide des Zodiakallichtes mit aufmerkſamem Geiſt ins Auge faßte, der hat ein Bauwerk von höherer Art geſehen, das an Bedeutung alle Pyramiden und Obelisken der Erde unvergleichbar weit unter ſich läſſet. Das Zodiakallicht ſtehet, wie der Augenſchein lehret, in naher Beziehung mit der Sphäre des Sonnenäquators; von der eigentlichen, lichtſtrahlenden Atmoſphäre der Sonne mag es jedoch eben ſo weit verſchieden ſeyn, als die elektromagnetiſchen Strömungen, die von den Polen der Erde ausgehen und ſich begegnen, von der Luft und den Winden unſeres irdiſchen Dunſtkreiſes, oder das Nordlicht von dem Tageslicht, das die Sonne im Wolkenhimmel abſpiegelt. Schon von der Erde aus geſehen läßt ſich das Zodiakallicht als ein Meteor der höheren Ordnung erkennen, das gleichzeitig und fortwährend von der innerſten

Tiefe bis zu den fernen Höhen des Sonnenſyſtems aufſteigt. Denn bis über die Grenzen der Marsbahn hinaus dämmert uns noch ein Lichtſchimmer des großartigen kosmiſchen Meteores in das Auge. Verſchieden wie die polariſche Anregung der Magnetnadel von der Bewegung der Wolken und Winde, iſt von der erleuchtenden und wärmenden Wirkſamkeit der Sonne die Anregung der Planeten zu dem Schwung um die Axe und auf ihrer Bahn nach der einhelligen Richtung von Weſt nach Oſt.

Die Kraft, welche von dem Erdinnern ausgehend die Magnetnadel anregt, gibt ſich dem Auge als Meteor einer tieferen Ordnung im Nordlichte kund.* Was dieſes in ſeinem engeren Kreiſe für jenen Geſammtzug des Bewegens iſt, der von dem Ur- und Grundelement des Erdinnern: dem Eiſen ausgehend jedes ihm gleichartige Element durchdringt, das mag das Zodiakallicht für den gemeinſamen Fortſchwung nach Oſten ſeyn, welcher von dem Innern der Sonne ausgehend alle Welten ihres Gebietes in Kreiſen dahinführt, über deren raſtloſem Bewegen ein unwandelbares Stillſtehen und Ruhen der Pole waltet.

Nach einer Vorſtellung der älteren Naturkunde ſollte die Sonne der Gluthofen eines niemals verlöſchenden Feuers ſeyn, auf deſſen in der Hitze zerfloſſenen Elementen andere noch ungeſchmolzene oder zu Schlacken gewordene Maſſen emporſteigen, die ſich unſerem Auge als dunkle Flecken darſtellen. Schon die Entdeckung, daß nicht der eigentliche, feſte Weltkörper der Sonne, der von planetariſcher Natur ſeyn mag, das Licht ausſtröme, ſondern daß dieſes aus einer leuchtenden Dunſthülle komme, die ihn, wie der Luftkreis die Erde umgibt, hatte einer andern Anſicht über das Weſen der Sonne Raum gemacht. Allerdings gehet von unſern heimathlichen Gluth- und Schmelzöfen, deren Flamme durch ein irdiſch brennbares Element genährt wird, Licht und Wärme aus, und jene Flamme ſelber gleichet dem Bild des Phönix, deſſen Fortleben nur aus der Vernichtung und Aſche des alten Elementes aufſteigt. Die Forſchungen und Erfahrungen der neueren Naturkunde haben uns jedoch ein andres Feuer kennen gelehrt, welches aus dem Wechſelverkehr polariſch verſchiedener (z. B. elektromagnetiſcher) Gegenſätze hervorbricht. Die inwohnende (gebundene) Kraft dieſes Feuers wird in den verſchiedenen Polen erſt dann wirkſam und lebendig, wenn der eine dem andern entgegentritt, mit ihm in nähern oder fernern Verkehr kommt. Der Strom dieſes Feuers kann ein ſtiller, friedlich verlaufender ſeyn, gleich dem Bewegen der leichten, zarten Wölkchen, welche weit über dem Scheitel der höchſten Gebirge der Erde, in der verdünnten Luft dahin ſchweben; er kann jedoch auch in der niedern Region der irdiſch elementaren Verbindungen und Zerſetzungen, gleich den Gewitterwolken zu einem zerſtörenden und vernichtenden werden.

28. Die drei Naturkräfte des Lichtes.

Die Strahlen des Sonnenlichtes zeigen ſich zunächſt als eine farbloſe, einfache Helle. Wenn wir in bekannter Weiſe dieſes einfache Licht durch ein dreieckig geſchliffenes, klar durchſichtiges Glas (das Prisma) in den dunklen Raum hereinfallen laſſen, dann entſteht vor unſern Augen aus dem ungeſchiedenen Einen (dem weißen Strahl) eine Welt des Vielen, aus der Einheit eine Mannigfaltigkeit der Farben. Entſprechend den ſieben Grundtönen der hörbaren Harmonieen, erkannte Newtons Scharfblick ſieben Grundfarben der irdiſch ſichtbaren Natur in dem Regenbogen an, wie in dem Abbild von dieſem, welches das Prisma uns vor Augen ſtellt. Die Tonreihe der ſieben Grundfarben beginnt mit einem Roth, das von ſeinem dunkleren Saume aus immer heller werdend in das Orange, dieſes ins Gelbe übergeht, welches allmälig in den Ton des Grünen, dieſer in den des Blauen ſich hinüberzieht. Dem Himmelblau folgt ein nur leiſe angedeutetes Indigoblau und der letzte Ton der Scala, das Violette nähert ſich von neuem, durch eine Beimiſchung des Rothen dem erſten Ton der Octave, ſteht jedoch an Helle allen andern Farben des Regenbogens nach.

Laſſen wir vor der Hand die Beantwortung der Frage, ob wirklich ſieben oder ob nur ſechs Farben im prismatiſchen Farbenbild ſind, eben ſo in Ungewißheit ſchweben, als jene über die Sechs- oder Siebenzahl der Sterne in dem Bild der Plejaden und wenden wir uns hin zu der Betrachtung einer Verſchiedenheit der Kräfte des Lichtſtrahles, welche ſich an und in der prismatiſchen Farbenſcala mit großer Sicherheit nachweiſen läßt.

Wenn man die zur Aufnahme des photographiſchen Bildes zubereitete Platte mit ihrem Jodſilber-Anlauf dem rothen Strahl des prismatiſchen Farbenbildes ausſtellt, dann bemerkt man, daß dieſer Strahl gar keine Wirkung darauf habe; die Platte oder das Papier mit ſeinem Jodſilberanflug bleiben eben ſo unverändert, als ob ſie in einem dunkeln Kaſten lägen. Bringt man aber dagegen ein Blatt dünnes Papier, das man auf der einen Seite durch rußige Dämpfe geſchwärzt und mit dieſer Seite auf ein Brett aufgezogen und auf der weißen Seite mit ſtarkem Weingeiſt benetzt hat, dann bemerkt man deutlich, daß die Feuchtigkeit des Papiers am ſchnellſten am rothen, am langſamſten am violetten Strahl vertrockne. Daraus wird erkannt, daß der rothe Strahl im vorzüglichſten Maße ein Träger der wärmenden Kraft des Sonnenlichtes ſey, denn die Wärme iſt es, welche das ſchnelle Austrocknen bewirkt.

Man kann ſich von dieſer vorzugsweiſe erwärmenden Kraft des rothen Strahles noch mehr überzeugen, wenn man ſich ein Prisma aus klarem, waſſerhellen Steinſalz fertigt. Denn das Salz läßt die Wärmeſtrahlen am ungeſchwächteſten durch ſich hindurchgehen, indem es dabei, weit mehr als das Glas, kalt bleibt. Ein ſolches Prisma von Steinſalz zerlegt nicht nur eben ſo gut als das gläſerne den Sonnenſtrahl in ſeine Regenbogenfarben, ſondern es läßt an ihm zunächſt eine wärmende und eine nicht wärmende Seite unterſcheiden. Denn an einem ſehr empfindlichen Wärmemeſſer kann man bemerken, daß während unter dem violetten Strahl die Temperatur ganz dieſelbe bleibt, wie in dem umgebenden Raum des ungeheizten Zimmers, ſie nach dem rothen Strahl hin und noch über ſeine Gränze am Farbenbilde hinaus immer höher ſteige.

Wenn wir in der Aufeinanderfolge der Farbenſtreifen des Prismas oder des Regenbogens von dem Rothen zum Violetten weiter gehen, bemerken wir, daß der violette, indigofarbene und blaue Strahl die geringſte Helligkeit haben. Auch im grünen zeigt ſich noch eine nur wenig erhellende Kraft. Dieſe ſteigert ſich jedoch alsbald im gelben zu ihrem, im Vergleich mit den andern Streifen höchſten Grade und iſt auch im orangefarbenen Strahl noch viel größer als im rothen. Die Träger der erleuchtenden Kraft des Lichtes ſind demnach der gelbe und nächſt ihm der orangefarbene Streifen; beide ungleich mehr als der rothe, oder der wärmende Strahl.

Schon vorhin war die Rede von einer dritten Kraft und Wirkung des Lichtes, welche unmittelbarer noch als die Helligkeit und als die Wärme auf die Verbindung und Zerſetzung der irdiſchen Elemente, auf ihre Geſtaltung und Auflöſung gerichtet iſt. Die außerordentliche Empfindlichkeit, namentlich der Jodſilberverbindungen für den zerſetzenden Einfluß des Lichtes iſt bekannt. Eben ſo die Wirkung des Tageslichtes auf eine Miſchung von trockenem Chlorgas und Waſſerſtoffgas in ihrer allmäligen Verbindung zur Salzſäure. Auf das Jodſilber, ſo ſahen wir eben, hat der rothe Strahl des prismatiſchen Farbenbildes gar keinen verändernden

Einfluß. Auch an den orangefarbenen und gelben, obgleich das Licht ſich in ihnen am hellſten zeigt, läßt ſich noch keine chemiſch zerſetzende Einwirkung bemerken. Am grünen Strahle, gegen den blauen hin fängt die chemiſche Kraft des Lichtes an zu erwachen. Doch wird ſie von dem Gegengewicht der mehr noch erhellenden Kraft ſo in einem ſchwankenden Fortbewegen erhalten, daß vielleicht deßhalb die grüne Farbe der Gewächſe auf den photographiſchen Bildern ſo ſchwer und unvollkommen in feſten Umriſſen ſich auffaſſen läßt. Aber in dem blauen Strahl und noch mehr in dem violetten, ja noch über die Grenzen von dieſen in das farbloſe Dunkel hinaus gehet die Auflöſung in auffallend kräftiger Weiſe von ſtatten, und eben ſo geſchieht hier die Verbindung der beiden vorhin erwähnten Gasarten zur Salzſäure in merklich größerer Schnelligkeit, als im gewöhnlichen Tageslicht.

Ein gleiches Hinausgehen über den vom Farbenſtrahl beleuchteten Raum in den farbloſen Grund wird dann auch an der entgegengeſetzten Seite der prismatiſchen Farbenſcala an der erwärmenden Kraft des rothen Streifen bemerkt. Die Erwärmung durch das rothfarbige Licht wird noch in einer Entfernung von ſeiner ſichtbaren Begränzung wahrgenommen, welche dem dritten Theile der Ausdehnung des ganzen prismatiſchen Farbenbildes gleichkommt.

Dieſe Dreiheit der Kräfte und Wirkungen des Lichtes, das uns zunächſt als eine ungetheilte Einheit erſcheint, kann uns wohl ein Gleichniß unſeres eigenen Weſens ſeyn. Wenn ſeine Farbenſtrahlen im prismatiſchen Farbenbild mit den drei Naturkräften des urſprünglichen, ſichtbaren Lichtes ſich anthun, dann bleibt zwar die erleuchtende Wirkung, durch welche das Licht zum Lichte wird, durch alle die ſieben Farbenſtreifen die eigentlich weſentlichſte. Denn wo gar kein

Licht mehr iſt, da gibt es auch keine Farbe. Dennoch iſt es vor allen andern der gelbe Strahl, welcher der Träger und Mittelpunkt der erhellenden Macht des Lichtes iſt. Dieſe Macht entſpricht im Menſchen jener des erkennenden Geiſtes, der aus dem geiſtigen Urlicht, aus Gott kommt. Der rothe, wärmende Strahl entſpricht der Seele, mit ihren belebenden, empfindenden Kräften, welche im Triebe des verlangenden Willens ſich bewegen; der violette Strahl iſt ein Abbild der leiblich bildenden, in dem irdiſchen Element waltenden Lebenskraft. Die letztere hat ſelbſt die Pflanze, die zweite das Thier mit dem Menſchen gemein.

Nicht nur die (chemiſche) Wirkſamkeit des violetten, ſondern auch die belebend erwärmende des rothen Strahles erſtrecken ſich noch weit hinaus über die Grenze des Farbenbildes, das der erhellende Lichtſtrahl erzeugt, wie die elementar bildende Lebenskraft und die fleiſchlich empfindende und anregende Seele in ein Dunkel der wandelbaren, ſterblichen Natur.

Und wohl uns, wenn die Wärme des rothen Strahles in uns zu einer Liebe von ganzem Herzen, ganzem Gemüth und allen Kräften ſich verklärt und das fortwährende Bewegen unſerer verlangenden Seele zu einem ſolchen wird, von welchem das Lied der Wandelſterne uns zeuget und ſingt. Mag dann der violette Strahl in uns immer ſein Werk in friſcher Kraft treiben, ſeine Laſt wird uns zu dem Zuge nach der unwandelbaren Mitte, aus welcher alles Leben kommt. Auch der rothe Strahl mag mit ſeinem Bewegen weit in die Mitwelt aller Lebenden und alles Leiblichen hinausgehen, ſein Mitgefühl wird, wohin es ihn auch führen möge, immer durchdrungen ſeyn von den Kräften der rechten, göttlichen Mitte.

29. Die Photographie.[1]

Die Kunſtwerke, welche die Menſchenhand, in der Kraft des ſie belebenden Geiſtes, hervorbringt, ſind wohl hoher Ehren werth, vornämlich wenn der Geiſt, der dem Künſtler die Hand führt, ein guter, von oben kommender iſt. Aber die Kunſtwerke der Menſchenhand bedürfen zu ihrer Anfertigung und Vollendung nicht nur gar vieler Geſchicklichkeit und Mühe, ſondern auch ſehr vieler Stunden und Tage des Lebens eines Menſchen.

Denken wir zunächſt nur an die Aufgabe eines Malers, welcher ein recht gutes, treues Bild von einer Landſchaft darſtellen will, in deren Mitte eine Stadt mit ihren Mauern, Thürmen und andern Gebäuden liegt. Wie manchen mühſam genauen Strich muß dieſer mit ſeinem Zeichenſtift oder Pinſel machen, ehe er nur eine ihm näher vor Augen ſtehende altgothiſche Kirche mit ihren Thürmen und allen an ihrem Portal und Außenwänden angebrachten Zierathen auf ſein Papier oder ſeine Leinwand bringt. Und wenn er dazu auch noch irgend eine intereſſante Gruppe oder einzelne Figuren von Menſchen aufnehmen möchte, die ſich eben in dem Augenblick, da er die Kirche zeichnete, in ihrer Nähe befanden, da wird die Schwierigkeit ſeiner Kunſtaufgabe eine noch viel größere. Was hätte er darum geben mögen, wenn die lebenden Menſchen, deren Zuſammenkommen gerade in ſolcher Stellung ſeinen Augen ſo wohl that, ſo lange ſtill ſtehend geblieben wären, bis er ſie, wenn auch vorläufig, nur im flüchtigen Umriß hätte aufzeichnen können. Aber dazu gab es keine Gelegenheit, denn nach wenig Minuten waren ſie aus ihrer anfänglichen Stellung gewichen; ehe der Künſtler den Umriß nur von einem auffaſſen konnte, waren ſie alle, der eine dahin, der andere dorthin aus einander gegangen. In unſerem Innern gibt es freilich eine geiſtige Tafel, darauf die Eindrücke auf die äußeren Sinne, wenn ſie von lebenskräftiger Art ſind, ſo bleibende Züge hinterlaſſen, daß oft der eine Augenblick die Dauer eines Menſchenlebens empfängt. Das iſt die Kraft der Erinnerung und des Gedächtniſſes. Welcher Freund jener höheren Augenluſt, die uns die Kunſt gewährt, ſollte dem Traumbild der Orientalen nicht eine Wirklichkeit wünſchen: dem Traumbild von dem Daſeyn und der hülfreichen Macht der Dſchennin: jener Luftgeiſter, die nach dem Wunſch und Befehl eines Salomo in wenig Augenblicken Werke der bauenden, bildenden Kunſt hinſtellten, deren Mauern und Säulen keine Macht der Jahrtauſende hinwegräumen konnte.

---

[1] Man ſehe die genauere Beſchreibung des künſtlichen Verfahrens, deſſen ſich die Photographie zu Erzeugung ihrer Bilder bedient, in meinem Buche: „Spiegel der Natur.“ 2. Aufl., Kap. 35, S. 376 u. folg.

Und das Traumbild iſt zur Erfüllung gekommen: die Kunſt des Menſchen hat eine ſolche Macht der Dſchennin in ihren Dienſt genommen, durch welche ſie den Genuß eines Augenblickes, darin die Herrlichkeit des ſichtbaren Weſens ſie umleuchtete, für künftige Zeiten feſthalten kann.

Nicht nur auf eine geiſtige Tafel der Erinnerungen, die für andere Augen verborgen, nur der eigene Geiſt im Menſchen ſiehet, ſondern für ein ganzes mitlebendes und künftiges Geſchlecht, auf eine für Jedermann ſichtbare, äußere Tafel baut dieſe neue Kunſt der Dſchennin ihr Werk auf, das noch in einem ſpäteren Jahrhundert die Luſt vieler Augen ſeyn kann.

„Siehe da,“ ſo wird vielleicht der Urenkel des Greiſes, der in der Mitte eines ſolchen Bildes vor Augen ſteht, zu ſeinem Enkel ſagen, „das war das Zimmer meines Urgroßvaters, unſeres Ahnherrn, und hier ſteht ſein eigenes Bild, ſo wie es in dem Augenblik ausſah, darin er ſeine Arme gegen den ſchönen Jüngling, meinen Großvater ausbreitet, den er als todt betrauert hatte, und welcher jetzt, unerwartet, friſch und geſund gegen ihn hintritt. Die dort an dem kleinen Fenſter mit runden Scheiben ſitzt und in deren Mienen und geöffnetem Munde man den ſüßen Schrecken und Ausruf der Freude errathen kann, war deine Urgroßmutter, die ich auch noch, freilich nicht mehr in ſo jugendlicher Geſtalt, als ſie hier im Bilde hat, gekannt habe; die Jungfrau wie die Kinder in uralter Tracht, die ſtaunend um den Vater und ſeinen ihm wiedergeſchenkten Sohn herumſtehen, ſind die jüngeren Geſchwiſter meines Großvaters.“

Aber ſollte denn das wirklich Alles ſo genau richtig auf dem Bilde dargeſtellt ſeyn, wie du mir ſagſt? Das, wie mir ſcheint, kleine Zimmer, mit den vielerlei mir unbekannten Geräthſchaften; das hölzerne Spielzeug dort am Boden, bei dem kleinen Knaben; die Geberden, welche dieſer macht; der Hund, welcher freudig an dem Knie des Großvaters ſich anlehnt und zu ihm hinaufſchaut; ſollten Strich vor Strich genau ſo gemacht ſeyn, wie ſie damals ſich zeigten?“

„Alles,“ ſo würde der Vorzeiger des Bildes dem fragenden Knaben antworten, „ſtand, ſaß, lehnte ſich, oder hing an der Wand gerade ſo, wie du's im Bilde ſieheſt, in dem Augenblick, wo mein von Allen für todt gehaltener Großvater, nach mehr als dreijähriger Abweſenheit in das Zimmer hereintrat. Das Bild iſt urſprünglich als Photographie aufgenommen, und dann auf mancherlei Weiſe vervielfältigt worden. Denn wenn das Licht die Bilder der ſichtbaren Dinge, welche es beleuchtet, hinein in einen Spiegel ſtrahlen läßt, der ſie rein und treu auffaßt, da kann es nicht lügen noch irren.

Worin die Kunſt der Photographie beſtehe, welcher Mittel ſie ſich bedient, um ihre Bilder auf eine Tafel von Metall, von Papier oder anderer Art zu bringen, das iſt ſo bekannt, daß jeder darnach Fragende es wiſſen und mit Augen ſehen kann. Auch haben wir in einigen Zügen ſchon oben (S. 214) darauf hingedeutet. Anders aber als uns und unſern Zeitgenoſſen würde es noch vor wenig Menſchenaltern einem Freunde der Kunſt ergangen ſeyn, wenn man ihm ein Werk der ihm noch ganz unbekannten photographiſchen Kunſt vor Augen hingeſtellt und ihn gefragt hätte, in wie viel Zeit, nach ſeiner ohngefähren Schätzung eine Zeichnung ſolcher Art durch eine fleißige Künſtlerhand gefertigt ſeyn könne?

Da hat man etwa in Paris ein photographiſches Bild von Konſtantinopel geſehen, das in der Zeit aufgenommen war, in welcher die verbündeten Heere in der Krim und bei Konſtantinopel ihre Lager hatten. Man ſah auf jenem Bilde in weiteſter Ausdehnung die Hauptſtadt des türkiſchen Reiches, mit ihren Moſcheen, Minarets und Paläſten, wie mit dem Gehäuſe ihrer kleineren Wohngebäude und Hütten

Gegenüber der eigentlichen Hauptſtadt die Vorſtädte Pera und Galata. Könnte man ſich dahin, in die Nähe des Begräbnißplatzes unter den Cypreſſen ſtellen, bei denen das Bild abgeſpiegelt wurde, und dort daſſelbe, in all ſeinen einzelnen Theilen mit dem natürlichen Original vergleichen, das vor Augen läge, dann würde man kaum einen augenfälligen Zug von dieſem in der Nachbildung der photographiſchen Tafel vermiſſen.

Aber außer den feſtſtehenden Zügen des Originals, die man noch eben ſo wie damals als das Bild entſtand, treulich in dieſem abgeſpiegelt ſehen könnte, ſind in dieſem noch andere Erſcheinungen aufgenommen, welche, vielleicht für immer, nur einmal in jenem Augenblick und in ſolcher Zuſammenſtellung ſtatt fanden, darin ihr Bild in den Spiegel fiel. Abgeſehen von den Gruppen der weidenden oder am Boden liegenden Kameele mit ihren Treibern und Führern, welche mit ihren Waarenladungen nicht ſelten aus Süden und Oſten nach Konſtantinopel kommen, ſieht man Gegenſtände in der photographiſchen Zeichnung, die ſich neben der turkiſchen Hauptſtadt faſt eben ſo wunderſeltſam ausnehmen, als eine Winterlandſchaft mit einer Schlittenfahrt der Lappländer im Schatten eines tropiſchen Mimoſenwaldes. Denn ein Heer bewaffneter Franzoſen, zu einem Manöver friedlich aufgeſtellt, zur Seite und hinter den Reihen der Soldaten die Buden und Tiſche der franzöſiſchen Markedenterinnen hat man weder vor noch nachher hier bei den Wohnſitzen der Turken und ihren neugierig zuſchauenden Schaaren geſehen. —

„Acht Monate wenigſtens,“ ſo würde ein mit der Kunſt der Photographie unbekannter Künſtler geurtheilt haben, „mag der fleißige, geſchickte Zeichner dieſes Bildes bei ſeiner Arbeit geſeſſen ſeyn, bis er ſie zu Ende brachte. Und wenig andere Künſtler würden ihm ſein unvergleichlich reiches Kunſtſtück nachgemacht haben. Denn je ſorgfältiger und genauer man die Zeichnung betrachtet, deſto mehr muß man die treue Ausführung aller Theile bis ins Kleinſte bewundern und die naturgemäße, wenn auch oft überraſchende Stellung und Zuſammenordnung der Figuren und ihrer Gruppen. Um ſo mehr, da dieſe lebende und in ihren Stellungen veränderliche Welt, wie leicht begreiflich, nur eigene Erfindung des Künſtlers ſeyn konnte, nicht die Nachbildung eines wirklich angeſchauten Feſtſtehenden, wie die der Moſcheen und Minarets.“

Sagte man dann dem ehrenwerthen Fremdling oder Neuling in dem Reich der Entdeckungen, durch welches die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage das Gebiet ihrer früheren Herrſchaft erweitert hat, daß der Künſtler, welcher das Bild fertigte, ein Weſen ohne Hände und Füße: das Licht geweſen ſey, welches nicht wie die Menſchenhand zur Vollendung ihres Werkes Monate, Tage und Stunden, ſondern nur eines Augenblickes bedurft habe. Machte man es ihm begreiflich, daß nicht nur die wahre Geſtalt der Hügel und der menſchlichen Gebäude, in ihrer wahrhaften Geſtalt und Ebenmäßigkeit, ſondern auch die Figuren und Gruppen der Kameele, der in Reihe und Glied ſtehenden Soldaten und müßigen Zuſchauer wahr und getreu ſo dargeſtellt ſeyen, wie ſie in dem Augenblick, darin der Spiegel ihr Bild aufnahm, im Lichte der Sonne daſtanden, ſollte da nicht die empfangene Belehrung dem denkenden Geiſt einen weiteren Aufſchwung geben?

Allerdings kann die Betrachtung des natürlichen Wunders der Photographie an jedem von uns dieſelbe Kraft erweiſen, kann unſerem Denken einen Aufſchwung geben von dem geſchaffenen unſerem Auge ſichtbaren Lichte zu ſeinem Schöpfer und Erzeuger, deſſen Gewand das Licht, ja deſſen Weſen ſelber ein Licht iſt, in welchem keine Finſterniß gefunden wird. Er, welcher ſpricht, und was er ſagt, das geſchieht und ſtehet da, wird in den Thaten ſeiner Allmacht, wenn er will, noch viel weniger an das Maß unſerer Zeiten gebunden ſeyn, als das kreatürliche Licht bei dem Werk ſeiner photographiſchen Schöpfungen. Es iſt aber das Ende der Wege und des Rathſchluſſes unſeres Gottes, daß ſein Wort zur Leiblichkeit werde. Seine außer und über aller Zeit ſtehende Schöpfung geſtaltete ſich zu einem unter dem Geſetz der Zeit ſtehenden Werke der fortgehenden Erzeugung der leiblich erſchaffenen Dinge, aus einem Samen, welcher keimet, aufwächſet, ſich fortpflanzet und vergeht.

Die Werke der Photographie, neben den ihnen etwa ähnlichen Werken der Menſchenhand, ſtehen in einem ähnlichen Verhältniß zu einander, wie die anfängliche Schöpfung zu der Erhaltung und Fortzeugung der geſchaffenen, ſichtbaren Leiblichkeit. Das Licht der Sonne beleuchtet und erwärmt noch immer, wie in der Tage Anfang in einem und demſelben Augenblick die ganze Welt der ſichtbar geſchaffenen Dinge: das Reich der Gewächſe, der Thiere und der Menſchen, während der Wald der Bäume, die Schaaren der Thiere nicht in einem Augenblick, ſondern im längeren Verlauf ihrer Entwicklung in ſeinen belebenden Strahlen gedeihen. So bezeugt ſie auch noch immer in ihrer erſten, wundervollen Weiſe die Macht des Schöpfers, von welchem es heißt: „wie Er ſpricht, ſo geſchiehet es, wenn Er gebeut, ſo ſtehet es da.“

Wer die rechte Kraft des lebendigen Wortes kennt und dieſelbe zu üben verſteht,[1] der weiß, daß es ſo iſt. Daneben aber gehet auch das Werk der fortwährenden Verleiblichung nach Zeit und Stunden ſeinen Weg, und Gottes unſichtbare Hand gibt für die rechte Stunde den rechten Rath und die rechte That. Es findet ſich auch hier ein Wirken, das von oben her, aus dem Schöpfer kommt, mit einem andern, das von unten her aus der Kreatur hervorgehet und den Kräften des Strahles von oben zugänglich, für ſie empfänglich iſt, eben ſo beiſammen, wie in dem Werk der Photographie das Licht, deſſen Abglanz aus der beleuchteten Welt in den Spiegel fällt mit dem chemiſch zubereiteten Element, in welchem dieſer Abglanz mit ſeinen Lichtpunkten und ihren Schatten zur feſtbleibenden Geſtalt wird.

---

[1] Man vergleiche die 24. Parabel.

30. Das Zeugniß des Lichtes von der Wahrheit.

Die Photographie kann uns, wie wir eben ſahen, das Gleichniß einer Schöpfung darſtellen, durch welche eine Welt der mannigfaltigſten Formen und Geſtalten aus dem Boden eines form- und geſtaltloſen Elementes hervorgehet. Nur dieſes in ſolcher Schnelle, wie die Beleuchtung durch die Flamme, die der Blitz im Dunkel der Nacht entzündet. Es ſind nicht Gedanken und Phantaſien von menſchlicher Erfindung, welche ſich in den photographiſchen Bildern abſpiegeln, ſondern es iſt eine wirkliche, wahre Welt, es ſind die Thaten und Werke eines Schöpfers und Erhalters aller Dinge, in deſſen Kraft die Geſchaffenen leben und ſich bewegen. Nur das, was als ein wirklich Vorhandenes, Gewordenes oder zum Werden Kommendes im Strahl des Tageslichtes ſichtbar wird, das geſtaltet ſich auf der Grundlage des formloſen, chemiſch zubereiteten Elementes zu den Umriſſen eines Nachbildes, welches ſeinem Urbild in allen ſeinen einzelnen Zügen bis ins Kleinſte treu bleibet. Denn wie manchen dieſer einzelnen Züge überſiehet das menſchliche Auge, ſelbſt ein ſolches, das in der Kunſt des Nachbildens der ſichtbaren Welt geübt iſt; wie mancher entgeht ſeinen Blicken an einer nicht länger verweilenden, ſondern ſchnell vorübereilenden Erſcheinung. Der Lichtſtrahl aber, der auf das Urbild fiel, hat alle dieſe Züge klar gemacht und in dieſer Klarheit und Wahrheit in ſeinem Spiegelbild ſie vor Augen gelegt. Da iſt Nichts in der Weiſe, wie es durch die Menſchenhand geſchieht, verſchönert oder verhüllt geblieben, ſondern Alles ſteht unentſtellt da, wie es wirklich war, das thatſächlich Geſchehene und Geſchaute, das längſt, ſo wie aus unſern Blicken, auch aus der Erinnerung entſchwunden iſt, ſtellt ſich uns noch einmal, als geſchehe es eben jetzt, in lebendigen Zügen dar. Die Werke der Photographie werden der bildenden Kunſt der Menſchenhand ein lehrreiches Buch der Vergangenheit, darinnen alles treu und wahr geſchrieben ſtehet, was ſich vor dem beobachtenden, theilnehmenden Sinne zugetragen hat; der einzelne Augenblick empfangt eine Bedeutung für viele Jahre, ja für ein ganzes Menſchenleben.

Hierin wird die nachbildende Wirkſamkeit des Lichtes in der Photographie zu einem andern Gleichniß der Schöpferkraft, welche von Anfang, welche ewig war und ewig bleiben wird. Sie iſt das geiſtige Urlicht, aus welchem alles Seyn und Leben kommt und deſſen Strahlen das verborgene Weſen auch des geiſtigen Seyns und Wirkens durchdringen.

Einer beſondern Beachtung ſind an dem hier gewählten Gleichniß die Vorgänge werth, durch welche daſſelbe zu dem wird, was es werden und ſeyn ſoll. Das Erſte, was der einfallende Lichtſtrahl auf der Ueberkleidung der photographiſcher Tafel bewirkt, iſt eine Zerſetzung. Das Jod, welches mit dem erhitzten Silber ſich verbunden hatte, ſcheidet ſich, wenn das Licht auf dieſe Miſchung fällt, aus. Nach dem Maß der Stärke, in welchem der abgeſpiegelte Strahl auf die verſchiedenen Stellen des Jodſilberüberzuges fiel, haben ſich jetzt die Grundzüge des künſtlichen Bildes erzeugt. Dieſe aber werden erſt dann ſichtbar und bleibend für das Auge, wenn die Tafel in einen engen, verdunkelten Raum verſetzt wird, darin ſie mit dem empfangenen Eindruck des Lichtes ungeſtört allein bleibt. Aber zu dem Dunkel des verſchloſſenen Behältniſſes geſellt ſich alsbald eine Hitze, in welcher das Queckſilber aus dem flüſſigen Zuſtand in den des Dampfes übergeht. Das Silber, welchem durch das Licht, für deſſen Anregung es ſehr empfindlich war, ſeine vorherige Hülle: das Jod entnommen worden, überkleidet ſich jetzt mit dem Queckſilber, das mit ſeiner eigenen Natur in näherer Verwandtſchaft ſteht. Hierauf werden von der ſiedend heißen Salzauflöſung die Reſte der Jodhülle hinweggenommen und ein anderes Waſſerbad ſtellt jetzt das photographiſche Bild in allen ſeinen einzelnen Zügen als ein vollendetes, feſtſtehendes dar.

Wir wenden uns aber jetzt zu einem andern, bedeutungsvolleren Sinn, welcher dem Gleichniß nahe liegt, das wir von der Photographie entnahmen.

31. Das Gewiſſen.

Auch in unſerem Innern wohnet ein Element von geiſtiger Natur, das in ſeiner Weiſe für das Einwirken des geiſtigen Urlichtes, welches Alles erleuchtet und Alles durchdringet, nicht minder empfänglich iſt, als das Jodſilber für die Strahlen des geſchaffenen Lichtes. Dieſes geiſtige Element in uns heißet das Gewiſſen: ein Name, welcher ſchon für ſich allein auf die Natur eines Sichern, wahrhaftig Gewiſſen hindeutet. Denn wie das leibliche Auge für das Sehen des alltäglich wechſelnden Lichtes, ſo iſt das Gewiſſen zum Wahrnehmen eines geiſtigen Urlichtes gemacht, in welchem kein Wechſel der Helle und des Dunkels gefunden wird, ſondern eine immer ſich gleichbleibende Klarheit und Wahrheit.

Aber dieſes innere, geiſtige Auge iſt im natürlichen Menſchen faſt wie das Auge des Ungeborenen im Mutterleibe für ſein erhellendes Licht abgeſchloſſen. Wie das Silber, in deſſen reinem, glänzenden Element das Licht der Sonne mit blendender Helle ſich ſpiegelt, in der verdunkelnden Hülle des Jods, ſo liegt bei uns der innere Sinn für das Gewiſſe und Wahrhaftige in das Element des Fleiſches verſenkt. Damit derſelbe zum Sehen erwache, muß er durch manche äußere Hitze aus ſeiner verdunkelnden Hülle herausgezogen werden. Die Grundzüge ſeines eignen Lebens, ſeiner Thaten, ſtehen vor ihm; durch eine höher geſteigerte Gluth von außen, wechſelnd mit mannigfachem Dunkel, werden ſie zu einem bleibenden Bilde, das den Blick des Auges, ſo gern dieſer von ihm ſich hinwegwenden möchte, immer von neuem an ſich zieht.

Wenn aber auch die Anregung zum Erwachen aus langem Schlafe in einer Geſtalt der Furcht und des Schreckens kam, wenn der erſte Blick des geöffneten Auges nur auf ein Bild dieſer Schreckniſſe traf, ſo hat dennoch durch dieſen Anſtoß der Sinn für das Tageslicht ſich aufgethan, und der am Rande eines Abgrundes Eingeſchlafene kann ſich von ſeinem Lager aufraffen und von nun an ſichere Schritte thun.

Iſt doch ſelbſt jener König von Iſrael, welcher wie wenig Könige der Erde ein Ebenbild des Mörders von Anfang, ein Verderber ſeines Volkes und ein Feind des Lichtes von oben geweſen war, Manaſſe, der ſpät geborene Sohn des frommen Hiskia durch das Schreckbild ſeiner begangenen Thaten in ſeinem Gewiſſen zu einem Erwachen für das Licht gekommen, deſſen weitere Folgen für unſer Auge in der unerforſchlichen Tiefe eines ewigen Erbarmens ſich verlieren.

Wie bei den photographiſchen Werken unſrer menſchlichen Kunſt, die geglättete, glänzende Tafel des Silbers ein feſtſtehender Grund war, auf welchem das Bild, welches das Licht beleuchtete, abgeſpiegelt und aufgetragen wurde, und wie jene Platte vor dem Entſtehen des Bildes, ſo wie nachher ihrem Weſen nach ſich gleich bleibt, ſo iſt und bleibt dieſes auch das Gewiſſen. Wohl hat die Kunſt den Zügen des Bildes durch die Verbindung des freigewordenen Silbers mit einem andern Element, das ſie in der Form der Dämpfe herbeiführte, eine ſichtbar bleibende Geſtalt gegeben, aber es fehlt dieſer Kunſt nicht an Mitteln, das fremde Element wieder hinwegzutreiben und die Grundlage von neuem in ihrer anfänglichen Außenſeite darzuſtellen. Zu dieſer wird ſie zur Aufnahme eines andern, neuen Bildes geſchickt ſeyn. Es iſt noch ein anderer, höherer Meiſter als der kunſtverſtändige Menſch, der an dem Gewiſſen ein ähnliches Werk des Erwachens zu einem neuen Bilde, nicht mehr des Schreckens und der Furcht, ſondern des Friedens und der Liebe begründen und herbeiführen kann.

Im Leben der Altväter ſtehet ein Beiſpiel von ſolch ſeliger Umwandlung des Schreckbildes im Gewiſſen in ein Bild voll Troſt und Frieden.

Zu den Einſamen in der Wüſte kam die Botſchaft, daß ein fernwohnender Bruder, der ſchon ſeit längerer Zeit zu ihrer Gemeinſchaft ſich gehalten, zum Tode krank darnieder liege, daß ihn aber die Furcht vor dem nahen Gericht, die Angſt des Gewiſſens nicht entſchlafen laſſe. Da machte einer von den Vätern, ein Mann ſtark im Glauben, mächtig im Gebet ſich auf, um den Sterbenden zu beſuchen. — Was iſt es, ſo fragte er dieſen, das deinen Geiſt ſo unruhig macht? Sollte nicht die gefangene Taube, deren Gefängniß in Flammen ſteht, wenn ihr die Thüre des Kerkers geöffnet wird, freudig ihre Flügel regen und hinauseilen in die Sicherheit zu ihrer alten Heimath in der Kluft der Felſen? Dein Geiſt aber, gleich dem unvernünftigen Geflügel, flattert um die Flamme der unheimlichen Herberge umher und wird ſich, wenn Gottes Hand ihn nicht hält, in das Feuer hineinſtürzen und in ſeiner Gluth verderben.[1] Sage mir, was haſt du hier unten noch zu ſuchen, wenn dein Gott dich hinaufrufet in ſeine Engelwelt des Friedens? Haſt du, wie Achan, irgend ein Gelüſte und Gräuelbild deiner Sünden im Boden deiner Hütte verſcharrt, das deinen Geiſt umſtrickt und im Unſinn bei der in Trümmer fallenden Hütte feſt hält? —

---

[1] Anſpielung auf die bekannte Eigenthümlichkeit der Tauben, ſich, wenn ihr Wohnhaus in Brand gerieth, nicht durch die Flucht zu retten, ſondern in die Flamme zu ſtürzen.

Der Kranke, als er die Stimme des Alten hörte, blickte dankbar zu dieſem auf, und reichte, wie neugeſtärkt ihm die Hand. Ich weiß es, ſo ſprach er, du mein Vater kannſt mir Troſt und Balſam bringen zur Linderung der Schmerzen meiner Wunden, die mich nicht im Frieden meines Gottes abſcheiden und entſchlafen laſſen. Du haſt bisher das Werk deines Gottes in Treue und mit allem Fleiße an mir gethan, haſt meine Seele aus den Gefahren der Welt, in denen ich lebte, herausgezogen und gerettet und meine Füße auf den ſichern Boden des Friedens mit Gott geſtellt. Aber ich bin da nicht feſt geſtanden, ſondern habe geſchwankt und gewankt, oder wenn ich wandeln ſollte, habe ich mich geſäumt und bin, wie ein fauler Knecht, zurückgeblieben auf meinem Wege. Zwar ein ſchwerer Todesbann der Sünden hat mich, ſeitdem ich euer Bruder geworden, nicht mehr befleckt; aber ich bin dem Knechte gleich, dem der Herr zu wachen und das Haus zu hüten befahl. Er aber, als ſein Herr plötzlich und unvermuthet kam, lag in Trägheit ſchlafend, fand Nichts, um die vielen Schulden zu bezahlen, die er durch Vergeſſenheit ſeiner Pflichten auf ſich geladen hatte. So ergeht es jetzt mir, da mein Richter und mein Herr ſo plötzlich an meiner Thür ſteht. Ich höre ſeine Stimme: thue Rechnung von deinem Haushalt, ich bin erſchrocken und bebe. Wohin ich mein Auge kehre, da ſtehet vor mir ein Bild der Sünden meiner Jugend und der Verſäumniſſe ſo der Verfolgungen meiner früheren Tage. Dies Bild mit seinen Schrecken will nicht von mir weichen; es läßt mir bei Tag wie bei Nacht keine Ruhe. Ich bat nur, daß Gott mir noch einige Jahre des Lebens schenken möchte; ich wollte dann den Bund des Friedens treuer und besser mit ihm bewahren, als ich bisher gethan, und in Frieden zu meiner ewigen Ruhe abscheiden.

Gott ist barmherzig, sprach der Alte und mir scheint deine Krankheit noch nicht zum Tode, sondern zum Heil deiner Seele gemeint. Das Gebet des Kranken wird auch das deine wohl Erhörung finden, wenn dieses ernstlich ist und nicht in eigenem Willen, sondern nach Gottes Willen geschieht. Dein Gebet war bisher noch nicht so, wie es sollte, geläutert; das Verlangen zum Heile ist noch verwebet. Die vollkommene Reinigung vom Aussatz geschah durch das Blut des Opfers und durch das Abwaschen im Wasser. Das Grundbild der innern Sünde, welches dir noch anklebte, wird, wenn du Jesu dein Herz, der vom Tode dich errettete, zugethan werden und verlöschen, der Geist, welcher auf dir lastete, wird hinweggehoben und du wirst über dir das Bild einer Welt des Friedens und der Freuden erblicken, an welchem dein Auge gern verweilen wird, bis es im Tode entschlummert. Und wenn dann das Bild der Schrecken von dir gewichen und ein lieblicheres an seine Stelle getreten ist, dann berufe mich und die andern Väter in der Mitte, damit wir mit dir vereint Gott preisen können für das, was Er an dir gethan hat.

Der Alte, nachdem er noch oft und mit dem Kranken gebetet hatte, verließ diesen getröstet und im Frieden. Das Leben mit seinen kräftigen Reizen kehrte noch einmal in den schon halb zerbrochenen Leib zurück, und mit dem Leibe zugleich war auch der Seele des Kranken ein Theil der Genesung wiedergekehrt. Die Schläfrigkeit des innern Sinnes war dem aus der lebendigen [illegible] vergangen, er fühlte sich zum Wachen und Beten, zum Trachten bis an's Ende erwacht. Die Fesseln des innern Menschen waren von dem Gewaltigen abgethan, statt des Gesammtbildes des eigenen von der Krankheit verderbten Bildes war sein Geist zum Aufschauen eines andern Bildes erwacht, zu dessen Gleichheit der Keim im Innern allmählig, nach seinem Maße sich erhob. Der Gefangene aus der tiefen Grube des Elendes und der Angst konnte fröhlich ausrufen: „das Alte ist vergangen und siehe, es ist Alles neu geworden." Denn wie der Thau, seine Gemeinschaft mit Gottes Kindern und Gnade über ihn, die Schwachheit von nun an war gleichsam von ihm abgethan, das Leid und die Mühen der Erde drückten und ängstigten ihn nicht mehr, was er ohne Unterlaß fühlte, das war nur volles Genügen, Friede und Freude.

Auch den treuen Vätern, welche ihn auf diesen sichern Weg gewiesen, wollte er seine Freude mittheilen; er machte sich, wie er sich vorgenommen, auf den Weg zu ihnen in der Mühle. Als der Alte ihn sah, der in seiner schweren Krankheit und Seelennoth ihn getröstet hatte, kannte er ihn und umfieng ihn fröhlich. Er rief die andern Brüder herbei und stellte den Mann in ihre Mitte.

Sehet hier, so sprach er, den Menschen, von welchem vor drei Jahren die Botschaft zu uns kam, er sei am Tode und könne dennoch vor der Angst seines Herzens und vor der Furcht und dem Schrecken des nahen Gerichtes nicht ersterben. Als ich ihn damals besuchte, da war sein Auge wild entstellt und verzerrt wie von der Pein und den Schrecken der Hölle, sein Mund konnte nur klagen und seufzen. Jetzt aber iſt ſein Mund voll Lachen und Freude, ſein Angeſicht wie eines Engels Angeſicht geworden, denn er hat ſich angethan mit dem Kleide der Gerechtigkeit und des Heils; der Strick iſt zerriſſen mit allen Banden der Finſterniß, die ihn gefangen hielten; der Vogel iſt frei und ſchwebt im göttlichen Aufſchwung dahin, wo das Verlangen des Geiſtes ſeine Ruheſtätte ſchon längſt ſich erſehen hat. Sage mir, ſo fragte der Alte den Bruder, lebſt du jetzt fröhlich in deinem Gott und gern?

Warum ſollte ich das nicht, antwortete der Bruder. Iſt ja das Leben nicht mehr mein, ſondern Sein, meines Gottes, denn was ich lebe, das lebe und bin ich Ihm.

Würdeſt Du aber, ſo fragte der Alte weiter, jetzt auch ohne Furcht und Angſt vor das Angeſicht deines Richters treten, würde der Schrecken des Todes dir nicht mehr, wie jenesmal, als du mich zu dir an dein Krankenbett riefſt, Mark und Bein durchdringen und den Frieden des Entſchlafens zu deiner ewigen Ruhe dir verſcheuchen?

Ich würde, ſo ſprach der Bruder, den Tag meines Todes lieber preiſen, als den meiner leiblichen Geburt. Der Tod iſt mir ein Schlaf geworden, nach dem meine Seele ſich ſehnt. Denn ich weiß, daß dieſer Schlaf ein Erwachen iſt zum neuen Leben des beſtändigen Naheſeins bei meinem Gott, in welchem Friede und Freude ſind ohne Aufhören und Wechſel.

Die Väter ergötzten ſich hierauf mit ihrem Gaſte, an deſſen Anblick ſich Alle, wie an dem eines Engels erfreuten. Sie führten ihn mit ſich in ihre Verſammlung, dankten zuſammen einmüthig mit ihm Gott ihrem Herrn, der dieſe Seele vom Tod und Verderben gerettet und ſie zubereitet hatte und geheiligt für ein Leben der ſeligen Ewigkeit. Es war ein

Vorgefühl der Freuden und des Friedens jener Ewigkeit, das ſich in die Herzen all der Verſammelten ergoß.

Die Geſpräche, namentlich zwiſchen dem Alten und dem aus der Todesgefahr geretteten Bruder lauteten wie ein Wechſelgeſang des Lobes und des Dankens zu Ihm, dem Vater in Ewigkeit, dem alle Heere des Himmels, dem die Cherubim und Seraphim ihr heilig, heilig ſingen. Amen, ſo ſprachen beide gemeinſam, und der ſchmachtende Bruder, wie von einem ſüßen Schlummer ergriffen, ſank an die Bruſt des neben ihm ſitzenden Altvaters und athmete nicht mehr; er war im Frieden ſeines Herrn verſchieden. Er hatte den Tod nicht geſehen, ſondern nur Ihn, der den Tod beſiegt und das Leben wiedergebracht hat.

32. Das Gewiſſen, ein Zeuge für das Daſeyn Gottes und die Ewigkeit.

Das Licht, wenn es am Morgen aufgehet und Alles um uns her mit ſeinen Strahlen erhellet, giebt uns ein Zeugniß von dem Daſeyn einer Welt, die für uns im Dunkel lag, ja von deren Weſen und deren Wirklichkeit wir vorhin kaum etwas wußten. Der Spiegel des See's ſo wie die metalliſch glänzenden Waffen des Heeres, das an ſeinem Ufer gelagert iſt, ſind die Augen, die für das heraufdämmernde Licht zuerſt ſich öffnen, und während über dem Wald und dem Ackerfelde noch das nächtliche Dunkel ſchattet, ſtehen die Schilde von glänzendem Stahl, welche die in unſrer Nähe ruhenden Krieger tragen, ſchon in ſichtbarem Halblichte da. Ein friedlich wohlthuender Anblick für den, welchem dieſe Gewaffneten befreundete Mitkämpfer in drohenden Gefahren und Ueberbringer des Segens ſind, welchen Freiheit und Friede dem Lande bringen, ein Schreck aber für Alle welche Feinde dieſes Friedens, hartnäckige Gegner des Fürſten ſind, der jetzt mit bewaffneter Gewalt über die Ruheſtörer kommt.

Wie das hellpolirte Metall ein Spiegel für das äußere, ſinnliche Licht, ſo iſt dies das Gewiſſen in uns für das geiſtige, göttliche Licht. Alsbald, wenn das dunkle Gewölk des fleiſchlichen Weſens, das jenes innre Auge umhüllt, ſich zerreißt und ein Strahl des Urlichtes in unſre Nacht hereinbricht, ſpiegelt ſich ſeine Helle, ſey es als vereinzelter Funke oder als lodernde Flamme, in dem edlen Kern unſres Weſens ab, der aus Gott und verwandt iſt der göttlichen Natur. Das Licht zeuget dann von einer göttlichen, geiſtigen Welt des Seyns und Lebens, von welcher das Dunkel keine Kunde gab; am lauteſten und ſtärkſten, ſo wie vor allem Andern zuerſt zeuget das Gewiſſen von dem Daſeyn eines Gottes, der unſer Innres ſiehet und ſeine Thaten richtet, ſo wie von der Sicherheit einer künftigen, ewigen Fortdauer unſeres Lebens und Weſens; es iſt die Stimme in uns, welche am deutlichſten zu uns von Gott und Unſterblichkeit ſpricht.

Auch im natürlichen Weſen des Thieres liegt eine Empfänglichkeit für den bewegenden Antrieb eines Geiſtigen und Göttlichen, deſſen Werk und Zweck die Erhaltung des Daſeyns und Lebens aller Einzelnen, ſo wie ganzer Geſchlechter iſt. Dieſe Empfänglichkeit giebt ſich kund in den Aeußerungen des Inſtinctes, welche in ihrem engeren, niederen Kreiſe vielfältig an die Aeußerungen des Gewiſſens erinnern. Wenn aber der Inſtinct das Thier mit ſicherem Gange zu der ihm zuträglichen Nahrung und ſelbſt an weit entfernte Bergungsorte für den Winter oder für Zeiten des Mangels hinführt, wo für ſein tägliches Bedürfniß ausreichend geſorgt iſt; wenn er daſſelbe lehrt den Gefahren für ſein Leben zu begegnen, und ihm Kraft und Geſchick verleihet, den Feinden auszuweichen oder zu widerſtehen, dann reicht dieſes Alles nicht über die Grenzen der Erhaltung des leiblichen Lebens hinaus. Auch die mühſame, künſtliche Bereitung für ein

Zuträglichkeit der Wohnſtätte, für die Pflege und erſte Nahrung einer noch ungeborenen künftigen Brut hat nur die leibliche Erhaltung, zwar nicht des Einzelweſens, wohl aber ſeines Geſchlechtes zum Zwecke.

Oefters könnte hierbei das Auge eines ununterrichteten Beobachters Vorgänge bemerken, in denen die thieriſche Natur mit ſich ſelber in unvereinbare Widerſprüche zu gerathen ſcheint. Ein mütterliches Inſect, das als ein leicht bewegliches Geflügel am Tanz in der Luft, im Schein der Sonne ſich vergnügte, ſenkt ſich, wenn ihm die Stunde des Gebärens kommt, aus der Luft hinab zu dem ſumpfigen Gewäſſer, in welchem es für ſich ſelber den Tod finden würde, und legt dort, am Spiegel des Waſſers ſeine Eier ab. Ein anderes, das vom Honigſaft der Gewächſe ſich nährte, trägt ſeine Eier nicht dahin, wo die Nahrungsquelle auch für ſeine künftige Brut ſo reichlich fließt, ſondern verbirgt ſie in einem künſtlich angelegten Gebäu im Boden, dahin es mit angeſtrengtem Fleiße die Nahrung trägt, deren das junge Gewürm der Brut bis zu ſeiner Auferziehung zur Puppe bedarf. Ja ſehr viele dieſer zärtlich verſorgenden Mütter bringt das Bemühen für das Gedeihen und die Erhaltung ihrer noch künftigen Brut in Lebensgefahr oder führt ihren eigenen Tod herbei. Gleichwie ſinnlos ſcheinen ſie der Erhaltung des eignen Lebens zu vergeſſen und nur dem Bemühen um Etwas dahin gegeben, das ihr lebendes Auge niemals ſehen wird, von deſſen Zukunft ſie, als von einer unerfüllten Hoffnung ſcheiden müſſen.

Und dennoch bezeugt es die weiter fortgeſetzte Erfahrung, daß jede dieſer mit dem Triebe der Selbſterhaltung in ſcheinbar ſinnloſem Widerſpruch ſtehenden Handlungen des thieriſchen Inſtinctes ihren tiefen Sinn habe. Es iſt ein Sinn, welcher weit über die Lebensdauer des jetzt vor unſern Augen ſtehenden Einzelweſens hinaus geht, der mit all ſeinen Kräften auf die Fortdauer und Erhaltung des Lebens nicht des Einzelnen, ſondern ſeines Geſchlechtes gerichtet iſt. Man kann ſagen, in dem Inſtinkt nach ſeinem Maße liegt eine Hoffnung der Fortdauer und Unſterblichkeit der leiblichen Form, deren ſichtbarer Träger abſtirbt, deren Keim aber für eine zukünftige Entwicklung zurückbleibt.

Das, was die Seele des Thieres zu den Aeußerungen des Inſtinctes anregt, das iſt eine allerhaltende und allverſorgende Schöpfermacht, welche alle Höhen und Tiefen der leiblich geſchaffenen Welt durchdringt und die Kräfte derſelben in harmoniſchem Einklang bewegt. Dem empfindenden Leibe des Thieres nahet ſich der Schöpfer und Erhalter der Dinge in ſeinen leiblichen Gaben, durch welche ſeine milde Hand Alles, was da lebet, erfüllet mit Wohlgefallen. Aber die leiblichen Gaben, wie der empfindende Leib, welcher ſie empfängt, ſind von vergänglicher, wechſelnder Natur. Nur Er, welcher ewig war, was Er ewig ſeyn wird, erleidet keine Vergänglichkeit noch Wechſel. Und nicht das Thier, ſondern nur der Menſch, durch den ihm inwohnenden Geiſt aus Gott, hat für das Seyn und Weſen des Gebers, nicht für ſeine Gaben allein einen wahrnehmenden, erkennenden Sinn.

Hier iſt es, wo uns der Unterſchied zwiſchen Inſtinct und Gewiſſen in ein klares Licht tritt. Wir wollen jedoch vorerſt noch um einige Stufen tiefer gehen, in jene irdiſchen Naturreiche, die unter dem Thierreich ſtehen.

Das Entſtehen und Bewegen der Körper, welche zum Steinreich gehören, wird durch keinen Trieb beherrſcht, welcher über die Bildung der natürlichen Form und über den Ana der Schwere hinausgeht, der dieſelben zu ihrer Bleibſtätte, zu ihrem Ruhepunkt an der feſten Erdmaſſe hinabführt. Wenn die Elemente, aus denen der Kalkſtein beſtehet, ſich nahe kommen, da vereinigen ſie ſich in heftiger Eile zum feſten Geſtein. Andauernder jedoch und mächtiger als der Zug, der die polariſch geſchiedenen Elemente zu einander führt, iſt jener der Schwere. Denn dieſer waltet nicht allein über dem Zuſammenhalt der Elemente und der einzelnen Theile des Steines, ſondern über ſeinem Zuſammenhalt mit dem höheren, allgemeinen Ganzen der Erdmaſſe. Wenn deßhalb ein Kryſtall, aus dem geſelligen Verein mit vielen ſeinesgleichen, von der Felswand ſich löst, an welcher er feſthielt, dann ſtürzt er ſich mit immer zunehmender Schnelle hinab zu der allgemeinen Bleibſtätte am feſten Grund und Boden der Erdmaſſe. Dieſe iſt das beſtändige Ziel des Bewegens aller freigelaſſenen Körper des Mineralreiches und der nicht von einem höheren Lebenstrieb beherrſchten Weſen von irdiſcher Abkunft. Wie uns der kräftig beſchleunigte Lauf eines Baches, an welchem ſich unſer Weg vorüberzieht, ein ſicheres Zeugniß gibt von dem Daſeyn einer Tiefe, dahin das Waſſer ſich ſtürzt, auch wenn dieſe Tiefe eine fern abgelegene, unſerem Auge verborgene iſt, ſo kann man ſagen, iſt das Fallen jedes Steines, auch wenn er hoch über den Wolken, aus einem meteoriſchen Urſprunge kommt, ein unumſtößliches Zeugniß für das Daſeyn einer mächtigen planetariſchen Maſſe, welche den Fall der Körper zu ſich hinlenket und ihm ſein Ziel und Ende gibt.

Alle dieſe Bewegungen ſtehen unter jenem Geſetz, das den Planeten ſelber im Kreiſe ſeiner Bahn erhält und ihn auf dieſer Bahn nach einem unverrückbar feſten Zeitmaß dahinführt, ſo wie ſeinen Umſchwung lenket um die eigene Axe von einer Mittagsſtunde zur andern.

Zu einem Freiwerden von dem Geſetz der, nach dem Urtheil unſerer Sinne unbelebten Körperwelt, nimmt ſchon das Mittelreich der Meteore einen Anlauf. Denn dem Regen, den Wolken, den Winden beſtimmet nicht die Schwere ihren Lauf und ihre Bahn, ſondern hier beginnt die Einwirkung, namentlich der elektromagnetiſchen Naturgewalten, welche in gewiſſem Maße von der Herrſchaft der Schwere frei und entbunden ſind.

Auf einer weſentlich höheren Stufe des Seyns als die Steine und Atmoſphärilien ſtehen die Gewächſe. Zwar auch über ihrem Gebilde aus irdiſchem Element waltet der Zug der Schwere nach der Maſſe des Planeten, über dieſem iſt aber in ihrem Weſen der Trieb erwacht zu einem Wechſelverkehr nicht nur mit der todten, dunkeln Maſſe, ſondern mit der des Lichtes, das zunächſt aus der Sonne kommt und mit den Atmoſphärilien, welche durch das Sonnenlicht und die ihr verwandten Naturkräfte von der ausſchließlichen Gewalt der anziehenden Maſſe losgelaſſen ſind. Dieſer Trieb nach dem Lichte und den atmoſphäriſchen Elementen iſt in der Natur der Pflanze ſo mächtig, daß er alle Kräfte ihres Weſens in ſeine Richtung dahinreißet. Wenn das Samenkorn einer Pflanze tief im Dunkel des Erdbodens ſeine Keime treibt, da nimmt der eine dieſer Keime, ſeine Stellung ſey welche ſie wolle, die Richtung ſeines Wachsthums aufwärts nach dem Lichte, ein anderer nimmt ſie abwärts nach dem nährenden Waſſer.

Wenn wir nach den Worten unſerer Menſchenſprache den Trieb des vegetabiliſchen Wachsthums aus dem Dunkel hervor nach dem Lichte mit dem Drang der Hoffnung und Erwartung vergleichen, welche die Lebendigen einer höheren Ordnung zu dem Ziel und Endzweck ihres Lebens hinführen was müſſen wir dann über die Erwartung ausſagen, welche ihn anregt? Kann dieſe, ohne eine gewaltſam ihren Trieb vernichtende äußere Macht getäuſcht werden? — Sie kann dieſes nicht und man darf wohl ſagen, der Drang des Keimens und Wachſens nach oben und nach der Tiefe, der ſo unverrückbar feſt im Weſen der Pflanze ausgeprägt iſt, kann ein Zeugniß genannt werden für das Daſeyn des Lichtes einer Sonne und einer Welt der Atmoſphärilien, aus welcher Wachsthum kommt und Gedeihen.

Zu einer noch höhern Stufe erhebt ſich das Weſen und Leben des Thierreiches. Auch das Thier trägt in ſeiner Leiblichkeit das irdiſche Element, welches bei ihm, wie bei dem Steine unter dem Geſetz der Schwere ſtehet. Auch im Thier waltet der Trieb zum Wechſelverkehr mit der Welt des Lichtes und der Atmoſphärilien, aus welchem ihm wie der Pflanze Wachsthum und Gedeihen kommen. Aber auf das Weſen der beiden niederen Stufen des Stein- und Gewächsreiches erbaut ſich in der thieriſchen Natur noch eine dritte. Es kommt eine belebende Seele hinzu, welche alle Theile und Glieder des Thieres zu einem für ſich beſtehenden Ganzen, zu einem Einzelweſen erhebt, welches nicht nur, wie die Pflanze mit der Welt des Lichtes im Allgemeinen, ſondern mit den Einzelweſen dieſer Welt in lebendiger Wechſelbeziehung ſteht. Denn es iſt in der Natur des Thieres ein wahrnehmender Sinn für die Oertlichkeiten und Einzelweſen jener für das Licht geſchaffenen Welt und eine Kraft, nach dieſen ſich hinzubewegen oder von ihnen ſich zu entfernen. Durch dieſe Eigenſchaften und Kräfte wird das Thier zu einem Selbſtherrſcher in der zum Lichte geborenen Welt, an welche die Pflanze als ein unſelbſtſtändiger untergeordneter Theil dahingegeben iſt. Mit dem äußeren Sinn für die umgebende Welt iſt der Seele des Thiers noch ein innerer gegeben, der ſein Bewegen und ſein Thun beherrſcht, das iſt der Inſtinkt, von deſſen Weſen und Wirken wir vorhin ſchon ſprachen.

Wenn der Trieb des Inſtinktes den Storch und andere Wandervögel ergreift, daß ſie in einer nach der Dauer ihrer Reiſe über Land und Meer abgemeſſenen Zeit vom heimathlichen Boden ſich erheben und nach einer Bergungsſtätte gegen die Kälte und den Mangel des Winters hinziehen, wird dieſer Trieb ſie irre führen und täuſchen? Die Beobachtung der fernwohnenden Völker und der Reiſenden lehrt es uns anders. Wir wiſſen, daß der Inſtinkt das auswandernde Thier ſicher und ohne zu irren zu ſeinem vorbeſtimmten Ziele führt, der Drang zum Bau der Neſter und der Pflegeſtätten für die noch ungeborene Brut ſeines Geſchlechtes zeugt in unverkennbarer Deutlichkeit von dem Daſeyn des fernen Landes, dahin der Vogel eilet, wie von dem zukünftigen Auftreten eines noch nicht geborenen Geſchlechtes.

Der Menſch trägt in der irdiſch leiblichen Hülle ſeines Weſens die Grundzüge der Natur des Steinreiches, des Pflanzen und Thierreiches. Aber außer den Grundzügen der niederern irdiſchen Leiblichkeit iſt der Keim eines neuen Daſeyns in ihn gelegt, das eben ſo neu und hoch neben allen andern Geſchaffenen der Erde hervortritt, als die erſte Regung einer Lebenskraft in den Gewächſen über den Maſſen der todten, ſtarren Geſteine. Dieſer dem Weſen des Menſchen inwohnende Keim iſt der Geiſt aus Gott. Wie der Keim, der im Samenkorn der Pflanze verſchloſſen iſt, ſo bald das Waſſer ihn zum Leben weckt, ſich hinauf und hinaus drängt nach dem Schein der Sonne und nach der ganzen Welt des Lichtes, ſo treibt den Geiſt des Menſchen ein Verlangen und Sehnen nach dem Naheſeyn eines höheren

Etwas, von deſſen Natur und Geſchlecht er ſelber iſt. Wie der abwärts rollende Stein ſeine Ruhe nicht eher findet, als auf und an der Maſſe der Erdveſte, von welcher er ſelber abſtammt und genommen iſt, ſo findet auch der Geiſt des Menſchen, wenn der Keim des Verlangens in ihm erwacht iſt, kein Genüge noch bleibende Ruhe, als in der Nähe ſeines geiſtigen und göttlichen Urſprunges. Und was er ſucht, das iſt ihm ſelber entgegen und nahe gekommen durch Wort und That, wie dem Keime, welcher regungslos in dem Pflanzenſamen ſchlief, das Waſſer, das als Regen und Thau vom Himmel herabfällt. Und wenn die Triebkraft des geiſtigen Keimes ſich aufmacht, aus dem Dunkel ihrer Tiefe nach oben, da dringt ſie hinauf zu der Welt des Lichtes, für welche ſie gemacht iſt; zu einer Welt des Geiſtigen und der Geiſter, deren ewig leuchtende Sonne Gott ſelber iſt.

Die leitende und führende Macht, welche der geiſtigen Triebkraft der Menſchen die Kraft zu ihrem Laufe und ihre Richtung nach einem Leben der Ewigkeit gibt, das ihr verheißen ward, heißt das Gewiſſen. Dieſes iſt, ſo ſahen wir vorhin, auf ſeiner höheren Stufe, von einer gleichartigen Beſtimmung für den Menſchen, als der Inſtinkt für das Thier.

Der Inſtinkt des Thieres hat zu ſeiner Aufgabe das Wohl und die Erhaltung des Lebens der Einzelweſen, wie der Form ihres Geſchlechtes. Er gleicht einer inneren belehrenden Stimme, welche dem Thiere kund machet, was für das Wohlbefinden und Gedeihen ſeiner Leiblichkeit zuträglich und was für beides nachtheilig und ſchädlich ſey. Ebenſo wird der Gott ſuchende Geiſt in uns durch die Stimme des Gewiſſens zu dem hingewieſen oder vor dem gewarnt, was in Gottes Augen gut oder verwerflich, was für das Leben der Ewigkeit förderlich und heilſam oder hinderlich ſey.

Im Thierreich erhebt ſich der Inſtinkt zu ſeinen höchſten und bewundernswertheſten Thaten, da wo das Leben des Einzelweſens ſeinem Ende nahe kommt. Zu Thaten, welche weit über die Dauer des einzelnen, mütterlichen Lebens hinaus, in eine Zukunft hinüber greifen, welche der Wiedererneuerung der jetzt veraltenden und hinſterbenden bald aber ſich wiedererneuernden und verjüngenden Form des Geſchlechtes bevorſteht. So erwacht auch das Gewiſſen im Menſchen, da wo ſein Leben den Pforten der Ewigkeit näher tritt in ſeiner volleſten Kraft, wenn anders der Keim ſeiner geiſtigen Triebkraft durch das Waſſer des Lebens ſchon angeregt und durchdrungen war. Der Inſtinkt des Thieres geht nur die Erhaltung des eigenen, ſterblichen Lebens an und die Fortpflanzung ſeines Geſchlechtes, das nicht minder als ſeine Erzeuger für das vergängliche Daſeyn der Erde geſchaffen iſt. Das Gewiſſen im Menſchen, nach ſeiner ewigen, göttlichen Natur fraget noch nach einem andern Daſeyn als das der irdiſchen Kreaturen iſt, ſein Hoffen und Erwarten gehet auf ein Leben der Ewigkeit hin, das aus Gott kommt und das dem Pilger und Fremdling der Erde als ein künftiges, ſicheres Loos verheißen iſt.

Wie das Fallen des Steines von dem Daſeyn einer planetariſchen Maſſe zeuget, welche ihn anzieht, wie die Triebkraft des Keimes der Pflanzen, von dem Vorhandenſeyn einer Welt des Lichtes, nach welcher ſie ſich hindurchdringet, wie die Handlungen des mütterlichen Thieres zur Vorſorge für ihre Brut von der Gewißheit jenes künftig Erſcheinenden, ſo zeuget das Gewiſſen in uns von dem Daſeyn eines Gottes, der unſere Thaten abwäget und richtet und einer Geiſterwelt, nach deren Höhen und Tiefen unſer Pilgerweg hinführet.

33. Erwin der Sammler.

Der Winter ging zu Ende, die Strahlen der Sonne brachen ſchon öfter und heller durch den rußig dichten Nebel, welcher die große Weltſtadt in den letztvergangenen Monaten ſo andauernd verhüllt hatte. War es doch, als ob ein ganzes Volk aus der Stadt und den Vorſtädten von London zu einer Ausfahrt über das Weltmeer ſich rüſten wollte, ſo laut und raſtlos bewegte ſich vom Morgen bis zum Abend das Gedräng des kräftigen Volkes nach der Themſe hin, um die Menge der größeren und kleineren Fahrzeuge, deren Reihen in unabſehbarer Weite ſich ausdehnten, ſegelfertig zu machen und mit Waaren für alle Länder und Völker zu beladen.

Ein Mann, ſeinen Jahren nach im Uebergang zum Greiſenalter, an Kräften des Geiſtes aber wie des Leibes von jugendlicher Munterkeit und Friſche, wandelte eilig am Ufer herum, verweilte bei jedem der Schiffe, welches zum Auslaufen in nächſter Zeit, hinüber nach dem Feſtland ſich anſchickte und für die Ueberfahrt von Paſſagieren die nöthigen Bequemlichkeiten darbot. Denn Dampfboote gab es in der Zeit, von welcher wir hier reden, noch nicht, die Anwendung der Kräfte des Dampfes war bis dahin nur zum Betrieb einzelner Maſchinen, zunächſt beim Bergbau verſucht worden.

Der Mann, welcher, als hätte er große Eile, ſo rüſtig am Ufer des Fluſſes und auf den Dämmen herumſpazierte, ſchien unter den Seeleuten, vornämlich unter den Capitänen der Schiffe eine ausgebreitete Bekanntſchaft zu haben. Selbſt viele der Matroſen begrüßten ihn und etliche ſchüttelten ihm dabei treuherzig die Hand. —

Lebſt du auch noch, du alter Toby, ſo redete er den einen von dieſen an.

Ja, Gott ſey Dank und euch dazu, Ihr edler Herr, antwortete der Toby. Ohne die Barmherzigkeit und Hülfe, welche Ihr mir ſeit mehreren Jahren erwieſen habt, hätte man mich ſchon längſt bei den Maulwürfen eingeſcharrt, ohne mir die ehrliche Beſtattung eines Seemannes im Meer zu vergönnen. Und ſehet nur: jetzt fühle ich mich wieder ſo ſtark auf meinen beiden zerbrochenen Beinen, kann meine zerquetſchten Arme wieder ſo gut bewegen, daß ich den Matroſendienſt auf einem Schiff nach dem Cap verſehen kann. —

Willkommen bei uns, Herr Erwin, ſo ſprach ein in der Nähe ſtehender Kapitän. Habt ihr nicht Luſt wieder einmal eine Fahrt nach Teneriffa oder an die afrikaniſche Küſte mit zu machen? Ich ſegle dahin in wenig Tagen ab.

Oder mit mir nach Jamaika und in ſeine Nachbarſchaft, ſo rief ein Anderer. Ich gedenke dort mehrere Monate zu verweilen und mein Schiff ſtünde Euch um ein Billiges zu jeder Fahrt an der amerikaniſchen Küſte, weiter nach Süden oder Norden bereit.

Zu dem Gleichen könnte ich mich erbieten, ſo ſprach ein Dritter, wenn ihr etwa, wie vor drei Jahren zu einer Fahrt nach der norwegiſchen Küſte oder nach Island Luſt haben ſolltet. Ihr kennt aus Erfahrung die Bequemlichkeiten meines Schiffes, das ein ſo guter Segler iſt, wie wenig andere ſeiner Größe. Und wenn es Euch beliebte, ich wollte mit Euch bis nach Nowaja Semla hinanſteuern, denn ich werde die vergnügten Reiſen niemals vergeſſen, die ich ſchon in Eurer Geſellſchaft gemacht habe.

Ich danke Euch Allen, ſo antwortete Erwin, für Euer freundliches Anerbieten, und bei andrer Gelegenheit hoffe ich Euch zeigen zu können, wie gern ich mit Euch, meine alten Freunde, auf dem Meer herumfahre. Dießmal wird mich aber meine Reiſe nicht ſo weit ins Meer hinaus, ſondern nur über den Kanal hinüber nach dem Feſtland führen. Und dort ſehe ich ſchon ein Schiff unter holländiſcher Flagge, das mir meinem Bedürfniß entſprechend ſcheint. — Man wünſchte ſich gegenſeitig glückliche Fahrt und geſunde Rückkehr und Erwin ſetzte ſeine Forſchung nach einer guten Reiſegelegenheit weiter fort.

Das iſt ein Paſſagier von der nobelſten Art, ſprach der eine Kapitän, dergleichen mir kaum ein anderer vorgekommen iſt, freigebig und mildthätig, gleichmüthig und zufrieden bei all den Mißgeſchicken, die dem Leben des Seemannes zuſtoßen können, dabei immer von heiterem guten Humor, und in Fällen der Noth ſo arbeitſam wie der beſte Matroſe. Dabei ſo unterhaltend in ſeinen Geſprächen, daß ich mich mein Lebtag keines angenehmeren Tiſchgenoſſen und Reiſegefährten zu erinnern weiß.

Ja, ſo ſprach der andere, und was hat der Mann ſchon alles geſehen, erfahren und geleſen. So weit nur Englands Schiffe gehen, ſcheint er gekommen zu ſeyn; hat als Gefangener bei den Franzoſen viel ausgeſtanden, iſt bei einem Schiffbruch in Lebensgefahr und in die Hände der Bewohner der ſandigen, afrikaniſchen Weſtküſte gerathen, dieſe verkauften ihn als Sklaven an einen tiefer landeinwärts herumſtreifenden Beduinenſtamm, mit welchem er in Gegenden kam, dahin ſchwerlich vor ihm ein anderer Europäer gedrungen iſt. Und zu all dieſen eigenen perſönlichen Erfahrungen und den fremden die er aus mündlichen Berichten und aus Büchern kennt, kommt noch ſeine ausnehmende Geſchicklichkeit, alles das, was er ſpricht, an den rechten Mann zu bringen. Er redet mit den vornehmſten und gelehrteſten Leuten ſo, daß dieſe Reſpekt vor ihm haben müſſen und mit dem geringſten Matroſen ſo, daß dieſer ihm gerne zuhört und ſich das Gehörte zu Herzen gehen läßt. Habe ich doch oftmals meine bärtigen Matroſen bei dem, was Herr Erwin zu ihnen ſagte, ſo herzlich weinen ſehen, wie die guten Kinder. Und in ſeiner Gegenwart hat es ſo leicht keiner gewagt zu fluchen, oder Händel mit den andern anzufangen. Und wo es hin und wieder zu ſo Etwas kam, durfte Erwin nur ein Wort ſprechen und aller Hader und Zank legte ſich ſtill, wie ein biſſiger Hund, dem ſein Herr Ruhe gebietet, unter die Bank.

Was Ihr da ſagt, ſo ſprach der dritte Kapitän, dem Alter nach der jüngſte von ihnen, das hat wohl kaum ein Anderer ſo an ſich erfahren, als ich es gethan habe. Ehe ich aber davon rede, frage ich, hat mich einer von Euch ſo gekannt, wie ich noch vor wenig Jahren war, oder habt Ihr von Andern Etwas über meine damalige Aufführung gehört?

Perſönlich gekannt, ſo antworteten die andern, haben wir Euch nicht, aber, um aufrichtig zu ſeyn, gehört haben wir vor fünf und vor vier Jahren von Euch ſo Mancherlei.

daß es uns nicht nach Euren näherer Bekanntſchaft gelüſtete. Auch ſind wir damals nie an die Orte und in die Geſellſchaften gekommen, in denen Ihr Euch herum zu treiben pflegtet.

Und habt Ihr auch ſpäter keine andere Meinung von mir bekommen? Daß dieſes ſey, läßt mich Euer freundliches Benehmen gegen mich in den letzten zwei Jahren vermuthen. Wohnt doch der Eine von Euch unter meinem Dach, der muß mich genauer kennen.

Allerdings iſt dem alſo, antwortete der erſte Kapitän, der älteſte unter den Dreien. Ich habe Euren Vater gekannt und dieſer war mein Freund. Ihr habt dieſen wackern Vater früh verloren und ich wünſchte ihm im Stillen Glück, daß er den Kummer nicht mehr erlebt habe, den Ihr ihm durch Eure wüſte Aufführung bereitet hättet. Aber in den letzten Jahren, das wird Euch jeder zugeſtehen, der Euch kennt, ſeyd Ihr ſo ganz umgewandelt, daß Euch die früheren Genoſſen eurer Trinkgelage einen Puritaner, Methodiſten und ich weiß nicht wie ſonſt noch ſchelten. Man weiß es, daß Ihr aus einem Taugenichts ein arbeitſamer, nüchterner, mäßiger, gottesfürchtiger Mann geworden ſeyd, welcher demüthig und beſcheiden thut, was vor Gott recht iſt.

Und wem anders, ſo ſprach der junge Kapitän, verdanke ich dieſe glückliche Umwandlung und Beſſerung meines Herzens als, nächſt Gott, dem frommen Herrn Erwin. Auf der Reiſe, die wir mit einander nach der norwegiſchen Küſte und nach Island machten, hat er mich in eine Schule genommen, die eigentlich nicht die ſeinige, ſondern die des Geiſtes Gottes iſt. Ich verſuchte es anfangs, als ich ihn in meiner Botmäßigkeit auf dem Schiffe hatte, ihn eben ſo rückſichtlos und herriſch zu behandeln, wie ich dieß andern

Reiſenden gethan, denn ich hielt ihn für einen Mann von unanſehnlichem Stande, aber wie ganz anders kam das, als ich gedacht hatte. Es liegt in dem Weſen eines wahrhaft treuen, ernſtlichen Chriſten eine oft verborgene Gewalt und Majeſtät, welche, wenn ſie heraustritt, eben ſo mächtig auf andere Menſchenſeelen wirkt, als der Wille des Menſchen vor ſeinem erſten Fall auf die Thierwelt einwirken konnte. Dieſe Macht ließ Herr Erwin in einem Maaße mich fühlen, daß ich bald bemerkte, daß eigentlich er, nicht Ich der Herr im Schiffe ſey. In niederdonnernder Weiſe demüthigte er mich gleich an einem der erſten Abende unſerer Fahrt über mein brutales Benehmen gegen meine Leute. Ein Fall von der Treppe nach einem untern Schiffsraum, den ich in der Trunkenheit gethan, beſchädigte mich in lebensgefährlicher Weiſe. Ich lag, anfangs ohne, dann mit Beſinnung einige Wochen zu Bett. Er verließ mich in dieſer Zeit niemals, pflegte meiner als Arzt und mildthätiger Freund. Zwar ſtrafte er anfangs mich auch über mein Laſter der Trunkenheit, doch nicht in niederdonnernder, ſondern in väterlich mitleidiger Weiſe. Dann kam er meinem Herzen immer näher. Und ich will es kurz ſagen, er lehrte mich meinen Gott kennen und ſein Wort; er machte mich aus meinen Banden los; rettete meine Seele.

So ſprachen die Kapitäne mit einander und hörten mit Vergnügen, daß ihr Freund, dem ihre Lobrede galt, eine Schiffsgelegenheit, die ſeinen Wünſchen zuſagte, gefunden habe.

Herr Erwin, der Sammler, ein Beinamen, unter welchem Viele ihn kannten, ſtammte aus einer vornehmen und reichen Familie. Er war, nach dem Tode ſeines Vaters, frühe der Beſitzer eines anſehnlichen Vermögens geworden, ſo daß er frei ſeiner Neigung zum unabhängigen Stande und zum beſchaulich-wiſſenſchaftlichen Leben folgen konnte. Als Freund der Natur hatte er in ſeiner Jugend den Unterricht des großen Meiſters Linné in Schweden genoſſen, auch in der Arzneikunde ſich gute Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben. Den Sommer pflegte er, als unverheiratheter Mann durch keine Familienbande gehalten, auf Reiſen zuzubringen, den Winter aber wenigſtens zum Theil in London, wo er mit dem Umgang von wenig vertrauten, an Geſinnung ihm gleichen Freunden zufrieden, nur ſelten unter die große Welt kam.

Das Haus des einen dieſer vertrauteſten Freunde, mit deſſen Gemahlin Herr Erwin verwandt war, wollte er auch dießmal noch vor ſeiner Reiſe beſuchen, um ſich zu beurlauben und allerhand Aufträge für die Zeit ſeiner Abweſenheit zu geben. Mit beiden faßte er ſich kurz.

Das herrliche Wetter, ſo ſprach er, das mit den erſten Schwalben ſich einſtellte, hat mich in all meinen Gliedern ſo unwiderſtehlich angeregt, daß es mir ergangen iſt wie einem Fiſche, den man plötzlich aus der Haft eines Waſchbeckens hinaus ins friſche ſtrömende Waſſer ſetzt. Ich kann mich nicht halten, ich muß aus dem Nebel und Steinkohlendampf der Stadt wieder einmal hinaus in die große, freie Welt Gottes, in die friſche Luft des Meeres und der Berge. Schon heute am Morgen bin ich ausgegangen, eine gute Schiffsgelegenheit über den Kanal hinüber zu finden. Ich habe ſie gefunden und ſo Gott will ſchon übermorgen ſegle ich ab. Denn was ich zur Reiſe mitnehmen will, das habe ich bald beiſammen; nur mein Diener Nilſen geht mit mir.

Wie aber, ſo ſprach der Freund, wenn ich Euch noch Etwas anvertrauete in Eure treue Hand, das Ihr mir mitnehmen ſolltet auf die Reiſe. Ein Kleinod unſres Hauſes und Herzens. Würdet Ihr es wohl unter Eure ſichere Obhut aufnehmen und mit ihm thun darum wir Euch bitten?

Wie ſollte ich das nicht gerne verſprechen und thun, mein lieber Vetter; aber welches Kleinod, welchen Familienſchatz Eures reichen Hauſes wollt Ihr mir mitgeben?

Das iſt, ſo antwortete der Freund, unſer einziger Sohn, der kleine Robert, Euer Taufpathe.

Wie? ſo fragte Erwin weiter, was ſoll ich mit Eurem kleinen, lieben Robert machen? Sagtet Ihr doch erſt neulich, Ihr ſtundet im Begriff, den faſt 12jährigen Knaben, der im Vorbeigehen geſagt, für dieſes Alter noch von ſehr zarter leiblicher Geſtalt iſt, in eine höhere, beſſere Schule zu bringen, als die war, welche er bisher beſuchte?

Und welche Schule, ſo antwortete der Freund, könnte höher und beſſer ſeyn, als die Schule der großen Welt Gottes, mit all ihren Werken und Thaten, dahin Ihr ihn mit Euch führen könnt. Und zwar nicht nur als hinein führender Geleitsmann, ſondern als Lehrer ſelber?

Was denkt Ihr von mir, mein Freund, ſprach Erwin verlegen. Ich ſelber für mich habe zwar in den Schulen Manches gehört und gelernt, was mich eben anſprach, aber eben ſo viel auch wieder verlernt als behalten, und im Belehren der Jugend mich niemals verſucht. Zudem weiß ich auch aus Eurem Munde, daß Ihr, wie Eure eigene Stellung in der Welt und der Rang Eures Hauſes dieß verlangen, Euren Robert für den höheren Staatsdienſt heranbilden wollet. Und in der That, bei den großen Gaben ſeines aufgeweckten Geiſtes und bei ſeiner ernſten, ſchon frühe feſten Gemüthsart halte ich den Knaben auch ganz zu einem ſolchen hohen Beruf für ſein Volk und Vaterland geeignet. Und bedenket nur ſelber, was ſoll ein künftiger Staatsmann bei mir, dem Sammler aller natürlichen und künſtlichen Curioſitäten, und bei den Seeleuten, Bauern und Hirten der Gebirge lernen, in deren Geſellſchaft und Umgang ich ihn führen werde?

Eben dieſes, an der Hand eines ſolchen Führers wie Ihr ſeyd, iſt die hohe Schule, in welche ich meinen Robert bringen möchte. Ihr kennt nicht nur die große Welt der Natur und der Völker, ſondern vor Allem Ihn, der dieſe Welt ſchuf und in ihr waltet. Ihr wiſſet und bezeugt es durch Euer ganzes Leben, daß Ihr den Grund und Boden der wahren Weisheit gefunden habt und auf ihm feſt ſtehet. Und für das Licht dieſer Weisheit, deren der künftige Staatsmann ſo ſehr bedarf, werdet Ihr, das weiß ich, den Geiſt meines Sohnes wecken und zubereiten. Darum ſollt Ihr ihn mit Euch in die hohe Schule der großen Welt nehmen, welche nicht nach dem Maßſtab des menſchlichen Urtheiles, ſondern durch die Macht und Herrlichkeit ihres Schöpfers und Regenten ſelber ihre Hoheit und Größe hat.

Aber, ſo ſprach Erwin, was wird Eure Gemahlin dazu ſagen, daß Ihr mir den Knaben, der, wie ich ſchon vorhin ſagte, zwar für ſein Alter von ungewöhnlicher Kraft des Geiſtes, zugleich aber leiblich ſo zart iſt, auf eine Reiſe mitgeben wollet, die ich bei der größten Vorſicht und Sorgfalt von meiner Seite für ihn zu keiner bequemen machen kann. Wie Vieles wird er auf unſeren Wegen in den Hütten der Bauern, Alpenhirten und Jäger entbehren müſſen, daran er im Elternhauſe von früheſter Kindheit an gewöhnt iſt, wie manchen mühſamen Schritt und Tritt, in Hitze und Froſt wird der gute Knabe, den ich wie mein eigenes Kind liebe, mit mir zu machen haben?

Die Gemahlin des Freundes war indeß hereingetreten ins Zimmer, ſie hatte einen Theil des Geſpräches der Männer mit angehört. Der Wunſch meines Mannes, daß Ihr unſern Robert mit Euch nehmen möchtet, in die Schule der großen Gotteswelt, iſt auch ein angelegentlicher Wunſch meines eigenen Herzens. Und der Knabe, dem ich geſtern unſere Abſicht mittheilte, ihn Euch zum Begleiter auf die dießmalige Sommerreiſe mitzugeben, iſt ſo freudig davon bewegt, daß er die Nachricht von Eurer Einwilligung in unſern Plan kaum erwarten kann. Ihr ſelber, mein lieber Vetter, ſteht wie wenig andere Menſchen im Schirm und Geleite der guten Hand Eures Gottes und Ihr werdet auch unſern Robert mit Euch in dieſes ſichere Geleite nehmen. Der Knabe, ſo zart er ausſieht, iſt rüſtiger zu jeder leiblichen Anſtrengung als man nach jenem Ausſehen erwarten ſollte. Ihr werdet ihn unter Gottes Schutz bekräftigter an Leib und Geiſt wieder mit Euch zurück in die Heimath und in unſere Arme bringen.

34. Eine Schule der großen Welt.

Die Ausrüſtung des Knaben zu der Reiſe, zum Theil ſchon vorbereitet, war bald vollendet; das Parlament, deſſen eifriges, fleißiges Mitglied Erwins Freund war, hatte noch Ferien, ſo konnten beide Eltern ihrem Liebling und ſeinem treuen Führer das Geleite geben bis zu dem Hafen von Dover. Die überaus fröhliche, glückſelige Stimmung des reiſeluſtigen Knaben, der immer freudige Sinn des Erwin hatten ſich den Herzen der beiden Eltern mitgetheilt; ſie ſahen ihren Robert ohne ein Gefühl des Schmerzens und der Sorge ſcheiden, auf eine Reiſe, welche ja für den weltbürgerlichen Sinn und Maßſtab eines Engländers nur eine alltägliche und kleine iſt.

Die Ueberfahrt an die gegenüberliegende Küſte des Feſtlandes war, von herrlichem Wetter und gutem Winde begünſtigt, angenehm und leicht. Robert, der Knabe, obgleich er jetzt zum erſtenmal in ſeinem Leben auf das Meer kam, hatte auch nicht an der leiſeſten Anwandlung von Seekrankheit zu leiden, er war ſo fröhlichen Muthes als ſonſt nur jemals in ſeinem Leben. Hatte er doch kurz vorher die Prüfung bei ſeinem Austritt aus den ſogenannten niedern Schulen beſtanden und noch am Tage vor ſeiner Abreiſe aus London ein belobendes Zeugniß der Lehrer über ſeinen Fleiß und den Erwerb ſeiner Kenntniſſe erhalten, das für ſein jugendliches Selbſtgefühl ein gar lieblich und ſüßtönender Sirenengeſang war. Er war vor der glücklich beſtandenen Prüfung in anhaltender Arbeit und beſtändiger Spannung aller Seelenthätigkeiten geweſen; jetzt war dieſes vorbei und das Ausruhen davon that wohl.

Erwin, der alte Freund ſeines elternlichen Hauſes, war ihm von früheſter Kindheit an ein Freudebringer geweſen, den er unter allen Beſuchern, die ſeine Eltern begrüßten, am liebſten kommen, am ungernſten ſcheiden ſah. Der alte Vetter brachte immer, beſonders aber wenn er im Spätherbſt von einer Sommerreiſe zurückkam, irgend eine ſeltene, dem Sinn des Kleinen ganz beſonders anſprechende Gabe mit und wußte dem Knaben vieles zu erzählen, woran dieſer ſich nicht ſatt hören konnte. Erwin hatte den Schlüſſel zu Roberts Herzen und zu ſeinem vollen Vertrauen gefunden wie keiner der Lehrer und wie außer den Eltern kein anderer Menſch auf Erden. Alles was der Vetter ihm ſagte, das ſchien dem Knaben ſo wichtig und werth, daß derſelbe, faſt ſchon von ſeinem zehnten Jahre an, eine Art von Tagebuch hielt, darin er das aufzeichnete was Erwin bei manchen Gelegenheiten ihm mitgetheilt hatte. Und einem ähnlichen Tagebuche, das der damals noch nicht 12jährige Knabe Robert, der nachmalige berühmte Staatsmann, auf ſeiner erſten Reiſe mit dem Vetter Erwin führte und das er ſpäter, nach ſeiner Heimkehr vollſtändiger bearbeitete, entnehmen wir hier einige wenige Stellen. Die Auswahl derſelben mag zum Theil als eine zufällige erſcheinen, denn ſie bindet ſich nur beiläufig an die chronologiſche Anordnung des Tagebuches, konnte ſich auch zur Prüfung des allgemeinen

Intereſſes, das ihre Mittheilung erwecken mag, nicht die nöthige Zeit laſſen. Dennoch mag ſie hinreichend ſeyn, um uns die ſeltſame Gabe des alten Vetter Erwin kennen zu lehren, einen Knaben von Roberts Anlagen und künftiger Beſtimmung in die Schule der großen Gotteswelt einzuführen. Obgleich der alte Sammler dabei gar nicht auf das Schulehalten in eigener Perſon ausging, ſondern ohne allen vorbedachten Plan ſich ſelber nur den Eindrücken hingab, welche die tägliche Belehrung eines höheren Schulmeiſters, als der Menſch dies iſt, auf ſeinen Geiſt und ſein Gemüth machte, und mit ſeinem jungen Freunde dieſes tägliche Brod des Geiſtes ebenſo freigebig theilte, als das leibliche. —

Auf dem Schiffe, welches unſere beiden Reiſenden herüber an die holländiſche Küſte brachte, befanden ſich mehrere engliſche und franzöſiſche Familien, zum Theil ſolche von äußerlich hohem Stand und Bildung. Ein Herr aus Paris war unter dieſen, welcher viele Reiſen zu Waſſer und zu Lande gemacht und dabei manche Gefahren und große Mühſeligkeiten beſtanden hatte. „Unter allen Mitteln ſich zu bekräftigen und bei friſchem Lebensmuth zu erhalten,“ ſo ſprach der Herr einſt bei einer Abendunterhaltung, „kann ich allen Denen, die eine recht beſchwerliche Reiſe vorhaben, nur dieſes einfache empfehlen, welches ich ſeit Jahren immer bei mir führe. Es ſind die, wie man ſagt, von dem berühmten Tiſſot empfohlenen nervenſtärkenden Pillen, die man nach ſeiner Vorſchrift in jeder guten Apotheke ſich machen laſſen kann. Ich nehme an jedem Morgen ein oder etliche Stück davon und fühle mich dann für den ganzen Tag bekräftigt und ganz beſonders aufgeheitert. Sehen Sie hier dieſe meine Lebenspanacee.

Bei dieſen Worten ließ der Herr eine Schachtel mit den geprieſen Pillen im Kreiſe der Geſellſchaft herumgehen. Man betrachtete, beroch, Einige koſteten ſogar davon, manche ſchrieben dazu das Recept ſich ab: Erwin allein, ohne ſie nur anzuſehen, ließ ſie vorbeigehen.

Wie kommt es, ſo fragte ihn Robert, als ſie beide wieder in ihrer Kajüte allein waren, daß Ihr das vortreffliche, nervenſtärkende Mittel, das der franzöſiſche Graf empfahl, ſo gleichgültig und faſt verächtlich an Euch vorbeigehen ließet. Hätte ich doch gleich Luſt gehabt mir eine Schachtel ſolcher Pillen zu verſchaffen, um mich bei Gelegenheit durch eine oder zwei davon zum Bergſteigen zu bekräftigen oder mich freudig damit zu ſtimmen.

Sage mir doch, ſo antwortete Erwin, was würdeſt du thun, wenn dein Arzt oder dein Vater dir ein Fläſchchen treffliche Arznei mitgäben und zugleich die Weiſung, daß du, ſo oft du dich kraftlos fühlteſt, einige Tropfen davon zu deiner Stärkung dich bedienen mögeſt, würdeſt du dieſe Tropfen in deine Hand gießen und dir den Rock damit waſchen, ſo daß allerdings der Geruch davon deine Lebensgeiſter ein wenig anregen könnte, oder würdeſt du nicht lieber die Arznei durch den Mund in den Magen und dadurch in dein lebendes Blut gehen laſſen?

Ei, wie ſollte ich das anders thun, ſagte Robert, ich würde einen kräftigen Wein lieber ſelber zu mir nehmen, als ihn nur auf den Rock ſchütten.

Siehe mein Sohn, ſo fuhr der alte Vetter fort, ſo iſt es mit all ſolchen leiblichen Stärkungs- und Erheiterungsmitteln, davon ich auf meiner Reiſe im Orient gar viele habe kennen gelernt und zu der Art auch die Pillen des franzöſiſchen Herrn gehören. Er hat uns die Wirkungen ſeines Mittels nur in ihrem ſcheinbar günſtigen Licht gezeigt, dabei aber alle die Fälle verſchwiegen, in denen ſie ſeine Erwartung vollkommen täuſchten, wenn ſie, wie eine ſchnell vorübergehende Berauſchung der Naſe ihn eben ſo kraftlos und trüb geſtimmt zurückließen, als er vorher geweſen war. Es ſind Gaben der Natur, deren Kraft wir eben ſo dankbar anerkennen wollen als jene der heilſamen Pflaſter und Flüſſigkeiten, mit denen wir unſern krankhaften Gliedern Linderung ihrer Schmerzen ſchaffen. Wurde mir aber ein Univerſalmittel zum *innerlichen* Gebrauch empfohlen, welches mit Sicherheit alle äußeren Leiden meiner Natur lindert und gründlich heilt, ſollte ich das nicht allen andern in den Apotheken zu findenden künſtlichen Arzneimitteln, Pflaſtern und Salben vorziehen? Und ſiehe ein ſolches kenne ich und bediene mich ſeiner täglich mit beſtem Erfolge. Ich führe daſſelbe, nicht wie der Franzoſe in einer Schachtel, ſondern hier in dieſem Büchlein bei mir. Darin ſtehen allerhand Sprüche aus Gottes Wort, die von ganz beſonderer Kraft ſind, die Seele freudig zu ſtimmen, das Herz zu tröſten und für Alles was kommen kann, zu ermuthigen und zu bekräftigen. Denn ſie erheben den Geiſt zu Gott und erhalten ihn in der Nähe des Lebensquelles, daraus uns alles Gute, alles Das kommt, deſſen wir bedürfen. Wenn ich deßhalb am Morgen, wie ich es mit dir gemeinſam gethan, meine Morgenandacht gefeiert, dann ſetze ich mich in der Stille hin, leſe und betrachte einen dieſer Sprüche und behalte den, ſo gut ich es vermag den ganzen Tag in meinen Gedanken, und das bekömmt mir beſſer als all ſolche Pillen, die der franzöſiſche Herr uns empfahl. Denn es iſt eine Arznei, die nicht meinen Rock beträufelt, ſondern die ins Innere, in die Seele ſelber und aus dieſer durch Mark und Gebein meines äußern Weſens geht. —

— Der kleine Robert, ſo ungern er ſich dieſes merken ließ, war denn doch zu ſehr an die gute reichliche Küche ſeines Elternhauſes gewöhnt, dieſe konnte er auf dem kleinen Fahrzeuge, darauf ſie von Holland aus auf dem Rhein hinauffuhren, nicht haben, und die Entbehrung der alten Gewohnheiten des Eſſens und anderer Bequemlichkeiten fiel ihm ſo ſchwer, daß Erwin, obgleich der Knabe es nicht ausſprach, die Klage darüber in ſeinen Mienen leſen konnte. Eines Tages kamen ſie an einer Stelle des Ufers vorüber, an welcher ſonſt das austretende Waſſer des Fluſſes einen Teich gebildet hatte, der bei der langanhaltenden regenloſen Zeit der vergangenen Monate ganz ausgetrocknet war. Hier ſtand nichts mehr als dürres abgeſtorbenes Schilf, an dem keine Spur von Grün zu ſehen war.

Wie häßlich, ſo ſprach der Knabe, nimmt ſich dieſes dürre, ſtrohfarbige Schilf da unten neben dem grünenden Buchenwald aus, der hier auf dem Hügel ſteht. Genießen doch beide dieſelbe warme Frühlingsluft, die Bäume werden dabei grün, das Schilf erſtirbt.

Siehe mein Sohn, ſo ſprach Erwin, das Schilf dort iſt eben gar zu ſehr an die Ueberfülle ſeines nährenden Waſſers gewöhnt, kann ohne die nicht leben, der Baum aber auf dem Hügel begnügt ſich mit dem Saft, den ſeine tiefen Wurzeln nach einem für ſie immer hinlänglichen Maaß aus dem Boden ziehen, ſeine Blätter aus dem Thau des Himmels auffangen. Auch für uns Menſchen iſt es gut, wenn wir frühe lernen uns mit dem beſcheidenen Theil der leiblichen Gaben zu begnügen, die uns Gott, wie dem Baum in trockener ſowie in naſſer Zeit täglich beſchert. Der Baum bekommt in all ſeiner Genügſamkeit ein feſtes, dauerhaftes Holz und vom Frühling an bis zum Herbſt ſeine Zierde der Blätter.

Das Schilfrohr, in all der Fülle des Waſſers, darin es ſich vollſaugt, bleibt ein ſchwankendes Rohr, das der Wind hin und herbewegt. — Der kluge Knabe verſtand die Belehrung die ſein Mentor ihm geben wollte, und nahm ſie zu Herzen. Er ließ jetzt bei Tiſche nicht mehr ſo wie vorher, das kräftige Schwarzbrod (Pumpernickel), ſo wie das Gericht der Roßbohnen und des geräucherten Schweinefleiſches mit verbiſſenem Verdruß an ſich vorbeigehen, während er an einem kleinen Stück engliſchen Schiffszwieback aus Weizenmehl nagte, ſondern bald ließ er das, was auf den Tiſch der dortigen Landleute kam, ſich eben ſo gut ſchmecken, wie die andern einheimiſchen Gäſte ſowie der Vetter Erwin mit ihnen und fühlte ſich kräftiger genährt dabei als bei der vornehmen Koſt der engliſchen Hauptſtadt.

Einſtmals kamen die Reiſenden an einer Gegend vorüber, in der man weithin nichts anderes ſah als Erlenbäume und Erlengebüſch. Der Anblick ſtand in großem Contraſt mit der Schönheit der herrlichen Wälder von Eichen und Tannen, an denen der frühere Weg vorbeikam. Ei wie träge, ſo ſprach Robert, muß das hieſige Landvolk ſeyn, und wie nachläſſig ihre Regierung, daß man nirgends daran denkt ſtatt dieſes traurigen, unwerthen Erlengehölzes Eichen und andere gute Bäume anzupflanzen.

Und zu welchem Zweck, ſo fragte Erwin, ſollte man das thun?

Würde nicht, ſo antwortete der Knabe, ein Wald von Eichen und Tannen viel größere Vortheile bringen? Wie ſtattliche, feſte Wohnhäuſer, Kirchen und Thürme könnte man aus dem Eichenholz und aus den Stämmen und Brettern der Tannen bauen als aus dieſem Erlenholz, an welchem nicht einmal ein Eichhorn, geſchweige die Schweine, welche in den Bauernhöfen gezogen werden, eine nährende Frucht finden.

Erwin lächelte und ſagte, ei, wie unüberlegt iſt dieſes richterliche Verdammungsurtheil über die guten Erlen, für einen künftigen Staatsmann. Dieſer muß das beachten, was gerade dieſer Zeit, dieſer Art und Sitte des Volkes, mit welchem er zu thun hat, zuträglich und nützlich iſt und ebenſo der Landmann das, was für ſeinen Grund und Boden ſich gehört. Eichen und Tannen würden in dieſem ſumpfigen Landſtrich nicht gedeihen; die Erlen aber deſte beſſer. Und wir wollen dabei die Hauptſache nicht vergeſſen. Du rühmteſt vorhin die Eichen und Tannen als das beſte Bauholz für Häuſer und Kirchen. Ich aber ſage dir, daß man hier in dieſer Gegend kein hohes Haus, noch weniger einen Thurm oder eine Kirche, deren es doch hier herum viele gibt, aufbauen könnte ohne die Erlen. Das Holz der Erlen wird im Waſſer, darinnen das Tannenholz bald verderben müßte, eiſenfeſt und dauerhaft. All dieſe Kirchen weit umher ſind, wie ein großer Theil von Venedig mit ſeinen Kirchen und Paläſten, auf einem ſogenannten Roſt, d. h. auf die tief ins Waſſer hineingetriebenen Stämme und Pfähle von Erlen gegründet und auferbaut. Halte mir deßhalb künftig die unſcheinbaren Erlen in Ehren. Sieht auch bei uns Menſchen der eigentliche feſte Grund, darauf unſer Thun und Leben erbaut ſeyn muß, meiſt gar unſcheinbar aus. Und dennoch wird dieſer mit Ehren fortbeſtehen, wenn der augenfälligere Ueberbau längſt, mehr als einmal verändert oder zuſammengebrochen iſt

35. Einige beſondere Lektionen.

Unter dieſem Titel findet ſich bei Roberts Tagebuch ſeiner Reiſe mit Vetter Erwin ein kleines Separatheft. Es enthält Geſchichten, Belehrungen ſowie Zurechtweiſungen aus dem Munde des alten Vetters, welche ſeinem jungen Freunde beſonders eindrücklich und wichtig mögen vorgekommen ſeyn. Wir wollen hier nur zwei derſelben zur Mittheilung herauswählen.

* * *

In einer Stadt am Rhein beſuchte Erwin einen alten Freund, welcher mit ihm die gleiche Neigung zum Reiſen und zur Betrachtung der natürlichen Dinge hatte. Die beiden waren ſich oft auf ihren Reiſen in den verſchiedenſten Ländern der Erde begegnet, hatten erſt vor wenig Jahren mehrere Monate in Capſtadt zuſammen gelebt und von dort aus die Rückreiſe nach der Heimath gemeinſam gemacht. Dem Knaben Robert wurde es bei dem Freunde ſeines Vetters in Kurzem ſo behaglich wohl zu Muthe, als ſey er zu Hauſe. Es beſah ſich alle die Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, die der Doctor in ſeinem Zimmer zuſammengeſtellt hatte. Es gab da Lebendes und Todtes, Schönes und Häßliches aus allen Gegenden der Welt.

Unter das Häßlichſte von allem Häßlichen gehörten nach Roberts laut gegen den Doctor ausgeſprochenem Urtheil die giftigen Schlangen, welche lebend in einem mit ſtarkem Eiſendraht vergitterten Kaſten in einem Vorzimmer ſich fanden. Robert hatte ſchon manche Menagerien von lebenden Thieren, auch manche Naturalienſammlung, zufällig aber noch keine lebenden giftigen Schlangen geſehen: hier gab es zwei große Klapperſchlangen aus Amerika und eine Brillenſchlange aus Oſtindien. Eines der Thiere ſtürzte ſich blitzesſchnell im Zorn gegen das Gitter ſeines Kaſtens hin, als der Knabe ſich dieſem nahete und zufällig an den Käfich ſtieß.

„Mir könnte doch," ſo ſagte Robert, „indem er etwas bleich vor Schreck einige Schritte zurücktrat, kein andrer Anblick auf Erden ſolchen Ekel und Abſcheu erregen, als der einer zornmüthig giftigen Schlange. Ich begreife nicht wie man ſolche gräuliche Thiere lebend in ſeinem Hauſe haben mag.

Das iſt auch nicht ohne Gefahr, ſagte der Doctor lächelnd, und wenn ich die lebenden Beſtien nicht nöthig hätte, um Verſuche an ihnen zu machen, deren ich zur Beſtätigung meiner Anſichten über die Wirkung thieriſcher Gifte bedarf, ich würde ſie nimmermehr in meiner Nähe dulden. Denn ich läugne nicht, daß es für mein Gefühl kein gräulich ekelhafteres Thier gibt, als eine giftige Schlange. Wenn man ein Bild der giftigen Empfindlichkeit ſehen will, die ſich an manchen Menſchen zeigt, darf man nur eine ſolche Schlange betrachten. Da ſieht man recht die Natur der Empfindlichkeit, die zu einem Ausbruch des tödtlichen Haſſes führt, welcher, wenn er auch im Menſchen nicht zur mörderiſchen That, doch zu mörderiſch giftigen Worten oder Gedanken wird. Da ſehet nur her. Ich bin doch der tägliche, einzige

Wohlthäter dieſer ſcheußlichen Beſtien, von welchem ſie Futter und alle Pflege empfangen, und wenn ich nur mit einem Strohhalm ſie leiſe berühre, wie zornwüthig fahren ſie nach meinem Finger hin. Wehe mir, wenn mein Finger nicht durch das Gitter vor ihrem Biſſe geſchützt wäre. Ich würde, wie es ſo manchen Pflegern der giftigen Schlangen geſchehen, in wenig Minuten eine Leiche ſeyn.

Während ich im vorigen Jahre in Oſtindien war, geſchahe es, daß zwei zum Chriſtenthum belehrte Hindus, welche bei der Miſſionsſtation ihre Wohnung hatten, ſpät am Abend mit einander über eine Wieſe gingen. Der eine von beiden ſtreift beim Gehen mit dem Fuße an etwas an, das ſeinem Gefühl wie eine Schlange vorkommt. Eilig ſpringt er darüber hin und läuft, ſo ſchnell er vermag, von dem verdächtigen Orte hinweg; ſein Gefährte folgt ihm. Als beide fern genug, wie ſie meinten, von der Stelle hinweg gekommen, gehen ſie in gemäßigtem Schritt ihres Weges weiter. Aber die Schlange, von ihrer zornwüthigen Empfindlichkeit gereizt, war ihnen unvermerkt im Graſe nachgezogen; der Mann thut einen lauten Schrei, er war von ihr gebiſſen, nach wenig Minuten gab er den Geiſt auf. Die mordgierige Beſtie war an dem Gefährten vorübergekrochen, ohne ihn zu verletzen, ihre Rache ſuchte nur den, der ihre giftige Empfindlichkeit gereizt hatte. Unter den heidniſchen Malaven habe ich mehrere gefunden, die von ähnlichem mordſüchtigen Naturell waren, als jene Brillenſchlange. Und möchte es doch nicht unter den Chriſten auch viele ſolcher teufliſch empfindlichen Leute geben, welche, wenn auch nicht mit den Zähnen, doch mit der Zunge ſtechen, oder ihren Gift im Buſen herumtragen, bis ſie bei Gelegenheit durch Wort oder That es auslaſſen können.

Mir fällt es ſchwer zu begreifen, ſo ſprach Robert, wie ſich das mit Gottes Weisheit, Güte und Erbarmen verträgt, daß er ſolche ſcheußliche Kreaturen, welche gar keinen augenſcheinlichen Nutzen für andere lebende Weſen haben, ſondern allen, die in ihre Nähe kommen, nur Tod und Verderben bringen, nicht von der Erde vertilgt, ſondern ſie leben läßt und ſie eben ſo reichlich als andere Thiere und ſelbſt als ſeine Menſchen mit Nahrung und aller Nothdurft verſorgt.

„Ja ſogar ihnen Zimmer einräumt, darin ihr kalter Leib einen behäglich wärmenden, labenden Ofen findet," ſo fügte der Doctor lächelnd hinzu.

„Wie meint Ihr das?" fragte der Knabe.

„Ich erzähle Euch da," antwortete der Doctor, was ich zu meiner Verwunderung bei meinem Aufenthalt im brittiſchen Guiana mit eigenen Augen geſehen habe. Es lebt auch dort ein merkwürdiger Vogel, die kleine Höhleneule,[1] von deren Verträglichkeit und Geſelligkeit man in den grasreichen Ebenen des weſtlichen Theiles der vereinigten Staaten vielfältige Beweiſe kennt. Denn ſie wohnt da mit dem Prairiehunde, einem Thier vom Murmelthiergeſchlecht,[2] zuſammen in den Höhlen, welche dieſer ihr Hausherr für ſich und die Seinigen gegraben hat und Keines von dieſen beunruhigt den fremden Miethsmann. Ich aber, als ich einen alten verlaſſenen Termitenhaufen umgrub, um ſeinen innern Bau zu betrachten, fand da in einer der Erdhöhlen unter dem Gebäu eine ſolche kleine Eule mit einer Klapperſchlange zuſammen, und zwar in ſehr traulichem Verhältniß. Denn mir ſchien es, da ich das Dach des Erdloches hinwegnahm, als hätte die Schlange angeſchmiegt unter dem Gefieder des wärmenden Vogels gelegen, und erſt als dieſer aufflog, erhob ſie ſo zornwüthig ihr Haupt, daß ich eilig mich nach meinem geladenen Gewehr zurückzog, deſſen Schuß dem Wüthen der Beſtie bald ein Ende machte. Und nach der Verſicherung der Indianer ſoll ſich öfters in den Erdhöhlen, namentlich unter den Termitenbauen in ſolcher Weiſe die friedliche Höhleneule mit der böſen Klapperſchlange zuſammen geſellt finden, welche bei kühlem Wetter begierig der Wärme nachgeht, und wie es ſcheint, ſtill an ihren lebendigen Ofen ſich anſchmiegt, ohne dieſen zu beſchädigen.

---

[1] Strix cunicularia.

[2] Arctomys Ludoviciana.

„Aber," ſo ſprach Robert weiter, „wie verträgt ſich das mit dem Rath unſers weiſen Schöpfers? Sollte dieſer die Thaten der mörderiſch giftigen Bosheit noch mit Wohlthun lohnen?"

„Laß mich auch noch in Euer Geſpräch über die Schlangen ein Wort darein reden," ſo ſprach jetzt der Vetter Erwin. „Erzählteſt du mir nicht, mein lieber Robert, daß du einmal im Sommer, auf deinem väterlichen Landgut, ein Schauſpiel geſehen habeſt, welches an deinem Geburtstag dir zur Unterhaltung und Ehre von den Söhnen Eures Pächters und mehreren andern Eurer Leute aufgeführt wurde? Du hätteſt aber faſt eben ſo viel Aerger und Verdruß an dieſem Schauſpiel gehabt als Vergnügen, obgleich es das erſte geweſen ſey, das du ſaheſt, denn in der Stadt ſeyſt du damals noch nie in ein Schauſpielhaus gekommen. Was dich ſo ärgerte, das war die Rolle eines recht durchtriebenen, hämiſch boshaften Menſchen. Ein Sohn des Gerichtsſchreibers habe dieſe böſe Rolle ſo gut geſpielt, daß man hätte meinen können, es ſey Alles das

That und Wahrheit was man ſahe. Nun ſage mir, war das Schauſpiel mit Wiſſen deines Vaters aufgeführt worden, und bekamen die Spieler einen Lohn für ihre Mühe?"

„Ei, das wollte ich meinen, ſagte Robert. Habe ich doch ſelber am Abend nach dem Schauſpiel im Auftrag meines Vaters den Leuten eine gute Bewirthung mit Speiſe und Trank in die Gartenlaube tragen müſſen, wo für ſie der Tiſch gedeckt war, und ihnen, nebſt unſrem Dank, ein Geſchenk von Geld überreicht, über das ſie ſehr erfreut waren."

„Und haſt du bei dieſer Gelegenheit den Spieler der böſen Rolle es fühlen und entgelten laſſen, daß er durch das, was er vorſtellte, deinen Verdruß erregte?"

„Wie hätte ich doch das thun können," antwortete Robert, „hatte er doch nur vollführt was er thun ſollte, und hatte ſeine Rolle gut geſpielt. Aber wie kommt Ihr von unſrem Geſpräch über die giftigen Schlangen auf die Bauerncomödie an meinem Geburtstag?"

„Das will ich dir wohl ſagen, mein Sohn," ſprach Erwin. „Siehe dieſe ganze ſichtbare Welt, in welche wir hineingeboren und geſtellt ſind, iſt für unſern zur Heiligung geſchaffenen und berufenen Geiſt ein Schauſpiel, aus welchem derſelbe nicht nur Unterhaltung, ſondern mannichfache Belehrung über ſein eignes Weſen und ſeine Beſtimmung empfangen ſoll. Du weißt, daß in einem alten, heiligen Buche die Schlange als ein Bild des furchtbar giftigſten, liſtigſten Feindes unſrer Seele dargeſtellt iſt. Das Weſen von dieſem iſt Hochmuth, Neid und tödtlicher Haß gegen den von Gott hochbegabten Menſchen. Er kann ſich aber verbergen und friedlich ſtellen wie die Klapperſchlange, wenn ſie bei der arglos unvorſichtigen Höhleneule ſich zu wärmen ſucht. Aber es drohet unſerem Innern ein anderer, mit jenem äußeren nahe verwandter Feind. Das iſt der Hochmuth mit ſeiner giftigen Reizbarkeit und Empfindlichkeit gegen Alles, was ſich ihr entgegenſtellt. Und der Abſcheu vor dieſem innern Feind ſoll auch das Gefühl des Abſcheus und Ekels immer wecken, welches der Anblick der giftigen Schlange uns verurſacht.“ [1]

Der Doctor war während dieſes Geſpräches hinausgerufen worden, Erwin mit Robert allein. Da ſchloß der alte Vetter ſeine Belehrung mit den Worten:

„Glaube du mir, mein Sohn, wir haben Alle den giftigen Saamen des Hochmuthes und der mordluſtigen Empfindlichkeit in uns. Ich habe wohl bemerkt wie ſehr neulich, als wir oberhalb Cöln mit einer Bürger-Familie aus England in einem Schiff allein fuhren, deine Empfindlichkeit gereizt war durch den Uebermuth und die Ungezogenheiten des Buben, der jener Familie angehörte. Es iſt wahr, mir ſelber war der Junge im höchſten Grad zuwider. Er war nicht älter, ſondern eher jünger als du; ſein Vater, ein wohlhabender Schneidermeiſter, ſteht doch ſeinem Stande nach bei der eben eingeführten menſchlichen Ordnung weit unter dem Stand deines Vaters, dennoch benahm ſich der kleine Burſche nicht nur gegen die deutſchen Wirthe, ſondern ſelbſt gegen dich, ſeinen Landsmann, wie ein junger hochſtehender Lord gegen ſeine Bedienten. Ich will hier all ſeiner rohen Ungezogenheiten bei Tiſche und andern Gelegenheiten nicht gedenken, ſondern will bloß dich, mein lieber, werther Sohn an die Ausbrüche deiner gereizten Empfindlichkeit erinnern, die ſich mit dem Weſen eines

---

[1] Die Geſchichte des Entſtehens und der Zulaſſung des Böſen hat übrigens noch eine andere, hier nicht erwähnte Seite.

Kindes des Friedens und jungen Chriſten nicht zuſammenreimen ließen. Gabſt du nicht noch zuletzt, als ſich bei dem Ausſteigen aus dem Schiffe der Bube dir, wie gewöhnlich, verdrängen wollte, dieſem einen Stoß, der ihn beinahe von dem Bretterſteg, den man uns vom Schiff nach dem Ufer gelegt hatte, hinabſtürzen konnte in den Strom, wenn ich den brummenden Burſchen nicht beim Schopf ergriffen hätte. Sage mir, mein lieber Robert, war das nicht eine Regung jener mordgiftigen Empfindlichkeit, die uns an der Brillen- und Klapperſchlange ſo ekelhaft und abſcheulich erſcheint? Und nicht bloß ein ſolcher vorübergehender Eckel und Abſcheu vor einem ſichtbaren Gleichniß, ſondern ein Grauſen und Todesſchrecken wie einſt die Iſraeliten in der Wüſte ſoll uns ergreifen, wenn wir ſo, wie dieſe äußerlich an ihrem Leibe, den Biß der Schlange in unſerem Innern, am Herzen fühlen. Aber wir wollen dann nur ſogleich unſere Augen zu dem urbildlichen Heilmittel erheben, deſſen abbildliches Gleichniß Moſes an einer Stange erhöhte, und wir werden durch die Kraft dieſes Hinaufſehens geneſen. Du, mein liebes Kind, mußt und wirſt dieſes gewiß auch gern und willig bei jeder, ſcheinbar auch leichten Verletzung durch die Schlangenzähne thun. Denn auch aus dieſen, nach unſerm Bedünken leichten, gar nicht todesgefährlichen Verletzungen kann ſich ein tiefer, freſſender Schaden bilden, welcher ſich allmälig zu einem todesgefährlichen, unheilbaren Uebel ſteigert."

Robert, der kluge Knabe, erröthete tief, als der alte Vetter ihn an eine Aufwallung ſeiner Empfindlichkeit erinnerte, von welcher er meinte, ſie ſey von keinem fremden Menſchenauge bemerkt worden. Die Thräne in ſeinen Augen, als er mit dankbarer Wärme Erwin die Hand drückte, verſprach mehr, als Worte dieſes vermocht hätten. Und durch die That bezeugte er es, daß ſein ſtummes Verſprechen ernſt und treu gemeint geweſen ſey.

* * *

Bei einer ſpätern Gelegenheit hatte Erwin, um die Kräfte des Knaben zu ſchonen, welche durch eine mühſelige Tagreiſe, die man zu Fuß durch Dick und Dünn gemacht hatte, ziemlich erſchöpft waren, ein leichtes Fuhrwerk genommen, das ſie beide zu dem heutigen Nachtlager führen ſollte. Der Poſtknecht, ein junger kräftiger Burſche, mochte nicht minder als ſeine bequem in der Chaiſe ſitzenden Paſſagiere durch ein ſchweres Tagwerk ermüdet ſeyn, und als dieſe ſich dem Drang zum Schlummern hingaben, ſchlief auch er, außen auf dem Bocke ſitzend, ein, und die Pferde ſetzten nach Belieben ihre Schritte fort. Plötzlich wurden alle drei durch einen Stoß, der den Wagen erſchütterte und zugleich durch den lauten Zuruf eines Wanderers erweckt, der von einer andern Richtung her den Fahrenden entgegenkam. Sie thaten ihre Augen auf und bemerkten zu ihrem Schrecken, daß der Wagen von der eigentlichen Gebirgsſtraße hinweg auf einen Fußſteig oder Holzweg gerathen ſey, welcher durch Steine und abgehauene Baumſtämme als ein wahrhaft halsbrechender erſchien. Der erwachte Poſtknecht ſuchte zwar ſo eilig als möglich ſein Verſehen wieder gut zu machen; er wollte den Wagen umwenden und wieder auf die Fahrſtraße bringen, aber der Verſuch gelang ſchlecht, das Fuhrwerk fiel um und der Lenker deſſelben lag am Boden.

Dem Knaben mochte dieſes ein noch niemals erlebtes Ereigniß ſeyn, denn der ſchöne gute Reiſewagen, deſſen ſich ſeine Eltern zu ihren Landpartien bedienten, machte ſeinen

Weg ſicher und ungehemmt auf der Straße durch Wald und Feld, Berg und Thal. Dieſe überraſchende Neuheit des Falles, zuſammen mit dem Schmerz, den ihm das unſanfte Zuſammenſtoßen ſeines Kopfes mit einem am Boden liegenden Baumaſt gemacht hatte, regte unſern jungen Engländer zu einer Aufwallung des Zornes an, welche ſeinem ſonſt ſo gemeſſenen, ſittlich-ſtillen Benehmen ganz fremd war.

„Wie kannſt du dir, du fauler, unachtſamer Burſche," ſo fuhr er den Poſtknecht mit kräftig lauter Stimme an, „es erlauben zu ſchlafen, während du auf ſolchem Wege, wie hier alle im Lande ſind, zwei fremde Paſſagiere fährſt. Sollte man dich nicht auspeitſchen laſſen und in ein Kerkerloch ſperren, bei Waſſer und Brod? Dein ſchandbares Vergehen iſt um ſo ſtrafbarer, da es nicht bei dunklem Abend, ſondern bei noch ganz hellem Tageslicht geſchehen."

Die leidenſchaftliche Weiſe, in welcher der Knabe dieſe Worte ſprach, deren Ausſprache und Zuſammenfügung den Ausländer verrieth, hatte etwas ſo Komiſches, daß Mancher, wenn er davon Zeuge geweſen wäre, darüber gelacht haben würde. Erwin aber lachte nicht, ſondern als er zuerſt ſich überzeugt hatte, daß Robert, außer einer kleinen Quetſchung, keine Beſchädigung erlitten, der Poſtknecht aber das Bein verrenkt oder vielleicht gar gebrochen habe, hieß dieſen, als der Wagen mit Hülfe einiger Holzhauer wieder aufgeſtellt war, ſich mit in das Fuhrwerk hineinſetzen, während er ſelber mit der Geſchicklichkeit eines gelernten Fuhrknechts aus dem Dickicht hinauszog und dann bis zur Station hinfuhr. Hier ließ er zunächſt den Wundarzt rufen, welcher das verletzte Bein ſo wie andere Beſchädigungen unterſuchte, die der Poſtillon bei ſeinem Sturz von den Wagenrädern erlitten hatte. Der arme Menſch, ſo erfuhr man jetzt, hatte ſeit zwei Tagen und Nächten faſt ununterbrochen die Fahrpoſt zwiſchen Colmar und Straßburg bedienen müſſen, zum Schlaf war ihm wenig Zeit geblieben; da hatte ſeine Natur, freilich gerade auf dem Seitenweg nach den Vogeſen, ſehr zur Unzeit ihr Recht verlangt. Der Poſtmeiſter ſelber ſah dieſes ein und Erwins Fürbitte, durch ein Geſchenk an den Herrn (angeblich wegen möglicher Beſchädigung des Wagens), fand, zum Beſten des Burſchen, um ſo leichter ein günſtiges Gehör.

„Der Poſtknecht iſt aus der Gegend von Waldbach," ſagte der alte Vetter zu Robert, „einem Dorfe, das zur Gemeinde meines Freundes, des Pfarrer Oberlin im Steinthal gehört. Ich erfuhr dieß von ihm, als ich mit ihm, während du ſchon feſt eingeſchlafen warſt, ein Geſpräch anknüpfte, um ihn, dem ich ſeine Schläfrigkeit wohl anmerkte, wach zu erhalten. Leider hat aber auch mich die Hitze des heutigen Nachmittags ſo betäubt, daß ich eingeſchlafen bin, und bei dem Poſtknecht hat ſich die Neigung zum Schlaf dieſelbe Freiheit genommen wie bei uns. Er hatte ſich ſehr darüber gefreut, als er erfuhr, daß ich ſeinen Herrn Pfarrer auch kenne und lieb habe. Deßhalb würde ihm deine zornige Aeußerung über ſein Verſehen ſehr wehe gethan haben. Aber zum Glück hat er dieſe ſchwerlich verſtanden. Denn obgleich hier im Elſaß geboren, verſteht er doch faſt nur ſein Padoa-Deutſch; das Franzöſiſche aber, namentlich im Munde eines jungen Engländers, iſt für ſein Waldbacher Ohr ein wenig bekannter Ton."

„Ich trug dem Burſchen einen Gruß von mir und dir an den Papa Oberlin auf. Denn von dieſem habe ich Euch, deinen Eltern und dir, ſo Vieles erzählt, und du haſt meine Berichte immer mit ſo großer Theilnahme angehört, daß ich weiß, du wirſt den Pfarrer gern auch grüßen laſſen. Der Poſtillon wird unſern Gruß bei erſter Gelegenheit ausrichten, wird auch zugleich dem Papa von unſerem Unfall Bericht geben. Und ich kann mir wohl denken, was der Pfarrer darüber ſagen wird. Bei der äußerlichen Geſchichte unſers kleinen Unfalles und den Umſtänden, die denſelben begleiteten, wird er ſich wenig aufhalten, ſondern wird etwa ſo darüber räſonniren: Siehe, mein lieber ehrlicher Chriſtian, ſolche leibliche und äußerliche Zurechtweiſungen läßt der Herr manchmal über uns kommen, damit ſie uns als ein Denkzettel dienen, der uns an ganz andere größere Verſäumniſſe erinnern ſoll, als das Verſäumniß unſerer Fuhrmannspflicht bei heißem ſchläfrigem Wetter iſt. Wir ſollen unſern Chriſtenwandel immer und ohne Aufhören bei Lichte führen, und das Licht, deſſen wir zur Führung eines ſolchen rechtſchaffnen Chriſtenwandels bedürfen, iſt auch immer und ohne Aufhören, bei Tag wie bei Nacht bei uns und umleuchtet uns. Wir aber werden gar oft ſchläfrig in unſerem Wandel, ſchließen unſere Augen vor ihm zu und ſtolpern im Dunkeln weiter. Da kann uns denn gar leicht in geiſtiger Weiſe etwas Aehnliches wiederfahren, als was Euch neulich, beim Umwerfen eures Wagens im Leiblichen zuſtieß. Und ein Bruch des innern Friedens mit Gott in einem guten Gewiſſen iſt viel ſchlimmer als ein Beinbruch. Wir können uns in ſolchen dunklen unbewachten Augenblicken an Gott und den Brüdern verſündigen. An dieſen Letzteren etwa durch Ausbrüche eines gehäſſigen oder überhaupt fleiſchlichen Zornes, welcher niemals das thut, was vor Gott recht iſt. Wir müſſen uns deßhalb immer, ſo wie ein Poſtillon an die gerade Landſtraße, an die Gedanken halten, die uns geraden Weges zu Gott führen. Und das ſind die Gedanken eines treuen, rechtſchaffenen Gebetes. Daraus kommt uns dann das unverlöſchliche Feuer auf den Altar unſers Herzens, deſſen Flamme uns immer in die Augen leuchtet, auch wenn dieſe auf Augenblicke, ja auf Stunden, nach der Schwäche unſerer fleiſchlichen Natur geſchloſſen ſind. Denn dann heißt es bei uns doch: ich ſchlafe, aber mein Herz wachet. Oder: von Herzen begehre ich Dein auch des Nachts, dazu mit meinem Geiſte wache ich frühe zu dir. Oder: wenn ich erwache bin ich bei dir. Darum, mein lieber Chriſtian, halte dich nur immer, ſo gut du es kannſt, im Gebet an die gute Geſellſchaft deines Gottes und Herrn, dann wirſt du, wenn auch nicht die Gefahr eines Beinbruches, doch die Gefahr eines Friedensbruches mit Ihm vermeiden.“ —

Ich meine wohl, der Pfarrer Oberlin, wenn er ſo mit dem Waltbacher Bauernburſchen ſpräche, würde auch uns nach unſrem Herzen reden. Wir möchten ja auch gern immer, bei Tag wie bei Nacht, im Wachen und Schlafen in der guten Geſellſchaft bleiben, die der Pfarrer uns empfiehlt. Dann würde es uns auch nicht begegnen, daß uns der Zorn über das bedauernswürdige Straucheln und Verſehen eines chriſtlichen Mitbruders ſo außer uns ſelber brächte, wie heute dich, mein lieber Robert, das unſanfte Umwerfen unſerer Chaiſe, durch ein ſehr natürliches Verſehen des wackern Burſchen aus dem Steinthale.“

Robert ſchreibt am Schluß dieſer Geſchichte, von dem Umwerfen des Wagens auf dem Wege nach den Vogeſen hinzu: Was ich da beſchrieben, das war und blieb auch für mich ein guter Denkzettel, den ich gern mit mir nehmen will, nicht nur zu ſolchen Fahrten, wie die nach den Vogeſen war, ſondern auf den ganzen Weg meines Lebens.

36. Die atmoſphäriſche Luft.

Eines der bedeutungsvollſten Gleichniſſe im Buche der ſichtbaren Werke kann uns die atmoſphäriſche Luft ſeyn. Wie ein abgeſpiegeltes Bild im Waſſer erinnert ſie uns durch ihr Weſen und Wirken an jenen Geiſt, der über dem Werden im Waſſer ſchwebte; an den Geiſt, der als ein Odem aus Gott das Todte mit Leben erfüllt, der dem Geſtaltloſen Form und Geſtalt giebt, den Lebendigen Bewegung, Geſchicklichkeit und Kunſt verleihet. Wie eine Mutter das Kind mit ihren Armen umfänget, an ihrer Bruſt es wärmt, ſo ernähret und behütet, ſo umſpannt die Luft das ganze Rund der Erde, mit allem was auf dieſem beſtehet. Durch die Luft und ihre zuſammenfaſſende Decke wird dem Erdkreis das ſtrahlende Feuer der Sonne zugeführt und erhalten; ſie ſelber, die Luft, giebt dem irdiſchen Elemente die Flamme ſo wie ſeine feſte Haltung und Geſtalt; dem an ſich todten Fleiſche Stimme und Kraft des Bewegens; mit dem Eingehen des Lufthauches erwacht, bei ſeinem Ausgehen verläßt und erſtirbt das thieriſch menſchliche Leben. Nach dem Sinn der Worte in den vollkommenſten Sprachen iſt deshalb Leben, Seele und Geiſt, gleichbedeutend mit Odem und Luft.

Die atmoſphäriſche Luft, in der Geſammtheit ihrer Maſſe, wirkt zunächſt auf die irdiſchen Dinge als ein belaſtender Druck, welcher dem Weichen ſeine feſtere Haltung giebt, das Flüſſige vor der Verflüchtigung und Auflöſung in Dämpfe bewahrt. Stünden nicht dem allſeitigen Drucke der Luft der Drang der Ausdehnung und der Zug der Schwere in feſtbeſtimmtem Ebenmaaß entgegen, dann würde jene in überwältigender Weiſe auf einen großen Theil unſrer Körperwelt einwirken. Denn in der Ebene am Meer übt die Luft auf jeden Quadratzoll eines Körpers den Druck einer Laſt, welche mehr denn zwölf Pfund, wie auf jeden Quadratfuß über 1800, auf die Fläche aber eines ausgewachſenen Menſchenleibes von 15 bis 16 Quadratfuß Rauminhalt mehr denn ſiebenundzwanzigtauſend Pfund beträgt. Dieſer Druck der Luft iſt es, welcher das nachgiebig flüſſige Element des Waſſers in den luftleeren Raum einer Saugpumpe 32 Fuß hoch hineintreibt, während er das vierzehnmal ſchwerere Queckſilber in der luftleeren Glasröhre nur zu der vierzehnmal geringeren Höhe von 27½ Zoll ſteigen macht. Er, dieſer Druck iſt es, der das ſiedende Waſſer unten auf der Ebene der Erdfläche ſo lange vor dem Verdampfen bewahrt, bis es die nöthige Hitze zum Weichſieden des Fleiſches annimmt, während daſſelbe oben in der Höhe der Cordilleren, wo die Luft dünner, ihr Druck vermindert iſt, ſchon bei einer Wärme des Sudes verdampft, welche zum Garkochen unſerer gewöhnlichen Fleiſchſpeiſen nicht hinreicht.

Als der Erfinder der Luftpumpe: Otto von Querrike im Jahr 1651 auf dem Reichstag zu Regensburg, vor den Augen des Kaiſers und einer großen Menge des deutſchen Volkes die beiden Hälften ſeiner metallnen Kugel aneinander fügte, da konnte jeder der Zuſchauer ſie ohne alle Anſtrengung von einander trennen. Als aber durch Auspumpen der Luft aus dem innern Raum der Hohlkugel, deſſen Durchmeſſer eine Elle betrug, herausgezogen und hiedurch ſo weit als möglich luftleer geworden war, da reichte nicht mehr die vereinte Kraft vieler Männer, ſondern kaum die von ſechs Pferden hin, die man an jeden der eiſernen Rinken der beiden Halbkugeln anſpannte, um dieſe auseinander zu reißen.

Ein Beweis für das ungeheure Maaß des Luftdruckes, der den berechnenden Menſchen faſt erſchrecken könnte. Und dennoch kann dieſer bald aus eigner Erfahrung es lernen, daß zwar bei dem Verweilen auf einer mäßigen Höhe des Berglandes das Gefühl des leiblichen Wohlbefindens in ihm ſich ſteigere, daß aber in einer Höhe, bei welcher der allſeitige Luftdruck auf ſeine Körperfläche noch unter dieſes zuträgliche Maaß abnimmt, ſein Blut in ähnlicher Weiſe als das ſiedende Waſſer zum leichten Verdampfen ſo geneigt werde, daß jede kleine Anſtrengung beim Gehen ihn faſt bis zur Ohnmacht ermattet. Wenige Wanderer auf ſolchen Höhen können das unbehägliche, ſchwindelartige Gefühl lange aushalten, das ſie in ſolch luftdünnen Regionen anwandelt, in denen die ſtärkſte Menſchenſtimme zu einem kaum hörbaren Laute, das Abſchießen eines Feuergewehres zu einem nur wenig Schritte weit vernehmbaren Halle wird. Denn die Luft und ihre Beſchaffenheit ſind es, welche in die Todtenſtille der irdiſchen Körperwelt einen Verkehr durch hörbare Töne hineinbringen.

Es ſind aber noch andere Kräfte in der atmoſphäriſchen Luft, als das bloße Gewicht und der Druck ihrer Geſammtmaſſe. Von dieſen belebenden, die Flamme entzündenden, geſtaltenden und bewegenden Kräften hätten wir hier noch mehr zu ſagen, als von jenem todten, mechaniſchen Wirken. Nicht aber der ganzen atmoſphäriſchen Luft wohnt jenes höhere Vermögen bei, ſondern nur dem einen Miſchungstheil derſelben, welcher als Lebensluft benannt iſt. Mit Recht führt er dieſen Namen, denn alles was uns in unſerer irdiſchen Sichtbarkeit als ein Leben erſcheint, das empfängt durch die Lebensluft und die in ihr gebundene elektromagnetiſche Flamme ſeine Anregung. Selbſt das bloße Eiſen für ſich allein würde kein anderes Eiſen an ſich ziehen und wieder abſtoßen, wenn es nicht durch ſeine Verbindung mit einer abgemeſſenen Gewichtsmenge von Lebensluft zum Magneteiſenſtein geworden wäre. Das dürre Holz von einer ſonſt leicht brennbaren Natur, auch wenn wir es durch mechaniſche Kunſt bis zu einem Wärmegrad der Schmelzöfen erhitzten, würde niemals ſich wahrhaft entflammen, wäre nicht die Lebensluft da, durch deren Verein mit dem brennbaren Körper die Flamme ſich entzündet. Wäre auch der ganze Luftkreis mit dem einen Hauptbeſtandtheil des Waſſers, dem Waſſerſtoffgas, gefüllt und es fehlte die Lebensluft, dann würde es kein Waſſer geben, denn dieſes tropfbar flüſſige Element entſtehet nur aus dem Verein der Lebensluft mit dem Waſſerſtoffgas. Das geſammte Steinreich unſerer Gebirge, mit Ausnahme der Metalle, vor allen der ſogenannt edlen, und einiger weniger Körper, z. B. des Diamantes, hat ſeine Geſtalt und ſein Weſen nur durch die Verbindung des einen ſeiner Elemente mit der Lebensluft empfangen. In allen Höhen und Tiefen der irdiſchen Natur lebt kein Thier, welches ohne das Athmen der Lebensluft beſtehen und leben könnte.

Denn auch dadurch, daß ſie dem Leben in all ſeine verborgenſten Wohnſtätten nachgeht, bezeugt es die Lebensluft, daß ſie zunächſt, wie ihr Name es ſagt, für die Erhaltung des Lebens da ſey. Auch der Fiſch, in der unterſten Tiefe ſeines Sees, athmet noch Luft und zwar in größerer Reinheit als das auf der Anhöhe des Ufers wohnende Thier.

In gleicher Weiſe nämlich als der Schwamm das Waſſer, ſauget das Waſſer ſelber die atmoſphäriſche Luft ein, und in dem Gewäſſer, das durch künſtliche Vorrichtungen aus Tiefen der Meere von mehreren tauſend Fußen geſchöpft iſt, findet ſich noch Luft. Und zwar eine ſolche von ungleich größerem Gehalt an Lebensluft, als die an der Oberfläche hat. Sonſt bleibt überall das Verhältniß der beiden Hauptbeſtandtheile der Atmoſphäre: der Lebensluft und der Stickluft das Gleiche, in der dünneren Luftſchicht ſowohl der Hochgebirge, als in der Ebene am Meer. Obgleich beide Luftarten ihrem Weſen und Wirken nach ſo ungleich ſind als Fleiſch und Geiſt, nur dem Raume nach zuſammengepaart, ohne ſich gegenſeitig durch einen Uebergang der Natur des einen in die des andern ineinander aufzulöſen und ihr Weſen aufzugeben.

Die Lebensluft, auch in dieſer Zuſammengeſellung mit einer Hülle von fremdartiger der eigentlichen Vereinigung widerſtrebenden Natur, zeigt ſich dennoch geneigt in jeden Verein mit den irdiſchen Elementen einzugehen, aus welchem eine Regung zum Leben, zur Flamme und zur neuen Geſtaltung hervorgehen kann. Denn auch in dieſer neuen, im Verein mit den niederen Elementen entſtandenen Geſtaltung zündet das Feuer der anfänglichen Entflammung noch fort und die Lebensluft in ihrer Unterkleidung mit Kohlenſtoff zur Kohlenſäure geworden, gibt den Quellen ihre heilſam erfriſchende Kraft, erzeuget, im Wechſelverkehr mit noch anderen Elementen den feurigen Wein, wird zu einem Ernährer des Gewächsreiches in all ſeinen tauſendfältigen Arten.

So iſt die Lebensluſt nach allen Richtungen hin das Bild einer Schöpfermacht, welche das Leben wecket und das Feuer deſſelben unterhält und nähret. Sie iſt ein unverſiegbarer Quell des Lebens, der ſein Waſſer, wie das Herz ſein Blut, zwar ohne Aufhören in unzählbar viele größere und kleinere Gefäße eingeben läſſet; dennoch aber zu gewiſſen, nach höheren kosmiſchen Geſetzen beſtimmten Zeiten, wie in den erſten Tagen des Frühlinges, wenn die Luft von vielem, ihr fremdartigem Beigemiſch gereinigter iſt, in ganz beſonders kräftiger Weiſe den Strom ſeiner Segnungen über die ganze Welt der Lebenden ergießet.

Wir betrachten dieſe verſchiedenen Seiten des Weſens und Wirkens der atmoſphäriſchen Luft, nach ihrer abbildlichen Bedeutung, etwas näher, zuerſt in dem Luftdruck.

37. Die Laſt der Arbeit und Mühe des täglichen Lebens.

Der Inhalt des nachſtehenden Gleichniſſes findet in der 24. Parabel (S. 182 bis 190) eine tiefergehende Grundlage, doch läſſet das mächtige Bild der Cherubim, deren Werk das Gebet ohne Aufhören iſt, Raum genug unter ſeinen Fittichen, auch noch für andere Bilder, die von gleichartiger Bedeutung ſind.

Ich habe ſchon anderswo der ſinnvollen Parabeln erwähnt, welche ein Maler aus einem früheren Jahrhundert in dem alten Rathhausſaal zu Nürnberg in Bildern ausgeſprochen hatte. Ein ſolches Bild fand ſich in einem der hohen, innern Fenſterbögen an der Wand. Es war eine Pendelſchlaguhr mit Gewichten, wie man ſie jetzt noch in den Zimmern ſieht, und darunter ſtand der lateiniſche Reim: ubi onus, ibi sonus (wo Laſt iſt da gibts Klang)

Dergleichen Gewichte an der Uhr unſeres Lebens, deren Getriebe im Innern iſt, während das Gewicht meiſt als äußerlich ſichtbares erſcheint, gibt es gar mancherlei und viele, ebenſo wie es bleierne, ſteinerne, hölzerne an unſern Stubenuhren gibt. Die eine Art derſelben können wir wohl unter dem allgeinen Namen: Arbeit und Mühe zuſammenfaſſen, denn daß der Menſch ſein Brod eſſen ſoll, im Schweiße des Angeſichtes, das iſt ein göttliches Gebot. Und wenn das Getriebe im Innern vollſtändig und in gutem Stande iſt, da fehlt es bei der Laſt auch nicht an dem Ton: an dem guten hellen Klang; dieſer Klang iſt das Gebet zu Gott um ſeinen Beiſtand, ſeine Bekräftigung und ſeinen Segen. Wer aber ſolchen Klang gerne hat und von ſich hört, der wird ſich auch den Zug der ſchweren Gewichte gern gefallen laſſen.

Zu verwundern iſt es übrigens nicht, ſondern ganz natürlich und leicht begreiflich, wenn der Menſch, vom Weibe geboren, ſich manchmal nach der Befreiung von der Mühe und Arbeit ſeines leiblichen Lebens ſehnt und, wenn ſich ihm die Gelegenheit dazu darbietet, von der Freiheit: der Entbindung von der alltäglichen Bürde Gebrauch machet. Dabei ergeht es jedoch manchmal ſeiner geſunden Natur, wie ſtarken Leuten, wenn ſie aus dem gewohnten Luftdruck ihrer heimathlichen Ebene hinaufkommen in eine Höhe, wo die Luft ſo gar leicht und dünn iſt. Es wird ihnen unheimlich zu Muthe, ſie können es da oben, wo der gewohnte Druck der Luft ihnen fehlt, nicht lange aushalten.

Von einem Seifenſieder in London erzählt man, daß er in ſeinen ſpätern Jahren, als er durch redlichen Fleiß und Gottes Segen zu großem Reichthum gekommen war, daran gedacht habe, ſich, wie man zu ſagen pflegt, in Ruheſtand zu verſetzen und ſein Leben in der Freiheit von aller Arbeit angenehm zu genießen. Er verkauft deßhalb die Seifenſiederei an ſeinen Geſellen, begibt ſich auf ein Landgut, das er ſich erworben, und ſpaziert da ungehemmt von allen Sorgen in ſeinem Garten und Feldern herum.

Einige Wochen geht das ſo ſeinen Gang, dann aber will es nicht mehr gut thun. Es fehlt dem Mann etwas, er weiß ſelber nicht was. Da ſchreibt er hinein in die Stadt, an ſeinen geweſenen Geſellen und bittet dieſen gar ſchön, er möge es ihm doch ſagen laſſen, wenn er wieder den nächſten großen Sud von Seife und Lichtern vorhabe. Er wollte denn auch gern dazu kommen und mit helfen.

In ihrer einfältigen, gotteskindlichen Weiſe ſtellen uns die Altväter mehrere Beiſpiele vor Augen, denen eine gleiche Lehre zu Grunde liegt. Wenn ſie auch Einigen von uns ſchon bekannt ſeyn ſollten, halten wir ſie dennoch einer Wiederholung nicht für unwerth.

Einer der Brüder, ſo berichten die Einſamen, war ſehr klein von Perſon, und wäre doch gern eben ſo groß als ſein Bruder, ja größer noch als dieſer geweſen. Dazu war ſein Name Johannes, der gleiche mit dem des hohen Vorläufers Chriſti auf Erden, von welchem der Herr ſelber bezeuget hatte, daß derſelbe unter allen von Weibern Geborenen der Größeſte geweſen ſey. Und warum ſollte er nicht auch ein Solcher ſeyn und werden können? Hatte er doch auch ſchon öfters davon gezeugt, daß Jeſus der Chriſt ſey, und wollte das gegen Jeden thun, der ihn darum befragte. Da ſprach er eines Tages zu ſeinem Bruder: „Ich will hinaus gehen in die Wüſte, will mich nähren von Heuſchrecken und wildem Honig. Da bedarf es der Arbeit und Mühe um das tägliche Brod nicht mehr. Chriſtus wird mich beſuchen, wie den Täufer am Jordan, denn ich werde von nun an ein Leben der Engel führen und ſeyn, ſo wie die Engel ſind.“ —

Der Bruder hatte gegen das „Werden wie die Engel ſind“ vor der Hand nichts einzuwenden und ſein bisheriger kleiner Hausgenoſſe warf alle überflüſſigen Kleider von ſich, zog ein einfaches härenes Gewand an ſeinen Leib und eilte hinaus in die von Menſchen unbewohnte Wildniß. Wie viel es dort für ihn Heuſchrecken und wilden Honig, ſo wie Beeren und Wurzeln gab, wiſſen wir nicht. Aber das wiſſen wir, daß, ſo ſehr er auch faſtete und betete, dennoch weder ein Engel, noch weniger aber Chriſtus der Herr bei ihm zu Beſuche ſich einſtellte. Da wurde es ihm, ſo ganz allein und verlaſſen von aller menſchlichen Zuſprache, unheimlich und gleich wie ſchwindlich zu Muthe. Eine Woche mit großer Mühe hielt er das von aller Arbeit freie vereinſamte Engelleben aus, dann konnte er es nicht mehr ertragen; eines Abends läuft er, als ob Jemand ihn jagte, aus der Wildniß davon, kommt zur Hütte ſeines Bruders, klopft an der verſchloſſenen Thüre an und bittet um Einlaß.

„Wer biſt du?“ fragte ihn der Bruder, „der ſo ſpät noch zu mir herein will?“

„Ich bin Johannes, dein Hausgenoſſe,“ erwiederte der draußen.

„Das kann nicht wahr ſeyn,“ ſpricht der Bruder. „Aus dem Johannes, welcher mit mir in dieſer Hütte wohnte, mit mir betete, arbeitete, aß und ſchlief, iſt ein großer Johannes der Täufer geworden und er führet mit Chriſto ein ſeliges Leben der Engel. Dieſer kommt nicht mehr zu meiner Hütte.“

Der Andere fährt wohl noch ein Weilchen fort zu klopfen, aber der Bruder geht wieder auf ſein Lager und hört ihn nicht. Jener muß warten und ſich gedulden bis an den Morgen.

Man kann es jetzt vernehmen, daß der Bruder drinnen wach ſey, da klopft der Andere ganz beſcheiden und leiſe wieder an.

„Wer iſt draußen?" fragt der Bruder von Neuem. — „Ich bin dein Bruder, der kleine Johannes, ich will gern wieder bei dir wohnen, mit dir beten, arbeiten und das tägliche Brod eſſen."

Da öffnet ihm der Bruder die Thüre, nimmt ihn freundlich in ſeine Arme und aus dem Johannes, klein von Perſon, iſt nachmals noch ein großer Abt geworden.

Ein anderes Beiſpiel, das die Altväter erzählen, will uns die gleiche Lehre geben.

Zu den Einſamen, die am Berge Sinai wohnten, kam eines Tages ein fremder, hochgelehrter Bruder, während jene ſo eben gar fleißig mit ihren Handarbeiten beſchäftigt waren. „Was thut ihr da?" fragte er ſie. „Ihr wirket Speiſe die vergänglich iſt. Maria aber ſtill ſitzend zu den Füßen des Herrn hat das gute Theil erwählet." —

„Auch dieſen guten Theil, mein Bruder," ſo antwortete der alte Abt der Einſamen, „haben wir durch Gottes Gnade empfangen, und wir theilen dir gern von ſeinen Gaben mit."

Der Alte befahl hierauf einem der Jünger, er ſolle den Fremden in eine vom Geräuſch abgeſonderte Celle führen und ihm dort ein Buch zu ſeiner Erbauung geben. Der Fremde ſetzt ſich daſelbſt und lieſt mit eifriger Andacht in dem Buche. Als aber die dritte Stunde nach Mittag kommt, und man ihn noch immer nicht zum Eſſen ruft, da erhebt er ſeine Augen oft vom Buche und blickt hinaus nach der Gegend des Speiſeſaales, um zu ſehen, ob noch Keiner käme, der ihn zur Tiſchgeſellſchaft riefe. Es kam aber Keiner und er ſelber machte ſich auf den Weg zur Celle des Abtes. „Werden," ſo fragte er, „die Brüder noch immer nicht eſſen?" — Das iſt ſchon geſchehen, antwortete der Abt. — Und warum hat man mich nicht zur Geſellſchaft gerufen? — Du biſt ja, antwortete Jener, ſchon ein geiſtlicher Menſch, der nicht mehr nach vergänglich leiblicher, ſondern nur nach unvergänglich geiſtlicher Speiſe verlangt. Dieſe nun findeſt du in geiſtlichen Büchern und Betrachtungen. Wir aber ſind von fleiſchlicher Natur und bedürfen auch der vergänglichen Nahrung.

Der gelehrte Gaſt nahm ſich dieſe Ermahnung des Alten wohl zu Herzen. Ich habe euch Brüder, ſo ſprach er, belehren wollen aus dem Buchſtaben der Schrift, Ihr aber habt mich durch die That und Wahrheit in ihren Sinn geführt. Vergebt mir meinen Hochmuth. — Da nahm ihn der Abt freundlich bei der Hand, führte ihn zu der für ihn zubereiteten Mahlzeit und ſprach: Siehe du, lieber Bruder, an unſerm Berge gibt es weder Felder noch Aecker. Das Brod, das wir eſſen und das wir mit unſern Gäſten, ſo wie mit vielen hungernden Söhnen der Wüſte theilen, müſſen wir durch unſerer Hände Arbeit erwerben. Darum muß bei der Maria auch eine Schweſter Martha im Hauſe wohnen, denn mit Maria zugleich ward auch Martha von dem Herrn geliebt und gelobt.

38. Laſt der irdiſchen Leiblichkeit.

Dieſe in mehr oder in minder ſchmerzlicher Weiſe müſſen wohl alle Menſchenſeelen empfinden. Bald drückt ſie uns im Haupte, bald in der Bruſt, bald im Unterleib oder in den äußeren Gliedern und wir dürfen froh ſeyn, wenn ſie uns nicht (als Krankheit) auf's Lager wirft. Das äußere Gewicht bleibt dabei nicht immer das gleiche, ſondern ſeine niederziehende Wirkung auf den hinanwärts nach dem heitern Himmelsblau ſtrebenden Geiſt wächst und wechſelt ſelbſt mit der äußeren Witterung und ihren Veränderungen, oder wird von andern geringfügig ſcheinenden äußeren Einflüſſen ſo verſtimmt, wie die Saiten einer Violine, wenn eine fremde, muthwillige Hand ſie mit Talg beſtrich. Eben entlockte der Strich der Künſtlerhand den Saiten noch liebliche Töne, jetzt ſind ſie verſtummt. So wechſelt in uns nicht ſelten die heiterſte Seelenſtimmung mit einer Trübung und Hemmung, welche, wir wiſſen nicht wie, aus unſerer Leiblichkeit, gleich einem Nebel aufſteigt und das Licht des Geiſtes überwölkt.

Auch in der atmoſphäriſchen Luft iſt jener Theil, den wir als ein Abbild der Seele oder des geiſtigen Weſens in uns bezeichnen möchten: die Lebensluft gleichwie mit einem hemmenden Leibe umkleidet oder zuſammengeſellt: mit dem Stickgas. Sie läßt ſich durch unſere Kunſt von dieſem Uebergewand entkleiden und in ihrer vielkräftigen Beſonderheit darſtellen. Ungleich leichter noch, als in ihrer Vermengung mit dem Stickgas, geht ſie jetzt Verbindungen mit dem ganzen weiten Reiche der Stoffe ein, mit denen ſie in nächſter chemiſcher Verwandtſchaft ſteht. Zu der Geſellſchaft von dieſer gehören ſelbſt mehrere Elemente unſeres Leibes, zunächſt aber der Kohlenſtoff unſeres Blutes. Zwar in dieſem würde das Feuer auf dem Heerde des leiblichen Lebens bald verlöſchen, wenn die Lebensluft durch ihren Verein mit der Kohle ſie nicht unterhielte; wohl aber iſt durch die Erfahrung erwieſen, daß ein langanhaltendes Einathmen der reinen Lebensluft der geſunden Erhaltung des Leibes nicht zuträglich ſeyn würde.

Die Folgen einer ſolchen gewaltthätigen Entkleidung der Lebensluft von der ihr zugeſellten Leiblichkeit der Stickluft könnten noch weiter ins Allgemeine gehen, ſobald jene Entkleidung eine allgemeinere, ſchrankenloſere würde. Es ſind nicht die lebendigen, die Luft ein- und ausathmenden Weſen allein, mit welchen die Lebensluft in jenem wohlthätigen Wechſelverkehr ſteht, das durch die Beigeſellung der Stickluft in ſeinem guten, zuträglichen Maße erhalten wird, ſondern ſie würde in ihrem von ihrer Beigeſellung abgeſchiedenen (entleibten) Zuſtand dem Zuge nach einem Reiche der Tiefe (der niederen Elemente, welche von entzündlicher, gährungsfähiger Natur ſind) ſo hingegeben ſeyn, daß ihre höhere, geſunde Stellung für das organiſche Leben dadurch gefährdet wäre.

Was wir ſo eben von den Folgen einer gewaltthätigen Entrückung der Lebensluft und ihrer Umkleidung mit der

Stickluft ſagten, das läßt ſich auf manche Züge aus der Geſchichte unſeres eigenen Seelenlebens anwenden. Auch die Seele kann von ihrem irdiſchen Elementarleib geſchieden, ein für ſich beſtehendes Etwas ſeyn. In vollkommenem Maaße wird ſie dieſes am Ende ihres irdiſchen Lebens im Tode; in annähernder, ungewöhnlicher meiſt krankhafter Weiſe kann ſie ſchon während ihres Erdenwandels zu einem gewiſſen Grade der Entbindung von ihrem Leibe gelangen. Es geſchieht dieſes in jenen Zuſtänden, welche man als magnetiſches Hellſehen oder als Ekſtaſe, ja als Verzückung bezeichnet hat. In ſolchen Zuſtänden wird die menſchliche Natur ganz beſonders auch durch jene ſogenannten Abtödtungen des Leibes geneigt gemacht, welche eine Folge ſind leiblicher Leiden, ſo wie der Entziehung der Nahrung, des Schlafes und anderer alltäglichen Bekräftigungsmittel. In ihrer kindlich einfachen Weiſe ſprechen ſich über den Werth und die Bedeutung ſolcher (zuweilen ſcheinbar hoher) Zuſtände die Lehren der Altväter aus. In ihrem einſamen Leben, in ihrem äußern, leiblichen Mangel haben dieſe freilich ein Werk der Abtödtung des Fleiſches geübt, das Wenige zur Nachahmung reizen mag. Und das was man magnetiſches Hellſehen, Ekſtaſe, Verzückung, auch wohl himmliſches Geſicht nennen konnte, iſt ihnen aus Erfahrung wohl bekannt geweſen. Aber ſie hielten keineswegs etwas Beſonderes darauf, ſondern erkannten in ihm eine Gefahr für die Seele, ähnlich jener leiblichen, in welche die Anfälle von Schwindel einen Menſchen bringen, der an einem gähen Abhang der Felſen oder am Rand eines Abgrundes hingeht. Am meiſten erkannten ſie ſolche geiſtige Lebensgefahr in jenen Geſichten und wunderbaren Offenbarungen, welche die bethörte Menge als göttliche zu preiſen pflegt. Gegen ſolche

Heimſuchungen pflegten ſie die Waffe der Demuth mit größeſtem Ernſt zu gebrauchen, und dieſe trieb wie ein geſunder friſcher Wind die böſen Dünſte aller ſolcher geſpenſtigen Trugbilder von ihnen hinweg.

Einem Einſamen in ſeiner Zelle, ſo erzählen die Berichte der Altväter, der ſchon öfter durch ſolche innere Geſichte beunruhigt worden war, ohne ſich durch ſie in ſeinem Werk des Gebetes und der Arbeit ſtören zu laſſen, ja ohne nur auf ſie zu achten, ſey einſt der Herrſcher im Reiche der Finſterniß ſelber erſchienen. Derſelbe trat in glänzender Geſtalt vor ihn hin und ſprach: „Wie? willſt du deine Augen noch immer vor mir verſchließen? Ich bin Chriſtus der Herr ſelber, der zu dir kommt.“ Der Alte aber ſprach: „Ich verlange Chriſtum den Herrn hier in dieſem Leben nicht zu ſehen; denn ich bin keiner von den Reinen, welche das Angeſicht Gottes ſchauen. Dereinſt aber, wenn Er ſein Werk an mir zu Stande gebracht hat, werde ich Ihn ſehen wie er iſt.“ — Bei dieſen Worten verſchwand die Täuſchung der Lüge wie ein Nebelgebilde.

Einem andern Bruder, ſo ſagen jene Berichte, ſey ein Geiſt der Finſterniß, verſtellt in die Geſtalt eines Engels des Lichtes erſchienen. Siehe mich an, ſprach der Lügengeiſt, ich bin der Engel Gabriel, zu dir geſandt. — Siehe wohl zu, ſprach der Alte, daß du nicht zu einem andern geſandt ſeyſt als zu mir. Denn ich bin kein Solcher, zu dem die Engel in ſichtbarer Geſtalt kommen, ſondern ein armer Sünder, der an der gewiſſen Zuverſicht deſſen, das er beſitzt und nicht ſiehet, ſich gern genügen läſſet.

Während in ſolchen Fällen, nach der geſunden Lehre jener Alten, die Gefahren der Seele durch die Kraft der Demuth abgewendet wurden, bezeugten dagegen andere Beiſpiele, daß ebenſo wie die Demuth aus all ſolchen Gefahren der Lüge hinausführt, der Hochmuth in dieſelben ſich hineinſtürze. „Eure Augen werden ſich zum Erkennen aufthun; Ihr werdet ſeyn wie Gott,“ ſo lauteten die Worte der erſten Lüge, die der Menſch vernahm und durch welche er ſich täuſchen ließ. Die gleiche Verführung zum Hochmuth blieb unſerer Natur immer zur Seite und ihr Weg ging zum Tode. Einige der Einſamen unterlagen derſelben, denn es ſchmeichelte ihrem Hochmuth, mit der Welt der Geiſter: der Engel, ja mit Gott ſelber in ſinnlich wahrnehmbaren Verkehr zu treten. Da gab ſich der Eine von ihnen dem Blendwerk der Lüge, welches er für eine göttliche Ausſprache hielt, ſo hin, daß er ſeinen eigenen Vater mit dem Beile erſchlug, ein Anderer tödtete ſeinen Sohn. —

Wir halten uns nicht an die Form ſolcher Berichte jener Alten, ſondern an die Lehre, welche darin liegt. — In welche Raſereien des hochmüthigen Fürwitzes ſind in unſern Tagen jene Schwarmgeiſter gerathen, welche einen Verkehr, wie ſie ſagen, mit der Geiſterwelt, ja mit der Gottheit ſelber durch ein kindiſches Gaukelwerk ihrer Pſychographen und ähnlicher Dinge zu erzwingen ſuchen. Der eitle Wahn von der hohen Bildung des Geiſtes unſerer Zeit möge von tiefer Beſchämung ergriffen werden, wenn er unter den Genoſſen ſeines jetzt lebenden Geſchlechtes ſolche Stimmen eines Tollhauſes vernimmt, deſſen weites Gebäu über den Raum zweier Welttheile ſich ausdehnt. Jeder geſunde, natürliche Sinn wird die unwürdige Tonart der Lüge in dem Gerede ſolcher Irrgeiſter, angeblich über hohe und göttliche Dinge, erkennen und mit Grauen ſich davon hinweg wenden.

So wollen wir uns gern, wie jener oben erwähnte Altvater, an der gewiſſen Zuverſicht deſſen, das man hoffet und nicht ſiehet, genügen laſſen. Wir haben Moſen und die Propheten: wir haben das Wort der Offenbarung, das der Geiſt der Wahrheit uns als ein ſicheres Licht auf unſerm Wege gab. Nicht durch Verzückungen und innere Geſichte, in denen die Seele zuweilen durch krankhafte Anregungen ihrer Leiblichkeit enthoben wird, am allerwenigſten aber durch pſychographiſche Blendwerke einer Lüge, die aus der Finſterniß aufſteigt, wollen wir uns verführen laſſen.

„Es iſt nicht gut," ſo hat der Schöpfer bei einer andern Gelegenheit geſagt, „daß der Menſch allein ſey." Wir aber, nach dem armen Maaß unſerer Erkenntniſſe, möchten ſagen, es wäre nicht gut, wenn die Menſchenſeele, von der Laſt ihres irdiſchen Leibes ledig, ſchon hienieden ohne ein neues, ihr nöthiges Gewand, dem Zug ihrer Verwandtſchaften zu einem Reiche der pſychiſchen Dinge folgen könnte. Die Hand des Führers durch das dunkle Thal des Todes ſoll uns die Pforten aufthun und in das Reich der jenſeitigen Welt geleiten. Der freche Fürwitz, der, ohne dieſen Führer zu erwarten und ſeine Hand zu faſſen, hineindringen will, wird ſtatt des natürlichen Todes einen andern „König der Schrecken" finden, in deſſen Hände wir nicht gerathen wollen.

Der Leib ſoll dem in ihm wohnenden Geiſte ein Zuchtmeiſter ſeyn und bleiben, er ſelber aber zugleich durch ein Werk des Geiſtes an ihm zu einem Tempel Gottes werden.

39. Ein Ausgeben und Einnehmen der Lebensluft.

Das wache Leben, mit all ſeinen Bewegungen und Mühen, würde nicht lange in ſeinem geſunden Fortgang beſtehen können, wenn der wohlthätige Schlaf es nicht abwechſelnd in ſeine Arme nähme und ihm ſeine Augen ſchlöße. Darum, ſo ſchön und freudenreich auch der Tag war, ſehen wir dennoch ſein munteres Licht gerne dem Dunkel der Nacht weichen, wenn das Verlangen nach Ruhe ſich in uns regt. Was das Wachen unſerem Leibe an Kräften nahm, das gibt der Schlaf ihm wieder; was der geſunde Schlaf ihm brachte, das wird durch die Mühe und Arbeit des Wachens verzehrt.

Ein großes, durch die Reiche unſrer irdiſchen Sichtbarkeit hindurchgehendes Beiſpiel ſolcher gegenſeitiger Erſtattung des Mangels, das in dem Einen iſt, durch die Fülle welche das Andere hat, liegt uns in dem Verhältniß des Pflanzenreiches zum Thierreich, ſo wie umgekehrt des Thierreiches zum Pflanzenreich vor Augen. Schon im Allgemeinen kann man ſagen: die Erhaltung des lebenden Thierreiches beruhet auf dem Vorhandenſeyn des Pflanzenreiches, ſo wie umgekehrt dieſes ſeinen kräftigen Fortbeſtand durch das Thierreich empfängt. Denn die vollkommeneren Thiere nehmen ihre Nahrung entweder unmittelbar aus den Pflanzen oder mittelbar aus ſolchen andern, die ſich von Pflanzen nähren, und auch die minder vollkommenen im feuchten Erdreich und im Gewäſſer vorhandenen empfangen ihre Speiſe aus Elementen von vegetabiliſchen Weſen. Nach der andern Seite hin ſind es die Stoffe, die aus dem Thierreich kommen, welche den Pflanzen ihr geſundes Wachsthum und Gedeihen geben.

Im Beſondern zeigt ſich uns dieſes gegenſeitig und hülfreich ſich ergänzende Verhältniß zwiſchen Thieren und Pflanzen in Beziehung auf das Ausgeben und Einnehmen der Lebensluft. Die grünende Pflanze haucht unter dem Einfluß des Lichtes die reine Lebenluft aus, deren das athmende Thier zu ſeinem Fortbeſtehen bedarf, ſo wie umgekehrt die kohlenſaure Luft, welche das ausathmende Thier von ſich gibt, ein Nahrungsmittel der Pflanze iſt.

Der wohlthätige ſich ergänzende Gegenſatz zwiſchen Pflanzen- und Thierreich kann uns ein Gleichniß ſeyn, das nach ſeinem Maaße auch auf unſer eigenes Thun und Weſen ein belehrendes Licht fallen läßt.

Das Wort der Wahrheit redet von einem verborgenen Menſchen des Herzens in uns: einem ſanften und ſtillen Geiſte, welcher köſtlich geachtet iſt vor Gott. Es zeuget von einem Stilleſeyn der Seele vor Gott, ihrem Helfer, und der große Seher des noch fernzukünftigen neuen Bundes ermahnet uns zum Bleiben in dieſer Stille. „Denn,“ ſo ſpricht er, „durch Stilleſeyn und Hoffen werdet Ihr ſtark ſeyn.“ Dieſe ſchweigende, ruhende Hingabe der Seele in die Gnade, in das Erbarmen ihres Gottes iſt es, aus deren Quell die Stillen im Lande den Troſt ihres Lebens und

Kraft empfangen, zum Siege über alle Hemmungen und feindlichen Mächte der Welt.

Wir dürfen wohl dieſen ſtillen Geiſt in uns, welcher ohne ſich in eigner Kraft zu bewegen, die Strahlen des Lichtes von oben in ſich aufnimmt, und dieſe Segnungen des innern Friedens und der Freude an Gott über unſer Weſen ausgießt, mit den Stillen, Schweigenden im Reiche der irdiſchen Sichtbarkeit: den Lilien auf dem Felde und dem geſammten Gewächsreich vergleichen, die ſelbſt thätig bewegende, im Dienſt des eigenen Willens ſtehende Kraft des Geiſtes mit dem Thierreich.

Die lauten Stimmen des Thierreichs würden bald verſtummen; das Singen und Springen, das muntere Geſchäftigſeyn und Kämpfen deſſelben bald zur Ruhe ſich legen, wäre ihm nicht das Pflanzenreich zur Seite gegeben, als ein lebender Quell im ſtillen Thale, der ſein immer friſches Waſſer von obenher aus dem vom Berge hinabdringenden Thau und Regen des Himmels empfängt.

40. Die lauteſte Stimme der irdiſchen Natur.

Wir ſprachen vorhin (S. 279) von der Eigenſchaft der atmoſphäriſchen Luft, den Schall und alle Töne für unſer Ohr hörbar zu machen. Wenn wir eine Uhr von lautem Schlage ihrer Glöckchen hineinſtellen in den luftleeren (möglichſt luftdünnen) Raum einer Luftpumpe, dann ſetzt zwar ihr inneres Getriebe in der Feder, der Kette, der Räder ſeine Bewegungen noch eben ſo raſch und kräftig fort, als dieß außen in der gemeinen atmoſphäriſchen Luft geſchah. Wir ſehen auch durch das helle Glas der Luftpumpenglocke, daß die Zeiger am Zifferblatt noch in gleicher Zeit fortrücken. Wenn ſie aber jetzt zu einem oder dem andern der Theilungspunkte der Stunde gekommen ſind, da ſehen wir zwar die Hämmer der Uhr ſich erheben und auf ihre Glöckchen aufſchlagen, aber unſer Ohr vernimmt davon keinen Laut.

Das Umgekehrte findet ſtatt, wenn der tönende Körper und das aufmerkende Ohr in einem Raum ſich befinden, deſſen eingeſchloſſene Luft durch unſere Kunſt über das gewöhnliche Maaß zuſammengedrückt und verdichtet worden iſt. Hier wird ſelbſt der gewöhnliche Ton der Menſchenſtimme zu einem donnernden Laut.

So wie die Luft eine Trägerin der Stimmen und Töne iſt, ſo zeigt ſie ſich auch als eine erzeugende und ausgebärende Mutter derſelben. Der Donner in den Wolken iſt die erſte mächtige, gewaltige Stimme, welche mit ihrem im Engthal des Gebirges weithin fortrollenden Wiederhall das Schweigen auf der Feſte der Erde unterbricht. Daß aber die Luft auch zur Erzeugung noch ganz anderer Laute geeignet ſey als die des Donners ſind, dies bezeugen jene elektriſchen Anregungen derſelben, welche, wie die Luftmuſik auf Ceylon (die ſogenannte Teufelsſtimme) am meiſten bei ſtiller Nacht das Volk in Verwunderung und Schrecken ſetzen.

Daß die eingeathmete und ausgeſtoßene Luft es ſey, welche den Thieren ihre Stimme und Töne, dem Menſchen die Macht zum lauten Sprechen ſeiner Worte verleihet, iſt eine uns Allen naheliegende Erfahrung.

In all dieſen Zügen kann uns die atmoſphäriſche Luft ein Gleichniß ſeyn von jenem Geiſte aus Gott, der in dem Geiſt des Menſchen die Gabe der Sprache weckt und dieſe zu ihrer Vollendung führt. Die älteſten Sprachen der geiſtig gebildeteren Völker bezeugen es durch ihre Werke, daß eine Weihe der Begeiſterung über ihnen waltete und dieſelben durchdrang. Auch die Entwicklungsgeſchichte der neueren Sprachen lehrt es uns, daß jeder Aufſchwung zur Veredelung, zur höheren Kraft und Schönheit der Sprache durch Stimmführer und Meiſter derſelben herbeigeführt wurde, welche die Weihe der göttlichen oder der wahrhaft dichteriſchen Begeiſterung in ungewöhnlicherem Maaße vor Andern empfangen hatten.

41. Die Blüthen- und Erntezeiten des Geiſtes.

Der hohe Seher des Endes der Reiche der Welt und des Anfanges eines ewigen Königreiches: Daniel, hatte ſich erhoben von ſeinem Morgengebet. Schauend in die weite Ferne des Landes und ſchweigend ſtand er an dem geöffneten Fenſter der Sommerlaube ſeines Hauſes zu Suſan. Es war nicht der Strom mit den Gärten der Palmen und der edlen Gewürze, es waren nicht die Herrlichkeiten einer paradieſiſch ſchönen Natur, in deren Mitte die Herrſcher der Perſer und Meder ihren Luſtſitz: die Burg der Lilien[1] gebettet hatten, was den Geiſt des Sehers zu jenem ſelig träumenden Entzücken erhob, das in ſeinen Blicken und Zügen des Angeſichtes ſich ausſprach. Denn er bemerkte kaum das was ſichtbar ihm vor Augen lag, ſondern er ſchaute im Geiſt nach einer Stätte hinüber, welche nicht eine bald auf- bald wieder untergehende Sonne, ſondern die Herrlichkeit Gottes, die ohne Wandel und Wechſel iſt, ihren Glanz und ihre Kräfte des Lebens ergießt.

Im Inneren des Sehers tönten noch jene Worte nach, welche der Geiſt aus Gott im Gebet ihm eingehaucht hatte, ſie wurden bei ihm laut in dem Geſang eines Liedes nach der Tonweiſe des Tempels zu Jeruſalem:

---

[1] Der Name Suſan bedeutet Lilie.

„Der Herr iſt groß zu Zion und hoch über alle Völker. Man danke deinem großen und wunderbarlichen Namen, der da heilig iſt. Im Reich dieſes Königes hat man das Recht lieb.“ — —

Der treue Diener des Sehers, Heman, der Sohn Baruchs, war leiſe in den Saal eingetreten, er nahete, ehrfurchtsvoll grüßend, dem fürſtlichen Seher.

Heman, ſo fragte ihn Daniel, welche Stimme und Worte des Zornes waren es, die ich heute beim erſten Grauen des Morgens, als ich das Fenſter aufthat, aus deinem Munde vernahm? Ich erkannte deine Stimme, obgleich ich ſie ſonſt immer nur in ſanftem, niemals noch in ſolch heftigem Ton vernommen. Und wer war der Andere, welcher durch ſanften und beſcheidenen Widerſpruch dich ſo entflammte?

Es war Magalath der Jüngling, dein liebſter und beſter Schüler unter den jungen Magiern und Sternſehern, die du öfters in Babylon um dich verſammelſt, um ihnen das Verſtändniß aufzuthun für jene höhere Weisheit, die du aus den Lehren unſeres Geſetzes und der Propheten gewonnen haſt. Du weißt es, mein Fürſt, daß dieſer Jüngling die Worte, die du ſprachſt, immer tief zu Herzen genommen hat, und mit dem Inhalt der Bücher Moſis und der Propheten vertraut iſt.

Aber wodurch, ſo fragte Daniel, regte der Jüngling deinen Zorn auf?

Ich muß mich in Scham vor dir beugen, o Herr! und dir bekennen, daß mein Eifer nicht gerecht war. Magalath hatte einen Theil der Nacht in kindlich vertraulichem Geſpräch mit mir verbracht, da kam ſeine Rede auf Iſraels jetzigen armſeligen, ſchmachvollen Zuſtand. Darüber entbrannte mein Zorn. Ich ſchüttete meinen Grimm über

Magalath aus, welcher mir in dieſem Augenblick, wie die meiſten ſeines Volks, als der Feind und Verächter Iſraels erſchien. Meine harten Worte betrübten ihn bis zu Thränen, und er bat mich, ich möge ihn zu dir führen, damit du ihn tröſten oder zurechtweiſen mögeſt.

Du haſt nicht für die Ehre deines Gottes und ſeines Tempels geeifert, o Heman, ſondern für einen Ruhm, für eine äußerliche Ehre deines Volkes, welches ſtill unter Gottes Gericht ſich beugen ſollte. Doch laſſe den Jüngling zu mir kommen.

Magalath nahte mit ſeiner nach der Sitte des Landes anbetenden Begrüßung dem Fürſten. Was führte dich hieher nach dem Schloſſe Suſan, fragte Daniel ihn freundlich.

Darius der König, ſo antwortete der Jüngling, hat uns rufen laſſen. Einige der Sternkundigen aus Babel, unter ihnen auch ich, ſollten genau nach dem Stand der Geſtirne es erforſchen, ob nicht unſere frühere Angabe, nach welcher der Frühlingsanfang ſchon gekommen iſt, eine irrige ſey, weil die Blüthen der Dattelpalme noch kaum ſich aufgethan und die Feigenbäume die Zierde ihrer friſchen Blätter erſt ſeit Kurzem gewonnen haben. Wir aber haben ihm geſagt, die Zeit des Frühlingsanfanges ſey allerdings vorüber, aber das Kommen und Gehen der Frühlingsblüthe iſt nicht an die Zeiten des Sonnenlaufes gebunden, ſondern ſtehet unter einem andern Geſetz, welches ein Maaß der Zeiten und Stunden hat, von denen die Sternkunde nichts weiß.

Und was führt dich zu mir, Magalath, ſo fragte der Fürſt.

Ein unverſtändig von mir herbeigeführter Streit mit Heman, deinem Diener, ſo antwortete der Jüngling, deſſen Ausgang mich tief betrübt hat, weil ich fürchte, meine Worte werden in dir, meinem Herrn, daſſelbe Mißfallen erwecken, als in Heman. Darum ſuche ich dein Angeſicht, damit du mir Vergeltung und vielleicht Belehrung zugleich über meine Zweifel gewähren mögeſt. Du weißt es, o Herr, wie dankbar mein Gemüth es erkennt, daß du aus ferner Heimath zu uns nach Babel kameſt, wo du nicht bloß ein Retter des Lebens für mich und mein ganzes Geſchlecht, ſondern unſer Fürſt und Vater geworden biſt. Auch kennſt du mein Herz, welches aufrichtig in Iſraels Gott den Gott über alle Götter verehrt, und an euern heiligen Büchern ſeine Luſt hat. Dennoch als ich neulich in einem dieſer Bücher von der künftigen Herrlichkeit Iſraels las, und daneben das betrachtete, was aus dieſem erwählten Volke vor unſern Augen geworden iſt, ergriff mich ein Zweifel an der Möglichkeit einer Erfüllung jener prophetiſchen Vorausverkündigung. Sind nicht die Helden und Männer aus Judäa und Samaria zu Weibern geworden, deren Arm ferner mit keinem Feinde den Kampf beſtehen konnte, und ſind nicht ſie ſelber, die vorhin ein Schrecken der Feinde waren, jetzt in Schrecken gerathen, ſelbſt vor den Kameeltreibern und Hirten, welche, nur mit Stecken bewaffnet, unſere Kriegsheere begleiten. Sind ſie nicht ein verachteter Name unter den Völkern, unter die man ſie zerſtreut hat, ein Name, welcher bald ſo verlöſchen wird, daß ihre eigenen Kinder im dritten oder vierten Geſchlecht ihn nicht mehr kennen werden, ſondern fragen, wie die Fremden thun: wohin iſt das Volk der Juden gekommen, welches, wie man berichtet, ſein Gott mit wunderbarer Hand aus Aegypten führte? —

Dies Alles liegt klar vor unſern Augen, und dennoch wollte Heman, mit welchem ich in Iſraels heiligen Büchern las, mich überreden, es ſeyen wahre Verheißungen für eine gewiſſe Zukunft des zerſtörten Jeruſalems und ſeines zerſtreuten Volkes, wenn die Seher und geweihten Sänger uns verkünden: Die Fürſten aus Aegypten werden kommen, Morgenland wird ſeine Hände ausſtrecken zu Jehovah. — Die Könige am Meer und in den Inſeln werden Geſchenke bringen; alle Könige werden Ihn anbeten, alle Heiden Ihm dienen. — Sollte ich da nicht zweifelnd fragen dürfen: welche Gewalt der Waffen oder welches Gebot eines allgewaltigen Herrſchers über alle andere Könige und ihre Länder wird die Völker nöthigen, daß ſie kommen und anbeten vor Jeruſalems zerriſſenem Tempel und ihre Gaben hinlegen unter die nur von Füchſen und Eulen bewohnten Steinhaufen des vormaligen Jeruſalems?

Laß mich, ſo antwortete Daniel in ruhiger Würde dem Jüngling, deinen Fragen zuerſt andere Fragen entgegenſtellen. Du nannteſt vorhin mich einen Retter des Lebens, einen Vater und Meiſter für dich und das ganze Geſchlecht der Magier und Weiſen des Landes. Denn ſchon war der Befehl von Nebukadnezar ausgegangen, daß alle Weiſen und Sterndeuter zu Babel getödtet würden, weil keiner das Traumbild des mächtigſten Königes errathen noch weniger aber auslegen konnte, als ich, weil mein Gott mir beides ins Herz gab. Hiedurch ward dein Geſchlecht vom Tode errettet. Aber obgleich dieſes durch mich geſchah, frage ich dich dennoch, bin ich wohl aus eigenem Antrieb zu euch nach Babylon gekommen, um euch zu retten?

Gewiß nicht, ſo antwortete Magalath, ſondern du kameſt, wie mein Vater mir erzählte, als ein blühender Knabe oder Jüngling weinend und wehklagend zu den Thoren von Babel herein, weil Nebukadnezar mit ſeiner Heeresmacht dein Volk und ſeinen König beſiegt hatte und als Gefangene hieherführte.

Nebukadnezar alſo, ſo fragte Daniel weiter, war es, der mich zu eurem Heil hieherführte? —

Ohne dies ſelbſt zu wiſſen und zu wollen brachte er dich dennoch zu unſerem Heil hieher.

Ich aber ſage dir, es war ein anderer unendlich Mächtigerer als euer König, der dieſen zum ſiegreichen Kampfe gegen das abtrünnige Judäa aufrief. Der große Seher, deſſen Buch der Weiſſagungen du kennſt und ehreſt: Jeremias, der Sohn Hilkias des Prieſters, hat es lange vorher, ehe denn es geſchehen, verkündigt, was der Herr unſer Gott zu unſerem abgefallenen Volke ſprach: „Ich will ausſchicken und kommen laſſen alle Völker gegen Mitternacht, auch meinen Knecht, den König Nebukadnezar in Babel, und will ſie bringen über dies Land und die darinnen wohnen und über die Völker umher, und will ſie verſtören." — „Nun aber," ſo weiſſagt der Geiſt durch den Seher zu einer andern Zeit, „habe ich alle dieſe Lande gegeben in die Hand meines Knechts Nebukadnezar, des Königs zu Babel. — Und es ſollen alle Völker dienen ihm und ſeinem Sohne und ſeines Sohnes Sohne, bis die Zeit ſeines Reiches voll ſey." Dies ſagte unſer Prophet lange vorher, ehe es erfüllt ward.

Er unſer Gott hat uns vielfältig und oft durch ſein Wort aus dem Munde der Propheten das künftige Schickſal der Reiche und Völker, ſo wie ihrer Könige vorausverkündigen laſſen, und wie er es verſprochen, ſo iſt es geſchehen, denn nur ſein Wort iſt Wahrheit. Iſrael iſt ſein erwähltes Volk. Zu ihm ſagt Er: Ich will unter euch wandeln, ſo ſollt ihr mein Volk ſeyn und Ich will euer Gott ſeyn. Unſerem Volk iſt eine große Verheißung gegeben, deren Erfüllung in ihrer Kraft bleiben wird, ſo lange die Sonne und der Mond währen, von Kind zu Kindeskind-

Darum auch in ſeinem jetzigen niedergeſchmetterten Zuſtand hat Iſrael dennoch Gott zum Troſt, denn es vertraut der Wahrheit ſeines Wortes.

Du, o Magalath, erzählteſt uns vorhin von dem Bericht, welchen ihr Sternkundigen aus Babel dem Könige Darius gabt, als er eure Angabe von dem Frühlingsanfang aus der Stellung der Geſtirne in Zweifel ſetzte. „Das Kommen und Gehen der Frühlingslüfte,“ ſo ſagtet ihr dem Könige, „iſt nicht an die Zeiten des Sonnenlaufes gebunden, ſondern ſtehet unter einem andern Geſetz, welches ein Maaß der Zeiten und Stunden hat, von dem die Sternkunde nichts weiß.“ —

Wenn der Windhauch aus Süden über die Lande kommt, dann öffnen ſich alle Blüthen der Palmen in den Hainen am Waſſer, ſo wie auf den Höhen, zugleich mit den einſam ſtehenden in der Wüſte. So ſoll es auch an Iſrael geſchehen, wenn jene Tage ihm kommen, von denen der Geiſt ſpricht: ja alle Heiden will ich bewegen, da ſoll dann kommen aller Heiden Troſt. — Denn ſie Alle, die Völker, werden dann als Ein Volk verſammelt werden zu Jehovah, Iſraels Gott.

Dem Aufgang der Sonne eines neuen Tages gehet das immer heller werdende Dämmern des Lichtes voraus. So nahet auch uns die Erfüllung unſers Hoffens, wenn das Licht Seines Wortes wieder klar in unſer Auge fällt, das durch ein Dunkel der Nächte getrübt war. Denn nur der Wandel in dieſem Lichte iſt ein ſicherer; die Werke in ihm gethan werden bleiben, die Zeugniſſe aus ſeinem Geiſte ſind gewiß und wahrhaftig. Die Verläugnung aber des Lichtes, welches hell am Himmel ſtehet, iſt ein Kunſtwerk des Geiſtes der Lüge.

12. Die Kunſtſchöpfung des Dunkels oder die Skotographie.

Die Photographie, von welcher wir eben ſprachen, iſt und bleibt für immer eine ſehr achtenswerthe Kunſt. Es giebt aber daneben eine andere Kunſt des Zeichnens von Bildern, die zwar nicht mit der Darſtellung der feſtſtehenden Schöpfungen Gottes, ſondern mit Vorſtellungen ſich beſchäftigt, welche bei dunkler Nacht aus der Luft und dem leeren lichtloſen Raum gegriffen ſind, weßhalb ſie auch die Kunſt des Dunkelzeichnens, oder der „Skotographie“ genannt werden könnte. Dieſer ſchulgelehrt ſcheinende griechiſche Name lautet zwar dem der Photographie oder Lichtzeichnung ſehr ähnlich, wenn man aber auf den Rang der Ahnen und das Alter der Abkunft achten will, dann geht die Skotographie ihrer Reimverwandtin, der Photographie, weit voraus. Auch rühmt ſich die Skotographie einer Macht ihrer Darſtellungen, welche eben ſo hoch ſteht über dem niedern engen Kreiſe der ſichtbaren Gegenwart, auf welchen die Photographie mit all ihren Leiſtungen beſchränkt iſt, als der Galgen über dem Drehrade des fleißigen Seilers, der unten am Fuße des Hügels das Tagwerk ſeiner Hände treibt. Nun, allerdings, der Seiler fertigt keine Bindfäden und Seile aus den handfeſten Fäden des Hanfes oder anderer Pflanzen von ähnlicher Dauerhaftigkeit ihrer Gefäße; der Skotograph aber beſchmutzt ſeine Hände nicht mit ſolchen Dingen, ſondern die Fäden, die er zu ſeinen Werken gebraucht, und dieſe Werke ſelber ſind *reine* Hirngeſpinnſte, deren Material man nicht auf den Feldern zu bauen oder weit herbei zu holen nöthig hat, denn ſie liegen vorräthig in uns ſelber.

Der Photograph hat vor ſich die ſchöne, ſichtbare Welt der Schöpfungen Gottes, und nimmt dankbar das Licht, ein ſichtbares Gleichniß dieſer Schöpfermacht, zu Hülfe für die Förderung und Vollendung ſeines Werkes; der Fertiger der Hirngeſpinnſte in ſeinem dunklen Kaſten bedarf aber keines ſolchen Lichtes, das ihm von oben und außen herkommt, ſondern dieſes würde die Arbeit ſeines Spinnens im Dunkeln nur ſtören, deßhalb ſchließt er ſich dabei vor der Tageshelle, die von oben herkommt, ſorgfältig ab.

Das Licht, gegen deſſen Strahlen die Kunſt der Skotographie mit entſchiedenem Widerwillen und großer Sorgfalt ſich abſchließt, iſt zunächſt jenes, aus welchem der Geiſt die Kräfte der Ewigkeit und das Leben aus Gott empfängt. Denn wie überhaupt das Fleiſch gegen den Geiſt, ſo ſtehet auch das, was dem Geiſt in uns ſein Leben und ſeine Kräfte giebt, mit dem Weſen und Leben des fleiſchlichen Menſchen in entſchiedenem Widerſpruch. Vor allem iſt dieſes der Glaube an einen lebendigen Gott, der nicht nur uns und alle Dinge geſchaffen hat, ſondern der ſeinen Menſchen noch fortwährend als ein Erhalter und liebender Vater nahe iſt. Dieſen Glauben prediget uns nicht nur das Buch der Offenbarung, ſondern auch das Buch der ſichtbaren Werke, betrachtet in dem natürlichen Lichte unſers menſchlichen Verſtandes, führt uns zu demſelben hin. Und hier iſt es, wo ſich die Natur des Fleiſches, welche die Finſterniß mehr liebt denn das Licht, in ihrer ganzen widerſtrebenden Kraft zeigt. Hier wird jenem natürlichen Führer durch manches Dunkel: dem Verſtande, der ſonſt ſo vieles gilt, das Recht und die Sicherheit ſeines Urtheils abgeſprochen; man ſchlägt das eigne Auge mit der Fauſt, damit es ſich bedecke vor dem alltäglichen Lichte, an welchem alle Kreaturen ſich erfreuen.

Wir wollen hier nur ein uns zunächſt liegendes Beiſpiel von dieſer Lichtſcheu des fleiſchlichen Sinnes hervorheben.

Die Anſicht, daß alle lebendige Weſen aus einem Samen hervorgehen, der von Weſen ihrer Art kommt, war auch von den redlichſten, gründlichſt prüfenden Forſchern allgemein als wahr erkannt worden; man hatte die Behauptung, daß ſich ein vollkommen organiſches Weſen aus einem Gemiſch oder einer Gährung der niedern irdiſchen Elemente herausbilden und entwickeln könne, längſt aufgegeben. Die Skotographie aber, verblendet durch ihren Widerwillen gegen den Glauben an einen lebendigen Gott und Schöpfer, aus welchem alles Seyn und Leben kommt, der den Menſchen zu ſeinem Ebenbild erſchuf, ſeinen Geiſt als Lebensodem ihm einhauchte, ließ den Menſchen und alle Thiere aus einem Urſchlamm und ſeinen eigenthümlichen Concrementen hervorgehen.

Die Geſchichte aller Völker, ſo weit wir ſie kennen, lehrt uns, daß der Menſch ſchon in der älteſten Zeit ſeines Geſchlechtes die Züge des göttlichen Ebenbildes an ſich getragen habe. Er gab dieſelben durch den in ihm wohnenden Geiſt kund, der ihn zum Ahnen und Erkennen eines Göttlichen und einer Welt fähig machte, die von höherer

Art und Ordnung iſt, als die ſichtbar geſchaffene. Die älteſten Sagen der Völker reden und zeugen von einem Verkehr des Menſchen mit dieſem Göttlichen; die Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte erfüllt uns mit einer Achtung vor dem höheren und höchſten Alterthum, welche der natürliche Verſtand und das redliche Forſchen in der Geſchichte zu keiner Zeit von ſich gewieſen und verläugnet haben. Freilich läßt uns ein Blick auf den geiſtigen Zuſtand der Völker, deren Urväter wir bewundern, meiſt ein ganz anderes Bild ſehen als jenes, das uns, wenn auch nur noch in einzelnen Reſten und Trümmern, aus ihrer früheſten Vergangenheit vor Augen ſteht. Wie die Tempelgebäude in Oberägypten an künſtlicher Herrlichkeit den Hüttenbau der jetzigen Bewohner des Landes weit überragen, ſo die geiſtige Bildung und Erkenntniß der Urväter die rohe Unwiſſenheit und Stumpfheit der jetzigen Völker in Afrika.

Daß dieſer Zuſtand der Verſunkenheit und der Verwilderung keineswegs der urſprüngliche geweſen, ſondern ein ſpäter eingetretener ſey, welcher, wenn nicht eine höhere Macht des Geiſtes ihm hülfreich und neubelebend entgegen wirkt, noch in beſtändigem Zunehmen ſtehe, das bezeugt uns bei vielen Völkern die Beobachtung weniger Jahrhunderte. Selbſt unter den geiſtig armſeligſten, unwiſſendſten Stämmen der Hottentotten und Kaffern, welche keine Götter anbeten, fanden neuere Reiſende noch Spuren der Erkenntniß eines Göttlichen, das ſie als „ein Oberes“ benannten. Ein Name, der nur noch im Munde etwa einer alten Mutter oder eines Greiſes war, während das jetzt lebende jüngere Geſchlecht ihn kaum noch kannte oder ausſprach.

All dieſen Erfahrungen der geſchichtlichen Forſchungen widerſpricht der Widerwille gegen das Licht der Offenbarung.

Denn dieſes Licht läßt uns in dem von Gott geſchaffenen, anfänglichen Menſchen ein Geſchlecht ſehen, das als Kind im Hauſe des Vaters unter der Obhut und vor den Augen ſeines Gottes lebt, deſſen Stimme und Anſprache es vernimmt und verſteht. Dieſem aber entgegen hat man den thieriſchen Zuſtand, in welchen der ſeinem fleiſchlichen Gelüſte überlaſſene Menſch verſinken kann und muß, wenn keine göttlich geiſtige Anregung ihn rettet, als den urſprünglichen unſeres Geſchlechts geprieſen. Die armſeligen Völker Auſtraliens, an denen die Affenähnlichkeit am augenfälligſten iſt, ſtehen dem Urzuſtande des Menſchen am nächſten, denn der anfängliche Menſch war eine Art des Affengeſchlechtes, das vielleicht noch in einigen Urwäldern der wärmeren Erdſtriche hauſet.

In ſolcher und tauſenderlei anderer Weiſe äußert ſich die Scheu vor dem Lichte der ewigen Wahrheit, das von oben, aus Gott kommt, und in allen ihren Formen möchte ſie ſich als Weisheit der Welt, als Philoſophie geltend machen.

43. Kunſtgerecht begründete Rechnungen, welche dennoch die Probe nicht beſtehen.

Es gibt Irrthümer, welche von dem Geiſt der Finſterniß und der Lüge ausgehen, der von Anfang an als ein Feind der Wahrheit, die aus Gott iſt, ſich erwieſen hat, und welcher fortwährend in den Seelen der Menſchen die gleiche Feindſchaft gegen die Wahrheit und die gleiche Neigung zur Lüge zu entzünden ſucht. Zu dieſer Art der feindſeligen Irrthümer gehören jene, von denen wir einige in der vorſtehenden Parabel beſchrieben haben. Dagegen gibt es auch gar viele und mancherlei Irrthümer, welche in den Wiſſenſchaften, in den Anſichten und Meinungen der großen Menge ausgeſprochen und für wahr gehalten werden: Irrthümer von harmloſerer Art, durch welche die Ruhe eines guten Gewiſſens zu Gott nicht geſtört wird. Denn ſie entſtehen meiſt aus wirklichen Erfahrungen der äußeren Sinne und ſelbſt des inneren Lebens, auf welche unſre Vernunft und mit ihr der ſcharfberechnende Verſtand Schlüſſe bauen, die ſich bei weiter fortgeſetztem Forſchen nicht probehaltig erweiſen.

Wir wählen auch hier aus der unzählbaren Menge ihrer Art nur einige Beiſpiele, jedoch ſolche, die aus dem

Bereich der angeblich ſicherſten Wiſſenſchaften: der mathematiſchen genommen ſind.

Daß vor Zeiten auf unſerer Erde eine ungleich größere Wärme geherrſcht haben müſſe, als in jetziger Zeit, beweiſen die Reſte der Gewächſe und der großen Landthiere, welche in den Schichten der jüngeren Gebirge und in dem Schuttland der Landgewäſſer gefunden werden. Selbſt in Sibirien und andern der jetzigen kälteſten Länder der Erde hat man Stämme und Früchte ſolcher Bäume, Knochen ſolcher Thiere gegraben, deren Arten jetzt nur in den Tropenländern vorkommen. Hieran reiheten ſich Beobachtungen an, welche noch in unſerer Zeit für eine Wärme des Erdinnern zu zeugen ſchienen, die bei zunehmender Tiefe ſich gleichmäßig ſteigern ſolle, ſo daß in einer Tiefe von etwa 8000 bis 9000 Fuß das Waſſer ſich in beſtändiger Siedhitze befinden würde, ebenſo wie (bei uns) in der gleichen Höhe der Gebirge in beſtändiger Froſtkälte. Man berechnete ſogar hieraus, daß ſchon in einer Tiefe von 1½ Meilen die Hitze ſo groß ſeyn müſſe, daß in ihr das Zinn, in 50 Meilen Tiefe aber ſo groß, daß daſelbſt das Eiſen ſchmelzen würde; in der Mitte des Planetenkörpers müſſe dieſelbe 192,000 Graden des Reaumur'ſchen Thermometers gleichkommen.

Aus dieſem allem ſchloß man, daß unſer Planet wie alle andern Weltkörper unſeres Sonnenſyſtemes aus einem feuerflüſſigen Zuſtand hervorgegangen ſey, welcher ihn nach Buffons Berechnung 3000 Jahre in der Hitze des Rothglühens, andere 3000 Jahre in der des Dunkelglühens erhielt. Mehrere Jahrtauſende ſey jetzt die Hitze des Erdkörpers ſo groß geweſen, daß ſie das Waſſer immer in Dampfform erhielt; 20,000 Jahre vergingen bis dahin, wo Pflanzen und Thiere auf unſerem Planeten ſich erzeugen konnten. Die Wärme der Erdoberfläche ſey fortan in beſtändiger Abnahme geweſen, und nach einer Reihe von Jahrtauſenden, deren Zahl Büffon berechnete, werde dieſelbe ſo abgenommen haben, daß ſtatt der früheren Hitze eine eiſige Kälte einträte, welche alles Gedeihen und Leben der Pflanzen und Thiere auf der Erde unmöglich machen würde.

Allen dieſen auf Vermuthungen beruhenden Anſichten ſetzen die weiter geführten Beobachtungen Gründe entgegen, durch welche die Berechnungen ſehr zweifelhaft werden. Der Scharfſinn der Aſtronomen und Phyſiker hat gefunden, daß wenigſtens ſeit vier Jahrtauſenden, über welche die Beobachtungen der älteſten Zeiten hinübergehen, die mittlere Temperatur der Erdoberfläche unverändert geblieben ſey. Die neuere Geologie weiſt ſogar nach, daß vor dem Anfang des jetzigen Zuſtandes der Erdoberfläche (vor der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte) eine Wendung der klimatiſchen Verhältniſſe ſtattgefunden habe, bei welcher an die Stelle der früheren Wärme eine Erkältung eingetreten war, in deren langem dunklem Winter alles Gedeihen der vollkommenen Gewächſe, alles Leben der höhern organiſchen Thierwelt ein Ende nehmen mußte. Für die Zwiſchenzeit eines ſolchen langen neblich kalten Winters zeugen namentlich jene maſſenhaft mächtigen Felsblöcke, welche von den höchſten Gipfeln der Urgebirge herſtammend, auf vielen der tiefer gelegenen Hügel und Berge, ſo wie in den weiten Ebenen der Küſtengegenden herumgeſtreut liegen. Denn dieſe konnten auf keine andere Weiſe ſo unverſehrt über das Niveau der Seen und Zwiſchenmeere herübergetragen werden, als auf jene, in welchen ſie noch jetzt von den Schollen des zerbrechenden Eiſes aus Finnland und Schweden herübergeführt werden an die Küſte der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen. Und von dieſer Zwiſchenzeit eines Stillſtandes des irdiſchen Naturlebens, von dem Dageweſenſeyn eines allgemeinen Winters, dergleichen die Geſchichte der Völker keinen kennt, zeugen andere Spuren einer vormaligen Eiswüſte, deren Gletſcher die Engthäler der Alpengebirge bis hoch an ihren Wänden hinan erfüllten, während jetzt ihre Tiefe mit Wäldern, Wieſen und Feldern reich überkleidet iſt.[1]

Im Kleinen kann uns jeder langanhaltende Winter, in welchem der Himmel von Wolken und Nebeln verdunkelt war, ein Abbild jenes aus allgemeinen Urſachen hervorgehenden Erdwinters ſeyn, ſo wie jeder milde, ſonnige Frühling ein Erinnerungszeichen an jenen ſchönſten, herrlichſten Frühling der Erde, in welchem eine neue Schöpfung mit ihrem Gipfel, dem Menſchen, über den Gräbern der früheren lebenden irdiſchen Natur, durch Gottes allmächtiges Wort hervorging.

Wie die eben erwähnten neueren Forſchungen die Annahme von einer Gluthwärme zur Seite gewieſen haben, welche die Erde von unten herauf bis zu ihrer Oberfläche durchdringen ſollte, ſo hat jene Annahme noch von einer andern Seite her eine Einſprache erlitten, welche ſich kaum durch Gegengründe entkräften läßt. Alle neueren Forſchungen über das Weſen des Erdmagnetismus führen zu der alten Erklärung dieſer großartigen Erſcheinung zurück, daß der innerſte Kern der Erde von der Natur des magnetiſchen Eiſenſteins ſeyn müſſe, deſſen ſpecifiſche Schwere mit jener der Geſammtmaſſe der Erde in naher Uebereinſtimmung ſtehet. Das Eiſen aber verliert durch jeden höheren Grad der Erhitzung ſeine magnetiſche Kraft; am meiſten würde ihm dieſes in einer ſolchen Gluthwärme geſchehen, darinnen jedes uns bekannte Metall zerſchmelzen müßte (nach S. 313).[1]

---

[1] Ein gründlich tiefer, geiſtreicher Forſcher: Agaſſiz hat dieſen vorher im Dunkeln ſtehenden Theil der Geſchichte unſeres Planeten zuerſt ins Licht geſetzt.

Auch dagegen, daß die Steigerung der Wärme von der Zunahme der ſenkrechten Tiefe allein abhänge, läßt ſich viel erinnern. Mehr noch als die zunehmende Tiefe ſcheint die Verſchiedenheit der Gebirgsmaſſen Einfluß auf jene Steigerung zu haben, durch welche die Bohrverſuche oder bergmänniſchen Arbeiten hinabdringen. Und auch ſolche Beobachtungen dürfen hier nicht überſehen werden wie die von Bouſſingault ſind, aus denen ſich eine ähnliche Wärmezunahme erkennen ließ, als jene in den ſenkrecht zur Tiefe gehenden Schächten, bei dem Eindringen in eine wagrechte (ſöhliche) Gallerie des erzreichen Berges von Mermeto in Neugranada.

Der redliche, wahrheitsliebende Freund der Wiſſenſchaften ſieht alle ſolche auf treumeinende Forſchungen gegründete Anſichten emporkommen und durch andere weitergehende Beobachtungen verdrängt werden, ohne an dem Werth und der Bedeutung ſolcher Bemühungen des Menſchengeiſtes ſich irre machen zu laſſen. Ein anderes Gefühl aber ergreift uns bei der Betrachtung ſolcher kluger Fabeln, dergleichen die iſt, welche Büffon in ſeiner Theorie des Entſtehens der Erde und unſeres Planetenſyſtems aufſtellte. Wo kam doch der Komet her? welcher am Anfang der Dinge mit der feurigen, geſchmolzenen Maſſe der Sonne im leeren Weltraum allein vorhanden war: in einem Weltraum, den die Sonne, wir wiſſen nicht in welcher Dauer der Aeonen, zwecklos beſchien.

---

[1] Dieſer wohlbegründete Einwurf gegen die Annahme eines Centralfeuers der Erde iſt namentlich von zwei im Gebiete der Aſtronomie und Phyſik hochſtehenden Männern: Weber und Lamont aufgeſtellt worden.

Und woher kam dem Kometen die Macht einer ſo dichten Maſſe, durch deren Anſtoß an die geſchmolzene Sonne er die Feuerfunken und Schlacken hinausſchleuderte in den leeren Raum, aus denen dann, gehalten durch die anziehende Kraft der Sonne in beſtimmten Bahnen, die Erde und die andern Planeten wurden? Die gründliche Forſchung der neueren Zeit weiß weder von dem geſchmolzenen Zuſtand der Sonne, noch von einer compakten Körpermaſſe der Kometen etwas. (M. vergl. oben S. 198 und S. 210.)

Der Komet, ſo erzählt die Fabel, der ſo unſanft an den mächtigen, feurigen Einſiedler im Weltraum: die Sonne anſtieß, ſtürmte in der Richtung von Weſt nach Oſt an dieſe heran. Er traf ſie in der Gegend ihres Aequators, daher kam es, daß alle Planeten von Weſt nach Oſt ihre Bahnen um die Sonne beſchreiben und in derſelben Richtung auch um ihre Axe ſich bewegen.

Woher, ſo kann man da fragen, kam dieſen Welten die Anordnung ihrer Entfernungen und Bahnen, denen nur ein Gedanke des ſchaffenden Geiſtes ihren harmoniſchen Einklang geben konnte, nicht aber der blinde Zufall eines Stoßes, der wir wiſſen nicht woher und wohin? ſeinen Lauf nahm.

Es iſt ein einzelnes armſeliges Beiſpiel von der Erfindung einer „klugen“ Fabel, das wir hier hervorheben. Dennoch kann uns daſſelbe über die Geſchichte des Entſtehens ſolcher Träumereien einige Belehrung geben, die ja auch uns ſelber in mancherlei Formen und Arten beſchleichen können, wenn wir uns nicht wach erhalten. Klug kann man ſie nennen, wenn ſie ſo wie die von Büffon erſonnene gleich dem Staub und Sand, welchen die Wolken und der Wind auf einen feſten Boden abſetzen, an eine als wahr erkannte Thatſache ſich anſchließen. Eine ſolche Thatſache war die allgemeine übereinſtimmende Bewegung der Planeten von Weſt nach Oſt auf ihren Bahnen wie um ihre Axe. Auch die Bemerkung, daß die Planeten von größeſter Maſſe weiter von der Sonne hinausgeworfen wurden, als die von kleinerer Maſſe, ſchien für die Wahrheit der Dichtung zu ſprechen, obgleich die nachmalige Entdeckung der Aſteroidenſchaaren nur zu der Erfindung eines ſpäteren, neueren Abenteuers hätte führen müſſen. Das was jedoch den denkenden Geiſt und ſeinem Gefühl für Wahrheit von der Zuſtimmung zu ſolchen Fabeln zurückſchrecken muß, das iſt jener Grundton, der ſich, mit größerer oder geringerer Deutlichkeit, aus ihnen allen vernehmen läßt. Es iſt der Grundton des Widerſpruchs und der Lüge, gegenüber der Würde und Einfalt der Wahrheit. Die Büffon'ſche Theorie ſtellt uns ſtatt eines Gottes und Schöpfers, ſtatt eines Planes der ewigen Weisheit einen Stoß auf den Altar des Tempels. Leichter begreiflich war es noch, daß Iſrael am Fuße des Horeb vor dem Bild des gegoſſenen Kalbes tanzte, als daß ein Geſchlecht der hochgebildeten, vom Glauben entfremdeten Neuzeit vor einem Geſchwätze mit Bewunderung ſich beugte, das ſtatt des lebendigen Gottes ein Schattenbild, nicht der ſtoßenden Hörner eines Stieres, in denen doch anerkannte Wirklichkeit iſt, ein Unding erdichtete, das niemals zum Weſen kommen konnte noch kann. Das ſind Wolken ohne Waſſer, aus deren wandelbarer Form eine träumende Einbildung ſich Geſtalten der kämpfenden Helden und der Götter macht.

Und, wie wir ſchon vorhin ſagten, dies iſt nur ein einziges Beiſpiel von jenen unzähligen vielen, zum Theil ſehr klüglich erſonnenen Fabeln, an denen die gebildete wie die ungebildete Welt ſich beluſtiget. Das Gewebe ſolcher Fabeln hat alle Gebiete der Wiſſenſchaft, vor allem jenes der ſogenannten Philoſophie (als Weisheit der Welt) und der thatſächlichen Berichte über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dicht umſponnen.

Der Menſch, der Pilgrim der Erde, hat ſich aus ſeinem eigentlichen Vaterland verirrt und die Sprache deſſelben verlernt. Dieſe Sprache war die der einfältigen Wahrheit. In der Fremde aber, dahin er gerathen, iſt das nicht die Mundart des Landes, ſondern da redet man die Sprache der Täuſchung und Lüge. Die große Menge auf den Gaſſen der Welt wird von dem Anblick des wirklichen, vor Augen lebenden Elendes der armen Hütten nicht gerührt, durch die ſtillen Thaten der ächten Tugend nicht erhoben, ſondern durch die Schattenbilder einer Noth oder (bürgerlichen) Tugend mit denen eine durch das Dorf ziehende Comödiantentruppe ſie ſpät am Abend unterhält. Das iſt die Sprache des eitlen, kraftloſen Effectes: ein Geſchrei der nächtlichen Eulen. Aber weithin durch das Dunkel vernimmt ein ernſtes aufmerkendes Ohr die Stimme eines Wächters auf der Zinne, deſſen Worte einfältig, treu und wahrhaftig ſind.

44. Die Mutterſprache des Geiſtes.

Der Altvater Arſenius war aus ſeiner Hütte getreten, um einen Korb aus Palmengeflechten, den er ſo eben vollendet hatte, zum Trocknen an die Luft zu ſtellen. Da nahete ſich ihm ein Fremder, deſſen Gewand wie ſeine äußerliche Haltung und Geberde es bald verriethen, daß er nicht vom Stande der einſam wohnenden Brüder, ſondern der reicheren Leute aus der Stadt ſey.

Du ſchwacher Alter, ſo ſprach der Fremde, arbeiteſt noch immer ſo fleißig mit deinen Händen. Sage mir doch, wie viel verdienſt du wohl täglich mit deinem Korbflechten?

Ich verdiene in Allem nichts, antwortete Arſenius, und habe mir noch niemals etwas ſelber verdient noch erworben.

Aber wovon haſt du denn gelebt, womit dich ernähret? —

Ich diene einem guten, reichen Herrn, der hat mich aus lauter Gnaden erhalten und ohne nach meinem Verdienſt zu fragen täglich reichlich verſorgt mit allem, was mir Noth that, in der Spanne der Zeit, die ich auf Erden gelebt habe.

Eine Spanne der Zeit nennſt du dein Lebensalter?

Dieſe Spanne ſcheint mir aber, deinem Ausſehen nach, keine geringe und kurze zu ſeyn. Von welchem Alter biſt du o Greis?

Von einem mehr denn hundertjährigen, antwortete Arſen.[1]

Und in dieſer ganzen Zeit, ſo fragte der Fremde, hat dich dein Herr, ohne darauf zu ſehen ob du ihm etwas verdienteſt, ſo gütig erhalten? Wareſt du vielleicht als ein Sklave in ſeinem Hauſe geboren? —

Ich war dieſes, antwortete Arſen; war ein Kind elend und von kraftloſen Gliedern. Aber alsbald nach meiner Geburt hat mein Herr mich frei gemacht und ein neu bekräftigtes Leben in mir ausgegoſſen durch ein Heilbad, das zu ſeinem Reiche gehört.

Du nennſt mir, ſagte der Fremde, Etwas, das auch mich zu euch hiehergezogen hat. Denn die Aerzte in Alexandria haben mich in euer Gebirge zu einem Heilbad geſendet, deſſen Kraft, wie ſie ſagen, meine leiblichen Schmerzen lindern, ja ganz hinwegnehmen wird.

Der Alte war, während der Fremde dieſes noch ſprach, in ſeine Hütte gegangen und brachte jetzt aus dieſer einen Korb voll köſtlicher, auserleſener Früchte hervor, den er vor ſeinen Gaſt hinſtellte.

Woher kommen dir, ſo fragte der Fremde, hier in der Wüſte, auf deren Sandflächen und Felſen man nirgends einen Garten, ſondern nur vereinzelte Palmbäume ſieht, ſolche Früchte, dergleichen ich kaum in Alexandria, der berühmten Gartenſtadt, beſſere genoſſen und geſehen habe?

Mein Herr, ſo ſprach der Alte, ſendet mir ſie, zum

---

[1] Nach dem Berichte de[illegible] dieſer Altvater erſt im 120. Jahre [illegible]

Theil weither durch die Brüder, und ich koſte zuweilen in dankbarer Liebe ſolche Gaben. Die meiſten derſelben aber behalte ich für die Gäſte.

Wenn dein Herr ſo reich und gut iſt, wie kann er dich doch laſſen hier in dieſer elenden Hütte wohnen, ohne dir eine andere zu geben? Denn in der That unter all den Hütten, welche ich in dieſer Gegend geſehen, fand ich keine ſo armſelige als die deine. Und ihr Inneres kommt dem Aeußeren gleich, denn ſie gleicht, wie ich vorhin bemerkte, als du die Thüre aufthatſt, einer engen ſumpfigen Höhle, erfüllt von dem üblen Geruch des fauligen Waſſers, darin du die Blätter und Blattſtiele einweichteſt, aus denen du deine Körbe machſt. Freilich ſind meine Sinnen verwöhnter als die deinen, denn ich bewohne von meiner Jugend an in der ſchönen großen Stadt Alexandria ein ſtattlich reiches Haus. Darum wirſt du mir vergeben, wenn ich ſage, daß ich in deine Wohnung kaum eintreten, niemals aber eine Stunde darin verweilen möchte.

Auch ich, ſo ſprach der Greis, bin zwar gebürtig aus einer noch größeren, herrlicheren Stadt denn Alexandria iſt, habe da gewohnt bis zu der Mitte meines Lebens, in hochgebauten Häuſern und Paläſten, deren Säle ein Duft von koſtbarem Rauchwerk erfüllte. Dennoch achte ich die Herrlichkeiten meiner früheren Wohnungen wie nichts gegen die Vergnügungen meiner armen Hütte, in deren ſtillen, engen Raum mich mein Herr, welcher höher und größer iſt denn Alexandrias Fürſten, nicht nur auf eine Stunde, ſondern auf gar viele Stunden, ja auf ganze Tage und Nächte beſucht und mich vergnügt mit dem vertraulichen Geſpräch ſeines Mundes. Auch weiß ich wohl, daß er für mich ſchon jetzt einen Bau bereitet hat, welcher herrlicher iſt als alle

Werke, mit denen die Baukunſt eines Hadrian die Städte des Römerreiches verziert hat. Darin werde ich bald mit Luſt wohnen.

Du redeſt zu mir, ſprach der Fremde, in mancherlei Räthſeln. Doch ſchon aus deinen Reden habe ich erkannt, daß du ein Anderer wareſt und biſt, als deine armſelige Kleidung und Wohnung es vermuthen ließen. Auch kannſt du nicht hier in dieſer Wüſte geboren und erwachſen ſeyn. Darum ſage mir wo iſt deine Heimath und was war dort dein Stand, als du in Paläſte voll duftenden Rauchwerkes kameſt und in ihnen wohnteſt?

Ich bin, ſo antwortete Arſen, geboren und erzogen in Rom der großen Stadt. Einſt war ich ein Meiſter in den Künſten und Wiſſenſchaften des großen Heidenthums, dann ein armer Schüler der von der Welt nicht erkannten Weisheit der Kleinen; wurde ein hochgeehrter Lehrer zweier Knaben, welche durch Geburt und Stand zur Herrſchaft der Völker und Länder beſtimmt waren, und bin nun ein Mitſchüler der armen Knechte, welche zum Theil noch ſpät das Buch der verborgenen Weisheit leſen lernen und verſtehen wollen.

Nun wohl, ſo ſprach der Fremde, ich weiß jetzt wer du biſt. Du kannſt kein anderer ſeyn als Arſenius, der hochberühmte Alte, deſſen Viele von meinen wohlunterrichteten Freunden in Alexandria als eines ſchon längſt Verſtorbenen, Andere als eines Mannes erwähnten, welcher, man wiſſe nicht wo? noch in der Verborgenheit lebe. Du biſt derſelbe, der ſchon als Jüngling in dem hochgebildeten Rom als eine Säule der Weisheit Griechenlands und Roms bewundert war, der dann in der Stille des kirchlichen Lebens dem Lehramt der Gemeinde ſich weihete, bis der große Kaiſer **Theodoſius** ihn als den Lehrer ſeiner beiden Prinzen in ſeinen vertraulichen Umgang und in ſeinen Palaſt hervorzog. Gratian aber, der erſtgeborene Prinz trachtete dir nach dem Leben, denn du hatteſt das Selbſtgefühl des künftigen Herrſchers empört und erbittert durch eine Züchtigung, die er nach einem ſchweren Vergehen wohl verdient hatte. Damals retteteſt du dich von der Todesgefahr durch die Flucht. Dein Freund Theodoſius ließ vergeblich dich ſuchen, man konnte dich nirgends auffinden. Gratian aber, dein geweſener Todfeind, als er den Thron beſtiegen, erfuhr deinen Aufenthalt und wollte ſein feindſeliges Thun gegen dich gern wieder gut machen. Er bat dich in einem Briefe um Vergebung, ſchenkte dir die reichen Einkünfte vom Zoll in ganz Aegyptenland zum beliebigen Austheilen, im Sinne deines frommen Gemüthes, du aber wünſchteſt ihm Gottes Gnade, nahmſt jedoch ſein Geſchenk nicht an. Denn, ſo ließeſt du ihm ſagen, ein Ausgeſchiedener aus der Welt hat zur Vertheilung ſo vielen Geldes an die Bedürftigen, die in der großen Welt ſind, weder Verſtand noch Geſchick. Und ſo lebſt du, ſo viel ich urtheilen kann ſeit einem halben Jahrhundert hier in einem verborgenen Winkel der Erde, darin dich ebenſo, wie einſt der Kaiſer Theodoſius durch all ſeine Boten, die Kunde der heutigen Welt weder zu ſuchen noch zu finden vermag.

Du haſt, ſo ſprach der Alte, in kurzen Worten die Wechſel meines äußeren Lebens beſchrieben, ſo weit dieſe die Menſchen kannten und erfuhren. Das Werk unſeres innern Lebens wird aber von einem andern Auge gehütet und bewacht als das menſchliche und von einer anderen Hand gefördert als die unſrige iſt.

Während die Beiden ſprachen, waren einige der Einſamen gekommen, welche den Alten baten, mit ihnen in ihre Verſammlung zu geben. Es ſind, ſo ſprachen ſie, Brüder aus Rom und aus Mailand gekommen, deren Verlangen es iſt, dich unſern Vater zu ſehen und deinen Segen zu empfangen. Wir aber wollten mit ihrem Beſuch die Stille deiner Hütte nicht ſtören. Zu dieſem möchten auch die Brüder alle, die hier im Thale wohnen, den Bericht vernehmen, den die Gemeinden zu Rom und in ganz Italien, ſo wie in Gallien, den Brüdern in Syrien und Aegypten ſenden; über die Drangſale, welche ſie alle durch die feindlichen Heere der Barbaren erleiden; damit auch wir die Stimme unſeres Gebetes zugleich mit der Stimme jener bedrängten Brüder erheben könnten.

Der Fremde begleitete den Altvater, auf ſeinem Wege zur Verſammlung der Einſamen, am Quell, im Schatten der Felſen. Erſt jetzt, ſo ſprach er, während ſie beide gingen, zu Arſen, erkenne ich in dir noch einen Anderen, als den vormaligen Meiſter des großen Wiſſens und den Lehrer künftiger Cäſaren. Ich wußte es, daß hier alle dieſe Hunderte der Einſamen aus den verſchiedenſten Ländern ſich verſammelt haben um einen Meiſter, der ſie lehrt und in Liebe zuſammenhält. Sie nannten mir aber ihren geiſtlichen Vater mit dem Namen Neophytos. Nun aber bemerke ich, daß Arſen dieſer Vater Neophytos iſt.

Allerdings, ſo ſprach Arſen, laſſe ich mich gern von meinen Brüdern ſo nennen. Denn des Arſenius Weſen, wie dies in der großen Welt war, iſt in mir erſtorben und ein Neues fängt an in mir aufzukeimen, hier in der verborgenen Stille.

Die Beiden traten in den Kreis der verſammelten Brüder ein und keiner fragte den fremden Gaſt, wie kamſt du zu uns? ſondern Alle ſahen und hörten nur den Vater Arſen und den Bericht der abgeſendeten Boten aus den weſtlichen Ländern. Was dieſe erzählten, das weckte Sorgen und Trauer; Arſen führte die nach Troſt dürſtenden zu dem Quell des lebendigen Waſſers, aus welchem Hoffnung, Tröſtungen und freudiges Leben der Ewigkeit kommen. Ein anderer Geiſt als der des Menſchen redete aus ihm, und dieſer Geiſt ſprach das feurige Gebet, das aus dem Munde des Alten, ſo wie aus den Herzen aller verſammelten Brüder aufſtieg, zu dem Throne der Ewigkeit.

Der Fremde begleitete den Altvater noch zu ſeiner Hütte, wo Arſenius mit allem, was ſeine Hand für den Gaſt bei den benachbarten Brüdern bereit fand, ihn bewirthete.

„Welche ganz beſondere, die Seele hinnehmende Kraft war in deinem und in eurem gemeinſamen Gebet, o Vater,“ ſo ſprach der Fremde zu Arſen. „Man hat in den Schulen der Weiſen zu Alexandria, welche die Lehren des Chriſtenthums mit denen der Platoniſchen Philoſophie vereinen — denn zu dieſer bekenne ich mich — auch zu der Gottheit gebetet, und ich habe die erhabenſten, ſchönſten Gebete dieſer Art gehört; aber ich geſtehe es dir, keines von allen hat jemals mich ſo bewegt, als das Gebet in eurer heutigen Verſammlung.“

Es iſt, ſo ſprach Arſen, ein Unterſchied zwiſchen den Wolken, die vom entzündeten Rauchwerk aufſteigen, und jenen aus denen der Thau und der befruchtende Regen niederfallen.

Wie meinſt du das? fragte der Fremde.

Beachte du es ſelbſt, antwortete Arſen. Das Rauchwerk wird durch die Mühe und das Forſchen des Menſchen aus vielen entfernten Ländern zuſammengeführt und durch große Kunſt bereitet. Darum iſt daſſelbe ein koſtbares Ding, deſſen

Duft unſern Naſen wohlgefällt. Bald aber verweht der Wind den reizenden Duft und ſein Gewölk iſt, im Gemiſch mit anderer Luft, wir wiſſen nicht wohin? gerathen. Ein anderes als das Weſen des Rauchwerkes iſt das des Thaues. Wenn in den heißeſten Stunden des Tages das Land und all ſeine Gewächſe nach Erfriſchung ſchmachten, da ſteigt, von den Menſchenaugen ungeſehen, ein Dampf auf, der ſich hinauf in die kühlen Höhen des Himmels flüchtet. Dieſer Dampf aber, deſſen Aufſteigen ein Verborgenes war, ſenket ſich, wenn ſeine Stunde kommt, als ein erquickender, ſichtbarer und fühlbarer Thau oder Regen auf die Erde nieder. Dieſem gleich iſt das kindlich gläubige Gebet, das aus der Gluth eines geängſteten Herzens kommt. Es wird nicht, wie der Dampf des Rauchwerks vom Winde verweht, ſondern es findet ungehemmt ſeinen Weg hinauf zu Gott und kehrt in der Gnadenfülle der Erhörung und Gewährung, von oben nach unten zu den betenden Seelen zurück.

Der Fremde beſuchte jetzt öfters die Verſammlung der Brüder, erbat ſich auch zuweilen von Arſenius die Erlaubniß, einige Worte nach Beendigung der gemeinſamen Andacht zu ſprechen. Er pflegte dann wohl eine Anrede an die Verſammelten zu halten, ähnlich jenen, die man gewöhnlich in den Schulen jener Weltweiſen zu Alexandria vernahm, welche ſich denkende (denkgläubige) Chriſten nannten. Denn ſie kannten nicht den wahrhaften Chriſtum, Gottes Sohn, für uns am Kreuze geſtorben, den uns die Schrift verkündet, ſondern hielten ſich an einen von ihnen ſelber erdachten Chriſtus; ſie nannten ſich der Schrift Meiſter, weil ſie ohne Aufhören, nach ihrem Gutdünken, an den Worten derſelben herummeiſterten und ihren eigenen Geiſt zum Richter erhuben über den Geiſt aus Gott. Wenn aber nach des Vater

Arſenius Entfernung der junge Meiſter aus Alexandria mit einer Anrede aus ſolcher Geſinnung hervortrat und ſeinen Mund zu Sprüchen der ſogenannt chriſtlichen Schulweisheit aufthat, da eilten die älteren Brüder meiſt dem Altvater nach, in ihre Hütten. Viele jedoch der Jüngeren hörten Anfangs den vor ihren Ohren neuen Lehren zu, bald aber blieben von dieſen Vielen nur Wenige, und auch dieſe warteten in Kurzem das Ende der gelehrten Reden nicht mehr ab.

Dennoch ließ ſich der gelehrte Fremdling aus Alexandria in ſeinem Eifer, Andere, ſo wie er meinte, eines Beſſern zu belehren, nicht irre machen; er ſuchte die Brüder, vor Allen die jüngeren, in ihren Hütten, bei der Arbeit ihrer Hände auf; er erzählte, er las ihnen aus ſeinen Büchern. Aber ſtatt des zuſtimmenden Beifalles, den er erwartete, ſchwiegen die Einen, die Andern aber ſprachen: wir verſtehen nicht, was du ſageſt.

Da kam eines Tages der gelehrte Mann zu Arſenius. Ich habe, ſo ſprach er, es ſelber gehört, wie du, treuer Vater und Lehrer der Gemeinde der Einſamen beteteſt, daß Gott den Brüdern und ſelbſt dir eröffnete Augen und erleuchtetes Verſtändniß des Geiſtes geben möge; darum fürchte ich nicht dich zu beleidigen, wenn ich dir offen ſage, was an deinen Jüngern mich betrübt. Auch ich habe ſeither mich oft bemüht, ihnen die Augen zu öffnen für die Weisheit, welche den Verſtand erleuchtet. Ihr Einſamen hier in der Wüſte lebt von jenen geiſtigen Gärten, darin die Weisheit der alten und neuen Zeiten ihre Blüthen und Früchte trägt, abgeſchieden, ich aber wollte euch gern mit dieſen, euch verſagten Früchten erquicken. Ich habe deßhalb deinen Jüngern von den Schätzen meines Wiſſens, die ich mühſam geſammelt, nach meinem Urtheil, das Beſte in mündlicher Rede ſowie aus den Büchern mitgetheilt, die ich mit mir hiehernahm. Aber ich fand bei ihnen nur taube Ohren. Wir verſtehen, ſo ſprachen ſie, nicht was du ſagſt. Aber habe ich denn nicht mit ihnen auf griechiſch geredet, was ſelbſt die Mutterſprache der Meiſten und auch den Andern nicht unbekannt iſt, ſollten denn nicht ihre Worte: „wir verſtehen dich nicht,“ für mich ein kränkender Spott ſeyn?

Allerdings, ſo ſprach Arſen, ſind die Brüder von einfältigem Verſtändniß und einfältigem Herzen. Aber laß mich wiſſen, aus welchen Büchern laſeſt du ihnen und welche Lehren der Weisheit haſt du ihnen verkündigt?

Der Fremde nannte vor Allem Bücher der vielgeprieſenſten Weiſen des griechiſchen Alterthums und die beliebteſten der damaligen Zeit. „Sage ſelbſt,“ ſo fragte er, „könnte ich den Griechen etwas zu ihren Ohren bringen, das klarer und leichter zum Verſtändniß und ſo wohllautend in ihrer Mutterſprache geſagt wäre, als dieſe Lehren der tiefſinnigſten, hochgeweiheten Weiſen und Meiſter der Sprache ihres Volkes?“

Du nannteſt vorhin, ſo ſprach Arſenius, die griechiſche Mundart eine Mutterſprache der meiſten unſerer Brüder. Und allerdings iſt ſie die, in welcher die Mütter und Väter mit den noch unmündigen Kindern redeten, welche die vernommenen Laute auf ihre Zunge und Lippen nahmen. Aber die Väter und Mütter der verſchiedenen Menſchen ſind, wie die Töne ihrer Stimme und ihrer Sprache, verſchieden; Gott aber, welcher durch das Einhauchen ſeines lebendigen Odems dem Menſchen ein Bewegen ſeines Geiſtes: die Sprache gab, iſt nur Einer: ein Vater und waltender Herr aller Geiſter. Wie dem unmündigen Kinde ſeine Sprache aus der öfteren Anrede ſeines ſterblichen Vaters kam, ſo iſt die Menſchenſprache von ihrem Urſprung an eine Gabe des Geiſtes aus Gott. Der fleiſchliche Sinn unſeres gefallenen Geſchlechtes hat dieſe Gabe verunreinigt, ſie iſt nicht mehr das geblieben, was ſie anfänglich war: ein Sprechen mit Gott und aus Gott, ein Reden des Kindes von ſeinem Vater, ſo wie zu dieſem. Sie iſt vielfältig herabgeſunken zu dem Gleichniß eines geſchwätzigen halblauten Selbſtgeſpräches eines Thoren, welcher, verlaſſen von dem Licht des vernünftigen Erkennens, einſam auf den Gaſſen der Welt dahintaumelt. Aber noch immer ſpricht der Geiſt aus Gott, der dem Menſchen die Sprache gab zu unſerem Geiſte. Wir haben ein geoffenbartes Wort, deſſen Botſchaft an alle Menſchen gerichtet iſt. In ihm wohnt noch die ganze Fülle der Kräfte der Ewigkeit; jene Allmacht des ſchaffenden Wortes, welche Licht und Leben aus dem Dunkel des Todes hervorrief. Da iſt die Weisheit von Anfang, Wahrheit ohne Wanken, Freudigkeit und Troſt in Noth und Tod. Der Geiſt in uns vernimmt jenes geoffenbarte Wort und erwacht zum neuen Leben; er hört wie ein träumendes Kind die Stimme des Vaters, die ihn rufet. Denn das iſt eine Anſprache, welche der Geiſt aller Menſchen, der Griechen wie der Römer, der Aegypter wie der Skythen verſteht: es iſt die wahre Mutterſprache des Geiſtes. Rede du in dieſer zu dem Geiſt der Brüder, und ſie werden was du ſageſt verſtehen und mit Freuden es aufnehmen. Und auch du, der mit uns die gleiche Verheißung empfangen hat, lies und höre was jenes in der Schrift geoffenbarte Wort in ſeiner göttlichen Einfalt und Würde zu dir redet. Da findet dein verlangender Geiſt was er ſuchet: Weisheit und untrüglich ſichere Wahrheit, und jenen Frieden, den die Welt uns nicht geben kann.

45. Das Siegel der Beglaubigung.

Die Stadt war in Trauer. G. M., der alte treue Lehrer, groß im Erkennen und Wiſſen, mächtig an jenem Geiſte, der das menſchliche Wiſſen erleuchtet und verklärt, war am Sterben. Tauſende hatten ſonſt in andächtiger Stille die Worte der Ermahnung und des Troſtes gehört, die der Lehrer zu ihnen ſprach. Jetzt war ſein beredter Mund verſtummt, denn er ſelber merkte in ehrfurchtsvollem Schweigen nur auf das was der Geiſt in ſeinem Innern ſprach. Doch reichte er gern den beſuchenden Freunden die Hand und ſprach zu ihnen Worte des heitern innern Friedens.

Eines Tages beſuchte ihn ein jüngerer Amtsbruder. Wie licht und hell, ſo ſprach dieſer zu dem Kranken, muß vor Ihrem Blick das dunkle Thal des Todes erſcheinen. Ihr tiefforſchender Geiſt hat die Schatten zerſtreut, welche für die meiſten andern Augen auf der Bahn durch die Gräber liegen. Wer konnte jemals beſſer, gründlicher und überzeugender als Sie alle jene Zweifel verſcheuchen, welche der fleiſchliche Sinn gegen das Daſeyn einer Seele in uns und die Fortdauer derſelben nach dem Tode erhoben hat. Ich, als Ihr geweſener Schüler, kann es bezeugen, mit welcher ſiegreichen Kraft Sie das ganze Heer jener Zweifel ſchlugen und vernichteten, wenn Sie demſelben entgegentraten mit dem geſunden Urtheil des Verſtandes, mit den Erfahrungen der Seelenkunde, den Ausſprüchen der tieferen Denker und Weiſen aller Zeiten, und den Aeußerungen eines innern Vorgefühles der Menſchennatur, auch bei den roheſten Völkern. Wußten Sie doch ſelbſt die Naturkunde als eine Zeugin für die Wahrheit der Unſterblichkeitslehre herbeizurufen, und jeder von Ihren Zuhörern, in welchem ein Sinn für ſolche Wahrheit ſich regte, nahm die Beweiſe, die Sie uns für die Fortdauer der Seele gaben, als eine Urkunde mit ſich, an deren Worte er ſich gläubig halten konnte.

Und dennoch, ſo ſprach der ſterbende Greis, fehlte jener Urkunde, wenn ſie nur ſo beſchaffen war, wie Sie dieſelbe beſchreiben, das Siegel der Beglaubigung, das ihr erſt ihren Werth geben mußte.

Wie meinen Sie das? ſo fragte der Andere.

Mein Freund! ſo ſprach der alte Lehrer, für mich hatten alle die Beweisgründe für die Unſterblichkeit meiner Seele auch nicht die mindeſte beruhigende Sicherheit, wenn nicht Er, welcher ſelbſt die Wahrheit iſt und das Leben; Er mein Erbarmer, mein Vater und mein Gott mir ein ewiges Leben zugeſagt und mir verheißen hätte, daß ich da ſeyn ſolle wo Er iſt. Sein Wort allein iſt mir das Siegel der Beglaubigung, an das ich mich in meinem Sterben halte.

* * *

So konnte ein G. M. ſprechen. — Ein anderer berühmter, tiefgelehrter Theologe erzählte einſt: „Ich hatte in meiner

Jugend auch nicht im Entfernteſten daran gedacht, daß ein Zweifel an dem Daſeyn Gottes vorhanden ſeyn oder aufkommen könne. Da hörte ich als Student von einem unſerer ſcharfſinnigſten Lehrer die Beweiſe für das Daſeyn eines Gottes, und ſeine Widerlegungen der Lehren des Materialismus und Atheismus. Und die Zweifel, welche der Mann bekämpfte, entzündeten in mir einen Herd der ähnlichen Zweifel. Mir war auf einige Zeit hin mein Glauben an einen lebendigen Gott geſtört, ja faſt ganz genommen, bis mir nach manchem Kampf der erkennende Sinn für die Thaten dieſes Gottes durch Sein Wort wieder geöffnet wurde: vor allem für die größte dieſer Thaten, die Menſchwerdung und Erlöſung des Menſchen.

Das Bemühen, die Zweifel an der Wahrheit der göttlichen Offenbarung, welche die fleiſchlich menſchliche Vernunft erhoben hat, durch Gründe zu widerlegen, welche eben dieſe Vernunft ſich erfand, wird immer ein vergebliches ſeyn und bleiben. Ja ein gefährliches dazu, weil eine ſolche Ausgeburt des fleiſchlichen Sinnes gar leicht in uns einen Samen zurückläßt, aus welchem eine große Brut von Seinesgleichen hervorwächſt. Sehr verſchieden aber an Weſen und Wirkſamkeit ſind die Gedankenbildungen, die aus jenem unreinen Element der Tiefe hervorkeimen von denen, die nur auf dem feſten, ſichern Grund der Wahrheit gedeihen. Denn ſo wie das Rohr der Sümpfe im Vergleich zur Eiche, die hoch auf dem feſten Grund der Berge wächſt, ſtehen die Erfindungen der grübelnden fleiſchlichen Vernunft da, gegenüber dem feſten prophetiſchen Wort, welches als ein Licht uns ſcheinet im Dunkel des Pilgerweges, bis der Tag anbricht und der Morgenſtern aufgehet in unſern Herzen.

In dem Geiſt des Menſchen wohnt ein Sinn für dieſes ewige göttliche Licht. Dieſer Sinn kann nur geweckt werden durch den kräftigen Strahl jenes obern Lichtes ſelber, der aus dem geoffenbarten Worte und aus der Predigt ſeiner treuen Sendboten hervorbricht. Die erſten Verkündiger der heilſamen Gnade Gottes, welche in Chriſto allen Menſchen erſchienen war, konnten im vollſten Sinne von ſich ausſagen: das was wir gehöret haben, was wir geſehen mit unſern Augen, was unſre Hände betaſtet haben, das verkündigen wir euch. Dieſes höchſte Maß der eigenen Erfahrung war es auch, welche ihrem Zeugniß vom Wort des Lebens jene höchſte Fülle der Kräfte gab, durch welche das neue Leben aus Gott in den Völkern der Erde ſo weithin und mächtig ſich entzündete. Wenn auch nicht in ſolcher hoher Macht wie jene erſten Verkündiger, kann dennoch auch in unſern Tagen jeder treue Zeuge der ewigen Wahrheit das Wort auf ſich anwenden: wir reden von dem was wir wiſſen und verkündigen das was wir ſelber mit unſern Augen geſehen, was wir in und an uns ſelber erfahren haben. Denn die großen Thaten Gottes durch das Wort vom Leben geſchehen noch täglich vor unſern Augen; die Macht dieſes Wortes wirket noch ohne Aufhören unter uns fort. Und nur ein anregendes Wort des Lehrers, das aus ſolch feſter Ueberzeugung von der Wahrheit deſſen hervorging, was er verkündet, weckt in den Hörern die gleiche Ueberzeugung. Das Schattenſpiel der vernünftigen Zweifel und ihre vernünftigen Widerlegungen treibe hinaus aus dem Tempel des Herrn; laß die Sonne ſelber hereinſcheinen und alle Schatten werden ſich zerſtreuen.